LEIPZIGER ZEITUNG

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1896.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

I. Wissenschaftliche Beilage.*)

Der Erbauer der Meißner Albrechtsburg. Von W. C. Pfau 1.
Der Stern der Weisen. (Zum 6. Januar, dem Tage der „Heil. drei Könige".) Von F. K. 2.
Der Donaudurchbruch und die Regulirungsarbeiten am „Eisernen Thor". Von Dr. Bernh. Hoffmann 3.
Gefährdete Thiere. Von Dr. C. Müller 3.
Lamprecht's Deutsche Geschichte. Von —m—. 4.
Zu Pestalozzi's 150. Geburtstage. Von A. R. 5.
Erinnerungen an das Hoftheater zu Dresden. Tagebuchblätter von Anna Löhn-Siegel 6; (Schluß) 9.
Der Kaisertraum im deutschen Liede. Von Paul Pasig 7.
Eine Königin in Niedrigkeit. Von Th. Uhle 7.
Das Ende des alten Reichs. Von Dr. Armin Tille 8.
Ein Leipziger Beichtspiegel von 1495. Von —mn. 10.
Die Verstaatlichung des Heilwesens. Von Dr. A. 11.
Auf Goethe's Spuren im Süden. Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus. XVI. Römische Kunstschätze 12; XVII. Die römische Campagna 34; XVIII. Von Rom bis Neapel 51; XIX. Neapel I. 60; Neapel II 95; XX. Kunst und Alterthum am Golf von Neapel 130.
Das Wasser im Cultus und Volksglauben. Von Martin Beck 13.
Die Friedhöfe Weimars. Von Carl Reineck 14.
Alterthum und Gegenwart. Von —o—g. 14.
Die Volksdichtung der deutschen Ansiedler in der Bukowina in ihrer Beziehung zur deutschen Dichtung im Westen. Von Dr. Raimund Fried. Kaindl 15.
Jubelthiere. Von Moritz Lilie 15.
Wintertage auf den Philippinen. Von L. M. 16.
Kreuzweg, Wegscheide, Scheideweg. Eine culturhistorische Betrachtung von Prof. Dr. Matthias 17.
Sebastian Schertlin von Burtenbach. Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstage. Von Dr. G. Albrecht 18.
Rauchschäden im Walde. Von F. S. 19.
Das Kloster St. Georgen zu Stein am Rhein. Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte. Von R. 20.
Berühmte Heilige in der Kunst und in der Legende. Von A. Niko. Harzen-Müller I. Sancti 21; II. Sanctae 27.
Der Kehrreim im Volksliede. Von F. M. B. 22.
Der Storch im Volksglauben. Von Dr. Martin Bräß 23.
Der Niedergang der Landwirthschaft in Großbritannien. Von W. v. Polenz 24.
Hans v. Bülow's Briefe. Von La Mara 25.
Ein Verein für historische Waffenkunde. Von G. P. 25.
Friedensklänge aus dem Jahre 1871. Von Paul Pasig 26.
Stimmungswechsel. Von J. Mähly 26.
Die Form der Bücher und Briefe im Alterthum. Von S. M. 28.
Literarische Auswüchse. Von J. Mähly 28.
Zum fünfzigjährigen Militärdienstjubiläum Seiner Königlichen Hoheit **des Generalfeldmarschalls Prinzen Georg von Sachsen** 29.
Körperpflege und Hygiene in den Schulen Frankreichs. Von Bernhard Heinzig 30.
Der Einfluß des Lichtes auf die Thiere. Von L. Haschert 30.
Aus meinem Tagebuche vom Dresdner Hoftheater. Von Anna Löhn-Siegel 31, (Schluß) 32. I. 116, II. 120, III. 133. IV. 141, V. 151 (Schluß).
Religiöse Gebräuche der koptisch-abessinischen Kirche. Von Dr. R. 33.
Gerlach Peter(s)en, ein zweiter Thomas v. Kempis. Von —mn. 35.
Handel und Wandel im alten Babylon. Von Dr. Johannes Jeremias 36.
Das Brixlegger Volksschauspiel. Von Carl Seefeld 36.
Hausnamen. Von R. Reedon 37.
Tafelgespräche Kaiser Ferdinand's I. Von Dr. Paul Uhle 38.
René Descartes, der Begründer der neueren Philosophie. Zur Erinnerung seines 300jährigen Geburtstages. Von Dr. Theodor Kühn 39.
Macedonien. Von Ernst Boetticher-Berlin 40.
Die Osternacht in der Krönungsburg von Moskau. Von F. W. G. 41.
Aus den Archiven der ewigen Stadt. Von Professor Dr. Eduard Heydenreich in Marburg 41.
Zur Geschichte der Meteorsteinfälle. Von Martin Beck 42.
Die Anniviarden. Skizzen aus den Walliser Hochalpen von Karl Meyer I 43; II. 44.
Aus dem Weltreisetagebuche des Erzherzogs Franz Ferdinand 45.
Atjeh. Von Dr Albert Serbin 46.
Vom Igel. Von R. B. 46.
Ein Kirchweihfest im Elsaß. Von M. Becker 47.
Theodor Gottlieb v. Hippel. Zum 23. April. Von Rudolf Rost 48.
Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft 48.
Der Dichter des Oberhof. Zu Karl Immermann's 100jährigem Geburtstag. Von Moritz Lilie 49.
Reiseskizzen aus dem Kaukasus 1895. 1) Von Rostow am Don nach Wladikawkas 49; 2) Die grusinische Heerstraße 52; 3) Tiflis 54; 4) Nach Baku 65; 5) Im Gebiet der Naphtha-Quellen 69; 6) Borscham. Kutais 71; 7) Entlang der Küste des Schwarzen Meeres 74.
Johann Friedrich Cotta. Ein Gedenkblatt zum 27. April. Von Philalithus Montanus 50.
Oeffentliche Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 24. April 52;
Das tausendjährige Ungarn. Von Hans Grollmann 53.
Bei den Mönchen des Monte-Giove. Von Fr. Bergen 53.
Friedrich v. Knigge. Zum 6. Mai 1896. Von P. P. 54.
Neapolitanische Kirchen. Von Dr. Karl Camillo Schneider 55.
Die Oertlichkeit der Varusschlacht. Von Professor Dr. Eduard Heydenreich in Marburg 56.
Zur Hundertjahrfeier der Schutzpockenimpfung. Von Dr. A. 57.
Vom Schauplatz der Czarenkrönung. Von Waska Welikoff 58.
Eine Oetzthalwanderung. Von A. Neuberg I. II. 59, III. 62.
Burg Gleichen im Lichte der Sage und Geschichte. Von Carl Reineck 61.
Frau Holle. Von Dr. Ernst Gehmlich 63.
Bornholm. Von Dr. Gustav Albrecht 64.
Yuste, das letzte Asyl Carl's V. Von M. de' Monti 65.
Die Geschichte vom Lahmen und Blinden als Gleichniß, Erzählung und Fabel. Von Aug Wünsche 66.
Aus der russischen Dichtung. Von Eduard Höber 67.
Aus der Glanzzeit des Rococo. Von Dr. M. 68.
Der Bildungsstand der Geistlichkeit Sachsens in den ersten Jahrzehnten der Reformation. Von D. Georg Buchwald 69.
Das Lotto. Neapolitanisches Charakter- und Sittenbild. Von O. Planck 70.
Ueber die Ausgrabungen in Anurâdhapura. Von H. A. Lier 70.
Zwei Schweizerdichter. Von J. Mähly in Basel 71.
Der Kyffhäuser und die Entwickelung der deutschen Kaisersage. Von Wilhelm Maaß 72.
Heidenfriedhöfe und Todtentöpfe. Von R. Reedon 73.
Burg Runkelstein, ein Denkmal aus der Zeit des Minnesangs. Von Nb. 74.
Die Certosa bei Pavia. Zum 500jährigen Jubiläum. Von M. de' Monti 75.
Graudenz. Von Dr. Max Hecht 75.
Vorläufer des Phonographen. Von M. de' Monti 76.
Liebeslieder der Deutschen in der Bukowina. Von Dr. Raimund Friedr. Kaindl in Czernowitz 76.
Ein Gang durch die Münchner Secession 1896. Von Wilhelm Mauke 77.
Eine Audienz bei Ludwig XIV. 1698. Aus dem Nachlaß des Geheimraths und Archivdirectors Dr. Carl v. Weber zu Dresden 78.
Der ominöse Korb. Culturhistorische Skizze von Martin Beck 78.
Fahrten im Pfälzer Lande. Von Dr. H. 79; Schluß 80.
Ein Blick in das indische Straßenleben. Von R. Seidler 80.
Das Leben der Gletscher. Von B. 81.
Die Marienburg. Von Dr. Max Hecht 82.
Zola's „Rom". Von J. M. 83.
St. Malo. Ein Städtebild aus der Bretagne. Von Alexander Schütte (Wiesbaden) 83.
Die letzten Wisents. Von Martin Beck 84.
Die internationale Ausstellung im Münchner Glaspalast. Von Wilhelm Mauke 85.
Robert Burns. Ein Gedenkblatt zum 21. Juli 1896. Von P. P. 86.
Eckewart und Kriemhield. Von Max Reinicke 86.
Vom Gemälderestauriren. Von —γ— 87.
Symbolik und Aberglauben in der Thierwelt. Von Moritz Lilie 88.
Eilhard Mitscherlich. Von Kl. 88.
Deutsche Erntegebräuche. Culturgeschichtliche Skizze von F. Kunze 89.
Aus dem spanischen Volksleben. Von Alfred Hofmann 90; Schluß 91.
Der Untergang der Mameluken. Eine Episode aus der Regierungszeit Mehemet Ali's, des Groß-Pascha. Von R. 91.
Die Universität Ingolstadt als Bildungsstätte des sächsischen Adels. Von Dr. phil. Kurt Krebs 92.
Arbeiterschutz in England. Von A. B. 93; Fortsetzung und Schluß 94.

*) Die angeführten Zahlen bezeichnen die Nummern.

Die Verwaltung der Universitäten Leipzig und Wittenberg nach dem Codex Augusteus. Von W. Bruchmüller 96.
Der Sommer im Paradiese der Samelands. Von Waska Welikow 97.
Theaterzettel für Goethe's „Natürliche Tochter". Von Woldemar Frhrn. v. Biedermann 97.
Nahrungsweise in der Wüste. Von R. 98.
Zur Frauenfrage. Von W. Sm. 98.
Die Sonntagsruhe in England. Von A. B. 99.
Die Flucht nach Aegypten nach Angabe der altägyptischen Kirchenbücher. Von R 99.
Deutsche Kaisergräber. Von A. Niko. Harzen-Müller 100
Der gegenwärtige Zustand Formosas. Von Dr. Albrecht Wirth 101.
Die Fabrikinspection in England. Von A. B 102; Schluß 103.
Aus dem Leben Victor Hugo's. Von M. 104.
Das deutsche Kriegslied seit dem siebenjährigen Kriege. Von Dr. P. Gläser in Leipzig 105.
Novalis, ein Frühlingssänger im Garten Gottes. Von P. Dr. Kleinpaul in Brockwitz 106
Ein historisches Stadtbild von der deutschen Grenzmark im Osten. Von e.— 107
Ueber einige Veränderungen im Thierbestande der Heimath. Von Dr. H. Simroth 108.
Timbuktu. Von A Sch. 108.
Die Wohlfahrtsbestrebungen der Wettiner im Mittelalter. Von Dr. Paul Uhle 109.
Das Erntedankfest. Culturgeschichtliche Skizze von F. Kunze 110.
Die Rodensteinsage. Von Dr. Gustav Albrecht 110
Die Juden in Rom. Von Philolithus Montanus 111.
Aus den ältesten Zeiten der Stadt Annaberg. Zum 21. September 1896. Von —m— 112; Schluß 113.
Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Von Gustav Portig 114
Russische Geschichte im Lamprecht'schen Lichte. Von Ht. 115
Vom Mittelmeer zum See Genezareth. Ein Streifzug quer durch Galiläa. Von Dr. Bernhard Schwarz 115.
Der Brunnen im Gemüthsleben des deutschen Volks. Von E. G. 117.
Karl XII. nach seinen Briefen. Von Friedrich Engel 118.
Der Blatt- und Nadelabfall der Bäume und seine Bedeutung für das Wachsthum des Waldes. Von W. Schier 119.
Bei den „Cimbern" in Oberitalien. Von Dr. H. 121.
Schiffsgebräuche. Von F. R. 122.
Die Seemacht. Eine politisch-geographische Studie von R. 123, 124.
Die Colonisation des west-elbischen Kursachsen. Von Dr. Schulze 125.
Die Universitäten Leipzig und Wittenberg in den ersten Decennien des XVI. Jahrhunderts. Von W. Bruchmüller 126.
August Graf von Platen. (Zu seinem 100jährigen Geburtstage.) Von R. Rost 127.
Italienische Opernzustände. Plauderei von Wilhelm Mauke-München 127.
Ferdinand IV. Von Dr. Helmolt 128
Moritz Graf von Sachsen. Zum 28. October. Von K. D. 129.
Die Bahnbrecher der Reformation. Von Julius Beuck 131.
Der innere Gang der Geschichte Israels im Lichte der neueren biblischen Theologie. Von Dr. Franz Schnedermann, Pfarrer 132.
Rimini-Adriatica. Von Alexander Schütte-Wiesbaden 132.
Die Deutschen in der Bukowina. Von Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz 134.
Zum Martinstage (11. November). Von R. Wolf 135.
Kreuz und quer durch die Länder des Halbmondes, mit Streiflichtern auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Türkei. Von Dr. Bernhard Schwarz 135; Schluß 136.
Die Druiden. Von M. Ihm 136.
Die Muskelkraft der niederen Thiere. Von L. Haschert 137.
Zum Gedächtniß Gustav Theodor Fechner's. Zum 19. November. Von Dr. Adolf Voigt 138.
Das sächsische Landhandwerk zur Zeit Luther's. Von Dr. phil. K. Krebs 139.
Der Leichen- oder Todtenvogel. (Zum Todtenfeste, den 22. November.) Von F. Kunze 140.
Der Kampf im germanischen Leben der Vorzeit. Von Max Reinicke 142.
Der sächsische Pfarrer vor dem Auftreten Luther's. Von Dr. phil. Kurt Krebs 143
Zur „Damenfrage". Von X. Y. 144.
Im Innern Siciliens I. Von O. Planck 145; II. 146.
Avers, eine deutsche Sprachinsel in Graubünden. Von Dr. H. 147.
Die ersten Waffenthaten Königlich Sächsischer Truppen. Von H. 148.
Spielzeug im classischen Alterthum. Von R. N. 149.
Ueber das Süßwasserplankton. Von H. Simroth 149.
Münchner Künstler. Streiflichter und Schlagschatten. Von Wilhelm Mauke I. 150.
Erlebnisse eines Fremdenlegionärs im französischen Tonkin. Von H. B. 152.
Die Pflanzenfabel im Unterschiede von der Thierfabel. Von Aug. Wünsche 153.
Zur Naturgeschichte des Riemenwurms. Von Dr. Otto Zacharias (Plön) 153.
Deutsche Weihnachten vor hundert Jahren. Von Dr. Ernst Gehmlich 154
Aus dem Lande der Mynheers. Von Wilhelm Maaß 155.
Zur Erinnerung an die Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems vor 25 Jahren. Von R. Herrmann 156.

II. Hierzu Verzeichniß der größeren Beiträge für das Hauptblatt.

Das Pluralsystem im belgischen Wahlrecht. Von —e— 1.
Aus dem 1895er Jahresbericht der Sächsischen Textil-Berufsgenossenschaft 1
Aus der Londoner Theaterwelt. Von Wilh. F. Brand 2.
Eine Polarexpedition aus früherer Zeit 2.
Die Entwickelung der Südafrikanischen Republik. Von G. M. 3; II. 7; III. 8; IV. 9; V. (Schluß) 15.
Eine Weihnachtsfahrt durchs Lausitzer Gebirge. Von Th. U. 3.
Reiseskizzen aus Südrußland. 1895. Von A. B. 4. Akkerman 3; 5. Nikolajew 5; 6. Durch Südrußland nach Rostow am Don 15; 7. Rostow am Don 25.
Die Thiere als Wetterpropheten. Von L. Ht. 3.
Naturheilkunde und Medicin. Von Dr. med. Hermann Hufschmidt, dirigierendem Arzt der Naturheilanstalt Ottenstein 3.
Zur Bekämpfung der Tuberkulose des Rindes. Von Si. 5.
Unsere Nachbarn jenseits des Erzgebirges. Von Hans F. Helmolt in Leipzig 7.
Zagreb. Von Arthur Schünemann 7.
Im Norden Frankreichs während des Winters 1870/71. Kriegserinnerungen eines Freiwilligen (Schluß zu Nr. 302). Von E—r. 8.
Der Bezug von Tuberkulin für den sächsischen Rindviehbestand 8
Die kirchliche Lage der evangelischen Deutschen in Südafrika. Von P. F. P. 9.
Abessinien. Von Dr. Albert Serbin 9.
Die Sterblichkeit in Sachsen 1894 9.
Königlich Sächsischer Alterthumsverein 11, 29, 53, 86, 257, 285.
Süd-Afrika. Von H. Jacobi 11.
Die epidemischen Krankheiten in Sachsen 11.
Ueber die Ausnutzung der militärischen Dienstzeit in Frankreich und in Deutschland. Von O. W. 12.
Zum 18. Januar. Von P. Kaiser 13.
Transvaal und „Onkel" Krüger. (Von einem Augenzeugen.) 13.
Eine deutsche Gemeinde in Venezuela. Von P. F. P. 14.
Der Schlußact des Dramas vor Paris. Von „O". 14.
Bei Präsident Cleveland. Von J. M. 14.
Die Flagge der Vereinigten Staaten. Von F. R. 15.
Bekämpfung der Tuberkulose des Rindes. Von Hugo Lehmann, Director der Landw. Schlachtviehversicherungsgen. f. d. Königr. Sachsen 15.
Das bürgerliche Gesetzbuch und der Reichstag. Von N. 17.
Lessing's Elternhaus. Zum 22. Januar. Von H. Th. T. 17.
Jüterbog. Von Dr. H. 17.
Die Einnahme von Antananarivo. Von Schw. 19.
Erinnerungen aus der Zeit der Bundesexecution 1863/64. Von H. 20.
Die Bastei im Schnee. Von -ch. 20.
Das Eis im Volks- und Dichtermunde. Von Martin Beck 20.
Die Rückkehr der Zugvögel. Von G. H. 20.
Das Bad im Hause. Von Dr. A. 20.
Der Name des Kaisers in der deutschen Sprache. Von R. B. 21.
Erinnerungsfeier des 2. Garde-Ulanen-Regiments. Von —f. 22.
Segelanweisungen für Ostafrika. Von G. M. 22.
Banyuls-sur-Mer. Ein Idyll am Mittelmeer. Reiseerinnerungen von Alexander Schütte-Wiesbaden 22.
Das Andrée'sche Project, den Nordpol im Luftballon zu erreichen. Von S—n. 22.
Geht der Mittelstand zu Grunde? Von Dr. M. I. 23; II. 25; III. (Schluß) 26.
Die sächsische Landrentenbank 1894/95 23.
Ein winterlicher Besuch der meteorologischen Station auf dem Brocken. Von Dr. H. 23.
Der Sternhimmel. Von Dr. B. P. im Monat Februar 23, im März 50, im April 73, im Mai 98, im Juni 118, im Juli 150, im August 176, im September 203, im October 228, im November 254, im December 278, im Januar 1897 303.
Zur Auslieferung Hammerstein's. Von Mr. 24.
Am Cap Martin. Von A. Sch. 24
Unsere Zeitungen als Verführer zum Bösen. Von Otto Rühle 25.
Eine Bauernhochzeit am Dachstein. Von Stz. 26.
Der Typhusbacillus. Von Dr. A. 26.
Das Stoffgewerbe. Von Kl. im Monat Januar 26, im Februar 50, im März 75, im April 101, im Mai 124, im Juni 150, im Juli 177, im August 203, im September 228, im October 255, im November 278, im December 303.

Das Grassimuseum zu Leipzig. Von —y. 27.
Acht Tage in Cettinje 1895. Von A. Sch. 27.
Caviar. Von P—e. 27.
Die Monroe-Doctrin und die südamerikanischen Staaten. Von E. M. 29.
Königstage in Leipzig. I 29, II 30, III 31, IV 32, Schluß 33.
Der Handschuh. Von S. Müller 31.
Paris vor dem Kriege. Von H. 32.
Die Wüste. Von Dr. J. R. 32.
Von Leipzig nach Ost-Indien. Von —r. 33.
Dr. Ludwig Ferdinand Stolle. Ein Blatt der Erinnerung von A. P. 35.
Die Erschließung Chinas. Von G. M. 37.
Die Diamanten- und Goldfelder in Südafrika. Von Wilh. F. Brand 37.
Zum Carneval. Von Moritz Lilie 38.
Eine neue Steuer. Von J. M. 38.
Armenische Hochzeitsgebräuche. Von L. 38.
Heilstätten für Lungenkranke. Von Dr. A. 38.
Eislebens Erinnerungen an Dr. Martin Luther. Ein Gedenkblatt zu seinem 350jährigen Todestage. Von —ch. 39.
Amerikanische Lootsenboote. Von A. Sch. 40.
Fin de siècle. Von J. M. 40.
Paraguay. Von G. M. 41.
Die koptische Geistlichkeit in Aegypten und Abessinien. Von Dr. J. R. 41.
Eine vergessene Reichsstadt. Von Dr. H. 43.
Die Socialdemokratie als Vertreter der Arbeiterinteressen. Von H. 44.
Eine Lücke unseres Eigenthumsrechtes. Von Dr. H. 44.
Das Schaltjahr in der Geschichte. Von F. K. 44.
Die Schilddrüse als Heilmittel. Von Dr. A. 44.
Der Terminhandel in Kammzug. Von Ludwig Wenzel 45; 56.
Der Krieg in der Sahara. Von Dr. J. R. 4.
Scharmützel zwischen wilden und Dragonerpferden. Von A. Sch. 46.
Zur Frage des Arbeitsnachweises in Städten. Von G. 47.
Der englische Handel. Von G. M. 47.
Reiseerinnerungen aus Algier. Von Alex. Schütte-Wiesbaden 47.
Die Armenier und ihr Hairik. Von Dr. J. R. 48.
Die Nothlage der Deutschen in Johannesburg. Von G. M. 49.
Das hundertjährige Jubiläum des Cylinderhuts. Von Dr. M. 50.
Gastroskopie, d. h. Magenbesichtigung. Von Dr. A. 50.
Zum 70. Geburtstage Benno Schmidt's. Von K. S—n. 51.
Zum Bußtag. Von D. Meier 52, 268.
Zum Bußtag. Von P. Kaiser 52.
Reiseskizzen aus der Krim. 1895. Von A. B. 1. Von Kertsch nach Sudak 52; 2. Sudak 58; 3. Aluschta 64; 4. Simferopol 75; 5. Badtschi Sarai 82; 6. Sebastopol 88; 7. Wanderungen auf dem Schlachtfeld von Sebastopol 107; 8. Jalta 111.
Der Terminhandel in Kammzug. Vom Ausschuß der Spinnerei-Vereinigung 52, 63.
Deutscher Sprachverein. Von R. B. 53.
Das englische Blaubuch über Transvaal. Von G. M. 54.
Der diesjährige Winter. Von J. B. 54.
Zur wirthschaftlichen Entwickelung Japans. Von Paul Dehn 56.
Ein Märztag im Hospiz des Simplon. Von A. Sch. 55.
Von Hamburg nach dem Stillen Ocean in 13 Tagen. Von Heinrich Lemcke 55.
Das Armeegeschenk für Se. Königl. Hoheit den Prinzen Georg, Herzog zu Sachsen. Von J. L. Sponsel 56.
Die deutsche Auswanderung. Von G. M. 57.
Ueber Fleischconservirungsmittel. Von △ 57.
Zur Beurtheilung der Christlich-Socialen Naumannscher Richtung. Von einem Conservativen 58.
Sächsische Landeskulturrentenbank 58.
Zur Geschichte des Bettes. Von Martin Beck 60.
Zur Reichsfinanzreform. Von o—g 61.
Der März in der Sprache. Von Gehmlich 61.
Wiener Brief. Von Viennensis 61.
Zur Geschichte der Heringsfischerei. Von S. Müller 61.
Dr. Peters. Von ✕ 62.
Madagascar und der deutsche Handel. Von F. 62.
Soldatenbriefe aus Italien. Von O. Bland 62.
Die Reform des Submissionswesens. Von Dr. H. 64.
Eine Hochzeit in Süd-Indien. Von Missionar Richard Heimer, Tranquebar, Ost-Indien 65.
Die Zigeuner. Von Arthur Schünemann 66.
Die Wanderung des Nordpols. Von Dr. B. Peter 66.
Die Beruhigung der Landbevölkerung im Staate und unsere besonderen Aufgaben auf dem Lande. Von Heinrich Sohnrey 67; II. 68; III. 69 (Schluß) 124.
Vom Londoner Adreßbuch. Von A. Rutner 67.
Die Wirkung der Musik auf die Thiere. Von L. H. 67.
Die deutsche Cigarettenfabrikation. Von F. 67.
Die Kurden. Von Dr. J. R. 68.
Das Perlhuhn. Von □ 68.
Die Frauche. Von Dr. Georg Lehnert 70.
Jagdabenteuer und Thiergefechte. Aus dem Nachlaß des Geheimraths Dr. Carl v. Weber in Dresden 70.
Das Marmorek'sche Antistreptokokkenserum. Von Dr. A. 72.
Unsere Confirmanden. (Palmarum.) Von Bernhard Lösche 73.
Am Tiberstrom. Von Dr. J. Rh. 73.
Eine Bauernhochzeit in Thüringen. Von n—n—. 73.
Ueber die Geheimschrift der Alten. Von S. M. 73.
Obstweinbereitung in Deutschland. Von F. 73.
Palermo und die Palermitaner. Von O. Bland 74.
Aus dem Dresdner Kunstgewerbe-Museum. Von Cornelius Gurlitt 74.
Zum Osterfest. Von D. Meier 78.
Die Forderung der facultativen Civilehe. Von Semper idem 78.
Zum Osterfeste. Von Paul Pasig in Gumperda 78.
Frühlingstage in Palästina. Von Dr. E. I. 78; II. 79; III. 80.
Das „Eierschieben“ am ersten Osterfeiertage. Von N. R. 78.
Der deutsche Tabakbau in den letzten vier Jahren. Von Fr. 79.
Der deutsche Handel mit Japan. Von F. 80.
Zur facultativen Civilehe. Von § 81.
XIV. Congreß für innere Medicin zu Wiesbaden. Referent Dr. med. Dolega (Leipzig) 82; 83; 84.
In den Abruzzen. Von M. de' Monti 83.
Zur Praxis der Kartoffelbestellung. Von G. H. 83.
Die Engländer in Aegypten. Von J. M. 85.
Der amerikanische Nativismus. Von G. M. 85.
Eine Osterfahrt auf dem Lande. Von n—n— 85.
Die obererzgebirgischen und vogtländischen Frauenvereine im Rechnungsjahre 1894/95 86.
Theaterwesen in England. Von Wilh. F. Brand 86.
Der Sommerfahrplan der königl. sächsischen Staatseisenbahnen von — 86.
Die South-Downs. Von A. Sch. 87.
Die Berliner Abtheilung der Colonialgesellschaft und der Fall Peters. Von ** 88.
Plön als Residenz der kaiserlichen Prinzen. Von —a— 89.
Blühende Weiden. Von Dr. Georg Lehnert 90.
Prozeß Hammerstein 91, 93.
Die Speisenkarte für die Wartburg. Von M. 91.
Bierbrauerei in Sachsen. Von F. 91.
William Shakespeare. Zum 23. April. Von Rudolf Rost 92.
Der Fall Langerhans 92.
Die Regelung des Apothekenwesens. Von △ 94.
Ausflug einer Dorfschule. Von —n— 94.
Im Waggon III. Classe zwischen Oran und Algier. Von A. Sch. 94.
Aus Moltke's militärischer Correspondenz. Von —r. 95.
Ludwig v. Strümpell's 25jährige Thätigkeit an der Universität Leipzig. Von Dr. Adolf Spitzner 95.
Bei den Wasuaheli's und Massais in der Deutschen Colonial-Ausstellung. Von Emil May 95.
Eine neue Behandlungsmethode (die sog. Spinal- oder Lumbalpunktion). Von Dr. A. 95.
Die Concurrenz der englischen Steinkohle. Von F. 95.
Die diesjährigen Osterreifeprüfungen an den sächsischen Gymnasien und Realanstalten. Von —o— 96.
Die Deutschen in England. Von Wilh. F. Brand 98.
Mai in Hyères. Von Alexander Schütte 100.
Vom jüdischen Landbesitz in Rußland. Von W. Maaß 101.
In sechs Tagen durch Thüringen. Von A. Seitzinger 101; II. 107; III. (Schluß) 110.
Der Maikäfer und seine Vettern im Volksmunde. Von Martin Beck 101.
Die Verwerthung der Röntgen'schen Photographie für die Medicin. Von Dr. A. 101.
Der Gesang unserer Vögel. Von L. Ht. 102.
Die Bestrebungen des neuen Leipziger Thierschutzvereins. Von -rth. 102.
Ueber unsere Parlamente. Von —e— 103.
Der Tummelplatz am Lanser Kopf, eine Waldidylle bei Innsbruck. Von A. S. 104.
Burg Rahnau. Von A. K. 104.
Die deutsche Porzellanausfuhr. Von F. 104.
Zur Charakteristik der Perser. Von A. S. 105.
Die deutschen Naturalverpflegstationen. Von H. 106.
Johann Peter Hebel (geb. am 11. Mai 1760). Von Rudolf Rost 106.
Der türkische Soldat. Von A. S h. 106.
Julius Sturm †. Von Paul Pasig 107.
Wyk auf Föhr. Von A. K. 108.
Das untere Chemnitzthal. 109.
Begräbniß eines Zigeunerkindes. Von —n—n. 109.
Der Pfaffenstein. Von Guido Mäder 109.
Der Schah und die Babisten. Von . . . sh. 110.
Himmelfahrt. Von P. Kaiser 110.
Der Commissionsbericht über die Strafprozeßnovelle. Von N— 112.
Der italienische Subaltern-Officier. Von A. S h. 112.
Maiglöckchen. Von Dr. Georg Lehnert 112.
Ein Frühlingsausflug nach Tharandt. Von A. P. 112.
Die Bierbrauerei im Etatsjahr 1895/96. Von F. 112.
Die Jahresberichte der k. k. österreichischen Gewerbeinspection. Von Kl. 113.
Statistische Betrachtungen über den Besuch der Gymnasien und Realanstalten im Königreich Sachsen. Von —o— 113.

Aus dem Böhmerwald. Von S. Mättig-Willkomm 113.
Die Derwische. Von Paul Pasig 116.
Amerikanische Städtenamen. Von L. Ut. 116.
Frühling im Schwarzwald. Von —ch. 117.
Das mittlere Müglitzthal. Von J. 117.
Der Handelsvertrag mit Japan und die japanische Textilindustrie. Von F. 117.
Zum Pfingstfeste. Von D. Meier 118.
Pfingsten. Von B. Kaiser 118.
Pfingsten. Von R. B. 118.
Gewebssafttherapie. Von Dr. A. 118.
Samoa. Von —e. 120.
Reisebriefe aus dem Berner Oberland. Von —n–n 120.
Ueber den geeignetsten Zeitpunkt zur Ernte der Blätter unserer Culturpflanzen. Von G. H. 120.
Sir Henry Loch. Von M. G. 121.
In Tegernsee. Von Stz. 121.
Hanenstein, eine Zeugin aus der Zeit des Minnesanges. Von A. N. 122.
Der deutsche Kaiser und ein französischer Akademiker. Von J. M. 123.
Der „Wiener Wald“. Von Carl Seefeld 123.
Deutschland und Chile. Von F. 124.
Sommerwitterung. Von J. B. 124.
Die Musikwerke der Zwickauer Rathsschulbibliothek. Von D. Georg Buchwald 125.
„Adel verpflichtet“. Von C. v. H. 126.
Eine Vogelenwanderung. Von Dr. G. 126.
Die Zuckerprämien und das Ausland. Von F. 127.
Eine Fahrt auf den Rigi. Von F. L. 127.
Wohlfahrtseinrichtungen für Fabrikarbeiter in Sachsen. Nach dem Jahresberichte der Gewerbeinspectoren für 1895 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 139, 141.
Der Hesselberg in Franken. Von Dr. H. 128.
Beano Schmidt †. Von K. S. 129.
Am Achensee. Von A. 129.
Aus Gounod's Memoiren. Von J. M. 129.
Am Ursprung der Rhone. Von P. 130.
Am Klönthaler See. Von Carl Meyer 132.
Das Ostseebad Müritz. Von H. Meissen 132.
Rosenzeit. Von A. P. 133.
Ein Blumencorso auf dem Traunsee. Von Stz. 133.
Wismar, ein Stück Schweden in Deutschland. Von Dr. H. 134.
Carl Seffner's Königsbüste 135.
Englische National-Spiele. Von Wilhelm F. Brand (London) 135.
Eine Maenfahrt. Von W. Bruchmüller 135.
Die Chemie der Zelle. Von Dr. A. 135.
Aus der alten Lößnitz. Von S. Mättig-Willkomm 136.
Der Gebirgsweg von Aue nach Scheibenberg. Von M. H. 136.
Das Bürgerliche Gesetzbuch nach den Beschlüssen der Commission. Von Nl. I. 137; II. 139.
Das Wittweidathal im Erzgebirge. Von M. H. 137.
Zur Frage der Besteuerung der Consumvereine. Von # I. 138, II. (Schluß) 140.
Das von Einsiedel'sche Burgarchiv auf Gnandstein bei Kohren. Von K. 138.
Die Wallfahrt nach Mekka. Von Paul Pasig 138.
Im sächsisch-böhmischen Grenzgebiet. Von Ernst Riemann 138.
Wo das Teakholz wächst. Von A. Sch. 138.
Die Entwickelung der schwedischen Textil- und Bekleidungsindustrie. Von F. 138.
Das Freileben unserer Wildtauben. Von K. 140.
Dichterstimmen aus dem Volke. Von R. B. 140.
Vor 30 Jahren. Tagebuch-Erinnerungen aus dem Kriegszuge in Oesterreich. Von H. I. 141. II. 147.
Kunstzustände in Newyork. Von Heinrich Lemcke 141.
Die Meißner Porzellanmanufactur auf der Handwerks-Ausstellung zu Dresden. Von Volkmar Müller 141.
Namensnennung bei Handelsfirmen. Von Nl. 142.
Deutschland und China. Von F. 142.
Ein Ausflug ins Isergebirge. Von Th. U. 142.
Eine Plauskerfahrt. Reiseskizze aus dem Böhmerwald. Von Joh. Peter 144.
Jahresbericht der Chemnitzer Handelskammer 145.
Lloyd's. Von Wilh. F. Brand (London) 146.
Der Verein Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen 1846—1896 146.
Deutschland und Spanien. Von F. 147.
Aus Deutsch-Südwestafrika. Von G. M. 147.
Die Frequenz der deutschen Universitäten, insbesondere die sächsischen Studenten. Von Dr. H. 147.
Handwerks- und Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden 147.
Einiges über Säuglingsernährung. Von Dr. A. 147.
Malzsurrogate. Von F. 148.
Von der Berliner Gewerbe-Ausstellung. Von Emil May 149.
Festsitzung der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Anwesenheit Sr. Majestät des Königs. Von Ht. 151.
Alt-Gaarz an der Ostsee. Von Mättig-Willkomm 151.
Die Böhmerwald-Passionsspiele in Höritz. Von Oscar Müller 152.
Aus dem Londoner Saison-Leben. Von Wilh. F. Brand 153.
Verletzungen als Ursachen innerer Krankheiten. Von Dr. A. 153.
Sommertage am Nil. Von Paul Pasig 154.
Jahresbericht der Leipziger Handelskammer 155.
Leipziger Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung. Von A. Th. 156. II. 158.
Göhren. Von W. Bruchmüller. 156.
Sachsen auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung. Von Emil May 156.
Jahresbericht der Handelskammer zu Plauen 158.
Auf dem Rade nach Paris. Von Wilhelm Maule-München 158; 1859 (Schluß).
Eine Tofana-Besteigung. Von Dr. Diebler 159.
Evangelisch-Social. Von .*. 161.
Die Ausstellung des sächsischen Handwerks und Kunstgewerbes in Dresden 1896. Von v. A. Lier 162, II. 164, III. 165.
Der Erreger der epidemischen Genickstarre. Von Dr. A. 162.
Von der neuen Johanniskirche in Leipzig. Von —y— 163.
Ein Ausflug nach der Rudelsburg. Von W. Bruchmüller 164.
Iwan Turgenew's Honorare. Von Erwin Bauer 164.
Wie denken Sie über das Radfahren? Von Dr. A. 165.
Ein neuer Cranach. Von Julius Vogel 166.
Die Bayreuther Bühnenfestspiele 1896. Von F.-R. Pfau. I. 167, II. 168, III. 169, IV. 170.
Die Unfallversicherung der Studenten und Docenten. Von .*. 168.
Aus Engelberger Thal. Eine Reiseerinnerung von Paul Pasig 168.
Olbernhau. Von Friedrich Straumer 170.
Zur Heilkraft des Citronensaftes. Von Dr. A. 170.
Die Separat-Ausstellungen im Treptower Park. Von Emil May 171.
Die Behandlung der Bleichsucht. Von Dr. A. 171.
Auf Wanderpfaden im Muldenthal. Von A. P. 172.
Elmsfeuer. Von F. R. 173.
Der Katzensteingrund. Von H. S. 173.
Internationaler Socialistencongreß. 174, II. 175, III. 176, IV. 177, V. 178.
Auswanderung nach Südamerika. Von —e. 174.
In einem orientalischen Bade. Von Paul Pasig 174.
Aus dem Curländer Palais in Dresden. Von Guido Mäder 174.
Schwarzenberg. Von Albert Leschner 175.
Nervöse Blätter. Von Martin Beck 176.
Ein Blick auf den französischen Heeres-Ersatz. Von O. W. 177.
Auf dem Großglockner. Von G. L. 177.
Leuchtthürme. Von A. Sch. 177.
Ueber Massage und Heilgymnastik. Von Dr. A. 177.
Das Thal der Kotschung. Von H. S. 177.
Unsere Fischnahrung und ihr Schutz. Von St—. 178.
Jahresbericht der Handelskammer zu Dresden 183.
Die evangelische Mission in der deutschen Colonialausstellung. Von P. 183.
Hitzschlag und Sonnenstich. Von Dr. A. 183.
Zur Statistik der Lebensmittelpreise. Von △ 184.
Scheibenberg und der Königin Carola-Aussichtsthurm auf dem Scheibenberg. Von R. O. 186.
Der 12. allgemeine Vereinstag der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften 187, 188.
Maria Waldrast in Tirol. Von S. Mättig-Willkomm 188.
Jahresbericht der Handelskammer zu Zittau 189.
Fahrten im Reichsland. Eine Erinnerung zu den Augusttagen. Von Jul. Riffert 189.
Die sächsischen Staatseisenbahnen im Jahre 1895. Von x 189, II. 192, III. 198, IV. 203.
Roskilde-Frederiksborg. Von Stz. 190.
Hysterie der Kinder. Von Dr. A. 192.
Tropische Riesenkräuter. Von Dr. E. S. Zürn 194.
Die Passion in Selzach (Schweiz). Von Dr. Halbsatz 195.
Eine Erinnerung an Weimar und Goethe (1831). Von Erwin Bauer 195.
Von der Zschopau zur Eger. Von Ernst Riemann 195.
Der Wechsel in der Lohnhöhe und in der Arbeitszeit in Großbritannien. Von Dr. Z. 195.
Die deutschen Lebensversicherungsgesellschaften im Jahre 1895 195.
Hahnenfuß. Von Dr. Georg Lehnert 196.
Anstand bei Tische. Von Wilh. F. Brand 196.
Ueber die Röntgen'schen X-Strahlen. Von Dr. A. 196.
Oberschönberg und die alte „Post“. Von S. Mättig-Willkomm 199.
Zur finanzwirthschaftlichen Entwickelung des heutigen Brasiliens. Von D. 200.
Die Gestaltung des Krankenversicherungswesens im Königreiche Sachsen im Jahre 1895 200.
Cheeks. Von Wilh. F. Brand 200.
Im Schweiße deines Angesichtes. Von J. M. 201.
Auf den Cevedale. Von Dr. Kraner 201.
Formaldehyd. Ein neues werthvolles Mittel für die Zwecke der Desinfection. Von Dr. A. 201.
Wanderungen im Gelände des diesjährigen Kaisermanövers. Von Dr. Richard Needon. 1) Auf dem Schlachtfeld von 1813 202, 2) Im Gebiete des Löbauer Wassers 204, 3) Ueber die Königshainer Berge nach Görlitz 207.
Das Lustlager bei Zeithain. Von Moritz Lilie 203.
Schloß Albrechtsburg. Von Guido Mäder 206.

Organisirte Auswanderung. Von x. 207.
Zwei französische Manöverbilder. Von O. W. 207.
Operative Heilungen der Fallsucht. Von Dr. A. 207.
Malaria und Schwarzwasserfieber in Camerun. Von Dr. A. 209.
Empfang einer indischen Lehrerin. Von P. 211.
Die Heimath Torquato Tasso's. Von M. de' Monti 212.
Zum Erntefest. Von Paul Kaiser 213.
Der Valide Han in Stambul und sein Passionsspiel. Von Dr. Walter Schulz Konstantinopel 213
Eine Erinnerung an die Pariser Septembermorde. Von Walther Gensel 213.
Neues über die Gicht. Von Dr. A. 213.
Das Ei im Welthandel 213.
Aus dem Altenburger Holzlande. Von Paul Pasig 214.
Der Winterfahrplan der königl. sächs. Staatsbahnen. Von —e. 215.
Hartenstein. Von Friedrich Straumer 216.
49. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung 218, 219.
Die Versammlung deutscher Historiker zu Innsbruck. Von Dr. Armin Tille 218.
Nordösterreich und Norddeutschland. Verkehrspolitische Bemerkungen von Paul Dehn 219.
Bilder aus der Hohen Tatra. Von U. I Zakopane 219; II. Eine Nachtwanderung 220; III. Zum Fischsee und dem Meerauge 222; IV. Zdjar 223; V. Die Tropfsteinhöhle zu Bela 224; VI. Der Czorber See 225; VII. Zerstreutes aus dem Zipser Oberlande 227.
Die Zuständigkeit der Landesgesetzgebung zur Errichtung der ärztlichen Ehrengerichte. Von △ 220; Schluß 221.
Sächsisch-Thüringische Industrie-Ausstellung. Von Kl. 221.
Ein Herbsttag in der Dordogne. Von L. D. 221.
Ueber das Trinkbarmachen des Meerwassers. Von F. R. 221.
Zur deutschen Vieh- und Fleisch-Einfuhr. Von F. 222.
Deutsche Auswanderung nach Brasilien. Von F. 225.
Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Von * 226.
Königin Victoria. Von Wilh. F. Brand 226.
Moritz Wilhelm Drobisch †. Von Conrad Hermann 229.
Die Familie Hohenthal und Hohmann's Hof in Leipzig. Von S. 230.
Vom Leipziger Kunstverein. Von V. 231.
Ein Herbstbesuch des istrischen Küstenlandes. Von A. P. 231, Schluß 232.
Reiseplaudereien über Bosnien und die Herzegowina. Von M. Lorenz 234, 236, 240 (Schluß).
Die Zahl Sieben. Von M. de' Monti 234.
Protozoen als Krankheitserreger. Von Dr. Otto Zacharias in Plön 236.
Vom „Zuge nach der Stadt“. Von Director Roßmy-Hoheneck 237.
Wie wurde Luther's Trauung vollzogen? Von D. Georg Buchwald 237.
Der Verlobungsring. Culturgeschichtliche Plauderei von F. Kunze-Suhl 237.
Herbst. Von A. P. 239.
Die staatliche Feuerversicherung in Sachsen im Jahre 1895. Von * 241.
Ein französischer Friedensrichter. Von Alexander Schütte, Major a. D. 242.
Das Museum am Napoleonstein bei Leipzig. Von Karl Wilke 242.
Zum Jubiläum des Aethers. (17. October.) Von Dr. A. 242.
Del Vecchio's Kunstausstellung. Von —r. 243
Ein Denk- und Siegesmal auf Leipzigs Felde! (Zum 18. October.) Von P. Kaiser 243.
Porta Westfalica. Zum 18. October. Von Ernst Niemann 243.
Ueber die geplante Gehaltsaufbesserung der Reichsbeamten. Von F. 244.
Deutscher Handelstag. Von Mk. 244.
„Don Carlos“ in Paris. Von Dr. Walther Gensel 245.
Aus der deutschen Criminalstatistik. Von N—l. 246.
Meine Begegnung mit dem Kronprinzen von Italien. Von Paul Pasig 246.
Wissmann über Ostafrika. Von * 249.
Die Frau im Erwerbsleben. Von F. 249.
Herbstwanderung am Kamme des Erzgebirges. Von A. N. 249.
Wie ernährt man sich am zweckmäßigsten? Von Dr. A. 249.
Tabakspoesie. Von A. R. 250
Herbsttage in der Eifel. Von Dr. Halbfaß 252.
Luther's Trostschriften in ihrer socialen Bedeutung. Von Paul Pasig 254.
In Montenegro. Von M. Lorenz 254, 257 (Schluß.)
Der angebliche Vernichtungsfeldzug gegen die Consumvereine in Sachsen. Von —h— 257.
Gehen und laufen. Von E. G. 259.
Die Aussatzgefahr für Deutschland. Von Dr A. 259.
Die „rechte Hand“ Menelik's. Von M—g. 260.
Der sächsische Kohlenbergbau 1895. Von St. 260.
Vieh- und Fleischeinfuhr aus Rußland. Von F. 260.
Die Gans in der Culturgeschichte. Zu Martini. Von Martin Beck 261.
Ueber den Verbrauch von Caviar. Von F. 261.
Deutschland und Tunis. Von F. 263.
Eine Seefahrt. Von Wilh. F. Brand 263.
Wunderkuren. Von Dr Vollert 263.
Der Lovcen, der Nationalberg der Montenegriner. Von K. H. Z. 265.
Der sächsische Erzbergbau 1895. Von St. 265.
Der Hund in der Culturgeschichte. Eine Studie von Otto Rühle 266.
Die Ursachen der sogenannten Impfschädigungen. Von Dr. A. 266.
Loschwitz zur Herbstzeit. Von W. Bruchmüller 267.
Der Begleiter des Procyon. Von Dr. B. P. 268.
Die Erkrankungsfälle der bekannten Anchylostomiasis d. h. einer Darmerkrankung. Von Dr. A. 268.
Sächsisch-Thüringische Ausstellung. Von Kl. 268
Zum Todtenfeste. Von Paul Pasig-Gumperda 270.
Ein Oybinbesuch. Von A. P. 270.
Zum Todtenfest. Von P. Kaiser 271.
Von alten Friedhöfen. Von R. N. 271.
Die amerikanische Baumwolle in der deutschen Textilindustrie. Von F. 271.
Ein Wiedersehen im Feuer. Von K. E. Nicolai 272.
Die Arbeiterverhältnisse beim sächsischen Bergbau im Jahre 1895. Von St. 272.
Aus dem englischen Gesellschaftsleben. Von Wilh. F. Brand I. 274, II. 276.
Napoleon in Dresden (1812). Von Dr. P. Uhle 277.
Der Werth des Wasserheilverfahrens. Von Dr. A. 277.
Prozeß Leckert-Larsen u. Gen. 279, II. 281, III. 282, IV. 283, V. 285.
Das 107. Regiment bei Brie sur Marne. (2. December 1870.) Von J. Garnerus 279.
Die Rentabilität der sächsischen Staatseisenbahnlinien. Von —x. 279.
Die Bierbrauerei und der Anbau von Braugerste in Deutschland. Von F. 281.
Das rechte Susaninne. Von P. P. 282.
Winterleben im Böhmerwald. Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde von Joh. Peter 283.
Die Ermordung der Missionare Segebrock und Ovir 286.
Die Frage der Siedelung in den Tropen. Von G. M. 286.
Die neubegründete sächsische Commission für Geschichte 288.
Gothaischer Hofkalender 1897. Von K. S—n. 288.
Unter den Eingeborenen am Kilimandscharo. Von P. 289.
Die Nuß. Culturhistorische Skizze von Martin Beck 289.
Ueber die Ursache und das Wesen der Fleisch- und Wurstvergiftung. Von Dr A. 289.
Zur Diagnose des Typhus. Von Dr. A. 289.
Die Gallensteinkrankheit. Von Dr. A 289.
Deutsche Colonialgesellschaft, Abtheilung Leipzig. Von Ee 290.
Sicilianisches Räuberwesen. Von O. Planck 290.
Wurde die Venus von Milo im Jahre 1820 in dem jetzigen Zustande der Verstümmelung aufgefunden oder besaß sie damals noch ihre Arme? Von Dr W. Gensel 291.
Deutschland und die Vereinigten Staaten. Von F. 294.
Deutschland in der Südsee. Von G. Meinecke 294.
Aus Menelik's Haushalt. Von J M 295.
Erschwerung des deutschen Handels in Skandinavien. Von F. 295.
Eine Domsage aus Wurzens Vorzeit. Von A. P. 296.
Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge einst und jetzt. Von π. 298.
Der Fall v. Lippe-Gössel in Dresden. Von Dr. A. 298.
Zur heiligen Weihnacht. Von D. Meier 299.
Das heutige Bethlehem. Von Hermann Kunde 299.
Ein Christumzug aus dem Erzgebirge. Von Alfred Müller in Auerbach i. V. 299.
Ein Weihnachtsabend in Innerafrika. Von P. 299.
Die Königlich Sächsische Badestiftung. Eine Weihnachtsbitte. Von Dr. Ritter, Nervenarzt in Dresden 299.
Der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Frankreich. Von F. 300.
Die deutsche und die französische Handelsflotte. Von F. 302.
Das goldene Reis des Winters. Von Martin Beck 302.
Weihnachten in Paris. Von Dr. Walther Gensel 302.
Jahres-Chronik 303.
Die Versicherungsanstalt für das Königreich Sachsen 303.
Sylvesternacht. Von A. P. 303.
Wie ernähren wir uns im Jahre 2000? Eine medicinische Sylvesterbetrachtung. Von Dr. A. 303
Jubiläum der Leipziger Kammgarnspinnerei. Von Kl. 303.
Die Firma C. G. Dörffel Söhne in Eibenstock. Zu ihrem 100jährigen Jubiläum 303.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 1. Donnerstag, den 2. Januar. 1896.

Der Erbauer der Meißner Albrechtsburg.

Von W. C. Pfau.

Eine der interessantesten Gestalten der sächsischen Baugeschichte ist unstreitig der gefeierte Werkmeister der Albrechtsburg, Arnold von Westfalen, mit welchem sich die Kunstliteratur in letzter Zeit mehrfach beschäftigt hat. Die grundlegenden Arbeiten in dieser Beziehung lieferte Distel in Weber's Archiv, Band IV, V. Dann beschäftigte sich besonders Steche mit genanntem Werkmeister, welchem die „Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen“ zahlreiche Bauten besonders in der Rochlitzer Pflege zuschreibt oder zuschreiben möchte. Offenbar ist der verdienstvolle Steche in seinen einschlägigen Behauptungen mehrfach zu weit gegangen; Manches widerspricht seinen Ansichten, welche er übrigens nicht immer genügend begründet. Vergl. unsern Aufsatz: „Arnold von Westfalen und die Rochlitzer Kunigundenkirche“ im Neuen Archiv für sächsische Geschichte, letztes Heft.

Am Ausführlichsten berichtet über Arnold von Westfalen das kürzlich erschienene, vornehm ausgestattete Werk von Wanckel und Gurlitt „Die Albrechtsburg zu Meißen“. Mit großem Fleiß ist hier alles urkundliche Material über den Erbauer jener stolzen Burg am Elbestrand zusammengetragen, wie das Buch auch das besondere Verdienst hat, Arnold's Meisterzeichen zum ersten Mal mitzutheilen. Die Studie verdient vollste Beachtung; mehrere Irrthümer, die vielleicht zum Theil Druckfehler sind, lassen sich leicht berichtigen. Auf Grund der vorhandenen urkundlichen Belege versucht „Die Albrechtsburg“, ein Bild von dem berühmten Werkmeister in seiner Gesammtthätigkeit zu entwerfen. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei Schilderungen, die nur auf vereinzelten, kärglichen Buchungen fußen können, oft etwas persönliche Ansicht mit zum Ausdruck kommt und daß dieselben deshalb bei verschiedenen Literaten verschiedenartig ausfallen. Das dürfte ganz besonders von einem Gesammtbild über Arnold's von Westfalen Thätigkeit gelten, um so mehr, als das vorhandene Material zum Theil ziemlich unklar und unbestimmt ist, so daß eine völlig unanfechtbare Sicherheit bis jetzt kaum möglich ist. Die Frage, wie man sich Arnold von Westfalen im Dienste der sächsischen Herzöge vorzustellen hat, kann demnach vor der Hand noch nicht als erledigt gelten. Gerade sie ist aber für sächsische Hüttengeschichte sehr wichtig, da Arnold gewissermaßen als Vertreter der sächsischen Baukunst gegen Ausgang des Mittelalters gilt. Es dürfte deshalb nicht ungerechtfertigt erscheinen, hier etwas näher auf die betreffende Angelegenheit einzugehen.

In der „Albrechtsburg“ wird Arnold dargestellt als ein Mann, der zur Zeit seiner Thätigkeit als herzoglicher Werkmeister nur rein theoretisch thätig ist am Reißbret oder als Oberleiter des Baues; als praktischer Steinmetz arbeitet er nicht. Der Werkmeister amtirt als eine Art Oberlandbaumeister, der alle herzoglichen Bauten seit seiner Anstellung (1471) beaufsichtigt und leitet; an allen denselben hat er gewissen Antheil. Diese Anschauung von Arnold's Thätigkeit fußt offenbar darauf, daß er gelegentlich auch „oberster Werkmeister“ genannt wird. Freilich kann dieser Ausdruck an und für sich kaum als unanfechtbarer Beweis gelten, denn die Bezeichung „Werkmeister“ bezieht sich doch nach damaligem wie heutigem Sprachgebrauch auf einen Bau, „das Werk“, nicht aber auf ein ganzes Landgebiet. Der „oberste Werkmeister“ ist demnach zunächst nur der Obmann an einem Bau, und zwar hier an einem herzoglichen, da Arnold im Dienste der sächsischen Fürsten stand. Wir werden darauf zurückkommen. Wenn Arnold das Amt eines Oberlandbaumeisters hätte üben sollen, so hätten ihn die Fürsten in der betreffenden Bestallungsurkunde doch bezeichnender als „obersten Baumeister“ aufnehmen sollen; in dem Schriftstück wird Arnold aber nur „zu einem Baumeister“ ernannt. Als Oberlandbaumeister hätte Arnold ferner über allen übrigen Werkmeistern des Landes gestanden; dann sollte man erwarten, daß die Bestallungsurkunde auch etwas über diesen Punkt sagte, so gut wie sie mittheilt, daß Arnold Parlierer aufnehmen durfte. Das letztere lag doch in der Macht jedes Werkmeisters. Da andere herzogliche Meister Arnold als ihren Vorgesetzten hätten ansehen müssen, so dürfte man schließlich auch erwarten, daß dies wiederum zum Ausdruck in ihren Bestallungsurkunden gebracht worden wäre. 1478 wird ein Meister Peter von Helpronn von den Herzögen aufgenommen und zwar unter ganz ähnlichen Bedingungen wie Arnold. (Vergl. Distel.) Davon, daß dieser Mann unter Arnold stehen sollte, hören wir nichts. Diese Urkunden sprechen also in dieser Hinsicht augenscheinlich nicht für Arnold's vermeintliche Eigenschaft als Oberlandbaumeister. Die Bestallungsurkunde von 1471 scheint vielmehr auf eine doppelte Thätigkeit des Meisters hinzudeuten; sie spricht ihm nämlich ein Jahrgehalt und ein Wochenlohn zu. Wenn Arnold nur Baumeister, nicht aber zugleich praktischer Steinmetz gewesen wäre, so könnte man nicht recht verstehen, weshalb er diese Doppelbesoldung empfing. Wir glauben, das Jahrgehalt bekam er als Baumeister, den Wochenlohn als Steinmetz, gerade wie ein Parlierer oder Gesell. Wir werden in dieser Ansicht bestärkt, wenn wir die Größe des Wochenlohnes bedenken. Ein Parlier an der Albrechtsburg, der doch zweifelsohne in erster Linie praktischer Arbeiter war, erhielt nach Ausweis amtlicher Rechnungen wöchentlich 15 Gr. und einige Pfennige. 15 Gr. betrug aber auch Arnold's Wochenlohn: also dürfte sich diese Besoldung auch auf seine praktische Thätigkeit beziehen. Damit stimmt überein, daß Arnold viel öfter „Steinmetz“ als „Baumeister“ genannt wird. Der Steinmetz, der für praktische Arbeit seinen Wochenlohn empfängt, muß dem amtlichen Rechnungsführer geläufiger sein, als der Baumeister mit Jahresgehalt. Auf Arnold's praktische Thätigkeit als Steinmetz deutet auch folgende Mittheilung: „Die Steinkugeln, welche für die Mörser und Karthaunen gebraucht wurden, sind in Grimma gebrochen und gehauen worden. Im Jahre 1477 wurden plötzlich alle Steinmetzen, Arnold eingeschlossen, nach Grimma mit Wagen gefahren und arbeiteten dort eine Woche.“ Diese Angelegenheit hat doch mit Arnold's Eigenschaft als Werkmeister gar nichts zu thun. Was sollte der Architekt bei einer so gewöhnlichen Arbeit? Zur bloßen Beaufsichtigung der Arbeiter gab es wohl andere Leute; von einer oberen Leitung einer derartigen schablonenmäßigen Arbeit kann kaum die Rede sein. Arnold kam mit den anderen Steinmetzen wohl als Genosse nach Grimma, um mit ihnen dieselbe praktische Arbeit selbst auszuführen. Wenn er in Meißen nicht praktisch gearbeitet hätte, würde man ihn schwerlich plötzlich gerade zu einer so gewöhnlichen Thätigkeit veranlaßt haben. Uebrigens finden wir ja in Grimma 1482 einen Hans Dietrich unter den Kugelhauern; dieser war augenscheinlich, wie Gurlitt berechtigter Weise schließt, ebenfalls ein Werkmeister, nämlich zu Torgau. Werkmeister schafften auch praktisch, selbst im 16. Jahrhundert noch. Hier wäre ferner an das Empfehlungsschreiben des Herrn auf Kriebstein, „Meister Arnold“ belangend, zu erinnern. Unsers Erachtens ist freilich noch nicht ganz zweifellos erwiesen, daß dieser „Arnold“ gleich „Arnold von Westfalen“ ist; eine hohe Wahrscheinlichkeit liegt allerdings vor und in der Literatur wird diese Identität schlankweg angenommen. Von diesem Meister

wird gesagt, er sei der „behendeste werkmeister auf steinwerk und mauern zu machen — nicht allein in der kunst und arbeit, sondern auch im rath tuglich und gut“. Da nun der Chor der Mittweidaer Kirche zu wölben wäre, so solle „man diesen mann nicht allein deswegen zu rath nehmen, sondern auch ihn den bau selber thun lassen“. Von diesem Arnold wird also ausdrücklich Arbeit, Kunst und Rath gerühmt; unserer Ansicht nach ist damit Arnold's Tüchtigkeit in praktischer Arbeit, Erfindung und Bauanstellung gemeint. Ferner sagt die betreffende Stelle, daß sich Arnold auf „Steinwerk“ und „Mauern zu machen“ verstände. Demnach war der Meister offenbar gleichmäßig ausgebildet als Steinmetz und Maurermeister. Das war damals nichts Seltenes; z. B. war Paul Pausche, einer der bekanntesten Rochlitzer Werkmeister vom Anfang des 16. Jahrhunderts, wie andere gleichzeitige Genossen „Meurer und Steinmetzger“. Diese doppelte Ausbildung hängt mit den Bestimmungen der alten Hauptordnung zusammen, die damals in Sachsen unbedingt Geltung hatte. Ein Steinmetz mußte nach Artikel 43 fünf Jahre lernen; derjenige hingegen, welcher schon als Maurer ausgelernt hatte (3 Jahre), brauchte als Steinmetz nur noch 3 Jahre zu dienen. In 6 Jahren war letzterer also Steinmetz und Maurer, während jener in 5 Jahren nur als Steinmetz auftreten konnte. Natürlich werden sich viele Bauleute diese außerordentliche Vergünstigung zu Nutze gemacht und in 6 Jahren die zwei verwandten Gewerbe gelernt haben. Ein Werkmann mußte unbedingt die Maurerei mit verstehen; das geht klar aus den Artikeln 7, 8 der Straßburger Ordnung hervor, wonach der Meister Sand, Steine und Kalk verdingen und Maurer aufnehmen durfte. Weder die Hauptordnungen noch die Rochlitzer Sonderordnung bringen Artikel über die näheren Handwerksverhältnisse (Lehrzeit u. s. w.) der Maurer. Es mag aber oft vorgekommen sein, daß die verwandten Gewerbe der Steinmetzen und Maurer einer Stadt sich zunftmäßig zu einem Verband zusammenthaten. Die Steinmetzen allein konnten für gewöhnlich keine selbständige städtische Innung bilden; die Art ihrer Arbeiten, die doch zum größten Theil der Oeffentlichkeit gewidmet waren oder der Prachtliebe der einzelnen Stände dienten und darum in Zeiten der Noth am ehesten entbehrt werden konnten, sicherte den Werkleuten oft nicht die feste, dauernde Existenz zu, welche die Grundbedingung einer Zunft bildet. Die Maurer hatten eher begründetes Recht auf andauernde Arbeit, selbst in Zeiten der wirthschaftlichen Ungunst; ihre Thätigkeit entspricht mehr den nothwendig praktischen Anforderungen einer allgemeinen Bevölkerung. Eine Maurerinnung einer Stadt war deshalb eher möglich als eine Steinmetzinnung. Wenn sich die Steinmetzen mit den Maurern verbanden, so werden jene die erste Rolle in der Zunft gespielt haben, weil zu ihnen die leitenden Werkmeister gehörten und die Steinmetzen überhaupt eine bessere Berufsbildung besaßen als die Maurer. In Erfurt hatten sich die Steinmetzen schon im 15. Jahrhundert mit den Maurern zusammengethan. Die spätere Ordnung von 1588 räumt im 14. Artikel ausdrücklich den Steinmetzen den Oberrang vor den Maurern in der Zunft ein.*) In Schreinitz, 1476/77, scheint Arnold mehr als Maurermeister denn als Steinmetz thätig gewesen zu sein. Aus der Größe der Gesammtkosten zu urtheilen, war die Arbeit an den dortigen Bauten augenscheinlich nur geringfügig: „73 ß° 45 ℊ 6 ₰ ditz jar verbauet, nemelich vor kalgk, meister Arnold und den parlirer und andern mer, als das buch eygentlich ußweist, zymerleute und vor rustbrettern.“ Steinmetzarbeit ist nicht einmal angedeutet. Wenn Arnold das Amt eines Oberlandbaumeisters gehabt hat, so kann man nicht recht begreifen, warum er solche geringfügige Bauten wie den Schreinitzer selbst ausführt. Solche Aufträge konnte man doch unbedeutenderen Meistern überlassen.

1472 wird Arnold am Dresdner Schloß genannt; in diesem Jahre wurde hier geschaffen die Kapelle, der Gang dazu und das Thorhaus. Die Gesammtkosten betrugen 1919 Schock. Arnold wird aber nur am Thorhaus erwähnt mit 39 Schock „die stehen meister Arnalt zu“. Wenn er Oberlandbaumeister war, weshalb bezieht sich dieser Posten nur auf einen Theil eines Baues? Als Oberlandbaumeister, der alle baulichen Arbeiten in Sachsen leitete, müßte Arnold sehr oft und an vielen Bauten vorkommen; wir treffen ihn aber nur auffallend selten an — an vielen Bauten gar nicht und zwar gerade zu den Zeiten nicht, in welchen wir die Werkmeister dieser Ausführungen kennen. Seit 1478 ist z. B. in Dresden Hans Reinhart Werkmeister am Schloß; zu der Zeit kommt dort Arnold nicht vor. Dasselbe gilt von Torgau, wo seit 1471 Meister Ditterich schafft. Daraus geht auch unseres Erachtens hervor, daß Arnold nicht Oberlandbaumeister war; die Werkmeister arbeiteten selbständig, nicht unter einer Oberleitung. Wenn es damals schon Personen in der Eigenschaft eines Oberlandbaumeisters gegeben hätte, müßte man doch wohl öfter von ihnen hören. Ein derartiger Beamter hätte wohl Arbeit genug im herzoglichen Dienst gefunden. Wie kommt es nun, daß Arnold auch noch so oft bei nicht landesherrlichen Bauten Erwähnung findet? Er hatte noch Zeit genug zu Privatbeschäftigung, die ihn öfters dem herzoglichen Dienst entzog. Damit könnte auch der Umstand zusammenhängen, daß er 1477 elf Wochen lang in Meißen fehlt. Natürlich kann diese Vacanz auch andere Gründe haben, z. B. Krankheit — wenige Jahre vor seinem Tode! Es wäre auch möglich, daß Arnold's Fehlen in Meißen mit dem Schreinitzer Bau zusammenhing. Wie kann sich aber ein Oberlandbaumeister elf Wochen lang ausschließlich einer so nebensächlichen Arbeit widmen?

Die Steinmetzen, wie überhaupt alle Bauarbeiter, wurden im 15. Jahrhundert von einem Bau zum anderen berufen; sie mußten sogar oft städtische und private Bauten verlassen, wenn der Landesherr befahl. So wurde wohl auch Arnold mehrfach von einem Bau zum anderen geschickt, wenn die Fürsten gerade an einem Gebäude ein besonderes Interesse hatten. Darauf scheint Arnold's Bestallung zu deuten, welche ihn annimmt „zcu unsern gepeuden in unsern ampten und andern enden, wo es nodt sein wirbet“; die Schlösser sollen ihn „die weyle er in unsern buen, nodtsachen und erbet bie uch bleyben wirbet“ beköstigen. Die staatlichen Bauangelegenheiten damals zeigen offenbar keine besondere zielbewußte Regelung, wohl, weil Alles nur von persönlichen Wünschen der Fürsten abhing und eine fachmännische Oberleitung fehlte. Damit hängt augenscheinlich der Umstand zusammen, daß in Meißen ein Jahr viel, das andere Jahr wenig gebaut wurde, wie aus den erhaltenen Rechnungen zu schließen ist. Eine einheitliche Oberleitung scheint uns für damalige Zeit überhaupt der ungünstigen Verkehrsverhältnisse wegen nicht recht denkbar. Arnold hatte zwar ein Pferd, aber das beweist in dieser Beziehung nichts. Jedenfalls mußte der Baumeister oft von einem Bau zum anderen, um taugliche Arbeiter auszuwählen und abzuschicken, vor allen Dingen mußte er offenbar auch oft Ritte machen des Baumaterials wegen. Wenn auch die Amtsschösser für die Beförderung derselben mit zu sorgen hatten, so blieb dem Baumeister sicher mancher Ritt in der Materialangelegenheit nicht erspart, da er der erste Sachverständige in dieser Beziehung war und das meiste Interesse daran hatte, daß gerade das Nothwendige zur rechten Stunde verladen und zu geeigneter Zeit ankam. Der Schösser konnte dem Baumeister nicht immer nützen. Das Herbeischaffen des Materials war mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft. Wir hören z. B., daß ein Wagen mit Steinen vom Rochlitzer Wald 1591 bis zum Colditzer Lusthausbau oft zwei Tage fuhr, trotzdem dieser Weg bequem jetzt in drei Stunden zurückzulegen ist. Ein Pferd war also einem Baumeister sicher sehr nothwendig. Wir hören auch von anderen Werkmeistern, daß sie eins besaßen, z. B. vom Meister Ostendorfer. Selbst Roritzer bekam Vergütungen für seine Wege in die Steinbrüche, zu Holzkäufen u. s. w.*) Wenn es damals Oberlandbaumeister gegeben hätte, so würden die Ordnungen doch wohl in dieser Beziehung Andeutungen machen: so gut wie hier gesagt wird, die Gesellen sollen den Parlierern und Meistern, die Parlierer ihrerseits den Meistern gehorchen, ebensogut könnte man einen Artikel erwarten, die einzelnen Meister sollten den Anordnungen eines obersten Baumeisters nachkommen. Eine derartige Forderung liegt nirgends vor. Aus Artikel 15 der Hauptordnung geht nur hervor, daß

*) Die 3 Erfurter Ordnungen für die „Steinmetzen“ von 1423, um 1500, von 1588 sind keine Hüttenordnungen im eigentlichen Sinne, d. h. Steinmetzordnungen, trotzdem sie sich als Ordnungen „der Steinmetzen“ bezeichnen. Sie beziehen sich sämmtlich auf den Verband der Maurer und Steinmetzen. Schon in der Ordnung von 1423 wird der Lehrzeit der Maurer gedacht, in der von 1588 wird sogar ausführlich geschildert, welche Meisterstücke die Maurer zu machen hatten. Diese Ordnungen weichen ganz bedeutend von den bekannten Ordnungen ab, die sich ausschließlich auf Steinmetzen beziehen; zur Schilderung mittelalterlicher Steinmetzverhältnisse sind die Erfurter Schriftstücke aus diesen Gründen nur mit größter Vorsicht zu verwenden. — Die Herausgabe der Erfurter Ordnungen verdanken wir Gurlitt, Repertorium für Kunstwissenschaft. XV, 4, 5.

*) Vergl. Janner, Die Bauhütten des deutschen Mittelalters.

ein Werkmeister zu gleicher Zeit mehrere Baue haben konnte. In der Rochlitzer Ordnung, die hier ebenfalls sehr in Frage käme, konnten wir nichts Bezügliches finden.

In der einschlägigen Literatur ist bisher angenommen worden, daß „Meister Arnold", welcher in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts in Sachsen mehrfach baut, Arnold von Westfalen ist. Ob dies aber immer gerechtfertigt ist, bleibt unseres Erachtens noch zu beweisen. Wir haben in dieser Hinsicht schon unsere Bedenken ausgesprochen, welche uns aufstießen bei einer Untersuchung über „Meister Arnold in Kriebstein". Vergl. „Rochlitzer Wochenblatt", Nr. 99, 1895. Durch Gurlitt's ausführliche Studie sind wir nur in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß nicht ohne weitere Begründung alle damaligen Arbeiten eines „Meister Arnold" in Sachsen Arnold von Westfalen zuzuschreiben sind. Gurlitt verweist mit Richter auf einen Dresdener Meister Arnult, welcher schon 1459, also ungefähr 12 Jahr vor der Bestallung Arnold's von Westfalen, baut. Wir haben bis jetzt keinen sicheren Grund, diesen Arnold mit Arnold von Westfalen zu identificiren. Ferner erbringt Gurlitt einen Hans Arnold 1486 für das Dresdner Brückenbauamt, also einige Jahre nach Arnold's von Westfalen Tod. Ob dieser Hans Meister war und wann er nach Dresden gekommen ist, wissen wir nicht. Es ist bei derartigen Angaben aber sehr leicht möglich, daß zu Arnold's von Westfalen Lebzeit in Sachsen andere Steinmetzmeister „Arnold" gearbeitet haben. Durch Gurlitt's verdienstvolle Mittheilung des Meisterzeichens Arnold's von Westfalen wird wohl bald mehr Klarheit in diese Frage kommen. In der Rochlitzer Pflege konnten wir sein Zeichen trotz eingehender Forschungen nicht finden. Am Rochlitzer Schloß und an der Kunigundenkirche hat Arnold zweifelsohne nicht gebaut. Die Schloßkapelle stammt von Paul Pausche, wie die Zeichen darthun. Daß an der Meißner Albrechtsburg das Zeichen des großen Werkmeisters noch nicht gefunden ist, kann nicht befremden, denn dieser Bau ist für Zeichenforschungen nicht günstig. An der Außenseite sind die Zeichen durch Verwitterung oder Abarbeitung verloren gegangen, und im Innern bedeckt sie zum größten Theil Putz und Tünche. Allerdings haben wir auch die Beobachtung gemacht, daß die weltlichen Bauten im Allgemeinen viel ärmer an Zeichen sind als die kirchlichen. Wollten die Steinmetzen vielleicht ihrem Zeichen eine besondere Weihe geben, indem sie es an Kirchen mit Vorliebe anschlugen?

Der Nachweis von Arnold's Zeichen an Bauten wäre äußerst wünschenswerth. Es ist nämlich recht wohl möglich, daß Arnold bei Bauten, z. B. in Belzig, wo er gelegentlich erwähnt wird, nicht wirklich gebaut hat. Er wird zwar Werkmeister, Steinmetz genannt; in erster Linie ist er aber doch „Baumeister", wie die Bestallungsurkunde ausweist, die mit dem herzoglichen Siegel versehen war. Das erhaltene Schriftstück ist nur der Entwurf, bez. die Abschrift. Das Wort „Baumeister" scheint zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern ganz verschiedene Bedeutung gehabt zu haben. Vergl. Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Es fragt sich deshalb, was das Wort zu Arnold's Zeiten in Sachsen bedeutete. Die im Jahre 1462 verfaßte Rochlitzer Hüttenordnung galt damals in ganz Sachsen; sie gebraucht den Ausdruck „Baumeister" sehr oft. Man darf doch berechtigterweise annehmen, daß sie ihn so verwendet, wie er in Sachsen damals allgemein üblich war. Die Urkunde bringt z. B. folgende Bestimmungen: 97: Kein Gesell soll bei dem Baumeister seine Klage vorbringen, sondern beim Werkmeister; 98: Ohne Erlaubniß des Meisters soll kein Baumeister Streit zwischen Gesellen schlichten; 102: Die Baumeister haben nicht zu bußen; 99: Kein Geselle soll bei den Gesellen stehen, die (acc.) Baumeister halten ohne den Willen des Meisters; 96: Die Gesellen sollen die Baumeister nicht betrügen, sie sollen ihnen gehorchen, wenn der Meister und Parlierer abwesend ist 2c. Aus diesen Artikeln geht klar hervor, daß der Baumeister als solcher für gewöhnlich eine ganz andere Person ist als der Werkmeister, welch letzterer allein Macht über die Gesellen hat, wenn er dieselbe nicht ausdrücklich dem Baumeister überträgt. „Bauherr" kann der „Baumeister" nicht sein; dieses Wort gebraucht die Rochlitzer Urkunde auch. Gegen die „Bauherren" ist dieselbe sehr zuvorkommend, während man dies in Bezug auf die „Baumeister" nicht sagen kann. Da Arnold als Baumeister angestellt wird, mußte es doch ein Beamter sein. Man kann sich das Wort „Baumeister" etwa erklären analog der Bedeutung von „Hausmeister" als Bauverwalter, Bauaufseher. Dieser Baumeister nahm Arbeiter an, berechnete ihren Lohn, schaffte das Handwerkszeug an, ließ Baumaterial kommen, vergab den verschiedenen Handwerkern die Arbeiten und erstattete über alle diese Angelegenheiten Bericht, bez. Rechnung beim Bauherrn, beziehentlich dessen Vertreter, der die Baukosten zu begleichen und das nöthige Geld zu beschaffen hatte. In Meißen war Arnold als Baumeister der Verwalter des baulichen Betriebes, der Handwerksangelegenheiten; der „Verweser" Caspar v. Schönberg besorgte das Betriebscapital und ließ sich wohl deshalb Rechenschaftsbericht vorlegen. Da zu einem Baumeisterposten handwerksmäßig-praktische Sachkenntniß wünschenswerth war, so nahm man dazu sicher sehr oft wirkliche Werkleute. Arnold war Werkmann und Baumeister gerade so wie z. B. Jacob von Schweinefurth 50 Jahre später in Annaberg. Derselbe wird „Baumeister", aber auch „Bauverweser" genannt. Die Titel änderten sich mit der Zeit; sie nahmen verschiedene Bedeutung an. Merkwürdigerweise berichtet Arnold's Bestallung ganz ausführlich über die Löhne; sie sollte also der bestätigte Tarif für Arnold's Lohnberechnungen sein, den er unter Umständen Amtsschössern oder sonstigen Cassenbeamten vorzeigte. In Rochsburg verdingt Arnold nachweislich Arbeit; mehrmals verschreibt er Arbeiter. Mit seinem Verwalterposten hängt vielleicht in erster Linie das Halten eines Pferdes zusammen. Wenn ihm der Tischler Bretter „zu seinem Handel" macht, so können dies recht wohl auch Rechenbretter sein; es müssen nicht unbedingt „Reißbretter" gemeint seien. Da Arnold offenbar verschiedene Aemter vertrat, so kann man auch die verschiedenen Stellen, worin er vorkommt, oft verschieden auslegen. Muß er z. B. wirklich am Dresdner Thorhaus gebaut haben? Als „Baumeister" verfügte Arnold über das gesammte Arbeitspersonal der einzelnen Bauten, als Werkmeister stand er dem Bau vor, an dem er arbeitete. Aus einer irrthümlichen Verschmelzung beider Begriffe scheint der Ausdruck „oberster Werkmeister" hervorgegangen zu sein, der bemerkenswerther Weise in amtlichen Listen bis jetzt nicht nachgewiesen ist, auch in der Bestallung vollständig fehlt — also in dem Schriftstück, wo man ihn am ehesten erwarten sollte!

Auf Grund vorgehender Erörterungen ist vielleicht die Frage nicht ganz ungerechtfertigt: Nimmt Arnold mit Recht die hervorragende Stellung in der sächsischen Kunstgeschichte ein, die ihm zugewiesen wird? Es ist viel von seiner „Schule", seiner „Richtung" gesprochen worden — im Grunde genommen wissen wir aber noch gar nicht sicher, wieviel er gebaut und vor Allem was er entworfen hat. Das Letztere gilt selbst für die Albrechtsburg. Der Werth derselben liegt nicht im Detail, sondern in ihrer ganzen, allgemeinen Anlage, in dem Hauptentwurf, der Visirung. Bei einer derartigen Burg, die in ihrer Großartigkeit kaum ihres Gleichen unter den mittelalterlichen Schwestern des Landes findet, nahm der Entwurf offenbar längere Zeit, vielleicht Jahre in Anspruch, umsomehr, da sicher allerhand gelegentliche Wünsche der beiden fürstlichen Bauherren zu berücksichtigen waren. Die Visirung, welche im Großen und Ganzen vor Beginn der eigentlichen praktischen Bauthätigkeit fertig gewesen sein dürfte, also vor 1470/71, zu der Zeit als sogar schon Steinmetzen am Bau beschäftigt waren, hat wohl nur ein Meister zur Bearbeitung bekommen, der sich schon länger im herzoglichen Dienst ausgezeichnet hatte. Arnold ist aber bisher noch gar nicht vor 1471 in dieser fürstlichen Stellung nachgewiesen; merkwürdigerweise soll er in den ersten Jahren des Meißner Baues viel an anderen Bauten gewirkt haben: Kriebstein, Rochsburg (Mittweida), Dresden. Hat Arnold die Visirung geschaffen? Das ist wohl möglich, aber ebenso möglich erscheint es, daß er den Bau auf Grund einer Zeichnung eines anderen älteren Meisters ausführte. Die alten Hüttenordnungen legen besonders Gewicht darauf, daß spätere Meister nichts an dem ursprünglichen Entwurf änderten. Es ist nicht undenkbar, daß durch Arnold, dessen praktische Thätigkeit an der Burg mehr in die Augen fiel, als die stille Arbeit des entwerfenden Architekten, der auch durch seine vornehme, adlige Verwandtschaft und Gönnerschaft besonders unter seinen Genossen hervorragte, der Name des Visirers vergessen wurde. War es doch noch in späterer, aufgeklärter Zeit möglich, daß der gewaltige Erbauer der Augustusburg, der ehrwürdige Lotter, in Vergessenheit gerieth, mit dessen Ruhm sich eine Epigone, Gerhard van der Mehr, schmückte! So lange wir nicht sicher wissen, was und wie Arnold entworfen hat, was seine persönliche Manier ist, können wir schwerlich von seiner „Schule" reden, ohne uns der Gefahr großer Irrthümer auszusetzen.

Bücherbesprechungen.

— **Bericht über die 48. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung**, abgehalten in Hannover am 10., 11. und 12. September 1895. Leipzig. Im Selbstverlage des Centralvorstandes des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung. 1895. Preis 1 ℳ 20 ₰. — Der Centralvorstand des Gustav Adolf-Vereins hat seinen Bericht ausgehen lassen, der einen Band von 246 Seiten ausmacht. Die jährliche Hauptversammlung ist die Höhe, von der aus sich die Thätigkeit dieses segensreichen weitverbreiteten Vereins und die ganze Geschichte seiner Gegenwart am besten überschauen läßt. Auf ihr versammeln sich jedes Jahr die Hauptvertreter der Gustav Adolf-Sache. Auf ihr werden die Berichte erstattet, Bitten gehört, entscheidende Beschlüsse gefaßt. Auch der diesmalige Bericht läßt uns einen Einblick thun in das mächtig pulsirende Liebesleben des Vereins. — Er beginnt mit den Begrüßungsansprachen am 10. September und theilt zunächst die des Oberpräsidenten Dr. v. Bennigsen mit, welcher besonders den in dem Gustav Adolf-Verein zu Tage tretenden, mit den Katholiken gemeinsamen Gegensatz gegen alle dem Christenthum abgeneigten Richtungen und die in ihm sich kundgebenden religiösen Anschauungen einer evangelischen Gesammtkirche hervorhebt; im Namen der Stadt Hannover und ihrer Collegien u. s. w. sprachen Stadtdirector Tamm, Consistorialrath Ahlfeld, Pastor prim. Mohr und Generalsuperintendent D. Schuster, welche alle den Gustav Adolf-Verein als lieben Gastfreund und treuen Helfer willkommen hießen. Der Vorsitzende, Hr. Geh. Kirchenrath D. Fricke, zögerte nicht mit einem frischen Gegengruß, in dem er, von häufigem Beifall unterbrochen, eine entschiedene Sprache führt, evangelisch, protestantisch, patriotisch-deutsch bis ins tiefste Herz hinein. — Auch über die nichtöffentliche Abendversammlung finden wir einen eingehenden Bericht; auf ihr gab besonders der Vorsitzende der Trauer über den Heimgang einer ganzen Reihe von Mitarbeitern Ausdruck, zuerst über den des Justizraths Dr. Zenker in Leipzig, welcher fast 25 Jahre Bevollmächtigter des Centralvorstandes gewesen ist und den man nur „kennen brauchte, um ihn zu lieben"; an seine Stelle ist der Rechtsanwalt Dr. jur. Georgi-Leipzig getreten. Einen zweiten schmerzlichen Verlust erlitt der Centralvorstand durch den Tod des liebenswürdigen Professors Dr. Rasemann-Halle, an seiner Statt wählte man Oberconsistorialrath D. Dibelius-Dresden. Ferner verlor der Verein den humorvollen Propst Dohrn in Altona und den Pfarrer Weingärtner in Breslau, die langjährige Mitarbeiter ihrer Provinzialvereine gewesen sind. Eine gesellige Vereinigung beschließt unter zahlreichster Betheiligung im Neuen Hannoverschen Festsaale den Tag. — Der 11. Sept. begann mit dem Festgottesdienst in der Marktkirche; die Festpredigt dieses Tages wie die beiden Abendpredigten des 10. September, auf Beschluß der Versammlung gedruckt, sind dem Bericht als besondere Beilage hinzugefügt; wir kommen auf dieselben zurück. Die darauf in der Kirche folgende öffentliche Versammlung, die eigentliche 48. Hauptversammlung, wird von dem Vorsitzenden mit einer überzeugenden und herzandringenden längeren Rede eröffnet; sie ist geeignet, für die Aufgaben des Gustav Adolf-Vereins zu erwärmen, der nicht blos ein Sammelwerk übe, sondern eine evangelisch-kirchliche That bedeute. Hierauf nimmt der Schriftführer Schulrath Dr. Hempel, Leipzig, das Wort, um über die Thätigkeit des Vereins im 63. Vereinsjahre 1893—94 zu berichten, S. 41—151. Von der Gedenkfeier des 300. Jubelgeburtstags Gustav Adolf's in Schweden und Deutschland ausgehend, giebt der Berichterstatter zunächst allgemeinere Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Vereinsthätigkeit überhaupt, indem er mit klaren Worten hervorhebt, was der Verein will und was er nicht wolle. Weder Kirchenpolitik noch Propaganda zu treiben, ist seine Absicht; als ein Friedensverein zur treubereiten Hilfsleistung umfaßt er Lutheraner, Reformirte und Unirte, nicht um ihre Unterschiede zu verwischen oder zu vernichten; er läßt dieselben vielmehr unangetastet und ist nur bestrebt, die evangelischen Kirchen in ihrem Bestande, besonders in den bedrohten Gegenden, zu erhalten. Auch der sich mehrenden Bitten um Mithilfe bei den Werken der inneren Mission wird gedacht; so weit die Mittel reichen, ist man darauf bedacht gewesen, diese Gesuche aus den Kreisen der zerstreuten Gemeinden, besonders Rheinlands, Schlesiens und Westpreußens, zu erfüllen. Es wird dann der äußere Bestand des Vereins ins Auge gefaßt; die Zahl der Zweigvereine hat sich gemehrt und ist von 1827 auf 1832 gestiegen; auch haben sich die Frauenvereine von 509 auf 526 erhöht. Die Einnahmen im verflossenen Geschäftsjahre bieten ein hocherfreuliches Bild: Die Gesammtsumme aller Verwendungen betrug mit Hinzurechnung dessen, was der Centralvorstand aus Legaten und Stiftungen nicht capitalisirt, sondern vertheilt hat, und mit Hinzunahme der ausländischen Verfügungen 1 249 017,74 ℳ gegen 1 150 546,44 ℳ im vorhergehenden Geschäftsjahr 1892—93. — Es sind demnach im vorliegenden Rechnungsjahr 98 471,30 ℳ mehr verwendet worden. Es folgt eine Liste der 45 Hauptvereine nach der Höhe ihrer Verwendungen, nach welcher Düsseldorf an erster Stelle mit 106 990 ℳ, Dresden, das sich von der zehnten (1893) zur vierten (1894) Stelle emporgearbeitet hat, mit 84 178 ℳ, Leipzig, das von der dritten Stelle (1892 und 1893) zur fünften (1894) gesunken ist, mit 81 509 ℳ erscheint. Im Ganzen haben nur 13 Hauptvereine eine verminderte, 32 dagegen eine vermehrte Einnahme aufzuweisen. Ergreifende Einzelzüge von Opfersinn oft gerade aus den ärmsten Schichten sind der Liste beigegeben; wir können hier wegen Raummangels nur auf dieselben verweisen, S. 52—54. Es folgt sodann eine vollständige Todtenliste des Vereins mit bekannten und weniger bekannten Namen. Darauf giebt der Berichterstatter einen Einblick in das Arbeitsgebiet des Centralvorstandes mit seinen 7700 Eingängen und 3354 Ausgängen, sowie der einzelnen Hauptvereine, wobei die dringende Bitte ausgesprochen wird, den Centralvorstand rechtzeitig mit allen bemerkenswerthen Nachrichten, besonders über die Jahresfeste versehen zu wollen. Es sind 33 Kirchen, Bethäuser und Kapellen 1894 (einige Anfang 1895) eingeweiht worden, an 27 Orten wurde mit dem Bau gottesdienstlicher Gebäude begonnen, 13 Pfarrhäuser wurden fertiggestellt, 10 begonnen, mehrere Schulgebäude wurden bezogen, andere, zum Theil mit Betsälen, fing man zu bauen an. Unter dem äußeren Bauen darf man auf Bewahrung und Förderung inneren Lebens hoffen. 13 Gemeinden schieden mit Dank aus der Pflege des Vereins aus, dagegen traten 67 neu ein, die Unterstützungsgesuche alter und neuer pflegebefohlener Gemeinden mehren sich stark. In seinem letzten Abschnitt wendet sich der Bericht einer Betrachtung der Diaspora zu, auch der außerdeutschen und theilweise der außereuropäischen. — Schätzenswerthe Mittheilungen von Vertretern einzelner Hauptvereine x. bilden die Fortsetzung der Verhandlungen und des Gesammtberichts; wir müssen auch hier auf den Bericht selbst verweisen. Der Hauptgegenstand am 12. Sept. war die Berathung über das große gemeinsame Liebeswerk, wozu von den einzelnen Hauptvereinen, dem Centralvorstand und mehreren Frauen- und Zweigvereinen die Summe von 18 668 ℳ für die siegende, 11 792 ℳ für die unterliegenden Gemeinden aufgebracht sind. Hofprediger D. Rogge berichtet in alphabetischer Reihenfolge über die drei Bewerberinnen, nämlich Lutschmin-Schanzendorf in Posen, Neustadt im Badischen Schwarzwald und Saarburg in Lothringen; für die letztere wurden von 173 Stimmen 137 abgegeben. Dankend berichtend und bittend wenden sich noch mehrere Redner aus der Diaspora an die Versammlung. Zuletzt wird über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung verhandelt und die Bestimmung darüber dem Centralvorstand überlassen. Mit einem Verzeichniß der Theilnehmer schließt der Bericht über die 48. Hauptversammlung.

— **Wanderungen über die Schlachtfelder von Saarbrücken und Metz.** Ein Reisebericht von **Hermann Kunz**, Major a. D. Berlin, Verlag von R. Eisenschmidt. 1 ℳ 20 ₰. — Hermann Kunz, dessen lehrreiche Werke über den Krieg 1870/71 allseitig geschätzt sind, hat in diesem Jahre den Wanderstab ergriffen, um aus eigener Anschauung die Schlachtfelder von Saarbrücken und Metz zu studiren. Mit seiner scharfen Beobachtungsweise durchforschte er Höhen, Thäler und Schluchten, um an diese Geländeerkundungen taktische Lehren anzuknüpfen. Er verwahrt sich aber ausdrücklich dagegen, daß er beabsichtige, eine abfällige Kritik der deutschen Führung zu üben, und erkennt selbst an, daß es kein Kunststück sei, auf Grund dieser sorgfältigen Geländestudien und nicht minder der Studien aller erreichbaren Quellen über diese Schlachten die geeigneten Maßnahmen vorzuschlagen. Jedenfalls bietet aber auch dieses Schriftchen eine empfehlenswerthe Bereicherung des Schriftthums über den Krieg 1870/71; namentlich ist es ein brauchbares Handbuch für Uebungsreisen und Kriegsspiel. Zum Besuch dieser Schlachtfelder kann es auch als Reisehandbuch dienen.

—r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 2. Sonnabend, den 4. Januar. 1896.

Der Stern der Weisen.

(Zum 6. Januar, dem Tage der „Heil. drei Könige".)

Von F. K.

„Sieh da, der Stern, den wir im Osten sahen,
Er schreitet wieder leuchtend vor uns her,
Er kündet, daß geboren ward der Heiland,
Den Bileam geweissaget, da er sprach:
Ein Stern aus Jakob wird erstehn, aus Israel
Ein Mensch, der aller Heiden Fürsten bändigt;
Die ganze Erde wird sein Eigenthum."

Auf den 6. Januar fällt bekanntlich das Epiphaniasfest, das heilige „Fest der Erscheinung", auch kurz „Heilige drei Könige" genannt. Wie der biblische Bericht besagt (Matth. 2, 1—10), kamen, nachdem Jesus geboren war, „die Weisen aus dem Morgenlande" nach Jerusalem und fragten: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten." Im 9. und 10. Verse jenes Capitels (Matth. 2) wird noch ergänzend bemerkt: „Und siehe der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis daß er kam und stand oben über, des das Kindlein war. Da sie den Stern sahen, wurden sie hocherfreut &c." Wie erwiesen, feierte die morgenländische Kirche Anfangs am 6. Januar die Geburt Christi und nannte ihn den „Tag der Erscheinung", weil der Sohn Gottes durch seine Menschwerdung der Welt erschienen ist. Die abendländische Kirche aber trennte schon frühzeitig den „Tag der heiligen Geburt" von jenem, an welchem die Magier das Jesuskind aufgesucht haben, so daß für dieses Ereigniß der 6. Januar beibehalten und für jenes der 25. December festgesetzt wurde. — Daß jene Weisen oder Magier Könige gewesen seien, schloß man aus etlichen Bibelstellen (Psalm 72, 10 u. 15 u. Jes. 60, 6). „Von Myrrhen duftet der König und der Geliebte" (Ps. 45, 9; Hohesl. Sal. 1, 13), und schon Tertullian sagt, daß unter den Weisen Könige zu verstehen seien, „denn der Orient hat die Magier fast als Könige gehabt". Aber auch ihre Zahl wird in der Bibel nicht angegeben; nur weil dreierlei Gaben dargebracht wurden, so vertheilte man jede an einen König, so daß sich also die Dreizahl aus der Verschiedenheit der Geschenke herausbildete. Augustinus sagt nun mit Rücksicht hierauf: „Darin, daß sie dreierlei bringen, möge die Trinität gefunden werden; daran, daß es drei Gaben sind und jeder eine darbringt, wird die Einheit erklärt." Nach und nach hat sich überhaupt durch den reichlichen Zuwachs apokrypher Zusätze eine vollständige und umfangreiche Legende aus dem kurzen Berichte über die Magier herausgebildet, welche Johannes von Hildesheim im 15. Jahrhundert aufzeichnete. Danach hießen die drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar und herrschten über die drei Indien. Kaspar von Tarsis, der größte an Körperlänge unter ihnen, war ein Mohr; der kleinste, Melchior, gebot in Nubien und Balthasar in Godolia. Längst hatten sie die alttestamentliche Weissagung des midianitischen Priesters Bileam (4. Mose 24, 17 „Ich sehe ihn, wiewohl nicht gegenwärtig; ich schaue ihn, wiewohl nicht so nahe! Es tritt ein Stern hervor aus Jakob") vernommen. Sie errichteten nun, wie die heilige Sage ferner wissen will, auf ihrem Berge Vaus eine Sternwarte und stellten bei derselben zwölf Astronomen an, welche, sich ablösend, nach dem „großen Stern der Morgenländer" auszuschauen hatten. „Als aber der Stern erschien, da leuchtete er so hell über alle Lande, daß die Sonne vor seinem Schein erblindete und ein jeder ihn ohne Fernrohr mit bloßen Augen sehen konnte; er trug in sich zugleich die Zeichen des Kreuzes und die Gestalt eines Kindleins", wie Mannhardt (Weihnachtsblüthen 1864 S. 121) gemäß jener Legende berichtet, die wir nun hiermit verlassen wollen. Die christliche Kirche hat diese Erscheinung des Sternes einfach als ein Wunder angenommen und will in ihm unter Zugrundelegung jener poetischen Weissagung Bileam's directe Beziehungen des Christenthums zum Heidenthum entdecken. Er wird darum auch von altchristlichen Kirchenvätern viel besprochen und hoch gerühmt (vgl. Münter, Sinnbilder der alten Christen S. 78). Des leuchtenden Wunders gedenken außer dem oben angezogenen Evangelisten Matthäus (2, 1—11) das Protevangelium des Jakobus, ferner die angebliche Schrift des Julius Afrikanus über die zur Zeit der Christgeburt vorgefallenen Begebenheiten, sowie die Kirchenväter Ignatius (Ep. ad Ephesios, cap. 19) und Justin der Märtyrer. Ja selbst heidnische Schriftsteller erwähnen die Erscheinung dieses Sternes, z. B. Celsus, Chalcidius und Hermippus. — Wie hat man sich dieser räthselhaften Angelegenheit gegenüber zu verhalten? Zunächst ist es beachtenswerth, daß die Weisen „aus dem Morgenlande" waren, also aus dem fernen Osten, wo die geheimnißvolle Astrologie zu Hause war, mit welcher sich im grauen Alterthume nur die Magier beschäftigten (vgl. 2. Mose 7, 11—12; Daniel 2, 2; Apostelgesch. 8, 9 u. s. w.), welche sich unter den vornehmen Kasten der Priester und Gelehrten zahlreich vorfanden. Eine so auffallende Himmelserscheinung konnte auch nur von sternkundigen Weisen der östlichen Länder zuerst wahrgenommen werden. In seinem „Evangelium nach Matthäus" (1. Bd. S. 63) sagt Schegg: „Der Glaube war sehr verbreitet, daß die Geschicke der Völker in den Sternen aufgezeichnet und aus ihnen zu entziffern seien. Conjunctionen von Planeten oder die Erscheinung außerordentlicher Sterne galten für die Vorbilder ebenso außerordentlicher Erscheinungen auf Erden, und besonders brachte man die Geburt großer Männer mit solchen uranologischen Vorgängen in Verbindung. Das geistige Culturleben der Völker lag zur Zeit der Geburt Christi darnieder. Alles erwartete eine Neugestaltung der Dinge. Keine Philosophie, kein Orakel gab dem fragenden Geiste mehr Antwort, nur die Himmel schienen noch nicht gelöste aber zu lösende Geheimnisse zu enthalten, daher hatten gerade in dieser Periode Mathematiker, Astrologen und Mantiker ihr goldenes Zeitalter. Die Kunde der messianischen Erwartungen der Juden hatte sich über die ganze Erde verbreitet, und ebenso hielt man auch ihre Erfüllung für nahe. Schließen wir nun die Magier in diese Erkenntniß und Erwartung eines mächtigen Königs mit ein, so konnten sie nach ihren religiösen und astrologischen Ansichten nicht zweifeln, Zeichen und Merkmale ihrer Erfüllung vom Himmel zu erwarten, um so mehr, wenn sie mit dem Orakel Bileam's bekannt waren; und wir dürfen bei den Magiern eine Bekanntschaft mit den heiligen Büchern der Juden voraussetzen. Der Ausdruck „Stern" ist in der Weissagung allerdings bildlich gemeint, aber was sollte den Magier hindern, neben dem bildlichen am eigentlich buchstäblichen Sinn festzuhalten, zumal wenn Judäa am Himmel durch ein eigenes Sternbild, die Fische, vertreten war? Trat nun aus diesem uranologischen Juda plötzlich ein wunderbarer Stern hervor, so wies er wie von selbst auf das hin, was im irdischen Juda geschehe. Dieser Stern am irdischen Israel war aber kein anderer als der erwartete Messias." — Die drei Magier gehörten jedenfalls wohl einer erblichen Priesterclasse an, welche sich nach morgenländischer Sitte die Astrologie zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Sie werden von den meisten Schriftstellern der einschlägigen Materie für Heiden gehalten, dagegen von Harenberg, Paulus und Münter für Juden,

weil diese der Ansicht waren, daß sich nichtmosaische Magier keineswegs so für den „neugeborenen König der Juden" hätten interessiren können, wie es geschehen. — Ganze Generationen von Magiern hatten vielleicht schon auf den einst erscheinenden Stern, der die Geburt des Welterlösers verkündete, aufmerksam gemacht. Sobald er in die Erscheinung treten würde, sollten sich einige „Zunftgenossen" sofort aufmachen und nach der im Westen liegenden Geburtsstätte des Judenkönigs begeben und ihm die erforderliche Huldigung darbringen. Die Kunde von dem neugeborenen Herrscher Judas erscholl alsbald auch wohl im ganzen Orient, was die Weisen bewog, aus ihrer Mitte drei geschenkbeladene Vertreter zu entsenden. Bei ihrer Ankunft in Jerusalem fragen sie darum sofort nach dem neugeborenen Könige der Juden und setzen folgende Begründung hinzu: „Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten." Sie hatten also eine außerordentliche Erscheinung beobachtet und hielten dieselbe nach astrologischen Grundsätzen für die himmlische Vermeldung der Geburt des langersehnten Fürsten Israels. — Was für ein Stern war dieser außergewöhnliche Himmelskörper? wird man wohl hier und da fragen. Die Ansichten über ihn sind ebenso verschieden wie die auseinandergehenden Meinungen in Bezug auf die Magier. Soviel steht fest, daß er keine gewöhnliche Erscheinung sein konnte, sonst hätte er nicht die allgemeine Aufmerksamkeit der asiatischen Astrologen auf sich zu lenken und eine so hervorragende Deutung herbeizuführen vermocht. Der Bischof Ignatius spricht von ihm als einem Gestirn, welches vorher nicht vorhanden gewesen sei und mit seinem hellstrahlenden Licht alle kundigen Beschauer mit Bewunderung erfüllt habe. Auch Origenes hält ihn für einen ganz neuen Stern, der keinem der vorher gekannten gleich gekommen sei. Ebenso bezeichnet ihn Eusebius als den neuen Stern, der die Verkündigung der Geburt des „Lichts der Welt" bezweckt habe. Andere Anschauungen legt wiederum Heyn an den Tag, der den räthselhaften Stern geradezu für einen Kometen erklärt, was jedoch von Semmler widerlegt wird, der in seiner „Beschreibung des Sterns der Weisen" (Halle 1743) in trefflicher Weise darthut, daß zwischen demselben und einem Kometen ein großer Unterschied bestehe. Ungünstiger noch lautet das Urtheil verschiedener älterer Schriftsteller, welche jenen Stern für eine leuchtende Erscheinung in der Luft halten und diese in Verbindung bringen mit der bei Lukas (2, 9) erwähnten „Klarheit des Herrn". Dieser Sucht nach allerhand müßigen Annahmen wurden endlich durch Keppler's Vermuthung ihre Grenzen gesetzt, indem derselbe, aufmerksam gemacht durch die anno 1604 eingetretene Conjunction der Planeten Jupiter, Saturn und Mars, dasselbe Phänomen in dem Stern der Weisen erkannte und wirklich durch Berechnung heraussfand, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 747 nach der Gründung Roms eine ähnliche Erscheinung eingetreten sei. Dieselbe muß im letzteren Falle ebenso wie später auffälliger als der Glanz des hellsten Sterns gewesen sein. Nach alten jüdischen Traditionen sollte je eine Conjunction des Jupiter und Saturn im Thierkreiszeichen der Fische stattfinden, welche als Verkündigerin der Geburt des Messias betrachtet wurde, wie Münter (a. a. O. S. 67) darthut. Am 20. Mai, 27. October und 12. November des Jahres, in dem Christus geboren wurde, trafen nach Ideler's Berechnung (Handbuch der Chronologie II. 399 ff.) die Planeten Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische zusammen. Dieser Gelehrte schreibt: „Beide Planeten kamen im Jahre 747 der Stadt Rom zum ersten Male am 20. Mai im 20. Grade der Fische zusammen. Sie standen damals vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel und waren, da ihre aufsteigenden Knoten auf einerlei Zeichen trafen, nur einen Grad von einander entfernt. Jupiter ging dem Saturn nördlich vorbei. Um die Mitte des Septembers kamen beide in Opposition mit der Sonne um Mitternacht im Süden, Saturn am 13., Jupiter am 15. Der Längenunterschied war damals anderthalb Grad. Beide waren rückläufig und näherten sich von Neuem. Am 27. October fand hierauf eine zweite Zusammenkunft im 16. Grade der Fische, und am 12. November, wo Jupiter sich wieder östlich bewegte, eine dritte im 15. Grade desselben Zeichens statt. Auch bei den letzteren beiden Conjunctionen betrug der Breitenunterschied nur etwa einen Grad, so daß für ein schwaches Auge der Planet fast in den Zerstreuungskreis des andern trat, mithin beide als ein einziger Stern erscheinen konnten. Hegten nun wirklich die jüdischen Astrologen große Erwartungen von einer Zusammenkunft der beiden oberen Planeten im Gestirn der Fische, so mußte ihnen gerade diese von der größten Bedeutsamkeit erscheinen. Die drei Planeten gingen dreimal vor einander vorüber, rückten dabei auch der Breite nach ganz nahe zusammen und zeigten sich die Nacht hindurch Monate lang bei einander, als wenn sie sich gar nicht wieder trennen wollten. Ihre erste Zusammenkunft im Osten erregte die Aufmerksamkeit einiger speculirender Chaldäer. Sie erwarteten den Messias, der nach alten Weissagungen zu Bethlehem geboren werden sollte, und machten sich auf den Weg, um ihm ihre Huldigungen darzubringen. Als sie in Jerusalem ankamen, zeigten sich diese beiden Planeten aufs Neue in Conjunction und zwar in den Abendstunden am südlichen Himmel und sie folgten dieser Richtung, die sie zur Stelle brachte." — Jener auffällige Vorgang in der lichten Sternenwelt ereignete sich nun zu einer Zeit, wo die Hoffnungen auf den Messias ihren höchsten Punkt erreicht, der ganze Orient mit zahlreichen Sagen von dem bald aus Juda hervorgehenden Herrscher erfüllt und die Unzufriedenheit des israelitischen Volkes mit der Römerherrschaft zum Aeußersten gelangt war. Daß nach astrologischem Glauben der alten Welt durch Gestirne und besonders durch Kometen und durch Constellationen außerordentliche Begebenheiten, insbesondere Geburt und Tod ausgezeichnet hochgestellter Menschen angezeigt wurde, bekunden schon Lucan, Sueton, Seneca, Josephus u. A. Kein Wunder nun, wenn auch die Juden ein so ausgeprägtes Zeichen in den Sternen mit dem langverkündigten Kommen ihres Messias in Verbindung brachten, besonders mit der einschlägigen Stelle bei Moses (Numerus 24, 17). Die Vereinigung des Jupiter mit dem Saturn war noch um so bedeutungsvoller, weil die weisen Astrologen verschiedene Religionen zu ihnen in Beziehung setzten, denn Jupiter war Patron aller Glaubensbekenntnisse und Saturn speciell der des mosaischen. Auch das Fischzeichen war nicht ohne Bedeutung, denn schon der berühmte Rabbi Abarbanel stellte die Behauptung auf, daß eine Planetenconjunction in demselben die Juden betreffe, da gerade das Zeichen der Fische dem Volke Israel gleichsam zugehörig sei, wofür er fünf muthmaßliche Gründe ins Feld führt. — In Wirklichkeit kann man nur so viel behaupten, daß jene Himmelserscheinung, die ungefähr mit der Geburt Jesu zusammenfällt, unter den damaligen Astrologen allgemeine Aufmerksamkeit erregte und somit auch Veranlassung zur Ausgestaltung der Sage gab, wie sie in der biblischen Geschichte vorliegt. Eine chronologische Bestimmung des Geburtsjahres Jesu läßt sich auf diesen sagenhaften Bericht nicht gründen. — Betrachten wir nun den Lauf des Gestirns von Bethlehem! Als die Magier von Jerusalem nach Bethlehem wanderten, ging der Stern am östlichen Himmel auf, also in der Gegend, welche sie vor Augen hatten. Er zeigte ihnen gleichsam den Weg, indem er sich scheinbar in der Richtung nach Bethlehem bewegte. Als sie hier anlangten, bemerkten sie das bahnkündende Gestirn noch in derselben Himmelsgegend. Wenn der Stern „oben über" stand, „da das Kindlein war", so ist das natürlich, sobald man die geographische Lage beider Orte zu einander in Betracht zieht. „Wer einmal Gelegenheit hat, bei Nacht von Jerusalem nach Bethlehem zu wandern, dem wird es nicht schwer werden, die rechte Antwort auf diese Frage zu finden. Wenn man diesen Weg in einer sternklaren Nacht zurücklegt — und wie oft habe ich's fast zu jeder Stunde der Nacht gethan! —, ist es oft gerade, als ob einer der hell leuchtenden Sterne im Süden hoch über der Höhe von Bethlehem stünde, wie eine himmlische Leuchte der nachtumfangenen Stadt. Das sieht man aber erst, wenn man in die Nähe Bethlehems kommt. Zuvor hat man zwischen Jerusalem und Bethlehem mehrere kleine Hügel zu passiren. Verläßt man Jerusalem, so scheinen die südlichen Sterne zunächst über dem ersten Hügel oben zu stehen. Hat man diesen erreicht, so wandert der Stern gewissermaßen weiter und steht für das Auge des Wanderers plötzlich über einem entfernteren, Bethlehem näheren Hügel. Endlich aber, je näher dem Ziel, reicht der Blick bis Bethlehem, aber auch nicht weiter, da Bethlehem, auf seiner Höhe liegend, die dahinter liegenden Berge mehr und mehr verdeckt. Die Sterne strahlen dann hell leuchtend gerade über Bethlehem. Wir haben dann dasselbe Recht, zu sagen, die Sterne seien vor uns hergegangen, wie wir ohne Bedenken sagen, die Sonne sei von Osten nach Westen gegangen u. s. w. So erging es auch den Weisen .... Das Haus in Bethlehem konnte der Stern den Magiern natürlich ebenso wenig zeigen, wie vorher das Städtchen oder das Dorf. Sie mußten sich in demselben erkundigen. Hier aber erinnerte der seltsame fremde Besuch mit seinen noch seltsameren Fragen selbstverständlich an die vor zwei Jahren im

ganzen Dorfe besprochenen Ereignisse. Daher fiel es den Weisen nicht schwer, das Haus des Joseph zu finden." (Vgl. Schneller, Kennst du das Land? 1890. S. 38 ff.) Hiermit ist aber das Schicksal des vielbesprochenen Sternes noch nicht beschlossen, obgleich oft behauptet wird, daß er nachher nicht wieder gesehen sein soll. Die fromme Legende erzählt, daß die heiligen drei Könige ihren himmlischen „Zugführer" bei einem in viertelstündlicher Entfernung von Bethlehem gelegenen Brunnen zuerst wiedergesehen hätten. Schon im sechsten Jahrhundert trug man sich mit Wundergeschichten über diese Oertlichkeit. Nachdem das geheimnißvolle Gestirn seinen Dienst verrichtet, sei es in diesen Brunnen niedergesunken und dort dem Auge des Glaubens sichtbar. Wer reinen Herzens und keuschen Sinnes voll mit verhülltem Haupte sich über die Mündung des Brunnens beuge, könne gewahren, wie der Stern von einer Mauer zur anderen über den Spiegel des Wassers dahin ziehe, während dem Unwürdigen dieses Wunder verborgen bleibe. — Das ist jedoch nur eine Sage. Der sachkundige Astronom weiß das angebliche Verschwinden des „großen Sterns der Morgenländer" schon zu ergründen, indem nämlich die Lichtstärke einzelner Sterne oft vom grellen Glanze zum matten Scheine, der kaum wieder für das Auge sichtbar ist, übergeht. Hin und wieder sind auch neue Sterne erschienen, die mit einem großen Glanze auftauchten, so daß sie selbst am Tage gesehen werden konnten, nach und nach aber wieder verblichen. Bereits Hipparch beobachtete 125 v. Chr. eine solche Erscheinung und anno 1572 sah Tycho de Brahe im Sternbild der Cassiopeja einen sehr hellen Stern aufleuchten, der, die Venus an Lichtstärke übertreffend, selbst am Tage sichtbar wurde, dann aber wieder ermattete und nach zwei Jahren gänzlich verschwand. Auch in den Jahren 1596, 1609, 1670 und 1850 waren dergleichen Erscheinungen am Firmament zu beobachten. Selbstverständlich konnte das bedeutungsvolle Gestirn auch nicht von der christlichen Kunst unbeachtet bleiben, ja seine Darstellung in derselben gehört keineswegs zu den Seltenheiten. So sehen wir z. B. auf einem Relief bei Bottari (sculture e pitture sagre tab. 85) die heilige Jungfrau sitzend in einem Lehnstuhle mit dem „Kindlein arm und klein" auf dem Schooße, während Joseph hinter ihr steht. Die Geschenke, welche die Magier — vor denen drei gezäumte Kameelköpfe sichtbar sind — darbringen, kann man nicht deutlich erkennen. Auf einem anderen Relief (a. a. O. tab. 22 und 86) liegt das in Windeln gewickelte Kindlein in einem Korbe (des Stalles). Dahinter stehen Joseph und Maria, während im Vordergrunde ein Ochse und ein Esel zu sehen sind. Die Magier haben ihre Häupter mit phrygischen Mützen bedeckt. Auf einer großen Anzahl von Bildern steht der orientirende Stern am Himmel. Da er aber nach einem alten Commentar des Matthäus die Gestalt eines strahlenumgebenen Kindes gezeigt haben soll, welches ein Scepter oder ein Kreuz trug, so hat ihn Taddeo Gaddi auf einem Frescogemälde (in der Kapelle Baroncelli in S. Croce zu Florenz) auch so dargestellt, während er bei Garofalo von Engelgestalten umgeben zu sein scheint, welche die Passionswerkzeuge Christi tragen. Bottari bringt ein Relief, auf dem der Stern achteckig erscheint, jedenfalls aus dem Grunde, weil die Zahl 8 nicht nur bei den Israeliten von besonderer Bedeutung war, sondern auch bei den alten Christen infolge des mythischen Sinnes, den man ihr unterlegte, eine hohe Verehrung genoß. Münter hat seiner oben erwähnten Schrift ein Titelbild vorgesetzt, welches die drei Magier vor der Krippe zeigt, in welcher das Jesuskind liegt und auf deren Stirnseite die Hälfte eines Sternes sichtbar ist. In Nork's „Festkalender" (1847, S. 777, Tafel 32) findet man ebenfalls die weihnächtliche Krippe zu Bethlehem und vor ihr die heilige Familie, sowie den Ochsen und den Esel abgebildet. Das eingewickelte Kindlein liegt auf der Krippe, und von einem achteckigen Sterne gehen Lichtstrahlen auf das mit dem üblichen Heiligenscheine umglorte Jesuhaupt. — Zum Schlusse wäre nun noch des sogen. „Sternsingens" zu gedenken, als eines weitverbreiteten Brauches, der besonders am Vorabende des Dreikönigstages zu beobachten ist und in erster Linie von der größeren Schuljugend forterhalten wird. Wie alle hohen Feste wurde auch Epiphanias (als Tag der Erscheinung) im Mittelalter mit Aufzügen und Darstellungen in den Kirchen gefeiert, wobei meistens drei Knaben, in Seide gekleidet, mit goldenen Kronen auf den Häuptern und ein goldenes Gefäß in den Händen, „die Weisen aus dem Morgenlande" darstellten. An anderen Orten, besonders in großen Städten, repräsentirten 3 Chorherren, mit Kronen geziert, die Magier, welche von drei verschiedenen Seiten her vor den Altar traten. Der mittlere zeigte mit einem Stabe gen Morgen auf einen Stern und sang dazu einige Verse ab, die sich auf denselben bezogen. Aber auch außerhalb der Kirche wurden die heiligen drei Könige, welche, dem Stern folgend, dem neugeborenen Messias ihre Verehrung bezeugen wollen, Gegenstand einer dramatischen Behandlung. Zwei der betheiligten Acteurs trugen vergoldete Spieße und der dritte den „Stern". „Der sogenannte Stern war eine Stange, auf welcher ein Brett befestigt war. Auf diesem sah man im Hintergrunde ein Schloß stehen, mit Buchsbaum und Gold reich geschmückt, auf einer Seite eine Laube, in welcher drei kleine heilige Könige so lange verborgen stehen, bis das gesungene Lied ihre Erscheinung fordert. Auf der anderen Seite des Schlosses sah man einen Stall, in welchem Maria vor der Krippe saß, in welcher ein Kind vor ihr lag, zwischen Ochs und Esel, und Joseph daneben. Im Schlosse selbst war ein großes Fenster, hinter welchem gewöhnlich Herodes stand, mit schwarzbraunem fürchterlichen Gesichte, eine große, schwarze Perücke auf dem Haupte. Alle Figuren waren beweglich und wurden zu den auf beiden Seiten stehenden Königen in Bewegung gesetzt. Ueber dem allen schwebte ein großer vergoldeter Stern von Pappdeckel, mit Erbsen gefüllt, der stets herumgedreht wurde. Das Ganze wurde durch mehrere Lichter erleuchtet." (Vgl. Nork a. a. O. S. 55/56.) Heut zu Tage ist von der früheren Herrlichkeit nur ein Abends stattfindendes Umsingen mit dem Stern übrig geblieben, was in fast allen Gegenden Deutschlands anzutreffen ist, besonders aber in den österreichischen Ländern. (Vgl. Zingerle, Tiroler Sitten. 2. Aufl. 1871. S. 124 ff., Kuhn, Märk. Sagen Nr. 347 ff., Kuhn, Westfäl. Sagen II. S. 116, Meier, Gebräuche aus Schwaben Nr. 231, Pröhle, Harzbilder S. 49 u. s. w.) Die jugendlichen „Sterndreher" haben meistens weiße Hemden übergezogen, tragen auf dem Kopfe Hüte aus weißem Papier und in den Händen lange Stäbe. Einer, „der König aus dem Mohrenlande", hat in der Regel das Gesicht und beide Hände mit Kienruß geschwärzt. Das dabei gesungene Liedchen in einfacher Tonart lautet fast überall ähnlich. Am vollständigsten finde ich es vor bei Pröhle (Harzbilder S. 49), wo es folgenden Wortlaut hat:

„Es kommen drei Weisen aus Morgenland,
Die Sonne hat uns ganz schwarz gebrannt.
Sie kommen wohl vor Herodes sein Haus,
Herodes der guckt zum Fenster raus.
Herodes der sprach in seinem Sinn:
Wo se d ihr gewesen, wo wollt ihr hin?
Nach Bethlehem und David's Stadt,
Wo unser Herr Jesus geboren ward,
Geboren war wohl auf dem Plan,
Da bleiben die Sternlein wohl stille stahn.
Wir schenken der Madame einen goldenen Wagen,
Da kann die Madame zum Himmel mit fahren,
Wir schenken dem Herrn einen goldenen Tisch
Und dazu einen gebratenen Fisch
Dazu eine Bouteille Wein,
Das soll dem Herrn sein Abendbrod sein."

So singend von Haus zu Haus ziehend und dabei den erleuchteten Sternkasten drehend, werden allerhand Gaben eingesammelt, als Geld, Mehl, Wurst, Brod, Fleisch rc., die dann zu Hause zum Unterhalt der dürftigen Familienglieder dienen. Haben die Kinder ein Geschenk erhalten, so singen sie wohl noch:

„Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
Der liebe Gott laß Sie in Freuden leben,
In Freuden leben wohl immerdar,
Das wollen wir wünschen zum neuen Jahr." —

Es hat mithin der geheimnißvolle Stern der Magier seine weiten Kreise gezogen, wenn er auch ursprünglich nur „ausschließlich den Magiern geleuchtet und von dem übrigen Volke nicht gesehen wurde", wie Menzel in seiner „Christl. Symbolik" wissen will. Wir bekennen dagegen mit dem Dichter:

„Es strahlt am Himmelsrande
Ein Stern, so lieb und mild,
Der kommt aus dem Morgenlande
Und schwebt durch das Gefild.
Er schwebt mit Silberblinken
Den Weisen hell voran,
Und kommt, auch mir zu winken,
Wie er zuvor gethan."

Bücherbesprechungen.

— **Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich** von M. Levy, Justizrath. (Sonderabdruck aus der Wochenschrift „Die Nation".) Berlin, H. S. Hermann, 1895. Preis 1 ℳ. — An jeden Gebildeten tritt jetzt die Aufgabe heran, sich über die Grundzüge des bedeutsamsten Gesetzesentwurfs, der den kürzlich eröffneten Reichstag beschäftigen wird, des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, zu unterrichten. Für diesen Zweck kann die vorliegende Broschüre angelegentlich empfohlen werden. Der Verfasser hat aus dem gewaltigen Rechtsstoffe das Wichtigste, allgemeines Interesse Beanspruchende mit Meisterhand herausgehoben und in ansprechender, leicht faßlicher Weise zu einer wohl orientirenden Uebersicht verarbeitet. Obwohl er auf Kritik nicht ganz verzichtet, tritt er warm und voll patriotischen Eifers für baldige Annahme des Entwurfs ein. N.

— **Drei Predigten bei der 48. Hauptversammlung des Evangel. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung in Hannover** am 10. und 11. September 1895 gehalten von Consistorialrath Grashoff aus Meppen, Abt und Oberconsistorialrath D. Uhlhorn aus Hannover und Oberconsistorialrath Superintendent D. Dibelius aus Dresden. Leipzig. Im Selbstverlage des Evangel. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung 1895. — Die erste der drei Predigten, am Abend des 10. September in der Aegidienkirche zu Hannover über Psalm 84, 2—5 gehalten, geht in schlichter Weise einher und ist von der Liebe zur Gustav Adolf-Sache getragen. Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! 1) Da wird das Sehnen des Herzens gestillt und 2) da erwachet Loben und Preisen. Man muß wie der Verfasser in der evangelischen Diaspora gewirkt haben, um aus ihr so lebenstreu und liebeswarm, wie es S. 8 geschieht, erzählen zu können. Die zweite, in der Gartenkirche gehalten, behandelt Röm. 1, 16 und 17 und darauf hin die Losung unserer Arbeit: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht!" 1) Auf welchem Grunde unsere Arbeit ruht und 2) Welchen Erfolg wir damit hoffen. Auch die Arbeit des Gustav Adolf-Vereins ist ein nothwendiges Stück der kirchlichen Missionsarbeit, ohne sie entstände eine Lücke in der Gesammtheit unserer Arbeit. Sie ist Evangelisationsarbeit. Die Predigt will nicht zum Kampf, aber zur Festigkeit und hoffnungsfreudigen Arbeit aufrufen, zur Arbeit in der Liebe. Die dritte, am 11. September in der Marktkirche gehalten, stellt Psalm 46, 4—6 voran und klingt wie eine helle Posaune „Nec aspera terrent!" Auch das Schwere schreckt uns nicht! — Unser Hannöversches Gustav Adolf-Lied! 1) In evangelischer Tonart singen wir's; 2) Zu protestantischer Arbeit brauchen wir's. Glaubensvoll und liebesmächtig, kampfesmuthig und siegesfreudig rauscht dies Predigtwort dahin, beides in sich vereinigend, das evangelische Ja und das protestantische Nein. Besonders diese letztere Gabe macht das Predigtheft zu einem werthvollen Beitrag zu den Annalen des Vereins. D. K.

— **Napoleon I. in Bild und Wort.** Leipzig 1895. Verlag von Schmidt & Günther. — Von diesem Prachtwerk liegt gegenwärtig die 7. und 9. Lieferung vor uns. Die Sammlung schreitet in der versprochenen Weise fort und bringt neben größeren (z. Th. bereits bekannten) Bildern, wie z. B. dem von David: der erste Consul beim Uebergang über den St. Bernhard, auch reizende kleinere Reproductionen aus der (damaligen) Zeit für die (damalige) Zeit z. B. Napoleon als Thermometer, auf einem Riechfläschchen, auf einem Damen-Pompadour, als Petschaft, als Taschenmesserschale, ja sogar als Behälter für Apfelmost! Auch in jener Zeit hat es das Kunstgewerbe, wie man sieht, an Eifer und Erfindungsgabe nicht fehlen lassen. —tg—

— **Spamer's illustrierte Weltgeschichte.** Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diestel, Professor Dr. F. Rösiger, Professor Dr. O. E. Schmidt und Dr. R. Sturmhoefel neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Dritte völlig neugestaltete Auflage. Zweiter Band. (A. u. d. T.: Illustrierte Geschichte des Alterthums. Zweiter Band. Von Alexander dem Großen bis zum Beginn der Völkerwanderung. In 3. Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Ferd. Rösiger und Prof. Dr. O. E. Schmidt. Mit 418 Textabbildungen und 14 Beilagen und Karten.) Leipzig, Otto Spamer. 1896. XIII, 862 SS. 8 ℳ 50 ₰, in Halbfrzbd. 10 ℳ. — Schnell geht die neue Auflage der Spamer'schen Weltgeschichte ihrem Abschlusse entgegen. Auch der vorliegende Band verdient nach Form und Inhalt das Lob, das wir den bisher erschienenen (I, V—VIII) spenden konnten. Er bringt den Schluß der Geschichte des Alterthums. Prof. Dr. O. E. Schmidt giebt im 6. Buch eine knappe und klare Uebersicht über die Geschichte Alexander's des Großen und der Diadochenzeit und in dem sehr umfangreichen 8. eine Geschichte Roms von den ältesten Zeiten bis zum Untergange des oströmischen Reiches; eine durchweg von gründlicher Kenntniß der neuesten Forschungen zeugende und auch stilistisch recht gewandte Arbeit. Ein wahres Cabinetstück bildet das 7. Buch, das eine trefflich abgerundete Darstellung der hellenischen Cultur von ihren Anfängen bis auf die Zeit Alexander's des Großen und seiner Nachfolger aus der Feder von Ferdinand Rösiger enthält; sowohl die Geschichte der Literatur als namentlich die der griechischen Kunst legen von dem umfassenden Wissen, dem feinen Verständniß und der Gestaltungskraft des Verfassers ein glänzendes Zeugniß ab. Für die Einheitlichkeit der Darstellung wäre es vielleicht vortheilhaft gewesen, wenn auch die Literatur und Kunst der Römer, die jetzt in einzelnen Abschnitten des 8. Buches besprochen wird, in engem Zusammenhange mit der griechischen Kunst behandelt worden wäre; der Abschnitt über das antike Leben und die antike Kunst hätte dann einen trefflichen Schluß des Bandes gebildet. Ganz vorzüglich ist wiederum die reiche illustrative Ausstattung des Bandes; sie bietet nicht nur dem Geschichtsfreunde, sondern auch dem Fachmann ein wesentliches Hilfsmittel zum Verständniß, da fast durchweg antike Originale nachgebildet werden und überall genaue Quellenangaben beigefügt sind. Es fehlen nunmehr der 3. Auflage der Spamer'schen Weltgeschichte, die im Vergleich mit der 2. als ein völlig neues Werk bezeichnet werden kann, nur noch die Darstellung des Mittelalters (Bd. III, IV) und der neuesten Zeit seit 1808; daß für die letztere zwei Bände (Bd. IX und X) bestimmt sind, wird man mit besonderer Befriedigung begrüßen können. —m—

— **„Aus allen Welttheilen."** Illustrirte Monatshefte für Länder- und Völkerkunde und verwandte Fächer nebst der Beilage „Geographische Nachrichten", Organ des „Vereins für Erdkunde" zu Halle a. S. und der „Geographischen Gesellschaft" zu Jena. Jahrg. XXVII. Heft 1. 2. — Diese bekannte geographische Zeitschrift bringt in allgemein verständlicher Form einen reichhaltigen, belehrenden und anregenden Stoff. Daß ihre Basis zugleich eine wissenschaftliche ist, das bezeugen die Verfasser der verschiedenen Artikel. Aus dem reichen Inhalte der mit guten Bildern und Karten ausgestatteten Hefte wollen wir hervorheben: Die meisterhafte Schilderung unseres fernstgelegenen Schutzgebietes, der „Marshall-Inseln" und ihrer Bewohner von Prof. Dr. Kirchhoff; die nach eigener Anschauung trefflich beschriebenen „Kupferminen von Rio Tinto" von Dr. G. Wegener; den über Meinungen und Beschlüsse der hervorragendsten Geographen der Welt orientirenden Bericht von Dr. Halbfaß über den VI. Internationalen Geographischen Congreß in London; den belehrenden Aufsatz „Ablagerungen aus fließendem Wasser" von Prof. Dr. Neumayr; die gehaltvolle Arbeit von Hellmuth Panckow über „Die Bevölkerung von Formosa"; die gediegene Studie über „Madagascar", das durch die kriegerischen Operationen Frankreichs in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten ist, aus der Feder von Dr. C. Spielmann, Stadtarchivar in Wiesbaden. Die in den „Geographischen Nachrichten", dem ständigen Beiheft der Zeitschrift, das zugleich das Organ mehrerer angesehener geographischer Gesellschaften ist, enthaltenen kleinen Mittheilungen zeichnen sich durch Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit aus. Jahrgang, Verfasser, Herausgeber bezeigen genugsam, daß diese geographische Zeitschrift eine der beliebtesten und meistgelesenen ist. Ee.

— **Für junge Mädchen nach vollendeter Schulzeit.** Jahrbuch. Herausgegeben von Lina Morgenstern. Siebenter Jahrgang. 192 S. — Es dürfte wohl genügen, wenn wir unser Urtheil über das uns zur Besprechung übergebene Jahrbuch der bekannten und auf ihrem eigentlichen Gebiete ja auch verdienstvollen Herausgeberin dahin kurz zusammenfassen, daß wir einzelne Beiträge für nicht ganz ungeeignet halten, die Antheilnahme junger Mädchen zu erwecken. Allen Arbeiten des Jahrbuches können wir jedoch diese Anerkennung durchaus nicht zu Theil werden lassen: einige hätten wir in einem für „junge Mädchen nach vollendeter Schulzeit" bestimmten Buche zu finden überhaupt nicht für möglich gehalten. — Als eine irgendwie werthvolle Bereicherung der „Jugendliteratur" können wir mithin das ganze Buch nicht ansehen. W. Sm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 3. Dienstag, den 7. Januar. 1896.

Der Donaudurchbruch und die Regulirungsarbeiten am „Eisernen Thor".

Von Dr. Bernh. Hoffmann. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Im Bereiche der unteren Donau ist eine neue Culturarbeit, die Regulirung des Donaulaufs im Gebiete des „Eisernen Thores", nahezu beendigt worden. Dieselbe beschränkt sich aber nicht auf das sog. „Eiserne Thor" allein, sondern ist auf die ganze Strecke des Donaulaufs ausgedehnt worden, auf welcher der Strom die transsilvanischen Alpen einerseits und die serbischen Gebirge andererseits durchbricht; dieselbe hat eine Länge von 135 km. Auf diesem landschaftlich höchst interessanten und an Naturschönheiten überreichen Abschnitt, der gewöhnlich als die Klissura — Durchbruch bezeichnet wird, bildet der gewaltige Fluß nicht weniger als 7 Katarakte, deren Entstehung durch die geologische Beschaffenheit der umgebenden Gebirge bedingt ist. Vor Allem überwiegen in der Umgebung des Donaudurchbruchs krystallinische Schiefer mit zahlreichen Einlagerungen von hartem Quarzit, Granit, Porphyr, Serpentin, Kalkgesteinen u. s. w. Auch hat man hier und da trachytische Gesteine nachgewiesen. — Besteigen wir einmal im Geiste einen der sehr kleinen und flachgehenden Kataraktendampfer und fahren von Moldava stromabwärts, so gelangen wir zuerst zur sog. „Stenka"; sie wird dadurch gebildet, daß ein auf dem linken Ufer emporragender Berg seine granitischen Felsmassen 758 m weit in das Bett der Donau vorschiebt. Unterhalb von Drenkova folgen die Katarakte „Kozla" und „Dojke"; durch die erstgenannte Felsbank wird die Strömung ans linke Ufer getrieben, um darauf sofort durch die „Dojke" an das rechte Ufer gedrängt zu werden, so daß sie einen Winkel von nahezu 90° bildet. Mächtige Strudel und trichterförmige Vertiefungen der Wasserfläche künden die Gefahren an, welche hier der Schifffahrt drohen. Nun rücken die Berge von beiden Seiten wieder näher zusammen und engen das Strombett ein, das jedoch vorläufig keine weitere Gefahr bietet. An einer Stelle ragen aus dem Wasser zwei Felsen hervor, die wegen ihrer dunklen Farbe und büffelkopfähnlichen Gestalt die „Büffel" genannt werden. Dann erhebt sich links der 630 m hohe Rhyolitfels Treskowatz, dessen röthlich schimmernde Massen uns von der Revolution der Erde erzählen, während die Kalksteinschichten der angrenzenden Wände deutlich genug darlegen, was für unendliche Kräfte entfesselt werden, wenn Mutter Natur bei der Arbeit ist. Noch schwelgt das Auge im Anblick ihrer gewaltigen Schöpfungen, da schlägt lautes Brausen und Rauschen an unser Ohr. Wir gelangen an die Felsbänke „Izlasz" und „Tachtalia", welche zusammen auch als das „kleine Eiserne Thor" bezeichnet werden; die Geschwindigkeit des Wassers übersteigt stellenweise 3 m in der Secunde. Kaum sind wir hier glücklich durchgelangt, so schiebt sich von rechts der Kalksteinberg Greben in die Donau vor, dem auch einige Klippen im Bett der Donau zugehören, so daß bei niedrigem Wasserstand der befahrbare Theil derselben nur 220 m breit ist. Nach dem Greben-Defilé verbreitert sich die Donau, besonders infolge einer starken Ausbuchtung des serbischen Ufers, seeartig zum Milanovaczer Becken, so benannt nach einer am serbischen Ufer liegenden Ortschaft. An der Südostecke, die der Strom nun erreicht, um von hier nach Nordosten weiter zu fließen, stellt sich ihm ein neues Hinderniß in den Weg; es ist die Serpentinbank „Jucz", wo die Stromgeschwindigkeit auf fast 3½ m pro Secunde wächst. Der Weiterlauf der Donau aber vollzieht sich ziemlich ruhig. Bald kommen wir in den großartigsten Abschnitt des Donaudurchbruchs, in den „Kasan". Während die Strombreite im Milanovaczer Becken bis auf 2100 m anwuchs, sinkt sie hier an einer Stelle auf 180 m! Was der Fluß an Breite eingebüßt hat, sucht er an Tiefe zu ersetzen. An die Riesenströme der Erde müssen wir denken, wenn wir erfahren, daß hier die Tiefe der Donau bis auf 54 m ansteigt! Links erblicken wir die oft tief in die Felsen eingehauene Szechenyistraße, rechts gewahren wir die letzten Spuren der vom römischen Kaiser Trajan durch den Kasan gebauten Heeresstraße. Zuletzt folgt die „Trajanstafel"; dann passiren wir links den letzten ungarischen Ort Orsova und nun gelangen wir zum größten und gefährlichsten Hemmniß der Schifffahrt, zum eigentlichen „Eisernen Thor" (türkisch Demirkapu). Die ganz besonders verderbendrohende Strecke ist ungefähr 3 km lang und besteht im Wesentlichen aus der mächtigen, bei niedrigem Wasserstande theilweise aus den Fluthen aufragenden Felsenbank der Prigrada, die sich vorherrschend aus sehr harten Kalkmassen der Liasperiode zusammensetzt und in hunderte von kleinen und großen Riffen zerfällt. Dabei fließt das Wasser mit außerordentlicher Schnelligkeit über diese Barriere hinweg; die Geschwindigkeit beträgt 4—5 m in der Secunde, und das Gefäll steigt an einer Stelle auf 3 m pro km! Schon nähern wir uns der Bank mit großer Geschwindigkeit. Die Oberfläche des Wassers wird unruhiger; sie kräuselt sich in buntem Durcheinander zu kleinen Wellenkämmen; das Schiff beginnt schwankende Bewegungen zu machen; es scheint, als kochte das Wasser, so wallt es überall, Schaum und Luftblasen aufstoßend, auf; Strudel reiht sich an Strudel; ein wahres Chaos von regellos durcheinander schlagenden Wellen umgiebt uns; ein immer lauter werdendes Brausen und Tosen trifft unser Ohr; zu beiden Seiten starren Klippen empor, zwischen denen wir mit großer Geschwindigkeit durchsausen; eine fieberhafte Erregung fängt an, sich unser zu bemächtigen; wir fühlen, daß die geringste Falschstellung des Steuers für uns verhängnißvoll werden kann, — — da endlich glättet sich die Wasserfläche wieder, ein Blick stromauf sagt uns, daß die Prigrada hinter uns liegt. — Die Folge der hier geschilderten Stromverhältnisse war bisher, daß die Schifffahrt wochen-, oder gar monatelang unterbrochen werden mußte; ja, es hat Jahre gegeben, wo man an mehr als 250 Tagen den gefürchtetsten aller Donaukatarakte nicht hat durchfahren können. Daß unter solchen Umständen die untere Donau für den Verkehr und den Handel fast bedeutungslos war, liegt auf der Hand. Und was für eine Aufgabe fällt ihr eigentlich zu! — Der Erste, der in neuerer Zeit die Rolle, welche der Donau in handelspolitischer und cultureller Beziehung eigentlich gehört, klar erkannte und darauf hinwies, daß „die Donau aus ihrem Joche befreit und bis ans Schwarze Meer schiffbar gemacht werden" müsse, war der ungarische Staatsmann Graf Stephan Szechenyi. Er betraute mit der Ausarbeitung der Pläne den ungarischen Ingenieur Vasarhelyi, der auch die Vorarbeiten zum Bau der Szechenyistraße getroffen hatte. Im Jahre 1834 erreichte die Donau einen außerordentlich niedrigen Stand, der sofort benutzt wurde, um eine große Menge aus dem Wasser hervorragender Felsen abzusprengen. Doch war dies eine verschwindend kleine Leistung gegenüber den noch zu bewältigenden Arbeiten. Freilich lagen auch viele äußere Hindernisse im Wege. Dazu starb Vasarhelyi 1846, und es mußten nun Andere an seine Stelle treten. Nach dem Krimkriege nahm die Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft die Sache in die Hand; aber auch ihre Bestrebungen waren erfolglos. Dann kam 1871 der Londoner internationale Congreß, auf welchem die Uferstaaten an der unteren Donau zur Beseitigung der Stromschnellen und zur Erhebung einer Schiffstaxe ermächtigt wurden, bis die aufgewandten Summen sammt Zinsen amortisirt sein würden. Die später zusammen-

tretende internationale Commission arbeitete Pläne aus, die darauf hinausgingen, Canäle durch die verschiedenen Katarakte zu legen und Dämme zur Regelung der Stromgeschwindigkeit und des Wasserstandes zu bauen. Doch auch jetzt erlitt das Unternehmen wieder eine Verzögerung. — Endlich schloß im Jahre 1878 Ungarn mit Serbien einen Vertrag ab, nach welchem letzteres die zu den Arbeiten nöthigen Uferstrecken auf ewige Zeiten abtrat, wogegen es betreffs der Schiffahrt auf der unteren Donau mit den meistbegünstigten Staaten gleichgestellt werden sollte. Oesterreich-Ungarn wurde mit der Ausführung der Regulirungsarbeiten beauftragt, und nur insofern änderte sich die Sachlage etwas, als Ungarn allein die Arbeiten übernehmen und dafür allein den Zoll erheben sollte. — Nochmals trat indeß eine Pause ein, bis 1883 der Minister Baron Kemény und später sein Nachfolger Gabriel Baroß die Sache wieder ernster betrieben. Der letztere beauftragte den damaligen Landesbau-Inspector E. Wallandt mit der Ausarbeitung der Pläne. Dieselben wurden in der Hauptsache angenommen. Nachdem die Regierung 9 Millionen Gulden als Baukosten bewilligt hatte, berief im Juni 1889 der Minister Baroß die Commission zusammen, an deren Spitze Wallandt als Sectionsrath gestellt wurde, und am 15. September 1890 erfolgte die feierliche Eröffnung der Arbeiten, indem der Minister durch den Druck auf einen Knopf eine Anzahl Minen elektrisch zur Entladung brachte, durch welche ein Theil des Berges Greben in die Luft bez. in die Donau flog. — Die Arbeiten waren sehr schwieriger Natur. Es erwies sich geradezu als undurchführbar, die Felsbank der Prigrada für die Schiffe passirbar zu machen. Die Unmenge und Festigkeit des Gesteins hätte einen bedeutenden Mehraufwand erfordert. Man schob deshalb das rechte Flußufer durch An- und Aufschüttung etwas nach dem Strome zu vor und führte dann zwei parallellaufende Riesendämme auf, zwischen denen der aus Kalk und Schiefer bestehende Boden ausgesprengt wurde, bis die Tiefe des Canalbettes 3 m unter dem tiefsten Stand der Donau betrug. Ursprünglich hatte man nur 2 m in Aussicht genommen; aber die immermehr zunehmende Größe der vom Schwarzen Meere heraufkommenden Schiffe — besonders der griechischen, welche bis zu 2200 Tonnen Tragfähigkeit besitzen — nöthigte zu einer größeren Tiefe. Die Kosten sind infolge dessen auf nahezu 12 Millionen Gulden angewachsen. Es werden nun aber alle Schiffe bis Orsova fahren können, was dem Orte eine außerordentlich große Zukunft, besonders als Umschlageplatz, in Aussicht stellt. Grund und Boden haben daselbst schon eine sehr wesentliche Werthsteigerung erfahren. Die Breite des Canals beträgt an der Sohle 72 m. Nach dem oberen Ende hin biegt der innere Damm in die Donau vor, um die Einfahrt für die thalfahrenden Schiffe möglichst leicht zu gestalten und dem Canal die nöthige Wassermenge zu sichern. Was hier geleistet worden ist, kann man daraus ersehen, daß aus dem eigentlichen Canal, dessen Länge ca. 2½ km beträgt, 300 000 cbm Felsen ausgesprengt worden sind. — Bei den Stromschnellen Stenka, Kozla-Dojke, Izlasz-Tachtalia und Jucz hat man je einen 60 m breiten und beim tiefsten Wasserstand noch 2 m tiefen Canal gesprengt, ohne jedoch einschließende Dämme aufzuführen; indeß werden die Einfahrten genau bezeichnet, so daß die Schiffe gefahrlos durch die Stromschnellen fahren können. Hingegen hat man an anderen Stellen riesige Steindämme erbaut, welche im Wesentlichen dazu dienen sollen, das Strombett einzuengen und die Stromgeschwindigkeit zu reguliren. Der bedeutendste ist derjenige unterhalb des Berges Greben. Er schließt die rechte Ausbuchtung des Milanovaczer Beckens ab und besitzt eine Länge von 6,2 km. Zu seinem Baue sind nicht weniger als 500 000 cbm festes Material nöthig gewesen. Dieselben sind in der Hauptsache durch Absprengen des Berges Greben gewonnen worden, der dadurch, daß er in das Strombett der Donau vorragte, besonders bei hohem Wasserstande sehr gefährlich war. Auch unterhalb der Stromschnelle Jucz hat man einen die Strombreite wesentlich vermindernden Damm, und zwar auf serbischer Seite, aufgeführt. Natürlich waren, um solche Riesenarbeit zu leisten, auch Riesenkräfte erforderlich. So betrug anfangs die Zahl der Arbeiter 5000; später sank sie auf etwa 1500. Im Wasser selbst aber galt es zunächst, eine genaue Kenntniß des Flußbettes zu erlangen. Zu diesem Zwecke wurden eine Anzahl Sondirschiffe erbaut. Auf einer horizontalen Scheibe, die auf zwei Pontons ruht, bewegen sich auf Schienen zwei Meßapparate folgender Construction: An den vier Ecken eines Quadratmeters sind vier vertical bewegliche Stangen angebracht, welche durch die im Abstande von je einem Meter auf der Platte befindlichen Oeffnungen in die Tiefe gelassen werden können. Man vermag, bei jeder Stellung des Schiffes die Tiefe von 180 qm Flußsohle zu messen, so zwar, daß man die Tiefe des Wassers an den Ecken jedes einzelnen Quadratmeters kennt. Die genaue Fixirung des Schiffes und der Meßapparate erfolgte durch Triangulation mit Hilfe von Instrumenten und Zeichen, die am Ufer aufgestellt waren. Nach den Sondirschiffen traten die Bohr- und Sprengschiffe in Thätigkeit. Das eine derselben besitzt nicht weniger als 11 Bohrgestelle. Anderseits suchte man auch mit einfachen Steinbrechmaschinen den Felsen beizukommen. Die senkrecht beweglichen Meißel, welche durch Dampfkraft gehoben und mittels einer Aushebung fallen gelassen werden, wiegen bis zu 170 Ctr. = 8500 kg! — Riesenbaggermaschinen waren endlich dazu bestimmt, die losgesprengten Massen heraufzuholen und fortzuschaffen. Die bedeutendste dieser Maschinen ist in Schottland gebaut und hat den Weg von dort über den Atlantischen Ocean durch das Mittelländische Meer, den Bosporus u. s. w. unter eigenem Dampf in 45 Tagen zurückgelegt! Eine Hauptschwierigkeit bot auch die Anlegung der Dämme, insofern die hinabgeschütteten Gesteinsmassen trotz ihrer Schwere von der starken Strömung immer wieder fortgespült wurden. Man half sich schließlich damit, daß man ganze Schiffe, die mit Steinblöcken angefüllt waren, versenkte; sie allein vermochten der Gewalt des Stromes zu widerstehen und nachfolgenden Steinschüttungen den nöthigen Halt zu bieten. Zur Gewinnung der Steinmassen wurden umfangreiche Brüche angelegt, von wo aus die vielfach mit alten, versteinerten Ammoniten durchsetzten Kalkgesteine durch Schiffe oder Eisenbahnen, die man eigens zu diesem Zwecke angelegt hatte, fortgeschafft wurden. Jahrelang hallten die Ufer und Klippen wider von dem Getöse der Maschinen, dem Pfeifen der Locomotiven und Schiffe, dem Schlagen der Steinmeißel und besonders dem Donner der Dynamitentladungen; sind doch beim Berge Greben so viele Minen gebohrt worden, daß mit einem Male 5—8000 kg Sprengstoff zur Explosion gebracht werden konnten! — Bei der Feier des 1000jährigen Bestehens des Ungarreiches wird dieses unternehmende Land auf ein Werk blicken und hinweisen können, das nicht nur dem Lande selbst, sondern dem ganzen Westen Europas zu Gute kommen wird, indem mit der Schiffbarmachung der unteren Donau der einzig natürliche Weg nach Osten freigelegt worden ist.



Gefährdete Thiere.

Von Dr. E. Müller.

Wo der Mensch mit seiner Cultur erscheint, da bedingen es im Allgemeinen die Verhältnisse, daß mit der Urbarmachung des Landes so manche Thierart in ihrem Bestande nicht unerheblich geschädigt, die Zahl der schädlichen Thiere nach Möglichkeit vermindert wird. Jedermann wird dies natürlich finden, es aber ebenso sehr bedauern, wenn hier und da nutzbringende Thiere des bloßen, oft noch dazu recht geringen Gewinnes wegen ohne jede Rücksichtnahme auf den zukünftigen Bestand mit allen

nur erdenklichen Mitteln getödtet werden, wenn sogenannte Jäger, lediglich um ihre Schußlisten zu bereichern, aus sicherem Hinterhalte niederknallen, was mit der Büchse zu erreichen ist, und somit dazu beitragen, die eine oder andere Thierart ihrem gänzlichen Untergange nahe zu bringen.

Noch vor einem Menschenalter durchzogen Millionen von Büffeln weitausgedehnte Landstriche Nordamerikas; bis auf wenige Hunderte sind sie jetzt vernichtet. Die Zahl der Ueberlebenden betrug nach den genauen Ermittelungen Hornaday's am 1. Januar 1889 835 Stück einschließlich der 200, welche im Yellowstone Park unter dem Schutze der Regierung ihr Dasein fristen. Wie viele von diesen heute noch leben, bleibt eine offene Frage. Als die größte Vertilgerin der Büffel nennt die „Neue Deutsche Jagdzeitung" die Hudson-Bay-Compagnie, deren Jäger an einem Tage manchmal bis 1800 Stück erlegten, im Jahre 1885 allein 220000. Durch die im Jahre 1869 vollendete Union-Pacific-Eisenbahn, welche schon viele Jäger herbeizog, weil sie eine rasche Verwerthung der frischen Häute ermöglichte, wurden die Massen der zu dieser Zeit noch immer nach vielen Millionen zählenden Bisons dauernd in eine nördliche und südliche Heerde getheilt, und von dieser Zeit, gefördert durch den Ausbau weiterer Bahnen, nahm die Vernichtung der Thiere unaufhaltsam ihren Gang. Die südliche der beiden Heerden, auf drei Millionen Stück geschätzt, wurde in zwei Jahren, von 1871—73 vernichtet, die Vernichtung der 1½ Million starken nördlichen nahm 1880 ihren Anfang und war 1883 beendet. Viele Thiere, deren Häute man nicht mit der Bahn wegschaffen konnte, ließ man liegen, heute sammelt man die Knochen und Hörner, um erstere zu Dünger zu verarbeiten und letztere zur Gewinnung des Phosphors zu verwerthen. Und welches waren nun für das Gemeinwohl die Folgen dieser sinnlosen Ausrottung? Die Indianer, für welche die Büffel ungefähr ein Drittel ihrer Nahrungsmittel bildeten, fingen an zu darben und zu hungern; Unruhen und Kriege entstanden und jetzt fallen sie in den sogenannten Reservationen den Weißen zur Last, ein Zustand, der für beide Theile gleich unerträglich ist. Nicht fern mehr liegt auch die Ausrottung der Truthühner, denn Jagd und Fang derselben werden überall in Amerika mit Leidenschaft, nicht aber mit Schonung betrieben, und jene die Sonne verdunkelnden Züge der Wandertaube sind durch massenhafte Schlächtereien und noch mehr durch frevelhafte Rodung der Wälder fast vertilgt. Ja selbst die Alligatoren, jene Panzereidechsen, die die meisten Flüsse, Seen und Sümpfe Südcarolinas, Georgias, Floridas und anderer Staaten des nördlichen Amerikas zu vielen Tausenden bevölkerten, sind in stetiger Abnahme begriffen, seitdem sich die Industrie der Verwerthung ihrer Häute bemächtigt hat. So wurden am Red River alljährlich Tausende dieser Thiere erlegt und ihre Haut zu Schuhen, Stiefeln und Sätteln verarbeitet, ein Industriezweig, der seit geraumer Zeit allerdings schon wieder im Rückgange ist, da dieses Leder sich für Schuhwerk zu wenig haltbar, vor Allem für Feuchtigkeit zu durchlässig erwies. Dafür aber wird neuerdings dasselbe zur Anfertigung von Cigarrentaschen, Portemonnaies, Portefeuilles und anderen Gegenständen mit Erfolg verwerthet und somit denn die Jagd mit unveränderter Rücksichtslosigkeit betrieben. So sollen beispielsweise in Florida allein alljährlich 6000 junge Alligatoren weggefangen werden, in andern Staaten sicherlich nicht weniger, ein Umstand, der sich jetzt schon auch recht fühlbar macht. Einmal nimmt die Zahl der Ratten und allerlei andern Ungeziefers, unter dem sonst durch die Echsen gehörig aufgeräumt wurde, erheblich zu, andererseits ist vielen Städten Amerikas ein billiges Mittel, sich der Abfälle zu entledigen, genommen worden, denn bisher wurden diese ohne Weiteres den Flüssen zugeführt, die aber dank der Gefräßigkeit der Alligatoren vor dauernder Verunreinigung bewahrt blieben. Erklärlich ist es also, wenn man in den Vereinigten Staaten daran denkt, Schutzmaßregeln zu Gunsten des Kaimans zu ergreifen. — Wahrhaft beklagenswerth ist in diesen Staaten auch das Schicksal der Schlangen, denn nicht weniger als 500000 Stück, giftige und giftlose, sind im letzten Jahr getödtet worden. Und weswegen? Nicht der Schaden, den die giftigen unter diesen Reptilien dem Menschen zufügen, hat ihnen eine so wüthende Verfolgung zugezogen, ihre Haut ist es, die man zu erlangen wünscht, denn auch diese findet, wie die der Alligatoren, mancherlei Verwendung. Am übelsten ist es dabei der Klapperschlange ergangen, der man auch die Eier nimmt, da dieselben gekocht eine der Vaseline ähnliche Substanz liefern, die von amerikanischen Aerzten als Mittel gegen Neuralgie empfohlen wird. Gänzlich ausgerottet ist denn diese Schlange auch schon in Connecticut und in Rhode-Island, nicht allein allerdings durch unmittelbares Eingreifen der Menschen, als durch das Verschwinden passender Nahrung. — Die Gesammtmenge des von jetzt lebenden Elephantenarten alljährlich auf den Weltmarkt kommenden Elfenbeines betrug nach ungefähren Schätzungen 868000 kg, wovon auf Afrika allein 848000 kg entfallen. Wie viele Elephanten in Afrika alljährlich ihr Leben lassen müssen oder vordem verloren haben, um den Weltmarkt mit dieser Elfenbeinmenge zu versehen, ist eine viel erörterte Frage. Bloße Schätzungen sind bedeutungslos. Da man die Zahl der ausgeführten Zähne nicht kennt, ist diese durch Rechnung annähernd zu ermitteln, indem man nach möglichst vielen Zähnen aller Größen das Durchschnittsgewicht eines Stückes bestimmt. Laut Westendarp, der dieses Durchschnittsgewicht zu 6,5 kg annimmt, müssen alljährlich in Afrika rund 65000 Elephanten ihre Zähne liefern. Pechuel-Lösche bestimmte an der Westküste das Durchschnittsgewicht nach vielen hundert Zähnen zu 8,15 kg; das ergäbe rund 52000 todte Elephanten. Die größte Bedeutung haben die durch Noack mitgetheilten Angaben von P. Hesse, der diese Verhältnisse in Niederguinea sorgfältig prüfte und während einer Reihe von Jahren fast 20000 Zähne, wie sie unterschiedslos zu Markte kamen, seinen Ermittelungen zu Grunde legen konnte. Er fand ein Durchschnittsgewicht von 9 kg; das ergäbe rund 47000 Elephanten. Nehmen wir das Mittel dieser drei Bestimmungen, so ergiebt sich, daß in Afrika alljährlich fast 55000 Elephanten ihr Elfenbein liefern müssen, um die oben angegebene Ausfuhr zu decken — wobei vorausgesetzt wird, daß jedes Thier wirklich zwei Stoßzähne trug, was bekanntlich nicht immer der Fall ist. Hesse's Ermittelungen haben aber noch zu weiteren lehrreichen Ergebnissen geführt: das durchschnittliche Gewicht eines Zahnes war in früheren Jahren höher als später; 1881 betrug es noch 10,2 kg, 1886 blos noch 7,6 kg. Während dieses Zeitraumes nahm die Zahl der kleinen Zähne, von 4,5 kg und darunter, im Verhältniß zur Gesammtmenge beständig zu: 1881 kamen davon 37, 1886 aber schon 55,9 auf 100 Zähne. Hieraus wäre zu folgern, daß ausgewachsene und stark bewehrte Elephanten bereits anfangen seltener zu werden, wenn man nicht annehmen will, daß infolge der Erschließung entlegener Gebiete von dort nun auch viele bisher zurückgehaltene kleine Zähne in den Handel gelangen. (Brehm, Bd. III.) Noch durchziehen freilich zahlreiche Elephantenheerden die ungeheuren Wildnisse Afrikas, aber mehr und mehr lichtet sie der verfolgende Mensch und wie die Büffel Nordamerikas, so werden auch sie in nicht allzu ferner Zeit ihrer vollständigen Vernichtung nahe sein, wenn dem unsinnigen Abschlachten dieser Thiere nicht baldigst Einhalt geboten wird. Es ist daher mit großer Freude zu begrüßen, daß eine Anzahl angesehener Männer unseres Vaterlandes zusammengetreten ist, um eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, deren Wirken dem Schutze der afrikanischen Elephanten gilt. Mögen ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt sein! — Die Känguruhs sind in ihrer Heimath das wichtigste Wild und so werden sie denn von den Eingeborenen wie von den Weißen auf das Leidenschaftlichste gejagt. Man gebraucht alle denkbaren Mittel, um sie auszurotten, fängt sie in Schlingen, erlegt sie mit Feuergewehren und jagt sie mit Hunden zu Tode und das um so unbarmherziger, seitdem man das Fell dieser Thiere zu einem feinen, geschmeidigen und doch haltbaren Leder verarbeitet. Melbourne, Sydney und Masterton exportiren seine Felle, neuerdings auch sein Fleisch, dessen Absatz auf dem Londoner Markte einen immer größeren Umfang erreichen soll, sicherlich ein Grund, die Jagd auf diese Thiere nur noch rücksichtsloser zu gestalten. Nur ein baldiges Schongesetz kann der gänzlichen Vernichtung der Känguruhs, die sich ohnehin nur schwach vermehren, Einhalt thun.

Besonders in ihrem Bestande gefährdet sind auch alle diejenigen Thiere, die uns besonders geschätzte Pelze liefern, wie beispielsweise die Polarfüchse, der Zobel u. a. Mehrere Arten dieser Pelzthiere sind dem Untergange nahe, aus einzelnen Gegenden Sibiriens schon vollständig verschwunden, wie z. B. der Zobel aus gewissen Theilen des Ob-Thales. 1825 wurden auf dem Markte zu Jakutsk 18000 Felle, 1830 noch 6000 Felle dieses Thieres verkauft. 1884 hat diese ungeheure Provinz nur noch 430 derselben geliefert. Auf dem Markt zu Irbit hat sich die Menge der Zobelfelle von 1850 bis 1870 um fast neun Zehntel vermindert. Wie in Sibirien, so wird auch in Alaska die Jagdbeute von Jahr zu Jahr geringer, um so mehr, da seit 1867, in welchem Jahr dieses Land von Rußland an die Vereinigten Staaten ver-

kauft worden, die Jagd und der Handel mit Fellen, ausgenommen auf den Inseln Pribylow, völlig freigegeben ist. Verständiger Weise hat man die letztgenannten Inseln, die bekanntlich in heißen Sommern der Sammelpunkt für ungeheure Schaaren von Seebären sind, als reservirtes Gebiet für diese Thiere erklärt. Das Jagdrecht ist einer Gesellschaft verpachtet, die es unter Aufsicht von amerikanischen Regierungsbeamten ausübt. Alle älteren Männchen und Weibchen müssen geschont, nur jüngere Männchen, die noch nicht in Gesellschaft der Weibchen leben, dürfen getödtet werden, keinesfalls aber mehr als 100000 jährlich. Es ist dies eine Maßregel, die für viele andere Thiere nicht dringend genug zur Nachahmung empfohlen werden kann, denn nur so ist es möglich, dauernd einen Gewinn bringenden Jagdbetrieb zu erhalten, die betreffenden Thiere vor gänzlicher Ausrottung zu bewahren. Nothwendig wäre ein gesetzlicher Schutz vor Allem für die Seeotter (Enhydris lutris), die sehr selten geworden ist und sich nur noch an einigen Orten Kamschatkas und auf der Insel Saanach findet. Wie sich das Schicksal der Wale in Zukunft gestalten wird, läßt sich zur Zeit mit Sicherheit noch nicht voraussehen, da wohl die norwegische Regierung für diese Thiere eine Schonzeit eingeführt hat und außerdem das Tödten des Wales bei einer Strafe von 3000 Kronen untersagt, wenn dieser sich innerhalb zwei Meilen von der Küste befindet, die anderen betheiligten Regierungen sich diesem Gesetze aber noch nicht angeschlossen haben. Daß die Jagd bisher schonungslos betrieben wurde, und wie die Ausbeute von Jahr zu Jahr im Abnehmen begriffen ist, zeigen die Aufstellungen A. H. Cook's. Darnach wurden im Jahre 1885 für 23 Fabriken mit 36 Dampfern 1398 Wale, 1886 für 22 Fabriken mit 39 Dampfern 954 Wale, 1887 für 21 Fabriken mit 32 Dampfern 854 Wale, 1888 aber für die gleiche Anzahl Fabriken mit 35 Dampfern nur noch 717 Wale erbeutet. — Schließlich sei hier noch der Suppenschildkröten Erwähnung gethan, denen, wenn sie zum Eierlegen ans Land kommen, auf das Rücksichtsloseste nachgestellt wird, und die dadurch in ihrem Bestande arg gefährdet sind. Trotz alledem würde die sehr bedeutende Vermehrung der Suppenschildkröte die besonders durch Wegfangen der alten Weibchen verursachten Verluste ausgleichen, wollte man sich mit diesen selbst begnügen und nicht auch die Brutstätten plündern, Tausende und Hunderttausende von Eiern rauben. — Und neben den vorgenannten ist es eine nicht geringe Zahl anderer Thiere, die wie diese mit unbarmherziger Grausamkeit verfolgt werden, vernichtet des Gewinnes wegen, ohne jede Rücksicht auf den zukünftigen Bestand. Schon haben die maßgebenden Behörden für einzelne dieser Thiere Schonzeiten bestimmt, ihre Vernichtung beschränkt, ja sogar mit strengen Strafen belegt, trotz alledem aber müssen wir sehen, wie die Aussicht auf Gewinn, der in der Regel mit der Seltenheit des Thieres wächst, die Ausrottung eines solchen in vielen Fällen nicht mehr zu hindern vermag. Möge man daher für diejenigen Arten, die, wenn auch heute noch in erheblicher Zahl vorhanden, ihre gänzliche Tilgung aus der Liste der Lebenden voraussehen lassen, möglichst frühzeitig entsprechende Gesetze schaffen und so ihre Erhaltung ermöglichen, zum Nutzen und Frommen auch zukünftiger Geschlechter.

Bücherbesprechungen.

— Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal von Heinrich Düntzer. Dresden 1895. Dresdener Verlagsanstalt (124 S. gr. 8°). Preis 2 ℳ. — Es ist noch in frischer Erinnerung, daß Prof. O. Lorenz in Jena bei Gelegenheit der 8. Generalversammlung der Goethegesellschaft einen beifällig aufgenommenen Vortrag über „Goethe's politische Lehrjahre" gehalten hat, der auch bald darauf in etwas erweiterter Gestalt gedruckt erschien. Daß sich die Tendenz des Vortrags in einer den thatsächlichen Verhältnissen nicht völlig entsprechenden Richtung bewegte, wurde von vielen Seiten hervorgehoben, wie denn der Lorenz'sche Festvortrag in Journalen vielfach Gegenstand einer das Für und Wider prüfenden Erörterung gewesen ist. Im vorliegenden Buche setzt Heinrich Düntzer die Lorenzische Arbeit einer sehr grellen Beleuchtung aus und unterzieht namentlich die angebliche Abhängigkeit des Politikers Goethe von Karl August und seine angebliche Thätigkeit für den Fürstenbund einer sehr scharfen Kritik. Indessen erblicken wir das Verdienstliche der vorliegenden Arbeit weit weniger in der Polemik gegen Prof. Lorenz, die sehr überflüssigerweise des Oefteren die Grenzen des Erlaubten und Möglichen überschreitet, als vielmehr darin, daß sich dem Verfasser hier die Gelegenheit bot, das in dem umfänglichen Werke „Goethe und Karl August" (Leipzig 1888) überall verstreute Material über den Politiker Goethe zusammenzustellen und an einigen Stellen nicht unwesentlich zu ergänzen.
Prof. Dr. H. C. K.

— Der mittelalterliche Minnedienst in Deutschland. Von Dr. Reinhold Becker, Director der Oberrealschule zu Düren. Commissionsverlag von Gustav Fock in Leipzig. (70 S. 8°.) Ladenpr. 1 ℳ 50 ₰. — Die vorliegende Abhandlung, mit der die 43. Versammlung deutscher Philologen am 25. Sept. in Köln seitens der Oberrealschule zu Düren begrüßt worden ist, behandelt einen vom culturgeschichtlichen wie ethischen Standpunkt gleichinteressanten Gegenstand. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, den unter den Germanisten vielfach verbreiteten Irrglauben zu widerlegen, daß die mittelalterliche Minne auch in Deutschland in der Hauptsache verheiratheten Frauen gegolten habe. Er weist demgegenüber durch Zurückgehen auf die Quellen in überzeugender Weise nach, daß der deutsche Minnedienst Mädchenliebe und der Lohn des Liebesdienstes die Ehe gewesen ist. Die vortrefflich geschriebene Abhandlung ist ebenso inhaltreich wie wissenschaftlich gehalten. Es läßt sich gar Vieles aus ihr lernen. Prof. Dr. H. C. K.

— Historische Zeitschrift, begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Heinrich v. Treitschke und Friedrich Meinecke. Neue Folge, 40. Band. Der ganzen Reihe 76. Band. Erstes Heft. München und Leipzig R. Oldenburg. 1895. 192 SS. 8°. — Die geistvollen Worte, mit denen H. v. Treitschke, der neue Herausgeber der altbewährten Zeitschrift, das erste unter seiner Leitung erschienene Heft eröffnet, geben uns die Gewißheit, daß sie durchaus im bisherigen Sinne fortgeführt werden wird. Ohne zu verkennen, „wie sehr die historische Erkenntniß zugleich erweitert und vertieft worden ist durch die Forschungen der Literatur-, der Kunst-, der Wirthschaftsgeschichte", vermag Treitschke doch die eigentlichen Aufgaben der Geschichtswissenschaft nicht auf diesen Gebieten zu finden. Die Historie „will unserm Geschlechte ein denkendes Bewußtsein seines Werdens erwecken; dies Werden aber vollzieht sich in der Welt der sittlichen Freiheit, in der Welt des Wollens und des Handelns, und da die Völker nur in politischer Ordnung zu wollenden Persönlichkeiten werden, so haben die res gestae der Völker, die Thaten der Staaten und ihrer führenden Männer von jeher die breite Mitte jeder historischen Darstellung eingenommen". Deshalb wird wie bisher die Zeitschrift „die politische Geschichte im weitesten Sinne als ihr wichtigstes Arbeitsgebiet betrachten", aber dabei doch auch „aus der unübersehbaren Masse der culturhistorischen Forschungen Alles berücksichtigen, was nicht nach Form und Inhalt den Zeitschriften der Specialfächer zugewiesen werden muß". — Das Heft enthält diesmal außer Besprechungen und kurzen Mittheilungen nur zwei Abhandlungen. Karl Wenck „Konrad von Gelnhausen und die Quellen der conciliaren Theorie" behandelt einen hessischen Gelehrten des 14. Jahrhunderts, der unter den Vorläufern der conciliaren Bewegung eine noch nicht genügend gewürdigte Rolle spielt. Konrad, zu dessen Lebensgeschichte der Verfasser manches Neue mitzutheilen weiß, hat durch seine 1380 auf Veranlassung König Karl's V. von Frankreich geschriebene epistola concordiae zuerst nach dem Ausbruch des Schisma unter Hervorhebung der ursprünglichen Rechte der Gesammtheit aus Gründen der Vernunft und der heiligen Schrift die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines papstlosen, zur Förderung des Gemeinwohls zusammentretenden Generalconcils dargelegt; auf seinen Schultern stehen Heinrich von Langenstein und die späteren Concil-Theoretiker, deren verfängliche Lehren dann freilich in der Folge von den Vertretern des päpstlichen Absolutismus beseitigt worden sind. Konrad selbst aber hat seine entscheidenden Sätze dem Gedankenkreise Occam's entlehnt. Die gründliche Arbeit ist für die Geschichte des Schisma und der auf seine Beseitigung gerichteten Bestrebungen von hohem Interesse. — Ein ebenso wichtiger Beitrag zur Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts ist der klare und von wohlthuender Unbefangenheit zeugende Aufsatz von Moriz Ritter „Der Ursprung des Restitutionsedicts"; doch vermögen wir an dieser Stelle weder auf seinen Inhalt noch auf die scharfe Polemik gegen F. Stieve, die sich durch die ganze Arbeit hindurchzieht, näher einzugehen. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 4. Donnerstag, den 9. Januar. 1896.

Lamprecht's Deutsche Geschichte.*)

Mit staunenswerther Schnelligkeit schreitet Lamprecht's Geschichtswerk fort. Vor wenig länger als einem Jahre haben wir an dieser Stelle den vierten und die erste Hälfte des vorliegenden Bandes angezeigt; nun liegt uns bereits der Schluß des letzteren vor. Auf wenigen hundert Seiten behandelt er die deutsche Geschichte vom Ende der Bauernkriege bis zum Westfälischen Frieden, einen inhaltreichen Zeitraum von fünf Vierteljahrhunderten, der namentlich deswegen sich schwer in engem Rahmen zusammenfassen läßt, weil immer stärker die Schicksale unsers Volkes von äußeren Einwirkungen beeinflußt werden. Für die Darstellung hat dies die Folge, daß die Behandlung der inneren Entwickelung der Nation, das Gebiet, auf dem ohne Frage Lamprecht's Stärke liegt, zurücktreten muß hinter der politischen Geschichte. Aber auch diese kann nur in allgemeinen Umrissen skizzirt werden. Immer schwieriger wird die Aufgabe für den Leser, von dem der Verfasser eine eingehende Kenntniß der Thatsachen voraussetzt, aber auch für den Berichterstatter, der weiteren Kreisen einen einigermaßen deutlichen Begriff von dem Werke geben möchte.

Zunächst war die Geschichte der deutschen Reformation, der das 15. Buch des Werkes gewidmet ist, zum Abschluß zu bringen. Die sociale Bewegung, in letzter Linie veranlaßt durch den Sieg der Geldwirthschaft über die Naturalwirthschaft, hatte mit einer Niederlage der social gedrückten Stände, mit einem Siege der Fürstenmacht und des städtischen Patriziats über das Proletariat, die Bauern und den Landadel geendet. Das wurde auch für die kirchliche Bewegung maßgebend; so sehr sich Luther als Bauernsohn fühlte, er vermochte es nicht zu hindern, daß der Protestantismus mehr und mehr ein aristokratisches Gepräge erhielt. Es zeigt sich dies in dem Ausbau der Kirchenverfassung, der jetzt nothwendig wurde; hatte Luther wohl einmal gemeint, daß Jeder, den der Geist Gottes treibe, zum Lehrer und Leiter der Gemeinde geeignet sei, hatte er wohl einst an eine volle Selbstverwaltung der Gemeinden gedacht: die Verhältnisse zwangen ihn, einen neuen geistlichen Stand zu schaffen, der freilich durch die Priesterehe in innige Verbindung mit der Gemeinde gesetzt wurde, und ein Verwaltungssystem zu begründen, das sich nothwendig zum Episkopat des Landesfürsten, zum consistorialen Kirchenregiment ausgestalten mußte. Die Säcularisation des Kirchenguts kam vornehmlich den Städten und den Fürsten zu Gute. Gleichwohl fand bei letzteren die neue Lehre noch keineswegs die Unterstützung, die man hätte erwarten sollen; namentlich in Sachsen fehlte es an energischer Initiative, als die eigentlich treibende Kraft erscheint alsbald Philipp von Hessen. Eine neue Gruppirung der Fürsten nach der Lehre tritt ein; seit 1525 treten die protestantischen Fürsten in engere Verbindung. Sie hatten im Wesentlichen freie Hand, so lange Kaiser Karl V., „der letzte mittelalterliche Kaiser", durch seine Weltmachtspolitik in lange Kämpfe mit Frankreich und dem Papste verwickelt war. Als er aus diesen siegreich hervorgegangen und zugleich nach der Schlacht bei Mohacz Ungarn und Böhmen dem Hause Habsburg zugefallen und so das Jahr 1527 das „Geburtsjahr der österreichischen Monarchie" geworden war, änderte Karl seine Haltung. Die Pack'schen Händel hatten die Gegensätze zwischen den katholischen und den lutherischen Fürsten verschärft; aber wenn auch die von letzteren auf dem Speierer Reichstag überreichte Protestation ein festes Zusammenschließen auf dem Boden der neuen Lehre bedeutete, so konnte doch der von Philipp von Hessen geplante große Bund unter ihnen nicht zur Ausführung kommen, da eben jetzt der Conflict zwischen Zwingli und Luther sie in zwei Heerlager schied. Noch ein anderer Gegensatz zeigte sich gelegentlich des Augsburger Reichstags von 1530, an dem der siegreiche Kaiser lebhaft Antheil nahm: der zwischen Melanchthon's schwächlich vermittelnder Haltung, die sich in der Confessio Augustana aussprach, und zwischen Luther's überzeugungstreuer Kühnheit. Letztere siegte; gegen den Reichstagsabschied Karl's V., der einer völligen Verwerfung der neuen Lehre gleichkam, legten die evangelischen Fürsten energische Verwahrung ein. Karl mußte einen Schritt zurückweichen; einerseits hemmte ihn die starke antihabsburgische Partei im Reiche und der fortdauernde Gegensatz gegen Frankreich und die Curie, andererseits gelang es den Lutheranern nach Zwingli's Tode die Kluft zwischen dem nord- und dem süddeutschen Protestantismus zu überbrücken und den 1525 angebahnten Schmalkaldener Vertheidigungsbund auszubauen, ohne daß die Katholiken ihm zunächst etwas entgegenzusetzen hatten. So gewährte der Nürnberger Religionsfriede eine neue Fristerstreckung, die klug benutzt ward. Durch die Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg faßte der Protestantismus in Süddeutschland festen Fuß; in Norddeutschland herrschte er, wenn man von Braunschweig absieht, bald vollständig. Durch Anknüpfung von Verbindungen mit Frankreich, England und den nordischen Reichen erlangte die ursprünglich rein deutsche Bewegung eine europäische Bedeutung. Als Papst Paul III. nunmehr sich zur Berufung eines allgemeinen Concils nach Mantua entschloß, bestritt ihm Luther zwar nicht das Recht dazu, aber die „Schmalkaldischen Artikel", die er für den Gebrauch bei demselben entwarf, zeigten doch deutlich, daß eine Versöhnung auf diesem Wege nicht mehr zu erreichen sein würde. Auch dem Kaiser gegenüber traten die Protestanten jetzt entschiedener auf; sie erklärten das Reichskammergericht, als dieses gegen sie vorzugehen begann, als parteiisch und darum für sie nicht mehr bindend. „Ein Dutzend Jahre hatte genügt, um durch Protest zunächst gegenüber ohnmächtigen Ständen, dann gegenüber einem ohnmächtigen Kaiser, endlich gegenüber der Anfangs sorglosen und zu spät zur Einsicht erwachten Curie die evangelische Bewegung so weit vorwärts zu schieben, daß an ein Rückwärts nicht mehr zu denken war. Das Recht des Daseins war jetzt gewonnen; in einem letzten, an Errungenschaft reichen Jahrfünft war es befestigt; nur durch Gewalt noch konnte es beseitigt werden: so standen jetzt gleich mächtig altes und neues Recht gegen einander, und das Gottesurtheil des Kampfes mußte entscheiden." Karl V., fortwährend bedroht durch Frankreichs Umtriebe und vom Papste ohne Unterstützung gelassen, scheint damals ernstlich an Vermittelung gedacht zu haben; aber der innere Gegensatz zwischen protestantischer und katholischer Auffassung war schon zu groß, als daß die Unionsverhandlungen des Regensburger Reichstags (1541) Erfolg haben konnten. Leider verhinderte die Uneinigkeit unter den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes, die namentlich durch Philipp's Doppelehe gesteigert wurde, die Ausnützung der politischen Vortheile, die ihnen die Lage bot; als der Kampf zwischen Frankreich und dem Kaiser von Neuem ausbrach, versäumten es die Protestanten einzugreifen, ja im Gegentheil gelang es Karl durch scheinbare Nachgiebigkeit ihre Macht gegen König Franz I. auszuspielen, der dann, zum Frieden gedrängt, sich verpflichten mußte, alle Verhandlungen mit den Protestanten abzubrechen und die internationale Politik Karl's zu unterstützen. Alles war zum Schlagen gegen die neue Lehre bereit, als Luther 1546 starb. Auch mit ihm war im Lauf der Jahre eine Wandlung vorgegangen; 'gezwungen zum dogmatischen Ausbau seiner Kirche, war er „von

---

*) Deutsche Geschichte von Karl Lamprecht. Fünfter Band zweite Hälfte. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder). 1895. XV SS. S. 359—768.

Jahr zu Jahr mehr ein Mann des Wortes" geworden; im Innern freilich „wahrte er sich bis an sein Ende den unversieglichen Schatz eines goldenen Gemüthes, ein wahrer Deutscher, wahrer Gatte und Vater". — Wenige Monate später brach der Sturm über den hadernden Schmalkaldischen Bund herein; die Feldzüge der Jahre 1546 und 1547 warfen ihn zu Boden, machten seine Häupter zu Gefangenen des Kaisers. Aber bald zeigte es sich, daß Karl nicht blos den Protestantismus, sondern zugleich die „fürstliche Libertät" zu treffen gedachte, und das vor Allem war es, was einen neuen Bund protestantischer Fürsten ins Leben rief, der von Bedeutung wurde, sobald Kurfürst Moritz von Sachsen an seine Spitze trat. „Kurfürst Moritz war unter allen deutschen Fürsten der gelehrigste Schüler der kaiserlichen Politik; scrupellos, nur eigene und allenfalls noch allgemeinere fürstliche Standesinteressen anerkennend, wußte er sich mit allen Mitteln eines weit umherschauenden Blickes, größter Schlauheit und ungemessenen Ehrgeizes zu fördern. Erstaunlich wandelbar in den Mitteln zu feststehenden Zielen war er ungemein schwer zu enträthseln; deshalb dem Mißtrauen Aller ausgesetzt, hat er gleichwohl Alle überlistet." Sorglich traf er seine Vorbereitungen; vor Allem schloß er jenen Vertrag mit Frankreich, der diesem die Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun preisgab. „Es war ein Vorgang ohne Gleichen. Wann hatten sich deutsche Fürsten herausgenommen, über Reichsgebiet zu verfügen? Man durfte auch nicht anführen, daß diese Städte für Deutschland weniger Werth hatten, da sie fremdsprachig waren. Es ist ein dem 16. Jahrhundert noch fast völlig fremder Gesichtspunkt. Es handelte sich einfach um Verrath am Reiche, um damit dynastische Interessen im Innern zu wahren. War das Verfahren so nach allen Seiten hin ungewöhnlich und rechtlich wie sittlich gleich verwerflich, so ist freilich nach der anderen Seite zu bedenken, daß das Reich um diese Zeit fast schon in Auflösung zu einem losen Staatenbunde begriffen erschien, daß eben die Kaiser es gewesen waren, die den Eidgenossen sowie den Niederlanden eine mit dem hergebrachten Begriff der Reichseinheit unvereinbare freie Stellung gegeben hatten, und daß weiter abliegende Länder des Reichs, wie Mailand, vom Reichsoberhaupt keineswegs wie unveräußerliche Bestandtheile des Reiches, sondern wie lose Tauschobjecte der internationalen europäischen Politik behandelt wurden." 1552 schlug Moritz los und errang über den überraschten Kaiser schnellen Erfolg; ihn auszunutzen, hinderte ihn freilich das schnell erwachte Mißtrauen seiner fürstlichen Standesgenossen, das ihn nöthigte, sich an den Passauer Zugeständnissen des Kaisers genügen zu lassen; so war „der Sieg des fürstlichen Föderalismus und der religiösen Duldung nur auf kurze Zeit gesichert, bis Karl neue Kraft zur Unterdrückung der Libertät und des Protestantismus gesammelt haben würde". Als dann der Versuch Karl's, sich des wüsten Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach als Werkzeugs gegen die fürstlichen Selbständigkeitsgelüste zu bedienen, durch dessen Niederlage bei Sievershausen gescheitert war, konnte er sich nicht verhehlen, daß sein politisches Leben ein verfehltes war; sein Lebensmuth war gebrochen, er entsagte seinen Würden und starb im Kloster. Sein Bruder und Nachfolger Ferdinand aber trug den gegebenen Umständen Rechnung und machte im Augsburger Religionsfrieden dem Grundsatze der Toleranz weitgehende Zugeständnisse, die freilich wesentlich eingeschränkt wurden durch den Vorbehalt, daß jeder zur Reformation übertretende Kirchenfürst seine Lehen und Aemter verlieren sollte, und andere zweideutige Sonderbestimmungen. Der fürstliche Föderalismus dagegen hatte völlig gesiegt; wir treten ein in „das Zeitalter eines erstarkenden, nunmehr auch schon die letzten Reste der Verwaltung des Reichs zersetzenden Territorialismus, der schließlich bis zum fast völligen Erwerb fürstlicher Souveränität im westfälischen Frieden fortschritt".

Das 16. Buch führt uns von der Mitte des 16. bis zu der des 17. Jahrhunderts. Es ist ein wenig erfreuliches Bild, das es vor unseren Augen entrollt; dem Aufschwunge des von großen Gedanken getragenen Reformationszeitalters folgt auf fast allen Gebieten ein rapider Rückgang. Dies ergiebt sich namentlich aus dem Ueberblick über die innere Entwickelung Deutschlands in dieser Zeit, den das erste Capitel enthält: eine jener geistvollen, fesselnden Skizzen des Verfassers, aus denen der Leser stets viel lernt, wenn er auch hier und da das Gefühl hat, daß die mitgetheilten Ergebnisse der Bestätigung durch sorgsame Einzelforschung noch bedürfen. Nach einem Ringen von fast vier Jahrhunderten ist der Sieg der ständischen Macht über die Reichsgewalt und zugleich innerhalb der ständischen Kreise der Sieg der Fürsten über die Städte entschieden; seit der Zeit Karl's V. haben Reichsgesetzgebung und Reichsverwaltung kaum noch etwas Wichtiges geschaffen. Zugleich aber war Deutschlands alte Weltmachtstellung erloschen. Die Entdeckung der neuen Seewege wurde dem Handel Deutschlands verhängnißvoll: sowohl die oberdeutschen Binnenstädte, als die Hansa wurden vom Welthandel abgedrängt. Sehen wir von Hamburg ab, das sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zu einer bedeutungsvollen Stellung emporarbeitete, so beherrschten Holland und theilweise Schweden die deutschen Küsten. Das hatte zur Folge, daß auf den geldwirthschaftlichen Aufschwung, den das 15. und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts brachten, eine Periode naturalwirthschaftlicher Reaction folgte. Sie spiegelt sich ab im Verfall des Münzwesens, das den Volkswirthen und Staatsmännern jener Zeit mit Recht die größte Sorge bereitete, in der Erstarrung der Industrie unter dem Drucke eines verknöcherten Zunftwesens; aber auch der Bauer zieht keinen Vortheil aus jener naturalwirthschaftlichen Reaction, vielmehr beginnt, namentlich in den Colonialgebieten, jetzt erst recht die Zeit der bäuerlichen Bedrückung, der Leibeigenschaft. Einen wesentlichen Fortschritt zeigt eigentlich nur der Stand, der als Sieger aus der bisherigen Entwickelung hervorgegangen ist, der Fürstenstand. Er hat es zu einem höheren geistigen und geselligen Dasein gebracht, wenngleich die Rückfälle in die roh-naturalwirthschaftliche Lebenshaltung des Mittelalters noch recht häufig sind. Ein ernstes Streben, dem Lande Nutzen zu bringen, zeigt sich vielfach, daneben freilich auch der Wunsch, das Land voll zu beherrschen; es bildet sich ein patriarchalischer Absolutismus aus. Typisch hierfür ist die Figur des Kurfürsten August von Sachsen, des „Friedrich Wilhelm I. des 16. Jahrhunderts", wie ihn Lamprecht mit einer freilich etwas kühnen Vergleichung nennt. Wie diese fürstliche Verwaltung sich im Einzelnen ausgestaltete, wie überall sich über den mittelalterlichen Localverwaltungen centrale Behörden erhoben, durch welche Mittel insbesondere „finanzielle Wirkungen erzielt wurden, welche die Fürsten selbständig hinstellten gegenüber den vorwärts drängenden Anforderungen der neuen Zeit mit ihren Culturbedürfnissen", und welche Einflüsse die fürstliche Finanzpolitik auf das Verhältniß des Landesherrn zu den Ständen ausübte, wird in knappen Umrissen trefflich geschildert. — Dann aber wendet der Verfasser sich wieder ganz der politischen Geschichte zu. Der Rückgang im wirthschaftlichen und geistigen Leben der deutschen Binnenlande hatte zur Folge, daß die Entwickelung der Küstenlande, soweit sie von diesem Rückgange verschont blieben, mehr noch als bisher ihren eigenen Weg ging. Besonders gilt dies von den Niederlanden, die schon seit dem 12. Jahrhundert mehr und mehr die Bahnen verlassen hatten, in denen sich die gemeindeutsche Geschichte bewegte. Man könnte deshalb bezweifeln, ob die Geschichte des Aufstandes der Niederlande, die Lamprecht ziemlich eingehend behandelt, wirklich als Theil der deutschen Geschichte anzusehen ist; Spanien, Frankreich, England sind dabei fast mehr betheiligt als Deutschland. Für die Schicksale des habsburgischen Kaiserhauses waren diese Kämpfe freilich von höchster Bedeutung; dabei bieten sie auch ein weit größeres dramatisches Interesse als die gleichzeitigen Vorgänge in Deutschland und bilden daher einen dankbaren Gegenstand für den Bearbeiter. Wir vermeiden es jedoch, weiter darauf einzugehen, und wenden uns wieder der deutschen Geschichte im engern Sinne zu. — Auf den Augsburger Religionsfrieden folgte für die Protestanten ein Jahrzehnt bedeutender Machtentwickelung. Dank dem hohen Aufschwung ihres Schulwesens sind alle Fortschritte des deutschen Geisteslebens ausschließlich auf ihrer Seite zu suchen und dies hebt auch ihre politische Bedeutung; bald sind trotz des geistlichen Vorbehalts alle Bisthümer des Nordostens, ja bis weit nach Westen hin, dem Protestantismus gewonnen, und auch in Süddeutschland werden mehr und mehr Stifter und Klöster eingezogen. Aber den vollen Sieg der neuen Lehre vereitelte der innere Zwiespalt auf politischem wie auf religiösem Gebiet. An die Stelle des Gegensatzes zwischen Hessen und Sachsen trat der zwischen Kurpfalz und Sachsen. Die kurpfälzische Politik, der vor Allem Friedrich III. ihre Richtung gab, trat überall, wo im Westen innerhalb oder außerhalb des Reiches die Protestanten bedroht wurden, zu ihrem Schutz ein und gerieth dadurch in fortwährenden Gegensatz gegen die Reichspolitik. Dagegen vertrat Kurfürst August von Sachsen eine durchaus reichs- und kaisertreue Politik und sammelte um sich eine große protestantisch-conservative Partei, gegen die die Kurpfalz nicht aufkommen konnte. Dazu kamen

religiöse Gegensätze: innerhalb der lutherischen Kirche spitzte sich der Gegensatz zwischen der unter Melanchthon's Einfluß stehenden vermittelnden Richtung und der lutherischen Orthodoxie immer schärfer zu; und beiden Richtungen gegenüber gewann der Calvinismus namentlich in Süddeutschland fortwährend an Boden. Bald zeigte sich die Kluft zwischen der östlichen und der westlichen Gruppe des Protestantismus auch in der Reichspolitik: den Bemühungen der Pfälzer, die auf einen Ausbau des Religionsfriedens im protestantischen Sinne, namentlich auf Beseitigung des Vorbehalts gerichtet waren, trat Kurfürst August auf dem Regensburger Reichstage 1576 an der Seite des Kaisers entgegen. Aus gleichen Gründen blieb die auswärtige Politik des Pfalzgrafen, die Anschluß an Frankreich und die niederländischen Rebellen suchte, erfolglos. Die „Concordienformel", in der Kurfürst August, erschreckt durch die kryptocalvinistische Haltung eines großen Theils seiner Geistlichen, eine absolut sichere Zusammenfassung der lutherischen Lehre gegenüber dem Calvinismus zu geben suchte, verewigte zwar den Gegensatz zwischen beiden Confessionen, hatte aber doch nicht den gewünschten Erfolg, da viele Fürsten ihr in der Folge nicht beitraten. — Gleichzeitig aber nahm der Katholicismus einen bedeutenden Aufschwung. Vor Allem verdankte er diesen dem Jesuitenorden; in kurzen Zügen schildert Lamprecht seine Gründung und Verfassung und charakterisirt scharf den verhängnißvollen Einfluß, den er auf die Kreise ausübt, in denen sich sein Wirken abspielt. Im Zeitalter des Individualismus entstanden, steht er zu diesem in schroffem Gegensatz, indem er den Personen, die sich ihm nähern, verbietet, Individuum zu sein; Casuistik und Probabilismus beherrschen seine Praxis. „Es war die schlimmste Entwickelung, die für die Moral der katholischen Völker eintreten konnte." Dann gelang es ferner, durch das Tridentinische Concil, in dem sich „trotz Allem das Beste im Empfinden, Denken und Wollen zusammengefunden hatte, das der Katholicismus um die Mitte des 16. Jahrhunderts aufwies", eine wirksame Reform des katholischen Klerus und eine dogmatische Zusammenfassung des Lehrgebäudes zu erreichen, die allerdings völlig mittelalterlich ausfiel, aber doch eine weitreichende Bedeutung hatte; „das Resultat war die Schöpfung jener katholischen Kirche, die bis zum Vaticanum des 19. Jahrhunderts bestanden hat." Als berufener Interpret der Dogmen erscheint der Papst; seine Gewalt wird aufs Höchste gesteigert. — So gekräftigt, konnte der Katholicismus nunmehr dem protestanischen Bekenntniß eine wirksame Reaction gegenüberstellen. In Nachahmung der protestantischen Humanisten bemächtigen sich die Jesuiten des gelehrten Unterrichts, gewinnen bald in Bayern und Oesterreich den maßgebenden Einfluß; von ihnen geht die Stiftung des Collegium Germanicum in Rom zur Ausbildung deutscher Jesuiten und jesuitisch gezogener deutscher Priester aus. So wirken sie gemeinsam mit der Kurie, mit der auch eine wesentliche Veränderung vorgegangen war; nachdem mit Paul III. der letzte Papst der Renaissance gestorben, folgten sich auf dem Stuhle Petri eine Reihe würdiger und energischer Männer, die auch die lange vernachlässigten Beziehungen zu Deutschland allmälig wieder anzuknüpfen verstanden.

So waren alle Vorbereitungen zu einer gegenreformatorischen Thätigkeit getroffen. Zuerst kam es in Bayern, wo wie öfter die Stände die Sache des Evangeliums dem Herzog gegenüber vertraten, zu einer Niederwerfung dieser und energischen Durchführung der alten Lehre. In Fulda, im Eichsfeld werden die Protestanten vertrieben. Am Rhein, wo der Katholicismus sich am festesten gehalten hatte, hatten erst holländische Elemente, die von den Niederlanden her eindrangen, zur Bildung protestantischer Gemeinden den Anstoß gegeben und in Aachen war es sogar der neuen Bewegung gelungen, entscheidenden Einfluß auf die Stadtverwaltung zu erlangen; aber der Versuch des Erzbischofs Gebhard von Köln, trotz des geistlichen Vorbehalts ohne Verzicht auf sein Stift zur neuen Lehre überzutreten, scheiterte. Auf der ganzen Linie sahen sich die Katholiken zu Vorstößen ermuthigt, die Protestanten in die Defensive gedrängt. Ein engerer Anschluß unter den protestantischen Fürsten schien ein dringendes Erforderniß, und in der That kam es, als namentlich die französischen Verhältnisse nach der Thronbesteigung Heinrich's IV. eine Unterstützung der königlichen Partei durch die Protestanten geboten erscheinen ließen und der Tod des Kurfürsten August ein persönliches Hinderniß beseitigt hatte, 1590—1591 zu Unionsverhandlungen zwischen dem Kurfürsten Johann Kasimir von der Pfalz und Christian I. von Sachsen; sie scheiterten, als beide Fürsten kurz hintereinander starben, in der Pfalz eine finanzielle Erschöpfung sich geltend machte und in Sachsen eine wüste lutherische Reaction ans Ruder kam. Die Folge war, daß die katholische Propaganda erfolgreich weiter vordrang: das Bisthum Straßburg fällt 1598 dem katholischen Bewerber zu, in Aachen siegt das katholische Bekenntniß, auch in der weite Kreise berührenden Jülicher Erbfolgefrage siegt der katholische Einfluß über die protestantischen Erbanwärter: nach dem Tode des Herzogs Wilhelm übernahmen im Einverständniß mit dem Kaiser die Jülicher Räthe die Regentschaft für den geisteskranken Johann Wilhelm. „Sollten unter diesen Umständen die thatenlustigen Elemente des Protestantismus verzweifeln? Eine Union aller Protestanten, rechtzeitig geschlossen, würde auf die geistige Revolution der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine politische der zweiten Hälfte gesetzt haben: eine der großen Mehrheit nach protestantische Nation hätte auf die Dauer in dem Gehäuse der mittelalterlichen Reichsverfassung nicht leben können, hätte von Grund aus einen Neubau ausführen müssen. Jetzt schien diese Wendung der Dinge mindestens für lange Zeit hin ausgeschlossen. Was war da für die Unterlegenen noch zu thun? Es blieb, wollte man sich nicht von vornherein selbst aufgeben, nichts mehr übrig, als eine noch nach Möglichkeit kraftvolle Sprengung des alten Gehäuses, gleichviel welche Folgen ein solches Vorgehen zeitigen werde. Das war der dornenvolle Weg, welchen die eifrig protestantischen Elemente nunmehr langsam, tastend, unter Sorgen und Ablenkungen einzuschlagen begannen. Er führte mit dem Jahre 1608 formell zum Ziele; seine letzte Consequenz aber war der dreißigjährige Krieg." — Daß die Sprengung der Reichsverfassung möglich wurde, dafür sorgte das Haus Habsburg selbst. Als die Türkennoth Rudolf II. nach langem Zögern zu wiederholten Berufungen des Reichstags nöthigte, gab er dadurch der pfälzischen Partei Gelegenheit, immer drohender mit ihren protestantischen Beschwerden hervorzutreten; die Erbitterung darüber, daß über ihre Anträge hinweg die Katholiken und die Protestanten der sächsischen Partei wiederholt die begehrte Türkenhilfe bewilligten, führte schon 1594 zur Bildung der Partei der sog. Correspondirenden; diese legte, als sich 1597 das Verfahren wiederholte, förmlich Verwahrung ein und erklärte den Beschluß des Reichstags für unverbindlich: der erste Versuch zur Sprengung des Reichstages. Bald darauf begannen im habsburgischen Kaiserhause jene Wirren, die schließlich den Erzherzog Matthias dazu brachten, die Waffen gegen seinen Bruder Rudolf zu ergreifen und ihn 1608 zum Verzicht auf Ungarn, Oesterreich und Mähren zu zwingen. Matthias erreichte diesen Erfolg wesentlich durch die Unterstützung der Stände und diese wieder waren, trotz eifriger Gegenreformation, noch in der Hauptsache protestantisch; sie zögerten nicht, ihren Lohn, Freiheit der Religionsübung, zu fordern. So zeigte es sich, „daß der Kaiser nicht blos politisch und militärisch erlahmt war; es ergab sich zugleich, daß er seine Hausmacht auch in Sachen der wichtigsten aller Fragen, der Bekenntnißfrage, nicht mehr in seinem Sinne in die Wagschale werfen konnte; seine religiös moralische Autorität war zerstört durch den merkwürdigen ständischen Sieg des österreichischen Protestantismus." Das ermuthigte die Protestanten im Reich, die ohnehin schon erbittert waren durch die ihrer Auffassung des geistlichen Vorbehalts entgegengesetzte Rechtsprechung des Reichskammergerichts und neuerdings durch die Vollstreckung der kaiserlichen Acht gegen Donauwörth, zu kühner That: auf dem am 12. Jan. 1608 eröffneten Reichstage verweigerten sie die Bewilligung von Steuern, bevor nicht der Religionsfriede von 1555 bestätigt und seine Verletzung unter Strafe gestellt sei, und als der Antrag nicht unbedingt Annahme fand, verließen die Gesandten der pfälzischen Partei am 27. April 1608 Regensburg. Der Reichstag schloß ohne Abschied; „die letzte große Institution, die die Einheit des Reiches noch gewährleistet und verkündet hatte, der Reichstag, erschien vernichtet"; „dem Verfall der alten Kirche in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war der Zerfall des alten Staates im ersten Jahrzehnt des 17. gefolgt." — Im protestantischen Lager gewann jetzt die pfälzische Partei, wesentlich verstärkt durch den Beitritt des Landgrafen Moritz von Hessen, die Oberhand über die conservativ-protestantische Richtung; von ihr ging die Gründung der Union, eines zunächst nicht als confessionell bezeichneten Schutzbündnisses, aus; ihr gegenüber entstand unter dem Einfluß des Herzogs Max von Bayern die katholische Liga. Schon drohte die Jülichsche Erbfolgefrage, die 1609 nach dem Tode des letzten Herzogs brennend wurde, zum Zusammenstoß zu führen; aber der Tod Heinrich's IV. von Frankreich, der in diese einzugreifen sich vorbereitete, und die allgemeine Scheu vor dem

drohenden Weltkriege machte zunächst noch einmal eine friedliche Lösung möglich. Union wie Liga fanden auswärtige Hilfe. Kaiser Matthias, eine schwankende und oberflächliche Natur, sah sich durch erneute Angriffe 1613 nochmals zur Berufung des Reichstags genöthigt; indeß von Neuem führte der Versuch, über die Köpfe der Protestanten hinweg Beschlüsse zu fassen, zur Sprengung des Reichstags. Es war klar, der Kaiser stand nicht mehr über den Parteien; obwohl er durch Ungiltigkeitserklärung sowohl der Liga wie der Union formell seine Unparteilichkeit zu wahren suchte, war er thatsächlich katholischer Parteigänger geworden. — Bekanntlich waren es dann die inneren Verhältnisse der habsburgischen Lande, die den Stein ins Rollen brachten. Die protestantisch-ständische Opposition, die Kaiser Rudolf zu Falle gebracht, erhob stolzer als je ihr Haupt, namentlich in Böhmen, wo ihr der Majestätsbrief vom 9. Juli 1609 eine bisher nicht gekannte Freiheit der Bewegung brachte. Aber der Triumph war kurz; namentlich Erzherzog Ferdinand, der schon unter Matthias zu Einfluß gelangt war, war es, der sich mit Eifer und Hartnäckigkeit der Bewegung entgegenwarf. So kam es denn zum Ausbruche jenes unseligen Krieges der 30 Jahre, der, von kleinen Anfängen ausgehend, nach und nach ganz Deutschland durchtobte und den auswärtigen Mächten, vor Allem Schweden und Frankreich, einen unheilvollen Einfluß auf seine Geschicke verschaffte. Wir gehen auf seine Darstellung, die den Schluß des Bandes füllt, nicht näher ein; auch sie enthält manche geistreiche Beobachtung, manche treffende Charakteristik, aber wesentlich neue Gesichtspunkte werden, so viel wir sehen, nicht aufgestellt. Der westfälische Friede, beeinflußt durch den innern Gegensatz der beiden gegen den Kaiser verbündeten Mächte Frankreich und Schweden, brachte dem Reiche die Gleichberechtigung der beiden Confessionen; aber eben dies „mußte die Stärkung einer Centralgewalt, die der einen Confession nun einmal in bekannter Intoleranz zufiel, als mit dem Ziele des Ganzen unvereinbar erscheinen lassen", und so vollzog sich denn, was sich lange vorbereitet hatte, das Reich wurde in einen lockern Staatenbund zerlegt, der Kaiser ging jetzt fast seiner letzten Gewalten verlustig, Gesetzgebungsrecht und Steuerbewilligungsrecht gingen an den Reichstag über, der seiner Zusammensetzung und Organisation nach jedoch unfähig war, seine Rechte zur Ausgestaltung eines umfangreichen und eingreifenden Reichsrechts auszuüben. Der Begehrlichkeit der fremden Nationen mußte das Reich schwere Opfer bringen; im Südwesten und im Nordwesten wurde das Reichsgebiet förmlich zerstückelt. Auch im Innern des Reichs fanden bedeutende territoriale Verschiebungen statt; besonders folgenreich wurde es, daß Brandenburg durch Zutheilung von Ländern, die nach Nordwestdeutschland schauten, einem politischen Berufe zugeführt wurde, der mehr als den bloßen Nordosten ins Auge fassen mußte. „So, in einer nicht mißzuverstehenden Zerrüttung aller einigenden Elemente ihres Staatslebens, ging die Nation einer zweifelhaften Zukunft entgegen, in der ihr Rettung nur noch aus der kräftigen Entwickelung der Einzelstaaten werden konnte."

—m—

Bücherbesprechungen.

— 12. Jahresversammlung des Deutschen Vereins gegen den **Mißbrauch geistiger Getränke**, abgehalten zu München am 18. und 19. September 1895. Stenographischer Bericht. Hildesheim 1895. Zu beziehen durch den Geschäftsführer des Vereins. 20 ₰. — Der Bericht enthält eine genaue Schilderung sowohl der öffentlichen Versammlung als auch der Generalversammlung. Sämmtliche Begrüßungsreden, Vorträge, Debatten, Anträge sind wortgetreu wiedergegeben. Allen, die sich bereits lebhaft für die Bekämpfung der Trunksucht interessiren, besonders aber auch all denen, die dieser hochwichtigen Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit noch nicht zugewendet haben, sei der Bericht angelegentlich empfohlen. O. S.

— **Deutsches Eisenbahn-Jahrbuch** von Rob. Krause. Leipzig, Verlag der „Deutschen Verkehrs-Blätter". 1895. — Herausgegeben für den Verband deutscher und österreichischer Eisenbahnbeamten-Vereine, liegt hier der erste Jahrgang eines Sammelwerkes vor, welches bei der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit seines Inhaltes die Beachtung der Eisenbahnfachmänner in hohem Maße verdient. Zunächst wird darin die als eine „Vorstufe zur Wiedergeburt der gesammten Eisenbahnwirthschaft" bezeichnete Neuordnung der preußischen Staatseisenbahnverwaltung mit wörtlicher Wiedergabe der neuen Verwaltungsordnung nebst Ausführungsbestimmungen, einem Auszug aus den einschlagenden Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses — diesen S. 172 ff. — und den zugehörigen Geschäftsanweisungen — diese in Anhang I — unter Beigabe einer Karte eingehender behandelt, ein Gegenstand, der allerdings bei der führenden Stellung der preußischen Staatseisenbahnen auch für außerpreußische Leser des Studiums werth ist. Sodann folgen — leider in buntestem Wechsel ohne jede erkennbare Gruppirung — zahlreiche interessante Aufsätze, zunächst von Simon ein im Feuilletonstil gehaltener Vortrag über die Eisenbahn in ihrer wirthschaftlichen Bedeutung, von Birk eine mit technischem Verständniß geschriebene Abhandlung über den Schienenweg, von Wagner eine empfehlende Besprechung der Westinghouse-Schnellbremse mit guten Abbildungen. Etwas verspätet kritisirt sodann ein süddeutscher Praktiker das vielberufene, auch in der „Leipz. Zeitung" mehrfach besprochene Buch „Ueber Staffeltarife und Wasserstraßen" von Ulrich, dabei die vielfachen Mängel dieses Tarifsystems und ihrer Begründung durch Ulrich in geschickter Weise darlegend. Es folgen u. A. drei auf ein Preisausschreiben veranlaßte interessanter Weise sämmtlich zu derselben — natürlich bejahenden — Antwort gelangende Arbeiten über die Frage, ob Rangirbewegungen unter den Begriff des Eisenbahntransportes fallen, und kürzere Skizzen über Wagenkuppelungen, Verhinderung von Zugsverspätungen rc. Hiernächst bespricht de Terra die oft angefochtenen aber noch immer weiter bestehenden Privilegien der Post gegenüber der Eisenbahn, worauf sich gewisser Maßen als Entgegnung eine von der Reichspostverwaltung herrührende, allerdings sich nur auf das historische Moment stützende, sonst aber keine weitere Begründung versuchende Entwickelung des Verhältnisses der Post zur Eisenbahn findet. Den Beschluß für den größeren Leserkreis bilden sodann noch weitere zahlreiche meist mündlichen Vorträgen entnommene Skizzen verschiedensten Inhaltes, so über die Ausbildung der Eisenbahnbeamten, über Eisenbahnschulen, das Dienstaltersstufensystem, über die Stenographie (vom k. k. Regierungsrath Kühnelt), über Wassergas u. s. w.; denn das schließlich noch vollständig abgedruckte äußerst ausführliche Protokoll über den IV. Verbandstag der deutschen und österreichischen Beamten-Vereine zu Karlsruhe dürfte für außerhalb des Verbandes Stehende wenig Interesse bieten. .....z.

— **Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts.** Bearbeitet von **Franz Brümmer.** Vierte, völlig umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Vollständig in 20 Lieferungen zu je 20 ₰. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. — Der fleißige und umsichtige Lexikograph Conrector Franz Brümmer in Nauen hat dieses Lexikon als Fortsetzung seines „Lexikons der deutschen Dichter und Prosaisten bis zu Ende des 18. Jahrhunderts" zum ersten Male im Jahre 1885 erscheinen lassen. Daß er damit den Wünschen weiter Kreise entsprach, beweist am besten der Umstand, daß sich bereits 1888 eine neue verbesserte und vergrößerte dritte Auflage nöthig machte und daß, nachdem auch diese längst vergriffen ist, soeben eine vierte, abermals bedeutend erweiterte Auflage zu erscheinen begonnen hat, die bis Ostern 1896 vollständig vorliegen soll und 4900 Biographien (gegen nur 3400 in der 3. Auflage) bringen soll. Brümmer denkt offenbar: wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen, und von diesem Standpunkt ausgehend hat er auch Recht, wenn er so manche Biographie mit aufgenommen hat, der man irgend welche literar-historische Bedeutung nicht wohl beimessen kann. Doch wir wollen deshalb mit Brümmer nicht rechten, auch deshalb nicht, daß der Verfasser unter Prasaisten im Grunde nur dasselbe verstanden wissen will, was schon unter den Begriff **Dichter** fällt. Denn thatsächlich berücksichtigt Brümmer auch, was die Prosaisten betrifft, nur die Belletristik. Aus diesem Grunde hätten denn auf dem Titel die Prosaisten eigentlich ganz wegfallen können. Heute liegt uns von dem jedenfalls verdienstlichen Nachschlagewerk, bei dessen Abfassung Brümmer die besten Quellen und diese in reicher Anzahl benutzt hat, erst die erste, bis „Bender" reichende Lieferung vor. Wir behalten uns vor, auf das Werk nach dem Erscheinen weiterer Lieferungen zurückzukommen, das nach der ersten Lieferung zu urtheilen von großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit Zeugniß ablegt. S—n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 5. Sonnabend, den 11. Januar. 1896.

Zu Pestalozzi's 150. Geburtstage.

Als in Preußen nach den schweren Erfahrungen der Jahre 1806 und 1807 neben anderen Neuerungen auch in der Erziehung des Volkes und namentlich im Volksschulwesen neue Ordnungen getroffen und Fortschritte angestrebt wurden, war die edle Königin Luise daran mit ganzem Herzen betheiligt. Ihrem Einflusse war es vorzugsweise zu danken, daß preußische Lehrer zu Pestalozzi geschickt wurden, seine Lehr- und Erziehungsweise kennen zu lernen und dann in Preußen anzuwenden und zu verbreiten, daß Karl August Zeller, ein Schüler Pestalozzi's, 1809 vom Könige als Director eines Waisenhauses nach Königsberg berufen wurde, wo er dann bald auch Lehrerbildungscurse eröffnete. Wie tief durchdrungen die edle Königin von der Bedeutung und dem Werthe der Pestalozzi'schen Thaten und Bestrebungen war, erkennen wir aus den Worten, die sie nach dem Lesen von Pestalozzi's classischer Dorfgeschichte „Lienhard und Gertrud" in ihr Tagebuch niederschrieb: „Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edeln Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er's mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen dank ich ihm." Königin Luise wußte wohl, warum sie für diesen Mann eine so begeisterte Verehrung hegte. Ihr Volk glücklich zu wissen, war ihr einziger Wunsch, und über die Wege dazu stimmte sie ganz mit ihrem Gatten überein, der in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens einmal erklärte: „Zwar haben wir an Flächenraum verloren, zwar ist der Staat an äußerem Glanze gesunken, aber wir wollen und müssen sorgen, daß wir an innerer Macht und an innerem Glanze gewinnen. Und deshalb ist es mein ernster Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde." Wer aber das wollte, der richtete damals sein Auge auf Pestalozzi. Der Freiherr v. Stein, der Begründer eines freien deutschen Bauern- und Bürgerstandes, schrieb: „Es ist nicht genug, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu lenken, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechts zu entwickeln. Dieses würde vorzüglich geschehen durch Anwendung der Pestalozzi'schen Methode, die die Selbständigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und den Hang zum Leben im Genuß mindert und ihm entgegenwirkt." Männer wie Herder und Fichte sprachen sich begeistert über Pestalozzi's Wirken und seine Grundsätze aus und suchten ihm in ihren Kreisen Anhänger und Nachfolger zu gewinnen. Fichte schrieb in einem Briefe an seine Gattin: „Ich studire jetzt das Erziehungssystem Pestalozzi's und finde darin das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit."

Freilich hatte Pestalozzi auch Gegner. Die, die jeder freien Regung des Menschengeistes feind waren, die der Meinung lebten, ein Volk lasse sich um so leichter und besser regieren, je weniger seine Geisteskräfte ausgebildet seien, witterten in Pestalozzi den Umstürzler, Die, deren Christenthum nach Pestalozzi's Ausdruck nur im „Maulbrauchen" bestand, nannten ihn einen Feind des Christenthums. Selbst in der Schweiz, wo man doch nicht nur in Pestalozzi's Schriften, sondern auch in sein Wirken ohne viel Mühe Einsicht gewinnen konnte, ließen sich Stimmen, auch in der Presse vernehmen, daß in Pestalozzi's Institute nicht Alles so glänzend stehe, wie man von dort aus verbreite. Um dergleichen Angriffen ein Ende zu machen, ließ sich Pestalozzi von seinen Mitarbeitern bewegen, 1809 von der Tagsatzung eine officielle Untersuchung zu erbitten. Die Tagsatzung ernannte denn auch den als pädagogischen Schriftsteller bekannten Pater Girard aus Freiburg, ferner den Professor Trächsel aus Bern und den Rathsherrn Merian aus Basel zu Prüfungscommissaren. Die Commission wohnte drei Tage lang in Iferten dem Unterrichte bei und erstattete dann einen Bericht, in dem sie mit der höchsten Ehrerbietung von Pestalozzi und seinem Wirken sprach, aber auch nicht verschwieg, daß man nach ihrer Meinung zu viel experimentire, auf den Lorbeeren einzelner gelungener Experimente ausruhe, daß im Einzelnen Vieles gut und sinnig sei, daß aber das Einzelne sich nicht zu einem dem Bedürfnisse der Schüler entsprechenden wohldurchdachten Ganzen zusammenschließe. Man kann auch heute noch dieses Urtheil nur durchaus treffend und gerecht nennen. Es wäre ein schlimmes Zeugniß für die Pädagogik, wenn sie in Sachen des Lehrplans und der Methode nicht über Pestalozzi hinaus fortgeschritten wäre, aber auch zu diesem Fortschreiten hat ihr Pestalozzi den Weg gewiesen, und noch heute bekennt die Pädagogik mit Stolz, daß sie auf Pestalozzi's Schultern steht. Das Wichtigste an jenem Berichte der Commission aber ist, daß darin von unchristlichem Treiben oder von einem Streben nach mißverstandener Freiheit nicht die Rede ist, und so fand sich denn auch die Tagsatzung veranlaßt, dem Bürger Pestalozzi trotz der im Berichte nicht verschwiegenen Mängel den Dank des Vaterlandes auszusprechen und den Bericht zu seiner Rechtfertigung durch den Druck zu veröffentlichen.

Trotzdem hat der Bericht Gelegenheit dazu geben müssen, auf's Neue Verdächtigungen und Verleumdungen auszustreuen. Das geschah z. B. in einer Besprechung des Berichts in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" (1811, Nr. 59). Auf diesen Angriff antworteten in den „Intelligenzblättern zu den Miscellen für die neueste Weltkunde" (Nr. 9, Mittwochs den 31. Juli 1811) jene sechs Männer, die damals auf Anordnung der preußischen Regierung sich in Iferten aufhielten: Dreist, Henning, Kawerau, Preuß, Kraetz und Patzig, deren Namen zum Theil aufs Engste mit der späteren segensreichen Fortentwickelung des preußischen Schulwesens verknüpft sind. Diese Männer bezeichnen u. A. folgende Sätze als „Hauptlügen und unaussprechlich niederträchtige Verleumdungen": „daß Pestalozzi's Anstalt vorzüglich dahin berechnet sei, den Zöglingen Gleichgiltigkeit gegen die christliche Religion, fast gegen alle natürlichen Oberen, Unzufriedenheit mit den gesellschaftlichen Einrichtungen, revolutionäre Gesinnungen und Schwärmereien einzuflößen", „daß Pestalozzi's Schriften ewige Declamationen gegen Staat und Kirche enthalten, als ob sie Feinde der Menschheit wären", „daß die Verbreitung und Einflößung dieser Grundsätze dem Stifter in seiner Anstalt wohl Hauptsache, die übrigen Lehrgegenstände aber dieser Hauptsache zum Vehikel dienen möchten", „daß der Religionsunterricht nur aus Nachgiebigkeit gegen die Eltern aufgenommen und wie eine Tanzlection bezahlt werde", und sie schließen ihre Erklärung mit den Worten: „Wir alle erklären hiermit, daß keiner von uns feig und schlecht genug gewesen sein würde, solche Gedanken und Zweifel wie Recensent im Herzen zu tragen, ohne seine Regierung zu strenger Untersuchung aufzufordern. Wir, in einer Monarchie geboren und erzogen, auf deutschen Universitäten soeben in die strengen Grundsätze des kirchlichen Lehrbegriffs eingeführt, erklären, daß keine Verbildung, sondern eine absichtliche wahrhaftige Vorbildung für Staat und Kirche im Pestalozzi'schen Institute gegeben werde, daß es seine Haupttendenz sei, gute verständige Christen und Bürger zu bilden."

Um zu verstehen, wie Verdächtigungen, wie die oben erwähnten, gegen Pestalozzi laut werden konnten, muß man sich in die Zeit versetzen, in der Pestalozzi lebte, muß man sich vergegenwärtigen, welcher Art der Unterricht war, den die Kinder des Volkes erhielten, muß man sich gegenwärtig halten, daß Pestalozzi zunächst im Anschauen des socialen Elends seiner Zeit zu dem Entschlusse gekommen ist, ein Schulmeister zu werden, daß er ein

Volkserzieher wurde, weil er ein Volkserretter sein wollte, daß seine pädagogischen Ideen zunächst entsprungen sind in einer Armenanstalt, in einer „Lehrgottenschule", in der sonst eine ungebildete Frau die Schüler zum Hersagen des Katechismus abgerichtet hatte, und in einem Waisenhause. Man muß aus alten Schulberichten, wie sie z. B. Verf. im ersten Bande seiner Pestalozzibiographie mittheilt, ersehen haben, wie es um den Unterricht in den Schulen vor Pestalozzi bestellt war, man muß das Verhältniß in Betracht ziehen, in dem die Regierten zu den Regierenden standen, z. B. die Hintersassen der Stadt Zürich zu den Patriziern, um zu begreifen, daß nicht Alle Gefallen fanden an Worten wie: „Gott, der die erhabenen Anlagen der Menschennatur allem Volke gegeben und keinen Stand davon ausgeschlossen hat, will nicht, daß sie in irgend einem Individuum, noch viel weniger in irgend einem Stande verloren gehen, sondern in allem Volke das Leben erhalten. Diese Kräfte und Anlagen der Menschennatur gehen aber nur durch die Kunst einer genugthuenden Entfaltung und Ausbildung in Fertigkeiten hinüber, die geeignet sind, dem Menschen im gesellschaftlichen Zustande die Fähigkeit zu verschaffen, sie auf eine Weise zu gebrauchen und anzuwenden, die dem armen, eigenthumslosen Manne im Lande durch ihre Folgen als ein Ersatz des für ihn verloren gegangenen Antheils an dem freien Abtrag der Erde dienen und von ihm dafür angesehen werden kann. Der Anspruch an genugsame Mittel zur Entfaltung und Ausbildung dieser Kräfte ist also unbestreitbar sein bürgerlich gesellschaftliches Recht." Oder an Worten wie: „Ach, die Gesetzgebungen besorgen den Staat und machen alle Kronen glänzend, indessen ist der, so keinen Theil an der Welt hat, im Voraus vergessen. Wir sind dem Ebenbild Gottes im Menschen, unseren Brüdern, mehr schuldig. Oder ist unser Herz todt, daß wir nicht mehr sehen, nicht fühlen die Seele, die in dem Sohn unseres Knechtes lebt und mit uns nach der ganzen Befriedigung ihrer Menschheit dürstet? Nein, der Sohn der Elenden, der Verlorenen, der Unglücklichen ist nicht dazu da, blos das Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt!" Das Erbarmen mit dem von seinen Regenten vernachlässigten Volke und seiner Jugend bewegte Pestalozzi's Herz von Jugend auf. Ihm zu helfen, die Quellen des Elends zu verstopfen, in welches dasselbe versunken war: das war die große, heilige Aufgabe, die er als Ziel seines Lebens ansah. Schon als junger Mann von 28 Jahren suchte er die Richtigkeit und Wichtigkeit seiner Rettungsmittel durch die That darzuthun. Und wenn nach wenigen Jahren infolge des Zusammentreffens vieler ungünstiger Umstände seine Armenerziehungsanstalt zu Grunde ging, wenn er selbst dabei sein ganzes Vermögen verlor und für sich und seine Familie weder Brod hatte, sich zu sättigen, noch Holz, sich zu wärmen: er wankte nicht, der Glaube an seine Sache erhielt ihn aufrecht. Zu seinen Mitbürgern sprach er damals: „Es ist eine unbeschreibliche Wonne, Jünglinge und Mädchen, die elend waren, wachsen und blühen zu sehen, ihre Hände zum Fleiß zu bilden und ihr Herz zu ihrem Schöpfer zu erheben, Thränen betender Unschuld im Angesicht geliebter Kinder zu sehen und ferne Hoffnung im verworfenen, verlorenen Geschlecht." Und als ihm eine Zeit lang nicht mehr vergönnt war, durch die That zu wirken, als er nicht mehr mit armen Kindern wie ein Bettler lebte, um sie wie Menschen leben zu lehren, als er nicht mehr armen Kindern Vater und Mutter, Magd und Krankenwärterin zugleich sein konnte, da schrieb er seine classische Dorfgeschichte „Lienhard und Gertrud", Vätern und Müttern, Lehrern und Obrigkeiten einen Spiegel vorzuhalten. Da zeichnet er die Versunkenheit und das Elend des niederen Landvolkes in der Schilderung der Zustände im Dorfe Bonnal. Mit bitterer Armuth geht die Arbeitsscheu Hand in Hand, zu Unverstand und Aberglauben gesellt sich sittliche Roheit, äußerliches Scheinwesen und von Seiten der begüterten Masse niedrige Selbstsucht. Im Mittelpunkte der Handlung aber steht Gertrud, die treue Mutter, die ihre Kinder erzieht „in der Furcht und Vermahnung zum Herrn", die treue Gattin, die den gutmüthigen, aber schwachen und leicht zu bethörenden Mann vom Wege ins Elend, den er schon betreten, zurückführt auf den Weg der Tugend und der Pflicht. Und neben ihr stehen der Gutsherr Arner und der Pfarrer Ernst als wahre Freunde des Volkes, die von ihrer höheren Stellung aus unmittelbar ihren Einfluß auf die Hebung und Veredlung des verkommenen Volkes zur Geltung bringen. Gertrud sagt einmal: „Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein, aber das ist nicht so: bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen." Auf die sittlich-religiöse Erziehung kam es Pestalozzi in erster Linie an, und er meint, diese Selbstaufraffung des Menschengeschlechts könne nicht befohlen oder geschenkt werden, sie müsse von Innen heraus und von Unten herauf wachsen, und es gelte für die Freunde der Menschheit nur, dieser Selbstentwicklung Handreichung zu thun. Die Gesetzgebung Arner's in „Lienhard und Gertrud" ist eine solche Handreichung, und ihr Ziel ist, nicht nur unrechtlichen Uebergriffen zu wehren, sondern von sich aus eingreifend die Mitglieder der Gesellschaft zu bürgerlicher Ehrenhaftigkeit und Erwerbsfähigkeit zu erziehen und Unordnungen, die lähmend einwirken könnten, vorbeugend entgegenzutreten. Indem der Staat durch Organisation der gegenseitigen Handbietung gleichsam die Familien im Großen zur Darstellung und das Familienbewußtsein durch gemeinsame Festfeiern zum Ausdruck bringt, leistet er für das Volksleben, was die einzelne Familie für ihre Angehörigen, er verbürgt die Aufrechthaltung einer festen und weisen Ordnung und jeglichen Fortschritt. Ausgehen soll die Bildung des Menschen vom Kopfe und vordringen zum Herzen, der Schlußstein der Bildung soll die sittlich-religiöse sein. „Die Endzwecke einer wahrhaft weisen Gesetzgebung stimmen mit den Endzwecken einer wahrhaft weisen Religion überein und die Mittel, unser Geschlecht durch eine gute bürgerliche Gesetzgebung zu veredeln, sind innerlich gleich mit den Mitteln, dasselbe durch den Dienst des Allerhöchsten zu veredeln."

Im vierten Theile von „Lienhard und Gertrud" bemüht sich Pestalozzi, nachzuweisen, wie das wohlverstandene Interesse der Herrschenden ihnen selbst zeigen müsse, daß „die Sicherstellung ihrer eigenen Macht und ihrer Rechte abhängig und erst erreichbar ist durch die Sicherstellung der Rechte des gemeinen Mannes und durch eine vernünftige, den Kräften freien Spielraum gebende Ordnung des Volkslebens". Man wird durch solche Sätze an die Reformen des Frhrn. v. Stein erinnert und man begreift, warum dieser Mann zu den begeistertsten Verehrern Pestalozzi's gehörte. Er erkannte in ihm nicht nur den Schulmeister, sondern auch den socialen Reformator, und weil er überzeugt war, daß in Pestalozzi's Grundsätzen der Menschenbildung zugleich die Gewähr für den socialen Fortschritt eingeschlossen lag, sorgte er im Verein mit seinem Königshause dafür, jenen Grundsätzen zu immer weiterer Anerkennung und Durchführung zu verhelfen.

Es war eine große, herrliche Zeit, die damals in Deutschland aus Pestalozzi's Geist herausgeboren wurde, es herrschte eine Begeisterung für Erziehung und Schule, wie sie gewaltiger, reiner und opferfreudiger nicht wieder gesehen worden ist. Mit stillnährender Kraft durchdrang der Pestalozzi'sche Begriff der Volkserziehung alle Schichten der Bevölkerung, und die Folgen waren so herrliche, daß man nicht ohne Wehmuth daran denken kann, wie darnach eine Zeit gekommen ist, die von Pestalozzi wenig wußte und wenig wissen wollte. Die deutsche Pädagogik, wenigstens die Volksschulpädagogik, hat Pestalozzi's Andenken immer hoch gehalten. Die deutschen Lehrer haben immer das Zurückgehen auf Pestalozzi für den besten Fortschritt gehalten. Ueber sein Unterrichtsverfahren ist man in vielen Stücken hinausgegangen, aber man hat bei solchen Fortschritten an seinen Grundsätzen festgehalten. Die deutschen Lehrer haben gethan, was der Staatsrath Süvern den nach Iferten gesandten preußischen Schulmännern rieth, wenn er ihnen schrieb: „Erwärmen sollen Sie sich an dem heiligen Feuer, das im Busen glüht des Mannes der Kraft und der Liebe, dessen erreichtes Werk noch immer unter dem geblieben ist, was er ursprünglich wollte, was die eigentliche Idee seines Lebens war und wovon die Methode nur als ein schwacher Ausfluß, ein Niederschlag erscheint; unbefangen hingeben sollen Sie sich dem freien pädagogischen Leben und Wirken, das täglich neue interessante Erscheinungen treibt, täglich zu den bedeutendsten Versuchen Gelegenheit giebt; entzünden soll sich in Ihnen jeder Funken des Geistes und Gemüthes, der noch schlummert, damit Sie fühlen und erkennen, daß gerade das Elementarische in allen Wissenschaften nicht das Leichteste ist, daß tiefste Erkenntniß der Sache zu einer gründlichen Bearbeitung derselben für den Elementarunterricht erforderlich und anhaltendes Studium dazu unerläßlich ist." Indem die Lehrer das gethan haben, sind sie dem letzten Wunsche Pestalozzi's nachgekommen, der sein letztes Werk, seinen „Schwanengesang" mit den Worten schließt: „Prüfet Alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Besseres in euch gereift, so setzet es zu dem, was ich euch in diesen Bogen in Wahrheit und Liebe zu geben versuche, in Wahrheit und Liebe hinzu, und werfet wenigstens das Ganze meiner Lebensbestrebungen nicht als einen Gegenstand hinweg, der, schon abgethan, keiner

weiteren Prüfung bedürfe; es ist wahrlich noch nicht abgethan und bedarf einer ernsten Prüfung ganz sicher und zwar nicht um meiner und meiner Bitte willen." Pestalozzi's Jünger sein heißt nicht: an Pestalozzi's System als an einem für alle Zeit abgeschlossenen festhalten, das heißt vielmehr: in seinem Geiste fortbauen, wie die immer klarer erkannten Gesetze der Menschennatur, wie die sich verändernden Culturverhältnisse es erfordern, fortbauen im Geiste der Wahrheit und der Liebe, dem Seinen hinzufügen, was aus diesem Geiste neu geboren ist. In diesem Sinne weist die Geschichte der deutschen Pädagogik begeisterte Jünger Pestalozzi's auf. Möchte nur die Feier des 150. Geburtstages dazu beitragen, daß in allen Kreisen der Volkserzieher — die Lehrer sind ja nicht die einzigen — recht viele sich veranlaßt fühlten, einmal zu Pestalozzi in die Schule zu gehen und von ihm sich begeistern, das Herz erwärmen zu lassen. Viel Segen könnte unserem Volke daraus erwachsen, um so mehr, je mehr die Jünger ihrem Meister ähnlich würden, der für sich Nichts, Alles für Andere war, von dem die Inschrift seines Grabsteines sagt:

Heinrich Pestalozzi,
geboren in Zürich den 12. Jänner 1746,
gestorben in Brugg den 17. Hornung 1827,
Retter der Armen auf Neuhof,
Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud,
zu Stanz Vater der Waisen,
zu Burgdorf und Münchenbuchsee
Gründer der neuen Volksschule,
in Iferten Erzieher der Menschheit;
Mensch, Christ, Bürger,
alles für andere, für sich nichts.
Segen seinem Namen!

A. R.

Bücherbesprechungen.

— **Handbuch für das Untersuchen von Brandstiftungen.** Zum Gebrauch für Juristen und Versicherungsbeamte. Von Dr. **Albert Weingart**, Landgerichtsrath in Dresden. Leipzig, Duncker & Humblot. 1895. — Jeder mit der Strafverfolgung Befaßte weiß, daß Untersuchungen wegen Brandstiftung zumeist ganz besondere Schwierigkeiten darbieten und es nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen gelingt, den einer vorsätzlichen Brandstiftung Schuldigen zu überführen. Zweifellos muß der Beamte für das Untersuchen von Brandstiftungen besonders geschult sein, bloße Rechtskenntnisse versagen hier völlig. Es ist deshalb ein dankenswerthes Unternehmen des Verfassers, auf Grund der Erfahrungen einer langjährigen, verdienstvollen Untersuchungspraxis zu zeigen, daß, will der Untersuchungsrichter nicht ein Spielball des Zufalls werden, methodisches Vorgehen, begleitet von gewissen technischen Kenntnissen, hier besonders nöthig ist, und die Erfahrungen für solch methodisches Vorgehen sowie die erforderlichen technischen Kenntnisse an die Hand zu geben. Das Buch ist nicht blos Untersuchungsrichtern, auch Polizei- und staatsanwaltschaftlichen Beamten sowie Versicherungsinspectoren zu empfehlen. N.

— **Eins ist noth.** Ein vollständiger Jahrgang Predigten von **Vollmar Theodor Harig**, D. theol., Pfarrer und Superintendent zu Großenhain i. S. Großenhain i. S., Hermann Starke (C. Plasnick). 10 Lieferungen zu 80 ₰, 2 Halbbände zu 4 ℳ. — Unter Berufung auf unsere Anzeige der beiden ersten Lieferungen dieses Werkes (Wiss. Beil. Nr. 100) bringen wir das nun vollendete Ganze in empfehlende Erinnerung. Was die Textwahl anlangt, so läßt sich unsere Behauptung von hauptsächlicher Berücksichtigung der vormaligen sächsischen Evangelien den übrigen Heften gegenüber nur theilweise aufrecht erhalten: fast bei dem vierten Theile der 69 Predigten, die nun vorliegen, ist ein epistolisches Stück und zwar meist die alte Sonntagsepistel zu Grunde gelegt, und ein weiterer wohl ebenso großer Theil bietet Auslegungen von Abschnitten aus der Apostelgeschichte und vereinzelt auch aus alttestamentlichen Büchern. So zeigt also das Ganze auch nach dieser Seite hin eine wünschenswerthe Vielseitigkeit. Konnten wir schon Angesichts weniger Proben die bestimmte Zuversicht aussprechen, daß diese Predigten zu vorbildlicher Wirkung wohl geeignet erschienen, so bestätigt sich diese Annahme nunmehr im vollen Maße. Des Predigers hervorragende Gabe, die Wahrheit des Schriftwortes der ganzen großen Gesammtheit des hörenden Volkes nahe zu bringen, kommt zu besonders glücklicher Verwendung bei der Aufstellung des Predigtthemas: es ist immer volksthümlich gestaltet, öfters anklingend an bekannte Bibelsprüche oder an sprichwörtliche Ausdrücke, jedenfalls aber darauf eingerichtet, daß es behalten und wie ein Ertrag des Gottesdienstes mit nach Hause genommen werde. Als Beispiele solcher Sätze führen wir an: Zuletzt kommt das Beste, Es giebt nichts Vernünftigeres als den Glauben. Auf den Empfang solcher Wahrheiten bereitet der Prediger seine Zuhörer mit einer Einleitung vor, die mit seltener Gewandtheit die alte Regel befolgt, Aufmerksamkeit und wohlwollende Erwartung in Geistern und Herzen hervorzurufen. Welche Vortheile es bietet, diese Einleitung der Textverlesung vorauszuschicken, wie der Prediger in der Regel thut, haben wir damals schon angedeutet, und wer den gesammten Stoff im Voraus wohl geordnet und eingetheilt hat, wie hier immer geschehen ist, der wird einer Gefahr entgehen, die jenes Verfahren allerdings mit sich bringt, daß durch die Einleitungsgedanken die Textbehandlung eine einseitige Prägung empfängt, bei welcher wichtige Seiten der Sache übersehen werden. Gerade diese Predigtanfänge, wie sie hier vorliegen, sind geeignet, mit der jetzt selten gebrauchten Form auszusöhnen und ihr, so sorgfältige Arbeit vorausgesetzt, eine eigenartige Bedeutung zuzusprechen. In der Ausführung seiner Themen zeigt der Verfasser eine reiche und gesegnete Uebung der eigentlichen Predigtkunst, die ihn lehrt, an der Hand des Schriftwortes immer auf der Höhe edler Gedankenentwickelung mitten hinein in den Vorstellungskreis der Gemeinde zu treten und sich aller blos formalen Bestimmungen zu enthalten. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß nicht nur die üblichen besonderen Feiertagspredigten theils eingereiht, theils beigegeben sind, sondern auch einzelne Sonntagspredigten durch besondere Bedeutung des Tages (Kaisers und Königs Geburtstag, Missionsfest, Amtsantritt, Sedanfeier) ihren besonderen vorbildlichen Werth erhalten. So mögen sie alle im Sachsenlande, wo sie vielfach Erinnerungen an den alten Meister Brückner und seine Schule wachrufen werden, und auch darüber hinaus bei lernbegierigen Lesern reichen Segen stiften! B. K.

— **Luther für's Volk** in dramatischen Bildern dargestellt von **A. Jentsch.** Primkenau 1895. In Commission bei Th. Rother, Leipzig. 64 S. Preis 1,20 ℳ. — Nachdem Herrig's und Devrient's Luther neben anderen weniger bekannten Lutherfestspielen durch die deutschen Städte gegangen sind, könnte man es fast ein Wagniß nennen, sich wieder an die dramatische Bearbeitung desselben Stoffes zu begeben. Indessen läßt die auf dem Hintergrunde einer ringenden Zeit sich erhebende gewaltige Persönlichkeit des Reformators eine große Vielseitigkeit der Behandlung zu, und das, was Luther dem evangelischen Volke allen Geschichtsentstellungen Janssen's und Verunglimpfungen Anderer zum Trotz ist und bleibt, macht den Versuch, sein Werk und Leben dem Volke in neuer Weise lebensvoll vor die Augen zu malen, nicht von vornherein erfolglos. Wenn Jentsch der Meinung ist, daß man noch auf das vollendete Volks-Lutherspiel warte, so können wir in gewissem Sinne beipflichten, die letzte Hand, die große Meisterhand ist noch nicht an diesen Stoff gelegt. Jedoch taxirt er seine Arbeit bescheidentlich zu gering, wenn er derselben nur Handlangerdienste zuschreibt. Wir sehen ein echt volksthümliches Stück vor uns und würden es noch freudiger begrüßt haben, wenn es zur Zeit des Lutherjubiläums erschienen wäre. In neun Bildern: Erfurt, Wittenberg, Augsburg, Worms, Wartburg, Jena (im Bären), Wittenberg, Coburg, Wittenberg (das Lutherhaus) zieht das Lebenswerk Luther's bis zum Reichstag in Augsburg und dem Familienleben an uns vorüber; von seinem Hause nimmt zuletzt Luther zu seiner letzten Reise Abschied. Die einzelnen Bilder und der Abschluß, Alles erscheint wohlgerundet. Der Theologe, der Volksmann und der Dichter — alle Drei haben in dem Verfasser daran gearbeitet. Sinnig und schön ist u. A. Melanchthon's Stellung zu Luther dargestellt, wenn es z. B. am Schluß des siebenten Bildes heißt (Luther):

„Das walte der Herr Zebaoth!
Eliaseifer thut jetzt noth.
Doch wo zu harte drein ich schlüge,
Zum Harten Du das Sanfte füge,
An mich, Geliebter, lehne Dich,
So halt' ich Dich, so stützt Du mich."
(Bleiben an einander gelehnt stehen),

oder wenn Luther zuletzt zu diesem seinem Hauptgehilfen sagt:

„Ein Werk besteht aus Rath und That.
Ist mein die That, Dein war der Rath."

Besonders hat uns auch das Bild vor der Schloßkirchenthür, das Anschlagen der Thesen mit den vier treffenden Hammerschlägen angesprochen. Der Leser wird das Stück, einige kleine Härten in Form und Reim hier und da abgerechnet, mit hoher Befriedigung aus der Hand legen. Bei der Aufführung wäre allerdings darauf zu achten, zuweilen einen Auftritt mit dem darauffolgenden scenisch zu verbinden, damit nicht durch ein zu häufiges Auf- und Niedergehen des Vorhanges oder der Zwischenwand (zwischen der Vorder- und Hinterbühne) das Festspiel zu sehr zerstückelt und dadurch der Eindruck aufgehalten und gehindert würde. D. K.

— Die Schwedensäule am Rhein. Festspiel zur Feier des 300. Geburtstages Gustav Adolf's. In fünf Aufzügen von Konrad Fron. Alle Rechte vorbehalten. Leipzig, Verlag von E. Ungleich. 1895. 59 S. Pr. 80 ₰. — Dieses Festspiel, welches 1894, im Gustav Adolf-Jubeljahr im Sonntagsblatt des Reichsboten und nun in Buchform erschienen ist, unterscheidet sich von den übrigen besonders dadurch, daß es nicht das Lebenswerk und den Kriegszug Gustav Adolf's überhaupt, sondern mehr nur eine Episode desselben, seine Anwesenheit am Rhein und seinen Uebergang über denselben bei Oppenheim schildert, in dessen Nähe die Schwedensäule errichtet wurde. Nur der fünfte Act handelt von der Zeit unmittelbar nach Gustav Adolf's Tod. Am Schlusse werden kirchlich-evangelische und patriotische Töne vor einem lebenden Bilde angeschlagen, bei welchem Deutschlands Einheit unter dem Kaiser, Friede unter den Bekenntnissen, Familienglück und Wohlstand unter den Büsten des Kaisers und des Landesherrn sowie Gustav Adolf's zur Darstellung kommen, und Alles in das Lied austönt: „Verzage nicht, du Häuflein klein". Der Held des Stückes ist nicht Gustav Adolf, der außer beim Rheinübergang nur im vierten Act, welcher in Mainz spielt, bei der Verhandlung mit den französischen Gesandten mehr hervortritt. Vielmehr ist die Tochter des Rheinschiffers Adam die Hauptperson; sie ist, nachdem sie den spanischen sittenlosen Soldaten mit ihrem Vater entflohen und über den Rhein gegangen ist, mit dem schwedischen Musketier Olaf zusammengetroffen, der sie in seinen Schutz genommen hat. Beide lieben sich. Olaf geht nach Franken, seine Braut erfährt nichts von ihm, bis er als Krüppel nach der Schlacht bei Lützen an den Rhein zurückkehrt, und der Wunsch Beider, sich für immer zu gehören, erfüllt wird. Diese Handlung ist bis auf den Schluß mit dem historischen Hintergrunde gut verbunden. Der Schluß ist plötzlich und recht unvermittelt da. Daß die beiden Liebenden, welche nach längerer Trennung, schwerer Sorge und heißer Sehnsucht zuletzt sich wiedergefunden haben, mit ihrem Vater das Schlußwort führen und darin von Glaubensfreiheit reden, welche Gustav Adolf doch erfochten habe, sowie von Deutschland als Hort des Friedens und von seinem Kaiser sprechen, der nicht mehr von Rom Befehle empfangen und nach Canossa gehen werde, ist nicht geschickt. — Dem Stücke hätten seiner ganzen Anlage nach einige lyrische Zuthaten gut gethan. Der dramatische Vers, der fünffüßige Jambus gelingt dem Verfasser leider nicht immer; häufig schwindet der jambische Charakter über den vielen Trochäen, die sich besonders im Anfang der Verse sehr störend ausnehmen. So vermögen wir nicht in allen Punkten der Beurtheilung des Stückes, welche die Verlagsbuchhandlung selbst hinzugefügt hat, und die wir in einer Zeitschrift als Recension auch abgedruckt fanden, zuzustimmen. Dramatische Momente und ihre Wirkung soll dem Festspiel indessen nicht abgesprochen werden. Obschon wir von einer Aufführung desselben auch im Jubiläumsjahr nicht gehört haben, so würde es sich dazu immerhin empfehlen, besonders da es auch mit geringerem Apparat (15—20 Personen) recht wohl würde aufgeführt werden können. D. K.

— Morgenröthe und Nachtschatten. Ein Lebensbild in vier Gesängen. 50 ₰, für Wiederverkäufer 10 Stück 3 ℳ 50 ₰. — König Maximilian und der Gänsejunge. Declamatorium für 7 Personen. 20 ₰, 10 Stück 1 ℳ 50 ₰ (ohne Bestellgeld). — Der Fischzug. Declamatorium für 9 Personen. 20 ₰, 10 Stück 1 ℳ 50 ₰ (ohne Bestellgeld). Sämmtlich von B. Lösche, Diaconus in Groitzsch. Verlag des Ev. Jünglings- und Männervereins daselbst. — Die Jünglingsvereinssache hat in Diaconus Lösche einen fleißigen, unermüdlichen Förderer gefunden. Auch die vorliegenden Dichtungen zeugen von diesem Eifer. Sie sind schlicht, naiv, herzlich, lebendig, so recht für die Jugend, die sich in den Jünglingsvereinen sammelt, passend. Sie können warm empfohlen werden. O. S.

— Die es that. Von Grant Allen. Nach der siebzehnten Auflage des Originals besorgte, autorisirte Uebersetzung von Sophie Wiget. Preis 2 Frcs. Zürich und Leipzig, Verlag von Stern's „Literarischem Bulletin der Schweiz". 1896. 178 S. 8°. — Grant Allen unternimmt es in diesem Buche, das Recht der freien Liebe vom moralphilosophischen Standpunkte aus zu begründen. Zunächst sei constatirt, daß es vor ähnlichen Büchern den Vorzug tiefer Innerlichkeit und sittlichen Ernstes voraus hat; der Dichter will durch sein Werk nicht der Geschmacksrichtung der Gegenwart Zugeständnisse machen, sondern er versucht es, in poetischer Darstellung einen Beitrag zur Lösung der wichtigen Frage über die Gleichstellung des Weibes mit dem Manne zu liefern. Schlagender kann nichts die Aussichtslosigkeit der Frauenemancipation nach der Seite der über die Ehe geltenden Anschauungen darthun, als der Inhalt dieses Buches, und diejenigen Frauen, welche sich zu Vorkämpferinnen für die Befreiung ihres Geschlechtes aus angeblich schmachvoller Erniedrigung durch den Mann machen, sollten es lesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ihre Ideale unerreichbar sind, weil sie die Bestimmung des Weibes total verkennen. Die Heldin dieses Romans ist eine solche Vorkämpferin für die Frauenbefreiung, ein starkgeistiges, kraftvolles Weib, das, um durch ein Beispiel die Propaganda der That zu entfalten, einen Pfuhl von Schande und Kummer durchwatet, um schließlich durch freiwillige Besiegelung eines verfehlten Daseins die Undurchführbarkeit ihrer Ideen einzugestehen. Auch wer die Theorien des Autors nicht gutheißen kann, wird das Buch mit Interesse lesen, denn es ist erfüllt von dem reinen Bestreben, die Unvollkommenheiten und Gebrechen des Menschendaseins zu bessern. Trotz des äußerst precären Stoffes beleidigt Allen nirgends das moralische Gefühl; der Sinnlichkeit ist nicht die geringste Concession gemacht worden. Willy Doenges.

— „Aus altem Hause". Roman von Theodor Duimchen. Leipzig, Verlag von Rob. Friese Sep.-Cto. (Arthur Cavael). 1895. — Duimchen gehört zu den starken Talenten; das hat am meisten sein erster Roman „Kopf und Herz" bewiesen, der viel Gutes von dem jungen Autor erwarten ließ, weniger sein Lustspiel „Kupfer", das eigentlich ganz und gar nicht lustig war. Sein neuestes Buch „Aus altem Hause", ein Roman aus dem modernen Hamburg, erfüllt zwar nicht alle Erwartungen, die man auf Duimchen nach seinem Erstlingswerke setzen durfte, aber es sticht doch noch immer vortheilhaft genug von der „Masse" ab, um beachtenswerth zu sein. Das Sujet an und für sich ist nicht neu — ein junger Streber: Dr. med. Marschall heirathet ein ebenso reiches, wie schönes Mädchen: Katharina v. Spreckelsen, eine Tochter „aus altem Hause", die nur zu bald die ganze Hohlheit des Mannes ihrer Wahl, eines wissenschaftlichen Parvenus, erkennt, ihm innerlich und äußerlich fremd wird, sich rasend in einen „Anderen", einen großen Künstler, verliebt, um sich schließlich, da sie ihre alle Schranken durchbrechende Leidenschaft nicht in der gewünschten Weise erwidert sieht, mit eigener Hand den Tod zu geben —, aber es ist mit viel gesundem Empfinden behandelt und spannend durchgeführt; dabei ist die Erzählung in einer Sprache dargestellt, die bei Weitem besser ist, als die der landläufigen Gedankenstrichbelletristik, und sich fern hält von allen stilistischen Unnatürlichkeiten und Uebertreibungen. Vielleicht hätte sich der Knalleffect am Schluß zum Vortheil des Ganzen vermeiden lassen; ein Frauencharakter, wie der Katharina's, greift nicht so schnell zur Pistole, mag er auch noch so sehr ins Schwanken gekommen sein. Duimchen scheint das selbst gefühlt zu haben: er läßt, wie zur Entschuldigung, gegen das Ende seines Romans die Heldin morphiumsüchtig werden, um so ihre That in ein milderes Licht zu rücken; bedenklich bleibt die Lösung aber immerhin, und mancher Leser wird bei dem Schluß, wie Fred Vermeulen seine Mutter, mit „großen, runden, ausdruckslosen Augen" den Autor anstarren. — Auch an einigen ermüdenden Längen leidet der Roman, der namentlich im ersten Theil viel zu breit gerathen ist; das richtige Geschick, sich zu concentriren, geht Duimchen noch ab, wenn er auch seit seinem „Kopf und Herz" hierin schon erhebliche Fortschritte gemacht hat. — Die Ausstattung des Buches ist einfach und geschmackvoll. P. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 6. Dienstag, den 14. Januar. 1896.

Erinnerungen an das Hoftheater zu Dresden.

Tagebuchblätter von Anna Löhn-Siegel.

Auf der Rückreise von Italien im Juli 1857 besuchte ich, als ich Graz berührte, Carl v. Holtey, den Nestor der deutschen Theater-Memoirenschreiber, für den ich, namentlich um seiner „40 Jahre" willen, stets eine große Verehrung gehabt hatte. Der geistvolle Plauderer von 60 Jahren, dessen würziger Coulissenhumor mir ausnehmend gefiel, ließ scharfe Bemerkungen über die Schutzlosigkeit der Dichter, besonders der Theaterdichter, einfließen, die oft darbten, während die Schauspieler das Fett schöpften. Der Theaterdichter erhielt, selbst von den größten Theatern, eine einmalige Zahlung — meinetwegen 80 bis 100 Thaler für ein den Abend füllendes Stück —, der Schauspieler für die Darstellung einer einzigen Rolle in einem solchen Stück oft mehr als 100 Thaler. Wenn z. B. Gutzkow verbittert würde, so wäre das natürlich. Der müßte eigentlich von seinem „Uriel Akosta" allein schon leben können, und anständig leben können, wenn die Bühnen gesetzlich gezwungen würden, Tantiemen zu zahlen. In diesem Tone ging's weiter, und Hiebe wurden nach rechts und links ausgetheilt. An einen Mann von 60 Jahren gemahnte Holtey nicht, wie er da so flink und beweglich vor mir herumspazierte, die Schnuren des grauen Schlafrocks auf- und zuband und mit der langen Quastenpfeife agirte, eher an ein studentisches bemoostes Haupt. Und er schüttelte es oft, dies graugelockte Löwenhaupt, das die hohe, hagere Gestalt krönte. Er schüttelte es verwundert darüber, daß ich „junges Blut" die Italienreise so ganz allein unternommen hätte, trotz Diligencen-Ausraubungen, die doch jetzt an der Tagesordnung „da unten im italienischen Stiefel" wären. Wir kamen auch auf mein Berliner Gastspiel zu sprechen, welches mir das „Moos" zu der großen Reise geliefert hatte, und Holtey wünschte etwas von der verschiedenen Auffassung der „beiden großen Dresdener D's" — Devrient's und Davison's — zu wissen, wenn sie den Dichter Heinrich in „Lorbeerbaum und Bettelstab" versinnbildlichten. „Lorbeerbaum und Bettelstab", das fünfactige, damals viel aufgeführte Schauspiel Holtey's, war auch in Berlin mehrfach gegeben worden, und mit großem Beifall. „Selbstverständlich machte Emil Devrient," sagte ich, „etwas ganz Anderes aus dem unglücklichen Dichter als Davison. Devrient gab ihn von poetischem, deutschem Weltschmerz tief niedergedrückt. Davison ließ Funken des empörten Menschengemüths, ein mühsam bewältigtes Hadern mit dem Geschick, hindurchblitzen. Devrient war im Wahnsinn zu Thränen der Wehmuth hinreißend, Davison zum Zorn aufstachelnd, Rachegefühle erweckend. Erschütternd wirkten Beide, aber nun kamen jene kleinen Nebendinge, die in einer Comödie, sei sie noch so ernst und ergreifend, doch auch von Wichtigkeit sind, und worüber, selbst unter großen Künstlern, oft ein schärferer Anprall der Ansichten stattfindet, als über Cardinalfragen der Charakteristik und der gegenseitigen Rücksicht in den gemeinschaftlichen Hauptscenen." „Ja," rief Holtey, „die Nüancenmalerei der großen Sterne, ich kenne das. Aber sie ist auch dankenswerth vom höchsten Kunststandpunkte. Der wahre Künstler begnügt sich nicht mit dem Drum und Dran seiner eigenen Partie, auch die Nebenpartien zieht er in das Bereich seines Nachdenkens und Interesses, um dem Ganzen zu nützen." „Gewiß," sagte ich. „So gerieth z. B. Davison noch nachträglich in Zorn, wenn er einer Schauspielerin gedachte, die sich als seine, des Dichters Heinrich, Gattin, nicht so gekleidet hatte, wie es der Künstler als durchaus nothwendig forderte. »Diese Frau hat ja nur eine einzige Scene mit dem unglücklichen Manne, aber es drückt sich darin,« sagte Davison, »das ganze Elend der Lage aus, in welcher sich das Paar befindet. Die Frau ist krank, siecht dahin, die Schwindsucht fiebert auf ihren Wangen. Der Mann krankt an unbefriedigtem Ehrgeiz, an unbelohntem, wenn noch so ehrenhaftem Streben als Dichter. Wovon soll er die Seinigen ernähren, wenn seine Dichtungen keinen realen Werth haben? Wenn man sein Stück nicht aufführen mag, weil es nicht bühnengerecht, nur poetisch ist? Noch mehr! Er sieht sich um seines heißen dichterischen Strebens willen sogar seiner amtlichen Stellung verlustig gehn — —.« Nun stellte Davison die Frage: »Wie muß die Mitdarstellerin dieser Jammerscene gekleidet sein?« Allgemein antwortete man: Einfach! Ganz einfach, ärmlich, denn die Leute sind arm. Schwarzes, abgetragenes Wollkleid, kein Wäschputz, keine Schleife. — »Nein,« rief Davison, »nein, sie ist doch immer das Weib eines Dichters, er hat sie einst mit allen seinen Poesien umworben, sie hat ihn verstanden, sie hat an seine Berufung zum Dichter geglaubt, folglich hat sie Theil an seinem poetischen Wesen. Sie wird, selbst krank und mittellos, noch immer beflissen sein, in ihre Erscheinung ein Etwas zu legen, das ihn an die einst angebetete Dichterfreundin erinnert. Sie muß also hell und freundlich gekleidet sein, ein wenn noch so werthloses, aber munterfarbiges Kleid muß ihre Gestalt umfalten, ihr Haar muß in schlichten Wellen oder auch Locken das Haupt umwallen, ein blaues Band kann sich hindurchziehn —.« In dieser Weise erging sich die Schilderung Davison's bis in alle Einzelheiten. Jene Künstlerin aber, die seinen Zorn erregt hatte, und mit Recht, war in einem weißen Schleppkleide von Tüll mit bunten langen Schleifen erschienen, und Davison versicherte, sie habe ihm die ganze rührende Scene verdorben. Er habe sich nicht helfen können, der Aerger habe ihn übermannt, so daß er die unpassende Schleppe mit dem Fuße bald rechts, bald links schleudern mußte. Da ich am Dresdner Hoftheater diese Gattin spielte, gereichte es mir zur Freude, mich ganz und gar in Davison's Anordnungen zu fügen. Er war mit meinem hellgestreiften Kattunkleide zufrieden, hatte mir auch, ehe ich es in Arbeit gab, gesagt, es könne immerhin etwas lang sein, nicht gar so ärmlich-kurz, aber nur um Gottes willen keine Schleppe, die gerade in der Mode war. Nicht lange nachher kehrte Emil Devrient von seinen Gastspielreisen zurück und trat ebenfalls als Heinrich in »Lorbeerbaum und Bettelstab« auf der Dresdener Hofbühne auf. Nach Beendigung der Probe folgte mir der große, von mir ebenfalls hochverehrte Künstler in eine Coulisse und sagte: »Ich höre, Sie haben in dieser Rolle kürzlich eine andere Toilette gemacht, als früher.« »Allerdings,« antwortete ich, »Davison wünschte eine einfache, aber helle Kleidung —«. — »Nein, nein, unmöglich!« rief Devrient. »Versetzen Sie sich doch nur in die Situation. Schwarz hängt der Himmel über diesem Haus, dieser Scene, diesem Ehepaar. Ein dunkles, düstres Kleid, wenn Sie kein unbedingt schwarzes Merinokleid besitzen. Kein Band, kein Schmuckstück — die Frau hat keinen Sinn für solche Aeußerlichkeiten. Irgend welche Toilettenkünste, so unbedeutend sie sein möchten, würden den niedergebeugten Mann sogar verletzen müssen. Auch hat das arme kranke Weib weder Zeit noch Kraft eine helle Kleidung zu waschen und zu plätten. Haben Sie denn ganz vergessen, werthe Collegin, wie Sie gekleidet gingen, als Sie die Rolle mit mir spielten —?« — Ich aber hielt von nun an auf zwei Toiletten für dieses Stück und nannte die eine: Lorbeertoilette, die andere: Bettelstabtoilette." — Holtey faßte die Sache zu meiner Freude durchaus nicht scherzhaft auf, sondern suchte aus der Eigenartigkeit der beiden großen Künstler die Verschiedenheit ihrer Anforderungen an jene Aeußerlichkeiten zu erklären. „Davison," sagte er, „thut in der düstern Ausführung des Charakterbildes schon allein genug, er braucht

keine dunklen Farben weiter, viel eher einen Lichtschimmer in der unglücklichen Partnerin, einen hellen Schein bis in die Kleidung derselben. Devrient kann bei seiner idealen Auffassung und Wiedergabe des Charakters noch eine kleine Verdüsterung des Gesammtbildes vertragen, da er selbst nicht soviel Schwärze dazu thut, wie Davison.“ — Holtey wünschte, ich möchte länger in Graz verweilen, wir würden uns noch viel zu erzählen haben, wohl auch über Manches zu streiten. Als ich ihm aber mittheilte, daß ich nach so großen Reiseunternehmungen darauf angewiesen sei, von Neuem zu arbeiten, zu verdienen, gab er mir eine Empfehlung an den ihm befreundeten technischen Oberleiter des deutschen Theaters in Pest, Baron v. Perglas, wodurch ich später ein längeres, wenn auch traurig endendes Gastspiel auf jener Bühne erlangte. Demselben ging ein dreimaliges Auftreten auf dem Stadttheater in Brünn voraus. Das Dioskurenpaar der dortigen Direction „Tennemy und Gallmeyer“ (Letzterer der glückliche Vater der später berühmten Soubrette) bot mir sogar ein Engagement an, nachdem der gerade anwesende Wiener College Sonnenthal den Wunsch ausgesprochen hatte, mit mir zu spielen. Er, ein vortrefflicher Cäsar, suchte eine Donna Diana im gleichnamigen Stück, die im Personal des Brünner Stadttheaters gerade nicht vorhanden war, ich aber mußte ablehnen, weil ich nicht im Stande gewesen wäre, die spanischen Toiletten zu beschaffen. Ueberhaupt fühlte ich mich nach so langer angenehmster und geistig bereichernder Kunstpause — ja Kunstgenußpause, sehr wenig geneigt, Comödie zu spielen. Aber es mußte ja sein, die leere Casse erforderte es. Wenn es nur auch mit großen Kunstpausen hätte geschehen können, ohne das lästige Auswendiglernen und das noch lästigere Garderobeherrichten, Costümebeschaffen. Mein Interesse klammerte sich in Brünn weit mehr an den furchtbaren Spielberg, das bekannte Staatsgefängniß, an, als an den Brünner Kunsttempel. In jenen schauerlichen Kerkern hatte der unglückliche italienische Dichter, Silvio Pellico, um seiner politischen, vielmehr patriotischen Gesinnung willen geschmachtet. Ich wollte mit dem Collegen Sonnenthal über die Werke und Schicksale Silvio Pellico's ein Gespräch anknüpfen. Im Dresdener italienischen Kränzchen waren seine Tragödien mit vertheilten Rollen gelesen worden. Ich hatte die Rolle der Francisca da Rimini und andere ähnliche zuertheilt erhalten. Aber der vorzügliche Schauspieler vom Burgtheater Wiens ging nicht darauf ein, sondern entgegnete lachend: „Wer denkt denn daran? Die Rolle der »Donna Diana« ist interessanter — darauf will ich wetten — als die sämmtlichen weiblichen Tragödienrollen des Herrn Pellico!“ Ich schwieg. Mit Schauspielern ist Nichts zu reden als Schauspielerisches, dachte ich. Eher von historischen Schuhschnallen und von Pariser Haartouren, als von Dichtungen, die ihnen keine Paraderollen liefern. — — Mit dem mir von Holtey liebevoll „eingebrockten“ Pester Gastspiel ging es, wie schon angedeutet, schlecht. Nach vierwöchentlichem Auftreten auf dem großmächtigen deutschen Theater (von dessen umfangreicher Bühne die Schauspieler fabelten, man könne auf ihr nicht nur ein, sondern mehrere Pferde todt reiten) und nach mehrmaligem Aushilfsspiel auf dem deutschen Sommertheater in der Christinenstadt Ofens jenseits der Donau krachte das ganze Unternehmen zusammen. Die fest engagirten Künstler erhielten mit genauer Noth ein, höchstens zwei Drittel der vereinbarten Gage, die Gastirenden erhielten nichts, als was sie schon eingenommen hatten, d. h. 2 Gulden Spielhonorar für jeden Spielabend, welches von der Casse sofort ausgezahlt worden war, aber kaum genügte, die für die feinen Damenrollen nöthigen Glacéhandschuhe zu beschaffen. — Ich wandte mich auf Anrathen des ebenfalls entlassenen technischen Oberleiters des Theaters, Baron v. Perglas, an einen Advocaten. Er sagte kurz und schneidig: „Da ist nichts zu machen. Wir haben derartige Fälle schon erlebt. Wollen Sie klagen, so können Sie sich ein halbes Jahr und noch länger hierhersetzen, um schließlich alle Kosten zu bezahlen. Ich rathe wohlmeinend: kehren Sie schleunigst nach Deutschland zurück.“

Dasselbe erfuhr ich vom ehrwürdigen Superintendenten der protestantischen Gemeinde, Dr. Michael, den ich, als geistliche Tochter, um einen Rath anzugehen wagte. Der vortreffliche Mann war rechtschaffen betrübt, der Tochter eines Amtsbruders im fernen Sachsenlande nichts Gutes prophezeien zu können. Aber er erquickte mich mit seinen italienischen Erinnerungen, die den Aufenthalt in der geistlichen Wohnung zu einem genußreicheren, erhebenderen für mich machten, als es alle Theater des großen Ungarnlandes gewesen wären. Die Bildhauer Steinhäuser, Imhof u. A. m. kannte er persönlich, Overbeck war ihm befreundet. Alle Wände seines Heims trugen Spuren seiner Kunstliebe in Bildern, Statuetten, Zeichnungen und andern Andenken an eine auch für ihn unvergeßliche Zeit. — Vom Gastspiel selbst ist zu sagen, daß das kolossale Haus sommerlich leer war, daß die hohen Officiere in den Prosceniumslogen zwar stark applaudirten und Bravo! riefen, aber auch, wenn es ihnen beliebte, so laut mitredeten, als ob sie in die Comödie hineingehörten. Einer von den vielen deutschen „Müllern“ war mein schwächlicher Don Carlos im gleichnamigen Stück*), er verfluchte den Umstand, Carlos sein zu müssen, während sein Talent ihn in das humoristische Fach verwies, worin er ausgezeichnet wirkte. In dem großen classischen Stück passirte noch allerhand Unwürdiges, wovon ich nur Zweierlei erwähnen will. Als ich unselige Prinzessin Eboli vor der schönen Königin, Fräulein Kronau, kniee und um Gnade flehe, fallen mir die Lockenbündel, welche dieselbe hinter den Ohren trug und die der königlich spanische Friseur schlecht befestigt hatte, in den Schooß, worüber die Officiere selbstverständlich schallend lachten, während einer sagte: „Es wäre kein Wunder, wenn sie sich alle Haare ausraufte!“ Die ungarische Garderobière und Anzieherin, die wenig deutsch verstand, hatte an einer meiner Kleidertaillen den Schnürsenkel so nachlässig verknüpft, daß ich alsbald mit Schrecken empfand, wie sich die beiden Taillenhälften während des leidenschaftlichen Spiels der Eboli lösten, und mir nun die heikle Aufgabe zufiel, dem verehrten Publicum nur ja niemals den Rücken zuzukehren. Und das geschah mir im großen Monolog der getäuschten, von Rachegefühlen durchglühten Prinzessin. Ich zitterte und bebte vor den Blicken der nahen Officiere, und strebte nur immer, mich rückwärts zu concentriren, d. h. nach der Mittelthür des meublesarmen Riesenzimmers der Pester Bühne, in welchem ich den traurigen Carlos empfangen hatte. Als die Herren so gütig waren, mich herauszurufen und Bravo! noch dazu, fiel mir ein Stein vom Herzen. Sie hatten die Taillenlösung nicht bemerkt, sonst hätten sie mitgeredet, wie mir später auch Herr v. Kosteletzky, ein junger Officier, versicherte, den ich oft bei Herrn v. Perglas und dessen Töchtern antraf. — Viel Unangenehmes gab es auch in meiner ungarischen Häuslichkeit zu beklagen. Die Häuser in Pest tragen etwas vom orientalischen Charakter an sich. Der meist große quadratische Gebäudekörper umschließt einen geräumigen Hof mit offenen Galerien in jedem Stockwerk. Dort thut sich das ganze unschöne häusliche Treiben auf, das bei uns zumeist ins stille Kämmerlein verlegt wird, weil keine offenen Rundgänge mit Eisengeländer vorhanden sind. Da wollte es nun mein Mißgeschick, daß in der nächsten Nachbarschaft die gerade engagementslose Soubrette Z., ein äußerst temperamentvolles, zu leidenschaftlichen Ausbrüchen geneigtes, schwarzhaariges, pockennarbiges Frauenzimmer, wohnte, das am Morgen, wenn ich Rollen studirte, vorzugsweise zigeunerhaft-wild gelaunt war. In solchen Stimmungen prügelte sie fast täglich ihr vaterloses Kind, ein blasses mageres Mägdlein von 7 bis 8 Jahren, das mir inniges Mitleid einflößte, und das vor der megärenhaften Mutter oft zu den Nachbarn floh. Da ließ es mir keine Ruhe, ich mußte dem „Fräulein Künstlerin“ Vorstellungen über ihr unbarmherziges Verfahren machen. Eines Tages riß ich ihr die Geißel aus den Händen und sagte ihr Dinge, die sie für einige Zeit sprachlos machten. „Hätten Sie sich doch eher selbst gegeißelt, wie es Ihre heilige Kirche befiehlt, wenn böse Lüste im Blute aufwallen, als daß Sie jetzt das unschuldige Erzeugniß Ihrer sinnlichen Begierde mißhandeln, weil es Ihnen unbequem ist.“ „Sie ist schlecht, wie ihr Vater!“ stotterte das Weib. „Nein, Sie sind und waren schlecht,“ rief ich erbittert aus. „Und das nennt sich Künstlerin! Die wahre Kunst müßte vor Unsittlichkeit und Gemeinheit behüten, und noch mehr vor Roheit gegen ein wehrloses, in Ihre Willkür gegebenes schwaches Geschöpf. Pfui! Wie ich sie verachte, diese sogenannten Künstlerinnen, denen die edle Kunst nicht Zaum und Zügel anzulegen vermag.“ — Da wurde die Z. immer rasender. Sie schrie mich an, ich sei toll, sie hätte sich wohl gleich selber umbringen sollen, um eine reine, hochgeschorene Künstlerin zu bleiben? — Ich hatte meine Fassung wiedergewonnen und sagte kalt: „Das wär' allerdings das Beste gewesen. Da hätten Sie einmal gesündigt und sich dadurch vor fortgesetzter Sünde bewahrt, wie Sie sie jetzt fast täglich an dem unglücklichen Kinde begehen. Der Sünden nicht zu gedenken, zu welchen Sie das arme verbitterte Wesen schließlich noch heranziehen werden.“ — Ich ging, während die Z. hinter mir herwetterte. Die Prügelconcerte am

*) Es war der spätere Residenztheaterdirector in Dresden

Morgen fielen aber doch nach dieser Auseinandersetzung fort, ich hörte nur manches Lankfolo, das die Z. sich gönnte, ohne in Thätlichkeiten überzugehen. Daß ich die Künstlerin in ihr aufgerufen hatte, mochte doch nicht ohne Eindruck geblieben sein, denn ich erfuhr, daß sie auf ihre Künstlerschaft sehr stolz sei, obgleich sie gegenwärtig keine Gelegenheit hatte, sie zur Geltung zu bringen. — — — Als ich nach einer um der größeren Billigkeit willen auf der Donau zurückgelegten langweiligen Fahrt in Wien anlangte, und sogleich nach Sachsen weitereilen wollte, ergab es sich, daß das ungarische Schiff den Anschluß an den Zug nach Prag und Dresden versäumt hatte, und bis zum nächsten 8 Stunden todt zu schlagen waren. Verstimmt durch all das Mißgeschick, das mir das Pester Gastspiel gebracht hatte, wandelte ich in Wien umher und floh zuletzt in den Stephansdom, wo ich, von Müdigkeit überwältigt, in einen Beichtstuhl eindrang und dort ungestört ein Nachmittagsschläfchen hielt. Auf der Fahrt nach Sachsen hatte ich Zeit über alle meine Pester Erlebnisse nachzudenken und eine humoristisch-ironische Reisebeschreibung zu beginnen, welche die Ueberschrift tragen sollte: Pest ist eine schöne Stadt, — Wenn man sie im Rücken hat. Die Beschreibung gelang später in der Zwitterstimmung von Hohn und Vergnüglichkeit, dem Riesentheater Pests, der Waitzenstraße mit ihren häuslichen und familiären Unwürdigkeiten, dem Gebrüll der weißen Stiere, den Donauwasser-Ausrufern, die schon früh um 5 Uhr oder noch zeitiger zu schreien begannen: „a Donauwaaser!“ u. A. m. fern zu sein, so gut, daß Dr. Gustav Kühne sie mit Freuden in seine „Europa“ aufnahm und mich ersuchte, „ihm mehr derartige pikante und witzige Artikel zu liefern“, was auch geschehen ist, und wodurch es mir gelang, das Pester Deficit zu tilgen. — — — — Im stillen Pfarrhause zu Hohnstein in der lieben Sachsenschweiz ordnete ich meine Italien-Erinnerungen, machte gewissenhafte Auszüge aus meinen, während der Reise geführten Tagebüchern und trat in lebhafte Correspondenz mit Redactionen und Buchhändlern. In dieser mit Eifer und Liebe betriebenen Arbeit begriffen, die mir alles Erlebte, Geschaute, Genossene wieder vor die Seele führte, überraschten mich, unter vielen anderen minder interessanten, zwei Briefe, die mich an einen Scheideweg leiteten. Der Stadttheaterdirector Bequignolles in Görlitz bot mir ein längeres Gastspiel an und — wie beglückt und geehrt fühlte ich mich! — Gutzkow wünschte meine Rückkehr an das heimathliche Hoftheater. Er bedauerte, wie schon früher, ehe ich Dresden verließ, meinen Weggang, den er damals zu verhindern suchte, und machte mir Vorschläge, wie eine Rückkehr zu bewerkstelligen sei. „Er schätze meine Intelligenz und Bereitwilligkeit, die kleinsten Rollen damit zu heben.“ Es seien zwar junge Damen inzwischen engagirt worden, aber weit mehr für das Lustspiel als für die Tragödie geeignete, und da mein Talent mehr zu den Charakterrollen als zu den Liebhaberinnen neige, welches Urtheil er auch von künstlerischen Größen gelegentlich meines Gastspiels in Berlin vernommen habe, würde sich in Dresden ein Feld für mich eröffnen. Nachdem er gesagt hatte: „Es fehlt unbedingt eine Kraft, die mit gediegener Geistesbildung jenen künstlerischen Schliff verbindet, den eine Bühne wie die Dresdener, wenn sie auf der bisherigen hohen Rangstufe sich erhalten soll, fordern muß, eine Kraft, ich wiederhole es, die sich auch den kleinsten Rollen mit Selbstverleugnung widmet, um die Dichterwerke möglichst vollkommen zu verlebendigen“ — rieth er mir, mich an Herrn v. Lüttichau zu wenden, der mir immer wohlgesinnt geblieben, und ihm mitzutheilen, daß ich wieder zu haben sei. Außer Gutzkow's Brief kamen noch Schreiben ähnlichen Inhalts vom Stadtrath Peschel, von Davison und von meiner verehrten Collegin Frau Bayer-Bürck. Die große Künstlerin schrieb u. A.: „Man weiß eben Ihr Talent und Ihre Kraft für unsere Bühne nicht genug zu schätzen, das ist's! Dem »Othello« entgehen Sie nicht. Ich sagte es ja schon: ohne die Löhn als Emilia kein Othello, und dabei bleibt's. Sehen Sie nur unsere — Genies, Sie werden staunen. . . . . Ich weiß wohl, daß eine große Resignation dazu gehört, sich in zweite Fächer herabdrücken zu lassen und sich unterzuordnen, wo man befehlen könnte. Die Sache ist nur, wenn man die Kunst von einem hohen Standpunkte aus behandelt, daß die Besetzung der zweiten Fächer eben so wichtig ist, als die der ersten, und daß es leider Leute giebt, die das nicht begreifen können 2c. 2c.“ — — Ich folgte diesen ehrenvollen Aufforderungen, schrieb an Herrn v. Lüttichau und erhielt umgehend eine sehr ermuthigende Antwort, „mein Weggang von Dresden und seiner Bühne sei ihm stets bedauerlich gewesen, denn ich wisse ja, er schätze meine Talente 2c.“ — In anderer Richtung, nämlich die Dichterin in mir ermuthigend, wirkte ein Schreiben des gelehrten und poetisch hochbegabten Dr. Schumann, Superintendenten in einer sächsischen Gebirgsstadt, der dem Vater eine Ode in Sapphischem Versmaß sandte, die er auf mein dramatisches Gedicht „Odysseus auf Ogygia“ verfaßt hatte, welches letztere ihm in der zweiten Auflage meiner Gedichte zu Gesicht gekommen war. Die Ode ist ein kleines Meisterwerk, welches den feinen Kenner der alten Classiker verräth. — Ein Ausflug nach Leipzig brachte mich wieder in Berührung mit einem alten Freunde, dem lyrischen Dichter Adolf Böttger, der mich mit dem Herausgeber der Gartenlaube, Herrn Keil, bekannt machte, um mir für meine italienischen Reiseskizzen ein gutes Absatzgebiet zu verschaffen. Nachdem ich darauf in Hohnstein noch ein Lustspiel: „Gefahr über Gefahr“ betitelt, verfaßt hatte, dem ein neapolitanischer Stoff zu Grunde lag, und dessen humoristische Hauptpartie für College Räder berechnet war, traf eine Antwort des Herrn Keil ein, welchem ich einige meiner Reiseberichte vorgelegt hatte. Der Inhalt des Schreibens war höchst seltsam, einzig in seiner Art. Die Berichte seien sehr interessant, mit lebendiger Darstellungskraft, scharfer Beobachtung und vielem Humor geschrieben, allein da er mich bei meinem Besuch in Leipzig als eine liebenswürdige junge Dame kennen gelernt habe, müsse er sich die Freiheit nehmen, mir den freundschaftlichen Rath zu ertheilen, mein Glück lieber im stillen Hafen der Ehe zu suchen, als auf dem lauten Markt des Schriftstellerthums!!! Ich mußte laut auflachen, und es war bezeichnend, daß sogar mein ernsthafter, gestrenger Vater sich des Lachens nicht enthalten konnte und sagte: „Wenn du noch niemals auf jenem lauten Markte erschienen wärest, wollte ich mich über den seltsamen Rath nicht allzusehr wundern, aber nachdem schon so manches Gute aus deiner Feder in die Oeffentlichkeit gelangt und ehrenvoll aufgenommen worden ist, kommt mir der Mann mit dem Grunde seiner Ablehnung mindestens wunderlich vor, da er deine Arbeiten gleichwohl lobt.“ — Der wackere College Räder legte ein Pflaster auf die durch einen „Keil“ mir beigebrachte Wunde. Er antwortete höchst anerkennend auf meine Einsendung des Lustspiels. Er werde es zur Aufführung bringen und die Hauptrolle mit Vergnügen spielen. Kramer solle die zweite Komikerpartie darin erhalten. Auch Räder schloß seinen Brief: „Ich bin hocherfreut, zu hören, Sie würden bald wieder in unsern Dresdener »Zauberkreis« eintreten, der allerdings mit dem nächsten Jahre einen alten Zauber verlieren soll: die Sommercomödie auf dem Linke'schen Bade! Oder sollten auch Sie, verehrte Collegin, zu den über diesen Mordanfall auf die komische Muse Erfreuten gehören?“ — — Auf die wiederholte Einladung einer lieben Jugendfreundin, Mathilde Hempel, Gattin des Dr. Hempel in Pulsnitz, begab ich mich in das angenehme Pfefferkuchenland und genoß die Gastfreundschaft der liebenswürdigen theilnahmevollen Freunde so lange, bis ein Schreiben des Herrn v. Lüttichau mich wieder an die heimathliche Hofbühne berief. Das geschah für den 1. December des Jahres 1857. Bei meinem verehrten Chef und den Collegen fand ich die freundlichste Aufnahme. Die Colleginnen hatten keine Ursache, meine Rückkehr zu fürchten. Sie wußten ja, daß ich weniger denn je sein würde, was ich nie gewesen: Rollenjägerin, Fachfallerin. — Eine mich hoch beglückende Aufnahme fand ich dagegen bei den geistvollen Männern, die mich schon immer durch ihre Theilnahme an meinem künstlerischen und poetischen Streben geehrt hatten: Geheimrath v. Langenn, Hofrath Klemm, Stadtrath Peschel, Hofrath Reichenbach, Professor Hübner, Professor Hettner, Ludwig Richter und Anderen mehr. Gutzkow hatte einige liebenswürdige und ermunternde Zeilen der Bewillkommnung für mich. „Es giebt,“ schrieb er u. A., „für eine Dichterin, die einen bedeutenden Stoff, den sie gesammelt, ausnützen will, keine passendere Stellung, als die Ihrige in Dresden. Anregender geistiger Umgang, edle Kunstgenüsse in reichstem Maße und ein Beruf, der sich geschwisterlich an Ihre eigene Muse anlehnt, und Ihnen auch in der kleinsten Rolle die Genugthuung gewährt, durch die hohe Geistesstufe, auf der Sie stehen, und durch Ihr über dem gewöhnlichen Comödiantenthum Erhabensein, dem großen Kunstganzen förderlicher zu sein, als eine Virtuosin moderner Richtung auf einem ihrer Paradepferde es sein würde.“ — — Meine erste Rolle nach dem Wiedereintritt ins heimathliche Hoftheaterrepertoire war die der Bianca in der Shakespeare-schen „Wiederspenstigen“, bei welcher Gelegenheit Frau Bayer-Bürck, eine der vorzüglichsten Kathinka's, die man sehn konnte, mich in liebenswürdigster Weise empfing. Auch Herr v. Lüttichau

war ins Theater gekommen, um mich zu begrüßen, und freute sich über mein „blühendes Aussehn“ und „gerundetere Formen als früher“, wie er sich ausdrückte. „Bleiben Sie dabei!“ setzte er scherzend hinzu. „Ich habe Ihnen das immer gewünscht.“ — — Auch Vetter Weiß ist vom Ostseestrande zurückgekehrt. Er war zuletzt in Königsberg angestellt, woselbst Director Woltersdorf mit sklavenhändlerischer Zucht, wie man in Schauspielerkreisen allgemein sagt, waltet. Weiß hatte dort Unglück in einer Oper, die viel Decorationswechsel verlangte. Er stürzte in eine schlecht vorbereitete Versenkung, weil der Tisch vorzeitig nachgab. Nun begnügt er sich hier wieder mit seinem früheren bescheidenen Fach und versenkt sich lieber in die Schönheiten der alten classischen Sprachen, als in die ungemüthlichen Tiefen unter dem Podium. Ich freue mich seiner Heimkehr, denn ich habe geistigen Vortheil von seiner Gegenwart. Er beabsichtigt, die noctes atticae des Gellius ins Deutsche zu übertragen. — — — Im Februar (1858) kam die größte dramatische Kunstvertreterin Italiens wieder zu uns: Adelaide Ristori. Es ist merkwürdig, wie trotz rastlosem Gastiren an diesem wunderbar harmonisch gestalteten Talent das Virtuosenthum mit seiner Gespreiztheit, das sich jetzt immer unliebsamer aufbläht, gnädig vorübergeht. Ich suchte die hohe Künstlerin einmal in der Theatergarderobe auf, denn nachdem ich ihre Muttersprache am Quell studirt hatte, wagte ich ein längeres Gespräch mit ihr, der Sprachfürstin! Süß lächelnd blühte ihr Antlitz auf, als ich ihr versicherte, wie sehr mich die eingehende Bekanntschaft mit ihrem Vaterlande beglückt und geistig bereichert hätte. Mit einem leisen Seufzer gestand sie, daß sie die Heimath, wenn es möglich wäre, nie verlassen würde. Von der deutschen Sprache sagte sie: „Ich begann Schiller mit Eifer zu studiren, um Maffei's Uebersetzung der »Maria Stuart« besser zu beurtheilen, aber die Zeit zu einem gründlichen Studium fehlte, und die deutsche Sprache verlangt ein solches mehr als eine andere.“ Einer Einladung der Künstlerin, sie doch ja zu besuchen, so lange sie in Dresden weilen werde, vermochte ich leider nicht nachzukommen. — — Wir haben nun auch die Viardot-Garcia gehört, wieder ein großes südländisches Künstlertalent. Sie ist eher häßlich als schön, wirkte aber als Rosine (»Barbier«) und Amina (»Nachtwandlerin«) durch Gesang und Darstellung gleich hinreißend. Vom letzten Finale an wurde die Scene in der »Nachtwandlerin« babylonisch. Die Hauptpartien wurden plötzlich auch von unsern Sängern italienisch gesungen. Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts war es Brauch, die Opern halb italienisch, halb deutsch zu singen. Ich meine, so viel könnten unsere Sänger wohl von der gepriesenen Gesangssprache lernen, um bei solchen Gelegenheiten eine Halbirung der Textbehandlung zu vermeiden! — — Eine liebliche, höchst talentvolle, mit einer seltenen Geistesfrische und tiefem Gemüth begabte junge Schauspielerin, Soubrette Frida v. Schütz, die schon mehrfach im zweiten Theater bei Director Nesmüller gastirt hat, trat auf unserer Bühne auf, eroberte die Herzen im Fluge und wurde engagirt. Sie ist Oesterreicherin, spricht aber den Dialekt, daß es wie Musik klingt. Ihr Gesang macht lachen und weinen in einem Zuge. In dem Singspiel: „Hans und Hanne“, wo Hanne gefragt wird: „Kannst denn lesen?“ und sie naiv antwortet: „Ja, Erbsen und Linsen!“ brach ein Beifallssturm im Publicum los. — Auf dem Linke'schen Badetheater würde Frida v. Schütz ein Feld für ihre Darstellungen, die hauptsächlich im österreichischen Singspiel und der Posse liegen, fortgesetzt finden, aber das Theater geht ein. Der Schwamm haust im Gebäude und des Umbaus ist es nicht werth.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Martha-Dienst und Maria-Sinn. Ein Leitstern auf dem Lebenswege für confirmirte Töchter aller Stände. Von Bertha Mathé, geb. Hüffell, Verfasserin von „Jungfrauenbrevier“, „Drei Schwestern“, „Mathilde“ 2c. 2c. 6. Auflage. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung. — Das Karl Gerok gewidmete Büchlein verdient hervorragende Beachtung. Es verbindet in trefflicher Weise das Erbauliche mit dem Praktischen. Themen wie: Ehre Vater und Mutter! — Das Haus die Stätte wahren Glücks. — Von der geistigen Fortbildung. — Am Nähtische. — Die Kochkunst. — Das eigne Stübchen. — Schamhaftigkeit und Sittsamkeit u. A. sind vorzüglich behandelt. Der Preis — in Goldschnitt geb. 3 ℳ — scheint etwas zu hoch, wenigstens für ein Buch, das den Töchtern aller Stände zugänglich sein soll. O. S.

— Luther. Ein dramatisches Gedicht mit einem Vorspiele von Friedrich M. Mühlhausen. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1896. 126 S. — Der Verfasser hat sich, wie er sagt, das Ziel gesetzt, nicht die Lehre Luther's, sondern seine Persönlichkeit, seine schwer ringende Seele uns vorzuführen. Ob sich Beides trennen läßt? Luther's Werk und Lehre und Luther's Persönlichkeit und Gewissen scheinen uns unzertrennlich verbunden. Die Widersprüche in seinem Gemüthe nach dem Wort: „Sein Geist ist zweier Welten Kampfgebiet, Mich wundert nicht, daß er Dämonen sieht“ geben sich auch nach Außen immer wieder Ausdruck und lösen sich in einem höheren Frieden. Es wäre verfehlt, wollte man nur Vorgänge psychologischer Art auf die Bühne bringen, und wenn nach dem aristotelischen Satz „die Poesie philosophischer und gehaltvoller als die Geschichte“ ist, so muß in einem derartigen „dramatischen Gedicht“ uns doch vor Allem historische Handlung vorgeführt werden. Erst von ihr aus wird man einen Blick bekommen in die Tiefe psychologischer Motive. Wir waren verwundert, als wir nach dem Vorwort die Arbeit selber lasen. Was der Verfasser in der letzteren giebt, ist in der That dramatische, historische Handlung. Das zweiactige Vorspiel, welches Luther's Abschied von seinen Jugendfreunden, seinen Eintritt ins Kloster und seine Kasteiungen, sowie im zweiten Act seine Zweifel an der Verdienstlichkeit der Möncherei, seine Unterredung mit seinem Vater und Staupitz' Hinweis auf die Erlösung und Vergebung durch Christum enthält, erscheint, soweit man das von dem vorliegenden Stoffe sagen kann, als lauter Handlung dramatisch aufgefaßt. Dasselbe gilt von dem Hauptspiel, in dessen erstem Act uns Tetzel in Jüterbogk mit seinen Hilfsarbeitern vorgeführt und das Ablaßwesen in anschaulicher Weise geschildert wird. Hier sind die Jamben, welche der Verfasser sonst in seinem Stück und zwar in rechter Correctheit anwendet, mit der Prosa vertauscht. Ein Zwischenvorhang ändert inmitten dieses Actes die Scenerie und zeigt uns Luther's Thesenanschlag. Was in der Klosterstille begonnen hat, arbeitet sich immer weiter mit Macht heraus in die Welt. Nachdem im zweiten Act die Leipziger Disputation vor den Freunden in Wittenberg besprochen und Luther selbst erschienen ist, um seine freie Stellung zu den Concilien, wie schon auf der Disputation, klarzustellen und das kanonische Recht mit den Studenten zu verbrennen, steht er am Ende dieses Actes, wie der Verfasser sagt, als „der freie Christenmensch“. Der dritte Act enthält den Wormser Reichstag und zeigt uns Luther vor Kaiser und Reich als Glaubens- und Geisteshelden auf seinem Posten, der vierte führt uns auf die Wartburg, bis im letzten Acte die Wirren und Unruhen des Bauernkrieges den Reformator umgeben; das Stück schließt mit der Verlobung Luther's, noch ein Schritt zur Freiheit der Christenmenschen. Mag der Schluß etwas abgebrochen erscheinen, der Verfasser hat nicht mit Unrecht hier einen Abschluß in dem Werden und Ringen des Reformators gefunden. Wir wünschen dem Verfasser Erfolg zu seiner Arbeit und zweifeln nicht daran, daß derselbe einer Aufführung des Stückes folgen wird. D. K.

— Die Gedichte des Großfürsten Constantin. In freier Nachbildung von Julius Grosse. II. Theil. Mit dem Bilde des hohen Dichters. Preis brosch. 2 ℳ, geb. 3 ℳ. Großenhain und Leipzig 1896. Verlag von Baumert & Ronge. 117 S. 8°. — Der zweite Theil der Gedichte eines russischen Großfürsten wird sich ebenso leicht den Weg in die deutsche Literatur bahnen wie der vor mehreren Jahren erschienene erste Theil. Die schöne und reiche Begabung des hohen Dichters wird durch diese neue Gedichtsammlung wiederum glänzend dargethan: seine reine und edle Empfindung, die Liebe zur Natur, der schwermüthige Ernst, aber auch die heitere Weltbetrachtung des Slavencharakters. Wir wünschen den Gedichten, welche von keinem Geringeren als Julius Grosse ins Deutsche übertragen worden sind, einen recht weitverzweigten Leserkreis, denn sie zeigen uns, daß auch diejenigen, welche auf der Menschheit Höhen wandeln, den Pulsschlag der Volksseele fühlen und verstehen. Ebenso wie auf eine andere fürstliche Dichterin — Carmen Sylva — trifft das auf Großfürst Constantin zu; er ist ein echter Lyriker! W. Dgs.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 7. Donnerstag, den 16. Januar. 1896.

Der Kaisertraum im deutschen Liede.

Von Paul Pasig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Das Sehnen des Volkes nach dem Wiederaufbau des Deutschen Reiches und dem Wiedererwachen des im Berge schlummernden großen Kaisers hat in den mannigfachsten Liedern entsprechenden Widerhall gefunden, und je trostloser sich die Zustände infolge innerer Zwistigkeiten gestalteten, um so lauter, inniger klang es im Liede aus. Am bekanntesten dürfte Fr. Rückert's († 1866) „Barbarossa im Kyffhäuser" sein:

„Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich" u. s. w.

Aber auch Rückert vermag sich noch nicht zur Ahnung der bevorstehenden Lösung des Zauberbannes emporzuschwingen. Das war erst den zeitgenössischen Dichtern beschieden, die dem Flügelschlage der neuen Zeit lauschten und in den brudermörderischen Wirren der Gegenwart prophetischen Geistes die Geburtswehen des neuen Reiches erkannten. Allen voran war es Em. Geibel († 1884), den man geradezu den Kaiserherold des neuen Reiches nennen kann. Schon in jenem berühmten Hymnus an den König von Preußen,*) in welchem er denselben wegen seiner Erfolge im Kriege 1866 beglückwünschte, spricht der Dichter seine Ueberzeugung dahin aus:

„König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!"

Als dann Norddeutschland zu einem festen Bunde geeint wurde, sieht der Dichter den Kaisertraum seiner Erfüllung näher gerückt. Wir erinnern an die treffliche Ballade „Friedrich Rothbart":

„Tief im Schlosse des Kyffhäusers
Bei der Ampel rothem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein."

Und das Erwachen Barbarossa's?

„Laut in seinen Angeln dröhnend,
Thut sich auf das eh'rne Thor:
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land!"

Das deutsche Volk nun erkennt, und zwar mit vollem Rechte, in dem Ereignisse, das vor nunmehr 25 Jahren sich dort im Versailler Königsschlosse vollzog, die Erfüllung seines hundertjährigen Kaisertraumes. Und das Erwachen Barbarossa's sollte sich so vollziehen, wie der genannte Dichter prophetisch geweissagt hatte:

„Schwerter blitzen, Harfen klingen —"

Blut und Eisen bildeten den deutschen Einheitskitt; das deutsche Schwert, die „Eisenbraut" Körner's, mußte draußen im Feindesland erst seine helle Stimme erschallen lassen. Schon bei Beginn des großen Krieges ging es wie ein Ahnen von dem Erwachen Barbarossa's durch unsere Seelen. Freilich sahen wir den edlen Hohenstaufen mit dem ins Röthliche spielenden Barte in dem „Weißbarte" wieder, der nicht minder ein leuchtendes Vorbild edler Ritterlichkeit und unerschrockenen Heldenmuthes war. Barbarossa war ein Barbablanca geworden. Doch beider Stammburgen,

„Burg der Zollern, Burg der Staufen,
Kaiserwiegen, nah' gestellt" —

dort im schwäbischen Heimathlande, sie wiesen schon äußerlich durch ihre Lage auf die Zusammengehörigkeit ihrer fürstlichen Inhaber hin. Müller von der Werra begrüßte zuerst „Zur Eröffnung des Feldzuges" König Wilhelm als den erwachenden Barbarossa —

„Zornflammend springt der Kaiser vom Stuhl empor und schwingt
Sein Schwert in dem Kyffhäuser: Mein Reich sei neuverjüngt!
Hurrah, ihr alten Braven, ihr Kämpen, auf, erwacht!
Ihr sollt nicht länger schlafen, vorüber ist die Nacht!

Vernichtet sei der Scherge! Wohlan, zum Kampf und Streit!
Da wird es hell im Berge, er öffnet sich gar weit,
Und Wonne über Wonne, der Kaiser sitzt zu Roß,
Verläßt im Glanz der Sonne das alte Felsenschloß.

Er zieht mit mächt'gem Heere in's Frankenland hinein;
Sein Losungswort, das hehre: Ganz Deutschland soll es sein!
Und jauchzend, voll und voller, erklinget Ruhm und Preis
Wilhelm, dem Hohenzoller, dem deutschen Heldengreis!"

In höchst geistvoller Weise verknüpft Wilhelm Jensen die Barbarossa-Sage mit einer anderen Legende:

— — „es wird ein Kaiser
Auf's Neu' um Germania frein,
Wenn zum letzten Mal die Türken
Ihre Rosse tränken im Rhein,"

indem er daran erinnert, daß, wie ehedem die gefürchteten Feinde der Christenheit ihren Lauf von Ost nach West nahmen, sie jetzt umgekehrt nach Ost vordringen: es sind die Turkos gemeint, und daher der Mahnruf:

„Hört auf, zu flattern, ihr Raben,
Um des Kyffhäusers Gestein!
Die Türken tränken die Rosse
Zum letzten Male im Rhein!"

Das war die erste und herrlichste Bedingung für das Erwachen Barbarossa's: der Abzug der Raben, die Einheit der deutschen Stämme, die Freiligrath so treffend kennzeichnete:

„Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland?
Wir fragen's heut' nicht mehr!"

Aber das neu erstehende Kaiserthum durfte neben dem äußeren Glanze auch des kriegerischen Ruhmes, der jenen begründet, nicht entbehren. Und so verbindet sich in dem Hoffen unserer Dichter mit der glänzenden Staufenzeit die Erinnerung an die ruhmvolle Zeit der sächsischen Kaiser. Heinrich v. Treitschke ruft daher dem schwarzen Adler Preußens zu:

„Aber dann durch Berg und Forsten
Fliege heim, du Königsaar,
Zu den schwäbischen Felsenhorsten,
Wo einst deine Wiege war.
Denn erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichter Traum:
Deinen Fittich sollst du breiten
Ueber Deutschlands fernsten Raum.
Nimm der Staufen heil'ge Krone,
Nimm den Flamberg der Ottone,
Unsres Reiches Zier und Wehr —
Deutschland frei vom Fels zum Meer!"

Auch Gustav zu Putlitz, der siegesgewiß in die Kriegslieder des Volkes einstimmt, sieht den köstlichsten Preis in der Kaiserkrone:

„Die todumrauschten Lorbeerreiser
Dann füget alle Zweig an Zweig
Zur Krone für den deutschen Kaiser,
Zum Freiheitsbaum im Deutschen Reich!"

*) Das Gedicht wurde Veranlassung für die Entziehung der dem Dichter seitens des bayrischen Königs gewährten Pension.

Daher läßt der rühmlichst bekannte Schweizer Dichter **Konrad F. Meyer** in Zürich den alten Schmied am Ambos drei Schläge thun, jeden von einem Spruche begleitet:

„Der erste schmiedet den Teufel fest,
Daß er den Welschen nicht siegen läßt
Den Erbfeind trifft der zweite Schlag,
Daß er sich nimmer rühren mag
Der dritte Schlag ertöne rein:
Er soll für die deutsche Krone sein!"

Selbst Freund Schalk fehlt nicht, wo es gilt, dem deutschen Volke die große Zeit mit ihren folgenschweren Ereignissen verständlich zu machen. Der berüchtigte „Michel" ist ihm zum „Jungdeutschland" geworden, das „Alles in einem Athem" vollbringt, was wir damals auf dem Kriegstheater sich vollziehen sahen:

„Und als Jungdeutschland vollbracht das Werk,
Um Größres noch zu vollenden,
Da sprengt es den Kyffhäuserberg,
Und holt von Felsenwänden
Des alten Rothbarts Krone herauf,
Setzt sie dem neuen Kaiser auf —
Und das Alles in einem Athem!"

Selbstverständlich ließ auch das deutsche Lied hell seine Jubelstimme erklingen, als das welthistorische Ereigniß selbst dort im Versailler Königsschlosse sich vollzog. Prophetischen Geistes hatten unsere Dichter Barbarossa's Erwachen, die Wiederaufrichtung des heiligen deutschen Reiches deutscher Nation als herrlichsten Siegespreis heißen Ringens vorausgeschaut, und nun, da unsere Träume sich verwirklichten, war des Singens kein Ende. Zu den Dichtern, deren Klänge am weihevollsten das Geburtsfest des neuen Reiches begrüßten, gehört wiederum unser Kaiserherold, der unsterbliche Altmeister neuerer Lyrik, **Emanuel Geibel**, mit seinem unvergleichlichen Hymnus „An Deutschland":

„Nun wirf hinweg den Wittwenschleier!
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entsagen
Durch vierundsechzig Jahr getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin!" — —
„Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue
Erhöhn sie dir den Stuhl aufs Neue,
Drum Barbarossa's Adler kreist,
Daß du, vom Fels zum Meere waltend,
Des Geistes Banner hoch entfaltend,
Die Hüterin des Friedens seist!" u. s. w.

Und **Karl Elze** in seinem nicht minder herrlichen Sange:

„Kaiser von Deutschland, dich grüßt mein Lied
Mit Orgelschall und Glockenklange"

läßt die Adler, die von des erwachten Rothbart's Thron die „Rabenbrut der Nacht" verscheucht haben, jauchzen:

„Verjüngt ist nun das Reich erstanden,
Am Kaiserthrone kniet der Sieg,
Aus blut'ger Saat in Feindeslanden
Empor der Einheit Eiche stieg."

Auch **Rudolf Gottschall** preist in seiner „Hymne" als köstlichste Errungenschaft des Krieges das unter seinem Kaiser geeinte Reich:

„Heil Dir, Germania,
Jauchze, der Tag ist da,
Schon längst erharrt!
Fort mit der Träume Trug,
Krächzender Raben Zug
Weiche dem Adlerflug
Der Gegenwart!"

Um aber die Gegenwart bei ihrem wohlberechtigten Anspruche auf den Ruhm, den erwachten Barbarossa als den Ihrigen zu bezeichnen, mit der grauen Vorzeit auszusöhnen, versetzt uns die „Einladung Barbarossa's" zum Friedenscommers der Akademiker auf dem Feldschlößchen zu Dresden wenigstens sprachlich in die Zeit des großen Hohenstaufen zurück:

„Wol uf, ihr werden degene! Nicht ist mehr slafens zit!
Wol uf, ich wil herverten durch tiuschin lande wit!
Der keiser ist erstanden, ez zweic der wafen schal,
Du tiuschez volc, du herez, diu name si gepriset überal!"

Zuletzt folgt die Einladung zur Hochzeit mit der Braut Germania an alle die „ritter uzerkorn", die „recken hochgeborn":

„Daz wellet nicht versmähen, so haltet mit mir rast
Im nieuwen riche des frides des Frideriches Barbarossa gast!"

Aber nicht nur im Mittelhochdeutschen, nein, selbst in fremdländischem Idiom äußerte sich der Jubel über den neu erstandenen Heldenkaiser. Es war **Felix Dahn**, der damals sein vielfach componirtes, stets wirkungsvoll erklingendes „Macte imperator" anstimmte:

„Macte senex imperator,
Barbablanca, triumphator,
Qui vicisti Galliam
Et coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
Reddidisti gloriam!" u. s. w.

So ist Barbarossa's Erwachen vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren jubelnd begrüßt worden.

Eine Königin in Niedrigkeit.

Von **Th. Uhle.**

Der Geist unserer Zeit ist ganz dazu angethan, Menschen, die nicht im Alltagsleben aufgehen, zu verstimmen. Das Kainsmal an ihrer Stirn heißt Materialismus, dieser läßt sie nicht zur Ruhe kommen. Der bellende Magen, die lüsterne Zunge führen die Herrschaft, und kein Durchschnittsmensch vermag sich diesem Regiment ganz zu entziehen, auch nicht die Durchschnittsnaturen in Kunst und Literatur. Eine um so größere Freude ist es darum, plötzlich durch das „Elendhaus" wie einen Engel eine Gestalt gehen zu sehen, die ihr Haupt stolz und edel über das, was „Alle bändigt", erhebt, und die, obgleich sie selbst alle Leiden der Welt durchkostet, noch Größe des Geistes und Herzens genug besitzt, um die von geringerem Thone bereiteten Brüder und Schwestern zu erheben, zu trösten und zu erfreuen. Und eine solche Erscheinung ist uns vor weniger als einem Jahre aufgegangen in der ostpreußischen Dichterin **Johanna Ambrosius**. Sie wünscht selbst von ihrem Liede:

„Den Sterbenden, den Kranken,
Soll's süße Labung sein,
Bei seinem sanften Flügelschlag
Verstumme Schmerz und Pein.
Bei Waffenklang und heißem Streit
Flamm' es empor den Muth,
Und alles unverstand'ne Leid
Mach' seine Stimme gut
Doch wo die Sünde lauert
Mit blut'gem Schlangenblick,
Da werd's zum brausenden Orkan,
Treib' sie in's Meer zurück
Auf jeden Spalt im Elendhaus
Leg' sich's wie Balsam kühl,
Es reinige die Tempel aus,
Sey' jeder Noth ein Ziel."

Johanna Ambrosius ist ein Wunder der Natur. Als Kind eines armen Handwerkers geboren, hat sie nur bis zu ihrem 11. Jahre eine ostpreußische Dorfschule besucht, dann, zum Theil in dienender Stellung, die schwersten und niedrigsten Arbeiten verrichtet, mit 20 Jahren sich an einen armen Landmann verheirathet und mit diesem bis vor einem Jahre die ganze Last und Bitterkeit der Armuth getragen. „Wer so wie ich," sagt sie selbst, „mit der Noth zu Tische gesessen und mit dem Elend aus einem Becher getrunken, kennt, was leben heißt." Da endlich ward das Aschenbrödel aus seiner Niedrigkeit erlöst, ein Herausgeber ihrer Gedichte hatte sich gefunden, und sie war in wenig Monaten eine berühmte Frau. Ein Wunder der Natur ist sie. An diesem Weibe läßt sich wie selten das Wesen des Genies anschauen. Wie ist sie geworden? Wer könnte das bei diesem Lebensgange sagen, auf dem der Dichterin nur zerstreute Blätter der „Gartenlaube" und die Gedichte Fritz Reuter's und Karl Stieler's zuflogen! Ihre Art, zu dichten, schildert sie selbst so: „Wenn ich ein Lied schreibe, bin ich so erregt, so weltentrückt, daß ich mir wie eine Fremde vorkomme. Das Herz dictirt, der Geist zieht den Faden und das Innere singt den Rhythmus. Entweder setze ich über Stock und Stein frei meinen eigenen Weg ohne Aufenthalt fort, oder ich breche beim ersten besten Grashalm die Beine. Die meisten Lieder werden in einem Zuge niedergeschrieben." Sie spricht höchstwahrscheinlich die Mundart ihrer Heimath; aber wenn sie dichtet, handhabt sie die Schriftsprache, wie nur einer unserer Großen. Ein Gott spricht aus ihr. Wie von Himmelslüften hergeweht oder wie aus dem klingenden Schachte eines Quells geboren, entströmt ihr die Musik ihrer Sprache, oft ganz neue Bilder und Anschauungen darbietend. Es ist, als schaute sie ins Innere der Natur, als wäre ihr ein Auge verliehen, das die Dinge, wie das mancher Thiere, ganz anders erblickt, als der

gewöhnliche Mensch. Das Reh blickt sie mit „keuschem Auge" an; die Kirchenglocke ruft: „komm, komm!", mit „hunderttausend Lanzen" umschanzt der Tannenwald ihr Dorf; im Traume „hebt das Glück sie auf die Rosenleiter"; „des Schicksals schwere Ruthen" peitschen sie; „das Lockenhaupt" der Rose wird vom Herbst „zerwühlt"; die Thauperlen auf den Blumen am Wege sind die Thränen, die die Sehnsucht weint; ihr Fuß geht „der Armuth nackte Gasse", auf den Lippen ihres schlafenden Söhnchens sieht sie „sein kindlich Vaterunser hangen"; „ein Vöglein sieht sie tauchen in's Abendgold" (welch' herrliches Momentbild!); der Mond „schleicht in den kleinsten Raum und trägt in seinem Mantel nach so manchen Wonnetraum"; die Nacht „quillt zum Fenster herein"; „des Tages Rosenthür springt auf" (wer dächte hier nicht an die ῥοδοδάκτυλος Ἠώς Homer's?).

So ist sie eine Königin im Reiche der Sprache und ihre Berathérin Frau Phantasie. Ihr Freund aber ist der Schmerz, den sie uns mit der ganzen Gewalt ihrer urwüchsigen Seele schildert:

„Dem Schmerze weih' ich meine Lieder,
Er ist mir angetraut,
Legt sich des Abends bei mir nieder,
Weckt, wenn der Morgen graut.

Er steht vor meines Hauses Stufen
Mit bloßgezogenem Schwert,
Hält Alles fern, was ungerufen
Den Einlaß hier begehrt.

Nur manchmal ladet er zu Gaste
Sich seine Schwester Leid,
Die bleibt dann lang bei uns zu Raste
Und näht für mich ein Kleid.

Er ist mein treuester Gefährte,
Versorgt mich stets mit Wein,
Gießt, wenn ich schon den Becher leerte,
Mir gleich von Neuem ein.

Nun sagt, bin ich nicht zu beneiden,
Wer hat wohl solchen Freund?
Der Tod allein nur kann uns scheiden,
So eng sind wir vereint."

Fürwahr, ein machtvolles Lied und dabei doch in seinen Bildern so einfach und so volksthümlich, daß auch der Aermste aus dem Volke es nachempfinden kann. Aber nicht blos den eignen Schmerz trägt sie, „der Menschheit ganzer Jammer faßt sie an". Wenn man nicht wüßte, daß sie erst in diesem Jahre Goethe's Werke kennen gelernt hat, müßte man glauben, es hätte ihr dieser Vers vorgeschwebt, als sie vom Dichter schrieb:

„Wenn nach des Tages Last schon lange
Euch still umfängt ein Schlummer süß,
Stöhnt er in heißem Schöpfungsdrange
Nach dem verlornen Paradies.

Sein Busen ist gefüllt mit Sehnen,
Nie wird ihm Ruhe, nirgends Rast,
Er weint um alle Menschen Thränen
Und trägt der Menschheit schwere Last."

Daß es dieser adligen Seele im Bauernleibe nicht immer leicht geworden, die Obliegenheiten ihres Standes zu erfüllen, wird jeder billig Denkende begreifen. „Das Riesenweib" Pflicht „schneidet Bündel scharfer Eisenruthen" für sie, „wie eine Wüste ist ihr Angesicht, und unaufhörlich peitscht sie ihr die Hände"; aber gerungen hat sie ehrlich und zuletzt all' ihre Liebe Scheit um Scheit auf dem Altar des Hauses geopfert:

„Fahr' wohl, mein Glück, mit deinen Märchenau'n —
Ich bleibe bei der grausam schönen Schwester."

Sie ist ruhig geworden und verurtheilt die in die Ferne schweifenden Wünsche der Menschen: „Nichts ist so unersättlich wie das Menschenherz. Hat es zu essen und zu trinken, sehnt es sich nach kostbarem Geschirr, und wird ihm auch dieses zu Theil, möchte es das Blaue vom Himmel als Tischtuch haben." Ihre Welt, so klein, erscheint ihr jetzt groß, vorausgesetzt nur, daß „Gott zu Tische sich gesellt".

„Ein warmes Strohdach, kleine Fensterlein,
Umsponnen lieb vom lustig grünen Wein,
Ein Wiesenplan, mit Blumen übersät,
Ein schmaler Pfad zum Aehrenfelde geht.
Das kleine Feld vom Tannenwald umsäumt,
Darin es sich so wonneselig träumt.
Der Vöglein bunte Schaar das Herz erfreut,
Der stille Friedhof ein paar Schritte weit,
Ein Blick in's blaue, schöne Himmelszelt —
Wie klein und ärmlich ist doch meine Welt.

Und doch, wenn Abendglocken rufen fromm,
Ich müd' und hungrig heim vom Felde komm'
Und meiner Hütte leiser Rauch entsteigt,
Im Westen flammend sich die Sonne neigt,
Mein Kind frohlockend mir entgegenspringt,
Vom Herde traut ein helles Feuer winkt,
Wenn Alles athmet süße Abendruh
Und meine Hand die Thüre riegelt zu,
Wenn Stern zu Stern am Himmel sich gesellt —
Wie groß und herrlich ist doch meine Welt!"

Mit dem Glücke des trotzigen und verzagten Menschenherzens hat sie abgeschlossen: in ihrem Herzensgarten „zieht Grab an Grab und Kreuz an Kreuz sich Reih' an Reihe", und auch der Raum ist nicht verschont, „wo auf goldnem Rosenstrauch einst ihre Liebe thronte", die Liebe, die dieses Frauenherz so oft zu unbändigem Trotz und titanenhafter Verwegenheit entflammte:

„Der Kuß, der auf dem Mund dir lag,
Ich hab' ihn mir genommen;
Nun jauchz' ich wie ein Vögelein,
Was kommen will, mag kommen.

Wem Götter bieten einen Trunk,
Der soll nicht lange zagen,
Sie könnten sonst in heil'gem Grimm
Des Glückes Glas zerschlagen.

Und sollte auch der kalte Tod
Sich neben mich nun legen,
Die Lippe, die dein Mund berührt,
Wird lächeln ihm entgegen."

Und darum soll ihr auch der jetzt so unerwartet gekommene Ruhm „den schwererrungenen Frieden" nicht stören. „Ich gehe wieder einsam," sagt sie,

„Der Tagesarbeit nach, seh' das Getreide,
Die saft'gen Halme treiben höher,
Lausch' auf der Lerche süße Morgenlieder
Und schüttle mir den Thau vom Saum des Rockes;
Blick' durstig in des Waldes grüne Wolken
Und trinke Einsamkeit und Stille wieder.
Schaff' hier und da mit kund'ger Hand wie eh'dem
In Feld und Haus herum, besuch' den Garten
Und küsse wohl aus alter Angewohnheit
Leicht im Vorübergehn das zarte, grüne Blatt
Der jungen Kirschen, die ich selbst gepflanzt,
Heb' auf des Weines üppig schlanke Arme,
Damit sie sich zu schönen Lauben bilden
Und Kühlung spenden in den heißen Tagen.
Kein Seufzer wird entschwundner Zeit nachschweben,
Nach jener Zeit, wo man mich hochgehoben,
Nach jenen Tagen, wo des Glückes Welle
Goldfunkelnd an mein armes Herz gerührt,
Wo mich umhüllte, wie mit einer Glorie,
Der Weihrauchduft aus vieler Menschen Herzen."

Nur wünscht sie, daß ihr Sohn, den sie zweimal in fast übermüthiger Mutterfreude besingt, ein Dichter werde;

„Denn wer dem Sohn wird Lorbeer schenken,
Wird auch der Mutter still gedenken."

Jedoch es wird solcher Erinnerung nicht bedürfen, Johanna Ambrosius ist mit leuchtenden Lettern eingezeichnet in das Buch deutscher Dichtung, und „verwandte Seelen", nach denen sie so oft gedürstet, hat sie schon jetzt in Menge gefunden. Aber das darf uns nicht abhalten, ihr immer neue zu gewinnen, immer von Neuem auf diese Lichterscheinung hinzuweisen und einzuladen zum Genießen ihrer Dichtung. Das sollte auch der Zweck dieser Zeilen sein, sie sollen den Lesern zurufen:

„Introite, nam et hic Deus est!"

Bücherbesprechungen.

— Gustav Knak, ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Ein Lebensbild aus dem ewigen Leben und ein Spiegelbild für das zeitliche. Von D. Wangemann, weiland Missionsdirector in Berlin. Dritte Auflage. Neue wohlfeile Ausgabe. Basel, Jaeger & Kober, 1895. — Der Verfasser, der mit Knak durch langjährige, innige Freundschaft verbunden und also zur Darstellung seines Lebens und Wirkens mit besonderer Befähigung ausgerüstet war, ist nun selber heimgegangen. Durch die Uneigennützigkeit seiner Erben, die auf Honorar verzichtet haben, und durch Weglassung des Liederanhanges, der den beiden ersten Auflagen beigegeben war, ist es der Verlagshandlung möglich geworden, diese dritte Auflage in kleinerem Format als

eine sogenannte wohlfeile erscheinen zu lassen. Das Buch ist es auch werth, unter die billig zu beschaffenden Lesebücher für das christliche Volk aufgenommen zu werden, wodurch es natürlich seine Bedeutung als Geschichtsquelle nicht verliert. Als solche wird es für immer seine Giltigkeit bewahren nicht blos, was sich von selber versteht, für die Lebensdaten seines Helden, sondern namentlich auch für die kirchengeschichtlichen Ereignisse der sechziger und siebziger Jahre, bei denen beide Männer hervorragend betheiligt waren. Daß Wangemann bei solchen Gelegenheiten etwas mehr, als sonst Geschichtsschreiber pflegen, von sich und seinen Schicksalen redet, das können wir ihm hinterher nur Dank wissen; denn wir empfangen auf diese Art werthvolle Ergänzungen zu seinen sieben Büchern preußischer Kirchengeschichte und Manches, was sich hier nicht wohl sagen ließ, erscheint nun in der Lebensbeschreibung des Freundes als eigentlichste Aufklärung der Verhältnisse und als Nachweis der Zusammenhänge. Ueber das Buch selber brauchen wir ja höchstens für solche Leser, die es noch gar nicht kennen oder auch von der Eigenart beider Männer noch gar keine Vorstellung haben sollten, irgendwelche kennzeichnende Worte zu sagen. Eine Biographie in hohem Stile ist es nicht, sondern eine schnell gewonnene und auch schnell vollendete Zusammenfügung von persönlichen Erinnerungen und allerlei Mittheilungen aus Freundeskreisen, deren Auswahl gewiß mit Vorsicht und Ueberlegung, aber schlechterdings nicht mit der Kunst des Historikers getroffen ist. Die Aneinanderreihung des Einzelnen vollzieht sich lediglich chronologisch, und so fehlt es bei der hier und da erforderlichen näheren Begründung durch Beispiele nicht an Wiederholungen aller Art, die einen anspruchsvollen Leser nicht angenehm berühren. Auch hat Wangemann ganz versäumt, die Gesammtpersönlichkeit Knak's seinen Lesern menschlich begreiflich zu machen. Schuld daran mag sein, daß er ihn erst als Mann selber kennen gelernt hat und bei der Schilderung seines Werdens auf Mittheilungen angewiesen war, die sich mehr oder minder überschwänglich in seinem Lob ergehen. Welch eine geläuterte, edle Erscheinung er gewesen ist, das haben nach seinem Tode auch seine Gegner unumwunden zugestanden, aber bei Wangemann ist er beinahe ein protestantischer Heiliger, dessen kaum merkbare Flecken nur wie Unvollkommenheiten erscheinen, wie sie dies zeitliche Leben zum Unterschiede von der seligen Vollendung schließlich zeigen muß. Wenn aber gerade Knak selber von seiner Erlösungsbedürftigkeit überzeugt gewesen ist, wie je ein Christ, so ist das ein Widerspruch, zu dessen Lösung unser Buch sehr wenig beiträgt. Diese Aufgabe bleibt nach wie vor einem zukünftigen Biographen vorbehalten, uns deutlich aufzuzeigen, wie dieser gewaltige Prediger, dieser siegesgewisse Beter, dieser lautere Mensch entstanden und geworden ist. Ob der hierzu unentbehrliche Stoff überhaupt vorhanden ist, wissen wir nicht und halten zudem die Aufgabe für eine sehr schwierige. Aber die naheliegende Erklärung nach methodistischen Anschauungen widerspricht der heiligen Schrift, in deren Wahrheit Knak selber lebte und webte. Mit dieser Einschränkung empfehlen wir das Buch als ein hervorragendes Mittel der Erbauung und Erquickung. B. K.

— Die beiden letzten Lebensjahre Calvin's. Von D. theol. Adolph Zahn. Leipzig, E. Ungleich. 1895. 205 S. Preis 3,25 M. — Der unermüdlich thätige, geistesfrische, aber auch kampfeslustige Verfasser, der zur Zeit wohl der hervorragendste Vertreter der streng-reformirten Orthodoxie in Deutschland ist, und dessen letzte Schriften sich zumeist im Tone scharfer Polemik gegen die moderne Auffassung des alten Testaments wendeten, bietet uns in dieser seiner neuesten Schrift eine vielfach interessante Darstellung der beiden letzten Lebensjahre des großen Genfer Reformators Calvin, also der Jahre 1563 und 1564. Durch die sorgfältige Darstellung der Zeitlage, durch die reichhaltigen Mittheilungen aus dem weithin sich erstreckenden Briefwechsel Calvin's und durch die ergreifende Schilderung der Persönlichkeit Calvin's und der vielen schweren Leiden, durch die derselbe in seinen letzten Lebensjahren hindurchgehen mußte, empfängt das Buch seine kirchengeschichtliche Bedeutung. Die geistvolle Art des Verfassers verleugnet sich auch in diesem Buche ebensowenig wie seine einseitige und engherzige calvinistische Stellung zu allen theologischen Fragen. Was soll man zu solchen ungeschichtlichen Ueberschwänglichkeiten sagen, wie sie z. B. auf S. 6 stehen: „Calvin ist in der Lehre fehlerlos. Sein Bekenntniß ist die runde Summe aller Ergebnisse der Reformation. Ueber Calvin hinaus giebt es keine Verbesserung, keinen Fortschritt. Er ist die Krone aller Lehrentwickelung der christlichen Kirche." A. Sch.

□ Kirchliches Handlexikon, begründet von Dr. Meusel, fortgeführt von Oberkirchenrath E. Haack, P. em. Lehmann und Pastor Hofstätter. 42., 43., 44. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Seit unserer letzten Anzeige über den Fortgang des verdienstlichen Werkes sind drei neue Lieferungen erschienen, die Zeugniß davon geben, wie eifrig an der Fortsetzung desselben gearbeitet wird. Die vorliegenden Lieferungen umfassen eine große Reihe von Artikeln von „Origenes" an bis zum „Pietismus". Es sind zum Theil sehr umfängliche, eingehende Artikel. Aus dem Buchstaben O erwähnen wir nur die Artikel über „Ostern" und „Oetinger". Aus dem Buchstaben P heben wir beispielsweise Artikel hervor, wie die über „Papst, Papstthum, Päpste", bei welchem letzteren Artikel sämmtliche Päpste aufgeführt sind, über „Pascal", „Passah", „Pentateuch" und „Pentateuchkritik", „Petrus", „Petrus Lombardus", „Pfingsten", „Philo", „Philosophie". Die Artikel sind durchweg sehr instructiv, orientiren auch über den Stand der gegenwärtigen Forschung, begnügen sich nicht mit einschlägigen Notizen, sondern gehen auf die Sache selbst ein, soweit dies der Raum zuläßt, und bei aller streng-kirchlichen Richtung bemühen sie sich doch objectiv zu sein. Verdienstlich ist namentlich auch, daß die Literatur mit möglichster Vollständigkeit geboten wird. Wir können dem Werke nur ferneren guten Fortgang und die gebührende Beachtung seitens des theologischen Publicums wünschen, dem dasselbe eine sehr dienliche Handreichung und Hilfe bietet.

— R. Telschow, Der gesammte Geschäftsverkehr mit der Reichsbank. Ein Handbuch zur Orientirung für das Publicum u. s. w. 7. Aufl., bearbeitet von A. Schacht, kaiserl. Buchhalter der Reichshauptbank. 1896. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. — Die Telschow'sche Schrift ist als Nachschlagebuch für die Bestimmungen über den Geschäftsverkehr der Reichsbank bekannt. Wissenschaftlichen Werth beansprucht es nicht. Zur Orientirung für praktische Zwecke ist es bequem. Die historische Einleitung und die statistischen Mittheilungen sind auch in der neuesten Auflage etwas mager geblieben. Es wäre z. B. wünschenswerth, daß in Anlage 15 außer dem officiellen Discontosatz auch der Satz des Privatdiscouts mitgetheilt würde. Nachdem jetzt von der Reichsbank im Berichte für 1894 die Zusammensetzung des Metallbestandes bekannt gegeben worden ist, wäre es ferner wohl wünschenswerth, auch diesen Ziffern eine weitere Verbreitung zu geben. Auffällig ist, daß gemäß der Mittheilung auf S. 115 die Noten der Privatbanken von den kleineren Bankstellen des der betreffenden Privatnotenbank benachbarten Gebiets nur zur Tilgung von Schulden, nicht aber bei Giro-Einzahlungen genommen zu werden brauchen. Wenn in dieser Hinsicht auf die Bequemlichkeit des Publicums von der Reichsbank mehr Rücksicht genommen und ein weitergehendes Entgegenkommen gegenüber dem Verkehr gezeigt würde, dürfte weder eine Schädigung der Reichsbank noch irgend eine Gefahr für unser Notenbankwesen zu erwarten sein. W. L.

— Adolf Endemann, Dr. jur., Das moderne Börsen-Commissionsgeschäft im Effectenverkehr. 1895. Berlin, bei Franz Vahlen. — Vorliegende Arbeit ist das Werk eines Juristen, der verdienstlicher Weise außer dem Gesetzesrechte die thatsächlich herrschenden Gebräuche des Geschäftslebens berücksichtigt. Gelegenheit zu Studien über die Praxis im Effecten-Commissionsgeschäft fand Verfasser als Schriftführer der Börsenenquete-Commission. Der Geschäftszweig, welchen er schildert, ist von den in der Enquete behandelten gerade für den Juristen einer der interessantesten. Es ist erfreulich, daß wenigstens für dieses Thema eine Zusammenfassung der thatsächlichen Ergebnisse der Börsenenquete nunmehr in dem Endemann'schen Aufsatz vorliegt. Verfasser beschäftigt sich auch mit Vorschlägen de lege ferenda. Seine Kritik der Ausführungen von Eschenbach und Leist dürfte Beifall finden. Auch die auf das Commissionsgeschäft bezüglichen Bestimmungen des dem Reichstag zugegangenen Depôtgesetzentwurfs werden von Endemann besprochen und erwägenswerthe Bedenken gegen §. 4 des Entwurfes geltend gemacht. W. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 8. Sonnabend, den 18. Januar. 1896.

Das Ende des alten Reichs.

Von Dr. Armin Tille.

In den Tagen, wo wir den fünfundzwanzigsten Geburtstag des neuen Deutschen Reichs festlich begehen, wird die Erinnerung an das alte Deutsche Reich der Karlinge und Staufer wachgerufen und so mancher Vergleich gezogen zwischen diesen zwei Schöpfungen des deutschen Volkes, welches sich zweifelsohne trotz seines mannigfaltigen Mißgeschicks einer größeren politischen Begabung zu rühmen vermag als sie andere Nationen besitzen. Es kann zwar keinem Zweifel unterliegen, daß eine Vergleichung des alten und neuen Reiches fast in allen Punkten, die von Belang sind, einen gewaltigen Unterschied zu verzeichnen hat, denn eigentlich nur der Name ist geblieben, die Sache selbst ist eine völlig andere geworden. Es müßte ja auch gerade als entschiedener Beweis gegen die Richtigkeit des Gedankens der geschichtlichen Entwickelung, den die neuere Geschichtsbetrachtung ihr eigen nennt, angesehen werden, falls es anders wäre d. h. wenn die politischen Bedürfnisse in unendlich vielen Beziehungen sich unterscheidender Jahrhunderte dieselben geblieben wären. Am nächsten jedoch liegt es für den zurückblickenden Deutschen der Gegenwart, eine Verbindung herzustellen zwischen dem Ende des alten und dem Anfang des neuen Reiches: eine verhältnißmäßig kurze Spanne Zeit von noch nicht sieben Jahrzehnten liegt dazwischen, aber bedeutungsvoll für die Geschichte des deutschen Volkes. Und doch kann die gewaltige Umwälzung, welche gerade der Begriff des Reiches in der Zwischenzeit, wo ein thatsächliches Reich fehlte, erfahren hat, nur ihre Erklärung finden, wenn wir uns daran gewöhnen, das Reich vom Jahre 1800 nur als Rudiment vergangener Zeit, als ein Ding mit Scheinleben aufzufassen, welches zu verschwinden vermag, ohne daß sich ernstlich auch nur ein Mensch darüber härmt.

Im Jahre 1790 erschien zu Frankfurt eine kleine Schrift in Quartformat, welche auf dem Titel die Frage stellt: „Ist es rathsam den deutschen Kayser in der neuen Wahl-Capitulation noch mehr einzuschränken und welche Veränderungen sind bei der Wahl-Capitulation überhaupt zu treffen?“ Dies Schriftchen muß als bedeutsame Erscheinung gelten, welche uns deutlich zeigt, daß auch durchschnittliche Zeitgenossen den Grund des Uebels längst erkannt hatten. Denn der deutsche König der alten Zeit war thatsächlich längst abgesetzt, die prunkenden Aufzüge bei der Krönung in Frankfurt waren nur dazu da, die klägliche Gestalt des machtlosesten Volksgebieters zu verdecken, und das Reich selbst war nur noch ein Wort: betrugen doch die Gesammteinkünfte des einst unermeßlich durch wirthschaftliche Machtmittel ausgestatteten Reichs kaum fünfzehntausend Thaler! Es ist bezeichnend, daß die Zeitgenossen über die Todesstunde des Reichs sehr getheilter Meinung waren, ihnen steht das uns geläufige Datum, 1. August 1806, durchaus nicht fest. So schrieb Görres in seiner Zeitung, indem er den Vertrag zu Verdun als Anfang des Reiches betrachtete; „Am 30. December 1797, am Tage des Ueberganges von Mainz, Nachmittags drei Uhr, starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagfluß, bei völligem Bewußtsein und mit allen heiligen Sacramenten versehen, das heilige römische Reich, schwerfälligen Andenkens. Ach Gott, warum mußtest du denn deinen Zorn zuerst über dies gutmüthige Geschöpf ausgießen? Es graste ja so harmlos und so genügsam auf den Weiden seiner Väter, ließ sich schafsmäßig zehnmal im Jahre die Wolle abscheeren, war immer so sanft, so geduldig wie jenes verachtete langöhrige Lastthier des Menschen, das nur dann sich bäumt und ausschlägt, wenn muthwillige Buben ihm mit glühendem Zunder die Ohren versengen.“ Wir werden dem Schreiber dieser Worte seinen Irrthum verzeihen, — er selbst wird wohl eingesehen haben, daß das Reich und seine Repräsentation, der permanente Reichstag zu Regensburg, noch am Leben waren. Sie haben bis zum August 1806 noch in vielen Dingen Beschluß fassen müssen und es verhältnißmäßig rasch und theilweise auch mit einem Anflug nationalen Empfindens gethan*), aber darin hat Görres zweifellos Recht gehabt, daß mit der Uebergabe des linken Rheinufers an Frankreich (mit Ausnahme der preußischen Gebiete von Cleve, Mörs und Geldern) im Frieden von Campo Formio (17. Oct. 1797) der Untergang des heiligen römischen Reichs deutscher Nation besiegelt war. Diese Besitzergreifung der französischen Republik giebt die Antwort auf Frosch's wunderbare Frage: „Das liebe heil'ge Röm'sche Reich, — Wie hält's nur noch zusammen?“ Ein auch noch so altes und baufälliges Gebäude bedarf eben doch noch eines starken Sturmwindes, um völlig einzustürzen, und kopfschüttelnd steht das Publicum dabei und bewundert den hartnäckigen Widerstand der schwankenden Trümmer, bis endlich ein verhältnißmäßig leichter Windstoß den letzten, aber entscheidenden Ruck thut und die gänzliche Vernichtung herbeiführt.

Es hieße die Geschichte fast eines Jahrzehntes, und eines verhängnißvollen Jahrzehntes schreiben, wenn man alle die Momente in ihrem Zusammenhang aufzählen wollte, welche seit der Besitzergreifung des linken Rheinufers durch Frankreich bis zum August 1806 Schritt für Schritt das alte Reich der Auflösung näher brachten. Nicht mit Unrecht hat man den Congreß zu Rastatt, auf dem die Ausführungen des Friedens zu Campo Formio im Einzelnen während der Zeit vom 9. December 1797 bis 7. April 1799 berathen werden sollten, die „Leichenfeier des alten Reiches“ genannt. Ging ja doch schließlich auch hier die Versammlung auseinander, ohne auch nur in irgend einer Hinsicht etwas geleistet zu haben, denn die Bestätigung der Beschlüsse durch Kaiser und Reich sollte, wie Metternich am 7. April mittheilte, nicht erfolgen, und der Krieg hatte somit wieder begonnen oder hatte vielmehr seinen Fortgang genommen. Etwas erfolgreicher waren die im Friedensvertrag zu Luneville (9. Februar 1801) gefaßten Beschlüsse, sie regelten, wenn auch zur gewaltigen Schädigung deutscher Interessen im Allgemeinen die Frage der geistlichen Territorien und schafften somit in einer Hinsicht Klarheit: denn seit der Reformation hatte diese Angelegenheit zu immer neuen Unzuträglichkeiten im Innern des Reiches geführt. Auch in diesem Falle mußte das Deutsche Reich durch eine „Reichsdeputation“, die seit August 1802 ihre Thätigkeit entfaltete, die endgiltige Ausführung des Friedensvertrages ins Werk setzen. Es geschah dies durch den vom 25. Februar 1803 datirten „Reichsdeputationsreceß“, welchem durch das „Reichsgutachten“ vom 24. März 1803 die Genehmigung des Reichstages und durch ein kaiserliches „Commissionsdecret“ vom 27. April die Bestätigung ertheilt wurde. Bei aller Schmach des Friedens zu Luneville ist nicht zu verkennen, daß in einer Beziehung die innerdeutschen Territorien doch einen Gewinn zu verzeichnen hatten. Die große Zahl von neuen und in ihren Gebietstheilen neu zusammengesetzten und in den Rahmen des Reiches hineingezwängten

---

*) Z. B. als der Erzkanzler des Reiches, Karl v. Dalberg, am 27. Mai 1806 erklärte, daß er den Cardinal Fesch zu seinem Coadjutor und Nachfolger ernannt habe.

Territorien veranlaßte eine Arrondirung der einzelnen Länder und Ländchen, die Beseitigung einer Menge winziger Enclaven, diese Neuformirung der deutschen Länder begann somit einen segensreichen Prozeß, der im Wiener Congreß seinen Fortgang nahm und im Frieden des Jahres 1866 zu einem gewissen Abschluß gelangte. Der Paragraph 46 des Recesses hatte verordnet, daß alle Gebietsaustauschungen, welche binnen Jahresfrist nach Bestätigung des neuen Reichsgrundgesetzes vorgenommen würden, dieselbe Kraft haben sollten wie die Bestimmungen des Recesses selbst. Eine größere Anzahl von Reichsständen machte sich auch thatsächlich diese Bestimmung zu Nutze und arrondirte ihre Territorien.

Unterdessen war ein weiterer Schritt geschehen, welcher das Deutsche Reich seinem Ende wieder ein Stück näher brachte, die Erklärung des ersten Consuls der Französischen Republik zum Kaiser der Franzosen. Mittels Note vom 28. Mai 1804 theilte der Kaiser in den verbindlichsten Ausdrücken der deutschen Reichsversammlung zu Regensburg seine Thronbesteigung mit und fügte den darauf bezüglichen Beschluß des Senates oon Frankreich bei. Mit dieser Erklärung war etwas absolut Neues geschaffen: es war dadurch mit der Anschauung gebrochen, daß es nur einen Kaiser, den Nachfolger der alten Imperatoren von Rom und Byzanz gäbe, daß das Reich das einzige sei, welches mit dem Beinamen des „römischen deutscher Nation" belegt zu werden pflegte. Die seit Karl V. unmittelbar feststehende Verbindung von Kaiser und Reich, die auch in der Gegenwart wieder lebt, war durch die Ereignisse des Tages Lügen gestraft. Was Wunder, wenn der bisherige Kaiser des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" daraus die Consequenz in einem für sich günstigen Sinne zog? Auch Franz II. erklärte sich wie sein Nachbar über dem Rhein aus eigener Machtvollkommenheit zum Kaiser, „von Oesterreich" nahm er zu seinem Beiwort. Die Thatsache, die uns heute in Fleisch und Blut übergegangen ist, erregte bei den Zeitgenossen berechtigte Verwunderung; die Verfassungswidrigkeit des Schrittes ward viel betont, aber an der Thatsache nichts geändert, denn Jedem, namentlich dem Reichstage, fehlte die Macht dazu. Manchem der philosophisch geschulten Köpfe mag damals eine Ahnung des Inhalts gekommen sein, daß Thatsachen eben mächtiger sind als Verfassungsparagraphen, und daß eine Aenderung allgemeiner Vorstellungen im Zeitbewußtsein wohl im Stande ist, Einrichtungen umzuwerfen, welche Jahrhunderte bestanden haben. — Noch ehe das Jahr 1805 zu Ende ging, fand abermals eine Rangerhöhung deutscher Fürsten statt durch den Artikel 7 des Preßburger Friedens vom 26. December. Und diesmal handelte es sich wieder um Titel, welche dem Geiste der Reichsverfassung völlig zuwider waren — denn im Reiche war eben nur einer gewählter König des deutschen Volkes, der Nachfolger Chlodovech's und Karl's, und diejenigen ehrgeizigen Fürsten, die eine Königskrone im 17. und 18. Jahrhundert zu tragen wünschten, hatten sich eben deshalb mit dem Königstitel von Polen und Preußen bezw. Schweden (Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken 1654) begnügen müssen. Durch den Preßburger Frieden jedoch wurden die Herrscher von Bayern und Württemberg, durch Napoleon's Gnaden zu Königen gemacht, „in dieser Eigenschaft vom Kaiser von Deutschland und von Oesterreich anerkannt". Damit war auf's Neue an den Grundfesten der Verfassung gerührt, an die man sich im westlichen Theile Deutschlands selbst mit den Einschränkungen, die der Westfälische Frieden geschaffen hatte, schon längst nicht mehr kehrte: Die Verbindung einzelner Stände des Reichs mit einer fremden Macht gegen das Reich selbst war in den letzten Jahren durchaus keine Seltenheit mehr gewesen! Im Sinne der österreichischen Diplomaten scheint schon während der Preßburger Friedensverhandlungen ein Deutsches Reich nicht mehr existirt zu haben; es kann wenigstens nicht als bloßes Versehen gedeutet werden, wenn wir in dem erwähnten siebenten Artikel — zum ersten Male in einer staatsrechtlichen Urkunde — statt „Deutsches Reich" den Ausdruck „Deutscher Bund" (confédération germanique) lesen. Und der Kaiser Franz hat diese Fassung thatsächlich anerkannt. Auch die Herzogthümer Cleve und Berg geriethen in weiterer Ausführung des Preßburger Friedens in eine Zwitterstellung, denn am 27. März 1806 hielt in Düsseldorf Napoleon's Schwager Murat seinen feierlichen Einzug als neuer Herzog von Cleve und Berg. Noch waren diese Lande Theile des Deutschen Reichs und ihr Beherrscher deshalb ohne Rücksicht auf seine Person nach deutschem Staatsrecht Stand des Reiches, aber thatsächlich wurde er als Vasall der französischen Kaiserkrone angesehen. Napoleon selbst handelte seit seiner Thronbesteigung — und hat es auch oft genug klar ausgesprochen — so als ob es ein Deutsches Reich nicht mehr gäbe, er betrachtete vielmehr sich als den einzigen rechtmäßigen Kaiser und Nachfolger auf dem Throne der Cäsaren und Karlinge. Er hatte es verstanden durch die päpstliche Salbung, sich und seine Krone mit dem Schimmer mittelalterlichen Kaiserthums zu umgeben, er war besser legitimirt als der deutsche Kaiser, denn seit Karl V. ward der deutsche Herrscher nicht mehr zu Rom gekrönt, und die Beziehungen des Papstes waren damit von selbst beseitigt worden. Die Vorgänge am 2. December 1804 zu Notre Dame in Paris können allein — und sollten es im Sinne Napoleon's — mit denen zu St. Peter in Rom am Weihnachtstage des Jahres 800 verglichen werden.

Alle diese Vorgänge, wie ungeheuerlich sie auch den Zeitgenossen erscheinen mochten, bildeten doch nur ein Vorspiel zu dem großen Acte des Corsen, welcher das Reich auch thatsächlich und formell, wenn auch ohne Sang und Klang, zu Grabe geleitete. Die Stellung der genannten Reichsstände (Bayern, Württemberg, Cleve) zum Reich war unhaltbar, sie mußte eine Abänderung im Sinne der Trennung erfahren und dies geschah am 12. Juli 1806. Von diesem Tage datirt die „Rheinbundes-Acte", welche nur in französischer Aussertigung in vierzig Artikeln die Verhältnisse in den Ländern am Rhein abermals neu ordnete. Dreizehn deutsche Fürsten trennten sich laut dem ersten Artikel vom Deutschen Reich und gründeten einen neuen Staatenbund, dem in der Acte der Name „Verbündete Rheinstaaten", in der Erklärung vor dem Regensburger Reichstage am 1. August die Bezeichnung „Rheinbund" beigelegt wurde. Und der Kaiser der Franzosen, welcher thatsächlich der allmächtige Gebieter in den Ländern der neu titulirten Fürsten war, nahm mit Artikel 12 für sich nur die Schutz- und Schirmherrschaft in Anspruch, welche er in einem vom 11. September aus Saint-Cloud datirten Schreiben an den Primas im Einzelnen definirte. Mit diesen Thatsachen waren alle Voraussetzungen erfüllt, um das Deutsche Reich aufzulösen: es konnte sich nur um die Frage handeln, wie dies geschehen solle. Bei klarer Erkenntniß der Vorgänge hätte allein der nach wie vor zu Regensburg versammelte Reichstag einen Beschluß über die Auflösung fassen sollen, aber dies geschah nicht und es war somit „dem Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation nicht einmal vergönnt mit Anstand zu sterben". Auch diesmal ergriff Napoleon die Initiative und ließ an dem denkwürdigen 1. Aug. 1806 durch seinen Geschäftsträger beim Reichstag diesem und dem staunenden Europa verkünden, daß es kein Reich mehr gäbe. Nach einer Skizzirung der thatsächlichen Zustände im bisherigen Reiche, die nicht als mißlungen zu bezeichnen ist, heißt es: „S. M. der Kaiser und König sieht sich daher zu der Erklärung genöthigt, daß er das Dasein der Deutschen Verfassung nicht mehr anerkennt. Dagegen erkennt er die volle und absolute Souveränität eines jeden der Fürsten an, deren Staaten das heutige Deutschland bilden, und unterhält mit ihnen dieselben Verbindungen wie mit den übrigen unabhängigen Mächten Europas." Mit einer Anpreisung der weiteren trefflichen Pläne des Kaisers der Franzosen schließt das Schreiben, welchem ein zweites mit der Erklärung der Rheinbundfürsten unmittelbar folgte. Es ist unterzeichnet von den bei der Reichsversammlung bevollmächtigten Vertretern der in Frage stehenden Fürsten und spricht wahrheitsgemäß von den Schicksalen der westlichen Staaten während des letzten Jahrzehnts. Hier klingt uns nicht eine enthusiastische Freude über die Bildung des Rheinbundes entgegen, wie sie der Fürst-Primas in seinen Aeußerungen als allgemein herrschend hinstellte, vielmehr die nüchterne Ueberlegung, wie sich der Einzelne noch aus dem Chaos retten könne. „Indem sie (die Fürsten) sich durch gegenwärtige Erklärung von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reichskörper lossagen, befolgen sie blos das durch frühere Vorgänge und selbst durch Erklärungen der mächtigeren Reichsstände aufgestellte System. Sie hätten zwar den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, allein sie haben im Gegentheil ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessener geglaubt eine offene und freie Erklärung ihres Entschlusses und der Beweggründe, durch welche sie geleitet worden sind, abzugeben." Den Schluß bildet eine Verherrlichung des Protectors und seiner lauteren Absichten gegenüber dem neuen Zustande Deutschlands. Die Fürsten scheinen wirklich der Ueberzeugung gewesen zu sein, daß nunmehr der Krieg vorüber sein und eine friedliche Entwickelung einsetzen werde. Es konnte nach

diesen Mittheilungen nicht mehr zweifelhaft sein, was geschehen mußte: Der Rest der Fürsten hätte noch ein ganz ansehnliches Reich gebildet, aber eben die Vorbedingung dazu, die Einigkeit und Verfolgung einer einheitlichen Politik, fehlte völlig, an Stelle davon war längst die kleinlichste Eifersüchtelei getreten. Es war also nur die Möglichkeit, daß der Reichstag die Auflösung des Reiches beschloß und dem Kaiser zur Bestätigung vorlegte, oder daß der Kaiser zwar verfassungswidrig aber energisch sich selbst vom Reiche lossagte, dessen „Mehrer" zu sein er gelobt hatte. Zehn Tage früher, noch vor den Erklärungen des 1. August, würde eine solche That seitens des Kaisers einen gewissen Eindruck nicht verfehlt haben, nun war es zu spät. Der Reichstag dachte nicht an einen Beschluß, er war altersschwach und ging auseinander ohne zu wissen, was geschehen sollte. Am 7. August lief aus Wien, datirt vom 6. August, die Abdankungsurkunde zu Regensburg ein. Einen Reichstag, dem sie hätte vorgelegt werden können, gab es nicht mehr, deshalb ward sie nur den Gesandten der einzelnen Höfe eingehändigt. Es ist die letzte Urkunde, welche vom „Römischen Reiche" spricht gelegentlich der Datirung, welche die Worte enthält: „Unserer Reiche des Römischen und der Erbländischen im 15ten Jahre". Die Urkunde, welche den Schluß einer Sammlung der Kaiserurkunden bilden würde, geht von den Beschlüssen des Preßburger Friedens aus und bezeichnet die Erfüllung der kaiserlichen Pflichten nach der Trennung eines Theils der Stände vom Reich für eine Unmöglichkeit. „Bei der hierdurch vollendeten Ueberzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten Unseres Kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, sind Wir es Unsern Grundsätzen und Unserer Würde schuldig auf eine Krone zu verzichten, welche nur solange Werth in Unseren Augen haben konnte, als Wir dem von Kurfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des Deutschen Reichs Uns bezeigten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten ein Genügen zu leisten im Stande waren." Der Kaiser erklärt, daß er sich von allen übernommenen Pflichten gegen das Reich „losgezählt" betrachte, und entbindet alle Reichsangehörigen, insbesondere die Reichsbeamten von ihrem Eid. Durch diese Urkunde hatte das Reich aufgehört zu sein. Die einzige Institution, durch welche es mit allen seinen Mängeln repräsentirt wurde, das bei völlig ungenügenden Mitteln in seinen Leistungen vielfach unterschätzte Reichskammergericht zu Wetzlar, hatte in diesem Moment erst kürzlich ein eigenes Heim gefunden. Der Vorläufer des jetzigen Leipziger Reichsgerichtsgebäudes im heutigen Kreisstädtchen Wetzlar war — eine ehemalige Privatbesitzung — erst 1782 in Benutzung genommen worden, erst dadurch war dem höchsten Gerichtshof eine einigermaßen würdige Stätte für seine Arbeiten gegeben, die in späterer Zeit als Caserne Verwendung fand. Im Jahre 1782 hatte man auch mit dem Baue eines Archivgebäudes nach unendlichen Verhandlungen begonnen, aber bei dem Mangel an Einkünften war im Augenblicke der Auflösung das Gebäude weder mit Dach noch mit Fenstern versehen. Dafür sorgte erst die preußische Regierung, und unter ihr erst erhielt das Archiv des Reichskammergerichts mit seinen denkwürdigen Acten in diesem Hause eine Ruhestätte. Als die Abdankungsurkunde des Kaisers Franz die Beamten des Reichsgerichts ihres Eides entbunden hatte, kümmerte sich officiell Niemand mehr um das persönliche Geschick des Personals. Auch die Friedensverträge, bei denen Napoleon im Ganzen privatlichen Ansprüchen einen verhältnißmäßig großen Raum gab, ignorirten völlig die Personen, die mit dem Untergang der Reichsverfassung brodlos geworden waren. Der Großherzog von Frankfurt beschäftigte die brodlosen Subalternbeamten des Gerichts noch dadurch, daß er ihnen den Auftrag gab, ein Repertorium zu den 80 000 vorhandenen Actenbündeln anzufertigen.

Wenn wir die Auflösung des alten Reiches in Beziehung setzen zu den Vorgängen des letzten Vierteljahrhunderts, so können wir nicht mehr mit gutem Gewissen die Trauer zweifelsohne hochgesinnter Zeitgenossen theilen, welche den Untergang der alten Verfassung nicht überleben zu können meinten. An der Menge des Volkes ging das Ereigniß spurlos vorüber und das war eben der Beweis für seine Nothwendigkeit. Eine Reorganisation Deutschlands auf Grund der alten Verfassung muß geradezu als ein Ding der Unmöglichkeit gelten, da die erste Vorbedingung, eine sichere finanzielle Fundirung des Reichs, bei der entscheidenden Stelle, den Fürsten der Reichsversammlung, nie herzustellen gewesen wäre. Es ist billig mit Berghaus, dem verdienstlichen Verfasser des Werkes „Deutschland seit hundert Jahren" (1859—62), über den mangelnden Patriotismus der deutschen Fürsten um die Wende des Jahrhunderts in Entrüstung zu gerathen. Erst die Befreiungskriege und ihr nationaler Aufschwung haben diesen neuen Patriotismus geschaffen, der um die Mitte des Jahrhunderts die geistigen Führer des Volkes beseelte und in der Neuschaffung eines Reiches gipfelte. Aber gerade der Untergang des alten war hierfür die Voraussetzung gewesen. Der Flügelschlag einer neuen Zeit, die von Frankreich her im Westen Deutschlands ihren Einzug hielt, traf zu mächtig auf die einzelnen Stände des morschen Reiches, als daß sie hätten Widerstand leisten können. Die unbedingt geistig am höchsten stehende Persönlichkeit unter den Rheinbundfürsten, der Fürst-Primas Dalberg, zugleich der entschiedenste Verehrer des französischen Consuls und Kaisers, ist ungerecht beurtheilt, wenn man in diesem Manne nur den Vaterlandsverräther sehen will. Er kannte und erkannte wie Wenige die ganze traurige politische Lage des alten Reiches und wagte noch nicht an eine Neubegründung zu denken. Da begegnete er der gewaltigen Persönlichkeit des fränkischen Herrschers, dessen Person noch heute die Herzen der Rheinländer vielfach entgegenschlagen, und schloß sich blind an ihn an, den er für den Erlöser Deutschlands aus tiefster Erniedrigung halten zu müssen glaubte. Und er hat nicht unrecht behalten: mit dem Jahre 1807 setzt die Erhebung ein, die schließlich zur Neugestaltung des Reiches geführt hat, wenn auch unter Ausschluß einer beträchtlichen Zahl deutscher Stammesangehöriger, die jetzt an den Grenzen des neuen Reiches wohnen.

Bücherbesprechungen.

— **Der Brief des Jakobus** exegetisch-praktisch behandelt von Dr. **Georg Wandel**, Licentiat der Theologie, Oberpfarrer an der St. Marienkirche zu Strausberg. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1896. 2 ℳ 50 ₰. — Die ganze Art, wie der Verfasser hier Schriftauslegung treibt, hat uns außerordentlich angemuthet. Jede Seite seines Buches zeigt die gründliche gelehrte Arbeit, die er zum Besten seiner Leser in langem Bemühen geleistet hat; aber bei der Feststellung der Ergebnisse erspart er ihnen die genaue Beschreibung jedes Werkzeuges, das er gebraucht hat, und jedes fehlgeschlagenen Versuches, das Gebilde zu gestalten, sondern giebt und zeigt, was fertig geworden ist. Etwas völlig Neues ist ja dieses Verfahren nicht; es haben im Gegentheil die zahlreichen kurzgefaßten Commentare, die in neuerer Zeit erschienen sind, ganz ähnliche Wege eingeschlagen. Aber von ihnen unterscheidet sich diese Auslegung wiederum durch ihre wissenschaftliche Genauigkeit und Ausführlichkeit: nicht eine einzige Schwierigkeit wird unbeachtet gelassen, jedes Wort kommt zu seinem Rechte vermittelst sorgfältiger grammatischer und etymologischer Untersuchungen. Weggefallen sind nur zur Freude des Lesers die endlosen Citate aus alten Commentaren, die unausstehlichen Parenthesen mit ihrem oft so überflüssigen Inhalt, kurz der ganze sogenannte gelehrte Apparat mit seinen Paragraphen aus Grammatiken, Realwörterbüchern und anderen Hilfsmitteln, in denen ein verständiger Leser alles Nöthige auch ohne solche Hinweise finden kann. Kurz gesagt, wir haben vor uns ein vernünftiges deutsches Buch, in welchem mit edler, verständlicher Sprache eine griechische Schrift erklärt wird. Warum diese Form für biblische Commentare nicht längst aufgekommen ist, das erklärt sich aus dem Zwang des gelehrten Brauches, und wie sehr auch unser Verfasser noch darunter steht, das sieht man aus dem Bemühen, die Form seiner Auslegung gewissermaßen auf dem Titel zu entschuldigen. Er nennt sie eine praktische, was aber unseres Erachtens nichts Anderes heißen soll und kann, als daß sie äußerlich die vorgeschriebene Tracht der Commentare nicht trägt. Denn praktisch in dem Sinne, daß sie ein Hauptgewicht auf die Verwerthung der einzelnen Stellen für den praktischen Gebrauch in Predigt und Unterricht legte, ist sie schlechterdings nicht und gelehrt ist sie genau gerade so, wie alle ihre gelehrten Vorgängerinnen. Es ist hier nicht der Ort, in die Beurtheilung der Einzelheiten einzutreten, sonst würden wir zahlreiche Beispiele anführen können, mit welch durchsichtiger, flüssiger Redeweise besonders an den schwierigen Stellen die möglichen Erklärungen, deren Vertreter unter dem Text ganz einfach mit ihrem Namen genannt werden, neben einander gestellt und gegen einander abgewogen werden, und wie häufig es dem Verfasser gelungen ist, auch selbständige Meinungen in wissenschaftlicher Klarheit zu vertreten. Wo er geirrt hat, das werden ihm die noch lebenden Erklärer des Briefes oder die

Schüler der verstorbenen bald genug sagen, und daß es bei der Erklärung eines der schwierigsten biblischen Bücher nicht ohne Irrthum abgehen kann, dessen ist sich der Verfasser selber sehr wohl bewußt. Aber das Verdienst ist unleugbar, das er sich erworben hat durch eine treffliche Uebersetzung, eine klare Inhaltsangabe und eine überall sofort verständliche Auslegung des Briefes, dessen hohe Bedeutung für unsere Zeit und für die gesammte Entwicklung der christlichen Kirche mehr und mehr erkannt wird. In letzterer Beziehung könnte man, wie schon angedeutet, von der Auslegung mehr erwarten, als sie leistet; aber die Grundlinien sind überall gezogen und die sorgfältigen Bestimmungen des Sinnes in den einzelnen Stellen, die das Christlich-Sociale betreffen, werden namentlich gute Dienste leisten zur Verhütung ihres Mißbrauches. B. K.

— Dr. Th. Toeche-Mittler: Die Kaiserproclamation in Versailles am 18. Januar 1871. Mit einem Verzeichniß der Festtheilnehmer und einem Grundriß der Festräume. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn. Preis 2 ℳ. — Die vorliegende Schrift ist als erstes Beiheft zum „Militär-Wochenblatt" 1896 und als Sonderausgabe erschienen; das letztere rechtfertigt sich durchaus, da sie verdient über die Kreise des „Militär-Wochenblattes" hinaus bekannt zu werden. Sie schildert den Verlauf der Kaiserproclamation in allen Einzelheiten, die Zurüstungen dazu im Schloß und bei den Truppen, das äußere Arrangement im Spiegelsaale, die kirchliche Feier unter Abdruck der Predigt des Hofpredigers Rogge und die eigentliche Kaiserproclamation mit Wiedergabe der Ansprache des Kaisers und der von Bismarck verlesenen Proclamation an das deutsche Volk. Die Anschaulichkeit dieser Schilderung wird wesentlich erhöht durch die hinzugefügten Grundrisse des Versailler Schlosses und der Festräume. Daß die Schrift vom wärmsten patriotischen Empfinden durchweht ist, bedarf keiner besonderen Versicherung, ebenso wenig, daß sie der historischen Bedeutung des Ereignisses gerecht wird; dagegen wollen wir ausdrücklich hervorheben, daß sie aus den besten Quellen geschöpft ist. Es liegen ihr zu Grunde die in den Archiven des Kriegsministeriums, des Großen Generalstabes, des Oberhofmarschallamts und der Generalcommandos ruhenden Schriftstücke; außerdem konnte der Verfasser, der selbst anwesend war, für manche Einzelzüge persönliche Erinnerungen und zahlreiche Beiträge, die ihm Theilnehmer einsandten, verwerthen. So konnte er z. B. feststellen, daß zu Beginn der kirchlichen Feier von dem Militärsängerchor nicht, wie bisher angenommen wurde, der 100. Psalm, sondern der 66. Psalm gesungen ist; solche kritischen Erörterungen stören aber den Fluß der Erzählung nicht, da sie wie die Belege in die Anmerkungen verwiesen sind. Bei der überall hervortretenden Sorgfalt fällt es auf, daß der Abdruck des 66. Psalmes (S. 22) fehlerhaft ist. Doch das nebenbei. Die Schrift bietet schließlich ein Verzeichniß aller Theilnehmer, möglichst unter Angabe ihrer jetzigen Stellung, das nicht blos für sie interessant ist. Von der Verlagshandlung gut ausgestattet ist das Werk eine würdige und werthvolle Festgabe zur Erinnerungsfeier des weltgeschichtlichen und für uns Deutsche so erhebenden Ereignisses. A. B.

— Jahrbuch der Schule Gabelsberger's 1896, 39. Jahrgang. Herausgegeben vom königl. stenographischen Institut zu Dresden. Bearbeitet von Dr. Fröhliger und Dr. Höfer, mit einem Literaturbericht von Dr. Neupert. Leipzig, Commissionsverlag von E. Zehl. — Die auf genauesten Ermittelungen beruhende Statistik ist für die Gesammtheit der Angehörigen der Schule des Meisters der deutschen Kurzschrift eine stets willkommene Weihnachtsgabe. Es werden in derselben über die mit Ende Juni des Vorjahres abschließende Zählperiode sichere Anhaltepunkte gegeben über die Ergebnisse der alle Gebiete und Richtungen berührenden umfassenden Thätigkeit der stenographischen Verbände und vereinzelt wirkenden Vertreter dieses Systems. Für diese ebenso mühsame, als zeitraubende Arbeit gebührt den genannten Institutsmitgliedern wohlverdienter Dank. An mehr oder weniger großen Verbänden zählt die Schule 976, darunter 875 Vereine deutscher Sprache und 101 Vereine nach Uebertragungen mit insgesammt 29266 ordentlichen Mitgliedern, von denen 25827 auf deutschsprachige Verbände entfallen. Die Zahl der Lehranstalten, an denen die Stenographie meist facultativ gelehrt wird, beträgt 900, von denen in 245 die Stenographie in fremden Sprachen vorgetragen wird. In Anfangskursen wurden letztjährig 45003 Personen unterrichtet, davon 36509 Theilnehmer an deutschen Cursen. Das Deutsche Reich erscheint hierbei mit 784 Vereinen und 22391 ordentlichen Mitgliedern, sowie mit 443 Lehranstalten und 25854 Theilnehmern am Anfangsunterrichte betheiligt. Auf das Königreich Sachsen wiederum kommen 172 Vereine und 5799 ordentliche Mitglieder, außerdem 121 Lehranstalten und 6686 in Anfangscursen vorgebildete Theilnehmer. Die vereinsreichste Stadt ist Leipzig mit 17 Körperschaften, es folgt Berlin mit 9, Posen, Chemnitz, Dresden mit je 8, Frankfurt a. M. mit 7, Königsberg, Breslau, Nürnberg, Wien mit je 6, Goslar, Hannover, München, Braunschweig, Wolfenbüttel mit je 5 Verbänden. Hinsichtlich der Verbreitung der Stenographie in Schülerkreisen (122 Vereine mit 2490 Mitgliedern), sowie unter den Damen (38 Vereine mit 1088 Mitgliedern) und im Militärstande (17 Verbände mit 838 Mitgliedern) sind erfreuliche Fortschritte wahrnehmbar. Die höchsten Unterrichtsziffern ergaben sich für folgende Städte: Nürnberg mit 1003 in Anfangscursen unterrichteten, Leipzig mit 1146, Prag 1284, Dresden 1603, München 2098 und Wien mit 3255 Anfängern. An Fortbildungscursen betheiligten sich außer den bereits angeführten Vereinsmitgliedern 19558 Personen. Nach Gabelsberger's System werden die Verhandlungen der meisten deutschen parlamentarischen Versammlungen, Einzel- und Provinziallandtage und vielfach auch die Verhandlungen von Gemeindevertretungen aufgenommen. Nicht minder wird in fremdsprachigen Versammlungen von entsprechenden, bewährten Uebertragungen der Gabelsberger'schen Stenographie erfolgreicher Gebrauch gemacht, z. B. in Norwegen, Finnland, Serbien, Bulgarien, Griechenland, Böhmen, Mähren, Tirol, Küstenland, Galizien, Bukowina, Istrien, Görz und Kroatien. Unterricht erhielten noch in der italienischen Stenographie nach Gabelsberger 2096 Personen, böhmisch 3910, ungarisch 4143, schwedisch 414, finnisch 250, dänisch 169, norwegisch 50, englisch 71, französisch 3, bulgarisch 476, kroatisch 320, polnisch 257, holländisch 24, außerdem wurde in serbischer, griechischer und spanischer Uebertragung unterrichtet. Zur Erlernung der Stenographie wird auch an 12 Hochschulen und technischen Bildungsanstalten Gelegenheit geboten; Damen und Mädchen hatten 81 Schulen zur Verfügung. An Anfangscursen nahmen etwa 27900 Schüler, außerdem 5913 weibliche Personen, von Militärs 975 theils in Anfänger-, theils in Fortbildungscursen Theil. Die Gesammtzahl der Unterrichteten in den Deutsch sprechenden Ländern beträgt 52628 Personen. Auch die Literatur weist reiche Ergebnisse auf. Es wurden 60 Lehrmittel und Lesestoffe, 58 Zeitungen und 76 Schriften verschiedener Richtung, insgesammt 194 stenographische Neuheiten veröffentlicht. Das reich und praktisch mit Kalendarium ausgestattete Werk wird auch in der dermaligen Bearbeitung zahlreiche Freunde und Abnehmer finden. Dr. R.

— Tanera, Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanz-Officiers im Jahre 1870/71. München, C. H. Beck'scher Verlag. — Mit der, rechtzeitig vor dem Weihnachtsfeste, erschienenen, 22. Lieferung hat das Buch seinen Abschluß erreicht und Verfasser zweifellos das Verdienst, eins der amüsantesten der über den großen Krieg erschienenen Werke der Oeffentlichkeit übergeben zu haben. Ganz außerordentlich fesselnd und hochinteressant sind, neben eigenen Erlebnissen, die Thaten des bayerischen Armeecorps unter Führung des Helden von der Tann geschildert und ungetheilte Hochachtung und Bewunderung erfüllt den Leser über das, was die Bayern z. B. bei Orleans geleistet und geduldet haben. Mit unendlichem Humor schöpft Tanera aus der Fülle seiner Erinnerungen, wenn er uns von dem Leben bei Paris nach dem Friedensschlusse und während der Occupationszeit erzählt, und Niemand wird sich von dem Buche trennen, ohne für den flotten, schneidigen Jägerlieutenant die herzlichsten Sympathien mit hinwegzunehmen. Sind die Schilderungen Tanera's unbedingt dem Leben, der Wirklichkeit abgelauscht, so sind es nicht minder die, das Werk illustrirenden Bilder Ernst Zimmer's. In keiner deutschen Familie, keiner deutschen Bibliothek sollten die „Ernsten und heiteren Erinnerungen" vergeblich zu suchen sein, versteht es doch Tanera, wie selten ein Erzähler, seine Leser zu packen, zu fesseln und — zu amüsiren. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 9. Dienstag, den 21. Januar. 1896.

Erinnerungen an das Hoftheater zu Dresden.

Tagebuchblätter von Anna Löhn-Siegel.

(Schluß.)

Die französische Schauspielergesellschaft, die auf der Hofbühne gastirte, zeigte wieder so recht deutlich die Kluft zwischen deutsch und französisch. Wie flott, rasch und sicher rollt dies elegante Nasengetön von den Lippen! Ein Theil der Presse verlangt, wir sollen dies Parlando im Conversationsstück nachmachen, d. h. wir müßten unsere Vortrefflichkeit im Undeutlichsein suchen. Es kommt ohnehin immer mehr in die Mode, sich gegenseitig nicht ausreden zu lassen, dem Mitspielenden die letzten Worte seiner Rede abzuhacken. Immer größere Stillosigkeit! Wir sollen die Natur nicht mehr ins Schöne copiren, grell-natürlich sollen wir auf der Bühne sein. — — Stadtrath Peschel, der mich zu meiner Freude wieder oft besucht und mit dem ich meine Südlandsfahrt genußreich durchspreche, räth mir, meine italienischen Reiseskizzen an seinen Bruder, den geistvollen Ethno- und Geographen, Dr. Emil Peschel, Redacteur der rühmlichst bekannten Cotta'schen Zeitschrift „Ausland", zu senden. Wenn ich so schriebe, wie ich erzählte, wäre er überzeugt, daß meine Berichte aufgenommen würden. Ich folgte der Aufforderung, obgleich mir der Gartenlauben-Keil, der mich niederschmetterte, noch etwas schwer in den Gliedern lag. Ich hatte selbst in Italien von den höchst gediegenen Cotta'schen Zeitschriften: „Ausland" und „Morgenblatt" gehört. Der sächsische Consul, Professor Törmer in Rom, bei welchem ich mehrfach eingeladen gewesen war, hielt die Blätter und war mit dem Redacteur des „Morgenblattes", Dr. Herrmann Hauff, befreundet. Wenn Keil meine Berichte, trotzdem er sie lobt, nur ablehnenswürdig findet, sagte ich zu mir selbst, wie sollen sie vor dem berühmten Ethno- und Geographen Dr. Peschel Gnade finden? Im „Pester Lloyd", dessen Redacteur ein Bruder des Satirikers Saphir ist, im „Wiener Sonntagsblatt", „Triester Lloyd", „Hamburger Jahreszeiten" u. s. w. gelang mir's gut mit meinen Einsendungen. Auch meine Sonette an Italien und die Ballade: „Die Beterin von San Lorenzo" fanden sofortige Aufnahme in dem in Leipzig erscheinenden Pracht-Album: „Deutsche Kunst in Bild und Lied", aber hier in den Cotta'schen Blättern, woran so viele, oder nur geistige Größen mitarbeiten —? Großes Fragezeichen! — —! Ich habe eine Satire über das alberne eiserne Gesperr, die Crinoline, geschrieben. Sie fand Aufnahme im „Frankfurter Journal". Dieses in die Mode gekommene stählerne Ungeheuer martert uns, macht uns zu mathematischen Kegelfiguren, erinnert an die fortwackelnde Goethe'sche Glocke und richtet Feuersbrünste, Hexenverbrennungen an. Wär' ich nicht beim Theater, keine Gewalt der Erde brächte mich in den Käfig. — — Mein Lustspiel „Gefahr über Gefahr" (frei nach einem ital. Stoff) wurde auf dem Lincke'schen Badetheater mit vielem Beifall aufgeführt, später auch auf der großen Bühne in der Altstadt. College Räder war köstlich, ebenso Kramer. Es ging Alles recht flott, ein südlicher Hauch belebte die Darstellung. Abermals hatte ich mich auf dem Theaterzettel nicht genannt, wie früher im Lustspiel: „Der Philosoph", denn ich begegne noch immer vielen Vorurtheilen bezüglich der weiblichen Schriftstellerei. Das würde mir gleichgiltig sein, wenn ich nicht zugleich Schauspielerin wäre, und nicht schon oft bemerkt hätte, daß die Darstellerin um der Dichterin willen leiden muß, weil Schriftstellerei bei den Urtheilslosen noch immer für unweiblich gilt. Der Theater-Agent Michaelson in Berlin hat die Versendung des Lustspiels übernommen. — — Die geniale Schröder-Devrient, jetzt Frau v. Bock, ist nach Deutschland zurückgekehrt und läßt sich in Concerten und Privatkreisen hören. Der junge Dr. Carus, ein Freund und Mitstudent meines Vetters Weiß, ist über und über entzückt. „So muß der Schubert'sche »Erlkönig« gesungen werden, so oder gar nicht!" rief er aus. Leider stimmte der beabsichtigte Concertbesuch noch niemals mit meiner Theaterbeschäftigung. Ich hätte die große Sängerin gar gern gehört. Dagegen übernahm ich freudig den Auftrag meines verehrten Freundes Hofrath Klemm, zu ihr zu gehen und mir von ihr für Klemm's culturhistorisches Museum ein Garderobestück zu erbitten, das sie einst auf der Bühne getragen hat. — — — Welche Erquickung! Welche Ermuthigung! Dr. Emil Peschel hat meine italienischen Reiseberichte, die Keil ablehnte, für das „Ausland" angenommen. Auch Dr. Herrmann Hauff erbittet Beiträge für das „Morgenblatt" von mir. Dr. Peschel schreibt ipsissimis verbis: „Es weht eine erquickende Frische und eine gesunde Ironie, ganz unüblich in der Frauenschriftstellerei, in Ihren Berichten. Scharfe Beobachtung, treffende Charakteristik von Land und Leuten, Witz und Humor à la Heine machen Ihre Skizzen zu so lebensvollen Bildern, daß man Ihre Erlebnisse quasi mit erlebt, das Geschaute mit schaut, das Gehörte mit hört." — — Ich habe nun auch an Dr. Hauff Manuscript gesendet: „Meine Bekanntschaft mit der römischen Improvisatrice Rosa di Taddei". — — Endlich traf ich mit meinem hochverehrten und geliebten Dr. Noack, unserm Theaterarzt, meinem Lebensretter aus schwerer Krankheit im Jahre 1851, zusammen, nachdem ich ihn wiederholt vergeblich in seinem Heim aufgesucht hatte. Mit wärmsten Worten dankte ich ihm für die Empfehlung, die er mir an seinen Sohn, Alfred Noack, den Xylographen in Rom, gegeben hatte, als ich im vergangenen Jahre die große Römerfahrt antrat. Der bereits höchst italienkundige Alfred Noack, der von dem päpstlichen Secretär und Bibliothekar Signor de Rossi mit der Abnahme von Inscriptionen in den Katakomben Roms betraut worden war, wurde mir ein äußerst schätzbarer lehrhafter Begleiter auf meinen Streifzügen durch die ewige Stadt und in ihre Umgebungen, und erwarb sich dadurch ein Recht auf meine unauslöschliche Dankbarkeit. Das durfte ich jetzt gegen den Vater mit überströmender Herzlichkeit aussprechen, bis mich — die ganze Scene spielte im Conversationszimmer des Theaters — die Klingel des Inspicienten vor die Lampen rief, da der Vorhang eben gefallen war. — — Nun haben wir den Musentempel des Lincke'schen Bades auf immer verlassen. Die letzte Vorstellung am 25. September 1858 wurde verherrlicht durch Davison's und Frau Bayer-Bürck's Mitwirkung. Drei kleine Stücke wurden gegeben: „Der alte Copist", „Durchs Fernrohr" und „Wenn Frauen weinen". Mit diesen weinenden Frauen, also mit Thränen, schieden wir von dem guten, alten, morschen Hause. Dr. Julius Hammer schrieb in seinem Referat über diesen Auszug: „So leb' denn wohl, Du altes Haus, betrübt zieht Niemand aus Dir hinaus." Das ist nicht richtig. Die Vertreter und Verehrer der komischen Muse trauern recht aufrichtig. Nach der Vorstellung, die von dem zahlreich versammelten Publicum mit stürmischem Beifall aufgenommen worden war, vereinigte ein heiteres Mahl in einem der Lincke'schen Concertsäle diejenigen Darsteller und Darstellerinnen, welche vorzugsweise „draußen" (d. h. in den Vorstellungen des verlassenen Musentempels) beschäftigt gewesen waren. Es wurde tapfer getoastet, hauptsächlich auf unsern vielseitigen unübertrefflichen Komiker Räder. Ich auch redete ihn in Versen an, ihn, der so manchen Strauß für Thalia

mit der ernsten Melpomene gekämpft hatte, und schloß mit den Worten: „Es lebe der Heros der Linke'schen Bäder, es lebe der Freund und College, Herr Räder!“ Die Feier hatte nur einen wehmüthigen Schlußaccord aufzuweisen: die überaus heitere, lachlustige Frida v. Schütz erkrankte urplötzlich an einem Gichtanfalle und Krämpfen, und konnte nur durch ärztliche Beihilfe in den Stand gesetzt werden, um nach Hause zu fahren. — — Endlich habe ich die geniale Schröder-Devrient aufsuchen können, worauf Hofrath Klemm schon längst mit Spannung gewartet hat. Sie wohnt in einem Eckhause des Altmarktes und der Webergasse ziemlich hoch. Die Sonne schien hell ins Zimmer, als ich der einst so hoch gefeierten Bühnensonne gegenüberstand. Ein einfaches braunes Wollkleid umhüllte die mittelgroße, volle, sehr in die Breite gegangene Gestalt. Das Haar war noch das üppigquellende wie früher, nur dunkler blond als auf dem bekannten Bilde, das die schöne Frau in der Blüthe der Jahre, umwallt von einem blauen Mantel, das Gesicht umrahmt vom welligen Blondhaar, darstellt. Ihre höchst ausdrucksvollen Züge auch erkannte ich wieder, denn wie oft hatte ich schon als Kind vor der großen Porzellantasse bewundernd gestanden, die in einer keramischen Handlung auf der Moritzstraße ausgestellt war, und eine Nachbildung jenes Gemäldes enthielt. Aber ihr leidenschaftliches Temperament und die unruhige, wechselvolle Lebensführung, die hinter ihr lag, hatten Furchen in die einst als unvergleichlich schön gerühmte Hautfarbe der Blondine gezeichnet und sie vergilbt. Mit klangvollem Organ und lebhaften graziösen Bewegungen schilderte sie die vielen Nachfragen und Nachfragenden bezügl. einiger Costümstücke, die sie einst auf der Bühne getragen. „Das letzte Stück,“ sagte sie, „ein rothes Merinomieder der Emmeline, das mich in der Oper »Die Schweizerfamilie« umspannt hat, und das sich — Gott oder der Teufel mag wissen wie? — in einem vergessenen Koffer versteckt gehalten hatte, bekam ein alter Kunstfreund, der es für ein auswärtiges historisches Museum erbat. Nun ist Alles fort, ich besitze nur noch einige Schmuckstücke, die ich nicht weggebe.“ — Frau Schröder-Devrient hatte unsere Primadonna, Frau Ney, in einer ihrer Glanzrollen, als Armide in der Gluck'schen Oper, gesehen. Gelegentlich eines Gastspiels war gerade von ihr geschrieben worden: „Sie ist unbestritten eine Großmacht der Gesangskunst.“ Das fand die Schröder überschwänglich. An dem Prachtorgan wagte sie nicht zu mäkeln, auch nicht an der Gesangskunst, aber am Spiel. Nun spielte sie mir die Scene förmlich vor, wie Armide in die Lüfte emporsteigt, die Fackel schwingt, wie sich ihre ganze Figur hebt &c. Es war eine genial improvisirte Scene von großer dramatischer Lebendigkeit. Sie ergriff einen Shawl, der auf dem nächsten Stuhle lag, und schlang ihn um die Schultern, eine lange Notenrolle mußte statt der Fackel dienen, ihre Gestalt hob sich, als wollte sie auffliegen, sie griff sich mit der einen Hand in das Lockenhaar, das aus dem Nest im Nacken hervorquoll, und nahm einen Gesichtsausdruck an, der sie noch immer heroisch-schön erscheinen ließ. Als ich ihr meine aufrichtige Bewunderung ausdrückte, nickte sie befriedigt, ging aber sogleich in heftige Tadelsworte über, die sich auf die gegenwärtige Ausübung der Operndarstellung, und insonderheit auf ihre hochtalentirte, stimmlich reicher begabte Nachfolgerin, Jenny Ney, bezogen. Da brach ich das Gespräch ab, ich hätte mich sonst in eine heftige Vertheidigung der verehrten Collegin eingelassen, und den Eindruck eines der einst hochgerühmten Devrient unwürdigen Neides mitgenommen. — — — Davison, seit einem Jahre ungefähr Schauspielregisseur, wirkt auf den Proben sehr aufregend. Man wird an das Lustspiel: „Er mengt sich in Alles!“ erinnert, aber man merkt auch, wie tief er über Alles nachgedacht hat, und wie er immer mitspielt, auch wenn er nicht auf der Scene steht. Manche verübeln ihm das. Man hört spotten: „Theaterschule! Die Schule der Alten!“ Und nun noch sein orientalisch-slavisches Temperament dazu! Neulich warf einer unserer gewandtesten Künstler, College Jauner, gelegentlich der Probe zu einem neuen Stück sein Schwert nicht in der Weise auf die Bühne hin (er hatte es im Zorn zu thun), welche Regisseur Davison für diesen entscheidenden Augenblick als richtig erachtete. Zweimal mußte der College werfen, und that es auch, dann aber beim dritten Male wurde er wild, warf „die Plempe“ dem Regisseur vor die Füße und rief zornig: „Zum Donnerwetter! Ich bin nicht von gestern — suchen Sie sich einen Schulbuben, um ihm das einzudrillen!“ — Die Scene wurde abgebrochen, Davison lief schweißtriefend, wie er war, drei Mal um den Semper'schen Musentempel herum und College Gerstorfer, der gemüthliche Bayer, mußte die Probe interimistisch weiterführen. Später kam Davison wieder herzu, er hatte sich abgekühlt, und unter dem kräftigen Beistande Gerstorfer's, der die Sache ins Scherzhafte zu ziehen wußte, kam eine laue Versöhnung zu Stande. Das geschah im Jahre des Heils 1859. — — — Der Verfasser des Lustspiels „Die Anna-Lise“, Herrmann Hersch, besuchte mich und erzälte mir, er habe mein Lustspiel „Gefahr über Gefahr“, das ihm durch den Theater-Agenten Michaelson bekannt geworden war, unter anderem Titel in Oesterreich über die Bühne gehen sehen, und auf dem Zettel hätte gestanden: Von Ida L.... Ich schrieb an Michaelson, dem ich das Stück in Commission gegeben hatte, allein er antwortete sehr lakonisch, er sei nicht allwissend, solche Dinge kämen tagtäglich vor, da sei Nichts zu machen. Auch Reiseberichte und Novellen sind mir gestohlen worden, und wenn man sich bei Lichtern der Justiz beklagt, heißt es mit einem significanten Achselzucken: Es giebt kein Gesetz, das geistiges Eigenthum schützt. — — — Nun habe ich mich bei unserer wackeren Obergarderobière, Fräulein Bertha Heyse, eingemiethet. Eine ausgezeichnete gefällige Wirthin. Noch lieber wäre sie mir ohne Hund. Doch gegen derartige Liebhabereien ist nicht anzukämpfen. — Gestern empfing ich einen Besuch, der mir noch nie zu Theil wurde, den Besuch des Herrn v. Lüttichau, meines verehrten Chefs! Staunen von meiner Seite, maßloses Entzücken von Seiten Bertha's! Doch der Grund seines Kommens war für mich nicht erfreulich. Ende Mai 1859 steht die Vermählung Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg mit der portugiesischen Prinzessin Donna Maria bevor. Ich hatte in der in Aussicht genommenen Festvorstellung im Hoftheater („Der Sommernachtstraum“) die Rolle des Oberon erhalten, nachdem ich bisher Liebhaberin Hermia gewesen war. Aber man war im hohen Rathe der Theaterleitung nachträglich zu dem Bedenken gelangt, meine Erscheinung sei zu reif für den Elfenfürsten. Es könne für das erlauchte junge Paar etwas Verletzendes haben, wenn ein so — erwachsener, ob auch noch so schlanker Oberon mit der geliebten Titania in die Schlummerlaube ginge. Da kam nun die gute human empfindende Excellenz selbst zu mir, um die Hiobspost zu versüßen und die Rolle wieder abzuholen. Weder ich noch andere Zuschauer konnten nun zwar finden, daß die an meiner Stelle gewählte Dame Oberon den gewünschten kindlichen Eindruck in der Tricot-Rolle machte, aber der Anstand war doch gerettet — im Sinne der Direction. Ich erhielt später die Rolle der Hippolyta, die am Festabend von einer ersten Kraft des Hoftheaters dargestellt werden mußte, von Frau Bayer-Bürck. Bertha Heyse beklagte mich ob des Verlustes der elfenfürstlichen Rolle, allein ich versicherte ihr mit völligem Ernste, daß mir die wortkarge Hippolyta lieber sei, als der mit Flittern bestickte weiße Hemdenmatz: Oberon. — — — Eine seltsame Kunde von jenseits des Oceans! Ich hatte für die Leipziger Modenzeitung, die Dr. Diezmann redigirt, eine Novelle geschrieben: „Das Fischermädchen von Capri.“ Darauf erbat Dr. Diezmann mein Bild nebst Biographie für seine Zeitung. Die Biographie schrieb mein verehrter Freund Hofrath Klemm. Einige Monate später erhalte ich aus New-York ein dickes Kreuzbandpacket. Die „New-Yorker Staatszeitung“ hat mein Fischermädchen und meine Biographie abgedruckt, geraubt, und als ich mich bei Advocat N. deshalb befrage und einen Prozeß anstrengen will, lacht er mich aus und sagt: „Das wissen Sie noch nicht, daß Amerika alle Eure Manuscripte ungestraft rauben darf?“ — Das Interessanteste war aber, daß der Absender der räuberischen Staatszeitung der aus Hohnstein in der Sachsenschweiz vor Jahren nach Amerika ausgewanderte Schuster Becker war, Bruder meiner Dienerin Caroline, die vor länger als 12 Jahren den ersten Theaterfeldzug nach Posen, Fraustadt, Glogau, Sprottau, Görlitz mit mir unternommen hatte. — — — Dr. Julius Hammer ist nicht mehr Theaterrecensent, ist von dem Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung“ zurückgetreten, will nur noch der poetischen Production leben. An seine Stelle ist Dr. Robert Gisecke getreten, der zuletzt die „Novellenzeitung“ in Leipzig redigirte. Ich kenne Gisecke's Roman: „Dornröschen“ und sein Schauspiel „Rathenow“, bin übrigens nur durch meine „Vesuvbesteigung“ mit ihm in Verbindung gekommen, die er in die „Novellen-Zeitung“ aufgenommen hat. Dieselbe wurde neulich bei Hofrath Klemm in der literarischen Abendgesellschaft vorgelesen und erhielt eine komische Illustration durch den Culturhistoriker selbst. Er brachte nämlich aus seinem Museum Gegenstände herbei, die von Vesuvbesteigern bei der schwierigen Partie getragen worden waren, und worunter sich auch die ledernen Schnürstiefel befanden, die Klemm so gütig gewesen war, von mir zu erbitten, nachdem die Gluthen des Vesuvs

sie angekohlt hatten. Ich erschrak, als die ruppigen Dinger mit den zerrissenen Schnürbändern, schiefgetreten wie sie waren, auf den Tisch kamen, und Geheimrath v. Langenn sie lächelnd in die Hände nahm, umdrehte und sagte: „Allerdings ein anderer Marsch, als durch die gemüthliche Teufelsschlucht auf den Hockstein bei Hohnstein, der Marsch auf den Aschenkegel des Vesuvs!" — — Wohlthuende Einigkeit scheint nur in der Schillerstiftung zu bestehn. Ein schönes ideales Werk ohne Schlagbäume und Grenzregulirungen auf deutschem Gebiet. Jüngst hat Professor Hettner in einem literarischen Kreise sehr ehrend darüber gesprochen und dem scheidenden Dr. Julius Hammer Worte der Anerkennung bezüglich seiner Thätigkeit für die Schillerstiftung gespendet. Nachdem er den Chefredacteur der „Constitutionellen Zeitung", Advocat Siegel, als den Vater dieser Stiftung, seine Zeitung als Mutter derselben bezeichnet hatte, betonte er, daß die sorgsame mütterliche Pflege des Kindes aber ebenfalls ein Mann mit warmem Herzen ausgeübt habe, Dr. Julius Hammer, wie zahlreiche schöne Blätter der „Constitutionellen Zeitung" bewiesen. — — — Eine holde Ungarin, Frau Lilla v. Boulyovsky, soll sich unserer Bühne nähern, eine talentvolle Schauspielerin, die gefunden hat, daß das Magyarenland ihr nicht genug Wirkungsstätten für die Ausbreitung ihres Künstlerruhms gewähre. Sie hat sich deshalb aufs Deutsche geworfen, gastirt gegenwärtig in Gotha. Daran ist Davison Schuld. Die Ungarin möchte es dem Slaven gleichthun. Ob sie aber die Energie und Ausdauer haben wird, wie Davison, der den Goliath: Deutsch und kunstgerechtes Deutsch! überwand? Nun, wir Deutschen sind ja Fremdenthumsanbeter. Da wird uns schon ganz „lilla" vor Spannung und Bewunderung, wenn wir von einer solchen schönen „Lilla" aus der Pußta hören. Und wenn wir sie nun erst sehen — ach! — — — Dr. Robert Gisecke besucht mich zuweilen, ist, wie es scheint, vorurtheilslos den Schriftstellerinnen gegenüber. Eine solche, Fräulein Amelie Bölte, hat ihn hierher empfohlen. In seiner Gebahrung liegt etwas Hochmüthiges; der hübsche weißhäutige Blondin blinzelt vornehm hinter seiner goldenen Brille hervor, ist stets elegant gekleidet und trägt unweigerlich Cylinder und helle Glacéhandschuhe. Ueber meine „Vesuvbesteigung" warf er mir gnädig, gleichwie von oben herab, die Worte zu: „Glückliche Beanlagung für humoristische und poetische Schilderung!" Er hat sie auf Wunsch eines holländischen und eines dänischen Zeitungsblattes den betreffenden Redactionen zur Uebersetzung überlassen, und brachte mir — o Wunder! ein Nachdruckshonorar dafür, das er mit Aplomb auf den Tisch warf. „Eh bien!" sagte er dabei. Ich entgegnete: „Warum denn nicht lieber: »Voilà!«" Alle Augenblicke wird dieses: eh bien! von Gisecke in die Unterhaltung eingeschmuggelt. Ich frug, nachdem ich ein Dutzend „eh biens!" über mich hatte ergehen lassen: „Warum nur ohne Unterlaß dies unnütze französische Flickwort?" Er lachte und sagte, indem er den Schnurrbart zupfte: „Eh bien, weil ich in Paris war." Ich darauf: „Schlimm, wenn man von der berühmten Lutetia Parisiorum nichts weiter mitbringt als einen Nasenquetschlaut!" — — — Die Schillerfesttage stehen bevor. Ich bin in keiner der Festvorstellungen beschäftigt, habe deshalb einer hiesigen Redaction versprechen können, darüber zu berichten, schreibe schon längere Zeit die Theaterreferate für das Blatt, weil ich mich auch auf diesem Felde der Literatur üben will. Das Beste ist, daß ich, ohne es zu wollen, von den Collegen erfahre, was sie von meinen kritischen Aussprüchen halten. Jedenfalls ist es erfreulich, daß sie Interesse erregen, ja sogar Beachtung finden. Davison sagte neulich: „Der Verfasser ist unleugbar ein geistreicher Kerl. Ich möchte einmal mit ihm reden, man könnte sich über manche Ansicht und Auffassung verständigen." Heese fiel ein: „Er schreibt mit Humor, aber auch mit Lauge. Auch ich möchte einmal mit ihm reden." Und ich saß zwischen Davison und Heese, und sie redeten mit mir. Selbstverständlich arbeite ich ohne jedweden Lohn für die Zeitung, erwähne meine eigenen schauspielerischen Leistungen niemals, was nicht schwer ist, weil ich selten eine hervorragende Rolle spiele, und habe in der Redaction die einzige Bedingung gestellt, daß Niemand den Namen des Verfassers erfahre. „Das ist leicht," entgegnete der Redacteur, „weil Niemand die weibliche Feder in Ihren Recensionen merkt und merken kann." Ich werde „der Baron" genannt, gelte für einen unabhängigen Mann, der diese Art Schriftstellerei aus Liebhaberei betreibt. Da wird z. B. in der Expedition gefragt: „Hat der »Baron« noch keinen Bericht geschickt?" Es ereignet sich wohl auch, daß ich just bei Tische sitze, und plötzlich kommt ein Brief, der mich anfleht, sogleich einen Bericht über den vergangenen Theaterabend zu schreiben, und ich lasse opferfreudig Suppe und Braten im Stich, setze mich ans Pult und schreibe. Denn es liegt nun einmal in meinem Charakter, Nichts halb zu thun, und unbedingt B! zu sagen, wenn ich A! gesagt habe. — — — Mein gestrenger Herr Vater, der sich zu einem anerkennenden Wort über die Leistungen eines seiner Kinder nur im dringendsten Ueberzeugungsfalle entschließt, sagte, als er meine gedruckten Schillerfestberichte las, deren Urheber er ganz wo anders, als in seiner nächsten Nähe suchte: „Siehst du, etwas Derartiges könntest du nicht schreiben. So sachlich, so tüchtig fundirt und dennoch poetisch begeistert, schreibt nur ein Gelehrter von Fach, der auch die dramatische Kunst von einem hohen Standpunkte aus beurtheilt." Ich ließ den Vater ausreden und es mir klar machen, wie ich an Stelle des „gescheuten Mannes" geschrieben haben würde. Dann sagte ich mit größter Seelenruhe: „Die Berichte sind von mir. Frage den Herausgeber der Zeitung." Nun war des Vaters Staunen anfangs drollig, dann aber blitzten seine blauen Augen freudig und er sprach schmunzelnd von einem Triumph, den ich errungen — über ihn. — — — Einen der größten Schmerzenstage unseres Lebens haben ich und Schwester Clara durchweint. Unsere theure, angebetete Mutter mußte infolge einer Gehirnkrankheit, die sie befallen hatte, und woraus Geistesschwäche entstanden war, in die Hubertusburger Anstalt gebracht werden, und unser Amt — ach, mir erschien es wie ein Henkeramt! — war es, sie dorthin zu begleiten. Schwermüthiger Trost: sie empfand es in ihrem Stumpfsinn nicht — entließ uns, die in Thränen Zerfließenden, mit einem Lächeln — ich kann nicht weiter schreiben. Was soll ich auch schreiben? Thränen, die bittersten, die ich je geweint, verschleiern den Blick. — — — Die schmerzlichen Ereignisse häufen sich. Die liebe Collegin, Frida v. Schütz, die sich im Laufe des vergangenen Jahres immer freundschaftlicher an mich angeschlossen hatte, ist todt. Wiederholte Krampf- und Gichtanfälle, die von ihr und den Ihrigen zu leicht genommen worden waren, so daß sie es wagte, schon halb krank einen Gastspielausflug zu unternehmen zum Besten einer bei einer kleinen Schauspielergesellschaft angestellten Schwester, warfen sie auf ein schweres Krankenlager und brachten der talentreichen jugendlichen Künstlerin den frühen Tod! — — Trübe und verschleiert ist mein Blick bei dieser Jahreswende, die uns die Thore eines neuen Jahrzehnts eröffnet: 1860! Von unserer edlen Mutter laufen üble Nachrichten ein. Ihr Zustand bessert sich nicht. Wir danken nur Gott, daß sie selbst ihn nicht empfindet. Das Tagebuch ruht. — — — Ich öffne es endlich wieder, um den Eindruck in wenigen Worten zu kennzeichnen, den Lilla v. Boulyovsky, die begabte ungarische dramatische Künstlerin, in der Partie der „Maria Stuart" hier hervorgebracht hat. Zweifellos einen bedeutenden, aber mehr einen rührenden als gewaltigen. Edler, majestätischer war die wunderbare Italienerin Ristori, selbst im Racheact, trotz aller Leidenschaftlichkeit der Südländerin. Nur von einer Kunstfürstin, wie sie es ist, können die Worte: „Denn ich bin euer König!" so überzeugend, so kniebeugend gesprochen werden. Giftiger, basiliskenartig-sprühender schäumte Lilla in der Racheseene. Ihre ungarischen blaßblauen Augen bekamen einen ganz eigenthümlichen Wuthglanz bei den Worten: „Zum Himmel fliehe, leidende Geduld." — Vortrefflich wurde auch die Beichtscene gespielt. Gläubigkeit und Zerknirschung kamen zu vollendetem Ausdruck, und in der Abschiedsscene am Schlusse brachen Thränenströme im Publicum hervor, wie sie hier im kalten Norden selten gesehn worden sind. — — Dr. Gisecke ist unzufrieden mit mir, weil ich mich für Politik nicht genug interessire. Aber er prophezeit mir, meine Begeisterung dafür werde kommen, wenn wir erst einmal ein einiges Deutschland mit preußischer Spitze haben würden. Da hat er wohl Recht. Für ein großes einiges Deutschland mit dem größten protestantischen Staat als führendem — dafür könnte ich wohl aufflammen. Aber wird dies Wunder je geschehn? — — Kaum hat uns Ungarns Tragödin Thränen entlockt, so sendet uns die lustige Kaiserstadt an der Donau eines ihrer beliebtesten Talente: die Goßmann. Sie kam, sie wurde gesehn und sie siegte. Zugleich befriedigte es, daß man durch all ihre Keckheit und Ausgelassenheit auf der Bühne das Mädchen von guter Erziehung und Bildung hindurchschimmern sieht. — — Ich traf Frau Jenny Ney, die Gesangskönigin unserer Bühne, in einer Damengesellschaft, und konnte ihr bei dieser Gelegenheit meine Bewunderung für ihre „Rezia" ausdrücken, die sie wenige Tage vorher verlebendigt hatte. Sie sagte: „Ich singe aber auch lieber 10 andere Partien, deutsche classische und

italienische Musik, als eine Wagner'sche. Wagner strengt die Stimme am meisten an, und wenn er Schule machen sollte und die Componisten fortfahren würden, den Stimmen ähnliche Kraftproben zuzumuthen, so wird die Gesangskunst unbedingt verlieren und zur Ueberschreierin der Instrumentation herabsinken. Wie sollen wir dann noch, wenn wir uns in den langauszuhaltenden und kräftig auszustoßenden Tönen der Wagner'schen Heldinnen müde gesungen haben, den Schmelz und die Weihe für classische Musik, für eine Rezia, Donna Anna u. s. w. in unserm Organ finden?" — — Dr. Gisecke erzählte mir, er habe Frau Ney kürzlich kennen gelernt und von ihr ähnliche Aussprüche vernommen. Sie hatte u. A. gesagt: „Eine »Lucrezia Borgia« nach einer Wagner'schen Partie zu singen, ist mir ein Genuß, eine Erquickung." Auch andere Kunstfreunde sind der Ansicht, daß es einer echten Wagnersängerin nach und nach unmöglich werden wird, eine Rezia zu singen, wie sie gesungen werden muß. Dr. Gisecke hat die Taschen immer voll hübscher und interessanter Neuigkeiten. Er sagt: „Eh bien, dafür bin ich Feuilletonist. Feuilleton ist gleich »Blättchen«. Also Blättchensammler. Da haben Sie wieder eines, das Sie gern aufheben werden. Die »Leipziger Zeitung« hat zu Neujahr 1860 ihr 200jähriges Jubiläum gefeiert und einen Abdruck ihrer ersten Nummer von 1660 beigegeben mit der Anrede »an den neubegierigen Leser« von damals und mit einem Gedicht, welches schließt:

Laß, o Gott, die Deinen siegen
Und die Türken unterliegen.
Gieb der theuren Christenheit
Freude, Fried und Einigkeit.

Nun", setzte Gisecke hinzu, „der Türke ist jetzt froh, wenn ihn die Christen in Ruhe lassen, und was die Einigkeit betrifft, so interessirt einen guten Deutschen nur diejenige Deutschlands, vielmehr die politische Einheit unseres deutschen Vaterlandes." — — — Die langerwartete schmerzliche Botschaft ist da: unsere edle Mutter ist dahin, ist todt. Sie war in den fernen traurigen Anstaltsräumen ja schon nicht mehr unser, war so gut wie todt für uns. Wie oft trat mir der Gedanke nahe: „Lieber wüßt' ich sie todt, als in dem Gefängniß der Geisteskranken. Und nun bin ich doch untröstlich! — Am Abend des Schreckenstages sollte ich den Elfen in der Oper „Oberon" sprechen. Als die liebenswürdige, feinempfindende Collegin, Frau Capellmeister Krebs-Michalesi, meinen Jammer sah, sagte sie, die den singenden Elfen in der Oper darzustellen hatte: „Ich werde Ihre Partie mit übernehmen, ich habe die Verse oft gehört, werde sie dem Souffleur nachsprechen können. Dem Capellmeister, meinem Manne, werde ich es sagen, und ihn zu der Verschmelzung der beiden Rollen bestimmen. Gehen Sie nach Hause, liebe Collegin, ich nehme Alles auf mich!" So geschah es und mit unauslöschlicher Dankbarkeit gedenke ich der liebevollen Herzensthat der trefflichen Collegin. — — —

Bücherbesprechungen.

— **Ueber den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs in zweiter Lesung.** Ein Vortrag von **Rudolph Sohm**, Professor in Leipzig. Sonderabdruck aus „Beiträge (?) zur Erläuterung des deutschen Rechts" XXXIX. Berlin 1895, Franz Vahlen. (31 S., Pr. 80 S.) — War die Erregung, die das Erscheinen des ersten Entwurfes begleitete, mehr auf die juristischen Kreise beschränkt, aus denen auch zumeist Meinungen geäußert wurden, so drang mit dem Erscheinen des zweiten Entwurfes die Erregung in weitere Kreise. Dies nicht etwa darum, weil schon während der Berathungen Näheres über die Entstehung und Ausbildung des zweiten Entwurfes bekannt wurde; mehr trug dazu bei die steigende Hoffnung des deutschen Volkes auf ein gemeinsames bürgerliches Recht, auf die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen unabweisbar wurde. Ueberall kommt dies, kommt die Forderung einer baldigen Einführung des Entwurfes als Gesetzes zum Ausdruck, so z. B. in neuester Zeit wiederholt in Leipzig. Wird ja sogar davon gesprochen, daß der Entwurf ohne Rücksicht auf einzelne entdeckte Mängel und ohne Aenderungen, die ja nur die Einheitlichkeit des Ganzen stören möchten, anzunehmen sei. Dem entgegen rathen Andere zu einem bedächtigen Vorgehen, da das bürgerliche Gesetzbuch, das mit seinen Wirkungen tiefer in das Leben und Treiben des Volkes eingreift, nicht so leicht wieder zu ändern sei. Die gesetzgebenden Organe werden allerdings zu prüfen haben, ob das Gesetz, das doch nur der Menschen, des Volkes wegen da ist, nicht in der strengen Durchführung der Grundsätze weiter gehe, als das Bedürfniß erheischt, ob das Gesetz auch die Grenzen der Zweckmäßigkeit und Billigkeit im Interesse des wirthschaftlichen und staatlichen Lebens einhalte. Ein Eingehen auf Einzelheiten darf ihnen aber nicht zugemuthet werden. Wie verlautet, hat schon eine theilweise Aenderung beim Einbringen in den Reichstag stattgefunden; ob lediglich in der formellen Einrichtung des Entwurfes, ob tiefer in das materielle Recht eingreifend, ist noch nicht bekannt. Jenen beiden Richtungen aber wird der Sohm'sche Vortrag willkommen sein. Werden die Vertreter des deutschen Rechts immer als Gegner des Entwurfes hingestellt, so bringt der Vortrag die Versicherung eines berufenen Vertreters, daß der Entwurf würdig sei, Gesetz und die Grundlage der kommenden deutschen Rechtsentwickelung zu werden, und daß der Entwurf dem innerhalb des deutschen Juristenstandes herausgearbeiteten und zur Klarheit geförderten Gesammtbewußtsein der Gegenwart entspreche. Wenn der Entwurf auch, den Maßstab des Ideals angelegt, hinter dem zu erstrebenden zurückbleibe, so habe er doch nur die Fehler, die aus der Natur der Aufgabe (Codification u. s. w.) einerseits und aus der Art der Bearbeitung (Commissionsberathung) anderseits hervorgehen müssen. Wichtiger ist noch, wie Sohm die Vorwürfe zurückweist, daß der Entwurf Juristenrecht und kein Volksrecht enthalte — wobei er auf die Haltlosigkeit dieser Unterscheidung hinweist — und mehr römisches Recht als deutsches. Die Technik des Gesetzes sei nicht eine römische, sondern eine juristische, die doch unsre Technik sei; der Inhalt, wenn auch zum Theil aus der Wurzel des recipirten römischen Rechts entsprungen, sei doch in anderem Geiste ausgebaut, wie am Forderungs-, Sachen-, Familien- und Erbrecht dargelegt wird. Hier mag jedoch wegen des ehelichen Güterrechts zur Bemerkung S. 10, daß die Ehepaare in den meisten Fällen vom ehelichen Güterrecht überhaupt nichts wissen, auf eine Erfahrung aus dem täglichen Leben hingewiesen sein. Das preuß. Allg. Landrecht gilt über 100 Jahre, unser bürgerliches Gesetzbuch 30 Jahre; beide haben nicht vermocht, einem Streben entgegenzuwirken, dem des Ehegatten, dem Ueberlebenden möglichst die ausgedehnte Verwaltung und den vollen Genuß des gemeinschaftlichen Vermögens bis zum Tode oder bis zur Wiederverheirathung zu sichern; können die Ehegatten, weil das Gesetz entgegensteht, das Streben meist nicht unmittelbar erreichen, so doch auf Umwegen, durch Erbeinsetzung und Anwartschaften, so mißliche Verhältnisse dies auch vielleicht schafft. Der Vorwurf, daß der Entwurf nicht genügend sociale Anforderungen berücksichtige, wird ausführlich zurückgewiesen durch Hinweis auf den Satz „Kauf bricht nicht Miethe", auf das veränderte Besitzrecht, auf Dienstvertrag, Vereinsrecht (auch auf das Schadenersatz-Recht hätte hingewiesen werden können). Die Mängel liegen auf anderen Gebieten, besonders dort, wo statt mustergiltiger Vorschriften des ersten Entwurfs, z. B. über die Vorrangseinräumung bei Hypotheken, schwächere und zweifelhafte eingestellt wurden. Immerhin sind diese Mängel nicht von der Bedeutung, daß der zweite Entwurf um ihretwillen zu verwerfen sei, und einer Aenderung aus politischen und wirthschaftlichen Rücksichten, auf Grund von sogen. Compromissen u. s. w. — die kaum eine Verbesserung bringen dürfte — wäre eine mehr oder weniger vollständige Annahme wohl vorzuziehen, zumal jene Mängel schon später ihre Abhilfe finden werden. Das Streben steht höher, dem deutschen Volke ein deutsches Recht zu gewinnen, das der deutschen Wissenschaft und der deutschen Praxis ein gemeinsames Ziel bietet, das eine vielhundertjährige Entwickelung zum Abschluß bringt. Diesem Streben bringt aber jener Vortrag eine wesentliche Förderung. K—d.

— **Militärische und politische Wünsche** von **Otto v. Monteton.** Berlin, Militär-Verlag von R. Felix. — Ein außerordentlich interessantes Buch, das sich sehr leicht liest und Anregung auf weiten Gebieten des Militärwesens erzeugt. Der Hr. Verfasser verlangt für seine Vorschläge lediglich, daß sie Anstoß zu weiteren, sachgemäßen Erwägungen geben. Das verdienen die Wünsche, die sich auf der langjährigen Erfahrung eines alten Reiterofficiers aufbauen, jedenfalls. —y.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 10. Donnerstag, den 23. Januar. 1896.

Ein Leipziger Beichtspiegel von 1495.

Keine Periode der Geschichte hat vielleicht — zunächst in kirchen- und dogmengeschichtlicher Beziehung — eine so verschiedenartige Beurtheilung sich gefallen lassen müssen als das Jahrhundert vor der Reformation. Katholische Eiferer, wie Rütjes, Hippel, Janssen, schildern es als ein goldenes Zeitalter, in dem das religiös-sittliche Leben zu seltener Vollendung gediehen war, bis dann Luther's „Kirchenrevolution" einen so grausigen Umsturz und Niedergang heraufbeschwor. Dieselbe confessionelle Befangenheit, denselben widergeschichtlichen Infallibilismus treffen wir aber ebensogut bei protestantischen Geschichtsforschern, die das 15. Jahrhundert nur als düstere Folie zu dem von den Reformatoren entzündeten „neuen Licht" verstehen wollen, Alles grau in grau malen und nur Unglauben, Aberglauben, Lasterhaftigkeit, Mechanismus, Indifferentismus in jener Zeit wirksam sehen. Es ist eine der dankbarsten Aufgaben der Geschichtsforschung, das öffentliche Urtheil über irgend welche geschichtliche Erscheinung richtig zu stellen. Es ist dies nur möglich durch ehrliche, gewissenhafte, vorurtheilslose Durchforschung aller irgend zu Gebote stehenden Quellen und durch objective, unparteiische, synoptische Gruppirung der Resultate. Die quellenmäßige Bearbeitung des Jahrhunderts vor der Reformation steckt noch in den Anfängen. Maurenbrecher hat völlig Recht, wenn er sagt [1]: „Es ist ganz unerläßlich, daß der Zustand der Theologie etwa um 1490—1510 genau untersucht werde" und ebenso Kolde [2], wenn er in Bezug auf das kirchliche Leben jener Zeit dieselbe Forderung ausspricht und hinzufügt, daß die (retrospectivischen) Schriften der Reformatoren hierfür „kaum als secundäre Quellen zu benutzen" sind. Die Vernachlässigung des 15. Jahrhunderts dürfte darin ihren Grund haben, daß die Gestalten Luther's und seiner Paladine ein so blendendes, überwältigendes Licht ausströmen, daß der Forscher sich unwillkürlich getrieben fühlt, vom Mittelalter unter Ueberspringung der Vorbereitungszeit sich direct in das Reformationszeitalter zu stürzen. Und doch ist es gerade so wichtig und interessant, den Boden kennen zu lernen, aus dem Luther erwachsen ist und ein gut Theil seiner Kraft gezogen hat, und der dann so begierig und empfänglich den Samen aufnahm, den er ausstreute. So unbestreitbar wahr es ist, daß Luther nicht ohne Rest aus seinem Milieu, aus der Vergangenheit sich erklären läßt, ja daß gerade das, was ihn zum deutschen Reformator machte, was ihn befähigte, eine neue Zeit heraufzuführen, durchaus originell an ihm ist, so sicher ist es doch auch, daß er nicht als ein deus ex machina in die Geschichte hineinschneit, daß seine Persönlichkeit, die als Ganzes unbegreiflich, incommensurabel bleibt, neben dem originalen Element ein anderes, nicht weniger wichtiges in sich barg, in dem sich einfach eine geniale Zusammenfassung der unzähligen ineinandergreifenden Kräfte und Bestrebungen der vorhergehenden Zeit darstellt. Jenes Streben, Luther aus den Schranken des Menschlichen hinauszuheben, ist verursacht durch die hinreißende und alle Sinne gefangen nehmende Gewalt echter Begeisterung, die sich unser Volk nie nehmen lassen wird und soll, es liegt ihm ein Zug edler Dankbarkeit zu Grunde, „derselbe Zug, der in unserem eigenen Geschlecht aller der Vor- und Mitarbeiter an dem lang ersehnten Werke der deutschen Einheit vergißt, um dem Einen, dem der kühne Griff endlich gelungen, uneingeschränkte Huldigung darzubringen" [3]. Aber geschichtlich ist diese Auffassung nicht, die Reaction blieb denn auch nicht aus. Ich möchte hier nur auf das noch lange nicht genug beachtete, vortreffliche Buch von Johannes Geffcken hinweisen: Der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts, Leipzig 1855. In der Einleitung sucht er vier Vorurtheile abzuweisen, mit denen man gemeinhin an das Jahrhundert vor der Reformation herantrete und die den Hintergrund so mancher Reformationsgeschichte bildeten: „Es gab, so meint man, vor Luther gar kein deutsches Kirchenlied, die heilige Schrift war unter den Geistlichen, wie viel mehr unter dem Volke gänzlich unbekannt, in deutscher Sprache so gut als nicht vorhanden, deutsch gepredigt wurde wenig oder gar nicht und ebenso fehlte es an einem Katechismus [4]. Ausführlich entkräftet Geffcken nur den letzteren Vorwurf. Er führt zu diesem Zweck eine ganze Menge von theils in Handschriften, theils in alten Drucken ihm bekannt gewordenen Beichtbüchern (denn aus der Beichte hat sich der katechetische Unterricht entwickelt) und kurzgefaßten volksthümlichen Erbauungstractaten an, die in der That im Wesentlichen das enthalten, was jetzt Jung und Alt an Hauptstücken des Christenthums aus Luther's Katechismus lernt. Obgleich Geffcken mit einem wahren Bienenfleiß gesammelt hat, ist ihm doch selbstverständlich noch mancherlei unbekannt geblieben. Jüngst fand ich nun in der Bibliothek der Grimmaer Fürstenschule, der ältesten, sehr seltenen Ausgabe von Taulers' Predigten (Leipzig, Kachelofen, 1498) angebunden, ein Büchlein mit folgendem Titel: Beichtspigel mit vil [5] | lere vnnd beispilen tzu seligkeyt der | selen getzogen auß d' heiligen schrifft [6] und dem Druckvermerk: Hie endet sich der beichte spygel Gedruckt | durch Cunraduz Kachelouen Im funff | vnd Neuntzigisten Jare. [7] Nun findet sich der Inhalt allerdings schon zu einem Theile bei Geffcken. Derselbe berichtet nämlich S. 99 von einem in einer hochdeutschen Handschrift der Hamburger Bibliothek enthaltenen Beichtspiegel von 1474 und theilt aus diesem die Beichte über die zehn Gebote mit (S. 99—106). Dieses Stück ist fast gleichlautend mit dem betreffenden Abschnitt in unserm Druck, nur ist die Orthographie und Sprechweise abweichend und ist der Text an vielen Stellen theils erweitert, theils verkürzt. Was Geffcken sonst noch von jenem handschriftlichen Beichtspiegel meldet, läßt vermuthen, daß er die Grundlage für unsere Druckausgabe gewesen ist. Der weitere Inhalt ist so interessant, daß ich Einiges daraus — und zwar in unsere heutige Ausdrucksweise übersetzt und zusammengezogen — hier wiedergeben möchte. Zunächst die Einleitung: „Laetare filia Sion, quia ego venio et habitabo in medio tui, dicit dominus. Diese Worte spricht unser Herr zu der seligen Seele durch den Propheten Zacharias: Freue dich, Tochter von Zion, denn ich will kommen und will wohnen mitten in dir. Die Tochter von Zion, das ist die selige Seele, die sich selber beschaut und bespiegelt, ob keine Flecken seien an ihrem Antlitz, die unserm lieben Herrn Jesu Christo mißgefallen könnten; findet sie irgend einen Flecken, so wäscht sie ihn ab mit der Beichte und reuigen Thränen. Die Seele, die sich also bespiegelt und reinigt, die soll sich deß freuen, daß Gott kommen will mit seiner Gnade und will eine Wohnung

[1] Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit, Leipzig 1874, S. 221.

[2] Die deutsche Augustinercongregation und Johann von Staupitz, Gotha 1879, S. VI.

[3] Nippold, Vorwort zu der deutschen Originalausgabe der Geschichte der Reformation in den Niederlanden von J. G. de Hoop-Scheffer, Leipzig 1886, S. XVII.

[4] S. 4.

[5] gothische Lettern.

[6] schwabacher Lettern.

[7] 28 Foll. zu 33 Zeilen. Fol. 26a nur 15 Zeilen excl. Druckvermerk. Fol. 26b weiß. Fol. 1b blattgroßer Holzschnitt. Bibliothekssignatur G 184,4. Verzeichnet bei Panzer, Zusätze zu den Annalen der älteren deutschen Litteratur, Leipzig 1802, S. 79 Nr. 400b und Catalogus Bibliothecae Thossianae vol. VII, Hauniae 1795, p. 140. n. 390.

machen mitten in dir. Bedenke, was für ein hoher Gast es ist, der zu dir kommen und in deiner Seele wohnen will. Wäre es, daß ein König oder Bischof in dein Haus kommen wollte, du ständest mit allem Fleiße danach, daß du dein Haus also reinigtest, daß er darin nicht vorfände, was seinen Augen mißfallen könnte. Da nun Gott zu dir kommen will, der über alle Könige und Bischöfe ist, so sollst du also deine Seele bereiten: du sollst thun wie jener, der ein Haus reinigt; alle Winkel sucht er durch und was er Unreines findet, das kehrt er auf einen Haufen. So sollst du alle Winkel deiner Seele durchsuchen und alle deine Sünden auf einen Haufen sammeln und sie allzumal ausbeichten." — Töne volksthümlicher Mystik an Joh. 14, 23 anknüpfend; den innigen Verkehr zwischen Christus und der Einzelseele als seiner Braut hat zuerst Bernhard von Clairvaux gepredigt; hier ist er jedoch nicht unmittelbar, sondern durch das Beichtinstitut, also die Priesterkirche, vermittelt; Gott und Christus werden einfach promiscue gebraucht. Es folgen folgende allgemeine Regeln für den Beichtenden: „Willst du deine Sünde beichten, so sollst du den Willen haben, daß du keine Sünde mehr thun wollest. Hast du den Willen, fortan noch zu sündigen, so hilft dir dein Beichten nichts. Hast du ganze Reue um deine Sünde und hast du den Willen, sie gänzlich zu lassen, so will dir Gott gern deine Sünde vergeben, mag sie noch so groß sein. Wenn du beichten willst, so sollst du beichten mit ganzer Hoffnung zu Gott; deine Sünde mag noch so groß sein, du brauchst doch nicht zu verzweifeln. Nimm ein Beispiel an St. Maria Magdalena, die viel Sünde begangen hatte, die ihr doch unser Herr allzumal vergab. Wenn du beichtest, so sollst du die Sünde nicht theilen, so daß du einen Theil einem Priester sagst und einem andern den andern, auf daß deine Sünde gering erscheine. Du sollst keine Sünde wissentlich verschweigen. Wenn du beichten willst, so sollst du dich wohl bedenken, damit du weißt, was du vor der Priesterschaft sagen sollst. Du sollst merken, wie lange du in Sünden gelegen bist oder wie oft du sie gethan hast oder in welcher Zeit, — denn alle Sünden sind größer an heiligen Zeiten, — du sollst auch prüfen, was dich zur Sünde gebracht hat, Kummer, Armuth, Zwang, Lust oder freie Willkür, ob du dazu gereizt worden bist oder anderz Leute von dir. Du sollst auch merken, in welcher Meinung du die Sünde gethan hast, aus Unwissenheit oder Bosheit, mit Vorbedacht oder mit Unrecht, mit Begier oder Behagen oder Wollust, mit Liebe oder ohne Liebe, ob dir leid gethan hat, daß du nicht so sündigen konntest, als du gerne gemocht, ob du je gesündigt hast auf die Barmherzigkeit Gottes und seine Güte hin. Du sollst auch beachten, an welcher Stätte du gesündigt, in der Kirche, auf dem Friedhof oder andern guten Stätten. Du sollst auch sagen, an was für Menschen du gesündigt hast, ob es ehrliche oder unehrliche, geweihte oder ungeweihte, begebene oder unbegebene*), Wittwen, Gevattern oder Jungfrauen waren. Du sollst Niemand mit Namen nennen. Wenn du diese Stücke wohl betrachtet hast, so sollst du vor den Priester treten mit ganzer Reue und mit Herzeleid und großer Liebe und ganzer Hoffnung zu Gott, mit Demuth und ganzem Willen, die Sünde fürbaß zu lassen. Du sollst auch auf die Knie fallen und dann deine Beichte vorbringen. Und sprich zum ersten also: Herr, ich komme zu Gott und zu euer Gnaden und zu euerm Rath und bekenne Gott und unserer lieben Frauen St. Marien und allen Gottes Heiligen und euch, Priester, daß ich Sünder leider viel und oft mit bösen Gedanken, Worten, Werken gesündigt habe, sie sind mir aber leid und reuen mich von ganzem Herzen und ich bitte euch, daß ihr mir so rathet, daß es meiner Seele nützlich sei. Darnach sollst du beichten von den 7 Hauptsünden." — So mag also vor jetzt gerade 400 Jahren in unseren Gegenden gebeichtet worden sein. Aus der Beichte über die 7 Hauptsünden sei Folgendes wiedergegeben: „1) Hoffart. Von der sollst du also beichten: ob du ungehorsam gewesen bist unserem Herrgott und den Prälaten, die von Gottes wegen dir zu gebieten haben: Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Pröbste, Pfarrer. Hast du ihr Gebot verschmäht und für nichts geachtet, so ist das Ungehorsam und Hochmuth. Darum ward der Engel verstoßen aus dem Himmelreiche, der Mensch aus dem Paradiese und Saul aus seinem Königreiche. Hast du dich je besser gedäucht als dein Mitchrist oder einen Andern schnöder geachtet als dich selbst? Dem Hoffärtigen dünkt stets, daß er besser sei als ein Anderer, aber dem Demüthigen stets, daß er geringer sei als irgend Jemand. Hast du deine armen Freunde verschmäht oder dich ihrer geschämt oder sie verleugnet? Denn man findet viele Leute, die, haben sie einen Freund, der reich oder Bischof oder Burggraf ist, sich dessen oft rühmen, aber, haben sie einen armen Freund, der ihnen viel näher ist von Geburt, dessen geschweigen, und es ist ihnen leid, daß man immer davon spricht, daß er zu ihnen gehöre. Hast du einem vorgeworfen, daß ihm Gott Armuth, Krankheit oder Siechthum gegeben habe, daß er alt sei oder mißgestalt oder blind oder lahm oder nicht so wohlgeboren wie du, oder daß er zu Fall gekommen wäre oder dienen müßte? Niemand weiß, was ihm selbst noch geschehen kann. Vernimmst du deines Mitchristen Fall, so habe Mitleid, entschuldige und bedecke ihn und sprich: Herr, erbarme dich über alle Sünder und Sünderinnen! und bitte für sie und bewahre dich selbst. 2) Haß und Neid. Hast du je deinem Mitchristen nicht gegönnt, daß Gott ihm günstig war und ihm soviel verliehen hatte, daß er reicher oder weiser oder beliebter war als du? Hast du anderer Leute Gebrechen und Krankheit mehr beachtet und gerügt als deine eigene? Viele Leute merken das Staubkörnchen in eines Andern Auge und sehen nicht den großen Balken in ihrem eigenen Auge. Ein neidischer Mensch kehrt alle Dinge zum Aergsten. Sieht er einen Menschen beten, er verkehrt es ihm und spricht, er thue es nur der Leute willen. Sieht er einen fasten oder Almosen geben, er spricht, er thue es aus Geiz oder um der Leute Lob willen. Die Liebe aber kehrt alle Dinge zum Besten. Und der neidische Mensch glaubt ohne Weiteres die Bosheit, die man ihm von seinem Mitchristen erzählt; das kommt daher, daß er auf anderer Leute Sünde mehr Acht giebt, als auf die seine. 3) Zorn. Hast du dich je auf deine Mitchristen erzürnt ohne rechten Grund und ein bös Wort gesprochen oder ihn verflucht oder beschimpft? Hast du den Willen je gehabt, dich zu rächen an dem, der dir Leid zugefügt hatte? Hast du den Gedanken je gehabt, daß du dich zwar nicht rächen wolltest, aber es ihm doch recht wohl gegönnt hättest, daß ihm von einem Andern ein Leid gethan worden wäre? Hast du um Rache gebeten über den, der dich betrübt hatte, etwa so: Herr Gott, räche mich an dem Menschen, sende ihm soviel Leid, als er mir zugefügt hat? Du sollst thun, wie unser Herr Jesus Christus that und sollst für die bitten, die dich betrübt haben. Hast du dich je erzürnt auf unsern Herrgott, z. B. wenn es dir nicht recht zu Handen ging oder wenn du dein Gut mit Spielen oder Wetten verlorst, oder bist du mit thörichten, ungeduldigen Worten umgegangen von wegen einer Seuche, die dir Gott gesandt? Du sollst Gott danken, denn er thut es dir zum Besten und aus Liebe. Wem es hier nach allem seinem Willen geht, das ist ein Zeichen, daß er ewiglich verdammt ist. Es sollten billig den Menschen, die zum Himmelreich kommen sollen, Dornen und Disteln unter den Füßen wachsen; so groß soll ihr Lohn und ihre Freude sein. Und den Verdammten sollte Gott billig Edelgestein unter den Füßen wachsen lassen; so groß und lang soll ihre Pein sein. Darum sei nicht ungeduldig, wenn Gott dich plagt. 4) Trägheit zu Gottes Dienst. Hast du Gott gedankt, wie du solltest, um der Wohlthaten willen, die er dir gethan hat, daß er dir Leib und Seele, Sinne und Vernunft, Ehre und Gesundheit und Stärke, und dazu Sonne, Mond, Sterne, Himmel, Erde, Fische, Vögel, Thiere und seine heiligen Engel gegeben hat? Ueber das ist er selber gekommen und hat dir gedient.*) Hast du ihm gedankt seiner Menschheit, seiner Geburt, seiner Armuth, seiner Arbeit, seines Blutes, seines Schweißes, seiner heißen Thränen, seiner Liebe, seines Gefängnisses, seiner Schmach, seiner Banden, seiner Verspottung, seiner Schläge, seiner Krönung, seiner Geißelung, seines Kreuzes, seiner Marter, seines Gallentrankes, seines bittern Todes, seines Begräbnisses, seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt, seiner Gabe des heiligen Geistes, seines heiligen Sacraments? Hast du Gottes Dienst je versäumt als Mette, Messe, Vesper, Predigt, und hat dich des Gottesdienstes oder guter Werke je verdrossen? Hast du Jemand vom Gottesdienst oder andern guten Werken abgezogen? Bist du zur Kirche gegangen mehr um der Leute als um Gottes willen? Hast du in der Kirche deinen Mitchristen verspottet, oder unnütze Gedanken gehabt oder geschlafen, oder deine Bequemlichkeit gesucht? Hast du dein Paternoster oder Stundengebet ohne Sammlung und eilend ohne Andacht gesprochen, oder die Worte unrichtig gelesen oder unterschlagen, oder mit dem Munde eines gelesen und mit dem Herzen an ein anderes ge-

*) Vermuthlich = oblati bezw. non oblati, zum Mönchsstand bestimmt oder nicht.

*) Gott, der Weltschöpfer und Welterhalter, und Christus sind hier also einfach identificirt (Patripassionismus).

dacht? Hast du geweint um der Leute willen (Rührung geheuchelt)? 5) Geiz. Hast du dein Herz gehängt an weltliche Habe und hast sie lieber gehabt als deinen Schöpfer und deinen Gott? Das thust du dann, wenn du Gut mit Falschheit, Wucher, Lug und Trug, mit Gemeinkauf, Vor- oder Unterkauf, und unrechten Eiden gewinnst. Hast du je zu deinem Profit gesprochen: »Das ist mir geboten« oder: »So hoch steht es mir« und es war nicht also? Hast du dein Ding auswendig schön gemacht, das inwendig schlecht war, und deinen Mitchristen nichts davon gesagt? Hast du Jemandem falsch gemessen oder gewogen oder gerechnet? 6) Uebermaß in Essen und Trinken. Hast du je allzu viel der Speise und des Trankes genommen, mehr denn du brauchtest? Hast du je soviel genommen, daß dir schlecht wurde? Hast du andere Leute in die Kneipe gelockt? Hast du die Fasten gebrochen oder gefälscht? Hast du gefastet und dir zwar die Speise entzogen, aber nicht die Unkeuschheit und Falschheit, Lug und Trug, böse Worte und andere Sünde, so hast du dein Fasten gebrochen und gefälscht. Daß du an einem Freitage Fleisch ißt, ist eine viel geringere Sünde, als wenn du eine Hauptsünde thust. Du sollst so fasten, daß dich hungert. Du sollst auch die Speise, die du dir entziehst, Gott geben und arme Leute damit laben. Hast du je gefastet nicht um Gottes willen, so daß du gern gegessen hättest, wenn du geburft? Hast du je so viel getrunken, daß du nicht gehen konntest, dein Gebet versäumtest, böse Worte sprachst, die Leute betrübtest, Gottes Dienst versäumtest? Hast du je getrunken zum Renommiren (»durch rum«), daß man dich loben sollte? Da bist du gleich dem Diebe, der sich deß freut, daß man ihn henken will, denn du freust dich zu deiner Seele Bekümmerniß und Verdammniß und zu Gottes Schmach. Hast du andere Leute je aus Renommisterei bewirthet, also daß dir selber nicht genügte an deiner Verdammniß, sondern wolltest auch Andere verdammen? Das ist des Teufels Sitte! Hast du je außer der Zeit Milchspeise gegessen oder Fleisch oder am Charfreitag Wein oder Meth oder Bier oder »Kreute« getrunken ohne große Noth oder ohne Dispens? Hast du an der Faßnacht dich zu sehr gefüllt oder am Abend recht spät gegessen, damit dich am Aschermittwoch weniger hungern sollte? 7) Unkeuschheit. Davon will ich nicht schreiben, denn ein Mensch möchte leicht daran sich ärgern[10]), wer es läse oder lesen hörte."[11])

Wir sehen, wie reif und geschärft doch in vielen Beziehungen das sittliche Urtheil in jener vielgeschmähten Zeit war. Der (unbekannte) Verfasser hat das Leben und Treiben des Volkes genau beobachtet; eine ganze Anzahl kleiner Sünden geißelt er, über die unsere Zeit gern hinwegsieht, z. B. das Sichverleugnenlassen, wenn man nicht dazu aufgelegt ist, Besuch zu empfangen, die Ueppigkeit in Essen und Trinken, vor Allem den merkwürdigen Wetteifer im Bewältigen möglichst großer Quantitäten alkoholischer Getränke. Er fordert auch nicht blos äußerliche, pharisäische Gerechtigkeit, sondern auf die Gesinnung kommt es ihm allenthalben an; der Racheburst z. B., der sich nicht auswirken, nicht in That umsetzen kann, weil ihm die Verhältnisse zufällig das Hervorbrechen verbieten, ist gerade so schlimm, wie die zur verbrecherischen That ausgereifte Rache, und das äußerliche Fasten nützt nichts, wenn es nicht ein wirkliches Opfer für den Betr. bedeutet und Hand in Hand geht mit Enthaltung von Sünde und Unreinigkeit. Der Verfasser bestimmt auch die Rechtschaffenheit nicht etwa blos negativ als Meiden dieser und jener Sünden, sondern auch positiv als vollkommene Gesinnungsaufrichtigkeit, als dankbare, hingebungsvolle Liebe zu Gott, als lautere Liebe zum Nächsten, die nicht das Ihre sucht, sich nicht erbittern läßt, nicht nach Schaden trachtet, sondern Alles verträgt, Alles glaubt, Alles hoffet, Alles duldet; — und doch konnte gerade das massive Schema der 7 Todsünden dazu verleiten, im Sichfreierhalten von diesen groben in die Augen springenden Lastern den Inbegriff der Sittlichkeit zu sehen!

Es folgt nun die bei Geffcken zu findende Beichte über die zehn Gebote, dann die von den fünf Sinnen. Hier kommt der asketische Standpunkt des Verfassers zum Ausdruck. Musik, Unterhaltungslectüre, wohlschmeckende Speisen und Getränke, Parfums, bequeme Kleider und Möbel hält er für gar gefährliche Dinge, die ein rechter Christ meiden müsse: „1) Vom Sehen. Hast du deine Augen je gekehrt an Eitelkeit, davon dein Herz bekümmert ward? Bist du je zu Tanz[12]) und Spiel gegangen, davon die Eitelkeit gekommen ist? Bist du je zur Kirche gegangen, mehr um dich zu zeigen als um Gottes willen? Hast du die Augen je abgewandt von den Armen und Siechen? Hast du den Schaden deines Mitchristen je vorausgesehen und ihn nicht gewarnt? 2) Vom Hören. Hast du je gern gehört böse und unkeusche Worte? Hast du gern lügen und afterreden gehört über deinen Mitchristen und das leichtsinnig geglaubt und ihn nicht entschuldigt? Hast du gern gehört Pfeifen oder Pauken oder Saitenspiel „vñ vnnutze mer fabeln vñ vnnutze deutzsche bucher"? Hast du je gern gehört säuberlichen Gesang und zierliche Dinge? 3) Vom Schmecken. Hast du Lust gehabt an wohlschmeckender Speise, an süßer Speise, an Trank? Hast du deinem Mund bereitet, wonach ihn gelüstete, und nicht deine Lust überwunden Gott zu Liebe und deinen Leib gespeist mit Hunger und Durst? Hast du je gegessen, um dann besser trinken zu können? 4) Vom Riechen. Hast du Lust an süßem Geruch und edlen Wurzeln? Hast du deine Kleider bestreut mit Wurzeln oder guten Kräutern? Hat dich je gedäucht, daß dich arme und kranke Leute anstänken? Hast du dein Haus oder Bette bestreut mit Kräutig? 5) Vom Greifen. Hast du deinen Leib je allzu weichlich gehalten und seiner allzu sehr geschont mit weichen Kleidern zunächst der Haut und sanften Polstersitzen und aller Bequemlichkeit?" — Einige dieser Fragen bergen auch für unsere Zeit noch einen Stachel in sich. Z. B. diese beiden: Hast du deine Augen abgewandt von den Armen und Siechen? Hat dich gedäucht, daß dich Arme und Kranke anstänken? Viele Leute möchten sich die Augen zudrücken und die Ohren zuhalten, um von dem schreienden Elend, das sie umgiebt, nichts zu vernehmen, — nicht etwa aus Hartherzigkeit und Bosheit, keineswegs, aber es ist ihnen widerlich, es macht ihnen Gewissensbisse und hinterläßt ein peinliches Gefühl, die abgehärmten, bleichen Gesichter, die Lumpen und dumpfigen Kellerwohnungen zu sehen, sie fühlen sie so brutal herausgeworfen aus ihren behaglichen Lebensgewohnheiten, aus ihrem unbesorgten, flotten Genießen, aus ihrem träumerischen Faullenzen, aus ihren noblen Passionen oder feingeistigen Studien. Sie zeichnen ganz gern namhafte Summen zu wohlthätigen Zwecken, aber sich selbst einmal überzeugen, wo Hilfe am meisten noth thut und wie am gründlichsten und zweckmäßigsten geholfen werden kann, mit eigenen Händen zugreifen — das bringen sie nicht fertig. Wie Kaiser Tiberius, wenn er in den Cirkus trat, sich verneigend die Huldigungen der tausendköpfigen Menge entgegennahm, aber zugleich das Taschentuch vors Gesicht preßte, den Athem des Pöbels abzuwehren, so lassen sich auch jetzt reiche und vornehme Leute gern als Wohlthäter der „arbeitenden Classen" verehren, scheuen sich aber vor jeder unmittelbaren, persönlichen Berührung. — Es folgt nun noch die Beichte von den 6 Werken der Barmherzigkeit, von den 7 Sacramenten, von den Sünden wider Vater, Sohn und heiligen Geist, und von den fremden Sünden. Davon hoffe ich ein nächstes Mal Nachricht geben zu können. —nn.

---

[10]) „Aergern" hier in der auch in der Lutherbibel (wo σκανδαλίζειν so übersetzt ist) häufig begegnenden (Mt. 5, 29 f. 11,6. 13,21. 57. 18,6. 87 u. ö.) Bedeutung: zur Sünde reizen.

[11]) Das zudringliche Fragen der Beichtväter nach geheimen Sünden mußte so und so oft erst die Lust erwecken. Vgl. Geffcken a. a. O. 24 und die dort citirten Stellen aus Jakob Strauß' Beichtbüchlein. Vgl. ferner in dem Beichtbüchlein „Poeniteas cito" und zwar dem II. Theile, der eine Instruction für Beichtiger enthält, die Stelle:

Post hoc inquirat sacerdos vulnera caute,
Contra naturam culpam non exprimat ultam.
Ne super enormi si simplex confiteatur,
De quo nil scivit, ad agendum sic moveatur

die in dem durch ein Exemplar der Löwener Universitätsbibliothek mir bekannt gewordenen, sonst nirgends verzeichneten Beichtbüchlein, Delft 1494 (Titel: Incipit devotus libellus | de mō confitendi et penitendi, darunter ein grober Holzschnitt), offenbar verderbt, so lautet:

Post haec rimetur peccantis vulnera caute,
Contra naturam culpam non exprimat ullam
Nec super enormi; simplex si conveniatur
De quo nil scivit, ad agendum sic moveatur.

[12]) Vom Tanzen will der Verfasser überhaupt gar nichts wissen. „Eine Frau mag auf ein Mal," so sagt er einige Seiten vorher, „bei einem Tanze hundert Seelen verdammen, die der Teufel alle bestrickt mit böser Begierde."

Bücherbesprechungen.

— Greifswalder Studien. Theologische Abhandlungen, Hermann Cremer zum 25jährigen Professorenjubiläum dargebracht. Gütersloh, Bertelsmann, 1895. 356 S. — In diesem stattlichen Sammelband haben nicht weniger als zwölf ältere und jüngere theologische Docenten, welche zur Greifswalder theologischen Facultät gehören oder sonst dem Jubilar verwandtschaftlich und freundschaftlich nahestehen, in Einmüthigkeit des Geistes d. i. einer positiven theologischen Richtung die neuesten Früchte ihres gelehrten Fleißes in zwölf wissenschaftlichen Abhandlungen vereint, um sie dem weithin bekannten und allseitig verehrten Greifswalder Theologen, dem Consistorialrath Professor D. th. Hermann Cremer als Ehrengabe zu seinem Professorenjubiläum darzubringen. Fast zu allen Fragen und Zweigen der Theologie finden wir hier interessante Beiträge. Auf dem Gebiet des Alten Testamentes bewegen sich die Abhandlungen der Professoren Oettli und Giesebrecht, indem jener über den Cultus bei Amos und Hosea, dieser über die Berufsbegabung der alttestamentlichen Propheten schreibt. Der neutestamentlichen Exegese und biblischen Theologie sind die Aufsätze von Schlatter (über Matth. 7, 21—23), von Schaeder (Der Gedankeninhalt von Phil. 2, 12 u. 13), von Haußleiter (Was versteht Paulus unter christlichem Glauben?), von Dalmer (Zur paulinischen Erwählungslehre) und von Lützert (Der Mensch aus dem Himmel) gewidmet. Professor Zöckler behandelt die Apostelgeschichte als Gegenstand höherer und niederer Kritik mit besonderer Berücksichtigung der Funde und Aufstellungen des Philologen Blaß. Einen Beitrag zur christlichen Archäologie bringt der Aufsatz von Viktor Schultze über Rolle und Codex. Eine bedeutsame Auseinandersetzung mit den Anschauungen der Ritschl'schen Schule enthält der Vortrag des jüngeren Cremer: „Der Glaube und die Thatsachen". In Luther's auch hier bahnbrechenden Gedanken über Gleichheit und Ungleichheit, inwiefern sie berechtigt sei auf dem Gebiet der Kirche und des Staates, führt uns die Abhandlung von Friedr. Lezius ein, und den Beschluß machen die mancherlei neue Gesichtspunkte bringenden Ausführungen von Professor M. v. Nathusius zur Geschichte des Toleranzbegriffes. So empfangen wir in diesem Sammelband eine Fülle interessanter theologischer Studien, welche sich sämmtlich bei aller Verschiedenheit des bearbeiteten Gegenstandes doch durch dieselbe wissenschaftliche Besonnenheit und Mäßigung und durch dieselbe Wärme des Tones wohlthuend auszeichnen, wofür die Schriften Professor Cremer's, dem diese Greifswalder Studien gewidmet sind, ein so vortreffliches Vorbild sind. A. Sch.

— Nach vierzig Jahren. Religions-philosophischer Briefwechsel zweier Jugendfreunde in spätester Lebenszeit. Leipzig 1895, Verlag der akademischen Buchhandlung (W. Faber). VIII und 232 S. Octav. 3 ℳ. — Die beiden Freunde sind Friedrich Pilgram und Wilhelm Zehender, die während ihrer Studienzeit in Halle einander nahe gestanden, dann vierzig Jahre lang einander nur flüchtig gesehen hatten, zuletzt aber für einige Jahre in einen sehr eingehenden brieflichen Gedankenaustausch gekommen waren. Der Tod des zuerst Genannten machte dem ein Ende. Der Verstorbene war in einem beschaulichen Stillleben im Dorfe Monheim dem philosophischen Studium nachgegangen und war, wie sein Freund ihm mißverständlicher Weise nachsagt, dabei „zurück zur katholischen Kirche" gekommen. Zehender dagegen, seiner Zeit ein namhafter Professor der Medicin, hatte, auf dem „unerschütterlich festen Boden" der Naturwissenschaften stehend, bei einer gewissen Neigung zu speculativer Lebensbetrachtung nach Wahrheit gesucht. Der von ihm nun veröffentlichte Briefwechsel verdient ohne Zweifel einige Theilnahme. Freilich bringt er die darin verhandelten Fragen nicht zu völligem Austrage. Auch wirkt störend die darin obwaltende Verquickung philosophischer und religiöser Gesichtspunkte, die aber mit der romanisirenden Neigung des einen der Freunde zusammenhängt. Der Referent muß bekennen, daß ihm nach langer mühsamer Beschäftigung mit dem Hin und Her der Erörterungen die Muße und Lust zur Fortsetzung des Lesens fürs Erste ausgegangen ist. Die feinen Gedanken, die in dem Buche enthalten sind, kommen bei der Form des Briefwechsels nicht zu geeigneter Geltung. Diese Form wäre nur dann gerechtfertigt, wenn beide Verfasser schon als Personen dem Leser bekannt und werth wären. In dem vorliegenden Fall aber ist das Buch nur für Wenige geeignet, die einmal an dem Ringen zweier feinsinniger Denker Theil nehmen wollen, und zwar nur für solche, welche gegen den Zauber der thomistischen Religionsphilosophie gefeit sind. Da mit letzterer ohnehin die römische Kirche gegenwärtig ihre Netze auswirft, so hätte die akademische Buchhandlung den Verlag dieses Buchs wohl einer anderen Verlagshandlung überlassen können.

G. Schnedermann.

— Hans Wachenhusen: Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren. (Verlag der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vormals R. Schultz & Comp.) — Von dem in 14 Lieferungen erscheinenden Werke liegen bis jetzt die ersten fünf vor und bieten des Interessenten ganz außerordentlich viel. Wachenhusen beginnt seine Aufzeichnungen mit der Thronbesteigung Napoleon's III. im Jahre 1853. Er führt uns vom Balkan, dessen Zustände in jener Zeit er uns in lebendigen Farben schildert, durch den russisch-türkischen Feldzug über Konstantinopel nach Wien und von hier aus nach Berlin. Bald finden wir ihn dann wieder in Spanien und schließlich in Italien, dort dessen Befreiung und Einigung mit erlebend. Sehr interessant sind die Beschreibungen des Lebens in den großen Hauptstädten, namentlich in Paris. Die spannende, geistvolle Art des Erzählers läßt uns das Interesse keinen Augenblick verlieren und wir sind auf die Fortsetzung des Werkes mit Recht außerordentlich gespannt. —ff.

— Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben. Bearbeitet von F. v. Dincklage-Campe. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Berlin. — Mit dem 15. Hefte hat das Werk vorläufig seinen Abschluß gefunden und wird dasselbe als hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk zweifellos vielfach seinen Zweck erreicht haben. In den letzten Heften häufen sich wieder in interessanten Episoden die gefahrvollen Patrouillenritte, Jägerstückchen und tollkühnen Husarenritte, die auch im modernen Kriege der Romantik zu ihrem Rechte verhelfen. Aber nicht nur das eiserne Kreuz am schwarzen Bande für Combattanten wird berücksichtigt, auch das am weißen Bande für Nichtcombattanten findet in dem hochinteressanten Werke volle Würdigung. Da wird unter Anderem auch des aufopfernden Wirkens der Nothhelfer-Colonnen auf dem Schlachtfelde gedacht, an deren Spitze zufällig ein Mann stand, der den Namen „Nothhelfer" führte, und welche schon bei Beginn des Feldzuges ihre segensreiche Thätigkeit im Anschluß an den Johanniter-Orden begannen. Das Buch sollte in keiner Haus- und Volks-, namentlich aber in keiner Regimentsbibliothek fehlen. —ff.

— Des deutschen Studenten Liebesleben. Von Dr. Carpin. Leipzig, Oskar Gottwald's Verlag. Preis 50 ₰. — Der Inhalt der Flugschrift zerfällt in drei Abschnitte. Zuerst spricht der Verfasser über die naiven Liebeleien der Herren Studiosen, deren Harmlosigkeit und poetischen Reiz er mit zahlreichen Citaten aus Commersliedern schildert. Dann spricht er von den Versuchungen des sich regenden Geschlechtstriebes. Seinen Standpunkt kennzeichnet am kürzesten der Satz S. 23: „Es wäre ein verhängnißvoller Fehler, wenn aus übertriebener Prüderie das Aufkommen einer unter Aufsicht der Behörde stehenden officiellen Prostitution durch Machtmittel verhindert würde." In dem dritten Theile beklagt er, daß die heutigen Lebensverhältnisse den studirten Mann, wenn er nicht elterliches Vermögen hat, viel zu spät zur Schließung der Ehe gelangen lassen. Diese Klage ist gewiß berechtigt; leider weiß nur auch der Verfasser keinen gründlichen Vorschlag zu machen, wie dem Mißstande abzuhelfen sei. Dagegen verliert der Ausfall gegen die üppige Lebenshaltung der Corps und ihre Folgen (S. 30) an Wirksamkeit durch die Uebertreibung. „Schon aus Rücksicht auf die aus der flotten Studienzeit herrührenden Schulden ist er genöthigt, bei der Heirath auf Geld zu sehen, ja geradezu, gleich den meisten Officieren, auf eine Geldheirath zu speculiren. Er läßt sich schließlich dazu herab, die Tochter eines jüdischen Börsenjobbers zu heirathen." Auch der Seitenhieb gegen die Verjudung des Standes der Aerzte und Rechtsanwälte (S. 32) steht mit dem Gegenstande des Schriftchens nur in lockerem Zusammenhange. Den Nutzen dieser Art akademischer Broschüren, die so tief bedeutsame, sittlich und wirthschaftlich gewichtige Fragen obenhin in leichtem Plaudertone behandeln, vermögen wir nicht einzusehen; ja es ist zu fürchten, daß der zum Leichtsinn neigende Bruder Studio nur das herausliest, was zur Entschuldigung seiner Schwäche angeführt wird, und daß daher solch ein Buch sogar empfindlichen Schaden anrichten kann. Das pikante Umschlagbildchen spricht auch nicht dafür, daß es dem Verfasser wirklich um ernste Belehrung und Schärfung des Gewissens der Studirenden zu thun sei. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 11. Sonnabend, den 25. Januar. 1896.

Die Verstaatlichung des Heilwesens.

Eine sociale Noth hat es zu allen Zeiten gegeben. Es ist eine schwer zu beantwortende Frage, ob diese socialen Mißstände unserer Zeit größer sind als früher. Ohne weitschweifende culturhistorische und nationalökonomische Erörterungen wird Mancher leicht geneigt sein, diese Frage einfach zu bejahen, wenn er nur die eine Thatsache in Betracht zieht, daß in die sociale Misère unserer Zeit auch Berufskreise hineingezogen sind, welche früher über materielle Interessen weit erhaben waren. Es sei nur kurz auf die Schwierigkeiten hingewiesen, mit denen heute die kaufmännischen Kreise zu kämpfen haben. Die Nothlage der Landwirthschaft ist nicht abzustreiten, wenn sie auch vielleicht nicht so groß ist, wie sie von manchen Seiten dargestellt wird. Im alten Rom kämpften Jahrhunderte lang nur die Proletarier um ihre Existenz, um die Verbesserung ihrer socialen Stellung, im modernen Staate kämpfen darum neben dem Proletarier auch der ehrbare Arbeiter und zahlreiche Kreise des sogen. höheren Bürgerstandes. Eine der überraschendsten und wohl auch bedauerlichsten Erscheinungen in der socialen Misère unserer Tage ist der Eintritt der Aerzte in den Kampf für Brod und Existenz. Seit Jahren schon ist es ein öffentliches Geheimniß, daß es namentlich in den Großstädten viele, besonders jüngere Aerzte giebt, die mit Nahrungssorgen schwer zu kämpfen haben. Und wenn auch jene Statistik etwas zu schwarz malen mag, welche z. B. für Berlin herausrechnete, daß noch nicht die Hälfte aller Aerzte ein Jahreseinkommen von 3000 ℳ hat, so darf man sicher sein, daß heut zu Tage die durchschnittliche Jahreseinnahme eines Aerztes das Doppelte dieser Summe nicht erreicht. Die fetten Pfründen einer relativ kleinen Zahl von Professoren vermögen diesen Durchschnitt nicht zu erhöhen, weil viele Aerzte in den ersten drei, vier oder selbst sechs Jahren ihn nicht entfernt erreichen. Es wird ohne Weiteres von allen Seiten zugestanden werden, daß ein verheiratheter Arzt mit 6000 ℳ Jahreseinkommen, namentlich in der Großstadt keine standesgemäße Existenz führen kann. Von den 16000 deutschen Aerzten hat nun aber sicherlich mehr als der vierte Theil, vielleicht auch ein Drittel, ein Einkommen, welches hinter jener Summe weit zurückbleibt. Die Zahl der social Bedrängten unter den Aerzten zählt daher nach einigen Tausenden. Welche Folgen diese sociale Misère unter den Aerzten gehabt hat, ist diesen nicht nur selbst, sondern leider vielfach auch dem Publicum bekannt geworden. Sie hat ein Proletariat unter den Aerzten geschaffen, wie es in unserer Zeit auch andere gelehrte Berufskreise aufweisen. Dieses Proletariat zersetzt den Stand und führt ihn nicht nur seinem moralischen, sondern auch seinem materiellen Untergange entgegen. Denn dieses Proletariat, von der gebieterischen Noth getrieben, nimmt auf Standesehre und -würde keine Rücksicht, es eröffnet den unlauteren Wettbewerb, wirft sein Wissen und Können als billige Waare unter die Leute, preist es noch oft dazu in marktschreierischer Weise an u. s. w. Daß Aerzte ihre Praxis wie Geschäftsleute auszunutzen versuchen, daß sie annonciren und unterbieten u. s. w., sind leider schon allbekannte Thatsachen. Der Verstoß gegen die Standesehre wird aber hauptsächlich durch zahlreiche Kleinigkeiten im Verkehr mit dem Publicum begangen, deren Unehrenhaftigkeit das Publicum selbst oft gar nicht zu beurtheilen in der Lage ist. Die Collegen aber, die dieses Verhalten mit Unwillen beobachten, sind fast stets ohnmächtig gegen solche Abtrünnige, die meist schon selbst den Verkehr mit den Standesgenossen meiden und sich mit Gleichmuth über die sogen. Standesehre hinwegsetzen. Die Einrichtung von Disciplinarkammern für die Aerzte, welche sicherlich einem Theil dieser Proletarier ihr unsauberes Handwerk legen würde — z. B. jenen Aerzten, die schamlos genug sind, ihren Namen und ihr Wissen in die Dienste von Kurpfuschern zu stellen! — hat leider noch immer nicht verwirklicht werden können, weil die Aerzte durch diese Einrichtung eine Beschränkung ihrer Freiheit befürchten — als ob das Gesetz unserer Willkür nicht Tausend Schranken setzt. Manche Aerzte würden sich vielleicht nicht scheuen, keimendes Leben abzutödten, wenn der Staat nicht schwere Strafe darauf gesetzt hätte. Moralische Verbrechen an sich selbst und an ihren Standesgenossen, oft genug auch am Publicum begehen auch jene Aerzte, welche den Disciplinarkammern Veranlassung geben würden, gegen sie einzuschreiten.

Wo sind nun die Ursachen dieses Niederganges des Ansehens und der öffentlichen Stellung des ärztlichen Standes? Einst galten die Aerzte für eine Stütze des Staates und der Gesellschaft; heute hört man nicht einmal ihre Stimme und ihr Urtheil, wenn man Gesetze macht, die ihre Interessen auf das Innigste berühren. In der ärztlichen Fachpresse ist schon lange ein lebhafter Meinungsaustausch darüber entstanden, wo die Ursachen dieser Verschlechterung zu suchen sind. In den umfangreichen Erörterungen hat sich in der Oeffentlichkeit nur eine, allerdings beredte Stimme gefunden, welche die Schuld an den gewordenen Zuständen den Aerzten selbst in die Schuhe schieben wollte. Nun, so sehr dieser Idealist auch übertrieben hat, ein Körnchen Wahrheit liegt in seiner Behauptung. Ohne Zweifel hat die Art der Entwickelung der modernen medicinischen Wissenschaft dazu beigetragen, das materielle Wohlergehen und die sociale Stellung der Aerzte herabzudrücken. Das Können der Aerzte hat sich nämlich im letzten halben Jahrhundert fast ausschließlich nach der Richtung einer genaueren, sichereren Diagnostik der Krankheiten vervollkommnet, in der eigentlichen Heilkunst sind sie im Großen und Ganzen so ohnmächtig, wie vor einem Menschenalter. Und wie voll nehmen nun die Jünger der modernen Wissenschaft stets den Mund bei irgend einer neuen Entdeckung! Die große Masse des Publicums knüpft daran immer den Gedanken an einen therapeutischen Fortschritt; und immer wieder ist ein solcher Erfolg ausgeblieben, alle Lobpreisungen neuer Entdeckungen waren für die kranke Menschheit ein Schlag ins Wasser, und die verbesserte Diagnostik hat die Mortalität nur um ein Geringes herabsetzen können. Man darf sich daher gar nicht wundern über den Rückschlag der Stimmung des Publicums, vor dessen Oeffentlichkeit heut auch die internsten Angelegenheiten der Wissenschaft verhandelt werden. Die enttäuschten Hoffnungen haben Tausende in die Arme von Kurpfuschern geführt, die, mit medicinischem Halbwissen vollgepfropft, die Blöße der Wissenschaft klug, oft auch mit frommem Betruge, auszunutzen verstanden haben. Sie konnten ihr heimliches Gewerbe mit um so größerer Sicherheit betreiben, seit mit dem Jahre 1869 das Kurpfuschereiverbot in Deutschland aufgehoben und die Heilkunst Jedem freigegeben war. Ueppiger als je ist die Kurpfuscherei seitdem hervorgeschossen, sie wächst von Tag zu Tag, tritt in immer neuer Gestalt an den Tag, hat massenhaft Zulauf und rühmt sich ihrer Erfolge. Daß sie auch wirklich solche hat, wird Niemand bestreiten, der den Wechsel in dem subjectiven Befinden chronisch Kranker kennt, bei denen der Krankheitsprozeß oft Monate lang stillsteht oder sich selbst spontan bessert, bis er, auch ohne aus äußerem Anlaß, zuweilen wieder einmal mehr oder weniger stark fortschreitet. Auch was die Natur zuweilen in langer Dauer heilt, rechnet der Kurpfuscher oft als seinen Erfolg. Er verspricht stets mehr, als er mit gutem Gewissen vermag, und sein Ruf ist größtentheils davon abhängig, daß er mit seinen speciellen Heilmitteln Alles heilt, während der Arzt sich bescheidet, Vieles gar nicht heilen zu können, und im Uebrigen für jede Krankheit eine besondere Behandlungsmethode hat, die von der Kenntniß

der anatomischen Veränderungen im Körper bei der betreffenden Krankheit ausgeht.

Mit der Erörterung der steigenden Kurpfuscherei haben wir bereits eines jener Momente geltend gemacht, welche von der Mehrzahl der Aerzte als Ursachen des materiellen Niederganges ihres Standes angesehen werden. Es kommt noch eine ganze Reihe anderer hinzu, von denen zunächst noch einige nebensächliche genannt sein mögen. Zweifelsohne übersteigt die Zahl der vorhandenen Aerzte den Bedarf bereits erheblich. Seit einem Jahrzehnt wächst sie in beängstigender Weise, ohne daß eine Ursache für diesen Zudrang zum ärztlichen Studium klar ersichtlich wäre. Die praktischen Erfolge des Arztes in dem „Zeitalter der Naturwissenschaften" rechtfertigen ihn nicht. Die Ansammlung der Aerzte concentrirt sich besonders in den Großstädten, während das flache Land vielfach sie entbehren muß. Was früher fast selbstverständlich war, ist jetzt fast schon eine Seltenheit geworden: daß ein Mediciner nach Vollendung seiner Studien seinen Geburts- oder Heimathsort für seine Thätigkeit wählt. Die verführerischen Reize der Großstadt lenken Viele in die falschen Bahnen. Hart bedrängt und um einen Theil ihres Erwerbes gebracht werden die Aerzte in den Großstädten auch noch durch die wie Pilze aus der Erde schießenden Polikliniken, die mancher wohlhabende Arzt oder Specialist sich nur ad maiorem suam gloriam oder um seine Zeit auszufüllen aufmacht. Im engen Zusammenhange damit steht das Ueberhandnehmen des Specialistenthums unter den Aerzten, das oft nach ganz ungenügender Vorbildung sich aufthut und schließlich dazu führt, das Feld der Thätigkeit für den praktischen Arzt immer mehr einzuschränken. Das Publicum sollte sich sagen, daß ein gut ausgebildeter Arzt auch in allen sogenannten Specialfächern diejenigen grundlegenden Kenntnisse besitzt, welche für die alltägliche Praxis nothwendig sind und genügen. Indeß reichen alle diese Schäden, die dem modernen Heilwesen anhaften, nicht entfernt an die Nachtheile heran, welche die neuere socialpolitische Gesetzgebung in Deutschland dem ärztlichen Stande gebracht hat. Namentlich das Krankencassenwesen hat seinen Ruin schnell herbeiführen helfen. In seinem unbegrenzten Wohlwollen für den arbeitenden Stand hat der Staat ihm geholfen auf Kosten eines anderen Standes, den er wohl eines Opfers für fähig hielt. Die Probe ist sehr schlecht ausgefallen. Noch mehr als unter der Freiheit der Gewerbeordnung leiden die Aerzte unter dem Zwange des Krankencassengesetzes. Es hat die Behandlung eines großen Theiles der Bevölkerung — etwa des sechsten — in die Hände eines kleinen Theiles der Aerzte gelegt, so daß thatsächlich die größere Mehrheit von der Behandlung der männlichen und weiblichen arbeitenden Bevölkerung ausgeschlossen ist, also gerade von demjenigen Theile der Praxis, welcher sonst gerade dem jungen Anfänger eine Existenz gewährte. Die Bezahlung der Cassenärzte ist dabei geradezu eine schmähliche, und sie sind durch die Cassenkranken so mit Arbeit überhäuft, daß sowohl die Gewissenhaftigkeit der ärztlichen Behandlung darunter leidet, als auch den Aerzten eine weitere private Praxis oft unmöglich gemacht ist. Die Klagen über die Unzulänglichkeit und Nachtheile des Krankencassenwesens sind ebenso laut von Seiten der Bevölkerung wie der Aerzte erschollen. Das Princip der freien Arztwahl, welches man als Hilfsmittel gegen diese Auswüchse einzuführen versuchte, hat leider schon fast allenthalben Schiffbruch gelitten. Im weitesten Umfange überhaupt nicht durchführbar und von den Behörden nicht mit besonderem Wohlwollen aufgenommen, hat es seinerseits Schäden hervortreten lassen, welche die Existenz der Cassen bedrohten. Es gewinnt eben fast den Anschein, als ob sich auf der Grundlage des gegenwärtigen Krankencassengesetzes kein gesundes Verhältniß zwischen Arzt und Publicum wird herstellen lassen. Selbst die freie Arztwahl hat dem Gros der Aerzte keine erhebliche Besserung ihrer Lage gebracht.

Um aus dieser Bedrängniß herauszukommen, haben nun in jüngster Zeit einige Aerzte den Vorschlag einer Verstaatlichung des Heilwesens gemacht. Uns liegen drei im Jahre 1895 erschienene Broschüren vor, welche diesen Gegenstand behandeln: 1) Die socialistische Organisation des Aerztestandes. Von Dr. Wolfgang Schulz. Berlin, Verlag des Bibliographischen Instituts. 2) Die Verstaatlichung des Heilwesens. Von Dr. H. Beckers. Hannover, Verlag von Schmorl und von Seefeld (C. & G. Knothe) und 3) Die sociale Lage der deutschen Aerzte und ihre Verbesserung durch die Verstaatlichung der cassenärztlichen Praxis mit Einschluß aller Familienangehörigen. Von Dr. Ed. Trilling. Leipzig, Verlag von Gustav Fock. Es ist hier unmöglich und auch überflüssig, den Inhalt dieser drei kleinen Schriften im Einzelnen wiederzugeben. Ihr Grundgedanke ist derselbe, nur in der Wahl des Planes für die Verstaatlichung weichen die Autoren unter einander ziemlich erheblich von einander ab. Der Gedanke an eine Verstaatlichung des Heilwesens erscheint auf den ersten Blick sehr paradox, und das Ungewohnte dieses neuen Gedankens, sowie die ideale Furcht vor Beschränkung ihrer Freiheit hat die Mehrheit der Aerzte schon von vornherein gegen diesen Gedanken eingenommen. Aber a priori ganz mit Unrecht. Denn wenn die Aerzte zu der Einsicht gekommen sind, daß die gegenwärtigen Zustände unhaltbar sind und ziemlich schnell zum vollständigen Untergang ihres Standes führen können, sie aber andererseits durch Selbsthilfe bisher sich außer Stande sahen, sich aus dieser mißlichen Lage zu befreien, sich ihnen auch für die nächste Zukunft keine Aussicht dazu bietet, so sollten sie nicht ohne Weiteres die Hilfe des Staates von der Hand weisen, wenn sie sich ihnen bietet. Denn der Staat, der sie durch seine Gesetzgebung in diese Calamität gebracht hat, muß die Verpflichtung fühlen, nunmehr auch für diesen Stand zu sorgen, wie für die Landwirthschaft, für die Gewerbetreibenden (Gesetzentwurf betr. den unlauteren Wettbewerb!) u. s. w. Es kommt nur darauf an, wie diese Staatshilfe beschaffen ist. In der richtigen Form braucht sie die Freiheit des ärztlichen Standes, wie sie bisher besteht, gar nicht zu gefährden. Den Arzt zu einem Staatsbeamten im Sinne des socialdemokratischen Zukunftsstaates zu machen, ist freilich ein Hirngespinnst, ebenso wenig realisirbar wie diese Staatsform selbst. Von diesem Grundgedanken zeigt sich deutlich der Plan angekränkelt, der in der ersten der oben angezeigten Broschüren niedergelegt ist. Der Verfasser wünscht im Princip eine Verallgemeinerung der Krankencassenpraxis: d. h. für eine bestimmte Anzahl von Menschen in einem Bezirk je ein Arzt mit festem Gehalt, Dienstwohnung u. A. m. Der Verfasser ahnt indeß dunkel, daß bei diesem System weder Arzt noch Publicum zufrieden zu stellen sein wird, und er schlägt deshalb vor, daß die freie Arztwahl dem Publicum dadurch gewahrt bleiben sollte, daß jeder Einzelne resp. jede Familie etwa jährlich einen Arzt als den seinigen zu bezeichnen hat. „Die Zahl der auf die einzelnen Aerzte entfallenden Köpfe bildet die Grundlage für die Gehaltsclasse. Man würde ein Maximum der Kopfzahl festsetzen, bei dessen Erreichung Schluß der Liste bezw. Zuertheilung eines Assistenten eintreten müßte, und ebenso ein Minimum, welches die Unfähigkeit des Betreffenden zum selbständigen Practiciren darthun und seine anderweitige Verwendung (?) zur Folge haben würde!" In diesen Vorschlägen erkennt man die ganze Nichtigkeit und Grausamkeit der socialdemokratischen Ideen, welche angeblich die socialen Unterschiede ausgleichen wollen, in Wirklichkeit aber zu viel schrofferen Zuständen führen würden, als sie gegenwärtig bestehen. Um der Allgemeinheit zu nützen, würde der Einzelne rücksichtslos preisgegeben werden! „Das Durchschnittseinkommen des praktischen Arztes könnte getrost unter das jetzige sinken; in der größeren Sicherheit läge genügendes Entgelt; und welcher Vortheil für die moralische Höhe des ärztlichen Standes es sein wird, wenn unser Beruf keine Quelle zum Erwerb von Reichthum mehr ist und infolgedessen seine Anziehungskraft auf unlautere, undeutsche Elemente verloren hat, läßt sich kaum ermessen." Wo hat man denn je gehört, daß ein Arzt durch seinen Beruf reich geworden ist oder werden wollte? Haben die Aerzte je zu den leistungsfähigeren Steuerzahlern gehört oder je die Lebensgenüsse sich gestatten können, welche in der Geburtsaristokratie, in der kaufmännischen Welt u. A. gang und gäbe sind? Der Verfasser kennt doch seine Collegen zu wenig, wenn er sie für solche handwerksmäßige Burschen hält. Ein Broderwerb ist der ärztliche Beruf stets gewesen, aber auch stets nur ein mäßiger; nur das wissenschaftliche Streben, das fast jedem Arzte anerzogen ist, und das Vertrauen des Publicums hilft ihm zumeist über die Mittelmäßigkeit seiner Existenz hinaus. Ein beschäftigter Arzt, der ein gutes Einkommen hat, behält meist keine Zeit zum Nachdenken über die Misère seines Broderwerbes, geschweige denn zum ausgiebigen Genusse der Lebensfreuden. Dem Arzte also würde meines Erachtens mit der Verwirklichung des „staatlichen Arztes" mit festem Gehalt 2c. kaum eine Verbesserung, nach der er sich sehnt, geschaffen. Statt einer Hebung seiner moralischen Stellung hätte er gerade das Gegentheil zu erwarten, wenn das Publicum ihn als bezahlten Diener des Staates betrachtet, der kein erhebliches Interesse an seinem Wohlergehen hat, sondern nur seine Pflicht thut, soweit er muß. Ist Jeder, dem das Glück nicht

hold ist, keinen Zulauf des Publicums hat, als ein Ignorant zu betrachten, der aus dem Stande auszumerzen ist? Kann ihm das Glück nicht noch in ein, zwei oder drei Jahren blühen? Das Princip jenes Vorschlages ist also furchtbar rigoros. Und nun die Kehrseite! Würde dieses Princip das Publicum befriedigen? Wenn der Arzt, den es wünscht, schon vergeben ist, muß es sich mit einem anderen, event. einem jungen Assistenten begnügen, der sein Vertrauen nicht besitzt. Wo bleibt das Princip des Vorschlages, wenn Jemand Anlaß hat, seinen Arzt bei gegebener Gelegenheit wechseln zu wollen, bei einer schweren Krankheit einen zweiten zuziehen will? Wo bleiben die Vorrechte der Universitätslehrer, der Specialärzte? Die Consultation der letzteren soll von einer Bescheinigung der Hausärzte abhängig gemacht werden! Arme Menschenkinder, die ihren freien Willen nicht einmal mehr für ihren leiblichen Körper haben! An einem solchen Zwang wird das Hirngespinst socialistischer Zukunftspläne zerschellen.

Weit reifer ist schon der Plan, den Dr. Beckers (Hannover) unterbreitet. Auch er strebt zwar nach einer allgemeinen Verstaatlichung der ärztlichen Thätigkeit, aber er giebt ihr viel reellere Grundlagen. Er sucht Aerzten und Publicum mehr zu ihren Rechten zu verhelfen. Nach vier Systemen ließe sich die Verstaatlichung durchführen: 1) der Arzt erhält feste Besoldung, das Publicum Unentgeltlichkeit, 2) der Arzt erhält feste Besoldung, das Publicum hat dem Staat für die einzelne Inanspruchnahme zu zahlen, 3) der Arzt erhält Honorirung für die Einzelleistung, das Publicum Unentgeltlichkeit, 4) der Arzt erhält Honorirung für die Einzelleistung, das Publicum hat dem Staat für die einzelne Inanspruchnahme zu zahlen. Mit durchaus tristigen Gründen setzt der Verfasser auseinander, warum von diesen vier Systemen nur das letzte allseitig befriedigen kann. Dem Publicum muß die freie Arztwahl gewahrt bleiben, der Arzt muß vor Mißbrauch durch das Publicum, der Staat vor Ausbeutung durch die Aerzte geschützt werden. Alle diese Voraussetzungen erfüllt nur das vierte System, dessen Verwirklichung der Verfasser sich nun so denkt, daß jeder Kranke für einen ärztlichen Besuch eine Mark pro Tausend seines Einkommens an den Staat zu zahlen hat, also z. B. bei einem Einkommen von 30000 ℳ 30 ℳ für den einzelnen Besuch! Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, um darzuthun, daß sich das Publicum gegen eine derartige Vertheuerung der Aerzte sehr energisch zur Wehre setzen würde. Selbst die Hälfte des angenommenen Satzes würde einen Familienvater, der täglich 2 ℳ verdient, für jeden ärztlichen Besuch noch mit etwa 40 ₰ belasten, noch eine erhebliche Vertheuerung gegen die jetzige Bezahlung des Cassenarztes! Dieses Princip würde den Armen viel schwerer noch belasten als den Reichen. Es würde gerechter sein, wenn die Zahlungsverpflichtung mit der Höhe des Einkommens sich progressiv steigerte. Der Arzt sollte von den hohen Honoraren der Reichen keinen Vortheil haben; denn er wird für jede Einzelleistung vom Staate nach einer festgesetzten Taxe bezahlt.

Die Klippe, an welcher dieser zweite Verstaatlichungsplan zu scheitern droht: die Honorirung der ärztlichen Leistung in der Privatpraxis, umschifft der dritte Vorschlag von Dr. Trilling glücklich: er nimmt die Privatpraxis überhaupt von der Verstaatlichung aus, sondern will dieselbe auf die bisherige cassenärztliche Praxis mit Einschluß aller Familienangehörigen beschränkt wissen. Ich glaube, daß dieser Vorschlag die Billigung der Mehrheit der deutschen Aerzte finden wird. Denn in der That ist die Beschaffung billiger ärztlicher Hilfe für die Angehörigen der Cassenmitglieder dringend nothwendig, weil diese ebensowenig einen Arzt bezahlen können wie die arbeitenden Familienmitglieder. Solch ein Arbeiter, der kaum soviel verdient, um seine zahlreichen Kinder ernähren zu können, hat keinen Pfennig übrig, um noch einen Arzt für sie bezahlen zu können. Die Fürsorge für die Armen seitens des Staates und der Gesellschaft hätte schon längst diese Erweiterung der Krankencassengesetzgebung erfahren sollen. Nach einer anderen Richtung hin aber sollte sie eine wesentliche Einschränkung erfahren: nämlich den Ausschluß aller Derjenigen aus Krankencassen, deren Einkommen ein so großes ist, daß sie einen Arzt aus eigener Casse bezahlen können. Das sind vor Allem die Angestellten in den kaufmännischen Betrieben, Bureaus u. dgl., die bei einem Einkommen von monatlich 200 ℳ und darüber durch die jetzige Gesetzgebung eine Vergünstigung erhalten, welche die selbständige Bevölkerung in den gleichen pecuniären Verhältnissen nicht genießt. Nach diesem Grundsatz berechnet, dürfte wohl nicht ganz die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands, die rund 25 Millionen beträgt, der staatlichen ärztlichen Fürsorge anheimfallen. Auf den einzelnen Arzt würden etwa 1500 Köpfe entfallen, während die gleiche oder eine etwas höhere Zahl außerhalb der Cassen bliebe und auf die privatärztliche Thätigkeit angewiesen wäre. Für die erweiterte cassenärztliche Praxis sollte jeder Arzt ein jährliches Durchschnittsgehalt von 3000 ℳ erhalten, ohne Zweifel eine sehr brauchbare Grundlage für eine standesgemäße Existenz. Nun bin ich allerdings nicht der Meinung des Dr. Trilling, daß mit der Durchführung dieses sehr empfehlenswerthen Vorschlages die ärztliche Misère mit einem Schlage beseitigt sei. Denn es wird immer noch eine große Anzahl von Aerzten, wahrscheinlich sogar fast ein Drittel in jeder Stadt, übrig bleiben, die keine Anstellung als Cassenarzt wird finden können. Der Nothstand würde sich vermindern, aber nicht beseitigt sein. Vielleicht würde der Ansammlung von Aerzten in den Großstädten entgegengearbeitet, wenn in den Gegenden, in denen heute noch erst auf 10—12000 Einwohner ein Arzt kommt, wie z. B. in Ostpreußen, die Anstellung staatlicher Aerzte mit fixirtem Einkommen durchgeführt würde. Der Vorschlag des Dr. Trilling verdient jedenfalls die ernste Würdigung der staatlichen Behörden, die zunächst das genaue statistische Material werden sammeln müssen, um bemessen zu können, wie weitgehende Veränderungen jener Plan nach sich ziehen würde. Dabei werden die vier Millionen landwirthschaftlicher Arbeiter in Deutschland, die gegenwärtig noch außerhalb der Cassen stehen, mit einbezogen werden müssen, wodurch die Zahl der Versicherten allerdings auf 12 Millionen steigen würde, bei gleichzeitigem Einschluß der Familienangehörigen auf 36 Millionen. Es blieben also für die Privatpraxis nur etwa 14 Millionen übrig, deren Zahl sich indeß gewiß um 5 bis 6 Millionen erhöhen würde, wenn die Zugehörigkeit zu einer Casse durch ein Maximum des Einkommens beschränkt würde.

Die Aerzte Deutschlands würden diese Besserung gewiß freudig begrüßen, wenngleich sie in ihr nicht das Heil sehen werden. Der Conflict zwischen privater und cassenärztlicher Praxis, der jetzt für die Aerzte wie für das Publicum nachtheilig in mehrfacher Hinsicht wirkt, würde vielleicht an Schärfe durch die umfassendere Ausdehnung der Krankencassenpraxis und die Antheilnahme der Mehrheit der Aerzte an derselben verlieren. Wie den Aerzten bei den gegenwärtigen politischen und socialen Verhältnissen radicale Hilfe zu bringen sei, ist schwer zu sagen. Ein Beamter in dem Sinne wie der Richter, der Lehrer oder der Prediger wird der Arzt niemals sein können, weil seine Thätigkeit stets zum großen Theile von seinem freien Belieben abhängig ist und der Erfolg seiner Thätigkeit sehr häufig von dem Maße des Vertrauens, das er genießt, bestimmt wird. Mag auch Mancher geneigt sein, dies „Vertrauen“ als eine Phrase zu betrachten, es ist doch kein leerer Wahn. Die meisten Menschen hängen mit Zähigkeit an dem Arzt, der ihnen einmal geholfen hat. Nur das „Vertrauen“ hat die Einrichtung der „Hausärzte“ geschaffen und hält sie allenthalben aufrecht. Die Art, mit den Menschen umzugehen, der persönliche Eindruck seiner Erscheinung, seiner Mühewaltung und seines Wissens, die objectiv betrachtet noch nicht einmal immer richtig beurtheilt werden — diese Factoren haften so innig an der Individualität des Arztes, daß dem Kranken ein Arzt niemals wie ein Recept aus der Apotheke verschrieben werden kann. Also die allgemeine Verstaatlichung der Aerzte ist ein Unding, weil sich die freie Arztwahl niemals im vollsten Umfange wird durchführen lassen. Es lassen sich ebensowenig alle Aerzte nach einem Maßstabe beurtheilen und behandeln, wie die Menschen überhaupt. Den Aerzten muß wie dem Publicum freier Spielraum gelassen werden. Wenn der Staat für die Erlaubniß zur Ausübung der ärztlichen Praxis ein fünfjähriges Studium und die Ablegung einer umfangreichen Prüfung fordert, müssen dem Arzte auch gewisse Garantien dafür geboten werden, daß das Recht auf ärztliche Behandlung ihm nicht verkümmert wird, daß er vor der Concurrenz jedes Schäfers und Kurpfuschers, des Geheimmittelschwindels, Handarzneiverkaufs in den Apotheken und dergleichen **energisch** geschützt wird. Bleibt dem Arzte, was ihm gebührt, so wird er schlecht oder gut, aber ehrlich sein Brod verdienen.

Dr. A.

Bücherbesprechungen.

— Das deutsche Seerecht. Kommentar zum fünften Buche des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches und den seerechtlichen Nebengesetzen. Zugleich als Ergänzung des Kommentars zum Allg. D. Handelsgesetzbuche von Dr. Herman Staub bearbeitet von Dr. Georg Schaps, Amtsrichter. Berlin, J. J. Heine's Verlag 1896. Lief. 1. Preis 1 M. 50 ₰. — Der Verfasser will einestheils zu dem rühmlichst bekannten Staub'schen Commentar, der nur die vier ersten Bücher des Allg. D. Handelsgesetzbuches behandelt, die Ergänzung, anderentheils für den Lewis'schen Commentar, der vor 11 Jahren erschien, einen Ersatz bringen. An das Vorbild des Staub'schen Commentars anlehnend, soll der angezeigte Commentar Vollständigkeit und kritische Sichtung des Materials, systematischen Aufbau der einzelnen Artikel und Uebersichtlichkeit bieten, unter Berücksichtigung der Landesrechte, der Seeversicherungsbedingungen, einschlagender Reichsgesetze u. s. w. Die vorliegende erste Lieferung giebt einen genügenden Einblick, wie weit diese Ziele erreicht sind; u. A. mag auf die Ausführungen über das Wesen der nichtpersönlichen Haftung des Rheders (Art. 452 §. 1, 1a., 1b., 1c. S. 74) hingewiesen sein; es ist anzuerkennen, daß der Verfasser Tüchtiges leisten will und kann. K—d.

— Die Gleichnisse des Evangeliums als Hausbuch für die christliche Familie bearbeitet von C. E. v. Koetsveld. Uebersetzt aus dem Holländischen von Pfarrer Dr. O. Kohlschmidt. Mit Vorwort von Prof. D. Nippold und einem biograph. Abriß vom Uebersetzer. 2.—5. Tausend. Leipzig, Verlag von Friedr. Jansa 1896. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. — Obiges eigenartige und köstliche Buch hat es in hohem Maße verdient, in dieser neuen, billigen und durch eine kurze Lebensbeschreibung des Verfassers noch vermehrten Ausgabe einem noch größeren Leserkreise zugänglich gemacht zu werden als bisher. Soviel wissenschaftliche und erbauliche Auslegungen der Gleichnißreden des Herrn wir auch schon besitzen und darunter mehrere ganz vortreffliche, so nimmt doch das Buch des vor wenigen Jahren hochbetagt verstorbenen, aber bis zuletzt geistesfrisch und unermüdlich thätig gebliebenen holländischen „Dichtertheologen" eine ganz hervorragende und unvergleichliche Stellung in der Literatur über die Gleichnisse Jesu ein. Mit einer bewundernswerthen Kraft anschaulicher und lebensvoller Darstellung, die alle, auch die kleinsten Züge der Gleichnißreden aus dem Natur- und Culturleben des Morgenlandes, aus der Geschichte und Sitte des jüdischen Volkes bedeutsam und überzeugend zu erläutern versteht, und in einer überaus fesselnden, volksthümlichen und herzlichen Sprache, dabei religiös tief und warm, werden uns hier die Schätze himmlischer Weisheit, wie sie der Herr in seinen wunderbaren Gleichnißreden niedergelegt hat, erschlossen und nahegerückt. Möchten Viele nach diesem Buche greifen und sich daraus erbauen und im Verständniß der heiligen Schrift fördern lassen. A. Sch.

— Meyer's Volksbücher. Luther. An den christlichen Adel deutscher Nation. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Nr. 1099. 1100. 20 ₰. — Es ist hocherfreulich, daß gerade diese Schrift, die kühnste und gewaltigste des Reformators, in die bekannten Volksbücher aufgenommen ist. Ihre Wirkung war einst ungeheuer. Sie kann noch heute Großes wirken, wenn sie nur gelesen wird. Der billige Preis, die gute, knappe Einleitung', die trefflichen kurzen Erklärungen, die Ersetzung unverständlich gewordener alterthümlicher Ausdrücke durch neusprachliche, alles das macht das Lesen dieser Schrift aus dem 16. Jahrhundert auch dem Menschen des 19. leicht und bequem. O. S.

— Aus der Sammlung von Biographien, die Dr. Anton Bettelheim in Wien (Verlag Ernst Hofmann & Co., Berlin) unter dem Titel „Geisteshelden (führende Geister)" herausgiebt, und die schon eine ganze Reihe bedeutender Lebensläufe aus bedeutenden Federn gebracht hat, liegt uns der 18. und der 20. Band zur Besprechung vor. Ersterer giebt das Leben des Buchhändlers Johann Friedrich Cotta, dargestellt von seinem Landsmann Dr. Albert Schäffle. Cotta, den Meisten nur als Freund und Verleger Schiller's und Goethe's, vielleicht auch als Begründer der „Allgemeinen Zeitung" bekannt, wird hier geschildert als eine Persönlichkeit ersten Ranges, die auf den verschiedensten Lebensgebieten, als Buchhändler, Volkswirth, Diplomat, Politiker u. A. m. sich als wahrhaft „führender Geist" bewährt hat, so daß Schäffle sein Urtheil über ihn in das Wort aus Goethe's „Egmont" zusammenfassen konnte, das schon Heinrich Heine auf Cotta angewendet hat, „das war ein Mann, der hatte seine Hand über die ganze Welt". Die Schrift ist entstanden aus Aufsätzen der Münchener „Allg. Zeitung". Sie verdankt diesem Ursprung wohl die Vorzüge der glatten und gedrängten Darstellung. Was sonst die Schilderung von Lebensläufen so vielfach belastet, Briefe, Tagebuchblätter und anderes wörtlich übernommenes Material, ist hier nur soweit verwendet, als es zum Bild der Persönlichkeit unerläßlich scheint. Schäffle's Name leistet Gewähr dafür, daß dabei Gründlichkeit und Sachkenntniß ihren Platz behalten haben, so daß die Schrift nicht nur belehrend, sondern auch lesbar, lesenswerth im vollsten Sinne ist. — Der zwanzigste Band bringt das Leben Montesquieu's aus der Feder von Albert Sorel, Mitglied der académie française. Der erste Name bürgt uns für das Interesse am Inhalt, der zweite für vorzügliche Darstellung. Aber das eine wie das andere ist so völlig französisch, daß auch die wirklich gute Uebersetzung den Wunsch rege halten kann, die Schrift in der Originalsprache zu lesen. Der Preis der Bettelheim'schen Sammlung ist 2,40 M. für den Band, in Subscription 2 M. —ck.

— Ranke, Diluvium und Urmensch. Meyer's Volksbücher. Bibliographisches Institut. 184 S. Klein-Octav. 0,30 M. — Zweifellos war es ein glücklicher Gedanke, aus Johannes Ranke's zweibändigem Werk „Der Mensch", das eine der rühmlichst bekannten Ergänzungen zu Brehm's Thierleben bildet, einen besonders interessanten Abschnitt den breiteren Volksschichten in billigem Abdruck darzubieten. Das Capitel ist in sich gut abgeschlossen und behandelt Fragen, die gerade in unserem Vaterlande mit Recht Geologen und Anthropologen nicht nur, sondern die führenden Geister im Allgemeinen in Athem erhalten haben und hier ihrer Lösung, so weit sie bis jetzt möglich war, zum guten Theile entgegengereift sind, die Eiszeit, die verschiedenen Glacial- und Interglacialepochen, die Bodendecke, das Pflanzen- und Thierleben während derselben und auf dieser breiten Unterlage den ursprünglichen Menschen. Ueberall sind die modernsten Ansichten zum Ausdruck gebracht und mit der nöthigen Kritik gegen einander abgewogen und zu einem Gesammtbilde vereinigt. Gerade in diesem letzteren mag ein hoher Vorzug des Büchleins gefunden werden. Denn man kann kaum leugnen, daß das ungewöhnliche Auf- und Abschwanken der wissenschaftlichen Meinungen in Bezug auf unsere Urbevölkerung, der Wechsel zwischen Enthusiasmus und kritischer Ernüchterung betreffs der Rassefragen, der Bedeutung der Schädelformen u. dergl. die Anthropologie in vielen und zwar nicht blos Laienkreisen beinahe in Mißcredit gebracht haben und das um so mehr, als wiederholt ein officieller Apparat zur Ermittelung der Körpermerkmale, der Augen- und Haarfarbe in Bewegung gesetzt worden ist, ohne daß ein gesichertes Resultat die Erwartungen des Publicums durchweg befriedigt hätte. Dieser Entmuthigung kann wohl nichts besser entgegenwirken, als eine offene, kritische, historische Darlegung, welche zeigt, welchen Gang die Forschung bisher genommen hat, worauf die Fragestellung allmälig sich zugespitzt hat, was wir von nun an besonders zu beachten und was wir von der zukünftigen Arbeit zu erwarten haben. In diesem Sinne ist das Büchlein bestens willkommen zu heißen. Bedauerlich ist's natürlich, daß die Abbildungen des Originals nicht mitgegeben werden konnten. Doch macht sie die Klarheit der Schilderung wohl entbehrlich. Ein Paar Wünsche bleiben allerdings noch offen. Als eins der besten Beispiele von Thieren, die wir jetzt in den Tropen zu suchen gewohnt sind, die aber durch Erwerbung eines langen und dichten Haarkleides sich an ein kaltes Klima anzupassen vermögen, wie Mammuth und Nashorn, sollte man den Königstiger vom Amurlande erwähnen, auf den man in den letzten Jahren aufmerksam geworden ist. Sodann sollte man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sämmtliche anatomischen termini technici zu verdeutschen. So wenig ein übertriebener Purismus in wissenschaftlichen Werken am Platze ist, so hat doch der Leserkreis, an welchen das Büchlein sich wendet, ein Recht auf eine derartige Mühewaltung. Srth.

— Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Rathenow, Verlag von Max Babenzien. — Von dem in 40 Lieferungen erscheinenden Werke liegen uns nunmehr 5 vor. Die Versprechungen des bekannten Verlags, lebenswahre Schilderungen zu bieten, haben sich voll bewahrheitet. Mit der fünften Lieferung finden die außerordentlich interessant geschilderten Erlebnisse W. Ernst's „Vom Rhein bis zum Canal" ihren Abschluß, und empfehlen wir das Buch erneut einer geneigten Beachtung unserer Leser. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährl. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 12. Dienstag, den 28. Januar. 1896.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XVI. Römische Kunstschätze.

Es kann nicht in der Absicht des Herausgebers dieser Aufsätze liegen, eine auch nur annähernd vollständige Uebersicht aller der Kunstwerke zu liefern, die zu Goethe's Zeit in Rom dem Fremden zugänglich waren, oder die sich überhaupt der Beachtung Kunstverständiger zu erfreuen hatten. Für uns können nur die Gegenstände von Bedeutung sein, die Goethe selbst einer Erwähnung in seinen Reiseberichten gewürdigt hat. Und deren sind auffallend wenige!

Wenn wir das heutige Rom als Stapelplatz von Kunstschätzen aller Art mit dem des vorigen Jahrhunderts vergleichen, so können wir auch hier Wandlungen wahrnehmen, die, obschon sie, der Menge des Vorhandenen wegen, nicht sofort in die Augen fallen, dennoch schwerwiegend genug sind. Wir wissen, daß trotz aller Verbote jederzeit Kunstwerke aus dem römischen Stadtgebiet hinausgeschmuggelt wurden: eine systematische Plünderung, von der kaum eine Galerie verschont geblieben ist, und deren Folgen Jeder bemerkt, der mit einem älteren Kataloge die Sammlungen der ewigen Stadt durchwandert. Nicht minder verderblich waren die Räubereien größten Stiles, die sich die Franzosen zu Schulden kommen ließen, und endlich die rechtlich freilich unanfechtbaren Entführungen, die der bourbonische Hof von Neapel zur Verschönerung seiner Hauptstadt vornahm. Letztere nahmen während Goethe's Anwesenheit in Rom gerade ihren Anfang. „Ein großer Kunstverlust," so führt er in seiner „Ital. Reise" aus, „steht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Herkules Farnese in seine Residenz bringen. Die Künstler trauern sämmtlich, indessen werden wir bei dieser Gelegenheit etwas sehen, das unsern Vorfahren verborgen blieb. Gedachte Statue nämlich, vom Kopf bis an die Kniee und sodann die unteren Füße mit dem Sockel, worauf sie stehen, wurde auf Farnesischem Grund und Boden gefunden, die Beine aber, vom Knie bis an die Knöchel fehlten und wurden durch Wilhelm Porta ersetzt. Auf diesen steht er nun bis auf den heutigen Tag. Indessen waren auf Borghesischem Grund und Boden die echten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borghesischen Villa aufgestellt sah. Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borghese über sich, und verehrt diese köstlichen Reste dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die echten an die Stelle gesetzt, und man verspricht sich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden gewesen, nunmehr eine ganz neue Anschauung und mehr harmonischen Genuß." Der Herakles Farnese, ein Werk des Atheners Glykon, vermuthlich aus dem ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, ist wegen der neuen eigenartigen Auffassung des Helden von besonderer Bedeutung Es ist nicht der verklärte Herakles, der, aller irdischen Arbeit entrückt, sich an Hebe's Seite der Unsterblichkeit freut, der Herakles, den Lysippos' Meisterhand zum bleibenden Vorbild vieler Künstlergenerationen geschaffen, sondern der gewaltige Mensch, der inmitten seiner übermenschlichen Arbeiten ermattet ausruht. Er hat eben die elfte Aufgabe beendet und ist mit den erbeuteten goldenen Aepfeln aus dem Garten der Hesperiden heimgekehrt. Die Kraft des athletischen Körpers ist durch die fast übertrieben starke Muskulatur der Arme und Schultern angedeutet, „während", um Burckhardt's Worte zu gebrauchen, „Stellung und Gestalt der Beine dem Ganzen doch die Leichtigkeit eines Hirsches geben". Auch das zweite Capitalstück des Farnesischen Hauses, der berühmte, freilich stark restaurirte Stier, kam um jene Zeit nach Neapel. Diese „figurenreichste Freigruppe der alten Kunst" hat Einzelheiten von bewundernswerther Arbeit, übersteigt aber in ihrem ganzen Aufbau die Grenze des künstlerisch Schönen und ist inhaltlich von einer fast barbarischen Roheit. Weit schmerzlicher dürfte es für jeden Goethefreund sein, in Rom das antike Bildwerk zu vermissen, das unser Reisender nächst dem Apoll von Belvedere und der Juno Ludovisi am höchsten schätzte: die Medusa Rondinini. (So, nicht Rondanini ist die ursprüngliche Schreibart des Namens!) Mehrfach finden wir in seinen Aufzeichnungen diese Medusenmaske erwähnt, „wo in einer hohen, schönen Gesichtsform das ängstliche Starren des Todes unsäglich trefflich ausgedrückt ist". (Brief an Frau v. Stein vom 20. Dec. 1786.) „Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt besteht," bemerkt er im Juli 1787, „daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen." Und zuletzt, im April 1788, als er kurz vor seiner Abreise in die Heimath die Summe seines künstlerischen Gewinnes zieht, nennt er die Medusa „ein wundersames Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz über uns ausübt". Goethe erwarb in Rom einen Gypsabguß des Bildes, ließ denselben bei seiner Abreise jedoch daselbst zurück, vermuthlich weil er ihm nicht genügte. „Aber es ist der Zauber des Marmors nicht übergeblieben," bemerkt er, „und das edle des halbdurchsichtigen, der gilblichen Fleischfarbe sich nähernden Steins ist verschwunden". Der Abguß, den wir jetzt im Goethehause zu Weimar sehen, wurde dem Dichter 1826 vom Könige Ludwig von Bayern verehrt, der das Original für die Münchener Glyptothek erworben hatte. — Wir wollen es bei den angeführten drei Beispielen bewenden lassen, obgleich sich eine größere Liste der aus Rom verschwundenen Kunstwerke ohne Mühe zusammenstellen ließe. Andererseits fehlt es ja auch nicht an Ersatz. Die systematisch betriebenen Ausgrabungen haben unendlich viel Schönes zu Tage gefördert, aus den entferntesten Gegenden des Königreichs sind Schätze mancherlei Art nach Rom gelangt, und Vieles, das sich jahrhundertelang unbekannt oder unbeachtet im Privatbesitz befand, ist den öffentlichen Sammlungen einverleibt und dadurch jedem Besucher Roms zugänglich geworden. Wie viel Werthvolles enthält allein das neu gegründete Thermen-Museum!

Auch die großen Privatsammlungen, die früher theilweise nur bei ganz besonderer Empfehlung an den Besitzer zu sehen waren, stehen jetzt jedem Fremden offen. Die Hauptsammlungen Roms waren zu Goethe's Zeit bereits wie heute die vaticanischen und die des capitolinischen Museums, beides päpstliche Stiftungen. Dann folgten ihrer Bedeutung nach die Sammlungen Ludovisi, Barberini und Aldobrandini, sowie die Galerien Borghese und Colonna, die von Goethe nur beiläufig genannt werden, während er einen Besuch der Galerie im Palaste Doria-Pamfili nur durch Randbemerkungen und Unterstreichungen in seinem Exemplar des Volkmann verewigt hat. Die Villen Doria-Pamfili und Borghese, die beide ebenfalls hervorragende Antiken enthielten, wurden offenbar nur ihrer landschaftlichen Reize wegen besucht, die allerdings unvergleichlich sind. Auch will es uns erklärlich scheinen, daß inmitten der köstlichen Vegetation der Villa Doria-Pamfili, deren „große, mit immergrünen Eichen und Pinien eingefaßte flache Wiese" auch jetzt noch alljährlich im Frühlingsschmuck von Anemonen und „Maßlieben" prangt, Goethe's „botanische Speculationen angingen". Von den Sculpturen des Museo Pio-Clementino des Vaticans erwähnt Goethe nur eine einzige: den Apoll von Belvedere. Genau wie für Winckelmann, der den

Apoll „das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums" nennt, bedeutete auch für Goethen diese Statue den Gipfel aller Plastik. Wie dem Reisenden die Republik Venedig das interessanteste war, was er unterwegs sah, das größte Werk „der inneren Großheit nach" die Rotunde bei Vicenza, das größte dem Maße nach die Peterskirche, so war ihm „das genialischste, daß man sagen muß, es scheint unmöglich" der Apoll von Belvedere. „Denn so viel ich auch Abgüsse gesehen habe," fügt er hinzu (Brief an Frau v. Stein v. 7. Nov. 1786), „selbst ein gutes Bruststück besitze; so glaubt man doch die Statue nie gesehen zu haben." Und sechs Wochen später wiederholt er noch einmal: „Von gewissen Gegenständen kann man sich gar keinen Begriff machen, ohne sie gesehen, in Marmor gesehen zu haben, der Apoll von Belvedere übersteigt alles Denkbare, und der höchste Hauch des lebendigen jünglingsfreien, ewigjungen Wesens verschwindet gleich im besten Gypsabguß." Von dieser durch Winckelmann angefachten Begeisterung ist die ganze Epoche beeinflußt. Auch Volkmann druckt einen zwei Seiten langen Abschnitt aus dessen Geschichte der Kunst wörtlich ab, „da die Beschreibung zu schön sei, als daß der Liebhaber sie nicht mit Vergnügen in Rom gegen das Original halten sollte". Gegen diese Behauptung macht K. Ph. Moritz mit seinem Geschmack und anerkennenswerther Offenheit Front. „Wer nun aber mit dem Winckelmann in der Hand den Apollo betrachtet," bemerkt er, „der wird viel zu sehr dadurch gestört und auf Nebendinge geführt, als daß die reine Schönheit des Ganzen ihn noch rühren könnte. Er muß nach dieser Beschreibung sich die Schönheiten des hohen und einfachen Kunstwerks, eine nach der anderen gleichsam aufzählen, welches eine Beleidigung des Kunstwerks ist, dessen ganze Hoheit in seiner Einfachheit besteht.... Winckelmann's Beschreibung des Apollo in Belvedere scheint mir für ihren Gegenstand viel zu zusammengesetzt und gekünstelt. Der Genius der Kunst war neben ihm eingeschlummert, da er sie niederschrieb, und er gedachte gewiß mehr an die Schönheit seiner Worte, als an die wirkliche Schönheit des hohen Götterideals, das er beschrieb." Selbstverständlich hielt man zu Ende des vorigen Jahrhunderts die, während des Cardinalats Julius' II. bei Porto d'Anzio gefundene, Statue für ein griechisches Originalwerk, das Nero aus dem Delphischen Tempel nach seiner geliebten Vaterstadt Antium entführt haben sollte. Heute weiß man indeß, daß der Apoll von Belvedere nur eine Copie aus dem Beginn der Kaiserzeit ist, vermuthlich nach einem Erzbild. Auch die Bewunderung der Darstellung selbst ist heute wesentlich kühler geworden. Wenn auch Niemand die Vorzüge des Werkes verkennen wird, so darf man sich doch nicht über die allzu weichen, fast weibischen, Conturen des jugendlichen Körpers, den etwas süßlichen Gesichtsausdruck und die theatralische Pose des Ganzen hinwegtäuschen.

Man würde die Namen der übrigen Hauptstücke der vaticanischen und capitolinischen Sammlungen in Goethe's „Ital. Reise" vergebens suchen, wenn er bei der späteren Redaction des Buches nicht einen Aufsatz Heinrich Meyer's „über den Gebrauch, die römischen Museen beim Licht von Wachsfackeln zu besehen", der sich zufällig unter seinen Papieren befand, ziemlich willkürlich als Füllsel aufgenommen hätte. In diesem Aufsatze finden eine Reihe der berühmtesten Sculpturen Erwähnung, alle freilich nur im Hinblick auf die ihnen angeblich mehr oder weniger vortheilhafte Fackelbeleuchtung. Diese Fackelbeleuchtung war zu jener Zeit, wo die Räumlichkeiten der Museen, namentlich auch das Belvedere des Vaticans, infolge der mangelhaften Fensterconstruction den Tag über wenig erhellt waren, nothwendig. Heute haben die meisten Säle Oberlicht, wodurch die Betrachtung der Kunstwerke wesentlich erleichtert wird. Doch scheint auch die Fackelbeleuchtung ihre Vorzüge gehabt zu haben. „Jedes Stück," schreibt Heinrich Meyer in dem erwähnten Aufsatze, „wird nur einzeln, abgeschlossen von allen übrigen betrachtet, und die Aufmerksamkeit des Beschauers bleibt lediglich auf dasselbe gerichtet; dann erscheinen in dem gewaltigen, wirksamen Fackellicht alle zarten Nüancen der Arbeit weit deutlicher, alle störenden Wiederscheine (zumal bei glänzend polirten Statuen beschwerlich!) hören auf, die Schatten werden entschiedener, die beleuchteten Theile treten heller hervor." Auch Moritz rühmt die Vortheile der Fackelbeleuchtung. „Es ist allezeit ein Fest für uns," berichtet er, „wenn eine Gesellschaft sich vereinigt, um die Statuen in Belvedere des Abends bei Fackelschein zu betrachten. Man versäumt diese Gelegenheit nie, weil Einem jede dieser Betrachtungen ein sicherer Gewinn und Erwerb für den Geist ist, der Einem nachher durch Nichts geraubt werden kann. Und der Unterschied ist so auffallend, daß man fast nicht sagen kann, man habe diese höchsten Werke der Kunst gesehen, wenn man sie nicht auch zum Oeftern in dieser Art von Beleuchtung sähe." Nächst dem Apoll von Belvedere begeisterte Goethe'n am meisten die Juno Ludovisi, der herrliche Kolossalkopf aus späterer griechischer Zeit (vermuthlich Schule des Phidias). Bei Goethe's Anwesenheit in Rom stand der gewaltige Kopf beim Eingang zu den berühmten Ludovisi'schen Gärten im Freien. Erst Winckelmann lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit darauf. Der Ausdruck des regelmäßig gebildeten ovalen Antlitzes ist ernst und dabei mild. Stirn und Augen sind majestätisch und kennzeichnen die Göttin, während aus den weichen Wangen, dem kräftigen Kinn und dem fein geschnittenen Munde das lebensfrohe reife Weib spricht. Goethe erwarb in Rom einen Gypsabguß des Vorderkopfes, um die Göttin täglich vor Augen zu haben. „Seit gestern," schreibt er an Frau v. Stein (Brief vom 6. Jan. 1786), „hab ich einen kolossalen Junokopf in dem Zimmer, oder vielmehr nur den Vordertheil, die Maske davon. Es war dieser meine erste Liebschaft in Rom und nun besitz ich diesen Wunsch." Später bei der Redaction der „Ital. Reise" fügt er noch hinzu: „Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homer's." Seinen Vorsatz, die Juno-Maske mit nach Hause zu nehmen, führte Goethe nicht aus, sondern hinterließ sie seiner Freundin Angelika Kauffmann. Den schönen vollständigen Gyps-Abguß, den wir jetzt im Goethehause zu Weimar sehen, machte im Jahre 1823 der Staatsrath Schultz dem Dichter zum Geschenk. Heute steht das Original unter Dach und Fach und zwar seit 1891, mit den übrigen Schätzen der Villa Ludovisi im nahen Palazzo Piombino. Die herrlichen Gärten, im Jahre 1622 nach le Notre's Plänen vom Cardinal Lodovico Ludovisi auf dem Grund und Boden der ehemaligen Villa des Sallust angelegt, fielen im letzten Jahrzehnt der Stadterweiterung zum Opfer und wurden parzellirt. Mit Wehmuth erinnert sich jeder ältere Romfahrer der idyllischen Wiesengründe und Steineichengänge, an deren Stelle sich jetzt die nüchternen Häuserviertel der modernen Stadt erheben. Bald wird die Rivalin der Villen Borghese und Doria-Pamfili vergessen sein, und nur der marmornen Königin der Götter wird es vorbehalten bleiben, den Namen Ludovisi der Nachwelt zu überliefern. — Mit ähnlicher Wärme wie von der Juno Ludovisi spricht Goethe von der Minerva im Palazzo Giustiniani, die „seine ganze Verehrung hatte". Er beklagt, daß Winckelmann ihrer „kaum, wenigstens nicht an der rechten Stelle gedenke". Aus der Sammlung Giustiniani, die in alle Winde zerstreut worden ist, sind die werthvollsten Stücke in den Vatican gekommen. Dort sehen wir heute im Braccio nuovo die Minerva Giustiniani. (In den Katalogen meist Minerva Medica genannt.) Burckhardt findet „ihr länglich ovales Antlitz mit dem strengen Blick und Mund bei hoher Schönheit weit entfernt von aller Bedürftigkeit, von aller Liebe. Das unbeschreiblich Klare ihrer Züge," meint er, „wirkt indeß doch nicht wie Kälte, weil eine göttliche Macht darin waltet, die Vertrauen erregt. Gerade die gänzliche Einfachheit der ganzen Darstellung läßt diesen Ausdruck so überwältigend hervortreten." — Im Palaste Giustiniani befand sich auch der nachmals nach Neufchatel gelangte und unter dem Namen Apollo Pourtalès bekannt gewordene Apollo-Kopf, dessen Typus Trippel seiner Goethe-Büste zu Grunde legte. „Er hielt," bemerkt Goethe, „denselben für eins der edelsten Kunstwerke und hegte Hoffnung ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang." — Mit diesen wenigen Namen wäre die Liste der antiken Sculpturen, die wir aus Goethe's Berichten kennen lernen, erschöpft; den Uebergang zu den Werken der Malerei mag ein antikes Gemälde bilden, das Goethe freilich während seines Aufenthaltes in Rom nicht erwähnt, von dem aber eine Copie das Empfangszimmer seines Weimarer Hauses schmückt. Wir meinen die berühmte, in den Bädern des Titus gefundene, nach ihrem Besitzer „Aldobrandinische" genannte, Darstellung einer antiken Hochzeit. Der antiquarische Werth des Gemäldes dürfte übrigens größer sein als der künstlerische, zumal für die Jetztzeit, da in Pompeji weit bedeutendere antike Fresken zum Vorschein gekommen sind. Volkmann, der sonst immer ziemlich kritiklos in die Lobpreisungen älterer Reisebücher einstimmt, findet die Aldobrandinische Hochzeit keineswegs fehlerfrei, er wirft u. A. der Braut vor, „daß sie zwar gut drapirt, aber nicht jugendlich genug" sei, während ihm der Bräutigam „zwar richtig gezeichnet, aber ziegelfarbig colorirt" vorkommt. Er übersieht offenbar, daß die Farben im Lauf der Zeit ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt und sich wesentlich verändert haben. Heute schmückt das vielgenannte Gemälde die vaticanische Bibliothek.

Wir gelangen nunmehr zu den großen Fresken-Cyklen, denen Rom seine Bedeutung für die Geschichte der Malerei verdankt. Das Urtheil über ihren künstlerischen Werth war damals freilich noch nicht abgeschlossen. „Gerade zu dieser Zeit," schreibt Goethe beim zweiten römischen Aufenthalt, „hatte Michel Angelo aufs Neue die Verehrung der Künstler gewonnen; neben seinen übrigen großen Eigenschaften sollt' er sogar im Colorit nicht übertroffen worden sein, und es wurde Mode zu streiten, ob er oder Rafael mehr Genie gehabt ... Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dieses durch Parteilichkeit; deshalb denn die Schätzung von Künstlern und Schriftstellern immer schwankt, und einer oder der andere immer ausschließlich den Tag beherrscht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich sie auf sich beruhen ließ und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werthen und Würdigen beschäftigte."

Wir dürfen diese letzte Versicherung indeß nicht allzu ernst nehmen. Sie ist offenbar viele Jahre später niedergeschrieben und entstammt einer weit reiferen Kunstanschauung als jene, über die Goethe in Italien verfügte. Aus den an Ort und Stelle gemachten Notizen geht Goethe's unbegrenzte Bewunderung Michel Angelo's hervor, während er Rafael mit weit kritischerem Auge betrachtet. „Das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke des Michel Ange," schreibt er am 22. Nov. 1786 an Frau v. Stein, „theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere große Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck." Dieses Urtheil Goethe's ist um so beachtenswerther, als es von Volkmann durchaus unbeeinflußt ist. Dieser hat „Vieles daran auszusetzen". Es sei aus dem unsäglich thörichten Gewäsch dieses Reiseführers nur folgende Stelle angeführt: „Die ganze Anordnung ist nicht glücklich gerathen. Die Gruppen stehen ohne Verbindung da und scheinen auf den blauen Hintergrund einzeln hingesetzt zu sein. Das Gemälde besteht aus einer Menge Figuren, die der Meister vortrefflich gezeichnet, um seine Geschicklichkeit in der Anatomie zu zeigen (!), ohne sich um die Wirkung des Ganzen und um den Wohlstand, der allerdings durch die nackenden und gar zu natürlich gemalten Figuren beleidigt wird (!), zu bekümmern. Man sieht durchgehends beinahe einerlei Studium der Anatomie und einerlei Figuren, die nur auf verschiedene Art gestellt sind. Die Manier in der Zeichnung ist dreist, stolz, ja beinahe schrecklich." In diesem Tone geht es weiter. Was könnte den himmelweiten Abstand zwischen Genie und Philister besser kennzeichnen als dieses Gefasel? Wie anders klingt dagegen, was Goethe nach seinem zweiten Besuche der Sixtinischen Kapelle, am 2. Dec. schreibt: „Ich bin in dem Augenblicke so für Michel Ange eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. ... Wir gingen von da auf die Logen Rafael's und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen so ausgeweitet, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die Biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich." Auch vorher, als er von Michel Angelo's Gigantengeist noch unbeeinflußt war, kamen ihm die Loggien und Stanzen Rafael's vor, „als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloschenen beschädigten Handschrift herausstudiren sollte". In demselben Briefe nennt er die Deckenstücke, die bekannten 52 biblischen Darstellungen nach Rafael's Entwürfen, die sämmtlich von den Schülern des jugendlichen Meisters ausgeführt sind, „so frisch wie gestern gemalt, zwar die wenigsten von Rafael's eigener Hand, doch gar trefflich nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht". Vielleicht hat er das reiche Arabeskenwerk, „die geistreichen Spielereien", wie so viele seiner Zeitgenossen mißverstanden, oder, was in diesem Falle dasselbe sagen will — zu deuten gesucht. Die hundert und aberhundert zierlichen Einzelheiten, die Masken, Centauren, Tritone, Vasen, Pavillons, Waffen, Thiere und Blumen sind lediglich eine Nachahmung der antiken Wanddecorationen, die man in den Thermen des Titus gefunden hatte. Man muß bedenken, daß Rafael diese Räume für Leo X. schmückte, der als echter Sohn der Renaissance sein Leben mit dem ganzen künstlerischen Gewinn der Antike verschönt wissen wollte. Hier ist es wieder Moritz, der das Wesen der Loggien-Verzierungen am klarsten erkennt. „Man muß sich wohl hüten," bemerkt er, „diese Zusammenfügung wie eine Art von Hieroglyphen zu betrachten, wo man Alles deuten will. .... Es ist ein schönes Labyrinth, worin das Auge sich verliert." Wir können noch hinzufügen: Es ist der schönste rein sinnliche Ausdruck der Freude an den Schätzen des wiedererstandenen Alterthums.

Um so mehr ist es zu bedauern, daß die offenen, Wind und Wetter preisgegebenen Loggien erst 1813 mit Fenstern versehen worden sind. Die Stürme dreier Jahrhunderte sind an ihnen ebenso wenig spurlos vorübergegangen, wie an den Stanzen, in denen bekanntlich bereits 1527 bei der Plünderung Roms durch die Kaiserlichen die braven deutschen Landsknechte ihre Lagerfeuer anzündeten. Den jammervollen Zustand der Sixtinischen Fresken hat freilich die Kirche selbst verschuldet. Goethe berichtet in seiner „Ital. Reise", daß er sich beim Lichtmeßfeste in der Sixtinischen Kapelle „sehr unbehaglich" gefühlt habe, denn er dachte, „das sind ja gerade die Kerzen, welche seit dreihundert Jahren diese herrlichen Gemälde verdüstern, und das ist ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverschämtheit die einzige Kunstsonne nicht nur umwölkt, sondern von Jahr zu Jahr mehr trübe macht und zuletzt gar in Finsterniß versenkt". Leider ist diese letzte Prophezeiung schon in Erfüllung gegangen: einzelne Partien des „Jüngsten Gerichts" sind bis zur Unkenntlichkeit schwarz geworden. — Es ist bemerkenswerth, daß Goethe auch den Sibyllen Rafael's in der Kirche Maria della Pace, bekanntlich dem Werke des jugendlichen Meisters, das Vasari für das beste hielt, und das wie kein anderes dem Beschauer einen Vergleich mit Michel Angelo aufnöthigt, Beachtung schenkt. Rafael's Auffassung der gottbegeisterten Frauen ist durchaus eigenartig. Seine Sibyllen bedürfen für die von ihnen verkündete himmlische Weisheit eines Auditoriums von Engeln, während Michel Angelo den Ausdruck höchster Erkenntniß in die isolirten Frauengestalten selbst legt. In Maria della Pace, unter dem Eindrucke so gewaltiger Kunst, befreit sich Goethe aus der Vormundschaft des „guten Volkmann". Er citirt den Abschnitt, der die Gemälde der Kirche behandelt, und fügt eine strenge Kritik hinzu. Volkmann meint, „die Zeichnung" der Fresken „sei richtig, aber die Zusammensetzung schwach, welches vermuthlich dem unbequemen Platz beigemessen werden muß". Darauf entgegnet Goethe: „Rafael war niemals von dem Raum genirt, den ihm die Architektur darbot, vielmehr gehört zu der Großheit und Eleganz seines Genies, daß er jeden Raum auf das Zierlichste zu füllen und zu schmücken wußte, wie er augenfällig in der Farnesina dargethan hat. Selbst die herrlichen Bilder der Messe von Bolsena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnasses, wären ohne die wunderliche Beschränkung des Raumes nicht so unschätzbar geistreich zu denken." Die Farnesina, das entzückende, von Peruzzi für den sienesischen Banquier Chigi erbaute Sommerhaus, das Goethe „das Schönste, was er von Decoration kenne", nennt, ist vielleicht das bedeutendste Zeugniß der durch die Kunst geadelten Lebensfreudigkeit, das von der Renaissance auf unsere Tage gekommen ist. Hier hat Rafael am Glänzendsten seine völlige Unabhängigkeit von räumlichen Verhältnissen bewiesen. Sonderbarer Weise lag für den Reisenden des vorigen Jahrhunderts der Schwerpunkt künstlerischen Werthes in den die Psychefabel behandelnden Fresken, zu denen Rafael nur die Entwürfe geliefert hat. Auch Goethe spricht nur von der Psyche, die ihm freilich aus den bunten Copien seiner Sammlung seit Jahren bekannt und vertraut war. Aber wie viel höher steht das Werk von des Meisters eigener Hand: Galathea in ihrer zauberhaften Schönheit! Und dieses herrliche Bild, einen Hymnus auf die Allgewalt der Liebe, schuf Rafael in den Mußestunden, die ihm die ernstere Arbeit in den vaticanischen Stanzen übrig ließ! Vor diesem Bilde drängt sich dem Beschauer die Frage auf: Was hätte Rafael's Genius der Welt noch schenken können, wenn ihm statt eines so frühen Todes die hundert Lebensjahre eines Tizian beschieden gewesen wären? — Von sonstigen Fresken sah Goethe die berühmten Evangelisten des Domenichino in Sant Andrea della Valle und die Galerie des Annibale Caracci im farnesischen Palast, welch' letztere damals weit leichter zugänglich war als heute, wo man bei der französischen Gesandtschaft um die Erlaubniß zur Besichtigung nachsuchen muß. Eine Beschreibung dieser Kunstwerke wird man in Goethe's Reiseberichten vergebens suchen; er begnügt sich damit, Frau v. Stein auf die trocknen Notizen Volkmann's zu verweisen. Von den Tafelgemälden, denen Goethe seine Aufmerksamkeit zuwendet, sind heute zwei der bedeutendsten in der vaticanischen Galerie vereinigt, deren eines, Tizian's Heiligenbild, zu Goethe's Zeit die päpstliche Hauskapelle des Quirinal-Palastes schmückte, während das andere, Rafael's berühmte Verklärung Christi, sich bis zu seiner Entführung

durch die Franzosen (1797) in der Kirche San Pietro in Montorio befand.

Die eigenartige Bedeutung des Tizian'schen Bildes hat Goethe richtig erkannt. Obgleich sich in seinen Briefen aus Italien keine auf diese „Santa conversazione" bezügliche Stelle findet, muß der eingehenden Beschreibung desselben in der „Ital. Reise" doch eine kurz nach der Besichtigung niedergeschriebene Notiz zu Grunde liegen. Jede Figur wird treffend charakterisirt und der Schlußsatz ist so bezeichnend, daß er nur dem unmittelbaren Eindrucke entsprungen sein könne. „Hier muß," schreibt Goethe, „ein heiliges altes Ueberliefertes zu Grunde liegen, daß diese verschiedenen, unpassenden Personen so kunstreich und bedeutungsvoll zusammengestellt werden konnten. Wir fragen nicht nach Wie und Warum, wir lassen es geschehen und bewundern die unschätzbare Kunst." „In derartigen ruhigen Existenzbildern," so bestätigt Burckhardt dieses Urtheil, „wo ein Klang, eine Stimmung das Ganze erfüllen darf, wo die besondere historische Intention zurücktritt, ist Tizian ganz unvergleichlich groß." — Das zweite Bild, Rafael's Verklärung, wurde nach Volkmann für das „vornehmste Gemälde in der Welt" gehalten. Es ist des Meisters letztes Werk, das man bei seinem Leichenbegängniß dem Sarge vorantrug. Ursprünglich für die Kathedrale von Narbonne bestellt, wurde es bei Rafael's Tod vom Cardinal Giuliano Medici in Rom zurückgehalten, wo es bis auf den heutigen Tag einen Hauptanziehungspunkt aller Kunstfreunde, zugleich aber einen Gegenstand lebhaftester Meinungsverschiedenheit bildet. Gegen den Vorwurf der zweifachen Handlung, den u. A. auch Volkmann erhebt, nimmt Goethe das Bild energisch in Schutz. „Wundersam bleibt es indeß immer," schreibt er, „daß man an der großen Einheit einer solchen Conception jemals hat mäkeln dürfen." Er schildert den dargestellten Vorgang, die Bemühungen der Jünger, den besessenen Knaben zu heilen, und ihren Hinweis auf den verklärten Herrn in der Höhe und schließt: „Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hülfreiche, beides aufeinander sich beziehend, in einander einwirkend." Ueberhaupt zeigt Goethe eine besondere Vorliebe für Bilder mit doppelter Handlung. Vielleicht lag für ihn ein großer Reiz in der mehr oder minder streng symmetrischen Anordnung der Figuren, die gerade bei zweitheiligen Gemälden unerläßlich ist. Diese Neigung des Reisenden verräth sich schon in Bologna, wo Guido Reni's Schutzheilige der Stadt sofort seine Aufmerksamkeit erregen. — Auch das dritte, von Goethe in seiner „Ital. Reise" erwähnte große römische Bild, Guercino's Heilige Petronella (damals Quirinal-Kapelle, jetzt Capitol), ist wie die vorher genannten zweitheilig. Unten wird die Jungfrau auf Veranlassung ihres Bräutigams aus dem Grabe genommen, und oben sieht man sie vor Christus und den Engeln erscheinen. „Was man auch," bemerkt Goethe, „gegen diese doppelte Handlung sagen mag, das Bild ist unschätzbar." Die beiden andern Gemälde, die er mit Guercino's Petronella zusammen, bei Gelegenheit des Besuches in der Quirinalkapelle, rühmt, Guido's nähende Madonna und Pordenone's Ritter Georg sind heute noch am selben Orte. Das Gleiche gilt von Rafael's reizender Fornarina im Palazzo Barberini und dem übrigens angezweifelten Werke desselben Meisters in der Akademie S. Luca: Der heilige Lukas die Madonna malend. Dagegen gelang es dem Verfasser dieser Aufsätze nicht, die beiden Bilder des Lionardo da Vinci wiederzufinden, die sich nach Goethe's Berichten in den Galerien Aldobrandini und Barberini befanden. Er bedauert dies um so mehr, als die Kenntniß dieser Bilder zum Verständniß und zur Würdigung einer Notiz bedeutungsvoll ist, die Goethe's Kunstanschauung zur Zeit des zweiten römischen Aufenthaltes in eigenartiger Weise beleuchtet. Diese Stelle lautet: „Abends ging ich mit einem Landsmann spazieren, und wir stritten über den Vorzug von Michel Angelo und Rafael; ich hielt die Partie des Ersten, er des Andern, und wir schlossen zuletzt mit einem gemeinschaftlichen Lob auf Leonard da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß nun alle diese Namen aufhören, Namen zu sein, und lebendige Begriffe des Werthes dieser trefflichen Menschen nach und nach vollständig werden!"

Bücherbesprechungen.

— Homiletisches Hilfsbuch. Geschichten und Beispiele für den 4. Jahrgang der sächs. Perikopen a und b. Herausgegeben von den Pastoren J. Kneschke und G. Hiller. 2. Heft. Frankenberg i. S., Roßberg'scher Verlag. 1895. — Nachdem wir bereits vor einiger Zeit das erste Heft dieses homiletischen Hilfsbuches ausführlich besprochen haben, beschränken wir uns diesmal darauf, auf die nun vorliegende und mit dem Fortgang des Kirchenjahres gleichen Schritt haltende Fortsetzung desselben hinzuweisen. Doch sei noch ausdrücklich bemerkt, daß sich auch das zweite Heft durch die Fülle des gesammelten und homiletisch wenn auch nicht immer verwendbaren, so doch anregenden Materials auszeichnet, so daß das Werk auch in seinem fortschreitenden Erscheinen den sächsischen Geistlichen und Religionslehrern warm empfohlen werden kann. A. Sch.

— Dr. O. Bähr, Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1895. Erster Band: Juristische Abhandlungen, zweiter Band: Aufsätze politischen, socialen, wirthschaftlichen Inhalts. — Der verstorbene Reichsgerichtsrath Dr. Otto Bähr ist innerhalb wie außerhalb der Juristenwelt als Schriftsteller wohlbekannt. Sein letztes größeres Werk (über Kurhessen) hat erst vor kürzerer Zeit in der „Lpz. Ztg." eingehende Besprechung gefunden. Es ist mit Dank zu begrüßen, daß nach seinem im vorigen Jahre erfolgten Tode eine Sammlung der kleineren Aufsätze veranstaltet worden ist, die er während der letzten zwanzig Jahre an den verschiedensten Stellen veröffentlicht hatte. Die meisten sind erstmalig in den „Grenzboten" erschienen, manche in den „Preußischen Jahrbüchern", in der „Kritischen Vierteljahrsschrift", oder in Tagesblättern. Auch von den juristischen Abhandlungen stammen nur wenige umfangreichere aus Fachzeitschriften, der Werth der kleineren liegt wohl vornehmlich in der gemeinverständlichen und gemeininteressanten Behandlung juristischer Tagesfragen. Aufsätze wie der über den Eid vor Gericht oder über den Werth der Präjudicien sind Muster dafür, wie der Jurist für Nichtjuristen und für Juristen schreiben soll. Darin ergänzte der Verfasser eine Lücke in der deutschen periodischen Literatur, wo der Jurist meist nur für seine Fachgenossen schreibt, während der Laie, der in Rechtsfragen dilettirt, mindestens ebenso ungenießbar für den Juristen ist. Die Aufsätze des zweiten Bandes zeugen von des Verfassers vielseitigem Interesse, die Aufzählung der Themata würde zu weit führen, aber eine Musterkarte brennender Fragen aus den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens geben. Manche Aufsätze sind bei ihrem actuellen Inhalte von der Zeitentwickelung überholt; bei manchen kann man bedauern, daß sie sich allzusehr auf die Wiedergabe des Standes der Frage beschränken, um nach Aufzählung aller Für und Wider mit einem Fragezeichen zu schließen; der Lebensabriß Windthorst's steht nach unserer bescheidenen Meinung weder auf der Höhe psychologischen noch politischen Urtheils; besser gefällt uns der allerdings leichter zu behandelnde Eduard Lasker's; angenehm und anregend zu lesen sind sie alle. —ck.

— Die Familie von Riehl. Schulausgabe von Dr. Th. Matthias. Stuttgart 1896. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. — Mit diesem dritten Bande, dem wiederum eine Einleitung und reichhaltige Anmerkungen seitens des Bearbeiters beigegeben sind, ist Riehl's Naturgeschichte des Volks abgeschlossen. Wir wünschen dem Werke, trotz mancher anfänglich von uns gehegten Bedenken, alles verdiente Gute. Dabei wollen wir noch aus der Einleitung einer sehr dankenswerthen Uebersicht über Riehl's Novellen erwähnen, welche noch lange nicht so bekannt sind, als sie es verdienen. —tg—

— Glänzendes Elend? Eine Stimme aus Norddeutschland! 3. Auflage. Mainz, G. Frommann's Verlag 1896. — Diese Schrift ist eine Entgegnung auf Krafft's Broschüre „Glänzendes Elend", der mittlerweile auch eine Fortsetzung unter dem Titel „Casernen-Elend" gefolgt ist. Hrn. Krafft hat die Veröffentlichung der ersteren Schmähschrift, denn als etwas Anderes kann man sie wohl kaum bezeichnen, mit Recht den Verlust des Officierstitels gekostet, aber das war ihm wohl gleichgiltig, es kam ihm vor allen Dingen, wie der Verfasser sagt, darauf an, die Schrift möglichst sensationell abzufassen — damit dieselbe auch Käufer fände und ihm der klingende Lohn nicht entgehe. Das Machwerk des Hrn. Krafft wird in der vorliegenden Entgegnungsschrift in allen Capiteln sachgemäß zurückgewiesen und als das gekennzeichnet, was es ist, als — Unsinn. Daß diese Gegenschrift bereits in 3. Auflage erschienen ist, spricht für ihre Bedeutung. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 13. Donnerstag, den 30. Januar. 1896.

Das Wasser im Cultus und Volksglauben.

Von Martin Beck.

Verschiedene Naturvölker hatten und haben noch die gleiche Ansicht wie der griechische Philosoph Thales und glauben, daß im Wasser der Ursprung aller Dinge beruhe. Die Welt und alles lebende Geschöpf sind nach ihrer Meinung aus dem Wasser hervorgegangen. Daher verehren sie das Wasser geradezu als göttliches Wesen und treiben einen Wassercultus. Sie schreiben ihm geheime göttliche Kräfte zu, meistens segnende, oft aber auch böse. Sie beten es an und fürchten es. Sie opfern ihm und hüten sich vor seiner Verunreinigung. Die alten Perser z. B. vermieden es aus Ehrfurcht vor dem Wassergeist auf das Sorgfältigste, Unreinigkeiten in die Flüsse zu werfen.

In krystall'ne Quellen
Schleud're keinen Stein.
Bete zu den Wellen:
Wär' auch ich so rein,

heißt es deshalb in Platen's Parsenlied. Die Mongolen wagten es, um kein Wasser zu beschmutzen, nicht einmal, ihre Kleidung zu waschen. Selbst ihre Kochgeschirre reinigten sie nur mit Gras. Bei den Griechen tritt die personificirte und allegorische Verehrung des Wassers am Schärfsten hervor. Okeanos, der erdumgürtende Nährstrom, ursprünglich nicht das Meer, ein Sohn des Uranos und der Gäa, des Himmels und der Erde, und der älteste der Titanen, ist der Vater von 3000 Okeaniden, die als Flußgötter das Land durchströmen, um es zu erfrischen und fruchtbar zu machen, und die Landseen bewohnen. Außerdem gab Okeanos der Asia und Libya und später der Europa und Thrake das Leben: eine sinnbildliche Darstellung der alten Kosmogonie, nach der die Erde nach und nach aus den Wassern hervorging und Asien zuerst trocken wurde. In nachhomerischer Zeit erscheinen unter den Nymphen auch Wassernymphen. Das waren Najaden, die Nymphen der Wasserquellen, denen zu Ehren die Römer am 30. October die Brunnenfeste feierten, wobei die Brunnen mit Kränzen geschmückt und Blumen in das Wasser geworfen wurden, die in den Seen wohnenden Limnäen und die Potamiden, die Nymphen der Ströme. Ihr Charakter ist, wie der aller Nymphen, vorwiegend freundlich und wohlwollend. Es fehlt aber auch nicht an entgegengesetzten Zügen. Der junge Hylas, der Liebling des Herkules, mit dem er am Argonautenzuge theilnehmen wollte, wurde bei einer Landung von einer Wassernymphe hinabgezogen. — Wie bei vielen Völkern findet sich auch bei den Griechen die Weissagung aus dem, aus dunkler Tiefe zum Lichte klar emporquellenden, geheimnißvoll-murmelnden Wasser. Unter diesen heiligen Quellen war die zu Dodona in Epirus am Berge Tomaros die berühmteste, die dem Zeus geweiht war und aus deren Murmeln man, wie aus dem ehrfurchtweckenden Wipfelrauschen der uralten Eiche, deren Wurzeln sie netzte, die räthselhafte Stimme der Gottheit zu vernehmen glaubte. Ein Trunk aus der Kastalischen Quelle bei Delphi, am Fuße des Parnassos, wo Apollo den Drachen Python erschlagen hatte, verlieh dichterische Begeisterung. Die Quellen Hippokrene und Agantippe auf dem Helikon, die der Hufschlag des Pegasus hervorgerufen haben sollte, besaßen dieselbe Kraft. Es gab aber auch Quellen, deren Wasser bethören und stumpfsinnig machen sollte. — Dem Gebiete des Dunklen und Unheimlichen gehörte bei den Griechen der Styx an, der größte Fluß der Unterwelt, der die Grenze zwischen dem düsteren Schattenreich und der Welt der Lebenden bildete. Ueber ihn fuhr der mürrische Charon, der Sohn der Hölle und der Nacht, in einem abgedienten Kahne die Seelen der Verstorbenen nach der Schattenwelt, wofür er den Obolus bekam, der dem Leichnam unter die Zunge gesteckt wurde. Nur die, die kein Begräbniß erhalten hatten, ließ Charon ein Jahrhundert lang am Ufer des Styx umherirren, ehe er sie überfuhr. Eigentlich war der Styx auch eine Flußgöttin, die mit ihren Kindern Nike, Kratos, Zelos und Bia den Göttern im Kampfe gegen die Titanen beigestanden hatte. Dafür erhielt sie die Ehre, daß die Götter bei ihr schwuren und ihren Schwur allemal unverbrüchlich hielten. Wenn im Olymp Streit unter den Unsterblichen entstanden war, ließ Zeus durch die Iris Styxwasser in einer goldenen Kanne heraufholen. Wer dann unter den Göttern, von diesem Wasser ausgießend, falsch schwor, fiel in schlimme Betäubung und war verdammt, ein ganzes Jahr stumm und athemlos liegen zu bleiben. Und wenn er dann aufstand, blieb er noch neun Jahre hindurch von der Gemeinschaft mit den übrigen Göttern und dem Genuß von Nektar und Ambrosia ausgeschlossen. Erst im zehnten Jahre galt er wieder als frei und rein und gelangte wieder in die Versammlung der Götter. Bei den Griechen und Römern war es auch Sitte, vor dem Bau einer Brücke sühnende Handlungen vorzunehmen, um sich den Wassergeist nicht feindlich gesinnt zu machen. Opfer wurden auch veranstaltet, sobald ein Heer einen Fluß überschreiten wollte. Man hegte bei alledem die Meinung, der Fluß nehme sich sein Opfer selbst, wenn es ihm nicht freiwillig dargebracht werde. Aehnliche Anschauungen zeigten die germanischen Völker, wie der Wassercultus überhaupt auf der ganzen Erde fast das gleiche Gepräge trägt. Bei den Indogermanen aber trifft man auf einige nur ihnen eigene Züge, die aus ihrer Ehrfurcht vor der reinigenden, läuternden Kraft des Wassers entsprungen sind: das Sühnopfer vor jedem Eingriff in das Machtgebiet des Wassers, die Weissagung aus dem klaren Elemente, die Vorstellung einer Wasserhölle und der Wasserdämonen. Der natürliche Quellenreichthum der nördlichen Länder schuf hier einen stärker ausgebreiteten Wassercultus. Die Sachsen werden in altkirchlichen Sendschreiben geradezu Quellenverehrer genannt, fonticolae, weil sie den Quellen Opfergaben darbrachten, Lichter an ihrem Rande anzündeten und an den Flußufern beteten. Wie der warme Süden mit seinem lachenden Himmel und der buntblühenden, lebhaft gefärbten landschaftlichen Umgebung den Gewässern ein helles, freundliches Antlitz und dem Wassercult daher einen heiteren Ausdruck verlieh, so gab der düstere Himmel des rauhen Nordens, das Urwaldsdunkel und die graue, trübe Farbe der Haide den kalten Gewässern etwas Ernstes, Geheimnißvolles und dem germanischen Wassercult neben aller kindlichen Frömmigkeit einen trotzig herben und tief mystischen Grundzug. Noch heute hört man oft im Volke sagen, daß dies oder jenes Wasser ohne Grund oder von unergründlicher Tiefe sei. Die Tiefe bewohnen nach altgermanischem Glauben Wassergeister oder Nixen, denen bei besonderen Anlässen oder auch alljährlich ein Opfer gebracht werden muß. „Es tobt der See, er will sein Opfer haben.“ Das ist ein uralter Volksglaube, dem wir bei allen indogermanischen Völkern begegnen. Aber auch bei den Aegyptern wurde bis zur Eroberung durch die Araber dem Nil jährlich ein Jungfrau geopfert, ein Brauch, den Georg Ebers in seiner „Nilbraut“ romanhaft einkleidet. Die Germanen pflegten einst bei schwierigen Flußübergängen, vor Allem auf Kriegszügen, wenn ein großes, wanderndes Heer übersetzen wollte, ein Menschenopfer darzubringen, das aus Kriegsgefangenen, in Ermangelung solcher aber aus eigenen Frauen und Kindern bestand, die das Loos dazu bestimmte. Erst in späterer Zeit traten Pferde an deren Stelle. Manche lange noch geübte festliche Gebräuche weisen darauf zurück, daß man einst auch zu bestimmten Festtagen den Gewässern Menschenopfer darzubringen pflegte. Das

war zu Ostern, zu Pfingsten, am Tage der Himmelfahrt, am Peter und Pauls- und vorzüglich am Johannistage. Ob man statt der Strohpuppe, die beim sog. Todaustreiben zu Ostern ins Wasser geworfen wurde, einst einen wirklichen Menschen opferte, läßt sich nur vermuthen. Sicher war das aber der Fall bei der verwandten Pfingstsitte des Wasservogels. Diese war besonders in altbayerischen Gegenden zu Hause. Der Wasservogel, ein Bursche, wurde mit geschwärztem Gesichte, mit Baumzweigen umhüllt, zu Augsburg mit Schilfrohr, aus einem Walde durch den Ort geführt und ins Wasser getaucht. Gewöhnlich mußte sich der Bursche die Tauche gefallen lassen, der als Pfingstlümmel die Pfingstsonne verschlafen hatte. Nach dieser Sitte, bei der ursprünglich ein Mensch dem Wasser geopfert wurde, hieß in einigen Gegenden das ganze heitere Maienfest Wasservogel. Der Glaube an die seelisch läuternde Kraft des Wassers, der gewiß aus dem Wohlgefühl nach jedem Bad und jeder Waschung hervorging, spricht sich besonders, außer in den vielfachen „Reinigungen" im Religionscultus, in der uralten indogermanischen Sitte des Taufens aus. Durch dieses Taufen oder Teufen, d. h. in die Tiefe tauchen, sollte das neugeborene Kind vor den Einflüssen böser Geister bewahrt werden. Deshalb badete man einst auch nach der Heimkehr von einer Beerdigung, um den Geist des Todten von sich zu bannen. Die Skythen nahmen zu diesem Zwecke, wie Herodot erzählt, sogar eine Art Dampfbad. Da man auch die Krankheiten der Wirkung böser Geister zuschrieb, suchte man sie einst allgemein durch Bäder zu heilen, noch ehe man ihre natürliche Heilkraft erkannt hatte. Als heilkräftig sahen die Germanen die meisten ihrer heiligen Quellen und Wasser an. Solcher heiliger Brunnen gab es zahllose. Jede Gegend besaß einen oder ein paar. In Sagen oder im Volksmunde lebt die Erinnerung daran fort. Ortsnamen wie Heilbronn deuten noch auf die Heilkraft verehrter Quellen hin. Die wunderbare Kraft eines Quells wird immer auf göttlichen Ursprung zurückgeführt: der Stab eines Gottes oder der Huf seines Rosses habe den Quell dem Felsen entlockt. Balder's Pferd schuf, wie Saxo erzählt, seinem dürstenden Heere durch Hufschlag einen Brunnen. Das ist der Pholsborn, Baldersbrunnen oder Baldersbrönd bei Roeskild. Da im Norden die Quellen mehr dem Balder als dem Wodan heilig waren, findet man ähnliche Namen dort und in Norddeutschland häufig. Phol war ein Beiname Balder's, der auch in den bekannten Merseburger Zaubersprüchen erscheint. Aus Phols-, Phuls-, Falsbrunnen verdarb das Volk nur später, als es den Sinn längst nicht mehr kannte, Paulsbrunnen oder Paulsborn, ein oft in Norddeutschland auftretender Ortsname. Heilkräftig galt auch das, gleichviel wo, zum Feste eines Gottes geschöpfte Wasser. Man nannte es Heilawâc. Seine Heilkraft sollte es durch den Gott, dessen Fest man beging, erlangen. Da nach Nächten und nicht nach Tagen gerechnet wurde, und, wie man glaubte, in der Nacht die Götter auf Erden umherwandelten und da den Menschen näher seien als am Tage, schöpfte man dieses Wasser um Mitternacht und, aus Ehrfurcht vor dem Gotte, unter tiefstem Stillschweigen, auch auf dem Hin- und Rückwege. Wie das Schöpfen des Osterwassers zeigt, hält das Volk noch an diesem Glauben fest. Zu Weihnachten und am Martinstage sollte sich das zur selben Stunde geschöpfte Wasser in Wein verwandeln. — Wie den Germanen die Gewässer auf der Erde nur Abbilder der himmlischen Wasser waren, wie es in der Edda heißt,

„In alten Zeiten, als Aare sangen,
Heilige Wasser rannen von Himmelsbergen,"

so malten sie sich auch in ihrem Götterhimmel einen heiligen Brunnen aus. Das war Urd's, der Norne allen Anfangs, Brunnen unter der Weltesche, an der die drei Nornen saßen. „Auch wird erzählt," heißt es in Gylfi's Verblendung in der Edda, „daß die Nornen, die an Urd's Brunnen wohnen, täglich Wasser aus dem Brunnen nehmen und es zugleich mit dem Dünger, der um den Brunnen liegt, auf die Esche sprengen, damit ihre Zweige nicht dorren oder faulen. Dies Wasser ist so heilig, daß Alles, was in den Brunnen kommt, so weiß wird wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt. So heißt es:

Begossen wird die Esche, die Yggdrasils heißt,
Der geweihte Baum, mit weißem Nebel.
Davon kommt der Thau, der in die Thäler fällt.
Immergrün steht er über Urd's Brunnen."

Unter der dritten Wurzel der Esche, die zum Himmel, zu den Asen, hinaufging, floß dieser Brunnen, und es war kein Wunder, daß die Germanen sich von seiner Heiligkeit und Heilkraft so gewaltige Vorstellungen machten, da er der heilige Brunnen ihrer hohen Götterwelt war. Durch das Besprengen mit seinem Wasser wird die ungeheure Weltesche verjüngt. Er ist also ein Jungbrunnen, wie der im Wolfdietrich, in dem sich die rauhe Els badet und als schöne Sigerinne emporsteigt. In der mittelalterlichen Volkssage lebte und webte der Jungbrunnen noch lange fort, in humoristischer Weise in Lucas Kranach's Bild, das in wunderbarer Weise aus alten, häßlichen Weibern blühende Jungfrauen werden läßt. Die Unterwelt, das Hohl der Erde, dachten sich die Germanen gleichfalls von Gewässern durchströmt. Die germanische Hölle ist eine eigenthümliche deutsche Wasserhölle ohne Feuer, Heulen und Zähneklappen wie die christliche. Wie grausig malt uns die Edda diese Hölle!

Ein Strom wälzt ostwärts durch Eiterthäler
Schlamm und Schwerter, der Slidur heißt.

Und: in Nastrand (Leichenstrand) ist ein großer, aber übler Saal, dessen Thüren nach Norden sehen. Er ist mit Schlangenrücken gedeckt, und die Häupter der Schlangen sind alle in das Haus hineingekehrt und speien Gift, daß Ströme davon durch den Saal rinnen, durch die Eidbrüchige und Meuchelmörder waten, wie es heißt:

Einen Saal seh' ich, der Sonne fern,
In Nastrand; die Thüren sind nordwärts gekehrt.
Gifttropfen fallen durch die Fenster nieder;
Aus Schlangenrücken ist der Saal gewunden.
Im starrenden Strome steh'n da und waten
Meuchelmörder und Meineidige.

Welche Aehnlichkeit zwischen dieser germanischen Unterwelt und der griechischen mit ihren Höllenflüssen, vor Allem dem feurigen Styx mit dem Cerberus am Ufer, der einen Schlangenschwanz und um den Hals statt der Haare Schlangen trägt, dem Tantalus, der bis an's Kinn im Wasser steht und Durst leidet, und den ewig Wasser in ein durchlöchertes Gefäß schöpfenden Danaiden! — Den Najaden der Griechen und den noch in Sagen lebenden Apsaras, d. h. aus dem Wasser Entsprossenen, der Inder entsprechen die deutschen Wassergeister, die Nixen, nur daß sie vorwiegend einen unheimlichen, menschenfeindlichen Charakter tragen. Von allen Dämonen der germanischen Mythologie stehen sie ursprünglich der thierischen Gestalt noch am nächsten. Ihr ältester Name ist Nichus, angelsächsisch nicor, niederländisch nicker und necker. In der ältesten Zeit dachte man sich die Nixen mit einem Schlangen- oder Fischschweife statt der Füße, späterhin ganz menschenähnlich, aber durch Schwimmhäute, Fischzähne oder Verwandlungen in Fische und andere Wasserthiere an ihre alte Gestalt erinnernd. Sie sind Personificationen des im heißen Sonnen- oder hellen Mondschein blinkenden Wassers. Die deutsche Sage weist unzählige Nixensagen auf. Wie der Neckar von Neck oder Nix, so scheinen das Flüßchen Mümling im Odenwald und der tiefe, fischlose Mummelsee im Schwarzwald mit seinen vielen schaurigen Nixensagen von dem Mummel (mummeln = verhüllen, verbergen, wie Nix vielleicht von necken herrührt), ihrem See- und Flußgeist, benannt zu sein. Andre düstre Seen sind eben so sagenreich, wie z. B. der nördlich von Eutin zwischen waldigen Hügeln liegende Ukleisee, der gottlose Städte, Schlösser und Dörfer mitsammt ihren Wäldern verschlungen haben soll. Dazu gaben die im See befindlichen Reste von Pfahlbauten mit ihren zahlreichen Ueberbleibseln von Geräthen Veranlassung. Auf dem Grund des Bodensees wollen Schiffer einen feurigen Mann haben laufen sehen. Und im Mohrunger See soll ein riesiger Krebs angekettet sein, der, wenn er sich losreißt, der Stadt Verderben bringen soll. Auch vom wild einsamen, großen und über 200 Meter tiefen Walchensee ist in Oberbayern die Sage verbreitet, daß er dereinst ausbrechen und das ganze Unterland nebst München ersäufen wird. Diese Sagen von rein örtlichem Gepräge haben mit Nixensagen nichts zu thun. Die Macht der Nixen dachte man sich unbedeutender und nur durch das Wasserleben von der menschlichen abweichend. Die weiblichen Nixen, die immer schwermüthig, weichherzig und voll hingebender Liebe erscheinen, schließen, wie die keltischen Elfen, die indischen Apsaras und Ghandarvas, die iranischen Pairikas und die griechischen Nymphen, sogar Liebe und Ehe mit Menschen, besonders mit schönen Jünglingen. Für Beide enden diese Verbindungen aber meistens hochtragisch und herzerschütternd. Die weiblichen Nixen sollten eine wunderbare Schönheit besitzen, oft mit dem Oberleib aus der Fluth emportauchen und ihr langes, goldblondes Haar in der Sonne strählen. Sie besuchen auch das Land gern, sind

aber immer am nassen Rand ihres Kleides oder Schürzensaumes kenntlich. Auch auf die Tanzböden kommen sie in weißen oder grünen Kleidern, oft als Schwestern zu dritt, und wählen sich aus der Dorfjugend einen Geliebten. Aber zu bestimmter Zeit müssen sie zurück in das Wasser. Denn ihr Vater ist herzlos streng. Und wallt das Wasser blutroth auf, so ist grausames Gericht über sie ergangen. Der Anblick einer Nixe riß oft einen schönen Jüngling hinab in die Fluth. Wachilde, Wittig's Ahnfrau, birgt diesen im Schooße der Fluth vor dem verfolgenden, im Zorn unbesiegbaren Dietrich. Holda, die zwischen Hel und Ran in der Mitte steht, empfängt die Ertrinkenden in lachenden Wiesen auf dem Grunde ihres Sees oder Brunnens. Manche Nixen und Meerfrauen haben Häuser und Paläste unter dem Wasser und Gärten dabei mit Bäumen und seltsamen, herrlichen Blumen und Früchten. In den Zimmern aber stehen lange Reihen umgestürzter Gläser und Töpfe, in denen die Seelen der Ertrunkenen stecken. Wer lebend dahinkommt, hört ihr Wimmern. Und hebt er einen der Töpfe auf, so fährt die erlöste Seele rasch empor. Unschön und abschreckend erscheinen dagegen die männlichen Nixen: alt, langbärtig, rauhhaarig, selten einmal als gelblockige Knaben. Ihr Wesen ist immer menschenfeindlich, einsiedlerisch, grausam und rachsüchtig. Auf die Haare legen sie großen Werth und rächen es, wenn sie oder ihre Kinder geschoren werden, bis ins dritte und vierte Glied. Sie erscheinen in rothen Mützen oder grünen Hüten am Ufer und blecken die grünen Zähne, haben auch gräßliche, grüne Augen von tückisch kaltem Ausdruck. Zur Ehe rauben sie sich Menschenfrauen, die sie hart und lieblos behandeln. Steht eine Entbindung bevor, so holen sie eine Hebamme der Menschen hinab, die sie umbringen, falls sie sich von ihnen verlocken läßt, über ihren gewöhnlichen Lohn zu fordern. Die neugeborenen Kinder fressen sie aber gewöhnlich oder tauschen sie gegen Menschenkinder um. Zuweilen ermorden sie auch die Wöchnerin mit. Menschenopfer verlangen die Nixen alljährlich und holen sie nach dem Volksglauben, wenn man sie nicht freiwillig bringt. Von Ertrunkenen sagte man deswegen oft, der Nix, die Elbjungfer ꝛc. habe sie hinabgezogen. Und Mütter warnen die Kinder noch manchmal, wenn auch scherzhaft: geh' nicht an's Wasser, der Wassermann holt dich. Durchaus menschenfeindlich erscheint z. B. der Nix des Selisbergersees in der Schweiz, der bald als Fisch, bald als Schwein ꝛc. zur Ankündigung böser Zeiten auftritt. Auch im Zugersee läßt sich ein Ungeheuer sehen, wenn Theuerung, Pest oder Krieg bevorstehen. Wie die Nixen, die aber jeden Lohn verschmähen, verdingen sich auch zuweilen die Wassermänner zu den Menschen und zwar als Knechte. Zum Lohn fordern sie, wie pommersche Sagen erzählen, dann gern ein Schwert, besonders einen Erbdegen. Das weist auf den grausamen, blutdürstigen Zug in ihrem Charakter hin und erinnert an das alte Riesenschwert, das Beovulf in Grindel's mattbeleuchteter Halle erblickt. Der tückische Zug der Wassermänner zeigt sich besonders darin, daß sie die Sehnsucht der Menschen nach Glück und Gold hinterlistig ausnützen. Der Donaufürst fragt Jeden, der ihm begegnet, was er wünsche, und stürzt ihn dann lachend in die Tiefe, dort finde er alle Wünsche gestillt. Einem darnach begehrenden Kinde soll er eine Korallenkette um den Hals gehängt haben, an der es aber erwürgte. Und dann fand man es später todt am Donaustrande. — An den Mythos vom Zeus und der Europa, der, noch in anderen Sagen hier und da auftauchend, auch gemeinsames indogermanisches Eigenthum zu sein scheint, erinnert der Wassermann in Stiergestalt, der als mythischer Stammvater der Merovinge hingestellt wird. Er überfällt als Stier die am Meeresufer schlafende Königin, die zur Mutter des Meroveus wird, des Ahnherrn der Merovinge. Nach älterer Sage giebt sie aber dem Clojo das Leben, dem ersten Frankenkönige, dessen Name von hlôjan, brüllen (lüejen dafür noch jetzt mundartlich) abzuleiten ist. Dieser Name deutet auf den brüllenden Stier der Stammsage zurück. So bösartig die Sage die Nixen darstellt, läßt sie doch die Liebe zum Gesange nirgends größer sein als bei ihnen, vorzüglich bei den weiblichen Nixen. Das bald träumerisch friedliche, bald leidenschaftlich wilde Wasserrauschen und das weiche Schilfflüstern klingen in diesen Sagen wieder. Der Nixensang soll berückend sein, wie der Tanz und das Spiel der Elbinnen, „Erlkönigs Töchter", im Mondschein so bestrickend wirken, daß man die Augen abwenden muß, um nicht hineingezogen zu werden.

Bücherbesprechungen.

— **Paul Ketzscher, Martin Luther's deutsche Sprüche in chronologischer Reihenfolge.** Altenburg, Schnuphase'sche Hofbuchhandlung, 1896. — Wenn Luther's Bibelübersetzung, Katechismus und Kirchenlied die unveräußerlichen Schätze der Kirche sind, so enthalten auch seine sprichwörtlichen Aussprüche so manches Körnlein altes und echtes Gold; sie sind zum größten Theil ebenfalls längst ein Besitz des Volkes geworden. Hier werden sie uns ziemlich vollständig in chronologischer Ordnung geboten, soweit sie aus den Werken des Reformators oder gleichzeitigen Schriftstellern, besonders aus Luther's Tischreden oder zerstreuten Autographen sich nachweisen lassen oder doch unter Luther's Namen cursiren. Manches davon hat Luther bereits im Volksmunde oder in Schriften vorgefunden, manches Wort aus dem Lateinischen in sein Deutsch umgeprägt. Was von ihm selber herrührt, was der Spruchweisheit früherer Zeit zuzuschreiben ist, was von Zeitgenossen oder Späteren ihm in den Mund gelegt ist, soll hier nicht endgiltig entschieden werden und dürfte sich auch bei allen diesen Sprüchen schwerlich mit voller Gewißheit entscheiden lassen. Der unter Luther's Namen fälschlich verbreitete, von Voß herrührende Spruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang ꝛc.", ebenso das bekannte Bibellied: „Wo keine Bibel ist im Haus", welches notorisch ebenfalls nicht von Luther herrührt, sind hier mit Recht nicht aufgeführt. Der Herausgeber benutzte die einschlägigen Schriften von Goedeke, Schleusner, Linke u. s. w. gewissenhaft und bietet uns in dem ersten Theile des Schriftchens 34 echte Sprüche, im zweiten 15 minder echte, auch ihrer Zeitfolge nach nicht recht bestimmbare und giebt uns zum Schluß 27, deren Zurückführung auf Luther fraglich ist oder welche ihm unzweifelhaft nur in den Mund gelegt sind. Kurze kritische, chronologische u. s. w. Notizen sind beigegeben, veraltete Worte und Wendungen sind des besseren Verständnisses halber in gangbare Sprache umgesetzt, im Uebrigen aber ist das Original nicht angetastet. Streng genommen haben wir freilich nicht lauter Sprüche, sondern auch einige Lieder Luther's (das Judaslied u. s. w.) vor uns. Wir sind dem Herausgeber für seine Sammlung dankbar und empfehlen sie besonders allen Freunden der Spruchweisheit. D. K.

— **Handbuch der germanischen Mythologie.** Von W. Golther, ord. Professor an der Universität Rostock. Leipzig, S. Hirzel. 1895. 668 S. 12 ℳ. — Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich bereits durch verschiedene Abhandlungen über Gegenstände der germanischen Mythologie unter seinen Fachgenossen den Ruf eines tüchtigen Forschers erworben. Seiner zusammenfassenden Darstellung des germanischen Volks- und Götterglaubens wird man daher von vornherein das gespannteste Interesse entgegenbringen. Und man fühlt sich denn auch nach der Lectüre dieser jüngsten germanischen Mythologie voll befriedigt. Golther's Buch ruht durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage; selbst die Ergebnisse der neuesten Forschung werden darin berücksichtigt. Doch ist es nicht ausschließlich dem engeren Kreise der Fachleute gewidmet, sondern es wendet sich an alle Gebildeten des deutschen Volkes. Der Verfasser hat daher die nordischen Quellen, soweit es nicht auf den Wortlaut im Einzelnen ankommt, stets verdeutscht; Citate aus der Edda giebt er meist nach Gering's trefflicher Uebersetzung. Die reichen Literaturnachweise der Einleitung und der Anmerkungen werden Allen willkommen sein, die Neigung zu eingehenderem Studium fühlen. Das Buch hat es zu thun „mit dem germanischen, deutschen und nordischen Heidenthum vom Beginn der Quellenzeugnisse bis zur Bekehrung, also etwa mit dem ersten Jahrtausend. Es soll annähernd bestimmt werden, welche niedere und höhere Mythologie in diesem Zeitraume vorhanden war" (S. 38). Seine Ausführungen stützt Golther vor Allem auf die unmittelbaren Zeugnisse der alten Quellen; den neueren Volksglauben verwerthet er für seinen Zweck nur selten und mit kritischer Vorsicht. Es kommt ihm hierbei darauf an, die Ueberlieferung richtig auszulegen und, wenn nöthig, zu ergänzen, sodann aber den auf diesem Wege gewonnenen Stoff richtig anzuordnen, so daß die Entwicklungsgeschichte der Mythen an das Licht trete. Wie er nicht auf die vorhistorische Zeit eingeht, so verschmäht er es auch, die Mythen zu deuten, was man nur loben kann. Die Skaldengedichte und Eddalieder benutzt er gemäß den Ergebnissen der Studien Bugge's, E. H. Meyer's u. A., nach denen sie keineswegs als Ausdruck reinen nordischen Volksglaubens gelten können, sondern stark mit fremden Vorstellungen durchsetzt sind. Noch weniger ver-

fällt er in Simrock's Fehler, den Inhalt jener nordischen Quellen einfach auf deutsche Verhältnisse zu übertragen. Wenn er auch einen Grundstock gemeingermanischer Glaubensvorstellungen annimmt, so betont er doch mit Nachdruck die Selbständigkeit der deutschen und der nordischen Mythologie. Den Stoff ordnet er in der Weise an, daß dadurch die Entwickelung der germanischen Glaubensvorstellungen veranschaulicht wird. Er bespricht zunächst die Gestalten des Volksaberglaubens (die niedere Mythologie), darauf den Götterglauben, reiht daran die Lehre von der Weltschöpfung und dem Weltende und schließt mit einer Darstellung der gottesdienstlichen Formen. Für das letzte prächtige Capitel sind wir dem Verfasser besonders dankbar; ist doch bis in die neueste Zeit herein der altgermanische Cultus von den Mythologen sehr vernachlässigt worden. Nach dem Wunsche des Verfassers soll das Buch dazu beitragen, „die Vorstellungen von den altgermanischen Göttergestalten zu klären und zu vertiefen“. Unserer Ueberzeugung nach ist es dazu geeignet wie kein anderes Werk über germanische Mythologie. Leider ist die Hauptquelle, aus der unser Volk seine Kenntniß der germanischen Mythologie schöpft, immer noch Simrock's formloses und unkritisches „Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen“. Möge sich diese Stellung recht bald Golther's Buch erobern. Namentlich unterlasse es keine Schulbibliothek, sich diese treffliche Darstellung des altgermanischen Götterglaubens zu erwerben. E. G.

— Ludwig v. Graff, Die Zoologie seit Darwin. Rede, gehalten bei der feierlichen Inauguration als Rector magnificus der k. k. Karl-Franzens-Universität in Graz am 1. November 1895. Verlag von Leuschner & Lubensky. Graz 1896. — Je seltener die Gelegenheit ist, welche den deutschen Universitätsprofessor zum Rector magnificus macht und ihn somit in den Zenith seiner amtlichen Thätigkeit erhebt, um so intensiver und löblicher hat sich die Gewohnheit herausgebildet, die Quintessenz seiner wissenschaftlichen Erfahrungen in einem abgeklärten Vortrage dem akademischen Publicum darzulegen. In der That, man könnte wohl kaum auf kürzerem Wege ein prägnantes Bild der jeweiligen geistigen Bewegungen sich verschaffen, als durch die Lectüre dieser Rectoratsreden. Die vorliegende giebt in ausgezeichnet klarer Form Rechenschaft von dem Aufschwunge, den Abwegen, der Klärung und den Aufgaben der modernen biologischen Wissenschaften seit Darwin. „Darwin's Lehre ist rasch Gemeingut geworden, und wir spüren heute ihren Einfluß auf fast allen Gebieten geistiger Thätigkeit. Ihre Gegner sind immer seltner und ruhiger geworden in dem Maße, als der Darwinismus aus dem Panier einer bestimmten philosophischen Weltanschauung das Object besonnener wissenschaftlicher Untersuchung geworden ist. Und die Zeit scheint nicht mehr ferne zu sein, da man den Darwinismus ebensowenig als Parteisache betrachten wird, wie das Kopernikanische Weltsystem.“ Der Darwinismus suchte an Stelle der alten beschreibenden Methode die organischen Formen zu erklären, die Formverwandtschaft wurde zur Blutsverwandtschaft, das System zum Stammbaume, wie Häckel zuerst kühn durchführte; die vergleichende Anatomie erhielt ganz neuen Inhalt; der Impuls zeigte sich in der rapid gesteigerten Zahl der jährlich producirten zoologischen Arbeiten (von 2900 auf 5400 ca.). Die verfeinerte Untersuchungstechnik führte zur energischen Vertiefung der Morphologie. Die Paläontologie lieferte Entwickelungsreihen, ihre Lücken suchte man auszufüllen durch die Zeugnisse der Ontogenie, freilich mit der starken Schematisirung in der Gasträatheorie. Die Frage nach der Urzeugung ist durch die vertiefte Technik, welche den Kern in seiner Bedeutung klar legte, complicirter als je geworden. Aber die andere Frage nach der Vererbung hat durch die Erkenntniß des Werthes des Chromatins eine bestimmte Antwort gefunden, und damit ist zugleich das Problem der Variabilität in eine neue Phase getreten; die Variabilität erscheint nur am Keimplasma möglich, wobei der ganze übrige Körper oder das Soma zu einem Organ eben der Keimzellen wird. Die Biologie hat durch die neuen Anregungen eine Glanzperiode erlebt wie zu der Zeit eines Réaumur; und wenn die allzustarke Discussion des Theoretischen vielfach überschäumend die positive zoologische Arbeit in den Hintergrund schob, so macht sich in der neuesten Zeit eine gesunde Reaction systematischer Bestrebungen geltend. Vielleicht ist eine Seite bisher ein wenig zu sehr vernachlässigt, die Physiologie. Aber wir sind gerade dabei, das Ueberwuchern der theoretischen Speculation durch das biologische Experiment einzudämmen, und sind somit auf dem richtigen Weg, die Zoologie als historische Wissenschaft auf experimenteller Grundlage in eine causale umzuwandeln. — Selbstverständlich konnte hier der Gedankengang nur kurz skizzirt werden. Srth.

— Freyr und Gerdha. Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von R. Siegfried. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel, 1895. (44 S.) Ladenpreis 2 ℳ. — Der Dichter des vorliegenden Dramas steht völlig im Banne der Wagner'schen Dicht- und Tonkunst schon mit dem Namen, unter dem er vor der Oeffentlichkeit erscheint. Ohne uns hierüber in weiteren Vermuthungen zu ergehen, stellen wir fest, daß die Dichtung in ganzen Scenenfügungen wie in einzelnen Wendungen sich an den „Ring des Nibelungen“ anschließt und eigentlich nichts weiter als eine geschickte Parodie dieser Wagner'schen Dichtung ist. Wir schwanken, ob wir das Ganze nicht als eine Mystification bezeichnen sollen. Belege im Einzelnen anzuführen, ist kaum nöthig. Doch es sei! S. 11. „Ein Weib gewahrt ich wie wonniger nie eines ward“ — S. 12. „Wie es weiter noch kam“ u. s. w. (vgl. Walküre Act I oder Isolde's Gesang in Tristan Act 1); „Was mein Wille verwies“ (Rheingold 2. Sc.); S. 13. „Die thörige That“ u s. w. (Walküre 1. Act Schluß); S. 13 „Götter und Riesen“ u. s. w. (Walküre 2. Act); S. 14 „Freyr — falle“ (Walküre 2. Act 1. Sc.); S. 16 „Willst du der Wonne wehren“ u. s. w. (Götterdämmerung, Waltrautenscene); S. 18. Skirner: „Gerdha's Saal“ u. s. w. (nahezu abgeschrieben aus dem ersten Walkürenabschluß); S. 19 „Ende denn, neidlicher Fluch“ u. s. w. (Siegfried); „Erfahre denn alter Prahler“ u. s. w. (Siegfried III, 1) bis „So — gewinnt sich Gerdha der Gott“, wo allerdings der Feuerzauber fehlt; S. 23 „Wer scheucht mir den Schlaf?“ (Siegfried III, 2); S. 24 „Was ist dein Begehr“ u. s. w. (Duett zwischen Siegfried und Brunhilde) u. s. w. u. s. w. — Dem Vorworte nach wollte der Dichter zeigen, daß die Gestalten der nordischen Mythologie keine „Gespenster und verblaßte Gestalten“ sind und hier ein reichlicher Born fließt, aus dem die idealistische Kunstrichtung schöpfen kann. Zugestanden! Wir gehen noch einen Schritt weiter und räumen ein, daß dem Dichter die künstlerische Ausgestaltung des Eddamythus von Freyr und Gerdha gelungen ist. Eines aber können wir nicht zugestehen, daß ein ernstgemeintes und selbständiges Kunstwerk ganze Scenen und Wendungen bereits vorhandenen Werken mit einigen Abänderungen einfach entnimmt. Das ist dann eben Parodie und kein selbständiges Kunstwerk mehr. Wir können dem allem Anscheine nach sehr begabten Dichter schon um des willen diesen Vorwurf nicht ersparen, weil er im Vorworte dem Leser ausdrücklich das Recht einräumt, „die höchsten poetischen und dramatischen Anforderungen zu stellen“. Nun, Originalität ist doch, denken wir, eine der ersten und selbstverständlichsten Anforderungen.

Dr. H. C. K.

— Der Mönch von Sankt Sebald. Eine Nürnberger Geschichte aus der Reformationszeit. Roman von Josef Lauff. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. — Lauff hat sich bisher im historischen Epos versucht, in dem er ein flüssiges Verstalent und Darstellungsgabe entfaltete; hier geht er auch zum Roman über. Der Stoff lehnt sich an die früheren Werke an; auch er ist der deutschen Vergangenheit entnommen. Und zwar ist das Thema ein sympathisches; es besteht in der Entwickelung der Einführung der Reformation im alten Nürnberg. Den Mittelpunkt der Handlung bildet Doctor Johannes Welser, der lutherisch gesinnte und reformfreundliche Dominicaner, der indeß dem Papst nicht ganz feindlich gegenübersteht und eine vermittelnde Stellung in den Kämpfen der Zeit einnimmt. Erst der Zelotismus seiner Feinde, voran des nach der Pegnitzstadt zur Stärkung des wahren Glaubens gesandten Cardinals Lorenzo Campeggi treibt Welser ganz in die Arme der Reformation, freilich auch in den Tod. Aber gerade dieser — der Held wird zum Hungertode in Sankt Sebald eingemauert — ist der Tropfen, der das Gefäß der Geduld in Nürnberg zum Ueberfließen bringt; der infolge dessen erregte Sturm der Geschlechter und Zünfte bringt den päpstlichen Legaten zum Weichen. Nürnberg wird protestantisch. Die Handlung ist wohlgeordnet und gut motivirt, die Personen sind fest und charakteristisch gezeichnet, so daß der Roman als eine passende, gute Lectüre empfohlen werden kann. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 14. Sonnabend, den 1. Februar. 1896.

Die Friedhöfe Weimars.

Von Carl Reineck.

Weimar hat zwei Friedhöfe, den alten und den neuen. Der ältere, welcher im nördlichen Theil der Stadt liegt, dient nicht mehr als Begräbnißplatz. Das Todtenfeld, das sich einstmals um die hier liegende Kirche St. Jacob ausbreitete, ist verschwunden, die nördliche Hälfte desselben bereits in den ersten Decennien des Jahrhunderts in eine Baumschule umgewandelt und der südliche Theil mit Gartenanlagen so bedeckt worden, daß man heute nur noch durch einzelne sorgsam behütete Grabmonumente, welche wie graue Schemen aus dem Buschwerk hervorlugen, an die einstige Bestimmung des Ortes erinnert wird. — Im Jahre 1818 wurde er geschlossen und in demselben Jahr der südlich von Weimar liegende, noch heute benutzte Friedhof eingeweiht. Aber ein Besuch auf ihm lohnt sich doch. Das erste Epitaphium linker Hand fesselt ganz besonders unsere Aufmerksamkeit. Es gehört dem hochwürdigen Meister Lucas Cranach dem Aelteren. Schlicht und ehrenfest, in ganzer Gestalt, tritt er uns mit der Mütze in der Hand, als wäre er im Begriff, sich dienstbereit seinem Herrn zu nähern, entgegen, und klar steigen mit ihm die letzten Tage seines Lebens, welche er seinem Herrn, dem unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmüthigen in Weimar gewidmet hat, vor uns auf. „Im Jahre Christi 1553, den 16. October, so lautet die lateinische Umschrift, verschied fromm Lucas Cranach der Erste, der fertigste Maler und Wittenberger Bürgermeister, der seiner Tugenden wegen dreien Kurfürsten, Herzogen von Sachsen, lieb und theuer war. Seines Alters 81 Jahr.“ Das Denkmal ist gut erhalten und auch das Wappen des Künstlers, ein gelber Schild, in dessen Mitte sich eine Schlange mit zween Fledermausflügeln befindet, noch deutlich am rechten Fuß der Figur sichtbar. — Gleich neben Cranach ruhen noch zwei dem Fürstenhaus angehörende Maler. Ein Sandstein mit allegorischen Figuren, der Natur und Malerkunst, gilt dem Gedächtniß des Johann Friedrich Löber, dicht daneben ein einfaches Denkmal dem liebenswürdigen Freund und Landsmann Goethe's, Georg Melchior Kraus. Von Löber, welcher 40 Jahre Aufseher der herzogl. Galerie war, sind leider, mit Ausnahme einiger noch vorhandener Thierstücke, die meisten Bilder im Schloß verbrannt. Von Kraus, einem Schüler Tischbein's, existiren aber noch manche Gemälde, darunter auch die, künstlerisch zwar nicht werthvolle, culturhistorisch aber hochinteressante Aquarelle, welche Anna Amalia inmitten ihrer Hofgesellschaft darstellt und heute noch im Wittumspalais zu Weimar gezeigt wird. Kraus war der angenehmste Mensch, der thätigste und bequemste aller Sterblichen. Er bildete sich, wie Goethe treffend von ihm bemerkt, an der Gesellschaft zur Gesellschaft, d. h. selbst in den höchsten Kreisen, wo er bald die Rolle eines Decorateurs für das herzogl. Liebhabertheater, bald die eines Acteurs (z. B. in Minerva's Geburt) übernahm, oder auch als Deus ex machina die complicirtesten gesellschaftlichen Probleme zu lösen wußte, fand er die Sicherheit eines Mannes, der sich in der Gunst seiner Gönner wohlgeborgen weiß. Maler Kraus starb 1806 als Director der herzogl. Kunstschule. Freundschaft und Liebe bezeichneten sein Grab mit dem Stein. — Wir gehen einige Schritte weiter und halten vor einem anderen Denkmal, von dem uns die Worte entgegenleuchten: „Hier ruhet J J C Bode. Rastlos und muthig beförderte er Wahrheit, Aufklärung und Menschenrechte.“ Es ist der stille Hafen, in welchem, nach wechselvoller Fahrt, ein Menschenherz vor Anker ging, das uns seinem Wirken und Schaffen nach Theilnahme und Interesse einzuflößen geeignet ist. Sein Träger, welcher als Sohn eines Soldaten zu Braunschweig geboren und mit fünfzehn Jahren, vernachlässigt in seiner Erziehung, einem Musikus zur Ausbildung übergeben wurde, hat sich, wie selten ein Mensch, durch Energie des Willens aus geistig niederer Sphäre zu der Höhe eines denkenden, von den Besten seiner Zeit hochgeachteten Menschen emporgerungen. Zuerst sehen wir ihn in Celle als Hautboisten bei einem Studenten Latein lernen, dann in Hamburg neben der Ertheilung von Musikunterricht die Hamburger „Correspondenz“ dirigiren. Durch die Heirath mit einer vermögenden Frau in den Besitz von Mitteln gesetzt, tritt er uns 1767/68 als Leiter einer Druckerei, in welcher er eigene wie fremde Werke, unter anderen Lessing's Dramaturgie, verlegt, entgegen und in derselben Zeit lernen wir ihn als geistvollen Uebersetzer englischer Autoren, den Entwickelungsgang der deutschen Nationalliteratur fördernd, kennen. — So kam er, nachdem er sich zum dritten Male verheirathet hatte, als Geschäftsführer der Wittwe des Ministers Bernstorff, in deren Dienst er getreten war, nach Weimar. Dort starb er 1793. In den Annalen der Weimarischen Hofgeschichte glänzt sein Name als unermüdliches Mitglied der dortigen Liebhaberbühne. Bald war er bei derselben in Ettersburg thätig, bald spielte er in der Mooshütte von Tiefurt mit. Für die erstgenannte Bühne stutzte er eine alte Komödie „Die Gouvernante“, in welcher die Herzogin Amalia selbst mitwirkte, zurecht, bei letzterer trat er im „Westindier“ neben Goethe und Ekhof auf. Seine stattliche Gestalt kam ihm z. B. in Seckendorff's komischer Oper „Orpheus“ dabei trefflich zu Statten, wenn sie ihn einstmals auch in eine bedenkliche Situation brachte, nämlich in der Komödie „Das entschlossene Mädchen“, wo er mit Effect den Kaziken spielte, der Vorhang aber fallen mußte, weil das enge Theaterkostüm unter dem Druck seiner muskulösen Glieder geplatzt war. Aber das that seinem Ansehen und seiner Beliebtheit keinen Eintrag, die sich im Gegentheil durch Zuwendung hoher Titel und Würden seitens seiner Gönner vermehrte. — Nahe dem Uebersetzer der englischen Humoristen ruht auf der anderen Seite der Kirchenthür ein deutscher Humorist, dessen gemüthliche Züge sich uns schon von Weitem im Medaillon zwischen Gewinden zeigen. Die über einer kleinen Nische befindliche Inschrifttafel verräth uns den Namen desselben. Sie enthält die wenigen Worte: Dem verewigten J. C. Musäus im Jahre 1787. Es ist der Dichter der deutschen Volksmärchen, der Verfasser des Grandison der Zweite, der gemüthliche Professor am Weimarischen Gymnasium, an dessen Grab wir stehen. Auch er besaß die volle Gunst seiner Fürstin. Wie sie fürsorglich in den Gang seiner bescheidenen Lebensverhältnisse eingriff, so ehrte sie ihn, den allezeit dienstwilligen Poeten, durch Einladung und Aufnahme in ihre exclusiven Hofgesellschaften. Musäus starb 1787. — Noch sind die Gräber von zwei Frauen berühmter Männer zu besuchen. Erstens das der Tochter des kurfürstlichen Rathes Franz Burckart, der ersten Frau des durch seine theologischen Streitigkeiten bekannten und um seiner theologischen Grundsätze halber hart verfolgten Prorectors der Jenaer Universität Strigel, und zweitens das an der Nordseite der Sacristei liegende Grab von Marie Philippine Borel, der Gefährtin des im Exil zu Weimar lebenden Rechtsgelehrten und Parlamentsmitgliedes Johann Mounier. Nach Weimar kommend wurde er von Carl August, der ihm Belvedere als Bildungsanstalt für junge Staatsmänner und Politiker einräumte, gastlich aufgenommen. Hier hielt er während seiner Verbannung Vorlesungen über Philosophie, Staatsrecht und Geschichte und verließ die freundliche Musenstadt erst dann, als der 18. Brumaire ihm die Rückkehr in sein Vaterland gestattete. Seine Frau starb in Weimar und fand hier, gleich einer anderen Ausländerin, deren Gedenktafel wir in der

Kirche neben dem Grabmal ihres Vaters sehen, ihre letzte Ruhe. Der Name der Letzteren lautet: Elisabeth Marie Gore, es ist die Tochter des von der Herzogin Amalia nach Weimar gezogenen Malers Charles Gore. Doch nun zum neuen Friedhof!

Es war eine unvergleichlich schöne Idee, wie sie nur in dem Herzen eines Carl August ausreifen konnte, der Asche seiner Ahnen und seiner eigenen eine Ruhestätte inmitten derjenigen seiner Bürger zu bereiten. In den zwanziger Jahren ließ er durch den Baudirector Coudray die jetzige Fürstengruft, einen quadratischen Bau mit Portal und Kuppelaufsatz, ausführen und nach 1828 zog er selbst, nachdem zuvor die in zwei Grüften des Residenzschlosses aufgebahrten Ueberreste seiner Vorfahren dahin gebracht worden waren, als stiller Bewohner in dieselbe ein. — Die Fürstengruft liegt auf der halben Höhe des Friedhofes; sie ist von allen Seiten desselben sichtbar und den ersten Eindruck empfängt man von den weißen Säulen ihres dorischen Portales, welche uns vom Ende der aufwärts führenden Lindenallee her grüßen. Man wird aber besser thun, gleich links vom Eingang abzubiegen und längs der östlichen Mauer aufwärts zu steigen. Dieser Weg geht vom ältesten Theil des Friedhofes aus und führt uns am besten die Zeitfolge vor Augen, in welcher sich die Bestattungen daselbst vollzogen haben. Schon nach einigen Schritten erreichen wir drei Grabstätten, welche uns zu kurzer Rast verpflichten. Es sind die des Stein- und Stempelschneiders Facius, diejenige des Hofrathes und Freundes Goethe's Johann Heinrich Meyer und ein wenig aufwärts das Erbbegräbniß der Familie Genast. Facius lebte seit 1788 in Weimar, wo er Medaillen auf bedeutende Ereignisse gravirte und 1843 starb. Seine begabte Tochter Angelika, welche bei Rauch ihre Ausbildung empfing, liegt neben dem Vater. Sie folgte der Kunstrichtung desselben und erwarb sich nicht minder durch Ausführung von Büsten fürstlicher Persönlichkeiten, Gemmen und Medaillen, namentlich durch eine prächtige Christusstatue und das im Museum befindliche Reliefbild Goethe's Ruhm und Beifall ihrer Zeitgenossen. Dicht daneben ruht mit seiner Frau der genannte Maler und Kunstschriftsteller Johann Heinrich Meyer, Director der Zeichenakademie und großherzoglicher Hofrath. Das Denkmal desselben, an welches wir jetzt herantreten, ist von dem dankbaren Weimar, dem Meyer eine Stiftung von 33000 Thaler für die Pflege armer Kranker errichtet hatte, gewidmet. Meyer, welcher 1759 in Zürich geboren wurde und 1784 zu seiner künstlerischen Ausbildung, gleichzeitig mit Tischbein und Trippel, in Rom verweilte, gewann dort im Verkehr mit Goethe dessen innige Freundschaft. Auch seitens der Herzogin Amalia, welche sich 1788 mit Herder in Italien befand, wurde er ausgezeichnet. Ihr Sohn Carl August lud ihn ein, nach Weimar überzusiedeln, und so sehen wir ihn von 1791 ab, wenn auch mit kurzer Unterbrechung, die kleine Musenstadt zum dauernden Aufenthalt nehmen. Dort, wo er namentlich als Mitarbeiter an den „Propyläen" die freundschaftlichen Beziehungen mit Goethe weiter pflegte und als Director der dortigen Zeichenschule sich fast ausschließlich dem Gebiet kunsthistorischer Forschung zuwandte, starb er 1832. — Ein wenig aufwärts an der Mauer befindet sich das dritte der genannten Erbbegräbnisse. Anton Genast, welcher sich als Schauspieler, besonders als verständnißinniger Gehilfe Goethe's in der Regie des Weimarischen Theaters auszeichnete, ruht hier und neben ihm sein berühmter Sohn Eduard nebst Gemahlin. Ein vielseitiges Talent der Bühne, für die er durch Goethe herangebildet wurde, hat Genast sowohl als Sänger wie als Schauspieler in seinen Wirkungskreisen zu Leipzig und Magdeburg Vorzügliches geleistet, fand dann mit seiner Gemahlin dauerndes Engagement in Weimar und starb, nachdem er 1860 zum Ehrenmitglied der großherzoglichen Bühne ernannt worden und seine Autobiographie „Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers" erschienen war, tiefbetrauert von seinen Mitbürgern, in Wiesbaden während eines Besuches bei seiner Tochter. Der Pflege bar und fast in Vergessenheit gerathen, zieht nun ein anderes Erbbegräbniß unsere Aufmerksamkeit auf sich. Bemoost und von Epheu überwuchert ist der Stein, verwittert die Platte und mangelhaft die Inschrift. Kaum daß wir aus den Buchstabenresten den Namen Riemer's zu entziffern im Stande sind. Wer war Riemer? So fragt gewiß Mancher, der sinnend an diesem stillen Fleckchen Erde steht. Er gehörte nicht zu den Nebensonnen, aber doch zu den Planeten am Himmel Weimars, die mit ihrem sanft reflectirenden Licht, ohne zu blenden, die Mit- und Nachwelt erfreut haben. Denn obwohl nicht ohne dichterische Begabung, lag doch der Schwerpunkt seiner Thätigkeit mehr auf dem Gebiet productiven, namentlich pädagogischen und literarischen Wirkens, auf welchem er sich, durch seine Beiträge zur Goetheliteratur und durch Theilnahme an der Redaction der Werke Goethe's Ausgabe letzter Hand, Verdienste erwarb. Als Erzieher in Humboldt's Familie, mit der er in Italien weilte, kam er 1802 nach Weimar, wo er August v. Goethe's Hauslehrer wurde, empfing dann eine Professur am Weimarischen Gymnasium und starb 1845 als großherzoglicher Oberbibliothekar. — Wir setzen unseren Weg fort, der sich immer mehr in den einsamsten Theil des Friedhofes verliert. Links zur Seite die Kirchhofmauer, rechts alte verlassene Gräber, deren Existenz nur durch verwilderte überständige Buchsbaumeinfassung angedeutet wird. Da fällt unser Blick auf zwei Gräber, die beide die Jahreszahl 1828 tragen. Pius Alexander Wolff leuchtet uns von der Tafel des einen entgegen, Friedrich Hildebrand v. Einsiedel von der anderen. Das erste Grab, welches von der Goethegesellschaft in Stand gehalten wird, birgt die Asche des Dichters der „Preciosa", welcher seit 1803 mit seiner Frau eine Zierde der Weimarischen Bühne und Goethe's liebster Schüler war. Bis 1816 wirkte er daselbst und obwohl er später seinen Wirkungskreis nach Berlin verlegte, blieb er doch mit dem freundlichen Ilm-Athen eng verbunden; er besuchte es oft und auf einer solchen Reise 1828 war es, wo er erkrankte und verschied. Noch enger mit Weimar war aber Hildebrand v. Einsiedel verbunden. Schon in früher Jugend trat er als Page in dortige Hofdienste, war dann Kammerherr bei der Herzogin Amalia und übernahm später den Posten eines Oberhofmeisters bei der Herzogin Louise. Unverlöschbar steht seine Name in den Annalen des Weimarischen Musenhofs, und so ehrenvoll das Gedächtniß ist, welches er sich durch seine schriftstellerische und juristische Wirksamkeit gesichert hat, mit Vorliebe wird die Erinnerung sein Bild doch so festhalten, wie es im Tiefurter Schloß hängt — in der Eigenschaft als vollendeter Cavalier, als Zierde der Gesellschaft, die er durch die Keckheit seiner Dichterlaune, durch Schalkhaftigkeit und Witz zu entzücken wußte. Fast wehmüthig berührt es uns, wenn wir im Rückblick auf jene glücklichen Brausejahre der Schlußzeit seines Daseins gedenken, aus dem er ein vereinsamter und lebensmüder Greis geschieden ist. — — Immer weiter könnten wir den Weg längs der Mauer verfolgen, an den Erbbegräbnissen der Schauspielerfamilie Durand und der Nachkommen Wieland's vorüber, unter denen sich das Grab von Carl Wieland mit der schönen Inschrift befindet:

Kein Dichter war des großen Dichters Sohn;
Doch wie sein Vater ahnend prophezeit
Ein treuer Mensch, des Wirken stets sein Lohn,
Der eignen sich wie fremden Glücks erfreut.

Wir wollen aber lieber unsere Schritte rechts an der Fürstengruft vorüber nach der Höhe lenken. An manchem bemerkenswerthen Grab schreiten wir dabei vorüber, hier an dem der Mutter Kotzebue's, dort in der Nähe des Mausoleums an dem des vertrauten Mitarbeiters und Freundes Goethe's, des kindlich heiteren Eckermann, dem wir, namentlich durch seine „Gespräche mit Goethe", so manchen Einblick in die Lebensgewohnheiten und Anschauungen des greisen Dichters verdanken, und endlich oben auf der Höhe an dem der Gräfin Henckel v. Donnersmarck, der Großmutter Ottiliens v. Goethe. Damit stoßen wir aber zugleich auf die letzte Gruppe der Gräber, die ihrer Bedeutung nach geeignet sind den Kranz unserer Erinnerung zu schließen. Gleich in der Nähe der gräflich Henckel Donnersmarck'schen Gruft sehen wir zwei Gräber, welche den Freund der bildenden Kunst zum andächtigen Verweilen auffordern. Das eine ist das Bonaventura Genelli's, des berühmten Meisters, dessen Werke uns im Museum mehrfach entgegentreten, das andere, in welchem der Altmeister der Kupferstecherkunst Friedrich Schwertgeburth ausruht. Mit 21 Jahren kam er nach Weimar, wo ihn Bertuch zu künstlerischem Schaffen anregte. Aus des äußerst gewissenhaften Künstlers Händen sind viele Kupferstiche nach anderen Bildern sowie nach Originalen hervorgegangen; nicht allein die Porträts Carl August's und Goethe's, sondern auch die Scenen aus Luther's Leben, welchen man oft, namentlich in Thüringer Bürgerhäusern, begegnet, haben ihn volksthümlich und berühmt gemacht. Erst im späteren Greisenalter legte er nach langem segensreichen Wirken den Grabstichel aus den müden Händen und starb 1878 als 93jähriger Greis. Ebenso fesselnd wie diese Begräbnißstätten wirken auch noch zwei andere Künstlergräber, das eine ganz in der Nähe, das andere mehr abwärts an der westlichen Mauer. Von dem ersteren aus grüßt uns die herrliche Christusstatue von Angelika Facius. Es

ist dasjenige der Hofmalerin Louise Seidler; auf der Platte der anderen ist der Name Nepomuk Hummel zu lesen, des berühmten Componisten und Claviervirtuosen, der bereits 1806 Weimar auf einer Kunstreise berührte und 1819 für immer dahin übersiedelte. In Hummel vereinigte sich wie selten bei einem Künstler schöpferische Kraft mit blendender Virtuosität. Noch ragen manche seiner Werke bedeutungsvoll in unsere Zeit herüber und ebenso lebendig hat sich die Erinnerung an jene Tage erhalten, in welchen der große Künstler durch die Intelligenz seines Vortrages und sein unvergleichliches Improvisationstalent die Kunstkreise der großen europäischen Städte entzückte. So ist überall wohin wir blicken der theuere Boden, auf dem wir wandeln, gesättigt mit der Asche edler und guter Menschen. Wohin wir unsere Schritte lenken, überall treffen sie auf weihevolle Stätten. Wir könnten noch viele Ruhestätten nennen, darunter die von Stephan Schütze, dem gefälligen Schriftsteller und Humoristen, einer Charlotte von Stein, an welche allerdings nur noch eine abseits an der Mauer angebrachte Tafel erinnert, von Professor Töpfer, rühmlich bekannt als Orgelspieler und Componist, von dem großen Kunstgelehrten Carl Ludwig Schorn und dem Menschenfreund Johannes Falk. Aber leise mahnen fern herübertönende Glockenschläge, daß die Scheidestunde gekommen ist. Leise schließen wir deshalb auch das Buch der Erinnerung und kehren zurück zur Stadt, die im Strahl der Abendsonne vor uns liegt.

Alterthum und Gegenwart.

Vorwiegend zwei Momente sind es, die den Schriften des Historikers Robert Pöhlmann auch die theilnehmende Beachtung des Laien sichern. Es ist einmal für ihn die Vergangenheit nicht bloße Vergangenheit, sondern zugleich Entwickelungsphase der Gegenwart. Daher sein stetes Bestreben, die Erkenntniß der Antike für das Verständniß der Aufgaben unserer Zeit nutzbar zu machen. Es ist zweitens für ihn die Geschichte in erster Linie auch Wirthschaftsgeschichte. Die Thatsachen des Wirthschaftslebens der Völker sind die Brücken, auf denen er seine Leser zu einer tieferen Einsicht in das Wesen menschlichen Culturlebens hinüberführt. Und weist er damit nicht auch den Weg zur verständnißvollen Beurtheilung unserer fragwürdigen Gegenwart? Auch die schon früher im Einzelnen an anderer Stelle veröffentlichten, jetzt aber unter dem gemeinsamen und bezeichnenden Titel „Aus Alterthum und Gegenwart" neu herausgegebenen gesammelten Aufsätze*), die uns vorliegen, weisen jene Vorzüge auf. Wir müssen darauf verzichten, dies im Einzelnen darzuthun, indem wir uns darauf beschränken, hier im Allgemeinen zu bemerken, daß sie inhaltlich theils referirender Natur sind, so namentlich Nr. IX, X und XI als kritische Erörterungen von Georg Grote's Griechischer Geschichte, Theodor Mommsen's Geschichte der römischen Kaiserzeit, Ranke's Weltgeschichte, theils einzelne Probleme der alten Geschichte oder der Geschichtsforschung als solcher zu lösen suchen, wie beispielsweise Nr. II: Zur Methodik der Geschichte des Alterthums, Nr. III: Zur geschichtlichen Beurtheilung Homer's, Nr. VII: Die Entstehung des Cäsarismus, Nr. VIII: Die Wohnungsnoth der antiken Großstädte u. s. w. Nur einen wollen wir aus der ganzen Serie herausgreifen, den ersten, der überschrieben ist: „Das classische Alterthum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers". Und wir glauben damit im Interesse unserer Leser zu handeln, weil er ein Problem von actuellster Bedeutung zum Gegenstande hat, das Problem der sogenannten humanistischen Bildung, und weil Pöhlmann's Darstellung vielleicht zur weiteren Klärung des Urtheils über diese Frage beizutragen vermag. Keine Schule, die sich bewußt sei, Bürger des modernen Staates zu erziehen, werde, so bemerkt der Verfasser, außer Acht lassen dürfen, daß alle Bildung, die sie zu vermitteln habe, nicht blos Erkenntniß schaffen, sondern durch Erkenntniß bestimmend auf das menschliche Handeln einwirken solle, daß insbesondere das geschichtliche Wissen dem volleren Verständniß des Lebens und der Interessen der Gegenwart zu dienen habe. Könne aber gerade dieses Bewußtsein in einer Schule zum Ausdruck kommen, in welcher den Kern- und Mittelpunkt alles Lehrens die Beschäftigung mit der versunkenen Welt von Hellas und Rom bilde? In gewissem Sinne habe wohl die Geschichte der Gegenwart schon die Antwort auf diese Frage gegeben. Ein streng humanistisch geschultes Geschlecht sei es gewesen, das nicht nur in dem heißen Ringen der Geister um die Verwirklichung des nationalen Staates die Führung übernommen, sondern das auch diesem Staate die Mitarbeiter an seinem großen socialreformatorischen Werke gestellt habe. Und könne es in der That für eine Erziehung, welche die Geister für die großen socialen Bewegungen und Kämpfe des Jahrhunderts vorbereiten und ausrüsten wolle, ein werthvolleres Bildungsmittel geben, als diese Geschichte von Hellas und Rom, wo wir auf beschränktem Raume in den einfachsten und durchsichtigsten Formen, in plastischer Anschaulichkeit und Klarheit, weil in voller Freiheit und Oeffentlichkeit, die Factoren und Kräfte sich entwickeln und am Werke sehen, deren Kenntniß und richtige Beurtheilung die Grundbedingung des Verständnisses von Staat und Gesellschaft, die Voraussetzung aller politischen Bildung sei? So sei die Geschichte jener großen, weit über ein halbes Jahrtausend umspannenden republicanischen Epoche der europäischen Culturmenschheit wie kaum eine andere geeignet, die heranwachsenden Geschlechter zu der Einsicht zu erziehen, daß überall da, wo die Staatsidee nicht in einer starken Staatsgewalt und einem von Classeninteressen, von Willkür und Parteileidenschaft unabhängigen Beamtenthum einen selbständigen Ausdruck gefunden habe, der Staat mehr oder minder in der Gesellschaft aufgehe und zuletzt unvermeidlich der Massenherrschaft zum Opfer falle, sei es nun der besitzenden, oder der unteren Massen. Diese Geschichte zeige an einer Fülle überaus lehrreicher Beispiele, daß die Idee, durch den Willen der jeweiligen Mehrheit auf die Dauer einen einheitlichen, der Freiheit und Gleichheit Aller und der socialen Gerechtigkeit dienenden Staatswillen schaffen zu können, ein Phantom sei. Gerade die Entwickelung der glänzendsten aller Demokratien, der von Athen, lasse mit überzeugender Klarheit erkennen, daß die Freiheitsliebe der wirthschaftlich Stärkeren, der Besitzenden und Gebildeten und der Gleichheitsdurst der niederen Massen niemals auf die Dauer Hand in Hand gehen können, weil die Freiheit stets die Tendenz in sich trage, zur Herrschaft der Starken über die Schwachen, die Gleichheit aber die, zur Freiheitsbeschränkung der Stärkeren zu entarten, weil Freiheit und Gleichheit, extrem gefaßt, sich gegenseitig aufheben. Welch eine furchtbare Lehre enthalte allein die eine Thatsache, daß für die freie hellenische Welt aus dem hoffnungslosen Ringen zwischen der Plutokratie und dem Proletariate zuletzt kein anderer Ausweg mehr übrig blieb, als daß sie die bestehende Gesellschaftsordnung unter den Schutz derselben Monarchie stellte, der die nationale Unabhängigkeit bei Chäronea erlegen war! Indem nun der geschichtliche Unterricht das Verständniß für jene großen politischen Prozesse erschließe, eröffne er zugleich den ersten Ausblick auf die weltbewegenden Probleme der Gegenwart, auf die sociale Frage. An der Geschichte von Hellas und Rom werde dem Lernenden zuerst klar, was es für die höchsten Interessen der Nation für eine Bedeutung habe, wenn in dem freien Spiel individualistischer Kräfte bei steigendem Nationalreichthum eine ungesunde Vertheilung des Einkommens, d. h. eine übermäßige Anhäufung des Besitzes in der Hand einer kleinen Minderheit entstehe, wenn der Mittelstand, insbesondere der Bauernstand, zusammenschmelze, der besitzlose Arbeiter zum hoffnungslosen Proletarier, die Armuth zum Pauperismus, zum Massenelende werde. Die Betrachtung des antiken Massenelendes, in dem alle Fehler des socialen Systems zur Erscheinung kommen, erschließe ganz von selbst die Erkenntniß, daß die die späteren Zeiten des antiken Republicanismus beherrschenden Ideen der socialen Revolution nicht etwa blos als das Werk der Demagogen und des „sittlichen Verfalles", sondern wesentlich das Product ganz bestimmter wirthschaftlicher, socialer, politischer Zustände, insbesondere als unvermeidlicher Rückschlag gegen die eigenen Sünden der Gesellschaft zu verstehen und zu würdigen seien. Das aber sei es in erster Linie, worauf der unvergängliche Bildungswerth der Antike mit beruhe, daß wir hier nicht eine Geschichte vor uns haben, die im Dunkel der Cabinete und Kanzleien gemacht wurde, sondern wahre Volksgeschichte, in der wir überall die Nation selbst bei der Gestaltung ihres Geschickes mit am Werke sehen. Darum sei diese Geschichte die naturgemäße Bildungsschule für die freien Völker der Gegenwart, in eminentem Grade geeignet und berufen, die heranwachsenden Bürger des modernen Staates mit den einfachen Grundwahrheiten aller Politik bekannt zu machen. Das Wesen der Bildung bestehe ja vor Allem darin, daß der Mensch auf einem Gebiete wirklich zu Hause sei, von

*) München 1895. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 406 S.

dem aus er die wesentlichsten Interessen der Menschheit zu verstehen vermöge. Ein solches Gebiet aber sei der Bildungsstoff des humanistischen Gymnasiums. Freilich, wenn der Bildungsstoff, den das Alterthum und seine Geschichte für die politische Erziehung der Nation darbiete, voll und ganz ausgenutzt werden solle, so setze das auf Seiten der Lehrer eine historische Schulung voraus, die wohl nur ein kleiner Theil unserer Philologen von der Universität mitbringe. Die Mängel einseitig sprachwissenschaftlicher Bildung seien vielleicht in dem beschränkten Stillleben früherer Zeiten weniger fühlbar gewesen. Heute, wo die veränderte Weltstellung der Nation den Blick unendlich erweitert habe, wo die entscheidendsten Wandlungen auf allen Gebieten unseres nationalen Lebens in Volkswirthschaft, Gesellschaft und Staat, der entfesselte Classenkampf ganz neue Aufgaben und Probleme in den Vordergrund gerückt haben, seien auch die Anforderungen an den Unterricht wesentlich höhere geworden. Die Gegenwart verlange von dem Philologen, daß er eine lebendige Anschauung habe von der Entwickelung der realen Mächte, die das antike Leben wie das Völkerleben beherrschen. Er müsse die Geschichte der antiken Volkswirthschaft kennen, über die Art und Weise der socialen Classenbildung und die Rückwirkung der socialökonomischen Prozesse auf das antike Staatsleben und auf die Gestaltung der politischen Institutionen, über den Verlauf der gesammten politischen Geschichte so unterrichtet sein, wie es vom heutigen Standpunkte staats- und socialwissenschaftlicher Erkenntniß aus möglich ist. Er müsse auch das geistige und sittliche Leben der alten Völker in seinen Wechselbeziehungen mit all diesen realen Factoren verstehen lernen. Nur dann werde er im Stande sein, auch in einem modernen Geschlechte wieder ein bleibendes Interesse für die Antike zu erwecken, während dieses Interesse jetzt der Mehrzahl verloren gehen müsse, weil die inneren Beziehungen zwischen antikem und modernem Leben vielfach fehlen, weil es durch den Unterricht nicht genügend zum Bewußtsein komme, daß die großen Existenzfragen, vor welche sich die moderne Gesellschaft gestellt sieht, auch das Leben und Denken der Alten auf das Mächtigste bewegt haben. Von der möglichen Belebung des classischen Unterrichtes hänge die ganze Zukunft unserer höheren Bildung ab. Und wenn es der Philologie immer deutlicher zum Bewußtsein kommen werde, daß der moderne Staat nicht gewillt sei, die Erziehung seiner Bürger bloßen Sprachmeistern anzuvertrauen, die nie über den Staat ernstlich nachgedacht haben, so werde der Staat auch eine stärkere Bürgschaft dafür erhalten, daß eine Schule, die ihre Zöglinge fast bis an die Schwelle bürgerlicher Mündigkeit führe, den ihr zu Gebote stehenden Bildungsstoff auch wirklich verwerthe, wie es die Erziehung der Nation zu politischer Mündigkeit erfordere. Dies in seinen Grundzügen und im engsten Anschluß an des Verfassers beredte Worte der Inhalt von Pöhlmann's lehrreicher Abhandlung. Wir haben seinen Ausführungen wenig hinzuzufügen; denn wir stimmen ihm in allen wesentlichen Punkten bei. Nur eines möchten wir nicht versäumen, hervorzuheben. Gewiß ist es nothwendig, daß auf unseren Schulen weit mehr, als es bisher geschehen, die Grundlage zur politischen Ausbildung der Jugend systematisch gelegt werde. Ist doch der gegenwärtig von vielen Seiten nicht ohne Grund beklagte Verfall des öffentlichen Lebens vielleicht zum nicht geringen Theile darauf zurückzuführen, daß das bisherige Maß politischer Jugenderziehung den gesteigerten Anforderungen unserer Zeit nicht mehr zu genügen vermag. Und wenn das geschichtliche Leben der antiken Völker, wie Pöhlmann darzuthun versucht, sich besser als jeder andere Bildungsstoff zur Lösung dieser wichtigen pädagogischen Aufgabe eignet, wer möchte da die Verantwortung übernehmen und die Jugend dieser Bildungsquelle berauben? Aber ist die politische Bildung denn Alles? Nicht darum handelt es sich bei der Discussion des Gymnasiallehrplanes, ob man der Jugend ein Bildungsmittel entziehen solle, das sich im Leben der Vorfahren bewährt, sondern, genau besehen, vielmehr darum, ob die Methode, in der es bisher nutzbar gemacht wurde, nicht eine übermäßig zeitraubende sei und jugendliche Kräfte absorbire, die in Anbetracht der veränderten Werthschätzung gewisser Kenntnisse anderweit fruchtbringender verausgabt werden sollten. Es ist neuerdings wieder Mode geworden, mit geringschätzigem Achselzucken von dem allgemeinen Bildungswerthe der „öden" Naturwissenschaften zu sprechen. Wir zweifeln sehr, ob mit Recht. Die Söhne eines Zeitalters, das im Guten wie im Schlimmen von den Fortschritten naturwissenschaftlicher Erkenntniß bedingt erscheint und von ihnen noch Unendliches erhofft, haben die Pflicht, sich auf diesem Gebiete wahrhaft heimisch zu machen, wollen sie nicht aller aus der Geschichte von Hellas und Rom geschöpften politischen Bildung zum Trotz hilflose Fremdlinge in ihrer großen Zeit bleiben. Und sollte wirklich die intime Bekanntschaft mit der antiken Götter- und Heroenwelt vom Standpunkte wahrer Bildung durch ein tiefgehendes Verständniß der Wunder des Dampfes und der Elektricität nicht aufgewogen werden? Ja, ist man wirklich noch „gebildet", wenn man im Vollbesitz seiner „humanistischen Kenntnisse" den alltäglichsten Erscheinungen des modernen Lebens verständnißlos gegenübersteht? Aber wir wollen die Beantwortung dieser Gewissensfrage jedem unserer Leser selbst überlassen. — — —o—g.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— **Walther von der Vogelweide.** Ein Dichterleben von **Anton E. Schönbach.** Zweite Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1895. (VIII und 216 S. 8°.) Geh. 2 ℳ 40 ₰, Leinenb. 3 ℳ 20 ₰. — Wir dürfen es als eine hocherfreuliche Thatsache verzeichnen, daß die treffliche Schönbach'sche Arbeit über Leben und Dichten Walther's, der erste Band der von Dr. Bettelheim herausgegebenen Biographien-Sammlung „Geisteshelden", bereits jetzt in zweiter Auflage vorliegt. Es läßt sich hieraus wohl der Schluß ziehen, daß die Ergebnisse der gelehrten germanistischen Studien, wenn in geeigneter Form dargeboten, auch in weiteren Volkskreisen freudig und willig aufgenommen werden. Daß freilich Walther's Dichtungen je unseren Volksgenossen so von den Lippen fließen sollen, wie den Italienern Dante's Terzinen und Tasso's Stanzen, damit hat es aus naheliegenden Gründen gute Wege. Es muß uns bezüglich der mittelalterlichen Dichtung genügen, wenn, um mit dem Verfasser zu reden, das Volk durch sie „seine Vergangenheit verstehen und achten lernt und daraus Kraft und Muth für die Gegenwart und Zukunft schöpft". Diesem Zwecke kann die vorliegende Waltherbiographie in der That dienen, und darum begrüßen wir mit Freuden die sorgfältig durchgearbeitete zweite Auflage derselben mit dem Wunsche, daß Herr Walther als deutscher Geistesheld, als führender Geist und Herzog auch beim Uebertritt in das zwanzigste Jahrhundert seinen Deutschen wacker voranschreite. In dankenswerther Weise ist der neuen Auflage ein kurzer Bericht über die einschlägige Literatur beigegeben, der auf 11 Seiten den Verlauf der Waltherstudien von Ludwig Uhland's zuerst 1822 erschienener Biographie Walther's an bis auf die jüngste Gegenwart herab klar und lichtvoll vor Augen stellt. Prof. Dr. H. C. K.

— Der Buch- und Musikverlag von Adolf Kunz in Berlin (NO, Neue Königstraße 19) hat eine „**Musikalische Volksbibliothek**" gegründet, die bereits fast 1000 Nummern umfaßt; ihr Inhalt stellt sich zusammen aus classischen und modernen Salonstücken für Clavier 2- und 4händig, Liedern und Violinstücken mit Clavierbegleitung, sowie einer Anzahl Compositionen für Flöte und Zither; neben einem großen Theil populärer Waare finden sich auch Abschnitte aus den Werken erster Meister: es ist also für jeden Geschmack gesorgt, und da jedes Heft — bei übrigens tadelloser Ausstattung — für den geradezu enorm billigen Preis von 10 ₰ zu kaufen ist, so dürfte der Verleger mit seinem Unternehmen das, was er durch den Titel gewissermaßen als Programm aufstellte, in der That verwirklicht haben. Pf.

— In Hermann Graser's Verlag in Annaberg erschien in zweiter verbesserter Auflage „**Aus dr verwörrtn Zeit**" von **Röder.** Diese lustigen Schwänke aus dem Revolutionsjahre 1848, die das achte Heft der „Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart" bilden, sind ein neuer Beweis, daß ein gesunder Humor im sächsischen Erzgebirge zu Hause ist. Der Verfasser schildert uns, was die demagogischen Umtriebe anno 1848 in einem kleinen Gebirgsstädtchen zu zeitigen vermochten — nichts als Possen! „Bei 'n Pröffudant", die „Volksversammling", „a Verbrideringsfast", sowie „die Revolutiu" sind Capitel, die köstliche Scenen enthalten. Nur will uns Eines nicht behagen: Wird ein solcher Stoff einmal in Versen behandelt, so darf unseres Erachtens der Reim nicht fehlen. Ohne diesen werden die Verse zu schwer, ganz abgesehen davon, daß sich der Verfasser auf diese Weise manche hübsche Pointe entgehen lassen muß. Alles in Allem jedoch dürfte das Büchelchen, von Rudolf Köselitz gut illustrirt, ganz besonders in der engeren Heimath seines Verfassers eine willkommene literarische Gabe bilden. G. Sch.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 15. Dienstag, den 4. Februar. 1896.

Die Volksdichtung der deutschen Ansiedler in der Bukowina in ihrer Beziehung zur deutschen Dichtung im Westen.

Von Dr. Raimund Fried. Kaindl. (Alle Rechte vorbehalten.)

Die Deutschen der Bukowina stammen aus verschiedenen Ländern Deutschlands, Deutschösterreichs und Ungarns. Sie haben im fernsten Osten Oesterreichs mitten zwischen anderssprachigen Völkern eine Heimstätte deutscher Sprache und Cultur geschaffen. Anspruchslos in ihrem Auftreten und ohne irgend welche Aspirationen haben sie sich um die Förderung der geistigen und materiellen Cultur in dem fernen Ländchen die größten Verdienste erworben. Dies gilt nicht nur von der städtischen Bevölkerung deutscher Herkunft, sondern auch von den zahlreichen ländlichen Ansiedlern, die vorzüglich für die Verbesserung des Acker- und Gartenbaues, ferner der Viehzucht Anerkennenswerthes geleistet haben. Auch in den Bergwerken und Glashütten wurden und werden besonders deutsche Arbeiter beschäftigt.[1] So innig aber auch die deutschen Ansiedler mit den anderen Bevölkerungselementen, zumeist Ruthenen und Rumänen, in Berührung traten, so haben sie doch, trotz ihrer Minderheit, ihren deutschen Charakter, ihre Sprache und Volkssitte treu bewahrt. Noch haben sie auch ihre nationale Volksdichtung nicht vergessen, und manches der Lieder, welche heute an den Ufern des Pruths und Sereths, der Suczawa und Moldawa erklingen, haben sie von den Geländen des Rheins mitgebracht. Unter diesen alten, weitgewanderten Liedern ragt vor Allem die Romanze von dem Töchterlein des „Pfalz(Mark-)grafen über dem Rhein“ hervor, welches schon den Sammlern des Wunderhornes „durch die Bemühung des Herrn A. B. Grimm aus Schlüchtern bei Heilbronn“ bekannt geworden war.[2] Unsere interessante Variante lautet:

Es wohnet ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der hatte drei schöne Töchterlein;
Die erste, die zog nach Schwabenland,
Die zweite, die zog nicht weit davon.

Die dritte, die zog bald hin und her,
Da kam sie vor ihrer Schwester Thür.
„Braucht ihr nicht ein Mädchen auf ein Jahr?“
„„Wir brauchen ein Mädchen auf sechs, sieben Jahr.““

Und als die Jahre verflossen waren,
Da wollte das Mädchen zur Hochzeit fahren.
Gab sie ihr einen Apfel, war rund und roth,
Darinnen war der bittere Tod.

„„Ach Mädchen, wenn du krank wirst sein,
So sage mir deine Elterlein.““
„Mein Vater war Pfalzgraf wohl an dem Rhein,
Meine Mutter war Königstöchterlein.“

„„O nein, o nein, das kann nicht sein,
Sonst möchten wir beide Schwestern sein.““
„O ja, o ja, das kann schon sein.
Geh an die Trugel, dort ist der Schein,
Dort wird es ja zu finden sein.“

Und als sie an die Trugel kam,
Da fing sie ja zu weinen an.
„„O, bringt mir Semmel, o, bringt mir Wein,
Wir wollen noch einmal lustig sein.““

„Ich will keine Semmel und will keinen Wein,
Und will auch nicht mehr lustig sein.“
Es stand kaum an den ersten Tag,
Da legt man zwei Schwestern auf ein Schab.
Es stand kaum an den zweiten Tag,
Da legt man zwei Schwestern in ein Grab.
Es stand kaum an den dritten Tag,
Da brennen zwei Lichtlein auf einem Grab.

Das erste, das brennt dem Himmelreich,
:|: Das zweite, das brennt der Hölle zugleich :|:[3]

Aber nicht nur dieses Lied haben die deutschen Colonisten der Bukowina treu bewahrt, es ist vielmehr auch eine Reihe anderer zu verzeichnen. Das bekannte „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an“ hebt hier an mit den Worten „Zu Straßburg auf der langen Brück, ging mir mein Unglück an“, worauf das Abenteuer des flüchtigen Schweizers erzählt wird. Wie innig auch hier trotz einzelner Aenderungen der Anschluß an das alte Gedicht ist, mag z. B. der Vergleich der folgenden Strophe lehren. Wunderhorn S. 99:

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt, erschießt mich gleich;
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, daß das Blut 'rausspritzt,
Das bitt ich euch.

Unsere Variante:

Ihr Brüder alle drei,
Verschießet mich sogleich,
Verschonet nicht mein junges Blut,
Schießet drauf, daß es spritzen thut.
:|: Das bitt ich euch. :|:

Bezeichnend ist es, daß auch die Refrains „ging's mir nicht an“ und „Mit mir ist's aus“ übereinstimmen; dieselben bleiben aber dem Gedächtnisse am besten eingeprägt. Statt des Gebetes in der letzten Strophe enthält die Variante einen Abschiedsgruß an die Heeresgenossen und einige Worte des Vorwurfs für den „General, den größten Mann“, der den Deserteur verurtheilt hat. Ebenso interessant ist eine Variante des Gedichtes „Die Judentochter“.[4] Die erste Strophe, welche mit „Es war eine schöne Jüdin“ anhebt, stimmt völlig überein; aber auch im weiteren Verlaufe ist die Verwandtschaft eine überaus große. Die bemerkenswertheste Abweichung ist wohl in der Strophe enthalten, in welcher der Schreiber dem Mädchen die Taufe und einen Namen vorschlägt. Die Variante ist hier deutlicher, indem sie auf den Wechsel der Namen nachdrücklicher hinweist:

Ach Jüdin, liebste Jüdin,
Das darf ich ja nicht thun;
Erst mußt du dich lassen taufen:
Barbara sollst du heißen,
Susanna, Liebste mein.

Von dem köstlichen Gedichte „Der vorlaute Ritter“[5] findet sich eine sehr verwandte Variante; nur der Schluß ist kräftiger. In der älteren Form räth das Mädchen dem Ritter, der das bei ihr genossene Liebesglück ausgeplaudert hat, Folgendes:

„Reit du nach jener Straße,
Reit du nach jener Heide,
Wo du gekommen bist:
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf drauf nur leg,
Trägst keine Federn weg.“

[1]) Ausführlichere geschichtliche Mittheilungen über die deutschen Ansiedler in der Bukowina und einzelne Proben aus den verschiedenen Dichtungsarten sollen in einem späteren Aufsatze geboten werden.

[2]) Wunderhorn (Reclam's Ausgabe) S. 58.

[3]) Wir geben die Lieder in neuhochdeutscher Schriftsprache wieder, da nur wenige Leser Interesse an den dialektischen Erscheinungen haben dürften.

[4]) Wunderhorn S. 170.

[5]) Wunderhorn S. 25 f.

In unserer Variante heißt es dagegen:

Reit dort hinunter, dort unten auf der Heide,
Dort steht ein Lindbaum breite,
Dort unter dieser Linden,
Wirst du einen Haufen finden.
Nimm dein rothes Köpfchen,
Und steck es dort hinein,
Wird an dem frühen Morgen
Dein Kopf nicht sedrig sein.

In ebenso verwandten Formen findet sich bei den deutschen Colonisten der Bukowina das Lied „Frau Nachtigall"[6]), nur daß hier das dreistrophige Gedicht um vier weitere Strophen erweitert erscheint. In überaus wohl erhaltener Form hat sich ferner das schöne Gedicht „Liebesprobe"[7]) erhalten. Man vergleiche z. B die erste Strophe, in der auch wieder eine Linde genannt wird.

Es sah eine Linde ins tiefe Thal,
War unten breit und oben schmal,
Worunter zwei Verliebte saßen,
Vor Lieb ihr Leid vergaßen.

Es stand eine Linde im tiefen Thal,
:,: War oben breit, unten schmal. :,:
Da standen zwei Liebe beisammen,
:,: Versprachen sich eine der andern. :,:

Auch Lieder wie das von der „schwarzbraunen Hexe"[8]) und jenes „Ich habe mein Feinsliebchen schon lange nicht gesehn"[9]) leben wohl erhalten fort. Weniger gilt dies z. B. von dem Soldatenlied „Rewelge"[10]), wiewohl auch in diesem Falle die Variation vieles Verwandte aufweist. Noch von anderen Liedern sind einzelne Strophen anderen, vielleicht neugedichteten Liedern angereiht worden. So steht die erste Strophe von „Unbeschreibliche Freude"[11]) vor zwei verwandten Liedern. Die Varianten lauten:

„Wer steht denn draußen und klopfet an,
Der mich so leis aufwecken kann?"
„„Ich bin es hier wohl in der Still,
Der dich so leis aufwecken will"" u. s. w.

„Es ist Zeit zum schlafengehn,
Zu meinem Schätzchen wollt ich gehn."
„„Wer ist denn draußen, wer klopft denn an,
Der mich so leis aufwecken kann?""

„Frag du nicht lang, wer draußen mag sein,
Steh du nur auf und laß mich 'rein" u. s. w.

Für das Verwenden einzelner Theile eines bekannten älteren Gedichtes für neugedichtete Lieder lassen sich mehrere beachtenswerthe Beispiele beibringen. So finden sich die ersten zwei Strophen des Liedes „Petersilie"[12]) in dreien der Bukowiner Lieder verwerthet. Die erste steht im folgenden:[13])

Was hab ich denn mein' Herzliebchen gethan,
Es geht ja vorüber und schaut mich net an,
Es schlägt ihr Aeuglein wohl unter sich,
Und hat einen andern viel lieber als mich.

Das macht ihr stolzer hochmüthiger Sinn,
Daß ich ihr nicht schön und reich genug bin,
Und bin ich auch nicht reich, so bin ich doch jung,
Herzallerliebstes Schätzchen, was kümmre ich mich d'rum.

Die tiefen, tiefen Wässer, die haben keinen Grund,
Laß ab von der Liebe, sie ist dir nicht gesund,
Die hohen, hohen Berge, das tiefe, tiefe Thal,
Da seh ich mein Schätzlein zum allerletzten Mal.

Die zweite Strophe findet sich etwas variirt in zwei ähnlichen Liedern. Die Varianten lauten:

Auf meinem Grabe wächst eine Lilie
Und daneben eine Petersilie.
„Petersilie du süßes Kraut,
Ich hab' mein' Schatz zu viel vertraut."

Auf meinem Grab stand eine Lilie.
„O Lilie, Petersilie,
O Petersilie, du süßes Kraut,
Ich hab' meinem Schatz zu viel vertraut."

In ähnlicher Weise findet sich die erste Strophe des Liedes „Wie kommt's, daß du so traurig bist"[14]) in zwei Gedichten in eng verwandter Form wieder:

„Was stehst du so traurig da
Und schaust mich gar nicht an?
Ich seh dir an deinen Augen, Augen an,
:,: Daß du geweinet hast :,:
Bei der Nacht,
Daß du geweinet hast."

„Schatz, was stehst du traurig da
Und schaust mich gar nicht an?
Denn man sieht's dir an den Aeuglein an,
Daß du geweinet hast."

Mit anderen Gedichten und den Motiven, welche sie boten, sind ganz merkwürdige Veränderungen vor sich gegangen. Es möge gestattet sein, den Lesern das „Tabakslied" aus dem „Wunderhorn"[15]) mitzutheilen, um den Vergleich mit dem folgenden schwäbischen Liedchen aus der Bukowina zu ermöglichen:

Wach auf! Wach auf, der Steuermann kömmt,
Er hat sein großes Licht schon angezündt.
Hat er's angezündt, so giebt's einen Schein,
Damit so fahren wir ins Bergwerk ein.
Der eine gräbt Silber, der andre gräbt Gold.
Dem schwarzbraunen Mägdlein sind wir hold.
Tabak! Tabak! echtadliges Kraut!
Tabak! Tabak! du stinkendes Kraut!
Wer dich erfand, ist wohl lobenswerth,
Wer dich erfand, ist wohl prügelnswerth.

Und nun die Variation:

Auf, auf und auf ihr Bergwerksleut!
:,: Zündet an das Tageslicht :,:
Damit man zieht ins Bergwerk n'ein!

Die Bergwerksleut sind hübsch und fein,
:,: Sie graben das Silber aus :,:
Aus Felsenstein, aus Felsenstein.

Der eine grabt das Silber, der andere das Gold,
Den schwarzbraunen Mädchen, wohl ihn' den Mädchen,
Den sind sie hold, den sind sie hold!

— — — — — — — — —

Tabak, Tabak, du edles Kraut,
Wer dich gepflanzen hat, wer dich gepflanzen hat,
:,: Hat wol gebaut :,:

Kaffee, Kaffee, du edles Mist,
Wer dich gepflanzen hat, wer dich gepflanzen hat,
Das war ein Jud, das war kein Christ.

Wer schnubt und raucht und Branntwein sauft,
:,: Das ist ein braver Mann :,:
Der schnubt und raucht und Branntwein sauft.

Wer nicht schnubt und raucht, kein Branntwein sauft,
:,: Das ist eine wahre Schwein :,:
Der nicht schnubt und raucht und Branntwein sauft.

Noch stärker ist die Veränderung, welche das sehnsüchtige Zwiegespräch zweier Liebenden, welches im Wunderhorn unter dem Titel „Der Schildwache Nachtlied" erscheint[16]), bei zahlreichen Anlehnungen geradezu in ein Streitgedicht zwischen Mädchen und Bursch umwandelt. Hier folgt es:

Ach Schatz, ach Schatz, reise nicht so weit von mir,
Im Rosengarten will ich deiner erwarten,
Im grünen Gras, im weißen Klee.

Und meiner zu erwarten, das brauchst du nicht,
Geh zu einem Reichen, zu deines Gleichen,
Kommst eben recht, kommst eben recht.

Ich heirathe nicht nach Geld und nicht nach Gut,
Eine treue Seele, die ich mir wähl',
Das glauben thu.

Und der es glaubet, der ist ja nicht hier,
Der dient dem Kaiser, er dient dem König,
Er ist Soldat, er ist Soldat.

Wie die einzelnen namhaft gemachten Gedichte an die alte Heimath erinnern, so zeigt überhaupt der ganze Charakter der deutschen Volksdichtung in der Bukowina das Gepräge der Heimath. Hier mag nur noch besonders hervorgehoben werden, daß auch in unseren Liedern das Mittel nicht vergessen ist, mit welchem man sich beim Publicum in dankbare Erinnerung bringt oder von demselben Belohnung heischt. So endet das oben mitgetheilte Lied „Auf, auf und auf ihr Bergwerksleut" mit der Strophe:

Wer hätt' das Lied erdacht? Zwei Knaben aus Ungarn,
Sie haben es gesungen, es ist gelungen,
Sie haben's mitgebracht zur guten Nacht.

---

[6]) Wunderhorn S. 64 f. [7]) Ebenda S. 44 f. [8]) Ebenda S. 26 f. [9]) Ebenda S. 661. [10]) Ebenda S. 51 f. [11]) Ebenda S. 687.
[12]) Ebenda S. 686.
[13]) Vergl. übrigens „Regensburger Liederkranz" S. 60, Nr. 27.
[14]) Ebenda S. 142

[15]) Ebenda S. 78. [16]) Ebenda S. 139.

Und ein anderes, welches den Selbstmord eines verschmähten Liebhabers schildert und vielleicht einem Bänkelsänger abgelauscht ist, schließt:

Merket ihr Mädchen diese Lehr
Von einem todten Schwalanscher:
Daß Sprödigkeit sei niemals gut,
Uns die Moral beweisen thut.
Das ist das End von der Geschicht,
Vergessen Sie das Trinkgeld nicht.

Selbstverständlich ist es, daß allbekannte Volkslieder oder zu Volksliedern gewordene Kunstgedichte sich auch bei den deutschen Colonisten der Bukowina finden, so etwa die Lieder „So leb denn wohl, du stilles Haus", „Die Sonne strahlt im Westen", „Man schafft so gern sich Sorg und Müh", „Ueb' immer Treu und Redlichkeit", „Ich bin so froh und fröhlich", „Fahret hin, fahret hin, Grillen geht", „An der Quelle saß der Knabe", „Einst hat mir mein Leibarzt geboten", „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben" u. A.

Fabelthiere.

Von Moritz Lilie.

Schon in dem Fetischismus der rohesten Naturvölker, in welchem sich das erste Aufdämmern des Vorhandenseins höherer Mächte offenbart, zeigt sich der Hang, den Thieren übernatürliche Kräfte und Eigenschaften zuzuschreiben, und viele Neger- und Indianerstämme verehren in einzelnen Thieren, je nachdem sich diese nützlich oder schädlich erweisen, den guten oder bösen Geist, der ihnen ihr Schicksal bestimmt. Als die Portugiesen am Senegal festen Fuß faßten, fanden sie zahlreiche Götzenbilder in monströsen Thiergestalten vor. Die Aegypter stellten ihr höchstes Wesen Phra, den Sonnengott, in Gestalt eines Sperbers dar. In gleichem Ansehen stand Phta, der Gott von Memphis, das Sinnbild des Lichts; ihm war der heilige Stier Apis geweiht, dem die Aegypter göttliche Verehrung zollten. Der Göttin Pacht, die einen Löwenkopf besaß, war die Katze heilig und in Bubastis, wo sich ihr Tempel befand, mußten alle todten Katzen beigesetzt werden. Kneph, den die Hieroglyphen „Gott der Wasserspenden, der Nilüberschwemmungen" nennen, trug das Haupt eines Widders, Sebak das eines Krokodils; die Göttin Mut ward mit Geierkopf oder auch in der ganzen Gestalt dieses Vogels dargestellt. In der Bibel, diesem ältesten Urkundenbuch der Culturgeschichte, finden sich Andeutungen über ein räthselhaftes Thier, das nicht nur seit Jahrtausenden im Volksglauben fortlebt, sondern bis in die neueste Zeit die Naturforscher über seine Existenz im Zweifel ließ. Es ist das Einhorn, der Schildhalter des englischen Wappens, dessen schon im 4. Buch Mosis, Cap. 23, Vers 22, und Cap. 24, Vers 8 Erwähnung geschieht. Dort heißt es übereinstimmend: „Gott hat ihn aus Aegypten geführt und seine Freudigkeit ist wie die eines Einhorns", aber weder die ältere noch neuere Naturgeschichte vermochte ein Thier aufzufinden, welches der Beschreibung entsprach, die von dem Einhorn traditionell geworden ist; es hatte die Gestalt eines Pferdes, trug aber auf der Mitte der Stirn ein langes, gerades, schwertartiges Horn als mächtige Waffe. Nach der angeführten Bibelstelle besaß es nicht nur den Lebensmuth eines feurigen Rosses, sondern auch nach 5. Buch Mosis, Cap. 33, Vers 17, dessen Kraft und Stärke; sein höchster Werth aber lag in dem Horn, das, als Trinkbecher benutzt, Gesundheit und langes Leben verlieh. Der Ursprung dieser biblischen Ueberlieferungen ist natürlich nicht nachweisbar, aber auch anderwärts wird dieses seltsamen Thieres gedacht. Die römischen und griechischen Schriftsteller Plinius, Aelian, Aristoteles und Ktesias erwähnen desselben wiederholt und verlegen dessen Wohnsitz theils nach Indien, theils nach Afrika. Freilich müssen sie eingestehen, das gehörnte Pferd nie selbst gesehen zu haben; das hinderte sie aber nicht, die Gestalt und Eigenschaften des Einhorns bis in die kleinsten Merkmale zu schildern. Viele aus der großen Schaar der Reisenden, welche den schwarzen Erdtheil besuchten, hatten von Eingeborenen die Existenz dieses Thieres bestätigen hören und sogar Zeichnungen desselben an Felswänden gesehen, nicht Einem aber war es gelungen, das Einhorn selbst oder auch nur das charakteristische Merkmal desselben, sein Horn, zu Gesicht zu bekommen. Noch im Jahre 1853 versuchte J. W. v. Müller in seiner Schrift: „Das Einhorn vom geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Standpunkte" das Vorhandensein desselben wissenschaftlich nachzuweisen, seine Voraussetzungen aber sind nicht zutreffend und anatomische Gründe lassen die Existenz eines Thieres mit nur einem wirklichen Horn auf der Stirn als völlige Unmöglichkeit erscheinen. Noch eines anderen mythischen Thieres erwähnt das Alte Testament: des Leviathan, von welchem das 41. Capitel des Buches Hiob handelt. Manche Bibelinterpreten glauben, daß das hier beschriebene Geschöpf das Krokodil sei, indessen legt das hebräische Lehrgedicht diesem wunderbaren Wesen Eigenschaften bei, die jenes Amphibium nicht besitzt. Eine edlere Schilderung des Leviathan enthält der Talmud; dort erscheint er in Fischgestalt und dient den Auserwählten im Paradiese zur Speise. — Die Obliegenheiten und Thätigkeiten der griechischen Götter wurden vielfach unterstützt und erleichtert durch seltsame Thiergeschöpfe. Pegasus, das geflügelte Roß der Musen, dessen Hufschlag die begeisternde Dichterquelle Hippokrene hervorrief, Cerberus, der dreiköpfige Höllenhund, welcher das Thor zur Unterwelt bewacht, die Sphinx, die Jeden, der das von ihr aufgegebene Räthsel nicht zu lösen vermochte, erbarmungslos vom Felsen stürzte, bis sie selbst von Oedipus überwunden ward, der Drache, welcher die Aepfel der Hesperiden hütet, die feuerspeiende Chimära mit dem Kopf des Löwen, dem Leib der Ziege und dem Schweif des Drachen, die vielköpfige lernäische Schlange, der gefräßige, Alles mordende nemeische Löwe und viele andere furchtbare Phantasiegebilde gehören hierher. Aber alle diese Ungeheuer scheinen nur geschaffen zu sein, um von tapferen, götterentstammten Helden besiegt zu werden, deren kühne Thaten ihnen schließlich als Belohnung die Unsterblichkeit eintrugen.

Aehnliche Ungeheuer wie die griechische und römische Göttersage kennt auch die altgermanische Mythologie, und Schreckgestalten wie die Todesgöttin Hel, der Wolf Fenrier und die Midgardschlange geben an Furchtbarkeit den Phantasiegebilden jener Culturvölker nichts nach. — Das XI. und XII. Jahrhundert, die romantische Blüthezeit des Mittelalters, zeitigte auch die höchste Ausbildung des Glaubens an Drachen und Lindwürmer, und mancher ritterliche Jüngling der Sage zog hinaus, um im Kampfe mit jenem giftigen Gewürm sein Leben zu wagen. Der berühmteste unter ihnen ist der Ritter Sanct Georg, welcher nach der Legende einen Lindwurm erlegte, der im Begriff war, eine Jungfrau zu verschlingen. Die christliche Kirche versetzte den Drachentödter unter die Heiligen, und mehrere Länder, wie England und Genua, erhoben ihn zu ihrem Schutzpatron. Als schöner Jüngling, in voller Rüstung auf einem Schimmel reitend und mit der Lanze das fabelhafte Reptil durchbohrend, figurirt der heilige Georg im Herzschilde des russischen Kaiserwappens; seinem Namen und Gedächtniß ist auch der höchste Orden des nordischen Reiches gewidmet. Im Alterthum und Mittelalter, im Morgen- und Abendlande spielt der Drache eine große Rolle und bei einigen asiatischen Völkern, wie den Chinesen, ist er auf's Engste mit ihren religiösen Vorstellungen verknüpft. Die indo-germanischen Völker übten sämmtlich den Drachencultus, der freilich im Laufe der Jahrhunderte vielfache Veränderungen erfuhr und in manchen Gegenden Deutschlands noch heute dem Aberglauben reichliche Nahrung giebt, indem der Drache als heimlicher Spender von Reichthum in feuriger Gestalt durch den Schornstein fuhr und sein Geschenk, dessen Annahme die Seele dem Teufel überlieferte, auf dem Herde niederlegte. Die Heraldik verwendet den Drachen ebenso häufig, wie Löwen und Adler; in China bildet er das Kaiser- und Reichswappen und in Japan dient er als Verzierung auf Fahnen und Feldzeichen. — Nahe verwandt mit dem Drachen ist der Basilisk, dessen die Bibel ebenso wie jenes wiederholt gedenkt. Jesaias, Cap. 59, Vers 29 und Cap. 14, Vers 5 spricht von Basilisken und Basiliskeneiern, deren Genuß den Tod bringe, und Jeremias im 8. Cap., Vers 17 behauptet, daß dieses Thier nicht „beschworen", d. h. bezaubert werden könne. Der Volksglaube dichtet diesem fabelhaften Wesen die furchtbarsten Eigenschaften an und schon seine Gestalt flößte Angst und Schrecken ein. Plinius und andere Schriftsteller des Alterthums beschreiben den Basilisk als eine fußlange, gelbe Schlange, die einen weißen Fleck und auf dem Kopfe drei Hörner besaß. Sie lebte in der libyschen Wüste, und war so giftig, daß schon der Hauch, ja selbst der Blick tödtete. Der Basilisk entstand aus dem Ei, welches ein Hahn in seinem achten Jahre auf den Mist legte; eine Kröte mußte es bebrüten

und das Thier in der Mitternachtsstunde während des Neumondes die Schale sprengen. Das Volk glaubte, daß ein solcher Basilisk eine Krone auf dem Haupte trage und einen dreispitzigen Schlangenschwanz besitze; der Teufel setzte ihn zum Wächter über verborgene Schätze, und wer diese heben wollte und das Geheimniß nicht kannte, dieses Ungeheuer zu bewältigen, war unrettbar verloren. Dieses Mittel bestand in einem Spiegel, den man dem Basilisk vorhielt; den Anblick seiner eigenen Gestalt vermochte er nicht zu ertragen, giftgeschwollen blähte er sich auf und zerplatzte. Seltsam war der Glaube, daß das einzige Thier, welches er fürchtete, der Hahn war, dem er doch sein Dasein verdankte; bei seinem Anblick erzitterte das Ungethüm und bei seinem Krähen zuckte es todt zusammen. Weniger schrecklich, immerhin aber noch unheimlich genug, dachten sich die Alten den Feuersalamander. Auch er war äußerst giftig und lebte im Feuer, ohne zu verbrennen. Die Alchymisten stellten diesem bei uns nicht seltenen, aber als Nachtthier schwer auffindbaren Molch eifrig nach, weil sie glaubten, daß er die Auffindung des Steines der Weisen erleichtere. Lieblich und poetisch erscheint diesen Schauergeschichten gegenüber die Sage vom Phönix, jenem heiligen Vogel der alten Aegypter, von welchem schon Herodot, der Vater der Geschichte, erzählt. Alle fünfhundert Jahre kam von Osten ein Vogel in den Tempel des sperberköpfigen Sonnengottes Phra zu Heliopolis geflogen, bereitete sich ein Nest aus wohlriechendem Holze und verbrannte sich in demselben selbst. Aus der Asche aber steigt er verjüngt hervor, hüllt die Ueberreste seines früheren Körpers in Myrrhen ein und fliegt damit wieder ostwärts, von wo er gekommen war. Seine Gestalt glich der des Adlers und sein Gefieder trug die Farben Purpur und Gold. Die Priester verkündigten seine Ankunft vorher und das ganze Land feierte dieselbe durch heilige Feste. Ohne Zweifel ist der Phönix nur das Symbol eines astronomischen Zeitabschnittes, vielleicht auch der Zeit selbst, von welcher sich eine Periode nach der andern aus sich selbst erneuert. Das Christenthum nahm ihn als treffendes Sinnbild der Auferstehung in sich auf und das byzantinische Kaiserthum setzte ihn in sein Wappenschild mit der Umschrift: „Felix temporum repartio", glückliche Verjüngung der Zeit. Noch jetzt ist der Phönix als allegorische Figur beliebt, namentlich verwenden ihn Skulptur und Malerei gern als Zeichen der Ewigkeit in Kirchen und auf Grabdenkmälern. — Ebenfalls häufige Verwendung, namentlich seitens der Bildhauerkunst, findet bis auf den heutigen Tag der Vogel Greif, jenes fabelhafte Wesen, dessen schon der griechische Epiker Aristeas 900 Jahre vor Christo gedenkt. Nach der Vorstellung der Alten hatte das Thier den Leib des Löwen, aber Kopf und Flügel des Adlers, war von der Größe eines Wolfes und mit feurigen Augen versehen. Der Sage nach bewachte es die Goldgruben Indiens und der Rhipäen gegen die einäugigen Arimaspen, über denen nördlich, wie Herodot erzählt, die Greife, und noch weiter hinauf die Hyperboräer wohnten. Nur in finsteren Nächten wagten es die Goldgräber, in die Regionen emporzusteigen, wo das edle Metall zu finden war, und auch dann nur schwer bewaffnet und in Schaaren von vielen hundert kampffähigen Männern, denn die Greife duldeten außer dem Löwen und Elephanten kein lebendes Wesen in ihrem Revier. Gelang es den kühnen Abenteurern, die Wächter des Goldes zu täuschen, so kehrten sie mit Schätzen beladen zurück, anderenfalls waren sie rettungslos verloren, denn die Greife tödteten die Eindringlinge bis auf den letzten Mann. Der Ursprung dieser Mythe reicht weit in die vorgeschichtliche Zeit zurück und ist wahrscheinlich bei den alten Persern zu suchen, wenigstens finden sich Darstellungen von Greifen bereits an den Pforten von Persepolis, der späteren Hauptstadt des Perserreiches, und an babylonischen Bauwerken und Tapeten. Die Helme des Memnon und der Athene zierten diese Fabelthiere und auf den Brustharnischen der gefeiertsten Helden des römischen Alterthums, wie Julius Cäsar's und Marc Aurel's, prangten dieselben als Sinnbilder der Weisheit und Aufmerksamkeit, welche Deutung die Heraldik ihnen noch heute beilegt. — Ein Seitenstück zum Greif ist der Vogel Ruk, von welchem die Araber dem Venetianer Marco Polo, welcher im 13. Jahrhundert 26 Jahre lang Asien bereiste, erzählten. Er war von so außerordentlicher Größe und Stärke, daß er mit Leichtigkeit einen Elephanten durch die Lüfte trug, und die orientalischen Märchen erwähnen seiner oft, wenn es sich um die häufig in denselben vorkommenden Luftfahrten handelt. Die mittelhochdeutsche Poesie hat dieses Fabelthier in sich aufgenommen, und auch hier wird es als Träger gedacht, wenn es gilt, den Helden eines Märchens mit Windeseile durch den Aether zu führen. — Wie die Alten sich jeden Hain, jede Quelle, ja den einzelnen Baum durch Nymphen und Dryaden belebt dachten, so auch natürlich in noch viel höherem Maße Fluß und Meer. Hier wohnten die Tritonen, Nereïden und Sirenen, halb Mensch, halb Fisch oder Vogel. Aus den homerischen Ueberlieferungen der Odyssee ging die Vorstellung von den Seejungfern hervor, die durch die seltsamen Gestalten mancher Meerthiere, wie der Seekühe und anderer Robbenarten, neue Nahrung erhielt. Konnte doch noch vor wenigen Jahrzehnten der Reclamekönig Barnum seinen nordamerikanischen Landsleuten eine Seekuh als „Meermädchen" vorführen, und damit zwar nicht die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Yankees, wohl aber seine Taschen in unerhörter Weise bereichern. Die nicht zu verkennende entfernte Aehnlichkeit der Kopfbildung einiger Walthiere mit der des Menschen hat ohne Zweifel auch Veranlassung gegeben zu der Sage von den Meermännern, von denen selbst aufgeklärte und vorurtheilsfreie Forscher und Seefahrer behaupteten sie gesehen zu haben. Der Hirtengott Pan und die Satyrn der griechischen Mythologie sind jenen der Gestalt nach verwandt. Auch sie sind halb Thier, halb Mensch, die obere Körperhälfte gehört der menschlichen, die untere der Thierform an. Sie haben die Füße des Bockes, tragen auf der Stirn kurze Hörner und sind mit Ziegenohren versehen. Die Wald- und Meergötter bilden gewissermaßen den Uebergang vom Thier zum Menschen, in ihnen finden sich die edleren Fähigkeiten und Regungen des vollkommensten Geschöpfes der Erde mit den grobsinnlichen Neigungen des Thieres vereinigt. — Eine der schauerlichsten Sagen, welche die aufgeregte Phantasie jemals zu erfinden vermochte, ist die vom Vampyr und Werwolf, Spukgestalten, die sich in gewissen Stücken gegenseitig berühren und ergänzen. Noch heute ist der Glaube an diese gespensterhaften Wesen in Rußland, Skandinavien und den Donauländern nicht erloschen, ja selbst in einigen Gegenden Frankreichs und Deutschlands glaubt das Landvolk noch steif und fest an die Existenz dieser nächtlichen Unholde. Bekanntlich ist der Vampyr eigentlich der Geist eines Verstorbenen, der Nachts sein Grab verläßt, um Lebende im Schlafe zu überfallen und ihnen das Blut auszusaugen, von dem er sich nährt. Wer von ihm gebissen wird, welkt langsam dahin, und stirbt, um schließlich selbst zum Vampyr zu werden. Das althochdeutsche Wort Werwolf bedeutet „Mannwolf", und diese Uebersetzung giebt den Sinn klar wieder, denn sie bezeichnet einen Mann, der die Fähigkeit besitzt, sich zeitweilig in einen Wolf verwandeln zu können. Schon bei den Skythen, diesem Nomadenvolke des Alterthums, lebte nach Herodot diese Sage, und wahrscheinlich fand sie von hier aus unter den Griechen und Römern Verbreitung. Bei den Südslaven ist das Wesen des Werwolfes gleichbedeutend mit dem des Vampyrs, während die germanischen und romanischen Völker zwischen beiden einen Unterschied machen. Nach ihrer Anschauung giebt es Menschen, die von Zeit zu Zeit in Wolfsgestalt herumschleichen und alle Gewohnheiten dieses Raubthieres, sogar dessen Stimme, annehmen müssen. Sie überfallen in der Nacht Kinder und junge Mädchen, saugen ihnen das Blut aus und durchstreifen heulend und ruhelos die Gegend, bis der Zauber von ihnen weicht und sie ihre natürliche Gestalt wieder erlangen. In Transkaukasien herrscht der Glaube, daß Weiber, die ihr Gewissen mit schweren Sünden belastet haben, sieben Jahre lang in Wölfinnen verwandelt werden. Zur Nachtzeit erscheint ihnen ein Geist mit dem Felle dieses Raubthieres, befiehlt dem Weibe es anzuziehen und die Verwandlung ist vollzogen. Sofort erwacht in ihm der Durst nach Blut, das Weib in Wolfsgestalt frißt erst die eigenen Kinder, dann die nächsten Verwandten und endlich Fremde. Aber nur des Nachts hat der Zauber Wirkung, den Tag über besitzt die Unglückliche Menschengestalt, ist sich aber der schrecklichen Veränderung, die mit ihr allnächtlich vorgeht, wohl bewußt. Wie diese grausige Vorstellung entstehen und sich Jahrtausende lang erhalten konnte, läßt sich nicht mehr nachweisen; der Aberglaube ist beinahe so alt, wie die Menschheit selbst und wird voraussichtlich erst mit dieser aussterben. Seltsam aber ist es, daß noch jetzt im fernen Südosten Asiens und bei vielen Völkern Afrikas der Glaube herrscht, daß einzelne Menschen die Macht besitzen, sich in Löwen, Tiger oder Hyänen zu verwandeln und mit der Gestalt dieser Thiere zwar die Kraft und Sinnesschärfe, aber auch die Mordlust, Gefräßigkeit und Blutgier zu erwerben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 16. Donnerstag, den 6. Februar. 1896.

Wintertage auf den Philippinen.

Nach einer äußerst unruhigen Fahrt in dem wegen seiner Wirbelstürme (Taifune) so sehr gefürchteten Südchinesischen Meere erblickten wir endlich Anfangs Februar die Gestade unsers ersehnten Zieles. Unsre gute „Isla do Panay“, die uns einen vollen Monat sicher beherbergt hatte, lief stolz und ruhig, mit Flaggen geschmückt, in den wenig bewegten Golf von Manila ein, in dessen Hintergrunde sich die Vulkankegel von Luzon majestätisch aufthürmen. Schnell glitten wir an der malerischen kleinen Insel Corregidor mit ihrem Leuchtthurm vorüber. Gegen Osten hin auf flachem Strande erheben sich die Gebäude und Masten des königl. Arsenals von Cavite, gegen Norden hin hebt sich die weiße Häuserkette der Stadt, von vielen Thürmen überragt, von der hinter ihr liegenden blauen Bergkette freundlich ab. Unser Schiff mußte wie alle großen Fahrzeuge in der geräumigen Bucht von Manila liegen bleiben, bald umringten uns die kleinen Dampfer, welche uns an Land bringen sollten; denn der eigentliche Hafen wird durch die Mündungsstrecke des Pasigflusses bis zur Hauptbrücke Manilas gebildet. Wenige Minuten Fahrt noch und wir betraten den Boden unsers heißersehnten Zieles, nicht in Manila selbst, sondern in der nördlich des Pasigflusses gelegenen Vorstadt Binóndo. Altmanila, die eigentliche Stadt, liegt am Süduser des Pasig und ist der Sitz der Behörden, Klöster, Stifter und Kasernen. Umgeben von Mauern und breiten Gräben bietet sie das Bild einer alten spanischen Festung. Der spanische Seefahrer Legaspi, der 1564 den Archipel für Philipp II. in Besitz nahm, hat nur der Sicherheit und sonstigen günstigen Lage wegen 1571 Manila, ein altes von Palissaden umgebenes tagalisches Dorf, zum befestigten Mittelpunkte seiner Eroberungen gemacht. Die Oede und Hitze der alten Colonialgründung, der ältesten neben Goa in Indien in Asien überhaupt, veranlaßten die Fremden sich nördlich des Pasig in Binóndo und in den freundlichen angrenzenden Dörfern anzusiedeln. Das Hôtel Oriente in diesem neuern Stadttheile nahm uns gastfreundlich auf, hier war es uns sogleich möglich, die eigenartige Bauart der Häuser kennen zu lernen. Die Bauart aller menschlichen Behausungen ist durch die Rücksicht auf die außerordentliche Reizbarkeit des Vulkanbodens und auf das Klima bestimmt, Erdbeben und Taifune bedrohen gleicherweise hier täglich das „Gebild von Menschenhand“. Ganz aus Stein sind nur monumentale Gebäude, wie der mächtige Dom in der Festung, der wiederholt neu aufgebaut wurde und gar deutliche Spuren überstandener Erdbeben trägt. Die Wohn- und Geschäftshäuser sind durchgehends einstöckig und nur im Unterbau aus Stein, im Oberbau aber aus Holz. Das erste Stockwerk springt zumeist etwas vor, und vielfach finden sich daher auch Säulengänge, die den Bürgersteigen Schatten und Schutz gewähren. Das Innere ist sehr geräumig, überraschend wirkt das gänzliche Fehlen von Glasscheiben in den großen Fensteröffnungen. Entweder bleiben diese ganz offen, oder sie werden durch luftige Jalousien oder schwere Schiebefenster abgeschlossen, welche das Licht durch dünne Austerschalen, die Placunamuscheln, im Gitterrahmen nur in sehr geringem Maße durchlassen. Die großen Zimmer unsers Hôtels machten mit ihrem geringen Möbelbestande und einfach weißgetünchten Holzwänden einen ziemlich nüchternen Eindruck. Der Feuchtigkeit wegen bewohnt man nur das erste Stockwerk, während das Erdgeschoß als Magazin, Dienstraum, Stallung oder Laden benutzt wird. Die Häuserreihen der Europäerviertel gewähren in ihrer eben geschilderten Bauweise durchaus ein angenehmes Bild, das uns europäisch anheimelt. Neuerdings findet die Eisenconstruction großen Anklang in Manila, eine belgische Firma hatte eine große Kirche mit 2 Thürmen ganz aus Eisen aufgeführt, die so gefiel, daß man wohl noch 6 Stück für die Philippinen bestellt hatte. Einen durchaus anderen Charakter haben die von Chinesen und den niederen Eingeborenen bewohnten Viertel. Den Hauptstock der Bevölkerung bilden ja die Tagalen, die Abkömmlinge der mohammedanischen Eroberer malayischen Stammes, welche einige Jahrhunderte vor der Ankunft der Spanier Luzon besetzten und die eigentlichen Eingeborenen, die Igorotes und Negritos, in die Berge und abgelegenen Gegenden verdrängten. Die malayische Cultur berührt sich auch in Manila unmittelbar und unverfälscht mit der europäischen: die tagalischen Vorstädte und Vordörfer bieten dasselbe Bild wie die Dörfer des Innern, Pfahlbauten aus Bambus, Brettern und Palmblättern bilden die leichtvergänglichen Behausungen der ärmeren Tagalen. Der untere Raum, durch ein Gitter eingefaßt, dient als Stall oder Magazin, besonders bietet er den Schweinen Unterkunft und Nahrung, denn sie fressen hier allen Unrath auf, der von oben herabfällt. Die meisten Häuser, selbst die Hütten der Eingeborenen, haben eine Art Veranda, einen nicht überdachten Raum in gleicher Höhe mit der Wohnung, die Azotea genannt. Das Innere der Tagalenwohnungen ist dürftig ausgestattet, Bambusgeräthe dienen hier den verschiedensten Verrichtungen. Sehr oft sahen wir, wenn wir einen Blick in das Innere solcher Hütten warfen, Chromolithographien von Wetzel und Naumann als Zimmerschmuck angebracht, alte Bekannte, die uns auch in sehr entlegenen Dörfern plötzlich in die Heimath versetzten; einer gewissen Komik entbehrte auch nicht der Anblick von Nähmaschinen inmitten der Dürftigkeit dieser Eingeborenenhütten. — Das architektonische Bild, welches uns auf unsern Fahrten durch Manila und seine Vororte die Straßen und Plätze boten, wird besonders in der inneren Stadt reichbelebt durch ein buntes Straßenleben. Binóndo, unser Aufenthaltsort, besitzt die schönste und belebteste Straße Manilas, die Escuelta, hier konnten wir vom Geschäftshause unsers Freundes aus das reichbelebte Bild eingehend betrachten. Die Tagalen, „Indios“ von den Spaniern genannt im Gegensatze zu den „Moros“, den schwarzen Ureinwohnern (Negritos und Igorotes), bilden auch im Straßenleben den Haupttheil der Bevölkerung, ihre bräunliche Hautfarbe und ihr Gesichtsschnitt kennzeichnet sie als Malayenabkömmlinge, ihre Kleidung ist fast europäisch, wenigstens in Manila. Die Männer tragen eigenthümlicherweise ein sorgfältig geglättetes Oberhemd als Ueberwurf und erlangen hierdurch ein etwas befremdliches Aeußere. Die Indierin, zumeist schön gewachsen, mit herabwallendem üppigen schwarzen Haare und großen dunkeln Augen, trägt am Oberkörper inländische, oft kostbare Stoffe von durchsichtiger Feinheit und tadelloser Weiße, von der Hüfte an abwärts ist sie in ein buntgestreiftes, weitfaltiges Kleid (Saya) gehüllt, das bei Reicheren im oberen Theile noch durch ein dunkles Tuch, Tapis, zusammengehalten wird. Die nackten Füße stecken in reichgestickten Pantoffeln, die durch die kleine Zehe von außen festgehalten werden. Besonders ausgezeichnet durch schöne Formen und Züge sind die Mestizinnen, die sich wie die Indierinnen kleiden. Die Mestizen, theils Mischlinge von Chinesen und Tagalen, theils von Spaniern oder anderen Europäern und Tagalen, haben nächst den Tagalen den Hauptantheil an der Bevölkerung von Manila, denn Manila hat mit seinen Vororten bei ungefähr 300000 Einwohnern 5000 Spanier oder Kreolen, 15000 Chinesen, 50000 chinesische und 4000 spanische Mestizen, die Hauptmasse der Bevölkerung sind Tagalen; ferner wohnen hier noch einige Hundert Engländer und ungefähr 100 Deutsche und Schweizer, in deren Händen sich hauptsächlich der Großhandel befindet. Der Kleinhandel wird zumeist von Chinesen betrieben, die sich auch hier durch eisernen Fleiß, größte Sparsamkeit, Geschäftsklugheit und eine gewisse Solidität die Achtung der übrigen Bevölkerung errungen haben.

Zur Zeit unsers Aufenthalts mußten sie allerdings manches spöttische Wort über ihre Nation hören, da gerade der für ihr Vaterland so unglückliche Krieg mit Japan in Aller Munde war. Allabendlich wurde während des vergangenen Winters im Circus „Japan und China im Kriege“ dargestellt, wobei die furchtbaren Schläge, welche China bekam, Hauptgaudium der Bevölkerung wurden; aber die Chinesen ließen alle Hänseleien ruhig über sich ergehen. Vielfach dienen die Chinesen auch als Köche bei den Europäern und reichen Eingeborenen oder Mestizen; als solche genießen sie einen wohlverdienten Ruf. Der chinesische Kochkünstler unsers lieben Freundes, bei dem wir speisten, verstand sich unter Anleitung seiner liebenswürdigen Gattin vorzüglich auf deutsche Küche. Die übrigen Diener, deren sich jeder Europäer mindestens einen hält, sind Indier, meist sehr schweigsame und dem Weißen gegenüber sehr unterwürfige Leute. Unter den einzelnen Handwerken herrscht auch eine gewisse rassenmäßige Arbeitstheilung, so sind die Schneider sämmtlich Indier, die Schuhmacher dagegen Chinesen. — Die „Gesellschaft“ Manilas scheidet sich ebenso durch Rasse und Beruf in Parteien, die wenig Berührung mit einander haben, ja zum Theil sich geradezu mißtrauisch gegenüberstehen. Besonders nehmen die Halbblütigen eine eigene, isolirte Stellung ein; sie sind der reichste und unternehmendste Theil der Bevölkerung, denn Thatkraft ist bei den meisten ein Erbtheil ihrer Väter, der Chinesen. In den letzten Jahrzehnten haben sie den Landbesitz zumeist an sich gerissen und mit Rücksichtslosigkeit die schlaffen Indier ausgebeutet. In Manila sieht man daher ganze Viertel von Villen inmitten herrlichsten Grüns, die den reichen Plantagenbesitzern, Mestizen, gehören. Diese Kreise entfalten besonders nach reicher Ernte oft unerhörten Luxus, vor Allem in Schmucksachen und in der Ausstattung ihrer Wohnungen. Ihre Salons sind mit Wandspiegeln und glitzernden Glasleuchtern überladen. Oft sahen wir im Vorraume reicher Hacienderos (Plantagenbesitzer) auch an sehr entlegenen Punkten der Inseln glänzende Waffen aufgehängt oder ganze Ritterrüstungen aufgestellt. Einer unsrer halbblütigen Gastfreunde konnte uns sogar mit Stolz auf eine Reihe von großen Büsten deutscher Fürsten und Dichter in seinem Salon hinweisen. In den Mestizen fanden wir überhaupt stets Freunde der Deutschen, sie fühlten sich hochgeehrt, wenn wir sie besuchten und wir erfreuten uns der weitestgehenden Gastfreundschaft. Auf die Spanier, die Herren des Landes, sind sie aber sehr schlecht zu sprechen, weil deren lächerlicher Stolz ihnen als Halbblütigen gegenüber besonders verletzende Formen annimmt, und die spanische Mißwirthschaft trägt auch nicht dazu bei, Sympathien bei den Eingeborenen zu wecken. Die Mestizen hegten daher zur Zeit der Karolinenfrage nicht geringe Hoffnung, Deutschland würde nicht nur die Karolinen, sondern auch noch die Philippinen occupiren und mit Freude erzählten sie uns noch von der Anwesenheit eines deutschen Kriegsschiffes in der Bai von Manila. — Die Spanier bilden die Gruppe der Regierungsbeamten und Militärs, sie sind von außerordentlicher Liebenswürdigkeit dem Europäer gegenüber, halten sich aber trotzdem in Manila ziemlich reservirt, umsomehr als sie auch in religiöser Beziehung den übrigen Europäern gegenüberstehen und auch local isolirt sind, denn sie wohnen meist in Altmanila, während die Handelswelt, Engländer, Deutsche, Mestizen und Chinesen, ihre Geschäftshäuser und Villen in Binóndo und anderen Vororten besitzt. Gar bald nach unsrer Ankunft in Manila verlebten wir einige gemüthliche Abende im Deutschen Club und erfreuten uns der liebenswürdigsten Gastfreundschaft in dessen eignem Hause, fanden hier im Lesesaal viele Zeitungen der Heimath und eine deutsche Bibliothek. Bei fröhlichem Kegelspiel und ausgezeichnetem Münchner Bier hätten wir vergessen können, daß wir uns in einem Lande befanden, in dem die Sonne 7½ Stunden früher aufgeht als in unserm guten Leipzig. — Die „Gesellschaft“ Manilas sammelt sich allabendlich auf der Luneta am Strande der Bai, einer elliptischen Straße mit Musiktempel im Mittelpunkte, wo die Militärkapelle gegen 6—8 Uhr concertirt. Früh 8—12 Uhr wird zumeist gearbeitet, gegen 6 Uhr verläßt man das Haus und läßt sich von einem der überall herumstehenden Ein- und Zweispänner nach der Luneta fahren. Die Fahrten sind außerordentlich billig, Indier leiten die mit kleinen ausdauernden Pferden bespannten Wagen, Caramáten oder Killes genannt je nach der Güte, während alles Lastfuhrwerk von Büffeln gezogen wird. Der zweiräderige oder auf Schlittenkufen ruhende Ochsenkarren ist besonders ein Charakteristikum der Vorstädte und des Innern. In Manila fährt ebenso wie in Singapore und Hongkong Jeder, der es nur einigermaßen erschwingen kann, selbst der Indier, wenn er weiter als 5 Minuten zu laufen hat, das Fahren ist daher hier wie in ganz Ostasien außerordentlich billig. In Manila fehlen aber ganz die den Fremden in Ostasien so überraschenden „Menschendroschken“, Djinrikschas, zweiräderige, gut ausbalancirte Wagen, die von einem halbnackten chinesischen Kuli in größter Schnelligkeit gezogen werden. In den Abendstunden fahren in Manila Hunderte von Ponymiethswagen und elegante Equipagen in dichtem Zuge hinter einander der Luneta zu. Manch' reizende Dame in Mantille und Blumen im Haar fährt an uns vorüber. Ein Gewühl sondern gleichen entsteht um diese Zeit besonders auf der Brücke von Binóndo nach Manila, die wir passiren müssen. Endlich erreichen wir die Luneta am Strande, von dem das Wellengemurmel heraufklingt; aber es vermischt sich und wird zeitweilig übertönt von dem Stimmengewirr und den Musikklängen von der Luneta her. Die Herrenwelt sitzt auf den aufgestellten Stühlen und beobachtet das farbenreiche und buntbewegte Bild, viele Herren begleiten auch zu beiden Seiten die in der elliptischen Luneta herumfahrenden Damen, plaudernd und scherzend. Das mystische Dunkel, welches früher trotz der zahlreichen Petroleumlampen geherrscht hatte, war allerdings verschwunden, dafür erstrahlte aber jetzt über das bunte Gewühl elektrischer Lichterglanz; denn Manilas elektrische Beleuchtung functionirte gerade in den Tagen unsres Aufenthalts zum ersten Male und zwar sehr gut. Gasleitungen werden wegen der Erdbeben nicht gelegt. Die Rückfahrt zur Stadt durch die dunkeln Alleen gewährt einen eignen Reiz durch die großen prachtvollen Feuerkäfer auf den Bäumen und die sich im Pasigflusse wiederspiegelnden Lichter von Binóndo. Jene Feuerkäfer werden sogar bei Gartenfesten von den Damen als Haarschmuck verwendet. — Der größte Pomp wird bei den religiösen Festen in Manila entfaltet: Umzüge mit Heiligenstatuen, deren Geschmeide oft Unsummen Geldes repräsentiren, dienen besonders zur Verherrlichung derselben. Leider hatten wir keine Gelegenheit, uns ein Kirchenfest anzusehen. Dagegen versäumten wir nicht, uns am ersten Sonntage unsers Aufenthalts einen Hahnenkampf anzusehen. Wir begaben uns nach einer der sogenannten „Galleras“, wo mit behördlicher Erlaubniß Kämpfe stattfanden; das war eine große, mit Stroh gedeckte Halle, deren ebener Kampfplatz in der Mitte ungefähr 6 Meter im Geviert maß. Kleine Tribünen für die Vornehmeren, den Bankier und die Kampfrichter, im Hintergrunde ein weiter amphitheatralischer Raum umschließen den Kampfplatz. Je zwei Männer traten mit ihren für den Kampf abgerichteten Hähnen in die Arena und wiesen zunächst ihre Hähne vor. Die Besitzer hinterlegten dann ihre Einsätze beim Bankier und das Publicum setzte auch auf die beiden Hähne, bis auf beiden die gleiche Summe stand. Nun begann erst der Kampf. Die Hähne suchten sich mit ihren Sporen, an denen noch haarscharfe Messer befestigt waren, zu verletzen und oft endete der erste Anprall tödtlich, mitunter dauerte der Kampf aber auch lange, wobei dann wohl ein kampfesmüder Hahn das Weite suchte, aber für seine Feigheit in grausamster Weise von seinem Besitzer bei lebendigem Leibe gerupft wurde. Die Zuschauerschaft, meist den niederen Ständen angehörig, war natürlich leidenschaftlich an dem Gange des Kampfes betheiligt, umsomehr als bei ihnen oft ihr ganzes Baarvermögen auf dem Spiele steht. — Manila besitzt im Allgemeinen wenige Sehenswürdigkeiten im europäischen Sinne, seine Kirchen, meist im Jesuitenstile des 17. Jahrhunderts gebaut, sind zwar prunkvoll ausgestattet, haben aber wenig den Protestanten Anheimelndes. Theater und Circus standen auch nicht auf der Höhe europäischer Einrichtungen. Von großer praktischer Bedeutung für Manila, aber auch von größtem wissenschaftlichen Werthe sind die astronomischen und meteorologischen Beobachtungen des Observatoriums im Jesuitenconvent, von denen täglich Berichte und Signale gegeben werden, die z. B. das Eintreffen der Taifune in den letzten Jahrzehnten mit Sicherheit vorhergesagt und dadurch manches Unglück verhütet haben. Auch den Erdbebenbeobachtungen, den seismographischen Untersuchungen haben sich die gelehrten Väter mit Fleiß gewidmet.

Leider fehlte uns die Zeit, dies berühmte Institut näher kennen zu lernen, wollten wir ja noch die centrale Inselgruppe der Philippinen besuchen, Panay, Negros und Cebu. Zwischen den einzelnen Inseln besteht jetzt ein ziemlich reger Verkehr von kleinen spanischen Dampfern. Wir gingen also an Bord des „Saturnus“, um nach Ylo-Ilo zu gelangen. Mit echt spanischer Pünktlichkeit ging unser Schiff aber erst 4½ Stunden nach der festgesetzten Zeit ab. Bei ruhigem schönen Wetter und bei herr-

lichem Mondscheine fuhren wir in die Bucht hinaus, um Mitternacht schon lagen die Leuchtthürme am Eingange der Bucht hinter uns. In südlicher Richtung durchfurchte unser Dampfer die offene See, aber am nächsten Morgen sahen wir uns bereits wieder auf beiden Seiten von prächtig bewaldeten Berginseln umgeben, hohe Vulkankegel ragten bis in die Wolken hinein. An Bord herrschte ein fröhliches, ungezwungenes Treiben, an dem sich außer uns 4 Deutschen 5 spanische Geistliche in langen weißen Kleidern lebhaft betheiligten. Sie erfreuten uns Abends durch lustige und recht brav gesungene Lieder. Am nächsten Morgen ging leider die herrliche Fahrt schon ihrem Ende zu, wir landeten in Ylo-Ilo, dem Haupthafen der südlichen Philippinen, der besonders als Ausfuhrhafen für den Zuckerbau der umliegenden Inseln sehr wichtig ist. Vor 30 Jahren war es noch ein armes Fischerdorf, hat sich aber nach seiner 1855 erfolgten Eröffnung für das Ausland zum Hauptstapelplatz für Zucker entwickelt, es ist eine zwar noch kleine, aber sehr reinliche, freundliche Stadt, deren freundliche, breite Straßen ruhiger und sauberer als die von Manila sind. Die vielen neuen, mit Wellblech gedeckten Häuser enthalten schöne große Läden, in denen aber auch hier zumeist Chinesen schalten und walten. Da es an einem flußartigen Meeresarm liegt, geschieht die Einfahrt nur durch Lootsen. Das ganze Geschäftsleben spielt sich am Hafen ab, wo sich die Zuckerspeicher befinden. Außer Zucker werden auch von hier viele Gewebe aus Ananasfaser ausgeführt. Unter den 30 000 Einwohnern befinden sich 40 Deutsche, und zwar zumeist Schweizer Stammes, auch hier fanden wir in einem deutschen Club liebenswürdige Landsleute, mit denen wir fröhliche Stunden verlebten; ebenso genossen wir in deutscher Familie die weitestgehende Gastfreundschaft, für die wir um so dankbarer waren, als es in Ylo-Ilo noch kein Fremdenhotel giebt. Außerhalb Manila ist der Fremde überhaupt auf Gastfreundschaft bei den Eingeborenen, Mestizen u. s. w. angewiesen, jeder Kirchort bietet ihm außerdem unentgeltlich Unterkunft beim Cura, Pfarrer, im Convento, ebenso hat jeder Ort ein Tribunal, ein Gemeindehaus für die Fremden. Da auch Speisen und Bedienung nicht zu hoch im Preise stehen, ist das Reisen im Innern der Inseln im Allgemeinen sehr billig. Wir wohnten an dem schönen Schmuckplatze der Stadt, der Alphonso's XII. Namen trägt und die Eigenheit hat, daß er sich in der Regenzeit mit Wasser füllt, in dem sich Fische zeigen, die während der Trockenzeit schliefen.

Sodann unternahmen wir mit einigen Deutschen und Schweizern, begleitet von mehreren Indiern als Führern, einen Ausflug nach der kleinen Insel Guimeras, um die große Höhle Bundulan zu besichtigen. Wir fuhren 1 Stunde lang mit einem Auslegerboote, einem Segelfahrzeuge, das der malayo-polynesischen Inselwelt eigen ist. Der Ausleger, ein Balken parallel zum Boot und durch Bambusstangen an das Boot befestigt, wird durch die auf den Querstangen hin- und herlaufenden Indier immer ins Gleichgewicht mit dem Boote gebracht, bei welchen Manipulationen dem Europäer oft gelindes Grausen ankommt, da sich bald das Boot bedenklich neigt, bald die Indier bis zur Hälfte im Wasser stehen. Wir landeten aber glücklich, wenn auch stark durchnäßt auf dem kleinen Eiland, mußten aber, der flachen Korallenküste wegen, unser Fahrzeug von den Indiern zuletzt ans Ufer ziehen lassen. Der Strand bot ein unvergeßliches vielfarbiges Bild. Unter dem glitzernden Wasserspiegel sahen wir Korallengeflecht in allen Farben, in dessen Fugen und auf dessen Oberfläche andere vielgestaltige und vielfarbige Lebewesen, Muscheln, Seesterne, Quallen und allerhand kleine Meeresungeheuer in tropischer Pracht und Fülle ihr Dasein führten; am Strande selbst herrschte die üppigste Palmenpracht, Schlingpflanzen und Orchideen mit seltsam geformten und schillernden Blüthen wuchsen da, die Luft war erfüllt von balsamischen Düften, über uns breitete sich der lichtblaue Tropenhimmel aus, dazu kam das Wellengemurmel der See, wahrhaftig ein tropisches Landschaftsidyll in insularer Einsamkeit, wie wir es in den großen Hafenstädten des Orients vergeblich gesucht hatten.

Die Höhle Bundulan hatte bedeutende Ausdehnung, ihr Eingang maß ungefähr 15 Meter; leider konnten wir der Fledermäuse und fliegenden Hunde wegen nicht sehr weit vordringen. Wir stiegen nach fröhlichem Mahle durch ein enges Thal auf den Gebirgskamm des Eilandes hinauf und genossen hier eine unvergleichliche Aussicht über die Insel und das Meer. Die fröhliche Stimmung wurde durch die stürmische Rückfahrt zwar nicht beeinträchtigt, aber wir waren doch froh, als wir, wenn auch ½ Stunde noch von Ylo-Ilo entfernt und durchnäßt bis auf die Haut, wieder festen Grund unter uns hatten. Alsdann fuhren wir nach Labos und lernten hier die erste Zuckerhacienda mit Zuckermühle kennen, in der Dämmerung gingen wir zu Fuß durch einen Wald hochstämmiger, schlanker Palmen nach Haro, der alten Haupt- und Bischofsstadt der Insel Panay. In Bezug auf den Zuckerhandel hat ihr Ylo-Ilo den Rang abgelaufen, aber noch immer ist hier der Sammelplatz der Hacienderos von Panay. Die größten Zuckerplantagen finden sich auf Negros, der langgezogenen Nachbarinsel der mehr massigen Insel Panay. Der „Cosmopolit" führte uns später nach Silay im Norden von Negros, und wir besuchten von hier aus die zwei größten Zuckerwerke der Philippinen, Matalan und Santa Anna, deren Besitzer, ein reicher Mestize, uns mit volltönenden Worten und einem Trunk besten Kulmbacher Bieres bewillkommnete. Bei Nacht und Regen fuhren wir mit Büffelwagen zurück nach Silay. Die nächsten Tage zwangen uns leider infolge tropischen Regens zu Stubenarrest, die von hier aus geplante Gebirgstour mußte einstweilen aufgegeben und nach Ylo-Ilo zurückgefahren werden. Endlich brachte uns der „Cosmopolit" nach dem Süden von Negros, nach Pulupandan. Ueberall, bei Deutschen wie Mestizen, wurden wir außerordentlich herzlich aufgenommen. In Pulupandan erlebten wir auch im Hause unsers Gastfreundes, eines geborenen Dresdners, ein kleines Erdbeben von 1¼ Minuten Dauer: das ganze Haus bewegte sich von oben nach unten und wurde dann horizontal hin- und hergeschüttelt, so daß der Leuchter an der Decke wie ein Pendel schwankte. Die uns ungewohnte Erscheinung erregte uns Europäern doch einiges Entsetzen und wir wollten hinauseilen, unsre Gastfreunde hielten uns aber zurück, da, wie sie meinten, die Holzhäuser sicher sind. Einige Schornsteine der Zuckerwerke waren durch diese Erderschütterung aber doch arg mitgenommen worden, und der Einsturz der Schornsteine ist diejenige Folge eines Erdbebens, die der Haciendero besonders in der Erntezeit am meisten fürchtet, da sie seiner gewinnbringenden Thätigkeit plötzlich auf ziemliche Zeit ein Ziel setzt. Wir verlebten denselben Abend trotz des uns erschreckenden Ereignisses noch recht fröhlich bei unsern deutschen Freunden. Zu allerletzt fuhren wir in das Innere von Negros nach Cantaquit, wobei wir zwei reizend gelegene und angelegte Dörfer passirten, Valladolid und San Enrice. Die breite Dorfstraße war mit herrlich blühenden Bäumen und Sträuchern eingefaßt, die Indierhütten lagen ebenfalls inmitten der üppigsten Vegetation, sie waren umgeben und überdacht von Kokos-, Bethel- und Bananenpalmen, sowie andern herrlichen Bäumen. Cantaquit hielt uns starker Regen wegen wieder einen Tag gefangen. Wir konnten endlich nach dem Gebirgskerne von Negros aufbrechen, nach dem über 2500 m hohen Malespina oder Canlaun, wie er zumeist genannt wird. Die Wege im Gebirge sind aber so schlecht, daß wir zu Pferde reisen mußten. Für einen Europäer, der sonst wenig reitet, ist es eine mißliche Sache, große körperliche Anstrengungen auf den feuchtheißen Philippinen erdulden zu müssen, denn diese befördern den Ausbruch des Fiebers. Wir waren daher froh, als wir mit heiler Haut und ohne Fieberanzeichen nach einem bösen Ritt gegen Mittag eine Hacienda erreichten, wo wir zunächst übernachteten. Zur Annehmlichkeit unsers Rittes hatte der Umstand durchaus nicht beigetragen, daß wir einige Male durch große Büffel- und Pferdeheerden durchreiten mußten. Unser Haciendero bot uns, was er in seiner Einsamkeit aufbieten konnte, besserte unsre Stimmung aber dadurch nicht, daß er uns von dem Räuberunwesen der Umgegend erzählte. Seine Hacienda war selbst mehrmals überfallen worden. Ein Trost war uns sein Zusatz, daß Europäer weniger als Mestizen zu fürchten hätten, die Räubereien scheinen also vielfach nur Rachezüge der Eingeborenen gegen ihre Bedrücker zu sein. Der Gefahr wegen wurden aber doch alle Hausöffnungen verrammelt und uns wurde eingeschärft, nicht zu fest und mit der Waffe neben dem Bette zu schlafen. Die Nacht verlief zu unsrer Freude ganz ruhig. Am nächsten Morgen erreichten wir nach scharfem Ritte Isabella, unser Ziel. Der freundliche Besitzer dieser Hacienda durchritt mit uns seine weite Besitzung, die sich bis an den Canlaun hinan hinzog, wobei wir freilich mit großer Mühe einige Flüsse zu durchreiten hatten, weil die Brücken im Gebirge fehlen. Der Canlaun ist ein über 2500 m hoher Vulkan, dessen Gipfel leider nur selten von Wolken frei wird, er ist in seiner charakteristischen Kegelgestalt das Wahrzeichen von Negros und zugleich dessen Wetterprophet. Das Erdbeben, welches wir einige Tage vorher erlebt hatten, war wohl auch das Werk seiner inneren Thätigkeit. Leider ist der schön geformte

Berg vorläufig fast unbesteigbar, wegen seiner völligen Urwaldbedeckung ist eine Besteigung wenigstens sehr lebensgefährlich. Einige Engländer, welche die Besteigung wenige Wochen vor unsrer Ankunft gewagt hatten, lagen noch fieberkrank in Ilo-Ilo, einige ihrer Kameraden waren am Canlaun selbst schon zu Grunde gegangen. Wir hatten Glück, von seinem Fuße aus sahen wir den Gipfel in voller Schönheit, sogar der aus dem Krater aufsteigende Rauch war gut sichtbar. Dieser Vulkan von Negros war auch der der Heimath fernste Punkt unsrer Reise, von hier aus ging es nun wieder heimwärts. Pferd, Büffelwagen, Auslegerboot und Dampfer brachten uns binnen wenigen Tagen nach Manila zurück, das uns nicht mehr so fremdartig erschien als fünf Wochen vorher.

L. M.

Bücherbesprechungen.

— **Große illustrirte Haus- und Familienbibel** oder die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luther's. Durchgesehen im Auftrag der deutschen Evangelischen Kirchenconferenz. Mit erklärenden Anmerkungen von **Paul Langbein**, Pfarrer in Oettingen a. E., und anderen evangelischen Geistlichen und mit den besten bildlichen Darstellungen der bedeutendsten Künstler. Reutlingen, Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin. 1896. — Dieses Werk soll erscheinen in Heften von durchschnittlich 40 Druckseiten à 50 ₰, und zwar haben diese Hefte die Größe des gewöhnlichen Notenpapiers in Hochquart. Dieses Format macht die Handlichkeit eines so umfänglichen Buches fast unmöglich, selbst für den liturgischen Gebrauch. Wir stimmen auch der Verlagshandlung darin zu, daß wir schon mehr als genug derartige Bibelwerke besitzen; das Plätzlein, welches sie für ihren neuesten Versuch auf diesem Gebiete erhofft, dürfte sie wohl etwas theuer zu stehen kommen. Wir müssen der Wahrheit die Ehre geben und bezeugen, daß die von Rudolf Pfleiderer in Ulm herausgegebene, erst kürzlich vollendete Bilderbibel wohl auf lange Zeit hinaus das Beste sein wird, was wir in dieser Art besitzen. Der von Langbein verfaßte erläuternde Text trägt das geistige Gepräge einer Auslegung, wie sie etwa für ganz einfache und dabei streng orthodoxe Leute angezeigt sein mag. Die ganze ungeheure Geistesarbeit, welche nicht etwa blos die liberale, sondern auch die positivwissenschaftliche Richtung der modernen evangelischen Theologie an die Kritik und das Verständniß der Bibel gesetzt hat, existirt für die Herausgeber dieser neuen Bilderbibel nicht. Salbungsvolle, mit allen möglichen Geheimnissen spielende Redewendungen ersetzen nicht jene echte, gläubige Wissenschaft, welche auch in populärer Form noch von der Hoheit des protestantischen Forschergeistes zeugt. Ueber den bei Matthäus befindlichen Stammbaum Jesu sagt z. B. der Herausgeber: „Der erste Abschnitt umfaßt einen Zeitraum von 1100, der zweite und dritte von je 550 Jahren. Somit soll auf die schöne Gesetzmäßigkeit hingewiesen werden, in welcher Gott, der König der Zeiten, die Jahre bis auf Christum hat verlaufen lassen." Ferner: „Wie Israel, der erstgeborene Sohn Gottes unter den Völkern, seine Kinderjahre in Aegypten verlebte, so war dies auch der Fall bei Jesus, dem eingeborenen Sohne Gottes." Es ist doch stark, wenn der Herausgeber den Bethlehemitischen Kindermord dadurch zu motiviren sucht, daß „der Jammer die Elternherzen zum Fragen nach dem Verheißenen treiben sollte". Wortbildungen wie „Gottessohneswürde", „Kraftüberschattung", „Himmelreichsgerechtigkeit" u. s. w. sind auch nicht gerade nachahmenswerth. Unter den beigegebenen Bildern sind die landschaftlichen noch am meisten erträglich, weil sich an ihnen kaum etwas verderben läßt; aber die Figurenbilder genügen höheren Ansprüchen nicht. Glaubt der Herausgeber wirklich, daß Johannes bei der Taufe Christi den bekannten Kreuzesstab in der linken Hand festgehalten und eine Anzahl Zuschauer in unmittelbarer Nähe geduldet habe? Meint er, daß „der böse Feind" eine gewöhnliche Hand, aber Krallenfüße habe? Getraut er sich wirklich, in einem derartigen Kähnchen (wie Seite 77) Jesum und die Apostel unterzubringen? —g.

— **Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels.** Herausgegeben von der **Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler**. XVIII. Band. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler 1896. VI, 252 Seiten. 8°. — Dieser 18. Band des Archivs, das die neue Folge der „Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler" bildet, enthält von größeren Arbeiten nur zwei; und beide sind dem Buchgewerbe des fernen Preußens gewidmet. Doch beanspruchen auch diese allgemeineres Interesse, insofern als Karl Lohmeyer's auf neues Actenmaterial gegründete Abhandlung über die „Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels im Herzogthum Preußen während des 16. Jahrhunderts" ein bis heute fast völlig unbebautes Gebiet in Angriff nimmt, während in Carl Richard Dreher's Untersuchung über „den Buchhandel und die Buchhändler zu Königsberg in Preußen im 18. Jahrhundert" weitere Kreise besonders der neu beigebrachte Stoff interessiren dürfte, der die Beziehungen des Buchhändlers Kanter zu Größen wie Herder, Hamann, Hippel und vor Allem Kant klarstellt. Albrecht Kirchhoff's für Aufhellung der Geschichte des deutschen Buchhandels unermüdlich thätiger Feder verdanken wir dies Mal — nicht die beabsichtigte Fortsetzung der Geschichte der kurfürstl. sächs. Büchercommission, weil sie aus Furcht vor Raummangel (der dann nicht eintrat) zurückgestellt werden mußte, sondern — 1) die Erörterung des Verfalles der Rostockischen Firma Joachim Wilde, 2) die des merkwürdigen Planes des Ausspielens seiner großen Buchhandlung, den zu Anfang unseres Jahrhunderts Friedrich Weygand, der Originalverleger von Werther's Leiden, des Clavigo und des Puppenspiels, gefaßt hatte, 3) werthvolle Bemerkungen zu archivalischen Mittheilungen des durch seine zahlreichen Beiträge zur Reformationsgeschichte bekannten Diaconus Dr. Buchwald, der über Bücherbezüge der kurfürstl. Bibliothek und Spalatin's berichtet, 4) die Wiedergabe eines fast drei Jahrhunderte alten Verlagscontractes, der eine Gewinnbetheiligung des Autors zu enthalten scheint, und endlich 5) die Darlegung der Anfänge des Concessionswesens, wie es die Leipziger Buchhandlungs-Deputirten anstrebten. Außerdem enthält der Band noch eine Arbeit des den Lesern des „Centralblatts für Bibliothekswesen" vertrauten Archivars F. W. E. Roth über den Verleger Joh. Haselberg von der Reichenau bei Konstanz am Bodensee (1515—1538), dann einen hübschen, aus dem Jahre 1781 stammenden Beitrag zu dem unnützen Kampfe zwischen dem Verleger und dem sich übervortheilt glaubenden Gelehrten (mitgetheilt von dem Redacteur des „Archivs", Richard Alberti) und — last not least: denn er steht am Eingang — Dr. v. Hase's Bericht über den Fortgang seiner Arbeit für die Geschichte des Deutschen Buchhandels. Darnach wird sich dies mit Spannung erwartete Werk, das mit dem Abschlusse des Jahrhunderts fertig vorliegen soll, in folgende fünf Perioden gliedern: I. Vorzeit (bis 1150), II. Jugendzeit (1150 bis 1563), III. Mittlere Zeit (1564—1764), IV. Neuere Zeit (1765—1866) und V. Gegenwart (1866—1900). Glück auf! Ht.

— **Ein Leibhusar im Kriege 1870/71.** Erinnerungen aus großer Zeit von **Dr. H. v. Nathusius-Reinstedt**. Braunschweig, Verlag von Otto Salle. 1896. — Der Verfasser sagt im Vorwort seines Schriftchens: „Schon wieder Kriegserinnerungen, wird der verehrte Leser denken, es giebt doch wahrlich schon genug Berichte von Mitkämpfern aus jener Zeit über ihre Thaten." — Dies mag allerdings richtig sein, doch wenn eine Schrift mit so frischem, allerdings sehr feucht-fröhlichem Humor geschrieben ist und eine so gute Laune, munteren Jugendmuth und wohl auch schneidigen Reitergeist aufweist, wie das vorliegende Buch des ehemaligen Leibhusaren, so freut man sich stets darüber und heißt es gern willkommen. Es gewährt dem älteren Geschlecht der Mitkämpfer einige angenehme Stunden der Erinnerung, der Jugend aber eine freundliche Anregung zur einstigen Nacheiferung. —r.

— **Der polnische Aufstand im Jahre 1863** von seinem Beginn bis zum Zusammenbruch der Dictatur Langiewitsch. Nach dem russischen Werk von Gesket-Pusurewski: Die kriegerischen Ereignisse im Königreich Polen im Jahre 1863, bearbeitet von **Thilo von Trotha**. Mit einer Uebersichtskarte und einundzwanzig Skizzen. Berlin, Militär-Verlag von R. Felix. — Die Geschichte der kläglich verlaufenen Revolution in Polen beweist aufs Neue, daß angesichts der enormen Entwicklung des heutigen Verkehrswesens die Staatsgewalt bei der nöthigen Energie stets weit überlegene Kräfte dort zur Stelle haben wird, wo die Revolution das Haupt zu erheben wagt. —y.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 17. Sonnabend, den 8. Februar. 1896.

Kreuzweg, Wegscheide, Scheideweg.

Eine culturhistorische Betrachtung von Prof. Dr. Matthias.

Unter Kreuzweg versteht man die Stelle, wo zwei Wege sich spitzwinklig, rechtwinklig oder stumpfwinklig kreuzen, so daß sich der auf dem Kreuzungspunkte Stehende nach vier, der auf einem Wege dem Mittelpunkte sich Nähernde nach drei Richtungen wenden kann. Es entsteht also an dieser Stelle thatsächlich die Figur des gewöhnlichen Kreuzes. Man gebrauchte aber auch den Namen für eine solche Stelle, wo der Weg sich gabelte, also die Figur eines sogenannten Schächer- oder Gabelkreuzes entstand (Y), oder ein Weg rechtwinklig auf einen Querweg mündete (Antoniuskreuz, T). Die jetzt allgemein gebräuchliche Bezeichnung Kreuzweg ist nicht alt; sie kommt zuerst etwa in der Zeit des dreißigjährigen Krieges vor. Früher, z. B. in der Luther'schen Bibelübersetzung, ist der Name Wegscheide üblich, welcher sich schon in althochdeutscher Zeit findet (wegisceida): der Punkt, wo der Weg sich scheidet. Aus diesem heute fast vergessenen Worte entstand das wunderlich gebildete, jetzt fast ausschließlich gebräuchliche: Scheideweg, welches der Art seiner Zusammensetzung nach eigentlich bedeuten müßte: trennender Weg, wie Scheidewand, Scheidemauer, in welcher Bedeutung es aber ungebräuchlich ist. Die Römer nannten die Wegscheide: compitum, „Zusammengang“, vom Standpunkte der auf verschiedenen Wegen dem Vereinigungspunkte derselben sich Nähernden, oder bivium, trivium quadrivium, vom Standpunkte des Wanderers, dessen Weg sich an dieser Stelle nach zwei, drei oder vier Richtungen spaltet; die Griechen gebrauchten die Bezeichnung ἄμφοδος, τρίοδος, Zweiweg, Dreiweg: übrigens lauter Wörter, welche in ihrer Bildung mit dem deutschen Worte Scheideweg übereinstimmen, insofern die Trennung durch den ersten, der Weg durch den zweiten Theil ausgedrückt wird. Als Uebertragung dieser Fremdwörter sind wohl auch die alten, jetzt aber fast ganz vergessenen Wörter Zweiweg und Dreiweg (althochdeutsch Driweg) anzusehen. Im Gebrauche sind jetzt noch: Kreuzweg, Scheideweg, Wegscheide, alle drei aber in verschiedener Bedeutung. Das letzte gehört zu den Wörtern der deutschen Sprache, welche man vornehme oder gewählte nennen könnte, d. h. zu denen, welche der gewöhnliche Mann gar nicht, der Gebildete auch nur in dem deutlichen Bewußtsein anwendet, ein seltenes Wort zu gebrauchen, obgleich sie oft ihrer Klarheit und Verständlichkeit halber eine weitere Verbreitung verdienten. Ein solches Wort ist z. B. Kernhaus, Kernhäusel, Kerngehäuse, zur Bezeichnung des Samenbehälters beim Kernobste, welches Wort in gemüthvoller Weise die Samenkörner gleichsam in lebende Wesen verwandelt, in Geschwister, welche einträchtig ein gemeinsames Häuschen bewohnen, wofür gewöhnlich unschöne Specialbezeichnungen, die nach den Dialekten wechseln, im Gebrauch sind, wie Gröbs (Krebs), Griebsch u. dergl. Wegscheide bedeutet jetzt nur die Stelle, wo der Weg sich scheidet, sich gabelt, Scheidepunkt, ist also eine rein örtliche Bezeichnung: an der Wegscheide steht ein Wirthshaus; wenn du an die Wegscheide kommst, wende dich rechts, links u. a. Noch deutlicher als durch das Femininum wird dieser gleichsam geographische Punkt zum Ausdruck gebracht durch das jetzt ungebräuchliche Masculinum, welches bei Luther und anderen Zeitgenossen neben jenem erscheint: sie gingen hin und fanden das Füllen (auf welchem Christus in Jerusalem einreiten wollte) draußen auf dem Wegscheid (Marc. 11, 4). In derselben Bedeutung war im 17. und 18. Jahrhundert das Wort Scheideweg, Scheidweg üblich, welches jetzt nur noch in übertragenem Sinne gebraucht wird, zur Bezeichnung der Wegscheide als des Punktes, an welchem sich Wegegenossen von einander trennen: nun sind wir am Scheidewege, der eine geht hierhin, der andere dorthin, wer weiß, wann wir wieder zusammenkommen! Noch häufiger ist die Uebertragung auf das sittliche Gebiet: am Scheidewege, d. h. vor einer Wahl, vor einer Entscheidung stehen, die für das künftige Leben des Menschen von Bedeutung und Wichtigkeit ist.

So sehr die verschiedenen Völker und Zeiten hinsichtlich der Bezeichnung des Kreuzwegs von einander abweichen, so sehr stimmen sie überein in dem Glauben, daß er ein unheimlicher Ort und der Schauplatz von allerlei Spuk und Zauberei sei. Schon im Alten Testament (Hesek. 21, 21) wird vom König von Babel gesagt, er werde sich an die Wegscheide stellen, vorne an den zween Wegen, daß er sich wahrsagen lasse, mit den Pfeilen um das Loos schieße, seinen Abgott frage und die Leber anschaue, d. h. vom jüdischen Standpunkte, daß er Zauberei treibe. Römer und Griechen verehrten an den Kreuzwegen besonders die Göttin Hekate, welche man bald als Mondgöttin (Selene—Luna), bald als Todesgöttin (Artemis—Diana), bald als Göttin der Unterwelt (Persephone—Proserpina) verehrte. Wie der Mond von nächtlichem Spuk und Zauberwerk unzertrennlich erscheint, so ist für sie als Todes- und Unterweltsgöttin sowohl die Gesellschaft der Schatten der Verstorbenen (manes), als der Schreckensgestalten des Tartarus ganz natürlich, so der Lamia, Empusa, Mormo, wie die Griechen, der Larvae und Lemures, wie die Römer die Gespenster der Nacht nannten. Sie selbst wurde, ursprünglich wohl wegen ihres dreifachen Wirkungskreises am Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt, als dreigesichtige, dreiköpfige (triceps) oder als aus drei Gestalten zusammengewachsene Göttin dargestellt (triformis, τρίμορφος), und schien in dieser Gestalt überaus geeignet, drei in einem Punkte zusammenlaufende Wege zu beschirmen, die Schutzgöttin des Kreuzweges zu sein, so daß sie auch Trivia, τριοδῖτις, die am Dreiwege Weilende hieß. Die Griechen kannten sogar in der Unterwelt einen Kreuzweg (Plato, Gorgias 524 A), an welchem die Todtenrichter Aeacus, Rhadamanthus, Minos ihren Standpunkt hatten und nach Prüfung des Vorlebens der Gestorbenen das entscheidende Urtheil abgaben, ob sie nach den Inseln der Seligen, dem Elysium des Homer, oder nach dem Tartarus, dem Orte der Verdammniß wandern sollten. Auch in der deutschen Sage kehren ähnliche Vorstellungen wieder; die Todten wandern eine geraume Strecke, bis sie an die Wegscheide kommen, wo ein steiler, schmaler und beschwerlicher Weg aufwärts zum Himmel, ein breiter, bequemer Weg abwärts zur Hölle führt. Heut zu Tage, wo selten noch Jemand durch böse Geister, Gespenster und andere Erzeugnisse eines finsteren Aberglaubens ernstlich erschreckt wird, wo das Streben nach Beförderung und Erleichterung des Verkehrs selbst den entlegensten Gegenden zu Gute kommt, hat der Kreuzweg seinen üblen Ruf verloren und seine Bedeutsamkeit ist in Vergessenheit gerathen, außer bei einem Theile des fahrenden Volkes, welches ohne Dach und Fach, ohne Heimath und Hof ruhelos die Welt durchwandert, bei den Zigeunern, welche z. B. am Kreuzwege auf Steinen oder in der Rinde von Bäumen geheimnißvolle Zeichen der Verständigung für nachfolgende Genossen anzubringen pflegen.

Wie ist es nun zu erklären, daß man im Alterthum ebenso wie in der Neuzeit den Kreuzweg, welcher gleichsam im Mittelpunkte des Verkehrs lag, doch zugleich für den Schauplatz von allerlei Spuk und Zauberei ansah und ihn zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen mied? Denn weder der einsame Wanderer, welcher am Tage im hellen Sonnenschein, noch die lustige Gesellschaft, welche in dunkler Nacht an ihm vorüberkam,

wurde sich des Schauers der Oertlichkeit so sehr bewußt. Erst wenn Einsamkeit und Dämmerung oder Dunkelheit sich vereinten, wurde jene auf einmal unheimlich, und wer durch zwingende Nothwendigkeit in der Zeit zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang allein in ihre Nähe geführt wurde, eilte scheuen Schrittes an ihr vorüber, um möglichst bald wieder in die schützende Gesellschaft von Menschen oder in sein trauliches Heim zu kommen, und zwar eben so sehr wenn der Vollmond am Himmel stand, und Bäume und Sträucher oder Felsen gespenstische Schatten warfen, als wenn mondlose Nacht die Erde in schwarze Finsterniß hüllte, und das Auge die umgebenden Gegenstände überhaupt nicht zu unterscheiden vermochte. Die Unheimlichkeit der Nacht erreicht ihren Höhepunkt in der Mitternachtstunde, welche auch die Geisterstunde heißt, weil in ihr, die gleichsam in der Mitte zwischen Tag und Nacht liegt und weder jenem noch dieser angehört, die Geister, gute wie böse, von ihren Herren, dem Tode oder dem Teufel, freigegeben werden und umgehen dürfen. Zum Versammlungsort wählen sie, je nach ihrem Wesen und Charakter, die Kirche, den Kirchhof, die Stelle wo ein Mensch verunglückte oder erschlagen ward oder selbst Hand an sich legte, den Galgenhügel, einsame Berghöhen ebenso wie unergründliche Höhlen und Erdschlünde, also lauter Oertlichkeiten, denen sich der Mensch im Dunkel der Nacht oder bei dem spärlichen Lichte des Mondes nur mit Scheu oder Furcht nähert. Zu diesen gehört nun namentlich auch der Kreuzweg. Erklärlich ist es ja, wenn ein Mensch von furchtsamer Gemüthsart, welcher allein und zur Nachtzeit oder bei dem unsicheren Scheine eines dürftigen Lichtes in eine hochgewölbte Kirche tritt oder im Mondschein sich dem Kirchhofe nähert, allerlei in Wirklichkeit nicht vorhandene Dinge zu sehen glaubt: Wodurch aber erweckt der Kreuzweg in unserer Phantasie so sonderbare Bilder? Bei anderen gemiedenen Oertlichkeiten ist wenigstens etwas Thatsächliches vorhanden, woran die aufgeregte Phantasie anknüpft, und gleichsam eine Grundlage gegeben, auf welcher sie ihr trügerisches Gebäude errichtet. Der vom Nebel umwallte, vom Wolken umhüllte Scheitel des hohen Berges erweckte leicht die Vorstellung von Geistern, welche seine einsame Höhe umschweben, wie z. B. des Brockens „schneebehangener Scheitel, den mit Geisterreihen kränzten ahnende Völker" (Goethe's Harzreise im Winter, Schluß); die weißen Kreuze und Leichensteine des Kirchhofes gaben leicht Anlaß zu dem Glauben, daß die Seelen der Verstorbenen den Gräbern entstiegen seien; das Dunkel, in welchem der nächtliche Kirchenbesucher die ihn umgebenden Gegenstände nur undeutlich zu erkennen vermag, verbunden mit dem vielfältigen, geheimnißvollen Widerhall, welchen jedes Geräusch in dem endlos erscheinenden Raume findet, erzeugt in ihm leicht die Einbildung, als sei er in der Kirche nicht allein: bei dem Kreuzwege aber fehlte es an solchen äußerlichen Anhaltepunkten scheinbar gänzlich. Wohl wählten Bettler die bei Tage vielbesuchte Stelle mit Vorliebe als Standort; und daß Wanderer durch deren Anwesenheit in vereinzelten Fällen in Schrecken gesetzt wurden, dafür liefert uns Schiller ein classisches Beispiel in der Jungfrau von Orleans (Prol. 2. Auftritt). Der alte Thibaut, der Vater der Johanna, tadelt diese:

> ... in der Schreckensstunde, wo der Mensch
> Sich gern vertraulich an den Menschen schließt,
> Schleicht sie, gleich dem einsiedlerischen Vogel,
> Heraus ins graulich düstre Geisterreich
> Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
> Geheime Zweisprach mit der Luft des Berges ...
> Ich sehe sie zu ganzen Stunden sinnend
> Dort unter dem Druidenbaume sitzen,
> Den alle glückliche Geschöpfe fliehn ...
> Ich selbst, als mich in später Dämmrung einst
> Der Weg an diesem Baum vorüberführte,
> Hab ein gespenstisch Weib hier sitzen sehn.
> Das streckte mir aus weitgefaltetem
> Gewande langsam eine dürre Hand
> Entgegen, gleich als winkt' es; doch ich eilte
> Fürbaß und Gott befahl ich meine Seele.

Thatsächlich also hat der alte Thibaut die gabenheischende Bettlerin für ein Gespenst gehalten: aber nicht etwa dieses zufälligen Begegnisses halber ist ihm der Ort unheimlich: vielmehr verliert er seine ruhige Ueberlegung und sieht das arme Weib für eine Geistererscheinung nur deshalb an, weil ihm und der ganzen Bevölkerung der Ort von jeher unheimlich gewesen ist und weil er sich ihm dadurch gleich in der Voraussetzung genähert hat, etwas Ungewöhnliches zu erleben. Und zwar ist in diesem Falle nicht blos der Kreuzweg daran Schuld, sondern auch der Drudenbaum, der an ihm steht, oder wie Schiller sagt, der Druidenbaum, als wäre das deutsche Wort Drude (= Hexe, Unholdin) gleichbedeutend mit dem altkeltischen Druide (= Priester); Drudenbäume aber sind solche, unter welchen die Druden ihre Zusammenkünfte zu halten pflegen.

Wir haben also zwar ein neues Beispiel, aber noch immer keine Erklärung für die Thatsache, daß der Kreuzweg gefürchtet und gemieden wurde. Was verschaffte ihm diesen üblen Ruf? Wenn es nichts Aeußerliches war, müssen wir wohl die Ursache im Herzen des Menschen selbst suchen.

Ich glaube einen doppelten Grund dafür beibringen zu können, einen äußerlichen und einen innerlichen. Der äußerliche hängt zusammen mit dem Begriffe des bebauten und unbebauten Landes, mit dem Begriffe des Eigenthums und des herrenlosen Gebietes. Nach uralter heidnischer wie jüdischer Anschauung ist die Erde, soweit sie von Menschen nicht bewohnt wird, allenthalben wüste und erfüllt von bösen Geistern, den Feinden aller menschlichen, zu friedlicher Arbeit und Thätigkeit gestifteten Vereinigungen. So wird im Propheten Jesaias (13, 21 und ähnlich 34, 14), als von der Zerstörung Babylons die Rede ist, der Zustand, in welchem sich die Stadt darnach befinden wird, folgendermaßen dargestellt: „Also soll Babel ... umgekehrt werden, ... daß man hinfort nicht mehr da wohne, . . . sondern Zihim werden sich da lagern, und ihre Häuser voll Ohim sein, und Straußen werden da wohnen, und Feldgeister werden da hüpfen, und Eulen in ihren Palästen singen, und Drachen in den lustigen Schlössern." Ohim und Zihim, gespenstische Vögel, Feldteufel oder pilosi (Behaarte), wie sie die lateinische Bibel nennt, das sind bocksfüßige, den antiken Faunen und Satyrn verwandte Wesen, endlich Eulen, Strauße (= Uhus) und Drachen sind nichts als Sinnbilder dämonischer, der menschlichen Cultur feindlicher Gestalten. Ueberall wo diese sich ausbreitet, ziehen die bösen Geister sich zurück auf Gebiete, in welche die Cultur noch nicht Einzug gehalten hat, und lauern grollend an der Grenze auf den Augenblick, wo jene zurückweicht, um in das von ihr aufgegebene Land wieder einzudringen. Je mehr sich jene Ansiedlungen vergrößerten und je mehr sie sich näherten, um so mehr schrumpfte das wüste Land zwischen ihnen zusammen, bis nur Streifen desselben übrig blieben, welche allerdings absichtlich, oft meilenbreit, als Grenze erhalten wurden, um gegenseitige feindliche Berührungen möglichst zu erschweren. Cäsar (bell. Gall. VI, 23) berichtet von den Germanen im Allgemeinen, von den Sueben, einem ihrer Hauptstämme insbesondere (IV, 1), daß sie bestrebt gewesen, rings um ihr Land einen möglichst breiten Streifen Einöde zu haben (quam latissime circum se solitudines habere). Auf den Besitz derselben machte keine der angrenzenden Gemeinden Anspruch; sie galt als neutrales Gebiet, um welches Niemand sich bekümmerte; es war meist bewachsen mit Dornen oder undurchdringlichem Walde und bot wilden Thieren, überhaupt allen Feinden staatlicher und sittlicher Ordnung eine um so willkommenere Zufluchtsstätte, je weniger sich die Gerichtsbarkeit einer der benachbarten Gemeinden auf dieses Gebiet erstreckte. Wer in einer derselben infolge eines begangenen Frevels fried- und rechtlos wurde, flüchtete sich in das Grenzgebiet, wo er vor jeder Verfolgung sicher war; denn Keiner betrat ohne zwingende Noth das Bereich, in welchem die bösen Geister des Waldes und der Wildniß Gewalt über ihn hatten. Die Einführung des Christenthums beseitigte diesen Glauben keineswegs; im Gegentheil, es trug mittelbar noch dazu bei, ihm Nahrung zu geben; denn da öffentliche Verehrung der alten heidnischen Götter bei Leib- und Lebensstrafe verboten war, zogen sich ihre Anhänger in den Grenzwald zurück, so oft sie ihren Gottesdienst verrichten wollten. Und da sie, wie man wußte, Störungen desselben durch Unberufene an diesen blutig ahndeten und den Mund, welcher ihr heimliches und ungesetzliches Treiben verrathen konnte, für immer stumm machten, so war dies ein neuer Grund, die unheimliche Stätte zu meiden. Ein solches Gebiet stellt auch der Kreuzweg dar. Wo ein Weg sich theilt oder mehrere Wege sich kreuzen, entsteht jedesmal eine kleine Fläche, welche man ebenfalls als herrenlos oder neutral bezeichnen kann, weil sie zu keinem Wege gehört, vielmehr allen gemeinsam ist. Meist befand sich genau in ihrer Mitte ein kleiner Hügel von Erde oder Steinen, wo bei modernen Wegebauten gewöhnlich eine als Wegweiser dienende Säule angebracht wird: Dieser war der eigentliche Kreuzweg, also wirklich ein bestimmter, sichtbarer Punkt, an

welchen der Name Kreuzweg gar nicht denken läßt. Er lag herrenlos inmitten der Länder oder Aecker, welche von den an dieser Stelle sich schneidenden Wegen begrenzt wurden; ihn hielt man für die letzte Zufluchtsstätte aller bösen und feindseligen Gewalten, welche durch das Vordringen der Cultur aus den umliegenden Gegenden vertrieben worden waren; auf ihn übertrug sich das Grauen, welches man sonst in der Nähe der wüsten Grenzbezirke empfunden hatte. Das waren zwar nur Schreckgestalten, welche in Wirklichkeit gar nicht existirten und mit welchen nur die aufgeregte Phantasie furchtsamer Wanderer den Kreuzweg bevölkerte; sie trugen aber gleichwohl dazu bei, die Stätte in Verruf zu bringen, und wurden die Ursache, daß man sie namentlich bei Nacht und am meisten in der Geisterstunde mied. Diesen Umstand nun machten sich wiederum weniger furchtsame Gemüther zu Nutze: Alles lichtscheue Gesindel, welches im Kampfe lag mit der staatlichen Ordnung, die ringsherum die Herrschaft gewonnen hatte, fand sich an diesem gemiedenen Orte zusammen; die in einem angrenzenden Lande verfolgten Verbrecher nahmen hierher ihre Zuflucht; wer wider Leben oder Eigenthum eines der Umwohner einen Anschlag plante, nahm den Kreuzweg als Ausgangspunkt: Daher es kam, daß er auch unbefangenen und beherzten Menschen mit gutem Grunde unheimlich war. — Zu diesem äußeren Grunde gesellt sich ein innerer. Jeder ist, selbst in unserer den Verkehr so überaus fördernden und erleichternden Zeit, wohl schon in die Lage gekommen, daß er den Weg, welchen er arglos und in dem Vertrauen verfolgt hat, er werde sicher zum Ziele führen, sich plötzlich theilen sieht; ein Wegweiser ist nicht vorhanden, die Sonne längst untergegangen; die Dunkelheit bricht herein, kein Stern steht am Himmel; keine Aussicht, sich auf eigne Faust zurechtzufinden; auch kein Mensch in der Nähe, der Auskunft geben könnte: Da bemächtigt sich der Seele des Wanderers der Zweifel, welchen Weg er einschlagen soll. Das Wort Zweifel hat mit Wegscheide, Scheideweg eine innere Verwandtschaft, es ist eine Weiterbildung des Zahlwortes zwei und bedeutet zunächst objectiv die Möglichkeit, sich in zwei Fällen, bei denen man ungewiß ist, welcher von beiden der rechte sei, für diesen oder jenen zu entscheiden, sodann subjectiv die Ungewißheit der Entscheidung selbst. Der Kreuzweg ist gewissermaßen selbst der symbolische Ausdruck des Zweifels; so lange wir den einen, ungetheilten Weg verfolgten, waren wir über die einzuschlagende Richtung in unserm Herzen einig; sind wir an der Wegscheide angelangt, wird unser Herz zwiespältig, wie der Weg selbst. Wir empfinden das peinigende Gefühl der Ungewißheit, welcher von beiden Wegen uns an das erwünschte Ziel bringen, welcher von beiden uns in die Irre führen wird. Wie kam es nun, daß man ebenso oft, als man den rechten Weg traf, auf den falschen gerieth, daß man in die Irre ging? Was war schuld daran, daß der Mensch zu seinem eignen Schaden und Nachtheil so oft den falschen Weg wählte, der ihn vom Ziele abführte? Wessen Einfluß gab sich dann der Zweifelnde hin? Es konnte nur der Lügengeist sein, welcher seine Freude daran hat, die Menschen zu täuschen, zu berücken, der Böse, der Verführer, kurz der Teufel, welcher an der Wegscheide sitzen und seinem Wesen getreu die Zweifelnden verleiten mußte, den Weg einzuschlagen, der sie das Ziel verfehlen ließ. Weil man also am Kreuzwege in den meisten Fällen über die einzuschlagende Richtung in Zweifel gerieth, weil man ferner thatsächlich recht oft irre ging und beides für ein Werk des Teufels hielt, welcher an diesem Punkte auf der Lauer stand, mied man ihn möglichst und näherte sich ihm, wenn es nicht zu vermeiden war, mit dem Grauen, welches uns befällt, wenn wir uns in dem Bereiche und in der Gewalt des bösen Feindes glauben. In solcher Weise erklärte sich die volksthümliche Anschauung den Hergang. Es handelte sich bisher nur um die wirkliche Wegscheide, nur darum, ob der Wandernde bei der Theilung der Straße den falschen oder den richtigen Weg einschlug, also um äußerliche Dinge, und nur insofern spielte das Seelenleben herein, als der Irrende vom Teufel verführt zu sein glaubte. Doch schon vor Jahrtausenden ist die menschliche Phantasie geschäftig gewesen, die Begriffe Wegscheide — Scheideweg auf rein geistiges Gebiet zu übertragen und das Irregehen oder Irregeleitetwerden vom sittlichen Standpunkte aus zu betrachten. Auch hier spielt der Teufel die Rolle des Verführers; aber der Verführung geht eine Versuchung voraus, d. h. ein Angriff auf die menschliche Schwachheit mit den Waffen der sinnlichen Lust. Die Wegscheide ist der Augenblick im Leben des Menschen, wo dieser, nachdem er an der Hand der Eltern den zweifellosen Weg der Kindheit unbeirrt gewandelt ist, selbstständig unter den verschiedenen Möglichkeiten der Fortsetzung des Lebensweges zu wählen hat; auch hier derselbe Zweifel, dieselbe Unsicherheit, wie dort. Zur Betretung des falschen Weges sucht der Verführer den Menschen zu verleiten durch den Hinweis auf allerlei Genüsse, welchen er angeblich entgegen gehe. Das erhabenste Beispiel für eine solche Uebertragung der Wegscheide auf das sittliche Gebiet ist die Versuchung des menschgewordenen Gottessohnes, von welcher Matthäus (Cap. IV) und Lucas (IV) in übereinstimmender Ausführlichkeit, Marcus (I, 12) mit wenigen Worten, Johannes gar nicht berichtet. Christus steht an der Schwelle seines Lehramtes; hinter ihm liegen dreißig in Zurückgezogenheit und Stille verbrachte Jahre der Vorbereitung, gleichsam ein einfacher, sicher zum Ziele führender Weg, welchen er ohne Zweifel und ohne Bedenken hat verfolgen können. Nun theilt sich derselbe; Christus steht an der Wegscheide. Soll er seine göttliche Mission vor der Menge, welche sich nur überzeugen läßt, wenn sie Zeichen und Wunder sieht, dadurch beglaubigen, daß er sich von den Zinnen des Tempels herabläßt im Vertrauen auf den Schutz des Höchsten, welcher nach des Psalmisten Worten (91, 11) seinen Engeln befehlen wird, daß sie den Gläubigen behüten auf allen seinen Wegen, daß sie ihn auf den Händen tragen und er seinen Fuß nicht an einen Stein stößet? Soll er, die Menge blendend, als ein mächtiger König mit weltlichen Mitteln ein irdisches Reich begründen, was die Juden und nachher die Jünger vom Messias erwarteten? Oder soll er durch stille, unverdrossene Wirksamkeit als Lehrer die Herzen der Einzelnen gewinnen und die göttliche Kraft, Wunder zu thun, nur bethätigen, wenn es gilt, den Eindruck, welchen Wort und Persönlichkeit auf die Zuhörer gemacht haben, zu verstärken? Um über diese Fragen Klarheit zu gewinnen, begiebt er sich in die Wüste, d. h. in die Einsamkeit, also in eine Lage, in welcher ein klärender Meinungsaustausch mit Freunden und Genossen ausgeschlossen ist; vierzigtägiges Fasten hat die Phantasie ungewöhnlich erregt, den Geist von der Welt abgezogen und ganz auf das Innere gelenkt. Als wahrhaftiger Mensch wird er versucht, gleich wie wir; als Gottessohn weist er alle weltlichen Gedanken von sich und beschließt, der Gründer eines Reiches zu werden, welches nicht von dieser Welt ist, welches in den Herzen der Menschen seine Wurzeln hat! Nach dem Berichte der Evangelisten wird Christus von dem Versucher, dem Teufel, dem Satan aufgefordert, Steine in Brod zu verwandeln, um damit seinen Hunger zu stillen, sich von der Zinne des Tempels herabzulassen, um in den Augen der Menge als Zauberer und Wunderthäter zu erscheinen, endlich durch Anbetung des Bösen die Herrschaft über die Welt zu erlangen. Er würde also im ersten Falle seine Allmacht zu selbstsüchtigem Zwecke gemißbraucht, im zweiten durch ein nichtiges Schaugepränge sich Anerkennung verschafft, im dritten sich von Gott losgesagt und ein weltliches, von der Sünde und dem Bösen beherrschtes Reich gegründet haben. Gleich dem Wanderer am Kreuzwege wäre Christus durch den Teufel versucht worden. In beiden Fällen ist ein rein innerlicher, im Herzen des Menschen sich abspielender Vorgang, nämlich der Widerstreit einander entgegengesetzter Empfindungen, in eine äußerliche Handlung verwandelt, bei welcher zwei Personen thätig sind. Die weltlichen Gedanken, welche dem Nachdenkenden durch die Seele ziehen, haben in der sinnlichen Auffassung der Apostel Fleisch und Blut angenommen, sich im Teufel verkörpert. Christus, der Inbegriff alles Guten, vermag das Böse wohl zu denken — daher der Apostel sich auch für berechtigt hält, dem Gedanken Gestalt zu verleihen —, nicht aber zu thun, daher der nothwendige Ausgang: er ward versucht, gleich wie wir, doch ohne Sünde. Nur dadurch ist es erklärlich, warum bei der äußerlichen Darstellung des innerlichen Vorganges nur zwei, nicht drei Personen verwandt sind, wie es in einer anderen Geschichte erfolgt, welche zwar weniger des auftretenden Helden, als ihres Alters halber ehrwürdig erscheint, in der Erzählung vom Herkules am Scheidewege. Der antike Götterbegriff schließt das Böse, das Unsittliche nicht aus; Herkules steht am Ende des Weges, welchen er in der unbewußten Harmlosigkeit der Jugend ohne Zweifel und Bedenken zurückgelegt hat; er ist weder gut noch böse, weil ihm die Wahl zwischen Beidem bisher erspart geblieben ist. Sein Herz ist guten sowohl als bösen Einflüssen zugänglich. Dieser Umstand erleichterte dem Dichter die Umwandlung des inneren Vorganges in eine dramatische Handlung. Herakles sitzt einsam an der Wegscheide, in tiefe Gedanken versunken darüber, welchen von beiden Wegen er einschlagen soll. Da nähern sich ihm von rechts und von links zwei Frauen, die eine in edler Haltung und Gebärde,

in einfachem weißen Gewande, die andere üppig von Gestalt, in auffallender Kleidung, bald sich selbst wohlgefällig betrachtend, bald den Eindruck beobachtend, welchen sie auf den Unschlüssigen macht. Sie tritt zuerst zu ihm heran und verspricht ihm, wenn er ihrem Pfade folgen werde, ein mühe- und sorgenloses Dasein, ein Leben voller Genuß und Wonne; meine Freunde, antwortet sie auf seine Frage, nennen mich Glückseligkeit (Endaimonia), meine Feinde nennen mich verunglimpfend das Laster (Kakia). Indessen hat auch die andere Frau sich genähert, die Tugend (Arete); in ihrem Gefolge und als ihr Anhänger wird Herakles Genüsse nur dann haben, wenn er sie durch Mühe und Arbeit errungen hat; aber er wird auch ein Liebling der Götter, ein Freund seiner Freunde, ein Wohlthäter seines Vaterlandes und unsterblichen Ruhmes theilhaftig werden. Daß Herakles sich für den Pfad der Tugend entschieden, wird uns zwar nicht überliefert, aber durch sein folgendes Leben dargethan.

Bücherbesprechungen.

— **Jentsch, Carl, Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirthschaft.** Eine populäre Volkswirthschaftslehre. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1895. 446 S. Pr. 2,50 ℳ — Es ist eine alte Erfahrung, daß jede populäre Darstellung wissenschaftlicher Materien von vornherein das Mißtrauen der Eingeweihten erweckt. Und mit Recht. Denn was heißt „populär" schreiben in der Wissenschaft Anderes als es den Leuten leicht machen, es vermeiden, sie mit den zahlreichen Fragezeichen zu quälen, an denen jede Wissenschaft so reich ist, also kurz gesagt, unwissenschaftlich sein? Vielleicht — ich mag dies nicht entscheiden — giebt es Wissensgebiete, die so reich sind an gesicherten Erkenntnißsätzen, daß sie eine populäre systematische Darstellung vertragen. Die jugendliche Volkswirthschaftslehre, und hierauf kommt es an, gehört nicht zu ihnen. Ich schicke diese allgemeine Bemerkung voraus, um das ungünstige Urtheil zu rechtfertigen, das ich über Carl Jentsch's neuestes Werk fällen muß. Leider vermag ich aber des Verfassers Ansicht, daß „die richtigen volkswirthschaftlichen Begriffe nach Allem, was darüber schon gesagt und geschrieben worden, längst Gemeinplätze sein könnten" (S. V), nicht zu theilen. Ich sage leider! Denn in welch glücklicher Lage befände sich die Gesellschaft, hätte er Recht. Wie wunderbar aber, daß ein Schriftsteller, der mit den Werken einer Reihe hervorragender Oekonomen anscheinend nicht unbekannt ist, einen so handgreiflich irrigen Satz an die Spitze seines Buches stellen konnte. Hätte doch ihn, der „weder im Dienste einer Partei noch im Banne einer Schule steht" (S. VII), gerade der „wüthende Streit" der Parteien und Schulen über den wahren Sachverhalt aufklären müssen. In Wahrheit benutzt Jentsch seine Sonderstellung über Parteien und Schulen dazu, um sich als Frucht einer fleißigen Lectüre ökonomischer Werke von jedem von ihnen das ihm Convenirende anzueignen, ohne es jedoch für nöthig zu halten, diese Collectaneen zu einem einheitlichen und plastischen Ganzen zusammenzuschweißen. Wie sollte es aber auch möglich sein, das ungeheure Thatsachenmaterial, das die moderne Wissenschaft zusammengetragen, auf 439 kleinen Octavseiten wahrhaft kritisch gesichtet und verarbeitet zur Darstellung zu bringen, zumal ein nicht unbeträchtlicher Theil dieses Raumes außerdem durch allerhand mit den behandelten Themen nur in losestem Zusammenhange stehende Excurse ausgefüllt wird? Auf diese Weise schreibt man „populär", aber man belehrt nicht. Und dies ist um so bedenklicher in einer Zeit, da Jedermann sich für berufen hält, auf Grundlage auch des oberflächlichsten Studiums sein Urtheil in den schwierigsten socialwissenschaftlichen Fragen abzugeben und es zur praktischen Geltung zu bringen. Ich kann es daher unter diesen Umständen nur bedauern, daß ein im Uebrigen so wohl beleumundeter Schriftsteller, wie Carl Jentsch, mit einem so wenig nachahmenswerthen Beispiele vorangeht, statt es sich angelegen sein zu lassen, an der Erziehung des deutschen Volkes zu ernster Wissenschaftlichkeit mitzuarbeiten. —g.

— **A. von Hedenstjerna, Herrn Jönssons Memoiren.** Uebersetzt von M. Hallbusch. Bibliothek der Gesammtliteratur Nr. 889. Verlag von O. Hendel, Halle a. S. — Hedenstjerna's Novellen gehören bei uns bereits zu den anerkanntesten Erzeugnissen der ausländischen neueren Literatur. Während manche andere nordische Verfasser der neuesten Zeit uns in eine recht versumpfte Atmosphäre führen, hat Hedenstjerna mit diesen seinen Landsleuten nichts gemein; hier athmet man eine schwedische Luft, die von vielen Blüthen köstlichen Humors durchwürzt ist. Unter den zahlreichen, bereits mehrfach aufgelegten Erzählungen des beliebten Verfassers („Der Hilfsprediger von Qvislinge", „Allerlei Leute", „Im schwedischen Bauernhause", „Fräulein Jenny's Stellungen" u. s. w.) nimmt das vorliegende Bändchen nicht die letzte Stelle ein. Man kann die Lebenserinnerungen des Herrn Jönsson, welcher an seinem sechzigsten Geburtstag einen Rückblick hält und uns erzählt, wie er es von dem armen ländlichen Waisenknaben und elfjährigen, auf der Auction von der Gemeinde an den Mindestfordernden abgegebenen Hütejungen zum angesehenen Kaufmann und Consul, Landtagsabgeordneten und Ritter des Wasaordens gebracht hat, nur mit herzlicher Freude lesen. Wir können die kleine Schrift auch für Volks- und Gemeindebibliotheken auf's Wärmste empfehlen. Bedauern müssen wir nur, daß auch hier wie bei den anderen Hedenstjerna'schen Novellen aus dem Hendel'schen Verlage die Uebersetzung stellenweise eine recht mangelhafte ist. Was soll sich der deutsche Leser unter „Leseverhör" (womit ein Besuch des Geistlichen zu einem Kirchenexamen auch der Erwachsenen, eine Art von Kirchenvisitation gemeint ist), unter „Kriaturen" (worunter der Schwede Kühe versteht), unter „Lusthaus" (das ein Gartenpavillon ist) u. s. w. denken? Auch der Gesangbuchvers: „Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen" (wir lesen Seite 9: „Was sind vor Gott der Menschen Sachen", sein starker Arm vermag sogleich u. s. w.), dessen deutscher Text wohl aus einem verwässerten Gesangbuch der alten rationalistischen Zeit abgeschrieben zu sein scheint, sollte so geschrieben sein, wie ihn Neumark wirklich gedichtet, Ollon ihn ins Schwedische übertragen und Hr. Jönsson ihn auch gelernt hat. D. K.

— **Geschichte des Klosters Remse.** Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von W. Pätzold, Schuldirector. Glauchau, Verlag von Arno Peschke (1896). 40 S. 8°. 80 ₰. — In dieser fleißigen, anspruchslosen Arbeit, die als Separatabdruck aus dem 1. und 2. Hefte des 2. Jahrganges der „Schönburgischen Geschichtsblätter" hiermit einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht wird, behandelt der Verfasser die Geschichte des ehemaligen Nonnenklosters Remse bei Glauchau von der Zeit seiner Gründung um die Mitte des 12. Jahrhunderts bis zu seinem Aufhören im Jahre 1533. Die hauptsächlichste Grundlage des Werkchens bildet Paul Mitzschke's „Urkundenbuch von Stadt und Kloster Bürgel", von dem, wie wir zu unserer Freude vernehmen, der 2. und 3. Band bereits im Manuscripte fertig vorliegen. Remse bietet einen hübschen Beitrag zu der bekannten Erscheinung, daß im ausgehenden Mittelalter von frumben Mönchen arg gefälscht worden ist; wer sich darüber genauer informiren will, dem empfehle ich (v. Pflugk-) Harttung's „Diplomatisch-historische Forschungen", S. 313 (Was jemand nicht besaß, und doch gerne gehabt hätte, was nicht vorlag und von dem er meinte, daß es vorliegen müsse, das machte er sich einfach selber oder ließ es von anderer kundiger Hand verfertigen . . . Alles fälschte man, was sich überhaupt fälschen ließ . . . bis zum geringsten Privilegium der geringsten der Klöster"). Schon die Stiftungsurkunde ist unecht; das beweisen besser als die chronologischen Widersprüche die anachronistischen Grenzen des Klostergebietes. Und wie man sich echte Siegel zu verschaffen wußte, um sie selbstverfertigten Machwerken zur besseren Glaubwürdigkeit anzuhängen, darüber erzählt uns der Verfasser auf S. 25 eine launige Geschichte. Nicht ganz praktisch erscheint dem Referent die Anwendung von Sternchen und Kreuzchen an Stelle von Ziffern, die auf die Anmerkungen hinweisen sollen. Ht.

— **Der chaldäische Zauberer.** Ein Abenteuer aus dem Rom des Kaisers Diokletian. Von **Ernst Eckstein.** Gera, E. M. Köhler's Verlag (E. M. Köhler's Novellenbibliothek Nr. 1). — Eine von jenen Erzählungen, die sich angenehm lesen, wenn sie uns auch nicht tief aufregen. Das Thema bildet die Entlarvung eines jener Schwindler im alten Rom, die auf die Leichtgläubigkeit einer in religiöser Beziehung entarteten Bevölkerung nicht ohne Erfolg speculirten, wobei es sich Eckstein in der Lösung allerdings etwas leicht gemacht hat. Da der Verfasser sein flüssiges Erzählertalent auch hier wieder bewährt und in seinem eigentlichen Elemente schwimmt, indem er römische Sittengeschichte so zwanglos vorträgt, daß man das viele Wissen dahinter kaum ahnt, so kann auch diese Geschichte auf ihre Leser rechnen. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 18. Dienstag, den 11. Februar. 1896.

Sebastian Schertlin von Burtenbach.

Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstage.

Ein reichbewegtes Kriegerleben zieht an unserm Innern vorüber, wenn wir die Autobiographie des deutschen Landsknechtsführers Sebastian Schertlin von Burtenbach durchblättern, welcher vor 400 Jahren, am 12. Februar 1496, zu Schondorf in Württemberg das Licht der Welt erblickte. Ueber seine Herkunft und seine Jugendjahre ist nichts bekannt, doch scheint er aus angesehener Familie zu stammen, denn er besuchte drei Jahre lang die Universität Tübingen und errang sich an derselben die Magisterwürde. Der gelehrte Stand behagte ihm aber nicht, die stürmischen Zeiten der Reformation waren für ein friedliches Gelehrtendasein nicht geschaffen, deshalb beschloß Schertlin, sich dem Kriegshandwerk zu widmen. Nachdem er 1518 unter Kaiser Maximilian I. den Feldzug gegen Franz von Sickingen mitgemacht hatte, nahm er im folgenden Jahre Dienste im Heere des Schwäbischen Bundes und half den Herzog Ulrich von Württemberg vertreiben. Zwei Jahre später zeichnet er sich als Landsknechtsführer in Frankreich und darauf gegen die Türken aus und im Jahre 1523 ist sein Ruf als tüchtiger Führer bereits so gestiegen, daß Kurfürst Joachim I. von Brandenburg ihn nach Berlin beruft, damit er zur Unterstützung des vertriebenen Dänenkönigs ein Söldnerheer anwerbe. Schertlin brachte in kurzer Zeit ein ansehnliches Heer zusammen, da es dem König aber an Geld fehlte, so liefen die Söldner bald wieder auseinander und Schertlin warb nun eine Anzahl derselben auf eigene Kosten an und zog mit ihnen über die Alpen, um den Kaiser Karl V. in der Lombardei gegen die Franzosen zu unterstützen. Er machte unter Pescara den Zug nach Marseille mit, wurde in Pavia mit den Kaiserlichen eingeschlossen und kämpfte dann in der Schlacht unter den Mauern dieser Stadt mit (Febr. 1525). Wegen seiner Umsicht und Tapferkeit wurde Schertlin glänzend belohnt und vom Vicekönig von Neapel sogar zum Ritter geschlagen. Durch die Gefangennahme Franz' I. war eine kurze Ruhepause auf dem italienischen Kriegsschauplatz eingetreten und Schertlin wandte sich deshalb, wie so viele seiner Kampfgenossen, wieder nach Deutschland, wo der inzwischen ausgebrochene Bauernaufstand tüchtige Kriegsleute nöthig machte. Im Heere des Schwäbischen Bundes nahm Schertlin Theil an den Kämpfen bei Königshofen, Würzburg und Schweinfurt und wurde mehrmals erheblich verwundet. Als dann der Krieg gegen Franz I. in Italien seinen Fortgang nahm, zog Schertlin mit Georg v. Frundsberg nach dem Süden, wohnte der Eroberung und Plünderung Roms am 6. Mai 1527 bei und betheiligte sich auch an einem Zuge nach Neapel. Bei dieser Gelegenheit erhielt er eine ziemlich schwere Verwundung, welche ihn zwang in der Stadt Aquila einen längeren Aufenthalt zu nehmen, und dieser Aufenthalt wäre beinahe verhängnißvoll für ihn geworden, da feindliche Truppen die Stadt eroberten und Schertlin nur unter großen Gefahren und in der Verkleidung eines Kaufmanns nach Venedig flüchten konnte, von wo er dann nach der Heimath zurückkehrte. Sein Ruf als Heerführer war inzwischen derart gestiegen, daß sowohl der kaiserliche Statthalter in Württemberg wie die Herzöge von Bayern ihn gleichzeitig als Hauptmann in ihre Dienste nahmen. In dieser Stellung kämpfte er 1529 gegen die Türken, erlitt aber bei diesem Zuge so großen pecuniären Schaden, daß er bald seinen Dienst bei Württemberg und Bayern aufgab, da beide sich weigerten, die Verluste zu ersetzen, und als Feldhauptmann in den Dienst der Stadt Augsburg trat. Mit 500 Knechten des Raths nahm Schertlin rühmlichen Antheil an der Besiegung der Türken bei Pottenstein (19. Sept. 1532) und wurde zur Belohnung seiner Thaten gleich nach der Schlacht nebst verschiedenen Hauptleuten vom Kaiser Karl zum Ritter geschlagen und reich beschenkt. Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge kaufte Schertlin die in der Nähe von Augsburg belegene Herrschaft Burtenbach und nahm dort seinen ständigen Wohnsitz. Durch kleine Fehden mit seinem Nachbar Hans Adam v. Stein kam er in Berührung mit dem Herzoge Ulrich von Württemberg und dem Landgrafen Philipp von Hessen und die Bekanntschaft mit diesen protestantischen Fürsten war die Veranlassung, daß Schertlin zum Protestantismus übertrat. Natürlich wurden dadurch seine Beziehungen zu seinen ehemaligen Freunden und Gönnern sehr getrübt und er wandte sich infolge dessen immer mehr den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes zu. Dies hinderte ihn jedoch nicht, im Jahre 1536 als kaiserlicher Hauptmann mit Karl V. nach Frankreich zu ziehen. Neue Zwistigkeiten mit seinen Nachbarn, den Herren v. Stein, zogen Schertlin jedoch zahlreiche Gegner unter den katholischen Fürsten zu und veranlaßten ihn, sich enger an die schmalkaldischen Bundesmitglieder, namentlich an Philipp von Hessen, anzuschließen. Er trat sogar 1541, als ihm durch die Mißgunst König Ferdinand's der erhoffte Oberbefehl im Türkenkriege nicht übertragen worden war, förmlich in die Dienste des Landgrafen und leistete als Oberster der Fußtruppen wesentliche Hilfe bei der Vertreibung des Herzogs Heinrich von Braunschweig. Karl V. bemühte sich trotzdem, den erfahrenen und umsichtigen Schertlin für sich zu gewinnen, und ernannte ihn 1544 zu Speier zum Großmarschall und Brandschatzmeister. Als solcher machte Schertlin den Zug durch die Champagne mit, wandte sich aber, als er seine Hoffnungen, welche er an den Eintritt in den kaiserlichen Dienst geknüpft hatte, vereitelt sah, wieder dem Schmalkaldischen Bunde zu. Er trat in die Dienste desselben, warb zahlreiche Söldner und wurde, als der Ausbruch des Krieges gegen den Kaiser unvermeidlich war, zum Obersten der gesammten Kriegsmacht der oberländischen Bundesstädte ernannt. Wäre es stets nach Schertlin's Rathe gegangen, so hätte wahrscheinlich der Schmalkaldische Krieg einen schnelleren und für die Protestanten günstigeren Verlauf genommen, denn Schertlin eröffnete den Feldzug mit einem siegreichen Einzug in Füssen (9. Juli) und der Erstürmung der Ehrenberger Klause (10. Juli 1546), wodurch er den Kaiser von seinen päpstlichen Hilfstruppen abschnitt. Nun machte er den Vorschlag, den Kaiser in Regensburg zu überrumpeln, ehe die Verstärkungen herankämen, und sicherlich hätte man hierdurch dem Kriege mit einem Schlage ein Ende gemacht, aber die Unschlüssigkeit der protestantischen Fürsten und die Zwistigkeiten derselben unter einander vereitelten alle Vortheile, die Schertlin errungen hatte. Letzterer, der seine wohlgemeinten und nützlichen Vorschläge unbeachtet sah, gerieth daher mit den Häuptern des Bundes häufig in heftigen Wortwechsel. Der Ausgang des Schmalkaldischen Krieges ist bekannt. Nachdem die Fürsten sich vor dem Kaiser zurückgezogen hatten, sahen sich die oberdeutschen Städte preisgegeben und unterwarfen sich Karl V. Auch Augsburg, welches Schertlin vergebens zur Vertheidigung auf Leben und Tod zu bewegen gesucht hatte, knüpfte Unterhandlungen mit dem Kaiser an und Schertlin, der von der Amnestie ausgeschlossen war, sah sich genöthigt, die Stadt schleunigst zu verlassen. Unter vielen Gefahren gelangte er mit seinem Sohne nach Konstanz, wo er sich einige Zeit aufhielt, um durch Vermittlung seiner Freunde Aussöhnung mit dem Kaiser zu erlangen. Da diese Hoffnung aber fehlschlug und Schertlin sich in Konstanz nicht mehr sicher fühlte, flüchtete er nach Basel (Nov. 1547) und

trat von hier aus in Unterhandlung mit dem König von Frankreich, der ihm die glänzendsten Anerbietungen machte. Infolgedessen ging Schertlin, da alle Versuche, den Kaiser günstig zu stimmen, vergeblich waren, im April 1548 mit seinem Sohne nach Frankreich und trat als Heerführer in die Dienste Heinrich's II. Nunmehr wurde er von Karl V. geächtet, seiner Besitzungen verlustig erklärt und aus Basel, wohin er zurückgekehrt war, ausgewiesen. Er begab sich daher an den Hof des französischen Königs zurück und suchte letzteren zu einem Bunde mit den protestantischen Reichsfürsten und zum Kampfe gegen den Kaiser zu bewegen. Er wollte ein deutsches Heer mit französischem Gelde sammeln, darauf in das Oberland eindringen, die Alpenpässe besetzen und die Reichsstädte zu gewinnen suchen und hierdurch den Kaiser zur Ergebung und zur Abdankung zwingen. Diese Pläne blieben jedoch unausgeführt. Zwar sammelte Schertlin in der Schweiz zahlreiche Soldtruppen, mußte aber von seinem Vorhaben, Elsaß oder Burgund anzugreifen, abstehen und fand mit seinem Heere nur bei der Belagerung von Metz und bei den Kämpfen in Luxemburg und in der Picardie Verwendung. Schertlin sah bald ein, daß die von ihm erhoffte Rettung Deutschlands durch Frankreich nicht zu erreichen sei, und fand es nun geeigneter, sich wieder dem Kaiser Karl zu nähern. Grund, sich von dem französischen Heere zu entfernen, bot ihm eine Erkrankung. Er schlug während derselben seinen Wohnsitz in Basel auf (Februar bis August 1553) und versuchte es, durch seine Freunde den Kaiser versöhnlich zu stimmen. Den vereinten Anstrengungen der Augsburger Patrizier Georg und David Baumgartner gelang es, Karl V. zur Verzeihung zu bewegen, und nachdem Schertlin gegen Ende des Jahres 1553 feierlich seinen Diensten gegen Kaiser und Reich entsagt hatte, erhielt er Amnestie und empfing seine Güter zurück. Er nahm seinen Wohnsitz nun wieder in Burtenbach und lebte als einfacher Landedelmann seiner Neigung zur Landwirthschaft und im Verkehr mit seinen Verwandten und Freunden. Abgesehen von einigen kleinen Fehden mit seinen adligen Nachbarn, trat Schertlin als Feldherr nicht mehr in die Oeffentlichkeit, obwohl er im Solde einiger Fürsten stand und zum Obersten des Heidelberger Bundes und später des Landsberger Bundes erwählt wurde. In dieser Zeit der Muße beschäftigte er sich mit der Aufzeichnung seiner Lebensgeschichte, worin er in einfacher, ungekünstelter Weise seine mannigfachen Schicksale erzählt, und wenn er auch Manches wohlweislich verschweigt, Anderes schön zu färben sucht, so ist doch diese Biographie sehr wahrheitsgetreu abgefaßt und liefert einen werthvollen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Am 16. März 1577 wurde Schertlin in Augsburg, wo er zeitweise wohnte, vom Schlage getroffen, erholte sich jedoch wieder, aber der Anfall hatte den Greis ziemlich hart mitgenommen, so daß er fortgesetzt kränkelte und am 18. November desselben Jahres das Zeitliche segnete. In der Kirche zu Burtenbach verkündet eine überschwängliche Grabschrift die Thaten des Mannes, der neben Georg v. Frundsberg als Förderer und Verbesserer des deutschen Heerwesens zu betrachten ist. Dr. G. Albrecht.

Bücherbesprechungen.

— G. Stosch, Alttestamentliche Studien. I. Theil: Die Entstehung der Genesis. Gütersloh, Bertelsmann, 1896. — Der durch sein Buch über die Sacramente in weiteren Kreisen bekannte Verfasser hat in seinen letzten literarischen Veröffentlichungen (außer der zu besprechenden „Die Augenzeugen des Lebens Jesu" und „Briefe über die Offenbarung St. Johannis") sich auf das wissenschaftlich-apologetische Gebiet begeben. Wir können, aufrichtig gesagt, ihm dazu nicht Glück wünschen. So geistvoll und gewandt Stosch im Erbaulichen die Feder rührt, so wenig gelingt es ihm, in den schwierigen Fragen der biblischen Einleitung und der kritischen Exegese ein entscheidendes Wort zu führen. Das Buch, das wiederum alle Vorzüge des Verfassers in sich vereinigt, Tiefe und Feinheit der Gedanken, Wärme und Farbe der Darstellung, hat wissenschaftlich kaum einen bleibenden Werth. Die leitenden Gedanken über die Entstehung der Genesis sind geistreich, aber wunderlich, zum Theil höchst wunderlich. Stosch wärmt die Meinung des alten Vitringa auf, derzufolge von Adam an die alten Erzväter ihre Erlebnisse und Erfahrungen über den Gang des Reiches Gottes schriftlich oder mündlich hinterlassen haben. So werden ihm Adam, Noah, Sem, Abraham, Melchisedek (!), Isaak, Jakob, Joseph unter der Hand zu Historiographen, welche die biblische Ueberlieferung getreu von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben. Joseph hat die gesammelten Memoiren nach Aegypten bringen und in seinem Sarkophag mit beisetzen lassen. Dort fand sie Moses und lernte daraus seinen Beruf am Volke Israel. Die Aufzeichnungen der alten Väter sind sämmtlich in hebräischer Sprache geschrieben! Ja, der geschichtliche Charakter der Genesis im strengsten Sinne hängt an dem bis in die ersten Zeiten hinaufreichenden Alter der hebr. Sprache. So muß also doch noch der Jesuit Hardouin seine Meinung zurückziehen, nach welcher Adam und die älteste Menschheit mit den Engeln lateinisch sprach. Nicht nur in den Hauptsätzen, auch in einzelnen Behauptungen spielt die Phantasie des Verfassers die wesentliche Rolle. Der Wechsel der Gottesnamen Elohim und Jahve, demzufolge schon der französische Arzt Astruc im vorigen Jahrhundert eine jehovistische und eine elohistische Urkunde unterschied, ist lediglich auf den Reflex der religiösen Empfindungen zurückzuführen, die man Gott gegenüber jeweilig hatte. Der sogen. jahvistische Schöpfungsbericht (Gen. 2, 5 ff.) ist eine träumende Meditation Adam's, der mit dem ersten Blick des Neuerschaffenen sich auf der Erde umsieht. Den ersten Schöpfungsbericht hat Gott den ersten Menschen im Paradies erzählt. Wir können nach dem Vorstehenden uns nicht überzeugen lassen, daß durch solche Studien die alttestamentliche Wissenschaft erheblich gefördert werde. Der Verfasser sagt im Vorwort, er schreibe „auch" für gebildete Laien, welche „ungeachtet der Verdunkelung, die eine unfreie Wissenschaft über das Alte Testament gebreitet hat", sich desselben freuen möchten. Wir bekennen dem gegenüber, daß wir gegen Stosch zu Denen gehören, welche von manchem Urtheil der Urgroßväter betr. der Entstehung der biblischen Bücher A. T. Abschied genommen haben, und trotzdem, vielleicht erst recht möchten wir uns des Alten Testaments von Herzen freuen. Im Besonderen die Genesis in ihrer über alles Menschliche erhabenen Größe und Schönheit, in ihrer nur aus Offenbarung zu erklärenden Einzigartigkeit, ist in Beziehung auf ihren religiösen Werth unabhängig von der im Grunde rabbinischen Erörterung über die Verfasser. Sicher ist doch, daß trotz der Ueberschrift „Die fünf Bücher Mosis", die sich in unsern Bibeln findet, Niemand mehr die naive Vorstellung der altjüdischen Orthodoxie theilt (bab. Sanh. 99a), nach der Moses sogar die letzten acht Verse des fünften Buches, also seinen eigenen Tod, beschrieben hat. Trotz der principiellen Bedenken, die wir gegen die Schrift des hochbegabten Verfassers hegen — Plato amicus, magis amica veritas — wollen wir schließlich nicht verfehlen, das Büchlein allen Denen zu empfehlen, welche an der ursprünglichen, nicht in ausgetretenen Gleisen sich bewegenden Schriftauslegung Wohlgefallen haben. Wir erwarten noch viel von dem Homileten, weniger von dem Exegeten Stosch im Dienste der kirchlichen Rechten. J. J.

— Früchte und Beeren aus dem Bibelgarten. Von Ernst Mühe, Domprediger in Naumburg a. d. Saale. Der biblischen Merkwürdigkeiten 5. Bändchen. Leipzig, Verlag von E. Ungleich. 1895. 180 S. Brosch. 1,60 ℳ, cart. 1,90 ℳ, geb. 2,50 ℳ — Dieses neue Bändchen der Mühe'schen biblischen Merkwürdigkeiten enthält zu verschiedenen Bibelstellen Alten und Neuen Testamentes exegetische und homiletische Ausführungen und Bemerkungen, welche den Freunden der Arbeiten Mühe's im Ganzen nicht unwillkommen sein dürften, hier und da aber vielleicht auch bei ihnen auf Widerspruch stoßen werden. Ernste Bibelforscher werden ihm besonders nicht auf das eschatologische Gebiet folgen können. Seine reale Art der Schriftinterpretation übt er von dem Standpunkt der entschiedensten Verbalinspiration; darüber geht ihm der Blick für die Bildersprache z. B. der Offenbarung Johannis fast verloren. Neben sinnigen Deutungen begegnen wir vielen gewagten Behauptungen und müßigen Untersuchungen. Die Erzählung aus dem Lebensgang des Verfassers (S. 38 ff.), welcher anfängt: „In drittehalb Monat habe ich kein Gehalt empfangen" würden wir freilich nicht zu den biblischen Merkwürdigkeiten zählen; merkwürdig ist es allerdings, daß ein mit 400 Thalern angestellter Geistlicher längere Zeit ohne Gehalt bleibt, weil der mit der Auszahlung beauftragte Rendant verreist ist. Aber selbst die Wohlthaten der Gemeindeglieder und anderer Freunde während dieser Zeit sind keine biblischen Merkwürdigkeiten, unter solchen Verhältnissen nicht einmal Merkwürdigkeiten überhaupt. Die Ausführung S. 82: „Auch wir Menschen waren nur darum zu erlösen, weil wir dreieinig sind" (M. denkt hierbei an die von ihm vertretene trichotomische Beschaffenheit des Menschen: Geist, Seele, Leib). „Wären wir blos einheitlichen

Wesens, so konnten wir so wenig wie die gefallenen Engel gerettet werden, die bekanntlich einheitliche Geister sind." Es scheint uns das mehr eine Mühe'sche als biblische Merkwürdigkeit. Bei Erwähnung der Bibelstellen 1. Petr. 3, 19 und 4, 6 steht es dem Verfasser fest, daß in dem Raume der Unterwelt, an welchem „noch rettungsfähige Seelen sind, seit der Höllenfahrt Jesu, ein Predigtamt eingesetzt ist", das, wie er anzunehmen geneigt ist, mit den Aposteln und anderen Predigern Gottes besetzt wird. Auf die Frage, woher der Auferstandene bei den Erscheinungen vor seinen Jüngern seine Kleider genommen habe, ob sie von irdischem Stoffe und von Menschen gemacht seien, oder himmlischen Ursprungs gewesen sind, halten wir für eine recht müßige Untersuchung. Der Verf. belehrt uns dahin, daß die auferstandenen Menschen wie die Engel die Macht besitzen, sich „aus der sie umgebenden Atmosphäre" Kleider zu machen, daß aber bei dem Verschwinden der himmlischen Personen sich auch die Kleider sofort wieder in die allgemeinen Weltstoffe auflösen. Für biblisch können wir auch diese Merkwürdigkeit nicht ansehen. Die biblische Begründung bleibt uns auch der Verf. schuldig. Bei seiner Art zu commentiren deutet er S. 86 ff. die weißen Kleider in der Offenbarung auf wirkliche Kleider, geht aber an dem Gegensatz der befleckten Kleider (Offb. 3, 4) vorbei, die doch nur auf einen unlauteren Wandel bezogen werden können. Am merkwürdigsten erscheint uns die Antwort auf die wunderliche Frage: „Werden wir auch im Himmel essen?" Er glaubt, dieselbe auf Grund von 1. Kor. 6, 13, Phil. 2, 7, 8, Luc. 24, 39 u. A. dahin beantworten zu können, daß mit dem Bauch und den Speisen, die nach 1. Kor. 6 Gott „vernichten" wird, nur die innere Bauchhöhle und ihre Verdauungswerkzeuge gemeint seien, daß aber nicht „der äußere Bauch" wegfallen werde (!); denn das würde die ganze Menschengestalt in ungeheuerlicher Weise verändern! Essen würden wir im Himmel jedenfalls, nur die jetzigen Speisen, besonders die erst durch den Sündenfall eingeführte widernatürliche Fleischnahrung werde aufhören. Theologen wie einfache Bibelleser werden Bedenken tragen, derartigen Auslegungen zuzustimmen. Die biblischen Schriftsteller sind selber nicht der Meinung, daß bis ins Einzelne „erschienen ist, was wir sein werden"! D. K.

— **Dietzel, Heinrich, Theoretische Socialökonomik** I. Bd. Einleitung. Allgemeiner Theil, Buch I. (Zweite Hauptabtheilung von Adolf Wagner's Lehr- und Handbuch der politischen Oekonomie.) Leipzig 1895. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 297 S. Preis 8 ℳ. — Professor Dietzel, der Verfasser des vorliegenden Buches, gehört jener Gruppe deutscher Nationalökonomen an, als deren Doyen man Professor Adolf Wagner in Berlin bezeichnen kann, und die, bei aller Werthschätzung historischer Studien auf volkswirthschaftlichem Gebiete, es für ihre Person gleichwohl vorziehen, die ökonomischen Probleme nach der Methode jener älteren britischen Volkswirthe zu beleuchten. Mag man gegen diese Forschungsmethode wie gegen ihre Ergebnisse mancherlei einzuwenden haben, mag man bezweifeln, ob die Rückkehr zu jener alten britischen Socialökonomik des „common-sense" der richtige Weg zu einer Vertiefung socialökonomischer Erkenntniß sei, jedenfalls hat man es hier mit dem Producte eines abgeklärten, scharf- und feinsinnigen Geistes zu thun, dessen Gedankengängen zu folgen ebenso belehrend wie genußreich ist. Daß ferner die wirthschaftliche Forschung einer Ergänzung bedarf, wenn sie nicht zur historischen Kleinkrämerei ausarten soll, ja noch mehr, daß genau genommen die Wirthschaftsgeschichte selbst nicht eigentlich als letztes Ergebniß socialökonomischer Forschung, sondern viel eher nur als Mittel zum Zwecke, nämlich eben zur Aufstellung einer haltbaren Theorie zu betrachten sei: welcher vorurtheilslose Forscher dürfte dies heute noch leugnen, nachdem selbst ein so ausgezeichneter Wirthschaftshistoriker, wie K. Bücher, seine Stimme in diesem Sinne erhoben? So wird man beim Studium von Dietzel's Buche nur Eines zu bedauern haben, daß nämlich der gelehrte Verfasser im Ganzen genommen weniger versucht, die Brücke zwischen beiden einander noch immer getrennt gegenüberstehenden Anschauungen zu schlagen, als die specielle Berechtigung der von ihm vertretenen darzuthun, während doch das Interesse der Wissenschaft schon lange fordert, daß man die Streitaxt endgiltig begrabe. Auch hier, wie überall, wird man jeden Werth der Methode an ihren Früchten erkennen. Ein umfassendes kritisches Referat, das dem reichen Gedankeninhalte des Buches gemacht würde, wenngleich es nach Dietzel's eigenen Worten „non nova" nur „noviter" bringt, würde den uns zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten. Wir verzichten daher lieber auf jedes nähere Eingehen und begnügen uns damit, unsere Leser kurz mit dem Inhalte des Werkes bekannt zu machen, um sie eventuell zum Selbststudium anzuregen. Der uns vorliegende erste Band „der theoretischen Socialökonomik" zerfällt in zwei Theile: die ziemlich umfangreiche Einleitung und des allgemeinen Theiles erstes Buch, das die ökonomischen Elementarphänomene behandelt. Das Wesen der theoretischen Socialökonomik als Wissenschaft zu erweisen, bildet das Thema der Einleitung, die die „theoretische" Socialökonomik als Theil der Socialökonomik und der Socialwissenschaft in ihren specifischen Eigenthümlichkeiten nach Aufgaben und Methoden und im Gegensatz zu den übrigen socialen Wissenschaften darzustellen sucht. Namentlich das 3. Capitel, das insbesondere der Betrachtung des Wesens der theoretischen Socialökonomik gewidmet ist, verdient wegen des Materiales, das zur Erledigung des alten Methodenstreites beigebracht wird, hervorgehoben zu werden. Bildet die Erörterung der methodologischen Fragen den Kern dieser Einleitung, so nimmt in dem sich daran anschließenden, die ökonomischen Elementarphänomene untersuchenden ersten Buche des allgemeinen Theiles dieselbe Stelle die kritische Darlegung des Werthproblemes ein. Nach Feststellung der Ursachen der Werthcontroverse sucht sich Dietzel seiner Aufgabe durch Beantwortung der beiden Fragen: „Welchen Gütern wird Werth beigelegt?" und „Wie wird der Werth der Güter gemessen?" zu entledigen, indem er bei letzterer zwischen der Werthbemessung reproducibler Güter und derjenigen irreproducibler Güter unterscheidet. Eine kritische Betrachtung der Grenznutzentheorie und der classischen Werththeorie bildet den Schluß des werthvollen Buches, dem wir recht bald einen Nachfolger aus der Feder desselben kenntnißreichen Lehrmeisters wünschen. —o—g.

— **Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirthschaft, für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften aller Länder.** Herausgegeben von Dr. **Kuno Frankenstein.** IV. Band, Heft 1—4. 444 S. Leipzig 1895—96. Verlag von C. L. Hirschfeld. Preis 20 ℳ; Preis des Einzelheftes 6 ℳ. — Die Zeitschrift für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften hat, seit wir das letzte Mal von ihr zu berichten hatten, eine Metamorphose durchgemacht. Sie hat erstlich, wie das Rubrum unserer Besprechung zeigt, ihren Titel geändert, d. h. denselben mehr, als dies bisher der Fall war, ihrem wahren Inhalte angepaßt. Sie hat damit nun auch äußerlich ihren specifisch literar-historischen Charakter abgestreift, und, was wir lebhaft bedauern, ihre Sonderstellung im Kreise der socialwissenschaftlichen Zeitschriften aufgegeben. Jedenfalls hätten wir es um der Sache willen lieber gesehen, wenn dieser Wandel sich in entgegengesetzter Richtung vollzogen, d. h. wenn sich der bisherige Inhalt im Sinne einer Lösung der einstmals im Programm festgestellten Aufgabe umgestaltet hätte. Und so bleibt uns nur die Hoffnung, daß diese letztere nicht etwa allmälig ganz in Vergessenheit gerathe. Doch noch über zwei weitere rein formelle Aenderungen haben wir zu berichten. Es hat sich nämlich ferner die Zeitschrift mit Beginn dieses 4. Jahrganges ihres Erscheinens aus einer Zweimonatsschrift in eine Vierteljahrsschrift umgewandelt; auch wurde dabei ihr Preis pro Band von 12 auf 20 ℳ erhöht. Und es hat endlich die Verlagsbuchhandlung auch eine Neuerung rücksichtlich des Druckes eintreten lassen, indem sie beschloß, die den einzelnen Heften angefügte Bibliographie fortlaufend zu paginiren, wodurch es den Abonnenten ermöglicht werden soll, die Bibliographie nach Beendigung des Jahrganges zusammen einbinden zu lassen. Was nun den reichen Inhalt des uns vorliegenden Bandes anlangt, so müssen wir uns in Anbetracht des uns zur Verfügung stehenden Raumes auf eine summarische Darstellung desselben beschränken, indem wir es uns vorbehalten, bei anderer Gelegenheit auf eines oder das andere der behandelten Themata näher einzugehen. An Abhandlungen literar-historischen Charakters bietet Band IV der Zeitschrift Folgendes: Zunächst die Fortsetzung des im vorigen Jahrgang begonnenen Aufsatzes A. Oncken's Zur Biographie des Stifters der Physiokratie François Quesnay. Weiter Essays von A. Graziani, Die Literatur der Dogmengeschichte der politischen Oekonomie in Italien, und von G. Macchioro, Cesare Beccaria's national-ökonomische Schriften. Zu erwähnen sind ferner als historische Darstellungen die Abhandlungen G. Adler's, Solon und die Bauernbefreiung in Attika, und K. v. Rohrscheidt's, Der erste Ausbau des Systems der Gewerbefreiheit in Preußen (nach urkundlichem Material dargestellt); als finanzwissenschaftliche G. v. Mayr's, Reichsfinanzreform, M. Block's, Zwei französische Budgets, 1845 und 1895, als speci-

fisch-volkswirthschaftlich endlich die Aufsätze E. Balogh's, Das Verkehrswesen (Eisenbahnen, Fluß- und Seeschiffahrt) in Ungarn im Jahre 1894; H. Crüger's, Die Creditgenossenschaften im Jahre 1894; E. Elkan's, Die Gewerbegenossenschaften in Oesterreich im Lichte der neuesten Statistik, denen wir die Aufsätze R. Grätzer's, Die Revision des preußischen Gesetzes über die Handelskammern, K. Rieker's, Ueber Begriff und Methode des allgemeinen Staatsrechts, und G. Fiamingo's, Der sociale Causalzusammenhang, anfügen wollen. Zahlreiche Kritiken und Referate über die neuesten Erscheinungen auf dem weiten Gebiete der Socialwissenschaften und die jedem einzelnen Hefte wie bisher angeschlossene und insgesammt den Zeitraum vom 16. October 1894 bis 15. November 1895 umspannende Bibliographie vervollständigen den Inhalt auch dieses Bandes und machen ihn zu einem für den Gelehrten, wie für den socialwissenschaftlich gebildeten Laien werthvollen Besitze. —o—g.

— Geschichte der griechischen Litteratur von E. Kroker. Erster Band, Die Poesie. 378 S. Kl. 8°. Leipzig 1895, Grunow. 2,50 ℳ geb. — Das Büchlein ist für einen größeren Kreis bestimmt und hofft auch in den höheren Lehranstalten Eingang zu finden. Es schildert die griechische Dichtung in ihren Hauptgattungen vom homerischen Epos bis auf die neuere Komödie Menander's und ist „aus der Ueberzeugung hervorgegangen, daß klare und nicht zu knappe Inhaltsangaben in einer griechischen Litteraturgeschichte, die der Schule und den Gebildeten, nicht dem Gelehrten dienen will, die Hauptsache sind". Die Darstellung ist fesselnd und leichtverständlich, sie entbehrt nicht der Kraft und Anmuth. Dem Leser wird ein abgerundetes, wenn auch zum Theil nur skizzirtes Bild der Dichtungsarten in ihrer Entstehung und Ausgestaltung geboten, die Persönlichkeiten der Dichter treten deutlich hervor. In gedrängter Knappheit sind die homerischen Epen behandelt, bei ihrer alles Andere überwiegenden Bedeutung für das griechische Geistesleben und seine Aeußerungen in Kunst, Dichtung und auf mancherlei anderweitigen Gebieten im Verhältniß zu kurz. Auch tritt hier der Verfasser, während er die homerische Frage streift, aus der Objectivität heraus, die für sein an das große Publicum sich wendendes Buch wünschenswerth gewesen wäre. Es ist nicht richtig, daß „erst durch die zersetzende Kritik unserm Volke mit der Freude auch die Theilnahme an den homerischen Epen mehr und mehr geschwunden" sei. Machen sich denn die Resultate dieser bösen Kritik in unseren Homerübersetzungen geltend, oder wird Homer auf unseren Schulen in Einzelliedern gelesen? Soweit geht man allerdings wohl auch dort nicht in der Hochachtung der Ueberlieferung, daß man die folgende Regel Kroker's für verständig hielte: „Nur dann, wenn die Erzählung in unerträglicher Weise aufgehalten, einzelne Verse an unpassenden Stellen wiederholt und geschichtliche Ereignisse, die Homer noch gar nicht bekannt gewesen sein können, besungen werden, dürfen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit [!] spätere Einschiebungen vermuthen." Es macht sich überhaupt nicht gut, wenn in einem Buche, das die Früchte der philologischen Arbeit Anderer mit vollen Händen einheimst, gesagt wird: „Je weiter sich die Wissenschaft in philologische Einzeluntersuchungen verloren und darüber ihre größern Aufgaben vergessen hat, um so rascher hat sie ihren Einfluß aufs Volk eingebüßt." Solche Mißachtung rächt sich. In einem der nächsten Abschnitte wird z. B. immer noch die Dreitheilung der Chorlieder in Strophe, Antistrophe und Epodos als Neuerung des Stesichoros aufgetischt und Stesichoros in dieser Beziehung in Gegensatz zu Alkman gebracht, während durch eine „Einzeluntersuchung" vorzüglicher Art vor einer Reihe von Jahren die Haltlosigkeit dieser Ansicht zweifellos dargethan worden ist. Ein wenig gegen die zünftige Alterthumswissenschaft ausfällig zu werden, ist freilich zur Zeit Mode, und die in Aussicht genommenen Leser werden um so eher dazu Bravo rufen, je weniger sie von der Sache verstehen. Glücklicherweise beruht die Hauptanziehungskraft des Buches nicht auf diesem Punkte. Die Elegie und iambische Dichtung, sowie die Melik einmal in zusammenfassendem Ueberblick geschildert zu sehen, wird Manchem erwünscht sein, der vielleicht aus den schönen Nachbildungen in Geibel's „Classischem Liederbuch" ahnen lernte, welche Schätze die griechische Lyrik barg. Kroker hat es sich mit Recht nicht entgehen lassen, seinen Text mit den von Geibel neugefaßten Edelsteinen zu schmücken; an die dreißig Stücke entnahm er der Sammlung und fügte sie an den passenden Stellen ein. Er ist aber auch hier wenig dankbar und überläßt es der Kritik darauf aufmerksam zu machen, wer der Urheber dieser in Form und Inhalt meisterhaften Uebertragungen ist, obwohl das z. B. S. 121, wo er von den „metrischen Vorbildern zu diesen deutschen Nachdichtungen" spricht, sehr nahe lag. Die Abhängigkeit von Geibel geht so weit, daß bei Kroker sofort die prosaische Paraphrase einsetzt, wenn der übertragende Dichter, wie bei Tyrtäus, etwas weggelassen hat, daß aber weitercitirt wird, selbst wenn die folgenden Verse nur durch eine poetische Freiheit Geibel's an die betreffende Stelle gekommen sind, wie in einem Bruchstück des Theognis. Einige Abänderungen des Geibel'schen Wortlautes rechtfertigen die Verschweigung seines Namens nicht, übrigens sind das z. Th. Schulmeistereien. Eine falsche Vorstellung über die Zeitfolge des Archilochus und des um mehrere Menschenalter jüngeren Theognis wird wenigstens für den Nachschlagenden leicht durch folgende Vergleichswendungen erweckt (S. 89): „Hesiod hatte seinen Groll ... in ruhige Lehren ausklingen lassen, Theognis hatte mit seinem Haß zugleich für seine Freunde ... gekämpft, Archilochus tritt nur für sich ein." Die größere Hälfte des Bändchens ist dem Drama gewidmet, zumeist den drei großen Tragikern und dem Aristophanes. Leider beginnt der Abschnitt über Aeschylus mit einer entsetzlich holperigen Uebersetzung eines Epigramms („Wo die langlockigen Perser im Kampf sie versucht" soll ein Pentameter sein!). Die Charakteristiken der Dichter sind treffend, an den über ihre Werke zugefügten Bemerkungen wird man nichts Wesentliches auszusetzen finden. Parador ist die Ansicht, das Zeugniß des Aristophanes im „Frieden" beweise nicht, daß Kratinos damals schon todt gewesen sei; die drollige Begründung seines angeblichen Todes (er habe es nicht überlebt, daß vor ihm die einfallenden Lakonier ein volles Weinfaß zerschlugen) deute vielmehr darauf hin, „daß der weinselige Greis damals noch schmunzelnd unter den Zuschauern im Theater saß" (S. 321). Wenn als Nachahmer Sophron's Theokrit genannt wird (S. 318), so durfte auch Theokrit's Zeitgenosse Herodas nicht fehlen, dessen neuentdeckte Mimiamben unsere Kenntniß der griechischen Litteratur so überraschend bereichert haben. Einen breiten Raum nehmen ausführliche Inhaltsangaben, namentlich der erhaltenen Dramen der drei Tragiker und des Aristophanes, in Anspruch. Zum Schulgebrauch sind die Auszüge freilich wegen des überaus feinen Druckes nicht zu empfehlen. —b—

— Nochmals die Braunschweigische Thronfolgefrage. Ein Wort zum Frieden. Von einem Braunschweiger. Wolfenbüttel 1896. Verlag von Julius Zwißler. — Die Schrift ist sehr gut gemeint und steht auf einem vermittelnden Standpunkte d. h. nur insoweit, als sie streng an den Ansprüchen des Herzogs von Cumberland und seiner Descendenz an die Erbfolge in Braunschweig festhält. Nach des ungenannten Verfassers Angabe theilt auch der größte Theil der braunschweigischen Bevölkerung diesen Standpunkt, was wir gern glauben wollen. Ebenso stimmen wir dem Verfasser darin bei, daß ein welfischer Fürst auf dem Braunschweigischen Throne weder im Kriege noch im Frieden eine ernstliche Gefahr für Deutschland werden kann, selbst wenn er es möchte. Andererseits gehen offenbar nebenher andere politische Erwägungen, von denen wir unsererseits keine Kenntniß besitzen. Vielleicht will man bis auf Weiteres Braunschweig als Pfand für Hannover behalten. Auch der Verfasser gehört offenbar nicht zu den Eingeweihten. Möge er in seinem Vertrauen zu der künftigen Gestaltung der Dinge nicht getäuscht werden. —tg—

— Das Stoß-Fechten nach dem Reglement der Königl. Sächs. Armee. (Waffe: Floret mit Brille.) Zusammengestellt von Oswald Faber sen., Vorsitzendem der Vorturnerschaft des Leipziger Turnvereins (Westvorstadt). Leipzig, Druck von Günther & Müller. 1896. — Das Stoß- oder Floretfechten ist eine ritterliche Uebung, welche außer Entschlossenheit namentlich Gewandtheit und Anstand der Körperbewegungen fördert. Die gesteigerten anderweitigen dienstlichen Anforderungen der Neuzeit haben es aus dem officiellen Dienstbetriebe der königl. sächs. Armee verdrängt, in welcher es früher fleißig und mit hervorragender Fertigkeit betrieben wurde. Die vorliegende kleine Schrift ist ein Auszug aus dem schon längere Zeit vergriffenen Sächs. Reglement für das Floretfechten. Praktisch nach Lectionen zusammengestellt und zunächst nur für die Mitglieder der Stoßfecht-Riege im Leipziger Turnverein bestimmt, kann sie allen Freunden des Floretfechtens bestens empfohlen werden. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 *S*, für auswärts mit 1 *M* 64 *S* (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 *S*.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 19. Donnerstag, den 13. Februar. 1896.

Rauchschäden im Walde.

Daß durch Rauch im Walde Schäden verursacht werden, daß das Gedeihen des Waldes durch Raucheinwirkung oft wesentlich beeinträchtigt, ja die Existenz desselben bisweilen vollständig vernichtet wird, ist im großen Publicum wohl äußerst wenig bekannt. Bis vor nicht allzu langer Zeit waren diese Schäden auch in der That für das Gemeinwohl von untergeordneter Bedeutung. Sie beschränkten sich in Sachsen auf die Umgebung einiger Hütten — der nun verschwundenen Antonshütte im Schwarzwasserthal zwischen Schwarzenberg und Johanngeorgenstadt, der Muldener Hütten bei Freiberg — sowie auf Waldtheile in unmittelbarer Nähe von Ziegeleien, chemischen Fabriken u. s. w. Gegenwärtig ist die Ausdehnung des Schadens aber eine so bedeutende geworden, daß die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf gelenkt zu werden verdient. Nicht nur der Waldbesitzer und Forstwirth hat ein Interesse daran, daß der Schaden abgemindert und, solange dies nicht gelingt, in gerechter Weise entschädigt werde, sondern auch der Werksbesitzer, der zur Entschädigung herangezogen werden soll, der Volkswirth, der die Erträge der geschädigten Waldtheile zurückgehen sieht, und der Jurist, der über die Höhe der Entschädigung Recht sprechen soll. Auch dem Naturfreund, der im Walde Erholung sucht, kann es nicht gleichgiltig sein, wenn der Wald aus der Nähe der großen Fabrikorte zurückgedrängt wird, wenn auf großen Gebieten — in der Umgebung von Zwickau und Chemnitz — die Frische des Waldes geschmälert erscheint und einem ärmlichen Wachsthum Platz macht, und wenn in den schönen Waldthälern und Abhängen des Erzgebirges — in der Nähe von Aue, Pfannenstiel, Niederschlema z. B. — größere und kleinere Waldtheile durch das Vorkommen zahlreicher dürrer, ärmlich benadelter Bäume deutlich ihren krankhaften Zustand zur Schau tragen. Bis zu welchem Grade sich die Rauchschäden steigern können, beweist wohl am besten die nächste Umgebung der Muldener Hütten.*) Dort ist der Wald zum Theil vollständig vernichtet und der frühere Waldboden bringt nur einige wenige ärmliche Gewächse, harte Gräser hervor, die besondere Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkungen des Rauches besitzen. Das dürftige Gepräge, welches die dortige Gegend zur Schau trägt — es leiden nämlich auch die landwirthschaftlichen Gewächse sehr, wenn auch der Schaden nicht so ins Auge fällt — ist ganz wesentlich eine Folge der schädlichen Raucheinwirkungen. Auch in der Umgebung von Zwickau steigern sich die Schäden so, daß die Existenz manches Wäldchens und selbst größerer Waldcomplexe arg gefährdet erscheint. Man muß befürchten, daß die bewaldeten Kuppen, die gegenwärtig den Schmuck jener Gegend bilden, mit der Zeit bei fortdauernder Steigerung der Rauchschäden von Wald entblößt und zum Theil zu Oedflächen werden; letzteres deshalb, weil der Boden oft zu flachgründig ist, um eine landwirthschaftliche Benutzung zu gestatten. In der Nähe von Dresden zeigt die Umgebung des Plauenschen Grundes zum Theil sehr intensive Rauchschäden. Minder bemerkbar für den Laien sind dieselben im Thale zwischen Tharandt und Edle Krone, wo infolge des Locomotivenrauches die alten Tannen meist bereits abgestorben sind. Diese Thatsachen dürften genügen, um darzuthun, daß auch der gebildete Laie Ursache hat, sich gegenüber den Rauchbeschädigungen des Waldes nicht gleichgiltig zu verhalten. Gehen wir daher auf die Ursache des Schadens und auf die Art und Weise, wie derselbe sich dem Auge bemerkbar macht, etwas näher ein. Nachdem man früher verschiedene Theorien aufgestellt hatte, um die schädigende Wirkung des Rauches auf das Pflanzenwachsthum zu erklären, steht schon seit mehreren Jahrzehnten fest, daß es fast lediglich saure Gase sind, welche mit dem Rauche entweichend den Schaden verursachen. Bei Weitem am wichtigsten ist hier die schweflige Säure, weil diese überall da im Rauche in schädigender Menge enthalten ist, wo große Quantitäten von Stein- oder Braunkohlen verbrannt werden. Beide der Industrie unentbehrliche Brennstoffe enthalten nämlich — die Steinkohle mehr, die Braunkohle weniger — stets Schwefelkies, aus dem sich bei der Verbrennung schweflige Säure entwickelt. Bei der Verhüttung von Erzen, der Arsenikgewinnung, der Sodabereitung, der Fabrikation von Chamotte- und anderen Ziegeln bilden sich ferner arsenige und salpetrige Säure, sowie Salzsäure. Diese wirken nicht minder nachtheilig. Allein ihr Vorkommen im Rauche oder neben demselben ist gegenüber der schwefligen Säure immerhin ein beschränktes, so daß wir bei der weiteren Besprechung der Rauchschäden uns lediglich auf die schweflige Säure beziehen wollen. Fast unzweifelhaft für das Auge als Rauchschaden erkennbar werden die Benachtheiligungen des Waldes erst dann, wenn sie einen hohen Grad erreicht haben. Bei den Laubhölzern bilden sich dann auf den Blättern unregelmäßig geformte Flecke, die zunächst durchscheinend, dann mattgrün sind und sich später braun färben. Bei den Nadelhölzern wird meist die Nadelspitze zuerst angegriffen. Dieselbe erscheint fahl, später gelblich röthlich und endlich, gegen den unteren grünen Theil der Nadel oft scharf abgegrenzt, intensiv braunroth. Man sollte meinen, diese Erscheinungen wären so charakteristisch, daß Verwechselungen kaum möglich wären. Allein Frost, Insectenbeschädigungen und parasitische Pilze rufen ganz ähnliche Veränderungen an den Blätterorganen hervor, so daß jedenfalls eine genaue Untersuchung erforderlich ist. Hierbei muß sich die Oberhaut des Blattes oder der Nadel unverletzt und frei von Spuren parasitischer Pilze zeigen, wenn auf Säureeinwirkung geschlossen werden soll. Das Bild eines durch Rauch schon ziemlich stark angegriffenen Fichtenwaldes — diese Holzart kommt für die betreffenden Gegenden Sachsens hauptsächlich in Betracht — ist ungefähr folgendes: An jungen Culturen und bei angehenden Stangenhölzern macht sich in der Regel nichts Auffälliges bemerkbar, wenn die Lage dieser Bestände gegen die Rauchquelle nicht besonders exponirt ist. Mit zunehmendem Alter mehrt sich das krankhafte Aussehen der Bestände. Zunächst bei etwa 30- bis 40jährigem Alter zeigen einzelne Wipfel und zwar diejenigen solcher Bäume, welche ihre Umgebung überragen, eine dünne mißfarbige Benadelung und einzelne trockene Zweige, während der Gipfeltrieb sich noch frisch zeigt. Bei den gegen die Rauchquelle zu gelegenen Bestandsrändern dehnen sich diese Erscheinungen auf sämmtliche Randbäume aus, einzelne derselben sterben ab. In noch älteren 60- und mehrjährigen Orten werden viele Bäume dürr, das Absterben von den dem Rauche am meisten ausgesetzten Bestandsrändern her greift immer weiter um sich, der ganze Bestand erscheint dürftig, licht, dünn benadelt, mißfarbig und meist auch rußig, da feine Rußtheile sich auf Blättern und Zweigen abgelagert haben. Der Nadelabfall in rauchkranken Beständen erweist sich als sehr reichlich, da die Nadeln hier eine viel kürzere Lebensdauer besitzen, die Nadeldecke erscheint mehr gelblich als braun, die Samenproduction hört gänzlich auf, es bilden sich weder männliche Kätzchen mehr noch weibliche Zapfen. — Nimmt der Schaden einen noch höheren Grad an, als bei vorstehender Schilderung vorausgesetzt wurde, so kommen mit der Zeit die älteren Bestände gänzlich zum Fehlen,

*) Die Bienenzucht ist in der dortigen Gegend völlig unmöglich geworden. Selbst in weiter Entfernung, 10 und mehr Kilometer von den Hütten sterben oft in wenigen Tagen ganze Stöcke aus, und zwar dann, wenn der Rauch einige Tage lang aus der Richtung der Hütten her wehte. Die Biene nimmt wahrscheinlich mit dem Blüthenstaub soviel giftige Bestandtheile auf, daß sie zu Grunde geht

weil sie schließlich mit 70-, 60-, 50jährigem Alter völlig oder doch soweit absterben, daß sie geschlagen werden müssen. Weiterhin kann nutzbares Holz überhaupt nicht mehr erzogen werden, und endlich werden selbst die neu angelegten Culturen alsbald wieder vernichtet.

Ein praktisch ausführbares Mittel, dem Rauche seine schädigenden Eigenschaften zu nehmen, kennen wir bis jetzt nicht. Es ist weder gelungen, das Entweichen der sauren Gase zu verhindern, noch dem Rauche auf dem Wege durch die Schornsteine seine nachtheiligen Eigenschaften zu nehmen — etwa dadurch, daß man Stoffe zuführte, welche mit dem betreffenden sauren Gase äußerst rasch eine unlösliche, daher unschädliche Verbindung eingingen. — Abgeschwächt wird die schädigende Wirkung durch zweckmäßige Feuerungsanlagen und durch Verwendung eines möglichst schwefelkiesfreien Brennmaterials. Hier ist der Werkbesitzer insofern in der Lage, sich vor hohen Entschädigungsleistungen zu schützen, als das Vorkommen des Schwefelkieses je nach dem Fundort der Kohle verschieden zu sein pflegt, und er hiernach unter Umständen die Bezugsquelle wählen kann. Beschädigungen durch Torfrauch sind noch fast gar nicht beobachtet worden. Holzrauch schadet nur in nächster Nähe und lediglich durch seine hohe Temperatur. Auch der Waldbesitzer kann sich bis zu einem gewissen Grade gegen Rauchschäden schützen. Das Verhalten der einzelnen Holzarten gegen Raucheinwirkungen ist nämlich ein verschiedenes. Einmal leiden sämmtliche Nadelhölzer wesentlich mehr unter dem Einfluß der sauren Gase, als die Laubhölzer, und dann ist wiederum der Grad der Widerstandsfähigkeit innerhalb dieser Gruppen bald größer bald geringer. Am empfindlichsten sind in der Reihenfolge ihrer Anführung Tanne, Fichte, Kiefer, am unempfindlichsten Birke, Eiche, Erle. Die Unterschiede sind hier so groß, daß an Orten, wo Tanne und Fichte in höherem Alter abzusterben beginnen, eine Benachtheiligung an Laubhölzern noch nicht wahrzunehmen ist. Der Laie wird geneigt sein, anzunehmen, es sei infolge dessen in dem Anbau widerstandsfähiger Holzarten ein erfolgreiches Mittel gegen die Rauchschäden geboten. Leider aber ist dies nur in beschränktem Maße der Fall, weil diejenigen Gegenden Sachsens, welche in Frage kommen, meist ausgesprochene Nadelholzstandorte aufweisen. Eiche, Esche und andere, werthvolle Nutzhölzer liefernde, Laubhölzer würden hier zu nutzbaren Stärken nicht heranwachsen. Die Birke findet zwar fast überall Gedeihen, allein ihre Erträge bleiben hinter denen des Nadelholzes so sehr zurück, daß der Waldbesitzer, der infolge von Rauchschäden Birkenzucht treiben muß, ganz bedeutend in seinen Einnahmen geschädigt wird, an den Werksbesitzer daher mit Schadenansprüchen herantreten muß. Die erfolgreiche Geltendmachung von Entschädigungsforderungen wegen Rauchbeschädigung des Waldes ist jedoch keineswegs eine einfache Sache, sondern bietet eine ganze Reihe von Schwierigkeiten. Vor Allem ist hier der Nachweis erforderlich, daß die krankhaften Erscheinungen, welche im Walde beobachtet werden, wirklich durch Rauch verursacht sind. Liegen intensive Rauchschäden vor, so ist dies relativ leicht. Es ist bis jetzt fast in allen den Fällen, wo die charakteristischen äußeren Merkmale von Rauchschäden nicht fehlten, gelungen, durch die chemische Untersuchung der Blattorgane auch abnorm hohe Gehalte von Schwefelsäure in denselben festzustellen oder das Vorkommen von Salpetersäure u. s. w, nachzuweisen. Schließen sich minder beschädigte Waldpartien an stark beschädigte unmittelbar an, dann kann der Sachverständige sich auch noch verhältnißmäßig leicht ein Urtheil bilden. Allein schon hier wird der positive Nachweis viel schwieriger, besonders deshalb, weil einige forstschädliche Insecten sich mit Vorliebe in rauchkranken Beständen einnisten, sich von dort aber auch in benachbarte gesunde Orte verbreiten und dort ähnliche Erscheinungen hervorrufen, wie sie sich in rauchkranken Beständen finden. Dies ist z. B. mit Chermes viridis und coccineus bei Fichte, mit Hylesinus piniperda bei Kiefer der Fall. Sind isolirt gelegene Waldparzellen zwar anscheinend rauchkrank, aber ohne daß wenigstens hier und da die charakteristischen Kennzeichen des Rauchschadens sich nachweisen lassen, dann ist die Stellung von Entschädigungsforderungen in der Regel aussichtslos. — Mit dem Nachweis, daß Rauchschaden thatsächlich vorliegt, ist aber noch keineswegs genug gethan, sondern es muß auch die Höhe des vorhandenen Schadens beziffert und die Rauchquelle mit Sicherheit bezeichnet werden, welche den Schaden verursacht. Was die Höhe des Schadens anlangt, so kann diese nur durch forstliche Sachverständige festgestellt werden. Die Berechnungen derselben legen einestheils den Verlust an Masse (Zuwachsverlust), anderntheils die Einbußen am Werthe des Holzes wegen Abnutzung noch nicht hiebsreifer Hölzer u. s. w. zu Grunde. Es würde uns aber zu weit führen, hier näher auf dieselben einzugehen. Die Bezeichnung der schädigenden Rauchquelle ist in manchen Fällen, d. h. da, wo nur eine einzige oder wenige Rauchquellen mit deutlich erkennbaren Schadengebieten vorhanden sind, leicht und sicher. In neuester Zeit aber mehren sich die Fälle, wo die Bezeichnung schwierig wird, weil in den großen Rauchschadengebieten um Zwickau und Chemnitz die Zahl der Schornsteine von Jahr zu Jahr wächst und die Schäden in immer größeren Entfernungen von den Rauchquellen bemerkbar werden. Es sind gegenwärtig Rauchschäden in Gegenden — besonders wenn der Wald sich auf exponirten Kuppen und Höhenrücken befindet — zu constatiren, wo in unmittelbarer Nähe nicht eine einzige Rauchquelle vorhanden ist, wo man vielmehr mehrere Kilometer zurücklegen muß, ehe man einige Fabrikschornsteine sieht, und weitere Kilometer, ehe industrielle Etablissements, Bergwerke u. s. w in großer Anzahl auftreten und sich überall ausbreiten. Nun können wir zwar hieraus schließen, daß die sauren Gase des Rauches, selbst wenn sie aus großer Ferne herbeigeführt werden und daher nur in sehr großer Verdünnung in der Luft enthalten sind, doch schädlich wirken, sobald sie tagtäglich oder doch sehr häufig der den Wald durchziehenden Luft beigemengt sind. Es ist ferner thatsächlich zu bemerken, daß Schäden, wie die vorerwähnten, in Gegenden auftreten, wo rauchende Schornsteine, wenn auch in großer Entfernung vom Walde, so doch ringsherum um denselben sich finden, so daß der Wind — er mag aus dieser oder jener Richtung kommen — stets Rauchgase mit sich führt. Allein dies beweist nur die Fernwirkung der Gase, sowie daß die Wirkung derselben — wenn ununterbrochen — nachtheiliger ist, giebt uns aber keinen Aufschluß darüber, bis zu welcher Entfernung wir eine schädigende Einwirkung anzunehmen haben. Hierzu kommt noch, daß feststeht, daß die durch feuchte Luft — Nordwest-, West- und Südwestwinde — herbeigeführten Rauchgase erheblich schädlicher wirken, als die in trockener Luft enthaltenen (Nordost- bis Südostwind) und daß es keineswegs gleichgiltig ist, wieviel Kohlen das einzelne Etablissement verbrennt und welcher Art dieselben sind. Sieht man daher auch von Extremen ab (wer will z. B. Schadenansprüche an den Einzelnen begründen, wenn er den Schornsteinwald der Stadt Chemnitz vor sich sieht), so leuchtet es doch ohne Weiteres ein, daß die erfolgreiche Geltendmachung selbst ganz zweifellos berechtigter Schadenansprüche unter Umständen ungemein schwierig, überdies aber umständlich, langwierig und kostspielig sein muß. Und auch darüber kann kein Zweifel bestehen, daß diese Schwierigkeiten bei der ununterbrochenen weiteren Ausdehnung der Industrie sich von Jahr zu Jahr mehren müssen, dergestalt, daß es in manchen Gegenden nach und nach fast aussichtslos wird, überhaupt Schadenansprüche zu erheben. Dies muß wohl bei jedem billig Denkenden ernste Bedenken erwecken und den Wunsch nach Abhilfe nahe legen.

Darf man nun auch hoffen, daß es der Technik mit der Zeit noch gelingen wird, dem Rauche seine schädlichen Eigenschaften zu nehmen, oder dieselben doch wesentlich abzuschwächen, so ist es doch gewiß nicht richtig, darauf zu warten, daß Jemand eine einschlagende Erfindung mache, oder daß der Zufall zu Hilfe komme. Gewiß würde ein Patent den Erfinder zum reichen Manne machen. Allein es ist bekannt, welche große Kosten Versuche beanspruchen, ehe sie praktisch verwerthbare Resultate zu geben pflegen. Es bedarf daher eines Zusammenschlusses der Werkbesitzer, womöglich unter Mitwirkung der Regierung und unter thatkräftiger Hilfeleistung derselben, um die Mittel für Versuche im größeren Stile aufzubringen. Dieser Wunsch rechtfertigt sich schon dadurch, daß die Rauchfrage jedenfalls nicht minder wichtig ist, als manche andere, mit der sich der Landesculturrath zu beschäftigen hat, und daß die Rauchfrage überdies nach menschlichem Ermessen von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit gewinnen wird. Ist es doch gar nicht ausgeschlossen, daß später auch das Gedeihen der Feldfrüchte in den hauptsächlichsten Industriegegenden Schaden leidet. Auch darf die socialpolitische Seite hier nicht außer Acht gelassen werden. Denn während der Großbesitzer einer großen Anzahl von Werken gegenüber allenfalls noch Schadenansprüche mit Erfolg geltend machen kann, steht der kleine Waldbesitzer fast hilflos da, weil er nicht die Mittel hat, um die erforderlichen kostspieligen Gutachten von Sachverständigen einzuholen und unter Umständen eine Anzahl nicht minder kostspieliger, langwieriger, in ihrem Ausgange zweifelhafter Prozesse durchzuführen. Hier ist wohl kaum ein anderer Weg der Abhilfe

denkbar, als daß Fonds geschaffen würden, aus denen diejenigen Rauchschäden zu entschädigen wären, die sich nach bestimmten Schadenantheilen auf bestimmte Rauchquellen nicht vertheilen lassen. Wir meinen, dies müßte durch Beiziehung der Werkbesitzer — sei dies nach bestimmten Bezirken oder mehr im Großen — ebenso gut durchführbar sein, wie die Entschädigung für durch Milzbrand u. s. w. gefallenes Vieh durch kleine Beitragsleistungen sämmtlicher Viehbesitzer. F. S.

Bücherbesprechungen.

— Bibelkunde zugleich praktischer Commentar zur Biblischen Geschichte von J. H. Albert Fricke, 2 Bde. Erster Band, zweite Hälfte. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) 1895. 448 S. Preis geh. 2 ℳ. — Die zweite Hälfte des ersten Bandes der in vier Heften erscheinenden Fricke'schen Bibelkunde behandelt den Inhalt des Alten Testamentes von der Zeit Saul's an im engen Anschluß an die biblischen Bücher, bespricht zuletzt in Kürze die apokryphischen Schriften und führt die Geschichte des Volkes Israel fort bis auf die Herodianer und die Wartezeit vor der Erscheinung des Messias. Dieser neue Theil zeigt dieselbe übersichtliche Gruppirung des biblischen Stoffes, dieselbe ergiebige Benutzung der vorhandenen exegetischen, homiletischen und katechetischen Literatur und bedarf kaum einer besonderen Empfehlung; wir können auf die Beurtheilung der ersten Hälfte verweisen. Spruch, Lied, zahlreiche Citate, Altes und Neues, Geistliches und Weltliches ist in passender Weise zusammengestellt und erfolgreich verwerthet. Wir können nur wünschen, daß der Unterricht in der Offenbarungsgeschichte und Bibelkunde nach der vorliegenden Arbeit vorbereitet, vertieft und erweitert wird, und empfehlen besonders den Religionslehrern die Anschaffung des reichhaltigen und anregenden Werkes. D. K.

Δ Die Abänderung des Reichsviehseuchengesetzes hat nicht nur auch die der dazu erlassenen Instruction, sondern auch eine vollständige Neugestaltung der sächsischen Ausführungsverordnung herbeigeführt. Daß in letzterer im Gegensatze zu der aufgehobenen Ausführungsverordnung zum Reichsviehseuchengesetze von Aufnahme der Instruction abgesehen worden ist, wird im Interesse der Uebersichtlichkeit der betreffenden Bestimmungen nur gebilligt werden können. Dankenswerth ist es, daß Verfasser und Verleger der Handausgabe — Die Veterinärpolizei-Gesetze und Verordnungen für das Königreich Sachsen. Zum Gebrauche für Verwaltungsbeamte, Gemeindevorstände, Thierärzte und Landwirthe zusammengestellt von Obermedicinalrath Dr. Siedamgrotzky (Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung) — sich entschlossen haben, den inzwischen auf diesem Gebiete eingetretenen Gesetzesänderungen durch Veranstaltung einer neuen — der 3. umgearbeiteten — Auflage Rechnung zu tragen, in der diese Aenderungen nicht nur berücksichtigt, sondern auch noch besonders kenntlich gemacht und hervorgehoben werden. Die Siedamgrotzky'sche Ausgabe verdient alles Lob, sie weist jene Uebersichtlichkeit und Klarheit auf, die nur der Verfasser zu erzielen vermag, der seinen Stoff völlig beherrscht: wir empfehlen den betheiligten Kreisen ihre Anschaffung auf das Angelegentlichste.

— Reden des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1847—1895. Herausgegeben von Hans Krämer. Dritter Band. Halle (ohne Jahr!), Verlag von Otto Hendel. — Wir haben diese in der „Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes" erschienene Ausgabe der Reden Bismarck's schon früher angezeigt; ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie die Reden nach dem Inhalt ordnet. Der vorliegende Schlußband enthält die Abschnitte: Wirthschaftspolitik, Socialpolitik und Kampf gegen die Socialdemokratie, Colonialpolitik und bietet außerdem ein Namen- und Sachregister und ein chronologisches Register für alle drei Bände. A. B.

— Die schmalspurigen Staatseisenbahnen im Königreich Sachsen. Im Auftrage des königl. sächsischen Finanzministeriums und nach amtlichen Quellen bearbeitet von Oberfinanzrath Ledig und Rechnungsrath Ulbricht. 2. Aufl. Leipzig, Wilh. Engelmann. — Dieses ausgezeichnete Werk, das bereits in dieser Zeitung erwähnt wurde, darf der Beachtung der Leser nochmals empfohlen werden. Es giebt in gedrängter Kürze und meisterhafter Darstellung eine vollständige, Bau, Betrieb und Statistik gleichmäßig umfassende Schilderung der sächsischen Schmalspurbahnen in ihrem gegenwärtigen Umfang, und es wird darin wie der Fachmann so der Laie, wie der Betriebsbeamte so der Techniker Antwort auf alle einschlagenden Fragen finden. Einen besonderen Werth erhält das Buch durch die zahlreichen auf das sauberste ausgeführten Zeichnungen. Sein Schwerpunkt aber liegt in dem dritten Theil, wo unter dem Titel „Allgemeine Betrachtungen" unseres Wissens zum ersten Male der Nachweis versucht wird, daß die sächsischen Schmalspurbahnen ihrer Aufgabe, wenn auch vorerst noch nicht in eisenbahnfiscalischer, so doch in volkswirthschaftlicher Hinsicht durch Zuführung von Transporten auf die anschließenden Hauptbahnen und vornehmlich durch Belebung der industriellen Thätigkeit und Hebung des Wohlstandes in den berührten Landestheilen voll und ganz gerecht geworden sind. Gegenüber der für den sächsischen Finanzpolitiker auf den ersten Blick recht beunruhigenden Thatsache, daß die Verzinsung des in den sächsischen Schmalspurbahnen angelegten Capitals eine außerordentlich niedrige ist, und daß sie vor Allem — was in dem Buche weniger beachtet wurde — seit dem Jahre 1888 unausgesetzt und weit stärker als die des gesammten Bahnnetzes zurückgegangen ist, gewinnt der Nachweis, daß die Schmalspurbahnen gleichwohl ihre volle wirthschaftliche Berechtigung besitzen, eine hohe und maßgebende Bedeutung. Sehr interessant wäre es gewesen, wenn noch ein Vergleich mit den selbständig betriebenen und vielfach unter den gleichen Verhältnissen stehenden normalspurigen Secundärbahnen hätte angestellt werden können ....t.

— Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien in 10 Bänden à 16 Heften oder 40 Wochenlieferungen. Neunte, durchaus umgestaltete Auflage. Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Preis eines Bandes 8 ℳ, eines Heftes 50 ₰, einer Wochenlieferung 20 ₰. — Keine der beiden Schulen, weder die rein theoretische, noch die rein praktische, reicht für sich allein aus, um unserem vielgestalteten Gewerbeleben die nöthige Nahrung zuzuführen. Beide müssen sich ergänzend zusammenfinden, wie in den Werkstätten, so in der Literatur. Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien ist ein Stelldichein für Theorie und Praxis, ein Arsenal aller Waffengattungen der Technik, des Weltverkehrs und der Weltwissenschaft, eine vollständige Ausstellung in Wort und Bild unseres gewerblichen und industriellen Wissens und Könnens. Nun wird vielleicht der strenge Theoretiker einwenden, daß es nicht möglich sei, in einem technologischen Compendium den Dingen so vollkommen, wie er es von seinen Lehrbüchern gewohnt ist, auf den Grund zu gehen, und der selbstzufriedene Praktiker wird vielleicht gegen die Vielwisserei Einspruch erheben, die ein solches Sammelwerk großziehen wolle. Die weite Verbreitung der bisherigen 8 Auflagen des Buches der Erfindungen, Gewerbe und Industrien ist die beste Antwort des deutschen Volkes auf beide Einwände. Ihm ist glücklicherweise das Streben nach allgemeiner Bildung auf geistigem, gewerblichem und wirthschaftlichem Gebiete noch nicht ganz abhanden gekommen, dasselbe Streben, das, von den Engländern früher verspottet, heute gewürdigt, der deutschen Wissenschaft und Industrie, dem deutschen Gewerbe und Handel ihre jetzige Bedeutung errungen hat. Ein Industrieller, dessen Blick nicht über die vier Mauern seines Fabrikhofes hinausreicht, ein Techniker, Handwerker oder Landwirth, der nicht mehr weiß, als für den Hausgebrauch seines Metiers erforderlich ist, ein Kaufmann, der nur seine Specialartikel kennt, ein Gelehrter, dessen Versuchscabinet gegen die Außenwelt abgeschlossen ist, wird sich nicht bewußt, daß seine Kraft an dem complicirten Räderwerk mittreibt, das die gesammte Cultur eines Volkes und Zeitalters langsam aber stetig in die Höhe hebt; er wird nicht den vollen Segen der Arbeit, nicht die innere Befriedigung verspüren, die jeder Beruf noch außer dem Broderwerb verschaffen soll. Diese ideale Auffassung von Handel und Gewerbe liegt dem Spamer'schen Werke zu Grunde, das sich zur Aufgabe gestellt hat, an der gewerblichen Erziehung und Fortbildung Deutschlands mitzuarbeiten, indem es die Entwickelung seiner Industrie und seines Verkehrs mit dem Weltmarkte bis auf den heutigen Tag verfolgt, mit früheren Zeiten und mit den Verhältnissen anderer gleich hoch oder unter ihm stehenden Länder- und Völkerschaften vergleicht. Die Aufgabe ist groß, aber dankbar, wenn sie richtig angefaßt wird, wenn der Inhalt des Buches den Leser zu fesseln weiß. Um diesen Zweck in Wirklichkeit zu erreichen, bedient es sich einer fließenden, leichtverständlichen Sprache, vermeidet jeden doctrinären Ton, klebt nicht am Detail und greift mit seinen Bildern und Exempeln mitten ins volle Leben hinein. Schon die Einleitung, die in zwei Lieferungen den Entwickelungsgang

der Menschheit beobachtet und viele überraschende Gedanken enthält, läßt den Geist des nationalen und im guten Sinne des Wortes populären Werkes erkennen und denselben guten Eindruck gewinnt man von der Darstellung der Baukunst und ihrer Technik ältester und neuester Zeit, die, reich mit prachtvollen Illustrationen und Chromotafeln ausgestattet, den Rest des ersten Bandes ausfüllt. Darnach ist es gestattet, auf die Behandlung der folgenden neun Bände einen günstigen Schluß zu ziehen, und darf man das ganze Werk, dessen guter Ruf und glückliche Anlage überdies auf die redactionelle Erfahrung einer langen Reihe von Jahren gegründet ist, seinem Zweck und Inhalt zu Lieb dem deutschen Volke bestens empfehlen. Kl.

— Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul, Professor der deutschen Philologie an der Universität München. Erste Lieferung (A bis Gebühr.) Halle a. S. Max Niemeyer. 1896. Preis 2 ℳ. — Kaum ist das Erscheinen der letzten Lieferung des Deutschen Wörterbuches von Moriz Heyne von allen Freunden der deutschen Studien mit Freude begrüßt worden (bespr. in der Lpz. Ztg. vom 12. Nov. 1895) und schon liegt wieder das erste Heft eines neuen deutschen Wörterbuches vor. Aber man braucht nur den Namen des Verfassers zu sehen, so weiß Jeder, der sich etwas um deutsche Philologie gekümmert hat, daß hier eine durchaus selbständige und äußerst zuverlässige Arbeit geboten wird. Hermann Paul nimmt unter den jetzigen Vertretern der Germanistik auf den deutschen Hochschulen eine Stellung ein, die uns volle Sicherheit giebt dafür, daß sein Wörterbuch sich neben den bisherigen seinen Platz erobern wird. Die ganze Anlage des Wörterbuches weicht von den schon vorhandenen stark ab. Paul strebt nicht nach erschöpfender Aufzählung des gesammten heutigen Sprachbestandes, er scheidet von vorn herein Alles aus, was man als allgemein bekannt oder leicht verständlich voraussetzen darf. Er beschränkt sich auf die Erklärung dessen, worüber man in einem Wörterbuche seiner Muttersprache Aufschluß sucht. Einen Hauptwerth legt er z. B. auf die Verzeichnung landschaftlicher Verschiedenheiten. Weiter macht er aufmerksam auf die vielfachen Abweichungen des Sprachgebrauchs der classischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts und namentlich auch der Bibelsprache von dem heute üblichen Deutsch. Bei Bedeutungsverschiedenheit eines Wortes erörtert er das Verhältniß der einzelnen Bedeutungen zu einander und die Gründe für den Bedeutungswandel. Aeltere Sprachformen zieht er nur dann herbei, wenn es für die Einsicht in die Geschichte eines Wortes unerläßlich ist. So giebt er denn auf äußerst knappem Raum — die erste Lieferung umfaßt blos 160 Seiten und reicht schon ein gutes Stück in das G hinein — Vieles, was man in viel weitschichtigeren Werken vergebens sucht oder wenigstens mühsamer suchen muß. Das Wörterbuch soll nur 4 bis 5 Lieferungen umfassen und bis zum October dieses Jahres fertig sein. Wir sind überzeugt, daß das neue Wörterbuch schon wegen des handlichen Umfanges — das Ganze wird ein einziger mäßig starker Band — und des billigen Preises, noch mehr aber wegen der Gediegenheit des Inhaltes zahlreiche Käufer und fleißige Benutzer finden wird, und wünschen dem Unternehmen guten Fortgang. R. B.

— Max Jähns, Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung. Ein Rückblick bei der Feier des vierteljahrhundertjährigen Bestehens des neuen Deutschen Reiches. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1896. — Wenngleich diese Schrift etwas post festum erscheint, so glauben wir doch, sie als eine willkommene Bereicherung der nationalen Literatur dieses Jubeljahres begrüßen zu dürfen. Denn ihre Bedeutung kann wohl durch nationale Feste erhöht, nie aber gänzlich erschöpft werden; sie reicht über den engen Rahmen zeitlicher Begrenzung hinaus und wird, so lange es Deutsche giebt, an ihrem Theile zur Pflege des Nationalbewußtseins in unserem Volke beitragen. Der Titel kündigt klar an, was wir in dem Buche zu erwarten haben: einen durch zahlreiche Citate erhärteten Nachweis, wie von den frühesten Zeiten an bis zur Gegenwart der Vaterlandsgedanke in der deutschen Poesie zum Ausdruck gelangte. Am Gelungensten erscheinen uns jene Darlegungen, die sich mit dem Mittelalter beschäftigen (Hohenstaufenzeit). In den späteren Partien, welche zeigen, wie das Nationalbewußtsein auch im Liede reicher und kräftiger zu pulsiren begann, leidet Verfasser offenbar unter der Ueberfülle des Stoffes, und es ließe sich, was namentlich die neuere und neueste Dichtung anlangt, über die Auswahl der Belege mit ihm rechten. Wenn Verfasser übrigens S. 9 bemerkt: „Die Siege der Ottonen wurden unter dem Banner des heiligen Michael erfochten, und nach diesem kriegerischen Erzengel ward der einzelne Deutsche auch wohl Michael teutonicus genannt; dieser Beiname »deutscher Michel«, der wahrlich nichts mit der Schlafmütze zu thun hat, ist also gerade so alt wie die Bezeichnung der Gesammtheit des deutschen Volkes selbst. Michel aber heißt im Altdeutschen soviel wie »groß« oder »gewaltig«", so möchten wir, ohne die Etymologie auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, doch daran erinnern, daß der Name des Erzengels hebräisch ist und so viel wie „Wer ist wie Gott" bedeutet. Die Orthographie im Buche ist auffällig: ohne Dehnungs-h und Doppelvocale. *.

— Die Deutsche Militär-Musiker-Zeitung, herausgegeben von Emil Prager, hat mit dem 1. Januar d. J. den 18. Jahrgang begonnen. Die uns vorliegenden Nummern der 2. Hälfte des 17. Jahrganges, sowie die Januar-Nummern des laufenden Jahres beweisen, daß auch diese Zeitschrift bemüht ist, zur Hebung der deutschen Militär-Musiker beizutragen, indem sie bestrebt ist, die Interessen der Militär-Musiker nach vielen Richtungen hin zu vertreten und zu fördern, namentlich auch durch Sammlung von Beiträgen für den Unterstützungsfond Deutscher Militär-Musiker, worüber monatlich Quittung veröffentlicht wird. Der redactionelle Theil bietet neben anregenden Aufsätzen fachwissenschaftlicher Art, wie z. B. „Die Pflege des Gesanges in der deutschen Armee", „Ueber die Anforderung an einen Liedertext", „Ueber die Grenze der tiefsten Töne", „Ueber die Kunst des Dirigirens" u. A., auch Kriegserinnerungen, Berichte über die Feiern des Jubeljahres, Nachrichten über Kunst, Theater und Literatur, sowie Concert-Rundschau und Verschiedenes, während der Inseratentheil die vielfältigsten Anzeigen über Anstellungen, Gesuche u. dergl. enthält. Im Unterhaltungstheil findet sich eine vortreffliche Auswahl von Novellen und Erzählungen, von denen wir jene Novellette von Heinz Tovote „Der Hut", die ergreifende Erzählung aus dem Feldzuge gegen Frankreich „Ein' feste Burg ist unser Gott" von J. Steinbeck, sowie die hochpoetische, ernste Lebenserinnerung des Componisten Gellio Coronaro „Das Schwanenlied" hervorheben möchten. — Das Abonnement dieser jeden Sonntag erscheinenden Zeitung beträgt vierteljährlich 1,50 ℳ bei allen Postanstalten und Buchhandlungen, direct von der Expedition bezogen, Berlin SW. 46, 1,80 ℳ in Deutschland einschließlich Oesterreich-Ungarn, für das Ausland 2,10 ℳ; einzelne Nummern 20 ₰. —r.

— Am Arbeitsmarkt. Roman in zwei Bänden von A. von Gersdorff. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1896. Preis 7 ℳ. — „Wohl dem, der arbeitet, um zu leben! Gesegnet der, der lebt, um zu arbeiten!" Ein Roman, der auf diesen Grundgedanken aufgebaut ist, erweckt von vorn herein unser Vertrauen und die günstige Meinung, die jene Leitsätze wach rufen, täuscht nicht. Wie ein edler Mann, durch ein unverschuldetes Mißgeschick aus seiner Bahn geschleudert, einen langen und bangen Kampf um eine neue Lebensstellung führen muß, und wie ihm nach manchem Fehlschlag und nachdem ihn die harten Lebenserfahrungen von manchem beschränkten Vorurtheil kurirt, ihn Bescheidenheit im Urtheil und Anspruchslosigkeit gelehrt haben, zuletzt doch noch ein schlichtes Lebensglück an der Seite des geliebten Weibes zu Theil wird, das wird uns in durchaus glaubhafter Weise geschildert. Dabei sind nicht blos die Hauptfiguren, der junge adlige Officier und seine Gattin, eine Schriftstellerin, in warmer Lebensfülle gezeichnet, sondern auch die Nebenfiguren treten in scharfe Beleuchtung und fordern unsere lebhafte Theilnahme. Welch eine prächtige Gestalt ist der alte wackere Oberst mit seinem weichen Herzen und seinem ausgeprägten Sinn für das häusliche Behagen! Und wie seine schon etwas verblühte Tochter von ihrer altjüngferlich vergrämten Stimmung geheilt wird und wie sie in dem Redacteur Bergmann einen Mann findet, der ihr arg verschüchtertes, aber liebebedürftiges und goldtreues Herz erkennt und würdigt, das ist vielleicht das Ergreifendste an der Erzählung. Fast etwas zu idealistisch ist der Charakter des Franz Wächter gehalten, der in so glänzender Weise wieder gut macht, was er in einer schlimmen Stunde fehlte. Aber man muß es in unseren Tagen einem Schriftsteller hoch anrechnen, wenn er noch wagt, das arbeitende Volk in solchen Vertretern vorzuführen. Das Buch kann als ein recht guter, vor allen Dingen streng solider Familienroman empfohlen werden. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 20. Sonnabend, den 15. Februar. 1896.

Das Kloster St. Georgen zu Stein am Rhein.

Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte.

Während des dreißigjährigen Krieges konnte sich die Schweiz der Segnungen ihrer Neutralität erfreuen. Zwar konnte sie diese nur mühsam aufrecht erhalten und einzelne Theile wie Graubünden sammt seinem Unterthanenlande, dem Veltlin, und der Thurgau blieben auch nicht von der Kriegsfurie verschont und bildeten für kürzere Zeit den Schauplatz der Operationen beider feindlichen Armeen. Aber im Großen und Ganzen ward die Neutralität der Schweiz, in erster Linie allerdings auch damals durch die Eifersucht der kriegführenden Mächte, respectirt und ihre Gaue erfreuten sich des tiefsten Friedens, während das arme Deutschland durch die unaufhörlichen Durchzüge und furchtbaren Plünderungen der deutschen und fremdländischen Soldateska an den Rand des Verderbens gebracht wurde. So ist es gekommen, daß die Schweiz noch heute an alterthümlichen Städten reich ist, die zwar nicht an Größe, wohl aber an Einheitlichkeit des malerischen Eindrucks getrost sich Rothenburg a. d. Tauber an die Seite stellen können. Größere Städte wie Luzern und Zürich, noch heute an einzelnen alterthümlichen Bauwerken reich, haben den Reiz dieser mittelalterlichen Einheitlichkeit noch bis weit in dieses Jahrhundert hinein besessen und erst durch die gebieterisch sich geltend machenden Forderungen des modernen Fremdenverkehrs oder zugleich der stetig wachsenden mercantilen und industriellen Thätigkeit verloren. Aber entfernt vom Weltverkehre schläft noch so manches schweizerische Landstädtchen den Dornröschenschlaf und entzückt deshalb das Auge des Beschauers durch eine immer wechselnde Fülle der „stilvollsten" Bilder. Ganz besonders gilt dies auch von den kleinen schweizerischen Rheinstädtchen, obwohl diese zum Theil zur Zeit des dreißigjährigen Krieges noch nicht zur Schweiz gehörten und auch theilweise, wie Rheinfelden, schwere Belagerungen auszuhalten hatten. Sie alle haben sich ihr alterthümliches Aussehen bewahrt und bergen bis heute im Innern manches kunstgeschichtlich werthvolle Bauwerk, manches wohlerhaltene Kunstwerk zum Schmucke der Kirchen und Privathäuser. Da die Thalsohle des Rheines längs der Südwestgrenze des Deutschen Reiches ziemlich breit ist, so enthüllen alle diese Städtchen ihre intimen Reize erst dann, wenn man durch die Thore der alten Stadtmauern, durch die sie sich kaum für das Auge aus der umgebenden Ebene abheben, die Straßen im Innern beschritten hat, die in mehr oder weniger steilem Abfalle sich zum Rheinniveau hinabsenken. Erst dort, etwa von der Rheinbrücke aus, die sie mit dem anderen Ufer verbindet, oder noch besser vom Kahne oder Dampfschiffe aus erhalten wir einen vollen Einblick in das alterthümliche Ensemble, wie denn auch die wichtigsten und schönsten Baulichkeiten meist das Bett des grünen Rheinstromes einsäumen, um sich wie einst in seinen Wellen zu spiegeln.

Der einzige Punkt auf der ganzen Strecke zwischen Constanz und Basel, wo bewaldete Höhen näher an den Fluß herantreten und so eine Art Engpaß bilden, findet sich dort, wo der Rhein den Untersee verläßt und wieder zum Flusse wird. Hier liegt das Städtchen Stein, die Perle der schweizerischen Rheinstädtchen. Schon durch seine Lage ist es, wie wir eben gesehen haben, vor den Schwesterstädten ausgezeichnet. Die Hügel, die das oberhalb zum weiten Seespiegel verbreiterte Bett des Rheines wieder verengen, gewähren einen entzückenden Ueberblick über das reiche Gesammtbild, dessen Mitte die vielthürmige Stadt einnimmt. Von den ferneren Höhen grüßen Edelsitze mit stolzen Burgen oder übergrünte Ruinen herunter, und auf der Nordseite der Stadt erhebt sich auf dem steilansteigenden Berge, an dessen Fuße der mit Recht berühmte Steiner Wein wächst, wohlerhalten, wie das Modell einer mittelalterlichen Burg, Schloß Hohenklingen, von dessen Bergfried aus bei klarem Wetter die Gipfel der gewaltigen Hochalpenkette vom Sentis bis zu den Riesen des Berner Oberlandes zu sehen sind, wie sie einer schimmernden Krone gleich über dem Rande der südlichen Uferhöhen sich erheben. Ein Hauch lieblichen Friedens ist über das Landschaftsbild gebreitet. Auch der Rhein fließt still und ruhig seine Bahn hinab, als ob er sich noch nicht völlig von der unbewegten blauen Fläche des Untersees losgerissen hätte, und trägt zwischen seinen hellgrünen Wellen das Inselchen Weerd mit der St. Othmarskapelle, einst — von 759 bis 768 — die Grabstätte des heiligen Othmar, des ersten Abtes von St. Gallen, bis, der Legende nach, die St. Galler Brüder den fast unverwest gefundenen Leichnam während des heftigsten Unwetters in ruhig fahrendem Schiffe und bei friedlich fortbrennenden Todtenkerzen über den See nach St. Gallen brachten. Alle diese einzelnen Momente des Landschaftsbildes, die Ausmündung des Rheines aus dem Untersee, die durch die vorgelagerte Othmarsinsel gesicherte ruhige und gleichmäßige Strömung, die Enge des Thalgrundes und der Alles beherrschende Berg am Norduser, dem ein isolirter Hügel auf der Südseite des Stromes entspricht — alles dies gab seit Alters dieser Stelle auch eine Bedeutung für das Völkerleben und den Völkerverkehr. Mit scharfem Auge erkannten die Römer den Werth dieses Rheinüberganges und legten auf dem steilen Hügel, der direct aus dem Rheine auf seiner südlichen Seite emporsteigt, das Castell von Tasgetium an, dessen unter Diokletian und Maximian neu erbaute Schutzmauern noch heute erhalten sind.

Wenn wir von der Höhe dieses Hügels aus, auf dem jetzt das Pfarrhaus von Burg steht, die Stadt am anderen Ufer des Rheines ins Auge fassen, erblicken wir rechts von der Rheinbrücke, unserem Standorte gerade gegenüber, ein alterthümliches, zinnengekröntes Gebäude, an das sich nach links hin, aber weiter zurück, ein anderer Bau anschließt, während sein uns zugekehrter Giebel scharf an den Rhein herantritt: das Kloster St. Georgen. Es sind jetzt über tausend Jahre vergangen, seit das Kloster gegründet worden ist, von dem die Klostergebäude zu Stein, als letzter Rest von der einst berühmten und reichen Stiftung, bis auf die Gegenwart erhalten sind. Die aus Scheffel's Ekkehart allbekannte Herzogin Hadwig von Schwaben, die im Jahre 994 starb, hat es mit ihrem Gemahle Burkhart gegründet oder, wie Andere meinen, nur wiederhergestellt; so viel ist sicher, daß es bei ihrem Tode auf dem Hohentwiel bestand und daß darum auch Ekkehart, der Lehrer der wißbegierigen, aber männlich hart gearteten Wittwe, als Gast in seinen Mauern geweilt haben muß. Bald jedoch ward das Kloster von der luftigen Höhe des Hohentwiels „an das Gestade des Rheins, an den Ort Staine genannt" verlegt. Es geschah dies unter Kaiser Heinrich II., wohl weniger wegen der Vorliebe der Stifterin für die „paradiesische" Lage von Stein, was spätere Chronisten als Grund angeben, als weil die Mönche des „rauhen Berges" überdrüssig waren. Diese Thatsache der Verlegung des Klosters zur Zeit Kaiser Heinrich des II. steht fest, wenngleich die vom 1. October 1005 datirte Stiftungsurkunde sich als ein späteres Machwerk erwiesen hat. Denn in unlösbarem Widerspruche zu der reichen Dotirung des Klosters in der ebengenannten Urkunde steht die Thatsache, daß am 1. November 1007 Heinrich II., der Brudersohn der Herzogin Hadwig, von Frankfurt aus zwei Urkunden an die Mönche des „seiner Anordnung gemäß erbauten und geleiteten Klosters" erließ, wodurch er es dem vom gleichen Tage gegründeten Bisthum zu Bam-

berg unterstellte und ihm sein Gut und den Rheinzoll zu Kirchheim im Breisgau schenkte, weil sich die Mönche über die Dürftigkeit des Ortes und der Einkünfte beschwert hatten. Bald mehrten sich die Besitzungen des Klosters, so daß in einiger Zeit alle die im jetzigen badischen und württembergischen Gebiete liegenden Güter ihm zugefallen sein werden, die es nach dem gefälschten Stiftungsbriefe von 1005 schon vorher als Schenkung aus dem Erbbesitze der Herzogin Hadwig und des Kaisers Heinrich des II. erhalten gehabt hätte. Nach St. Georg, dem ritterlichen Drachenbesieger, nannte sich die Abtei seit dem 13. Jahrhundert, obwohl wahrscheinlich schon die erste Gründung auf dem Hohentwiel, sicher aber die Neugründung zu Stein von Anfang an dem heiligen Georg, gleichzeitig aber auch der Jungfrau Maria und dem Märtyrer Cyrillus geweiht war. Auf der Höhe seiner Stellung stand das Kloster im Jahre 1385, wo zu Constanz seine Rechte zu Stadt und Land festgestellt und durch einen „Abtsrodel" für „ewige Zeit" verbrieft und besiegelt wurden. Von besonderer Bedeutung für das Wohl und Wehe des Klosters waren seine Schutzherren, die Kastvögte. Diese Stellung bekleideten zunächst die Herzöge von Zäringen, dann, seit dem 12. Jahrhundert, die Herren von Klingen, welche die Burg auf dem Berge oberhalb Stein, das heutige Hohenklingen, erbauten, sodann seit 1359 die Herzöge von Oesterreich und schließlich im 15. Jahrhundert die Herren von Klingenberg auf dem Hohentwiel. Als dann bald die Klingenberger ebenso wie damals der ganze kleine Adel der Schweiz verdarben und die Stadt Stein sich von den heruntergekommenen Junkern los und ledig kaufte, dafür aber mit Zürich in ein Bundesverhältniß trat, da begab sich auch die Abtei unter den Schutz des damals mächtig aufblühenden Zürich, indem sich erst der Abt, im Jahre 1478 aber der ganze Convent mit Leuten und Gütern in das Bürgerrecht dieser Stadt aufnehmen ließ. Da das Kloster unter diesem Schutze gedieh, so konnte David von Winkelsheim, der 1499 — als der letzte Abt — den Stuhl seiner Würde bestiegen hatte, bald nachher, etwa seit 1505, eine rege Bauthätigkeit entfalten. Ihm verdankte das Kloster vor Allem auch seine künstlerische Ausschmückung durch die Wandmalereien im Fest- und Prunksaale des oberen Stockwerkes, den er über den eigentlichen Räumen der Abtswohnung, dem Speisezimmer mit dem freundlichen Erker über dem Rhein und der Abtsstube mit ihrem schönen Schnitzwerk, zugleich mit diesen neu anlegte. Aber im Jahre 1516, wo diese alterthümlichen, noch nicht den neuen Geist der Renaissance athmenden Wandmalereien zur Ausführung kamen, klopften schon die Geister der Reformation an die Pforten des Klosters. Ungeistliches Leben unter den Mönchen half den Untergang beschleunigen, aber mächtiger noch reizten die äußeren Vortheile, welche der Bürgerschaft von Stein und der Züricher Obrigkeit durch die Aufhebung des Klosters winkten. Diese ließ nicht mehr lange auf sich warten. Seiner Stellung und der ewigen Zwistigkeiten mit Zürich, der Stadt Stein und seinen eigenen Ordensbrüdern müde, bat Abt David, zu Anfang des Jahres 1525, den Rath von Zürich ihm das Regiment abzunehmen und ihn sammt den Mönchen nach Gutbefinden auszusteuern. Schon im Juli desselben Jahres erfolgte dann die förmliche Aufhebung des Klosters für welches Zürich vorläufig einen Verwalter bestellt hatte, in dem David und seine Mönche Leibgedinge erhielten. Auch behielt David zwei Zimmer im Kloster und einigen Hausrath. Als aber der neue von Zürich eingesetzte Klosterverwalter den Greis durch kleinliche Sparsamkeit erbitterte und man ihm überdies nach der Rückkehr von einer längeren Reise vier Knechte zur Ueberwachung beigab, weil man ihm die Absicht eines Vertragsbruches zutraute, da entfloh er durch eine Hinterthür seines Schlafgemachs und begab sich nach Radolfszell, wo er jedoch schon am 11. November 1525 starb. Durch seinen Tod wurden die erbitterten Streitigkeiten zwischen ihm und der Obrigkeit von Zürich, die die von ihm entführten Gültbriefe zurückforderte, unvermuthet rasch beigelegt, und die Stadt Zürich blieb nun im unbestrittenen Besitz der Abtei, die seitdem nie wieder von Mönchen bewohnt wurde, sondern nur noch der Sitz des zur Verwaltung der Güter bestellten zürcherischen Schaffners oder Amtmanns war. So blieb die Abtei im Besitz von Zürich bis zum Jahre 1805, wo sie in den Besitz des Cantons Schaffhausen, dem seit zwei Jahren die Stadt Stein zugefallen war, im Tausch gegen die Rechte, welche Schaffhausen im Canton Zürich hatte, überging. Später wurden die alten Klostergebäude durch die Schenkung eines begüterten Steiner Bürgers Eigenthum der Stadt Stein. So kam es, daß im Jahre 1871, zur Zeit der Internirung des Bourbaki'schen Heeres in der Schweiz, der Conventssaal eine Zeit lang als Blatternhospital verwendet wurde. Schließlich kam das Kloster in Privatbesitz und ist gegenwärtig das Eigenthum von Professor Ferdinand Vetter in Bern, eines Mannes, der die Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeit und Kunst „der Zukunft und der Vaterstadt zu erhalten sich verpflichtet weiß".

Was heute von der alten Abtei St. Georgen noch erhalten ist, ist bedeutsam und anziehend genug. Denn wir haben hier das Bild einer vollständigen frühmittelalterlichen Klosteranlage vor uns, deren Räume auch im Wesentlichen noch die ursprüngliche künstlerische Ausschmückung zeigen. Es war nun ein trefflicher Gedanke des für das seiner Hut durch die Gunst des Schicksals anvertraute Kleinod begeisterten Besitzers, daß er im vergangenen Sommer in diesen durch den vollen Reiz intimen alterthümlichen Lebens geweihten Räumen eine „mittelalterliche Ausstellung zur Feier des erstens Auftretens des Klosters in der Geschichte 995 und der Durchführung der Klosterrestauration 1895" veranstaltete. In ihr sollte alles Das in wohlgeordneter Zusammenstellung vereinigt werden, was sonst noch in der näheren und weiteren Umgebung von ehrwürdigen Zeugen alten Kunstfleißes erhalten ist, um dem Beschauer in dem Rahmen gleich alterthümlicher und kunstgeschmückter Räume ein um so einheitlicheres Bild des künstlerischen Könnens und der Kunstliebe unserer Altvordern vor das Auge zu führen. Schon der äußere Erfolg legt Zeugniß hierfür ab. Obwohl sich die Ausstellung nur an einen kleinen Kreis kunstbegeisterter und alterthumskundiger Gebildeter wendete, so ist sie doch in der kurzen Zeit vom 3. August bis zum 10. October von mehr als 7000 Besuchern in Augenschein genommen worden. Mehr noch gilt wohl der künstlerische Gewinn der kleinen Gemeinde der wirklichen Kunstverständigen. Einen wie tiefgehenden und nachhaltigen Eindruck die Ausstellung aber auf diese gemacht hat, das können wir durch ein einzelnes Beispiel in ansprechender Weise belegen. Nachdem die Frau Großherzogin von Baden noch während der deutschen Manövertage allein die Ausstellung besucht hatte, wiederholte sie in Begleitung ihres hohen Gemahls ihren Besuch am 2. October von der Insel Mainau, ihrem ständigen Sommeraufenthalte, aus. Und so nachhaltig war der Eindruck, den die erlauchten Besucher mit davon nahmen, daß sie Sorge trugen, daß auch die Vorsteher der kunsthistorischen Sammlungen ihrer Residenzstadt die Ausstellung noch kurz vor „Thorschluß", zur Bereicherung des eigenen Wissens und wohl auch zur Verwerthung der hier neugewonnenen Anschauungen im Interesse der ihnen unterstellten Kunstsammlungen, besuchen konnten. Uebrigens bot der Besuch des großherzoglichen Paares zugleich den Anlaß zu einer anmuthigen Bezeugung der freundnachbarlichen Beziehungen zwischen der Schweiz und dem Lande Baden, die zwar keine hochpolitische Bedeutung hatte, aber doch jeden Freund des Friedens und des friedlichen Völkerlebens von Herzen freuen mußte. Nach eingehender Betrachtung der Kunstschätze wurde Sr. königl. Hoheit dem Großherzoge, der ganz incognito erschienen war, von dem Besitzer des Klosters aus goldenem Pokale ein Trunk alten Steiner Weines credenzt. Indem der Großherzog, Bescheid thuend, freundlich dankte für die Aufmerksamkeit, wies er zugleich darauf hin, wie schön es doch sei, wenn zwei benachbarte Länder in so freundschaftlichen Beziehungen zu einander ständen wie die Schweiz und Baden.

In Rücksicht auf die Menge der ausgestellten Gegenstände kann es nicht unsere Aufgabe sein, auch nur den Versuch zu einer eingehenderen Schilderung der Sammlung und ihres künstlerischen Werthes zu machen. Es genüge darauf hinzuweisen, daß sie ein recht ansprechendes Bild des deutschen Kunstgewerbes im Mittelalter und auch noch in den nachfolgenden Jahrhunderten darbot. Besonders hervorragend war die Sammlung von gemalten Scheiben und zwar zumeist aus der Blüthezeit der schweizerischen Glasmalerei am Anfange des 16. Jahrhunderts mit ihrem bekannten Reichthum an Farben und ihrer bekannten Feinheit der Ausführung. Diese gemalten Scheiben wurden zum größten Theile von der Bürgergemeinde Stein a. Rhein, die sie im Rathhause verwahrt, zum kleineren Theile von anderen Gemeinwesen, wie von der Kirchgemeinde des benachbarten Dorfes Stammheim und von Privaten an die Ausstellung geliehen. Die sonstigen Gegenstände waren theils aus Sammlungen, wie aus den Museen von Schaffhausen, Bern, Aarau, Bregenz und Ueberlingen, sowie aus dem Constanzer Domschatze, theils von den kunstsinnigen Besitzern der benachbarten Edelsitze,

wie dem Fürsten von Fürstenberg, dem Baron v. Herder auf Salenstein, dem Baron v. Bodman auf Bodman am Ueberlinger See und von schweizer Sammlern wie Bodmer auf Kyburg oder sonst aus Familienbesitz zur Verfügung gestellt worden. Alle diese Gegenstände waren von kunstverständiger Hand in die einzelnen Räume so vertheilt, daß sie nicht blos unter sich immer ein anschauliches Bild von einer bestimmten Kunstthätigkeit boten, sondern daß sie auch in besonderer Beziehung zu den Räumen und deren Ausschmückung standen. So waren in der Kapelle des Abtes David Chorstühle, Altarbilder, Altartücher, Lese- und Betpulte und sonstige Kirchengeräthe aufgestellt; und in der großen Halle hatte die ansehnliche Waffensammlung der Stadt Stein eine übersichtliche Aufstellung gefunden. Andere Räume boten Anderes. Insbesondere waren die einzelnen Mönchszellen geeignet, im engeren Rahmen Einzelausstellungen aufzunehmen, wie von der Architektur und Ortsgeschichte aus dem XI. Jahrhundert, von Skulpturwerken, von Malerei, Zeichenkunst und Stickereien, von Kleinkunst und von allerhand Geräthen, die einst für bestimmte einzelne Berufsthätigkeiten angefertigt wurden.

Aber trotz des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der ausgestellten Kunstgegenstände wendete sich doch der Blick unwillkürlich immer wieder den Klosterräumen selber, ihrer Architektur und ihrer Ausschmückung zu. Und sicherlich hat in diesem Wettstreit der Ausstellung und ihres Ausstellungsortes um den Rang an künstlerischem Werthe und um die Gunst der Besucher der Rahmen den Sieg über das Bild davon getragen. Zu dieser Vergleichung forderte von selbst der fein künstlerische Zusammenhang auf, in welchem die ausgestellten Gegenstände zu dem Raume, dem sie zugewiesen waren, standen. Es gab aber daneben auch noch Beziehungen intimster Art, und das interessanteste Beispiel hierfür bot die Glasscheibe in dem Gemälde- oder Festsaale, welche „die Stadt Frowefeld" darstellte. Diese mehr phantasievolle als naturgetreue Darstellung der Stadt Frauenfeld erweist sich nämlich als — eine Copie der bildlichen Darstellung der Stadt Karthago auf einem der Wandgemälde des Festsaales vom Jahre 1515/16. Ueberhaupt bilden diese Wandgemälde eine der Hauptsehenswürdigkeiten des Klosters. Sie stammen von dem letzten Abt, David v. Winkelsheim, der mit dem gleichen Feuereifer, der ihn später in eine ganze Kette von Anfechtungen stürzte, schon bald nach Uebernahme seiner Würde sich trotz der Ungunst der Zeiten einer regen Bauthätigkeit ergab, die er durch die Ausschmückung der neuhergestellten Räume krönte. Die ältesten Fresken, von 1509 datirt, zieren den Vorraum zu Abt David's Zimmer. Das größte und zugleich am Besten erhaltene Frescogemälde an der südlichen Wand schildert die dem apokryphen „3. Buche Esra" entnommene Geschichte von den vier stärksten Dingen. Drei Männer umstehen den am Boden liegenden Darius und legen ihre Weisheitsbücher aus, die sie ihm während der Nacht unter den Kopf gelegt hatten; der erste preist als das Stärkste auf Erden den Wein, der zweite den König, der dritte — kein Anderer als der Fürst der Juden Serubabel — spricht von der Macht der Weiber, die der König von seiner Buhlerin erfahre, aber er betont noch kräftiger die der Wahrheit. Der König, hierdurch gerührt, erlaubt ihm auf seine Bitte den Wiederaufbau Jerusalems und sagt ihm die Rückgabe der Tempelgefäße zu. Die Darstellung zeugt von einer nicht ungeübten Hand; wahrscheinlich stand der Künstler in Verbindung mit der älteren Tafel- und Miniaturmalerei, wie sie damals noch in Klöstern gepflegt wurde. Einen noch weit reicheren Frescoschmuck trägt das große Refectorium, der „Festsaal", dessen Holzdecke zugleich mit schönen gothischen Flachschnitzereien geziert ist. Seine Fresken sind in Felder, zwischen gemalten Pilastern, hineingemalt. Ein geschichtlicher Cyklus, der sechs Felder umfaßt, schildert bedeutsame Vorgänge aus der karthagischen und, diesen genau entsprechend, aus der römischen Geschichte. Zunächst sind geschildert die Gründung von Karthago und die von Rom; dem Schwure Hannibal's, der den Römern ewige Feindschaft weiht, entspricht dann der „Schwur Scipio's", die Darstellung des Vorganges wie dieser nach der Niederlage von Cannä die römischen Edlen schwören läßt das Vaterland nie zu verlassen, und der karthagischen Siegesscene, die die Eroberung Sagunts zum Gegenstande hat, entspricht das römische Siegesbild, das die Eroberung Karthagos darstellt. Eingerahmt werden diese bildlichen Schilderungen durch Einzelfiguren, theils aus der alten, theils aus der religiösen Geschichte und Legende, welche an die Pfeiler und Bogenbrüstungen der Fenster gemalt sind. Endlich ist an der Rückwand und an der westlichen kurzen Wand ein Vorgang aus dem täglichen Leben dargestellt: das Leben und Treiben auf dem damals berühmten Markte zu Zurzach. Ein derber Humor, wie man ihn sonst erst aus den Markt- und Kirchweihscenen der niederländischen Maler kennt, macht sich auf diesem Bilde geltend, der übrigens sogar auf dem Bilde der Eroberung Karthagos bei den Kampfscenen sich bemerkbar macht. Die Composition ist auf allen diesen Bildern sehr reich und übersichtlich, die Zeichnung sehr sorgsam und nur vielfach in Rücksicht auf die dargestellten Stoffe zu zierlich; dagegen die Perspective ist recht mangelhaft. Der Maler war jedenfalls ein Mönch, und zwar ein Schüler der alten außerhalb der Klostermauern damals bereits abgestorbenen Richtung. Nur anhangsweise sei hier erwähnt, daß in dem unter dem Festsaale gelegenen Speisezimmer des Abtes David die leider rettungslos verdorbenen Malereien der Ost- und Westseite durch Gemälde von Hans Sandreuter ersetzt oder auch überdeckt sind, welche die Geschichte des Klosters schildern, von der Ueberführung der Leiche des heiligen Othmar und der Einwanderung der Mönche vom Hohentwiel nach Stein bis zum Uebergange der Schweden über die Steiner Rheinbrücke.

Wenn also auch die Gegenstände der mittelalterlichen Ausstellung jetzt schon wieder in alle Winde zerstreut sind, so bietet das Kloster doch selber noch des Alterthümlichen und Schönen genug und ist ein sprechendes Zeugniß dafür, daß die Kunstliebe und das Kunstverständniß das Leben unserer Voreltern in viel höherem Maße beherrschte als das unserige. Aber wenn wir auch einer nüchternen Zeit angehören, so wird sie doch durch das immer wachsende Interesse für die Kunstübungen der Vorzeit wie mit einem freundlich milden Scheine verklärt. Wer sich gern von diesen Strahlen einer künstlerisch begnadeten Vergangenheit Herz und Sinn erwärmen läßt, der pilgere nach Stein am Rhein, das auch außerhalb seines Klosters noch vieles Herrliche und Erhebende von alter Kunst in sich birgt. Sicherlich bietet vor Allem der Marktplatz, wo sich die interessantesten Bauten des mittelalterlichen Stein zusammenfinden, eines der charakteristischsten deutschen Stadtbilder, die der Gegenwart erhalten geblieben sind. K.

Bücherbesprechungen.

— Hermann Stegemann, Des Horatius schönste Lieder. Der Antike entrückt und verdeutscht zu Nutz und Frommen der Poesie. 2. vermehrte Aufl. Basel, Benno Schwabe, 1895. 83 S. 8°. 1,50 ℳ. — „Eheu me miserum! Vielleicht würde der alte Horatius diesen Weheruf ausstoßen, wenn er all der Leiden theilhaftig geworden wäre, die der Schulunterricht von Jahrhunderten seinen Dichtungen auferlegt hat. Wohl steht in einigen seiner Oden zu lesen, daß er ein Dichter gewesen, wohl unternimmt hie und da [!] ein Lehrer, klügelnden Primanern ein Gleiches zu berichten. Aber vergebens bemüht sich der Schüler, die Oden, Fallgruben für sein grammatikalisches Wissen, als Gedichte zu erkennen . . . und selten gelingt es ihm, wenigstens eine Ahnung [!] von dem dichterischen Wesen seiner Lectüre in das Leben hinüberzuretten." . . . „Ich habe den Geist des Alterthums vertrieben um des Geistes der Poesie willen" . . . „Vergebe man mir — denn auch ich bin ein Dichter." — Wer dieses Vorwort liest, wird zuerst den Verfasser ob seiner traurigen Erfahrungen auf der Schulbank beklagen; der Verleger verräth im Anhange, sie seien in Colmar gemacht worden. Man wird sodann mit Befriedigung anerkennen, daß Stegemann jene trübe Erinnerungen nicht kurzweg dadurch zu bannen suchte, daß er seinen Schulhoraz ins Feuer warf. Was er aber daraus gemacht hat und womit er in lebhaftem Selbstbewußtsein vor die Oeffentlichkeit getreten ist, das gehört nicht mehr ins Gebiet der persönlichen Theilnahme, darüber muß sich der Leser ein objectives Urtheil bilden. Es werden uns dreißig „Dichtungen" geboten, von Liebe und Wein, voll Lebensweisheit und Todesgedanken. Die Heiligen und die Himmelskönigin, Kirchenglocken und des Domes bunte Fenster, Opferstock und Rosenkranz werden uns vorgeführt, dann Almenglocken, Kirchweihtag, bestaubte Flaschen, Minneklang und Elfenträume, auch Quarten, Terzen und die Oriflamme. Daß derartige romantische Elemente und Ingredienzien geeignet sind, den „Geist des Alterthums" gründlich zu vertreiben, leuchtet ein. Daß es lockend ist, den Liedern des classischen Sängers „den poetischen

Reingehalt abzugewinnen", wie sich der Verfasser ausdrückt, und zu dessen Belebung die heimische Scenerie zu verwenden, muß ebenfalls zugegeben werden. Bequemer sind zwanglose Reimverse jedenfalls als die classischen Strophen, bequemer auch das Verfahren, auszumalen, zu kürzen oder ganz wegzulassen, wie es im Belieben steht. Nur ist dann wenig von Horatius übrig, und Viele werden den Verfasser nicht bewundern, wenn er antike Kunstwerke umschmilzt und dabei ausruft: „Gold bleibt Gold", sondern ihm vielmehr rathen, das Gold für seine Arbeiten sich selbst zu schürfen, wenn er es kann. Sieht man ganz von den classischen Originalen ab, so werden manche der kleinen Gedichte wohlgelungen erscheinen. Wir geben ein kurzes als Probe, der Kenner mag das Original errathen:

„O frage nicht die armen, goldnen Sterne
Was uns in Zukunft noch begegnen mag!
Laß, o Geliebte, die verhüllte Ferne,
Nur Gott im Himmel weiß um Stund und Tag.

Der Winter herrscht und brandet ans Gestade,
O sorge nicht, ob wir ihn wiedersehn,
Reich mir den Becher, geh der Hoffnung Pfade
Und pflück die Stunden, die am Wege stehn."

Allerdings laufen auch Geschmacklosigkeiten unter, so z. B. am Ende des ersten Gedichtes, wo die Poesie angeredet wird: „Du schärfest meiner Lieder Blumenspeere" oder in der Uebertragung von Integer vitae: „Denn jüngst, als fromm ich ging Zu preisen meiner Liebsten Schooß In grünem Felderring" (Dum meam canto Lalagen et ultra Terminum curis vagor expeditis). Ilb.

— Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879—1895. Deutsche Originalausgabe. Mit einem Porträt in Heliogravüre, 19 Abbildungen, einer Karte und einem Plan. 9 ℳ geh., 10 ℳ geb. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1896. — In diesem soeben erschienenen sensationellen Werke erzählt Rudolph Slatin Pascha — ein ehemaliger österreichischer Officier, dann Gouverneur und Commandant von Darfur, jetzt Oberst im ägyptischen Generalstab — sein wechselvolles Schicksal, besonders seine in mancher Beziehung ungewöhnlichen Erlebnisse während eines nahezu 17jährigen Aufenthaltes in Afrika, wovon er 11 Jahre in der Gefangenschaft zubrachte, von aller Verbindung mit der civilisirten Welt abgeschlossen, bis ihm endlich nach wiederholten fruchtlosen Versuchen die Flucht unter den größten Gefahren gelang. Darfur, ein Land von der Größe Deutschlands, und der frühere ägyptische Sudan wird jetzt von dem despotischen Anführer der Mahdisten, Khalifa Abdullahi, regiert. Kein Europäer darf es wagen, die Grenzen dieses Landes zu überschreiten; dennoch sind es erst 10 Jahre her, daß das Land in diesen schrecklichen Zustand gerathen ist. Seit der Zeit Mohamed Ali's, also mehr als 70 Jahre lang, stand es unter der ägyptischen Regierung und zeigte sich civilisationsfähig. Wie nun Slatin Pascha nachweist, trieben die Habsucht der Regierungsbeamten und die häufig schlechte Verwaltung die Bewohner der Revolution zu. Schritt für Schritt schildert er die Ursachen, wie Mohamed Achmed die Stimmung im Lande für seine Zwecke benutzte und sich für den von Gott gesandten Mahdi ausgab, der gekommen sei, das Land vom fremden Joche zu befreien und die Religion zu regeneriren. Auf solche Weise wußte der Mahdi den Fanatismus anzufachen, der den schrecklichen Vorgängen, von denen die Geschichte der letzten 12 Jahre im Sudan erfüllt ist, den düstern Farbenton verleiht; aus der Reihe dieser düstern Bilder sei nur die Belagerung Khartums und der Feldzug gegen Abessinien herausgehoben. Wenn auch jetzt die Macht des Mahdi und seiner Nachfolger geschwächt ist, so mahnt doch Slatin Pascha mit vielem Recht, die ganze Situation vorsichtig aufzufassen, denn eine vollständige Kenntniß der Verhältnisse ist nöthig, um die Bedingungen genau zu verstehen, unter denen dies weite Gebiet, das jetzt in einen fast unbeschreiblichen moralischen, politischen und wirthschaftlichen Verfall gerathen ist, der Civilisation wieder zugänglich zu machen ist. An der Hand seiner reichen vieljährigen Erfahrungen weist er auf Mittel hin, die wir nach unserer Beurtheilung als die einzig rechten halten. Die dem Werke beigefügte Karte umfaßt den Sudan mit den angrenzenden Gebieten von Abessinien und des Congostaates; die andere Beilage ist der ausführliche Plan von Khartum und Omderman, der Hauptstadt des Mahdi. — Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich hat dem Werke Slatin Pascha's eine besondere Auszeichnung zu Theil werden lassen, indem er dessen Widmung anzunehmen geruhte. — Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Preis des Werkes ein bei dem Umfang von 600 Seiten und der opulenten Ausstattung sehr billiger ist, und daß die altrenommirte Verlagshandlung, um den Wünschen weiterer Kreise zu entsprechen, eine Ausgabe in 18 wöchentlichen Lieferungen à 50 ₰ veranstaltet. Wir selbst fassen am Schlusse unser Urtheil dahin zusammen, daß die spannende Erzählung und Darstellung afrikanischer Verhältnisse von Slatin Pascha gewiß bei Allen, die dem Schicksal des ägyptischen Sudans und seiner Gefangenen Theilnahme entgegenbringen, viel Interesse finden wird. Und wir können dem Wunsch nur Ausdruck geben, daß die Erfahrungen Slatin Pascha's sich einst als verwerthbar zeigen mögen, wenn es gilt, wieder im Sudan zu handeln. Ee.

— Künstler-Liederbuch. Im Auftrage des Königsberger Künstlervereins zum 50jährigen Jubiläum herausgegeben von Otto Fiebach, königl. Musikdirector in Königsberg i. Pr. Verlagseigenthum von Carl Merseburger in Leipzig. 1896. Preis gebunden 1 ℳ. — Das handliche, sauber ausgestattete Heftchen (152 Seiten Duodez) enthält eine reiche Auswahl von Liedern, die in Künstlerkreisen gern zur Erhöhung der Stimmung gesungen werden. Neben altbewährtem Gut — Am Brunnen vor dem Thore, Ein lustiger Musikante, die bekannten durstigen Balladen von Scheffel, Baumbach u. A. — findet sich auch vieles Neue, das zum Theil auf die Pflege der Künste im Besonderen zugeschnitten ist, darunter Manches, z. B. einige Parodien von dem Herausgeber Fiebach, nicht übel. Die heiteren Klänge sind in der Mehrzahl, an tollen ausgelassenen Scherzen ist kein Mangel, in einigen Nummern überwiegt nach unserem Urtheile den Witz das Behagen. Aber der Ernst kommt daneben doch auch zu seinem Rechte. Es fehlen nicht unsere guten Vaterlandslieder, Die Wacht am Rhein, Deutschland über Alles, Heil Dir im Siegerkranz, Freiheit, die ich meine u. s. w. Daß auf die Empfindlichkeit der Kunstbeflissenen mosaischen Bekenntnisses nicht eben peinliche Rücksicht genommen ist, wird hoffentlich der Verbreitung des Büchleins nicht zu großen Abbruch thun. Wir hätten an Stelle des Evangelisten Lucas mit dem Bierseidel in der Hand auch lieber ein anderes Umschlagbild zu sehen gewünscht. Eine etwa nothwendig werdende neue Auflage übernimmt hoffentlich die zahlreichen Druckfehler nicht mit. R. B.

— Deutscher Kolonial-Kalender für das Jahr 1896. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Gustav Meinecke. 8. Jahrgang. Mit einem Porträt. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke). 1896. — Der Deutsche Colonial-Kalender, der nunmehr zum 8. Male erschienen ist, ist mehr und mehr zu einem unentbehrlichen Handbüchlein für Diejenigen geworden, die sich mit Colonialpolitik beschäftigen oder überhaupt Interesse an der Gestaltung und Entwickelung der deutschen Colonien haben. In knapper Form findet man darin eine große Menge schätzenswerthen Materials zusammengestellt. Auf das Kalendarium folgt zunächst ein Verzeichniß von Gedenktagen, die an die wichtigsten Vorkommnisse in dem noch jungen colonialen Leben des Deutschen Reiches erinnern. Dann giebt der Kalender Auskunft über alle Personalien der colonialen Reichsbeamten in der Heimath und in den Colonien, über Postanstalten, Telegraphenlinien und Postverbindungen, über die 21 zur Zeit bestehenden deutschen Colonialgesellschaften, über die englischen und deutsch-englischen Gesellschaften, über die deutschen Colonisationsbestrebungen in nichtdeutschen Ländern, über Agitationsgesellschaften, sowie über katholische und evangelische Missionen. Hieran schließt sich ein kurzer, aber sehr lehrreicher Abschnitt über die Aussichten in den Colonien, der für Alle, die sich mit dem Gedanken an Auswanderung tragen, höchst beherzigenswerthe Rathschläge enthält. Sodann folgen noch die Postbestimmungen für den Verkehr mit den deutschen Colonien und als Anhang ein reichhaltiges statistisches Material, betreffend die Begrenzung, den Flächeninhalt, Etat, Ein- und Ausfuhr ꝛc. der deutschen Schutzgebiete. Das hübsch ausgestattete, solid gebundene Büchlein hat als Bildschmuck das Porträt des derzeitigen Präsidenten der Deutschen Colonialgesellschaft, Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg-Schwerin. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 21. Dienstag, den 18. Februar. 1896.

Berühmte Heilige in der Kunst und in der Legende.

I. Sancti.

Von A. Niko. Harzen-Müller. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wie unrecht man thut, wenn man in Gemäldesammlungen an den scheinbar uninteressanten Historienbildern des Mittelalters vorübergeht, weil die „langweiligen Heiligen" einem doch nichts zu erzählen wüßten! Allerdings schufen die alten Maler ihre Heiligen nicht für die Kritiker, sie wollten mit ihrer Kunst allein ihrem Gotte dienen, und der Verherrlichung Gottes und seiner Heiligen war all ihre Arbeit gewidmet. Die christliche Tafelmalerei war eine Art Bilderschrift, die Denen, welche nicht lesen konnten, das Heil verkündigte und das Leben der Heiligen vorführte; sie ist die Kunst, in der alle die anderen später getrennten Arten der Malerei ursprünglich vereint waren; erst die Reformation schränkte die Thätigkeit der Historienmaler bedeutend ein, und in den lutherischen Landen stand man der kirchlichen Kunst sehr kühl gegenüber. Der erste Heilige, der mir in meinem Leben begegnete, war St. Laurentius, dessen Bildniß auf einem der Südfenster der Laurentiuskirche meiner Vaterstadt Itzehoe angebracht ist. Der alte Heilige im rothen Rocke, neben sich den mächtigen Rost, auf dem er sich zu Tode rösten ließ, imponirte mir sehr, und es erfüllte mich stets mit Stolz, wenn ich den willensstarken Schutzpatron der Hauptkirche meiner Vaterstadt in Kirchen oder Gemäldesammlungen anderer Städte wiedersah. Er wird gewöhnlich in Diakonenkleidung dargestellt und trägt häufig außer dem Rost noch eine Palme. Das bedeutendste Heiligthum, welches dem Laurentius gebaut worden ist, und um welches ihn mancher Heilige beneiden mag, ist der weltberühmte kolossale Klosterpalast el Escurial in dem öden wasserarmen Guadarramagebirge, unfern Madrids. König Philipp II. von Spanien hatte in der Schlacht bei St. Quentin gegen die Franzosen am 10. August 1557 dem Heiligen des Tages, Laurentius, ein Kloster zu bauen gelobt, wenn er ihm Sieg verleihen würde. Der Heilige gewährte des Königs Bitte, und Philipp baute in dankbarer Erinnerung an seine Hilfe nach dem Grundrisse eines gewaltigen Rostes das Gebäude, das zugleich ein Schloß, ein Kloster, eine Kathedrale und das Mausoleum des spanischen Königshauses umfaßt. — Der Schutzpatron der zweiten Kirche meiner Vaterstadt ist der heilige St. Georg, St. Jürgen. Er ist dargestellt auf einem hübsch ausgeführten Relief, welches die Front des neuen St. Jürgensstiftes ziert. Die Legende erzählt, er sei ein Prinz aus Kappadocien gewesen und habe einen scheußlichen Lindwurm getödtet, welcher die Königstochter Aja raubte und verschlingen wollte, und sei als Märtyrer unter Kaiser Diocletian gestorben. Die bildende Kunst hat seinen Kampf mit dem bösen Drachen häufig dargestellt, an Burgen und Schlössern ist sein Bildniß zu finden; auch auf dem äußersten Hofe des kaiserlichen Residenzschlosses zu Berlin steht eine schöne Kolossalgruppe in Erz von Kiß, welche uns zeigt, wie der junge Ritter Georg in voller Rüstung und auf sich bäumendem Streitrosse den greulichen geflügelten Lindwurm niederschlägt, der in den letzten Zügen sich am Boden wälzt. Die Kreuzfahrer wählten den heiligen Georg als Schutzpatron und setzten sein Bild in ihre Fahnen; aus dieser Zeit stammt auch der bayerische Orden des heiligen Georg, der dem Range nach der zweithöchste Orden dieses Landes ist und den Kaiser Karl VII. im Jahre 1729 und der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern im Jahre 1829 erneuert haben. Der deutsche Kaiser Friedrich III. stiftete um 1470 einen Ritterorden des heiligen Georg, der jedoch nach hundert Jahren wieder erloschen ist. Auch Rußland, dessen Landesheiliger er ist, hat einen gleichnamigen Orden, der von der Kaiserin Katharina II. im Jahre 1769 für Militärpersonen gestiftet worden ist, und führt den drachentödtenden St. Georg in seinem Landeswappen; denselben Orden hatten einst das Königreich Hannover und das Herzogthum Lucca; endlich zeigt noch der Spanien und Oesterreich gemeinsame Ritterorden vom goldenen Vlies den Heiligen nebst dem Drachen. Daß die sogenannten Georgsthaler, Münzen mit dem Bilde St. Georg's, vielfach als Schmuck und als Amulette getragen werden, ist ja bekannt; besonders die Mansfeldschen und ungarischen aus dem 16. und 17. Jahrhundert sollen ein sicheres Schutzmittel gegen jegliche Gefahr und gegen alles Böse sein! Auch das Wappen einer deutschen Stadt, Reichenbachs in Schlesien, zeigt den Ritter St. Georg. — Der heilige Georg darf nicht verwechselt werden mit dem heiligen Michael, der ebenfalls im Kampfe mit einem Unthier dargestellt wird; aber der Erzengel Michael, dem zu Ehren am 29. September das Michaelisfest gefeiert wird, hat stets zwei mächtige Flügel und führt ein flammendes Schwert oder die Kreuzeslanze, mit der er den aus dem Himmel gestoßenen Lucifer, den Fürsten der Finsterniß, oder den am Boden sich windenden Lindwurm in die Hölle hinabdrängt, was in übertragenem Sinne den Sieg des Guten über das Böse bedeutet. So ist er zu sehen auf einer sehr alten Skulptur des Bamberger Domes, so in der schönen Bronzegruppe zwischen den Portalen der im 16. Jahrhundert erbauten Michaeliskirche zu München, so im Wappen der Stadt Jena, so an der Außenwand der neuen Kaiser Friedrich-Gedächtniß-Kirche im Berliner Thiergarten. Er war dem Mittelalter Gegenstand des mannigfachsten Aberglaubens: man glaubte, daß er die Wache am Throne Gottes halte, ja sogar, daß er Montags vor ihm die Messe celebrire! Auf Erden aber galt er als der mächtige Schutzpatron des heiligen römischen Reiches deutscher Nation; und Bayern hat seit 1693 den Verdienstorden vom heiligen Michael verliehen. — Wer die alte Pinakothek in München kennt, wird sich gewiß des berühmten Selbstbildnisses von Albrecht Dürer erinnern. Nahe dabei hängen von der Hand dieses großen Genius des 16. Jahrhunderts die zwei höchst vollendeten Gemälde der vier Apostel. Nur ein Dürer konnte die vier Hauptträger des Urchristenthumes aus den Worten der Schrift heraus so wuchtig gestalten. Nach einer alten Ueberlieferung sollen in den herrlichen Gestalten die vier Temperamente dargestellt sein: der jugendliche Johannes und der greise Petrus mit dem Schlüssel blicken ernst und mit forschenden Gedanken in die geöffnete heilige Schrift; die nach innen gerichtete Thätigkeit ihres Geistes läßt das melancholische Gemüth des ersteren, das phlegmatische des letzteren erkennen. Dagegen richten der bleiche und aufgeregte Marcus und der strenge und ruhige Paulus im langen Barte mit Buch und mächtigem Schwerte ihre Aufmerksamkeit nach außen, ins Leben hinein: jener ist der Choleriker, dieser der Vertreter des sanguinischen Temperamentes. Paulus, der Apostel der Heiden, wurde wahrscheinlich bei Nero's Christenverfolgung hingerichtet, und Petrus, der felsenfeste Bekenner des Messias, bei derselben Gelegenheit gekreuzigt, wie es heißt, mit dem Kopfe nach unten. Der Bischof Lucius ließ ihre angeblichen Gebeine im dritten Jahrhundert aus den Katakomben heraufholen und an den Stätten ihres Todes beisetzen; zur Erinnerung daran feiert die katholische Kirche am 29. Juni den Peter- und Paulstag. Die Stadt Posen führt die beiden Heiligen, Petrus und Paulus, die Städte Trier, Reichenbach im Vogtlande, Oldesloe in Holstein und andere führen den heiligen Petrus im Stadtwappen. Das von Leo III. erbaute Triklinium, d. h. Speisehalle, im Lateranpalaste zu Rom enthält ein höchst interessantes Mosaikbild, das zugleich berühmt ist durch

die vielleicht einzige gleichzeitige Porträtdarstellung Karl's des Großen; hier überreicht St. Petrus Karl dem Großen die Fahne von Rom und Leo dem Dritten die Stola als Zeichen der weltlichen und geistlichen Herrschaft; ein mächtiger goldener Schlüssel liegt auf dem Schooße des Heiligen. Auch die Markuskirche in Venedig besitzt ein altes Mosaikbild St. Petri, der die Rechte wie zur Belehrung erhebt, während die Linke den Kreuzesstab und zwei Schlüssel hält. — Ein Seitenstück zu den vier Aposteln bilden die vier Evangelisten, welche die bildende Kunst meistens symbolisch dargestellt hat. So zeigt sie uns schon ein prachtvoller Buchdeckel aus vergoldetem Kupfer von einem biblischen Vorlesebuche des 13. Jahrhunderts, den die Nicolaikirche zu Höxter besitzt. An den vier Ecken des Deckels sind die Evangelistensymbole zu sehen: der Engel des Matthäus, der Adler des Johannes, der geflügelte Löwe des Marcus und der geflügelte Ochs des Lucas; es ist höchst beachtenswerth, daß die Kunst allen vier Symbolen Flügel gegeben hat, gleichsam um anzudeuten, daß die „frohe Botschaft" sich wie mit Flügeln über alle Lande der Erde hin verbreiten soll. Auch Luther's neues Testament von 1523 hat auf dem Titelblatt die Evangelistensymbole von der Hand Hans Schäuffelin's, nur tragen hier die drei Thiere den ihren Heiligen zukommenden Glorienschein. Der heilige Marcus soll den Märtyrertod gestorben und sein Leichnam nach Venedig gebracht worden sein, dessen Schutzheiliger er wurde: die nächst der Peterskirche berühmteste christliche Kirche der Erde, die Marcuskirche am Marcusplatz, bewahrt seine Gebeine in einem mit den kostbarsten Edelsteinen reich verzierten goldenen Kasten; sein Attribut, der geflügelte Löwe, krönt die eine der beiden Porphyrmonolithsäulen auf der Piazetta zu Venedig. Im 13. Jahrhundert prägte Venedig Goldducaten, deren Vorderseite den heiligen Marcus zeigt, wie er, mit der Linken die heilige Schrift haltend, mit der Rechten den vor ihm knieenden Dogen Johannes Dandolo die Fahne der Herrschaft überreicht. Vom heiligen Lucas erzählt die Legende, er sei Maler gewesen, weshalb die Maler ihn zu ihrem Schutzpatron genommen haben. Ich sah in München ein schönes Bild des alten Niederländers Rogier van der Weyden, auf dem der heilige Lucas im Begriffe ist, die Madonna mit dem Christuskinde abzumalen: es ist dies ein Gegenstand, den die Maler für ihre Bruderschaftskapellen häufig ausgeführt haben. Lucas soll hochbetagt gestorben sein, ebenso der heilige Johannes, der nach der Sage unter Domitian nach der Insel Patmos verwiesen wurde. Wir besitzen eine der ältesten Darstellungen des St. Johannes Evangelista in einer Miniaturenzeichnung eines irischen Mönches zu St. Gallen: sie zeigt den Heiligen mit dem Buche und dem Heiligenschein, über dem der Adler sitzt. Ein altkölnischer Meister malte den Johannes mit einem Abendmahlskelche, welchen eine Schlange umringelt. Das Stadtwappen der schlesischen Stadt Oels zeigt auf rothem Grunde einen auf einem Spruchbande mit der Inschrift S. Joannes stehenden silbernen Adler, der einen goldenen Glorienschein trägt. — Die Vorstellung, die wir von den zwölf Jüngern Christi haben, verdanken wir nächst der Beschreibung der heiligen Schrift dem vielseitigen Lionardo da Vinci, dem Begründer und glänzendsten Vertreter der lombardischen Maler. Wenn auch sein weltberühmtes „Abendmahl" im Refectorium des zur Mailänder Kirche St. Maria della Grazie gehörigen Klosters leider ganz zerstört ist, so giebt es doch sehr gute Reproductionen dieses herrlichen Gemäldes, welche allen Lesern bekannt sein dürften. Von Einzeldarstellungen der Apostel erinnere ich mich des Martyriums des heiligen Andreas von dem Spanier Ribera, in dessen Martyriumsbildern „geradezu die fanatische Peinigerwollust eines spanischen Großinquisitors zu Tage tritt". Er hat dargestellt, wie der Leichnam des heiligen Andreas von zwei rohen Kriegsknechten vom Kreuze herabgenommen wird, dessen Balken schräg gestellt waren, weshalb man ein solches Kreuz griechisch oder ein Andreaskreuz nennt zum Unterschiede von der byzantinischen und der lateinischen Kreuzform. Der heilige Andreas ist der Schutzheilige von Schottland, dessen ältester Orden der Andreasorden mit einer Distel als Abzeichen und der Devise: „Nemo me impune lacessit" ist; die Distel ist das Sinnbild von Schottland wie die Rose das von England und das Kleeblatt das von Irland. Auch die Russen verehren St. Andreas als ihren speciellen Apostel und der vom Czaren Peter I. im Jahre 1698 gestiftete St. Andreasorden zeigt den Heiligen an einem blauen Andreaskreuze hängend, welches dem doppelköpfigen russischen Adler aufliegt. Wie von ihm, so giebt es auch von den übrigen Aposteln bildliche Darstellungen ihres Martyriums, da sie fast alle als Opfer ihrer Glaubenstreue eines gewaltsamen Todes gestorben sind. — Von dem Evangelisten Johannes ist Johannes der Täufer leicht zu unterscheiden, den die Kunst darstellt als Bußprediger im härenen Gewande und mit der Kreuzesfahne, mit einem Lämmlein an einer Quelle sitzend oder in einem Flusse, dem Jordan, stehend, in dem er die Taufe, als Symbol der Reinigung von Sünden, auch an Christo vollzog. Ein berühmtes Bild, welches Johannes den Täufer in der Wüste zeigt, befindet sich im Louvre, es ist von der Hand Lionardo's da Vinci. Wie Venedig Ducaten mit dem Bilde des heiligen Marcus, so prägte Florenz Goldgulden, deren Rückseite das Wappen von Florenz, eine stilisirte Lilie, deren Vorderseite aber den Sanctus Johannes Baptista trägt im rauhen Mantel und mit struppigem Bart- und Haupthaar, mit Glorie und Kreuzesstab. Beide Arten von Goldmünzen gehörten zu den gangbarsten im Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen. Der älteste der drei geistlichen Ritterorden erwählte Johannes den Täufer zum Schutzpatron und nannte sich nach ihm Johanniterorden; ihm bauten die Johanniter in der Nähe des heiligen Grabes eine Kapelle, ein Kloster und ein Hospital. Nach ihm nennt sich der preußische Johanniterorden, den Friedrich Wilhelm IV. für Krankenpflege bestimmte, durch die sich der Orden in den Kriegen seit 1864, besonders 1870 und 1871, so sehr verdient gemacht und in der er eine so anerkennenswerthe Thätigkeit entwickelt hat. — Johannes der Täufer kann mit dem heiligen Christophorus nicht verwechselt werden: Beide haben nur das Eine gemein, daß sie mit einem Stabe im Wasser stehend abgebildet werden. Aber der große, bärtige Christophorus trägt auf seinen starken Schultern das Christuskind durch die Fluth; hochaufgeschürzt schreitet er dem Lande zu, mit der einen Hand seinen Mantel aufnehmend, damit er nicht durchnäßt werde, mit der anderen eine junge Palme als Stab auf dem unsicheren Pfade benutzend. So zeigt ihn bereits ein aus dem 13. Jahrhundert stammendes Frescobild in der Johanneskirche zu Gorkum in Südholland, so ein Holzschnitt von 1423, der in dem Kloster Buxheim bei Memmingen gefunden wurde; so hat ihn der Altniederländer Dirk Bouts gemalt, dessen Gemälde die Münchener Pinakothek besitzt; so steht er unter einem Dächlein an einer Ecke der berühmten Sebaldus-kirche in Nürnberg. Als Gemälde und als Skulptur hatte ich den Heiligen kennen gelernt, und war nicht wenig erstaunt, als ich ihn in natura zu sehen bekam, wenn auch nur ein Stück von ihm! Ich hatte mir die unbedingt zu den schönsten Monumentalbauten Norddeutschlands gehörende Kirche zu Doberan angesehen, und der liebenswürdige Küster machte mich noch auf den reichhaltigen Reliquienschrein aufmerksam, der sich im Sockel des riesengroßen sog. Triumphkreuzes befindet: da wurde mir unter anderen Merkwürdigkeiten auch ein Knochen des heiligen Christophorus gezeigt, aus dessen gewaltiger Stärke ich auf einen ganz großartigen Körperbau des Heiligen schließen mußte! Das Leben des „Großen Christoph", seine Thaten und seine Bekehrung zum Christenthume hat Friedrich Kind in einer Legende behandelt, welche von dem berühmten Balladencomponisten Carl Loewe in Musik gesetzt worden ist. — Wie man den heiligen Christophorus an der Ausübung seiner körperlichen Thätigkeit erkennt, so den heiligen Hieronymus an seiner geistigen Beschäftigung. Denn Hieronymus hat das alte Testament übersetzt, seine Vulgata wurde als einzige beglaubigte Bibelübersetzung vom Concil zu Trient 1546 bestätigt. Ein altes, in Schrotmanier ausgeführtes Blatt zeigt ihn an einem Schreibpulte arbeitend, im Cardinalsornate auf einem Kissen sitzend, umschmeichelt von seinem treuen Begleiter, dem Löwen. Von Albrecht Dürer ist ein höchst interessanter Stich vorhanden, auf dem der alte, bärtige Heilige fleißig bei der Arbeit sitzt in einem wohnlichen, behaglich eingerichteten Studirzimmer. Auf dem Fußboden des auf das Getreueste dargestellten Inneren eines altdeutschen Wohngemaches ruht ausgestreckt der Löwe friedlich neben dem Haushunde; auf der Fensterbank liegt ein die Vergänglichkeit des Irdischen andeutender Todtenschädel. Auch Domenichino, einer der vorzüglichsten Eklektiker der italienischen Naturalisten, hat einen heiligen Hieronymus gemalt, der von der Uebersetzungsarbeit mit Inbrunst zu einem schönen Engel aufschaut, welcher, über das aufgestellte Buch gebeugt, dem Kirchenvater bei dem schweren Werke hilft; auf dem Tische liegen ein Crucifix und ein Todtenkopf. Auch Parma bewahrt in seiner Gemäldegalerie ein berühmtes Hieronymusbild des sinnlich heiteren Correggio, welcher seine Heiligen unter die olympischen Götter versetzte und sie mit Lust, Liebe, Launen, ja sogar mit Thorheit beseelte. Es dürfte bekannt sein, daß dem heiligen Hie-

ronymus das durch den letzten Aufenthalt und den Tod des deutschen Kaisers Karl V. berühmt gewordene spanische Kloster San Yuste geweiht war, welches die Franzosen unter Soult 1809 zerstörten. — Wer einmal den Rhein hinuntergereist ist und über das Genießen des herrlichsten Stromes mit seinen rebenbewachsenen Hügeln und burgengekrönten Bergen kein Stündlein übrig gehabt hat für die erbauliche Betrachtung der vielen prachtvollen Kirchen mit ihren interessanten Kunstschätzen, der versteht das Reisen nur halb! Wir wollen hier nur einige durch berühmte Heilige ausgezeichnete Kirchen jener Gegend anführen. Südlich vom Bodensee liegt das so hochberühmte Kloster St. Gallen, das einst der heilige Gallus gegründet hat. Wie die Kunst den heiligen Hieronymus mit dem Löwen darstellt, so gab sie dem heiligen Gallus den Bär; so zeigt uns schon die Elfenbeintafel des St. Gallener Mönches Tutilo vom Jahre 900 den Heiligen, wie er dem Bären Brod reicht zur Belohnung dafür, daß er wie ein getreuer Diener Holz aus der Waldwildniß herbeiträgt zum Bau des neuen Klosters. Am Oberrhein gründete der heilige Fridolin das Kloster Säckingen; er ist uns allen bekannt durch Neßler's „Trompeter von Säckingen", in dessen erstem Acte der Chor der jungen Säckinger vor der alten Stiftskirche St. Fridolin als seinen Schutzpatron begrüßt und ihn um Sonnenschein und Regen zur rechten Zeit und um Frieden für Säckingen bittet. Er ist der Schutzherr des jungen Volkes, speciell der Liebesleute. Rheinabwärts kommen wir nach Bingen, wo auf dem Rochusberge der heilige Rochus, der sich aufopfernde Pfleger der Pestkranken, verehrt wird. Das ihm zu Ehren gefeierte Fest am 16. August ist bekanntlich von Goethe in unübertroffener Weise geschildert worden. Ich sah in München ein Gemälde des Palma vecchio, auf dem der heilige Rochus dargestellt ist, behaftet mit den Malen der grauenhaften Krankheit, in der Linken den Pilgerstab haltend, mit der Rechten dem auf dem Schooße der Maria sitzenden Jesuskinde das Brod reichend; hinter ihm kniet die heilige Magdalena. Neben Rochus verehrte man im Rheingau den heiligen Veit oder Valentin als Beschützer vor der „fallenden Krankheit", die man nach ihm Veitstanz, chorea St. Viti, nannte. Wem aber sollte der heilige Veit von Staffelstein auf dem Veitsberge und der Einsiedelmann, sein treuster Diener, unbekannt sein? Wer nicht selbst zu ihm emporgestiegen ist, der hat ihn sicherlich mit dem herrlichen Liede Scheffel's: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein" inbrünstig angesungen! Der heilige Valentin gilt auch als der specielle Schutzpatron des Landmannes. Auch der heilige Lazarus gehört zu den Schutzheiligen der Kranken, besonders der Aussätzigen; nach ihm nennt man ein Krankenhaus auch „Lazareth"; zur Zeit der Kreuzzüge, später besonders in Frankreich, war es der Lazarusorden, welcher auf dem Gebiete der Krankenpflege unermüdlich thätig gewesen ist und großen Segen gestiftet hat. Unter den vielen und mannigfaltigen Kunstschöpfungen des herrlichen Rheinlandes ist aber eine der schönsten und ausgezeichnetsten die Kirche des heiligen Apollinaris bei Remagen. Die Legende erzählt, daß Kaiser Barbarossa nach der Einnahme Mailands 1162 mehrere Reliquien dortiger Kirchen an den Kölner Erzbischof Reinald von Dassel, der ihm in Italien thatkräftige Heeresfolge geleistet hatte, geschenkt habe. Unter diesen befanden sich auch die Gebeine des heiligen Apollinaris, welche einst aus der Kirche St. Apollinare in Classe bei Ravenna, wo man unter dem Chore noch sein Grab und auf einem alten Mosaikbilde ihn selber predigend sehen kann, nach Mailand gebracht worden waren. Als nun der Erzbischof mit den kostbaren Reliquien rheinabwärts fuhr, blieb das Schiff bei Remagen mitten auf dem Rheine stehen, und keine Gewalt konnte es von der Stelle bewegen; erst nachdem man die heiligen Gebeine ans Land gebracht hatte, da glitt es, wie von unsichtbarer Hand geführt, ruhig den Fluß hinab. Die Reliquien blieben Anfangs in der Martinskapelle, bis diese die täglich wachsende Menge der Wallfahrer nicht mehr zu fassen vermochte; da erbaute man die Apollinariskapelle und im Jahre 1839 die jetzige Apollinariskirche, die, eine Perle glänzendsten Spitzbogenstiles, mit ihren vier schlanken Thürmen auf den Rhein hinabgrüßt. Das Innere wirkt über alle Erwartungen schön und erhaben auf den Besucher: die herrlichsten Frescogemälde führen ihm das Leben Christi und Maria's, das segensreiche Wirken des heiligen Apollinaris, seine wunderbaren Heilungen, seinen Tod und sein Begräbniß vor Augen. Von ihm nahm auch die bekannte Mineralquelle im nahen Ahrthal ihren Namen her. Aehnlich wie von den Gebeinen des heiligen Apollinaris berichtet die Legende uns von denen des heiligen Sebaldus. Ums Jahr 770, heißt es, kam der fromme dänische Prinz Sebaldus aus Rom nach Deutschland zurück. Auf seinem ausgebreiteten Mantel fuhr er bei Regensburg über die Donau und kam nach Nürnberg, wo er als Einsiedler lebte, viele Wunder that und beim Sterben befahl, seine Leiche da zu begraben, wo die Zugthiere stehen bleiben würden. Die Ochsen, die den Leichenwagen zogen, blieben an der von dem heiligen Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, erbauten Petruskapelle stehen, wo denn auch die Gebeine des heiligen Sebaldus beigesetzt wurden. Als aber bald darauf diese Kapelle abbrannte, trug man den Todten in die von Karl dem Großen erbaute Martinskapelle; aber er blieb dort nicht liegen, sondern kehrte, so oft man ihn wieder zurückbrachte, Nachts stets an die Stelle der früheren Petruskapelle zurück. Da merkte man, daß er nur hier begraben sein wollte, und baute daselbst die Sebalduskirche. In ihrem Chore steht das weltberühmte Sebaldusgrabmal des Peter Vischer, das größte und schönste Denkmal deutscher Gießerkunst, welches den eichenen Sarg des Schutzheiligen von Nürnberg einschließt. Wie Nürnberg seinen heiligen Sebaldus, so hat das alte Würzburg seinen heiligen Kilian, den Apostel der Franken, dessen Gebeine in der Neumünsterkirche ruhen. Er war ein Schotte und kam mit den Heiligen Koloman und Totnan nach Bayern, wo er das Christenthum verkündigte und den Frankenherzog Gosbert taufte; im Jahre 689 starb er den Märtyrertod. Die Winzer verehren ihn als ihren besonderen Schutzpatron. — Ein Heiliger, dessen Martyriumsdarstellung als Skulptur und als Gemälde mir häufig begegnete, ist Sebastian, der Schutzpatron der Schützengesellschaften, deren Mitglieder deshalb früher „Sebastiansbrüder" hießen. Er soll von mauritanischen Bogenschützen mit tausend Pfeilschüssen durchbohrt, darauf zu Tode gestäupt worden sein. Der ältere Hans Holbein hat einen herrlichen Sebastiansaltar gemalt, dessen Mittelbild das Martyrium Sebastian's mit großer dramatischer Kraft schildert; denselben Gegenstand behandelte der bedeutendste Rubensschüler, Anthony van Dyck, auf seinem Gemälde in der Münchener alten Pinakothek. Ebendort lernte ich die Heiligen Quirinus und Hubertus auf einem Gemälde des Altkölners Stephan Lochner kennen. St. Quirinus wird dargestellt als gepanzerter Rittersmann mit der Fahne in der Hand, St. Hubertus mit Bischofsstab und Bischofsmütze, — er war Bischof zu Mastricht — in der Hand hält er das Buch, auf dem ein Hirsch liegt. Hubertus soll früher ein leidenschaftlicher Jäger gewesen sein, bis er, gewarnt durch die Erscheinung eines Hirsches mit einem Kreuz zwischen dem Geweih, sich einem beschaulichen Leben widmete. So wurde er der Schutzpatron der Jäger, deren edles Waidwerk unter seinem Schutze steht; in Jagdschlössern trifft man sein Bildniß häufig an; den fröhlichen Hubertusjagden gab er den Namen. Der Hubertusorden ist der älteste und vornehmste Orden Bayerns; er wurde gestiftet im Jahre 1444 vom Herzoge Gerhard V. von Jülich und Berg wegen eines Sieges am Hubertustage, dem dritten November. Das Ordenskreuz zeigt die Bekehrungsscene des Heiligen mit der Umschrift „In Trau vast" d. h. „In Treue fest". — Auch einen schwarzen Heiligen verehrt die katholische Kirche, abgesehen von dem Mohrenfürsten unter den heiligen drei Königin: es ist der heilige Mauritius, dessen Bekehrung durch den Bischof Erasmus der oberdeutsche Maler Mathias Grünewald, „der deutsche Correggio", gemalt hat. Das Bild, welches von einem Altar der Moritzkapelle in Halle stammt, befindet sich jetzt in München. Das eigenartige Colorit gewährt jedem Beschauer Freude und entlockt ihm Bewunderung; trefflich contrastirt die weiße Silberrüstung und der helle Glorienschein gegen den charaktervollen dunklen Negerkopf des ritterlichen Heiligen, welcher mit einer gewissen Keckheit mit dem vor ihm stehenden heiligen Erasmus disputirt, der ein reich vergoldetes Bischofsgewand und die mächtige Bischofsmütze trägt. Italien verleiht einen Orden des Heil. Moritz und Lazarus, den Graf Amadeus VIII. von Savoyen 1434 gestiftet hat. — Zum Schlusse mögen noch einige Schutzpatrone ganzer Stände und Länder erwähnt werden! Der heilige Leonhard gilt als Schutzheiliger der Schmiede, der heilige Nikolaus, der Patron der Stadt Quedlinburg, beschützt die Schiffer, das Fischereigewerbe und auch die Schulen. Der Patron der Schuster ist der heilige Crispinus, welcher, nach der Legende, selbst ein Schuster war und sich das Leder zusammenstahl, um den Armen Schuhe daraus zu verfertigen; deshalb nennt man noch heutzutage Wohlthaten, die auf Kosten Anderer erwiesen werden, Crispinaden. Wie einzelne Städte und ganze Stände ihren besonderen Schutzheiligen haben, so auch ganze Länder. Spaniens Landesheiliger ist der heilige Jakob, dessen Gebeine in der gothischen Kathedrale zu Santiago de Compostella

gezeigt und verehrt werden. Zu Siena in Italien befindet sich ein schönes Frescobild von der Hand Sodoma's aus der Zeit des deutschen Kaisers Karl V.: Da sprengt der heilige Jakob in voller Rüstung auf schwerem Streitrosse daher; die Rechte schwingt das mächtige Schwert, das Haupt umgiebt der Glorienschein, der Mantel flattert im Winde. So reitet er dahin über am Boden liegende Türkenleiber, der ritterliche Schutzpatron der ritterlichen Spanier. Sein Andenken ehrt Spanien und Portugal durch den Orden St. Jakob's vom Schwert, ehrte Brasilien durch seinen São Thiagoorden. Auch der heilige Martin wird als hoch zu Rosse sitzend abgebildet; er stammte aus Ungarn, wurde Christ und Soldat, später Bischof von Tours und starb im Jahre 400. Er gilt als das vollendetste Muster aller Tugenden, weshalb es auch in einem alten Liede, welches die Kinder in Holstein und in Erfurt und anderswo beim Umhertragen von Papierlaternen singen, heißt:

„Martin, Martin, Martin ist ein braver Mann,
Steckt hunderttausend Laternen an,
Daß man ordentlich sehen kann" ꝛc.

Die bildende Kunst stellt den heiligen Reitersmann meistens in dem Augenblick dar, wo er seinen Mantel mit dem Schwerte durchschneidet und die Hälfte einem am Wege liegenden Bettler schenkt; so ist St. Martin auch auf den Stadtwappen von Ems und Jauer zu sehen. Sein Tag, der 11. November, Martini, zeichnet sich dadurch aus, daß viele Gebräuche des heidnischen Herbstdankfestes, die Martinsgans und der Martinstrunk, auf ihn gefallen sind. Der Landespatron von Irland ist St. Patrick. Er verbreitete um das Jahr 430 das Christenthum auf der grünen Erininsel und wird besonders in Armagh, der kirchlichen Hauptstadt Irlands, verehrt. Ihm zu Ehren stiftete Georg III. für Irland den Orden des heiligen Patrick, dessen Großmeister der jedesmalige Vicekönig von Irland ist. Böhmen hat die beiden Schutzpatrone Wenzel und Nepomuk, Bulgarien Cyrill und Methodius, die Apostel der Slaven. Der heilige Wenzel wurde auf Anstiften seiner heidnischen Mutter von seinem Bruder ermordet, seine Gebeine wurden in dem St. Veitsdome zu Prag beigesetzt; dort zeigt man hinter seinem Grabmal noch seinen Helm und sein Panzerhemd und einen großen Leuchter mit seinem Standbilde, den Peter Vischer 1552 gegossen hat. Ein kleines Bild von Lukas Cranach stellt die Ermordung des Heiligen dar. In derselben Kirche befindet sich auch das Grab des heiligen Johann Nepomuk, welches reich an Silber, jedoch ohne weiteren Kunstwerth ist. Nach der Geschichte ließ Kaiser Wenzel ihn, da er ein Anhänger des dem Kaiser verhaßten Prager Erzbischofs war, in die Moldau werfen von der Karlsbrücke herab, die alljährlich am 16. Mai, dem Nepomukfeste, das Ziel unzähliger Wallfahrer ist. Nach der Legende war er Beichtvater der Kaiserin und wurde ertränkt, weil er das ihm von ihr Gebeichtete dem Kaiser zu verrathen sich weigerte. Wer endlich einen Blick in die Länderkunde wirft, wird staunen, wie viele Inseln, Städte und Dörfer die Namen von Heiligen führen; ich nenne hier nur: Saint Andrews, Sankt Blasien, Saint Christopher, Sankt Florian, Sankt Georgen, Saint Hubert, Saint Joseph Santiago, Sankt Lazarus, Sankt Michel, Sankt Peter und Saint Peter und Saint Pierre, São Paulo und Saint Paul, Sankt Valentin, Sankt Veit. Dazu kommen dann noch diejenigen zahlreichen geographischen Bezeichnungen, welche aus einer Zusammensetzung eines Heiligennamens mit irgend einem geographischen Begriffe bestehen.

Bücherbesprechungen.

— Rupprecht, Pfr. Ed. (Sausenhofen in Bayern), Des Rätsels Lösung oder Beiträge zur richtigen Lösung des Pentateuchrätsels für den christlichen Glauben und die Wissenschaft. Erste Abteilung: Die Lösung für den Christenglauben oder das Zeugnis Jesu Christi und der Apostel. Unter besonderer Berücksichtigung der Proff. D. D. Köhler, König und Meinhold. 3,60 ℳ. Gütersloh, Bertelsmann 1895. VIII u. 280 S. Octav. — Der Verfasser dieser Schrift kämpft ähnlich wie Adolf Zahn, der Stuttgarter reformirte Theolog, gegen „die mächtige Verführung", welche aus neueren „naturalistischen und rationalistischen" Schriften, wie solchen von Cornill und Meinhold, also aus der Schule Wellhausen's, gegen unser christliches gebildetes Volk in Sachen des Alten Testaments andringe. Ihr gegenüber gelte es auf ältere Theologen wie v. Hofmann und Hengstenberg zurückzugreifen, es gelte jedenfalls, sich dem Zeugnisse Jesu und seiner Apostel zu unterwerfen. Ohne Zweifel ist die Besorgniß des Verfassers berechtigt und sein Rath beachtenswerth. Ueber seinen Beruf aber, die evangelisch-christliche Kirche und Theologie von jener Verführung zu erretten, weist er sich durch seine Schriften keineswegs aus. Er hat eine eigenwillige Vorstellung von der heiligen Schrift, die er buchstäbisch zu verstehen geneigt ist, weil er die Geschichte als Lehrmeisterin nicht zu kennen scheint. Seine Stellung ist demgemäß eine advocatische und sein Ton durchgängig der des Streitens, so daß der Leser den wirklichen Sachverhalt gar nicht klar zu sehen bekommt. Ohne Zweifel sind vieler ernsten Christen Gewissen ähnlich wie das des Verfassers an den Buchstaben der heiligen Schrift gebunden, und sie werden ihre Vertretung finden und gehört werden müssen; aber man wird sich hüten müssen, ihre Sache für die der ganzen Kirche zu halten. Der Weg des Verfassers führt vielmehr auf die Dauer zur Sectenbildung, wenn er nicht Stellen wie die von ihm übergangenen 2. Cor. 3 und Röm. 10, 2—4 in entscheidender Weise auf sein Denken einwirken läßt. G. Schnedermann.

— Warschauer, Otto, Geschichte des Socialismus und Communismus im 19. Jahrhundert. 3. Abtheilung: Louis Blanc. Berlin 1896. Verlag von Hermann Bahr's Buchhandlung. 163 S. Preis 2 ℳ. — Frankreich, das im 17. und 18. Jahrhundert so viele eigenartige und bedeutende Menschen hervorbrachte und mit ihren Gaben die Welt beschenkte, hat auch im 19. Jahrhundert diese seine internationale Bedeutung nicht verloren. Dies gilt unstreitig in künstlerischer Hinsicht und, wie mir scheinen will, in wissenschaftlicher nicht minder. Denn es ist die Geburtsstätte einer neuen Wissenschaft, der Sociologie, und einer neuen socialpolitischen Geistesrichtung, des modernen Socialismus geworden. So wenig es nun zweifelhaft ist, daß der modernste Socialismus, der Socialdemokratismus, wenn ich so sagen darf, auf dem Boden des deutschen Marxismus erwachsen ist und noch heute darauf steht, so gewiß ist es, daß ein tieferes Verständniß der modernen deutschen Socialisten Lassalle, Marx und Engels, ihrer Persönlichkeiten wie ihrer Werke eine intime Bekanntschaft mit den ihnen voranschreitenden Franzosen, namentlich mit Saint-Simon, Fourier, Louis Blanc und Proudhon zur nothwendigen Voraussetzung hat. Je mehr aber die Gegenwart unter dem immer wachsenden Drucke socialer Mißstände sich fast ausschließlich der wissenschaftlichen Untersuchung socialpolitischer, also vorwiegend praktisch bedeutsamer Fragen zuwendet, um so lebhafter ist jede Arbeit zu begrüßen, die vom Alltagsleben abgekehrt, die theoretische und literarhistorische Forschung früherer Zeiten fortsetzt. Der Verfasser des vorliegenden Buches über Louis Blanc hat sich einer solchen Ausgabe unterzogen. Im Anschluß an seine bereits erschienenen Monographien über Saint-Simon und Fourier führt er uns diesmal auf Grund gründlichen Quellenstudiums und unter Benutzung der vorhandenen Literatur, die allerdings, was Deutschland betrifft, sehr wenig umfangreich ist, Leben und Wirken einer Persönlichkeit vor, die zu den interessantesten Erscheinungen der an politischen Stürmen so reichen Zeit der Mitte dieses Jahrhunderts gehört. Der Inhalt des Buches, der übrigens in der Form einzelner Abhandlungen bereits in dem Jahrbuch der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswissenschaftslehre zum Abdrucke gelangte, zerfällt in 4 Abschnitte, die der Reihe nach eine Schilderung des Beginnens der journalistischen und wissenschaftlichen Thätigkeit Louis Blanc's, seines Wirkens während der Februarrevolution, seines Lebens während der Jahre des Exils und nach seiner Rückkehr nach Frankreich und endlich eine Kritik seines wissenschaftlichen Schaffens geben. Der „Kritik" fallen nur rund 40 der im Ganzen 163 SS. des Buches zu. Und vielleicht wäre in der That stellenweise ein tieferes Eingehen auf die einzelnen berührten Probleme wünschenswerth gewesen, die zum Theil auch heute noch ihre socialpolitische Bedeutung keineswegs verloren haben. Jedenfalls aber hat es der Verfasser verstanden, den reichen Stoff wohl verarbeitet und in anziehender Form zur Darstellung zu bringen, wofür ihm Fachmann wie Laie in gleichem Maße verbunden sein werden. —o—g.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 22. Donnerstag, den 20. Februar. 1896.

Der Kehrreim im Volksliede.

Kehrreim oder Kehrvers nennen wir Deutschen die in jeder Strophe an gleicher Stelle wiederkehrenden Verszeilen, Worte oder Silben. Refrain heißt er bei den Franzosen, Omquad bei den Skandinaviern. Er ist eine Eigenthümlichkeit der gesungenen Volkspoesie aller Nationen und der ihr nachgebildeten Kunstlyrik. Nur der reinen Lyrik und jener Epik, die zugleich Lyrik ist (den gesungenen Volksballaden und Volksromanzen) ist er eigen. Weder das Epos, noch das Drama hat den Kehrreim und könnte ihn nicht gebrauchen, da er die Handlung aufhalten und den Fluß der Erzählung stören würde. Er ist ein sicheres Kennzeichen, daß solche Gedichte, die ihn haben, gesungen wurden oder gesungen (nicht blos gelesen) werden sollten. — Seiner Ausführung nach ist er verschiedener Art. Er besteht bald aus Wiederholung einzelner Worte und ganzer Sätze, bald nur aus begrifflosen Lauten und Silben. Er kann zu Anfang einer Strophe, oder in der Mitte oder am Schluß derselben auftreten. Der Schlußkehrreim, vorzugsweise Refrain genannt, ist der gebräuchlichste und wirkungsvollste, weil in ihm die Stimmung des Liedes wie in einer Spitze ausläuft. In allen genannten Fällen kann er entweder ein Bestandtheil des Liedes selbst sein, so daß die erste oder letzte Zeile der Anfangsstrophe an gleicher Stelle in den übrigen Strophen wiederkehrt, oder auch nur einzelne Endsilben wiederholt werden, — oder er kann auch ganz selbständig in das Lied hineintreten (Schaltsatz), um den Hauptgegenstand mehr hervorzuheben und die Stimmung des Ganzen gleichsam in einem Bilde aufzufangen. Im letztern Falle, wo er als fremdartiges, aber doch gleichbleibendes Einschiebsel auftritt, ist er einem rothen Faden, der in ein buntes Gewebe eingewebt ist, zu vergleichen, auch eine Art Leitmotiv zu nennen, wenn auch in etwas anderer Art als in Wagner's Opern gebraucht. — Wenn die Deutschen ihren Kehrreim so gern Refrain nennen, so darf man sich nicht zu dem Irrthum verleiten lassen, als sei derselbe eine französische Erfindung: er ist germanisches Eigenthum und in skandinavischen und deutschen Volksliedern seit Alters gebraucht, dort wenigstens eben so alt, wie der in Chansons und Rondeaux auftretende Refrain. Der Kehrreim ist sehr alt und mag in unserer Literatur nationalen und kirchlichen Ursprungs sein. Man nimmt gewöhnlich an, der Kehrreim sei aus gottesdienstlichen Gesängen hervorgegangen, indem die Gemeinde (das Volk) am Schluß eines Bitt- oder Lobgesanges sich durch Klag- oder Freudenrufe am Gesange betheiligte. So schließt schon das älteste deutsche Kirchenlied „Unsar trohtin hat farsalt“ jede seiner drei Strophen mit dem Rufe: „Kyrie eleison! Christe eleison!“ Wenn der Kehrreim aus begrifflosen Lauten besteht, die mit dem althochdeutschen Wort juwezunge bezeichnet werden, so scheint er auf kirchlichen Ursprung zurück zu weisen. Und wenn das Volk auf den lateinischen Gesang des Priesters mit „Kyrie eleison“ und „Alleluja“ Antwort gab, so war das für die singende Menge ein bloßer Ausruf der Empfindung, war ein „sang ane wort“, war eine Art Refrain. Vom kirchlichen Gesange — so sagt man weiter — ist der Refrain dann später auf den Volksgesang übergegangen. So wahrscheinlich das auch klingt, so ist es doch nicht erwiesen und Manches spricht gegen diese Annahme. Wir begegnen dem Kehrreim zwar schon im Psalmengesange der Hebräer: da finden wir vielfach den Ausruf Hallelujah (von hallelu—Jah, d. h. Lobet Jah [Jehova]) eingeschaltet in Psalmen zum Lobe Gottes, z. B. im 103. Psalm: Lobe den Herrn, meine Seele, wo er für den Chorgesang, gegenüber dem Solosänger, gebraucht wurde. Weil nun der Psalmengesang frühzeitig in den christlichen Cultus aufgenommen wurde und daher aufs christliche, also auch aufs deutsche Volk überging, so wäre damit dem geistlichen Ursprunge des Kehrreims wenigstens für den Kirchengesang nicht widersprochen. Aber der Kehrreim tritt im Alterthum auch im weltlichen Gesange, der Musik und Rhetorik der Griechen auf: ich erinnere nur daran, daß sie ihre Epistrophe oder Epiphora anwendeten, d. h. Wiederholungen derselben Melodie oder desselben Satzes zum Schluß von mehreren Sätzen. Ferner haben Reisende und Missionäre Proben desselben bei Naturvölkern gefunden, wo doch von Entlehnung aus dem christlichen Cultus keine Rede sein kann. Vor Allem aber ist wichtig das Vorhandensein des Kehrreims in den alten nordischen Heldenliedern und Balladen, die unbezweifelt aus einer Zeit stammen, als das Christenthum noch nicht nach dem hohen Norden vorgedrungen war. Wie dort im skandinavischen Alterthum kann also recht gut auch unser germanischer Kehrreim in weltlichen Volksliedern vor Alters entstanden sein, ohne daß man ihn von Cultusgesängen herzuleiten ein Recht hat. Ein Beweis für die Priorität durch Documente ist freilich dem Volksliede unmöglich, da dasselbe bekanntlich lange nur in der Tradition lebte und die Niederschriften nicht so weit zurückreichen als die von geistlichen Gesängen. — Werfen wir zunächst einen Blick auf das begrifflose Laut- und Silbenspiel, das als Kehrreim in fast allen Arten von Volksliedern auftritt. Begriffslose Kehrreime, die Vogel- und Menschenstimmen nachahmend, finden wir vielfach in Tanzliedern der Minnesänger, z. B. im Liede Walther's „Unter der Linden“ schließt jede Strophe mit „dandaredei!“ Bei andern höfischen Liederdichtern heißt's harba lorifa! — lodircondeio! — da tenderl lenderl lenderlin! deili duri faladeran murei lidunde fala-ritturei! daranuretum trara murirum deie. — Komische Wirkung zu erzielen, ist das Volk in Erfindung von Refrains immer bei der Hand, z. B.:

Es wollt ein' Frau zum Weine gan,
[herori matori!]
Sie wollt den Mann nit mit ihr lan.
[guritsch, guretsch, guritsch matesch,
herori matori.]

In Trinkliedern kommt der mit Naturlauten spielende Kehrvers oft vor, z. B.:

Ach du lieber Stallbruder mein,
[Krauseminte,]
Laß dir das Gläslein befohlen sein.
[Salvei poteie,
Die Blümlein auf der Heiden.]

Die Lust an Schallnachahmungen und Spiel mit Naturlauten ist im Volke sehr groß, ebenso auch die Fähigkeit unserer Muttersprache für dieses kindliche Spiel. Durch solche Schallnachahmungen z. B. rataplam, didum, widerwumm oder trara, trara ꝛc. entstehen Trommel- und Trompeterstückchen; Schmiede- und Weberlieder erhalten durch ihn eine sinnliche Derbheit; man denke an das von Studenten gesungene Weberlied: Die Leinweber hab'n eine saubere Zunft, harum, didscharum — — —. In Trinkliedern ahmt man sogar das Schlucken nach (Gluck, gluck!) — Bei manchem, scheinbar sinnlosen Refrain darf man nicht vergessen, daß der Kehrreim nicht blos Gesang und Instrumentalbegleitung fordert, sondern selber gern die Rolle des Musikinstruments übernimmt und dabei Trommel und Pfeifen, das Schmettern der Trompete, die langgezogenen Töne des Waldhorns nachahmt, wohl auch die Schälle vom Pferdegetrappel (trab, trab ꝛc.), Schießen (puff, puff!), Forthuschen (husch, husch!) ꝛc. Hierher gehört der Trommelschlag der Landsknechte:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
[Didum, didum, bidi bidi bum!]
Der Kaiser schlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen:
[Didum, didum, didum!]

Das Lied von vollen und tollen Mönchen (In Oberndorf sind zween neue Orden auskommen rc., 1531 gedruckt in der Bergkreyen) läßt die trunkenen Brüder mit ihrem Abte den Refrain anstimmen: Gling, Glang, Gloria! Hungernde und lungernde Landsknechte sangen einen wilden uns fast unverständlichen Kehrreim:

Wol uf, ihr lieben Gsellen,
Die uns gebrudert sein,
Und raten zu! wir wöllen
Dort prassen üben Rhein.
Es kummt ein frischer Summer,
Darauf ich mein Sach setz,
Als je länger, je dummer:
Hin hin! Wetz, Eber, wetz;
Wach, Hütlein in dem Gfrätz!

Ironisch wirkt der in einer Liebeserklärung als Gegensatz gebrauchte oberdeutsche und jüdische Empfindungslaut „O mein!" (statt O weh!) Es fehlt darin ein Wort, vollständig heißt der Verwunderungs- und Klageruf: O mein (Gott)!

Fraue, ich bin euch von Herzen hold,
O mein! o mein! o mein!
Ich thät euch gerne, was ich sollt.
O mein! o mein! o mein!

Das sehr alte Kuckuckslied, ein Scherz- und Necklied, ursprünglich wohl bei Hochzeiten angestimmt, aber noch immer gern gesungen, läßt des Vogels Ruf (also einen Naturlaut) als Kehrreim auftreten. Auf einem Drucke von 1540 beginnt es:

Der Gutzgauch auf dem Zaune saß,
[Guckguck! guckguck! guckguck!]
Es regnet sehr und er ward naß.
[Guckguck! guckguck! guckguck!]

Im Ganzen scheinen die begrifflosen Kehrreime nur bei heitern Liedern herangezogen worden zu sein, also bei Tanz- und fröhlichen Liebesliedern, bei Trink- und Spottliedern, bei Wiegenliedern und Kinderreimen. In Klageliedern begegnet uns dergleichen Spielerei nicht, sondern einfach der Ruf: „Ach!" oder „O weh!" oder eine bedeutsame Wortwiederholung (z. B. im tragischen Liede von der schönen Bernauerin heißt es: „Man wollte für sie beten, ja beten!) oder es werden ganze Zeilen eingeschoben, um die Stimmung des Schmerzes anzudeuten. — Richtig fast durchweg verfährt das Volk in Anwendung des Kehrreims und trifft instinctiv zumeist das Rechte. Doch giebt es einzelne Fälle, wo der Kehrreim unpassend und ungeschickt herbeigeholt ist, z. B.:

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt ich auf ihr Grab,
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.
[Juviheirassassasa rc.]

Was in diesem schwermüthigen Liede der lustige Refrain will, ist nicht erfindlich, er ist jedenfalls störend und nur dadurch erklärlich, daß der Text aus einer alten Jägerballade (Nachtjäger) herübergenommen ist, welche diesen Refrain hat.

Beschauen wir nun einige Refrains, die durch Wortwiederholung am Ende einer Zeile, sogar zu Anfang einer solchen gebildet werden. Schon dies einfache Wiederholen eines Wortes in der gewöhnlichen Umgangssprache und Erzählung in Prosa hat eine eindringliche Kraft, indem sie die Vorstellung vertieft: in verstärktem Maße besitzt der Kehrreim eine lyrische Kraft, der eine stetige, regelmäßige Wiederholung ist. In der vom 12. bis 17. Jahrhundert im Volksgesange endlos viel gebrauchten fünfzeiligen Strophe (Lindenschmiedstrophe) finden wir das letzte Wort wiederholt. Zuweilen tritt auch das Wörtlein „ja" hinzu, welches in treuherziger Weise die Bestätigung des Gesagten hervorhebt. Derartige Kehrreime geben dem Liede eine größere Innigkeit.

Es ist nit lang, daß es geschach,
Daß man den Lindenschmied reiten sach
Auf einem hohen Rosse.
Er reit' den Rheinstrom auf und ab,
Hat sein gar wohl genossen, ja, genossen.

Es kann mich nichts Schönres erfreun,
Als wenn der Sommer angeht.
Da blühen die Röslein im Walde,
[Ju, ja, im Walde]
Soldaten marschiren ins Feld.

Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß,
Daß, daß, daß und daß, daß ich aus Frankfurt muß rc.

Muß ich denn, muß ich denn zum Städtle hinaus,
Und du, mein Schatz, bleibst hier?

Wie trefflich malt hier die Wortwiederholung am Anfange beider Lieder die Schwere des Abschiedes eines Handwerksburschen. Er kann nicht von der Stelle, setzt wiederholt an, sich von dem geliebten Orte loszureißen. An die Wortwiederholung reihen sich Satzwiederholungen am Ende jeder Strophe und durch alle Strophen gleichbleibend, z. B.

Es ritt ein Jäger wohlgemuth rc.
Refr.: Im Maien, im Maien
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein.

Ein historisches Kriegslied vom Sieg des Prinzen Eugen bei Turin 1706 hat einen aufmunternden Refrain:

Die Trommel ruft und Pfeifen floriren,
Soldaten marschiren ins Feld;
Eugenius thut commandiren,
Der edle Siegesheld.
Refr. Frisch auf und nach Turin!
Dahin steht unser Sinn,
Dahin, dahin, dahin steht unser Sinn.

Ein fröhlich scherzendes Soldatenlied aus dem Ende des 18. Jahrhunderts macht durch Doppelkehrreim seine dreizeiligen Strophen achtzeilig:

Ein Schifflein sah ich fahren,
[Capitän und Lieutenant]
Darinnen waren geladen
Drei brave Compagnien Soldaten.
Refr.: Capitän Lieutenant,
Fähnrich, Sergeant,
|: Nimm das Mädel bei der Hand! :|
Soldaten, Kameraden!

Wehmüthige Klage durchtönt ein schönes Abschiedslied, wozu der Ruf „Ade!" durch alle Strophen viel beiträgt:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!
Feinsliebchen die schaute zum Fenster heraus, Ade!
Und wenn es soll geschieden sein,
So reich mir dein goldenes Ringelein!
Ade! ade! ade! Ja Scheiden und Meiden thut weh.

In einem neckischen Liebesliedchen (1542 gedruckt) zieht ein Warnungsruf als Refrain durchs ganze Versgebäude:

Ich weiß ein Maidlein hübsch und fein,
Hüt du dich!
Es kann wohl falsch und freundlich sein.
Hüt du dich!
Hüt du dich, vertrau ihr nicht,
Sie narret dich.

In geistlichen Volksliedern, sowie in Kirchenliedern begegnen wir als Refrain entweder dem Freudenrufe Alleluja, oder dem Bittrufe Kyrie eleison (Herr, erbarme dich!) oder einem Rufe an Maria und die Heiligen, z. B.

Christ ist erstanden,
Von der Marter allen,
Des söllen wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein
Alleluja!

Es giengen drei heilige Frauen
Zu Morgens in dem Thaue,
Die suchten den Herren Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist
Kyrioleison!

Dich, Mutter Gottes, rufen wir an,
[Bitt für uns, Maria!]
Thu uns in Aengsten nit verlan,
Jesum, dein' Sohn der Noth erman,
Die er umb menschlich G'schlecht wollt han.
[Bitt für uns, Maria!]

Auch Kinderlieder sind überaus reich an Kehrreimen, besonders Wiegen- und Koselieder der Mutter, sowie auch Spielreime der Kinder selbst. Auf kindliches Lautspiel wie „Eia popeia", „Hopp, hopp" u. dergl. will ich nicht näher eingehen, sondern nur zwei Proben von Wortwiederholung aufführen:

Schlaf, Kindlein, schlaf,
Dein Vater hüt't die Schaf,
Die Mutter schüttelts Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein.
Schlaf, Kindlein, schlaf!

Maikäfer, flieg!
Dein Vater ist im Krieg,
Dein' Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Maikäfer, flieg!

Viel bedeutsamer als der durch Wortwiederholung oder Silbenspiel entstehende Kehrreim ist der, welcher durch Einschalten von Worten und ganzen Sätzen entsteht und sich besonders in altdeutschen und skandinavischen Balladen findet. Wir werden beobachten können, daß er durchweg in der altgermanischen Vers-

form von zwei Zeilen mit je vier Hebungen angewendet ist und dort entweder in das Reimpaar eingeschoben, oder der zweiten Zeile angeschoben wird, oder daß Beides zugleich geschieht (Doppelkehrreim). Wo wir einem derartig gestalteten Kehrreime begegnen, dürfen wir sicher auf echtes Volksgut und hohes Alterthum der Dichtung schließen. Von dem Omquad oder Kehrreim in den erzählenden altnordischen Liedern, denen er als innere Musik unentbehrlich ist, unterscheidet der Sammler schwedischer Volkslieder (E. G. Geijer [Stockholm 1814—16]) folgende drei Arten nach ihrem Inhalt: die erste Art führt entweder eine Hauptperson oder Hauptbegebenheit der Erzählung dem Hörer vor, z. B. „So kennen wir Ulf" — „Ach höret junger Magnus, ich biet Euch reiche Perlen, wollt Ihr mein sein?" — „Sie spielten Goldwürfel." Die zweite Art drückt blos im Allgemeinen eine poetische Stimmung durch symbolische Andeutungen aus. Alle Gegenstände, die in der Volksphantasie poetische Bedeutung erlangt haben, werden zu solchen Kehrreimen gebraucht. Da ist vor allen der blühende Sommer zum Symbol des inneren Sommers geworden, der tönend in der Seele aufgeht und die Phantasie zur Blüthe bringt, z. B. in folgenden Kehrreimen: Im Sommer — Zur Mittsommerzeit — Im Sommer, wenn die Vöglein singen — Jetzt steht der Wald in Blüthe — Der Wald hat sich belaubet — Im Hain — Im Rosenhain — Rosen und Lilien. — Nächstdem ist es der Lindenbaum, der sich in einer Menge von Kehrreimen findet, z. B. „Unter der Linde" — Doch die Linde gedeiht — Die Linden grünen — Derweil grünet die Lind auf dem Eiland schön — Die Linde zittert im Haine. — Die dritte Art von Kehrreim deutet eine besondere Gefühlsrichtung an, die im Liede waltet, z. B.:

„Den Kummer konnt Keiner so vertreiben".
„So liebevoll beweint er sie".

Alle derartige Kehrreime bietet auch der deutsche Volksgesang dar, wenn auch nicht in der Reichhaltigkeit, wie die altnordische Ballade und das Heldenlied (Kämpferlied). Wenn dergleichen kurze, immer wiederkehrende Sätze mit dem Liedesinhalt in keinem deutlichen Zusammenhange stehen und sie nur mit rührender Ungeschicklichkeit die allgemeinsten, nächstliegenden Symbole andeuten, so darf man daran keinen Anstoß nehmen. Sie wollen eben nur der Ausdruck der poetischen Gesammtstimmung sein, und diesen Zweck erreichen sie vollständig beim Singen, niemals beim Lesen, wo sie mehr stören. Es mag ja ursprünglich wohl (wie Geijer meint) ein Zusammenhang zwischen Kehrreim und Liedesinhalt vorhanden gewesen sein. Und wo jetzt dieser nicht immer zu entdecken ist, darf man die Schuld dieser Verwirrung unbedenklich der Tradition beimessen, durch welche gar manche Kehrreime mit Liedern verbunden wurden, zu denen sie ursprünglich nicht gehörten. Suchen wir nach Beispielen solcher eingeschobenen Kehrreime in deutschen Volksliedern. Wir werden beobachten, daß diese Art Refrains zuweilen ironisch und scherzhaft auftreten, meistens aber stimmen sie zu tiefem Ernste. — In Spott- und Neckliedern und Schwänken vermag der Kehrreim ein komisches Bild, wie in Stein gehauen, hinzustellen und nöthigt, mit wahrer Schadenfreude den Blick darauf zu werfen. Wie arg z. B. spielt er dem Schreiber im Korbe (Uhl. 288) mit, dem Konrad, der von seiner Angebeteten sich hinters Licht führen ließ, und spannt im Voraus unsere Aufmerksamkeit auf den tragi-komischen Ausgang:

1. Es gieng ein Schreiber spazieren aus,
Wohl an dem Markt da steht ein Haus.
[Heinrice Konrade, der Schreiber im Korbe.]
2. Er sprach: Gott grüß euch, Jungfräulein,
Nun wollt ihr heut mein Schlafbuhl sein?
[Heinrice Konrad, der Schreiber im Korbe.] ꝛc.

Wo Geistliches und Weltliches gemischt auftritt und demgemäß die Kehrreime widersprechend und doch parodirend zusammengestellt werden, ist die Wirkung eine komische, wie z. B. im Pinzgauerliede:

Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn,
Kyrie eleison!
Dahin wo St. Salvator thät stehn,
Kyrie eleison!
Deshalben wär'n wir kommen,
Deshalben wär'n wir da!
Juchhe! juchhe! Kyrie, kyrie!
Gelobet sei die Krispel und die Salome.

Ein nettes altes Tanzlied von der Nachtigall, die Botendienste verrichtet und einen Goldring beischafft, hat einen einfachen Kehrreim eingeschoben, aber nur in der niederdeutschen Lesart (Uhl. 15 B) und der niederländischen (Hoffmann, niederl. Volksl. Nr. 89), die oberdeutsche (Uhl. 15 A) hat ihn verloren:

Dar steit ein Lindboem an jenem Dal,
Is bawen breit und nedden schmal.
[Van Gold dre Rosen.]

Die alte Ballade von Heinrich's Brautfahrt (Uhl. 128), welche mit Mord und Entführung endet und Ueberrest einer Seeräubersage sein mag, bringt einen Doppelkehrreim nach nordischer Art:

Her Hinrich und sine Bröder alle dre,
[Vull grone]
Se buweden ein Schepken tor See.
[Umb de adelige Rosenblome.]

In dem alten Nixenliede vom Wassermann, das in mehrfachen Lesarten (s. Liederhort I Nr 1) erhalten und noch gesungen ist, giebt es ebenfalls Doppelkehrreim:

Es freit ein wilder Wassermann,
[Von der Burg bis über die See]
Er freit nach königlichem Stamm.
[Nach der schönen Hannale.]

oder

Es freit ein wilder Wassermann,
[Von dem Berg bis über die See]
Er wollte Königstochter von England haben,
[Die schöne Annele (Agnete).]

Das Vorhandensein des Kehrreims in alten Volksballaden giebt uns einen deutlichen Fingerzeig über die Vortragsart derselben. Die episch-lyrischen Gesänge wurden derart vorgetragen, daß ein Vorsänger die meist sehr langen Gedichte absatzweise vorsang, die Mitsänger, welche im Kreise um ihn her standen oder sich langsam bewegten und dabei alle Arten zur Situation passender Geberden ausführten, sangen blos den Kehrreim. So gab's also Abwechslung zwischen Sologesang des Vorsängers und Chorgesang der Mitwirkenden; so wurde es möglich, daß die langen Erzählungen, welche doch nicht jeder merken und singen konnte, vorgetragen werden konnten: musikalisch begabte Einzelsänger mit gutem Gedächtniß waren die Vorsänger, die Träger und Erhalter dieser alten Balladen. So war in ältester Zeit wie bei den Griechen, so auch bei den Germanen Musik, Dichtung mit Tanz verbunden, wobei wir natürlich nicht an unsern Rundtanz denken dürfen, sondern langsam ausgeführte bald ernste und feierliche, bald fröhliche Bewegungen einer ganzen Reihe (der Chortanz oder Reigen) mit Pantomimen waren es, die zu solchem Balladenvortrag gehörten. Einen überraschenden Beweis dafür bietet uns die Vortragsart der Färöischen Tanz- und Heldenlieder, die ihrem Inhalt nach vielfach der Nibelungensage entnommen sind, aber doch erst zu Anfang unseres Jahrhunderts zur Aufzeichnung gelangten. Der nordische Forscher, Lucas Debes, erzählt in seinem 1673 gedruckten Buche „Faeroea reservata" (die wieder erschlossenen Färöern) S. 13 vom dortigen Vorhandensein alter Lieder, die zu einem einfältigen Tanze gesungen wurden. Das fand der Pfarrer und Botaniker H. C. Lyngbye noch 1818 bestätigt, als er auf den Färöern (d. h. Schafsinseln) eine Anzahl alter Sagenlieder, darunter ein uraltes Siegfriedlied mit seiner Singweise, niederschrieb. In seiner Schrift Färöiske Quäder (1822) berichtet dieser Reisende: „Nach dem Gottesdienste trat die Gemeinde auf den Kirchhof und führte einen pantomimischen Tanz auf: zwei Schritte gings nach der Seite, dann folgte jedesmal eine Verbeugung, wobei sie das alte Siegfriedlied (Grane trug Gold von der Heide ꝛc.) sangen." Betrachten wir die Anfänge einiger dieser alten Heldenballaden mit ihrem Refrain oder Omquad.

Sologesang: „Wollt ihr ein wenig lauschen
(Quad) Und hören meinen Sang:
Von reicher Kön'ge Helden
Will ich erzähln den Gang.

Chorgesang (für Alle): Grane trug Gold von der Heide,
(Omquad) Sigurd schwang sein Schwert mit Zorn,
Sigurd den Lindwurm überwand.
Grane trug Gold von der Heide.

Noch einige absonderliche Refrains will ich hier erwähnen. Zu den Kehrreimen gehörte nach aller Wahrscheinlichkeit auch der Widersang, den die Limburger Chronik ad Annum 1360 als Neuerung im Strophenbau erwähnt: „In denselbigen Jahren verwandelten sich die Carmina und Gedichte in Teutschen Landen. Denn man bisshero lange Lieder gesungen hatte, mit fünf und sechs Gesetzen. Da machten die Meister neuwe Lieder: das heißt Widersang mit drei Gesetzen... Do sang man dis Widersang:

„Hoffen hält mir das Leben,
Trauren thät mir anders wehe" ꝛc. —

Dunkel bleibt der Ausdruck Widersang und aus den zwei Anfangszeilen ist nicht zu erkennen, woraus er bestanden habe. War es eine Art Gegengesang in der kirchlichen Antiphonie? Das wäre nichts Neues gewesen. War es ein Refrain? Auch dieser war längst gekannt und von den Minnesängern schon geübt, wenigstens war die Wiederholung einzelner Zeilen und sinnloser Silben bekannt. Vermuthlich meinte der Limburger Schreiber aber doch einen Refrain, nur von größerer Art: so daß ein Lied aus 3 Strophen (Gesätzen) bestand, davon die erste vollständig (nicht blos eine Zeile) als Schlußstrophe wiederkehrte, also eine Rondoform. — Das Wiederholen eines Wortes in Liedern führte zu Anfang des 17. Jahrh. zu einer lieblichen Spielerei, zu dem sogenannten „Echo", dem man in der Kunstlyrik des 17. und 18. Jahrh. vielfach begegnet. Man ließ von Worten bei ihrer Wiederholung einen Anfangsbuchstaben weg und trieb mit solchen Echo-Antworten Scherz, wie z. B. in dem volksthümlich gewordenen Andreasliede:

Ach Andreas, heil'ger Schutzpatron,
Schenke mir doch einen Mann!
Sieh herab auf meinen Spott und Hohn,
Sieh mein hohes Alter an:
Krieg ich einen oder keinen?
Echo: Einen.

Sogar auf geistliche Dichtung findet man das Echo angewendet. Ich will als Beispiel hier nur den Anfang eines im Speier'schen Gesangbuche 1621 und im Kölner 1623 gedruckten Weihnachtsliedes anführen; darin wird jeder Satz erst vom Chorus gesungen, dann durch einen Solosänger als Echo wiederholt:

Chor, dann Echo: Als ich bei meinen Schafen wacht,
Chor, dann Echo: Ein Engel mir die Botschaft bracht.
Chor: Des bin ich froh! Echo: bin ich froh!
Chor: Froh, froh, froh! Echo: Froh, froh, froh!
Chor, dann Echo: Benedicamus Domino.

Zu den Kehrreimen gehören auch die Jodler. Das sind kurze, heitere, meist aus gebrochenen Accorden bestehende Musiksätze ohne Worte, nur auf Vocale ausgeführt, welche den Schnadahüpfln angehangen werden. Der Text dieser süddeutschen Volksliedchen, der durchweg aus vier kurzen Zeilen oder zwei Langzeilen mit je vier Hebungen besteht, z. B.:

Mei Schatz is ein Reiter ‖ ein Reiter muß sein,
Das Pferd ist dem Kaiser, ‖ der Reiter ist mein,

erschien dem Bergsänger zu kurz für die Entfaltung einer entsprechenden Melodie; darum setzte er an das Schnadahüpfl einen Jauchzer oder Jodler, durch welchen die Musik erweitert und die rechte Stimmung gemacht und unterhalten wird, welches letztere der Zweck der Refrains überhaupt ist. — Der solchen Vierzeilen angehängte Jodler — ein Sang ohne Worte, eine Vocalise oder ein Solfeggio — ist nichts Anderes als ein Kehrreim. Oder wäre es wesentlich etwas Anderes, wenn der Alpensänger mit den Silben hodio tuli jauchzt und der Mitteldeutsche sein juchheisa, juvivallera singt? Wenn der Italiener den nach jedem Theile einer Arie folgenden Instrumentalsatz Ritornell (von ritorno = Wiederkehr) nennt, so ist das ein Grund mehr, unsere deutschen Jodler als Refrain zu betrachten.

Erst nachdem ich eine Reihe aller Arten Kehrreime vorgeführt habe, erscheint es mir räthlich, die Bestimmung und poetische Bedeutung derselben zusammenfassend darzustellen. Der Kehrreim gehört zu den poetischen Formen der Repetition. Seine Bestimmung ist von Hause aus: unmittelbarer Ausdruck der Empfindungen der einem Solosänger zuhörenden Menge zu sein. Er ist also für den Chorgesang bestimmt und mußte daher im Volksliede, das ja zum gemeinsamen Singen Vieler bestimmt ist, seine größte Bedeutung erlangen und seine größte Kraft entfalten. Wie die religiösen Hymnen den erhabensten Schwung, so gewinnen auch patriotische Lieder durch den Kehrreim den gewaltigsten Affect. (Man denke an den Kehrreim in der „Wacht am Rhein".) In dieser Wirkung auf die Massen, deren Gefühle er concentrirt, wie er den Geist und Sinn des Liedes in einem scharf ausgeprägten Ausdruck zusammenfaßt, hat er etwas Hinreißendes, Berauschendes und vermag er die Gefühle bis zum Uebermaß zu steigern. (Man erinnere sich an den Refrain in der Marseillaise.) Sein Ton ist aber so mannigfaltig, daß er die ganze Gefühlsscala der menschlichen Seele berührt und allen möglichen Stimmungen des Volksliedes sich anschließt: In alten Balladen verstärkt er den tragischen Ernst, in Tanz- und Trinkliedern bringt er die frohe Laune zum Ausdruck; durch Gegensatz schafft er die Komik und für drastische Wirkung der Spottlieder ist er unentbehrlich. Im Liebeslied ist er zart und innig, voll süßen Schmelzes, im Kriegslied stürmt und schmettert er Trompetentönen gleich und in Wiegenliedern säuselt er das Kind in den Schlaf. Er weint mit den Weinenden und freut sich mit den Fröhlichen. — Als Träger der Stimmung mußte der Kehrreim ein Hauptfactor in der Musikgestaltung, also für die Volksmelodien etwas Wesentliches werden. Zweifelsohne ist er aus musikalischem Bedürfniß entstanden. Der knappe Rahmen der Dichtung mit ihren zweizeiligen Strophen war dem singenden Volke nicht ausreichend, um seinem Empfinden musikalischen Ausdruck zu geben; darum erweiterte es durch Zusatz eines Refrains den beengenden Bau. Durch den Refrain sollte dem musikalischen Ausdruck mehr Spielraum geschaffen werden. Er bildet gewissermaßen die Grundsäulen, an welche die Musik des eigentlichen Liedes sich ansetzt. Demgemäß hat der Kehrreim außer seiner lyrischen Kraft auch noch Bedeutung für den Aufbau des Liedes, hat architektonische Wirkung. Er kam dem in der Anlage, im Versbau und Reim meist schwachen Volksliede sehr zu statten, indem er in das lockere Gefüge desselben gleichsam feste Säulen stellte, an denen der Strophenbau einen sichern Halt gewann. Er förderte den Sinn für Symmetrie und führte zur harmonischen Gruppirung der einzelnen Theile des Gedichtes. Selbst da, wo er schroff in den Versbau einschneidet, den Fluß der Erzählung durch Gefühlsergüsse unterbricht und lyrische Unordnung herbeizuführen scheint, nöthigt er doch zum symmetrischen Aufbau der Strophe, und das Ebenmaß bewährt sich gerade dadurch als Macht, daß es solche Einschnitte gestattet. Gleich dem Versmaß, das Hebungen und Senkungen, Längen und Kürzen in bestimmter Regelmäßigkeit wiederkehren läßt, gleich dem Reim, der dieselben Vocal- und Consonantklänge wiederholt, dient auch der Kehrreim dem allgemeinen Gesetz des Schönen: der Einheit in der Mannigfaltigkeit. Wie unser Schönheitssinn beim Anschauen eines Bauwerkes befriedigt wird, wenn in den einzelnen Theilen desselben einheitliche Ordnung vorhanden ist, so wird auch das musikalische Ohr befriedigt und erfreut, wenn in der Mannigfaltigkeit der vorüberrauschenden Klänge ein Gleiches wiederkehrt, in welchem es ausruhen, sich vertiefen und zu neuem rhythmischen Fortschreiten sich sammeln kann. Es empfindet das Neben- und Nacheinander als ein Mit- und Ineinander, als ein schönes Zusammenstimmen. — Das ist die nicht zu unterschätzende architektonische Bedeutung des Kehrreims, an die zwar der Volkssänger nicht denkt; aber doch will er wieder instinctiv an rechter Stelle seinen Kehrreim anbringen, weil er dessen Wirkung fühlt und nicht entbehren mag. — Bekanntlich hat nach dem Vorbild in Volksliedern auch die Kunstlyrik den Kehrreim mit Glück angewendet und haben alle unsere volksthümlichen Dichter zu schöner Wirkung ihn angebracht; z. B. Körner, wenn er im Schwertliede jede Strophe mit Hurrah schließt; — Uhland, der in „Des Knaben Berglied" mit jeder Strophe die Zeile „Ich bin der Knab vom Berge" wiederholt; — Goethe an vielen Stellen, z. B. im Gesellschaftsliede „Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt, juchhe!" (dieses Lied wollte er nach der Weise „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade!" gesungen haben); — im weltbekannten „Heideröschen" (das einem alten Volksliede, Uhland Nr. 56 nachgebildet ist) heißt der Refrain:

Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Mit Vorliebe, zielbewußt und wirksam wird namentlich in unseren modernen Gesellschafts- und Tafelliedern der Refrain zur Anwendung gebracht, so daß meist der letzte Vers oder die beiden letzten Verse in jeder Strophe wiederholt werden. In diesen Wiederholungszeilen concentrirt sich der Inhalt der ganzen Strophe zu einer Art Pointe, die durch Wiederholung nachdrücklich betont wird. Oder es wird der Refrain in zwei oder vier Zeilen an die Spitze des Liedes gestellt und zum Schluß jede Strophe die erste Halbstrophe mit ihrer Sentenz wiederholt. Man denke an das bekannte Gesellschaftslied von Usteri 1793 „Freut euch des Lebens". Ebenso ist der Kehrreim in patriotischen Liedern ganz an seinem Platze und von tiefgehender Wirkung. F. M. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 23. Sonnabend, den 22. Februar. 1896.

Der Storch im Volksglauben.

Von Dr. Martin Bräß.

„Der erste Storch!" — Hans Martin Usteri hat es wie kein Anderer verstanden, den allgemeinen Jubel zu schildern, den dieser Ruf entzündet.

„Der Freude allbelebender Strahl
Blitzt in die Herzen überall."

Jauchzend und lärmend entflieht die Jugend des Städtchens der dumpfen Schulstube; der Greis verläßt den Ofensitz, und auch Großmütterlein wankt an der Hand des Enkels herfür, den Frühlingsboten zu begrüßen. Malern und Dichtern erschließt sich ein ungeahnter Schatz neuer Ideen; selbst ins dunkle Rathhaus dringt ein Strahl der mit der Ankunft des Storchs erwachenden Frühlingssonne, der alle Herzen des hochweisen Magistrats milde stimmt, und seiner Fesseln ledig, gesellt sich der Delinquent zur frohjauchzenden Schaar auf der Gasse. — Aber nicht nur wenn er von weiter Reise zurückkehrt, ist unser Vogel Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit, auch während des ganzen Frühlings und Sommers wird all sein Thun und Treiben von Klein und Groß, von sämmtlichen Gliedern der Gemeinde fort und fort beobachtet. Jetzt bessern sie das Nest aus am First des Kirchendachs, baumstarke Reiser, Dornen, auch wohl Erdklumpen herzutragend — jetzt sitzt die Störchin brütend auf den Eiern — jetzt strecken schon vier junge Störche die weit geöffneten Schnäbel dem mit Atzung herzufliegenden Alten entgegen — jetzt werden die ersten Flugübungen rings um den Kirchthurm unternommen, und jetzt . . fort sind sie alle, dem rauhen Winter zu entfliehen. In der That, der Storch ist unser volksthümlichster Vogel; selbst die Hausschwalbe, die doch das engste Freundschaftsbündniß mit dem Menschen geschlossen, kann sich in dieser Beziehung mit dem Storch nicht messen, sie ist Freundin und Schützling des einzelnen Gehöfts, der Storch aber gehört der ganzen Gemeinde an, er erfreut sich der Theilnahme der Gesammtheit. Kein Wunder also, wenn sich um Thun und Treiben dieses Vogels ein dichter Kranz von Märchen und Sagen gewunden und der Aberglaube sich seiner bemächtigt hat, wie kaum eines andern Mitglieds der gefiederten Welt. Besonders der Kinder Entzücken ist der „Klapperstorch", hat er sie doch, da sie ganz klein waren, den Eltern ins Haus getragen. Diese naive Anschauung herrscht, wie bekannt, allgemein in Deutschland bei der Kinderwelt; überall fordern die Kleinen den Adebar (Edebar, Odebar) oder Heilebart [1]) — so heißt er in Norddeutschland — in Reimen auf, ihnen ein Brüderchen oder Schwesterchen zu bringen. In Westfalen singt die Jugend:

„Stork, Stork, Steene,
Mit de lange Beene,
Heft 'n rohet Röcksken an,
De mi un di en Brörken bringen sall."

Im Saterlande rufen die Kinder:

„Odär, Langebär,
Bring mi 'n lütjen Broder här!"

In Ostfriesland heißt es:

„Störk, Störk, bist d'r?
Breng mi 'n lütje Süster!
Ik wil hör neet bedreegen,
Ik wil hör leeverst wegen."

Sehr drastisch drückt sich der Dessauer Kindermund aus:

„Klapperstorch, du Luder,
Bring mich en kleenen Bruder!" [2])

[1]) d. h. Glückbringer, Glückträger: ahd. odeboro; boro = Träger, beran = tragen, ôd = Gut [Grimm, Mythol 638], heilbaere = heil-, glückbringend.

[2]) Noch andere local gebräuchliche Volksreime findet man bei Dr. H. Ploß, „Das Kind" I, S. 4 f.

Gewiß denken die Kinder dabei auch an all die Süßigkeiten, die ihnen der Storch zugleich in die Wiege legt oder die — wie es in Goethe's „Hermann und Dorothea" heißt — der kleine Bruder bestellte,

„als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbeitrug."

Aber nicht nur die Kleinen glauben an den gefiederten Kinderbringer, der die Mutter ins Bein beißt oder im Ungestüm umrennt, daß sie das Bett hüten muß, auch der Erwachsenen Aberglaube setzt den Storch in Verbindung mit der Geburt des Menschen. Sieht ein Mädchen im Frühjahr den ersten Storch fliegen, so heirathet es noch in demselben Jahre; sieht es ihn stehen, so wird es wenigstens zu Gevatter gebeten. Störche auf dem Haus bedeuten Kindersegen oder eine Hochzeit. Soviel Junge im Nest, soviel Kinder bekommen die Neuvermählten; legt die Störchin keine Eier, so werden auch keine Kinder im Hause geboren, und wenn die Storchjungen sterben, so sterben auch die Kinder. Bisweilen wendet sich auch die Schwangere an den Storch, sie bald von ihrer Bürde zu befreien. In der Schweiz bittet sie (nach Ploß):

„Storcheineli, Storcheineli,
Chum mit mir in d' Aern.
I han es chrum Sicheli,
's thuet mer weh im Rüggeli,
Drum schnid 'n nümmer gern."

Warum hat das Volk gerade den Storch erwählt, diese Hebammendienste zu verrichten? Der altheidnische Volksglaube unserer Vorfahren giebt uns Aufschluß. Alles Leben auf der Erde wird bedingt durch Luft und Wasser; diese Elemente sind das Bewegte und Bewegende, die Lebenskraft, der „Lebensbrunnen". Alles irdische Wasser aber stammt von dem himmlischen, von dem „Wolkenmeer"; alle Quellen, Brunnen und Teiche sind Abbilder des Himmels, dessen Wolken sich in ihnen spiegeln. Wie nun dem Himmel, den „Wassern über der Feste", die unschuldigen Kinderseelen entstammen, so nehmen die Kinderchen selbst im irdischen Wasser ihren Ursprung. Bald ist es ein Brunnen, aus dem sie kommen — der Gödebrunnen in Braunschweig, der Cunibertsbrunnen in Köln, der Queckbrunnen in Dresden (queck oder quick = lebendig, vergl. „Quecksilber"; Frauen, die sein Wasser trinken, gehen guter Hoffnung entgegen); auch hat fast jedes Dorf in Nord- und Mitteldeutschland seinen Kinderbrunnen — bald einen Teich — in Halle der Gütchenteich, im Hessischen der Hollenteich — bald ein Moor oder Sumpf (Oldenburg), bisweilen auch eine feuchte Wiese, auf der die Kinder als Frösche umherspringen (Böhmen), selbst das Meer wird als Ursprungsstätte des Menschen genannt. In den Brunnen und Teichen waltet die Wolkengöttin Holda, Frau Holle; sie behütet die Kleinen und ist die All-Mutter der Menschheit, die Kindermutter, deren Stelle bisweilen die heilige Maria vertritt. Sie spielt mit den ungeborenen Kindern, giebt ihnen Brei, legt sie auf weiche Kissen und „thut sie schön wiegen auf der goldnen Stiegen". Wenn also der altheidnische Volksglaube den Kindern vor der Geburt das Wasser zum Aufenthaltsort anwies, so lag es ziemlich nahe, den Storch, der am Wasser oder auf sumpfigen Wiesen einherstolzirt, als besonders geeigneten Ueberbringer der Kinder an die Eltern anzusehen. Aber nicht nur der Umstand, daß der Storch dem irdischen Wasser, zugleich auch der Wolkenregion angehört, giebt uns Antwort auf unsere Frage, der allgemein verbreitete Aberglaube, der den Storch in Beziehung setzt zu Feuer und Blitz, weist uns hin auf Donar, den mächtigen Herrn des Gewitters, und dieser ist zugleich der Gott, der die Ehen mit Nachkommenschaft segnet. Dem Donar war Alles ge-

heiligt, was röthliche Farbe, die Farbe des Feuers, an sich trug, Pflanzen und Thiere: der Vogelbeerbaum und der Hagebuttenstrauch mit ihren rothen Früchten so gut als der rothe Fuchs, das rothe Eichhörnchen, das Rothkehlchen u. A.; besonders aber dachten sich unsere Vorfahren den Storch mit dem rothen Schnabel und den rothen Beinen als Götterboten, der den „geflügelten" Blitz von dem Wolkenmeer herab zur Erde trage[3]). Ueber ihn, sein Nest und dessen Umgebung hat daher das verheerende Element keine Gewalt. Ein auf dem Hause brütendes Storchenpaar schützt dieses vor Feuersgefahr, und sollten auch die Nachbarhäuser in Flammen stehen, die Störche schöpfen mit dem Schnabel Wasser aus dem nächsten Graben und sprengen es von der Höhe herab auf ihr Nest und auf das gefährdete Haus. Wo aber das alte Nest im Frühjahr nicht wieder aufgesucht wird, da brennt das Gut ab während des Jahres. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß das Volk den Storch anruft bei hitzigem Fieber. So hängt man in Pommern und Westfalen dem Kranken ein Papier um den Hals, auf das man folgende Worte geschrieben hat: „Der Fuchs ohne Lungen, der Storch ohne Zungen (s. u.), die Taube ohne Gall hilft für das 77erlei Fieber all."[4]) In manchen Gegenden wiederum, wo die Störche seltenere Gäste sind, gilt ihr Erscheinen als sicheres Zeichen bevorstehender Feuersgefahr, z. B. in Oberschlesien. Aber überall bringt der Volksglaube den Storch in Verbindung mit dem Feuer, das von Donar ausgeht, dem „Altvater", der die Familie schützt und sie segnet mit Kindern und dessen Hammer ein heiliges Bekräftigungszeichen ist bei Schließung der Ehe. So wird die Frage, wie es kommt, daß der Storch, der Kinderbringer, zugleich in engste Verbindung tritt zu Gewitter und Feuer, auf ungekünstelte Weise beantwortet, ohne daß wir uns einzulassen brauchen auf ferner liegende Erklärungen. Auch dies dürfte man anführen: Die Seele ist Lufthauch, in Form des Blitzes kommt sie herab auf die Erde; der Storch ist also nicht nur der Träger des Blitzes, sondern auch der Kinderbringer, der „Adebar".[5]) Als solcher ist er fast ein heiliges Thier und genießt des allgemeinen Schutzes, wie bei den Aegyptern der Ibis. Schon im alten Griechenland, in Thessalien ward der Storch so werth gehalten, daß Derjenige eine schwere Strafe verwirkte, der einen Storch tödtete. Man darf dem „Herrgottsvogel" kein Leid zufügen, sagt auch heute noch der Landmann, und er legt ihm ein Wagenrad aufs Dach, ihn zu unterstützen beim Nestbau. [In dem Rade sehen einige das Sinnbild der Sonne oder des Sonnenfeuers.] In Thüringen darf, nach Lenz, selbst der Besitzer eines Hauses, auf welchem ein Storch nistet, kein Junges ohne obrigkeitliche Erlaubniß ausnehmen, und wer einen Storch absichtlich beschädigt, muß fünf Thaler Strafe zahlen. Für den Schutz ist der Storch seinen Gastgebern auch dankbar. Schon Aelian erzählt davon, daß ein Storch bei seiner Rückkehr aus den südlichen Ländern seiner Pflegerin Heraklea zu Tarent, die ihm im Jahre zuvor einen Schaden am Bein geheilt hatte, einen prächtigen Diamanten in den Schooß fallen ließ, der in der Nacht die Wohnung erhellte; ebenso hat einmal ein Storch eine werthvolle Perle seinem Wirthe mitgebracht, desgleichen eine frische Ingwerwurzel aus Ostindien, die er im langen Halse verborgen trug. Auch zahlt er dem Herbergsbesitzer gleichsam einen Miethslohn oder Hauszins, indem er ihm jedes Jahr ein Junges aus dem Neste herabwirft, oder wenigstens eine Feder oder ein Ei. Wehe daher, wer einen Storch tödtet, wer sich mit dessen Blute besudelt! Krankheit und Armuth werden des Mörders Loos. Wehe dem, der eins der Jungen raubt! Von dem Heerd nimmt der Erzürnte die glühende Kohle und wirft den Feuerbrand in die Sparren des Dachs, daß der ganze Hof vom Feuer ergriffen wird. Ja der Glaube an die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des Storchs, der ja keineswegs bei seiner bisweilen hervorbrechenden Mordlust nur lobenswerthe Eigenschaften besitzt, ist so allgemein, daß selbst Forstbeamte nicht selten davon abstehen, den Storch zu erlegen, wenn sie auch davon überzeugt sein sollten, daß in ihrem Revier der Schaden des Thieres seinen Nutzen übersteige. — Hierbei scheint uns auch der alte und weitverbreitete Aberglaube zu Grunde zu liegen, daß die Störche verwandelte Menschen seien oder daß sie später, wenn sie alt geworden, menschliche Gestalt annehmen. Auch hierüber besitzen wir bereits Berichte aus alter Zeit. So schreibt Aelian, daß, wie Alexander der Myndier bemerkt — er schrieb ein naturhistorisches Werk —, die alten Störche nach den Oceanitischen Inseln ziehen, dorthin, wo noch Reste der alten goldnen Zeit fortleben sollten; hier verwandeln sie sich in Menschen und empfangen so den Lohn, den sie ihren alten Eltern bewiesen (s. u.). Julius Capitolinus erzählt folgende Geschichte: Zur Zeit Kaisers Antoninus bekam ein Landstreicher das Gelüste, mit seinen Helfershelfern Rom zu plündern. Auf dem Marsfelde hielt er von einem wilden Feigenbaum herab eine großartige Rede, in der er verkündete, daß Feuer vom Himmel herabfallen würde und das Ende der Erde da wäre. „Zum Beweise, daß dies wahr," sprach er, „will ich mich in einen Storch verwandeln." Mit diesem Worte fiel er vom Baume, aus seinem Mantel aber flog ein Storch.[6]) Auch im Mittelalter war dieser Glaube allgemein verbreitet, sowohl bei den Arabern im Osten und Westen — alle mohammedanischen Völker haben von jeher den Storch sehr respectirt — als in den Niederlanden. Wir erinnern nur an das Märchen von Kalif Storch und geben eine kurzweilige Geschichte wieder, die ein Taucher Jacob Pieterzoon, wie folgt, erzählt (a. 1547): Er habe bei einer Fahrt nach Spanien sich an einem Tau ins Meer hinabgelassen, um den Anker vom Grund zu lösen. Dort sei ein klein Männlein gestanden, das sich für den Küster des Orts ausgegeben und ihm gesagt, hier sei der Störche und Zwergen Land; er sei vordem auch ein Storch gewesen und habe zur Sommerszeit sein Nest in des Tauchers Vaterland. Zum Beweis habe der „storchische" Küster dem Erstaunten einen Ring geschenkt, den er vordessen „einer von Adel weggeschnäpt", während sie sich badete[7]). Daß auch heute solche Märlein noch nicht verklungen, beweist der im Oldenburgischen hier und da auftretende Glaube, die Störche seien Freimaurer, sie hielten Versammlungen ab, und nicht selten würde dabei einer nach langem Wortgefecht erstochen.

Natürlich besitzt der Storch bei seiner ernsten Würde, die er wie kaum ein Anderer unserer heimischen Vögel in seinem ganzen Betragen allezeit zur Schau trägt, auch menschliche Sprache und menschlichen Verstand, obschon ihm nach der Meinung des Volks die Zunge fehlt[8]). Ja, auch die Gabe der Weissagung ist ihm in hohem Grade verliehen. Er sieht und weiß Alles; das heranziehende Unwetter ahnt er lange zuvor; er steht dann auf beiden Beinen im Nest und richtet den Kopf unverwandt dahin, woher das Unheil kommen wird. Soll aber der Blitz in die Kirche schlagen, dann flattert er ängstlich um deren Thurm. Den sturmmüden Hunnen wuchs der Muth, als sie bei der Belagerung von Aquileja (a. 452 n. Chr.) sahen, wie die Störche die Stadt verließen und ihre Jungen über Land trugen. Attila rief den Seinen zu:

> . . . . „Schaut zu den Giebeln dort,
> Von allen Genisten ziehen die weißen Störche fort;
> Sie wissen, wie bald in Flammen hinunter sinkt die Stadt,
> Drum auf zu neuem Sturm, wer Händ' und Füße hat!"
> (Kopisch). —

Der Storch weiß, wenn Jemand im Hause krank werden soll; dann steht er traurig auf einem Bein vorn auf dem Hause; bevorstehenden Tod zeigt er an, wenn er dieselbe Stellung am andern Ende des Firstes einnimmt. Ziehen Störche ihre Kreise über einem Haufen Menschen, so stirbt einer von letzteren. Ein schlechtes Jahr verkünden sie durch spätes Eintreffen im Frühlinge. Seine Klugheit bekundet der Storch ferner in Krankheitsfällen; ist er z. B. im Streit mit seinesgleichen verletzt worden, so legt er Dosten (Origanum)[9]) auf die Wunde, jenen Lippenblüthler, der beim Landmann als Theekraut sehr beliebt ist, oder „Wohlgemuthkraut und kleinen ysop" (Geßner). Dosten gebraucht er auch wider die Bisse der giftigen Schlangen. Diese Thiere von seinem Nest abzuwehren, legt er allezeit den „Stein Lychnitem" zu den Eiern, wie der Adler den Adlerstein. Seine größte

---

3) Nach den indischen Veden lag dem Falken, bei den Griechen dem Adler, bei den Kelten dem Zaunkönig, bei den Römern dem Specht diese Aufgabe ob. (Vergl. Dr. Hassencamp, im „Globus", Bd. XXIV. 2. S. 23.)

4) Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, S. 158.

5) In manchen Gegenden bringt neben dem Storch auch die Krähe die Kinder, diese holt sie jedoch von den Bäumen, auf denen die Kinder wachsen (Siebenbürger Sachsen). Auch die Weihe wird genannt (Böhmen und Mähren), der Hase und sogar das Marienkäferchen (Süddeutschland).

6) Lenz, „Zoologie der alten Griechen und Römer", S. 376.

7) M. Joh. Prätorius, „Storchs und Schwalben Winter-Quartier", Frankf. und Leipzig 1676, S. 267.

8) Schon Plinius sagt: Manche behaupten, der Storch habe keine Zunge.

9) Schon bei Aristoteles.

Feindin aber ist die Fledermaus; denn sie macht ihm durch bloßes Berühren die Eier unfruchtbar: aber mit Dattel- oder Platanenlaub weiß er auch diese Thiere fernzuhalten. — Der erste Storch, den man im Jahre erblickt, ist wie der erste Kuckuck, dessen Ruf man hört, ein Verkünder der Zukunft. Ein Mädchen, das ihn fliegend sieht, wird fleißig; wenn er steht, wird sie faul; wenn er klappert, so zerbricht sie viel Geschirr; putzt sich der erste Storch, so muß man in dem Jahre sterben oder wird krank; hat man Geld in der Tasche, wenn sich der Frühlingsbote zeigt, so wird man das ganze Jahr keinen Mangel daran leiden; bekämpfen sich Störche, so deutet dies auf Unglück ꝛc. In Mecklenburg sehen die Bauern dem einziehenden Storch nach dem Bauch; ist dieser weiß, so giebt es ein trocknes Jahr; ist er fahl oder schwärzlich, so kommt ein nasser Sommer.

Auch von dem Familienleben des Storches weiß der Volksmund Vieles zu erzählen. Namentlich das innige Verhältniß der Kinder zu den Eltern wird seit Alters gepriesen. Schon Aristophanes behauptet, daß die Störche ein Gesetz hätten, nach welchem die Jungen, sobald sie flügge seien, ihren Vater ernähren müßten. Aristoteles, Plinius, Aelian erwähnen dasselbe; ja, die griechische Sprache bildete sogar das Wort ἀντιπελαργεῖν (von πελαργός — Storch), welches soviel bedeutet, als einander auf das Zärtlichste lieben, Gegenliebe beweisen, besonders durch Pflege. Auch Albertus Magnus nennt den Storch einen „gutthäter der Eltern", da er diese so lange speise, als er von ihnen geführt worden sei; auch werden die altersschwachen Vögel von den Jungen auf den Flügeln getragen. Jene in frühchristlicher Zeit zu Alexandrien entstandene religiöse Schrift, die wir unter dem Namen „Physiologus" kennen, gedenkt auch des Storches und schreibt ihm große Sorgfalt und Liebe bei der Erziehung seiner Jungen zu, hieran verschiedene, recht armselige Auslegungen anknüpfend. Störche lieben ihre Jungen so, daß sie sich mit ihnen verbrennen lassen, wenn sie heimkehrend das Haus mit dem Nest in Flammen sehen. Nicht minder preist der Volksglaube das innige Verhältniß der Ehegatten, obgleich dasselbe thatsächlich keineswegs über jedem Zweifel erhaben ist. Ja, der Storch haßt sogar den Ehebruch, den er beim Menschen beobachtet, so heftig, daß er den Schuldigen straft, indem er ihm die Augen aushackt. Geschieht es doch einmal, daß sich das Storchweibchen, wenn der Gatte auf die Jagd gezogen ist, mit Ehebruch befleckt, so wird es mit dem Tode bestraft. Der Hintergangene sammelt viele Genossen, klagt seine Gattin an, und gemeinsam überfallen sie die Ehebrecherin, die unter den Schnabelhieben sterben muß. Freilich versteht es die Kluge meist, den Eheherrn zu täuschen; sie badet sich im Wasser, die Schande abzuwaschen, daß der Geruch sie nicht dem heimkehrenden Mann verrathe. — Ueberhaupt kommen die Störche häufig zu „Gerichtsversammlungen" auf offnem Felde zusammen, Anklagen werden erhoben, Vertheidigungsreden gehalten — die Störche „murmeln" oder „zischen"; wenn sie „klappern", dann beten sie — und die Urtheilsvollstreckung folgt auf dem Fuße. Regelmäßig findet solch ein „Gerichtstag" statt, wenn sie sich sammeln zur Abreise gegen Ende des Sommers, oder wenn sie eine Rast machen auf ihrem Zuge. „Wollen sie fortziehen," schreibt Plinius, „so versammeln sie sich an einem bestimmten Orte, wobei keiner fehlt, wenn er nicht etwa in menschlicher Gefangenschaft schmachtet; und sie beginnen nun den Zug, als wenn der Tag dazu durch ein Gesetz bestimmt wäre.... In Asien liegt auf einer weiten Ebene ein Ort, welcher Pythonos Kome heißt, wo sich die Störche versammeln, murmeln, den zuletzt kommenden zerreißen und dann erst wegziehen." Auch an der Etsch sammeln sie sich auf ihrer Reise und halten daselbst einen „gemeinen Reichstag", mustern den Heereszug und bringen etliche Tage mit richten und strafen zu (Geßner); denn auch diejenigen, die ihre Jungen nicht mit der nöthigen Sorgfalt erzogen, oder die sich des Ehebruchs schuldig gemacht haben, werden bei diesen Gerichten erstochen. Diesem Glauben liegt die durchaus richtige Beobachtung zu Grunde, daß die Störche vor dem Abzug Kranke und Schwächlinge ihrer Art in der That todtbeißen. — Die Krähen — nach andern die Dohlen — sind die Verbündeten der Störche; von ihnen werden unsre Zugvögel auf der Wanderung begleitet, sie zeigen ihnen den Weg und beschirmen und vertheidigen sie gegen die Angriffe der Raubvögel; dann kehren die Krähen wieder zurück in unser Land. — Allerdings ist auch der Glaube weitverbreitet, daß der Storch, wie die Schwalbe und noch manche andre Vögel, während der kalten Jahreszeit in einen Winterschlaf verfalle, und es ist merkwürdig, daß diese Meinung, an der unser Volk zum Theil auch heute noch festhält, selbst unter den Gelehrten bis in unser Jahrhundert mit großer Lebhaftigkeit immer von Neuem vertheidigt ward. Die Erscheinungen in der Welt der Säugethiere, Reptilien und Amphibien, sowie die Thatsache, daß man nur selten den nächtlichen Zug beobachtete, schienen einen solchen Schluß zu rechtfertigen. Plinius, der zwar weiß, daß die Störche eine weite Wanderung antreten, gesteht doch, daß er nicht angeben könne, woher sie kommen und wohin sie ziehen; auch Geßner, „der Plinius des Mittelalters", läßt es dabei bewenden [„wohin die Storcken farind, od wannen sy kommend, kan man nit grundtlich wüssen"]; aber schon Albertus Magnus ist der Meinung, daß sie sich „inn grosse gewildtnuß bei mosen, sumpffen vnnd pfützen verstecken vnnd verbergen"; und diese Ansicht, daß das Winterquartier unserer Vögel in Teichen, Seen und Sümpfen, ja selbst im Meere zu suchen sei, war beim Volke entschieden die verbreitetste. Prätorius bringt eine fast erdrückende Menge beglaubigter Nachrichten, daß Fischer unter dem Eise von Flüssen oder Seen Störche hervorgezogen haben, aus dem Comersee, der Ostsee ꝛc.; sie sollen meist „alle an einander gehenget gewesen seyn; da der eine seinen Schnabel in des andern Hindern gesteckt hat".[10])

Zum Schluß müssen wir noch der Rolle gedenken, die das Volk dem Storch in der Heilkunde zuertheilt hat; daß diese keine geringe gewesen, erkennt man schon an der Bezeichnung „Storchapotheke", die bis auf den heutigen Tag häufig wiederkehrt, obgleich der Storch längst aus der „materia medica" geschwunden ist. Das Volk ist stets von der Meinung ausgegangen, daß den bei Krankheiten mit Erfolg anzuwendenden Naturkörpern, seien es Thiere, Pflanzen oder Steine, gewisse hervorstechende Eigenschaften mitgegeben seien, die dem denkenden Menschen als Fingerzeige zu dienen hätten, eine Anschauung, welche die Heilkunde vergangener Zeiten acceptirt hat, indem sie sich nach den sogenannten „Signaturen" richtete. So darf es uns nicht wundern, wenn ein Storchenbraten[11]) „podagran, ziperlein, lendinwee" vertreiben soll; denn gegen diese Krankheiten scheint ja gerade der Storch, der die längste Zeit im Wasser, auf sumpfigen Wiesen einherschreitet, ganz besonders gefeit zu sein. Bei Verrenkungen und Verstauchungen leisten die Sehnen seiner auffallend langen Beine vortreffliche Dienste; sie „strecken und schlichten die sennaderen", wenn man sie um das kranke Glied bindet. Namentlich aber galt die Vorliebe des Storchs für Schlangen, die Leichtigkeit, mit der er selbst die giftige Kreuzotter überwindet, als „Signatur". Kann es denn, sagte sich das Volk, ein besseres Mittel gegen Gift geben, als es ein Storchenmagen ist! — schon Plinius empfiehlt dessen Anwendung. Ja, man glaubt sogar, daß der Genuß eines Gehirns vom Storch die Hunde vor der Tollwuth bewahre, während Storchenblut trinken ein langes Leben garantire — natürlich, der Storch, der Frühlingsbote, ist es ja, der immer von Neuem junges Leben auf die Erde vom Himmel herabführt. Warum aber die Asche eines verbrannten Storchs, desgleichen seine Galle bei Bereitung einer Augensalbe verwendet ward, warum Storchkoth in Wasser getrunken „die fallendsucht und schwer athmen" heile, das ist ebensowenig zu ergründen, als so vieles Andere aus dem reichen Schatz des Volksaberglaubens.

[10]) Vergl. hierzu den Artikel des Verf.: „Ornitholog. Aberglaube vergangener Zeiten" III, in der Ornith. Monatsschr. d. dtsch. Ver. z. Schutze d. Vogelwelt, 1895.

[11]) Nur Kranke dürfen davon genießen. Die Römer freilich, die, wenigstens in späterer Zeit, alles nur Denkbare in den Mund steckten, schonten auch den Storch nicht und ließen ihn gebraten bei ihren Gastmählern auf der Tafel erscheinen. „Der Storch," sagt Horatius, „war in seinem Neste sicher, bis man durch einen früheren Prätor erfuhr, daß er vortrefflich schmeckt."

Bücherbesprechungen.

— Handbuch zur Einführung in die deutsche Literatur mit Proben aus Poesie und Prosa von Professor Dr. E. Hentschel, Professor Dr. G. Hey, Dr. O. Lyon. Zugleich fünfter Theil des Deutschen Lesebuchs für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem königlichen Realgymnasium zu Döbeln. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1895. 590 Seiten. Preis 3 ℳ 60 ₰. — Es war eine ge-

waltige Aufgabe, die sich die Herausgeber dieses Buches stellten: das deutsche Volk seit seinem Eintreten in die Reihe der Culturvölker bis auf die Gegenwart in allen bedeutsamen Strömungen seines Geisteslebens in knappem Abriß darzustellen und alle Hauptrichtungen seines Schriftthums durch zahlreiche Proben aus den Werken der Dichter und der Prosaisten zu belegen. Ausgeschlossen war von vorn herein die Möglichkeit, es allen Benutzern solch eines Werkes recht zu machen. So hätte ich z. B. aus der Blüthezeit unseres Kirchenliedes neben Paul Fleming und Paul Gerhardt gern noch einige andere Namen erwähnt gesehen. Auch des Aufkommens der mundartlichen Dichtung im 19. Jahrhundert konnte wohl gedacht sein. Andere werden wieder andere Wünsche vorzubringen haben. Aber das ändert Nichts an dem Gesammturtheil, daß dieses Handbuch von der ersten bis zur letzten Seite von der klaren Einsicht seiner Verfasser in die Bedürfnisse der Schule und von ihrer reichen Erfahrung glänzendes Zeugniß ablegt. Das geht vor Allem aus der weisen Beschränkung auf das wahrhaft Bedeutungsvolle hervor, und gerade in der Ausscheidung manches Minderwichtigen zeigt die neue Auflage gegenüber der ersten noch einen erheblichen Fortschritt. In der entschiedenen Hervorhebung des deutsch-nationalen Gepräges der Literatur des 19. Jahrhunderts sehen wir einen weiteren Vorzug des Buches. Konnte solch ein Werk einen stolzeren Abschluß finden, als die Rede Bismarck's vom 6. Februar 1888 im Reichstage und jene schlichten und doch so tief ergreifenden Worte, in denen er den Volksvertretern die Nachricht vom Tode Kaiser Wilhelm's I. mittheilt? Wir wünschen von Herzen, daß dieses Buch nicht blos seinem nächsten Zwecke, dem Unterrichte in der deutschen Literaturgeschichte auf Gymnasien und Realschulen, recht fleißig und erfolgreich dienstbar gemacht werde, sondern daß es auch außer der Schule sich zahlreiche Freunde erwerbe unter allen denen, die in der innigen Versenkung in unser nationales Schriftthum den Gesundbrunnen sehen, an dem das deutsche Volk je und je in Zeiten der Anfechtung sich neuen Muth schöpfen kann und soll zum Kampfe gegen widrige Mächte, und neue Freudigkeit zu unverdrossener Arbeit, und neue Zuversicht zu dem guten Geiste der Nation, und neue Hoffnung auf eine gedeihliche, gottgesegnete Zukunft. R. B.

— Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Professor Dr. O. Weise. Zweite, verbesserte Auflage. (Fünftes bis achtes Tausend.) Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1896. Preis in gefälligem Leinwandeinband 2 ℳ 40 ₰. — Zu den erfreulichen Kennzeichen einer Zeit nationalen Aufschwungs hat immer auch die eifrigere Beschäftigung mit der Muttersprache gehört. In dem Vorworte zum 5. Bande von Grimm's Wörterbuch, das Rudolf Hildebrand im Jahre 1873 schrieb, heißt es im Anschluß an die oft angeführte Aeußerung Dr. Luther's: „Deutschland ist wie ein schöner, weidlicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, es fehlet ihm aber an einem Reuter“: Nun, da der Reiter endlich kam, ist es nöthiger als je, für gesundes Futter zu sorgen, und das hat unmittelbarer, als irgend eine andere Arbeiterin im Haushalte der Nation, die deutsche Philologie zu liefern. — So darf man denn wohl auch den ganz außerordentlichen Erfolg, den Weise's Buch über Werden und Wesen der deutschen Sprache gehabt hat — im Laufe von fünf Monaten sind die ersten viertausend Abdrücke verkauft worden —, wenigstens mit auf Rechnung des gehobenen deutschnationalen Empfindens setzen, das durch die Jubelfeier der großen Ereignisse von 1870/71 erzeugt worden ist. Aber der Erfolg des Buches ist wohlverdient. Anziehend in der Form, zuverlässig im Inhalt, nicht überschwenglich, aber von wohlthuender innerer Wärme, belehrt es den willigen Leser in großen Zügen über die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache, über den Zusammenhang zwischen der nationalen Sonderart unseres Volkes und seiner Sprache, über die wichtigsten mundartlichen Verschiedenheiten und über die grundlegenden Gesetze der Formen- und Satzlehre. Die vorliegende zweite Auflage läßt durchweg erkennen, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, den an ihn gerichteten Wünschen so weit irgend möglich zu entsprechen. Man bemerkt hie und da eine wohlüberlegte Kürzung, eine willkommene Hinzufügung, manch entlegeneres Beispiel ist durch ein näherliegendes ersetzt u. s. w. Namentlich die Darstellung des Abschnittes über den Lautwandel und die Wortbiegung ist klarer und leichter verständlich geworden. Außerdem ist die Benutzung des Buches durch Beigabe dreier Verzeichnisse — Wörterverzeichniß, Verzeichniß der Redensarten, Sachverzeichniß — erleichtert. Das Buch wird sicherlich auch auf seinem weiteren Gange durch die Lande zahlreiche neue Freunde erwerben. Eine Uebersetzung ins Englische, von einem amerikanischen Universitätsprofessor, die demnächst erscheinen soll, wird ihm in überseeischen Ländern ein weiteres Absatzgebiet erschließen. R. B.

— Ueber Organisation, Erziehung und Führung von Cavallerie, sowie Uebungen gemischter Truppen im Gelände. Eine Denkschrift von G. v. Pelet-Narbonne, Generallieutenant z. D. Zweite vermehrte Auflage. Mit 16 Skizzen im Text. Berlin 1896, E. S. Mittler & Sohn. 4 ℳ, geb. 5,25 ℳ — Das in zweiter Auflage erschienene Werk zerfällt seinem Inhalte nach in fünf, als Einzelschriften zu betrachtende Abschnitte: I. Besichtigungen, II. Taktische und strategische Aufklärung, III. Veranlagung, Leitung und Beurtheilung von Uebungen im Gelände, IV. Die Ausbildung und Führung der Cavallerie-Division und V. Cavallerie-Divisionen im Frieden. Die reichen Erfahrungen des Verfassers auf cavalleristischem Gebiete werden in vorstehenden Capiteln, unter Berücksichtigung des neuen Exercirreglements vom October 1895, in höchst anregender und belehrender Weise niedergelegt, um zum Nutzen der Waffe weitere Verbreitung zu finden. Trotz der Liebe zu derselben spricht sich der Verfasser vorurtheilsfrei über die Verwendung, die Erfolge und die Unterlassungen der Cavallerie im letzten Feldzuge aus und überzeugt uns in seinen Darlegungen von der Nothwendigkeit, die Reiterei schon während des Friedens in Divisionsverbänden ständig zu organisiren und auszubilden. Die Ueberlegenheit unserer zahlreichen, tüchtigen und im Detail gut ausgebildeten Cavallerie würde dann in einem zukünftigen Kriege um so mehr hervortreten. Da der Verfasser auch Gelegenheit gehabt hat, mehrere Jahre das Commando einer gemischten Division zu führen, so beleuchtet er ferner die Verhältnisse der Cavallerie zu den übrigen und die Führung gemischter Waffen. Wir finden hierbei so viel des Belehrenden, daß das vorliegende Werk den Officieren aller Truppengattungen reiches Interesse bieten wird. H.

— Lebenswende. Eine Komödie von Max Halbe. Dresden, Georg Bondi. — Der Prüfstein für ein Drama ist auch die Lectüre, denn bei ihr tritt manches Mangelhafte schärfer hervor, als bei der schnell vorüberrauschenden Aufführung. So ist es auch hier. Vor einem tendenziös gestimmten Publicum, das den mit Keckheit in den Zuschauerraum geschleuderten Halbwahrheiten frenetisch zujauchzt, mögen sich die Gesetze der Kunst, insbesondere des Dramas, vorübergehend mit Füßen treten lassen; auf die Dauer geht das nicht. Der Mangel jeder Handlung, jedes Ausgangs, jedes dramatischen Erfordernisses macht sich beim Lesen sehr schwer geltend. Und es ist eine starke Zumuthung, sich drei Stunden lang für einen verbummelten, verträumten Studenten interessiren zu müssen, der nichts ist, nichts hat und nichts wird. Die Welt dieser Leute ist doch sehr eng, was sich auch in dem armen Wortschatz des Stückes ausprägt. Diese noch sehr milde ausgedrückten Bemerkungen sind bei der Aufführung in Berlin, die es zu keinem Erfolge bringen konnte, von den Blättern noch viel schärfer betont worden. Wir haben schon von des Verfassers „Jugend“ nichts halten können; von dieser „Lebenswende“ können wir es noch viel weniger. J. R.

— Käthi, die Großmutter. Von Jeremias Gotthelf. Für deutsche Leserkreise bearbeitet von W. Faber. Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). 1 ℳ — Jeremias Gotthelf's Werke sind bei uns, trotz des Namens, den der Dichter in Literaturgeschichten genießt, doch noch verhältnißmäßig zu wenig bekannt. Das liegt an zwei Ursachen. Erstens verhindert die schweizer Mundart uns an einem tieferen Eindringen in die Schriften dieses seltenen Mannes und dann ist Adolf Bitzius (so heißt Gotthelf eigentlich) etwas breit und geschwätzig und taucht seine Feder gern, wie Scherr sagt, „in theologische Galle“. Das ist Manchem nicht recht. Da thut eine Correctur noth. Diese ist öfters versucht worden. Hier wird sie mit Glück wiederholt. Der Dialekt ist durch hochdeutsch uns angenähert; die ermüdenden Breiten sind gestrichen. So möge denn auch diese Ausgabe eines in jeder Beziehung wundervollen und in die Tiefe dringenden Werkes hingehen und dem Wirken eines Schriftstellers neue Freunde werben, in dessen Werken, wie sein Landsmann und Herausgeber Gottfr. Keller nicht mit Unrecht gesagt hat, immer etwas von einem Epos in der Art von „Hermann und Dorothea“ steckt. Die Ausstattung ist gut, der Preis mäßig. In Schul- und Volksbibliotheken dürfte das Buch nicht fehlen. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 24. Dienstag, den 25. Februar. 1896.

Der Niedergang der Landwirthschaft in Großbritannien.

Wenn ein Land von Natur dazu ausersehen scheint, eine blühende Landwirthschaft zu besitzen, so ist es das englische Inselreich. Der Boden ist durchweg humusreich und tiefgründig, dabei milde und durchlässig. Der Wasserreichthum ist ein großer, überall in England trifft man auf jene kleinen Bäche und Flüßchen, welche mit raschem Gefälle der Küste zueilen, und die die Drainage ungemein erleichtern. Sandstrecken, wie sie der Osten Deutschlands aufweist, fehlen in Großbritannien vollständig. Sümpfe und stagnirende Binnengewässer kommen vereinzelt nur in Irland vor, und die Höhen von Nordengland und Schottland weisen feuchte Hochmoore auf, welche die landwirthschaftliche Nutzung unmöglich machen. Das Klima ist das denkbar günstigste für den Landbau. Die Gegensätze von Kalt und Warm, Feucht und Trocken sind weit geringer als auf dem Continent. Einen Winter, wie wir ihn kennen, giebt es kaum, Dank dem Seeklima und dem Golfstrome. Die ungemein große Regenmenge ist ziemlich gleichmäßig auf alle Jahreszeiten vertheilt. Der schlimmste Wind ist in England der Westwind, der oft orkanartig auftritt; aber er ist stets feuchtigkeitgeschwängert und darum dem Wieswachs und den Feldern nicht so unzuträglich wie die kalt-trockenen Ostwinde, die uns von der russischen Steppe her kommen. Die Sommerwärme ist allerdings geringer als in Westeuropa, aber das wird aufgewogen durch die Gleichmäßigkeit des Klimas, welche es möglich macht, daß das Vieh den größten Theil des Jahres auf der Weide bleibt. Der Graswuchs ist in Großbritannien, wie bekannt, ausgezeichnet. In Nordengland kommen die Körner nicht immer zur völligen Reife, aber die englische Weide wird durch kein Land der gemäßigten Zone übertroffen. Jedes der großen Ackerbau treibenden Länder hat seine besonderen Nachtheile, von denen Großbritannien frei ist, Nordamerika hat seine harten Winter, Australien leidet an Wassermangel, Indien wird durch tropische Sommerhitze benachtheiligt, Norddeutschland hat nicht die Güte und Durchlässigkeit des englischen Bodens und leidet wie Rußland durch Kälte und Winde, selbst Holland hat im Vergleiche zu England das ungünstigere continentale Klima. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die englische Landwirthschaft eine Vollkommenheit erreicht hat, wie kaum eine andere. Englische Weizen- und Gerstensorten werden zur Aufbesserung unserer Körnerproduction verwandt. Und was die Züchtung betrifft, steht Großbritannien unerreicht da. Englische Schafe, Schweine, Rinder und Pferde schlagen durch Vollblut und Nützlichkeit noch immer die continentalen Rassen. Und zu den Vorzügen des Bodens und Klimas hat sich noch ein drittes Element gesellt, ohne welches eine blühende landwirthschaftliche Cultur undenkbar ist: ein arbeitsamer Menschenschlag. Die kräftige wetterharte Rasse der Angelsachsen ist wie geboren dazu, den Pflug zu handhaben. Der Brite ist zudem ein großer Thierliebhaber, und viel von den Erfolgen der englischen Züchterei ist auf diese natürliche Veranlagung des Stammes zurückzuführen. Hiermit geht eine Liebe zur Natur und eine scharfe Beobachtungsgabe Hand in Hand. Der Engländer ist der passionirteste Sportsman. Es ist aber gewiß auch kein Zufall, daß die „Entstehung der Arten“ von einem Engländer geschrieben worden ist. Alle jene guten, echt bäuerlichen Eigenschaften: Fleiß, Beharrlichkeit, Zähigkeit, Liebe zum Thiere und zum Grund und Boden sind dem Engländer eigen. Durch Jahrhunderte, nachdem die sächsische Einwanderung mit der Urbevölkerung aufgeräumt hatte, wurde der Boden Englands von germanischen Bauern cultivirt. Dieses Werk war freilich nicht annähernd so schwer und mühsam, wie bei uns in der europäischen Mitte, wo es galt, zunächst einmal das Land der unwirthlichen Wildniß von Wald, Sumpf und Sandfläche zu entreißen. Hier fand man den Tisch gedeckt. Die englische Weide war schon zu Cäsar's Zeiten eine ausgezeichnete.

Trotz aller dieser Vorzüge, trotz des Vorsprungs, den die alte Cultur der englischen Landwirthschaft giebt, ist es nicht zu bezweifeln, daß sich der Landbau im englischen Inselreiche in einer schweren Krisis befindet. Die Klagen über den Niedergang ihres Gewerbes sind laut und allgemein unter den englischen Landwirthen. Aber das wäre allein noch kein genügender Beweis, daß sie auch berechtigt sind. Ein bedenkliches Zeichen schon ist das Sinken der Renten, die von den Pächtern an die Landlords gezahlt werden, besonders da dieses Sinken ein allmäliges und anhaltendes ist, so daß es nicht mehr als eine blos vorübergehende Erscheinung betrachtet werden kann. Die Veröffentlichungen der königlichen Commission für Landwirthschaft stellen fest, daß die Renten in den letzten Jahren stetig 15—40 Procent gefallen sind. Dazu kommt ein sichereres Krankheitssymptom, die Auswanderung, welche manche Striche, wie zum Beispiel Irland, geradezu entvölkert, dann die Entvölkerung des platten Landes durch den Zug nach der Stadt, Erscheinungen, die uns in Deutschland nicht fremd sind und von denen wir wissen, was sie zu bedeuten haben. — Als das sicherste Zeichen für den schlechten Stand des landwirthschaftlichen Gewerbes aber muß es gelten, daß in vielen Theilen des Landes Farmen verlassen stehen, und daß der Boden unbebaut liegen bleibt, wie z. B. in der fruchtbaren Provinz Essex. Die Bebauung selbst des besten Bodens lohnt nicht mehr. Die Scholle kann ihren Mann nicht mehr erhalten. Sicher ist es kein gutes Zeichen, daß man in England mehr und mehr von der intensiven zur extensiven Cultur übergeht, vom Ackerbau zur Wiesencultur, von der Wiese zur Weide. Damit ist ein Rückschritt in der Entwickelung gemacht, auf dem Wege von der Cultur zur Uncultur.

Wenn man durch England fährt, von London nordwärts nach Schottland mit der Midland-Eisenbahn, welche recht eigentlich auf der Rückenlinie des englischen Landkörpers hinläuft, bekommt man vom Coupéfenster aus ein Bild im Kleinen von der englischen Landpflege. Man sieht da in den südlichen Strichen breite Flächen mit Weizen, Gerste, Kartoffeln, Rüben und Klee bestanden, trefflich bebaute Felder und Obstgärten, die einzelnen Schläge umgrenzt von grünen Hecken, aus denen mächtige Baumriesen: Esche, Eiche, Ahorn, Buche aufschießen, auf fetter Weide wohlgenährtes Vieh. Ein Bild von mannigfachen Reizen. Das Ganze abwechselungsreicher als die norddeutsche Landschaft, satter und wohlhabender, ein Abbild der hohen Cultur, welche dieses Land im Laufe der Jahrhunderte erreicht hat. Der Schnellzug bringt uns in wenigen Stunden in die Industriebezirke des Nordens. Je weiter wir kommen, desto spärlicher wird der Körnerbau, bis er in Lancashire und Yorkshire schließlich ganz von Wiese und Weide verdrängt ist. Man wird, während man so durch das englische Land dahinfährt, den Eindruck nicht los, als befände man sich in einem großen Parke. Man hat nicht das Gefühl, das sich einem beim Anblick der deutschen Ackerscholle mit ihrer Nüchternheit unwillkürlich aufdrängt, daß hier ein harter und schwerer Kampf um das tägliche Brod geführt würde. Dem englischen Landbau haftet etwas Luxuriöses an. Wie viel Raum allein nehmen die für das Auge so lieblichen Hecken und Umzäunungen der Felder weg, wie viel Platz und Licht rauben die alten prächtigen Einzelbäume mit ihren weithin schattenden Kronen — ganz zu schweigen von den beträchtlichen Flächen, welche die englischen Parks der Bodencultur entziehen, und gar die Hänge und Gründe und Bergketten, die nur zu Sportzwecken reservirt werden, für Grouse- und Kaninchen-

jagd. Ein Charakteristicum der englischen Landschaft ist auch das Fehlen des Forstes. Größere zusammenhängende Wälder giebt es in Großbritannien nur ganz wenige. Die Forstwissenschaft ist in England noch ganz in den Anfängen begriffen. Sicherlich wäre durch rationelles Aufforsten von Wäldern in Großbritannien viel wüstes Land nutzbar zu machen. — Auffällig ist ferner auch, wie wenig Häuser und Gebäude das Auge in dieser Landschaft erblickt. Man kann über Meilen und Meilen fahren, ohne ein einziges Dorf zu erblicken. Das deutsche Dorf fehlt, dafür taucht häufiger als bei uns aus den Baumwipfeln seines Parks der Sitz eines Großgrundbesitzers auf. Aber meist fehlt in der Nähe eines solchen Landsitzes Alles, was auf die Landwirthschaft hinweist. Gewächshäuser sind da, und Luxusstallungen, aber die Wirthschaftsgebäude in unserem Sinne, Scheunen, Kuhställe ꝛc. sind nicht vorhanden. Das deutsche Rittergut ist mit all seinen Nebenbetrieben, mit Brennerei, Meierei und Vorwerken ein viel weitverzweigteres Unternehmen, eine Stätte angestrengter Arbeit, nicht ein bloßer Sommeraufenthalt für Vergnügen und Sport, die zumeist der Sitz eines englischen Landlords darstellt.

Erstaunlich und befremdend ist die Menschenarmuth des platten Landes in Großbritannien; und dabei wissen wir doch, daß England eines der dichtest bevölkerten Länder Europas ist. Wo jene Menschenmassen hausen, begreifen wir erst, wenn wir durch die Kohlendistricte von Durham und die Industriebezirke Lancashires fahren, wo wir uns in einer einzigen großen rauchgeschwärzten Arbeiterstadt zu befinden glauben. Auch hier zeigt sich jene bedenkliche Eigenthümlichkeit der modernen englischen Entwickelung: die Mittelglieder fehlen. Auf der einen Seite sind alle Vorzüge, auf der anderen alle Nachtheile aufgehäuft. Der Grund und Boden Großbritanniens ist in Händen einer Handvoll Menschen. Es fehlt an kleineren und mittleren Besitzern. Das Land wird nicht bebaut vom Eigenthümer selbst, sondern vom Pächter. Mit einem Worte: Großbritannien hat keinen Bauernstand. England gilt mit Recht für das reichste Land Europas. Der Engländer brüstet sich damit, daß das englische Weltreich, mit all' seinen Colonien, das größte und mächtigste Gemeinwesen des Erdenrunds sei. In der That umfaßt dieses Reich den fünften Theil der Erdoberfläche. In langen Friedenszeiten, begünstigt durch seine Lage außerhalb des europäischen Festlandes mit seinen steten Kriegesstürmen, und verbunden eher als getrennt durch das Meer mit aller Herren Ländern, begünstigt ferner durch die ungeheuren Reichthümer des Landes an Kohle und Eisen, ist dieses kleine Stück Erde, Dank der Energie und dem Wagemuth seiner Bewohner, emporgewachsen zu dem die ganze Welt beschattenden Baume, als welcher das britische Weltreich heute vor uns steht. Und doch ruht diese gewaltige Ansammlung von Völkern, Heeren, Flotten, Handelslagern, See- und Landplätzen aller Zonen, jenes Netz von Handelsbeziehungen, welches England über die ganze bewohnte Erdoberfläche auszuspannen verstanden hat, ruht dieser gigantische Bau auf dem kleinen englischen Mutterlande, das sind die dreitausend Quadratmeilen englischen Bodens. Von diesem Boden ist Alles ausgegangen, was jetzt das britische Weltreich groß, angesehen und mächtig macht, hier sind die Männer geboren, die als Seefahrer, Pioniere, Eroberer und Colonisatoren die Meteorflagge in allen fünf Erdtheilen gehißt haben. Gewiß ist der Gedanke erhebend, wie klein und unscheinbar der Keim ursprünglich gewesen, der sich zu solchem Riesenbaume ausgewachsen hat, aber es könnte einem auch wiederum schwindeln, wenn man an die verkehrte Pyramide denkt, welche ein solches auf winziger Basis stehende Gebäude darstellt. Der Unterbau, welcher eine solche Last auf die Dauer tragen soll, muß allerdings stark und wohlverankert sein. Besorgt müßte man in der That für die Zukunft des Ganzen werden, wenn man sich sagte, daß der Grundpfeiler des britischen Weltreiches, der Grund und Boden von England selbst, der eigentliche Mutter- und Nährboden des Ganzen, zurückgehe an Kraft, Fruchtbarkeit, Ertragsfähigkeit und Cultur. Dann wäre das große Weltreich einem jener alten Bäume zu vergleichen, wie man sie in den englischen Parks häufig sieht, einzelstehend, weithin schattend, breitverzweigt, epheuumrankt, herrliche ehrfurchtgebietende Individuen — und doch innerlich hohl, vielleicht mehr gehalten und geschützt durch den Epheu, als durch das eigene Mark, vielleicht die Beute eines Zukunftssturmes. Der Mensch steht in viel engerer Beziehung zum Grund und Boden, als dieses Jahrhundert mit seiner das platte Land entvölkernden und die Städte füllenden Tendenz uns glauben lassen möchte. Geht der Landbau zurück, entvölkert sich das Dorf, so muß die nationale Kraft, so muß die Rasse leiden. Wir finden in England stärker noch als anderwärts jenen Zug zur Stadt ausgebildet, der die Vervollkommnung der Maschinentechnik und des Verkehrswesens und damit das Anwachsen der Industrie im Gefolge gehabt hat. Trotz alles Reichthums, den Kohle im Verein mit Eisen in England während des letzten Jahrhunderts angesammelt haben, ist es ein trauriges Zeichen, bedenklich für die nationale Wohlfahrt, wenn jährlich mehr und mehr Land außer Cultur geräth, wenn Dörfer verschwunden und an ihrer Stelle Städte pilzartig aus dem Boden aufgeschossen sind, und wenn mehr und mehr Hände der Landwirthschaft entzogen werden. Das gegenwärtige England macht den Eindruck eines reichen Mannes, der Mühe hat, seine Capitalien gewinnbringend anzulegen, und der darüber das Nächstliegende und Nothwendigste vernachlässigt, nämlich die Scholle, auf der er geboren ist, von der doch ursprünglich sein ganzer Reichthum stammt, zu cultiviren. Man zehrt vom Capital, das die früheren Generationen in einer dem Handel und Wandel wie keine andere Zeit günstigen Friedensära unter dem Zeichen der Erfindungen und neuer Verkehrswege angesammelt haben; man ist übersättigt und blasirt und verachtet den geringen, aber sicheren Gewinn, den die Bebauung des Landes abwirft. Charakteristisch ist es, daß mehr und mehr englisches Geld in amerikanischem Grundbesitz angelegt wird. Der jungfräuliche Boden amerikanischer Steppen und Urwälder gilt eben als hoffnungsvolles Speculationsobject. Dem gegenüber werden die Klagen der englischen Farmer immer lauter, daß es zur Hebung des einheimischen Landbaues kein Geld gebe und daß die nothwendigsten Meliorationen im Inlande unterbleiben.

All die Eigenthümlichkeiten des englischen Lebens, die es von dem der übrigen europäischen Nationen abheben, lassen sich aus der insularen Lage des britischen Reiches erklären, so auch die eigenthümliche Entwickelung seiner Landwirthschaft. Die Insellage hat die außerordentliche Concentration auf allen Gebieten hervorgerufen. Diese Reincultur ist bei der Rasse selbst ebenso auffällig wie in Kunst und Gewerbe, wie schließlich auch in Ackerbau und Viehzucht. Was englisch ist, trägt seinen besonderen Stempel, der es von den Producten aller anderen Länder unterscheidet. Diese Abgeschlossenheit war durch lange Zeiten hindurch ein großer Vorzug für England. Man fand innerhalb der eigenen Grenzen Alles was man brauchte. Man konnte mitleidig auf die Nachbarn herabblicken, die sich mit Kriegen oder mit Zöllen und Tarifen bekämpften. England brauchte solche Schutzmaßregeln nicht. Was es an Producten etwa nicht innerhalb seiner Grenzen erzeugte, das lieferten ihm seine Colonien, denn es hatte sich ja bei Zeiten alle wichtigsten und fruchtbarsten Landstriche in der Welt in irgend einer Weise tributpflichtig gemacht. Unter so günstigen Bedingungen ist es leicht, kosmopolitisch zu sein. In England war es, wo zuerst der bestechende Gedanke auftauchte, alle künstlichen Hindernisse des Handels und Wandels, alle Zollschranken niederzulegen. Aber Cobden's und Wight's großgedachte Pläne hatten zur Voraussetzung, daß alle Völker den Freihandel annehmen würden. Dadurch, daß England allein den vollen Freihandel annahm, während sich die anderen Nationen Europas nur mit um so höheren Zollschranken umgaben, ist England der offene Markt für alle Welt geworden, in der frei importirt wird, dessen heimische Producte aber überall auf Schutzzölle stoßen. Aber die Position des Inselreiches im Weltmarkte ist so stark, und ihre eigentliche Basis: Eisen und Kohle scheint so unerschöpflich, daß die englische Industrie bisher dem Freihandel zum Trotze noch nicht lahm gelegt ist. Hingegen leidet ein anderes Gewerbe um so ärger unter dieser Lage, das Gewerbe, welches in erster Linie Rohproducte hervorbringt, die Landwirthschaft. Ja, man kann es ruhig aussprechen: der Freihandel hat der englischen Landwirthschaft den Todesstoß versetzt. Inzwischen nämlich, wo die englischen Colonien und vor Allem die große, im vorigen Jahrhundert vom Mutterlande abgefallene Colonie, die Vereinigten Staaten, erstarkt sind, wo sich Canada und Australien mehr und mehr der englischen Machtsphäre zu entziehen trachten, hat sich ein Prozeß vollzogen, den wir in der Natur überall beobachten können: das Kind wächst über die Eltern hinaus und lohnt ihnen ihre Mühen mit Emancipation, ja mit Auflehnung und Abfall. Die eigenen Colonien machen dem britischen Vaterlande die stärkste Concurrenz. Canada, Australien, Indien, Neuseeland werfen Getreide auf den Markt, das der englische Farmer nicht halb so billig liefern kann. Australien, Neuseeland, das Cap importiren Fleisch, ja selbst Butter in gefrorenem Zustande, die den heimischen Viehzüchter auf Schleuder-

preise herabdrücken. Ihnen schließen sich die anderen Getreide und Fleisch importirenden Länder an. Argentinien, das noch vor zwölf Jahren importirte, steht jetzt in dritter Linie unter den Weizen exportirenden Ländern. Die Versorgung des englischen Marktes mit Eiern, Käserei- und Molkerei-Artikeln haben Nordfrankreich, Holland, Dänemark und Schweden an sich zu bringen gewußt. Ueberall sieht sich der englische Landwirth durch fremde Producte, die zollfrei ins Land kommen, unterboten.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Ruf nach Schutz der heimischen Erzeugnisse laut und lauter aus den Kreisen der Geschädigten erschallt. Aber England kann nicht zum Schutzzollsystem übergehen. Hier tritt einmal ein Nachtheil der insularen Lage hervor, die England sonst so viel Gutes gebracht hat. Die Beschränkung auf ein kleines festabgegrenztes Territorium war durch Jahrhunderte hindurch Englands Stärke, aber jetzt, unter veränderten Bedingungen, fängt sie an seine Schwäche zu werden, denn diese Isolirung ist nicht mehr durchzuführen wie ehemals. England braucht jetzt seine Nachbarn, es ist auf den Import angewiesen. Der englische Acker würde nicht genügen, um auch nur London mit Nahrung zu versorgen. Zoll auf nothwendige Lebensmittel ist unmöglich in einem Lande, dessen Einwohnerzahl in der letzten Dekade um vierzehn Procent gewachsen ist. Die Annahme von nur mäßigen Zöllen — etwa wie wir sie in Deutschland haben — würde für England Hungersnoth bedeuten. England befindet sich also in einem schweren Dilemma: um den Consumenten, das ist die große Masse der Arbeiter, für die der Brodpreis Bedeutung hat, vor dem Verhungern zu schützen, muß man zusehen, wie der Producent, ein nicht minder wichtiger Theil des Volkkörpers, um den Lohn seiner Arbeit gebracht wird. Mit einem Worte: damit der Proletarier leben kann, muß der Bauer zu Grunde gehen.

Ferner sind es die hohen Löhne, die hohen Kosten überhaupt, unter denen er producirt, was den englischen Landwirth in Nachtheil setzt seinen ausländischen Berufsgenossen gegenüber. Die Löhne sind noch nicht das Schlimmste — in manchen Theilen Englands halten sie sich ungefähr die Wage mit dem guten Durchschnitts-Verdienst des deutschen Landarbeiters — es sind noch mehr die Gewohnheiten des englischen Arbeiters, welche ihn theuer und schwierig zu erhalten machen. Der Engländer, selbst der ärmste, ist an eine viel bessere Lebenshaltung gewöhnt, als der Deutsche, oder gar der Pole. Der irische Arbeiter aber, der genügsamer ist, als sein englischer Genosse, ist aus politischen und religiösen Gründen schwierig, und zur Auflehnung und Auswanderung geneigt. In Vielem ist man ja hier auf einer scheinbar höheren Stufe der Cultur angelangt als auf dem Continent. Die Arbeitszeit ist durchweg kürzer als bei uns. Die Behandlung des Arbeiters ist eine humanere. Frauenarbeit ist selten. In der Ernte und zu leichteren Verrichtungen findet man auch die Frauen thätig; nie aber wird man — was in Deutschland nichts Seltenes ist — Frauen und Kinder beim Hacken und Graben, oder gar beim Eggen und Pflügen im Joche sehen.

Die günstige Lage des englischen Landarbeiters hat freilich ihre Schattenseite für den Farmer. Er producirt theuer, und kann sich nur dadurch helfen, daß er weniger Hände beschäftigt. Die Löhne können nicht erniedrigt werden, selbst wenn die Lebensmittelpreise noch tiefer sinken sollten. Die Tendenz geht in England, wie in der ganzen Welt, auf Verbesserung der Lage der niederen Stände, und von der Lebenshaltung, an die sich eine Classe einmal gewöhnt hat, läßt sie sich gutwillig nicht wieder herabschrauben. Der englische Farmer producirt also mit theuren Arbeitern und erzielt niedrige Preise. Und außerdem giebt es noch andere Lasten, die ebenfalls auf den breiten Rücken der Landwirthschaft gelegt werden, und die sie zu Boden drücken.

Ein Umstand, über den die englischen Landwirthe viel — und wie es scheint mit Recht — klagen, sind die hohen Eisenbahntarife. Wenn es billiger ist, dieselbe Menge von Gütern von Amerika nach England zu transportiren, als von einem Ende des Inselreiches zum anderen, dann erscheint der einheimische Güterverkehr entschieden benachtheiligt. Aber an wen soll sich der leidende Theil wenden mit seiner Klage! Die Regierung hat auf diese Verhältnisse keinen Einfluß. Die Eisenbahngesellschaften und Actieninhaber aber tragen nur Interesse an möglichst hohen Dividenden. Ob die Landwirthschaft leidet, hat bisher noch die Geldleute aller Länder sehr kühl gelassen. Sodann ruhen hohe Abgaben auf dem Lande. In England, wo Grundbesitz und Wirthschaftsbetrieb selten zusammenfallen, werden diese Lasten theils vom Besitzer theils vom Pächter getragen; die Vertheilung hängt ab von localer Gewohnheit und Abkommen. Die Armen-, Wege- und Grafschaftssteuern werden meist vom Pächter getragen. Die Einkommensteuer bezahlt der Pächter zwar, da er sie aber vom Pacht abzieht, trägt sie in Wahrheit der Grundbesitzer; ähnlich wird meist mit der Grundsteuer und Gebäudesteuer verfahren. Die Kirchenabgaben wurden früher ähnlich wie bei uns in Naturalien bezahlt, jetzt ist das abgelöst und es wird eine Geldsteuer gezahlt, die der Pächter trägt. — Das Princip in dieser Entwickelung der Steuerverhältnisse scheint gewesen zu sein, die Lasten, welche auf dem Grund und Boden selbst und allem dauernd mit ihm Verbundenen liegen, auf die Schultern des Besitzers zu legen, alle nicht direct mit dem Grundstück verknüpften Ausgaben aber dem Pächter zuzuschieben. Arg wird von Seiten der Grundbesitzer eine Maßregel des letzten radicalen Parlaments verwünscht, die sogenannte death duty. Das ist eine außerordentlich hohe Abgabe, welche beim Uebergange von Grund und Boden durch Erbschaft auf einen neuen Besitzer zu erlegen ist. Man beschwert sich vor Allem darüber, daß das mobile Capital im gleichen Falle keine annähernd hohe Erbschaftssteuer zu tragen hat. Aber das sind alles Schwierigkeiten mehr äußerlicher Natur, die durch eine veränderte Gesetzgebung, durch Regierungsmaßregeln und Verträge, oder durch eine günstigere Conjunctur gehoben werden könnten. Die Wurzeln aber der großen Krisis, welche über den Landbau des Inselreiches hereingebrochen ist, müssen wir viel tiefer suchen, in der Entwickelung des englischen Volkslebens, in seinen politischen und wirthschaftlichen Geschicken überhaupt.

Zwischen den Landwirth und das Land hat sich in Großbritannien der Rentner geschoben. Dieser Prozeß der Monopolisirung des Grundbesitzes durch die gentry hat erst in diesem Jahrhunderte seinen Abschluß gefunden. Man kann sagen, daß es in England einen Bauernstand nicht mehr giebt, wenn man unter Bauer einen Mann versteht, der in einer Person ein Stück Land besitzt, bearbeitet und davon lebt. Diese Art von Colonen gab es in Großbritannien durch das ganze Mittelalter in großer Zahl, sie machten das eigentliche Mark des Volkes aus. Wir haben es jetzt nur noch mit einer Classe von Grundbesitzern zu thun auf dem platten Lande, dem Landlord. Der Großgrundbesitzer aber wirthschaftet im seltensten Falle selbst, er läßt vielmehr seine Besitzungen, die meist weit auseinandergelegen sind, von seinen stuarts und landagents verwalten. Die verpachten das Land an die Farmer und diese Pächter wiederum beschäftigen Lohnarbeiter. Hier also sehen wir eine Entwickelung der ländlichen Verhältnisse, der wir in Deutschland mit Bangen entgegensehen, als vollzogene Thatsache: die Verdrängung des Bauernstandes von der Scholle, die Aufsaugung des mittleren Grundbesitzes durch den Großgrundbesitz und das Herabsinken der freien Bauernschaft zu Pächtern und Proletariern. Ein solches Verschwinden eines ganzen Standes hat etwas Unheimliches an. Hier liegt der Angelpunkt der socialen Frage für das moderne Großbritannien. Die Zukunft wird lehren, ob das reiche England im Stande ist, ohne den Bauern zu prosperiren. Niemals sollte das Menetekel vergessen werden, das uns Modernen durch den Untergang des römischen Reiches an die Wand gemalt worden ist. Die Entbauerung des Volkes, die Latifundienwirthschaft mit ihren Sklavenheeren, die Entartung des Geschlechtes in der entnervenden Hauptstadt, sie sind es gewesen, welche dem römischen Reiche, erst wirthschaftlich und dann politisch, den Untergang bereitet haben.

W. v. Polenz.

Bücherbesprechungen.

— Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. Von Dr. Paul Laband, ord. Prof. des deutschen Rechts an der Universität Straßburg. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage in zwei Bänden. Freiburg i. B. und Leipzig, 1895. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis: 42 ℳ geh., 47 ℳ geb. — Im Jahre 1876, also vor nunmehr 20 Jahren, erschien der erste Band der ersten Auflage des uns gegenwärtig wieder in erneuter Gestalt vorliegenden hochbedeutenden wissenschaftlichen Werkes. Welch tiefgehenden Einfluß sein damaliges Erscheinen auf die deutsche Staatsrechtsliteratur namentlich vermöge der von Laband darin für die allein richtige und zuverlässige erklärten und mit großer Strenge durchgeführten formal-logischen Behandlungsmethode ge-

habt hat, das hat erst neuerdings wieder Prof. Dr. **Karl Rieker** in einem in Dr. **Kuno Frankenstein's** Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirthschaft, für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften aller Länder erschienenen Aufsatze zutreffend hervorgehoben. Laband ist dieser seiner Methode auch in der neuesten Auflage, die sich insoweit namentlich von der zweiten kaum unterscheidet, durchaus treu geblieben, unserer Meinung nach durchaus zum Vortheil der Sache. Die Art, wie Laband an der Hand der bestehenden Gesetze und zwar keineswegs nur nach ihrem Wortlaute, sondern richtiger Interpretationsregel gemäß nach der aus ihrer Entstehungsgeschichte sich ergebenden Absicht der gesetzgebenden Factoren die in ihnen enthaltenen Rechtsbegriffe und Rechtsregeln entwickelt und wie er aus denselben die für ihre praktische Anwendung wichtigen Folgerungen zieht, die dabei auftauchenden Zweifelsfragen zur Erledigung bringt und so ein in sich zusammenhängendes widerspruchsloses System des gesammten öffentlichen Rechtes aufzubauen bemüht ist, ist unserer Meinung nach durchaus mustergiltig. Man hat der formal-logischen Methode der Behandlung des Staatsrechtes vorgeworfen — und auch von Seiten Rieker's ist dies in dem oben angezogenen Aufsatze geschehen —, daß sie der historischen und politischen Bedingtheit der staatsrechtlichen Begriffe und Einrichtungen nicht vollauf gerecht werde. Hiergegen möchten wir zunächst erinnern, wie es unserer Meinung nach keineswegs eine Eigenthümlichkeit des Staatsrechts, sondern vielmehr eine Eigenschaft des positiven Rechtes überhaupt, insbesondere auch des Straf- und Privatrechtes, ist, daß es als Ergebniß historischer Entwickelung und im Zusammenhange mit den geschichtlich gewordenen Zuständen der Gegenwart betrachtet werden muß und nur so richtig verstanden werden kann. Dies nachgewiesen und zur allseitigen Anerkennung gebracht zu haben, ist das für alle Zeit unverwelkliche Verdienst der historischen Rechtsschule. Auch der Rechtsdogmatiker wird sich daher, um Sinn und Verstand einer positiven Rechtsvorschrift festzustellen, um die Verhältnisse, unter denen sie entstanden ist, und um die Absichten ihrer Urheber zu kümmern haben. Dies thut denn auch Laband, obwohl er im Allgemeinen — zu vergl. die Vorrede zur 2. Auflage seines Staatsrechts S. X der jetzigen 3. Auflage — historische und politische Betrachtungen für die dogmatische Beherrschung eines Rechtsstoffes für belanglos erklärt, überall da, wo die Auslegung der zu behandelnden Verfassungs- und Gesetzesvorschriften nur auf diesem Wege zu gewinnen ist. Ja auch bei der Behandlung allgemeiner, in den Gesetzen nicht festgelegter, sondern auf wissenschaftlichem Wege erlangter Begriffe des modernen Staatsrechtes kommt der historische Standpunkt wenn schon nicht ausdrücklich, so doch thatsächlich zur Geltung. So stützt sich seine Darlegung des subjectiven Begriffes der Verwaltung Bd. 1 S. 640 fl. der 3. Aufl. auf die durch Montesquieu in Aufnahme gekommene constitutionelle Theorie von der Theilung der Gewalten, welche wiederum bekanntlich auf das historische Vorbild der englischen Rechtszustände im vorigen Jahrhundert zurückzuführen ist, und wenn hier von ihm weder Montesquieu's noch Englands Erwähnung geschieht, so thut dies sachlich dem historischen Charakter der Darstellung keinen Abbruch und darf vielleicht mehr als formelle Concession an das in der Vorrede der zweiten Auflage proclamirte Princip der ausschließlich logischen Behandlungsart der Dogmatik betrachtet werden. Jedenfalls ist dem Referenten bei Durchgehung der dritten Auflage des Laband'schen Staatsrechts kein Beispiel entgegengetreten, daß die formal-logische Methode den Verfasser zu offenbar unrichtigen Consequenzen verleitet hätte. Allerdings steht der als Beleg unerträglicher Consequenzen des Laband'schen Formalismus von Rieker aus einer früheren Auflage unseres Werkes citirte Satz, daß „die Beschlüsse", welche der Reichstag ohne die Anwesenheit der zur Beschlußfähigkeit in Art. 28 der Reichsverfassung geforderten Mitgliederzahl gefaßt hat, trotz der stillschweigenden Uebereinkunft der betheiligten Factoren, diese Beschlußunfähigkeit zu ignoriren, „**verfassungswidrige** seien", auch in der gegenwärtigen Auflage des Laband'schen Staatsrechts S. 307, Note 3. Allein wir wüßten in der That nicht, wie gegenüber der unzweideutigen Fassung des Art. 28 die Folgerung vermieden werden soll, daß diese Uebereinkunft sowohl wie jene Beschlüsse selbst mit der Verfassung im Widerspruche stehen. Denn daß man einer derartigen parlamentarischen Praxis nicht die Bedeutung und Wirkung eines derogatorischen Gewohnheitsrechts geben kann, versteht sich von selbst. Wenn aber aus dem angeführten Satze Laband's von Rieker der Schluß gezogen wird, daß also allen auf derartigen Beschlußfassungen beruhenden Reichsgesetzen jeder Deutsche, auch wenn sie im Reichsgesetzblatt mit kaiserlicher Unterschrift publicirt seien, den Gehorsam verweigern könne, so entspricht dies Laband's Anschauungen mit nichten. Denn nach seiner Ansicht wird durch die dem Kaiser zustehende „Ausfertigung" und die darauf stattfindende Verkündigung eines Reichsgesetzes im Reichsgesetzblatt „in formell unanfechtbarer und rechtwirksamer Weise constatirt, daß das Gesetz verfassungsmäßig zu Stande gekommen ist" (S. 526), und wie hiernach die Frage, ob dem Richter einem solchen Gesetze gegenüber ein Prüfungsrecht zustehe, von Laband verneint wird (S. 532), so kann noch weniger jedem einzelnen Reichsunterthanen ein solches Recht eingeräumt werden. Was im Uebrigen das Verhältniß der neuen dritten Auflage zu der letzten vom Jahre 1887 anlangt, so sind nicht nur selbstverständlich die in den inzwischen verflossenen acht Jahren eingetretenen Veränderungen der Rechtslage gewissenhaft beobachtet worden, wie denn insbesondere dem „die inneren Angelegenheiten" betreffenden 10. Capitel zwei neue Paragraphen, nämlich §. 80 über „die Seeschifffahrt und die Wasserstraßen" und §. 81 über „die Medicinal- und Veterinärpolizei" eingefügt worden sind, sondern es hat auch die inzwischen erschienene Literatur sorgfältige Berücksichtigung gefunden. Endlich ist die erneute Durcharbeitung des Werkes auch der sprachlichen Form desselben zu Gute gekommen. Die letztere ist unserer Meinung nach in dieser neuesten Auflage sowohl nach der Seite der Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, wie nach derjenigen der Schönheit des Stils geradezu mustergiltig. Ihr ist es zu danken, daß man selbst solche Partien des Buches, in denen die Neigung des Verfassers zu Begriffsspalterei und Vernunfttüftelei das weiteste Feld findet, wie beispielsweise in den Capiteln von der Gesetzgebung (Cap. 6) und von der Verwaltung (Cap. 8), mit Genuß lesen kann.

***

— **Die technische Verwerthung der Lausitzer Granite** von Dr. **O. Herrmann**. Die vorliegende kleine, 14 Seiten umfassende Schrift ist ein Sonderabdruck aus dem 11. Heft des Jahrganges 1895 der bei J. Springer in Berlin erscheinenden Zeitschrift für praktische Geologie. Der Verfasser ist im Dienst der **geologischen Landesuntersuchung** zehn Jahre lang in der Lausitz thätig gewesen und daher mit den geologischen Verhältnissen der Kreishauptmannschaft Bautzen vollkommen vertraut. Er faßt das in etwa 30 Erläuterungsheften zur geologischen Specialkarte von Sachsen über die verschiedenen Varietäten der Lausitzer Granite, über deren geologisches Auftreten und petrographische Eigenthümlichkeiten Gesagte zu einem anschaulichen Bilde zusammen und fügt Angaben über das Alter, die Ausdehnung und die ökonomischen Verhältnisse der Lausitzer Granitindustrie hinzu. In Bezug auf letztere hat sich die staatliche Fürsorge als besonders segenspendend erwiesen. Wer vor etwa 20 Jahren noch durch die Lausitz wanderte, sah die dunkle Farbe der Wälder und die hellen Töne der Wiesen und Felder nur selten durch eine Entblößung des Untergrundes unterbrochen und hörte nur unmittelbar an den Häusern der Dörfer den gleichmäßigen Schlag der Webladen. Wie anders heute, wenn man vom Coupéfenster aus das Auge über die nämliche Gegend schweifen läßt! Allenthalben sieht man durch gewaltige Brüche das bläulichweiße Granitgestein entblößt, fast an jedem Bahnhof sind gewaltige Massen von Säulen, Platten und Würfeln zum Versandt fertig aufgestapelt und weithin schallt der helle Klang der fleißig geschwungenen Hämmer. Dieser überraschende Aufschwung, diese weite Ausdehnung der Granitindustrie ist nur möglich geworden durch das dichte Eisenbahnnetz, welches das sanftwellige Hügelland durchzieht und den Absatz des werthvollen Gesteins nach fernen Gegenden hin ermöglicht. Und weiter: bei der mit Staatsmitteln ins Werk gesetzten **geologischen Landesuntersuchung** hat sich in Bezug auf den Lausitzer Granit ergeben, daß man an einem daumennagelgroßen, zu einem mikroskopischen Präparat verschliffenen Splitter schon feststellen kann, ob er gesundem, zu technischer Verwerthung tauglichem Gestein entstammt. So vermag heutigentages der Unternehmer aus den geologischen Karten zu ersehen, wo er mit Wahrscheinlichkeit einen betriebsfähigen Bruch ansetzen kann, und die Staatsbahn ermöglicht ihm, über den Absatz des gewonnenen Materials weitschauende Dispositionen zu treffen. E.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 25. Donnerstag, den 27. Februar. 1896.

Hans v. Bülow's Briefe.*)

Eine überaus werthvolle Gabe bietet uns die Wittwe Hans v. Bülow's in den unlängst erschienenen zwei Briefbänden, denen zunächst seine gesammelten Schriften folgen sollen, dar. „Der Schwerpunkt ihrer Bedeutung," sagt die Herausgeberin selbst, „liegt in dem biographischen Material, das sie enthalten." Wenn dies aber auch mehr oder weniger im Allgemeinen von Briefsammlungen gilt — es sei, um bei musikalischen Beispielen zu bleiben, nur an diejenigen Liszt's, Mendelssohn's, Mozart's erinnert — so darf es im vorliegenden Falle mit Recht besonders betont werden. Aus Bülow's Briefen setzt sich eine Art Autobiographie zusammen, die, und das ist ihre hervorzuhebende Eigenart, bis in die Kindheit des Schreibenden zurückgeht. Von den großen und kleinen, den äußeren und inneren Geschehnissen seiner ersten 25 Lebensjahre erhalten wir getreulichen Bericht und wo die schriftlichen Mittheilungen des Künstlers schweigen, wo der Faden hier und dort abreißt, spinnt ihn die Herausgeberin durch eigene verbindende Worte oder durch ergänzende Briefe und Brieffragmente Anderer mit feiner, kundiger Hand weiter; sie sorgt, daß keine Lücke störend dazwischen trete und daß es den betreffenden Menschen und Dingen, vornehmlich aber der Hauptperson des Buches selbst, nicht an der rechten Beleuchtung fehle. So bildet das Ganze nicht nur eine psychologisch interessante, sondern zugleich eine in hohem Grade anziehende, zu Geist und Herzen sprechende Lectüre, die uns den Werdeprozeß eines großen Musikers und bedeutenden Menschen vor Augen führt und daneben allerlei charakteristische Streiflichter auf die musikalischen Zustände und Persönlichkeiten der Zeit fallen läßt.

Als elfjähriger Knabe nimmt Hans v. Bülow in einem Briefe vom Mai 1841 zum ersten Male das Wort. Er ist, gleich vielen der folgenden, von Leipzig aus an seine in Dresden lebende Mutter, Franziska geb. Stoll, die jüngere Schwester der Kammerräthin Frege in Leipzig, deren häufiger Gast der kleine Hans war, gerichtet. An die Mutter, den Vater, Eduard v. Bülow, der sich als Schriftsteller der romantischen Dichterschule anschloß und als Novellist und erster Biograph Heinrich v. Kleist's noch in der Erinnerung der Nachwelt lebt, sowie an die jüngere Schwester Isidore oder Isa — nachmals Frau v. Bojanowski — wendet sich die weit überragende Mehrzahl der hier gegebenen Briefe. Gehören doch von den 142 Briefen des (die Jahre 1841—1853 umfassenden) ersten Bandes nicht weniger als 123, von den 98 des zweiten Bandes (1853—1855) 63 der Familie an, während hier nur 19, dort 35 auf Freunde und Künstler — unter ihnen Liszt, Raff, Wieck, Uhlig, Köhler — entfallen. Aus der bei aller Kindlichkeit scharf beobachtenden, geistig selbständigen, klaren und offenen Art des Knaben erkennt man im Keim manchen Charakterzug des späteren Mannes. Zu Manchem, was uns im Wesen des Letzteren unverständlich, weil scheinbar widerspruchsvoll, blieb, giebt uns der Einblick in sein Jugendleben, seinen Entwickelungsgang, den Schlüssel, und wer noch nicht wußte, welch' reiches, großes, feinfühliges Herz dem vielbewunderten Künstler neben seinem Genie und seinem sprühenden Geist und Witz zu eigen war, der kann es aus diesen Briefen herauslesen.

Hans v. Bülow war kein Sonnenkind. Sein dem Buch vorangestelltes Kinderbild mit den großen, ernst und tief blickenden Augen schon verräth es. Von Geburt an zart und kränklich, hat er den Segen einer kräftigen Gesundheit nie gekannt. Frühzeitig mußte er sich daran gewöhnen, mit ungewöhnlich reizbaren Nerven und unter fortwährenden physischen Anfechtungen durch's Leben zu gehen. Dunkle Schatten warf das getrübte Verhältniß zwischen Vater und Mutter, das 1849 zur Scheidung und Wiederverheirathung Eduard v. Bülow's mit Gräfin Louise Bülow-Dennewitz führte, in seine Kindheit und Jugend. Selbst seine Universitätszeit war keine glückliche; am wenigsten die in Leipzig verlebten anderthalb Jahre, während welcher er die Gastfreundschaft seiner Verwandten genoß, sich dabei jedoch in der Freiheit seiner Bewegung gehemmt und in peinliche musikalische und politische Gegensätze zu ihnen gebracht sah. Nachgiebigkeit gegen die Denk- und Gefühlsweise Anderer gehörte nicht eben zu den starken Seiten seiner Natur; bekennt er doch selbst später einmal: „Niemand kann weniger Anlage und Beruf dazu haben, Contraste zu mildern, oppositionelle Härten zu lösen, als ich." Nicht eigene Wahl, sondern der Wunsch der Eltern hatte ihn an das Studium der Jurisprudenz gewiesen. Ihn erfüllte, seit er mit dem im Jahre 1842 erstmalig in Dresden aufgeführten „Rienzi" den ersten gewaltigen Kunsteindruck seines Lebens empfangen hatte, einzig nur die Musik. Ihn zum Künstler zu erziehen aber kam seinen Eltern nicht in den Sinn, so sehr sie sich seiner hohen musikalischen Begabung freuten. Sie sollte, so meinten sie, nur ein freundlicher Schmuck seines Lebens bleiben. Nichtsdestoweniger hatten seine jugendlichen Compositionen ihm bereits den Beifall Richard Wagner's, des glühend von ihm verehrten Meisters, gewonnen, den er ihm brieflich aussprach. Auch als Clavierspieler hatte er, von Wieck auf den rechten Weg geführt, schon als Kind die Aufmerksamkeit Mendelssohn's, Clara Schumann's und insbesondere Liszt's erregt, so daß dieser bei einer Soirée in Dresden zu Anfang der vierziger Jahre erklärte, er wolle nur dann spielen, wenn man ihm den kleinen Bülow hole, was auch alsbald geschah, obgleich der Knabe bereits zu Bett gegangen war. Achtzehnjährig hatte Hans seine Virtuosität zuerst in Stuttgart, dahin seine Eltern für kurze Zeit (1846—48) übergesiedelt waren, öffentlich bewundern lassen; wie er auch ein Jahr später, nachdem er für zwei Semester die Universität Leipzig mit Berlin vertauschte, als musikalischer Berichterstatter der Berliner „Abendpost" seine schriftstellerische Thätigkeit begann. Gehorsam hatte er sich bisher dem Gebot der Eltern unterworfen. Endlich, im September 1850, aber kam es, nachdem der Entschluß des Jünglings in Weimar gereift sein mochte, als er im August zuvor Zeuge der Erstlingsaufführung des „Lohengrin" unter Liszt's „zauberischem Dirigentenstab" gewesen war, zu einem Gewaltstreich. Bei seinem Vater auf dessen schweizerischer Besitzung Schloß Oetlishausen, die er mit seiner zweiten Gattin bewohnte, zu Besuch, war er eines Morgens spurlos verschwunden. Zu Fuß war er trotz Sturm und Regen nach Zürich gewandert, zu Richard Wagner, dem großen Verbannten, dessen Antrag, sich unter seiner Leitung zum Dirigenten auszubilden, er nicht zu widerstehen vermochte. Und so geschah es denn, wie sein Schicksal es wollte.

Der Zorn des selber künstlerisch angelegten Vaters ist bald beschwichtigt. Mit einem achtmonatlichen Zerwürfniß mit der Mutter aber muß der mit Leidenschaft der Musik ergebene Hans v. Bülow das Glück bezahlen, sich endlich seinem innersten Beruf uneingeschränkt widmen zu dürfen. Vergebens sucht Wagner in einem Schreiben an Frau v. Bülow zu vermitteln, das zu den wärmsten seiner brieflichen Kundgebungen und zu den werthvollsten Documenten des Buches zählt. Sein Urtheil über „die große, ja ungewöhnliche künstlerische Befähigung" seines Schütz-

*) Hans v. Bülow, Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie v. Bülow. Briefe 1. und 2. Band. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1895. Preis brosch. 10 ℳ, geb. 12 ℳ und (Halbfrzbd.) 14 ℳ

lings wirft er hier in die Wagschale und begründet dasselbe auch Hansens Vater gegenüber schriftlich. Doch vergeblich tritt der Meister für den Jünger ein: die Mutter erblickt in Wagner nur den bösen Genius ihres Sohnes. Auch Liszt's Zeugniß, daß „Hans mit einer seltenen musikalischen Organisation begabt" sei, fruchtet nichts, und ohne Echo verhallen die ergreifenden Worte, die der Sohn am 26. October 1850 der Mutter sendet:

„Lange habe ich geschwankt und gezaudert, Dir zu schreiben, denn ich habe Dir gegenüber ein böses Gewissen; ich habe eine gewaltsame Verletzung aller kindlichen Pflichten gegen Dich begangen, und bin mir dessen vollkommen bewußt, da nicht Leichtsinn mich bethört und keine Ueberstürzung stattgefunden hat, denn sonst wäre ihr ja die Reue auf dem Fuße nachgefolgt und ich wäre nicht mehr hier und unser Verhältniß zu einander nicht gebrochen oder gestört. Ich bereue jedoch die That, die vom Standpunkte meiner heiligen Pflichten gegen Dich verwerflich zu nennen ist, nicht, und fürchte nun, Dein gerechter Zorn habe über die Mutterliebe den Sieg davongetragen; ich fürchte — und Thränen stehen mir bei dieser schmerzlichsten aller Besorgnisse in den Augen — Du könnest von Deinem Sohne, der sich von seiner Mutter selbst getrennt, nichts mehr wissen wollen; Du erkennest ihn nicht mehr als solchen an; Du werdest vielleicht auch jedes von ihm kommende Schreiben ungelesen vernichten. Ich gab mich keiner milden Täuschung hin, ich machte es mir klar, daß dies Alles natürlich sein würde, daß ich allein die Schuld trage und ich es nicht anders verdient habe. Und dennoch . . . . vermag ich nicht zu glauben, daß es wirklich so sein könne, daß Deine unbesiegbare Antipathie gegen den Mann, den ich so hoch verehre, und der durch die warme, herzliche Theilnahme, durch die väterliche Fürsorge für mich sich die größten Ansprüche auf meine Liebe und Dankbarkeit erworben hat, so allmächtig sein könnte, Dir den Sohn ganz aus dem Herzen zu reißen. Und wäre es selbst möglich, daß in diesem Augenblicke Deine Abneigung gegen den edelsten, liebens- und verehrungswürdigsten Mann so tief wurzele, um die Oberhand zu haben — ich hoffe von der Zukunft, daß sie Dich milder, versöhnlicher stimmen, Dich toleranter für entgegengesetzte Ansichten und Gesinnungen machen, Dir vielleicht ein wenig Achtung und Interesse für den Mann einflößen werde, dem ich allerdings in gewissem Sinne die endgiltige Entscheidung über meinen Lebensberuf im Herzen zugesprochen habe, noch ehe ich nach der Schweiz kam, meinen Vater zu besuchen. Daß ich nur zur Musik Lust, wahre Neigung habe, daß nur in diesem Berufe mir trotz äußerlicher Qual und Plage Glück und innere Zufriedenheit zu Theil werden könne, das war längst reiflich in mir erwogen; und daß ich in künstlerischer Lebensthätigkeit nützen, meine wirklichen Anlagen zu meinem und Anderer Besten zu verwerthen im Stande sein würde, hatte sich bei mir schon lange in überzeugungsvollster Klarheit festgesetzt . . . . Wagner's Briefe nach Oetlishausen an mich haben meinen Entschluß beschleunigt, haben ihn vollendet. Bei Wagner, in seiner Nähe, unter seiner Leitung praktisch studirend zu leben, um Künstler zu werden, dies ist tautologisch, da ich eben den Ehrgeiz habe, ein Künstler, kein Musikant zu werden, zu welchem letzteren in Berlin, Leipzig &c. ebenfalls Gelegenheit vorhanden wäre. Es ist meine Bestimmung, die entschieden sich an den Tag legende Tendenz meiner Kräfte und Anlagen, Wagner nachzustreben ohne sklavische, kindische Nachahmung. Ich sage jetzt: besser selbst ein mittelmäßiger Musiker als ein guter, sogenannt tüchtiger Jurist. Wagner glaubt, ich werde ein guter Musiker, ein bedeutender Künstler: es ist an mir, sein Vertrauen im Laufe der Zeit zu rechtfertigen. Diesen Winter absolvire ich hoffentlich mein Brodstudium, ich werde ein guter, routinirter Dirigent, wozu ich — nach Wagner's Worten — die entschiedenste Anlage durch meine Feinheit des musikalischen Ohres, durch die Leichtigkeit meiner Auffassungsgabe, meiner schnellen Ueberſicht, meines fertigen Clavierspiels besitze . . . Jetzt ist's entschieden, ich werde Musiker, ich thue, was ich nicht lassen kann, und ich hoffe so, ein glücklicher, zufriedener Mensch werden zu können. Verdammst Du mich vielleicht jetzt — ich hoffe Dich durch den Gebrauch meines Talentes, meiner, wie Liszt und Wagner behaupten, nicht gewöhnlichen musikalischen Kräfte zu einer richtigeren Ansicht zu bringen. Laß es meine Sorge sein; laß nicht jeden Funken von Liebe für mich in Dir erlöschen; erlaube mir, Dir wenigstens von hier zu schreiben, wie ich lebe, was ich treibe, wie mir's geht. Wäre es Dir wirklich gleichgiltig, wenn ich jetzt stürbe? Lebe recht wohl und glücklich. Möge Isidore Dir Freude machen; ich kann es nicht, so wie Du willst. Mögest Du mir einmal eine Zeile schreiben, wenn Dein Unwille sich etwas gelegt hat. Ich werde Dir stets so lange schreiben, bis Du mir es verbietest."

Nicht minder beweglich lautet die Sprache eines zweiten, vom 30. April 1851 aus Oetlishausen datirten Briefes an die Mutter, der also beginnt: „Der innerste Herzensdrang, das traurige und so unnatürliche Verhältniß, welches seit einem halben Jahre durch mein Verschulden zwischen Mutter und Sohn besteht, wieder aufgehoben zu sehen, veranlaßte mich, in einem Briefe an meine Schwester bei dieser anzufragen, ob Du es wohl in Deinem Unwillen über die von mir erlittene herbe Kränkung erlauben würdest, daß ich wieder eine Annäherung wage. Isidorens Antwort lautete bejahend — ich solle, ich dürfe Dir schreiben."

Nun erst läßt sich Frau v. Bülow herbei, den lang unterbrochenen Briefwechsel wieder aufzunehmen, und Hans dankt ihr alsbald herzlichst, daß sie ihn „wegen seines Ungehorsams nicht verstoßen und ihm die Mutterliebe entzogen habe".

Mittlerweile hat Bülow unter Wagner's Aegide seine ersten Thaten als Musikdirector der Züricher Oper vollbracht und darnach das Martyrium eines Kapellmeisters an dem kleinen St. Gallener Theater auf sich genommen. „Mit was für Stieren ich im Orchester zu thun habe, das geht über alle naturhistorischen Begriffe hinaus", seufzt er da einmal. Dennoch gelingt es ihm, wie der Vater seinem Bruder nach eigenem Augenschein berichtet, „fast aus nichts eine Oper zu schaffen. Hans dirigirte (den „Freischütz") ohne die Partitur anzusehen, in jeder Beziehung als Meister. Die circa 60 Mitglieder des Orchesters folgen dem 20jährigen Jünglinge aufs Wort und mit Freuden."

Erlösung aus der Enge kleinlichster Kunstverhältnisse brachte ihm Liszt, der allzeit bereite großmüthige Schützer und Helfer musikalischer Talente. Er gewährte ihm im Juni 1851 Aufnahme in seinem Hause und nahm sich seiner Studien liebevoll an. So empfing Bülow nunmehr in Weimar, dem Mittel- und Ausgangspunkt der neudeutschen Schule, die Weihen als Pianist. Bis zum Februar 1853 verweilte er daselbst. Gereift sandte ihn sein Meister sodann in die Welt hinaus. In Wien sollte er sich seine ersten Lorbeeren pflücken; doch erwarteten ihn dort nur Enttäuschungen. Liszt's Voraussagungen einer glänzenden Virtuosencarrière wollten sich vorerst nicht verwirklichen. Wie man Bülow schon das Ergreifen des ihm angeborenen Berufs bitterlich erschwert hatte, so war auch der Beginn seiner Künstlerlaufbahn ein Dornenweg. Durch Kampf, Mißgeschick, Entbehrungen mußte er sich, Liszt's und Wagner's mächtiger Protection zum Trotz, Schritt für Schritt hindurchringen. Verzweifelt schreibt er am 20. April 1853 dem Vater: „Das Unglück hat mich hier in Wien mit einer Hartnäckigkeit und Ausdauer verfolgt, die dem Glück niemals eigen zu sein pflegt. Meine ersten beiden Concerte vom 15. und 19. März haben mich arm am Beutel, krank am Herzen, nur an bitteren Lebenserfahrungen reicher gemacht. Zu spät erfuhr ich, daß es in unserer Zeit nicht genügt, ein Talent zu haben, daß es unmöglich ist, sein Talent anders zu verwerthen, um Ruhm und Geld zu gewinnen, als indem man zuerst mit der Aussaat von Geld beginnt." Und der Mutter klagt er am 20. Juni von Pest aus: „Vor mir die Aussicht auf nackte Misère, das Gefühl der ärgsten Hilfsbedürftigkeit, die Gewißheit, daß ich über kurz oder lang zu Grunde gehen muß, ich mit meinem Talente, mit meiner Intelligenz, mit meinem Wissen. — Ich habe die Hölle, die wahre Hölle um mich und in mir!"

Immer wieder — so sehr sein Zartgefühl sich dagegen sträubt — müssen die Eltern, muß Liszt aushelfen. Concerte in Preßburg und Pest ergeben wohl ein großes ideelles, doch kein erwünschtes pecuniäres Resultat. Dann spielt er in Carlsbad und Dresden und wirkt im Herbst bei dem von Liszt geleiteten Karlsruher Musikfest mit. Dort erreicht ihn die Nachricht vom plötzlichen Hinscheiden seines Vaters. Wie sehr Bülow, laut dem eigenen Zeugniß, „Gefühlsmensch" war, bestätigen die Briefe, die er nach Empfang der Trauerbotschaft an Mutter und Schwester richtet.

Am 3. December 1853 tritt er in Berlin zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit. „Ich bin zufrieden mit mir und der Welt", schreibt er nach „einem warmen wahren Erfolg" der Mutter. Mit vielem Beifall spielt er in Bremen, Hannover, Hamburg, Braunschweig. Doch sein brennendes Verlangen, seine mit Glücksgütern wenig gesegnete Mutter von der materiellen Sorge für ihn zu entlasten und sich auf die eigenen Füße zu

stellen, bleibt unerfüllt. So ringt er seinem Unabhängigkeitssinn denn das harte Zugeständniß ab, sich als Vorspieler eines reichen polnischen Grafen Mycielski und als Musiklehrer von dessen Töchtern, für einen Gehalt von 400 Thalern jährlich, auf einem im Posen'schen gelegenen Gute lebendig zu begraben. Im October 1854 finden wir ihn in Chocieszewice angelangt. Wie er sich in diesem „Exil", in der Einförmigkeit „dieses verwünschten, öden polnischen Schlosses in der ruchlosesten, plattesten, unschönsten Gegend — einer wüsten Insel in jeder Hinsicht vergleichbar" — langweilt und vereinsamt fühlt, davon geben seine Briefe ein anschauliches Bild. Lang hält er's nicht aus. „Ich muß einmal wieder Musik hören, andere als mein eignes Geklimper!" ruft er sehnsüchtig aus. Genug, im November sehen wir ihn bereits in Berlin, „um sein Gehirn am Schimmeln zu verhindern", wie Macchiavelli sagt. Er giebt ein Orchesterconcert in der „Singakademie". Nur 38 Billets freilich verkaufen sich; 132 Thaler muß er selbst drauf zahlen. Aber der Beifall „aller genialen Kunstkenner" und der Kritik lohnt ihm. Marx, der Musiktheoretiker, macht ihm den Antrag, als erster Clavierlehrer in das von ihm und Julius Stern geleitete Conservatorium an Th. Kullak's Stelle einzutreten. Er schlägt ein. Der Mutter meldet er: „Ich bekomme 300 Thaler für das erste Jahr — habe täglich 1½ Stunde zu geben, also 9 Stunden die Woche ... Für später ist mir Gehaltserhöhung und zwar bedeutende zugesichert... So habe ich doch nun endlich den einen Fuß in den Steigbügel hineingebracht und der Anfang ist gemacht. Ich halte mich für fähig, mit Mäßigung und bonapartistischer Zähigkeit der Willensenergie weiter fortzufahren."

Er hatte Recht. Diese Zähigkeit kam ihm sein Leben lang nicht mehr abhanden. Nur für kurze Tage kehrt er zu Weihnachten noch einmal nach Chocieszewice zurück. Anfangs Januar concertirt er schon wieder in Breslau, dann weiter in Posen. Dort wirbt er einen Stellvertreter für sein Hofmusikmeisteramt beim Grafen Mycielski und läßt sich darnach noch in Danzig hören, bis er Anfangs April seine Lehrthätigkeit in Berlin aufnimmt. Dahin siedelt nun auch seine Mutter zu ihm über. Er tritt, wie vereinbart, ins Conservatorium ein. Die Prinzessin von Preußen überträgt ihm den Unterricht ihrer Tochter, der nachmaligen Großherzogin von Baden. Die Herzogin von Sagan ladet ihn mit Prinz und Prinzessin von Preußen nach Schloß Sagan zu Gaste. Er beginnt endlich die ihm gebührende Stellung in der allgemeinen Anerkennung und Würdigung einzunehmen: heldenmüthig hat er den steilen Weg zum Ruhm erklommen.

Den schwersten Sieg aber trägt er bei seiner Mutter davon. Ihr hartnäckiges Vorurtheil gegen seine „unselige Carrière", endlich ist's überwunden; ihre immer wiederholte Klage über die Opfer an Zeit und Geld, die sie gefordert, endlich ist sie verstummt. Voll Staunen und Bewunderung, voll hohen mütterlichen Stolzes erkennt sie nun in dem „vollendeten, unirdischen" Spiel ihres Sohnes den Götterfunken, der sich nicht ersticken, nicht gebieten ließ. Vorbei war damit für ihn die Zeit des Kämpfens und Ringens und mit ihr schließt das erste Vierteljahrhundert von Bülow's Leben ab. Bis hierher führen uns die Briefe. Einer Empfehlung bedürfen sie nicht. Was Hans von Bülow schrieb, empfiehlt sich selbst.

La Mara.

Ein Verein für historische Waffenkunde.

Im Frühjahr 1895 weilten auf Thüringens herrlichstem und berühmtestem Bergschlosse, der Wartburg, zwei Männer, in vertrauter Rede und Gegenrede der historischen Vergangenheit gedenkend wie der Zeugen, welche der jetzt lebenden Welt aus dem Mittelalter übrig geblieben sind. Der gleiche Zweig der historischen Wissenschaft, welchen Beide zu pflegen berufen waren und welcher in der Rüstkammer der Wartburg einen fruchtbaren Boden fand, die historische Waffenkunde, bot naturgemäß dem Gespräche den meisten Stoff und ließ, von der erinnerungsreichen Luft des Berges umweht, ergiebig die Freuden und die Schattenseiten seiner Pflege beurtheilen. Da drängte sich im Laufe der Rede den beiden Fachleuten — es waren der Commandant der Wartburg, Hr. Schloßhauptmann v. Cranach, und der Director des Königlichen historischen Museums in Dresden, Hr. v. Ehrenthal — immer mehr und mehr die Ueberzeugung auf, daß ihre Wissenschaft gegenüber anderen Specialzweigen der Geschichte doch immer noch sehr stiefmütterlich bedacht sei, zugleich aber auch der eifrige Wunsch, sie nach ihren Kräften zu heben. Beides, Ueberzeugung und Wunsch dieser beiden berufenen Kenner, fand einige Wochen später einen lebhaften Widerhall in den Herzen anderer namhafter Fachgenossen, und der September desselben Jahres sah in Dresdens Mauern neben einer Anzahl Freunde der historischen Waffenwissenschaft die Directoren der bedeutendsten Waffensammlungen Deutschlands und Oesterreichs zur Berathung über eine gedeihliche Förderung dieses wichtigen Specialfaches vereinigt. Das Ergebniß dieser Besprechungen war die Gründung eines „Vereins für historische Waffenkunde", dessen vorläufige Statuten wie Einladungen zum Beitritt in den letzten Tagen in die Oeffentlichkeit gelangten. Wendelin Boeheim, der verdienstvolle und bahnbrechende Forscher auf dem genannten Gebiete, hat selbst in der „Münchener Allgem. Ztg." (Beilage zu Nr. 19 vom 24. Januar 1896) über die Ziele des neuen Vereins wie über die bisherige Entwickelung und den heutigen Stand dieser Specialwissenschaft berichtet, und es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, nach den erschöpfenden Worten des Altmeisters dasselbe Thema zu variiren. Nur die Existenznothwendigkeit eines Waffenhistorikervereins kurz zu begründen, mögen sie versuchen. Die Kunstgeschichte, eine Tochter der Geschichts- und Alterthumskunde, ist im Laufe der letzten Jahrzehnte zu einer selbständigen Wissenschaft herangewachsen, und einige ihrer Sprossen oder Abzweigungen, wie die prähistorische Archäologie, die Heraldik, die Keramik und andere, stehen schon längst auf eigenen Füßen, d. h. sie haben eine wissenschaftliche Grundlage, werden wissenschaftlich studirt und als wissenschaftlich daseinsberechtigt anerkannt. Nicht so ist es mit der historischen Waffenkunde. Einmal haften derselben noch viel zu viel romantische Elemente an; ein sagenhafter Nimbus, für einen Dichter herrlich, aber jedem Freunde historischer Wahrheit mindestens störend, umgiebt noch immer einzelne Besitzthümer der Waffensammlungen. Unhaltbare, wenn auch scheinbar durch eine langjährige Tradition geheiligte Vorstellungen und Geschichten hängen an Dutzenden der schönsten „historischen" Harnische und Schwerter noch heute, der Rostschicht vergleichbar, die auf ihrem Stahl sichtbar ist. Erst seit einigen Jahrzehnten giebt es Handbücher für die Geschichte der Waffen, und wie viele von diesen Handbüchern sind gute, verläßliche zu nennen? Die bedeutendsten der europäischen Waffenmuseen stehen wenigstens jetzt auf dem Standpunkte, daß sie in der Mittheilung und Erforschung der Waffenschmiedemarken und in der Abfassung eines nach wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeiteten Katalogs wichtigere Aufgaben sehen als in der Erhaltung einer zwar anziehenden, aber vagen, unhaltbaren Tradition; aber so viele kleinere Sammlungen und Rüstkammern innerhalb der deutschen Sprachgrenze bergen in ihrem Besitze köstliche Schätze, die nur wenigen glücklichen Kennern bekannt sind; und noch lange nicht einmal in allen landesherrlichen Sammlungen Deutschlands sind Specialforscher auf dem Gebiete der historischen Waffenkunde mit der Verwaltung dieser Museen betraut. Der Kölner Kunsthistorikercongreß vom Jahre 1894 konnte tagen, ohne daß man einen einzigen Waffenhistoriker dazu einlud, und doch bildet, um mit Boeheim zu reden, die alte Waffe nicht allein überall einen ganz bedeutenden Theil unseres musealen Besitzes, sondern ist auch hinsichtlich ihrer Entwickelung von eminenter Bedeutung für die Kunst und das Kunstgewerbe. Weiter: wie manche Besitzer von Waffensammlungen huldigen nicht noch im Punkte der Conservirung ihrer Alterthümer dem veralteten und gefährlichen Grundsatz, den Rost und Schmutz auf der Waffe als historisch-ehrwürdiges, nicht zu entfernendes Kennzeichen des Alters anzusehen und demgemäß ruhig fortexistiren zu lassen. Daß bei dieser Anschauung die Waffe über kurz oder lang einem sicheren Untergange entgegengeht, bedenkt man nicht; lieber stellt man sich stillschweigend mit auf den Standpunkt des Laien, der es nicht fertig bringt, einem rostfreien, gutgehaltenen Schwert, oder einem von Schmutz befreiten gestickten Sattel das zugeschriebene Alter von mehreren hundert Jahren, wie er es auf der Etikette liest, zuzutrauen. Daß es aber sogar noch Leute giebt, welche schön verrostete, auf den Markt gebrachte Waffenstücke mit Vorliebe kaufen und sammt allem historischen Schmutz im Triumphe ihren übrigen Schätzen beigesellen, ist leider eine noch viel traurigere Wahrheit, denn gerade dadurch wird der Fälschung Vorschub geleistet.

Um solchen und ähnlichen Uebelständen nach Kräften abzuhelfen, hat sich der neue „Verein für historische Waffenkunde" gebildet. Er stellt sich aber neben diesen allgemeinen Ver-

theidigungsmaßregeln auch positivere Aufgaben, die seinen einzelnen Mitgliedern zu Gute kommen sollen, vor Allem die Pflege und den Ausbau der historischen Waffenwissenschaft. Alles, was zur Förderung der Kenntniß auf dem Gebiete der historischen Waffenkunde dient, soll in einem womöglich illustrirten Fachblatte veröffentlicht werden. Versammlungen des Vereins sind aller zwei Jahre in Aussicht genommen. Personen, die sich zwar mit den Gegenständen des Faches befassen, aber davon materiellen Gewinn ziehen (berufsmäßige Antiquitätenhändler), sollen von dem Verein ausgeschlossen bleiben. Die zwölf Vorstandsmitglieder der Vereins, Vertreter der beiden Länder, welche sich im vergangenen September zur Gründung des Vereins die Hände reichten, des Deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie, sind folgende Herren: v. Bezold, Director des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg. W. Boeheim, Custos der kaiserl. Waffensammlung, Wien, zweiter Vorsitzender. v. Cranach, Schloßhauptmann, Wartburg. v. Ehrenthal, Director des königl. historischen Museums, Dresden, Schriftführer. Gurlitt, Professor an der königl. technischen Hochschule, Dresden, stellvertretender Schriftführer. Hampel, dirigirender Custos am Ungarischen Nationalmuseum, Budapest. v. Hefner-Alteneck, Geh. Rath, München. v. Ising, Generallieutenant und Commandant des königl. Zeughauses, Berlin, erster Vorsitzender. Frhr. v. Lipperheide, Berlin. Fürst Arthur Odescalchi, Sziczó, Com. Bars. Thierbach, Oberst a. D., Dresden, Schatzmeister. Graf Hans Wilczek, kaiserl. und königl. Wirkl. Geh. Rath und Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, den einen oder anderen Freund der genannten Wissenschaft, welcher durch eine Specialeinladung des Vorstandes bisher nicht für den Verein angeworben werden konnte, zu bewegen, bei einem der angeführten Herren Vorstandsmitglieder sich zum Beitritt zu melden. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sich der neue Verein in kurzer Zeit aus der gebildeten Welt viele Mitglieder und Freunde erwerben wird; denn die alte Waffe bleibt, auch wenn das rein romantische Element von ihr genommen wird, der idealste und adligste Zeuge der Vergangenheit. G. P.

Bücherbesprechungen.

— **Wünsche, O., Excursionsflora für das Königreich Sachsen und die angrenzenden Gegenden.** Die höheren Pflanzen. VII. Auflage. Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1895. XXIV und 475 S. In Leinwand geb. 4,60 ℳ. — Es erscheint fast überflüssig, abermals über ein Buch etwas zu sagen, das, als Bedürfniß früher empfunden, seit seinem Erscheinen sich fest eingebürgert hat, das mit der Methodik eines anerkannt tüchtigen Pädagogen abgefaßt ist und das infolge dessen so großen Nutzen geschaffen hat, seit es 1869 ans Licht trat. Und doch liegt gerade in dieser Jahreszahl eine Aufforderung zu näherer Prüfung. Die beiden Factoren, auf denen sich die Localflora aufbaut, sind vielfach nicht mehr dieselben, wie vor einem Vierteljahrhundert, die Botanik, speciell die Systematik ist fortgeschritten und unser Vaterland hat mancherlei Umwandlung erfahren. Wenn auch die Culturen im Großen und Ganzen die Bodenbedeckung constant gelassen haben dürften, so ist doch durch den gesteigerten Verkehr, wobei namentlich die Eisenbahnen als Transportmittel auch für die Pflanzenwelt in Frage kommen, so manches verschoben, am meisten aber haben sich die großen Industriecentren und ihre Umgebung geändert, und das fällt für eine Localflora um so mehr ins Gewicht, als die meisten und speciellsten Standortsangaben, von einzelnen besonders interessanten Stellen abgesehen, naturgemäß aus den größeren Städten stammen, der größeren Anzahl von Pflanzenkundigen entsprechend. Was die Systematik anlangt, so ist der Verfasser allmälig in eine üble Lage gekommen dadurch, daß die Apetalen und die Choripetalen, von jeher nur schwierig scharf auseinander zu halten, in neuerer Zeit ganz und gar durcheinander geworfen werden, indem feinere morphologische Differenzen, die dem oberflächlichen Blick nicht gleich verständlich sind, zu Grunde gelegt werden. Nun hält er den Unterschied in der allgemeinen Bestimmungstabelle für die Familien noch aufrecht, nicht mehr aber im speciellen Theile. Und auch in der allgemeinen Uebersicht erscheint die Trennung nicht mehr in dem Sinne einer wissenschaftlichen Scheidung, sondern einer rein praktischen, so daß z. B. nicht nur solche Choripetalen, wie Sanguisorba und Umbelliferen, sondern selbst Monocotylen mit netzadrigen Blättern, wie Arum und Paris, unter den apetalen Dicotylen auftreten. Letzteres geht doch auf keinen Fall. Der Fehler liegt offenbar in der praktischen Betonung eines secundären Merkmales an Stelle des im wissenschaftlichen Namen ausgedrückten, d. h. im vorliegenden Falle in der Ersetzung des Keimblättercharakters durch die Eigenschaften der Laubblätter. Hier kann doch nur Verwirrung entstehen. Die nothwendige Abänderung ist wohl nur gering. Die deutschen Ueberschriften „Streifenblättler, Netzblättler, Kronlose“ ꝛc. können bleiben, dürfen aber nicht mit den technischen Fremdwörtern identificirt werden. Diese müssen in einer besonderen Uebersicht gegeben und die Incongruenz der secundären Kennzeichen muß erläutert werden. Ein anderer Punkt betrifft die Nomenclatur betr. der Varietäten. Sie sollten nicht den Artnamen gleichgestellt, sondern durch drei Worte bezeichnet werden, z. B. sollte die Abart von „Galium parisiense“ nicht „Galium anglicum“ heißen, sondern „Galium parisiense var. anglicum“ oder kürzer „Galium parisiense anglicum“, was in der Abkürzung „G. p. anglicum“ schließlich nur einen einzigen Buchstaben austrägt. — Und nun die Verschiebungen in den Standorten! Von Nepeta grandifolia heißt es z. B., daß sie auf Aeckern bei Plagwitz bei Leipzig gebaut wird. Wie lange mag das her sein? Manche Pflanze wird als verwildert oder angepflanzt aus unseren Vororten angegeben, die wohl längst dem vordringenden Straßennetz hat weichen müssen. Für Wolffia arrhiza, die u. A. an der männlichen Blüthe erkannt werden soll, trotzdem diese in Europa noch nicht beobachtet ist, wird als Leipziger Fundort ein Teich bei Schleußig angegeben, wiewohl Dr. Schmidt 1892 bekannt machte, daß dieser Teich längst zugeschüttet ist, daß die Pflanze dagegen massenhaft in anderen Teichen unserer Umgebung wuchere. Solche Dinge sollten doch mit aufgenommen werden. Auch in anderer Hinsicht sind die Localitäten ungleich berücksichtigt. Manchmal finden wir Einzelangaben schon wenn es heißt „zerstreut“, manchmal erst bei „sehr zerstreut“, manchmal erst bei „selten“, und manchmal auch dann noch nicht. Hoffentlich werden durch die vorliegende neue Auflage recht viele Mitarbeiter zu genauen Beobachtungen angeregt, damit die Veränderungen wie die Lücken das nächste Mal gründlich revidirt werden können. Srth.

— **Wasgaufahrten.** Ein Zeitbuch von Fritz Lienhard. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder. Broch. 1,50 ℳ. — Ein in Berlin ansässiger Schriftsteller wird von Ekel vor dem überfeinerten Treiben der Uebercultur in der Reichshauptstadt erfaßt und flüchtet sich zur schönen Sommerszeit in die Vogesenwälder, den schönen „Wasgau“. Während wir mit ihm auf frischer Wanderfahrt eine Reihe der anziehendsten Punkte des Elsaß, u. A. die Ruinen Hohbarr, Großgeroldseck, den Odilienberg, Schlettstadt, die Hohkönigsburg und Rappoltsweiler besuchen, belauschen wir sozusagen ein Selbstgespräch des Verfassers über die unleidlichen Zustände in der heutigen deutschen Literatur, über die Blasirtheit und Vaterlandslosigkeit der großstädtischen Bevölkerung und die ganze Unnatur des dem ungezwungenen Verkehr mit der Natur entrückten modernen Lebens. Diesen unerquicklichen Zuständen werden gegenübergestellt das einfache und schlichte Leben des Landvolkes, „das sich des rechten Weges stets bewußt ist“, und die markigen Gestalten aus dem deutschen Mittelalter und dem Beginn der neueren Zeit, an denen das Elsaß so reich ist. Johann Michael Moscherosch, Sebastian Brant, Geiler von Kaysersberg, Gottfried von Straßburg, Reinmar von Hagenau, Martin Schongauer, Fischer, Murner, Jakob Sturm von Sturmeck, Philipp Jakob Spener werden genannt und zum Theil redend eingeführt. Daß gegen solche Geistesheroen die Berliner Modernen mit Blumenthal an der Spitze eine erbärmliche Rolle spielen, wird jeder Unbefangene dem Verfasser ohne Weiteres zugeben, nur kann man ihm den Vorwurf nicht ganz ersparen, daß er nicht selten selbst in jenen manierirten Ton verfallen ist, den er an diesen tadelt, und daß er Themata der verschiedensten Art bunt durcheinander wirft. Poetische Freiheit athmen seine Naturschilderungen, mit denen er oft recht glücklich die geeignete Stimmung zu schaffen weiß, dagegen fehlt seinen poetischen Ergüssen das rhythmische Gefühl, sie lesen sich zum Theil ziemlich holperig. Alles in Allem aber ein Büchlein, das Jeder gern lesen wird, der das schöne Elsaß aus eigener Anschauung kennt und mit dem Verfasser und Recensenten die Abneigung gegen Berliner Suffisance und Anmaßung in der Literatur theilt. Dr. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 26. Sonnabend, den 29. Februar. 1896.

Friedensklänge aus dem Jahre 1871.

Von Paul Pasig.

Selten wohl mögen erhebendere und gewaltigere Momente zu dichterischer Gestaltung gedrängt haben, als in jenen Märztagen, die auf einen strengen Winter folgten, als die Friedensbotschaft aus Frankreich eintraf. Und so kam es, daß unsere Dichter, berufene und unberufene, den Saiten ihrer Harfen, die bereits verstimmt schienen, noch einmal Töne entlockten, die, der Bedeutung des Ereignisses entsprechend, zu den werthvollsten Erzeugnissen unserer Lyrik zählen. Da ist es zunächst Ludwig Eichrodt, der sinnig die Stimme der Glocken deutet:

„Friede, Friede tönt die Glocke
Durch das weite deutsche Land,
Freudestrahlend mit dem Frieden
Kommt der Frühling Hand in Hand.

Zu begrüßen, zu beglücken
Kommen sie das neue Reich,
Holde Schwester würd'ge Boten,
Sonnenkinder, göttergleich. —

Einen Altar seh' ich flammen,
Eingelöst das Kaiserwort,
Frühling, Freiheit, Friede, Freude:
Tönet, Glocken, tönet fort!"

Im Hymnenton preist Leipzigs liederreicher Sänger Müller von der Werra die Stunde, die uns die ersehnte Botschaft brachte, indem er zugleich an die Tragweite derselben erinnert:

„Preiset die Stunde, die endlich geschlagen,
Jauchzet, ihr Völker, als mächtiger Chor!
Jauchzet entgegen den kommenden Tagen,
Oeffnet dem Frühling nun Thüre und Thor,
Frühling, dem holden,
Der uns so golden!
Jauchzet, es grüßt uns ein besseres Werden:
Friede auf Erden!"

An die heimkehrenden gefiederten Sänger, die jedes Jahr mit gleicher Wärme begrüßten Frühlingsboten, wendet sich Karl Bölsche in einem schlichten Liede, das so recht die damalige Stimmung des zwar siegreichen, aber nicht minder friedfertigen deutschen Volkes widerspiegelt:

„O sputet euch, ihr Störch' und Schwalben,
Ihr liederreichen Nachtigallen,
Wie nie ersehnet allenthalben
In Hütten und in Marmorhallen!

O Frühlingsboten, Friedensboten,
Nun stimmt mit euren sanften Tönen
Die Herzen, die zu brechen drohten,
Zu mildem, menschlichem Versöhnen!

Ja, singt Versöhnung auf den Grüften
Der Tapfern, die dem Schwert erlegen,
Und jauchzt den Siegern aus den Lüften
Der Heimkehr frohen Gruß entgegen!"

Erhebend war es, zu bemerken, daß die erlauchtesten Geister der Nation sich wiederum an dem allgemeinen poetischen Aufgebot betheiligten. Selbst ein Moritz Carriere, der Philosoph des Schönen, der geistvolle Dialektiker, erhebt in seinem „Trinkspruche am Friedensfeste" seine gewichtige Stimme, um die Güter zu bezeichnen, die fortan im neuen Reiche des Friedens als die höchsten und begehrenswerthesten zu gelten haben:

„Gedankenfreiheit, selbstbewußter Wille,
Im Drang der Welt das gottergebne stille
Gemüth und himmelwärts der Seele Schwung;
Der Sitte Reinheit in des Hauses Kreise,
Der Liebe Glück, bei saurer Arbeit Schweiße
Für's Schöne freudige Begeisterung!
So großem Heil die Treue zu geloben,
Empor die Herzen und empor die Hand!
Die Schwerter und die Becher froh erhoben —
Ein Hoch dem neugebornen Vaterland!"

Vor Allem aber weiß Rudolf v. Gottschall in seinem Gedichte „Ostern 1871" den rechten Ton zu treffen, um der Stimmung Ausdruck zu geben, die damals das deutsche Volk beseelte, eine Stimmung, die in dem providentiellen Ineinandergreifen so verschiedener bedeutungsvoller Wendepunkte im Reiche der Natur und des Geistes ihre sachgemäße Erklärung fand. Nachdem der Dichter in der Eingangsstrophe in überaus glücklichen Bildern das Erwachen im Reiche der Natur geschildert hat, wendet er sich in der folgenden zu den Opfern des blutigen Ringens, die fern in Frankreichs Boden, „der den einz'gen Raub nicht läßt", schlummern, um zu dem Schlusse zu kommen, daß auch ihnen, den Todten, ein Ostern beschieden sei — —

„Doch in unsern Herzen feiern
Sie ein ewig Osterfest!
Nimmer wird so theure Saat
In der Zeiten Sturm verwehen,
Und mit jeder großen That
Werden neu sie auferstehen,
Und an ihren Leichensteinen
Wird der Dank der Enkel weinen."

Zuletzt gedenkt der Dichter des Osterfestes, das unserem Volke genaht war, indem er letzteres treffend mit Aschenbrödel vergleicht:

„Ostern! tönt's in deutschen Landen,
Braust's im lauten Jubelchor,
Denn ein Volk ist auferstanden,
Herrlicher, denn je zuvor,
Das, des Heerdes Flamme hütend,
Lang, ein Aschenbrödel, saß
Und, in Märchenträumen brütend,
Sein vergeßnes Loos vergaß,
Bis ein Diadem dem Kind
Stolz sich um die Stirne flicht,
Und die Asche weht der Wind
Seinem Feind ins Angesicht —
Und am Ostertag beschieden
Sei ihm Frühling — Freiheit — Frieden!" —

Besondere Genugthuung gewährte es, wenn aus weiter Ferne poetische Friedensgrüße sich den heimischen Klängen vermählten. Lernte doch erst während des großen Krieges der Deutsche sich auch im Auslande als Deutscher fühlen und fing man an, mit den Brüdern im Vaterlande gemeinsam sich der Errungenschaften des Krieges zu freuen und durch das Band der Sprache die Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande zu pflegen und zu feiern. Manch stimmungsvolles Gedicht verdankt jenen Friedensfeierlichkeiten im Auslande seine Entstehung. So verfaßte Adolf Calmberg zum Friedensfest der Deutschen in Zürich — 9. März 1871 — das allerdings durch das unqualificirbare Verhalten einiger Französlinge vorübergehend gestört wurde, ein „Siegeslied der Deutschen in der Fremde", das in dem Wunsche ausklang:

„Deutschland soll in Frieden blühen,
Friede seinem Länderkranz!
Deutsche Freiheit soll erglühen
Aus der deutschen Siege Glanz!
Dann wird auch ein Völkerfrieden
Ueber alle Welt hienieden
Ziehn sein gold'nes Himmelsband!"

Aus Tirol erklang „zur deutschen Friedensfeier" der Festgruß herüber:

„Wenngleich auf unsern Bergen hoch
Kein Feuer darf das Fest verkünden,
Die Flamme wird drum besser noch
In unsern Herzen sich entzünden.
Wir stehn zu dir, fest, unverwandt,
Und werfen über Berg und Grenze
Dir, großes, deutsches Vaterland,
Zu Füßen unsre Lorbeerkränze!"

Und die Deutschen in Smyrna, die am 7. März desselben Jahres ihr Friedensfest begingen, empfanden als echte Patrioten, indem sie des eisernen Kanzlers gedachten, dem in erster Linie der Deutsche im Auslande zu Danke verpflichtet ist. Hat es Verfasser doch einst selbst in Aegypten erfahren, welch heilsamen Respect der dortige Eingeborene vor dem Namen „Bismarck" hat, einen Respect, den er unwillkürlich auf die Landsleute des großen Mannes überträgt. Ihm galt daher der Friedensgruß der Deutschen Smyrnas mit Recht:

„Hoch in der Hand den Becher mit deutschem Wein vom Rhein,
Gedenken heut' wir Deutsche beim Friedensfeste Dein.
Begeistert tönt Dein Name und brausend hallt der Ruf:
Hoch, hoch! dem großen Meister, der uns so Großes schuf!"

Selbst in lateinischen Distichen wurde der Friede begrüßt, denn der Deutsche wird selbst in den weihevollsten Augenblicken als „Dichter" den traditionellen „Denker" nicht verleugnen. A. Reisig in seinem „Pax redux" erhebt sich u. A. zu folgender schwungvollen Apostrophe des „goldenen Friedens":

„Dic, quid mira velint fluviorum et gaudia caeli?
Aurea pax rediit: Gallia victa jacet!
Salve, Pax! Laetare tuis, Germania, palmis,
Et fruere aeternum pace salutifera!
Ut tamen heroum pereat ne gloria, Clio,
Inscribas fastis grandia facta tuis!"

Und durfte der Schalk, jener erzdeutsche Geselle, bei einer Feier fehlen, bei der alle guten deutschen Geister sich ein Stelldichein gaben? Gewiß nicht, er ist selbst bei den ernstesten Anlässen uns ein willkommener Gast. Das mochte auch die Meinung jenes biedern Karlsruher Schuhmachermeisters gewesen sein, den offenbar die Lorbeeren seines berühmten Nürnberger Collegen nicht ruhen ließen und der sich bei der dortigen Friedensfeier zu folgender „Leuchtinschrift" begeisterte:

„Uns Deutsche hat der Schuh gedrückt,
Der etwas knapp gesessen,
Da kam der Nachbar angerückt,
Um uns ihn anzumessen.
Er hätt' auch gern vom Fuß ein Stück
Uns gütigst abgeschnitten,
Allein wir dankten für das Glück
Und haben's nicht gelitten.
Er hat's recht pfiffig ausgespäht,
Das Leder uns zu holen:
Da haben wir den Stiel gedreht,
Wir machten ihm die Sohlen
Auf denen lief er hurtig zu,
Er hat nun seine Streiche
Und lasse künftig uns in Ruh'
Im neuen Deutschen Reiche.
Und als wir so den schlimmen Gast
Durch unsre Heere schlugen,
Ward uns ein Stiefel angepaßt,
Wie wir noch keinen trugen.
Er ist die Frucht der tapfren That
Von vielen schweren Stunden:
Ein kaiserlicher Meister hat
Den rechten Leist gefunden!"

In bekannter geistreicher Weise wendet sich „Kladderadatsch" an „den lieben Vetter" jenseits des Canals, den er in einem Gemisch von Englisch und Ausländerdeutsch einen Monolog halten läßt, welcher gerade in diesen Tagen verdient, wieder an's Licht hervorgezogen zu werden. Er beginnt:

„Uihr haben in the Times gelest
Die Peace preliminaries:
Alsace and Metz, five milliards
Und Einzug in Paris.
Oh shoking! War denn Glory nicht
För Deutschland ganz genugend?
Vergasst ihr gänzlich Modesty,
Die alte deutsche Tugend?"

Während der Vetter sich in der Schlußstrophe an Frankreich wendet, bedauernd, nicht mehr helfen zu können:

„Oh gallant France! Indeed uihr sind
Betrübt, wie Dir geschehen,
Und würden gern mit guns and arms
Noch weiter Dich versehen;
Auch hatten wir Dir beizustehn
Most surely the intention,
Wär' nicht our highest principle
Always — non — intervention!" — —

Am weihevollsten wohl und am umfassendsten gab Karl Gerok, der statt der Palmen Judas so bedeutsam die deutschen Eichen zu seinen Häupten rauschen hörte, den Gedanken und Empfindungen des deutschen Volkes am Friedensfeste in jenem Gedichte Ausdruck, dessen Schlußstrophe als ein theures Vermächtniß des dahingeschiedenen Sängers sich gewiß Jeder, der jene herrliche Zeit mit erlebte, zu Eigen machen wird:

„Euch Kindern Heil! Will's Gott, ihr sollt's erfahren:
Die Welt ist schön und noch des Lebens werth!
Ward ich doch wieder jung in grauen Haaren,
Weil mir mein Gott noch diesen Tag bescheert,
Weil mir gereift in meines Herbstes Jahren,
Was meiner Jugend kühnster Traum begehrt;
Und ruft mein Herr, will ich in Frieden gehen,
Dieweil ich meines Volkes Heil gesehen!"

Stimmungswechsel.

Es sei uns gestattet, die Eindrücke eines hochangesehenen, zuverlässigen Kritikers und gediegenen Schriftstellers in Betreff seines Landsmanns und Collegen Zola und der Metamorphosen, die das Urtheil über denselben durchgemacht hat, hier wiederzugeben. Bekanntlich erwartet man das Erscheinen eines neuen Romans von Zola, der den Titel „Rome" tragen soll. Unser Kritiker äußert sich zunächst darüber folgendermaßen: Von dem Inhalt des Werkes werde ich nichts sagen, da ich es noch nicht kenne, und vom Autor keine Mittheilungen darüber erhalten habe. Auf jeden Fall ist der Stoff delicater Natur und verlangt große Vorsicht in der Behandlung. Sobald eine Glaubensfrage im Spiel ist, liegt die Gefahr nahe, das religiöse Gefühl zu verletzen, und es sollte mich sehr wundern, wenn der Verfasser des oben genannten Romans diesen „Stein des Anstoßes" zu vermeiden wüßte.

Ich möchte bei diesem Anlasse gern von dem speciellen Standpunkte absehen und im Allgemeinen darzustellen suchen, wie das Publicum (das Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen) über Zola denkt, welches Urtheil es sich über seine Person wie über seine Werke gebildet hat. Um es kurz zu sagen: Dieses Urtheil hat seit zwanzig Jahren eine gründliche, totale Wandlung, und zwar zu Gunsten des Schriftstellers, durchgemacht; es ist erfahrungsgemäß constatirt, daß Zola eine Masse von Lesern gewonnen hat, denen früher sein ganzes Wesen widerstrebte.

Ich erinnere mich noch sehr wohl an den Sturm des Unwillens, welchen das Erscheinen seines „Assommoir" heraufbeschwor. Der Roman wurde zuerst von einem der großen Pariser Blätter publicirt; der Druck mußte aber, infolge einstimmiger Protestation der Abonnenten, unterbrochen werden, und Zola sah sich veranlaßt, sein Werk in der „République des lettres", einer Zeitschrift des ausgesprochensten, wildesten Fanatismus, zu veröffentlichen, welche den jetzigen Director der „schönen Künste" zu ihrem eifrigsten Mitarbeiter zählte. Wir Gymnasiasten verschlangen diese Zeitschrift und bewunderten „l'Assommoir" um so mehr, als Zola in unserer Umgebung mit der unerbittlichsten Strenge beurtheilt wurde. Unsere Lehrer hielten ihn für einen hirnverbrannten Menschen, unsere Mütter sprachen nur mit Abscheu von ihm. Und Zola fand bei seinen Zunftgenossen keine größere Nachsicht als bei den Bourgeois. Im „Figaro" schlug Albert Wolff förmlich mit Dreschflegeln auf ihn los, ebenso Paul de Saint-Victor, ebenso Cherbuliez, kurz die ganze Sippe der „vornehmen" Schriftsteller von damals. Zola hielt aber dem Anprall Stand und stürzte sich seinerseits mit der Wuth eines angeschossenen Ebers auf seine Gegner.

Es war eine Zeit heißen, unerbittlichen Kampfes. Zola hatte,

um sich an seinen Gegnern auf einmal und mit einem Schlag zu rächen, einem in St. Petersburg erscheinenden Journal eine umfangreiche Studie über die zeitgenössischen französischen Romanschriftsteller eingesandt, die durch die Schärfe einer gift- und gallesprühenden, vernichtenden Kritik berühmt geworden ist. Die Schrift wurde in einer Beilage zum „Figaro" wieder abgedruckt, sie platzte wie eine Bombe in die literarische Heimstätte. Die Schüler und Schleppenträger Octave Feuillet's, die sich tödtlich getroffen fühlten, verschworen sich zu Zola's Untergang. In allen Pariser Blättern begann ein Krieg aus dem Hinterhalte, der meist mit den Waffen des Spottes und Hohnes, das heißt mit Nadelstichen geführt wurde. Die Pariser Jugend, großmüthig wie immer, schlug sich auf die Seite des Romanschreibers, den sie allein oder doch beinahe allein gegen ein ganzes Heer von Haßerfüllten, Verschworenen ankämpfen sah. Aber das Publicum verharrte in seiner Abneigung. Es kaufte „l'Assommoir", aber aus Neugierde, und um, als Kenner, berechtigt zu sein, den Roman zu verdammen. Viele Leser ließen sich auch durch den schlechten Ruf des Buches und die Hoffnung, obscöne Ausdrücke und Schilderungen darin zu finden, zum Ankauf verlocken. Die Wandlung machte sich nur langsam fühlbar, es vergingen Jahre, bis sie perfect und die Nebelschicht der Legende völlig zerstreut war. Zola, den man sich als eine Art sinnlichen und unreinlichen Schweines vorgestellt hatte, das mit seinem von Unrath triefenden Rüssel im Troge herumschwadert, erschien nun in der Gestalt und mit den Zügen eines von dämonischer Arbeitslust besessenen Schriftstellers, der, in seine Zelle zu Medan eingeschlossen, von früh Morgens bis spät am Abend drauflos schrieb und alle zehn Monate ein neues dickes Buch zu Tage förderte. Nichts aber imponirt dem Publicum in dem Maße, wie ein regelmäßiges methodisches, unermüdliches Arbeiten. Sogar Diejenigen, welche die Schriftstellerei Zola's verabscheuten, empfanden vor dem Arbeiter Zola etwas wie Respect. Der Schrei der Entrüstung, welchen l'Assommoir", „Nana" und „Pot-Bouille" veranlaßt hatten, wurde schwächer, als „Germinal", „l'Oeuvre", „le Bonheur des Dames" erschienen. In dem Maße, wie die „Schicht" der Rougon-Macquart höher wurde, fühlte der Verfasser, wie die Richtung des Volkes und die Bewunderung der Gebildeten stieg und der Respect vor einem so außerordentlichen Talent und einer so kolossalen Arbeitskraft alle Bedenken überwog. Dann aber — das darf man auch nicht vergessen — hat auch der Geschmack des Publicums in den letzten zehn Jahren eine gründliche Wandlung erfahren. Sein Zartgefühl — oder, wenn man lieber will, sein Schamgefühl — hat sich abgestumpft. Das Erscheinen von Tagesblättern wie der „Gil Blas", das „Echo von Paris", das „Journal", das Umsichgreifen der erotischen Litteratur in der Presse, das Ausstellen unzüchtiger Bilder, die man tagtäglich hinter den Schaufenstern oder in den Händen zudringlicher Colporteure, sogar an den Mauern der Häuser sehen kann — Bilder, welche eine frühere Polizei niemals geduldet hätte —, Alles das hat die Leser gegen das Capitel des Anständigen und Unanständigen nachsichtiger gemacht. Ich kritisire nicht, ich constatire blos. Manches Capitel in „l'Assommoir", das anno 1878 allgemeinen Unwillen erregte, erscheint als sehr zahm, verglichen mit gewissen Erzählungen von J. Reibrach, und sehr keusch, wenn man es neben die Geschichten von Catulle Mendès und Armand Silvestre stellt. Die Folge davon ist, daß heute die grobsinnlichen Ungenirtheiten Zola's kaum mehr beachtet werden oder wenigstens nicht mehr so anstößig erscheinen und daß sie das Publicum nicht mehr hindern, die großen Schönheiten seiner Werke anzuerkennen. Ueber diese Schönheiten herrscht heut zu Tage nur noch eine Stimme.

Noch ein ferneres Moment kommt hier übrigens in Betracht: Zola's Ruhm als Schriftsteller ist durch seine wiederholten Mißerfolge bei der Akademie mächtig gefördert worden. Als er sich zum ersten Male um einen Sitz in derselben bewarb, geriethen Viele über dieses unverfrorene Gebahren in Aufregung. „Was untersteht sich dieser Mensch?" hieß es. „Soll man dem Naturalismus die Weihe einer officiellen Anerkennung ertheilen?" Zola fiel durch und — man pries die Akademie darum. Er machte zum zweiten Mal Fiasco — und jetzt begann bereits die Stimmung in den Gemüthern zu wechseln. „Es ist wahr," hieß es nun, „Zola ist ein unmoralischer Schriftsteller, aber bei alledem hat er dort auch große Vorzüge." Bei der darauffolgenden dritten Niederlage vollends konnten jene Leute ihre Verstimmtheit bereits nicht mehr verbergen. „Diese Herren Akademiker sind in der That sehr absprechend und doch wäre keiner von ihnen im Stande gewesen, ein Buch wie »Germinal« zu schreiben." Das ist gegenwärtig das Urtheil und die Stimmung der Menge. Man erklärt die zähe und fortgesetzte Widerhaarigkeit der Akademie als eine Ungebühr und das kommt Zola zu Gute. Aber er mag sich vorsehen. Denn sobald er einmal gewählt sein wird — wenn ihm dies Glück überhaupt zu Theil wird —, so kann und wird sogar voraussichtlich das Zünglein an der Waage schwanken und das Urtheil über ihn wieder strenger werden. Man zürnt der Akademie, daß sie ihn abweist, man wird aber ihm zürnen, wenn er einmal über ihre Schwelle getreten ist.

Das sind Widersprüche, wie sie im Leben vorkommen, sie sind eben menschlich. Darum wünschen auch Alle, die sich Zola's Freunde und Freunde seines Ruhms und seiner Popularität nennen, ihm aufrichtig, daß er die beneidenswerthe Lage eines „ständigen Candidaten der französischen Akademie" so lange als nur immer möglich beibehalten möge. Zola kann das ertragen, er ist, Allem nach, eine robuste Natur, die am Grame nicht stirbt. Zarter besaitet war — leider muß man in der Vergangenheitsform sprechen! — der soeben gestorbene Gustave Droz, ein seiner Zeit viel gelesener hochgefeierter Schriftsteller (man braucht sich nur an sein Buch „Monsieur, Madame et bébé" zu erinnern), dem sein vergebliches Ringen um einen Sitz inmitten der vierzig „Unsterblichen" das Herz gebrochen hat! Er hat nicht drei und vier Mal, wie sein College Zola, zum Sprunge angesetzt, er hatte genug an dem einmaligen Sturz; vergrämt und verdüstert zog er sich von der Oeffentlichkeit zurück und ist, ein Vereinsamter und Vergessener, gestorben. Und wie glänzend war sein Eintritt in die literarische Laufbahn! — Ein wahres „Hosiannah!" umbrauste ihn, er war Jahrelang der gesuchte, gehätschelte Liebling der Zeitschriften und Tagesblätter, die er mit leicht hingeworfenen, aber geistreichen, pikanten Plaudereien und mit Skizzen, die eben so viel Stimmung als Erfindung zeigten, versorgte. Er ist auch der Schöpfer eines neuen, den Franzosen in dieser Art noch unbekannten Genres, des Familien-Intérieurs, insonderheit des jungen Familienvaters, der in seinem neugegründeten Heim seines Glückes sich bewußt wird, seine Kinder erzieht, ihren Verstand sich entwickeln, ihr Gemüthsleben aufblühen sieht, kurz, alle die unzählbaren kleinen Freuden und Wonnen eines gesegneten Familienlebens mit vollen Zügen schlürft. Und wie erquickend wirkten diese frischen und — das fühlte man — selbst empfundenen Schilderungen neben den stark gewürzten und mit Wildgeruch behafteten Producten der damaligen Literatur! Es waren reine Juwelen, die denn auch gehörig im Preise galten. — Schon G. Droz kannte noch vor Daudet und Zola das Vergnügen und den Ruhm einer Auflage von 200000 Bänden! Aber auch er erfuhr den „Stimmungswechsel" — nur in einer anderen Richtung als Zola — nämlich in absteigender Linie! Dieser Wechsel stellte sich nach dem großen Kriege, und zwar bald recht fühlbar, ein. Die Franzosen lieben das Schwermüthige höchstens als kurze Episode, nicht aber, wenn er den Grundton der Erzählung bildet, noch weniger liebt das Volk die allzu markigen und scharf gezeichneten Striche einer antidemokratischen Tendenz; eine solche kann höchstens auf den Beifall der vornehmen Gesellschaft zählen. Das hatte Droz in einigen seiner späteren Romane (z. B. „Babolain", „Tristesses et sourires", „Une femme gênante") nicht beachtet und darum konnte er jetzt als „reif für die Akademie" gelten, denn merkwürdiger Weise erfreuen sich die meisten französischen Schriftsteller dieses ehrenvollen „Ruhestandes" erst dann, wenn sie vom Zenith des Erfolges bereits herabgestiegen und ihre Kräfte durch den mühsamen Aufstieg bereits erschöpft sind. Droz' Wahl schien so viel als gesichert — da entdeckte ein College eine kleine Schrift, welche Droz als junger Anfänger unvorsichtiger Weise verbrochen hatte, — einen erotischen Roman im Geschmacke der speciell in Belgien erscheinenden Producte, und das genügte, um seine Candidatur zu Fall zu bringen. Man vergaß, über dieser Jugendsünde, alle seine späteren, von Seiten der Moral durchaus untadeligen, sogar von tiefem sittlichem Gefühl zeugenden Schriften. Die Akademie zeigte in diesem Falle eine wahrhaft catonische Strenge und Schärfe: diese muß sich seither sehr abgestumpft haben, sonst wären Meilhac und Halévy niemals über ihre Schwelle gelangt!

Droz konnte seine Niederlage nicht verschmerzen; er verfiel einer totalen Entmuthigung und der Quell seiner Productionskraft versagte für immer; verächtlich sah er aus der Ferne die neuen Talente emportauchen und mit Schmerzen bemerkte er, wie die literarische Strömung in die Bahn der Pornographie ein-

lenkte und in der ganzen Tagespresse ihre schmutzigen Wellen schlug. Ein kleines Buch in dieser Richtung hatte ihm seine Laufbahn versperrt und alle seine schönen Träume von Ruhm und Ehre jählings vernichtet — und doch konnte er, Tag für Tag, in den vornehmsten Pariser Blättern Schilderungen lesen, deren Schlüpfrigkeit den seinigen, ihm so sehr verargten, nicht nachstanden. Und die Verfasser dieser anrüchigen Novellen, Romane — oder was es sonst war; denn das zweideutige Element mußte sich in alle literarischen Gebiete einzudrängen — alle diese sah er geehrt und mit Orden geziert, er sah ihr Ansehen wachsen; er konnte ahnen, daß einige von ihnen über kurz oder lang in jenem kuppelgekrönten Saale thronen würden, zu welchem ihm der Eintritt so rücksichtslos verwehrt worden war. Diese Erfahrungen und Gedanken, diese Enttäuschungen mußten den innersten Kern einer so reichen Seele treffen und den Nerv seines Schaffens lahm legen.

Er hatte Unrecht (wenn man Natur und Schicksal so nennen darf), sich vom Kampfplatz zurückzuziehen. Wer aushartt, findet schließlich doch sein Recht. Wenn Droz, statt sich in seiner „Burg aus Marmor und Elfenbein" einzuschließen, seine Anstrengungen verdoppelt hätte, so hätte er höchstwahrscheinlich auch seine frühere Leser von „Monsieur, Madame et bébé" wieder gewonnen, sicherlich hätte er schließlich die Pforten der Akademie gesprengt und in Ermangelung bedeutenderer Arbeiten einige der üblichen Empfangs- und anderen Lobreden gehalten, welche seinen Namen vor dem Vergessen geschützt hätten — denn dann wäre für ihn die „Zeit des Ruhms" gekommen.

J. Mähly.

Bücherbesprechungen.

— Buddha, Mohammed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Von Robert Falke. Erster darstellender Theil: Vergleich der drei Persönlichkeiten. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896. — Für viele Leser, aber doch nicht für alle ist es selbstverständlich, daß ein solcher Vergleich nur zu Gunsten der zuletzt genannten einzigartigen Persönlichkeit ausfallen kann; deshalb muß es doch besonders bestätigt werden, daß die Sache so steht. Fragt man sich, wie der Verfasser zu diesem merkwürdigen Plane gekommen sei, diese drei Namen überhaupt in solcher Weise neben einander zu stellen, so kann ja ein Bedürfniß des christlichen Theologen, gegenüber den beiden mächtigsten Religionen des Erdkreises nächst der seinigen einen Vertheidigungs-Feldzug zu eröffnen, als bewegende Ursache angenommen werden. Es ist ja bekannt, daß namentlich der Buddhismus unsere christliche Cultur, die er für eine absterbende glaubt halten zu dürfen, für einen wohlzubereiteten Boden erachtet, in welchen die Lehre dieser seiner Religion, die eigentlich gar keine ist, könnte verpflanzt werden. Und selbst das Unglaublichste wird hier und da Ereigniß, daß man in Europa Anhänger für den Islam zu gewinnen sucht. So scheint es, als ob eine gewisse Berechtigung für einen solchen Vergleich zugestanden werden müsse, aber eigentlich doch nicht vor gebildeten Lesern. Mögen diese zum Christenthum stehen, wie sie wollen, und haben sie sich nur in einigermaßen entsprechender Weise mit Geschichte und Lehre jener Religionen beschäftigt, so kann für sie kein Zweifel sein, daß sich hier gar nichts vergleichen läßt, wenigstens nicht unter der Voraussetzung, daß die zu vergleichenden Mächte irgendwie gleichwerthig wären. Wollte aber der Verfasser die Leser belehrend und aufklärend berühren, die sich in Volksversammlungen erzählen lassen, das Christenthum sei aus dem Buddhismus hervorgegangen, und die das um so leichter glauben, weil sie so wenig wie ihre Redner irgend einen Begriff von diesen Dingen haben, so mußte das Buch eine ganz andere Gestalt annehmen und eine ganz andere Sprache führen. Abgesehen davon kann die Schrift für viele Leser von Nutzen sein, insofern sie über Buddhismus und Islam auf Grund der vorhandenen Literatur viele geschichtliche Einzelheiten bietet, deren Kenntniß nicht Jedem zur Verfügung steht. Und für den, der einen schnellen Ueberblick über Wesen und Bedeutung dieser Religionen gewinnen will, ist das Buch sogar sehr brauchbar. Die mancherlei Wiederholungen, die durch die eigenartige Anordnung des Stoffes veranlaßt sind, stören dabei nicht, erleichtern im Gegentheil das Aufsuchen solcher Einzelheiten, nach denen der Leser etwa sucht. Es werden zunächst die Religions-Urkunden und die Einflüsse der zeitgeschichtlichen Verhältnisse beschrieben; dann wird Leben, Lehren und Sterben der drei Persönlichkeiten dargestellt, daraus eine Schilderung des Charakters gewonnen und die Frage ihrer Abhängigkeit von einander untersucht, endlich auch noch ein Ueberblick über die Geschichte der drei „Kirchen" hinzugefügt. Christus und Christenthum ist, wie gesagt, als vom Standpunkt des überzeugten Anhängers und Verehrers behandelt, aber doch in dem Ton, in den die Theologen unserer Zeit so gern verfallen, wenn vom Reich Gottes und von der Offenbarung die Rede ist, im Tone einer gewissen Gegensätzlichkeit gegen die christliche Lehrentwickelung, selbst dann wenn für sie eigentlich ein solcher Gegensatz in den Hauptsachen gar nicht vorhanden ist. Da, wo vom Lehren und Ringen Christi die Rede ist, hätten wir sehr viel Ausrufungs- und Fragezeichen zu machen. B. K.

— Handbuch der Englischen Geschichte von den Uranfängen bis zur Gegenwart. Nach bewährten historischen Hilfsquellen bearbeitet von Blanche von Kübeck. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag 1896. XXIV, 256 S. geb. 3,60 M. — In seiner Art ein ganz famoses Buch, dieser Leitfaden. Eine werthvolle Ergänzung zu Ploetz' beliebtem „Auszug aus der Geschichte" und anderen Hilfsmitteln für den Geschichtsunterricht, ist dies handliche Büchlein — die Benennung „Handbuch" ist etwas zu anspruchsvoll — vermöge seiner warm empfundenen und bei aller Knappheit doch lebhaften und fließenden Sprache sicher geeignet, besonders in Deutschlands höheren Töchterschulen Verbreitung zu finden. Nicht um das Lob durch unvermeidliche Kritteleien abzuschwächen, sondern lediglich zur eventuellen Berücksichtigung für eine zweite Auflage sei darum gebeten, auf die Gliederung des Stoffes mehr Gewicht zu legen: die Capitel sind zu zahlreich und an innerem Werth einander nicht gleich. Dagegen ist unbedingt anzuerkennen das Hervorheben der wichtigsten Thatsachen aus der englischen Verfassungsgeschichte und das Herabgehen bis auf die Ereignisse der 80er Jahre. Eine Uebersicht über Englands außereuropäischen Besitzstand, eine Herrschertafel und ein sorgfältig gearbeitetes Register beschließen das verdienstvolle Werkchen. Ht.

△ Eine neue Ausgabe des Reichsgesetzes, betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschifffahrt vom 15. Juni 1895 mit Anmerkungen! Von den uns in die Hände gekommenen oder doch bekannt gewordenen etwa die 9. oder 10., — das literarische Bedürfniß dürfte nach dieser Richtung nunmehr in der That vorläufig und insbesondere auf so lange, als nicht mit dem Gesetz gemachte praktische Erfahrungen bei der Bearbeitung verwerthet werden können, mehr als gedeckt sein. Der Verfasser der vorliegenden Ausgabe, in welcher gleichfalls der Erörterung der das Gesetz ergänzenden Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs besondere Aufmerksamkeit zugewendet, im Uebrigen selbstverständlich die Gesetzes-Materialien, Begründung, Commissionsbericht, Reichstagsverhandlungen, sowie die bisher zu den zuerst genannten Bestimmungen ergangenen Entscheidungen des Reichsgerichts, des vormaligen Reichsoberhandelsgerichts und des preußischen Obertribunales sorgfältig benützt worden sind, ist Justizrath S. Goldmann in Danzig, die Verlagshandlung, in der sie erschienen ist, Franz Vahlen in Berlin. In einem Anhange sind die allgemeinen Verfügungen des königl preußischen Justizministers vom 2. November 1895, betreffend die Führung des Schiffsregisters nach dem bearbeiteten Gesetze, und vom 6. Dec. 1895 über die Darstellung der Eintragungen von Binnenschiffen, sowie der auf die Führung des Bahngrundbuchs bezüglichen Geschäfte in den Geschäftsübersichten wörtlich zum Abdruck gelangt, obwohl die letztere Verfügung sich nur zu einem kleinen Theile mit der Ausführung des hier in Frage kommenden Gesetzes befaßt. Das übliche alphabetische Inhaltsverzeichniß bildet den Schluß.

— W. Stavenhagen, Grundriß der Befestigungslehre. Mit einer Skizze. Mittler & Sohn, Berlin. 4 M, und W. Stavenhagen, Grundriß der Feldkunde. Mit 20 Abbildungen im Text und 2 Beilagen. Mittler & Sohn, Berlin, 4 M. — Hr. Hauptmann a. D. Stavenhagen bietet in seinen Grundrissen kurze, aber erschöpfende Ueberblicke über den heutigen Stand der Feldbefestigung und über militärische Geländelehre, militärisches Aufnehmen und Zeichnen. Werthvoll ist in beiden Büchern die Angabe der besten Quellen, welche für ein Studium von Einzelheiten dieser weiten Gebiete am Geeignetsten heranzuziehen sind. γ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 27. Dienstag, den 3. März. 1896.

Berühmte Heilige in der Kunst und in der Legende.

II. Sanctae.

Von A. Niko. Harzen-Müller. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wer eine Kunstgeschichte der Heiligen schreiben will, wird naturgemäß mit der Mutter Jesu, der ersten und höchsten Heiligen, beginnen und der Beschreibung der heiligen Jungfrau soviel Platz einräumen müssen, wie allen anderen Heiligen zusammen. Kein Heiliger und keine Heilige ist von der bildenden Kunst so häufig dargestellt worden, wie die Madonna, und keine einzige Darstellung von Heiligen erreicht die vollendete Schönheit, welche die Kunst der Himmelskönigin verliehen hat: sie ist der Gegenstand der idealsten Kunstschöpfungen aller christlichen Nationen. Das Leben der Maria von ihrer Geburt an bis zu ihrer Himmelfahrt gab den Hauptvertretern der Malerei Gelegenheit zu den erhabensten Leistungen. Als die hervorragendsten Maler der Madonna resp. der heiligen Familie nenne ich nur die Italiener Filippo Lippi, Tizian, Palma vecchio, Rafael Sanzio, Andrea del Sarto und Correggio, die Niederländer Rubens und Rembrandt, den Holländer Anton van Dyck und den Deutschen Lukas Cranach. Rafael allein schuf über ein Dutzend Madonnenbilder, die eine Hauptzierde der Kunstsammlungen zu Dresden, Florenz, Rom, Madrid, Paris, Wien, München und Berlin sind; von diesen wiederum sind die herrlichsten und wohl Jedermann bekannt die Sixtinische Madonna vom Jahre 1518 zu Dresden und die Madonna della sedia zu Florenz. Beiläufig sei erwähnt, daß der älteste datirte deutsche Kupferstich, der mit der Meistersignatur P. und der Jahreszahl 1451 bezeichnet ist, eine Madonna mit dem Kinde im Nimbus und mit Krone und Glorie auf der Mondsichel schwebend zeigt, umgeben von lobpreisenden Engelschaaren. Die katholische Kirche stellte die heilige Jungfrau an die Spitze aller Heiligen und feiert ihr zu Ehren alljährlich fünf große Feste. Im Mittelalter war „Unsere Liebe Frau" Gegenstand eines ritterlichen Frauendienstes; stets war sie die gesuchteste Schutzpatronin. So gilt die Maria als Landesheilige Bayerns, und an der Front der alten Residenz zu München befindet sich über der Schloßwache die Statue der heiligen Jungfrau von Peter Candid mit der Unterschrift „Patrona Bavariae", und eine schöne bronzene Laterne zu ihren Füßen umschließt ein ewiges Licht. Ferner krönt eine Maria mit dem Kinde auf der Mondsichel, von demselben Künstler gearbeitet, die Säule auf dem Marienplatze zu München; Maximilian I. ließ diese „Mariensäule" 1638 zur Feier des Sieges am weißen Berge aufstellen. Auch in Sigmaringen sah ich an einer Mauer des Schloßberges ein Kolossalstatue der heiligen Jungfrau mit dem Christuskinde. — Wer sich der Sixtinischen Madonna Rafael's erinnert, weiß auch, daß zur Linken der Maria eine Frauengestalt, den Blick in die sie tragenden Wolken niedergeschlagen, kniet; es ist die heilige Barbara, hinter welcher das ihr zukommende Attribut, ein Thurm, sichtbar ist. Auch der ältere Hans Holbein hat auf dem früher erwähnten herrlichen Sebastiansaltare eine St. Barbara im Geiste seiner großen italienischen Zeitgenossen gemalt, eine entzückende weibliche Idealgestalt, die Woltmann so herrlich beschreibt: „Barbara, die keusche, kaum noch aufgeblühte Jungfrau, neigt den Blick in andächtig ernster Versunkenheit auf den Kelch in ihrer Hand und auf die Hostie, welche darüber schwebt. Naher, innerer Verkehr mit Gott und seinen Wundern spricht sich in ihren Zügen aus. In ihr, die der noch unerschlossenen Knospe gleicht, hat der Glaube Gestalt gewonnen." Auch auf diesem Bilde schließt ein hoher Thurm den Hintergrund ab. Nicht minder berühmt ist die St. Barbara von Palma vecchio, die sich in der Kirche St. Maria Formosa zu Venedig befindet. Die älteste mir bekannte Darstellung der Heiligen ist ein Wandgemälde an einem Pfeiler der romanischen Kirche St. Peter zu Utrecht, welche der Bischof Bernulphus im achten Jahrhundert hat bauen lassen. Dort sieht man St. Barbara im hellrothen Kleide und grünen Mantel, neben ihr den Thurm. Ihr Köpfchen ist von höchster Grazie und vollendeter Anmuth. Die Legende, von Friedrich Rückert in dem Gedichtcyklus „Barbarazweige" in poetische Form gebracht, erzählt von ihr, sie sei von ihrem eigenen Vater Dioscurus oder auch von dem römischen Statthalter Marcianus enthauptet worden, den darauf ein Blitzstrahl getödtet habe; deshalb wird die heilige Barbara gegen Gewittersgefahr angerufen. Sie ist aber auch die besondere Schutzpatronin der Artillerie, die den Namenstag der Heiligen, den 4. December, festlich zu begehen pflegt; und auf den Schiffen der französischen Kriegsmarine nannte man nach ihr die Pulverkammer la sainte Barbe. — Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem soeben erwähnten Sebastiansaltar Holbein's, so sehen wir als Pendant der heiligen Barbara die heilige Elisabeth abgebildet. „Wie in jener," so heißt es bei Woltmann, „der Glaube, so hat in Elisabeth die Liebe Gestalt gewonnen. Wir erblicken das reinste Bild der Weiblichkeit in ihr, die in voller reich entfalteter Schönheit strahlt. Unschuld ist aber noch immer über sie ausgegossen, und so kommt sie leicht einher geschritten, um wie eine Himmelsbotin Trost und Erquickung zu bringen, wo man ihrer bedarf. Zierlich faßt sie mit der Rechten den niedergleitenden Mantel zusammen, in welchem sie Brod verbirgt, mit der Linken gießt sie Wein in die Schale eines der drei Bettler, — von denen der eine die Züge des Malers selber trägt — die ihr zu Füßen knieen. Schöneres kann es nicht geben, als dieses Angesicht, das, von den blonden Locken und dem reizend über Stirn und Schulter fallenden Schleier umschlossen, sich so leise, so holdselig zu den Flehenden neigt; Anmuth leuchtet aus den Zügen und aus der ganzen Gestalt der Heiligen." Mit dem Palast, der sich hinter ihr erhebt, wollte der Maler die Wartburg andeuten. Elisabeth war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und wurde bereits als Kind mit Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, auf der Wartburg verlobt und im Jahre 1221 vermählt. Bei aller kindlichen Sorglosigkeit zeigte sie bald Spuren des tiefen Ernstes, der aufrichtigen Demuth und der werkthätigen Liebe, die sie zum Vorbilde frommer Christinnen und mildthätiger Fürstinnen machte. „Die schöne Lilie" sorgte unermüdlich und freigebig für die Armen und Kranken, für die sie in Eisenach ein Hospital erbauen ließ. Als ihr Gemahl auf dem Wege ins heilige Land in Italien gestorben war, waren für sie die schönen Tage dahin. Arm wie eine Bettlerin wurde sie, die einst viel beneidet war und jetzt mit Undankbarkeit belohnt wurde, aus der Wartburg vertrieben und führte in Marburg ein frommes und entsagungsvolles Leben in strenger Askese, bis sie im Hospitale daselbst am 19. November 1231 starb. Ihre hingebende, wahrhaft christliche Liebe verschaffte ihr weit über die thüringischen Lande hinaus den Namen einer Heiligen, und vier Jahre später wurde sie in Rom heilig gesprochen; zu ihrem Andenken stiftete die bayerische Kurfürstin Elisabeth im Jahre 1766 den Orden der heiligen Elisabeth. In der gothischen Elisabethkirche zu Marburg, welche der Deutsche Ritterorden erbaut hat, wird der kostbare Reliquienschrein der Heiligen gezeigt, das merkwürdigste und werthvollste Kunstwerk der Provinz Hessen-Nassau; jedoch ruhen ihre Gebeine seit 1539 nicht mehr in dem Sarge. Das Leben der heiligen Elisabeth, die Werke ihrer Barmherzigkeit und das Rosenwunder hat Moritz

v. Schwind in ergreifenden Gemälden geschildert, die den Corridor des Landgrafenhauses auf der Wartburg schmücken; und Liszt hat die Legende seiner heiligen Landsmännin nach der Dichtung von Otto Roquette in Musik gesetzt. Wenn Liszt auch bedeutendere Werke geschrieben hat, keines von allen geht so rührend unmittelbar zu Herzen wie dieses Oratorium, „entstanden zugleich aus der Stimmung religiöser Weihe und aus der Sehnsucht nach den heimathlichen Stätten". — Wie Thüringen seine heilige Elisabeth, so hat Tirol seine heilige Notburga. Notburga war die fromme und fleißige Tochter ehrsamer Hutmachersleute im Städtchen Rattenberg am Inn, wo sie als Magd diente. Der Graf Heinrich und die Gräfin Gutta auf Rattenberg hörten von ihrem rechtschaffenen Lebenswandel und ihrem rastlosen Fleiße, ließen sie auf die Burg kommen und setzten sie als Schaffnerin über alles Gesinde des Schlosses; sie war gerecht gegen die Untergebenen und wohlthätig gegen Alle, die am Burgthor anklopften. Als das alte Grafenpaar gestorben war, folgte als Burgherr auf Rattenberg der Sohn, der junge Graf, und sein hochmüthiges Weib. Dieses verbat Notburga jegliches Wohlthun und behandelte sie schlecht. Trotzdem trug sie eines Tages Brod und Wein ins Thal zu einem Kranken, als ihr der Graf plötzlich begegnete und sie anfuhr, daß sie von seinem Eigenthum den Armen nichts zu schenken habe. Da öffnete sie die Schürze, und anstatt des Brodes lagen Hobelspähne darin, und die Weinflasche enthielt Lauge. Nun trieb die Gräfin Notburga zum Schlosse hinaus, und diese nahm Dienste bei einem Bauer im Thale, der sehr geizig und gottlos war. Als der nun einmal wieder seine Knechte und Mägde über den Abendsegen hinaus auf dem Felde arbeiten lassen wollte, da sagte Notburga zu ihm, er solle sich fügen, wenn ihre Sichel, die sie emporwerfe, an einem Strahle der untergehenden Sonne hängen bliebe; und wirklich that sie, was sie gesagt hatte, und der Bauer und die Arbeiter staunten das Wunder an, von dem bald in der ganzen Gegend gesprochen wurde. Da mittlerweile Rattenberg durch Krieg und Krankheit arg mitgenommen und die Gräfin auf der Burg auch gestorben war, da holte der Graf Notburga wieder auf's Schloß, da Niemand dem Haushalte so gut vorstehen konnte wie sie. Auch gestattete er ihr unbeschränkte Wohlthaten zu erweisen Denen, die ihrer bedurften, da er bald merkte, daß mit ihr das Glück in die Burg eingekehrt war. So lebte sie noch längere Zeit, tröstete die Traurigen, sättigte die Hungrigen und Armen und stärkte und pflegte die Kranken, bis sie im Jahre 1313 starb. Zwei weiße Stiere zogen ihre Leiche durch den Inn, dessen Wellen auseinanderwichen, nach dem Dorfe Eben, wo ihre Gebeine unter dem Hochaltar der Kirche beigesetzt und bald von frommen Wallfahrern aufgesucht und verehrt wurden. So wurde Notburga die Schutzpatronin der Dienstboten und Arbeiter, besonders der Schnitter. Wer einmal von Innbach am Inn an den Achensee gepilgert ist, der hat auch das Grab der Heiligen gesehen und ihre Statue in der Nähe des himmelblauen Sees, des schönsten von Nordtirol. Da steht sie im einfachen Magdkleide, in der einen Hand ihre Sichel, in der anderen ein Brod und eine Flasche, auf dem Haupte aber glänzt der Glorienschein. Zu ihren Füßen legen fromme Arbeiter blauen Enzian und rothe Alpenrosen nieder und sprechen zu ihr ein stilles Gebet. Auch in Deutschland kennen wir eine heilige Notburga. Nach der bekannten Sage war sie die Tochter des alten Frankenkönigs Dagobert, der auf der Burg Hornberg im Schwarzwald residirte. Notburga's Liebe gehörte längst Jung-Otwin, der auf einem Kriegszuge in unbekannter Ferne weilte, als der Vater ihre Hand einem jungen Heidenfürsten geben wollte. Notburga aber kam diesem Zwange zuvor und floh auf dem Rücken eines weißen Hirsches in ein sicheres Versteck in einer Waldschlucht, wo sie lange Zeit verborgen lebte, von dem treuen und klugen Thiere versorgt, das ihr Speise und Trank aus der Burg zubrachte. Eines Tages wurde der König auf den Hirsch aufmerksam, setzte ihm nach und fand die Tochter dem Tode nahe in einer Höhle auf. Sie wollte noch immer nichts wissen von einer Heirath mit dem Heidenfürsten, sondern ihrem Geliebten Treue bewahren, dem Himmel allein dienen und ihr Leben in stiller Beschaulichkeit beschließen. Der erzürnte König ergriff ihre Hand, in der sie ein aus Stäben selbst gebildetes Kreuz hielt, und wollte sie aus der Höhle herausziehen. Er zerrte und riß sie mit aller Kraft, — da blieb plötzlich ihr Arm, vom Körper abgelöst, in seinen Händen zurück! Als der König und das Gefolge dies sahen, flohen sie erschreckt davon und ließen Notburga in ihrem Schmerze hilflos allein. Der Himmel aber belohnte ihre Treue und schickte eine Schlange, die ihr Kräuter auf die Wunde legte, so daß sie bald geheilt war. Von jetzt an wurde Notburga als Heilige verehrt, und reuige Sünder wallfahrten von nah und fern zu ihr. Als sie bald darauf starb, kamen Engel vom Himmel, hüllten ihre Leiche in königliche Gewänder und begruben sie da, wo die weißen Stiere, welche den Leichenwagen zogen, stehen blieben: so hatte Notburga selbst es einst bestimmt. An dieser Stelle ließ König Dagobert eine Kirche erbauen, in der ihr ein Grabmal gesetzt wurde. Später zogen die Bewohner der Umgegend hierher zusammen und es entstand der Ort Hochhausen. In der Kirche daselbst ist noch der Grabstein der heiligen Notburga zu sehen: eine Königskrone ziert das lockige Haupt, die Schlange trägt die heilenden Kräuter herbei. Der Hochaltar zeigt Bilder aus dem Leben der Heiligen; die Höhle, in der sie einst gelebt hat, nennt man noch heute „die Jungfernhöhle". — Wenn wir uns an eines der zahlreichen Gemälde erinnern, auf dem „die heiligen Frauen" dargestellt sind, Christum auf dem Kreuzeswege erwartend oder an der Kreuzesabnahme theilnehmend oder am Grabe Christi weinend, so ist uns außer der Mutter Christi die Sünderin Magdalena, Maria von Magdala, sofort kenntlich; sie trägt ein Nardengefäß, aus dem sie Christo die Füße salbte; ihr Haar, mit dem sie des Herrn Füße trocknete, fällt aufgelöst über Nacken und Schultern herab. Die religiöse Malerei hat die heilige Magdalena häufig zum Gegenstand ihrer Bilder genommen. Paolo Veronese malte die Fußwaschung Christi durch Magdalena, umgeben von reichgekleideten Venezianern, die mit ihren Frauen, Dienern und Hunden dem Festmahle im Hause des Pharisäers beiwohnen. Cima da Conegliano schuf ein schönes Andachtsbild, auf dem die heilige Magdalena dem kleinen Christuskinde das Glas mit Salben hinhält, von dem dieses den Deckel abhebt, um damit zu spielen; auch auf einem Bilde Palma vecchio's überreicht die kniende Magdalena dem Christuskinde, das auf dem Schoße der Mutter sitzt, das Salbengefäß. Besonders häufig sind bei den Italienern Darstellungen der büßenden Magdalena, welche an die venezianischen Bilder schöner Frauen erinnern, gemildert durch einen sentimental-kirchlichen Ausdruck der Heiligen, die, nach Morelli, die in die Sprache der Jesuiten übersetzte Venus der Venezianer ist. So malte Carlo Dolci die Heilige, wie sie mit sehnsüchtig emporgerichteten Augen die Hand auf das sündige Herz legt; vor ihr liegt auf einem Felsen die heilige Schrift, in der sie blättert, neben ihr steht das Nardengefäß. Derselben Schule gehört „die Himmelfahrt der heiligen Magdalena" von Guido Canlassi an: ein in den Wolken schwebender Engel trägt auf seiner Brust die schöne Sünderin in den sich öffnenden Himmel hinauf. Auch Berlin besitzt in Murillo's büßender Magdalena eine Perle innigster Anmuth. Von der vlämischen Schule malte Rubens eine reuige Magdalena, die mit über der Brust gekreuzten Händen und in demüthig büßender Stellung vor ihrem Heilande steht, der ihr die Sünde vergiebt. Am bekanntesten dürfte wohl die Dresdener heilige Magdalena von Batoni sein: hingestreckt auf den Boden einer Felsenhöhle liegt die Heilige mit andächtig gefalteten Händen in dem Buche lesend, das einem Todtenkopfe aufliegt. Die andere einst so berühmte Dresdener Magdalena, die bis vor Kurzem für ein Werk Correggio's galt, ist durch Morelli in überzeugender Weise für ein Gemälde Adriaen van der Werff's oder eines ihm verwandten Künstlers erklärt worden. Nach der heiligen Magdalena nennt sich der Orden der Klosterfrauen von der Buße der heiligen Magdalena in Spanien, Frankreich und Italien, der Anfangs nur reuige Buhldirnen, später auch ehrbare Jungfrauen aufnahm; nach ihr bekamen die der sittlichen Aufrichtung gefallener Mädchen und der Krankenpflege gewidmeten protestantischen Magdalenenstifte, so das im Nordwesten Berlins liegende, den Namen. — Eine Heilige, der man in Kirchen und Gemäldesammlungen häufig begegnet, und die an ihrem Attribute leicht zu erkennen ist, ist die heilige Cäcilie, die angeblich die Erfinderin der Orgel war — die älteste in Deutschland bekannte Orgel wurde 1361 in Halberstadt gebaut — und als Märtyrerin starb. Schon der alte Meister Cornelis Engelbrechtsz, der Lehrer des berühmten Lukas van Leyden, malte auf einem Altarbilde die heilige Cäcilie: sie stützt die Rechte auf ein mächtiges Schwert, auf ihrer Linken sitzt ein Falke, neben ihr steht das Organum. Die Gemäldegalerie in Bologna bewahrt ein Bild Rafael's vom Jahre 1516, welches darstellt, wie die heilige Cäcilie der himmlischen Musik lauscht; auch Rubens malte eine berühmte Cäcilie, und Carlo Dolci's musicirende Cäcilie zu Dresden dürfte jedem

kunstliebenden Leser eine gute Bekannte sein. — Die erste Heilige, die auf Erden die Krone einer Kaiserin getragen hatte, war Helena, die Mutter des Kaisers Constantin des Großen, einst eine einfache Wirthstochter aus dem heutigen Trapani auf Sicilien. Später wurde sie von ihrem kaiserlichen Gemahle, dem Mitcäsaren Diocletian's, Constantius Chlorus, verstoßen und starb als Nonne im hohen Alter von achtzig Jahren. Sie hat sich um die Verbreitung des Christenthums sehr verdient gemacht und Golgatha und die Grabstätte Christi und die Cisterne, in der ihr Glaube das wahre Kreuz fand, mit Kirchen überbaut, die man später durch verschiedene Anbauten zu einem Ganzen vereinigte, das man heute „Kirche zum heiligen Grabe" nennt. In der Sebalduskirche zu Nürnberg sah ich ein altes Relief im Rundbogen des südlichen Portales, welches die Kreuzprobe der heiligen Helena darstellt. Ein moderner Meister, der Maler Louis Feldmann in Düsseldorf, hat für die katholische Kirche in Ehrenbreitstein ein Altargemälde geschaffen, welches die Legende von der Auffindung des heiligen Kreuzes durch die heilige Helena schildert, eine ausdrucksvolle Darstellung, deren Colorit von bedeutender Wirkung ist. Schon der oberdeutsche Maler Barthel Beham hat um 1530 ein Bild vom Kreuzeswunder gemalt: in Gegenwart der heiligen Helena wird eine Todte durch die Auflegung des heiligen Kreuzes wieder ins Leben gerufen. — Neben der römischen Kaiserin ist auch eine deutsche unter die Heiligen der christlichen Kirche aufgenommen worden; es ist St. Kunigunde, die Gemahlin des ebenfalls heilig gesprochenen Kaisers Heinrich II. Sie haben das Bisthum Bamberg gegründet und den herrlichen Dom daselbst erbaut, in dessen Mittelschiff ihre Leichen beigesetzt worden sind. Ihr gemeinsamer Marmorsarg zeigt an den Seitenflächen die interessante Darstellung des Gottesurtheiles der Kaiserin: Kunigunde schreitet zum Beweise ihrer Unschuld über zwölf glühende Pflugscharen barfüßig unverletzt hinweg. Derselbe Gegenstand ist auf dem Titelblatte einer Lebensbeschreibung der heiligen Kunigunde in der Bibliothek zu Bamberg zu sehen, eines Werkes, das aus dem 12. Jahrhundert stammt. Eben desselben Gottesurtheiles mußte sich auch die heilige Hildegunde unterziehen, die man fälschlich eines Diebstahles beschuldigt hatte. Die Legende weiß noch von ihr zu erzählen, daß sie in Männerkleidung unter dem Namen Joseph nach Jerusalem und Rom gepilgert und im einst berühmten Kloster Schönau im Odenwald gestorben sei, das im dreißigjährigen Kriege zerstört wurde. — Wie verschiedene Maler, z. B. Perugino und Rafael, eine sposalizio, d. h. die Vermählung Maria's mit dem heiligen Joseph, gemalt haben, so wurde auch die Vermählung Christi mit der heiligen Katharina häufiger dargestellt. Nach der Legende rühmte sich die Dominikanerin Katharina aus Siena des unmittelbaren Umganges mit Christus; der Papst Urban VI. ließ sie nach Rom kommen, wo sie 1380 starb und 60 Jahre später canonisirt worden ist. Ihre Geschichte ist dargestellt auf den Fresken der Kirche St. Katharina in Siena, besonders aber in einer Seitenkapelle der Kirche St. Domenico daselbst, wo Sodoma sie gemalt hat. Die dortige Bibliothek bewahrt auch die Briefe der Heiligen, die jedoch nicht eigenhändig sind, weil die Heilige nicht schreiben konnte. Einen St. Katharinenorden stiftete der russische Czar Peter I. im Jahre 1719; nach ihr nennen sich zwei Städte in Canada und Brasilien Sainte Catherine und Santa Catharina. Der Altkölner Stephan Lochner hat die heilige Katharina gemalt, eine Gestalt voll liebenswürdiger Anmuth; sie trägt eine perlenbesetzte Krone und Kleidung, über den Nacken wallt das lange Haar herab; die Linke stützt sich auf ein mächtiges Schwert. Eine Vermählung der heiligen Katharina mit dem Jesuskinde habe ich von dem Altkölner Gerard David und von dem Italiener Lorenzo Lotti gesehen. Außer der heiligen Katharina nennt die Legende auch die heilige Ursula, die eine britische Königstochter war, als Braut Christi. Als sie, die sich Christo verlobt hatte, gezwungen werden sollte, einem heidnischen Königssohn ihre Hand zu geben, da entfloh sie mit 11 000 Jungfrauen zu Schiffe nach Köln, wo sie alle von den die Stadt belagernden Hunnen niedergemetzelt wurden, welche alsbald vor den himmlischen Heerschaaren das Land räumen mußten. In Köln erbaute man ihr eine schöne Kirche; die bildende Kunst stellt sie dar mit einer Krone, in den Händen ein Buch und einen Pfeil.

Mit der heiligen Katharina von Siena darf eine zweite Heilige gleichen Namens nicht verwechselt werden: diese Katharina war eine höchst gelehrte Jungfrau aus königlichem Geschlechte und lebte und wirkte in Alexandria, wo sie als eifrige Christin im Jahre 307 den Märtyrertod starb. Sie ist es, die von der philosophischen Facultät der Universität zu Paris zur Patronin erwählt worden ist. — Bekannter als die zuletzt erwähnten Heiligen dürfte dem Leser die heilige Veronika sein. Sie reichte nach der Legende dem unter der Last des Kreuzes zusammensinkenden Heilande ihr Tuch, auf dem sich beim Abtrocknen des Schweißes das Gesicht Jesu eindrückte. Ich sah in München vom alten Meister Wilhelm von Köln eine heilige Veronika, die das Schweißtuch vor sich ausgebreitet hält, auf dem der Kopf Christi mit der Dornenkrone zu sehen ist. Die Gestalt der Heiligen ist von großer Lieblichkeit, und ihr Gesicht zeigt glaubensfrohe Frömmigkeit. Zum Schlusse möchte ich den Leser ins Vaterland der Heiligen, Italien, führen und ihm von zwei heiligen Frauen erzählen, deren Namen ihm aus der Musik und aus der Literatur bekannt sind: St. Lucia und St. Rosalia. Wer kennt nicht die Klänge des neapolitanischen Volksliedes „Santa Lucia"? Wer, der Neapel gesehen hat, kennt nicht das bunte Treiben der Hafenstraße Santa Lucia? Die heilige Lucia ist die Schutzpatronin Neapels, besonders der neapolitanischen Schiffer; und eine der kleinen Antilleninseln führt ihren Namen. Das Martyrium der Heiligen hat der alte Holländer Gerrit van Harlem gemalt; Lucia steht auf dem brennenden Scheiterhaufen, während der Henker mit seinem Schwerte ihren Hals durchbohrt; die Henkersknechte fachen das Feuer mit einem Blasebalge an und schieben Brennholz herbei; daneben steht der Tyrann, der die Verbrennung befohlen hat; im Hintergrunde wird die Heilige gezwungen, sich einem weltlichen Lebenswandel hinzugeben; ein Gespann von sechs Ochsen ist nicht im Stande sie von der Stelle zu bewegen. Endlich ist noch dargestellt, wie Lucia das heilige Abendmahl empfängt. Wie St. Lucia in Neapel, so wird St. Rosalia in Palermo auf Sicilien verehrt; Goethe hat in plastischer Weise das Heiligthum der heiligen Rosalia auf dem Monte Pellegrino bei Palermo geschildert. In einer Kapelle des Domes zu Palermo steht ein Altar und der Sarkophag der Heiligen, beide aus gediegenem Silber gearbeitet; die Reliefs an den Wänden haben Bezug auf die Geschichte der heiligen Rosalia; ein sie darstellendes Gemälde von van Dyck ziert die Kirche Spedale de' Sacerdote zu Palermo. Das von Goethe beschriebene Heiligthum Rosalia's befindet sich in einer Kalksteinhöhle des Monte Pellegrino, des Wallfahrtsberges. Hier war es, wo Rosalia, die wunderbar schöne Nichte des Königs Wilhelm des Guten, in früher Jugend zurückgezogen vom Weltgetümmel in einer Felsengrotte ein einsiedlerisches Leben führte bis an ihren Tod. Da fand man ihre Gebeine und brachte sie nach Palermo, ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalia war von der Zeit an die Schutzheilige Palermos. Ihr Fest im Juli, welches das größte der Palermitaner ist, dauert sechs Tage und Nächte hindurch: prächtige Prozessionen wechseln mit glänzenden Illuminationen und bunt sprühendem Feuerwerk ab. Die Grotte im Monte Pellegrino ist zu einer Kirche umgewandelt, von außen nur an einem schönen Portale kenntlich, die Höhle selbst ist zum Chor dieser Felsenkirche geworden, und unter einem Altare liegt hinter Gitterwerk wohl verwahrt und durch Lampen geheimnißvoll beleuchtet die Statue der Heiligen, deren Kopf und Hände von weißem Marmor sind, deren Gewand aus vergoldetem Blech kunstvoll getrieben ist; neben der schönen Figur steht noch ein kleiner Engel, welcher der Heiligen mit einer Lilie Kühlung zuzufächeln scheint. Der Florentiner Gregorio Tedeschi ist der Meister dieser herrlichen Gruppe. Ueber diesem Grabdenkmal befindet sich eine ganz mit Gold ausgelegte Höhle, in der die heilige Rosalia einst ihre Gebete zu verrichten pflegte. „Der Andachtsort selbst," sagt Goethe, „ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener, als die prächtigen Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre." — Wir glauben, daß der Leser an diesen Beispielen eingesehen hat, welchen Schatz von kunsthistorischem Wissen wir aus einer näheren Betrachtung der Heiligen gewinnen, deren Namen wir aus der Erdkunde lernen und tagtäglich im Kalender lesen, deren Darstellungen wir überall in Kirchen und Kunstsammlungen, an Wegen und Häusern begegnen, von deren Leben und Wirken uns die Legende und die Sage in Prosa und in Poesie, die Religion und die Weltgeschichte zu erzählen wissen.

Bücherbesprechungen.

— **Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts.** Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Von **Emil Friedberg.** Verlag von Bernhard Tauchnitz. Leipzig, 1895. — Das Friedberg'sche Lehrbuch des Kirchenrechts war in seinen beiden ersten 1879 und 1884 erschienenen Auflagen im Wesentlichen für die Zwecke des akademischen Unterrichts berechnet. Seitdem nun aber die mit seiner Hilfe in das Studium des Kirchenrechts eingeführten Studirenden nach und nach in die Praxis eingetreten sind und auch hier in dem alten Lehrmeister einen bewährten Rathgeber erkannt haben, hat das Friedberg'sche Compendium mehr und mehr auch in den Kreisen der Praktiker Eingang gefunden. Schon bei Bearbeitung der dritten Auflage hatte der Verfasser diesem erweiterten Ziele seines Buches durch eingehendere Berücksichtigung der Rechtsprechung gebührend Rechnung getragen, ohne doch deshalb auf die in der ersten Auflage fast ausschließlich angewendete, in der zweiten wenigstens in gewissem Umfange beibehaltene und als zweckmäßig erkannte wörtliche Mittheilung besonders bezeichnender Quellenstellen Verzicht zu leisten. Diesen durch die Erfahrung bewährten Grundsätzen ist der Verfasser auch bei der vorliegenden neuesten Auflage gefolgt. Insbesondere ist von ihm die neuere und neueste Literatur sorgsam und vollständig angeführt und, soweit sie dem Verfasser beachtlich erschien, verarbeitet oder kritisch beleuchtet worden. Nicht minder ist die namentlich auf dem Gebiete der Particularrechte reichlich genug fließende Quelle des positiven Rechtes allenthalben genau berücksichtigt worden. Der zweite Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich ist hierbei namentlich bei der Darstellung des Eherechts in den Anmerkungen zur Vergleichung herangezogen worden. Wenn man die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Rechtsentwickelung auf dem Gebiete des Kirchenrechts, und zwar nicht nur des evangelischen Kirchenrechts, wo dieselbe durch die verschiedenartige Verfassung der einzelnen Landeskirchen bedingt wird, sondern auch auf dem des katholischen Kirchenrechts, wo zwar die Einheit der Kirchenverfassung die Einheitlichkeit der specifisch kirchlichen Rechtsquellen gewährleistet, aber die Stellung des Staates zur katholischen Kirche und ihrem Rechte wiederum einen reichen Spielraum particularrechtlicher Verschiedenheiten darbietet, gehörig ins Auge faßt, dann wird man sich der außergewöhnlichen Schwierigkeiten bewußt, die Derjenige zu überwinden hat, der sich die Aufgabe stellt, diese buntscheckigen Rechtsgestaltungen nicht nur zu einem einheitlichen Gesammtbilde zu vereinigen, sondern auch in ein gewisses System zu bringen, welches sowohl Demjenigen, der sich an der Hand dieses Buches in das Kirchenrecht einarbeiten will, einen faßlichen Ueberblick gewährt, als auch Demjenigen, der sich darin für praktische Fragen Aufklärung sucht, eine schnelle Orientirung und eine leichte Auffindung der gesuchten Antwort ermöglicht. Die Bewältigung dieser schwierigen Aufgabe ist nach Ansicht des Referenten dem Verfasser in einem seltenen Maße gelungen. Das Buch wird auch in seiner neuesten Gestalt sowohl der Welt der Gelehrten als auch den Vertretern der Praxis gewiß willkommen sein. Der Verlagshandlung gebührt gleichfalls für die nach jeder Richtung hin vorzügliche Ausstattung vollste Anerkennung. .*.

— **Festschrift der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis“ zu Bautzen zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens.** Bautzen 1896. 89 S. nebst Titelbild ꝛc. — Den segensreichen Gründungen der naturwissenschaftlichen Isis-Gesellschaften zu Dresden und Meißen schloß sich als dritte die Bautzener an, die jüngst ihr goldenes Jubiläum feierte. Die Dresdener Isis hat, dem breiteren Boden der Hauptstadt entsprechend, am meisten ins Allgemeine gewirkt, ihre regelmäßigen Publicationen sind verbreitet genug. Die anderen treten blos bei besonderer Gelegenheit literarisch hervor, wie jetzt bei dem Jubelfeste; aber da zeigt sich aufs Erfreulichste, was sie unter der Hand geleistet, getreu ihrem Symbol, der Göttin der still und unablässig schaffenden, fruchttragenden Natur. Von den vier Vorsitzenden, welche während der 50 Jahre den Verein geleitet haben, ist wohl v. Kiesenwetter der bekannteste. Die Entomologie ist überhaupt in hervorragender Weise gepflegt worden, Schilde, dessen Name als Lepidopterolog, allerdings als Gegner Darwin's, genug hervorgetreten ist, besonders durch seine Arbeit: Schach dem Darwinismus, ist mit einer Reihe von Vorträgen verzeichnet. Die Jubelschrift bringt eine Arbeit von Schütze aus dem gleichen Gebiet, eine sorgfältige faunistische Zusammenstellung der Arten der kleinsten Gattung der Kleinschmetterlinge, Nepticula. Ebenfalls mit der Insectenkunde beschäftigt sich Feurich, der ein ausführliches Verzeichniß der in der Gegend von Bautzen beobachteten Neuropteren darbietet, jedenfalls Vielen eine willkommene Gabe. Von den botanischen Arbeiten ist Menzel's Beitrag zur Kenntniß der Kryptogamenflora von Bautzens Umgebung bemerkenswerth, er behandelt die Myxomyceten, Pilze, Flechten und Algen (von den Bakterien natürlich abgesehen). Naumann schildert den geologischen Aufbau von Bautzen und seiner Umgebung. Uns Leipziger geht im Speciellen ein kurzer Aufsatz von Lamprecht an, worin er die gewöhnlichen Tabellen über die Sterblichkeit in den Städten einer herben Kritik unterzieht. Leider ersehen wir daraus, daß der Gesundheitszustand unserer Stadt sich bei weitem nicht so günstig stellt, als es die übliche Statistik zu ergeben scheint. „Will die Statistik die Wahrheit verkünden, und nicht zur Lüge werden, so darf sie nicht Zahlen in einer Tabelle vereinigen, die thatsächlich unvereinbar sind und die Laien über die wahren Verhältnisse täuschen oder im Unklaren lassen.“ Mag das Urtheil für uns unangenehm sein, es kann nicht oft genug betont werden, welchen Werth diese Localvereine auch für die Wissenschaft als solche haben. Nicht alle ihre Leistungen können auf der Höhe stehen oder einen wirklichen Fortschritt bedeuten. Aber auch diese minderwerthigen dienen dazu, die Flamme zu nähren, und eine Anzahl von Aufgaben, namentlich die Erforschung der Localfaunen und Localfloren, kann nur hier genügend gepflegt werden und den größeren wissenschaftlichen Anstalten das Material zu weitergehenden Schlüssen liefern. Und so ist auch der Bautzener Isis ein weiteres Blühen und Gedeihen durchaus von Herzen zu wünschen. Srth.

— **Biographische Blätter.** Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Unter ständiger Mitwirkung von zahlreichen Gelehrten herausgegeben von **Anton Bettelheim.** Band II, Heft 1. Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co., 1896. Preis halbjährlich (drei Hefte) 6 ℳ, das einzelne Heft 2 ℳ 40 ₰. — Ein Preisausschreiben zur Förderung biographischer Arbeiten eröffnet den zweiten Jahrgang der „Biographischen Blätter“. Der Feier des 150jährigen Geburtstages des großen Volksfreundes und Erziehers Heinrich Pestalozzi ist ein vortrefflicher Aufsatz des Straßburger Pädagogen Theobald Ziegler gewidmet. Ein wohlabgerundetes Lebensbild des vielberufenen, aber wenig bekannten steirischen Minnesängers Ulrich von Liechtenstein, das nicht blos die Ergebnisse der seitherigen Arbeiten über die Schicksale und die Eigenart dieses Dichters äußerst geschickt zusammenfaßt, sondern sie durch selbständige Forschungen werthvoll bereichert, giebt der Grazer Professor Anton E. Schönbach, der Verfasser des weitverbreiteten Buches über „Lesen und Bildung“. Durch den frischen, lebensvollen Ton entzücken die Erinnerungen an die bayerische Ministerzeit des deutschen Reichskanzlers Fürsten Chlodwig v. Hohenlohe (von Frhrn. v. Voelderndorff) und die Laube-Geschichtchen, die ein alter Freund dieses Dichters und Theaterleiters beisteuert. Ein kurzer, aber warmherziger Aufsatz von Adolf Frey begrüßt Conrad Ferdinand Meyer zu seinem siebzigsten Geburtstage. Dem am 26. August vorigen Jahres verstorbenen Botaniker Moritz Willkomm, dem erfolgreichen Erforscher der Flora der iberischen Halbinsel, gilt ein Nekrolog von Ernst Roth. In Briefen von und an Wilhelm v. Humboldt, die Otto Harnack mittheilt, tritt die großartige Vielseitigkeit dieses Mannes, die staunenswerthe Weite des Arbeitsgebietes, auf dem er thätig war, in helles Licht. Die Auslassungen Friedrich Ratzel's über den Tod des im Jahre 1856 in Abesche, der Hauptstadt von Wadai, ermordeten Afrikaforschers Eduard Vogel haben für Leipzig ein besonderes Interesse, da Vogel ein Leipziger Kind war. Den Schluß des Heftes bilden die Anzeigen folgender Bücher: Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen, im Auftrage des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen herausgegeben von Arthur Ludwich (von Th. Gomperz in Wien). Im Großen Hauptquartier 1870/71 von J. v. Verdy du Vernois (von Max Jähns in Berlin). Briefe von Theodor Billroth (von R. Gersuny). Karl Müllenhoff, ein Lebensbild von Wilhelm Scherer (von Richard M. Meyer). Briefe und Schriften von Hans v. Bülow, herausgegeben von Frau Marie v. Bülow (von Paul Marsop). — Die Freunde biographischer Studien werden auch dieses Heft der „Biographischen Blätter“ wieder mit dankbarer Freude begrüßen und von seinem reichen und bedeutsamen Inhalte mit lebhafter Befriedigung Kenntniß nehmen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig. Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 28. Donnerstag, den 5. März. 1896.

Die Form der Bücher und Briefe im Alterthum.

Das Buch der alten Welt war die Papyrusrolle, welche ägyptischen Ursprungs und uralt ist. Das Schreibmaterial lieferte die ägyptische Papyrusstaude. Nach Plinius (H. N. 13, 23) zerlegte man das innere Mark derselben mit einem scharfen Instrument in sehr dünne, aber breite Längsstreifen. Diese Streifen wurden mit Nilwasser, welches die Stelle des Leims vertrat, angefeuchtet und auf Tafeln der Länge nach ausgebreitet. Quer darüber wurden andere Streifen gelegt, welche durch die Kraft des Nilwassers mit den ersteren zu einem Gewebe vereinigt wurden. Dann preßte man die so gewonnenen Blätter, trocknete sie an der Sonne, entfernte die Unebenheiten mit einem Zahn oder einer Muschel und klopfte sie endlich mit Hämmern. Da die Papyrusstaude nicht blos in Aegypten verarbeitet, sondern auch in andere Länder gebracht und erst hier zubereitet wurde, so mußte natürlich in den letzteren das glutinöse Nilwasser durch ein anderes Klebemittel ersetzt werden. In späteren Zeiten verwandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung dieses Papiers, sie hatten dazu ihre Glutinatores, d. i. Leimer, Malleatores, d. i. Klopfer, ꝛc. Schon zur Zeit des Augustus wurden acht verschiedene Arten hergestellt, und zwar von der feinsten Qualität bis zum gewöhnlichen Packpapier. Cassiodorus (um 460 n. Chr.) rühmt die Papyrusblätter seiner Zeit und bemerkt, daß sie so weiß wie Schnee seien, und daß man, obgleich sie aus einer größeren Anzahl kleinerer Stücke zusammengesetzt seien, dennoch die Verbindung nicht gewahr werde und auf die zusammengefügten Stellen ganz sauber schreiben könne. Das innerste Mark des Halmes gab das feinste Papier, charta hieratica, welches zu religiösen oder priesterlichen Zwecken diente, und das wir etwa Tempelpapier nennen könnten. Da das Papier in verhältnißmäßig schmalen Streifen gefertigt ward, pflegte man diese, je nach Bedarf, zu beliebiger Länge und Höhe aneinander zu leimen. Die Höhe betrug meist sechs bis höchstens dreizehn Zoll, die Länge dagegen war weniger beschränkt, sie belief sich auf acht Fuß und weit darüber. Zur bequemeren Handhabung gab man den aneinandergeleimten Blättern die Gestalt einer Rolle. Die Herstellung der Rolle geschah schon in den Fabriken, unmittelbar nachdem die Blätter getrocknet waren; daneben kamen selbstverständlich auch viele Blätter einzeln in den Handel, insbesondere diejenigen, die für Briefe und andere Schreibereien privater Natur bestimmt waren. Die Namen für die Rolle waren theils von der Form hergenommen wie volumen (von volvere wälzen, rollen) und κύλινδρος, theils vom Stoffe wie liber, charta, βίβλος, βιβλίον. Das Wort liber bedeutet nämlich eigentlich den Baumbast, welcher den Römern in den allerältesten Zeiten als Schreibmaterial gedient hatte, und die Papyrusstaude hieß bei den Griechen nicht nur πάπυρος, sondern auch βύβλος oder βίβλος. Auf ähnliche Weise hat das Buchenholz, in welches unsere Vorfahren einst ihre Runen einritzten, unserem Buche den Namen gegeben. (S. Birt, Das antike Buchwesen. Berlin 1882. S. 13 ff.) — Die Papyrusrollen wurden gewöhnlich nur auf einer Seite beschrieben, und zwar der Längsseite parallel, in einzelnen, durch kleine Zwischenräume, auch wohl durch rothe Linien von einander getrennten Columnen oder Spalten; die andere Seite wurde theils zum Schutze gegen Würmerfraß, theils um ihr ein Ansehen zu geben, mit meist gelber Farbe bestrichen. War der Papyrus beschrieben, so wurden die Ränder sauber beschnitten, mit Bimstein geglättet und geschwärzt. Am letzten Blatt wurde zu leichterer Auswickelung ein Cylinder befestigt, durch welchen ein Stäbchen gesteckt wurde, dessen beide Enden mit elfenbeinernen und metallenen Knöpfen und Zierathen aller Art versehen waren. Nachdem der Papyrus gerollt war, wurde die Rolle mit einer Pergamenthülle umgeben und hierdurch so geschützt wie die Papierblätter unserer jetzigen Bücher durch den Papp- oder Ledereinband. Dieses Futteral gab zugleich Gelegenheit, den Leser durch eine angenehme Außenseite und durch Eleganz der Ausstattung anzuziehen; denn bei besseren Büchern, insbesondere bei solchen poetischen Inhalts, war dasselbe purpurfarben oder orange gehalten; roth war die gewöhnliche Farbe. Ovid (Trist. I. 1, 5) will seinen Tristien die rothe Farbe, die sich zur Trauer nicht schickt, versagen. Schließlich wurde die Rolle noch mit einem in rother Farbe auf einen Streifen Pergament geschriebenen „Titulus“ oder „Index“ an passender Stelle ausgestattet. Das Rollen der Bücher hieß plicare, das Ausrollen explicare. Wenn die Copisten die Abschrift eines Werkes vollendet, also die Rolle, welche sie beschrieben, ganz aufgerollt hatten, so setzten sie für das jetzt gebräuchliche Wort „Ende“ die Worte: explicitus est liber oder explicitus liber d. h. das Buch ist aufgerollt, also zu Ende. Diese Formel ward seit dem 3. Jahrhundert abgekürzt, und bis zur Entdeckung der Buchdruckerkunst bezeichnete man mit dem Worte explicit, das in der Handschrift classischer Texte an den Buchschlüssen zu stehen pflegt, das Ende des Buchs; es ist, wie Birt sagt (a. a. O. S. 18 f.), „ein Nachklang der alten Gewohnheit, nach welcher der Beschluß ein Ausrollen oder Zuenderollen des Buches war“. Die Rollen waren von dem verschiedensten Umfang. Im Allgemeinen hatten sie weniger Inhalt als unsere Bücher. Jede Rolle enthielt in der That nicht ein ganzes Werk, sondern nur ein Buch eines Werkes, entsprach also unserem Bande. Die Rollen, welche zu einem und demselben Werke gehörten, waren zu einem Fascikel, Bündel vereinigt, das man in einem cylinderförmigen, mit einem Deckel verschließbaren und zum besseren Transport mit Tragebändern versehenen Kasten (capsa oder scrinium) von Holz, Leder oder Blech aufbewahrte. Aehnliche Kasten von kleinerem Umfange wurden von der römischen Jugend zu ihren Schreibutensilien benutzt, wonach man die Sklaven, die diese den Kindern der Vornehmen nachtragen mußten, „Capsarii“ nannte. — Unter den in Herculanum aufgefundenen Gemälden befinden sich mehrere, auf welchen Personen mit Büchern in der Hand dargestellt sind. Ein einziges ausgenommen, entrollen sich alle diejenigen, welche offen sind, in horizontaler Richtung und von der linken nach der rechten Seite. Die Schrift auf denselben ist in schmale, senkrechte Columnen eingetheilt. Das Papier wurde also in derselben Richtung aufgerollt, in der man schrieb, d. h. von links nach rechts, doch wäre eine von einem Ende der Rolle bis ans andere geschriebene Zeile von unerträglicher Länge gewesen. Man hätte die Handschrift so viele Male, als sie Zeilen enthielt, zu- und aufrollen müssen. Da überdies in der Mitte der Rolle das Auge die beiden Enden so langer Zeilen nicht auf einmal hätte umfassen können, so wäre daraus für den Leser eine beständige Verwirrung entstanden. Die Abtheilung in Spalten half diesem Uebelstand ab. Man entrollte sie nach und nach mit der rechten Hand, während die linke das schon Gelesene wieder zurollte. Bei Briefen oder Urkunden von kürzerem Inhalt, die auf ein leicht übersichtliches Stück Papyrus zu schreiben waren, schrieb man der kürzeren Seite parallel, wie in Aegypten noch erhaltene Briefe zeigen. Rasch aufgenommene Protokolle ließen sich auch nicht gut in Columnen einzwängen, und bei Instrumenten, welche zu unterschreiben waren, war es vortheilhaft, wenn der ganze Inhalt dem Blick frei vorlag. (Vgl. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter. Leipzig 1876.) Unter den in neuerer und neuester Zeit theils in Herculanum, theils in Aegypten und anderwärts zahlreich aufgefundenen

Papyrusrollen ist die größte und kostbarste diejenige, welche die französische Expedition während der Anwesenheit der französischen Armee unter Napoléon in Aegypten entdeckte; sie mißt in der Länge 9,20 m, die Breite variirt von 28 bis 37 Centimeter. Die im Jahre 1821 auf der Insel Elephantine gefundene Papyrusrolle, welche den Schluß der Ilias (XXIV, 127—804) enthält, hat 8 Fuß Länge und 10 Zoll Breite und faßt 677 Hexameter in 16 nebeneinander stehenden Columnen, von denen jede 41 bis 43 Verse enthält. Da nun die Ilias und Odyssee nach F. A. Wolf's Recension 27810 Verse enthalten, so würden zum ganzen Homer wenigstens 41 solcher Rollen erforderlich gewesen sein, obgleich das Manuscript eng geschrieben ist und die Verse dicht unter einander stehen. — Zu den ältesten Papyrusrollen, welche noch vorhanden sind, gehören unstreitig die herculanischen. Doch sind sie meist verkohlt und arg beschädigt, nur mit unsäglicher Mühe ist es gelungen, einige der am besten erhaltenen aufzurollen; sie enthalten 30 bis 70 Columnen und sind sämmtlich nur auf einer Seite beschrieben. — Die viereckigen Bücher, welche die Römer mit dem Namen codices bezeichneten, kamen erst lange nach den Rollen in Gebrauch; denn nach Vossius gab es deren keine in den römischen Bibliotheken zur Zeit des Cicero und des Catull. Die viereckige Form ward damals ausschließlich für die Rechnungs- und Verwaltungsbücher angewendet. Aus mehreren Epigrammen Martial's (geb. um 40 n. Chr.) geht hervor, daß der Gebrauch der Codices zur Zeit dieses Schriftstellers noch nicht sehr verbreitet war. Er spricht davon wie von etwas Neuem, indem er öfters die Bequemlichkeit ihres Formats und den unbestrittenen Vortheil rühmt, daß man Werke, die eine bedeutende Anzahl von Rollen bildeten, auf der Reise in einem kleinen Raum mitnehmen könne. Man bediente sich für die Codices sowohl des Papyrus wie des Pergaments. Zuweilen wurden die einzelnen Blätter erst, nachdem sie beschrieben waren, in einen Quartband vereinigt, zuweilen wurden die noch weißen Blätter zusammengenäht und gebunden und dann erst beschrieben. Sie waren gewöhnlich opistographi d. h. auf beiden Seiten beschrieben, was bei den Rollen nur selten der Fall war. Die Quartbücher waren gewöhnlich in ein Stück Zeug eingeschlagen oder in eine Art Deckel oder Futteral von Holz, welche unci oder hamuli genannt wurden. — Hölzerne und elfenbeinerne, mit Wachs überzogene Tafeln, entweder einzeln oder zu mehreren mit einander verbunden und zum Schutz ihrer Schreibeflächen mit einem erhabenen Rande umgeben, waren im Alterthum sehr gebräuchlich. Der zu ihnen erforderliche Griffel (stilus) war gewöhnlich von Bronce und hatte die Form eines zuweilen mit einem Knöpfchen versehenen Stiftes. Man pflegte sich der Wachstafeln zu kürzeren Aufzeichnungen, besonders aber für eigentliche Briefe zu bedienen. Die nur zu Notizen bestimmten Tafeln, die man auch bei sich zu führen pflegte und deren man zwei, drei und mehrere zu einer Art von Notizbuch verband, erhielten oft eine reich verzierte Schale theils von geschnitztem Elfenbein, theils von besonders kostbarem Holze oder von edlem Metall. Unter diesen zeichneten sich die elfenbeinernen Diptychen — so hießen zwei mit einander verbundene Wachstafeln — durch ihre Kostbarkeit aus, mit denen die Consuln und Prätoren zur Feier ihres Amtsantritts ihren Freunden ein Geschenk machten. — Nachdem in späterer Zeit für eigentliche Briefe Papyrus allgemein üblich geworden war, dienten kleine Täfelchen nur noch zu Billets, welche durch einen Boten überbracht wurden, der auf derselben Tafel auch die Antwort zurückzubringen hatte. Die auf Papyrus geschriebenen Briefe wurden in Form eines volumen gerollt. Seneca, der in der Kürze des Briefes einen Vorzug erblickt, sagt (Epist. 45), ein Brief dürfe die linke Hand des Lesers nicht füllen. Die Aufschrift enthielt zuerst den Namen des Schreibers im Nominativ, dann im Dativ den des Empfängers. Oft setzte der Absender seinem eigenen Namen diejenigen mehrerer Personen hinzu, wahrscheinlich um dieselben dem Empfänger ins Gedächtniß zu rufen. Das Datum des Tages und des Ortes stand am Ende des Briefes. — Erst im 4. Jahrhundert fing man an, sich bei Briefen des Pergaments zu bedienen; doch scheint aus einer Stelle des hl. Augustinus hervorzugehen, daß bei Briefen an gewisse Personen der Gebrauch desselben nicht schicklich war. „Mein Brief," so schreibt der genannte Kirchenvater an Romanus (Opera ed. Maur. II, 19, Epist. 15), „zeigt, daß wir an Papier Mangel haben, während wir an Pergament Ueberfluß haben. Meine Elfenbeintäfelchen habe ich dazu benutzt, an Deinen Oheim zu schreiben. Du wirst also für diesen Brief mehr Nachsicht haben. . . Hast Du aber dort einige Täfelchen, die mir gehören, so bitte ich Dich, sie mir zurückzuschicken; sie werden mir für solchen Fall sehr nützlich sein." War der Brief beendigt, so rollte man ihn zusammen und umgab ihn mit einem Bande, dessen beide Enden durch Wachs oder eine Art Thon an den Brief befestigt wurden; auf diese weiche Masse von Wachs oder Thon wurde das Petschaft gedrückt. Doch diese Vorsichtsmaßregeln waren nicht immer hinreichend, die Correspondenz zu schützen, und man führt im Alterthum mehr als ein Beispiel von der Verletzung des Briefgeheimnisses an, die ohne Wissen der Person stattfand, an welche die Briefe gerichtet waren. Schon Lucian (geb. um 120 n. Chr.) weiß von verschiedenen Versuchen zu berichten, die angestellt wurden, Briefe künstlich zu öffnen und wieder zu versiegeln.

S. M.

Literarische Auswüchse.

Diejenigen unserer Leser, die da glauben, man müsse jeden Auswuchs, jedes Geschwür am Leibe unseres Jahrhunderts gar nicht oder der Höflichkeit wegen höchstens mit zarter Hand berühren und dem Herrn Unrath und der Frau Unfläthin den Kosenamen Monsieur sans gêne und Madame Ingènue geben, möchten wir rathen, die nachfolgenden Bemerkungen lieber ungelesen zu lassen; denn sie könnten Aergerniß daran nehmen; unser Princip lautet nicht auf Vertuschung und Verwässerung, wir nennen den Teufel und sein Gelichter mit ihren wahren Namen; dem Unrath — stamme er nun von unvernünftigen Vierfüßlern oder von denkenden Zweifüßlern — sagen wir Unrath, der Fratze Fratze, nach dem bekannten, wenn ich nicht irre Boileau'schen Princip: J'appelle un chat un chat et Rollet un fripon; ferner befinden wir uns dermalen ohne Handschuhe; die Wahrheit, überzuckert und in Goldpapier gewickelt, ist keine Wahrheit mehr, so wenig wie ein Tropfen Assa foetida in ein Flacon voll Rosenöl geträufelt noch seine ureigne Natur erkennen läßt — wir wollen aber die nackte, ungeschminkte Wahrheit, wir sind sie der Oeffentlichkeit schuldig, ganz besonders, wo es sich um einen weit verbreiteten und jährlich weiter um sich fressenden Krebsschaden der Zeit handelt — die Wahrheit, ohne jede andere Tendenz als die, sie getreu zu conterfeien, ohne Feigenblatt und, was unsere Person betrifft, ohne Hintergedanken und Ziererei. Die Literatur — wollen wir ihr einen Psalm singen? Ist es nöthig ihr Wesen zu zergliedern und zu sagen, was sie jedem Volke sei? Sein Höchstes und Kostbarstes, der Spiegel seines besseren Ich, der Inbegriff seines Denkens und Empfindens, seiner seelischen Regungen, Wallungen und Stimmungen in Freud und Leid — und daher auch der Werthmesser seines Wesens? Daß es ferner eine der höchsten und lohnendsten, aber auch schwierigsten Aufgaben sei, dem Volke diesen seinen Spiegel vorzuhalten und nur die Strahlen darin aufzufangen, die in ihrer Gesammtheit und ihrem Zusammenspiel ein schönes, das geistige Auge befriedigendes Bild liefern? Ein Bild, bei dessen Anschauen uns die Ahnung des Schönen durchschauert und die Seele mit Wohlgefallen tränkt? — Es dürfen, ja es müssen auch Schatten in dem Bilde sein — ohne Schatten kein Licht —, aber das Licht muß triumphiren, der Gesammteindruck muß ein reiner, befreiender und sühnender sein, die Schlangen, die ein Jeder, auch der Frömmste und Beste, in seiner Brust trägt, dürfen zischen und die Dämonen sich aufbäumen, aber das Ende muß sein, daß jene eingeschläfert oder, wenn dies nicht möglich, zertreten, diese gebändigt oder in den Abgrund gestürzt werden. Wo die Bestie im Menschen Meister wird und ungescheut wie ungestört ihren wilden Gelüsten fröhnt, da kann von keiner Literatur mehr die Rede sein, sondern nur von einem wüsten Hexensabbath, der das ehrwürdige Mittel der Sprache mißbraucht und entweiht, um seine Orgien zu feiern.

Es giebt eine Anzahl großer und kleiner Sünden, welche an dem heiligen Gut der Literatur begangen werden, und die Sünden, welche sich in ihr Paradies einschleichen, sind sich ihrer Missethat theils bewußt, theils nicht bewußt. Leider ist bisher der Cherub nicht gefunden, der sie daraus vertriebe! Die kleineren dieser Sünden sind natürlich die „unbewußten". Dafür ist aber

ihre Zahl Legion. Es sind die Armen und Schwachen im Geiste, die vom Baume der Erkenntniß (also auch Selbsterkenntniß!) nicht gegessen, und ihre Lenden gegürtet haben mit eitel Selbstgefühl und Ueberschätzung. Die Schlange der Eitelkeit zischelt diesen ins Ohr: „Ihr seid die Auserwählten des Geistes! seid darum fruchtbar" und sie beißen glaubensselig in den Apfel und es geht nun wie in der Kaninchenhecke: ein Wurf nach dem andern aus der Vollkraft ihrer geistigen Lenden. Es bedarf blos eines pfiffigen Verlegers (welche Figur, beiläufig gesagt, in der Bildergalerie der Literatur auch einen Platz einnimmt), eines Verlegers also, der in dem Werke jener Einbildlinge irgend einen „zeitgemäßen" Keim entdeckt, der für die „Speculation" fruchtbar gemacht werden könnte — und ihr Glück ist gemacht. Für die Welt der Leser bedeutet dies ein Unglück; denn der gestiftete Schaden ist groß, kann über alle Maßen groß sein. Jene Einbildlinge nämlich schaden nicht blos direct und positiv durch das, was sie leisten — als Geschmacksverderber, falsche Propheten und Wegweiser, Breittreter, Wassermänner — sondern auch indirect und negativ durch das, was sie verhindern. Sie sind die Schlagbäume und Wegsperren für die gute und gesunde Literatur. Erst merken sie's kaum, wodurch sie eigentlich wirken, das heißt zugkräftig sind, und schreiben dies ihrem Genie, ihrer schriftstellerischen Größe überhaupt zu, hernach, vom Verleger, der die Witterung hat und das Publicum kennt, aufmerksam gemacht und ermuntert, in dieser oder jener Richtung fortzufahren, merken sie den Punkt, wo das Publicum sich gern und mit Wohlbehagen kitzeln läßt (und gern ein Trinkgeld dafür bezahlt!), und fahren nun wirklich fort, diesem Punkt — es können solcher auch mehrere sein! — ihre ganz besondere schriftstellerische Sorgfalt zu widmen. Die Sache rentirt, der Verleger reibt sich, wenn er die Bilanz gezogen, seelenvergnügt die Hände, und auch der Schriftsteller fühlt die „blühende goldene Zeit" und athmet in vollen Zügen die „Tage der Rosen". — Der Schriftsteller zieht aber noch eine andere Bilanz aus seiner Erfahrung, nämlich eine moralische; er räsonnirt wie folgt: „Wir Schriftsteller sind um des Publicums willen da" — wahr, sehr wahr und bescheiden zugleich — „folglich müssen wir uns nach seinem Geschmack richten" — ein verständiges, sittlich angehauchtes Menschenkind macht hier bereits ein großes Fragezeichen, es merkt den heillosen Unfug, der mit dem Wort „Publicum" getrieben wird, als ob dieses gleichbedeutend wäre mit Krethi und Plethi, das allerdings gern im Sumpfe schwabert und die Mephitis, die aus den quirlenden platzenden Blasen emporduustet, mit offenen Nüstern wie würzigen Brodem einzieht; es merkt ferner den argen Trugschluß, der aus dem Vordersatz: „das Publicum hat seinen Geschmack" gezogen wird, als ob man diesem Geschmack, auch wenn er noch so roh und unsauber, huldigen und Vorschub leisten müsse, statt ihn vielmehr zu züchten und zu veredeln und an gesunde Nahrung zu gewöhnen. Die Logik besagter „Schriftsteller" — (die man eher „Schriftentsteller" nennen sollte, denn ihr Bischen moralisches Gefühl und Gewissen verdampft nach und nach völlig in der Retorte des Erfolges) — bringt es nun noch zu folgender Nachgeburt: Weil wir uns in den Dienst unseres Publicums stellen, dessen Ideen auch unsere Ideen sind (natürlich!), so können wir nicht genug dafür wirken, daß unsere Gedanken weitere Verbreitung finden, immer größere Kreise ziehen; wir brauchen Hilfstruppen, um unsere Position zu verstärken, die Gleichgesinnten müssen sich die Hand reichen, eine „heilige Schaar" bilden zu Schutz und Trutz gegen die altväterischen verzopften und verharzten Moralphilister und Stockidealisten. Und siehe da, die schönen Seelen finden sich. Idem velle, idem nolle etc. Die „Coterie" beginnt ihr Werk viribus unitis. Wer nicht freiwillig und „mit Ueberzeugung" mitmachen will, wird vom Verleger mit „klingendem Spiel" gewonnen. Denn der Verleger steht natürlich in vorderster Reihe als Mann der „heiligsten Ueberzeugung". Seine Mittel erlauben ihm das. Auf seinen Wink — er ist ein wahrer Sultan in der Literatur! — öffnet eine Schaar von gekauften Scribenten, Journalisten und Recensenten die Schleusen ihres Wissens und die Spalten ihres Blattes — man kann sich denken, welche klaren Wasser der Objectivität und Wahrheitsliebe aus diesen Spalten hervorquellen!

Und dennoch finden solche Schandreclamen, die von der Speculation dictirt, von der Kriecherei oder Geldgier niedergeschrieben sind, ihr glaubensseliges Publicum. Die deutsche Sprache müßte sich — wenn sie es vermöchte! — bäumen gegen das schnöde Spiel der Fälschung und Lüge, das mit ihr getrieben wird, gegen diesen Sprühregen prächtiger Superlative: sublim, ausgezeichnet, unübertrefflich, unnachahmlich und so weiter, der über die Köpfe der gutmüthigen Leser sich ergießt — und zwar von allen Seiten her, denn der Herr Verleger hat seine stabilen Beziehungen zu einer Anzahl kritischer oder auch unkritischer Zeitschriften und „sein" Schriftsteller hat sich durch sein coulantes Wesen die Herzen und Federn einer Anzahl von Journalisten, Reportern und Redacteuren gewonnen. Gefälligkeit ist ja eine Tugend, warum soll man sie nicht üben, besonders, wenn sie etwas einträgt? Der Journalist (die ehrenwerthen dieses Standes brauchen nicht ausdrücklich ausgenommen zu werden, das versteht sich von selbst) bildet einen gar nicht unwichtigen Posten in der Rechnung der genannten Herren Schriftsteller. — Das Wort „Rechnung" natürlich im geistigen Sinn, als „Speculation" genommen, nicht im materiellen, als Folio so und so des Cassabuches, obschon es auch vorkommen soll, daß sogar die wirkliche Casse ihre jungfräuliche Sprödigkeit vergißt und „guten Freunden" ihre Gunst spendet! Der Journalist, den wir hier im Auge haben, macht in seinem Leben mehrere Metamorphosen durch; er arbeitet sich durch den Larvenzustand des Reporters erst zum Puppenzustand des Redacteurs, und dann zum Schmetterling des Schriftstellers empor. In der ersten Phase schüchtern, bescheiden, — außer wenn er auf Commando des Verlegers scharf schießen muß — lernt er nach und nach die Süßigkeiten des zweiten Standes kennen und wirft lüstern Blicke auf den bequemen Rothstift und die ebenso bequeme Scheere, und endlich, endlich darf er stolz zu sich sagen: „Du hast's erreicht, Octavio!" Er ist ein gemachter Mann, nur noch dem Verleger dienstbar, sonst aber ein unabhängiger Mann, der die Wonne des Acceptirens und Refüsirens sogar großen Geistern gegenüber schlürfen kann. Letzteres thut er nun zwar nicht — denn große Geister darf man, auch wenn sie einmal ins Dickicht und Dornicht gerathen oder in der Pfütze watscheln oder auf staubiger Landstraße trotten, nicht brüskiren, man nimmt sie unbesehen und honorirt sie unbedenklich. Warum auch nicht! Die dummen Leser sehen ja blos auf die „Firma"; ob die gelieferte Waare havarirt, ob gering, ob faul oder das Gegentheil, das fragen sie nicht, merken es auch nicht. Der Redacteur aber denkt: „Hm! das Schriftstellerhandwerk lohnt sich nicht übel: Ich kenne jetzt die Handgriffe — das »Uebrige« ist ja Nebensache! — wie wär's, wenn ich . . . ich habe ja Collegen und Freunde in gleicher Lage; wir arbeiten einander in die Hände „Asinus asinum fricat und clericus clericum non decimat"." — Des anderen Tages läßt er Karten drucken mit dem Anhängsel an seinen Namen „Schriftsteller". — Also einer mehr zu den „tausend Unsterblichen". Ob er selber an seine Unsterblichkeit glaubt oder nicht — einerlei, wenn er nur von seinen Freunden als „Gottbegnadeter" unter das Publicum lancirt wird. Und das geschieht so unfehlbar, als Gleich und Gleich sich findet und gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben. Uebrigens glaubt er selber nicht an seine schwarz auf weiß gedruckte Größe. Wohl ahnt ihm etwas vom wahren Beruf des Schriftstellers, aber auch davon, daß ihm das Zeug, vielleicht sogar auch der Trieb dazu fehlt. Hat er noch einen Rest von Gewissen, so sucht er ihn mit den oben angeführten Trugschlüssen zu verkleistern, aber alle sind sie blos eine Marke, hinter welcher der nackte, krasse Egoismus grinst. Und doch, diese Exemplare sind nicht einmal die schlimmsten: Unsere Zeit — ich meine die beiden letzten Jahrhunderte — hat noch eine andere Sorte von Schriftstellern groß gezogen, die noch übler hausen im Reiche des Geistes, wenn man ihre Domäne überhaupt noch Geist nennen kann. Bei ihnen ist wirkliches Talent vorhanden, aber der Mißbrauch desselben hält dem rechten Gebrauch mindestens die Waage, die Koketterie mit dem Talent ist widerlich, der bis zum Genie, zum Heros und gar Heiland sich aufblähende Größenwahn ekelhaft. Sie halten sich in der That für die geborenen und gesalbten Apostel zur Verbreitung des Evangeliums von der Literatur; es ist, auf ihrem Standpunkte, weniger Lüge als Wahn, wenn sie im Paroxysmus ihrer Eitelkeit sich selber beräuchern und vergöttern, wenn sie behaupten, ihr Mund, der doch so oft in Gier und Brunst schäumend, von Gift und Galle trieft, verkünde die neue Heilswissenschaft, wenn sie predigen, man müsse um der Wahrheit willen das Laster malen — während es doch glücklicherweise neben dem Laster noch andere, sehr darstellungswürdige und keineswegs übel riechende „Realitäten" giebt. Neu ist diese Heilslehre allerdings — das muß man den literarischen Aesculapen zugeben, neu auch ihre Praxis — wenigstens auf diesem Gebiet, denn es ist die Anwendung der homöopathischen,

bisher nur in der wirklichen Medicin angewandten Heilmethoden: Sie lassen ihre Geschöpfe im Pfuhl der niedrigsten Sinnlichkeit sich wälzen, um — Andere abzuschrecken, sie malen alles das Thierische im Menschen, die tollsten Orgien der Sinnenlust, in den glühendsten Farben an die Wand, Alles heißathmend, brunstwüthig, nach Sättigung lechzend; kein Stücklein fehlt in dem schaurig wahren Gemälde, nur die Hauptsache ist vergessen: der Teufel; den haben die Homöopathen nicht hinzugemalt. Oder, wenn er etwa einmal kommt, so ist es post festum, wo er nicht mehr wirkt; er kommt recht eigentlich hinterher gehinkt und ist lahm. An dieser Procedur — d. h. ohne oder nur mit lahmem Teufel — erkennt man die „Allerneuesten" — und noch an einem anderen Zeichen, das freilich nicht zur literarischen, wohl aber zur menschlichen Signatur gehört: am Neid und am Hohn und an der Verleumdung gegen überlegene Geister oder solche, die andere Wege gehen und nicht zur Fahne schwören: Der moderne Kunstausdruck für diese Geistesthat heißt bei den Allerneuesten: „vermöbeln". Und so weit ist es bereits gekommen, daß ehrenwerthe Männer eingestandener Maßen aus Furcht vor solcher öffentlichen „Vermöbelung", die allerdings zu dem gegen Gassenbuben zu beobachtenden Regime veranlassen kann, sich scheuen, gegen das unschöne Treiben jener Brüderschaft öffentlich Front zu machen. Andere freilich haben den Criminalrichter angerufen und Recht erhalten. Einer der ersten und rasselndsten Paukenschläger der neuen Evangelisten hat sogar öffentlich Abbitte thun müssen für seine Ungebühren. „Eine unerhörte Preßknebelung" schrieen damals die Meister und ihre Gehilfen — aber die redlich Denkenden hießen sie gut. Der Unfug wird nicht kleiner, wenn man dem Gegner erst eine Maske über den Kopf zieht, ehe man ihn mit Koth bewirft!

Ist unsere Literatur wirklich krank, wie von jener Seite behauptet wird? Wenn man dies zugiebt, so wird man aber auch sofort erklären müssen, daß gerade jene Pseudo-Aerzte und Pseudo-Heilands sie krank gemacht haben. Es liegt zwar viel Richtiges in der Behauptung, daß unsere Literatur vielfach in ausgetretenen Gleisen einhergehe und nach und nach neue Pfade finden müsse, — besser gesagt wäre vielleicht: neue Formen, denn so lange das Menschengeschlecht auf seinen von der Natur angewiesenen Pfaden wandelt, sind diese auch die des Spiegelbildes der Literatur, und über das rein Menschliche kommt keine Menschenkunst hinaus — wenn aber wirklich die Nacht angebrochen ist über unsere Literatur, so müssen wir sagen: Wehe, wenn **diese** Vögel mit **ihrem** Gesang den neuen Tag inauguriren sollen! . . . Uebrigens — sind unsere Ohren durch diese Melodie nach und nach abgestumpft worden? Oder tönt sie wirklich in neuester Zeit etwas zaghafter und weniger laut? Wir glauben einstweilen das letztere, bis wir eines Besseren — es wäre zwar das Schlimmere! — belehrt werden.

J. Mähly.

Bücherbesprechungen.

— Ein heiliger Tempel. Hilfreiche Worte über die Keuschheit. Jungen Männern gewidmet von Rev. F. B. Meyer, B. A., Pastor an der Christ Church, Westminster Bridge Road London. Autorisirte Uebersetzung von Karl Krause. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. 18 S. — Der Verfasser huldigt dem Princip der vollen Offenheit in sexuellen Dingen der heranwachsenden Jugend gegenüber. Auch in dem vorliegenden Schriftchen ist nach diesem Princip verfahren. Dasselbe bringt nichts Neues weder in Form noch Inhalt. Es ist aber gut und warm geschrieben und zeigt in wohlthuender Weise die Gemeinsamkeit der Sittlichkeitsbestrebungen in Deutschland und England. O. S.

— Schoen, H., Die französischen Hochschulen seit der Revolution, ein Beitrag zur Geschichte der französischen Universitäten. Akademischer Verlag, München 1896. 77 S. Pr. 1,50 ℳ. — Die wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands, insbesondere seine Universitäten, sind durchaus eigenartige Gebilde. Wenn sie trotz ihres ehrwürdigen Alters — dies gilt wenigstens von ihrer Mehrzahl — auch heutigen Tages noch als segenverbreitende Culturcentren wirken und fremden Staaten zum nachahmenswerthen Muster dienen, so verdanken sie dieses ihr Prestige nicht zum geringsten Theile der Weisheit staatskluger Regierungen, die ihnen die Möglichkeit einer freien Entfaltung gewährten. Sind jene urwüchsigen Triebkräfte, die zu harmonischer Selbstgestaltung drängen, einmal zerstört, so sind sie schwer wieder zu erwecken. Und so sollte man es sich wohl überlegen, ehe man, von doctrinären Anschauungen geleitet, am Althergebrachten, das sich so glänzend bewährt, ändert und rüttelt. Wie mühselig es jedenfalls ist, das künstlich zu schaffen, was Deutschland in seinen autonomen Universitäten besitzt, zeigt klar und deutlich das vorliegende Büchlein. Verfasser H. Schoen hat es versucht, die lehrreichen Ergebnisse des bekannten Werkes Louis Liard's, L'Enseignement supérieur en France 1789—1893, kurz zusammenzufassen und sie in dieser Form auch einem weiteren Leserkreise in Deutschland zugänglich zu machen. Der Verfasser beginnt mit einer Darstellung des tiefen Verfalles wissenschaftlichen Lebens in Frankreich vor Beginn der großen Revolution. Der Zahl nach 22, hatten die französischen Universitäten im Laufe der Entwickelung vom 14. bis zum 18. Jahrhundert allmälig jede höhere culturelle Bedeutung verloren. Die Revolution versetzte ihnen den Todesstoß, indem sie ihre Privilegien und ihre Unabhängigkeit aufhob. Aber wenn sie den alten verrotteten Zuständen ein Ende machte und so die Vorbedingung für eine Neuentwickelung setzte, so that sie doch auch selbst die ersten Schritte in dieser Richtung. Schon im Jahre 1793 sah man sich genöthigt, die Neugründung höherer Lehranstalten ins Werk zu setzen. Und diese republicanischen Hochschulen, die „mitten im Getümmel der philosophischen, socialen und politischen Revolution auf dem Schlachtfelde des modernen Gedankens entstanden", sie sind es, in denen man die ersten Keime der mächtig aufstrebenden Universitäten des heutigen Frankreichs zu erblicken hat. Der Verfasser verfolgt ihr allmäliges Fortschreiten während des Consulates, des ersten Kaiserreiches und der Restauration und führt uns durch die reactionären Perioden der zweiten Republik und des zweiten Kaiserreiches hindurch bis auf unsere Tage, in denen, unter opferfreudiger Mitarbeit des gesammten Volkes, das vor nunmehr einem Jahrhundert begonnene große Werk seiner endlichen Vollendung entgegengeht. Allen denen, die das Bedürfniß haben, diese wichtige Seite in der Entfaltung unseres Nachbarstaates näher kennen zu lernen, mag das inhaltreiche und trefflich geschriebene Büchlein warm empfohlen sein. o—g.

— Unter den Menschen. Von Wilh. Sunkel. Verlag von Fr. Richter, Leipzig. 245 S., brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ. — Die Erzählung ist zu gut, um sie als Dilettantenarbeit bezeichnen zu können; aber sie entspricht auch andererseits nicht den Anforderungen, die man an ein Kunstwerk stellt. Zwar weist sie manche Vorzüge auf: die Diction ist flüssig; die Sprache mitunter recht poetisch, dann und wann mit einem glücklich getroffenen Volkstone gemischt; auch die Charaktere sind zum guten Theil mit Fleiß herausgearbeitet, freilich immer noch nicht scharf und sicher genug umrissen. Der große Fehler aber liegt sowohl in der Breitspurigkeit und Langathmigkeit, als auch in der Einförmigkeit und Leblosigkeit des Ganzen. Das Milieu — ein Student, der auf dem besten Wege ist, ein Welthasser und Menschenfeind zu werden, wird bekehrt und lernt unter den Menschen sein Glück zu suchen, das er auch nach manchen Seelenkämpfen in der Liebe eines Mädchens findet — mag an dem Fehler schuld sein; denn es ist für eine Erzählung von diesem Umfange zwar weniger an sich als vielmehr durch die Art, wie es der Verfasser angefaßt hat, zu unbedeutend und läßt für die Bearbeitung keinen allzu großen Spielraum zu. Eine Eigenthümlichkeit möchte ich besonders noch erwähnen: der Verfasser liebt es, die Gespräche seiner Personen z. B. über Einsamkeit, conventionelle Lüge u. s. w. in überreicher Weise mit Citaten auszuspicken. Es mögen ja solche Citatenspeicher ganz interessant und lehrreich sein; ob es aber Jedermanns Geschmack ist, sich immer und immer wieder durch dieselben hindurch zu arbeiten, ehe die ebene Bahn der Erzählung wieder beginnt, möchte ich bezweifeln. Jedenfalls ist die freie Behandlung und Nutzbarmachung der in diesen Citaten liegenden Weisheit, als Dialog den Personen in den Mund gelegt, der directen Citation von Aussprüchen und Sentenzen vorzuziehen, weil sie künstlerischer und wirkungsvoller ist. Summa: der Verfasser versteht gut zu erzählen, zu schildern, zu predigen und auch zu philosophiren; aber zu bilden, zu gestalten, Handlungen zu schaffen — das vermag er nicht. Darum erhebt sich sein Buch nicht über das Niveau des Mittelmäßigen. O. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 29. Sonnabend, den 7. März. 1896.

Zum fünfzigjährigen Militärdienstjubiläum Seiner Königlichen Hoheit des Generalfeldmarschalls

Prinzen Georg von Sachsen.

Das vergangene Gedenkjahr des großen Krieges 1870/71 war in allen deutschen Gauen, in Volk und Heer, der Anlaß, die Ruhmesthaten der Sieger von damals würdig zu feiern und der für das Vaterland Gefallenen in dankbarer Erinnerung zu gedenken. Kaiser und Landesfürsten ehrten in mannigfacher Weise die Veteranen, die so glücklich waren sich vor 25 Jahren an der Spitze ihrer Truppen auszuzeichnen. Nur wenige aber von den alten Führern sind der Armee noch erhalten. Ihnen besonders wenden sich Dankbarkeit und Verehrung zu.

Dem Einzigen von ihnen, der noch heute das Armeecorps befehligt, welches er schon in dem deutsch-französischen Kriege zu Kampf und Sieg geführt, dem Generalfeldmarschall Prinzen Georg, Herzog zu Sachsen, ist es vergönnt, am 8. März das Jubiläum seines am 4. März (sächsischer Bußtag) beendeten fünfzigjährigen Militärdienstes zu begehen. Mit ihm feiert diesen Jubeltag in freudiger Theilnahme das sächsische Armeecorps, das ganze deutsche Heer, weiß doch die Armee zu schätzen, was Prinz Georg von Sachsen in dieser langen Dienstzeit in Krieg und Frieden für sie geleistet hat, weiß sie doch voll zu würdigen, was das Vaterland ihm schuldet. Folgen wir den nachstehenden kurzen Zügen seines reichgesegneten Lebensganges, um uns Jüngere zu erheben an dem Vorbilde des Prinzen in Treue und Gehorsam, in Tapferkeit und Pflichterfüllung!

Prinz Georg, Herzog zu Sachsen, wurde am 8. August 1832 als dritter Sohn des damaligen Prinzen Johann und seiner Gemahlin Amalia, Prinzessin von Bayern, zu Pillnitz geboren. Er verlebte die Jugendjahre im glücklichsten Familienkreise. Nach den von seinem Vater selbst aufgestellten vortrefflichen Instructionen erhielt er gemeinsam mit seinem leider schon 1847 verstorbenen Bruder Ernst und dem bayerischen Prinzen Ludwig eine sehr sorgfältige Erziehung durch bewährte Militär- und Civillehrer. Obgleich Prinz Johann nicht selbst in die Lage kam, dem militärischen Berufe sich zu widmen, so hatte er doch stets Neigung und feines Verständniß für den Soldatenstand. „Mein Sohn," schrieb er an einen der Erzieher seiner Söhne, „ist dazu anzuhalten, jedem Stande im Staate das ihm gebührende Anerkenntniß zu geben, insbesondere dem ehrenwerthen Kriegerstande, der die festeste Stütze der Throne ist, Zuneigung und Aufmerksamkeit zu bezeigen."

Schon zeitig nahmen die Prinzen an den Exercirübungen in den Militär-Bildungsanstalten Theil. Früh trat der junge Prinz in bleibende Verbindung mit der Armee: König Friedrich August, sein Oheim, ernannte ihn unmittelbar nach seiner Thronbesteigung 1836 zum Chef des 3. Linien-Infanterieregiments, jetzt 7. Infanterieregiment „Prinz Georg" Nr. 106, dessen Inhaber er selbst 38 Jahre gewesen war. Der Tag dieser Ernennung jährt sich somit am 9. Juni dieses Jahres zum sechzigsten Male.

Noch nicht 14 Jahre alt, wurde Prinz Georg am 4. März 1846 zum Leutnant im 2. Linien-Infanterieregiment vac. Prinz Maximilian, jetzt 5. Infanterieregiment „Prinz Friedrich August" Nr. 104, ernannt.

Bereits im Herbste desselben Jahres wohnte er den Manövern bei, welche in der Gegend von Königstein vor den Generalen der deutschen Bundesinspection stattfanden. Rasch folgte die weitere Ausbildung in den Obliegenheiten des Subaltern-Officiers. Den Dienst der Cavallerie erlernte der Prinz in den Jahren 1847 bis 1849 bei dem Gardereiterregiment. 1849 nach Rückkehr von der Universität Bonn zum Oberleutnant befördert, wurde er im nächsten Jahre dem Generalstabe zugetheilt, zu einer Zeit, in welcher die Mobilmachung der Armee dieses Commando besonders lehrreich werden ließ. 1851 nahm der Prinz an den Uebungen des Fußartillerieregiments Theil. Die Ernennung zum Hauptmann der reitenden Artillerie führte ihn ein Jahr später nach Radeberg, woselbst er 1853 zum Major der reitenden Artillerie befördert wurde. Dort lernte der Prinz, der bisher nur bei den Truppen der Residenz Dienst gethan, auch die Verhältnisse einer kleinen Garnison kennen. Von 1854 bis 1857 war er zunächst zweiter dienstleistender Stabsofficier, hierauf Commandeur des 3. Jägerbataillons, sodann erfolgte seine Versetzung als Oberstleutnant zum Gardereiterregiment. 1858 zum Oberst befördert, befehligte er das genannte Regiment vom April 1860 an 1½ Jahre. In diese Zeit fiel die Vermählung des Prinzen mit der Infantin Maria Anna von Portugal. Am 11. Mai 1859 wurde dieser Ehebund geschlossen, der in seinem innigen Familienleben von edelstem Glücke gekrönt war und durch den Tod der edlen Prinzessin wenig vor der silbernen Hochzeit des hohen Paares nur allzufrüh gelöst wurde. Die in ganz Sachsen mit Jubel begrüßte Geburt des ersten Sohnes, des Prinzen Friedrich August, im Jahre 1865, sicherte das Weiterblühen des königl. Hauses Wettin.

Nachdem Prinz Georg 1861 als Generalmajor dem Commando der Reiterei beigeordnet worden war, erhielt er im August 1863 das Commando der 1. Reiterbrigade. Im Manöver dieses Jahres hatte der Prinz zum ersten Male Gelegenheit, sich in der Führung eines Verbandes aller drei Waffen — einer gemischten Brigade — zu üben.

Der Krieg 1866 fand Prinz Georg an der Spitze seiner Reiterbrigade. Schon vor Eröffnung der Feindseligkeiten lag den sächsischen Reiterregimentern ein anstrengender Aufklärungsdienst gegen die preußische Grenze ob. Angesichts der feindlichen Uebermacht war ein Auftreten der sächsischen Armee im Lande selbst aussichtslos, der Anschluß an die österreichische Nordarmee darum geboten. Schweren Herzens verließen die sächsischen Truppen — die Brigade des Prinzen bei der Arrièregarde — das geliebte Vaterland, doch voll Vertrauen folgten sie dem Befehle ihres Königs, waren sie sich doch mit Stolz bewußt, von den Söhnen ihres Fürstenhauses geführt zu werden. Bei Münchengrätz trafen die Sachsen zuerst auf den Feind, ins Feuer kam die 1. Reiterbrigade in der Schlacht bei Königgrätz. Zu Beginn des Kampfes war die Reiterei mit einer reitenden Batterie bestimmt, die aus Nechanitz nach der sächsischen Hauptstellung Nieder-Prim-Problus zurückgehenden Vorposten aufzunehmen. Dem zähen Widerstande der Vortruppen gelang es zwar, den Feind an der Bistritz einige Zeit aufzuhalten, aber sein schließliches Vordringen über Nechanitz konnte auch durch ein nochmaliges Vorgehen der 1. Reiterbrigade nicht verhindert werden. Im heftigen Granatfeuer führte der Prinz seine Reiter in voller Ordnung und Ruhe zurück und übernahm die Sicherung der rechten Flanke des sächsischen Corps, sowie die Verbindung mit dem rechts neben diesem fechtenden 10. österreichischen Armeecorps. Das Vordringen der 2. preußischen Armee in die rechte Flanke der österreichischen Gesammtstellung entschied die Schlacht, trotz aller Tapferkeit wurde

auch für die Sachsen der Rückzug unvermeidlich. Wie musterhaft er trotz der ungünstigen Verhältnisse ausgeführt wurde, fand die Anerkennung von Freund und Feind. Die umsichtigen Anordnungen, das persönliche Ausharren des Kronprinzen nahmen dem Zurückgehen seines Corps das Gepräge der Uebereilung. Die berittenen Truppen bewegten sich nur im Schritt. Prinz Georg ließ zur Deckung des Rückzuges seine Brigade wiederholt Front machen und wandte sich sogar mit ihr im Trabe gegen das geräumte Dorf Problus zurück, um der von dort abziehenden Infanterie einen festen Halt zu bieten. Hatten die Untergebenen des Prinzen in den schwierigen Lagen der Schlacht seine Kaltblütigkeit in der Gefahr, die Ruhe und Sicherheit seiner Führung bewundern müssen, so lernten sie auf den nun folgenden beschwerlichen Märschen die treue Fürsorge für seine Leute, seine kameradschaftliche Theilnahme an allen Mühen und Entbehrungen würdigen. Bis Olmütz deckten die sächsischen Reiter den Marsch ihres Corps, dann überschritten sie theils mit dem 2., theils mit dem 4. österreichischen Corps — bei diesem die 1. Reiterbrigade meist zunächst am Feinde — die kleinen Karpathen und vereinigten sich bei Wien wieder mit den übrigen sächsischen Truppen. Geschmückt mit den Kriegsorden Sachsens und Oesterreichs zog Prinz Georg an der Seite von König und Kronprinz am 3. Nov. 1866 wieder in Dresden ein. Als es nun galt, der Allerhöchsten Willensäußerung gemäß in schwerer Friedensarbeit die Anforderungen des neuen Bundes schnell und sicher zu erfüllen, da folgte die Armee wieder dem Beispiele ihrer königl. Prinzen. Nach dem Kriege war dem Prinzen Georg das Commando einer Infanteriedivision (seit 1. April 1867: 1. Infanteriedivision Nr. 23) übertragen worden. Schon 1868 fanden Ausbildung und Führung der Division bei ihrer Besichtigung in Parade und Manöver die Anerkennung des besichtigenden Bundesfeldherrn, Seiner Hochseligen Majestät des Königs Wilhelm von Preußen. Bald sollten Führer und Truppen auch im Kriege ihre Probe glänzend bestehen.

Freudigen Muthes zogen die Sachsen 1870 unter den beiden prinzlichen Brüdern auf's Neue zu Felde. Der 18. August brachte ihnen die ersten kriegerischen Lorbeeren. Schon am 16. August aber, dem Tage der Schlacht von Mars-la-Tour, fand Prinz Georg Gelegenheit, aus eigenem Entschlusse den Maßnahmen der obersten Heeresleitung zu dem entscheidenden Schlage gegen die Armee Bazaine's — wie das Generalstabswerk schreibt — in zweckentsprechender Weise vorzuarbeiten. Auf die am Abend des 16. ihm zugegangene Nachricht, daß nach der blutigen Schlacht das Eintreffen möglichst starker Kräfte zur Unterstützung des 3. und 10. Armeecorps bei Tagesanbruch des 17. August wünschenswerth sei, alarmirte Prinz Georg sofort seine Division, um in eiligem Nachtmarsche nach dem 5 Meilen entfernten Schlachtfelde abzurücken. Wider Erwarten fand an diesem Tage kein Vorstoß der Franzosen statt, man benutzte ihn, alle erreichbaren Kräfte zu der bevorstehenden Entscheidung zu versammeln. Am frühen Morgen des 18. August ging die II Armee — mit dem 12. Armeecorps als linker Flügelstaffel — nach Norden gegen die Straßen Metz-Verdun vor, um den Abmarsch des Feindes in westlicher Richtung durch energischen Angriff zu verhindern. Bald wurde festgestellt, daß Bazaine westlich von Metz stehen geblieben war. Die II. Armee mußte demgegenüber nach Osten einschwenken. Der rechte Flügel der Franzosen, gegen welchen sich die Sachsen zu wenden hatten, stand viel weiter nördlich, als zunächst deutscherseits angenommen worden war. Die Meldung, daß auch auf den glacisartig ansteigenden Höhen von St. Privat und Roncourt starke feindliche Massen mit zahlreicher Artillerie ständen, welche nur frontal anzugreifen aussichtslos erschien, veranlaßte den Kronprinzen von Sachsen zu dem Entschluß, den feindlichen rechten Flügel mit der 23. Division zu umfassen. Auf den Kanonendonner von Osten her war Prinz Georg St. Marie-aux-Chênes zugeeilt. Nachdem der Befehl zur Umfassung gegeben war, wurde bei Auboué die theils im Kampfe bei St. Marie, theils noch zurück im Anmarsche befindliche Division zu dem Angriff auf Roncourt versammelt. Als erkannt worden war, daß ein directes Vorgehen auf Roncourt noch immer auf die Front der feindlichen Stellung stoßen werde, entschloß sich Prinz Georg, die ihm außer seiner Division noch unterstellte 48. Brigade gedeckt im Orne-Thal weiter ausholen zu lassen, damit sie von Nordwesten und Norden her den rechten Flügel des Feindes umfassend träfe. Ruhig wartete der Prinz das Erscheinen der Umgehungsbrigade auf den Höhen von Montois ab, ehe er mit dieser die 45. Brigade concentrisch angreifen ließ: so — zweckmäßig angesetzt — führte das allgemeine Vorgehen der Sachsen auf Roncourt — wohl vorbereitet durch ein mächtiges Artilleriefeuer — zum Gelingen. Mit den Soutiens seiner Grenadiere ritt der Prinz zum Angriff vor. Nach der Besetzung von Roncourt erstürmten die Sachsen gemeinsam mit der preußischen Garde das letzte Bollwerk des Feindes, St. Privat. Kronprinz Albert und Prinz Georg konnten sich auf dem in heißem Kampfe erstrittenen Schlachtfelde zu dem ersten Siege ihrer Sachsen beglückwünschen. Waren die Verluste zwar groß, größere noch hatte die überlegte, sichere Führung der beiden Prinzen zu ersparen gewußt und dennoch war ein glänzender Erfolg erzielt. Die für die Entscheidung des Tages so wichtige Thätigkeit der sächsischen Truppen und ihrer Führer in der Schlacht bei St. Privat fand die volle Würdigung der obersten Heeresleitung. Das Glückwunschtelegramm vom König Wilhelm an König Johann, die Berufung des Kronprinzen Albert an die Spitze einer Armee ehrten das sächsische Armeecorps hoch. Prinz Georg war neben seinem Bruder einer der Ersten, welche mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet wurden, „in Anerkennung der vorzüglichen Leistungen der unter seinem Commando stehenden Division“, wie die Allerhöchste Cabinetsordre hervorhob. Sein königl. Vater verlieh dem Prinzen „für die in der Schlacht von St. Privat bewiesene Tapferkeit und Umsicht“ das Commandeurkreuz 1. Cl. des Militär-St. Heinrichs-Ordens. Groß war die Freude der Sachsen, als nach der Ernennung ihres Kronprinzen zum Oberbefehlshaber der IV. Armee wiederum ein königl. Prinz an ihre Spitze trat, mit Jubel begrüßt wurde am 23. August der erste Corpsbefehl des Prinzen Georg: „Ich bin stolz darauf, ein Armeecorps zu befehligen, das in der Schlacht des 18. August bewiesen hat, daß ihm auch die festesten Positionen des Feindes nicht uneinnehmbar sind.“ Schon die nächsten Tage gaben dem neuernannten commandirenden General Gelegenheit, das von der oberen Führung wie von der Truppe in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Bei der großen Operation gegen die Armee von Châlons von Metz bis Sedan fiel dem 12. Armeecorps eine hervorragende Rolle zu. Anfangs gegen Westen vormarschirend, erhielt das Corps den Auftrag, die Wegnahme der wichtigen Festung Verdun durch Handstreich zu versuchen. Sachgemäß auf Grund persönlicher Erkundung eingeleitet, wurde diese Unternehmung sogleich wieder aufgegeben, als Sturmfreiheit der Werke und Haltung des Commandanten einen Erfolg in kurzer Zeit durch eine Beschießung nur aus Feldgeschützen nicht erwarten ließen. Bei dem Rechtsabmarsch der III. und der Maasarmee kam das sächsische Corps an die Tête der letzteren mit dem Auftrage, die Armee Mac Mahon's an dem Ueberschreiten der Maas zum Entsatze von Metz zu verhindern. Am 27. August wurden die Maasübergänge von Dun bis Stenay rechtzeitig besetzt. In dem Gefecht bei Nouart — zwei Tage später — gelang es der sächsischen Avantgarde, die französische Division Lespart vom 5. Armeecorps (de Failly) zur Aufgabe des Vormarsches gegen die Maas zu veranlassen. Ganz im Sinne der obersten Heeresleitung, welche eine Entscheidung erst mit stärkeren Kräften für den 30. August geplant hatte, brach Prinz Georg das Gefecht ab, als der Zweck der Erkundung, Fühlung mit der feindlichen Armee zu gewinnen, erreicht war. Bei dem Siege des Kronprinzen von Sachsen mit seiner Maasarmee bei Beaumont hatte hauptsächlich das 4. Armeecorps den Kampf des Tages durchzuführen, links unterstützt von den Bayern, während auf dem rechten Flügel das 12. Corps namentlich mit seiner Artillerie eingriff, soweit die Nähe des Maasflusses die Entwickelung der sorglich bereitgestellten Kräfte zuließ. Immer mehr bereitete sich die Umklammerung vor, die am 1. September die französische Armee bei Sedan unlösbar umschließen sollte.

Im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen glaubte man, daß Mac Mahon versuchen werde, durch einen Durchbruch in der Richtung auf Mézières sich der Vernichtung zu entziehen.

Die III. Armee wollte durch Vordringen westlich von Sedan das Abziehen des Feindes hindern und ersuchte das Obercommando der Maasarmee, welche zwischen Maas und der belgischen Grenze den Franzosen den Weg nach Osten verlegt hatte, um gleichzeitiges Vorgehen zur Festhaltung des Feindes in seiner Stellung bei Sedan. Der vom commandirenden General auf la Moncelle angesetzten sächsischen Avantgarde gelang es am frühen Morgen des 1. September, in kühnem Vorstoße dieses im

Thale der Givonne liegende Dorf zu nehmen, aber vorrückende Massen des Feindes zeigten bald, daß es nicht gelte, den vermutheten Abzug des Gegners zu hindern, sondern ihn in der starken Stellung hinter dem Givonnebach frontal anzugreifen. Prinz Georg traf alle Anordnungen, um das entbrennende heftige Gefecht der Vortruppen bis zu dem Eingreifen der übrigen, noch entfernten Theile der Maasarmee zu halten. Die gesammte Artillerie wurde beschleunigt in Thätigkeit gebracht, die eintreffenden Verstärkungen an Infanterie setzte der commandirende General in klarer Erkenntniß der gefährlichen Lage jedesmal dort ein, wo am nothwendigsten einem Rückschlage vorzubeugen war. So gelang es dem Prinzen, die stürmischen Gegenangriffe der Franzosen überall abzuweisen und — gemeinsam mit den Bayern bei Bazeilles — die Schlacht von Sedan glücklich einzuleiten. Mit der nun folgenden Wegnahme des Givonne-Abschnittes war für die Sachsen die Hauptarbeit gethan. Nach Wiederherstellung der in heftigem verlustreichem Kampfe vermischten Verbände ließ Prinz Georg sein Corps — in Ausführung der vom Obercommando zum Anschlusse an die III. Armee angeordneten Bewegung der Maasarmee nach Norden — den Rechtsabmarsch auf Illy antreten. Als jedoch nach Besetzung der Höhen westlich Daigny und Givonne durch die 45. Brigade außer der 1. Gardedivision auch von Norden her das 11. Armeecorps in das Gefecht um das Bois de la Garenne eingriff, hielt der Prinz das 12. Corps an und ließ unter dem Schutze der ebengenannten Brigade 11 Batterien westlich Daigny mit Front nach Sedan auffahren. Gegen die 45. Brigade richtete sich nach einer langen, durch den Rückzug der Franzosen auf Sedan veranlaßten Gefechtspause ein Durchbruchsversuch des erneut zum Angriffe umkehrenden Feindes. Das feindliche Gewehrfeuer erreichte die Aufstellung des Generalcommandos und tödtete an der Seite des Prinzen Georg den englischen Oberstlieutenant Pemberton, welcher als Berichterstatter der Schlacht beiwohnte. Dieser letzte Kampf erlosch bald, und ehe noch der Befehl des commandirenden Generals, mit sämmtlichen Batterien zur Beschießung Sedans weiter vorzugehen, ausgeführt werden konnte, kam es zu Unterhandlungen mit dem Feinde. Erst allmälig drang zu den Truppen die Kunde, Napoleon mit seiner ganzen Armee habe in Sedan capitulirt. Bald wurde sie von den königlichen Prinzen bestätigt, die unter dem stürmischen Jubel ihrer Soldaten die Bivouaks des Armeecorps abritten. Die Sachsen hatten reichen Antheil an dem überraschend großen Erfolge der Schlacht: dies bekunden ihre eigenen Verluste, die Gefangennahme von mehr als 2000 Franzosen im Kampfe selbst, endlich die erbeuteten Trophäen, eine Fahne und 11 Geschütze. Die energische und geschickte Führung des commandirenden Generals wurde durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes erster Classe anerkannt.

Am 19. September traf das 12. Armeecorps vor Paris ein. Es übernahm als linker Flügel der Armee des Kronprinzen von Sachsen die Einschließung auf der Ostseite der feindlichen Hauptstadt zwischen Ourcqcanal und Marne und sicherte sogleich seine Stellung durch gründliche Verstärkungsarbeiten. Während es anfänglich auf der sächsischen Front nur zu zahlreichen kleineren Vorpostengefechten kam und die Franzosen sich mit einem wenig erfolgreichen Feuer von den Forts begnügten, deuteten gegen Mitte November alle Nachrichten darauf hin, daß man in Paris einen großen Ausfall vorbereite. Die Krönung des vorwärts der Fortslinie gelegenen Mont Avron mit schweren, die Marneniederung vollständig bestreichenden Batterien, Truppenansammlungen bei Rosny gegenüber der sächsischen Stellung leiteten die Operation des Feindes ein. Zur Unterstützung der nach Vermuthung des großen Hauptquartiers am meisten bedrohten württembergischen Division sollte die linke Flügeldivision der Sachsen auf das linke, südliche, Marneufer übertreten. Als sie am frühen Morgen des 30. November gerade im Begriff war, die württembergischen Vorposten bei Bry und Champigny abzulösen, erfolgte ein heftiger Angriff der Franzosen. Nur 2 deutsche Brigaden — 1 württembergische und 1 sächsische — befanden sich zu dieser Zeit in dem vom Feinde für den Durchbruch erwählten Bogen der Marne. Diesen wenigen Truppen gelang es, dem Ansturm der feindlichen Massen Stand zu halten, bis Unterstützung durch das 12. Corps erfolgen konnte. Prinz Georg erkannte rechtzeitig, daß nördlich der Marne nur eine Demonstration der Franzosen beabsichtigt werde, und entschloß sich daher, alle entbehrlichen Truppen nach dem Gefechtsfelde abrücken zu lassen. Ein Theil der Corpsartillerie ging eiligst voraus.

Der Thätigkeit des Prinzen in der Schlacht bei Villiers am 30. November widmet ein neueres kriegsgeschichtliches Werk des königl. preußischen Majors a. D. Kunz, welches den großen Durchbruchsversuch der 2. Pariser Armee in den Tagen vom 29. November bis 3. December 1870 auf Grund sorgfältigen Quellenstudiums behandelt, folgende anerkennende Beurtheilung:

„Es ist für den Kriegshistoriker eine wahre Freude, zuweilen einem General zu begegnen, vor dessen Feldherrnblick er den Hut abziehen kann, ohne in den Verdacht der Kriecherei zu kommen. Diese Freude empfinden wir hier. Der Prinz Georg von Sachsen bewies auf der Höhe von Chelles einen ungewöhnlichen Grad von Feldherrnbegabung, er durchschaute die Absichten der Franzosen durchaus richtig trotz aller Versuche derselben, ihre wirklichen Pläne möglichst zu verdecken. Wenn es am 30. November gelang, den Durchbruchsversuch der Franzosen zu vereiteln, so gebührt unserer Meinung nach dem Prinzen Georg von Sachsen, dem Generallieutenant v. Nehrhoff (sächs. Division 24) und dem General v. Reitzenstein (1. württemb. Brigade) das Hauptverdienst. Allein selbst die größte Zähigkeit und die glänzendste Tapferkeit der Württemberger würden vergeblich gewesen sein, wenn die Sachsen nicht so rechtzeitig und so geschickt eingegriffen hätten. Der eigentliche Sieger vom 30. November ist daher zweifellos der Prinz Georg von Sachsen."

Den 1. December benutzten die Franzosen zur Befestigung ihrer Stellung auf dem linken Marne-Ufer. General v. Fransecky, unter dessen Befehl die sämmtlichen Truppen zwischen Seine und Marne gestellt waren, befahl für die Frühe des 2. December den Ueberfall von Bry und Champigny. Hier drangen die Württemberger, dort die Sachsen erfolgreich ein. Als aber der Feind mit großer Uebermacht — unterstützt durch das Feuer der schweren Artillerie vom Fort Nogent und vom Mont Avron — zum Angriff vorging, konnte nur die heldenmüthige Aufopferung der deutschen Vertheidiger den Durchbruch wiederum und nunmehr endgiltig vereiteln. „Es war nicht das Hochgefühl des Sieges wie bei St. Privat oder Sedan, das uns am 2. December bewegte," sprach Prinz Georg zur 25jährigen Gedenkfeier bei dem Schützenregiment, das 37 Officiere und 633 Mann auf der Wahlstatt gelassen hatte, „dazu war das Ringen zu schwer, der Verlust zu groß. Als aber der Feind, erschüttert durch diesen letzten blutigen Kampf, keinen neuen Angriff mehr wagte, und hinter den Forts verschwand, da erfüllte Alle Stolz und Freude über das Geleistete."

Während der Schlachten um Villiers stellten aufreibende gespannte Erwartung, Kälte, Hunger und Ermüdung, das Ausharren in dem schweren Kampfe gegen große Uebermacht unter dem betäubenden Feuer zahlreicher Feld- und Festungsgeschütze besonders hohe Anforderungen an den physischen und moralischen Halt der Truppen wie an die Standhaftigkeit und Entschlossenheit der Führer. Ruhmgekrönt gingen sie aus diesen schweren Prüfungen hervor.

Mit den Gefechten von Maison Blanche und Ville Evrart und mit der Vertreibung der Franzosen vom Mont Avron endete im Wesentlichen die Kampfesthätigkeit der Sachsen vor Paris. Am 11. März 1871 marschirte das 12. Corps nach dem Nordosten Frankreichs ab, um die Occupation der Departements der Aisne und der Ardennen zu übernehmen. In Laon nahm der Höchstcommandirende Prinz Georg sein Hauptquartier, dort erfreut durch einen Besuch seiner hohen Gemahlin, die ihren im Felde stehenden Gatten am 17. November 1870 mit einem Prinzen beschenkt hatte.

Die 24. Infanterie-Division noch bei der Besatzungs-Armee in Frankreich zurücklassend, rückte das sächsische Corps im Juni 1871 nach der Heimath ab. Am 11. Juli zogen die siegreichen Truppen unter dem Jubel des Volkes in Dresden ein, Kronprinz Albert und Prinz Georg führten sie ihrem königlichen Vater vor. Der Prinz war am 6. Juli vom Könige zum General der Infanterie befördert worden, am Tage des Einzugs folgte seine Ernennung zum Chef des Schützen-Regiments, das unter seinen Augen bei Villiers so tapfer gekämpft hatte. Preußischerseits wurde dem Prinzen Georg nach der Verleihung des Ordens pour le mérite für die Kämpfe vor Paris noch die weitere Auszeichnung zu Theil, daß er zum Chef des seit Mars la Tour berühmten Altmärkischen Ulanen-Regiments Nr. 16, jetzt Hennigs von Treffenfeld, ernannt wurde. Die Stadt Dresden ehrte den Prinzen durch eine silberne Germania, die Stände des Meißner Kreises widmeten ihm einen Ehrensäbel. Mit einem zu Herzen gehenden, Führer wie Mannschaften hochanerkennenden Tages-

befehle verabschiedete sich Prinz Georg von dem Armeecorps, das er über zehn Monate so ruhmreich geführt hatte, und gab das Commando in die Hände des Kronprinzen zurück.

Hatte schon 1866 der Prinz hervorragende soldatische Eigenschaften bewiesen, so legte er 1870/71 die Begabung des Feldherrn in glänzender Weise an den Tag. Schnelle und richtige Beurtheilung der Lage, wenn irgend ausführbar nach persönlicher Erkundung, verständnißvolles Eingehen auf die Forderungen der oberen Leitung und die Ansuchen benachbarter Führer, energische Durchführung der gefaßten Entschlüsse, umsichtiges Einsetzen der Truppen zur rechten Zeit und am richtigen Platze bei aller Schonung, wo sie möglich war, — das sind die Merkmale aller seiner Kriegsthaten. Zweifellos förderte die vollkommene Uebereinstimmung der beiden prinzlichen Brüder in allen wichtigen militärischen Fragen wesentlich den Gang der Operationen, wie sie auch im Frieden jederzeit der Ausbildung der sächsischen Truppen zu Gute gekommen ist. Das persönliche Verdienst des Prinzen Georg um die Erfolge seiner Commandoführung hebt sich um so mehr hervor, als bei Bildung der Maasarmee ein großer Theil des Stabes vom Generalcommando zu dem neuen Armee-Obercommando übertrat und beim 12. Corps sowohl der Chef des Generalstabes als auch viele höhere Führer im Laufe des Feldzuges wiederholt wechselten.

Zwei Jahre lang befehligte Prinz Georg nach dem Kriege wieder die 1. Infanterie-Division, als die Thronbesteigung des Kronprinzen Albert nach dem Ableben des Königs Johann ihn von Neuem an die Spitze des sächsischen Armeecorps treten ließ. Die Bande, welche sich im Feldzuge zwischen dem Prinzen und seinem Corps auf dem Schlachtfelde geknüpft hatten, wurden gefestigt in der gemeinsamen Arbeit langer Friedensjahre.

Drei Generationen sind es in vielen Familien Sachsens, die mit und unter dem Prinzen gedient haben, in allen Theilen des Landes, die er, unermüdlich thätig bei der Ausbildung seiner Truppen, alljährlich besucht, wird er freudig begrüßt von alten Kriegsgefährten, überall verehrt als vornehmster Erzieher des Heeres und allseitig anerkannt in der Fürsorge für das Wohl seiner Leute. Dankbar empfand es sein engeres Vaterland, daß der Prinz auch dann auf seinem Posten als commandirender General verblieb, als Kaiser Wilhelm II. — auch in der Werthschätzung der um Vaterland und Heer verdienten Generale das Erbe seiner Väter antretend — ihm die Würde des Generalfeldmarschalls verlieh. Durch die Berufung zum Generalinspecteur der II. Armee-Inspection wurde die hohe militärische Begabung, die reiche Kriegserfahrung des Prinzen Georg von Sachsen für weitere Kreise des deutschen Heeres nutzenbringend. Seitdem widmet er sich zu verschiedenen Zeiten des militärischen Ausbildungsjahres auf häufigen Besichtigungsreisen nach Posen und Schlesien auch diesen neuen Pflichten, überall hochgeschätzt als besonders berufener Lehrmeister der Kriegskunst.

So blicken mit seinen getreuen Sachsen auch die anderen deutschen Stämme vertrauensvoll auf Prinz Georg als einen der Ersten unter den Führern des Heeres bei stiller mühsamer Friedensthätigkeit wie auch dann, wenn es gelten sollte, dem Deutschen Reiche das in schwerem Kampfe Erworbene zu beschützen. Wie theuer, wie unersetzlich er uns Allen geworden, das zeigte sich so recht, als eine gefährliche Erkrankung um Neujahr 1892 um sein theures Leben bangen ließ. Gott schütze den Prinzen wie damals, wie einst in mancher Schlacht, so immerdar. Er erhalte ihn noch lange zum Heile der Armee, zur Freude des Volkes, zum Segen des Vaterlandes!

Bücherbesprechungen.

— Angelus Silesius. Von Otto Erich Hartleben. Dresden, bei Georg Bondi. 1896. — Der geistliche Dichter Johannes Scheffler oder, wie er nach seinem Uebertritt zum Katholicismus sich nannte, Angelus Silesius wird uns hier mit imitirt altem Druck und Papier wieder einmal dargeboten — zwar nicht der ganze „Convertit, Dichter und Streittheologe“, sondern nur „der Cherubinische Wandersmann“, welcher neben mehreren seiner geistlichen Lieder allein bleibenden Werth beanspruchen kann. Der Herausgeber hat aus den „geistreichen Sinn- und Schlußreimen“ — 1676 Distichen — des quietistisch und pantheistisch gerichteten Mannes, deren Inhalt er bekanntlich von anderen Mystikern, wie Tauler, Ruysbroek, Bonaventura u. A., entlehnte und in geschickte Alexandriner goß, eine Auswahl veranstaltet, wie wir solche bereits von Anderen (von Varnhagen von Ense, von Wilhelm Müller, Christoph von Schmid u. A.) besitzen. Die Auswahl enthält 140 der besten Reimsprüche des Angelus Silesius. D. K.

— Bosheit oder Unkenntniß? Eine Entgegnung auf die beiden Flugschriften des ehemaligen bayerischen Premierlieutenants Rud. Krafft „Glänzendes Elend“ und „Kasernen-Elend“ von Rendant Max Zimmermann, Feldwebel und Zahlmeisteraspirant a. D. Berlin, Fussinger's Buchhandlung. 1896. — Der Verfasser hat in dieser Schrift mit Sachlichkeit und Geschick alle jene Widersprüche und Ungeheuerlichkeiten, von denen die Krafft'schen Schriften strotzen, zurückgewiesen. Diese Schrift ist deshalb besonders werthvoll, weil sie vom Standpunkt des gemeinen Mannes und des Unterofficiers aus alle Verhältnisse und Einrichtungen im Heere betrachtet, über welche Krafft so abfällig und unreif urtheilt; sie verräth mehr Sachkenntniß, als Krafft sich während seiner Dienstzeit als Officier je angeeignet zu haben scheint. Diese Schrift kann jenen sowohl, welche beide Schmähschriften von Krafft gelesen haben, als auch allen Denen, die ein Interesse für unser deutsches Heer besitzen, nicht warm genug empfohlen werden. —r.

— Bruno Sperani, Sulle due rive. Mailand, Carlo Aliprandi, Editore. — Bruno Sperani gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen der Mailänder Schriftstellerwelt. Die überaus kräftige Energie seiner Feder läßt kaum vermuthen, daß sich hinter diesem Pseudonym eine Dame verbirgt, Beatrice Speraz, eine Dalmatinerin, die, seit ihrer Kindheit in Italien lebend, dort ihre eigentliche Heimath gefunden hat. Sehr geschätzt als Correspondentin der „Nazione“ in Florenz, der Turiner „Gazzetta Piemontese“, des Genueser „Caffaro“, des Pariser „Le Livre“, ist sie gleichzeitig eine ständige Mitarbeiterin der „Nuova Antologia“ in Rom, dieser bedeutendsten italienischen Revue, wie mehrerer anderer Zeitschriften. Ihre geistvollen Aperçus, ihr brillanter Stil weisen sie vorzüglich auf das bessere Feuilletonfach hin, doch hat sie in ihren Romanen und Novellen „Nell' ingranaggio“, „Tre Donne“, „Il delitto d'un giusto“ „Assassinio legale“ u. a. m. auch ausgiebige Proben eines hervorragenden Erzählertalentes abgegeben. Der Ernst einer tiefen Lebensauffassung, die Wärme ihrer echt künstlerischen Begeisterung geben indessen auch ihren kleineren Schriften einen nicht ungewöhnlichen Reiz. Durch Vorurtheilslosigkeit, Größe der Anschauung und Kraft der Darstellung unterscheiden sich ihre Bücher weit von den meisten Erzeugnissen oberflächlicher Unterhaltungsliteratur. Von socialen Fragen findet sich Bruno Sperani besonders angezogen und greift sie unerschrocken an. Sie ist eine rege Förderin moderner Frauenbestrebungen im besten Sinne. Die Liebe zur Selbständigkeit, die sie persönlich charakterisirt, überträgt sie auch auf die Frauenfrage, in der sie selbst ein beachtenswerthes Beispiel an tüchtigem Fleiß und zielbewußtem Schaffen giebt. Diesseits der Alpen erscheinen demnächst deutsche Uebersetzungen einiger ihrer Novellen in der Zeitschrift „Fremde Zungen“ und im Verlag von F. Fontane & Cie. In dem Buche Sulle due rive, das die Verfasserin selbst als kurzen Roman bezeichnet, sind es zwei hochstrebende Naturen, deren Glück daran scheitert, daß der Mann nicht die geistige Ebenbürtigkeit der Frau anerkennen will. Erst nach schmerzlichen Kämpfen gelingt es den in ihren socialen Ansichten gewissermaßen auf zwei Ufer Stehenden, die ein Strom landläufiger Vorurtheile trennt, sich zu nähern. Die Liebe schlägt die Brücke und der Mann überschreitet sie, besiegt durch die Thatkraft und Hingebung der Geliebten, einer Nihilistin, die ihm sterbend das Vermächtniß einer großen Aufgabe der Menschenliebe hinterläßt. Der Roman enthält viele psychologische Feinheiten. Da so gut wie keine Nebenpersonen vorhanden, wird das ganze Interesse auf die beiden Hauptpersonen concentrirt, deren Seelenleben, in seine feinsten Fasern zerlegt, ein an ergreifenden Zügen reiches Bild bietet. Der Charakter der Amalia ist etwas skizzenhafter behandelt, dagegen die im Vordergrund stehende Gestalt des Exministers meisterlich von allen Seiten beleuchtet. Die Schilderungen des öffentlichen Lebens, soweit sie zur Localfarbe unerläßlich sind, sind knapp und treffend. Wir wünschen dem fesselnden Buche auch in Deutschland recht viele Leser. Locella.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 30. Dienstag, den 10. März. 1896.

Körperpflege und Hygiene in den Schulen Frankreichs.

Von Bernhard Heinzig.

Zurück zur Natur, zurück zur Vernunft ertönte es am Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Munde der englischen und französischen Deisten, insbesondere Locke's und Rousseau's; und da man zur Erreichung dieses Zieles auf den verschiedenen Gebieten der Culturentwickelung ex ovo beginnen zu müssen glaubte, so hielt man die Umgestaltung des Erziehungswesens für die erste und wichtigste Aufgabe. Bekanntlich schrieben die deutschen Philanthropisten den Ruf auf ihre Fahne, während er in England bis auf den heutigen Tag in Stillem weiter wirkte und eine vorzügliche Körperpflege im Gefolge hatte, in Frankreich durch den nach Freiheit und Gleichheit übertönt wurde. Daß man am Anfange der großen Revolution die Bedeutung des deutschen Philanthropismus erkannte, geht aus der Ernennung eines ihrer Hauptvertreter, des Herausgebers des großen Erziehungswerkes „Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens", J. C. Campe, zum Ehrenbürger Frankreichs hervor. Die philanthropische Bewegung mit ihren auf Gesunderhaltung und Gewandtheit des Körpers, Geschicklichkeit der Hand, geraden Sinn hinzielenden Vorkehrungen hat bis in die neueste Zeit segensreich auf die Erziehung gewirkt. Unsere Turnerei, unser Handfertigkeitsunterricht entstammen ihr. Ihre liberalen Tendenzen auf religiösem Gebiete führten bekanntlich nach der Niederwerfung Napoleon's I. in Deutschland zur Unterdrückung derselben. Selbst das Turnen war zeitweise verpönt, da man hinter demselben staatsfeindliche Absichten witterte. In Frankreich wurde die Schule durch Napoleon I. in spanische Stiefel eingeschnürt, indem Volks- und Gelehrtenschule zur Universität verschmolzen wurde. In der Volksschule wirkten uniformirte religiöse Brüderschaften, in der Gelehrtenschule uniformirte Professorencollegien mit schablonenhafter Bonzenherrlichkeit. Erst die neueste Zeit hat in diesem Lande die einst durch den Philanthropismus bethätigten pädagogischen und religiösen Ideen ins Praktische übersetzt. Kraft und Gewandtheit des Körpers pflegt man durch Turnen, Geschicklichkeit der Hand durch obligatorischen Handfertigkeitsunterricht; Charakter und Gemüth sucht man unter Beseitigung des Religionsunterrichts durch den moralischen und bürgerlichen Unterricht in der Volksschule, durch eingehende Behandlung der Ethik, Nationalökonomie und Geschichte in den oberen Classen der höheren Schulen zu bilden, indem man dabei auf die Pflichten gegen Gott, Gesellschaft und Staat hinweist und zugleich über religiöse, gesellschaftliche, staatliche Verhältnisse aufzuklären bemüht ist. In der Philanthropistenzeit suchte man Gesinnungstüchtigkeit durch moralisirende Erzählungen, die die Lesebücher füllten, zu erreichen. — Neben der Körperpflege in den französischen Schulen giebt es auch einen auf Erhaltung der Gesundheit bezüglichen theoretischen Unterricht (hygiène). Man sucht die Körperkraft zu fördern, indem man zunächst die sitzende Beschäftigung der Zöglinge auf das äußerste Maß beschränkt und in den höheren Lehr- und Erziehungsanstalten für das männliche und weibliche Geschlecht, die meist Internate sind und sich deshalb bezüglich der Zeitvertheilung besser überwachen lassen, gesetzlich genau bestimmt, indem man weiter auf allen Stufen der Schulerziehung, selbst schon in den von Kindern im Alter von vier Jahren besuchten écoles maternelles publiques [1]), unseren Kindergärten, die Pflege der Gymnastik und Hygiene vorgeschrieben und durch eingehende Ministerialverfügungen (reglements, manuels) geregelt hat. Neben den gymnastischen Uebungen gehen in der Volksschule bereits militärische Exercitien für Knaben vom neunten Jahre an und Schießübungen mit Carabinern auf 10 m Entfernungen vom zehnten Altersjahre an einher [2]), um, wie es in einer Verordnung vom 28. Januar 1887 heißt, einestheils den Körper zu kräftigen, den Charakter zu stählen und die günstigsten hygienischen Bedingungen für die physische Entwickelung zu schaffen, anderntheils dem Kinde frühzeitig die Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Körpers, die Geschicklichkeit der Hand, die Leichtigkeit und Sicherheit der Bewegung zu eigen zu machen, die, werthvoll für Alle, besonders den Zöglingen der Volksschule als späteren Arbeitern und Soldaten, sowie den Mädchen bei Besorgung der häuslichen Geschäfte und bei Fertigung von Frauenarbeiten nützlich sind. An die gymnastischen Uebungen schließt sich der obligatorische Unterricht in Handarbeiten für Knaben und Mädchen bereits vom siebenten Altersjahre an. Täglich sollen die Kinder unter 10 Jahren wenigstens ½ Stunde, Kinder über 10 Jahre ¾ Stunde gymnastische Uebungen treiben, wobei Handarbeiten und rein militärische Exercitien (maniement d'armes) nicht mit gerechnet sind. — In den Lehrerseminarien sind für alle Stufen außer den militärischen Uebungen wöchentlich 3 Stunden für Gymnastik angesetzt und haben die Seminaristen bei Erwerbung eines Befähigungszeugnisses für den gymnastischen Unterricht auch ein theoretisches Examen über Anatomie, specielle Hygiene, die erste Hilfe bei Unglücksfällen während des Unterrichts vor Ankunft des Arztes abzulegen. — Die höhere Volksschule bietet außer Turnübungen und Handarbeiten in der Werkstatt auch je nach Jahreszeit verschiedene Arbeiten in Feld und Garten mit entsprechender, auf die Pflege von Culturpflanzen bezüglicher Belehrung.[3]) Auch die höhere Töchterschule treibt wöchentlich dreimal halbstündig nach dem Vormittagsunterricht gymnastische und Schwimmübungen [4]) nach einem vom Unterrichtsministerium veröffentlichten Lehrbuch (manuel): [5]) In der École secondaire moderne und dem Lycée werden den gymnastischen Uebungen in täglichen Abschnitten von ½ oder ¾ Stunde, wöchentlich drei Stunden, von welchen mindestens zweie Lehrstunden sein sollen, gewidmet; es sollen dazu auch Freistunden verwendet werden und haben sich daran die Externen der Schulen zu betheiligen. Im Allgemeinen beobachtet man, daß die Uebungen bei den Schülern großen Anklang finden (les élèves apportent de l'ardeur et de l'entrain). Als Zweck des Turnunterrichts wird die systematische Ausbildung der verschiedenen Organe, nicht die Herbeiführung bedeutender turnerischer Kraftleistungen bezeichnet. Bei den militärischen Uebungen soll das Hauptgewicht auf Marschbewegungen und auf die Formation von kleineren und größeren Gruppen (section, peloton, compagnie), wie sie in der Armee üblich sind, gelegt werden, nicht auf die Handhabung des Schießgewehrs. Die nach 1870 eingeführten öffentlichen Schülerparaden, bei welchen Schüler höherer und niederer Schulen, mit Uniform und blinden Gewehren versehen, auftraten, sind seit 1888 abgeschafft worden, weil man die Nutzlosigkeit dieser Soldatenspielerei erkannte, und während man früher auch in ausländische Zeitungen übergehende bombastische Berichte über die treffliche

[1]) Organisation pédagogique et plan d'études des écoles maternelles publiques p. 10.

[2]) Arrêté du 27 juillet 1893 und Organisation pédagogique et plan d'études des écoles primaires élémentaires p. 10—12

[3]) Plan d'études et programmes d'enseignement des écoles primaires supérieures des garçons p. 56. 57.

[4]) Plan d'études et programmes de l'enseignement secondaire des jeunes filles p. 13. 34. 44. 64. 65.

[5]) Le nouveau Manuel d'exercices gymnastiques et de jeux scolaires, publié en 1891 par le Ministère de l'instruction publique.

Haltung der künftigen Eroberer von Elsaß-Lothringen dabei lesen konnte, bieten heute noch französische Städte die einstmals benutzten Uniformen und Waffenstücke in den Zeitungen zum Verkauf aus. Der frühere Gebrauch an einzelnen Lycées und Collèges, für hervorragende turnerische Leistungen Preise zu ertheilen und die Preisvertheilung mit derjenigen für wissenschaftliche Leistungen zu verbinden, wurde einem Wunsche des Unterrichtsministers entsprechend auf alle höheren Schulen ausgedehnt. Bei Vertheilung des auf alle Unterrichtsfächer bezüglichen prix d'excellence soll ganz besonders Gewicht auf die körperliche Gewandtheit des Schülers gelegt werden; denn man müsse — so hebt der Minister in seinem Rundschreiben vom 20. December 1882 hervor — bedenken, daß in einem Lande, wo jeder Bürger Soldat zu werden berufen sei, die Pflege und Entwickelung der körperlichen Kraft und Gewandtheit nicht als Nebensache (chose facultative), sondern als Hauptaufgabe (devoir positiv) der Schule zu gelten habe.

Um einen Anhalt zu geben, womit sich die Hygiene als theoretischer Unterrichtsgegenstand befaßt, möge hier Einiges aus dem diesbezüglichen Lehrplan, wie er sowohl für die höhere Bürgerschule,[6]) als auch für die école secondaire moderne[7]) und das Lycée[8]) bei 12 einstündigen Lectionen (conférences) pro Jahr vorgeschrieben ist, angeführt werden. Zuerst wird das Wasser behandelt. Von den trinkbaren Gewässern — Quell-, Fluß-, Brunnenwasser — wird das Quellwasser allein rein bezeichnet, während die anderen verunreinigt sein können. Es werden weiter die Möglichkeiten der Verunreinigung und die Mittel zur Reinigung des Wassers wie Filtration, Kochen angeführt. Zweiter Gegenstand der Behandlung ist die Luft, wobei auf die in den Wohnungen nöthige Menge, die Gefahren eingeschlossener Luft, die Verschlechterung derselben durch Staub, Gas, Sümpfe, die Erneuerung derselben hingewiesen wird. Weiter wird von den üblichen festen und flüssigen Nahrungsmitteln und deren Verfälschung gesprochen. Insbesondere verbreitet man sich über gesundheitsschädliches Fleisch, über Parasiten und infectiöse Keime, Trichinose, Aussatz (ladrerie), Brand (charbon), Tuberkulose, in Fäulniß übergegangenes Fleisch, Vergiftung durch Schweinefleisch, Saucischen, alkoholische Getränke, Alkoholismus. Ein weiterer Gegenstand der Besprechung sind die ansteckenden Krankheiten, wobei auf die Entdeckungen Pasteur's hingewiesen wird, die Art der Uebertragung durch die Luft, das Wasser 2c., Grind, Krätze, Fieberausschlag, Blattern, sowie Maßregeln zur Verhütung von Krankheiten (preservation, prophylaxie), die Desinfection, die körperliche Sauberkeit, die Erfordernisse einer gesunden Wohnung, das gesunde und ungesunde Haus, die Krankheiten, welche durch Ausleerungen übertragen werden, typhöse Krankheiten, Cholera, Gesundheitspolizei Thieren gegenüber, auf den Menschen übertragbare Krankheiten, Hundswuth, Rotz (morve), Brand, Tuberkulose, das Verfahren beim Schlachten, Verscharren 2c. von Thieren nach dem Gesetz über Sanitätspolizei vom 21. Juli 1886. — In den höheren Schulen, wo der Unterricht in der Hygiene in der obersten Classe ertheilt wird, soll derselbe einem Professor der Anatomie oder Physiologie übertragen werden. Für die Seminare (écoles normales primaires)[9]) ist im dritten Schuljahr der Unterricht in der Hygiene mit 20 Stunden angesetzt. Er wird da insofern erweitert, als man auch die Ernährung und Pflege der neugeborenen Kinder bespricht. — Wesentlich verschieden von dem hygienischen Unterricht in den Schulen für das männliche Geschlecht ist der in der höheren Mädchenschule (école secondaire des jeunes filles)[10]), der im dritten Jahrgang ein Semester lang wöchentlich einstündig ertheilt wird. Man geht von Zweck und Nutzen der Hygiene aus, verbreitet sich über die Körperpflege in der ersten Kindheit und in der Schule, über den Einfluß schlechter Körperhaltung auf die Körpergestalt und die Wirkung der Beleuchtung auf die Sehkraft, behandelt die Pflege der Stimme, das Sprechen, Lesen, Singen und die sanitären Maßregeln bei sitzender Beschäftigung, bei Handarbeitsberufen, bei Kinderarbeit. Weiter wird von der Luft und deren Verunreinigung durch Staub, gashaltige Substanzen, gesundheitsschädliche Ausdünstungen (miasmes), von den Klimaten und den Ursachen derselben, von der Temperatur, den Luft- und Meeresströmungen, vom Einfluß der geographischen Breite, der Feuchtigkeit, des Regens auf die Temperatur, von den täglichen und jährlichen Schwankungen derselben gesprochen. Sehr eingehend werden die einzelnen Nahrungs- und Genußmittel bezüglich des Nährwerths, der Herstellung, Aufbewahrung, Verfälschung behandelt, ebenso Kleidung, Bäder, Leibesübungen, Wohnung und deren Einrichtung, Ventilation, Erwärmung, Beleuchtung. Auch über die Art der Uebertragung ansteckender Krankheiten, über Vorbeugungsmaßregeln ihnen gegenüber, über Isolirung und Desinfection soll eingehend gesprochen werden. Der Unterricht in der Hygiene soll, wie aus der absichtlich etwas ausführlich gegebenen Uebersicht hervorgeht, den Schüler befähigen, gesundheitsschädliche Einflüsse von sich möglichst fernzuhalten und das Verständniß für sanitäre Verhältnisse in Familie, Gemeinde, Staat fördern, gewiß ein Bestreben, welches der Nachahmung nicht unwerth erscheinen dürfte. Wie viel menschliche Leiden lassen sich verhüten, wenn rechtzeitig Vorkehrungen getroffen werden, wenn man der Gesundheit Nachtheiliges zu verhüten weiß. Prophylaktisch zu wirken ist auf dem Gebiete der Gesundheitspflege anerkanntermaßen von größerer Bedeutung, als ärztliches Eingreifen im Falle einer Erkrankung, und wie Unkenntniß der Gesetze bei Uebertretungen vor der bürgerlichen Strafe nicht schützt, so kann Unkenntniß sanitärer Verhältnisse geradezu verhängnißvoll für Leib und Leben werden.

Was die Leibesübungen in der französischen Schule anlangt, so läßt sich wie in fast allen anderen Unterrichtsfächern ein politisches Moment nicht verkennen. Die Anordnung von rein militärischen Exercitien in sämmtlichen Schulen für das männliche Geschlecht, vor Allem die des Schießens mit Carabinern in der Volksschule ist offenbar von dem Gedanken eingegeben, die Manövrirfähigkeit und Schießsicherheit der Armee, womöglich des ganzen Volkes für den Kriegsfall zu fördern. Ob freilich die vorzeitige Beschäftigung mit dem ernsten Kriegshandwerk geeignet ist, das Ansehen desselben in den Augen der Jugend zu erhöhen, das möge dahingestellt bleiben. Bei gewissen Waffengattungen z. B. Cavallerie wird es zudem gar nicht gern gesehen, wenn die Rekruten gewisse militärische Fertigkeiten mitbringen, weil schon der Gedanke, etwas zu können, den Eifer, etwas ordentlich zu lernen, abschwächt. In Deutschland, wo man in den Schulen seit Jahrzehnten turnt, wird man sich daher kaum zu derartigen Maßregeln versteigen. Eher scheinen von England her auf Anregung des Kaisers Spiel und Sport, welche körperliche Bewegung und Kraftanstrengung in freier Luft im Gefolge haben, in der besseren Gesellschaft Anklang zu finden. Erlangt diese Art von Körperbewegung vor dem anstrengenden, ernsten Turnen den Vorzug und fängt sie an, als zum guten Ton gehörig populär zu werden, so wird sie sicher dazu beitragen, der in unserem Zeitalter des Papiers, des Dampfes und der Elektricität überhandnehmenden Nervosität Einhalt zu thun. In Deutschland ist man nicht so nervös, wie in unserm westlichen Nachbarland, gleichwohl gilt es auch da das Banner hochzuhalten, um vor Allem dem heranwachsenden Geschlecht das ihm Gebührende zu erhalten, Jugendfrische und festen Sinn, die mens sana in corpore sano, wie zur Zeit der Philanthropisten, aber ohne Pulver und Blei.

[6]) Plan d'études des écoles primaires des garçons 1895 p. 48.

[7]) Plan d'études et programmes de l'enseignement secondaire moderne p. 82.

[8]) Plan d'études etc. p. 81.

[9]) Plan d'études des écoles normales primaires p. 24.

[10]) Plan d'études de l'enseignement secondaire des jeunes filles p. 32.

Der Einfluß des Lichtes auf die Thiere.

Von L. Haschert.

Wenn ein angesehener Gelehrter einst behauptete, daß die Blätter, Blüthen und Früchte aus Luft gewebte Kinder des Lichtes seien, so wollte er damit auf die Abhängigkeit der Pflanzen vom Licht hinweisen. Und er hatte vollkommen recht. Heben wir nur einen Stein auf, der längere Zeit auf dem Rasen gelegen hat, so finden wir alle bedeckt gewesenen Pflanzentheile schwächlich und gelb; sobald aber der Sonne belebender Strahl sie trifft, nehmen sie das frische grüne Ansehen ihrer Umgebung an. Eben so ist der Zusammenhang zwischen dem Wohlgeruch der Blüthen und dem intensiveren Licht nachgewiesen. Gar viele Pflanzen, die im heiteren Licht die Luft ringsum mit Wohlgeruch erfüllen, werden ihres Duftes verlustig, wenn man sie an einen

dunkeln Ort versetzt. Der große Einfluß des Lichtes auf die gedeihliche Entwickelung der Pflanzenwelt ist unbestreitbar; sollte aber für die Thiere nicht eine ähnliche Abhängigkeit bestehen? Stellen wir ein mit reinem Wasser gefülltes Trinkglas ans Licht, so wird es nicht lange dauern, bis sich auf dem Boden des Glases ein leichter grüner Anflug bildet, der sich bald vergrößert und mit kleinen Luftbläschen umgiebt. Von Alledem aber geschieht nichts, wenn das Glas mit dem Wasser im Dunkeln aufbewahrt wird. Untersuchen wir den grünen Niederschlag mit dem Mikroskop, so besteht derselbe aus Pflanzen und Thierchen. Die Pflanzen bestehen aus Fadenalgen, die mit denen nahe verwandt sind, denen man fast überall in Wassergräben begegnet; die Thierchen hingegen gehören zu den Infusorien und repräsentiren besonders zwei Arten, das grüne Augensternchen und das staubartige Kranzthierchen. Auf dieser niedrigsten Stufe des organischen Lebens, wo Pflanzen und Thiere sowohl im Stoff als im chemischen Prozeß fast übereinkommen, wo die beiden großen Reiche gleichsam aus einer Wurzel zu entspringen scheinen, herrscht auch die gleiche Abhängigkeit vom Licht. Das Thierchen färbt derselbe grüne Farbstoff (das Chlorophyll), der sonst nur den Pflanzen eigen ist, und abweichend von ihren höher organisirten Genossen athmen sie auch Sauerstoff aus, wie Gewächse. Allein unentwickelt schlummern ihre Keime unsichtbar im Wasser, bis der belebende Strahl des Lichtes sie weckt. Höhere Thiere können allerdings das Licht entbehren; Ernährung und Wachsthum schreitet bei ihnen auch in der Finsterniß fort. Trotzdem ist aber auch hier der Einfluß des Lichtes nachzuweisen. An einer Anzahl Frösche hat man die im hellen Licht ausgeathmete Kohlensäure mit der in der Finsterniß ausgeathmeten verglichen und dabei gefunden, daß im ersten Falle fast ein Fünftel mehr Kohlensäure ausgehaucht wurde, als im zweiten. Auch der Mensch erzeugt während des Tages mehr Kohlensäure, als in der Nacht. Wenn nun die ausgeathmete Kohlensäure als das Product der im Innern verbrannten Nahrung angesehen wird, so ist es klar, daß, wenn die Kohlensäure-Erzeugung, also der Stoffwechsel, herabgedrückt wird, dafür sich eine Ersparniß in dem Verbrauch der Gewebe herausstellen kann. Dies wird auch durch die Erfahrung bestätigt, daß in dunkeln Ställen die Mästung der Thiere schnellere Fortschritte macht als in hellen Räumen. Der Viehzüchter handelt demnach im eigenen Interesse, wenn er die Fenster seiner Mastställe klein und hoch anbringen läßt, so daß den Mastthieren nur spärliches Licht zugeführt wird. Leider geschieht diese Ersparniß nur auf Kosten höherer Lebensverrichtungen, indem ein verzögerter Stoffwechsel von einer allmäligen Abstumpfung des Nervenreizes begleitet wird. Zahlreiche Versuche an Thieren haben gezeigt, daß bei solchen Individuen, die einige Zeit der Dunkelheit überantwortet wurden, sich eine Abnahme in der Reizbarkeit der Muskeln und Nerven geltend machte. Beobachten wir nur unsere Hausthiere, wenn sie an einem hellen, freundlichen Frühlingstage zum ersten Mal aus ihrem dunkeln Stalle auf die Weide geführt werden, wie sie auf einmal ganz andere Thiere zu sein scheinen, als sie es kurz vorher in ihrem Stalle waren. Munter schreiten sie dahin, hüpfen und springen, daß es eine Lust ist, sie im hellen Sonnenschein sich tummeln zu sehen und ihr Frohlocken zu hören. Der Einfluß des Lichtes auf unser Nervensystem wird von uns leicht empfunden, die Beschleunigung des Stoffwechsels im grelleren Lichte können wir mit der Wage in der Hand durch unsere Apparate leicht nachweisen und Jedermann weiß, daß wir bei hellem, heiterem Himmel ganz anders zur Arbeit wie zum Genusse disponirt sind, als bei länger anhaltender trüber Witterung. In der Thierwelt jedoch giebt es noch andere Erscheinungen, die, durch das Licht hervorgerufen, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Aus dem Treiben der uns umgebenden Thierwelt erkennen wir bald, daß nicht alle Arten in derselben Weise Freunde des Lichtes sind. Während manche Arten ihre größte Lebensthätigkeit entfalten, wenn die Sonne ihrem höchsten Standpunkt nahe ist, scheinen andere den Reiz einer größeren Lichtintensität weniger zu empfinden und noch andere haben sogar vor dem Licht eine gewisse Scheu, halten sich am Tage in dunkeln Schlupfwinkeln versteckt und beginnen erst mit eintretender Dunkelheit ihr geheimnißvolles Treiben. Wie die befiederten Sänger des Waldes in bestimmter Reihenfolge den jungen Tag begrüßen und ebenso regelmäßig am Abend ihr Lied verstummen lassen, so binden sich auch andere Thiere an bestimmte Stunden, in denen sie zur Thätigkeit erwachen. Sollten hierzu auch andere Einflüsse mitwirken, so ist es doch immer das Licht, das dabei die wichtigste Rolle spielt. Werfen wir einen Blick auf das Verhalten der Infusorien und Polypen, so zeigen sich diese niederen Lebewesen gegen das Licht außerordentlich empfindlich. Viele Medusen gehören zu den nächtlichen Thieren, während die meisten Krustenthiere für das Licht sehr empfänglich sind und unser Flußkrebs sich sogar von demselben angezogen fühlt. Die Weichthiere kommen meist erst zur Nachtzeit aus der Tiefe hervor und verschwinden wieder mit Tages Anbruch. In der Classe der Insecten wirkt das Lichtverhältniß noch viel bedeutender ein, so daß wir Tages-, Dämmerungs- und Nachtinsecten unterscheiden. Zu den ersten gehören alle Tagfalter, die Rüsselkäfer, Libellen, Immen und die Mehrzahl der Zweiflügler. Im Zwielicht des Abends erscheinen die Dämmerungsfalter, von den Käfern bemerkt man besonders den summenden Roßkäfer, die Mai- und Junikäfer; die Stechmücken machen sich bemerkbar und die Eintagsfliegen beginnen ihren lustigen Reigen. Beim Einbruch der Nacht erscheint erst die Mehrzahl der Motten und Nachtfalter, das raubgierige Geschlecht der Laufkäfer, sowie die lichtscheuen Schaben verlassen ihre Schlupfwinkel und in den Tropen gehen die Jagdameisen aus ihren Höhlen auf die Jagd aus. Die Wasserkäfer erheben sich aus den Wellen empor und summen durch die Lüfte, während die Leuchtkäfer in den Gebüschen zu schwärmen beginnen. Auch unter den Reptilien giebt es eine ansehnliche Anzahl nächtlicher Thiere. Allein von den Vögeln liebt die große Mehrzahl das helle Tageslicht und selbst die auf langer Excursion abwesenden kehren vor Sonnenuntergang in ihr Heim zurück. Nur die Familien der Nachtschwalben und Eulen machen hier eine Ausnahme. Unter den Säugethieren endlich gehören manche Affenarten, die Flederthiere, sowie viele Nager, Insectenfresser und eine Anzahl größerer Raubthiere zu den Nachtthieren.

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß das Licht keineswegs so auf die Thiere wirkt, wie auf die Pflanzen. Leider besitzen wir noch keine zuverlässigen Ergebnisse von Untersuchungen über das Verhalten lichtscheuer Thiere in Bezug auf den Stoffwechsel, und wenn wir annehmen wollten, daß derselbe hier wie bei den Tagthieren durch das Licht beschleunigt werde, so bleibt doch immer die Frage offen, welche eigenthümliche Verhältnisse in der Organisation der Nachtthiere die Beschleunigung zu vermeiden veranlassen können. Diese Frage drängt sich besonders bei den Thieren auf, die aus freier Wahl den Tag meiden und die Nacht hindurch ihre Lebensthätigkeit entwickeln. Aus dem Beispiel jener Thiere dagegen, die nie das Licht des Tages erblicken und in absoluter Finsterniß ihr Leben abwickeln, ersehen wir, daß der thierische Organismus ohne den Reiz des Lichtes vollkommen existiren kann. Wer denkt hierbei nicht an jene Wesen, die die unterirdischen Gewässer und Höhlen bewohnen, zu denen kein Lichtstrahl dringt und die meist blind, oft ohne jede Spur eines Sehwerkzeuges sind? Der oft erwähnte Olm (Proteus anguineus) ist das bekannteste der unterirdischen Thiere; doch in den Mammuthhöhlen Nordamerikas hat Agassiz einen blinden Fisch, einen augenlosen Krebs, eine Heuschrecke, zwei weiße augenlose Spinnen, mehrere Fliegen und zwei blinde Käfer gefunden. Der nur einige Zoll lange Blindfisch (Amblyopsis) lebt in denselben Höhlen, während der olivengrüne 4—6 Zoll lange Vulkanwels in den unterirdischen Seen in der Nähe des Vulkans Cotopachi vorkommt, aus dem er bisweilen in Menge halb gesotten ausgeworfen wird. In Bergwerken begegnet man Heuschrecken, die sich ganz wohl zu befinden scheinen, und in einer Steinkohlengrube bei Glasgow findet man eine Motte das ganze Jahr hindurch. Alle diese unterirdischen Thiere, deren Leben wir nach unserer Anschauungsweise ein trauriges nennen möchten, weil sie das uns so wohlthuende Tageslicht nicht schauen, zeichnen sich gemeinsam durch matte Farben, bisweilen durch völlige Farblosigkeit aus. Die Erzeugung solcher Stoffe, die das Sonnenlicht zerlegen, indem sie einen Theil desselben in sich aufnehmen und die übrigen Strahlen zurückwerfen, scheint von der Gegenwart des Lichtes abhängig zu sein, da wir ziemlich allgemein mit wachsender Lichtintensität auch Pflanzen und Thiere an Farbenpracht zunehmen sehen. Machen wir nicht alle Jahre an uns selbst die Beobachtung, daß unsere Haut bei der Wiederkehr langer, lichtheller Tage zu bräunen beginnt? Beim Neger erreicht diese Färbung ihren höchsten Grad, die in gleicher Weise auch bei den Thieren sich zeigt. So sollen in Guinea die meisten Thiere schwarz werden und im tropischen Amerika sind die im Freien gehaltenen Schweine unsern Wildschweinen ähnlich und fast ganz schwarz geworden. Unser gemeines Eichhörnchen ist im südlichen Europa schwarzbraun, und

ein nordischer fast weißer Bussard wurde in Berlin nach der ersten Mauser braun.

Dieselbe Erscheinung können wir im Allgemeinen an den meisten Thieren beobachten. Die große Mehrzahl derselben sind auf dem Rücken dunkler gefärbt, als am Bauch, und diejenigen Federn der Vögel, die frei liegen, zeigen sich oft prächtig gefärbt, während die bedeckten weit weniger schöne Farben besitzen. Wachsen aber mit der Verstärkung des Lichtes die Farben, so erblassen sie wiederum beim Mangel des Lichtes, werden eintönig und oft ganz weiß. Der hohe Norden besitzt viele ganz weiße Thiere, deren Repräsentanten in südlichen Regionen ein dunkleres Gewand tragen. So findet man am Pol die einzige weiße Art des Bären- und Gänsegeschlechts, desgleichen ein weißes Rennthier und in Sibirien sogar einen weißen Luchs. Der Polarfuchs, das Hermelin, das Wiesel, der Polarhase u. a. sind an der südlichen Grenze ihres Verbreitungsgebietes in den Sommermonaten braun und grau; je mehr nördlich sie aber wohnen, um so länger tragen sie ihr weißes Kleid, bis es endlich an der Polargrenze dauernd weiß wird. Ob die weiße Farbe dieser nördlichen Bewohner wirklich vom Mangel an Licht herrührt, oder ob sie nicht vielmehr eine Folge des reflectirten Lichtes ist, bleibt dahin gestellt: so viel aber ist sicher, daß das reflectirte Licht auf die Farbe vieler Thiere von großem Einfluß ist. Denken wir nur an die grauen Käfer, die im Sande leben, an die Schmetterlinge und Raupen, die oft von den Baumstämmen, an denen sie sitzen, nur schwer zu unterscheiden sind,' an die grünen Grashüpfer und viele grüne Raupen, die im Grase oder im dichten Laubwerk sich aufhalten. Besonders auffallend ist diese Abhängigkeit der Farbe von der Umgebung bei einer Heuschrecke, die in den afrikanischen Wüsten vorkommt; denn auf braunem Boden sind auch diese Thiere braun, doch nur hundert Schritte davon auf weißem Kalkboden finden sich fast weiße Exemplare. Ebenso harmonirt das blasse Grau und Gelbbraun der Steppenthiere mit der Farbe des Bodens, und die zahlreichen Antilopen, Nager, Füchse und andere Thiere, die die Hochebenen Afrikas bewohnen, stimmen auffallend in ihrer Färbung überein. Am schönsten und lehrreichsten aber beweist diese Abhängigkeit die wechselnde Färbung der Seethiere je nach der Tiefe, die sie bewohnen.

Die „purpurne Finsterniß" der Dichter ist wissenschaftlich begründet. Die verschiedenen Strahlen des Sonnenlichtes dringen wegen ihrer verschiedenen Brechbarkeit verschieden tief ins Meer, weshalb man dasselbe in blaue, grüne und rothe Regionen eintheilen kann, denen die gleichen Farben sowohl der Pflanzen wie der Thiere entsprechen. Den Grünalgen folgen die Braunalgen und diesen bei 300 Fuß Tiefe die Rothalgen; ebenso bewohnen violette und bläuliche Thiere die obersten Schichten des Meeres, tiefer folgen grüne, gelbe und braune Thiere. Wo aber selbst das rothe Licht seine Macht verliert, da finden wir auch, den dunkeln unterirdischen Höhlen entsprechend, weiße Thiere. Der Einfluß des reflectirten Lichtes macht sich demnach im Meere noch mehr geltend als auf dem festen Lande.

Bücherbesprechungen.

— **Die Theilnahme des sächsischen Heeres am Feldzuge gegen Rußland** vom Februar 1812 bis zum März 1813. Nach schriftlichen und mündlichen Berichten bearbeitet von O. B. Dresden, Verlag der Expedition des „Kamerad". — Diese kleine Schrift verdankt ihre Entstehung der Anregung, die an den Verfasser herangetreten ist, eine Reihe von Artikeln des Jahrganges 1892 der Zeitschrift „Der Kamerad" über die Schicksale der sächsischen Truppen während des Feldzuges 1812 in Rußland in Buchform zu veröffentlichen nnd weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der Verfasser hat sich schon mehrfache durch derartige Schriften, z. B. „Erinnerungen eines alten Dresdners", bekannt gemacht, so wird auch dieses Schriftchen, obgleich über den Feldzug 1812 schon so Vieles und sehr Bedeutendes geschrieben worden ist, freundliche Aufnahme finden; es eignet sich zur Anschaffung für Volks- und Soldaten-Bibliotheken.

—r.

— **Das Geheimniß des Glückes, von Wilhelm Faber.** 7. Aufl. Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber) 1896. Preis 1 ℳ. — Das Schriftchen, welches bereits in siebenter Auflage erscheint, ist klar und frisch geschrieben. Es dreht sich in ihm Alles um die glücklich und selig machende Erfahrung: „Wir aber sahen seine Herrlichkeit." Zahlreiche bekannte und neue Geschichten, sowie eigene Erlebnisse illustriren den Text.

D. K.

— **Die Generalin Bonaparte von Joseph Turquan.** Uebertragen und bearbeitet von O. Marschall v. Bieberstein. Schmidt & Günther, Leipzig. — Wir können nicht behaupten, daß wir an diesem neuesten Erzeugnisse der Uebersetzungskunst des Hrn. Bearbeiters viel Freude gefunden hätten. Das Werk verdient eigentlich keine Uebersetzung. Es bietet wenig oder nichts Neues. Auch die beigefügten Bilder sind weder neu noch besonders hübsch. Die im Text benutzten Memoiren der Herzogin v. Abrantes und Aehnliches sind seit lange wohlbekannt. Den alten Klatsch, der mit sichtlichem Behagen wieder aufgewärmt ist, konnte man füglich auf sich beruhen lassen. Größere Gesichtspunkte sind, auch in der Anordnung, nirgends zu finden. Da übrigens das Buch nur von der Generalin Bonaparte handelt, so bietet es nicht einmal eine vollständige Biographie dieser Dame. Freilich ist wohl dieser Theil ihres Lebens der interessantere. Auch wird das Buch immerhin solchen Personen, die, ohne sich bisher um diese Dinge gekümmert zu haben, geschichtliche Anekdoten und mehr oder minder pikante Details lieben, eine leichte Unterhaltung gewähren.

—tg—

— **Uebersetzungen französischer Romane.** Zwei neue Hefte der Hendel'schen Sammlung, welche durch guten Druck und elegante Ausstattung bei verhältnißmäßig billigem Preise sich viele Freunde erworben hat, liegen wieder vor uns. Es sind aber keine Neuigkeiten des Büchermarktes, sondern alte Bekannte: **Madame Therese von Erkmann-Chatrian**, deutsch von Theodor Bergfeldt, und **Madame Bovary von Gustave Flaubert**, deutsch von E. Feustel. Die erstgedachte Erzählung ist, soviel wir wissen, schon Anfang der 60er Jahre erschienen, die zweite sogar schon 1847. Wer an einer einfachen gesunden Erzählungsweise, nicht ohne kernigen Humor, dagegen frei von obscönen Wendungen und Situationen, Geschmack findet, dem können wir Madame Therese nur empfehlen. — Madame Bovary hat s. Z. großes Aufsehen gemacht. Es ist eine damals noch wenig bekannte naturalistische Ader, welche sich in dem Romane bemerklich macht. Uns erinnert das Buch vielfach an die naturalistischen Größen unserer Zeit, Zola rc. Wir haben dieser ganzen Richtung nie rechten Geschmack abgewinnen können.

—tg—

— **Die Welt hinter den Coulissen.** Indiscretionen aus dem Schauspielerleben. Von Max Trausil. Leipzig, 1895, Verlag von A. Bleier. — Der Verfasser leitet seine 15 Bilder aus der Scheinwelt, die durchgängig Selbsterlebtes schildern, mit den treffenden Worten ein: „Hinter die Coulissen sehen zu wollen, ist ein stark hervortretender Zug unserer Zeit, und dabei brauchen die Coulissen durchaus nicht immer die des Theaters zu sein." Ganz recht. Daher kommt es, daß jetzt selbst ernsthafte Journale in den Schlamm der üblen Gerüchte über hervorragende Personen oder Nervenkitzel erregende Thatsachen untertauchen. Das sensationslüsterne Lesepublicum will eben hinter die Coulissen sehen und ist nicht einmal unangenehm überrascht, wenn das heute mitgetheilte Frappirende, Aufreizende, schon morgen widerrufen werden muß, um einem andern Ungeheuerlichen Platz zu machen. So sind denn die Blicke in die Welt hinter den Coulissen, die uns Max Trausil thun läßt, ganz im Geschmacke der Zeit und zugleich höchst interessante Blicke in ein Künstlerleben, das so abenteuerlich verlief, wie es in der Gegenwart wohl nur noch wenigen beschieden sein dürfte. Und dennoch hört man aus jeder der drastischen Schilderungen, seien sie komischer oder erschütternd ernster Art, den Ton der Wahrheit heraus, der uns verkündet: „Das Alles wurde durchlebt, nichts ist erfunden." Ebenso sind die, wenn auch knapp gefaßten Beiträge zur Charakteristik Richard Wagner's, Hackländer's, Theaterdirector Strampfer's u. A. m. dankbar entgegenzunehmen, wie denn überhaupt der Zusatz: „Indiscretionen aus dem Schauspielerleben", den der Verfasser für gut fand, dem Haupttitel seines Buchs hinzuzufügen, eine Art von Selbstanklage ausdrückt, die durchaus unverdient ist.

A. L.-S.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 31. Donnerstag, den 12. März. 1896.

Aus meinem Tagebuche vom Dresdner Hoftheater.

Von Anna Löhn-Siegel.

In der zu Neujahr 1861 hier zum ersten Mal vor die Lampen gebrachten „Hermannsschlacht“ von Heinrich v. Kleist (bearbeitet von Feodor Wehl) hatte Davison in der Titelrolle sich mit allen ihm zu Gebote stehenden physischen und geistigen Mitteln des Shakespearischen Zuges von geschichtlicher Größe bemächtigt, der diese Dichtung auszeichnet, und erntete rauschenden Beifall. Man sollte meinen, dem Dichter Kleist würde ein Schauspieler wie Davison, ein kühner genialer Realist gefehlt haben, ein Gegner der pathetisch-idealistischen Darstellungsweise der damaligen Zeit, wenn das Stück aufgeführt worden wäre. Vom Bearbeiter wird gelobt, daß er viel dramaturgisches Geschick bewiesen habe. Freilich soll Ludwig Tieck, dem das Verdienst gebührt die „Hermannsschlacht“ und den „Prinz von Homburg“ (wohl die schönsten von Kleist's Dramen) nach des Dichters Tod bekannt gemacht zu haben, der Ansicht gewesen sein, man solle mit Strichen und Aenderungen in der „Hermannsschlacht“ so sparsam als möglich vorgehen, und wenn das Stück auch noch so lange spiele. Feodor Wehl will dem modernen Theater das Werk mundrecht machen und hält dafür, das Publicum dürfe nicht übermüdet werden, was allerdings in der Gegenwart gar leicht der Fall zu sein scheint. — — Nach dem Tode unserer edlen Mutter hat der Vater sein Amt aufgegeben und ist mit Schwester Clara nach Dresden gezogen. Das schöne Idyll in Hohnsteins romantischen Felsen und Wäldern ist für uns auf immer verloren, ist dahin. — — Der Vater frug mich eines Tages: „Welches politische Zeitungsblatt liest du?“ — Ich: „Keines. Ich komme mir in Bezug auf die Politik noch immer sehr unmündig vor und erwarte das Erwachen meines Interesses für die berühmte Hexe von Jahr zu Jahr.“ — Durch etwas erfreut mich der Vater sehr, ich muß ihm wiederholt von Gutzkow's Betheiligung an der Schillerfeier im Jahre 1859 erzählen. Die Festrede des Dichters und Sehers Gutzkow war aber auch eine Großthat. Berthold Auerbach, der damals neben mir saß, sagte: „Man mag nach dieser historisch-literarisch-rhetorisch vollkommenen Rede nicht mehr sprechen.“ In derselben war Alles enthalten, was über unsern gefeierten Dichter und das große Nationalfest gesagt werden konnte. Gutzkow holte alle Gedanken, Gefühle, Wünsche, Gelübde aus unserer Brust hervor und gab ihnen erschöpfenden Ausdruck, ja, er hob uns über uns selbst hinaus. Ein Sturm von Beifall, die treffendste Antwort auf den gewaltigen Weckruf, brach am Schlusse hervor. Ja, da wurde ich für deutsche Politik begeistert. Der Vater unterbrach mich, als ich wieder einmal von Gutzkow's Geistesthaten erfüllt war, mit den Worten: „Was uns fehlt, ist ein politischer Napoleon I., eine imponirende staatsmännische Größe, die uns zu Paaren treibt. Napoleon I. verstand es seiner Tyrannei den Stempel dieser Größe aufzudrücken, wodurch selbst die Unterjochten geneigt wurden, ihm zuzujubeln. Wenn ich daran denke, wie die Franzosen in Leipzig einmarschirten im Jahre —.“ Zum Glück marschirte gerade jetzt des Vaters Barbier ins Zimmer, denn wenn Papachen erst zum Einmarsch der Franzosen in Leipzig gekommen war, dann geriethen wir leicht in Streit. Und so wenig ich mich mit Politik beschäftigte, war ich im Grunde des Herzens doch zu deutsch-stolz, um einen Lobeshymnus auf den gallischen Unterdrücker ertragen zu können, obwohl ich begriff, daß es sich hier um eine Begeisterung handelte, die der Vater als Jüngling eingesogen hatte und die er mit so vielen anderen, übrigens gut deutsch gesinnten Männern theilte. — — — Mein werther College, Gustav Räder, zeigte sich mir seit längerer Zeit nicht mehr so wohlgesinnt als früher. Darüber hat mich der Theaterdiener Stein, der unsere Theaterjahrbücher herausgiebt, aufgeklärt. Räder hat den Toast vermißt, den ich auf ihn ausbrachte, als wir das Abschiedsfest vom Linke'schen Badetheater feierten, und worin ich ihn als „Heros der Linke'schen Bäder“ pries. Stein sagte: „Das Theaterjahrbuch stellt mir Hr. Hofrath Pabst zusammen, und der hat Ihre Verse weggestrichen, Frl. Löhn.“ Als Räder das erfuhr, lächelte er spöttisch und meinte: „Den kenn' ich, der hat mir den »Heros« nicht gegönnt und Ihnen nicht die Ehre, bei dem Feste als Dichterin applaudirt worden zu sein. Ich glaubte, Sie hätten wieder einmal an Ihren Bescheidenheitsmucken laborirt, vielwerthe Collegin, die Sie verhinderten, Ihren Namen auf den Theaterzettel zu setzen, als wir Ihre Lustspiele »Der Philosoph« und »Gefahr über Gefahr« aufführten.“ Ich erwiderte mit ironischem Ernst: „Seltsam! Pabst ist doch in erster Linie bekanntlich Candidat der Theologie und müßte uns Schauspielern schon aus diesem Grunde in allen christlichen Tugenden mit gutem Beispiel vorangehen.“ — — Das junge vielversprechende Talent, Frl. Ulrich, die vor länger als einem Jahre von Hannover zu uns kam und sich jetzt in aufsteigender Beifallslinie befindet, hat mit der schönen Ungarin, Lilla v. Bulyovsky, in manchem Part zu concurriren. Lilla wurde engagirt, spielt nun auch die „Widerspenstige“ von Shakespeare, und so haben wir jetzt drei Widerspenstige, denn unsere Bayer ist noch immer köstlich-widerspenstig und hinreißend liebenswürdig in der schließlichen Bekehrung: „Entrunzle diese droh'nde Stirn ꝛc.“ — — Es wird jetzt viel über Phrenologie geschrieben. Dr. Gustav Scheve kommt nach Dresden, um Vorträge darüber zu halten. In einer literarischen Gesellschaft, die ich zuweilen besuchte, stritten mehrere gelehrte Herren über diese „alte“, „neue“ Wissenschaft. Einer von ihnen führte aus, sie widerstreite der Willensfreiheit des Menschen. Es gebe nach ihr einen Diebssinn, einen Mordsinn, und wer ihn habe, müsse stehlen, müsse morden. Ein anderer Dr. phil. erklärte, dies sei unwahr, jeder Mensch habe alle inneren Sinne, und keiner führe an sich zum Schlimmen. Nur wenn ein Sinn gegen die übrigen sehr stark oder sehr schwach hervortrete, könne eine fehlerhafte Neigung entstehen. Zuletzt wurde auch den Frauengehirnen etwas angehängt. Sie enthalten also acht Loth weniger Gehirnmasse als die der Männer, etwas, was mir neu war. Doch erlaubte ich mir, zu bemerken, daß dies ja nicht zum Schlimmen zu dienen brauche, wenn diese acht Loth weniger sich nur vorzugsweise auf fehlerhafte Neigungen bezögen, auf die — wie die Phrenologen sagen — niederen Sinne. Vermuthlich sei es so, und unser Minus bedeute ein böses Plus bei den zur Gewaltsamkeit geneigten Herren der Schöpfung. Aus dieser Betrachtung ging mein humoristisches Vortragsgedicht: „Der Doctor der Phrenologie“ hervor, das mir viel Freunde, mehr noch Freundinnen machte. — — Unsere begabte jugendliche Coloratursängerin, Frl. Melitta Alvsleben, ein Dresdener Kind, hat in der Oper „Die Jüdin“ einen Beweis ihres großen musikalischen Könnens gegeben. Sie saß gelegentlich der letzten Aufführung der Oper ein wenig verstimmt in der Theaterloge und hatte uns eben erzählt, daß sie die Rolle der Eudoxia nur einige Zeit im Hause gehabt, aber noch nicht fest studirt habe, denn Frau Jauner-Krall sei doch schließlich in den Besitz der Partie gelangt. Was geschieht? Nach dem ersten Act entsteht eine große Pause. Wie geht das zu? Plötzlich tritt der Logenschließer in unsern Vogelbauer und ersucht Frl. Alvsleben im Auftrage des Regisseurs und des Kapellmeisters auf die Scene hinab zu kommen. Sie folgt dem Rufe — und siehe — nach längerer Pause wird dem gespannt harrenden Publicum durch den Regisseur mitgetheilt:

infolge plötzlicher Erkrankung der Frau Jauner-Krall sei Frl. Alvsleben ersucht worden und so gütig gewesen, die Partie der Eudoxia zu übernehmen. Sie bitte um Nachsicht, da sie dieselbe noch nicht gesungen, kaum studirt, auch keine Probe mitgemacht habe. Große Aufregung im Theater, aber auch großer Jubel, denn die hochbegabte junge Sängerin, von welcher schon gesagt worden ist, sie könne sofort ans Pult treten und den Dirigentenstab führen, löste die schwierigen Aufgaben in einer vom Publicum und von der Kritik gleich anerkannten tüchtigen Weise. Später erzählte sie mir, sie habe allerdings einige Coloraturen nicht nach Halévy, sondern nach Melitta Alvsleben gesungen, aber der Kapellmeister sei vor Beginn des Actes von ihr darauf vorbereitet gewesen, daß sich das ereignen könne. Auch habe sie zuweilen länger getrillert als nöthig, um wieder in das richtige Fahrwasser der Composition zu kommen. — — Jetzt wird mir mit der Fastnachtsvorstellung: „Orpheus in der Unterwelt“, burleske Oper von J. Offenbach, ein weitaussehendes Feld der Thätigkeit eröffnet werden, denn man prophezeit dieser neuesten Offenbachiade ein langes Leben, und ich bin Minerva im Stück. Aber eine sehr verstandesarme Weisheitsgöttin. Es ist dem Librettoverfasser, Hrn. Cremieux, gut gelungen, die ganze classische Mythologie lächerlich zu machen, mit der man sich einst in den Schulstunden plagte. Was aber die Hauptsache betrifft, die Travestirung der Orpheussage, so hat er sie trivial behandelt. — Was die Aufführung anlangt, so war Räder als Jupiter unvergleichlich, wie vorauszusehen. Ein köstlicher, gemüthlicher Himmelspapa, der durch seinen Ausruf: „Bei mir!“ den Donner in Bewegung setzt. Die Donnermaschine kommt gar nicht zur Ruhe. Pluto, der angenehme Schwerenöther der Unterwelt, wird von Marchion keck-lustig, Euridike von Frl. Weber anmuthig, Styx vom Komiker Seiß prächtig-dümmlich gegeben, während Weiß seinen neptunischen Dreizack und Mars-Kramer seine preußische Pickelhaube mit imponirender Götterwürde trägt. Das Beste an der Sache erscheint mir aber, daß wir Mitwirkenden sämmtlich von unverwüstlicher guter Laune getragen werden. Es macht uns Spaß, diesen Jux darzustellen, zu hüpfen, zu tanzen und beim Göttermahle im 3. Act griechisch-sächsischen Punsch und Fastnachtspfannkuchen zu schmausen. Noch ist zu gedenken des neckisch-graziösen Tanzes, den Zeus-Räder als surrende Fliege der Unterwelt ausführt, und in welchem sich Zeus und die niedliche Euridike-Weber in fliegenhaften Nüancen überbieten. — — Mein 5actiges Trauerspiel „Luisa Strozzi“ schlängelte sich zwischen meiner Minervathätigkeit hindurch zur Fertigstellung empor. Ich las es endlich in der literarischen Gesellschaft bei Hofrath Klemm vor, und wurde durch die von den anwesenden kritischen Geistern erfolgenden Aussprüche und Urtheile sehr ermuthigt. Geheimrath v. Langenn sagte: „Wenn sich das Stück auf der Bühne ebenso wirksam zeigt, wie beim Vortrag, kann man der Dichterin nur gratuliren.“ — — Feodor Wehl hat es in seine „Schaubühne“ aufgenommen, was mir ebenfalls recht erfreulich ist. Ein den Theaterinteressen gewidmetes, nobel redigirtes Blatt ist die „Schaubühne“, in welcher Hebbel seine Nibelungen erscheinen läßt, eine Nachbarschaft, durch die sich meine „Luisa“ hochgeehrt fühlt. — — Fürst Lodovico Strozzi in Florenz, den ich auf meiner Italienreise persönlich kennen lernte, und der mir um meiner Kenntniß der Geschichte seines Hauses willen, die ihn überraschte und erfreute, seinen ganzen Palast öffnen und zeigen ließ, obgleich derselbe wegen Familientrauer gerade geschlossen war, hat meine Tragödie, die ich ihm sandte, höchst ehrenvoll aufgenommen und sie seiner Familienbibliothek einverleibt. Er läßt sie von Anastasio Carlo Forti in's Italienische übersetzen. — — Daß mir wiederum mehrere Novellen und Humoresken gestohlen worden sind, ist mir zwar unangenehm, aber doch auch schmeichelhaft. Der Mensch ist nun einmal ein eitles Animal, besonders der Dichtermensch. Ein erfreuliches Anerbieten kam von Leipzig: Buchhändler Bergson will meine Berichte über die italienische Reise, die in den Cotta'schen Blättern standen, gesammelt herausgeben. Auch die Novellen und Humoresken. So bringt mir die italienische Reise eine oder einige neue Reisen ein, d. h. die Mittel dazu. — — Vetter Weiß, der am Theater seit seiner höchst wirksamen Verlebendigung des Wassergottes in „Orpheus in der Unterwelt“ den Beinamen: Neptun der Weiße erhalten hat, brachte mir und Schwester Clara Einladungen zum Stiftungsfeste der Gesellschaft „Liedertafel“, das auf dem Linke'schen Bade gefeiert wurde. Mein Minervaamt im „Orpheus“ fesselte mich bis gegen 11 Uhr an den Musentempel. Dann aber wurde Griechenhelm, Peplum, Schild und die ausgestopfte Eule, die ich mit mir herumzutragen habe, bei Seite geworfen, himmelblauseidene Liedertafeltoilette gemacht und die Götterlustigkeit im Olymp auf dem Linke'schen Bade fortgesetzt. Bei der Festtafel erhielt ich aber eine sehr ernsthafte Nachbarschaft, nämlich den Hrn. Advocat Siegel, Begründer und Chefredacteur der „Constitutionellen Zeitung“. Ich hatte immer gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen, denn Dr. Gisecke, sein Feuilletonist, sprach oft und gut von ihm, namentlich von seiner „allein vernünftigen deutschen Politik“. Durch Advocat Siegel erfuhr ich sogleich recht viel von „Gaetas Fall“. Die Sache Franz II. sei übrigens schon nach der Schlacht von Volturno militärisch verloren gewesen u. s. w. Der Hr. Politicus hat einen interessanten Denkerkopf, viel schwarzes, welliges Haar, große Nase, hohe, freie Stirn. Hübsch ist er nicht. Er sieht einer Philosophenbüste (berühmte Ausgrabung) im Vatican ähnlich. Wir unterhielten uns gut, obgleich ich meine schwachen Kenntnisse in politicis unter ironischen Scherzen verbergen mußte. Sehr aufrichtig scheint Hr. Advocat Siegel zu sein. Als wir uns nach Aufhebung der Tafel trennten, sagte er: „Ich fürchtete, mich heute Abend zu langweilen. Da theilte mir Kaufmann Renner mit, Sie seien hier. Nun gut, erwiderte ich, setzen Sie mich zu Frl. Löhn. Sie ist Schriftstellerin, da giebt's doch einige Berührungspunkte für mich.“ Ich darauf: „Und nun haben Sie sich doch gelangweilt, wollen Sie sagen.“ Er: „Nein, das nicht, aber ich fand, daß Sie immer geneigt sind, den advocatus diaboli zu machen, wenn es gilt, Ihren Behauptungen Geltung zu verschaffen. Das schließt Gemüthlichkeit in der Unterhaltung aus.“ Ich lachte und entgegnete: „Dies Compliment gebe ich Ihnen zurück. Man müßte Sie denn ganz allein reden lassen, von der Tagespolitik, von den Constellationen in den höheren Regierungskreisen, von Leitartikeln und Kammerberichten.“ Dennoch that Hr. Advocat Siegel Etwas, das er noch nie bei ähnlichen Festen gethan — wie er versicherte —, er marschirte die Polonaise mit mir. Um dies zu ermöglichen, mußte er einen jungen Herrn, der mich schon vor der Tafel engagirt hatte, bewegen, zurückzutreten. Derselbe war höflich genug, die Entscheidung mir zu überlassen. Ich aber wollte Wort halten. Da trat Advocat Siegel rasch heran, dankte dem jungen Herrn für das noch nicht ausgesprochene Zurücktreten von dem Polonaisenengagement und führte mich hinweg. Das ging Alles ungeheuer rasch, ich aber dachte: „Es ist ja ein Chefredacteur, man muß Nachsicht mit ihm haben.“ Ehe er Abschied nahm, verkündete er mir, er werde mich in den nächsten Tagen besuchen. Nicht einmal zu fragen, ob ich den Besuch gestatte, ob er mir angenehm sein würde? Das war mir noch nicht geboten worden. Ich tanzte tapfer weiter. Minerva-Offenbach hatte viel politische Weisheit geschluckt und suchte das Unterhaltungsgleichgewicht plaudernd und witzelnd wieder herzustellen. — — — Hr. v. Lüttichau ist leidend. Das betrübt mich sehr. So viel die Kritik an seiner Leitung des Hoftheaters auszusetzen hat, besonders am Repertoire, das zu viel Uebersetzungen aus dem Französischen bringe — ein nicht zu leugnendes Factum — und die deutsche Production nicht genug berücksichtige; er ist und war stets ein humanes Oberhaupt, eine im besten Sinne vornehme Natur. Und wie hat er das Kunstinstitut durch Anstellung großer Talente gehoben! Und wie war er stets beflissen, diese Größen zu fesseln! Ich denke daran, wie edel er an dem fieberhaft aufgeregten Davison handelte, der sich höchst unbotmäßig gegen seinen Chef benommen hatte. Auf Lüttichau's Zuruf: „Herr, bedenken Sie, wen Sie vor sich haben!“ antwortete Davison schlagfertig wie immer: „Wen? Den Pächter meines Talents!“ Nur einer Gesinnungsweise, welche den Ruf des königlichen Instituts und den hohen künstlerischen Standpunkt desselben mehr schätzte und tiefer empfand, als persönliche Empfindlichkeit es vermocht hätte, war es möglich, dem reizbaren Künstler, der seinen Abschied nehmen wollte, zu verzeihen, ja, noch mehr: Als Davison am Abend nach jener heftigen Auseinandersetzung in einer seiner großartigsten Shakespeareschöpfungen einen Sturm von Beifall im Publicum entfesselte, kam Hr. v. Lüttichau unaufgefordert hinter die Coulissen, suchte den Künstler auf, reichte ihm die Hand und sagte: „Sehr schön, sehr schön, lieber Davison. Sie bleiben bei uns, es ist Alles vergessen.“ — — — Ein Mittagsessen bei Dr. Gisecke! Der Vater und Clara waren mit eingeladen. Ein Act der Courtoisie. Gisecke hatte sammt seinem jüngeren Bruder die Gastfreundschaft meiner Eltern genossen, als sie noch im Hohnsteiner Pfarrhause weilten. Die Forellen des Polenzbaches waren ihm im Gedächtniß geblieben. Jetzt, da seine Mutter zu ihm übergesiedelt ist und seinen Haushalt in

eleganter Weise führt, erfolgte die höfliche Revanche. Gisecke's Mutter gewann sofort meine vollste Sympathie. Hausfrauenliebenswürdigkeit mit feiner Weltform vereinigt. Sie erinnerte mich wohlthuend und zugleich schmerzlich an meine herrliche Mutter, die auch sanft, gütig und würdevoll die Honneurs des Hauses machte. — — — Ich wurde mehrfach zu den Abendgesellschaften, die Gisecke nun eingeführt hatte, eingeladen, fand daselbst Emil Devrient und andere Künstler, auch Schriftsteller, darunter die Hausfreundin Gisecke's Frl. Amalie Bölte. Sie ist mir nicht wohl gesinnt, denn sie beabsichtigt ihren Schützling mit einer Dame ihrer Bekanntschaft zu verheirathen und glaubt, Gisecke ziehe mich der von ihr Auserlesenen vor. Er selbst erzählte mir, wie Frl. Bölte auf die Theaterprinzessinnen gescholten habe, die immer Unheil anstifteten und schöne Pläne durchkreuzten. Ich wüßte nicht, was mich gleichgiltiger gelassen hätte, als der Ausguß der Zornesschale über die Bühnenkünstlerinnen, den Frl. Bölte gebraut hatte. Tactlos war's, daß Gisecke mir das Gebräu so sorgfältig einflößte. Er wartete auf einen Wuthausbruch von meiner Seite und täuschte sich gründlich, denn ich sagte mit stoischer Ruhe: „Wer möchte denn Sie heirathen! Jedenfalls Niemand, dem Sie Ihre Ansichten über die Ehe so offen kundgethan haben, als mir. Ich mochte wahrlich niemals etwas von Ihren heidnischen Theorien wissen, aber Sie waren wiederholt so un . . . . genirt, sich über das von mir hochgehaltene Institut spottendissime auszusprechen." Gisecke entgegnete: „Weil Sie so eigentlich nichts Frauenzimmerliches haben. Ihr männlicher Geist gestattet eine freiere Aussprache, als man sie gewöhnlichen Weibern gegenüber sich gestatten darf, wenn man klug ist!" — Das klang nicht unschmeichelhaft, rührte mich aber auch nicht. Weit mehr die Kunde, die in der nächsten Abendgesellschaft bei Gisecke verbreitet wurde, Frau Bayer-Bürck, die Perle unseres weiblichen Schauspielpersonals, wolle das Hoftheater verlassen. Das Engagement der schönen Lilla v. Boulyovsky habe sie verdrossen. Dazu ist nach meiner bescheidenen und der Ansicht angesehener Kunstkundiger und Kunstverehrer keine Ursache. Die Kunst unserer Bayer bleibt unantastbar und mit derjenigen der Ungarin unvergleichbar. Die Leistungen der letzteren, und wenn noch so fein zugespitzt, sind fremdartiger, sind keine ideellen, deutsch-innerlichen Gebilde, wie die unserer Bayer. Nun ist freilich inzwischen auch noch Frl. Janauscheck engagirt worden, ein bedeutendes Talent, das schon mehrfach von sich reden und schreiben gemacht hat, ehe wir es persönlich kennen lernten. Doch diese Dame spielt ja hauptsächlich Heldinnen, Charakterrollen, Brünhilden, Hebbel'sches Furchtbares, Diabolisches, wozu auch ihr Gesichtsausdruck und ihr Organklang, weniger ihre Gestalt paßt. Endlich will auch Frl. Ulrich, unsere begabte jugendliche Tragödienspielerin, die Mode mitmachen und im Gerüchtsrummel nicht vergessen sein. Sie läßt das Gerücht verbreiten, ihr Talent erlahme hier, sie müsse scheiden, worüber besonders die jungen Institutsdamen Dresdens weinen werden, die wie man hört für Frl. Ulrich schwärmen. — — Advocat Siegel besuchte mich, wie er es auf dem Linke'schen Bade versprochen hatte, und wollte sogleich reformatorisch auftreten. Der Ton der Vorhausklingel gefiel ihm nicht, man möchte doch eine andere anschaffen, als diese schrilllärmende. Ich entgegnete, das sei die Sache meiner Wirthin, der Frl. Bertha Heyse, bei der ich wohnte. Diese Dame sei schwerhörig und bedürfe eine schrilltönenden Klingel. „Nun," sagte Advocat Siegel, „sie hat ja ein Dienstmädchen, das ist doch wohl nicht auch schwerhörig?" Ich darauf: „Nein, aber Frl. Heyse würde fragen: Was geht denn das den Herrn Advocat Siegel an, wie meine Klingel tönt? Wenn er sie nicht hören mag, soll er sie nicht in Bewegung setzen." Gisecke war gerade bei mir und hatte, seiner Gewohnheit gemäß, schon viele mißmuthige tönende „Eh biens" ausgestoßen, als sein Chefredacteur eintrat. Der war auch verstimmt, als er seinen Mitarbeiter unterm Strich erblickte, und hätte ihn gern hinausparlamentirt. Aber Gisecke saß fest und begann von der Schriftstellerin Frl. Amelie Bölte zu erzählen, seiner Hausfreundin, und daß sie mich hasse. „Was geht denn das mich an?" frug Advocat Siegel verdrießlich. Ich hatte wahrlich nichts gethan, um den Haß der etwas bärbeißigen Mecklenburgerin zu verdienen. Gisecke hatte sie gereizt, indem er gelegentlich einer seiner Abendunterhaltungen von der höheren Bildung und den Sprachkenntnissen lobend sprach, die ich von meinem Vater empfangen hätte. Gisecke lobte eigentlich nie, es geschah hier also nur, um den Bölte (wie Gutzkow das Fräulein zu decliniren pflegt) in Harnisch zu bringen. Er hatte der Hausfreundin den Rath ertheilt, einen Roman zu schreiben, dessen Hauptinhalt die Krypto-Calvinisten in Sachsen behandeln sollte. „Die Krypto-Calvinisten?" frug Bölte barsch. „Wer ist das? Reden Sie doch deutsch!" „Da fragen Sie nur Frl. Löhn," antwortete Gisecke spöttisch lächelnd. „Die ist kenntnißreich und wird Sie belehren." Um nicht dümmer zu erscheinen als ich bin, mußte ich mein beim Vater und bei Vetter Weiß gesammeltes Griechisch hervorholen und die Uebersetzung liefern, was Frl. Bölte sehr zornig machte. Noch feindseliger stimmte sie an jenem Abend der Umstand, daß ich im Stande war, auf des anwesenden Emil Devrient's Bitte eine Sängerin auf dem Flügel zu begleiten, die sich vor der auserlesenen Gesellschaft gar gern hören lassen wollte. Es war eben sonst Niemand zugegen, der das Begleiteramt hätte übernehmen können, die Sängerin wünschte aber durchaus in der Gnaden-Arie („Robert der Teufel") zu glänzen. Ich wagte es, das Tonstück auswendig zu spielen, da leider die Noten nicht zu beschaffen waren, und es gelang mir, weil ich meine beiden Schwestern mehrfach zu der Arie begleitet hatte. Man beglückwünschte mich zu der Leistung, die Sängerin dankte selbstverständlich enthusiastisch, Emil Devrient spendete mir Applaus, Gisecke und die anderen Gäste auch, nur Amelie Bölte hatte Zornesblicke für mich und die spöttische Frage: „Das war wohl eine abgekartete Sache?" — Ich wurde nie wieder zu einer der famosen Abendunterhaltungen eingeladen und genoß das Glück dieser Zurücksetzung in vollen Zügen. — — — Meine Hauptthätigkeit im Hoftheater bezieht sich noch immer auf die Minerva in der Offenbachiade. Wenn die fünfzigste Vorstellung herangebracht sein wird, soll eine Art Festlichkeit veranstaltet werden. Unerschöpflich ist College Räder in Zeus-Nüancen. Dieses zweifellos große und höchst vielseitige Talent wird, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach, hier nicht hinreichend gewürdigt. Wenn er einmal über die Schnur gehauen hat, macht ihm die Kritik sogleich Vorwürfe, und auch das Publicum geräth leicht in ein bedenkliches Kopfschütteln und nörgelt: „Nun der Witz gehörte doch nur aufs Linke'sche Badetheater" 2c. — — Wieder ein Gerücht bezüglich einer Personalveränderung an unserem Theater! Frau v. Boulyovsky wolle von uns scheiden! Sie hätte Streit gehabt mit Frl. Janauscheck um den Besitz einer Rolle, wozu jede der Damen den erforderlichen Dämon im Geblüte spürte. Eine Thatsache, an welcher ich auch nicht zweifeln mag. Davison scheint diesmal auf Seite der Boulyovsky gewesen zu sein. Er hat geäußert: „Wohl ist die Janauscheck ein dämonisches Weib, aber sie ist auch eine dämonische — Gans!" Eine echt Davison'sche Auslassung! — — Wieder einmal traf Dr. Gisecke mit Advocat Siegel bei mir zusammen. Er hatte sich mit seiner Hausfreundin Bölte nun gründlich überworfen und deshalb den Entschluß gefaßt, Dresden und die „Constitutionelle Zeitung" zu verlassen. Es sei zwischen den beiden Literaturbeflissenen zu einem mehr als wörtlichen Duell gekommen, man hätte sich thatsächlich geschlagen! Gisecke verlangte nun von seinem Chef, er solle mit Entschiedenheit für ihn, seinen Feuilletonisten, eintreten, und vor Gericht, wenn es zur Klage käme, entlastend aussagen. Advocat Siegel weigerte sich mit einer Ruhe und Klarheit gegen dieses Ansinnen des höchst aufgeregten Schriftstellers, die mir Achtung einflößte und mich später dem Antrage geneigt machte: wenn Gisecke von der Redaction zurücktreten und Dresden verlassen würde, am Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" mitzuarbeiten. So geschah es. Bücher über Bücher kommen zur Beurtheilung, Billets für Vorlesungen, Concerte, Schaustellungen. Ja, sogar als Hoftheaterrecensentin mußte ich einspringen, weil Gisecke, ehe er ganz zurückgetreten war, eine Geschäftsreise unternommen hatte. Emil Devrient zum ersten Male als Narciß im gleichnamigen Stück!! Siegel war zufrieden. Er habe mir nicht so viel Objectivität zugetraut. Es gefiel ihm, daß ich gesagt hatte: das erste Bedingniß jedes reinen Genusses ist Enthaltsamkeit in Vergleichen. Devrient ist ein mehr deutscher, Davison ein mehr oder auch ganz französischer Narciß 2c. — — — Hackländer schreibt mir „rühmlich" über meine italienischen Reiseskizzen. Dr. Edmund Zoller hatte mir bereits Hackländer's günstiges Urtheil über meine Pola-Reise, die er in „Ueber Land und Meer" aufnahm, mitgetheilt. Beide ersuchen mich, der Zeitschrift treu zu bleiben. — — — Unser poesievoller mit einer Prachtstimme begabter Tenorist, Schnorr v. Carolsfeld, und die größte dramatische Sängerin Deutschlands, Frau Jenny Bürde-Ney, wirkten in einem Concert mit, das ein junger ausgezeichneter Pianist, Schüler des Clavierfürsten Liszt, im Hotel

de Saxe gab. Er, mit Namen Ludwig Hartmann, hatte einen bedeutenden Erfolg. Reizende Lieder von ihm kamen zum Vortrag, die Damen, die in meiner Nähe saßen, rühmten außer diesen und außer seinem „göttlichen Spiel" auch seinen schönen Bart. Der akademisch gebildete Sohn unseres berühmten Meisters Schnorr v. Carolsfeld hat kürzlich auf eine, bezüglich des Aeußern der Frau Bürde-Ney an ihn gerichtete Frage eine treffende Abfertigung gehabt. „Wie ist Ihnen denn zu Muthe, wenn Sie mit der reifen, durch äußere Reize nicht glänzenden Frau Liebesscenen darstellen müssen, wie z. B. in den „Hugenotten" zwischen Raoul und Valentine?" — „Ich fühle mich so hochgeehrt und glücklich, mit dieser großen Sängerin, von der ich nur lernen kann, auf einer der ersten Bühnen Deutschands zu wirken," hat Schnorr geantwortet, „daß ich an das Nebensächliche, ob meine Partnerin mehr oder weniger hübsch aussieht, ob sie jünger oder älter ist, als ich, gar nicht zu denken vermag." Durch diese Antwort kann man sich im Namen des ganzen Schauspielerstandes geehrt, gehoben fühlen. — — — Hr. v. Lüttichau hat meine Tragödie: „Luisa Strozzi" zur Aufführung auf dem Hoftheater angenommen. Die Rollen werden ausgeschrieben. — — Ich muß immer wieder Schauspielrecensionen liefern, denn Dr. Gisecke ist nach seinem Duell mit Amelie Bölte nicht wieder im Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" aufgetreten und, wie ich höre, überhaupt nicht nach Dresden zurückgekehrt, seitdem er jüngst auf Reisen ging. — — — Frau Advocat Siegel, die ich kennen lernte, ist eine feingebildete Dame und tüchtige Hausfrau. Mir, als Schauspielerin, zeigte sie sich anfangs vorurtheilsvoll oder mißtrauisch. Der Dichterin gegenüber nicht, die ist ihr nicht unangenehm, denn es freut sie, daß ich wacker an der Zeitung mitarbeite, und daß es mir sogar gelingt, ihren aus der Expedition und Druckerei ermattet zurückkehrenden Gatten aufzuheitern. Sie beneidet mich um meinen Humor. Ihre Kränklichkeit macht sie oft mißmuthig. Advocat Siegel sagte offenherzig wie immer: „Nur um der Dichterin willen kam ich zu Ihnen, um der Schauspielerin willen wäre ich nicht gekommen." Das Wort gefiel mir sehr. Frau Advocat Siegel sorgt freundlich für meine Ermuthigung zu weiteren Federthaten. Im „Dresdener Journal" hat eine anerkennende Notiz über „Luisa Strozzi" gestanden, als das Stück in der Wehl'schen „Schaubühne" erschienen war. Sie schließt: „Unsere vaterländische Dichterin verdient Aufmunterung." Von dieser Notiz hätte ich ohne Frau Siegel's Vermittelung nichts erfahren. Dann sagte sie: „Wenn wir eine Reise nach Oberitalien machen, nehmen wir Sie als Dolmetscherin mit — wenn Sie mitkommen mögen." Ob ich mag! Ach nur zu gern! — — Ich wachse nun immer mehr in die Politik hinein, mein Interesse daran steigt von Tag zu Tag. — Graf Cavour, der große italienische Staatsmann, der politische Wohlthäter und Einiger seines Vaterlandes, ist todt. Advocat Siegel ist tief ergriffen. Um der Analogie mit Deutschland willen ging ihm Cavour's energische und geniale Wirksamkeit in den ihm anvertrauten höchsten Staatswürden so sehr zu Herzen. „Piemont," sagt er, „ist in Italien das, was Preußen bei uns ist." — Wird uns wohl auch einmal ein Cavour kommen? fragte ich. — — In einer Gesellschaft hervorragender Capacitäten und politischer Gesinnungsgenossen, die sich um Advocat Siegel im Gasthof zum Ring allsonnabendlich schaart und deshalb den Namen „Siegelring" führt, ist das Fiasco der Wagner'schen Oper: „Tannhäuser" in Paris besprochen worden. Man hat es unbegreiflich gefunden, daß die Franzosen von dem „eigenartigen musikalischen Nerv" des Werkes nicht sympathisch berührt wurden. Uebrigens sprechen die Gallier den Namen „Tannhofer", nicht Tannhäuser aus. Als nun der singende Tannhofer den römischen Hof anklagt, ihn, den Reuigen, unbarmherzig von sich gestoßen zu haben, hat sich im Theater ein Zuschauer erhoben und gerufen: „Da habt Ihr wieder die Wirkung der Rathschläge des Cardinals Antonelli!" — — — In einer Abendgesellschaft beim Collegen Davison lernte ich einen interessanten Mitarbeiter an der „Constitutionellen Zeitung" kennen, Advocat Fasoldt, der, wenn er die juristische Toga ablegen kann, auch Schauspielrecensionen, und zwar sehr geistvolle, schreibt. Seine Besprechung der Aufführung des Shakespeare'schen „Julius Cäsar" mit Davison in der Hauptrolle ist eine Denkerarbeit. Letzterer bedankte sich sehr, und der miteingeladene Russe, Graf Tolstoi, ein kunstkundiger Bekannter Davison's, entwarf auch eine Kritik über den Marc Anton des Letzteren, die wohl schmeichelhaft war, aber doch mit den Worten schloß: „es hätten in dem Charakterbilde noch einige Tropfen römischer Herrschgier und überhaupt ein absolutistischer Zug, etwas Unbändiges, gefehlt." Davison setzte hinzu: „Sie meinen wohl etwas Russisch-Absolutistisches." — — — Hr. v. Lüttichau ist aus dem berühmten Regenerationsbade Gastein zurückgekehrt und wurde gelegentlich dieser Rückkehr verdientermaßen sehr gefeiert. Unsere beiden Kapellmeister Rietz und Krebs, sowie Hofrath Pabst, hatten sich vereinigt, um eine würdige Huldigung zu veranstalten. Aber Se. Excellenz soll doch nicht die erhoffte Kräftigung in dem hochrenommirten Heilbade gefunden haben. Man munkelt schon, er wolle abdanken. Wehe uns! Bertha Heyse, meine Wirthin, die langjährige Obergarderobière des Hoftheaters, sagte in Bezug auf dieses Gerücht: „Nun, dann weiß ich bestimmt, daß auch Diejenigen, die seine Leitung des Kunstinstituts hochnasig tadelten, ihn zurücksehnen werden, wenn wir vielleicht Gott weiß was für einen kunstunkundigen und neuerungssüchtigen Chef bekommen, der den kleinen Hofrath regieren läßt." — — Inzwischen hat sich die schöne, elegante und viel bebeifallte Lilla v. Boulyovsky schon von unserm Hoftheater verabschiedet. Als Deborah war's. Also mit Flügeln! Sie hoffte noch immer auf Pabst's gewaltigen Einfluß, der aber doch nicht im Stande war, das abwärtsrollende Glücksrad der holden Ungarin aufzuhalten. Davison sagte ganz richtig: „Sie kann in ein deutsches Repertoire nicht hineinwachsen, braucht zu viel Studium für jede neue Rolle, und hat nach einer längeren Pause das Einstudirte oftmals wieder vergessen. Sie bringt also dem Repertoire nur Obstructionen, so talentvoll sie sonst sein mag." — — Selbst Emil Devrient soll sich wiederholt bemüht haben, sie deutsche Verse sprechen zu lehren. Allein unser großer Sprechkünstler ist nur noch vorübergehend unser, er gastirt viel und hat auch Rittergutssorgen und Pflichten, die ihn nach der Lausitz führen. Entzückend war er wieder als Bolz in Freytag's göttlichen „Journalisten". Aber auch Quanter-Piepenbrink bringt eine kerndeutsche humorvolle Leistung dar. Professor Hettner sagte nach der Vorstellung: „Dieser Devrient mit seiner natürlichen Eleganz in allen Bewegungen, mit seinem Tonreichthum für Scherz und Ernst, mit seinem Tactgefühl, das niemals zum Herabziehen neigt, das selbst eine Schlüpfrigkeit zu adeln vermag, — — genug, wir bekommen keinen Devrient wieder!" — — — Professor Hübner äußerte sich dahin, daß mit Lüttichau's vielleicht bevorstehendem Rücktritt auch das „Lüttichau'sche Ensemble" verschwinden würde. — — — Es ist ehrenvoll bezeichnend für die „Aera Lüttichau", daß man von den größten Intelligenzen einen Niedergang der darstellenden Kunst prophezeien hört, wenn er von unserem Kunstinstitut scheiden sollte. — — — Advocat Siegel erzählte mir, daß man meinen im Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" veröffentlichten Roman: „Verkennen und Erkennen" allergnädigst für ein Werk Gutzkow's gehalten habe. Als Adv. Siegel mich um ein längeres Manuscript erzählenden Inhalts für seine Zeitung bat, gab ich ihm den eben vollendeten Roman, aber unter der Bedingung, daß er meine Autorschaft nicht verrathe. Er hielt Wort, wie sich von selbst ersteht, zeigte mir nun aber auch die Briefe aus Stadt und Land, in denen behauptet wird, an der Schreibweise, Ausdrucksart, an einer gewissen ironischen Auffassung der dargestellten Ereignisse ꝛc. habe man Gutzkow als den Verfasser erkannt. Viel Ehre für mein Opus. Nun ist der Roman als Buch beim Verlagsbuchhändler Kuntze erschienen, und trägt meinen Namen. Siehe da — der Gutzkow-Nimbus ist dahin. Das „Verkennen" war dem Werke günstig, das „Erkennen", so scheint es, nicht. Das wußte ich vorher, daß ich, weil ich ein Weib bin, mit dem Versteckenspiel Glück haben würde. — — — Gutzkow scheidet von Dresden, geht als Secretär der Schiller-Stiftung nach Weimar. Adv. Siegel veranstaltete mit anderen treuen Verehrern und Freunden des großen Dichters ein herrliches Abschiedsfest in Meinhold's Sälen. Es wäre eine Schande für Dresden gewesen, den Schöpfer des „Zauberers" und „Uriels" und so vieler anderer trefflicher Bühnenwerke, die unsern Künstlergrößen die werthvollsten Aufgaben, den carrarischen Marmor für ihre Gestaltungskraft lieferten, unbegrüßt und unbedankt zur Stadt hinausschleichen zu lassen, ihn, dessen Aufenthalt dem Ort und der Einwohnerschaft zur hohen Ehre gereichte. Selbst am Theater, wo man gern mäkelt und den Dichter oft als Handlanger für den schaffenden Schauspieler betrachtet, erfuhr Advocat Siegel's Vorgehen in der Angelegenheit Anerkennung. „Er traf unbedingt das Richtige", hörte ich sagen. „Zugleich ist er ein unabhängiger Mann, seine Zeitung eine unabhängige, welche der Wahrheit dient und dienen kann." (Schluß folgt.)

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 32. Sonnabend, den 14. März. 1896.

Aus meinem Tagebuche vom Dresdner Hoftheater.

Von Anna Löhn-Siegel.

(Schluß.)

Beim Abschiede Gutzkow's auf dem Bahnhofe waren Devrient und Davison, auch Räder und eine Corona von angesehenen Männern der Stadt: Ferd. Stolle, Th. Drobisch, Dr. Häbler, Prof. Hübner, Schaffrath, Keferstein u. A. m. zugegen gewesen und die Freunde hatten dem bewegt Scheidenden einen „Siegelring" als Andenken an die Gesellschaft dieses Namens, deren Zierde er Jahre lang gewesen, überreicht und beim privaten Abschied hatte Gutzkow Siegel umarmt und gesagt: „Mein theurer, mein wahrer Freund, ich scheide schwer von hier. Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft." — — — In der Komödie aus dem Französischen: „Feenhände" spiele ich mit gutem Gelingen eine kleine chargirte Rolle. Aber ich erfahre auch den Tadel, daß ich als putzsüchtiges Frauenzimmer nicht genug geputzt gewesen bin. Dennoch hatte ich auf offener Scene Applaus. Der alte wackere College Porth sagte: „Wenn Sie sich mehr putzten, werthe Collegin, würden Sie mehr Beschäftigung in den sogenannten Putzrollen bekommen." Ich darauf: „Das läßt meine Gage nicht zu, und zum Schuldenmachen bin ich verdorben." — — — Die vielbesprochene Schiller-Lotterie, obgleich ein höchst verdienstvolles Werk, erfährt um derjenigen Gewinne willen, welche die größte Anzahl bilden, manche abfällige Urtheile. Ich las: „Auf einen Regenschirm, einen Schnürleib oder eine Apotheose (d. i. ein grober Holzschnitt, worauf die Rinder, die breitgestirnten, aus der »Glocke« angebracht sind) mache der Gewinner sich gefaßt." Auch ich gewann eine solche Apotheose. Ein Schnürleib wäre mir lieber gewesen, den muß ich jetzt gerade anschaffen. Vetter Weiß hat einen solchen gewonnen. Nun, die gegenwärtige Structur seiner Taille hätte wohl eine Einschränkung gebrauchen können. Er scherzte: „Ich schenkte das Ding meiner Frau Speisewirthin, sie mir dafür den Regenschirm, den sie gewonnen hatte, so war uns Beiden geholfen. Was hast Du denn gewonnen?" — „Druckpapier mit einigen idyllischen Thieren, Ochsen oder Kühe," antwortete ich, „die im Kochtopfe besser angebracht wären." — — — Schweres Unheil ist über mich hereingebrochen. Schwester Clärchen, die sich schon seit einiger Zeit unwohl fühlte, ist am hitzigen Nervenfieber erkrankt. Ich habe es für Pflicht gehalten, sie bei mir aufzunehmen, da sie bei'm aufgeregten Vater, der selbst an ihr herumcuriren wollte, die gehörige Pflege und Ruhe nicht finden könnte. Advocat Siegels riethen mir, sie in's Krankenhaus zu bringen, da es für mich als Künstlerin und Schriftstellerin doch sehr schwierig sein würde, das Pflegeramt gewissenhaft zu versehen. Aber ich könnte es nicht übers Herz bringen, die arme Schwester in's Krankenhaus zu schaffen. Gott helfe mir! — — — Die erste Kunde im neuen Jahre (1862) ist ebenfalls tief traurig: Herr v. Lüttichau vom Schlage getroffen! Das Gasteiner Bad war zu stark für ihn, heißt's. In welche Hände wird nun die Oberleitung des Hoftheaters gelangen, wenn Derjenige davon zurücktritt, unter dessen Aegide dasselbe eine so hohe Blüthe erlangte? Vielleicht die höchstmögliche, was die noble Darstellungsart, den ideellen, poesievollen Zug, der durch Auffassung und Spielweise ging. — — — Nachdem im vergangenen Jahre dem Advocat Siegel mehrfache Angebote zugegangen waren bezüglich der Besetzung der Stelle eines Feuilletonisten und Kunstreferenten von seiner Zeitung, die zu keinem Abschluß führten, hatte derselbe eines Tages die Aufforderung an mich gerichtet, unter meinen zum Theil doch namhaften literarischen Bekannten zu forschen, ob einer geneigt sei, die Stellung anzunehmen. Ich schrieb an meinen Oldenburger Freund Emil Palleske, den Rhetor, der eine große Vorliebe für „die Kunststadt Dresden" hat. Aber leider, er antwortete ebenso abschläglich als betrübt: „Ich habe Ihnen, verehrte Freundin, einmal geschrieben, daß ich eine Stellung ersehnte, die mir gestattete, meine liberalen und nationalen Gesinnungen auszupredigen . . . Leider, soweit bin ich noch lange nicht. Die Welt, vielleicht auch Sie und Andere, scheinen sich von mir als rhetorischem Handlungsreisenden einen unrichtigen Begriff zu machen. Ich bin weit mehr auf die Verwerthung meiner Lunge und meiner Brusttöne angewiesen, als auf die Ergiebigkeit meines Gehirns und die Ausströmung meiner politischen Ueberzeugungen. Ich ziehe also in der Welt, wie Andere mit dem Leierkasten, mit dem Brustkasten umher, um als getreuer Familienvater für die Meinigen zu sorgen. Ja, theure Freundin, was mir der Thorax einbringt, das kann mir die Feder niemals einbringen, und wenn mein Gehirn ein unerschöpfliches Tintenfaß wäre. Danken Sie Hrn. Advocat Siegel herzlich für sein ehrenvolles Zutrauen, das ich ja eigentlich nur Ihnen verdanke, und sagen Sie ihm, ich hätte so viel Gutes von seiner Zeitung und ihrer strammen deutschen Haltung gehört — erst kürzlich schrieb mir mein Freund, Prof. Hettner, davon — daß ich aufrichtig bedauerte, seinem Rufe nicht folgen zu können. Noch nicht!" — Darauf wendete ich mich an Feodor Wehl in Hamburg, an dessen „Schaubühne" ich gegenwärtig Mitarbeiterin bin, wie früher schon an den von ihm redigirten „Hamburger Jahreszeiten". Er nahm den Antrag mit Freuden an, denn auch er hatte mir längst von seiner Vorliebe für Dresden brieflich vorgeschwärmt und von der „Constitutionellen Zeitung" geschrieben: „Ich kenne sie als ein höchst achtbares und werthvolles Organ, das die liberale Richtung und die deutsche Idee in Sachsen mannhaft vertritt und für welches auch Gutzkow sich lebhaft interessirt. Er bezeichnet es als eines der gesinnungs- und charaktervollsten Blätter nach dem Niedergang der deutschen Bewegung ꝛc." — — — Jetzt hat Feodor Wehl seine Thätigkeit in Siegel's Zeitung begonnen, tadelt aber auch sogleich unser Repertoire wegen der Fülle von Uebersetzungen aus dem Französischen, wie andere Zeitungen es auch thaten und thun. — — „Flick und Flock", aufgestutztes, aufgeputztes Ballet oder possenhaftes G'spiel wird jetzt einstudirt, erfordert massenhafte Proben. Ich bin — o Widerspruch, o Ironie — Fortuna, Glücksgöttin mit einer Fülle häuslicher Sorgen. Schwester Clärchen tobt im Fieber, nur die Gegenwart unseres Freundes, des Dr. Noack, beruhigt sie einigermaßen. Er scherzt sogar mit Clara. Auch ich werde hoffnungsfroh, wenn der treffliche Arzt eintritt und mich über die bänglichen Symptome bei der Kranken tröstet. — Endlich lief „Flick und Flock" vom Stapel. Ausstattung großartig, brillant! Das kunterbunte Stück gefiel außerordentlich, und wir werden nun eine lange Zeit — flicken. Ich fahre zuletzt in einem goldbekleisterten Wagen in die Wolken. Ach wie gern stiege ich in einen soliden Reisewagen. — — — Hr. v. Lüttichau ist mit dem 1. April von seinem seit so langen Jahren ruhmreich verwalteten Amte zurückgetreten. Das Interim hat Hr. Geheimer Hofrath Bär, Secretär im Ministerium des königlichen Hauses, überkommen. Zum künftigen Intendanten ist Hr. Oberappellationsrath Otto v. Könneritz ernannt worden. Ein großer Kunstfreund, sagt man. — — — Fräulein Janauschek scheidet von uns. Sie war und ist unzufrieden mit dem Publicum und mit der Kritik, spielte überhaupt nur selten und hatte es sehr übel empfunden, daß ein Witzblatt schrieb, sie sei am Trefflichsten in den Rollen der „grausamen Mütter". — — Meine Cläre ist, Dank ihrer guten Natur und der treuen Fürsorge unseres trefflichen Noack (die meinige darf ich wohl auch hinzuzählen), so weit genesen, daß sie demnächst zum Bruder Philipp, dem Gutsbesitzer in Marbach bei

Rossen, reisen kann, um sich in der Landluft gänzlich zu erholen. Welch' ein Glück, daß wir durch Gottes Gnade so weit gekommen sind! — — Kaum ist diese Herzenserleichterung eingetreten, so trifft mich eine neue Beschwerung, ein Jammer für die Dichterin! Leseprobe von „Luisa Strozzi" und darauf Bedenken des Hofraths Pabst gegen die Aufführung des Stückes. Große Bedenken! Warum? Weil ich eine Dame bin. Der Charakter des Alexander Medici und derjenige seines Helfershelfers: Giomo, müsse gemildert werden. Diese Milderungen verwarf ich aber als trostlose Verwässerungen der Charakteristik. Davison sagte: „Das lassen Sie sich nicht gefallen. Dann heißt's: Nun ja, der weiblichen Feder fehlt doch die männliche Schärfe und Kraft! Und diese gerade haben Sie bewiesen, wie schon in dem epischen Gedicht: Giovanna. Pabst will an Ihrem Stück herumpfuschen, um es zu verweiblichen. Ich spiele aber den Mediceer nicht, wenn er nicht der grausame, niederträchtige Kerl bleibt, der er in der Historie ist." — Ein Brief vom Collegen Walther kam, ich solle mildern, man würde nicht begreifen können, wie ein Mädchen eine so diabolische Natur, wie diesen Alexander, mit Vorliebe hätte zeichnen können, und nun gar eine so verbrecherische, wie sein Factotum, den Giomo. Ich möchte doch meine Stellung am hiesigen Hoftheater bedenken. Größtes Lob verdiene dagegen die Charakteristik der Luisa, des Filippo und Piero Strozzi. Frl. Ulrich würde eine vorzügliche Luisa sein. Einen Brief mit denselben beifälligen und abfälligen Urtheilen über mein Werk erhielt ich von der Hofdame der Prinzessin Amalie, Frl. v. Cerrini, im Auftrage der ersteren geschrieben, der ich das Stück zur Beurtheilung vorgelegt hatte. Trotz aller Anerkennung für „das große poetische Talent und die männliche Kraft in der Charakteristik, wofür das Stück Zeugniß ablege", glaube die königl. Hoheit aber doch, daß „der Herzog zu Shakespearisch-furchtbar geschildert sei, ebenso Giomo. Der Herzog sei nicht so grausam, nicht so tyrannisch gewesen; die damaligen Geschichtsschreiber hätten ihn sicherlich im Auftrage gewisser, den Mediceern feindlicher Parteien so furchtbar schildern müssen" ꝛc. Dennoch werde die königl. Hoheit der von Hrn. v. Lüttichau genehmigten Aufführung des Stückes „nicht unbedingt widerstreben". Nun kamen noch gutgemeinte Bedenken der Meinigen hinzu: ich solle mir die Stellung am Hoftheater doch ja nicht verscherzen. Jedenfalls würde mir die Aufführung des Stücks in den höchsten Kreisen nachtheilig sein, wie aus dem Briefe der Prinzessin doch hervorginge. Endlich erschien noch außerdem ein anonymer Brief, dessen wohlmeinenden Absender ich aber errieth, der mir zu überlegen rieth: „der Schwiegersohn unseres Königs sei der exilirte Erbgroßherzog von Toscana, der in Dresden weile und das Hoftheater oft besuche". Mein Gott, wer hätte denn daran gedacht! Da war ja gar keine Analogie möglich! — Trotz aller dieser Abwinkungen blieb der würdige Geheime Hofrath Bär, der interimistische Chef des Kunstinstituts, dabei: „Se. Excellenz, Hr. v. Lüttichau, hat Ihnen die Aufführung des Stückes zugesagt, ich halte sein Versprechen, durch welches er Ihr Talent verdientermaßen ehren wollte." Diese Worte trug ich tieftraurig in mein Tagebuch ein, nachdem ich das Stück, wie ich mußte zurückgezogen hatte. Davison sprach das Schlußwort zu der großen Action: „Warum mußten Sie aber auch gerade bei diesem gefährlichen Stück Ihren Namen nennen! Bei den früheren ungefährlichen thaten Sie's nicht. Sie kennen doch die deutschen Vorurtheile gegen weibliche Dichtungen höheren Genres!" Ich antwortete resignirt: So ist es schon Besserem ergangen. — — — Siegels waren sehr böse, daß ich so feige gewesen, das Stück zurückzuziehn, auch Feodor Wehl war unzufrieden mit mir. Nur das lobte er, daß ich mir vom Hofrath Pabst nichts an dem Stücke hätte „verbösern" lassen. Das wäre aber doch nothwendig gewesen, wenn es hätte sollen aufgeführt werden! — — — Generalintendant v. Könneritz empfing mich sehr freundlich, als ich ihm meine erste Visite machte, er erinnerte sich, daß mein Vater, „der Hr. Magister Löhn", einst Collaborator an der Meißner Fürstenschule, sein Lehrer gewesen sei, und bot ihm in liebenswürdigster Weise ein Freibillet im Parquet an, welches der Vater jedoch ablehnte. Er war kein Theater-Liebhaber und -Besucher. Als Schauspielerin interessirte ihn auch seine Tochter nicht, nur als Dichterin. — — — Nach der Wiederherstellung meiner Clara von langer schwerer Krankheit und nach der Niedermetzelung meiner „Luisa Strozzi" war ich den mir wohlgesinnten guten Siegels herzlich dankbar, daß sie mich mit auf die von ihnen längst geplante Reise nach Triest, Venedig, Mailand, an die oberitalienischen Seen, Genua, Pegli, Turin, die französische und deutsche Schweiz ꝛc. mitnahmen, wo ich wahrhaft auflebte und nach so schmerzlicher Niederlage neuen Muth gewann. Inzwischen war am Dresdener Hoftheater eine schöne jugendliche Dame engagirt worden, Frl. Langenhaun, vom Deutschen Theater in St. Petersburg. Wahrlich eine junonische Gestalt! — — — Die Redaction des hochrenommirten Meyer'schen Universums fordert mich zur Mitarbeiterschaft auf, und zwar unter höchst günstigen Bedingungen. Ich werde die Villa Pallavicini in Pegli bei Genua, die ich kürzlich sah, für das Journal beschreiben. In Venedig erfreute es mich, in der deutschen Buchhandlung am Marcusplatze meine italienischen Reiseschilderungen, die gesammelt bei Bergson erschienen sind und jetzt die zweite Auflage erleben werden, an den Schaufenstern begrüßen zu können. Tröstlich, nachdem „Luisa Strozzi" in meiner sächsischen Heimath nicht lebendig werden durfte. — — — Die Rolle der Sanvitale im „Tasso" ist mir abgenommen worden. Frl. Ulrich oder Frl. Langenhaun wird sie erhalten. College Heese rieth mir, mich behufs Wiedererlangung des Parts doch an den Hrn. Generaldirector selbst zu wenden, er sei gerecht und würde mich gewiß im Besitz desselben lassen. Hätte doch Se. Majestät König Johann gesagt, als ich einmal vor ihm die Sanvitale spielte, man höre an meinem Verselsprechen, daß ich selbst dichtete. Ganz recht, das hatte mir Hr. v. Lüttichau an einem „Tasso"-Abend hinterbracht und mich mit dieser Kunde hochbeglückt. — Plötzlich erschien die hohe weißhäuptige Gestalt des Hrn. Generaldirectors hinter den Coulissen, als ich noch mit Heese redete. Aber meine sofort ausgesprochene Bitte war vergeblich. „Meine gute Freilein Lehn," sagte Hr. v. Könneritz in dem ihm eigenthümlichen stark sächselnden Dialekte, „die Rolle habe ich schon an die Ulrich vergäben." — Bald darauf kam ein Schauspiel von Gerstäcker „Der Wilderer" auf das Repertoire. Ich hatte eine kleine Rolle, nämlich das verbitterte, zerlumpte, holzsuchende Weib des Wilderers zu verlebendigen und erzielte einen erfreulichen Erfolg. Hr. v. Könneritz auch war zufrieden und sagte: „Sehr gut, Freilein Lehn. Nun haben Sie doch eine Entschädigung für die verlorene Rolle im »Tasso«." — Die Sanvitale im „Tasso" und das holzsuchende Weib im „Wilderer"! Welch' eine Analogie! — — — Unser herrlicher Tenor Joseph Tichatschek feierte im Jahre 1863 sein 25jähriges Sangesjubiläum am Dresdener Hoftheater als Cortez in der gleichnamigen Oper. Ein Heldentenor, wie keiner jetzt existirt. Eine Kraftfülle des Tones, ein Schwung, eine Jugendlichkeit im Ausdruck — es war eine Leistung, einzig in ihrer Art. Aber etwas fehlte dem Bejubelten, Gefeierten: der Freund Richard Wagner, den er herbeisehnte, wie er offen bekannte. — — Am 16. Februar starb Se. Excellenz Hr. v. Lüttichau. Sein Ruhm steht fest in den Annalen der dramatischen Kunst. Ich aber denke sein und seines Wohlwollens für mich mit Dank und wärmster Verehrung. — — — Geheimrath v. Langenn machte kürzlich eine treffende Bemerkung, indem er bezüglich der Aufführung der „Antigone" sagte: „Die ideale rhetorische Sprechweise hielten nur wenige Darsteller inne. Der edle Stil fehle bei mehreren unserer Mitwirkenden", worauf ein anwesender Kunstfreund und Kunstrichter hinzufügte: „Der kommt überhaupt immer mehr ab. Man strebt nach einem saloppen Tempo, das man Natur nennt." — — Theateragent Michaelson hat das Trauerspiel: „Luisa Strozzi" auf mehreren guten Bühnen zur Aufführung gebracht und es hat Erfolg gehabt. Aber bei den großen Bühnen, schreibt Michaelson, schadet es dem Stück sehr, daß es am Dresdener Hoftheater, wo ich seit Jahren angestellt bin, nicht aufgeführt wird. Das war vorauszusehen und ist betrüblich. — — — Ich erhielt einen vierwöchentlichen Urlaub und besuchte mit Clara den Norden: Kiel, Kopenhagen, Helsingborg ꝛc. Die Dänen behandelten uns unfreundlich, grob, sowie sie uns als Deutsche erkannten. In Kiel fielen blutige Raufereien vor zwischen Dänen und Deutschen, von den ersteren provocirt. Siegel hatte gesagt: „Schon in einem Jahre wird sich's geändert haben." Ich bin bereits so in die Politik hineingewachsen, daß ich seinen Prophezeiungen Glauben schenke. Es trifft meistens zu, was er voraussagt. Aber wir streiten uns auch zuweilen und er titulirt mich: Skeptikerin, Dialektikerin. Das nehme ich ergebungsvoll hin. Besser, als daß er mich weiblich sentimental und empfindlich nennen könnte! — — — Der rühmlich bekannte Charakterspieler Jaffé von Braunschweig spielte hier den „Nathan" und errang großen Erfolg. Feodor Wehl bat mich, die Recension zu übernehmen, denn er war an jenem Theaterabend verhindert. Jaffé soll engagirt werden. Ich arbeite noch immer viel für das Feuilleton der „Constitut. Zeitung", bespreche Vorlesungen, Weihnachts-

bescheerungen, Lüdicke's Wintergarten, sogar die Kunstleistungen eines rechnenden Pudels ꝛc. — — Am 24. Aug. Körnerfeier in den Sälen der Harmonie. Aber seltsam: man berief zur Declamation der Körner'schen Gedichte die Ungarin Frau v. Boulyovsky! Darob waren viele Festgenossen verstimmt. Allerdings hatte das Hoftheater seine Künstlerkräfte zu dem Fest verweigert, weil Sachsen zu Körner's Zeiten französisch, napoleonisch gesinnt war. Gutzkow's Festrede schlug gewaltig ein, wirkte erschütternd. Frau v. Boulyovsky verstand die Körner'schen Verse nicht ganz, vermochte nicht, in den deutschen Geist einzudringen. Aber sie glänzte durch Schönheit und Toilettenzauber. — — Ein einactiges Lustspiel von mir: „Rechter und linker Flügel" wurde im December aufgeführt und beifällig aufgenommeu. Davison allein wußte darum, daß das Stück von mir war, und hatte, als er mir die Uebernahme der mit Witz und Humor ausgestatteten Hauptrolle zusagte, gespöttelt: „Nennen Sie nur ja nicht Ihren Namen als Verfasserin, sonst will Pabst das Werk gleich wieder umarbeiten, verderben, verwässern, wie die Luisa!" Davison war entzückend als Max, meine verehrte Collegin, Frau Bayer, excellirte in der Rolle der Rosalie, Räder ergötzte höchlich als Diener durch seine trockene Komik und auch ich fand als seine lustige Partnerin vielen Beifall. Hr. v. Strantz, unser neuer vortrefflicher Lustspielregisseur, hatte eine allerliebste Decoration zusammengestellt. Er ahnte, daß das Stück von mir sei, wußte es vielleicht durch Davison, ehrte aber mein Incognito und redete stets von Hrn. „Lork-Alban", wie ich mich auf dem Theaterzettel genannt hatte, um Pabst ja nicht auf die Spur zu leiten. Sehr geehrt fühlte ich mich, daß man im Publicum hinter dem Lork-Alban den geistreichen Advocat Jafoldt vermuthete. — — — Die alte löbliche Gepflogenheit wurde zu Neujahr 1864 wieder aufgenommen, indem „Ottfried" von Gutzkow, also ein gutes deutsches Stück, zur Aufführung kam. Immerhin freilich kein neues deutsches. Hr. v. Könneritz meinte: „Es ist nichts Gescheidtes da." — — Schleswig-Holstein erfüllt außerdem alle Gemüther. Siegel sagt: „Die Befreiung der Herzogthümer ist der Hebel zur Größe und Machtstellung Deutschlands. Sie müßte die erste That des neuen Deutschen Reiches sein." — — Es wird immer unverhohlener von der sich im Theater breitmachenden Claque gesprochen. Ueber das gastirende Virtuosenthum, das mit der Claque innig zusammenhängt, sind die Meinungen getheilt. Die vornehme Künstlernatur der Frau Bayer ist entschieden gegen das Herumfahren in der Welt, um überall gewisse Rollen, „Paradepferde den Publicümern vorzureiten". Die jüngere Künstlerschaft betont das Bekannt- — Berühmtwerden und — Hauptsache — das Geldmachen! College Walther, der gediegene, akademisch gebildete Mann, erklärte sich dahin: er fände es unedel, dem Mammon durch die Kunst zu dienen, sie zur melkenden Kuh herabzuwürdigen. „Und dann," fügte er hinzu, „ohne die Presse, ohne eine gutbezahlte Reclame geht's doch nicht." — — — Aller Orten blühen Gedichte, wie Blumen auf, bezüglich des Einzugs der siegreichen Truppen in Schleswig-Holstein. Das Feuilleton der „Constitut. Zeitung" könnte mit diesen Herzensergüssen aus Stadt und Land ganz ausgefüllt werden. Aber es ist erhebend, den Jubel zu belauschen, der in mehr oder weniger gelungenen Poesien sich Luft machen muß. — — — Dort im hohen Norden Freude, Triumph über einen Einzug, hier bei uns Trauer über einen Auszug. Davison will von unserer Hofbühne scheiden. Ein unersetzlicher Verlust für die Kunst! Er kann sich mit Hrn. v. Könneritz nicht vertragen, heißt es. Dieser hat nicht die hochherzig-aristokratische Gesinnung, die Hr. v. Lüttichau besaß. Hr. v. Lüttichau begriff den Stolz und die Reizbarkeit eines großen Künstlers und fühlte sich selbst so hochstehend, so im besten Sinne adelig, um beides zu schonen. Man erzählt, Davison habe einen Garderoberaum im Hoftheater für sich allein gefordert, ein Gemach, das ein anderer Künstler nicht mitbenutzen dürfe, sei derselbe vom Schauspiel oder von der Oper. Könneritz habe erklärt, er dulde keine Ausnahmen. Dann könne jeder erste Darsteller oder Darstellerin kommen, und sich in einer Garderobe häuslich einrichten wollen. Davison soll ausgerufen haben: „Dieser juristischen Peinlichkeit werde er sich niemals unterordnen." Man erzählte hinter den Coulissen von ähnlichen verdrießlichen Auftritten zwischen Davison und seinem Chef, die Garderobenangelegenheit habe aber schließlich zum Bruch geführt. Davison geht ab. Hr. v. Könneritz sagte: „Nun, er geht ja ab mit Pension." Als ob das Bischen Pension ihn, den Künstler, und vor allen Dingen: das Kunstinstitut, entschädigen könnte! — O, Hr. v. Lüttichau! Die Zeit ist schon da, wo man ihn wieder aus der Erde herauskratzen möchte! so sagten selbst die Unterbeamten des Theaters. — — — Mein zweites einactiges Lustspiel: „Pindar's Werke" hat mit der Besetzung durch Walther, Räder, Frau Mitterwurzer und Frl. Guinand einen recht erfreulichen Erfolg gehabt, aber nicht einen so bedeutenden, wie „Rechter und linker Flügel". In letzterem Stück, das die Runde so ziemlich über alle Bühnen macht, hat Davison gastirt und schrieb mir recht freundlich darüber. — — — Ich habe Schwester Clara, da ihre Begeisterung für das Theater nun einmal nicht zu tilgen war, für die Bühne vorbereitet, und mit ihr in Döbeln bei Director Karichs ein Probegastspiel unternommen, das ganz wohl gelang. Es war im April 1864. Sie spielte die Rolle der Frau Bayer in: „Rechter und linker Flügel" und hatte sich die hohe Künstlerin nach Kräften zum Muster genommen. — — — Roderich Benedix, der überaus fruchtbare, deutsch-gemüthvolle und gemüthliche Lustspieldichter, feierte sein 25jähriges Dichterjubiläum, und fast sämmtliche Bühnen Deutschlands feierten es mit. Wir gaben „Das bemooste Haupt". Aber leider hört man, daß der Schöpfer desselben, obgleich viele der vornehmsten Bühnen, und auch kleinere, ihm die volle Einnahme des Jubelabends überließen, nicht über die drückendsten Sorgen hinausgehoben würde. Schmerzlich! Man möchte fast sagen: Verächtlich! Was würde Frankreich für einen seiner populärsten Dichter an solch einem Jubeltag gethan haben! — — — Heinrich Marr, mein verehrter, obgleich rauher Lehrer von 1847 und 48 her, als er in Leipzig Oberregisseur war, gastirte bei uns und fand großen Beifall. Man sagt, er solle unser Oberregisseur werden. Er empfing mich hinter den Coulissen mit überströmender Herzlichkeit, Umarmung, und das trauliche „Du", das er Denjenigen auf Lebenszeit zu geben pflegt, die er als Anfänger dereinst gemaßregelt hat, machten die Collegen und Colleginnen staunen. Man glaubte, ein alter Liebhaber sei mir zurückgekehrt. Nimmermehr! Wir standen einst sehr schlecht zu einander. — — — Franz Wallner, der gemüthliche Viehhändler aus Oberösterreich, mit dem ich mehrfach gastirt habe, besuchte mich und brachte mir gute Nachricht über die Aufführungen meiner beiden Einacter, in denen er Ascher und Knaak in Wien und Pest mehrfach hatte auftreten sehen. Nun will er die beiden Stücke in Berlin aufführen. „Schreiben Sie doch mehr solcher humoristischer Sachen!" rief er mir beim Abschied zu. — College Räder, der ehemalige Heros der Linke'schen Bäder, dessen vis comica unerschöpflich und immer frisch quellend bleibt, feierte im selben Jahre, wie Roderich Benedix, sein 25jähriges Künstlerjubiläum und wurde durch allerlei Ehren und Huldigungen ausgezeichnet. In einem Gedicht wurde er „der Liebling des Dresdner Publicums" genannt und als solcher gefeiert. Er antwortete wohlgelaunt: seine erste Kunstthat sei gewesen „Hunde nach Bautzen zu führen", was so viel heißen sollte, als daß er seine ersten Bühnensprünge in Bautzen, also in Sachsen, gemacht habe. — — Dr. Gustav Scheve, der bekannte Phrenolog, wird hier die Köpfe von einigen Dichterinnen und Schriftstellerinnen untersuchen und ein Buch darüber schreiben. Ich soll auch dabei sein und eine biographische Skizze dazu liefern. Ein ältlicher Herr, häßlich von Gesicht, dem der linke Arm, wie es scheint, gänzlich fehlt, trat bei mir ein, brachte einen Empfehlungsbrief von einem namhaften Schriftsteller und bat höflich, ihm am nächsten Nachmittage mein Haupt zur phrenologischen Messung zu überlassen. So geschah es. Mit herunterhängenden Zöpfen empfing ich ihn, damit er auf den von Bandschleifen befreiten Haaren herumtaste und etwas entdecke, das ihn überraschte: ich bin Cholerikerin, nicht Sanguinikerin, wie fast alle Frauen, deren Köpfe er untersucht hatte. Das cholerische Temperament ist vornehmlich das der Männer, das sanguinische das der Frauen. Also gut, ich habe ein männliches Temperament. Es wollte mir schon immer so vorkommen und anderen Leuten auch. Doch wollten sie mir mit der Bemerkung kein Compliment machen. — — Mit dem Shakespeareransche wird es mir doch zu viel. 300jährige Feier und außerdem noch eine Shakespearevereinsgründung. Ist das eine Fremdenliebe in uns Deutschen! — — Meine Reise durch das entzückend schöne Tirol, über Verona und Venedig nach Triest zu den holden Schwestern Jahn verlief ganz nach Wunsch. Ich habe wieder Stoff zu Reisebeschreibungen und Humoresken gesammelt, nachdem die zweite Auflage meiner früher geschriebenen Humoresken bei Reymann in Berlin erschienen ist. — — — Hofschauspieler Lehfeld, Charakterspieler vom Weimarischen Hoftheater, gastirte bei uns. Ich spielte mit ihm in „König Lear" (Regan) und „Othello" (Emilia), aber ich citirte im Stillen immer Richard's III. Verzweiflungsruf: Ein Königreich für — einen

Davison! — — Berthold Auerbach sagt mir, ich hätte zu wenig Galle in Bezug auf meine Schriften, die mir immer geraubt, in fremde Sprachen übersetzt würden u. s. w. Als mir nun wieder einmal etwas Derartiges passirte und ich abermals, wie Auerbach monirt, keinen kaufmännischen Geist entwickelte, that er für mich, was ich unterließ. Die Schilderung der Audienz, die Advocat Siegel beim Minister Ratazzi in Genua gelegentlich unserer oberitalienischen Reise gehabt hatte, und bei welcher ich zugegen sein mußte, um zu dolmetschen, konnte doch nur von mir sein, und das wurde mir abgeleugnet. Auerbach setzte es durch, daß mir mein Recht wurde. Die Scene am Strande des Ligurischen Meeres war auch ganz originell gewesen, weil die beiden Politiker anfangs lateinisch redeten. Siegel ist ein vortrefflicher Lateiner, Ratazzi vielleicht auch, aber jeder sprach die alte Römersprache seinem Idiom gemäß aus, der Minister italienisch, Advocat Siegel deutsch, woraus endlose Mißverständnisse entstanden. Meine Hilfe als Uebersetzerin war nothwendig, ebenso in Turin beim Staatssecretär Capriole, wo dem sächsischen Politiker abermals große Auszeichnungen widerfuhren. — — — Davison machte mir einen Abschiedsbesuch. Er will nur noch gastiren, wetterte sehr, weil sich in der Presse so viele Stimmen gegen das Gastiren erheben, und unter der Anklage, dasselbe fördere nur das die wahre Kunst herabziehende Virtuosenthum, Alles „vermengele", was der Künstler zu seiner freien Bethätigung bedürfe! Davison befand sich in einer hochgradigen Erregung. Wenn er sich dem Gastspieltaumel nur nicht allzusehr hingiebt. — — — Zu Neujahr 1865 wieder kein neues Stück! Es muß nach Herrn v. Könneritz' Ansicht gewiß abermals nichts „Gescheidtes" vorhanden sein. Wir spielten „Don Carlos". Professor Hettner, den ich auf der k. Bibliothek traf, sagte: „Nur Emil Devrient stand auf der Höhe der Dichtung mit Recitation und Plastik. Die Schauspielkunst erstickt immer mehr in den Umarmungen des Realismus. Daran ist freilich der geniale Realist Davison mit Schuld. Die Kleinen, nicht Congenialen, machen's eben nach, wie sie können, und sie können's nicht geistblitzend, schöpferisch nachmachen, sondern derb, craß oder zerrbilderisch. . . . ." — — — In der literarischen Gesellschaft bei Hofrath Klemm, woselbst ich längere Zeit nicht erschienen war, weil der Hofrath nichts von Politik hören mag, wurde ich freundlich ermuthigt, von meinen Theateranfängen zu erzählen. Besonders war es Geheimrath v. Langenn, der mir rieth, dies Alles niederzuschreiben, denn das Mitgetheilte sei interessant, sogar kunst- und culturgeschichtlich werthvoll. Die Folge davon war, daß ich alle Tagebuchblätter, Briefe, alte Gedankenzettel u. s. w. zusammensuchte und ordnete. Staunend gewahrte ich, wie viel ich seit meinen ersten Theaterzeiten aufbewahrt und zusammengetragen hatte. Aber just wie ich in der besten Arbeit bin, kommt eine Nachricht, die mich so tief erschüttert, daß ich kaum weiter schreiben mag — Gutzkow hat sich selbst umbringen wollen, weil er überall Feinde, Verfolger sieht! Ich könnte nur wilde Anklagen, Wuthausbrüche niederschreiben! — Umbringen muß sich erst ein solcher Mann, verzweifeln muß er an sich selbst und der ganzen Welt, dann erwachen allenfalls die dankbaren Gefühle, die Sympathien, die Hochverehrung und Liebe, die wir ihm schuldig sind, vorher gedenkt man nur seiner Schärfe, seiner Ironie und Satire, womit er die Erbärmlichkeit kleiner Geister geißelte. Nun ja, jetzt erhält er Telegramme: „Hochverehrter, theurer Mann!" 2c. Jetzt, nachdem er sich abgearbeitet hat ums tägliche Brod, jetzt sollen Vorstellungen zu seinem Besten gegeben werden. — Genug! Das Tagebuch liegt unberührt im Schranke. Ich will meine Flüche nicht niederschreiben. — — — Als ich eines Abends aus dem Theater nach Hause gehen will, finde ich hinter dem Prospect den Herrn Generaldirector, wie er unruhig auf und abgeht. Er begrüßte mich und sagt: „Das Feuerwerk, das heute Abend hier abgebrannt worden ist, macht mir Sorge. Wie viel Zunder ist hier beisammen. Ein einziger Funke und es brennt lichterloh, und unser herrlicher Musentempel geht in Flammen auf. Wenn die Unterbeamten mich so ängstlich sehn, werden sie doppelt eifrig in ihrer Pflicht sein 2c." Da neigte ich mich in Ehrfurcht vor der Pflichttreue des höchsten Vorgesetzten. — — Ich erhalte Briefe vom Professor Conzi und dem Advocaten Leonardo aus Florenz, die ich Beide 1857 dort kennen lernte, über die bevorstehende großartige Dantefeier. Florenz wird als Blumenstadt im eigentlichsten Sinne des Wortes prangen. „Unser königlicher Danteübersetzer soll bei dieser Gelegenheit," schreibt Professor Conzi, „eine ganz besondere Huldigung erfahren." — — Auch wir werden eine Feier haben, ein deutsches Sängerfest, eine Einigung Deutschlands in musikalischem Sinne. Victor Hugo hat jüngst geschrieben: „Im Schwärmen für Musik sind die Deutschen immer einig." — — Der hochbegabte Dichter Otto Ludwig ist seinen schweren Leiden erlegen. Als Friedrich Hebbel vor zwei Jahren starb, wurde in einem Wiener Kunstkreise der Ausspruch gethan: „Der einzige noch lebende würdige Nachfolger auf der Bahn, die unser genialer Hebbel eingeschlagen und vorgezeichnet hat, ist Otto Ludwig. Möge der Genius der deutschen Dicht- und Schauspielkunst ihn erhalten!" — — — Während die Sänger Deutschlands sich in Harmonien berauschten und allgemeine Begeisterung durch ihre Leistungen hervorriefen, hauchte ein edler Sänger, ein großes hochherrliches Talent, die Seele aus: Schnorr v. Carolsfeld, der Stolz, die Zierde unseres Kunstinstituts. Begabung und Charakter gleich adelig, eine vornehme Natur und ein vielseitiges Talent, wie es nur Frau Jenny Ney noch ist. Sängerfest, Sängereinzug, Sängerhalle, Sängereiche! tönte es durch die Straßen — und Sänger tod endete die Feier. — — Der Haß, der den in den Grafenstand erhobenen Hrn. v. Bismarck in Deutschland und darüber hinaus verfolgt, wurde gelegentlich des Sängerfestes auch an den armen preußischen Sangesbrüdern ausgelassen. Die Oesterreicher und alle anderen Sänger aus deutschen Gauen wurden, als sie hier einzogen, mit stürmischem Jubel begrüßt, die Preußen höchstens mit vereinzelten, schwächlichen Rufen. Mir that dies unbrüderliche Gebahren weh. Andern auch, zu meiner Freude. Manche sagten: „Das gilt doch nur Bismarcken." Was können aber die braven Sänger für das Verhaßtsein des preußischen Ministerpräsidenten? Unsinn, Du siegst! Und da spricht Advocat Siegel ganz ruhig das Wort aus: „Die Energie und Klugheit dieses Mannes dürfte doch, in die rechten Bahnen geleitet, noch Gutes, Großes leisten!" — Wer soll sie denn dahinleiten? fragte ich. Siegel darauf: Er selbst!" — — — Siegel und Frau waren im Seebad Sylt, gingen über Kiel dahin. Er schrieb mir von dort: „Den Halbhaber (condominus) auf der Rendsburger Brücke habe ich mit Widerwillen gesehen. Hier Preußen, dort Oesterreicher. Ich bin ein Feind aller Halbheit." — — Gutzkow, der sich in der Heilstätte zu Sanct Gilgen befindet, soll in der Genesung begriffen sein, heißt es, wenn die Besserung auch nur langsam vorwärts schreite. Immer mehr Theaterdirectionen und gastirende Künstler ersten Ranges veranstalten Vorstellungen zu seinem Besten. Wie tieftraurig, wie entwürdigend, daß ein solcher Geist bei der deutschen Nation quasi betteln muß! In Frankreich würde ein Schriftsteller wie Gutzkow längst zum Millionär geworden sein. — — — Am 2. November „Katharina Howard", Trauerspiel von R. Gottschall, ein werthvolles Stück, treffliche Charakteristik, interessante Handlung. Nur gar zu lang ausgedehnt. Wir spielten bis um 11 Uhr. Lebhafter Beifall zeichnete Dichter und Darsteller aus. Wenn an dieses Dichters Werken gestrichen wird, bedauere ich immer die schönen duftigen Blüthenranken der Lyrik, die abgerissen werden den Brettern zu Liebe. — — — Ein Brief des trefflichen Hofschauspielers Grunert in Stuttgart erfreute mich sehr. Er hat in meinem Stück „Rechter und linker Flügel" Davison's Rolle mit bestem Erfolg gespielt und wünscht, ich solle „mehr solcher Charakterbilder liefern". — — — Unsere Ney, unser star, ist oft kränklich. Trotzdem strahlt er noch immer in wunderbarem Glanze. Aber das böse Publicum zeigt sich nicht mehr so dankbar, wie Jenny Ney, die uns Jahre lang die höchsten Kunstgenüsse bereitete, es verdient. Da möchte man ausrufen: Dank vom Hause Publicum! — — — Das Jahr 1865 geht zu Ende. Ich gedenke des eben so sehr als Mensch, wie als Geistlicher hochverehrten unvergeßlichen Hofpredigers Dr. Käuffer, der kürzlich starb, ein Universitätsfreund meines Vaters. Selten hat ein Todesfall in Dresden so allgemeine Theilnahme erregt! Und welche umfassende Gelehrsamkeit zeichnete ihn aus, wie hatte er sich in die indische Literatur vertieft! Es sind wenige Jahre, da kam er eines Tages zu mir und ersuchte mich, diejenigen Stellen in „Sakuntala" zu sprechen, die einen von ihm zu haltenden öffentlichen Vortrag über dies Schauspiel begleiten, als Belege dienen sollten. Wie fühlte ich mich geehrt! Und welche goldene Worte sprach er da zu mir in Bezug auf meinen künstlerischen Beruf. „Leider zu spät," sagte er, „habe ich selbst die Wahrheit erfaßt: ein Comödiant könnt einen Pfarrer lehren. Organbildung, Aussprache, Vortragskunst, Versbehandlung, wie wichtig ist das für den Geistlichen, wie nothwendig, daß derselbe das Alles studire, sich darin übe, wie der dramatische Künstler, ohne deshalb zum Schauspieler auf der Kanzel zu werden."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 33. Dienstag, den 17. März. 1896.

Religiöse Gebräuche der koptisch-abessinischen Kirche.

Von Dr. R. (Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

Das Wesen des koptischen Schismas oder nach modernem Ausdruck der koptisch-abessinischen Landeskirche, wie es in unseren Tagen aufgefaßt werden muß, läßt sich mit wenigen Worten als „kaum selbstbewußtes Vegetiren einer großen von den Ahnen ererbten Antipathie gegen den römischen Stuhl, dessen Suprematie über die ganze Kirche keine Institution Jesu Christi sei“ definiren. Sich mit diesen Ketzern in theologische Controversen einlassen, ist meist verlorene Mühe; kindische Fragen stellen sie und eine deutliche Antwort auf philosophische oder gar theologische Thesen sind sie unfähig zu finden. Sie verwechseln beständig in Christo Natur und Person; übrigens halten sie diesen Punkt für minder wichtig und gestehen selbst, daß im Grunde genommen wenig daran gelegen sei, ob man eine oder zwei Naturen in Christo bekenne; „wenn man nur an der Gottheit Jesu festhalte“. Begreiflich ist ihre Ansicht über das sichtbare Haupt der katholischen Kirche, als welches sie den Papst nicht anerkennen wollen, trotzdem sie feierlich versichern, „nicht des Papstes Feinde zu sein, wie z. B. die Protestanten“. Sie geben zu, daß die sichtbare Kirche Christi auch eines sichtbaren Oberhauptes bedürfe und daß Petrus dieses sichtbare Oberhaupt gewesen sei, glauben jedoch nicht deutlich genug gerade in dem römischen Bischofe seinen Nachfolger zu erkennen. Es habe eine Zeit gegeben, wo man nicht gewußt hätte, wer der wahre Nachfolger Petri sei; damals sei die Sichtbarkeit dieses Chefs der Kirche zu Christo zurückgekehrt, welcher nun allein das sichtbare Haupt seiner Kirche ist, indem seine Gegenwart in der heiligen Eucharistie dazu genügend sei. — Besonders seitdem das abtrünnige Koptengeschlecht, von dem die Abessinier ihren Landesbischof „entlehnen“, unter der Zuchtruthe des Islams seufzt, ist ihre ehemals so blühende Kirche sehr in Verfall gerathen, und obwohl ihre Religion (außer der Gehorsamsverweigerung gegen den Papst) eigentlich als die urchristlich katholische betrachtet werden muß, ist dieselbe doch vielfach für ihre Befolger nur eine Quelle des Aberglaubens geworden, da sie eines obersten Wächters der Wahrheit im eigentlichen Sinne trauriger Weise entbehrt. Wie die meisten Kirchen des Morgenlandes, ja noch mehr als diese, halten die Kopten, und noch mehr die Abessinier, ungemein viel auf Abtödtung und Fasten. So beobachten sie nach Epiphanie ein strenges dreitägiges Fasten zur Erinnerung an jenes von Ninive; Viele genießen während dieser 72 Stunden auch nicht das Geringste. Ihre große Fastenzeit vor Ostern (es sôm el kebir) dehnen sie auf 55 Tage aus und weder Fleisch, noch Milch, noch Eier, noch Butter, noch Käse darf bis zum Ostertag auf den Tisch kommen. Selbst der Wein, den sie ohnedies nicht sehr lieben, ist während der ganzen Fastenzeit verpönt. Dann fasten sie noch den ganzen Advent hindurch und von Pfingsten bis zum fünften Tage des folgenden Monats (Fasten der Apostel) sowie drei Tage vor Mariä Himmelfahrt zu Ehren der Adra (Jungfrau) und jeden Mittwoch, Freitag und Samstag des ganzen Jahres mit Ausnahme der fünfzig Tage zwischen Ostern und Pfingsten, sodaß eigentlich nur ungefähr 115 Tage im Jahre frei von Fasten sind. Dispense kennt der in dieser Beziehung geradezu fanatische christliche Orient fast gar nicht; „der Mensch“ — heißt es — „darf nicht Gottes Gebot aufheben.“ Auch hierin offenbart sich die Starrheit, die eigensinnige Unabänderlichkeit des Schismas. Jeder Kopte und Abessinier betritt das Haus Gottes unbeschuht nur dem Beispiele Mosis und uraltem ehrfurchtsvollem Brauche der morgenländischen Christen folgend, wie es ja auch Vorschrift des Korans ist. Siebenmal des Tages verrichten diese Christen — namentlich die gewissenhaften und die höheren Stände — nach uralter Sitte gleich dem Könige David, den die Abessinier als ihren Ahnherrn betrachten (Psalm 118), ihr Gebet, nämlich bei Tagesanbruch, dann um die dritte, sechste, neunte, elfte und zwölfte Stunde, d. h. bei Sonnenuntergang und endlich das siebente Mal um Mitternacht. Dazu recitiren wohl die Meisten den bereits in der Schule auswendig gelernten Psalter oder wenigstens an den Fingern oder an einer Perlenschnur mit Kügelchen das Stoßgebet: „O mein Herr und Gott, habe Dank“ und zwar unendliche Male. Kein Kopte oder Abessinier wird, wenn es irgend wie nur möglich ist, versäumen, bei dem Gebete das Antlitz nach Osten zu wenden und gleich den Juden und Muhamedanern vor dem Essen und vor der Andachtsverrichtung sich Hände und Gesicht zu waschen, wie überhaupt Waschungen bei diesen alten Christenvölkern von Anfang an eine bedeutende Rolle in ihrer Religionsübung spielen. An Epiphanie oder dem Tauffeste Christi (den 11. Tube oder 18. bis 19. Januar) baden Knaben, Jünglinge und Männer öffentlich im Birket et Gotâs oder heiligen Brunnen, der zu den Eigenthümlichkeiten der koptischen und abessinischen „Basiliken“ zählt, nachdem ein Abuna das Wasser gesegnet hat. An diesem Tage wimmelt z. B. auch der heilige Nilstrom von Booten und Badenden, eine oft bis zum Abend verlängerte kirchlich-belustigende Freudenfeier, die Kopten und Griechen gemeinsam haben. Am Vorabende von Epiphanie sowie am Gründonnerstage und am Feste der heiligen Apostel (11. Juli) ist es bei ersteren wie bei den Abessiniern noch obendrein gebräuchlich, daß der Abd el Mesiach (Pfarrer, wörtlich „Knecht Christi“) seinen sämmtlichen Gemeindegliedern die Füße wäscht, indem dabei das Evangelium Johannis, wo Jesus diesen Act der Selbstdemüthigung an seinen Jüngern ausgeübt hat, gesungen wird, wie es ja auch noch im Abendlande hier und da der Brauch ist (z. B. im Vatican durch den Papst, in Wien durch den Kaiser), „Aposteln“ d. h. auserwählten Greisen diese Ehre zu erweisen. — Gleich den Anhängern des Gesetzbuches des Mekka-Propheten und gleichsam durch deren Beispiel angetrieben, halten die Kopten und Abessinier eine Wallfahrt nach den heiligen Orten und besonders nach Jerusalem für äußerst verdienstlich und betrachten den Titel Hadschi, der allen Pilgern beigelegt wird, als einen ganz besonderen Ehrenbeinamen, mit dem sie auch angeredet werden. Viele hunderte von Söhnen Aegyptens und Habesch' wallen Jahr für Jahr nach Palästina durch die Wüste hin — das einzige Mal, wo sie ihre angebetete Heimath verlassen. Meist im Februar oder März beginnen dieselben ihre Pilgerfahrt — nicht blos Männer, sondern oft ganze Familien, Weiber, Knaben, Greise, Mädchen; ergeben setzen sie sich der schlimmen Witterung, den zahllosen Beraubungen und Erpressungen der Türken und Araber aus; oft machen sie die Reise auf schlechten Schiffen, wo sie fast wie Neger gehäuft sind, die man in die Colonien führt. Mundvorräthe, Matten, Decken und Küchengeschirr führen sie mit, laut singend und betend verbringen sie die Tage ihrer mühsamen Wallfahrt und andächtig und erbaulich — Jeder bezeugt es — ist das Benehmen dieser frommen Pilger. Ebenso legen sie einem Bade im heiligen Jordan großen Werth bei; das lange, weiße Hemd, welches die Pilger bei diesem Bade tragen, wird von Allen sorgfältig aufbewahrt. Soll es doch als Sterbehemd dem Leibe noch einmal zur weihevollen, segenspendenden Hülle dienen. So hielten es die ägyptischen Christen der Urzeit, so hielten es die Kopten und Aethiopier vor tausend Jahren, so halten sie es heute noch. Denn sowohl ihre kirchliche Disciplin als ihre Verfassung und ihre Gebräuche und Sitten haben seit

der Trennung von Rom keine wesentliche Aenderung erlitten; Alles befindet sich bei ihnen noch in derselben Starrheit, welche sie damals überkam. Ihre Kirchengewänder sind noch dieselben wie zur Zeit des großen Athanasius, ihre Heiligenbilder tragen noch dasselbe primitive ehrwürdige Gepräge der ersten Jahrhunderte, ihre Fasten gleichen denen der ersten Christenheit, ihr Mönchthum datirt zurück bis in die Tage des Erzvaters Antonius, ihre Kirchen erinnern an die frühesten Zeiten des Christenthums. — Der Gottesdienst der abessinisch-koptischen Kirche, d. h. die Messe mit dem sie begleitenden Chorgebet wird in uralter Landessprache gehalten und hat ein ganz primitives äußerst monotones Gepräge. Gewöhnlich feiert man in jeder Kirche täglich nur ein Opfer, meistens aber nur an drei bestimmten Tagen der Woche und nie tritt der Fall ein, daß am selben Tage zwei Messen am nämlichen Altare gelesen werden: der Altar, meinen die Gläubigen, muß nüchtern sein wie Derjenige, der an ihm fungirt. Endlos scheinende Beräucherungen und Gebete, welche in einem eigenthümlich näselnden Tone recitirt werden, wobei die Mönche und Priester mit dem Oberkörper — fast wie die Imams beim Lesen des Korans — wackelnde Bewegungen von rechts nach links vollführen, leiten die Feier des heiligen Opfers ein — es ist das Chorgebet der jakobitischen Kirche im primitivsten Zustande, indem das stets dreimal wiederholte „Kyrie eleison“ eine Hauptrolle spielt. Endlich macht ein Abuna dreimal unter tiefer Verbeugung das Kreuzzeichen nach griechischer Weise und beginnt die heiligen Gewande anzuthun. Eine lange Albe von goldgesticktem Seidenzeug, ein breiter Gürtel, eine vom Hals zu den Füßen herabreichende reiche Stole, darüber ein weiter Chormantel mit hohem Kragen, wie ihn auch die Armenier umhängen: das ist die ehrwürdige Tracht des Celebranten; ein weißer, goldverbrämter, auf die Schultern herabwallender Turban und ein kleines Doppelkreuz — Malteserkreuz — in der Rechten vervollständigt die Toilette. Mit unterschlagenen Beinen läßt sich der Officiant im Chore auf die Matten des Bodens nieder, während Gesang, Beräucherung des Altars, der Anwesenden, des Evangelienbuches, Segnungen und Kreuzschlagen ohne Unterbrechung miteinander abwechseln. Endlich erhebt sich der Priester und betritt das Sanctuarium: das Meßopfer im eigentlichen Sinne nimmt seinen Anfang. Er sondert Brod und Wein und opfert es auf; der Kelch bleibt bis zur Consecration in einer Art geschmückten Tabernakels verborgen, während eine große Patene das kleine, runde, stets frischgebackene, ja oft noch warme Hostienbrod aufnimmt, der gewöhnlich 33 sternartige Kreuze und die Worte: „Heiliger Gott, heiliger starker, heiliger unsterblicher Gott!“ mit hölzernem Stempel eingedrückt sind, gleichwie es fünf kleine Löcher — fünf Wundmale Christi — an sich trägt. Die Consecrationsworte werden in langsam pathetischem Tone gesungen, die Communion wird unter den Gestalten von Brod mit Wein vermittelst eines silbernen Löffelchens ausgetheilt: im Uebrigen sind der Ceremonien beim heiligen Opfer auffallend wenige. Das Meßbuch liegt stets vor dem Priester in der Mitte des Altars, fast alle Orationen werden mit ausgespannten Armen verrichtet — diese ganze würdige Einfachheit versetzt den Andächtigen in die Zeiten der noch unausgebildeten urchristlichen Liturgie zurück, dünkt aber den Meisten nicht mit Unrecht etwas schleppend und monoton, was freilich dem ägyptischen, dem koptischen verschlossenen Charakter mehr zusagen mag. Ebenso wenig werden die das Opfer begleitenden melancholisch langgezogenen Gesänge, welche nur hie und da vom leisen zur Aufmerksamkeit auffordernden Klange der Cymbeln und Triangeln begleitet zu sein pflegen, dem abendländischen an Harmonie bis zum Uebermaße gewöhnten Ohre allzu sehr behagen, auch kann die beständige Alles in Nebel hüllende Beräucherung des Heilkals verstimmend wirken. Doch verschwinden alle diese Mängel beim Anblick der erbaulichen Andacht der anwesenden Priesterschaft und Gemeinde, von der sich viele Mitglieder auf einen krückenartigen Stab, der die Form eines Tau (T) besitzt und „Stab des Gebetes“ heißt, abwechselnd stützen. Vor dem Empfange der Communion nimmt einer des andern Hände in die seinen und küßt sie zum Zeichen des zwischen ihnen waltenden Friedens. Eine Friedens-Umarmung wie bei den Lateinern scheint nicht Sitte zu sein. Die vielen dunkeln, oft fast schwarzen Gesichter der Andächtigen in ihren düsteren Gewandungen, die oft magische Beleuchtung der Basiliken durch spärlich zugelassene Sonnenstrahlen, die unausgesetzt brennenden Ampeln und Kerzen, die halbverschwundenen Malereien der Wände, der sanfte Schall der kirchlichen Instrumente, der Anblick der verfallenden Kirchen, des andächtigen Volkes, das geduldig den langen Officien in großer Anzahl beizuwohnen pflegt, ohne je ein Wort der Belehrung, der Erbauung von den Lippen seiner ungebildeten Priesterschaft zu vernehmen, ohne je in den Geist Christi einzudringen, alles Das ruft lebhaft des Herrn Worte ins Gedächtniß: „Die wahren Anbeter werden den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten; denn solche Anbeter will der Vater haben.“ (Joh. 4, 23.) — Die Taufe verschieben die Kopten und Abessinier nie sehr lange; fast ohne Ausnahme wird diese Einführung des Kleinen in die Gemeinschaft der Heiligen in der Kirche vorgenommen. Der Abuna taucht den nackten Täufling, den er unter den Aermchen hält, dreimal ganz unter und spricht bei dem erstmaligen Eintauchen pathetisch: „N. N., ein Diener Gottes, wird getauft im Namen des Vaters“, beim zweitmaligen: „und des Sohnes“, beim letzten: „und des heiligen Geistes, jetzt, für immer und in alle Ewigkeit.“ Der Taufpathe und die Anwesenden rufen dabei jedesmal: „So sei es! Amin! Amin!“ (Bloßes Begießen des Hauptes bei der Taufe, wie es im Abendlande Sitte geworden, hält die koptisch-abessinische Kirche nicht für hinlänglich.) Das Taufwasser wird vorher vom Abuna benedicirt und heiliges Oel darauf gegossen, welches auch dem Täufling reichlich zu Theil wird. Gleich nach der Taufe ertheilt der Priester einem uralten Brauche der orientalischen Kirchen gemäß auch das Sacrament der Confirmation mit der Formel: „Hier ist das Siegel der Gaben des heiligen Geistes! Amin!“, während er das Kind an der Stirne, den Augen, der Brust, an Nase, Mund und Ohren, sowie an Händen und Füßen mit dem heiligen Oele salbt. Nach diesem empfängt der Firmling das dritte Sacrament — das heilige Abendmahl —, indem man ihm Brod und Wein vermittelst eines silbernen Löffelchens einflößt unter den Worten: „N. N., ein Diener Gottes, empfängt den theuren und allerheiligsten Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben! Amin!“ Hierauf überreicht der amtirende Abuna das Kind den Seinen und spricht: „Nun bist du getauft, erleuchtet mit dem himmlischen Lichte, gestärkt, geheiligt im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amin!“ — Bekanntlich gehören die Abessinier und Kopten — ob als Semiten oder als Urchristen, bleibe dahingestellt — zu den wenigen christlichen Völkern, die ihre männlichen Sprößlinge der alttestamentlichen Beschneidung unterwerfen, angeblich, um Christus, der sie doch abgeschafft hat, nachzuahmen, obschon Andere andere Gründe dafür zu wissen behaupten. Meistens ist der betreffende Geistliche, seltener der Vater oder ein älterer Bruder der Mohel d. h. Vollzieher des halb religiösen, halb hygienischen Schmerzensactes, der fast wie bei den Juden vorgenommen wird, nur mit dem Unterschiede, daß der zu beschneidende Junge 4—6 und noch mehr Jahre zählt und auf die unwillkommene Ceremonie durch Gebet und Fasten vorbereitet wird. Etwas mehr Förmlichkeit erfolgt bei einer Hochzeit dieser dunkelhäutigen Christen. Meist an der Thür des Hochzeitssaales — anstatt in der Kirche, wie es bis vor Kurzem Sitte gewesen — empfängt der schwarzbeturbante Geistliche mit seinen barfüßigen Assistenten das junge Brautpaar und führt es an einen Tisch, auf welchem — ich erzähle eine von mir selbst gesehene derartige Hochzeitsfeier — das in Silber gebundene Evangeliumbuch aufgeschlagen lag, umgeben von vielen brennenden Kerzen. Der Abuna waltete seines Amtes, das in Beräucherungen der Braut, des Bräutigams und aller Anwesenden, sowie in einer langathmigen, näselnd recitirten Oration bestand, die von diensthuenden Kirchendienern mit Kyrie eleison und Triangelgeklimper begleitet wurde. Darauf ließ sich die Braut auf einen Armstuhl nieder — der Bräutigam blieb stehen — und der Abuna declamirte mit großem Pathos eine Ermahnung an das junge Paar in der Landessprache, nach vorhergegangener Frage, ob auch Jussef und Sachara in die Verbindung willigten. Nach der kurzen Anrede schlang er um die Brautleute eine weißgestreifte, rothe, breite Stole, legte ihre Hände ineinander und setzte ihnen eine Art von Diadem aus duftenden Schlinggewächsen, mit Bändern und Goldfäden durchwunden, auf das Haupt mit den Worten: „Jussef, ein Knecht Gottes, ehelicht die Sachara im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, jetzt, für immer und in alle Ewigkeit.“ Einen Ring hat der Verfasser nicht bemerkt. Abermalige Beräucherungen, Besprengungen mit geweihtem Wasser; der Abuna berührt die Stirne der Brautleute betend mit einem kleinen koptischen (Malteser-) Kreuze — Triangeln klirren, Cymbeln tönen, Pauken werden geschlagen, Lieder erklingen, Umarmungen folgen — die Trauung ist geschehen und Jussef ist mit Sachara

verbunden bis zum Tode, denn weder die Kopten noch Abessinier kennen eine Scheidung im eigentlichen Sinne. Tagelange Festlichkeiten versüßen dem jungen Ehepaare die Last des neuen Zustandes; eine vollständige Hochzeit mit einer Betul (Jungfrau) dauert wie im alten Testamente (Richt. XIV, 12. 15.) acht Tage lang. Interessant ist der alte Koptenbrauch, daß bei dem Hochzeitsmahl der Reicheren den Gästen ein Paar weiße Tauben mit runden Schellen an den Füßen in zwei hohlen Zuckerkugeln vorgesetzt werden; erwachen sie aus der stattgefundenen Betäubung, so läßt man sie fliegen. Aehnliches thaten bereits die alten Aegypter. Erst allmälig tritt im „Hause der Freude" die Prosa des gewöhnlichen Lebens an die Stelle der Poesie des Jubels. Oft ist dann ohne Zweifel — und nicht allein im Habesch und an den Ufern des Nils — diese nüchterne Prosa eine Enttäuschung; doch davon hat mir Niemand etwas verrathen.

Bücherbesprechungen.

— Codex diplomaticus Saxoniae regiae, II. Haupttheil. 16. Band. Die Matrikel der Universität Leipzig, herausgegeben von Georg Erler. I. Band. Leipzig, Giesecke & Devrient, 1895. — Ueber die wissenschaftliche Bedeutung, welche Universitätsmatrikeln für die Geschichte nicht nur der betreffenden Universität und Stadt, sondern ganzer Landschaften und Länder, zahlreicher Familien, ja für die Culturgeschichte überhaupt besitzen, darüber ist man längst und überall einig. Von fast allen deutschen Universitäten sind daher in den letzten Jahrzehnten sorgfältig edirte Matrikeln erschienen, welche z. B. durch Zusammenstellung aller derjenigen Personen aus einem Lande oder aus einer Stadt, die auf einer bestimmten Universität studirt haben, sowie zu genealogischen Untersuchungen aller Art mannigfache Verwerthung erfahren haben. Auf die Wichtigkeit gerade auch der Leipziger Universitätsmatrikel ist zwar bereits seit 50 Jahren vielfach aufmerksam gemacht worden, und eine ganze Menge von Einzelarbeiten haben sich mit ihr beschäftigt, eine vollständige, den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart entsprechende Herausgabe derselben ist aber erst jetzt dadurch möglich geworden, daß sie in den Codex dipl. Sax. reg. aufgenommen worden ist. Professor Erler, früher in Leipzig, jetzt in Königsberg, hat die mühevolle, bis zum Jahre 1559 gehende, auf drei Bände berechnete Herausgabe übernommen und liefert in dem vorliegenden ersten Bande eine wahrhaft mustergiltige Arbeit. Er erörtert zunächst in der umfänglichen „Einleitung" (LXXIII SS.) alle die der Gegenwart vielfach befremdlichen Einzelheiten, welche bei der Aufnahme (anfangs intitulatio, erst später inscriptio genannt) sowohl der Docenten (magistri), als der Studenten in die Körperschaft der Universität in Betracht kamen. Die Universität hatte bei ihrer Eröffnung (2. Dec. 1409) die meisten Einrichtungen und Gewohnheiten in ihre Statuten aufgenommen, welche auf der Universität Prag, aus der sie selbst hervorgegangen war, galten. Ebenso wie in Prag wurden auch in Leipzig alle Aufzunehmenden nach ihrer Heimath in vier „Nationen" geordnet, und zwar in Meißner, Sachsen, Bayern, Polen. Die Lausitzer wurden Anfangs besonders aufgeführt, später aber der meißnischen Nation zugetheilt. Es waren zunächst lauter erwachsene Männer, Docenten, Geistliche jeden Ranges, Mönche, später besonders Cistercienser, junge Adlige und Bürgerssöhne, welche theils aus Prag mit nach Leipzig gezogen waren, theils dieser neuen, schnell aufblühenden Hochschule fast aus dem ganzen nordwestlichen Europa zuströmten. Erst später, als der Humanismus immer weitere Kreise zu durchdringen begann, schickte zumal der Adel häufig schon seine Knaben (pueri), begleitet von ihren Hofmeistern, auf Universitäten, um nun Studenten wenigstens — zu heißen. — Von Allen, welche als Lehrer oder als Lernende aufgenommen wurden, mußte von allem Anfang an ein Verzeichniß angelegt werden, um feststellen zu können, wer Anspruch auf die Rechte und Freiheiten der Universität habe, wer sich dafür aber auch zum Gehorsam gegen die Gesetze derselben feierlich verpflichtet habe. Die Eintragung der Namen erfolgte durch den jedesmaligen Rector, der nach einem feststehenden Turnus halbjährig aus einer der vier Nationen erwählt wurde. Derselbe notirte sich Namen, Stand und Heimath der zu Inscribirenden zunächst nur auf lose Blätter und schrieb sie erst zu Ende seiner Amtsführung im Zusammenhange (man sieht dies aus der gleichmäßigen Tinte) in die officielle Liste, d. h. in die Matrikel der Universität. Man hatte hierzu Anfangs ein bloßes Convolut von sechs Pergamentlagen zu je zwölf Blättern genommen und fügte, als diese vollgeschrieben waren, eine neue Lage nach der anderen bei, bis endlich 1510 das ganze, bisher in einen Pergamentbogen eingeschlagene Convolut eingebunden wurde und somit endlich festen Deckel erhielt. Im Jahre 1536 wurde ein zweiter, jetzt aber sogleich gebundener Matrikelband begonnen. — Bei der Wichtigkeit dieses officiellen Verzeichnisses machte sich später das Bedürfniß geltend, davon ein Duplicat zu besitzen. So wurde denn 1440 die gesammte bisherige Matrikel abgeschrieben und von nun an das Duplicat, ebenso wie diese, regelmäßig fortgeführt. Während das ältere Exemplar zum täglichen Gebrauch in den Händen der wechselnden Rectoren blieb, wurde das zweite, größerer Vorsicht halber, in dem „Fiscus" der Universität aufbewahrt. So entstanden dann die zwei Exemplare der Leipziger Matrikel, bezeichnet als A' und A" und seit 1536 der zweite Band derselben als B' und B", die nun von dem Verfasser auf das genaueste beschrieben werden. A' enthält 326, A" 286, B' 284, B" 293 Pergamentblätter. Von manchen Rectoren, welche die Eintragungen mit minderer Sorgfalt und Ordnung vollzogen, wurden gelegentlich einzelne Seiten, ja Blätter leer gelassen, die man später mit Abschriften auf die Universität bezüglicher Urkunden oder Universitätsbeschlüsse ausfüllte. Während die Schrift ursprünglich eine durchaus einfache, lediglich dem amtlichen Zwecke entsprechende war, wählte man nach und nach für einzelne Buchstaben oder ganze Namen rothe Farbe und brachte auch sonst allerhand farbigen Schmuck an. Die Namen der Nationen in den Ueberschriften wurden sogar in vier verschiedenen Farben geschrieben, so daß von da an jede Nation ihre besondere Farbe erhielt. Die Columnentitel aber präsentirten sich sogar in der stolzen Goldschrift. Ebenso ließen einzelne Rectoren von Künstlerhand schön gezierte Initialen, ja sogar bildliche Darstellungen, besonders von Heiligen, später aber auch von ihren eigenen Wappen einfügen. Mit der Inscription war aber zugleich die Vereidung der Aufzunehmenden auf die Gesetze der Universität und zum Gehorsam gegen den Rector und sonstige Universitätsbeamte verbunden. Hierbei mußte jeder Einzelne seine Finger auf das vorn in der Matrikel befindliche „Schwurblatt" legen. Dasselbe enthält eine — hier in schönem Buntdruck, Tafel I, wiedergegebene — Darstellung des jüngsten Gerichts. Christus, Lilie und Schwert in den Händen, sitzt auf einem Regenbogen; oben in den Ecken blasen Engel die Posaunen; unten knien Maria und Johannes, und ringsum steigen Todte aus den geöffneten Gräbern. Die Spuren der aufgelegten Finger sind auf dem Originalbild deutlich zu erkennen. Zu diesem Schwur wurden selbstverständlich die „pueri" noch nicht zugelassen; immerhin aber gestattete man später (Mitte des 16. Jahrhunderts) schon Dreizehnjährigen, ihn abzulegen. — Für die Immatriculation war auf allen Universitäten eine gewisse Gebühr zu zahlen, deren Höhe in der Matrikel bei jedem Namen vermerkt zu werden pflegte. Hierdurch schuf man eine Controle über den eintragenden Rector. Denn ⅔ der Inscriptionsgelder hatte derselbe, wie es scheint, an den Universitätsfiscus abzuliefern, während ⅓ ihm selbst zukam. Diese Gebühr betrug Anfangs auch in Leipzig, wie in Prag, nur 6 Groschen, später 10 Groschen. Der Rector konnte sie aber, je nach den Vermögensverhältnissen des Aufzunehmenden, ermäßigen, ja ganz erlassen. In letzterem Falle vermerkte er bei dem Namen: pauper, oder: nihil dedit. Wer aber später in Leipzig auch promoviren wollte, mußte vorher die ganze Gebühr nachzahlen. Wie lange die einzelnen Studenten auf der Universität sich aufhielten, ist aus der Matrikel nicht zu ermitteln. Häufig blieben sie nur wenige Semester und besuchten dann noch eine andere Hochschule; viele aber kehrten zu beliebiger Zeit einfach in ihre Heimath zurück. Ein Universitätsexamen war damals noch nicht erfunden. Nur diejenigen, welche akademische Grade erwerben wollten, mußten sich einer Prüfung unterwerfen. Die Berechnungen der Frequenz, welche zu bestimmter Zeit eine Universität gehabt habe, sind daher durchaus unsicher. — Die Relegirten aber wurden in ein besonderes Buch verzeichnet und ihre Namen in der Matrikel anfangs — ausradirt. Außer Ungehorsam gegen die Universitätsgesetze werden auch schwere Vergehungen, selbst Mord aufgeführt. In letzteren Fällen wurde über die Uebelthäter nicht die einfache relegatio, sondern die exclusio verhängt. Der „Einleitung", der wir vorstehende Einzelheiten entnommen haben, fügt der Verfasser noch Tabellen über die Rectoren und die Anzahl der von ihnen Inscribirten, über die Standes-

verhältnisse der Leipziger Studenten und über das Verhältniß der Universität Leipzig zu anderen norddeutschen Hochschulen bei, so daß erst mit S. 25 die eigentliche „Matrikel", d. h. das Namensverzeichniß der in jedem einzelnen Semester Immatriculirten beginnt. Wie sich der Verfasser die unendlich mühsame, mit sorgfältigster Textkritik ausgeführte Arbeit durch diese sehr dankenswerthen Tabellen noch beträchtlich erschwert hat, so ist auch von der Verlagsbuchhandlung alle typographische Kunst aufgeboten worden, um das in jeder Beziehung kostbare Werk durch die Beigabe von 8 Tafeln mit Farbendrucken und Textproben zu zieren.

Hermann Knothe.

— K. Hollensteiner, Das dritte Gebot und der Sonntag. Gütersloh, Bertelsmann, 1896. Geh. 1 M. — Der Verfasser führt mit wenig neuen Gründen den Nachweis, daß der christliche Sonntag nichts mit dem alttestamentlichen Sabbath zu thun hat, daß er ferner nach dem einmüthigen, auch von den Reformatoren übernommenen Zeugnisse der Kirche nicht auf göttlichem, sondern menschlichem Rechte beruht. Der Werth der Schrift beruht in einer neuen und ansprechenden Verbindung des dritten Gebotes mit der evangelischen Sonntagsfeier. Wer das dritte Gebot „du sollst den Feiertag heiligen" in dem neutestamentlichen Geiste der Liebe erfüllt, der hat ein aufrichtiges Verlangen, einen innern Trieb, seine Seele in Gott ruhen zu lassen. Und dieses Verlangen erfüllt in einzigartiger Weise der Sonntag, der schon in der apostolischen Zeit als Tag der Auferstehung, als „Herrentag" durch Gottesdienst gefeiert wurde. Die am Schlusse der anregenden Schrift aufgestellte Behauptung, daß die eigentliche Heiligung des Sonntags völlig außerhalb der staatliche Rechte und Befugnisse stehe, ist inconsequent und unrichtig: inconsequent insofern, als eine zugegebener Maßen „menschliche" Ordnung nur durch das menschliche Mittel des Rechts aufrecht erhalten werden kann; unrichtig deshalb, weil die Gesetze, die der Staat zum Schutz des christlichen Sonntags schafft, Vorbedingungen zur Heiligung des Sonntags sind. Man darf in der Sonntagsfrage nicht, wie es der Verfasser thut, Kirche und Staat in ihren Aufgaben von einander trennen, sondern der Staat muß sich mit der Kirche befreunden und Beide müssen gemeinsam wirken, damit sich das menschliche Leben im edelsten Sinne ausbreite und vollende (Trendelenburg, Naturrecht). In diesem Sinne ist von dem Reichsgesetz vom 1. Juni 1891 auch für die Kirche ein Segen zu erwarten, der noch viel reicher sich gestalten würde, wenn die Bestimmungen des genannten Gesetzes über Handel, Gewerbe und Industrie hinaus auch auf Verkehr und Vergnügen sich erstrecken würden. Wir stimmen dem Verfasser von ganzem Herzen zu, daß wir keinen englischen oder labadistischen, sondern einen evangelischen Sonntag erstreben, der in der Gebundenheit der Ruhe und in der Freiheit der Liebe gefeiert wird.

J. J.—

— Die Gräuel der Jesuiten. Ein Mahnwort in letzter Stunde. Preis 40 ₰. Verlag von Felix Simon, Leipzig. — Der Verlag von F. Simon, aus welchem bereits mancher Beitrag zur Beurtheilung der Jesuiten („Mein letztes Wort über den Jesuitenorden" von Dr. F. P. Huber und „Neudruck einer im Jahre 1619 erschienenen Schrift") hervorgegangen ist, beleuchtet in der vorliegenden Broschüre die Thätigkeit der Jesuiten als Jugendbildner. Auch diese Schrift ist nur die Veröffentlichung älterer Auslassungen, welche von dem bekannten Humanisten und Schriftsteller Christ. Friedrich Wilh. Jacobs herrühren. Derselbe schrieb dieselben, um sich über eine im Jahre 1815 in München erschienene Schrift von Karl Heinrich Ritter v. Lang, Director des Reichsarchivs: Reverendi in Christo Patris Jacobi Marelli S. J. Amores etc. zu äußern, welche die Liebesgeschichten des ehrwürdigen Vaters in Christo Jacob Marell von der Gesellschaft Jesu aus einer neulich in München entdeckten Urkundensammlung einer oberdeutschen Provinz enthält. Die „Gräuel" der hier namhaft gemachten zahlreichen Jesuiten sind besonders an der männlichen, ihnen zum Unterricht und zur Erziehung anvertrauten Jugend in schamlosester Weise verübte Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Einig dreißig Väter sind hier genannt, doch versichert der Herausgeber jener Schrift, hundert, ja zweihundert ähnliche Fälle aus dem Archive geben zu können. Es wird gerügt, daß der Orden in solchen Fällen nur Strafversetzung habe eintreten lassen, um einen Skandal zu vermeiden oder das schon öffentlich gewordene Aergerniß dadurch in Vergessenheit zu bringen, sowie daß derartige Verbrechen mit beispiellosem Eifer und vielen Ränken außerhalb der Mauern des Ordens vertheidigt worden sind. — Aber nicht allein höchst demoralisirend habe der Orden auf die Jugend gewirkt, Jacobs schreibt auch in einem anhangsweise beigegebenen Briefe: „Ich habe in München Schüler der Augsburger und schweizerischen Jesuiten zu examiniren gehabt, und nie ist mir eine crassere Unwissenheit vorgekommen." In einem Schlußwort wird das Wort Bismarck's angeführt und commentirt, welcher am 5. December 1874 sagte: „Daß die römisch-politischen, jesuitischen Einflüsse, die dort (an dem französischen Kaiserhofe) berechtigter- oder unberechtigter Weise thätig waren, den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß (den deutsch-französischen Krieg) gaben, ein Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde, und der ihn fast überwältigte, daß eine halbe Stunde der Friede dort fest beschlossen war und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Principien nachgewiesen ist: über das bin ich vollständig in der Lage, Zeugniß ablegen zu können. Denn Sie können mir wohl glauben, daß ich diese Sache nachgerade nicht blos aus aufgefundenen Papieren, sondern auch aus Mittheilungen, die ich aus den betreffenden Kreisen selbst habe, sehr genau weiß." — Wenn auch in der vorliegenden Schrift Neues nicht beigebracht wird, so dürfte die Absicht, halb oder ganz Vergessenes in Erinnerung zu bringen, erreicht sein.

D. K.

— Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von Dr. Ferdinand Cohn, Universitätsprofessor in Breslau. Zweite, vermehrte Auflage. Breslau, J. U. Kern's (Max Müller's) Verlag; Lieferungen 3 und 4. — Ebenso meisterhaft, poesie- und gefühlvoll, dabei immer auch dem Laien in der Pflanzenkunde völlig verständlich bleibend und ihn wie den Fachmann außerordentlich fesselnd zeigen sich, gleich denen der neulich hier besprochenen ersten und zweiten, auch die Schilderungen der beiden vorliegenden Lieferungen dieses populär-wissenschaftlichen Prachtwerkes. Von letzteren enthält die dritte eine geistvolle Darstellung des naturwissenschaftlichen Arbeitens Jean Jacques Rousseau's, sie erzählt, wie diesem großen Denker und Dichter besonders die Pflanzenkunde eine nie versiegende Quelle fruchtbarster Studien und Beobachtungen bildete und wie durch sie wiederum sein oft recht düsteres, trübsinniges Gemüthsleben erheitert und erfrischt wurde. Der hochgeschätzte Verfasser obigen Werkes weist namentlich auch eingehender auf die große Bedeutung Rousseau's als Erzieher der Jugend auf naturwissenschaftlichem Anschauungs- und Lehrgebiete hin. Geradezu bewundernswerth schön und von fast einzig vollendet dastehender Klarheit bearbeitet finden wir in der dritten und vierten Lieferung weiter die Abschnitte: „Zellenstaat", „Licht und Leben" wie „Pflanzenkalender". So hochinteressant, lebendig und empfindungsreich sind hier die innerhalb der, durch ebengenannte Capitelüberschriften gekennzeichneten Grenzen vor sich gehenden Lebenserscheinungen in der Pflanzenwelt charakterisirt und ausgemalt, daß man beim Studium dieser Ausführungen wahrhaften Genuß und lebhafteste Freude empfindet. Zahlreiche, reizend ausgeführte Textbilder dürften beides wesentlich erhöhen.

Dr. E. S. Zürn.

— Europäische Wanderbilder Nr. 238. Durch Schwaben. IX. Bändchen. Ellwangen, Hall, Mergentheim. Verlag von Orell Füßli, Zürich. — Das 9. Bändchen der Wanderungen durch Schwaben führt uns in das sogenannte württembergische Franken, d. h. denjenigen Theil des Königreichs, in welchem fränkischer Dialekt und fränkische Art und Sitte herrscht. Die 3 Verfasser Dr. K. Kurtz, Dr. H. F. Bertsch und G. Hartmann haben einen zuverlässigen, anschaulich geschriebenen Führer durch die Städte Ellwangen, Hall und Mergentheim und ihre weitere und nähere Umgebung geschrieben, dessen Genauigkeit im Einzelnen zu prüfen Recensent gar wohl in der Lage ist, hat er sich doch selbst gerade mit diesem durch Natur und Kunst ausgezeichneten Landstrich seit Jahren ausführlich beschäftigt. Für Freunde deutscher Landschaft, die vom Fremdenstrom bis jetzt noch nicht berührt ist, kann das Büchlein auf das Wärmste empfohlen werden, die Landschaftsbilder sind diesmal geschickt ausgewählt und laden zum Besuch der Gegenden ein. Hoffentlich schildert bald ein weiteres Bändchen die noch nicht beschriebenen Theile von Württembergisch-Franken, namentlich die Gegenden am mittleren Jagst und Kocher, die in dem vorliegenden Hefte nur mit zwei Worten berührt sind. Wanderlustige mögen sich beeilen, hierher zu kommen, denn über kurz oder lang wird die Locomotivpfeife auch hier ertönen und die Poesie der Landschaft und die Billigkeit des Lebens zerstören.

Dr. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 34. Donnerstag, den 19. März. 1896.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XVII. Die römische Campagna.

Unter „Campagna" verstehen wir in neuerer Zeit auch ohne nähere Bezeichnung die Umgebung der ewigen Stadt — ganz im Gegensatze zu den Italienern, die diese Landschaft stets genauer Campagna di Roma nennen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war das Wort noch gar nicht in den deutschen Sprachgebrauch übergegangen; Volkmann erwähnt es nie und Goethe benutzt das einzige Mal, wo er die Bezeichnung anwendet, die italienische Schreibweise. Aber auch der Begriff, den wir Deutschen mit dem Worte verknüpfen, hat eine Aenderung erfahren. Heute bemächtigt sich unser, sobald wir von der Campagna hören oder lesen, eine fast elegische Stimmung, wir denken an das weitgedehnte, graue, mit Trümmern überdeckte und von elendem Volk bewohnte Hügelland, das verlassene Theater der Geschichte und öde Gräberfeld tausendjähriger Herrlichkeit. Von dieser ernsten, ja tragischen Auffassung ist in der gesammten Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts, wenn man von den Franzosen absieht, kaum etwas zu verspüren. Es scheint, als wenn die Empfindung für die erschreckenden Folgen einer socialen Mißwirthschaft, die eine der blühendsten Landschaften in Wüste verwandeln konnte, eine Errungenschaft der neuesten Zeit sei, die ja für nationalökonomische Sünden ein sehr sensibles Gewissen hat. Denn was uns in jene elegische Stimmung versetzt, sind weniger die Trümmer antiker Cultur als der beständige Anblick unbebauter und verlassener Landstrecken. Zudem ist im letzten Jahrhundert der Weinbau, der früher der nächsten Umgebung Roms und ihrer Bewohner einen fröhlicheren Charakter verlieh, erheblich zurückgegangen. Die Vignen, die den heiteren Hintergrund zu Goethe's Römischen Elegien liefern, sind vor der wachsenden Weltstadt gewichen und größtentheils verschwunden. Im Uebrigen dürfte die Campagna jedoch keine Aenderungen aufzuweisen haben. Noch immer führen uralte Straßen aus allen Windrichtungen zu den Thoren der ewigen Stadt, noch immer stehen als merkwürdigste Wahrzeichen der Gegend die Riesentrümmer antiker Aquäducte. Wie zu des Romulus Zeiten sprengen schweigsame rauhe Hirten, mit Thierfellen bekleidet und mit Lanzen bewaffnet, auf kleinen zottigen Pferden über das karge Weideland dahin, gegen den Fremden ebenso mißtrauisch wie ihre tückischen, halbwilden Hunde. Ihre Behausungen sind Schilfhütten oder Erdlöcher. Ganz vereinzelt trifft man Spuren von Ackerbau, der auf die allerprimitivste Art mit einem gewaltigen Aufwand von Kraft und Zeit betrieben wird. Fast niemals hat der hölzerne Pflug Räder; mühsam drückt ihn der Ackersmann durch das Gewicht des eignen Körpers in den Boden, und läßt sich so von seinen vier oder sechs Ochsen vorwärtsschleppen. Hie und da grünen Schilfwäldchen, hoch wie Bambus und für den Wanderer undurchdringlich. Sie beherbergen den Fuchs und das Wildschwein, während der Büffel die Sümpfe bewohnt, die sich im Gebiete der Campagna an der ganzen Meeresküste hinziehen. Ueber die wirr verwachsenen Hecken verlassener Gärten grüßt der Granatbaum mit brennendrothem Blüthenschmuck und um das steinerne Wappen des gewaltigen halbverfallenen Portals kränzen sich Reben und Epheu. Mauern sieht man nie; der massive Steinbau des Thores schließt sich immer nur an das lückenhafte Geflecht eines Dornengeheges. Selten unterbricht ein Oelbaum, seltener eine Pinie das Einerlei der Landschaft. Zur Staffage gehört neben dem berittenen Hirten der deutsche Maler, für den die Trümmer antiker und mittelalterlicher Bauwerke mit ihren ewig wechselnden Beleuchtungseffecten eine unerschöpfliche Fundgrube köstlicher Motive bilden. Manchmal tauchen auch schnell vorüberziehende Gestalten auf: der Winzer auf seinem seltsamen, mit Ziegenfellen behängten Wagen und die Carabinieri zu Pferde, die meist zu dreien oder vieren die Gegend durchstreifen und sich redlich bemühen dem Räuberunwesen zu steuern — freilich mit demselben Mißerfolge wie die päpstlichen Sbirren früherer Zeiten.

Die bemerkenswerthesten Punkte der Campagna lassen sich am bequemsten auf den Straßen erreichen, die nach den vier Hauptrichtungen der Windrose von Rom ihren Ausgang nehmen. Beginnen wir mit unseren Wanderungen im Norden! Hier führt von der Porta del Popolo die Via Flaminia schnurgerade zur alten, vielbesungenen Tiber-Brücke Ponte Molle. Zur Linken, wenige Minuten von der Porta del Popolo zweigt sich ein Weg ostwärts ab; er führt zur Villa des Papstes Julius III., einer Perle römischer Renaissance-Architektur, in ihrer inneren Einrichtung an den Luxus antiker Landhäuser erinnernd. Zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts diente der merkwürdige Bau als Absteigequartier auswärtiger Gesandten vor ihrem officiellen Einzug in die Stadt, später wurde er als Krankenhaus, Caserne und Thierarzneischule benutzt und in jüngster Zeit ist nach mancherlei Restaurationen ein Museum römischer und etruskischer Alterthümer daraus entstanden. Gleich hinter der Villa passirt der Weg ein anmuthiges Thälchen und erreicht beim Austritt aus demselben den Tiber, der hier einen spitzen Winkel bildet und, von seiner bisher innegehaltenen Richtung plötzlich abweichend, im großen Halbkreise am Fuße der westlichen Hügelketten dahinfließt. Hier am Scheitel des Winkels liegt Acqua acetosa, ein von Bernini gefaßter Sauerbrunnen, dessen Wasser, wie Goethe treffend bemerkt, „wie ein schwacher Schwalbacher schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist". Der Brunnen war im Sommer 1787 das Ziel von Goethe's Morgen-Wanderungen. Die Bäume sind erst 1821 von Ludwig I. von Bayern (damals noch Kronprinz) gepflanzt worden. Sonst wird sich die Gegend wenig verändert haben. Noch immer füllen Abends Wasserhändler den Säuerling in Stroh-Foglietten von zweifelhafter Sauberkeit, um ihn beim ersten Morgengrauen mit weithallendem Geschrei in den Straßen Roms zum Verkaufe auszubieten. Sie finden immer guten Absatz, denn dem Genusse purgirender Getränke huldigt der Römer mit wahrer Leidenschaft. Goethe sah vielleicht in dem Gebrauch des Brunnens einen Ersatz für das von ihm allsommerlich besuchte Karlsbad. Vermuthlich lockte ihn der Reiz der Landschaft — es war die Lieblingsgegend Poussin's — mehr als der bescheidene Quell. „Es ist wirklich zum närrisch werden," schreibt er mit Bezug auf Acqua acetosa, „wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen, ansieht." Folgt man dem Tiber, der an dieser Stelle reich an Wirbeln ist, so gelangt man über anmuthige Wiesen zum Ponte Molle. Von allen Brücken der Welt hat diese vielleicht die bedeutendsten historischen Erinnerungen. Ursprünglich als Holzbau ausgeführt (220 v. Chr.) wurde sie 110 v. Chr. durch einen soliden Steinbau ersetzt, dessen vier mittlere Bogen noch vorhanden sind und die von Nicolaus V. um die Mitte des 15. Jahrhunderts erbaute neue Brücke tragen. Zu Goethe's Zeit stand auf dem einen Brückenkopfe noch ein mittelalterlicher Wartthurm, den Pius VII. im Jahre 1805 niederreißen ließ, um an seiner Stelle ein steinernes Portal zu errichten. Neben den manierirten

Steinfiguren hauste damals in der Nische des Gemäuers ein bettelnder Eremit, eine den Romfahrern jener Tage wohlbekannte Gestalt. Ueber diese Brücke sind die römischen Heere in den Krieg gezogen, die siegreich aus Gallien heimkehrten oder in den Urwäldern Germaniens aufgerieben wurden. Ueber diesen Steg zog mit dem großen Konstantin das Christenthum in Rom ein, und unten im Schlamm des gelben Tibers versank der unglückliche Maxentius. Söldnerschaaren aller Nationen benutzten diesen Schlüssel zur ewigen Stadt vom grauen Mittelalter bis auf unsere Tage, Millionen von Pilgern, Kaiser und Könige, Fürsten im Reiche der Wissenschaft und Kunst, kurz Alle, die von Norden kamen um den geheiligten Boden der ewigen Stadt zu betreten, setzten den Fuß auf diese Schwelle!

Wenn wir die Brücke überschreiten und der Via Cassia folgen, gelangen wir nach kurzer Wanderung zu einem bewaldeten Hügelrücken, den Boschi della Farnesina. Zwischen hohen Hecken und prächtigen Piniengruppen steigt man zur Höhe empor, um südwestlich nahe dem berühmten Kloster Sant Onofrio die breite Fahrstraße zu erreichen, die sich in zahlreichen Windungen über den langgestreckten Kamm des Monte Mario hinzieht. Etwa in der Mitte zwischen dieser Straße und dem Tiber, auf einem vorspringenden Hügel, liegt die Villa Madama, ein köstliches, leider sehr verwahrlostes Werk Rafael's, das dieser für Giulio de Medici, den nachmaligen Papst Clemens VII., erbaute. In Goethe's Briefen finden wir die Villa nicht erwähnt, wohl aber in seiner „Ital. Reise", wo er „eine Wirkung der Natur, wie den Sonnenuntergang von Villa Madama gesehen" den kirchlichen Ceremonien gegenüberstellt. Die einfache, aber vornehme Wirkung der Architektur wird durch einen später als Stütze für die sich neigende Fronte hinzugefügten Balcon sehr beeinträchtigt; zudem ist Rafael's Plan nur zum kleinsten Theil ausgeführt worden. Ueberdies hat das merkwürdige Landhaus unter dem Vandalismus der französischen Soldateska gelitten, die sich nicht erblödete, die herrlichen Stuckdecorationen und Malereien als Zielscheiben für ihre Pistolen zu benutzen. Trotz aller dieser Mißstände läßt das Vorhandene die einstige Herrlichkeit dieser Sommerwohnung noch erkennen. Die graziösen Stuckdecorationen und Fresken, unter Rafael's Aufsicht von seinen Lieblingsschülern Giulio Romano und Giovanni da Udine ausgeführt, wirken auch jetzt noch — man verzeihe den etwas seltsamen Vergleich — wie Mozart'sche Melodien. Die berühmten Gärten freilich, die dieses Kleinod der Baukunst einschlossen, sind verschwunden; wo einst ein lebenslustiger Kreis von Damen und Herren die schöne „Madama" Margarethe von Parma, die natürliche Tochter Karl's V., umgab, zieht jetzt das fiebersieche Weib des Verwalters ihren Fenchel, die riesenhafte Fontäne, die früher von zwei starken Wasserströmen gespeist wurde, ist zu einem Karpfenteich versumpft, und in den unteren Sälen, in denen Päpste und Cardinäle tafelten, kauen jetzt breitgehörnte Kühe das bittre Heu der Campagna. Nur eins haben die Zeit und die königlich neapolitanische Liederlichkeit nicht zerstören können: die unvergleichliche Aussicht auf die Stadt, auf das Tiberthal mit seinen Weingärten, Wiesen und Schilfwäldchen, und auf die Albanerberge. Besonders schön ist der Blick bei Sonnenuntergang. Die Villa selbst liegt fast den ganzen Nachmittag im Schatten des Monte Mario. Ehe die Sonne ganz hinter diesem Berge verschwindet, färbt sie die bewaldeten Höhen der Monti Parioli auf der anderen Seite des Flusses mit röthlich goldenen Tönen, die Villen und Winzerhäuschen der Ebene leuchten als blendend weiße Punkte vom graugrünen Untergrunde auf und in der weiten Ferne zeichnen sich die Albanerberge mit ihren hochgethürmten Städtchen wie eine blaue Silhouette am gelben Abendhimmel ab. Ob man früher in den hohen Gemächern der Villa die Nacht verbringen konnte, ist fraglich — heute würde dies unbedingt gefährlich sein, da aus dem feuchten Boden allabendlich nach Sonnenuntergang giftige Fieberdünste emporsteigen.

Auf der großen Völkerstraße, die von Rom ostwärts in die Sabinerberge führt, begegnen wir erst nach mehrstündiger Wanderung Goethe'schen Erinnerungen. Sie führt lange durch eine sanft wellige Landschaft mit echtem Steppen-Charakter. Gleich hinter dem großen Campo Santo von San Lorenzo beginnt der Friedhof der Campagna, auf weite Strecken hin ohne jede Spur von menschlichen Niederlassungen. Auf der rechten Seite begleiten uns die schwarzen Steinbogen der Acqua Vergine, die heute noch der ewigen Stadt ihr kaltes krystallhelles Wasser spendet, das man wohl nicht mit Unrecht das beste Trinkwasser der Welt genannt hat. Neben diesem antiken Meisterwerk der Ingenieurkunst gewahren wir zwei Errungenschaften der neuesten Zeit, die Eisenbahn und den Dampftram, die beide in geringer Entfernung neben der Straße herlaufen. Während wir auf der Straße selbst nur selten einem Hirten oder einer nach Männerart reitenden Sabinerin begegnen, werden Eisenbahn und Tram in der Regel viel benutzt, führen sie doch an den berühmten Bagni delle Acque Albule, den von den Römern mit wahrer Leidenschaft benutzten Schwefelbädern, vorüber. Heute steht eine prächtig eingerichtete Badeanstalt an der Stelle der antiken Bäderanlagen, die Kaiser Augustus bereits besuchte und in Mode brachte. Zwei Seen mit milchig-blauem warmen Wasser und schwimmenden Inseln bilden den Tummelplatz der Badenden, deren Geruchsorgane gegen den lebhaft an faule Eier erinnernden Schwefelwasserstoff vollständig abgestumpft zu sein scheinen. Von hier aus steigt man nach etwa zweistündiger Wanderung nach Tivoli, dem Weimar des classischen Alterthums, empor. Der vielbesungene Ort, der Horaz, Tibull, Catull, Properz, Statius und Martial zu seinen Bewohnern zählte, spielte im Alterthum als Tibur eine ebenso bedeutende Rolle wie im Mittelalter und der Renaissancezeit. Die schmucke Landstadt, zu deren schönster Zierde der sogenannte Sibyllen-Tempel gehört, liegt auf schroffen Bergabhängen unmittelbar über den donnernden Fällen des Anio, umkränzt von Weingärten und köstlichen uralten Oelwäldern. Goethe besuchte den Ort in Hackert's Begleitung am 11. Juni 1787, gleich nach seiner Rückkehr von Sicilien. „Dieser Tage," schreibt er, „war ich in Tivoli und habe eins der ersten Naturschauspiele gesehen. Es gehören die Wasserfälle dort mit den Ruinen und dem ganzen Complex der Landschaft zu den Gegenständen, deren Bekanntschaft uns im tiefsten Grund reicher macht. . . . . Ich war mit Herrn Hackert draußen, der eine unglaubliche Meisterschaft hat, die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen viel von ihm gelernt. Weiter mag ich gar nichts sagen. Das ist wieder ein Gipfel irdischer Dinge. Ein sehr complicirter Fall in der Gegend bringt die herrlichsten Wirkungen hervor." Aeltere Ansichten von Tivoli und den Aniofällen beweisen, wie sehr sich die Scenerie im Laufe des letzten Jahrhunderts verändert hat. Seit dem verheerenden Hochwasser von 1826, dem ein Theil der Stadt sowie die Kirche Santa Lucia zum Opfer fielen, hat der Strom sein Bett gewechselt. Um weiterem Unglücke vorzubeugen, ließ Leo XII. einen 271 m langen doppelten Emissar anlegen, der den Kalkfelsen des Monte Catillo durchbricht und einen Theil der Wassermassen zu einem neuen Falle ableitet. Aber trotz dieser Veränderungen thut „der sehr complicirte Fall" noch immer „die herrlichsten Wirkungen". Neben den zahlreichen Villen aus classischer Zeit, von denen sich theilweise recht ansehnliche Spuren erhalten haben, dürfte heute mit Recht die Villa d'Este, vielleicht das schönste Landhaus der Renaissance, am meisten die Aufmerksamkeit der Reisenden verdienen. Vom Cardinal Ippolito d'Este, dem Sohne Alphons' I. von Ferrara und der Lucrezia Borgia, wurde sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut. Mit weitgestreckten Terrassenvorbauten ruht das vornehm schlichte Haus auf dem Abhange eines steilen Berges, aus den Fenstern und von den Balkons eine unvergleichliche Aussicht über die Campagna bietend. Dreihundertjährige Cypressen erheben sich gleich blauschwarzen Thürmen aus dem blumengeschmückten Gartenparterre, leuchtende Schlingrosen spinnen sich von Baum zu Baum, und hunderte Fontänen, vom eiskalten Wasser des Anio gespeist, verscheuchen mit plätscherndem Strahl aus diesem Feengarten die Gluth des Sommertages. Halbverfallene, moosüberzogene Grotten mit seltsamem Stuck und phantastischer Plastik aus rother Thonerde, architektonische Spielereien, wie sie die leichtlebige Renaissance liebte, begegnen uns auf Schritt und Tritt, ohne indeß den ruhigen, majestätischen Gesammteindruck des Ganzen zu zerstören oder zu beeinträchtigen. Der jetzige Besitzer der Villa, Cardinal Hohenlohe, dem der Herzog von Modena dies Paradies auf Lebenszeit eingeräumt hat, thut sein Mögliches, die Anlagen vor weiterem Verfall zu bewahren. Bei Goethe finden wir die Villa, die er doch bei seinem mehrtägigen Aufenthalte in Tivoli sicherlich besuchte, mit keinem Worte erwähnt. Desto mehr begeisterte sie zwei Jahre später den sonst durchaus nicht für Italien eingenommenen Herder. An dieser Stätte estensischer Erinnerungen veranstaltete er eine Goethe-Feier eigener Art. „Heute vor 14 Tagen," schreibt Angelika Kauffmann am 23. Mai 1789 an Goethe, „war ich noch mit der respectabeln Gesellschaft in Tivoli, in der Villa d'Este. Unter den großen Cypressen hat Herr

Herder uns den überschickten Theil von Ihrem Tassa vargelesen. Mit welchem Vergnügen ich zugehört, kann ich Ihnen nicht sagen!" Daß die Villa d'Este auf Goethe übrigens dennoch Eindruck gemacht hat, scheint aus der Bilder-Bestellung hervarzugehen, mit der er von Weimar aus seinen Freund und sicilianischen Reisegefährten Kniep erfreute. Unter den von diesem fleißigen Maler gelieferten Veduten befindet sich auch ein Theil der Villa d'Este, sauber in Sepia ausgeführt. (Jetzt im Großherzogl. Museum zu Weimar.) Dagegen fehlen Beziehungen Goethe's zu der bedeutendsten antiken Villa Tivolis, der Villa Adriana, vollständig. Wenn auch damals noch ein großer Theil der Ruinen verschüttet lag, sa war man über den eigenartigen Charakter der Villa, in deren einzelnen Theilen der reiselustige und bildungsfreundliche Kaiser Hadrian die berühmtesten Bauten und Localitäten Griechenlands und Aegyptens hatte nachbilden lassen, doch bereits im Klaren. Sorgfältige Vergleichungen der Ruinen mit zeitgenössischen Berichten (Spartianus) haben in neuerer Zeit eine ziemlich genaue Bestimmung des gewaltigen Materials ermöglicht. Viele dieser Hilfsmittel eines kaiserlichen Anschauungsunterrichtes sehen wir mit aufrichtiger Bewunderung, andere, wie das Thal Tempe und das Schattenreich — ein unterirdisches Labyrinth —, nicht ahne Lächeln.

Folgen wir der von Rom aus nach Westen führenden Straße, der antiken Via Ostiensis, so gelangen wir in etwa einer halben Stunde zur Basilika San Paala fuori le mura, die, im 5. Jahrhundert erbaut, lange Zeit für die größte Kirche der Christenheit galt. Leider wurde der herrliche Bau im Jahre 1823 durch Brand theilweise zerstört. Wenn er auch mit enormen Kosten erneuert und weit prächtiger, als er zuvor war, geschmückt worden ist, sa hat er dennoch viel van seiner schlichten Würde verlaren. Goethe nennt den Bau „ein aus alten Resten graß und kunstreich zusammengestelltes Monument. Der Eintritt in diese Kirche," schreibt er, „verleiht einen erhabenen Eindruck, die mächtigsten Säulenreihen tragen hohe gemalte Wände, welche oben durch das verschränkte Zimmerwerk des Dachs geschlossen, zwar jetzt unserm verwöhnten Auge einen scheunenartigen Anblick geben, obschon das Ganze, wäre die Contignation an festlichen Tagen mit Teppichen überspannt, von unglaublicher Wirkung sein müßte. Mancher wundersamer Rest kolossaler höchst verzierter Architektur an Capitälen findet sich hier anständig aufbewahrt, aus den Ruinen von dem ehemals nahe gelegenen, jetza fast ganz verschwundenen Palast des Caracalla entnommen und gerettet." Sehr fein bemerkt Maritz: „Der Eintritt in die Paulskirche erfüllt gleich im ersten Moment die Seele mit Staunen, welches beim Anblick der Peterskirche erst nach und nach entsteht, wenn die vergleichende Denkkraft der Phantasie zu Hilfe kommt, um in den Verhältnissen dieses großen Ganzen das Ungeheure zu bemerken." Diese Beobachtung wird man auch heute noch machen, trotz der schwerwiegenden Veränderungen, die seit dem Brande mit der Kirche vor sich gegangen sind. Wenn wir uns die letzteren vergegenwärtigen, so finden wir, daß van der alten Basilika außer den Grundmauern nur nach ein Theil der Mosaiken aus dem 5., 9. und 13 Jahrhundert und das schöne gathische Ciborium übrig geblieben sind. Der Fußboden, zu Goethe's Zeiten „uneben wie eine Straße", ist mit farbigen Marmorplatten belegt, die sa glatt palirt sind, daß sich der Säulenwald des Mittelschiffes darin spiegelt; die antiken kannelirten Säulen selbst, die zum größten Theile dem Grabmal Hadrian's entstammten, sind durch glatte Säulen van Simplongranit ersetzt warden; statt des Zimmerwerks des Daches gewahren wir jetzt eine wuchtige, reich vergoldete Kassettendecke, die ebensowenig zu den romanischen Bogenfenstern paßt, wie der moderne Renaissance-Baldachin über dem gathischen Ciborium zu diesem. Bei den Restauratiansarbeiten scheint man sich über die Baustile und ihre Bedeutung durchaus nicht klarer gewarden zu sein, als man es zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts war, wo Valkmann und mit ihm auch Moritz San Paalo fuori für eine Basilika „von gathischer Bauart" hielten. Für Gaethe mußte der Besuch dieser Kirche schon deshalb von großer Bedeutung sein, weil es die einzige früh christliche war, die er auf seiner Reise zu sehen Gelegenheit hatte. Ravenna, wo sich auf diesem Gebiete die interessantesten Studien machen lassen, wurde von ihm ja nicht berührt. Der äußere Charakter von San Paola sowie die Umgebung haben im letzten Jahrhundert nur unwesentliche Veränderungen erlitten. Die ganze Gegend trägt den Stempel namenloser Oede und Ungastlichkeit. Desto erfreulicher wirkt ein Blick in den anmuthig phantastischen Kreuzgang des zu der Kirche gehörigen Klosters. Hinter den seltsam gewundenen und geflochtenen Säulchen blüht ein märchenhafter Blumenflor, und aus dem satten glänzenden Laube lacht die Orange. Aber auch hier herrscht Todtenstille, denn bei Beginn der warmen Jahreszeit ziehen sich die Mönche, um dem Fieber zu entgehen, in die Stadt zurück. — Eine halbe Stunde hinter San Paola liegt inmitten bläulicher Eucalyptus-Wäldchen das Trappisten-Kloster alle tre fontane, ein Fort gegen die Angriffe des Fiebers, das aus den Niederungen des Tibers allsommerlich gegen die ewige Stadt heranzieht. Mit seinen drei Kirchen, von denen eine, San Paalo alle tre fontane, sich über den drei Quellen erhebt, die, der Legende nach, beim Aufhüpfen des abgeschlagenen Apostelhauptes entstanden, mit seinen Oekanomiegebäuden und Gärten bildet das Kloster einen ansehnlichen Häusercomplex von durchaus freundlichem Ansehn. Nichts läßt den Besucher dieser Campagna-Idylle ahnen, daß ihre Bewohner Menschen sind, die längst mit dem Leben abgeschlassen haben und in ewigem Schweigen, von beständiger Todesgefahr umgeben, durch systematische Anpflanzung der schnell wachsenden Eucalyptus-Bäume dem Boden die verderbenbringende Feuchtigkeit entziehen und dadurch das Fieber Schritt var Schritt zurückdrängen. Goethe erwähnt die zu seiner Zeit wohl noch von Cisterciensern bewohnte Abtei in seinen Berichten über den zweiten römischen Aufenthalt. „Ohnehin ist die Kirche niedrig gelegen," schreibt er, „und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervorbringenden Rohrbrunnen eine dunstige Feuchtigkeit. Das Innere steht wenig geschmückt und beinahe verlassen, nur für einen seltenen Gottesdienst reinlich, wenn gleich moderhaft gehegt und gepflegt. Was ihr aber zur größten Zierde dient, sind Christus und seine Apostel, die Reihe her an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Rafael's farbig in Lebensgröße gemalt. Dieser außerordentliche Geist hat jene frommen Männer, die er sonst am rechten Orte in versammelter Schaar als übereinstimmend gekleidet vorgeführt, hier, da jeder einzelne abgesondert auftritt, jeden auch mit besanderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn sich befände, sandern als wenn er, nach der Himmelsfahrt desselben auf seine eigenen Füße gestellt, nunmehr seinem Charakter gemäß das Leben durchzuwirken und auszudulden habe."

Man wird sich über die Feinheit dieser Beabachtung um so mehr wundern, als die betreffende Stelle affenbar erst später aus der Erinnerung niedergeschrieben ist. Die (übrigens schlecht restaurirten) Fresken befinden sich nicht in der Kirche der drei Brünnlein, sandern in San Vincenzo ed Anastasio, der zweiten Cultstätte des Klosters. Sie sind, wie sich aus der Technik unschwer erkennen läßt, nicht nach Rafael's Entwürfen selbst gemalt, die in der Sala vecchia dei Palafrenieri des Vaticans zur Ausführung gelangt, später aber unter den Malereien des Zuccheri verschwunden sind, sondern nach den Stichen Marc Antonio's nach jenen Entwürfen. Die „moderhafte Reinlichkeit" macht sich noch heute im ganzen Klaster geltend, selbst in dem wohlgepflegten Garten, dem die Eucalyptus-Bäume mit ihrem beständig fallenden und schnell ersetzten Laube sogar im Vorsommer ein herbstliches Aussehen verleihen. Seltsam nehmen sich die zahlreichen, van den Mönchen gesammelten Antiken aus, mit denen einer der längsten Wege des Gartens eingefaßt ist. Da lächelt das süße Marmarantlitz eines Venus-Torsas den jungen Laienbruder an, der den Rasenkranz betend mit niedergeschlagenem Blicke zwischen diesen trümmerhaften Zeugnissen heidnischer Lebensfreude auf- und niederwandelt. Den fremden Besucher packt an dieser Stätte ein eigenthümliches Gefühl der Verlassenheit, das gewöhnlich erst weicht, wenn ihm der Klosterapotheker schweigend aber mit behaglichem Schmunzeln ein Gläschen des berühmten, balsamduftenden Eucalyptus-Schnapses credenzt, der als bewährtes Heil- und Stärkungsmittel bei Fieberanfällen gepriesen wird. Von den kleinen Badenerhebungen, die das Klaster umschließen, kann man den vielfach gewundenen Lauf des Tibers fast bis zum Meere hin mit dem Blicke verfolgen. Die Landschaft wird immer öder, die Vignen verschwinden und das graue Schilf der Niederung dehnt sich über immer größere Flächen aus. Die wenigsten Besucher Roms werden diese letzte Strecke des Flusses in Augenschein nehmen, da man heute als Ziel eines Ausfluges nach der Seeküste nicht Ostia sondern das idyllisch gelegene Parta d'Anzia wählt, wa sich während der Sommermanate ein Badeleben im größten Stile entfaltet. Goethe sah das Mittelländische Meer zum ersten Male Anfang December 1786, und zwar unmittelbar an der Mündung des Tibers bei Fiumicina. „Neulich waren wir am Meere," berichtet er an Herder's Kinder, „und ließen

fischen. Da kamen die wunderlichsten Gestalten von Fischen und Krebsen zum Vorschein, auch der Elektrisir-Fisch, der, wenn man ihn anrührt, einen Schlag wie die Elektricität giebt." Der Zitterrochen, den Goethe Elektrisir-Fisch nennt, beschäftigte damals die Zoologen besonders lebhaft, obwohl die genauere Erforschung seiner Natur erst Geoffroy Saint-Hilaire und Humboldt vorbehalten war. Es ist zu bedauern, daß Goethe seinen Vorsatz, Ausführlicheres über diesen Fischzug zu schreiben, aufgab. Moritz' Unfall mit dem Pferde hatte ihm den am Meere verlebten Tag gründlich verleidet.

Am dürftigsten sind Goethe's Nachrichten über seine Campagna-Wanderungen in südlicher Richtung. Nur mit drei Zeilen erwähnt er die Orte, die den Romfahrern aller Zeiten so bemerkenswerth waren. Und auch diese drei Zeilen müssen nur als Füllsel dienen. „Da ich das Couvert mache," schreibt er am 10. Nov. 1786 an Herders, „verdrießt mich's soviel weiß Papier fortzuschicken, und doch ist's schon späte. Heut hab ich die Nymphe Egeria besucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerstörten Grabstätten längst der Via Appia und das Grab der Metella, das einem erst den Begriff von solidem Mauerwerk giebt." Das Nymphäum, eine gemauerte Grotte mit dem verstümmelten Bilde einer Brunnengottheit, trägt den Namen der Egeria, weil diese Nymphe der Sage nach hier den König Numa Pompilius zu geheimen Berathungen empfing. Noch immer sprudelt in der Grotte ein eiskalter Quell, der sich jedoch bald in einem mit Schilf und Farnen überwucherten Sumpfe verläuft. Hinter der Grotte erhebt sich ein Hügel, der heute nur noch kümmerliche Reste des Eichenwaldes trägt, den wir auf dem prächtigen Gemälde Schirmer's im Leipziger Museum bewundern. Dagegen dürfte die Scenerie der Via Appia mit ihren antiken Gräbern, unter denen der gewaltige, im Mittelalter mit einer Zinnenkrönung versehene und von den Gaëtani als Burg benutzte Grabthurm der Cäcilia Metella besonders hervorragt, unverändert geblieben sein.

Merkwürdig bleibt es, daß Goethe nirgends der Callistus-Katakomben Erwähnung thut, die damals wenigstens zum Theil schon erforscht waren. Aber auch die übrigen Reiseberichte jener Zeit gedenken ihrer kaum oder gar nicht; eine Thatsache, die sich nur durch die Geringschätzung erklären läßt, mit der die begeisterten Verehrer des classischen Alterthums die Anfänge der neuen Weltreligion betrachten zu müssen glaubten.

Bücherbesprechungen.

— E. G. Steude, Christentum und Naturwissenschaft. Gütersloh, Bertelsmann, 1895. 2,40 ℳ, geb. 3 ℳ — Christenthum und Naturwissenschaft! wird Mancher nicht schon über den Titel des Buches den Kopf schütteln? Wie kann man noch daran denken, beide durch eine logische Copula zu verbinden? Unsere zukünftige Weltanschauung muß und wird atomistisch sein, so verkündet der Eine; Geist ist Natur unter der Controle des Bewußtseins, so toastet der Andere. Gemach, der Verfasser will keinen Bund mit einer Weltanschauung, welche außer Stoff und Kraft nichts kennt; er weist die Möglichkeit desselben von vornherein ab. Er sucht Verständigung mit Denen, welche die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntniß zugeben und jenseits der Berge unserer Sinnenwelt auch noch Jemand wohnen lassen. Er wendet sich an die Vertreter der Naturwissenschaft, welche gegenüber den sieben bekannten Welträthseln: Entstehung der Atome, Wesen derselben, Grund der ersten Bewegung, Wirkung der Atome auf einander, Entstehung des organischen Lebens, sowie der Empfindung, Einheit des Bewußtseins, mit dem ignoramus et ignorabimus Dubois-Reymond's sich bescheiden. Ihnen bietet das Christenthum den Glauben an den Schöpfer Himmels und der Erden als Voraussetzung und als Finalthema aller Wissenschaft. In klarer, besonnener, oft neuer Weise werden die Grundzüge der Apologetik von den genannten Gesichtspunkten aus aufgestellt. Wir können nicht auf Einzelheiten der ganz vortrefflichen Schrift eingehen. Hervorgehoben sei nur der berechtigte Protest gegen die Anmaßung der Bildungsphilister und der Modernen, die, mit Büchner's Kraftsuppe genährt oder von Nietzsche's Uebermensch geschmeichelt, dem Ewigen gram sind. Für eine neue Auflage empfehlen wir, Wiederholungen zu vermeiden. Die Urzeugung wird unheimlich oft besprochen, das lange Citat S. 110 taucht S. 188 wieder auf. Die Form ist sehr ansprechend: vornehm, aber allgemein verständlich. J. J.—

— Rolandslied. Uebersetzt von G. Schmilinsky. Nr. 907—908 der Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. Preis 50 ₰, gebd. 75 ₰. — Das Rolandslied, das wichtigste Ereigniß des Sagenkreises Karl's des Großen, verdiente es wohl, durch eine billige Volksausgabe auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Der edle Markgraf der Bretagne, der getreue Paladin des großen Kaisers, war ein Liebling der mittelalterlichen Volkssage. Das zeigt die vielgestaltige Ueberlieferung seiner Heldenthaten im Kampfe gegen die heidnischen Sarazenen und seines Heldentodes im Thale von Roncevalles. Die Ausgestaltung der Sage ist wohl zweifellos auf deutschem Boden erfolgt, fränkische Sänger priesen ihn zuerst in ihren Liedern. Ihre epische Geschlossenheit und künstlerische Abrundung aber fand sie in Nordfrankreich. Von dort ist dann la chanson de Rolande wieder nach Deutschland zurückgewandert, bereits im zwölften Jahrhundert. Das Ruolandes liet des Pfaffen Konrad ist jedoch für heutige Leser schwer zugänglich und auch nicht eben ganz leicht verständlich. Darum ist eine neue wohlfeile Uebersetzung dankbar zu begrüßen. Schmilinsky bemüht sich, den Geist und Ton der alten Dichtung möglichst treu wiederzugeben; er behält die Assonanz bei und schließt sich auch sonst in der Form — Eintheilung in Tiraden, Einschnitt nach der zweiten Hebung — genau an das altfranzösische Vorbild an. Das giebt der Sprache allerdings zunächst etwas Befremdendes. Aber man lasse sich dadurch nicht abschrecken, man liest sich bald ein und gewöhnt sich an die eigenthümliche Metrik. R. B.

— Vilmorin's Blumengärtnerei. Beschreibung, Cultur und Verwendung des gesammten Pflanzenmaterials für deutsche Gärten. Dritte, neubearbeitete Auflage mit 1000 Holzschnitten im Text und 400 bunten Blumenbildern auf 100 Farbendrucktafeln. Unter Mitwirkung von A. Siebert, Direktor des Palmengartens zu Frankfurt a. M., herausgegeben von A. Voß in Berlin, früherem Institutsgärtner in Göttingen. Berlin 1896. Paul Parey. Lieferung 31—50. — Nunmehr ist vorliegendes Riesen-Gartenbauwerk, welches gegenwärtig in Deutschland nicht seines Gleichen hat, vollständig und das bildet gewissermaßen ein bedeutungsvolles Ereigniß für alle Kreise deutscher Gartenbaujünger, die sich dieser neuen Erscheinung auf Gartencultur-Literaturgebiete herzlich zu freuen alle Ursache haben. Es ist erstaunlich, welches kolossale Arbeitsmaterial in sämmtlichen 50 Lieferungen dieses großartigen Buches bewältigt worden ist und wie es möglich war, solches in der verhältnißmäßig nur allzu kurz erscheinenden Zeit von ca. 6 Jahren fertig zu bringen, denn das, was wir auf den ungefähr 1500 Seiten Text publicirt hier vorfinden, erscheint während eines langen, arbeits- und mühereichen Lebens kaum leistungsmöglich. Der die Lieferungen 1 bis 39 umfassende erste Band von „Vilmorin's Blumengärtnerei" neuester Auflage beschreibt, nach Familien und Gattungen systematisch geordnet, nicht weniger als 245 Familien, 1474 Gattungen und 4094 Species aller für deutsche Gärten in Betracht kommenden Freiland-, Kalt- wie Warmhauspflanzen in ganz unvergleichlicher Weise und giebt über aller dieser Gartengewächse verschiedenartigste Cultivirungsweisen durchweg vortrefflichste und völlig Kenner wie Laien befriedigende Auskunft. Der 2., aus den übrigen 10 Lieferungen gebildete Band des hier besprochenen Werkes enthält die Capitel: 1) Grundzüge der Gartencultur, 2) Benennung und Eintheilung der Pflanzen, 3) Botanisch-gärtnerische Kunstausdrücke, 4) Bestimmungsschlüssel, 5) Blüthenfarbe- und Saison-Tabelle, 6) Gruppirungen, 7) Bepflanzung u. s. w., welche sämmtlich nicht weniger mustergiltig ausgearbeitet wurden, als die des ersten Bandes. Auf beide Bände vertheilen sich die 100 Farbendrucktafeln mit ihren 400 meist prächtigen, sehr naturgetreuen Abbildungen der wichtigsten im ganzen Werke beschriebenen Gartenculturgewächse und die 1000 nicht minder vorzüglich ausgeführten, sehr schönen und deutlichen Text-Holzschnitte. Unstreitig bildet die Herausgabe der 3. Auflage von „Vilmorin's Blumengärtnerei" eine der verdienstvollsten Thaten auf Gartenbaugebiete, zu deren bewundernswerthem Gelingen man Herausgeber, Verleger und Mitarbeitern dieses Werkes nur aufrichtig Glück wünschen kann.

Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 35. Sonnabend, den 21. März. 1896.

Gerlach Petersen, ein zweiter Thomas a Kempis.

Die höchste Stufe, die die Frömmigkeit des Mittelalters erreicht hat, ist die sogenannte Mystik, d. h. eine Art von Religiosität, die sich ganz von der Welt, von den Dingen und Menschen der sinnfälligen Umgebung, den Rücksichten auf sie und den Beziehungen zu ihnen loszumachen strebt und ausschließlich auf das Ziel der Vereinigung mit Gott gerichtet ist, nur ihn sehen, erkennen, lieben will. Alles Uebrige zu vergessen, in unendlicher Liebe mit Gott ein Geist, ein Wesen zu werden, in ihm unterzugehen, wie wenn man in einem unergründlichen Meer von Licht und Wonne versänke, das war das Höchste, was der Mystiker erreichen konnte. Als die Hierarchie etwa ums Jahr 1326 begann, die mystische Bewegung an Rhein und Donau, im Centrum deutschen Geisteslebens, zu unterdrücken, flüchtete sie sich in die Niederlande. Hier wurde sie hauptsächlich in den an den Namen des Gerhard Groot sich anknüpfenden Vereinigungen der Brüder vom gemeinsamen Leben und der Augustinerchorherren der Windesheimer Congregation gepflegt. Die schönste Blüthe der Frömmigkeit dieser Kreise ist „het gulden boekje", die Thomas von Kempen zugeschriebene imitatio Christi. Ganz denselben Geist wie dieses Buch athmen die Schriften des Gerlach Petersen, den man deshalb, obgleich er gerade 60 Jahre vor jenem ins Grab sank, den zweiten Thomas a Kempis genannt hat. Bei uns sind seine Schriften, ja ist sein Name noch fast ganz unbekannt, — er hat es nicht verdient: die Frömmigkeit, die er seinen Schriften eingehaucht hat, dringt ebenso aus dem unerschöpflichen Born lebendiger, innerer Erfahrung hervor, ist ebenso rein und wahrhaftig und schlicht, wie diejenige, die der Verfasser der Nachfolge Christi mit seinem Herzblut niedergeschrieben hat.

Gerlach Petri wurde geboren zu Deventer im Jahre 1378. Von seinem Vater wissen wir nichts; er wird früh gestorben sein. Seine Mutter hieß Gesa oder Gijze; sie gehörte zu den Devoten, wie man damals in den Niederlanden die Stillen im Lande, die „Frommen", die Pietisten, nannte. Zum Ausbau des Klosters Windesheim schenkte sie 200 rheinische Gulden; sie wird demnach vermögend gewesen sein. Als Gerlach zum Jüngling heranreifte, nahm ihn Florentius Rodewyn's Sohn, der Gerhard Groot's Werke fortführte, unter seine Schüler auf. Der Umgang mit diesem ausgezeichneten, immer von einer stillen, sich gleich bleibenden Heiterkeit und liebenswürdigen Bescheidenheit beseelten Manne machte auf unsern Gerlach den allertiefsten Eindruck. Wie innig Florentius von seinen Schülern geliebt und verehrt wurde, davon redet noch manches rührende Zeugniß zu uns. Thomas a Kempis erzählt: „So oft ich meinen Herrn Florentius im Chore stehen sah, scheute ich seine Gegenwart wegen seiner ehrwürdigen Erscheinung so sehr, daß ich nie zu sprechen wagte, wenn er auch nicht umherblickte. Einstmals stand ich im Chor in seiner Nähe, und er wandte sich mir zu, um mit aus meinem Buch zu singen; wie er mir nun die Hände auf die Schultern legte, da stand ich wie angewurzelt und wagte nicht, mich zu regen, vor Erstaunen über die mir widerfahrene Ehre." Florentius gewann Gerlach ganz besonders lieb. Er führte auch das Ereigniß herbei, das sein ganzes weiteres Leben bestimmen sollte.

Wir wissen, daß die Geistlichkeit am Ende des Mittelalters das Volk zu eifriger Betheiligung an den feierlichen Gottesdiensten der kirchlichen Festtage dadurch zu bewegen suchte, daß sie mit den Gottesdiensten Aufführungen geistlicher Schauspiele verband, in denen die Priester und Scholaren, als Weise aus dem Morgenland, Apostel, Märtyrer, als Abraham, David, Herodes &c. auftraten. Auch die Kanoniker von St. Lebuin in Deventer glaubten durch solche Aufführungen den Glanz der kirchlichen Feierlichkeiten zu erhöhen, und die Brüder vom gemeinsamen Leben, Florentius an der Spitze, betrachteten sie als ein treffliches Erziehungsmittel für ihre Schüler. Sie wußten sie zu benutzen, um jugendlich-naiven, der Welt sich eben ahnungsvoll erschließenden Herzen bei solchen Gelegenheiten einen unauslöschlichen Eindruck beizubringen. Dies erfuhr denn auch Gerlach. Auf Mariä Lichtmeß hatten die Kanoniker von St. Lebuin eine große Schaustellung in der Kirche geplant. Gerlach sollte die vornehmste Rolle dabei spielen. Er war schön von Antlitz und Gestalt und deshalb dazu ausersehen, die Jungfrau Maria darzustellen und das Jesuskind am Altar Gott darzubringen, zu „opfern". Bevor die Geistlichen und Scholaren in glänzender Prozession die Kirche betraten, hatte Florentius den Jüngling bei Seite geführt und ernster und eindringlicher denn je ihn ermahnt, dem Herrn sein ganzes Leben zu weihen. Wenn er im Chor am Hochaltar das Jesuskindlein opfere, sollte er sich selbst dem Herrn zum Opfer darbringen und das Gelübde fortwährender Reinheit ablegen. Florentius wollte ihn aus der Mitte der Zuschauer beobachten, und Gerlach's Niederknien bei der Opferhandlung sollte das Zeichen sein, daß er seines Meisters Mahnung befolge. Mit brennendem Herzen, wie uns berichtet wird, trat Gerlach in der Schaar der Kleriker über die heilige Schwelle. Auf den Altären flammten die Kerzen und beleuchteten die altersgeschwärzten holzgeschnitzten Heiligengestalten; wenn das unstät flackernde rothe Licht auf sie fiel, schien es, als wollten sie sprechen, segnend die Hände erheben. Lautlos, dicht gedrängt erfüllte die Menge das in geheimnißvolles Dämmern getauchte Schiff, Weihrauch stieg in blauen Wolken langsam in die Höhe — da begann das feierliche Schauspiel. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte Florentius alle Bewegungen Gerlach's. Endlich war der wichtige Zeitpunkt gekommen, der Jüngling stieg die Stufen zum Hochaltar empor — und vom Schauer der Andacht überwältigt sank er in die Knie. Als Florentius dies sah, ward er so froh in seinem Herzen, daß er sang: Te Deum laudamus! In diesem Augenblick war über Gerlach's Lebensschicksal entschieden. Das abgelegte Keuschheitsgelübde band ihn für immer an die Genossenschaft der Brüder oder an den Stand der Mönche oder Priester. — Von der wissenschaftlichen Bildung, die Gerlach in der Schule zu Deventer empfing, wissen wir nichts Besonderes. Den Hauptgegenstand des Unterrichts bildete das Erlernen der lateinischen Sprache, daneben wurde die Bibel, wurden die guten, altehrwürdigen Kirchenväter eifrig gelesen. Man hat sich früher vielfach ein zu günstiges Bild von den Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben gemacht. Man hat gemeint, es habe da schon etwas von der frischen halbmodernen Lebensauffassung des Humanismus pulsirt, es habe da ein begeistertes Vorwärtsstreben, ein fröhliches, gesundes Sichausleben geherrscht. Das Gegentheil ist der Fall gewesen. Ein düsterer Ernst hauste in diesen Schulen, lagerte sich mit bleiernem Druck auf die Kindergemüther und verhinderte jede freie Entwickelung ihrer Willens- und Verstandesregungen. Kein unnützes Wort war gestattet, damit war aber auch jede harmlose Unterhaltung, jede naiv-behagliche Aeußerung verboten. Einmal sah einer der Scholaren in der Zwischenstunde zum Fenster hinaus und gestattete sich die unschuldige Bemerkung: „Es hagelt!" Sofort fielen die Mitschüler über ihn her und verwiesen ihm das „unnütze Wort". — Die Tugenden, zu denen die Schüler in erster Linie erzogen werden sollten, waren Demuth und Gehorsam. Man bediente sich dabei oft brutaler Mittel, und unter „Demuth" verstand man die Unterdrückung jeder, auch noch so berechtigten Selbstachtung. Um ihnen jede Spur der „Eitelkeit", des „Uebermuths" auszutreiben, ließen ihnen z. B. die Rectoren mit Vorliebe schlechte und nicht passende Kleidungsstücke geben. Da mußte z. B. einer ein zu langes Untergewand,

eine zu kurze Jacke voll von Flicken in allen Regenbogenfarben und eine alte abgerissene Kapuze, die aus verschiedenfarbigem Tuch zusammengenäht war, tragen. Die Rectoren gingen allerdings in der ostentatioen Vernachlässigung der äußeren Erscheinung mit gutem Beispiel voran. Der zweite Rector des Bruderhauses in Zwolle z. B., Hendrik van Herveen, trug Leibwäsche, die so abgenutzt und löcherig war, daß sie, wie unsere Chronik drastisch sich ausdrückt, eher dazu taugte, als Mehlsieb zu dienen, als den Leib zu wärmen. Seine Oberkleider trug er bis auf den letzten Faden ab. Einst war ein großer Riß darin; er aber nähte ihn eigenhändig mit Pechdraht zusammen und ging ruhig so auf die Straße. Ein anderes Mittel, die Jünglinge zur Demuth zu erziehen, war, daß man entehrende Strafen über sie verhängte, bisweilen ganz ohne Grund; so gab Florentius einmal dem Johannes Voß, als dieser von einem Freunde Besuch hatte, höchst unmotivirter Weise eine Ohrfeige, „weil es einem stolzen Sinn weh thun mußte, so geschlagen zu werden im Beisein eines Freundes aus der Welt“. Oder man zwang die jungen Leute zu niedrigen Dienstleistungen, Wasser im Flusse zu schöpfen, zum Krämer zu gehen u. s. w. Hand in Hand damit ging die Erziehung zum Gehorsam. Augenblicklich, ohne Widerrede und Ueberlegung mußten die Brüder gehorchen. Ein Rector stellte einst einem Laienbruder das Zeugniß aus: „Wenn ich ihm befohlen hätte, seine beide Beine abzuschneiden, er hätte es gethan.“ — Es war in den Schulen der Brüder Brauch, daß, nachdem man sich lernend den Stoff zu eigen gemacht hatte, nun auch lehrend ihn den jüngeren Kameraden vortrug und so sich nur noch vertrauter mit ihm machte. Gerlach ist wohl nie als Lehrer thätig gewesen. Daran verhinderte ihn der starke Zug zur Zurückgezogenheit, zur Beschaulichkeit, zum Andern aber seine große Kurzsichtigkeit. Anfangs mag er schwer unter dieser Schwäche geseufzt haben, aber dann ergab er sich darein, und, wie alle Leiden, wurde sie ihm eine Quelle von Kraft und Frieden. In einer seiner Schriften, im Breviloquium, finden wir folgende Stelle: „Sei nie niedergeschlagen oder verwirrt wegen unheilbarer leiblicher Schwäche, die von Gottes wegen oder durch seine Zulassung dich trifft, sondern rühme dich dessen innerlichst als verborgener, specieller Gnadengaben Gottes und halte dich für unwürdig solcher Vorzüge. Denn nicht Alle sind würdig, solche Geschenke zu empfangen, denn Gott züchtigt nur diejenigen, die er lieb hat. Diejenigen, die solches erdulden, werden dem Sohne Gottes enger und vertrauter verähnlicht, dessen ganzes Leben ein Sterben war, Kreuz und Martyrium . . . Wer von Gottes wegen Schwäche zu leiden gewürdigt wird, soll sie für seinen größten Reichthum halten. Mit Laurentius soll er Gott Dank sagen aus tiefstem Herzensgrund: Ich danke meinem Gott, daß ich sein Opfer habe sein dürfen. Mit dem Pharisäer soll er — allerdings in veränderter Form — Gott danken: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht wie die übrigen Menschen bin, wohlgestaltet, stark, reich und durch Weltklugheit ausgezeichnet, sondern daß ich ein Wurm bin, kein Mensch, verhöhnt von den Menschen, die dein Kreuz nicht lieb haben, verworfen vom Volk, das Wohlleben und Lust für sich begehrt. Mit Paulo, der Trübsal am Fleisch litt, soll er mit Recht sich rühmen dürfen: Ich will mich rühmen meiner Schwäche, damit die Kraft Christi in mir wohne. . . Was führt den Menschen so zu vertrautem Verkehr mit Gott als leibliche Schwäche? Denn wenn die Seele Ruhe und Trost in der Sinnenwelt sucht und dafür nur Trübsal und Schmerz findet, wird sie da nicht getrieben, in sich selbst zurückzukehren, um da Trost und Frieden zu finden, wie die Taube Noah's in die Arche zurückkehren mußte, weil ihr Fuß keine Ruhestätte fand? Wird der Baum, dessen Aeste ringsum an weiterer Ausbreitung gehindert werden, nicht gezwungen, in die Höhe zu gehen? Wer also, der dies recht versteht, sollte je noch über leibliche Schwäche, die Gottes Liebe ihm beschieden hat, murren oder sich ihrer schämen?“ — Bald nach dem Tode des Florentius (im Jahre 1400) trat Gerlach ins Kloster Windesheim ein. Die Empfehlung seines Meisters und der gute Ruf, der ihm vorausging, bereiteten ihm hier einen freundlichen Empfang, und sehr bald hatte er sich die Achtung und Zuneigung aller Brüder erobert. Sein bester Freund wurde der viel ältere Johannes Scutken. Gerlach schenkte ihm sein volles Vertrauen und erkor ihn zu seinem geheimen Rathgeber (consiliarius), zu dem er in allen Anfechtungen seine Zuflucht nahm und dessen Mahnungen er unbedingten Gehorsam entgegenbrachte. — Gerlach wird uns geschildert als ein Jüngling von schlankem Wuchs, mit einem ernsten und engelhaften Antlitz, ruhig in seinem Benehmen, süß und vorbildlich in seiner Rede. Erst nach drei Jahren wurde er zur Einkleidung und zum Ablegen der drei Mönchsgelübde zugelassen. Es ist schon erwähnt worden, daß er an Kurzsichtigkeit litt. Sie verhinderte ihn, beim Chordienst den Text und die Noten der Chorbücher zu erkennen, die wegen ihrer Größe und Schwere auf Pulte gelegt werden mußten. Die Mönche fürchteten, er möchte daher immerdar für ihre erhabenste Function, eben den Chordienst, untauglich bleiben, und zögerten, ihn in ihren Bund aufzunehmen. Da schaffte Gerlach's Freund, Johannes Scutken, Rath. Zusammen mit dem Prior und einem Laienbruder schrieb er in den freilich gar kärglich bemessenen Freistunden die nöthigen Meßbücher ab in Pergamenthefte, die so leicht und klein waren, daß der Kurzsichtige sie beim Chordienst in der Hand halten konnte. Nun stand seiner Einkleidung nichts mehr im Wege. Nachdem er noch kurz vorher zum Priester geweiht war, durfte er am St. Andreastage 1403 in der Klosterkirche vor dem Hochamt die Gelübde ablegen. Der Prior zog ihm das weltliche Gewand aus unter den Worten: „Der Herr thue von dir den alten Menschen mit seinen Bethätigungen“ und legte ihm dann das Ordenskleid an mit den Worten: „Und er ziehe dir den neuen Menschen an, der nach dem Bilde Gottes geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ — Das Tagewerk der Mönche von Windesheim war überaus eintönig und anstrengend. Wir wollen in Gedanken einen Tag an Gerlach's Seite verleben. Er bekleidete längere Zeit das Amt eines Sakristans. Als solchem lag ihm die Aufbewahrung und Instandhaltung der Altargeräthe, der Chor- und Meßbücher, der heiligen Gewänder und Tücher, der Sorge für Ordnung und Sauberkeit der Kirche ob, besonders aber war damit auch die Pflicht verbunden, zu den verschiedenen Betstunden und zum Gottesdienste die kleine hellstimmige Klosterglocke zu läuten. Die erste Betstunde begann um Mitternacht. ¼12 Uhr und dann noch einmal kurz vor 12 Uhr hatte Gerlach dazu zu läuten. Sofort erhoben sich die Chorherren von ihren harten Lagerstätten — sie mußten immer in voller Kleidung zu Bett gehen; nur wer gebadet hatte oder krank war und einer Schwitzkur sich unterziehen sollte, durfte nach Erlaubniß des Priors die Kleider vorher ablegen. Rasch begaben sich die Mönche in die Kirche — schon flimmern die Kerzen durch die schmalen Rundbogenfenster in das Dunkel der Nacht — bald hörte man den dumpfen Gesang der Mönche erschallen. Nach dieser ersten Betstunde, der Matutin, war eine Stunde dem Abschreiben der Bücher gewidmet. Meistens schrieben die Mönche für den eigenen Bedarf, demnächst für ihre Bibliothek, ganz ausnahmsweise für den Verkauf. Dann begaben sie sich nochmals zur Ruhe. Indessen nach wenigen Stunden mußte Gerlach wieder die Glocke ziehen. Im Winter und an allen hohen Festen um ½6, von Ostern bis 14. September um 5 Uhr, hatte er zur Prima zu laden. Danach durften die Mönche sich mit Bücherabschreiben oder wissenschaftlicher Arbeit beschäftigen. Etwas nach 7, zum 2. Male nach ½8, wurde zur Terz geläutet, an die sich der gewöhnliche tägliche Gottesdienst und die Sept schloß. Erst nach 10 Uhr war der Gottesdienst beendet, an den Festtagen sogar erst um 11, in der Quadragesimalzeit erst gegen 12. Durchschnittlich waren die Mönche täglich über 4 Stunden in der Kirche beschäftigt. Dann erst fand die Mittagsmahlzeit statt — bis dahin mußten die Mönche nüchtern bleiben. Das Essen war sehr dürftig. Brod, Gemüse, Getränke bekam Jeder in bestimmten kleinen Portionen zugemessen. Größtmögliche Einfachheit war der Grundton der Lebenshaltung in Windesheim. Gerlach's Prior stellte auf dem Todtenbette drei Bitten an die jammernd ihn umstehenden Brüder: sie möchten hinfort bei ihren Mahlzeiten nicht zinnerne, sondern hölzerne Schüsseln in Gebrauch nehmen, ihre Kleider selbst flicken und nicht auf Pferden reiten. Uns will es fast lächerlich erscheinen, daß ein Sterbender als letzte Wünsche solche Trivialitäten vorträgt. Aber den Windesheimer Regularkanonikern galt eben Einfachheit in der ganzen äußerlichen Lebensführung als nothwendiges Correlat, als unerläßliche Bezeugung nach außen der inneren Einfalt, Anspruchslosigkeit, Weltabgeschiedenheit. — Bis zur Vesper, zu der um 3 bezw. ¼4 geläutet wurde, war Arbeitszeit. ½5 fand dann das Completorium statt, danach das Abendessen, an dessen Stelle an den Fasttagen ein bloßer Abendtrunk trat. Darauf begaben sich die Mönche in ihre Zelle, wo sie der Betrachtung oblagen und um 7 Uhr sich zur Ruhe begeben mußten. Gerlach hielt sich fern von Uebermaß und Uebertreibung in der Askese. Die Windesheimer Chronik erzählt

von ihm: „Wenn er im Speisesaal am Tische saß, da war er immer ganz und gar Gott und dem vorgelesenen Schriftabschnitt zugewandt, nichtsdestoweniger ließ er äußerlich sich's ganz vortrefflich schmecken, weil er vielfach erprobt hatte, daß, wenn der Körper durch übertriebene Enthaltsamkeit geschwächt und der Kopf infolge davon verwirrt ist, der Geist ganz an innerlicher Betrachtung gehindert ist." Besonnenheit und Mäßigung bekunden auch folgende Regeln, die er im Breviloquium giebt: „Wenn aufgestanden werden soll, steh schnell und unverdrossen auf, denn du mußt wissen, daß du durch den Schlaf viel versäumt hast an innerlichem Wachsthum. Bekreuzige dich und wirf damit alle eitlen Einbildungen, alle Täuschungen und Traumbilder Satan's ab. Freue dich von ganzem Herzen, daß dir ein Tag aufgegangen ist, an dem du viel Fortschritte in Erkenntniß und Liebe zu Gott und dem Nächsten und anderen Tugenden wirst machen können. — Zur Zeit wo man schlafen soll, bemühe dich auch wirklich zu schlafen und banne aus deinem Gedankenkreise alle eingebildeten Phantasien und bisweilen auch gute Gedanken. Sage dir's immer wieder: Alles hat seine Zeit: Wachen, Schlafen, Arbeiten, Ruhen. — Beim Essen hüte dich, außer wo du's mußt, vor Absonderlichkeiten. Von Allem, was aufgetischt ist, iß und trink, so viel auf dich kommt und du Appetit hast. Hüte dich jedoch vor dem Zuviel! Auch wenn du keinen Appetit hast, zwinge dich zum Essen, zu Lob und Preis Gottes, um nämlich dich als das Werkzeug Gottes am Leben zu erhalten! — Lies nie zu lange in einer Tour, sondern laß dich durch das Lesen zum Gottverlangen anregen, unterbrich das Lesen öfters durch kurzes Beten, oder, indem du etwas von dem Gelesenen aufzeichnest, präge es dir ein, oder suche leise und demüthig vor dich hin oder betreibe dem Aehnliches." Es stimmt hiermit, wenn er durch Versuchungen sich nicht weiter aufregen ließ, sondern sie mit Nichtbeachtung, mit Verachtung strafte und sie einfach dem Teufel zur Last legte. „Mit schlimmen Phantasien," so räth er, „die infolge von Kopfweh oder durch Teufelstrug dich befallen . . ., laß dich unter keiner Bedingung in Kampf ein, sondern demüthig deine Unreinheit bekennend und andern Dingen deine Aufmerksamkeit zuwendend kehre in Einfalt dein Herz ab und kümmere dich nicht weiter darum." Genau diese Praxis befolgte übrigens auch Gerhard Groot. — Dabei darf man jedoch nicht denken, daß Gerlach irgend etwas Philiströses an sich hatte. Im Gegentheil — eine ganz besonders innige, schwungvolle, bis zur seligen Verzückung gesteigerte Frömmigkeit zeichnete ihn aus. Johannes Ruysbroek, der Vertreter der niederländischen Mystik, hat uns die äußern Zeichen der Ekstase, wie sie dem Mystiker als höchstes Ziel vorschwebte, die Symptome der geistigen Trunkenheit, wie er sich treffend ausdrückt, klar beschrieben: „Die geistige Trunkenheit," so sagt er, „bewirkt am Menschen mancherlei fremdartiges Gebahren. Etliche macht sie singen und Gott preisen, Andere läßt sie Thränen vergießen vor Ueberschwenglichkeit des Gefühls, etliche macht sie unruhig, so daß sie laufen, springen, jubiliren müssen, etliche packt sie so sehr, daß sie in die Hände klatschen." Gerlach Petri gelang es oft, diesen Gipfel der Andacht zu erklimmen. Beim Te Deum und andern frommen Gesängen fühlte er sich so emporgezogen von Himmelssehnsucht, daß seine Fußsohlen kaum den Boden zu berühren schienen. Wenn die Brüder längst den Chor verlassen hatten, blieb er, wozu er als Sakristan berechtigt war, in der Kirche zurück; die Hände hoch erhoben, die Augen gen Himmel gerichtet, mit seltsamen Bewegungen und Gesticulationen den Chor durcheilend, pflegte er den Geist der Andacht, mit dem er berauscht war, „ausströmen zu lassen". Bisweilen überkam ihn die Gnade Gottes ganz plötzlich, z. B. wenn er mit ein paar Genossen im Klosterhof auf- und niederging. Dann pflegte er rasch zu sagen: „Brüder, zur Zelle muß ich zurückkehren, dort erwartet mich Jemand" — er meinte, fügt die Chronik hinzu, seinen Bräutigam Jesus, dessen süßen Umgang, dessen traute Unterhaltung er oft genoß. In der Einsamkeit der Zelle fühlte er sich überhaupt am wohlsten. Er sagt einmal: „Schweige gern, sei gern allein und in der Zelle, tritt in sie ein wie in ein irdisch Paradies, wie in den schönsten Zufluchtsort, wie in das Sprechzimmer des heiligen Geistes. In der Zelle, da spricht der Knecht Gottes oft vertraut mit seinem Gott wie ein Freund zu seinem Freunde." — Besonders wird Gerlach auch sein unterwürfiger Gehorsam gegen die Vorgesetzten nachgerühmt. Einst war ihm geboten worden, die Pferde von der Weide zu holen, und weil er nicht daran gewöhnt war, wußte er mit den Hunden nicht umzugehen; sie wollten ihm nicht folgen, sondern bellten ihn grimmig an und wollten ihn beißen. Da sprach er zu ihnen: „Ich soll gehorsam die Pferde von der Weide holen. Wollt ihr's nicht leiden, so geht ihr hin und holt sie!" „Und sogleich gingen die Hunde hin, holten die Pferde und trieben sie vor die Klosterpforte." — Die letzten Jahre seines Lebens hatte Gerlach entsetzlich zu leiden unter einer überaus schmerzhaften Krankheit, die in Windesheim geradezu epidemisch gewesen sein muß. Er aber ertrug die furchtbarsten Schmerzen, — es war ihm oft, als würden ihm die Glieder einzeln unter tausend Qualen aus dem Gefüge des Leibes gerissen, — mit großartiger Selbstbeherrschung und wunderbarer Geduld; ja er dankte Gott deswegen, weil er nur seinen liebsten Freunden solche Gastgeschenke als einzigartige Gabe zu reichen pflege; er fand selbst den Heldenmuth, über sein Leiden zu scherzen. Endlich am 18. Nov. 1411 schlug seine Erlösungsstunde. Die Windesheimer Chronik berichtet: „Als es zum Aeußersten mit ihm gekommen war und er mit den Sacramenten der Kirche versehen war und fühlte, daß der Tod herannahe, bat er die herumstehenden Brüder inständig, die Sterbeglocke zu läuten und die Genossen an sein Bett zum Abschiednehmen zu versammeln. Sie aber wollten das Läuten aufschieben, weil sie glaubten, dann müsse er gleich sterben. Als nun der Knecht Gottes sah, daß er in seiner letzten Weihestunde der Gegenwart seiner inniggeliebten Brüder entbehren müsse, drang er doch nicht darauf, verwirrte seinen Geist nicht, sondern wie ein rechter Jünger Christi, der sein Ich ertödtet hat und einfältiglich zu gehorchen weiß, blieb er in dieser letzten Noth unerschüttert, unterwarf sich in Demuth dem Willen der Brüder, er ward gehorsam bis zum Tode. Dann legte er die Arme ineinander, faltete die Hände, neigte das Haupt, entschlief in Frieden und beendigte so in wahrem Gehorsam und in heiliger Geduld selig seines Lebens Lauf." — Nach feierlichen Exequien wurde er vor der Thür zum Chor der Klosterkirche bestattet. Er war der erste Mönch von Windesheim, dem diese Ehre zu Theil wurde.

Wir fügen zum Schluß nur noch ein paar auf gut Glück aus seinen Schriften ausgewählte Stellen hinzu, die uns das Wesen seiner Religiosität enthüllen sollen: „Bei Allem, was von außen an dich herantritt, bemühe dich, ruhig zu bleiben; deine ganze sichtbare Umgebung sieh an als etwas, was dir fremd bleiben muß, und laß dich von außen her nicht im Geringsten erregen! — Bei jeder äußerlichen wie innerlichen Trübsal und Bedrängniß zieh dich stets ohne Sorge zurück auf deinen himmlischen Vater und Bräutigam, wirf alle Hoffnung und Sorge auf ihn, bekümmere dich nicht viel um Zukünftiges, was geschehen könnte, damit du nicht durch unnützes Sorgen gehemmt werdest am Fortschreiten in der Gegenwart. Der Herr, der von Ewigkeit her so heiß uns geliebt hat und so große Zeichen seiner Liebe uns gegeben, obendrein sich auch selbst ganz uns widmet, uns fortwährend bewacht, nie uns verläßt, bis hierher geholfen hat, wie könnte er's über's Herz bringen, einmal nicht für uns zu sorgen, uns zu versäumen? — In Allem, was mich trifft, was mich bewegt oder erregen kann, will ich immer das Ende im Auge behalten, d. h. bedenken, wie ich die Sache, die mich jetzt erregt, aufnehmen, mich zu ihr stellen würde, wenn ich im Augenblick von Gott abberufen würde. Ueberall, wo sich mein Ich als Hinderniß, Mittelding, Schleier zwischen Gott und mich stellt, da empfiehlt es sich, zu meinem Ich und jedem anderen Ding zu sagen: Weiche zurück, Satan, du bist mir ein Aergerniß Angesichts Gottes! — So oft ein an Gott gläubiger Mensch Regungen von Eigensinn und Stolz, von Sucht, Anderen zu gefallen, von Furcht, Anderen zu mißfallen, oder irgend welches andere Begehren in sich verspürt, wird er deutlich sehen, daß durch solche Erwägungen gewissermaßen ein Vorhang zwischen ihm und der Wahrheit ausgespannt ist; er wird fühlen, wie sein Zutrauen zu Gott sich mindert, und dies wird er so lange leiden müssen, bis seine Eitelkeit angesichts der göttlichen Wahrheit dahinschmilzt. Gewöhne dich, so oft du es kannst, dein Herz eifrig von zerstreuenden und entfremdenden Beschäftigungen abzukehren und deine Gedanken zu sammeln und aus innerstem Herzensdrang das eine, was noth thut, zu erwägen. Nach dem Maße deiner Fassungskraft, je nachdem dir die Offenbarung des Geistes beschieden ist, hange dem höchsten Gute an und ruhe ganz in ihm aus, aber ersehne auch aus tiefstem Innern die Gegenwart seines herrlichen Antlitzes und sein Offenbarwerden als die Stillung und Erfüllung all' unsres Sehnen und endliche Erreichung und Ergreifung alles Guten und seufze. . . ." Hier fällt

Gerlach aus dem schwerfälligen Gelehrtenlatein und dem rhetorischen Pathos in die allerschlichtesten Naturlaute der Sprache, die ihm seine Mutter gelehrt hat:

Och lieve, suete Heer,
Oft ick bij u weer,
Soo en beyheerde ick nit meer;
Want soo hadde ick alle goet ende eer,
Ende mijn begheerte dan al vervult weer.

Uns Evangelische berührt an Gerlach's Lehre besonders wohlthuend, einmal, daß die Heilsbedeutung der Person Christi nicht verflüchtigt ist, und zum Andern, daß die Weltflucht, die er als nothwendige Consequenz der „Gottinnigkeit" predigt, nicht ins Maßlose gesteigert und der irdische Mensch nicht, wie bei so vielen Mystikern, krampfhaft-gewaltsam verjenseitigt wird. Nur zwei Stellen zum Beweise: „Alle deine äußerlichen und innerlichen Bethätigungen richte ein nach dem Benehmen, dem Beispiele, der Lehre unseres Herr Jesu Christi, in welchem alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen; bei Allem, was du zu thun hast, magst du stehen allein oder mit Andern, sitzen, reden, schweigen, beten, arbeiten, immer blicke auf ihn und nimm dir ein Muster daran, wie er in der oder jener Lage sich benommen hat oder sich nach deiner Schätzung benommen haben würde; ihm strebe nach Kräften dich gleichzugestalten, indem du immer prüfst, wie ähnlich oder unähnlich, wie nahe oder weit du ihm bist mit deinen Bewegungen und Regungen! — Begehre und strebe zu gelangen zur wahren Herrlichkeit und Freude der Heiligen und Auserwählten Gottes, die darin besteht, daß sie innerlich und äußerlich Gott geeint und gleichgestaltet sind, kein Eigenthum besitzen, ohne Vorliebe für ein oder das andere Ding leben; sondern, wie Gott es mit ihnen fügt, so gefällt es ihnen am besten, sei es Trost oder Verzweiflung, Finsterniß oder Licht, Tod oder Leben. Aber noch bleibt ein anderer Weg zu gehen übrig, voll von Bedrängnissen und Trübsalen, noch viele Kämpfe und Prüfungen sind uns aufgespart. Der Herr Jesus hielt es geduldig aus dreiunddreißig Jahre lang, in deren Verlauf er nichts Süßes, nichts Erfreuliches, nichts von Milde und Bequemlichkeit erfuhr, sondern Schmähungen nur und Vorwürfe, Verkleinerung, Verwerfung — das liebte er, das lehrte er; wie der niedrigste aller Menschen diente er Allen, so weit er konnte. Er eilte nicht, einzugehen in seine Glorie; alle Trübsal und Bitterniß und Verlassenheit wollte er vorher durchkosten. So dürfen auch wir nicht blos dem Himmel entgegenstreben. Sonst werden wir des Lebens hienieden überdrüssig und müde. Ueber die Himmelssehnsucht hinaus soll der Wille Gottes in uns kräftig sein, daß wir hier, so lange er es will, tapfer und mannhaft uns auswirken und die Werke, die das Leben von uns fordert, vollführen und nicht den Ekel irgendwie sich unser bemächtigen lassen." —

Angesichts einer solchen Lichtgestalt aus dem katholischen Mittelalter muß sich uns Evangelischen die Erinnerung an einen Satz unseres Bekenntnisses aufdrängen:

Ich glaube eine heilige christliche Kirche. —mn.

Bücherbesprechungen.

— Meyer's Conversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Elfter Band. Langenbeck bis Mauri. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Auch der vorliegende Band legt wieder beredtes Zeugniß ab, mit welcher Sorgfalt und welchem umfassenden Blicke die Redaction dieses Riesenwerkes, umgeben von einem großen Stabe bewährter, sachkundiger Mitarbeiter, ihre schwere Aufgabe zu bewältigen versteht und folgerichtig bei Durchführung des von Anfang an wohlangelegten Planes zu Wege geht. Volksthümliche Darstellung, Zuverlässigkeit aller Angaben, soweit das eben möglich ist, Berücksichtigung alles Wissenswerthen bis auf die allerjüngste Zeit herab unter Ausscheidung von Veraltetem, sowie möglichst angemessene Vertheilung des Raumes der einzelnen Artikel je nach ihrer größeren oder geringeren Wichtigkeit, dazu ein reicher Illustrationenschatz, deutlicher Druck auf weißem, holzfreiem Papiere und eine ebenso vornehme wie gediegene Ausstattung des Ganzen, all diese Vorzüge vereinigt rechtfertigen die von Band zu Band immer zunehmende Verbreitung dieses Conversations-Lexikons, das ohne Uebertreibung eine Zierde der gesammten encyklopädischen Literatur genannt werden kann. Für sächsische Leser besonders lesenswerth ist in diesem Artikel „Leipzig", der über alles Mögliche, was diese Stadt betrifft, erwünschten und genauen Aufschluß giebt, über ihre Lage und einzelnen Bestandtheile, über Straßen, Plätze und Denkmäler, über Kirchen und weltliche Bauten, über die Bevölkerung, betreffs deren auch bereits das vorläufige Ergebniß der Mitte Juni 1895 angestellten Berufszählung mit angegeben ist, über Handel und Industrie, über Bildungsanstalten, Sammlungen &c., über Wohlthätigkeitsanstaltem, Verwaltung, Behörden und Verkehrswesen, Umgebung u. dgl. m., über die Geschichte der Stadt, namentlich über die Völkerschlacht bei Leipzig, endlich auch über die Kreishauptmannschaft Leipzig. Beigegeben sind dem Artikel das Wappen der Stadt, eine Karte von Leipzig mit seinen Vororten, ein Plan der Stadt selbst nebst leicht orientirendem Namensregister dazu, sowie eine Karte der Schlacht bei Leipzig am 16. October 1813 und eine weitere zur Schlacht am 18. October, auch eine Tafel Leipziger Bauten, auf welcher dem Leser die Peterskirche, die Universitätsbibliothek, das königliche Conservatorium der Musik, das Concerthaus, das städtische Museum und das deutsche Buchhändlerhaus, also durchweg neuere Bauten vor Augen geführt werden. Einer späteren Auflage wird es vorbehalten bleiben müssen, auf einer zweiten Tafel etwa noch von älteren Bauten das Rathhaus, das Neue Theater, die Pleißenburg und von neueren die Universität, deren Façade nach dem Umbau doch auch der Abbildung in einem derartigen Werke nicht unwerth ist, und das Grassimuseum gleichfalls zu bringen. Indeß allen Wünschen gerecht zu werden ist schwer, ja fast unmöglich, wie wir gern anerkennen. Auch der Leipziger evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft ist ein besonderer Artikel gewidmet, ebenso der „Leipziger Zeitung", in welchem Artikel übrigens die „Geschichte der Leipziger Zeitung" des verstorbenen Geh. Regierungsraths C. D. v. Witzleben hätte als Quellenschrift angegeben werden dürfen, zumal diese auch von allgemein geschichtlichem und culturgeschichtlichem hohen Werthe ist. Sonst seien aus der Fülle belehrender Artikel diesmal nur einige wenige der längeren wie Leonordo da Vinci, Gotthold Ephraim Lessing, London, Magnetismus, Marokko, Madagascar, Mähren, Malaiischer Archipel, Malaiische Sprache und Literatur als besonders verdienstlich und lesenswerth hervorgehoben. Auch die Abbildungen verdienen großes Lob. Außer zahlreichen sauber ausgeführten Abbildungen im Texte enthält auch dieser Band wieder eine stattliche Reihe Karten, Stadtpläne und Tafeln als künstlerisch hergestellte Beilagen neben 4 besonderen Textbeilagen. Unter den Tafeln zeichnen sich durch ihre meisterhafte Ausführung vor Allem wieder die beiden Farbendrucktafeln „Lithographie" und „Marine-, Schutz- und Colonialtruppen" vortheilhaft aus. Alles in Allem genommen, verdient auch dieser neueste Band des „großen Meyer" wärmste Empfehlung. Dr. K. S—n.

— Deutsches Wörterbuch. Kleine Ausgabe von Moriz Heyne, o. ö. Professor an der Universität Göttingen. Zweite Lieferung (Anzucht—Balkendecke). Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1896. (Vollständig in 20 Lieferungen zu je 50 ₰.) — Ueber das Verhältniß des kleinen Wörterbuches von Heyne zu dem großen haben wir uns bei Gelegenheit der Anzeige der ersten Lieferung ausgesprochen. Wenn die künftigen Lieferungen so rasch einander folgen wie die zweite der ersten gefolgt ist, wird das Buch im Laufe des Jahres fertig vorliegen. R. B.

— Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Rathenow, Verlag von Max Babenzien. — Die vorliegenden Lieferungen 6—9 erzählen die Erlebnisse eines 35ers. Hugo Ehrenberg, Verfasser, damals eben erst nach glücklich bestandener Maturitätsprüfung vom Gymnasium entlassen und in das 35. Regiment eingetreten, schildert frisch, warm und lebenswahr die letzten Tage vor Metz, den Marsch nach der Loire, die Kämpfe bei Orleans und Le Mans, den friedlichen Rückmarsch und das Leben in der Champagne. Die Darstellungen, fesselnd geschrieben, sind vielfach durchwürzt mit jenem trefflichen Humor, der den, zum größten Theile aus Berlinern sich rekrutirenden 35ern eigen ist. Es wird erneut auf das Werkchen hingewiesen. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 36. Dienstag, den 24. März. 1896.

Handel und Wandel im alten Babylon.

Von Dr. Johannes Jeremias.

Unter den vierzigtausend Thontafeln, welche aus den Trümmerfeldern von Babylon und Ninivéh durch die geniale und aufopferungsreiche Arbeit von Geo. Smith und Hormuzd Rassam, den Pionieren der Keilschriftforschung, an's Tageslicht befördert worden sind, nach märchenhaft langem, tausendjährigem Schlafe, befinden sich etwa dreitausend, deren Inhalt uns in die kleine Welt der Babylonier versetzt, die demgemäß für die Culturgeschichte des uralten Euphratvolkes von unschätzbarem Werthe sind. Ein Jesuit, J. N. Straßmaier, hat von dem größeren Theile derselben unter dem Titel „Babylonische Texte, Inschriften von Nabonidus, Nebukadnezar, Cyrus, Cambyses, Darius" in den letzten acht Jahren eine Textausgabe von den im Britischen Museum zu London befindlichen Originalen veranstaltet. Ihr Auffindungsort weist uns in die südbabylonischen Ruinenstätten, besonders von Telloh und Sippar, ihre Abfassungszeit in das sechste bis vierte Jahrhundert vor Christi Geburt. Gerade aus den Jahren, in welchen die Juden in der babylonischen Gefangenschaft saßen, liegen eine Menge Thontäfelchen vor, und die 17jährige Regierung des letzten babylonischen Königs Nabonid (555—538 v. Chr. Geb.) bietet fast für jeden Monat mehrere nach dem Tage datirte Inschriften, die allerlei Privaturkunden und Aufzeichnungen aus den Tempelarchiven enthalten. Für die nachfolgende Zeit finden wir die schon durch historische Inschriften beglaubigte interessante Thatsache bestätigt, daß der persische Heros Cyrus, welcher dem schwächlichen Romulus auf dem Throne Babels das Scepter entwand, sammt seinen arischen Nachfolgern babylonisch-semitische Cultur im vollen Umfang aufrecht erhielt. Insgemein liegt der besondere Reiz und Vorzug der genannten Texte darin, daß sie uns bis in die kleinsten Falten, bis in die liebenswürdigen Details des täglichen Lebens und Treibens, in Handel und Wandel jenes alten Culturvolkes einen Einblick verschaffen. Wenn darum auch die Forschung noch nicht zu einem abschließenden und vollkommenen Verständniß der zum Theil schwierigen Texte gekommen ist, so hat doch die Entzifferung, besonders Dank der gründlichen deutschen Forschung, soweit Fortschritte gemacht, daß man mit den gesicherten Ergebnissen derselben auf die Theilnahme der gebildeten Kreise rechnen darf. Im Folgenden soll durchaus nicht erschöpfend, sondern nur andeutend über den reichen Inhalt des neugewonnenen Zweiges der babylonischen Literatur Bericht erstattet werden.

Entsprechend ihrer Verwendung haben die Thontäfelchen einen in allen Farben der Wirklichkeit spielenden Inhalt: wir finden hier Mieth-, Verpachtungs-, Kaufcontracte, Bürgschafts-, Schuld-, Empfangsscheine, Adoptionsurkunden, Inventarien, Briefe, Rechnungen über Datteln, Getreide, Sesam, Oel, Knoblauch, Atteste über Eingänge und Ausgänge von Thieren, zum Schlachten oder Opfern bestimmt, von Gold, Silber, Wolle, Backsteinen, Erdpech, Holz zum Hausbau. Eine besondere Gruppe bilden die Urkunden, die über den Geldverkehr Auskunft geben. Das Aufnehmen von Darlehen geschah besonders häufig zur Zeit der Frühjahrs- und Herbsternte, gewiß wegen des größeren Aufwandes an Tagelöhnen. Die Leih- und Depositengeschäfte wurden obenan von den Priestern der vornehmen Tempel, aber auch von Privatleuten betrieben. Besonders blühend muß das Geschäft der neubabylonischen Firma Egibi und Cie. gewesen sein, die sehr häufig uns begegnet. Aber auch Prinzessinnen und Prinzen des königlichen Hauses verschmähten es nicht, durch Finanzgeschäfte sich einen einträglichen Nebenverdienst zu verschaffen. Für ein Darlehen auf die Zeit von zehn bis dreißig Tagen wurde kein Zins genommen; im Uebrigen war der gebräuchliche Zinsfuß nach unsern Begriffen sehr hoch; er schwankte zwischen 17 und 20 Procent; bei Getreideanleihen betrug er sogar 33⅓ Procent. Die Bankgeschäfte wurden stets in Gegenwart von Zeugen vorgenommen und durch Schwur bei den Göttern bekräftigt. Die vollziehenden Richter waren in allen Klagesachen die Priester; in schwierigen Fällen wurde das Gutachten der Sachverständigen eingeholt. Aus der Zeit des Darius haben wir eine kleine Anzahl Texte, welche uns über ein Geldgeschäft Aufschluß geben, das an die Umtriebe der modernen Geldjobberer erinnert und düstere Schlaglichter auf die Décadence am Ausgang des neubabylonischen Reiches wirft. Die Combination der zusammengehörigen Texte verdanken wir dem Scharfsinn des Juristen Prof. Dr. Kohler (vergl. Peiser, Babylonische Verträge, Berlin 1890). Der Sachverhalt ist folgender. Ein Fräulein Kabta in Babylon hatte von ihrem quiescirenden Capital an einen Anabiliris die Summe von drei Minen geliehen. Dafür hatte der Schuldner ein ihm gehöriges Einkommensrecht verpfändet. Da kommt ein gewisser Sillibi, der Held unserer Geschichte, und kauft dem Anabiliris das Einkommensrecht für drei Minen ab. Diese drei Minen gelangen aber nicht zur Auszahlung, sondern durch einen Kunstgriff wird Sillibi der Schuldner der Kabta, welche ihrerseits dem Anabiliris seinen Schuldschein nebst Quittung zurückerstattet. In dem neuen von Sillibi ausgestellten Schuldscheine wird jedoch wohlweislich der früher bedungenen Verpfändung des Einkommensrechts keine Erwähnung gethan. Es ist darin nur gesagt, daß Sillibi drei Minen an Kabta zu zahlen hat, sowie daß Sillibi das Einkommen zum vollen Preis erworben hat. Auf dieses erworbene Einkommen nun nimmt Sillibi, der „olle ehrliche" Sillibi eine neue Anleihe bei einem gewissen Anabilupaku auf. Er erhält von jenem anstandslos eine Summe von 1½ Minen. Noch ist das Manöver nicht zu Ende: denn nun geht Sillibi zu Fräulein Kabta, welche vielleicht Istar mit viel Anmuth, aber Ea, der Herr der Tiefe, mit wenig Verstand begabt hatte, und sagt zu ihr: Wenn nun das Einkommensrecht, das ich gekauft habe, dem Anabiliris gar nicht gehört und ein Dritter kommt, der dasselbe für sich beansprucht? Dann bekommst Du natürlich nichts; denn ich habe den Kauf im guten Glauben abgeschlossen. Der „Dritte", ein Biliddinna, offenbar ein Spießgeselle des Sillibi, erscheint pünktlich auf der Bildfläche, erklärt sich keck als Eigenthümer des Einkommensrechts und droht mit Klage. Nun spielt Sillibi großmüthig den Vermittler, der die peinliche Sache zu einem für beide Theile befriedigenden Entscheide bringt. Er findet den Vindicanten durch eine wahrscheinlich nur auf der „Thontafel" bezahlte Mine ab. Dadurch hat er aber seine Schuld von drei auf zwei Minen herabgesetzt und die Kabta um eine Mine erleichtert. Wie die saubere Geschichte endet, wissen wir nicht. Jedenfalls ist Kabta gescheiter geworden, als sie vom „Rathhaus" kam. Denn wir erfahren durch einen später datirten Text, daß Kabta dem Sillibi seinen Schuldschein zurückgab, also muthmaßlich ihr Geld zurückerhielt. So spielte man va banque zur Zeit des großen Darius.

Eine andere Gruppe von Texten der babylonischen Contractliteratur berichtet über Kauf und Verkauf von Sklaven. Während in älteren Zeiten ein Sklave einen Werth von 1 Mine und 3 Sekel hatte (etwa 126 Mark), schwankte unter Nebukadnezar der Preis eines Sklaven zwischen 10 und 30 Sekel, während eine Sklavin eine Summe von etwa 4½ Sekel erzielte. Die Sklaven werden immer als „Stück" (Sag) aufgeführt, also als Sache behandelt, wie bei den Römern. Sie erhielten ein Mal eingebrannt; Ausreißer trugen Ketten an den Füßen. Das Loos der Sklaven scheint aber im übrigen sehr erträglich, die Be-

handlung human gewesen zu sein. Neben den Kaufsklaven gab es auch Miethsklaven, welche neben freiem Unterhalt (darunter begreift der Babylonier immer drei Stücke, nämlich ebru, pissatu, lubustu, Nahrung, Salböl, Kleidung) jährlich 6—8 Sekel erhielten. Sie wurden besonders als landwirthschaftliche Arbeiter beschäftigt. Für ein ihnen in Ausübung ihres Berufes zustoßendes Unglück haftete der Pächter. Eine überaus weise, für uns beherzigenswerthe Einrichtung bestand darin, daß man den kleinen und unmündigen Arbeitern den Lohn nicht in die Hand gab. Die Sklaven standen gewöhnlich unter einem Aufseher, der für seine Untergebenen verantwortlich war. Eins der sogen. sumerischen Familiengesetze hat folgenden Wortlaut: Wenn ein Aufseher einen Sklaven miethet, und derselbe kommt zu Schaden, entflieht, entläuft oder wird krank, so soll seine (des Aufsehers) Hand für den Tag ½ Maß Getreide messen. Jeder Familienvater hatte das Recht, ungebärdige Söhne aus dem Hause zu jagen und als Sklaven zu verkaufen. Der Vater hatte auch sonst Vollmacht im Hause. Er giebt seine Tochter nicht dem Erwählten ihres Herzens, sondern dem von ihm selbst erlesenen und für würdig befundenen Mann zur Frau, ohne daß die Tochter dagegen Einspruch erheben könnte. Der Bräutigam muß dem Vater des Mädchens ein gewöhnlich in Geld (1 Sekel bis 1 Mine, je nach der „Partie") oder Sklaven bestehendes Geschenk machen, wogegen die Braut ihre Mitgift in Gestalt von unûtu, Haushaltungseinrichtung, Ausstattung im umfassenden Sinn des Wortes einbringt. Die Frau stand bei den Babyloniern in einem von dem Gebrauch des Orients abweichenden Ansehen im öffentlichen Leben; dagegen war sie ihrem Manne gegenüber völlig machtlos. „Wenn eine Frau zu ihrem Manne sagt: nicht bist du mein Mann, so wirft man sie in den Fluß." Das war der kurze Prozeß, wie heute noch am Goldenen Horn, wo bisweilen des Nachts geheimnißvolle Wellen sich kräuseln, welche Kunde geben, daß wieder eine Gefangene des Harems der Laune des Gebieters zum Opfer gefallen ist. Ehescheidungen waren sehr häufig und wurden durch einen Scheidebrief rechtsgiltig gemacht, genau wie bei den Israeliten. Doch war es üblich, eine Abfindungssumme, uzûbu genannt, an die Verstoßene zu zahlen. — Ein eigenes Haus und Heim war dem Babylonier Goldes werth. Es wird uns oft berichtet, daß Unangesessene durch Miethe sich wenigstens zeitweilig in den Besitz eines Hauses setzen. Der übliche jährliche Miethpreis bewegt sich zwischen den Grenzen von 1 und 50 Sekel: er wurde entweder monatlich oder halbjährlich entrichtet. Was der Miether an nothwendigen Reparaturen, an Ziegeln, Rohr, Balken, in das Haus steckte, das wurde vom Miethzins abgezogen. Felder und Gärten wurden gewöhnlich auf die Dauer von drei Jahren verliehen: der Miether mußte das Feld vor Wildschaden bewahren und die Bewässerungsmaschinen in Ordnung halten. Es war üblich, daß mehrere Kleinbauern ein größeres Feld in Genossenschaft (tappûtu) bauten oder gemeinsame Hypotheken aufnahmen. Von den Erträgnissen des Feldes wurde ein Theil, gewöhnlich wohl der Zehnte, an den Tempel erstattet: denn die Götter waren nach babylonischer Auffassung die idealen Grundeigenthümer. Daneben aber erhob der Staat seine regelmäßigen Abgaben (makkasu, Zins). Wir haben darum wohl Recht in der Annahme, daß es schon damals eine nothleidende Landwirthschaft, wenn auch noch keinen Bauernbund, gab, und daß die Lage der Bauern, wie gegenwärtig noch im Orient, eine sehr gedrückte war. In überaus großer Blüthe dagegen stand das Handwerk. Die durch die Bibel für die früheste Zeit (Jos. 7, 21) verbürgte Nachricht, daß babylonische Webereien und Tapisserien in hohem Ansehen standen, findet inschriftlich volle Bestätigung. Eine Menge Texte enthält Weberrechnungen, von denen beispielsweise eine lautet: „40 Minen, nach Gewicht, hat Sapikzeru, der Buntweber, an Arrabu, den Kleiderverwahrer, abgeliefert. Im Monat Ijjar, 16. Tag, 6. Jahr des Nabunaid, Königs von Babel." In einem späteren Texte, der einen Lehrbrief in aller Form enthält, wird ein Mädchen, Namens Nubtâ (d. h. die Biene) auf fünf Jahre der Handwebergenossenschaft übergeben, um die Teppichweberei zu erlernen. Nicht minder ergiebig fließen die Quellen über den Handel der Babylonier. Die Producte der durch künstliche Bewässerung in einen lieblichen Fruchtgarten umgezauberten Euphratebene, deren Reichthum der alte Herodot mit überfließendem Lobe schildert, finden häufige Erwähnung. Besonders stattlichen Ertrag für den Kleinhandel lieferte der Dattelbaum, der noch heute für den Morgenländer „Mädchen für Alles" ist. Man unterschied an ihm folgende im Handel cursirende Erzeugnisse: die am Baum befindliche, im frischen Zustand befindliche Frucht, den ausgepreßten Fruchtsaft, Rauschwein genannt, die Gipfelknospe und Blüthe, zu Sesam und Oel verwandt (den Oelbaum kannte der Assyrer, aber nicht der Babylonier), den Kern für Viehfutter, die Blätter zu Geflechten, den Bast zu Körben, die Blattrispen zu Werg, sowie zum Spinnen von Seilwerk, den Stamm zu Balken und Bauholz verwendbar. So reichlich die Berichte über Kleinhandel im Innenlande sind, so naturgemäß ist das Schweigen der Privaturkunden über den Transitverkehr und Exporthandel, den die Babylonier nach dem Zeugniß der Alten getrieben haben. Auf den Handelsstraßen über Damaskus und Thadmor trugen große Karawanen Waaren nach dem Westland. Vom Indus bezogen die Babylonier Gold, Elfenbein, Edelsteine. Ihr fruchtbarstes Handelsgebiet war der persische Meerbusen mit seinen zahlreichen Inseln. An der arabischen Küste war die Colonie Gerrha, von welcher der Weihrauch kam, der mit seinen Ambradüften die zahllosen Tempel des Landes erfüllte. Ormus war der Stapelplatz der arabischen Erzeugnisse: Zimmt, Sandel- und Ebenholz, Perlen. Wir verstehen, warum Ezechiel, der Prophet am Chaborflusse, der in der Verbannung, fern von der Heimath, die Zukunft seines Volkes projicirte, die Babylonier uns als ein Handelsvolk mit folgenden Worten beschreibt (Ez. 17, 3. 17): „Ein großer Adler kam auf den Libanon und nahm den Wipfel von der Ceder, und brach das oberste Reis ab und führte es in das Krämerland und setzte es in die Kaufmannsstadt." Sicherlich ist in der Zukunft, vielleicht mit Hilfe neuer ungeahnter Schätze, welche noch unter der Erde schlummern, aus der neugewonnenen Literatur des babylonischen Marktes der reichste Gewinn für die culturgeschichtliche Kenntniß eines Landes zu erhoffen, in welchem nach dem Zeugniß der heiligen Schrift die Wiege der Menschheit stand. Gott pflanzte einen Garten zu Eden — wo jetzt Dornen und Disteln, graue Rohrwälder, sumpfige Teiche, öde Tells und Trümmerhügel die einsame Wüste unterbrechen, dort findet der Forscher eine alte Welt, ein verlorenes Paradies wieder, voll des buntesten, fröhlichsten, frischesten Lebens.

Das Brixlegger Volksschauspiel.

Von Carl Seefeld.

Eine Eigenthümlichkeit der Bevölkerung des Unter-Innthals besteht in ihrer unbegrenzten Lust am Theaterspiel. Von Innsbruck bis Kufstein giebt es kaum eine größere Ortschaft, wo nicht von wandernden Schauspielergesellschaften oder — und das ist wohl das Merkwürdigste an der Sache — von den Einheimischen selbst Theater gespielt würde. In letzterer Hinsicht muß in erster Linie Brixlegg genannt werden, welcher Ort schon durch die von Zeit zu Zeit hier aufgeführten Passionsspiele zu einer Art von Berühmtheit gelangt ist. Doch beschränken sich die Brixlegger durchaus nicht auf die historisch überkommene Darstellung des Leidens Christi, sondern sie haben sich auch an weltliche Aufgaben gewagt und namentlich durch das im letzten Sommer aufgeführte Andreas Hofer-Spiel viele Besucher angelockt. Da die Brixlegger auch in den kommenden Jahren das Volksschauspiel zu pflegen gedenken und ihr Theater wirklich viel des Interessanten und Eigenthümlichen bietet, so verlohnt es sich wohl der Mühe, auch einmal die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf zu lenken. Vor Allem ist zu bemerken, daß man es hier wirklich mit echten Schauspielern aus dem Volke zu thun hat. Die Schlierseer z. B. nennen ihr Theater auch noch immer „Bauerntheater"; aber diese Darsteller sind, wenn sie es überhaupt je waren, längst keine Bauern mehr, sondern bilden eine von Conrad Dreher und anderen Münchner Künstlern gut eingeübte Theatergesellschaft, die bekanntlich auch weite Kunstreisen unternimmt; ihre Mitglieder haben jedem anderen Berufe entsagt und leben ausschließlich vom Theaterspiel. Für die Brixlegger dagegen ist das Theaterspielen nicht Lebenserwerb, sondern Vergnügen, Herzenssache; die Remuneration der Mitspielenden ist auch ganz geringfügig und besteht fast nur im freien Trunk. Während der Woche gehen diese Männer und Frauen ihrer bäuerlichen oder gewerblichen Beschäftigung nach und am Sonntag stellen sie sich auf die Bühne und spielen. „Spielen" ist eigentlich

nicht das richtige Wort, da es auf Verstellung hindeutet: die Brixlegger gebrauchen aber keine Verstellungskünste, sondern sind auf der Bühne in Rede und Geberde ganz die Nämlichen wie im Leben. Das muß man festhalten, um an ihre Leistungen nicht einen ungerechten Maßstab anzulegen. — Das Theatergebäude (dasselbe, in dem auch das Passionsspiel aufgeführt wurde) ist ein großer, einfacher Holzbau, der das Licht — die Vorstellungen finden nur bei Tage statt — durch einige seitlich und auf der Decke angebrachte Oeffnungen erhält. Es wird übrigens die Einführung der elektrischen Beleuchtung für die nächste Spielzeit geplant, da namentlich die Wirkung der Gruppenbilder durch die jetzige sehr mangelhafte Beleuchtungsart stark beeinträchtigt wird. Der Zuschauerraum besteht nur aus dem mit Reihen roh gezimmerter Bänke versehenen „Parterre“ und einer gegenüber der Bühne sich erhebenden Altane, welche die besten Plätze enthält. Der Preis der Plätze stuft sich von 1 fl. bis 20 Kr. ab. Das nach illustrem Vorbilde tiefer gelegte Orchester wird, sowie der Bühnenvorraum durch Reisig, Farnkräuter und Alpenpflanzen in sehr wohlgefälliger Weise verdeckt und geschmückt. Die Bühne ist, wie in Oberammergau, in drei Theile getheilt; der große Mittelraum wird durch einen Vorhang — die hübsche, die Ortschaft Brixlegg darstellende Arbeit eines Münchener Kunstakademikers — abgeschlossen, während links und rechts davon zur Entfaltung von Aufzügen u. dgl. Seitengassen offen stehen. Böllergekrache verkündet den Beginn der Vorstellung, wie man denn dem Kenner dieses schießlustigen Völkleins nicht erst zu versichern braucht, daß auch im Verlaufe der ganzen Vorstellung, die von ¾3 Uhr bis ½6 Uhr Nachmittags währt, ungemein viel Pulver aufgeht. Das Stück: „Andreas Hofer und das letzte Aufgebot“ (von Eduard Dorn), das während des verflossenen Sommers vom 21. Juli bis 15. September an jedem Sonntage gegeben wurde, ist kein Meisterwerk, aber es giebt in möglichst geschichtlich treuer, geschickter Weise die Hauptmomente aus dem Leben des Tiroler Volkshelden wieder, trifft dabei gut den Tiroler Volkston und giebt zu hübschen, freilich ganz lose aneinander gereihten Scenen und Gruppenbildern aus der so populären Zeit der Befreiungskämpfe Gelegenheit. Beim Aufziehen des Vorhangs sehen wir das Wirthshaus des Huber in Bruneck vor uns, wo es bei Scheibenschießen, Zitherspiel und Schuhplattlertanz sehr lustig hergeht. Andreas Hofer tritt auf und theilt den Leuten mit, daß Kaiser Franz mit Napoleon einen Waffenstillstand — am 12. Juli 1809 zu Znaim — abgeschlossen habe, demzufolge die österreichischen Soldaten das Land verlassen müssen; er glaubt aber, dieser Waffenstillstand sei nur „auswendig“ abgeschlossen, und bestimmt gleich zwei Männer, die zum Kaiser gehen sollen mit der Bitte, er möge gestatten, daß Tirol selbst für seine Freiheit kämpfe. Nun erscheint Josef Freiherr von Hormayr, Hofcommissär von Tirol, der Ordre gemäß auf dem Rückzug aus Tirol begriffen, und versucht es, Hofer zum Mitgehen zu bestimmen. Doch vergeblich: Hofer will bei seinen Landsleuten bleiben und ihr Loos theilen; Hormayr muß unverrichteter Sache abziehen. — Nach einem Scenenwechsel zeigt die Bühne das Wirthshaus „Zur Schupfen“, das Hauptquartier Hofer's. Speckbacher berichtet über die Ausdehnung der Insurrection. Beim Auftreten der Franzosen mit dem Herzog von Danzig und dessen Adjutanten La Costa stellt sich Speckbacher betrunken. Mit unüberlegter Siegesgewißheit bespricht der Herzog vor ihm seine militärischen Dispositionen und dictirt Siegesberichte an Napoleon. La Costa weckt den scheinbar schlafenden Speckbacher und räth, denselben als Geisel mitzunehmen, doch Lefebvre hält ihn für ungefährlich. Der 2. Act führt Scenen aus der Schlacht am Berg Isel (13. August 1809) vor, woran wir Hofer, Speckbacher und den Kapuzinerpater Haspinger lebhaft betheiligt sehen. Um die Schlacht recht anschaulich zu machen, krachen außerhalb des Theaters unausgesetzt die Böller. Die Veranschaulichung des Schlachtgetümmels muß allerdings zum größten Theile von der Phantasie besorgt werden, denn die aufgewendeten „Massen“ sind, den vorhandenen Mitteln entsprechend, recht dürftig ausgefallen. Sehr hübsch dagegen ist das eingefügte „lebende Bild“ der Schlacht, das genau nach dem Gemälde Mathias Schmid's „Aus den Befreiungskriegen“ aufgestellt wurde. — Der Act schließt stimmungsvoll mit dem Dankgebet der Freiheitskämpfer nach der siegreichen Schlacht. Der dritte (wohl der gelungenste) Act spielt im Innern der Hofburg zu Innsbruck, wo Andreas Hofer, Speckbacher, Pater Haspinger u. A. Quartier aufgeschlagen haben. Sie halten gerade Tafel, echte, dampfende Tiroler Knödel werden aufgetragen und die wackeren Sieger lassen es sich gut schmecken. Hofer wird aber oft gestört, da er viele Deputationen empfangen und auch Reden zum Fenster hinaus halten muß an die unten stehende jubelnde Menge, die ihn zu sehen verlangt. Er entledigt sich all dieser Aufgaben in unverändert schlichter, volksthümlicher Weise und im unverfälschten Tiroler Deutsch. Die ihm angetragene Statthalterwürde will er ausschlagen, denn er „mecht' nit gern ausg'lacht wern, wenn er öpper amal an Bock schießet'.“ Die Advocaten würden ihm helfen, vertröstet man ihn, doch er entgegnet: „I ku die Avicate nit leid'n.“ Die komischste Scene ist die nun folgende, in welcher die Pichlerbäuerin über die schamlose Mode der Innsbrucker Frauen Beschwerde führt. Heftig schluchzend hebt sie mit den Worten an: „I woaß nit, hu (habe) i no an Mann oder koan.“ Ja, seit der in der Stadt ist und gar im Theater gewesen, wo alle Weiber zu wenig „ang'legt“ waren, ist er ganz „weiberleutig“. „Er schaugt sie nach all'n Seit'n un.“ Sie fühlt sich sehr unglücklich und bittet Hofer Abhilfe zu schaffen. Dieser verspricht „die Weiberleut' zur Rasun (Raison) z'bringen“ und dictirt sogleich seinem Schreiber einen Erlaß, dessen Wortlaut streng historisch ist. Zwischen dem 3. und 4. Acte liegen traurige Ereignisse. In dem Wiener Friedensschluß vom 14. October wurde Tirol und Vorarlberg den Franzosen abgetreten, das Land von letzteren besetzt. Hofer unterwarf sich am 2. November; durch falsche Nachrichten getäuscht und von seinen Freunden gedrängt, erließ er jedoch am 12. November von Sand aus das letzte Aufgebot. Im 4. Acte sehen wir die Kampfgenossen von allen Seiten herbeiströmen, zumeist nur mit Sense, Gabel oder Dreschflegel bewaffnet; es ist „das letzte Aufgebot“. Hormayr beschwört den Hofer, den Frieden nicht zu brechen und das Land zu verlassen. Schon ist Hofer unschlüssig geworden; er läßt sich aber von den Genossen aufs Neue bereden und die Tiroler schwören, treu auszuharren im Kampfe für das geliebte Vaterland. — Nach einem Wechsel der Scene zeigte sich eine Winterlandschaft und darin die Almhütte, in die sich Hofer nach dem Mißglücken seiner letzten Unternehmung mit Weib, Kind und Knecht geflüchtet hat. Es folgt der dramatisch sehr bewegte Auftritt, worin Hofer von seinem Landsmann Raffl verrathen und von den Franzosen sammt den Seinen gefangen genommen wird, ein Tableau nach dem bekannten Bilde von Blaas schließt den Aufzug ab. Der fünfte und letzte Act spielt in Mantua. Wir sehen Hofer vor dem Kriegsgerichte, das über ihn das Todesurtheil fällt, vornehmlich dann, wie er in einem rührenden Briefe von seiner Frau Abschied nimmt. Sodann tritt er den letzten Gang an. Unter dumpfem Trommelwirbel wird er zum Tode geführt; die Hinrichtung erfolgt auf offener Scene. Hofer selbst commandirt den Soldaten „Feuer!“ und mit den Worten: „Soldaten, Ihr habt schlecht geschossen“ sinkt der Held der Befreiungskämpfe, tödtlich getroffen, zu Boden. — Ein Schlußbild zeigt uns Andreas Hofer und seine Kampfgenossen in der Verklärung, wie sie das heutige Tiroler Volk sieht. — Berücksichtigt man die schon oben angeführten Umstände, so muß man zugestehen, daß sich die Darsteller ganz wacker halten; dies gilt namentlich vom Darsteller des Speckbacher (Hrn. Knoll), während die Titelrolle von einem Mann gespielt wird, der zwar eine vortreffliche Maske, aber allzu wenig Temperament hat. Am besten wird die Episodenrolle der Pichlerbäuerin (von der Kaufmannstochter Marie Sommeregger) gegeben; hier spürt man wirkliches schauspielerisches Talent. Zu unfreiwilliger Heiterkeit verleiten öfters die französischen Officiere mit ihrer etwas fadenscheinigen Eleganz und ihrem fragwürdigen Tiroler Hochdeutsch. Aber man darf eben nicht von Volksschauspielern Dinge verlangen, die wider ihre Natur und über ihre Kräfte gehen. Auch wollen wir der Mahnung eingedenk bleiben, die der um das Unternehmen sehr verdiente Schriftsteller A. Foltin den von dem Theatervereine herausgegebenen Erläuterungen als Motto voransetzt:

„Laß Maß und Cirkel nur zu Haus
Und krit'sche Messerklingen,
Denn was dem Volk vom Herzen kommt,
Muß dir zum Herzen dringen.“

Jedenfalls verdienen die braven Brixlegger für ihre volksthümlichen Darstellungen Anerkennung und Aufmunterung von Seiten Aller, die an der Erhaltung und Pflege echten Volksthums Freude und Interesse haben.

Bücherbesprechungen.

— Glaube und Heilsgeschichte. Vortrag gehalten auf der Lutherischen Conferenz in Freienwalde am 17. September 1895 von Lic. theol. W. Lütgert, a. o. Professor der Theologie in Greifswald. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1895. 50 ₰. — Der Vortrag giebt den überzeugenden Nachweis von der Irrigkeit der bekannten Behauptung, der christliche Heilsglaube werde in der Gemeinde und durch die Gemeinde empfangen, diese letztere habe sich allerdings nicht ohne die Heilsgeschichte bilden können, aber nunmehr, wo sie da sei, könne der Glaube ganz unabhängig von den Heilsthatsachen entstehen und brauche sich auch durch die kritische Behandlung derselben nicht stören zu lassen. Bei aller Würdigung der Erscheinungen, die für diese Theorie vom Glauben zu sprechen scheinen, verwahrt sich der Vortrag doch auf das Entschiedenste gegen jene wunderliche Zweitheilung des Menschen in einen religiösen, der sich in seiner Glaubensfreudigkeit der Schriftlehre tröstet, und in einen wissenschaftlich denkenden, der ohne Schädigung der anderen Hälfte die Zerstörung der Glaubensgrundlagen vollzieht oder vollziehen hilft. Wie unbiblisch und wie unmöglich jener Glaubensbegriff sei, wird in sehr lehrreicher Weise dargethan. B. K.

— Jahrbuch der sächsischen Missionsconferenz für das Jahr 1896. Leipzig, H. G. Wallmann. 1 ℳ 50 ₰. — Es ist nicht zu bezweifeln, daß das seit einer Reihe von Jahren regelmäßig wiederkehrende Jahrbuch für das Werk der Heidenmission in unserer Landeskirche von dem förderlichsten Einfluß ist. Wer nicht durch besondere Studien oder durch besondere Beziehungen zu Missionsarbeitern fortlaufend die nöthigen Belehrungen empfängt, wird durch die Missionsberichte und die Zeitschriften allein kaum je ein übersichtliches Bild über Stand und Fortschritt der Sache gewinnen. Hier tritt das Jahrbuch mit seinen zusammenfassenden, aufklärenden Artikeln und mit seinen Nachweisen über alles Gewordene und Vorhandene helfend ein. Wir sind überzeugt davon, daß es schon aus manchem mehr gleichgiltigen Zuschauer einen arbeitsfreudigen Helfer gemacht hat. Welch wohlthätigen Einfluß zur Besinnung auf mögliche Besserung vermag z. B. die graphische Darstellung der Missionsbeiträge in unserer Landeskirche auszuüben, wie sie Pastor Bürger in einer Karte des Landes nach seinen Ephoralbezirken giebt. Die Karte kennzeichnet mit verschiedenen Farben und Schraffirungen die einzelnen Bezirke nach der Höhe ihrer Beiträge von 1—6 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung, und die beigefügten Bemerkungen bringen die übrigen Vergleichungszahlen, die sich beim Blick auf andere Länder und frühere Jahre darbieten. An der Spitze des Jahrbuches steht ein Aufsatz des Vorsitzenden der Conferenz, Pastors Dr. Kleinpaul, der auf den treibenden und bewegenden Mittelpunkt aller Missionsarbeit, die Person Jesu Christi, zurückgeht, um aus ihm heraus den Universalismus des Christenthums zu construiren. Die übrigen Artikel reihen sich an einander nach ihrer näheren oder ferneren Beziehung zu dem Werke unserer sächsischen Mission. Pastor Paul giebt den Bericht über das Jahr 1895, Director v. Schwartz behandelt die Mission unter den Frauen Ostindiens, Pastor Hofstätter unsere Mission in Ostafrika. Hieran schließen sich belehrende Aufsätze über das Christenthum auf Madagascar von Pastor Schneider, über den Einfluß des chinesisch-japanesischen Krieges auf den Fortschritt des Missionswerkes unter diesen Völkern von Diaconus Lippert und über den Verlauf des Blutbades von Kutscheng von Pastor Preil. Als Beitrag aus dem Gebiete der Judenmission kann ein Bericht des Pastors Kleinpaul über Reiseeindrücke unter den russisch-polnischen Juden gelten. Die Beigaben von literarischen, statistischen und geschäftlichen Mittheilungen entsprechen denen in früheren Jahrgängen; neu und mit Dank zu begrüßen ist ein Abdruck der Bedingungen zur Aufnahme in das Leipziger Missionsseminar. B. K.

— Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und literarischen Einleitungen herausgegeben von J. Winter, Rabbiner Dr., und August Wünsche, Prof. Dr. theol. und phil. Trier, Sigmund Mayer. 1894—96. Lief. 23 und 24 (1 ℳ 50 ₰) und 25 (2 ℳ 50 ₰). — Das ansehnliche dreibändige Werk ist nun vollendet, ist mit einem Verzeichnisse von Nachträgen und Berichtigungen, deren im Vergleich zur Menge und Schwierigkeit des Stoffes wenig genug nothwendig geworden sind, und mit einem Register versehen, das mit seinen wohl über 2000 Schriftstellernamen ungefähr einen Begriff von dem Riesenumfang der jüdischen Literatur zu geben vermag. Ueber den Inhalt der zwei ersten Bände haben wir im vorigen Jahre berichtet, nachdem sie vollendet waren (Wiss. Beil. Nr. 14 von 1895). Auch den dritten Band haben wir an dieser und an anderen Stellen früher schon öfter erwähnt, da ja die einzelnen Lieferungen die Reihenfolge der Bände nicht streng innehielten. Jetzt erst läßt sich übersehen, welch interessante Zusammenstellung die Herausgeber hier unter dem Titel „Geschichte der poetischen, kabbalistischen, historischen und neuzeitlichen Literatur der Juden“ bewirkt haben. Zunächst hat Prof. Sulzbach eine Geschichte der religiösen und weltlichen jüdischen Poesie bis zum 17. Jahrhundert geliefert. Dann folgte die sehr interessante Darstellung von Dr. Bloch über Entstehung und Wesen der jüdischen Mystik und Kabbala in ihren verschiedenen Entwickelungsformen von der ältesten Zeit bis zum 17. Jahrhundert. Weiter behandelte Dr. Lewin die geschichtliche und geographische Literatur ebenfalls von der ältesten bis soweit zur neueren Zeit, wo sie entweder noch hebräisch oder in jenem jüdischen Deutsch auftritt, das sich als eine neben der Sprache der Gebildeten selbständig stehende Volkssprache kennzeichnet. Dann folgte eine kurze, aber sehr lehrreiche, auch mit Notenbeispielen versehene Abhandlung von Dr. Ackermann über die geschichtliche Entwickelung des synagogalen Gesangs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Der bemerkenswertheste Theil des Ganzen dürfte für viele Leser die nun folgende Uebersicht von Grünbaum über die jüdisch-deutsche Literatur sein. Die Erzeugnisse dieser wunderbaren Mischsprache sind von den ältesten, handschriftlich vorliegenden bis zu den neuesten in Polen und in Amerika erschienenen berücksichtigt und in zahlreichen Beispielen aufgeführt, unter denen auch Zeitungsartikel und Zeitungsanzeigen nicht fehlen. Die Proben aus amerikanischen Zeitungen, wo zum Hebräisch und Jüdisch-Deutsch auch noch das Englische sich gesellt, sind für Jeden, dem der Sinn für derlei wunderliche Erscheinungen erschlossen ist, ein wahrer Genuß. In ganz anderer Weise anziehend ist die Darstellung von Dr. Bäck über jüdische Sittenlehrer und Apologeten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert; wir verzichten nur ungern darauf, hier in die Einzelheiten jener Literatur einzugehen, die uns das bei Moses Mendelssohn ausmündende kraftvolle und selbstbewußte Vordringen des jüdischen Geistes vor Augen führen. Den Schluß des Ganzen bildet endlich die einerseits sehr ausführliche, andererseits nach Lage der Sache nur andeutende und benennende Geschichte der jüdischen Literatur in der neuesten Zeit von Dr. Kayserling. Ausführlich sind behandelt die maßgebenden Persönlichkeiten, wie Mendelssohn, Zunz, Geiger und Andere, in ihrem Einfluß besonders auf Religion, Religionsphilosophie und die nahe verwandten Wissenschaften; ebenso ist der Charakteristik der modernen jüdischen Predigt ein nicht geringer Raum gegönnt. Mehr andeutungsweise ist die Geschichte dieser Literatur gehalten in Bezug auf die übrigen Wissenschaften in ihrer Abstufung bis zur Zeitungsschreiberei und Belletristik. Hier treten Schaaren von Namen auf mit meist ganz kurzer Kennzeichnung ihrer Werke, aber bedeutungsvoll ist für christliche Leser schon der Umstand, daß allerlei öffentliche Erscheinungen hier als jüdische von maßgebender Seite bezeichnet werden. Diese gedrängte Uebersicht des Inhalts mag zu einer Vorstellung davon verhelfen, welchen Reichthum von alten und neuen Schätzen dieses ganze Werk in sich schließt und wie zeitgemäß sein Erscheinen ist und wie lehrreich für Freunde und Gegner dieses einzigartigen Volkes. B. K.

— Illustrirte Jagdzeitung. Herausgegeben vom königl. Oberförster Nitzsche. Verlag von Oswald Mutze, Leipzig. — Mit eisernem Fleiße strebt Verfasser, selbst anerkannt tüchtiger Jäger, der Erfüllung des Zweckes, den das Blatt seit seiner Gründung verfolgt, nach und ist eifrig bemüht, jagdliche Kenntnisse in weitere Kreise zu tragen und die Hebung des Jagdwesens allenthalben zu fördern. Verfasser schöpft aus dem Brunnen eines gründlichen Wissens und einer langjährigen, reichen Erfahrung auf dem Gebiete der Jagd und Jägerei. — Das 4. Heft des 23. Jahrganges bringt wiederum eine größere Anzahl höchst interessanter Aufsätze über Jagd- und Wildpflege und beschäftigt sich eingehender mit der Fasanenzucht, auf welche Verfasser schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit aller Jagdbesitzer und Freunde der Jagd mit vollem Rechte lenkt und immer wieder hinweist. Das vorzügliche Werk spricht genügend für sich selbst. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 37. Donnerstag, den 26. März. 1896.

Hausnamen.

Von R. Reedon.

Zerstreut und von einander getrennt, berichtet Tacitus von den alten Germanen, bauen sie sich an, wo sie eine Quelle, ein Feld, ein Hain anlockt. Jeder Hof, jedes Haus war eine Ortschaft für sich. Wenn sich ein Hausname bildete, war er zugleich der Ortsname. So sind auch die 12 Paläste der Götter, welche die Edda mit Namen nennt, zugleich Burgen, gewissermaßen Ortschaften im heutigen Sinne: Wird doch Walhall als ein Theil von Gladsheim, Odin's Residenz, gefaßt, und in Walhall giebt es fünfhundert Thüren und viermal zehn. Thor's Palast Bilstirnir hat ebenfalls 540 Stockwerke. Das Beowulfslied erwähnt die Halle Heorot („Hirschhalle"). Wegen der Ausdehnung dieser Götterwohnungen sind also diese Namen nicht als reine Häusernamen zu betrachten. Daß man die germanischen Götterwohnungen mit besonderen Namen, nicht blos nach dem Besitzer, nannte, läßt darauf schließen, daß auch die irdischen Einzelsiedelungen unsrer Vorfahren solche hatten. Je mehr aber die fortschreitende Cultur die Germanen zwang, zusammenzusiedeln, zusammenhängende Ortschaften zu bilden, desto wichtiger wurden die Namen dieser, während die einzelnen Wohnstätten in ihnen, nach einem einfachen Bauplan aus Holz hergestellt, sich von einander durch nichts Wesentliches unterschieden und deshalb auch des Namens ermangelten, der ja nur dem Einzelwesen, sofern es sich von den andern durch bestimmte Merkmale unterscheidet, zu Theil wird. Wollte man ein Haus aus der Masse herausheben, so mußte man es nach dem Namen des Besitzers benennen. Erst wenn der Name des ersten oder eines späteren Besitzers noch nach seinem Tode oder Wegzug haften bleibt, haben wir es mit einem Eigennamen zu thun. Die ersten andersgearteten Namen empfingen dann solche Gebäude, die durch ihre Lage oder Bestimmung größere Aufmerksamkeit erregten. In erster Hinsicht waren es die Wirthshäuser und Herbergen, die an der Heerstraße draußen lagen, für die sich das Bedürfniß der Benennung herausstellte. Namen wie Waldschenke, Windschenke, Galgenschenke, zum Einsiedel, zur Eiche und Linde oder auch Rothenkretscham, Gudenkretscham, lagen schon in alter Zeit nahe. Bemerkenswerth ist, daß die rothe Farbe hier häufig eine große Rolle spielt. „Rothe" Häuser finden sich sowohl in urdeutschen Gegenden — so heißt z. B. das älteste Grenzwirthshaus von Basel, in der Hardwaldung am linken Rheinufer gelegen „das rothe Haus" — als auch in solchen mit gemischter Bevölkerung; die Grafschaft „zum Rothen Haus" in Böhmen macht die Grenze nach Sachsen zu, rothe Kretschams oder Wirthshäuser, rothe Höfe, Güter, Vorwerke oder Mühlen finden sich vielfach in der Nähe von Landes- oder Stadtgrenzen. Mag nun auch hie und da nur ein rothes Ziegeldach Pathe gestanden haben, so liegt doch bei vielen eine andere tiefere Beziehung vor. Die rothe Farbe war die Leibfarbe des Gottes Donar, dem auch die Grenzen geheiligt waren. (Rochholz, deutscher Glaube und Brauch II, 197 ff.) Hier ist auch der rothen Thürme zu gedenken, die sich in Sachsen z. B. in Meißen, Plauen und Bautzen finden, ferner in Halle, Magdeburg, Hannover und in vielen anderen Orten. Sie bezeichnen Gerichtsstätten oder Grenzen. Das Gericht „unter dem rothen Thurme" zu Meißen ist bekannt, andere Beweise findet man bei Rochholz a. a. Orte. Roth war überhaupt die von den alten Germanen mit Vorliebe zum Anstrich ihrer hölzernen Häuser verwandte Farbe. An den schonischen Küsten ist es noch jetzt Häuserfarbe, wie in Finland die der Kirchen. Reichen die angeführten Namen alleinstehender Häuser also noch in das frühe Mittelalter zurück, wo der Holzbau noch durchaus vorherrscht, so beginnt doch das eigentliche Zeitalter der Häusernamen erst dann, als die Städte aufblühen und reich geworden sich mit steinernen Häusern füllen. Anfangs ist dieses steinerne Haus ein so seltner Anblick in der dürftigen Urstadt, daß das „Steinhaus" gradezu zum Eigennamen für ein solches wird; das verräth uns das ziemlich häufige Vorkommen des Familiennamens Steinhaus, Steinhäuser u. dgl. — Süd- und Westdeutschland gehen natürlich auch in Beziehung auf die Häusernamen dem später entwickelten und germanisirten Nordosten voran, und zwar scheint die Sitte im Bereiche des fränkischen und schweizerisch-alemannischen Hauses heimisch zu sein. So bietet Mainz schon vom 12. Jahrhundert an zahlreiche, absonderliche Namen, z. B. Michelshof, Oswaldshaus, zum Hartlieb, zum Lateran (der Hof eines gewissen Römers), zur hängenden Hand, zum Hannebambel, zum Fürstenberg, zum Korb, zur Glocke, zum alten Glöckner, zur Dusburg, zum Klemen, zur alten Eiche, zum Gensfleisch, zum Gutenberg, zum Maulbaum, rothes Haus oder Königsteiner Hof, zum Jungen, zum Daniel, zum heiligen Grabe, zum Heisenstein, zum Rosengarten oder Rosenthal, zum Rosenbaum, zum Frosch, zum Todtenbein, zum Gickel oder Guckel, zum Hornaffen, zum Rade u. a. Züricher Häusernamen sind z. B.: Weltkugel, blauer Himmel, Jacobsbrunnen, Judentempel, großer Christoffel, weißer Wind (= Windhund), Meerwunder, leere Tasche, magere Magd. Diese Beispiele ließen sich aus den süddeutschen Städten noch ins Unendliche vermehren. In sächsischen Städten dagegen scheinen noch im 15. Jahrhundert Häusernamen nur sehr vereinzelt vorzukommen. 1463 verkaufen die Franziskaner einen Hof in Dresden, „den man Frauen Fenken nennt". Nirgends scheint hier auch später die Benennung der Häuser so durchaus durchgeführt worden zu sein, wie in Leipzig, wo noch jetzt theilweise die Namen erhalten sind. So findet man daselbst: rother und weißer Löwe, 3 Schwanen, Schwarzes Rad, Grüne Tanne, Kranich, Goldner Apfel, Heilbrunnen, Grüner und Goldner Kamm, Schwarzes Hufeisen, Strauß, Schwarzer Bock, Wilder Mann, Gute Quelle, Walfisch, Großer Reiter, Drei Könige, Goldner Arm, Weinstock, Drei Rosen, Salzmeste, Goldne Rose, Damhirsch, Blauer Harnisch, Goldner Hut, Goldne Weintraube, Blauer Hecht, Goldner Ring, Taubenschlag, Schwarzes Bret, Kaffeebaum, Feuerkugel, Funkenburg. Wann diese Namen zuerst dort aufgekommen, läßt sich nicht im Einzelnen feststellen, jedenfalls sind manche von ihnen bereits im 16. Jahrhundert vorhanden. So wohnte bekanntlich Luther während seiner Anwesenheit in Leipzig 1519 im „Goldenen Birnbaum" (Hainstraße, jetzt Hotel de Pologne).

Was nun den Ursprung dieser Häusernamen betrifft, so ist er unzweifelhaft ein sehr mannigfaltiger. Bei einer großen Anzahl ist es klar, daß wir es mit dem Namen eines Besitzers zu thun haben, der auf dem Hause auch nach dem Besitzwechsel haften blieb. Daß die Verzierung des altgermanischen Dachgiebels mit Thier- besonders Roßhäuptern hie und da Einfluß geübt hat, ist nicht unwahrscheinlich. Auch die Form des Hauses forderte wohl zu allerhand Vergleichen auf, aus denen sich dann volksthümliche Namen ergaben. So nannte man, um ein paar Beispiele aus neuerer Zeit für diesen Vorgang zu bringen, in einer sächsischen Stadt eine Villa wegen ihrer Gestalt die „Stutzuhr", in einer andern eine solche die „Kaffeemaschine", ein etwas schiefwinklig gebautes Haus eines Buchdruckereibesitzers den „Druckfehler", eine Villa „Morgenröthe", wegen der allzuhäufig daran verwandten rothen Farbe; ein „Thurmhaus" läßt sich wohl in vielen Städten auftreiben. — Schutzheilige und ihre am Hause angebrachten Bilder dienten ebenfalls gelegentlich als Pathen für dieses. Am Meisten aber hat ohne Zweifel die ritterliche Sitte,

ein Wappen zu führen und in diesem ein Abzeichen aus einem der Naturreiche oder irgend welchem Gebiete der menschlichen Thätigkeit anzubringen, auf die Benennung der Häuser Einfluß geübt. Die Ritter hatten ja theilweise ihre Häuser in der Stadt, im „Burglehn“ wohnte der Landadel, und über den Thüren prangten ihre Wappen in Stein gehauen oder gemalt. Auch vornehme bürgerliche Familien, namentlich in der Schweiz und den süddeutschen Reichsstädten, nahmen danach willkürlich ein Wappen an oder ließen es sich von Kaisern, Fürsten und Pfalzgrafen verleihen. Und hatte der reiche Handelsherr kein eigentliches Wappen, so vermochte man es ihm doch nicht zu verübeln, wenn er irgend ein symbolisches Abzeichen seiner Thätigkeit oder Gesinnung über dem Thore des Hauses oder auch wohl an seiner Ecke anbrachte; z. B. der Kaufmann, den seine Fahrten übers Meer reich machten, ein Schiff, einen Anker oder ein Product der fremden Länder, wo er sich aufgehalten, einen Mohren, einen Palmbaum. Nachdem dann einmal das Namengeben allgemein Mode geworden war, mußte es zuletzt der reinen Willkür verfallen, wie etwa heutzutage die Vornamen der Kinder nach Laune und Zufall gegeben werden. Der Name des Hauses wurde entweder mit Buchstaben auf einem an diesem angebrachten Schilde verzeichnet, oder bildlich wiedergegeben. Wurde ein Grundstück getheilt, so ging der alte Name auf das neue wohl mit einer geringen Aenderung über, neben einem „Gelben Horn“ entstand z. B. ein „Schwarzes Horn“, in Zittau ein „Weißer“ und „Blauer Engel“. Seitdem im Beginn unseres Jahrhunderts die Nummerirung der Häuser allgemein durchgeführt ward, sind die alten Namen mehr und mehr geschwunden, zumal, wenn die Träger umgebaut oder ganz weggerissen wurden. Uebrigens war die ganze Sitte im Wesentlichen stets auf die größeren Städte beschränkt geblieben, je kleiner die Stadt, desto mehr genügte der Name des Besitzers zur Bezeichnung, da ein Bürger den anderen dort kannte, desto dürftiger waren auch die Gebäude und desto öfter brannten sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit ab. Doch haben sich die Spuren des alten Brauchs zahlreich und überall, wenn auch hier weniger, dort mehr, bis in die neueste Zeit erhalten. Die meisten und häufigsten Reste haben wir in den Gasthofsnamen; denn die Gastwirthe verzichteten nicht leicht auf den Vortheil, vermittelst eines auffallenden Namens besser, als es Nummern oder der oft wechselnde Name des Besitzers erlaubte, ihr Haus dem Reisenden in Erinnerung zu halten. Den älteren Gasthofsnamen, wie sie noch fast in jeder Stadt zu finden sind, möge deshalb noch eine besondere Betrachtung gewidmet werden. Die ältesten Namen, die wir in den Chroniken aus dem 16. und 17. Jahrhundert bezeugt finden, dürften in den größeren sächsischen Städten folgende sein: „Zum (goldnen oder güldnen) Löwen“ findet sich in Dresden (schon 1549), Zwickau, Bautzen, Leisnig, ein „weißer Löwe“ in Zittau. Ein „goldner Adler“ in Freiberg, Zwickau, Bautzen, Zittau, ein „rother (oder goldner) Hirsch“ in Freiberg, Chemnitz, Zittau, ein „weißer“ in Zittau, Stolpen, ein „schwarzer Bär“ in Chemnitz, Zwickau, Zittau, ein „weißer“ in Wolkenstein, ein „weißes Roß“ in Dresden, Zittau, Bautzen, Chemnitz, ein „halbes schwarzes“ in Freiberg. Ein „weißes Einhorn“ weist Freiberg auf, eine „goldne Gans“ leistet sich Zwickau, eine „goldne Eule“ haben Leipzig und Chemnitz, ein „goldnes Lamm“ Bautzen und Zwickau, „3 Schwanen“ Zwickau (nach dessen Stadtwappen) und Chemnitz, einen „goldnen Bock“ und einen „weißen“ Chemnitz. Der „rothe Ochse“, der in Süddeutschland so beliebt ist, tritt in der Stadt nur einmal, in Zwickau, auf. Sehr vereinzelt ist ein „grauer Wolf“ in Pulsnitz, dessen Alter uns allerdings nicht bekannt ist. Es fragt sich, wie grade diese Thiere, im Unterschied von anderen, die wenigstens in älterer Zeit nie auf Wirthshausschildern erscheinen (wie Hase, Fuchs, Hund, Schwein, Ziege, Schaf, Rind, Ente u. a.), zu ihrer großen Rolle kommen. Daß es zugleich beliebte ritterliche Wappenthiere sind, läßt die Frage nach ihrem Ursprung immer noch offen. Die Antwort giebt uns, wenn auch nicht in jedem einzelnen Punkte, doch im Ganzen die Mythologie. Adler und Löwe, Hirsch und Bär, Roß und Ochse waren den germanischen Göttern heilig, der Adler, das Roß und der Hirsch dem Wuotan, der Bär dem Donar; an die Stelle des Bären ist erst später der Löwe getreten als gewaltigstes Raubthier. Das rothe Rind war das Sonnenthier; diese Anschauung reicht über den Bereich der indogermanischen Völker heraus; wir brauchen nur an die Aegypter zu erinnern. Der Schwan war das Sinnbild der Walküre. Der Hirsch stand auch sonst noch in einer besonderen wunderbaren Beziehung zum Trinken oder vielmehr zur Trunkenheit. Aegidius Albertinus (de conviviis et compotationibus) handelt auch vom Hirschtrunkensein: „in diese hirschtrunkne Zunft gehören alle die, welche, wenn sie voll und toll sein, keine Ruhe haben, sondern nur hinaus jagen, pürschen und beißen, und nur des Nachts reisen wöllen; Gott geb' es ergeh' ihnen darüber, wie es wolle.“ Der Adler hat wohl den älteren Raben verdrängt, der einst dem Wuotan heilig war. Im Alemannischen zeigten ihn noch alte Wirthshäuser, und die Sage berichtete von ihrer Entstehung, daß des heiligen Meinrad's zahme Raben den an dem Einsiedler verübten Mord bis nach Zürich meldeten, wo die beiden Raubmörder im Wirthshause zechend ergriffen und abgestraft wurden. Der Bock, der jetzt im Wirthshause zu Zeiten gern abgebildet wird, ist wenigstens bei uns in älterer Zeit auf Wirthshausschildern nicht verwendet; wenn sich in Chemnitz ein „goldner Bock“ findet, so ist dieser nach dem 1617 erwähnten Besitzer Elias Bock so genannt. Auch der bekannte „Kauz“ in Leipzig hatte nichts mit dem Vogel zu thun; er war ursprünglich kein Wirthshaus, sondern die Stätte eines uralten Landgerichts, und der Name wird wohl slavischer Herkunft sein. Mythologische Beziehungen liegen jedenfalls auch bei dem „Lamme“, dem „Einhorn“, der „Gans“ vor. Dagegen wurden um eben solcher willen vermieden andere Thiere: der schleichende, unheimliche Wolf, das Sinnbild der Acht und Friedlosigkeit, der Hahn als Vogel der Todesgöttin Hel, der feige unkriegerische Hase. Von den Farben, die man diesen Thieren auf den Schildern zuschreibt, ist das Roth am bedeutsamsten, mit dem die Goldfarbe verwandt ist. Gold hat im Wappen die Bedeutung der Kühnheit, Großmuth oder Liebe und ist an die Stelle des älteren, leichter herzustellenden Roth getreten. Dem entspricht, daß in unseren Gegenden späterer Cultur das Roth selten ist und das Gold vorherrscht. Die andern Farben erklären sich zumeist aus dem dargestellten Gegenstand, auffällig ist noch die Häufigkeit des Beiworts „blau“: „Blauer Stern“, „blaue Glocke“ in Nürnberg und anderen süddeutschen Städten, aber auch eine „blaue Kugel“ in Zwickau (allerdings ohne nachweisbare Gastgerechtigkeit), ein „blauer Stern“ und „blauer Harnisch“ in Leipzig, ein „blauer Engel“ in Zittau. Diese Farbe hat ebenfalls tiefere Bedeutung, sie ist die Farbe der Fruchtbarkeit der Ehen, Wuotan's Hauptfarbe, später die Zunftfarbe aller deutschen Müller und Bäcker. Das Blau in dem Herbergsschilde verhieß dem Gaste gutes Glück auf der Reise. — Selbstverständlich soll nicht behauptet werden, daß jeder Gasthofsbesitzer, der seinem Hause einen Namen gab, sich der symbolischen Beziehung seines Schilds zur alten Götterwelt bewußt gewesen sei; wie bei allen Namen, ist der alte Sinn auch bei diesen verloren gegangen; gedankenlose Nachahmung hat bereits seit langen Jahrhunderten ihre Herrschaft geübt. Aber daß einmal die Anknüpfung an die heidnische Vorstellungswelt stattgefunden, dürfen wir doch annehmen. — Weniger tief wurzelt die Verbindung der Gasthofsnamen mit den Bäumen, nach denen sie sich nennen. Es sind die Bäume, die vor ihnen wachsen und sie beschatten, Linde, Eiche, Tanne. Deshalb sind die Häuser dieses Namens auch ursprünglich an der Landstraße und in der Vorstadt zu suchen, wo der Baum noch Raum und Luft hatte. Während Eiche und Tanne in der Regel in der Einzahl erscheinen, sind oft zwei und drei Linden zusammen namengebend, — die Linde ist ja der Baum der Geselligkeit, dagegen weisen „Siebenlinden“ und „Siebeneichen“ auf alte Gerichtsstätten, an denen sich ja naturgemäß das Bedürfniß einer Herberge sehr früh herausstellte, da man zu den Gerichtstagen oft aus ziemlicher Ferne herbeieilen mußte. — Von anderen Pflanzen gehörte noch die Rose hierher, die bekanntlich schon im Alterthum als Schmuck der Tafel beim Gelage eine Rolle spielte und somit dem Dionysos geweiht war. Zugleich war sie das Symbol der Verschwiegenheit, die die Zecher untereinander beweisen sollten, wenn der Wein die Zunge gelöst hatte. Aehnliche Bedeutung behielt sie im Mittelalter. Ein selbstverständliches Zeichen der Zechlust ist die Weintraube, die ja so vielfach den Namen für Gasthäuser hergiebt. Wir kommen damit ins Gebiet der Schankzeichen, die da, wo der Reihschank herrschte oder noch herrscht, an dem Hause herausgesteckt werden, in dem „frisch angesteckt“ ist und verschenkt wird. Solche sind neben der hölzernen Traube und dem Zapfen z. B. ein Stern, ein Kranz, eine Flasche, ein Becher. Alle diese sind, wie leicht erklärlich, dann auf den Wirthshäusern haften geblieben. Der Stern ist wahrscheinlich oft erst für das Fünfeck oder Sechseck eingetreten, die man früher noch mehr als Wirthshauszeichen traf. Es waren seit dem 12. Jahrhundert vorkommende

Steinmetzzeichen. In der Nähe der großen Bauplätze, die ja oft Jahrzehnte lang bestanden, da der Bau der großen Kirchen sich gar lang hinauszog, errichtete man Schenken und kennzeichnete sie durch architektonische Zeichen, die dieselben waren, welche die Arbeiter am Bau unten anzubringen pflegten. Speculative Wirthe bemächtigten sich derselben denn auch an anderen Orten und brachten sie über ihren Thüren an, um wandernde Künstler anzulocken. Die symbolische Bedeutung des Pentegramms aber reicht bis in die graueste Vorzeit zurück. (Schauberg, Symbolik.) Die Krone ist im Wesentlichen nichts Andres als der Kranz in Metall nachgebildet, wie dieser Sinnbild der Fülle, des Lebensgenusses und der Freude. Ein sehr beliebtes Emblem ist ferner die leben- und freudenspendende Sonne. Der Gasthof zur „Sonne" in Zittau erhielt seinen Namen 1641 infolge eines Einfalls des Rittmeisters v. Schwanitz vom Koch'schen Regiment, der ein Schild mit einer Sonne (für 12 Thaler) malen und aushängen ließ, damit das Haus ein Zeichen und einen Namen habe. Dieses Beispiel, der Chronik Pescheck's entnommen, möge zeigen, wie willkürlich die Namen oft waren. Außerhalb der Städte dürfte sich die Bezeichnung zur „Sonne" wohl mehr von der freien, sonnigen Lage des Platzes erklären, die Lausitz hat mehrere „Sonnenschenken" aufzuweisen, denen sich die „Windschenken" zur Seite stellen. Aeltere Gasthofnamen sind endlich noch: Anker (Zwickau), güldnes Schwert und güldner Ring (Dresden), Engel (Zittau, Chemnitz), Paradies und Rautenkranz (Zwickau), die wohl ohne besonderen Bezug auf das Schankgewerbe schon vorher als Hausnamen vorhanden waren. Ein sonderbarer alter Name für vor der Stadt gelegene Wirthshäuser, ursprünglich mehr den Plätzen, wo diese lagen, eigenthümlich, ist „zum wilden Mann". Als Erklärung hat man den grausamen mittelalterlichen Brauch angeführt, Wahnsinnige, die man „wilde Männer" nannte, einfach aus der Stadt zu jagen, wo sie sich dann vor den Thoren herumtreiben mochten, um Nahrung zu erbetteln. — Einen andern Charakter, als die bis jetzt fast ausschließlich herangezogenen Gasthofsnamen der Stadt, zeigen die der Herbergen und Wirthshäuser vor den Thoren, auf dem Lande und an der Landstraße (auch wohl einzelnliegender Privathäuser). Sie tragen zum größten Theil das Gepräge des derben Volkswitzes, wie ihn der Fuhrmann, der hier zumeist einkehrte, liebte, sie scheinen oft wie im bewußten Gegensatz zu den vornehmen Namen der Stadt gewählt. Andere mögen einen verblaßten Flur- bez. Ortschaftsnamen erhalten. So finden wir z. B.: Blaue Schürze und Herr Gevatter (westlich von Meißen), Schwarzer Strumpf (nordwestlich Bautzen), Fingerhut (südöstlich Pulsnitz), Hungertuch (südöstlich Gottleuba), Hupfauf und Uebermaas (östlich Oelsnitz), Stiller Fritz (nördlich Sebnitz), Letzter Heller (bei Dresden und Oelsnitz), Wolfstaude, Kümmelbüchse (bei Berglas im Vogtland), Schwarze Tafel (bei Mylau). Galgenschenke, Postschenke, Weidmannsheil, Waldhaus, der „heitere Blick" oder, wie der Deutsche lieber sagt, Bellevue und Belvedere kehren immer wieder und bedürfen keiner Erläuterung. Auch die Thiernamen, die man auf den Landwirthshäusern findet, zeigen eine größere Mannigfaltigkeit als die städtischen. Während z. B. die Katze, obwohl auch sie einer Göttin, der Freia, geheiligt war, in der Stadt kaum auf einem Schilde gefunden wird, sind viele freistehende Häuser nach ihr benannt (z. B. ein Gasthaus bei Kuhschnappel), anderswo findet man Katzenhäuser, Faule Katze, mehrere Katzenmühlen. Da außerdem zahlreiche Katzensteine und -berge vorkommen, daneben eine Katzsche bei Kohren, ein Katzschenberg bei Ortrand, so haben wir es wohl mit einer slavischen Ortsbezeichnung zu thun. Es giebt ferner einen „Rehbock" (südlich von Meißen), eine „Wachtelschenke", „Weiße Taube" (bei Marienberg), einen „Silbernen Pelikan" (bei Zwickau, auch Eselsschenke genannt), einen „Grauen Storch" (bei Mockethal), bei Elterlein ein „Osterlamm", einen „Dürren Fuchs" nördlich Stolpen, mehrmals im westlichen Sachsen (bei Zwickau und bei Ebmat im Vogtland) einen „Kalten Frosch". Was den letzten betrifft, so erklärt ihn ein Forscher, der in den vogtländischen Namen Reste eines uralten, dem Angelsächsischen verwandten Dialekts finden will, aus engl. coal (schwarz) und frowish düster aussehend, ähnlich dem „Kühlen Morgen", der als Gehöftename benachbart erscheint und mit „Moor" zusammengebracht wird. In derselben Gegend ist „Dürre Henne" als Bezeichnung eines einsamen Waldhauses häufig. Hier haben wir es nicht mit einem Thiere zu thun, sondern vermuthlich mit der Pflanze, dem Gegensatz zur „fetten Henne", die jeder kennt.

Wie lange werden sich diese alten eigenthümlichen Namen noch halten? Auf dem Lande wahrscheinlich noch länger, als in der Stadt, wo sich ihre Zahl von Jahr zu Jahr verringert. Die Gasthäuser führen zwar in der Regel noch Eigennamen, aber diese werden mehr und mehr dem Geschmacke der heutigen Menschheit angepaßt und auf ein internationales Publicum berechnet. Schon 1846 lesen wir in der Zeitschrift „Der Erzähler an der Spree" eine charakteristische Klage über die Umtaufung der Wirthshausschilder. Früher habe es Bär, Lamm, Ochse, Greif, weißes und schwarzes Roß geheißen, jetzt heißt es: Russischer, Englischer, Deutscher Hof. Diese Namen waren aber doch wenigstens noch deutsch und hatten einen gewissen Sinn; denn die Vorstellung dabei war ohne Zweifel, daß sich dort die Reisenden aus dem betreffenden Lande zusammenfinden sollten. Daher denn auch weiter die „Stadt Wien" u. dergl. Aber was würde jener biedere Mann erst sagen zu unsern Hotel Continental, Hotel Union, Hotel de Russie, Hotel de Prusse?

Bücherbesprechungen.

— Russisch-polnische Beziehungen. Ein Abriß von Graf Leliwa. Autorisirte Uebersetzung von Arthur C. Arnold. Leipzig, Verlag von E. L. Kasprowicz, 1895. — Wer die Russificirungspolitik der czarischen Regierung in Russisch-Polen während der letzten 2—3 Jahrzehnte von Grund aus kennen lernen will, der wird nicht umhin können, auch das Buch des Grafen Leliwa über „Russisch-polnische Beziehungen" zu lesen. Der Verfasser hat ein ausgezeichnetes, meist dem Archive der Gouvernementsregierung zu Wilna entnommenes Actenmaterial zur Verfügung gehabt und schildert ausführlich alle die administrativen Maßregelungen, Bedrückungen und Verfolgungen, denen die Nationalpolen und die katholische Geistlichkeit seit dem Regierungsantritte Kaiser Alexander's III. im ehemaligen Czarthum Polen ausgesetzt gewesen sind. Im Einzelnen behandelt er die Beschränkungen des Vermögensrechtes, der staatlichen und gesellschaftlichen Rechte der Polen, die Lage der römisch-katholischen Kirche und die Beschränkung des Rechtes der Polen hinsichtlich Erziehung und Unterricht, um dann einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Rußland und Polen zu geben. Man wird dem Verfasser mit Interesse folgen, soweit er Thatsachen berichtet, Regierungserlasse mittheilt und über manches Vorkommniß der letzten Jahrzehnte actenmäßig Aufschluß ertheilt; über dieses sachliche, Interesse hinaus aber wird man nicht gehen dürfen, auch wenn man den berechtigten nationalen Bestrebungen des Polenthums nicht unfreundlich gegenübersteht. Graf Leliwa ist Nationalpole durch und durch und ein eifriger Katholik, seine Schrift ist eine Tendenzschrift par excellence, er sieht Alles durch eine doppelte und dreifache polnische Brille, und seine Voraussetzungen sind meist ebenso unrichtig, wie seine Schlußfolgerungen schief, unhistorisch und ungerecht sind. Vor Allem liegt die Rechtsfrage durchaus anders, als Graf Leliwa sie darstellt. Er giebt sich den Anschein, als stehe er auf sicherem staatsrechtlichen Boden und verfolge von diesem aus berechtigte staatsmännische Ziele; er vermeidet jede Wendung, die als Anklang an separatistische Neigungen aufgefaßt werden könnte, und läßt die Frage von der eventuellen Wiederherstellung der staatlichen Selbständigkeit Polens als für die Discussion ungeeignet völlig unerörtert; er stellt sich vielmehr im Allgemeinen mit Nachdruck auf den Standpunkt des verstorbenen Marquis Wielopolski und erklärt ausdrücklich, daß er durch seine Auslassungen nur eine Verständigung zwischen dem gebildeten Russenthum, sowie der czarischen Regierung einer- und dem Polenthume andererseits herbeiführen wolle. Aber er gerirt sich dabei als Vertreter unbestreitbarer, staatsrechtlich begründeter Forderungen des russischen Polenthums; er verlangt für seine Landsleute und für die römisch-katholische Kirche den gleichen Schutz und die gesetzliche Anerkennung als Sondergebilde im russischen Staatsleben, wie die Russen und die rechtgläubige Kirche sie von Rechtes und Gesetzes wegen genießen, und er verspricht mit Emphase, daß die Polen alsdann nicht nur treue Unterthanen des Czaren, sondern auch zuverlässige russische Staatsbürger werden und sich als integrirender Bestandtheil des großen russischen Reiches fühlen würden. Graf Leliwa vergißt dabei indeß, daß seine Landsleute im Czarthume Polen durch den Aufstand von 1863 jedes Recht zu staats-

rechtlichen Auseinandersetzungen mit Rußland und zu Forderungen an die russische Regierung verwirkt haben. Bis 1863 hat die St. Petersburger Regierung die Politik verfolgt, die Graf Leliwa heute wiederum von ihr fordert; sie hat bis zu diesem Jahre dem Polenthume die nationalen Rechte auch vertragsmäßig zugestanden, auf die es auch heute noch auf Grund des Nationalitätsprincips pocht, und sie hat als Gegenleistung lediglich die Pflicht des Polenthums gefordert, sich den unerläßlichen Forderungen des russischen Staatsgedankens unterzuordnen. Die Antwort der Polen, die von jeher sehr viel von ihren Rechten, niemals aber von ihren Pflichten gesprochen haben, war der Aufstand von 1863, und Rußland that nun, was es aus Gründen der staatlichen Selbsterhaltung thun mußte: es unterdrückte den Aufstand, vernichtete die polnische staatsrechtliche Selbständigkeit innerhalb der russischen Monarchie und verleibte das einstige Czarthum Polen in der Gestalt von so und so vielen Gubernien dem russischen Reiche ein. Seitdem kann von Sonderrechten der Polen in Rußland im staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Sinne überhaupt nicht mehr gesprochen werden; da es den Polen nicht gelungen war, nach ihrer Niederwerfung von 1863 gesetzliche Garantien für ihren nationalen Fortbestand zu erwirken, so giebt es kein römisch-katholisches Czarthum Polen mehr, sondern nur noch eine Anzahl polnisch-katholischer Unterthanen des russischen Kaisers, die genau so viel Rechte und Pflichten haben, wie jeder andere russische Staatsbürger, und die gar nicht mehr in der Lage sind, als Sondergruppe mit der St. Petersburger Regierung auf Grund ehemaliger, noch zu Recht bestehender Verträge und Abmachungen zu verhandeln. Das mag für die Nationalpolen sehr bitter sein, es ist aber die geschichtliche Wahrheit, und die Polen würden gut thun, sich ihr zu unterwerfen, statt immer und immer wieder die Welt glauben zu machen, daß es in den russisch-polnischen Beziehungen überhaupt noch eine „polnische Rechtsfrage" gäbe. Dadurch unterscheidet die Stellung des Polenthums zu Rußland sich wesentlich von der Stellung der deutschen Balten und der Finländer zum Russenthume, die niemals den Rechtsboden der Verträge, durch die sie an Rußland gelangt sind, verlassen haben. Es ist deshalb vollkommen ungerechtfertigt, wenn Graf Leliwa und besonders sein Uebersetzer (im Vorwort) den Versuch machen, die Rechtsverletzungen, die das Russenthum in den Ostseeprovinzen und in Finland verübt hat und fortgesetzt verübt, zur Stimmungmacherei auch für die „unterdrückten Polen" auszunutzen. Für die Polen giebt es heute nur noch einen Appell vom nationalen Standpunkte an die Großmuth der czarischen Regierung, aber wie kann dieser Appell auf Erfolg hoffen, wenn er als Forderung auftritt und in der Betonung nicht vorhandener staatsrechtlicher Verpflichtungen Rußlands gegenüber den Polen und der katholischen Kirche gipfelt?! Die czarische Politik in den polnischen Landestheilen wird vielmehr sicherlich keine Aenderung erfahren, so lange im russisch-polnischen Gebiete noch immer der polnische Staatsgedanke gegen den russischen ausgespielt werden wird, so lange es dort noch eine polnische Propaganda giebt und so lange die katholische Geistlichkeit in Polen nicht aufhören wird, diese Propaganda offen und heimlich zu stützen und zu nähren. Und daß sie dies thut, dafür liefert Graf Leliwa selbst, allerdings sehr wider Willen, die überzeugendsten Belege. Daß die sogenannte Rechtsfrage in den russisch-polnischen Beziehungen wesentlich anders liegt, als Graf Leliwa sie zeichnet, das gesteht er übrigens selbst indirect zu, indem er wiederholt aus den „Fundamental-Gesetzen des russischen Staates" die Gleichberechtigung der Polen und der römischen Kirche herzuleiten und diese Gesetze gegen die Ukase in der Polenfrage auszuspielen sucht. Er setzt sich aber hierbei über die Thatsache hinweg, daß jeder Senatsukas, jeder ministerielle Erlaß und jede spätere Gesetzesinterpretation durch den Senat in Rußland Gesetzeskraft besitzen und als neues „Fundamental-Gesetz" in den „Swod Sakonow" (Gesetzessammlung) aufgenommen werden, daß man also die ursprünglichen Fundamentalgesetze des Reiches nicht gegen die später nothwendig gewordenen Sondererlasse wider das Polenthum ins Feld führen darf. — Das interessanteste und reichhaltigste Capitel des Buches ist dasjenige, welches die Lage der römisch-katholischen Kirche behandelt; hier tritt die Unvereinbarkeit der Prätensionen der katholischen Geistlichkeit mit der in Rußland herrschenden Idee der alleinigen griechisch rechtgläubigen Staatskirche besonders grell zu Tage. Das schwächste Capitel des Buches aber ist das letzte, das die geschichtliche Entwickelung der russisch-polnischen Beziehungen von Alters her darstellt; hier ist fast jede Behauptung und Schlußfolgerung unhistorisch, unrichtig und in polnischem Sinne tendenziös gefärbt. Als Historiker und Politiker kann man dem russischen Vorgehen weder die durch die geschichtliche Entwickelung und durch Blut und Opfer erworbene Rechtsgiltigkeit, noch die staatliche Nothwendigkeit absprechen, und es wäre grundfalsch, wenn man sich in Deutschland für die Tendenz des Leliwa'schen Buches, Sympathien für das „geknechtete Polenthum" zu werben, erwärmen oder gar aus Sentimentalität sich auf die schiefe Ebene des von ihm vertretenen sogen. Rechtsbodens begeben wollte. Dagegen wird man den Polen gegenüber den zahllosen Willküracten der örtlichen russischen Machthaber und gegenüber der Brutalität, mit der die russische Administration die Politik der czarischen Regierung im Lande im Einzelnen durchführt, die Theilnahme nicht versagen können. Die vielen Fälle von Uebermuth, Gewaltthat und Rechtsbeugung im bürgerlichen Leben, die Graf Leliwa actenmäßig mittheilt, sind natürlich Ausschreitungen der russischen Verwaltung, die nicht nur überflüssig und schädlich sind, sondern auch die berechtigten Maßnahmen zur Verwirklichung der Herrschaft des russischen Staatsgedankens in den polnisch-katholischen Gebieten empfindlich discreditiren. Und wenn der Kenner der Verhältnisse auch feststellen muß, daß die Polen und besonders die polnisch-katholische Geistlichkeit oft genug selbst die Veranlassung zu russischen Uebergriffen und zu Härten in der russischen Verwaltungspolitik gegeben haben und geben, so ist es doch zu wünschen, daß in der Praxis nach dieser Richtung hin eine baldige Besserung eintrete. Es ist anzunehmen, daß die eindringliche Sprache des Leliwa'schen Buches zur Beseitigung der Ausschreitungen auf beiden Seiten beitragen werde, weil es den Machthabern an der Newa in ungeschminkter Weise die alte Lehre zu Gemüthe führt, daß die allzu straff gespannte Saite reißen muß. Weitere politische Erfolge aber dürfte das Buch kaum erzielen, denn Polens Geschichte unter russischer Botmäßigkeit ist eine Tragödie, — ein Drama, für dessen Conflicte es keine Lösung, sondern nur eine Katastrophe giebt. Die Polen haben nur die Wahl, sich dem russischen Staatsgedanken zu unterwerfen, d. h. in Rußland aufzugehen, oder sich vom russischen Reiche loszusagen und ihre Selbständigkeit als Nationalstaat anzustreben. Ein Drittes giebt es seit 1863 nicht, zu Ersterem aber dürften die Polen trotz aller Versicherungen ihrer Wortführer kaum bereit sein, und Letzteres liegt heute noch völlig außer dem Bereiche jeder ernsthaften politischen Erörterung. — Die deutsche Uebersetzung des Leliwa'schen Buches ist ein wenig schwerfällig; Graf Leliwa schreibt den russisch-polnischen Beamtenstil, und der Uebersetzer hat nicht vermocht, ihn in leichtflüssiges Deutsch umzusetzen; auch fehlt es nicht an Schnitzern, wie z. B. die Uebersetzung „Kaiserreich Polen" für „Czarthum", „Urfehde" für „erbliche Feindschaft" u. dgl. m.; auf S. 30 muß es statt „classischen" Nationen natürlich „slavischen" heißen. Das sind indeß nur Kleinigkeiten, die den Gesammteindruck der Lectüre dieses immerhin bedeutungsvollen zeitgeschichtlichen Werkes nicht erheblich beeinträchtigen können.

Erwin Bauer.

— Breviarinm Iuridicum das ist zu Teutsch Juristen-Brevier. Ein newes Buch kurzweilig zu lesen und zu singen, mit vielen lieplichen carminibus auch nothwendigen Traktementen zur Welt gesetzet durch den Doctorem Iuris Utriusque Adolphum Hansen Hamburgensem. In commissione verlegt in der löblichen stadt Berolinum durch die fürsichtigen Trucker Rosenbaum & Hart, als man zalt nach der Geburt christi unsers Herrn 1896 jar, imm Monat Hornung. Amen. — Ein eigenartiges, aber liebenswürdiges Büchlein! Der zweite Theil giebt in schlichter Prosa kurze Biographien der bedeutendsten römischen und deutschen Juristen. Nichts wirklich Neues; aber doch den Meisten Neues bietend. Rechtsgeschichte in solcher Darstellung ist leichte und anregende Speise, die Vielen munden wird. Der erste Theil versucht, die später in ernster Darstellung Behandelten in theilweise recht übermüthigen Versen nach hervorstechenden Charakterzügen vor Augen zu führen. Manches ist auch dem Poeten recht gut gelungen. Im Ganzen haben wir für diesen Theil weniger Verständniß empfunden. Jedenfalls ist der Gedanke, dem Historiker überall den Schalk zu gesellen, in solcher Durchführung ungewöhnlich. Daß er nicht auch Liebhaber finden sollte — wer möchte das behaupten?

N.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 38. Sonnabend, den 28. März. 1896.

Tafelgespräche Kaiser Ferdinand's I.*)

Von Dr. Paul Uhle.

Gegen Ende des Jahres 1563 sah sich der deutsche Kaiser Ferdinand I. durch seinen Gesundheitszustand veranlaßt, seine Person der sorgsamen Obhut einer Anzahl Aerzte zu unterstellen. Zu diesen Aerzten zählte auch Dr. Johann Naeve aus Chemnitz, geb. 1499, gest. 1574, damals Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen wie vorher des Kurfürsten Moritz. Bereitwillig hatte ihn Kurfürst August für seinen kaiserlichen Herrn beurlaubt. Fast täglich sahen die Aerzte den Kaiser, fast täglich waren sie zur kaiserlichen Tafel geladen. Erst Anfang Mai 1564 fesselte den Kaiser Krankheit ans Lager, bis er am 25. Juli starb. Da hat nun Naeve in sorgsamer Weise die Gespräche, die an der kaiserlichen Tafel geführt wurden, besonders alle Aeußerungen des Kaisers aufgezeichnet, und zwar in lateinischer Sprache, während die Unterhaltung italienisch, spanisch oder deutsch, letzteres seltener, geführt wurde. Seine lateinische Handschrift bekam 100 Jahre später der Dichter und kurfürstlich sächsische Bibliothekar David Schirmer in die Hand und übersetzte sie ins Deutsche unter dem Titel: „Des Allerdurchleuchtigsten Römischen Keysers Ferdinand des Ersten Denkwürdige Tafel-Reden, Welche Er über der Mahlzeit mit seinen Räthen und anderen gelährten Leuten gehalten Und Der Hochgelahrte alte Keyserl. und Churfl. Sächs. Rath und Leib-Medicus, D. Johann Naeve Jn 1564. Jahre selbst angehöret und auffgezeichnet hat. Nunmehr aus desselben Lateinischer Handschrift in das Teutsche übersetzet und zum ersten mahle herausgegeben von David Schirmern, Churfl. Sächs. Bibliothekario." Mit vollem Rechte kann man die Aufzeichnungen Naeve's als eine Geschichtsquelle ersten Ranges bezeichnen. Von unschätzbarem Werthe sind sie besonders für die Culturgeschichte. Bei zweifelloser Zuverläsigkeit gestatten sie einen tiefen Blick in das Privatleben eines deutschen Kaisers des 16. Jahrhunderts, setzen sie den Charakter dieses Kaisers ins klarste Licht, geben sie genaue Kunde von dem Bildungsstande hoher und höchster Kreise in der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Ein Theil der Gespräche charakterisirt Kaiser Ferdinand I. als Herrscher, sowie als Mensch. Wir lernen seine Regierungsgrundsätze, seine Sinnesart kennen. Als Herrscher zeigt er sich tief durchdrungen von der hohen Verantwortlichkeit seines Berufes. Eines Tages brachte er das Gespräch auf die harte Behandlung der Bauern in Ungarn und Böhmen. Er wandte sich darauf direct an den Ungarn Balaschni mit den Worten: „Ich bin auf's Höchste erstaunt über die Härte und Grausamkeit der Herren in Ungarn und Böhmen, erstaunt, daß sie, wo sie ihre Unterthanen so schlecht behandeln, nicht eingedenk sind, daß wir Beides, hohe und niedere Obrigkeit, nicht das Geringste vor den armen Unterthanen voraus haben, außer daß uns allein das Amt von Gott gegeben ist. Vor Gott sind wir Alle gleich, denn wird sind Alle mit einer Taufe getaufet und mit einem Blute erlöst, Jesu Christi. Im Jenseit werden wir Einer wie der Andere sein. Wir werden dermaleinst schwere Rechenschaft geben müssen, wie wir uns gegen unsere Unterthanen gezeigt haben. Was wird ein Fürst und Herr antworten, der seine Unterthanen nicht nur nicht hört, sondern sogar oft zuläßt, daß das Land von Raubhorden und wohl auch von seinen eigenen Hofleuten nach Willkür bis auf's Blut ausgesogen wird? Wenn wir so handeln, sind wir nichts, als Diebe und Räuber, und die übermäßigen Steuern und Zölle öffentlicher Diebstahl." Sein ganz besonderes Gefallen bezeigte der Kaiser über die Inschrift, die, wie eines Tages erzählt wurde, der Kurfürst Friedrich von Sachsen in seinem Schlafzimmer hatte anbringen lassen: „Es ziemt sich nicht für einen Fürsten, die ganze Nacht zu schlafen, da ihm die Regierung des Volkes anvertraut ist und auf seiner Sorgfalt aller Dinge Wohlfahrt und Gedeihen beruht." Entsprechend seiner Auffassung vom Herrscherberufe übte der Kaiser selber Gerechtigkeit und Milde. So sagte er über die Art, wie er Wilddiebe bestrafte: „Die Kaiserlichen Rechte verlangen die Todesstrafe für Wilddiebe nicht, dennoch giebt es Fürsten, die sie hängen lassen. Wahr ist es freilich, daß sie gegen die Fürsten und mich selbst sündigen. Denn ich habe selber auch viele solcher Diebe; aber zum Tode verurtheile ich sie nicht, die Strafe stände in keinem Verhältniß zu dem Verbrechen und dem Diebstahl. Wenn ich ihrer habhaft werde, verweise ich sie des Landes oder lasse sie in Eisen schließen und brauche sie zur Arbeit auf meinen Festungen. Sind es aber ledige Männer, die weder Frau noch Kinder haben, so verurtheile ich sie zur Galeerenstrafe. Denn wenn ich sie wieder auf freien Fuß setzte, so kämen sie doch wieder und raubten und stählen auf den Straßen. Haben die Wilddiebe Frauen, so mag ich sie nicht in dieser Weise bestrafen, denn ich würde ihre Frauen zu Wittwen machen, da diese nicht wieder heirathen können, so lange ihre Männer noch leben. Außerdem würden sie Niemanden haben, der sie und ihre Kinder ernährte." Milde und Versöhnlichkeit waren Hauptzüge im Charakter Ferdinand's. Als von der schweren Strafe erzählt wurde, die eine Frau in Schnarchenreuth bei Hof wegen ihrer Unversöhnlichkeit gegen ihre Schwiegermutter getroffen haben sollte, brach er in die Worte aus: „Das ist ein schreckliches Beispiel von Halsstarrigkeit und Unversöhnlichkeit, das uns zu brüderlicher Liebe und Güte mahnt." Verhaßt waren dem Kaiser alle Unaufrichtigkeit und hinterhaltige Gesinnung. Als ein „Fuchsschwänzer" zu ihm kam und sagte, obwohl jetzt während der Fasten das Fleischessen verboten wäre, so wisse er doch, daß fast die ganze Stadt Fleisch esse, da fuhr er ihn zornig mit den Worten an: „Wenn du mir für Geld etwas anderes zu sagen hast, so kannst du dieses sagen, wovon ich aber nichts hören will, davon schweige." „Hat ihm also das Maul gestopfet, daß er stumm davon gegangen ist." Von seinen Räthen verlangte der Kaiser denn stets eine entschiedene und offene Erklärung ihrer Meinung ohne alle Umschweife. Bei Berathungen, sagte er, hasse er nichts so sehr wie jenes Geschwätz, mit dem ein Rath für klug und weise gelten wolle. Deshalb habe er seine Räthe gewöhnt, daß sie ohne alle Weitschweifigkeit kurz und bündig sagten: „Das will ich" oder: „Das will ich nicht." Denn wenn sie in ihrer Weise fortführen, würde so bald ein Beschluß nicht herauskommen. Als eine Haupttugend der Räthe pries er die Verschwiegenheit und Treue. Er kenne viele Räthe, die sonst ganz gute Menschen wären, aber die ihnen anvertrauten Geheimnisse nicht bewahren könnten; das wäre ein großer Fehler bei Räthen. Dabei führte er folgende Verse an:

> Eximia est virtus, praestare silentia rebus;
> At contra gravis est culpa tacenda loqui,

und:

> Summa boni Deus est; sors proxima fidus amicus;
> Haec duo sunt vitae gaudia summa meae.

Von allen Lastern war dem Kaiser die Trunksucht das verhaßteste. „Keinem Laster," sagte er, „bin ich so feind wie der Trunksucht. Sie ist die Mutter aller Laster und unter acht bis zehn Todtschlägen wird kaum einer sein, der nicht auf Trunksucht zurückzuführen ist. Wenn daher ein Todtschläger bestraft wird,

*) Nach Aufzeichnungen des kurfürstlich sächsischen Leibarztes Dr Johann Naeve aus Chemnitz.

so müßte er billig doppelt gestraft werden, einmal als Todtschläger und dann als Säufer."

Wie gesprächig und mittheilsam der Kaiser war, beweist seine lebhafte Unterhaltung selber. Er war überhaupt ein heiterer Gesellschafter und ein liebenswürdiger Gastgeber. Viele interessante Geschichten steuerte er zur Erheiterung seiner Tafelrunde aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung und Erinnerung bei. Gelegentlich wollte er sich vor Lachen ausschütten. Es war von einem Landgrafen von Hessen die Rede, der sich von seiner Gemahlin fernhielt. Der damalige Kaiser befahl ihm, wieder mit ihr als Frau zu verkehren. Aber der Landgraf sagte: „Der Kaiser hat wohl Macht über meine Güter und über meinen Leib, aber nicht über meine »Mannschaft«." Diese Worte nun wiederholte Kaiser Ferdinand mehrere Mal, indem er laut lachte. Von ganz besonderer Liebenswürdigkeit wie gegen seine Aerzte überhaupt war er gegen Naeve. Als der Kaiser die reizende Lage des Schlosses Ebersdorf bei Wien schilderte, wandte er sich an Naeve mit den Worten: „Damit Ihr mir glaubt, so sollt Ihr es selbst sehen, wenn ich Euch hinbringen lasse." Auch bat er ihn, sich ja Prag genauer anzusehen, wenn er durchreise.

Der weitaus größte Theil der Gespräche des Kaisers erstreckt sich auf die verschiedensten Gebiete des Menschen- und Naturlebens. Der Kaiser giebt persönliche Erinnerungen, er erzählt von Fürstlichkeiten und anderen geschichtlichen Personen, macht aus eigener Erfahrung Mittheilungen über Länder, Städte und Völker, er erörtert Fragen aus sämmtlichen Gebieten der Naturwissenschaften. Immer bewundern wir sein treffendes Urtheil, seinen klaren Blick, seine reiche Erfahrung, sein vielseitiges Wissen. Beginnen wir mit den persönlichen Erinnerungen. Sie betreffen seinen Bruder Kaiser Karl V. (1519—1556), seinen Neffen König Philipp II. von Spanien (1556—1598), seinen Großvater Kaiser Maximilian I. (1493—1519), dessen Gemahlin Maria von Burgund und seine Großmutter Isabella von Castilien.

Ueber seinen Bruder, den Kaiser Karl V., äußerte er einst: „Ich habe ihn mehr als einen Vater geliebt und verehrt, war er doch von Gott mit herrlichen und trefflichen Gaben begnadet. Aber Unterthanen zu hören, Briefe zu lesen und zu unterschreiben, darin war er ziemlich lässig. Ich habe oft zu ihm gesagt: »Warum beliebt Euere Majestät nicht, die Bittschriften und andere Schreiben der Unterthanen zu lesen, wo sie doch so viel Zeit auf mathematische Bücher verwendet?« Er lächelte darauf und sagte: »Ich werde Nachts von meinen Beschwerden zu sehr mitgenommen und ist es mir deshalb unmöglich, so vielerlei Geschäfte zu erledigen.«" Ein ander Mal erzählte der Kaiser: Einst hätten sich zwei Spanier mit der Entscheidung König Philipp's II., die er in ihrer Streitsache getroffen hätte, nicht zufrieden gegeben, und die Angelegenheit wäre daher von Philipp an seinen Vater Karl V. gebracht worden, der damals schon als Mönch im Kloster gelebt habe. Dieser habe aber zu ihm gesagt: „Ich habe dich zum König in so vielen Ländern gemacht, um nun auch einmal etwas Ruhe zu haben, und du willst mich jetzt noch zum Richter über zwei Dörfer machen? Sieh, so mißbrauchst du meine Freigebigkeit. Pflege du deiner Dörfer und laß mir meine Freiheit!" Einst hätte man Karl, seinen Bruder, in Antwerpen vergiften wollen, mit Gift, das aus dem Blute eines Ochsen und eines rothhaarigen Menschen hergestellt und dann mit giftigen Thieren in einem Destillirofen abgezogen worden sei. Es wäre so stark gewesen, daß es selbst die Sättel und anderes Zeug angesteckt hätte. Aber der Mordplan wäre entdeckt worden, ebenso der ruchlose Mensch, der dem Kaiser das Gift habe beibringen sollen. Dieser wäre in eine Kirche geflohen und dort von einem Edelmann mit einem Dolche verwundet worden, aber nicht tödtlich. Er wäre so entkommen. Für Kaiser Maximilian I. (1493—1518) und andere seiner Vorfahren erklärte der Kaiser eines Abends über 2 Millionen Gulden bezahlt zu haben. Auch Karl V. schulde ihm noch 800000 Gulden. Von Maria von Burgund, Königin der Niederlande, seiner Großmutter väterlicherseits, erzählt er: „Sie war in ihren Plänen berechnend und vorsichtig, und als flinke und gewandte Jägerin und Falknerin übertraf sie Alle. Als einst der Herzog von Cleve gegen sie ins Feld zog und bei Mecheln vorbei auf ihre Festung losrückte, eilte sie, sobald der Feind sichtbar wurde, selber auf den Wall und richtete zur Abwehr die Geschütze gegen ihn. Ihr Kanzler, der das sah, sagte zu ihr: »Gnädigste Königin, das ist nicht Sache Eurer königlichen Majestät, lasse sie das den Büchsenmachern.« Sie gab ihm aber zur Antwort: »Schweig, du Narr, weißt du nicht, daß in der Noth Allen Alles erlaubt ist? warum denn sollte ich hier fehlen?«" Zeitgenössische Fürstlichkeiten, deren der Kaiser in seinen Gesprächen gedachte, waren zunächst Mitglieder der kaiserlichen Familie. Von seiner Schwester Maria, der Gemahlin des letzten Königs von Böhmen und Ungarn Ludwig's II., rühmte er, daß sie sich trefflich in alle Händel zu schicken wüßte. Sie wäre klug und verständig in ihren Unternehmungen und säße zu Pferd wie jeder Mann, auch beim schnellsten Ritt. Dazu spreche sie fünf Sprachen, die lateinische, deutsche, italienische, französische und zum Theil die spanische. Niemals habe man sie müßig gesehen. Als dem Kaiser eines Tages Quittenbrod geschickt worden war, erzählte er eine kleine Geschichte, die seine Tochter Anna, die Herzogin von Bayern, betraf. Bei der Krönung seines Sohnes Maximilian in Innsbruck 1563 wären den Fürstlichkeiten und auswärtigen Gesandten bei Tafel verschiedene Zubereitungen von Quitten vorgesetzt worden, die theils von des Kaisers Tochter Anna, theils von den in Innsbruck anwesenden Königinnen, theils von einer anderen seiner Töchter, der Herzogin von Mantua, zubereitet gewesen wären. Die Gäste ertheilten den Preis einstimmig den von den Fürstinnen und der Herzogin von Mantua zubereiteten Quitten. Die Herzogin Anna war darüber ziemlich verdrossen, zumal sie erst ihre Schwester in Innsbruck die Zubereitung gelehrt hatte. Doch der Kaiser beruhigte sie; sie sollte sich nicht grämen, denn das Urtheil wäre von unbestochenen Richtern gefällt worden; er habe den Gästen erst, als sie das Urtheil abgegeben hätten, verrathen, wer die Quitten zubereitet hätte. Von den deutschen Fürsten gedachte der Kaiser des Kurfürsten Vater August; über ihn äußerte er zu Naeve: „Heute giebt es keinen reicheren Fürsten in Deutschland, als Euren Kurfürsten von Sachsen. Er hat herrliche Städte, Schlösser und Flecken und Dörfer und sonstiges großes Einkommen. Der selige Karl und ich haben ihm dazu verholfen." Von bekannteren geschichtlichen Persönlichkeiten erwähnte der Kaiser Georg von Frundsberg. Er rühmte dessen geraden Sinn und ausgezeichnete Kriegserfahrung, während er in bürgerlichen Geschäften weniger bewandert gewesen wäre.

Wenden wir uns zu den Aeußerungen des Kaisers über Länder und Städte. Voll Lobes ist er über das Rheinland. Das sei allen Preises werth. Da gäbe es eine zahlreiche Bevölkerung, die herrliche, trefflich gebaute Städte und zahlreiche Flecken und Dörfer bewohnte. Als ein anwesender Ungar einwarf, es gäbe am Rhein zwar genug Wein, aber wenig Getreide, entgegnete der Kaiser, im Gegentheil, von Bingen bis Speier gäbe es die herrlichsten Felder, wo Jahr aus Jahr ein das beste Getreide gebaut werde. Um Pfeilersheim wachse der allerbeste Wein, nicht in den hohen Bergen, aber in der Ebene und im Hügelland, denn diese könnten am leichtesten Hitze und Frost, Trockenheit und Nässe ertragen. „Zum täglichen Gebrauch," sagte der Kaiser, „findet sich ein solcher Wein wie dort weder in Italien noch in Spanien, ja nach meiner Meinung in ganz Europa nicht, und dazu ist er überaus gesund." Ueber den Rheinwein urtheilte er ein anderes Mal: „Ich habe die verschiedensten Weine aus den verschiedensten Ländern in meinem Keller, aber der Rheinwein ist zum täglichen Gebrauch der allerbeste. Er verträgt Wärme und Kälte, verträgt Wasser und was sonst hineingethan wird, er kann das Schütteln vertragen und bleibt immer ein guter Wein, trinkt sich ausgezeichnet und schmeckt alle Tage. Ich habe ihn 8 und 10 Jahre völlig unverändert erhalten." Betreffs Böhmens fragte der Kaiser eines Tages Naeve, ob er Aussätzige dort gesehen habe. Naeve erwiderte: „Ich habe, als ich noch in Joachimsthal war, an die 10 Jahre Böhmen durchzogen, aber nicht ein Aussätziger ist mir vorgekommen." Der Kaiser fuhr fort: „Auch ich habe fleißig Obacht gegeben, aber ich kann mich nicht besinnen, je einen gefunden zu haben. Kommt man aber von Böhmen nach der Pfalz, da giebt es genug." Naeve bemerkte hierauf noch, daß sie bei ihm daheim in Thüringen auch sehr häufig wären. Von Brabant in den Niederlanden sagte er, es wäre im Sommer wunderschön; Alles, was erfreuen könnte, finde man da; aber im Winter wäre es sumpfig und morastig. Vor Zeiten hätten sich einmal Zwei wegen Brabant gestritten, der Eine hätte es wegen seiner Fruchtbarkeit gelobt, der Andere wegen seiner Unfruchtbarkeit getadelt. Schließlich hätten sie das Urtheil eines Dritten angerufen und der hätte geantwortet, sie hätten Beide Recht; im Sommer wäre Brabant ein Paradies, aber im Winter ein Sumpf- und Wasserloch. Oft wurde Spanien vom Kaiser in der Unterhaltung erwähnt. War er doch ein Spanier von Geburt und in Spanien erzogen und aufgewachsen. Wie er höre, bemerkte er einst, gäbe es in Indien

große und tiefe Flüsse, aber wenig Fische darin. Aehnlich wäre es in Spanien, wo es auch an Flüssen nicht mangele, wohl aber sehr an Fischen; mehr als 6 Arten würden dort nicht gefangen. Er wundere sich übrigens, daß es in der Elbe bei Leitmeritz so viel Lachse gäbe, bei Dresden aber fast gar keine. Naeve sagte, entweder wäre der „bei Dresden stehende Wall" schuld oder das etwas wärmere Wasser dort, während die Lachse gern nach dem kältesten Wasser stiegen. Weiter sagte der Kaiser, er habe sich erzählen lassen, daß es auf einigen spanischen Inseln des neuen Erdtheils das ganze Jahr hindurch entweder ganz selten oder gar nicht regne, in anderen Ländern wieder, etwa 600 Meilen von Spanien entfernt, regne es ohne Unterbrechung. In den Ländertheilen Spaniens, die vom Gebirge und Meer ablägen, regne es auch äußerst selten und viele Früchte gingen durch die Dürre zu Grunde. Spanien sei viel heißer als Böhmen. In Spanien hätte man weder in Städten noch auf Dörfern Uhren, erst neuerdings wären solche aus Deutschland eingeführt worden. Auch gäbe es dort keine Glasfenster, die Fenster wären mit Leinwand und Pappe vermacht. In Deutschland dagegen habe der ärmste Bauer Glasfenster. Von Städten rühmte der Kaiser wiederholt Wien und seine Lage. Die prächtigen Wälder auf den Donauinseln, bis eine halbe Meile lang, waren seine besondere Freude. „Wenn ich von Geschäften müde bin, begebe ich mich im Sommer nach der Mittagstafel um 3 oder auch nach der Abendtafel dorthin und jage zum Vergnügen einen, auch mehrere Hirsche; dann begebe ich mich wieder heim. Die von der Donau umflossenen Inseln strömen einen wunderbaren Duft aus. Dort lausche ich dem herrlichen Gesang der Nachtigall und der anderen zahlreichen Vögel." Nicht weniger war der Kaiser entzückt von Schloß Ebersdorf, eine Meile von Wien. Da gäbe es die beste Jagd auf Hochwild, den besten Fang von Enten, Reihern, Rebhühnern und anderen Vögeln, da wären die herrlichsten Gewässer, die prächtigsten Weinberge, die fruchtbarsten Gefilde, das schönste Getreide, da hätte man Holz in Menge, kurz Alles, was man bedürfe. Auch Prag lobte der Kaiser wegen seiner Lage und Fruchtbarkeit. Er hätte zur Zeit der Sommerwende oft beobachtet, daß es dort kaum eine, höchstens zwei Stunden völlig Nacht sei, so frei läge die Stadt nach allen Seiten. Alle Arten von Früchten wüchsen dort, besonders aber große und schöne Birnen, über die die italienischen, spanischen und französischen Gesandten oft erstaunt gewesen wären. Von Granáda in Spanien erzählte er, daß daselbst auf dem Markte im Winter kein Schnee, im Sommer aber sehr viel zu sehen sei. Der Grund wäre, daß Granáda an einem sehr hohen Berge liege, der im Sommer selten ohne Schnee wäre. Da bringe man denn bei großer Hitze den Schnee in Menge zum Verkauf nach dem Markte, man kühle die Getränke damit. „Granáda," fuhr er fort, „ist ungefähr eine Stadt wie Prag, der untere Theil wird von einem großen Flusse in zwei Theile getheilt. Oberhalb der Stadt erhebt sich ein Berg wie in Prag der Radschin, der dicht bewohnt ist. Auch befindet sich ein prächtiges Schloß dort, mit festen Mauern und vielen Marmorsäulen. Die Decken sind prachtvoll mit Gold geschmückt. Die Mauren haben ihrer Zeit die prächtigsten und herrlichsten Bauten aufgeführt. Später sind sie von dem König Ferdinand und der Königin Isabella vertrieben und Granáda unter christliche Herrschaft gebracht worden."

Wie über Länder und Städte, die der Kaiser meist selber gesehen hatte, so machte er auch über Völker, über ihre Sitten und Gebräuche, ebenfalls meist nach eigener Beobachtung, Mittheilungen. Von den Spaniern, Franzosen, Italienern und Deutschen sagte er, daß die Spanier nach der That klug wären, die Franzosen bei der That und die Italiener vor der That. „Die Deutschen aber," fuhr er fort, „handeln meistens, ohne zu bedenken, wo schließlich eine Sache hinaus soll. Deshalb leiden sie auch so viel Schiffbruch, wie man an vielen deutschen Fürsten sieht, die aus ihren Ländern vertrieben und in Gefangenschaft gehalten worden sind. Doch giebt es auch viele deutsche Fürsten, die in keiner Weise unbedacht handeln." Sehr anerkennend lautet das Urtheil über die Kriegstüchtigkeit der Deutschen. „Kein Volk ist so kriegstüchtig wie die Deutschen. Sie haben einen tapferen Adel, der erlesene Pferde und trefflich gerüstete Reisige besitzt. Die Spanier und Franzosen kommen ihnen hierin nicht im Entferntesten gleich. Vierzig deutsche Reiter bezwingen mit Leichtigkeit 80 Spanier oder Franzosen. Wenn letztere auch viele Pferde und Leute besitzen, so reiten sie doch zerlumpt daher, der eine schwarz, der andere weiß, der dritte blau. Die einen tragen Strümpfe, andere nicht, die einen haben Sporen, andere wieder nicht. So etwas ist den Deutschen ein Greuel, und daher sind sie auch viel tüchtiger." Mit der bürgerlichen Tracht der Deutschen war er jedoch sehr wenig einverstanden. Kein Volk wäre so närrisch, sich allerhand Trachten anzubequemen, wie die Deutschen, ihre „zerschnittenen und gekerbten Kleider" wären ihm ganz und gar zuwider, sie zierten weder, noch kleideten sie, sondern beschwerten blos, wer sie trüge. Nur zu gut kannte der Kaiser die bekannte alte Schwäche der Deutschen, gern über den Durst zu trinken. Denn einmal rief er aus: „O ja, die Deutschen sitzen beim Weine wie die Spanier beim heiligen Sacrament." Wenig schmeichelhaft urtheilt der Kaiser über die Spanier. Sie seien zwar tapfer und in der Kleidung reinlich, aber zu Hause lebten sie schmutzig und unreinlich wie die Schweine. Die vielen Warmquellen, die es in Spanien gebe, würden von keinem Menschen besucht und benutzt. Das käme allerdings daher, daß Spanien ein warmes Land sei und die Spanier eine hitzige und „trockene" Natur besäßen. Im Trinken trieben sie es nicht so wie die Deutschen, dagegen wären sie ihnen im Essen weit über. Zu Hause zwar wären sie einfach und sparsam im Essen und Trinken, aber zu Besuch und in Gesellschaft wären sie die „verfressensten und verthulichsten" Menschen. „Alle Baarschaft verwenden sie auf Kleider und Schmuck, um auf der Straße zu glänzen, daheim aber leben sie in Armuth und Elend." Uebrigens fänden sie den größten Genuß an unreifen Früchten, besonders die Frauen und Kinder. Er habe einen Edelmann von 70 Jahren gekannt, der früh zwei ganze Melonen gegessen und darauf einen Trunk frischen Brunnenwassers genossen hätte. „Wenn ich das thäte," setzte der Kaiser scherzend hinzu, „so müßte ich wohl des Todes sterben." Ein schlimmer Brauch sei bei dem spanischen Adel und anderen Vornehmen, daß sie von ihren Kindern immer blos eins, Sohn oder Tochter, ausstatteten und ihnen wohl 80 000 und 100 000 Ducaten mitgäben, blos damit sie für reich gälten. Die andern Kinder wären von der Erbschaft völlig ausgeschlossen und würden in die Klöster gestoßen. Dieser Brauch sollte, sagte der Kaiser, nicht gestattet sein, außer im Nothfalle. „Wenn ich König in Spanien wäre, ich ließe ihn keinesfalls zu, denn dadurch wird blos Anlaß zu unsittlichem Leben und zur Büberei gegeben." Die Portugiesen seien ein kluges und schlaues Volk, seien grimme Kriegsleute und schnelle Läufer, doch stünden sie zu sehr unter der Zucht der Kriegsgesetze. Als sie das erste Mal nach Calcutta in Vorderindien gekommen wären, wären die dortigen Bewohner über die Pferde, die sie noch nie gesehen hätten, und über den Donner des groben Geschützes, den sie für wirklichen Donner gehalten hätten, aufs Aeußerste entsetzt gewesen. Die Portugiesen brächten jetzt viele werthvolle Erzeugnisse, besonders ausgezeichnete Würze, heim nach Portugal. Früher wäre dies ein kleines und armes Königreich gewesen, jetzt wäre es durch die indischen Waaren reich und angesehen. Die Franzosen und Flanderer lobte der Kaiser als die besten Jäger. Sie hätten sehr aufmerksame und gut gezogene Spürhunde. Auf der Jagd führten sie diese nicht an der Leine, sondern ließen sie frei laufen. Welcher Hund aufs Wild gehetzt würde, der ginge, die andern blieben zurück, bis sie es auch geheißen würden. Auch naturwissenschaftliche Dinge besprach vielfach der Kaiser. Zunächst von Zoologischem. Gern unterhielt er sich von den Hunden, von ihrer Treue und Anhänglichkeit, von der Tollwuth, wobei auch der Tollwuth anderer Thiere, wie der Wölfe, Esel, Ochsen, gedacht wurde, von Mitteln gegen die Tollwuth, von großer Fruchtbarkeit einer seiner Hunde, von einem Mittel, fruchtbare Hunde unfruchtbar zu machen. Die Hunde waren offenbar das Lieblingsthier des Kaisers. Keinesfalls wollte ihm einleuchten, weshalb der Löwe der König der Thiere heiße. Etwa wegen seines Muthes? Einige seien so furchtsam, daß sie sich wohl von einer Katze, wie er gesehen habe, in Schach halten ließen. Die Katze wäre dem Löwen vorgeworfen worden, habe ihn aber bei der Nase gepackt, daß er sich nicht rühren konnte und zuletzt feig entwich. Andere Gesprächsstoffe bildeten die Unmenge Mäuse auf den Feldern, von denen unbegreiflich wäre, wohin sie kämen, wenn sie verendet wären, die Entstehung des Aales aus Schlamm, die Größe der Hirschgeweihe, die Hirschseuche, das aus der Nieswurz bereitete Gift, mit dem man die Pfeile für die Jagd auf Hirsche und Rehe vergiftete, die Verbreitung von Gemsen und Steinböcken in Deutschland, die Fruchtbarkeit der Hasen, die Zähmung von Wieseln, die Vögel aus den Nestern und Kaninchen aus ihren Löchern holten — als Knabe habe der Kaiser mit einem solchen zahmen Wiesel an einem Tage wohl 30 Vögel

gesangen. Originell ist die Bemerkung des Kaisers: „Die wilden Thiere bekämpfen sich blos um zweierlei Dinge willen, der Liebe und des Futters wegen, die Menschen aber verfolgen sich noch wegen vieler anderer Dinge, deshalb sind die Menschen noch viel schlechter als die wilden Thiere.“ Sehr unterrichtet zeigt sich der Kaiser über alle Vögel, die gejagt und gefangen werden, über Enten, Fasane, Rebhühner, Krammetsvögel, Wachteln, Lerchen. Er kennt ihre Arten, kennt die Schmackhaftigkeit ihres Fleisches, wie ihren Fang. Viel Stoff zur Unterhaltung bieten die Fische, die oft an der kaiserlichen Tafel gegessen werden. Auch hier zeigt sich der Kaiser sehr unterrichtet. Bei den Bienen bewundert er den Fleiß und das strenge Regiment, das bei ihnen herrscht, bei den Ameisen den Fleiß und die große Stärke. Von den Schlangen erzählt er, daß sie in Spanien gezähmt würden, und wie er einmal einen merkwürdigen Kampf zwischen einer Schlange und einem Frosch beobachtet habe. Von der Pflanzenwelt ist lediglich der Weinstock Gegenstand der Unterhaltung; man spricht von der Aufbewahrung der Trauben, von den Weinsorten. Freilich werden auch vielfach alle jene Kräuter und Wurzeln besprochen, die Gifte und Gegengifte geben. Doch die Unterhaltung davon gehört ins Gebiet der Medicin. Hierher gehören auch die Gespräche über die Pest, die damals in Oesterreich wüthete. Aus dem Gebiet der physischen Geographie wurden Ebbe und Fluth besprochen, der Ursprung der Flüsse auf Bergen, das Klima der heißen Zone, jener merkwürdige See, der in Krain von Zeit zu Zeit entstehe und wieder vergehe. Meteorologisches endlich betraf die Unterhaltung von den Märzwinden, von Blitz und Donner, von merkwürdigen Blitzschlägen, von Thau und Reif.

Sehr oft erzählte der Kaiser von allerhand merkwürdigen Vorkommnissen aus dem Menschen- und Thierleben, wie von seltsamen Erscheinungen in der Natur. So erzählte er von einem spanischen Gaukler, einem Edelmann, der freilich seine Kunst nicht um Geld geübt hätte. Dieser hätte die merkwürdigsten Kunststücke zu wege gebracht. „Einmal legte er eine Halskette im Werthe von 600 Ducaten vor unser Aller Augen unter einen Hut und forderte die Umstehenden auf, sie zu suchen. Alle suchten, aber Niemand konnte sie finden. Dann forderte er wieder auf, zu suchen, und man fand sie jetzt. Weiter verlangte er eine Karte und sagte zu mir, ich solle mir ein Blatt merken, er würde es mir nennen. Ich merkte mir eins. Ohne die Karte nur anzurühren, nannte er mir das Blatt; es stimmte. Manche wollen dieses Kunststück durch Rechnung zu Stande bringen, er that es aber ohne jedes Rechnen und Zählen der Blätter. Mir wurde erzählt, er könne einen auf einer Schüssel liegenden jungen Hahn derart verwandeln, daß aus einem gebratenen ein lebendiger und aus einem lebendigen ein gebratener würde. Dieses Kunststücks wegen wäre er vor Gericht bezogen, aber, weil er seine Sache aufs Beste erwiesen hätte, freigesprochen worden.“ Als eines Tages von den Frauen die Rede war, erzählte der Kaiser, in Putzlau habe eine Frau 53 lebendige Kinder geboren, aber keines sei älter als 9 Jahre geworden. Die Eltern seien arme Leute gewesen. Ein Neapolitaner, sein früherer „Lehrmeister, ein frommer, ehrlicher Mann“, später Rentmeister, hätte, so erzählte der Kaiser bei derselben Gelegenheit, ein Mädchen von 9 Jahren geheirathet; noch nicht 13 Jahre alt, hätte sie ihm schon 3 Kinder geboren. Als Naeve hierzu die Bemerkung machte: „So jung freilich heirathen bei uns die Mädchen nicht“, entgegnete der Kaiser: „Es ist in der That so, »denn was wir wahrhaftig wissen, das bezeugen wir auch,« sagt die Schrift.“ Im Anschluß hieran erzählte einer der Anwesenden, einer v. Seiblitz habe erst mit 70 Jahren geheirathet und doch noch 13 Kinder bekommen. Weiter erzählte der Kaiser von einer Zofe seiner mit dem Herzog von Bayern verheiratheten Tochter Anna. Die Zofe habe bereits im 11. Jahre einen großen Bart von schwarzbrauner Farbe gehabt, der später so lang und stark gewesen wäre wie bei einem Manne von 30 Jahren. Auch sonst wäre sie ganz behaart gewesen. Im Uebrigen habe sie seiner Tochter treulich gewartet. Dreißig Jahre alt wäre sie gestorben. Ein Bild von ihr hing in den kaiserlichen Gemächern. Auch die Tochter eines Brabanter Edelmanns habe als junges Mädchen einen Bart bekommen. „Weil das den Eltern sehr unangenehm war, brachten sie sie in ein Kloster und ließen sie eine Nonne werden.“ Die Geschichte von einer Magd in Spanien, die wegen ihrer Körperbeschaffenheit erst in ein Frauenkloster, dann in ein Mönchskloster gebracht wurde, ist zu seltsam, um mitgetheilt werden zu können, ebenso die gelehrte Erklärung des Sachverhalts aus dem Munde des Arztes Dr. Julius. Die Erzählungen des Kaisers von merkwürdigen Vorkommnissen aus der Thierwelt, es sind zwei, betreffen Hunde. Einst wäre ein Erzherzog spazieren gegangen, nur von seinem Hunde Bracca begleitet. Im Walde sei er auf ein wildes Schwein gestoßen und habe dieses getödtet, sei aber von dem wüthenden Thiere selber auch getödtet worden. Mehrere Tage habe der Hund an der Leiche Wache gehalten. Vom Hunger getrieben, sei er nach Hause gelaufen, dann aber, nachdem er den Hunger gestillt habe, wieder in den Wald geeilt. Die Diener wären ihm nachgegangen und hätten so den vermißten Erzherzog gefunden. Dieser wäre im Schlosse beigesetzt worden, das später in ein Kloster verwandelt worden wäre, dessen Mönche bis zur Gegenwart den Auftrag hätten, mehrere Hunde mit dem Namen Bracca zu halten. Nach der anderen Erzählung wären einst in Spanien zwei eng befreundete Edelleute auf der Jagd in Streit gerathen, und der eine habe den andern getötet und im Walde verscharrt. Da habe der Hund des Ermordeten am Grabe gesessen, bis ihn auch der Hunger nach Hause getrieben hätte. Man sei ihm nachgegangen und habe die Leiche gefunden. Niemand hätte den Thäter gekannt. Nach einigen Monaten wäre bei einer Zusammenkunft der Edelleute der Mörder sowohl wie der Sohn des Ermordeten mit dessen Hunde zugegen gewesen. Der Hund wäre sofort den Mörder wüthend angesprungen und so hätte sich der Verdacht auf diesen gelenkt. Vor Gericht habe er auch die That gestanden. Von merkwürdigen Erscheinungen des Naturlebens erzählte der Kaiser Folgendes: In Ungarn sei ein Wasser, das Eisen, das man hineinlege, zerfräße; gieße man das Wasser über das Eisen, so würde aus diesem Kupfer. Ganz fabelhaft klingt, daß in einem Orte Aegyptens am Dienstage nach Palmarum allerhand Todtengebeine aus einem Berge hervor kämen, sich von allein zu Leibern zusammenfügten und bis auf den heiligen Sabbath liegen blieben, bis sie wieder verschwänden. Einmal wären 17 solcher Leichen gezählt worden.

Ich habe mich in Vorstehendem in der Hauptsache auf das, was Kaiser Ferdinand selbst sagte, beschränkt. Alle Aeußerungen der Aerzte und Gäste mußte ich, um nicht zu ausführlich zu werden, übergehen, ebenso viele andere Mittheilungen Naeve's über sein früheres Leben, über seine Einladungen in Wien, über Ausflüge in der Umgegend, über allerhand Beobachtungen. Unter den Aerzten drängt sich vor Allem Dr. Julius aus Trient vor, ein ebenso gelehrter — was man so nennen kann —, wie verkehrter Mensch. Als Arzt ist er — Mitte des 16. Jahrhunderts — noch nicht über Aristoteles hinaus. Von den vielen interessanten Erzählungen, die aus dem Kreise der Tafelrunde zum Besten gegeben worden, sei zum Schluß nur eine mitgetheilt. Der Graf v. Archa erzählte: Eines Tages wäre zum Herzog Moritz von Sachsen eine Jude gekommen mit dem Vorgeben, er besitze etwas, was vollkommen gegen Hieb und Stich sichere; der Herzog solle es versuchen, er könne ihn nicht verletzen; er möge versuchen, ihn zu durchstoßen. Anfangs weigerte sich der Herzog; als aber der Jude immer mehr in ihn drang und seine Kunst als ganz sicher hinstellte, ließ sich der Herzog bewegen: er durchstach den Juden durch und durch, daß er im nächsten Augenblick eine Leiche war.

Bücherbesprechung.

— Neu-Deutschland und seine Pioniere. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage von Dr. iur. Felix Friedrich Bruck, Professor der Rechte an der Universität Breslau. Breslau 1896. Wilhelm Koebner (M. & H. Marcus). — Verfasser tritt warm für die Deportation unserer arbeitskräftigen Sträflinge nach Deutsch-Südwestafrika ein als Ersatz für die abstumpfenden langzeitigen Freiheitsstrafen. Er beschränkt sich nicht darauf, den Gedanken grundsätzlich zu vertheidigen, sondern übernimmt es, den zahlreichen Gegnern gegenüber die praktische Durchführbarkeit nach allen Seiten zu erweisen. Ob ihm letzteres gelungen, bleibt fraglich. Jedenfalls enthalten die Darlegungen des Verfassers viel interessantes Material und verdienen die Aufmerksamkeit sowohl unserer Colonialfreunde wie aller Derjenigen, welche eine Reform des Strafvollzugs für erforderlich erachten.
N.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 39. Dienstag, den 31. März. 1896.

René Descartes, der Begründer der neueren Philosophie.

Zur Erinnerung seines 300jährigen Geburtstages.

Der Name des größten französischen Philosophen hat auch in seiner Heimath nicht die Volksthümlichkeit erlangt wie bei uns der unseres Königsberger Denkers, von dem mit mehr oder weniger Recht der Dichter voraussetzen durfte: „Den kategorischen Imperativus erfand, das weiß jedes Kind, Immanuel Kant.“ Das Motto seines Lebens: bene qui latuit, bene vixit (gut verborgen — gut gelebt) hat sich auch im geschichtlichen Fortleben des großen Mannes erfüllt und doch bietet die ganze Persönlichkeit dieses Philosophen, wie sie in Leben und Lehre uns entgegentritt, des Bedeutsamen und Charakteristischen so viel, daß die 300jährige Wiederkehr seines Geburtstags ein Aufleben seines Gedächtnisses auch in weiteren Kreisen wünschen läßt.

René Descartes ist geboren am 31. März 1596 zu Lahaye Descartes, einem Dorfe zwischen Tours und Poitiers. Die in der ganzen Gegend angesessenen „Des Quartes“ zählten zu den ersten Adelsfamilien der Touraine und wie schon früher mehrere Glieder derselben zu den höchsten Ehrenstellen emporgestiegen waren, so bekleidete auch René's Vater als Parlamentsrath am Gerichtshofe zu Rennes ein Amt, das zu den angesehensten rechnete. Ein Philosoph freilich war in solcher Umgebung etwas desto Ungewöhnlicheres: noch in den Zeiten, wo er schon einen Weltruf genoß, konnten die eigenen Verwandten und namentlich der ältere Bruder geringschätzig auf ihn herabblicken, „aus dem nichts geworden war“. Er selber deutete umgekehrt seine Stellung zu der adligen Prärogative der Familie an, indem er seinen Namen als bürgerlichen schrieb. Wenige Tage nach der Geburt des Kindes starb seine Mutter an einem Lungenleiden: ein schwächlicher Körper und der Keim der gleichen Krankheit ist ihm als lebenslängliches Erbe beschieden geblieben. Aber auch zu seiner künftigen Größe zeigte sich von früh auf die Anlage in dem Bestreben, bei allen Dingen nach den letzten Ursachen zu forschen, und der Vater wenigstens wußte an „seinem Philosophen“ solche Gabe zu schätzen und zu pflegen. Mit 8½ Jahren wurde der Knabe 1604 Zögling des Jesuitencollegs von La Flèche in Anjou, welches eben damals von dem convertirten König Heinrich IV. gegründet worden war; er war nachmals mit unter den Empfangenden, als 1610 das Herz des ermordeten Königs hierher übergeführt wurde. Acht Lehrjahre verbrachte Descartes unter der Erziehung des Ordens: sie sind ihm nicht schwer geworden, sondern haben ihn für sein ganzes Leben Dankbarkeit und eine gewisse Vorliebe für die Gesellschaft Jesu bewahren lassen. Der begabte und zugleich fügsame Schüler erwarb sich bald die dauernde Gunst seiner Lehrer, und man wußte ihm um seiner schwachen Gesundheit willen selbst allerhand besondere Befreiungen von der allgemeinen Regel zu gewähren, welche seiner Neigung zu einsamem, in sich gekehrtem Nachdenken entgegenkamen. In dem 8 Jahre älteren Marin Mersenne fand er hier auch den Freund, der nachmals als Franziskanerpater in Paris der treueste Anhänger seiner Lehre wurde und ihn, während er selbst in weltferner Einsamkeit lebte, als sein „wissenschaftlicher Agent und Geschäftsführer vor der Welt“ vertrat. In seinem Lerneifer freilich ward es ihm leichter, die Ansprüche seiner Lehrer als die eigenen zu befriedigen. Nicht die Fülle der Kenntnisse, nicht das Ebenmaß wohlgeordneter klarer Darstellung einer Wissenschaft kann ihm genügen: was er sucht, ist die Wahrheit in der Form einer unbedingt sicheren Erkenntniß, die kraft ihrer eigenen Evidenz sich Jedem aufdrängt und als zweifellos gewiß erweist. So hatte er mit gespannter Erwartung den philosophischen Disciplinen entgegengesehen; aber das bloße Klappern des scholastischen Begriffsmechanismus, welches ihm hier geboten wurde, enttäuschte ihn nur um so mehr. Die Philosophie schien ihm dann, wie er später erzählt, „nur das Mittel zu gewähren über Alles aus dem Schein der Wahrheit zu sprechen und sich von weniger Gelehrten bewundern zu lassen, während doch die eine Thatsache genug sagte, daß, obwohl die ausgezeichnetsten Geister aller Jahrhunderte sich gerade ihr gewidmet hatten, doch kein Resultat gefunden worden war, welches über allen Streit der sich gegenseitig aufhebenden Meinungen erhaben und also wirklich gewiß gewesen wäre“. Um so mehr fesselte ihn die Mathematik. Hier sah er das Wissen, welches die Gewißheit in sich selber trug, die Gewißheit einer vor jedem Urtheil sich rechtfertigenden Methode, die durch die Klarheit und Deutlichkeit des Weges für die Richtigkeit und Wahrheit ihres Zieles bürgte. Ihr widmete er sich darum mit ganzer Vorliebe in jenem Sinne, durch den er nachmals zum Erfinder der analytischen Geometrie wurde, daß ihn nicht sowohl das Material der einzelnen Ergebnisse als der Alles umfassende formale Charakter dieser Wissenschaft der Formen, ihre Methode, beschäftigte. Im Jahre 1612 hatte Descartes seine Lehrjahre vollendet. Was ihm die Frucht bedeutete, die er zuletzt vor sich sah, darüber hören wir ihn selbst aus seinem discours de la méthode: „Von Kindheit an,“ so sagt er, „bin ich für die Wissenschaft erzogen worden, und da man mich glauben machte, daß durch sie eine klare und sichere Erkenntniß alles dessen, was dem Leben fromme, zu erreichen sei, so hatte ich eine außerordentlich große Begierde, sie zu erlernen. Doch wie ich den ganzen Studiengang beendet hatte, an dessen Ziel man gewöhnlich in die Reihe der Gelehrten aufgenommen wird, änderte ich vollständig meine Ansicht; denn ich befand mich in einem Gedränge so vieler Zweifel und Irrthümer, daß ich von meiner Lernbegierde keinen andern Nutzen gehabt zu haben schien, als daß ich mehr und mehr meine Unwissenheit entdeckt hatte. Und ich war doch in einer der berühmtesten Schulen Europas, wo es nach meiner Meinung, wenn irgendwo auf der Erde, gelehrte Männer geben mußte. Ich hatte dort Alles gelernt, was die Uebrigen dort lernten, und da mein Wissensdurst weiter ging als die Wissenschaften, die man uns lehrte, so hatte ich alle Bücher, so viel ich deren habhaft werden konnte, durchlaufen, die von den anerkannt merkwürdigsten und seltensten Wissenschaften handelten, dabei wußte ich, wie die Andern von mir urtheilten, und ich sah, daß man mich nicht für weniger hielt als meine Mitschüler, obwohl unter diesen einige dazu bestimmt waren, an die Stelle unserer Lehrer zu treten. Endlich schien mir unser Jahrhundert ebenso reich und fruchtbar an guten Köpfen als irgend ein früheres. So nahm ich mir die Freiheit, alle Andern nach mir zu beurtheilen und zu meinen, daß es keine Wissenschaft in der Welt gebe, die so wäre, als man mich ehedem hatte hoffen lassen.“ Alle Wissenschaften geht er einzeln durch: an jeder weiß er Nützliches zu finden, aber keine hat ihm die Verheißung gehalten und das Streben und Sehnen seines Herzens erfüllt. Nun wirft er wie Goethe's Faust seine ganze Bücherweisheit hinter sich: „Ich wollte keine andere Wissenschaft mehr suchen, als die ich in mir selbst oder in dem großen Buche der Welt würde finden können.“ So folgen auf die Schulbildung die Selbstbildung, auf die Lehrjahre die Wanderjahre seines Lebens, nach 16 Jahren der ersten Jugend begonnen und ebenso lange ihn umhertreibend, ehe der gereifte Mann wieder zurückkehrt zu sich selbst. In seinen Lebensplänen völlig unsicher geworden, ließ sich der Jüngling vom Vater nach der Familiensitte zum militärischen Beruf bestimmen. Der Weg in die Welt ist für den französischen Edelmann nicht anders denkbar als durch Paris. So wurde auch Descartes 1613 dahin geschickt, „um nach der stillen Klosterzeit sich mit den Verhältnissen der großen

Welt bekannt zu machen". In all den Genüssen und Vergnügungen der Großstadt lernte er dann, wie man cavaliermäßig zu leben habe: aber rasch geht der Rausch vorüber und er sucht wieder nach wirklicher Nahrung des Geistes im Umgange mit ernsten Männern der Wissenschaft, unter denen ihm sein inzwischen ins Kloster getretener Freund Mersenne und der Mathematiker Mydorge besonders nahe stehen. Eines Tages ist er aus der „Gesellschaft" spurlos verschwunden, und Niemand weiß auch nur seinen Aufenthalt: fast zwei Jahre bleibt er verschollen, bis einer seiner Genossen seinen Diener auf der Straße trifft und sich die Enthüllung des Geheimnisses erzwingt: er hatte sich in einem entlegenen Hause der Vorstadt St. Germain eingemiethet, um dort ganz seinen wissenschaftlichen, besonders mathematischen Studien zu leben, und Ereignisse, welche ganz Paris in Aufruhr brachten, wie die 1614 erfolgte Berufung der Reichstände, die letzte vor 1789, hatten nicht vermocht, ihn von der Betrachtung seiner Kreise abzuziehen. Noch einmal mußte er nach seiner „Entdeckung" sich in das gesellige Treiben hineinziehen lassen und die Musik ließ ihn demselben eine bessere Seite abgewinnen, als vorher der Spieltisch. Charakteristisch ist es, wie ihm auch hier Alles zum Gedanken wird: mit ritterlichen Uebungen beschäftigt, schreibt er eine Abhandlung über die Fechtkunst und beim Spiele reizt ihn am meisten die Möglichkeit der Berechnung, während ihm der bloße Zufall zuwider ist. „Zerstreut konnte Descartes leben, aber nicht gedankenlos." Bald genug hatte er das vornehme Nichtsthun wieder gründlich satt und diesmal wandte er überhaupt Paris den Rücken, um die Militärdienste wirklich zu beginnen. In den Niederlanden, die Frankreich aus Eifersucht gegen Spanien unterstützte, brauchte der Statthalter Soldaten, und es war schon nicht im Geringsten mehr auffällig, daß der ehemalige Jesuitenschüler unter dem Sohne Wilhelm's von Oranien Dienste nahm. So trat er 1617 als Cadet in Breda ein, wo noch auf vier Jahre Waffenstillstand mit Spanien herrschte. Der blutige Ernst des Krieges hatte für ihn wenig Anziehendes: er hat ihm auch wenig zu schaffen gemacht: Descartes war Friedenssoldat mitten im Kriege und der Ehrgeiz, seinen Namen mit Blut in die Tafeln der Geschichte zu schreiben, hat ihn nie geplagt. Wie ihm die Welt als ein großes Schauspiel galt, das zum Betrachten da ist, so suchte er auch für sich vielmehr die Rolle eines „Spectateurs" als eines „Acteurs". Dazu aber bot gerade der Waffenrock in jener Zeit den besten Zutritt; er ermöglichte es aufs Leichteste überall herumzukommen und das große Drama der Welt aus nächster Nähe anzusehen. Was ihn am Kriegshandwerke selber anzog, das waren die technischen Einrichtungen und Erfindungen des Belagerungskrieges; denn hier bot sich ihm eine praktische Anknüpfung für seine niemals unterbrochenen mathematischen Studien. So ist er auch stets Freiwilliger geblieben, ohne Rang und Sold, nur einmal nahm er Geld um des Namens willen und hat es als Erinnerung dann sorgfältig aufbewahrt. — Nach zwei friedlichen Dienstjahren in Breda, während deren er sein erst 1650 veröffentlichtes Compendium musicae verfaßte, ging Descartes 1619 nach Deutschland, wo eben die Fackel des großen Weltkriegs zu glimmen begann. In Frankfurt sah er die Krönung des Kaisers Matthias, dann nahm er Dienste in Bayern unter Tilly, deren kriegerische Erlebnisse freilich zunächst auch nur auf das Beziehen eines Winterlagers in Neuburg an der Donau beschränkt blieben. Hier bot sich Gelegenheit zu allerhand Reisen und Bekanntschaften: namentlich in Wien, wo die französische Gesandtschaft residirte, entwickelte sich mit dem Mathematiker Faulhaber ein reger Verkehr. Wichtiger aber wurde ihm noch die Einsamkeit zu innerer Sammlung und Klärung. Es ist ergreifend, wie sich in dieser Zeit sein Suchen nach Wahrheit zum heißen Ringen steigert. Auch die Mathematik ist noch nicht der Weisheit letzter Schluß; denn mit aller ihrer Klarheit erleuchtet sie nur ihren eigenen Kreis und läßt das eigentliche Räthsel des Lebens noch ganz ebenso im Dunklen. Wenn man die mathematische Methode übertragen könnte auf die philosophischen Probleme! Dann ließe sich wohl die Klarheit mit der Wahrheit vereinigen. Aber wie finden? Das ist die Frage, die ihn selbst in seinen Träumen verfolgt. In brünstigem Gebete fleht er zu Gott, daß er ihm durch die Zweifel zur Gewißheit helfe, ja er gelobt der heiligen Jungfrau von Loretto eine Wallfahrt. Selbst der Magie möchte er sich ergeben. Die Wunderkunde von dem Orden der Rosenkreuzer ist vor Kurzem von Süddeutschland her aufgetaucht und erfüllt die ganze gebildete Welt. So haben wohl noch nie übermüthige Studenten das Philisterthum auf den Kopf gestellt wie die Tübinger „Stiftler", J. V. Andreä an der Spitze, als sie die Märe von dieser Geheimbrüderschaft in die Welt setzten. Nicht Sein oder Nichtsein, sondern nur Für oder Wider, das ist die Frage, um die man streitet. Auch Descartes sucht mit gespanntem Interesse, ob er nicht doch ein Mitglied des Ordens finde, der im Besitze aller Weisheit sein soll, der kühne Zweifler im gläubigen Vertrauen auf eine Studentenmystification! Soviel ist ihm in allen Kämpfen je länger, je klarer geworden, daß er nie zum Ziele kommen kann, wenn er sich auf sich selbst beschränkt und unter Verzicht auf Weltverbesserung und Reform nach Außen der persönlichen Vertiefung und Gewißheit nachjagt. Erst die Schlacht von Prag brachte 1620 für den Soldaten Descartes kriegerische Ereignisse; nach derselben trat er ins kaiserliche Heer über, um unter Boucquoi am Feldzug nach Ungarn gegen Bethlen Gabor theilzunehmen. Als nach dessen Tode die Kriegführung stockte, nahm auch er seinen Abschied vom kaiserlichen Heere und damit überhaupt von den Waffen. Auf einer großen Reise durch Norddeutschland und Holland kehrte er in die Heimath zurück. In Paris war man nicht wenig auf ihn gespannt, als er sich 1623 hier sehen ließ. Denn die Kriegsereignisse in Deutschland und die Rosenkreuzer bildeten auch hier das Tagesgespräch und der „vielgewandte Odysseus" soll auch mit diesen „Invisibles" in geheimer Verbindung stehen. Aber noch hatte Descartes in der Heimath keine Ruhe: schon nach wenig Monaten tritt er eine Reise nach Italien an, um in Loretto sein Gelübde zu lösen und in Rom das 1624 zu feiernde Jubeljahr zu erleben, „welches die päpstliche Stadt zum Compendium von ganz Europa macht". Erst 1625 kehrte er zurück und lebte nun mehrere Jahre in Paris, diesmal nur noch im Verkehre mit seinen alten gelehrten Freunden und der ganzen Aristokratie der Wissenschaft, welche ihm mit immer größerer Achtung und Erwartung begegnet. Abermals entflieht er nach St. Germain, abermals entdeckt ihn ein Freund durch den unfreiwilligen Verrath des Dieners, als er Morgens 11 Uhr im Bette liegend meditirt. Zurückgeführt wird er im Hause seines Freundes Le Vassöne der Mittelpunkt einer kleinen Akademie, vor der er seine Gedanken entwickelt, und Freunde wie Buchhändler bestürmen ihn, der den Entschluß gefaßt hatte, nur seiner eigenen Entwickelung zu leben, vergebens mit Veröffentlichungsanträgen. Noch ein letztes Mal lockte das öffentliche Leben ihn zur zuschauenden Theilnahme. Als der vor Kurzem an's Ruder gekommene Richelieu, um die Macht der Hugenotten zu brechen, 1628 die Belagerung von La Rochelle veranstaltete, begab auch er sich im Gefolge des Königs dahin, „um sich für die verlorene Einsamkeit in Paris zu entschädigen". Bald nach der Rückkehr von dieser letzten Reise sollte ein thatsächlicher Beweis seiner Meisterschaft seinen Wanderjahren ein Ziel setzen. Eine Zeit, welche von der Nothwendigkeit der durchgängigen Reform alles wissenschaftlichen Denkens ganz allgemein überzeugt war, ohne sie doch schon gefunden zu haben, mußte auch dem Auftauchen der geistigen Taschenspieler um so günstiger sein, welche mit den üblichen Schlagwörtern geschickt für sich zu „arbeiten" wußten. So hatte in Paris ein Arzt Chondoux das Aufsehen der wissenschaftlichen Kreise erregt, als der Vorbote einer neuen Zeit: beim Cardinal Bérulle sollte dieser Phönix vor der geistigen Aristokratie sprechen. Sein Vortrag hatte bereits allgemeinen Beifall gefunden, da mochte man gern die Meinung des mit anwesenden Descartes hören. Er sucht durch verbindliche Wendungen lange zu entgehen, schließlich muß er sich stellen und deckt nun mit vernichtender Ruhe die hohle Rabulistik der ganzen Denkkunst auf, indem er zeigt, wie sich auf Grund derselben Satz und Gegensatz gleich gut mit 12 Gründen als „wahr" beweisen lassen, weil alles Denken leeres Spiel und alle Ergebnisse desselben eitel Einbildung bleiben, so lange der „Probirstein einer sicheren Methode" fehlt. Eine solche durchdringende Klarheit der Kritik mußte die allgemeine Bewunderung erregen und der Cardinal ruhte nicht, bis er in einer vertrauten Unterredung den klaren Denker zu dem schriftlichen Versprechen vermocht, seine Geistesarbeit durch schriftliche Aufzeichnung der Welt nutzbar zu machen. Für Descartes war dies das Zeichen zum Eintritt in eine neue Periode seines Lebens. Noch hatte er sich bisher immer zurückgehalten von einer abschließenden Zusammenfassung seiner Gedanken, nur kritisch suchte er sich seine Stellung zu behaupten. Nun galt es nicht mehr, sich nur offen zu halten für immer neue Eindrücke, sondern die eigene Ueberzeugung, welche sich unter denselben je länger je fester ausgebildet hatte, herauszuarbeiten zur bewußten Klarheit einer positiven Lehre, die Frucht seines Lebens hervorzubringen. Die

Selbstbeschränkung und Einkehr bei sich sollte wieder ganz anders als bisher sein ferneres Leben bestimmen. Dazu bedurfte es auch äußerlich der Veränderung. Paris und überhaupt Frankreich konnten ihm, der hier durch seine weitgehenden Verbindungen eben so viel störende Verpflichtungen hatte und schon durch die Erwartung berühmt geworden war, die zur Sammlung nöthige Einsamkeit eben so wenig gewähren wie das seiner Gesundheit zuträgliche Klima. So wählte er schließlich Holland zu seinem Aufenthaltsort und begab sich Anfang 1629 dorthin. Hier hat er fast die ganzen übrigen Jahre seines Lebens zugebracht, während deren sein Lebenswerk vollendet wurde. Wieder entzog er sich auf geheimnißvolle Weise seiner ganzen Umgebung: selbst von seiner nächsten Familie verabschiedete er sich schriftlich und nur Mersenne wußte in Frankreich, wo immer er sich aufhielt, denn auch in den Niederlanden zog er umher „wie die Kinder Israel in der arabischen Wüste“: während 20 Jahre des Aufenthaltes hat er zwischen 13 verschiedenen Orten etwa 24 Mal den Wohnsitz gewechselt. Dabei war er nicht weniger als ein Menschenfeind: das Treiben der großen Städte bot ihm mehr Genuß als die Einsamkeit des Dorfes und er hätte niemals auf persönlichen und schriftlichen Verkehr mit verwandten Geistern verzichten mögen: die geistige Atmosphäre Hollands, welche sich vor der vieler Länder durch einen besonders hohen Bildungsgrad auszeichnete, war ihm darum ebenso werthvoll wie sein natürliches Klima. Aber das Bestreben, sein eigenes Selbst ungehindert ausleben zu können, trieb ihn immer wieder „auszugehen von seinem Vaterlande und aus seiner Freundschaft“, sich zu lösen aus den Verbindungen, mit welchen sonst unser Leben festwurzelt im begrenzten Raum und Pflichtenkreis. So ist er auch sein Leben lang ein einsames Selbst geblieben. Sich durch Eingehen einer Ehe ein festes Heim zu gründen, daran scheint er noch weniger gedacht zu haben als die andern Philosophen: eine 1635 ohne rechtsgiltige Ehe ihm geborene Tochter Francine umfaßt er freilich mit aller Zärtlichkeit und Freude der Vaterliebe, aber schon 1640 wird sie ihm durch den Tod entrissen. Ebenso fern lag es ihm, durch planmäßige Bildung einer Schule für wissenschaftlichen Nachwuchs zu sorgen, er wußte, daß das größte Mißverständniß immer durch bloses Nachsprechen der Worte des Meisters hervorgerufen wird, und mußte solche bittere Wahrheit auch an Denen erproben, die sich ihm freiwillig angeschlossen hatten. Auch seine Freundschaften erinnern an das Zusammentreffen in sich geschlossener Sphären, die sich wohl berühren aber nicht gegenseitig durchdringen können, und nur selten leuchtet das zuvorkommende Verständniß der inneren Gemeinschaft der Geister ihm auf wie die freudige Ahnung eines Glücks, welches außerhalb der vorgesehenen Einrichtung seines Lebens liegt. Das Glück, welches er auf seinem Lebenswege erreichbar vor sich sieht und mit vollem Bewußtsein zu genießen weiß, ist das der ungestörten Beschaulichkeit eines über der Welt stehenden Geistes. Seine Briefe, welche er „aus seiner Einsiedelei“ nach Paris schrieb, erweisen sich als Meisterstücke in der Art, die Stimmung eines Mannes zu schildern, der, nicht überdrüssig der Welt, aber doch von ihr gesättigt, am meisten zufrieden ist, wenn man ihn zufrieden läßt. In seiner Arbeit beschäftigte den Philosophen zunächst die Grundlage nach einem unfehlbaren Criterium zwischen Wahrheit und Irrthum. Er hat sich zum Grundsatze gemacht, an Allem zu zweifeln, gleich Männern wie Charron und Montaigne, aber nicht im Sinne des leichtfertigen Spottes oder weltschmerzlichen Verzichts auf Erkenntniß der Wahrheit, nein in der festen Gewißheit, daß er sie dennoch schauen wird mit eigenen Augen. Die Gegenstände freilich unserer Wahrnehmung können uns die Wahrheit nicht verbürgen, denn auch im Traume sehen wir sie ebenso wie im Wachen und sie sind dann doch nur Einbildung. So muß auf die Function des Denkens selbst zurückgegangen werden, in welchem die Vorstellungen gegeben sind und beurtheilt werden. Unser Denken ist uns auch beim Zweifeln zweifellos. Wir können uns selbst nicht als eingebildete Wesen betrachten, insofern wir das denkende Selbstbewußtsein in uns finden. „Ich denke, also, ich bin“, das ist die fundamentale Gewißheit, auf welcher sich alles Weitere aufbauen muß. Diese Vorstellung nämlich ist in sich selber durchaus „klar und deutlich“. Was nun an Klarheit und Deutlichkeit ihr gleichkommt, das darf in demselben Maße vor dem Richterstuhl des Denkenden als wirklich seiend gelten. Das aber trifft zu für die Vorstellung eines vollkommenen Wesens. Sie ist uns ebenso gewiß als die Thatsache unseres eigenen Denkens. Also muß ihr ein wirkliches Sein entsprechen. Das Dasein Gottes ist das nothwendige Correlat zu der Idee des vollkommenen Wesens, welche uns gegeben ist. So kann nun von ihm als anerkannter Größe aber auch weiter argumentirt werden, indem der Begriff der Vollkommenheit auseinander gelegt wird. Zur Vollkommenheit nämlich gehört die Wahrhaftigkeit: das höchste Wesen „Gott“ kann nicht täuschen, also muß auch die Vorstellung wahr sein, welche uns durch dasselbe von der Körperwelt außer uns gegeben ist, also muß diese Idee einer wirklichen Existenz entsprechen. So ist die Realität der Welt aus der Idee der Vollkommenheit bewiesen. Existirt die Welt nun in Wahrheit, so muß sie selber wahr sein d. h. klar und deutlich erkennbar als ein gesetzmäßiger Kosmos, welcher durch das Ineinandergreifen von Ursache und Wirkung zusammengehalten wird und demgemäß begriffen werden kann. Das sind die Grundbegriffe im Denken Descartes'; sie sind von ihm aus Gemeingut des ganzen modernen Denkens geworden. Descartes beschäftigte sich nun zunächst mit dem, was erkenntnißtheoretisch das letzte war: das physikalische Problem des Kosmos bildete den Gegenstand seines Werkes, welches den Titel „le monde“ tragen sollte. Von dem gesetzmäßigen Mechanismus der Welt wollte er, in der Construction den entgegengesetzten Weg einschlagend als in der Analysis des Princips, aufsteigen bis zur Lehre vom Dasein Gottes und der Seele. So unternahm er namentlich auf astronomischem und optischem, aber auch auf anatomischem Gebiete allerhand Einzeluntersuchungen, welche dann in selbständigen Abhandlungen Verwerthung fanden. Denn zunächst kam es nicht zur Veröffentlichung des Werkes: was sie behinderte, war die 1633 erfolgte bekannte Verurtheilung Galilei's durch die Inquisition. Auch die hypothetische Fassung des kopernikanischen Systems war hier kirchlich untersagt. Descartes' ganze Weltanschauung aber ruhte ganz auf dem gleichen Grunde. Und doch war ihm mit Gründen, die nur oberflächliches Denken als bloße Furcht abthun kann, der Gedanke, sich der Autorität seiner Kirche entgegenzustellen, ebenso zuwider als der andere, sein Werk kanonisch zu verstümmeln. So unterdrückte er es ganz, nicht ohne eine geheime Befriedigung, durch „höhere Gewalt“ von dem lästigen Versprechen der „Buchmacherei“ entbunden zu sein. Erst 4 Jahre nach seinem Tode ist es noch erschienen. Aber schließlich mußte er doch erkennen, daß die schriftliche Fixirung seines Denkens in bestimmten Werken ihm ebenso zur Pflicht gemacht sei um der Klärung seiner Gedanken als um seiner Stellung vor der Welt willen, deren einmal erregte Erwartungen er nicht einfach täuschen durfte. So übergab er 1637 sein erstes Werk der Oeffentlichkeit: statt eines stolzen Systems nur vier bescheidene Essays, die er im Bewußtsein nicht aus und für Büchergelehrsamkeit zu schreiben französisch abfaßte. Der wichtigste derselben ist neben denen über Geometrie, Meteore und Dioptrik, wozu später noch ein Tractat über Mechanik kam, sein discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences. Hier giebt er die Grundlagen seines Denkens, freilich nicht als ein Zaubermittel nach Art des Nürnberger Trichters, sondern als eine am eigenen Denken vollzogene Probe seines Verfahrens, in welcher er auch die ganze Geschichte seiner geistigen Entwickelung klarlegt. Das literarische Veröffentlichen ist eine Schraube, die, einmal thätig, unaufhaltsam vorwärts drängt: das sollte auch Descartes erfahren. Er mußte namentlich seine Lehre von Gott und der Seele bestimmter erörtern, als das bei dem Charakter jenes Essays möglich gewesen war. So vollendete er 1640 seine Meditationes de prima philosophia, ubi de Deo et animae immortalitate. Auch hier führt er uns unmittelbar in die Werkstätte des Geistes: nicht die Zweifel nur, den Zweifler selber zeigt er, wie er sich durchringt von Klarheit zu Klarheit. Der streng durchgeführte fast dramatische Gedankenaufbau rechtfertigt grade dieser Schrift gegenüber am meisten die Bezeichnung eines in ihrer Art unvergleichlichen Kunstwerkes, wie sie fast allen Schriften Descartes' zuerkannt werden darf. Es war bezeichnend für seine wissenschaftliche Sorgfalt, daß er sein Werk erst 1641 veröffentlichte, nachdem er durch seinen Freund Mersenne ein ganzes Jahr lang die Meinung der ersten Gelehrten hatte einholen lassen, auf die er nun sogleich bei der Veröffentlichung in einem besonderen Zusatze eingehen konnte, bezeichnend für seine kirchliche Vorsicht, daß er das durch Galilei anstößig gewordene physikalische Problem möglichst umging, das ganze Werk aber, um es vor kirchlichen Anfeindungen zu schützen, der berühmtesten theologischen Facultät, der Sorbonne zu Paris, widmete, indem er es zugleich ihrer Censur unterstellte. Nach 22 Jahren ist es trotz allen Beifalls dieser Gelehrten schließlich

doch noch auf den geistlichen Index gesetzt worden „donec corrigatur". Um den rein wissenschaftlichen Charakter zu wahren, hatte Descartes sich schließlich auch zur Anwendung des Lateinischen entschlossen, wobei er seinem Namen die ihm selber verhaßte, aber für seine Schlichtheit charakteristische Form Cartesius gab. Auch sein nächstes großes Werk war lateinisch abgefaßt: die in einem Jahr vollendeten 1643 erschienenen „Principia philosophiae". Sollten die Meditationen analytisch den Fragen auf den Grund gehen, so war hier dazu der systematische Aufbau gegeben, der freilich vorwiegend auf die Naturlehre sich beschränkte und auch für diese in seinen Einzelheiten meist das naturwissenschaftliche und das philosophische Interesse verfolgte. Descartes widmete das Werk der Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, einer Tochter jenes unglücklichen Winterkönigs von Böhmen, die mit ihrer Mutter als Exilirte im Haag residirte. Sie hatte mit 19 Jahren die erste Schrift des Philosophen in die Hand bekommen, und alsbald von heller Begeisterung erfüllt, hatte sie ihn zu sich eingeladen. Das ungeahnte congeniale Verständniß, welches die reichbegabte Fürstin ihm noch mehr entgegenbrachte als nachmals ihre berühmte Nichte, die Kurfürstin Sophie Charlotte, dem Philosophen Leibniz, machte ihren Verkehr zu einem jener Lichtblicke des überraschenden Glückes im Leben des Descartes. Durfte er in seiner denkwürdigen Widmung ihren Geist doch den einzigen nennen, welcher in mathematischer wie metaphysischer Beziehung seine Gedanken gleich gut zu verstehen vermöge. Die Verbannung der Prinzessin vom Hofe ihrer Mutter bereitete freilich auch diesem Glück ein rasches Ende.

In weitesten Kreisen riefen Descartes' Schriften Aufsehen hervor. Regte sich neben dem sachlichen Beifall überall die persönliche Bewunderung, so konnte es auch nicht fehlen, daß zu den wissenschaftlichen Gegnern die gehässigen Feinde von Sykophantenart sich gesellten. Das wurde vollends unvermeidlich, als Männer, die sich seine Schüler nannten, der „neuen Philosophie" wider die „rechtgläubige" und alle die hochheiligen Traditionen officieller „Wissenschaft" auch an den Universitäten einen Platz zu erringen suchten. Es waren die Theologen von Utrecht und Leyden, an ihrer Spitze der bekannte und einflußreiche Voëtius, die sich durch ihre blinde gehässige Denunciantenpolemik einen traurigen Ruhm erwarben; denn, an wissenschaftlicher Tüchtigkeit ihm nicht gewachsen, kämpften die muthigen Zionswächter wider den „Atheisten" und „Jesuiten" erst aus verstecktem Hinterhalt und dann, als Descartes 1643 in seiner Epistola ad virum celeberrimum Gisbertum Voëtium den Hauptgegner stellte, mit Hilfe der Behörden. Nach jahrelangen Anfeindungen erlangte der Philosoph, der nichts so sorgfältig zu vermeiden gewünscht hatte als öffentliche Conflicte namentlich mit Theologen, erst 1647 für seine Person Ruhe vor der rabies theologorum, indem er den Schutz des Statthalters anrief. Aber nur zu einsam war ihm seine „Einsiedelei" geworden, durch die zunehmende geistige Isolirung, welche der Tod der alten Freunde Mersenne und Mydorpe vermehrte. Schon 1644 hatte er zum ersten Male wieder die Heimath besucht. Im Lande der gloire steigerte sich die Bewunderung für seinen großen Philosophen, und während die Niederländer ihn verunglimpften, wünschte man ihn hier zurück. So ward ihm 1647 eine königl. Pension gewährt und Descartes verbrachte einen Theil des Jahres in Frankreich; endlich erfolgte 1648 in feierlichster, ehrenvollster Form die Aufforderung des Königs zur Rückkehr nach Paris. Descartes war schon in der Hauptstadt, da begann der Aufstand der Fronde und machte alle Versprechungen zu nichte: stillschweigend entfernte er sich von den Freunden, „die mich eingeladen, bei ihnen zu essen und als ich kam, fand ich den Topf umgeschüttet", aber innerlich war ihm Alles verleidet. „Dieser größte Denker Frankreichs war vielleicht der einzige Franzose, der sich in Paris nicht einleben konnte." Da gab sein Freund Chenut, den er 1644 in Frankreich kennen gelernt und mit wahrer Zärtlichkeit liebgewonnen hatte, Anlaß zur letzten großen Veränderung seines Lebens. Er war 1645 als Gesandter an den Hof der Königin Christine von Schweden gekommen und hatte diese bald für Descartes aufs Wärmste zu interessiren vermocht. Nach einem Briefwechsel über die praktische Seite seiner Philosophie, in welcher er gleichfalls die Erziehung der gesammten Willensrichtung durch „das klare und deutliche Denken betonte und die Gewohnheit nicht zu irren" als die größte Vollkommenheit bezeichnete, und unter allen Leidenschaften der Seele die rein intellectuelle der Bewunderung am höchsten stellte, erfolgte 1649 ihre Einladung an den Philosophen nach Stockholm, welche dieser zuletzt gern ausgeschlagen hätte, wäre er nicht durch einen Admiral feierlichst geholt worden. So verließ er am 1. Sept. 1649 Holland, nachdem er noch das grundlegende Werk seiner Ethik „Les passions de l'âme" in den Druck gegeben. Mit hingebendem Eifer widmete er sich dem Dienst der Königin, deren excentrischer mehr Aufsehen als Vertiefung erstrebender Sinn freilich ein ähnliches Verhältniß wie zur Prinzessin Elisabeth nicht aufkommen ließ. Aber seine anfängliche Furcht vor dem nordischen Klima erwies sich als nur zu begründet. Nachdem er seinen Freund Chenut bei einer Lungenentzündung gepflegt, ohne sich in seinen übrigen Arbeiten zu schonen, erlag er selbst der gleichen Krankheit am 11. Februar 1650. Die Königin wollte „ihren großen Lehrer" durch ein prachtvolles Mausoleum ehren, Chenut erreichte im Sinne des Freundes, daß er seine schlichte Ruhestätte auf dem Platze des Fremdenkirchhofs fand, wo Katholiken und ungetaufte Kinder begraben wurden. Frankreich freilich wollte es nicht ertragen, daß sein großer Philosoph in fremder Erde ruhen sollte. Im Jahre 1667 wurde seine Asche feierlich übergeführt und in der Kirche der heiligen Genoveva, dem heutigen Pantheon, beigesetzt. Nur die Gedächtnißrede wurde noch in letzter Stunde untersagt am Sarge des Mannes, der auf dem Index stand, und erst nach 100 Jahren konnte sie noch nachgeholt werden.

Mit ganz anderem Rechte wie der Engländer Bacon darf Descartes als der Begründer der modernen Philosophie gelten. Er hat zuerst das Denken in die Bahnen geleitet, welche seither für dasselbe maßgebend geworden sind, und daß im Gegensatz zu der autoritativen Bindung des Mittelalters hier das Recht und die Pflicht jedes einzelnen Geistes zur unbedingten Selbständigkeit mit voller principieller Klarheit obenangestellt wird. Seine Gedanken sind von Spinoza systematisirt, von Leibniz fortgebildet worden, sie sind eingegangen in den Gemeinbesitz des „modernen Bewußtseins" und herrschen noch heute über unsere Weltanschauung nicht anders als im Mittelalter die des Aristoteles. So ist der weltferne Denker, der auf's Aengstlichste bemüht war, unter Verzicht auf Wirksamkeit nach außen nur der eigenen Vollkommenheit zu leben, doch Herold im Dienste der Menschheit geworden, dessen Stimme noch heute gehört wird, auch wo Person und Name unbekannt bleiben. Als Mensch ist er überall der aristokratische Gelehrte, der heimisch in allen feinen, correcten Formen des Lebens und Denkens, sich scheu vor jeder elementaren Bewegung zurückzieht, welche durch eine principielle Umwälzung die Geister aus der Tiefe aufrühren könnte. So steht er der unvernünftigen Menge des profanum volgus ebenso fremd gegenüber, als dem geistlosen Mechanismus der materiellen Welt, weil ihm das innere Verständniß jenes gewaltigen, im „Faust" verkörperten Lebensdranges fehlt, welches überall das Wehen des reinen Gottesodems zu spüren vermag. So spaltet er seine eigene Lebensführung in künstlichem Dualismus von den Principien seines Denkens und läßt sie der Autorität der Kirche, dem Zwange der gesellschaftlichen Sitte unterstellt: jene sittliche Energie des kategorischen Imperativs, welche sich nicht scheut, vorzudringen bis zu den letzten praktischen Consequenzen der Gedanken und in ihrem Darleben die Wahrheit selber zu thun, sie bleibt ihm unerreicht. Das ist die Schranke seines Charakters: aber in dieser Beschränkung ist er Meister, eine echte Gelehrtennatur von demüthiger, uneigennütziger Bescheidenheit und aufrichtigem, nach dem Höchsten strebendem Wahrheitssinn.

Dr. Theodor Kühn.

Bücherbesprechung.

— Die Reform der Schwurgerichte, eine brennende Frage unserer gegenwärtigen Gesetzgebung. Zweite veränderte Auflage der Schrift: Schwurgericht oder Schöffengericht? Von A. Cordes, Richter in Bremen. Bremen 1896. M. Heinsius Nachf. — Verfasser ist ein Gegner der Berufung gegen Strafkammerurtheile und wendet sich insbesondere scharf gegen das von der Regierungsvorlage ins Auge gefaßte Berufungsverfahren, das die Wiedereinführung des schriftlichen Verfahrens auf Grund eines gänzlich mangelhaften Actenmaterials bedeute. Er meint, die Reform könne sich auf folgende Punkte beschränken: Obligatorische Vernehmung des Angeklagten vor Eröffnung des Hauptverfahrens, Beschwerderecht des Angeklagten gegen letztere, schöffengerichtliche Organisation der Strafkammern und der Schwurgerichte. N.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 40. Donnerstag, den 2. April. 1896.

Macedonien.

Von Ernst Boetticher-Berlin. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Macedonien ist eines der anziehendsten Länder der Erde, schön, romantisch, sehr reich, trotzdem aber wenig gekannt. Seine Hauptflüsse sind der Wardar, der sammt seinem größten Nebenfluß Tscherna Reka diesem Lande allein angehört, dann die Struma, die aus Ostrumelien kommt und erst bei Dschuma den macedonischen Boden betritt, und drittens die Mesta. Alle drei münden in das Aegäische Meer. Der Wardar (der antike Axios) entspringt in den waldreichen Ausläufern des Schar oberhalb der Stadt Kostowo oder Gostiwar, fließt anfangs nordostwärts und nimmt erst, nachdem er das Alluvialbecken von Tetowo durchflossen hat, seine südöstliche Richtung zum Meere an. Die Struma ist der antike Strymon, fließt auf macedonischem Boden zunächst durch den prachtvollen Kessel von Dschumaja und das wilde Defilé von Kresna, nimmt dann rechts die ansehnliche Strumitza auf und gelangt durch den drei Stunden langen Engpaß von Rupel (Rupelion) in die weite und außerordentlich fruchtbare Küstenebene von Seres, wo sie ca. 8 km vor ihrer Mündung den großen Tahino- oder Tachynos-See (den antiken Prasias oder Kerkinitis) bildet. Den Raum zwischen Struma und Wardar füllen drei noch sehr unvollständig bekannte, von West nach Ost gerichtete parallele Gebirgszüge aus, nördlich der ganz unerforschte Osogow oder Osego, an dessen westlichem Ende die schon im Mittelalter berühmten Gold- und Silberbergwerke von Kratowo liegen, dann die Plaschkawitza und Malesch, und südlich von der Strumitza die in Volksliedern vielbesungene Belasitza oder Belitz. Wir wollen nun zuerst das Flußgebiet der Struma und der Mesta durchwandern. Die wichtigste und größte Stadt des östlichen Macedoniens ist Seres oder Siros (das antike Sirrae), nur 5 km nördlich vom Tahino-See am Fuße des gebirgigen Geländes, welches die Ebene nördlich begrenzt. Die von Serben, Griechen und Juden bewohnte Altstadt, worin die Metropolitankirche und die erzbischöfliche Residenz steht, heißt noch heute „Warosch“, ein serbisches Wort für Stadt, das die bulgarische Sprache nicht kennt. Auf einem die Altstadt beherrschenden Hügel stand einst eine starke Festung, in deren Ruinen Cousinery im vorigen Jahrhundert noch Reste eines antiken Tempels fand. In der Neustadt wohnt die Handelswelt. Seres ist eine bedeutende Handelsstadt, für die es unschätzbar wäre, wenn die Strumamündung schiffbar gemacht würde, weil dann Seeschiffe in den tiefen Tahino-See und mithin bis auf 5 km an die Stadt gelangen könnten. Am Ausfluß der Struma aus diesem See liegen die Ruinen der Städte Amphipolis und Cerdilium, diese auf dem rechten, jene auf dem linken Ufer, wo der Bunar Dagh (der antike Pangaios) stufenförmig sich abdacht und ein hohes und breites Plateau gegen den Fluß vorschiebt, der es auf drei Seiten umfließt. Diese beherrschende und leicht zu vertheidigende Position war wie gemacht für die Lage einer Stadt von der Wichtigkeit jenes Amphipolis, das an einer großen Militärstraße lag, an der berühmten von Dyrrachium und Apollonia nach Thessalonika, also vom Adriatischen zum Aegäischen Meere führenden Via Egnatia. Zwischen Amphipolis und Seres mündet in den Tahino-See die Antschischta (antik Angites), deren Thal sich zu einer jener Ebenen erweitert, die das dichte Gebirgsnetz der griechischen Halbinsel hier und da unterbrechen, als seien sie eigens dazu bestimmt, die verschiedenen Völker derselben mit einander in Berührung zu bringen. So hat auch die berühmte Ebene von Philippi stets eine wichtige Rolle gespielt. Heute wird sie nach dem kleinen Drama genannt, das jetzt als die Hauptstadt der alten Diöcese Philippi die Residenz eines Erzbischofs ist und schon in römischer Zeit ein ansehnlicher Ort war. 20 km nordwestlich bricht die Antschischta, die unterirdisch durch den Boz Dagh fließ, aus einer pittoresken (von Cousinery abgebildeten und beschriebenen) Grotte hervor. Die ehemals die Ebene von Drama beherrschende Stadt Philippi, die geschichtlich so berühmt ist durch die Ereignisse, welche den Sturz der römischen Republik und die erste Entwickelung des Christenthums begleiteten, lag an und auf einem Vorsprung des Karatschi Dagh, der 2 km weit in die Ebene vordringt. Von der Endspitze dieses Bergrückens, dessen Abhänge steil und schroff sind, schauen die Ruinen der Akropolis (250 m M.-H.) nach Ost, Süd und West in die weite Ebene, die der längs der Küste herziehende Pangaios vom Meere abschließt. Nur bei Kawala an dem Golfe, der vormals nach dem dort ansässigen Volksstamm der Pierische hieß, öffnet eine Lücke in jener hohen Bergkette den Zugang zum Meere, und darum war Kawala, das im Alterthum Neapolis hieß, die Hafenstadt von Philippi. Vor diesem Golfe liegt die Insel Thasos, die einst so reich an Gold war und es vielleicht noch heute ist, obwohl sie bekanntlich von König Philipp von Macedonien stark ausgebeutet wurde. Heute müßte man tiefer in ihre Eingeweide dringen. Von Kawala führt eine gepflasterte Straße, die Via Egnatia, zu den Ruinen von Philippi, begleitet von der von Konstantinopel kommenden Telegraphenlinie, die quer durch die Türkei nach Awlona am Adriatischen Meere läuft und hier wie noch auf verschiedenen anderen Strecken nothwendigerweise die Richtung dieser antiken Straße aufgenommen hat. In Philippi tritt diese nach Amphipolis führende Straße in ein Defilé, das nicht umgangen werden kann, denn nördlich steigt unwegsames Gebirge empor und südlich sperrt ein sumpfiger See den 9 km breiten Raum bis hinüber zum Pangaios. Somit beherrschte Philippi den einzigen Landweg zwischen dem Pierischen Golf und dem Strumathal, und deshalb erwarteten Brutus und Cassius, die aus Asien gekommen waren, ihre aus Italien durch Epirus und Macedonien anrückenden Gegner Octavian und Antonius in einer Defensivstellung vor Philippi. Dort kam es zu der berühmten und folgenschweren Schlacht. Philippis Bedeutung beruhte aber nicht nur in seiner Lage, sondern auch in dem Reichthum seiner Goldminen. Zahlreiche Gold- und Silberadern des Pangaios und der Berge von Philippi selbst sind Jahrhunderte lang ausgebeutet worden, und vielleicht ist es der so hochentwickelten modernen Technik vorbehalten, dies fortzusetzen. Freilich hat die Türkei weder hier noch sonstwo den Versuch gemacht, die natürlichen Schätze ihres Bodens zu heben. — Wie das Thal der Antschischta so sind auch die Thäler der Mesta und Struma gegebene Einbruchsstellen für jeden aus Bulgarien bezw. Ostrumelien vordringenden Feind. Die Mesta, die auf der Rhodope entspringt und nördlich vom Golf von Kawala mündet, ist der antike Nestos und spaltet jenes Gebirge in eine östliche und westliche Kette. Die östliche, die Dospat Planina (türk. Despoto Dagh), die nach Südost bis zur Maritza-Mündung zieht, sendet der Mesta eine Reihe kleiner Zuflüsse, deren Thäler den Abstieg in die Ebene von Newrokop vermitteln. Daher war diese Gegend auch der Schauplatz von Einfällen bulgarischer Banden. Newrokop ist eine Stadt von 11 000 Einwohnern mit flottem Holzhandel und vielen Sägemühlen, der zwei Moscheen, zwei Kirchen und ein Uhrthurm ein ansehnliches Aeußere geben. Wandert man von hier 40 km durch das Mestathal aufwärts und steigt dann die westliche Rhodopekette hinan, die als Perin Dagh südwärts zur Küste zieht und die Wasserscheide zwischen Mesta und Struma bildet, so gelangt man auf die Hochebene von Razlog (türk. Mermija), einer Stadt von 8000 Einwohnern. In der Nähe liegt das Dorf Banja, dessen Heilquellen, nach gewissen Ruinen zu urtheilen, schon im Alterthum benutzt wur-

den, und 15 km südlich erhebt sich der 2681 m hohe Jel Tepe. Auch diese Gegend war im verflossenen Jahre eine Einbruchsstelle für bulgarische Banden und wird es im gegebenen Falle wieder sein, denn solche gelangen von Tatar Bazardschik in Ostrumelien durch den Paß Tschelesna Wrata leicht nach dem nur 18 km von der Grenze entfernten Razlog! Eine dritte mehrfach genannte Einbruchsstelle bildet die Straße, die aus Ostrumelien über Baralli Azerlik und Dschuma in das Thal der Struma hinabführt. Dschuma ist ein nur 5 km von der Grenze entferntes gewerbfleißiges Städtchen an einem kleinen Zufluß der Struma, der den so häufigen Namen Bistritza (Bach) führt. Weiter westlich liegt auf der Malesch der ebenfalls durch Insurgentenkämpfe bekannte Grenzort Tirnowo, der zum Unterschiede von gleichnamigen Orten Malesch-Tirnowo genannt wird. Marschiren eingedrungene Truppen an der Struma abwärts, so ist Melnik ihr nächstes Ziel, eine Stadt von 5500 Einwohnern, die recht malerisch 300 m über dem Ostrand eines schönen Thalbeckens gegenüber der Mündung der Strumitza liegt. Ueber ihrem Bergschlosse ragt der bis weit ins Jahr hinein schneebedeckte Perin Dagh bis zu 2700 m M.-H. empor. Im Alterthum hieß dieser Theil des Gebirges Orbelos. Melnik war wiederholt der Sitz serbischer „Despoten“, die in Zeiten der Anarchie in der Rhodope ein Fürstenthum aufrichteten, wie Slaw um 1207 und Joannes Uglescha um 1356. In dem fruchtbaren Thale der Strumitza sind die Städte Petritsch, Strumitza und Radowitsch erwähnenswerth. Das südlich von diesem Flusse sich hinziehende Belasitza-Bergland war im dritten Kriege zwischen dem sogenannten westbulgarischen und dem byzantinischen Reich der Schauplatz der Kämpfe, die jenes (eigentlich serbische, von serbischen Fürsten regierte) vernichteten. Das Glück hatte den Czaren Samuel (976—1014) in den letzten achtzehn Jahren seiner Regierung verlassen, denn er verlor ein Gebiet nach dem anderen an seinen grimmigen Gegner, Kaiser Basilios II. Am 29. Juli 1014 kam es zur entscheidenden Schlacht. Samuel's Heer hielt die Belasitzapässe; als aber Xiphios, der Stratege von Philippopel, ihm mittels geschickter Umgehung in den Rücken fiel, während der Kaiser von vorn angriff, wurde es vollständig aufgerieben. Darauf verübte Basilios eine Schandthat, die in der Weltgeschichte nicht ihres Gleichen findet. Er ließ fünfzehntausend Gefangene blenden, hundertfünfzig nur auf einem, die übrigen auf beiden Augen, gab je hundert der ganz Geblendeten einen Einäugigen als Führer, und sandte sie so nach Prilep, wohin ihr Czar geflüchtet war. Als dieser seine so unmenschlich verstümmelten fünfzehntausend Krieger heranziehen sah, stürzte er besinnungslos zu Boden und verschied binnen zwei Tagen an Herzkrämpfen. Das Entsetzen hatte ihn getödtet. — Die Belasitzapässe führen uns in das Flußgebiet des Wardar, der, wie erwähnt, in den waldreichen Ausläufern des Schar entspringt. Dies Gebirge ist die Wasserscheide zwischen dem Wardar und dem Drin. Dieser, der antike Drilon, entsteht am Westfuß des Schar aus dem Tscherni (schwarzen) Drin, einem Ausfluß des Ochrida-Sees (692 m), und dem Beli (weißen) Drin, der auf dem 2183 m hohen Schljeb nördlich von Petsch (Ipek) entspringt. Der vereinigte Strom wendet sich nach Westen zum Adriatischen Meer. An einem Zufluß des Beli Drin, der Prizrenska Bistritza, liegt die Stadt Prizren (türk. Perserin), die größte in Macedonien nach Salonik. Sie hat 60000 Einwohner, von denen ⅘ Serben sind, die sich nicht nur selbst zu dieser Nationalität bekennen, sondern sogar von den bulgarischen Chauvins als Serben anerkannt sind. Eine alte Festung krönt den Berg, an dessen Abhang sich die prächtig gelegene Stadt 3 km weit hinzieht, und 26 Minarets, 3 Kirchen, Paläste, Schulen und Kasernen fügen sich in ein höchst malerisches Bild. Südöstlich schaut eine Schloßruine hervor, deren Name Duschanograd an den großen serbischen Kaiser Stephan Duschan erinnert. Prizren ist durch seine Silberarbeiter und Waffenschmiede berühmt. Perseriner eingelegte Waffen und Filigranarbeiten sind im Orient sehr gesucht. — Kehren wir nun von diesem Ausfluge zurück an den Wardar! In seinem Oberlauf durchfließt dieser Strom das sehr schöne alpine Thal von Tetowo und das weite Becken von Skopje (254 m M.-H.). Die 14600 Einwohner zählende Stadt Tetowo (türk. Kalkandele) liegt am Fuße des Schar und ist gut gebaut und gartenreich. Skopje, das antike Skopi, türk. Ueskäb, zählt 22000 Einwohner. Im Mittelalter war Skopje die Hauptstadt des serbischen Kaiserreichs. Stephan Urosch II. genannt „Milutin“, der während seiner vierzigjährigen Regierung diesem Reiche die Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel errang, nahm Skopje 1281 den Byzantinern ab, und als dann sein zweiter Nachfolger, der große Stephan Duschan, der das serbische Reich auf den Höhepunkt seiner Entwickelung hob, 1336 seine Residenz dorthin verlegte und sich 1346 daselbst feierlich zum „Czaren der Serben und Griechen“ krönen ließ, da wurden die Geschicke der Balkanhalbinsel nicht mehr in Byzanz und Tirnowo, sondern am Hofe von Skopje entschieden. Die Grundmauern des alten Fürstensitzes sind in der türkischen Festung verbaut. Sie schaut von steilabfallender Felshöhe hinab auf die flachen Dächer, die stolzen Kuppeln und die schlanken Minarets, die schon seit einem halben Jahrtausend den Halbmond tragen. Die antike Stadt stand etwas nördlich von der jetzigen und war einer der bedeutendsten Handelsplätze des römischen Macedoniens. Die noch erhaltene römische Wasserleitung versorgt heute den Konak des Gouverneurs und einige Moscheen mit gutem Quellwasser aus den östlichen Bergen, und ihre verwitterten Bogen wölben sich zur Zeit über dem Lager der Truppen, die gegen Einfälle bulgarischer Banden hier zusammengezogen worden sind. Die bulgarische Grenze ist nämlich nur 62 km von Skopje entfernt, und das Thal der Binatska Morawa sowie das von diesem in der Richtung auf Skopje abzweigende Thal der Morawitza weisen eindringenden Banden ihren natürlichen Weg; auch benutzt diesen Weg die Eisenbahnlinie, die in Skopje von der Linie Salonik—Bosnien nach Konstantinopel abzweigt. Das an dieser Bahn gelegene und mehrfach als Sammelplatz von Insurgenten genannte Wranja ist eine kleine ostrumelische Stadt und liegt an einer Stelle, wo sich ein breiter Keil bulgarischen Gebietes 10 km weit in macedonisches hineinschiebt. Alle diese Umstände lassen eine Concentrirung von Truppen in Skopje räthlich erscheinen. 20 km südöstlich von dieser Stadt liegt ein interessantes Dorf am Wardar, Taor, das antike Tauresium und Geburtsort des Kaisers Justinian I., und 25 km weiter stromab entfaltet sich das prachtvolle Panorama von Weles. Diese Stadt (türk. Köprülü), die 15000 Einwohner zählt, steht an der Stelle des antiken und zuerst von Polybios (V, 197) erwähnten Bylazora. Wiederum 25 bis 30 km weiter, wo der Wardar die Tscherna Reka (den antiken Erigon) aufnimmt, ist die Stätte des 479 n. Chr. von Theodorich zerstörten Stobi, einer alten päonischen Stadt, die als Militärstation wie als Handelsplatz gleich wichtig war. Durch fruchtbare Ebenen und enge Schluchten durch das romantische Demir Kapu (eiserne Thor) und den öden Zingane Derwend (Zigeunerpaß) gelangt der schöne Strom schließlich in die Küstenebene von Salonik, durch die er nun träge dahin schleicht. Nahe seiner Mündung überschreitet ihn mittels einer 750 Schritt langen Brücke die Straße, welche von Salonik nach dem südwestlichen Macedonien führt, das unsere Aufmerksamkeit noch ganz besonders in Anspruch nimmt. Diese Straße, an welcher nicht weit von jener Brücke die Ruinen von Pella liegen, führt nach dem 80 km von Salonik entfernten Woden, das Bodena der Triballer und das Edessa der Griechen, heute eine Stadt von 15000 Einwohnern. Einen Weltruf verdankt sie den großartigen Kaskaden des Kolubej (türk. Karasmak), welcher der antike Lydias und ein Nebenfluß des Wardars ist. Im 11. Jahrhundert existirten diese Wasserfälle noch nicht, vielmehr verlor sich der Fluß damals oberhalb der Stadt in Höhlen (Katavothren) und trat am Fuß der Felsterrasse, von welcher die Stadt hinabschaut, wieder hervor. Als aber jene Höhlen von dem Tuff, den der aus Kalkgebirge kommende Fluß absetzte, verstopft waren, bildete sich zunächst ein See, bis eines Tages das immer höher steigende Wasser sich einen neuen Abfluß bahnte. Seit dieser Katastrophe durcheilt der Fluß, der hier Woda genannt wird, die Stadt und ihre Umgebung in vielen Armen und stürzt — ein großartiges Schauspiel — in zwanzig prächtigen Kaskaden über die hohe Felswand hinab. Von Woden führt eine Straße nach Ostrowo am See gleichen Namens, dann über das Gebirge nach Banitza, wo sie die große Ebene von Bitolj, die antike Pelagonia betritt. Das in der Luftlinie 66 km nordwestlich von Woden entfernte Bitolj (türk. Monastir), die Hauptstadt des Vilajets Monastir, liegt am Nordostfuß des 2359 m hohen Peristeri und ist einer der wichtigsten militärischen Plätze von Macedonien. Es zählt 50000 Einwohner und hat eine sehr starke Garnison mit zahlreicher Artillerie. Den militärischen Zwecken dienen drei große Kasernen, die 15000 Mann fassen, ein Zeughaus, ein Cadettenhaus und ein Lazareth. 2 km südlich von der Stadt liegen an der Via Egnatia die Ruinen eines wichtigen militärischen Platzes des Alterthums, der den so häufigen Namen Herakleia führte. Ein ziemlich isolirter Hügel weist noch Reste der von den-

Gothen zerstörter Akropolis auf. Am nördlichen Ende der Pelagonia, 40 km von Bitolj, erhebt sich die zackige groteske Masse des zweigipfligen Zlatovrh-Berges (1427 bezw. 1458 m M.-H.), und an seinem Fuße schauen die zwölf Moscheen und die Kirchen von Prilep, einer Stadt von 16000 Einwohnern, zwischen Büschen und Bäumen hervor. Jetzt ein Hauptsitz der bulgarischen Propaganda, erlebte Prilep (türk. Perlepe) seine glorreichste Zeit unter der großserbischen Herrschaft und war 1374—82 die Residenz des „Königs Marko", jenes gefeierten serbischen Volkshelden aus königlichem Geschlecht, der lange Jahre jeden Fußbreit des heimischen Bodens gegen die vordringenden Türken vertheidigte. Darum spielt Prilep auch eine Hauptrolle in den (bekanntlich von unserem Goethe so hochgeschätzten) serbischen Volksliedern. Die Ruinen des Schlosses des Königs Marko stehen 1 km nordwestlich von der Stadt auf einer Klippe des Zlatovrh in 816 m M.-H. Zu den schönsten Gegenden Macedoniens zählt diejenige des Ochridasees und des Prespasees. Die Straße dahin führt von Bitolj westlich über den 1161 m hohen Gjawato-Sattel. An dem nach ihr genannten See liegt die Stadt Ochrida. Ungemein malerisch ist das Bild, das sie darbietet, von dem 116 m tiefer gelegenen See aus gesehen, auf den von senkrechter Felswand zwei Burgen niederschauen, während die „Waroich" (Altstadt) in Terrassen zu ihnen emporsteigt, und schön gezeichnete höhere Berge den Hintergrund bilden. Die etwa 18000 Einwohner zählende Stadt ist das antike Lychnidos, das die Hauptstadt der Dassareten und einer der festesten Plätze an der Via Egnatia war. Im Mittelalter war Ochrida die Hauptstadt des sogenannten westbulgarischen Reiches. 963 rissen sich nämlich die Serben von dem großbulgarischen Reiche Symeons los, und der altserbische Fürst Schischman, ein Brsjake, errichtete ein serbisches Reich, welches die ehemalige Slavinia (Schopenland, Altserbien, Albanien, Macedonien) umfaßte. Da den ethnographisch wenig unterrichteten byzantinischen Historikern der Name der Bulgaren, mit denen ihr Reich ewig im Kriege lag, am geläufigsten war, so nannten sie das neue Reich „das westbulgarische" zum Unterschied von dem seit 963 auf Donaubulgarien und Nordthracien beschränkten ostbulgarischen, dem Rest des großbulgarischen. Schischman wählte Ochrida nicht nur zur Residenz, sondern errichtete dort auch ein Patriarchat, welches sich durch allen Wechsel der Zeiten hindurch bis 1767 behauptete. Die bulgarische Propaganda nennt dies Patriarchat das bulgarische, weil das ihren Zwecken dient, aber in Wahrheit war das bulgarische in Drster in Donaubulgarien, und mehr als eines konnte es doch nicht geben. Nur 10 km südöstlich vom Ochridasee liegt der nicht minder schöne Prespasee. Sein Name rührt von einer verschwundenen Stadt Prespa her, die als eine der Residenzen des Czaren Samuel eine Rolle gespielt hat. Man glaubt ihre Ruinen auf einer Insel gefunden zu haben.

Bücherbesprechungen.

— Einführung in das Studium des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. Ein kurz gefaßtes Lehrbuch. Zweiter Theil. (Sachenrecht — Familienrecht — Erbrecht.) Bearbeitet von Dr. C. Gareis, Geh. Justizrath und ord. Professor der Rechte in Königsberg. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1896. — Auch dieser zweite Theil, obwohl aus anderer Feder geflossen, zeigt die früher betonten Vorzüge des ersterschienenen: geschickte Sichtung des Stoffes, scharfe Betonung der Hauptgesichtspunkte, Gemeinverständlichkeit der Darstellung, die aber auch dem Juristen nichts weniger als trivial erscheint. Auf Literaturverweise hat Gareis nicht ganz verzichtet, Kritik ist sparsam geübt. Erfreulicherweise sind auch von ihm die socialpolitischen Momente überall hervorgehoben, sodaß sich Jeder selbst von dem Ungrunde des Schlagwortes, der Entwurf sei nicht social genug, überzeugen kann. In diesem Theil ist übrigens der Entwurf überall nach den Paragraphenbezeichnungen der Reichstagsvorlage citirt; ein über beide Theile sich erstreckendes, recht eingehend und geschickt angelegtes Sachregister erleichtert auch das Nachschlagen. Wir empfehlen diese erste systematische, schon als solche das Verständniß des großen Werkes wesentlich fördernde Darstellung des künftigen bürgerlichen Rechts aufs Wärmste. N.

— Repräsentanten der Menschheit von Ralph Waldo Emerson. Zweiter Theil der Essays. Uebersetzt und mit einer einleitenden Studie über den Autor versehen von Dr. Karl Federn. Nr. 903—905 der Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Verlag von Otto Hendel in Halle a/S. Preis 75 ₰, gebd. 1 ℳ. — Emerson, in Deutschland zunächst bekannt geworden durch seinen Briefwechsel mit Thomas Carlyle, ist unter den amerikanischen Prosaisten eine der vornehmsten Erscheinungen. Die rastlos bohrende Tiefe und die kühn aufbauende Eigenart seines Denkens verlangen die unbedingte volle Hingabe des Lesers, für die breite Masse sind seine Bücher nicht geschrieben. Aber der Uebersetzer mag wohl Recht haben mit seiner Meinung, es sei gerade heute besonders an der Zeit, dieses Buch, die Vorlesungen über „Representative men", zu verbreiten, da eben heute „das Verständniß für das Wesen und die Bedeutung der großen Männer in der Weltgeschichte an vielen Stellen im Schwinden begriffen sei". (S. 159.) Das Buch enthält nach einem vortrefflichen literarischen Vorwort des Uebersetzers den Einleitungsvortrag über den Werth und die Bedeutung großer Menschen und sodann folgende Essays: Plato oder der Philosoph, Swedenborg oder der Mystiker, Montaigne oder der Skeptiker, Shakespeare oder der Dichter, Napoleon oder der Mann des weltlichen Erfolges, Goethe oder der Schriftsteller. Die Fülle bedeutender Gedanken, den Reichthum edler Lebensweisheit werden auch diejenigen Leser staunend bewundern, die durch manche Behauptungen Emerson's sich zum Widerspruche gereizt fühlen. Zum Schaden gereichte es unserem Volke gewiß nicht, wenn die Grundanschauung Emerson's, die bekanntlich auch Carlyle's Buch über Heldenverehrung beherrscht, auch bei uns wieder breiteren Raum gewänne: Die Menschheit ist von Natur aus aristokratisch eingerichtet und kann nur aristokratisch geleitet werden. Nur sind nicht Diejenigen ihre Aristokraten, die man heute so nennt und die sich gedankenlos dafür halten. Und jede Bewegung, wenn sie zum Heile der Menschheit ausschlagen soll, hat keinen andern Zweck, als die wirklichen Aristokraten, die berufenen Führer zu erheben, keinen anderen Grund, als daß die Leitung der Unfähigen und Unberufenen unerträglich geworden ist. — Wir schulden dem Uebersetzer großen Dank, daß er seine Kraft in den Dienst der ungemein schwierigen Aufgabe stellte, dieses Buch der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen. Denn ein Buch, das uns diesen Gedanken aufs Tiefsinnigste klarlegt, das uns eine Reihe von Männern, die unbezweifelt solche Aristokraten gewesen sind, in ihrer Stellung zur Menschheit und zum All darstellt, ein Buch, das zugleich ohne Hochmuth, im versöhnendsten Sinne geschrieben ist, das bereitwillig anerkennt, wie viel die Großen ihrerseits auch den Massen verdanken, solch ein Buch ist in der That heute, gerade weil es der herrschenden Zeitströmung zuwiderläuft, im höchsten Sinne zeitgemäß. R. B.

— Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's 1632. Zweite Ausgabe des Werkes: Tilly im dreißigjährigen Kriege. Von Onno Klopp. Dritter Band, zweiter Theil. Mit zwei Porträts und Grundriß von Magdeburg. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1896. XXXII, 875 S. 8°. 13 ℳ. — Mit dem vorliegenden Bande hat das Werk Onno Klopp's, das eine Darstellung des dreißigjährigen Krieges vom katholischen Standpunkte aus geben will, seinen Abschluß erreicht. Der Band behandelt die Kriegsjahre 1631 und 1632: die letzten Lebensjahre der beiden Männer, die für den Verfasser im Vordergrunde des Interesses stehen, Tilly's und Gustav Adolf's. Tilly war recht eigentlich der Ausgangspunkt für des Verfassers Forschungen; ihn von den — zum Theil in der That ungerechten — Vorwürfen, die man gegen ihn früher erhob, zu reinigen, war schon das Ziel der ersten Ausgabe des Werkes. Tilly erscheint durchweg als ein hochherziger, tiefreligiöser und bei aller Energie doch stets milder und menschenfreundlicher Feldherr; besonders ausführlich wird dies bei der Darstellung der Belagerung und Eroberung Magdeburgs nachzuweisen versucht; der Untergang der Stadt wird als das frevelhafte Werk Gustav Adolf's und seines Beauftragten Falkenberg geschildert. Der Schwedenkönig aber ist als der böse Geist Deutschlands in jenem unheilvollen Kriege anzusehen, der sehr mit Unrecht als Religionskrieg bezeichnet wird, da der Protestantismus oder, im Sinne jener Zeit gesprochen, die Territorialfürstenthümer Augsburgischer Confession in der That von Niemandem bedroht wurden; vielmehr hat Ferdinand II. streng am Augsburger Religionsfrieden festgehalten, und auch das Restitutionsedict beruht lediglich darauf, daß der Kaiser die Ausführung dieses Vertrags voll und ganz verlangte, „nicht als Partei, sondern auf die Beschwerden der katholischen Reichsstände kraft seines kaiserlichen Amts als der

Oberrichter der Gesammtheit des Reiches". Für den Schwedenkönig waren die Fragen der Religion nichts als ein Mittel, um die Pläne, die seine maßlose Begehrlichkeit dictirte, auszuführen; für ihn hatte der Krieg nur politische Bedeutung. „Der ganze Krieg war bis zum Tode Gustav Adolf's das Werk dieses Einen Mannes, der ihn wider den Wunsch und die Neigung des schwedischen Volkes angefangen, ihn wider den Wunsch und die Neigung des deutschen Volkes diesem aufgezwungen hatte." Dies ist der Standpunkt des Verfassers, und diesen Standpunkt als den richtigen nachzuweisen, dazu muß die gesammte Darstellung dienen, die unleugbar von umfassender Belesenheit zeugt; freilich macht die nach Janssen'schem Muster beliebte Einfügung massenhafter Quellen-Auszüge und Belegstellen in den Text die Lectüre zu einer wenig erfreulichen. Ohne Frage ist es immer lehrreich, wenn eine große geschichtliche Frage einmal von einem der landläufigen Betrachtungsweise entgegengesetzten Gesichtspunkte aus untersucht wird; so gestehen wir auch gern zu, daß wir in mancher Hinsicht — z. B. in seinem harten Urtheil über Wallenstein — dem Verfasser beistimmen. Im Ganzen aber gehört das Werk zu der großen Gruppe confessionell-tendenziöser Arbeiten, die in den letzten Jahrzehnten immer häufiger geworden sind und kaum eine Förderung der deutschen Geschichtswissenschaft bedeuten können. Wer in Zukunft über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges arbeitet, wird es nicht übersehen dürfen, aber bei seiner Benutzung sehr vorsichtig sein müssen. —m—

— Französische Lautlehre für Mitteldeutsche, insbesondere für Sachsen. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der französischen Aussprache von Paul Schumann. Zweite, veränderte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1896. — Die vorliegende Schrift scheint ihr Entstehen den besonderen Verhältnissen und Erfahrungen zu verdanken, unter denen der Verfasser der Einübung einer richtigen Aussprache des Französischen oblag. Er scheint bei seinen Schülern eine große Unbiegsamkeit des Sprachorgans vorgefunden zu haben, und dem redlichen Streben, dasselbe gewandter zu machen, ist die vorliegende Arbeit gewidmet. Wir hätten nicht gedacht, daß in der eleganten Residenzstadt Dresden solcher Mangel an Zungenfertigkeit und soviel Dunkelheit in den Lautverschiedenheiten vorhanden, obgleich doch sonst Alles in Sachsen von sprichwörtlicher Helligkeit ist; aber die Darlegungen und Vorschläge des Verfassers, die Berücksichtigung des Mundartlichen, überhaupt die ganze Methode, die er empfiehlt, verdienen die Beachtung der Fachgenossen; in der angefügten Lehrprobe wird dann noch praktisch gezeigt, wie Ohr und Sprachorgan der Schüler zu üben sind. W—k.

— Anschauungsunterricht im Französischen mit Benutzung von Hölzel's Bildern von Dr. Edmund Wilke und Prof. Dénervaud. Leipzig, Verlag von Raimund Gerhard. 1896. — Die hier angewandte Methode ist die empirische, die sich der Weise, wie jedes Kind im Elementarunterricht Denk- und Sprechübungen in seiner Muttersprache erhält, anschließen und auch für den ersten Unterricht in den fremden Sprachen von dem Princip der Anschauung ausgehen will. Der dargebotene Stoff enthält angemessene Belehrung und liegt auch dem jugendlichen Ideenkreise nahe; es sind die vier Jahreszeiten nebst Dorf und Stadt, Wald und Berg behandelt. Die Anschauung wird noch dadurch unterstützt, daß auf jeder Seite Laut, Form und Wort, worauf die Uebung zielt, fett gedruckt sind und hervortreten. Man kann darüber streiten, ob es namentlich für gelehrte Schulen zulässig ist, von der formalen Behandlung des Sprachunterrichts abzugehen; wo aber das Ziel verfolgt wird, daß die Schüler auch französisch sprechen lernen sollen, wüßten wir kein zweckmäßigeres Lehrmittel als das vorliegend bearbeitete, das in belebender Weise dem Lehrer wie den Schülern ein nach pädagogischen Grundsätzen geordnetes Material an die Hand giebt, wobei die Verf. auch noch die Grammatik zum Verständniß und zur Befestigung des Erlernten herangezogen wissen wollen. W—k.

— Der Professor der Unsterblichkeit. Eine Erzählung von Konstantin Sslutschewsky. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Alexis Lupus. Leipzig und St. Petersburg, Verlag von Carl Ricker, 1896. — In seiner Novelle „Der Professor der Unsterblichkeit" versucht Sslutschewsky nicht nur den Beweis zu erbringen, daß die Ergebnisse der modernen exacten wissenschaftlichen, speciell der naturwissenschaftlichen Forschungen mit Naturnothwendigkeit zur Ueberzeugung von dem Fortleben der Seele nach dem Tode führen müssen, sondern auch den Nachweis zu liefern, daß der vom modernen Materialismus verlästerte Glaube, als solcher und in seiner sichtbaren Vertretung durch die Kirche und die Geistlichkeit, ein unabweisbares Postulat der von der menschlichen Natur abhängigen Vernunft sei. Der Dichter führt den Leser in eine Niederlassung an der Wolga zu einem Arzte und Philanthropen, der ein Leben voll strenger wissenschaftlicher Studien dem Zwecke gewidmet hat, die Unsterblichkeit der Seele aus den ewigen Gesetzen der Natur und der natürlichen Entwickelung, unter vollkommener Vermeidung des gesammten Gebietes der Metaphysik, zu erweisen. Die Theorie, die er den Doctor Abatuloff, den „Professor der Unsterblichkeit", entwickeln läßt, darf als die genialste Fortführung und Vollendung der Darwin'schen Lehre bezeichnet werden. Aber so sehr der sonderbare Professor auch betont, daß das Wissen Alles, der Glaube mithin unnütz sei und die völlige Uebereinstimmung der Lehren der Heiligen Schrift mit den Ergebnissen der Naturwissenschaften durch das logische Denken allein bewiesen werden könne, daß der Denker somit auch ohne Religion und Kirche zu der festen, eine selige innere Ruhe gebenden Ueberzeugung von der Wahrheit der Unsterblichkeitstheorie gelangen könne, — so steht er doch in dem Augenblicke, als ihm das Liebste, das er auf der Welt besitzt, die Gattin, von den tückischen Strudeln der Wolga entrissen wird, vor einem Vacuum in der Welt des Wissens und vor der urplötzlich aufsteigenden Erkenntniß, daß es für den Menschen in den Augenblicken des gänzlichen Zusammenbruches aller seiner Geistestheorien, ja aller Denkkraft ein Etwas geben müsse, an das er sich anklammern könnte, um nicht unterzugehen. Der Weg, den der Dichter den Leser zu dieser Erkenntniß führt, ist hochinteressant; ein umfassendes Wissen, eine außerordentliche Kenntniß der gesammten modernen naturwissenschaftlichen Literatur liegt seiner zwingenden Logik und seinen geistreichen Schlußfolgerungen zu Grunde, und die Darstellung ist so klar und flüssig, daß man ihr mit Spannung und seelischer Erregung folgt. Dabei kommt der Dichter neben dem Denker nicht zu kurz, denn der rein novellistische Stoff ist ausgiebig genug, um den Leser zu fesseln und zu ergreifen, die Führung der Handlung bis zur tragischen Katastrophe und die Wendung im Seelenleben des Helden, die sie herbeiführt, sind überraschend und halten das Interesse gefangen, und die Naturschilderungen stellen sich den besten Leistungen russischer Dichter würdig an die Seite. Die Lectüre des Buches ist um so mehr zu empfehlen, als es geistig die Durchschnittswaare unseres Uebersetzungsbüchermarktes weit überragt und als die deutsche Uebertragung zu keinerlei Ausstellungen Veranlassung giebt.
Erwin Bauer.

— Marinebilder von Werumeus Buning. Nr. 906 der Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. Preis 25 ₰, gebd. 50 ₰. — Die Eigenart des holländischen Novellisten Buning ist zum ersten seine bis ins Einzelnste genaue Bekanntschaft mit dem Dienste auf den Segelschiffen und zum zweiten seine treue Beobachtung des Lebens in seinen kleinen Zügen. Diese Vorzüge machen seine „Marinebilder" der Auszeichnung werth, in die Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes aufgenommen zu werden. An der urwüchsigen Derbheit seiner Matrosengestalten und an dem edlen Kern in rauher Schale, ihrem kindlich frommen Gemüth und ihrem treuherzigen Humor werden auch deutsche Leser ihre Freude haben, auch solche, die in ihrem Leben noch kein Seewasser gerochen haben und denen die Kunstausdrücke des Schiffswesens ein Buch mit sieben Siegeln sind. Die Uebersetzung ist tadellos. R. B.

— Winke, Mittel und Wege zur erfolgreichen Förderung des Schießens von Scheffer, Major im Füsilier-Regimente von Gersdorff Nr. 80. Berlin, Mittler & Sohn. — Die vorliegende Broschüre des Majors Scheffer ist zweifellos ein hervorragend guter Rathgeber bei der Schießausbildung und wird, zumal dem jungen, noch wenig erfahrenen Compagniechef, von recht großem Nutzen sein können. Die in dem Werkchen angegebenen Hilfsmittel sind einfach, ausnahmslos durchführbar und verbürgen einen sicheren Erfolg. Der Inhalt der Broschüre läßt erkennen, daß Verfasser aus der Praxis geschöpft hat, und es kann die kleine Schrift zur Förderung der Schießausbildung nur recht bringend empfohlen werden. —ß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteli. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 41. Sonnabend, den 4. April. 1896.

Die Osternacht in der Krönungsburg von Moskau.

Von F. W. G. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Auf dem Iwan Welicki in der Krönungsburg, dem Grand-Seigneur der Moskauer Thürme, hat es schon die zehnte Stunde geschlagen, und noch lag die alte Reichshauptstadt so still und einsam da, daß kein Mensch glauben mochte, es wäre Osternacht, zwei Stunden vor der Auferstehungsfeier, die sich in keiner anderen Stadt der Welt schöner und großartiger abzuspielen pflegt, als in der moskowitischen Hochburg. Beinahe sieht es aus, als ob man uns mit allem dem geschilderten Osterzauber ein Märchen aufgebunden hätte. Vom nahen Großen Johann hat die Glocke auch bereits die elfte Stunde vermeldet: Auf dem pompösen breiten Boulevard, der Prachtstraße der alten Residenz, ist es aber noch ebenso dunkel wie an anderen Tagen. Weder auf den Trottoirs, noch unter den schattigen, obwohl noch unbelaubten, Kastanien-Alleen der Promenade stört das Trappeln eines Sicherheitswächters oder Lustwandlers die österliche Nachtruhe, und kein Jswoschtschik auf den Fahrbahnen läßt seine Stimme vernehmen. Nur hie und da blinzeln trübselig einzelne Laternen oder in den Nischen der zahlreichen Kirchen und Kapellen die heiligen Lämpchen, die seit sechs Wochen allerwärts, innen wie außen, im Zimmer wie auf den Straßen, ihr melancholisches Dasein fristeten. Es schlägt ein Viertel nach Elf! Aber von einer großstädtischen Bewegung ist noch keine Spur zu entdecken, am allerwenigsten aber etwas von dem Tumult, der die Krönungsstadt mit ihrer Million Einwohner in der Osternacht auszeichnen soll. Es schlägt sogar halb Zwölf und man ist darauf gefaßt, eine Enttäuschung zu erleben, die unsere Osterstimmung nichts weniger als günstig beeinflußt. Aber schon wenige Minuten später scheint es, als ob der Bann, der auf Moskau lastete, gelöst worden wäre. Oder sollte die alte Czarenstadt sich absichtlich in so düsteres Schweigen gehüllt haben, um nachher durch ihre Contraste um so mehr zu überraschen? Sei es, wie es wolle, aber wenn man aufmerkte, konnte man erst vereinzelte Fußtritte unterscheiden, dann mehrere und bald darauf noch zahlreichere. Menschliche Gestalten huschen über den Boulevard, die sich zusehends vermehren, und ebenso tauchen an den Rändern der Trottoirs hie und da Lichterchen auf, die in wenigen Augenblicken sich zu langen Linien verdichten. Das ist allerdings schon etwas, aber noch lange nicht das, was die Schilderung erwarten ließ, und wohl kaum konnte man annehmen, daß die Bewegung in den noch wenigen Minuten bis Mitternacht den Höhegrad erreichen würde, um der hochgeschraubten Spannung zu entsprechen, oder wohl gar dem Fremden zu imponiren. Freilich ist auch die Nachtluft nichts weniger als lind, sie ist selbst in der Johannisnacht nicht selten empfindlich frisch und in der Osternacht noch kühler. Wir müssen uns unseres schützenden Pelzes bedienen, wenn wir eine Auferstehungspromenade unternehmen wollen, ohne zu frieren. Die Rüstung nimmt kaum viel mehr als fünf Minuten in Anspruch, aber dennoch ist ein Wunder vor sich gegangen, als wir das Haus verlassen, um auf die Straße zu treten: Moskau hat sich in wenigen Augenblicken verwandelt, daß es nicht wieder zu erkennen ist. Menschen strömen auf und nieder oder aus entgegengesetzten Richtungen nach einem Punkte, als wäre schon der Auferstehungsmoment vorüber und die Todten von mehreren Generationen hätten ihre Gräber verlassen, um in den Straßen zu lustwandeln. Wohin man sich in dieser Ueberschwemmung wenden sollte, war schwer zu entscheiden. Wir wissen wohl, wohin wir wollen, aber ob wir können? Das ist eine andere Frage. Doch dieser Ungewißheit werden wir schneller, als man glauben durfte, durch eine lebendige Sturzwelle entrissen, die uns wie einen Kreisel mehrere Male um uns selbst dreht und, ehe man es sich versieht, davonträgt, ohne an Widerstand denken zu können. Mehrere ähnliche kreisende Bewegungen folgen rasch hintereinander, dann schwimmen wir ein Stück hin und gerathen in einen Strudel von untereinander wimmelnden Elementen und Menschenleibern, bis plötzlich eine Strömung die Oberhand gewinnt, die nach einer seitwärts gelegenen Richtung durchbricht, um sich zwischen langen Mauerlinien hinzuwälzen. Aber wo befinden wir uns denn? Auf dem Rücken der Menschenwogen hinschaukelnd, ist es beinahe unmöglich, etwas näher zu erkennen. Rechts und links ziehen sich unabsehbare, von brennenden Talgnäpfen gebildete, Flammengewinde am Fuße der Gehsteige hin, und oberwärts an den Häusern glaubt man im röthlichen Schein der Illuminationslämpchen bekannte Firmenschilder vorübergleiten zu sehen, während zur linken Hand ein größerer Platz liegen bleibt und Postamente mit Löwenfiguren vor uns auftauchen und wieder verschwinden. Doch immer weiter geht es, und zwar in starker Neigung abwärts über stürzende Menschen hinweg, scheinbar einem dunklen Abgrund entgegen. Es ist ein Augenblick des wildesten Gedränges. Man hört das Schreien vorwitziger Kinder und das Kreischen umgerissener oder auch in den Thür- und Mauernischen kauernder Frauen, die sich mit den Trümmern ihrer verlustig gegangenen Kleider so gut als möglich den Blicken der Menge zu entziehen suchen, und durch diesen Tumult und das murmelnde Geräusch der forttreibenden Lawine vernimmt man den Klingklang und das Brummen uud Summen der Glocken von vielen hundert Kirchen. Da — mit einem Male hat man das Gefühl, als würde man urplötzlich aus einem Katapult geschossen. Die Pressung hat nachgelassen, die Menschenmenge geht auseinander und ergießt sich auf einen weiten Raum, von dichtester Finsterniß. — Erst blendendes Licht, jetzt höllenhafte Dunkelheit, als wären Mond und Sterne plötzlich am Osterhimmel der Moskowiter ausgelöscht worden. Es dauert einige Secunden, bevor es gelingt, einen Blick rückwärts zu werfen, von wo wir gekommen, und allmälig wird es möglich, sich zu orientiren. Jener feurige Canal, durch den wir hindurch geschoben wurden, war die erleuchtete Twerskoi Uliza (Straße), die vom Boulevard zum Kreml führt, während wir vor uns einen größeren Complex von Mauern und Gebäuden aufdunklen sehen, die wie ein Gebirge emporsteigen. Etwas mehr zu erkennen ist für den Augenblick freilich nicht möglich und vor Allem keine Zeit, denn schon beginnen die Pressungen wieder von Neuem und beinahe noch stärker als zuvor. Die Stauungen und Schiebungen erreichen einen Grad, als würde man von einer Rohrpost durch einen Tunnel oder eine Höhle befördert. Aber auch das dauert nur einen Moment und dann wiederholt sich die gleiche Verwandlung — nur in umgekehrter Form, und aus der Finsterniß gelangt man abermals in eine womöglich noch blendendere Lichtfluth als vorhin. Wie durch einen Zauber sieht man sich zwischen strahlende Paläste und feenhaft beleuchtete Tempel mit goldigen oder roth, grün, blau schillernden Kuppeln versetzt. — Tausend und abertausend buntfarbige Lämpchen umkränzen die Gesimse und den Unterbau der Krönungskirche, der Erzengelkirche, der Verkündigungskirche, der Schloßkapelle, der Kirche des Mönchsklosters und der des Nonnenklosters u. a. m., während etwas im Vordergrunde eine Riesenpyramide emporragt, deren vier Ecken von dicht aneinandergereihten Flämmchen bis in unabsehbarer Höhe glimmen und deren einzelne Absätze und Bogen von feurigen Querbändern oder Funkenringen umgeben oder von Flammenschnüren eingesäumt sind. Es ist die Nikolai-

Kathedrale mit dem berühmten „Iwan Welicki" oder dem „Großen Johann", in dessen Rücken, sowie rechts und links, nah und fern sich die Paläste, Tempel und officiellen Bauwerke der Kaiserburg herumlagern.

Der Anblick dieses nächtlichen Bildes ist in der That hinreißend schön, denn abgesehen von dem märchenhaften Geflimmer des Kreml selbst, blickt das Auge nach dieser Seite hin auf das unendliche Häusermeer der tiefliegenden Stadthälfte, die jetzt im Lichterglanz auflodt, am fernen Horizont aber vom Dunkel der Nacht umrahmt wird. Und in dieser Umgebung denke man sich das Monstreconcert, das die Glöckner von Moskau auf mehr als einem halben Tausend Kirchen anstimmen und zwar nach russischer Sitte im mäßigen Piano beginnend, um dann allmälig zum Fortissimo überzugehen, und es wird keiner lebhaften Phantasie bedürfen, um sich von dieser Osternacht eine Vorstellung zu machen. Gleichwohl befinden wir uns doch erst am Anfang der Feier oder bei der Einleitung derselben. Die Glocken verstummen wieder wie auf ein Zeichen des Kapellmeisters und damit auch das Brummen der Riesenglocke, die nur einmal alljährlich, in der Osternacht, ihre Stimme vernehmen läßt, die dann aber auch hinreicht, um den schlanken Bau wie ein Rohr in schwingende Bewegung zu versetzen. Die Glocken haben sich aber noch nicht vollständig beruhigt, als es am Kreml zwölf Uhr schlägt und der gewaltige Chor der Moskauer Thürme die Schläge beantwortet. Einen Moment tritt in der Volksmenge lautlose Stille ein, als zähle man die Hammerschläge. Doch schon beim neunten Schlag ist eine merkliche Unruhe wahrzunehmen, die sich beim zehnten noch steigert, und beim elften bricht bereits ein Jubel aus, der wie im Sturm durch den Kreml geht, dann aber rasch wieder erlischt. Auch der letzte Schlag ist erfolgt, aber noch nicht recht verhallt, als von einem der kleinen Festungsthürmchen ein langer Feuerstrahl durch die Luft zückt und ein gewitterähnliches Krachen wie Blitz und Donnerschlag folgt. Es sind die Geschütze des Kreml, die mit dem rollenden Echo ihrer Stimme den Moskowiten die Auferstehungsstunde verkündigen. Zweiundzwanzig Mal wiederholt sich ihr brüllender Ruf, und als hätte es gerade so geschehen müssen, rasseln beim letzten Schuß die Schlösser und Riegel der Kathedralen, ihre Portale öffnen sich und aus dem Innern ertönen die Auferstehungsgesänge der Geistlichen, erst leise und dann immer stärker und stärker, bis endlich im Portal ein von Priestern in glänzenden Gewändern umgebener prächtiger Baldachin (Thronhimmel) erscheint. Es ist der Archerin oder Erzbischof, der in Begleitung der hohen Geistlichkeit unter dem Thronhimmel daher schreitet und, vom Volk mit Gesang empfangen, mehrere Male unter dem Geläute der Glocken die Krönungskirche umgeht und dann wieder in derselben Weise in den Tempel zurückkehrt, oder zurückgeführt wird.

Außerhalb der Kirchen ist mit dieser Prozession die Feier so gut wie beendet, und es beginnt nun der zweite Act im Innern derselben. Die wenig geräumige Kathedrale ist trotz einer Anzahl anderer Tempel von der begeisterten Menge in wenigen Minuten erstürmt, und obwohl man nicht nur neben einander, sondern vielfach schon über einander steht, drängen noch immer neue Ungestüme hinein. Bald ist die Kirche ein von Menschenleibern gefüllter Marterkasten, aus dem ein Entkommen ebenso aussichtslos ist, wie der Versuch hinein zu gelangen. Zwar wiederholt sich die Ceremonie von Stunde zu Stunde, damit sich das Gotteshaus entleeren und neue Zuhörer aufnehmen kann, aber dennoch ist diese eine Stunde eine Ewigkeit, die nicht Alle überdauern. Häufig hört man das Aechzen und Stöhnen der Ohnmächtigen, die davon getragen werden, oder das Wimmern der Frauen, die nahe daran sind, denselben Schwächeanwandlungen zu erliegen, und um Erlösung oder frische Luft bitten, aber meist ohne Erbarmen zu finden. Aber auch das hindert nicht, wenn durch die Entfernung eines Halbtodten eine Lücke entsteht, dieselbe mit unglaublicher Todesverachtung wieder zu schließen. Alle Rücksicht hört auf und jede Beobachtung einer Etikette tritt in den Hintergrund. — Nervöse und empfindsame Frauen entäußern sich ihrer Schwächen, wie manche Gegenstände im Licht ihrer Farbe und zeigen sich von einer erstaunlichen Widerstandsfähigkeit und Zähigkeit, wenn es nur etwas zu sehen und zu hören giebt. Als etwas Selbstverständliches finden sie es, daß sie ihrem Nachbar auf den Füßen herumtrampeln dürfen, um selbst nur ein wenig länger zu werden, während andere auch noch höher steigen und eine Dritte ihr duldsames Brüderchen bittet, nicht böse zu sein, wenn sie auf ihm reitet und herumturnt. Die meisten beißen auch lieber mit den Zähnen zusammen und machen gute Miene zum bösen Spiele, und die sich ärgern, lassen es sich mindestens gefallen. Es ist unglaublich, mit welcher heroischen Aufopferung die Männer diese Tortur ertragen, ohne nur einen Schmerzenslaut von sich zu geben. Andere, deren Pedale als Fußbänkchen benutzt werden, und allerdings vor Schmerzen Gesichter schneiden, zeigen sich zwar mitunter ungeduldig, aber wenn ihre Schmarotzer sie ansehen und bitten: „Poswolte parschalste!" (Bitte, erlauben Sie), würden sie lieber aus der Haut fahren, als daß sie ihre Qualgeister abschüttelten, die ruhig weiter trampeln. Vielfach weiß man wirklich nicht, für was man eigentlich angesehen wird, ob als Kukuk oder crocusduftendes Thierchen mit Geweihen oder Hörnern, und die Zehen so gut als möglich zusammenziehend ergiebt man sich gewöhnlich mit der Antwort: „Iswolte Barschne!" (Bitte, belieben Sie, Fräulein!) Unter Angst und Schweiß vergeht dabei dennoch eine Stunde, und wenn es gelingt, sie glücklich zu überwinden, kann man sich mit dem, was man ausgestanden, allenfalls auch aussöhnen. — Auf dem nahen Iwan Welicki verkündigt die Glocke die erste Vollstunde. Es ist der wirkliche Auferstehungsmoment, denn wenn auch schon um 12 Uhr die Zeit und Stunde des Vorganges begann, so tritt doch jetzt erst der weihevolle Act der Graböffnung ein. Das kleine Gefängniß wird aufgesperrt und der Gekreuzigte von Golgatha steigt heraus, um sich genau wie damals in der ersten Auferstehungsnacht seinen Anhängern zu zeigen. Ein unbeschreiblicher Enthusiasmus geht durch den Raum der Kathedrale, und Viele fallen sich um den Hals bei dem Anblick. Andere herzen sich weniger stürmisch, theilen aber doch das Frohlocken, und Männlein und Weiblein, Bekannte und Unbekannte flüstern sich vergnügt zu: „Christos wos Christ!" (Christus ist auferstanden). „U woisne wos Christ!" lautet die Antwort „Er ist wahrhaftig auferstanden!" und die Lippen der Flüsterer berühren sich, um ihre Freude und Glaubensverwandtschaft mit Gruß und Kuß zu bekräftigen und offen zu bekennen. Alle Schmerzen sind vergessen und der Dom rauscht von dem traulichen Gelispel und Echo dieses Freundschaftszeichens, das von den Auferstehungsgästen immer und immer wiederholt wird, so weit man sich gegenseitig erreichen kann. „Christos wos Christ!" mußte man ebenfalls — wie jeder Andere — sagen, um der Sitte zu genügen, auch wenn man den Sinn der Worte gar nicht kannte und noch weniger die Zauberwirkung derselben, die vielfach dem Neuling verschwiegen bleibt. „U woisne wos Christ!" lautete wie gewöhnlich die Replik der Nachbarin, die uns eine lange schmerzensreiche Stunde malträtirt hatte und das Mäulchen spitzte. Nicht so bald konnte man es verstehen, was das zu bedeuten hatte, so daß die Worte wiederholt wurden. Das Resultat blieb aber dasselbe, und ebenso geschah es bei einem dritten Mal, bis sie den dummen Fremdling zu bedeuten suchte, was er zu thun hatte. „Wosmi!" (Nimm!) sagte sie beinahe ärgerlich. Natürlich geschah es auch, um der hübschen Sitte zu genügen, die selbst vom Kaiser und der Kaiserin respectirt wird, und erst jetzt wurde der ganze — anfänglich etwas unverständliche — Vorgang in der Umgebung einigermaßen verständlich, aber ebenso versteht es sich auch von selbst, daß man Wohlgefallen an dem Osterbrauch fand, und denselben so oft wiederholte, als es ging und soweit man in der Nachbarschaft reichen konnte, bis die schöne Unbekannte lächelnd erklärte: „Dowolne Mosjö!" womit sie sagen wollte, daß es genug wäre. Und es war auch genug, aber — es war auch hübsch —, ja vielleicht das Hübscheste von Allem, obschon es auch den Neuling und, im Falle einer weniger sympathischen Partnerin, selbst den mit der Sitte genügend Vertrauten in Verlegenheit bringen kann. Mit dieser reizenden Schlußscene ist auch der zweite Act der Feier zu Ende, wenn auch nicht der letzte, denn kaum hat sich das Gotteshaus geleert, als augenblicklich wieder ein eigenartiges, meist aus Domestiken bestehendes, Publicum mit Gepäckstücken hineindrängt und letztere vor dem Hochaltar niederlegt. Es ist der dritte Act der Feier. Die rasch zu einem ansehnlichen Hügel anwachsenden Päckchen bestehen aus duftenden Braten, Backschinken und anderen Küchenerzeugnissen, die für den Ostertisch der Eigenthümer bestimmt sind und der Fastentafel ein Ende bereiten sollen, was aber ohne die Weihung durch den Geistlichen nicht möglich sein würde. In Unwissenheit befangen, könnte einem aber doch leicht ein Gefühl des Bedauerns für die Geistlichkeit beschleichen, der man diesen genießbaren kleinen Chimborasso als Opferung dargebracht glaubt; indeß verschwindet derselbe doch ebenso rasch wieder, wie er sich

aufthürmte, sobald die Ceremonie der Segnung mit Gesang und Weihwedel vom Bischof oder seinem Gehilfen vollzogen wurde. Damit ist auch der letzte Theil der Auferstehungsfeier zu Ende, denn was draußen am Moskwaflüßchen vorgeht, wo von den Burschen die glückbringende Taufe an den Dirnen vorgenommen wird, ist doch nur ein Flitter althergebrachter Festsitten und erinnert vielfach auch an deutsche Gebräuche. Moskowitisch hingegen sind die in den Häusern der Fürsten, Grafen und Millionäre hergerichteten Ostertafeln, die für den Gast aus dem Volke bestimmt sind und ohne Zweifel ein sehr löbliches Annex zur Festfeier bilden. Was uns aber zu Hause erwartet, wo ebenfalls eine gleiche Tafel bereit steht und uns das wunderschöne „Christos wos Christ!" entgegen gebracht wird, ist nicht weniger wie die Auswechselung des Ostereies nur eine Wiederholung von Allem im engeren Familienkreise, was wir schon in der Krönungskathedrale des Kreml erlebt haben.

Aus den Archiven der ewigen Stadt.

Von Professor Dr. Eduard Heydenreich in Marburg.

„Rom zu sehen, ist ein großes Glück, es wieder zu sehen, ein noch größeres." In dieses Wort Goethe's stimmen heutzutage nicht nur alle Archäologen, Philologen und Kunstfreunde ein, sondern auch alle Historiker von Fach, die in den zahlreichen und vielfach noch ungehobenen archivalischen Schätzen der ewigen Stadt neues Material zur Aufhellung der Vorzeit suchen und finden. Dem Geschichtsforscher wird diese Freude erst seit 1881 zu Theil. Vorher gelang es nur einzelnen, besonders begünstigten auswärtigen Gelehrten, wie Pertz, Palacky u. A. die Einsicht einzelner Archivalien bewilligt zu erhalten; in die Räume des Archives selbst scheint nur der norwegische Historiker Munch 1860 durch eine Eigenmächtigkeit des Archivpräfecten Theiner eingelassen zu sein.[1]) Erst 1881 hat Papst Leo XIII. in einsichtigem Verständniß für wissenschaftliche Bestrebungen diesen Bann gebrochen und das Archiv des Vaticans unter gewissen selbstverständlichen Cautelen den Gelehrten aller Nationen zugänglich gemacht.[2]) Diese Freigebung der Archivschätze des päpstlichen Stuhles hängt aufs engste mit der Entwickelung der Geschichtsforschung zusammen. Mit dem Drange nach gründlicher Einsicht verband sich die Mahnung zur Pflicht der Wahrheit. „Nicht das Allergeringste als gewiß zu schreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt sind" — dieses Wort Niebuhr's war den deutschen Geschichtsforschern aus der Seele gesprochen und wehrte wie ein glänzender eherner Schild jene Abart der Geschichtsschreibung ab, welche nur Ideen und Wünschen diente, jene philosophische oder religiöse oder humanistische oder gar romantische Geschichtsschreibung, wie sie im vorigen Jahrhundert blühte. Der Vorgang der Monumenta Germaniae zog Urkundenbücher der Länder, der Städte, der Fürstenhäuser, der großen Adelsfamilien nach sich. In den letzten 50 Jahren sind mehr Urkundenbücher entstanden, als in den 500 Jahren vorher. Wo die Herausgabe der Urkunden zu weitläufig wurde, begnügte man sich nach Böhmer's Beispiel mit Regestensammlungen. Gleichwie Eichhorn die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Fischer die Geschichte des Handels, Anton die der Landwirthschaft verfaßten, wurde nun die Kunst-, Cultur- und Sittengeschichte im Ganzen und in einzelnen Abtheilungen bearbeitet. Man wollte aber nicht blos lebensvolle Spiegelbilder der Zeiten geben, sondern, damit das Bild möglichst getreu werde, bemühte sich jeder echte Geschichtsforscher, Alles und Jegliches, was an schriftlichen Berichten aus der zu schildernden Zeit stammte, zu sammeln, zu vergleichen und zu ergründen, warum die Verfasser so und nicht anders die Dinge angeschaut und beschrieben hatten. Den Geschichtsforschern vom Fache trat endlich noch eine Menge von historischen Vereinen zur Seite, deren Mitglieder zahllose Einzelheiten aus der Vergangenheit — wie Kirchen und Schlösser der Nachbarschaft, Persönlichkeiten und Genossenschaften, Ereignisse und Geschicke — zu erforschen trachteten. Bei solcher Belebung allseitiger und gründlicher Geschichtsforschung, die gegenüber der früheren Art und Weise fast etwas Stürmisches hatte, wurde jedes Blatt in den Archiven kostbar, und im selben Verhältniß stieg die Zahl der Archivbenützer. Hätte im vorigen Jahrhundert ein Archivar davon gesprochen, daß er ein eigenes Zimmer brauche, um der Menge der Archivbenützer Platz zum Lesen und Schreiben zu gewähren, so hätte ihm ungläubiges Gelächter geantwortet: jetzt muß man in jedem größeren Archiv an einen besonderen Saal für die Archivbenützer denken. Der Archivbenützer kann jetzt verlangen, daß der Archivbeamte ihm die alten Schriften, deren er benöthigt, aussuche und vorlege. Archivgeheimniß besteht nur noch, soweit es gefordert wird durch ein bestimmtes Interesse des Staats, der Confessionen, der Familien und Einzelnen.[3]) Kein Archiv der Welt bewahrt aber mehr Stoff für die Geschichte aller Culturstaaten, als das der römischen Curie, was ja bei der weltbeherrschenden Bedeutung derselben auch ganz natürlich ist. Unter der wohlwollenden Leitung des ersten „Cardinal-Archivars" Hergenröther haben die Beamten des päpstlichen Archivs dessen Benutzung in dankenswerthester Weise gefördert. Durch die Ernennung des Genannten wurde das Archiv der Bibliothek, an deren Spitze seit langer Zeit bereits ein Cardinal stand, völlig gleichgestellt. Wie mühsam die Beschaffung des Materials für die Beamten des Archivs war und wie viel Grund zur Dankbarkeit die historische Wissenschaft, und die deutsche insbesondere, der Hochherzigkeit Leo's XIII. schuldet, erhellt auch daraus, daß alltäglich den Bedürfnissen von etwa 60 Gelehrten, die auf dem neu aufgethanem Archive studirten, ohne ausreichende archivalische Ordnung, zu der es bei dem ganz ungeheueren Material auch nicht sobald kommen kann, und ohne genügende Zahl gründlich vorgeschulter Archivbeamten, die erst allmälig herangebildet werden können, Rechnung getragen werden mußte. Erst wenn man die päpstlichen Register Band für Band durchgeht, erhält man eine anschauliche Vorstellung von dem staunenswerthen Einflusse, welchen die Curie während des größten Theiles des Mittelalters nicht allein auf die kirchlichen, sondern auch vermöge dieser mittelbar auf die weltlichen Angelegenheiten in allen katholischen Ländern, den nächsten wie den fernsten, auszuüben vermochte. Dann erkennt man, wie sie die genaueste Controle über die kleinsten und geringfügigsten Einzelheiten gewann, wie sie durch die unerschütterliche Zähigkeit und Consequenz, welche die Grundzüge ihres Wesens ausmachen, ein heilsames Gegengewicht gegen die Schrankenlosigkeit bildete, welche sonst — ein Merkmal des Mittelalters — die Völker in die wildeste Barbarei geworfen haben würde. Ein großes Personal war nöthig, um alles Schriftliche nach auswärts fertigzustellen. Während in der deutschen Reichskanzlei sich nicht mehr als ein halbes Dutzend verschiedener gleichzeitiger Hände nachweisen lassen, gab es deren in der Papstkanzlei über 100. Man hat die Gesammtzahl der in allen päpstlichen Contoren beschäftigten Personen sogar auf mehrere Hundert berechnet; und da die Gehälter gut gewesen zu sein scheinen — der Vicekanzler empfing nämlich monatlich über 97, ein Bullator über 32 Gulden, ein Registrator 2 Grossi (ungefähr ⅓ Gulden) für 100 Linien, und man kann diese Summen, um sie auf den heutigen Münzwerth zu reduciren, mindestens mit zehn multipliciren — so muß die Unterhaltung des Personals ungeheure Summen verschlungen haben. Leider gilt auch von den Schätzen der römischen Archive, was von den Kunstdenkmälern der ewigen Stadt so vielfach gilt: sic transit gloria mundi. Daß bei dem Rücktransporte des Archivs aus Frankreich, wohin es durch Napoleon I. geschleppt war, eine ganze Wagenladung der kostbaren Archivalien auf Nimmerwiedersehen in den Po stürzte, war noch ein verhältnißmäßig kleines Unglück. Aber von der thatsächlichen Correspondenz des Papstes aus dem 13. Jahrhundert, die sich auf etwa 50000 Stück belief, sind nur 36000 Briefe erhalten, und auch diese in unvollständiger Regestirung. Die überschwänglichen Hoffnungen, die man bei der Eröffnung des Archivs hegte, sind jetzt vielfacher Enttäuschung gewichen. Man hoffte, die ganze Correspondenz Ottokar's von Böhmen und zahlreicher anderer Fürsten an die Curie zu entdecken. Allein die Eingänge wurden nicht mit der gleichen Sorgfalt wie die auslaufenden Urkunden behandelt. Von jenen war bei der Eröffnung des Archivs nahezu gar nichts vorhanden. Wie viel aber trotzdem für ein specielles Gebiet Deutschlands

---

[1]) P. A. Munch, Aufschlüsse über das päpstliche Archiv herausg. von Storm. Aus dem Dänischen übersetzt von Löwenfeld. Berlin 1880. (Separat-Abdruck aus der „Archäologischen Zeitschrift" Band IV.)

[2]) „Archivalische Zeitschrift" IX, 320 und Breßlau, Urkundenlehre I 130 f.

[3]) Franz v. Löher, Archivlehre S. 187 ff.

aus den gegenwärtigen Beständen des päpstlichen Archivs gewonnen werden kann, zeigen die Veröffentlichungen, welche die königl. sächsische Staatsregierung und die historische Commission der Provinz Sachsen ins Leben gerufen haben. Im Auftrage jener gewann Otto Posse*) aus den Jahren 1254—1287 für das große Urkundenwerk des Königreichs Sachsen, d. i. für den Codex diplomaticus Saxoniae regiae, eine Sammlung von 1411 Regesten. Für das Gebiet aber der heutigen Provinz Sachsen und deren Umlande publicirten für die Jahre 1353 bis 1378 Paul Kehr und Gustav Schmidt**) 1317 Regesten. Die vielen persönlichen Notizen insbesondere für die Geschichte der geistlichen Stiftungen, von den Hochstiftern herab bis zu den einzelnen Pfarren, gewähren den heimischen Forschern ein vielfach willkommenes Material. Bis zu welchem Grade die päpstliche Macht jener Zeit in alle Verhältnisse, nicht am wenigsten auch in die Finanzen der geistlichen Würdenträger aller Grade, eingegriffen hat, tritt hier für einen enger begrenzten Raum ganz besonders deutlich hervor. Die Hochsinnigkeit Leo's XIII. und das Wohlwollen Hergenröther's fanden nicht überall in Rom Würdigung und Nachahmung. Es ist auch noch in jüngster Zeit vorgekommen, daß der Forscher an der Schwelle der Archive im Winter wegen der Kälte und im Sommer wegen angeblicher Fiebergefahr von den Schätzen hinterlistig ferngehalten wurde. Es ist ferner eine bemerkenswerthe Thatsache, daß gerade das älteste, an Originalen reichste und besterhaltene Privatarchiv in Rom, das „tabularium ecclesiae S. Mariae in via lata", sich bis in die allerjüngste Zeit in echt mittelalterlicher Weise gegen allen Verkehr mit der Menschheit gänzlich abgeschlossen hat. Die Art, wie endlich auch hier der Riegel gefallen ist, gewährt ein besonderes Interesse. Der Leiter des österreichischen Archivwesens, der zugleich einer der größten Diplomatiker aller Zeiten ist, klopfte an der Pforte dieses Archivs vergeblich an. Grysar, der Innsbrucker Jesuit, der vom Papst den Auftrag erhalten hat, Gregorovius zu widerlegen, gelangte ebenso wenig hinein. Was aber die höchsten Autoritäten in Wissenschaft und Kirche nicht zu erreichen vermochten, das gelang einem Juden. Mit Unterstützung des kaiserlich österreichischen Unterrichtsministeriums und der Wiener Akademie konnte L. M. Hartmann den älteren Theil der Bestände dieses Archives soeben veröffentlichen.*) Auf den Inhalt dieser sehr guten Leistung, die allen Freunden der Paläographie und der ewigen Stadt empfohlen zu werden durchaus verdient, kann hier nicht näher eingegangen werden; sie ist, ihrem gediegenen Inhalt entsprechend, durch den guten Geschmack der um die Wissenschaft rühmlichst verdienten Verlagsbuchhandlung von Carl Gerold Sohn vortrefflich ausgestattet. Die 21 Facsimiletafeln gewähren ein deutliches Bild dieser Archivschätze. Es ist eine Schreibart, die an sich schon recht schwer zu lesen ist, deren Deutlichkeit aber noch durch die Unbill des Wassers außerordentlich gelitten hat: eine römische Cursive, die, wie jüngst ein gründlicher Kenner mittheilte, „an Scheußlichkeit fast nichts zu wünschen übrig läßt". Jedenfalls zeigen uns diese Urkunden nach schlagender, als wir bisher wußten, die Identität stadtrömischer und päpstlicher Schrift.

*) Analecta Vaticana, edidit Otto Posse. Oeniponti 1878.

**) Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. 22. Band. Päpstliche Urkunden und Regesten aus den Jahren 1353—1378 von Paul Kehr und Gustav Schmidt. Halle 1889.

*) Ecclesiae S. Mariae in via lata tabularium. Partem vetustiorem quae conplectitur chartas inde ab anno 921 usque ad a. 1045 conscriptas edidit Ludovicus M. Hartmann. Accedunt tabulae phototypae XXI. Vindobonae 1895.

Bücherbesprechungen.

— **Arbeit und Aufgabe der evangelischen Kirchen zu Jerusalem.** Berlin, Mittler und Sohn. 1 ℳ 50 ₰. (Mit einer Abbildung der Erlöserkirche zu Jerusalem.) — Der Inhalt der mit meisterhafter Kürze verfaßten Schrift ist durch den Titel gekennzeichnet. Die neue evangelische Kirche auf dem Muristân, der Heimstätte der alten deutschen Johanniter, soll im Jahre 1897 eingeweiht werden. Sie ist in dem edlen und einfachen Stil der normännischen Kreuzfahrerbauten gehalten. Wir dürfen uns freuen, daß bald Glockengeläute die Evangelischen deutscher Zunge dort zusammenrufen wird, wo unser Heiland gestorben und auferstanden ist. Schreiber dieses sah im vorigen Jahre auf dem Bauplatz Trümmer und Sandmassen, aus denen sich einsam ragend die Grundpfeiler der neuen Kirche erhoben. Jedenfalls ist der Bau, der 510000 ℳ kostet, mit abendländischem Fleiße gefördert und weitergeführt worden. Unser Kaiser wird voraussichtlich selbst der feierlichen Einweihung beiwohnen. Er wäre der erste deutsche Imperator, der seit dem Stauffen Friedrich in der Stadt Jerusalem Einzug halten würde. Die Leute in Palästina erzählen heute noch vom andern Friedrich, dem Kronprinzen, dem deutschen Ritter, der auf die Araber einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben muß. Ein Reisegenosse fand sein Bild als Schmuck in einem Beduinenzelte. Er war es, dem 1869 der Sultan als Gastgeschenk den Platz auf dem Muristân überließ. Möge der Dom ein Wahrzeichen sein für die Mission, welche das Evangelium ganz sicher noch in Palästina zu erfüllen hat. Wir empfehlen die Schrift, deren Ertrag für die evangelischen Kirchen Jerusalems bestimmt ist, den Freunden des heiligen Landes. J. J.

— **Seelsorgerliche Kreuzfahrten im Kampf wider kräftige Irrthümer.** Von Joh. Friedr. Hashagen, D. und Prof. der Theologie, Director des homil.-katechet. Seminars und Universitätsprediger zu Rostock. I. Band: Der Knecht Christi. Gütersloh, Bertelsmann, 1896. XII und 356 S. — Der ehrwürdige Verfasser, seiner Zeit in Leipzig als Lehrer am Missionsseminar und feinsinniger Prediger von Vielen hoch geschätzt, hat das vorliegende Buch der Rostocker theol. Facultät als Zeichen des Dankes für die ihm verliehene Würde eines theologischen Doctors gewidmet. Sein Verfahren entspricht dabei nicht der herrschenden Sitte, insofern er es bei seiner Darbietung nicht, wie sonst üblich, auf gelehrte Nachweisung einer neuen Erkenntniß abgesehen hat. Vielmehr hat er an dem 8. und 9. Verse des 4. Capitels des Philipperbriefes eine Reihe von Betrachtungen zusammengereiht, bei welchen seelsorgerliche Motive und Gesichtspunkte geltend waren, die also praktischer Art sind. Man muß sich dies zur Würdigung des Buches ebenso gegenwärtig halten, wie daß die einzelnen Abschnitte zuerst mündlich vorgetragen sein dürften. Man begreift so von vornherein eine sonst auffallende Umständlichkeit und Breite der Darstellung und einen gewissen Mangel an Schärfe der Begriffe und der Beweisführung. Das Buch ist eben esoterischer Art, aus gläubig frommer Gesinnung eines Seelsorgers für Gesinnungsgenossen. Darin liegt seine Kraft und Bedeutung, ebenso wie deren Grenze. Ehrwürdig ist sein Schwimmen gegen den Strom. Es verlangt Pflege der geistlichen Gedanken, Wahrhaftigkeit im Weltverkehr und gegen Gott, Ehrbarkeit und Ehrerbietigkeit sonderlich gegenüber der Kirche in scharfer Zurückweisung pietätloser Kritik, ferner Keuschheit, Liebenswürdigkeit und was sonst jener Philipperspruch zu fordern nahelegt; es bekämpft das Fragen nach Erfolg in geistlichen Dingen, beleuchtet das Lehrwort der Kirche u. A. m. Gewiß wird das Buch Vielen heilsame Anregung bieten. Doch dürfen auch seine Mängel nicht verschwiegen werden. Die darin obwaltende Neigung zu behaglich spinnendem Reflectiren entbehrt des Gegengewichtes strenger Zucht und Zielbewußtheit der Gedanken; infolge dessen findet der Leser, im Allgemeinen heilsam angeregt, doch zu selten Ruhepunkte fester Ergebnisse für sein Denken und Leben. Und dann ist der verehrte Verfasser nicht seelsorgerlich ernst genug in der Grundlegung für seine Bemühungen: Ausführungen wie die über die heilige Schrift Alten Testaments (S. 22 folg.) sind zu wenig tief, um förderlich zu sein, und die von der modernen Negation handelnden Seiten (59 folg.), wie viel Wahres und Schönes sie auch enthalten, lassen die Rücksicht auf formulae caute loquendi einigermaßen vermissen, die ein Seelsorger nicht übersehen darf. Kurz, „Kreuzfahrten" sind unter Umständen gut und nützlich, aber es sind noch größere Thaten christlicher Vollkommenheit denkbar. G. Schnedermann.

— **Schöffen und Geschworene.** Von Albert Grothelm. Gera 1896. Julius Becker's Verlag. — Die kleine Schrift will die zur Amtirung als Schöffen oder Geschworenen Berufenen darüber belehren, wer überhaupt zu diesen Ehrenämtern herangezogen werden, wer sie ablehnen darf und welche Pflichten den Amtirenden obliegen. Zu dem Ende werden die einschlagenden Gesetzesparagraphen wörtlich gegeben und einige orientirende Bemerkungen hinzugefügt. Die Kürze ist ein Hauptvorzug der Schrift. N.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 42. Dienstag, den 7. April. 1896.

Zur Geschichte der Meteorsteinfälle.

Von Martin Beck.

Mit Steinen, die vom Himmel gefallen waren, trieb man einst im Oriente einen wahren Cultus. Man sah sie für göttliche Zeichen an. Sie wurden Barthylien, Ceraunien, Brontien ꝛc. genannt. Der älteste derartige Stein ist wohl der an der nordöstlichen Seite der mit persischen und türkischen Teppichen prachtvoll geschmückten Halle der Kaaba, d. h. Würfel, in Mekka befindliche. Er ist schwarz, mit Silber eingefaßt und befindet sich anderthalb Meter hoch über dem Boden. Von den Muhamedanern wird er Hadschar el Assuad genannt. Er, der Allerheiligste, zeigt ihnen, wohin sie sich beim Beten wenden sollen. Obgleich er sich erst seit dem zweiten Jahre der Hedschra dort befindet, behaupten sie doch, er sei dem Ismael, der seinem Vater Abraham, dem ersten Erbauer der Kaaba, die Steine zugelangt habe, durch den Erzengel Gabriel gebracht worden. Damals sei er von glänzend weißer Farbe gewesen. Durch den Sündenfall oder durch die Berührung eines unreinen Weibes sei er dann schwarz und undurchsichtig geworden. Die Millionen von Küssen und Berührungen der Mekkapilger haben ihn so abgerieben, daß es jetzt schwer hält, seine Beschaffenheit genau zu bestimmen. Am meisten ist der Meteorsteincultus heute noch in Ostindien im Gange. Viele Indier ersteigen die steilsten, unwirthbarsten Höhen des Himalaya, um Ammoniten zu suchen, die sie unter dem Namen Salagrami als Hausgötter verehren. Und wenn Einer einen Meteorstein besitzt, kommen die Braminen unter großem Volkszulaufe dahin, um dem Stein heilige Verehrung zu erzeigen. Am 18. Februar 1815 sahen Arbeiter auf dem Felde beim Dorfe Duralla unter fürchterlichem Lärm einen schwarzen Stein vorüberfliegen, in den Boden einschlagen und den weit umher aufwühlen. Die Braminen nahmen den Stein an sich, errichteten in Duralla ein Gerüst, das sie mit Blumenkränzen bedeckten, und sammelten Geld, um für den Stein einen kleinen Tempel zu erbauen. Wenn man auch anderwärts diese vom Himmel gestürzten Steine nicht geradezu als göttlich anbetete, betrachtete man sie und ihr Erscheinen doch mit heiliger Scheu als ein Zeichen der Gottheit und gab sich laut und im Stillen geheimnißvollen Muthmaßungen hin. Die Erde galt ja doch als Mittelpunkt der Welt und Alles am Himmel nur um ihretwillen da. Gewiß wollte die Gottheit durch die mit Feuerglanz zum Erdboden niedergesandten Steine der Menschheit etwas Kommendes ankünden wie durch die Kometen und andere blutroth leuchtende Zeichen, die zeitweilig am Himmel erschienen. Auch für teuflischen Ursprunges hielt man die niedersausenden, manchmal Schaden anrichtenden fremden Steine. Denn ihrer unirdischen Herkunft war man sicher. Anders aber vermochte man es sich bei jedem Mangel an naturwissenschaftlicher Erkenntniß nicht zu erklären, als daß die Gottheit diese Steine herabsende. Durch solche Steine erschlug Gott um's Jahr 1398 v. Chr. die Knechte Pharao's. Es donnerte während dieses Steinfalles, Steine und Feuer fuhren durcheinander, und das Feuer schoß auf die Erde, daß die Bäume auf dem Felde zerbrachen. Bloße Hagelkörner waren es also nicht, wie Josephus und die Verfasser der Septuaginta annahmen. Bekannter aus der Bibel ist die Geschichte der Zerstörung von Sodom, Gomorra, Adama und Zeboim im Jahre 1879 v. Chr. Es regnete Feuer auf diese Städte, sie wurden umgekehrt und zu Asche verbrannt. Und Josephus schreibt ausdrücklich: „Gott schoß einen Strahl in die Stadt." Der vielen Asphaltmassen wegen, die sich jetzt noch dort befinden, war ein im Nu entstehender Brand leicht möglich. Und da die Häuser statt des Mörtels auch mit Asphalt gemauert waren, konnten die Städte leicht völlig verbrennen. Vielleicht hatte, da die Städte „umgekehrt" wurden, die Feuerkugel zugleich ein Erdbeben hervorgerufen, das das Becken des Todten Meeres schuf und das fruchtbare Thal Siddim überfluthete. — Im Koran liest man, daß in der Schlacht bei Beder, ungefähr im Jahre 571 unserer Zeitrechnung, die Feinde dadurch von Gott getödtet worden seien, daß er schaarenweise Vögel sandte, die in den Schnäbeln und Krallen Steine trugen und unter die Feinde warfen. Auch im Jahre 1191 ließen „Raben und andere böse Vögel" glühende Kohlen aus den Schnäbeln auf Dörfer und Häuser fallen und steckten sie dadurch in Brand. Wer die Nachrichten über alle diese Steinfälle sammeln wollte, könnte ein starkes Buch damit anfüllen. Aus abergläubischer Furcht, die bei der ungewohnten und äußerst fremdartigen Naturerscheinung sehr begreiflich ist, wurden die Meteorsteinfälle fast nie mit der wünschenswerthen Ruhe und Aufmerksamkeit beobachtet. Lieber versteckten sich die Leute, sobald ein Meteor zersprang und seine Bruchstücke herniedersausten. Aus älterer Zeit fließen die zuverlässigen Nachrichten über thatsächliche Steinfälle deshalb nur spärlich. Im Schuking und anderen chinesischen Werken finden sich Meteorsteinfälle aus den Jahren 644, 211, 192, 89, 38, 29, 22, 9 und 6 v. Chr. aufgezeichnet, wozu noch sieben Fälle bis zum Jahre 333 n. Chr. hinzukommen. Nach Plutarch und Plinius fiel 162 v. Chr. ein Stein, der sich durch ein leuchtendes Wölkchen ankündigte, am Aegospotamos in Thrakien. Er hatte die Größe eines beladenen Wagens, eine Färbung, als ob er angebrannt wäre, und war, wie Plinius erzählt, noch zu seiner Zeit zu sehen. Im Jahre 26 v. Chr. sah der Proconsul Silamus und sein ganzes Gefolge zur Nachtzeit einen Funken vom Himmel fallen. Er wurde immer größer, je näher er der Erde kam. Bis zur Größe des Vollmonds wuchs er an und leuchtete wie die Sonne an einem nebligen Tage. Der Schweif, den er zurückließ, erlosch zuerst unten und dann allmälig oben. Auch Livius erzählt mehrfach von Steinregen in Italien. Nach Franken's deutscher Chronik stürzte im Jahre 812 ein feuriger „Balken" vom Himmel neben dem Pferde Karl's des Großen nieder, so daß er damit stürzte und dabei sein Schwert zerbrach. 856 fielen im December im Dorfe Sowaida in Aegypten fünf Meteorsteine auf das Zelt eines Beduinen. 1020 soll, wie Naucler berichtet, eine Fackel, so groß wie ein Thurm, mit großem Krachen ins Meer gefallen sein und am Lande viele Städte angezündet haben. Neunzig Jahre später stürzte in einer dunklen Winternacht ein, sich im Fallen immer stärker entflammender Feuerball mit furchtbarem Getöse in den Wansee in Armenien, erlosch darin und färbte sein Wasser blutroth. Von der ungeheuren Wucht der Steinmasse wurde eine riesige Fluthwelle über die Ufer hinauf geworfen und mit ihr eine zahllose Menge von Fischen. Diese lagen dann wie hoch aufgeschichtete Holzhaufen da und verpesteten die Luft mit ihrem Verwesungsgeruch. In der Nähe des Sees nahm man außerdem Spalten und tiefe aufgerissene Abgründe im Erdboden wahr. Nach diesen gewaltigen Wirkungen zu schließen, muß diese Feuerkugel die größte gewesen sein, die bis jetzt gesehen wurde. Als unzersprungene Meteorsteinmasse hatte sie vielleicht einen Durchmesser von mehr als $7\frac{1}{2}$ km gehabt. Am 7. November 1492 fiel ein Meteorstein zu Ensisheim im Elsaß nieder. Das war wohl der älteste, dessen Niederfallen genau beobachtet wurde. Bruchstücke von ihm werden noch heute aufbewahrt. 1521 zerschlug eine Feuerkugel das Schloß in Mailand dergestalt, daß 113 Personen darin das Leben einbüßten und Alles dadurch in Unordnung kam. Wie der Gelehrte Hieronymo Cardano, ein Augenzeuge des Unglücks-

falles, berichtet, warf die Wucht des Luftdruckes selbst die Menschen in den Straßen darnieder, und die 500 Schritte vom Einschlage entfernten Ballen an den Schloßthoren wurden gekrümmt und zerbrochen. Vier Jahre darnach, am 28. oder 29. Juni, stürzte ein Meteorstein in derselben Stadt in die Citadelle und setzte das Pulvermagazin in Brand. In Florenz sah man 1676 am 31. März eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang am heiteren Himmel eine feuerrothe Kugel von der scheinbaren Größe des Mondes. Sie erhellte Alles klar, wie am Tage. Nach sich zog sie einen safrangelben, blau auslaufenden Schweif von der Länge ihres dreifachen Durchmessers. Sie verschwand mit großem Getöse in einer, von ihr selbst erzeugten Wolke. In Faenza ward das Getöse wie ungeheures Gebrüll, weiterhin aber wie der Donner von Kanonen und jenseits der Apenninen wie das Gekrach eines Erdbebens, von dem die Fenster klirrten, vernommen. Anfänglich war sie nur als kleine Sternschnuppe gesehen worden. Man hatte sie auch in Rom, in ganz Italien und in Deutschland bis nach Köln am Rhein erblickt. Am 19. Juli 1686 beobachtete man eine Feuerkugel in Leipzig und in Schleiz, die, was höchst selten vorkommt, mehrere Minuten hindurch sichtbar blieb. Sie hatte das Merkwürdige an sich, beinahe in der Luft festzustehen. Sie bewegte sich also von West nach Ost und hatte mit der Erde während der Zeit ihrer Sichtbarkeit gleiche Bahn und Bewegung. Durch einen herabfallenden feurigen Stein von der Größe eines Kindes wurde 1721 die Peterskirche in Riga in Brand gesteckt. Das sind durchaus nicht alle Beispiele von Meteorsteinfällen bis zum 18. Jahrhundert, sondern nur einige der bemerkenswerthesten. Beinahe jedes Jahr waren Feuerkugeln beobachtet worden. Die Sternschnuppen waren schon zu Homer's Zeiten unter dem Namen „fliegende Sterne“ bekannt, die Feuerkugeln und Meteorsteine seit Aristoteles. Die meisten Philosophen des Alterthums entwarfen Theorien über ihren Ursprung. Der Ansicht des Anaxagoras folgend, hielten Viele sie für herabfallende Stücke von Gestirnen. Und Diogenes von Apollonia sprach schon von unsichtbaren Sternen, die sich wie die sichtbaren durch den Weltenraum bewegen und unter Umständen auf die Erde herabstürzen. An der Wirklichkeit des Vorkommens solcher Naturerscheinungen zweifelt Keiner. Solche Zweifel traten erst in neuerer Zeit unter den Gelehrten auf. Fast allgemein erklärte man die vielen Meteorsteinfälle für Fabeln. Der Göttinger Professor der Physik André de Luc, der sich immer in Paris und London aufhielt und 1817 in Windsor starb, sagte: er würde die Thatsache eines solchen Steinfalles nicht glauben und wenn er mit eignen Augen einen Stein vom Himmel zu seinen Füßen herabfallen sähe. Manche Gelehrte hielten die Meteore für ein Gerinnsel mineralischer und metallischer Dünste in der Erdatmosphäre oder für Ausdünstungen irdischer oder Mondvulkane. Luc's berühmter College, der satirische Lichtenberg, schreibt deshalb an Benzenberg um 1798: „Es ist doch allerdings merkwürdig, daß sie nicht an der Erde entstehen. Gott bewahre, daß an unserer Erde je solche Feuer fliegen sollten, die in einer Secunde fünf Meilen zurücklegen. Wenigstens wünschte ich nicht, daß mir so etwas an den Kopf flöge, es möchte nun die abgeschiedene Seele eines Göttingers oder unverdauter Froschstoff sein.“ Man sieht daraus, als was die Meteore von Abergläubischen angesehen wurden. Unverdauten Fraß der Wasservögel, den diese zuweilen im Fluge ausspeien, und die Alge Nestoc, die zusammengeschrumpft leicht übersehen wird, nach Regen aber gallertähnlich aufschwillt, hielt man für herabgefallene Sternschnuppen. Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts hielt man die Meteore astronomischer Beachtung nicht werth. Das sehen wir recht deutlich aus einer Erzählung des Danziger Astronomen Hevel. Er befand sich am 20. December 1652 mit zwei Gehilfen auf seiner Sternwarte. Da bot sich ihnen mitten in der Arbeit ein seltsamer und ungewohnter Anblick dar: eine leuchtende Kugel, beinahe dem Vollmond an Größe gleich, mit einem langen Schweife versehen, erschien über dem Horizonte. In schweigender Verwunderung starrten alle drei die eigenthümliche Erscheinung an. Endlich meinten Hevel's Gehilfen, daß dieses Phänomen wohl ein Meteor (griechisch, d. h. in der Luft schwebend) und keiner weiteren Beachtung werth sei. Hevel widersprach und glaubte eine himmlische, d. h. nach moderner Ausdrucksweise kosmische, Erscheinung darin zu erkennen. Er schickte sich deshalb an, die begonnene Arbeit liegen zu lassen und die Instrumente auf die neue Erscheinung zu richten. Die Gehilfen widerstrebten aber so heftig, daß er seine Absicht aufgeben mußte. Erst am nächsten Tage, nach dem Falle von Meteorsteinen, wurde die wahre Natur des Phänomens erkannt, das man indessen doch als in der Erdatmosphäre auf die abenteuerlichste Weise entstanden ansah. Der Diaconus Georg Samuel Dörffel (1643—88) in Plauen i. V., der sich in seinen Mußestunden mit Leidenschaft der Astronomie widmete und bereits vor Newton die wahre Gestalt und Lage der Kometenbahnen erkannte, auch den Kometen von 1682 entdeckte, war wohl der Erste, der sich von der herrschenden Meinung lossagte und auf Grund einer von ihm ausgeführten Höhenbestimmung der Feuerkugel vom 22. Aug. 1683 die kosmische Natur solcher Phänomene bewies. Seine Abhandlung darüber nebst den astronomischen Karten ist noch vorhanden. Er nimmt das Meteor 30 bis 40 Meilen über der Erde an, also weit über dem Luftkreise. Ihm gebührt der Ruhm, die Methode angegeben zu haben, nach der Höhenbestimmungen von Meteoren auszuführen sind, wenn auch bereits vor ihm, aber ohne daß er es wußte, Montanari, der Director der Sternwarte zu Bologna, 1676 am 13. März die Höhe einer Feuerkugel berechnet und daraus deren kosmische Herkunft abgeleitet haben soll. In Dörffel's Schriften finden sich auch noch Nachrichten über verschiedene andere Meteore seiner Zeit, die zu Plauen, Altenburg, Leipzig, „wo Gassen und Gemächer dadurch erleuchtet wurden“, Darmstadt und am Rhein erschienen. Die wissenschaftliche Errungenschaft Dörffel's wurde ebenso vergessen wie der Name des bescheidenen und in seiner Heimath gänzlich unbeachteten Mannes, den merkwürdiger Weise nur die Franzosen hochhielten. Als daher Chladni behauptete, die von Pallas 1771 in Sibirien aufgefundene Eisenmasse sei meteorischen Ursprungs, stieß er auf entschiedenen Widerspruch. Auf Grund seiner Forschungen und seiner großen Sammlung von Meteorsteinen hielt er aber in seinen Vorlesungen, die er auf seinen Reisen in vielen großen Städten hielt, daran fest, daß die Meteorsteine aus dem großen Weltenraume kommen. 1794 entwickelte er diese Ansicht am klarsten und entschiedensten, indem er nachwies, daß Sternschnuppen und Feuerkugeln eines Ursprunges und die Meteorsteine Stücke zersprungener Feuerkugeln seien. Vier Jahre vorher erst, am 24. Juli, hatte das 15 Zoll lange Bruchstück einer Feuerkugel, die in der Gascogne einen Steinregen verursachte, in ein Haus eingeschlagen, den Eigenthümer und einige Rinder getödtet und sich zuletzt fünf Fuß tief in den Boden eingewühlt. Aber erst ein Meteor, das am 19. December 1798 Abends 8 Uhr bei Benares in Ostindien auftrat, warb für Chladni's Ansicht wenigstens in England Anhänger. Es erschien bei klarem Himmel als große, wie der Vollmond leuchtende Feuerkugel unter einem donner- und pelotonfeuerähnlichen Getöse. Nahe beim Dorfe Karkhut, 14 englische Meilen von Benares, regnete es viele Steine, die mehrere Zoll tief in die Erde einschlugen und darin wühlten. Einer davon, der durch das Dach einer Hütte schlug, wog zwei Pfund. Die letzten Zweifel an Chladni's Behauptung schlug der großartige Steinregen zu L'Aigle in der Normandie am 26. April 1803 darnieder, bei dem auf ein Gebiet von 100 qkm 2000 bis 3000 Steine niederfielen. Diesen reichen Meteorsteinfall untersuchte Biot im Auftrage der Pariser Akademie. In Ostindien, das überhaupt mit Meteorsteinfällen gesegnet ist, wurden dann 1810 durch einen ausgedehnten Steinregen fünf Dörfer bei Shabad in Brand gesteckt, 1825 ein Elephant, vor dem in einer Entfernung von 300 Schritt nach gewaltiger Explosion ein Meteorstein niederfiel, so scheu gemacht, daß er seinen Reiter wild abwarf, der davon lange bewußtlos liegen blieb, und 1827 ein Mann durch einen solchen Stein erschlagen. Alle diese Meteorsteinfälle beobachtete man genau und verglich die Begleitungserscheinungen mit den von Alters her überlieferten Schilderungen. Bald kam man zu der Erkenntniß, daß die Meteorsteine Bruchstücke kosmischer Gesteinsmassen sind, der oft taghell leuchtenden Feuerkugeln, die mit den Sternschnuppen gleichen Ursprunges sind. Bei großen Sternschnuppenfällen sah man gewöhnlich auch eine Menge Feuerkugeln. Periodisch treten bedeutende Sternschnuppenschwärme am 10. August, der sog. Laurentiusschwarm oder im Volksmunde: die Thränen des heiligen Laurentius, und vom 12. bis 14. November auf, weil zu dieser Zeit die Erde den Weg dieser in elliptischen Bahnen um die Sonne kreisenden kleinen Weltkörper durchschneidet. Nach einem Zeitraum von 33 Jahren treten diese Sternschnuppenfälle regelmäßig am großartigsten auf. Im Jahre 532 unter Justinian's Regierung und 764 unter Konstantin Kopronymos erregte die furchtbare Menge fallender Sternschnuppen Angst und Schrecken. Dann ist bis in die neuere Zeit nichts Besonderes wieder über die starken Sternschnuppenschwärme aufgezeichnet worden. 1799

am 12. November beobachteten Alexander v. Humboldt und Bonplant in Cumana in Westindien kurz vor Sonnenuntergang einen gewaltigen, über 4 Stunden anhaltenden Sternschnuppenfall, bei dem auch eine Menge Feuerkugeln sichtbar wurden. Einige davon barsten, andre sprühten Funken. Zu derselben Zeit sah man auch zu Nain und Hoffendal auf Labrador zahllose Feuerkugeln, manche von ½ Meter Durchmesser, worüber sogar die gleichmüthigen Eskimos erschraken. Man sah sie auch zu Neu-Herrnhut und Lichtenau in Grönland auf eine Entfernung bis 100 Meilen über die Davisstraße hin, auch zu Portobello, Guiana, Bahama u. s. w. Und ebenso in Europa von der Schweiz bis England, von Frankreich bis in's asiatische Rußland. Am Unterrhein wurden sie anhaltend von 9 Uhr Abends bis zur Morgenhelle gesehen. In der Bukowina bildeten sie einen förmlichen Feuerregen. Wo die Meteore fielen, war ein den ganzen Horizont umgebender Lichtschein bemerklich. 1833, zur Zeit des Novemberschwarmes, war die Nacht vom 12. zum 13. November besonders in Nordamerika überaus rein und heiter und die Sternschnuppen fielen so dicht wie Schneeflocken, so daß innerhalb 9 Stunden gegen eine Viertelmillion gezählt wurden. In demselben Jahre, Ende October, regnete es zu Candahar in Ostindien Meteorsteine, die viele Dächer beschädigten und durchschlugen und einen Knaben tödteten. Und am 25. November sah man zu Blansko in Mähren eine ungeheure Feuerkugel. Sie veranlaßte nach Eintritt der Nacht ein so helles Licht, daß man glaubte, ein Brand sei ausgebrochen. Auf 70 bis 80 Quadratmeilen nahm man das Phänomen wahr. Dann folgte ein donnerähnlicher Lärm. Inmitten der erleuchteten Gegend sah man einen feurigen Körper am Himmel hinziehen, der, erst klein, dann aber bei reißender Schnelligkeit so groß wurde, daß er dem Vollmonde, dann einer Tonne und zuletzt einem Hause an Größe gleich erschien. An einer Stelle steigerte sich die Helligkeit derart, daß man glaubte, es stürzen Feuermassen vom Himmel. Das Auge ertrug den Glanz nicht mehr. Viele Menschen wurden vor Schrecken krank. Andre knieten nieder und beteten. Pferde und Rinder wurden überall scheu und rissen sich los. Und obgleich man hier und da feurige Streifen niedergehen sah, fand man doch erst nach elf Tagen mehrere Meteorsteine. 1866 am 9. Juni fiel ein reicher Meteorsteinregen bei Knyahinya in Ungarn. Darunter war einer der größten Meteorsteine von 293 kg Gewicht. Am 30. Januar 1868 folgte ein andrer bedeutender Steinregen zu Pultusk in Polen. Wie kommt es, daß bei diesen und den ganz exorbitanten Sternschnuppenfällen von 1833 und 1799 kein Unglück auf der Erde angerichtet worden ist? Fast alle Beobachter bemerkten, daß die Meteore, wie alle Sternschnuppen, während des Fluges wieder erloschen. Sie durchschnitten also nur den obersten Luftkreis der Erde und zwar mit einer Flugkraft, gegen die sich die irdische Anziehungskraft nicht stark genug erwies. Anders ist das, wenn eine Sternschnuppe tiefer in die Erdatmosphäre gelangt. Dann wird sie, durch die Reibung an der Luft, zur Feuerkugel, obschon sie mit der eisigen Temperatur des Weltenraumes in unsere Atmosphäre eintritt. Nimmt man nur eine Fallgeschwindigkeit von 1 km in der Secunde an, so wird die Luft vor der Sternschnuppe so stark zusammengepreßt, daß sie gegen diese wie ein Druck von 22 Atmosphären wirkt. Da nun durch jede Verdichtung eines Körpers Wärme frei wird, glüht und leuchtet die Sternschnuppe immer stärker und deutlicher. So erschien 1676 in Pisa eine winzige Sternschnuppe, die dann in Italien, Frankreich und Spanien als Feuerkugel gesehen wurde, in Florenz von der scheinbaren Größe des Mondes. Das geschah auch 1771 am 17. Juli in Paris mit einer schönen, großen Sternschnuppe, die in wenigen Secunden durch ganz Frankreich als herrliche Feuerkugel heller und größer als der Mond erschien. Eine andere Sternschnuppe, die am 27. Januar 1814 in Bayern und im Salzburgischen sichtbar ward, wuchs auf ihrem Wege bis zur Größe von ⅓ des Monddurchmessers an. Die Lichterscheinung ist nicht nur bei Nacht und klarem Himmel glänzend voll wahrnehmbar. Manchmal ist sie so hell wie die Sonne, so daß sie selbst bei Tag deutliche Schatten wirft. Humboldt erzählt im Kosmos: „Einer meiner Freunde sah in Popayan, einer Stadt, die 5520 Fuß über dem Meere liegt, in der Mittagsstunde bei hellem Sonnenschein und wolkenlosem Himmel im Jahre 1788 sein ganzes Zimmer durch eine Feuerkugel erleuchtet. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster, und als er sich umdrehte, war noch ein großer Theil der von der Feuerkugel durchlaufenen Bahn vom hellsten Glanze.“ 1821 am 15. Juni sah man unweit Vivier um 3 Uhr Nachmittags eine Feuerkugel, die so hell leuchtete, daß man sie im hellen Sonnenschein als Meteor erkannte. Sie ließ einen Wolkenstreifen zurück, der wie ein langes, an den Rändern gezacktes Band erschien, das erst nach zehn Minuten verschwand. Sie zersprang unter heftigen Donnerschlägen und auf einen Weg bei dem Dorfe Libonez fielen die Meteorsteinmassen herab. Eine von 220 Pfund fand man bei Juvenas. Fliegen die Feuerkugeln nahe beim Beobachter vorbei, so äußert sich auch fühlbare Wärme, wie am 5. April 1800, als in Nordamerika eine mächtige, wie die Sonne leuchtende Feuerkugel unter Erdbeben und fürchterlichem Krachen auf einen Wald niederstürzte, die in einer Höhe von 600 Fuß unerträgliche Hitze um sich verbreitete. So schnell eine Feuerkugel herabsaust, steht sie doch in dem Augenblicke einige hundert Meter über der Erde still, da sie, durch die Spannung der Masse gezwungen, unter Donnerknall zerspringt. Das klingt oft so stark, als würde ein Pulvermagazin in die Luft gesprengt oder als feuere man Geschütze stärksten Kalibers ab. Gleich darnach hört man ein Rollen und Knattern wie vom Massenfeuer vieler Regimenter und dann ein verschiedenartiges Sausen und Pfeifen, das Begleitgeräusch der meist völlig senkrecht zur Erde fallenden Bruchstücke, der Meteorsteine. Diese schlagen bei Tag rauchend, bei Nacht leuchtend metertief in die Erde, brausen noch einige Zeit fort und wühlen wohl auch den Boden weit umher auf. 1803 bei L'Aigle hörte man den Knall in einem Umkreise von 30 französischen Meilen. Zu Triesch, eine Meile von Stannern in Mähren, sah man am 22. Mai 1808 gegen ¾6 Uhr Nachmittags eine funkensprühende Feuerkugel mit einem Schweife von Nordost nach Südwest gehen und stückweise zerplatzen. Gleich nach dem ersten, zehn Meilen weit hörbaren Knall entstand um Stannern ein Nebel. Man hörte Donnerschläge, Schießen, Trommeln, Rollen, Brausen, Zischen, und drei Stunden lang fielen nach allen Richtungen hin nach Schwefel riechende Steine, die sich nicht von sonstigen Meteorsteinen unterschieden. Ein 3½ Pfund schwerer Stein schlug ein über 20 Zoll tiefes Loch. 1836 am 11. December, Abends ½12 Uhr, sahen die Bewohner des Dorfes Macao in Brasilien eine an Glanz und Größe sehr auffallende Feuerkugel, die mit starkem Krach zerplatzte und Meteorsteine in ungeheurer Menge auf einen weiten Raum verstreute. Zwei Jahre später, am 13. October früh um 9 Uhr, ward in der Colonie Kalten-Bokkevelt, 7 Stunden von Tulbagh am Cap, eine große Feuerkugel gesehen, die mit so furchtbarem Donner zersprang, daß es in einem Umkreise von siebzehn geographischen Quadratmeilen gehört wurde. Die Menge der dann zahlreich umherliegenden Meteorsteine schätzte man auf 5 Kubikfuß.

Weil man das Leuchten und krachende Zerspringen der Meteore einst mit Blitz und Donner verwechselte, entstand im Mittelalter die bis in unsere Zeit reichende falsche Meinung, bei jedem Donnerschlag während eines Gewitters falle eine feste Steinmasse, ein sog. Donnerkeil, zur Erde, der in den Wolken erzeugt werde. Avicenna brachte diese Ansicht zuerst auf. Man hielt deshalb viel von diesem Stein, der von den Gelehrten Ceraunia oder Lapis fulminaris genannt wurde und die Menschen, wenn sie ihn daheim bewahrten oder in den Kleidern trugen, vor dem Gewitter schützen, den Kühen aber, wenn man ihr Euter damit strich, die verlorene Milch wiederbringen sollte. Wo der Blitz in die Erde einschlug, gruben deswegen einst die Leute oft klaftertief in die Erde nach dem Donnerkeil oder der Donneraxt, die sie wohl auch Strahlhammer (ahd. strâl = Pfeil) nannten, da sie ein Loch in der Mitte besaß und oft an beiden Enden spitz war. Die Bauern fanden oft viele beim Pflügen, denn es waren aus Feuerstein gefertigte prähistorische Steinäxte unserer Vorfahren. Ein Dr. Michael in Leipzig heilte im 17. Jahrhundert die Gelbsucht damit und erlangte dadurch großen Ruf. Vernünftige Leute hielten diese Steine jedoch damals schon für irdischer Herkunft und bezweifelten, daß beim Gewitter solche schwere Dinge erzeugt werden könnten. Die thatsächlich niedergefallenen Meteorsteine, mit denen man diese Steinäxte verwechselte, hatten jene irrigen Meinungen unterstützt. Sie, oder vielmehr die Meteore, erscheinen an heitern Tagen auch oft in runden Wolken von schwarzer, grauer oder röthlicher Farbe, deren Theile sich zu bewegen scheinen und die zur Nacht leuchten. Diese Wolken bilden sich erst rasch an der Stelle des Himmels, wo die Lichterscheinung endet und von woher der Schall kommt. In der Wolke geschieht das Zerspringen, und aus ihr fallen die leuchtenden Meteorsteine nieder. Solche Wolken bilden sich immer nur an heiteren Tagen, wenn die Luft reich mit Wassertheilchen gesättigt ist. — Frisch gefallene Meteorsteine sind

zerreiblich, haben Schwefelgeruch, zeigen sich außen noch heiß oder warm, haben innen aber die intensive Kälte des Weltraumes. Außen sind sie mit einem pechglänzenden, rußigen Ueberzuge bekleidet, innen ist der Bruch grau und enthält kleine metallische Theilchen eingestreut, die ein Magnet anzieht. Selten fallen sogen. Eisenmeteore, die vorwiegend aus gediegenem Eisen, dem Meteoreisen, bestehen. Von irdischem Eisen unterscheidet sich dies durch ein ganz eigenes Gefüge, das Widmanstätten dadurch erkennbar machte, daß er Stücke durchsägte, die Schnittfläche polirte und mit schwacher Salz- oder Salpetersäure äzte: sofort zeigen sich streifige Bandlinien, die sonderbar ineinander verschlungen sind und fein schraffirte Drei-, Vierecke und andere Figuren einschließen. Man nennt diese Figuren nach ihrem Entdecker Widmannstätten'sche Figuren. In den eigentlichen Meteorsteinen ist noch kein Element vorgefunden worden, das die Erde nicht auch besitzt. Merkwürdig aber sind die sogen. Kohlenmeteoriten, einzelne äußerst seltene Meteoriten, deren Silicatmasse durch Kohle und eine asphaltartige Substanz schwarz gefärbt ist. Solche fielen z. B. zu Kalten-Bokkevelt 1838. Die meisten Meteorsteine sind klein, sogar nur von 8 Gramm Gewicht. Bisweilen fällt in Begleitung von Meteoriten schwarzer oder rother Staub oder Sand, der indeß auch ohne Steine vorkommt. Denn die kleineren Steine erreichen in der Luft eine Temperatur, die ihre Auflösung in Staub bewirkt. Jedem wird wohl die damit verwandte prächtige rothe Luftfärbung vom November 1883 bis Februar 1884 in der Erinnerung sein. Von den größeren Meteorsteinen gelangt wenigstens ein Theil zur Erde. — Das Niederfallen von Meteoreisen hat man nur sehr selten beobachtet. In neuerer Zeit in Braunau in Böhmen 1847, wo zwei Stücke von zusammen mehr als 36 kg fielen. Die größte Meteoreisenmasse besitzt das Britische Museum von Cranbourne in Australien, 4100 kg. Massen von gediegenem Meteoreisen, das stets durch die Widmannstätten'schen Figuren erkennbar ist, fand man schon häufig auf der Erdoberfläche. Eine solche Masse von Sancta Catharina in Brasilien wiegt 2250 kg, eine andere in Brasilien gefundene Masse über 7000 kg. In Grönland fand man aber Meteoreisenmassen von 4500, 10000 und 25000 kg und im Innern der argentinischen Staaten bei Santiago de Estero eine von 15000 kg. Besonders reich an Meteoreisen ist Amerika. James Roß fand bei den Eskimos der Baffinsbai sogar Messer aus Meteoreisen. Der Eisenstaub, den Nordenskiöld auf Spitzbergen im Schnee gefunden hat, erwies sich auch als meteorischen Ursprungs. Vielleicht herrscht auch eine Beziehung zwischen dem Nordlicht und den Meteoren. Wenigstens wies Humboldt auf das gleichzeitige Erscheinen beider Phänomene hin. Auch 1833 bei dem berühmten Sternschnuppenfall zeigte sich ein Nordlicht von großer Intensität. Ebenso 1828 bei einem in Bremen erscheinenden Meteore. — Statistisch ist festgestellt, daß die meisten Meteorsteinfälle im November stattfanden, 89, da die Erde bei Durchwanderung des Sternbildes des Löwen jedesmal den dichtesten Sternschnuppenstrom durchschneidet, ferner im December, 71, und endlich im August und Januar, je 69. Die bedeutendsten Sammlungen von Meteoriten besitzen Wien, Paris, London, München, Göttingen und Bonn, Tübingen erhielt die frühere Privatsammlung des Frhrn. v. Reichenbach in Wien. Beträchtliche Privatsammlungen haben noch Greg in Manchester und der Amerikaner Shepard in New Haven.

Und der Ursprung der Meteore? Nach allen Beobachtungen und Untersuchungen sieht man sie als Trümmer und vulkanische Bildungen größerer planetarischer Massen an, die, den allgemeinen astronomischen Gesetzen folgend, den Weltenraum in Parabeln oder doch sehr excentrischen Ellipsen um die Sonne durchkreisen. Gelangen einzelne in den Anziehungsbereich anderer Planeten, wie den unserer Erde, so werden sie von diesen zuweilen an sich gerissen. Die meisten passiren dabei aber nur den höchsten Luftkreis unserer Erde, der mindestens 1000 Meilen hoch sein muß, da man Sternschnuppen in dieser Höhe sah. So erklärt sich ihr kurzes, vorübergehendes Aufleuchten. Sonst treibt aber der große Strom dieser kosmischen Massen in allmälig enger werdenden Bahnen um die Sonne und läßt dabei fortwährend Theile von sich durch die Sonne angezogen werden. In jeder Secunde soll die Sonne über 400000 Sternschnuppen auf diese Weise verschlingen, ein Beweis für die unglaubliche Menge des Brennstoffes, den die Sonne aus dem Weltenraume bezieht. — Die Uebereinstimmung der elementaren Zusammensetzung der Meteoriten mit den Gesteinen unserer Erde dient der Kant-Laplace'schen Hypothese zur Stütze, nach der die Sonne und die sie umkreisenden Weltkörper aus der Verdichtung einer ursprünglichen Dampfmasse entstanden sind. Daß die Meteorsteine als solche mit keinem irdischen Gestein übereinstimmen, ist belanglos. Kennen wir ja doch vom festen Erdkern nur die äußerste Schale. Und diese und ihre Gesteine sind durch Wasser-, Sauer- und Kohlenstoff wesentlich umgeändert worden. Die Meteorsteine sind mit den Laven der Vulkane zu vergleichen. Alte Lava des Hekla und der Vulkane von Java und die Bomben der vorhistorischen Eifelvulkane bestehen aus den gleichen Stoffen, die bei den Meteoriten vorherrschen. Da die Meteoriten auch schwerer als die Gesteine der Erdoberfläche sind, kann das Erdinnere wohl aus ähnlichen Steinen wie die Meteorsteine bestehen. Dafür scheint auch das in einem Basaltgange der Insel Disko an der Westküste Grönlands gefundene Meteoreisen zu sprechen.

Bücherbesprechungen.

— Meyer's Volksbücher. Die Urhebergesetze und Literarconventionen des Deutschen Reichs. Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister. Von einem praktischen Juristen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Eine recht nützliche, weil überaus wohlfeile und deshalb Jedermann zugängliche Ausgabe dieser wichtigen und immer noch zu wenig bekannten Rechtsbestimmungen. Die beigegebenen knappen Anmerkungen fördern das Verständniß. N.

— Wüllner, Dr. Adolph, Geheimer Regierungsrath und Professor der Experimentalphysik an der Königl. Technischen Hochschule zu Aachen, Lehrbuch der Experimentalphysik. In 4 Bänden. II. Band. Die Lehre von der Wärme. Fünfte, vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. Mit 131 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren. (XI u. 936 S.) gr. 8°. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1896. Geh. 12 ℳ. — Diese fünfte Auflage des Wüllner'schen Lehrbuches der Experimentalphysik, dessen vortreffliche Eigenschaften von allen Physikern gewürdigt werden, kann mit vollem Rechte als eine vielfach umgearbeitete und verbesserte bezeichnet werden. Ganz besonders merkt man die bessernde Hand des Verfassers im ersten, zweiten und vierten Capitel. Im ersten Capitel ist neu aufgenommen die Anwendung der Thermoelemente zur Thermometrie, insbesondere zur Messung sehr hoher und sehr tiefer Temperaturen. Bei der Beschreibung der Bestimmung der festen Punkte des Thermometers hätte vielleicht noch gesagt sein können, daß die Bestimmung des Eispunktes sich am sichersten durch den „Gefrierverzug" des Wassers ausführen läßt. „Im zweiten Capitel ist die Lehre von der Strahlung erheblich eingeschränkt, die Eigenschaften der Strahlung als von den Körpern ausgesandter Wellen werden im vierten Bande in der Optik behandelt; hier wird nach Besprechung der Meßinstrumente, insbesondere des Bolometers, die Strahlung wesentlich nur in Beziehung zu den Körpern, von denen sie ausgeht und von denen sie aufgenommen wird, also Emission und Absorption, besprochen; hierbei werden die Gesetze der Strahlung von Stefan und F. Weber verglichen." Das dritte Capitel, die Darlegung der Grundsätze der mechanischen Wärmetheorie, hat keine wesentliche Aenderung erfahren. Eine sehr bedeutende Erweiterung und Umarbeitung hat das von der specifischen Wärme handelnde vierte Capitel erfahren durch Aufnahme einer Beschreibung des Joly-Bunsen'schen Dampfkalorimeters und der Pfaundler'schen Methode der Bestimmung der specifischen Wärme durch den galvanischen Strom. In diesem Capitel ist auch die große Menge neuen experimentellen Materials verwerthet worden. Die neuen Forschungen auf dem Gebiet der physikalischen Chemie konnten nur insoweit berücksichtigt werden, als sie für die Physik von Bedeutung sind; denn sonst wäre der Umfang dieses zweiten Bandes noch größer geworden. Während derselbe nämlich in der vorigen Auflage etwa 51 Bogen umfaßte, ist sein Inhalt in der fünften Auflage auf 59 Bogen angewachsen. Wir wollen nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß dieses ausgezeichnete Lehrbuch seiner ganzen Anlage nach auch denen zum Studium der Physik empfohlen werden kann, die nicht gerade Fachgelehrte sind, aber wenigstens etwas tiefer in diese interessante Wissenschaft eindringen wollen, als es an der Hand populärer Bücher möglich ist. Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Verleger dem Werke eine sehr gute Ausstattung hat zu Theil werden lassen. Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 43. Donnerstag, den 9. April. 1896.

Die Anniviarden.

Skizzen aus den Walliser Hochalpen von Karl Meyer.

I.

Das Eifischthal oder Val d'Anniviers, wie es die französisch redenden Bewohner selbst nennen, ist das sich bei Siders gegen die Rhone öffnende linke Seitenthal, das von der Navigence durchrauscht wird, dem wilden Berggewässer, das tiefhinten im Thale in zwei Armen aus den Eisthoren des Zinal- und des Moirygletschers hervorsprudelt. Denn wenn man von dem Zinalthale als dem oberen Theile des Eifischthales redet, so trifft dies nur in dem Sinne zu, als das Zinalthal der östliche Ast desselben ist. Durch den gewaltigen Keil nämlich, der sich von der majestätischen 4364 m hohen Dent Blanche über den Grand Cornier hinweg gegen Norden zu ins Val d'Anniviers hineindrängt und erst in der noch gegen 3000 m hohen Corne de Sorebois seine Spitze findet, wird das Eifischthal in seinem oberen Theile gespalten in das Thal von Zinal östlich, das von Moiry westlich. Gleich zwei mächtigen Armen voll pulsirenden Lebens umklammern die beiden mattenreichen Hochthäler den Gebirgskeil, um sich anzusaugen beidseitig an dem großen Eckstein des Thales, dem noch nahezu 4000 m hohen Grand Cornier. Erhaben und imposant in seiner wuchtig sich aufsetzenden Eispyramide, schaut dieser gewaltige Gebirgskoloß hernieder auf die zu seinen Füßen sich ausbreitenden Gletscherbecken, auf den langen Rayon des Zinalgletschers östlich, der sich um den dräuenden, herrlichen Besso herumwindet, hinter dem gewaltige Könige der Alpenwelt gen Himmel ragen, auf den kürzeren und geraderen Gletscher von Moiry nordwestlich, der mit breiter Zunge hinableckt ins grüne Alpenthal, das nach ihm den Namen trägt. Nach Süden endlich blickt der Gewaltige nieder auf den Glacier de Ferpècle, von dem es hinüber geht über den Col d'Hérens zum Zmuttgletscher und ins Thal von Zermatt, über dem der stolze Felsenzahn des Matterhorns leuchtet. Aus den beiden Gletschern von Zinal und Moiry also hervor, aus blauem Eisthor, sprudeln die milchweißen Bächlein der Navigence, um in jagender Hast hinunterzutollen nach Ayer, wo sie sich am Südrand der Corne de Sorebois vereinigen und nun gemeinsam im ringsum von durchschnittlich 3000 m hohen Bergen umschlossenen Thale dahinzurauschen, erst im ruhigen Tempo am Grunde des hier vielleicht eine halbe Stunde breiten Thales, dann rasch sich einfressend, um in beschleunigter Flucht durch wilde Schluchten der Rhone zuzustürmen, die sie drunten bei Chippis mit offenen Armen aufnimmt. Diese Schlucht ist bei Chippis nicht weniger als 600 m tief, um so viel höher liegt somit der eigentliche Thalboden des Eifischthales über dem Rhonethal, so daß es also, um von Siders her aus der Rhoneniederung auf die Höhe des Eifischthales zu gelangen, zuerst einer gehörigen Klettertour bedarf. Diese ist indessen in neuerer Zeit dem lieber bequem reisenden Wanderer erspart worden durch eine Fahrstraße, die in unzähligen Windungen zum Plateau von Niouc hinaufführt, allerdings auch reichliche 2 Stunden braucht, bis sie droben angelangt ist. Wir benutzen indessen vor der Hand den Fußweg, der direct von Siders über Chippis an den Abhängen des Corbetschgrates, so heißt der Ausläufer der östlich das Thal begrenzenden Gebirgskette, hinaufführt. Wir überschreiten zunächst die Moränenhügel von Siders, Ueberreste eines gewaltigen Bergsturzes, der einst in der Gletscherperiode auf den Rhonegletscher niedergegangen ist, welch letzterer die mächtigen Geschiebe hier hinunter transportirt und bei seinem Zurückweichen nach dem Gotthardmassiv liegen gelassen hat. Auf den meisten dieser Hügel wächst ein Wein, der selbst den Vergleich mit gewissen Rheinweinen nicht zu scheuen braucht. Haben wir schon dicht bei Siders mehrere kleine Seelein von wunderbarer tiefblauer Färbung getroffen, so erwartet uns erst beim Ankommen auf dem südlichsten dieser Hügel eine landschaftliche Ueberraschung, wie sie schöner kaum gedacht werden kann. Denn während der Blick geradeaus bereits ins Rhonethal hinab, und hinüber nach Chippis dringt, zeigt sich zur Linken plötzlich eine stille, träumerische Wasserfläche von wunderbarer Färbung, die sich in kleinem Bogen um den Hügel, auf dem wir stehen, herumzieht. Es ist das Seelein von Gerunden, das da eingebettet liegt mitten zwischen die lachenden Rebhügel. Aus den Fluthen des Sees steigen empor die grünbewaldeten Felsen von La Géronde, von denen das Kloster gleichen Namens weit hinausschaut in die sonndurchflimmerten Lande. Einst beherbergte es in seinen Mauern weltentfremdete Mönche, heute ist es eine Domäne des bischöflichen Priesterseminars in Sitten. Drinnen aber in den Gewölben des Klosters, die die fürsorglichen Mönche einst mit dem goldfunkelnden Rebensaft füllten, sitzt nach der Sage verzaubert ein wunderschönes Mägdelein: das Töchterlein eines der Ritter, die einst neben dem Kloster da droben ihre stolze Burg gehabt, dessen ungeheure Schätze es nun bewacht. Alle hundert Jahre einmal, im Sonnenglanz eines thauigen Ostermorgens, erscheint die herrliche Maid in sieghafter Schönheit, um sich zu waschen am wunderthätigen Quell, der um diese Zeit aus dem klaffenden Fels heraus in den stillen See sprudelt. In diesem Moment kann der Zauber gebrochen werden, der die Liebliche bannt; dem Jüngling, der sie erlöst, wird sie mit all' ihren Schätzen zu eigen. Schrecklich aber sind die Bedingungen: denn dem Verwegenen, der minneglühend sich ihr naht, sie traut zu umfangen, verwandelt sich die Jungfrau in seinen Armen zuerst in eine schwarze Kröte, dann in eine giftspeiende Schlange und endlich in einen feuerschnaubenden Löwen. Alle drei aber muß er in inbrünstiger Liebe küssen, was bis zur Stunde noch Niemand versucht. — Ueber den Felsen von Gerunden aber thürmt's sich empor in gewaltigen, steil abstürzenden Felsmassen. An den bewaldeten Hängen hinauf zieht sich die Straße ins Eifischthal, dessen erstes Dörfchen, Niouc, droben auf stolzer Warte herabgrüßt. Weiter rechts stürzen die Felsen jäh zu Thal. Aus wilder Schlucht hervor schäumen der Navigence weißliche Fluthen, die sich unweit vor uns in die Rhone stürzen, die in Dickicht und Gebüsch die Ebene durchfluthet. Am Ausfallthor der Navigence schimmert's von weißen, grauüberdachten Häusern; dort schaart sich das Dörfchen Chippis um sein geräumiges Kirchlein. Wiederum thürmt's sich dann empor zu stolzen Gehängen bis zu 1400 m Höhe, wo droben am grünenden Berghang, inmitten der Lärchen, das Dörfchen Vercorin liegt, über dem sich der Tracuit und der Mont Noble bis zu 2600 m erheben. — Wir eilen, emporzuklimmen an dem Abhang von Niouc, um endlich den Einblick in das herrliche Alpenthal zu gewinnen. Vor Chippis überschreiten wir die in mühevoller Arbeit corrigirte Rhone. Neben der Fahrbahn hinweg plätschert in aus Granit gemauertem Canale das Gletscherwasser, das sich die arbeitsamen Bergbewohner des Wallis in dreißig bis vierzig Kilometern langen, bewundernswerthen Leitungen von den Gletschern herabholen, um damit ihre Wiesen und Reben drunten im Thale theils zu befruchten — die Gletschermilch in des Wortes vollster Bedeutung — theils vor der sonst unabweisbaren Austrocknung zu behüten. In Chippis überschreiten wir die tobende, weißbrandende Navigence und nun geht es empor in steilem Anstieg durch prächtige Föhrenwaldungen zum Plateau von Niouc. Mehr und mehr entfaltet sich bei unserem Aufstieg die Aussicht auf das unter uns liegende Rhonethal und nachdem wir droben auf dem Plateau angekommen sind, genießen wir einen

Rückblick von bezauberndem Reiz. Dicht zu unseren Füßen, circa 450 m unter uns, schlingt sich das weiße Band der Rhone um den Felsen von La Géronde, der von hier aus armselig nieder erscheint. Weit hinab, ins grünende Land sehen wir die helle Wasserader das Thal durchziehen; wir sehen ragen im Morgenglanz drunten bei Sitten die zerklüfteten Felsen von Tourbillon und Vallère, deren Burgen sich schimmernd abzeichnen. Und weiter noch schweift der entzückte Blick, bis drunten bei Martigny wie eine gewaltige Coulisse die Dent du Midi in ihren letzten Ausläufern sich vorschiebt, und auf ragendem Felshintergrund der Thurm von La Batiaz, das Wahrzeichen des alten Martinau, erscheint. Aufwärts aber öffnet sich der Ausblick hinweg über den Pfynwald (Pfyn — fines, weil hier die Grenze zwischen dem deutsch- und dem französisch-sprechenden Wallis), in dem die Walliser anno 1798 so männlich gegen die Franzosen gekämpft, bis hinauf nach Leuk. Gerade vor uns liegt die wunderschöne Gegend von Siders, das Sierrum amoenum der Römer, beginnend mit den Moränenhügeln von Gerunden, aus denen der Seelein tiefblaues Auge uns anlacht, hinansteigend in sanft geschwungenen Linien an den Hängen der Berneralpen, ein unendliches, dörferdurchschimmertes Rebengelände. Hier wächst der Fendant, hier der Malvasier, hier der blaurothe „Höllenwein" von Salquenen, hier auch der Rèze, den sie droben im Eifischthal „Glacier" d. h. Gletscherwein nennen. Am Fuße der Berge, zum Theil schon an denselben hinansteigend, liegt Siders selbst, mit seinen vielen Thürmchen und schloßähnlichen Gebäuden, darüber Venraz, Villa la Monthana, St. Maurice de Lac, Miège und wie sie alle noch heißen, diese in den Reben träumenden Dörfchen. Ueber dem Grau der Rebberge dunkles saftiges Grün von Alpen und Weiden, mit dunklen Waldbeständen durchmischt, und endlich weißsprenklige Felsentrümmer, bis droben am blauenden Himmel der gigantisch wogende Eiskamm des Wildstrubel aus dem Gletscherfeld der „Plaine Morte" sich als effectvoller Abschluß des Bildes erhebt. — Kehren wir uns aber nach Süden, so blicken wir aus einem Lande südlicher Vegetation, wo Mandeln und Feigen und Kastanien in Hülle reifen und ein kostbares Rebenblut von glühendem Feuer gedeiht, mitten hinein in eine der großartigsten Alpenlandschaften der Welt. Gerade vor uns gedeihen noch Obstbäume, und während die Eifischer drunten in Siders bereits Trauben pflücken, reifen hier oben bei Riouc gerade die Kirschen. Drüber hinaus hört aber Obstbau auf, nur noch spärliche Kartoffel- und Getreidefelder klimmen hinan an den Bergen. Letztere bei St. Luc bis auf 1800 m, die größte wohl in Europa auf diesem Breitengrade zu treffende Höhe für Getreide. Im Uebrigen ist das Thal fast ausschließlich Weideland. Von der Firnen eisumpanzerter Zacken steigen sie nieder zu Thal die herrlichen Alpenweiden, übersät mit dunkelgebeizter Holzhäuschen unendlichem Gewimmel. Lärchenwaldungen schlingen sich um felsige Klippen oder stürzen in sanften Wellen hernieder. Und tief unten zu unsern Füßen die Navigence, die sich schäumend durch die Felsen ihre Bahn bricht, ein vollständig weißes, bald anmuthig plauderndes, bald dumpf brausendes Berggewässer. Gleich einem Bande von schneeigen Linnen zieht es sich schlängelnd durch die grünen Fluren herunter, um in den Schluchten zu verschwinden. Hinten im Thal aber bäumt's plötzlich wuchtig sich auf: als leicht beschneite Bergpyramide stellt sich die Corne de Sorebois gewaltig in den Plan und links und rechts über ihre Schultern blinken jähstolziger Felsenhäupter schneeige Mäntel und von gleißenden Eisriesen Horn an Horn. Links sind es das Gabelhorn, das Rothhorn und der dunkle, scharf von den umgebenden Gletschermassen sich abhebende Felszahn des Besso, die ins Thal hineinlugen, rechts die dem Gletschermeer von Moiry entstiegenen Häupter des Grand Cornier, des Za de Lano und wie sie noch heißen! Das ist das Thal von Eifisch, das ersehnte!

Auf dem Plateau von Riouc machen wir die erste Bekanntschaft mit den Anniviardendörfchen, es ist ein dichtgeschaartes Häufchen von kleinen, aus roh behauenen Lärchenstämmen zusammengefügten Häuschen. Gewöhnlich steht das eigentliche Häuschen auf einem primitiven Unterbau von dicken Balken oder Steinen. Eine einzige schmale Thüre in demselben giebt bei den Ställen Einlaß für das Vieh der Anniviarden, das sich mit einem Lager von Laub begnügen muß. Auf den Unterbau folgen in der Regel vier kräftige ca. 60—80 cm hohe Pfeiler von Holz, meist aber von Stein, und auf diesen Pfeilern ruht der Oberbau, meist viereckig, roh in einander gefügt, mit hervorstehenden Balkenenden. Wenige und kleine Fenster gewähren Einlaß für das nöthige Licht. Frägt man nach dem Grunde der Abschließung von Ober- und Unterbau, so erfährt man, daß dies zur Abwehr gegen die Mäuse geschieht, welche so den im Oberbau untergebrachten Futtervorräthen nicht beikommen können. Bei neueren Wohnhäusern ist übrigens diese Trennung öfters verschwunden, dieselben unterscheiden sich dann wenig von den Sennhütten anderer Gegenden oder höchstens darin, daß die Anniviarden ausschließlich Lärchenholz zum Bau verwenden, welches an der Sonne einen prächtigen, tiefdunkel gebeizten Farbenton annimmt. — Hinterhalb Riouc durchschneiden wir das kleine Plateau, um nach einer halben Stunde vor einer der überraschendsten Partien im Eifischthale zu stehen, vor den Pontisschluchten. Während wir eben noch saftige, baumbesäete Weiden durchschritten haben, auf denen braune derbknochige Weiber die Kühe hüten (kleine der Ehringer Rasse angehörende, mit dem asiatischen Steppenvieh nah verwandte, nicht viel über einen Meter hohe Thiere), stehen wir nun plötzlich vor einer der großartigsten Schluchten der Alpen, vor einem Bergrachen von fast 2000 Meter Tiefe. Gewaltig, himmelhoch ansteigend in grausiger Zerklüftung thürmen sich die Felsen links und rechts empor, Dolomitwände in beängstigender Zersetzung; und zu unsern Füßen stürzen sie nochmals Hunderte von Metern ab zur schäumenden Navigence. Hart am Berge hin, denselben stellenweise durchbohrend, zieht sich der Pfad, über dem die Felsen dräuend klaffen, während ein Gewirr von scharfkantigen Steinen drunten in der Schlucht Zeugniß ablegt von der fortschreitenden Zerstörung, der diese Wände unterliegen. Die Passage ist nicht ganz ungefährlich, dennoch können wir kaum dem Drange widerstehen, ein paar tüchtige Felsbrocken hinabrollen zu lassen in die schauerliche Tiefe. Hei, wie das anprallt, wie das donnert und in wunderbarem Echo sich fortpflanzt, wie das rauscht und tobt, wie das minutenlang nachprasselt von Tausenden von kleinen Felsstücken, die knatternd, gleich einem wüthenden Gewehrfeuer, nachstürzen. Gleich hinter der ersten Pontisschlucht stoßen wir auf eine zweite, die zwar weniger imposant aber weit gefährlicher ist; wurden doch in derselben drei Reisende miteinander erschlagen. Endlich liegen sie hinter uns, diese wilden Schründe. Tief unter der Straße im hier etwas sich verbreiternden Tobel der Navigence liegt das Dörfchen Fang, von dem ein steiler Pfad hinaufführt nach dem Dorf St. Luc und nach Chandolin, das mit 1970 Meter Höhe wohl das höchst gelegene Pfarrdorf in Europa ist. Der Weg führt weiter durch üppigen Tannen- und Lärchenwald. Quellen rieseln bereits überall von den Wänden herunter und hüpfen ungenirt über die Straße. In der Ferne zeigt sich die Kapelle von Vissoye, weißschimmernd auf kühn über die Navigenceschlucht hinausgebauter Kuppe. Drüben am jenseitigen Thalhang grüßt Painsee, kühn an die Halde angeklebt; gleich einer Riesenschlange, deren braun geschuppter Leib sich von dem Hange herabwindet, baut sich dort Häuschen auf Häuschen auf, die Grundmauern des oberen Häuschens zuweilen anstoßend an das Dach der unteren. Die sonderbare Bauart ist gewählt worden wegen der vielen Lawinen, die das Dörflein bedrohen. Der von den Häusern besetzte Grat ist nach Jahrhunderte alten Beobachtungen der einzige, den die donnernden Schneemassen nicht zu erreichen vermögen. Rechts schimmern vom Kamme des westlich das Thal begrenzenden Gebirgszuges herab die Hörner der schneebedeckten Becs de Bosson, Aussichtspunkte von hervorragender Schönheit, und gerade vor uns zeigt sich immer deutlicher das freundlich gelegene Vissoye, unser Reiseziel. Wiederum erscheinen im Thalhintergrunde die Berge von Zinal, der Besso mit seinem so ungemein kräftig sich aufreckenden Felszahn und deutlich vermag man von hier aus bereits die ihn umfluthenden Eismassen des Zinalgletschers zu erkennen. Endlich, nach vierstündigem Marsche, sind wir in Vissoye, dem Hauptort des Thales, wo — beiläufig gesagt — ein comfortables Hotel den Reisenden aufnimmt. Vissoye, 1230 m über Meer gelegen, ist nicht nur der bedeutendste, sondern auch der historisch interessanteste Ort der Thalschaft, die Stelle auch, wo sich die originellen Gebräuche der Anniviarden am besten beobachten lassen. Der Ort liegt mitten zwischen üppigen Matten, durch die sich prächtige Fichten- und Laubholzwälder schlingen, majestätisch hinausgebaut auf einen Felsenkopf hoch über die tief drunten rauschende Navigence, die hier in schäumenden Cascaden das Gelände durcheilt. Mitten im Dorfe steht die uralte, weißgetünchte Kirche mit einfachen Glasmalereien. Um die Kirche herum zieht sich der Gottesacker, der einzige des Thales, schmucklos und schlicht; die Gräber sind nur mit einfachen Holzkreuzen bezeichnet. Auf einem Hügel, der sich von der Kirche

nordwärts zieht und steil zur Navigence hinabfällt, liegt eine kleine Kapelle, um die sich unzählige von den Gletschern der Eiszeit hier abgesetzte Felsblöcke gruppiren. Prachtvoll ist das Bild des Thales hier von diesem Moränenhügel aus. Gegen Norden, thalauswärts, durchstreift das trunkene Auge die eben durchwanderte Schlucht der Navigence. Denn erst von Vissoye an wird diese etwas milder und breiter und gestattet ein Hinuntersteigen zum plaudernden Gewässer da drunten. Schwellend ziehen sich saftige Matten, durchmischt mit den im Eifischthal unvermeidlichen Lärchenwaldungen, an den gewaltigen Flanken der das Thal einschließenden Gebirgszüge hin, oft derartig steil, daß man kaum begreifen kann, wie die Thiere da hinaufklettern, und noch weniger, wie die Eifischer da noch Gärten und Kartoffel- und Getreidefelder anlegen können. Stellenweise aber hört die Vegetation auf und in senkrechten Klüften starrt das sonnenglühende Gestein zu Thal, wie dort drüben bei den Pontisschluchten, deren Rachen wir von hier aus deutlich sehen. Zu unseren Füßen schäumt und tollt die Navigence, deren tiefeinfressende Wirkung sich von hier aus erst recht charakteristisch geltend macht; in ungangbarer Schlucht rast sie zu Thal, dem Ausgange des Val d'Anniviers bei Chippis zu. Hoch droben auf den lachenden Berghalden grüßen die Dörflein der Eifischer, Painsec (trockene Halde) links, jäh zu Thal stürzend in mächtigen Cascaden, Chandolin rechts, hoch droben auf aussichtsreicher Halde. Gerade über Vissoye liegt das schmucke St. Luc, das einzige größtentheils massiv gebaute Anniviardendorf, das in diesem Jahrhundert schon drei Mal ein Raub der Flammen geworden ist. Noch weiter droben, bereits an der Waldgrenze, grüßt das neuerbaute Gasthaus von Tétaz-Fayaz aus herrlicher Umgebung herab. Thalaufwärts aber breitet sich ein stundenlanger, schwellender Wiesenteppich aus, hinüber und herüber sich schwingend von einem Felskoloß zum andern. Ueber demselben ragen gewaltige Waldungen auf, allen Schluchten wie Runsen folgend und mit den aufwärts gerichteten Armen die gigantischen Häupter umklammernd, die droben aus Schnee und Eis, aus toller Felscascaden krausem Gewirr die dräuenden Zacken erheben, die Gabel der Becs de Bosson rechts und links die Kämme der Bella Tolla. Und auf dem Wiesengrunde zerstreut oder an den Halden anklebend, sich schaarend unterm schützenden Schirme der Berge, Dörflein an Dörflein, ein braungeflecktes Häusergewimmel am andern. Da ist rechts Mayens, da St. Jean, da endlich, bereits im Thale von Moiry, Grimentz, links dagegen, am Wege nach Zinal, Quimet, Mission und Ayer und hinter ihnen der herrlich schimmernde Hintergrund der Eisriesen von Zinal. — Da wo wir stehen, stand früher ein Schloß, die Residenz des Majordomus des Bischofs von Sitten. An dieses Schloß knüpft sich die Geschichte des Thales. Schon im Jahre 1053 wurde die reiche Herrschaft Annivisium von Savoyen an das Bisthum Sitten abgetreten, das einen Vitzdom über die Herrschaft setzte, der den Namen de Annivisio annahm. Im Jahre 1380 starb die durch ihn begründete Familie aus, von den beiden Erbinnen vermählte sich die eine mit dem Grafen Peter v. Raron, und durch diese Heirath kam das Eifischthal an das streitsüchtige Geschlecht derer von Raron, das sich an dem Kampfe der Walliser gegen das Haus Savoyen hervorragend betheiligte. Der Kampf war für die Walliser ungünstig. Graf Amédée VII. von Savoyen erstürmte mit eigener Hand das Schloß Perigard (Beauregard) bei Niouc und zwei Söhne der Raron wurden in Sitten enthauptet. Einen vierten Sohn Peter's v. Raron, Widchard, der sich wieder in den Besitz von Perigard gesetzt hatte, vertrieben die Eifischer selbst und zerstörten das Schloß für immer. Noch einmal konnte Widchard seine Besitzungen zwar antreten, aber schon 1430 wurde sein Sohn Petermann, der Letzte seines Stammes, durch den Bischof Walter von Supersaxo seiner Ansprüche auf das Eifischthal für immer verlustig erklärt. Die Landschaft wurde hierauf bis 1798 von den Bischöfen von Sitten regiert, die, wie bemerkt, ihren Majordomus im Schlosse von Vissoye hatten. An den Kämpfen gegen die 1798 und 1799 ins Wallis eingedrungenen Franzosen nahmen die Eifischer kräftigen Antheil. Das Eifischthal war auch einer der wenigen schweizerischen Bergthäler, das von der Invasion und der Ausraubung durch seine fränkischen Nachbarn und Freunde verschont blieb. Um so härter haben dem Thale schon die Naturereignisse mitgespielt. Im 13. Jahrhundert verschüttete ein mächtiger Bergsturz Grimentz, das damals noch auf dem rechten Ufer der Navigence lag. Noch heute giebt ein ungeheures Trümmerfeld, das Geologen eine reiche Ausbeute gewährt, Kunde von jenem Ereigniß. Die Grimentzer, die glücklicherweise gerade in einem andern ihrer Nomadendörfchen residirten, bauten sich hierauf einfach auf der andern Seite des Thales an. In unserem Jahrhundert riß eine Ueberschwemmung der Navigence das Dorf Chippis mit sich fort, das ganze Thal ebenfalls vernichtend. St. Luc wurde, wie bemerkt, dreimal, ebenso auch Vissoye im Jahr 1879 fast vollständig ein Raub der Flammen, und vor einiger Zeit haben neue Ueberschwemmungen wieder großen Schaden angerichtet. Aus allen diesen Schicksalsschlägen aber ist das Volk der Anniviarden ungebeugt hervorgegangen. Aus eigener Kraft, ohne fremde Hilfe haben sie wieder aufgerichtet, was ihnen genommen wurde. Ja, im Jahre 1834, als die Eifischer anläßlich der großen Ueberschwemmungen einen Schaden erlitten, der in die Hunderttausende ging, wiesen sie uneigennützig den auf sie entfallenden beträchtlichen Antheil an den Liebesgaben, die in der ganzen Schweiz und im Auslande für die in Noth gerathenen Walliser gesammelt worden waren, zurück, mit der Bitte, daß dieser noch unglücklicheren Brüdern zugewendet werden möchte. Als Erinnerung an diese allgemein bewunderte That des Edelsinnes dieses aufopfernden tapfern Bergvölkleins stiftete das Liebesgabencomité der Kirche von Vissoye einen Meßkelch mit folgender Widmung: Magnanimis — Navizentiae — Accolis — Helvetorum — Munificentiae — Dispensatores — 1835 —, der heute noch dort zu sehen ist.

Bücherbesprechungen.

— Der gegenwärtige Kampf um das Alte Testament. Vortrag, gehalten in Berlin den 13. Januar 1896 von D. Samuel Ötli, o. Prof. der Theol. in Greifswald. Gütersloh, Bertelsmann 1896. 23 S. kl. Octav. — Voraussetzungen der Wellhausen'schen Theorie. von F. Pfeiffer, Pastor in Noerenberg. Separatdruck aus der Zeitschrift „Beweis des Glaubens". Im gleichen Verlage. 43 S. Octav. — Die erste dieser beiden Schriften kann jedem gebildeten Bibelleser, der einen Einblick in das gegenwärtige Ringen der gelehrten Leute um das Alte Testament haben will, aufs Beste empfohlen werden. Auf wenig Seiten werden hier die großen Fragen vor die Augen gestellt, um die es sich dabei handelt. In einer wahrhaft feinen und freien Weise wird gezeigt, welche tiefe Berechtigung diese Fragen haben und was für ein schweres Unrecht bei ihrer Beantwortung durch die neue Schule begangen worden ist. Das Recht liegt in der Forderung lebendiger Vorstellung von einer geschichtlichen Entwickelung der alttestamentlichen Religion, das Unrecht in der Verwechslung von Entwickelung mit einer so zu sagen darwinistischen Evolution, bei welcher für das Thun eines allmächtigen und lebendigen Gottes kein Raum bleibt. Die Anschauung jener geschichtlichen Entwickelung macht einer unhaltbaren Inspirationstheorie vergangener Jahrhunderte ein gründliches Ende; aber diese unbewiesene und unbeweisbare Evolutionstheorie, ein Gewächs des Unglaubens, wird mit Recht und pflichtgemäß von der christlichen Gemeinde abgelehnt und bestritten, da diese ja selbst einen allmächtigen und lebendigen Gott im Glauben hat und haben will. — Die zweite der genannten Schriften ist ein sehr nützlicher Leitfaden für den Anfang tieferen Eindringens und zu öfterem Ueberblick über die Streitpunkte. Knapp und kurz werden hier 10 biblisch-historische und 4 biblisch-theologische „Voraussetzungen" der Evolutionstheorie vorgeführt und als unbewiesen beleuchtet, als unannehmbar zurückgewiesen. Der Ton ist männlich klar, die Haltung sachlich, der Verfasser ohne Zweifel wohl unterrichtet. — Solche Schriften sind für alle Theile förderlich, indem sie nicht die Leidenschaft mehren, sondern die Theilnahme weiterer Kreise an dem großen Kampfe wecken und vertiefen. Es steht zu hoffen, daß zuletzt auch die Freude an der Heiligen Schrift Neuen Testaments wieder wachse, wenn man das Alte Testament mit größerer Ruhe wird betrachten lernen. Denn der Kampf gegen den Unglauben ist doch der christlichen Gemeinde eigentlich nichts Ungewohntes. G. Schnedermann.

— Erklärung der Briefe Petri von J. T. Beck, weil. Dr. u. ord. Prof. d. Theol. in Tübingen. Herausgegeben von Jul. Lindenmeyer (Köndringen i. Baden). Gütersloh, Bertelsmann, 1896. VI und 300 S. Octav. — Wenig theologische Professoren haben eine so tiefgehende Wirkung ausgeübt und einen so großen Kreis begeisterter Schüler zu ihren Füßen gehabt, wie der 1878 verstorbene Johann Tobias Beck

in Tübingen, dessen Leben und Wirken der gleichfalls nun bereits entschlafene Basler Bernhard Riggenbach 1888 beschrieben hat. Er wirkte an der gleichen Universität, im entgegengesetzten Sinne und doch in gutem collegialen Verhältniß, mit dem Begründer der neueren Tendenz-Kritik an der heiligen Schrift Neuen Testaments, mit Ferdinand Christian Baur. Er vertrat dieser kritischen Weise gegenüber das uneingeschränkteste und rücksichtsloseste Vertrauen zu der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments und machte deren Inhalt geistvoll und kräftig geltend, als ob er selbst ein Prophet wäre. Dergleichen läßt sich nicht leicht nachmachen, obwohl Beck's Verhalten viel Nachahmung gefunden und Schule gebildet hat. Einer seiner eifrigsten und fleißigsten Schüler ist Lindenmeyer; derselbe fügt einer großen bereits veröffentlichten Reihe von Beck'schen Schriften und Vorlesungen hier einen neuen Band hinzu. Wer einmal bei wissenschaftlichem Bibelstudium ausruhen will von der „modernen Allwissenheitssucht", bei der „Alles, die Individualität des Apostels, seine Lehre, Leben und Zeitverhältnisse wie ein chemisches Präparat in dem sogenannten historischen und psychologischen Erklärungsprozeß sich gestalten soll", der mag wohl mit Nutzen nach dieser einfachen und im Ganzen einfältigen Erklärung greifen. Der Grenzen einer solchen Darstellungsweise wird man beim Lesen schon selbst inne werden. Es hat etwas Beruhigendes, wenn Einleitungsfragen so gut wie nicht behandelt werden und die Echtheit einfach feststeht, wie Beck nach dem Vorbericht des Herausgebers „überhaupt kein Buch der Schrift für unecht genommen hat". Damit ist man der modernen Nervosität von vornherein entnommen. Nur wird solche Beruhigung nicht für Jedermann und nicht bei jedem Leser dauernd sein und kann deshalb für die gesammte Kirche und Theologie nicht hinreichen. Fragen der Geschichte lassen sich eben nicht mit Machtsprüchen von vornherein erledigen. G. Schnedermann.

— Ist Philosophie ohne Psychologie möglich? Eine Erwiderung von Felix Krüger. München, Theodor Ackermann, Königlicher Hofbuchhändler. 1896. — Die Psychologie ist wie es scheint allmälig zur wichtigsten und entscheidenden Hauptwissenschaft der Philosophie für uns geworden. Die ganze Methode der Bearbeitung derselben aber wird gegenwärtig vorzugsweise und beinahe allein durch das Beispiel und den Einfluß der Naturwissenschaft bestimmt. Diese Methode gilt jetzt als die allein mögliche und echt wissenschaftliche, nachdem es mit aller Philosophie im Sinne einer bloßen Speculation vorbei zu sein scheint. Die vorliegende Schrift schließt sich als eine kritische Beleuchtung an eine Schrift des Hrn. Dr. Güttler, Privatdocenten in München, an. Wie weit man mit aller experimenteller Beobachtung hierbei kommen werde, ist zur Zeit allerdings fraglich, schwerlich aber wird das Problem der Seele selbst hierdurch irgendwie gelöst werden können. Zur Lösung dieses Problems aber wird doch immer wieder nur auf die Philosophie im reinen, ursprünglichen oder speculativen Sinne des Wortes zurückgegriffen werden müssen. Dieselbe kann niemals vollkommen zu der Gewinnung einer allgemeinen Weltansicht entbehrt werden. Insofern ist auch die ganze Frage, ob Philosophie ohne Psychologie möglich sei, im Grunde durchaus falsch gestellt. Die Psychologie wird immer nur ein Theil der Philosophie bleiben und man kann dieselbe nicht einfach zur Grundlage für das Ganze von jener erheben wollen. Der Empirismus der Naturwissenschaft verkennt durchaus die Grenze, die ihm hier gesteckt ist, und es hat in dieser Unklarheit die ganze Unsicherheit über den Werth und die Bedeutung der Philosophie ihre Wurzel. Die ganzen Ausführungen des Verfassers sind nicht ohne Berechtigung, aber auch er zeigt uns keinen Weg, wie wir aus der jetzigen einseitigen Ueberschätzung der Naturwissenschaft und ihrer Methode auf den Boden einer freieren und umfassenderen geistigen Weltauffassung heraustreten sollen. C. H.

— Probleme der Atomistik. Vortrag, gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Lübeck am 18. Sept. 1895 von Dr. Victor Meyer, Geh. Rath und Professor der Chemie zu Heidelberg. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1896. 1 M. — Einer der bedeutendsten deutschen Chemiker macht uns hier, wie er es schon mehrfach gethan hat, in sehr klarer und lebendiger Weise mit Problemen der Atomistik, die z. Th. auf experimentellem Wege in Zukunft vielleicht gelöst werden können, bekannt. Es werden uns nicht vage Speculationen geboten, sondern jeder Leser, der über einige chemische Kenntnisse verfügt, kann dem inhaltsreichen Vortrage folgen. Von großem Interesse ist die Schilderung der Versuche, die der berühmte Forscher zur Erzielung höherer Hitzegrade anstellte, um so die chemische Natur mancher Elemente noch weiter aufzuklären. Tr.

— Handbuch der Uniformkunde von Richard Knötel. Mit über 1000 Einzelabbildungen auf 100 Tafeln, gezeichnet vom Verfasser. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1896. Preis 6 M. — Dieses Buch gehört als No. 155 zu jener Folge von Weber's illustrirten Katechismen. Der Verfasser ist genugsam bekannt als vortrefflicher Zeichner auf militärischem Gebiete, so daß zu erwarten war, er werde den vorliegenden umfangreichen und schwierigen Stoff mit dem ihm eigenen Geschick beherrschen und darstellen. Wenn bei der Fülle des Stoffes ein derartiges volksthümliches Nachschlagewerk in so engbegrenztem Rahmen erscheinen muß, kann es natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, ein Quellennachweis ergänzt aber einzelne Lücken. Das Werk berücksichtigt die Staaten des Deutschen Reiches, dessen ehemals souveränen Staaten, sowie Oesterreich-Ungarn, die romanischen Staaten, Großbritannien und die nordischen Staaten, die neutralen Staaten (Niederlande, Belgien, die Schweiz), Ost-Europa und die Balkanstaaten. Der Umstand, daß die Abfassung des Textes wie die Ausstattung der Bilder in derselben Hand lag, machte es möglich, daß Wort und Bild sich thunlichst gegenseitig ergänzten. Jedoch wird ein Künstler in diesem Fach selten so vollständig bewandert sein, wie einzelne Specialisten auf diesem Gebiete, obgleich Knötel durch seine Illustrationen zu verschiedenen militärischen Schriften nachgewiesen hat, daß er vielleicht einer der Befähigtsten dazu ist. Zu dem Abschnitt, Sachsen betreffend, möchten wir einige Bemerkungen anfügen. Die Stelle auf Seite 96: „Friedrich der Große bildete aus den gefangenen Sachsen preußische Regimenter, die indessen jede Gelegenheit benutzten, dem aufgezwungenen Dienste sich zu entziehen. Die Flüchtigen sammelten sich zum größten Theile in geschlossenen Truppenkörpern in französischem Solde" möchte richtig gestellt werden. Die sogenannten Revertenten sammelten sich zunächst in Böhmen, in Eger u. a. a. O., später in Oberösterreich, und weil es dem Rechtlichkeitsgefühl König August's III. widerstrebte, Truppen, welche in preußischer Kriegsgefangenschaft gewesen, zum Bruche ihres Versprechens, im gegenwärtigen Kriege nicht mehr gegen Preußen zu dienen, zu verleiten, bestimmte der König die österreichische Regierung, diese Truppen zunächst in Ungarn zu Besatzungszwecken zu verwenden. Erst im Jahre 1758 wurde das sächsische Corps in französischen Sold gestellt, um gegen die englisch-hannöversche Invasionsarmee Verwendung zu finden. — Das Regiment Nr. 100 hat weiße Knöpfe und Tressen ꝛc. — Die Sattelüberdecken von schwarzem Schaffell sind nur Paradestücke. Da ein derartiger Katechismus, ähnlich wie ein Conversations-Lexikon, ein zuverlässiges Nachschlagebuch sein will, so möchte der Quellennachweis doch recht vollständig sein, sonst begünstigen diese Schriften nur jene unglückselige Halbbildung. Es konnte die „Bekleidungsordnung" angeführt werden, denn die Dienstschriften sind doch die maßgebendsten Bestimmungen. Sodann konnte noch auf die entsprechenden Sammlungen, wie die Ruhmeshalle in Berlin, das Armee-Museum im Arsenal zu Wien, das Armee-Museum in München und des Armee-Album im Staatsarchiv zu Dresden, hingewiesen werden. Trotz alledem ist es aber ein praktisches Handbuch, das sich den anderen Katechismen würdig anreiht. —r.

— Jahrbuch der Astronomie und Geophysik. Enthaltend die wichtigsten Fortschritte auf den Gebieten der Astrophysik, Meteorologie und physikalischen Erdkunde. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Hermann J. Klein. VI. Jahrgang 1895. Mit 5 Lichtdruck- und Chromotafeln. Verlag von Eduard Heinrich Mayer, Leipzig 1896. Preis 7 M. — Klein's Jahrbuch giebt eine Revue der neuesten auf dem Gebiete der Astronomie und Geophysik erschienenen Arbeiten, sowohl der selbständig erschienenen, als auch der in den verschiedenen Fachzeitungen, Gesellschaftsberichten u. s. w. enthaltenen. Der Inhalt der einzelnen Veröffentlichungen ist kurz referirt, theilweise unter Citirung besonders wichtiger Stellen, Kritik ist nur in seltenen Fällen geübt. Wer die einzelnen Gebiete bearbeitet hat, ist nicht angegeben. Im Hinblick auf Behm's geographisches Jahrbuch kann es zweifelhaft erscheinen, ob nach der geographischen Seite hin das Bedürfniß eines solchen Jahrbuches thatsächlich vorhanden ist; betreffs der Astronomie trägt Klein's Jahrbuch wirklich einem bestehenden Bedürfnisse Rechnung. Dr. P.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 44. Sonnabend, den 11. April. 1896.

Die Anniviarden.

Skizzen aus den Walliser Hochalpen von Karl Meyer.

II.

Wohl mag sich nun die Frage aufdrängen, was sind das für Leute, diese Anniviarden, was ist das für ein Völklein, das solche Zeugnisse der Entsagung und Bruderliebe geben kann? Und sicherlich ist diese Frage berechtigt, denn erhaben wie das Ländchen ist, so ist auch das Völklein, das es bewohnt, in seiner Einfachheit, in seiner Zufriedenheit, in seinem Edelsinn und in seiner Gastfreundschaft. Wenn man das Eifischthal durchwandert, wenn man die zahlreichen Dörflein sieht, wenn man die Hunderte und Tausende von über die Matten zerstreuten Häuschen betrachtet, dann muß man unwillkürlich die Meinung bekommen, in einem der dichtestbevölkerten Ländchen zu sein. Wenn man aber die Dörflein betritt, so wird man mit Erstaunen gewahren, daß ganze Dörfer vollständig ausgestorben sind. Nur einige wenige dieser Ansiedelungen wird man auch im Sommer wenigstens von Kindern und alten Leuten bewohnt finden, nämlich Chandolin, St. Luc, Vissoye, Ayer, Grimentz und St. Jean. Alle übrigen, und ihre Zahl ist keine kleine, wie z. B. Vercorin, Quimet, Zinal, wird man nur in bestimmten Zeiten bewohnt finden. Woher diese sonderbare Erscheinung? Ganz einfach, die Anniviarden sind Nomaden in des Wortes vollster Bedeutung, sie sind vom beginnenden Frühling bis zum Einbruch des Winters ununterbrochen auf der Wanderung. Das ganze Thal zählt nach der Volkszählung von 1888 nur 1797 Einwohner, dagegen dürfte die Zahl der Wohnungen in die Zehntausend gehen. Wir stehen hier vor einer volkswirthschaftlich sehr interessanten und vielleicht einzig dastehenden Erscheinung. Die im Verhältniß zum cultivirbaren Boden zu groß gewordene Bevölkerung des Thales zwang die Einwohner, sich anderweitig die Quellen ihrer Ernährung zu suchen. So zogen sie hinab in die fruchtbare Rhone-Ebene, erwarben sich dort Grundeigenthum, ursprünglich namentlich Weinberge, seit Jahrzehnten aber auch Wiesen und Aecker, ohne aber ihren Stammsitz droben in den geliebten Bergen aufzugeben. Heute besitzen die reichen Eifischer drunten in der so reichen und fruchtbaren Thalebene von Siders bis weit hinab nach Sitten ungleich viel mehr Eigenthum als droben im Eifischthal selbst, eine Regel, von der zur Zeit nicht eine einzige Familie eine Ausnahme macht. Es liegt nun das Besitzthum des Eifischer Hausvaters Tagereisen weit aus einander, es liegt unter der südlichen Sonne des unteren Rhonethales sowohl wie an der Grenze des ewigen Schnees, und daher muß der Anniviarde fast das ganze Jahr hindurch zwischen seinen Parzellen hin und her wandern. Auf allen Hauptstationen hat er sich ein Heim gegründet, in dem sich reichliche Vorräthe an Käse und Brod, die hier Jahre lang aufbewahrt werden, vorfinden, außerdem aber einen Keller voll feurigen Weins. Ebenso ist auf allen diesen Stationen für die Kühe gesorgt. In dem niedrigen Stall des Unterbaues finden die Anniviarden-Kühe ihre Unterkunft, die übrigens von bemerkenswerther Reinlichkeit ist. Ein genügender Vorrath an kräftigem Alpenheu ist überall vorhanden und ein in diesem an Wasser Ueberfluß besitzenden Ländchen leicht erstellbarer Brunnen sorgt für den Durst seiner ihm lieben, aber auch für ihn wichtigen Hausgenossen. Wenn droben im Thal zu Anfang Februar der Winter noch Alles in seinen Fesseln gefangen hält, dann späht der Anniviarde hinunter nach den Nordhängen von Siders, die man fast vom ganzen Thal aus erblickt. Sieht er, daß dort der Schnee geschmolzen ist, und der Frühling zu erwachen beginnt, was gegen Ende Februar meist der Fall ist, so zieht er hinab mit seiner ganzen Familie, mit allen seinen Hausthieren. Bei diesem Auszug trabt voran das schwer beladene Maulthier — Pferde finden sich in den Walliser Gebirgsgegenden nur selten. Dieses geduldige und für diese Bergbewohner fast unentbehrliche Grauthier, das übrigens ganz repräsentabel aussieht, trägt nicht nur die nothwendigen Haushaltungsgegenstände, sondern auch die Kinder, welche noch nicht laufen, und Alle, welche nicht mehr stark genug zum Gehen sind. Ist das Maulthier schwer bepackt, so wird es vom Hausherrn geführt, sonst geritten. Hinter diesem Vortrab folgt die Hausfrau, mit den kleinen, rabenschwarzen stets kampflustigen Kühen, dem Stolz der Familie. An der Spitze der stets wohlgenährten und reinlichen Milchthiere ist der Ehrenplatz und dies mag auch der Grund sein, warum der Eifischer, der sonst seine Frau höchst respectvoll und als gleichberechtigt behandelt, die Frau zu Fuß gehen läßt, während er selbst unter Umständen reitet. Bei anderen Anlässen wenigstens wird man sehen, daß die Frau reitet und der Mann das Thier führt. Hinter den Kühen kommen die Kinder und die übrigen Familienglieder, begleitet von dem kleineren Viehstand an Schafen, an Kälbern und namentlich an Ziegen. Den Schluß der ganzen charakteristischen Karawane macht possirlicher Weise in der Regel ein Schweinchen, das von einem kleinen Mädchen oder einem alten Mütterchen gelockt und angetrieben wird. In den Dörfern Veyraz, Miège, Venthône, Lens, Challais u. a. bei Siders, die fast ausschließlich den Anniviarden angehören, vereinigen sich so allmälig die Bewohner sämmtlicher Bergdörfer und deshalb ziehen auch die Gemeindebehörden und selbst der Pfarrer mit ins Rhonethal hinunter, Richter und Pfarrer üben dort ihr Amt aus. In der Woche vor Ostern kehrt Alles wieder in die erwähnten Hauptdörfer zurück, nachdem drunten im Rhonethal die Reben bestellt sind. Da droben ist inzwischen der Schnee auch geschmolzen und nun werden die Wiesen und Felder gedüngt. Welch' harte und mühselige Arbeit! Auf dem Rücken der Maulthiere wird der Mist an den Hängen hinaufgetragen; die Felder müssen umgegraben werden, da wegen des Gefälles kein Pflug angewendet werden kann. Zunächst wird unten am Felde ein Graben geöffnet und das Erdreich aus demselben von Mann und Frau in gemeinsamer harter Arbeit oben ans Feld hin getragen. Dann beginnt man mit dem Umhacken, richtiger eigentlich mit dem Abgraben, denn jede umgewendete Schicht fällt in die Grube der vorherigen und füllt sie aus. So wandern die Erdschichten im Laufe der Jahre vom obern Rande des Feldes zum untern, um von dort auf dem Rücken dieser arbeitsharten Aelpler wieder nach oben getragen zu werden; würde dies nicht geschehen, so würde das dem Eifischer so kostbare Erdreich unrettbar hinunterrollen in die Schlucht der Navigence. Hierauf werden die Felder mit der Sommersaat bestellt, mit Gerste und Hanf; Kartoffeln und Großbohnen werden angepflanzt. Inzwischen verzehren die Thiere das in den Ställen aufgespeicherte Futter. Gegen den beginnenden Sommer zu klimmen die Eifischer eine Staffel höher hinauf, in die Mayens (Maiensässe). In diesen gedeiht bereits kein Getreide mehr. Zu diesen Mayens, den Sommersitzen, gehören z. B. Zinal und Vercorin. Hier werden die Wiesen gereinigt von Steinen und gedüngt, das an Ort und Stelle geerntete Heu aufgezehrt. Gleichzeitig werden die Gemeindewerke besorgt, Straßen ausgebessert, Wasserleitungen erstellt, die öffentlichen Bauten renovirt. Jede Haushaltung hat hierzu eine oder mehrere Personen zu stellen; denn man braucht dazu weder Baumeister noch Ingenieure; Alles besorgen diese Aelpler selbst, denn jeder Eifischer ist sein eigener Maurer und Schreiner, sein Zimmermann und ebenso sein eigener Schuster und Schneider. Es giebt daher in diesem Thale keine Handwerker. Im ganzen Thale fand ich z. B. einen einzigen Schuster und der arbeitet nur für die

Fremden. Jeder baut sich sein Haus und staffirt es aus von oben bis unten, ist daneben Bauer und im Sommer ein zuverlässiger und unerschrockener Bergführer, während die Frau zu Hause das Spinnen und Weben, das Waschen und Brodbacken besorgt — genau so wie es bei unseren Vorfahren vor vielen, vielen Jahrhunderten auch der Fall war. — Aus diesem Grunde ist auch der Eifischer in der glücklichen Lage, keine Steuern bezahlen zu müssen. Unter diesen Gemeindearbeiten kommt allmälig der Sommer ins Land. Droben am Fuße der Gletscher in den prächtigen Alpen fängt das Gras an zu wachsen und die Alpenflora stellt sich mit ihren lieblichsten Kindern ein. Gleichzeitig ist aber drunten im Rhonethal bereits der Roggen oder der Weizen, den die Eifischer angesäet haben, reif geworden und an zwei Orten wartet ihrer also angestrengte Arbeit. Darum findet nun eine Arbeitstheilung statt. Der größere Theil der Leute zieht hinunter ins Rhonethal, um dort die Sommerarbeit zu besorgen; die jungen Männer und Burschen aber ziehen mit dem Vieh aus den oberen Mayens hinauf auf die Alpen, die Alpfahrt beginnt, und zwar gewöhnlich am 23. Juni. Die Alpen liegen im Eifischthal unmittelbar über der Holzgrenze, also auf ca. 1800 Meter Höhe, und steigen hinan bis zu den Gletschern, oder einer Durchschnittshöhe von 2600 Meter, in der der reichliche Graswuchs erstirbt. Jede Alp, die hier den Namen „Montagne" führt, wird befahren mit Kühen, Rindern, Ziegen, Schafen und Schweinen. Der Weideplatz wird genau von Zeit zu Zeit abgegrenzt, so daß mit dem Sommer die Heerden aus den untersten Districten der Alp nach den oberen ziehen und mit dem Kühlerwerden der Witterung allmälig wieder herabsteigen nach der untersten Stufe. Auf dieser finden wir ein gemauertes Haus, es ist die „Cave", der Keller für den Käse und die Butter. Ganz in seiner Nähe befindet sich jeweils ein eingefriedigter und mit Brettern nothdürftig bedeckter Raum, der den Kühen in den kalten Nächten des Vor- und Nachsommers als Unterschlupf dient. An dieses Gehege stoßen jene charakteristischen braunen Hütten an, die den Hirten und — Schweinen allerdings nicht als gemeinsame Unterkunft dienen. Weiter oben finden wir keine Hütten mehr. Nur einige steinerne Baracken dienen zur Käsebereitung und zur Unterkunft der Hirten. Das Vieh lagert — auch während des größten Unwetters — im Freien. Dem griechischen Nationalhelden, dem Herakles abgelauscht ist die Methode, wie die Eifischer das erwähnte Gehege der Kühe zu reinigen pflegen; sie leiten eben kurzweg einen Bach in denselben, der nicht nur die Säuberung der Ställe besorgt, sondern auch die Vertheilung der Dungstoffe auf die untenliegenden Weiden. — Wenige Tage nach der Alpfahrt kommt von Vissoye herauf der Pfarrer, um der Alp seinen Segen zu geben. Als Belohnung für seinen Weihespruch erhält er die Milch, welche sämmtliche Kühe am dritten Tage der Sömmerung geben, und zwar in Gestalt eines fetten Käses. Am zweiten oder dritten Sonntag im September wird dieser Zehnten dem Pfarrer ausgehändigt; es bildet dies den Anlaß einer kleinen Feier. Vor der Kirche sammeln sich die Mattres sämmtlicher 25 Alpen des Thales, ein jeder mit seinem Käse auf den Schultern oder unterm Arm. Der Größe ihrer Käselaibe nach stellen sie sich auf in Reih' und Glied. Der größte Käse wiegt in der Regel 50 kg, der kleinste 6 kg. Nach der Messe marschiren die Sennen in dieser Reihenfolge in die Kirche ein und am Altar vorbei, wo ihnen der Pfarrer den Segen ertheilt. Von der Kirche geht der Zug ins nahe Pfarrhaus, wo die Käse im Keller niedergelegt werden. Als Gegengeschenk offerirt der Pfarrer den Sennen droben in seinem getäfelten, blau bemalten Gastzimmer ein festliches Mahl, das an den schweren Nußbaumtischen servirt wird und aus Schaf-, Rind- und Schweinefleisch besteht, das sich die biederen Aelpler köstlich schmecken lassen; sie vertilgen davon Mengen, daß Manchen darob ein Grauen erfassen möchte. Mit dem köstlichen Weine, dem Glacier, spülen sie ihr Festmahl hinunter, das ihnen auch wohl zu gönnen ist, wenn man bedenkt, daß die Männer ein volles Vierteljahr lang fasten mußten. — Auf den Alpen selbst herrscht ein strenges Regiment, und eine genau regulirte Arbeitstheilung. Auf jeder größeren Alpe befinden sich acht Mann, die für das Jahr von der Gemeindeversammlung gewählt worden sind — es besteht also ein gewisser Communismus. — Den Oberbefehl führt der älteste und erfahrenste Senn; er heißt „Maitre", bereitet den fetten und den mageren Käse und verwaltet die „Cave", das Magazin. Sein Gehilfe ist der „Patro", dem die Bereitung der Butter und des aus dem Gemisch von Butter- und Käsemilch gewonnenen Ziegers „Zeirack" obliegt. Ein dritter, der „Amiciy", besorgt ausschließlich das Reinigen der Geschirre, sowie die Zufuhr von Holz. Sein Posten, der an und für sich als ein untergeordneter erscheint, gilt als ein sehr wichtiger; hängt doch die Güte der Milchproducte ungeheuer viel von der Reinlichkeit der Gefäße ab. Als Vierten lernen wir den Kuhhirten kennen, den „Vigly", der für das Gedeihen der Heerde verantwortlich ist. Auch er ist meistens ein ganz erfahrener und zuverlässiger Aelpler und ist daher dem Range nach der zweite auf der Alp. Gewöhnlich hat er einen jungen Burschen als Gehilfen, den „Pittovigly", die drei letzten im Grade sind die drei Hirten, meist jüngere Burschen, nämlich der Rinderhirt „Mosonie", der Schafhirt „Bercier" und endlich der kleine Schweinehirt, der „Major" heißt. — Als Generalinspector über sämmtliche Alpen wählt die Gemeindeversammlung alljährlich den „Procureur de la Montagne", dem alle die genannten Angestellten Rechenschaft schuldig sind — Am Tage vor St. Michael (28. September) hört in der Regel die Alpwirthschaft auf. Die Heerden steigen hernieder vor dem um diese Zeit gewöhnlich in den höhern Regionen schon einsetzenden Schneefall zu den Mayens und bald ganz in die Nähe der Stammdörfer. Je nach dem Quantum Milch, das seine Kühe geliefert haben, erhält jeder Familienvater seinen Antheil an Käse, Butter und Zieger. — Im Thale sind während dieser Zeit das Heu und das Emd, sowie die Feldfrüchte eingeheimst worden, im Rhonethal unten der Roggen und der Weizen, auch ist bereits die Wintersaat ausgesäet. In den Weinbergen bei Siders sind die Trauben gereift und warten auf ihre Lese. Zum dritten Mal zieht die ganze Bevölkerung hinunter ins Rhonethal, zur Weinlese. Aber während dieselbe anderswo ein Fest- und Freudenanlaß ist, geht sie hier ganz still und ruhig von Statten. Die Trauben werden geschnitten und in große Bottiche geworfen, wo sie ein paar Tage der Gährung überlassen bleiben. Ohne Kelterung wird kurz darauf der Most einfach abgezapft und in Schläuchen auf dem Rücken der Maulthiere in die Eiskeller droben im Eifischthal transportirt. Aus diesem Most entsteht durch eine langsame Gährung der Glacier, ein Wein von unübertrefflichem Feuer und größter Milde. Nach und nach kommen auch die Kühe hinunter ins Rhonethal, um dort die Wiesen abzuweiden, und noch einmal ist also der Eifischer mit seiner ganzen Habe da drunten. Am St. Katharinentag aber eilt Alles hinauf, um noch vor dem Einschneien die Winterquartiere zu beziehen. Diese sind nicht etwa, wie man wohl erwarten möchte, die Hauptdörfer, sondern vielmehr die oberen Mayens. Bis zur Lichtmeß (3. Februar) überwintert der Anniviarde da droben und ruht aus von seinem Wirken und Schaffen, dann aber beginnt er bereits hinabzusteigen gegen Vissoye und Riouc, um, wie geschildert, zu Anfang März sich drunten in den Dörfern von Siders einzufinden, ein sicheres Zeichen dafür, daß der Frühling erwacht ist. Nun beginnt sein Nomadisiren von Neuem.

Frägt man sich nach den Gründen dieses eigenthümlichen Nomadisirens, so liegen dieselben nach dem Gesagten mehr oder weniger klar. Nicht ein im Blute liegender Trieb ist es, der den Eifischer hierzu antreibt, wie Einzelne, die seine Abstammung von den Hunnen ableiten möchten, glauben, sondern kühle Berechnung und wirthschaftliche Ueberlegung. Das Princip, seine Feldproducte da zu verzehren, wo sie gewachsen sind, um damit auch die Abfallsproducte wieder an Ort und Stelle verwenden zu können, ist unbestreitbar in Anbetracht der großen Entfernungen und Steigungen, die zwischen den einzelnen Parzellen seines Grundbesitzes zu überwinden sind, die richtigste und ausgiebigste Methode der Ausnutzung. Anderseits wird aber auch klar, daß nur eine thätige und äußerst abgehärtete Bevölkerung in dieser Weise die Land- und Viehwirthschaft betreiben kann. Zu ihren Wanderungen verwenden die Eifischer in der Regel die Nacht, um bei Tagesanbruch am Bestimmungsort die Arbeit beginnen zu können, und die Frauen müssen gleich den Männern die schwersten Feldarbeiten verrichten. Die Nahrung ist eine ungemein frugale, meist nur eine kalte, und besteht aus Roggenbrod, Käse, an der Luft getrocknetem Fleisch und Wein. Dafür ist sie freilich überall im Uebermaß vorhanden, denn Lebensmittel und Wein werden auf Jahre hinaus aufgespeichert. Beim beginnenden Winter wird für das ganze Jahr geschlachtet, in jeder Haushaltung ein Rind, mehrere Schafe und Ziegen, ev. auch Schweine. Das Brod wird von den Frauen alle Jahre zwei bis drei Mal im Gemeindeofen gebacken und hat daher gleich dem Käse ein gehöriges Anfeuchten höchst nöthig, da es steinhart wird, dabei aber doch schmackhaft bleibt. Die ganze Einfachheit und

Schlichtheit, die dem Eifischer in seinem ganzen Leben aufgedrückt ist, — gehen doch Arm und Reich in derselben aus dunkler Wolle gesponnenen Kleidung — herrscht auch in Bezug auf die Sitten. Die Kindtaufen bieten nicht den geringsten Anlaß zu Festlichkeiten. Der Täufling wird in früher Morgenstunde hinunter nach Vissoye zur Taufe getragen; die Zeugen allein kommen mit dem Vater ins elterliche Haus, um dort auf das Wohlergehen des jungen Weltbürgers anzustoßen und Brod und Käse, der am Feuer weich gebraten wird, zu genießen. Dann aber geht Alles ruhig an seine Arbeit. Noch eigenthümlicher muthet die absolute Schlichtheit bei den Hochzeiten uns an den großartigen Pomp luxuriöser Hochzeitsbälle gewöhnte Völker an. Begleitet von den Trauzeugen finden sich die Brautleute schon vor Tagesanbruch in Vissoye ein, wo sie eingesegnet werden. Nach der kirchlichen Einsegnung gehen Zeugen und die jungen Eheleute ohne Weiteres an die Arbeit, als ob nichts geschehen wäre. Einzig bei den Beerdigungen geht es etwas lauter her. Den Leidtragenden wird das Gemeindehaus zur Verfügung gestellt, um dort das Leichenmahl abhalten zu köunen. Zunächst vereinigen sich dort die Anverwandten und näheren Freunde, und genießen gemeinsam ein Frühstück, bestehend aus Käse und Brod und Wein. Während desselben werden die Familienverhältnisse des Verstorbenen besprochen. Zur Beerdigungsstunde versammeln sich die übrigen Dorfbewohner, um dann gemeinsam zuerst den Sarg und dann die im Gemeindehause Versammelten abzuholen. Bei der Abholung des Todten wird noch häufig die Sitte beobachtet, daß auf den Sarg ein Krug Wein mit einem Glas gestellt wird. Jeder Ankommende füllt letzteres und stößt mit demselben unter den Worten „Au revoir“ am Sarge an und trinkt es leer — gewiß ein einfacher aber sinniger Gruß an den Todten. — Sind die Verwandten abgeholt, so setzt sich der ganze Zug unter lauten Gebeten nach Vissoye zu in Bewegung. Nach dem Gottesdienst kehren alle Anwesenden ins Gemeindehaus zurück, um dort mit einander das Todtenmahl einzunehmen. Die Bestandtheile desselben sind wiederum Brod, Käse und Wein. Alle drei aber datiren bei Vermählten vom Tage ihrer Trauung, bei Ledigen aber vom Tage ihrer Geburt an, von welchem sie zu diesem Zwecke sorglich aufgehoben worden sind. Nach kurzer Zeit kehrt indessen Alles wieder an die Arbeit zurück. Nur die Erben und einige Gemeindeälteste, die „Hommes de Serment“ genannt werden, bleiben zurück und es erfolgt sogleich die Erbschaftsvertheilung. Gleich nach dem Todesfall stellen sich nämlich in der Familie des Verstorbenen zwei Gemeindeälteste ein, die sich nach den persönlichen und finanziellen Verhältnissen des Verblichenen erkundigen. Diese beiden Abgeordneten erstatten nun vor den Erben und den übrigen Gemeindeältesten ihren Bericht, auf Grund dessen sofort alle Erbschafts- und Vormundschaftsangelegenheiten entschieden werden. Sind minderjährige Waisen vorhanden, so werden sie den vermöglichen Einwohnern zugetheilt, wobei nicht die Verwandtschaft, sondern vielfach der Grad der Wohlhabenheit maßgebend ist. Die Pflegeeltern sind gehalten, die ihnen anvertrauten Kinder zu behandeln wie eigene, ohne dafür irgendwelche andere Entschädigung, als deren Arbeit beanspruchen zu können. Nicht einmal die Zinsen des Mündelvermögens dürfen angegriffen werden. So werden also noch am Todestage durch einen einfachen Spruch dieser Gemeindeältesten die Verhältnisse der Hinterlassenen für ewig geregelt. Der Wahrspruch der alten, erprobten Männer gilt als bindendes Gesetz und noch nie ist es vorgekommen, daß sich dagegen Auflehnungen bei den von der cantonalen Regierung eingesetzten Vormundschaftsbehörden geltend gemacht hätten, wie überhaupt Prozesse im Eifischthal etwas Unbekanntes sind, ebenso wie — was nach dem Gesagten begreiflich wird — die Bettler. — Im Uebrigen ist die Verfassung des Eifischthales eine durch und durch demokratische. Alle öffentlichen Geschäfte, z. B. Benutzung von Alpen und Wasserleitungen, öffentliche Bauten 2c. werden ohne Ausnahme von der Gesammtgemeinde berathen und beschlossen. Diese Gemeindeversammlungen finden in der Regel nach dem Sonntagsgottesdienst statt und sind bei strenger Strafe für jeden Bürger obligatorisch. Während die Weiber auf ihren Maulthieren nach Hause reiten, stehen die sonngebräunten Männer zusammen, mit echt südlicher Lebhaftigkeit auseinander lossprechend und gesticulirend. Oft sind daher diese Versammlungen etwas lärmend und auch da kommt es vor, daß die Mehrheit sich Dem zuneigt, der das größte Mundwerk hat. In der Regel werden die Beschlüsse nicht protokollirt, sondern ohne Weiteres von den Gemeindeältesten ausgeführt. Das ganze Recht der Anniviarden, und es liegen darin noch manche Schätze vergraben, ist ein „ungeschriebenes“, das sich von Mund zu Mund forterbt. Die Gemeindeversammlung wählt die Gemeindebeamten. Für die Aemter besteht ein Amtszwang von 1—4 Jahren, je nach dem Grade der Ansprüche, die sie an den Inhaber stellen. Sie sind unbesoldet und daher Ehrenämter. Letzteres charakterisirt sich aber nicht nur in der allgemeinen Unterordnung unter die Verfügungen der Aeltesten, wie wir sie geschildert haben, sondern auch in allerlei äußerlichen Ehrenerweisungen. Die Magistrate haben im Gemeindehause und in der Kirche ihren Ehrenplatz und ihr Ehrenkleid, den „manteau de cérémonie“, einen schwarzen talarartigen Mantel. Der Weibel des Thales führt dagegen einen scharlachrothen Mantel, der mit dem goldgestickten Wappen der Thalschaft geschmückt ist. Stirbt ein Magistrat, so erscheinen alle seine Amtsgenossen, sowie fast die ganze Bevölkerung, um ihm die letzten Ehren zu erweisen. Ein hervorstechender Zug dieses biederen Bergvölkleins ist die Gastfreundschaft, die es im weitesten Maße ausübt. Diese ersetzt auch den Mangel an Wirthshäusern vollständig; denn auch diese, ohne die man sich heute nichts mehr denken kann, sind im Eifischthal unbekannt, nur für die Fremden stehen im Sommer einige Hotels geöffnet. — Ueberall auf seinen Wanderungen im Eifischthal aber kann man anklopfen an diesen einfachen Hütten, bereitwilligst wird man geführt in den Weinkeller, den „Empfangssalon“ der Eifischer, und dort bewirthet mit Käse und Brod und dem feurigen Glacier. Mit letzterem wird dem Fremdling von seinem biederen Gastfreunde so zugesprochen, daß er oft diese Gastfreundschaft mit einem gehörigen Räuschlein bezahlen muß. Schon Rousseau schreibt darüber: „Wer dürfte so guten Menschen zürnen, — ich berauschte mich aus Dankbarkeit, und zahlte meine Zeche, da ich es nicht mit meinem Beutel thun durfte, — mit meiner Vernunft.“ Auch Obdach, so gut es die an Einfachheit gewöhnten Leute selbst haben, wird man bei ihnen immer finden, und zwar Alles umsonst, höchstens daß diese Bauern als Gegenerkenntlichkeit etwa um eine Cigarre bitten. Die Sprache der Anniviarden ist ein aus italienisch und französisch gemischtes Patois, das viele Aehnlichkeit mit dem Romanischen hat. Als Illustration mag der Satz dienen, mit dem ich einst von einem alten Bauern angeredet wurde, der mich offenbar für einen Einheimischen hielt: „Que ura is ti?“ was heißen sollte „Quelle heure est-il?“ Mit einigen Brocken Französisch kommt man aber überall durch. — Soviel über die Anniviarden. Es ist nicht nur das arbeitsamste und schlichteste Völklein der Alpen, sondern auch das unverdorbenste und edelste. Wie Klänge aus der Urzeit unseres Vaterlandes, die uns Tacitus geschildert, weht uns die Erzählung von diesen Bergbewohnern an, kaum kann man glauben, daß bis ans Ende des 19. Jahrhunderts sich ein ganzes Thal in demselben patriachalischen Zustande erhalten konnte, den es vor Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden gehabt hat.

Bücherbesprechungen.

— Die Zwangsvollstreckung in das bewegliche Vermögen in der Praxis des königl. Amtsgerichts I Berlin nach Entscheidungen höherer Instanzen. Herausgeg. von Amtsgerichtsrath G. Lisiecki und Gerichtsass. Dr. F. Drewes. Berlin, Franz Vahlen 1896. (179 S., Preis 3,50 ℳ, geb. 4,25 ℳ) — Das Werk, wenn auch zunächst von Interesse für den Geschäftsverkehr bei dem obengenannten Amtsgerichte, bietet doch aus der Praxis des größten Amtsgerichts, wo an sich seltenere Fälle eher einmal zur Erörterung und Entscheidung gelangen, manchen Satz, der für andere Gerichte bei der Einheitlichkeit des Zwangsvollstreckungswesens einen willkommenen Wegweiser in schwierigen Fällen abgiebt und die Erfahrung unterstützt. Die Verf. haben kritische Bemerkungen unterlassen und nur ausnahmsweise den eigenen Gebrauch des Amtsgerichts I Berlin angeführt, falls keine höhere Entscheidung dafür vorlag — obwohl auch eine solche Mittheilung in besonderen Fällen Werth gehabt hätte. Da immerhin lediglich einzelne Bestimmungen erläutert werden, manche Sätze der C.-P.-O. nach den örtlichen Verhältnissen nicht zur Erörterung kommen konnten, macht das Werk zwar keinen Commentar überflüssig, ergänzt aber einen solchen, besonders da, wo die Theorie im Stiche läßt. Wenn die Entscheidung in A. 2 zu §. 671 C.-P.-O. stets die Zustellung an den Schuldner vor der Zwangsvollstreckung

fordert, also nicht die Zustellung des Schuldners an den Gläubiger genügen läßt, so findet sie im Gesetze keine Unterstützung und hat u. A. die begründete Meinung Seuffert's (Comm. z. C.-P.-O. A. 3 zu §. 671) gegen sich. Die Entscheidungen gegen übermäßige Pfändungen S. 51 A. 1, S. 55 A. 6, S. 56 A. 7 sind dagegen bemerkenswerth. Der Ausdruck „Pfändung zum Abriß (?) eines Rohbaus" S. 128 ist wohl nicht ganz zutreffend. Das Werk selbst wird sich in der Praxis als dienlich erweisen. K—d.

— Regula fidei. Zwölf Vorträge über das älteste Glaubensbekenntniß der Christenheit von Wilh. Becker, Missionsprediger in Berlin. A. Deichert'sche Verlagsb. (G. Böhme), Leipzig. IV und 134 S. Octav. 1,80 ℳ — Der im Dienste der Judenmission stehende Verfasser hat im Frühjahr 1894 im Berliner Brudersaal diese Vorträge gehalten, die er in Gemäßheit einer an ihn gerichteten Aufforderung jetzt veröffentlicht. Mit dem Streite der letzten Jahre um das Apostolicum haben die Vorträge nichts zu thun; das mag ein Mangel sein, bringt aber auch den Vortheil hoher Gemüthsruhe für die gläubige Betrachtung mit sich. An Christen und Israeliten wenden sich die Vorträge; darin beruht ihre Eigenart und ihre Stärke: viel lehrreiche Einzelheiten bringt der Verfasser aus und für Israel bei. Und auch für die Methode ergiebt sich von daher ein beträchtlicher Gewinn, wie z. B. an der Behandlung der Worte Jesus und Christus wahrgenommen werden kann. Denn es ist doch ein erstaunlicher Uebelstand bei unserer landläufigen Lehrweise, daß diese beiden Namen schier wie deutsche Vor- und Zunamen behandelt werden, anstatt daß man Jugend und Gemeinde an so einfachen Hilfsbegriffen wie „König Albert", „Kaiser Wilhelm" sich ernstlich unterrichten ließe. Das kommt nun hier (S. 12 ff.) von vornherein in Ordnung. Die Darstellungsweise ist knapp und männlich, flott und anregend, oftmals fein und meist besonnen. Gleich vom ersten Vortrag z. B. gilt das, der jedoch nach der heidnischen Seite mehr leisten könnte. Die Bibel wird als „festester" oder „einzig sicherer Standort" (S. 7 f.) behauptet, nicht gewonnen: das dürfte der wunde Punkt des sonst recht empfehlenswerthen Büchleins sein. G. Schnedermann.

— Von der (4., vermehrten, Volks-) Ausgabe des alten, beliebten Biedermann'schen Buches: Dreißig Jahre deutscher Geschichte, mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815 bis 1840 und einer Uebersicht der ersten 25 Jahre des neuen Deutschen Reiches (Breslau und Leipzig, S. Schottländer, 1896) sind bis jetzt die Lieferungen 1—6, also die Hälfte, erschienen. Sie enthalten den gesammten ersten und den Anfang des zweiten Bandes. In diesem ersten treten die Vorzüge des ganzen Werkes, dem eine recht weite Verbreitung in breiten Volksmassen zu wünschen wäre, bekanntlich am meisten hervor. Die Zeit von 1840 bis 1850 war in des Verfassers Leben die des besten Mannesalters. Er war selbst eifriger Parlamentarier, in Frankfurt z. B. Vorsitzender der Erbkaiserpartei, und seine „Erinnerungen aus der Paulskirche" gehören noch heute zu den Büchern, welche am deutlichsten und am zuverlässigsten in die persönlichen und die sachlichen Gegensätze einführen, an denen das erste deutsche Parlament krankte. Da die beiden Bände zusammen nur 6 ℳ (die Lieferung 50 ₰) kosten, ist die Bezeichnung „Volksausgabe" im guten Sinne des Wortes wirklich berechtigt. M.-Fr.

— William Shakespeare. Von Georg Brandes. Lief. 5—10. Paris und Leipzig, Albert Langen. — Von dem Brandes'schen Werke liegen jetzt zehn Lieferungen vor, die ein vorläufiges Urtheil über das Ganze gestatten. Dasselbe stellt sich als ein sehr elegant geschriebenes Buch heraus, das man nicht ohne Genuß und Belehrung liest. Mit großem Fleiße ist Material, namentlich geschichtliches, zusammengetragen worden, so daß man einen reichen Einblick in die Zeit Shakespeare's und das Treiben damals erhält. Aus demselben ersieht man, daß das „lustige Altengland" schon oft mehr recht liederlich war, nicht blos in den niederen, auch in den höheren Kreisen, wie die vielen Hofprozesse und Skandale beweisen, so daß dem Puritonismus eine gewisse historische Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Anders stellt sich das Urtheil freilich, was die Resultate über Shakespeare's Leben anbelangt. Hier ist sehr viel unbewiesene Behauptung vorhanden, die uns auf ein Gebiet führt, auf dem man etwas Festes zuletzt nicht mehr nachweisen kann. Auch hält der Verf. die schon charakterisirte Betrachtungsweise fest, das Leben Shakespeare's zu sehr aus den Aeußerlichkeiten der Geschehnisse zu erklären, aus dem Erwerbstrieb und anderen Motiven, nicht aus dem Innerlichen. All' dies Aeußerliche erklärt aber Shakespeare's Genie noch nicht. Es scheint fast, als ob jene in die Tiefe dringende Anschauungsweise, wie sie z. B. Gervinus, Otto Ludwig u. A. dem großen Britten zu Theil werden ließen, ganz verloren gegangen wäre. Alles geht in die Breite! An haltlosen Bemerkungen findet sich Viel vor. So schließt Brandes z. B. seine Ausführungen über König Lear mit folgenden Worten: „Zur Nachtzeit an seinem Kamine sitzend hat Shakespeare in dem Prasseln des Gewitters an die Fensterscheiben und in dem Heulen des Windes durch den Schornstein alle diese fürchterlichen Stimmen wie in einer Fuge contrapunktartig ineinander greifen hören und darin den Nothschrei der leidenden Menschheit erkannt." Was soll man damit anfangen? J. R.

— Gedichte von Johanna Ambrosius. Herausgegeben von Karl Schrattenthal. 25. Auflage. Mit Porträt und Abbildung des Wohnhauses der Dichterin. Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann (Ferd. Beyer's Buchhandlung). 1896. — Ein freundliches Geschick waltet über der Dichterin, nachdem sie einmal aus der Verborgenheit hervorgezogen worden ist. Ihr: „Wie bald, wie bald werd' ich vergessen sein!" erfüllt sich nicht. In 14 Monaten sind 25 Auflagen ihrer Gedichte erschienen. Aber sie verdient es auch. Hat sie doch der feinsinnige Herman Grimm in die gleiche Sippe mit Homer, Shakespeare und Goethe gestellt. Das zu bemerken, genügt wohl, um die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit von Neuem wieder auf dieses ungewöhnliche Talent hinzulenken. Im Uebrigen können wir wohl auf das schon in der Nummer vom 16. Januar dieses Blattes über sie Gesagte verweisen. Th. U.

— Meyer's Volksbücher, Technische Aufsätze I von Franz Bendt. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Preis 10 ₰. — Die vorliegende Lieferung bespricht die Elektrochemie, die Accumulatoren, die elektrische Kraftübertragung und ihre Methoden, dann die elektrischen Bahnen, die jetzt gerade in Leipzig in Jedermanns Mund sind. Der Zeitpunkt der Herausgabe dieser Lieferung ist speciell für Leipzig günstig gewählt, da gewiß jeder Einwohner Leipzigs darüber belehrt sein will, was das über die Straßen der Stadt gespannte Drahtnetz zu leisten hat, wenn in den nächsten Tagen die elektrische Eisenbahn hier eröffnet wird. Kl.

— Die Elektricität. Eine kurze und verständliche Darstellung der Grundgesetze sowie der Anwendung der Elektricität zur Kraftübertragung, Beleuchtung, Elektrometallurgie, Galvanoplastik, Telegraphie, Telephonie und im Signalwesen. Fünfte Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Dr. Alfred Ritter v. Urbanitzky. Mit 162 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag, 1896. Geb. 1,50 ℳ — Das vorliegende, 10 Bogen umfassende Buch ist ursprünglich von Th. Schwartze, E. Japing und A. Wilke bearbeitet worden. Die späteren Neuauflagen und auch diese fünfte sind von A. v. Urbanitzky besorgt, der auf dem Gebiet der Elektrotechnik sich einen geachteten Namen erworben hat. Wie schon das Titelblatt besagt, enthält das kleine Buch Alles, was in dieses Gebiet gehört; es wendet sich zunächst an die Leser, die der Elektrotechnik ferner stehen, aber das lebhafte Verlangen haben, über die neue Culturmacht belehrt zu werden. Solchen Lesern kann dieses Buch, das sich durch eine klare und elegante Darstellung auszeichnet, warm empfohlen werden. Die zahlreichen schönen Abbildungen tragen ganz wesentlich zum Verständniß der vorgetragenen Lehren bei. Tr.

— Taktisches Notizbuch. Von Frhrn. v. Maltzahn, Premierlieutenant im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälisches) Nr. 15. ℳ 1,50. Berlin 1896. E. S. Mittler und Sohn. — In der Einführung des Notizbuches wird ausgesprochen, daß der erste Theil desselben dem Truppenführer dasjenige Handwerkszeug an Notizen und Zahlen bieten soll, dessen er in Praxis und Theorie nothwendig bedarf. Die Kenntniß der allgemeinen Grundsätze unserer Dienstvorschriften ist vorausgesetzt. Für Vervollständigungen, welche der Einzelne in seinem Wirkungskreise nöthig findet, ist Raum gelassen. Der zweite Theil enthält leicht zu erneuerndes Notizpapier und einen Tagesbedarf an Meldekarten. Das Notizbuch, welches sehr dauerhaft ausgestattet und übersichtlich zusammengestellt ist, kann als höchst praktisch den Officieren zu Felddienstübungen, Manövern, zum Kriegsspiel und zu Uebungsritten warm empfohlen werden. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 45. Dienstag, den 14. April. 1896.

Aus dem Weltreisetagebuche des Erzherzogs Franz Ferdinand.

Vor einigen Jahren machte der russische Thronfolger seine Reise um die Welt und bald darauf ist der voraussichtliche Erbe der habsburgischen Monarchie, Erzherzog Franz Ferdinand, gefolgt. Nach dem Tode des Kronprinzen Rudolf begann Erzherzog Franz Ferdinand, der älteste Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig, des ältesten Bruders von Kaiser Franz Josef I., die Würden des Thronfolgers zu übernehmen. Er bereiste zuerst die europäischen Höfe und schiffte sich Ende 1892 auf dem Torpedo-Rammkreuzer „Kaiserin Elisabeth" zu seiner Weltreise in Triest ein. Die Fahrt ging durch den Suezcanal und das Rothe Meer zuerst nach Ceylon. Nach Besuch aller größeren Städte, wichtigeren Orte und interessanteren Gegenden Indiens fuhr der Erzherzog nach Singapore weiter, besuchte die Insel Java und setzte dann die Fahrt nach Australien fort, wo längerer Aufenthalt genommen wurde. Man nahm die Rückreise über den Großen Ocean und besichtigte zuletzt die Ausstellung von Chicago. Ende 1893 hatte Erzherzog Franz Ferdinand seine Weltreise beendet. In der jüngsten Zeit wurden allerlei bedenkliche Meldungen über seinen Gesundheitszustand verbreitet. Schon als er die Weltreise antrat, sprach man von seinem Brustleiden. Er habe die Seereise auf ärztlichen Rath unternommen, damit sich in der Seeluft seine Brust kräftige. Im Herbst 1895 war er von seinem militärischen Posten zurückgetreten, hatte eine Zeit lang auf dem Mendelgebirge bei Bozen zur Erholung geweilt und sich Ende 1895 nach Aegypten begeben, um dem nordischen Winter auszuweichen. Seither hat man ihn wiederholt todtgesagt, indeß fälschlich. Erfreulicherweise soll sich nach Berichten halbamtlicher Blätter sein Befinden gebessert haben, und im Laufe des Frühjahrs wird er voraussichtlich wieder in sein Vaterland zurückkehren können. Erzherzog Franz Ferdinand ist ein liebenswürdiger Prinz. Wer das schöne Werk „Tagebuch meiner Reise um die Erde 1892—93", ein stattlicher Band von 574 Seiten mit Illustrationen und Karten (Wien 1895, Alfred Hölder I.) zur Hand nimmt, wird ihm aufrichtige Sympathien zuwenden. Zwar verschweigt es seinen Namen, aber es zeigt auf dem Umschlage seine Initialen mit der kaiserlichen Krone und trägt auch im Innern das Gepräge seiner lebensfrohen Persönlichkeit. Mag er dabei auch vortreffliche Mitarbeiter gehabt haben, so ist doch dieses Werk ein schönes Zeugniß seines Lebens und Strebens. Was er gesehen, erfahren, genossen, gefühlt und gedacht, in diesem Werke theilt er es mit nicht nur seinen Verwandten, sondern allen Gleichgesinnten, die ihm für diese Gabe aufrichtig dankbar sind. Man kann nur wünschen, daß sein Beispiel Nachfolger finden möge. Einige Proben veranlassen vielleicht manche unserer Freunde, dieses frisch und fesselnd geschriebene Werk selbst in die Hand zu nehmen, das beiläufig von besonderem Werth ist für Diejenigen, welche sich für exotische Jagden interessiren.

Auf Ceylon. Auf einem Jagdausflug im Innern von Ceylon, 108 km von Colombo, besuchte Erzherzog Ferdinand den berühmten Buddhatempel auf dem kegelförmigen Felsen Dambul. „Am Fuße des Felsens," so schreibt er in seinem Tagebuch, „empfing uns der angesehenste Edle der Gegend, gefolgt von seiner mit Spießen bewaffneten Leibgarde. Da der Aufstieg zum Tempel ziemlich lang und steil ist, so trugen uns je acht Singhalesen in kleinen, auf Stangen befestigten Sesseln den Hang hinan, wobei die armen Teufel gewaltig schwitzten und schnoben, aber bei der tropischen Hitze mußte mein Egoismus größer sein als mein Mitleid, und so schwankte ich behaglich bis zur Pforte des Tempels empor, der seines hohen Alters und seiner eigenthümlichen Bauart wegen höchst beachtenswerth ist. Fünf bedeutende Höhlen mit ganz kleinen Eingängen sind hier von Menschenhand in den Felsen gehauen und dienen als Tempel des Buddha. Sein Bildniß und die Episoden seines Lebenslaufes finden daselbst in unzähligen Varianten Wiedergabe. Beim Eintritt in diese Tempelhöhlen sieht man dem Eingange gegenüber unter einem baldachinartigen Vorbaue Statuen Buddha's, welche ihn theils in aufrechter Stellung als lehrenden Gott, theils sitzend, die Hände im Schooß gefaltet, als Sinnbild der Beschaulichkeit darstellen. Das Antlitz des Gottes, das nichts weniger als Intelligenz ausdrückt, und seine Extremitäten sind auf sämmtlichen Bildwerken mit grellgelber Farbe bestrichen, während die Gewandung in bunten Farben spielt. In einer dritten Stellung, nämlich in liegender, kommt Buddha im Höhlentempel von Dambul fünfmal vor. Diese Bildwerke sind aus dem Felsen gehauen, je 20 m lang und 3 m hoch und gleichen weit mehr großen Walfischen, als dem Ebenbilde seines Gottes. Rings um diese Nachbildungen erhebt sich auf Sockeln eine ganze Reihe sitzender Buddhas in überlebensgroßer Ausdehnung, theils aus Stein, theils aus gebranntem Lehm geformt. Die Wände und die Decken der Höhlen sind mit äußerst originellen Malereien bedeckt, welche größtentheils das Leben Buddha's zum Vorwurf haben und infolge sinnreicher Anlage und Vertheilung der Farben, sowie vermöge einiger eingezeichneter Falten den Eindruck eines großen, hängenden Teppichs machen. Außer den Statuen Buddha's sahen wir in den Tempeln auch noch solche des indischen Königs Râma, des sagenhaften Eroberers von Ceylon. Mystisches Dunkel herrscht in diesen sechshundert Jahre alten Räumen, da nur von einzelnen schönen, bronzenen Leuchtern herab, deren Verzierung große Pfauen aufweist, dürftiges Licht erstrahlt, während weiße Blumen, Temple flowers, die rings um die Tempel üppig gedeihen und deren Anpflanzung einem indischen König zugeschrieben wird, betäubenden Geruch verbreiten. Eine Anzahl Bonzen erzählte uns — natürlich in singhalesischer Sprache — offenbar höchst interessante Dinge, von denen wir aber nichts verstanden, worauf zum Schlusse die sehr verständliche Pantomime der Bitte um Bakschisch folgte." — Interessant ist auch die Schilderung, die Erzherzog Ferdinand von den Vertretern der einheimischen Aristokratie auf Ceylon entwirft, welche sich anläßlich seiner Anwesenheit versammelt hatten, um ihm vorgestellt zu werden. „Die Costüme dieser würdigen, langbebärteten Männer sind höchst originell: auf dem Kopfe tragen sie einen vier- oder sechseckigen, flachen rothen Hut, auf dem eine edelsteinbesetzte Agraffe zittert; der Oberleib ist mit einem golddurchwirkten Jäckchen bekleidet; auf der Brust hängen an goldenen Ketten verschiedene Amulette und Ehrenzeichen, oft reich mit Brillanten besetzt. Unter diesen Schmucksachen fiel mir insbesondere ein durchaus ganz mit Rubinen und Smaragden gezierter fliegender Adler auf, der von einem Minister des letzten Königs stammen soll. In einem breiten Gürtel steckten Messer mit reich ciselirten Klingen. Das Merkwürdigste bei der Kleidung aber ist die Art und Weise, die unteren Extremitäten zu bedecken. Zunächst sind dieselben mit engen, weißen, bei den Knöcheln endigenden Hosen bekleidet, über welche beiläufig 54 m Musselin gewickelt werden — eine Arbeit, zu der ungefähr zwei Stunden nothwendig sind. Dieses gewiß seltsame Costüm verleiht seinen Trägern das höchst komische Aussehen wandelnder Birnen." — Bekanntlich tragen in Oesterreich die Generale einen wallenden grünen Federbusch. Sehr erheiternd erzählt Erzherzog Ferdinand von seinem Einzug in Colombo, wo sie von einer zahllosen Menschenmenge — Engländer, Singhalesen, Inder, Afghanen, Malayen bunt durcheinandergewürfelt — durch Tücherschwenken und unarticulirte Laute begrüßt wurden. „Insbesondere," so erzählt der Erzherzog, „schien

mein wallender grüner Federbusch die freudige Neugier der versammelten singhalesischen Jugend zu erregen, da die Herren Buben von Colombo unaufhörlich schreiend und lebhaft gesticulirend mit den Fingern nach ihm wiesen."

Bei dem Nisam von Haidarabad. Seiner Macht wie seinem Range nach ist der Nisam von Haidarabad noch immer der erste unter den Vasallenfürsten Indiens. Der Nisam ist 28 Jahre alt, von kleiner hagerer Gestalt, trägt schwarzen spärlichen Vollbart und lange bis zur Schulter reichende Haare. Seine Gesichtsfarbe ist gelblich, die kleinen Augen blicken klug. Er kleidet sich stets europäisch, zumeist trägt er einen schwarzen Gehrock. Das Einzige, was er von seiner heimathlichen Tracht bewahrt, ist eine turbanartige Mütze aus gelbem Zeuge mit goldenen Quasten. Diese Kopfbedeckung legt er nie ab. Mittags wurde bei dem englischen Residenten ein Frühstück eingenommen. „Der Nisam," so erzählt Erzherzog Franz Ferdinand, „ließ beinahe dreiviertel Stunden auf sich warten, erschien endlich in seinem gelben Galawagen und brachte viele Entschuldigungsgründe vor. Dem Galawagen folgte in einiger Entfernung ein ganz geschlossenes fensterloses Wägelchen, welches ungefähr die Form unserer Wiener Postpacketwagen hatte. Auf mein wiederholtes Fragen wurde mir der Bescheid zu Theil, daß in diesem Gefährte sich Damen aus dem Harem befänden, sowie eingekühlter Champagner enthalten sei. Seine Hoheit scheint Wein und Weib, als Mittel zur Verschönerung des Lebens, nie entbehren zu können. Denn der ominöse Wagen begleitete den Nisam auch während der Fahrt nach Golkonda, die wir Nachmittags unternahmen. Der beliebte Hofphotograph des Nisams hatte diesen bewogen, sich mit mir zum Zwecke einer photographischen Aufnahme bei ihm einzufinden, und so ritten wir denn unmittelbar nach beendeter Parade, begleitet von einer johlenden und schreienden Schaar Eingeborener, zu seinem Atelier. Der unermüdliche Künstler besitzt ein eigenes schönes Haus und scheint am Hofe des Nisams eine hervorragende Stellung einzunehmen, da er überall zu sehen ist und der Nisam sich sehr oft zu ihm begiebt, um sich unzählige Male photographiren zu lassen. Die unabweisliche Nothwendigkeit, jeden Augenblick einem Photographen als Object dienen zu müssen, scheint ein in Indien grassirendes Uebel zu sein. Einer der Herren meiner Suite hatte das Tintenzeug in Empfang genommen und in seiner Tasche verwahrt. Der Minister des Nisams, welcher diesen Vorgang beobachtet hatte, machte — in offenbarer vielleicht wegen Unkenntniß orientalischer Gebräuche entschuldbarer Mißdeutung desselben — Wurmbrand sofort und nachdrücklichst aufmerksam, daß das Tintenzeug bereits in einer fremden Tasche verschwunden sei."

Indiens Sommerfrische. Infolge seiner hohen Lage und seines herrlichen Klimas ist Dardschiling der beliebteste Sommeraufenthalt in Indien. Von der Milde des Klimas, welches jenem Merans ungefähr gleichkommt, liefert der Umstand Zeugniß, daß in diesem gesegneten Landstrich die Theecultur noch bis zu 2000 m empor, der Obstbau noch in der Höhe von nahezu 3000 m und der Getreidebau noch über 3000 m hinaus möglich ist. Das Städtchen besteht außer einem kleinen Eingeborenen-Viertel mit reichem Bazar größtentheils aus Villen, Hotels und öffentlichen Gebäuden, besonders Sanatorien und Spitälern, die im Sommer von Europäern, vornehmlich aus Calcutta, überfüllt sind. An einem Abhange des Dschillapater, eines Kammes der Hauptkette des Himalaya, gelegen, blickt Dardschiling gegen Norden auf den Gebirgsstock des Kantschindschinga, während in den anderen Weltgegenden das Auge über die zahllosen Bergrücken, Kuppen und grünen Thäler des mächtigen Gebirges streift.

An den Ufern des Ganges. Wer aus der majestätischen Ruhe der Alpenwelt unmittelbar nach Benares gelangt, glaubt sich in ein Tollhaus versetzt. Götter und Menschen; Religion und Wahnsinn; Mysticismus und Aberglaube; Askese und Ueppigkeit; Anklänge an tiefere Wahrheiten und Verleugnung des gesunden Menschenverstandes; fromme Beter und verrückte Fakire; brennende Hindus und tanzende Bajaderen: dieses Alles in hunderterlei Formen und Gestalten am Flusse gruppirt, in den Straßen der Stadt sich beengend, drängend, schiebend, stoßend, treibend — vereinigt sich zu einem Strudel und Wirbel, welcher den in sprachlosem Erstaunen starrenden Fremdling mitzureißen droht. Allmälig nur gelingt es, sich angesichts der unheimlichen Größe menschlicher Verirrung und der ansteckenden Macht der Raserei zu sammeln, zu betrachten und zu denken. Benares, die heilige Stadt der Hindus, der größte, alljährlich von einigen hunderttausend Pilgern besuchte Wallfahrtsort Indiens, liegt am linken, dem nördlichen, Ufer des heiligen Ganges, und erstreckt sich — 222 000 Seelen fassend — über einen weiten Raum, der hauptsächlich von Tempeln, Moscheen und den Palästen indischer Fürsten erfüllt wird. Man zählt hier neben anderen religiösen Gebäuden 1454 Hindutempel und 572 Moscheen. Oberhalb des Stromufers erhebt sich eine Reihe von Palästen, welche indische Fürsten, so die Maharadschas von Nepal, Dschaipur (Jeypore) u. s. w. hier zur Unterbringung der aus ihren Staaten alljährlich in großer Zahl herbeiziehenden Pilger erbaut haben. Typisch sind die mit Galerien geschmückten Fronten, deren jede von zwei massiven Eckthürmchen flankirt ist. Zwischen diesen Palästen erheben sich allenthalben Hindutempel, theils wohlerhalten, theils ruinenhaft. Von der fortlaufenden Reihe der Gebäude führen überall große steinerne Freitreppen (Ghâts) bis zum Wasserspiegel hinab. Auf diesen entwickelt sich namentlich des Morgens ein Leben und Treiben, das Anfangs auf den Beschauer verblüffend wirkt und jeder Beschreibung zu spotten scheint. Hier strömen alle Pilger und der größte Theil der Einwohner von Benares zusammen, um im heiligen Flusse zu baden und so Befreiung von allen Sünden zu erlangen; hier pulsirt das religiöse Leben, Denken, Empfinden und Trachten der Hindus; hier wird Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung religiöser Pflichten zu krassem Fanatismus, Indolenz zur Begeisterung. Laien und Priester, Männer und Frauen jeden Alters, Jünglinge, Mädchen und Kinder drängen sich in hellen Schaaren zum Bade. Dort taucht ein armer Greis mit schneeweißen Haaren vor Kälte zitternd in die Fluthen, hier nimmt eine Anzahl von Brahmanen das reinigende Bad; ein steinaltes Großmütterchen naht, geführt von dem Enkelkinde, dem Flusse; weiterhin baden zahlreiche junge Mädchen, deren Heiterkeit im Glauben nicht erstickt; zappelnde kreischende Kinder werden von den Eltern mit Wasser übergossen oder in die schlammige Brühe getaucht. Ueberall aber herrscht der größte Anstand, auch im Wasser werden die lichten Leinwandkleider nicht abgelegt. Die Badenden trinken von dem ekeln Wasser, welchem dank Schiwa's Gnade die Kraft innewohnt, den sterblichen Menschen von seinen Sünden zu reinigen, und opfern Blumen und Reis oder andere Erzeugnisse des Bodens. Besonders feierlich vollziehen die Brahmanen die heilige Handlung, indem sie der Sonne einen Blick zuwerfen, Gebete murmeln und unter den eigenthümlichsten Ceremonien ihre Opfer darbringen. Pilger nehmen in großen Kupfergefäßen das wunderthätige Wasser des Ganges, das auch in alle Theile des Landes verschickt wird, nach Hause mit. In ganz Benares sieht man Träger dieses heiligen Nasses durch die Straßen eilen. — Mitten unter all den Badeplätzen liegen die Verbrennungsstätten, an welche täglich zahlreiche Hindu-Leichen überantwortet werden. Es gilt als der Gottheit besonders wohlgefällig, ja als Bürgschaft für den Eintritt in den Himmel, am Ufer des Ganges zu Asche zu werden oder gar daselbst das Zeitliche zu segnen, aus welchem Grunde sich auch viele Sterbende von ihren Verwandten selbst aus weiter Ferne zum heiligen Strome bringen lassen, um angesichts seiner rauschenden Fluthen den letzten Seufzer zu thun. Tritt der Tod des Sterbenden nicht bald ein, so beschleunigen wohl häufig genug die zärtlichen Verwandten künstlich sein Ende, um baldmöglichst wieder in die Heimath zurückkehren zu können. In landesüblicher pietätloser Weise wird mit den Leichen umgegangen, da dieselben vorerst unter freiem Himmel rasirt und gewaschen, dann auf den Holzstoß gelegt und rasch verbrannt werden, wobei die Angehörigen stumm und theilnahmlos verharren. Endlich wirft man die letzten Ueberreste der Todten in den Ganges, knapp an den Stellen, wo ungeachtet der schwimmenden Leichentheile Menschen baden und das trübe Wasser schlürfen. Geier, Raben und Hunde raufen gierig um manchen halbverkohlten Knochen. Lange blickte ich in dieses Treiben, als müßte ich mich vergewissern, daß ich so Scheußliches wirklich schaue und nicht blos träume — dann wandte ich mich mit Ekel, ja mit Unwillen von dem grausigen, der Menschenwürde Hohn sprechenden Schauspiel ab. — Der Goldene Tempel, über den wir von einem gegenüberliegenden Balkone einen guten Ueberblick genossen, ist vor ungefähr zweihundert Jahren ganz aus rothem Sandstein erbaut und die Vergoldung des kegelförmigen Daches auf Kosten Maharadscha Randschit Singh's von Lahore ausgeführt worden. Dieser Schmuck hat dem Tempel den Beinamen des „Goldenen" verliehen. Innerhalb und außerhalb desselben, eines wahren Pandämoniums religiöser Ekstase, treibt das Leben der Pilger die höchsten Wogen. Vollständiger Schiffbruch der menschlichen Vernunft zeigt sich, wenn man hier einen Blick auf das Gebahren der Gläubigen wirft.

Obwohl sonst der Eintritt für Andersgläubige strengstens verboten ist, drangen wir doch, geleitet von einem reichlich mit Bakschisch versehenen Brahmanen, soweit ein, als es die drohende Haltung der Pilger nur immer gestattete. Was ich gesehen, genügte, um mir ein getreues Bild von dem Innern des größten und heiligsten Tempels der Hindus, von der Nacht des Irrwahns zu machen, welche jene umfängt. Das Hauptidol, in herrlicher, reicher Umfassung, ist das Sinnbild schaffender Kraft, ein Lingam, umtanzt von einer fanatischen Menge von Bettlern, Männern und Weibern, welche das Symbol rastlos bekränzen, bespritzen und salben. Dazwischen tönen Glocken, an welche die Gläubigen schlagen, watend zwischen zertretenen Blumen, Gangeswasser und Excrementen heiliger Kühe. Um das Hauptidol ist ein förmliches Museum anderer Bildnisse und Götteridole gereiht, deren jedes seine Anbeter hat, die schreiend und lärmend ihre Andacht verrichten. Obgleich mir nur ein Aufenthalt von wenigen Minuten in diesem Raume vergönnt war, fühlte ich mich doch durch das plötzliche Einstürmen so ungeahnter Eindrücke wie von Schwindel erfaßt. Ins Freie gelangt, athmete ich tief auf. Die Umgebung des Tempels ist von einer Unzahl bejammernswerther, ekelhafter, verkrüppelter, mit Aussatz behafteter Bettler und Bettlerinnen belagert, welche das öffentliche Mitleid anrufen. Noch grauenhafter, wenn möglich, ist der in der Nähe liegende Tempel Annapurna's, der „nahrungsspendenden" Göttin. Ringsum stehen Kühe, welche von den Gläubigen als so heilig betrachtet werden, daß diese, um sich von allen Sünden zu reinigen, ein Gemisch sämmtlicher Provenienzen der Tempelkühe schlucken. Wohl der entsetzlichste Ausbruch fieberhaften Wahnsinns! Welch' schreiender schmerzlicher Widerspruch — auch hier schöne Architektur, das Zeugniß blühenden menschlichen Geistes, als Umrahmung von Schmutz, Unrath, Wahnsinn. In der Mitte des Tempels, auf einer Art Postament, befindet sich ein fürsorglich vorbereitetes Bett, das sogar mit Moscitonetzen umgeben ist, und welches, dem Glauben der Hindus nach, allnächtlich von Wischnu's Gemahlin, der Göttin Lakschmi, aufgesucht wird, um hier der Ruhe zu pflegen.

Rückblicke. Wie in einem Wandeldiorama Bild um Bild an dem Beschauer vorüberzieht, so tauchen alle Eindrücke, die ich empfangen, die jene wachgerufen, vor mir auf. Von der Entfernungen verschlingenden Locomotive gezogen, durcheile ich die halbe indische Ebene, klimme ich dort, wo früher wohl nur Saumthiere und Träger unter Lasten seufzend aufwärts geklettert sind, steile Bergesabhänge empor; ich wandle umher in den glänzenden, gewühlerfüllten Straßen Bombays und Calcuttas, mächtiger Emporien des Handels, die in ihrer heutigen Gestaltung einem alten Stamme aufgepfropften, üppige Früchte tragenden Reisern gleichen. All die anderen Städte, die ich besucht, durchwandere ich unter den kriegerischen und den künstlerischen Bauten, den zum Theile schon ruinenhaften Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit. In kostbarem Juwelenschmucke strahlend, erscheinen, geführt vom Nisam von Haidarabad, die Mahârâdschas und Râdschas, an deren Höfe ich geweilt und deren Paläste ich besucht. Ferne im Hintergrunde tauchen die großen historischen Gestalten der Mogulen auf, welche der Geschichte Indiens bleibende, mit Staunen und Scheu erfüllte Spuren aufgeprägt, der Nachwelt künstlerische Schätze in wunderbaren Bauwerken überliefert haben. Diesen Gewaltmenschen sehe ich ihre Heere, in bunter farbenprächtiger Gewandung und mit phantastischen Waffen bewehrt, zum blutigen Streite folgen. Unter klingendem Spiel marschiren vor mir zur Parade englische und eingeborene Truppen, moderner Nüchternheit entsprechend uniformirt und mit Hinterladern ausgerüstet. Festliche Empfänge und Aufzüge, in welchen mit ungeschwächter Kraft die Vorliebe des Orients für Farbenwirkung und prächtige Schaustellung pulsirt, entwickeln sich, umrahmt von malerischer Staffage und fremdartiger Scenerie, rings um mich her. Im Kreise der liebgewordenen Gefährten ziehe ich in dem von aller Cultur noch so ferne liegenden Nepal aus zur Jagd. Hochzeits- und Leichenzüge wandeln an mir vorbei. Der Rauch verbrannter Hindus steigt zum Himmel empor, während die Fluthen des heiligen Ganges eine feierliche Klage über menschlichen Irrwahn rauschen, der Jahrtausende überdauert. In düsteren Tempeln sehe ich Menschen als Opfer fallen und es dünkt mich, als hörte ich den letzten, entsetzlichen Schrei eines armen, dem Flammentode geweihten Weibes . . . So fließt, indem ich der in Indien verbrachten Zeit nachsinne, Wahrheit und Dichtung, Gegenwart und Vergangenheit fast unterscheidungslos ineinander. — Indien wird oft genug ein Land der Wunder genannt; ich möchte es vielmehr ein Land der Räthsel heißen und die Berechtigung hierfür in den Gegensätzen erblicken, die allenthalben in reicher Fülle ohne Vermittelung nebeneinander liegen und, sofern sie sich der befriedigenden Erklärung nicht gänzlich entziehen, derselben doch Schwierigkeiten bereiten und jedenfalls von überraschender befremdender Wirkung sind. Auf den Ankömmling stürmen anfänglich so massenhafte Eindrücke geradezu sinnverwirrend ein, daß er sich versucht fühlt, sich derselben zu erwehren, bis er lernt, sie zu beherrschen und richtig zu beurtheilen. Der oberflächliche Beobachter läuft Gefahr, sich durch eine gewisse Gleichförmigkeit der Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten täuschen zu lassen — und doch, welch' unerschöpflicher Reichthum von Mannigfaltigkeit tritt Jenem entgegen, der zu schauen, zu erfassen versteht! — Das Land selbst trägt den Stempel einerseits monotoner und andererseits doch überaus wirksam contrastirender Gestaltung an sich. Weithin, schier endlos dehnen sich Ebenen aus, um ihre Grenzen am Fuße des mächtigsten Bergriesen dieser Erde zu finden. Wo Hügelland die Flucht der Ebenen durchbricht, ragen meist kahle, steinige, von niedrigem Dornengebüsche bedeckte Hänge auf, doch findet sich auch hügeliges Gelände, welches dem Blicke anmuthige, selbst wirklich schöne Bilder darbietet. Heiß, trocken, dürr, den Charakter der Wüste an sich tragend, liegt hier die Landschaft vor uns, dort ist sie von unzähligen Wasseradern, Flüssen und mächtigen Strömen durchzogen, in deren Gebieten sich üppig grünende Vegetation entfaltet und Culturgewächse aller Arten gedeihen. An Gegenden, die nach dem Charakter der Flora die Kraft des tropischen Klimas nicht ahnen lassen, schließen sich Gefilde an, welche im üppigsten tropischen Schmucke prangen. Auf ganze Landstriche, die des landschaftlichen Reizes völlig entbehren, folgen solche, welche dem verwöhntesten Naturfreunde Bewunderung und Entzücken abringen. In letzterer Hinsicht bezeichne ich als Perle Indiens, soweit ich in der Lage war, mir selbst ein Urtheil zu bilden, das Himâlaya-Gebiet, wohin Derjenige seine Schritte lenken möge, der im Naturgenusse zu schwelgen gedenkt und der in anderen Theilen des von mir durchreisten Indiens geringe und seltene Befriedigung finden wird. Weite Strecken Landes scheinen öde und unbewohnt, jeder menschlichen Niederlassung bar; dann drängen sich Ortschaften und Städte auf engbegrenztem Raum. In der Unzahl von Städten, welche in den von unserer Reiseroute durchzogenen Landstrichen gesäet sind — wir haben dieser Ansiedlungen eine stattliche Anzahl gesehen und dürfen hiervon auf andere schließen — ist wohl auch nicht eine, welche nicht der anderen gliche, aber auch keine, welche nicht durch ein ganz eigenartiges Gepräge von allen anderen scharf abstäche. — In so manchen Gebieten Indiens glaubt man tagelang wandern zu können, ohne auch nur einem Menschen zu begegnen, während an vielen anderen Stellen die Dichtigkeit der Bevölkerung einen geradezu unglaublichen Grad erreicht hat. Nicht weniger schwer ist die zahllose Menge von Bevölkerungselementen begreiflich, welche Indien in dem denkbarsten Kunterbunt des Nebeneinander birgt und die, in so mancher Beziehung ausgeglichen und nivellirt, doch in vielfacher Hinsicht in scharfem Contraste zu einander stehen. Am auffallendsten war mir der Gegensatz zwischen den eher weich, weniger thatkräftig, unentschlossen erscheinenden anderen Hindus und den Râdschputen, sowie den Ghurkas, die — groß, kräftig und schön gebaut — in ihrem ganzen Wesen kriegerische Vergangenheit, soldatischen Sinn und Energie bezeugen. In verblüffender Untermengung finden sich zahllose Religionen und sectenartige Abzweigungen derselben, so das Christenthum mit seinen verschiedenen Bekenntnissen, der Brahmanismus, der Buddhismus, der Islam und viele andere Lehren. Hart neben den zartesten Blüthen, welche religiöses Leben getrieben, erhält sich roher Fetischismus, gedeihen wahrhafte Ausgeburten religiöser Verirrungen, wie die auf offener Straße ihr Unwesen treibenden Fakire, die ekelerregenden obscönen Riten und Gebräuche, welche wir in Tempeln geschaut, der helle Wahnwitz, dem wir in Benâres begegnet sind. Großartige Werke und Unternehmungen, welche von tief religiösem Sinne, von wahrer Menschenliebe zeugen, lassen alle edlen Saiten in uns erklingen, während uns ein brutaler Mangel an jeglicher Pietät dort, wo Todte verbrannt und halbverkohlt ins Wasser geworfen werden, schaudern macht, und uns unbezwinglicher Widerwille befällt, wenn wir die Räume betreten, in welchen bresthafte und sieche Thiere das Ende ihres Daseins abwarten. Das Erhabene und das Gemeine, das Schöne und das Häßliche, das Ernste und

das Lächerliche stoßen in Indiens weiten Gauen überall hart aneinander. Millionen der Bevölkerung Indiens verbringen ihr Leben in einer Armuth und Dürftigkeit, welche jeder Menschenwürde Hohn sprechen, welche das Maß des von uns für möglich Gehaltenen weit übertreffen. In jämmerlichen Laubhütten kommen, vegetiren und vergehen Generationen von Menschen, deren Elend um so crasser erscheint, als es sich von den Ueberresten ehemaliger Pracht und Herrlichkeit, von dem glänzenden, üppigen Reichthum abhebt, der an den Höfen und Sitzen der Maharädschas und Radschas herrscht. — Großbritannien hat im Laufe der Zeiten durch beharrliche Arbeit die Rinnsale gegraben und die Schleusen aufgezogen, aus welchen sich die Civilisation des Westens über Indien ergießt. Aber diese ist doch wie Oel, das auf dem Wasser schwimmt, nicht in die Tiefe desselben dringt, sich mit diesem nicht mischt. Die große Masse des Volkes in Indien lebt noch ganz auf der Stufe der Cultur, welche es vor Jahrhunderten erklommen und mit zäher Ausdauer festgehalten hat. Noch heute werden in den Werkstätten der Kunstindustrie jene Erzeugnisse, die auf den Märkten Europas wohlbekannt sind und die Bewunderung der Sachverständigen erwecken, in der primitiven Weise hergestellt, welche den Altvordern vertraut war, und mit dem einfachen, durch eine eiserne Spitze bewehrten Gabelholze, wie es schon in altersgrauen Zeiten als Pflug im Gebrauche gewesen sein mag, wird auch heute noch der Boden durchfurcht, damit indischer Weizen auf dem Weltmarkte dem europäischen, mühsam genug mit dem Dampfpflug erarbeiteten Producte Concurrenz bereite. — Unter all den räthselhaften Erscheinungen in Indien macht wohl keine größeren Eindruck als jene, daß England im Stande ist, die nahezu 300 Millionen zählende Bevölkerung in Botmäßigkeit zu erhalten — und eine Botmäßigkeit ist es, in der ganz Indien England gegenüber erscheint, mögen Indiens einzelne Theile sich einer größeren oder geringeren relativen Selbständigkeit erfreuen oder auch nur in den britischen Interessenkreis einbezogen sein. Diese Erscheinung ist um so frappanter, als ja in Indien Englands Machtgebot nur durch eine geringe Zahl seiner Söhne, durch verschwindende Streitkräfte zum Ausdrucke gebracht wird. Welches Schicksal immer dem heutigen Britisch-Indien beschieden sein mag, so gereicht doch die Thatsache, daß England seine Herrschaft daselbst zu begründen, zu behaupten und auszustalten vermocht hat, nicht allein dem englischen Nationalcharakter zum Ruhme, sondern liefert auch ein Zeugniß für die Ueberlegenheit der westlichen Cultur. — Indien ist unstreitig eine Zierde der britischen Krone und deshalb muß England um diesen Besitz auch wie um eine Kostbarkeit besorgt sein. Indem es sich Indiens freut, muß England zittern und vorbauen. Mag sein, daß erfahrene Continental- und Colonialpolitiker in dem Gedanken einer Imperial Confederation, eines engeren Zusammenschlusses der britischen Colonien untereinander und mit dem Mutterlande ein nicht zu verwirklichendes Traumgebilde sehen — ich erlaube mir dafür zu halten, daß hierin nur die Einrenkung der über den Erdball verstreuten Glieder eines Ganzen zu einem Organismus erblickt werden könnte, welcher es England möglich machen würde, seine Machtstellung nachdrücklicher zu behaupten, als es bei dem jetzigen Zustande einer doch nur sehr losen Aggregation der Bestandtheile der Fall ist.

Bücherbesprechungen.

— **Katechismus des deutschen Heerwesens.** Zweite Auflage. Vollständig neu bearbeitet von **Moritz Exner**, Oberstlieutenant z. D. und Vorstand des K. S. Kriegs-Archivs. Mit 7 in den Text gedruckten Abbildungen. 3 ℳ. Leipzig, J. J. Weber, 1896. — Das mit Inhaltsverzeichniß, Sachregister, Anhang, letzterer enthaltend die Nachweisung des pensionsfähigen Diensteinkommens und der Pensionsbeiträge, sowie mit Zusätzen und Nachträgen versehene, 257 Textseiten enthaltende Werk zerfällt in 12 Capitel: 1) Die Wehrverfassung und die Entwickelung des Heerwesens des Deutschen Reiches. Friedenspräsenzstärke; 2) Wehrpflicht und Ersatz des Heeres; 3) Ausscheiden aus dem Heere. Versorgungswesen; 4) Territorial-Eintheilung des Deutschen Reiches; 5) Reichshaushalt-Etat. Etats für die Verwaltung des Reichsheeres. Geld- und Naturalverpflegung; 6) Officiere und Unterofficiere; 7) Bestimmungen über die allgemein rechtliche Stellung der Militärpersonen; 8) Das Heer nach seinen Bestandtheilen; 9) Bewaffnung und Artilleriematerial; 10) Bekleidung und Ausrüstung; 11) Eintheilung des Heeres am 1. Januar 1896. Standorte der Truppentheile; 12) Kaiserliche Schutztruppen in den Deutsch-Afrikanischen Gebieten. In vorstehenden Capiteln finden wir in übersichtlicher Zusammenstellung Alles, was sich auf das Heerwesen sämmtlicher deutschen Contingente bezieht. Um Mißverständnissen vorzubeugen, würde es sich empfohlen haben, von vornherein auf Seite 4 unter 1) Allgemeines, Absatz 3, auf das Ausnahmeverhältniß Bayerns und Ziffer 2) Militär-Conventionen betr., hinzuweisen. Das Werk ist als Nachschlagebuch im Allgemeinen, als Lehrbuch für die Officiere des Activ- und Beurlaubtenstandes, sowie als Lernbuch für Officiersaspiranten im activen und Reserveverhältniß im Besonderen sehr empfehlenswerth. H.

— **Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung von seiten des Lehrers** von **Otto Rühle**. Großenhain i. S., Verlag von Herrmann Starke. Preis 25 ₰, 20 Exemplare 4 ℳ 50 ₰, 50 Exemplare 10 ℳ 50 ₰, 100 Exemplare 20 ℳ — Die Absicht, die der Verfasser mit der Veröffentlichung der kleinen Schrift verfolgt, ist gut. Viele seiner Klagen sind auch berechtigt. Aber seine Darstellung hält sich nicht von Uebertreibungen frei. Es ist doch sicherlich zu viel behauptet, wenn er (S. 20) von der Volksliteratur der Gegenwart sagt, sie sei „fast ohne Ausnahme nicht besser als ein Pesthauch, unter dem alles Leben zu Grunde gehen müsse, eine absichtliche geistige wie seelische Vergiftung und Verseuchung des ganzen Volkes“. Löblich ist die Zusammenstellung der Vereine und der Verlagshandlungen, die ihr besonderes Augenmerk auf die Verbreitung guter und billiger Volksschriften gerichtet haben. Ueber den „Verein für Massenverbreitung guter Schriften“ in Weimar lauten freilich die Urtheile nicht durchweg so günstig wie das des Verfassers (S. 28. 29). Auch kann die Aufzählung auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. So fehlt z. B. ein Hinweis auf die „Deutsche Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung“, die durch Errichtung zahlreicher Volks- und Wanderbibliotheken schon viel Gutes gewirkt hat. Auch der Verlag „Minerva“ in Berlin hätte eine Erwähnung verdient. Von einer unmittelbaren Betheiligung des Lehrers an dem Kampfe gegen die elenden Hintertreppenromane durch Mahnung und Warnung im Unterrichte (S. 21 ff.) versprechen wir uns wenig, ja sie hat sogar ihre großen Bedenken. Wohl aber kann er für die Beschaffung billigen und empfehlenswerthen Lesestoffes mit Erfolg thätig sein, und als Anregung hierzu soll das Büchlein, das in gleicher Richtung arbeitet wie das in Nr. 73 der Lpz. Ztg. vom 28. März ds. Js. eingehend besprochene und warm empfohlene Buch von Pastor Apel: „Die Verbreitung guten Lesestoffes“ (Berlin, bei Karl Heymann), willkommen sein. Vielleicht wirkt es in den Kreisen der Lehrer um so sicherer, als es von einem Collegen verfaßt ist.

R. B.

— **Der kleine Lord Fauntleroy.** Roman von **Frances Hodgson Burnett**. Aus dem Englischen von **A. Weil**. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. (Meyer's Volksbücher Nr. 1117—1119.) — Es ist eine allerliebste Geschichte der bekannten amerikanischen Schriftstellerin, die uns Meyer's Volksbücherei in einer ausgezeichneten Uebersetzung darbietet, — eine Geschichte, die ganz besonders als Lectüre für unsere Jugend warm zu empfehlen ist. Sie behandelt die sonderbaren und verwickelten Schicksale, die aus dem kleinen Amerikaner Cedric Errol den Lord Fauntleroy und späteren Grafen v. Dorincourt machen, zwar manchmal etwas breit, aber immer mit feinem Humor und in liebenswürdig-vornehmer Darstellung. Die Verfasserin versteht in der Seele des Kindes zu lesen, ihre Charakterzeichnung zeigt liebevolles Eingehen auf das Gemüthsleben und die Gedankenwelt der handelnden Personen, und da sie den Zweck verfolgt, an ihrem kleinen Helden darzulegen, welche bezwingende Macht ein reines und von Natur edles Kindergemüth auch auf die verknöchertsten Herzen bei Hoch und Niedrig auszuüben vermag, so wird das Büchlein, das in Amerika und England zu den gelesensten der Verfasserin gehört, sich auch bei uns bald bei Alt und Jung willkommenen und erwünschten, in jedem Falle aber berechtigten Eingang verschaffen.

Erwin Bauer.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 46. Donnerstag, den 16. April. 1896.

Atjeh.

Von Dr. Albert Serbin.

Was die Grenzen und den Umfang Atjehs betrifft, so ist zwischen der engeren und weiteren Auffassung zu unterscheiden. Nach jener, wie sie in der Vorstellung der Atjeher selbst besteht, erstreckt sich das Reich auf der Ostküste Sumatras bis Tamiang und auf der Westküste bis Boros, der Grenzscheide des Gebietes der Sultane von Menangkaban und Atjeh, nach der letzteren muß ein viel beschränkteres Gebiet, nämlich das eigentliche Atjeh oder, wie es nach europäischer Bezeichnung gewöhnlich genannt wird, Groß-Atjeh als der Kern des Reiches betrachtet werden. Letzteres umfaßt das Reich des Sultans und die ihm unterworfenen Vasallenstaaten, die nach seinem Falle die holländische Oberherrschaft anerkannt haben; dagegen ist das wahrscheinlich nur schwach bevölkerte Innere des Landes den Holländern nicht unterworfen und erkannte auch früher die Hoheit des Sultans nur insoweit an, als man hin und wieder seine Gesandten empfing und einen kleinen Tribut an ihn zahlte. Atjeh nimmt den Raum ein, welchen die große Bergkette, die Sumatra von Süden nach Norden durchzieht, durch Gabelung in der Nähe der Nordspitze bildet, und zwar gleicht seine Gestalt einem Dreieck, dessen oberer Winkel mit dem Ausfluß des Atjehflusses zusammenfällt. Der Flächeninhalt beträgt etwa 800—900 Quadratmeilen, und die Zahl der Bewohner wird auf 800 000 bis 2 000 000 berechnet. Längs der Westküste zieht sich eine ununterbrochene Gebirgskette hin, bekannt unter dem Namen Pedir Tahols. Die flache Küste, von den Eingeborenen „dorat“ genannt, hier und da von niedrigen Hügelreihen unterbrochen, ist größtentheils morastig und mit dichtem Wald bedeckt; ebenso stellt sich der ganze östliche Theil der Nordküste bis zum Vorgebirge Batoc Pedir als ein breiter, flacher Küstenstrich dar, während der westliche Theil der Nordküste gebirgigen Charakter trägt. Die auf den beiden Hauptketten entspringenden Flüsse sind bei ihrem kurzen Lauf und steilen Gefälle von nur geringer Bedeutung. Da wo nicht etwa Untiefen, Schlammbänke oder heftige Brandung sich vorlagern, bieten die meisten Flußmündungen einen guten Ankerplatz für Schiffe von geringem Tiefgang. Die Bevölkerung besteht aus einem Gemisch verschiedener Rassen, Battaken, Malaien und Bewohnern der Insel Nias, und ist in Erscheinung, Kleidung, Sprache und Sitte von den übrigen Bewohnern Sumatras verschieden. Ursprünglich scheint der Hinduismus die Rolle des cultivirenden Elementes gespielt zu haben, worauf noch verschiedene Eigenthümlichkeiten der Bewohner des Hochlandes hinweisen, während später der Islam ebenfalls aus Hindostan eingedrungen ist; dagegen läßt sich die von den Atjehern noch heute aufgestellte Behauptung ihrer Abstammung von Türken, Persern und Arabern durch nichts begründen. Die Atjeher sind im Allgemeinen groß und wohlproportionirt gebaut; dagegen sagt man ihnen Falschheit und Grausamkeit nach, wie denn überhaupt die Berichte über ihren Charakter wenig günstig lauten. Sie sind aber betriebsamer als viele ihrer Nachbarn und zeigen namentlich im Handel einen großen Unternehmungsgeist; daneben beschäftigen sie sich vielfach mit Seeraub und machen die Küsten der englischen und spanischen Besitzungen, ja sogar die Nordamerikas unsicher. Die Regierungen von England, Spanien und Nordamerika haben schon wiederholt Vorstellungen bei der holländischen Regierung wegen der atchinesischen Seeräuberei erhoben und Schadenersatz für deren Freibeuterzüge gefordert. Es ist bekannt, daß Atjeh vor seinem Zusammenstoß mit Holland durch seinen schon damals im großartigen Stil betriebenen See- und Menschenraub im Indischen Archipel nahezu dieselbe Rolle spielte, wie sie Algier im Mittelländischen Meer vor seiner Eroberung durch Frankreich gespielt hat. Dem Namen nach sind die Atjeher Mohammedaner; doch werden im Allgemeinen die religiösen Gebräuche nur wenig beobachtet, ja Fasten und Gebete von Vielen ganz vernachlässigt; nur bei dem sogenannten Freitagsgebet besucht man gewöhnlich die Mesdjid (Moschee). Unter atjehischen Moscheen darf man sich aber nicht luftige Dome mit schlanken Minarets, durchbrochenem Holzgitterwerk, mit Hufeisenbögen, hängenden Lampen und buntschillernden Farben wie im Orient vorstellen, vielmehr bildet eine aus Stein und Mörtel aufgeführte Plattform die Grundlage, auf welcher ein offener Bau steht mit Palmenblättern gedeckt, davor befindet sich eine Art Trog, der Wasser zu den religiösen Waschungen enthält. Die orthodoxen Atjeher pflegen nach der sogenannten Haribaja, einem Fest am Ende des Fastenmonats, nochmals ein sechstägiges Fasten eintreten zu lassen; dann beginnt der Mendpalang oder gegenseitige Besuch von Freunden und Familien, der mindestens 10 Tage nach Ablauf der Fasten dauert. — Was die Organisation Atjehs in staatlicher und religiöser Hinsicht betrifft, so wurde nach der Colonisation der Hindus die Bevölkerung in vier große Stämme (Käums) getheilt, von welchen der mächtigste, fast nur aus Hindus bestehende, häufig blutige Fehden mit den anderen Käums zu bestehen hatte. Diese Käums bilden noch heute die Grundlage der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung der Bevölkerung in Atjeh. Neben und auf dieser Organisation schuf der Sultan Iskander Muda, der Nationalheros der Atjeher, welchen die Sage gleich dem Khalifen Harun al Raschid verherrlicht hat, noch eine andere, welche die Bevölkerung zu größeren Gruppen vereinigen und der Stärkung der Centralgewalt d. h. des Sultanats dienen sollte. Iskander bestimmte nämlich, daß die Kampongs oder Dörfer, deren Bewohner in derselben Moschee ihr Freitagsgebet verrichteten, ein Ganzes bilden sollten. Diese Vereinigung bekam den arabischen Namen Mukim. An ihrer Spitze stand ein Imam, ursprünglich der Vorbeter in der Moschee. Da man für den Mukim 1000 wehrbare Männer annahm, so theilten sich die Mukim mit Zunahme der Bevölkerung in mehrere, die eine Art Conföderation mit dem Imam an der Spitze bildeten. Aber anstatt der erhofften Stärkung des Sultanats trat das Gegentheil ein. Die Panglima, Hulubalangs und Imame, wie die Häuptlinge und Aeltesten der Atjeher hießen, wurden immer mächtiger und unabhängiger vom Sultan. Des Letzteren Macht war zum Schatten herabgesunken und sein Gebiet beschränkte sich allmälig auf den Kraton (Palast) und die große Moschee mit den dazu gehörigen Kampongs. So herrschte seit Ende des 17. Jahrhunderts in Atjeh völlige Anarchie. Die Häuptlinge befehdeten sich unter einander, und die Vasallenstaaten machten sich immer unabhängiger. Das erste Zusammentreffen der Holländer mit Atjeh erfolgte 1598. Es war ein ebenso feindliches wie blutiges. Doch kam schon einige Jahre darauf eine Art Vertrag zu Stande, in welchem sich Atjeh verpflichtete, keinem Schiff einer anderen Nation Pfeffer zu verkaufen, ehe nicht die Holländer die ihnen zustehende Ladung eingenommen hatten. Im Jahre 1643 hatten die Portugiesen das Feld geräumt und sich von Atjeh ganz zurückgezogen; allein jetzt trat ein anderer Rival den Holländern gegenüber, durch dessen Energie und Schlauheit letztere mehr als einmal in die Gefahr kamen, vollständig von Atjeh ausgeschlossen zu werden. Es war dies die englisch-ostindische Compagnie. Nach dem Tode des kraftvollen Iskander Muda saßen 60 Jahre lang Frauen auf dem Throne von Atjeh. Fortwährend herrschten Thronstreitigkeiten, und es versteht sich von selbst, daß bei diesen Zwistigkeiten Holländer und Engländer regelmäßig ihre Hand im Spiel hatten, um einander den Rang abzulaufen. Endlich kam am 2. November 1872 jener Vertrag zu Stande, welchem der lange Krieg mit Atjeh auf dem Fuße folgte. Durch jene Ueber-

einkunft erhielt Holland auf ganz Sumatra, also auch gegen Atjeh vollständig freie Hand. Die Holländer rüsteten eine Expedition gegen Atjeh aus, welche aber unglücklich verlief. Die Landung der Truppen erfolgte zwar ohne Widerstand, die große zum Kraton gehörige Moschee wurde zweimal von den Holländern genommen, aber der Angriff auf den Kraton selbst abgeschlagen. Erst nachdem eine neue Expedition ausgerüstet war, fiel der Kraton in die Hände der Holländer. Man hatte sich wunderliche Vorstellungen von dieser Residenz des Sultans gemacht; aber man erblickte nichts als eine große, ummauerte und mit Gebüsch bewachsene Fläche mit einer Anzahl kleiner Bambushäuser und erhöhten Grabstätten, während hier und da zwischen den Bäumen kleine Moscheen hervorragten. Der Kraton wurde in Vertheidigungszustand gesetzt und eine Stadt Kota Radjah, heute der Stützpunkt der holländischen Herrschaft in Atjeh, gebaut; an der Mündung des Atjehflusses entstand die Niederlassung Achteh, die sich sehr bald zu einem wichtigen Hafenplatz entwickelte. Doch vermochten die Holländer nicht ins Innere weiter vorzudringen. Keines der mächtigen Stammeshäupter hatte sich unterworfen. Mit dem Jahre 1883 war das 13. Jahrhundert der moslimischen Zeitrechnung eingetreten, und mit dem Wechsel des Jahrhunderts mußte nach der Versicherung der Priester und Hadjis auch ein Wechsel im Kriegsglück eintreten. Ueberall tauchten Räuber- und Guerillabanden auf, selbst Kola Radjah und Achteh wurden unsicher gemacht, und eine erkleckliche Zahl der schon unterworfenen Küstenstaaten trat offen auf die Seite des Feindes. Da trat für die Holländer eine unerwartet glückliche Wendung ein, indem es ihnen gelang, den einflußreichen und thatkräftigen Bandenführer Teenkmar auf ihre Seite zu ziehen. Es ist allgemein bekannt geworden, welche wichtigen Dienste er den Holländern geleistet hat. Um so größer war die Bestürzung, als man die Nachricht von seinem plötzlichen Abfall erhielt. Die Holländer haben bei ihren zahlreichen Kämpfen im Indischen Archipel niemals einen so tapferen und zähen Gegner zu bekämpfen gehabt wie die Atjeher, die durch ihre mohammedanischen Priester auf's Aeußerste fanatisirt werden. Die gewöhnlichen Vorstellungen vom Kriege werden in Atjeh gänzlich bankrott; es muß hier vielmehr ein Guerillakrieg im eigentlichen Sinne des Wortes geführt werden. Die Atjeher sind gut bewaffnet, da die Engländer nach alter, lieber Gewohnheit von Singapore aus stets einen schwunghaften Schmuggelhandel trieben. Ihre Kugeln haben eine ganz besondere Form; es sind Bleistücke, in welche gewöhnlich zu abergläubischen Zwecken ein Stück Porzellan eingelassen ist. Doch schießen die Atjeher schlecht, andernfalls würden sie bei ihrer wilden Tapferkeit meist Sieger bleiben was jetzt nur im Handgemenge geschieht, wo fast jeder Hieb des Klevany, ihrer nationalen Waffe, eines langen, zweischneidigen Schwertes, tödtlich ist. Deshalb suchen sie ihren Feinden auch stets auf den Leib zu kommen, halten sich aber in respectvoller Entfernung, wenn sie sehen, daß ihre Gegner mit Hinterladern bewaffnet sind. Weit mehr noch aber als der Klevany der Atjeher hat die Reihen der Holländer die furchtbare Berri-Berri-Krankheit gelichtet, eine Art Elephantiasis, deren erste äußere Zeichen — Geschwulst am Bein und ein Loch darin — übrigens auch oft von gefangenen Eingeborenen künstlich herbeigeführt werden, weil die Leute dann sofort entlassen werden. Nach 23jährigen, fast ununterbrochenen Kämpfen, die ungefähr 800 Millionen Gulden gekostet, die holländischen Finanzen schwer geschädigt und mindestens 10000 Soldaten das Leben gekostet haben, ist das Atjehgebiet noch immer nicht pacificirt. Wie ist es möglich, so muß man fragen, daß ein verhältnißmäßig so schwacher Feind — es dürften kaum mehr als 3000 bewaffnete Atjeher sein — der militärischen Macht eines europäischen Staates so lange erfolgreich Widerstand leisten kann? Der Grund liegt nicht zum Wenigsten in der Schwäche und Energielosigkeit der Regierung selbst. Es ist bekannt, daß den Orientalen nur ein festes Auftreten Achtung einflößt, und das haben die Holländer häufig nicht beachtet. Dazu kommen die stets wechselnden Ansichten der Regierung über die zweckmäßigste Methode der Pacification, welche den Atjehern die Ueberzeugung beibrachten, daß auch die Entfaltung der größten Thatkraft nur eine vorübergehende sein werde und welche die Empörer immer zu neuer Fortsetzung des Kampfes ermuthigte. Was sich aber am schwersten an den Holländern gerächt hat, ist, daß sie es 20 Jahre lang versäumt, ja nicht ein Mal der Mühe für werth gehalten haben, den Feind, dem sie gegenüber standen, genauer kennen zu lernen. Die Engländer sehen den Mißerfolgen der Holländer auf Sumatra von Singapore aus mit einer gewissen Schadenfreude zu. In ihrem Interesse liegt es ja, wenn der Einfluß der Holländer in den indischen Gewässern mehr und mehr abnimmt. Sie betrachten sich als die natürlichen Erben der Insel Sumatra und hoffen, daß ihnen dieselbe einst als reife Frucht in den Schooß fallen wird.

Vom Igel.

Die merkwürdigste Figur unter unseren Winterschläfern ist doch wohl der Igel. Als ein besonders anmuthiges Thier kann er nicht gelten. Niemand wird sich wundern, wenn Kinder, die in der warmen Frühlingssonne spielen und plötzlich den schwarzen Burschen in der Dämmerstunde über den Hof huschen sehen, gewaltig erschrecken. Es hat etwas Täppisches, Unbeholfenes, wenn er sich aus einem Haufen Laub oder Reisig hervorwühlt. Aber auch etwas Geheimnißvolles haftet an dem stachligen Gesellen. Nicht blos darum, weil er die Nacht liebt gleich der Eule und der Fledermaus und erst auf die Jagd zu gehen pflegt, wenn die Sterne blinken. Auch die Seltsamkeit seines Stachelpanzers und die Fähigkeit des Thieres, sich urplötzlich so zusammenzurollen, daß es fast die Gestalt einer Kugel annimmt und mit den harten und scharfen Spitzen seiner Stacheln seinen Gegnern fast unangreifbar wird, verleiht ihm einen besonderen Reiz. Der Igel ist das einzige Thier in unseren Breiten, das einen derartigen Naturpanzer trägt. In anderen Erdtheilen giebt es verwandte Erscheinungen. Mit dem Stachelschwein stellt den Igel die Redensart zusammen: Aus einem Igel ein Stachelschwein machen, üblicher in der Form: aus einer Laus einen Karnickel, aus einer Laus einen Elephanten machen. Von Charakter ist der Igel ein sehr gutmüthiges Thier. Wenn man ihn regelmäßig füttert und nicht durch Necken scheu und ängstlich macht, wird er leicht zahm. Und blinzelt er uns dann mit seinen kleinen harmlosen, schwarzen Aeuglein aus dem freundlichen Gesichtchen an, so kann man ihn ordentlich lieb gewinnen. Uebrigens verdient er unsere Zuneigung. Denn er ist ein sehr nützliches Thier. Seine Nahrung sind allerlei schädliche Kerbthiere, aber besonders gern frißt er Mäuse, ja er wagt sich auch an Ratten. Darum wird er auf Getreideböden, in Mehlkammern und an derlei Orten gern gelitten und sogar geflissentlich gehegt. In der Verfolgung der ewig hungrigen kleinen Nager soll er zuverlässiger sein als die launische Katze. Die Behauptung, daß er gegen Schlangengift gefeit sei, an der Brehm im „Thierleben“ noch festhält, hat neuerdings vielfach Widerspruch gefunden. Nicht eine besondere Zusammensetzung seines Blutes, sondern die geschickte Benutzung seines Stachelkleides wird schuld daran sein, daß er im Kampfe mit giftigen Nattern oft Sieger bleibt.

Der Name des Igels ist wahrscheinlich etymologisch verwandt mit Egel, wenn sich auch Kluge nur sehr vorsichtig darüber ausspricht. Das Gemeinsame ist das Stechen. Aber daß der Volksmund die beiden Thiere fast ganz zusammenfallen läßt — man hört fast nur Blutigel sagen —, ist doch nicht berechtigt. Egel, althochdeutsch egala, mittelhochdeutsch egele ist ursprünglich weiblichen Geschlechts. Noch Rabener sagt: Eine Blutegel läßt nicht eher ab zu saugen, bis sie ganz voll Blut ist. Igel dagegen, ahd. igul, mhd. igel ist immer männlichen Geschlechts gewesen. Auch Luther's Bibel macht sich der Verwechslung der beiden schuldig; denn wenn es in den Sprüchen Salomonis 30, 15 heißt: „Der Igel hat zwo Töchter: Bring her, bring her!“ so muß doch wohl der nimmersatte, blutdürstige Egel gemeint sein. Ueberhaupt ist nicht recht klar, welch ein Thier Luther sich unter einem Igel vorgestellt hat. 3. Mose 11, 30, wo die Thiere genannt werden, deren Fleisch den Kindern Israel unrein sein soll, wird er unter die kriechenden Thiere gerechnet; er steht dort neben Wiesel, Maus, Kröte, Molch, Eidechse, Blindschleiche und Maulwurf. In diese Gesellschaft paßt er ja allenfalls. Dagegen scheint Jes. 34, 15 an einen Vogel gedacht zu sein: „Der Igel wird auch daselbst nisten und legen, brüten und aushecken.“ Und ebenso Zephanja 2, 14, wo Igel und Rohrdommel zusammengestellt werden: „Rohrdommeln und Igel werden wohnen auf ihren Thürmen und werden in den Fenstern singen und die Raben auf den Balken.“ Offenbar handelt sich's um zwei ganz verschiedene Thiere gleichen Namens; es steht auch in der

Septuaginta an der ersten Stelle *μυγαλῆ*, an den andern beiden *ἐχῖνος*. Die Vermischung von Egel und Igel hat den harmlosen Igel in seinem Rufe empfindlich geschädigt; denn von Blutgier weiß seine Seele nichts. Völlig ausgeschlossen ist natürlich die Annahme, Luther habe den Igel vielleicht nicht gekannt. Er ist ihm sogar in sinnbildlicher Rede nicht ungeläufig, wie eine Stelle seiner Tischreden bezeugt, wo er sich selber mit einem Igel vergleicht: „Ich bin des Papstes Kaulbars, der stachlichte Schuppen hat, den er nicht verschlingen kann. Er hat einen Igel an mir funden zu käuen." Die Volksrede kennt zwei Arten von Igeln, die angeblich durch die Gestalt des Kopfes von einander verschieden sind: Hundsigel und Schweinigel; doch wird dieser Unterschied von der Wissenschaft geleugnet (Brehm, Thierleben II, 246). In der Sprache des Volkes spielt der Igel eine verhältnißmäßig bedeutende Rolle. Daß er Niemanden sich zu nahe kommen läßt, hat ihm den Ruf eines guten Hausvaters verschafft, der sich im eignen Nest am behaglichsten fühlt und, wo es sein muß, auch sein Hausrecht zu wahren weiß. In „Minnesangs Frühling" heißt es: weistu wie der igel sprach? — vil guot ist eigen gemach. Auch Burkhard Waldis weiß des Igels Sorge um ein trauliches Winterquartier zu rühmen: Gewißlich hat der Igel vernommen, — Daß der Winter würd balde kommen; — Umb ein gut Herberg er im dacht, — Da er für Kälte bleiben mocht. In der Rolle des guten Gatten und Vaters kennt ihn auch das Volksmärchen, das manchen hübschen Zug von dem Swinegel — die Namensform deutet darauf, daß das Märchen auf niederdeutschem Boden gewachsen ist — zu erzählen weiß. Am bekanntesten ist wohl sein listig errungener Sieg im Wettlauf mit dem Hasen, von dem Ludwig Bechstein uns erzählt und den Ludwig Richter durch ein paar seiner köstlichen Bildchen verherrlicht hat. Auch aus dem Märchen stammt wohl die seiner Zeit in studentischen Kreisen beliebte, übrigens sinnlose Formel: „Ganz recht, versetzte der Igel." — In der Beurtheilung des Igelcharakters zeigt sich eine starke Verschiedenheit der Ansichten. Als einen streitbaren Mann, der sich nichts gefallen läßt, faßt ihn der Vers: Hans Widerborst ist igelsart, — Hält Jedermann das Widerpart (Simrock, Sprichwörter). Ungefähr das gerade Gegentheil besagt eine Stelle in Jean Paul's Titan: „Nur weiche Blattwickler- und Igelseelen ringeln und krempeln sich vor jedem Finger in sich zusammen." Der Widerspruch begreift sich leicht; es weiß ja Niemand, wie dem Igel zu Muthe ist, wenn er mit einem einzigen raschelnden Zuck seinen Panzer schließt. Im Uebrigen wird es unter dem Geschlechte der Igel eben so wenig an persönlichen Unterschieden fehlen wie unter anderen Lebewesen einer Gattung.

Das deutsche Sprichwort erwähnt den Igel ziemlich häufig (Wander, Sprichwörterlexikon II, S. 958). So sagt der Volksmund: Der Igel ist ein witzig Thier, ist für und für wider seine Feind gerüst. Thörichte Anschläge und eitle Hoffnungen verhöhnt man mit den Worten: Aus Käsen lassen sich keine Kälber brüten und aus Igelshäuten keine Brusttücher machen. An diesem letzteren Witz hat offenbar das Volk großen Spaß gefunden; er kehrt mit leichten Abänderungen häufig wieder, z. B. in Form einer Verwünschung: Da möchte man doch gleich einen Igel zum Schnupftuch nehmen! (Der gemeine Mann scheut auch nicht vor einem noch kräftigeren Ausdrucke statt Schnupftuch zurück.) Auch so: Dazu schickst du dich eben so gut wie der Igel zum Badeschwamm oder zum A .... Da liegt der Hund begraben, da liegt der Has im Pfeffer, der Igel im Hag — so triumphirt man, wenn man den eigentlichen Sitz der Schwierigkeit eines Unternehmens entdeckt hat. Nahe mit einander verwandt sind folgende Wendungen: Einen zornigen Igel fängt man nicht mit bloßen Händen; Igel und böse Mäuler stechen von allen Seiten; man mag den Igel angreifen wo man will, so pörffelt er sich; wenn man den Igel anrührt, so sticht er; wer einen Igel streichelt, darf sich nicht über die Stiche beklagen; wer einen Igel fassen will, der muß gute Handschuhe haben. Leicht verständlich ist das Wort: ein hungriger Igel fängt die meisten Mäuse. Als spaßig gefaßte Mahnung zum Frühheirathen, vielleicht aber auch allgemein als Warnung vor unnöthigem Aufschieben kann das Wort gelten: Je länger der Igel die Geburt verschiebt, desto stachliger kommt sie ihn an. Einen übergeschäftigen Mann, der mit seinen Arbeiten übertrieben wichtig thut, lacht man aus und sagt (schlesisch): A hot schrecklich viel Igel ze birschten. Er hat einen Igel im Munde das will heißen: eine scharfe Zunge. Fischart braucht mehr denn einmal die Wendung: Er hat einen Igel im Bauch, erklärt sie auch einleuchtend: der will immerzu schwimmen und sticht, sobald er trocken liegt. Der Ausdruck ist wohl deutscher Herkunft, ist aber auch im Französischen üblich: Il a un herisson dans le ventre; s'il ne boit, il le pique. Eine sprichwörtliche Umschreibung für „niemals" ist: wenn die Igel einander küssen. Aehnlich: Eher werden zwei Igel Freundschaft machen und sogar ein Land- und ein Seeigel. — Auch der Winterschlaf des Igels hat Anlaß zu manchen formelhaften Wendungen gegeben: schlafen wie ein Igel (daneben: schlafen wie ein Ratz, wie ein Murmelthier). Blumauer sagt sogar: Der lag auf seinem Kanapee — Und schnarchte wie ein Igel. Daher der Kosename Schlafigel für einen Langschläfer. — In der materia medica der guten alten Zeit spielte der Igel auch seine Rolle. Natürlich war es das Stechen, das ihm die Signatur gab. So galt denn Igelschmalz als ein sicheres Mittel gegen Flöhe. In Johann Fischart's Flöh-Hatz heißt es: Dann auch die Kammer war gesprengt — Und Igelschmalz darein gehängt, — Desgleich viel junger Erlenzweig, — Damit man das Flöhg'sindlin treug' und ähnlich an anderen Stellen. — Das Fleisch des Igels, das übrigens von den Zigeunern in Ermangelung anderen Bratens auch als menschliche Nahrung nicht verschmäht werden soll, wird empfohlen zur Fütterung der Falken und Habichte, die zur Jagd abgerichtet werden sollen, solche Kost soll sie gar jagdeifrig und wildscharf machen. Uebertragungen des Wortes Igel, die wohl allesammt an das stachlige Aeußere des Thieres anknüpfen, giebt es eine ganze Reihe. Eine grobe Bürste ist wohl gemeint in dem Spottliede auf die unterworfenen Erfurter vom Jahre 1664 (Hildebrand, historische Volkslieder 503): Dückt euch, schmügt euch, — Laßt mit Igeln — Euch abstriegeln — Und fein putzen, — Laßt doch eure Hörner stutzen. — Weiter heißt die borstenbesetzte Larve der niedlichen kleinen Marienkäferchen „weißer Igel". Auch ein im älteren Kriegswesen gebrauchter Balken mit eisernen Spitzen wurde Igel genannt, ebenso ein dicht mit Mandeln bestecktes Backwerk, ferner die Kapseln der Buchecken und der Kastanien u. s. w. Das Zeitwort igeln in dem Sinne von ärgern, Verdruß machen scheint in allemannischer Mundart besonders üblich zu sein: Das iglet mich nicht, sagt der Schweizer, wo wir in Mitteldeutschland sagen: das „genirt" mich nicht. Ziemlich neu ist wohl das Wort igeln in dem Sprachschatz der Barbiere = die Haare ganz kurz scheeren, so daß nur ganz niedrige Borsten stehen bleiben. Schurigeln in der Bedeutung quälen, plagen hat nichts mit dem Igel zu thun, sondern ist Verstärkungsbildung (intensivum) zu schürgen, schieben. Eine merkwürdige Weiterbildung ist das Zeitwort hornigeln, das oberdeutsch, besonders schweizerisch, in mehrfacher Bedeutung gebraucht wird. Es bedeutet prickeln, namentlich von starker Kälte, weiter stark hageln oder schneien, auch eine Art Ballspiel heißt hornigeln oder hurnussen. Da auch die Nebenform hornisseln vorkommt, so ist Anlehnung an die Hornisse nicht unwahrscheinlich. Der Erklärungsversuch Heyne's im Grimm'schen Wörterbuche (IV, 2, 1827) befriedigt nicht vollständig, auch daß die Formen urigeln, nigeln, igeln Kürzungen und Verstümmelungen aus hornigeln sein sollten (a. a. O. IV, 2, 2046), leuchtet wenig ein. — Unter der stattlichen Zahl von Zusammensetzungen mit Igel — Grimm's Wörterbuch zählt ihrer 35 auf, deren erster Theil der Igel bildet — sind die meistgebrauchten wohl die Schimpfworte: Schweinigel oder Sauigel, auch mit Umlaut Säuigel. Bemerkenswerth ist, daß auch Shakespeare hedgehog als Schimpfwort kennt.

Unverkennbar fand das Volk an der eigenartigen Gestalt des Igels seinen besonderen Wohlgefallen. Nur so erklärt sich, daß sein Name in der Volkssprache eine so große Rolle spielt. Giebt es doch, abgesehen von den zahmen Hausthieren und etwa noch dem Storch und der Maus, kaum ein anderes Thier, dessen Name in der Volksrede ein so reiches Leben entfaltete wie der Igel. R. B.

Bücherbesprechungen.

— Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1896. Herausgegeben von J. Schneider, Pfarrer in Elberfeld. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2 ℳ 40 ₰. — Das Jahrbuch erscheint diesmal in etwas geringerem Umfang und das wird ihm sicher nicht zum Schaden gereichen. Ermöglicht ist das zunächst durch den kleineren Druck des ganzen Capitels Neuere kirchliche Gesetzgebung; hier, glaubt der Herausgeber, könne das Auge des

Lesers wohl diese Prüfung seiner Sehkraft am ersten ertragen, weil es auf diesen Seiten nur selten zu dauerndem Lesen, sondern nur zum Nachsuchen einzelner Punkte zu ruhen habe. Ferner ist das ganze Capitel Literaturbericht in Wegfall gekommen und zwar ohne Angabe von Gründen; sie sind aber leicht zu errathen, da es auf der Hand liegt, daß auch die kürzeste Würdigung der Literatur eines ganzen Jahres einen weit größeren Raum beanspruchen würde, als hier zur Verfügung steht, und alles Auswählen aus der Menge des anerkannt Werthvollen eine mißliche Aufgabe ist. Wir glauben auch, daß dieses Capitel angesichts der reichen Versorgung aller theologischen Leser auf diesem Gebiet dauernd entbehrt werden kann. Und das Buch würde schwerlich damit viel neue Freunde gewinnen, wenn sein Umfang immer mehr anschwölle. Im Uebrigen ist Alles beim Alten geblieben. Denn die Ersetzung des Capitels Evangelisation durch ein anderes mit dem Titel Kirchliche Vereine soll dergestalt eine dauernde Einrichtung werden, daß in jedem Jahre nur eines der beiden Gebiete behandelt wird, und damit werden die hauptsächlich betheiligten Leser so lange einverstanden sein, als nicht hier oder dort plötzlich neue überraschende Erscheinungen zu Tage treten, in welchem Falle der Grundsatz des Herausgebers ganz von selber sich ändern wird. Eingeleitet wird das Buch durch einen sehr lesenswerthen Artikel über die Paritätsansprüche des Centrums, deren rechtliche Grundlage durchaus bestritten und deren praktische Zulässigkeit ganz erheblich beschränkt wird. Die übrigen statistisch-chronologischen Abhandlungen treten sämmtlich wieder in der mehrfach gerühmten Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit auf. Diesmal soll uns das Capitel Heidenmission, bearbeitet von dem bayerischen Pfarrer Schoener, als Beispiel dienen. Hier findet sich alles Unentbehrliche erwähnt oder angedeutet. Auf eine Uebersicht über die einzelnen Missionsgebiete folgt ein werthvoller Jahresbericht über die Thätigkeit aller sechzehn deutschen Missionsgesellschaften mit Angabe des Gründungsjahres, der Leitung und des als Organ dienenden Blattes. Diese Zusammenstellung macht natürlich anderweitige Nachrichten für Missionsfreunde nicht überflüssig, aber sie trägt eben das Wissenswertheste von allen Seiten herbei und bildet so selbst für eine wohlversorgte Bibliothek noch eine willkommene Ergänzung. Das entsprechende Lob kann auch allen übrigen Capiteln gespendet und das ganze Jahrbuch darf mit gutem Gewissen als ein zuverlässiges Hilfsmittel der Orientirung auf allen kirchlichen Gebieten dringend empfohlen werden. B. K.

— **Die Systematik der beiden evangelischen Hauptkatechismen.** Eine religionswissenschaftliche Studie von G. K. Barth, cand. paed., Oberlehrer am königl. sächs. Lehrerseminar Borna. Zum Gebrauch für Lehrer und Studirende. Borna, Robert Noske. 1896. 2 ℳ — Der Verfasser hat sich bereits durch eine vielfach dankbar begrüßte Schrift über den Begriff Concentration in der Unterrichtslehre, die auch hier von anderer Seite besprochen worden ist, als denkenden Pädagogen zu erkennen gegeben. Zu unserer großen Freude zeigt er sich in dieser neuen fleißigen und gründlichen Arbeit auch als einen begeisterten Verehrer eines gut lutherischen Religionsunterrichts, als einen jener gereiften Pädagogen, die unseren kleinen Katechismus ein „Schul- und Volksheiligthum" nennen. Das Bestreben, in diesem geisterfüllten Kinderbuch die fortschreitende Gedankenentwickelung und den Zusammenhang der einzelnen Theile unter einander aufzufinden und zu bestimmen, ist so alt, wie das Buch selber, und auch Luther selbst hat im großen Katechismus Winke genug in dieser Beziehung gegeben. Aber es ist durchaus nicht überflüssig, immer neuen Fleiß an diese Aufgabe zu verwenden, und wenn es nur deshalb wäre, weil zweifellos die Collegen und Schüler eines jetzt lebenden Schriftstellers viel eher nach seiner Schrift greifen werden, als nach ähnlichen früheren Erscheinungen, die sich in die Bibliotheken verloren haben und nur von Fachmännern gekannt sind. Möchten sich solche Leser recht viele finden, die sich gern den Weg zeigen lassen zum vollen und wirklichen Verständniß jenes Büchleins, das so Viele zu kennen glauben und so Wenige kennen! Und wir sind weit entfernt davon, zu behaupten, daß der Verfasser etwa nur zusammengestellt hätte, was längst schon von Anderen gefunden worden wäre. Schon die ausführliche Vergleichung des lutherischen Katechismus mit dem Heidelberger, die hier in dieser Art zum ersten Male vorliegt, ist außerordentlich lehrreich; ist doch der letztere geradezu auch in der Absicht geschrieben, in der systematischen Anordnung des Stoffes Luther's Werk zu übertreffen, aber der Verfasser weist, wie uns dünkt, unwiderleglich nach, daß dieses letztere trotz der Weglassung fast aller äußeren Kennzeichen einer solchen eine viel strengere Folgerichtigkeit der Verknüpfung und Auseinanderfolge zeigt, als der Heidelberger Katechismus. Wir sind überzeugt, daß jeder Religionslehrer das Buch mit großem Nutzen gebrauchen wird. B. K.

— **Sechsundsiebzigster Jahresbericht des Evangelisch-Lutherischen Haupt-Missions-Vereins 1895.** Dresden. Julius Reichel. — Der Bericht giebt Kunde von dem Fortschreiten des großen Werkes, das der Verein nun schon so lange zum Segen seiner Pfleglinge in fernen Welttheilen und nicht minder zum Segen unserer Landeskirche treibt. Er schildert den Verlauf des Jahresfestes und giebt zum ersten Male als eine sehr förderliche Anregung zu neuem Fleiße eine Uebersicht über die im Berichtsjahre abgehaltenen Einzelfeste mit Angabe der Prediger und Berichterstatter und der Gegenstände, die sie behandelt haben. Wörtlich sind wiedergegeben die Festpredigt des Missionsdirectors und der Jahresbericht des Secretärs, der nicht blos die Geschäfte geführt hat, sondern auch auf einer ganzen Reihe von jenen Festen als Berichterstatter thätig gewesen ist. Das sehr umfangreiche Rechnungswerk ist mit großer Genauigkeit festgestellt und enthält die Einzelnachweise für die Leistungen der verschiedenen Landestheile. Unsere herzlichen Wünsche begleiten das mühsame Hoffnungswerk des Vereins in seiner weiteren Entfaltung. B. K.

— **Die Bildung der Gegenwart und die Philosophie** von Dr. **Johannes Rehmke**, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Greifswald. Heilbronn, Verlag von Eugen Salzer, 1896. — Der Verfasser dieser Schrift beschäftigt sich mit den Vorurtheilen, welche seiner Meinung nach gegen die Philosophie in unserer Zeit die herrschenden sind. Dem Einen ist die Philosophie überhaupt keine Wissenschaft, während dem Anderen eine Wissenschaft ohne Philosophie als ein Unding oder eine Unmöglichkeit erscheint. Noch eine dritte Classe würden diejenigen sein, denen die Philosophie allein als die echte und wahrhafte Wissenschaft gilt. Es dürfte hier wohl vor Allem darauf ankommen, was denn in unserer Zeit überall noch mit Recht unter dem Begriffe der Philosophie verstanden werden kann. Was der Verfasser selbst hierunter versteht, ist, wie es scheint, doch zuletzt nur etwas ungemein Einfaches, Armes und Dürftiges. Alle eigentliche und regelmäßige Wissenschaft wird es immer nur mit einem bestimmten Theile oder Gebiete des Wirklichen zu thun haben können; nun aber soll nach dem Verfasser die Wirklichkeit oder das Sein als solches der Gegenstand und das Erkenntnißgebiet der Philosophie sein. Kann dieses Sein erkannt werden, unabhängig von dem besonderen und concreten Inhalt des Erkennens aller der anderen Theile der Wissenschaft? Die Zeit ist jetzt vorbei, wo noch wie im Alterthum die Philosophie allein den ganzen Umfang und Begriff der Wissenschaft überhaupt in sich vertrat. Der Begriff des Seins rein und als solcher ist ein Schema, welches jetzt alles wahren und bestimmten Inhaltes für uns entbehrt. Die ganze Entwurzelung der Philosophie in unseren Tagen tritt gerade in der Bekämpfung der Vorurtheile gegen dieselbe durch den Verfasser deutlich zu Tage. Der Verfasser und die Seinigen gehören einer Richtung an, die wir als entschieden hoffnungs- und zukunftslos bezeichnen müssen, weil sie über den bloßen Begriff des Erkennens und des Seins an sich nicht hinauskommt. Bestimmte Ziele muß nothwendig auch die Philosophie haben, welche aber überall nur in dem Begriff und der echten Wahrheit der Wissenschaft überhaupt enthalten sein können. C. H.

— **W. Shakespeare's dramatische Werke.** Uebersetzt von A. W. v. Schlegel und Ludwig Tieck. Im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen von **Wilhelm Oechelhäuser**. XVI. (I. illustrirte) Auflage. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt. — An dem Text haben wir natürlich nichts auszusetzen; um so mehr aber an den Bildern. Denn das Buch soll wohl, so besagt es das Titelblatt, illustrirt sein. Die Bilder sind aber zum Theil fürchterlich. Wir halten es jedoch nicht für ausgeschlossen, daß diese Art zu zeichnen beabsichtigt gewesen ist, wie wir es auch nicht für unmöglich erachten, daß diese Methode heutzutage auf Beifall rechnen kann. Für unsern Geschmack sind diese Illustrationen indeß keine ebenbürtige Beigabe zum Texte Shakespeare's. Bei einem Werk, das berufen ist, in die weitesten Kreise zu dringen, ist das doppelt bedenklich, denn solche schlechten Bilder verderben den noch nicht festen Geschmack sehr leicht. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 47. Sonnabend, den 18. April. 1896.

Ein Kirchweihfest im Elsaß.

Das schönste und am freudigsten begrüßte Volksfest im Elsaß ist das alljährlich in jeder Gemeinde an einem bestimmten Sonntag gefeierte Kirchweihfest. Ursprünglich ein kirchliches Fest, begangen bei der Widmung einer neu erbauten Kirche zum gottesdienstlichen Gebrauche, hat das Kirchweihfest längst seinen religiösen Charakter verloren und ist ein rein weltliches Fest geworden. Die einstmals nach der kirchlichen Weihe veranstalteten Volksbelustigungen haben sich allmälig zum Volksfeste ausgebildet und im Volksbewußtsein die kirchliche Feier ganz in den Hintergrund gedrängt. Schon die verschiedenen elsässischen Ausdrücke für Kirchweih lassen hierauf schließen: Kerwe, Kirwe, Kärwe, Kilb, Kirms; Mäschti (bei Hagenau), Meßti (bei Straßburg). Die Festperiode dauert von Pfingsten bis zum Beginn der Adventszeit; während dieser Zeit vergeht kein Sonntag, an dem nicht in einer oder mehreren Ortschaften — die oft benachbart liegen — Kirchweih gefeiert würde. Wie der Name so ist auch der Charakter und Umfang des Festes in den einzelnen Gauen des Landes ein verschiedener. Das Leben und Treiben bei der Kirchweih in einer kleinen Stadt oder einem Marktflecken, wo in der Regel gleichzeitig ein Hauptmarkt abgehalten wird, bietet naturgemäß ein anderes Bild, als in rein ländlichen Ortschaften. Während sich dort das festliche Treiben in öffentlichen Wirthschaften und Tanzlocalen abspielt, liegt in den Dörfern der Schwerpunkt des Festes in den Häusern selbst, in der Bewirthung und Unterhaltung der eingeladenen auswärtigen Gäste. Auch die Confession der Dorfgemeinden spielt in der äußeren Gestaltung des Kirchweihfestes eine Rolle. Während in protestantischen oder confessionell gemischten Gemeinden zur Freude des jungen Volkes stets Tanzmusik die Kirchweihlust erhöht, wird man in ganz katholischen Dörfern vergebens darnach suchen; im besten Falle läßt sich ein fahrender Musikant in den Wirthsstuben auf einer Ziehharmonika hören. Die Kirchweihfeste fallen also, wie erwähnt, in die eigentliche Arbeitszeit, von Mitte Mai bis Ende November. Glücklich können sich diejenigen Ortschaften schätzen, deren Kirchweih in den Anfang dieser Periode fällt, in den schönen Mai oder Anfang Juni, wo die Vorbereitungen zum Feste und die Festesfreude selbst noch nicht durch dringende Arbeiten in Haus und Feld beeinträchtigt werden. Noch besser daran sind freilich solche Gemeinden, die ihre Kirchweih ganz spät, also im November feiern. Denn nun, an der Schwelle des Winters, sind die Feldarbeiten beendet, Scheune und Keller gefüllt, und die Kirchweih kann jetzt zugleich als Erntefest gelten. In einer solch glücklichen Lage ist das Dorf O. im nördlichen Elsaß, dessen „Kärwe“ herkömmlicherweise auf den Sonntag nach Martini fällt. O. ist ein großes schönes Dorf von etwa 1900 Einwohnern, hat zwei Kirchen, zwei große Schulhäuser und — nur drei Wirthschaften. Jawohl, nur drei Wirthschaften. Dem Fremden, der nach Wirthshausschildern spähend das Dorf durchschreitet, fällt — zumal wenn er aus der benachbarten Pfalz oder aus Baden kommt — dieser Umstand auch sogleich auf. Wendet er sich mit der verwunderten Frage, ob denn diese drei Gasthäuser den Bedürfnissen einer so großen Gemeinde genügen könnten, an einen Einheimischen oder gar an einen der Wirthe, so erhält er die Antwort, die man als einen Ausdruck des Lachens oder des Verdrusses auffassen kann: Ach, lieber Herr! wir haben so noch zwei zu viel! In der That, die Bürger von O. sind schlechte Wirthshausbesucher. Während der Sommermonate sind die Wirthsstuben fast ganz verödet; denn verbietet sich ein Wirthshausbesuch an Wochentagen fast von selbst, so hat auch Jedermann seinen kühlen Haustrunk im Keller. Obstwein findet sich in jedem Haus, in den meisten auch Traubenwein. Denn wer es nur einigermaßen ermöglichen kann, sucht in den zwei Stunden entfernten, an den nördlichen Ausläufern der Vogesen sich hinziehenden Weinbergen sich einen „Wingert“ zu erwerben. Der Wein ist eben hier das allgemeine Volksgetränk; Bier als Haustrunk ist ganz unbekannt. Haben sich also unsere drei Wirthe während des übrigen Jahres nur eines geringen Zuspruchs zu erfreuen, und genießen sie nur an wenigen Tagen, z. B. den zweiten Feiertagen oder an Wahltagen, das seltene Schauspiel, ihre Wirthschaftsräume einmal vollständig besetzt zu sehen, so setzen sie desto größere Hoffnungen auf die Kärwe. Denn daß an diesen Festtagen — Sonntags und Montags ist „Vorkärwe“, am folgenden Sonntag „Nachkärwe“ — alle ihre Räume bis in den hintersten Winkel von Gästen angefüllt sind, das wissen sie aus langer Erfahrung und richten sich in Küche und Keller darnach ein. — Schon viele Wochen vorher wird von der Kärwe gesprochen. „Heute ist in St. Kärwe; jetzt noch sechs Wochen, dann kommen wir daran.“ Woche um Woche verrinnt; heute ist das nahgelegene N. an der Reihe; Jedermann in O. weiß jetzt ohne Kalender, daß es nur noch zwei kurze Wochen bis zu dem ersehnten Feste sind. Man beeilt sich mit den Feldarbeiten vollends aufzuräumen, um sich ganz der Kärwefreude hingeben zu können. Der Sonntag vor der Kärwe wird dazu benutzt, die auswärtigen Bekannten einzuladen. In der nun folgenden Woche zeigt sich besonders an einer außergewöhnlichen Geschäftigkeit der weiblichen Hausbewohner, daß etwas ganz Besonderes bevorstehe. Zu Anfang der Woche wird große Wäsche abgehalten; diesmal gilt es vor Allem weiße und schön gebügelte Hemden zu erhalten. Denn die Mädchen legen vor Beginn des Tanzes oder doch bald nach den ersten Tänzen den „Mutzen“ ab und tanzen „hemdärmelig“; auch den Burschen wird es in dem überfüllten Tanzsaale bald zu heiß, und auch sie ziehen das „Wams“ aus. Da wäre es doch eine große Schande, nicht in tadelloser, blendend weißer Wäsche zu erscheinen. In Haus und Hof wird eine allgemeine Reinigung vorgenommen; Stuben, Kammern, Böden werden „aufgewaschen“, Fenster und Läden einer gründlichen Reinigung unterzogen und nöthigenfalls frisch angestrichen. Zum Weißtünchen des Hauses ist der Maurer in dieser Woche nur auf einen Tag zu haben, und auch so kann er bei Weitem nicht allen Aufträgen bis zur Kärwe nachkommen. In einer ähnlichen Lage ist der Metzger: Jedermann möchte am Liebsten gerade in dieser Woche geschlachtet haben. Um zu dem frischen Fleisch auch das passendste Gemüse herzustellen, macht jetzt auch der „Krautschnitter“, die einfache Hobel auf dem Rücken, die Runde durch das Dorf. So vergehen unter emsiger Thätigkeit die Tage schnell genug, und der Samstag kommt heran. Dies ist der Hauptrüsttag; schon die vielen rauchenden Schornsteine lassen erkennen, daß heute in Küche und Backstube etwas Außerordentliches vorgeht. Gegen Mittag verbreitet sich aus jedem Hause ein gar lieblicher Duft; und daß auch Alles gut gerathen ist: der „dicke“ Kuchen, der Zimmetkuchen, Apfel- und Zwetschgentorten, die Rosetten und Biscuits und sonstiges kleineres Naschwerk, dafür sprechen die freudestrahlenden Gesichter der Frauen und Mädchen. Nach Mittag sieht man von allen Seiten des Dorfes Körbe oder Packete nach der Postagentur tragen; auf allen Adressen steht der Vermerk: Eigene Angelegenheit des Empfängers, Bestimmungsorte sind Garnisonsstädte im fernen Norden des deutschen Vaterlandes. Eine Auswahl der besten Sachen aus Küche und Keller soll den Söhnen und Brüdern, die fern von der engern Heimath des Kaisers Rock tragen, zeigen, daß man ihrer auch in fröhlicher Zeit in Liebe gedenkt. Daß die jungen Krieger heute und in den nächsten Tagen in ihren Gedanken mehr in O. auf der Kärwe als beim Dienst sein würden, können sich ihre Angehörigen und Kameraden leicht vorstellen. Der alle Zeit lustige Georg z. B., der letzten October

nach Hannover eingezogen wurde, ging ja ganz gern zu den Soldaten, um, wie er sagte, auch einmal zu sehen, wie die Welt jenseits der Lauter aussehe; aber gerade so kurz vor der Kärwe fort zu müssen, das ist traurig, — die hätte er doch gar zu gern noch mitgemacht. Oder gar sein Nachbar Adam, der nun im dritten Jahre bei den Garde-Ulanen in Berlin steht und noch keinen Urlaub genommen hat, weil die Reise gar zu weit sei! Zum dritten Male muß er jetzt die Kärwe versäumen, was er früher für gar nicht möglich gehalten hätte. — Heute werden auf dem großen freien Platze beim Rathhause auch die Vorbereitungen für verschiedene Schaustellungen beendet. Ein Karussellbesitzer ist schon zu Anfang der Woche dort eingetroffen, um seine „Reitschule", verbunden mit einem automatischen Musikwerke, aufzuschlagen. Ferner werden verschiedene Glücksbuden und eine Schießbude errichtet, in denen man allerlei mehr oder weniger praktische Gegenstände gewinnen kann. Auch an einem Kasperletheater fehlt es nicht — zur großen Freude der Dorfjugend, die alle diese Anstalten mit staunender Neugier verfolgt und sich den folgenden Tag von Eltern, Pathen und Verwandten recht viel „Kärwegeld" wünscht, um alle diese Herrlichkeiten auch genießen zu können. — So kommt endlich der sehnlichst erwartete Kärwesonntag selbst heran. Der protestantische Morgengottesdienst ist besuchter als sonst; wird doch heute auch das Ernte- und Dankesfest abgehalten. In der That ein glückliches Zusammentreffen! Denn jetzt, Mitte November, sind alle Arbeiten in Haus, Feld und Garten beendet, der für die Bauern wichtigste Zeitabschnitt, voll von mühevoller Arbeit, aber auch reich an mannigfaltigem Segen, ist wieder vorbei. Was das verflossene Arbeitsjahr an Noth und Plagen auch gebracht haben mag, heute, wo man am Ziele ist, wo man Scheune, Keller und Vorrathskammern gefüllt sieht, ist alle überstandene Mühsal vergessen, und die beredten Worte und Ermahnungen des Geistlichen, in der heutigen allgemeinen Freude vor Allem dessen mit Dank sich zu erinnern, von dem alle guten Gaben kommen, finden bei den Zuhörern willige Beherzigung. Nach dem Gottesdienste finden sich allmälig die eingeladenen auswärtigen Gäste ein. Eine besondere Art von Festgästen bilden die zwar ungeladenen, aber nicht unerwarteten „Wingertsleute". Da die Rebenbesitzer in O., durch den eigenen Ackerbau ohnedies meist vollauf in Anspruch genommen, ihre Wingertstücke wegen der großen Entfernung nicht selbst „bauen" können, so hält Jeder in den dem Rebberge nahe gelegenen Gemeinden seinen „Wingertsmann", der dann alle vorkommenden Arbeiten besorgt. Diese Wingertsleute nun genießen von Alters her das Vorrecht, alljährlich auch ohne besondere Einladung auf der Kärwe ihrer Arbeitgeber zu erscheinen, um ihren „Baulohn" zu holen und den heurigen „Neuen", die Frucht ihrer sauren Arbeit, zu versuchen. Die heutige Mittagstafel bietet eine fast verschwenderische Fülle an auserlesenen Genüssen; neben verschiedenen Fleischsorten giebt es heute auch die Kärwespecialitäten Bratwurst — echte Bauernbratwurst! — und Fleischknöpfle; außerdem Hasenbraten oder Geflügel — Alles mit den entsprechenden Gemüsen und Beilagen: Salat, Süßkraut, Rothkraut, Sauerkraut, Kastanien; zum Nachtisch giebt es Obst, Kuchen, Torten — kurz es wird eine kleine Hochzeit gefeiert. Nur werden die einzelnen Gänge heute schneller nacheinander aufgetragen. Auch dem Wein wird fleißig zugesprochen; zuerst wird neuer eingeschenkt, der sich jetzt gerade im Zustande des federweißen zeigt und dieses Jahr von ganz besonderer Güte ist. Zur Bratwurst mit Rothkraut wird ein Krug von einem ältern Jahrgang geholt; zum Nachtisch giebt es Tokayer, eine röthliche, besonders schmackhafte Weinsorte, die in hiesiger Gegend mit Vorliebe angebaut wird. Die Unterhaltung bei Tische ist heiter und lebhaft und dreht sich vorzugsweise um die „Bauerei"; man bespricht die Ernteergebnisse des letzten Jahres, tauscht Erfahrungen auf verschiedenen Gebieten des landwirthschaftlichen Betriebes aus und unterhält sich über Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft. Nach Tische macht der Hausherr mit seinen Gästen einen Rundgang durch Keller, Scheunen und Ställe, wobei es soviel zu zeigen, zu erklären und zu erzählen giebt, daß diese Besichtigung bis in die Nacht hinein dauern würde, wollte man nicht noch vor dem Nachtessen auf ein Stündchen oder auch zwei ins Bierhaus gehen. Die jungen Leute haben sich schon früher aufgemacht und zwar in die „Rose" oder in den „Engel", die beiden Wirthschaften, die außer der Gaststube auch „Tanzstuben" haben. Jeder dieser beiden Wirthe hat unter den jungen Burschen des Dorfes „seine Buben", seine Stammgäste, so daß seitens derselben während der Kärwe kein Umherziehen von einer Tanzstube zur andern stattfindet. Jeder bleibt eben „seinem" Wirthe treu; was die Tänzerinnen betrifft, so — macht sich das ganz von selbst. Um drei Uhr, nach Beendigung des katholischen Nachmittagsgottesdienstes, beginnt der Tanz. Die Wirthe werden in der Tanzstube von mehreren an ihren weißen Schürzen kenntlichen „Aufwärtern" unterstützt; diese haben die Aufgabe, Wein in Literflaschen — Bier wird in der Tanzstube nicht getrunken — für die durstigen Tänzer und Tänzerinnen herbeizuschaffen. Ferner haben sie den Auftrag, etwa drohende Streitigkeiten im Keime zu ersticken und nöthigenfalls die Ruhestörer aus dem Local zu entfernen. Denn der Wirth weiß nur zu gut, was dabei für ihn auf dem Spiele steht. Der Gendarm dort an der Thüre, der die tanzenden Paare mit anscheinend großem Interesse mit den Blicken verfolgt, ist nicht zu seinem Privatvergnügen schon Mittags aus der Kreisstadt auf die Kärwe gekommen: jede ausbrechende Schlägerei hat die sofortige Schließung des Locals zur Folge. Doch dazu kommt es höchst selten; findet sich ein solches Rauhbein, das so „bösen" Wein trinkt, daß es Händel suchen muß, so wird es bei Zeiten unschädlich gemacht und an die frische Luft gesetzt. Beide Tanzstuben sind, obwohl sehr geräumig, besonders Nachmittags beinahe überfüllt. Die fünf Musikanten sitzen auf einer Tribüne der Thüre gegenüber; auf den rings um den Saal laufenden Bänken nehmen die ständigen Zuschauer Platz: jüngere Frauen, Mädchen, die noch im „Leid" sind und sich deshalb am Tanze selbst nicht betheiligen dürfen und solche, die — zufällig keinen Tänzer bekommen haben. Die tanzenden Paare drehen sich alle in einem dicht gedrängten Kreise im weiten Bogen im Saale herum. In der Mitte tummeln sich jüngere, erst der Schule entwachsene Bürschen und Mädchen, eifrigst bemüht, aus den Anfangsgründen der edlen Tanzkunst herauszukommen; denn so lange sie noch „Stockholz machen", dürfen sie sich im äußern Kreise nicht sehen lassen. Die Pausen zwischen den einzelnen Tänzen werden mit munterm Gesange ausgefüllt, wobei die Burschen, ihre Tänzerinnen am Arme, einen Kreis bilden. Dabei darf es nie an Wein fehlen, um die trocknen Kehlen anzufeuchten, und zwar wird es dabei so gehalten, daß der Reihe nach jeder von den Burschen einen Liter „kommen läßt". Bei Beginn eines neuen Tanzes werden Flaschen und Gläser auf erhöhten, zu diesem Zweck an der Wand angebrachten Gestellen bis zur nächsten Pause aufbewahrt. — Dem Fremden, der zwar früher schon die junge Welt von O. in ihrem charakteristischen Sonntagsstaate gesehen, heute aber zum ersten Mal in beiden Wirthschaften dem Tanze anwohnt, fällt sofort der Umstand auf, daß nur die protestantische weibliche Jugend auf dem Tanzboden vertreten ist. Wie bereits angedeutet, sind die Einwohner von O. confessionell gemischt und zwar zu ziemlich gleichen Theilen; die Protestanten bewohnen die nördliche, die Katholiken — von einigen zerstreuten protestantischen Höfen abgesehen — die südliche Hälfte des Dorfes. Merkwürdig ist, daß sich der Confessionsunterschied unter den Frauen und Mädchen desselben Dorfes auch äußerlich in einer verschiedenen Sonntagstracht zeigt. Bei den verheiratheten Frauen, besonders den älteren, tritt dieser Unterschied weniger scharf hervor, da sie durchweg dunkle Kleidung tragen, und auch die Haube wenigstens dieselbe Grundform aufweist. Desto schärfer ist der Contrast bei der Mädchentracht mit ihren lebhafteren Farben; er erstreckt sich auf die Röcke und „Halstücher", vor Allem aber — und das fällt dem Ortsfremden zuerst in die Augen — auf die Form und Farbe der Hauben. Die Mädchen beider Confessionen tragen ihre Hauben in zwei Farben. Die protestantischen tragen für gewöhnlich schwarze; beim Tanz, in der Kunkelstube und bei ähnlichen Gelegenheiten mit Vorliebe auch rothe; die katholischen weiße und blaue. Erstaunt, also nur Tänzerinnen in schwarzen und rothen Hauben — Saumagen lautet der einheimische, nicht sehr poetische Spitzname dafür — vertreten zu sehen, wendet sich der Fremde an seinen Nachbar mit der Bitte um Aufklärung. Mit einem vieldeutigen Lächeln belehrt ihn der Angeredete dahin: Die katholischen Mädchen sind ebenso lebenslustig wie ihre Altersgenossinnen aus dem „Oberdorf", aber in eine Tanzstube dürfen sie sich nicht wagen — — ihr Pfarrer ist ein gar zu gestrenger Herr. Sie können auch gar nicht tanzen, weil sie eben keine Gelegenheit haben es zu lernen. Doch an der Kärwe ganz zu Hause zu bleiben, bringen sie auch nicht übers Herz; wenn Sie später am Abend in den Hof hinaustreten, können Sie eine ganze Schaar davon sehen, die die liebe Neugierde hierher an die Fenster der Tanzstube lockt.

Wie mögen sie die „oberdörfer“ Mädchen beneiden, die sich im hellerleuchteten Saale glückstrahlend mit ihren Tänzern nach den Weisen der rauschenden Musik im Kreise drehen, während sie sich selbst auf dem dunkeln Wirthshaushof herumtreiben müssen, um die tanzenden Paare an den Fenstern vorübergleiten zu sehen. Da mögen auch gelinde Zweifel in ihnen aufsteigen, ob es für ihr Seelenheil wirklich gefährlicher wäre, sich drinnen in der hellen Stube einer ehrbaren Lustbarkeit hinzugeben, als hier im Finstern mit den vorübergehenden Burschen herumzuschäkern. Die katholischen Burschen besuchen wohl den Tanzsaal, aber meist nur als Zuschauer; am Tanzen betheiligen sich nur Wenige, größtentheils Handwerker, die es auf ihrer Wanderschaft gelernt haben. — Verlassen wir nun für den Rest des Nachmittags die Tanzstuben und treten in die vorderen Gaststuben ein, so sehen wir den ganzen Raum mit schwatzenden, singenden und spielenden Menschen angefüllt. Alle sind vergnügt und guter Dinge; auch die Wirthe: das zeigt ihr schmunzelndes Gesicht. Die Aufwärter haben alle Hände voll zu thun, um die durstigen Gäste zu befriedigen. Eben erst mußte der Rosenwirth einer Gesellschaft von „Herrenleuten“, die sonst nirgends mehr hatte Platz finden können, seine „Oberstube“ ausräumen. Gehen wir also in die dritte Wirthschaft, in den „Löwen“; vielleicht finden wir dort ein freies Plätzchen. Hier geht es ruhiger zu; am weitesten von der Mitte des Dorfes abgelegen, wo in der Nähe des Rathhauses die beiden Tanzlocale ziemlich nahe bei einander liegen und also der Festestrubel am lautesten ist, wird diese Wirthschaft vorzugsweise von älteren Männern aufgesucht. Im angeregten, vertraulichen Gespräch sitzen Einheimische und Gäste beisammen. Man spricht von Diesem und Jenem, von der guten alten Zeit, da man selbst noch jung war und tanzte, wie man damals an der Kärwe ganz anders „losließ“, als heut zu Tage. Damals habe sie drei Tage gedauert und den Mittwoch habe man auch noch dazu genommen; da hätten die jungen Leute auch etwas können draufgehen lassen, da die Eltern es nicht so genau hätten zu nehmen brauchen. Drei Säcke Weizen — 100 Frcs.: das habe noch Geld gegeben! Und heute! Ja, ja, so lautet die Schlußfolgerung, heute muß der Bauer „gut thun“ und seine Habe zusammenhalten; solche Sprünge wie zu unserer Zeit könnte heute keiner mehr machen. Dem weißhaarigen Alten, der am untern Ende unseres Tisches diese und ähnliche Ansichten mit jugendlicher Lebhaftigkeit vorträgt, scheinen die Meisten zuzustimmen. Nur der Schmiedhannes, der äußerst selten ins Wirthshaus geht und vor zwei Jahren beinahe in den Gemeinderath gewählt worden wäre, ist etwas anderer Meinung. Die Handwerksleute seien in unsern Zeitläuften auch nicht auf Rosen gebettet; wenn er in der Stadt in den Eisenladen oder ein anderes Geschäft komme, so müsse er auch dort jedes Mal Klagen über schlechten Geschäftsgang anhören. Und sei denn ein solcher Aufwand für die paar Kärwetage nöthig, von denen man meist doch weiter nichts habe, als Kopfweh am nächsten Morgen? Da wäre es doch viel vernünftiger, sich in schweren Arbeitszeiten etwas „zu gute zu thun“. Aber so seien die Bauern: einmal Alles und ein andermal wieder nichts. Hatte der ernste und fleißige Schmied im letzten Punkte auch etwas übertrieben, so wollte man doch seinen Ausführungen nicht jede Berechtigung absprechen. — Unterdessen ist es dunkel geworden, und es wird nun bald Zeit, nach Hause zum Nachtessen zurückzukehren. Auch in den Tanzstuben wird nach sechs Uhr eine etwa zweistündige Pause gemacht. Die jungen Leute, die Nachmittags im höchsten Feststaate beim Tanze erschienen waren, beeilen sich, sich für die Nacht umzuziehen, um nach dem Nachtessen bis zum Wiederbeginn des Tanzes am Rathhause „Kütschels“ zu fahren und in den Buden am Drehrade ihr Glück zu versuchen. Bald nach acht Uhr ist der Tanz wieder in vollem Gange; jetzt wird an einem Stück fortgetanzt bis zum Tagesgrauen. Für solche Paare, die im Laufe der Nacht Lust zu einem Imbiß verspüren, hat der vorsorgliche Wirth im obern Stockwerke ein besonderes Zimmer bereitgehalten. Hier wurde schon manches Herzens- und Lebensbündniß eingeleitet. Hat ein junger Mann Absicht auf ein Mädchen und dies schon dadurch angedeutet, daß er mit demselben mehr als die üblichen drei Tänze nach einander tanzte, so fordert er es bei einer sich darbietenden Gelegenheit auf, mit ihm Kaffee zu trinken. „Geht sie mit ihm“, so hat er wenigstens Hoffnung, daß sich ein Verhältniß zwischen ihnen entwickeln könne; wird seine Bitte abgeschlagen, so weiß er woran er ist und wartet — je nach seinem Temperament — eine günstigere Gelegenheit ab, oder — wendet sich an eine Andere. Dieses Mitgehen oder Nichtmitgehen bei Gelegenheit einer angebotenen Erfrischung ist für das Verhältniß zweier junger Leute im Laufe der Zeit von symbolischer Bedeutung geworden. Wird später an den langen Winterabenden in den Maistuben oder Kunkelstuben die Kärwe „ausgelegt“ und von einem Mädchen gesagt: „es ist mit ihm gegangen“, oder von einem Burschen: „er hat sie gehabt“, so weiß Jedermann Bescheid. Ist von einem jungen Mann bekannt, daß er sich um die Gunst eines Mädchens bewirbt, so heißt es: „er will sie“; Worte wie Liebe und Neigung werden niemals gebraucht. — Den nächsten Vormittag benutzt das junge Volk, um sich tüchtig auszuschlafen und für die Strapazen des zweiten Festtages zu stärken. Heute, am Montag, beginnt der Tanz gleich nach Mittag. Die meisten Kärwegäste sind schon am Abend vorher von der Hausfrau mit einer Serviette voll verschiedenen Gebäcks für ihre Angehörigen beschenkt nach Hause zurückgekehrt. Am Dienstag Morgen ziehen die Burschen, die Spielleute an ihrer Spitze, zum Theil in abenteuerlichen Vermummungen durch das Dorf. Vor den Häusern ihrer Tänzerinnen wird diesen ein Ständchen gebracht und einem etwa angebotenen Imbiß alle Ehre angethan. Im Laufe des Tages verliert sich der Trupp allmählich; die Letzten schleichen erst Abends nach Hause, um sich jetzt einmal gründlich auszuschlafen.

M. Becker.

Bücherbesprechungen.

— **Sellin**, Lic. Dr. E. (Privatdocent in Erlangen), **Beiträge zur israelitischen und jüdischen Religionsgeschichte.** Heft I: Jahwes Verhältnis zum israelitischen Volk und Individuum nach altisraelitischer Vorstellung. A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), Leipzig. 4 ℳ VIII u. 240 S. gr. Octav. — Wiederholt war in dieser Zeitung bei Besprechung neu erschienener Schriften zur Erklärung ihres Zweckes darauf hinzuweisen, daß gegenwärtig in der Theologie viel Verhandelns über die Heilige Schrift Alten Testaments und daß demgemäß sogar eine Art von Kampf um das Alte Testament entbrannt ist, bei welchem jedoch in seinen einzelnen Gängen nicht immer leicht zu sagen ist, wer die kämpfenden Parteien sind. Mag man als die streitenden Mächte im letzten Grunde Glaube und Unglaube bezeichnen, so folgt daraus insbesondere noch lange nicht, daß der Glaube der überlieferten kirchlichen Praxis zufalle, während die Wissenschaft den Unglauben gepachtet habe. Und weibisches Gezeter fördert die Erkenntniß der Wahrheit so wenig als kindisches Gepolter; vielmehr hat männlich ernster prüfender Sinn die Verheißung richtiger Einsicht. Jüngst wurden in diesem Sinne zwei kleine Schriften empfohlen, die zur Einführung in die in Betracht kommenden großen Fragen geeignet seien. Das hier vorliegende Buch eignet sich trefflich zu weiterem Eindringen. Wer sich an wissenschaftlicher Arbeit lernend in irgend einer Richtung betheiligen will, kann doch nicht von vornherein alle bisherigen Arbeiten über den betr. Gegenstand neu durchlesen; er wird vielmehr verlangen, daß ihm an einer gegebenen Stelle in einer dem gegenwärtigen Stande der Dinge entsprechenden Weise die obschwebenden Fragen vor die Augen gestellt werden. Das geschieht hier in einer gründlichen und doch leicht zu übersehenden Weise. Dabei ist der Standpunkt des Verfassers durchaus der des ehrerbietigsten Vertrauens zur heiligen Schrift und freudigen Glaubens an den lebendigen Gott, der unser Gott ist wie er Israels Gott war. Der Verfasser geht an der Hand der neuesten wissenschaftlichen Aufstellungen auf die religionsgeschichtlichen Fragen der Gegenwart ein und weist geschickt und überzeugend nach, daß der Glaube des Volkes Israel zu allen Zeiten im Wesentlichen der **gleiche** gewesen sei, daß das Volk Israel sein Verhältniß zu seinem Gotte immer als ein **freies**, **sittlich** bedingtes aufgefaßt habe, daß der Gott Israels auch immer jedem **einzelnen** Israeliten gegenüber ein solches Verhältniß hatte, daß daher Jahwe, Israels Gott, von Anfang an als **heilige Persönlichkeit** in Israel erkannt worden sei und daß demgemäß an dem Anfange der Geschichte Israels in der That, wie seine heiligen Schriften berichten, eine Offenbarungsthat Gottes gestanden haben müsse. Wo hiernach ernste Männer unter uns, namentlich Theologen, ihre treue Liebe zum Alten Testament inmitten der neueren **wissenschaftlichen** Verhandlungen bewahren wollen, die mögen an diesem Buche nicht vorbeigehen. Folgen sie diesem Rathe, so werden sie auch einigermaßen den Ernst und

die Heilsamkeit **meiner** These erkennen, daß **Jesu** Gedanken vom Reiche Gottes israelitische gewesen seien. **G. Schnedermann.**

— **Geisteshelden**, herausgegeben von **Anton Bettelheim**. 21. Band. Dante von **J. A. Scartazzini**. Berlin, E. Hofmann & Co. — In der bekannten Sammlung von Biographien, die Dr. Bettelheim unter dem Collectivtitel: „Geisteshelden (führende Geister)“ herausgiebt, beschäftigt sich der 21. Band mit Italiens hervorragendstem Dichter Dante Alighieri. Der Herausgeber konnte sich für eine deutsche Biographie Dante's an keinen gediegeneren Kenner wenden, als an Dr. J. A. Scartazzini, der, seit er 1869 mit seiner ersten Arbeit über den florentiner Dichter hervorgetreten ist, sich in der deutschen Danteliteratur einen ganz hervorragenden Namen erworben hat. Dieser unermüdliche Gelehrte hat sich seit jenem Jahre fast ausschließlich mit der Danteforschung beschäftigt und in mehreren ausgezeichneten Werken Zeugniß seiner umfassenden Studien abgelegt. Seine obenerwähnte Dantebiographie giebt dem Laien ein deutliches Bild von Dante's Leben, Persönlichkeit und Charakter, sowie eine zusammengedrängte, aber klare Darstellung des Inhalts der Göttlichen Comödie, kurz ein Buch, das wie F. Sander's Lebensbild Dante's als Einführung Jedermann empfohlen werden kann, der die Göttliche Comödie mit Verständniß lesen und genießen will. Scartazzini's Dantebiographie, welche die Verlagshandlung im Januar d. J. in dritter Auflage (drittes Tausend) versendet, enthält am Schlusse eine kurze Bibliographie von Danteausgaben, Uebersetzungen, Commentaren und Monographien. Wenn die Verlagshandlung in ihrem Versendungscircular behauptet, daß dieser letzte Theil mit feinem Tact und Geschmack aus der Fülle des einschlägigen Materials die rechte Auswahl treffe, so müssen wir dieser Behauptung sowohl was diese letzte Abtheilung betrifft, die in der Hauptsache Scartazzini's sämmtliche Werke empfiehlt, wie die Vorrede, entschieden entgegentreten. S.'s Autorität auf dem Gebiete der deutschen Danteliteratur wird von Jedem anerkannt werden, der sich ernstlich mit Dantestudien befaßt hat; er ist auch in Italien bei Hoch und Nieder voll gewürdigt worden, — aber er besitzt kein Monopol. Vor, neben und nach ihm hat sich in Italien eine lange Reihe ernster Gelehrter mit dem Studium Dante's und seiner Werke beschäftigt, deren Arbeiten nicht in der wegwerfenden Art abgefertigt werden dürfen, wie es der Pfarrer von Fahrwangen in der Vorrede zu seinem neuesten Buche thut, ganz besonders nicht an einer Stelle, die wohl nur durch einen Zufall den Angegriffenen zu Gesichte kommen dürfte. Wie kommt Dr. Scartazzini dazu, von einem „Anbellen“ seiner Schriften seitens italienischer Kritiker zu sprechen? — haben sich doch ernste Kritiker, wie z. B. Michele Barbi, in den „Mittheilungen (Bullettino) der italienischen Dantegesellschaft“ sehr ausführlich und sachgemäß mit seinen Arbeiten beschäftigt. Referent bedauert auch persönlich hervortreten zu müssen. S. 234 der obenerwähnten Schrift wird der Vorwurf erhoben, daß des Referenten Schrift: „Zur deutschen Danteliteratur“, Leipzig, Teubner 1889, ein ohne Scartazzini's Vorwissen gefertigter Auszug seines Dante in Germania und im Uebrigen eine gänzlich unselbständige Arbeit sei. Zu diesem von Dr. Scartazzini wiederholt ausgesprochenen Tadel sei endlich einmal bemerkt, daß gelegentlich des dritten Neuphilologencongresses zu Dresden, Ende 1888, Referent mit der Leitung einer Danteausstellung betraut worden war, bei welcher u. A., wie der Katalog der betreffenden Ausstellung S. 48—54 nachweist, sämmtliche bis dahin erschienene deutsche Uebersetzungen der göttlichen Comödie auflagen (Katalog Nr. 12—64). Dieser glückliche Umstand, nicht das Vorhandensein von Scartazzini's bekanntem Dante in Germania (Mailand, U. Hoepli 1881 bis 1883)*) hat Referenten die Anregung gegeben, das ihm vorliegende umfangreiche Material, das in solcher Vollständigkeit nur bei derartigem Anlaß zusammenkommen konnte, zu seiner kleinen Studie zu benutzen. In dieser hat Referent in den Fußnoten die außerdem benutzte Literatur gewissenhaft angegeben und die kleine Schrift hat von Andern, die ebenso berufen waren wie Scartazzini, darüber zu urtheilen, eine sehr wohlwollende Beurtheilung erfahren, so u. A. von dem unlängst verstorbenen Nestor der deutschen Danteforscher, Dr. Th. Bauer, einem der hervorragendsten Mitglieder der deutschen Dantegesellschaft (Blätter für literarische Unterhaltung, Leipzig, 1890). Die in diesem zur Enthüllung des Philalethes-Denkmals herausgegebenen Bändchen unterlaufenen kleinen Versehen sind vom Referenten an anderen Stellen wiederholt berichtigt worden. Wir begreifen Scartazzini's Animosität gegen die italienischen Dantegelehrten nicht; hat er doch in Italien mit vollem Recht eine solche Anerkennung gefunden, daß z. B. die von ihm commentirte Ausgabe der Göttlichen Comödie (Milano, U. Hoepli, 1893, 6000 Exemplare) bereits vergriffen ist und die neue durchgesehene und erweiterte Ausgabe (Hoepli 1896) neben den unzähligen italienischen Autoren stark begehrt wird. Referent hatte Gelegenheit zu einem Einblick in Scartazzini's Hauptwerk, die Enciclopedia Dantesca. Dieses monumentale Werk, das des Verfassers Namen nicht nur bei den Zeitgenossen zu noch höherem Ansehen bringen, sondern ihn der Nachwelt überliefern wird, wird den Vorzug haben, daß Dank dem feinen Takt des äußerst rührigen und verdienstvollen Verlegers, des Hofbuchhändlers U. Hoepli in Mailand, alle persönliche gehässige Polemik, das einzige Moment, das Scartazzini's bisher erschienene Schriften verunziert, ferngehalten sein wird. Dresden. **G. Locella.**

*) Emil Sulger-Gebing hat den ersten Theil dieser Schrift **sehr vortheilhaft ergänzt** und vervollständigt in seiner Abhandlung: Dante in der deutschen Literatur bis zum Erscheinen der ersten vollständigen Uebersetzung der Divina Commedia. (1767/69.) In der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, N. F., Bd. VIII 1895. 221—258 und 453—479.

— **Schulgesundheitslehre.** Das Schulhaus und das Unterrichtswesen vom hygienischen Standpunkte für Aerzte, Lehrer, Verwaltungsbeamte und Architekten bearbeitet von Dr. H. **Eulenberg**, Geh. Obermedicinalrath, und Dr. Th. **Bach**, Director des Falk-Realgymnasiums in Berlin. Zweite umgearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Berlin 1896. J. J. Heine's Verlag. — Arzt und Schulmann haben sich hier zu einem Werk vereinigt, das in einem sehr weiten Kreise Interesse erregen wird. Die Schulhygiene steht schon seit mehreren Jahren im Vordergrunde der öffentlichen Gesundheitspflege, und das mit vollem Rechte. Vor Allem ist es nothwendig, daß unsere Lehrer von den Principien der Gesundheitspflege voll durchdrungen werden. Die vorliegende Darstellung kann als ein sehr werthvoller Rathgeber ihnen empfohlen werden. Trotz des echt wissenschaftlichen Gewandes, das sie trägt, ist sie durchaus leicht verständlich geschrieben. Der unseres Erachtens zu ausführlichen historischen Einleitung, die übrigens manche interessante Einzelheit mittheilt, schließt sich in der ersten Lieferung der neuen Auflage der Beginn der Schilderung des Schulhausbaues an. Dr. A.

— Dr. **Adolf Marcuse: Die atmosphärische Luft.** Berlin 1896. Friedländer u. Sohn. 76 Seiten. 2 ℳ. — Die vorliegende Abhandlung, die das Wesen, die Eigenschaften und die Bedeutung der Hülle unsres Planeten erörtert, ist gelegentlich einer von der Smithsonian Institution (Washington) ausgeschriebenen Preisaufgabe entstanden und vom Preisgericht mit vollem Rechte durch eine „ehrenvolle Erwähnung“ ausgezeichnet worden. Man wird sich schwerlich eine klarere, knappere und bei alledem erschöpfende und allgemein verständliche Darstellung dieses Gegenstandes denken können. Außer der Definition, Höhe und Zusammensetzung der Luft behandelt der Verfasser die statische, dynamische und angewandte Atmosphärologie, die letztere wieder in eine maritime, agrarische, aëronautische und medicinische gliedernd. Barometer und Thermometer, Flugmaschine und Luftballon, Segelrouten und Minimabahnen, Klima und Wetter, Sturmwarnungen und Wetterprognosen, optische, elektrische und akustische Eigenschaften der Luft: Alles wird einer kurzen, sachverständigen, auf der Höhe der Zeit stehenden Erörterung gewürdigt. An einzelnen Stellen ist es geradezu erstaunlich, wie der Verfasser mit so wenig Worten alles Wissenswerthe zu sagen versteht. Da das Thema in Form eines Lehrvortrags bearbeitet werden sollte, mußten freilich alle sonst so lehrreichen, den Leser bildenden Entwickelungen bei Seite gestellt werden. Der Verfasser mußte einfach Alles historisch-dogmatisch behaupten. Sein Versuch aber, die Lehre von der Atmosphäre sowohl an sich als auch in ihrer Beziehung zu fast allen Gebieten der Naturwissenschaften darzustellen und bei dieser Gelegenheit zu zeigen, wie eng das Wohl der Menschheit mit den Fortschritten der Atmosphärologie verknüpft ist, wie Naturwissenschaft und Humanität stetig Hand in Hand gehen, der ist ihm u. E. voll gelungen. Wir haben das Buch mit dem Gedanken aus der Hand gelegt: es war werth, gedruckt zu werden. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 48. Dienstag, den 21. April. 1896.

Theodor Gottlieb v. Hippel.

Zum 23. April.

Am 23. April 1796, also vor hundert Jahren, starb Theodor Gottlieb v. Hippel, der Begründer der deutschen Humoristik. Er wurde am 31. Januar 1741 in Gerdauen in Ostpreußen, wo sein Vater Lehrer war, geboren. Er stammte aus einer altadeligen Familie, die aber längst des ihr gebührenden Vorzugs sich wegen Dürftigkeit nicht zu bedienen für räthlich gehalten hatte. Die komischen Spiele des unruhigen und doch träumerischen Knaben, seine stürmische Art zu arbeiten, und wiederum sein Hang zur Einsamkeit, sein schwärmerischer Verkehr mit Büchern und der eingebildete Umgang mit Geistern, sein Lachen, wenn er allein, und sein Schweigen, wenn er unter Menschen war, verriethen eine ungewöhnliche geistige Verfassung. In Königsberg wollte er Theologie studiren, aber durch unabsichtliche, nachhaltige Einflüsse eines vermögenden Mannes, des holländischen Justizraths Woyt, sprang Hippel bald zur Rechtskunde über. Freundliche Verhältnisse zu einem vornehmen jungen Russen führten ihn nach St. Petersburg in den Glanz des kaiserlichen Hofes, von dort in die Umgebungen angesehener Familien und hier fühlte Hippel, dessen Herz plötzlich von heißer Liebe zu einem hochgestellten reichen Mädchen ergriffen wurde, mit tödtlichem Schmerz den Druck seiner großen Armuth und der niedern Geburt. Sein Gedanke Tag und Nacht, sein einziges Streben war nun, in einem hohen Geschäftskreise und in vollem Genusse der Güter des Lebens wirksam und seiner Geliebten an äußeren Vorzügen gleich werden zu können; mit unglaublicher Selbstverleugnung, mit bewunderungswürdiger Consequenz, mit klügster Berechnung jagte er von jetzt an nach Würden und Reichthum — und als er rasch sein Ziel in jeder Weise erreicht hatte, als er sehr reich, geadelt, von Volk und Fürst geehrt, mit Aemtern und Würden geschmückt war (er war zuletzt Oberbürgermeister und Polizeidirector in Königsberg), — entsagte er seiner Liebe und blieb ehelos. Hippel war gewiß einer der originellsten Deutschen; Kant nannte ihn einen Centralkopf, der mit der größten Leichtigkeit Pläne ersinnen und ausführen konnte; Hamann hieß ihn einen Sonderling, an dem er die merkwürdige Gabe bewunderte, schroffe Gegensätze leicht in sich zu vereinigen. Höchst selten möchte wohl auch in einem zweiten Mann eine solche Vereinigung von Licht- und Schattenseiten zu finden sein. Hippel war aufgeklärt und doch sehr abergläubisch; kalt abstoßend und dabei schwärmerisch; ein andächtiger Frömmler und doch ein kalter Freigeist; streng gerecht und doch unrein durch leidenschaftliche Geldgier; voll hingebender Aufrichtigkeit und dabei versteckt und heimlich; human und doch despotisch; ein Freund der Einfachheit und der Natur und dabei voll höfischen Wesens und Etikette; er war begeistert für eheliche Verhältnisse, ein höchst geistreicher Schriftsteller über die Ehe und doch blieb er ehelos; er sprach tief und hinreißend in seinen Sprüchen der Weisheit und verstieß in thörichter Weise gegen die gewöhnlichsten Lebensregeln; er jagte nach Autorruhm und gab seine Schriften anonym heraus; er pries das Glück des Mittelstandes und ließ seinen Adel erneuern; er fand das Leben fade und langweilig, staffirte sein Arbeitszimmer, seinen Garten, sein Haus mit Inschriften und Bildern des Todes aus und doch fürchtete er sich unmännlich vor dem letzten Schritte; es war ihm Bedürfniß, mitten in der Welt und unter Menschen zu sein, und doch sprach er es täglich als seinen Lebensgrundsatz aus, das höchste Glück sei, außerhalb der Welt zu leben; die Ruhe des einsamen Weisen und das beschauliche Insichgehen der Gläubigen pries er als die beste Lebensaufgabe und doch stürzte er sich in die unruhigste Thätigkeit und in die Geschäfte des Marktes. Die Laune des Schicksals setzte den Gegensatz nach Hippel's Tode fort: sein stilles, klösterliches Wohnhaus wurde ein Postgebäude und sein ländlicher, heimlicher Ruhesitz ein öffentliches Kaffeehaus. — Dergleichen Gegensätze, wie in Hippel's Leben und Charakter, finden sich auch in seinen Schriften und müssen sich darin finden, weil sie echt humoristisch und ein Bild seines Lebens sind; seine sämmtlichen Werke, in einer gewandten Sprache verfaßt und oft gehoben durch biblischen Ton und Ausdruck, nehmen einen hohen Rang in der doch eigentlich seltenen Classe der Humoristen ein. Er schrieb über die Ehe, über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, über weibliche Erziehung; seine schwer zu verstehenden „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“, worin er die Grundsätze einer sehr ernsten Philosophie und doch einschmeichelnden Lebensweisheit, besonders Kant's Lehren mit humoristischer und phantastischer Beredtsamkeit predigt und zugleich sein und seiner Freunde Bildniß zeichnet; seine „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z“, worin neben den ernsten und satirischen Feldzügen gegen die politischen Zeitereignisse die näheren Erklärungen zu seinem Leben und Charakter gegeben werden u. s. w. Im buntesten Gemisch ziehen Ernst und Scherz, Rührung und Frohsinn, Ungereimtheiten und Wahrheiten, dunkle Schwärmerei und lichte Aufklärung auf jeder Seite hin; im rasenden Wirrwarr tanzt der Witz, wo er eben das einsame Unglück beweint und sich bis zum tiefen Grame versenkt; mitten in dem ruhigen, klaren, tiefen Flusse der Lehre zieht eine tolle Bilderjagd; bei scharfen Geißelhieben schwimmt er in warmen Thränen der Rührung; bei schneidender Kälte und trockener Ruhe spricht sein begeistertes Herz und mitten in dem Schmutz des alltäglichen Lebens öffnet sich ein Himmel voll großer und erhabener Gedanken. Hippel nannte Jean Paul seinen geistigen Sohn; er hätte sich selbst lieber den Herold dieses Meisters nennen sollen, denn er war gleichsam nur das Vorspiel, das einleitende Wetterleuchten zu dem humoristischen Gewitter, das mit Jean Paul über jene Zeit zog.

Rudolf Rost.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1896.

Auf die für das Jahr 1895 von der historisch-nationalökonomischen Section gestellte Preisfrage über das griechische Genossenschafts- und Vereinswesen sind zwei Arbeiten eingegangen, die eine mit dem Motto *ἐν ἁπάσῃ κοινωνίᾳ δοκεῖ τι δίκαιον εἶναι*, die andere mit dem Motto *γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος*. Der Verfasser der letzteren Arbeit hat das sehr zerstreute Material mit großem Fleiße gesammelt, aber seine umfassend angelegte Darstellung, zum Theil infolge persönlicher Verhältnisse, nur zum geringen Theile vollenden können. Dagegen ist es dem Verfasser der erstbezeichneten Arbeit gelungen, die Aufgabe auf Grund der inschriftlichen wie der literarischen Quellen in befriedigender Weise zu lösen, wenn er auch dem Begriff der Genossenschaft eine etwas zu weite Ausdehnung gegeben und die rechtliche Seite des Vereinswesens mehr als die sociale und wirthschaftliche berücksichtigt hat. Indem die Gesellschaft zur Ergänzung seiner Darstellung eine neue Preisfrage zu stellen beschlossen hat, hat sie zugleich der Arbeit *ἐν ἁπάσῃ κοινωνίᾳ κτλ.* den Preis zuerkannt. Nach Eröffnung der Schedula ergab sich als ihr Verfasser Dr. Erich Ziebarth in Göttingen. — Auf die für das Jahr 1895 von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section gestellte Preisaufgabe ist eine Bewerbungsschrift nicht eingegangen. Im Jahresberichte

vom März 1894 hat die Gesellschaft den Verfasser der zur Preisbewerbung eingereichten Abhandlung „über die Invariantenbestimmung einer ausgedehnteren Kategorie zunächst von gewöhnlichen Differentialgleichungen auf Grund der Lie'schen Begriffsbestimmungen und Methoden", Hrn. Tresse in Douai, eingeladen, seine Arbeit nach gewissen Richtungen zu vervollständigen und ihm dazu eine Fristerstreckung bis zum November 1895 gewährt. Dieser Aufforderung hat der Verfasser mit bestem Erfolge entsprochen und in wissenschaftlich mustergiltiger Weise die in der gestellten Preisfrage als Beispiel angeführte Aufgabe gelöst, mit Hilfe der Lie'schen Methoden alle Differentialinvarianten zu bestimmen, welche die Differentialgleichung $y'' = \omega(x, y, y')$ gegenüber der unendlichen Gruppe aller Punkttransformationen besitzt. Die Gesellschaft nimmt daher keinen Anstand, diese Arbeit zu krönen und Hrn. Professor A. Tresse, jetzt in Montpellier, den ausgesetzten Preis zuzuerkennen.

Für die Jahre 1896—1899 sind von der Gesellschaft folgende Preisaufgaben gestellt worden:

I. Historisch-nationalökonomische Section.

1) Für das Jahr 1896. Die deutsche städtegeschichtliche Forschung wendet sich neuerdings von den Entwickelungen des 14. bis 16. Jahrhunderts mehr und mehr zu Gunsten der Untersuchung der ältesten Probleme ab. Schon der Bearbeitung des wirthschaftlichen und politischen Verlaufes der Zunftkämpfe bietet sich darum noch eine Reihe ungelöster Aufgaben. Noch mehr gilt das von denjenigen wirthschaftlichen, socialen und politischen Entwickelungen, die vom Beginn etwa des 15. bis ins 16. Jahrhundert hinein in unseren Großstädten verlaufen, und die sich dahin charakterisiren lassen, daß in ihnen der capitalistische Individualismus auftritt, die wirthschaftliche Differenzirung starke sociale Unterschiede zwischen Arm und Reich veranlaßt, und diese Unterschiede neue politische Ziele der unteren Classen hervorrufen. Die andauernde Gährung, die infolgedessen die unteren Bevölkerungsschichten der Großstädte des 15. Jahrhunderts erfüllt, setzt sich ferner vielfach in Beziehung zu den zunehmenden revolutionären Bewegungen des platten Landes, und mündet im Zeitalter des Bauernkrieges theilweise in diese ein. Es ist von Werth, diese allgemeinen Entwickelungsrichtungen in ihren Einzelanlässen und Einzelfolgen auf der localen Grundlage irgend einer städtischen Entwickelung genauer kennen zu lernen. Daher wünscht die Gesellschaft eine eingehende Untersuchung der wirthschaftlichen, socialen und politischen Bewegung in irgend einer größeren deutschen Stadt des ausgehenden Mittelalters mit besonderer Rücksicht auf die Wirkungen des seit Ende des 14. Jahrhunderts aufkommenden capitalistischen Individualismus. Preis 1000 ℳ.

2) Für das Jahr 1897. Die Gesellschaft wünscht ferner eine Untersuchung über: die Sprache der deutschen Urkunden in der kaiserlichen Kanzlei Karl's IV. Nöthig erscheint zur Lösung der Aufgabe, daß, soviel es der heutige Stand der diplomatischen Forschung gestattet, genau auseinandergehalten werde, welche der herangezogenen Urkunden der Kanzlei voll angehören, und welche den an der Kanzlei verkehrenden Parteien ihren Ursprung verdanken. Neben einer gedrängten Darstellung des Grammatischen im engeren Sinne wird vor Allem eine eingehende Behandlung der Formeln der Kanzlei- und Geschäftssprache gewünscht. Preis 1000 ℳ.

3) Für das Jahr 1898. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß bei den germanischen und romanischen Völkern das Handwerk nicht, wie lange geglaubt wurde, die erste Stufe der gewerblichen Entwickelung bildet, sondern daß ihm mehrere ältere Betriebsformen vorausgegangen sind und daß diese nicht blos bei den östlichen und nördlichen Völkern Europas noch heute sich in großer Ausdehnung finden, sondern daß sie auch in der antiken Welt weit verbreitet waren. Vereinzelt ist ihr Vorkommen auch bereits bei außereuropäischen Völkern nachgewiesen worden. Im Allgemeinen aber besitzen wir zwar ein sehr reichhaltiges Material über die bei den letzteren vorkommenden Arten der gewerblichen Technik, während die wirthschaftliche Organisation des Gewerbebetriebs der primitiven Völker und der Nationen fremder Culturkreise nie eingehender untersucht worden ist. Die Gesellschaft wünscht demnach eine eingehende Untersuchung und vergleichende Darstellung des nationalen Gewerbes bei den eingeborenen Völkern eines oder mehrerer außereuropäischer Erdtheile unter besonderer Berücksichtigung der Betriebsformen der Stoffumwandlung und der Absatzweisen der Fabrikate. Die Gesellschaft schreibt darnach nur ein größeres Untersuchungsgebiet vor, welches territorial zusammengehörige Völker verschiedener Entwickelungsstufen umfaßt und die Möglichkeit einer vergleichenden Darstellung eröffnet, möchte aber die Abgrenzung jenes Untersuchungsgebietes ganz dem Ermessen des Bearbeiters überlassen. Sie würde darum z. B. eine eingehende Bearbeitung der gewerblichen Zustände der ostasiatischen Culturvölker ebensowohl der Aufgabe entsprechend erachten als eine Darstellung der Gewerbe bei sämmtlichen Völkern Afrikas. Preis 1000 ℳ.

4) Für das Jahr 1899. Nachdem die von der Gesellschaft für 1895 ausgeschriebene Preisaufgabe über das griechische Genossenschafts- und Vereinswesen eine Lösung gefunden hat, welche die Organisationsformen und die räumliche Verbreitung jener Gemeinschaftsbildungen nunmehr übersehen läßt und über ihre rechtliche Natur genauen Aufschluß bietet, bleibt auf diesem Gebiete der Forschung die weitere Aufgabe, unter Heranziehung alles verfügbaren schriftstellerischen und inschriftlichen Quellenmaterials in das innere Leben jener kleinen Socialgebilde tiefer einzudringen und ihre Bedeutung nach der wirthschaftlichen und socialen Seite klar zu legen. Es wäre zu diesem Zwecke zunächst nöthig, durch genaueres Eingehen auf die wirthschaftliche und sociale Entwickelung der griechischen Welt seit dem Ende des IV. Jahrhunderts v. Chr. die treibenden Kräfte zu ermitteln, welche zum genossenschaftlichen Zusammenschluß so zahlreicher Kreise führten. Sodann wären nicht nur die eigentlichen Interessenverbände von Berufsgenossen u. dgl. und die nach den Principien der Selbsthilfe oder Versicherung arbeitenden Vereine auf ihre Wirksamkeit zu untersuchen, sondern es wäre namentlich auch die Vermögens-Verwaltung und -Nutzung der weit zahlreicheren Genossenschaften von allgemeinerem Charakter und ihr Einfluß (nach der guten und schlimmen Seite) auf die wirthschaftliche Lage ihrer Mitglieder, sowie überhaupt auf die sociale Gliederung der Bevölkerung des Näheren darzulegen. Die Gesellschaft wünscht demnach eine Darstellung der wirthschaftlichen und socialen Entstehungsursachen, der Lebensbethätigung und der Einflüsse der Genossenschaften in der späteren griechischen Geschichte. Preis 1000 ℳ.

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

1) Für das Jahr 1896. Wenn man sich heute — und es geschieht das mit Recht — einer besseren und tieferen Kenntniß der Entwickelungsgeschichte berühmt, als man sie früher besaß, so gilt das doch zunächst nur in Bezug auf die äußere Erscheinung und die Reihenfolge der Vorgänge, welche den Aufbau des thierischen Organismus ermöglichen. Die physiologischen Bedingungen dieser Vorgänge sind bis jetzt erst wenig erforscht worden. Nur so viel steht fest, daß letztere nicht ausschließlich durch gewisse Grundfunctionen bestimmt sind, sondern auch von äußeren Reizursachen abhängen, und durch Veränderung derselben in dieser oder jener Weise selbst abgeändert werden. In der Hoffnung nun, die physiologische Morphologie zu fördern und zur Lösung ihrer Probleme anzuregen, wünscht die Gesellschaft eine durch Darstellung der bisher gewonnenen Ergebnisse eingeleitete Experimentaluntersuchung über den Einfluß, den die verschiedentlich abgeänderten Lebensbedingungen auf die Entwickelungsvorgänge eines (höhern oder niedern) Thieres ausüben. Preis 1000 ℳ.

2) Für das Jahr 1897. Die von Monge, Ampère und Darboux herrührenden Integrationsmethoden der partiellen Differentialgleichungen zweiter und höherer Ordnung finden bekanntlich nur für solche Gleichungen Anwendung, die mit anderen Gleichungen Lösungen gemein haben, welche nicht nur von arbiträren Constanten abhängen. Es geht andererseits aus Lie's Untersuchungen über unendliche Gruppen hervor, daß Gleichungen, die eine unendliche Gruppe von Berührungstransformationen gestatten, im Allgemeinen zu anderen Gleichungen in der soeben besprochenen Beziehung (Involutionsbeziehung) stehen.[1] Die Gesellschaft wünscht, daß die aus dieser Bemerkung fließenden Integrationsmethoden entwickelt und an möglichst instructiven und vollständig durchgeführten Beispielen illustrirt werden. Preis 1000 ℳ.

3) Für das Jahr 1898. Da die von Poisson, Green, Gauß, Dirichlet u. A. gegebene Theorie der dem Newton'schen Gesetze entsprechenden Kräfte einen der wichtigsten Theile der ganzen mathematischen Physik repräsentirt, andererseits aber die

[1] Vergl. Darboux, Journal de l'école normale 1870. — Lie, Berichte der Kgl. Sächs. Ges. der Wissensch., 1891—94.

absolute Giltigkeit des Newton'schen Gesetzes (namentlich für sehr kleine und für sehr große Entfernungen) mancherlei Bedenken ausgesetzt ist, so liegt der Gedanke nahe, die Theorie der Fernwirkungen in größerer Allgemeinheit zu entwickeln und dabei, neben dem Newton'schen, auch andere Gesetze der Fernwirkung in Betracht zu ziehen. Ein solcher Versuch ist schon im Jahre 1832 von Green gemacht worden in seinen Mathematical Investigations concerning the Laws of the Equilibrium of Fluids analogous to the Electric Fluid[1]) Statt der Newton'schen Kräfte vom Gesetze $\frac{1}{r^2}$ werden dort ganz allgemein Kräfte vom Gesetze $\frac{1}{r^n}$ in Betracht gezogen. Doch zeigen sich in jener ebenso wichtigen wie scharfsinnigen Abhandlung mancherlei Lücken und Unklarheiten, auf welche Green zum Theil schon selbst aufmerksam gemacht hat. Auch sind daselbst gewisse Aufgaben (wie z. B. die Aufgabe der elektrischen Vertheilung in einem Ellipsoid oder in einer Kreisscheibe) nur ganz beiläufig besprochen worden. Demgemäß wünscht die Gesellschaft eine wirkliche Lösung dieser von Green in seiner Abhandlung nur angedeuteten Aufgaben, so wie auch die Ausfüllung und Aufklärung der in der genannten Schrift vorhandenen Lücken und Dunkelheiten. Preis 1000 ℳ

4) Für das Jahr 1899. Seitdem im Jahre 1818 Beudant die Abhandlung: „Recherches sur les causes qui déterminent les variations des formes cristallines d'une même substance minérale" veröffentlicht hat, sind mit Ausnahme vereinzelter specieller Studien und der Arbeit von Heinrich Vater über den Einfluß der Lösungsgenossen auf die Krystallisation des Calciumcarbonats umfassendere experimentelle Untersuchungen über das Zustandekommen der verschiedenen Krystallgestalten oder deren Combinationen bei einer und derselben krystallisirenden Substanz nicht mehr angestellt oder wenigstens nicht mehr mitgetheilt worden, trotzdem die künstliche Darstellung von Krystallen erhebliche Fortschritte gemacht und große Ausdehnung gewonnen hat. Angesichts der Bedeutung, welche neue Forschungen auf diesem Gebiete voraussichtlich auch für das Verständniß der bei einer und derselben Mineralart hervortretenden Gestaltungsgegensätze haben würden, stellt die Gesellschaft die Aufgabe: Es sollen unter Berücksichtigung der den Gegenstand behandelnden Literatur auf experimentellem Wege Beiträge zur Lösung der Frage geliefert werden, von welchen Verhältnissen bei krystallisirenden Substanzen die Entstehung der verschiedenen einzelnen Krystallformen oder die gegenseitige Combination derselben abhängig ist. Es wird gewünscht, daß namentlich dabei solche Substanzen in Betracht gezogen werden, welche eine Verallgemeinerung der gewonnenen Resultate auf die natürlichen Mineralvorkommnisse zulassen würden. Preis 1000 ℳ

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Umschlage begleitet sein, welcher auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Jede Bewerbungsschrift muß auf dem Titelblatte die Angabe einer Adresse enthalten, an welche die Arbeit für den Fall, daß sie nicht preiswürdig befunden wird, zurückzusenden ist. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1896 Geh. Hofrath Professor Dr. W. Scheibner, Schletterstraße Nr. 8) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die „Leipziger Zeitung" im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Bücherbesprechungen.

— Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft oder Kant's Rechtsphilosophie. Von Dr. Abr. Eleutheropulos in Leipzig. Leipzig, G. Strubig's Verlag. 1896. — Der Herr Verfasser will als Erster einen Mangel in der Literatur über Kant ausfüllen und dessen Rechtsphilosophie an den Tag bringen. Dies thut er in der Weise, daß er seiner Abhandlung die Form giebt, als ob sie von Kant selbst geschrieben wäre, und indem er Alles so darstellt, als ob Kant selbst neben der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft auch noch die vorliegende „Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft" geschrieben hätte. Er findet die Berechtigung darin, daß Kant selbst die Idee einer solchen Kritik gehabt habe, und erklärt seine Abhandlung lediglich als eine Entwickelung und Vollendung der Kantischen Kritik. Daß gerade der Verfasser sich dieser Aufgabe unterzogen hat, muß um so mehr Wunder nehmen, als er selbst bekennt, daß er gar kein Anhänger der Lehre von der Apriorität und der Unabhängigkeit des Noumenon vom Phänomenon sei, auf der die ganze philosophische Anschauung Kant's beruht. Näher auf die Ausführungen des Verfassers einzugehen, fehlt hier der Raum. Wir können sie aber nicht für gelungen erklären. Wenn sie auch die Kantischen Gedanken, wie sie namentlich in dessen „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" enthalten sind (der Hr. Verf. verweist immer nur auf das Hauptwerk der „Kritik der praktischen Vernunft"), in der Hauptsache richtig wiedergeben, so bietet der Verf. sie uns doch in einer Form, die zeigt, daß ihm die Fähigkeit klarer Darstellungsweise zum mindesten in deutscher Sprache abgeht und die Ausführungen fast ungenießbar machen. Es ist Pflicht, dieses Urtheil wenigstens durch zwei Beispiele zu belegen: S. 15 sagt der Hr. Verf. wörtlich: „Daher wenn die Vernunft sagt, »handle so, und wenn du es thust, so handelst du, was auch deine Triebfedern sein mögen, recht und also sittlich, vernunftgemäß« und bald wiederum, aber nicht »in Beziehung auf dieselben Handlungen« (!), sondern in Ansehung ihrer selbst (Gesinnung), »wenn du [d. h. nach der erwähnten Beziehung: du der Mensch als Noumenon; der ganze Ausdruck kann also formulirt werden: wenn ich, die Vernunft, selbst] nicht die Pflicht die einzige Triebfeder sein lässest [die nach der Formulirung: meiner Bestimmung sein lasse], so verletzest du [verletze ich] das ethische Gesetz [meine innere Freiheit], handelst also unsittlich, vernunftwidrig [ich bin also gegen meine eigenen Gesetze gesinnt, d. h. ich denke anders, als wie ich als Vernunft denken soll, ich höre also auf Vernunft zu sein (denn Vernunft ohne Freiheit ist keine Vernunft)]« — wenn nun die Vernunft so spricht, so ist das kein Widerspruch derselben mit sich selbst." S. 55 „Wir wollen hier dies beweisen, daß nämlich die Sphären der Freiheit &c. &c. so sich in Wechselwirkung befinden sollen, daß &c. &c.; indem aber hier in diesem Satze das zu beweisende nur das sein kann, daß nämlich in der Bestimmung der Wechselwirkung der Sphäre der Freiheit &c. diese Sphäre selbst unverletzt bleiben soll und indem dieses Letztere schon vielfach bewiesen worden ist, so spare ich hier wiederum, dasselbe zu beweisen." Daneben kommen unbeholfene Wendungen vor, wie z. B. S. 22: „Hier entsteht nun die Frage: ist die reine Vernunft in diesen beiden Richtungen kritisirt, oder ist es nicht nöthig?" S. 36: „es ist schon bereits bekannt . . . ." S. 35: „Der Inhalt dieses Canons kann auch in diesem Gebiete die Grundsätze genannt werden." Warum endlich der Hr. Verfasser seine Kritik mit dem Nachwort: „Fiat justitia pereat mundus" versieht, ist uns nicht erfindlich. Dr. A. L.

— Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft. Von Karl Lamprecht. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1896. IV, 79 SS. 8°. — Wer wie Referent der Ansicht ist, daß viele Wege nach Rom führen und daß es nur im Interesse der Sache liegen kann, wenn man nicht immer auf den hergebrachten bleibt, sondern auch einmal neue aufsucht, schon weil sie eine Reihe bisher ungekannter Ausblicke bieten, der wird sich nur darüber freuen können, daß auch auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft die „Alten" und die „Neuen" über die zwischen ihnen streitigen Fragen in lebhafte Discussion eintreten, vorausgesetzt, daß dieser Streit mit ehrlichen und anständigen Waffen geführt wird — und das geschieht in dem vorliegenden Schriftchen ebenso wie in den Angriffen, die es parirt. Es sind dies die Ausführungen von Meinecke in seinem auch an dieser Stelle erwähnten Nachruf auf Sybel (Histor. Zeitschr. Bd. 75, S. 390 ff.) und namentlich ein längerer Aufsatz von Rachfahl „Deutsche Geschichte vom wirthschaftlichen Standpunkte" im Januarheft der Preußischen Jahrbücher. Eine Anzeige der gedankenreichen Schrift Lamprecht's an dieser Stelle wird sich freilich auf wenige Andeutungen beschränken müssen. Der erste Theil handelt „über geschicht-

[1]) Transactions of the Cambridge Philos. Society 1833, wieder abgedruckt in den Mathematical Papers of G. Green, p. 117 bis 183.

liche Auffassung und geschichtliche Methode". Der Unterschied zwischen der neuen und der alten Richtung ist nicht in der Weltauffassung, sondern lediglich in der Methode zu suchen; hat man sich bisher hauptsächlich des Zweckprincips zur Ermittelung des inneren Zusammenhangs der geschichtlichen Thatsachen bedient, was für die Individualgeschichte ausreicht, nicht aber für die „Lebenshaltungsgeschichte", so sucht die neue „evolutionistische" Richtung durch Anwendung der causalen Methode, die auf verschiedenen geschichtlichen Einzelgebieten bereits namhafte Erfolge erzielt hat, gesicherte Ergebnisse zu gewinnen. Den Vorwurf einer materialistischen Geschichtsauffassung weist der Verfasser weit von sich; wenn die neuere Geschichtswissenschaft sich vor Allem der Wirthschaftsgeschichte zugewandt hat, so ist dies namentlich deswegen geschehen, weil diese als dasjenige Object erschien, auf dem die Anwendbarkeit der causalen Methode sich am leichtesten nachweisen ließ. Gegen Rachfahl hält Lamprecht an der Ansicht fest, daß zwischen Sagenbildung und Geschichtswissenschaft kein principieller, sondern nur ein gradueller Unterschied bestehe: beide erstreben dasselbe Ziel, aber der Sagenbildung stehen nicht die verfeinerten Mittel zur Feststellung der Wahrheit zu Gebote wie der wissenschaftlichen Forschung. Ebenso bleibt Lamprecht dabei stehen, daß für die Cultur- (richtiger Zustands-) Geschichte sich mit den Mitteln der Socialwissenschaft und der Völkerpsychologie vollkommenere wissenschaftliche Wahrheiten ermitteln lassen als für die politische (Personen-) Geschichte auf dem Wege der Psychologie. Einige andere Einwendungen gegen Rachfahl übergehen wir; im Ganzen enthält der erste Theil der Broschüre nicht viel, was nicht Jedem, der Lamprecht's Schriften liest, bereits bekannt wäre. Von weit höherem Interesse scheint uns der zweite Theil „Ranke's Ideenlehre und die Jungrankianer" zu sein. Ranke selbst hat niemals eine philosophische Formulirung seiner geschichtlichen Weltauffassung versucht. Aus einer Anzahl von Stellen aus einzelnen Werken — die allerdings wohl nur im Zusammenhange ganz verständlich sein dürften — folgert Lamprecht, daß als „die Brennpunkte gleichsam der Ellipse seines historischen Denkens" zwei Punkte aufzufassen sind: „die idealistische Weltanschauung im Sinne der Identitätsphilosophie und die universalistische Auffassung der Geschichte wesentlich im Sinne des Kosmopolitismus unserer classischen Literatur". Ranke's idealistische Weltanschauung trägt einen mystischen Charakter; das ganze geschichtliche Geschehen ist ihm ein göttliches Geheimniß, die großen geschichtlichen Zusammenhänge sind göttliche Manifestationen, Offenbarungen eines hinter der nur vernunftmäßig erkennbaren Welt stehenden Gottes; wohl erkennt er auch die realen Tendenzen, die in der Geschichte walten, aber sie sind ihm eine „Welt des Scheins". Dieser mystische Idealismus und dazu der Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts, neben dem das nationale Element zurücktritt, sind die Wurzeln von Ranke's historischer Auffassung; sie stellt sich zur Aufgabe „den Nachweis des weltgeschichtlichen Ineinandergreifens der staatlichen und nationalen Kräfte als der Componenten der weltgeschichtlichen Bewegung"; sie muß deshalb „diese Kräfte aufsuchen und in möglichst einfacher Charakteristik vergegenwärtigen", und sie muß ferner „diese Kräfte als Ausfluß des hinter den geschichtlichen Erscheinungen stehenden göttlichen Principes, als Manifestation Gottes fassen". Diese Kräfte nun sind die Ranke'schen Ideen; hinter ihnen steht Gott, ihre Anfänge sind ein Geheimniß. Diese Ideenlehre hat zwar Ranke nicht zur Verkennung der socialen Elemente in der Entwickelung geführt und noch weniger seine strenge Forschung beeinträchtigt, beherrscht aber doch seine geschichtliche Auffassung („eben das Irrationelle ist ihm das geschichtliche Agens") und auch seine Methode. Sie ist unhaltbar geworden, seitdem die Specialforschung die Welt der wirthschaftlichen und socialen Bewegung, des Ranke'schen „Scheins", in ihren Bereich gezogen hat. Die „Jungrankianer", als deren Vertreter Rachfahl erscheint, suchen diese Studien der Ranke'schen Ideenlehre einzuordnen; Lamprecht unternimmt durch eine Analyse der Rachfahl'schen Ausführungen über die Entwickelung des modernen Staates den Nachweis zu führen, daß dieser Versuch mißlungen ist: Rachfahl's Grundfehler ist, daß er Ursache und Wirkung verwechselt, daß er die Ergebnisse als Motive setzt. Er tritt ferner der Behauptung Rachfahl's, daß wirthschaftsgeschichtliche Entwickelungen zum Leben jener Ideen so gut wie nichts beitragen, entgegen, indem er seine Ausführungen über die Zeit vom 6. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts einer eingehenden Kritik unterwirft und überall wirthschaftliche Gründe als die letzten Ursachen der politischen Bildungen nachweist. Doch müssen wir es uns versagen, auf diese äußerst lesenswerthen Ausführungen näher einzugehen, da unsere Anzeige ohnehin schon umfänglicher geworden ist, als unsere Absicht war. Das Endergebniß ist, daß die Ranke'sche Ideenlehre unhaltbar ist, daß „die wirthschaftlichen Factoren des geschichtlichen Lebens nicht »Schein« sind, sondern ein lebendiger, verursachender, gleichberechtigter Theil der Geschichte selbst". Die historische Wissenschaft ist intensiver geworden und hat sich „vor Allem jenen Problemen des nationalen Geschichtslebens zugewandt, deren Lösung sich von einem Eindringen in die constituirenden einfachsten Kräfte des geschichtlichen Lebens erwarten läßt". Damit ist auch der Glaube an die Irrationalität alles geschichtlichen Geschehens verschwunden. Endlich hat die Geschichtswissenschaft die Frage nach Fortschritt und Entwickelung in der Geschichte „nicht von vornherein vom universalhistorischen, sondern zunächst von einem viel engeren Standpunkte, vom nationalen, von unten herauf, anzugreifen". — Lamprecht's Schrift enthält so eine Art Programm der „neuen Richtung"; sie wird ohne Frage zu weiteren Erörterungen Anlaß geben, denen man mit lebhaftem Interesse entgegensehen darf. —m—

— Árpád v. Török, Ein preisgekröntes Unicum. Pest 1896. — Der Verfasser wählt die für eine wissenschaftliche Kritik sonderbare Form einer Broschüre, um gegen die von der ungarischen Akademie preisgekrönte Arbeit Simonyi's „Deutsche und ungarische Redensarten" (Pest 1896) zu Felde zu ziehen. Allerdings kommen in dem Werke eine Anzahl Versehen, Druckfehler und auch grobe orthographische und grammatische Fehler vor, aber im Ganzen genommen ist es doch brauchbar und verdienstlich, weshalb es preisgekrönt wurde. Man muß auch bedenken, daß die reich dotirte Pester Akademie (auch die Bukarester zählt hierher) manches Werk prämiiren muß, das bei einer größeren Concurrenz nicht zu der Ehre kommen würde. Der überaus gehässige Ton, in dem die Broschüre geschrieben ist, berührt sehr unangenehm und bewirkt das Gegentheil von Dem, was der Schreiber durch seine Broschüre bezweckt hat. G. Wgd.

— Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Professor Dr. E. Pohlmey und Gymn.-Oberl. Hugo Hoffmann. 24. Heft: Lange, Dr. Rud., Cäsar, der Eroberer Galliens. Mit Titelbild und einer Karte. 1,20 ℳ 87 S. 8°. — Dieses neueste Heft der bekannten „Gymnasialbibliothek" ist nicht nur, wie die früheren, für reifere Schüler bestimmt; der Verfasser hat sich bemüht, die Darstellung „auch dem Verständniß noch ganz jugendlicher Leser möglichst anzupassen". Mancher Lehrer indessen dürfte Bedenken tragen, die Schrift in die Hände von Tertianern zu legen, die er mit Cäsar's Thaten bekannt machen will, denn sie ist in hohem Grade tendenziös. Man erwartet eine unparteiische Schilderung der ereignißvollen Kriegsjahre in Gallien, die Sieger und Besiegte mit gleichem Maße beurtheilt, und findet Anklagen über Anklagen gegen den großen Feldherrn, während das Lob, das der Verfasser zu spenden hat, nur sparsam den Römern oder Galliern, weit mehr „den wackeren Deutschen" zu Theil wird. Als die beiden Eroberer sich in Gallien gegenüberstehen, offenbart Ariovist „seinen edlen Stolz, sein durchaus berechtigtes Selbstgefühl", die von ihm geäußerte Meinung ist „ganz berechtigt, klar und verständig". Cäsar dagegen merkt das gar nicht „in seinem echt römischen Hochmuth, in dem Bewußtsein, daß von Rechts wegen Alles sich dem auserwählten Volke der Römer fügen müsse", ... „sein schrankenloser Römerstolz macht ihn blind". „Unerhörte Anmaßung", „rücksichtsloser Eigennutz", „barbarische Härte", „hinterlistiges Verhalten", „erbärmliches Verfahren", „niedrige Handlungsweise" u. s. w., die Invectiven gegen ihn prasseln nur so. „Ein Gefühl des Hasses ergreift uns," heißt es bei der Beschreibung des Veneterkrieges, „wenn wir die kurzen, kalten Worte lesen." Von der historischen Anfechtbarkeit der in dieser Schrift vollzogenen Verurtheilung Cäsar's wollen wir gar nicht reden; zum Mindesten hat hier wohlgemeinter Patriotismus einen pädagogischen Mißgriff verschuldet. Muß denn bei so maßloser Uebertreibung unsern ehrlichen deutschen Gymnasiasten nicht die Frage aufsteigen, warum in aller Welt man sie nöthige, sich Jahre lang mit den lügenhaften Berichten eines so schlechten Menschen zu beschäftigen? Ub.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 ₰, für auswärts mit 1 *M* 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 49. Donnerstag, den 23. April. 1896.

Der Dichter des Oberhof.

Zu Karl Immermann's 100jährigem Geburtstag.

Von Moritz Lilie.

Zu den Dichtern der Neuzeit, die verschiedenartig und widersprechend beurtheilt worden sind, gehört auch der Verfasser des Münchhausen und zahlreicher anderer Dichtungen in Versen und Prosa: bald wurde er viel geschmäht, bald hoch gerühmt, und doch hat Immermann durch seine auf scharfer Beobachtung beruhende poetische Darstellung modernen Lebens bahnbrechend gewirkt und sich damit einen hervorragenden Platz in der Geschichte der deutschen Literatur gesichert. Ohne Zweifel gehört er zu den bedeutendsten Talenten der Uebergangsperiode nach der Zeit der Romantiker, die mit dem Ende der Freiheitskriege abschloß, wenn auch vereinzelte Nachklänge noch in den späteren Jahrzehnten bemerkbar waren. Karl Immermann wurde am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, die inzwischen dem Königreich Westfalen einverleibt worden war, und bezog Ostern 1813 die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Sein Vater war Kriegs- und Domänenrath, hatte sich erst in vorgerückten Jahren verheirathet und führte im Hause ein strenges, keinen Widerspruch duldendes Regiment. Die schroffe Festigkeit, die pedantische Ordnungsliebe und Regelmäßigkeit des Vaters ging auch auf den Sohn über, gleichzeitig aber auch ein unbeugsamer altpreußischer Patriotismus, der schon in dem jugendlichen Gymnasiasten tiefe Wurzeln schlug und ihn frühzeitig befähigte, das Elend und die Schmach des von dem corsischen Eroberer geknechteten Vaterlandes mit zu empfinden. Wie ein leuchtendes Meteor erschien in dieser finsteren Zeit der denkwürdige Freiheitskampf der Tiroler, dem ganz Deutschland, und besonders die Jugend, mit athemloser Spannung folgte, und die Treue und der Heldenmuth, mit welchem das kleine Gebirgsvolk gegen die Uebermacht der fremden Unterdrücker focht, weckte begeisterte Bewunderung. Da erschien der berühmte Aufruf Königs Friedrich Wilhelm III., „An mein Volk“ und in hellen Schaaren strömten die waffenfähigen Männer, todesmuthige, feurige Jünglinge, kampfesfreudige Bürger und rüstige Greise im Silberhaare zu den Fahnen, um das unter den eisernen Tritten der fremden Eindringlinge seufzende Vaterland zu befreien. Auch der Student Immermann trat in die Reihen der freiwilligen Kämpfer, erkrankte aber gleich darauf an einem heftigen Nervenfieber und wurde dadurch verhindert, am Feldzuge theilzunehmen. Erst nach der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba griff er wieder zu den Waffen, kämpfte bei Ligny und Waterloo mit, zog mit in Paris ein und kehrte nach beendetem Kriege als Officier zu seinen Studien nach Halle zurück. Um diese Zeit gab das Personal der weimarischen Hofbühne in dem benachbarten Lauchstädt Vorstellungen, die in ihrer Art mustergiltig waren und von den Bewohnern Halles, besonders aber von den Studenten, fleißig besucht wurden. Auch der junge Immermann fehlte nur selten, und die Eindrücke, die er hier empfing, blieben nachhaltig. Das deutsche Theater befand sich damals in einem Zustande der Versumpfung, und der Schlendrian, mit welchem Bühnenleiter und Darsteller verfuhren, ließ einen höheren Aufschwung, ein ernstes Streben nicht aufkommen. Nur die Weimaraner hatten sich in der Wahl der Stücke wie in der Durchführung ihrer Rollen zu idealeren Gesichtspunkten emporgearbeitet, und diese Thatsache gab Immermann die Anregung, eine Reform des deutschen Theaterwesens zu versuchen, sobald er selbst sich einige Anerkennung verschafft haben würde. Er fühlte den Dichterberuf in sich, und schon im zwölften Jahre schrieb er poetische Neujahrs- und Geburtstagsgrüße und mit dem sechzehnten Jahre hatte er ein Drama „Prometheus“ vollendet. Der ernste, selbständige Charakter Immermann's zeigte sich im Jahre 1817, als die Burschenschaft Teutonia sich eine Herrschsucht anmaßte, die zu Gewaltthätigkeiten führte. Ein armer Student, Namens Knauß, der sich ihrem Willen nicht fügte, wurde brutal gemißhandelt, und sofort warf sich Immermann zu seinem Beschützer und Vertheidiger auf. Er wandte sich mit einer Immediateingabe an den König und gab die Schrift heraus: „Ueber die Streitigkeiten der Studirenden in Halle“, die beim Wartburgfeste mit verbrannt wurde. Die Folge dieses muthigen Vorgehens Immermann's und einer Anzahl Gesinnungsgenossen war, daß sie von der Teutonia und den übrigen Verbindungen als feige Denuncianten gebrandmarkt wurden, das schonungslose Enthüllen der Mißstände an den deutschen Universitäten wurde aber auch die Veranlassung zu dem nunmehr immer kühneren Auftreten der Reaction, das schließlich zur Verfolgung und Unterdrückung der Burschenschaften führte. Noch in demselben Jahre trat Immermann in den preußischen Staatsdienst, arbeitete bis 1819 als Auscultator und Referendar in Magdeburg und Großaschersleben und wurde dann nach Münster als Divisions-Auditeur versetzt. Hier lernte er die geschiedene Frau des Brigadecommandeurs v. Lützow, des aus den Freiheitskriegen bekannten Führers der „wilden verwegenen Jagd“, eine geborene Gräfin Elisa v. Ahlefeldt, kennen, deren Salons den Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt bildeten. Die Gräfin wird als eine bezaubernde Erscheinung geschildert, obgleich sie bereits nahe an die dreißig war, und aus dem juristischen Berather, der Immermann anfangs gewesen war, wurde bald der vertrauteste Hausfreund. Die Beziehungen zu der schönen und geistreichen Frau wurden für den Dichter verhängnißvoll; sein Leben knüpfte sich eine lange Reihe von Jahren an das ihrige, ohne daß sie die ihm wiederholt dargebotene Hand zum ehelichen Bunde annahm. Hier in Münster trat Immermann zuerst mit einer Sammlung Gedichte hervor, der bald darauf das Lustspiel: „Die Prinzen von Syrakus“ und die Trauerspiele: „Petrarca“ und „Periander und sein Haus“ folgten. Ein drittes Drama: „Das Thal von Ronceval“, hatte er bereits in Magdeburg entworfen, aber erst in Münster beendet; den Stoff hierzu entnahm er der bekannten Rolandsage und alle drei Bühnenstücke bewegen sich noch ganz auf dem Gebiete der Romantik. Zu Anfang des Jahres 1824 wurde er als Criminalrichter wiederum nach seiner Vaterstadt Magdeburg berufen, und hier entstand das Trauerspiel „Cardenio und Celinde“, dessen Stoff schon der alte Gryphius und nach ihm Achim v. Arnim verwerthet hatten. Auch eine Uebersetzung von Walter Scott's „Ivanhoe“, sowie eine ästhetische Abhandlung: „Ueber den rasenden Ajax des Sophokles“ schrieb Immermann zu dieser Zeit, ferner „Das Trauerspiel in Tirol“, das später unter dem Titel: „Andreas Hofer“ erschien, und weitere Sammlungen von Gedichten, welche die Aufmerksamkeit literarischer Kreise auf ihn lenkten. Ein zweites historisches Drama war „Kaiser Friedrich II.“, das auf der Berliner Hofbühne zur Darstellung gelangte, eine Auszeichnung, die keinem zweiten seiner Bühnenstücke widerfuhr. Noch in Münster erschienen: „Die Papierfenster des Eremiten“, satirische Streiflichter auf Theaterangelegenheiten jener Zeit, die aber ebenso wenig Beachtung fanden wie seine satirischen „Elegien“, deren Gegenstand politische Verhältnisse bildeten. Im Jahre 1827 siedelte Immermann als Landgerichtsrath nach Düsseldorf über, wohin ihm auch Elisa folgte. Zu jener Zeit lebten Wilhelm Schadow, Lessing, Hildebrandt, Hübener, Bendemann, Schirmer und andere bedeutende Künstler in dem rheinischen Florenz und ein reges geistiges Leben machte sich hier geltend. Immermann, v. Uechtritz, dieser fleißige

Dramatiker und Novellist, und noch einige andere Schriftsteller vertraten in diesem Künstlerkreise das literarische Element, und der Hof des Prinzen Friedrich, der in Düsseldorf residirte, gab weitere Anregung zu künstlerischem Schaffen. Auf's Neue bot der Dichter Elisa seine Hand an, aber wiederum vergebens; die Gräfin war zu einer Heirath nicht zu bewegen, wohl aber setzte sie es durch, daß sie sich gegenseitig das unsinnige Versprechen gaben, sich überhaupt niemals zu vermählen. Hier in Düsseldorf schuf Immermann seine ausgereiftesten Werke, die ihm berechtigten Anspruch auf den Namen eines bedeutenden deutschen Dichters gaben. Sein komisches Heldengedicht „Tulifäntchen" gehört zu dem Besten, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, dagegen erwies sich das große Mysterium „Merlin", eine Nachahmung des Goethe'schen Faust, den es aber nicht im Entferntesten erreicht, als gänzlich verfehlt. Der Roman „Die Epigonen" zeigte aber wieder Immermann's Eigenart im vortheilhaftesten Lichte, und noch heute haben die Erläuterungsworte, die der Dichter zu dem Titel und der Tendenz des Werkes gab, volle Geltung. Er sagt: „Wir sind, um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reich des Geistes, welche unsere Väter von ihren Hütten aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen wie mit geborgtem Geld: wer mit fremdem Gut leichtsinnig wirthschaftet, wird immer ärmer. Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten." — Immermann's Vorliebe für die Bühne veranlaßte ihn, im Jahre 1835 die Leitung des Düsseldorfer Theaters zu übernehmen, zu welchem Zweck er von seinem juristischen Amt beurlaubt wurde. Er wollte eine Musterbühne schaffen, und seinem bedeutenden dramaturgischen Talent gelang dies auch, soweit es bei den ihm zur Verfügung stehenden sehr mittelmäßigen künstlerischen Kräften überhaupt möglich war. Trotz seiner hohen Begeisterung, Thatkraft und Beharrlichkeit vermochte der Dichter aber nicht, sein Unternehmen über Wasser zu halten; die Einnahmen hielten mit den Ausgaben nicht gleichen Schritt und am 1. April 1837 schloß Immermann, wie er selbst sagt, seine Bühne als bankerotter Impresario. Er übernahm wieder sein Richteramt und widmete sich aufs Neue der gewohnten literarischen Thätigkeit. Er begann sein berühmtestes Werk, den humoristisch-idyllischen Roman: „Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken." Ein Abkömmling des bekannten Lügenvirtuosen Baron Münchhausen ist der Held des Romans, aber in die barocke Schilderung verkommener Menschen und Verhältnisse flicht der Dichter unter dem Titel „Oberhof" ein reizendes Bild idyllischen westfälischen Dorflebens ein. Wie den Epigonen, so stellt Immermann auch im Oberhof das moderne Thun und Treiben in poetischer Verherrlichung dar, und gerade in der schlichten Einfachheit der Schilderung liegt der dichterische Werth dieses ländlichen Gemäldes. Der Oberhof gilt denn auch mit Recht für sein bestes Werk, und während die meisten seiner Arbeiten nur vorübergehende Beachtung fanden, ist sein Münchhausen von classischer Bedeutung. — Im Jahre 1839 befreite sich Immermann endlich von den Fesseln der Gräfin Elisa v. Ahlefeldt und heirathete eine Enkelin des Kanzlers Niemeyer in Halle. Das Glück seiner jungen Ehe, die Freude über die ihm endlich zu Theil gewordene Anerkennung des Publicums begeisterte ihn zu neuem Schaffen und das Liebesepos: „Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg sollte durch seine Feder eine Neugestaltung erfahren. Das Gedicht zeichnet sich durch glanzvolle Schilderung heiterer Lebenslust aus, blieb aber ebenso, wie die „Memorabilien" unvollendet, denn am 25. August 1840 raffte ein tückisches Nervenfieber den Dichter im blühenden Mannesalter dahin. — Als Schriftsteller entwickelte Immermann eine bewundernswerthe Arbeitskraft, die um so höher anzuschlagen ist, als er ein verantwortungsreiches Amt zu verwalten hatte. Freilich ließ er sich in der Wahl seiner Stoffe arge Mißgriffe zu Schulden kommen, und in einigen seiner Dramen, wie in „Cardenio und Celinde", ist das Widerwärtige, Bluttriefende mit einer geradezu Ekel erregenden breiten Behaglichkeit ausgeführt. Platen bezeichnete dieses Stück „als die größte, mehr als ekelhafte Metzelung, die je der fette Frosch Bombast im dunstigen Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichete", und geißelte diese literarischen Verirrungen Immermann's weiter in seinem „Romantischen Oedipus" mit schonungslosem Spott. Der Angegriffene fühlte sich tief verletzt und antwortete durch die Sonette seines „Im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavaliers", eine Schrift, die freilich weniger eine Vertheidigung oder Rechtfertigung in sich schließt, als vielmehr das Product einer maßlosen Selbstüberschätzung bildet. Trotz alledem hat sich Immermann sein Ehrendenkmal im deutschen Dichterwald gesetzt, und die Nachwelt zollt denjenigen Werken seines Genius, die es verdienen, rückhaltslos die Anerkennung, welche dem Dichter von den Zeitgenossen nur kärglich zugemessen oder ganz versagt ward.

Reiseskizzen aus dem Kaukasus 1895.

1) Von Rostow am Don nach Wladikawkas. Wer vom Norden kommend über Rostow am Don nach dem Kaukasus reist und sich der Hoffnung hingiebt, sich recht bald der Vorboten der herrlichen Gebirgsgegend zu erfreuen, wird zunächst sehr enttäuscht. Hunderte von Werst hat der Zug bereits auf kaukasischem Gebiete zurückgelegt und noch dehnt sich rechts und links, soweit das Auge reicht, die kahle Steppe aus, nur hin und wieder von einem Felde oder einer Wiese unterbrochen, auf welcher einsam eine Pferdeheerde grast. Ortschaften sind fast gar nicht zu sehen, nur in weiter Ferne irgend eine dürftige Kosaken-Staniza, und die in Form kleiner Gehöfte erbauten Bahnwärterwohnungen sind das Einzige, was an Cultur erinnert. Langausgedehnte Gewässer, an den Rändern mit Schilf bewachsen, so daß man nicht weiß, ob man einen Fluß oder ein stehendes Gewässer vor sich hat, begleiten die Bahn. Trotz der Einförmigkeit der Gegend ist die Fahrt nicht ohne Interesse, denn je weiter man nach Süden vordringt, um so mehr fühlt man, daß man sich einer neuen Welt nähert. Den erstmaligen Eindruck des bunten Völkergemisches, welches den Kaukasus bewohnt, hatte ich in Kawkas, wo der Zug längere Zeit hielt. Denn wenn auch der nördliche Theil des Kaukasus der Hauptmasse nach von Kosaken bewohnt wird, welche die Russen seiner Zeit zur Bekämpfung der kaukasischen Völker hier ansiedelten, so sind von den letzteren doch viele Reste zurückgeblieben, selbst von den Tscherkessen — oder wie sie selbst sich nennen den „Adighe" —, die nach der vollständigen Unterwerfung des Kaukasus in großen Massen nach der Türkei auswanderten; dazu treten hier und dort Gurier, Abchasen, Osseten, Swaneten, Kabardiner und dazwischen hinein gesprengt armenische, großrussische und deutsche Colonien. So drängte sich denn auch auf dem Bahnhof in Kawkas allerlei buntes Volk an unsern Zug heran und bot Weintrauben, Obst aller Art, Wassermelonen 2c. zum Verkauf an. Auf dem Gleise neben uns hielt ein Militärzug, Kubansche Kosaken, und ein reger Verkehr der Mannschaften über unsern Zug nach dem Bahnsteig fand statt. Diese Kosaken gleichen in ihrer Kleidung und Ausrüstung vollständig den Tscherkessen, und nur an der blauen oder rothen Achselklappe kann man erkennen, daß man es hier mit regulären Truppen zu thun hat. Aber auch die verschiedenen Völkerschaften selbst haben ihre Kleidung in der Hauptsache den Tscherkessen entlehnt, sie unterscheiden sich im Kostüm wenig von einander, man kann sagen nur durch die Pelzmütze, welche in den verschiedenartigsten Nüancirungen als Kopfbedeckung dient. Die Vornehmen tragen die tscherkessische Kleidung noch in alter Pracht, mit einer thurmhohen weißen Pelzmütze, auf der Brust erglänzen die metallnen Köpfe der Patronen und ein ganzes Magazin von Waffen hängt am Gürtel; bei den geringen Leuten verschwinden die Waffen fast ganz und die Patronenfutterale auf der Brust sind leer. — Nach zwölfstündiger Fahrt in der einförmigen Ebene tauchten am Horizont dunkle Berggipfel empor, die Bahn fing an zu steigen und bald lag vor uns das dem Kaukasus im Norden vorgelagerte Mittelgebirge, das Hauptgebiet der kaukasischen Heilquellen; im Hintergrund erglänzten die schneebedeckten Gipfel des Kaukasus. Der Zug hielt an der Station „Mineralnaja Wodi", f. v. a. „Mineralbäder", denn von hier führt eine Zweigbahn nach den in diesem Gebirge liegenden Badeorten, deren vornehmste die von Piatigorsk und Kißlowodsk sind. Die Seitenbahn wendet sich von der Hauptlinie westlich nach dem Gebirge, und die Höhe hinaufsteigend traten wir bald in schöne Waldungen, die nach-

der Monotonie der Steppe doppelt erfrischend wirkten. Die erste Station war „Scheljeßnowodsk“, ein Badeort, wie der Name besagt, mit einer eisenhaltigen Quelle. Der Ort selbst ist von der Station aus nicht zu sehen. Bald nachher trat der Zug aus dem Walde heraus, das Thal öffnete sich und ein überraschender Anblick ward uns zu Theil. Gerade vor uns lag die mächtige Alpenkette, gleich einer hohen vielgezackten Schneewand; anscheinend in nächster Nähe, auf dem rechten Flügel für sich allein, die gewaltige Bergmasse des Elbruß, mit seinen zwei Kuppen dem Montblanc ähnelnd; zur Linken die zusammenhängende Hauptkette mit zahllosen Gipfeln, als deren höchster der kegelförmige Kasbek. Dicht vor uns an den Abhängen der Berge das reizend gelegene Piatigorsk, nach dem breiten Thal des Flusses Podkumok sich hinziehend, jenseits auf hohem Plateau die weiße Zeltstadt der Sommerlager der Garnison. Der Bahnhof liegt entfernt von der Stadt und halb Trapp, halb Galopp jagten die eleganten zweispännigen Istwoschtschiks, wie sie in allen russischen Badeorten üblich, auf der staubigen Landstraße nach der Stadt. Dieselbe kennzeichnet sich gleich beim ersten Betreten mit ihren schönen Häusern und eleganten Villen als moderner Badeort. Auf dem höchsten Punkte der Stadt steht die Kathedrale; eine breite Freitreppe führt von ihr abwärts nach einer Terrasse mit Anlagen, in deren Mitte das Denkmal des Dichters Lermontow steht, auf einem Felsen, in Uniform, den Blick nach dem Elbruß gewendet. Lermontow hat in Piatigorsk vom Jahre 1837—1841, in welch letzterem Jahre er, erst 30 Jahre alt, im Duell fiel, in Garnison gestanden; durch seine reizenden Schilderungen hat er die Russen zuerst auf die Schönheiten des Kaukasus aufmerksam gemacht. Die Brüstung der Terrasse war dicht mit Menschen besetzt, welche im Anblick der in majestätischer Schönheit und Ruhe daliegenden Alpenkette versunken waren. Von hier aus überblickt man auch den weiten Thalkessel, der von fünf mächtigen Bergen umgeben ist, welche der Stadt, „die Fünfbergige“, den Namen gegeben. Die Stadt ist jung, sie stammt aus dem Anfang der 30er Jahre, augenblicklich hat sie etwa 13000 Einwohner, die sich aus Russen, Armeniern, Deutschen und „Asiaten“ zusammensetzen, mit welchem letzteren Collectiv-Namen die Russen die verschiedenen eingeborenen Völkerschaften bezeichnen. Es war heute Sonntag und war viel Leben in der Stadt. In dem naheliegenden städtischen Garten spielte Militärmusik, gab man Schaustellungen auf dem Seile und anderweitige Kurzweil, hier drängten sich die unteren Volksclassen, Eingeborene und Russen friedlich nebeneinander, dazu kam ein großes Contingent von Soldaten, die aus den benachbarten Lagern nach der Stadt geströmt waren. Ueberhaupt herrscht in der Stadt und ihrer Umgebung viel militärisches Leben; neben der an und für sich starken Garnison waren augenblicklich zu größeren Cavallerie-Uebungen mehrere Regimenter — Dragoner und Kosaken — hier zusammengezogen. Da war ein fortwährendes Reiten von Officieren mit ihren Ordonnanzen nach und von dem Lager, Equipagen und Istwoschtschiks durcheilten die Straßen, dazwischen wieder zogen im langsamen Schritt lange Züge von Ochsen mit ihren Büffelkarren, als ob der Sonntag für sie nicht existirte. Es war ein belebtes, etwas wildes Bild. Die elegante Welt erging sich im Kurgarten, welcher mit seinen Musik-Pavillons, Verkaufsstellen von Photographien und Badeandenken ganz den Eindruck eines modernen europäischen Badeortes machte. Der elegante Badeort bietet gleichzeitig Gelegenheit, echtes Volksleben kennen zu lernen. Es war hier einer der größten Märkte, die ich in Rußland gesehen, namentlich am Montag früh herrschte hier ein ungeheueres Treiben. Die sich auf mehreren Plätzen drängende Menschenmenge schätzte ich auf viele Tausende, die sich hier, aus Entfernungen bis über 100 Werst kommend, Rendezvous gegeben. Ein besonderes Interesse bekam dieser Markt durch die vielen Eingeborenen mit Pelzmützen, in Tscherkeßka und den eigenthümlichen Büffel-Gespannen, wenn auch der Großrusse mit seinem rothen Hemd und dem kleinen Wagen mit Gabeldeichsel sich schon recht bemerklich machte. Die Hauptbadeanstalten von Piatigorsk befinden sich dicht beim Kurgarten. Die Badezellen sind sehr gut eingerichtet, eine jede mit kleinem Vorraum und Alles von Porzellan ausgeführt. Die Quelle — eine warme Schwefelquelle — befindet sich dicht hinter dem Badegebäude; sie entspringt in einer natürlichen Grotte inmitten des Berges, von welcher aus sie durch lange Röhren in die Reservoirs geleitet wird; man kann Bäder in der natürlichen Wärme bis zu 36° R. nehmen. Oberhalb der Quellen ziehen sich sehr hübsche Promenaden den Berg hinauf, und dieselben aufwärts verfolgend, gelangte ich zu dem über der Stadt auf halber Höhe des Maschuka gelegenen Pavillon „Lermontow“, von welchem aus man einen herrlichen Gesammtüberblick über die Stadt, die Alpenkette und die breite Niederung des vielfach gekrümmten Podkumok hat; das gegenüberliegende Plateau und die ganze weitere Umgebung ist allerdings vollständige Steppe. Piatigorsk wird alljährlich von etwa 6000 Kurgästen besucht. Die Hauptsaison war schon vorüber; wie ich aus dem in jedem Zimmer meines Gasthofs angeschlagenen, officiell genehmigten Preistarif ersehen konnte, gelten die Monate Juni und Juli als solche, der Preis eines Zimmers mit voller Pension beträgt während dieser Zeit 270 bis 35 Rubel, dann wird es nach und nach billiger; eine einzelne Nacht in einem solchen echt russischen Gasthof ist allerdings verhältnißmäßig theurer, da man außer dem Preis für das Zimmer noch extra in Rechnung stellt die Bettwäsche, die Handtücher, das Licht und sogar die Streichhölzchen. Das besuchteste Bad nach Piatigorsk ist Kißlowodsk, was so viel heißt als „Sauerbrunnen“. Man erreicht den Ort auf der Bahn längs des Podkumok in kahler und unangebauter Gegend in etwa ¾ Stunde; halbwegs liegt der Badeort Jessentuki mit kalten alkalischen Quellen. Der Bahnhof von Kißlowodsk und die Stadt liegen hoch und zwischen beiden drängt sich ein Thal hindurch, in welchem sich der Badeort mit seinen Parkanlagen hinzieht. Vom Bahnhof hinabsteigend gelangt man direct nach dem Kurhaus mit gut eingerichteten Bädern und einer sehr schönen Wandelhalle. Am Ende derselben befindet sich ein großes Bassin, in welchem das kohlensaure Wasser emporquillt und geschöpft wird. Diese Quelle war schon den Eingeborenen bekannt, sie benannten sie „Narsan“, den „Riesentrunk“. Als die Russen im Anfang dieses Jahrhunderts die Gegend eroberten und die Eingeborenen in die Berge flüchteten, verstopften Letztere die Quelle; doch bald brach dieselbe an einer anderen Stelle wieder hervor, wurde von den Russen entdeckt und gefaßt; Fürst Woronzow, der langjährige General-Gouverneur des Kaukasus, schuf hierauf die schönen Badeeinrichtungen mit den herrlichen Parkanlagen. Aus der Wandelhalle direct betritt man den großen Kurgarten mit Musikpavillons, Restaurants, Verkaufsstellen u. s. w. und als Fortsetzung längs eines Flusses sich hinaufziehend die schon erwähnten Parkanlagen. In der Nachbarschaft des Kurhauses ist eine ganz moderne Straße entstanden; im oberen Stockwerk der Häuser befinden sich die Wohnungen der Badegäste, im Erdgeschoß Läden, Verkaufsstellen, Weinstuben, Handwerksstätten, Alles bei weit geöffneten Thüren. Während des Concerts in den Nachmittagsstunden herrschte in dieser Straße das allen russischen Bädern eigenthümliche Treiben: drei- und vierspännige Equipagen durchjagen die Straße, junge Eingeborne galoppiren auf ihren leichten Pferdchen fortgesetzt auf und nieder, um ihre Reitkünste zu zeigen, Pferdeverleiher mit mehreren Pferden an der Hand, auf Abnehmer hoffend; denn man benutzt diese Pferde hauptsächlich, um die Kißlowodsk umgebenden mächtigen Höhen zu ersteigen, wo welchen aus man herrliche Blicke auf den Elbruß und die in einem weiten Thalkessel wunderschön gelegene Stadt hat. In Kißlowodsk sieht man schon viel mehr Eingeborene, als in Piatigorsk, sie sind die Verkäufer, die Handwerker, die Kutscher, aber auch unter den Kurgästen befinden sich sehr viele, doch sind sie nicht so zahlreich, um das Gesammtbild des Badelebens, welches ein russisches ist, wesentlich zu verändern. Freilich ist es schwer zu sagen, was man unter Eingeborenen hier versteht; denn die Bevölkerung — sie beträgt nur wenige Tausende — ist sehr gemischt und nicht zum geringsten Theile besteht sie aus den Nachkommen der kosakischen Eroberer, welche die Tracht der früheren Herren des Landes angenommen haben. Die Weiterfahrt nach Wladikawkas war recht undankbar. Zunächst galt es, viele Stunden in dem überfüllten Stationszimmer von Mineralnaja Wodi auf das Eintreffen des Nachtzuges zu warten und dann in demselben sich einen Platz geradezu erobern zu müssen; denn der größere Theil der Mitreisenden waren Damen, die sich mit ihren Habseligkeiten möglichst breit gemacht hatten und durch recht viel Geräusch dafür sorgten, eine Nachtruhe nicht aufkommen zu lassen; und dabei waren das fromme Pilger, wie es schien vornehme Leute, welche eigens von Moskau oder St. Petersburg hergekommen waren, um einem wunderthätigen Marienbilde in dem kleinen Orte Mosdok, 60 Werst von der Eisenbahn entfernt, ihre Reverenz zu machen. Die Gegend war, trotzdem wir dem Kaukasus schon so nahe, öde, unangebaut und menschenleer; der Horizont war getrübt und die Gebirgskette verschleiert. Erst ziemlich spät hellte es sich mehr

und mehr auf und zeigte sich zur Rechten die Alpenkette in ihrer ganzen Ausdehnung. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man aus der unangebauten Steppe kommend, ohne jeden Uebergang, die schneebedeckten Berge in voller Höhe plötzlich vor sich liegen sieht. Auch Wladikawkas, ganz in der Ebene gelegen, machte sich dem Auge erst bemerklich, als wir ganz in seiner Nähe waren. Wladikawkas, „der Gebieter des Kaukasus", wie die Russen stolz ihre Gründung nennen, ist eine ganz regelmäßig gebaute echt russische Stadt, mit breiten und langweiligen Straßen. Die Hauptstraße und der einzige Spaziergang ist der mit Bäumen besetzte Boulevard, welcher die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung von Nord nach Süd durchschneidet und durch die mächtige Gebirgskette einen schönen Hintergrund erhält. Ein Tag in Wladikawkas ist ziemlich schwer unterzubringen. Der Zufall wollte es, daß heute in dem am Boulevard gelegenen städtischen Garten zum Besten eines wohlthätigen Zwecks ein großes Gartenfest mit Lampions, Concert und Aufführungen stattfand; von den letzteren war besonders interessant ein Tanz der Eingeborenen, der darin bestand, daß zwei Leute abwechselnd auf den Fußspitzen und Ballen stehend hinter einander herschreitend, sich einzuholen suchten; ringsum waren zuschauende Bauern gruppirt, welche den Tact des Tanzes durch fortwährendes Klatschen mit den Händen markirten. Ich glaube, die ganze Sache hat nur noch culturhistorischen Werth. Ob die Eingeborenen, Osseten, zu Hause noch fleißig solche Tänze pflegen, möchte ich fast bezweifeln, denn sie sollen schon sehr verrufft sein. Im Uebrigen war das Fest höchst langweilig, eine dichte Menschenmasse wogte schweigsam auf und nieder; eine Gelegenheit, eine Erfrischung zu sich zu nehmen oder gar sich zu setzen, war fast gar nicht vorhanden, und das einzige Restaurationslocal gehörte dem städtischen Club und war nur dessen Mitgliedern zugänglich.

A. B.

Bücherbesprechungen.

— Die Offenbarung St. Johannis, nach den Vorlesungen des weil. Prof. D. J. Ch. K. v. Hofmann für das Verständniß der Gemeinde bearbeitet von Pastor E. v. Lorentz (Kirchditmold in Hessen). 17½ Bg. gr. 8°. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme), Leipzig. 1896. 3,25 ℳ. — Der Verfasser huldigt mit seinem Lehrer, dem tiefsinnigen verstorbenen Erlanger Theologen v. Hofmann, der „endgeschichtlichen" Auffassung der Offenbarung des Johannes, und versucht die Auslegung dieses theologischen Meisters „durch Umgestaltung der abstracten Ausdrucksweise und schwerfälligen Satzbildung v. Hofmann's, durch Beseitigung alles gelehrten Beiwerkes, aller wissenschaftlichen Begründung und Excursionen" der gläubigen Gemeinde zugänglich zu machen. Der Gedanke eines solchen Versuches mit Hofmann'schen Schriften ist so oft ausgesprochen worden, daß seine Ausführung auf Beifall rechnen darf, wenn auch vielleicht gerade der selige v. Hofmann selbst nicht ganz einverstanden wäre. Bei der Begründung des vorliegenden Unternehmens in der Vorrede hat aber der Verfasser das Ungeschick, den gelehrten Theologen von vornherein ein sicheres Verständniß des Buches abzusprechen, da er sich doch eben anschickt, das Werk eines gelehrten Theologen zu verwerthen. Aus seiner eigenen Vorliebe für die Offenbarung des Johannes erklärt sich, daß gerade dieses Buch der Gegenstand seines Versuches geworden ist. Er ist der Richtigkeit seiner Auffassung sehr gewiß, und seine Zuversicht erhöht die Durchsichtigkeit und volksthümliche Kraft seiner Sprache. Er wird daher gewiß manchem ernsten Christen einen Dienst mit seiner Arbeit erwiesen haben. Die „gelehrten Theologen" freilich werden sein Mißtrauen gegen sie mit einigem Kopfschütteln erwidern. Daß der Herr selbst in diesem Buche rede, entnimmt der Verfasser gleich dem ersten Verse; daß Israel als Volk sich am Ende der Tage bekehren werde, bringt er als ausgemacht schon zu dem Buche mit. Was vom Anfange der Kirchengeschichte an mit seiner eigenen Auffassung nicht stimmt, gilt ihm als Verirrung oder Verführung; daß Luther's „Geist in das Buch sich nicht finden konnte", bleibt links liegen, und das „unverweilt" von 1,1 wird behende weggedeutet. Unter solchen Umständen mag man sich wohl als christlicher Theolog der herzhaften Auslegung des schweren Buches für die Gemeinde freuen, aber man wird sich der Sorge kaum erwehren können, daß eine Vergewisserung von Ungewissem der Gemeinde nicht wirklich zuträglich sei. Denn es giebt nicht eine verschiedene Wahrheit für Gelehrte und für Ungelehrte.

G. Schnedermann.

— Sâvitrî oder der Triumph ehelicher Treue. Eine brahmanische Legende aus dem Mahâbhârata. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Hermann Camillo Kellner. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. — Die Erlernung der Sanskritsprache galt früher allgemein für außerordentlich schwierig, so daß es nur auserwählten Geistern mit außergewöhnlicher Anstrengung möglich erschien, dieselbe soweit zu beherrschen, um zu den darin verfaßten Quellen der brahmanischen Weisheit und Dichtung vorzudringen und deren Reize in ihrem ursprünglichen Gewande zu genießen. Der gelehrte Verfasser des vorliegenden Schriftchens hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gemacht, hierin einigermaßen Wandel zu schaffen durch Herausgabe einer Sanskritgrammatik in leichter faßlicher und weniger umfangreicher Form, die das Studium des altindischen Sprachidioms mit geringerem Aufwand an Zeit und Mühe ermöglicht, auf der einen Seite und durch Veranstaltung von Textausgaben derjenigen Werke der Sanskritliteratur, die hervorragenden Ruf genießen, als Elementarbücher für Anfänger im Sanskritstudium auf der andern Seite und endlich durch Herstellung wortgetreuer Uebersetzungen der letztgedachten Werke, die wiederum bestimmt sind, die Benutzung jener Elementarbücher zu erleichtern. Da es aber auch gewiß Vielen, die selbst dazu, auf dem von Dr. Kellner dargebotenen bequemen Wege sich des Sanskritidiomes zu bemächtigen, keine Zeit finden, von Interesse sein wird, jene von der Kritik der Jahrhunderte einstimmig anerkannten Meisterwerke des altindischen Geistes in einer ihrer Urgestalt thunlichst angenäherten Form kennen zu lernen, so muß es mit lebhaftem Dank begrüßt werden, daß die Reclam'sche Verlagshandlung die Kellner'schen Uebersetzungen derselben selbständig und in einer zweckentsprechenden Form hat erscheinen lassen. Der 1885 erschienenen derartigen Ausgaben von „Nala und Damayantî" ist gegenwärtig eine solche von „Sâvitrî" gefolgt. Der Verfasser, der außerdem den Lesern dieser Zeitung auch schon durch seine in demselben Verlage erschienene Uebersetzung des indischen Schauspiels „Vasantasênâ" als hervorragender Meister auf dem Gebiete der Uebersetzungskunst bekannt sein dürfte, hat es auch diesmal wieder verstanden, mit der durch seinen Zweck gebotenen thunlichst engen Anpassung an das Original eine geschickte und geschmackvolle Beherrschung des deutschen Ausdrucks zu vereinigen. An einzelnen Stellen, wo die Vortragsweise der Urschrift einen höheren Aufschwung nimmt, hat er es sogar mit Glück versucht, dieselbe in wohlklingende deutsche Reimverse umzudichten, nicht ohne die durch den Hauptzweck des Buches geforderte wortgetreue Uebersetzung anmerkungsweise hinzuzufügen. Ohne auf den philologischen Werth seiner Arbeit näher einzugehen, stehen wir nicht an, dem gelehrten Verfasser auch für diesen neuen Beitrag zur Erweiterung unsrer genaueren Kenntniß der altindischen Literatur, die von jedem Standpunkte aus das lebhafteste Interesse aller gebildeten Kreise verdient, dankbare Anerkennung auszusprechen. Besonderer Dank gebührt ihm auch für die Einleitung und die dem Texte beigefügten erklärenden Anmerkungen, die, vermöge des Verfassers gleichzeitiger Beherrschung des altindischen Culturlebens wie der auf Sâvitrî bezüglichen neueren Literatur, sehr dazu angethan sind, den Stoff der Sâvitrî-Legende dem modernen Empfinden näher zu bringen und den bleibenden ethischen Gehalt derselben in das rechte Licht zu stellen. Aber auch der Verlagshandlung ist für die geschmackvolle Ausstattung des Büchleins zu danken, welche dasselbe für die Hände unsrer Damen, für welche es ja seinem Inhalte nach ganz besonders geeignet erscheint, auch seiner äußeren Gestalt nach würdig erscheinen läßt.

***

Meyer's Volksbücher. Riemann, Der französische Feldzug 1870/71. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 50 ₰. — Ein wirkliches, echtes und vortreffliches Volksbuch ist diese Darstellung des großen Krieges. Flott und anschaulich geschrieben, fesselt es sowohl durch seine einfache, klare Erzählung der Operationen, als auch durch die belebte, nicht zu weit ausgesponnene Schilderung der Schlachten und durch seinen vortrefflichen Stil. Auch in Berücksichtigung des billigen Preises kann dieses kleine Werkchen nicht warm genug empfohlen werden.

—r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 50. Sonnabend, den 25. April. 1896.

Johann Friedrich Cotta.

Ein Gedenkblatt zum 27. April.

Am 27. April 1764 wurde in Stuttgart Johann Friedrich Cotta geboren. Viele kennen ihn nur als Freund Schiller's und Goethe's. Und das ist schon des Ruhmes genug: schon Wilhelm Wachsmut rief ihm ins Grab das Wort nach: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich sage Dir, wer Du bist.“ Allein Cotta war nicht blos ein großer Buchhändler und der Freund der zwei größten Dichterfürsten deutscher Nation; es ist vollkommen wahr, was David Friedrich Strauß von ihm sagte: „daß er mit Allem, was sich zur Zeit seines Wirkens geistig hervorthat, in so einflußreicher Verbindung gestanden“, und treffend wandte auf ihn einer seiner besten Kenner, der Spötter Heine, die Worte aus „Egmont“ an: „Das war ein Mann, der hatte die Hand über die ganze Welt.“*)

Cotta war nicht blos Buchhändler und Dichterfreund, er war auch Kunsthändler und Kunstfreund. Er hat furchtlos opponirt, mit Königen verkehrt, Kronprinzen Vorschüsse an Geld, nicht blos an Rath ertheilt. Er hat bedeutende diplomatische Sendungen, zuletzt 1828 bei der Vereinbarung der Zolleinigung zwischen Preußen einerseits und Württemberg und Bayern andererseits als gemeinschaftlicher Vertreter der zwei süddeutschen Staaten, vorher beim Wiener Congreß glücklich erfüllt und noch früher in zwei Sendungen nach Paris (1799 und 1801) in erfolgreicher Weise für sein Land und Hohenzollern-Hechingen gewirkt. Sodann hat er sich bei der Einleitung der Verfassungsunterhandlung in Württemberg im Jahre 1815 als hervorragender Staatsmann bewährt, er reclamirte 1815 unter den Ersten eine pactirte Verfassung. Er ist der eigentliche Urheber der Einrichtungen der heutigen württembergischen Staatsschuldentilgungscasse, indem seine Bekämpfung der Reaction auf die altständische Separattruhe schließlich siegte. Nach dem Abschluß der Verfassungskämpfe 1815 und 1819 hat er die württembergische Verfassungsurkunde vom 25. September 1819 mitunterzeichnet und gehörte als erster Votant der Ritterschaft, später als Vicepräsident der württembergischen Abgeordnetenkammer an, in welcher er die staats- und volkswirthschaftlichen Interessen seines engeren Vaterlandes als strenger Rechner und mit einem damals noch seltenen staatsökonomischen Weitblick vertreten hat. Cotta hat die erste Dampfschnellpresse in Süddeutschland aufgestellt und ist obenan gestanden bei der Einführung der Dampfschifffahrt auf dem Bodensee. Er gründete verschiedene industrielle Geschäftsunternehmungen und blieb selbst überseeischen Unternehmungen nicht fremd. Am 1. December 1787 trat Johann Friedrich in den Besitz der väterlichen Handlung. Durch sein ganzes Leben hat er sein Programm, das er in diesem Jahre in einem Briefe an den erfahrenen Buchhändler Philipp Erasmus Reich (Weidmann'sche Officin) aufstellte, allen möglichen Fleiß und Mühe anzuwenden, sich stets als einen ehrlichen Mann zu betragen, nur auf guten Verlag zu sehen und durch seine Aufführung seine guten Freunde und Credit zu erhalten, im Mannessinne des Horazischen vir tenax propositis vorsatzgetreu durchgeführt. Mit dem ersten Einblick in das Geschäft erkannte er, welchen Zufälligkeiten dasselbe ausgesetzt sei, wenn man es darauf ankommen lasse, ob dieser oder jener Gelehrte oder Schriftsteller seine Werke anbiete. Demgemäß machte er es sich zum obersten Grundsatz, die guten Autoren aufzusuchen und sich bei ihnen um Verlagsartikel zu bewerben. Der Umfang der buch- und kunsthändlerischen Thätigkeit Cotta's, nach dem Maßstab seiner Zeit gemessen, ist ein geradezu riesiger. Wir sagen: nach dem Maßstabe des Buchhandels und der Technik seiner Zeit gemessen; denn wir wissen wohl, daß im Einzelnen heute viel größere Verlage und vollendetere polygraphische Institute vorhanden sind, als Cotta sie gehabt hat. Im Ganzen aber ist dennoch trotz der viel größeren Mittel der Vervielfältigungskunst seitdem kein späterer Verlag so universell geworden, geschweige ein halbes Jahrhundert so umfassend geblieben. Man begreift daher kaum, wie der Mann, welcher mit fast allen großen Dichtern, vielen Gelehrten, Philosophen und Künstlern immerfort verkehrte, auch noch die „Allgemeine Zeitung“ durch 34 Jahre politisch leiten, am parlamentarischen Leben 15 Jahre regen Antheil nehmen, bis an sein Lebensende große, dem Verlagswesen fremde Unternehmungen gründen und große diplomatische Geschäfte durchführen konnte. Man hat Cotta oft im Scherz den Napoleon unter den Buchhändlern genannt. Aber die Autoren litten nichts unter seinen Gewaltthaten. „Tübingen, Cotta verlegts“ war auch eine sittliche Gewährleistung, und darauf beruhte das Vertrauen, das ihn berief, die Sache des deutschen Buchhandels gegen Nachdruck im großen Fürstenrath beim Wiener Congreß zu führen. Cotta's Verlag wurde bald der Heroldruf für alles Ausgezeichnete, das er, der Erste in der klingenden Anerkennung, mit zuvorkommender Freundlichkeit und goldenen Gaben hervorzulocken verstand. Cotta, im Besitze eines durch Geometrie und Proportionslehre geschärften Auges und später eines sicheren Takts für Correctheit der Zeichnung, wollte neben dem deutschen Buchhandel auch der deutschen Kunst einen kräftigen Aufschwung geben. Schwerlich wird man ihm beweisen können, daß er durch die Theilnahme an dem Prachtwerk über den Dom von Köln, wobei er seinem Freunde Sulpiz Boisserée eine Zeit lang mit seinem ganzen Credit beistand, je im Vortheil gewesen wäre. Cotta war es, der in seiner ebenso großartig gedachten als ausgeführten literarisch-artistischen Anstalt in der Hauptstadt Bayerns, dem ihm freundlich zugethanen König Ludwig zu Gefallen, ein wahrhaft großartiges Institut für Kupferstecherei, Kunst- und Landkartenhandel begründete, in dessen Höfen das regste Kunstleben herrschte und keine Kunst leer ausging. Unter Professor Schorn's Redaction erhielt Deutschland zuerst ein artistisches Wochenblatt im Verein mit dem „Morgenblatt“, für welches Cotta nie sparte. W. Tischbein's Kupferplatten wären untergegangen, hätte nicht Cotta sie durch ein preiswürdiges Angebot entsiegelt. Retzsch in Dresden, den er später fast ausschließlich beschäftigte, lieferte die Umrisse zu „Faust“. Die Umrisse zu Schiller's Balladen bezahlte er zu hohen Preisen und honorirte die 42 von Retzsch geistreich ausgeführten und revidirten Tafeln zu Schiller's „Glocke“ ansehnlich, ohne doch zu ihrer so sehr erwarteten Bekanntmachung zu schreiten; denn auch die deutsche Kunst ward von der Schmarotzerpflanze der Nachbildung, des Nachstichs in Metall und Stein erstickt. Neureuther's geniale Randzeichnungen im Stile von Albrecht Dürer's Gebetbuch Weitbrecht's vier Jahreszeiten auf den Friesen des königlichen Landsitzes Rosenstein danken seinem Verlage ihr Dasein. Cotta, welcher mit 23 Jahren das Tübinger Geschäft im Jahre 1787 übernommen und im 30. Lebensjahre, im Jahre 1794, die erste Verbindung mit Schiller errungen hatte, war bald ein wohlhabender und dann ein reicher Mann geworden. Er schien aber noch viel reicher zu sein, als er in Wirklichkeit war. Das hat ihm vielen Neid zu-

*) Wir folgen der vortrefflichen, mit warmer Begeisterung geschriebenen Biographie Cotta's von Albert Schäffle (Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1895) — Geisteshelden (Führende Geister). Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von A. Bettelheim, 18. Band

gezogen, und man warf ihm vor, er habe Schiller und Goethe „ausgebeutet“. Der Neid hat alle Zeit die Theorie der Arbeitsmehrwerthaneignung als die Quelle der Capitalbildung aufgestellt. Dies Alles ist, was Cotta betrifft, von Grund aus falsch. War Cotta im Kleinen genau, geordnet, sparsam, im Großen und für das Große hat er nie gekargt, selbst aber nicht blos nicht den Arbeitswerth Anderer aufgesogen, sondern von 1787 bis 1832 unermüdlich und geistig intensivst und umfassendst gearbeitet. Er hinterließ, als er starb, zwar große Zukunftswerke in seinen Verlagswerken, aber er war bei seinem Tode so wenig ein Krösus, daß, wenn damals hätte liquidirt werden müssen, eine halbe Million Gulden Passivum herausgekommen wäre. Der Nekrolog seines Sohnes Georg hat dies aus den Familienpapieren ermittelt, und noch 25 Jahre nach dem Tode des Vaters hat dieser Sohn oft im vertrauten Gespräche die Sorgen mit aller Frische nachempfunden, welche damals das Gesammtgeschäft einschließlich der nicht-literarischen Unternehmungen den Erben verursacht hat. Diesen Erben ist es gar nicht leicht geworden, das Geld zur Consolidirung der Gesammtheit der Unternehmungen, auf welche schließlich das Wort des Livius über das zu groß gewordene Rom: mole sua laborans hätte angewendet werden können, um hohe Zinsen aufzubringen.

Schiller ist erst seit der Verbindung mit Cotta aus dem Zustande chronischer Geldnoth und der ewigen Unsicherheit des materiellen Ausreichens befreit worden. Der Zuschuß der dänischen Freunde war nur vorübergehend gewesen, und Herzog Karl August hat Schiller von 1790 bis 1799 nur 200, dann 400, im Juni 1804, d. h. elf Monate vor Schiller's Tod 800 Thaler gewähren können, sodaß es nicht wunderbar erscheint, wenn schon der erste Brief Schiller's an Cotta ein Geldvorschußgesuch ist. Cotta leistete denselben. Die Vorschüsse dauerten fort. Cotta gewährte sie nicht blos immer, sondern schrieb schon ein Jahr nach Anknüpfung der ersten Verbindung: „Ueberhaupt rechne ich darauf, daß Sie in jedem Falle annehmen, offene Casse bei mir zu haben ohne mindeste Rücksicht; denn ich nehme dies als Beweis Ihrer mir so schätzbaren Freundschaft an.“ Und doch ist damals Cotta kaum erst selbst aus der Geldknappheit herausgearbeitet gewesen und stand vor der Lösung der Association mit Jahn (1797). Cotta schießt auch das Geld vor für den Ankauf des Gartens in Jena und dann (1802) des Hauses in Weimar. Er zahlt die dem Dichter durch Censurverbot der Aufführung des „Wallenstein“ in Stuttgart entgehende Tantième, weil „Schiller auf diesen Posten werde gerechnet haben“. Am 27. October 1801 schreibt Cotta an Schiller, „daß bei einem Manne wie Schiller das Honorar nie ein Aequivalent für die Arbeit sein könne, und daß mithin ein Accord nie die Verbindlichkeiten des Buchhändlers in einem solchen Falle erschöpfe, sobald der Erfolg ihm noch mehr zu thun erlaubt“. Und danach handelte auch Cotta, der sich „als immerwährender Schuldner“ Schiller's bezeichnet hatte, indem er für die erste Auflage des „Wallenstein“, welche mit 3500 Exemplaren nach zwei Monaten vergriffen war, 1100 fl. mehr, als bedungen war, gut schreibt. Die angeführten Honorarziffern, welche culturgeschichtlich für immer interessant bleiben, treten in ein für Cotta's nichtknauserige Auffassung noch günstigeres Licht, wenn man noch einige nähere Umstände betrachtet, unter denen die Honorare gezahlt wurden. Einmal hat Cotta schon zu einer Zeit, da er noch keineswegs reich war, und zu einer solchen Zeit gut honorirt, da man Wieland für das Musarion 7 Thaler bot und Karl August für den Dichter nur 200 Thaler Gehalt geben konnte. Die Honorare sind ferner reichlich schon in der Kriegszeit mit ihrem der heutigen Kaufkraft des Geldes gegenüber höheren Geldwerth. Cotta hat von allem Anfange an gut gezahlt, über die Verpflichtung hinaus und in fast unbeschränkten Vorschüssen zu einer Zeit, da er selbst erst der Geldenge kaum entronnen war. Endlich darf man nicht vergessen, wie eben damals der anständige Verleger unter dem Nachdruck und Nachstich gelitten hat. Am 23. Sept. 1800 schreibt Cotta an Schiller: „Nun haben wir auf einmal mit zwei Nachdruckern zu kämpfen: Goebhard von Bamberg hat bereits eine Ausgabe, die sehr sauber gedruckt sein soll, für 1,24 („Wallenstein“) versandt und Doll in Wien hat ein Privilegium, den „Wallenstein“ nachzudrucken, erhalten . . . ich muß selbst für eine noch wohlfeilere Ausgabe sorgen.“ Am 27. October 1801 schreibt Cotta an Schiller: „Hätten wir nur zwei Feinde vom Leib! — Die schlechten Buchhändler (Sortimenter) und die Nachdrucker.“

Mit Goethe liefen die Dinge nicht immer so glatt ab wie mit Schiller. Dieser schrieb mit Recht 18. Mai 1802 an Cotta: „Es ist, um es gerade herauszusagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich selbst hoch taxirt und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt.“ Meist spielte Schiller den ehrlichen Makler zwischen Cotta und Goethe und er konnte dies umsomehr, als das Verhältniß von ihm zu Cotta immer inniger und freundschaftlicher geworden war. So schreibt Schiller an seinen Verleger 1. Juli 1802: „Wie sehr wünschte ich, daß meine Muse fruchtbarer seyn möchte, wäre es auch nur, um Ihres Vortheils willen, da Sie so sehr auf den meinigen denken und mir in Ihrem lezten Brief wieder einen neuen und über alle Erwartung gehenden Beweis davon gegeben. Dafür aber bin ich auch überzeugt, daß unser beiderseitiges Verhältniß in der schriftstellerischen Welt das einzige seiner Art seyn wird. Warum können wir nicht an demselben Ort zusammen leben und uns, bei solchen Gesinnungen für einander zu einer gemeinschaftlichen großen Unternehmung vereinigen!“ Dieses Verhältniß äußert sich in jeder Weise und erstreckt sich auf Alles, was der Menschen Leid und Freude ausmacht, bis ins Kleinste. Vor Allem ist der ganze Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta — es sind über 460 dieser Briefe erhalten — vom Geiste aufrichtigster und vertrauendster Freundschaft getragen. Für Cotta wird, da er nur einen Tag in Weimar sich aufhalten kann, eine außerordentliche Aufführung des „Wallenstein“ veranstaltet. Cotta schickt seinem kranken Freunde besten Portwein, den dieser als „wahres Lebensöl“ preist (Brief vom 9. August 1803). Schon viel früher hat Cotta auf der Rückkehr aus Leipzig noch von Feuchtwangen aus einen Blitzableiter für Schiller's Gartenhaus gestiftet, damit der Dichter sicher sei. Zum Erwerb des Gartens und Gartenhauses in Jena, dann zum Erwerb des Hauses in Weimar giebt Cotta jeden verlangten Vorschuß. Cotta besorgt von Leipzig aus, wo die Preise billiger, für Frau Schiller auf des Freundes Verlangen einen Toilettentisch und Meliszucker, nimmt auch die schwäbische Magd der Frau Schiller mit sich in die Heimath. Er beräth den Freund wegen des Agioverlustes an den Bancozetteln, zieht in Leonberg die Erbschaft für ihn ein und besorgt Geldgeschenke Schiller's überall hin. Jede Krankheit, jedes frohe Familienereigniß wird mitgetheilt, und die Frauen beider Freunde — Cotta vergißt nie, der Frau Schiller's die Artikel des belletristischen Verlages für Damen zu schicken — schließen einander in ihr Herz ein. Die Freundschaft der Familien überdauert in aller Wärme auch den frühen Tod Schiller's. Die Briefe Cotta's an Schiller's Wittwe, nicht blos unmittelbar nach dem Tode Schiller's, sondern noch lange Jahre hernach, sind Muster ungekünstelter Zartheit und Opferwilligkeit. Noch elf Jahre nach dem Tode Schiller's geht aus Anlaß der württembergischen Verfassungskämpfe, in welche sich Cotta verstrickt, die Herzenswunde über Schiller's Tod bei Cotta schmerzlich wieder auf, er schreibt 1816 an Charlotte v. Schiller: „Froh kann ich nicht mehr werden seit jenem Verlust. Alles, was wir seitdem erlebt — möchte ich nur auch ihn darüber vernehmen; und wenn vollends die Stürme persönliche werden, so sehe ich immer sein Bild vor mir, wie er einst als ein Wesen aus anderer Welt, da ich ihm meine persönliche Gefahr und Entschluß erzählt, entwickelte, wann und wo der Mensch über alle Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens sich hinaussetzen dürfe.“ Unter den Verlagsunternehmungen Cotta's stand diesem keine näher, als sein großes politisches Blatt. Die „Allgemeine Zeitung“ — zuerst in Tübingen, dann in Stuttgart, in Ulm, in Augsburg, jezt in München — pflegte er sein Schoßkind zu nennen, und als solches hat er sie durch 38 Jahre — vom ersten Gründungsversuch im Jahre 1794 bis zu seinem Tode zu Ende des Jahres 1832 — mit unausgesetzter Liebe und Aufmerksamkeit auch wirklich behandelt. Plan und Name der „Allgemeinen Zeitung“ rühren von Cotta selbst her, während sie bei Vielen irriger Weise als eine geistige Schöpfung Schiller's gilt. Dieser hat nur ihre Gründung mit besprochen und später, nachdem die „Allgemeine Zeitung“ in Stuttgart durch Kurfürst Friedrich verboten war, von der Fortsetzung des Unternehmens dringend abgerathen. Dem Dichter, welcher im „Wallenstein“ die großartigste staatsmännische Intuition geoffenbart hat, waren laufende Politik und neuzeitliche Stoffe und Ereignisse des Staatslebens doch mehr oder weniger widerwärtig. Goethe hat zwar Mehreres in die neue Zeitschrift gegeben. Aber Vieles hat auch er nicht in ihre Wiege gelegt. Eine allgemeine Zeitung, welche den Blick auf das Laufende aller Weltereignisse richtete, war dem Dichter doch ferner gelegen, welcher die schönen Verse gesungen hat:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, wenig nur, was er vermag;
Aber so wende nach Innen, so wende nach Außen die Kräfte
Jeder! — Da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein."

Noch weniger konnte eine solche Zeitung, wenn sie liberal sein wollte und mit den Ideen der französischen Revolution sich abzufinden hatte — und beides war nicht zu umgehen — dem Altmeister besonders zusagen. Denn seine wahren Gesinnungen waren die:

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider,
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich." —

„Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück."

Um so mehr war Cotta ganz der Mann, eine „Allgemeine Europäische Staatenzeitung" des liberalen Zeitalters ins Leben zu rufen und durchzuführen. Allem praktischen Fortschritt ergeben und hierin den Zeitgenossen immer mindestens eine Pferdelänge voraus, dabei so maßhaltend in der Form, wie ihn Goethe sofort nach der ersten Begegnung erkannt und geschildert hat, durch viele Reisen, durch die Reichhaltigkeit seiner Verlagsthätigkeit, durch die Vielseitigkeit seiner Vorbildung dem engen politischen Gesichtskreis der Consulenten damaliger schwäbischer Landschaft völlig entwachsen, hatte er das Zeug für Politik großen Stiles, für Cultur jeden Inhalts, für Fortschritt und Freiheit im guten älteren Sinne. Auch erkannte er bald sehr gut, daß eine allgemeine Zeitung geeignet war, seinen ganzen Ruf sammt seinem Verlag mächtig zu unterstützen. Daher lehnte er den Rath Schiller's, auf anständige Weise die Flinte ins Korn zu werfen, entschieden ab mit den Worten (vgl. Brief an Schiller vom 11. Nov. 1803): „Die Allgemeine Zeitung hat, wie ich gefunden habe, meinen Credit bei vielen Menschen in mercantilischer Hinsicht so begründet und vergrößert, daß ich auch in dieser Rücksicht auf ihre Fortdauer denken und zeigen mußte, daß man vieles kann, wenn man's will." Als Vertreter der Buchhändler auf dem Wiener Congreß 1815 hatte Cotta die Forderung der Preßfreiheit an die Spitze aller Wünsche des Buchhandels gestellt: „Wenn es" — so begann seine Eingabe an den Congreß — „vor Allem das Wichtigste ist, und durch Verfassung gesetzlich begründet werden muß, daß Teutschland in seinem Inneren Festigkeit und gegen das Ausland eine geschlossene Haltung erlange, so erscheint uns kein Mittel für diesen Zweck so gemäß zu seyn, als bedingte Preßfreiheit, wodurch die Fürsten von den Gebrechen des Einzelnen sowie von dem, was für das Ganze nothwendig ist, auf das Sicherste und Wahrste in Kenntniß gesetzt werden können." Er hegte auch den Gedanken, Leipzig zum Mittelpunkt der Buchhandelspolizei, sowie des Schutzes der Schriftsteller und der Gläubiger gegen unredliche Verleger zu machen. Cotta sollte die allgemeine Preßfreiheit nicht erleben. Ihm war die widerlichste Behandlung durch die Censur bis an sein Lebensende beschieden. Unter den Preßschereien der heiligen Allianz und des deutschen Bundestages hat Cotta wohl mehr als irgend ein anderer Verleger gelitten. Nicht blos mit der „Allgemeinen Zeitung", sondern auch mit dem „Morgenblatt" und mit dem „Ausland", dann mit dem kurzlebigen „Inland", das in der Literarisch-artistischen Anstalt zu München einige Zeit erschien. Soweit es damals überhaupt unabhängige Tages- und Wochenblätter gab, waren diejenigen Cotta's die bedeutendsten. Sie waren ganz im Geiste des Eigenthümers redigirt, liberal, aber höchst gemäßigt in der Form, auf Wahrheit und allseitige Gerechtigkeit gerichtet, so zahm gehalten, wie es mit der Unabhängigkeit und mit liberaler Gesinnung überhaupt verträglich war. Umsomehr ergiebt die Mißhandlung, welche Cotta durch die Censur erlitten hat, den Maßstab für die Ausschreitungen, welche die heilige Allianz durch die Censur auch gegen die bescheidenste Freiheit der Geister sich erlaubt hat. Cotta hatte offenbar auf die Drohungen von Wien aus mit Versicherungen ganz loyaler Gesinnungen geantwortet, aber seinen Blättern die Unabhängigkeit bei aller Mäßigung in der Form mannhaft bewahrt. Da schickt die österreichische Regierung einen „Büchercensor" Namens J. B. Rupprecht nach Stuttgart. Dieser schreibt an Cotta am 22. Juli 1823 einen Brief, in dem es unter Anderem heißt: „Die österreichische Regierung muß darauf dringen, und sie wird hierzu den Beystand aller deutschen Bundesstaaten und fremden Mächte kräftigst in Anspruch nehmen, daß neben der gebührenden Ehrfurcht für die katholische Religion und eine wechselseitige, alle Reibungen ausschließende Duldung der übrigen Religions-Partheien künftig in politischer Hinsicht allein nach den Grundsätzen der heiligen Allianz vorgegangen werde, mithin in Behandlung der Tagesgeschichte sowohl in Werken von größerem Umfang, als auch vorzüglich in Flugschriften, Journalen und Zeitungen für das größere gemischte Publikum berechnet, so gut wie in jedem staatsrechtlichen Verkehr diese Tendenz die vorherrschende sey. Es kann daher keineswegs geduldet werden, wenn irgend eine deutsche Zeitung, anstatt sich eines rein historischen Vortrags zu befleißigen, anstatt in schneller und möglichst gründlicher und vollständiger Mitteilung derselben dem einzig schätzbaren Vorzuge nachzustreben, sich zum Tummelplatze verächtlicher Partheyen-Söldner herabwürdigt, deren einziges Bestreben dahin gerichtet zu seyn pflegt, durch seichtes, blendendes, einseitiges oder ganz verkehrtes, boßhaftes Raisonnement die durch die gemeinsamen Aufopferungen und Anstrengungen des heiligen Bundes hergestellte Ordnung der Dinge zu stören, den wieder aufgerichteten Thronen die nötigen Stützpunkte zu untergraben, die zu ihrem entrissenen Eigentum gelangten, legitimen Beherrscher ohne Schonung ihres durchaus guten Willens, ohne Beherzigung ihrer einstens (meistens?) noch schwierigen Lage im In- und Auslande zu verdächtigen und zu beschimpfen, und so durch fortdauerndes Satyrisiren, Klätschen und Verläumbden einen Zustand von Unzufriedenheit und Volksgährung permanent erhalten, bei dem diese Revolutionsmänner und Abentheurer aller Art einzig und allein ihre Rechnung finden, Leute, die mit Federhosen angethan, auf chinesische Manier kaum zur Gänsebrütung tauglich wären, während sie ihre aufgeworfenen und verworfenen Federn zu Politik und Staatskunst qualificirt glauben . . . Es erheischt von Seite der Redaction die heiligste Pflicht, solche absichtlichen oder unwillkürlichen Beleidigungen bey eigener Verantwortlichkeit zu unterdrücken, bey der Aufnahme fremder Notizen über Lage und Verhältnisse der deutschen Bundesstaaten aufs sorgfältigste zu erwägen. In dieser Beziehung treffen die »Allgemeine Zeitung« nur zu gerechte Vorwürfe, indem fortdauernd ohne Unterschied aufgetischt wird, was den unberufensten, kurzsichtigsten Correspondenten über die wichtigsten Staatsverhältnisse zu salbadern beliebt, und aus auswärtigen Artikeln sich nur zu häufig Erbitterung, Verachtung und Hohn gegen die verbündeten Regierungen und die erhabenen Mitglieder des heiligen Bundes selbst kundgeben." So erdreistet sich der Knecht Rupprecht, der Censor des „heiligen Dreibundes", im unmittelbaren Auftrage des Wiener Polizeiministers und wahrscheinlich mit Vorwissen des Fürsten Staatskanzlers — denn der Censor schreibt im Namen des kaiserlichen Hofes — den damaligen Fürsten des deutschen Buch-, Zeitungs- und Kunstverlages, den maßvollen Freund Schiller's und Goethe's zu apostrophiren und zu bedrohen. Gerade durch die Adresse, an welche dieser Brief gerichtet ist, wird er ein sprechendes Denkmal für die Geschichte der deutschen Presse, ein so widerliches Gemisch von Brutalität und Hohn, von Suffisance und Zudringlichkeit derselbe auch ist. Man wollte in Wien, daß Cotta bei den Orgien der Restauration den Zeitungsreigen führe. Nur mit einem ruere in servitium wollten sich die großen Herren, die damals Oesterreich für ein halbes Jahrhundert voraus geschädigt haben, zufrieden geben. Sie haben sich in Cotta getäuscht. Die bayerische Regierung selbst hat den ihrem Könige persönlich befreundeten Mann entweder nicht mehr schützen wollen oder nicht mehr schützen können. Besonders verletzend war die Behandlung im Jahre 1831, als die durch die Juli-Revolution geschaffene liberale Strömung bereits wieder gestaut wurde. Cotta hatte der Kunstliebe des Königs Ludwig zu lieb die größten Opfer gebracht und ihm zu Gefallen in seinem Münchener Kunstverlag ganz außerordentliche Summen gewagt und häufig geopfert. Er hatte dann auf Wunsch der freisinnigen Minister im Jahre 1830 nicht ohne Widerstreben das „Inland" als „ministerielles Blatt" gegründet und zur Vertretung der liberalen Ideen auch seinen Beutel zur Verfügung gestellt. Aber der König ließ ihm wegen desselben Blattes seine Ungnade bezeugen, ohne ihn nur zu hören. Zwei Jahre, nachdem Cotta in Berlin den Handelsvertrag vermittelt hatte! Da schreibt Cotta einen Brief voll sittlicher Vornehmheit direct an den König. „Euere Königliche Majestät haben mich," heißt es hier, „durch Freiherrn von der Tann wissen lassen, daß Allerhöchstderselbe mir Ihre Gnade entzogen hätte, weil das »Inland« eines der heftigsten Oppositionsblätter geworden sei. Ich bedauere dies von Herzen wegen meiner, ich würde es aber noch weit mehr wegen Eurer Königlichen Majestät bedauern müssen, wenn diese Gesinnung fortbestehen sollte, da Allerhöchstdieselbe dadurch eine Ungerechtigkeit begehen würde . . . Daß ich mir durch alle meine Bemühungen, Anstrengungen und Opfer, die ich dem »Inland« seit

seiner Begründung widmete, daß ich für all den Verdruß, den es mir zuzog, für alle die getäuschten Erwartungen — mir noch die Ungnade Eurer Königlichen Majestät sollte zugezogen haben, das konnte ich mir nicht vorstellen, ja das darf ich selbst nicht glauben, wenn es gleich der Freiherr von der Tann auf allerhöchsten Befehl ausrichtete. Ich darf es nicht glauben, weil ich sonst an allerhöchst Ihrem gerechten Sinn, an der ersten Regententugend und -Pflicht und an alledem irre werden müßte, was ich als das Ausgezeichnetste Ihres Charakters, als den stärksten Grundpfeiler gegen alle Anfechtungen, als die sicherste Bürgschaft für alle, welche sich mit Redlichkeit Ihrem Dienste weihen, und als unwandelbarsten Leitstern Ihrer Handlungen mit Mund und Herz aussprach. Nein! Allerhöchstdieselben können im Irrthum, aber Sie können nicht ungerecht seyn. Sie werden Gerechtigkeit auch gegen mich beachten, Sie werden mir selbst Genugthuung für die Unbill verschaffen." Cotta, damals 67 Jahre alt, spricht fast wie Marquis Posa. Die deutschen Zeitungsredactionen von heute mögen auch noch mit mancher unangenehmen Seite der „geregelten Preßfreiheit" zu kämpfen haben, aber gegen die Zeit, da Cotta die Impertinenzen vom Sendling Sedlnitzky's und Metternich's hinnehmen mußte, oder sein Sohn Georg den Namen Gustav Adolf-Verein nicht nennen lassen durfte, bedeutet der heutige Rechtszustand der deutschen Presse denn doch fast ein goldenes Zeitalter. Als hervorragend schöpferischen, praktischen Geschäftsmann zeigte sich Cotta bei der Begründung der Bodensee-Dampfschiffahrt. Ein Rückblick auf deren Entstehung hat durch den Gegensatz gegen die heutigen Verkehrsverhältnisse einen besonderen Reiz. Erst zehn Jahre, nachdem Fulton das erste brauchbare Dampfboot auf amerikanische Gewässer gesetzt hatte, ist auf dem Bodensee die Dampfschiffahrt versucht worden. Ein Mechaniker Bodmer begann auf eigenes Risico 1817 am Bodensee den Bau eines hölzernen Schiffskörpers in Konstanz. Allein die von ihm in England bestellte Dampfmaschine kam nicht; und das Boot, dem Bodmer den Namen der Großherzogin von Baden „Stephanie" gegeben hatte, mußte seine erste und, wie es scheint, einzige kurze Probefahrt ohne Dampf antreten und erhielt von dem spottlustigen Volke seinen Namen in „Steh, fahr nie" umgetauft. Hierauf erwarb der König von Württemberg die von Bodmer bestellte Maschine und es kam 1824 zur Gründung einer württembergischen Betriebsgesellschaft für die Bodensee-Dampfschiffahrt, an der Cotta stark betheiligt war. Diese Gesellschaft konnte noch in demselben Jahre den „Wilhelm" vom Stapel lassen. Dieses Dampfschiff hat bis 1846 regelmäßigen Dienst gethan, vom Volk zuletzt als „Seeschneck" verspottet. Außerdem erwarb Cotta ein Patent für Bodensee-Dampfschiffahrt von Bayern und baute mit seinem „Associé" Church den „Max Joseph"; da indessen diesem Schiffe die höhere Protection fehlte, so erlitt Cotta schwere Verluste. Die Lindauer Schifferschaft legte Cotta die allergrößten Schwierigkeiten in den Weg: damals aber, wo noch keine Eisenbahn in Deutschland existirte, fast 30 Jahre vor der Eröffnung der ersten Transitbahnen von und nach der Schweiz, waren die Widerstände der Localinteressen geradezu entscheidend. Daß aber Cotta's Unternehmen einem wirklichen Bedürfnisse entsprach, bewies die Gründung von Dampfschiffahrts-Gesellschaften in Lindau und Konstanz. Das Bedeutendste, was Cotta in der großen Politik gewirkt hat, gehört einem der glücklichsten und folgenreichsten Ereignisse der deutschen Geschichte an. Er hat an der Gründung des Zollvereins hervorragendsten Antheil gehabt. Zwar hat Cotta den formellen Abschluß des Zollvereins am 22. März 1833 nicht mehr erlebt. Er hat aber jedenfalls so viel als irgend ein Anderer zum Zustandekommen des letzteren durch den Vertrag vom 27. Mai 1829 zwischen Bayern und Württemberg einerseits, Preußen und Hessen-Darmstadt andererseits beigetragen. Das gewaltige Eingreifen Cotta's in die politische Gesammtbewegung seiner Zeit wird in vorzüglicher Weise auch durch den Briefwechsel Thiers' mit Cotta beleuchtet. Durch Thiers ist Cotta Großactionär des „Constitutionel", d. h. des Blattes geworden, welches dem Sturz der Restauration durch die Juli-Revolution am wirksamsten vorgearbeitet hat. Die glänzende Begabung für die Presse, die Thiers bewährte, verschaffte ihm rasch einen großen Ruf, und er wurde Mitwisser aller großen politischen Vorgänge, womit sich die ersten Kreise beschäftigten. So war Thiers ganz der Mann zur Correspondenz aus Paris für die „Allgemeine Zeitung". Und wirklich ist er schon 1824 als ständiger Berichterstatter durch Cotta gewonnen und behielt sich noch, als er 1830 zuerst Unterstaatssecretär im Ministerium der Finanzen geworden war, ausdrücklich vor, in den Kreis der Mitarbeiter Cotta's zurückzutreten, sobald er die „Geheimnisse der Politik nicht mehr amtlich wisse, sondern, wie zuvor, nur muthmaßen könne". Als Thiers 1832 ins Cabinet eintrat, regierte und agitirte er während des Julikönigthums Frankreich; jedoch nur, indem er in der bekannten Weise mit dem Feuer des Revanchekrieges unter dem Vorwande des „nicht entehrenden Friedens" spielte. Er hat den Krieg nicht selbst gemacht, aber zu demselben das zweite Kaiserreich popularisirt, und die gerechte Geschichte hat ihm dafür den Abschluß des Frankfurter Friedens auferlegt, so daß er „die Wirkungen des Krieges für das private und öffentliche Vermögen", die er Cotta gegenüber 1830 sehr befürchtet hat, subjectiv wohl mehr als jeder andere Franzose, wenn auch in der Stellung des Staatsoberhauptes der Republik, zu empfinden bekommen hat. Cotta, der zwei Monate nach dem Zeitpunkte gestorben war, als Thiers erstmals Minister wurde, hatte, wie einige Stücke der hinterlassenen Papiere noch heute erkennen lassen, 1830 und 1831 seinen mächtigen Einfluß in München und in Berlin benutzt, um den Rath der Schlagfertigkeit zu geben, wenn die Franzosen den Krieg haben wollten, aber diesen zu vermeiden, wenn er zu vermeiden war. Das innige Zusammengehen Nord- und Süddeutschlands, einerseits der Revanchekriegslust der Franzosen, andererseits der Restaurationskriegslust Rußlands und des Fürsten Metternich gegenüber, war Cotta's Streben. Er stellte dem König von Bayern in einer Denkschrift vor: „Es ist unerläßliche Pflicht, sich den Krieg als unvermeidlich zu denken und sich mit den Mitteln zu beschäftigen, denselben von uns entfernt zu halten, oder wenn er unvermeidlich auch uns betreffen sollte, uns nicht unvorbereitet finden zu lassen . . . Schon die bestehende Handelsverbindung mit Preußen erfordert eine Mittheilung Bayerns und Württembergs in diesem Sinn an Preußen . . . Wir können das Schwert in die Wagschale legen und über Krieg und Frieden, soweit sie Deutschland berühren, entscheiden; denn die Macht von Süddeutschland verbunden mit Preußen und dem, was sich von Deutschland anschließt, ist zu stark, als daß sie nicht entscheidend wäre." Wie viel reiner und bezüglich der Ereignisse von 1870 und 1871 prophetischer war doch dieser „nicht entehrende Friede", verglichen mit demjenigen, wie ihn Thiers meinte und die Franzosen von heut schon wieder verstehen. Will man Cotta's Wesen zusammenfassen, so wird man das Richtige treffen, wenn man sagt: er war der echte Sohn der Frühepoche des Liberalismus, einer der hervorragendsten und besten Typen des letzteren zu einer Zeit, als das thatsächliche Bekenntniß zum wahren Freisinn noch persönliche und sachliche Opfer aller Art kostete. Cotta war nicht blos freiheitlich in den Ansichten und Bestrebungen, sondern auch freimüthig dem Charakter und der Gesinnung nach. Und damit verband er den strengen Sinn und den richtigen Begriff für Ordnung und Gesetz, für allgemeine Gleichberechtigung und für Bildung aller Art und Aller. Die Ordnung war ihm in Cicero's Sinne „die Bedingung von mehr Freiheit" (Ideo servi legis sumus, ut magis liberi esse possimus). Die Gleichberechtigung aller Stände war ihm das Mittel für die Bewährung aller Arten und Grade individueller Befähigung im Dienste des Ganzen, im Sinne der Aristotelischen Gleichheit nach dem Werthe, nicht nach der Kopfzahl, im Sinne der Verhältnißmäßigkeit zwischen Pflicht und Recht, zwischen Leistung und Genuß Aller. Cotta ist überall derselbe: weitblickend, geistig frei, charaktervoll, gemäßigt, ein Mann, der auf allen Gebieten, die er anfaßt, den Besten seiner Zeit genug gethan hat. Er war wohl schwerlich orthodox, aber dennoch tief religiös; sonst hätte er nicht nach Schiller's Tod an dessen Wittwe die Worte schreiben können: „Selbst der Blick in die Zukunft ist nicht mildernd, wenn er nicht mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer verbunden ist: Diesen Glauben theilen Sie gewiß mit mir!" Streng gegen sich vor seinem Gewissen und vor Gott, gab er im Nothfall selbst um der Gnade der Mächtigsten seine Würde nicht dar, und um Beifall der Massen und Volksgunst hat er niemals gebuhlt. Darum ist sein Name eher gewachsen, seit er dahingegangen ist. Die Spur von seinen Erdentagen wird noch lange nicht untergehen.

Philolithus Montanus.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 51. Dienstag, den 28. April. 1896.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XVIII. Von Rom bis Neapel.

Die Strecke von Rom bis Neapel durch die Pontinen gehört zu den abwechselungsreichsten Partien Italiens. Der Reisende berührt fünf Landschaftsgebiete von durchaus verschiedenartigem Charakter. Zuerst führt die Straße, die fast überall der alten Via Appia folgt, durch das wellige Steppenland der Campagna, das etwa bei dem einzeln stehenden Aquäduct-Stück Torre di Mezzavia ein heitereres Gepräge annimmt und langsam in eine anmuthige Hügellandschaft mit weit ausgedehnten Vignen und Oelgärten übergeht. Die Bodenerhebungen werden immer bedeutender und die Straße steigt zu den schön geformten und bewaldeten Albanerbergen hinan, die große Aehnlichkeit mit einem mitteldeutschen Gebirge, etwa dem Taunus, aufweisen. Hinter Velletri tritt ziemlich unvermittelt der Uebergang zu der weiten, mit Wäldern und blumigen Wiesen geschmückten, von zahlreichen Canälen durchzogenen Ebene der Pontinischen Sümpfe ein, die sich bis Terracina fortsetzt, wo sich die Ausläufer der Appenninen wie ein Riegel zur Meeresküste vorschieben. Dieser Riegel bildet die eigentliche Grenze zwischen Mittel- und Unter-Italien. Mit einem Schlage ändert sich die Vegetation und nimmt plötzlich ein durchaus südliches Gepräge an, das jedem Reisenden, der für botanische Dinge nicht ganz blind ist, sofort auffallen muß. Daß Goethe diesen Wechsel empfand, ist selbstverständlich. In seiner „Italienischen Reise" — die unredigirten Briefe fehlen von hier an — schreibt er nach Erwähnung des „blauen, an eine gefährliche Luftschicht erinnernden Dunstes" der Pontinen: „Desto erfreulicher und erwünschter war uns die Felsenlage von Terracina, und kaum hatten wir uns daran vergnügt, als wir das Meer gleich davor erblickten. Kurz darauf ließ uns die andere Seite des Stadtberges ein Schauspiel neuer Vegetation sehen. Indianische Feigen trieben ihre großen fetten Blätterkörper zwischen niedrigen graulichgrünen Myrthen, unter gelbgrünen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue, noch nie gesehene Blumen und Sträucher."

Von Terracina an bildet die Gegend ein beständig wechselndes Gemisch von wohl bebauten Ebenen und kahlen schroffen Kalkbergen, bis bei Sant Agata, der alten Poststation jenseits des Garigliano, die weitgestreckte Fläche des glücklichen Campanien beginnt, wo der Acker eine ungeahnte Fruchtbarkeit zeigt, der Wein sich in schweren Guirlanden von Ulme zu Ulme zieht, und am südlichen Horizonte der wehende Dampfwimpel des Vesuv die Bewohner dieser paradiesischen Gefilde an die so nah benachbarte Hölle gemahnt. Sehen wir uns die Stationen zwischen Rom und Neapel näher an, so müssen wir vorab bei den Albanerbergen verweilen, die Goethe auch während seines zweimaligen römischen Aufenthaltes wiederholt besuchte. In weit höherem Maße als heute bildeten die reizend gelegenen Landstädtchen des Albanergebietes, Albano, Marino, Castel Gandolfo, Genzano, Velletri und Frascati den Sommeraufenthalt der Römer. Zu Goethe's Zeit war Castel Gandolfo, die alte Villeggiatur der Päpste, eine Art von Modebad, wo Jeder, der sich während der warmen Jahreszeit von Rom freimachen konnte, einige Wochen zubrachte. Das Leben scheint damals dort oben ziemlich billig gewesen zu sein; man konnte in den römischen Villeggiaturen im Gegensatze zu den oberitalienischen sogar sparen. Ein Beweis hierfür ist die Regelmäßigkeit, mit der die deutschen Künstler alljährlich die Sommerfrischen im Gebirge aufsuchten. Sogar der Papst lebte hier einfach wie ein gewöhnlicher Sterblicher. „Das päpstliche Lustschloß," schreibt Volkmann, „hat nichts Besonderes, man sollte es eher für eine Wohnung eines Privatedelmannes, als für den Aufenthalt des vornehmsten geistlichen Fürsten halten. Es fehlt zwar nicht an Zimmern, aber sie sehen sehr kahl in Ansehung der Meublen aus. Des Papstes Zimmer hat ein simples damastenes Bette und hölzerne gemalte Stühle."

Castel Gandolfo ist heute ziemlich verödet, der päpstliche Palast ist ein Nonnenkloster geworden, die Villen Barberini und Ludovisi liegen in träumerischer Stille und um die zierliche Kirche mit der Kuppel Bernini's wogt nur am ersten September-Sonntage eine größere Menschenmenge. Goethe wohnte hier in der Besitzung des reichen englischen Bankiers und Kunsthändlers Jenkins, einem ehemaligen Landgute des Jesuitenordens. Die frühen Morgenstunden wurden unter Anleitung Reiffenstein's künstlerischen Bestrebungen gewidmet, während man den Rest des Tages mit geselligen Unterhaltungen, Lustpartien und Spaziergängen verbrachte und sich Abends im Theater an den „pantomimisch-mimisch lakonischen Absurditäten" eines Pulcinells ergötzte, der „die übrige Zeit sein Schusterhandwerk trieb und auch übrigens hier als ein anständiger kleiner Bürger erschien". Hier „im vollkommensten Müßiggange" der Villeggiatur spann Goethe den niedlichen Roman mit der schönen Mailänderin an, dessen wehmüthig-ironisirende Darstellung zu den schönsten Capiteln des zweiten römischen Aufenthalts gehört. Ein in neuerer Zeit bekannt gewordenes Bildniß (der schöne Lichtdruck in: Rob. Keil, Ein Goethe-Strauß. Stuttgart 1891. Verlagsanstalt) rechtfertigt das warme Interesse, das Goethe dem lieblichen Mädchen entgegenbrachte. Dem aufmerksamen Leser jenes Abschnittes wird nicht entgehen, einen wie breiten Raum die Landschaftsschilderungen darin einnehmen. Ja, bei den einzelnen Stadien der ausgehenden Handlung versäumt Goethe nicht, jedesmal den Stand der Sonne und den dadurch bedingten malerischen Beleuchtungseffect zu verzeichnen. „Ungeduldig zuletzt," so schließt er, „als eben die Sonne sich in das entfernte Meer niedersenkte und einen unschätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften, doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragte ich auf das Bescheidenste: wer denn aber die Braut sei? Mit Verwunderung erwiderte man mir: ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wisse; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenosse, sondern ein Fremder sei. Hier ist es freilich nun nicht nöthig, auszusprechen, welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm, es sei eben die kurz erst so lieb gewonnene Schülerin. [Goethe hatte sie im Englischen unterrichtet.] Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise belehrt hatte." Und wiederum ist es die landschaftliche Schönheit der Natur, die ihn in seinem erneuten Werther-Zustande tröstet, während er sie „so treu als möglich" nachzubilden versucht. „Das wenig Technische, was ich besaß," schreibt er, „reichte kaum zu dem unscheinbarsten Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abstiegen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den inneren und äußeren Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war." Ueberhaupt ist in Castel Gandolfo bei Goethe jede Regung des Gemüthes mit einem landschaftlichen Eindruck unmittelbar verbunden. Von Constanz aus schreibt er im Juni 1788 an den nach Rom reisenden Herder: „Wenn Du nach Castel Gandolfo kommst, so

frage nach einer Pinie, die nicht weit von Herrn Jenkins' Haus, nicht weit vom kleinen Theater steht. Diese hatte ich in den Augen, als ich Dich so sehnlich wünschte."

Was Castel Gandolfo für Goethe's zweiten römischen Aufenthalt war, bedeutet Frascati, die reizende Villenstadt nördlich vom Albanersee, für den ersten. Auch hier wurde gezeichnet und gemalt; aber hier haben Goethe's Bestrebungen noch den Zweck, den in Weimar Zurückgebliebenen einen Begriff von dem zu verschaffen, was er selbst genießen durfte. „Zwei Tage gehn wir schon hier herum," schreibt er am 15. November 1786 an Frau v. Stein, „und es ist immer etwas Neues und Reizendes. Nur macht es mich stille und traurig, da ich gewohnt bin, alles Gute in Deiner Gesellschaft oder in Beziehung auf Dich zu genießen, daß Du das Schöne nicht sehen sollst." Er hofft, ihr „etwas Gezeichnetes" mitbringen zu können, wie er ein Jahr später auch den ihm so wenig günstig gesinnten Minister v. Fritsch um die Erlaubniß bittet, „einige dieser Gegenden, von seiner Hand schwach nachgeahmt, dereinst in Sr. Excellenz Zimmer stiften zu dürfen".

Auch während des zweiten römischen Aufenthaltes weilte Goethe wiederholt einige Tage in Frascati, zuerst im September 1787, wo er mit Reiffenstein und Georg Schütz „in einem wohleingerichteten Privathause Unterkommen und das nächste Bedürfniß fand" und wo man sich, nachdem man den ganzen Tag im Freien zugebracht, „Abends gern um einen großen Ahorntisch versammelte". Frascati war seit dem 17. Jahrhundert ein Lieblingssitz des hohen römischen Adels, der dem ganzen Orte ein gewisses aristokratisches Gepräge aufgedrückt hat. Hier lebte man auch noch zu Goethe's Zeit im größten Stile; Moritz scherzt darüber, daß der Bischof mit seiner sechsspännigen Kutsche beinahe den ganzen Marktplatz einnehme. Die zahlreichen Villen wurden noch von ihren Besitzern bewohnt, nicht, wie heute die meisten, an Fremde vermiethet. „Eine herrliche, obgleich nicht unerwartete Aussicht," schreibt Goethe „ward uns aus den Fenstern der Villa des Fürsten Aldobrandini, der, gerade auf dem Lande gegenwärtig, uns freundlich einlud und uns in Gesellschaft seiner geistlichen und weltlichen Hausgenossen an einer gut besetzten Tafel festlich bewirthete. Es läßt sich denken, daß man das Schloß dergestalt angelegt hat, die Herrlichkeit der Hügel und des flachen Landes mit einem Blick übersehen zu können. Man spricht viel von Lusthäusern, aber man müßte von hier aus umherblicken, um sich zu überzeugen, daß nicht leicht ein Haus lustiger gelegen sein könne." Auch heute noch ist die Villa Aldobrandini einer der schönsten Landsitze Frascatis, die vornehm behagliche Einrichtung des Gebäudes, die köstlichen alten Eichenhaine, die kühlen Wasserfälle des Parkes, vor Allem aber die unvergleichliche Aussicht, die der Villa schon bei ihrer Erbauung den Namen Belvedere verschaffte, lassen den Aufenthalt daselbst als einen geradezu paradiesischen erscheinen. Pietro Aldobrandini, der Neffe Clemens' VIII., ließ sich diese Villa von Giacomo della Porta erbauen. Sie gehörte übrigens in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Hause Pamfili, scheint also kurz vor Goethe's italienischer Reise für wenige Jahre an die Familie Aldobrandini zurückgefallen zu sein, da sie in den neunziger Jahren bereits als zum Besitze der Borghese gehörig beschrieben wird. Heute liegt die Villa, wie alle Besitzungen der Borghese, still und verödet, und durch die Laubgänge des Gartens wandert schnellen Schrittes der neugierige Fremde, der die wenigen Stunden, die ihm für Frascati bleiben, möglichst ökonomisch ausnutzen will.

Von den übrigen Villen Frascatis erwähnt Goethe nur die Villa Mondragone mit dem „köstlichen Antinous", einem bei Tivoli gefundenen Kolossal-Kopfe des schönen Lieblings Hadrian's. Das ebenfalls seiner Aussicht wegen berühmte, außerordentlich große Gebäude (374 Fenster!), damals auch borghesisches Eigenthum, ist heute eine Erziehungsanstalt der Jesuiten. Zu Goethe's Zeit führte man, wie Volkmann schreibt, „die Fremden gemeiniglich zu einem Fenster, aus dem man so viel Ländereien der borghesischen Familie übersehen kann, daß sie 60000 Thaler eintragen, eine Aussicht, die für die Eigenthümer sehr reizend sein muß". Aber selbst diese glänzende Aussicht hat, wie wir heute hinzusetzen können, das berühmte Geschlecht nicht vor dem gänzlichen finanziellen Ruin geschützt!

An jenen schönen Decembertagen — „es war fast das schönste Wetter des ganzen Jahres" — stieg Goethe mit Bury und dem Componisten Kayser über Rocca di Papa, das malerische Felsennest am südlichen Rande des großen Kraterringes der Albanerberge, zum Gipfel des Monte Cavo empor. Der schön geformte Berg ist die höchste Erhebung der Gegend, Jedem unvergeßlich, der ihn von Rom oder der Campagna aus beim Sonnenuntergang als blaue Silhouette am südöstlichen Himmel gesehen. Von Frascati führt eine vorzügliche Landstraße empor, die sich kurz hinter Rocca di Papa mit der antiken, mit gewaltigen Basaltplatten gepflasterten Via triumphalis vereinigt, auf der die Völker Latiums in feierlicher Procession zu ihrem Bundesheiligthum, dem Tempel des Jupiter Latialis, hinaufzogen. Von diesem Tempel waren kurz vor Goethe's Besuch noch ansehnliche Reste vorhanden; erst im Jahre 1783 ließ der Herzog von York, Erzbischof von Frascati, der letzte Sproß der Stuarts, die Ruinen beseitigen und an ihrer Stelle ein Passionisten-Kloster errichten, das 1870 für etliche Jahre aufgehoben, neuerdings von seinen Patronatsherren, den Fürsten Colonna, in richtigem Verständniß für die Bedürfnisse der Neuzeit, zu einem freilich sehr bescheidenen Gasthause, verbunden mit einer meteorologischen Station, umgewandelt worden ist. Moritz, der etwa gleichzeitig mit Goethe hier oben war und sich bei der Beschreibung der Aussicht in historischen Erinnerungen ergeht, schreibt: „Einen traurigen Contrast mit diesen herrlichen Erinnerungen macht das Kloster und die schwarzgekleideten Mönche, die auf ihrer Brust einen weißen Todtenkopf als ihr Ordenszeichen tragen, und deren finstere Miene die Unzufriedenheit mit ihrem Zustande zu verkünden schien."

Das Gebäude ist seit jener Zeit unverändert geblieben und noch immer braust der Wind in den Wipfeln der uralten Steineichen, die das Kloster beschatten. Unermeßlich ist die Aussicht. Tief zu unseren Füßen schimmern aus dem Grün der Wälder die dunkelblauen Seen von Albano und Nemi, während sich der dritte Kratertrichter zu einer wiesenbewachsenen tiefen Mulde, dem berühmten Campo di Annibale, umgestaltet hat. Von den Hügelrücken leuchten die weißen Mauern der Albanerstädtchen. Ostwärts thürmen sich die Ausläufer der Abruzzen, nach Norden und Westen dehnt sich die graue Campagna, aus der bei günstigem Sonnenstande stellenweise das Silberband des Tibers aufleuchtet, und aus der sich Rom wie eine goldene flimmernde Häuserreihe abhebt. Wir verfolgen den Saum der Meeresküste von Civitavecchia bis zum Cap der Circe und gewahren am südöstlichen Horizont die Gebirgsmassen Sardiniens aus der Fluth emportauchen. Von hier aus läßt sich mit einem Blick der bedeutendste Schauplatz der Weltgeschichte, das ganze Theater altrömischer Kämpfe und Siege übersehen. Die Hügel und Thäler, die einsamen Castelle und Bergnester dort unten sind die Wiege eines Weltreiches, das erste Saatfeld aller abendländischen Cultur! Goethe verzichtet darauf, die Einzelheiten seiner Monte Cavo-Besteigung zu schildern, „denn," meint er, „Worte und Beschreibungen sind nichts". Auch Albano, Ariccia und Genzano, die liebliche Blumenstadt am Nemi-See, werden nur mit einem Worte erwähnt.

Bei dem Bericht über die Reise von Rom nach Neapel verwechselt Goethe offenbar die Stationen in ihrer Reihenfolge. „Wir kamen durch Albano," schreibt er, „nachdem wir vor Genzano an dem Eingang eines Parks gehalten hatten, den Prinz Chigi, der Besitzer, auf eine wunderliche Weise hält, nicht unterhält, deshalb auch nicht will, daß sich Jemand darin umsehe. Hier bildet sich eine wahre Wildniß: Bäume und Gesträuche, Kräuter und Ranken, wachsen wie sie wollen, verdorren, stürzen um, verfaulen. Das ist Alles recht und nur desto besser. Der Platz vor dem Eingang ist unsäglich schön. Eine hohe Mauer schließt das Thal, eine vergitterte Pforte läßt hineinblicken, dann steigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es gäbe das größte Bild, wenn es ein rechter Künstler unternähme."

Für den von Rom nach Neapel Reisenden liegt Genzano *hinter* Albano; Goethe mußte also letzteres zuerst berühren, ehe er an den Park des Fürsten Chigi kam. Dieser Park, in dem, laut testamentarischer Bestimmung, auch heute noch kein Baum gefällt werden darf, gehört noch immer der Familie Chigi. Er liegt in der nördlichen Bucht des Kraterkessels von Ariccia, an derselben Stelle, wo sich nach Ansicht des vorigen Jahrhunderts einst der heilige Hain der Diana befand, den die heutige Forschung an das nordöstliche Ufer des nahen Nemi-Sees verlegt. Heute wird das Thal von Ariccia durch einen gewaltigen Viaduct überbrückt, den der geniale Bertolini 1846—53 unter Pius IX. ausführte, und über den die neue Straße gerade auf Ariccia hinführt, während die alte, von Goethe benutzte, sich beim sogenannten Grabmal der Horatier und Curiatier, einer antiken Nachahmung etruskischer Grabarchitektur, in das Thal hinabzog und, ohne Ariccia zu

berühren, auf der Ostseite des Thales wieder nach Genzano emporstieg. Von der Höhe des Viaductes blickt man in den Urwald des Fürsten Chigi hinab. Vierhundertjährige Bäume wuchern dort mit tropischer Ueppigkeit; ihre Wurzeln und Aeste sind eng verschlungen, und wenn einer dieser Riesen vor Altersschwäche oder im Sturmgebrause einer Herbstnacht zusammenbricht, so düngt er mit seinem modernden Stamm den Boden für den jungen Nachwuchs. Wenn man Seume's ewig mißlaunigen Berichten Glauben schenken darf, so hat übrigens der damalige Fürst Chigi, ein bekannter Dichter und Declamator, die testamentarische Clausel nicht allzu genau genommen. „Er muß ein sonderbarer Bukoliker und Idyllendichter sein," meint der Spaziergänger nach Syrakus, „denn in seinem Park hat er den schönsten und herrlichsten Eichenhain niederhauen lassen, und in dem Ueberrest läßt er die Schweine so wild herumlaufen, als ob er sich ganz allein von ihrer Mästung nähren wolle. . . . . Die Gegend ist dessenungeachtet noch eine der schönsten in Italien, und das romantische Gemisch von Wildheit und Cultur, die hier zu kämpfen scheinen, macht, wenn man aus der Oede Roms kommt, einen sonderbaren wohlthätigen Eindruck." Diese Lichtung kann jedoch nicht bedeutend gewesen sein, denn heute ist kaum etwas davon zu bemerken. — Hinter Ariccia steigt die Straße an, führt dabei über vier Viaducte und geht kurz vor Genzano in eine Allee mit prächtigen uralten Bäumen über. Dicht vor der Stadt liegt die Villa Sforza-Cesarini, ein hochragender würfelförmiger Bau, der die ganze Gegend beherrscht und aus den Fenstern seiner oberen Stockwerke die prächtigste Aussicht bietet. Ein wohlgepflegter Park mit wunderbarem Blumenflor zieht sich fast bis zum Spiegel des Nemi-Sees hinab. In den Azaliengebüschen, die Rasenplätze und Wege mit rothen und weißen Blüthen überschütten, schlägt die Nachtigall, sonst ein seltener Gast italienischer Gärten. Drüben, auf dem Felsenrande des Sees schimmert das freundliche Städtchen Nemi, berühmt durch die Schönheit seiner Frauen und den Duft seiner Erdbeeren, und unten in der Tiefe spiegelt sich der heilige Eichenhain Dianens in der stillen tiefblauen Fluth.

Von der Höhe Genzanos genießt der Reisende den ersten Blick auf die Pontinischen Sümpfe mit ihren eigenartigen, stets wechselnden Beleuchtungseffecten. Goethe hat die Aussicht trefflich charakterisirt. „Nun darf ich nicht weiter beschreiben," berichtet er, „und sage nur, daß, als wir von der Höhe die Gebirge von Sezza, die Pontinischen Sümpfe, das Meer und die Inseln erblickten, daß in dem Moment ein starker Streifregen über die Sümpfe nach dem Meere zog, Licht und Schatten, abwechselnd und bewegt, die öde Fläche gar mannigfaltig belebten. Sehr schön wirkten hierzu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchsäulen, die aus zerstreuten, kaum sichtbaren Hütten emporstiegen." Wer denkt bei dieser Schilderung nicht an Rembrandt's Landschaften?

Die letzte Station vor den Pontinen ist Velletri, die alte engstraßige Bischofsstadt auf dem Abhange des Monte Artemisio.

Unter den wenigen Palästen Velletris fallen nur der Palazzo Ginetti und der Palazzo Borgia ins Auge, letzterer zu Goethe's Zeit noch im Besitze der Familie mit dem berüchtigten Namen. Hier befand sich ein damals vielbesuchtes Alterthumsmuseum, besonders reich an ägyptischen und orientalischen Alterthümern, die Monsignore Borgia als Vorsteher der Propaganda mit Glück und geringen Kosten zusammengebracht hatte. Sowohl der Besitzer der Sammlung als auch der Cardinal zeigten sich Fremden gegenüber äußerst zuvorkommend, erklärten den Besuchern mit echter Sammlerfreude persönlich ihre Schätze und luden Gäste von Ansehen, wie u. A. Hackert und Tischbein, zur Tafel. Auch Goethe besuchte das Cabinet, bewunderte „ägyptische Götzen, aus dem härtesten Steine gebildet", und merkte sich sonderbarer Weise vor Allem „zwei chinesische Tuschkästchen, wo auf den Stücken des einen die ganze Zucht der Seidenwürmer, auf dem andern der Reisbau vorgestellt ist, beides höchst naiv genommen und ausführlich gearbeitet". Auch Moritz, der ein Jahr später nach Velletri kam, besuchte das Museum, das ihm so gut gefiel, daß er „über die Betrachtung dieser kostbaren Seltenheiten" das Mittagsmahl vergaß. Auch noch in einem anderen Bericht über die kleine Landstadt stimmt er mit Goethe auffallend überein. Den guten Bewohnern des Ortes scheinen die alterthumsbegeisterten Fremden äußerst komisch vorgekommen zu sein, sodaß man sich die Gelegenheit sie zu verspotten nicht entgehen ließ. „Als wir nach der Herberge gingen," schreibt Goethe, „riefen uns einige vor ihren Hausthüren sitzende Weiber an, ob wir nicht auch Alterthümer zu kaufen Lust hätten, und als wir uns darnach sehr begierig erwiesen, holten sie alte Kessel, Feuerzangen, nebst anderem schlechten Hausgeräthe und wollten sich zu Tode lachen, uns angeführt zu haben. Als wir uns deshalb entrüsteten, brachte unser Führer die Sache wieder ins Gleiche; denn er versicherte, daß dieser Spaß hergebracht sei und daß alle Fremden denselben Tribut entrichten müßten." Das war die lautere Wahrheit, wie auch Moritz erfahren mußte, dem ein alter Tisch als roba antica angeboten wurde.

Im Uebrigen war Velletri damals ein recht unbedeutendes Nest, am Allerwenigsten natürlich auf Fremdenverkehr eingerichtet, wie denn auch Goethe in einer „sehr üblen Herberge" übernachtete, wo er „weder Kraft noch Behagen" zum Schreiben fand.

Von Velletri führt die alte Straße, „eine der längsten und schnurgeradesten Landstraßen in Europa", wie Moritz bemerkt, über Cisterna durch die Pontinen nach Terracina. Heute vermeidet die Bahn sorgfältig das Sumpfland und folgt in vielfachen Windungen genau den Abhängen der Volskerberge, wobei sie eine Reihe berühmter alter Städe, u. A. Cori mit dem Tempel des Herkules und das wundersame Ninfa, das seit dem 14. Jahrhundert verlassene und mit Epheu und wildem Wein vollständig übersponnene „Pompeji des Mittelalters", berührt. Goethe fuhr früh um drei Uhr von Velletri ab. „Als es tagte," schreibt er, „fanden wir uns in den Pontinischen Sümpfen, welche kein so übles Ansehen haben, als man sie in Rom gemeiniglich beschreibt. Man kann zwar ein so großes und weitläufiges Unternehmen, als die beabsichtigte Austrocknung ist, auf der Durchreise nicht beurtheilen, allein es scheint mir doch, daß die Arbeiten, welche der Papst anordnet, die gewünschten Endzwecke wenigstens zum größten Theil erreichen werden. Man denke sich ein weites Thal, das sich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinzieht, ostwärts gegen die Gebirge zu vertieft, westwärts aber gegen das Meer zu erhöht liegt." Pius VI. hatte wenige Jahre vorher die seit Appius Claudius von allen Regierungen des Landes mit kurzen Unterbrechungen fortgeführten Entwässerungsarbeiten wieder aufgenommen und sich um das gewaltige Werk, auf das er 1622000 Scudi (7002000 ℳ) verwandte, großes Verdienst erworben. Auch die gänzlich verfallene Via Appia ließ er von Grund aus erneuern. Er war der letzte Papst, der sich mit der Trockenlegung der Sümpfe befaßte, die heute von einer Gesellschaft in Terracina mit großen finanziellen Mitteln systematisch betrieben wird. Die ganze Ebene ist mit einem Netz von Canälen durchzogen, die jedoch wegen des geringen Gefälles leicht verschlammen und alljährlich von den üppig wuchernden Wasserpflanzen gereinigt werden müssen. Primitive Postgebäude, bei denen der Pferdewechsel stattfand, waren damals die einzigen menschlichen Wohnungen in der Oede der Pontinen. „Eine Poststation," berichtet Goethe, „besteht aus einer bloßen langen Strohhütte. Tischbein zeichnete sie und genoß zur Belohnung dafür ein Vergnügen, das nur er völlig zu genießen weiß. Auf dem abgetrockneten Terrain hatte sich ein Schimmel losgemacht, der, sich seiner Freiheit bedienend, auf dem braunen Boden wie ein Lichtstrahl hin und wieder fuhr; wirklich war es ein herrlicher Anblick, durch Tischbein's Entzücken erst recht bedeutend." Diesen „bedeutenden Anblick" hat Goethe selbst gar nicht genossen, sondern die kleine Episode vermuthlich nur zur Belebung seines Berichtes einem Briefe Tischbein's vom Juli desselben Jahres entnommen, ohne freilich darauf Rücksicht zu nehmen, daß dieser ganze, außerordentlich anschaulich schildernde Brief, den Tischbein nach seiner Rückkehr nach Neapel an ihn schrieb, als Anhang zum letzten Theile der „Italienischen Reise" mit orthographischen und stilistischen Verbesserungen zum Abdruck gelangte. Im 2. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft (Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien) theilt Erich Schmidt den Wortlaut des köstlichen Schreibens nebst zwei anderen Briefen des wackeren Künstlers mit. Um dem Leser dieser Aufsätze einen Begriff von der Anschaulichkeit und der urwüchsigen Schreibweise Tischbein's zu geben, mögen einige Zeilen aus der erwähnten Schilderung hier Platz finden. „Es war ein weisses schönes Pfert von Prechtiger gestalt," berichtet der Maler, „er zerriß den Ziegen (Zügel) wo mit er angebunden war, hackte mit den forderfüssen nach dem der ihn aufhalten wolte und schlug hinden aus und machte so ein geschrei mit wieren das alles ihm aus furcht blaz machte. nun sprang er über deu graben und calobirte über das feld bestendig wirent, der Schweif und die Mehnen flatterten hoch in die Luft auf, und seine gestalt im freyen war so schön das alles ausrüff o che belletze! che belletze!"

Von den kleinen einsamen Poststationen, die Goethe berührte, sei nur Mesa erwähnt, wo der Papst „ein großes und schönes Gebäude, als den Mittelpunkt der Fläche bezeichnend, hatte aufrichten lassen". Die Reisenden vertrieben sich mit lebhafter Unterhaltung die Zeit, „wohl eingedenk, daß man auf diesem Wege nicht einschlafen dürfe," was auch heute noch als unbedingt lebensgefährlich vermieden wird. Wir wissen bereits, wie froh Goethe bei Terracina das „Schauspiel neuer Vegetation" begrüßte, und sehen, wie seine Begeisterung in der „reizenden Ebene von Fondi" zunimmt. „Dieser kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs," bemerkt er, „von einem nicht allzu rauhen Gebirg umschlossen, muß Jedermann anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen, die Saat steht grün, durchaus Weizen; Oliven auf den Aeckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet sich aus und ward begrüßt." Moritz geht noch weiter. „Ein so reizendes Thal," schreibt er, „als das, worin Fondi liegt, habe ich noch nie gesehen. Diese Gegend bezaubert meine Sinne, weil sie Alles übertrifft, was meine Einbildungskraft sich noch bisher gedacht hat." Das Thal von Fondi verengt sich nach Südosten zu und führt in gerader Richtung zum Meere, das hier den schön geschweiften Golf von Gaëta bildet. In der Mitte zwischen Fondi und der Küste liegt eine „Pläne mit Oliven", in der Goethe ein Städtchen sah, das ihm wegen der vielen, in die Gebäude eingemauerten „Altäre, antiken Grabsteine und Fragmente aller Art" merkwürdig schien. Es ist Itri, ein berüchtigtes, größtentheils aus Trümmern der Via Appia erbautes Räubernest, die Vaterstadt des durch Auber's Oper berühmt gewordenen Fra Diavolo, der dreizehn Jahre nach Goethe's Besuch in diesem Thale seine Thätigkeit begann. Auch Seume erlebte in Itri eine unheimliche Nacht und vermochte sich nur durch seine Entschlossenheit und einen ernsten Appell an das Ehrgefühl (!) der braven Räuber zu retten. Bei Molo di Gaëta, oder, wie der Ort heute heißt, bei Formia, nähert sich die Straße dem Meere. Hier bewundert Goethe die Aussicht auf die Festung Gaëta nach der einen, und auf den Vesuv und die Inseln nach der anderen Seite hin. Hier finden auch seine naturwissenschaftlichen Interessen neue Anregung, er verzeichnet den Fund der ersten Seesterne und Seeigel und beobachtet die „merkwürdigen Geschiebe, am häufigsten die gewöhnlichen Kalksteine, sodann aber auch Serpentin, Jaspis, Quarze, Kieselbreccien, Granite, Porphyre, Marmorarten, Glas von grüner und blauer Farbe". Seine Vermuthung, daß die zuletzt genannten Steinarten wahrscheinlich Trümmer alter Gebäude seien, ist richtig. Es ist der Mosaikschmuck zerstörter Römervillen, den die rollenden Wogen in ein flimmerndes Geschiebe bunter Würfelchen aufgelöst haben. Der ganze Strand ist reich an historischen Erinnerungen; die Trümmer mehrerer Landhäuser und Tempel und ein thurmartiges Grabmal tragen den Namen Cicero's. Allmälig entfernt sich die Straße vom Meere, die Berge treten zurück und vor den Augen des Reisenden öffnet sich die weite wohlangebaute Ebene des Garigliano, des Liris der Alten. Vor der Ueberfahrt über den Fluß, den seit 1832 eine Kettenbrücke (die älteste Italiens!) überspannt, sah Goethe „eine Wasserleitung, die sich vom Gebirg her nach unkenntlichen, verworrenen Ruinen zog". Es sind die Reste des antiken Minturnae. Auch die von Goethe erwähnten Berge sind bestimmbar, „der erste vulcanische Aschenhügel" ist die Rocca Monfina, und die „Schneegipfel" dahinter gehören zum hohen Gebirgsstocke der Montagna del Matese. Die „lange, wohl in die Augen fallende Stadt" ist Sessa, das alte Suessa Aurunca, mit den Ruinen eines Amphitheaters und einer merkwürdigen Kathedrale. Zu diesem Orte gehört das alte, im Thale gelegene, Gasthaus St. Agatha, die letzte Poststation vor Neapel. Damals war es noch sehr primitiv und entbehrte vor Allem der Fenster, so daß Goethe's Zimmer trotz des lebhaften Kaminfeuers kalt blieb. Auch heute ist St. Agatha noch immer belebt, da sich hier die Straßen von Terracina nach Neapel und von Mignano nach Mondragone kreuzen. Noch immer findet vor dem alterthümlichen Gasthaus der Pferdewechsel statt, und sicherlich wird ein deutscher Archäologe, der sich in diese entlegene Gegend verirrt, den kurzen Aufenthalt dazu benutzen, den Falerner oder den nicht minder berühmten Massiker zu kosten, die auf den benachbarten Hügeln heimisch sind, nach Seume's Meinung freilich ihren alten Credit verloren haben.

Dann zieht sich die Straße durch die üppigen Gebreite der Campania felix, deren Charakter sich am besten mit Goethe's Worten schildern läßt: „Pappeln sind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich lockerer Boden und gut bearbeitet. Die Weinstöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel schwebend." Mitten in diesem Paradiese liegt das neue Capua und eine Wegstunde weiter dessen berühmtere Mutterstadt Santa Maria di Capua vetere, der Sage nach die moralische Besiegerin Hannibal's, was kaum eine Reisebeschreibung des vorigen Jahrhunderts unerwähnt läßt. Aber Goethe war zu voll von der blühenden Gegenwart, um sich auf dieser Fahrt in historische Erinnerungen zu verlieren. „Der Vesuv," schreibt er, „blieb uns immer zur linken Seite, gewaltsam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah." So langte er am 25. Februar 1787 in Neapel an, dessen Gebäude mit flachen Dächern ihm auf „eine andere Himmelsgegend" zu deuten schienen.

Bücherbesprechungen.

— Albrecht Stauffer, Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Culturentwickelung. Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig, 1896. LXX und 595 S. gr. 8°. 7 ℳ. — Die Alterthumsforschung unserer Tage, die von Unkundigen so oft als im Absterben begriffen verschrieen wird, fördert nicht nur auf ihren einzelnen Gebieten in stiller Arbeit fort und fort bedeutsame Ergebnisse, auch zusammenfassende Werke treten hervor, die das Geleistete verwerthen und zu einem abgeschlossenen Culturbilde vereinigen. Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß sich deutsche Gelehrte mehr und mehr entschließen, nicht nur für Fachgenossen, sondern für alle Gebildeten zu schreiben; Ribbeck's „Geschichte der römischen Dichtung", Gomperzen's im Erscheinen begriffene „Griechische Denker" sind bewundernswürdige Musterwerke dieser Art. Wie Herder die Wissenschaft von der Culturmenschheit in Angriff nahm, wie W. v. Humboldt sich lange damit trug, eine Charakteristik des Geistes der Griechen zu entwerfen, in diesem großen Sinne hat Albrecht Stauffer seine Aufgabe gefaßt. Dabei beherrscht er durchaus sein Feld und weiß selbständig zu verarbeiten oder zu verwerfen, was Sprach-, Kunst- und Geschichtsforschung geleistet haben. v. Wilamowitz, Furtwängler, Eduard Meyer sind ihm Führer gewesen, in der That „gute Meister". Eine genügende Anschauung von dem reichen Inhalte des Buches auf beschränktem Raume zu geben, ist nicht möglich, es will gelesen sein. In drei Lebensaltern sehen wir Kimon, Polygnot und Aeschylus; Perikles, Pheidias, Sophokles und Herodot; Alkibiades, Aristophanes, Euripides, Thukydides und Sokrates an uns vorüberziehen. Dabei sind nicht nur diese Persönlichkeiten und ihre Werke in geistvoller Weise geschildert; es ist dem Verfasser gelungen, das gesammte athenische Kunstleben des fünften Jahrhunderts, dazu Literatur, Gesellschaft und Politik in außerordentlich glücklicher Verschmelzung darzustellen. Das ganze Buch fesselt wie eine gewaltige Tragödie; wir stehen nicht an, es nicht nur in seinen einzelnen Scenen und Acten, sondern auch in seiner Gesammtheit als ein vollendetes Kunstwerk zu bezeichnen. Ilb.

— Deutsches Wörterbuch. Kleine Ausgabe von Moriz Heyne, o. ö. Professor an der Universität Göttingen. 3. Lieferung (Balkenkeller — bezeigen). 4. Lieferung (bezeugen — dicht). Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1896. (Vollständig in 20 Lieferungen zu je 50 ₰.) — Ein Wörterbuch der eigenen Muttersprache wird heute mehr und mehr von allen Gebildeten als ein Bedürfniß empfunden. Das rüstige Vorwärtsschreiten des „kleinen Heyne" wird darum gewiß mit Freuden von allen Denen verfolgt werden, deren Absehen nicht auf gelehrte sprachgeschichtliche Studien gerichtet ist, sondern die sich nur über das unterrichten wollen, was nach dem heutigen Stande der Sprachwissenschaft als richtig und üblich gilt. R. B.

— Der soeben erschienene 2. Band der neuen (dreibändigen) Ausgabe von Adalbert Stifter's Studien mit Illustrationen von Franz Hein und Fr. Kallmorgen (Leipzig, Amelang, 1896) enthält die lange Erzählung „Die Mappe meines Urgroßvaters" (mit der gewaltigen Schilderung des Winters im Waldland), den „Abdias" (jene einzige Studie tragischen Charakters), „Das alte Siegel", eine sinnige und edle Skizze aus der Zeit der Befreiungskriege, und „Brigitta", das feine Bild aus dem ungarischen Heideland. Die Illustrationen geben den prächtigen Studien eine würdige Erscheinung. Nbg.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 52. Donnerstag, den 30. April. 1896.

Oeffentliche Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April.

Der vorsitzende Secretär Hr. Geh. Hofrath Wislicenus eröffnete die Sitzung mit folgender Ansprache: „Hochverehrte Herren! Wie alljährlich so vereinigt uns auch heuer dieser Frühlingstag zur Feier des Geburtsfestes des erhabenen Protectors unserer Gesellschaft Sr. Majestät unseres allergnädigsten Königs Albert. Mit den heißen Wünschen aller getreuen Sachsen und guten Deutschen erheben sich auch die unsrigen, für den geliebten Monarchen noch lange Jahre ungeminderter Kraft und ungetrübter Gesundheit zum Segen von Land und Reich erflehend. Diese Wünsche sind getragen von dem wärmsten Dankgefühle, mit welchem uns der Rückblick auf die ruhmreiche und schöne Lebensarbeit unseres Königlichen Herrn erfüllt. In den Jubeltagen der großen Zeit nationaler Erhebung haben wir doppelten Anlaß gehabt, des gewaltigen Antheiles zu gedenken, welchen der herrliche Held, der letzte noch lebende der großen Heerführer, an der Sicherung der deutschen Grenzen, der selbstloseste unter den deutschen Fürsten an der Zusammenschließung der Kraft der gesammten Nation zu unüberwindlicher Abwehr und gedeihlicher Entwickelung genommen hat. Unter König Albert's starker und treuer Herrscherhand, welche klarster und wahrhaft königlicher Sinn für alle hohen Güter der Menschheit, unbeirrbare Gerechtigkeit und milde Güte leitet, hat unser engeres Heimathland, auf Ihn als den Hort heiliger Ordnung schauend und bauend, wiederum ein Jahr lang seinen Friedensaufgaben leben und sich des Erfolges aller darauf gewandten Mühen freuen dürfen, und damit ist auch unsere stille Arbeit in ungestörter Sicherheit und Freiheit wohl gerathen. Wenn die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften demnächst dazu schreiten wird, das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens in aller Einfachheit zu feiern, so wird sie dies in dem Bewußtsein thun, daß sie wie ihre Gründung, so auch ihr Gedeihen vor Allem dem warmen Interesse und der allezeit gnädigen Fürsorge ihrer den Wissenschaften und der Erforschung der reinen Wahrheit holden Schirmherren aus dem erhabenen Hause Wettin zu verdanken habe. Sie wird dann dem gesammten Königshause mit dem tiefen Danke für Pflege und Förderung das Gelöbniß treuer Pflichterfüllung und Hingebung erneuern, das wir heute unserem erhabenen und geliebten Herrscher darbringen. Für heute aber lassen Sie uns nunmehr zu dem wissenschaftlichen Theile unseres Festes unter dem Rufe übergehen: Gott segne und erhalte Se. Majestät, unseren allergnädigsten Protector, König Albert!"

Hr. Professor Bücher hielt einen Vortrag über „Arbeit und Rhythmus". Ausgehend von der Beobachtung, daß eine große Zahl anhaltender Berufsarbeiten sich rhythmisch zu gestalten pflegt, untersuchte der Vortragende die Arbeitsweise der Naturvölker und fand bei ihnen die Neigung zu taktmäßiger Thätigkeit in weit ausgesprochenerem und ausgedehnterem Maße vor als bei den Culturvölkern. Er ging sodann auf die Mittel ein, durch welche die rhythmische Gestaltung einzelner Arbeitsverrichtungen künstlich bewerkstelligt oder unterstützt wird, und hob in letzterer Hinsicht besonders die Bedeutung des Gesanges hervor, die er einestheils in der metrischen Anpassung der Silbenfolge an das Zeitmaß der Arbeitsbewegung, anderntheils in der incitativen Wirkung der Musik findet. Die Arbeitsgesänge sind theils Einzelgesänge theils Chorgesänge, je nachdem es sich um Einzel- oder Gruppenarbeit handelt. Formell schließen sich die Gesänge dem Zeitmaß der Arbeit an, materiell weisen sie bald epischen, bald lyrischen, bald dramatischen Charakter auf und zeigen eine überaus große Leichtigkeit der Improvisation; endlich werden sie leicht auf andere Lebenssphären übertragen, wo sie bald unter pantomimischer Wiedergabe der Arbeitsbewegungen als Spiel- und Tanzlieder, bald als Hymnen beim Dienste der Götter auftreten. Mit diesen Beobachtungen scheint dem Vortragenden die Räthselfrage nach dem Ursprung der Poesie formell und materiell gelöst: Dieser Ursprung liege in der Arbeit. In wirthschaftlicher Hinsicht aber ergeben die Betrachtungen, daß der Rhythmus ein gewaltiges Erziehungsmittel zur Arbeit sei, das in dem Maße zurücktrete, in welchem Maschinen als Hilfsmittel der Arbeit auftreten, die dem Menschen ihren eigenen Rhythmus aufnöthigen. Auch die älteren Maschinen zeigten in Anlehnung an die Handarbeit einen rhythmischen Gang, würden aber in der neueren Entwickelung der Technik immer mehr verdrängt durch rotirende Mechanismen, bei welchen der Rhythmus im gewöhnlichen Sinne verschwinde.

Hr. Geh. Medicinalrath Hering sprach hierauf über die Beziehungen der Lichtempfindlichkeit zum Purpurgehalte der Netzhaut. Die Hypothese Max Schultze's, nach welcher die Stäbchen der Sehzellenschicht nur farblose Lichtempfindungen, die Zapfen aber zugleich auch farbige Empfindungen vermitteln sollen, wurde von W. Kühne durch die Vermuthung ergänzt, daß die Stäbchen nur so lange der farblosen Lichtempfindung zu dienen vermögen, als nicht infolge stärkerer Belichtung ihr Sehpurpur verbraucht ist, welchenfalls dann nur noch mit den Zapfen allein gesehen würde. Eine ihrer Hauptstützen fand diese Vermuthung in der Thatsache, daß beim Aufenthalte im Dunkeln einerseits der Purpurgehalt der Netzhaut, anderseits ihre Lichtempfindlichkeit wächst und zwar ganz besonders auf den mit Stäbchen ausgerüsteten Theilen. Dem gegenüber erörterte der Vortragende, wie sich mit Hilfe des Druckphosphens und des Bewegungsphosphens zeigen lasse, daß das Auge bei der Adaptation für Dunkel nicht nur gegenüber dem Lichtreize, sondern auch gegenüber mechanischen Reizen viel empfindlicher wird. Da sich diese gesteigerte Empfindlichkeit gegen Druck und Zug aus der Zunahme des Sehpurpurs nicht erklären lasse, so müsse schon deshalb die höhere Erregbarkeit des für Dunkel adaptirten Auges zu einem großen Theile, wenn nicht etwa ganz, auf andere Veränderungen im Sehorgane zurückgeführt werden. Daß die Lichtempfindlichkeit innerhalb weiter Grenzen ganz unabhängig vom Purpurgehalte variiren könne, werde auch durch die große Steigerung derselben bewiesen, wie sie unmittelbar nach plötzlicher Verdunkelung der Netzhaut eintrete, wobei eine ebenso plötzliche Zunahme des Sehpurpurs ausgeschlossen sei.

Hr. Professor Schmarsow trug vor: über den Werth der drei Dimensionen im menschlichen Raumgebilde. Er wies das Verhältniß der Anschauungen in der Architektur als in stetiger Beziehung zum menschlichen Subject nach, und zwar nicht allein zum Körper als solchem, sondern auch zu den Erfahrungen des Tastgefühls, der Ortsbewegung und des Sehorgans. Er gelangte auf diesem Wege nicht nur zu einer genetischen Erklärung der architektonischen Schöpfung, sondern auch zu einer principiellen Unterscheidung aller drei für die räumliche Anschauung schaffenden Künste, die eine Verwechselung zwischen den Bestrebungen der Architektur, der Plastik und der Malerei sofort kennzeichnet und die mehrfach versuchte Zusammenfassung der beiden letzteren unmöglich macht. Er behielt sich vor, die Wichtigkeit dieser Beobachtungen für die Kunstgeschichte und die Charakteristik der Stile bei anderer Gelegenheit durchzuführen.

Zuletzt sprach Hr. Geh. Hofrath Neumann über die elektrodynamischen Elementarwirkungen. Die vielfach verbreitete Ansicht, daß in Wirklichkeit immer nur geschlossene elektrische Ströme vorkommen, ist bei genauerer Ueberlegung als eine durchaus unhaltbare zu bezeichnen, für welche auch in den Schriften wirklich hervorragender Physiker und Mathematiker nicht der mindeste Stützpunkt aufzufinden sein dürfte. Aber gesetzt auch, man wollte trotzdem eine solche Vorstellung acceptiren, so würde hieraus, wie

der Vortragende an einem einfachen Beispiel erläutert, noch keineswegs folgen, daß man die geschlossenen elektrischen Ströme immer nur in ihrer Totalität ins Auge zu fassen habe und von der Betrachtung ihrer einzelnen Theile oder Elemente sich völlig dispensiren dürfe. Vielmehr wird die nähere Untersuchung der einzelnen Stromelemente, und namentlich die nähere Erforschung der von je zwei solchen Elementen auf einander ausgeübten Wirkungen eine durchaus nothwendige Aufgabe sein, eine Aufgabe, der man sich nimmermehr entziehen kann, welche Ansichten und Vorstellungen man im Uebrigen sich auch aneignen möge. Ja noch mehr. Es ist diese Aufgabe der Erforschung der elektrischen Elementarwirkungen nicht nur eine nothwendige, sondern auch eine überaus wichtige, bei deren Behandlung man wohl Aussicht haben dürfte, dem eigentlichen Mittelpunkt jener „terra incognita“, die heut zu Tage kurzweg als Elektricität bezeichnet wird, ein wenig näher zu kommen. Der Vortragende geht sodann genauer ein auf die von Helmholtz, sowie auch von ihm selber nach dieser Richtung hin angestellten Untersuchungen, die allerdings ihren definitiven Abschluß noch lange nicht erreicht haben.

Reiseskizzen aus dem Kaukasus 1895.

2) Die grusinische Heerstraße. Es war meine Absicht, sobald wie möglich die Reise von Wladikawkas auf der grusinischen Heerstraße über den Kaukasus nach Tiflis fortzusetzen. Meine erste Sorge nach meiner Ankunft in Wladikawkas war es daher, diese Fahrt sicher zu stellen. Es besteht hierzu ein besonderes Diligencenbureau, welches den Verkehr vermittelt und durch welches allein man den Vorspann auf den zahlreichen Stationen erhält. Die Fahrt ist nicht billig, ein Wagen kostet ohne die Trinkgelder und die Chausseegelder 50 Rubel, und der Einzelreisende sucht sich daher wenn irgend möglich Reisegefährten. Ich traf es sehr glücklich, daß ich mich einem russischen Obersten anschließen konnte, der mit seiner Familie nach Tiflis reiste, und ich auf diese Weise die Fahrt bedeutend billiger machen konnte und dabei noch sehr angenehme Reisegesellschaft hatte. Die Wagen sind eine Art offener Omnibus, welche Platz für acht Personen bieten, wovon aber Plätze für das leidige Gepäck reservirt werden müssen. Die Wagen werden mit vier Pferden nebeneinander bespannt, denn die Straße ist so breit, daß zwei solcher Wagen bequem beieinander vorbeifahren können; bei großen Steigungen hängt man ein drittes Paar vor. Außerdem besteht noch eine regelmäßige Postverbindung, und wer hier einen Platz im Cabriolet bekommen kann, fährt am Allerbesten, denn die Post wird vor allen anderen Wagen mit Vorspann berücksichtigt und Gepäck kann man hier mit sich führen, so viel man will. Man hatte mir an das Herz gelegt, am andern Morgen ja pünktlich um 6 Uhr auf der Post einzutreffen. So rasch ging die Sache aber nicht. Umständlichkeiten aller Art, unter denen die Unterbringung des Gepäcks keine kleine Rolle spielte, verzögerten die Abfertigung der zahlreichen Wagen und es war 8 Uhr geworden, ehe die Reihe an uns kam. Auf einer langen Brücke fuhren wir zunächst über den Terek und dann auf einförmiger Straße, von welcher die Berge weit weg blieben, dem Gebirge zu. Allmälig traten die Berge näher, und nach einstündiger Fahrt erreichten wir Balta, die erste Station, wo die Pferde gewechselt wurden. Von Balta an wurde das Thal enger, der von mächtigen Felsblöcken durchsetzte Terek reißender, die Straße fing an zu steigen. Eine kleine, in quadratischer Form von Stein erbaute Festung mit Gewehrscharten, von Kosaken besetzt, sperrte das Defilé. Etwas weiter folgte das kleine Dorf Lars, dabei eine Kosakenstation. Die Steigung hörte für eine Zeit lang auf und sofort hing man sparsamer Weise zwei Pferde ab und zweispännig ging es nun nach der Station Lars, wo abermals Pferdewechsel stattfand, aber bereits die Verkehrsstockungen begannen. Von Lars an begann die eigentliche Hochgebirgspartie. Die Straße stieg, das Thal wurde enger und enger, die Felsen zu den Seiten höher, zuweilen wurde man schneebedeckter Gipfel und Gletscher ansichtig. Wir überschritten den Terek auf einer steinernen Brücke, — der „Teufelsbrücke“, lange Zeit das Schmerzenskind für die Erbauer der Straße — und betraten die Dariel-Schlucht, ein ganz enges Thal, eingeschlossen von schroff bis zu mehreren Tausend Metern hoch emporsteigenden Felsenwänden. Am Eingang rechts lag wiederum eine kleine Festung, der vorher erwähnten gleichend, und dicht dabei auf schwindelnder Höhe die Trümmer einer alten Burg. Die Eingeborenen nennen sie „Schloß Tamara“, wie sie alles Großartige und Schöne, was ihr Land aus glorreicher Vergangenheit in die Nachwelt hinüber genommen, der Königin Tamara zuschreiben, welche Georgien zu Anfang des 13. Jahrhunderts beherrschte und das Land zu einer Blüthe brachte, die es nie wieder erreichen sollte. Wahrscheinlich aber stammt die Burg von ihrem großen Vorgänger her, dem König David, der sie erbaute, um den Engpaß zu sperren, der schon dem Alterthum unter dem Namen der „Pforte des Kaukasus“ bekannt war. Etwa 6 Werst ist die Dariel-Schlucht lang, dann führt eine zweite Brücke wieder nach dem linken Ufer des Terek und das Thal erweitert sich. Allmälig aufwärts steigend erreichten wir den schönsten Punkt der Straße; nachdem dieselbe längere Zeit dicht an die Felsen geschmiegt und halb unter denselben hinwegführend aufwärts gestiegen, wendet sie sich plötzlich in scharfer Wendung rechts, öffnet den Blick auf den mächtigen Gebirgsstock des Kasbek und fällt nun unaufhaltsam nach dem Dorfe Kasbek zu. Die Station Kasbek gilt als Glanzpunkt der grusinischen Heerstraße. Sie liegt am Fuße des Kasbek, der bei günstigen Verhältnissen durch eine Thalöffnung in seiner ganzen Mächtigkeit von hier zu übersehen ist. Ich hatte leider kein Glück, der oberste Gipfel war umwölkt und nur die in das Thal hinabreichenden gletscherbedeckten Hänge waren dem Auge sichtbar. In Kasbek empfing uns die unwillkommene Botschaft: „Pferde giebt es nicht!“ Eine Menge Wagen lagen schon hier, auf Vorspann wartend, und immer kamen neue hinzu. Wie der Posthalter uns mittheilte, hatte er heute schon weit über 20 Wagen befördert, und wenn man bedenkt, daß jeder derselben mit wenigstens 4 Pferden bespannt wird, so kann man ermessen, welche Massen von Pferden immer unterwegs sind. Ueber zwei Stunden mußten wir warten, bis die Reihe an uns kam. Der Ort selbst ist ein kleines ossetisches Dorf, zwischen dessen Häuser mit dem ganz flachen Dach sich schon manches russische Haus hineindrängt. Die Station hat ein gutes Buffet, da aber das Gebäude im Umbau begriffen war, so war der Aufenthalt ziemlich ungemüthlich, und ich war recht froh, daß ich nicht disponirt hatte, hier eine längere Station zu machen. Viele Reisende halten sich hier einige Tage auf, um Ausflüge zu machen. Dieselben sind aber hier zu Lande gar nicht so einfach auszuführen. Bei der menschenleeren Gegend, dem Mangel an Ortschaften bedarf es selbst zu den nächsten Hochgebirgspartien besonderer Vorbereitungen mit Kosten und Strapazen verbunden, welche für erfahrene Hochgebirgreisende vielleicht nicht von Belang sind, aber außerhalb der Absichten des gewöhnlichen Touristen von meinem Schlage liegen. Ich bezweifle auch, daß Alles wirklich so lohnend ist und der Kaukasus in seinen inneren Partien, wohin sich selten Reisende verirren, um so viel großartiger ist, als unsere Alpen es sind und wie Manche uns glauben machen wollen. Denn menschenleer und vereinsamt sind die kaukasischen Berge. Hier leuchten nicht wie in den schweizer und tiroler Alpen von den höchsten Hängen die freundlichen Sennhütten herab, hier ertönt nicht von der grünen Alm das muntere Geläut der wohlgepflegten Viehheerden in das Thal. Hier sieht man nur hin und wieder ein ärmliches Dorf der Osseten, hoch oben am Felsen klebend; auf der einsamen Landstraße zuweilen ein Ochsengespann langsam hinschleichend; das war das einzige Leben und ohne solches kann auch die großartigste Gegend dem Menschen, wenn er nicht zufällig an Menschenscheu leidet, auf die Dauer keinen Genuß bereiten. So uncultivirt die Gegend erscheint, eine Art von Industrie hat sich auch hier entwickelt, wie überall wo Fremde verkehren. Auf der Straße sowohl, wie an den Stationen, drängten sich kleine ossetische Knaben an uns heran, um durch Schlagen von Purzelbäumen auf der mit dickem Staub bedeckten Straße unsere Lachlust und dadurch unsere Freigebigkeit zu erwecken, oder um Bergkrystalle, erzhaltige Steine und dergleichen zum Verkaufe anzubieten; denn der Kaukasus birgt in seinem Innern viele solcher Schätze, welche nur der Ausbeutung harren. Der Weg nach der nächsten Station Kubi führte abwechselnd bergauf, bergab, das Thal öffnete sich zuweilen und ließ die obersten Gipfel des mit schweren Wolken behangenen Hauptgebirgsstockes erkennen. Recht malerisch lag im Thale zur Rechten auf vorspringender Höhe der alte grusinische Aul „Sion“, nach

einer dort befindlichen sehr alten Kirche das „heilige Sion“ genannt, und ihm gegenüber gleichfalls auf der Höhe der Ort Goris-Ziche mit alten Befestigungsthürmen. In Kubi mußten wir abermals anderthalb Stunden auf den Vorspann warten und zu meinem großen Verdruß sah ich den Abend sich nähern und damit die Möglichkeit schwinden, den Paß noch bei Tageshelle zu überschreiten. Mit sechs Pferden bespannt eilte unser Wagen endlich die Straße hinaus, welche alsbald in zahllosen Serpentinen nach aufwärts zu steigen begann. Die Sonne verschwand, aber der gütige Mond beleuchtete unseren Pfad genügend, um alles Sehenswerthe zu erkennen. Wir kamen an verschiedenen Arbeiter-Casernen, wo auch Kosaken stationirt, vorüber, und durchfuhren die zum Schutz gegen Lawinen erbauten und erleuchteten Galerien. Man konnte ersehen, wie fleißig die Russen fortgesetzt am Ausbau und der Instandhaltung der Straße arbeiten; ich reiste ja in der günstigsten Jahreszeit, Ende August, über den Paß, wo der Schnee vollständig verschwunden, aber wenige Wochen noch, dann fällt der Schnee und Tausende von Menschen sind beschäftigt, rechts und links der Straße Schneemauern aufzuthürmen, um den Verkehr über den wichtigen Paß aufrecht zu erhalten. Abend ½9 Uhr erreichten wir den Hochpaß, den „Kreuzberg“. Auf höchster Stelle, dicht an der Straße, steht eine steinerne Pyramide mit der Aufschrift „Kreuzberg 7894 Fuß“; dabei eine Arbeiter-Caserne; auf der gegenüberliegenden Seite, in einiger Entfernung, ein Kreuz, welches dem Paß den Namen gegeben; es soll von dem grusinischen König David errichtet worden sein. Die Sage berichtet: „Wer sich diesem Kreuz mit Gebet nähert, der ist vor dem Tod durch Verschüttung geschützt.“ Vier von unseren Pferden spannte man ab und zweispännig eilte unser Wagen die Straße hinab nach Gudaur, der nächsten Station, eine Stunde unterhalb des Passes gelegen. Zur Rechten aus dem tiefen Thal leuchteten die Lichter der Auls herauf, und um für ängstliche Gemüther die Schrecken der nächtlichen Fahrt zu vollenden, verfinsterte sich der Himmel, der Donner grollte, unheimliche Blitze zuckten hernieder und strömend ergoß sich der Regen auf unseren abschüssigen Pfad: und doch war nicht die geringste Gefahr vorhanden, denn zur einen Seite schützte der Felsenabhang die breite Straße, zur anderen Seite eine fast meterhohe Steinmauer. In Gudaur wimmelte es von Reisenden, welche gleich uns der vollständig eingebrochenen Nacht wegen die Reise nicht fortsetzen konnten; in dem großen Stationszimmer gab es eine Menge von hölzernen Divans und ein Jeder richtete es sich, so gut er konnte, für die Nacht ein. Am anderen Morgen um sieben Uhr ging die Reise weiter. Gudaur liegt hoch oben auf einem Vorsprung und 800 Meter direct unter ihm am Fuße des Hanges das Dorf Mleth, die nächste Station. In scharfen und kurzen Wendungen ging es in flottem Trabe unaufhaltsam die Straße hinab. Die höchsten Gipfel des Gebirges waren in Wolken gehüllt, aber die Beleuchtung war günstig und der vorhergegangene starke Regen hatte die Natur wunderbar erfrischt und alle Gebirgsbäche mit Wasser gefüllt, welches rauschend von den Felsen herabstürzte. Mleth ist ein sehr freundlicher Ort mit einer alterthümlichen Kirche und hübschen Landhäusern, denn es leben viele Leute hier zur Sommerfrische. Von hier an verlor die Reise allmälig den Charakter einer Hochgebirgstour, noch hatten wir den mächtigen schneebedeckten Gebirgsstock direct hinter uns, aber das Thal wurde breiter, die Hänge sanfter, die Gegend anmuthiger und bebauter. Mit Ueberschreitung des Passes hatten wir das ärmliche Ossetien verlassen und das viel cultivirtere Grusinien betreten. Von den begrünten Hängen blickten die mit lustiger Veranda umgebenen Wohngebäude herunter, und die großen viereckigen aus mächtigen Steinen zusammengefügten Thürme, welche die Eingeborenen mit dem Namen „Festung“ beehren, sprachen von heroischen Zeiten, wo die Grusinier ihre Unabhängigkeit noch zu vertheidigen wußten. Auch die Straße wurde belebter, wir begegneten häufig Trupps zu Wagen oder zu Pferde, die Frauen gleich den Männern rittlings sitzend und oft noch ein Kind auf dem Arm tragend. Sehr anmuthig liegt mitten im Thal, wo sich dasselbe etwas erweitert, der Ort Passanaur mit der Poststation, leider begannen hier die Verkehrsstockungen. Die Thalpartie erreichte ihr Ende bei Ananur, einem sehr hübschen Ort, überragt von den gut erhaltenen Trümmern einer großen grusinischen Festung, welche einstmals das Thal hier gesperrt hat. Innerhalb der Festungsmauern stehen zwei Kirchen, von denen die eine der Sage nach bereits im 4. Jahrhundert erbaut worden sein soll, zu der Zeit als Georgien das Christenthum annahm. Die Straße verläßt hier das Thal und wendet sich rechts den Berg hinauf durch eine schattenlose und unangebaute Gegend, bis wir nach zweistündiger Fahrt die Station Duschet erreichten. Der Ort selbst liegt etwa eine Werst entfernt recht freundlich auf einem Hange. Es ist jetzt ein Städtchen von wenigen tausend Einwohnern, seiner Zeit hat es aber in der georgischen Geschichte eine große Rolle gespielt; es war Residenz der grusinischen Statthalter, welche die Stadt befestigten und hier ihren eigentlichen Gebietern öfter Widerstand leisteten. Noch jetzt erinnern Trümmer dieser Befestigungen an die ehemaligen Herren dieses Landes, während eine stattliche Reihe hoher Casernements der Mitwelt vor Augen führt, wer allein jetzt hier zu gebieten hat. Beinahe zwei Stunden hatten wir das Vergnügen, den Ort betrachten zu können, dann erst konnte man uns den verlangten Vorspann stellen. Die Gegend blieb nach wie vor reizlos und die vielgerühmten Naturschönheiten der grusinischen Heerstraße schienen ihr Ende erreicht zu haben, wir versäumten daher auch wenig, als die Schatten der Nacht allmälig die Gegend verhüllten. Es war, als ob mit Einbruch der Dunkelheit das Leben auf der Straße sich steigerte, denn Jeder wollte wohl noch vor vollständiger Nachtzeit sein Endziel erreichen. Lange Reihen von Büffelkarren zogen im schleppenden Schritt auf der Straße einher und konnten nur durch lautes Anschreien bewogen werden, Platz zu machen, viele Equipagen kamen uns entgegen, welche die Straße aufwärts fuhren, und ganze Trupps zurückkehrender Vorspannpferde. In Tzilkany hatten wir abermals einen langen Aufenthalt und so war 10 Uhr längst vorüber, als regelmäßige Lichterreihen verkündeten, daß wir uns dem Bahnhof von Mzchet und damit unserer letzten Station vor Tiflis näherten. Augenblicklich war natürlich von dem Ort nichts zu erkennen, ich habe aber später von Tiflis aus die Strecke bis hierher bei Tage befahren. Mzchet liegt sehr hübsch am Fuß hoher Berge, im Hintergrund die mächtige Gebirgskette; es ist einer der ältesten Orte Georgiens; jetzt ein unbedeutendes Dorf, war es bis zum 6. Jahrhundert dessen Hauptstadt, wo dann Tiflis diese Stelle übernahm. Der Aufenthalt in Mzchet war kurz. Ich feierte mit meinen Reisegefährten das bevorstehende Ende unserer gemeinschaftlichen Fahrt bei einem Fläschchen Kachetiner, dann ging es fort in stark dunkler Nacht. Die Straße war oft verstopft durch Fuhrwerke, welche hier das Nachtquartier aufgeschlagen, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Ein ausgedehntes Lichtermeer zur Seite der Straße verkündete uns die Nähe der Sommerlager der Tifliser Garnison und damit die Nähe der Stadt selbst und gegen 2 Uhr in der Nacht war es, als wir unseren Wagen auf dem Pflaster von Tiflis rollen hörten. A. B.

Bücherbesprechungen.

— Predigt beim Gottesdienst zum Schluß des 26. ordentlichen Landtags des Königreichs Sachsen gehalten von D. theol. et phil. E. J. Meier, Oberhofprediger und Vicepräsident des ev.-luth. Landesconsistoriums. (Dresden, v. Zahn & Jaensch.) — Sind die Landtagspredigten D. Meier's schon weit hinaus über das Sachsenland bekannt durch ihre besondere und großartige Art, die die das öffentliche Leben bewegenden Fragen unter das Licht des Evangeliums zu stellen und wider allen falschen Optimismus und Pessimismus den rechten Halt zu bieten weiß, so ist gerade nach diesem Landtag, wo „die brausenden Wogen des allgemeinen Völkerlebens auch in die sonst friedliche Arbeit unseres Landtags ihre Wellen hereingeschlagen haben“, es besonders bedeutsam und vorbildlich, wie der verehrte Redner die ganze Arbeit im Dienste des Volks unter das Zeichen des Kreuzes stellt: „in diesem Zeichen wirst Du siegen“, und noch Gal. 6, 14 zum Thema nimmt: Im Ausblick zum Kreuz unseres Erlösers lasset uns Abschied nehmen von unsrer Arbeit im Dienste unsres Volkes! Sehet da 1) die Geschichte des Kreuzes ein Spiegelbild für alle Zeiten, auch für unsere Zeit und unser Volk, 2) die Kraft des Kreuzes die Kraft unseres Volkes und unserer Arbeit an ihm, 3) der Sieg des Kreuzes der Grund unserer Hoffnung für die Zukunft unseres Volkes. — Besonders interessant sind die Parallelen im ersten Theil zwischen der Passionszeit des Herrn und unserer Zeit: am Kreuze Christi scheiden sich die Geister, welch trüber Blick in unserer Zeit, welch ernster

Bußruf. — Aber in mächtigen Trost und in triumphirendes Siegesbewußtsein klingt der Schluß aus: wohl durch Krisen hindurch, aber nicht verzweifeln, sondern hoffen wollen und dürfen wir für unser Volk im Lichte von Ostern; im Vertrauen auf des Herrn Gnade: der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden! — Möchte der Dank für dieses ebenso eindringende, wie erhebende Wort vor Allem darin bestehen, daß unser Volk höre und bedächte zu dieser seiner Zeit, was zu seinem Frieden dient. L.

— Dr. Richard Wagner, Der Entwickelungsgang der griechischen Heldensage. Abhandlung zum Jahresbericht des Gymnasiums zum heil. Kreuz in Dresden, 1896. Commissionsverlag von B. G. Teubner, Leipzig. 42 S. 4°. ℳ 1,60. — Ein bewährter Kenner der griechischen Sagengeschichte, erfolggekrönt in strenger Einzelforschung, unternimmt es in der vorliegenden Schrift, weiteren Kreisen einen Ueberblick seines Arbeitsgebietes zu vermitteln. Dieser Versuch ist durchaus zeitgemäß. Die Wissenschaft hat soviel erreicht, daß es nunmehr möglich ist, die Ausbildung und die Wandlungen der Heldensage in großen Zügen zu skizziren und vielfach ins Einzelne zu verfolgen. Man faßt längst nicht mehr die gesammte Sagenwelt des hellenischen Alterthums als einheitliches Ganzes, sondern vermag den einzelnen Bestandtheilen auf den verschiedenen Stufen ihrer Geschichte nachzugehen, ihr Wachsen und Absterben zu beobachten und diese Vorgänge im Zusammenhang mit dem Culturleben des ganzen Volkes zu begreifen. Wie wir in der Kunstgeschichte uns die Eigenart eines Zeitalters oder Künstlers besonders dadurch nahe bringen, daß wir verschiedene Behandlungen desselben Stoffes mit einander vergleichen, so darf jetzt auch der Entwickelungsgang der griechischen Heldensage, Dank einer weitverzweigten philologischen und archäologischen Forschung, zur Erzielung ähnlicher Resultate verwerthet werden. Wie erscheinen die Helden der Vorzeit in den Gedichten Homer's und Hesiod's? Wie werden ihre Thaten und Schicksale vom späteren Epos, von der Lyrik weitergebildet? Welche Veränderungen der Auffassung vollziehen sich im Drama, unter dem Einfluß dieser neuen Kunstform, durch die Individualitäten der Dichter, infolge der Einwirkung der Zeitverhältnisse? Wie gestaltete sich die Heldensage unter den Händen hellenistischer und römischer Dichter? Was ist im Alterthum für Sammlung, Kritik und Deutung der überlieferten Sagenelemente geleistet worden? Die Beantwortung dieser Fragen muß nicht nur Alterthums- und Literaturfreunden bedeutsam erscheinen, sondern einem Jeden, der den geistigen Fortschritt im historischen Zusammenhange zu verstehen bestrebt ist. Der Verfasser hat mit umfassender Sachkenntniß seine Aufgabe gelöst, so weit dies der engbegrenzte Raum erlaubte, der ihm zugemessen war. Man muß ihm Gelegenheit wünschen, diese vortreffliche Skizze in weiterem Rahmen auszuführen; gewiß würden ihm Viele dafür dankbar sein. Ilb.

— Homer's Odyssee. Buch VI. Nachdichtung von Emil Irmscher. Leipzig, Gustav Fock. — Irmscher hat unermüdlich bisher nach Schiller'schem Vorgange Gesänge aus der Aeneide in freie Stanzen übertragen. Hier macht er sich an die unserer Meinung nach ungleich dankbarere Aufgabe, einen Gesang aus Homer uns in freier dichterischer Bearbeitung vorzuführen. Und zwar wählt er den schönen Gesang aus der Odyssee, der Nausikaa gewidmet ist. Freilich sind es keine freien Wielandstanzen, die Irmscher diesmal anwendet, sondern vielmehr trochäische freie Rhythmen, etwas kurz gehalten; aber das Ganze liest sich, wenn man eine Probe macht, gut, flüssig, melodisch und bringt den menschlich schönen Inhalt der homerischen Kunst zu angenehmer Wirkung. Die Uebertragung würde sich für Vorträge sehr gut empfehlen. Leider ist ja die edle Vortragskunst heutzutage sehr vernachlässigt worden. Und doch bietet sich für sie nicht nur aus der neueren Literatur, sondern, wie wir sehen, auch aus der älteren manche wahre Perle dar. J. R.

— Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer. Nr. 56/57 (Neue Folge Nr. 6/7.) Der Bookesbeutel. Lustspiel von Hinrich Borkenstein. (1742.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1896. Preis 1 ℳ 20 ₰. — Die literarische Bedeutung dieses Lustspiels, des Stammvaters der Hamburgischen Localkomödie, beruht auf zweierlei. Erstens ist der „Bookesbeutel" der früheste Versuch, das kleinbürgerliche Leben der eigenen Umgebung im Lichte des Humors auf das Theater zu bringen, den Stoff zu einem deutschen Lustspiel sozusagen von der Straße weg zu nehmen. Zweitens ist es, wenn man von den für die Bühnenwirkung selbstverständlich nothwendigen Uebertreibungen absieht, ein getreues Spiegelbild der in Hamburger Bürgerkreisen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschenden Anschauungen und des Tones, in dem sich die Rede der Angehörigen des wohlhabenden Mittelstandes damals bewegte. Für Leipzig hat das Stück dadurch einen besonderen Reiz, daß die im schärfsten Gegensatze zu den ungebildeten, geizigen und dummstolzen Hamburgern stehenden Vertreter der guten, feinen und galanten Lebensart diese ausdrücklich als in Leipzig erworben bezeichnen. Die vorliegende Ausgabe ist eine philologisch genaue Wiederholung des ersten Druckes von 1742, die Abweichungen der Drucke von 1746 und 1747 sind auf S. XIX—XXIII der Vorrede verzeichnet. Der Herausgeber, Dr. Franz Ferdinand Heitmüller in Weimar, hat mit größter Sorgfalt zusammengetragen, was über den Verfasser des Stückes und seine Familie, über die außerordentlich zahlreichen Aufführungen, ferner über Fortsetzungen, Nachahmungen u. s. w. sich ermitteln ließ, und hat so eine Arbeit geliefert, die namentlich für die Geschichte des Theaters von bedeutendem Werthe ist. Von einer Inhaltsangabe des Stückes können wir hier wohl absehen. Für die heutige Bühne dürfte eine Wiederaufnahme des Bookesbeutels kaum in Frage kommen. Nur der Name sei mit einem Worte erläutert. Der „Bookesbeutel", auch Boksbüdel, Bocksbeutel (Buchbeutel), d. h. der gestickte Beutel, in dem die Hamburgerinnen das Gesangbuch zu tragen pflegten, wird als Sinnbild der alten unfeinen Sitte angesehen und sprichwörtlich gebraucht in der Bedeutung „alter Schlendrian". Wer sich mit theatergeschichtlichen Forschungen beschäftigt, dem wird der Neudruck dieser Hamburger Localposse aus Gottsched'scher Zeit, die bisher äußerst schwer zugänglich war, höchst willkommen sein. R. B.

— Erinnerungen eines Pariser Nationalgardisten aus den Jahren 1870/71 von N. Steffen Sohn. Mit Illustrationen von Rich. Starke-Weimar. Verlag von Stephan Geibel, Altenburg. Heft 1. 40 ₰. — Bei der Menge von Kriegserinnerungen, die das Jubiläumsjahr von deutscher Seite gezeitigt hat, wird es gewiß Vielen willkommen sein, ein derartiges Werk kennen zu lernen, dessen Verfasser die Belagerung von Paris auf der Seite unserer Gegner durchlebt hat. Deshalb möchten wir auf das vorliegende Werk empfehlend hinweisen. Die erste Lieferung erzählt uns, wie der Pariser Nationalgardist, von Geburt ein Luxemburger, als 19jähriger Jüngling im Juli 1870 nach Paris kommt, in ein Bankgeschäft eintritt und dann später in die Nationalgarde eingestellt wird. Die Ereignisse in der Hauptstadt sind lebhaft geschildert, humorvoll beschrieben und werden außerdem durch Zeichnungen von R. Starke, dem Illustrator der im gleichen Verlag erschienenen, allseitig so freundlich aufgenommenen Kriegserinnerungen von Zeitz, veranschaulicht. —r.

— Stangen's illustrirte Reise- und Verkehrszeitung. Herausgegeben von Carl Stangen's Reisebureau. Berlin 1896. III. Jahrgang, Nr. 7. — Stangen's illustrirte Reise- und Verkehrszeitung, die zweimal im Monate zum vierteljährlichen Abonnementspreise von 1 ℳ 50 ₰ erscheint, bringt in ihrer Nummer vom 1. April eine Reihe von lesenswerthen mit guten Abbildungen versehenen Artikeln. Von den Bildern verdienen die Originalzeichnungen aus Dalmatien und Bosnien von Peter Paul Müller in München hervorgehoben zu werden. In dem Artikel „Sestri-Levante" von Hermann Anders-Krüger werden die Leser mit einem bisher wenig genannten Kurorte an der Riviera bekannt gemacht, der nach dieser Schilderung an Schönheit der Lage und des Badestrandes, an Gleichmäßigkeit der Temperatur und an Einfachheit und Vortrefflichkeit der Verpflegungsverhältnisse seines Gleichen sucht. Zwei Abbildungen veranschaulichen diese Perle der Riviera, die auch von Touristen von der Landseite, und zwar von Parma aus auf einer schönen Fußwanderung oder per Post leicht erreicht werden kann. Von den übrigen Artikeln seien erwähnt „Die Jungfraubahn" von Johannes Gaedicke und im Feuilleton „Ein Globe-Trotter" von Alfred Gerth und „Die Drusenbraut" von Carl Stangen. Auch der ungarischen Milleniumsausstellung ist durch Wort und Bild gedacht worden. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 53. Sonnabend, den 2. Mai. 1896.

Das tausendjährige Ungarn.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Graf Julius Andrassy machte einmal bei einer Fahrt durch die Pußta zu dem ihn begleitenden Ludwig Doczi, seinem damaligen Privatsecretär, die Bemerkung: „Hier in Ungarn ist Alles anders als drüben in Oesterreich, sogar die Luft ist hier anders." Das Wort ist durchaus zutreffend. Natur und Menschen jenseits der Leitha unterscheiden sich — und nicht blos in der Pußta — von den gleichen Erscheinungen in anderen Ländern so wesentlich, daß, wer auf ungarischem Boden auch nur vorübergehend verweilt, sich dem Eindruck nicht entziehen kann, er stehe einer andern, ihm bis dahin fremden Culturwelt gegenüber. Von dieser eigenartigen Welt in knappem Rahmen ein Bild zu geben, hat im gegenwärtigen Augenblick um so höheren Reiz, als Ungarn bekanntlich in diesem Jahre das tausendjährige Jubiläum seines nationalen Bestehens feiert. Kein zweites Land in Europa zeigt so scharfe Gegensätze wie Ungarn. Schon die landschaftliche Scenerie überrascht uns damit. Endlos weite, nur spärlich mit Busch- und Strauchwerk bedeckte Ebenen werden umfaßt von steil ansteigenden, dichtbewaldeten Hochgebirgen. Dort ein nur wenig unterbrochenes, eintöniges, auf die Dauer ermüdendes Einerlei, hier eine wechselvolle, von lieblicher Anmuth bis zu kühner Wildheit aufsteigende Mannigfaltigkeit. Pflanzenwuchs und Thierwelt weisen hier wie dort neben großem Reichthum die größte Verschiedenheit auf. Die fruchtbaren Felder des Alfölds, der ungarischen Niederung, tragen Weizen und Roggen, Hafer und Gerste, Mais, Gemüse, Tabak in üppiger Fülle. Obst und Wein gedeihen in seltener Pracht. Hochbeinige Rinder, langhörnig und meistens weißhaarig, schlanke feurige Pferde, krausborstige Schweine, feiste Hammel und muntere Ziegen weiden auf den grünen Triften zu Tausenden. Wahrhaft verschwenderisch hat hier die Natur ihre Gaben verstreut. Aber neben die Fülle legte sie auch die Dürftigkeit. Meilenweit nichts als Haide und Moor. Kein Baum, kein Strauch. Wiederholt schreitet der Fuß über sandigen Boden. Hier sprießt kein Halm, kein Gras. Eine träge, einförmige Ruhe umfängt den Wanderer. Hier und da noch ein Ziehbrunnen mit weit in die Luft ragendem Hebel und — eine halbverfallene Csárda als Obdach. Dann wechselt das Bild. In breitem Bett, umwuchert von Schilf und Röhricht, wälzen Theiß und Donau ihre raschen Fluthen durch diese Ebene, dem Fischfang und der Jagd auf Wasservögel einen weiten, zu jeder Jahreszeit ergiebigen Raum bietend. Unvermittelt aus der Tiefebene steigen die Karpathen an. Ihre höchsten Gipfel deckt der Schnee bis in den Hochsommer. Dichte Wälder mit hundertjährigen Eichen und Buchen umsäumen den Kamm des Gebirges. Aus ihrem dunkelen Laube lugen träumerische Bergseen hervor. In wild zerklüftete Schluchten stürzen Gießbäche hinab, in ihrem Laufe zu schmalen, aber reißenden Flüssen werdend. Dort oben horstet auf schroffer Felsenhöhe der Adler, es klettert über Zacken und Zinnen die Gemse; dort jagt man den Wolf und den Bären. Auf den Abhängen der Berge, da, wo noch in seltner Frische das Edelweiß blüht, birgt der Boden die kostbarsten Schätze. Es werden Salz und Schwefel, Eisen und Kupfer, Silber und Gold zu Tage gefördert. Heilkräftige Mineralwasser entquellen der Erde. In den Thälern und Ebenen des fruchtbaren Hügellandes gedeiht ein vortreffliches Korn, wird Flachs und Hopfen gebaut. Sorgsam hegt man die Seidenraupe und den Maulbeerbaum. Im landwirthschaftlichen Betriebe versieht der Büffel häufig den Dienst des Zugochsen. Von den siebenbürgischen Weinen weiß man nur wenig in Deutschland, aber sie verdienen die Beachtung deutscher Weinkenner. Justus Liebig, ein Kenner in solchen Dingen, stellte sie neben die besten Rheinweinsorten. Eine besondere Pflege wird auch dem Honig zu Theil, den man so süß und lecker nicht leicht wiederfindet. Die glücklichen Besitzer dieser Herrlichkeiten sind die Magyaren. Aus ihrer ursprünglichen Heimath, den Steppen zwischen dem Kaukasus und dem Ural, durch die Mongolen verdrängt, waren sie im achten und neunten Jahrhundert westwärts gezogen und hatten — vor nunmehr tausend Jahren — in der ungarischen Tiefebene Halt gemacht. Hier wurde, nachdem ihren räuberischen Einfällen in die Nachbarländer in der Schlacht auf dem Lechfelde endgiltig ein Ziel gesetzt war, aus einem nomadisirenden Volk ein ackerbautreibendes. Kraftvoll und verwegen, kühn und selbstbewußt, dabei frohsinnig, ritterlich und gastfrei, aber auch dünkelhaft, herrisch und unduldsam — aus so starken, nur schwer in Einklang zu bringenden Trieben setzt sich die Eigenart des magyarischen Charakters zusammen. Und doch ist Gutmüthigkeit der Grundzug seines Wesens. Höflich, zuvorkommend, dienstbereit ist auch der geringste Mann. Frauen und Mädchen, bisweilen von großer Schönheit, öfter aber von freundlicher Anmuth, temperamentvoll, sprühend von Lebenslust, empfänglich für Alles, was reizt und lockt, sind leichten Sinnes, und doch nicht, wie so oft gesagt und schnell geglaubt wird, leichtsinnig. Sie wissen ihre weibliche Würde sehr gut zu wahren. Dabei sind sie von gewinnender Liebenswürdigkeit. Den Magyaren stammverwandt sind die Szekler. Nachkommen der alten Hunnen, sprechen sie dieselbe Sprache, wie die Magyaren, ein Idiom, das unter den europäischen Sprachen völlig vereinzelt dasteht und am ehesten mit dem Finnischen und Türkischen verwandt ist. Getrennt von ihren Stammesgenossen — im Norden des siebenbürgischen Hochlandes — meiden sie den intimeren Verkehr mit den Nachbarn. Aber ihre Abgeschlossenheit war kein Hinderniß, daß aus ihren Reihen manch' tüchtiger, um das Wohl des Landes verdienter Mann hervorging. Graf Andrassy entstammt einem Szeklergeschlecht. Obwohl in der Minderheit, sind die Magyaren staatsrechtlich die Herren des Landes. Neben und mit ihnen bewohnen zahlreiche Slaven, Rumänen, Deutsche, Juden und Zigeuner, ja, hier und da im Lande zerstreut, auch Armenier und Griechen denselben Boden. Diese verschiedenen Stämme, die wir unter dem Gesammtnamen der Ungarn zusammenfassen, leben in einem keineswegs freundnachbarlichen Verhältniß. Die Macht und der Einfluß des einen Stammes ist unbequem dem andern. Mißgunst und Eifersüchteleien oft recht kleinlicher Art führen zu beständigen Reibungen und des Streites unter ihnen ist kein Ende. Am Schroffsten stehen sich Magyaren und Siebenbürger Sachsen gegenüber. Diese letzteren sind vermöge ihres hohen, geistigen Könnens die berufenen Träger des Deutschthums in Ungarn. Pflichttreue Unterthanen des Staates, dem sie geben, was des Staates ist, und an dessen Culturarbeit sie freudig theilnehmen, sind sie gleichwohl in ihrem Fühlen und Denken Deutsche geblieben. Als solche setzen sie den Bestrebungen der Magyaren, sich die anderen Stämme im Lande auch sprachlich unterthan zu machen, den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Das hat seitens der Magyaren zu Maßregeln geführt, bei denen die Willkür nur allzu häufig die Stelle des Rechtes vertritt. Aus diesem Verhalten der Magyaren aber einen Deutschenhaß im Allgemeinen herzuleiten, wie das vielfach geschehen ist und noch geschieht, ist durchaus verfehlt. Die Magyaren hassen wohl aus politischer Ueberlieferung die Oesterreicher, aber ihr Haß erstreckt sich nicht auf die Reichsdeutschen. Nachgiebiger als die Sachsen zeigen sich die Deutschen im Banat, von denen viele längst nicht mehr den Anspruch erheben, als Deutsche zu gelten. Aus Württemberg, Baden und der Pfalz nach Ungarn eingewandert, verloren sie im Lauf der Jahrhunderte, abgelenkt durch die politischen Wirren im Adoptivlande,

die Fühlung mit dem Mutterlande. Ihre Sprache ist die deutsche geblieben, aber der nationale Geist ist daraus entwichen. Heute bezeichnen sie sich selbst als deutsch redende Ungarn. Ein Volk von scharf ausgeprägter Eigenart sind die Rumänen. Bedürfnißlos und mit Kindern reich gesegnet, in ihrer Bildung aber sehr ungleich, ja oft auf recht niedriger Stufe stehend, bilden sie heute in Siebenbürgen die Mehrheit. Nicht ohne Zuthun der Magyaren, denn soweit sich die Rumänen als Feinde der Sachsen erweisen, sind sie zu deren Verdrängung willkommen. Ein anderes Gesicht aber zeigt ihnen die ungarische Regierung, sobald sie Ansprüche erheben, die in ihrem Endziel auf eine staatliche Gleichberechtigung mit den Magyaren hinauslaufen. Das Verlangen nach größerem politischen Einfluß hat denn auch bis in die neueste Zeit den Anlaß gegeben zu heftigen Fehden zwischen Magyaren und Rumänen. Nicht zu übersehen bei Beurtheilung dieser Frage ist auch der Umstand, daß die Gebildeten unter den siebenbürgischen Rumänen in engster Beziehung zu ihren Volksgenossen im Königreiche Rumänien stehen, und daß das Verlangen, die durch Sprache, Glauben und nationale Eigenart verbundenen Länder auch staatlich zu vereinigen, bei ihnen immer mächtiger wird. Fügsamer, wie auch ihr politischer Einfluß geringer ist, verhalten sich die Ruthenen. Geistig nicht unbegabt, aber wenig entwickelt, am Althergebrachten ängstlich festhaltend, ihrer Kirche pietätvoll zugethan, sind sie für Neuerungen, auch auf wirthschaftlichem Gebiet, nur schwer zugänglich. Die große Masse neigt zu Aberglauben und Trunksucht. Sie davon zu befreien, sie aus ihrer beschaulichen Ruhe aufzurütteln und zu energischer Thätigkeit zu erziehen, hat selbst eine geachtete Geistlichkeit und ein intelligenter Beamtenstand, die sich um die Hebung des Volkes bemühen, einen harten Stand. Ungleich höher stehen ihre Landsleute in der Bukowina. Arm an geistigen und leiblichen Gütern sind auch jene zahlreichen, über ganz Ungarn verbreiteten Slovaken, die daheim im Gebirge einen dürftigen Acker bearbeiten, sich als Holzflößer oder Tagelöhner verdingen oder mit Blechwaaren und Mausfallen die Nachbarländer durchziehen. Das rührigste Element in Ungarn bilden unstreitig die Juden, lebhaft, unruhig, geschmeidig, in der Kunst zu überreden außerordentlich gewandt, dabei gegen angethane Unbill wenig empfindlich, den Blick immer nur auf den eigenen Vortheil geheftet, diesen aber, wo er sich bietet, energisch erfassend, sind sie in der Wahl der Mittel, die zum Ziele führen, weder verlegen noch wählerisch. Sie erfreuen sich in Ungarn eines größeren Maßes von Duldung als anderwärts. In ihren Händen liegt zum großen Theil der Handel in Ungarn. Da dieser aber vornehmlich die Bodenerzeugnisse zum Gegenstande hat, so ist der Jude der Geschäftsfreund des Landwirths. Im gesellschaftlichen Leben eitel und für Auszeichnungen mehr als billig empfänglich, streben sie im politischen nach Einfluß und Macht. In der Presse sowie im Parlament gehören sie heute zu den Stimmführern. Wird der Jude in der Findigkeit des Erwerbes vom Griechen übertroffen, so übertrifft diesen wiederum der Armenier. So gering sie an Zahl sind, als Handelsleute haben sie den Ruf, unter den Schlauen die Schlauesten zu sein. In ihrer geistigen Eigenart ähneln sie dem Zigeuner. Sogar von seinem musikalischen Genie haben sie etwas. Und Musik versöhnt den Magyaren mit dem Armenier so gut wie mit dem Zigeuner. Wenn bei Geige und Cymbel die wilde Weise des Rákoczymarsches ertönt oder ein flotter Csárdas gespielt wird, — da schlägt jedes echte Magyarenherz höher. Ein lebhafter Sinn für Musik ist dem ganzen ungarischen Volke eigen. Auch für die Gaben der Dichtung ist es in hohem Grade empfänglich. Sie beide läutern und veredeln den bei ihm offen zu Tage tretenden Hang zum Wohlleben. Genußsucht und Prunkliebe im Verein mit fröhlicher Sorglosigkeit, gesteigert durch ein nicht selten überschäumendes Naturell, hindern indeß nicht, daß der Ungar in nationalen Dingen einen Eifer entwickelt, bei dem das rein persönliche Interesse nicht mehr mitspricht. Sonst kein begeisterter Freund der Arbeit, setzt er seine ganze Kraft und eine zähe Ausdauer daran, wenn es gilt, die Ehre des Vaterlandes zu wahren oder dessen Ruhm zu mehren. Hierin geht ihm der Adel des Landes mit gutem Beispiel voran. Was Ungarn bis auf den heutigen Tag auf culturellem Gebiete geleistet hat, verdankt es in nicht letzter Linie seinen Magnaten. Ungarns Schwerpunkt auf wirthschaftlichem Gebiete liegt in seiner Bedeutung als Ackerbaustaat. In dieser Eigenschaft leistet es Hervorragendes. Aus dem Ertrage seiner Ernten deckt Ungarn nicht nur den eigenen Bedarf, sondern es behält noch reichliche Mengen für die Ausfuhr übrig. Das Nämliche gilt von seinen Erzeugnissen an Fleisch, Obst und Wein. Hinsichtlich seiner gewerblichen Bedürfnisse war es lange Zeit auf Oesterreich und Deutschland angewiesen. Dieses Verhältniß hat sich insofern geändert, als Ungarn den weitaus größten Theil seiner landwirthschaftlichen Maschinen jetzt im Lande selbst herstellt. Aber auch in anderen Richtungen macht sich das Bestreben bemerkbar, die heimische Industrie möglichst auf eigene Füße zu stellen. In nicht wenig Städten Ungarns finden wir heute Dampfmühlen, Lederfabriken, Spiritusbrennereien, Werkstätten für Maschinenbau, sowie Schiffswerften und andere gewerbliche Anlagen größeren Stils. Einen hervorragenden Platz behauptet nach wie vor die Montanindustrie. Auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft trat Ungarn, mit Ausnahme einiger wirklicher Größen in der Malerei und Musik, schöpferisch bisher nur wenig hervor. Das Beste, was ihm gelang, verdankt es, nachschaffend, der Anlehnung an deutsche Vorbilder. Einen besonderen Platz darf es für sich in der Literatur beanspruchen. Gleichwohl läßt sich ein allgemeiner Fortschritt auf geistigem Gebiete nirgend verkennen, am wenigsten auf dem der Schule. Hierin hat Ungarn in den letzten dreißig Jahren, seitdem es neben Oesterreich eine nationale Selbstständigkeit besitzt, vieles Versäumte nachgeholt und manches Tüchtige neu geschaffen. Das ist im Hinblick auf die gesunden, im Volke noch vielfach schlummernden Kräfte der Nation eine Bürgschaft mehr für eine zukünftige gedeihliche Entwickelung des Landes.

Hans Grollmann.

Bei den Mönchen des Monte-Giove.

In der Nähe des Städtchens Fano, außer dessen Bewohnern wohl nur Wenigen bekannt, liegt das Kloster, von dem ich erzählen will. Zu wiederholten Malen schon waren wir auf die herrliche Lage desselben und die Gastfreiheit der Klosterbewohner von unseren Freunden und Bekannten aufmerksam gemacht worden, so daß wir eines schönen Sommertages unseren Entschluß ausführten und nach dem Monte-Giove fuhren. Pünktlich fuhr unser Vetturino mit seinem mit drei Pferden bespannten Wagen vor, für den der Italiener den stolzen Namen Carozza hat, sorglich mit einem Sonnendach und Leinwandvorhängen ausgerüstet. Endlich nach vielen Mühen und Anstrengungen ist Alles regelrecht im Wagen verstaut, ein fescher Peitschenknall, unsere drei Traber ziehen an, und in lustiger Fahrt geht es über die Piazza, den Corso, die Via dell' Arco di Augusto, unter den ehrwürdigen Resten dieses alten Triumphbogens hindurch in die Campagne landeinwärts. Wohin man sieht, nur Grünen und Blühen, vermischt mit den Farben der reifen und reifenden Früchte. Freundlich grüßen aus dem Garten des an der Straße liegenden Capuziner-Klosters die braunen Mönche herüber, sind es doch alte Bekannte, die jede Woche sich auch von uns, den Protestanten, ein Almosen holen, wohlgemerkt, nur zur Pflege der Armen und Kranken, nicht für sich selbst. Weiter geht's auf der glatten Landstraße, immer Gärten rechts und links, ab und zu einmal ein kleines Landhäuschen oder eine kleine Kapelle am Wege, dann noch ein großes, schönes Gebäude inmitten schön gepflegter Gärten, die Villegiatur des Bischofs von Fano, und plötzlich biegt unser Gefährt mit einer kurzen eleganten Curve in einen rechtsabgehenden sanft ansteigenden Seitenweg. Der Kutscher läßt die Pferde in ein langsameres Tempo übergehen; wir athmen auf in dieser wohligen Luft, denn jetzt fühlen wir erst den Unterschied. Jetzt erst wird es uns bewußt, wieviel von dem feinen weißen Staub der Landstraße der Luft beigemischt war, trotzdem kein Lufthauch zu spüren und kein Wölkchen weit und breit zu sehen ist. Der Weg, auf welchem wir jetzt langsam vorwärts fahren, ist rechts und links dicht von hohen, schattigen Bäumen bestanden, kein Sonnenstrahl findet den Weg hierher, der weiche, zum Theil mit Moos bewachsene Boden, der hier und da feuchte Stellen zeigt, liefert den Beweis, daß der Weg nicht allzuviel befahren ist. Aber herrlich und wonnig ist die vom leisen Aroma der Kräuter durchzogene Luft hier. Langsam geht es vorwärts, allmälig steigt der Weg immer mehr an, die Bäume zu unserer Linken werden

spärlicher und hören endlich ganz auf, um den Blick auf ein darin versteckt liegendes Gehöft freizugeben.

Hoch oben über uns, durch die Lichtung, in welcher das Gehöft lag, den Blicken freigegeben, lag das Kloster, ein mächtiges, ehrwürdiges Gemäuer, welches mit seinen Thürmen und Zinnen eher einer Feste als einer Stätte der Andacht und des Friedens glich. Langsam öffnete sich, als wir endlich oben waren, die kleine Pforte in der dicken Klostermauer und ein alter ehrwürdiger Mönch mit langem weißen Barte, barhäuptig und in eine weiße Kutte gehüllt, lud uns ein, die Schwelle zu übertreten. Er begrüßte uns mit einem kräftigen Händedruck und einem frommen Spruch, unsere Damen dagegen mit einer ehrwürdigen Verbeugung. Als auch diese ihm in gewohnter Weise die Hand zum Gruß boten, zog er zwar seine ganze Hand nicht zurück, wohl aber vier Finger derselben, und die holde Weiblichkeit mußte sich mit dem kleinen Finger begnügen. Nachdem wir dann dem Pater Pförtner auf sein Fragen nach unserem Begehr eröffnet hatten, daß wir nur dem Kloster einen Besuch abstatten wollten, ersuchte er uns, einen Augenblick zu verziehen, damit er nach der Hausordnung erst die Erlaubniß des Priors einholen könne. Diese wurde bereitwilligst ertheilt, und ein ebenfalls ganz in Weiß gekleideter Bruder wurde uns entgegengesandt mit der Nachricht, daß ihm bis auf Weiteres die Sorge um unser Wohl anvertraut sei. Der Prior sei augenblicklich verhindert, würde uns aber sofort begrüßen, sobald es seine Zeit erlaube. Wir folgten nun unserem Cicerone auf seine liebenswürdige Einladung zunächst nach dem Refectorium, einem geräumigen Kreuzgewölbe mit mächtigen Pfeilern und buntfarbigen Glasfenstern. Eine wundervolle erquickliche Kühle herrschte in diesem Raume, und wir ließen uns mit einem Gefühl des Wohlbehagens auf die rings an den Wänden herum befindlichen Bänke nieder. Die sonstige Ausstattung des Raumes bestand nur aus einem langen Tisch, einer Anzahl Stühle und einem Wandschrank. Diesem letzteren entnahm unser freundlicher Wirth jetzt, nachdem er uns beim Ablegen behilflich gewesen war, in geschäftiger Weise ein weißes Tischtuch und eine Anzahl Servietten, deckte den Tisch und eröffnete uns, daß er sofort einen kleinen Imbiß herbeiholen würde. Dies Alles geschah in einer so rührigen liebenswürdigen Weise, daß uns nicht einmal Zeit blieb, abzuwehren. Ehe wir noch recht zur Besinnung kamen, war die Tafel gedeckt, kaltes Geflügel, kaltes Fleisch, frische Eier, Salami und Mortadella lockten unseren Appetit. Nicht weniger verlockend erschien der goldig perlende Wein, den uns eben der Bruder aus einem großen Steinkrug in die Gläser goß. Eben hatten wir uns von der Tafel erhoben, als im Rahmen der Thür ein ebenfalls ganz in weiß gekleideter Mönch erschien, in der linken einen ebenfalls weißen Hut, in der Form wie solche von den katholischen Geistlichen meist getragen werden. Das von einem langen weißen Bart umrahmte Gesicht hatte einen außerordentlich freundlichen, liebevollen Ausdruck und die Art der Begrüßung hatte etwas herzlich Gewinnendes. Der Prior, denn dieser war es, hieß uns nach Klosterbrauch mit einem frommen Spruch willkommen und drückte uns seine Freude darüber aus, daß wir den beschwerlichen Pfad nicht gescheut hätten, um das Kloster zu besuchen. Ein leiser Ton des Bedauerns mischte sich in seine Rede, als er uns mittheilte, daß er erst seit wenigen Tagen das Amt des Bruders Prior inne habe, da sein Vorgänger den Weg alles Irdischen gegangen. Er forderte uns dann zu einem Rundgang durch das Kloster auf und gab uns auf Befragen einige Erklärungen über dasselbe und seine Bewohner. — Letztere sind demnach nicht Mönche im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern vielmehr Eremiten, welche außer dem Gelübde der Keuschheit einen untadelhaften rechtschaffenen Lebenswandel und die Pflege der Kranken und Bedürftigen gelobt haben. Als Symbol dieses Gelöbnisses tragen sie alle das weiße Gewand, weiße Kopfbedeckung und weiße Sandalen, und peinlich wacht ein Jeder darüber, daß als Kennzeichen seines inneren Lebens auch der äußere Schein gewahrt werde, und kein Flecken das Gewand der Unschuld besudele. Alle haben gleiche Rechte und gleiche Pflichten, Alle stehen einander gleich, und die Nothwendigkeit eines Priors ergiebt sich lediglich aus dem Umstande, daß eine Vertretung des Klosters nach außen hin vorhanden sein muß. Die Höchstzahl der Eremiten darf 15 betragen. Die beiden jüngsten derselben haben die Verpflichtung, die anderen bei Tisch zu bedienen und Küche und Keller zu versehen. Als Abzeichen tragen sie einen Lederriemen um den Leib, während die anderen Brüder an dessen Stelle eine weiße Schnur tragen. Selbstverständlich wird jeder neu Eintretende erst als dienender Bruder aufgenommen, wofür dann einer der älteren dienenden Brüder aufrückt zum eigentlichen freien Bruder. Sitz und Stimme der dienenden Brüder gilt jedoch ebenso wie die der Uebrigen. Die größte Zahl der Eremiten stammt aus guter, zum Theil adliger Familie, woher sich auch der unermeßliche Reichthum des Klosters erklären dürfte. Dieses schließt aber nicht aus, daß auch un bemittelte, aus irgend welchem Grunde dem Getriebe der Welt Entflohene in Liebe aufgenommen werden. Nur vor dem Verbrecher schließt sich die Klosterpforte. Die Nationalität bildet für die Ausnahme ebenfalls kein Hinderniß. — Als nach dem Zusammenbruch der weltlichen Herrschaft des Papstes so viele Klöster eingezogen wurden, ereilte auch dieses dasselbe Schicksal, aber durch einflußreiche Personen wurde die Freigabe gegen eine Abfindungssumme erwirkt. Doch treten wir unseren Rundgang an. Das eigentliche Hauptgebäude besteht aus zwei langen parallelen Seitenflügeln, welche an einem Ende durch ein Quergebäude geschlossen sind. Im Inneren des Hofes laufen ringsum Wandelgänge nach Art der in Italien üblichen Loggien. Einer derselben führt durch das Quergebäude hindurch und auf eine Terrasse, welche an der Außenseite des Gebäudes auf einem vorspringenden Felsblock angelegt ist. Hierhin führt uns der Prior zuerst und wohl nicht ohne Absicht, denn ein freundliches Lächeln huscht über sein Gesicht, als unsere Ueberraschung sich in einem einzigen Ausruf des Staunens kundgiebt. Ein herrliches Fleckchen Erde fürwahr, das vor unserem Blicke hier liegt! Vor uns unter den schroffen Felsen die prächtige Campagne mit ihren wechselvollen Licht- und Schattenbildern, dem satten Grün der Bäume und Weinstöcke, eingefaßt von dem matten, silberartig schimmernden Graugrün der Oliven. Wie ein Kinderspielzeug, aus seiner Schachtel sorgsam und sauber aufgebaut, liegt das Städtchen Fano dort unten. Deutlich sehen wir die Fahne des Badehotels im Winde flattern. Ein reizendes Miniaturbild! Weiter hinauf am Strande sehen wir Pesaro und alle die kleinen Ortschaften, etwas mehr landeinwärts dort oben auch die Umrisse der Republik San Marino; weiter unten ebenfalls Ortschaft an Ortschaft, Ancona mit seinem Hafen, und dahinter hoch oben Recanati und Loretto, dessen hoher Klosterthurm sich deutlich am Himmel abhebt. Wohin man blickt, überall Sonne, Licht und Leben. Aber auch der Rahmen zu diesem lichtvollen Bilde fehlt nicht. Soweit das Auge reicht, vom Strand bis an den Horizont in gleicher tiefer Bläue, breitet sich das adriatische Meer aus. Hunderte von kleinen weißen Punkten, ab und zu in der Sonne hell aufblitzend, tummeln sich geschäftig hin und her, es sind die unzähligen kleinen Barken, welche in fleißiger Jagd dem Fischfang obliegen. Ein schwacher dunkler Streif am fernen Horizont deutet uns das gegenüberliegende Istrien an. Minutenlang stehen wir versunken in dieses Bild, kein Laut stört die andachtvolle Stille hier oben, fern vom Hasten und Treiben der Welt, und wir müssen unserm Wirthe recht geben, daß kein Maler im Stande ist, dieses farbenprächtige Bild in solcher Naturschönheit mit dem Pinsel festzuhalten. Auf den Feldern in der Nähe des Klosters sind Landleute in fleißiger Thätigkeit. Der Prior erklärt uns, daß diese Ländereien dem Kloster gehören und, soweit sie nicht die Bedürfnisse für dessen Bewohner liefern müssen und sonach für Rechnung des Klosters bebaut werden, gegen geringes Entgelt an arme Landbewohner verpachtet werden. Manchmal besteht dieses Entgelt nur in der Verpflichtung, daß die männlichen Mitglieder dieser Familien die gröberen Hausarbeiten im Kloster verrichten müssen, denn weibliche Hilfe ist dort verpönt. Dabei sorgt das Kloster wie ein Vater für diese Armen, es liefert ihnen Sämereien, kauft ihnen Vieh, hilft mit Geldmitteln aus bei Mißernten und Flurschäden, kurz, thut Alles, um diesen Leuten zu einem gewissen Wohlstande zu verhelfen. Deshalb darf ein Jeder auch nur für eine bestimmte Anzahl von Jahren Klosterpächter sein, die aber genügen, um ein Fundament für sein ferneres Fortkommen zu legen. Wir wenden uns nun wieder dem Inneren des Hofes zu. Unser liebenswürdiger Führer, der uns so viel von dem Leben der Brüder erzählt hat, will uns nun auch die Heimstätte, die Wohnräume derselben zeigen. An die Hauptgebäude des Klosters schließt sich eine Anzahl von Doppelhäuschen an, zwischen denen je ein kleines Gärtchen liegt, welches bis an die um das Kloster herumlaufende Mauer, hinter der die Felsen senkrecht abfallen, hinanreicht. Von jedem Gärtchen aus führt eine Thür in das angrenzende Häuschen, in dem sich die Klause eines einzelnen Bruders befindet. Tritt man zur Thür herein, so gelangt man in einen

kleinen Corridor, auf dessen einer Seite sich eine Thür in eine kleine Kapelle öffnet, während eine gegenüberliegende Thür in die eigentliche Klause führt. Dieser kleine Raum, in dem sich ein kleines Fensterchen nach dem Garten zu befindet, enthält an Mobiliar nur eine einfache hölzerne Lagerstatt mit Strohsack und Wolldecke, einen Tisch, zwei Stühle und Waschgeräth. Auch die Klause des Priors macht hierin keine Ausnahme. So hat denn der Bewohner der Klause beim Austritt aus seiner Behausung die blühende Pracht seines kleinen Gärtchens vor sich, und die Sauberkeit und das Blühen und Grünen darin legen Zeugniß ab von der Liebe und Pflege, die hier geübt werden. Daß übrigens auch unser Klosterbruder den Sitten und Gebräuchen der Welt nicht ganz entfremdet war, bewies er dadurch, daß er mit vollendeter Grazie jeder der Damen ein Blumensträußchen aus seinem Gärtchen spendete. Wir wanderten nun über den Hof nach der kleinen Kirche des Klosters. Auch diese war ein kleines Schmuckkästchen im wahren Sinne des Wortes. Ein Mittelding zwischen Kirche und Kapelle, mit wundervollen echten Malereien und Kirchenbänken mit schwerer Vergoldung und schönem Schnitzwerk ausgestattet, machte sie ganz den Eindruck eines wirklich geheiligten, Gott geweihten Raumes. Aber noch wuchtiger, gewaltiger war der Eindruck beim Betreten des hinter dem Altar belegenen Chorraums für die Mitternachtsmesse. Keine auffallenden Schmuckgegenstände außer einigen biblischen Gemälden fallen ins Auge, hohe eichene, wunderbar geschnitzte, vom Alter geschwärzte Chorstühle spiegeln die Ehrfurcht des Raumes wieder, kleine bunte Fensterchen, die ein gedämpftes Licht einfallen lassen, und in kunstvoller venetianischer Schmiedearbeit, aber in geschmackvoller Einfachheit, getriebene Leuchter schließen harmonisch das ganze Bild ab. Nachdem die Damen die Kirche wieder verlassen hatten, fragte uns unser Führer, ob wir männlichen Besucher uns für das Grabgewölbe unter der Kirche interessirten. Wir bejahten und stiegen hinab. Das Gewölbe war der Form der Kirche angepaßt und enthielt ringsum an den Wänden eine Anzahl von Nischen. Ein Theil derselben war vermauert und nach vorn durch eine Marmortafel abgeschlossen, die uns in goldenen Buchstaben anzeigt, daß dahinter ein Klosterbewohner den ewigen Schlaf schläft. Auch der Vorgänger unseres Führers befindet sich hier unten, einbalsamirt, in der weißen Kutte, ruhend auf zwei unter den Armen in der Mauer befestigten Stützen, steht er aufrecht da und harrt der Marmortafel, die sein Grab schließen soll. Oben erwarteten uns unsere Damen in der Ungeduld, die Besichtigung fortzusetzen. Im oberen Stockwerk befindet sich ein kleines Museum, ein Bildersaal und Unterrichtsräume, von welchen Besonderes nicht zu erwähnen ist. Außer dem gegenseitigen wissenschaftlichen Unterricht dienen diese Räume auch zur Abhaltung von Lehrstunden für die Schüler des Seminars von Fano, welche allwöchentlich zwei Mal hier oben Unterricht erhalten. Aber etwas Außergewöhnliches fanden wir hier oben doch, nämlich eine Anzahl hübsch und bequem ausgestatteter Fremdenzimmer. Der Prior erzählte uns, daß diese Zimmer in erster Linie Besuchen von Freunden dienen sollten, ferner aber auch den Zweck hätten, solchen Leuten, welche aus irgend welchen Gründen für kürzere oder längere Zeit dem Trubel der Welt entfliehen wollten, eine Ruhestätte zu sein zur Genesung des kranken Gemüthes in dieser feierlichen Stille hier oben und bei der liebevollen selbstlosen Pflege der Mönche. Daß dieses thatsächlich vorkommt, habe ich später oft genug erfahren, und ein Bekannter unserer Familie, aus Dresden gebürtig, kann nicht genug von der vielen Liebe erzählen, die ihm, dem 76jährigen, während seines dreimonatlichen Aufenthaltes auf Monte-Giove erwiesen ist. Die Fenster dieser Fremdenzimmer haben denselben Blick auf das adriatische Meer, wie man ihn von der Terrasse aus genoß. Unwillkürlich entfuhr einer Dame der Ausruf: „Hier möchte ich immer wohnen.“ Der Prior, der dieses jedenfalls in Bezug auf die vorher angedeuteten Zwecke der Räume mißverstanden haben mußte, rief aber sofort erschreckt aus, das ginge nicht an, denn nach den Klostersatzungen dürfe das Kloster keine weiblichen Personen beherbergen, es sei denn, daß eine solche verunglückt oder schwerkrank aufgefunden der Hilfe bedürftig sei. Wir klärten den Zwischenfall auf und verließen lachend die der Gastlichkeit geweihten Räume. Unser Führer lenkte nun seine Schritte durch den Hof hindurch, an dessen offene, nicht von Gebäuden eingenommene Seite sich der eigentliche Klostergarten anschloß. Groß und schattig angelegt, war hier der Nutzen mit dem Angenehmen verbunden. Obstbäume aller Arten standen in geschmackvoller Anordnung auf großen künstlerisch angelegten Teppich- und Blumenbeeten. Von Baum zu Baum zogen sich, Laubgewinden ähnlich, die Ranken der Weinstöcke und verbanden so Alles zu einem zusammengehörigen Ganzen. Dazwischen hindurch zogen sich wieder lange, gewundene Gänge aus Taxus und Buchsbaum, hier und da mit einer Nische als lauschigem Ruheplätzchen versehen, wie gemacht zu einem stillen beschaulichen Leben. Einen wundervollen Hintergrund hierzu bildete ein prachtvoller Cypressenhain, der sich geradezu an den Garten anschloß. Alte Bäume umfassend, deren schlanke Stämme hoch hinaufragend, mit ihren Wipfeln ein einziges dichtes Dach bildeten, schien dieser Hain ein wirklicher Tempel der Natur in seiner erhabenen Stille und Feierlichkeit, welche selbst nicht einmal durch unsere Tritte auf dem weichen Moosboden gestört wurde. Lange noch brachten wir hier im anregenden Gespräch mit dem Prior zu, bis der Tag auf die Neige ging und uns zum Aufbruch mahnte. Von der Terrasse thuen wir noch einen Blick auf die schöne Scenerie und nehmen dann noch einen dargebotenen Abschiedstrunk, ehe wir scheiden. Auf die Frage nach unserer Schuld schüttelt unser Wirth nur leise das Haupt und erwidert, daß dieselbe nur in der Verpflichtung bestehe, bald wieder zu kehren, aber eine gute deutsche Cigarre schlägt er uns nicht ab. So können wir denn nur danken und ein Almosen in die Sammelbüchse für die armen Schiffbrüchigen, die hier oben auch aushängt, stecken. Dann nehmen wir Abschied, noch ein herzlicher Händedruck und wir sind außerhalb der Klostermauern. Unser Fuhrwerk steht bereits bespannt. Und als wir die gefährlichsten Stellen des Weges hinter uns haben, blitzen eben die elektrischen Lampen auf der Strandterrasse des Badehotels auf, und nach kurzer Zeit traben wir über Faneser Pflaster unserer Heimstatt zu.

Fr. Bergen.

Bücherbesprechung.

— Die künftige Gestaltung des deutschen Rechtsstudiums nach den Beschlüssen der Eisenacher Conferenz von Emil Friedberg. Leipzig, Verlag von Veit & Co. 1896. — Auf Anregung der Leipziger Juristenfacultät hat am 23. März 1896 in Eisenach eine Conferenz ordentlicher Rechtslehrer an deutschen Universitäten stattgefunden, um über die Umgestaltung des juristischen Lehrplanes zu berathen, die die bevorstehende Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich zur Folge haben könnte. Mit Ausnahme von Straßburg haben alle deutschen Facultäten an der Conferenz Theil genommen und im Ganzen waren 60 ordentliche juristische Professoren erschienen. Auf Grund der von den Professoren v. Bachmann, Brunner und Strohal erstatteten Berichte hat sich nach eingehender Berathung die Conferenz einmüthig und einstimmig zu fünf Beschlüssen geeinigt, die der Verfasser als Vorsitzender der Commission nach einem kurzen interessanten Rückblick auf die historische Entwickelung des juristischen Unterrichts an deutschen Universitäten im Auftrage der Commission in dem vorliegenden Heftchen zur allgemeinen Kenntniß bringt, unter kurzer Begründung im Einzelnen. Das Wesentlichste dieser Beschlüsse liegt wohl darin, daß sie mit der Einheitlichkeit des deutschen Rechtsunterrichts die studentische Freizügigkeit — und, wie wir hinzufügen wollen, die Freizügigkeit auch der Rechtslehrer — wahren, den künftigen deutschen Juristenstand vor der Gefahr einer Paragraphen- und Präjudicienjurisprudenz bewahren wollen. Den gefaßten Beschlüssen wird man allenthalben zustimmen können und wir empfehlen die kleine Schrift Allen, die sich für die Gestaltung des deutschen Rechtsunterrichts interessiren. Das erfreuliche Ergebniß dieser Conferenz möchte den Wunsch nahe legen, daß die Rechtslehrer der deutschen Universitäten überhaupt einmal den gesammten Rechtsunterricht prüfend ins Auge faßten und sich über seine nothwendige Ausgestaltung einigten, daß sie insbesondere erörterten, welche Mittel ihrerseits anzuwenden wären, um den oft beklagten Rückgang der allgemeinen und wissenschaftlichen Ausbildung, die jetzt häufig bei unsern jungen Juristen beobachtet werden kann, aufzuhalten. Dr. A. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 54. Dienstag, den 5. Mai. 1896.

Friedrich v. Knigge.

Zum 6. Mai 1896.

Wenn wir den Frhrn. Adolf Franz Friedrich v. Knigge, dessen hundertjähriger Todestag auf den 6. Mai dieses Jahres fällt, als einen „Hofmeister“ bezeichnen, so wollen wir damit unter Bezugnahme auf dessen bekanntestes Werk: „Ueber den Umgang mit Menschen“, Hannover 1788 u. ö., die Bedeutung desselben in der Literatur hervorheben. Denn die übrigen zahlreichen Schriften des eleganten Lebensphilosophen, die theils aus Romanen („Der Roman meines Lebens“, 1781—84, 4 Bde., „Geschichte Peter Clausen's“, 1783—85, 5 Bde., „Geschichte des armen Hrn. v. Wildenburg“, 1789—90, „Des seligen Hrn. Etatsraths Samuel Konrad v. Schafskopf hinterlassene Papiere“, 1792 u. a.), theils aus längst vergessenen Dramen, parodistischen Schilderungen („Reisen nach Braunschweig“ 1792, „Fritzlar“ 1793) u. a. bestehen, wären ohne jenes eine classische Werk zugleich mit dem Namen ihres Verfassers längst der Vergessenheit anheimgefallen. Und weder die amtliche Stellung Knigge's noch sein persönliches Auftreten in privaten Beziehungen bieten genügend Anhaltepunkte für eine über den Rahmen seiner Zeit hinausgehende bedeutungsvolle Wirksamkeit. Geboren den 16. October 1752 in Bredenbeck bei Hannover, widmete sich Knigge in Göttingen dem Studium der Rechte und wurde nach Beendigung desselben vom Landgrafen von Hessen zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domänenkammer in Cassel ernannt. Später wurde er weimarischer Kammerherr, und zuletzt finden wir ihn, nachdem er inzwischen mit seiner Familie ein unruhiges Wanderleben in Hanau, Frankfurt, Heidelberg und Hannover geführt hatte, als Oberhauptmann und Scholarchen in Bremen, wo er am 6. Mai 1796 starb. — Die interessanteste Epoche in Knigge's Lebensgange bildet zweifellos sein Verhältniß zum Illuminatenorden, dem er seit 1780 angehörte; über ihn veröffentlichte er nach dessen Auflösung unter dem Namen „Philo“ merkwürdige Enthüllungen. Wir müssen mit kurzen Worten auf den Orden zurückkommen, um Knigge's Persönlichkeit, namentlich seine oft mißverstandene Stellung zur Religion, recht würdigen zu können. Der Orden der „Illuminaten“, d. h. „Erleuchteten“, verdankt seine Entstehung dem Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt und ist so recht ein Kind seiner Zeit (1776). Wie schon sein Name zeigt, stellte sich der Orden ganz in den Dienst der Aufklärung. Er wollte, was namentlich für seine Heimath Bayern von Bedeutung war, den Zwiespalt der religiösen Bekenntnisse überbrücken und an Stelle der letzteren eine Vernunftreligion setzen, die, über dem positiven Christenthum stehend, als obersten Grundsatz allgemeine Menschenliebe auf ihr Banner schrieb. Sonach hatte sich der Orden eine ähnliche Aufgabe gestellt, wie das Freimaurerthum, dem er thatsächlich auch in Organisation und Geheimwesen glich. Die Organisation verdankte er hauptsächlich dem Frhrn. v. Knigge. Sie war durchaus eine jesuitische, sofern sie zunächst darauf fußte, die einzelnen Mitglieder betreffs ihrer Eigenschaften und Fähigkeiten genau zu erforschen, sie dann in kluger Weise auszunutzen und sie erst allmälig, nachdem sie sich in den einzelnen Hauptclassen erprobt und bewährt hatten, in die Geheimnisse des Ordens einzuweihen. Man unterschied Novizen, Freimaurer und Mysterien. Jedes Mitglied kannte nur den nächst höheren Vorgesetzten und war demselben zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Durch unmerkliches Herandrängen an einflußreiche Persönlichkeiten und Umgarnung der Mächtigen suchten die Illuminaten in den Besitz höherer Aemter zu gelangen, wobei es ihnen nicht darauf ankam, die kirchliche oder staatliche Autorität und Ordnung zu achten. Sonach können wir am treffendsten den Illuminatenorden als einen rationalistischen Jesuitismus bezeichnen, der, sofern er unter dem äußeren Deckmantel allgemeiner Menschenliebe die Schranken kirchlicher und staatlicher Autorität mißachtete, um in den Besitz der Macht zu gelangen, gewiß staatsgefährlich werden konnte. Daher hob Kurfürst Karl Theodor von Bayern im Jahre 1784 den Orden auf, der damals bereits gegen 2000 Mitglieder in fast allen europäischen Landern zählte. Zwar bestand der Orden noch eine Zeit lang im Geheimen fort, bis die Herausgabe der Ordenspapiere durch die bayerische Regierung im Jahre 1787 ihn in sich selbst zerfallen ließ.

Das Hauptwerk Knigge's, „Ueber den Umgang mit Menschen“, das als classisch in seiner Art zu bezeichnen ist, verräth — und das ist sein materieller Hauptvorzug — nicht die leiseste Spur jener negativen Tendenzen des Illuminatenordens. Vielmehr erscheint der Verfasser hier als ein Mann von gereifter Lebenserfahrung, der aus dem reichen Schatze seiner Welt- und Menschenkenntniß heraus in einer wohldurchdachten, nicht selten mit gefälligem Humor gewürzten, in keiner Weise verletzenden und im Tone vornehmer, theilweise gemüthvoller Conversation gehaltener Sprache treffende Rathschläge über das Verhalten des gebildeten Menschen in den verschiedensten Lebenslagen ertheilt. Dabei merkt man auf Schritt und Tritt, daß Knigge nicht, was bei derartigen Schriften meist der Fall ist, als Theoretiker phantasirt, sondern an alle in Betracht kommenden Verhältnisse den Maßstab der Erfahrung legt. Dabei schwebt ihm stets als höchstes Ziel die möglichste sittliche Vollkommenheit des Individuums vor, wie wenn er z. B. im zweiten Capitel: „Ueber den Umgang mit sich selbst“ zeigt, „wie man Abrechnung mit seiner Moralität halten solle“: „Miß auch nicht dein Verdienst danach ab, daß du sagst: ich bin besser als dieser und jener von gleichem Alter und Stande, und so ferner, sondern nach den Graden deiner Fähigkeiten, Anlagen, Erziehungen und der Gelegenheit, die du gehabt hast, weiser und besser zu werden, als Viele. Halte hierüber oft in einsamen Stunden Abrechnung mit dir selber und frage dich als ein strenger Richter, wie du alle diese Winke zu höherer Vervollkommnung benützt habest.“ Beherzigenswerth auch für unsere heutigen Verhältnisse ist das dritte Capitel: „Ueber den Umgang mit Leuten von verschiedenen Gemüthsarten, Temperamenten und Stimmung des Geistes und Herzens.“ Hier äußert er sich — und das ist nach unsern Ausführungen über den Illuminatenorden doppelt bedeutsam —, indem er die Stellung zu Deisten, Freigeistern und Religionsspöttern bespricht, über die Religion im Allgemeinen in folgenden treffenden Worten: „Ein Mann, der unglücklich genug ist, sich von der Wahrheit, Heiligkeit und Nothwendigkeit der christlichen Religion nicht überzeugen zu können, verdient Mitleiden, weil er ein sehr wesentliches Glück, einen kräftigen Trost im Leben und im Sterben entbehrt; er verdient mehr als Mitleiden, er verdient Liebe und Achtung, wenn er dabei seine Pflichten als Mensch und Bürger, soviel an ihm ist, treulich erfüllt und Niemand in seinem Glauben irre macht. Wenn aber Jemand, der aus bösem Willen, aus Verkehrtheit des Kopfes oder des Herzens ein Religionsverächter geworden oder gar zu sein nur affectirt, öffentlich mit schalem Witze oder nachgebeteten Voltaire'schen Floskeln der Lehren spottet, auf welche andere Menschen ihre einzige Hoffnung, ihre zeitliche und ewige Glückseligkeit bauen, wenn er Jeden verfolgt, verachtet, schimpft, Jeden einen Heuchler, einen heimlichen Jesuiten schilt, der nicht wie er denkt: so ist ein solcher bösartiger Thor unserer Verachtung werth .... und wenn man es für vergebliche Mühe hält, seinem Gewäsche ernst-

hafte Gründe entgegenzusetzen, so stopfe man ihm wenigstens, wenn es irgend möglich ist, sein Lästermaul." Ist das nicht eine treffliche Lebensweisheit, so recht wie für unsere Tage geschrieben, in denen der Spott über religiöse Dinge in gewissen Kreisen zum guten Tone zu gehören, als Zeichen eines aufgeklärten Sinnes zu gelten beginnt? Goldene Worte sind es ferner, die Knigge über das Verhältniß zu Lehrern und Erziehern äußert. „Keine Wohlthat ist größer, als die des Unterrichts und der Bildung. Wer jemals etwas dazu beigetragen hat, uns zu weiseren, besseren und glücklicheren Menschen zu machen, der müsse unseres wärmsten Dankes lebenslang gewiß sein können. . . . . Es ist wahrlich eine höchst schwere Arbeit, Menschen zu bilden — eine Arbeit, die sich nie mit Geld bezahlen läßt. Der geringste Dorfschulmeister, wenn er seine Pflichten treulich erfüllt, ist eine wichtigere und nützlichere Person im Staate als der Finanzminister, und da sein Gehalt gewöhnlich sparsam genug abgemessen ist, was kann da billiger sein, als daß man diesem Manne wenigstens durch einige Ehrenbezeugung das Leben süß und das Joch erträglich zu machen suche. Schämen sollten sich die Menschen, die den Erzieher ihrer Kinder als eine Art Dienstboten behandeln" u. s. w. Hören wir in diesen Worten nicht den warmfühlenden Menschen- und Kinderfreund, der auch unserer Zeit zu ihrer eigenen Beschämung den Spiegel vorhält? Besonders beachtenswerth erscheinen uns die Rathschläge, die Knigge über das Verhalten zu Unglücklichen ertheilt. Wie schwierig ist es selbst oft für erfahrene Psychologen, hier den rechten Weg zu finden, und wir stehen nicht an, die hier gegebenen Winke für die Krone des ganzen Werkes zu erklären. Ueberall begegnen wir hier dem erfahrenen Menschenkenner, der nicht nur innig mitfühlt mit seinen unglücklichen Brüdern, sondern neben dem Herzen auch den Kopf an der rechten Stelle hat. So äußert er sich u. A. über Seelenkranke: „O schone des Kummervollen, pflege seiner! Suche ihn aufzurichten, zu trösten, mit Hoffnung zu erfüllen. . . . Richte aber die Art deiner Behandlung nach Vernunft ein. . . . Es giebt Kummer, dessen Tilgung man ruhig und still der Zeit überlassen muß; es giebt Leidende, die erleichtert werden, wenn man mit ihnen über ihr Unglück plaudert; es giebt Schmerzen, die nur die Einsamkeit lindert . . . ja, es giebt Lagen, wo man den Niedergebeugten mit Gewalt herausziehen und der Verzweiflung entreißen muß" u. s. w. Dann den Gefallenen gegenüber! Welch beherzigenswerthe Winke finden sich hier für die innere Mission, aus einer Zeit also, in der man, wenigstens dem Namen nach, diese humanitären Bestrebungen des Christenthums nach gar nicht kannte! „Wenn man bedenken wollte," schreibt Knigge u. A. „wie oft Mißmuth oder Verzweiflung über ein feindseliges Schicksal aus einem Menschen von den besten Anlagen einen Bösewicht und Verbrecher machen, wie ungerechtes, schändliches Mißtrauen ihn verleiten kann, das zu **werden**, wofür man ihn doch einmal **hält**: wenn man dann demüthig an seine Brust schlüge . . . o so würden wir nicht so strenge richten, würden nicht so zuversichtlich pochen auf unsere Tugenden, die nicht selten nur das Spiel des Temperaments, das Werk des Zufalls sind" u. s. w. „Nichts bessert weniger, als kalte moralische Predigten!" ruft er daher aus und giebt folgende praktische Rathschläge: „Nichts ist so fähig, zur Niederträchtigkeit zu verleiten, als öffentliche Verachtung und Bezeugung eines fortdauernden Mißtrauens in die Besserung eines Menschen. Wem es daher Ernst ist, einen Verirrten zurückzuführen, der begegne ihm mit Schonung und zeige ihm wenigstens äußerlich, daß man die beste Erwartung von ihm habe, daß man von seinen herrlichen und guten Vorsätzen Alles hoffen könne, und gebe ihm zu verstehen, daß, wenn er einmal wieder mit festem Fuße auf edlerer Bahn wandle, er sicherer vor neuer Verführung sein werde, als der, welcher die Gefahr nicht kennt" . . . „Man werfe ihm nie, auch nicht auf die entfernteste Weise, seine ehemaligen Verirrungen vor, sondern scheine nur Augen für seine jetzige Aufführung zu haben". . . . Vortrefflich ist auch das, was Knigge über den Kaufmannsstand äußert. Namentlich wendet er sich gegen Kaufleute „von gemeinem Schlage", die von ihrer ersten Jugend an nur auf Geld und Gut gerichtet sind und die den Werth eines Menschen „nach der Schwere seiner Geldkasten" beurtheilen, sodaß bei ihnen „der Mann ist gut" soviel heißt als „der Mann ist reich". Zuletzt fügt Knigge einen Abschnitt „über die Art, mit Thieren umzugehen" bei, weil der Mensch im Verkehre mit der Thierwelt meist auch sein Verhältniß zu seinen Mitmenschen verräth. — Die angeführten Proben aus Knigge's Hauptwerk mögen genügen, unser Urtheil über den „freiherrlichen Hofmeister" zu erhärten. Ist es ihm auch nicht gelungen, ein unbedingt vollkommenes, über allen Tadel erhabenes Werk zu schaffen, so dürfen wir doch sagen, daß er der erste Schriftsteller war, der die Aufgabe, den geselligen Verkehr der Menschen unter einander vom Standpunkte einer geläuterten Lebensanschauung aus zu regeln, in umfassender und befriedigender Weise löste und daß alle späteren Werke, die sich die gleiche Aufgabe stellten, mehr oder minder auf Knigge's Vorgang fußen. Das „in magnis voluisse aliquid", das der Verfasser bescheiden für sich beansprucht, dürfen wir unbedenklich in ein „potuisse" umändern — Knigge wird für alle Zeiten maßgebend bleiben als liebenswürdiger Erzieher zur guten Sitte und feinen Lebensart.

P. P.

Reiseskizzen aus dem Kaukasus 1895.

3) **Tiflis.** Das Hauptinteresse in Tiflis gewährt das wunderbare Gemisch der verschiedenartigsten Völkerschaften, welche hier unter der starken Hand Rußlands friedlich neben einander wohnen, wenngleich sie sich gegenseitig nichts weniger als lieben. Die Russen bilden kaum den vierten Theil der Gesammtbevölkerung von Tiflis, welches 150000 Köpfe zählt, aber als herrschende Nation drücken sie durch die ganze Verwaltung, die Verkehrsmittel und die starke Garnison der Stadt einen europäischen Stempel auf. Ungefähr in derselben Zahl vertreten sind die Urbewohner, die Grusiner, deren Hauptstadt Tiflis gewesen, bis ihr Land an Rußland fiel. Zahlreicher als sie, ein reichliches Drittel der Bevölkerung bildend, sind die Armenier, wenn auch sie wie überall als Eindringlinge angesehen werden. Neben den Grusinern sind fast alle kaukasischen Völkerstämme hier vertreten und bilden diese mit den Tataren das Hauptcontingent der Arbeitermasse; hauptsächlich als Geschäftsleute findet man neben dem Armenier den Perser, den Griechen und selbstverständlich auch den Juden, wenngleich derselbe neben dem klugen Perser, dem schlauen Griechen und noch schlaueren Armenier seine Rechnung hier nicht so findet, wie inmitten der slavischen und deutschen Völkerschaften. Natürlich sind alle europäischen Nationen hier vertreten, unter ihnen von Alters her die Deutschen, die bereits im Jahre 1818 aus Württemberg hier einwanderten und deren alte Colonie unter dem Namen „Michailowskaja" jetzt einen der hübschesten Stadttheile von Tiflis bildet. Aber auch hier sind wohl die Tage des Deutschthums gezählt und es erscheint fraglich, ob in der neuerbauten hübschen lutherischen Kirche, die soeben ihrer Vollendung entgegen ging, Gottes Wort noch lange in deutscher Sprache gepredigt werden wird. Die Zahl der Reichsdeutschen ist sehr zurückgegangen und der seit Jahren bestehende „Deutsche Club" führt diese Bezeichnung fast nur noch dem Namen nach, denn es sind in ihm zahlreiche Russen Mitglieder. Bei diesem bunten Völkergemisch ist es natürlich hochinteressant, das Straßenleben zu beobachten. Der Gasthof, den ich bewohnte, lag hierzu recht günstig an der Hauptverkehrslinie, welche über die Woronzow-Brücke von dem rechten nach dem linken Ufer des Kur führt. Vom frühesten Morgen an durchzog die Straße ein buntes Treiben. Da kamen Wagen der verschiedenartigsten Bauart und Anspannung vorüber, der alte Karren der Eingeborenen mit zwei bis vier Büffeln oder Ochsen bespannt, an dem quer über den Nacken gelegten Joch das Vehikel hinter sich herschleppend, dazwischen der russische Einspänner mit Gabeldeichsel, dann wieder Wagen mit einfacher Deichsel nach unserer Art; selten ein Wagen allein, meist in Zügen zu vier und mehr. Ganze Trupps von Eselchen, thurmhoch mit Körben von Holzkohle beladen, zogen vorüber, dazwischen wieder jagten elegante Equipagen oder forderte energisches Geläute alle anderen Wagen auf, Platz zu machen für die unfehlbar Niemandem ausweichende Pferdebahn. Sogar das Kameel zieht friedlich als Lastträger vorüber, ohne bei dem anderen Gethier besondere Aufregung hervorzurufen, wie es wohl bei uns der ungewohnte Anblick thun würde. Handwerker mit ihrem Arbeitsgeräth und Arbeiter in den gemischtesten Anzügen zogen vorüber, der Eine noch in tscherkessischer Tracht, die Patronenhülsen auf der Brust, der Andere zu seiner zottigen Pelzmütze bereits die russische rothe Blouse tragend, denn aus der Tracht ist

jetzt schwer zu erkennen, welcher Landsmannschaft der Eine oder der Andere angehört, und unter der breiten russischen Mütze lugt manche echt kaukasische Physiognomie hervor, während umgekehrt mancher Vollblutrusse oder gemüthliche Deutsche mit dem kaukasischen Rockmantel kokettirt. Eine ganz besonders typische Figur ist der Lastträger, der auf seinem Rücken bei etwa 45 Grad nach vorwärts gebogenem Oberkörper die unglaublich schwersten Lasten trägt; er schützt das Ende des Rückgrates, wo es am empfindlichsten ist, durch ein dickes Polster und doch kann es wohl kaum ausbleiben, daß durch diese Art des Tragens arge Verbildungen im inneren Organismus hervorgerufen werden müssen. Auch militärische Fahrzeuge, auf ihnen Soldaten kauernd, zogen in langen Reihen vorbei, um Effecten nach dem Lager oder den Casernen zu schaffen, auch Feldbatterien, von Uebungsmärschen zurückkehrend, in der Hauptsache den unseren ähnelnd, nur daß dort grün war, was bei uns blau ist; einmal defilirte auch die gesammte Feuerwehr, zu einer Uebung in der Nähe rückend, vorüber, eine lange Wagencolonne mit Spritzen und allem Zubehör, Wagen, Geschirre und Mannschaften im blankesten und saubersten Zustande. Dicht an meine Wohnug stieß der schöne Alexandergarten, in welchem sich Leute der verschiedensten Stände und Stämme ergingen. Durch denselben gelangt man direct in die Hauptstraße des russischen Stadttheiles, den breiten mit Bäumen bepflanzten Golowinski-Prospect. Große Schilderhäuser, fast ganz wie die preußischen angestrichen, zeigen hier die Gebäude des Generalgouvernements, der Hauptwache und des Cadettencorps an. Bescheiden in einer Ecke steht hier das Museum. Es ist das eine schöne Sammlung, die nicht so umfangreich ist, um zu ermüden, aber durch das gebotene Neuartige ganz besonders belehrend ist. Sie enthält nur Gegenstände, welche auf den Kaukasus Bezug haben: Waffen, Industrie-Erzeugnisse, Naturproducte, die ganze Thierwelt und auch die Menschen in Lebensgröße in reizenden Gruppen zusammengestellt, welche die Lebensweise der mannigfaltigen Völkerschaften lebhaft vor Augen führen. Zahlreiche Karten und photographische Ansichten ergänzen das Gesammtbild, welches man hier von den Ländern des Kaukasus bekommt. Der Schöpfer dieses Museums ist der um die Erforschung des Kakasus hochverdiente Wirkliche Geheime Staatsrath Radde, ein Deutscher, der sich aus bescheidenen Verhältnissen durch Fleiß und Willenskraft zu einer Stellung emporgearbeitet hat, in welcher ihm das Vertrauen und die Freundschaft der höchsten Personen zu Theil wird. Ich hatte den Vorzug, den Dr. Radde persönlich kennen zu lernen, einen höchst jovialen und unterhaltenden Gesellschafter, der trotz seiner 64 Jahre noch immer die strapaziösesten Reisen unternimmt. Am Golowinski-Prospect, einen unschönen Abschluß des Alexandergartens bildend, steht die Ruhmeshalle, welche die Eroberung des Kaukasus verherrlichen soll. Auch hierzu hatte Dr. Radde urspüglich den Entwurf gemacht, er lehnt aber jetzt alle Autorschaft ab, nachdem man mit ganz anderen eigenartigen Ideen vorgegangen ist. An Stelle der Fenster trägt das einstöckige Gebäude große Tafeln, auf welchen in historischer Reihenfolge alle auf die Eroberung des Kaukasus bezüglichen Ereignisse verzeichnet sind. In malerischer Unordnung herumliegende Kanonenrohre vollenden die äußere Decoration. Das Innere, welches Oberlicht erhält, besteht aus einem langen viereckigen Saal, und dessen Wände zieren die Porträts der Kaiser, Feldherren und Staatsmänner, welche bei der Eroberung mitgewirkt haben, und die mehr oder weniger phantasievollen Darstellungen aller Schlachten, Gefechte und Erstürmungen. Schwache Anfänge sind gemacht worden, die Waffen, Orden u. s. w. einzelner Generale zu sammeln. Man erzählt, daß Kaiser Alexander III., als man ihn nach der Ruhmeshalle geführt, sich nach allen Seiten umgesehen und dann gesagt hat: „Nun, was ist denn hier zu sehen?" In den russischen Stadttheilen ist es im Allgemeinen still, desto mehr Leben herrscht in den anstoßenden armenischen und grusinischen Quartieren, sowohl auf Straßen und Plätzen, als auch in den dunkelen Bazaren, welche etwa unseren Galerien mit Verkaufsstellen entsprechen. Echt orientalisch sieht man hier die Dienstmänner, nicht wie bei uns an den Ecken stehend, sondern in langen Reihen auf den Trottoirs kauernd. Den besten Ueberblick über die Stadt bekommt man von der alten Festung aus, welche sich auf einem hohen Bergrücken im Süden der Stadt erhebt. Der Weg dahin führt auf Treppen und Rampen aufwärts, dicht vorüber bei den Wohnhäusern der Eingeborenen, welche terrassenförmig den ganzen Hang bedecken. Diese grusinischen Häuser, nach deren Art hier alle Nichteuropäer bauen, bestehen gewöhnlich aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerk, beide umgeben von einer auf schlanken Säulen getragenen Veranda, so daß in Verbindung mit dem flachen Dache das Ganze einen heiteren und südlichen Eindruck macht. Von hier oben ist die Stadt vollständig zu übersehen. Sie liegt in einem von hohen und kahlen Bergen gebildeten Kessel, der nur nach Norden eine Lücke läßt, durch welche der Schneegipfel des Kasbek hervorlugt. Der Kur durchfließt die Mitte der Stadt in mannigfachen Windungen und wechselnder Breite, an einer Stelle, der Festung gegenüber, durch den hohen Schloßberg sogar bis auf 30 Meter eingeengt. So verschiedenartig die Stadt beim Durchwandern erscheint, von hier oben macht sie einen ziemlich gleichmäßigen Eindruck, und nur an der größeren Regelmäßigkeit kann man die russischen Stadttheile von den anderen unterscheiden, die allerdings wunderbar gekrümmte und enge Straßen haben; es ist das natürlich, denn das russische niedrige Haus mit seinem flachen grün angestrichenen Dach ist gar nicht so verschieden von dem der Orientalen. Von der Festung aus steigt man auf dem entgegengesetzten Hang nach dem mit prachtvollen Gewächsen und Bäumen bestandenen botanischen Garten hinab, welcher den Bewohnern in den heißesten Tagen als angenehmer und kühler Spazierort dient. Der weitere Abstieg führt durch die allerengsten grusinischen Straßen, wo fast nur orientalisches Leben herrscht, wo die Handwerker in ganz offenen Werkstätten, fast auf der Straße, arbeiten, und in den Straßen selbst sich ein enormes Leben concentrirt, durch welches hindurch die Wagen der Pferdeeisenbahn geradezu mit Lebensgefahr ihren Weg verfolgen. Zwei dicht nebeneinander liegende Brücken — die Maidankabrücken — führen hier über den Kur, wo derselbe am schmalsten ist, nach dem andern Ufer, dessen Stadttheile den gleichen Charakter tragen. In diesen grusinischen Quartieren liegen auch die warmen Schwefelbäder von Tiflis, von den vornehmsten und sehr luxuriös eingerichteten, deren ein einzelnes zwei Rubel kostet, bis zu den „allgemeinen Bädern", wo 7 bis 8 Personen in einem engen Bassin beisammen stehen und dann auf breiten Pritschen in langen Reihen liegend Nachruhe halten. In diesen Stadttheilen herrschte gerade am Sonntag Vormittag das allergrößte geschäftliche Leben, sowohl auf den Straßen, wie in den bedeckten Bazars, und ich glaube, die Einführung unserer neuen Gesetze über die Sonntagsruhe würde hier zu den größten Widersetzlichkeiten führen. Dabei waren alle Kirchen lebhaft besucht. Den zahlreichen Bekenntnissen und Nationalitäten entsprechend, giebt es hier natürlich Kirchen der verschiedensten Art. Mir war es vor Allem interessant, den Gottesdienst in der armenischen Kathedrale kennen zu lernen. Allzuwesentlich unterscheidet er sich nicht von dem russisch-orthodoxen, doch giebt es keinen Ikonostas und waren stets zwei Priester an dem Altar beschäftigt; der Gesang war einförmiger, als in der russischen Kirche, und an das Orientalische erinnerten Galerien im Hintergrund, auf welchen die Frauen, getrennt von den Männern, dem Gottesdienst beiwohnten. In dem die Kathedrale umgebenden Hof befanden sich verschiedene Armenier und in schattigen überwölbten Gängen wandelten die Kirchenbesucher fröhlich plaudernd auf und ab, wie in den Foyers eines Theaters während der Zwischenacte. Tiflis besitzt auch ein „Museum nebst Schule für Seidenbau und Bienenzucht". Der Kaukasus hat von jeher Seidenbau getrieben, derselbe war in Verfall gekommen; die russische Regierung ist bemüht denselben wieder zu heben und hat zu diesem Zweck Ende der achtziger Jahre die Schule nebst Museum gegründet. In dem Museum ist Alles ausgestellt, was nur irgendwie auf die Seidenzucht Bezug hat: die verschiedenen Arten des Maulbeerbaumes, die Holzarten, die aus solchem Holz gefertigten Möbel und Instrumente, Teppiche, die aus der Rinde hergestellt, Karten, Tabellen und statistische Angaben über die Verbreitung des Seidenbaues, Modelle in vergrößertem Maßstabe über den Seidenwurm in seinen verschiedenen Stadien, Cocons aller Länder — kurz eine hochinteressante Zusammenstellung. Der Director, an den ich persönlich empfohlen war, führte mich mit einer Gesellschaft von etwa sechs russischen Herren herum und da er aus Artigkeit gegen mich zuweilen Erklärungen in deutscher Sprache gab, so bedienten sich sämmtliche Herren sofort der deutschen Sprache und zeigten mir wieder einmal in überraschender Weise, wie verbreitet die Kenntniß unserer Sprache bei den Russen ist, wobei ich mit Beschämung daran dachte, wie häufig man bei uns die Pflege der allernothwendigsten Fremdsprachen vernachlässigt.

A. B.

Bücherbesprechungen.

— Johannes Ilberg, Die Sphinx in der griechischen Kunst und Sage. Abhandlung zu dem Jahresberichte des Königlichen Gymnasiums in Leipzig für das Schuljahr Ostern 1895 bis Ostern 1896. 4°. 48 S. — Die Archäologen werden diese gelehrte und klar geschriebene Abhandlung dankbar begrüßen. Der Typus der Sphinxgestalt ist uralt, er stammt aus dem Orient. Der ägyptische Sphinx ist schon in sehr früher Zeit nach dem Norden getragen worden, wo er im Bereich mesopotamischer Kunstübung etwas umgestaltet wurde; er wurde beflügelt und nahm weibliche Gestalt an. Später kehrte das Fabelwesen beflügelt in sein Heimathland zurück, und als dann die „vorderasiatische Gesammtcultur" zur See und zu Lande den europäischen Völkern vermittelt wurde, da wanderte auch die Sphinx nach Hellas. Das erste Capitel handelt von dem Eindringen der Sphinxgestalt in Griechenland (die Sphinx des mykenischen Culturkreises und nach den Wanderungen, in der archaischen Metalltechnik, auf archaischen Thongefäßen). Charakteristisch sind die Frisur und die Beflügelung des Eindringlings, die in Griechenland seit ältester Zeit die Regel bildet, während in Aegypten beflügelte Sphinxe zu den Ausnahmen gehören. Die orientalische Sphinx ist ferner in Griechenland zu erweiterter, eigenthümlicher Bedeutung gelangt, indem sie mit der Sagenwelt von Hellas verknüpft wurde (Oedipussage). Die literarische Ueberlieferung der böotischen Sphinxsage, die Bildwerke zu derselben, die Deutungen, die sie gefunden hat, werden im zweiten Capitel erörtert. Der Anschauung, die Sphinx sei ursprünglich ein Natursymbol gewesen, vermag sich der Verfasser nicht anzuschließen, indem er mit Recht betont, daß die in der Dichtung zur Herrschaft gelangte böotische Localüberlieferung von der thebanischen Sphinx nicht als Kernpunkt angesehen werden darf, aus dem allein eine Erklärung des Wesens und seiner Functionen abzuleiten wäre. Die Sphinxe gehören in den Bereich des Seelenglaubens, es sind Unholdinnen, ähnlich den Lamien, Harpyien, Sirenen, Keren u. a. Der letzte Abschnitt bietet Bemerkungen über die Symbolik der Sphinx bei Orientalen und Griechen. Der ägyptische Sphinx ist vorwiegend als Grabeswächter gedacht und zwar ein furchterregender, wie es schon altägyptische Monumente zum Ausdruck bringen. Ebenso hat in Griechenland das Fabelwesen zum Grabschmuck gedient, theils wurde es als majestätisch ruhender Wächter aufgefaßt, theils als dahinraffendes Ungethüm, wie schon der griechische Name besagt („Würgerin"). Auch als Apotropaeum wurde es verwendet, wie ja von jeher schreckhaften Typen die Kraft zugeschrieben wurde, Böses abzuwehren, Unheil zu beschwören und Gegenzauber auszuüben. In zahllosen Fällen hat die Sphinx übrigens rein decorativen Zwecken gedient, besonders in späterer Zeit. Die Römer haben dieses Todessymbol von den Griechen übernommen. Das auf S. 42 gegebene Material läßt sich stark vermehren, auch Inschriften, wie Corp. inscript. latinar. Bd. III Nr. 10913. 10914, verdienen Beachtung. m.

— Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Unter ständiger Mitwirkung von zahlreichen Gelehrten ersten Ranges herausgegeben von Anton Bettelheim. Band II Heft 2. Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co., 1896. Preis halbjährlich (drei Hefte) 6 ℳ, das einzelne Heft 2 ℳ 40 ₰. — Die „Biographischen Blätter" haben sich ein zwiefaches Ziel gesetzt: einmal für den gelehrten Geschichtsforscher den lebensgeschichtlichen Stoff zu sammeln und leichter zugänglich zu machen und zweitens dem gebildeten Bürgerthume wohlabgerundete Lebensbilder bedeutender Männer darzubieten. Diese schöne Doppelaufgabe erfüllt auch das neueste Heft wieder in vortrefflicher Weise. — Gustav Freytag findet an Ernst Elster einen verständnißvollen, warm nachempfindenden Interpreten seines grunddeutschen und streng bürgerlichen Denkens und Fühlens. In musterhaft klarer und knapper Sprache kennzeichnet er alle einzelnen Werke Freytag's in ihrer Eigenart und in ihrem Verhältniß zu seiner gesammten geistigen Anschauung. — Richard M. Meyer versucht zu erklären, warum Karl Immermann so bald vergessen werden konnte. Seine Arbeit, geistreich, aber scharf, veranlaßt den Herausgeber zu einer kleinen Einwendung und wird wohl auch sonst nicht ohne Widerspruch bleiben. — Einen dankenswerthen Auszug aus einem nur für Freunde gedruckten Bändchen Lebenserinnerungen eines alten Achtundvierzigers („Siebenunddreißig Jahren aus dem Leben eines Exilirten" von Karl Heinrich Schaible) giebt Otto Frhr. v. Boeldernborff. — Dem Buche Eugen Guglia's über den Schauspieler Friedrich Mitterwurzer (Wien, bei Carl Gerold's Sohn) widmet Jacob Minor eine ausführliche Besprechung, die sich mehrfach in Widerspruch setzt zu dem Biographen des Bühnenkünstlers und durch geistvolle Erörterung wichtiger Fragen der modernen Schauspielkunst selbständigen Werth hat. — Jugendbriefe des süddeutschen Patrioten Paul Pfizer, mitgetheilt von Rudolf Krauß, und Briefe von Karl Mathy, veröffentlicht von W. Lang, schließen sich an. — Sehr anziehend weiß über den Beginn seiner medicinischen Lehrjahre der Wiener Ophthalmolog und Dichter Ludwig August Frankl zu plaudern. — Den Schluß des Heftes bilden eingehende Anzeigen folgender Bücher: „Shakspere" von Professor Alois Brandl (Bettelheim's „Geisteshelden" Band 8); Friedrich Wilhelm Gotter's Leben und Werke von Rudolf Schlösser (Litzmann's „Theatergeschichtliche Forschungen" Band 10). Kürzer besprochen wird Houston Stewart Chamberlain's „Richard Wagner" von Paul Marsop und der zweite Band des Bismarck-Jahrbuches, das Dr. Horst Kohl herausgiebt. Das neueste Heft der „Biographischen Blätter" steht an Werth den früher erschienenen durchaus gleich und bezeigt, daß das Unternehmen Anton Bettelheim's sich dauernd der Unterstützung ausgezeichneter Mitarbeiter erfreut. R. B.

— Meine Lieder. Gedichte von Marie Itzerott. Herausgegeben von Dr. Friedrich Hesty. Preßburg und Leipzig, Verlag von G. Heckenast's Nachfolger, Rudolf Drodtleff, 1896. Preis 3 ℳ. — Wer mit ernstem und empfänglichem Sinn an diese Dichtungen herantritt, wer der Dichterin auf ihrem manchmal kühnen Fluge in das luftige Reich der Phantasie folgt, dem wird das Buch einen edlen Genuß bereiten. Zu behaglicher Lectüre zwischen Wachen und Schlafen eignen sich die Lieder von Marie Itzerott nicht; dazu blitzt und wettert es zu mächtig in der Seele der Sängerin, ihre Bildersprache verlangt von dem Leser ein auch auf ungewohntem Pfade willig folgendes Denken. Am ergreifendsten wirken auf uns die reimlosen, hymnenartigen Dichtungen wie „An die Einsamkeit" (S. 12), „Schlaf" (S. 30), „Sommertag" (S. 88) u. a. Kraftvolle, ja erschütternde Töne weiß die Dichterin in den Balladen anzuschlagen. Aber es gelingt ihr auch in den engeren Rahmen der Strophenform anmuthende und inhaltreiche Bildchen zu fassen. Sind auch einzelne Gedichte in ihrem Gedankengehalte nicht ganz neu — die Widmung gemahnt an ein bekanntes Gedicht von Wolfgang Müller von Königswinter, die Hymne „An den Sturmwind" (S. 17) erinnert an Goethe's „Prometheus", „Rückblick" (S. 63) an ein Lied von Klaus Groth —, so zeigen andere dafür eine Selbständigkeit des Denkens, die uns Hochachtung einflößen muß, und kein Verständiger wird auch bei diesen zufälligen Anklängen an den Vorwurf wirklicher Entlehnung denken. Gewisse Leute scheinen neuerdings eine Art von Sport daraus zu machen, unbekannte Volksdichterinnen aufzuspüren und ihre Werke unter lärmenden Lobsprüchen an's Licht zu ziehen. Dem gegenüber danken wir dem Herausgeber, daß er es verschmäht, für seinen Schützling in die lautschmetternde Posaune der Reclame zu stoßen, und daß er sich an einem ganz schlichten Geleitworte genügen läßt. Wir theilen mit ihm die zuversichtliche Hoffnung, daß die Lieder auch ohne das ihren Weg sich suchen werden zu den Herzen Derer, die noch fähig sind, auf den Schwingen des Geistes sich über die dunstigen Nebelschwaden des alltäglichen Lebens emporzuheben in das Reich der unvergänglichen Ideale. R. B.

— Bruno Sperani, Emma Walder. 63 illustrazioni di R. Galli. Milano, E. Rechildi & Co. 1893. — Von der begabten Verfasserin, von deren neuester Erzählung Sulle due Rive wir kürzlich in diesen Blättern sprachen, liegt ein anderer Band vor. Es ist bemerkbar und anerkennenswerth, daß sie auch in diesem eigene Wege einschlägt und sich von dem in Italien viel vertretenen französischen Modegeschmack nicht beeinflussen läßt. B. Sperani ist ein kräftiges Talent, leicht schaffende Phantasie wird durch eine gesunde Gestaltungsgabe im Gleichgewicht gehalten. Ihre künstlerische Anlage weist sie nach unserer Ansicht aber mehr auf die Novelle, als auf den Roman hin. In „Emma Walder" scheint Einiges zu unvermittelt, Anderes zu schleppend entwickelt. Im Ganzen zeugt das Buch von einem feingebildeten Geschmack und einer geläuterten Lebensauffassung. Der Stil ist schlicht und knapp. Die geschickten, zum Theil wirkungsvollen Illustrationen dienen dem Buche zu weiterer Empfehlung. Locella.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 55. Donnerstag, den 7. Mai. 1896.

Neapolitanische Kirchen.

Von Dr. Karl Camillo Schneider.

Die neapolitanischen Kirchen können in Reinheit und Vollkommenheit des Baustils ebensowenig wie im Kunstwerth der in ihnen enthaltenen Fresken und Skulpturen mit den römischen wetteifern, bieten aber doch großes Interesse, weil sie den Charakter der lebensfrohen Bevölkerung getreu wiederspiegeln. Unter dem Einfluß eines meist heiteren Himmels sind die beim Bau der einzelnen Kirchen geplanten Stilarten fast sämmtlich mehr oder weniger verändert worden und man darf im Allgemeinen sagen, daß der Ernst und die erhebende Feierlichkeit consequent durchgeführter gothischer und romanischer Bauwerke oder solcher der Renaissance zurückgesetzt wurde gegen reiche, gefällige Formen und gegen lebhafte, prächtige Ausstattung im Innern, der man zumeist Geschmack nicht nachrühmen kann. Da jedoch Neapel, außer in seinem, allerdings hoch bedeutsamen Museum, Kunstschätze nur in den Kirchen besitzt und Kirchen- und Volksleben hier so innig verfließt, wie kaum anderwärts, so darf der das Volk studirende Fremde immerhin bei einem „giro" durch die hiesigen Kirchen Ausbeute genug erwarten und wird vor Allem die eigentlich neapolitanische Kunst erst richtig verstehen und kennen lernen.

Früh Morgens 8 Uhr ging ich, schon weil um 11 oder 12 Uhr die Kirchen geschlossen werden, zuerst in S. Francesco di Paola auf der Piazza del Plebiscito, dem Schloß gegenüber, wo außer dem Sakristan in dem schönen, runden Raum, einer Nachahmung des Pantheons in Rom, Niemand anwesend war. Die von außen niedrige, plumpe Kuppel, deren Wirkung durch höher dahinter gelegene Gebäude verloren geht, erscheint von Innen durch die perspectivisch nach oben verkleinerte Cassettirung leicht und luftig, im gleichen Sinne wirken ihre Träger, 30 schöne korinthische Säulen aus gelbgeflecktem Marmor; dieser erfreuliche Eindruck wird aber durch geschmacklose Malereien in den Nischen und über dem Fries, auf welchem Fruchtranken im Relief zwischen griechischen Altären sich wiegen, sowie durch die unten vor den Säulen stehenden, dem Barockstil angehörigen Heiligenstatuen wieder verdorben. Eins der Oelgemälde zeigt die Jungfrau Maria in Glorie von Engeln mit kunstvoll gebranntem Haar umschwebt, und auf verschiedenen der oberen, monochromen Fresken strecken Päpste und Heilige Aerme, deren Länge mehr einem Orang geziemt, segnend über die Völker aus. Zwei kleine, anscheinend antike Säulen aus ägyptischer, dunkler Breccie, darauf die Altarleuchter stehen, contrastiren würdig mit diesem, mehr eleganten, als ernsten Kirchen-innern, das wesentlich durch Entfernung der Statuen und durch bessere Gemälde gewinnen würde. Viel schöner ist das in weißem Marmor davor aufgeführte hohe Atrium mit 10 schlanken, jonischen Säulen, die in 3 Reihen, zuvörderst am Abstieg zum Platz 6, dahinter je 2, den Kircheneingang flankiren; hier und unter den seitwärts angrenzenden, halbkreisförmigen Säulencolonnaden ist ein ruhiger Aufenthalt, wo an Sommerabenden viele Neapolitaner sich auf den Treppen lagern, während andere das Springbrunnbecken vor dem Schlosse umgeben oder neben den grün gewordenen, bedächtig ausschreitenden Königsrossen von Canova spazieren gehen. Mein nächstes Ziel bildete die Kirche S. Giacomo degli Spagnuoli neben dem Municipium, die leider aber verschlossen war. An der nahe in Strada Medina gelegenen alten Kirche Incoronata ging ich zuerst vorbei, weil sie sich aus den umgebenden Häusern nur durch ein unscheinbares, noch dazu unter Straßenhöhe befindliches Portal markirt, und trat in eine andere, anscheinend an richtiger Stelle gelegene Kirche ein, die aber nichts von den gesuchten Giotto'schen Fresken enthielt. In der Altstadt liegen die Gotteshäuser oft so eng, daß man, weil eines auf der von Baedeker angegebenen Stelle sich befindet, nicht auf seine Identität mit dem gesuchten schwören darf. Zurückgehend und die Treppe hinabsteigend trat ich in eine niedrige, stark verräucherte Kapelle, wie üblich im Barockstil mit übermäßig vorspringenden Gesimsen, getheilten Bögen, lebhaften Schnörkeln und auffallender, bunter Ausstattung, wo eben ein junger, noch ungeübter Priester von steifer, ernster Haltung, mit wenig Haaren auf dem Kopfe und mit lilafarbenem, gelbgestreiftem Ueberwurf über den Schultern, an einem Altar Messe zu lesen begann. Der Sakristan, dessen ich bedurfte, um zu den über der Orgel gelegenen und verschlossenen Fresken zu gelangen, secundirte im Ueberzieher den Priester, welcher die vorgeschriebenen Handbewegungen sehr peinlich und ungeschickt ausführte; er schielte von Zeit zu Zeit zu mir herüber. Ich setzte mich an eine Säule, um zu warten, nahe einer alten, den Rosenkranz abbetenden Frau, die das ganze Publicum bildete. Ein Mann und ein Knabe kamen noch, traten zum Sakristan, ziemlich laut schwatzend, und da ich nun auch diesem meine Absicht zu verstehen gab, übernahmen jene das Führeramt und geleiteten mich eine sehr enge Wendeltreppe hinan in den niedrigen, düstren Raum, wo der arme Giotto oder vielmehr einer seiner Schüler die undankbare Mühe hatte, die verzwickten Bogenwinkel mit Fresken auszufüllen. Vorzüglich gelang dies dem genialen Maler, dessen etwas steif, aber gut gezeichnete Figuren mit meist hartem, aber stets durchgeistigtem und manchmal recht schönem Gesichtsausdruck sich zu abgeschlossenen Bildern gruppiren, wozu eine vorzügliche Architektur den Hintergrund und die Umrahmung liefert. Die Farben sind überall, wo die Wandung nicht beschädigt wurde, vollständig frisch und zeigen die denkbar sauberste und peinlichste Ausführung, so daß die üble Unterbringung dieser werthvollen Denkmäler aus den Anfangszeiten der Kunst (ca. 1350) sehr bedauert werden muß. Einige Gestalten, unter denen besonders ein Mädchen von ungezwungener Haltung, schönem Ansehen und lebensvollem, edlen Ausdruck hervorragt, zeigen den Künstler weit über den Banden der Schule stehend. Andere Fresken, ebenfalls in Giottesker Manier, enthält die Kapelle del Crocefisso, doch sind die Figuren größer und, obwohl freier, doch gezierter, und die Compositionen gehaltloser, sich in die Breite verlierend, während die Farben, unter denen braun und ein dunkles Roth besonders allgemein, dieselben sind. — Vor S. Maria la Nuova, zu der es in einer Seitenstraße von S. Giuseppe auf breiter, umgitterter Freitreppe rechts seitwärts hinaufgeht, konnte man — es war am 22. December — ganze Garnituren von Salonsophas und Polsterstühlen, überzogen mit buntfarbigen Stoffen, kaufen. Die Façade ist alt und schlicht; neben der Thür stehen ein paar schöne, dunkle korinthische Säulen mittlerer Größe. Der stilvolle Innenbau gewinnt durch gut abgetönte Deckengemälde wie durch andere bessere Kunstwerke ziemlichen Ernst, die Bilder sind von verschiedenen Künstlern, Santafede, Simone Papa, Corenzio, haben aber das Eigenthümliche an sich, daß sie schwer nach den Malern zu unterscheiden sind. Wer in der Kenntniß der Eigenheiten letzterer nicht sehr geübt ist, wird anfangs immer glauben, denselben zu sehen, denn auch auf die Malerei äußerte die hiesige Natur bedeutenden Einfluß, indem die Fähigkeit, effectvolle, gut aufgebaute Compositionen mit lebendigen, angenehm geformten Figuren und mit weichen Farben auf große Flächen schnell hinzuwerfen, Allgemeingut ward, während innere Vertiefung, scharfe Charakterisirung und venetianischer Farbenschmelz mangeln. Auch in der Kunst waren die Neapolitaner

leichtlebig. Am raschesten noch lernte ich die Maler an der Größe der Bildfiguren und an der Schattengebung unterscheiden; auch eingehende Betrachtung der neapolitanischen Schule im Museum hilft wenig, weil mehrfach in ganz verschiedener Art ausgeführte Gemälde einem Künstler zugeschrieben werden und weil manche, z. B. Luca Giordano, bald im Stil Paolo Veronese's, bald Tizian's, ja sogar Albrecht Dürer's malten. Rechts in der ersten Kapelle hängt ein früher dem Michelangelo zugeschriebener Erzengel Michael, der nach der theatralischen Manier, wie er den Teufel mit einer Lanze durchbohren will, auch neapolitanischen Ursprungs sein kann; einfach, ernst und düster ist dagegen eine Kreuzigung von Marco da Siena. Im rechten Kreuzschiff ist rechts das einer Kuchenmulde ähnliche Marmorgrabmal des Galeazzo Sanseverino, gegenüber ein schönes, dunkles, hölzernes Crucifix von Giovanni da Nola, vor welchem ein Pfaffe eifrig auf ein wenig zahlreiches Publicum hineinpredigte und fortwährend dabei ausspuckte. — Monte Oliveto, nicht weit von der Hauptpost gelegen, ist durch seine Skulpturen von Interesse. Auf einem schönen Altar gleich rechts (von Maiano 1489) sieht man vor der andächtigen Jungfrau den verkündigenden Engel, welcher trotz seiner steinernen Natur mit über der Brust zusammengelegten Armen sehr leicht und natürlich zu schweben scheint. Auf einem andern links — von Rosellino, wie Baedeker, von Donatello, wie der freundliche, gut unterrichtete Sakristan sagte — tanzen über der die Geburt Christi darstellenden Gruppe 9 Engel lustig auf Wolken, wobei ihre leichten Gewänder seltsame Falten, wie die eines alten schweren Soldatenmantels, schlagen. In der Kapelle des h. Grabes hat Modanino (1492) eine Gruppe von sechs lebensgroßen, um den Leichnam Christi wehklagenden Terracottafiguren aufgestellt, die, als Bildnisse von Zeitgenossen und Genossinnen des Künstlers, seinem Geschmack keine Ehre erweisen, denn Alle sind von bedeutender Häßlichkeit und der Künstler selbst vermehrte diese noch dadurch, daß er der einen, Magdalena, sehr unschön den Mund aufsperrte. Angenehm wirken dagegen Holzmosaiken (von Angelo von Verona) an den Chorstühlen des ehemaligen Capitelsaals im anstoßenden Benedictinerkloster, welche die verschiedensten Gegenstände, Thiere, Landschaften, Menschen mit liebevoller Mühgebung ausgeführt zeigen. Ein Kaninchen sitzt höchst würdevoll da mit langen, aus feinen Holzsplittern gefertigten Schnurrbarthaaren, etwas ungelenk sind die Fingerglieder eines Mönchs, dagegen peinlich genau die dünnen Stengelchen eines Vogelkäfigs, der Schmuck auf einem Papsthut, die Federn und Schnäbel von Vögeln, Laub, Uhrwerk, Gefäße, Sanduhr, Instrumente, Kirchenfronten; besonders geschickt ist aber Gras, Steinboden und Gebüsch mit Benutzung der Bohrgänge von Käfern und Larven im Holze dargestellt. Der Hochaltar besteht, wie auch in vielen anderen Kirchen, aus bunter, sogenannter Florentiner Marmormosaik, war aber von Sträußen künstlicher Blumen und von Behängen fast ganz verdeckt. Noch zu erwähnen ist in einer Kapelle links ein Altarbild von Massimo Stazione in den üblichen weichen, unbestimmten Farben und Formen, nahebei in Marmor ein an eine Säule gefesselter Christus, der, verfolgt und gepeitscht von 4 Schergen, mit diesen um die Säule herumzurennen scheint. — Vor der im Rusticastil erbauten, sich nach oben zu verjüngenden Façade von Gesù Nuovo, die aussieht, als wäre sie mit altersschwarzen, vierkantigen, oben schwach zugespitzten Nägeln bespickt, hatte neben einer barocken Mariensäule ein Zauberkünstler auf der Erde mit Kreide einen weiten, dicht von Publicum umstandenen Kreis gezogen und begann eben seinem verschlafenen, struppigen, grünen Papagei geheimnißvolle Dinge zu suggeriren, welcher Manipulation auch ein munterer, braunbekutteter Barfüßler verschmitzt lächelnd zusah. An der inneren Kirchenthür standen, da nun der Kirchenbesuch ein reichlicher geworden war, eine Anzahl bettelnder alter Frauen. Gesù Nuovo gefällt mir unter allen Neapeler Kirchen, trotz der ihr von Baedeker gewidmeten geringen Aufmerksamkeit, am besten, weil die hier voll entwickelte Eigenart Neapels sich mit dem Baustil gut vereinigte. In den Winkeln eines griechischen, breit angelegten Kreuzes tragen vier kräftige, doch nicht plumpe, Pfeiler die hohe cassettirte Kuppel; die Kreuzschenkel werden überdeckt von Tonnengewölben und die vier, das Parallelogramm ausfüllenden großen Kapellen von ausgemalten Kuppeln. Alle Flächen sind mit buntfarbigem Marmor und mit farbensatten Gemälden, die Cassettenränder der Gewölbe mit Goldschmuck bekleidet, der Altar ist mit Ueberfülle von Schmuck bedacht, indessen ist diese Ausstattung nicht aufdringlich, die Ornamentik den großen Räumen angepaßt, die Farben sind nicht grell, die Bilder nicht gedankenlos, so daß das Ganze reich, doch nicht eigentlich prunkend, vielmehr angenehm lebendig erscheint. Die Bilder drücken alle heiteres, paradiesisches Leben aus, doch wirkt es ziemlich spaßhaft, wenn auf der großen Freske von Solimena über der Thür, die Geschichte Heliodor's darstellend, ein Engel sehr gemächlich mit dem Stab auf possirlich sich kugelnde Menschen einschlägt und ein mächtiger Schimmel beim Sprung vorsichtig umherschaut, daß er Niemand trete. Von bedeutenderem Werthe sind am Altar zwei leuchtertragende, zarte Engel auf schmalem, mit einem Adler verziertem Piedestal, das von Löwe und Ochse getragen wird, Alles aus schneeigem Marmor; außerdem ist ein Tafelgemälde zu erwähnen, rechts im Kreuz, mit der Madonna, die einem Heiligen den Rosenkranz giebt, sauber ausgeführt, von schlichten Farben, gedankenernst, weit besser als die Fresken. Als ich an der linken Seite der innern Thür hinausgehen wollte, rannte eine Frau auf mich zu, mich bedeutend, daß man rechts gehen müsse: kaum war ich draußen, bettelte sie mich an und über ihren Kunstkniff lachend, konnte ich nicht umhin, ihr etwas zu spenden. Nach ein paar Schritten die Straße entlang, tritt man durch einen Durchgang auf den Freiplatz vor der, 1310 von Robert dem Weisen gegründeten Santa Chiara, die eine Art gothischen Vorbau, darüber ein großes Rosettenfenster und seitwärts Strebepfeiler hat, im Innern aber erdenklich barock-geschmacklos und nichtssagend ist. Es wurde gerade der Fußboden gereinigt, und ein Mönch putzte eifrig an einem Bronzegeländer. Die vier großen Deckengemälde gleichen sich in der Ausführung wie ein Ei dem andern, doch sind die ersten beiden von Conca — auf dem zweiten sieht man David mit der Harfe trotz seiner Königskrone wie einen Besessenen umhertanzen —, das dritte von Bonito und das vierte von Nura, alle aber lebhaft, hell, gefällig, nur das vierte ist etwas gehaltener. In schroffem Gegensatz dazu steht ein Streifen kleiner, weißer Reliefs auf dunklem Grund an der Orgelbrüstung, worauf das Leben der h. Katharina in geruhigen, gut skizzirten Figuren dargestellt ist; dann gilt das von einigen alten Grabmälern in einer Kapelle links (14. Jahrhundert) mit Personen von ganz gezwungener Haltung und starren Gesichtern, die jedes jedoch eine Absicht des Künstlers andeuten; weiterhin sieht man an der, von kleinen Löwen getragenen Kanzel die eckige Darstellung vom Martyrium einiger Heiligen, die einerseits von grimmigen Schergen zerhackt, auf der anderen in einem kleinen Topf von drunter glühroth züngelnden Flammen geschmort werden, trotzdem man nicht begreift, wie der Unterkörper drin Platz finden kann. Hat man die Marter überstanden, das anzusehen, so winkt zur Erquickung ein griechischer Sarkophag mit kleinen, aber so schönen, wunderbar lebensvollen und technisch tadellos ausgearbeiteten Figuren, wie eben nur die antike Kunst es zu schaffen vermochte. Der uns schon bekannte Giovanni da Nola errichtete am Ausgang der linken Seitenthür ein hübsches Denkmal für die Antonia Gandino, welche 14 Jahre alt am Hochzeitstag starb und durch eine lange, lateinische Grabschrift verherrlicht wurde; für ein Denkmal des jungen Mädchens ist wenig schmeichelhaft ein unten angebrachter Todtenkopf mit Zahnlücken. Hinter und neben dem Hochaltar sind die nach herkömmlichem Stil würdig, aber langweilig ausgeführten Grabmäler Robert's des Weisen († 1343) und seiner Kinder als prächtige, architektonische Coulissen mit den Särgen und Figuren der Fürstlichkeiten und des Hofstaates. Im linken Querschiff ist noch das Denkmal der Paolina Ranieri, Leopardi's Pflegerin, mit durchgeistigter, zarter, lebensgroßer Figur, ausgeführt von Solari 1878. — In derselben Straße am Largo S. Domenico kommt man linker Hand zu einer Hauptkirche Neapels, S. Domenico Maggiore, von der hier die Rückwand des im gothischen Stil erbauten, oben über den hohen Fenstern unschön abgeschnittenen, recht unscheinbaren Chores sichtbar ist. Links die breite Treppe führt in einen Theil der älteren, 1289 von Karl II. angelegten Kirche mit vielen Grabmälern, sie grenzt wiederum an das rechte Kreuzschiff, und da der Langbau aus drei nicht besonders weiten Schiffen mit dicken, trockenen, gothischen Pfeilern besteht, fällt es Anfangs schwer sich zu orientiren. Zunächst im Kreuzschiff ist lobenswerth der ernste, schmale, ausdrucksvolle Kopf des G. Pandone mit kräftig vortretender Stirn, ausgeführt von G. da Nola, der in dieser Kirche überhaupt seine Hauptthätigkeit entfaltet zu haben scheint und sie, wie viele andere noch, mit wirkungsvollen, in sich geschlossenen, meist schönen Denkmälern schmückte. Am Hochrelief der Kapelle S. Maria della Neve stellte er gar sittig die Madonna, Matthäus und Johannes d. T. recht lebendig dar; etwas zu realistisch ist eine andere, einzelne Statue von Johannes

dem Täufer in der vierten Kapelle links. Neben dem Altar aus Florentiner Mosaik liegen an den beiderseits zur Krypta hinabführenden Treppen Löwen, alten, lombardischen Stils, die ersichtlich von starkem Magenweh gequält werden. Sehr unschön wirkt in der siebenten Kapelle links das Grabmal eines Ritters, der mit dem Rücken der Wand angeheftet dargestellt ist und jeden Augenblick herabzufallen scheint. Von Bildern zu erwähnen wäre in gleicher Kapelle die Marter der h. Katharina von Pistoja, ernst und in gedämpften Farben gehalten, und in der ersten Kapelle eine h. Familie angeblich von A. da Salerno, dem besten Maler der hiesigen Schule, an dessen Art sie durchaus nicht erinnert, sowie Christus, den h. Josef krönend, von Luca Giordano, flott, nett und gehaltlos wie alle Bilder des Künstlers. Die Kirche selbst, wo nüchterne Gothik von einer flachen, goldstrotzenden Decke verunstaltet wird, wirkt abstoßend. In der zweiten Kapelle links predigte gerade ein älterer höherer Geistlicher vor zahlreichem Publicum, das bis ins Seitenschiff hinein den Raum erfüllte. Zumeist waren Damen anwesend, jede hatte vor sich noch einen leeren Stuhl, an dessen Lehne sie sich beim Niederknieen anhielt.

SS. Severino e Sosio liegt nahe der Universität in arbeitsamer Gegend, wo Schmiede, Tischler, Drechsler, Weber geräuschvoll in den fensterlosen Werkstätten und auf dem Pflaster des engen Gäßchens hantiren, daß es zwischen den hohen, vierstöckigen Häuserwänden gewaltig dröhnt. Vom Universitätsportal geht man geradaus, vorbei an der rechts gelegenen, nackten, röthlichgelb beworfenen Wand der Kirche S. Marcellino, von deren oberem Rand Grasbüschel herabhängen; an einer Stelle ist die Gasse durch Stützgemäuer für eine gegenüberliegende, baufällige Front zu schmaler auf- und absteigender Treppe verschmälert; von dieser aus bietet sich ein hübscher Blick auf die freistehende, echt neapolitanische Kirche S. Severino, zwischen deren seitliche Strebebögen in Höhe der oberen Fenster die Sonne kräftige Lichter und Schatten hineinwarf. Die typische Façade, die man auf dem umgitterten Vorraum gut betrachten kann, zeigt neben hoher Thür zwei Fenster, drüber im verschmälerten Obergeschoß ein Fenster, zu beiden Seiten die üblichen eingekrümmten Bögen und als oberen Abschluß ein niedriges Dreieck mit eisernem Kreuze. Am Eingang standen viele Bettler, im Inneren predigte ein Geistlicher im bunten Ueberwurf fabelhaft geschwind und monoton, als begleitende Geste oft schnell die rechte Hand spreizend oder schüttelnd. Um den überfluthenden Strom seiner Beredtsamkeit neu zu beleben, blickte er zeitweis in die links gehaltenen Aufzeichnungen; bei Steigerung der Rede markirte er nicht einzelne Worte, sondern ließ die ganzen Sätze nach und nach anschwellen, daß es schließlich wie Geheul klang. Nahe der Kanzel hängen einige lebhafte moderne Bilder, Scenen aus dem profanen Leben darstellend, die eher in ein Museum passen würden. Zum bunten, unbedeutenden Wand- und Säulenschmuck gesellen sich gefällige Deckenfresken von Corenzio, ähnlich denen Solimena's in Gesù Nuovo licht gehalten, gut aufgebaut, die Figuren sind lebendig, im Ganzen aber nichtssagend, ohne innere Vertiefung und Farbenschmelz. Wahre Freude bereitet dagegen ein schönes sechstheiliges Altarbild von Andrea da Salerno mit edlen, warm empfundenen Figuren, sowie das Grabmal des Admirals Vincenzo Carafa im linken Querschiff. Hier beichtete im Winkel eine dicke, braun gekleidete Nonne, zu deren Geständnissen der Priester ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. In der äußerlich modernen, unauffälligen Kirche S. Angelo a Nilo nahe S. Domenico Maggiore ist ein Versuch gemacht, die beliebten, gothischen Grabmäler (deren schönstes in S. Giovanni a Carbonara, siehe später) in den Renaissancestil zu übertragen, wobei indessen der Grundplan der alte blieb und nur an dem zweistöckigen Ausbau statt der steifen, leistenartigen Halbsäulen und sonstigen, aufstrebenden Ornamentik zwei korinthische Säulen angebracht wurden, wozu am Postament, darauf der Sarg ruht, Fries und Architrav nach antiken Mustern kamen, wodurch ein wenig gefälliges Zwitterwerk entstand. Eine breite, hohe Freitreppe führt zu der ausgedehnten, wie üblich oben verjüngten Façade von S. Paolo Maggiore, vor der zwei schöne, antike, korinthische Säulen, mit ihrem Gebälk in die Wand eingefügt, stehen, als letzte Reste eines hier früher befindlichen, durch das Erdbeben von 1688 zerstörten Tempels des Kastor und Pollux. Das dreischiffige Innere erinnert in der Ausstattung an Gesù Nuovo, nur sind die Verhältnisse kleiner und nicht so angenehm, die Bilder unbedeutender, so daß sich der dort glücklich vermiedene Eindruck auffälliger Buntheit ergiebt. An den dicken, durch Bogen verbundenen Trägern der Schiffe ziehen korinthische Scheinpfeiler aus geflecktem Marmor empor, an denen acht helle, eingelegte, schmale Längsstreifen Cannellirung vortäuschen; die Capitäle wie die Deckenornamente sind vergoldet, die vier Kuppeln in den Seitenschiffen mit gemalten Arabesken geschmückt. Alle übrigen Flächen über den genannten Bögen, zwischen den oberen Fenstern, an der Decke, über der Thür und in den Kapellen tragen inhaltslose Gemälde von Corenzio, Stanzioni und Solimena, unter denen ein dunkelgehaltenes Tafelbild neben dem Hochaltar (wahrscheinlich von Siena) Christus zeigt, dem die Priester zur Steigerung der Wirkung zwei goldene Kronen, ein Halsband mit Orden, goldnen Gürtel und neben dem Haupt zwei fliegende, goldene Engel aufklebten. In einer Kapelle befinden sich unter Glas Unmengen vergoldeten Zierrates, wie er bei Decorirung der Kirche oder bei Processionen auf der Straße verwendet wird. Hinter dem Hochaltar ist siebenmal ein Heiliger in theatralischer Haltung dargestellt, den charakteristischen Kopf bald geziert rechts oder links geneigt, vor Engeln, Papst, Menschengruppen oder in der Einsamkeit betend. Um zum Kreuzgang zu gelangen, redete ich in der Sakristei einen netten jungen Geistlichen an, der sich offenbar erst besinnen mußte, daß dort etwas Sehenswerthes sei; auf seine Wegangabe hin kam ich sogar in zwei Kreuzgänge, deren einer, ziemlich verwildert, ein niedliches Idyll mit Orangenbäumen und Buschwerk bildete, wo gemächlich ein Schleifer Sägenzähne ausfeilte, während der andere, noch mehr verwahrlost, 24 schöne, mit Wäscheleinen verbundene, antike Granitsäulen und in der Mitte eine Marmorcisterne mit zwei dunkelgrünen, jonischen Säulchen und zierlichem Architrav enthielt. Von hier ins Freie und um die Kirche herum wieder zur Façade gelangend, mußte ich, wie zumeist, constatiren, daß man in Neapel vom Kirchenäußeren absolut keine Vorstellung gewinnen kann. — Rechts neben der nahen S. Lorenzo, die direct in Wohnhäuser eingebaut ist, steht ein stattlicher, ernster Glockenthurm im Renaissancestil, der jetzt die Centralstation für die Guardien, die städtische Polizei, enthält. Das Innere der Kirche hat etwas Liebliches. Das einzige, sehr breite, flach gedeckte Schiff, unten an der Wand schön gelblich abgetönt, mit Bögen vor den Kapellen und mit hohen, jonischen Säulen rechts und links vor dem Kreuzschiff, oben hell mit etwas barocken Fenstern, endet in einem dunkelbraunen, weiten, romanischen Querbogen, der über den jonischen Säulen auf kleineren, älteren aufruht und jenseits der schönen Wölbung vollen Blick auf den anmuthigen gothischen Chor gewährt, in dessen oberes Halbrund sieben leichte, mit Fenstern ausgefüllte Spitzbogen rhythmisch einstrahlen, so die Tiefe des Bildes köstlich belebend. Zum Entzücken ist hier die ursprünglich romanisch-gothische Anlage von der Renaissance bemeistert; die wichtigen Constructionsbögen sind in gefälligen Schmuck umgewandelt. Ein wenig gestört wird der reine, lichte Eindruck durch die schwülstige Form des braunen, jedoch mit guten Reliefs von Nola versehenen Altarausbaues vor dem Chor. Ueber dem inneren Portal befindet sich ein eigenthümliches Bild von Vinz. Corso mit Jesus und S. Franciscus, die Beide in den Wolken Kreuze schleppen, rechts eine andere, merkwürdige Darstellung des S. Franciscus, der auf Goldgrund sehr ungestaltet und mit kaum erkennbarem Gesicht dasteht; neben ihm kniet ein schön und kräftig profilirter Geistlicher. Im stark vernachlässigten und verbauten Rundgang hinter dem Hochaltar sind einige steife, gebräunte Grabmäler ehemalig neapolitanischer Fürstlichkeiten, an deren Postamenten sich Löwen die Glieder verrenken. Bei S. Filippo Neri erwartet nach dem wenig befriedigenden Anblick der typisch neapolitanischen Façade, wo oben rechts und links zwei Heilige barock sich krümmen, eine angenehme Ueberraschung, denn dunkle, schöne, schlanke Granitsäulen tragen, durch leichte Bögen verbunden, das Mittelschiff und erweckten mir — das einzige Mal in Neapel —, besonders bei Vermeidung des Blickes auf das im Stile von S. Paolo überladen ausgestattete Querschiff, eine feierliche Empfindung. Oben im Mittelschiff rechts und links sind geschmackvolle Fenster von feinen, vergoldeten Ornamenten umgeben, ebenso angenehm wirken die Deckencassetten und das schöne Chorgesims; der Hochaltar gleicht, abweichend vom herkömmlichen Stil, einer Tempelfront mit je zwei rothen jonisch-korinthischen Säulen; in der Mitte befindet sich ein gehaltvolles, gediegenes Bild, darauf zart und lieblich die Jungfrau mit dem Kind und mit Anbetern in 3 Schichten übereinander dargestellt. Dieses gute Bild erwähnt Baedeker gar nicht, dagegen führt er in langer Reihe die Meister der in der Sakristei aufgehängten Gemälde an, obgleich an diesen gar nichts Lobenswerthes ist und die Autornamen wahrscheinlich zum Theil unzu-

treffend sind. Giordano's große Freske über der Thür, die Austreibung der Verkäufer aus dem Tempel zu Jerusalem darstellend, ist typisch für den Künstler. Viele gut herausgearbeitete, besonders von fern gesehen wirkungsvolle Einzelgruppen, eine kräftige Männerfigur Stoffe tragend, Frau mit säugendem Kinde, Händler, die rasch noch einige Waaren aufraffen, Christus im Centrum von Glorienschein umgeben, geschickt angebrachte Architektur, alles Das erregt Interesse; aber in den einzelnen Gesichtern ist durchaus keine zum Vorkommniß in Beziehung stehende Empfindung zu lesen, man frägt sich bald, warum denn diese übermäßige Aufregung, und schließlich erscheinen einige blökende, ängstlich die Treppen herabspringende Schafe als die einzig finngemäßen Figuren des großen Bildes. Sehr ansprechend ist eine Maria von Guido Reni in der vierten Kapelle links, welche als lebensfrische, prächtig gekleidete Jungfrau zum Himmel aufschwebt. — Nach wenigen Schritten von S. Neri aus betritt man die neue Via del Duomo und hat hier gleich die rechter Hand etwas zurückstehende, von Baugerüst verdeckte Domfaçade vor Augen, an der schon lange gebaut wurde und vermuthlich auch weiterhin noch lange gebaut werden wird, weil, wie zu lesen: „Il restauro della facciata del duomo è opera della carità." Um das fromme Publicum noch mehr zu gewinnen, zeigt im Innern gleich links ein zierliches Modell, wie schön das Alles später einmal sein wird. Es ist romanischer, gothischer und Renaissance-Stil zu ganz freundlicher Wirkung zusammengewürfelt; durch seitliche hohe Thürme, spitze Giebeldreiecke und kräftiges Vorrücken einzelner Längsglieder bekommt die Front etwas Aufwärtsstrebendes, was ja dem gothischen Innern entsprechen würde, aber die viel schärfer entwickelten Querlinien beweisen sofort, wie wenig der deutsche Stil im Süden Verständniß findet. Innen sind gothisch eigentlich auch nur die hohen, engen Verhältnisse, die dünnen Halbsäulen an den griechischen Pfeilern und drüber die Spitzbogenfenster. Sowohl das Mittel- wie das Querschiff haben flache Decken mit Gemälden in den großen Cassetten; Chor und Hochaltar sind in geschmackloser Renaissance und vergoldet aufgeführt. Fünf violettgekleidete Geistliche sangen hier aus riesigen Notenbüchern bei anscheinend vorzüglicher Akustik so gewaltig, daß die ganze Kirche von jeder Einzelstimme erfüllt ward und man jedes Wort ohne störende Echoklänge deutlich vernahm. Die häufig verschlossene, von Baedeker mit Stern ausgezeichnete Kapelle des heiligen Januarius, wo in zwei Gefäßen das Blut des Heiligen aufbewahrt und drei Mal jährlich flüssig gemacht wird, was die Auspicien des Jahres bestimmt, fand ich zwar offen, indessen die fünf Oelgemälde von Domenichino, das jedenfalls einzige, künstlerisch Werthvolle darin, waren mit violettem Stoff verhangen und der unfreundliche, von seiner Würde stark überzeugte Custos dachte gar nicht daran, sie selbst gegen Trinkgeld zu enthüllen, was ja in Rom anstandslos stets geschieht. Die Vorhänge würden nur bei Anwesenheit von Mitgliedern des königlichen Hauses entfernt; diese Bestimmung kam mir sehr sonderbar vor, ich glaube eher an eine angeborne Unliebenswürdigkeit beim Custoden. Im Uebrigen erschien mir die Kapelle sammt ihren hohen Messingthüren geschmacklos prächtig und überladen mit Schmuck. In der höchst sehenswerthen Krypta fällt ein dicker Führer die Fremden an, der, so absurd es klingen mag, auf energische Abweisung von meiner Seite hin sich über die ihm widerfahrene schlechte Behandlung beklagte und seine Zudringlichkeit eine „gentile", freundliche Anerbietung zur Unterstützung der rath- und hilflosen Kirchenbesucher nannte; ein anderer Kirchendiener winkte ihm aber ab. Reizende Ornamente in Marmor mit dazwischen vertheilten Figuren überziehen die niedrigen Wände und zwei Reihen schöner antiker Säulen tragen die gleichfalls zierlich geschmückte Marmordecke. An einigen Flächen finden sich antike Ornamente, leicht erkenntlich an der vollendeten Behandlung mythologischer Figuren, wie Delphine, Faunen, eine Medusenmaske, Hirtenknaben, die auf der Doppelflöte spielen, eine Frau auf antik-zweirädrigem, von zwei Jünglingen gezogenen Wagen; auch an der Bronzethür sind ähnliche Reliefs, besonders auffällig in der Mitte eine Waage mit Gewichten in Kopfform. Nach Baedeker rührt die gesammte Ornamentirung der Krypta von Tommaso Malvito (1504) her, es ist indessen anzunehmen, daß Malvito's Arbeit nur in einer geschickten Nachahmung der griechischen Originale bestand. Die in einem Winkel knieende Statue des Januarius zeigt einen interessanten, scharf geschnittnen Charakterkopf. Von den Deckenbildern des Doms sind die ovalen von Vinc. da Forti, die viereckigen von Santafede, die an den Seitenwänden von Giordano und seinen Schülern; diese Verschiedenheit der Unterbringung schien mir das einzige Mittel, die Autoren zu unterscheiden. Wie anders dagegen ein Bild des Florentiners Perugino, des Lehrers von Rafael, wo zwar viel Schule ist, z. B. eine leichte Seitwärtshaltung der schönen rafaelesken Gesichter, wozu noch die Umrahmung der Mutter Gottes durch goldnes Oval im Bilde selbst kommt, wo auch sinniges, gemüthvolles Leben genug und last not least schöne Landschaft ist, in welcher Hinsicht die Neapolitaner bis auf Andrea da Salerno, ihren Meister, sämmtlich Pfuscher geblieben sind. — In der angrenzenden Santa Restituta sieht man ein gutes, stellenweis etwas verzeichnetes Bild von Silvestro Buono, einige antike, glatte korinthische Säulen, dann das erste Mosaik Neapels mit den üblichen steifen, schielenden Heiligen und in der gleichen Kapelle noch zwei alte Reliefstafeln, die je aus 15 Abtheilungen bestehen, links die Geschichte Josef's, rechts die des h. Januarius, Simson's und h. Georg's in eckigen Figuren und Gruppen darstellen. Da sitzt Januarius gemüthlich im Ofen, Simson zerschlägt ohne sich zu beeilen mit dem Eselkinnbacken die Kinnbacken der Feinde und der h. Georg sticht gravitätisch auf einen Hirsch, welcher den Kopf unnatürlich verdreht. Eine der interessantesten Kirchen ist die kleine, unscheinbare S. Giovanni a Carbonara, links von der Porta Capuana über ziemlich stiller Straße einsam gelegen. Die Treppe hinaufsteigend sieht man eine unbedeutende Wand mit sechs Fenstern, deren oberes rechts grüne Jalousien trägt, so daß es wie die untern andern kaum an eine Kirche gemahnt. Innen war ein blumenbedeckter Sarg aufgebaut, der, wie mir der Castellan gewissenhaft mittheilte, eine Frau von 48 Jahren zu Grabe trug; der stattfindenden Ceremonie wegen konnte ich den wichtigsten Theil der Kirche nicht betrachten, doch war ich darüber schon von einem früheren Besuch her orientirt. Bei den quäkenden Tenortönen eines Geistlichen musterte ich das berühmte Grabmal des Königs Ladislaus († 1414), das hinter dem Hochaltar bis zur Decke reicht, oben den König zu Pferd, darunter seinen Sarg mit der liegenden Gestalt, wieder darunter ihn nochmals, sitzend, und daneben die Königin Johanna zeigt. Das Verhältniß dieser und aller anderen, zahlreichen, sehr gut ausgeführten Figuren zu dem ganzen Bau, wie überhaupt dessen reicher, gothisch genannter, architektonischer Aufbau ist vortrefflich zu nennen; das Coulissenartige der meisten solchen Arbeiten verliert sich, man glaubt in die Tiefe des Bildwerks sehen zu können und wird durch jede Gestalt in bestimmter Weise vom Ganzen abgelenkt und also anregend unterhalten. Eigenthümlich berührt nur, wie die alten Künstler und Besteller solche Arbeiten an so schlechtem Ort aufstellen konnten, während in unserer Zeit ja für jedes neue Kunstwerk unbedingt zuerst der bestmögliche Platz gesucht oder gar künstlich geschaffen werden muß, auf dem das Kunstwerk manchmal selbst kläglich genug erscheint. Die als Rundtempel angelegte Kapelle der Caracciolo Rosso enthält bedeutsame Statuen und Reliefs von da Nola und Pietro della Plata; an dem kapellenartigen Altar di S. Giov. Evangelista sind gute Skulpturen gemüthlich dreinschauender Päpste; ganz hervorragend schön, lieblich und sinnig ist eine Madonna della Grazia von unbekanntem Meister und links vom Eingang zur Sakristei ein von Baedeker nicht erwähnter, kleinerer Altar mit sehr natürlich daliegendem Christuskind; dasselbe wird gehalten von Maria und Joseph, die ebenso wie die übrigen, lebendigen und ausdrucksvollen Figuren, unter denen sich eine charakteristische alte Frau und ein schöner Pharisäer befinden, ausgezeichnet den jüdischen Typus wiedergeben. Dieser schöne Altar ist wahrscheinlich neueren Datums. Das Beste, wenigstens meinem Geschmack nach, enthält zum Schluß die Capella del Sole, an deren Wänden Bisuccio aus Mailand, einer der letzten Schüler Giotto's, 1450 mit kindlicher Naivetät das Leben und die Wunder frommer Mönche malte, welche den Teufel nicht scheuten und allerhand Bestien zu ihren Diensten zwangen. Hier sind vor Allem zwei Gruppen musicirender Engel, deren einzelne Figuren, weil schiefgestellt und mit matten Farben gemalt, zuerst kaum auffallen, der genauen Betrachtung aber eine Fülle der lieblichsten, zartesten Gesichter zeigen, wie man sie sonst nur bei Florentiner Meistern antrifft.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 ₰, für auswärts mit 1 M. 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 56. Sonnabend, den 9. Mai. 1896.

Die Oertlichkeit der Varusschlacht.

Von Professor Dr. Eduard Heydenreich in Marburg.

Die Frage, wo der Cherusker Hermann die römischen Legionen unter Quintilius Varus schlug, gehört zu den schwierigsten der Weltgeschichte. Und doch haftet ein großes nationales Interesse daran, die Wahlplätze zu bestimmen, wo die Entscheidungsschlachten unserer frühesten Geschichte sich vollzogen haben. Wohl hat das dankbare deutsche Reich jenem großen Freiheitshelden im Lippischen Walde ein Denkmal errichtet; aber es ist so gut wie sicher, daß dies Monument, welches durch Bauart und Umgebung jeden Beschauer entzückt, an ganz falscher Stelle gebaut wurde. Gegen die Lage des Schlachtfeldes im Lippischen Walde spricht u. A., daß hier sicher eine römische Militärstraße gewesen ist, und daß, da die Römer das Gebirge durchquerten, sie hier in viel kürzerer Zeit, als nach dem Bericht des Dio vergangen sein muß, alle Schwierigkeiten des Weges hinter sich gehabt hätten. — Was die griechischen und römischen Schriftsteller überliefern, ist vielfach unklar und sehr verschiedener Auslegung fähig, ja zum Theil tendenziös entstellt. So besteht begründeter Verdacht, daß der Bericht des Dio eine zur Beschönigung der Niederlage für den römischen Senat zurechtgemachte Darstellung ist. Ein engherziger Localpatriotismus hat dann in der seit Clostermeier (1822) lawinenartig angewachsenen Literatur über die Kämpfe zwischen Römern und Deutschen in den Jahren 12 vor bis 16 nach Christus sein Möglichstes dazu beigetragen, den Thatbestand zu verdunkeln und zu verwirren. Man pflegte die heutigen Localverhältnisse mit den Darstellungen des Tacitus und den übrigen antiken Quellen möglichst in Einklang zu bringen, ohne die großen Veränderungen gebührend in Rechnung zu ziehen, welche Boden und Vegetation in den beinahe vollen zweitausend Jahren seit jenen Ereignissen erfahren haben. Wie groß aber diese Umgestaltungen gewesen sein müssen, lehren uns die ältesten Formen der deutschen Ortsnamen, wie sie die rastlos weiter arbeitende Forschung aus dem Staube der Archive ans Licht gezogen hat. Die sprachlichen Erklärungen dieser wichtigsten Quelle einer bisher noch ganz in Halbdunkel gehüllten Zeit haben bei den ungeheuren Fortschritten, welche die germanistische Philologie in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, ein helles Licht über die frühesten Zustände im Völkerleben und in der Natur Germaniens verbreitet. Wir wissen aus diesen Namen vielfach von Bäumen, Busch und Wald, wo jetzt nichts mehr davon zu sehen ist, oder von Wasserläufen und Gethier, wonach der Wanderer jetzt vergeblich ausschaut. Außerdem berichten die Chronisten noch von einzelnen Localitäten die Veränderungen der Bodenverhältnisse ausdrücklich. Es kommt hinzu, daß in den fraglichen Gegenden sich Dutzende von Schlachtfeldern finden, die mit den antiken Berichten in Einklang gebracht werden können. Mit vollem Recht machte daher derjenige Gelehrte, der, wie kein zweiter, der alten Roma Geschicke in deutscher Zunge seinem Volke nahegebracht hat, Theodor Mommsen[1]), geltend, daß nur neue Funde, bisher unbekannte Thatsachen die Frage nach der Oertlichkeit der Herrmanns- oder Varusschlacht wirklich fördern können. Eine solche neue Handhabe gewähren nun nach Mommsen die Münzfunde in der Gegend von Barenau. Diese seien schlechthin einzig in ihrer Art: 1) weil die Mehrzahl oder alle dort gefundenen Münzen aus der Zeit bis zu Augustus stammten; 2) durch ihre Menge; 3) endlich dadurch, daß sie zerstreut auf den Feldern und Wiesen, zum Theil unmittelbar unter der Oberfläche gefunden wurden, nicht etwa in Gräbern oder zusammen auf einem Haufen als vergrabener Schatz; sie könnten also nur von einem an dieser Stelle zur Zeit des Augustus vernichteten Heere stammen, d. h. von dem Heere des Varus. Die Beschaffenheit der Gegend passe: Wald, Berg, Sumpf und Engpaß seien vorhanden, es sei anzunehmen, daß Varus von Barenau schon ein bis zwei Tagemärsche nach Westen hinaus war, als der erste Angriff erfolgte, worauf er dann nach der Weser zurückzukommen versuchte, aber bei Barenau, also in der Nähe von Osnabrück, mit dem Reste des Heeres unterging.

Mommsen's Schrift über die Oertlichkeit der Varusschlacht hat den Streit nicht beendet, sondern erst recht wieder angefacht.[2]) In der That reicht der Barenauer Münzfund für sich allein nicht aus, um für die Osnabrücker Gegend eine solche Schlacht, die zur Vernichtung eines starken römischen Heeres führte, wahrscheinlich zu machen.[3]) Varus konnte unmöglich, nachdem er über Barenau hinaus war, beim Angriff der Germanen umkehren, um durch den Engpaß zurück zur Weser zu ziehen.[4]) Daß die Barenauer Münzfunde auf einen Schatz oder Gräber zurückgehen, ist sehr wahrscheinlich. Es finden sich dort noch jetzt Gräber und früher waren noch mehr vorhanden, die durch die fortschreitende Cultur zerstört sind. Eine solche Zerstörung früher vorhandener Gräber und Planirung des Bodens erklärt aber am einfachsten die zerstreute Auffindung von Münzen gleichen Aussehens und gleicher Patinirung so dicht an der Oberfläche.[5]) Auch die tüchtigste der früher erschienenen Arbeiten, das ausführliche Buch des Osnabrücker Gymnasialdirectors F. Knoke über die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland, welches die bisherige Literatur zusammenfaßt, vermochte eine völlig sichere Entscheidung nicht zu bieten. Abermals konnte nur von neuen Funden eine Förderung erwartet werden. Solche Entdeckungen sind nun durch fortgesetzte Nachgrabungen von Behörden und Privaten in den Mooren gemacht: ein reiches Material an Moorbrücken liegt jetzt vor, das schon an und für sich von archäologischem und technischem Interesse, aber für die Geschichtsforschung von weitgehender Bedeutung ist: wir können durch sie die Linien, auf denen die römischen Kriegszüge in unserer Heimath sich bewegten, in verschiedenen Fällen klarstellen und die Wahlplätze der Römerfeldzüge in Deutschland bestimmen. An der wesentlichen Vermehrung des einschlagenden archäologischen Materials haben neben dem idealen Eifer Knoke's u. A. besonders die fördernde Unterstützung des Ministers v. Goßler und des Oberpräsidenten v. Bennigsen und die geschickte Leitung der Ausgrabungen durch den Kreisbauinspector Prejawa hervorragenden Antheil.[6]) Diese sämmtlichen Brücken liegen auf und

---

1) Theodor Mommsen, Die Oertlichkeit der Varusschlacht Berlin 1886.

2) Vgl. besonders folgende Arbeiten: Zangemeister, Zu der Frage nach der Oertlichkeit der Varusschlacht. Westdeutsche Zeitschrift f. Gesch. u. Kunst VI, 234 ff. 335 ff. — Deppe, Kriegszüge des Tiberius in Deutschland. 1886. — Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht. 1887. — Veltmann, Funde von Römerzügen im freien Germanien und die Oertlichkeit der Varusschlacht. — Menadier, Verhdl. d. numismat. Gesellschaft 1886, 19 ff. — Abraham in den Mittheilungen aus der histor. Literatur, hsg. von der histor. Gesellschaft in Berlin XVI, 291 ff.

3) Höfer, Paul, Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz 1888.

4) Knoke, Fr., Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland, 1887. Dazu ein Nachtrag 1889.

5) Böcker, Fr, Damme als der muthmaßliche Schauplatz der Varusschlacht. 1887.

6) Wir folgen dem vorzüglichen, durch eine Reihe sehr lehrreicher Abbildungen geschmückten Buche von F. Knoke, Die römischen Moorbrücken in Deutschland. Berlin 1895, R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) SW., Schönebergerstraße 26.

in dem schwarzen oder doch festen, klebrigen Boden, der noch jetzt regelmäßig die unteren Massen des Moores bildet; niemals aber hat der leichte, faserige Torf, der nunmehr sehr häufig die höhere Schicht ausmacht, als Unterlage der fraglichen Brücken gedient. Diese Thatsache ist mehr als das Vorkommen hochgeschichteter Gebilde über den Wegeanlagen geeignet, einen Schluß auf das Alter der letzteren zu gestatten. Sie verweist uns jedenfalls in eine Zeit, wo die Verhältnisse in den Moorgegenden noch wesentlich verschieden von den heutigen lagen und infolge der größeren Feuchtigkeit des Bodens eine Bildung von Moostorf auf der Oberfläche regelmäßig noch nicht möglich war. Daß dagegen die Moore in jenen Zeiten eine von der heutigen wesentlich verschiedene Ausdehnung gehabt haben, läßt sich nicht behaupten. Im Gegentheil hat man die Reste von alten Moorbrücken bis unmittelbar an die Grenze des heutigen Geestlandes vielfach verfolgen können. Diese Anlagen werden ganz übereinstimmend in dem Bourtanger Moore jenseits der Ems, in den Mooren nördlich und südlich des Dümmers, unweit des Jahdebusens, sowie zwischen der unteren Weser und Elbe angetroffen. Daß die Bewohner so weit von einander entfernter Gegenden, die überdies verschiedenen Volksstämmen angehörten, auf ein derartiges, in sehr vielen Punkten zusammenstimmendes Verfahren bei der Herstellung von Moorwegen jedesmal unabhängig von einander verfallen sein sollten, ist jedenfalls undenkbar. Es kann aber auch nicht zugegeben werden, daß die Bewohner der einen Gegend diese Kunst des Straßenbaues den Bewohnern der andern abgesehen haben sollten, da die Bohlen und ihre Einrichtung von Anfang an wegen der darüber gedeckten Plaggen, später wegen des darüber gewachsenen Torfmoores den Blicken der Fremden entzogen waren. So bleibt nur die Annahme, daß die Verfertiger der verschiedenen Moorbrücken, bei denen genau dasselbe Verfahren zur Anwendung gelangte, eine gleichmäßige Unterweisung empfangen haben müssen; die Baumeister, welche dabei thätig waren, müssen aus derselben Schule hervorgegangen sein. Eine derartige gleichförmige Ausbildung kann aber weder für die vorgeschichtliche Zeit, noch für das buntscheckige Mittelalter — die Neuzeit kommt ohnehin nicht in Betracht — vorausgesetzt werden. Sie war nur im Staate der Römer möglich. Da, wo Gewässer zu überbrücken waren, mußten für die Herstellung des Werkes Pfähle in den Grund getrieben werden. Diese hat man nun in der Weise zugerichtet, daß dieselben am oberen dicken Ende mit großen Löchern ausgestattet wurden. Durch die Löcher der zu je dreien auf dem Wege neben einander aus dem Boden ragenden Pfeiler steckte man alsdann Langhölzer, welche ihrerseits die Deckbretter zu tragen bestimmt waren. Um dem Werke noch größere Festigkeit zu geben und das Abtreiben der Bohlen bei Gelegenheit des Hochwassers zu verhindern, wurden die Deckbretter endlich noch vermittelst eines zweiten durch dieselben Löcher geschobenen Langholzes von oben festgehalten. Das Einrammen von Pfählen erwies sich überall da als unumgänglich, wo das Moor von fließenden Gewässern durchschnitten wurde. Denn hier mußten die Bohlen eine schwebende Lage erhalten, damit das Wasser unter ihnen abzuziehen vermochte, wenn es auch in der Natur der Verhältnisse lag und durch die Auffindungen bestätigt wird, daß sich solche Brücken nur wenig über die Oberfläche erhoben. Wo aber weder ein fließendes noch ein stehendes Gewässer größeren Umfanges sich befand und doch der Boden derartig sumpfig war, daß man die Bretter nicht unmittelbar auf das Moor zu legen sich getraute, wandten die Römer ein anderes Verfahren an. Hier pflegten sie zunächst Reisig auf den Boden zu legen. Darüber wurden Balken und Bretter kreuz und quer geschichtet, und erst nachdem man so einen festen Unterbau gewonnen hatte, das Ganze mit Querbrettern zugedeckt. Man kann eine solche Einrichtung bei verschiedenen Moorbrücken nachweisen. Auch das kommt vor, daß auf besonders sumpfigen Abschnitten die Wege eine größere Breite, als auf den übrigen Strecken, zeigen, wie z. B. die Brücke im Lengener Moore gelegentlich bis zur doppelten Breite sich erweitert. Die Brücken verfolgen durchweg eine Richtung von Westen nach Osten. Entweder ist diese Linie, wie westlich Ter Haar, bei Bourtange, in der Tinner Dose, im Lengener Moore, bei Jethausen, bei Brägel und bei Meltinghausen ziemlich genau eingehalten worden, oder sie nähert sich doch, wie zwischen Ter Haar und Dankern, bei der Lintlage, bei den Moorbrücken zwischen der Weser und Elbe, dieser Linie. Aber auch da, wo die Straßen mehr eine Richtung von Süden nach Norden haben, wie zwischen Valthe und Ter Haar oder bei Conneforde oder zwischen Damme und Hunteburg in entgegengesetzter Richtung verlaufen, kam es den Erbauern anscheinend darauf an, zunächst nur das Moor an einer möglichst schmalen Stelle zu überbrücken, um sodann nach einem einstweiligen Vordringen in nördlicher und südlicher Linie alsbald in die allgemeine Richtung nach Osten wieder einzulenken. Nun wissen wir aber, daß seit dem Beginn der Weltgeschichte von der unteren Ems zur Elbe hin nur einmal eine wiederholte Beförderung von Menschenmassen stattgefunden hat, nämlich in den Zeiten, wo die Römer ihre Züge zur Eroberung der Länder zwischen jenen Flüssen unternahmen. Also beweist auch die Richtung der Moorbrücken im nordwestlichen Deutschland, daß diese von keinem anderen Volke, als den Römern, hergestellt sein können. Noch deutlicher erkennt man das, wenn man beobachtet, daß überall da, wo ein Uebergreifen der Bohlen über einander stattfindet, regelmäßig die östliche Bohle auf der westlichen aufliegt, woraus geschlossen werden muß, daß die Erbauer der Moorbrücken in der Richtung von Westen nach Osten auf ihren Zügen vorgegangen sind. Auch läßt sich aus der Lage und Beschaffenheit der Brücken klar ersehen, daß es sich bei ihrer Anlage lediglich um die Arbeit von Kriegsheeren gehandelt haben muß. Hierauf weisen schon die Gegenstände hin, die zu den Wegen verwandt worden sind. Waren nämlich Steine und Ziegel die Stoffe, aus denen die Römer im Frieden ihre Bauten schufen, so gewannen sie aus Holz, Erde und Reisig die Mittel zu den Anlagen auf ihren kriegerischen Zügen. Hierbei waren ihre Kriegsbaumeister angewiesen, in der Wahl ihrer Werkgeräthe sich gewissen Beschränkungen zu unterwerfen. Auf einem Heerzuge kommt es darauf an, daß der Troß nicht unnöthig belastet wird. Keil und Beil, vielleicht auch noch das Stemmeisen scheinen denn auch wirklich die einzigen Mittel gewesen zu sein, die man zu der Bearbeitung des Holzes mitnahm. Säge und Bohrer konnte man entbehren. Selbst die Schlegel bereitete man an Ort und Stelle roh aus dem Stamme und ließ sie liegen, wenn man sie nicht mehr nöthig hatte. Aber an den glatten Flächen, welche die Pfähle und Bretter aufweisen, kann man noch jetzt die Schärfe der Handwerkzeuge, mit denen die römischen Pioniere zuschlugen, sowie die Geschicklichkeit erkennen, mit der dieselben ihr Handwerkzeug zu führen verstanden. Diese Brücken hatten auch nur die Bestimmung, zur Beförderung kriegerischer Massen zu dienen. Man hat wohl geglaubt, die Uebergänge seien zugleich allgemeine Verkehrs- und Handelsstraßen gewesen. Ja, man hat nicht verfehlt, sie zu großen Straßenlinien zu vervollständigen und auf den so gewonnenen Ergebnissen vielfältige Hypothesen aufzubauen. Zu solchen Annahmen bieten die Brücken jedoch keine begründete Veranlassung. Diese Anlagen dienten nur dem augenblicklichen Bedürfnisse. Unsere Landsleute fanden ja in den ausgedehnten Mooren ihrer Heimath natürliche Vertheidigungsmittel, die sie trefflich auszunutzen verstanden, und unter der Voraussetzung, daß die Sümpfe für ein Kriegsheer unzugänglich seien, hatten sie sich völlig sicher geglaubt, wenn sie die Geestrücken, auf denen das Vorgehen der Feinde zu erwarten war, mit Landwehren absperrten. Noch jetzt stößt man auf eine reiche Zahl solcher Wallriegel, den modernen Sperrforts zu vergleichen, die z. B. in beträchtlicher Höhe die Heerwege verschließen. Nun aber rückten die Römer mit Verwendung ganz neuer kriegerischer Mittel heran, und die Deutschen mußten auf das Höchste überrascht sein, als es sich herausstellte, daß die fremden Eroberer mittelst künstlicher Herrichtungen über die bisher für undurchdringlich gehaltenen Flächen gelangten und so plötzlich mitten unter ihnen standen. Daher die großen Erfolge, welche die Feinde auf ihren Kriegszügen trotz der Tapferkeit der Deutschen davontrugen. Sodann aber läßt der Umstand, daß an verschiedenen Stellen zwei Wege nebeneinander herlaufen, keine andere Deutung zu, als daß es sich um eine Beförderung großer kriegerischer Massen gehandelt hat. Denn daß solche Doppelbrücken nöthig gewesen wären, um den Verkehr der in jenen Gegenden meist spärlich angesiedelten Bevölkerung zu unterhalten, kann man sich nicht denken, und daß gar solche Anlagen aus den Bedürfnissen der vereinzelt im Lande umherreisenden fremden Kaufleute hervorgerufen seien, ist noch viel weniger zu glauben. Woher würden auch die fremden Händler die Mittel zur Anlage und Unterhaltung so ausgedehnter Herrichtungen gefunden haben! Die Moorbrücken müssen vielmehr zur Beförderung der im Lande vordringenden römischen Kriegsheere angelegt worden sein. Die Brücken hatten daher auch ihre Schuldigkeit gethan, sobald der Feldzug zu Ende war. Nicht einmal für einen zweiten Kriegszug konnten sie in der Regel ohne weiteres benutzt werden. Als-

bleibende Militärstraßen zur regelmäßigen Beförderung von Kriegsvolk waren sie erst recht ganz ungeeignet. Denn einmal unterlagen im Winter bei Hochwasser die Planken der Gefahr, von den Wellen fortgetragen zu werden, soweit sie nicht vernagelt worden waren oder durch Riegelstangen festgehalten wurden. Sodann aber mußte über den auf die Brücke gelegten Plaggen alsbald die Vegetation üppig wieder emporschießen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß im Laufe weniger Jahre das Moor darüberwuchs, wie denn von den „langen Brücken" des Domitius berichtet wird, daß sie nach etwa 20 Jahren bereits wieder unbrauchbar geworden waren! Besonders interessant ist die von Knoke bewerkstelligte Wiederauffindung der von Caecina für den Uebergang des römischen Heeres angelegten Brücke in dem Moor zwischen Sassenberg und Iburg: Angesichts der Thatsache, daß kein Bauer der Gegend von irgend einem in der Tiefe des Bodens angetroffenen Brette etwas wissen wollte, sowie Angesichts des Umstandes, daß man es mit einer Fläche von mehr als einer Meile Ausdehnung zu thun hatte. Nur durch ein Verhältniß, wie es aus der Darstellung des Tacitus sich ergiebt, nach welchem das römische Heer, um bis an das äußerste Ende des Brückengebietes zu gelangen, bereits bis Sassenberg sich vorgeschoben hatte, als der Feldherr zu seinem Zuge nach dem Teutoburger Schlachtfelde sich entschloß, konnte eine Anlage durch das dortige Moor, wenn wirklich noch Spuren von derselben vorhanden waren, ihre vernünftige Erklärung finden. Da auch die Arbeiter der Gegend von irgend welchen Brückenresten nicht das Geringste wußten, so entschloß sich Knoke, den Spaten für die Erforschung des Bodens in Anwendung zu bringen, obwohl ein solches Unternehmen selbstverständlich nur auf engbegrenztem Raume zur Ausführung gelangen konnte. Der Spaten wurde angesetzt und noch an demselben Tage eine größere Strecke des alten Römerweges bloßgelegt. Ueberall wurde das Holz in stark vermodertem Zustande angetroffen. Die Oberfläche des Moores war ehedem 1 m höher als jetzt, sodaß die gesuchte Moorbrücke nur 1—1½ Fuß unter der jetzigen Oberfläche sich befand. Daß man bisher nicht bis zu größerer Tiefe den Torf ausgehoben hatte, ist auf den Umstand zurückzuführen, daß die Torfstecher durch das Grundwasser, auf das sie stießen, überall am weiteren Graben verhindert wurden. Denn damals hatte das Wasser einen höheren Stand, als in der Gegenwart, wo durch Anlegung eines Canals das Moor entwässert worden ist. Dem mitgetheilten glücklichen Umstande ist es zu verdanken, daß die Moorbrücke bei Sassenberg vor der vollständigen Zerstörung gerettet wurde. Da aber der Torf bis unmittelbar zu dem Bohlwege hinunter ausgehoben worden war, konnte es nicht ausbleiben, daß der Weg selbst in Mitleidenschaft gezogen wurde: Bretter und Balken wurden verschoben; von den Stämmen aus Birkenholz war nur noch die Borke erhalten, in besserem Zustande befanden sich die Bretter aus Eichenholz, die, den sonstigen römischen Moorbrücken entsprechend, dreikantig zugerichtet gewesen waren. Die Breite des Weges beträgt 2,61 m, entspricht also durchaus den Maßen sonstiger römischer Moorbrücken. Die Brücke ist 700 m lang und überbrückt das Moor an seiner engsten Stelle. Diese Auffindung des Weges gerade an dem Punkte, an dem die Moorbrücke des von Germanicus vorausgesandten Caecina vermuthet worden war, ist eine wesentliche Stütze für die Richtigkeit der von Knoke vertretenen Ansicht über die Oertlichkeiten der römischen Schlachtfelder auf deutschem Boden. Nach Knoke ist Varus etwa von Rehme a. d. Weser aufgebrochen und auf einer Straße zwischen Wiehengebirge und Osning entlang gezogen. Er wollte durch das letztere dann bei Iburg hindurchziehen, zum Angriff gegen die Brukterer. Aber der Paß von Iburg war von den Deutschen besetzt und als Varus nun nach Westen hin sich einen Ausweg suchte, fand er seinen Untergang.

Ein neuerer Historiker, der es sich in einer mehrfach anerkannten Schrift zur Aufgabe gemacht hat, die Grenzen der geschichtlichen Erkenntniß festzustellen, giebt allen Ernstes den guten Rath, die Frage: „wo Hermann den Varus schlug" in Zukunft nicht mehr zu behandeln, da man dieses Räthsel doch nicht lösen könne. Die Entdeckung der römischen Moorbrücken zeigt, daß dies Urtheil nur so lange richtig war, als neue Funde nicht gemacht wurden. Es wird zur Beseitigung noch bestehender Zweifel Alles darauf ankommen, daß die Localforschung in den fraglichen Gegenden nicht nachläßt, weitere Ueberbleibsel aus jenen Kampfestagen aufzusuchen. Vielleicht tragen auch diese Mittheilungen dazu bei, daß auf alle Reste von Moorbrücken, Waffen und allem Geräthe, namentlich in der Gegend des großen Moores an der oldenburgischen Grenze sorgfältig geachtet und alle einschlagenden Fundstücke wissenschaftlichen Instituten überwiesen werden. Es ist ein beliebtes Verfahren, die Ergebnisse der historischen Forschung gegenüber den exacten Wissenschaften als unsicher auszugeben. Die Untersuchung der römischen Moorbrücken hat aber gezeigt, daß die Geschichtschreibung sehr wohl in die Lage kommen kann, den Kampf mit der Naturkunde aufzunehmen. Es giebt kein naturwissenschaftliches Experiment, dessen Gelingen einen schlagenderen Beweis für die Richtigkeit der Voraussetzung bildete, als die Wiederauffindung des von Caecina angelegten Bohlweges in dem Moore zwischen Sassenberg und Iburg.

Bücherbesprechungen.

— Das Fortbildungsschulwesen des Königreiches Sachsen in seinen gesetzlichen Bestimmungen. Mit ausführlichem Sachregister von Dr. Heinrich Störl, Director der II. städtischen Fortbildungsschule für Knaben zu Leipzig. Leipzig, Verlag von Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung) 1896. — Der durch seine Stellung hierzu wohlberufene Verfasser giebt eine dankenswerthe systematische Zusammenstellung aller gesetzlichen Bestimmungen über die Fortbildungsschule in Sachsen und der darauf bezüglichen für die Entwickelung dieser Schulgattung bedeutungsvollen Verordnungen der obersten Schulbehörde. Es ist die Frage- und Antwortform gewählt in der Weise, daß die gestellten Fragen durch die darunter aufgeführten Gesetzesbestimmungen und Verordnungen beantwortet werden. Zwei ausführliche Inhaltsübersichten und ein sorgfältiges Sachregister erleichtern den Gebrauch des Buches ungemein. Bei genauer Durchsicht haben wir von den Verordnungen des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts zu Seite 157 nur die Generalverordnung vom 11. Juli 1892 vermißt, durch welche die Bezirksschulinspectoren veranlaßt werden, einerseits bei Beaufsichtigung des Fortbildungsschulunterrichts insbesondere dafür besorgt zu sein, daß die ihm innewohnenden religiös-sittlichen Momente nach den Andeutungen des Lehrplans allenthalben zur Geltung kommen, und andererseits die Geistlichen thunlichst zu unterstützen, wenn sie den gedachten Unterricht durch Religionsstunden zu erweitern oder innerhalb desselben von Zeit zu Zeit religiöse Unterredungen zu halten beabsichtigen. Gegen die in einer Vorbemerkung vorausgeschickte, nicht zur eigentlichen Aufgabe des Buches gehörige Uebersicht der verschiedenen Schulgattungen (niedere, höhere, Hochschulen 2c.) ließen sich manche Einwendungen erheben, so namentlich gegen die Einreihung der Cadettenschule. Auf Seite 26 Zeile 6 wären die Worte: z. B. in Schulen auf Bergwerken, in Fabriken u. s. w. besser weggeblieben, da sie im Gesetze nicht stehen. Kleine Ungenauigkeiten finden sich S. 26 Z. 7 v. u., S. 32 Z. 15 v. o., S. 40 Z. 8. Hoffentlich gewinnt das Buch in den Kreisen, welche mit der Fortbildungsschule zu thun haben oder sich für dieselbe interessiren, recht viele Freunde; wir sind bei Durchsicht desselben aufs Neue in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß die gesetzlichen Bestimmungen über die Fortbildungsschule in Sachsen sich bewähren, daß sie den Schulgemeinden für einen weiteren Ausbau derselben, auch für die Errichtung von Fortbildungsschulen für Mädchen eine ausreichende Unterlage und einen genügenden Spielraum bieten und daß sich gerade auf dem Boden der Fortbildungsschule verschiedene in der Neuzeit hervortretende Bedürfnisse nach Erweiterung des Unterrichts in geeigneter Weise befriedigen lassen. —e—

— Ungarn's Millennium. Aus der Vergangenheit und Gegenwart des tausendjährigen Ungarn. Budapest, Verlag von Carl Louis Posner u. Sohn. 1896. — Die vorliegende, hübsch ausgestattete Schrift ist das gemeinsame Werk einer Vereinigung ungarischer Schriftsteller und Publicisten, unter denen wir, um nur die bekannteren zu nennen, Moriz Jókai, Arnim Vámbery und Max Falk begegnen. In zweiundzwanzig Aufsätzen, denen zahlreiche Illustrationen beigefügt sind, geben diese ein anziehendes und anschauliches Bild von dem Werdegang des ungarischen Staates. Es ist den Verfassern darum zu thun, in einem Augenblick, wo ihr Land durch seine Jubiläumsfeier mehr als sonst das Interesse der Mitwelt beansprucht, den Nachweis zu führen, „daß Ungarn in der großen menschlichen Gesellschaft einen Beruf, eine Aufgabe hat, und daß es den Willen und die Fähigkeit besitzt, diesen Beruf zu erfüllen". Ungarn ist Jahrhunderte

lang Schutz und Bollwerk des Abendlandes gegen das Morgenland gewesen, und nicht ohne Berechtigung ist die in dem Buche aufgeworfene Faage: „Was wäre aus der Entwickelung Europas geworden, wenn an seiner östlichen Grenze der letzte und kleinste Schwarm der Völkerwanderung sich nicht angesiedelt hätte, wenn der von Asien her sich ergießende mongolische und später türkische Strom unaufhaltsam in das Herz Europas eindrang? Und was wäre auch jetzt noch das Loos dieses Welttheils, wenn das slavische Volksmeer die um die untere Donau geschaffene Nation wegwäscht uud ob der Weltherrschaft zwischen der slavischen und deutschen Rasse der Kampf auf Leben und Tod entbrennt!" Was sonst in den einzelnen Artikeln über Herkunft, Einwanderung in Europa, Rassen- und Charaktereigenthümlichkeit der Magyaren gesagt wird, ist nicht minder interessant und lehrreich als die Schilderung ihres gegenwärtigen Culturzustandes, wie dieser sich in Landwirthschaft, Handel und Industrie, in Wissenschaft und Kunst, Presse und Parlament darstellt. Daß es Ungarn sind, die hier über ihre heimischen Zustände berichten und urtheilen, und daß sie dies in sachlicher, fast durchweg maßvoller Weise thun, erhöht den Werth der Schrift und das Vergnügen an ihrer Lectüre. Uns sind nur wenige Sätze aufgefallen, die zum Widerspruch reizen, z. B. der folgende: „Der Ungar als Product einer ganz außerordentlichen Rassenkreuzung ist die schönste Menschenrasse Europas." Die Versicherung, daß schon das Mittelalter diesen Vorrang anerkannt habe, genügt nicht, um unsern Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung zu zerstreuen. Stutzig hat uns auch der nachstehende Satz gemacht: „Keine einzige Nation darf Beschwerde führen, daß wir (nämlich: die Magyaren) während dieser tausend Jahre nach der Vernichtung ihrer Freiheit, kein Herrscher, daß wir nach der Erschütterung seiner Regierung gestrebt oder die Hand dazu geboten hätten." Eine derartige Behauptung sollte ein ernsthafter Geschichtsschreiber nicht aufstellen, auch nicht bei Gelegenheit einer Jubiläumsfeier. — In einem launigen Artikel über die ungarische Hauptstadt heißt es: „Unsere Schauspieler sind Genies, unsere Presse ist verteufelt gewandt, unsere Statuen sind außerordentlich schlecht, jedes zweite Haus ist ein Restaurant oder ein Café, auf die wir beständig schelten. Dennoch ißt und trinkt man auf der ganzen Welt am besten und vielleicht am billigsten bei uns." Das Letztere trifft nicht ganz zu; man lebt gut aber nicht billig in Budapest.

H. G.

— Robert König's „Deutsche Litteraturgeschichte", die vor 16 Jahren zum ersten Male im Verlage von Velhagen & Klasing (Bielefeld und Leipzig) erschien, tritt soeben in der 25. Auflage vor das deutsche Publicum. Damit hat dieses Werk die Zahl von 100 000 Exemplaren vollendet, und die Verlagshandlung hat sich entschlossen, die neue (Jubiläums-)Ausgabe in wohlfeilen Lieferungen (32 Lieferungen zu 50 ₰) herauszugeben, damit diese Litteraturgeschichte noch mehr zum Volksbuche werde, als dies bis jetzt schon der Fall war. Dabei handelt es sich, wie der Prospect der Jubiläums-Ausgabe mittheilt, nicht blos um einen einfachen Abdruck der letzten Auflage, das Buch wird vielmehr in einer umfangreichen Neubearbeitung sowohl des Textes wie der Illustrationen erscheinen. Besondern den letzteren soll eine besondere Sorgfalt zugewandt werden, so daß das vollständige Werk in 128 Beilagen Lichtdruckporträts vollkommene Nachbildungen der schönsten alten Handschriften und seltener Drucke, zum Theil in prächtiger, vielfarbiger Ausführung, sowie in 433 Textabbildungen eine reiche Sammlung authentischer Bildnisse mit Namensunterschriften bis auf die neueste Zeit enthalten wird. Das erste Heft der Neuausgabe, das mir vorliegt, hält Alles, was die Verlagsbuchhandlung im Prospect verspricht, und berechtigt zur Annahme, daß das ganze Werk im Inhalt und in der Ausstattung eine Zierde unserer Hausbibliotheken bilden werde. In König's Litteraturgeschichte hat das nationaldenkende christliche Deutschthum gleich beim ersten Erscheinen ein Werk begrüßt, in dem echt deutscher Charakter sich mit einem gediegenen und von den Tagesmeinungen unabhängigen Urtheile verband. Der Verfasser hat es verstanden, seinem Lebenswerke diesen Charakter durch alle Auflagen zu wahren, und so ein Buch geschaffen, dem vor Allem in der christlichen deutschen Familie ein Ehrenplatz gebührt, weil es Jung und Alt in Wort und Bild lehrt, das Wahre vom Falschen, das Sein vom Scheine in unserer nationalen Dichtung zu unterscheiden. Das ist kein geringes Verdienst und macht es mir leicht, auch die Jubiläums-Ausgabe schon jetzt warm zu empfehlen, vorbehaltlich einzelner Bemerkungen, zu denen mich vielleicht die weiteren Hefte veranlassen sollten.

Erwin Bauer.

— W. Marshall, Die deutschen Meere und ihre Bewohner. Leipzig, Verlag von A. Twietmeyer. Lieferung 1. 48 S. 1 ℳ. — Wieder ein Werk aus Marshall's fleißiger Feder, das mit großer Freude zu begrüßen ist', — vermuthlich. Die erste Lieferung kann eben nur die Vermuthung aufkommen lassen, denn sie handelt noch nicht vom Meere selbst, sondern von den Küsten. „Erst die Bühne, dann die Acteurs," wie der Verfasser sagt, das Meer selbst wird nur auf einigen einleitenden Seiten obenhin besprochen. Der übrige Theil ist den Watten und den Dünen gewidmet; die letzteren sind dem Publicum einigermaßen geläufig, die ersteren pflegen, trotzdem sie einen großen Theil unserer Küste einnehmen und von höchst eigenartigem Charakter sind, vom Binnenländer nur sehr unvollkommen gekannt zu sein. Da kommt die Schilderung um so gelegener, als sie auf eigener, lebensfrischer Anschauung des Verfassers beruht, dessen ausgeprägter Sinn für das Historische zugleich durch die Einbeziehung früherer Einwirkungen das Interesse steigert und das Verständniß für die Gefahren, welche unseren Küsten durch unverständige Wirthschaft drohen, wesentlich schärft. Es sind wohl eine Reihe zusammenwirkender Momente, welche dem vorliegenden Werke einen guten Erfolg versprechen, zunächst die politische Einigung unseres Vaterlandes, welche das Gefühl für die deutsche Landeskunde in der erfreulichsten Weise belebt und eine Fülle einschlägiger Literatur hervorgerufen hat, ohne doch auf das Meer die nöthige Rücksicht zu nehmen, so daß es an einem concurrirenden Unternehmen fehlt, sodann die energische Arbeit, welche die deutsche Wissenschaft, zu dem bestimmten Zwecke von Staatswegen organisirt, seit einer Reihe von Jahren in der Nord- und Ostsee geleistet hat, ferner als Hauptsache die Begabung Marshall's für umfassende Darstellung, welche Eleganz und Wissenschaftlichkeit zu vereinigen weiß, und endlich die höchst lobenswerthe Ausstattung, welche die Verlagsbuchhandlung, nach der ersten Lieferung zu urtheilen, dem Buche zu Theil werden läßt. Sie bringt schon ein Dutzend gute Illustrationen, darunter mehrere Vollbilder. Außerdem ist als Probe eine farbige Tafel beigegeben, welche die Tanggründe von Helgoland mit ihrem reichen und eigenartigen Thierleben in trefflicher Weise veranschaulicht, ein gutes Beispiel für die Leistungsfähigkeit des jüngsten Druckverfahrens in drei Farben. Das Buch, das eine Lücke unserer Literatur auf das Würdigste auszufüllen verspricht, verdient zweifellos auf das Wärmste empfohlen zu werden, den Vertretern der Wissenschaft sowohl, welche eine zusammenfassende Uebersicht suchen, als den Laien, Schulen ꝛc., welche in irgend einer Weise aus Rücksicht auf die Sommerreise, auf Fischerei, auf allgemeine Landes- und Volkskunde für unsere Meere Interesse haben. Schwerlich wird sich einer enttäuscht fühlen. Srth.

— Singen und Ringen. Ausgewählte Gedichte von Johann Alboth. Zürich und Leipzig, Verlag von Stern's „literarischem Bulletin der Schweiz", 1896. — In der Form sind diese Gedichte nicht ganz ohne Anstoß. Es findet sich hier einmal ein allzu kühner Reim, wie S. 22 Ouverture: ihr, dort eine falsche Messung, wie S. 45 Éliás. Nicht zuläßig ist auch (S. 47) steche als Befehlsform; sie heißt in Prosa und Dichtung stich. Eine Satzbildung wie S. 50 „würde segnen" als Wunsch verräth des Dichters österreichische Heimath. Indessen von solchen kleinen Ausstellungen abgesehen, zeugen die Gedichte von einer warmen und edlen Empfindung, es ist dem Sänger ernst mit seinem Dichterberuf, das Reimen ist ihm nicht ein leeres Spiel mit schönen Worten, sondern Herzenssache. Am besten gelungen erscheinen uns die kleinen Stimmungsbildchen, wie S. 3 Sonnensteg, S. 4 Auf Bergeshöhen, S. 25 Meine Lieder, S. 35 Drosselruf, S. 48 Ein Brieschen, S. 51 Nachtgesang, S. 62 Mailied, S. 70 Verborgene Quellen. Viele der Lieder tragen ihre Melodie fast schon in sich, der Tonsetzer mag sie leicht heraushören und in Noten fassen. Nicht umsonst ist auch dem fleißigen Volksliedsammler Detlev Frhrn. v. Liliencron eine Huldigung dargebracht (S. 78, 79); vielen der Gedichte merkt man das verständnißvolle Studium unseres Volksliedes an. Möge dem schlichten Liederbüchlein eine freundliche Aufnahme zu Theil werden!

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 57. Dienstag, den 12. Mai. 1896.

Zur Hundertjahrfeier der Schutzpockenimpfung.

Am 14. Mai 1796 führte ein englischer Landarzt Edward Jenner an dem achtjährigen Knaben James Phipps die erste Kuhpockenimpfung (Vaccination) aus, indem er ihm etwas von dem Inhalt einer Pustelblase einimpfte, welche das Milchmädchen Sarah Nelmes an einer Stelle der Hand bekommen hatte, wo sie sich kurze Zeit vor dem Melken einer mit Kuhpocken behafteten Kuh an einem Dorn geritzt hatte. Die Impfung bei dem Knaben gelang und hatte den Erfolg, daß er gegen eine nachher absichtlich an ihm vorgenommene künstliche Blatternimpfung (Variolation) unempfänglich blieb. Diese Thatsache ist die Grundlage der berühmtesten Entdeckung, welche die Geschichte der Heilkunde aufzuweisen hat. Jenner's Versuch war die Frucht einer fast 30jährigen unentwegten Geistesarbeit, durch welche er das Wesen und die Ursachen der im Volksglauben seit Altersher bekannten Schutzkraft der zufällig überimpften Kuhpocken gegen die schwarze Blatternkrankheit zu ermitteln bestrebt war. Dies ist ihm so weit gelungen, als er nur mit den Mitteln der Erkenntniß seiner Zeit gelangen konnte. Seine Art zu prüfen und zu untersuchen war die eines echten Naturforschers. Durch die Gründlichkeit seiner Nachforschungen war er so sicher in seinen Schlußfolgerungen geworden, daß er sie Jahre lang gegen die heftigsten Angriffe energisch vertheidigte. Jenner hat Recht behalten. Der Samen, den er gestreut hat, ist reich aufgegangen. In wenigen Monaten machte die Jenner'sche Impfung den Rundgang durch alle vom Fuß der Civilisation betretenen Länder. Die Folge war das schnelle Absinken, fast vollständige Erlöschen der Morbidität und Mortalität der Pocken im ersten Decennium dieses Jahrhunderts. Die alte Impfgegnerschaft ist von Neuem rege geworden, als sie im zweiten Decennium wieder stärker hervortraten. Man hielt die Unwirksamkeit der Impfung für erwiesen, während sich für die unbefangenen Beurtheiler alsbald ergab, daß die Ursache des erneuten Aufflackerns der Seuche darin gelegen habe, daß der Kuhpockenstoff eine zeitlich begrenzte Schutzkraft hat. Die Erkenntniß dieser wichtigen Thatsache hat dann nach Jahren zur Einführung der „Wiederimpfung" (Revaccination) im 12. Lebensjahre geführt, welche zuerst das englische Parlament obligatorisch machte. In Deutschland sind die Pocken vollends so gut wie verschwunden seit Einführung des Impfzwanges durch Reichsgesetz von 1874. Seitdem aber sind die Impfgegner, in Deutschland wenigstens, zahlreicher geworden als sie je zuvor waren; immer wieder machten sie energische Anstrengungen, die Aufhebung des Reichsimpfgesetzes zu erreichen; den ständigen Petitionen an den Reichstag hat sich sogar in jüngster Zeit ein von mehr als fünfzehn Mitgliedern desselben unterzeichneter Antrag an die Regierung in diesem Sinne angeschlossen. Es ist also nicht zu leugnen, daß ein nicht kleiner Theil des deutschen Volkes von der Schutzpockenimpfung nichts wissen will und namentlich den Impfzwang haßt. Diesen Widerspruch einfach todtzuschweigen, scheint mir ein falsches Princip zu sein, da wir sonst befürchten müssen, daß er niemals verstummt, vielmehr immer weitere Kreise ergreift. Meines Erachtens kann deshalb das Jubiläum jener segensreichen Entdeckung, die erst in unseren Tagen in dem Behring'schen Diphtherieheilserum ein fast ebenbürtiges Seitenstück erhalten hat, nicht zweckmäßiger und würdiger gefeiert werden, als durch den Versuch, den Werth der Schutzpockenimpfung allseitig zur Anerkennung zu bringen und den Widerspruch der Impfgegner aus der Welt zu schaffen. Die folgenden Zeilen werden deshalb die Einwendungen der Impfgegner einzeln genau prüfen. Sie lassen sich im Wesentlichen in drei Sätze zusammenfassen:

I. Die Kuhpockenimpfung ist nach ihnen unwissenschaftlich, da man sich die Entstehung der Immunität nicht erklären kann. So richtig der Nachsatz, so falsch ist der Vordersatz dieser Behauptung; denn wollte die Heilkunde nur von solchen Hilfsmitteln Gebrauch machen, deren Wesen und Wirkung offenkundig darliegt, so könnte man den ganzen Arzneischatz bei sich tragen. Wer erklärt denn die günstige Wirkung des Quecksilbers gegen die Syphilis, der Salicylsäure gegen den Gelenkrheumatismus, des Morphiums bei Schmerzen und Schlaflosigkeit u. s. w.? In jeder Wissenschaft genügen uns Thatsachen, die verbürgt sind, auch ohne erklärt zu sein, um sie praktisch anzuwenden. Es sei überdies erwähnt, daß es nicht an Theorien fehlt, welche die Immunitätswirkung der Vaccine zu erklären versuchen. Nur die hauptsächlichsten der neueren Hypothesen mögen hier einen Platz finden. 1) Die sog. Erschöpfungstheorie Pasteur's, darauf beruhend, daß die Bakterien des Impfstoffes die im Körper vorhandenen Stoffe, welche die Disposition zu Infectionskrankheiten bedingen, durch ihren Lebensprozeß vernichten. 2) Die Anpassungstheorie von Grawitz, nach welcher ein Kampf ums Dasein zwischen den Zellen des Körpers und den Mikroorganismen des Impfstoffes stattfindet. 3) Die Gegengifttheorie, gestützt auf die Ermittelungen von Klebs, Salkowski u. A., daß bei acuten Infectionskrankheiten im Harn Stoffe gefunden werden, welche Umsetzungsproducte darstellen, und wenn sie sich im inficirten Körper anhäufen, als Gift auf die Mikroorganismen wirken. Nach den Untersuchungen von J. Pohl-Pincus kommt es nach der Impfung zunächst zu einer Strömungshinderung um die Impfstelle und innerhalb des inficirten Hautgebietes zu einer Vermehrung des Impfstoffes. Vom Impfherde aus wird dann eine Umstimmung in den Saftwegen der einzelnen Zellen durch einen Körper erzeugt, welcher durch den Impfstoff aus den Zellsäften des Impfherdes abgespalten wird.

II. Die Vaccination schützt nicht vor den natürlichen Blattern. Hier citiren die Impfgegner die Impfstatistiken und beweisen oder vielmehr wollen mit denselben Zahlen, durch welche von den Aerzten die Schutzkraft der Vaccination erhärtet wird, das Gegentheil beweisen. Während für die starke Abnahme der Pockenerkrankungen im ersten Decennium dieses Jahrhunderts, wie oben erwähnt, ein ausreichender Grund offen daliegt, haben die Impfgegner die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung sehr weit hergeholt. Sie führen drei verschiedene Ursachen an. Dr. theol. Hansjakob, ein katholischer Priester, ist mit der Behauptung hervorgetreten, daß der Herrgott zur solennen Säcularfeier des Jahres 1800 den Blattern ein „Bis hierher und nicht weiter!" zugerufen habe. Diese Erklärung bedarf keines Commentars. — Martini, ein Leipziger Rechtsanwalt, hat von G. Fr. Kolb die Behauptung abgeschrieben, daß die fortschreitende Cultur den Rückgang der Pockenepidemie bewirkt habe. Daß sie dies gerade um die Wende des Jahrhunderts zu Stande gebracht und den Pocken allein gegenüber sich so segenstiftend erwiesen hätte, ist doch sehr unwahrscheinlich, und warum bleibt dieser Segen der Cultur da aus, wo man die Schutzpockenimpfung nicht kennt? Schließlich hat Kolb noch die Anschauung vertreten, daß das Verbot der künstlichen Blatternimpfung jenes Sinken der Pockenmorbidität und Pockenmortalität zur Folge gehabt habe. Diese Annahme übersieht gänzlich die Thatsache, daß diese Impfungen doch erst wegen der herrschenden Epidemien vorgenommen wurden. Von der gleichen Kurzsichtigkeit des Urtheils der Impfgegner zeugt die Art ihrer Betrachtung der furchtbaren Blatternseuche von Marseille im Jahre 1828, an der alle Impfgegner die Unwirksamkeit der Impfung demonstriren wollen. Bestände die Schutzkraft der Vaccine, dann hätte, so behaupten sie, die Seuche nimmer eine so gewaltige Ausbreitung erlangen können. Abgesehen davon, daß die Impfgegner bei dieser Angelegenheit sich einer groben Fälschung der Statistik schuldig gemacht haben (Dr. Rittinger

fabelt von 40000 Pockenkranken, während es in Wirklichkeit 3330 waren!), haben sie sich gar keine Mühe gegeben, die Verhältnisse genauer zu studiren. Hätten sie dies gethan, so würden sie gefunden haben, daß die große Mehrzahl der Bevölkerung Marseilles damals ungeimpft war, so waren z. B. von den Gestorbenen 420 ungeimpft und 18 geimpft. — Noch ein Beispiel soll zeigen, wie die Impfgegner den Thatsachen geradezu Gewalt anthun, um sie zu ihren Gunsten zu erklären. Im preußischen Heere ist seit 1835 die Impfung allgemein durchgeführt. Während vorher die jährliche Blatternsterblichkeit der Soldaten 50 Mann betrug, ist sie im ersten Jahrzehnt nach Einführung der Impfung auf 4, und schließlich sogar auf 1 gesunken. Während im Jahre 1853 von 24000 Soldaten ein Mann den Pocken erlag, fiel ihnen von der Civilbevölkerung je einer auf 2300 zum Opfer, im Jahre 1854 gestaltete sich das Verhältniß 1 : 45000 resp. 2800. Die Impfgegner sagen nun, die Armee werde von den Pocken weniger heimgesucht, weil die Soldaten ausgesucht kräftige junge Männer seien. Als ob die preußischen Soldaten vor 1835 weniger kräftig waren, als ob sich in der Civilbevölkerung nicht ebenso viel kräftige junge Männer befänden, und schließlich Kraft und Jugend vor den Blattern schützte! Die Einwürfe der Impfgegner können also keinerlei Kritik Stand halten, und der Werth der impfstatistischen Zahlen wird durch sie nicht berührt. — Wir wollen jedoch noch einige Daten aus der neuesten Zeit geben, welche beredte Zeugen für die Wirksamkeit der Vaccination sind. Das preußische Heer hatte 1872 5,65, 1873 2,68, 1874 0,33; das österreichische Heer, in dem die allgemeine Impfung nicht durchgeführt ist, 101, 109, 67 Pockentodte auf 100000 Mann. Nachdem das deutsche Reichsimpfgesetz, welches die Revaccination der Schulkinder forderte, 1875 in Kraft getreten war, blieb die Pockensterblichkeit vollständig aus der deutschen Armee verschwunden, sie wurde Null; in der österreichischen Armee starben bis 1879 im jährlichen Durchschnitt noch 19,1, in der französischen Armee 1881 noch 15,1 auf 100000 Mann an Pocken. Entsprechend verhält sich auch die Pockenerkrankungsstatistik in diesen Heeren. In den Jahren 1870 und 1871 erkrankten im deutschen Heere 1280,44 auf 100000 Mann, im österreichischen Heere 1503,05 auf 100000 Mann. Seit dem Inkrafttreten des Reichsimpfgesetzes hatte im Durchschnitt die deutsche Armee bis 1882 4,94, die österreichische Armee bis 1879 354,00, die französische Armee bis 1871 169,72 jährliche Pockenerkrankungen auf 100000 Mann. Naturgemäß liegen für die allgemeine Durchführung der Impfung die Verhältnisse in den Civilbevölkerungen ungünstiger als in den Armeen, aber auch hier behalten die Zahlen noch eine absolute Beweiskraft. Anfangs der siebziger Jahre brach bekanntlich eine große Pockenepidemie aus, welche in Oesterreich etwas später auftrat als in Preußen, dort aber weit mehr Opfer forderte als hier. Dieselbe steigerte in Oesterreich die Pockenmortalität so, daß auf 100000 Einwohner im Jahre 1873 323,36 starben, während in Preußen die Sterblichkeit ihren Höhepunkt mit 262,37 Todesfällen auf 100000 Einwohner erreichte. Nach dem Jahre 1875 war in Preußen das deutsche Impfgesetz in Kraft getreten und seit dieser Zeit bis 1882 schwankte daselbst die Pockenmortalität zwischen 0,34 und 3,64, in Oesterreich aber, welches ohne Impfzwang blieb, in derselben Zeit zwischen 39,28 und 82,57 auf 100000 Einwohner. Vergleicht man insbesondere Berlin und Wien, so ergiebt sich, daß die Mortalitätsziffern, nach dem gleichen Verhältniß berechnet, in den Jahren 1875 bis 1883 in Berlin zwischen 0,33 bis 5,19 schwankten, in Wien zwischen 9,8 und 107,[illegible]. Die neueste Statistik des kaiserl. Gesundheitsamtes liefert noch größere Zahlenreihen mit unwiderlegbarer Beweiskraft. Die Impfgegner manövriren öfters mit dem Einwurf, daß der Schutz der Vaccination kein absoluter sei, indem auch Geimpfte noch von den Blattern befallen würden. Diese Thatsache stellt gewiß Niemand in Abrede, aber wird man ein Heilverfahren aufgeben, weil es unter 10000 Fällen vielleicht einmal ohne Erfolg bleibt? Zudem wissen wir ja, daß Derjenige, der vor länger als 10 Jahren geimpft ist, gar nicht als Geimpfter mehr betrachtet werden kann, weil die Schutzkraft der Vaccine bei den meisten Menschen innerhalb dieser Zeit erlischt. Es ist übrigens sehr bezeichnend, daß die Impfgegner nur so lange die Impfung verdammen, als die Pocken nicht da sind; bricht aber die Seuche herein, dann lassen sie sich selbst und ihren Kindern „das Gift Jenner's" schleunigst einimpfen (so war es 1864 in Stuttgart, 1867 in Halle u. s. w.); dann allerdings leider oft zu spät. Denn die Immunität gegen die Pocken tritt erst am 6. oder 7. Tage nach der Impfung ein und daher haben die Impfgegner auch Mißerfolge dieser Art mit Unrecht als Beweise der Unwirksamkeit der Vaccine ins Feld geführt.

III. Wir kommen zu dem dritten hauptsächlichsten Einwand der Impfgegner, durch den sie am meisten auf das Volk erschreckend eingewirkt haben: es ist die Behauptung von der Gefährlichkeit der Impfung für Gesundheit und Leben. Mit den Schäden der Vaccination steht es so wie mit ihrer Unwirksamkeit, sie treten in einzelnen unter Tausenden von Fällen auf und können deshalb den Werth der Impfung gar nicht erschüttern. Nicht der Allgemeinheit bringt die Vaccination einen Schaden an ihrer Gesundheit, sondern nur einigen wenigen; um einen sehr geringen Preis erkaufen wir den Segen der Impfung. Man hat behauptet, daß seit Einführung des Impfzwanges gewisse Infectionskrankheiten, wie Masern, Scharlach, Typhus, besonders aber Diphtheritis häufiger geworden seien. Gegen diese Annahme sprechen sowohl die einfachsten Ueberlegungen wie statistische Beobachtungen. Mit der Zunahme der Bevölkerung und der allgemeinen Erkrankungsziffer ist natürlich auch eine Vermehrung der Diphtheritiserkrankungen eingetreten, und eine große Anzahl von Personen, welche sonst den Pocken erlegen wären, sind, wenn auch gegen diese durch die Impfung gefeit, doch allen andern Krankheiten und, da es sich zumeist um Kinder handelt, besonders der Diphtheritis ausgesetzt. Ferner ist das Ueberhandnehmen der Diphtherie auch in solchen Ländern hervorgetreten, in denen gar kein Impfzwang besteht, und in Berlin, sowie in einer Anzahl preußischer Regierungsbezirke, wie Arnsberg, Hildesheim u. a., hat die Diphtherie gerade in den Jahren 1876 und 1877 weniger Opfer gefordert als 1875, in welchem Jahre das Reichsimpfgesetz erst in Kraft trat, und selbst in den Jahren 1881 und 1882, in denen im Allgemeinen eine Steigerung der Diphtheritissterblichkeit erkennbar war, ist in einigen Bezirken die Mortalität geringer gewesen als in den Vorjahren. Die Behauptung von einem Zusammenhange zwischen Impfung und Diphtheritis schwebt also in der Luft. — In manchen Kreisen des Volkes lebt nun die Vorstellung, daß der Impfact selber die Kinder krank mache; das beweise ja die starke Röthung und die Schwellung der die Impfstelle umgebenden Haut, sowie das mehrtägige Fieber und die Störung des Allgemeinbefindens, welche man fast bei allen Impflingen beobachten könne. Das sei ja auch kein Wunder, denn Lymphe sei Jauche. Um letzteres zuerst zu widerlegen, so brauchen wir uns nur auf das Zeugniß eines Jeden zu berufen, der einmal Lymphe und auch einmal Jauche gesehen hat. Sie unterscheiden sich wie Tag und Nacht, schon bei makroskopischer Betrachtung sieht man, daß die eine eine helle, klare, reine Flüssigkeit, die andere ein mißfarbiges Gemisch von allerlei Schmutz und Eiter darstellt. Die Lymphe ist ein den Säften des menschlichen Körpers durchaus gleichartiger und gleichwerthiger Stoff, der, in den Organismus eingeführt, demselben nie Schaden bringen kann. Jene oben erwähnten Gesundheitsstörungen sind der Ausdruck der Wundreaction, wie sie der kleinste chirurgische Eingriff gelegentlich mit sich bringt; sie haben durchaus nicht die Bedeutung von ernsteren Krankheitserscheinungen, sondern sie sind nach wenigen Tagen spurlos verschwunden, sind überhaupt sehr selten stark ausgebildet. Die Impfung kann wohl einmal schwächliche Kinder oder solche, die während ihrer Zahnung oder zu ungünstiger Jahreszeit geimpft werden, krank machen, aber solche Kinder erhalten ja von jedem Aerzte Aufschub für die Impfung, selbst bis zum 4. Lebensjahre. Die Schäden, welche die Impfung gelegentlich mit sich bringt, — diese Thatsache soll durchaus nicht geleugnet werden — sind nicht der Impfung selbst, sondern einer mangel- und fehlerhaften Ausführung derselben zuzuschreiben, und in dem Maße, wie wir in der Technik der Impfung Fortschritte machen, werden auch jene Schäden immer seltener und sicherlich einmal gleich Null werden. Was zunächst die Wundrose, die Lymphgefäß- und Lymphdrüsenentzündung anlangt, die zuweilen nach der Impfung auftreten, so entstehen diese durch eine Infection der Impfschnitte resp. -stiche bei der Operation und lassen sich daher mit Sicherheit vermeiden, wenn für diese kleine Operation genau dieselben Regeln der Wundbehandlung Anwendung finden, welche in der modernen Chirurgie im Allgemeinen üblich sind: das ist die peinlichste Reinlichkeit des Kindes selbst wie der Operationsinstrumente und der Lymphe. Die letztere bleibt, wenn sie vorsichtig aufbewahrt wird, auf Jahre hin in untadeligem Zustande. Daß die Skrophulose und Tuberkulose durch die Lymphe auf den Impfling übertragen werden können, ist von den Impfgegnern unendlich oft behauptet aber nie bewiesen worden. Da jene Krankheiten-

oft nach der Impfung ausbrechen, so machen die Impfgegner den logischen Trugschluß „post hoc, ergo propter hoc", ohne zu bedenken, daß jene beiden Leiden gerade im Kindesalter so ungemein häufig sind, daß man sie zu jeder Lebenszeit entstehen sieht. In der Praxis ist die Uebertragung der Krankheiten schon deshalb nicht möglich, weil der Arzt den Abimpfling, von dem die Lymphe genommen ist, mag es nun der Mensch oder die Kuh sein, auf das Genaueste untersuchen muß, ehe er dessen Lymphe weiter verwendet. — Der schrecklichste der Schrecken aber, welchen die Impfung erregt hat, ist die Uebertragbarkeit der Syphilis. Unter den vielen Millionen von Impfungen hat man in kaum drei Dutzend Fällen dieses üble Ereigniß nachweisen können, aber immerhin legen sie die Verpflichtung auf nicht zur Verwerfung der Impfung, sondern zur Beachtung größtmöglicher Vorsicht. Wenn es vorgekommen ist, daß „vielbeschäftigte Praktiker" sich nur die Oberarme der Impflinge entblößen ließen, ohne dieselben weiter zu untersuchen, so ist die ganze Aerztewelt durch die traurigen Folgen genügend gewarnt. Ueberdies ist auch in ärztlichen Kreisen die Anschauung vertreten, daß die reine Lymphe selbst syphilitischer Kinder, der weder Blut noch Eiter beigemischt ist, das syphilitische Gift gar nicht enthalte. Doch wird die Praxis von dieser nicht sicher erwiesenen Annahme gern absehen. Nach meinen eigenen Erfahrungen ist es weniger die Furcht vor etwaigen schädlichen Folgen der Impfung als vielmehr die Furcht vor dem Impfact selbst, die Furcht vor dem Messer, welche namentlich die niederen Kreise der Bevölkerung zu Impffeinden macht. Die Thatsache, daß selbst heute noch eine große Anzahl Mütter, nur weil sie gezwungen sind, ihre Kinder zur Impfung hergeben, läßt sich nicht leugnen. Aber dieses Widerstreben beruht sicher nur auf Unverstand, und in dem Maße, wie wir Bildung ins Volk tragen, wird auch das Verständniß für die segensreiche Wirkung der Impfung aufgehen. (Hr. Dr. Förster?) Neuerdings ist nun dem Schreckgespenst von der Gesundheitsgefährlichkeit der humanisirten Lymphe das Lebenslicht ausgeblasen worden durch die Einführung der Kuhlymphe als Impfstoff. Haben doch schon verschiedene deutsche Regierungen Lymphserzeugungsanstalten errichtet, aus denen jeder Arzt echte und reine Kuhlymphe beziehen kann. Der Abgabe von schlechter Lymphe ist dadurch vorgebeugt, daß jedes Thier, von dem Lymphe entnommen worden ist, hinterher getödtet und genau, besonders auf Perlsucht, jene mit der Tuberculose des Menschen identische Rinderkrankheit, untersucht wird. Man muß anerkennen, daß, wenn der Staat die zwangsweise Schutzimpfung anordnet, er auch die Verpflichtung hat, dafür zu sorgen, daß die Durchführung dieser allgemeinen Maßregel ohne Schädigung der von ihr Betroffenen erfolge. Dieser Verpflichtung ist nun bereits ein großer Theil der deutschen Staaten nachgekommen, indem sie für einen vollkommen einwandsfreien Impfstoff gesorgt haben.

Wir wollen zum Schluß noch die Frage des Impfzwanges erörtern. Sie ist keine medicinische, sondern eine staatsrechtliche, und kann nur von den Gesetzgebern auf Grund der Thatsachen, welche durch ärztliche Erfahrung sicher gestellt sind, entschieden werden. Ist einmal die Thatsache festgestellt, daß jeder einzelne Ungeimpfte bei dem Ausbruch einer Blatternepidemie sowohl selbst in seinem Leben gefährdet, als auch der Träger und Verbreiter des Pockengiftes auf tausend Andere wird, so geht daraus mit zwingender Nothwendigkeit die Forderung der Durchimpfung der Bevölkerung hervor. Besonders werden durch jene Ungeimpften die Kinder in Mitleidenschaft gezogen, die aus irgend einem Grunde mit oder ohne Verschulden der Eltern noch nicht geimpft sind. Wollte man die Impfung der Willkür der Einzelnen überlassen, so würden, wie es ja die Erfahrung hinlänglich bewiesen hat, Dummheit, Nachlässigkeit, mangelndes Pflichtgefühl und böser Wille wetteifernd ihrer allgemeinen Durchführung hinderlich sein. Macht man den Impfzwang von der gänzlichen Gefahrlosigkeit der Impfung abhängig, so konnte vor Jahrzehnten noch das Bedenken obwalten, daß es doch eine mißliche Sache sei, die Bevölkerung zu einer Maßregel zu zwingen, welche Einzelnen einen Schaden an ihrer Gesundheit bringt; heute kann dieses Bedenken gänzlich schwinden, da wir die Impfung, nach richtiger Methode ausgeführt, gegenwärtig als vollkommen gefahrlos betrachten dürfen. Es ist ein alter Satz, daß, wer die Rechte eines Staatsbürgers genießen will, auch die Pflichten eines solchen übernehmen muß. Zu diesen Pflichten eines ordentlichen Staatsbürgers gehört es auch, sich selbst und Andere vor Krankheit und Tod nach Möglichkeit zu schützen. Bietet sich uns einmal die seltene Gelegenheit dazu, so sollte man sie nicht aus Unverstand vernachlässigen, noch aus Böswilligkeit mißachten, sondern als eine glückliche Fügung des Schicksals sie freudig begrüßen. Auf die Impfung und ihr Geschick in der Geschichte der Menschheit findet das schöne spanische Sprichwort Anwendung, daß es keinen Erlöser giebt, der nicht gekreuzigt wird.

Nach Fertigstellung obiger Mittheilungen kommt mir die erst vor wenigen Wochen zur Ausgabe gelangte Denkschrift des kaiserl. Gesundheitsamtes (Berlin, Springer, 1896), „Blattern und Schutzimpfung" betitelt, zur Hand, welche zum Preise von 80 ₰ käuflich ist. Allen Freunden und Gegnern der Impfung sei diese Schrift aufs Angelegentlichste zur Lectüre empfohlen. Im populären Stil geschrieben, giebt sie auf 192 Seiten Text, der durch eine Abbildung und sieben Tafeln ergänzt ist, eine klare, prägnante und doch erschöpfende Darstellung der Geschichte der Schutzpockenimpfung im Verlauf der hundert Jahre. Der Inhalt des Buches wird aus den folgenden Capitelüberschriften ersichtlich: Die Pockennoth früherer Zeiten, Versuche zur Verminderung der Pockennoth im 18. Jahrhundert (Variolation), Die Entdeckung und Einführung der Kuhpockenimpfung, Verbeitung der Kuhpockenimpfung und Abnahme der Pockensterblichkeit im Anfange des 19. Jahrhunderts, Wiederauftreten von Pockenepidemien und Wiederimpfung, Impfung und Pocken im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, Die allgemeine Pockenepidemie der Jahre 1870 bis 1875, Das deutsche Impfgesetz, Die Einwände gegen das Impfgesetz, Die Erfolge des Impfgesetzes. Ich sehe den größten Werth dieses Buches darin, daß es die im Laufe der Jahrzehnte erhobenen Einwände gegen Impfung und Impfgesetz bis in die kleinsten Details hinein würdigt und ihre Hinfälligkeit widerlegt. Der Leser kann daraus ersehen, mit welchem Unverstand und welcher Leichtfertigkeit die meisten Angriffe gegen das Impfgesetz erhoben werden; und wenn schließlich gewisse Schäden der Impfung nicht abzuleugnen sind, so verschwinden sie doch eben durch ihre winzig kleine Zahl gegen die Sicherheit, welche die Impfung schon ungezählten Millionen Menschen gegen die Pocken gewährt hat. Die Denkschrift macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Agitation der Impfgegner in der gegenwärtigen Generation der Bevölkerung nur deshalb soviel Anhänger findet, weil sie die Gefahr der Pockenepidemie gar nicht mehr aus eigener Anschauung kennt! Die Impfung ist besonders segensreich für die minderbemittelten Classen der Bevölkerung, weil bei ihnen die Pocken erfahrungsgemäß die größten Opfer fordern. Belehren wir sie deshalb unentwegt einer besseren Meinung, als egoistische Impfgegner, Naturheilkundige und andere Kurpfuscher, sowie überhaupt die Gegner der wissenschaftlichen Medicin ihnen beizubringen bemüht sind.

Dr. A.

Bücherbesprechungen.

— Beiträge zu einer Schulagende für höhere Lehranstalten. Beilage zum Osterprogramm des königl. Gymnasiums in Wurzen vom Jahre 1896, verfaßt von Conrector Professor Dr. Oswald Richter. — Wir begrüßen diese „Beiträge" als eine willkommende Gabe. Sie umfassen eine größere Reihe von Andachten erst für den gewöhnlichen Verlauf des Schuljahres, sodann Andachten für die Anfangs- und Schlußwochen der besonders wichtigen Schuljahrszeiten und endlich Andachten für besondere Anlässe im Schulleben. In dem vorausgehenden einleitenden Abschnitt sind die bisherigen Versuche auf diesem Gebiet gewürdigt und die Grundsätze des Verfassers aufgestellt, mit denen wir vollständig übereinstimmen. Die Texte der heiligen Schrift sind vorzüglich gewählt, die Gebete sind nicht wie die der Palmie'schen evangelischen Schulagende aus den kirchlichen Agenden entnommen, sondern durchgehends eigene Gebete, die in Erfahrungen des Schullebens selbst ihren Ursprung haben und von vornherein auf das eigentliche Schulleben gerichtet sind, also originale specielle Schulgebete. Darin besteht unseres Erachtens ihr ganz besonderer Vorzug. Sie umfassen nur das Schulleben, aber sie umspannen auch den ganzen mannigfaltigen Reichthum und Wechsel dieses Lebens und schlagen alle Arten der jugendlichen religiösen Empfindungen und Gedanken an. Der Ernst des Gebets und der Arbeit im Beruf, die Heiligkeit der Kindesstellung zu Gott und Menschen, die Dankbarkeit für leibliche und geistige Gesundheit, das Gottvertrauen inmitten aller Sorgen und Aufgaben der Schule, die christliche Würdigung der idealen und realen Studien, die sittliche Weihe der Jugendfreundschaften, die Stimmen der

Jahreszeiten und der kirchlichen Feste, die Rüstung zur Confirmation und Communion wie zur Reiseprüfung, freudige und ernste Ereignisse des Schullebens, Krankheits- und Todesfälle, alles findet einen rechten Ton und einen rechten Ausdruck, der die Herzen trifft und zu Gott erhebt. Die Gebete sind außerdem formell höchst ansprechend, in einfacher, schlichter Sprache gehalten und kurz und knapp, so daß die Andachten die übliche Dauer nicht überschreiten. Wenn wir einen Wunsch geltend machen sollten, so wäre es der, daß als Bibeltexte nicht blos wenige Sprüche, sondern größere Abschnitte gewählt würden, damit das Schriftwort noch mehr zur Geltung und Wirkung kommen kann. Es könnten dann auch die Gebete noch um dasjenige verkürzt und vereinfacht werden, was im Inhalt leicht zu lehrhaft und in der Form dem Charakter des Gebets noch nicht ganz entsprechend erscheint. Jedenfalls aber sind diese Beiträge zu einer Agende als ein bedeutsamer Fortschritt auf diesem Gebiete freudigst zu begrüßen, und es wäre zu wünschen, daß der Hr. Verfasser selbst „die Schulagende der Zukunft" in die Hand nähme und bearbeitete, und zwar zuerst eine Agende für die Schulen mit täglichen gemeinsamen Morgenandachten, sodann eine Sonderausgabe für die Schulen, die wöchentlich nur eine gemeinsame Morgenandacht haben, und endlich — last not least — eine Zusammenstellung von Classengebeten. Wir sind überzeugt, daß eine solche Schulagende, wenn sie im rechten Sinn gebraucht wird, von großem Segen für unsere Schulen sein wird. Dr. Kr.

— Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten. Von Aug. Knötel. XXIV, 354 S. 8°. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896. — Der Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig läßt sich gut mit einem Januskopf vergleichen, dessen Doppelgesicht gleichzeitig vorwärts und rückwärts blickt. Abgesehen von den „Grenzboten", die den fortgeschrittensten Fortschritt mit conservativer Gesinnung zu verquicken bestrebt sind, geht dieser merkwürdige Zug aus der Reihe seiner Werke deutlich genug hervor. Neben hochmodernen Erscheinungen, wie „Das Elend in der Hausindustrie der Confection" von Oda Olberg oder wie Göhre's „Drei Monate Fabrikarbeiter" und neben Entdeckungen von talentirten Erzählerinnen (Niese und Overbeck) finden wir im Verlagskataloge Wustmann's „Liederbuch für altmodische Leute", Woldemar Wend's und Otto Bähr's Stimmungsbilder aus alten Tagen u. a. Solch ein liebenswürdig anspruchsloses, im besten Sinne altväterisches Buch liegt jetzt wieder in Knötel's Erzählungen vor. Der eigentliche Verfasser, Augustin Knötel, hat diese Blätter auf Anregung seines Sohnes, des Berliner Geschichtsmalers Richard Knötel, nach mündlichen Ueberlieferungen von seinem Vater Ignaz Knötel zu Frankenstein in Schlesien und seiner Mutter Rosalie geb. Völkel, theilweise auch nach Aufzeichnungen des Vaters, im Jahre 1883 und, ausführlicher, nochmals 1895 niedergeschrieben; herausgegeben sind sie von dem anderen Sohne des inzwischen Heimgegangenen, von Dr. Paul Knötel in Tarnowitz. Wenn man mitten in lebensvoller Schilderung von Ereignissen der Franzosenzeit vor 90 Jahren unvermuthet auf gelehrte Untersuchungen über alte Zeitrechnung oder auf gewagte Etymologien stößt, so war dies bei dem Verfasser der von der Kritik fast einstimmig abgelehnten Bücher „Atlantis und das Volk der Atlanten" und „Homeros, der Blinde von Chios, und seine Werke" von vornherein zu erwarten; doch vermögen diese antiquarischen Splitter nicht den Gesammteindruck zu beeinträchtigen. Daß die arg geschmähten Jubiläen auch manchmal zu etwas gut sind, beweist der eingefügte Passus über den verflossenen Kupferbergbau in den Köpprichen bei Neurode, über den Knötel aus Anlaß des Thorner Kopernikusjubiläums (1872) eingehende Studien gemacht hat. Dabei stellte sich heraus, daß des großen Astronomen Vater ein Köppernik aus Frankenstein, seine Mutter eine geborene Waizenrode (nicht Watzelrode!) aus Weizenrodau bei Schweidnitz gewesen sind, so daß Kopernikus endgiltig den dreisten Ansprüchen Polens entrissen und Deutschland wiedergegeben werden konnte. Von mehr als gewöhnlichem Interesse ist die Schilderung des großen Schneiderkrawalls von 1844, der unmittelbar auf die Nachrichten von dem Aufstande der Weber in Peterswalde und Langenbielau gegen die Breslauer Kleiderjuden losbrach. Sie versetzt uns mitten hinein in die schwülen Verhältnisse des Elends, worein die schlesischen Tuchmacher und in höherem Grade die Leinweber gerathen waren; ausdrücklich wird darauf aufmerksam gemacht, daß in Gerhart Hauptmann's „Webern" „das Localcolorit lächerlich treu" getroffen sei. Doch findet auch der Freund harmlos heiterer Erzählungen reichlich seine Rechnung; hierfür genügt es, auf die köstliche Sitte der „mahrigen" Weiber im Gebirge hinzuweisen, die sich so viel Zeit beim Sprechen nahmen, daß sie Jemand „nicht mit seinem kurzen Tauf- oder Familiennamen, sondern mit seinem ganzen Stammbaume" nannten! Auf diese Weise entstanden monströse Bildungen wie Jakoba-Karla-Franza-Naza-Tona-Seffe (Joseph) oder Tona-Naza-Karla-Peregrina-Bummezen (Nepomucenus)! Der Hauptinhalt des Buches ist kurz mit Knötel's eigenen Worten folgendermaßen skizzirt: „Ueber die Zustände Schlesiens, das Militärwesen von 1806, den Krieg in Schlesien, die Landesvertheidigung durch den Grafen Goetzen, die Volkserhebung u. A. wird man hier Manches finden, was kaum bekannt oder mangelhaft und in falschem Lichte dargestellt worden ist." Dies kann man ohne Weiteres unterschreiben; und dabei macht alles Neue den anheimelnden Eindruck lauterer Wahrheit und frischer Ursprünglichkeit. Deshalb wird man den aufrichtigen Wunsch aussprechen dürfen, daß auch die vierbändige Handschrift über den Krieg von 1806/1807 in Schlesien, in der die zahlreichen gleichzeitigen Einzelschriften über die Belagerungen verarbeitet sind, recht bald einen Herausgeber oder doch zum wenigsten einen liebevollen Benutzer finden möge; vor der Hand ruht sie auf den Wunsch des Verstorbenen in der Stadtbibliothek zu Breslau. Ht.

— Russische Novellen. Herausgegeben von Alexander Brauner. Leipzig, Verlag von Hermann Zieger. 1896. — Wer es noch nicht weiß, daß das „junge Rußland", soweit die russische Literatur in Frage kommt, krank bis ins Mark ist, der mag die Skizzen, Erzählungen und Bruchstücke lesen, die in diesem Bande zusammengestellt sind. Mit Ausnahme des Phantasiestückes „Genug" von Iwan Turgenew, das übrigens schon in besseren Uebersetzungen auch bei uns bekannt geworden ist, bilden sämmtliche Stücke eine wahre Mustergalerie „naturalistischer Unnatur", wenn ich so sagen darf. Es sind Ausgeburten krankhaft überreizter Gehirne, die mit dem Anspruche auftreten, eine ganz neue Seelenmalerei oder eine neue sociale Weltanschauung oder funkelnagelneue Sittengesetze der Welt in „psychologischen" Skizzen oder „symbolischen" Studien bescheeren zu können. Es ist schwer festzustellen, was in diesen Leistungen größer ist: die kindische Unreife, die nach neuen, noch nicht dagewesenen „Problemen" jagt und die eigene Unfähigkeit ganz naiv als neuentdeckte welterschütternde Wahrheit ausgiebt, oder der Größenwahn, mit dem jeder dumme Junge, der einige Sätze zusammenhängend schreiben kann, glaubt, der gebildeten Menschheit die blöden Aeußerungen seiner verdorbenen Einbildungskraft als „Dichtungen" auftischen zu dürfen. Da die Verfasser, die sich in Rußland der weitestgehenden Unbekanntheit erfreuen, meist wohl noch die Schulbank drücken oder an Universitäten „Sociologie" treiben, so behandeln sie vorwiegend das „intime" Seelenleben von Schuljungen oder, wie Alexander Max in „Schönheitstoll", die Nothwendigkeit einer „revolutionären Aesthetik", wie sie nur das spintisirende Gehirn eines überarbeiteten Studenten „aus dem socialen Milieu des fin de siècle" herausklügeln kann. Ssologub's „Studie" „Schatten" ist einfach kindisch, ebenso Sergejenko's Skizze „Grischa", und Ljubow Gurewitich's „Prolog zu einem Roman", betitelt „Trennung", beweist, daß diese Schriftstellerin nicht um ein Haar reifer ist, als die beiden genannten schreibenden Collegen: es ist ein in echt frauenzimmerartiger Oberflächlichkeit hingeworfener Torso, dem so gut wie Alles fehlt, um auch nur als Skizze oder Studie gelten zu können. Es ist mir eine gewisse Genugthuung, Anton Tschechow, der in Rußland beinahe schon sein Vorbild Garschin vergessen gemacht hat, mit der Erzählung „Rothschild's Geige" in dieser Gesellschaft anzutreffen: geistig gehört er durchaus hierher, obgleich sein Talent als Erzähler die „Mitkämpfer" weit überragt. Der Uebersetzer und Herausgeber zeigt im Vorwort, daß er nicht älter und gescheidter ist als die Autoren, für die er uns Deutsche erwärmen will. Dazu sind seine Uebersetzungen miserabel; er versteht das Russische sicherlich ausgezeichnet, aber die deutsche Sprache ist ihm so fremd, daß er fast in jedem Satze für russische Ausdrücke falsche deutsche Bezeichnungen braucht und dadurch die Unzulänglichkeiten der russischen Originale noch vergröbert und ungenießbarer macht. Den Culturhistoriker mag diese Novellensammlung interessiren, dem deutschen Lesepublicum ist sie nicht zu empfehlen, wir haben an unseren eigenen „Jüngsten" und „Modernen" gerade genug, um uns den Geschmack zu verderben!

Erwin Bauer.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 58. Mittwoch, den 13. Mai. 1896.

Vom Schauplatz der Czarenkrönung.

Von Waska Welikoff. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Vielleicht keine andere Stadt trägt so deutlich die Merkmale der verschiedenen Epochen ihres allmäligen Werdens, ihrer häufigen Zerstörung und ihres Wiederemporblühens zur Schau, als die alte Moskowitenstadt. Ohne große Mühe kann man deutlich die einzelnen Entwickelungsstadien derselben unterscheiden, und die fortschreitenden Erweiterungen der einzelnen Theile bis in die Gegenwart verfolgen. Ringförmig angelegt, bildet der Kreml und seine Umgebung den ursprünglichsten Kern der Stadt, der vom großen Boulward (Twerskoje-Boulward) abgeschlossen wurde. Wie grüne Bänder schlängeln sich daher aus der Vogelperspective, bezw. vom großen Johann oder dem Jwan Welicki gesehen, die eingeflochtenen Ringstraßen mit ihren prächtigen Baumalleen um jeden abgeschlossenen Stadttheil, so daß Moskau drei solcher Boulwards besitzt, und ein vierter, der der Vollendung nahe ist, bald die neueste Region abschließen wird, da bereits längst beträchtliche Häusercomplexe jenseits der alten Stadtgrenze entstanden waren, die ihren decorativen Abschluß finden konnten. Von den ersten und ältesten Gründungen oder Bauten der Stadt ist selbstverständlich wohl kaum noch etwas, und von den älteren ebenfalls nur ein sehr geringer Ueberrest erhalten geblieben. Wir durchwandern vergeblich die gewundenen, bald steigenden, bald fallenden Straßen der ältesten Zonen, die sich um den Kreml herum lagern, und finden so gut wie gar nichts von historischen Bauten, die auf ein Alter von mehr als zweihundert Jahren hinweisen. Mitten in der Stadt finden wir zwar noch einige Ruinen von alten Thoren, die sich wie Triumphpforten ausnehmen und ursprünglich an der Grenze der betreffenden Stadttheile gestanden haben mögen, aber sie sind beinahe gänzlich der Alles vernichtenden Zeit erlegen, wie z. B. „Trigornia-sastava“ oder das „Thor der drei Berge“, nach welchem noch heute der dort liegende Stadtbezirk genannt wird, obgleich von dem Thor so gut wie nichts mehr übrig geblieben ist. Andere dergleichen Sastaven oder Thore sind dagegen renovirt und mit bunten Farben nach Moskowitenart übertüncht worden, so daß sie aus der Ferne gesehen sich reizend ausnehmen und sogar imponiren, aber sobald man näher kommt, wie auf der Fahrt vom St. Petersburger Bahnhof zur Stadt, eine kleine Enttäuschung bereiten. Meist sind es solche Thore, die eine historische oder irgend welche hervorragende Bedeutung haben und deshalb auch für besonders werth erachtet wurden, der Stadt erhalten zu bleiben. Man glaubt von Weitem ein architektonisches Märchen vor sich zu haben, das die Erwartung aufs Höchste spannt und deshalb auch um so mehr ernüchtert, wenn man beim Näherkommen anstatt kostbare Marmorbauten ein — aus gemeinem Ziegel und Mörtel erbautes und in prahlenden blau-roth-grünen Farben schillerndes altes Thor vorfindet. Gleichwohl wird man es immer mit Vergnügen betrachten und, wie jedes alte Denkmal, nicht beseitigt sehen mögen. Ohne Zweifel ist aber der erste Anblick ein bezaubernder und man wird immer dabei an die muhamedanische Himmelspforte denken müssen, die der Muselmann so prächtig zu schildern weiß. Noch mehr wird diese Illusion hervortreten, wenn wir eine prächtige Carosse, von sechs feurigen Rossen gezogen, durch das Thor fahren sehen und von der ergriffenen Volksmenge hören, daß es die heilige Mutter Gottes von Iwersk ist, die gegen ein beliebiges Honorar, doch nicht unter fünfzig Rubeln, zu irgend einem Patienten eilt, um demselben ihre Hilfe angedeihen zu lassen und, wenn die ärztliche Kunst an der Grenze ihres Könnens angelangt ist, noch durch ein Wunder den Blinden sehend und Lahmen gehend zu machen.

Wie schon aus der ringförmigen Anlage von Moskau zu ersehen ist, muß der Kreml mit der Chinesenstadt und Weißstadt (oder Belji-Gorod) natürlich zu den ältesten Anlagen gehören, an die sich dann die übrigen Theile, wie Semlji-Gorod oder die Erdstadt u. s. w., sowie die einigen dreißig Vorstädte (Slobodas) in ihrer unendlichen Ausdehnung und mit ihren zahllosen Dörfern anschließen, welche letzteren nach Hunderten zählen. Bei einer Besichtigung der Hauptstadttheile würde natürlich die Chinesenstadt oder Kittaiski-Gorod schon ihrer Lage wegen zuerst in Betracht kommen, weil sie sich unmittelbar an den Kreml anschließt und nur durch den Rothen Platz von der Nordmauer des letzteren getrennt wird. Hier entstanden wahrscheinlich auch die ersten Hütten, als im Jahre 1147 die Stadt angelegt wurde. An eine Befestigung hatte man vorläufig nicht gedacht. Erst zweihundert Jahre später, nach wiederholter Zerstörung der mittlerweile schon sehr ansehnlichen Stadt, wurde infolge ihrer damals sehr unsicheren Lage eine Gürtelmauer aufgeführt und ebenso die Burg gründlich befestigt und mit dem Namen „Festung“ oder „Kreml“ beehrt. Kittaiski-Gorod ist daher ohne Zweifel der ursprünglichste Stadttheil. In der Chinesenstadt pulsirt noch gegenwärtig das Leben Moskaus wie ehemals auch das Leben des russischen Reiches. Was die City für London, ist Kittaiski-Gorod mit Gostini-Dwor und den riesigen Kaufhallen und Handelshöfen für die alte russische Hauptstadt. Ein Labyrinth von Gassen und geschlängelten Straßen bilden die eigentlichen Verkehrsadern und führen Kittaiski-Gorod aus allen Richtungen des weiten Häusermeeres das geschäftliche Element zu. Hier sieht man nicht nur die handeltreibende, schachernde und feilschende Hauptstadt, sondern überhaupt Moskau, wie es weint und lacht, darbt und schwelgt, in seinem Reichthum und in seiner Armuth oder — auch in seinem Elend! Den Mittelpunkt alles Lebens bilden natürlich die Kaufhallen von Gostini-Dwor und die Waarenbuden und Vorhöfe desselben. Wie man daher in Nachschlagebüchern Gostini-Dwor als ein großes dreistöckiges Gebäude aufführen kann, ist nicht gut zu erklären und nur dadurch verständlich, daß man verzeihlicherweise von dem Sinne des Wortes keine Ahnung gehabt hat. Der Moskauer Handelshof ist ein überdachter, aus Häusern und Waarenbuden bestehender permanenter Bazar von enormem Umfange. Zwischen langen Reihen der verschiedensten Verkaufshallen und übereinander liegenden Galerien laufen zahllose Gänge hin, wie auf einem Jahrmarkt. Von den Erzeugnissen der europäischen und asiatischen Industrie, überhaupt der civilisirten Welt dürfte es wohl kaum etwas geben, das dort nicht vertreten wäre. Vom werthlosesten Lumpen des Bettlers bis zum kostbarsten Hermelin, von den unbedeutendsten Artikeln des Trödlers bis zum werthvollsten Brillanten des Juwelenhändlers dürfte schwerlich ein Gegenstand erdacht werden können, der hier nicht ausgeboten würde und Käufer fände. Man kann daraus entnehmen, welchen heterogenen und bunten Elementen man an diesem Orte begegnet. Das interessanteste Bild tritt uns natürlich auf den Vorräumen, Gassen und Höfen entgegen, wo es am Lebendigsten zugeht. Eigene, gestohlene und geraubte Sachen werden trotz der umherlungernden Polizei an den Mann gebracht. Wirthschaftsgegenstände, goldene und silberne Uhren, Schmucksachen, Ringe, Perlen, Messer, Gabeln, Löffel, Teller, Gläser, Schuhe, Pelze und andere Kleidungsstücke werden mit Teppichen, alten Töpfen oder mit Diamantennadeln, Agraffen, kostbaren Bechern und alten oder neuen Waffen, vielleicht auch mit altem Kupfer und Eisen unter einander aus-

geboten und für den vierten Theil der Forderung gekauft. Daß hierbei die Freihändler ein sehr wachsames Auge haben und alle die Pretiosen sofort in den Taschen verschwinden, wenn sich ein Graurock oder Polizeisoldat blicken läßt, braucht kaum bemerkt zu werden. Daß gleichzeitig auch den leiblichen Bedürfnissen nach Möglichkeit Rechnung getragen wird, ist selbstverständlich. Im Winter auf dem festgetretenen Schnee, im Sommer auf dem trockenen Boden werden Tafeln mit Sakusk (Artikel zum Imbiß) aufgeschlagen, auf welchen natürlich auch der unentbehrliche Wodka nicht fehlen darf. Auf einer anderen Tafel ist die Auswahl noch größer, und flüssiger Caviar in Fässern oder solcher in gepreßten Würfeln zum Schneiden sind mit Fleisch und gekochten Eiern oder zusammengerollten und von Legionen lüsterner Fliegen umschwärmten Rindskaldaunen die beliebtesten Genußmittel, neben welchen der Samowar (Theemaschine) unausgesetzt brodelt. Gefäße mit Quas (dem bekannten Nationalgetränk) dürfen natürlich nicht fehlen, ebenso wenig das schmackhafte russische Weizenbrod. Nebenbei sorgen aber noch eine große Anzahl Herumträger mit ihren geheizten Blechkästen vor dem Leib für die Befriedigung der Hungernden. In Oel gebackene Pfannkuchen und Pastetchen mit Sauerkraut-, Mohrrüben-, oder Zwiebel- und Eierfüllung werden in Masse vertilgt, wobei sich immer die heitersten Auftritte abspielen, die nicht blos den Fremden, sondern auch den immer zu Frohsinn und Spiel aufgelegten Moskowiten Stunden lang belustigen können. Als Mittelpunkt der Stadt und in der nächsten Nachbarschaft der Czarenburg gelegen, ist es selbstverständlich, daß sich außer dem Handelshof auch noch viele andere hervorragende und officielle Gebäude in der Chinesenstadt befinden, wie z. B. das Stadthaus, die Börse, die Druckerei der heiligen Synode, berühmte Kathedralen, Klöster u. s. w. Mit der Chinesenstadt greift aber die Weißstadt oder Belji-Gorod so eng ineinander, daß beide nicht zu trennen wären. Wie Kittaiski-Gorod den Kreml im Norden, so umgiebt die Weißstadt denselben im Westen, und wird dort ebenso durch den Alexanderpark von der Burg getrennt, wie die Chinesenstadt im Norden durch den Rothen Platz. Sowohl infolge ihrer Lage wie durch ihre Verbindung mit Kittaiski-Gorod ist die Weißstadt wohl der wichtigste Theil von Moskau, der sich ringförmig oder in einem weiten Halbmond um den Kreml herumlagert, und an der äußersten Grenze durch den großen, ungefähr eine Meile langen Twerskoje-Boulward seinen Abschluß findet. Aber nicht blos als Mittelpunkt, sondern auch schon wegen seiner prächtigen gartenmäßigen Anlagen ist dieser Theil zum Sitz der Aristokratie außerordentlich geeignet und demzufolge auch die Centrale des moskowitischen Luxus. Hier finden wir außer den vielen Gebäuden und Schlössern von Bedeutung auch den Gouvernementspalast, das Hauptpostamt, das Adelshaus, das große und pompöse Kaiserliche Theater mit enormer Bühne, die medicinisch-chirurgische Akademie und viele andere mehr. In dieser via elegans von Moskau mit ihren reichen Läden verdient der englische Club schon deshalb genannt zu werden, weil sich in nächster Nähe eine berühmte Löwengruppe befindet. Nächst der Weißstadt ist die Erdstadt oder Semlji-Gorod der hervorragendste Stadtbezirk, der durch den engen Anschluß an den vorigen ganz von selbst dazu bestimmt ist, die Vorzüge desselben zu theilen. Das große Findelhaus, das Gebäude der philanthropischen Gesellschaft, das Commissariatsdepot, mit zwei Flügeln und mit dorischen Säulen ausgestattet, ziehen — wie viele andere öffentliche Gebäude, Wohlthätigkeitsanstalten, Kunst- und wissenschaftliche Institute — in Semlji-Gorod die Aufmerksamkeit auf sich. Eine Ringstraße grenzt auch diesen Stadttheil ab, an welchen sich noch viele andere anschließen. Doch nun zum Kreml!

Wie bekannt, soll der Kreml auf dem höchsten Punkt von Moskau liegen, was aber, wie so außerordentlich viel in unseren Nachschlagebüchern, keineswegs richtig ist, da die von dort nach dem Boulward führende Twerskoje-Straße geradezu steil ansteigt oder nach der Burg erheblich fällt. Ebenso wenig darf unter „Kreml“ ein großes Gebäude verstanden werden, wie man es auch lesen kann, sondern wie schon das Wort ausdrückt, ist es ein befestigter Platz mit vielen Schlössern, Kirchen, Klöstern und officiellen Gebäuden und von einer Ringmauer umgeben, zu welchem drei Thore führen. Die Burg würde mithin einen Stadttheil mitten in der Stadt für sich bilden, von welcher im Süden eine steile Böschung abfällt, an dessen Fuß, tief unten, das Moskwaflüßchen leiert, das sich in Bezug auf Größe recht gut mit dem berühmten Strom der deutschen Reichshauptstadt messen könnte.

Diese Kathedrale „Wasili Blashenin“ aus der Zeit Iwan's des Schrecklichen kann aber nicht blos für Vieles entschädigen, sondern interessirt noch mehr, wenn man ihre Entstehungsgeschichte kennt. Als das Werk fertig war, fragte Iwan der Grausame voll Bewunderung den Künstler, einen Italiener, ob er sich getraue, eine noch schönere zu bauen? Die Antwort soll bejahend ausgefallen sein, und dafür, daß der Künstler nicht sogleich die schönste gebaut hatte, ließ ihm Iwan vor dem Eingange der Kirche den Kopf abschlagen, wo noch heute eine in den Boden eingelassene Tafel die Richtstätte bezeichnet, an welcher der Henker die Execution vollstreckte. An dieser Stelle stehen wir überhaupt auf einem Boden, der fast mehr Menschenblut einsog, als Regenwasser, denn hier war es, wo die früheren Czaren, besonders aber Iwan der Grausame, die Massenhinrichtungen vollziehen ließen und wo auch Peter der Große nach seiner Rückkehr von Wien an der Spitze der dazu commandirten vornehmen Bojaren eigenhändig den aufständischen Strelitzen die Köpfe absäbelte. Wir lassen das Dreifaltigkeitsthor liegen, um durch „Spaski-Worota“ einzutreten. Es ist aber rathsam, bei Zeiten die Mütze abzunehmen, denn ein Polizeibeamter überwacht gewissenhaft jeden Aus- und Eingehenden, damit Niemand das Thor ohne entblößten Kopf passirt, was selbst vom Kaiser respectirt wird. Man weiß nicht bestimmt zu sagen, seit wann oder von wem diese Ehrfurchtsbezeigung eingeführt wurde, aber eine Mythe, die sehr leicht wahr sein kann, erzählt uns, daß einst ein früherer Czar, als er das Thor passirte, die Kopfbedeckung verlor, die ihm der Sturmwind wegnahm; der Czar glaubte dies Zeichen so verstehen zu müssen, daß die Götter das Thor besonders geheiligt sehen wollten und wie gedacht, so geschah es: Vom Tage an durfte Niemand mehr das Thor mit bedecktem Haupte passiren. Ein dunkles Gäßchen führt an einem langen einfachen Gebäude entlang, während zur rechten Seite ein langer Platz, das Arsenal, liegt, vor welchem Geschützrohre und Projectile verschiedenen Kalibers aufgeschichtet sich vorfinden. Unmittelbar am Thore, links, bemerken wir — etwas eingerückt — eine unscheinbare Kirche, die zum Mönchskloster gehört und immense Schätze bergen soll, aber dermalen wenig Zuspruch findet. An der Commandantur entlang gehend, gelangen wir am Ende derselben auf den Kathedralenplatz, wo sich die berühmtesten Tempel der Burg befinden, und zwar 1) die Himmelfahrt- oder Krönungskirche, Uspenski-Sabor, 2) die Erzengelkirche oder Archangelski-Sabor, 3) die Verkündigungskirche oder Blagoweschtschenski-Sabor, 4) etwas nach vorn, der Südmauer näher gerückt, die Nikolaikirche mit dem Iwan Welicki, 5) Spaski-Baru oder die Erlöserkapelle und 6) am Ende des Kreml, bei dem Dreifaltigkeitsthor, die Kirche des Nonnenklosters, oder wie der Russe sie nennt: „Wasnesenski-Dnwistlhi“. Am meisten interessirt natürlich die Krönungskirche, obgleich andere noch heiliger sein sollen. Zu bestimmten Stunden finden wir die Krönungskirche immer offen, so daß wir nur eintreten dürfen. Ueber uns wölbt sich eine prächtige Decke, aber die Räumlichkeiten sind so enge, daß man sich etwas enttäuscht frägt, ob das der berühmte Dom ist, in welchem die Herrscher des größten Reiches der Erde gesalbt und gekrönt werden? In den Nischen stehen verschiedene Sarkophage. Sie enthalten die Gebeine frommer Patriarchen. Die Czaren werden da mit der heiligen Oelung versehen, und die Erzpriester bestattet. Vor einem größeren Bilde bleibt man etwas länger als gewöhnlich stehen, um es genauer zu betrachten, weil es die Muttergottes von Wladimir darstellt, die von keinem Geringeren als dem Evangelisten Lucas selbst nach dem lebenden Original gemalt wurde und in Bezug auf Farbenfrische dafür Zeugniß ablegt, daß Lucas nicht blos ein vorzüglicher Geschichtsschreiber, sondern auch ein ebenso guter Künstler gewesen sein muß, was nicht allgemein bekannt sein dürfte. Nicht weniger unschätzbar ist eine Tunika, die vom Welterlöser getragen wurde und sich trotz des hohen Alters so auffallend gut erhalten hat, daß sie auch noch gegenwärtig benutzt werden könnte. Ein Nagel vom Kreuz des Heilandes ist ein anderes Kleinod dieses Heiligthums und wiegt allein einen Kohinur oder Regent auf und darf nicht unerwähnt bleiben. Man ersieht daraus, daß Uspenski-Sabor, auch wenn sie nicht Krönungskirche wäre, vollkommen den Ruf rechtfertigt, den sie genießt; davon abgesehen, daß sie auch als Rendezvousplatz der jungen Welt nicht weniger bekannt ist. Archangelski-Sabor oder die Erzengelkirche ist nur einige Schritte von der vorigen entfernt. Man darf nur aus einer heraus und in die andere hineintreten und sieht sofort, daß auch diese nicht arm ist an Reliquien, die einem Tempel den Nimbus außerordentlicher Heiligkeit verleihen. Eine Anzahl steinerner Särge füllen auch hier die Nischen aus. Es sind die Ruhebetten der

alten russischen Czaren aus längst vergangener Zeit, die hier im Dämmerlicht schlummern. In dem einen der harten Betten ruht der schreckliche Iwan, der größte Wütherich des untergegangenen Czarengeschlechts. Dicht dabei schlafen seine Vorgänger, Nachfolger und Partisane. Vom Krönungstempel bis zur Todtenstätte ist nur ein kleiner Sprung und irdische Größe und das Nichts des Staubes, Herrlichkeit und Vergänglichkeit liegen dicht neben einander. Aber lange können wir uns auch hier nicht aufhalten, denn noch bleiben Kathedralen und denkwürdige Stätten in großer Menge, die wenigstens gestreift werden müssen. Natürlich besitzt auch die Nikolaikathedrale ihre besonderen Vorzüge, davon abgesehen, daß sie wohl die geräumigste ist; indeß die größere Aufmerksamkeit nimmt doch ihr Thurm, der Iwan Walicki, in Anspruch. Fünfzehn Kopeken und die Mühe des Besteigens soll man sich nicht verdrießen lassen, um ein Panorama zu genießen, wie es Satanas nicht schöner hätte entdecken können, um den Messias zu versuchen, und schwerlich dürfte es ein zweites Städtebild geben, das ein gleich imposantes Schauspiel gewährte. Auf gewundenen Treppen gelangen wir, an ungefähr zweiunddreißig Glocken vorübersteigend, endlich auf den Altan, von welchem man alle Reize der Welt sehen kann, so weit nämlich das Auge trägt. Wie ein Meer von bunten Kieseln oder Kugeln breitet sich die Stadt mit ihren vielen hundert Kirchen und wenigstens sechsmal so viel Kuppeln und vielleicht ein tausend Thürmen nach allen Windrichtungen bis an den Horizont aus. Gegen Westen blickt man auf die Straße nach Smolensk und im Osten auf größere Waldmassen, welche Moskau auf dieser Seite etwas entfernter begrenzen, von wo man soeben das fauchende Dampfroß über die Ebene dahin eilen sieht, das nach Nischni-Nowgorod abgelassen worden ist. Am wenigsten fesselt uns der Norden. Aber im Süden umkränzen grüne Waldsäume die fernen Hütten der Hauptstadt und ihrer anschließenden Dörfer. Mit bewaffnetem Auge erkennt man mäßige Höhenzüge, die sich nach Westen herumziehen und als die Sperlingsberge bekannt sind. Ohne Mühe unterscheidet man unter den dort liegenden zahlreichen Datschen (Villen) und Landhäusern der Aristokratie und reichen Moskowiten die hervorragenden fürstlichen, großfürstlichen und kaiserlichen Lustschlösser mit ihren ozonreichen Parks, wo im Sommer auch die weniger glücklich situirten Bewohner der Hauptstadt Erholung suchen. Ziemlich gut findet man das Sommerschloß „Nieskutschne“ oder „Ohnesorge“ mit seinem hübschen Park heraus, und nicht weit davon auch „Kolomanskoi Selo“, den Geburtsort Peter's des Großen; ebenso Peter's Palais und Petrowski, was häufig mit ersterem verwechselt wird, und wohin man auch Napoleon I. während des Brandes von Moskau brachte, als man denselben mit Gewalt aus dem Kreml entfernen mußte. Nicht weit davon liegt das Dörfchen Abingowa, wo sich das Hauptquartier Napoleon's befand, dessen Dragoner in dem historischen Kirchlein untergebracht wurden. Recht gut erkennt man unter den vielen Lustorten, Dörfern und Schlössern namentlich auch „Preobraschewsk“, Peter's des Großen Jugendschloß, und etwas weiter seitwärts noch besser den Garten „Eremitage“, die schönste Schöpfung der Gartenkunst in Moskau und wohl auch einer der herrlichsten Parks, die uns aus der Gegenwart bekannt sind. Concerte, Feuerwerke und andere Belustigungen aller Art vereinigen da die elegante Welt der Hauptstadt an schönen Sommerabenden zu paradiesischen Lebensgenüssen. Unten am Thurme angelangt, säumen wir nicht, ein Glockenungethüm in Augenschein zu nehmen, das dort im Freien steht und ganz gut einem frommen Einsiedler zur Wohnung dienen könnte. Ein Eber soll es einst gewesen sein, der, dieses leider schadhafte, Werk auf dem Kremlplatz ausgewühlt haben soll, wenn auch von anderer Seite die Legende bestritten wird, um mit einer ebenso unverbürgten Sage aufzuwarten. Ein anderes ähnliches Glockenmonstrum beherbergt der Große Johann. Es soll einhundert und sechszigtausend Pfund wiegen und läßt nur einmal alljährlich in der Osternacht seine brummende Stimme ertönen, die dann aber auch genügt, den schlanken Bau in eine schwingende Bewegung zu versetzen, daß er wie ein Rohr hin und her wiegt, besonders wenn die übrigen zwei und dreißig Glocken die Riesin accompagniren. Granowitnaja-Palata, das wir nun betreten, ist von vorn gesehen so höchst bescheiden, daß man es kaum für ein kaiserliches Palais halten würde, da nur ein sehr kleiner Theil seines Vorbaues und abgerundeten Eintrittes sichtbar ist. Sein verdeckter Umfang nach hinterwärts ist jedoch enorm, und viele Theile sind leider verfallen, die aber dem Auge entzogen bleiben und wohl nur wenigen Moskowiten zu Gesicht kommen mögen. Nur wenn man ein enges modriges Gäßchen betritt, das um das alte Gebäude herumführt, entdeckt man die schon fensterlosen und trümmerhaften Stellen und Gemächer, in welchen Kröten und Salamander ihr Heim aufgeschlagen hatten. Da aber diese Thatsache, wie es scheint, von gewisser Seite nicht gern zugegeben, aber auch vielleicht gar nicht genügend inspicirt ist, so wollen auch wir dieselbe Rücksicht beobachten, zumal auch die betreffenden schadhaften Theile renovirt sein können. Um so schöner ist aber der vordere gut erhaltene Theil, wo der höchste Luxus entwickelt ist. So winzig klein sich von Außen dieser alte Czarensitz ausnimmt, so sehr erstaunt man im Innern. Fast möchte man zweifeln, daß die ruinenhaften Hintertheile, die vielleicht eine halbe Stunde an Umfang haben mögen und recht deutlich die verschiedenen Perioden ihrer Erweiterung erkennen lassen, zu einem und demselben Schlosse gehören. Man möchte glauben, Visionen gehabt zu haben, wenn man nach diesem Umgang die vorderen, historisch denkwürdigen Gemächer sieht. Die Fußböden sind mit kostbarstem Getäfel ausgelegt und die Wände von Sammet und gefalteter Seide bekleidet, während die Decken, Gesimse und Capitäle von Gold strotzen. Ganze Zimmer sind mit Geräthschaften aus massivem Silber ausgestattet und riesige Kandelaber von Silber und Malachit sowie andere Gegenstände des Luxus vervollständigen die wahrhaft fürstliche Pracht mit echt russischem Raffinement. Besonders hervorzuheben bleibt hier die herrliche Bankethalle, deren Wände mit rothem, mit goldenen Adlern durchsticktem Sammet ausgeschlagen sind. Der so reich ausgestattete Saal ist derselbe, in welchem die früheren Czaren bei ihrer Krönung den Vornehmsten des Reiches das übliche Gastmahl zu geben pflegten. Ebenso sehenswürdig wie historisch interessant sind viele andere Zimmer, von welchen einzelne mit Waffen und Trophäen, goldenen Geräthschaften, Vasen, Kronen und Sceptern oder Mänteln und anderen Gegenständen decorirt sind, während noch andere, wie die angeblich von Napoleon I. bewohnten Gemächer, den Nimbus geschichtlicher Erinnerungen besitzen, aber bezüglich des letzten Punktes wohl nicht die historische Bürgschaft bieten. Es erübrigt jetzt nur noch, dem Alexander-Palais einen ebenso flüchtigen Besuch abzustatten, zumal dasselbe seit seinem Bestehen fast nur noch allein als Residenzschloß der Czarenfamilie in Betracht kommen kann. An Größe und Umfang wird es sich aber selbstverständlich mit dem Winterpalais in St. Petersburg auch nicht annähernd vergleichen lassen; allein, was demselben an Großartigkeit abgeht, wird durch seine hohe brillante Lage so gut ausgeglichen, daß es von vorn gesehen weit großartiger aussieht, als es ist. Dicht an der Kremlmauer gelegen, beherrscht es in seiner dominirenden Stellung auf stolzer Höhe die ganze Stadt, oder doch die zu seinen Füßen liegende Hälfte. Auf ebenem Terrain jedoch würde es eher dem Charakter eines kaiserl. Lustschlosses, als eines Residenzschlosses entsprechen, wiewohl es im Inneren an Eleganz und Luxus ebenfalls nichts zu wünschen übrig läßt. Schon wenn man durch den großen Eingang der Südfront eintritt, ist der Anblick ein ebenso freundlicher, wie imposanter und fürstlicher. Zu beiden Seiten, rechts und links führen ebenerdige oder galerieartige Corridore zu den verschiedenen Zimmern bezw. Wohnungen der Schloßbeamten, und geradeaus führt von dem unteren Vorraum eine pompöse breite Treppe zum ersten Stock. Durch eine große Glasthüre gelangt man zunächst in einen sehr geräumigen Saal, aus welchem eine Thür zu dem im westlichen Flügel des Schlosses liegenden Thronsaale führt, der mit dem Throne und vielen Reihen Stühlen ausgestattet ist, aber wohl nur sehr selten in Benutzung genommen werden dürfte. Von diesem Saale, der die ganze südwestliche Ecke einnimmt, tritt man in die Gemächer des Kaisers, wo sich auch das hübsch ausgestattete Schlafgemach der Allerhöchsten Herrschaften befindet. Die Fenster liegen dem Alexanderparke zugekehrt und gewähren daher einen sehr freundlichen Anblick in die Anlagen und auf den angrenzenden Theil der Weißstadt. Aehnlich wie im östlichen Flügel der Thronsaal liegt im westlichen Flügel desselben Stockes ein sehr großes langes Gemach mit Säulencolonnaden, das angeblich den Zweck hat, vorwiegend dem Czar zum Spielzimmer zu dienen. Da es ebenfalls Eckzimmer ist, so führen die Fenster sowohl nach der südlichen Stadtseite wie nach dem Kathedralenplatz, wo man alle die vorhin erwähnten Kirchen und den Paradeplatz mit dem alten Winterpalast vor sich sieht, während man nach der Mittagseite auf das unvergleichliche Bild des funkelnden und blitzenden Häusermeeres dieser Stadthälfte hinwegschaut. Nicht ganz ohne Interesse ist vielleicht auch das kleine Familienmuseum des

Schlosses, das einen großen Theil der Spielzeuge, Kleider, Wiegen u. s. w. der früheren Czaren und Czarinnen enthält, und viel hübscher als historisch interessant sind auch die im zweiten Stock liegenden Zimmer der Kaiserin mit dem reizenden Wintergarten, in welchem sich die ausgesuchtesten Seltenheiten vorfinden, die nur die moskowitische und ausländische Gartenkunst aufzutreiben vermag, vorausgesetzt, daß die Kaiserin anwesend ist. Betritt man aber zur Morgen- oder Abendstunde aus diesen Gemächern den Altan, so ist der Ausblick noch überwältigender. Wenn man in das unten am Rande des Kreml lullende Flüßchen hinabschaut, möchte man glauben, daß das über das kieselreiche Bett hinrieselnde Wasser in flüssiges Gold verwandelt wäre, und wenn man das Auge nach den Sperlingsbergen wendet, kann man sich einbilden, das Echo der jauchzenden Franzosen aus vergangenen Zeiten zurücktönen zu hören, als sie bei dem Ueberschreiten der Bergrücken entzückt ausriefen: „Moscou! o Moscou!“

Bücherbesprechungen.

— Die Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik von Adolf Philippi. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896. — Durch die saubere und gefällige Ausstattung, die der Bücherfreund an den Veröffentlichungen des Grunow'schen Verlages zu schätzen weiß, macht das Buch schon auf den ersten Blick einen guten Eindruck. Bei der erhöhten Wichtigkeit, die dem gesprochenen Worte gerade in einer Zeit der Massenerzeugung von Büchern, wie die unsere es ist, zukommt, darf ein knapp gefaßtes und verständiges Buch über die Kunst der Rede sicher auf Beachtung rechnen. Daß diese Kunst, wie jede andere, nur zum Theil gelehrt werden kann (S. 4), daß schließlich die Natur noch alle Kunst aus dem Felde schlägt (S. 244), entgeht dem Verfasser nicht. Daß aber der Redner der Lehre auch nicht völlig entrathen kann, wird kaum Jemand bestreiten. Philippi legt das Hauptgewicht auf den ersten Theil seiner Aufgabe, die Geschichte der kunstmäßigen Prosa. „Wie wir uns selbst auch zu den guten Schriftstellern verhalten mögen, ob wir Einzelnes direct von ihnen lernen wollen, oder ob sie uns nur im Allgemeinen als Vorbilder gelten sollen, sie bedeuten für uns jedenfalls mehr als die in Regeln gefaßte Vorschrift.“ In fünf Abschnitten — Griechisch-Römisches, Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche Prosa von Liscow und Klopstock bis auf die neuere Zeit — wird eine übersichtliche Entwickelungsgeschichte der Prosa und eine kurze Charakteristik ihrer wichtigsten Vertreter gegeben. Vermißt haben wir hier einen Hinweis auf Bismarck's Reden, zumal mit vollem Rechte Moltke (S. 179) unter den Classikern der deutschen Sprache genannt ist. Der kürzere zweite Theil des Buches, die Theorie der Abhandlung und der Rede, zerfällt in drei Capitel: Ueberlegen und Disponiren; Der sprachliche Ausdruck (Wortwahl, Satzbau, Stil und Figuren, andre Darstellungsmittel); Vom Unterschiede geschriebener und gesprochener Rede. Der Verfasser bringt ein entschiedenes natürliches Verständniß für seinen Gegenstand mit. Das wird man schon aus einigen wenigen Sätzen erkennen, z. B. S. 186: „Man muß nicht Alles sagen wollen, auch wenn es an sich gut ist.“ S. 190: Man soll die Gabe des Witzes nicht mißbrauchen.“ S. 199: „Ein hübscher Schluß ist ein Geschenk des Augenblicks.“ S. 201 (von der Correctheit des Ausdrucks): „Der Durchschnittsmensch hat sich an die Regel zu halten.“ Sehr angenehm berührt hat uns die mehrfach hervortretende warme Begeisterung für Thomas Carlyle, der gewiß einer der größten Prosaisten unsres Jahrhunderts ist. Weniger einverstanden sind wir mit dem Standpunkte, den der Verfasser in der Fremdwortfrage einnimmt (S. 204—207), wiewohl ihm selbst keineswegs eine übertriebene Vorliebe für diesen vielberufenen „Schmuck der Rede“ vorgeworfen werden kann. Um der Billigkeit willen hätte aber neben Goethe's bekanntem wegwerfenden Urtheile über das Streben nach Sprachreinheit, das übrigens auch zur Kennzeichnung von Goethe's Stellung zu der Frage lange nicht ausreicht, auch ein Wort von einem maßgebenden Vertreter der entgegengesetzten Ansicht — vielleicht aus Jacob Grimm's Einleitung zum Deutschen Wöterbuche — Platz finden sollen. Eine Reihe von Anmerkungen (S. 245 bis 256) weisen Denjenigen den Weg, die an irgend einem Punkte der Darstellung das Bedürfniß fühlen, sich in anderen Schriften des Genaueren zu unterrichten. Das Buch verdient eine freundliche Aufnahme, nicht etwa blos bei Solchen, die Redner werden wollen, sondern bei Allen, die in der Art, wie jemand die Sprache handhabt, das zuverlässigste Merkmal der Bildung erblicken. Auch für den Schulunterricht wird Manches willkommen sein, obschon der Verfasser nicht gerade an die Bedürfnisse der Schule gedacht hat. R. B.

— Bibliothek niederdeutscher Werke Band 17: Chronika van Saust. Miet vielen schoinen Billern. Von Ludwig Schröder. (Chroniken niederdeutscher Städte Band 2.) Leipzig, Verlag von Otto Lenz. Preis 2 ℳ, in feinem Einbande, mit dem Soester Stadtwappen geschmückt, 3 ℳ — Soest, die Hauptstadt des Engernlandes, hat eine bedeutende Vergangenheit. Die Ausdehnung seines Handelsverkehrs und der Glanz seines Reichthums machten es zu einer der angesehensten Hansestädte Norddeutschlands. Das Soester Stadtrecht, die sogenannte „Sauster Schrae“ (S. 34 ff.), gehört zu den frühesten Urkunden einer wohlgeordneten städtischen Verfassung; selbst die großen Hansestädte des Nordens, Hamburg, Bremen, Lübeck, verschmähten es nicht, die „Schrae“ zum Muster zu nehmen. Auch kriegerischen Ruhm erwarben sich die Soester in der Zeit der „Soester Fehde“ (S. 67—81), jenes Kampfes gegen das Kölner Erzbisthum. Die Soester zogen nämlich der Abhängigkeit von dem geistlichen Oberhirten die selbstgewählte Unterordnung unter die Landeshoheit des Herzogs von Cleve vor und setzten auch ihren Willen durch. Schon diese wenigen Andeutungen lassen errathen, daß eine „Chronika van Saust“ mehr und Gewichtigeres zu erzählen hat, als manche andere Stadtgeschichte. Neben dem vielgestaltigen Inhalte bildet den Hauptreiz der vorliegenden Chronik die Sprache. Wissenschaftliche Zwecke verfolgt das Buch nicht, sondern es will namentlich das culturgeschichtlich Bedeutsame aus der Soester Stadtgeschichte in kurzer Zusammenfassung darbieten, will durch die Erneuerung des Gedächtnisses an die uralte und ruhmvolle Geschichte der Stadt die echten „Sauster Poalbüörger“ in ihrem Soester Selbstgefühl stärken und den fern von der Heimath Lebenden einen freundlichen Gruß in den Klängen der heimischen Mundart bringen. Weiter versteigen sich die Hoffnungen des Bearbeiters und Herausgebers gar nicht (S. VI). Aber uns dünkt, es werde auch mancher Andere, der Sinn für ein biederes und ehrenhaftes Bürgergeschlecht, das auf seine Stadt und ihre Ueberlieferungen mit billigem Stolze hält, und wieder Mancher, der den treuherzigen Ton des westfälischen Platt liebt, gern nach dem hübschen Büchlein greifen. R. B.

— Aus meiner Jugend. Drei Novellen von Rosa Magreder-Obermayer. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag 1896. 289 Seiten, Preis 4 ℳ — Von den 3 Novellen, die dieser Band umfaßt, „Der Letzte“, „Aus meiner Jugend“ und „Sonderlinge“, ist unstreitig die zuletzt genannte „Sonderlinge“ die beste. Als vollkommen gelungen kann ich sie allerdings bei dem besten Willen auch nicht bezeichnen, dazu hat die Verfasserin es zu wenig verstanden, ihren Stoff künstlerisch fein auszugestalten; sie operirt mit zu groben Mitteln bei der Lösung des Conflictes und ihre Anfangs psychologisch gut charakterisirten Sonderlinge erscheinen im Verlauf der Handlung zuweilen etwas übertrieben gezeichnet. Außerdem leidet die Sprache an einer gewissen Mattigkeit. Alles in Allem sind aber die „Sonderlinge“ noch eine ganz ansprechende Leistung, und die Charakteristik der uns vorgeführten Sonderlinge ist eine im Großen und Ganzen gelungene. Die zweite Novelle „Aus meiner Jugend“ behandelt ein ziemlich verbrauchtes Motiv, den Liebesroman einer alten Jungfer, in vollkommen hergebrachter Form. Ein ebenso verbrauchtes Motiv, aber in noch anfechtbarerer Form behandelt die erste Novelle „Der Letzte“. Die Situationen sind oft so unwahrscheinlich als nur möglich, Verwickelung und Lösung durch einen als deus ex machina fungirenden Kanonicus an den Haaren herbeigezogen, dabei ist die Sprache nicht immer frei von geschmacklosen Bildern und platten Redensarten. W. B.

Berichtigung. In dem Artikel „Reiseskizzen aus dem Kaukasus“ in Nr. 54 Seite 215 Spalte 2 muß es auf Zeile 24 von unten statt verschiedene Armenier „verschiedene Grabmäler vornehmer Armenier“ heißen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 *₰*, für auswärts mit 1 *M* 64 *₰* (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 *₰*.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 59. Sonnabend, den 16. Mai. 1896.

Eine Oetzthalwanderung.

Von A. Neuberg.

I.

Gegenüber den unheimlichen Abstürzen des Wettersteins, dessen Ausläufer über dem westlichen Innthal wie ein von kahlem Gestein und blendendem Schnee starrender Riesengrat stehen, fast unerträglich anzuschauen, wenn vor dem grellen Schimmer des höchsten Sonnenglanzes selbst die Felswände die Farbe des Eises anzunehmen scheinen, flüchtet das Auge mit einer wahren Beruhigung zu den sanften Kuppen und leicht gebogenen Höhenrücken, zu dem schattigen Bergwald und den anmuthigen Matten der Centralalpen, die, wie bekannt, mit den freundlichsten, lockendsten Bildern einsetzen, um erst nach und nach den Wanderer in jene Regionen zu ziehen, wo er die Natur hart und grausam bilden und zerstören sieht. Wie anziehend ist der Blick in jenes gewaltige Thal, das bedeutendste von den Seitenthälern des Inn, das sich westlich von Stams, der berühmten, von Konradin's, des letzten Hohenstaufen, kummergebeugter Mutter gegründeten Cistercienserabtei, nach dem Inn hin erschließt: das achendurchrauschte, waldgeschmückte, Kühlung athmende, gletscherentsprungene Oetzthal!

Es lagen schon die gedämpften Lichter des späten Nachmittags über der Natur, als wir unsre Schritte in den Wald lenkten, der aus der engen Thalpforte gleichsam herausquillt. Nur auf den höheren Felsrücken, die wie Riesenpfosten am Eingang ragen, auf dem Holzberg, dem Blosseberg und dem Rauhen Kogl, glühte noch die ganze Pracht des Sommertages. Der eigenthümlich stechend braune Ton des nackt liegenden Urgesteins, wenn es von Sonnenstrahlen umflossen ist, trat charakteristisch hervor. Auf jedem Felsstück lag der flimmernde Glanz, während wir schon von Schatten umhüllt waren auf unsrer Thalstraße, die durch dünnen Wald hinzieht, ohne jenen Waldreiz, den nur die weite Waldung hat, deren Enden unsre Sinne nicht empfinden; hier zeigt uns ja jede kleine Lichtung die unferne Grenze, an der die Waldung, aufwärts gekrümmt, unter schroffen und allem Leben feindlichen Abhängen erstirbt. Links kommt ein Bach herab, in einer Art, die des Hochgebirges würdig ist; schäumend wirft er seinen weiß-blauen Schwall in breiter Front herein, daß von dem Wassersturz der Gischt bis zum Wanderer heranspringt. Wenn wir's uns nicht verdrießen lassen, auf einem kleinen Pfade am Grashang emporzusteigen, gelangen wir bald in das grausige Dunkel einer zwar kurzen, aber unheimlichen Klamm, in der sich's unter leicht gezimmertem Holzsteg wie eine blaue Schlange vorbeischlingt dem Licht entgegen.

Die Straße tritt bald wieder aus dem Walde, in eine Landschaft, deren Fruchtbarkeit und Fülle uns in Erstaunen setzt. Der Nußbäume zartes Grün, die tiefe Farbe weiter Maisfelder und vortreffliche Erzeugnisse der Obstcultur lassen uns fast vergessen, daß zwischen uns und dem Etschland noch die schreckensvolle Region der Wildspitze liegt. Aus dem dunklen Laub der „Kästen" (Kastanien) blicken die Giebel kleiner Gehöfte, die allesamt einen einigermaßen düstren und fast unwohnlichen Charakter tragen; denn wer hier jene anmuthigen Anwesen des Innthals oder des Zillerthals suchen wollte, würde arg enttäuscht sein. Es ist, als präge sich die ganze herbe, düstre Art dieses eigenthümlich ernsten, melancholischen Thales auch in seinen Häusern aus. Etwas freundlicher ist allerdings der erste größere Ort, den wir nach einer Stunde erreicht haben, das von stattlichen Maispflanzungen umgebene Dorf Oetz, dessen weißes Kirchlein stolz auf der Höhe über dem Dorfe steht, spitzthürmig in jener scharfen Gothik, die den grünen Alpen so gut steht, wenigstens besser als der Zwiebel- und Kürbisstil des Zopfes. Dieser Kirchthurm steht gerade vor den höchsten Erhebungen des ungeheuren Halbkreisbogens himmelanragender Felsen, der den Hintergrund von Oetz bildet. Ja, es scheint, als wolle er in Wettstreit treten mit der fast ebenso scharfen Felsspitze, die das Gebirge hier krönt, dem Acherkogl, der, zierlich und imponirend zugleich, mit einem kleinen Gletscher behängt, in die Lüfte ragt, die erste der siebzig Oetzthaler Spitzen, die die ersten 3000 m überragen. Um ihn schwebt noch flimmernder Sonnenschein, und auch über dem Dorfe brütet noch die Gluth des Tages, die sich in dem Felskessel gesammelt hat und nur ein wenig gemildert wird durch den leichten Hauch von der nahen Ache her, die, eigentlich nicht sichtbar, doch ihre jagenden Wellen oft mannshoch über das verhüllende Rasenufer emporschleudert. Ueber Oetz pflegt die Sonne noch einmal die ganze Fülle ihrer Kräfte auszuschütten und schafft hier, wie man sagt, das wärmste Klima von Nordtirol, sodaß selbst die Edelkastanie gedeiht. Im Dorfe ist gut wohnen, besonders beim Posthalter, Herrn Tobias Haid, dessen Wirthshaus dem heiligen Kassian zu Ehren genannt ist und der deshalb bei den Leuten kurz der „Kassl" heißt. Da ist in Sommermonden reges Leben, und man beeilt sich, noch Quartier zu erhalten, ehe es zu spät ist. Herr Haid ist eine echte, rechte Tirolergestalt, wie man sich den Hofer vorstellen mag, ein Hüne mit dunklem, wallendem Bart, in kurzer Joppe und kleinem Käppchen; er gilt übrigens als tüchtiger Vertreter der Bauerninteressen und soll besonders für die von Raiffeisen hervorgerufene Bewegung auf finanzielle Selbständigmachung des Bauernstandes ins Zeug gehen. Im Sommer ist er nur der zuvorkommende, liebenswürdige und doch selbstbewußte Freund des Fremden und mustert würdevoll und wohlgefällig die langen Reihen seiner Sommerfrischler und Eintagsgäste, die in dem modernen Speisesaal unter elektrischer Beleuchtung an langen Tafeln vorzüglich gespeist werden. Dort ißt man Table d'hôte nicht in jener Art, die Steub so treffend schildert, „in jener vornehmen, schweigsamen Gesellschaft, die immer den Eindruck macht, als könne keines das andere ausstehen, als möchte jeder den Nachbar wenigstens nach Helgoland oder in die Pyrenäen verwünschen". Es ist hier schlicht und behaglich, und man findet immer gute Gesellschaft für den langen Abend. Wenn wir dann noch einmal ins Freie treten, so rauscht der Lärm der Ache heran; sonst schweigende Nacht ringsum, strenge Ruhe über den starren Felsgebilden, die ihre dunklen Kronen und Grate vom monddurchschimmerten Himmel scharf abheben. Auf dem kleinen Ferner des Acherkogls liegt ein matter Silberglanz, das einzige Licht da droben unter den schweren Schatten der Gebirgswelt. Ganz anders, wenn in der Pracht der Frühe die Sonne über die östlichen Thalwände heraufgezogen kommt; dann hebt eine prächtige Wanderung an. Nur schade, daß gleich hinter Oetz die Spuren der schaudervollen Zerstörung dieser Natur sichtbar werden. Hinschreitend an einem langen Feld von Steintrümmern und Schlamm, erfahren wir auf unsre verwunderte Frage, daß hier noch vor wenigen Tagen fünf Aecker fruchttragenden Landes gewesen. Die „Muhre" von den Bergen hat Alles zerschlagen. An andren Stellen spendet aber dieselbe Natur um so reichlicher: reife Maisfelder, stattliche Weizenstriche, gutes Obst und reifender Wein überall, letzterer hie und da an den Felsen gezogen. Auch die Wohnungen der Menschen bieten hier durch Blumenschmuck freundlicheren Anblick. Wo ein anmuthiges Lindenwäldchen steht, hat man den letzten Rückblick auf das Dorf. Dann geht die Straße durch die erste Thalenge, das „Gesteig", im Walde hin zwischen himmelhohen Bergwänden, die vom Acherkogl abstürzen, der sich von hier ausnimmt wie ein riesiger Zuckerhut. Die Schlucht wird so eng, daß die Straße, um

vorbeizukommen, an der Waldhöhe des linken Flußufers hinaufklettern muß. Da geht's steil bergan, aber unter stattlichem Hochwald, zum Theil unter hellschimmernden Lärchen; dieser Wald steht nie in gänzlicher, feierlicher Stille, weil die Luft immer durch den lebhaften Hauch von der tosenden Ache her bewegt ist, durch den Hauch, der die Eislüfte des Hochgebirges ins Unterland hinabträgt und der die Wanderung gerade durch das Oetzthal so angenehm macht. Links und rechts vom Wege die mächtigen Spuren der Zertrümmerung, gewaltige Blöcke, von zartem Moos noch anmuthig übermalt. Schweife ein wenig zur Linken ab vom Wege, und du gewinnst freien Blick über die unheimlichen Wasserstürze in der Tiefe! Du mußt lächeln über die Wuth, mit der die wilde Tochter der Eiswelt ihre weißgrauen Wogen gegen die ungefügen Blöcke schleudert, die das Gebirge ihr immer wieder in den Weg wirft; aber dein Auge wendet sich bald wieder von dem schauerlichen Bild. Wo die Straße von den Waldhöhen wieder an die Ache herabsteigt, öffnet sich bald eine neue Thalweite, weithin gestreckt, fast unübersehbar, und zugleich auch der Blick auf ferne, blauumwobene Kuppen und auf die ersten schnee- und eisgepanzerten Höhen. Oben zur Rechten ragt der Fundusfeiler mit einem im Morgenlichte scharf weiß glitzernden Ferner herein. Vor uns sind überall kleine Häusergruppen, zuerst das kleine Dörfchen Tumpen, dann der Weiler Oesten, und dann hoch oben links die sechs Höfe von Farst, deren Bewohner das ganze Jahr in den Höhen hausen und nur Sonntags herabsteigen in die Welt, wobei sie besonders lustig sein sollen; sie wohnen auf dem Südabhang der hohen und jähen Wand, die unmittelbar über der Straße steht, lothrecht, und von dem Volke Engelswand genannt wird, weil nach der Sage einst ein Kindchen von einem Adler auf den Grat getragen, von einem weißen Engel aber der zitternden Mutter zurückgebracht worden ist. Die ganze Wand, ein Schreckgebild in Wahrheit, ist ein Schauplatz grausiger Dichtung, die von Drachen und feurigen Wagen erzählt. Kein Wunder, daß solche Ausgeburten der Angst erdichtet werden, wo die ganze Natur eine Welt wilder Schrecknisse ist. Beweisen das doch die stumm redenden Ruinen einiger Häuser zwischen den Ablagerungen der furchtbaren Muhr, die von Zeit zu Zeit links aus der „Farstrinne" losbrach. Und überall hat der ungebeugte Mensch wieder seine rückerobernde Arbeit gethan. Es ist zum Erbarmen, wenn man hört, wie diese eisenharten Männer die Ackerkrume manchmal schollenweise über das Geröll tragen und wieder zurecht legen. Wenn das die Bewohner reicherer Länder einmal sähen, vielleicht würde ihre gütige Erde nicht soviel Undank hören. Jetzt haben die Oetzthaler gerade ihren Hafer und Flachs geerntet und den diesmal guten Ertrag auf die „Stanker", jene niedrigen Holzgerüste von einem senkrechten Pfahl und gekreuzten Seitenstäben, zum Austrocknen gesteckt. Später kommt der Flachs in die Flachsgruben auf den Wiesen und in die kleinen, halbüberdeckten Räume an den Häusern, die „Reasen", die zum Flachsbrechen dienen. Bekannt ist ja der Ruhm des Oetzthals als eines vortrefflichen Flachs bauenden Gebiets. Die Zeichen dieser Arbeit unterhalten den Wanderer, bis er nach zwei Stunden in Umhausen anlangt, einem schon um 250 Meter höher als Oetz gelegenen Dorfe. Hier ist wieder viel Leben. Die Oetzthaler, kurze, gedrungene Gestalten, an denen Alles Muskel und Sehne scheint, in ihre kurzen Jacken gekleidet, die nur an der Brust mit bunten Seidennähten geziert sind, überdeckt von breitem, spitz zulaufendem, schwarzem Hut, mustern neugierig die vielen Fremden, die „Ferner schauen" gehen. Umhausen bietet übrigens ein Schaustück ersten Ranges. Schon vor dem Dorfe fällt dem Wandrer ein leichtes Wölkchen auf, das über dem linken Bergwalde stand, verweht und feststehend zugleich. Er geht ihm nach und sucht den Grund der Erscheinung; ein schmaler Wiesenpfad führt ihn von der Straße ab, anfangs sanft zwischen Wiesen ansteigend, an Drehmühlen vorbei, die, vom Bach getrieben, mit schwerfälligen Hämmern die Garben dreschen. Dann durch schönen Waldbestand langsam höher klimmend dem anschwellenden Donner entgegen, der aus dem Seitenthale des Hairlachbaches hervorbrüllt, steht der Wandrer nach einer halben Stunde vor einem der mächtigsten Wasserfälle von ganz Tirol, der wie viele andre den einfachen Namen Stuibenfall, d. h. Staubfall, trägt. Man sieht zunächst nur die untere Hälfte des Ungethüms, schaut aber schon mit Grausen in den ungeheuren weißen Schwall, der niederprasselt in den tief ausgenagten Felskrater, aus dem der Bach sich herauswindet, der unheimlichen Stelle entschlüpfend. Es bedarf aber nur eines geringen Anstiegs auf leichten Serpentinen, und man übersieht die Erscheinung in ihrer ganzen Größe und Pracht. Doppelt so hoch, als es anfangs erschien, kommt es herabgeschossen, dreimal fünfzig Meter hoch wirft sich's herunter, unter einem Gewitter, das Mark und Bein erschüttert. Wie zarte Schleier umschweben den dichten Kern die silbernen Wasserstaubnebel, die, durchsichtig, das dahinterliegende Gestein in tiefen, schönen Farben erstrahlen lassen. Die Fichten zittern, so alt sie sind, noch immer unter der Wucht des Schauspiels, und die Natur ist wie starr; nur daß sie gerade von hier aus wieder in einem reizenden Durchblick auf die grüne Thallehne ihre anmuthigere Gestaltung zur Geltung bringt. Als eigenthümliche Staffage des Bildes stehen oft Kühe am Bache, dem Falle so nahe als möglich, und halten ihre Köpfe dem wohlthuenden kühlen Hauch entgegen. Lange kann man den Anblick eines solchen Wassersturzes nicht ertragen; er hat etwas Niederdrückendes, trotz seiner Majestät etwas Beengendes und schnürt eben durch seine Mächtigkeit das Herz zusammen, und die an solchen Eindruck nicht gewöhnte Seele wird bald stumpf und müde. Darum freut man sich, wenn man, zurückgekehrt, in den stillen Thalwald eintritt, der die Ufer der Ache säumt. In diesem gewährt der Geröllboden unter den Bäumen einen eigenthümlich schönen Anblick; er besteht aus unzähligen Gneisblöcken, kleinen und großen, oft ganz gewaltigen, die mehrere Kubikmeter fassen, über deren wettergraue Grundfarbe das Veilchenmoos jenes Kleid von edlem Roth gezogen hat; weshalb diesen Wald eine sonderbar grelle Mischung der Farbentöne charakterisirt. Von der Ache hört man hier nicht mehr viel, sie zieht drüben am andren Felsrand hin, und die Landschaft liegt unter dem verklärenden Sonnenschein des Mittags, der goldene Fäden durch die Baumreihen spinnt, so waldstill, friedlich und arglos da, daß man die umgebende Rauheit ganz vergäße, wenn nicht die gewundene Straße dafür sorgte, daß zuweilen durch gelichteten Waldbestand die nackten, öden Steinschrofen blicken, von denen sich verdächtige Rinnen voll Schutt niederziehen. Auch zeugen zahllose Martertafeln gerade hier von der wilden Art der Gegend. Da bittet ein „wohlgeachteter" Jüngling von Köfls, den im 33. Lebensjahre der Blitz traf, um ein Vaterunser, wobei in rührender Weise die Volksphilosophie hinzusetzt:

„Wenn du schon jung und schön, und bist auch stark an Jahren,
Der Tod hat Blitz und Dick', das hab' auch ich erfahren.
Wo und wie man stirbt,
Unbewußt ist jeden dies,
Nur daß alles auf der Erden
Sterblich sei, bleibt ganz gewiß
Darum wer hier lebt als wahrer Christ,
Stirbt selig, wann und wo er ist.
Jeden muß der Strauß gefallen,
Heute mir und morgen dir."

Ein schlichtes Kreuzbild trägt die gemüthvolle Inschrift:

O Sünder, sage mir doch,
Was hab' ich dir gethan?
Daß du mich so grausam schlägst
Ans harte Kreuz zum Lohn?
Vergeben will ich dir,
Was du verübet hast,
Wann du reuevoll legst ab
Die schwere Schuldenlast."

Praktisch dogmatisirt eine andre Betrachtung an einem hochragenden weißen Kreuz:

„Gute Werke sind gute Waaren,
Man kauft sie um einen kleinen Werth.
Kauf' sie dir bei jungen Jahren,
Vor dir der Tod den Laden sperrt!"

Einmal wird von den nachdenklichen Tafelkünstlern die Erde einem Wanderort verglichen, ein ander Mal ist das Leben „ein Traum, ein Blendwerk dieser Nacht"; etwas Philosophirendes haben die meisten Sprüche unter den roh gemalten Bildern. Tiefer aus dem Herzen quillt der ergreifende Angstschrei, den einer einem Christusbild in den Mund legt:

„Ihr Alle, die ihr hier vorübergeht,
Sagt, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerz!"

Nach einstündiger Wanderung endet auf einmal der Wald, ihm geben die Felsen keinen Raum mehr; nur die Ache lassen sie durch, die in unangenehm grauen Wogen brausend und heulend vorbeijagt; mühsam ist der mächtigen Klause vom Menschen Raum für seine Straße abgerungen worden. Rechts und links geht es lothrecht empor, kalt und todt ohne Pflanzengewand,

himmelhoch, selbst dem Tage den vollen Zugang wehrend. Der Tobel heißt die Maurachschlucht. Der Wandrer atmet auf, wenn er sie verlassen hat, die schaumumworfene Brücke aus Brettern zumal, die über das entsetzlich brandende, hastende, tosende Wasser gerade an der tollsten Stelle keck hinwegführt. Die Stelle ist so grausig, daß die Oetzthaler sie in ihren Gedanken mit lauter Unholden und Hexen bevölkert haben und bei nächtlicher Wanderung nicht verfehlen, sich zu bekreuzigen; es stehen auch Gnadenbilder da, und man denkt an Lenau's phantasievollen Vergleich:

„Wie die Brust Maria's schwertdurchbohrt
Ist zu schaun in christlicher Kapelle,
So Natur, der heilgen Mutter, dort
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Grauer Felsen ewig starrer Blick
Hangt hinab zur tiefgerissnen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde."

Aber wir kommen wieder in lieblichere Gelände. Wiesen und Felder, Häuser und Hütten, Flachsbau und Getreidesegen breiten sich wieder um uns aus, und vor Allem darüber hinaus ein weiter, erhabener Blick auf die mächtige Ellipse von Bergen, die das Thal umstehen, Schneekronen schon tragend oder wenigstens furchtbar starre Häupter in den blauen Himmel streckend: links der Grieskogl mit weißer Mähne, der Gamskogl mit kahlem, braunem Haupt, rechts der Hauerkogl, der Hallkogl und die schneeweiße, leuchtende Hohe Geige, und wie sie alle heißen. Dem Oetzthal ist dieser Blick in den Thalweiten charakteristisch, der oft weithin ungehemmt an den zwei scharfen, gebrochenen und gekrümmten Kammlinien der beiden Gebirgsmauern hingeht bis dorthin, wo sie sich in die unbestimmte Ferne verlieren, die in tiefem Blau liegt, während die nahen Berge das scharfe Braun tragen, als wären sie alle von der Sonne verbrannt. Dieser eigenthümliche Reiz der Abwechslung zwischen weitem Ueberblick über die Gestaltung und den Aufbau des Ganzen und zwischen drückender Fesselung des Auges in unheimlichen Thalengen mag selten wieder gefunden werden.

II.

An einem kleinen Waldstück friedlich und harmlos inmitten des großen Gebirgsrahmens liegt das dritte größere Dorf des Thales, Lengenfeld, an den waldüberzogenen Sockel des Gamskogls sich anlehnend, vom Fischbach, der aus dem schönen Sulzthal braust, in zwei Hälften zerschnitten; es ist der Bach, auf den in gefährlichen Monaten die Thalsohlanwohner mit ängstlichen Mienen zu achten pflegen. Lengenfeld sucht sich jetzt bekannt zu machen und zum Kurort aufzuschwingen, ja selbst zum Badeort; wenigstens ist eine laue Schwefelquelle in der Nähe, über der ein „Bad" errichtet worden ist. Aber bei allem Respect vor der gewaltigen Bergscenerie, vor der Schönheit des weiten, grünen Thalbeckens und vor dem Fleiß der Bewohner konnten wir uns nicht ganz dem Eindruck entziehen, daß gerade dieser Ort etwas Unwohnliches und Düsteres hat. Er liegt vielleicht schon zu sehr unter den Gefahren des oberen Thales, die ja im Sommer Keinen bedrohen, aber doch besonders der Bewohnerschaft einen gewissen Charakter gegeben haben und mit ihnen auch ihrer Ortschaft; andererseits — läge er vielleicht höher hinauf, wie Sölden, so würde eben dieser Charakter des Aufenthalts durch erhöhten Verkehr der Bergtouristen schon längst wesentlich beeinflußt worden sein. Gleich im Eingang des Dorfes sah uns ein alter, zum Erbarmen gebrechlicher Mann auf eine Frage so verständnißlos und blöde an, daß wir unwillkürlich ein ganzes Leben von Mühseligkeiten, Entbehrungen und Nöthen, das hinter ihm liegen mochte, vor unsrem geistigen Auge auftauchen sahen. Was mag dieser Eine getragen haben! Man muß solche Gestalten sehen, um jeder sentimentalen Schwärmerei für das freie, starke Bergvolk einen etwas kräftigeren Beigeschmack zu geben und zu wissen, inwieweit z. B. der empfindsame Matthisson richtig das Land schildert, „wo Freiheit in den Hütten bei frommer Einfalt wohnt und Kraftgefühl die Sitten des goldnen Alters lohnt". Nein, diese Bevölkerung macht einen mühseligen Eindruck. Ihr Gruß, der dem Wanderer zuerst unverständlich erscheint, lautet: „Zeit lassen!" Gott Lob, daß es noch Länder giebt, wo man nicht zum Eilen und Hasten gemahnt wird! Hier reden schon die Berge zu dem allzu Eiligen ein kräftiges Halt. In der Thalsohle freilich hinter Lengenfeld geht die Straße noch eine gute halbe Stunde eben hinaus, bis zu dem vielgenannten Dörflein Huben, wo die große Zerstörerin der Thalfluren am wildesten zu hausen pflegte, Häuser zerschellend, den Kirchthurm knickend wie einen Stab und fortreißend in ihren Fluthen, bis man sie durch kräftige Steindammanlagen zu gebührlicherem Benehmen gezwungen hat. In Huben ist kein Gasthaus, aber ein gastliches Widum (Pfarrhaus), in welchem ein junger Cisterciensermönch von Stams wohnt. Hinter diesem Huben scheint nun die Welt wieder zu Ende zu sein, und diesmal ganz gründlich, weil der Hallkogl seine weiten Gliedmaßen so ungefüge ins Oetzthal hereinstellt, daß für Andre fast gar nichts übrig bleibt und eine seiner Felswände wie einen steinernen Vorhang bildet. Aber siehe, die Straße wendet sich links und zwängt sich in starkem Winkel langsam am Wasser hin. Die Ache aber nimmt jetzt eine drohende Art an und sieht aus, als wäre sie aus Rand und Band. Da jagt es in vielen Parallelen und Kreuzungen durcheinander, mehrere hundert Meter auseinandergezogen, donnernd an die steilen Schrofen, Blöcke durcheinander werfend, Inseln anschwemmend und Inseln zerreißend. Eine Ruine von einem Busch steht in dem aufregenden Schauspiel, zitternd ohne Ende. Es wird nicht immer so hergehen, aber in diesem letzten Juli, dessen sonnige Tage den Schnee abfließen ließen wie selten, hat die Oetzthaler Ache ihre ganze Gewalt entwickelt. In dem dämmernden Zwielicht des hereinsinkenden Abends bot diese wüste Thalenge hinter Huben einen unheimlichen Anblick. Ueber den endlosen Geröllagern, Felsgeschieben, Schrofen und finsteren Waldstreifen lag nur oben an den Graten und Spitzen noch der schöne, weiche Glanz des niedergehenden Tages. Nur ein paar kleine Weiler geben von Zeit zu Zeit dem Gemüth ein nothdürftiges Aufathmen in den Blicken auf Zertrümmerung und hängende Gefahr. Die Spuren der Steinungethüme, die aus den harmlosesten Rinnen niedersausen, hohe Quadermauern bis an den Weg her und darüber vorschiebend, werden zahllos. Und an der wie außer sich kämpfenden, zornig brüllenden Ache geht es manchmal so dicht hin, daß mancher schon den Wagen verlassen hat und lieber zu Fuß gegangen ist, möglichst an den Felsen hingehend, daß nicht etwa ein Stück unterspülten Weges ihn in den Tobel mitnehme, aus dem keine Befreiung wäre. Von einem mäßigen Stein, den wir ins Wasser werfen, fährt kein Tropfen auf, so jagt es drüber hin, und ein Aestchen ist im Nu an den Steinen zermalmt und entschwunden. Die Seele wird schließlich müde der endlosen Zerstörungswelt. Aber wo die Straße sich rechts wendet, steht der Wanderer still und entzückt. Vor ihm in nicht mehr großer Ferne tauchen die Ferner auf, vom Röderkogl zum Zirmkogl, weiße Lasten auf den Schultern tragend, weiße Häupter in den Himmel hebend, von der Abendsonne mit leuchtendem Scheine übergossen, so rein und schön wie ein Bild aus einer andren Welt. Je tiefer die Sonne sinkt, desto goldener strahlt es hernieder von den ewigen Schneekronen, und zuletzt fangen sie gar an zu erröthen; das Auge hängt gebannt an dem herrlichen Lichtbild, bis die Nacht, die schwere, grauhüllende, auch über diese Höhen der Erde sich legt und die letzten Lichter auslöscht. Bald liegt Sölden vor uns, wo wir bei Hrn. Grüner vortreffliche Unterkunft finden. Das dumpfe, unaufhörliche Brausen vor der Thür, mit dem ein kleiner, wilder Bergbach wie ein einziger langer Wasserfall vorüberstürzt, meldet die ganze Nacht über, daß wir im Hochgebirge sind. Auch das Klima ist merklich kühler, und am Morgen entwickelt sich eine hoch alpine Landschaft: über almenbedeckter Thalsohle nur noch niedrige Waldbänder, an den Unterbauten der Felsen hangend, ringsum ganz ungeheuer große, ragende Riesen, über ihnen schon nahe Schneestreifen; von diesen Riesen der stolzeste steht am Thalschluß, eine schön gebaute, dunkelbraune Pyramide mit weißen Flecken an der Spitze, es ist der Röderkogl, mit dem das weiße Reich beginnt. Doch ist im Allgemeinen hier unten der Blick schon ziemlich beschränkt wegen drückender Nähe und Höhe der nächsten Berge. Aber ich will dich, lieber Leser, auf eine Höhe geleiten, die eine Wunderwelt erschließt, auf den spitzen Kegel, der über Sölden steht, mit einem kleinen Häuschen auf dem Rücken; er heißt Brunnenkogl und kann gar nicht genug empfohlen werden.

Um ihn zu ersteigen, überschreiten wir das schmale Wiesenthal und treten in berganfteigende Waldung, deren friedliche Morgenstille nur das Rauschen eines Bergbachs stört, das aus tiefer Schlucht heraufschallt. Ueber geschmeidiges Moos führt der angenehme Weg; zur Seite wachsen in reicher Fülle die Moosbeeren oder „Zötten", unsre Heidelbeeren, die das „Mostbeerlwasserl" liefern, und die freundlich blinkenden „Granten", unsre Preißelbeeren, die man auch nicht besser zu verwenden weiß, als daß man sie zu Schnaps verwandelt, ebenso wie den berühmten „Kranebit-" oder Wachholder-

strauch. Ueber der Waldgrenze, die ungefähr in die Mitte des vierstündigen Anstiegs fällt, stehen wir auf einer kleinen Alm, wo ein buntfarbiger Kranz von Blumen aus fettem Grase grüßt, und bald auch vor einem Gehöft, dem einfachen Bergwirthshaus von Falkner, in dessen einfachen, holzgezimmerten Räumen man zwar einen berüchtigten Wein, aber um so vorzüglichere Milch und ein wunderbar klares Bergwasser trinkt. Dann steigt ein schmaler, verwaschener, oft zerstörter, steiler Pfad zwischen den Spuren der Wettermächte, an verkohlten Wettertannenstümpfen vorüber, die der Blitz getroffen und in ganz abenteuerliche Drachengestalten verwandelt hat, über schroffes Geröll empor, um dann wieder auf dürftigen Grasboden zu geleiten; dort tränkt ein Wässerchen die Weide, und die kleinen, rothbraunen Kronen der Brünelle, die süß duftenden, lugen aus dem Almgras. Hier hütet des Falkners Hirtenbub die Kühe, ein starker, frischer Junge in abgerissenen Loden, das langsträhnige Haar von einem breiten, schwarzen Hute bedeckt, an dem für etwaige unangenehme Störung des Anzugs die fadenumwundene Nähnadel steckt, an den Füßen ein paar Bergschuhe ungefügster Art. Aus dem Auge dieses Jungen ist ebenso verschmitzte Klugheit wie offene Geradheit zu lesen. Das hartgeformte, frühzeitig gealterte Gesicht macht deutlich, daß diese Augen schon manche Gefahr gesehen haben und daß das Kind schon wußte, was Entschlossenheit, was Härte und Entbehrung ist. Aber wir können uns seiner naiven Art noch freuen, wie seiner wohlklingenden Rede, die er etwas hochdeutsch zu formen weiß, wie er's in der Schule gelernt hat. Wie Bergwasser so rein und klar rollt es von seinen Lippen. Josef Scheibner heißt er, wie wir bald erfahren, und hütet den ganzen Sommer um fünfzig Gulden die Kühe Falkner's. Unendliche Einsamkeit schwebt sonst um ihn, dann ist nur der Adler sein einsamer Gefährte in den wilden Höhen oder ein Schneehuhn, das über die Halden flattert, oder ein pfeifendes Murmelthier. Jetzt aber ist seine gute Zeit, auch seine reiche Zeit. Kleine, schön geformte Granatkrystalle bietet er für eine lächerliche Kleinigkeit uns an; am Gurgler Ferner oder am nahen Timblerjoch (das ins Passeier führt) sucht er sich die röthlich glitzernden Steine, die das Volk als das Pflaster der Saligen Fräulein betrachtet; heißt es doch:

„Vom Timbljoch zum Rabenstein
Die Saligfrau legts Pflaster ein."

Der Bub steigt mit zum Gipfel den steilen Weg, der zuletzt nichts ist als ein Klettern über eine wer weiß wie tiefe Schicht von braunen Blöcken, die ohne Bindemittel übereinander liegen; der ganze Gipfel des scharfgespitzten Berges ist ein riesenhafter Trümmerhaufe ohne grünen Schmuck, wie liegengebliebener Moränenschutt. Da ist denn das Unterkunftshaus, das der österreichische Touristenclub auf dem schmalen Gipfelplateau erbaut hat, dem Wanderer recht willkommen; ist es auch nicht bewirthschaftet, so bietet es doch ein Bett zur Ruhe, Brennholz zum Feuer, allerlei Geräth, und vor Allem ist in der Nähe ein gutes „Bründel". So kann man denn behaglich und durchwärmt die Aussicht genießen, diesen unvergleichlich schönen Ausblick auf die ganze weiße Pracht des Hochgebirges. Zwei Gruppen in stolzem Aufbau stehen bis in unsere Nähe heran, auf der einen Seite die Stubaier in langgestrecktem Wall, die Oetzthaler auf der anderen in einem Massiv von erdrückender Mächtigkeit, eine harte, compacte, weiße Welt. Ueberwältigend ist ein solcher Blick ins Herz des Gebirges, daß einem die Thränen ins Auge treten möchten. Der Tiroler Herr, der mit uns oben steht, eine kernige, lustige Natur, wird still und weich bei diesem Anblick; ob wir's verstånden, fragt er uns, daß da ein Volk wohne, das wie einstmals noch heute für sein Land zum Stutzen greifen könne. Ja, Hermann Gilm, Tirols großer Dichter im 19. Jahrhundert, darf es noch singen:

„Und brechen die Feinde herein ins Land,
Laßt tausend kommen und tausend!
Wir haben pfeifendes Blei zur Hand,
Und Eisen singend und sausend.
Und zöge die Freiheit aus dieser Welt,
Wir bau'n der Verbannten ein sicheres Zelt
Auf unseren ewigen Bergen."

Ja, wahrhaftig, hier oben wohnt die Freiheit. Und dabei ist es dir, als stöße die Ruhe Gottes ins Herz, die feierliche Stille der Natur. Fest und unbeweglich stehen ja auch die Berge unter uns, aber ihr grünes Kleid giebt ihnen den Charakter des Lebens und nicht jener großartigen, erhabenen, starren Ruhe, die um die weißen Häupter liegt, „wie das ewige Schweigen auf eine leidenschaftliche Frage", um Ganghofer's schöne Worte zu gebrauchen. Und welche Stille! Nur zuweilen klingt das Rauschen der Ache herauf, wie ein leises, märchenhaftes Tönen. Alles schweigt, und unabgezogen geht das Auge von Berg zu Berg, vom Nebelkogl bei Sölden über den scharfen Sattel des berühmten Bildstöckljochs, von dem ein grüner Gletscher sich herabzieht und dann der deutlich zu verfolgende Steig ins Windachthal und Oetzthal, dann über Pfaff, Zuckerhütl und Sonklarspitze, gewaltige Berge mit starrenden weißen Mänteln, am Timbler Joch vorbei nach den Oetzthalern hinüber. Zu denen ziehen sich zwei Thäler hinauf, in ganzer Länge übersehbar, das von Gurgl, das bis an die grünen Hänge des Gurgler Ferners reicht, und das von Vent, über das in der äußersten Ferne der weißleuchtende, breite Hochjochgletscher hereinhängt. Zwischen beiden steht als gewaltiger Eckstein der Röderkogl mit einem viereckigen Schneefeld, „als trüge er eine Serviette", wie unser Tiroler spricht, und hinter ihm ein langer, schnurgerader Kamm weißer Spitzen. Rechts aber thürmt sich's auf in schweren, weißen Massen, Tirols größtes Eismassiv, von der fernen Weißkugel bis zur Doppelkrone der Wildspitze, die stolz alle überragt und doch nicht mächtig genug ist, um in dieser ungeheuren Umgebung so zu dominiren wie etwa Ortler, Venediger oder Glockner in ihren Reichen. Zahllose Spitzen, Nadeln und Grate stehen vereint, bis ihre weißen Krönungen sich allmälig in die Felsenwelt des unteren Thales verlieren, das noch sichtbar ist; weit hinaus schweift das Auge durch das langgeschnittene, blauglänzende Oetzthal bis an die fernen, dämmernden Berge des Innstroms. Ueber achtzig Spitzen über 3000 m übersehen wir mit einem Blick und über zwanzig größere Gletscher, grün schimmernd und zuweilen unerträglich grell aufleuchtend, wenn gerade der Sonnenschein durch ihre Eiskrystalle leuchtet. Alles Interesse für die lieblichen Thalbilder unter uns, für die öden Steinwüsten unsres Berges und seines Nachbars, des Wannenkogls, auch das für die zarten, kleinen Blumen, die noch hier oben aus den Steinen grüßen, muß ja ersterben vor der Anschauung dieser erhabenen Fürstenversammlung im wallenden weißen Kleide. Unsrem Hirtenbuben freilich dünkt sie „nit schön", er sieht dort nur den grauenvollen Tod; lieber springt er, behend wie die Gemse, von Stein zu Stein und holt Gamsbart, die zottige Büschelpflanze, und wohlriechenden Speik und tief blau leuchtenden Enzian. Oder er tritt auf die höchste Klippe und juchzt in die einsamen Weiten, ansetzend in einem langen melodischen Schrei und dann plötzlich die Stimme in fünf Tonstufen senkend. Dann nimmt er die Geißel, schwingt sie sich kunstgerecht um den Kopf und weckt den langen Widerhall, der fast gespenstisch von den Steinmauern zurückkommt; mit scharfem Blick späht er an der den Stubaiern zugekehrten Bergseite hinab, ob der Gaisbub ihn auch bemerkt hat. Wir können ihn nicht vergessen, wie er auf den Steinen stand, ein rechtes Bergkind, wie eine Illustration zu Uhland's schönem Lied vom Hirtenknaben.

Gewaltige Bilder in der Seele tragend, sind wir niedergestiegen in die Region der menschlichen Wohnungen, während schon der Abend drückend hereinsank und jener unklare, flimmernde blaue Flor die Oetzthaler Berge umwob, der nahende Gewitter meldet. Wie wir die Ache überschreiten, finden wir sie viel mächtiger daherbrausend und ungestümer arbeitend als in der Frühe. Der brennend heiße Mittag hat ihr aus den großen Wasserquellen Europas soviel Nahrung zugeführt, daß sie selbst nichts damit zu machen weiß. An die Steinufer schlägt sie mit wildem, ohnmächtigem Eifer, aber wo sie nur Erdstreifen trifft, hat sie sie unterspült. Schon bricht ein beträchtliches Stück des Weges unter dem Fuß unsres Begleiters ein, daß er mit raschem Sprunge sich retten muß; wir müssen über die Graslehnen steigen. Die Leute aber müssen wieder bauen und immer bauen und ihren unaufhörlichen, grausamen Kampf mit der Natur kämpfen. Kein Wunder, daß sie so ernst geworden sind, und daß sie fester als Andre an unsichtbaren Hilfsgewalten sich anklammern; hier ist kein Haus, an dem nicht irgendwo die Buchstaben I H S (Jesus) zu finden sind.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 60. Dienstag, den 19. Mai. 1896.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XIX. Neapel.

I.

Der Besucher Neapels, der zum ersten Male vom Belvedere des Klosters San Martino aus den Blick über Stadt und Golf schweifen läßt, wird durch die unvergleichliche Aussicht, die er ja erwartete, sicherlich weit weniger überrascht werden, als durch das seltsame Brausen, das aus dem Straßengewirr dort unten zu ihm emporsteigt. Es sind die Wogen des Lebens, die in dieser Stadt schneller und geräuschvoller branden als in irgend einer anderen. Wer sein Ohr an jenes Brausen gewöhnt hat, der vermag es in einzelne Töne aufzulösen, und die gellenden Rufe der Lebensmittel- und Zeitungsverkäufer, den Gesang der Marinari, die Litaneien der Begräbnißbrüderschaften, den Lärm von vielen tausend Wagen, das Hämmern der Handwerker, das Wiehern der Esel und Maulthiere, das Gebrüll der Kuh-, das Gemecker der Ziegenherden und noch zahlreiche andere Geräusche zu unterscheiden. Aber zu Anfang steht jeder Fremde dieser ungewohnt lauten Aeußerung des Lebens, Erwerbens und Genießens wie einem Räthsel gegenüber. Jede Erscheinung menschlicher Thätigkeit ist hier bis zum Aeußersten gesteigert, Sprache, Körperbewegung, Geberde bedienen sich ausschließlich des Superlativs. Es ist ein Leben in der höchsten Potenz, das sich noch dazu durchweg öffentlich, im schmalen Bereich der von hohen, unwohnlichen Häusern eingeengten Gasse, abspielt. Wer in diesem Gedränge gehört werden und eine Rolle spielen will, muß lauter auftreten als anderswo. Und in einem Volke von so ausgeprägter griechisch-orientalischer Beweglichkeit und Geschwätzigkeit will Jeder eine Rolle spielen. Neapel ist recht eigentlich eine riesengroße Kinderstube, wo auch der Geringste sich unter Umständen als König fühlt und sich demgemäß beträgt, im Uebrigen aber die gütige Vorsehung, die sich hier deutlicher als in anderen Städten in Gestalt einer liebevollen milden Natur zu erkennen giebt, für sich und seine Mitmenschen sorgen läßt. Gerade diese wunderbare Naivität und Lebensfreudigkeit einer Großstadt-Bevölkerung macht die Beobachtung der Neapolitaner so anziehend. Das Volk ist thatsächlich die Hauptsache an Neapel, es bleibt für den Fremden ein unerschöpflicher Quell der Freude, wenn die bescheidenen Reste des Alterthums ihn längst nicht mehr zu fesseln vermögen und wenn sein Blick sich für die Schönheiten der Landschaft abgestumpft hat, was auffallend bald geschieht.

Auch in Goethe's „Italienischer Reise“ nimmt bei der Schilderung von Neapel, namentlich während des zweiten Aufenthaltes in dieser Stadt, das Volksleben den breitesten Raum ein. Wie er sich vor Raphael's Sibyllen in der Kirche Maria della pace zu Rom in künstlerischen Dingen vom Gängelbande seines Führers Volkmann losmacht, so stellt er sich hier in Neapel auch bei der Betrachtung des täglichen Lebens auf eigene Füße. Und dieser Schritt Goethe's ist um so bemerkenswerther, als ihn seine Wahrheitsliebe in den stärksten Conflict mit dem landläufigen, immer und immer wieder nachgeschriebenen Urtheile oberflächlicher Reisender bringen mußte. Die warmen Worte der Vertheidigung, die er dem neapolitanischen Volke widmet, verdienen es ganz besonders hervorgehoben zu werden. „Der gute und so brauchbare Volkmann,“ schreibt er am 28. Mai 1787, „nöthigt mich, von Zeit zu Zeit von seiner Meinung abzugehen. Er spricht z. B., daß dreißig- bis vierzigtausend Müßiggänger in Neapel zu finden wären, und wer spricht's ihm nicht nach! Ich vermuthete zwar sehr bald nach einiger erlangter Kenntniß des südlichen Zustandes, daß dies wohl eine nordische Ansicht sein möchte, wo man Jeden für einen Müßiggänger hält, der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmüht. Ich wendete deshalb vorzügliche Aufmerksamkeit auf das Volk, es mochte sich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar sehr viel übelgekleidete Menschen bemerken, aber keine unbeschäftigte. Ich fragte deswegen einige Freunde nach den unzähligen Müßiggängern, welche ich doch auch wollte kennen lernen; sie konnten mir aber solche ebensowenig zeigen, und so ging ich, weil diese Untersuchung mit Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.“ Aus dem Folgenden ersehen wir, wie planmäßig und gewissenhaft er dabei verfährt. Er beginnt sich „in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Gestalt, Kleidung, Betragen, Beschäftigung zu beurtheilen und zu classificiren“ und findet „diese Operation hier leichter als anderswo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist und sich seinem Stande nach äußerlich gemäß beträgt“. Wo Goethe einen Neapolitaner zufällig unthätig antrifft, da ist es ein Lastträger oder ein Droschkenkutscher, der auf Kunden wartet, ein Schiffer oder Fischer, den ungünstiger Wind an der Ausfahrt verhindert, während der Beobachter sonst „weder von der geringen, noch von der mittlern Classe, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht eigentliche Müßiggänger finden“ kann. Und zum Beweise der allgemeinen Thätigkeit schildert er kleine Scenen aus dem Volksleben, die die commerzielle Begabung des Neapolitaners trefflich kennzeichnen, er beschreibt, wie „Kinder von einigen Jahren, die nur so auf der Erde hinkriechen“ auf Zimmerplätzen, in der Gegend des Arsenals oder am Meeresstrande die kleinsten Stückchen Holz in Körbchen sammeln, um sie nachher „tiefer in der Stadt“ an Handwerker und kleine Bürger als wohlfeiles Brennmaterial zu verkaufen. Goethe zählt die wichtigsten Zweige der Straßen-Industrie auf und stellt fest, daß sich in Neapel kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz u. s. w. fände, „das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme und von Einem oder dem Andern gekauft würde“. „Ja ich möchte fast das Paradoxon aufstellen,“ bemerkt er, „daß zu Neapel verhältnißmäßig vielleicht noch die meiste Industrie in der ganz niedern Classe zu finden sei.“ Aber andererseits übersieht er nicht, daß die Lebensbedingungen des Neapolitaners ganz andere sind als die des Nordländers. „Gewiß würde in unseren Gegenden,“ schreibt er, „ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern, da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam dazu einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, sondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Paläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deswegen noch nicht verstoßen und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat.“

Einem so scharfen Beobachter entgehen natürlich auch die Schattenseiten dieser halb paradiesischen Zustände nicht, er bemerkt sehr treffend, „daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordischen Länder sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß außer Sachwaltern und Aerzten im Verhältniß zu der großen Masse von Menschen wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist, daß sich die Geistlichen im Müßiggange am wohlsten sein lassen und auch die Großen

ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen". Diese Charakterisirung paßt auf den Neapolitaner von heute ebenso gut wie auf den des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Denn nirgends ist in Italien die Rasse einer Landschaft sich seit Jahrhunderten — vielleicht seit Jahrtausenden — so gleich geblieben wie hier. Die Freude am heiteren Lebensgenuß, die sich zugleich mit den griechischen Colonen an den Gestaden des zauberhaft schönen Golfes ansiedelte, hat die Herrschaft der Römer, Gothen, Normannen, Hohenstaufen, Anjous und Aragons überdauert und ist sogar vom schweren Joche der Spanier und Bourbons nicht erdrückt worden. Eine Stadt mit so ausgeprägt conservativer Bevölkerung kann sich im Laufe eines Jahrhunderts nur wenig verändert haben. Das Weichbild Neapels dürfte daher so ziemlich dasselbe geblieben sein. Nur im Osten, in der Nähe der Bahnhöfe sind unter dem Einflusse des gesteigerten Verkehrs neue Stadttheile erbaut worden. Wo aber sonst, aus Gründen der Speculation, ein neues Viertel entstand, wie die hochgelegene Rione Vomero seitwärts vom Castel S. Elmo, sind die Bewohner trotz der berühmten vielverspotteten und vielbesungenen Drahtseilbahnen einfach ausgeblieben, so daß dieses Quartier mit seinen prächtigen Häuserreihen und der großartigen Piazza Vanvitelli den Eindruck einer vor ihrer Vollendung verlassenen Stadt macht.

Die Einwohnerzahl Neapels ist im letzten Jahrhundert von etwa 380000 auf 505000 gestiegen, doch ist die Richtigkeit dieser Ziffern durchaus nicht verbürgt, da die Wohnungsverhältnisse eine regelrechte Volkszählung unmöglich machen. Ganz unzuverlässig sind natürlich die Angaben neapolitanischer Statistiker, die schon zu Goethe's Zeit die Bevölkerung ihrer Vaterstadt aus reinem Localpatriotismus auf eine Million schätzten. Sehr schwer sind glaubwürdige Tabellen über Waaren-Production und Ausfuhr zu erhalten, während über den Lebensmittelverbrauch offenbar mit besonderem Vergnügen und mit auffälliger Uebereinstimmung der Ziffern berichtet wird. Wir sehen, daß sich das Neapel des vorigen Jahrhunderts nicht schlecht nährte. Auch der Fleischconsum ist gegen den anderer Städte Italiens recht bedeutend. Während eines Jahres wurden innerhalb des Stadtgebietes durchschnittlich 21800 Rinder, 160000 Hammel und Lämmer, 55000 Schweine, 82000 Ziegen und 16 Millionen Stück Kleingeflügel verzehrt, gewiß eine ansehnliche Menge, wenn man bedenkt, daß die Hauptmahlzeit des Neapolitaners aus Maccaroni und Fischen besteht. Auf eine solche Leistungsfähigkeit waren die Bürger Neapels mit Recht von jeher stolz. Sie speisen aus reiner Freude an der Thätigkeit des Speisens, und die schönste Würze ihrer Tafelgenüsse ist das erhebende Bewußtsein notorische Schlemmer zu sein. Goethe hebt den wesentlichen Punkt des Volkscharakters hervor, wenn er schreibt: „Alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündet auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine u. s. w. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk höret aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und Jeder erinnert sich des Antheils an diesem Genusse mit Vergnügen." Auch Goethe, der kühl beobachtende nordische Reisende, empfindet eine Ahnung von dieser südlichen Schlaraffenfröhlichkeit, er schildert die an Feiertagen auf Straßen und Plätzen zum Verkauf ausgestellten Lebensmittel mit besonderem Behagen, preist die „auf das Appetitlichste verzierten" und vergoldeten Schöpsenkeulen, die Guirlanden von Eßwaaren, die Paternoster von vergoldeten, mit rothen Bändern geschnürten Würsten und giebt sogar, er, der Ziffernangaben sonst so ängstlich meidet, die Zahl der am Weihnachtsfest verzehrten wälschen Hähne auf dreißigtausend an, „ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten". — Wenn man uns Deutschen vorwirft, daß wir keine Feier ohne Trinkgelage begehen könnten, so muß sich der Neapolitaner nachsagen lassen, daß für ihn die kirchlichen Feste ohne culinarische Ausschweifungen undenkbar seien. Goethe beschreibt recht anmuthig das Fest des heiligen Joseph, „des Patrons aller Fritaruolen, d. h. Gebacknesmacher", das am 19. März gefeiert wird. „Weil nun immerfort starke Flammen unter schwarzem siedenden Oel hervorschlagen," erläutert er, „so gehört auch alle Feuerqual in ihr Fach; deswegen hatten sie gestern Abend vor den Häusern mit Gemälden zum Besten aufgeputzt: Seelen im Fegfeuer, Jüngste Gerichte glühten und flammten umher". Aber die Hauptsache ist auch hier wieder das Essen: an allen Straßenecken waren Herde errichtet, an denen geschäftige Bäckergesellen Teigkringel im Oel kochten und zu wohlfeilem Preise an das Volk verkauften. Alles dies beweist, daß die Bevölkerung Neapels durchaus nicht so arm war, als man nach manchen Berichten anzunehmen geneigt ist. An baarem Gelde hat es Neapel nie gefehlt; der landesübliche Zinsfuß betrug schon zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts selten mehr als 2—3%, was freilich durch den Umstand erklärt wird, daß die Fruchtbarkeit der Umgegend und die dadurch bedingten erstaunlich geringen Lebensmittelpreise Jedem gestatteten, ohne Sorge um die Zukunft von der Hand in den Mund zu leben. Capitalien waren daher schwer unterzubringen, da Niemand sich genöthigt sah, mit größeren industriellen oder commerziellen Unternehmungen seinen Unterhalt zu verdienen. Auch die weltberühmten Erzeugnisse neapolitanischen Gewerbefleißes, Leder und Darmsaiten (nebenbei bemerkt, auch nur Abfälle des großen Fleischconsums!) wurden fast ausschließlich im Hausbetriebe verarbeitet. Unter diesen Umständen fehlte dem Neapel jener Tage der eigentliche Mittelstand. Zwar unterhielt der Hof einen großen Beamtentroß, die Gerichte und die Prozeßwuth des Volkes ernährten eine unglaubliche Zahl von Advocaten, aber den Kaufmann im besseren Sinne des Wortes wird man in Neapel vergeblich gesucht haben. Die Ansprüche der großen Masse waren zu bescheiden und der Adel bezog seinen Bedarf von auswärts, namentlich aus Frankreich und England. Selbst der schöne, von der Natur in so hohem Grade begünstigte Hafen barg außer der kleinen königlichen Flotte fast nur Fischerbarken, da infolge des Seeräuberunwesens und der mangelnden Unternehmungslust die Handelsmarine nur unbedeutend war. Obgleich die Regierung mit den Hauptunternehmern der Korsarenzüge, dem Bey von Tunis und dem Sultan von Marokko, Schutzverträge abgeschlossen hatte, zeigten sich die Piratenschiffe alljährlich mehrmals dicht vor der Rhede Neapels. Wie zu den Zeiten der Normannen wurden damals noch die Küsten Siciliens geplündert und die Bewohner in die Sklaverei verkauft. Der Verkehr nach der Levante war so gut wie unmöglich.

Was trotz aller wirthschaftlichen Mißstände den Neapolitaner dennoch zum glücklichsten Menschen des Abendlandes stempelt, ist die große Genügsamkeit, die fast den Eindruck bewußt erwählter freiwilliger Armuth macht, und die durch nichts zu trübende Freude an der Schönheit der Welt im Allgemeinen und der Stadt Neapel im Besondern. „Alles deutet dahin," schreibt Goethe am 12. März 1787, „daß ein glückliches, die ersten Bedürfnisse reichlich anbietendes Land auch Menschen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kümmerniß erwarten können, der morgende Tag werde bringen, was der heutige gebracht, und deshalb sorgenlos dahinleben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden!" Als großer Kinderfreund, der auf seiner Reise bekanntlich nichts so sehr vermißte, als die Gesellschaft der jungen Herder's und Stein's, führt er zum Beweise dieser Behauptung wieder ein Beispiel aus dem Leben der Kinder an. Er fand an einem kalten und feuchten Morgen (zu Anfang März) auf einem Platze, „wo die großen Quadern des Palastes reinlich gekehrt erschienen", eine Anzahl im Kreise kauernder zerlumpter Knaben, „die Hände gegen den Boden gewendet, als wenn sie sich wärmten". Auf seine verwunderte Frage nach dem absonderlichen Gebaren der Kinder erfuhr er, daß an jener Stelle ein Schmied nach neapolitanischer Sitte einen Radreifen heiß gemacht habe, was in der Weise geschieht, daß man den eisernen Reifen auf den Boden legt, mit Eichenspänen bedeckt und diese abbrennt, worauf man den Reifen ums Rad legt und die Asche sorgfältig wegkehrt. „Die dem Pflaster mitgetheilte Wärme benutzen die kleinen Huronen und rühren sich nicht eher von der Stelle, bis sie den letzten warmen Hauch ausgesogen haben. Beispiele solcher Genügsamkeit," fügt Goethe hinzu, „und aufmerksamen Benutzens dessen, was sonst verloren ginge, giebt es hier unzählige. Ich finde in diesem Volke die lebhafteste und geistreichste Industrie, nicht um reich zu werden, sondern um sorgenfrei zu leben." Den philosophischen Zug im Charakter der Neapolitaner haben so ziemlich alle Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts herausgefunden. Selbst Volkmann bemerkt: „Sie verachten alle Bequemlichkeit des Lebens mit stoischer Gleichgiltigkeit," und Moritz meint: „Gewiß giebt es unter diesen mehr als einen Diogenes, der den großen Alexander um nichts weiter bitten würde, als zwischen ihm und der Alles erquickenden Sonne keine Scheidewand zu machen." Gorani, der als „französischer Bürger" und Demokrat mit besonderer Vorliebe bei den Lazzaroni verweilt, wird in seinen Schilderungen (Geheime und kritische Nachrichten

von Italien. Band 1) der Eigenart dieser Menschenclasse am meisten gerecht, wenn er schreibt: „Die Lazzaroni sind mit ihrem Zustande sehr zufrieden und ihm ergeben; sie beneiden das Schicksal der höheren Classen keineswegs, sie begehen keine Unordnungen, stehlen und rauben nicht. Nie sind sie in den Verbrechen, die in Neapel begangen werden, mit verwickelt. Es sind in der That achtungswerthe Menschen, ehrlich und gut, sie ziehen die Armuth vor, die man nicht mit dem Elende verwechseln muß. Darum muß man diese Lazzaroni nicht in jene niedrigste Classe des Pöbels setzen, welche der Ausschuß der Nation ist, und aus Spitzbuben und Schelmen besteht, die in Neapel erfinderischer als zu London und Paris sind.“ Ueberhaupt finden wir bei Gorani über diesen Gegenstand interessante Einzelheiten. Er bemerkt, daß die Lazzaroni „an Festtagen säuberlich einhergingen, aber stets in ihrem gewohnten Kostüme, mit seidenem Halstuche, silbernen Schuh- und Gürtelschnallen“, ferner daß sie ein Oberhaupt, den Capolazzoro, wählten, „dem der Hof und die Minister stets viel Achtung bewiesen“ hätten. Dieses Oberhaupt bildete das vermittelnde Element zwischen Volk und Regierung, es durfte bei keiner kirchlichen Feierlichkeit, bei keiner Lottoziehung und bei keinem Hoffeste fehlen, „ohne auf seinen Kleidern ein unterscheidendes Merkmal zu tragen, aber demzufolge immer geachtet, daß ihm vierzig- bis fünfundvierzig tausend Mann zu Gebote standen“. Auch am Wochenbette der Königin hatte der Volkstribun zu erscheinen, wo er feierlich das Geschlecht des neugeborenen Kindes feststellte, es küßte und dem Volke zeigte. Trotz mancher demokratischen Züge scheint das neapolitanische Volk in engem Zusammenhange mit dem Herrscherhause gestanden zu haben. „Heute Nacht,“ schreibt Tischbein am 26. Aug. 1788 an Goethe, kam die Königin mit einem Prinzen nieder; die ganze Stadt ist in Freuden über das Glück, daß es ein monsieur ist; ich wünschte Ihnen hier, um die Illumination zu sehen, die Stadt scheint ganz in Feuer zu sitzen, und wenn ich den Brief geschlossen habe, so werde ich auf das Meer fahren und es von da aus zusehen.“ Die Kluft zwischen den höheren und niederen Ständen war in Neapel weniger breit als in anderen Großstädten. Die angeborene Intelligenz des Volkes einerseits und die äußerst mangelhafte Bildung der vornehmen Gesellschaft anderseits bewirkten einen gewissen Ausgleich auf geistigem Gebiete. Auch bei den sogenannten Gebildeten fand sich die charakteristische fast kindische Naivität der ganzen Rasse. Goethe liefert hierfür ein hübsches Beispiel. Er erzählt, wie Tischbein Abends in Gegenwart seiner neapolitanischen Freunde mit Tusche Köpfe in Lebensgröße malte, wobei sich die Anwesenden „wie Neuseeländer bei Erblickung eines Kriegsschiffes“ geberdeten. „Nun kam es ihnen in die Finger, auch so malen zu wollen, sie faßten die Pinsel und — malten sich Bärte wechselweise und besudelten sich die Gesichter. Ist darin,“ fügt Goethe hinzu, „nicht etwas Ursprüngliches der Menschengattung?“ Das Kindliche scheint ihm ein wesentlicher Zug des neapolitanischen Charakters. „Man bemerkt bei ihnen,“ schreibt er einmal, „wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß sie zwar ihr Geschäft verrichten, aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geschäfte machen.“ Diese Heiterkeit spricht aus jeder Aeußerung des Lebens, aus Wort und Geberde, aus der gehobenen Stimmung bei Festen wie aus dem lärmenden Alltagstreiben. Aus ihr entspringt auch die Vorliebe für farbigen Putz und Flitter, die sich nirgends so bemerkbar macht wie in Neapel. Goethe vermuthet hier eine Art Anpassungsvermögen an das farbenfröhliche Local; „die vielfarbigen Blumen und Früchte,“ meint er, „mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen Jeden, der es einigermaßen vermog. Stühle und Commoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Kaleschen hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten und Rauschgold ausgeputzt; manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufe nach jeder Bew gung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen; sie kann es auch auf eine gewisse Weise sein und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überstrahlen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in den Hintergrund.“ Diese Farbenfröhlichkeit ist so alt wie die ewig jugendschöne Parthenope selbst. Die Wirkung der Natur auf die Umwohner des Golfes muß sich schon frühe geltend gemacht hoben. Goethe hat Recht, wenn er die kleinen, meist fensterlosen Häuser der Vorstädte mit ihrer sauberen Einrichtung, den „nett geflochtenen Rohrstühlen“ und den „ganz vergoldeten, mit bunten Blumen staffirten Commoden“ als „vollkommene Nachahmungen der pompejanischen“ bezeichnet. Hier wie dort finden wir die denkbar zweckmäßigste Benutzung eines merkwürdig kleinen Raumes, hier wie dort die geschickte Verwerthung von naheliegenden Motiven aus Pflanzen- und Thierreich. Sogar die zahlreichen Heiligenbilder neapolitanischer Fabrik können ihren Stammbaum bis auf die tanzenden Thyrsosschwinger und Grazien in den Wandfüllungen pompejanischer Privathäuser zurückführen. Der Verfasser entsinnt sich in Resina eine grell colorirte Lithographie gesehen zu haben, bei der er lange im Zweifel war, ob die dargestellten Personen die Madonna mit dem Kinde oder Aphrodite mit ihrem Sprößling sein sollten. — Wer im Museum zu Neapel die köstlichen pompejanischen Frucht- und Küchenstücke in Fres:o und Mosaik betrachtet hat, deren Naturwahrheit sich bis auf die kleinste Fischschuppe erstreckt und deren appetitliche Anordnung den Beschauer heute noch mit einem mehr als künstlerischen Behagen erfüllt, dem werden die Stände der Lebensmittelverkäufer auf dem Mercato basso und bei Santa Lucia, dem Lieblingsaufenthalte des niederen Volkes, sofort jene prächtigen Stillleben ins Gedächtniß zurückrufen. Goethe beschreibt diese gastronomischen Schaustücke sehr hübsch. „Bei Santa Lucia,“ heißt es in seinem Berichte, „sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden, kleine Muscheln jedes besonders aufgetischt und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das Mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten mit dazwischen hervorstechendem grünen Laube, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bei den Fleischwaaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird.“

Nicht nur Stillleben, auch echte Genrebilder bietet das Straßenleben Neapels. Gestalten, die den modernen Culturmenschen wie Geister längst vergangener Jahrhunderte anmuthen, wandeln hier noch lebend unter den Lebenden. In der Villa del Popolo, draußen beim Castel del Carmine, wo die Schiffer anf weichem Rasen unter Palmen ihr Mittagsschläfchen halten, begegnet man den öffentlichen Vorlesern und Märchen-Erzählern, unter der schattigen Halle des Theaters San Carlo sitzen die Briefschreiber, die sich trotz der verbesserten Schulverhältnisse noch immer eines starken Zuspruchs erfreuen, und an der Porta Capuana schaart sich heute noch das Volk um seine Wunderdoctoren. Auch Goethe freute sich dieses seltsamen Anblicks. „Am Molo, einer Hauptlärmecke der Stadt,“ schreibt er, „sah ich gestern einen Pulcinell, der sich auf einem Brettergerüste mit einem kleinen Affen stritt, drüber einen Balcon, auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feilbot. Neben dem Affengerüste ein Wunderdoctor, der seine Arcana gegen alle Uebel den bedrängten Gläubigen darbot; von Gerhard Dow gemalt, hätte solch ein Bild verdient, Zeitgenossen und Nachwelt zu ergötzen.“ Wahrscheinlich hatte Goethe hierbei das unter dem Namen „Der Marktschreier“ bekannte Bild des Meisters in der Münchener Galerie im Sinne, das er ja sicherlich gesehen haben muß. Wenn der Neapolitaner an solchen „Hauptlärmecken“ gern und lange verweilt, so zeigt er im Straßenverkehre eine auffällige Eile. Dem Nordländer wird es nicht leicht, sich in dem hastigen Gewühle der Gäßchen und Treppen einen Weg zu bahnen. Die Droschken fahren im schärfsten Trabe, oft sogar in Galopp, unbekümmert um die Fußgänger, für die kaum Platz zum Ausweichen übrig bleibt. Und dennoch soll fast niemals ein Unglück vorkommen. Kuh- und Ziegenherden, die zweimal täglich durch die Stadt getrieben und vor den Häusern gemolken werden, vermehren die Enge und den unendlichen Schmutz; den Ziegen — es ist die arabische Art mit langen hängenden Ohren — begegnet man sogar in den Häusern, wo sie, mit den Milchconsumenten aufs Beste bekannt, bis zu den höchsten Stockwerken hinaufsteigen. Typisch sind auch die kleinen, mit Gemüse bepackten oder richtiger überbauten Esel, die unter ihrer Last förmlich verschwinden. Sie tragen als Schmuck und Aushängeschild einen Dornenzweig, an dessen einzelne Aestchen Kartoffeln, Gurken

und Pomidori angespießt sind. Auch diese grauen oder weißen Dulder befleißigen sich einer schnellen Gangart. Von Zeit zu Zeit durchrennen brüllende Zeitungsverkäufer die Straßen, die ihren Kunden mit fabelhafter Geschwindigkeit die gewünschte Zeitungsnummer aushändigen. Diese geschäftige Eile herrscht nicht nur im Centrum von Neapel, sie pflanzt sich bis in die fernsten Vorstädte, ja um den ganzen Golf, bis nach Sorrent hin, fort. Bei einem Ausfluge zum Vesuv, den Goethe mit Tischbein unternahm, fiel ihm die Hast des Straßenverkehrs besonders auf. „Wir fuhren auf zwei Kalessen," berichtet er, „weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Esel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegenrollende Kalessen, lastschleppende oder frei wandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde." Am stärksten ist der Verkehr natürlich auf dem Toledo (jetzt Via Roma), der Hauptgeschäftsstraße Neapels, die mit ihrer Verlängerung eine fast schnurgerade Verbindung zwischen dem königl. Palast und dem Lustschlosse Capodimonte bildet. „Die Menge Menschen in der einzigen Straße Toledo!" ruft Goethe aus. In der That, die beiden Straßen, die er zum Vergleiche heranziehen mochte, die Grimmaische Gasse in Leipzig und die Zeil in Frankfurt, können sich, selbst zur Meßzeit, mit der Hauptverkehrsader Neapels keineswegs messen. Man begreift, daß hier nur das beschleunigte Tempo jedes Einzelnen das Vorwärtskommen Aller möglich macht.

In diesem Uebermaße heiteren Lebens verliert sogar der Tod seinen Ernst. Was bedeutet auch der Hingang eines Menschen in einer Stadt mit so dichter Bevölkerung, in einer Natur, wo die Generationen sich schneller an einander reihen, wo nur Epidemien oder Erdbeben bemerkbare Breschen in die ewig nachstürmenden Reihen der Lebenden legen? Tod und Leichenbegängniß eines Einzelnen sind hier höchstens angenehme Gelegenheiten zur Befriedigung der Schaulust, hübsche Anlässe zu Putz und Schmaus. „Wie sie leben," schreibt Goethe, „so begraben sie auch ihre Todten; da stört kein schwarzer, langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt. Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammetner großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre; darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Todte mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumenbüschel über das ruhende Kind hielten und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte, wackelten und mild belebende Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel schwankten um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte, und die vorangehenden Priester und Kerzenträger mehr liefen als gingen." Solche übermäßig geschmückte Prachtsärge sieht man — freilich geschlossen — noch heute. Sie sind jedoch fast immer leer, da man die Leichen bei Nacht und Nebel auf den Campo Santo schafft. So sinkt selbst das Begräbniß zur Comödie herab!

Eine andere Gelegenheit, das Kirchliche mit dem Weltlichen auf die heiterste Weise zu verbinden, ist das Weihnachtsfest, wo man in allen Kirchen und den meisten Häusern „Krippchen" (presepe) sieht, „eigentlich", um Goethe's Worte zu gebrauchen, „die Anbetung der Hirten, Engel und Könige vorstellend, mehr oder weniger vollständig, reich und kostbar zusammen gruppirt". Seine Bemerkung, daß auf solche Spielereien große Summen verwendet würden, finden wir bei Gorani bestätigt. Letzterer meint, daß man gerade durch die Krippen „die Sitten, Gebräuche und Neigungen der Bewohner von Neapel genau kennen lerne, welche unwillkürlich die Lustigkeit mit der Traurigkeit, das Profane mit dem Heiligen, die Ausgelassenheit mit der Andacht, den Ernst mit der ungemessensten Possenhaftigkeit verbinden". Die Scene im Stalle zu Bethlehem tritt bei diesen Darstellungen ganz in den Hintergrund und dient nur als Anlaß zum Ganzen. Gorani giebt eine lange Beschreibung von einer der berühmtesten Krippen des damaligen Neapels, die einem Buchhändler gehörte und die selten ein vornehmer Reisender zu besichtigen vergaß. Diese Krippe zeigte eine plastische Landschaft, mit Wasserfällen, gefrorenen Teichen, Fruchtbäumen, dem Vesuv, Kirchen, Klöstern, Läden, einer Festung, dem Hafen und einem Theater, an dessen Eingang man sogar einen leserlichen Theaterzettel wahrnahm. Zu dieser seltsamen Verquickung von verschiedenen Oertlichkeiten und Jahreszeiten kamen kleine zum Theil kostbar bekleidete bewegliche Figuren, bettelnde Kapuziner, singende Nonnen, der Erzbischof von Neapel mit seinem ganzen Gefolge, messelesende Priester, erntende Landleute, die heiligen drei Könige mit Orden geschmückt und von Livréebedienten begleitet, neapolitanische Staatskarossen, sämmtliche Personen der italienischen Comödie, Herren und Damen, Lazzaroni und preußische Soldaten. Man sieht, wie der große König, der in Unter-Italien außerordentlich populär war, sogar die plastische Kunst der Neapolitaner beherrschte. Von den bedeutendsten Krippen des vorigen Jahrhunderts hat sich die der königlichen Familie erhalten. Sie nimmt im Kloster San Martino ein ganzes Zimmer ein und ist durch eine gewaltige Glaswand gegen äußere Einflüsse geschützt. Tausende von Figuren in den kostbarsten Costümen beleben die abwechselungsreiche Landschaft; sie werden nach dem Hintergrunde und nach der Decke zu, wo sie als Engelschwärme an dünnen Drähten schweben, aus perspectivischen Gründen kleiner. Menschen, Thiere und Pflanzen sind in allen Einzelheiten von überraschender Naturwahrheit, aber das Ganze wirkt wegen der tollen Zusammenstellung und der unglaublichen Anachronismen im höchsten Grade komisch. Um an diesen Puppen Freude zu empfinden, muß man Kind oder — Neapolitaner sein. Daher wird es verwunderlich scheinen, daß Goethe in diesen starren Gebilden den Keim zu einer höheren Kunstform zu erkennen glaubte, wenn er schreibt: „Da mag man nun manchmal auch lebendige Figuren zwischen die Puppen mit eingemischt haben, und nach und nach ist eine der bedeutendsten Unterhaltungen hoher und reicher Familien geworden, zu ihrer Abendergötzung auch weltliche Bilder, sie mögen nun der Geschichte oder der Dichtkunst angehören, in ihren Palästen aufzuführen." Das hieße mit anderen Worten, Neapel sei als die Heimath der Lebenden Bilder im modernen Sinne zu betrachten — eine Behauptung, deren Richtigkeit erst nachgewiesen werden müßte.

Bücherbesprechungen.

— Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Rathenow, Verlag von Max Babenzien. — Mehr denn je lenkt sich gerade in dieser Zeit, wo das deutsche Volk die fünfundzwanzigste Wiederkehr der ruhmreichen Tage der Wiederherstellung des Deutschen Reiches gefeiert hat, die Aufmerksamkeit aller Patrioten auf die unvergleichlichen Thaten unserer braven Armee und erklärlicherweise drängt denn auch die jene Epoche behandelnde Lectüre jede andere in den Hintergrund. Das vorliegende Sammelwerk, welches in 40 Lieferungen à 40 ₰ erscheinen wird, enthält nun die Erzählung von Mitstreitern und wir lernen somit die Erlebnisse Einzelner bei den verschiedensten Truppentheilen kennen. Die jüngst erschienenen Hefte 11—13 enthalten die Erinnerungen des Hauptmanns d. L. a. D. v. Gersdorff, welcher den Feldzug als Unterofficier bezw. Officier d. R. beim 37. Regimente mitmachte, und wir möchten nicht unterlassen, auf das Werk erneut hinzuweisen. —ff.

— Gern gesehene Gäste. Eine Sammlung von Gelegenheits-Gedichten zum Vortragen oder Schreiben von Elisabeth Schmidt. Berlin 1896, F. A. Günther's Zeitungs-Verlag. Preis 1 ℳ 30 ₰. — Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei. So sagt Goethe im Tasso. Darum pflegt denn selbst in solchen Kreisen, auf deren Theilnahme die zeitgenössische Dichtung sonst nicht stolz sein kann, bei Familienfesten ein bischen Reim-Klingklang als nothwendiges Zubehör zu gelten. Und da nicht immer ein Familienglied vorhanden ist, das die liebe Muttersprache soweit beherrscht, um auch in Versen sich halbwegs verständlich ausdrücken zu können, so darf eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten wie die vorliegende immer darauf rechnen, einem Bedürfniß entgegenzukommen. Große Anforderungen an überraschende Neuheit der Gedanken und dichterischen Schwung der Sprache werden ja in solchen Fällen nicht gestellt, und so mögen diese wohlgemeinten Geburtstagsgrüße, Polterabend- und Hochzeitsgedichte, Jubelgrüße zur silbernen und goldenen Hochzeit, Fahnenweihsprüche, Confirmationswünsche, Festlieder für Taufen, Stiftungsfeste, Christbescheerungen ꝛc. wohl das Ihre zur Erhöhung der Festfreude beitragen. Die gehobene Stimmung wird den guten Willen für die That gelten lassen und der freundlichen Gelegenheitsdichterin die metrischen Fehler und poetischen Freiheiten nicht allzu hart anrechnen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 61. Donnerstag, den 21. Mai. 1896.

Burg Gleichen im Lichte der Sage und Geschichte.

Von Carl Reineck.

Fährt man auf der Strecke zwischen Gotha und Neudietendorf, so taucht seitwärts aus dem Waldbestand eines isolirt liegenden Berges eine Ruine auf; ein viereckiger Thurm, den Geier und Sperber umkreisen, wird sichtbar, zerklüftete Mauern treten in die Erscheinung und plötzlich geht es von Mund zu Mund: Burg Gleichen! Freilich die Eile eines Schnellzuges ist nicht geeignet, die Perspective eines stimmungsvollen Landschaftsbildes zu erweitern; im Gegentheil — plötzlich, wie es in den Rahmen des Wagenfensters getreten, verschwindet es wieder, das luftige Gebäude der angeregten Phantasie stürzt zusammen und nichts bleibt übrig als der Wunsch, baldmöglichst zurückzukehren, um es auf der Stätte, wo es sich erhoben, wieder aufzusuchen. Das Freudenthal bildet das nächste Wanderziel. Ehemals ein Burglehen der Grafen für ihre Ministerialen auf der Burg Gleichen, welche daselbst Advocati, Castellane oder Amtmänner und im gewissen Sinne die Vorfahren des noch jetzt lebenden, in Franken und Thüringen begüterten adligen Geschlechts von Gleichen waren, fiel es später mit der Burg an den Gutsherrn von Rinkhofen, den General v. Müffling, diente lange Zeit einem Förster als Wohnung und ist jetzt, was es nebenbei immer war, ein Gasthof, wo der Wanderer zur kurzen Rast vorspricht und Sonntags der gesellschaftliche Verkehr der umliegenden Ortschaften seinen Mittelpunkt findet. Hier tritt man auf hochromantischen Boden, auf die Stelle, wo einst der aus fernem Morgenlande heimkehrende Graf von Gleichen sein Wiedersehen mit der geliebten Gattin feierte und zwischen dieser, ihm selbst und seiner Retterin, der Prinzessin Melechsala, jenes dreifaltige Liebesbündniß geschlossen wurde, welches für Dichter aller Zeiten ein willkommenes Motiv gewesen ist. Hören wir, bevor uns der Weg weiterführt, was die Sage berichtet: Es war im Jahre 1227, da unternahm Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug gegen die Saracenen, an dem unter der Führung Landgraf Ludwig des Heiligen viele edle Ritter Thüringens, unter ihnen auch Graf Ernst von Gleichen, theilnahmen. In Sicilien stießen sie zur Armee des Kaisers, schifften sich dann, leider nachdem sie zuvor ihren edlen Führer, den Landgrafen, durch den Tod verloren, in Brindisi ein und betraten kurz darauf den Boden des gelobten Landes. Der Kampf entbrannte, heiß wurde von beiden Seiten gestritten und namentlich da wo im Banner der Gleichen'sche Löwe glänzte, wurden von Rittern und Knappen Wunder der Tapferkeit gethan.

„Sie fochten wie Löwen im blutigen Streit,
Verkündet vom Schrecken, begleitet vom Sieg
Erhub sich das Fähnlein von Gleichen" . . .

Bei einem solchen Gefecht, an dem der Graf von Gleichen betheiligt war, geschah es nun, daß dieser, welcher weit vom Geschwader abgewichen war, in die Hände der Ungläubigen fiel, sammt seinen Knappen zum Sklaven gemacht und als solcher an den Sultan zu Alcair verkauft wurde. Schmerzlichen Schicksalswechsel erlebte da der edle Graf. An die Stelle ritterlicher Waffenübung trat die gemeinste Arbeitsleistung, anstatt zu befehlen, mußte er seinen Rücken der Geißel bieten, und wer weiß wie Alles gekommen wäre, wenn nicht nach Jahren sein Schicksal und zwar auf folgende Weise eine freundliche Wendung genommen hätte: Melechsala, die schöne Tochter des Sultans, war es, welche dieselbe herbeiführte. Schon lange im Stillen angezogen von der edlen Gestalt des Franken, würdigte sie denselben öfter einer freundlichen Anrede, entflammte mehr und mehr für denselben und gestand ihm endlich, nachdem sie von seinem treuen Knappen Konrad den Stand und Rang ihres Untergebenen erfahren, ihre Liebe. Vergebens führte der Graf sein Gewissen in den Kampf gegen die auch ihn erfüllende Neigung zur schönen Melechsala, vergebens stellte er ihr vor, daß er bereits verheirathet und es deshalb unmöglich sei, sie zur Frau zu nehmen; sein Widerstand wurde durch ihren Liebreiz gebrochen, die Flucht beschlossen und endlich, bei nächstgünstiger Gelegenheit, ausgeführt. Glücklich kamen sie nach Rom und wider Erwarten glücklich erhielten sie, nachdem Melechsala die Taufe empfangen hatte, vom heiligen Vater, dem sie sich zu Füßen geworfen hatten, Dispensation bezüglich ihrer ehelichen Verbindung. Nach zwölfjähriger Trennung von der Heimath führte Graf Ernst die Geliebte von den waldigen Höhen des Thüringer Waldes hinunter in die anmuthige Ebene und frohbewegt, wie ein Bild aus längst vergangenen Tagen, grüßte er endlich die in der Ferne auftauchenden drei Gleichen. Auch was er sonst noch fürchtete, eine ablehnende Haltung seiner Gattin gegenüber der neuen Mitgenossin, hatte er nicht zu beklagen. Nicht nur, daß ihn die Gräfin wohlgemuth empfing, sie versicherte ihm auch, daß sie dasselbe mit der künftigen Ehegenossin thun werde, ja sie trieb selbst zur Eile, derselben entgegen zu gehen. Unten im Thal, welches seitdem das Freudenthal genannt wird, fand kurz darauf die erste Begegnung statt und dort wurde, unter herzlicher Umarmung, das seltene dreifaltige Liebesbündniß geschlossen, von dem die Chronisten berichten, daß es trotz der numerischen Ueberlegenheit des weiblichen Theils ein wonniges und friedliches gewesen sei. Lange Jahre dauerte dasselbe noch an, bis zuerst, wie Sagittar, der Verfasser der Gleichen'schen Geschichte, berichtet, der Tod die Morgenländerin, welche kinderlos blieb, und dann die Gräfin, welche 5 Söhnen und einer Tochter das Leben schenkte, hinwegraffte. Im Peterskloster zu Erfurt fanden sie ihre Ruhestätte, und heute noch — jetzt an der Südwand des Domes — wird dort das Epitaphium gezeigt, auf dem der Graf von Gleichen mit beiden Frauen — die Sarazenin gekrönt, die andere ohne fürstlichen Schmuck — abgebildet ist.

So lautet die liebliche Sage. Ehrfurchtsvoll betritt man, auf dem sich um den Burgberg schlängelnden Türkenweg (so genannt, weil ihn der Sage nach Prinzeß Melechsala mit Steinen hat belegen lassen) herankommend, die Stätte, auf welcher fast sechshundert Jahre eines der berühmtesten Dynastengeschlechter Thüringens gelebt und geherrscht hat. Zunächst stößt man, wenn man sich nach links wendet, auf mehrere zum Theil kleine Ueberreste, die einstmals als Keller, Küche sowie Kanzlei gedient haben und gleich daneben auf mehrere Bogen, welche man als Eingänge von Remisen bezeichnen kann. Sie bieten nichts Bemerkenswerthes dar; Schutt und Steine erschweren den Zugang und auf der Schwelle, über die einst im schweren Schritt der Kellermeister gewandelt sein mag, liegen die Trümmer eines schönen Portalbogens. Wirkungsvoller in seiner Gesammtheit steht der gewaltige 68 Fuß hohe viereckige Thurm vor uns. Zwar von oben bis unten geborsten und den Eindruck hervorrufend, als müsse er jeden Augenblick einstürzen, fesselt er dennoch durch die Größe seiner massigen Formen. Von seiner Spitze wehte einst das Gleichen'sche Banner mit dem gelöwten Leoparden; zweimal im Laufe der Zeiten ist es das verlockende Ziel der anstürmenden Feinde gewesen, niemals aber in die Hande derselben gefallen. Dasselbe ist der Fall mit den Mauern, welche den Thurm mit dem Hauptgebäude verbinden und jetzt nicht höher als bis zur Hoffläche reichen; auch diese haben nur die Stürme der Zeiten, nicht die Hände der Menschen gebrochen. — Burg Gleichen war eines der stattlichsten Schlösser Thüringens; trotzdem ein Theil seiner Gebäude verschwunden ist, zeugt heute noch das Grafen-

haus, der 94 Fuß lange Palas, von seiner ehemaligen Größe. In der untern Etage befinden sich, außer der mit dem Gleichen'schen Löwen geschmückten Thür, elf, in der oberen Etage 14 Fensteröffnungen und die vom Wetter noch unberührten Wände bezeugen, daß nicht allzulange Zeit verflossen ist, seitdem man das schützende Dach darüber beseitigt hat. Für die Erhaltung der Burg, so lange sie ein Lehen des Erzstiftes Mainz war, also bis zum Aussterben des Hatzfeldtischen Hauses, mußte treulich gesorgt werden. Anfang dieses Jahrhunderts befand sich noch in dem links sich anschließenden Mittelgebäude, in einem der oberen Räume, der sogenannten Junkerkammer, die, wenn auch nicht mehr originale, dreischläfrige Bettsponde des zweibeweibten Grafen und erst seit den vierziger Jahren fielen der Dachstuhl, sowie mehrere Nebengebäude dem erbarmungslosen Nützlichkeitsprincip der späteren Besitzer zum Opfer. — Unausgesprochen darf übrigens nicht bleiben, daß das soeben erwähnte Hauptgebäude seine Entstehung erst einer späteren Zeit verdankt; nicht allein die über der Thür stehende Jahreszahl 1588 deutet darauf hin, sondern auch der Baustil, welcher der Renaissanceperiode angehört und sich in scharfen Gegensatz zu den romanischen Formen der dichtangrenzenden Burgkapelle stellt. Wenn man aus dem Grafenhaus in die uralte Kapelle mit ihren kleinen Kirchenfenstern und den am Boden liegenden Säulenfragmenten tritt, ist es, als wenn man die Schwelle zweier fern von einander liegenden Zeitperioden überschreitet. Und in der That tausend Jahre mögen es her sein, daß hier das alte Geschlecht der Grafen von Gleichen seinen Stammsitz aufgeschlagen hat. Ob dasselbe, wie behauptet wird, von Niedersachsen ausgewandert und im neunten Jahrhundert nach Thüringen übergesiedelt ist, ob die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts, oder eine noch frühere Zeit sein Erlöschen gesehen hat, weiß man nicht; die Geschichte bezeichnet aber bis 1067 den Markgrafen Otto zu Orlamünde als Besitzer der Burg und erzählt uns, daß dieselbe nach dessen Tod an seine älteste Tochter Oda und durch diese an deren Gemahl Markgraf Egbert II. gefallen sei. Als Hauptrebell habe derselbe im sogenannten Zehntenkrieg die Waffen gegen Kaiser Heinrich IV. geführt und demselben, als Burg Gleichen von dem kaiserlichen Heer eingeschlossen gewesen, am heiligen Abend des Jahres 1088, jedenfalls nicht ohne verrätherische Beihilfe, eine furchtbare Niederlage beigebracht. Erzbischof Burkhardt von Lausanne, der die Kaiserlanze trug, sei dabei — ein Steinkreuz am Wandersleber Weg soll die Stätte, wo er verblutete, bezeichnen — als Held gefallen, Burg Gleichen wäre aber im Besitz des Markgrafen geblieben. Egbert überlebte seinen Sieg nur zwei Jahre. Nachdem derselbe 1090 — erst achtundzwanzig Jahre alt — in einer Mühle an der Selke ermordet worden war, kam Burg Gleichen an den Pfalzgrafen bei Rhein, ging dann durch dessen Sohn Wilhelm als Geschenk in die Hände des Erzbischofs von Mainz über und wurde endlich von diesem dem Grafen von Tonna mit allen Pertinenzien zu Lehen übertragen. Das Tonnaische Haus, welches sich später in zwei Linien: die Tonnaisch-Gleichen'sche und Eichsfeldische, spaltete, war sehr reich an Besitz. Nicht allein, daß zu ihm die Ober- und Unterherrschaft Gleichen, sowie das bedeutende Allod Tonna mit Gräfentonna und das Stammhaus Gleichen mit Wandersleben gehörten, sein Besitz wurde, wie bemerkt, auch noch dadurch wesentlich vergrößert, daß ihm im Anfang des zwölften Jahrhunderts von Mainz umfangreiche Güter auf dem Eichsfeld zufielen. Ernst I. war es, unter dessen Regierung das Gleichen'sche Haus diesen Zuwachs an territorialem Besitz erfuhr, einer der glänzendsten Vertreter desselben, der u. A. mit dem Besitz bedeutender grundherrlicher Rechte in Erfurt auch dasjenige der Reichsvoigtei verband und in diesem Sinne sich gewissermaßen als Oberhaupt der thüringischen Hauptstadt betrachtete. Er erweiterte die Machtstellung seines Hauses außerordentlich, hob es zu der Bedeutung, die es mehrere Jahrhunderte in der Geschichte Thüringens hatte, und hinterließ seinen Söhnen, Erwin II. und Ernst II., ein ungetheiltes großes Erbe, einen Ländercomplex, der sich von Thüringen bis zum Eichsfeld erstreckte. Das wurde aber anders unter Erwin's Kindern Ernst III. (den man für den Zweibeweibten „comes bigamus“ hält) und Lamprecht II. Die bereits unter ihren Vorfahren eingetretene Spaltung des Hauses — in die Gleichen'sche und Gleichenstein'sche (Eichsfeldische) Linie — blieb eine dauernde, von den vielen nachwachsenden Zweigen, die aus dem alten Stamm entsproßten, erreichte keiner die Kraft des Letzteren und eindruckslos auf die Zeit starb einer nach dem anderen im Laufe der Jahrhunderte ab. Nur Lamprecht II., auf den sich aller Vermuthung nach das Grabdenkmal im Dom, welches man für dasjenige des Zweibeweibten hält, bezieht, erhob noch einmal sein Geschlecht zu höchstem Ansehen; nach seinem Tod schwand aber der Glanz seines Hauses mehr und mehr und wenn auch die Geschichte kein Ereigniß darbietet, welches für die eingetretene Hinfälligkeit desselben zeugt, so kann man doch zweifellos ein Zeichen derselben darin sehen, daß Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Grafen von Gleichen eine ihrer bedeutendsten Gerechtsame „die Advocatie von Erfurt“ an diese Stadt käuflich abtraten. Im Jahre 1307 starb mit Heinrich II. die Gleichenstein'sche Linie, 1426 die Tonnaische Linie aus und 1631 verschied zu Ohrdruf der letzte Sprosse des Gleichen'schen Geschlechtes, Graf Johann Ludwig. — Wir wenden uns nun wieder der lieblichen Sage zu. Obgleich eine ganze Anzahl gelehrter Forscher nachzuweisen versucht hat, daß ihr auf Grund historischer Thatsachen jede Glaubwürdigkeit abzusprechen sei, fehlt es doch auch nicht an solchen, die das Gegentheil behaupten. Dichter und Künstler sind nicht müde geworden, sie durch ihre Schöpfungen zu verklären; von Leopold v. Stolberg bis zu Carmen Sylva, vom Maler Tischbein bis zum Prof. Kämpffer, dessen Fresken das Erfurter Rathhaus schmücken, hat die schaffende Phantasie sich bemüht, das, was leise durch die Seele des Volkes zieht, fest zu gestalten, und nach Lage der gelehrten Controverse kann man nicht behaupten, daß der Sage bis jetzt die Existenzberechtigung abgestritten worden wäre. Die allgemein verbreitete Ansicht, nach welcher Graf Ernst III. als Held der Sage und die Zeit des fünften Kreuzzuges als Hintergrund derselben gilt, muß fallen gelassen werden. Abgesehen von den bereits bekannten Gründen, welche dagegen sprechen und ihren Hauptstützpunkt darin finden, daß die Annalen von Reinhardsbrunn unter den Edlen Thüringens, welche 1227 Landgraf Ludwig den Heiligen nach dem gelobten Lande begleiteten, einen Grafen von Gleichen nicht nennen, weisen auf die Hinfälligkeit dieser Ansicht auch zwei Urkunden, welche zur Evidenz beweisen, daß Ernst III. der comes bigamus nicht gewesen sein kann. Die eine, nach welcher Guta, die Mutter Ernst III., dem Kloster Reisenstein eine Schenkung macht und ihren Sohn als Zeugen aufführt, stammt aus dem Jahre 1191, die andere, in welcher es sich ebenfalls um dieses Kloster und zwar um seine Stiftung handelt — in ihr tritt Ernst in Gemeinschaft seines Vaters als Zeuge auf — trägt die Jahreszahl 1161. Es ist nach letzterer unmöglich, in Ernst III. den Helden des sagenhaften, um's Jahr 1227 spielenden Liebesromanes zu erblicken, denn er hätte darnach zu dieser Zeit bereits ein Alter von mindestens 77 Jahren erreicht und schwerlich die Anziehungskraft ausüben können, welche im Stande ist, ein junges Weib zu einer inbrünstigen Liebe, wie sie die Sage der Sultanstochter andichtet, zu begeistern. Es ist nach erstgenannter Urkunde aber auch die Möglichkeit einer Theilnahme seitens des Grafen an dem dritten Kreuzzuge ausgeschlossen, denn, wie wir sehen, befand er sich 1191 in Deutschland; er hätte demnach (der Kreuzzug begann im Frühjahre 1189) nur 18 Monate im heiligen Lande gewesen sein können, ein Zeitraum, welcher zu kurz ist, um den Verlauf der sagenhaften Begebenheit in sich aufzunehmen. Diese Thatsachen sowohl wie auch das Fehlen irgend eines diesen Fall berührenden Breves in den vaticanischen Archiven waren mehr als geeignet, den Widerspruch der gelehrten Welt im Allgemeinen, sowie das absprechende Urtheil des katholischen Klerus im Besonderen hervorzurufen. Vom letzteren trat der im Anfang dieses Jahrhunderts gestorbene Abt des Petersklosters in Erfurt Placidus Muth in den Streit der Meinungen ein und von der ersteren waren es Gudenus, der Verfasser der historia erfurdensis, Falkenstein der Chronist, sowie der um die Erforschung der Specialgeschichte Erfurts hochverdiente Geheime Regierungsrath v. Tettau, welche den bisher genährten Glauben an die Sage von seiner ursprünglichen Grundlage ablösten und ihm eine neue Richtung anwiesen. Was Placidus Muth anbetrifft, so behauptete er unter Hinweis auf einen in der Peterskirche, nahe dem Denkmal, angebrachten Schild mit der Inschrift: „Anno dei 1494 uff Sonnabend — vor Letare ist verschieden der — Edel Wolgeborn Herr Siegmund — Graff zu Glichen“, der Grabstein bezöge sich nicht auf Ernst III. oder einen damals lebenden Grafen, sondern auf den im fünfzehnten Jahrhundert verstorbenen Grafen Siegmund I., die eine der weiblichen Gestalten an seiner Seite sei keine Türkin, sondern seine zweite Frau Katharina v. Schwarzburg, und die Krone auf ihrem Haupte zwar ein Attribut hoher Herkunft, aber nicht das einer morgenländischen Prinzessin, sondern das einer deutschen Frau fürstlichen Geblüts. Dieser Behauptung reihte sich gleichzeitig die andere an,

es habe nie einen doppelbeweibten Grafen von Gleichen gegeben, die Gleichensage sei eine Fabel, kein Chronist erwähne sie und niemals habe nach Römischem Recht eine Doppelehe gestattet werden können. Auch Tettau, Falkenstein, sowie Gudenus theilen diese Ansicht und namentlich Tettau ist es, welcher die schärfsten Beweisgründe für Siegmund I. als comes bigamus ins Treffen führt. Während aber Falkenstein und Gudenus ihre Polemik hauptsächlich in der Behauptung gipfeln lassen, daß die Türkin gar kein legitimes Ehegemahl, sondern nur eine Concubine des Grafen Siegmund I. gewesen sei, geht Tettau in seinen Bestrebungen, Siegmund I. als comes bigamus zu installiren, noch weiter, er sucht, auf eine der ältesten Quellen, die Collectaneen des Manlius (eines Schülers Melanchthon's) zurückgreifend, mit Zugrundlegung einer auf die Gleichen'sche Doppelehe bezüglichen Stelle, nachzuweisen, daß der sagenhafte Vorgang erst kurz vor Verfassung der Manlius'schen Schriften, etwa Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, stattgefunden habe und die zweite Frau keine Sarazenin sondern eine Türkin gewesen sei. Die Gestaltung der auf dem Leichensteine befindlichen Figuren und die Bezeichnung des Burgpfades sind ihm dabei maßgebend. Typisch für Leichensteine aus der Zeit des späteren Mittelalters sei mehrere Jahrhunderte das in der Mitte umgürtete Gewand, welches die Figuren auf dem Steine tragen, für die Bezeichnung des Burgpfades mit „Türkenanstatt Sarazenenweg" könne man keinen anderen Anhaltepunkt finden als den, daß seine Anlage zur Zeit der Türkenkriege und nicht früher erfolgt sei. — Tettau's Deductionen enthalten zweifellos viel Wahres und sind geeignet, das Fundament traditioneller Anschauung zu erschüttern, den unanfechtbaren Beweis für die Unglaubwürdigkeit der Sage in ihrer Urform zu erbringen, ist er aber ebenso wenig im Stande wie seine Vorgänger, Placidus Muth, Falkenstein u. A. Zwar darf man sich der Behauptung desselben, daß Ernst III. der comes bigamus nicht gewesen sei, aus vorher angeführten Gründen ruhig anschließen, die andere Behauptung aber, daß Siegmund I. als comes bigamus anzusehen sei, ist — wie er übrigens selbst zugesteht — nicht einwandfrei. Absehen wollen wir davon, daß sich zu dieser Auffassung der Leichenstein selber in Widerspruch setzt, indem er den Ritter anstatt gerüstet (wie ihn ein Bildhauer des 15. bis 16. Jahrhunderts dargestellt haben würde) im Gewand zeigt, ferner läßt er ihn, was charakteristisch für die Annahme ist, daß man in ihm den Genossen einer früheren Zeit zu erblicken hat, in bartlosem Gesicht — Rittersitte des zwölften Jahrhunderts —, gestützt auf einen mehr gedrungenen als langen Schild, erscheinen. Aber es spricht auch folgender Umstand gegen Siegmund und sein angeblich in den damals stattfindenden Türkenkriegen bestandenes Abenteuer. In den Annalen und Regesten Siegmund's I. fehlt für dessen Anwesenheit in Deutschland nur 1460 ein Nachweis; 1461 schon empfängt derselbe wieder einen Brief von dem Bischof von Eichstädt und im selbigen Jahr tritt er eine Reise nach Palästina an, die er aber noch in Deutschland abbricht. Berücksichtigt man diese Umstände, ferner, daß Siegmund 1464 eine Gräfin v. Schwarzburg heirathet und der Chronist des Petersklosters in Erfurt, Nicolaus von Siegen, der viel über Siegmund geschrieben hat, kein Wort von einer Gefangenschaft desselben im Morgenland, sowie der Doppelehe eines Grafen v. Gleichen erwähnt, so darf man ruhig das Bekenntniß aussprechen, daß die Anhaltepunkte für die Bezeichnung Siegmund's I. als comes bigamus sich durchaus als hinfällig erweisen. Auch der Abt des Petersklosters, Placidus Muth, hat nicht vermocht, seiner Ansicht, daß es niemals einen Zweibeweibten gegeben habe, daß sich das Grabdenkmal auf Graf Siegmund I. bezöge und die Türkin mit ihm nur im Concubinat, nicht in rechtmäßiger Ehe gelebt habe, weitere Verbreitung zu verschaffen. Mit neuer Vorliebe hat sich vielmehr die Wissenschaft der Sage angenommen und, unter Benutzung des vorhandenen urkundlichen Materials, versucht, sie einer weiteren Klärung zu unterwerfen. Von Neuem neigt man sich der Annahme zu, daß der Ursprung der Sage doch in der Zeit des Mittelalters zu suchen sein möchte, und vor nicht allzu langer Zeit, nachdem sich ergeben hat, daß das Epitaphium im Dom zweifellos Lamprecht II. († 1227) gewidmet ist, rechnet man sogar mit der Möglichkeit, daß sich nur auf diesen und auf keinen anderen Grafen v. Gleichen der räthselhafte Vorgang beziehen könne. — So ist es bei vergeblichen Versuchen geblieben, den Schleier zu lüften, welchen die Sage geheimnißvoll über die Ruinen von Burg Gleichen deckt. Der Zauber aber, den Burg Gleichen auf den Besucher ausübt? — Er dauert fort; die zersetzende Kritik der Gelehrten kann keine Macht über ihn gewinnen. Mag auch das Gemäuer der alten Feste zerbröckeln und einst seine letzten Reste das Moos der Vergessenheit überwuchern; das, was uns diese Stätte werth und theuer macht, die liebliche Sage und der Reichthum historischer Erinnerung wird sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht bis auf die fernsten Zeiten.

Bücherbesprechungen.

— **Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde** von Dr. Robert Pöhlmann, ord. Professor der Geschichte in Erlangen. Zweite völlig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. VI, 268 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), 1896. Geheftet 5 ℳ (in Halbfranz geb. 6 ℳ 50 ₰). — Die classische Alterthumswissenschaft ist nicht mehr dieselbe, die sie vor 20 Jahren war. Noch im Jahre 1878 beantwortete Theodor Vogel die Frage: „Mit welchem Rechte nennt man das Volk der Griechen vor allen anderen Völkern das classische?" in einer Festrede, die er seinen ehemaligen Chemnitzer Gymnasiasten widmete, von einem durchaus idealen Standpunkte aus, der dem Fühlen des weitaus größten Theiles der damaligen Gebildeten vollkommen entsprach. Bald aber meldeten sich die Vorboten des Sturmes, der über das humanistische Gymnasium hereinzubrechen und es zu vernichten drohte. Praktischer Unterricht, moderne Sprachen, Realschule! so lauteten die Losungsworte der Angreifer. Der classische Philolog ward als Stubengelehrter, als ein unpraktischer Mensch verschrien, der vom hellen Tage nichts wisse, ward als ein unbrauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft hingestellt, das sich Zeit seines unnützen Lebens mit Kritteleien und unfruchtbarer Textkritik abplage. Einen geistvoll geschriebenen Ueberblick über jene stürmischen Anfechtungen, die am liebsten der classischen Philologie den Boden unter den Füßen weggezogen und ihr jede Daseinsberechtigung abgesprochen hätten, findet man auf den letzten Seiten der 1885 erschienenen ersten Auflage von Friedrich Paulsen's großartiger „Geschichte des gelehrten Unterrichts". Aber die Disciplin, der wir, um nur eins hervorzuheben, das Verständniß für modernes Staatsleben recht eigentlich verdanken — woher stammen denn Begriffe wie Monarchie, Demokratie, Tyrannei? — ließ sich nicht mir nichts dir nichts zum alten Eisen, zum Plunderkram überwundener Jahrhunderte werfen. Sie lernte fleißig; und das fiel ihr nicht sonderlich schwer: zählt sie doch zu ihren Vertretern und Schülern fast ausschließlich Leute, die zum fleißigsten Arbeiten geradezu prädestinirt sind. Jetzt hat sie nun die Früchte davon getragen. Das „Dogma vom classischen Alterthum" ist keine abgestorbene, erstarrte Mumie, sondern eine fortbildungsfähige Lehre. Einen Beweis dafür, daß dieses der classischen Alterthumswissenschaft gespendete Lob keine hohle Phrase ist, liefert das vorliegende Buch. Robert Pöhlmann's „Grundriß der griechischen Geschichte", der heute schon in zweiter Auflage erschienen ist, bildet die 4. Abtheilung des III. Bandes des von dem Münchner Professor Iwan v. Müller herausgegebenen „Handbuches der classischen Alterthumswissenschaft". Eine von modernen Ideen erfüllte griechische Geschichte in knappen Zügen zu liefern war der Gelehrte in ganz besonderem Grade fähig, der die wirthschaftlichen Probleme und socialen Theorien der Neuzeit so genau kennt wie der Verfasser der „Geschichte des antiken Communismus und Socialismus". Hier wird das alte Griechenland nicht um seiner selbst willen vorgeführt, losgelöst von allen übrigen Erscheinungen geschichtlicher Thatsachen, sondern als ein der Wurzel verhältnißmäßig naher und deshalb viel zum weiteren Verständniß beitragender Zweig des stolzen Baumes der Menschheit, als ein vollwichtiges Glied in der Kette ihrer Entwickelung. Nur der darf kühn behaupten, die Mitwelt recht zu verstehen und zu würdigen, der ihr Werden und Entstehen verfolgt hat und sie sich nicht anders als aus der Vergangenheit hervorgegangen vorstellen kann. Pöhlmann ist ja glücklicher Weise nicht der einzige, der von der Richtigkeit der evolutionistischen Methode durchdrungen ist: Eduard Meyer ist ihm vielleicht in manchen Dingen, besonders in der geradezu genialen Conception der Gedanken und Durchdringung des Stoffes, überlegen; aber gerade bei P. hat man das wohlthuende Gefühl, daß er sein Gebiet nicht vornehm aus der Vogelperspective betrachtet, sondern als ein Mensch unter Menschen wandelt und, ihr Denken und Fühlen am eigenen Maßstabe, gewissermaßen als liebevoll urtheilender Zeitgenosse

messend, selbst die ältesten Zeiten warm und lebenswahr darzustellen versteht. Und das will bei einem „Grundriß" etwas heißen! Die zweite Auflage hat gegenüber der ersten den Vorzug, daß sie die Geschicke Griechenlands von der Vorzeit bis auf die Tage Vespasian's herab erzählt; wir glauben, daß die Tage nicht allzu fern sind, wo man sich auch mit diesem Endtermine nicht begnügen wird: schließlich ist doch Alles, was sich auf griechischem Boden zugetragen hat, „griechische Geschichte". Verdienstvoll ist die hierin an Giesebrecht's großes Werk und an Gebhardt's „Handbuch der deutschen Geschichte" erinnernde Hinzufügung von Quellenübersichten. Im Einzelnen auszusetzen und zu tadeln, kommt dem Ref. nicht zu; vielleicht wäre im VI. Capitel ein Hinweis auf Lotar Weber's „Mehr Licht in der Weltgeschichte" (Danzig 1894) nicht unangebracht. Auf S. 262, Zeile 7, ist die Cédille überflüssig. Gegliedert ist der Stoff in Summa in 13 Abschnitte, von denen nur die beiden letzten die makedonische und die römische Periode behandeln; den Uebergang von der echthellenischen Zeit auf die Tage Philipp's, die innere Zersetzung oder, um modern zu reden: die Décadence der griechischen Staatenwelt, schildert das 11. Capitel, eins der glanzvollsten des ganzen Werkes, das den Beruf eines Wegweisers durch ein schwieriges und wichtiges Gebiet geschichtlicher Forschung getreulich erfüllt. Ht.

— Eugen Wolff, Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1896. Preis 5 ℳ. — Eine Gesammtdarstellung aller bedeutenderen literarischen Strömungen und Erscheinungen der Gegenwart ist kein geringes Wagniß. Ist doch über eine beträchtliche Zahl der hier zu behandelnden Schriftsteller ein völlig abschließendes Urtheil schon darum nicht möglich, weil ihre Entwickelung selbst noch im Flusse ist, geschweige daß sich ihr Einfluß auf die Mitwelt bereits genau übersehen und sicher abschätzen ließe. Vollends in einer literarisch eben so üppig schaffenden wie wild zerklüfteten Zeit, wie es die Gegenwart ist, scheint die Schwierigkeit, allem irgendwie Bedeutsamen gerecht zu werden, schier unüberwindlich. Es liegt die doppelte Gefahr vor, entweder durch schablonenhafte Anlegung des Maßstabes der Schiller-Goethe'schen Zeit die Neueren in ihrer berechtigten Eigenart zu verkennen, oder im Gegentheil mit fliegenden Fahnen in das fortschrittliche Lager abzuschwenken und damit die Gesetze historischer Entwickelung mehr denn billig außer Acht zu lassen. Eugen Wolff, der schon durch Herausgabe der Sammlung „Deutsche Schriften für Literatur und Kunst" in verdienstlicher Weise sich bemüht hat, eine geschichtliche Auffassung zeitgenössischer Geisteserzeugnisse anzubahnen, vereinigt in der vorliegenden Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart den sicheren Blick des Gelehrten, der sich gründlich geschult hat an dem anerkannt Großen in unserem Schriftthume, mit der unbefangenen Gerechtigkeit in der warmherzigen Würdigung alles dessen, was als gesunder Weiterbau auf bewährtem Grunde, als keimkräftig und richtungweisend für künftig Werdendes angesehen werden darf. So wird sein Buch allerdings voraussichtlich weder den Beifall derer finden, für die Schiller's Stücke glattweg den Gipfelpunkt dramatischer Kunst darstellen — man vergleiche z. B. das recht harte Urtheil über Rudolf v. Gottschall S. 13 —, noch dem Hasse der begeisterungsblinden Propheten der jüngstdeutschen Socialdichtung, der Nachtreter Zola's und Ibsen's, entgehen. Für unseren Geschmack geht er in der wohlwollenden Anerkennung der Neuesten fast schon etwas zu weit. Aber gerade darum, weil Wolff auch die krassen Realisten und Naturalisten nicht schlankhin ablehnt, sondern mit redlichem Bemühen überall seine wohlüberlegte Mittelstellung zwischen den schroffen Gegensätzen der sich heute befehdenden Richtungen festzuhalten sucht, darf sein Buch als ein zuverlässiger Wegweiser durch die verschlungenen Pfade der neueren Literatur bezeichnet werden. Seine Sprache zeichnet sich durch knappe Bestimmtheit und wohlthunde Frische aus. Man braucht nicht durchweg sein Urtheil blindlings anzunehmen, aber man weiß in jedem Falle, woran man ist. Die Anordnung in vier Theile — Drama und Theater; Epos, Roman und Novelle; Lyrik und Didaktik; Kritik — ist klar und übersichtlich, eine Zeittafel, sowie ein Sach- und ein Personenregister erleichtern die Benutzung. Auf Einzelheiten einzugehen und mit dem Verfasser über dies und das zu rechten ist hier nicht der Ort; ungern vermißt haben wir unter den Epikern Richard Nordhausen, unter den Novellisten Pantenius. Zur Kennzeichnung von Wolff's scharfer und schlagender Ausdrucksweise und zugleich seines Geschmacks diene sein vernichtendes Urtheil über die heute vielfach übliche Tageskritik (S. 352): „Dieselbe Presse, welche Sudermann vergöttert und Anzengruber nicht kennt; dieselbe Presse, welche Julius Wolff, Ebers und Frau Marlitt lancirte und Otto Ludwig wie Gottfried Keller ein Menschenalter hindurch übersah; dieselbe Presse, welche die Goldschnitt-Lyrik allweihnächtlich einlobt und sich über einen Klaus Groth aus dem Conservations-Lexikon informirt — dieselbe Presse folgte der Tagesströmung des Publicums auch in der orientalischen Mode dritten Aufgusses, wie er durch die seichten Adern des Mirza-Schaffy schleicht." Vortrefflich ist das Capitel über die Kriegspoesie von 1870/71 (S. 306—320), wie denn durchweg der nationale Standpunkt wohlthuend hervorgehoben wird. Möchten auch diejenigen, die in Wolff's deutscher Literaturgeschichte der Gegenwart nicht allzu glimpflich behandelt werden, die Mahnung nicht überhören, in die der Abschnitt über die Kriegslyrik ausklingt: daß sich die Dichtung dem Leben der Nation nicht entfremde, sondern wechselnd sich von ihm beflügeln lasse und es selbst beflügele! R. B.

— Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 925. 926: Lawrence Sterne, Yorick's empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Halle a/S., Verlag von Otto Hendel. Preis 50 ₰, elegant geb. 75 ₰. — Von den beiden Hauptwerken des berühmten englischen Humoristen Lawrence Sterne ist „Die empfindsame Reise" in Deutschland das bekanntere und beliebtere geworden, wenn es auch an Gehalt wesentlich hinter „Tristram Shandy" zurücksteht. Trotz mancher Absonderlichkeiten erfreute sich bekanntlich Sterne der höchsten Werthschätzung und Bewunderung Lessing's und Goethe's, und Lessing war es, der seinen Freund Bode zur Uebersetzung des Tristram und der sentimental journey veranlaßte und für das Wort „sentimental" das neugebildete Wort „empfindsam" in Vorschlag brachte. Sterne will in seinem kleinen Reisewerke nicht die gesehenen Gegenden, Kunstwerke und sonstigen Merkwürdigkeiten schildern, sondern es liegt ihm daran, die inneren Eindrücke wiederzugeben, die er im Verkehr mit Menschen aus den verschiedensten Gesellschaftsclassen erhalten hat. Hierbei offenbart sich dem Leser das eigenartige, liebenswürdige Wesen des Dichters, sein unnachahmlicher Humor und seine große Menschenkenntniß. In der Schilderung seiner Abenteuer überschreitet er mehrfach die Grenzen des Schicklichen und hält sich nicht frei von Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten. Der Schauplatz seiner Reise ist zumeist Frankreich; nur in den letzten Capiteln des Buches wird der Leser auch nach Italien geführt. Die vorliegende Ausgabe der „Empfindsamen Reise" enthält eine kurze biographische Einleitung und ist mit dem Bilde des Verfassers geschmückt. C. R.

— Thieme-Preußer: Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache. Neue, vollständig umgearbeitete und stark vermehrte Auflage bearbeitet von Dr. Jg. Emanuel Wessely. 207.—216. Tausend. Jubiläums-Ausgabe. Hamburg, Händcke u. Lehmkuhl. 1896. — Der „Thieme" gehörte ursprünglich zu den kleineren Wörterbüchern wie Odell Ellwoll, James und der alte, stets gute Chr. Ludwig u. a. Inzwischen ist das Buch weiter ausgebaut worden und liegt nun als ein größeres Werk vor in einer Jubiläums-Ausgabe, so genannt, weil die erste Auflage 1846, also gerade vor 50 Jahren erschien. Da bei Durchsicht der neuen Bearbeitung sofort die Vorzüge der Ordnung und Sorgfalt, Planmäßigkeit und möglichsten Vollständigkeit zu erkennen sind und dadurch überhaupt der englischen Lexikographie ein wesentlicher Dienst geleistet ist, so kann man zu dem Jubiläum schon gratuliren, das Werk wird außer den alten Freunden gewiß noch manche neue finden. Druck und Papier ist ausgezeichnet gut. W—k.

— Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben. Bearbeitet von Frhrn. von Dincklage-Campe. Berlin, Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. — Mit der 5. Nachtragslieferung hat das Prachtwerk seine endgiltige Vollendung gefunden und stellt sich als Soldatenbuch im schönsten Sinne des Wortes dar, das aus der großen Masse des Geschehenen die hervorragendsten Einzelheiten herausgreift und dem militärischen Nachwuchse als Vorbild überliefert. Möge dasselbe in Volk und Haus eine recht weite Verbreitung finden, es spricht in seiner Vorzüglichkeit für sich selbst. Unmittelbar nach Beendigung des vorliegenden Werkes hat eine „Neue Subscription" begonnen, welche, wie die erste, in 20 Lieferungen à 50 ₰ erscheinen wird und von welcher bereits die ersten fünf Hefte vorliegen. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 62. Sonnabend, den 23. Mai. 1896.

Eine Oetzthalwanderung.

Von A. Neuberg.

III.

Am Morgen bricht die ganze Gesellschaft von Sölden auf; was von hier aus weiterzieht, sieht meist sehr hochtouristisch aus, so fallen uns besonders zwei Herren und eine Dame ins Auge, die nach Kleidung und Haltung ausschauen, als wollten sie mindestens alle siebzig Hochspitzen des Gebirgs ersteigen. Nur wundert es uns, daß sie alle drei bis Vent sich „Mullis“ (Maulthiere) gemiethet haben; aber sie werden wohl nur ihre Kräfte schonen! Der Weg ist nicht mehr fahrbare Straße, nur ein Saumweg noch für Mensch und Reitthier; doch redet man von der Existenz eines „Oetzthaler Straßenbauförderungsvereins“ und von dessen Plänen, wenigstens bis Zwieselstein durchs ganze Thal eine größere Straße anzulegen. Die Landschaft wird immer wilder, rechts tief unter uns kocht und tobt es in der „Kübtreinschlucht“, wie das Bild verkörperter Leidenschaft, die in den Tiefen einer Seele verzehrend arbeitet. Nur wie ein kleines Intermezzo ist die anmuthige grüne Thalmulde, in der der kleine Weiler Zwieselstein auf dem angeschwemmten Sande steht, der unter den Abhängen des Röderkogls sich angesammelt hat. Hier, wo der Venter und der Gurgler Bach ihre Eiswässer zur Oetzthaler Ache vereinigen, „zwieselt“ sich der Weg. Wir können nach Gurgl links hinauf, um Tirols höchstes Dorf unter den grünleuchtenden Abstürzen des Ferners zu sehen, oder wir gehen nach rechts weiter auf Vent zu. Dorthin geht es in einem waldigen, friedlichen Thal langsam empor, die erste Stunde unter dem schattigen Dach stämmiger Fichten, die zweite in tief eingeschnittenem Thal ohne Wald, wo die Verwüstungskräfte nach allen Seiten deutlich sichtbar sind. Die Ache stürzt sich wie in wilder Verzweiflung in Klammen; unzählige Wasseradern jagen von beiden Seiten nieder über das triefende Gestein; Blöcke, von wilden Bergstürzen herabgeschleudert, zwingen den Weg zu krummer Bahn; an Wasserfällen kommen wir vorüber, die bei uns zu Lande große Sehenswürdigkeiten wären, hier aber kaum beachtet werden. In dieses wüste Bett herein grüßt dann von beträchtlicher Höhe ein zierliches Kirchlein, von wenigen Häusern oder richtiger traurigen Hütten und Schuppen umgeben. Das ist Heiligenkreuz, wo beim Herrn Caplan freundliche Aufnahme zu finden ist, die gern in Anspruch nimmt, wer in dem großen Andrang des Sommers in Vent auf kein gutes Quartier mehr hoffen kann. Es lohnt sich auch sonst, hier zu sein. Zwar bietet der Ort selbst wenig Interessantes bis auf die kleine, freundliche Kirche mit dem sauber gehaltenen, von zierlichen Kreuzen bedeckten kleinen Gottesacker und mit dem hohen, rothbraunen Missionskreuz, das 1873 die Redemptoristen errichtet haben, sieben Jahre und noch 280 Tage Ablaß Jedem verheißend, der sieben Ave zu Ehren der „sieben Schmerzen Mariä“ hier betet. Aber die Lage des stillen Dörfchens ist interessanter als die von Vent. Eingezwängt an der steilen Bergseite des wilden Hochthals, liegt es zu Füßen jener noch sichtbaren, stolzen und einsamen Kuppe, die von ihrem schimmernden Helm den Namen Weißkogl trägt. Im Rückblick steht am Thalende der Brunnenkogl mit dem hoch thronenden Häuschen, im Vorblick die äußerst imposante, braun und weiß gesprenkelte Thalleitspitze, an der wie an einer Klippe die beiden zum Hochjoch und zum Niederjoch führenden Thäler sich trennen. Und hoch über uns von den gegenüberliegenden Felskaren des Gampelskogls schimmert ein Ferner nieder, Stockferner geheißen, nicht gar groß, aber mit einer dicken, harten Firnschicht überzogen und so greifbar nahe, daß man meint, in einer halben Stunde müßte man ihm in das weiße Fleisch greifen können; und man hätte doch seine drei Stunden mühsam zu klettern, um ihn zu erreichen. Als nun der stille Abend herniederkam und seine feinen Schleier um die Söldner Höhen wob, das ganze Längsthal in tiefen Blauduft hüllend, da leuchtete es noch lange geisterhaft von dort oben herunter in die schlummernde Welt und trug noch die Grüße der versunkenen Sonne herab. Auch am Morgen zündete der junge Strahl der Sonne da oben seine ersten Lichter an, während die Dämmerung noch in dem tiefen Einschnitt des Thales lastete, als wir auf schmalem Pfade nach Vent stiegen. Dasselbe Bild immer wieder, nur daß die Anzeichen der Muhren immer unheilvoller werden und über der ganzen Thalwelt trotz der tobenden Ache eine dumpfe Schweigsamkeit brütet; es ist, als ließen wir immer mehr die frohe Welt hinter uns. Doch nein, dort, wo das Thal sich wieder weitet, blinkt auf einmal freundlich das Sonnenlicht herein, grüßt auf saftiger Wiese die große Glockenblume in der schönen Farbentiefe der Höhenregion, tauchen nette, weiße Häuschen auf mit einer kleinen Kirche, und von der Ferne herüber leuchtet die schneeweiße Pracht des Marzell, des Diem- und des Spiegelkogls, und auf kurze Zeit taucht da hinten auch die wunderbar schön gewölbte, tadellos weiße Halbkugel des Similaun auf, wie eine Geistererscheinung; oben an ihrem Rande hängen „wie überschlagende Meereswogen“ ungeheure Schneewächten über, blaue Schatten auf das weiße Feld werfend, eben an jener Stelle, wo vor vier Jahren ein Sachse aus Kirchberg mit seinem Führer abgestürzt ist. Diese kleine Thalidylle ist die letzte, der Abschiedsgruß der Welt. Nun kamen auch noch die leisen, sanften Klänge des Meßgeläuts herangeschwebt, sodaß sich der Wanderer an diesem wundervollen Sonntagmorgen versetzt fühlte in die Stimmung des Uhland'schen Liedes vom Tag des Herrn. Als wir in das Dorf Vent, das zweithöchste der Tiroler Alpen, traten, gingen die Leute zur Messe, im Sonntagskleid, das freilich nur in den Brustbesätzen der Joppe etwas bunter ist, langsam, feierlich und schwerfällig schreitend, hartknochige, untersetzte Gestalten mit festen, kernigen Zügen. Nicht einer war darunter, der wie ein fröhlicher Tirolerbursch aussah. Auch im Verkehr sind sie ernst und steif, zwar höflich gegen den Fremden, aber nicht sehr freundlich und immer ein wenig verschlossen und zurückhaltend. Es mag sein, daß sie unter sich auch lustig sein können, aber es deuchte uns, als wäre auch in der Bauernstube des Widums, wo sie nach der Messe zusammenkamen, verhältnißmäßig viel Stille. Eine ganz andre Art ist hier zu Hause als im Zillerthal und in den Bergen von Nordtirol. Aber man möchte Mitleid haben, es ist ja nur die angeborene Verschlossenheit Derer, die unter Gefahren und Nöthen aufwachsen und mit eisenharten Fäusten ihr Leben erringen müssen. Geht es uns nicht auch so, daß die Lustigkeit des Berglebens erstirbt und einer ernsteren Stimmung weicht, wie wir mit unsrem Führer, dem Hubener Bauern Adalbert Schöpf, am Nachmittag hinaussteigen ins Rosener Thal? Das ist ein für gewöhnlich freilich gefahrloser, gut gebahnter Steig, ja, noch das Saumthier kann ihn gehen, und auch unsre Söldner Hochtouristen sind, wie wir zu unsrer Verwunderung erfahren, hinaufgeritten; aha, sie schonen noch immer ihre Kräfte! Der rauhe Pfad geht über Geröll und dürftige Weide zu den Rosener Höfen hinauf, die einstmals den Herzog Friedrich „mit der leeren Tasche“ heimlich beherbergten — es war in den Tagen des Kostnitzer Concils — und deshalb lange Zeit Steuerfreiheit genossen; trotzdem wird der Ausdruck der Armuth immer schärfer, wenn auch vielleicht mehr äußerlich. Dann wird auf schwankendem, bedenklichem Holzsteg die tief unten wühlende, prasselnde Ache überschritten, in die

ein ungeheuer steil abstürzender Bach mit kühnem Sprunge sich wirft, ansehnliche Steinblöcke wie Spielbälle mit sich in den Tobel jagend. Weiter geht es an der linken Berglehne hin, wo das Urgestein nackt und todt zu Tage liegt, an einer Gedenktafel vorbei, die der frühere Curat von Vent, Senn, dem Führer Granbichler widmete, der ihm bei einem Amtswege über das Joch in schauriger Winternacht durch die Schrecken von Eis und Schneesturm den Pfad machte, bis er vor Erschöpfung entseelt liegen blieb. „Wandrer, der du hier vorübergehst, gedenke des Mannes, der so manchmal die Pfade in diese Eiswelt gewiesen!" Als letzter Lebensgruß der Natur stehen noch vereinzelte „Zirmen" da, Zirbelkiefern, jene unsrer Kiefer ähnlichen, aber feiner gebauten und edler und zarter benadelten Bäume, die ihres vorzüglichen Schnitzholzes wegen berühmt, gesucht und fast ausgerottet sind, die auch die „Zirmele" tragen, kleine, beliebte Früchtchen, die in den „Züchten" stecken; die armen Burschen brechen sie in waghalsiger Kletterei, oft über grauenvollen Abgründen hängend am schwanken Ast. Bald hört aber auch dieser Wuchs auf, und es herrscht nur noch das öde Gestein. Jetzt hemmt auf einmal ein Wasserfall den Fuß. Das heiße Schmelzwetter dieses Sommers hatte, zum Erstaunen der Führer selbst, die es so noch nicht erlebt hatten, die kleinen Wasseradern, die sonst nur leise „Bründel" sind, so anschwellen lassen, daß die Hochjochwanderer fünf- bis sechsmal durch rauschende Wasserfälle steigen mußten, freilich von starker Hand gehalten und gezogen. Wollte ein fürsorglicher Führer geeignete Blöcke wälzen und für später liegen lassen: in ein paar Minuten lagen sie schon unten in der Hauptache. Das sah sich ja Alles lustig an, aber ein Herr, der vor uns allein wanderte, hörte gerade, wie er so durch den Bach kletterte, links über sich ein unheimliches Geprassel losbrechen, und kaum hatte er sich aus dem steilen Geröllbett geflüchtet, so fuhr die Muhre an ihm vorbei zu Thal, ein schauderhaftes Gemengsel von Schlamm und Steinen. „Der hat auch die Muhr," sagte der Führer, wie wir über einen Bach schritten, der in ekelhaft gelblich-brauner Farbe niederrauschte. Und immer grauenvoller wird der Anblick des todten Gesteins. An einer Stelle stehen die nackten Wände glatt und kahl wie abrasirt und geschliffen. Dort stürzt ein Bach herein, in dessen Bett man in zwei Stunden die Zunge des Vernagtferners erreichen würde. Dieser gefährlichste Feind des Oetzthals hockt jetzt weit droben, aber es giebt Zeiten, in denen der kräftige Eisstrom bis herab an die Ache hängt und ihr den Weg versperrt. Dann thürmen sich die Wasser auf zu einem ansehnlichen See, und wenn der Druck übermächtig wird, brechen sie mit ungeheurem Schwall durch den ungewohnten Damm, und in wenig Stunden ist die ganze Landschaft bis Lengenfeld hinunter ein Trümmerfeld der Verwüstung. So geschah es zuletzt 1845, und so kann es leicht wieder geschehen, wenn der Gletscher vorrückt; denn von Gegenmaßregeln ist ja bei diesen Gewalten keine Rede. Nur zum ewigen Scherz mögen sie in Rofen den Eisenbohrer aufheben, den einmal — im vorigen Jahrhundert — die Wiener Regierung geschickt hat, damit man den Eissee in einem „Tunnell" (wie man dort spricht) abbohre. So ist denn, wo wir jetzt an der Felslehne harmlos wandern, einst Eis und See gewesen, und noch thurmhoch über uns sind die deutlichen Spuren des Wassers und des schabenden Eisungethüms an den glatt geriebenen Flächen zu sehen. Da ist das rechte Bild des Todes, einige winzige Grasfetzen abgerechnet, die wieder an den Steinwänden kleben. Wunderbar, daß noch ein Falter hier schwebte, von Ort zu Ort gaukelnd, aber was er fand, war nur Stein. Bald danach — nach drei Stunden Steigens im Ganzen — schließt sich wieder das Thal vor dem Blick, und am Ende hängt, nun ganz nahe, wie eine Riesenzunge ein schmutziger Eisstrom herein, der gar nichts Anziehendes hat. Das ist der Hochjochgletscher, von öde und dunkel starrenden Felsrücken eingezwängt. Heller schimmert der andre, rechts herüberkommende Ferner, Hintereisferner genannt, über dessen fernen Anfängen die glänzende Kuppel der Weißkugel ragt, wie weltentrückt in unbestimmten Umrissen an der Lichtglorie des Abendhimmels stehend. Hier hat, zur willkommenen Unterbrechung des Jochübergangs, der Söldner Wirth, Herr Grüner, ein Hospiz errichtet, dessen Bewirthschaftung freilich zu den mannigfaltigsten Klagen Anlaß giebt; es klingt aus den Seelen aller Hochjochwanderer ein Nothschrei nach dem Alpenverein, daß er Abhilfe da oben schaffe, und wäre es im äußersten Falle durch ein Concurrenzunternehmen.

Es war früh am Morgen, noch hatte die Sonne nicht das flatternde Gewölk getroffen, als wir im fahlen Dämmerschein das Haus verließen. Schöpf schritt voran, die Unvermeidliche rauchend und ein Lied aus unsrer Heimath singend: „Ach wie ist's möglich dann!" Es war das einzige Anzeichen von Fröhlichkeit, das wir an ihm bemerkten. Nach wenigen Schritten stehen wir vor blankem Eise, klettern mühsam in eingeschlagenen Stufen hinauf und gehen dann auf spiegelblanker Bahn zwei Stunden hin, gemächlich ansteigend. Weit und breit nichts als eine Eisbahn, die durchaus nicht den erwarteten gewaltigen Eindruck macht, nicht im Entferntesten den Eindruck z. B. der Pasterze am Großglockner. Alles war „aper", d. h. schneefrei, ein Begriff, der ebenso den blanken Eisstrom wie den Fels umfaßt, weshalb es vorkommen kann, daß der ahnungslose Wandrer, dem man „aperen" Weg verheißen hat, vor starrenden Eisfeldern steht, ohne daß er es erwartet hat. Der einzige Feind, den die Leute auf den Pfaden fürchten, ist eben der Schnee. Der Eisstrom unter uns ist so tief, daß ein Stein, den der Führer in ein vom Wasser ausgebohrtes schmales Loch, eine „Gletschermühle", fallen läßt, lange, lange rollt und poltert, ehe er zur Ruhe kommt; über hundert Meter tief unter uns mag erst der Fels anfangen. Die Spalten im Eise sind, wo wir gehen, höchstens eine Hand breit; aus ihnen leuchtet zartes Grün herauf. Ruhe ist nicht auf dem Gletscher, überall rieseln nach der linden Nacht zahllose Wassersträßchen kreuz und quer, zernagende Arbeit verrichtend. Erheben wir den Blick, so sehen wir links und rechts die Hochspitzen der Gruppe, Kreuzspitze, Finailspitze u. s. w., aber sie sehen niedrig aus, weil wir selbst nicht viel unter den Dreitausend stehen. Nur die Wildspitze hinter uns hebt scharf und bedeutend ihren Gipfel in den Morgenhimmel; ihre Ostseite färbt sich nach und nach, leise errötheud. Sonst ringsum fahle Todtenblässe der Natur, über allen Spitzen und Graten und über den Schneebänken und Eistrümmerlagern unter ihnen, die die „Lewinen" (so sprach Schöpf) liegen ließen. In fast regelmäßigen Schollen hat sich der Firn aufgeschichtet zu kunstvollen Schneemauern, Pyramiden, Säulen und allerlei seltsamem Gerüst, das von den dunklen Linien der Runsen und Schründe durchzogen ist. Schwarzen Fels bieten nur wenige Stellen dem Auge, und Farbenwechsel bringt nur der kleine, leuchtend grüne Latschferner in das Bild, der von dem niederen Kamm der rechten Seite hereinhängt. Sonst die weite Oede eines Todtenfeldes, wie sie Schaubach geschildert: „Alles um dich her ruft dir zu: Hier ist deines Bleibens nicht; du lebst noch im Raume und in der Zeit; hier ist Ewigkeit und Unendlichkeit. Keine Glocke, kein irdisches Zeichen verkündet den Fortschritt der Zeit, als später die Sonne. Der Himmel gleicht einer dunklen, ehernen, festen Decke; die Sonne steht glanz- und strahlenlos an ihm; die Natur um dich ist erstarrt." Das sind die rechten Stätten der „saligen Fräulein", jener Hochgebirgselfen, die den frommen Hirten lieben, dem Jäger aber gram sind, die in den fernen Oeden des Gebirgs kunstreiche Seile spannen und wunderbar feine Wäsche aufhängen, und was die Volkssage sonst noch erzählt.

Die einzelnen Menschengruppen, die vor uns her über den Ferner steigen, sehen sich an wie kleine schwarze Punkte. Hinter uns kommt eine etwas größere Masse heran, wir erkennen schließlich einen Schlitten, auf dem der Bequemere von Saumthieren über das Joch gezogen wird; auch unsre Söldner sind, wie wir hören, über das Joch gefahren, diese grausig kühn gekleideten und sich gebahrenden Salontiroler. Es regt sich sonst nichts Lebendiges auf der weißen Bahn, soweit wir sehen können; und der Blick reicht weit genug. Aber kaum hat der erste Strahl den Ferner getroffen und mit einem Augenblick in eine glitzernde Fläche umgewandelt, vor deren Glanz das Auge geschützt werden muß, so legt sich auch schon ein leichter, Alles verhüllender Nebel um uns, der uns nicht mehr verläßt, auch nicht, wie wir wieder festes Gestein und schlüpfrigen Schnee unter unsren Füßen haben. „Jetz hob'n mir's!" sagt der Führer, und wir stehen auf dem schnee- und eisfreien Grat von rothem Gestein, der das Hochjoch heißt, 2900 m hoch, nicht ganz so hoch wie das benachbarte, östlichere „Niederjoch". Es steht eine Holzbude da, in der ein speculativer Bursche Brod und Wein verkauft; sie steht gerade so, daß es ihr ergeht wie dem Brennerposthaus, von dem Steub launig berichtet, daß die eine Dachtraufe ins Schwarze, die andre ins Adriatische Meer abläuft. Noch einen Rückblick auf die schon fernen Berge des herrlichen und doch so ernsten, schwermüthigen Oetzthals, des wilden, schauerlichen, wechselvollen, das immer wie verhaltene Leidenschaft war, und wir steigen in den erhabenen Felscircus nieder, mit dem das romantische Schnalserthal beginnt. In wenigen Stunden wird es uns aus der ein-

samen Welt der eisigen Höhen tragen in das lustige, lebensvolle, reich gesegnete Etschland.

Jenseits des Oetzthaler Hochjochs steigt an den steilen Geröllwänden ein interessanter Bergpfad ins **Schnalserthal** nieder, in einer ungeheuren Spirale, die so großen Durchmesser hat, daß die gegenüber wandernden Menschen lächerlich klein erscheinen; wie in ein Riesenamphitheater steigt man nieder, dazu in einen rechten Hexenkessel, denn kahl und öde starrt das Gestein in der eigenthümlichen, brennend rothen Farbe des Centralgebirges. Darüber ragen die mächtigen weißen Köpfe hinaus in die Luft, und die weißen Ströme hängen noch ihre wild zerspaltenen und zerklüfteten Zungen herein. Vor uns steht, Alles beherrschend, die schöne, gletscherumzogene Salurnspitze. Unten aber auf dem Thalboden, tief zwar, aber nahe, beginnen schon wieder die ersten, schüchternen Zeichen des Lebens, zunächst freilich in nichts bestehend als in einem schmutzigen, dürren Grasboden. So fängt das Schnalserthal an, wildromantisch wie wenige andere, ohne Frage eine viel großartigere und anziehendere Scenerie, als die öden Ursprünge jener Thäler hinter Vent, die auf dem Nordabhang bis an das Joch heraufsteigen. Auch geht das südliche Thal viel schneller zu freundlicherer Gestaltung über. Schon hinter Kurzras, der nach reichlich einstündigem Abstieg erreichten ersten und höchsten Ansiedlung, beginnt eine gewisse lebhafte Vegetation, es mehren sich Büsche und Bäume an dem rauschenden Bach, dann tritt der Wald wieder auf, und zwar in den feinen, edlen Formen des Zirbelkieferbusches, dessen Bäume nicht eben dicht, aber schlank und stolz aneinander stehen wie wohlgeordnete Soldaten, einer so schön gewachsen wie der andre. In der Thalmulde aber wuchert schon üppiges Gras und fast behaglich rauscht die Schnalser Ache dahin. Auch die Bewohnerschaft hat einen gewissen behäbigen und gefälligen Charakter, obwohl der Typus eigentlich südlicher ist als der gröbere des Oetzthaler Bauern. Selbst die Tracht unterscheidet sich ganz wesentlich von der einfachen, ernsten Tracht der doch so nahen nördlichen Nachbarn — man lernt die Bedeutung der gewaltigen Scheidewand verstehen, die der Einzelwanderer spielend, das Volksthum aber nur schwer überschreitet. Um die breiten, in ihrer Größe zuweilen an Damenschirme erinnernden Hüte sind hier dünne rothe Schnürchen vielfach zusammengewunden; ebenso ist an den Joppen die bunte Verzierung nicht gespart, und die Männer tragen öfters eigenthümlich große, leuchtend weiße Schürzen. Alles läßt schon die größere Nähe des culturtragenden großen Hauptthals verspüren. Ausgedehnte Viehzucht beginnt wieder dort, wo der Weg vom Niederjoch herab kommt; hier ist eine mächtige Thalweite, deren Sohle von sumpfigem Grasboden bedeckt ist, Vernagtboden genannt. Dort versäume der Wanderer nicht, sich umzuwenden und zum letzten Male ins Herz des verlassenen Hochgebirges zu schauen. Er sieht wie in eine Zauberwelt. Da hinten steht noch zwischen den glänzend grünen Waldeinfassungen des Thalgeländes die wundervolle Pyramide der Salurnspitze, weiß und braun gesprenkelt, unter ihren Vasallen, die einen großen, grünlich schimmernden Ferner umgeben. Es ist ein ganz prachtvolles Hochgebirgsbild, wie es, wenigstens in diesem Rahmen, das ganze Oetzthal nicht bietet. Und dann wieder thalabwärts gewandt und links zur Höhe geschaut! Dort ragt über dem grünen Hochthal noch der letzte der eisigen Wächter, Similaun in seiner edlen Form, nebst den vielen weißen Zacken seiner Umgebung. Mit ihm entschwindet die Eiswelt dem Blick dessen, der in die Etschlandgefilde niedersteigt. Aber es ist, als könne das Hochgebirge seine Schrecken noch nicht so schnell lassen. Denn kaum ist das nette Dorf Unser lieben Frau verlassen, dessen behäbige Häuser im weiten Kreise um die reich geschmückte, saubere Wallfahrtskirche gelagert sind, so schließt das Thal sich wieder eng zusammen und nimmt drohende Art an. Hier schlägt der Fluß zornig an die unwillkommenen, klotzigen Blöcke, und der schmale Weg krümmt sich mühsam zwischen zahllosen Resten unheimlicher Thalstürze hin. Wie mag es hier im Jahre 1891 zugegangen sein, als das ganze Schnalserthal von einem Wasserausbruch aus den Fernern überschwemmt wurde! Wie muß es getobt haben in der wüsten Schlucht, aus der der Weg sich nach etwa einer Stunde steil und mühsam emporarbeitet, um in beträchtlicher Höhe auf einmal Halt zu machen vor der **Karthause**, einem mächtigen Complex alter Klosterbauten; deren Gründung wird ins 14. Jahrhundert auf König Heinrich von Böhmen zurückgeführt. Es ist freilich mit der Klosterherrlichkeit hier vorbei seit der energischen Zeit Kaiser Josef's, dessen kühnen Reformen auch hier ein Opfer fiel. Seitdem sind die alten Gebäude, lange Zeit schlecht verwaltet, nach und nach in Verfall gerathen. Ein Theil dient ökonomischen Zwecken, ein anderer allerdings noch öffentlichem Zweck. Wenigstens im Winter versammelt sich noch eine Klosterschule in einem Flügel, an dessen Thür die junge Welt von einem Madonnenbildniß einladend begrüßt wird:

„O liebes Kind, wo gehst du hin?
Wiß, daß ich dir ja Mutter bin!
Wer liebt denn dich so treu wie ich?
So steh doch still und grüße mich!"

Es sind noch Spuren der alten kernigen Bauart zu sehen. Vor Allem geht ein wohl erhaltener Kreuzgang im Innern des quadratisch angelegten Gebäudes entlang. Wer dem Trafikladen einen Besuch abstattet, wird einen schönen Plafond und eine Thür mit derben, massiven Schnitzereien bewundern können. Sonst tragen jetzt die Häuser das Gepräge des soliden Bauernthums. Wände und Thüren sind grob bemalt, dasselbe trifft zu bei dem einfachen, aber gut geführten Gasthaus, über dessen Zimmerthüren im Innern der Gemächer noch in unbeholfenen Buchstaben des ehrenfesten Wirthes Name prangt. Unter den Fenstern, gerade recht bequem angelegt zum mühelosen Einsteigen, läuft ums ganze Haus die Holzlaube. Dieses Wirthshaus, dessen Preise noch nicht modern geprägt sind, bietet in seinem kleinen Glaspavillon, der unmittelbar am Thalabhange steht, bei schönem Wetter angenehmen Aufenthalt. Von da aus ist die wirklich schöne, romantische Lage des Ortes zu beobachten. Wenn es auch eine schroffe, schreckhafte und langweilige Muhrenwand ist, die den größten Theil dessen ausmacht, was von der gegenüberliegenden Thalseite zu sehen ist, so bietet doch das ziemlich nahe, gewaltige Felsenthor des hier einmündenden Pfossenthals einen stattlichen Anblick. Es soll eine wildschöne Wanderung gewähren bis zu den Eishöhen hinauf, die die Verbindung mit Gurgl suchen. Man scheidet mit frohem Danke von der interessanten Stelle und den biederen Wirthsleuten. Weiter abwärts wird der Thalcharakter ganz anders. An den Berglehnen, an denen der Schlangenpfad wieder abwärts steigt, zieht sich über und unter uns üppige Lärchenwaldung empor, die in ihrem milden und hellen Grün, besonders wenn die Morgensonne es durchleuchtet, der Landschaft etwas ungemein Liebliches verleiht. Um jede Baumkrone liegt ein zarter Duft, und die feinste Verzweigung dieser birkenfarbenen und doch eichenstämmigen Bäume hebt sich vom hellen Hintergrunde des Aethers ab wie zarteste Schattirung. Den eigenthümlichen Reiz dieser herrlichen Thalstelle erhöht noch die kleine St. Katharinenkirche, die in bedeutender Höhe auf dem gegenüberliegenden Bergzuge ihren schlanken Thurm in den Morgenhimmel streckt. Aber die Lieblichkeit des Bildes steht auf ernstem Hintergrunde. Nicht blos das Marterbild am Wege mit „Geißelstreich und Dornenkron" und seiner gemüthvollen Anrede:

„Ans Kreuz bracht' mich die Lieb' zu dir:
Wie weit bringt dich die Lieb' zu mir?"

kündet mögliche Gefahr: auch wirkliche ist da, denn ein alter Mann, der den ganz frisch zerrissenen und verschlammten Weg ausbessert, mahnt zu schneller Wanderung, damit nicht die Muhr uns wieder treffe. Da sind wir denn froh, wie wir wieder in der Thalsohle anlangen. Hier beginnt nun, bei dem Dörflein Ratteis, das letzte Thalstück, eine recht ansehnliche und wilde, die Sinne packende Schlucht, in der die vortrefflich gebaute, aber schmale Straße nur nothdürftig an den grotesken Felsen und am wilden Wasser vorbeikommt; sie ist auch am heißesten Tage nicht trocken, weil die Felsen triefen, und überhaupt weht durch diese Thalenge ein erfrischender, feuchter, kühler Hauch, der dieses wilde Stück der Natur zum Paradiese macht in schwülen Wochen. Nach einiger Zeit öffnet sich der Blick, und nun entwickelt sich, sparsam zwar Stück für Stück aufrollend, eine für das Auge paradiesische Landschaft. Hinter der Schlucht dämmern blaudustige, sanft geneigte Höhen auf, und davor erscheint bald, nach beiden Seiten sich ausdehnend, ein weites, fruchttragendes Land, das Thal der Etsch. Wenn wir das imposante Felsenthor verlassen haben, aus dem der Schnalser Bach nun ungestüm dem Strom entgegenstürzt, und unter der Höhe vorübergewandert sind, auf der die alte Burgruine Juval steht, ist die Seele der engen Fesseln gänzlich enthoben und athmet auf in diesem Blick auf reiche Gefilde, auf strotzende Obstcultur, auf leuchtende Pfirsiche und Aprikosen im grünen Laub, auf behäbige Bauerngehöfte an der weißschimmernden Chaussee, auf hoch ansteigende Rebenpflanzungen an den Bergketten. Zwar noch beträchtlich hoch, aber nicht mehr kahl und schroff, sondern sanft geschwungen und

ebenmäßig gegliedert liegen lange Höhenzüge zur Rechten und zur Linken. Weit hinaus nach rechts schweift das Auge durch das breite, burgenreiche Thal bis in die Fernen, wo, freilich unsichtbar, König Ortler regiert. Das Ganze durchzogen von einem breiten, gletscherfarbenen, schnell zwar, aber in einer gewissen würdevollen Ruhe hinrauschenden Flusse: so ist das herrliche Thal der Etsch, die Pforte des hesperischen Paradieses. Wir begreifen wohl, daß hier von den grauesten Vorzeiten an das Leben der Völker sich entfaltet hat; die Anzeichen sehen wir ja noch in den theils zerfallenen, theils noch stattlichen Burgen, die auf den Höhen ragen, am stattlichsten Schloß Tarantsberg oder, wie es jetzt heißt, Dornsberg drüben über den sumpfigen Niederungen des Etschufers. Wo wäre in Oesterreich ein Landstrich wieder so burgenreich wie dieses „Buggrafenamt" um Meran, ja, wo in der ganzen Welt außer im Rheinland? Jene alten Rhätier, die noch vor den Römern hier wohnten, bis sie dem Andringen des mächtigen Volkes weichen mußten, jene Uranwohner, die man neuerdings mit den Etruskern oder auch (wie Felix Dahn) mit den Gothen identificiren wollte, deren vorrömische Sprache noch bis auf heute in den Thälern von Gröden und Enneberg nachklingt, sie mögen schon manche dieser Burgen gegründet haben in diesem eigentlichen Stammland und Kern von Tirol.

Die Thallandschaft bleibt sich eine Stunde lang gleich, nur daß sie immer reicher und voller sich entfaltet, bis endlich vor dem entzückten Auge noch größere Herrlichkeit erscheint, das farbenprächtige, wundervolle Bild jenes lebensvollen Thalkessels, in dem zwischen hohen, sanft gewölbten, grünen Bergen Meran eingebettet liegt, die alte Hauptstadt von Tirol. Während dir noch in der Seele die starren Bilder von den Oertern der Oede und Armseligkeit, des Elends und des Todes haften, schaut dein Auge in diese Welt des Glückes, in dieses lachende, farbenglühende Bild des Lebens. Kein Wunder, daß es unter dem überwältigenden Eindruck zuerst fast rathlos ist und umherirrt in der blühenden Landschaft, ohne zu wissen, wohin es zuerst blicken soll. Die Wasser jagen eilig den seligen Gefilden zu, zur Linken schwingt sich eine silberne Ache bei Partschins in kühnem Sturz ins Thal hernieder, selbst die Etsch strömt rascher und unruhiger an der großen Kehre, mit der die Landstraße in den Thalkessel einbiegt; unter der alten Töllbrücke sind imposante Stromschnellen. Nun liegt auf einmal breit und stolz die alte Residenz der „gefürsteten Grafschaft" Tirol zu unsern Füßen, und hinter ihr steigt an fruchtbaren Berghängen Obermais empor. Links liegt das weitgedehnte Dorf Algund, Zwergkönig Laurin's altes Zauberland, unter dem Bergsockel des Schlosses Tirol. Aus luftiger Höhe aber grüßt, in eine waldgrüne Einsattlung der höchsten Erhebung eingesenkt, ein Kirchlein, St. Katharina „in der Scharte". Die ersten Häuser, die wir treffen, bilden den Ort Forst, wo eine berühmte Brauerei den ersten Labetrunk des vorzüglichen Forsterbräus spendet und ein altes Schloß an den Minnesänger Tirols, Oswald von Wolkenstein, erinnert, der hier einst gefangen saß. Dann stehen wir bald vor den Thoren von Meran. N.

Bücherbesprechungen.

— Geistliche Lieder von Georg Wilhelm Schulze. Siebenundzwanzigste Auflage. Halle, Richard Mühlmann's Verlagsbuchhandlung (Max Grosse), 1895. — Um das Haupt des Heilandes, den der Dichter unter Jubel und Thränen anbetet, windet er einen reichen Kranz seiner Lieder.

So will ich Dich umfangen,
Du meiner Seele Ruh',
An Dir nur will ich hangen,
Du bleibst mein Herzverlangen,
Mein Lied, Herr Jesu, Du!

In dieser Tonart gehen viele seiner innigen stimmungsreichen Lieder. Er besingt die heiligen Zeiten des Kirchenjahres von Advent bis Todtenfest, er bietet der Hausgemeinde Morgen-, Abend-, Tisch- und Geburtstagslieder, er greift in die Harfe des Dankes und Lobes Gottes und läßt Sehnsuchtslieder nach der ewigen Heimath ertönen. Er führt in die Tiefe der Buße und preist den Frieden und die Freude in dem Herrn. Bei der Menge des Gebotenen (es sind über zweihundert Lieder) finden wir auch weniger Werthvolles. Wir können von einer eingehenderen Besprechung um so eher Abstand nehmen, als wir erst vor etwa zwei Jahren die Jubelausgabe, die fünfundzwanzigste Auflage besprochen haben, worauf wir verweisen. Hier liegt die siebenundzwanzigste Auflage vor, ein seltener Erfolg, welcher für den Werth dieser Liedersammlung mitspricht. Viele der vorliegenden religiösen Poesien sind auch für Männerchor und gemischten Chor componirt, wozu sie sich hervorragend eignen. D. K.

— 1) Französische politische Mauer-Anschläge während der Zeit vom September 1870 bis zum Mai 1871. Ins Deutsche übertragen von Otto Simon. 426 S. 8°. Amsterdam und Leipzig, Verlag von Aug. Dieckmann, o. J. [1895]. 4 ℳ — 2) Von Frejus nach Elba. Reisebericht des mit der Ueberführung Napoleon's beauftragten englischen Capitäns Ussher. Ins Deutsche übertragen und mit geschichtlichen Anmerkungen herausgegeben von Otto Simon. 84 S. 8°. Amsterdam 1894, Verlag von Aug. Dieckmann. 1 ℳ 20 ₰. — Uebertragungen ausländischer Geisteserzeugnisse, die ohne irgendwelche Quellenangabe (1) oder mit einer sehr unvollständigen (2) in den Niederlanden, die heute noch nicht der seit bald 8 Jahren segensreich wirkenden Berner Uebereinkunft zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst beigetreten sind, und noch dazu in dem Verlage von Aug. Dieckmann in Amsterdam erscheinen, muß man von vornherein als wenig empfehlenswerth bezeichnen, da man mit Sicherheit auf den Mangel einer Erlaubniß zum Uebersetzen der Originale schließen darf. Und das ist bei dem unter Nr. 2 genannten Büchlein nicht der einzige Vorwurf, den man machen muß. An und für sich ist es ja bei dem jetzt immer noch frische Blüthen treibenden Napoleonscultus — soeben ist die 2. Serie von Lumbroso's „Miscellanea Napoleonica" erschienen — nicht verwunderlich, daß die staunende Nachwelt mit den Einzelschilderungen kleiner und kleinster Episoden aus dem Leben des Imperators beglückt wird. Und ohne historischen Werth sind die Aufzeichnungen des Capitäns Thomas Ussher, der die Ehre hatte, den gestürzten Kaiser Ende April 1814 auf der englischen Fregatte „Undaunted" von Fréjus nach Elba zu bringen, keineswegs. Deshalb war ihr Erscheinen im Neuyorker „Century Magazine" gerechtfertigt, wenn auch aus den Blättern aufdringlich genug eine gute Portion englischen Selbstbewußtseins spricht. Der Uebersetzer verleidet einem aber den Genuß außerordentlich durch die kritiklose Nachbetung Bleibtreu'scher Manierirtheiten. Außerdem wimmelt das dünne Heft von Inconsequenzen in der Rechtschreibung (Segür neben Rémusat, Junot neben Jünot, Davoust neben Davout u. a.), Geschmacklosigkeiten wie Curaçoa, Fehlern wie Gasgogne. Am ersten Morgen nach der Abfahrt von Fréjus segelt man schon an der Insel Malta vorbei (S. 21): oder kommt etwa auch dies auf die Rechnung des Hrn. Setzers in Kindelbrück? — Werthvoller an sich ist das unter Nr. 1 genannte Buch. Es enthält 181 Maueranschläge, die während der Zeit vom 5. September 1870 bis zum 22. Mai 1871 in Paris und in Frankreich überhaupt von vernünftigen und unvernünftigen Franzosen, sowie von deutschen Machthabern veröffentlicht worden sind. Als Beispiel dafür, was jene aufgeregte Periode geleistet hat, sei die Gründung der „Seine-Amazonen" herausgegriffen (Uniform: Schwarze Hose mit orangegelben Streifen, schwarze wollene Blouse und Kapuze, schwarzes Käppi mit orangefarbigem Saum und Patronentasche am Riemen), die „der vorläufige Befehlshaber des 1. Bataillons" (zu 1200 Amazonen), Felix Belly, am 10. October 1870 verkündete. Und das ist noch lange nicht das Thörichtste oder Schlimmste aus jener tollen Zeit, der die Pariser Commune ihren Stempel für immer aufgeprägt hat. Wir aber haben wahrhaftig nicht den Beruf, über jene Ausschreitungen zu lächeln oder zu spotten, weil wir Wilden doch bessere Menschen seien; lernen sollen wir vielmehr daraus und uns vervollkommnen. Denn

„Weh dem Volke, das vom großen Kriege
Nichts andres lernt als Taumel seiner Siege,
Als wildres Schwelgen, üppgeres Genießen,
Auf weichrem Pfühl die Augen wieder schließen,
Als Herrschsucht sich vergötternder Parteien,
Und statt der Arbeit Zank und Nörgeleien.
Dann weine, Volk, an deinen Siegestagen,
Dann wär' es besser dir, du wärst geschlagen!"

Jeder, der es ernst meint mit dem deutschen Volke, wird diese schönen Worte Ernst Zitelmann's („Memento vivere") gern unterschreiben. In diesem Sinne werden die kürzlich gefeierten Jubiläen des 70er Krieges ihr Gutes gehabt haben. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 63. Dienstag, den 26. Mai. 1896.

Frau Holle.

Von Dr. Ernst Gehmlich.

Wem wäre sie nicht bekannt, die alte gute Frau Holle mit ihren großen Zähnen. Seit wenigstens die schönsten der Grimm'schen Märchen Eingang gefunden haben in jeder deutschen Schule und wohl auch in jedem deutschen Hause, ist das Bild der Frau Holle allen Deutschen von Kindheit an vertraut. Erst seit dieser Zeit, sagen wir; denn die Heimath der Frau Holle ist nicht etwa das ganze große Gebiet, wo unser Volk von Alters her wohnt, sondern es beschränken sich die Volkssagen, in denen sie erwähnt wird, auf Mitteldeutschland. Im Norden reicht die Gegend, wo man sie als heimische Gestalt von jeher kennt, nicht über den Harz, im Osten nicht über Leipzig und Halle, im Süden nicht weit über das Mainthal hinaus, wenn auch noch in vereinzelten Strichen Oesterreichs und Siebenbürgens altüberlieferte Kunde von ihr herrscht. Im mitteldeutschen Volksglauben erscheint sie nun nicht wie im Grimm'schen Märchen nur als häßliche Gestalt, die den Menschen Furcht einflößt, sondern auch als eine Frau von wunderbarer Schönheit. Ihr Leib ist, so erzählt man, weiß wie Schnee, von ihrem Haupte wallt schweres, goldgelbes Haar herab. Sie trägt einen weißen Mantel und einen weißen Schleier, der entweder am Rücken herabhängt oder das Gesicht verhüllt. Ihr Haupt bedeckt sie mit einer weiten Haube. Sie hat „gluhe Augen" und einen rothen, ganz feurigen Mund. Ein wunderbares Licht strahlt von ihr aus, sodaß es auch in der dunkelsten Nacht in ihrer Umgebung tageshell ist (Mannhardt, German. Mythen, S. 258). Aber auch von der häßlichen Frau Holle entwirft der lebendige Volksglaube ein deutliches Bild. Sie tritt auf in schwarzem oder grauem Kleide als buckliges Mütterchen oder grauköpfige Alte mit großen Zähnen. Luther vergleicht die Gott widerspenstige Natur mit der häßlichen heidnischen Sagengestalt, wie sie in Volksaufzügen zu sehen war: „Hie tritt fraw Hulde herfür, mit der potznasen, die natur und darf irem gott widerzellen und in lügen strafen, hengt umb sich ihren alten stroharnß (Strohharnisch) hebt an und scharret daher mit irer geigen." Zuweilen bestrickt sie den Menschen durch einen blendenden, aber trügerischen Schein, wie es die hessischen Hexenprozeßacten schildern: „Fraw Holt were von vorn her wie ein fein weibsmensch, aber hinden her, wie ein holer Baum von rohen rinden." So gleicht sie ganz der nordischen Huldra, die als schöne, blaugekleidete Frau mit weißer Haube daherkommt, aber hinten hohl wie ein Backtrog und mit einem Kuhschwanze versehen ist.

Wie über ihre äußere Erscheinung, so giebt auch über ihr Heim die Sage zweifache Auskunft: nicht nur der Brunnen, sondern auch der hohle Berg gilt als ihr Aufenthaltsort. Als in Grimm's Märchen von Frau Holle die Stieftochter, um ihre Spule wieder zu holen, in den Brunnen springt, verliert sie die Besinnung. Als sie wieder zu sich selber kommt, sieht sie sich auf einer schönen Wiese, wo die Sonne scheint und viel tausend Blumen stehn. Sie geht auf dieser Wiese fort, kommt zu einem Backofen und zieht das Brod heraus, gelangt dann zu einem Apfelbaume und schüttelt ihn und steht endlich vor einem kleinen Hause, aus dem eine alte Frau mit großen Zähnen herausschaut: Frau Holle. Nach hessischer Sage badet Frau Holle in einem See oder Teiche in der Nähe des Meißners, gewöhnlich um die Mittagsstunde. Auf dem Grunde des Teiches liegt ihre Wohnung. Zuweilen sieht man sie als schöne, weißgekleidete Frau in oder auf der Mitte des Teiches, manchmal dagegen ist sie unsichtbar, man vernimmt nur aus der Tiefe heraus helles Glockengeläute und geheimnißvolles Rauschen. Wer zu ihr hinabsteigt, sieht sich in einen sonnigen Garten gestellt, den Blumen und Obstbäume zieren. — Unter den Bergen, in denen Frau Holle wohnen soll, sind besonders der Venusberg des hessischen Volksglaubens, der Hörselberg bei Eisenach und der Kyffhäuser hervorzuheben. Nach hessischen Hexenacten verschwindet Frau Holle mit dem wüthenden Heere im Venusberge, der innen „wie ein zimblich groß gewelbter keller" wäre. Auch im Hörselberge verschwindet sie mit der wilden Jagd; wenn man den Platz vor dem Hörselloche mit dem Besen kehre und mit Sand bestreue, so sehe man am anderen Tage eine Menge von Fußtapfen von Thieren darin abgedrückt. Im Kyffhäuser waltet sie als Haushälterin Barbarossa's, sie schenkt Wein ein und füttert die Pferde, sorgt überhaupt für Alles, was die vielen Hundert Ritter und Knappen bedürfen, die mit ihm um den großen steinernen Tisch sitzen. In einer Harzsage erscheinen Berg und Brunnen vereint: Frau Holle wohnt in einer alten Burg auf dem Hausberge; tief im Keller der Burg ist ein Brunnen, bei dem große Schätze liegen.

Ueber die Wirksamkeit der Frau Holle ist nun zunächst zu bemerken, daß sie das Wetter beherrscht. Wenn es bei den Menschen schneit, so sagt man, daß sie ihre Betten schüttele, wovon die Flocken in der Luft flögen. Nach anderer Meinung rupft sie dann die Gänse. Besonders im Harz ist man überzeugt, „sie habe beim Schnee zu thun": beim Schneefall zieht sie hinauf nach dem Brocken und schlägt ihr weißes Gewand auseinander. Regnet es, so wäscht sie ihren Schleier. Hält der Regen auch die ganze Woche an, so darf man doch gegen Samstag wieder Sonnenschein erwarten; denn Frau Holle muß zum Sonntag ihren Schleier wieder trocken haben. Fällt Regen bei Sonnenschein, so sagt man am Niederrhein, Frau Holle habe Kirmes. Wenn man erzählt, sie weine in der Nacht auf den drei Brodsteinen bei Andreasberg, weine ihrem Manne so bittere Thränen nach, daß ein Stein bei Fulda heute noch davon Furchen zeige, wenn man ferner glaubt, sie trage zwei Eimer ohne Boden oder schöpfe Wasser in ein bodenloses Faß, so soll damit wohl auch ihre Macht über den Regen angedeutet werden. Nicht minder wie der Regen ist der Wind von ihr abhängig. Sie fährt selbst im Wirbelwinde daher, erzeugt auf den Gebirgshöhen Wirbelwind und treibt die Morgen- und Abendwölkchen, ihre Lämmerchen, vor sich hin. Und gerade dann, wenn die heftigsten Stürme durch das Land brausen, zwischen den Zwölften und Fastnacht, hält sie im wüthenden Heere ihren Umzug bei den Menschen. Sie ist die Anführerin des wilden Heeres, wie schon die hessischen Hexenacten zu berichten wissen: „Sie führe voranen, das gezücht hernach und zuletzt ein mansmensch." Nach Agricola's Bericht pflegte sie im Mansfeldischen am Fastnachtdonnerstag durch das Land zu fahren; ihr folgte die gespenstische Jagd, manche Geister ritten, etliche gingen. Nach fränkischem Glauben reitet dabei Frau Holle wie Wodan auf einem Schimmel, dem „Rollegaul", der mit seinen Füßen die Erde nicht berührt, sondern einige Fuß hoch über den Waldboden dahinfährt oder hoch in der Luft von Berg zu Berg über weite Thäler wegsetzt. Meistens freilich fährt sie in einem Wagen um, ja sie segelt sogar in einem Schiffe durch die Lüfte. Die fränkische Frau Hulli läßt bei der Jagd liebliche, die Herzen der Menschen schmelzende Lieder vernehmen, wie auch die silbernen Röllchen und Glöckchen an der Satteldecke und dem Gezäume ihres Schimmels ein gar wundersames Getön geben. Aber man warnt die Kinder, darauf zu hören. Thun sie es dennoch, so müssen sie zur Strafe mit Frau Hulli bis zum

jüngsten Tage im Walde umherfahren. Einmal ließ sich doch ein Bursche von ihrem Gesange berücken und sprach den Wunsch aus, ewig bei ihr zu sein und ihren Liedern zu lauschen. Da starb er drei Tage darnach, und allgemein hieß es: „Seht der Aufenthalt bei Frau Hulda ist ihm lieber als der im Himmel! Nun muß er auch zur Strafe bis zum jüngsten Tage bei ihr im Walde bleiben" (Mannhardt a. a. O. 263). Gewöhnlich jedoch fährt sie unter Jägergeschrei, Hörnerschall und Hundegebell einher; sie selbst bellt laut wie ein Hund. Dem, der dabei spricht, haut sie ein Beil in die Schulter, oder sie dreht ihm den Hals um. Mit weißem Stabe in der Hand schreitet der getreue Eckart dem Zuge der „unholdigen Schwestern" voran, die Menschen vor ihrem Wüthen zu warnen. Kommt Frau Holle bei ihrer Umfahrt in den Zwölften an einen Kreuzweg, so zerbricht ihr Wagen. Dem Bauer, der ihr Gefährt wieder verkeilt oder eine neue Deichsel einsetzt, schenkt sie die Wagenspäne, die sich in Gold verwandeln.

Das wüthende Heer ist eine Schaar abgeschiedener Seelen, Holda als seine Führerin ist somit eine Herrin der Todten, ihre Wohnung im Brunnen oder im Berge ist ein Seelenheim. Namentlich von den Seelen ungetaufter Kinder sagt man, daß sie im Gefolge der Frau Holle mit einherführen. Agricola erzählt, daß man in dem Fastnachtsumzuge der Frau Holle auch Menschen bemerkt hätte, die erst vor Kurzem verstorben wären; einer sei auf zweibeinigem Pferde geritten, einer hätte auf ein Rad gebunden gelegen, das sich von selbst bewegt hätte, andere seien kopflos gelaufen oder hätten ihre Schenkel auf den Achseln getragen. Der Hörselberg, aus dem das wüthende Heer hervorbricht, ist nach thüringischer Sage ein Strafort Verdammter. Oft hört man das Heulen und Wimmern der Seelen aus dem Berge; denn darin befindet sich das Fegefeuer, in das der Volksglaube neben einem Könige von England und dem Gemahl der frommen Reinswiga auch den Landgrafen Ludwig den Eisernen von Thüringen versetzt. Ebenso gilt der hessische Venusberg als Strafort für die Seelen böser Menschen. Hier scheinen Männer in schönen Sammetbetten zu liegen, und doch stehen sie im Feuer, „weibspersonen, die vor jungfern sich außgeben und zur kirchen gingen, den fielen tropffen uff die köpfe von eiszappen". Vor dem Venusberge steht der getreue Eckart „biß an den jungesten tag und warnet alle leute, die in den berg gan wöllen". Seit dem 15. und 16. Jahrhundert macht aber die Sage den thüringischen Hörselberg zu einer Stätte der Freude, zum wonnevollen Aufenthalt der Frau Venus, welche Menschen, z. B. den Tannhäuser, zu sich lockt (Mannhardt a. a. O. 264). Auch sonst erscheint das Seelenheim der Frau Holle nicht als ein Ort des Schreckens, sondern als eine herrliche blumige Wiese, auf der die Kinderseelen spielen. Die Eigenschaft der Frau Holle als einer Herrin des Seelenheims wird auch durch ihre Verbindung mit den „saligen Fräulein", Maren und Zwergen deutlich ins Licht gesetzt. In Tiroler Volkssagen tritt Hulda auf als Königin „der seligen Fräulein", in Süd- und Westdeutschland erzählt man, sie verwirre den Menschen die Haare, wie es die Maren thäten, so daß man verfilzte Haare nicht nur Marenzopf, Marenlocke, Wichtelzopf, sondern auch Hollezopp und Hollerkopp nennt. In einem Tannhäuserliede spricht Frau Venus, die doch Frau Holle vertritt, zu Tannhäuser:

„ich hân so vil der edlen zwerg
holt, die müssen dienen dir."

Die „seligen Fräulein", die Maren und Zwerge sind aber mythische Wesen, die, wie bekannt, im Seelenglauben unserer Vorfahren wurzeln.

Soweit die Frau Holle in das Leben der Menschen eingreift, tritt sie besonders zu den Kindern und Frauen in Beziehung. Sie nimmt nicht nur Kinderseelen in ihr Heim auf, sondern giebt sie auch wieder in das Leben zurück; aus ihrem Brunnen holt der Storch die Wickelkinder. Treten dem Frauhollenteich am Meißner Kinder zu nahe, so zieht sie Frau Holle in den Teich hinein, schickt sie jedoch zu neuer Geburt wieder auf die Welt, und zwar macht sie die guten zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen. Die schlesische Spillaholle, d. i. Spindelholda, holt nur die faulen Kinder in ihren Brunnen und macht sie neugeboren kinderlosen Eltern zum Geschenk. Die kleinen Kinder pflegt, schützt und erfreut sie. Zu Warburg in Westfalen glaubt man, Frau Holle komme, während die Wöchnerin schlafe, nehme das Kind, befreie es von den Windeln, trockne die Tücher und lege das Kind dann wieder in die Wiege. Bei ihrem Umzuge zu Neujahr bringt sie jedem Wickelkinde sechs neue Hemden mit. In Tirol flehen die Mütter Frau Holde an, das schlafende Kind vor dem Drucke der Trude und des Alps zu schützen, indem sie singen:

Schlaf, Büble, schlaf,
Die Mutter giebt acht,
Daß die Trud dich nit drückt,
Und der Alp nit erstickt.
Schlaf! — Holde kumm!
Alp dreh dich um!

Auch hier zeigt sich der Zwiespalt im Wesen der Frau Holle; denn vielfach spielt sie die Rolle der Kinderscheuche. Sie steckt ungehorsame Kinder in den Sack und trägt sie dem Teufel zu oder bringt sie in ihre Wohnung, wo sie saure Arbeit verrichten müssen und schlechtes Essen bekommen. Den Frauen gewährt aber Frau Holle nicht nur in der Pflege und Erziehung der Kinder Beistand, sondern sie waltet auch über ihrer wichtigsten Hausarbeit, dem Spinnen. Sie selbst kann ja spinnen. In Hermeskeil an der Mosel sitzt Frau Holle spinnend im Berge, am Main sah ein Mann die Frau Hulli im Walde, wie sie das Spinnrad trat und dabei fortwährend mit dem Kopfe nickte. Im Spessart glaubt man, sie trage, wenn sie ausgehe, ihren Spinnrocken als Gehstock mit sich. Auch wenn sie vor dem Eingange zum Kyffhäuser erscheint und da Flachs ausbreitet, so deutet dies darauf hin, daß sie das Spinnrad dreht. Bei ihren Umzügen sieht sie nun nach, ob die Spinnerinnen fleißig gewesen sind oder nicht. Die fleißigen haben in den Zwölften und zu den Fasten ihren Rocken abgesponnen. Wenn sie zu Weihnachten einen neuen Rocken anlegen, so segnet sie Frau Holle mit dem Spruche: „So manches Haar, so manches gute Jahr." Den faulen Spinnerinnen dagegen, die ihren Rocken nicht abgesponnen haben, verwirrt oder besudelt sie den Rocken, wenn sie ihn nicht gar in Brand steckt. Zuweilen wirft sie Spulen durch das Fenster herein, die sofort vollgesponnen werden müssen. Wenn die faulen Spinnerinnen am Dreikönigsabende vor der Ankunft der Frau Holle rasch den noch nicht abgesponnenen Flachs vom Rocken reißen, so straft diese sie mit den Worten: „So manches Haar, so manches böse Jahr." Sie greift wohl auch mit feuriger Hand zum Fenster herein, erfaßt die faulen Mädchen und brennt sie an den berührten Stellen schwarz. Mit ihrem Walten über das Spinnen verbindet sich ganz natürlich ihr Einfluß auf den Flachsbau, so daß sie auch Flachsjungfer heißt. Sie schenkt dem Flachse Gedeihen, hilft mit bei der Flachsernte, in Franken sogar auch bei anderer Feldarbeit.

Frau Holle treten zahlreiche verwandte Gestalten des deutschen Volksglaubens zur Seite. In Oberdeutschland, aber auch in Thüringen und Franken, bis zum Rennsteig und bis ins Bergisch-Märkische hinein erscheint an ihrer Stelle gewöhnlich Frau Berchta oder Perchta, wohl auch Berta, Berche, Brechtölterin, Eisenbertha u. s. w. genannt (E. H. Meyer, German. Mythologie, S. 273). Sie unterscheidet sich dadurch von Frau Holle, daß sie nur am Vorabend des Epiphanienfestes umzieht, und daß in ihrer Erscheinung die grauenhaften Züge noch weit stärker hervorgekehrt werden als bei Frau Holle. Sie hat verworrenes, zottiges Haar (wonach man ungekämmte Kinder Perchteln nennt), glänzende Augen, eiserne Brüste, eine lange Nase und trägt eine umgeschlagene Kuhhaut. In der Gönacht oder Genacht vom 5. zum 6. Januar fährt sie, umgeben von einer großen Geisterschaar, durch das Land. Wer ihr in den Weg kommt, dem blendet sie die Augen, oder sie verwirrt ihm den Verstand, ja sie reißt sogar Menschen in ihrem Zuge mit fort in ferne Länder und bringt sie erst am Morgen als Leichen wieder. In Tirol hält man die Geister ihres Gefolges für die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder, in Thüringen für Heimchen, Elben in Kindergestalt. Der Perchta und ihrer Schaar wird in der Perchtennacht Essen und Trinken zugerichtet. Wenn die Menschen in dieser Nacht nicht bestimmte Speisen genießen, namentlich Klöße, Heringe und fetten Kuchen, oder von diesen Speisen nicht tüchtig zulangen, so schneidet ihnen Frau Perchta den Bauch auf, füllt ihn mit Häckerling und näht ihn wieder zu. Ißt man aber fetten Kuchen, so glitscht das Messer der Frau Perchta ab. Schon ein mhd. Gedicht mahnt die Kinder:

ir sult fast ezzen, daz it min bete,
daz iuch Berhte niht trete.

Auch über ungezogene Kinder verhängt Perchta in der Gönacht die Strafe des Bauchaufschneidens, so daß sie von den Kindern als böse Schreckgestalt nur gefürchtet wird. Völlig fehlen ihr freilich die freundlichen Züge nicht. Treten doch im Linzer Perchtenspiel neben wilden auch schöne Perchteln auf. Sie bewässert das

Land, indem sie ihren Rocken hinter sich herschleift, pflügt es und streut Samen aus. Dem Fergen, der sie mit ihrem weinenden Heimchen über die Saale setzte, schenkte sie die Späne ihres Ackerpfluges, den sie gerade ausbesserte, und siehe! die Späne verwandelten sich in Gold. Und obwohl sie durch ihre Heimchen zuweilen Kinder gegen Wechselbälge austauschen läßt, so verleiht sie doch auch Kindersegen. Mit Perchta identisch ist jedenfalls Bertha, die Spinnerin, der man, wie der Frau Holle, einen oder auch zwei große, breite Füße zuschreibt, und die daher sowohl Bertha mit dem fuoze als auch Baerte metten breden voeten genannt wird. In den Ostalpen heißt Frau Perchta, da sie mit breitem Fuße stampft oder tritt, Frau Stempe, in Franken aus gleichem Grunde die Trempe. Auch Frau Stempe bestraft mit Bauchaufschneiden Alle, die nicht von der gebotenen Speise in reichlichem Maße essen. Am Zürichersee geht de Chlungere um und verwirrt den faulen Mägden das Garn, indem sie es durch Chlungel oder Knäuel verfitzt. Auf das bedeutsame Hervortreten der gespenstischen Frau zur Fastenzeit weist ihr in Schwaben, der Schweiz und im Elsaß gebräuchlicher Name hin: Frau Fasten. Im Vogtland erscheint, wenn auch selten, an Stelle der Frau Holle die schreckliche Werre. Sie bestraft die faulen Spinnerinnen, reißt aber auch Jedem den Leib auf, der nicht am heiligen Abende einen bestimmten Brei aus Mehl und Wasser ißt. In Norddeutschland genießt Fru Freke dieselbe Verehrung wie die mitteldeutsche Frau Holle. Ferner kennt man hier noch Frau Gode, die in Mecklenburg und in der Prignitz, und de olle Hassche (Hexe) oder Frau Harke, die in der Gegend von Halberstadt den Rocken der faulen Mädchen besudelt. Endlich sei darauf noch hingewiesen, daß auch die in ganz Deutschland bekannte weiße Frau viele Züge mit Frau Holle gemein hat.

Außerordentlich merkwürdig ist die weitgehende Uebereinstimmung, die im Volksglauben zwischen der Frau Holle, soweit sie als eine freundliche Gestalt erscheint, und der Jungfrau Maria besteht. Maria hat wie Frau Holle Einfluß auf Schnee und Regen, auf den Wechsel von Regen und Sonnenschein. Viele Kirchen heißen Maria ad nives. Am 5. Aug. feierte die Kirche das Fest der Maria ad nives, notre dame aux neiges. Man nannte diesen Tag gewöhnlich den „Frauentag nivis, als der Schnee fiel“ (Grotefend, Handbuch der histor. Chronologie, S. 100). Als der Sage nach Kaiser Ludwig einmal durch einen Wald ritt, setzte er sein Marienbild auf einen Stein. Aber das Bild ließ sich von dem Steine nicht wieder entfernen. Da kam eine Stimme vom Himmel: „So ferne und weit ein Schnee fallen wird, so groß und weit sollst du einen Dom bauen, zu Marien Ehre!“ Und sofort begann es auf die Stätte zu schneien. Der Tag Marien Heimsuchung (2. Juli) heißt am Niederrhein Maria Sif nach sifen, fein regnen. Unter Donner und Blitz läßt Maria goldene Kugeln vom Himmel fallen, wie aus folgendem Tiroler Kinderreim hervorgeht:

Es donnert und blitzt;
Im Himmel droben sitzt
Die Mutter des Herrn,
Hat goldene Kern,
Hat goldene Kugeln.
Sie glitzen und blitzen,
Die Engel thun lachen,
Die Kugeln thun fallen,
Die Mutter Gottes thut suchen,
Die Waben thun fluchen.
Geh schnell fort,
Sonst trifft sie dich todt.

Regnet es, so wäscht Maria nach einer Aargausage ihren Schleier oder ihren Rock, worauf gutes Wetter in Aussicht steht, da sie ja Schleier und Rock auch trocknen müsse. In einem faröischen Liede bittet sie Gott, daß er dem Regen ein Ende setze und die Sonne wieder heraufführe. Sie fährt wie Frau Holle auf einem Wagen oder auf einem Schiffe durch die Lüfte. Auf dem Portal der kleinen Klosterkirche in Schönthal in der Schweiz ist dargestellt, wie Maria sammt dem Christkinde mit einem Wagen, der von einem Lamme gezogen wird, über das Solothurner Juragebirge fährt, welches Ereigniß von der Sage auf das Jahr 1130 gelegt wird. In allen Gegenden des Niederrheins wird von alten wetterkundigen Leuten ein schiffgestaltetes Wolkengebilde, das bei sonst heiterem Wetter Abends sichtbar wird, eifrig beobachtet, damit man aus seiner Richtung auf die Witterung des folgenden Tages schließe. Erscheint es nach anhaltender Dürre, so darf man auf Regen hoffen. Vom Volke wird dieses Wolkengebilde das „Regenschiff“ oder „Muttergottesschiff“ genannt. In Belgien glaubt man, sie fahre auf einem Schiffe oder zwischen zwei Regenbogen auf und ab. Die Wolken sind ihre Kühe, die sie melkt oder mit einem Stabe in der Hand durch das Land treibt.

Wie Frau Holle wohnt auch Maria, umgeben von Kinderseelen, in einem herrlichen Paradiese, in das man durch einen Brunnen gelangt. In Köln geht die Sage, die Kinder würden aus dem Brunnen der St. Kunibertskirche geholt. Dort säßen sie um die Mutter Gottes herum, die ihnen Brei reiche und mit ihnen spiele. In dem Brunnen sei es nicht dunkel, sondern tageshell. In Jugenheim an der Bergstraße heißt es, Maria sitze mit St. Johannes in einem Brunnen, geige darin Kindern vor und spiele mit ihnen. Ein tiroler Kinderlied erzählt von der Mutter Gottes:

Mutter Gottes thut Wasser tragen
Mit goldenen Kannen
Aus dem goldenen Brünnel.
Da liegen viel drin:
Sie legt s' auf die Kisser
Und thut sie still küssen
Und thut sie schön wiegen
Auf der goldenen Stiegen.

In einem Danziger Kinderreime erscheinen die Kinderseelen als Engelchen, unter denen auch Jesus weilt:

Klopfer, klopfer Ringelchen,
Da stehn zwei arme Kinderchen!
Gieb ihnen was und laß sie gehn.
Die Himmelsthür wird offengehn.
Kommt Jesus aus der Schule,
Kocht Maria Apfelbrei,
Setzen sich alle Engelchen bei,
Klein und groß,
Nackt und bloß,
Alle auf Marien Schoß.

In zahlreichen Kinderliedern heißt es daher, das Kind, das getauft werden solle, sei von Maria im Brunnen gefunden worden. So singen die Kinder in der Wetterau:

Stork Stork Steine
Mit de lange Beine,
Mit de korze Knie
Jungfrau Marie
Hat e Kind gefunne
In dem kleinen Brunne.
Wer soll's hebe?
Der Vetter (Taufzeuge) mit der Gese (Pathe).
Wer soll die Windel wäsche?
Die Mad mit der Plapperdäsche.

In vielen Sagen steht das Kinderparadies unter der Obhut einer nicht näher bezeichneten holden weißen Frau, unter der aber zweifellos stets die Mutter Maria gemeint ist. Da die jungen Kinderseelen von Maria kommen, so begaben sich in Saalhausen die Frauen zum Brunnen der heiligen Jungfrau und baten sie um Kindersegen, während ihr in Biberach die Kindbetterinnen Garn zum Opfer brachten. Die Frage nun, woher sich denn die weitgehende Uebereinstimmung zwischen der Mutter Maria und der Frau Holle erkläre, wird verschieden beantwortet, je nachdem man die Gestalt der Frau Holle deutet. Bis in die neueste Zeit herein glaubte man in ihr die alte gemeingermanische Göttin Frija wiederzuerkennen. Eine Göttin Holda oder Hulda wollte man schon bei Walafried Strabo († 849) und bei Burchard von Worms († 1024) erwähnt, ja bei diesem sogar der Göttin Frija gleichgesetzt finden. Dazu kam noch, daß in der That Frau Holle Manches mit Frija gemein hat, namentlich den Spinnrocken. Unterstützt ward die Anschauung, daß Frau Holle eine verblaßte, erniedrigte Göttin sei, ferner durch den Hinweis auf die Huldra des norwegischen Volksglaubens, die wie Frau Holle bald jung und schön, bald alt und finster erscheint und auch wie sie, umgeben von einer Geisterschaar, durch die Lüfte zieht. Ward so nicht der gemeingermanische Charakter der Frau Holle, und da es nur eine gemeingermanische Göttin, eben Frija gab, auch ihre Wesensgleichheit mit Frija erwiesen? Indem man nun Frija als Wolkengöttin auffaßte, fand man auch eine zureichende Erklärung für die verschiedenartigen Vorstellungen von dem Wohnorte der Frau Holle. Der Berg und der Brunnen sind nichts Anderes als die Wolke, die äußerlich einem Berge gleicht und der Erde wie ein Brunnen Wasser spendet. Die herrliche Wiese, die unter dem Brunnen liegt, ist der Himmel, der sich, von der Erde aus gesehen, hinter der Wolke wölbt. Das Wolkenheim der Frau Holle mit der sich dahinter ausbreitenden herrlichen Himmelslandschaft hat das mythische Denken später auf die Erde verlegt,

in die Berge und Brunnen. Auch der Zwiespalt im Wesen der Frau Holle ward so begreiflich. Nach der Art des Gewölks und nach der Jahreszeit muß sich ihr Charakter ändern. Die häßliche und böse Frau Holle ist die finster drohende Winter- und Gewitterwolke, während sie als junge, schöne, freundliche Frau ihre Eigenschaften von der lichten Sommerwolke hernimmt. So deutet sie in neuester Zeit auch noch E. H. Meyer (German. Mythol. 272 fg.). Mannhardt freilich meinte, Frau Holle sei von Haus aus nur mit freundlichen Zügen ausgestattet gewesen, ihre schlimmen Eigenschaften schrieben sich von christlicher Verketzerung her. Die auffällige Uebereinstimmung zwischen Frau Holle und der Mutter Maria konnte man so nur durch die Annahme erklären, daß die heilige Jungfrau zahlreiche Züge von der altgermanischen Göttin entlehnt habe, wie ja auch sonst häufig Eigenschaften germanischer Götter auf christliche Heilige übertragen worden seien.

Gegen den Versuch, Frau Holle als germanische Göttin zu canonisiren, hat man in jüngster Zeit lebhaften Widerspruch erhoben. Schon Müllenhoff erkannte, daß Walafried Strabo nicht, wie J. Grimm annimmt, mit Hulda die deutsche Frau Holle, sondern die biblische Wahrsagerin Hulda (vergl. 2. Kön. 22, 14 und 2. Chron. 34, 22) meint. Ebenso wenig hält das Zeugniß des Burchardus Wormatiensis stand, auf welches hin noch E. H. Meyer und Mogk die Wesensgleichheit der Frija und der Frau Holle annehmen. Burchard erwähnt eine turba daemonum in similitudinem mulierum transformata, quam vulgaris stultitia holdam vocat, und in der Madrider Handschrift seines Werkes steht für holda sogar Frigaholda. Indem man nun in dem holda des Originals den Namen der Frau Holle sah und das Friga der Abschrift auf Frija deutete, kam man zu dem Schlusse, daß hier ein Zeugniß für die Identität dieser beiden Gestalten vorliege. Kauffmann hat unseres Erachtens völlig überzeugend dargethan, daß Burchard's Worte nicht zu diesem Schlusse berechtigen (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, herausg. v. Sievers. XVIII, 145 fg.). Eine Vergleichung der ausgehobenen Stelle mit den Parallelstellen in den Decreten Burchard's ergiebt, „daß ein Stück romanischen Aberglaubens von Burchard übernommen und auf deutsche Verhältnisse übertragen worden ist durch Einfügung des Zwischensätzchens: quam vulgaris stultitia holdam vocat" (Kauffmann a. a. O. 149). Uebrigens steht holda nicht als Name einer Göttin, sondern als Bezeichnung der turba daemonum, der Schaar der nachtfahrenden Hexen, Holden oder Unholden, so daß holdam unmöglich die richtige Lesart sein kann, sondern wahrscheinlich an Stelle eines Genetivs steht. Wie aber erklärt sich das Frigaholda der Madrider Handschrift? Nach Kauffmann's Vermuthung ist Friga ein Schreibfehler für die Glosse striga (Hexe), die ein spanischer Leser zur Erläuterung des unverständlichen holda an den Rand gesetzt hatte. So lassen sich ältere Belege als aus dem 16. Jahrhundert für Frau Holle nicht beibringen. Wie aber kein äußeres Zeugniß den Zusammenhang der Frau Holle mit einer altgermanischen Göttin verbürgt, so weist auch kein wesentlicher Zug ihres Charakters auf Frija hin. Frija ist die holde, lichte Göttin, während Frau Holle und Perchta als häßliche Hexen erscheinen. Nun steht zwar Frau Holle zum Geisterheere der Schwarmzeiten und, so scheint es wenigstens, damit auch zu Wodan in Beziehung. Allein es ist fraglich, „ob in der Heidenzeit ein Weib neben Wode die Schaar hätte führen können, und dann wäre es sicherlich keine der hohen Göttinnen, am wenigsten Frija, des lichten Tiuz Weib gewesen" (Golther, Handbuch der german. Mythologie, S. 497). Wenn ferner betont wird, daß im Volksglauben der Freitag, der nach Frija benannt ist, der Frau Holle geweiht sei, so ist dem entgegenzuhalten, daß, obwohl der Freitag seinen Namen von Frija hat, doch der Donnerstag der Tag ihrer Verehrung war. Zu beachten ist dabei auch, daß die Art, wie man Frau Holle ehrt, auf den Gespenstercult, nicht aber auf eine öffentliche, gottesdienstliche Feierlichkeit hinweist, die einer Göttin gegolten hätte. Selbst darauf, daß Frija gleich Frau Holle die Spinnstube besucht und einen Spinnrocken trägt, ist nicht zu hohes Gewicht zu legen; denn von der Frigg mit dem Spinnrocken weiß erst der jüngere schwedische Volksglaube zu erzählen. Gegen die Zusammenstellung des Namens der Freke mit Frija sowie der Gode (Wode) mit Wodan, die ja bisher allgemein für berechtigt galt, sind in neuerer Zeit besonders von Knoop soviel treffende Gründe ins Feld geführt worden, daß sie aufgegeben werden muß. Ebensowenig hat der deutsche Name Holle mit dem nordischen Huldra etwas zu thun; denn während sich Holle zu hold, got. hulþs, stellt, gehört Huldra zum altnord. huldr, verborgen, und hulda, Decke, mit dem das ahd. hulid und angelsächs. hulu, „Hülle", verwandt sind. Mit der Huldra und dem huldrefolk sind daher die verhüllten, d. h. durch Tarnkappen unsichtbaren elbischen Geister gemeint.

Wenn wir nun versuchen, eine andere Auffassung vom Wesen der Frau Holle zu begründen, so wenden wir uns zunächst ihrem Namen zu. Schon im Ahd. begegnen wir einem Worte holdo, mhd. holde, das soviel wie Geist oder Genius heißt. Als wazzerholde bezeichnet das Mhd. den Wassergeist, gute Holden heißen in Mittel- und Norddeutschland die Hausgeister. Zu den Holden (mitteldeutsch Hollen) gehört dem Wesen und dem Namen nach Frau Holle. Die Hollen wohnen in Bergen und Teichen, und nach ihnen zunächst sind all die Hollenberge und Hollenteiche benannt worden. (Golther, a. a. O. S. 492.) Kommt doch heute noch in Westfalen der Ortsname Hollenloch mit der ursprünglichen Bedeutung Elben- oder Zwergenhöhle vor. Erst als sich die Vorstellung von Frau Holle ausgebildet hatte, wurden jene Ortsnamen auf sie gedeutet. Die Hollen fahren wie alle Elben um; sie verwirren wie sie den Menschen tückisch die Haare, sodaß der Hollenzopf nichts Anderes ist als der Alp-, Wichtel- oder Weixelzopf. In den Schwarmzeiten kehren sie bei den Menschen ein. Sie fordern dann Arbeitsruhe und ein Speiseopfer, wenn anders sie sich dem Menschen freundlich erweisen sollen. Daher verwirren sie den faulen Mädchen den Spinnrocken und reißen Allen den Leib auf, die ihnen keine Festspeise vorsetzen oder selbst nicht reichlich davon genießen. Aus dem Heer dieser Geister trat einer besonders hervor: Frau Holle. In Süddeutschland erhielt die Gestalt ihren Namen von der Zeit ihres Umzuges. Wie wir schon erwähnten, steht sie hier zum Erscheinungsfeste in naher Beziehung. Epiphania ward aber im Ahd. wegen der himmlischen Lichterscheinung, die die Hirten auf dem Felde wahrnahmen, mit giperahta naht, die leuchtende Nacht, übertragen. Die nun im Mhd. sehr häufig vorkommende Dativform perhtennaht deutete man als die Nacht der Perchte, ebenso wie man in Bayern vom Lucientag auf eine Lutz und von Pfingsten auf eine Pfinz schloß. Im Elsaß erhielt die gespenstische Frau nach ihrer Umfahrt in der Fastenzeit den Namen Frau Fasten.

Auf dieses dämonische Wesen des Volksglaubens sind früh zahlreiche antike und biblische Vorstellungen übertragen worden. Gerade aus den Decreten Burchard's von Worms läßt sich ersehen, daß schon in den ersten Jahrhunderten des christlichen Mittelalters Vermischungen antiker und biblischer Sagen zunächst mit dem romanischen, dann aber auch mit dem germanischen Volksglauben stattfanden. „Die jüdische Königstochter Herodias, die des Johannes Enthauptung bewirkt hatte, und Diana, die nächtliche Mondgöttin, die wilde Jägerin, traten an die Spitze des wilden Heeres. Man glaubte von Frauen, daß sie zu gewissen Zeiten zum Dienste der Diana und Herodias in die Schaar der Gespenster gerufen würden. Zahlreiche gespenstische Unholdinnen, auf Thieren reitend, fuhren in deren Gefolge nächtlicher Weile weithin durch die Lande." (Golther, a. a. O. S. 496.) So bildete sich unter dem Einflusse antiker und biblischer Anschauungen die Vorstellung von einer Anführerin der nachtfahrenden Unholdinnen aus. Die Holle und Berchte sind an Stelle der Herodias und Diana getreten, nicht aber haben diese, wie J. Grimm meint, altgermanische Göttinnen verdrängt. Das ergiebt sich zweifellos aus einer Betrachtung des Verhältnisses der Frau Holle zur heiligen Jungfrau Maria. Denn der Mutter Gottes wird nicht nur auf deutschem, sondern auch auf romanischem Gebiete die Herrschaft über Schnee und Regen zugeschrieben. Sie kann diese Eigenschaft daher nicht von der deutschen Frau Holle entlehnt haben. Vielmehr wird man annehmen müssen, daß Frau Holle eine Nachahmung der Jungfrau Maria ist, was sich leicht daraus erklärt, daß man Frau Holle als die holde Frau verstand. Wohl alle freundlichen Züge im Wesen der Frau Holle sind von der Jungfrau Maria hergenommen, haben also ihren Ursprung in biblischen und legendarischen Vorstellungen.

So ist Frau Holle von Haus aus zwar ein Erzeugniß des mythischen Denkens, aber keine Göttin, sondern nur ein gespenstischer Geist, der erst allmälig eine übergeordnete Stellung über die gleichgearteten elbischen Wesen erlangte. Sie trat dann bald an Stelle der Herodias, der Diana, der Venus, ward vor allen Dingen Trägerin des mittelalterlichen Marienglaubens und erhielt so die Gestalt, in der sie uns aus dem Grimm'schen Märchen bekannt ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 64. Donnerstag, den 28. Mai. 1896.

Bornholm.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Im fernen Norden, an der Südspitze der skandinavischen Halbinsel, liegt umbraust von den schäumenden Wellen des Baltischen Meeres das Felseneiland Bornholm.

Vor einigen Jahrzehnten noch war die kleine dänische Insel mit einem dichten Schleier sagenhafter Dämmerung umwoben, man wußte wenig von dem alten Burgunderholm, welches man wie ein zweites Niflheim betrachtete, und wundersame Dinge wurden von der Wildheit und Grausamkeit seiner Bewohner, von den grausigen Felshöhlen, welche Seeräubern zur Wohnung dienten, und von den tückischen Felsenklippen, welche den anlaufenden Schiffen unfehlbar den Untergang bereiteten, berichtet. Bornholm war, so schien es nach diesen Erzählungen, wenig oder gar nicht von der Cultur beleckt, und es dünkte den Meisten ein gewaltiges Wagniß, wenn ein vorwitziger Tourist einen Ausflug nach dieser abgelegenen Felseninsel unternahm. Anfangs waren es nur Wenige, welche die Fahrt nach der nordischen Insel wagten, aber was sie erzählten von der herrlichen Seefahrt, von dem vorzüglichen Klima der Insel und der Freundlichkeit ihrer Bewohner, von den bemoosten Bauta- und Runensteinen, von den ehrwürdigen Rundkirchen und imposanten Burgruinen, das Alles reizte Andere, ebenfalls die Reise zu unternehmen, und in dem Maße, wie überhaupt die Nordlandfahrten in den achtziger Jahren zunahmen, mehrten sich auch die Ausflüge nach Bornholm von Jahr zu Jahr. Einzeln und in größeren Schaaren zogen nun die Touristen nach dem Norden, um die freundliche Insel zu durchwandern, und manche von ihnen fühlten sich von den Schönheiten derselben so mächtig angezogen, daß sie längere Zeit dort verweilten oder wohl gar in einem der nächsten Jahre wiederkehrten.

Gelegenheit zur Fahrt nach Bornholm findet sich während der Sommermonate ziemlich häufig, zum Theil von Stettin und Swinemünde aus, hauptsächlich aber von Saßnitz auf Rügen, von wo man bei ruhigem Seegange in sechs- bis achtstündiger Seefahrt bequem die Felseninsel erreichen kann. Je nachdem der Dampfer im Hafen von Rönne, an der Südwestspitze der Insel, oder in der Bucht von Hammeren, im nördlichen Theil der Westküste, vor Anker geht, ist das Bild, welches sich bei der Anfahrt darbietet, ein verschiedenes. Während der südliche Strand ziemlich flach mit seinen waldbegrenzten Anhöhen zum Meere hinuntergleitet und nicht ahnen läßt, welche großartigen Felspartien sich auf der Insel vorfinden, enthüllt die Fahrt längs der Westküste bereits einen großen Theil dieser Herrlichkeiten: prächtige Waldungen und reizende Parks, welche sich an den Böschungen des Hochlandes dahinziehen, einzelne malerisch gruppirte Granitblöcke im Wasser, seltsame Klippenbildungen und gewaltig emporstrebende, bizarre Felswände mit finsteren, wunderlich gestalteten Höhlen und Buchten. Dieses hochgelegene, hügelige Granitplateau, welches im nördlichen Theil der Westküste zu Tage tritt, nimmt beinahe die Hälfte der Insel ein und erstreckt sich mit seinen Ausläufern bis zur Mitte derselben, wo sich ein theilweise mit Laubwald bedeckter Heiderücken, Höilyngen genannt, quer durch die Insel dahinzieht. Gegenüber der wildromantischen Natur des Nordens und Nordwestens von Bornholm zeigt der Süden eine einförmigere Gestaltung. Sandstein und Schiefer, Lehm, Thon und Kreide sind hier vorherrschend und umfangreiche Acker- und Weideflächen und ausgedehnte Eichen- und Birkenwaldungen verleihen diesem südlichen Theil ein friedliches, patriarchalisches Gepräge. Die Fruchtbarkeit des Bodens läßt hier nichts zu wünschen übrig und die Insel ist deshalb in diesen Gegenden besser bewohnt als im Norden. Die Bevölkerung im Innern des Eilandes nährt sich theils von Ackerbau und Viehzucht, namentlich von Schaf- und Schweinezucht, theils von den verschiedenen Industriezweigen, welche die geologische Beschaffenheit der Insel mit sich bringt. Während ein großer Theil der Bewohner in den Granit- und Schieferbrüchen thätig ist, arbeitet ein anderer in den verschiedenen Kohlen-, Thon- und Kaolinlagern und wieder Andere beschäftigen sich mit der Anfertigung von Terracotten und Töpferwaaren oder von Cement- und Pflastersteinen. Die Strandbevölkerung dagegen nährt sich fast ausschließlich von dem Fischfange und der Fischräucherei oder verdingt sich als Seeleute oder Schiffsarbeiter. Die Bewohner von Bornholm sind ein kräftiger, biederer Menschenschlag, etwas selbstbewußt zwar und ein wenig stolz, aber im Allgemeinen gegen Fremde äußerst gefällig und gastfreundlich. Man kann sich daher in die gesellschaftlichen Verhältnisse von Bornholm äußerst schnell hineinleben, und abgesehen von den landschaftlichen Reizen der Insel kann die Gastlichkeit ihrer Bewohner schon allein dem Fremden den Aufenthalt dort angenehm gestalten. Dazu kommt, daß Bornholm sich eines besonders milden und gleichmäßigen Klimas erfreut und daher, zugleich seiner herrlichen Seebäder wegen, zum Kurort für Blutarme und Nervenkranke sehr geeignet ist. — Hat der Dampfer den neuangelegten Hafen in der Bucht von Hammeren erreicht, so eröffnet sich dem Besucher der Insel schon vom Deck aus eine prächtige Aussicht auf einen Theil des ausgedehnten Granitplateaus. Zwei mächtige Felsvorsprünge, auf deren nördlichem sich der große Leuchtthurm von Bornholm und auf deren südlichem sich die berühmte Hammershus-Ruine erhebt, schließen die Bucht von Hammeren ein, zwischen ihnen liegt auf luftiger Höhe das neue Kurhaus, umgeben von einem hübschen Park, und hinter und neben diesem thürmen sich gewaltige Felsmassen auf. Der erste Besuch des Fremden, der in Hammeren ans Land steigt, gilt gewöhnlich dem südlichen Felsvorsprung, dem etwa 85 m steil aus der See aufsteigenden Hammersholm, auf dessen Gipfel die berühmte Schloßruine Hammershus thront. Schon vom Weitem sieht man den mächtigen Bergfried mit seinen sechs Stockwerken, inmitten der geräumigen Burganlage, emporragen, nebst den erhaltenen Schloßgebäuden von einer starken Ringmauer umgeben und wie diese mit grünem Buschwerk bewachsen. Die stattlichen Ueberreste lassen erkennen, welch eine gewaltige Zwingburg dieses etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts von dem Bischofe von Lund erbaute Schloß gewesen sein muß, und man kann es verstehen, daß diese Feste eine bedeutende Rolle in den Kriegen zwischen den Bischöfen und den nordischen Königen gespielt hat und daß erstere von der Burg aus eine fast unumschränkte Herrschaft ausüben konnten. Denn weit hinaus auf die See, bis zur schwedischen Küste hinüber und östlich bis zum Leuchtthurm der Insel Christiansö und drüber hinaus, auch ziemlich weithin ins Innere der Insel Bornholm mit ihren bewaldeten Höhen und Schluchten schweift der Blick von der Höhe der Ringmauern und von den zerbröckelten Zinnen des Thurmes und läßt jede feindliche Annäherung vom Meere wie vom Lande aus auf beträchtliche Entfernung erkennen. Sicherlich hat schon zu Zeiten der alten heidnischen Seekönige hier auf der Spitze des Hammersholm eine Art Befestigung bestanden, da der steile Felskegel durch das Meer und durch eine morastige Umgrenzung auf der Landseite zu einem trefflichen Vertheidigungsplatze wie geschaffen war, und da Borgenholm nach der Angabe des Chronisten Adam von Bremen ein sicherer Ankerplatz der nordischen Schiffe war, so werden die Beherrscher der Insel sich die Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, von der Feste aus den Schiffsverkehr zu überwachen und reichlich Zoll zu erheben. Die Bischöfe von Lund

wenigstens haben später diese Einnahmequelle ergiebig ausgenutzt und auch die Lübecker Vögte, welche in der Zeit von 1526 bis 1575 auf Hammershus residirten, haben erkleckliche Vortheile aus dem Pfandbesitze der Insel gezogen.

Bis zum Jahre 1000 ungefähr war Bornholm unabhängig gewesen, dann wurde es durch den dänischen Herrscher Svend Gabelbart erobert und dem skandinavischen Reiche einverleibt. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts kam das Eiland als Lehn an die Bischöfe von Lund, welche nach schweren Kämpfen allmälig das Christenthum einführten und etwa 300 Jahre lang die Insel unumschränkt beherrschten. Als dann im Anfang des 16. Jahrhunderts die Macht der Erzbischöfe zersplitterte und ihre Güter mit Beschlag belegt wurden, besetzte Christian II. von Dänemark 1522 Bornholm und vereinigte es mit seinem Reiche. Vier Jahre später wurde die Insel auf 50 Jahre an die Hansestadt Lübeck verpfändet, gehörte darauf wieder zu Dänemark und ging 1645 durch widerrechtliche Aneignung in den Besitz von Schweden über, welchem sie im Frieden von Roeskilde 1658 förmlich abgetreten wurde. Aber die schwedische Herrschaft war nicht von langer Dauer. Schon im December des genannten Jahres empörte sich die Inselbevölkerung unter der Führung ihres Landsmanns Jens Kofoed gegen den schwedischen Commandenten Printzenskjöld, erschoß diesen und zwang seine Gemahlin die Feste Hammershus zu übergeben. Die Meuterei der schwedischen Besatzung erleichterte die Einnahme der Burg, welche andernfalls ihrer starken Befestigung wegen von den Insulanern wohl erst nach langwieriger Belagerung und Aushungerung erobert worden wäre. Von dem Schloß aus verwaltete dann der Befreier Jens Kofoed die Insel für die dänische Krone, bis im Jahre 1660 Bornholm durch den Kopenhagener Frieden an Dänemark zurückgegeben wurde und dänische Statthalter die Verwaltung übernahmen und ihren Wohnsitz gleichfalls in Hammershus aufschlugen. Alle bedeutenderen geschichtlichen Ereignisse haben sich somit auf der Feste Hammershus abgespielt und die Geschichte des Schlosses ist zugleich die Geschichte der Insel. Seit dem Kopenhagener Frieden ist die Insel Bornholm bei Dänemark geblieben. Die Statthalter haben ungestört auf Schloß Hammershus residirt, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nachdem das Schloß 1736 theilweise ein Raub der Flammen geworden war, der Amtssitz nach der Hauptstadt Rönne verlegt wurde, wo er sich noch heute befindet. Das Schloß zerfiel nun mehr und mehr, man benutzte das feste Steinmaterial desselben vielfach zu Neubauten — die Hauptwache in Rönne ist beispielsweise von den dort ausgebrochenen Steinen erbaut — und die historische Stätte wäre wohl ganz und gar vom Erdboden verschwunden, wenn nicht König Friedrich VI. von Dänemark 1822 den weiteren Abbruch verhindert und die Restaurirung der Gebäude befohlen hätte. So wurde die Ruine Hammershus als historische Zierde der Insel erhalten und wird auch wohl noch Jahrhunderte bestehen und den späteren Geschlechtern von der Vorzeit ihrer Ahnen erzählen.

Die Umgegend der Hammershus-Ruine bietet an der See entlang sowohl nach Süden wie nach Norden mannigfache landschaftliche Schönheiten. Steigen wir den steilen Abhang des Hammersholm zu dem mit unzähligen kleineren und größeren Felsstücken und rundgeschliffenen Steinen besäeten Strande hinunter, so liegen vor uns in einer viereckigen Bucht die „Löwenköpfe“, interessante Klippenbildungen, in denen man mit einiger Phantasie die Gestalt von ruhenden Löwen erkennen kann, deren Mähnen durch die Schaumkämme der unablässig heranrollenden Wogen gebildet werden. Ein Boot führt uns dann um mehrere Felsecken herum, an den bizarresten Gesteinbildungen vorüber, an eine dunkle Felsenhöhle am Fuße des Hammersholm, aus deren finsterem Schlunde die von der Brandung hineingeschleuderte Fluth brausend hervorzischt. Dies ist der „vaade Ovn“, der „nasse Ofen“, ein düsteres Felsengewölbe, wie sich deren mehrere an der Nordwestküste der Insel finden. Nach der Besichtigung der beiden Strandhöhlen — dem „nassen Ofen“ ist der „trockene Ofen (törre Ovn)“ benachbart — richtet der Bootsführer seinen Curs nach Süden. An dem Fischerdörfchen Vang, welches sich amphitheatralisch am Felsenabhang aufbaut, immer an der wild zerklüfteten Westküste entlang, die steiler und steiler emporsteigt, führt uns das Boot zu „Jons Capell“, einer schroffen etwa 40 m hohen, von Epheu umschlungenen Felswand, zu deren Seiten sich abgesonderte Klippen von gleicher Höhe und Schroffheit erheben. Vorn am Strande steigt ein eigenthümlich geformter Felsblock aus der Brandung auf, welcher einst dem Klausner Jon, dem Apostel des Christenthums auf Bornholm, bei seinen Predigten als Kanzel gedient haben soll, während die Inselbewohner auf den Klippen und den Vorsprüngen der Felswand lagerten und zuhörten. Ein steiler, enger Pfad mit einer sehr primitiven Treppe führt auf die Höhe der Felswand, von der man wiederum einen hübschen Ausblick auf das wogende Meer, auf die Klippen und Riffe am Strande und auf die nächste Umgebung im Innern der Insel genießt. — Nördlich vom Hammersholm erstreckt sich das sogenannte Hammergebiet, ein Granitplateau, welches nach der Nordspitze des Eilandes, der Hammer Odde, zu in eine flache, sandige Ebene, den Sandhammer, ausläuft. In einer Bodensenkung dieses Plateaus, in dessen Steinbrüchen eine emsige Thätigkeit herrscht, liegt der etwa 600 m lange, sehr tiefe Hammersee, an welchem vorbei der Weg westlich nach dem 85 m hohen Oerneberg führt. Auf seiner Kuppe ist der obenerwähnte Leuchtthurm, das „Hammershus Fyr“, errichtet, ein schlanker Granitbau mit Feuer erster Ordnung und Nebelhornapparat; der Leuchtthurm dient zugleich als Signalstation für die vorüberfahrenden Schiffe. Weiter nördlich vom Oerneberg liegt der „Sandhammer“, wie erwähnt eine sandige Ebene längs des Strandes, auf der sich die Ruine der kleinen „Salomons-Kapelle“ befindet, einst die Behausung eines Einsiedlers, welcher die heidnischen Bewohner aus der in der Nähe befindlichen Salomonsquelle taufte und Kranke heilte. An der östlichen Seite des Hammergebietes liegt an der Aasandbucht die kleinste dänische Stadt, Sandvig, welche mit der ungefähr 1,5 km entfernten Hafenstadt Allinge eine Gemeinde bildet. Beide Orte machen mit ihren kleinen einstöckigen, sauberen Häuschen, die meist von Gärten umgeben sind, einen freundlichen, anheimelnden Eindruck und die Gastlichkeit der Bewohner trägt dazu bei, diesen günstigen Eindruck noch zu erhöhen. In dem Felsenhafen von Allinge wimmelt es von Booten und Segelschiffen, denn hier ist der sicherste Hafen von Bornholm, und manches Schiff, das draußen von dem meist herrschenden Nordweststurm überrascht wurde, hat im Hafen von Allinge Schutz gefunden. Deshalb befindet sich auch hier die Hauptrettungsstation und die Navigationsschule, deshalb legen die von bezw. nach Schweden und Rußland segelnden Schiffe hauptsächlich hier an. Manches Fahrzeug allerdings ist den tückischen Wellen zum Opfer gefallen und die auf den Klippen der Nordspitze umherliegenden Schiffstrümmer, Planken, Maststümpfe, Taureste und Segelfetzen erzählen in beredter Sprache von den mannigfachen Unglücksfällen an den Küsten von Bornholm. Allinge wird vielfach von den auf der Insel weilenden Sommergästen zum Aufenthaltsort auserkoren, da sich in seiner nächsten Umgebung die herrlichsten Strandpartien finden und sich von dort aus auch die schönsten Ausflüge veranstalten lassen. Einerseits nach dem obenberührten Hammergebiet, dann hinüber nach den benachbarten Inseln Christiansö und Frederiksö, ferner die Nordostküste entlang nach Helligdommsgard, Rö und Randklöven. Die letztere Partie ist wohl die lieblichste und abwechselungsreichste der ganzen Insel, besonders wenn man den zwar beschwerlichen, aber äußerst reizvollen Weg am Strande entlang wählt. Steile Pfade, vielfach mit schlüpfrigem Geröll bedeckt, führen hinunter zur felsigen Küste, welche an dieser Seite größtentheils jäh zum Meere abfällt, so daß man den Strand und die vor diesem aufsteigenden Klippen nur unter großer Beschwerlichkeit erreichen kann. Gerade diese Klippen, welche oft haushoch, gleich normannischen Castellen oder gothischen Kathedralthürmen in pittoresker Bildung steil aus dem Wasser aufschießen, sind es aber, welche der Nordostküste ihren eigenthümlichen Reiz verleihen. Besonders die Besteigung dieser Klippen hat ihre eigenen Reize, da sie meist von der Küste durch das Meer getrennt sind und mit ihr nur durch große, zerstreut im Wasser liegende Granitblöcke in Verbindung stehen, so daß man von Stein zu Stein springen muß, um die Klippe zu erreichen. Die ganze Küste zwischen Allinge und Helligdommsgard weist eine reichhaltige Sammlung solcher Klippenbildungen auf, mit denen anmuthige, mit üppigem Buschwerk umsäumte Buchten, düstere Felshöhlen und nackte Granitwände abwechseln. Auf dieser Strecke liegen die Gaase- und die Lysekklippen, der „trockene“ und der „nasse Ofen“, zwei Felsgrotten, welche mit den gleichnamigen im Hammersholm der Sage nach in Verbindung stehen sollen. Den „nassen Ofen“ kann man nur vom Wasser aus besuchen. Langsam und vorsichtig gleitet das Boot in die von der Brandung umspülte Oeffnung der Höhle hinein, ein schauerliches Halbdunkel umgiebt uns in dem feuchten Raum, nur durch den Spalt der Einfahrt erblicken wir das Tageslicht und das grünlich schimmernde Meer. Plötzlich

flammt ein rother Schein auf — der Bootsmann hat bengalisches Feuer entzündet — und in zauberhafter Beleuchtung erglänzen die von unzähligen Wassertropfen bedeckten Felskanten — ein prächtiger, unvergeßlicher Anblick! Langsam erlischt die Flamme, hin und wieder zucken noch leichte Reflexe über die Wände der Höhle dahin, dann umgiebt uns wieder tiefe Dunkelheit und allmälig erst gewöhnen sich unsere Augen an das grelle Tageslicht, welches jetzt durch die Einfahrt voll hereinfluthet. Schnell gleitet der Nachen hinaus in die offene See und nähert sich dann wieder dem Strande. — In der Nähe von Helligdommsgard nach dem Strande zu erhebt sich der sogenannte „Amtmandssteen", ein ziemlich hoher, steil aufragender Klippenvorsprung, von dem man einen entzückenden Anblick genießt. Weithinein in ein wogendes Meer von hell- und dunkelgrünen Wipfeln von Birken und Buchen schaut das trunkene Auge, gewaltige Granitblöcke lagern zerstreut in diesem grünen Gewoge und über diese hinweg und zwischendurch gießt der Dyndaleboek in schäumenden Kaskaden seine rauschenden Fluthen; ganz hinten aber, durch eine Lauböffnung sichtbar, schimmert die brandende See hindurch und am Horizont erglänzt der weiße Festungsthurm von Christiansö. Ein herrliches Landschaftsbild, welches sich hier den erstaunten Blicken eröffnet, und man kann es wohl verstehen, daß gerade in der Nähe dieses von der Natur so prächtig geschmückten Ortes, in Helligdommsgard, dem Hof der Heiligthümer, die alten heidnischen Recken aus Bornholms Vorzeit ihre Versammlungen abhielten, um vor ihren kriegerischen Unternehmungen die Götter durch Opfer günstig zu stimmen und aus dem Murmeln der heiligen Quelle, der Helligdommskilde, den Sinn der Gottheit zu erforschen oder nach vollbrachtem Kriegszuge ihren Sieg durch Kampfspiele und rauschende Gelage zu feiern. — Oestlich von der in der Nähe von Helligdommsgard befindlichen Rö-Kirche bildet die Küste eine stark vorspringende Ecke, die Sorte Odde, auf welcher, terrassenförmig an und auf dem Felsen erbaut, das größte Fischerdorf Bornholms, Gudhjem, liegt. Die Küste trägt weiter südlich dasselbe Gepräge wie bisher, steile Felswände mit schmalen Schluchten, in denen Bächlein munter dahinhüpfen, und schroffe Klippenbildungen am Strande. Man schlägt daher gewöhnlich von Gudhjem aus den Weg in das Innere der Insel ein, um an ausgedehnten Steinbrüchen vorüber auf der Chaussee nach der Osterlars-Kirche, der größten und schönsten Rundkirche von Bornholm, zu gelangen. Diese Rundkirchen — außer der Osterlars-Kirche finden sich noch drei derartige Gotteshäuser, die Oles-, Ny- und Nylars-Kirche, auf der Insel — bilden eine besondere Eigenthümlichkeit von Bornholm. Es sind thurmartige Gebäude mit vierseitlichen Vorbauten, welche in früheren Zeiten neben dem Gottesdienste hauptsächlich Vertheidigungszwecken dienten; an Stelle des erst in neuerer Zeit aufgesetzten Daches befand sich früher eine Plattform mit Brustwehr, von der herab die Bewohner ihre Geschosse auf die Angreifer schleuderten, desgleichen scheint der innerhalb der Mauer angelegte schmale Gang zur Vertheidigung des Gebäudes gedient zu haben. — Unterhalb der Osterlars-Kirche theilt sich die Chaussee, und man kann nun entweder den Weg ins Innere fortsetzen oder sich wieder dem Strande zuwenden. Wer Bornholm genau kennen lernen will, versäume nicht einen Abstecher nach der hochinteressanten Strandpartie und den romantischen Felsschluchten bei Randklövens Skaar zu machen. Gigantischen Pfeilern gleich steigen hier haushohe, mannigfach gegliederte Granitsäulen aus dem Felsboden auf und bilden tiefe, enge Schluchten, welche im Schmucke üppig wuchernden Heidekrautes und zahlreich umhergestreuter Granitblöcke, namentlich von der Thalsohle aus gesehen, einen malerischen Anblick gewähren. Diese urwüchsige Klippenbildung zieht sich eine ziemliche Strecke an der Küste dahin, dann wird letztere etwas gleichförmiger, mehrere Fischerdörfer klettern an den Felsabhängen entlang und schließlich, sobald man die östliche Spitze der Insel erreicht hat, erscheint ein langgestreckter, gleichfalls terrassenförmig auf einem Granitabhang erbauter Ort, das Städtchen Svanike. Wie in Gudhjem sind auch hier der Hafen und ein Theil der Straßen aus dem Granit herausgesprengt und die Häuser mit den hinteren Räumen direct an die Felswand angelehnt. Von Svanike, dessen Einwohner sich fast ausschließlich von dem Fischfang und der Räucherei ernähren, genießt man wiederum herrliche Ausblicke auf das weite Meer. Die Umgegend des Städtchens, in dessen Kirche ein alter mit Runenschrift bedeckter Stein gezeigt wird, ist interessant durch die vielen Bautasteine, hohe, unbearbeitete Granitblöcke ohne Inschrift, welche, einzeln oder in Gruppen vereinigt, über Grabhügeln errichtet sind und die Erinnerung an die alten heidnischen Bewohner Bornholms aus der vorchristlichen Zeit wach erhalten. Bautasteine, welche die Vorläufer der Runensteine sind, finden sich in dieser Gegend der Insel sehr häufig und auf dem Wege nach dem nächsten etwa 11 km entfernten Städchen Nexö und auch weiter südlich hat man vielfach Gelegenheit, solche Grabsteine, wie auch Ueberreste einiger alten Burgen zu sehen, ein Zeichen, daß diese Gegend, welche viel flacher und bewaldeter ist als das nordwestliche Höhenplateau, in alter Zeit vorzugsweise bewohnt worden ist. Landschaftlich steht dieser südöstliche Theil von Bornholm dem nordwestlichen bei Weitem nach und wird daher, obwohl er viele lohnende Partien aufzuweisen hat, von Touristen weniger aufgesucht. — Von Nexö aus benutzt man am besten einen Wagen, um schnell auf guter Chaussee nach dem nächsten Orte Aakirkeby, dem einzigen Binnenstädtchen der Insel, zu gelangen. Das Städtchen, welches auf einem isolirten Granithügel 95 m hoch über dem Spiegel der Ostsee liegt, war einst ziemlich bedeutend, wurde aber 1510 von den Lübeckern vollständig zerstört und zählt jetzt nur noch 800 Einwohner. Von seiner früheren Bedeutung zeugt nur die stattliche Kirche, deren Sehenswürdigkeiten ein reichgeschnitztes Altarblatt, mehrere Runensteine und Grabdenkmäler bilden, im Uebrigen ist der Ort ein einfaches, schmuckes und sauberes Städtchen wie die andern bereits berührten Städte am Strande. Aakirkeby ist die einzige zusammenhängende Ortschaft im Innern der Insel, sonst finden sich nur vereinzelte Gehöfte (Gard), welche sich auf Anhöhen, in kleinen Gehölzen oder an Bächen inmitten der zugehörigen Ländereien erheben. Das Wohnhaus umgiebt zunächst ein kleiner Garten, daran schließen sich die mächtigen Stallungen mit den Weideplätzen für das Vieh und den äußeren Umkreis bilden die wogenden Getreidefelder; rings um jede Besitzung zieht sich eine etwa meterhohe Steinmauer, aus Granitblöcken lose zusammengefügt. Eigentliche Dörfer giebt es also im Innern von Bornholm nicht, eine Anzahl Gehöfte bildet ein Kirchspiel, deren man 21 auf der Insel zählt, und die zu einem Kirchspiel gehörige Kirche liegt gleichfalls isolirt und meist weit ab von den ihr zugetheilten Gehöften. Nur die Fischerdörfer am Strande sind enger zusammengezogen, obwohl der Raum zwischen den einzelnen Höfen immer noch beträchtlich genug ist. — Nördlich von Aakirkeby durchzieht herrlicher Laubwald mit uraltem Baumbestand fast die ganze Breite der Insel und bietet im Verein mit den verschiedenartigsten Felspartien eine Scenerie dar, wie man sie in Thüringen oder im Harz findet. Namentlich der westliche Theil dieses Waldgebietes, welcher so ziemlich im Mittelpunkt der Insel liegt und das Almindingen (Allgemeingut) heißt, umfaßt eine Reihe entzückender Partien. Nähert man sich von Aakirkeby dem Almindingen, so sieht man schon von Weitem den höchsten Punkt der Insel, den Rytterknegten, über die Wipfel emporragen. In seiner Umgebung liegen die schönsten Punkte des Almindingen: die idyllische Försterei Römersdal, die Ruinen der „Gamle Borg" (alte Burg), der Sage nach einst der Sitz der alten Könige von Borgenholm, das „Ekkodalen" (Echothal), ein langgestrecktes, von einem muntern Bächlein durchzogenes Thal, an dessen einer Seite eine zerklüftete, malerisch bewachsene Felswand emporsteigt, die lauschigen Waldseen „Pyskekallekjär" und „Kohullet", die „Rokkesteene" und schließlich der hübsch angelegte Platz „Christianshöi", der zum Andenken an den Besuch des Prinzen Christian, des späteren Königs Christian VIII. von Dänemark mit einem Obelisken geschmückt ist. Der „Rytterknegten" selbst, ein 160 m hoher, üppig bewaldeter Berg, zu dem man aus dem Ekkodalen hinaufsteigt, trägt auf seiner Kuppe einen stattlichen viereckigen Granitthurm, das „Kongemindet" (Königsdenkmal), welches zur Erinnerung an die Anwesenheit des Königs Friedrich VII. von Dänemark errichtet ist. Von der Plattform dieses Thurms bietet sich ein herrliches Panorama der ganzen Insel dar, besonders im Herbst, wenn die Wipfel der Bäume nicht mehr so dicht belaubt sind wie im Hochsommer. Rings um den Berg das ausgedehnte Waldrevier mit seinen Ausläufern nach den verschiedensten Richtungen hin, hier und da eine weiße Kirche oder ein winziges Gehöft, leuchtende Felder und saftige Wiesen von zackigen Landstraßen durchzogen und nach Norden hin die verschwommenen Umrisse des Felsenplateaus mit seinen vielen Erhebungen und Schluchten. Alles dies umschließt die weite Fläche des Meeres, welches sich unabsehbar ausdehnt, nur nach Norden zu schimmert ein matter Grenzstreifen herüber, die schwedische Küste. Gerade an diesem Punkte widerlegt sich die früher weit verbreitete An-

sicht, Bornholm sei ein rauhes, unwirthliches Felsennest, das, von wilden Stürmen umtost, jeder Vegetation bar sei, am allerbesten, denn die würzigen Düfte, welche aus den sich weithin ausbreitenden Laub- und Tannenwaldungen emporsteigen, der Blick auf die von saftigem Grün überzogenen Felsen, auf die vielen anmuthigen Gehöfte im Schmucke ihrer Weiden und Ländereien, das großartige Schauspiel des unruhig bewegten Meeres mit seinen weißen Schaumkämmen und den auf und nieder schwankenden Seegelbooten und Dampfschiffen beweisen es, daß Bornholm sich anderen ihrer landschaftlichen Schönheit wegen gepriesenen Gegenden ebenbürtig an die Seite stellen kann. Wer Bornholm einmal aufgesucht hat, wird sicherlich befriedigt heimkehren und wahrscheinlich über kurz oder lang seinen Besuch wiederholen, denn das liebliche Felseneiland ist wie kein anderer Ort dazu geschaffen, dem müden Wanderer eine Ruhestätte zu gewähren, wo er fern vom Getriebe der Welt, nur in die Betrachtung der herrlichen Natur versunken, Erholung finden und neue Kraft schöpfen kann.

Bücherbesprechungen.

— **Der Rechtsunterricht und das bürgerliche Gesetzbuch.** Auf Grundlage der Beschlüsse der Eisenacher Conferenz der deutschen Rechtslehrer vom 23. März 1896. Von **Otto Fischer.** Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1896. — Diese Schrift des Breslauer Rechtslehrers und Theilnehmers an der Conferenz kann als Ergänzung der neulich besprochenen Friedberg'schen Schrift insofern angesehen werden, als sie in näherer Ausführung die Richtigkeit der gefaßten Beschlüsse zu begründen unternimmt und sich dabei überhaupt über die Art des Lehrens und Lernens der Rechtswissenschaft verbreitet. Der Verfasser entwickelt seine Ansichten über Vorlesungen und praktische Uebungen, über Vorlesungen über das bürgerliche Gesetzbuch und andere Vorlesungen über das Privatrecht, über Studienzeit und endlich über das Zwischenexamen. Mit Recht fordert er die Beibehaltung theoretisch-systematischer Vorlesungen überhaupt und sieht die Bedeutung der praktischen Uebungen nicht darin, daß sie den praktischen Vorbereitungsdienst ersetzen, sondern daß sie dem Studirenden die vorgetragenen theoretischen Sätze veranschaulichen sollen. Auch die Ausgestaltung des Unterrichts in der Rechtswissenschaft scheint uns zweckmäßig, wonach neben römischer und deutscher Rechtsgeschichte auch eine systematische Vorlesung über die Grundlagen des römischen und deutschen Privatrechts weiterhin stattfinden soll, um die beiden Wurzeln unseres jetzt geltenden Rechts völlig bloszulegen, wenn gleich nicht in der Art unserer heutigen Pandektenvorlesung und der Vorlesung über das deutsche Privatrecht. Den Schlußstein bildet dann die Hauptvorlesung über das gesammte geltende Reichs- und Landesprivatrecht, in erster Linie also über das bürgerliche Gesetzbuch, die an Stelle der Pandektenvorlesung tritt. Der Lehrgang wird auf diese Weise fast der gleiche, wie er jetzt schon in Oesterreich ist, wo ja auch die gleichen Verhältnisse herrschen wie künftig bei uns. Daß mit dem bürgerlichen Gesetzbuch eine Vermehrung des Lehrstoffs stattfindet trotz des Wegfalls der Vorlesungen über Pandekten und particulares Privatrecht, kann nicht geleugnet werden und es muß deshalb das Verlangen nach Verlängerung der Studienzeit für berechtigt erachtet werden. Wir möchten ihr schon deshalb das Wort reden, um dem Studenten mehr als bisher die Möglichkeit zu geben, auch nicht juristische Collegien zu hören. Namentlich geschichtliche und volkswirthschaftliche Studien müßten von ihm noch in ganz anderem Maße betrieben werden, als bisher. Niemand mehr als der künftige Richter sollte ein wahrer Sohn der universitas litterarum sein, Niemandem ist lediglich einseitige Ausbildung mehr schädlich als ihm. Der Verfasser befürwortet endlich warm die schon früher vorgeschlagene Einführung eines Zwischenexamens und wir können auch hierin ihm durchaus beistimmen. Nicht empfehlenswerth scheint uns dagegen der auch von Dernburg gemachte Vorschlag, das Rechtsstudium nach diesem Zwischenexamen durch einen einjährigen praktischen Vorbereitungsdienst unterbrechen zu lassen. Doch kann man hierüber natürlich verschiedener Meinung sein. Dr. A. L.

— **Krapotkin's Morallehre und deren Beziehungen zu Nietzsche.** Von Dr. Laurentius. Dresden und Leipzig, Ed. Pierson's Verlag. 1896. — Der absolute Mensch wie er sein soll, braucht eigentlich gar keine Moral. Das Ideal eines solchen absoluten Menschen hat früher schon Fichte aufzustellen versucht. Nach Fichte trägt der Mensch das Sittengesetz in sich selbst und es tritt ihm dasselbe nicht als ein fremder und äußerlicher Zwang gegenüber. Es liegt jedenfalls etwas im Menschen, was sich gegen jeden solchen äußerlichen Zwang seiner Natur empört. Natur und Sittlichkeit stehen sich ja streng genommen fortwährend feindlich in uns gegenüber. Was uns als Sittlichkeit gezeigt wird, hat ja auch vielfach nur einen zufälligen, schwankenden und zweifelhaften Inhalt gehabt. Die Sittlichkeit ist verfälscht worden durch falsche Lehren der Priester von Gott und durch den Egoismus der herrschenden Mächte und Stände im Staat. So lehren Nietzsche und alle verwandten Anhänger und Gesinnungsgenossen seiner Lehre. Ist aber dieses der Fall, so bleibt für uns nichts übrig als die Natur zur wahren und richtigen Führung unseres Lebens. Die Geschichte hat uns entfremdet von der Natur und darum sucht man jetzt wieder den Rückweg zu ihr zu finden. Alles Historische unterliegt daher bei Nietzsche einer wegwerfenden und vernichtenden Kritik. Fichte wollte uns wenigstens auf ein hohes und an sich unerreichbares sittliches Ideal über uns erheben, während man jetzt die Rettung aus dem Unglück des Lebens in einem Sprung in den Sumpf des niedrigsten und sinnlichsten Naturalismus erblickt. Das was ich unmittelbar bin ist nur meine Individualität und die Vergötterung von dieser ist es, um die es sich gegenwärtig handelt. Hiermit aber hört alle Ordnung in der Gesellschaft auf, an deren Stelle zugleich die reine Anarchie tritt. Das anarchistische Ideal ist deswegen auch ein vollkommen anderes als das socialdemokratische. Dieses letztere schließt ja eine vollkommene Aufhebung der Freiheit des Individuums in sich ein und es würde dasselbe etwa der Form eines wohlgeordneten Bienenstaates entsprechen. Nur die vollkommene Unzufriedenheit mit allen bestehenden Einrichtungen des Lebens ist beiden Lehren miteinander gemein. Das socialdemokratische Ideal ist wenigstens noch ein Traum, aber das anarchistische Ideal ist nichts, als der Untergang aller menschlichen Gesellschaft überhaupt. Nietzsche aber ist mit der dunkelen und mystischen Verschrobenheit seiner Lehre der wichtigste Prophet dieser Richtung. Ein ganz ähnlicher mißleiteter und irrthümlicher Idealismus aber ist auch der des Russen Krapotkin. Nietzsche selbst war immer noch ein weit tieferer, reicher begabter und gebildeterer Geist als Krapotkin. Die Lehre des letzteren heftet sich nur wie eine blasse Schattengestalt an die immerhin kräftige und originelle Denkweise des ersteren an und es dürfte dem Verfasser dieser Schrift kaum gelingen, hier einen irgend wesentlichen Unterschied zwischen beiden nachzuweisen und zur Geltung zu bringen. C. H.

— **Gustav Meinecke, Aus dem Kreolenlande.** Exotische Novellen-Bibliothek. Nr. II. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag. — Das Land der Kreolen, das auf einer Fahrt auf dem Mississippi zwischen Neuorleans und St. Louis berührt wird, hat immer einen eigenartigen Zauber für den Reisenden, aber auch für den Forscher gehabt; denn auch heute ist die Frage nicht in allen Punkten sicher erhellt: was verstehen wir unter Kreolen? Bald werden sie als Nachkommen der Franzosen in Louisiana und Westindien bezeichnet, bald rechnet man noch zu ihnen die Enkel der Spanier in Florida und Texas, viele dehnen sogar den Begriff aus auf die französisch und spanisch sprechenden, mehr oder weniger mit Weißen gemischten Neger. Die kleine und flott geschriebene Novelle von Meinecke giebt lebende Beispiele zu den über den Charakter der Kreolen gefällten Urtheilen, gefällt von den dieses eigenthümliche Mischvolk nördlich und südlich begrenzenden Einwohnern Nordamerikas; während von den „Nördlichen“ die Kreolen als grausame und leidenschaftliche Sklavenbarone, als verdorbene Charaktere und nichtsnutzige Aristokraten hingestellt werden, rühmen die „Südlichen“ nicht genug ihrer Landsleute glückliches Temperament und vollendete Geistes- und Herzensbildung. Auf die einzelnen Charaktere selbst einzugehen, würde uns an dieser Stelle zu weit führen. Das mag aber noch rühmend hervorgehoben werden, daß die Mississippi-Landschaft so getreu mit allen ihren Reizen und Farben, mit ihren Menschen und — Gebrechen dargestellt wird, daß der Leser ein wahres Bild von ihr erhält. An die längere Erzählung „**Im Mississippisumpf**“ schließt sich eine packende Scene an „**In der letzten Stunde**“, die mitten aus dem Leben herausgegriffen ist und zu der Zeit spielt, da der gewaltige Strom des Westens seine Ufer überschwemmt. Der Freund exotischer Blumen wird dieses Büchlein nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Ee.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 65. Sonnabend, den 30. Mai. 1896.

Yuste, das letzte Asyl Carl's V.

Von M. de' Monti. (Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

Nachdem der kaiserliche Adler den Flug durch die Welt genommen, faltete er seine müden Fittige auf einsamer Stätte zusammen, um zu sterben. Seit Jahren war in der Seele Carl's V., des Herrn so vieler mächtiger Reiche in einer von allen Fluthungen des Lebens bewegten Zeit, der Entschluß gereift, allen Regierungssorgen zu entsagen und in Einsamkeit und Ruhe seine Tage zu beschließen. Nicht melancholische Schwermuth und Menschenverachtung war es, was ihn zu diesem Schritte bewogen — die Gicht zehrte an seinem durch Strapazen jeder Art angegriffenen Körper und längst hatten die Aerzte ihm gerathen, sich dauernd in einem milderen Klima niederzulassen. Bekannt ist die rührende Abdankungs- und Abschiedsscene zu Brüssel am 25. October 1555. Auf die Schulter des Prinzen Wilhelm von Oranien gestützt, erhob sich der leidende Herrscher von seinem Thronsessel und sprach zu den Ständen seiner geliebten Niederlande von den Gründen seiner Abdankung, daß Alter und Kränklichkeit ihn zwängen, die schweren Regentenpflichten kräftigeren Schultern aufzulegen, von seinem ereignißvollen Leben und seiner erfahrungsreichen Vergangenheit. Und als er mit einer Mahnung an seinen Sohn Philipp schloß, stets gerecht, ruhmvoll und gottesfürchtig zu regieren, und dann erschüttert und athemlos in seinen Sessel zurücksank, da feuchtete sich jedes Auge und die erlauchte Versammlung brach in lautes Schluchzen aus. Während Carl's Gesandte sich nach Deutschland begaben und Wilhelm von Oranien zu Frankfurt den Kurfürsten die Abdankungsurkunde des Kaisers überreichte, schiffte dieser sich bereits in Vlissingen ein; seine beiden Schwestern, Marie, Königin von Ungarn, und Eleonore, die Wittwe Franz' I., begleiteten ihn. Am 28. September 1556 ging das Schiff, das den ehemaligen Herrscher nach Spanien trug, auf der Rhede von Laredo vor Anker. Nachdem sich in Burgos eine Anzahl Reiter angeschlossen, bewegte sich der Zug langsam in kurzen Tagreisen nach Valladolid, wo der Kaiser zum letzten Male Hof hielt und noch einmal der Mittelpunkt der Festlichkeiten war, die zum Empfange der fürstlichen Personen und der dem Kaiser huldigenden Granden veranstaltet wurden. Auch seinen Enkel Carlos lernte er hier kennen, einen verdrossenen, verkommenen Knaben, für dessen Erziehung der Kaiser größere Strenge empfahl. Allein es drängte Carl, „frei von allen Sorgen“ sich in sein Kloster zurückziehen zu können, obwohl sein Gefolge an die Ausführung dieses Entschlusses noch nicht recht zu glauben vermochte. — In Estremadura in der Vera (Ebene) von Plasencia am Abhange des mit Eichen- und Kastanienwäldern bedeckten Gebirges liegt das Hieronymiten-Kloster Yuste, von zwei Einsiedlern im Jahre 1408 gegründet, die hier eine Kapelle erbauten. Mönche des Hieronymiten-Ordens, einer der reichsten und angesehensten Orden Spaniens, hatten den Boden cultivirt, Obstgärten und Olivenpflanzungen angelegt, ein Gotteshaus und Klostergebäude aufgeführt. Kloster Yuste war ebenso berühmt durch die Naturschönheit, die um seine Mauern ausgebreitet lag, wie durch die gelehrten und weisen Männer, die hier in weltferner Einsamkeit den Wissenschaften lebten. Milde, gleichmäßige, balsamische Luft umwehte die stille Stätte und vielleicht hat gerade dies den kranken Kaiser bei der Wahl seines Ruheasyls bestimmt; seit 1553 wurde bereits an einem Hause für ihn gebaut. — Ein seltsamer Zug bewegte sich im November 1556 nach dem einsamen Kloster — voran eine Reiterescorte, eine Compagnie Hellebardiere, der Kaiser inmitten des Zuges in einer Sänfte getragen, zu Fuße nebenher der getreue Quirada mit einer Pike bewaffnet und zuletzt das Gefolge mit Pferden und den hochbepackten Maulthieren. Von der Höhe am Passe von Puertonuero sahen sie die ganze reizende Vera vor sich liegen mit dunkeln Wäldern und grünenden Triften, von silberhellen Gewässern durchströmt. „Ich werde kein zweites Thor mehr passiren,“ sagte der Kaiser, indem sein Blick sich noch einmal zur Schlucht zurückwendete. Da das Haus für den Kaiser noch nicht vollendet war, so nahm er für drei Monate in dem Schlosse des Grafen von Oropesa zu Jarandila Wohnung, einem Dorfe, das zwei spanische Meilen von Yuste entfernt lag. Es waren regnerische, kalte Novembertage; das an üppiges Hofleben gewöhnte Gefolge klagte nicht wenig und besonders die gemächlichen Niederländer murrten über die unzulängliche Kost und die mangelnde Bequemlichkeit. Erst im Januar 1557 konnte die Uebersiedelung nach Yuste stattfinden, wonach 98 Personen des Gefolges wieder nach Flandern zurückkehrten, so daß der kaiserliche Haushalt sich nunmehr aus 52 Mitgliedern zusammensetzte Der Marstall bestand aus 8 Maulthieren und einem kleinen einäugigen Pferde, außerdem waren noch zwei Sänften und ein Tragsessel vorhanden. Das Haus, mit dem hochtönenden Namen Palast, war einfachster Art mit zwei Stockwerken von je vier Zimmern, Corridoren und Galerien. Der Kaiser bewohnte die oberen Räume; von seinem Schlafgemache, einem Eckzimmer, aus konnte er direct durch eine in die Wand gebrochene Oeffnung auf den Hochaltar der Kirche sehen, während von seinem Cabinet aus der Blick weithin über Felder und Gärten schweifte; sein Lieblingssitz aber war eine sonnenbeschienene Terrasse mit einem Blumengarten. Das Gefolge bewohnte einige zum Kloster gehörende Gebäulichkeiten, die jedoch von dem Gebiete der Mönche vollständig abgesperrt waren. — Ein Ereigniß, wie die Abdankung Carl's V., das noch nie Dagewesene, daß ein mächtiger Herrscher aus eignem freien Willen dem Glanz der Krone entsagt, den Thron mit der Einsamkeit des Klosters vertauscht, war ganz geeignet, auf die Phantasie der Zeitgenossen und Nachkommen zu wirken, die sich den einstigen Kaiser vielfach als Muster eines ascetischen Mönches vorstellten. Man darf aber nicht glauben, daß er ein gewöhnlicher Klosterbruder geworden sei. Allerdings stand er mit den Mönchen auf freundlich vertraulichem Fuße und nahm nicht selten an ihrem Mahle im Refectorium Theil, auch wohnte er täglich von seinem Schlafgemache aus der Messe bei und machte alle kirchlichen Uebungen mit. Im Uebrigen jedoch war sein Leben kein klösterliches. Kostbare flandrische Tapeten hingen an den Wänden der Gemächer, die reichlich mit Polstern, Eiderdunen, Roll- und Lehnstühlen ausgestattet und mit werthvollen Gemälden, Porträts der Familie, geziert waren. Das geringste Geräth in des Kaisers Zimmer war von Silber und manches Meisterwerk von Robbia und Cellini befand sich darunter. Er trug einfachen Anzug, so wie ihn Tizian gemalt hat; fanden ihn doch einst in Regensburg fremde Gesandte zu ihrem großen Erstaunen im einfachsten Gewande auf einer hölzernen Bank sitzend, wie er sich mit einem Blätterzweig die Fliegen abwehrte. Selten hat ein so kräftiger, entschlossener Geist wie Carl V. so wenig seine Macht gezeigt; wer aber sein bleiches, nachdenkliches, würdevolles Antlitz sah, erkannte diesen Willen. Es ist ein Irrthum, anzunehmen, daß Carl seit dem Tage in Brüssel allen öffentlichen Geschäften entsagt habe. Er stand vielmehr mit seinem Sohne und der Prinzessin-Regentin in ununterbrochenem Briefwechsel, und während die Dorfbewohner seine Fischteiche und Obstbäume bestahlen, waren seine Gedanken noch immer den Staatsgeschäften der spanischen Politik zugewendet. — Während des ganzen Jahres 1557 befand sich der Kaiser sehr

wohl, so daß sein Leibarzt, Dr. Mathys, leicht seines Amtes warten konnte, um so mehr, da jede Extravaganz von vornherein ausgeschlossen war. Früher ein eifriger Jäger auf Bären und Wölfe in den Gebirgen von Toledo und Granada, beschränkte der Kaiser sich in seinem 56. Lebensjahre darauf, in seinem Garten Krähen und Dohlen zu schießen: die Gicht hatte seinen Körper so angegriffen, daß er oft kaum im Stande war, einen Brief zu erbrechen oder eine Blume aufzubinden. Während dieses Sommers verwendete er viel Zeit und Mühe auf seinen Garten; er entwarf Zeichnungen zur Erweiterung seines Palastes, fütterte selbst das Geflügel und wandelte zwischen den Baum- und Blumenanlagen zu der nahen Einsiedelei oder einem kleinen Pavillon mit der herrlichen Aussicht auf die in allen Farben prangende Vera — es war ein friedliches Leben voll harmloser Liebhabereien und stiller Freuden. Während der Mahlzeit wurde vorgelesen, auch einige Nachmittagsstunden widmete der Kaiser der Lectüre. Die Bibliothek nahm keinen großen Raum ein und bestand nur aus einigen dreißig Büchern, darunter die Commentarien Cäsar's und die Werke St. Augustin's. Ein Lieblingsvergnügen des Kaisers war die Musik, wobei dieser sich als Kenner zeigte; es kam vor, daß er in einer für ihn componirten Messe die aus andern Musikwerken gestohlenen Stellen unterstrich. Unter den drei Predigern in Yuste, die Carl oft und gern hörte, war auch der berühmte Francisco Villalba, der es verstand, nicht nur den Kaiser, sondern auch seine ländlichen Zuhörer zu bezaubern. Des Kaisers Eßlust war der Gegenstand aller Berichte aus Yuste und der ernsten Besorgnisse seiner Umgebung. Sein getreuer Quirada betrachtete seufzend die beladenen Maulthiere, die den Mundvorrath brachten; „er trat zwischen seinen Gebieter und eine Aalpastete", meldet ein Berichterstatter, „wie er zu anderer Zeit zwischen die Person seines Kaisers und den Speer eines Mauren getreten sein würde". — Der alte Kriegsmann Don Louis Quirada, Kammerherr und Haushofmeister des Kaisers, das Muster eines Edelmannes, treu, fest und scharfblickend, stolz auf sich, seine Familie und sein Amt, thatkräftig und verschlossen, genoß lange Jahre das Vertrauen des Kaisers. Dieser hatte ihm seinen natürlichen Sohn, den später so berühmten Don Juan d'Austria, anvertraut und Quirada, der seinem Gebieter wahrhaft uneigennützig diente, bewahrte das Geheimniß der Abstammung. Nach dem Tode des Kaisers wurde er mit Ehren und Würden überhäuft und fiel 1570 im Kampfe gegen die aufrührerischen Morisken, wo Don Juan seine Sporen verdiente. Eine wichtige Persönlichkeit aus der Umgebung des Kaisers war der Secretär Martin Gaztelu, durch dessen Hände der gesammte Briefwechsel seines Herrn ging. Carl's Beichtvater war der Hieronymitermönch de Regla, Prior desselben Klosters, wo er einst die Armensuppe genossen hatte. Bekannt ist der Mechaniker Torrianno, der die Uhren des Kaisers beaufsichtigte und andere kunstvolle mechanische Werke zu seiner Unterhaltung verfertigte, was ihm bei den Mönchen in den Ruf eines Zauberers brachte. Eine interessante Persönlichkeit war auch William van Male oder Melines, ein Niederländer von Geburt, dem, wie vielen Gelehrten, in der Jugend keine Rosen blühten. Seine Gelehrsamkeit, seine Intelligenz, seine heitere Sinnesart und seine einfache Natur machten ihn zum großen Liebling des Kaisers; er übersetzte das Französische seines Gebieters ins Latein, las die Vulgata und sang ihm die Psalmen vor. Seit 1552 war er stets in der Nähe des Kaisers, noch in seiner Todesstunde rief ihn Carl zu sich und starb von seinem Arm gestützt. Nach dem Ableben des Kaisers zog er sich mit einem Jahrgehalt von 150 fl. nach Brüssel zurück und starb dort 1561. Der September 1557 sah die beiden Schwestern Carl's, Eleonore und Marie, als Gäste in den stillen Klostermauern; erstere beschloß bald darauf ihr von Kummer und Sorgen erfülltes Leben. Sie war die Lieblingsschwester des Kaisers und ihr Tod machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß Marie, die Königin von Ungarn, nochmals zu ihm eilte — es war zum letzten Male. Fünf Wochen nach dem Hinscheiden ihres großen Bruders ereilte auch sie der Tod noch auf spanischem Boden. Des Kaisers Gedanken schienen sich im Sommer 1558 mehr als gewöhnlich der Religion und ihren Gebräuchen zuzuwenden. Jede Todtenfeier gestaltete sich in Yuste zu einer Art Festtag. Sobald der Kaiser die Nachricht von dem Heimgang einer befreundeten fürstlichen Persönlichkeit oder eines Ritters des goldenen Vließes erhielt, ließ er zum Gedächtniß des Gestorbenen von den Mönchen Exequien halten, an denen er selbst theilnahm. Zuletzt kam er auf den Gedanken, schon bei Lebzeiten für sich selbst einen Trauergottesdienst zu veranstalten, und da sein Beichtvater, mit welchem er die Sache berieth, ihm nicht widersprach, so wurden unverweilt alle Vorbereitungen getroffen. Am folgenden Tage, den 30. August, fand die berühmte kirchliche Feier statt. Der Hochaltar und der schwarze Katafalk inmitten der Kirche erstrahlten von zahllosen Wachskerzen, sämmtliche Mönche nahmen ihre Plätze im Chore ein und das ganze Personal des kaiserlichen Haushalts wohnte in schwarzem Traueranzuge dem feierlichen Acte bei. In tiefernster Sammlung, ganz schwarz angethan und eine brennende Kerze in der Hand haltend, wohnte der Monarch seiner eigenen Bestattung und der Feier seines Requiem bei. Während die Messe für die Todten gesungen wurde, trat er vor den Altar und gab seine Kerze in die Hände des Priesters zum Zeichen, daß er bereit sei, seinen Geist in die Hände seines Schöpfers zu übergeben. Nach beendigter Todtenfeier speiste der Kaiser, nahm aber wenig zu sich und brachte den größten Theil des Tages im Freien zu, wo er die wärmende Sonne suchte; heftige Kopfschmerzen bewogen ihn, sich früher als gewöhnlich in sein Schlafgemach zurückzuziehen. Am folgenden Morgen befand er sich besser und erklärte, daß ihm die Feier des vorherigen Tages wohlgethan. Der Sonnenschein lockte ihn abermals in die offene Galerie hinaus, er ließ sich das Bild seiner Gemahlin bringen und saß lange tief in Gedanken versunken. Später klagte er über Unwohlsein und der Arzt erklärte, daß der Kaiser fieberte. Die Krankheit nahm einen raschen Verlauf und schon in der Nacht vom 20. auf den 21. September schlug die Todesstunde — sie war geweiht durch den festen Glauben, den Carl in sich trug durch alle Stürme des Lebens bis zu seinem letzten Hauche. Mit dem Rufe: „Ya voy, Sennor, ich gehe schon, Herr, Ay Jesus!" verschied er um die zweite Stunde der Nacht. Die Leiche blieb in der Klosterkirche bis zum Jahre 1574, wo Philipp II. sie im Escurial beisetzte. Die Getreuen des Kaisers zerstreuten sich, das Kloster Yuste, fortan das „königliche" genannt, sank wieder in die frühere Einsamkeit zurück. Der Palast Carl's blieb unbewohnt, wurde aber i. J. 1683 gründlich renovirt. Erst das Jahr 1809 besiegelte das Schicksal des Klosters — die Franzosen steckten Alles in Brand und nur ein Theil des Klosters, Palast und Kirche, wurden erhalten bis zum Jahre 1820, wo der Triumph der Constitutionellen das Signal zur Zerstreuung der Mönche gab. Nachdem das Kloster verlassen, schritt das Werk der Zerstörung rasch vor. Zwar hielten noch einmal während der Restaurationszeit einige Mönche wieder ihren Einzug, aber nur für kurze Zeit. Jetzt befindet sich die historische Stätte in Privatbesitz, das Kloster liegt in Ruinen, üppiges Grün überwuchert die reichverzierten Capitäle, die von festem Granit erbaute Kirche steht öde und leer. In den obern Räumen des Palastes aber, wo der größte Monarch des 16. Jahrhunderts seine Laufbahn geendet, lagern Mais und Oliven und spinnt der Seidenwurm seine Fäden.

Reiseskizzen aus dem Kaukasus 1895.

4) Nach Baku. So hochinteressant in jetziger Zeit ein Besuch im Quellengebiet des Petroleums auch ist, von Tiflis aus ist er doch mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft. Eine 20stündige Eisenbahnfahrt im überfüllten Coupé, bei drückender Hitze, durch eine ganz einförmige Gegend, muß man mit in Kauf nehmen. Zwischen Tiflis und Baku verkehrte damals — September vorigen Jahres — täglich nur ein Zug, der mit russischer Eisenbahn-Sparsamkeit gründlich ausgenutzt wurde. Desto zahlreicher verkehren die großen Petroleum-Züge, welche aus 45 bis 50 der bekannten Tankwagen zusammengesetzt sind, dreiachsige Lowries, auf welchen die mächtigen mit Petroleum gefüllten Cylinder liegen. Fortgesetzt begegnet man dergleichen Zügen und mit dem Abfluß ihres Inhaltes waren Eisenbahnschwellen und Untergrund auf allen Stationen von Baku bis nach Batum derartig durchsickert, daß die Atmosphäre mit einem unangenehmen Geruch durchschwängert ist. Die Bahn von Tiflis bis nach Baku bietet landschaftlich gar nichts; sie führt in einer breiten Niederung dahin, die im Norden von der schneebedeckten Kette des Kaukasus, im Süden von den pittoresken Rücken der armenischen Gebirgswelt begleitet wird, ähnlich im größeren Maßstabe der breiten

Ebene zwischen Wasgau und Schwarzwald, nur daß hier die vom Vater Rhein durchströmte Gegend von lachenden Gefilden und tausenden blühender Ortschaften belebt wird, während hier sich eine kahle, unangebaute Steppe ausdehnt, in welcher die Ortschaften zu zählen sind. Je mehr man sich dem Kaspischen Meere nähert, um so trostloser wird die Gegend, der alte salzhaltige Meeresboden tritt zu Tage und um das Wüstenbild noch zutreffender zu machen, grasen hie und dort Heerden des Wüstenschiffes, welches die spärlichen Pflänzchen mühsam auf dem nackten Boden sucht. Schon von Weitem sichtbar auf dem Hange kahler Felsen gelegen zeigte sich Baku, nichts wie graue Häuser, ohne Baum, ohne Busch. Ein leichter brenzlicher Geruch wurde immer bemerklicher, trotz der Gegenbehauptung eines Mitreisenden, eines in Baku lebenden Oesterreichers; doch wird der Geruch nie so unangenehm und intensiv, wie viele Reisende behaupten, welche den Petroleumgeschmack sogar in der Suppe und in den Speisen finden wollen. Zahlreiche hohe Essen, welchen dicke schwarze Rauchsäulen entquollen, verkündeten die „schwarze Stadt“ und durch den grauen Dunst, mit welchem sie die Gegend verschleierten, erkannte man das Meer und den geräumigen Hafen, welcher voll von Schiffen lag. Nach rechts öffnete sich dem Blick schon viel freundlicher die eigentliche Stadt Baku. Auf dem tief unten liegenden Güterbahnhof standen auf den Gleisen 5 oder 6 der erwähnten Petroleumzüge neben einander. Dank meinen vorausgeschickten Empfehlungen wurde ich auf dem Bahnhof von Freunden bestens empfangen. Wie schon unterwegs auf allen Stationen, so war auch hier der Bahnhof festlich geschmückt, denn der Emir von Buchara folgte unserem Zug direct nach; wir warteten daher zunächst die Ankunft des hohen Herrn auf dem Perron stehend ab, da man uns als anständig gekleidete Leute ruhig gewähren ließ, während die nicht in gleicher Lage Befindlichen von den die Ordnung aufrecht erhaltenden Gorodowois je nach ihrem Range mit den Händen oder den Füßen unbarmherzig weggewiesen wurden. Der Vice-Gouverneur von Baku, das Stadtoberhaupt, der Polizeimeister und verschiedene andere hohe Würdenträger, alle in großer Uniform, waren zum Empfang des Emirs erschienen, und auf mein Erstaunen über die hohe Ehre, die dem kleinen asiatischen Fürsten hierdurch erwiesen, raunte mir mein Begleiter lächelnd ins Ohr: „die letzte Ehre“. Denn in der That wird auch diese Scheinherrlichkeit bald ein Ende haben. Vor dem Bahnhof standen zehn Kosaken unter Commando eines Officiers, in Paradeuniform und mit Standarte; die Straßen vom Bahnhof bis zum Hafen hatten vorschriftsmäßig geflaggt. Sechs bis sieben Kerle in sehr abgetragenen Anzügen — das „Orchester des Bahnhofs“ wie ich hörte — holten einige verschmutzte Instrumente, eine große Trommel, ein Paar Becken herbei und postirten sich am Eingang, um in dem Moment, als der Zug einlief, einen Höllenlärm anzuschlagen, wie ich dann in der „Bakuer Zeitung“ las, den „Buchara-Marsch“. Ein unglaublich langer Extrazug lief in den Bahnhof ein, der Emir, ein großer stattlicher Herr im bunten Kaftan mit Turban und Schärpe, entstieg ihm und nahm huldvollst die Vorstellung der ihn begrüßenden russischen Herren entgegen; ihm folgte sein zahlreiches Gefolge, und so stieg der hohe Herr die Treppe hinab nach der ihn erwartenden, mit zwei Rappen bespannten Equipage, 3 Kosaken ritten voraus, die übrigen hinterher, dann folgte die Begleitung in Wagen, nach dem Hafen, wo das Schiff zur Ueberführung nach dem östlichen Ufer des Kaspischen Meeres bereit lag. Als ich später meine Schritte nach dem Hafen lenkte, lag das Schiff „Großfürst Alexis“ noch am Quai, der Hafen und alle Schiffe hatten geflaggt, eine Kapelle schmucker Marinesoldaten spielte auf dem Hafendamm, auf welchem sich eine große Menschenmenge drängte. Vor der Cajüte standen die Herren der russischen Begleitung, sichtlich gelangweilt und unverkennbar den Augenblick herbeisehnend, wo das Schiff mit dem Emir endlich abgehen würde. Dem allgemeinen Zug folgend, betrat auch ich das Schiff, welches voll der muselmännischen Begleitung des Emirs war; es schien die Hauptmahlzeit für das dienende Personal zu sein, zu dritt um große Schüsseln, mit Reis und trockenem Fleisch gefüllt, kauernd, fuhren die Leute mit den Händen in die Schüsseln, gierig die Stücke nach dem Mund führend; nur einer der Männer, von sehr würdigem Aussehen, bediente sich eines hölzernen Löffels, den er aber mit Hilfe der Hände tüchtig belud, ehe er ihn in den Mund schob. Se. Hoheit saß mit einem seines Gefolges in der Cajüte, augenscheinlich nach gethaner Mahlzeit sich einer beschaulichen Ruhe hingebend und durch freundliches Kopfnicken die Grüße der Vorübergehenden dankend erwidernd. Er ist eine angenehme Erscheinung und verräth gewisses Wohlwollen, wenn er auch früher als unumschränkter Herrscher oft recht despotisch verfahren haben soll. Er bekleidet in der russischen Armee den Rang eines Generallieutenants. Er besucht häufig die kaukasischen Bäder und erfreut sich im Allgemeinen durch seine große Freigebigkeit, sowohl mit Geschenken als mit Orden, in Rußland einer gewissen Beliebtheit. Man erzählte damals, daß er seinen Rücktritt vorbereitete, er wolle sich nach der Krim zurückziehen und habe sein Vermögen — man sprach von 50 Millionen Rubel — bereits übergeführt. Der Hafen von Baku ist der größte und einzig brauchbare des Kaspischen Meeres, die ganze russische Flotte könnte in ihm bequem Platz finden, wenn überhaupt das Vorhandensein einer solchen nothwendig wäre, denn gegenwärtig hat außer den Russen Niemand mehr auf dem Kaspischen Meere etwas zu sagen, auch die Perser dürfen nur unter russischer Flagge fahren; die Russen begnügen sich mit acht Kriegsschiffen, die sie hier halten. Den Hafen umgiebt amphitheatralisch die Stadt. Es ist eine sehr alte Stadt, sie soll schon zur Zeit Alexander's des Großen eine Niederlassung gewesen sein und manche alte Bauwerke sind noch vorhanden. Im Allgemeinen macht sie aber den Eindruck einer schnell emporgeblühten, noch unfertigen Stadt, wo eben Alles nur Geschäftsleben ist; denn in der kurzen Zeit seit Entdeckung der Petroleumquellen ist die Einwohnerzahl von 12000 auf 130000 gestiegen. Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Tataren und Armeniern, welche sich gründlich hassen, was oft zu blutigen Excessen führt. Das Wahrzeichen von Baku ist der aus der Zeit der Tatarenchane stammende alte Doppelthurm, der „Jungfrauenthurm“ genannt; an denselben knüpft sich eine im Orient sich wiederholende Sage, wonach sich in diesen Thurm eine Fürstentochter geflüchtet und von oben herabgestürzt habe, um den Nachstellungen des eigenen Herrn Papas zu entgehen. Der Thurm hat früher dicht am Meer gestanden, jetzt aber ist er ungefähr 200 Schritt von demselben entfernt. In einiger Entfernung von diesem Thurm nach der Landseite zu, auf halber Höhe stehen die Trümmer der alten Festung, eine mächtige Mauer mit Thürmen, verhältnißmäßig gut erhalten, welche einst den Hafen gegen die Landseite geschützt hat. In einer so großen Geschäftsstadt leben natürlich Angehörige aller Nationen, besonders zahlreich sind unter ihnen die Deutschen, welche auch durch einen Consul vertreten werden. Man erzählt, der französische Consul habe einst an seine Regierung einen Bericht gemacht, in welchem er die Nothwendigkeit betont hat, einen der deutschen Sprache mächtigen Consul nach hier zu senden, da derselbe hauptsächlich mit Deutschen zu verkehren habe. Die Deutschen stehen mit den Russen und den anderen Nationen auf ausgezeichnetem Fuß, sie besuchen mit allen Anderen gemeinschaftlich ein großes Casino, in dessen schönem Garten auch ich einen sehr angenehmen Abend verlebte.

A. B.

Bücherbesprechungen.

— **Jesus Christus, wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch**: Eine Entgegnung auf M. v. Egidy's „Ernste Gedanken“ von **Max v. Briesen**, Lieutenant a. D. Ernst Röttger in Cassel. — Das Heftchen stammt aus dem Jahre 1891, wo die Wogen in Sachen Egidy's hoch gingen. Jetzt sind die wilden Wasser wieder beruhigt und die Gesinnungsgenossen haben alle Mühe, zu verhüten, daß der Name des großen Meisters völlig der Vergessenheit anheimfalle. Gleichwohl hat die Verlagshandlung den berechtigten Wunsch, es möchte das Schriftchen auch jetzt noch gekauft werden, und wir sind in der Lage, zur Erfüllung dieses Wunsches damit beitragen zu können, daß wir die hier gebotene Entgegnung als ein muthiges, klares und begeistertes Zeugniß eines Kriegsmannes bezeichnen, der sich seinen Glauben nicht will nehmen lassen, auch nicht von einem Oberstlieutenant. Leider ist nur das Gesangbuch, aus dem er citirt, ein arg „verbösertes“. Den Preis der Schrift kennen wir nicht, doch kann er nur Pfennige betragen (15 Seiten).

B. K.

— **Gottes Walten im Kriege 1870/71.** Von Lic. Weber, Pfarrer in M.Gladbach. Leipzig, Verlag von H. G. Wallmann. Preis 60 ₰. VI. Serie, 7/9. Lieferung der Sammlung theologischer und socialer Reden und Abhandlungen. — Unter Zugrundelegung wohlbenützten historischen Materials giebt uns der Verfasser eine kurzgefaßte, unter höhere, teleologische Gesichtspunkte

gestellte Geschichte des glorreichen deutsch-französischen Krieges. Er läßt zunächst von Sybel und Delbrück sich über den Ursprung desselben äußern, um sich nach Hinweis auf den Bericht des Generals Lebrun, die Aeußerungen Thiers' u. A. mehr auf Delbrück's Seite zu stellen. So vertritt er die Ansicht, daß Napoleon und besonders die unter römisch-jesuitischem Einfluß stehende Kaiserin Eugenie die wirklichen Urheber des Krieges sind und zwar im vollen Einklang mit der bekannten Aeußerung Bismarck's im deutschen Reichstage: „Daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die römisch-politischen, jesuitischen Einflüsse den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, daß eine halbe Stunde der Friede dort fest beschlossen war und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Principien nachgewiesen ist: über das Alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugniß ablegen zu können." Sybel hat bekanntlich versucht, Napoleon und besonders Eugenie zu entlasten. An diesen unter den Begriff der göttlichen Zulassung gestellten Vorgängen, sowie andererseits an der militärischen Einigung Deutschlands, welche sich vollzog, nachdem der König von Bayern den Oberbefehl über sein Heer ohne Zaudern in des preußischen Königs Hände gelegt hatte, dazu an dem ganzen über Erwarten glücklichen Feldzug wird das Walten der göttlichen Vorsehung gezeigt, die es dem demüthigen, ebenso gottesfürchtigen wie heldenhaften König Wilhelm beschied, den großen Kampf, in dem er bereits als Jüngling mitgefochten, am Abend seines Lebens zum siegreichen Ende zu führen. Gott übte über das Kaiserthum Napoleon's das entscheidende Gericht. Die Verblendung des französischen Volkes nach dem Sturz des Napoleonischen Thrones fällt unter dasselbe Gericht. So ernst auch der zweite Theil dieses Feldzuges war, unsere Siege, unsere Einigung war Gottes Wille. Zur rechten Zeit mußte Metz capituliren, um die vor Paris stehenden nicht ausreichenden Truppen zu verstärken und die erfolgreiche Einschließung der Hauptstadt zu ermöglichen. Gott war es endlich, welcher die militärische Einigung zur politischen werden ließ. — Die Arbeit dürfte auch denen willkommen sein, die sich einen schnellen, orientirenden Blick hinter die Coulissen des Kriegstheaters verschaffen wollen. Der Druckfehler S. 235 (10. Januar statt 18.) ist dem Corrector entgangen. Zu bedauern ist, daß die Schrift nicht vor den Jubiläen des vorigen Jahres bereits erschien. D. K.

— Die vier neuen Lieferungen des umfangreichsten Sammelwerks unserer naturwissenschaftlichen Literatur „Encyklopädie der Naturwissenschaften", Breslau, Eduard Trewendt, gehören diesmal sämmtlich der III. Abtheilung und zwar dem Handbuche der Physik von Prof. Dr. A. Winkelmann drei davon — die Lieferungen 30, 32, 33, und dem der Astronomie eine — Lieferung 31. Das Handbuch der Physik — bestehend aus 5 starken Bänden — ist damit zum Abschlusse gelangt, wie vor Kurzem das Ladenburg'sche Handwörterbuch der Chemie. Dagegen befindet sich das der Astronomie noch im Stadium des Anfangs; die neue Lieferung enthält für den Fachmann bemerkenswerthe Abhandlungen über Astrophotographie, Astrophotometrie und Astrospektroskopie, zum Theil mit veranschaulichenden Abbildungen. △

— Meyer, Lehrbuch der schönen Gartenkunst, III. Auflage mit 96 Holzschnitten und 24 Tafeln. Berlin, Ernst u. Sohn. Preis 26 ℳ — Wenn die neue Auflage auch nur ein Neudruck der vor 23 Jahren erschienenen II. Auflage ist, und das inzwischen gesammelte wichtige Material in einem Nachtrage veröffentlicht werden soll, so zeugt doch schon die Thatsache des Neudrucks für die noch andauernde Brauchbarkeit des Lehrbuches. Der erste Abschnitt bringt eine kurze Entwickelung der Gartenkunst. Er zeigt, wie von Anfang an bei allen Culturvölkern unter Anlegung eines Gartens das Hervorbringen einer planvollen Regelmäßigkeit verstanden wurde, bis im vorigen Jahrhundert die Kenntniß des chinesischen Gartens einen völligen Umschwung brachte. Hatten bis dahin die bildenden Künstler den Garten und Park angelegt, so stehen letztere nunmehr unter der Herrschaft der schönen Literatur (Idylle, Elegie u. s. w.). Modificirt hat sich der chinesische Garten noch heute im sogen. landschaftlichen Parke erhalten, wogegen der alte regelmäßige Garten von einsichtigen Gartenkünstlern in der nächsten Umgebung des Hauses angewendet wird. Die ästhetischen Anschauungen des verstorbenen Verfassers sind die von der Mitte des endenden Jahrhunderts. Bis zum Erscheinen des Nachtrages dürfte Jacob v. Falke's: „Der Garten" mit Vortheil zur Ergänzung heranzuziehen sein. Es folgt eine klare Uebersicht der verschiedenen Arten gärtnerischer Anlagen und Rathschläge für deren Bepflanzung im Sinne des landschaftlichen Gartens. Ein weiterer Abschnitt behandelt die Planung und Anlegung eines Gartens bezw. Parkes in der eingehendsten und klarsten Weise und macht das Buch ganz besonders werthvoll für alle Gartenbesitzer, welche entweder ihre Anlagen selbst beschaffen und ändern wollen, oder doch ihrem Gärtner folgen bez. ihn controliren wollen; einige Beispiele von Kostenanschlägen und Nivellements machen das Gesagte noch klarer. —n.

— Anleitung zur Behandlung des Fahrrades und dessen praktische Verwendung insbesondere für militärische Zwecke. Von Franz Smutny, k. u. k. Lieutenant in der Reserve des Infanterie-Regiments Nr. 47. Graz, Paul Cieslar. 1 ℳ 1896. — Das mit Zeichnungen gefällig ausgestattete Schriftchen, welches in drei Abschnitte, I. Behandlung des Fahrrades, II. Das Radfahren und III. Formelle Schulung der Militärradfahrer und in einen Anhang „Schulfahren" zerfällt, enthält viele praktische Winke, welche nicht nur für den militärischen sondern für jeden Radfahrer sehr empfehlenswerth sind. H.

— „Von Schreibtisch und Werkstatt." Handel, Gewerbe und Industrie im Geiste des schaffenden Berlin. Ausstellungs-Gedenkbuch. Berlin 1896, Verlag von Karl Sigismund. Preis 1 ℳ 50 ₰, Salon-Ausgabe 3 ℳ — Das Buch mit dem dreifachen Titel ist auf folgendem Wege entstanden. Der Ausschuß für die Berliner Gewerbeausstellung wandte sich an alle möglichen irgend namhaften Berliner und Berlinerinnen mit der Bitte, ein Autogramm beizusteuern zu einem Album, das Berlin, namentlich als Handels-, Gewerb- und Industriestadt, kennzeichnen, will sagen im Wesentlichen verherrlichen soll. Wem hätte es nicht schmeicheln sollen, hier Seite an Seite mit Trägern klangvollster Namen auftreten und sein Licht leuchten lassen zu dürfen? Staatsminister und Generäle, Professoren aller Facultäten, Dichter und Schriftsteller aller Gattungen, Maler und Bildhauer, Sänger und Schauspieler, Tonsetzer und Zeitungsschreiber, Handwerks- und Capellmeister, Rabbiner und Pröbste, Commerzienräthe und Parlamentarier, Alles ist vertreten, sogar der Wettermacher Rudolf Falb fehlt nicht. Da ist denn eine Sammlung von Aeußerungen der mannigfachsten Art zu Stande gekommen. Geistreiches und Bedeutendes, Fades und Geschmackloses, thörichte Selbstverhimmelung (man vergleiche den Hymnus „An Berolina" von Herman Jahnke S. 124) und verständige, nüchterne Kritik — bunt durcheinander. Nahezu dreihundert verschiedene Beiträge enthält das Buch, darunter etwa sechzig Illustrationen und eine Reihe zum Theil recht hübscher musikalischer Skizzen, z. B. einen niedlichen Canon über das Thema b e a (Berolina) von Woldemar Bargiel S. 92. Manch reizvolles Bild, manch sinniges Wort fesselt die Aufmerksamkeit beim Durchblättern des hübsch ausgestatteten Werkchens. Mag auch der oder jener Ausspruch dem Nicht-Berliner ein leises Lächeln auf die Lippen rufen, dies oder jenes „Kunstblatt" ihn zu einem verwunderten Kopfschütteln veranlassen, im Ganzen giebt der bunte Reigen dieser Apophthegmata Berolinensia unstreitig ein gutes Bild von Spree-Athen, wie es ist und zumal wie es über sich denkt. Sehr zutreffend erscheint uns das Urtheil Professor Bruno Meyer's, der sich (S. 150) also vernehmen läßt: „Wie der Mensch, der sich durch Fleiß, Begabung und Glück aus engen Verhältnissen emporgearbeitet hat, sich kaum je mit freier Anmuth auf der errungenen Höhe zu bewegen lernt, kann auch Berlin als jüngste »Weltstadt« das Fischerdorf und die Duodezresidenz noch immer nicht überwinden, sein ganzes Sein und Thun schwankt zwischen Kleinlichkeit und Anmaßung hin und her. Und auch darin stimmt der Vergleich, daß es wenige ehrliche Freunde hat und — hört, dagegen von unzähligen theils albernen, theils gewissenlosen Schmeichlern umdrängt wird und — sich bethören läßt." Wir gehören nicht zu den unversöhnlichen Preußenfressern, aber noch weniger zu den schwärmerischen Bewunderern der Reichshauptstadt und des durchschnittlichen Nationalcharakters ihrer Bewohner; auch den unaufrichtigen Schmeichlern soll man uns nicht beizählen Wir werden es Berlin von Herzen gönnen, wenn es ihm gelingt, durch seine Gewerbeausstellung, die ja nach Allem, was man davon hört, in der That hochbedeutsam sein soll, viele seiner Feinde im Reich in aufrichtige Freunde und warme Verehrer zu verwandeln. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 66. Dienstag, den 2. Juni. 1896.

Die Geschichte vom Lahmen und Blinden als Gleichniß, Erzählung und Fabel.

Von Aug. Wünsche.

Die Gesta Romanorum, das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters, zum ersten Male von Dr. Gräße aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen (Dresden und Leipzig 1842), enthält im 71. Capitel unter der Ueberschrift: „Von der Vergeltung der ewigen Heimath“ eine Erzählung von einem König, der durch seine Herolde die Unterthanen seines Reiches zu einem Gastmahl einladen ließ, wo Jedem herrliche Speisen nach Herzenslust und dazu noch große Schätze in Aussicht gestellt wurden. Zwei Männer in einer Stadt hatten wohl den Ruf der Herolde vernommen, aber sie konnten sich den Genuß nicht verschaffen, weil der eine blind, aber sonst stark und gesund, der andere lahm und gebrechlich war. Eines Tages sprach der Blinde zu dem Lahmen: Weh' uns Beiden, wir können der Einladung des Königs nicht Folge leisten, denn ich bin blind und Du bist lahm. Warum nicht? versetzte der Lahme, wenn Du meinem Rathe folgst, so werden wir Beide dahin kommen und uns nicht nur wie die Anderen an Speise und Trank erquicken, sondern auch die Schätze erlangen. Wie willst Du das anfangen? entgegnete der Blinde. Wir machen es so, versetzte der Lahme, da Du stark und kräftig bist, so wirst Du mich auf Deinen Schultern reiten lassen, ich aber will Dir den Weg zeigen, weil ich gut sehen kann. Dein Rath ist gut, erwiderte der Blinde. Sie verfuhren so, der Blinde ließ den Lahmen auf den Schultern reiten und dieser zeigte ihm den Weg, und so nahmen sie am Mahle des Königs Theil und erhielten auch die versprochenen Schätze. Wie verschiedene Erzählungen und Legenden der Gesta Romanorum auf orientalische Quellen zurückgehen, so auch die vorliegende, sie steht im babylonischen Talmud, Traktat Sanhedrin Fol. 91a. b. und lautet: Antoninus (der römische Kaiser) sprach zu Rabbi: Leib und Seele können sich vom Weltgericht befreien. Wieso? Der Leib kann sagen: die Seele hat gesündigt, denn von dem Tage an, wo sie von mir geschieden ist, liege ich da wie ein stummer Stein im Grabe, und die Seele wiederum kann sagen, der Körper hat gesündigt, denn von dem Tage an, wo ich von ihm geschieden bin, fliege ich wie ein Vogel in der Luft. Darauf entgegnete ihm dieser: Ich will Dir ein Gleichniß sagen, womit ist die Sache zu vergleichen? Mit einem König, welcher einen herrlichen Lustgarten hatte, in welchem schöne Frühfeigen wuchsen, und er setzte zwei Wächter hinein, von denen der eine lahm, der andere blind war. Eines Tages sprach der Lahme zu dem Blinden: Ich sehe schöne Frühfeigen, komm, ich will auf Deinen Schultern reiten und wir wollen sie holen und essen. Der Lahme ritt darauf auf den Schultern des Blinden und sie holten sie und aßen sie. Nach einigen Tagen kam der Herr des Lustgartens und fragte sie: Wo sind die schönen Frühfeigen hin? Der Lahme antwortete: Habe ich denn Füße, daß ich gehen kann? Ebenso sprach auch der Blinde: Habe ich denn Augen, daß ich sehen kann? Was machte der Herr? Er setzte den Lahmen auf die Schultern des Blinden und richtete beide zugleich. So wird auch einst Gott die Seele holen und sie in den Leib versetzen und beide zugleich richten, wie es heißt Ps. 50, 4: „Er ruft dem Himmel droben zu und der Erde, sein Volk zu richten.“ „Er ruft dem Himmel droben zu“, d. i. die Seele (weil sie vom Himmel stammt), „und der Erde“, d. i. der Leib (weil er von der Erde stammt). — Mit einigen unwesentlichen Veränderungen findet sich das Gleichniß auch in dem etwa im 7. nachchristlichen Jahrhunderte verfaßten Midrasch Wajikra rabba im 4. Abschnitte Fol. 135a., wo es dem R. Ismael in den Mund gelegt wird und zur Erläuterung der Worte des 3. Buch Moses Cap. 4, 2 dient: „So eine Seele sündigt aus Versehen an irgend einem Verbote des Ewigen“ u. s. w. Dem Verfasser des Midrasch fällt bei diesen Worten auf, daß es heißt: „So eine Seele (nephesch) sündigt“, als ob der Körper beim göttlichen Weltgericht nicht mit betheiligt wäre und straflos ausginge. Damit der Ausdruck nun nicht einseitig von der Seele, sondern im Sinne von „Person“ verstanden werde, d. h. der ganze Mensch damit gemeint sei, führt er zur Erläuterung das erwähnte Gleichniß mit derselben Anwendung an.

Schon der erste Blick zeigt, daß wir im Talmud die ursprüngliche Darstellung vor uns haben. Während die Gesta Romanorum die Geschichte in Form einer Erzählung ohne nähere Zweckangabe geben, führt uns der Talmud dieselbe als Gleichniß zur Veranschaulichung einer höheren religiösen Wahrheit vor Augen. Wir erfahren nicht nur die Veranlassung, sondern auch die Deutung des Gleichnisses in scharfen Zügen und straffer Zuspitzung. Die zwischen beiden Darstellungen bestehenden Abweichungen stehen zwar zum Ganzen der Geschichte in keinem wesentlichen Belang, verdienen aber doch zur näheren Charakterisirung hervorgehoben zu werden. In der jüdischen Quelle handelt es sich um einen Lustgarten mit herrlichen Frühfeigen, deren Besitz ein König sich dadurch sichern will, daß er einen Lahmen und einen Blinden zu Wächtern einsetzt, in den Gesta Romanorum dagegen ladet ein König seine Unterthanen zu einem Gastmahl ein, wobei er ihnen leckere Speisen und überdies noch reichliche Geschenke in Aussicht stellt. Alle können derselben theilhaftig werden, nur ein Lahmer und Blinder wegen ihrer körperlichen Gebrechen nicht. Da nach der Ueberschrift in den Gesta Romanorum mit dem Gastmahl und den Schätzen das himmlische Reich oder die ewige Seligkeit symbolisirt werden soll, so hat es keinen Sinn, daß gerade diese beiden Menschen davon ausgeschlossen sein sollen und eine List anwenden müssen, um sich in Besitz der verheißenen Güter zu setzen. Infolgedessen fehlt der Erzählung die rechte Pointe. Im talmudischen Gleichniß sind Absicht und Zweck klar ausgesprochen. Es handelt sich um die Darlegung der religiösen Wahrheit, daß weder die Seele noch der Leib einzeln beim Weltgericht wegen der während ihres Vereintseins im Leben begangenen Sünden eine Entschuldigung vorbringen können, da keins für sich besonders, sondern beide in ihrer Verbindung zur Person gerichtet werden. Nebenbei bemerkt, erregt das talmudische Gleichniß noch dadurch unsere Aufmerksamkeit, als in ihm die sokratisch-platonische Vorstellung von der Seele als eines gefiederten Wesens, das nach der Auflösung des Menschen wieder in seine frühere Daseinssphäre zurückkehrt und frei unter dem Himmel im Weltenraum schwebt, also sich seinem ehemaligen göttlichen Ursprunge wieder nähert, zum Ausdrucke kommt, während der Körper, als von der Erde stammend, leb- und regungslos seinem verwandten Theile verbleibt und von der Seele nichts mehr weiß. Ebenso wird aber auch der neutestamentliche Gedanke von der Wiedervereinigung der Seele mit dem Leibe beim göttlichen Weltgericht, dem später einzelne Kirchenlehrer ein besonders drastisches Colorit verliehen, angedeutet.

Doch verfolgen wir die Geschichte noch weiter auf ihrer Wanderung in der Weltliteratur. In der ursprünglichen Form des Gleichnisses begegnen wir derselben wieder in dem großen arabischen Märchenwerke 1001 Nacht, diesem Ocean, in das sich die meisten morgenländischen Sagenströme ergossen haben. Auch das talmudische Gleichniß ist sicherlich von ihm aufgenommen worden. Der Zusammenhang mit dem Talmud erhellt schon aus dem Umstande, daß trotz mancher Abweichungen die Veranlassung dieselbe ist. Der Vezier Schimas richtet nämlich an den Prinzen

die Frage: Werden Körper und Seele in Lohn und Strafe gleich sein? Dieser antwortet darauf: Sie nehmen gleichen Antheil an Allem, denn sie handeln auch hier in Gemeinschaft wie einst ein Blinder und Lahmer. Der Vezier, auf den Inhalt der Geschichte neugierig gemacht, wünscht, daß er ihm dieselbe sofort erzähle, worauf dieser also beginnt: Ein Blinder und ein Lahmer, welche Freunde waren und mit einander bettelten, trugen eines Tages das Verlangen, ein Reicher möchte sie in seinen Garten aufnehmen. Dies hörte ein gutherziger Mann, er setzte sie aus Mitleid in seinen Garten, pflückte ihnen Früchte und bat sie, sie möchten nichts darin verderben. Sobald sie aber die süßen Früchte gekostet hatten, schmeckten sie ihnen so gut, daß sie sich nach mehr sehnten. Sie theilten einander ihr Verlangen mit, doch der Lahme sprach: Ich kann nicht zu den Früchten gelangen, und der Blinde sprach: Ich kann sie nicht sehen. Sie wurden deshalb sehr traurig. Als der Wächter des Gartens den Grund ihrer Traurigkeit von ihnen erfahren hatte, erinnerte er sie zwar an die Worte des Eigenthümers und ermahnte sie, ihre Begierde zu bezähmen, sie aber sprachen: Wir müssen die Früchte haben, der Eigenthümer wird nichts merken, wir bitten Dich, uns ein Mittel anzugeben, wie wir unser Verlangen stillen können. Als der Wächter sah, daß sie seinem Rathe nicht folgen wollten, sagte er zum Blinden: Richte Dich auf und nimm den Lahmen auf Deine Schultern, er wird Dich mit seinen Augen leiten und Du wirst ihn mit Deinen Füßen an den Baum tragen; ich entferne mich und ihr könnt dann eure Lust stillen. So verfuhren sie, pflückten die Früchte, rissen dabei aber die Zweige zusammen und zertraten den ganzen Garten. Wie der Herr des Gartens dies bemerkte, ging er auf sie los und sprach: Was habt ihr gethan? Ist das der Lohn dafür, daß ich euch in meinen Garten gelassen und euch von dessen Früchten gereicht habe? Da sie noch obendrein ihre That durch ihre körperlichen Gebrechen zu leugnen versuchten, so wurde er zornig und rief: Wollt ihr eure That noch leugnen? Glaubt ihr, ich wisse nicht, wie ihr es gemacht habt? Hättet ihr eure Schuld gestanden, so würde ich euch eures Weges gehen lassen; weil ihr aber noch leugnet, verdient ihr, bestraft zu werden. Er jagte sie hierauf aus dem Garten und warf sie in einen Kerker, wo sie umkamen. Es folgt hierauf die Deutung des Gleichnisses. Der Prinz fährt fort: Der Blinde stellt den Körper vor und der Lahme die Seele; der Garten ist das Bild der Welt, der Eigenthümer des Gartens ist Gott, der Schöpfer, der Baum bedeutet die thierische Lust und der Wächter den Verstand, der vor dem Bösen warnt und das Gute empfiehlt; darum müssen auch Körper und Seele Lohn und Strafe mit einander theilen. — Wir sehen, daß es sich hier gleichfalls um die köstlichen Früchte eines Gartens handelt, nur werden der Blinde und der Lahme, um derselben sicher zu sein, vom Herrn des Gartens nicht zu Wächtern eingesetzt, sondern das Mitleid bewegt ihn zu seiner edlen That, weil sie den Wunsch geäußert haben, in den Garten zu gelangen. Um sie aber nicht der Versuchung auszusetzen, sich an den Früchten des Gartens zu vergreifen, sättigt sie der Herr zuvor mit ihnen. Als ein nebensächlicher Unterschied der arabischen Darstellung ist der Umstand, daß der Blinde und Lahme nicht selbst auf den Einfall kommen, wie sie zu den Früchten gelangen sollen, sondern der Wächter des Gartens erst ihnen den Rath dazu ertheilen muß. Aus der Auslegung des Gleichnisses erhellt zwar, daß sie, da der Wächter als der Verstand gedeutet wird, schließlich doch es selbst sind, die sich berathen. Die Ausdeutung des Gleichnisses stimmt in dem Hauptpunkte, daß nämlich Leib und Seele von dem göttlichen Weltrichter in Gemeinschaft gerichtet werden, ganz überein, sonst aber ist die Ausführung, da alle einzelnen Momente gedeutet werden, weiter ausgesponnen. Wir erfahren nicht nur, daß unter dem Lahmen der Körper, unter dem Blinden die Seele vorgestellt werden soll, sondern auch, daß der Garten die Welt und die Früchte die Sinnlichkeit darstellen. Die talmudische Einkleidung will nur versinnbildlichen, daß Gott beim Weltgericht Seele und Leib wieder zusammenbringt und sie gemeinsam bestraft.

Welche von den beiden Darstellungen ist nun in die Gesta Romanorum übergegangen? Es wird sich das schwer entscheiden lassen. Im Allgemeinen steht die talmudische Fassung den Gesta Romanorum näher als die arabische, und es ist wohl möglich, daß sie im Verkehr der Juden mit Christen einem christlichen Kleriker übermittelt worden ist. Hatten die christlichen Predigermönche in den vorreformatorischen Jahrhunderten doch ein hohes Interesse für Erzählung, Parabeln, Apologe und Fabeln, sei es, daß sie dieselben zur Erläuterung und Veranschaulichung biblischer Wahrheiten und Lehrsätze in ihren Predigten verwandten, sei es, daß sie ihnen für ihre unterhaltenden und belehrenden Vorlesungen in den Refectorien dienten. Wo ihnen daher eine sinnreiche Erzählung oder Parabel begegnete, da griffen sie begierig darnach und schrieben sie nieder. — In dem Speculum morale und historiale des Vicentius Bellov., den Predigten des Johannes Herolt, der Summa praedicantium des Johannes Bromyard, den Sermonen des Guilielmus Hilacensis, dem Reductorium morale des Petrus Berchorius, dem Speculum exemplorum des Thomas Cantimpré Apiarius, der Disciplina clericalis des Petrus Alphonsus finden sich Parabeln, Allegorien und Fabeln, die der Literatur sowohl der orientalischen, wie der classischen Völker angehören. In einer neuen Wandlung tritt uns das talmudische Gleichniß in Johann Jakob Breitinger's kritischer Dichtkunst (Zürich und Leipzig 1740), Abschnitt VII, S. 232, in der Form der Fabel mit geringen Veränderungen entgegen. Er citirt sie in lateinischer Sprache, bemerkt aber ausdrücklich, ihren Urheber nicht zu kennen. Auch uns ist es nicht gelungen, ausfindig zu machen, woher er wieder sie genommen hat. Da Breitinger die Fabel in dem Abschnitte, der sich über den Charakter und das Wesen der Aesopischen Fabeln verbreitet, ausführt, so ist es gekommen, daß dieselbe von verschiedenen späteren Bearbeitern in Prosa als eine dem Aesop angehörige Fabel betrachtet wurde, was aber durchaus nicht der Fall ist. Die Fabel lautet: Auf einer Straße begegneten sich von ungefähr ein Blinder und ein Lahmer, wo, da der Blinde ohne Führer nicht weiter konnte und dem Lahmen ein Fahrzeug fehlte, ein jeder durch sein Gebrechen zurückgehalten wurde. Da aber der Lahme vermöge des Scharfsinns seines Geistes bemerkte, daß der Blinde gewaltige Muskeln, starke Füße und unversehrte Körperkraft besitze und keine Krankheit, oder kein Fehler an ihm hafte, ausgenommen, daß er blind war, kam er auf den klugen Gedanken, daß sie sich gegenseitig Hilfe leisten könnten, und was dem einen fehle, der andere wieder gutmachen, nämlich, daß der Blinde den Lahmen auf den Schultern tragen und der Lahme ihm sein Wegweiser sein könnte. Er setzte dem Blinden seinen Plan auseinander und versprach ihm seine Hilfe. Dieser, obgleich ihm es nicht leicht wurde, sein Bündel aufzuheben, unterzog sich, sowohl durch die Menschenfreundlichkeit seines Genossen, als auch durch seinen eigenen Vortheil bewogen, der Bedingung, nahm den Lahmen auf seine Schultern und folgte seiner Weisung als Führer, und so vollendeten sie durch gemeinschaftliche Bemühung die unternommene Reise. Mit der Umwandlung des Gleichnisses in die Form der Fabel hat sich auch die Umwandlung der Tendenz vollzogen. Sie will nicht mehr eine übersinnliche Wahrheit, sondern die allgemeine praktische Lehre symbolisiren, daß die Unvollkommenheiten und Mängel das stärkste Band der menschlichen Gesellschaft sind, indem dadurch einer auf die Hilfe des Anderen angewiesen ist. Diese Lehre zieht Breitinger selbst aus der Fabel. Er bemerkt nämlich, die Erzählung in diesem Sinne auf die Künste und Wissenschaften angewendet zu haben, um die Lehre auszusprechen, quod artes et scientiae, quae perfectae eruditionis orbem absolvunt, arctissimo inter se nexu ita sint conjunctae, ut altera alterius opem poscat, et conspirent amice, cum enim omnes scientiae vel theoreticae sint, vel practicae, hae pedum, illae luminum usum ac officium praestant et quemadmodum coecus nisi communicata cum claudo opera vix pedem promovere potuisset, ita scientia sine actione, praecepta sine usu et exercitatione parum prosunt. Uebrigens betrachtet Breitinger die Fabel in ihrer Form als das Musterbild einer solchen, da sie alle Theile und Eigenschaften besitze, die zur Vollkommenheit einer Fabel nöthig sind, wenngleich die darin vorkommenden Personen nichts Außergewöhnliches an sich haben. Es finde sich nichts darin, das im Geringsten wider die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit streite, auch das Wunderbare und Glaubwürdige sei in dem rechten Maße miteinander gemischt. Hinsichtlich der aus der Fabel gefolgerten Lehre bemerkt er, sie sei durch ein geschicktes, zweckentsprechendes und deutliches Beispiel ganz unvermerkt vorgebildet. Die Lehre hätte durch eine Art der Erzählung, wo Thiere oder leblose Wesen vorgeführt seien, unmöglich ebenso glücklich dargebildet werden können. — Von Breitinger entnahm die Fabel C. F. Gellert. (Vergl. C. F. Gellert's sämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe, 1. Theil, S. 66. Berlin und Leipzig 1867.) Er erzählt zunächst die Geschichte ganz kurz, wie von ungefähr auf der Straße ein Lahmer auf einen Blinden stößt und dieser sich vor Freude der Hoffnung hingiebt, in ihm einen Leiter gefunden zu haben. Doch der Lahme sagte dem Blinden, daß er selbst der

Hilfe bedürfe. Allein er weiß Rath; da er sieht, daß der Blinde gesunde Schultern und kräftige Beine hat, so fordert er ihn auf, sich zu entschließen, ihn zu tragen, er werde ihm die Pfade zeigen. Der Dichter sagt:

„Entschließe Dich, mich fortzutragen,
So will ich Dir die Stege sagen;
So wird Dein starker Faß mein Bein,
Mein helles Auge Deines sein."

Der Lahme setzt sich hierauf mit seinen Krücken auf die Schultern des Blinden. Wie Gellert seinen Fabeln überhaupt die aus ihnen zu folgernde Lehre anfügt, so auch hier. Dieselbe zielt dahin ab, daß die in der Erzählung vorgeführten zwei Gebrechlichen durch die Vereinigung ihrer Vorzüge eine Leistung zu Stande bringen, die jeder Einzelne für sich nicht zu Wege gebracht hätte.

„Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war."

Doch Gellert geht in seiner lehrhaften Betrachtung noch weiter, er entlehnt die von Breitinger ausgesprochene Ansicht, daß aus der Unvollkommenheit des Menschen die Geselligkeit entsprungen sei. Gerade dadurch, daß dem einen die Gabe fehlt, die der andere besitzt, wird er genöthigt, den anderen zu suchen und sich ihm anzuschließen. Wäre er im Besitz aller der Vorzüge, die der andere hat, so würde er zum Egoisten werden, sich nur auf sich selbst verlassen und um den andern sich nicht bekümmern. Darum darf der Mensch sich nicht bei Gott beklagen, wenn ihm ein Vortheil versagt ist, er braucht nur gesellig zu sein, so werden die Vortheile und Nachtheile sich ausgleichen.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte,
So würd' er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert sein.

Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig sein.

Ebenfalls in der Form der Fabel begegnet uns die Geschichte in der französischen Literatur bei dem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebenden Florian. Sie erscheint bei ihm in einem ganz anmuthigen Gewande, das Merkwürdige dabei ist nur, daß er sie dem chinesischen Religionsstifter Confucius in den Mund legt. Ob sie in den Schriften dieses Weisen in der That vorkommt, vermögen wir nicht zu sagen, es ist uns aber nicht wahrscheinlich. Sie wird sicher nur in der Absicht auf ihn zurückgeführt, um der praktischen Lebensregel ein hohes Alter und dadurch eine gewisse Bedeutsamkeit unterzulegen. Sie führt die Aufschrift: L'aveugle et le paralytique und lautet in wörtlicher Uebersetzung: Helfen wir uns gegenseitig, die Last des Unglücks wird dann leichter sein. Das Gute, das man seinem Bruder thut, ist für das Uebel, das man zu erdulden hat, eine Erleichterung. Confucius hat es gesagt; folgen wir alle seiner Lehre. Um das chinesische Volk davon zu überzeugen, erzählt er ihnen folgende Fabel. In einer asiatischen Stadt waren zwei Unglückliche, der eine war lahm, der andere war blind, und beide waren arm. Sie baten den Himmel, ihr Leben zu beendigen, aber ihre Bitten waren vergeblich, sie konnten nicht sterben. Unser Lahmer, der auf einem öffentlichen Platze auf einem Tragbette lag, litt, ohne beklagt zu werden, um so mehr. Der Blinde, dem Alles schaden konnte, war ohne Führer, ohne Stütze, er hatte nicht einmal einen Hund, der ihn liebte und ihn führte. Eines Tages geschah es, daß der Blinde im Finstern an der Krümmung einer Straße herumtappte und bei dem Kranken sich befand. Er hörte sein Wehklagen und seine Seele wurde bewegt. Nichts geht darüber, wenn Unglückliche sich gegenseitig ihre Leiden klagen. Ich habe meine Leiden, sagte er, und Du hast die Deinigen; vereinigen wir uns, mein Bruder, sie werden dann minder schrecklich sein. Ach, sagte der Lahme, Du weißt ja nicht, daß ich nicht einen einzigen Schritt thun kann, und Du selbst wieder, Du siehst nicht. Wozu würde es nützen, wenn wir unser Elend vereinigen wollten? Wozu? antwortete der Blinde, höre mich an. Wir beide zusammen besitzen das Gute, das der andere braucht, ich habe die Beine und Du hast die Augen: ich werde Dich tragen und Du wirst mein Führer sein. Deine Augen werden meine unsicheren Schritte lenken, und meine Beine ihrerseits werden hingehen, wohin Du willst. Also Niemand soll über unsere Freundschaft jemals entscheiden, wer von uns das nützlichere Amt hat, ich werde für Dich gehen und Du wirst für mich sehen.

Während bei Breitinger und Gellert die Nutzanwendung der Fabel eine allgemeinere ist, insofern sie auf die Ausgleichung der Vorzüge und Mängel der Menschen untereinander im Zusammenleben geht, erscheint sie in der französischen Fassung als eine engere, insofern sie nur auf Milderung der Last des Unglücks durch gegenseitige Unterstützung abzielt.

Diese kleine Studie liefert nicht nur den Beweis, wie die Geschichte vom Lahmen und Blinden, die sich gegenseitig forthelfen, von einem Volke zum anderen gewandert ist, sondern auch, welche inneren Umgestaltungen und Veränderungen sie dabei erfahren hat. Ursprünglich im Talmud ein mit scharfen Strichen gezeichnetes Gleichniß mit kurzer Deutung zur Versinnlichung einer höheren religiösen Wahrheit behält sie in 1001 Nacht zwar ihren Charakter, tritt aber in der Auslegung viel ausführlicher auf, in den Gesta Romanorum verliert sie die Gleichnißform und wird zu einer Erzählung (bischaft) zum Zwecke der Ausmalung der himmlischen Freuden, die den Menschen in jenem Leben erwarten, endlich erscheint sie bei Breitinger, Gellert und Florian in der Form der Fabel (bispel), die nur auf eine praktische Lebensweisheit abzielt.

Bücherbesprechungen.

— Compendium der theologischen Ethik. Von D. Chr. Ernst Luthardt. Leipzig, Dörffling und Franke. 1896. 7 ℳ. — Es handelt sich bei der Herausgabe dieses Werkes um die That eines akademischen Lehrers, die geradezu einen Abschnitt bezeichnet in der Geschichte seiner Wissenschaft, insofern sie gelehrt und gelernt werden muß; denn was das Buch bietet, ist in dieser Form noch nirgends vorhanden gewesen. Ziehen wir aus der Zahl der seither bekannten Lehrbücher der christlichen Ethik das von Harleß als das wohl am meisten benutzte zum Vergleich heran, so lehrt der Ueberblick über irgend welchen Paragraphen in beiden Werken, was bei Harleß entweder ganz fehlt oder nur in mehr oder minder willkürlicher Auswahl der Beispielgebung vorhanden ist, bei Luthardt hingegen in historischer Entwickelung dargeboten wird. Das ist die Verwerthung der Geschichte der ethischen Lehre, welche Geschichte als solche ebenso gut zu Recht besteht, wie die Geschichte der Glaubenslehre, aber bis auf unsere Tage so wenig Gegenstand besonderer wissenschaftlicher Bearbeitung gewesen ist, daß sie noch nicht einmal einen Namen erhalten hat, der sich dem entsprechenden Namen der Dogmengeschichte unter allgemeiner Anerkennung an die Seite stellen ließe. Luthardt hat sie selbst in seinem bekannten großen Werke nach Anderer Vorgang Geschichte der christlichen Ethik genannt und war dazu berechtigt, weil dieses Werk neben einer ethischen Lehrgeschichte auch eine Geschichte der Ethik bietet. Der Ansatz, der sich in der Ethik v. Hofmann's findet, dieser Geschichte der ethischen Lehren nachzugehen, hat vielleicht den ersten Antrieb dazu gegeben, diese große Aufgabe in Angriff zu nehmen, sie durch eine ganze Reihe von Vorstudien vorzubereiten, denen wir die werthvollen Schriften über die antike Ethik und über die Ethik der Reformatoren danken, und nunmehr nach ihrer Vollendung den Ertrag für dieses Compendium zu verwerthen. Ist in dem großen historischen Werke der Theolog als solcher in hochbedeutsame Thätigkeit getreten, so begrüßen wir in dem vorliegenden Lehrbuch vor Allem zunächst die verdienstliche That des akademischen Lehrers, der die Bedürfnisse der lernenden Jugend auf dem Herzen trägt und bestrebt ist, ihr zugänglich zu machen, was sie in dieser Zusammenstellung sonst nirgends zu finden vermöchte. Aus diesem Gefühl des Schriftstellers heraus erklärt es sich wohl auch, daß der geschichtliche Stoff einen ganz wesentlichen Theil des Buches ausmacht; tritt auch das eigene Lehrgebäude hier bei Weitem nicht so zurück, wie im Compendium der Dogmatik, so ist doch ein eigentliches System der Sittenlehre nur nach Anlage und Eintheilung des Werkes geboten, nicht aber in breiten Ausführungen der einzelnen Lehrgegenstände. Letztere kann der Lernende auch in der Vorlesung und in anderen Büchern finden, jene historischen Bestandtheile dagegen nur in

allerhand Einzelschriften, die zwar nach Möglichkeit angeführt und beurtheilt werden, in ihrer Gesammtheit aber keinem Menschen, geschweige denn einem Studirenden vertraut werden. Diese geschichtlichen Nachweise sind übersichtlich geordnet, bei den meisten Punkten mit deutlicher Unterscheidung der betreffenden Lehre in ihrer antiken, ihrer altchristlichen, mittelalterlichen, reformatorischen und neutheologischen Auffassung; wo es der Gegenstand erfordert, sind aber auch einzelnen dieser Gesichtspunkte ganze Paragraphen eingeräumt, so daß vollends mit Hilfe des ausführlichen Registers das Auffinden des gesuchten Punktes sich mit Leichtigkeit vollziehen wird. So erwarten wir von dem Gebrauch des Buches einen nicht geringen Segen für das theologische Studium. Die oft gehörte Klage, daß in den Predigten der jüngeren Geistlichen der dogmatische Stoff im Vergleich zu den ethischen Gedanken zum Schaden der Erbaulichkeit und Verständlichkeit überwiegt, hängt ohne allen Zweifel mit dem seitherigen Fehlen eines solchen Lehrbuchs zusammen. Während dem lernenden Theologen die Geschichte der christlichen Glaubenslehren in ihrer Entwickelung deutlich vor Augen steht, empfängt er nach dem seitherigen akademischen Gebrauch das entsprechende Bild von der Geschichte der christlichen Sittenlehren keineswegs, und die Vorlesungen oder die Lehrbücher der Ethik übermitteln ihm ein System, das zwar überall seine Zusammenhänge mit der Schriftlehre, wie mit der theologischen Anschauung des Lehrers zur Schau trägt, aber das geschichtliche Werden der ethischen Begriffe kaum andeutet. Daher kommt es, daß allerlei ethische Fragen von jungen Theologen öfters wie außerhalb der kirchlichen Lehrentwickelung befindlich betrachtet und mit der bekannten Freiheit in der Anwendung der Schriftlehre völlig eigenmächtig behandelt werden. In diesen Fällen kommen dann wohl sogenannte ethische Predigten zu Stande, aber in einer Weise, daß die vorgetragenen Lehren vor dem Richterstuhl der christlichen Ethik nicht zu bestehen vermögen. Man darf wohl sagen, daß die sogenannte Naumann'sche Richtung des christlichen Socialismus so viel Anhänger nicht hätte gewinnen können, wenn die Betreffenden in der kirchlichen Ethik so gut geschult wären, wie in der kirchlichen Dogmatik, ganz abgesehen von dem theologischen Standpunkt. Hat doch selbst einer unserer großen Dogmatiker in seiner Ethik eine Stellung zur Duellfrage eingenommen, die nicht denkbar wäre, wenn es ihm nach seinem ganzen Studiengange möglich gewesen wäre, in die ethische Seite der christlichen Lehre so tief einzudringen, wie in die dogmatische, und wenn er sich also nicht förmlich gewöhnt hätte, ethische Fragen nach dem individuellen Geschmack zu behandeln, statt nach der christlichen Lehre. So sind auf diesem Gebiet noch sehr viele Aufgaben zu lösen, ehe die Ethik den Rang wird eingenommen haben, den sie wenigstens in der Praxis inne hatte, ehe sie als besondere Wissenschaft aufgetreten ist, den Rang einer neben der Dogmatik völlig gleichberechtigten Hauptdisciplin, die in allen ihren Hilfswissenschaften mit derselben Sorgfalt gepflegt wird. Wir betrachten das Luthardt'sche Compendium als einen verheißungsvollen Anfang in der Lösung dieser Aufgaben. B. K.

— Die deutsche höhere Schule. Ein Versuch ihrer Umgestaltung nach den sittlichen, geistigen und socialen Bedürfnissen unserer Zeit von Arnold Ohlert, Oberlehrer. Hannover, Karl Meyer 1896. 8. XIII, 344 S. (Broch. 4 ℳ) — Wer noch nicht schulreformmüde ist und einmal auf schulpolitischem Gebiete etwas herzhaft Radicales zu lesen wünscht, dem können wir Ohlert's Buch nur empfehlen.*) Die von ihm empfohlene Einheitsschule mit humanistischer Gabelung für die 3 Oberclassen läßt Alles im wesenlosen Scheine hinter sich, was Deutschland an allgemein bildenden höheren Schulen besitzt. Von den 260 Wochenstunden, welche der Verfasser für alle 9 Classen der Haupt- und Stammschule zusammengenommen ansetzt, werden 58 dem Deutschen, 56 der Naturwissenschaft und Geographie, 32 der Mathematik gewidmet; dazu 18 Zeichenstunden, giebt für die Lieblingsfächer der Neuzeit 164 Wochenstunden. Von dem bescheidenen Reste (96) entfallen auf die Fremdsprachen, unter denen das Griechische nicht vertreten ist, 62, auf Religion 18, auf Geschichte 16 Stunden. Von den Fremdsprachen trägt das augenscheinlich von Ohlert bevorzugte Französische den Löwenantheil davon, insofern es 8 Jahre lang mit je 4—2 Wochenstunden betrieben wird. Daß dabei etwas Beachtliches erreicht werden kann, sei eingeräumt. Dagegen würde eine tiefe Herabsteckung der Ziele im Lateinischen und Englischen unumgänglich sein, wenn diese Sprachen in der von ihm vorgeschlagenen Weise betrieben würden. Von dem humanistischen Nebenaste soll gleich gar nicht die Rede sein. Eine besondere Fürsorge wird gewissermaßen von Seiten des Verfassers der Geschichte, obschon sie sich mit 16 Stunden begnügen muß, insofern zu Theil, als in der „deutschen höheren Schule“ das Alterthum und Mittelalter und, soweit möglich, auch die Neuzeit unter Zurückgehen auf die Quellen behandelt werden sollen, z. B. Otto I. nach Widukind, die Eroberung Jerusalems nach Wilh. v. Tyrus, Konradin nach Giovanni Villani, Joh. Huß zu Constanz nach Petrus de Mladenovicz. Daß auf diesem Wege bei nur 2 Wochenstunden in vollen Classen etwas Gedeihliches nicht erreicht werden kann, müßte beim ersten Versuche sich zeigen. Abgesehen vom Französischen würden somit nach unserer entschiedenen Ansicht die Ohlert'schen Einheitsschüler auf dem fremdsprachlichen und historischen Gebiete nicht annähernd so viel erreichen können, als es bei den Zöglingen der jetzt bestehenden höheren Schulen der Fall ist. Aber ist das ein so großes Unglück, wenn sie einen so ausgiebigen Unterricht in der Muttersprache erhalten, daß dieser sie nach der Seite des Verstandes, des Gefühls und der Gesinnung wirklich in der Tiefe zu fassen vermag? Werden andererseits durch Naturlehre und Geographie im Bunde den Schülern nicht nur „feste Kenntnisse in allen einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft“ beigebracht, sondern schließlich auch ein „volles Verständniß für die Einheit des Naturganzen“ (S. 216) vermittelt, ist das nicht ein Gewinn, der Verluste auf anderen Gebieten reichlich aufwiegt? Ich überlasse dem Leser die Beantwortung dieser Fragen. Sie muß grundverschieden ausfallen, je nachdem einer das Wesen und den Zweck der Jugendbildung, die Art und Aufgaben des deutschen Volkes so oder so auffaßt und die Sprache sich deutet, die unsere von so vielen Gegensätzen bewegte Gegenwart zu uns spricht. Aber angenommen einmal, des Verfassers Grundgedanken seien richtig, lassen sie sich nach seinen Vorschlägen verwirklichen? Kein rechter Deutscher verkennt die hohen Vorzüge unserer Sprache und Literatur, kein Einsichtiger die hervorragende Bedeutung der Naturwissenschaften für das moderne Leben, so wenig wie die tiefgehende Anregung, welche die Betrachtung der Natur im Ganzen wie im Einzelnen bietet. Warum hat trotzdem kein europäischer Staat, soweit wir dies zu übersehen vermögen, den allgemeine Bildung anstrebenden Schulen für Deutsch und Naturwissenschaften eine so ansehnliche Zahl von Stunden verwilligt, wie der Verfasser sie fordert, obschon es doch in manchem derselben an modern-fortschrittlichen Neigungen nicht fehlt? Weil alles Uebermaß schadet und auch die Wohlthat zur Plage werden kann. Wenn der Deutschlehrer nicht ergötzliche Allotria treibt, müssen 6 deutsche Wochenstunden Tertianern und Secundanern zu viel werden, wie es bei 6 Religionsstunden der Fall sein würde. Die Jugend muß in deutscher Sprache und Literatur Anleitung haben, sie will es aber nur bis zu einem gewissen Maße, will keinesfalls hierin gegängelt sein. Aehnlich verhält es sich bei den beschreibenden Naturwissenschaften. Auch in ihnen bedarf sie dringend der Anleitung. Ohne gewisse Grundbegriffe, Einsichten, leitende Gesichtspunkte giebt es kein fruchtbares Naturbetrachten. Sind diese aber beigebracht, so arbeitet sich die frische Jugend am liebsten selber weiter nach eigener Wahl, zumal wenn freundlicher Beirath des Lehrers sie dabei fördert. Aber — „das Verständniß für die Einheit des Naturganzen“! Da die Natur ein großes Lebendiges ist, so möchte man, um in ein einzelnes Gebiet wirklich tief einzudringen, in allen übrigen bereis zu Hause sein. Was ist Botanik ohne Physik, Chemie und Gesteinskunde u. s. w.? Und dabei ist jedes einzelne Naturding ein kleiner Mikrokosmos, Stoff bietend für die Forschung eines halben Lebens. Unermeßliche Weiten, Tiefen, wohin man auch vordringt, zahllose Abwandlungen gewisser einfacher Grundformen wie Concurrenzen verschiedenartigster Einflüsse — Alles das großartig, anbetungswürdig. Die Frage ist nur die, wie viel von alledem der unreifen Jugend im Classenunterrichte so beigebracht werden kann, daß sie einen bleibenden Gewinn davon mit ins Leben hinausnimmt, schon vor dem Abgange wohl gar „schaut alle Wirkenskraft und Samen und thut nicht mehr in Worten kramen“. Damit genug über das Buch. Bemerkt sei nur noch, daß Vielerlei in ihm berührt wird, was die Schule direct nicht angeht, und manche Auslassungen allgemeiner Art in ihm sich finden, die sicher Beachtung verdienen.

—o—

*) Von dem Verfasser, der um die Methodik des franz. Unterrichts sich einigermaßen verdient gemacht hat, sind in den letzten Jahren veröffentlicht worden zwei Schulreformschriften: 1) Die deutsche Schule und das classische Alterthum (1891), 2) Allgemeine Methodik des Sprachunterrichts in kritischer Begründung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 67. Donnerstag, den 4. Juni. 1896.

Aus der russischen Dichtung.

Von Eduard Höber.

Der Ausspruch, daß die russische Literatur erst mit dem Jahre 1820 — dem Auftreten Puschkin's — beginne, ist nicht unberechtigt. Von dem, was frühere Zeiten an literarischen Kunstwerken in russischer Sprache hervorgebracht haben, kennen die Russen wenig und die Ausländer so gut wie nichts. Aber dies Unbekanntsein entspricht auch im Ganzen völlig dem Werthe der alten russischen Literatur. Es ist nicht viel Nennens- und Kennenswerthes, was die vergangenen Jahrhunderte der russischen Literatur gegeben haben. Auch in ihr tönen alte Heldengesänge und sagenhafte Volksepen voll stolzen heroischen Inhalts, die denen der anderen Literaturen verwandt sind, auch in ihr klingen Volkslieder voll schwermüthiger, prächtiger Melodik, auch in ihr wuchert eine langweilige und öde Gelehrten- und Geistlichkeit-Poesie. So geht es bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Da erst, zur Zeit Katharina's II., treffen wir auf Namen, die wir vielleicht schon einmal gehört oder gelesen haben: den Lustspieldichter v. Wisin, den Lyriker Derschawin. Bekannter schon sind Gribojedow, der Verfasser der Komödie „Unglück aus Verstand", Kryloff, der russische Lafontaine, und der Lyriker Schukowski, der Uebersetzer deutscher Balladen. Dann aber tritt uns das 19. Jahrhundert entgegen, und nun strahlt Stern neben Stern: Puschkin, Lermontow, Gogol, Turgenjew, Dostojewski, Nekrassow, Saltykow-Schtschedrin, Tolstoy. Erst ein späteres Geschlecht wird sicher entscheiden, wer von diesen Großen der Größte ist. — Bei uns Deutschen, wenn wir eine gewisse literarische Neigung besitzen, ist jetzt eine Kenntniß der Hauptwerke der neueren russischen Literatur ganz selbstverständlich. Kann von einem Bekanntsein der russischen Sprache in Deutschland auch noch nicht die Rede sein, so bewährten wir doch auch hier unsern alten Ruhm, die meisten und besten Uebersetzungen aus der ganzen Weltliteratur zu besitzen, und nicht lange nach den russischen Originalen erschien in den zahlreichsten Fällen auch eine gute deutsche Uebertragung. Mächtig gehoben wurde die Kenntniß russischer Literatur bei uns durch zwei Erscheinungen, deren eine auf ideellem, die andre auf materiellem Gebiet liegt. In geistiger Beziehung beruht die wachsende Vertrautheit mit den russischen Dichtwerken in der deutschen Literaturbewegung der achtziger Jahre, die man heute die realistische zu nennen pflegt; zu den Schriftstellern, die damals als nachstrebenswertheste Muster gepriesen wurden, gehörten auch die großen Russen, namentlich Turgenjew, Dostojewski und Tolstoy. Und mit sehnendem und hoffnungsvollem Eifer, die bedeutenden Dichtungen, die man damals in Deutschland nicht finden konnte, kennen zu lernen, griffen Viele zu den Werken der Russen. Dazu kam dann, daß dieser ideelle Trieb sich materiell so leicht befriedigen ließ, da gerade in diesen Jahren die ausgezeichneten Sammlungen der Reclam'schen, Meyer'schen und Hendel'schen Volksbücher für billigsten Preis zahlreiche der besten russischen Dichtungen in guten Uebersetzungen darzubieten begannen. Seit der Zeit ist die Kenntniß der neueren russischen Literatur bei uns ins Außerordentliche gestiegen und die hervorragenden Russen gehören jetzt zu den gelesensten Schriftstellern in Deutschland. Heute finden wir nur wenig Gebildete, die nicht die besten Werke der Russen kennen, und ein weiter Kreis von Literaturfreunden achtet aufmerksam auf jede neue Persönlichkeit, die in der russischen Literatur unserer Jahre auftaucht. Nicht von den berühmtesten und allbekannten Werken der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts will ich daher hier sprechen. Ich möchte auf einige Werke und ihre Verfasser aufmerksam machen, mit denen manche Freunde russischer Dichtung wohl schon vertraut sind, die aber aus vielerlei Gründen auch ein allgemeineres Interesse und Bekanntsein verdienen.

Die ersten beiden russischen Schriftsteller, deren Namen groß in unserem Jahrhundert dastehen, sind Alexander Puschkin und Michail Lermontow. Nicht ohne Grund nennt man sie zusammen; sie sind einander vielfach verwandt und manche Parallelen lassen sich zwischen ihnen ziehen. Oft werden sie als die russischen Romantiker bezeichnet; mit nicht allzu großem Recht, wie mich dünkt. Mit unsern deutschen Romantikern wenigstens haben sie kaum etwas gemeinsam; dafür stehen sie jedoch, wenigstens in ihrer Lyrik, stark unter dem Einfluß des großen englischen Romantikers Byron. Ihn verehrten Beide sehr, seine Stimmungen und Ideen klingen in ihren Gedichten wider, aus seinen Werken haben sie übersetzt, und von ihm ist vor Allem eine düstere, melancholische Schwermuth in zahlreiche ihrer Dichtungen übergegangen. Dabei erreichen sie jedoch an Tiefe und Kraft der Gedanken ihr Vorbild nur selten, und ihre Hauptvorzüge liegen auf anderem Gebiet als bei Byron. Während bei dem gewaltigen Engländer das Philosophisch-Gedankliche alles Andere überwiegt, beruht Puschkin's Größe in der Melodik seiner Lyrik und der Grazie im Epos, während Lermontow gleich bedeutend als geistvoller Lyriker wie als glänzender Prosaerzähler ist. Verbunden werden diese beiden Schriftsteller auch durch die Musik: zwei der populärsten Opern Rußlands sind nach Dichtungen von ihnen componirt. Rubinstein's reizvollem „Dämon" liegt das kleine gleichnamige Epos von Lermontow zu Grunde, und Tschaikowski's matte Oper „Jewgeni Onegin" ist nach dem berühmten Epos von Puschkin verfaßt. Diese zweite Oper verdankt ihre Entstehung wohl überhaupt nur der außerordentlichen Beliebtheit der Puschkin'schen Dichtung; denn es giebt nur sehr wenige Bücher, die in Rußland so allgemein bekannt sind wie der „Jewgeni Onegin", das Hauptwerk Puschkin's. Trotzdem müssen wir gestehen, daß es für uns jetzt bereits mehr historischen als künstlerischen Werth besitzt. Als das Epos erschien, zu Anfang der dreißiger Jahre, verdiente es vielleicht, zumal in dem damals dichtungarmen Rußland, den großen Beifall, den es fand; und dieser Beifall war so stark, daß er mehrere Jahrzehnte hindurch nachgeklungen hat. Aber heute kommt uns das Werk schon bedenklich veraltet vor. Wieviel höher steht daneben z. B. Lermontow's „Held unserer Zeit"! Ausgezeichnet ist freilich noch immer die leichte, graziöse Form, in der das Epos geschrieben ist, eine 14zeilige reimende Strophe voll Fluß und Klang; ausgezeichnet sind auch die geistreichen, ironisch gefärbten Partien, in denen Puschkin von dem damaligen russischen Gesellschaftstreiben und vor Allem von sich selbst und seinem Leben spricht. Aber die Haupthandlung, aber die Charaktere! Unwahrscheinlich, unmöglich, ohne Leben, ohne Wahrheit. Das ist wirklich „romantisch" — was junge Damen so „romantisch" nennen! Trivialität mischt sich mit Sentimentalität und grellen Effecten. Wir haben weder Menschen von Fleisch und Blut vor uns, noch eine Handlung, deren Verlauf aus diesem Leben genommen scheint. Eine böse Hauptscene bildet ein Duell zwischen Freunden, dem jede Spur eines vernünftigen Grundes fehlt. Von dramatischem Leben steckt gar nichts in dem Stoff, und es war daher ein künstlerischer Mißgriff, als Tschaikowski ihn zum Sujet für eine Oper wählte. Um uns dann aber über dies unglückliche Libretto hinwegzuhelfen, hätte die Musik — ohne damit der Gesammtheit der Tschaikowski'schen Tonwerke nahetreten

zu wollen — doch recht anders werden müssen als sie thatsächlich ausgefallen ist! Dennoch wird in Rußland die Oper immer weiter mit dem größten Beifall gegeben und die Dichtung Puschkin's wird noch immer eifrigst gelesen. Es sind ja auch, vielleicht zum Glück, nicht immer die kritischen Geister, die die Hauptmenge unter den Opernbesuchern und den Romanlesern ausmachen. In einem Duell tödtet der schöne und edle Eugen Onegin seinen besten Freund; das Duell spielt auch in Lermontow's Roman „Ein Held unserer Zeit" eine Rolle; und — es hört sich fast wie Fatalismus an — in Duellen fanden sowohl Puschkin wie Lermontow ihr Ende. Puschkin wurde 1837 von seinem Schwager, dem erst vor wenigen Monaten verstorbenen Baron v. Heeckeren, tödtlich verwundet. Die Verse, die er in dem wenige Jahre vorher erschienenen „Jewgeni Onegi" dem getödteten, dichterisch begabten Freunde seines Helden widmete, hat er, wie in Vorahnung, sich selbst gesungen:

„Mir thut es leid um unsern Dichter.
Er fiel in seiner Blüthezeit,
Noch unvollendet an Gestaltung,
Heraus kaum aus dem Jünglingskleid. . . . .
Vielleicht war er zum Heil der Erde,
Vielleicht geboren für den Ruhm,
Und seine nun gebrochne Leyer
Sollt' einem ganzen Säculum
Erhabne, hehre Klänge schenken! . . . .

Ein flammendes Trauergedicht sang dem todten Poeten auch Lermontow nach, um dann, schon 1841 ebenfalls im Duell getödtet zu werden. Beide Dichter in des Lebens Frühlingsjahren, beide reichveranlagte und hoffnungerweckende Geister, die ihrem Volke wohl noch manche Gabe hätten darbringen können. Die Literatur aber, die über dem Modegeschmack der Menge steht, muß den frühen Tod Lermontow's, obgleich sein Name jetzt noch der minder bekannte ist, mehr betrauern als den seines Genossen. Schon allein sein Roman „Ein Held unserer Zeit" genügt, ihm für immer einen hohen Rang als Schriftsteller zu verleihen. Das Werk erschien um das Jahr 1840 und muthet uns jetzt an, als sei es eben geschrieben. Einen äußeren Reiz gewährt dem Leser schon der besondere Schauplatz der Handlung: die Kaukasusgegenden, deren wilde Naturschönheiten plastisch und malerisch vor uns erstehen und deren an Aufregungen reiches Soldatenleben uns ungemein fesselt und packt. Aber ungleich höher stehen die inneren Vorzüge des Buches: die lebensprühende und wahrheitathmende Handlung, der flotte lebendige Ton der Erzählung, und vor Allem die glänzende, tiefdringende, psychologisch meisterhafte Zeichnung der Charaktere. Man möchte den Verfasser dieses Werkes unter den vorzüglichsten Seelenmalern unserer Gegenwart suchen: auch nicht ein Hauch von Alter weht durch diese Blätter. Der junge, in den Kaukasus verbannte Officier, Petschorin, der da nichts erlebt als Liebesabenteuer, ein Bel-ami, dem kein Weib widerstehen kann, ist in seiner weichen Feinfühligkeit und schmiegsamen Schwäche ein Charakter der allermodernsten Literatur — ein Held unserer Zeit. Sicher hat Lermontow, der selbst als Officier viele Jahre im Kaukasus in der Verbannung verbrachte, zahlreiche Erlebnisse seines eigenen Daseins hier verarbeitet, und in dem Lieutenant Petschorin sehen wir wohl ein ziemlich treues Abbild seines Dichters. Aber in gleicher Weise vollendet gezeichnet sind auch die anderen Charaktere des Buches, alles lebende Menschen, keine starren und blassen Figuren. Die Diction des Romans ist beständig fließend und geistvoll, in fesselnde abwechslungreiche Form gekleidet. Dies Werk bildet eine Lectüre, die so voll reinen Genusses ist, wie selten eine, und der frühe Tod seines Verfassers gehört zu den tragischen Schicksalen, an denen die Literaturgeschichte ja leider nicht arm ist.

In ganz andere Sphären und ganz andere Stimmungen als diese beiden Romantiker versetzen uns aber die meisten anderen russischen Dichter des 19. Jahrhunderts. Jetzt wird zum Leitwort der Ausspruch Saltykow-Schtschedrin's: „Die heutige russische Literatur riecht nach dem Bauer." Der Bauer, der dahinlebte unter der absoluten Herrschaft der Besitzenden, der ihr willenloses Eigenthum war, der Bauer, der dann von der mächtigen Hand Alexander's II., wenigstens äußerlich, seine Befreiung aus der Leibeigenschaft erhielt — er wird jetzt der Held der russischen Dichtung. Sein Elend und seine Ergebenheit, sein Sehnen und dann sein Aufathmen und sein bescheidenes Glück, das schildert nun fast jeder der großen russischen Schriftsteller mit herzergreifender Wärme und Gewalt. Am bekanntesten sind in Deutschland die Bauernerzählungen des Grafen Leo Tolstoy geworden, der mit starkem Trost und warmer Milde die armen Menschen hinweist auf ein zukünftiges Glück, auf eine einstige Belohnung im Jenseits, und der ihnen zu stetem Muster und Erinnerung das Leben und die Thaten Jesu vorhält. Dieser gewaltige Prediger entläßt seine Leser fast immer ruhig und getröstet; sie haben die Zuversicht: es können einst bessere Zeiten kommen, wo auch all die armen Menschen ihr Glück finden, es kommt einst ein Augenblick, wo ihnen doppelt vergolten wird, was sie unverschuldet gelitten haben, wo auch sie in den Reihen der Glücklichen und Seligen stehen werden. Viel herber aber ist der Eindruck, den eines anderen Dichters Darstellung des Bauerndaseins in uns hinterläßt, deren Werth jedoch nicht minder bedeutend ist: Nekrassow's hinreißendes Epos, das seinen bangen Inhalt schon im Titel trägt: „Wer lebt glücklich in Rußland?" Mir ist keine Schilderung des trüben, erdrückenden Elends und des flammenden Sehnens des russischen Bauernvolkes bekannt, die uns wie diese in tiefster Seele ergreift und durchbebt, die uns mit diesen armen Menschen so all ihr Leid und Unglück mitempfinden läßt, in der wir so heiß das Schicksal, das gigantische, fühlen, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Erschüttert denken wir des Dichters, der mit so tieftrüben Tönen das Unglück seines eigenen Volkes sang, des heldenhaften Mannes, dem ein Gott gab, zu sagen, was er mit seinem Volke leidet. — Das in Rußland bekannteste Werk Nekrassow's sind seine „Russischen Frauen"; in deutscher Uebersetzung ist dies aber, soviel ich weiß, noch nicht erschienen. Doch ist es unnöthig, dem uns zugänglichen Epos auch nur noch eine Zeile an die Seite zu stellen, um die volle Größe dieses Dichters zu erkennen. Die Einkleidung des Gedichts trägt einen phantastischen Zug: sieben gut gelaunte Bäuerlein gerathen ins Streiten über die Frage, wer wohl in Rußland wahrhaft frei und glücklich lebt. Da sie nicht einig werden können, beschließen sie, im Lande herumzuziehen und das zu erforschen, und nicht eher heimzukehren, bis sie wissen, wer wirklich glücklich ist. Leider hält der Dichter diese Einkleidung seiner Lebensschilderungen nicht vollkommen fest; der technische Bau des Gedichts wird gegen Ende ganz lose und der Schluß klingt völlig frei und lyrisch aus. Aber erst, wenn wir nach beendeter Lectüre dem Werke mit kalter Kritik entgegentreten wollen, findet unser Verstand diesen Mangel; so lange wir das Buch lesen, tragen uns die Wellen des großartigen Gesanges willenlos mit sich fort und ersticken durch die strömende Gewalt ihres Inhalts jeden kritisirenden Gedanken im Entstehen. Das Epos spielt in den Jahren der Aufhebung der Leibeigenschaft, als eben die neuen Zustände anfingen sich einzubürgern. Zuerst treffen die sieben suchenden Bauern einen Popen, dann einen Gutsbesitzer und lassen sich von Beiden ihr Dasein beschreiben. In ihnen haben sie die Glücklichen nicht gefunden. Dann kommen sie zu Bauern, die unter der Herrschaft eines alten verknöcherten Adligen stehen. Hier setzt das Hauptthema voll ein und findet seinen Höhepunkt in der großen Erzählung der Bäuerin Matrena Timofejewna von ihren Lebensschicksalen. In ihrem Großvater Sawelli, der gepeitscht, eingekerkert und in die sibirischen Bergwerke verbannt worden ist, der alles Bittere, was es nur geben kann, erlitten hat und dann doch noch in gottergebener Resignation friedlich im Hause athmet, sehen wir das ganze russische Bauernthum verkörpert. Er erscheint als „der Held des heiligen Rußlands" und sein Heldenthum liegt in seinem Leiden:

„Du Held des heilgen Russenreichs,
Du Held im Bauernrock!
Es ist Dein Loos, daß man Dich zwackt
Dein ganzes Leben lang". . . . .
. . . .
„Ja sieh, ertragen haben wirs
Nur, weil wir Helden sind.
Im Leiden nur besteht allein
Des Russen Heldenthum.
Du denkst vielleicht, Matrenuschka,
Der Bauer sei kein Held?
Sein Leben ist nicht kriegerisch,
Ihm ist kein Tod im Kampf bestimmt,
Und doch ist er ein Held! —"

Nur selten erhellen kleine freundliche Bilder die düstere Stimmung, die über der großen Dichtung lagert. Die guten sieben Bauern suchen und suchen und finden ihre Glücklichen nicht. Aber am Ende läßt der Dichter doch Hoffnungsschimmer vor uns aufleuchten; er singt von dem großen Czar-Befreier:

„Preiset voll Feuer
Unsern Befreier!
Er hat entschieden,
Volk, Dein Geschick —
Licht nur und Freiheit
Führen zum Glück."

Und in der Seele eines nach den edlen Gütern unseres Daseins durstigen Jünglings, dem sich seine Gefühle in Verse umsetzen, tauchen Bilder auf von einer kommenden besseren Zeit, wo auch das Leben seiner armen Volksgenossen sich hell und heller gestalten wird. So schließt der Dichter seinen gewaltigen Schmerzensgesang doch noch mit einem freundlicheren Accord, und über das weite dunkle Land sehen wir die leuchtenden Strahlen der Abendsonne fallen. — Nekrassow's eigener Lebensabend glänzt nicht in so mildem freundlichem Lichte: lange schwere Krankheit führte ihn spät einem schmerzvollen Tode zu. Für uns jedoch liegt ein Glorienschein auf seinem ganzen Dasein, wenn wir seinen Inhalt überdenken: für die Armen und Unglücklichen seines Volkes ist Nekrassow sein Leben lang eingetreten, in machtvollen Dichtungen hat er ihr Elend beklagt, aber zugleich mit seinem Herzblut für sie gekämpft und gestritten, um ihnen eine bessere Zukunft zu gewinnen. Er wußte, was seinem Volke noth that, und dem galt all sein Sehnen und Streben:

„Licht nur und Freiheit
Führen zum Glück. —"

Bücherbesprechungen.

— Die deutsche Civilprozeßordnung. Erläutert von O. Reincke, Reichsgerichtsrath. Dritte verbesserte Auflage. Berlin 1896, H. W. Müller. (Lief. 1, 2. S. 1—480; das Werk soll bis zum Juli 1896 vollständig erscheinen, im Preise von etwa 18 ℳ) — Der Verfasser knüpft seine Ausführungen nicht an einzelne Worte des Gesetzes an, sondern sucht das Gesetz, sei es nach seinen Abschnitten und Titeln, sei es nach seinen einzelnen Bestimmungen, unter Hervorheben der wichtigeren grundlegenden Gedanken zu erläutern; dabei verwendet er die Motive sehr sparsam, erheblicher die Rechtsprechung, zumal nach ihren Grundgedanken und unter Hervorheben, wie weit sie mit der vorgetragenen Ansicht übereinstimmen oder dieser entgegentreten, aber ohne eine Präjudiciensammlung zu bieten; die Literatur führt er ausgiebiger, zum Theil an der Spitze der Erörterungen an und hält endlich mit seiner eigenen begründeten Meinung nirgends zurück. Die Erörterungen sind in großen Grundzügen gegeben und wohl geordnet, so daß die Uebersicht leicht ist. Es wird ein Werk geboten, das nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Praxis und gerade dieser in trefflicher Weise dienen dürfte. K—d.

— Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. Bearbeitet von A. Bolze, Reichsgerichtsrath. Bd. 20. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1896. (463 S., Pr. 6 ℳ, geb. 7 ℳ) — In einer stattlichen Reihe liegt die angezeigte Sammlung vor, deren Benutzung ein in Aussicht gestelltes Generalregister sehr erleichtern wird. Der ebenerschienene 20. Band entspricht in seiner Einrichtung den vorausgegangenen Bänden. Es soll eine Uebersicht über die wesentlichen Entscheidungen gegeben werden, daher dürfen nur die Rechtsaussprüche, nicht immer die eigentlichen Rechtssätze erwartet werden, es bedarf sogar hin und wieder eines tieferen Versenkens und einer Umsicht, um aus der kurzen Mittheilung den Kern, den zu Grunde liegenden Rechtssatz oder auch das Rechtsgebiet, dem der Satz angehört, zu erkennen, so bei Satz 432, wo die Ausführung erst durch Nr. 672, 673 klar wird. Satz 450 giebt wohl nicht alle wesentlichen Thatsachen genügend an, wenn auch anzunehmen ist, daß der Ausspruch dahin gehe: Wird ein zweiseitiger Vertrag von einem Theile aufgehoben, so ist aus den der Aufhebung entsprechenden Handlungen des andern Theils dessen Einverständniß mit der Aufhebung nicht unbedingt zu folgern; was mit den Handlungen gewollt gewesen, ist nach der Sachlage zu beurtheilen. Bei Satz 288 (Scherz oder Mentalreservation) werden genügende Thatsachen vermißt, nach denen auf eine Mentalreservation zuzukommen ist; die ausführliche Mittheilung würde vielleicht zu umfangreich geworden sein. In Nr. 436 muß am Schlusse des ersten Satzes „geleistet" statt „geknüpft" stehen. Von Interesse sind aber die vielen Entscheidungen über Werkverdingung, Frachtgeschäft, Handelskauf, Mäklervertrag, Commission, Agenturgeschäfte, Versicherung u. A., besonders dem Praktiker, der rasch eine, wenn auch kurze Auskunft haben will. K—d.

— Stunden der Erbauung. Ein Jahrgang Predigten für denkende Verehrer Jesu von D. Joh. Georg Dreydorff, Pastor a. D. der reformirten Gemeinde in Leipzig. Leipzig, J. J. Weber. 1896. — Wir haben bei der Anzeige von Predigten, die im Druck erscheinen, noch je den Grundsatz festgehalten, bei der Beurtheilung der menschlichen Leistung den Respect nicht zu vergessen, den man einer für heiligen Dienst bestimmten Arbeit auf alle Fälle schuldig ist, haben uns also gehütet, gegentheilige Meinungen so auszusprechen, daß dadurch Leser in der noch nachwirkenden Erbauung, die sie in dem gehörten oder gelesenen Worte gefunden haben, beeinträchtigt werden könnten. Wenn wir diesmal eine Ausnahme machen, so trägt der Herausgeber selber die Schuld mit seinen unaufhörlichen Herausforderungen aller Derer, die nicht auf seinem Standpunkt stehen. Bei aller Versicherung der Friedensliebe und der Toleranz, wie wir sie aus allen Veröffentlichungen von sogenannter liberaler Seite her gewöhnt sind, tragen diese Predigten doch fast ausnahmslos einen polemischen Charakter und kommen auf irgend welche Art regelmäßig bei einer Selbstvertheidigung des Predigers an, die unwiderstehlich den Eindruck hervorruft, als ob er sich in seiner Stellung nicht sicher fühle. Oefter nimmt diese Polemik die allerfatalste Form an, die sie in einer Predigt nur haben kann, daß mit einem gewissen Mitleid herabgesehen wird auf die armen zurückgebliebenen Christen, die für die erhabene Auffassung des Predigers noch nicht reif sind. Sollte das vielleicht zu ihrer Erbauung dienen, wenn sie gerade in der Kirche anwesend waren? Oder wenn das nicht der Fall war und nur Gesinnungsgenossen des Predigers zu seinen Füßen saßen, so ist es doch wohl eine Wahrheit, die für alle Zeiten und für alle Standpunkte gilt, daß eine Christengemeinde damit nicht erbaut wird, wenn ihr fortwährend versichert wird, wie herrlich weit sie es schon sammt ihrem Prediger in lichtvoller Erkenntniß gebracht habe im Vergleich zu der traurigen Verfinsterung der Vorzeit. Auch ist diese Polemik nicht freizusprechen von jener eigenartigen Behandlung der Wahrheit, wie wir sie in allerlei Streitschriften dieser Tage reichlich vertreten finden. Sie tritt uns schon im Vorwort entgegen, wo sich am Schluß die sonderbare Bemerkung findet, alle die, welche das Christsein von der Zustimmung zum sogenannten Apostolicum abhängig machten, müßten den meisten Zeitgenossen das Recht absprechen, sich nach Christus zu nennen, und doch zählten sie alle Getauften mit zu den Christen, wenn sie deren Zahl auf 400 Millionen festsetzten. Das ist offenbar gesagt mit Beziehung auf den Streit um die Geltung des apostolischen Bekenntnisses. Aber wo ist in diesem ganzen Streit von irgendwie beachtenswerther Seite aus die Behauptung aufgestellt worden, es gebe Getaufte, die keine Christen seien, und es dürften diejenigen sich nicht mehr Christen nennen, die nicht dem ganzen Apostolicum ihre Zustimmung geben könnten? Es ist der bekannte Kunstgriff, die Gemeinde glauben zu machen, sie werde angegriffen in ihrer Gewissensfreiheit, während der Angriff überall nur den christlichen Lehrern und Predigern gegolten hat, die mit ihren Sondermeinungen die Gemeinden spalten, die Unbefangenen irre machen und, wie es die Erfahrung reichlich lehrt, noch nicht einmal ihre Gesinnungsgenossen zu einer lebensfähigen Gemeinschaft zu sammeln vermögen. Dieser Ton ist stark vertreten in der ganzen Sammlung. Was nun ihren Inhalt anlangt, so sprechen wir ihr das Christliche ebenso wenig ab, wie wir nicht daran denken, den Verfasser aus der Zahl der Christen auszuscheiden. Wir zweifeln auch nicht im Entferntesten daran, daß einzelne Theile dieser Predigten sehr wohl zur Erbauung der versammelten Gemeinde mögen gedient haben. Aber von dem Ganzen und auch von dem Ganzen jeder einzelnen Predigt läßt sich das schwerlich behaupten. Wir haben kaum eine Predigt gefunden, von der wir uns nicht im Sinne eines schlichten Jüngers christlicher Wahrheit an irgend einer Stelle kalt oder befremdlich berührt, oder gar zurückgestoßen gefühlt hätten. Der Prediger bewegt sich in dem wunderlichen Wahn, in dem ja freilich viele befangen sind, die Zuhörer hätten irgend welches Interesse daran, ob er beispielsweise die Geschichte von der Versuchung Christi für ein geschichtliches Ereigniß oder für sonst etwas halte. Die übergroße Mehrzahl von ihnen ist nicht gekommen, um solche kritisch-dogmatische

Ergüsse über sich ergehen zu lassen; trotzdem werden sie mit breiten gewichtigen Ausführungen dieser Art verhältnißmäßig oft bedacht. Und wollte man uns sagen, ein Prediger vor großstädtischer Gemeinde könne und müsse doch auch das Weiterschreiten der wissenschaftlichen Forschung in seiner Rede zur Geltung bringen, so würden wir zu erwidern haben, daß das, wenn es geschehen soll, jedenfalls mit aller Vorsicht und unter Berücksichtigung aller Fortschritte geschehen müsse. Aber der Herausgeber ist mit seinen dogmatischen Anschauungen ungefähr bei Schleiermacher stehen geblieben und seitdem ist doch auf theologischem Gebiet Manches geschehen, was der Beachtung werth gewesen wäre. Und seine Schriftauslegung, wie sie gelegentlich zu Gunsten seiner Lieblingsmeinungen geradezu gezwungen erscheint, bewegt sich auch keineswegs auf der Höhe der vorgeschrittenen Forschung. Hätte er z. B. von den lichtvollen Erklärungen Schneller's zur Erzählung von der Verfluchung des Feigenbaums Kenntniß gehabt, so hätte er sich die weitläufige Erörterung über die Möglichkeit des ganzen Vorganges sparen können auch von seinem Standpunkte aus. Da der Prediger aber auch in der Eintheilung des Stoffes, auf deren Gestaltung wir gar keinen besonderen Werth legen bei sonst vorbildlicher Arbeit, sehr obenhin verfährt und wohl selbst nicht behaupten wird, hierin ein Muster darzubieten, so wüßten wir nicht, in welcher positiven Richtung wir die Sammlung zur Nachahmung empfehlen sollen, völlig abgesehen von der theologischen Stellung, die sie einnimmt. B. K.

— Geisteshelden. (Führende Geister.) Eine Biographien-Sammlung. 23. Band: Kepler, Galilei. Von Professor Dr. Siegmund Günther. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin. Preis des Bandes ℳ 2,40. — Die vorliegenden Biographien der beiden großen Gelehrten, des Deutschen Kepler und des Italieners Galilei, gehören nicht zu den im flüchtigen Feuilletonstil geschriebenen Arbeiten, sie bauen sich auf auf dem Grunde exacter Quellenforschung. Was dem in geschichtlichen Studien auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wohl bewährten Verfasser an Quellenwerken zugänglich gewesen ist, hat er gründlich durchforscht und die Ansichten anderer Forscher in Betreff streitiger Punkte gewissenhaft geprüft und gegenseitig abgewogen. Durch beide Biographien geht ein warmer Ton, der Zeugniß davon ablegt, daß der Verfasser sich der ihm gestellten Aufgabe mit Liebe hingegeben hat. Namentlich in Bezug auf Galilei ist die Arbeit keine leichte gewesen. Dem Inquisitionsprozesse dieses Gelehrten ist wohl mit Recht ein breiterer Raum gewidmet worden. Wenn es auch immer tief zu bedauern bleibt, daß der freien Forschung des großen Italieners durch die Verfolgung der Inquisition, die er sich nicht ganz ohne eigenes Verschulden zugezogen hatte, ein unüberwindliches Hinderniß entgegen gestellt wurde, so sehen wir doch, daß der Verlauf des Inquisitionsprozesses in manchem Punkte ein anderer gewesen ist, als wie er gewöhnlich geschildert wird, und daß es vor Allem nicht zum Schlimmsten, der Folter, gekommen ist, obgleich man wohl dem greisen Gelehrten die „Belehrung“ über den Gebrauch der einzelnen Marterinstrumente nicht erspart haben mag. Der berühmte Ausspruch „eppur si muove“ gehört in's Bereich der Legende. Auch in Betreff unseres berühmten Landsmannes Kepler zeigt der Verfasser, daß die Anschauungen, welche sich über dessen Bedürftigkeit im Laufe der Zeit fest gesetzt haben und die namentlich durch Kästner's bekannte Verse die weiteste Verbreitung erhielten, der geschichtlichen Wirklichkeit bei Weitem nicht entsprochen haben. Außer dem rein Biographischen ist von beiden Gelehrten das Wesentliche ihrer Lehren und der Inhalt ihrer Hauptwerke in besonderen Capiteln kurz, aber zutreffend und faßlich erläutert. Eine große Anzahl kurzer Noten bietet dem Leser Gelegenheit, selbst auf die benutzten Quellen zurück zu gehen. Dr. P.

— Aegypten 1894 von A. Freiherr v. Fircks, Geheimem Regierungsrath. Zweiter Theil. Berlin 1896. Geographische Verlagshandlung, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). — Pünktlich, wie s. Z. angekündigt, läßt die rührige Verlagshandlung den zweiten Theil des umfassenden Handbuchs über Aegypten von v. Fircks erscheinen, dessen ersten Theil diese Blätter bereits einer näheren Besprechung unterzogen haben. Hatte letzterer die Aufgabe, im Allgemeinen über die physischen, historischen, wirthschaftlichen, militärischen und andere Verhältnisse des Pharaonenlandes an der Hand des beigegebenen vorzüglichen Kartenmaterials zu orientiren, so giebt der vorliegende Schlußtheil in sieben Abschnitten, denen übersichtliche Tabellen beigefügt wurden, einen fast erschöpfenden Ueberblick über die Verwaltung und die culturellen Zustände des interessanten Landes. Wir müssen, da wir selbst die einschlägigen Verhältnisse durch den Augenschein kennen, gestehen, daß die Schilderungen des Verf., die vielfach durch ihre Lebendigkeit und Anschaulichkeit den trockenen Ton derartiger Handbücher weit übertreffen, nicht nur durchaus zutreffend, sondern vielfach auch für ein größeres Publicum neu sind. Dies gilt namentlich von den vorzüglichen Abhandlungen über Medicinalwesen und Gesundheitspflege sowie die Cultusverwaltung und das Unterrichtswesen. Wieviel Unklarheit herrscht z. B. noch selbst in sonst empfehlenswerthen Lehrbüchern u. A. über die religiösen Verhältnisse in Aegypten! Auch das Capitel über die Finanzverwaltung (XI) beansprucht gerade in dieser Zeit ein erhöhtes Interesse, wo die dette publique unter Widerspruch des französischen und russischen Commissars für die Unternehmungen gegen die Mahdisten herangezogen wurde. So können wir denn das Werk Alles in Allem gewissermaßen als ein deutsches Staatshandbuch über Aegypten, das alle bis zum Februar d. J. eingetretenen Veränderungen berücksichtigt, auf das Wärmste empfehlen. Bisher waren es nur französische und englische Werke, die hierbei in Betracht kamen. Ihnen reiht sich das v. Fircks'sche als ein Werk deutscher Gründlichkeit ebenbürtig an. *x*.

— Winke für Stellung und Lösung von Aufgaben für Officiers-Patrouillen. Von Frhr. v. König, Oberstlieutenant und Commandeur des Ulanenregiments Großherzog Friedrich von Baden (Rheinisches) Nr. 7. Mit 8 Kartenskizzen, 1 farbigen Signaturentafel und 5 Anlagen. Berlin 1896. R. Eisenschmidt. ℳ 1,80. — Nach den in den letzten Feldzügen gesammelten Erfahrungen werden die Officiers-Patrouillen in einem Zukunftskriege eine noch größere Rolle spielen müssen, als es bisher der Fall war. Um den frischen Reiter- und Unternehmungsgeist im jungen Officier zu pflegen, dienen neuerdings die Dauer- und weiten Patrouillenritte. Sollen aber letztere, welche einen anderen cavalleristischen Zweck verfolgen als die ersteren, nutzbringend sein, so gehört außer der Lust zur Sache noch dazu, daß sie abwechselungsvoll und kriegsmäßig angelegt werden. Als Ergänzung zur Felddienstordnung und den wohlbekannten, lehrreichen Schriften des Generals v. Rosenberg und des Oberstlieutenants Georg v. Kleist, giebt uns Oberstlieutenant v. König in seinem, mit einer gewissen Frische geschriebenen Werke und in den zugehörigen Beispielen sehr geeignete Winke, um einerseits erzieherisch auf die Anlagen des jungen Cavallerieofficiers einzuwirken, und andererseits, um die Patrouillen-Ritte anregend und lehrreich zu machen. Die überdies gefällig ausgestattete kleine Schrift wird sich gewiß Freunde erwerben. H.

— Stammrolle ehemaliger Angehöriger des Königl. Sächs. 8. Infanterie-Regiments „Prinz Johann Georg“ Nr. 107. Auf Grund gütigst überlassener Angaben herausgegeben vom Königl. Sächs. Militärverein „107er“ zu Leipzig. 1896. — Zu dieser Stammrolle, welche gewiß allen Feldzugskameraden des 107. Regiments eine willkommene Erinnerungsgabe an das Jubeljahr sein dürfte, hat die erste Anregung Hr. Prof. Dr. phil. Hasse, Premierlieutenant a. D. und Mitglied des Militärvereins, gegeben. Sie soll einen Ueberblick über die noch lebenden ehemaligen Angehörigen des Regiments einschl. der Feldzugstheilnehmer geben, ein neues Band der Zusammengehörigkeit schaffen und somit die alte, treue Kameradschaft neu pflegen. Die Stammrolle zerfällt in der Hauptsache in zwei Abschnitte: 1) Officiere und obere Militärbeamten, 2) Unterofficiere und Mannschaften. Jeder Abschnitt ist in sich alphabetisch geordnet. Bei jedem Kameraden sind die Vornamen, das Datum der Einstellung, Feldzüge, Schlachten, Orden und Ehrenzeichen, Dienststellung, Beruf und meist auch der jetzige Wohnort angegeben. In einem Anhang ist eine Beschreibung der 25jähr. Gedenkfeier der „107er“ in Leipzig am 31. August 1895 beigefügt. Wenn die nicht leichte Arbeit der Zusammenstellung wohl oft auf Schwierigkeiten gestoßen ist und deshalb die erhoffte Vollständigkeit nicht hat erreicht werden können, so bietet dieses Heft trotzdem eine schätzenswerthe Bereicherung der Regimentsgeschichte und zeugt von dem regen Interesse, welches die Mitglieder des königl. sächs. Militärvereins „107er“ an ihrem alten ruhmreichen Regimente nehmen, und von Treue, Liebe und Anhänglichkeit, die sie ihm bewahrt haben. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 68. Sonnabend, den 6. Juni. 1896.

Aus der Glanzzeit des Rococo.

Die deutsche Geschichte zählt unter ihren berühmten Frauen nicht wenige politische Charaktere; doch zeigt sich hier sofort der tiefe Gegensatz, der überall und zu allen Zeiten zwischen dem Wesen in Deutschland und dem jenseits des Rheins geherrscht hat, wo ebenfalls einflußreiche Frauen zu finden waren. Weniger der Grad des Einflusses, den die einzelnen Frauen der beiden Nationen auf ihre Zeit gewonnen haben, als die Art und Weise, wie derselbe zur Geltung gebracht wurde, ist das unterscheidende Merkmal. Von solcher Art ist auch die Frau, welcher die nachfolgenden Zeilen gewidmet sind. Eleonore Liechtenstein gleicht einer der fürstlichen Frauen, wie sie die römische Kaiserzeit in Marmor bildete, oder wie sie Tizian und Holbein gern gemalt haben. Sie war kein Ideal, aber ein typischer Charakter ihrer Gesellschaft, eine Frau des achtzehnten Jahrhunderts, mit allen Vorzügen und Schwächen ihres Geschlechts und ihrer Zeit: voll von Contrasten, voll Geist und Spott, Anmuth und Kraft, herzlich und derb, stark im Wollen, unabhängig im Urtheil, ihrer Ueberzeugung getreu, streng, sittlich, aufopfernd, stolz, keusch und barmherzig. Obwohl aus der Aufklärungszeit erwachsen, behielt sie doch eine Abneigung gegen die philosophischen und humanisirenden Bestrebungen ihrer Zeit; ihre Sympathie wandte sich mehr den herrschenden Ständen und Personen als dem Volke zu; ihr politischer Enthusiasmus war mehr loyal als patriotisch; aber sie hatte eine lebendige Theilnahme für das öffentliche Leben und fühlte das Unglück der Zeit, den Gegensatz der herrschenden Ideen bis ins tiefste Herz. Sie war eine Zeitgenossin der Frau v. Stein, der Angelica Kaufmann, der Landgräfin Karoline von Hessen, der unglücklichen Maria Antoinette von Frankreich und der Königin Luise von Preußen. Sie gehörte der vornehmen Gesellschaft Oesterreichs an, war eine Aristokratin von Geburt und Gesinnung, eine der ersten Frauen am Hofe Maria Theresia's und Joseph's des Zweiten. Sie erlebte die französische Revolution und wurde die Stammmutter eines Geschlechts, dessen Enkel und Urenkel ihrer mit Stolz und Verehrung gedenken. — Eleonore Liechtenstein war eine geborene Fürstin von Oettingen-Spielberg, eine Tochter des Fürsten Johann Aloys des Ersten, jenes wunderlichen und gutmüthigen Duodezsouveräns, von dem der boshafte Ritter v. Lang in seinen bekannten Memoiren erzählt, daß er, nachdem seine tiefverschuldeten Güter unter kaiserliche Sequestration gekommen waren, weil er nichts mehr zu regieren hatte, Tage lang im Fensterflügel seines Schlosses oberhalb des Thores gelegen, die aus- und eingehenden Leute beobachtet und mit ihnen con amore geplaudert habe. Auch die sonstigen Zustände am öttingenschen Hofe waren nicht dazu angethan, einen bildsamen Einfluß auf begabte jugendliche Gemüther auszuüben. Zur Vollendung ihrer Erziehung wurde Eleonore mit ihrer Schwester in ein französisches Kloster nach Straßburg gebracht. Die Mädchen vergaßen dort ihre Muttersprache fast gänzlich, lernten Französisch, etwas Geschichte und Geographie, Reliquien einfassen, Altarpolster sticken und ähnliche Künste. Im Jahre 1760 starb ihrer Mutter Schwester, die Herzogin von Guastalla, und vermachte ihnen ihr ganzes bedeutendes Vermögen. Eleonore wurde dadurch mit einem Schlage aus einer mittellosen, fast armen Prinzessin zu einer der reichsten Erbinnen. Die nächste Folge dieses Glückswechsels bestand darin, daß die beiden jungen Mädchen noch im Sommer desselben Jahres an den Wiener Hof kamen, mit dem, wie die meisten süddeutschen Adelsfamilien, auch die Oettingen seit Alters intime Beziehungen unterhielten. Es dauerte auch nicht lange, so hatten die Schwestern Freier aus den höchsten Kreisen der österreichischen Gesellschaft gefunden. Leopoldine verlobte sich mit dem jungen Grafen Ernst Kaunitz, dem Sohne des Staatskanzlers; zwei Monate später Eleonore mit dem Fürsten Karl Liechtenstein, der sich bereits im siebenjährigen Kriege aufs Vortheilhafteste ausgezeichnet hatte und in der Stufenleiter militärischer Ehren bis zum Generalmajor emporgestiegen war. Die ersten Jahre glücklicher Ehe verlebte Eleonore meist auf ihren Gütern in Mähren und auf denen ihres Mannes in Niederösterreich. Die Wintermonate wurden in Wien zugebracht. Die erste Gelegenheit, nach außen hin bedeutsamer hervorzutreten, fand sich für die junge Frau, als sie im Jahre 1764 mit ihrem Gemahl der Krönung Joseph's des Zweiten in Frankfurt als Ehrendame assistiren mußte. Auf dem Wege dahin wurde in München, wo die Mißwirthschaft des bayrischen Hofes Eleonore scharfe und treffende Worte entlockte, und in Oettingen Halt gemacht. Ergötzlich ist die Schilderung, welche die Reisende von einem Besuche an dem benachbarten ansbachischen Hofe macht. Eleonore fuhr in einem alten viersitzigen Wagen, den schon ihre Mutter verwünscht hatte und der unterwegs auch zweimal zerbrach; dabei war sie hofmäßig gekleidet und stieß mit ihrer hohen Frisur immer an die Decke des Wagens an. Der Markgraf Friedrich Karl Alexander — derselbe, der später sein Land an Preußen abtrat — empfing die Liechtenstein inmitten seines kleinen Hofstaates kühl und feierlich wie ein großer Souverän. Die Hofherren waren nicht unterhaltend, die Damen häßlich, abscheulich angezogen und in einer Weise decolletirt, wie Eleonore es noch nie gesehen hatte. Bei dem Diner brachten Alle Toaste aus. Nach demselben zeigte der Markgraf dem Gaste seine Pferde und Hunde, die er für seine Parforcejagden aus England hatte kommen lassen. Eleonore blieb indessen bei den Damen. Abends war Spiel und Souper, und sie fuhren dann müde und gelangweilt nach Hause. Am 19. März trafen sie in Frankfurt ein. Wer kennt nicht die anschauliche Schilderung, die Goethe von der Krönung Joseph's des Zweiten in „Wahrheit und Dichtung“ gegeben hat? Eine große Anzahl Herren und Damen aus den vornehmsten Kreisen ganz Deutschlands hatte sich in Frankfurt zusammengefunden. Schon damals ging Joseph seine eignen Wege, die weitab von der überlieferten Bahn führten. Durch den frühzeitigen Tod seiner ersten Frau, der schönen, melancholischen Isabella von Parma, war er in den Jahren, wo Andern der frohe Lebensgenuß erst recht aufzugehen pflegt, zu stiller Zurückgezogenheit und träumerischer Grübelei veranlaßt worden. „Mein Herz ist von Schmerz erfüllt,“ schreibt er unmittelbar vor der Krönung an seine Mutter „wie kann ich von einer Würde erfreut sein, von der ich nur die Last und keine Annehmlichkeit kenne; ich, der ich die Einsamkeit liebe und nur schwer mit unbekannten Leuten verkehre, soll immer in der Welt sein und Gespräche mit fremden Personen führen; ich, der ich nur wenige Worte habe, soll den ganzen Tag schwätzen und auf angenehme Weise nichts sagen.“ Doppelt bedeutsam klingt aus einem solchen Munde das Lob, das der junge König über die in Frankfurt anwesenden deutschen Frauen äußert: „Die deutschen Frauen gefallen mir in ihrer äußern Erscheinung viel besser als die Frauen in Wien; sie sind fröhlicher und haben mehr Geist.“ Seit dem Krönungsfeste war Eleonore Liechtenstein in nähere Beziehungen zum Hofe gekommen. Es ist ein warhaft erquickendes, fast idyllisches Bild, eine Oase inmitten der Wüsteneien der zahlreichen Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, dieser Hof Maria Theresia's. Von ihren Töchtern war im Jahre 1760 die älteste, Maria Anna, 22 Jahre alt, Maria Christine 18, Elisabeth 17, Amalie 15, die jüngeren, Johanna, Josephine, Karoline und Antonie, waren Kinder von 10 bis 5 Jahren. Außer Joseph waren noch vier jüngere Söhne, Karl, Leopold, Ferdinand und Max da. Einen jähen Riß in das

schöne Familienleben machte der plötzliche Tod des Kaisers im August 1765. Einige Zeit glaubte man, die Kaiserin werde in der Heftigkeit ihres Schmerzes die Regierung an den Sohn abtreten, erst nach und nach gewann die muthige Frau wieder Lust am Leben. Die nächsten Jahre nach dem Tode Kaiser Franz' waren für Eleonore von dem buntesten Wechsel des Hoflebens in Anspruch genommen. Nicht ohne ihre Mitwirkung war die zweite Heirath Joseph's mit der bayrischen Prinzessin Josepha, der Schwester des Kurfürsten Max Joseph, zustande gekommen. Bekanntlich war diese Ehe eine der unglücklichsten, die je geschlossen wurden, dieselbe konnte die Verdüsterung in Joseph's Gemüth, anstatt sie, wie man gehofft hatte, zu heben, vielmehr nur noch steigern. Dagegen glückte die Verbindung der zweiten Tochter Maria Theresia's, Maria Christine, mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, dem spätern Reichsgeneral-Feldmarschall, in einer um so erfreulicheren Weise. Die Memoiren des letztgenannten Fürsten geben ein genaueres Bild des gleichzeitigen gesellschaftlichen Hof- und Adelslebens. Wie verschieden war doch dasselbe von jenem des siebzehnten Jahrhunderts und von dem unserer Tage! Man hörte nichts von den wüsten Gelagen, von den wilden nächtlichen Ritten, von welchen uns die Chroniken nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges erzählen; man hörte auch nichts von der Frivolität und Raffinirtheit des französischen Adels am Hofe Ludwig's XIV. Wohl war noch die Rococozeit mit ihrem koketten Treiben und ihren süßmatten Spielen in der Blüthe, aber Alles hatte eine feine, glatte Form angenommen. Die Herzen pulsirten gewiß noch in heißer Leidenschaft, die Strenge der Alten und die Ausgelassenheit der Jungen kamen oft in Streit, aber in der häuslichen Zucht und in dem kühlen, steifen Ton der Gesellschaft erloschen die Flammen. — Eine große Verschiedenheit war zwischen dem Adel in Innerösterreich und jenem in Böhmen und Mähren. In Steiermark, Kärnten und Krain hatte sich der Landadel mit kleinen Gütern erhalten. In den slavischen Ländern war nach der großen Revolution unter Ferdinand II. der Grundbesitz in großen Latifundien an wenige, zunächst deutsche Familien gekommen, welche sich nach der Sitte der Zeit französirten und die französische Cultur, wie früher die italienische, vermittelten. Man darf nur die Schlösser in Steiermark mit denen in Böhmen und Mähren vergleichen; die ersten sind fast alle burgartig und im Renaissancestil, die letztern im Rococostil gebaut. Wenn man durch die Säle dieser Schlösser geht, tritt Einem überall das vorige Jahrhundert mit seiner steifen Grandezza, mit seiner gepuderten falschen Antike und seiner hausbacknen Gelehrsamkeit entgegen. Aus diesen Schlössern ist eine Reihe von Männern hervorgegangen, ausgezeichnet durch ihre praktische Tüchtigkeit im Krieg und im Frieden, aber in der Theilnahme für die geistige Bildung der Zeit wurden sie von ihren Frauen überragt. „Die Erziehung, die wir unsern Frauen geben," schreibt einmal Leopoldine Kaunitz an ihre Schwester „ist gut, die unsrer Söhne schlecht. Man lehrt sie größtentheils unnütze Dinge; was am allernothwendigsten ist und das Glück des Lebens bildet, nämlich sich selbst beschäftigen, daran denkt man nicht. Du findest bei uns viele Frauen, welche die Lectüre lieben und trachten, sich zu unterrichten; aber es giebt nur wenige Männer bei uns, welche sich darum kümmern; die meisten spötteln, wenn man ein gutes Buch liest oder von interessanten Geschichten spricht, ohne zu wissen warum. Das kommt daher, weil sie in ihrer Jugend nur lateinische Bücher in die Hand bekommen und ihre Zeit mit einem abstoßenden langweiligen Studium ausgefüllt ist." Der österreichische Adel hatte seine Freiheiten längst zu den Füßen der Habsburger niedergelegt, und seit Ferdinand II. gab es in den Landstuben der Provinzen keinen Widerstand mehr. Die vornehmsten Geschlechter hatten selbst an dem Aufbau des absoluten Oesterreichs mitgearbeitet und blieben die Hauptstützen desselben bis in die Neuzeit. Bei aller Schärfe des absoluten Regimes unter Leopold I. und Karl VI. war Oesterreich ein föderativer Staat und wurde aristokratisch regiert, denn die ersten Stellen in der Armee, die Minister-, Gesandten- und Statthalterposten, die Bischofssitze und Domherrnpfründen waren fast durchaus von den Söhnen der adligen Geschlechter besetzt. Der Adel umgab den Hof, leitete die Regierung und beherrschte das Volk. Auch als Maria Theresia den einheitlichen Staat gegründet hatte, fügte sich der Adel in allen Provinzen, sogar in Ungarn. Erst als in der Reformperiode von 1765 an das Feudalverhältniß angebrochen wurde und über den Trümmern der alten Ordnung ein neuer Staat mit gleichartiger Prägung und vornehmlich bureaukratischen Formen erwuchs, trat der Adel allmälig in einen Gegensatz zur Krone. Dieser Gegensatz wurde in den ständischen Ausschüssen und im Ministerrathe nur selten und leise ausgesprochen, auch nicht gehört, aber er zog trotz der mannigfaltigen Neigungen zur Aufklärung immer weitere Kreise und öffnete eine Kluft, in welcher ein großer Theil der josephinischen Reformen begraben ward. — So lange Maria Theresia lebte, hat die politische Strömung das gesellschaftliche Leben des Adels nicht gestört. Wer vermöchte dieses heitere, innerlich bewegte Leben mit seinen Reizen und Genüssen zu schildern! Wir erkennen es nur aus den Briefen und Bildern jener Zeit. Im Frühjahr, wenn der Hof nach Laxenburg ging, zerstreute sich die ganze vornehme Gesellschaft in die Bäder und Schlösser. In fröhlichen Zügen streiften Herren und Frauen durch Park und Wald, über Feld und Wiesen bald zu Fuß, bald zu Pferd, bald zum Vergnügen, bald um einen Besuch zu machen. Die Corridore und Säle hallten wieder von Musik und Gesang, von neckischen Scherzen und fröhlichem Gelächter, von Tanz und Spiel. An einsamen Tagen, wo auch die besten Wege nicht fahrbar waren, rückte Alles zusammen und brachte soviel Unterhaltung, daß die Zeit rasch verging. Gewiß war in diesem Leben viel kindische Lust und Ausgelassenheit, aber es spielten auch heftige Kämpfe und Leidenschaften, Neigung und Abneigung, Leid und Entsagung aller Art hinein. — Eine größere Rolle spielt in den Briefen Eleonorens die Verbindung der jüngsten Kaisertochter Maria Antonie mit dem Dauphin von Frankreich. Wir erfahren da, was das spätere unglückliche Schicksal dieser Fürstin in natürlicher Weise vergessen machen mußte, daß ihr Charakter schon in jener frühen Jugend die bedenklichsten Blößen aufwies, die jeden Weiterschauenden mit schweren Sorgen für ihre Zukunft erfüllen mußten. Die Erziehung Maria Antoniens, die ausschließlich mit Rücksicht auf ihre künftige hohe Stellung eingerichtet wurde, hätte bei ihrem Hang zum Leichtsinn gerade nach entgegengesetzten Normen geleitet werden müssen; so aber beschränkte man sich darauf, ihr die geläufige französische Aussprache und einiges Wenige aus der Geschichte und Literatur beizubringen. Am 21. April 1770 nahm sie Abschied von ihrer Mutter und ihrer Vaterstadt, um sie niemals wiederzusehen. Eleonore Liechtenstein war von der Kaiserin eingeladen worden, die Prinzessin zu begleiten, hatte aber die Einladung abgelehnt. In den Wiener Kreisen berührte es unangenehm, daß die Dauphine in Straßburg ihre deutsche Begleitung entließ, ohne ein Wort mit den Frauen zu sprechen, mit denen sie als Kind gespielt hatte und die ihr in Treue und Anhänglichkeit gefolgt waren. „Die kleine Person," schrieb damals Eleonore, „ist hier vollständig verdorben worden, indem man ihr immer nur von dem Glanze und von den Festen, welche sie in Frankreich erwarten, erzählt hat." Die schriftliche Anweisung, welche Theresia ihrer Tochter mitgab, berührte zunächst nur die religiösen Pflichten: wann sie ihr Gebet sprechen, wie oft sie die Messe hören und wie sie ihre geistliche Lectüre einrichten solle. Aber die Kaiserin fügte noch einige Regeln über ihr persönliches Verhalten bei, und noch während der Reise schrieb sie: „Laß Dich in kein Gespräch über die Jesuiten ein, weder für noch gegen sie, Du kannst Dich auf mich berufen, und sagen, daß ich sie hochschätze, daß sie in meinen Ländern viel Gutes geleistet haben, daß ich sie nicht verderben will; wenn aber der Papst den Orden aufheben will, werde ich kein Hinderniß entgegensetzen. Ueber den Dauphin sage ich nichts, Du kennst meine Zartheit in dieser Beziehung; das Weib ist in Allem dem Manne unterworfen und soll nichts denken als ihm zu gefallen und seinen Willen zu thun. Das einzig wahre Glück auf dieser Welt ist eine glückliche Ehe, ich kann davon sprechen. Alles hängt von der Frau ab, wenn sie gefällig, sanft und unterhaltend ist." Bekanntlich unterhielt Maria Theresia bis an ihr Ende eine geheime Correspondenz mit Graf Mercy, dem österreichischen Gesandten in Versailles, deren Gegenstand das Leben und Treiben der Tochter war. Als die letztere einst in einem Briefe ihren Gemahl als le pauvre homme bezeichnete, schrieb die Kaiserin in prophetischem Geiste an Mercy: „Was für ein Stil, welch eine Denkart! Das bestätigt meine Befürchtungen nur zu sehr; sie eilt mit Riesenschritten ihrem Verderben entgegen; ein Glück, wenn sie nur noch die Tugenden ihres Ranges bewahrt, indem sie sich zu Grunde richtet."

Am bekanntesten ist Eleonore von Liechtenstein durch ihr Verhältniß zu Joseph II. geworden. Joseph liebte die Fürstin Jahre hindurch offen und innig; ob sie ihn wieder liebte, ist

eine Frage, die wohl niemals genügend gelöst werden wird. Hat sie ihn geliebt, so hat sie es meisterhaft verstanden, ihre Gefühle zu verbergen und ihnen den Schein einer uneigennützigen Freundschaft zu geben. Bekanntlich hat Joseph nach dem Tode seiner zweiten Frau, der bayrischen Josepha, trotz der eifrigen Gegenbemühungen des Hofes, nicht wieder geheirathet. Mit desto größerer Empfänglichkeit gab er sich dem Verkehr mit der Wiener Gesellschaft hin. Ganz besonders war es der sogenannte Kreis der fünf Damen, der ihn bis in seine letzten Tage mächtig fesselte. Die Perle dieses Damenkranzes aber war Eleonore Liechtenstein; außer ihr nahm daran Theil ihre Schwester Leopoldine Kaunitz, ferner ein zweites Schwesternpaar, die Fürstinnen Clary und Kinsky, und eine Fürstin Leopoldine Liechtenstein. Alle wohnten in dem von der Schenkengasse und Freiung gebildeten aristokratischen Viertel nahe bei einander und kamen alle Wochen wenigstens einmal, später drei- bis viermal, gewöhnlich in den Abendstunden von 8 bis 10 Uhr zusammen. Außer Joseph waren in diesem Kreise nur seine beiden treuesten Freunde, der Feldmarschall Lascy und der Oberstkämmerer Rosenberg, zugelassen. Alles Spiel war scharf verpönt; nur anregende Unterhaltung wurde getrieben, wobei die Damen in einfacher Haustoilette sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigten. Hier verlebte Joseph seine glücklichsten Stunden. Durch den Tod seines Vaters war er deutscher Kaiser geworden, während die Regierung der österreichischen Lande in den Händen der Mutter blieb, und Joseph zu einer ähnlichen Rolle wie sein Vater verdammt war. Unangenehme Conflicte konnten bei diesem Verhältniß nicht ausbleiben. Aber auch sonst zeigte sich schon in den ersten Jahren zwischen Sohn und Mutter eine weitgehende Meinungsdifferenz. Namentlich in einem Punkte, in den Anschauungen über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, war eine Verständigung zwischen Beiden unmöglich. Maria Theresia war bigott und von unduldsamer Härte gegen akatholische Confessionen. „Toleranz und Indifferentismus," schreibt sie einmal an Joseph, „sind die wahren Mittel, Alles zu untergraben; nichts ist so nothwendig und heilsam wie die Religion. Willst Du, daß Jeder sich eine Religion nach seiner Phantasie bilden soll? Kein bestimmter Cultus, keine Unterwerfung, wohin kommen wir? Ruhe und Zufriedenheit würden aufhören, das Faustrecht und andere schrecklichen Zeiten wiederkehren. Ich will keinen Verfolgungsgeist, aber noch weniger Indifferentismus und Toleranz; darnach will ich handeln. Ich wünsche zu meinen Ahnen hinabzusteigen mit dem Troste, daß mein Sohn ebenso religiös denke wie seine Vorfahren, daß er zurückkomme von seinen falschen Raisonnements, von den schlechten Büchern, daß er nicht jenen gleiche, die ihren Geist glänzen lassen auf Kosten alles Dessen, was heilig und ehrwürdig ist, und die eine imaginäre Freiheit einführen wollen, welche in Zügellosigkeit und Umsturz übergehen kann." Als im Jahre 1770 gegen mährische Convertiten mit der Strenge des alten Strafgesetzes eingeschritten werden sollte, schrieb Joseph seiner Mutter: „Ich erkläre positiv: wer dieses geschrieben, ist unwürdig zu dienen, ein Mann, der meine Verachtung verdient." Welche Heftigkeit der Auffassung und des Ausdrucks liegt nicht in diesen Worten! Und rasch wie sein Urtheil, war sein ganzes Wesen. Rasch war sein Gang, rasch seine Geberde, rasch sein Thun. Auf seinen Reisen ging es mit Windeseile vorwärts, durch Nacht und Nebel, über reißende Ströme und wilde Gebirgspässe. Mehrmals war er in Lebensgefahr. Immer war er bereit zu lernen, er ging dabei ins Einzelne, ins Kleinste. Viel zu wenig hat er den Rath befolgt, den ihm der große Friedrich in Neisse gegeben hatte: er möge sich nicht von Bagatellen erdrücken lassen, das ermüde den Geist und verhindere, an große Sachen zu denken. Sein Haushalt, seine Tagesordnung waren gleich einfach. Gern nahm er den Schein an, als wenn er Niemandes bedürfe. Er war gewohnt zu befehlen, streng, rücksichtslos, oftmals gewaltsam, zerschmetternd und doch wieder gütig und mild, barmherzig, voll Verständniß für jedes Leid, zumeist für die Seufzer der Armen und Bedrängten. Er war seit Jahrhunderten der erste Fürst seines Stammes, welcher wieder in die offnen Kreise des Lebens hinaus trat, der erste Fürst, welcher ein erträgliches Deutsch sprach und schrieb. Wohin er kam, bezauberte er Alle, Hoch und Niedrig, mit seinem offenen freundlichen Wesen. In Deutschland war er in jenen Jahren der populärste Fürst, die Freude und die Hoffnung der Jugend. — Am 29. November 1780 starb Maria Theresia. Ihre letzten Lebensjahre waren für sie eine Quelle unausgesetzter Verstimmungen und Kränkungen. „Bin nicht mehr en vigeur," schreibt sie in jener Zeit einmal an Joseph, „bin allein, verlassen, der Tod meiner Freunde, die Irreligion, die Verschlechterung der Sitten, die Sprache, die man jetzt führt, alles das drückt mich nieder." Jetzt erst kam Joseph dazu, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens seine tiefeingreifenden Reformgedanken zur Ausführung zu bringen. Fassen wir den Gesammtinhalt und Charakter seiner Reformen in kurzen Worten zusammen, so werden wir sagen müssen, daß sein Staatsideal die absolute einheitliche Monarchie unter der Herrschaft des Gesetzes gewesen ist. Es ist oben hervorgehoben worden, daß Oesterreich bis auf Joseph's II. Zeiten herab mehr ein Föderativstaat, gelenkt von den Ständen und Corporationen des einzelnen Landes, als ein einheitlicher Staat mit strammer centralisirter Verwaltung gewesen war. Hier mußte zuerst Hand ans Werk gelegt werden. Vor Allem wurde den Ständen, den Grundherren und den Städten jede Ausübung einer obrigkeitlichen Thätigkeit entzogen, sodann allgemach ein ständisches Recht nach dem andern aufgehoben, bis endlich 1788 mit der Auflösung der Landtage die letzten Ueberbleibsel der alten Rechte zertrümmert waren. In den Städten hörte die alte Zunftgliederung auf, alle Bürger sollten in gleiche Pflichten und Rechte eintreten, auf dem Lande wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Zinsen und Frohnden wurden gesetzlich bestimmt, das persönliche und Eigenthumsrecht des Bauers geschützt. Ein neues Civil- und Strafgesetzbuch ward erlassen, das Unterrichtswesen nach neuen Grundsätzen geregelt, die deutsche Sprache als allgemeine Geschäftssprache eingeführt. Am tiefgreifendsten waren jedoch die kirchlichen Reformen, unter denen das placetum regium, das Toleranzedict, die Beschränkung der bischöflichen Gewalt und die Aufhebung der Klöster obenan stehen. Schade nur, daß diese dringend nothwendigen Maßregeln zu rasch und gewaltthätig durchgeführt wurden, als daß sie in einem Lande wie Oesterreich, in dem infolge der Jahrhunderte langen Mißwirthschaft fast alle gesunden Keime abgestorben waren, einen Anspruch auf längeren Bestand hätten haben können. Dennoch blieben ihre segensreichen Wirkungen nicht aus: wurden auch viele derselben von dem Thronfolger wieder aufgehoben, ja mußte sich Joseph selbst zur Zurücknahme mancher derselben entschließen, so blieben andere doch auch späterhin noch bestehen, wie es überhaupt gerade für das alte träge Oesterreich schon von unermeßlichem Werthe war, daß einmal von oben herab die Ausrottung der überkommenen Mißstände energisch in die Hand genommen wurde. Die Wirkung der josephinischen Reformen auf die tiefer Gebildeten seiner Zeit schildert uns Herder in den „Briefen über die Humanität" in folgenden Worten: „Joseph hat viel, sehr viel und weniges mäßig gesehen und das Innere seiner Länder bis zum kleinsten Detail kennen gelernt. Er wollte nur Billiges, Nützliches, Gutes. Oft war, was er wollte, nur die erste Pflicht der Vernunft und Humanität, der gesellschaftlichen Rechte. Golden sind seine Grundsätze, die er in mehreren Befehlen äußert, er kannte den Quell des Verderbens und nahm sich seiner bis auf den Grund an. Jede Seite des menschlichen Elends hat er berührt. Er unterlag nicht der Schwachheit der menschlichen Natur, sondern der von Kindheit auf genährten Allgewalt des Selbstherrschers. Nicht das Schicksal, die Natur der Dinge, der Wille seiner Unterthanen hat ihn gebeugt. Seine Fehler hat er mit ins Grab genommen; das Gute, das er gewollt, wird, obwohl einestheils in zerfallenden Resten, bleiben und dereinst glücklicher an den Tag treten, denn es ist dem größten Theile nach reines Gute zum Ertrage der Menschheit." Weniger anerkennend war die Stimmung im eignen Lande. Den Anhängern der Aufklärungstheorien, die gerade damals fast in ganz Europa in den Kreisen der Regierenden wie der Regierten tonangebend waren, erschienen die josephinischen Reformen als eine Halbheit; der Katholicismus blieb nach wie vor die Staatsreligion, Protestantismus war nur geduldet, der Adel noch immer zu sehr begünstigt, die Verwaltung zu scharf und willkürlich. Die Anhänger der alten Ordnung wieder erblickten in den Reformen einen Eingriff in das göttliche und menschliche Recht, die Vernichtung des Adels, die schrankenlose Freiheit und den Beginn der socialen Revolution. Die Beamten empfanden die gesteigerte Arbeit, die größere Verantwortlichkeit und die strengere Zucht als eine Last; der Adel, die Geistlichkeit, die Städte murrten über den Verlust ihrer Sonderprivilegien, nur der Kleinbürger und der Bauer nahmen die Reformen wie eine Befreiung von alten, drückenden Fesseln auf. Auch in der Gesellschaft der fünf Damen machte sich offene Opposition gegen das neue Regime geltend. In den Abendunterhaltungen trug der Kaiser nicht selten seine Reformgedanken vor und verbreitete

sich in lebhafter Selbstvertheidigung über die neuerlassenen Gesetze. Aber niemals hat Eleonore Liechtenstein an dem Charakter ihres kaiserlichen Freundes gezweifelt; sie erkannte und achtete die offene Ehrlichkeit seines Wesens, seinen guten Willen, sein warmes Herz für Alles, was das Wohl seines Volkes betraf. Daß sie durch dieses revolutionäre Vorgehen gegen die alten kirchlichen Einrichtungen beängstigt und verstimmt wurde, wer möchte dies ihrem Frauengemüth verargen? — Es ist bekannt, daß Joseph in den letzten Jahren seiner Regierung selbst Hand an die Zerstörung seines mit so unsäglichen Schwierigkeiten aufgebauten Werkes zu legen genöthig war. Anstatt daß mit den Jahren die neuen Einrichtungen gekräftigt worden wären, wurden sie vielmehr von der immer kühner auftretenden Opposition erfolgreich unterwühlt. Selbst der Bruder und Thronfolger, Großherzog Leopold von Toscana, einer der Wenigen, denen Joseph sein ganzes Vertrauen schenkte und der zu Anfang zu den begeisterten Anhängern seiner Reformen zählte, zog sich allmälig in das andre Lager hinüber. Dazu kam das Fehlschlagen der josephinischen Politik in den Niederlanden, in Ungarn, in den Beziehungen zu Preußen, Rußland und der Pforte. Joseph ist auch in seiner äußern Politik eine tragische Erscheinung dadurch gewesen, daß er stets nicht nur das Beste — denn welcher gewissenhafte Fürst wollte das nicht! — sondern auch das Richtige wollte, daß ihm aber dieses sein Wollen regelmäßig bei der Ausführung ins Gegentheil umgeschlagen ist. Zuerst schlug in Ungarn die Empörung in hellen Flammen auf, später folgten die katholischen Niederlande, Hand in Hand mit der gleichzeitigen französischen Revolution, bis zum völligen Abfall von Oesterreich. Den Schluß in dieser Kette von Unglücksfällen bildete der schlimme Ausgang des Türkenkrieges, in dessen Strapazen sich der Kaiser den Keim zu unheilbarem Siechthum holte. „Versunken in mein eignes Mißgeschick," schrieb er im December 1789 an seinen Bruder Leopold, „und in das des Staates, mit einer Gesundheit, welche mich jeder Erleichterung beraubt und nur die Arbeit noch peinlicher macht, bin ich gegenwärtig der Unglücklichste unter den Lebenden; Geduld und Ergebung sind meine einzige Devise. Du kennst meinen Fanatismus, darf ich sagen, für das Wohl des Staates, dem ich Alles geopfert habe; das bischen guten Ruf, das ich besaß, das politische Ansehen, welches die Monarchie sich erworben, Alles ist dahin; beklage mich, mein theurer Bruder, und möge Gott Dich vor einer ähnlichen Lage bewahren!" Fast schon auf seinem Todtenbette unterzeichnete Joseph den berühmten Widerruf seiner Gesetze in Ungarn und vernichtete damit für Jahrzehnte den Culturfortschritt in jenem Lande. Einsam und verlassen brachte er die letzten Lebenstage hin, keine liebende Hand legte sich über seine Augen, die Geschwister hielten sich herzlos abseits, nur sein Liebling, seine Nichte Elisabeth von Württemberg, ließ sich, obgleich sie ihrer Entbindung entgegensah, in einer Sänfte an das Sterbelager tragen, wurde aber schon nach den ersten Worten des Kaisers so ohnmächtig, daß man sie wegbringen mußte. Am nächsten Tagen that sie eine Fehlgeburt und am andern Morgen war sie eine Leiche. „Und ich lebe noch," rief Joseph bei dieser Kunde aus. Der letzte Gruß galt den fünf Damen; am Vorabend des Todestages brachte Lascy ihnen ein Abschiedsbillet des Kaisers. In der Frühe des 20. Februar 1790 hauchte Joseph nach kurzem Todeskampfe seine große und edle Seele aus. „Die Geschichte," fügte die „Wiener Zeitung" der Todesnachricht bei, „wird ihm die Gerechtigkeit leisten, daß er mächtige Vorurtheile zum Theil glücklich besiegt und daß er großen Wahrheiten nicht nur den Weg zum Thron eröffnet, sondern auch einen ausgebreiteten Einfluß verschafft hat. Er hat auch in der kurzen Zeit seiner Regierung so viele sonstigen Anstalten gemacht und so viele segensvolle Denkmäler der Weisheit und Güte hinterlassen, daß der Dank der Nachkommenschaft seinen Namen verewigen wird."

Mit dem Tode ihres kaiserlichen Freundes erlosch auch Eleonorens Glücksstern. 1789 war ihr Gemahl an einem Faulfieber, das er sich im türkischen Feldzuge geholt hatte, gestorben; 1795 fiel ihr ältester Sohn, auf den sie große Stücke gehalten hatte, im Duell von der Hand des Barons v. Weichs, eines jungen Domherrn aus Osnabrück. Gegenstand des Streites soll die schöne und geistreiche Fanny Arnstein, eine geborne Itzig aus Berlin, die Gattin des Bankiers und schwedischen Generalconsuls Nathan Adam Arnstein, gewesen sein, in deren Salon sich Alles zusammenfand, was Wien an Intelligenz aufzuweisen hatte. Sie hat eine gewisse Bedeutung für die Geschichte Wiens, denn sie vertrat hier zuerst jene Bewegung im Judenthume, welche in Berlin mit Mendelsohn begonnen hatte und in der Rahel ihren Gipfelpunkt gewann. Der zweite Sohn, Wenzel, der für den geistlichen Stand bestimmt war, machte der Mutter durch seinen leichtsinnigen Lebenswandel vielen Kummer; erst als er das Priesterkleid abgelegt hatte und Soldat geworden war, besserte sich seine Aufführung. 1795 starb Leopoldine Kaunitz, die treue Schwester und Beratherin. Sie hinterließ nur eine Tochter, welche noch in demselben Jahre den Grafen Clemens Metternich, den späteren österreichischen Staatskanzler, heirathete. Nachdem Eleonore Liechtenstein in ihrer Jugend den höchsten Glanz der österreichischen Monarchie unter Maria Theresia gesehen und späterhin Joseph II. näher als irgend eine andere Frau gestanden hatte, mußte sie am Ende ihres Lebens den Zusammensturz des alten Staatsgebäudes mit erleben. Sie starb an demselben Tage, an welchem die Reste der großen Armee die Beresina zu überschreiten begannen. — Eleonore Liechtenstein war eine Frau, deren Werth erst dann erkannt werden kann, wenn sie mit eignem Maße gemessen wird. Ihr Leben fiel in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, aber ihre Bildung wurzelte in der Cultur der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und war deswegen ganz französisch. Sie verstand wenig von der bildenden Kunst, wenig von der Musik und noch weniger von den Naturwissenschaften; nur in der Geschichte und Literatur besaß sie gründliche und umfassende Kenntnisse, die sie aber nicht im Kloster zu Straßburg, sondern durch spätere fleißige Lectüre erworben hatte. Sie fing mit den französischen Classikern an und endete mit den deutschen. Nur Rousseau ist ihr zeitlebens fremd geblieben. „Ich danke Gott," sagte sie 1806, „daß ich niemals die Werke des verführerischen Autors gelesen habe; mein Abbé hielt mich immer davon zurück, er hätte mir eher Voltaire erlaubt." Im Wiener Verkehr lernte sie zwar deutsch, aber sie vermochte sich darin nur unvollkommen und schwer auszudrücken, und wenn sie auch später die besten Werke der deutschen Literatur kennen gelernt hat, den tiefern Gehalt derselben hat sie nicht erfaßt, so wenig wie den Wohllaut, die Kraft und Innigkeit der deutschen Sprache. Sie erkannte dies und drang bei ihren Kindern frühzeitig darauf, daß sie deutsch denken, sprechen und schreiben lernten. Sie munterte ihre Tochter auf, deutsche Briefe zu schreiben; „wenn Du auch nicht so gut schreibst, als die Frau Herder, welche sich durch ihr ganzes Leben geübt hat und unter einem solchen Meister, wie ihr Mann ist." Dagegen blieb sie den Aufklärungstheorien zeitlebens abgeneigt, indem sie in ihnen nur die Negation aller positiven Religion und der altüberkommenen socialen Verhältnisse erblickte. Ein wahres Entsetzen mußte ihr daher die französische Revolution einjagen. In der Politik war sie eine Freundin der alten feudal-förderalistischen Zustände, wenn sie auch wohl erkannte, daß dieselben nicht für jede Zeit paßten. Als 1802 eine Restauration der theresianischen Staatsordnung angestrebt wurde, sagte sie: „Die Zeit der Kaiserin Maria Theresia war vielleicht die glücklichste für die Monarchie, aber ich wünsche sie nicht zurück; ist auch nicht möglich, die politischen Verhältnisse sind anders geworden." Mit ganzer Seele hing sie an der alten Ordnung des Reiches, und als dieselbe zusammenbrach und das Kaiserthum sang- und klanglos zu Grabe getragen wurde, war sie tief erschüttert. Sie war ein durch und durch gesunder und offner Charakter, alles Mystische und Phantastische war ihr zuwider. Es erregte nur ihre Heiterkeit, als in den siebziger Jahren Meßmer mit dem thierischen Magnetismus seinen Schwindel trieb, als Gall über die Schädellehre Vorlesungen hielt und der Abenteurer Casanova so viele wundersüchtige Frauen begeisterte. Ebenso haßte sie alle Geheimthuerei und wollte weder von den Freimaurern und Illuminaten, noch von den Rosenkreuzern etwas wissen.

Dr. M.

Bücherbesprechung.

— Anleitung für Officiere und Unterofficiere beim Ertheilen des Unterrichts im Turnen und Bajonettiren. Nach den Allerhöchsten Vorschriften v. J. 1895 bearbeitet von S., Hauptmann und Compagnie-Chef. Leipzig, Zuckschwerdt u. Comp. ℳ 0,40. 1896. — In dem Sinne, wie das Vorwort zur kleinen Schrift ausspricht, daß sie den Officieren und Unterofficieren beim Ertheilen des Unterrichts einen kurzgefaßten Anhalt für die nicht jeder Zeit zugänglichen Allerhöchsten Vorschriften bieten soll, kann sie bestens empfohlen werden.

H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 69. Dienstag, den 9. Juni. 1896.

Der Bildungsstand der Geistlichkeit Sachsens in den ersten Jahrzehnten der Reformation.

Von D. Georg Buchwald.

Zu den schwierigsten Aufgoben der Reformatoren, zu deren Bewältigung Jahrzehnte nöthig gewesen sind, gehörte es, einen Geistlichenstand heranzuziehen, der ausgerüstet mit der nöthigen Bildung seinem hohen Amte gewachsen war. Man sehe nur hinein in die geistliche Noth und die tiefe Verkommenheit des Volkes, und man wird einigermaßen die Schwierigkeit jener Aufgabe ermessen können. Zudem war man ja gar nicht in der Lage, an Stelle der als untüchtig, ja schädlich erkannten Elemente in dem Kirchendienst sofort neue zu setzen. Man „mußte versuchen, mit denen einstweilen weiter zu leben, die auf dem Boden des Papismus erwachsen waren und diesem möglichst treu blieben".

Für die Erkenntniß des „Bildungsstandes der Geistlichkeit Sachsens in den ersten Jahrzehnten der Reformation" haben wir mancherlei Quellen. Es sei nur erinnert an die beiden Reformationsgutochten des Zwickouer Pfarrers M. Nikolaus Hausmann aus den Jahren 1523 und 1525, sowie an die zahlreichen noch unverwertheten Originalbriefe sächsischer Geistlicher an den Zwickauer Stadtschreiber M. Stephan Roth (gest. 1546) und endlich an die zahllosen Streitigkeiten, in denen laut der noch vorhandenen Prozeßacten die Geistlichen eine klägliche Rolle spielen. Die beiden Hauptquellen dürften jedoch ohne Zweifel die Visitationsacten und die Ordinirtenbücher sein. Schon Hausmann hatte auf die Nothwendigkeit einer Visitation hingewiesen. Ein Jahr später (unter dem 24. Juni 1524) schreibt Herzog Johann Friedrich von Sachsen an Luther: „Es sind leider der Schwärmer, Gott sei es geklaget! allzu viel, und machen uns hie oben gar viel zu schaffen. Ich acht aber dafür, daß es nicht baß möchte gestillet werden, denn daß ihr euch eins hätt' der Weil genommen und von einer Stadt in die andern im Fürstenthum gezogen und gesehen (wie Paulus thät), mit was Predigern die Städte der Gläubigen versehen wären. Ich glaub, daß ihr bei uns in Duringen kein christlicher Werk thun möchtet. Welche Prediger dann nicht tauglich, hättet ihr mit Hülf der Oberkeit zu entsetzen." Erst Anfang Januor 1526 kam es zur ersten Visitation, und zwar im Amte Borna. Das Resultat war verhältnißmäßig kein ungünstiges. Von den 23 Geistlichen predigten 14 das Evangelium, 4 waren verheirathet, 3 lebten in wilder Ehe. Viel ungünstiger war das Ergebniß der nächsten Visitation, im Amte Tenneberg. Hier gab man jedem Geistlichen eine Predigt zu halten auf und prüfte ihn „auf die Lehre von der Sünde, den Glauben, das Sacroment und die Freiheit". Ein einziger von zwölf Geistlichen erhielt die Censur „ziemlich gut", elf waren untauglich. Unglaubliche Roheit des Volkes brachte die Visitation des Kurkreises an den Tag, so daß die Visitatoren hier und da bekannten, daß dem böswilligen Volke nur durch „Henker und Stockmeister" zu rathen sei. Von kirchlichem Sinne war herzlich wenig zu spüren. Oft fanden sich keine drei Menschen zum Gottesdienste ein. An roher Entweihung des Gottesdienstes und des Gotteshouses fehlte es nicht. Daß an alle dem die Geistlichen mit Schuld trugen, liegt auf der Hand. Es fehlte ihnen zum großen Theile auch an den nothdürftigsten Fähigkeiten für ihr Amt. Sie trieben zum Theil bürgerliche Gewerbe, mit Vorliebe die Schankwirthschaft. Daß die Bauern dann die Kirche zur Niederlage für das Pfingstbier benutzten, darf uns da nicht Wunder nehmen. Wie sollte ein Mann, der nicht im Stande war, das Vaterunser und den Glauben zu beten, geistig über seiner Gemeinde stehen und dieselbe kirchlich beeinflussen können.

Wohl finden wir in den Städten manchen tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Mann im Dienste der Kirche und Schule. Aber um so trauriger sah es auf dem Lande aus. Die Visitatoren mußten froh sein, wenn ein Pfarrer, der selbst nicht predigte, sich wenigstens einen Prediger hielt, der noch die Gemeinde zum Nothdürftigsten versorgte. So that es z. B. der Pfarrer von Pausa, Nikolaus Neulich, und der Pfarrer von Falkenstein. Daß man von dem Tuchmachergesellen, der als Pfarrer von Straßberg fungirte, Pancratius Muller, nicht viel erwarten konnte, verstand sich von selbst. Man gab ihm die Censur „nicht geschickt" und ließ ihn im Amte. Dem Frühmeßner zu Bobenneukirchen gab mon auf „sich zu befleißen, daß zu studiren", während man den Pfarrer selbigen Orts absetzte „aus dem, daß er sehr papistisch befunden und doß die Leut sehr übel an ihm sind". Viele Anforderungen werden die Visitatoren an die Geistlichen nicht gestellt haben. Aber auch das Geringe, was sie suchten, fanden sie bei den Wenigsten. Daher der Eifer, mit dem die Reformatoren für die Schule eintraten, immer mit der besonderen Bezugnahme auf die Kirche. „Wo man nicht Schüler zieht," sagt Luther, „so werden wir nicht lange Pfarrherrn und Prediger haben, wie wir wol erfahren: denn die Schule muß der Kirche Personen geben, die man zu Aposteln, Evangelisten, Propheten, das ist Predigern, Pfarrherrn, Regierern machen könne. Ohne was man sonst noch für Leute in der ganzen Welt haben muß. — — Darum haben die vorigen Kaiser, Könige und Fürsten recht wol gethan, daß sie mit solchem Fleiß so viele Schulen, hoch und klein, Klöster und Stifter gebaut haben, daß sie der Kirche reichen und großen Vorrath von Personen haben schaffen wollen." So schrieb Luther im Jahre 1539. Herzog Georg der Bärtige war gestorben. Im Herzogthum Sachsen brauchte man evangelische Prediger. Und wo man solcher bedurfte, wandte man sich nach Wittenberg; oder, hatte man einen tüchtigen Mann, so schickte man ihn wenigstens dahin, damit er dort, am Centrum des evangelischen Lebens, die Ordination empfing. Noch sind uns die Aufzeichnungen über die in Wittenberg vollzogenen Ordinationen erhalten, eine äußerst werthvolle Quelle für die Erkenntniß des Bildungsstandes der evangelischen Geistlichkeit in den ersten Jahrzehnten der Reformation! Mancher wird sich freilich wundern über das, was jene Quelle uns bietet. Wir beschränken uns wiederum nur ouf Sachsen.

Auf den ersten Blättern des Ordinirtenbuches finden wir allerdings fost ausnahmslos Schulmeister, Stadtschreiber, Küster und Studenten als Candidaten des geistlichen Amtes. Bald jedoch können diese die Nachfrage nicht mehr allein decken. Waren im Jahre 1537 nur 8 und 1538 nur 24 Personen ordinirt worden, so empfingen 1539 bereits 110 und 1540 sogar 119 Personen in Wittenberg die Ordination. Daher kommt es, daß wir unter den Candidaten olle möglichen Berufsangehörige finden. „Druckergesellen" und Buchbinder mochten noch nicht zu den schlechtesten Candidaten gehören. Ihr Beruf hatte ihnen die Möglichkeit gegeben, sich in den Büchern etwas umzusehen. So lebte in Reinsdorf bei Zwickau ein Buchbinder Namens Barthel Gernegroß. Er hotte einen großen Theil der Bücher M. Stephan Roth's in Zwickau gebunden, an denen man heutzutoge seine fachmännische Tüchtigkeit bewundern kann. Auch für Joseph Levin Metzsch auf Mylau, dessen Bibliothek geradezu eine Berühmtheit war, arbeitete er. Wir besitzen von ihm mehrere eigenhändige Briefe. Nach ihnen zu urtheilen, war er kein Meister im Schreiben. Das hinderte ihn nicht, sein Handwerk tüchtig zu betreiben und nebenbei noch den Küsterdienst in Reinsdorf zu versehen. Er verließ aber seine Werkstätte, ging noch Wittenberg und ließ sich von Bugenhagen ordiniren, um einem Rufe als Diaconus nach Neukirchen bei Crimmitschau Folge zu

leisten. Er wurde sogar später Pfarrer in Langenbernsdorf bei Werdau, mußte allerdings 1556 entlassen werden. Eine ganze Anzahl Setzer der Wittenberger Druckereien fühlten in sich den Beruf, sich dem geistlichen Amte zu widmen. Das waren in der Hauptsache gut gebildete Leute, wie sich aus zahlreichen Briefen derselben erkennen läßt. So hatte z. B. Adrian Hüfner, eines Amtschössers Sohn, die Lateinschule zu Torgau besucht, war dann „Setzer und Drucker beim Georgen Rhaw" zu Wittenberg geworden und ließ sich 1542, als Diaconus nach Oschatz berufen, von Sebastian Fröschel ordiniren. Drei Jahre später wurde er bereits Pfarrer von Schilda. Ein früherer College von ihm, Gabriel Engel, wurde 1543 Pfarrer zu Sörnewitz bei Oschatz. Auch noch in verhältnißmäßig später Zeit, wo bereits, wenigstens für Sachsen, nur Solche zum Kirchendienste Zulassung fanden, die Schule und Universität besucht hatten, traten Leute aus der Druckofficin in den geistlichen Stand. So lesen wir unter dem 9. Juni 1574: „Ich Christophorus Walther von Döbeln im Land zu Meißen, eines Tuchmachers Sohn, bin 39 Jahr zu Wittenberg in des Ehrbaren und Weisen Herrn Bürgermeisters Hans Luffts Druckerei Corrector gewesen. Die ganze Biblia hab ich oft durchaus gelesen, habe auch von Jugend auf des Ehrwürdigen Herrn Doctoris Martini Lutheri Bücher gern und mit Fleiß gelesen und sonderlich im Drucken hab ich sie alle etlich Mal gelesen. Auch hab ich die überaus treffliche gelahrte Männer D. Martinum Lutherum, D. Pomeranum, D. Cruciger, D. Eber und den Herrn Philipp Melanchthon hören lesen und predigen. Weil aber die Druckereien sehr abnehmen, ist mir von vielen gutherzigen frommen Leuten geraten, daß ich mich solle zum Kirchendienst begeben." Walther erhielt die Pfarrstelle zu Holzdorf.

Aber auch aus Werkstätten jeder Art sonst machen sich Leute auf, sich in den Dienst der evangelischen Kirche zu stellen. Bis zum Frühjahr 1560 finden wir unter den Ordinirten 22 Tuchmacher, 18 Setzer und Drucker, 8 Schuster, 8 Buchbinder, 8 Schreiber, 6 Leineweber, 4 Schneider, 3 Berggesellen, 3 Fleischer, 2 Kürschner u. s. w. Ferner sind vertreten Büttner, Seiler, Fenstermacher, Drechsler, Beutler, Messerschmiede, Kesselschmiede, Krempelsetzer, Bildschnitzer, Barbiere u. s. w. Auch ein „Apotheker und Zuckermacher" findet sich unter den Ordinirten.

Eine große Zahl der diesen Berufsclassen angehörigen Männer trat in den Dienst sächsischer Gemeinden. Nur einige seien genannt. Der Tischler Michael Schedel in Adorf wird, von Luther selbst ordinirt, daselbst Diaconus, der Beutler Christoph Heber aus Freiberg Pfarrer zu Bärenstein (1540), der „Studiosus, Bürger und Leinweber" Leonhard Titze aus Leisnig, der eine Zeit lang Luther's Famulus gewesen, Diaconus zu Lommatzsch (1540), der Leineweber Melchior Hefft aus Glauchau Diaconus in Crimmitschau (1540), der Schuster Peter Altermann aus Lommatzsch Diaconus zu Bärwalde (1541), der Seidenstiker Petrus Heubner aus Altenberg Pfarrer in Fuchshain (1542), der Tuchmacher Johannes Hechelmöller in Zwickau Diaconus daselbst (1542), der Großenhainer Tuchmacher Sylvester Treutler wird 1548 Pfarrer zu Gröba bei Riesa u. s. w. In den 60er Jahren fangen allmälig die früheren Handwerker an aus den Ordinirtenbüchern zu verschwinden. Man hatte reichlicheres Angebot von jungen Leuten, die eine gute Schule — besonders treten die Fürstenschulen hervor — und die Universität besucht hatten. Jetzt nahm man es auch strenger mit der Prüfung und scheute sich nicht, ungenügend Gebildete zurückzuweisen. Nicht mehr in Wittenberg allein, auch in Leipzig (wohl schon seit 1539), sowie in Dresden (seit 1580) wurden die Ordinationen vollzogen. Man war somit in der Lage, die Candidaten sorgfältiger zu prüfen. Insbesondere legen darauf die Generalartikel vom Jahre 1580 Gewicht, „dieweil bei der Ordination ein ganz beschwerlicher Mißbrauch eingerissen, wenn je zu Zeiten etliche ungeschickte Ordinanden von denen Herrschaften oder andern unsern Unterthanen zur Ordination geschickt, daß dieselbige auf derer Kirchen Kosten so lang an gemeldten Orten, da sie die Ordination empfangen sollten, sich gehalten, bis sie durch einen Studenten oder Jemand auf etliche gewisse Fragen abgerichtet, und da sie auf dieselbigen antworten können, wie sie abgerichtet worden, alsdann erst zur Ordination zugelassen, ungeachtet, daß sie in heiliger Schrift Alten und Neuen Testaments entweder wenig oder gar nichts gelesen noch verstanden, welche sich nachmals allein auf die Postille legen und der Kirchen Gottes nimmermehr nützlich dienen, die Angefochtenen nicht trösten, die Irrenden mit beständigem Grund göttlichen Wortes nicht berichten noch falschen Lehrern das Maul stopfen können". Ueber ein halbes Jahrhundert fleißiger Arbeit hatte dazu gehört, die Bildung der zukünftigen Geistlichen in die richtige Bahn zu leiten. Das ist auch eine der werthvollsten und wichtigsten Errungenschaften der Reformation, wofür die evangelische Kirche niemals dankbar genug sein kann.

Reiseskizzen aus dem Kaukasus 1895.

5) Im Gebiet der Naphtha-Quellen. Von Baku getrennt durch einen Streifen unbebauten Terrains von mehreren Werst Breite liegt die sogenannte „schwarze Stadt". Hier befinden sich die Petroleumfabriken und alle anderen hierauf bezüglichen Fabriken. Die schwarze Stadt umgiebt ein schmaler Streifen neuentstandener Bauten, welche man die „weiße Stadt" nennt, obgleich sie diesen Namen durchaus nicht verdient. Mit der Bahn gelangt man von hier in kurzer Zeit nach dem Terrain der Naphtha-Quellen, zunächst nach Balachani, Ssabuntschi und Romani, wo nach dem Naphtha gebohrt wird; von dort in zehn Minuten nach dem urältesten Quellenterrain von Ssurachani, welches schon den alten persischen Feueranbetern bekannt war. Unter Führung liebenswürdiger Landsleute und bei größtem Entgegenkommen aller Betheiligten konnte ich von den zahlreichen Petroleumsfabriken die größte derselben, der schwedischen Firma Nobel gehörend, eingehend besichtigen und mir über die Zubereitung des eine so große Rolle spielenden Beleuchtungsmaterials die Kenntnisse verschaffen, soweit dies einem Laien möglich ist. Auf der höchsten Stelle der ganzen Anlage standen drei mächtige cylindrische Thürme. Das in Balachani gewonnene und durch einen primitiven Ausscheidungsprozeß vorläufig gereinigte Petroleum wird von dort durch eiserne Röhren nach dem höchsten und dicksten Cylinder geleitet, wo die Unreinlichkeiten und das Wasser, als der schwerere Bestandtheil, nach unten schlagen; das nun schon etwas gereinigte Naphtha fließt von oben ab nach dem zweiten, etwas tiefer stehenden, und von da nach dem dritten Cylinder. Das ist die erste Destillation. An Glasröhren kann man von außen den jeweiligen Stand der Masse erkennen. Von hier führen eiserne Röhren das Petroleum nach dem eigentlichen Destillationsapparat. Es waren das 4 Reihen von je 6 neben einander liegenden großen cylindrischen Kesseln, welche in einfachster Weise geheizt werden. Ein Strom von Petroleumrückstand strömt in den Feuerraum unter dem Kessel und wird vermittelst eines zweiten mit Wasserdampf gefüllten Rohres nach vorwärts getrieben, einen äußerst heißen Feuerstrahl erzeugend. Die ganze Vorrichtung ist äußerst einfach, ein Mann bedient hier durch einfaches Drehen an einer Schraube die Heizung von 6 Kesseln, und alles Heizen unter Einschaufeln von Kohlen fällt weg. Man sieht daher in dem Etablissement nur sehr wenige Leute; es sind nur Sachverständige, welche mit Kennerblick die Masse auf ihren jeweiligen Werth prüfen, den Grad der erreichten Reinheit oder der sich absondernden Nebenproducte; denn nichts geht jetzt verloren, selbst die Gase, welche den Bohrungen entströmen, werden aufgefangen, in Röhren nach den Fabriken geleitet und dort zu Beleuchtungs- und Heizungszwecken verwendet. In diesen Destillationscylindern wird nun die eigentliche Reinigung des Naphthas durch Zusatz von Soda und Schwefelsäure ausgeführt, und von demselben die Nebenproducte abgetrennt. Das dritte und letzte Product, das eigentliche Petroleum, wie es zur Verwendung in unseren Lampen kommt, wird dann nach den Reservoirs — großen cylindrischen Thürmen — geleitet, von wo es nach Bedarf in die Petroleumeisenbahnzüge oder in die im Hafen liegenden Schiffe durch Röhren geleitet wird. Drei solcher Schiffe, von der Nobel'schen Fabrik befrachtet, lagen am Hafendamm zur Abfahrt bereit. Viel zu sehen ist hierbei nicht, denn die von der Fabrik kommenden Röhren werden einfach mit den im Schiff befindlichen Röhren verbunden, welche die Flüssigkeit in die Caissons im Innern desselben leiten. Ich glaube, ein großer Theil unseres Bedarfs wird auf dem Wege über das Kaspische Meer nach Astrachan und von da wolgaaufwärts und durch das Canalsystem nach dem Baltischen Meere und an die deutschen Küstenorte gebracht. Auf dem Landweg bringen es die erwähnten Eisenbahnzüge nach Batum oder Poti, von wo es dann gleichfalls auf

Schiffe verladen wird. Es ist schon oft das Project bearbeitet worden, um den umständlichen Umfüllungsprozeß zu vermeiden, eine directe Röhrenleitung von Baku aus bis nach Batum anzulegen, und die großen Verkehrsstockungen, welche erst kürzlich im November v. J. durch die Ueberschwemmungen bei Gori und Kwirili hervorgerufen wurden, haben die Nothwendigkeit einer solchen Anlage ganz eclatant bewiesen. Dagegen aber wehrt sich vor allen Dingen die Eisenbahnverwaltung, deren Haupteinnahme die Petroleumzüge bringen, und dann die Producenten selbst, Nobel und Rothschild an der Spitze, welche befürchten, daß das Rohöl dann nach Batum geleitet und nach dort sich ein großer Theil des Raffineriegeschäftes wenden würde. Die Nobel'sche Fabrik ist die größte der in Baku zahlreich vorhandenen Petroleum-Fabriken. Dazu gesellen sich alle diejenigen Fabriken, welche die zur Petroleum-Bereitung nothwendigen Materialien liefern, wie Soda, Schwefelsäure, eiserne Röhren, deren letztere namentlich in ganz unglaublichen Massen hier verbraucht werden; denn das ganze Terrain von den Naphthaquellen nach den Fabriken und von hier nach den Schiffen oder der Eisenbahn ist mit diesen Röhren durchzogen und da sie offen zu Tage liegen, so nutzen sie sich sehr schnell ab. Im Ganzen sollen in Baku weit über 200 Fabriken sein. Die „schwarze Stadt" ist natürlich kein angenehmer Aufenthalt. Die Häuser sind nach Landesart von lustigen Veranden umgeben, wer aber soll sich in der qualmigen und mit Petroleumgerüchen geschwängerten Atmosphäre auf einer solchen Veranda der frischen Luft erfreuen? Jeder Beamte der Fabriken eilt daher, sobald seine Geschäfte es erlauben, nach Baku zurück. Nach Balachani fährt man von Baku aus etwa eine halbe Stunde. Die Bahn umkreist zunächst die „schwarze Stadt", dann taucht zur Linken Balachani auf; ich muß gestehen, daß ich zuerst glaubte, einen italienischen Kirchhof, reich mit Cypressen bestanden, zu erblicken; denn einen solchen Eindruck machen von Weitem die hohen spitzen Holzpyramiden, in welchen nach dem Naphtha gebohrt wird. Unser Reiseziel war zunächst Ssurachani. Wir hatten in Balachani einen längeren Aufenthalt, wo wir die mit Bohrthürmen übersäete Umgebung überblicken konnten. Dicht am Bahnhof lag ein kleiner See, der durch das den Fontainen entfließende Wasser gespeist wird und dessen Oberfläche, mit Naphtha bedeckt ist, daher in allen Farben schillert. Ein kleiner Tatarenbengel drängte sich an meinen Begleiter, der ihm schon von früher bekannt, heran und machte uns den Mund wässerig mit der Mittheilung, daß noch heute das Springen zweier Fontainen — einer bei Rothschild, der anderen bei Nobel — erwartet würde. Wir engagirten den kleinen Tataren als Führer nach unserer Rückkehr und fuhren zunächst nach Ssurachani, das ganze Quellengebiet in mächtigem Bogen umfahrend. Die Gegend ist ganz öde, einige kleine Tatarendörfer die einzigen menschlichen Wohnungen. Dicht bei Ssurachani liegt der alte Feuertempel, wo bis vor Kurzem noch die Parsen eine Art Kloster hatten. Der Zug hält hier gerade so lange, daß man bequem Zeit hat, den Tempel zu besichtigen und mit demselben Zuge dann zurückzukehren. Der Tempel kennzeichnet sich als solcher schon von Weitem durch einen viereckigen Thurm mit hoher Feueresse, aus welcher fortgesetzt Feuer emporlodert. Unter demselben befindet sich das Thor, welches auf unser Pochen ein alter Wächter öffnete, und nun betraten wir den quadratischen, von einer krenelirten Mauer festungsähnlich umgebenen Raum, in dessen Mitte der Tempel steht. Derselbe ist ebenfalls ein quadratischer, sehr massiver Thurm, in dessen vier Ecken oben kurze Essen emporragen. Zu dem Tempel, in dessen Mitte auf einem Altar das ewige Feuer gebrannt haben mag, führen von den vier Seiten breite Stufen hinauf, an den Wänden befinden sich alte persische Inschriften; im Innern der den Hof umgebenden starken Mauer liegen etwa 20 oder mehr Nischen mit breiten steinernen Ruhelagern und Feuerherden, in welchen die „Heiligen" einst gewohnt haben. Bis vor gar nicht langer Zeit haben Einsiedler hier gehaust, mit der industriellen Belebung der Gegend sind sie verzogen. Daß in der Umgebung dem Boden jederzeit Feuer zu entlocken ist, wußten die Eingeborenen bereits im Alterthum; noch heute dienen die den Erdspalten entströmenden Gase den Eingeborenen als natürliche Feuerstellen, welche sie nach Bedarf öffnen, anzünden und nach dem Gebrauch mit Erde und Steinen wieder eindämmen; auf dem ganzen Felde ringsum sah man Erdhaufen, welche als solche Feuerstellen gedient haben; einen sah ich noch in voller Thätigkeit, eine ganze Karawane hatte sich hier niedergelassen, aus Fuhrwerken, Vieh und vielen Menschen bestehend, welche sich um große Feuerstellen lagerten und kochten; an einer Stelle hatte man eine Schmiede etablirt und war man beschäftigt mit Beschlagen von Pferden und allerlei Reparaturen. In Balachani erwartete uns bereits unser kleiner Tatar, dem sich zum Ueberfluß noch ein Kamerad zugesellt, und die Beiden führten uns nun nach der erhofften Fontaine „Rothschild". Es stand daselbst ein großer, ganz neuer hölzerner Thurm, der noch nicht wie die anderen, schon lange dastehenden schwarz geworden war. Diese hölzernen Thürme, welche eine Höhe von 30 bis 40 Metern haben, dienen als Stützpunkt für den Bohrer; eine kleine Dampfmaschine in einem Holzschuppen daneben bewegt das oben befindliche Rad, welches den in eisernen Röhren geführten Bohrer bewegt. Die eisernen Röhren, der Bohrer und der Holzthurm sind meist verloren, auch wenn die Bohrung keinen Erfolg hat. Dieselbe ist vollständig vom Glück abhängig. Das Naphtha befindet sich in großen unterirdischen Erdspalten, in welchen die Gase den oberen Theil, das Wasser als die schwerste den unteren Theil ausfüllen, während das Naphtha in der Mitte zwischen beiden sich befindet. Hat man nun das Glück, das Naphtha zu treffen, so drücken die Gase von oben dasselbe mit großer Gewalt empor und es entspringt dem Thurme als mächtige Fontaine, die Höhe des Thurmes um das 4- bis 5fache übersteigend, so daß man oft von Baku aus die emporsteigende dunkle Petroleumsäule sehen kann. Rings um den Holzthurm sind große Gräben ausgehoben, um die werthvolle Flüssigkeit aufzufangen, und dennoch geht bei Wind viel von ihr verloren; darum hält man große mehrzöllige Eisenplatten bereit, welche man über die Oeffnung legt und dadurch den Strom nach unten in die Gräben zwingt. Der Strahl ist oft so stark, daß durch die von ihm nach oben geführten Theilchen von Sand und Steinen die Eisenplatten in 48 Stunden durchgearbeitet werden. Das ist der günstigere Fall. Trifft der Bohrer auf den oberen die Gase enthaltenden Theil der Erdspalte, so entströmen zunächst nur diese mit großer Macht, und das Petroleum wird dann, wenn der Stich ein günstiger war, herausgeschöpft; in Schöpfwerke verwandeln sich schließlich auch die Fontainen, denn der Druck der Gase läßt nach einiger Zeit nach. Der ungünstigste Fall ist der, wenn der Bohrer auf das Wasser trifft; dann wird durch den Druck der Gase das Wasser gemischt mit Naphtha, Sand und Steinchen mit ungeheurer Gewalt in die Höhe getrieben, die Röhren werden verstopft und sogar zersprengt. Der ganze Bau, die ganze Arbeit ist umsonst gewesen und Tausende von Rubeln gehen verloren. Trifft aber eine Bohrung glücklich, so werden ganz enorme Summen verdient; alle dabei beschäftigten Leute bekommen hohe Tantièmen und mit ungeheurer Spannung verfolgen daher die Arbeiter — meist Tataren — den Fortgang der Arbeiten. Es ist ein großes Glück für den Reisenden, das Aufspringen einer großen Fontaine zu erleben, mir war dieses Glück nicht beschieden, wir standen ein Paar Stunden an dem Rothschild'schen Thurm, vergeblich; dann gingen wir zu dem etwas bescheideneren Nobel'schen Thurm, wo bereits wiederholt Gase dem Bohrloch entstiegen und schon einige Male die Leute vorsichtig bei Seite traten, um dem erwarteten Strahl aus dem Wege zu gehen — aber umsonst, trotz des wiederholten Einsenkens des Bohrers, um zu „wecken", wie man hier sagt, der Strahl blieb aus, und da wir doch nicht wochenlang hier auf das Springen einer Fontaine warten konnten, so setzten wir unsere Wanderung fort und ich begnügte mich mit einer Momentphotographie, welche die Thätigkeit einer solchen Fontaine darstellt. Die meisten Thürme ringsum waren eigentlich todt, einzelne dienen noch als Schöpfwerke, die Mehrzahl aber hatte den Zweck verfehlt und den Besitzer große Summen gekostet, ohne etwas producirt zu haben. Das Ganze ist ein großes Glücksspiel. Die Leute behaupten, das meiste Glück habe Rothschild; dagegen habe Nobel im Allgemeinen wenig Glück mit Bohrungen und er kaufe das rohe Petroleum, um es in seiner Fabrik zu raffiniren.

A. B.

Bücherbesprechungen.

— Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes. Von Dr. G. Claß, ord. Professor in Erlangen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme) 1896. — Der Titel dieses Buches läßt uns im Unklaren über das letzte und eigentliche Ziel des Bestrebens seines Verfassers. Der Mensch selbst ist freilich immer das tiefste, schwierigste und am meisten centrale Problem der Philosophie. Das Innere das Menschen wird von uns theils der Geist theils die Seele genannt und der Verfasser sucht den Unterschied dieser beiden Begriffe in einer vielleicht nicht ganz glücklichen und ausreichenden Weise festzustellen. Wie aber dem auch sein möge, so bezeichnen beide Begriffe doch immer dasjenige, wodurch sich der Mensch von der ganzen ihn umgebenden sinnlichen Natur unterscheidet. Da aber der Mensch selbst doch mit zu dieser letzteren gehört, so ringen in ihm diese beiden Principien der Natur und des Geistes, der Seele oder der Freiheit fortwährend mit einander. Der Verfasser unterscheidet ferner im Leben des Menschen die beiden Sphären der Phänomenologie und der Ontologie oder diejenige der Erscheinungen und die der Wesenheit oder des Seienden selbst von einander. Ob diese Unterscheidung mehr ist, als eine solche in bloßen Begriffen, möchten wir doch billig bezweifeln zu müssen glauben. Die Phänomenologie des menschlichen Geistes ist bekanntlich zuerst durch Hegel festzustellen und zu bearbeiten versucht worden, nach dessen Lehre sich das Wesen des Geistes eben in seinen Erscheinungen ausgeprägt oder abgespiegelt hat. Die Gesammtheit dieser Erscheinungen aber ist auch nichts Anderes, als dasjenige, was sonst gemeinhin als die Geschichte der Menschheit angesehen oder bezeichnet wird. Gerade hierin aber tritt uns der Kampf der beiden Principien der Natur und der Freiheit in der thatsächlichen Wirklichkeit seines Verlaufes am Deutlichsten und Sichtbarsten entgegen. Die Geschichte ist das andere Reich alles Wirklichen für uns neben demjenigen der Natur oder der äußeren sinnlichen Welt. Die Naturwissenschaft mit ihrer Methode allein aber ist nicht ausreichend, die Geschichte mit ihren Erscheinungen wahrhaft zu begreifen. Mit Recht daher tritt der Verfasser dem jetzt herrschenden einseitigen Naturalismus der wissenschaftlichen Weltanschauung gegenüber. Wie dieses zu geschehen habe, aber ist zur Zeit wohl noch ein ungelöstes Problem. In dieses Problem selbst einzudringen aber ist dem Verfasser mit seinen einleitenden und grundlegenden Gedanken doch nicht vergönnt gewesen. Er erkennt wohl den Werth und die Bedeutung der Hegel'schen Auffassung des objectiven oder allgemeinen Geistes in der Entwickelung des Gesammtlebens der Geschichte an. Aber der besondere oder individuelle Geist ist hierbei entschieden zu kurz gekommen und es hat eben hierin das Unbefriedigende und der Mangel der Lehre Hegel's bestanden. Dem gegenüber hat namentlich Schleiermacher das Individuelle und Eigenthümliche des menschlichen Geistes hervorzuheben und zu betonen versucht. In der Vereinigung dieser beiden Seiten sieht darum der Verfasser das Hauptziel seines eigenen Strebens, ohne darum diese ganze Frage zum endlichen Abschluß bringen zu wollen. Diese Bescheidenheit ist anzuerkennen, aber es fehlt dem Verfasser doch ein kräftiges und entschiedenes Eingehen auf die wirklichen Verhältnisse des individuellen und des allgemeinen Geistes im menschlichen Leben. Er hat seine Anregungen hauptsächlich dem verstorbenen Steffensen in Basel zu verdanken gehabt, dem auch das vorliegende Buch gewidmet ist. Auch schließt sich dasselbe an seine frühere Schrift: Ideale und Güter an. Der ganze Standpunkt des Verfassers leidet unverkennbar an einer gewissen eklektischen Unbestimmtheit und Verschwommenheit und es ist nicht wohl abzusehen, wie aus allen diesen doch blos einleitenden und vorbereitenden Untersuchungen zu einem bestimmten und definitiven Erfassen des Wirklichen selbst gelangt werden könne. Bei der Abwesenheit jedes herrschenden Systems der Philosophie in unserer Zeit kann alles dieses freilich gar nicht anders sein, aber der bloße persönliche Individualismus allein hat doch auch noch kein eigentliches Recht in der Wissenschaft und der Verfasser zeigt wohl an seinem eigenen Beispiel, wie doch die Unterordnung unter etwas Allgemeines und Objectives eine nothwendige Bedingung für die Erreichung der wahrhaften Zwecke sowohl der Wissenschaft als des Lebens sein muß. C. H.

— Das Leben unseres Heilandes. Für Schule und Haus im Wortlaute der Evangelien nach seinem geschichtlichen Verlaufe einheitlich dargestellt von S. Bang, Schuldirector in Schneeberg. Mit einem Christusbilde und einer Karte von Palästina. 127 S. Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich. 1896. Preis brosch. 60 ₰, geb. 75 ₰, in Prachtband 1,20 ℳ. — Vom zweiten christlichen Jahrhundert an sind je und je harmonistische Bearbeitungen des Lebens Jesu nach den Evangelien erschienen, um, wie Bengel sich in der Vorrede zu seiner Evangelienharmonie äußert, die unvergleichlichen Personalien unseres theuren Erlösers in ihrer wahren Gestalt und Ordnung und darin die wichtigste Geschichte unter der Sonne von allen Zeiten her darzulegen. Früher mehr in der Form eigentlicher Harmonien und Synopsen der evangelischen Berichte gehalten, die sich im „Christ" und „Heliand" auch in poetische Form kleideten, wurde die Geschichte des Heilandes später mehr in freierer Darstellungsweise in den zahlreichen „Leben Jesu" behandelt. Der Verfasser ist bemüht, in der Form einer Harmonie der vier Evangelien ein Leben des Herrn und zwar zunächst und besonders der Schule zu bieten. Er nennt seine Arbeit einen Versuch. Er hat auch bereits in seiner Schrift: „Das Leben Jesu. Ein dringlicher Reformvorschlag" (2. Aufl. 1895) auf eine geschichtlich einheitliche Darstellung des Lebens Jesu im engen, wörtlichen Anschluß an die Evangelien als eine hochwichtige Handhabe für den Religionsunterricht hingewiesen. Der hier vorliegende Versuch, seine Gedanken und Vorschläge selbst zu verwirklichen, will danach nicht blos den Anfang und den Schluß der Geschichte Jesu, wie in den biblischen Geschichtsbüchern ja bereits geschieht, harmonisch zusammenarbeiten, sondern auch die dazwischen liegenden einzelnen Vorgänge, welche in den biblischen Historienbüchern nur zusammenhangslos dargeboten werden, lebensvoll und genetisch verbinden. Er will dadurch den Religionsunterricht wirkungsvoller machen und wünscht, daß sein Buch aus der Schule sich auch einen Weg in das Haus bahnen und der christlichen Familie eine Handreichung für den Hausgottesdienst bieten, sowie den aus der Schule tretenden Schüler weiter ins Leben geleiten möge. Wir können seiner Arbeit im Großen und Ganzen nur unsere freudige Anerkennung zollen. Sie ruht auf genauer Schriftenkenntniß und geschickter Gruppirung. Wenn der Verfasser um ernste Prüfung derselben anhält, so wird dieselbe zwar bis in alle Einzelheiten hier nicht angestellt werden können — wir müssen das der pädagogischen und theologischen Kritik überlassen — aber wir wollen doch nicht unterlassen, einige Wünsche auszusprechen. Daß das Vaterunser aus der Bergpredigt verschwindet (Matth. 6), mit Luc. 11 zusammengelegt wird, und so die Verschiedenheit beider Veranlassungen zu diesem Gebet durch harmonistischen Zwang verschwindet, will uns nicht recht angängig erscheinen; auch die Ueberschrift „Gebetstrost der Jünger" kann nicht recht passen; warum nicht lieber: das Herrengebet oder das große Mustergebet oder die Jünger in der Schule des Gebets? Uebrigens haben uns die orientirenden Ueberschriften fast durchweg wohlgefallen. Schön steht „der dankbare Samariter" neben dem „barmherzigen Samariter". Entschieden möchten wir uns dafür aussprechen, daß die gekünstelte Zerlegung des „angenehmen Jahrs des Herrn" in Frühling, Sommer, Herbst und Winter" aufgegeben werde. Eine Verwerthung dieser Bilder wäre wohl möglich, aber dann doch bei passender Gelegenheit in dem biblischen Sinne des großen alttestamentlichen Jubel- und Erlaßjahres, als vorbildlicher Analogie der messianischen Erfüllung. Eine Deutung des Begriffes „Jahr", eine Zerlegung in die vier Jahreszeiten, worunter die Abschnitte der öffentlichen Wirksamkeit Jesu verstanden sind, würden auch Stellen wie Joh. 4, 35 nicht an die Hand geben. Ebenso gut könnte man den Tag des Heils in die zwölf Stunden zerlegen, was ebenso gekünstelt wäre. Der Verfasser scheint das selbst gefühlt zu haben, wenn er in dem Vorwort auch andere parallele Ueberschriften vorschlägt. In der schwierigen Vereinigung der evangelischen Osterberichte ist die Erscheinung des Auferstandenen vor Maria Magdalena nach der vor den übrigen Frauen gestellt. Warum die Jugendgeschichte Johannis und Jesu nur anhangsweise beigegeben ist, will uns in einer Lebensgeschichte des Heilandes „nach seinem geschichtlichen Verlaufe" und „im Wortlaute der Evangelien" nicht ganz einleuchten. Im Uebrigen wissen wir dem Verfasser Dank für seine verständniß- und pietätvolle Ineinanderarbeitung der biblischen Geschichtsstoffe und hoffen, daß dieselbe nicht ohne Erfolg auf pädagogischem Gebiete bleiben wird.

D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 70. Donnerstag, den 11. Juni. 1896.

Das Lotto.

Neapolitanisches Charakter- und Sittenbild.

Etrusker und Araber, Saracenen, Normannen und Spanier haben im Laufe der Zeiten der Bevölkerung der griechischen Pflanzstadt Parthenope ihren Tribut bezahlt, haben dem Blute derselben so viele zarte und poetische, so viele feurige und wilde Elemente untermischt, so viel einander Widersprechendes darin vereinigt, daß man ihren Nachkommen schon ein gut Theil Phantasterei zu gute halten muß. Immer noch braust dieses Blut in Haß auf, brennt lichterloh in Liebe, verzehrt sich in schrankenlosen Träumen; immer noch ist dem Neapolitaner die hochfliegendste, unerschöpflichste Einbildungskraft die höchste Kraft seiner Seele. Tief verborgen pflegt er sie in seinem Herzen, läßt sie dort ihre Gebilde schaffen und formen, unbekümmert um den krassen Gegensatz zur Wirklichkeit. Aeußerlich sind es meist bescheidene, gutmüthige Leute, die mit Wenig glücklich wären, aber statt dessen Nichts haben, um glücklich zu sein; sie ertragen das Elend, den täglichen Hunger, die Gleichgiltigkeit derer, die sich um sie kümmern sollten, die Vernachlässigung derer, die ihnen etwas Erleichterung schaffen könnten, mit Sanftmuth und Ergebung. Glücklich wären sie, wenn sie frische Luft hätten, und sie haben keine; sie lieben die lebhaftesten Farben leidenschaftlich, und leben in Staub und Schmutz, die Allem eine gleichmäßige Färbung geben; wie ihre griechischen Vorfahren lieben sie alles Heitere und Schöne: Säulenhallen, Marmorbilder, blauen Himmel und Sonnenschein, statt dessen wohnen sie in dunklen, klammen Löchern, die nicht für Menschenwohnungen bestimmt scheinen; von den Garten- und Feldfrüchten ist für sie das Schlechteste noch gut genug, das, was man auf dem Lande den Schweinen giebt.

Aber das neapolitanische Volk lebt nicht in der Wirklichkeit, sondern im Reiche seiner Träume; ja, jede Woche träumt es seinen großen Glückstraum, lebt sechs Tage in immer wachsender Hoffnung, die es ganz durchdringt, sich mehr und mehr erweitert, die Grenzen des wirklichen Lebens weit überfluthet . . . sechs Tage lang träumt es seinen großen Traum, in dem es alle die Dinge, die ihm versagt sind, findet: ein sauberes Haus, frische, gesunde Luft, ein hohes, weißes Bett, eine glänzende Commode, schönen Sonnenschein auf warmer Erde, jeden Tag Fleisch und Maccaroni, die Wiege fürs Kleinste, einen bunten Shawl für die Frau, den neuen Hut für den Mann. Alle diese Dinge, die das wirkliche Leben nicht geben kann, niemals geben wird, der Neapolitaner hat sie in seiner Einbildung von Sonntag früh bis zum folgenden Sonnabend. Er spricht davon als einer ganz sicheren Sache, die Pläne entwickeln sich in immer größeren Einzelheiten, man rechnet damit als einer Thatsache, die Gatten streiten sich um dieselben oder umarmen sich in der Voraussicht auf die nahe Erfüllung. Um vier Uhr Nachmittags am Sonnabend ist dann die Enttäuschung niederschmetternd, die Trostlosigkeit kennt keine Grenzen; aber am Sonntag früh erhebt sich die Phantasie von Neuem und der Traum der Woche beginnt wieder. Das „Lotto“ ist der große Traum, der die Phantasie der Neapolitaner beherrscht, der die fixe Idee in ihrem entflammten Hirn ist; es ist die große Vision des Glücks, die die bedrängten Leute tröstet; es ist eine starke Hallucination, die sich der Seele bemächtigt. Und diese Krankheit des Geistes ist übertragbar, sie verbreitet einen feinen, sicher wirkenden Ansteckungsstoff, dem man sich nicht entziehen kann und dessen Kraft unberechenbar ist. Von dem Portier, der auch Schuhflicker ist und auf seinem Bänkchen vor der Thür sitzt, theilt er sich der armen Näherin mit, die dem Manne ein Paar alte Schuhe zum Flicken bringt; von da geht er zu ihrem Schatz, einem Kellner, der überträgt ihn dem Schankwirth und allen seinen Gästen, und diese säen ihn umher in den Häusern, den Werkstätten, andern Wirthshäusern, bis in die Kirchen, ja, besonders da. Die Magd im fünften Stock spielt, so gut wie die Jungfer im ersten, der herrschaftliche Diener wie die arme Aufwartefrau, die für 5 Lire monatlich einer Wittwe im Hinterhause die nöthigsten Hilfeleistungen macht, Alle hoffen auf einen Glücksfall, der sie aus der Dienstbarkeit erlösen soll. Sie theilen sich die aussichtsvollsten Nummern mit, indem sie sie sich aus den Fenstern zurufen oder durch Zeichen angeben; wenn sie sich auf der Treppe begegnen, stecken sie die Köpfe zusammen und berathen. Die Obsthändlerin, die in Sonnenschein und Regen aussteht, spielt, die Frau des Schneiders, die vor der Thüre näht, die Klempnerfrau, die, vom Bleidunst fast erstickt, einen Augenblick vor die Thüre tritt, um Luft zu schöpfen, rufen sich gegenseitig darauf an. Die Kastanienrösterin, deren Gesicht und Hände in Dampf und Ofenhitze verbrennt, die Nußverkäuferin, die bis zu den Handgelenken schwarze Hände von den Schalen hat, alle diese Frauen glauben an das Lotto, spielen getreulich und eifrig. In der engen Stube, wo 8—10 Lehrmädchen bei der Schneiderin arbeiten, das Kind derselben in der Wiege in einer Ecke schläft und in der anderen Speck im Tiegel auf den Kohlen brodelt, giebt eins der Mädchen die Nummern, ein zweites schlägt andere vor, die Meisterin weiß die richtigen, diese Alle spielen. Die Friseusen, die für einen Soldo täglich das Kämmen übernehmen, und die man an der, über dem Gürtel zusammengerollten Schürze, dem zerzausten Haar, den fettigen Händen erkennt, sie tragen die Nummern von einer Kundin zur andern, bekommen dafür andere, verbreiten sie so nach allen Seiten. In den Werkstätten, wo die neapolitanischen Arbeiter vereinigt sind zur langen, schlechtbezahlten Arbeit, hat das Lotto tiefe Wurzeln geschlagen. In allen Volksschulen spielen die Lehrerinnen und die größeren Mädchen, indem sie ihre Soldi, die sie zum Frühstück bekommen haben, zusammenschießen. Wo die verlorenen Frauen, an denen Neapel reich ist, zusammenleben, ist das Lotto eine ihrer großen Hoffnungen, die Hoffnung auf Erlösung. Aber man denke nicht, daß das Uebel in den niederen Volksclassen bleibt. O nein, es steigt aufwärts, ergreift die Mittelclassen, schleicht sich in das Bürgerhaus, in alle Handelsgeschäfte, kommt bis zur Aristokratie. Wo ein wahres Bedürfniß geheim gehalten wird, wo eine Verschiebung, die man nicht wieder ins Gleichgewicht bringen kann, sich zeigt, wo ein Bankerott droht, der bisher noch verheimlicht werden konnte, wo ein Wunsch ist, der alle Bedingungen der Unmöglichkeit an sich hat, wo die Härte des Lebens sich besonders fühlbar macht und nur Gold das Mittel dagegen sein kann, da überall herrscht das Lottospiel. Alle Mädchen, die gern heirathen möchten und keinen Heller Mitgift haben, spielen heimlich, um sich eine zu verschaffen, alle Pensionirten, die von ihrer magern Pension nicht leben können, und die nichts zu thun haben, machen die „Cabala“, studiren die Schwarzkunst (negromantica) des Lotto, spielen verzweifelt und haben stets ihr Buch verpfändet; alle Ladendiener, die 40 Lire monatlich verdienen, wissen die „sichere“ Nummer und spielen sie jede Woche. Auch die kleinen Beamten der Stadt, der Banken, der Steuer, der Intendanz setzen ihre Hoffnung aufs Lotto, denn sie sind schlecht bezahlt, haben viele Kinder und sind durch die häufigen Versetzungen heruntergekommen. Die kleinen Geschäftsleute, die sich beständig mit Wechseln herumzubalgen haben und jede Woche gegen das Falliment ankämpfen, klammern sich an das höchst unsichere Rettungsbrett des Lotto; auch die großen Börsenspieler versuchen es gern, vom Fieber des Spiels ergriffen. So steigt das Uebel

immer höher, bis in die herrschenden Classen. Die Damen der Aristokratie spielen, ein wenig aus Scherz, ein wenig mit der Hoffnung auf ein neues Armband, vielleicht um eine Schneiderrechnung zu begleichen, die der Gemahl zu bezahlen Schwierigkeiten machen könnte. Auch die, die inmitten des Uebels stehen und dagegen gefeit sein sollten, die Beamten des Lotto selbst, können der Versuchung nicht widerstehen. So lange er Geld hat, spielt der Neapolitaner. Sei er auch noch so arm, immer findet er doch am Samstag sechs Soldi, eine halbe Lira zu setzen; er nimmt seine Zuflucht zu allerlei, oft recht dunklen Hilfsmitteln, er überlegt, sucht, findet schließlich. Der Arbeiter läßt sich seinen Tagelohn voraus geben; die Magd stiehlt, wo sie kann, bei den Einkäufen; von Freitag bis Samstag wächst die Zahl der Bettler auf der Straße unmäßig an, was man noch versetzen kann, wird versetzt, was man noch zu verkaufen hat, wird verkauft. Die äußerste Armuth des Neapolitaners bezeichnet er nicht damit, daß er sagt, er habe nicht zu Mittag essen können, sondern, daß er nicht im Stande gewesen sei, sich einen Lottozettel zu kaufen, und der, dem er das erzählt, scheint ganz erschrocken darüber. Aber woher nimmt man die Nummern? Alle Neapolitaner, die nicht lesen können, Greise, Kinder, Frauen, besonders diese, kennen die „Smorfia" oder das Traumbuch auswendig und wenden es für jeden Traum, für jedes Ereigniß von größerer oder geringerer Bedeutung an. Habt Ihr von einem Todten geträumt? 47! Aber er sprach — dann 48! und weinte — 65! . . . und du hast dich gefürchtet? 90! Ein junger Mensch hat eine Frau erstochen? 17 das Unglück, 18 das Blut, 41 das Messer, 89 das Volk. Es fällt eine Pfanne vom Nagel? Ein Kind wird krank? Ein Pferd geht durch? Man sieht eine Ratte? Sofort Nummern!... Alle Ereignisse, die großen, wie die kleinen, werden wie eine geheimnißvolle Gewinnquelle betrachtet, man muß nur die richtige Nummer haben, um sie zu erschließen. Wenn ein Kind am Typhus stirbt, spielt seine Mutter die betreffenden Nummern: kommen sie heraus, so ruft sie gerührt aus: M'ha fatto bbene pure murenne! (Wenn er auch starb, hat er mir doch Gutes gethan!) Eine Frau spricht davon, daß ihr verstorbener Mann ihr sehr gut gewesen sei, fügt dann aber melancholisch hinzu: „Aber wenn er mich wirklich recht lieb gehabt hätte, wäre er mir doch sicher im Traum erschienen, um mir die Nummern zu geben. Er hat es vergessen, er ist ein Undankbarer, denn er weiß ja doch gut genug, daß ich jetzt seine Hilfe entbehren muß und in großer Noth bin!" Eine Frau war auf schreckliche Weise umgekommen. Gleich Nummern gesucht! „Jene Arme ist todt, das ist ja nicht zu ändern; aber vielleicht kann es uns, die wir leben, doch nützen!" Ein Soldat tödtet sieben Kameraden — Nummern! Er wird hingerichtet — Nummern! Unter den Thüren, auf den Höfen, an den Straßenecken — überall werden die Nummern besprochen, geprüft. Wenn sie nicht herauskommen, so hatte man sich eben geirrt; man hätte diese oder jene Nummer, die herausgekommen ist, nehmen sollen! Für das Volk ist die „Smorfia" eine wahre Wissenschaft, deren Studium man sich angelegen sein läßt; sie ist so tief eingedrungen in die unteren Schichten der Bevölkerung, man hat sich so an sie gewöhnt, rechnet so mit ihr, daß man mit einer Nummer sagt, was man zu sagen hat. E nu vintiroie, d. h. er ist eine Zweiundzwanzig, sagt man von einem, von dem man meint, er sei verrückt, denn die Smorfia besagt: 22 — verrückt. Und wenn man immer zorniger wird, so kommen alle die Schimpfwörter, mit denen man den Gegner kränken will, als Nummern hervor. Eine Frau hatte einer anderen mit einem Faustschlag das Gesicht zerschlagen. Um sich vor dem Richter zu rechtfertigen, sagt sie: Sie hat mich 78 genannt. Der erfahrene Richter nimmt das Traumbuch zur Hand und sieht nach, worin die Beleidigung besteht; er findet sie allerdings so stark, daß er ihre Berechtigung zur Wuth anerkennen muß!

Die „Cabala" ist mehr für die höheren Classen, als für's Volk, aber sie steigt auch da hinab. Sicherlich kauft das Volk nicht die zahlreichen cabalistischen Wochen-Zeitungen, die seltsame Titel haben, wie „Der wahre Freund", „Der Schatz", „Der Blitz", „Der Enthüller", „Das Füllhorn" u. s. w., die zehn Lire Abonnement für's Jahr kosten und von einer namenlosen Redaction zusammengestellt werden. Das Volk correspondirt auch nicht mit jenen Professoren der Mathematik, die in Vico Nocello 12 oder sonst wo wohnen und auf den vierten Seiten der Zeitungen das Glück Dem verheißen, der ihnen zehn Lire zahlt; aber es läßt sich doch mit jenen Herren etwas machen (denn daß sie die Nummern wissen, ist ausgemacht!). Da lauert man ihnen auf der Straße auf, drückt ihnen ein paar Lire in die Hand und damit geben sie sich denn auch zufrieden, es ist immer ein kleines Geschäftchen. Der Neapolitaner glaubt auch an „Assistiti", denen die Geister die richtigen Nummern sagen. Der „Assistito", d. h. der, dem Geister beistehen, ist ein Krebsschaden, der in den Familien des kleinen Bürgerstandes um sich frißt. Das ist ein bleicher, an Convulsionen leidender Mensch, der unglaublich viel ißt, wenn man etwas vor ihn hinstellt, und der es ganz in Geistesabwesenheit zu thun scheint, da er nur Wasser und Brod zu genießen und allabendlich strenge zu fasten vorgiebt. Er stellt sich, als ob er Hallucinationen hätte, vielleicht hat er wirklich welche; es ist ein Mensch, der nicht arbeitet, immer in Räthseln spricht; der die Leute glauben macht, daß er sich furchtbar geißele, und der aus der Tasche Anderer lebt, die ihn verehren, die stolz sind, daß ein so Hochbegnadeter in ihrem Hause ein- und ausgeht. Und aus dem Bürgerhause kommt sein Ruhm durch die Bediensteten in's Volk: der Assistito breitet seine mystische Macht auch auf die Straße hin aus; wenn man ihn in das Haus der von ihm begünstigten Familie treten sieht, so belauert man sein Fortgehen, folgt ihm erwartungsvoll, drängt sich an ihn heran, sucht mit ihm anzuknüpfen; man schmeichelt ihm, man bietet ihm Geschenke an und hängt gespannt an seinem Munde in der Hoffnung, daß ihm unversehens die richtige Nummer entschlüpfe. Aber der größte Helfer des Volkes, seine Vorsehung, sein Glaube, der, auf dem sein unerschütterliches Vertrauen ruht, ist der Mönch. Der Mönch weiß die Nummern, das steht dem Volke so fest wie ein Dogma. Wenn er sie nicht sagt, so ist es, weil der liebe Gott ihm verboten hat, den Sündern zu helfen; wenn er sie sagt und sie kommen nicht heraus, so hat der Spieler nicht den rechten Glauben gehabt; wenn er sie sagt und sie kommen heraus, so verbreitet sich die Nachricht in einer Minute und der arme Mönch erleidet eine gefährliche Popularität. Auf allerlei Weise sucht man ihm die Nummern zu entlocken. Man bringt ihm Geld und andere Geschenke, man bestellt Messen zu lesen, Almosen zu vertheilen; man schickt kleine Kinder zu ihm, die ihm das Herz öffnen sollen, oder Großmütterchen, die sich in sein Vertrauen einzuschleichen versuchen. Er kann nicht mehr ausgehen; auf Schritt und Tritt verfolgt man ihn; auf der Straße, in der Kirchthüre, an der Klosterpforte, ja im Beichtstuhl wird er umlagert. Man geht zu seinen Angehörigen und sucht diese zu bestechen, damit sie bei ihm Fürsprache einlegen sollen. Wehe ihm, wenn es gelingt, ihn abzufangen. Er wird geprügelt, gefoltert, siedender Speck wird auf seinen entblößten Rücken geträufelt, er wird tagelang eingesperrt, man läßt ihn Hungers sterben, damit er wenigstens in der Agonie noch die Nummern gebe. Das sind Thatsachen, die nicht wegzuleugnen sind! Einmal hatte so ein Unglücklicher in der Todesnoth Nummern ausgesprochen, sie wurden bekannt, halb Neapel spielte sie; sie kamen heraus, halb Neapel gewann und schwört nun mit erneuter Zuversicht auf den Mönch. Wenn er das erste Mal nur ein Ambo d. i. zwei Nummern hat gewinnen lassen, belästigt man ihn vielleicht noch nicht so sehr; wenn er aber ein Terno d. i. drei Nummern richtig gegeben hat, dann schwebt er in großer Gefahr. Um sich zu retten, bittet er seine Vorgesetzten, ihn unverzüglich an einen andern Ort zu versetzen, er ist dann verschwunden und das Volk glaubt steif und fest, daß die Madonna ihn fortgeholt habe. Aber es giebt auch volksthümliche Nummern, zu denen man immer wieder zurückkehrt, wenn andere fehlgeschlagen sind. Es ist der beliebte Ambo 6 und 22, der famose Terno der Madonna 8, 13, 84. Glücklicherweise für die Regierung kommen sie nur ungefähr alle zwanzig Jahre heraus; als dies einmal nach langem Harren geschah, hatte das Gouvernement ca. 2 Millionen lauter kleine Gewinne von fünf und zehn Lire auszuzahlen, und ganz Neapel hatte sich mit schmausenden und zechenden Gruppen bedeckt, die sich endlich einmal gütlich thun konnten. Natürlich fingen alle diese Gewinner in der nächsten Woche mit erneutem Eifer an, auf die Glücksnummern zu setzen. Aber auch der Einzelne wählt sich eine Nummer, auf die er jede Woche setzt, sie Jahre lang spielt in unerschütterlichem Glauben, wenn sie auch noch nie herausgekommen ist. Ein Schuhputzer spielte eine seit dreißig Jahren; sein Vater hatte sie ihm zugleich mit dem Kasten für Bürsten und Wichse vererbt. Drei- oder viermal waren „Ambi" herausgekommen, „Terni" niemals! Ein Portier spielte eine Nummer fünfundvierzig Jahre lang, jede Woche, ohne je etwas zu gewinnen. Durch besondere Umstände abgehalten, versäumte er einmal, Nummern zu nehmen, ein Terno kam heraus und er nahm sich sein Mißgeschick so zu Herzen, daß er starb. Vier

Nummern muß man immer spielen, und das stellt einen durchschnittlichen Werth von einer halben bis zu zwei Lire vor.

Wenn der Neapolitaner aber nur zwei Soldi (c. 8 Pfennig) hat, dann spielt er das „kleine" oder „heimliche" Spiel (lotto clandestino). Gewöhnlich wird dies von Weibern gehalten. Ein solches, schmutzig, zerlumpt, trägt in einer langen Tasche unter der Schürze ein Register. Wer Lust zu spielen hat, giebt seine zwei Soldi und nennt seine Nummern. Man bekommt dann ein schmutziges Stück Papier, worauf mit Bleistift die Nummern und die Versprechen geschrieben sind; es ist stets das gleiche: eine Scudo (5 Lire) der Ambo, 40 Scudi der Terno. Die Frau macht ihren Rundgang durchs Stadtviertel, Alle kennt sie; Alle wissen, was sie treibt; Alle erwarten sie. Sollte man sie anzeigen? Niemand denkt daran! Ist sie nicht eine Wohlthäterin? Ihre Einkünfte sind natürlich groß, denn zwei Sou auf zwei Sou gelegt, kommt bei der dichten Bevölkerung und der allgemeinen Betheiligung bald zu hunderten von Lire. Die das „kleine Spiel" halten, werden fast immer reich. Man sieht Leute in eigener Equipage, die durchs kleine Lotto dazu gekommen sind; man kennt sie wohl; sie üben das Geschäft, welches die Meisten gar nicht für anrüchig halten, noch immer aus, aber durch ihre Agenten. Das niedere Volk hat einen blinden Glauben an die, die das kleine Lotto halten; oft genug aber, wenn viele Gewinne zu bezahlen sind, verschwindet der Bankhalter mitsammt seinen Registern am Sonnabend Nachmittag und die armen Leute haben das Nachsehen! Was thut's! In der nächsten Woche fängt eine andere Frau ihren Umgang an und, unwiderstehlich angezogen, fallen die Geprellten wieder in die neue Versuchung hinein. Einen erhöhten Reiz hat dieses Spiel noch dadurch, daß es geheim gehalten werden muß, denn es ist ein Betrug gegen die Regierung, die sich allein das Recht zuerkennt, es auszuüben. Ab und zu werden vier oder fünf solcher Agenten, solcher Zwischenträgerinnen verhaftet, zum Gefängniß oder zu einer Geldstrafe verurtheilt; wenn sie das Gefängniß abgesessen, die Strafe gezahlt haben, kommen sie wieder auf den Schauplatz ihrer Thätigkeit zurück und fangen mit um so größerer Hitze von Neuem an, beklagen sich gelegentlich, daß die Regierung sie verfolge und sie ins Unglück stürzen wolle trotz ihrer Menschenfreundlichkeit. Die Ziehung ist in einer winkligen, abgelegenen Straße. Weitgeöffnete breite Fensterflügel lassen von Außen Alles beobachten, wenn man nur einen entsprechenden Platz errungen hat. Stundenlang vorher schon stößt sich eine bleiche, aufgeregte, erwartungsvolle Menge dort hin und her, um einen guten Platz zu haben. Gegen 4 Uhr treten die Beamten ein, die Rollläden werden geöffnet, das Glücksrad wird nahe ans Fenster auf einem Podium aufgestellt, man öffnet es, entleert es, zählt die Hülsen der Nummern. Es sind neunzig. Eine nach der andern wird geöffnet, die Nummer herausgenommen, dem Publicum zugekehrt mit lauter Stimme ausgerufen, in ihre Hülle zurückgeschoben und ins Rad geworfen. Dies wird dann wieder geschlossen und viele Male herumgedreht, so daß die Nummern durcheinander geschüttelt werden. Dann wird ein sauber gewaschenes, weißgekleidetes Kind aus dem Volke mit verbundenen Augen ans Rad geführt, die Oeffnung desselben wird frei gemacht, und das Kind greift vier Mal hinein. Jedesmal nimmt man ihm die Hülse aus der Hand, öffnet sie, nimmt die Nummer heraus und befestigt sie, indem man sie ausruft, Jedermann sichtbar an einem Brett. Diese Augenblicke der gespanntesten Erwartung sind, wie man sich vorstellen kann, der Höhepunkt des Traums der Woche. Athemlos lauscht die Menge, mit der vierten Nummer wird das Kind fortgeführt, das Local geschlossen, nur die Nummern bleiben sichtbar. Was für Scenen sich jetzt vor denselben abspielen, spottet jeder Beschreibung, denn wer könnte einen heftigen, leidenschaftlichen Charakter in solchem Augenblick der Verzweiflung beschreiben! Wer es irgend hatte möglich machen können, ist selbst gegangen, um an Ort und Stelle sein Schicksal zu erfahren, aber die Mägde, die Verkäuferinnen, die Arbeiter, Alte und Kranken müssen warten, sie haben aber schon einen Straßenjungen verständigt und dieser nimmt im nächsten Bureau, wo sie schnell von der Hauptstelle mitgetheilt und ausgehängt sind, die Nummern, stellt sich an den Eingang der Gasse oder des Hofes und ruft sie mit lauter Stimme, daß Alle, die mit langem Halse ihm schon entgegengeschaut haben, es erfahren. Die Statistik giebt an, daß des Donnerstags, Freitags und Sonnabends die meisten Hausdiebstähle vorkommen, die meisten Verpfändungen im Pfandhause gemacht werden, die Privat-Pfandleihestellen überfüllt sind, daß an diesen Tagen das neapolitanische Volk sich dem Wucher verschreibt, ja, daß in diesem verhängnißvollen Zeitabschnitt die häßlichsten, unwürdigsten und gewaltthätigsten Dinge geschehen. Und wie könnte es anders sein, da ein solcher Krebsschaden am Mark des Volkes nagt? Denn wie alle zu lebendigen Träume führt das Lotto zur Unthätigkeit, zum Müßiggang; wie alle Visionen treibt es zur Falschheit und Lüge; wie alle Hallucinationen reißt es zu Grausamkeit und Wildheit fort; wie alle Scheinmittel, die aus dem Elend hervorgehen, erzeugt es Elend, Verkommenheit, Verbrechen.

Das neapolitanische Volk, welches mäßig in Essen und Trinken ist, wird nicht durch Branntwein zu Grunde gerichtet, es stirbt nicht am delirium tremens, aber es kommt herunter und stirbt am Lotto. Das Lotto ist der Branntwein von Neapel.

O. Planck.

Ueber die Ausgrabungen in Anurádhapura.

Nur ein kleiner Theil unserer Leser wird bisher den Namen Anurádhapura gehört haben, und wer sich etwa mit Hilfe unserer gangbaren Conversationslexica oder geographischen Handbücher näher darüber zu unterrichten versuchen wollte, würde sich vergebens bei ihnen Raths erholen. Trotzdem gehört Anurádhapura zu den wichtigsten Culturstädten des Orients. Es ist nicht viel jünger als Rom und nimmt in der Geschichte des Buddhismus und seiner Ausbreitung eine besonders ausgezeichnete Stelle ein. Dieser merkwürdige Ort liegt ungefähr in der Mitte der Grundlinie des nördlichen Viertels von Ceylon. Dort wurde Anurádhapura im 5. Jahrhundert vor Christus gegründet und um die Mitte des folgenden Jahrhunderts zur Hauptstadt des Singhalesenreiches erhoben. Mit unerhörter Pracht ausgestattet, trug Anurádhapura durchaus den Charakter einer planmäßig angelegten Großstadt. Es enthielt Krankenhäuser nicht nur für Menschen, sondern auch für Thiere, erfreute sich öffentlicher Gärten und der Straßenreinigung und war mit einer Anzahl von Begräbnißplätzen versehen. Zur Wasserversorgung der Stadt wurde ein gewaltiger Teich mit aufgemauertem Damme angelegt, der von den heutigen Bewohnern dieses Theils von Ceylon „der See der Riesen" genannt wird. Ferner wurde ein Palast und eine vergoldete Audienz-Halle aufgeführt, Tempel mit goldenen, edelstein- und perlengeschmückten Bildsäulen errichtet und ein Bronze-Palast erbaut, ein Kloster, das 1000 Zimmer für fromme buddhistische Mönche enthielt. Die merkwürdigsten Kunstdenkmäler jener Zeit aber wurden die riesigen Dágabas, Reliquien-Thürme, die möglichst hoch emporstiegen, da jeder folgende König seine Vorgänger zu übertreffen suchte. Im zweiten Jahrhundert n. Chr. war Anurádhapura die Hauptstadt von Ceylon, und im siebenten Jahrhundert n. Chr. soll die Hauptstraße 11000 Häuser und die Stadt eine Ausdehnung von vier Wegstunden nach den beiden Hauptdurchmessern besessen haben. Aber schon im 8. Jahrhundert n. Chr. gaben die Singhalesen diese ungeheure Stadt auf, da sie sich gegen die kriegerischen Angriffe der Tamilen nicht mehr halten konnten. Da ihre schwächste Seite in ihrer mangelhaften kriegerischen Ausbildung bestand, mußten sie den Tamilen den ganzen Norden von Ceylon überlassen und sich in die südliche Hügelgegend der Insel zurückziehen. Anurádhapura blieb verlassen und gerieth in Vergessenheit, da es buchstäblich vom Wald überwachsen und das meilenweite Stadtgebiet im Laufe von nahezu zwölf Jahrhunderten in eine Art Urwald umgewandelt wurde. Erst im Jahre 1832 kam der englische Major Skinner an diesen Platz und nahm die ersten Untersuchungen und Vermessungen vor. Seit etwa 20 Jahren haben dann die Engländer die wichtigsten Ruinen, sozusagen, aus dem Walde herausgehauen und für die Wiederherstellung der alten Teiche und Bewässerungsanlagen gesorgt, so daß sich im Laufe der Jahre eine neue Stadt bilden konnte, die im Jahre 1891 gegen 2500 Einwohner hatte, von denen der große Theil aus reisbauenden Singhalesen besteht. Seitdem pflegen europäische Reisende bei ihren Besuchen in Ceylon auch bis Anurádhapura vorzudringen, und es fehlt in der Literatur nicht an Hinweisen auf die dortigen Sehenswürdigkeiten. Unter Anderem hat z. B. Otto E. Ehlers im zweiten Bande

seines bekannten Buches: „An indischen Fürstenhöfen“ von seinem Besuche in Anurâdhapura erzählt und viel eingehender J. Hirschberg in seiner Reisebeschreibung: „Um die Erde“ (Leipzig 1894, 8°) darüber gehandelt. Wer sich aber gründlich über den Stand der dortigen Ausgrabungen unterrichten und eine lebhafte Anschauung über den Kunstwerth jener alten Bauten gewinnen will, der kann nichts Besseres thun, als nach dem großartig angelegten Werk zu greifen, das James G. Smither, früher Regierungsbaumeister in Ceylon, unter dem Titel: „Architectural Remains, Anurâdhapura, Ceylon; comprising the Dâgabas and certain other ancient ruined structures“ veröffentlicht hat. Dieses splendid gedruckte und mit 67 Tafeln ausgestattete Werk, das seit Kurzem durch die Munificenz der Regierung von Ceylon in einem Exemplar geschenkweise in den Besitz der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden übergegangen ist, enthält zunächst eine Abbildung der Thupârâma Dâgaba, der heiligsten unter diesen Bauten, die im Jahre 307 v. Chr. errichtet wurde, um den rechten Schulterknochen von Buddha zu bergen, und die wir als das älteste erhaltene Bauwerk von ganz Indien ansehen müssen. Sie ist auf einer hohen Terrasse in Form einer Glocke errichtet, deren Durchmesser und Höhe ungefähr gleich groß sind, und ist umgeben von drei Reihen Granitpfeilern, die malerisch aus dem Grün der Bäume hervorlugen. Noch heute dient sie den religiösen Zwecken der Buddhisten. Weit jünger ist die an zweiter Stelle abgebildete Lankârâma Dâgaba. Sie stammt aus dem Jahre 276 n. Chr., ist aber ebenso wie die Thupârâma Dâgaba von massenhaften, vereinzelt stehenden Säulen umgeben. Smither veröffentlicht auch hier eine Menge Details, unter denen wir auf die geschmackvollen Capitäle mit den Buddha-Putten aufmerksam machen wollen. Die größte Berühmtheit genießt die Ruwanweli Dâgaba. Sie ist über einer Menge von Reliquien Buddha's errichtet und galt daher den Buddhisten von jeher als ein besonderer Verehrung würdiges Denkmal. Um das Jahr 140 v. Chr. nach zwanzigjähriger Arbeit vollendet, wurde sie von den Tamilen im Jahre 1214 n. Chr. so weit zerstört, daß heute nur noch ein im Verhältniß kleiner Theil aus dem Buschwerk hervorragt. Architektonisch von hohem Interesse ist der Umstand, daß der untere Theil dieser Dâgaba vollständig freigelegt ist, und daß wir erkennen, daß ein gepflasterter Processionsweg rings um den Unterbau herumführte. Hier finden sich auch allerhand Bildhauerarbeiten und Malereien, die unsere Anschauungen über das Kunstvermögen ihrer Verfertiger vortheilhaft erweitern. Die größte dieser Anlagen ist die im Jahre 87 n. Chr. vollendete Abhayâgiri Dâgaba, die König Walagam Bahu zur Erinnerung an die Vertreibung der Tamilen und zur Feier der Wiedereroberung des Reiches errichten ließ. Sie läuft in ein spitzes Thürmchen aus und ist in der ganzen Oberfläche dicht bewaldet. Der ornamentale Schmuck dieser Dâgaba zeigt einen entschiedenen Fortschritt, der sich in der sinnigen Verwendung der Pflanzenformen und in der Einführung der menschlichen Gestalt in den bisherigen bildlichen Stoffkreis kundgiebt. Schließlich wollen wir noch die Jêtawanârâma Dâgaba erwähnen, deren Anblick dadurch besonders überraschend wirkt, daß sie sich wie ein bewaldeter Berg mit einem Thurm ausnimmt, während sie in Wirklichkeit aus einem gewaltigen Ziegelbau von 249 Fuß Höhe und 360 Fuß Durchmesser besteht. Auch den übrigen in Anurâdhapura bisher freigelegten Bauten, unter denen die Ruinen der Paläste hervorragen, widmet Smither seine Aufmerksamkeit, ohne die schwierige Frage zu entscheiden, ob diese Ueberreste wirklich von fürstlichen Wohnstätten herrühren, oder ob wir es in ihnen mit den Trümmern ehemaliger Klöster zu thun haben. In dieser Hinsicht stellen die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen in Anurâdhapura dem Forscher noch viele Räthsel, die erst gelöst werden können, wenn die zehnfache Anzahl der bisherigen Arbeiter an den Ausgrabungen betheiligt sein wird, um die gewaltige Masse von Ruinen, über denen eine dichte Schicht von Bäumen und Buschwerk gewachsen ist, freizulegen.

Die Ceylon'sche Regierung aber hat sich ein entschiedenes Verdienst durch die Publication der Untersuchungen Smither's erworben und darf auf den Dank der deutschen Ethnographen und Kunsthistoriker rechnen, die sie durch ihre Freigebigkeit in den Stand gesetzt hat, von diesen in jeder Hinsicht bedeutsamen Forschungen eingehendere Kenntniß zu nehmen. H. A. Lier.

Bücherbesprechungen.

— Kirchliches Handlexicon. Begründet von Dr. C. Meusel, fortgeführt von Oberkirchenrath E. Haack, Pastor emer. B. Lehmann und Pastor A. Hofstätter. 45. u. 46. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Diese beiden Lieferungen, welche mit dem Artikel „Pietismus“ beginnen und mit dem Artikel „Quasimodogeniti“ schließen, umfassen eine ganze Reihe umfänglicherer und hervorragenderer Artikel, die ein neues Zeugniß für die Tüchtigkeit des Lieferungswerkes sind, das sich hoffentlich immer mehr in der theologischen Welt einbürgert. Es sucht mit Erfolg auch die wissenschaftlichen Ansprüche, die an dasselbe gestellt werden, zu befriedigen. Unter den Artikeln, die in den vorliegenden Lieferungen enthalten sind, seien wenigstens einige hervorgehoben, neben denen noch verschiedene andere angeführt werden könnten. Wir nennen die Artikel über den „Pietismus“, über die Päpste Pius von Pius I. an bis Pius IX., über die „politische Thätigkeit des Pastors“, über „Prädestination“, über „Predigerseminare“, über „Predigt“ zugleich mit einer Skizze von der Geschichte der Predigt, über „Priesterschaft, Priesterthum, Priesterweihe“, über „Prophetie“, über „Psalmen“ und „Psalter“. Solides Wissen mit Berücksichtigung der neueren und neuesten theologischen Literatur und gesundes theologisches und kirchliches Urtheil ist in den Artikeln durchaus zu bemerken. Wir wünschen dem Werke erfreulichen Fortgang. □

— Schober, Hugo, Katechismus der Volkswirthschaftslehre. 5. durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Ed. O. Schulze. Leipzig, 1896, J. J. Weber. 483 S. Pr. 4 ℳ. — Wissenschaftliche Katechismen, populäre Grundrisse und andere Bücher dieser Art werden seitens der sachlichen Kritik immer mancherlei Einwendungen ausgesetzt sein. Warum, habe ich vor Kurzem näher auseinandergesetzt, und will mich also nicht wiederholen. Namentlich in Fragen der Socialwissenschaft und Socialpolitik thut unserem Volke eben gründliche Wissensvertiefung Noth. Und diese wahrhaft zu fördern, sind derlei Darstellungen, die Vieles bringen und daher wohl Manchem etwas, aber leider meist Keinem etwas Ausreichendes, durchaus ungeeignet. Eine erfreuliche Ausnahme von der Regel bildet die vorliegende, wohlgelungene Neubearbeitung des Schober'schen Katechismus der Volkswirthschaftslehre. In glücklicher Weise hat es der Herausgeber dieser neuen 5. Auflage verstanden, unter Beibehaltung der früheren Anordnung und Eintheilung des Stoffes, aber unter Berücksichtigung der neueren wirthschafts-wissenschaftlichen Forschungsergebnisse, theils durch Weglassung des Veralteten, theils durch Hinzufügung des Fehlenden, das in seinen letzten Auflagen unbrauchbar gewordene Werkchen neuen gesteigerten Bedürfnissen anzupassen. Daß er, wie er selber sagt, von rein theoretischen Erörterungen thunlichst absah, den Schwerpunkt des Ganzen in die Behandlung der socialpolitischen Probleme, sowie der Aufgaben und Fragen der praktischen Wirthschaftspolitik verlegte, wird man nur billigen können. Und soll es nach seiner Ansicht die Aufgabe des Buches sein, „durch Aufzeigung der unendlich mannigfach verknüpften Zusammenhänge und Wechselwirkungen der einzelnen wirthschaftlichen Bestrebungen und Thätigkeitsacte vor übereilten Folgerungen und unzulänglich begründeten Thesen, vor eiligen Verurtheilungen, utopischen Wünschen und Hoffnungen und vor rücksichtsloser, einseitiger Interessenverfolgung zu warnen und zu bewahren“, so darf man sich angesichts des Gebotenen der Hoffnung hingeben, daß es diesen Zweck in seiner Art trefflich erfüllen werde. Das ganze Werk zerfällt in 5 Bücher. Das erste behandelt die volkswirthschaftlichen Grundbegriffe und den Entwickelungsgang der Volkswirthschaft. Es enthält, was ich besonders hervorheben will, im zweiten Capitel eine knappe, aber anschauliche Darstellung der Abfolge der volkswirthschaftlichen Theorien von den Mercantilisten bis auf die neueste Zeit. Das 2., 3. und 4. Buch erörtern die Production, Circulation und Distribution der Güter; das 5. die leider oft so vernachlässigte Consumtion. Ein übersichtliches Sachregister bildet den Schluß. Mag das reichhaltige Büchlein, dessen Preis ja auch ein civiler ist, dem Praktiker wie der studirenden Jugend bestens empfohlen sein. o—g.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 71. Sonnabend, den 13. Juni. 1896.

Zwei Schweizerdichter.

Es wäre einerseits ungerecht, wollte man unseren deutschen Stammesbrüdern vorwerfen, daß sie dem, was zwischen Rhein und Rhone anf literarischem Gebiete geschieht und gedeiht, zu wenig Aufmerksamkeit zuwenden — Conrad Ferd. Meyer und Gottfr. Keller wissen wahrlich ein anderes Lied zu singen, und was Letzteren betrifft, so dürfte mancher Deutsche eher über ein allzuviel von Bewunderung klagen, die dem schweizerischen Dichter von Deutschland her gezollt wird; — andererseits aber haben vor dem genannten Doppelgestirn andere, die der Beachtung und Ehrung in hohem Grade werth sind, mehr als billig anf deutschem Boden in Schatten treten müssen. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, ein Talent, wie das J. V. Widmann's von seinen ersten Regungen an bis zur vollen Entfaltung seiner Flugkraft verfolgt hat, kann das nicht billigen: Kaum ein literarisches Gebiet giebt es, das diese nie erlahmenden Flügel nicht mehr als einmal gestreift hätten, in keinem hat die Kraft versagt, in mehr als einem hat sie sich als eine ausgezeichnete bewiesen, und es ist schwer zu sagen, wo der genannte Dichter den Flug am stärksten nimmt und am höchsten damit gelangt — ob im komischen Epos, ob in der Novelle oder ob im Drama. Nur dem Lustspiel ist er bisher fern geblieben und — dem einfachen Lied; letztere „Versäumniß" dürfte aber eher zu seinen Gunsten sprechen; denn welcher angehende, wenn auch noch so minderwerthige Dilettant träumt sich nicht im deutschen Dichterwalde und singt dort sein Lied? Und wie wenige dieser Lieder sind dem Menschen an's Ohr und gar in's Herz geklungen! Spurlos verklungen das Meiste, . . . im Winde verweht!

Mancher deutsche Leser wird uns Dank wissen, wenn wir hier Widmann's Hauptwerke nur kurz aufzählen, ohne uns in eine Besprechung derselben einzulassen. Das ernste Heldengedicht ist vertreten durch „Buddha"; Manche ertheilen (uns scheint mit Unrecht) dieser Dichtung die Palme; es enthält des Epischen (wie dies schon der Stoff bedingt) zu wenig, des Reflectirenden zu viel. Wem Formschönheit imponirt, wird allerdings auch an diesem Werk seine helle Freude haben, aber d „silberne Schale" der Form ist ja die stetige Mitgabe der Widmann'schen Muse und begegnet, wohin wir auch blicken, überall leuchtend unserem Auge. Das ist heutzutage, wo das Gefühl für reine Form sich mehr und mehr abstumpft, um so werthvoller und erfreulicher. Es giebt wenige unter den zeitgenössischen Dichtern — selbst denen, die auf dem Gipfel des Parnasses thronen —, die sich mit Widmann in dieser Beziehung messen können, wir meinen nicht blos den hohen Werth, den er der Form zuerkennt, sondern auch die spielende Leichtigkeit, mit der er sie zu behandeln scheint, das heißt so behandelt, daß uns über dieses anmuthige Spiel der dahinter steckende gewissenhafte Ernst auch keinen Augenblick zu Gesichte oder zum Bewußtsein kommt. Wenn wir bedenken, mit welchem „leichten Sinn" selbst unsere Größten diese unverbrüchlichen Gesetze oft überhüpft oder umgangen haben, so verdient Derjenige, der sich ihnen mit dem vollen Ernst des Pflichtbewußtseins fügt und anbequemt, gewiß unsere höchste Anerkennung. — Ein im besten Sinne „komisches" oder: besser ein „humoristisches Epos" ist Widmann's „Wunderbrunnen von Js. Kalospinthechromokrene" und dieselbe Gattungsbezeichnung verdient auch sein „Moses und Zipora", welche Dichtung der Verfasser mit dem Titel „Idyll" versehen hat. An dem Inhalt dieses Idylls hat manches ängstliche Gemüth Anstoß genommen, weil hochwürdige Gestalten der biblischen Geschichte vor dem übermüthigen Spiel dichterischen Humors geschützt sein sollten. Uns scheinen diese Bedenken ungerechtfertigt, so lange der Humor nicht in bewußte Parodie umschlägt, und letzteres ist in diesem Idyll nirgends der Fall. Man braucht zwar die Griechen auf diesem Gebiete nicht als Muster anzuerkennen (sonst wäre noch ganz Anderes erlaubt!); auch was sogar die christliche Kirche des Mittelalters, wenn einmal ihr naiver Humor in Schwingung gerathen war, mit „heiligen Personen" sich herausnahm, braucht nicht als Rechtstitel geltend gemacht zu werden — aber wir sind ja allzumal Menschen und mit dem Erbtheil des Menschlichen behaftet. — Warum sollten die Schwächen dieser Menschlichkeit nicht im Spiegel des Humors erscheinen dürfen? — Ein ferneres, wirkliches Idyll, und zwar ein wunderliebliches („Pfarrhausidyll" nennt es der Dichter, der in diesen duftigen Kranz das Schönste seiner Jugenderinnerungen eingeflochten hat), ist die Dichtung „An den Menschen ein Wohlgefallen". Und zu dieser Gattung gehört nun auch die jüngste, soeben erschienene Gabe des Dichters „'Bin der Schwärmer", von der sogleich die Rede sein wird. — Von den Dramen Widmann's: „Iphigenie in Delphi", einem Jugendwerk, das aber sofort „ex ungue leonem" erkennen ließ, „Orgetorix", an welchem das heimathliche Gefühl größeren Antheil haben mag als die poetische Begeisterung, „Arnold von Brescia", „Oenone", „Die Königin des Ostens", „Der geraubte Schleier" (Märchendrama), „Jenseits von Gut und Böse", ist eigentlich blos das letzte und jüngste auch in Deutschland bekannt geworden, und zwar mehr durch die Zufälligkeit, daß es zuerst auf der Meininger Bühne zur Darstellung gelangte, als infolge seines dichterischen Werthes. Daß ihm aber ein solcher und zwar in hohem Grade eignet, sollte trotz der kühlen Ablehnung deutscher Kritiker nicht geleugnet werden. Mag man sich auch gegen die Idee einer allerdings nicht innerlich nothwendigen Verwebung von Traum und Wirklichkeit skeptisch verhalten, so muß man doch zugeben, daß das eigentliche Drama, das man ja vollständig unbeschädigt aus der äußern Prosaumrahmung loslösen und als solches genießen kann, nach Form und Inhalt eine wahrhaft poetische Lösung ist und die an die dramatische Kunst gestellten Forderungen, wenigstens die hauptsächlichen, erfüllt. Freilich war es ja unmöglich, jene beiden Welten auch innerlich, ganz und gar, nicht blos am Rande, zu verweben, zudem beruht auch der äußere Verband auf einer unmöglichen Annahme (wie seiner Zeit gezeigt worden ist). Immerhin ist die Idee, ein Drama in dieser Weise aufzubauen, interessant und eigenthümlich. — Unter den Prosawerken stehen voran die Erzählungen und Schilderungen „Aus dem Fasse der Danaiden" (in welches nämlich ein vielbeschäftigter Redacteur Tag für Tag den nie versiegenden Born seines Geistes auszugießen hat!) — darunter Stücke von so reich und mühelos quellendem, so erquickendem Humor, daß man seine Seele darin baden kann. Und dieser Humor ist nicht, wie so oft bei Gottfr. Keller, von Geschmacklosigkeiten getrübt; mit den Grazien weiß Widmann besser und feiner umzugehen, als der Züricher Dichter. — Ganz dieselben Eigenschaften zeichnen auch die „Touristen-Novellen" aus, während die „Gemüthlichen Geschichten" mehr für den Geschmack des Mittelschlags von Lesern berechnet sind, welcher blos einfache, gesunde Nahrung sucht und sich durch Nachdenken und Grübeleien den Appetit nicht verderben mag. „Die Patrizierin" ist dann wieder, als „Lebensbild aus der modernen Gesellschaft", in feineren Farben und mit schwungvollerer Pinselführung gemalt, auf einen Untergrund, wie ihn nur echte Künstlerphantasie zu schaffen und mit Figuren zu bevölkern vermag. — Kürzlich ist von Widmann ein Sammelband unter dem Titel „Die Weltverbesserer und andere Geschichten" erschienen; es sind theils alte Bekannte, die „zum Rahmen eines psychologischen Genrebildes einen geschichtlichen, speciell literargeschichtlichen Gegenstand nehmen" und diesen Rahmen theils mit tragischem,. theils

mit humoristischem Inhalt ausfüllen; auf beiden Gebieten bewegt sich die Kunst des Erzählers wie des Psychologen in gleicher Vollkommenheit. In den „Weltverbesserern“ (der Haupterzählung) treten als Hauptpersonen der Handlung die später als Vertreter der sogenannten Seeschule berühmt gewordenen Dichter Coleridge und Southey auf, „die, nebst einem gleichgesinnten Genossen zur Gründung eines neuen Utopiens »Pantisokratie« im fernen Amerika verbündet, durch drei schöne Mädchen von ihren abenteuerlichen Plänen abgezogen und für ihr eigenes häusliches Glück wiedergewonnen werden“. — Das Reisen ist bekanntlich eine Kunst und das Reiseschildern eine noch größere. Wie man aber genußreich reisen und auch seinen Lesern, ohne in die gefährlich „gähnenden“ Gletscherspalten der Langeweile und der Trivialitäten zu fallen, Sinn und Lust zum Reisen beibringen kann, hat kaum Einer besser verstanden, als Widmann in den „Spaziergängen in den Alpen“ und seinem „Jenseits des Gotthard“. Sie sind in ihrer Art classisch und schon aus dem Grunde werthvoll, weil sie geschmackläuternd wirken und einem den „Genuß“ an der ledernen Alltäglichkeit der gewöhnlichen Reiseliteratur fernerhin gründlich verleiden. — Ziemlich gleichzeitig mit den obengenannten „Weltverbesserern“ hat uns Widmann wieder mit einer rein poetischen, das heißt nur poetischen, von keiner Tendenz überhauchten (oder gar durchtränkten!) und in dichterische Form gefaßten Gabe beschenkt, dem köstlichen Idyll: „’Bin (= Sabinus) der Schwärmer“. Der Inhalt dieser Dichtung ist der denkbar einfachste und anspruchsloseste: Ein junges Schwärmerherz, in welchem die stille Liebe für ein schönes Mädchen glüht, bis die Liebe — zwar nicht erlischt, aber plötzlich ihren Gegenstand wechselt und mit gleicher Gluth gegen eine junge Wittwe züngelt, welche Wittwe sich schließlich zum Schrecken ihres Anbeters als die Mutter des vor wenig Stunden noch schwärmerisch geliebten, jetzt bereits im Hintergrunde des Herzens verdämmernden Mädchens entpuppt. Und dann? Dann nichts mehr; keine Katastrophe, kein Schluß, keine Lösung. Man sollte nicht denken, daß um diesen kurzen dünnen Faden eine Dichtung sich ansetzen könnte — und doch ist es geschehen, und in dieser Beschränkung eben zeigt sich die Kunst des Dichters, der aus Nichts ein Etwas machen kann, am hellsten und höchsten. Hier handelt es sich nicht um das Was? sondern um das Wie? Und letzteres leistet zum größten Theil die reizvolle Form. Es werden vom Dichter keine Perlen aus den Tiefen des Verstandes oder Gemüthes herorgeholt und ausgestreut — die Form selber liefert die Perlen. Wer in diesem bald sanft dahingleitenden, bald muthwillig schäkernden Wellenspiel tadellos flüssiger, mühelos quellender Verse keine Perlen zu erkennen vermag, dessen Auge ist für das Wesen der echten Poesie farbenblind. Denn deren Wesen besteht ja eben in der wunderbaren Verschmelzung von Form und Inhalt zu einem Gebilde, das keine Nähte für die beiden Theile aufweist. Gehört ein sinniges Wort, das „Stimmung“ in uns erweckt, eine prächtige Metapher, welche das Gedachte in ein Geschautes verwandelt, der Humor, der uns mit den Augen der Seele zu schauen zwingt, zur bloßen Form? oder ist er nicht auch Inhalt? Wer möchte das fragen, oder, vielmehr, sagen? Wer das Idyll liest, wird vor lauter Freude keine Zeit zu solchen Fragen finden, wenn er nämlich nicht der allerneusten Theorie zuschwört; denn diese muß er zum „alten Gerümpel“ werfen.

Karl Spitteler wandelt in anderen Geleisen als Jos. Victor Widmann, ja man darf sagen, er ist, außer in einem Punkt, eine grundverschiedene Natur — und dennoch ein Dichter. Schon als ganz junger Mensch hat er Probleme poetisch behandelt, vor deren Ergründung selbst die reifste Bildung, im Bewußtsein menschlicher Unzulänglichkeit, sich scheu zurückhält. Er möchte dem Welträthsel der „großen Sphinx“, die uns ja Alle angrinst, näher treten, und daß es ihm nicht gelingt, verbittert ihm die Seele und gießt Wermuth in seinen Lebensbecher. Er ist ein Geist, der lieber verneint als bejaht. Er kann zwar zeitweise fröhlich ins Leben schauen, aber plötzlich sitzt ihm der Grübler wieder im Nacken und zeigt ihm aus voller Sonnenhelle Schatten, wo keine sind. Ob Spitteler „des Lebens ungemischte Freude“ jemals empfunden hat, ist uns unbekannt, geschildert hat er sie selten, und wo er es thut, ist gleich wieder ein Dämpfer zur Hand. Er gehört also seiner innersten Ueberzeugung nach zu der großen Zunft der Pessimisten. Das soll ihm nicht zu Leide und Nachtheil gesagt sein, im Gegentheil; denn die Vollblut-Optimisten, die in dieser „besten der Welten“ Alles im rosigsten Lichte sehen und nur über die Herrlichkeiten des Daseins zu psalmodiren wissen, verstimmen die Denkenden mit ihrem Gejubel viel mehr als ihre schwarzsehenden Gegner dies thun; auch hat Spitteler so viel Geschmack und Toleranz, daß er seinen Schmerz nicht laut in die Welt hinausschreit, sondern als Dichter seine Harfe maßvoll anschlägt, ihre Töne sind gewöhnlich nur von einem zarten Flor der Schwermuth umschleiert oder man hört wenigstens die Obertöne der Ironie daneben schwingen. Aber Eines sollte Spitteler, diese hochbegabte Natur, dieser ernste und tiefe Denker, vermeiden, einen Hauptfehler, eine Sünde an seinem eigenen Geist, die uns den Genuß gerade an seinen schönsten und reifsten Dichtungen, seinen soeben erschienenen gesammelten Balladen, vergällt und verleidet: die (bis zur völligen Unverständlichkeit sich verdichtende) Dunkelheit. Der erste Paragraph im Dichter-Katechismus heißt und hieß von jeher: Der Dichter muß verständlich sein, wenn er wirken will. Er mag grübeln, aber er darf nicht räthseln, und wenn er in Symbolen spricht, so muß der Gedanke im Symbole selber transparent sein. Spitteler ignorirt diese Capitalsätze, nicht ein- und nicht das andere Mal, sondern siebenzig Mal sieben Mal, oder er stellt sie auf den Kopf und scheint zu glauben, des Dichters erste Tugend sei die Dunkelheit, das Mysterium, das Foltern des Verstandes. Schon in seinen Prosaerzählungen „Friedli der Kolderi“ und „Gustav“ sehen uns einzelne Stellen, ja ganze Capitel so geheimnißvoll an, daß wir vor Räthseln stehen, und in diesen „wunderbaren Traumaugen“ auch nicht mit dem Herzen zu lesen, noch weniger sie als „Blüthen der Romantik“ zu entschuldigen vermögen. Zu Zeiten der Hochromantik hat man sich dergleichen gefallen lassen, heute sind unsere Nerven anders gestimmt, sie ertragen diese „dunklen Gründe“ mit den darin umhertanzenden Irrlichtern nicht mehr und fühlen sich nur wohl in der Tageshelle. — Und nun erst die „Balladen“, die wirklichen und die sogenannten. Wir wollen uns bei dieser Bezeichnung nicht zu lange aufhalten, aber gesagt muß es sein: Spitteler hat in einer schönen und geistreichen Abhandlung das Wesen und die Grenzen der Ballade zu bestimmen und durch Beispiele eigener Erfindung zu illustriren gesucht. Diese Beispiele sind in ihrer Art — wenn man nämlich die Gattung anerkennt — mustergiltig, einzelne von makelloser, überwältigender Schönheit; aus ihnen schaut uns ein echtes Dichterauge an, und hierbei kann uns die Systematik seiner Balladenlehre gleichgiltig sein. Aber soll ein Wort auch darüber gesprochen werden, so ist er in seiner jetzigen Balladensammlung dem angedeuteten System insofern nicht treu geblieben, als er in seinen Balladenbegriff noch mehr, und unter diesem „mehr“ auch recht Ungleichartiges hineinzwängt. Wir bezweifeln, daß die „Poetik“ der Zukunft sich durch seinen Vorgang bestimmen lassen wird ihr bisheriges Gleis zu verlassen oder ins alte Gleis die neue Fracht aufzunehmen. Aber sei dem, wie ihm wolle, wir wollen uns an das Gegebene halten und sagen ohne Bedenken und Verklausulirung: Wo sich in diesen „Balladen“ ein klarer Sinn oder eine zu Grunde liegende Idee offenbart, wo wir also bestimmt wissen, was der Dichter will, da sind sie in ihrer Art muster- und meisterhaft und brauchen die Vergleichung mit denen C. Ferd. Meyer's in keiner Weise zu scheuen. Da steht jedes Wort am rechten Platz. Keines zu viel und keines zu wenig, kein leeres oder falsches Pathos, weder Ueberschuß noch Lücke; mit der Sicherheit eines Meisterschützen wird stets das richtige Wort getroffen und diese Worte reihen sich zu regelrechten Takten und schwingen mit den Gedanken in graziösestem rhythmischem Tanze. Das, also die schöne Form, ist der Punkt, von dem wir oben sagten, der Dichter habe ihn mit Widmann gemein. Wir sollten eigentlich eher von einer Fläche sprechen, um beifügen zu können, daß es auf dieser Fläche doch auch einzelne dunkle Punkte giebt, so z. B. wo „von heulenden Felsen die weiße Nacht gähnt“. Weiße Nacht?! Die Franzosen kennen sie, aber in anderem erklärbarem Sinn! Oder was sollen wir uns unter „sturmesschwülen Abendstrahlen“ vorstellen? und unter „großmächtigen Königsrosen“, welche „wuchernd fraßen die lichte Luft“? und von der „Jurakönigin“, welche (eine Schlange) „mit den Zehen an einem schwarzen Block fingert“? „Des Glückes farbiges Schweigen“, das „zum Himmel steigt“ hat, als sinnreiches Bild, einen Verehrer des Dichters zur Bewunderung hingerissen — ich will es lieber machen wie jenes „Glück“, d. h. schweigen, will auch schweigen zu den „pelzigen Nebelschleiern“, zur „falschen Kupferwolke über'm Thymian“. — „Nach den Felsen spie der Wogenbrand“, eine Licenz für „Wogenbrandung“ darf man einem Dichter verzeihen, vielleicht auch die „Schwalbensehnsuchtsflügel, die zum Ziele blindlings pfeilen“ und sogar daß „Segen und Versöhnung schatten von den sanften Händen“ und daß „keine Rettung kleckt“. Einmal (S. 139, Z. 6) hat sich

unter die regelmäßig marschirenden Versrotten ein überlanger, regelwidriger Gesell gedrängt, ein ander Mal schämt sich der Hafen Phalêros seiner angestammten Betonung und verwandelt ihn rechtswidrig in Phálêros — warum soll sich dann die freche Pandêmos scheuen, zu ihren schweren Sünden noch die leichter wiegende des falschen Accentes Pándêmos auf ihre Schultern zu laden? Eine andere Göttin, Demeter, handelt auch recht willkürlich; das eine Mal „taucht am Himmel drüben ihr Antlitz", das andere Mal, im gleichen Gedicht, erhebt sie „ihr Höllenhaupt". Hier mag die Bemerkung am Platze sein, daß Spitteler der griechischen Mythologie am Leibe flickt, wo und wie es ihm beliebt. Mag er es thun — aber wenn es doch wenigstens zur Lichtung ihres Dunkels geschähe! leider ist gerade das Gegentheil der Fall; er hat ihre Hieroglyphen noch vermehrt. Und an dieser Hieroglyphik krankt leider der größere Theil der Sammlung. Das ist der Giftwurm, der sie zu Tode sticht. Das oben gespendete Lob gilt nur der Minderzahl (worunter „Anaïta", „Cyrus' Ende", „Die Falkenjagd", „Der Flößer", „Der Eid und die Fee", „Die Hochzeit des Theseus") — alles rein (oder unrein) Mythologische, alle „Träume Jacob's des Auswanderers" sind entweder völlige Räthsel (über welche uns den Kopf zu zerbrechen der Dichter nicht verlangen darf), oder die Ahnung des Sinnes schwebt noch in der Dämmerung; als Beispiel für letztere Art mag „Der Mechaneus" dienen, und wenn es dort am Schlusse heißt: „Oh! wir begreifen nicht", so möchte man wünschen, daß der Dichter dies als Motto seiner Sammlung vorgesetzt hätte, oder daß er (noch besser) Räthselpreise ausgesetzt hätte für die Lösung von Stücken wie „Das Leuchtschiff", „Zauberer und Frosch", „Sieben Rößlein" (es kommen zwar nur ihrer vier zum Wort, aber die heilige Zahl „Sieben" muß auch hier von abgründlich tiefer Bedeutung sein!), „Der Handwerksbursch", „Der Mechaneus", „Die Weltpost", „Der Polyp", „Berufung", „Achmed", „Das Gastmahl", „Aurora". — Sollen wir fortfahren? ... oder nicht eher ein Klagelied anstimmen, daß ein so gut ausgerüsteter, zielbewußter und trefflicher Nimrod, der nur in sonnenbeglänzter Lichtung auf Edelwild pirschen sollte und könnte, sich lieber in des „Waldes düstere Gründe" verliert, um im struppigen Gebüsch und Wurzelgewirr zu straucheln und im Falle vielleicht doch noch auf ein verschlafenes Häslein zu tappen!

Basel. J. Mähly.

Reiseskizzen aus dem Kaukasus 1895.

6) Borschom. Kutais. So einförmige und unbebaute Gegenden die Eisenbahn von Tiflis bis an das Kaspische Meer durchfährt, ebenso landschaftlich schön und hochcultivirt ist die Gegend westlich von Tiflis bis nach Batum, und als deren schönste Punkte bezeichnet man die Umgebungen von Borschom und Kutais. Schon von Tiflis an dem Lauf des Kur folgend, tritt die Bahn bei Mzchet in ein enges Thal, um allmälig immer mehr steigend zur vollständigen Gebirgsbahn zu werden, für unter russischer Verwaltung stehende Bahnen ein ganz neuer Begriff. Nach fortgesetztem Steigen in vielgewundenen Curven erweitert sich das Thal und das hübsch gelegene Gori erscheint, eine armenische Niederlassung, am Fuße eines Berges mit den Trümmern einer alten Burg gelegen. Erst vor Kurzem, im November v. J., war Gori, gleich Kwirili, der Schauplatz schrecklicher Ueberschwemmungen, welche allen Verkehr auf Wochen unterbrochen haben. Von dem nahen Orte Michailowo führt eine Zweigbahn in einer reichlichen Stunde nach dem Badeort Borschom. Die Gegend von Michailowo ist wunderschön. Reich bewaldete und malerisch geformte Berge umgeben den weiten Thalkessel, in welchem Michailowo und zahlreiche Ortschaften liegen, Alles ist herrlich bebaut, wohlgenährte Viehheerden weideten auf den kürzlich abgeernteten Feldern und viele Hände regten sich schon, um den Acker von Neuem zu bestellen, Alles athmete hier Wohlhabenheit und behagliche Zufriedenheit, wie ich es noch nirgend in Rußland gesehen. Die Bahn tritt alsbald in ein ganz enges Felsenthal, in zahllosen Curven am rechten Ufer des Kur aufwärts steigend, während gegenüber, am andern Ufer, die Poststraße aufwärts führt. Auf der Plattform stehend, konnte ich die herrliche Gegend voll genießen, denn hier handhabt man die Bahnpolizei viel harmloser als bei uns. Wie fast überall so ist auch Borschom vom Bahnhof ziemlich entfernt. Der eigentliche Ort liegt hoch, zwischen den sich hier vereinigenden Flüssen Kur und Borschomka; der Badeort mit Kurhaus, Bädern, Promenaden, Villen und dem Hauptgasthof „dem Cavaliershaus" zieht sich weit hinauf in das enge Thal der Borschomka, welches von herrlich bewaldeten Höhen eingeschlossen wird. Noch einige Werst weiter hinauf im Thal liegt das Lustschloß des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, welches augenblicklich seinen Sohn beherbergte, der soeben von Tiflis gekommen war, wo er ein Infanterie-Regiment commandirt; der Großfürst ist bereits 34 Jahre alt und bekleidet immer noch den Rang eines Obersten. Borschom ist ein eleganter Badeort, welcher das gewöhnliche russische Bild zeigt: In den Morgen- und Nachmittagsstunden spielt eine starke Militärkapelle, in den Promenaden wandeln die Spaziergänger hin und her, und auf der anstoßenden Fahrstraße jagen Equipagen und Reiter und Reiterinnen auf und ab. Unter den Badegästen waren auffallend viele Officiere und viele Eingeborne, die Männer, namentlich die älteren, in der malerischen Tscherkessentracht, die Frauen in der eigenthümlichen Kopftracht, welche in ganz Georgien getragen wird. Auf dem Haupt, von welchem die schwarzen Locken nach vorwärts herabfallen, sitzt ein cylindrisches Mützchen, dessen dunkler Rand die Stirn oben bis zur Hälfte einrahmt, darüber hängt ein weißer Schleier, welcher, das Gesicht freilassend, bis auf Schultern und Rücken weit herabfällt, und der wiederum von einem kleinen, dunkelfarbigen Schleier oder Tuch bedeckt wird. Die Damen mit ihren schwarzen Augen, starken Backenknochen, markirten aber edlen Zügen haben etwas sehr Würdiges, eine sieht beinahe aus wie die andere. Untrüglich ist die Kleidung nicht, denn die Armenierinnen tragen sie gleichfalls, während die armenischen Männer mit Vorliebe sich wie die Perser kleiden. Europäische Mode macht natürlich auch bei diesen Damen Eroberungen, man erkennt unter derselben recht bald die Physiognomie heraus. Die niederen Volksclassen gehen derartig in Lumpen gehüllt einher, daß schon sehr viel Phantasie dazu gehört, hier eine Nationaltracht heraus zu finden; eigenthümlich ist hier bei denselben ein turbanähnlich um den Kopf geschlungenes Tuch in sehr grellen Farben. Die russische weiße Mütze macht sich auch hier schon recht breit, und unter den Knaben, welchen man am Gesicht sofort den Grusiner ansieht, erscheinen viele Gymnasiasten in der vorgeschriebenen grauen Kutte mit breitem Ledergürtel. Das Bad soll in diesem Jahre sehr besucht gewesen sein, jetzt war die Saison schon im Absterben, denn bei der hohen Lage des von mächtigen Bergen eingeschlossenen Thales wurden die Morgen und die Abende schon recht kühl. Die Badeeinrichtungen sind sehr gut, man kann hier baden und trinken, sowie Massage, gymnastische und elektrische Behandlung haben. Die warme alkalische Quelle, von keiner sehr hohen Temperatur, wird vorzugsweise zu Trinkkuren verwendet, das Wasser wird in großen Massen in Flaschen versendet. Das eigentliche alte Borschom, das aber schon durch zahlreiche moderne Villen durchsetzt ist, liegt hoch, und man hat von ihm aus eine herrliche Uebersicht über den ganz in Bäume eingehüllten Ort und über das anmuthige Thal des ziemlich breiten Kur, in welchem sich hübsche Landhäuser hinziehen. Die von Michailowo kommende landschaftlich schöne Poststraße führt in diesem Thal nach den benachbarten und sehr besuchten Schwefelbädern von Abaß Tuman. — Als Glanzpunkt im südlichen Kaukasus gilt Kutais mit seinen Umgebungen, hat doch die Sage nach hier den Sitz des Paradieses verlegt. Kutais ist mit der Hauptlinie durch eine Seitenbahn verbunden. Von Michailowo ab steigt die Bahn stark und nach zwanzig Minuten führt sie durch einen 4 Kilometer langen Tunnel. Wenn man aus demselben herauskommt, hat man die Wasserscheide zwischen Georgien und Imeretien überschritten, die Bahn geht abwärts in einem von hohen Felsen eingeschlossenen Thal, in welchem tief unten die reißende Kwirila fließt. Es ist eine Gebirgsbahn im wahren Sinne des Wortes, mit zahllosen Curven, wiederholt auf eisernen Brücken von einem Ufer auf das andere führend, viele kleine Tunnel passirend; an einer Stelle wird das Thal so eng, daß man den Raum für die Bahn nur durch senkrecht abgesprengte Felswände gewonnen hat. Bei Kwirili öffnet sich das Thal zu einer weiten, mit Kukuruzfeldern bebauten Ebene. Man versteht, wie zerstörend die Ueberschwemmungen jüngst hier gewüthet haben, wenn man die reißende Kwirila sieht, die nach starken Regengüssen wild aus dem engen Thal in die Ebene hervorstürmt. Von Rion führt die Zweigbahn längs des Rionflusses nach Kutais,

durch eine mit prächtigen Nußbäumen, Buchen und Eichen bewaldete Gegend, und inmitten, wie in einem Garten, liegt Kutais. Der Hauptreiz der Stadt ist ihre schöne Lage in den Vorbergen des Kaukasus. Den besten Ueberblick bekommt man von der alten Festung aus, deren Trümmer sich auf einem hohen Bergrücken auf dem rechten Ufer des Rion ausdehnen. Diese Festung soll von den Genuesen erbaut worden sein, die Türken haben sie im Jahre 1673 zerstört und ihre Zerstörungswuth ganz besonders an der Kirche ausgelassen. Durch Umstürzen der das Dach tragenden mächtigen Säulen haben sie das kolossale Gebäude zum Einsturz gebracht, so daß das Innere mit gewaltigen Steintrümmern erfüllt ist, die mit reichem Pflanzenwuchs bedeckt sind. Die Kirche ist bereits im 11. Jahrhundert gegründet worden. Der Wächter zeigte mir in seiner Behausung ein altes Bild, welches die „Czarin Helene“ vorstellt, mit der Ansicht des alten Kutais im Hintergrund; diese Helene war byzantinische Prinzeß und mit einem venetianischen König vermählt und ihr schreibt man die Gründung der Kirche zu. Von der Festung bietet Kutais ein herrliches Bild. Von dem reißenden Rion in einem großen Bogen umflossen, liegt die Stadt auf sanften Hügeln, welche sich nach Norden allmälig erheben und in den hohen Bergen des Kaukasus einen prachtvollen Hintergrund erhalten. Die nördlichen, den Hang sich hinaufziehenden Stadttheile sind die interessantesten, es sind die älteren, welche von den niederen Volksclassen, hier im engeren Sinne Imerier, bewohnt sind. Die Straßen sind steil, ungepflastert, die Häuser von Holz, aber jedes mit einer Veranda umgeben, die den Bewohnern zu allen möglichen häuslichen Verrichtungen dient; durch die weiten offenen Thüren kann man bis in das Innerste der Wohnräume blicken; allenthalben gab es Verkäufer von Obst, Selterswasser, Wein, ganze Schaaren von Reitern und bepackten Eseln durchzogen die Straßen und trotz der einfachen Kleidung und der primitiven Einrichtung der Häuser machte Alles einen zufriedenen und fröhlichen Eindruck, wie ja immer ein mildes Klima und eine anmuthige Gegend auf die Bevölkerung einen derartigen Einfluß ausüben. Die russische Sprache ist unter der großen Masse des Volkes wenig verbreitet, auch in der eigentlichen Stadt tritt das Russenthum nicht so hervor, wie anderwärts, und in dem großen Stadtgarten, der Hauptpromenade, ist das grusinische Kostüm noch sehr stark vertreten. Die Stadt selbst bietet wenig Interessantes, sie ist ganz regelmäßig gebaut und fast in allen Erdgeschossen befinden sich Verkaufsmagazine, so daß Kutais den Eindruck eines großen bedeckten Bazars macht. Ein Haupthandelsartikel sind Seidenwaaren, welche auch auf den Straßen, in den Gasthöfen und auf dem Bahnhof von Hausirern feil geboten werden, denn Kutais ist der Hauptsitz der im Kaukasus schon alten Seidencultur. Kutais benutzen viele Reisende als Ausgangspunkt, um Suanetien zu bereisen. Auch führt von hier die neue Poststraße über den Mamisson-Paß nach Wladikawkas, welche der grusinischen an landschaftlicher Schönheit nichts nachgeben soll. Doch ist die Reise beschwerlicher, ein regelmäßiger Diligencendienst besteht noch nicht und man ist fast nur auf das Reiten angewiesen. Doch finden sich Liebhaber genug für solche Touren, und meine Wirthsleute erzählten mir, daß eine Anzahl Engländer zu ihren alljährlich wiederkehrenden Gästen gehörten, die das Innere des Kaukasus bereisen. Einen Ausflug macht jeder Reisende, der sich einige Tage in Kutais aufhält, nach dem wenige Werst im Norden gelegenen Kloster Gelati, sowohl der Naturschönheiten wegen, als wegen der bedeutsamen Erinnerungen aus der grusinischen Geschichte, welche das Kloster in sich birgt. Der Ausflug ist jetzt sehr leicht auszuführen, nachdem die zum Kohlenbezirk von Tkwibula führende Eisenbahn auch einen Personenzug eingerichtet hat, der freilich zu einer recht unbequemen Morgenstunde von Kutais abgeht. Es traf sich glücklich, daß ich den Ausflug in Gesellschaft eines russischen Beamten, eines Deutschen aus St. Petersburg, unternehmen konnte. Die kleine Bahn folgt dem Lauf des „rothen Flusses“, fortwährend steigend. In Ermangelung eine Landstraße dient die Bahn als solche auch Fußwanderen, welche beim Nahen des nicht sehr eiligen Zuges vorsichtig bei Seite traten. Die Mehrzahl dieser Leute waren Wallfahrer, welche nach dem auf halber Höhe unterhalb Gelati in dichtem Grün begrabenen Kloster Motzamethi wanderten. Auch das sehr hochgelegene Kloster Gelati liegt inmitten herrlicher Waldungen. Von der Station aus hat man noch einen ziemlich langen und steilen Aufstieg nach dem Kloster, einige Knaben drängten sich uns als Führer auf, die zwar kein Wort russisch sprachen, aber sich sehr geschickt durch Zeichen zu verständigen wußten. Auf wiederholtes Pochen öffnete man uns die Pforten des sehr geräumigen Klosterhofes. In der Kirche war gerade Gottesdienst vor ganz leerem Hause und der wenig übereinstimmende Gesang von vier Sängern auf dem Kriloß wirkte nicht gerade erhebend. Das Innere der Kirche war echt byzantinisch, mit schönen Mosaiken und Fresken geschmückt, so daß man sich in die ältesten Kirchen von Ravenna versetzt glaubte. Hinter dem reichen Ikonostas befindet sich ein Schrank, in welchem die mit Perlen reichbesetzte Krone des Königs David IV., sowie verschiedene andere Kostbarkeiten aufbewahrt werden. In einer alten Capelle in der Nähe stand der Sarg des Königs David IV., und neben dem Sarkophag die eisernen Thorflügel der Stadt Gandscha, jetzt Jelisawetopol, welche dieser Beherrscher Georgiens zur Zeit dessen höchster Blüthe einst eroberte. Wie vergänglich ist die Welt! Auch dieses kleine Volk hat relativ eine glänzende Geschichte gehabt, bis es der Reihe nach bedrängt von Byzantinern, Persern, Türken und schließlich den Russen, sich den letzteren halb freiwillig ergeben hat und als Nation nun ein modernes Helotenthum führt. Noch manche andere schöne Ruine, ein alter Kreuzgang, ein Brunnen, Alles in mächtigem Mauerwerk aufgeführt, sind vorhanden. Das Kloster wird jetzt nur von einer geringen Zahl von Mönchen bewohnt, ich zählte deren fünf oder sechs, welche unter Vorsitz ihres Priors zu einer recht einfachen Mahlzeit versammelt waren. Auch uns konnte der Bruder Pförtner zur Erfrischung wenig bieten: einen jungen Wein, Käse und Brod. Doch wir begehrten nicht mehr. Auf der geräumigen Veranda des Klostergebäudes sitzend, fanden wir hinreichenden Genuß im Anblick der herrlichen Umgebung, vor Allem des Blickes auf den Kaukasus, hinter dessen dunkelen und reichbewaldeten Vorbergen die obersten Schneegipfel wie kleine Zacken, Spitzen und Knöpfchen hervorragten, über welche die eisbedeckte Pyramide des Tetnuld sich mächtig emporhob.

A. B.

Bücherbesprechungen.

— Das Fußballspiel ohne Aufnahme des Balles. Herausgegeben von der Spielvereinigung im Allgemeinen Turnverein zu Leipzig. Preis 10 ₰. — Jeder, der dem deutschen Volke und insbesondere der deutschen Jugend körperliche und geistige Gesundheit wünscht, kann die Verbreitung derartiger körperlicher Spiele nur empfehlen, die dem öden Biergenuß und Skatdreschen entgegenwirken und das ohnehin immer schwächer werdende Geschlecht zum Aufenthalt und zur Bewegung im Freien anhalten. Wir empfehlen deshalb das vorliegende kleine Schriftchen auf das Dringendste, insbesondere auch der Aufmerksamkeit der Schulmänner und Vereinsvorstände von Jünglingsvereinen, evangelischen Arbeitervereinen und ähnlichen. Daß hier und da bei einem derartigen Spiele ein Unfall vorkommen kann, darf nicht abhalten. Ein Volk, welches aufhört, sich vor gelegentlichen Unfällen zu scheuen, hört auf, Männer hervorzubringen. Uebrigens scheinen uns die Spielregeln die beim englischen Fußballspiel nicht unerhebliche Unfallgefahr auf ein unvermeidlich geringes Maß zurückzuführen. N.

— Fritz Friedmann's Erdenwallen in Bild und Lied. Humoristisches Quodlibet reich illustrirt von F. Maddalena. Hamburg, Verlag von G. Fritzsche. Preis 50 ₰. — Ein klägliches Machwerk, Wort und Bild einander werth. Die laufenden Sensationsprozesse liefern den ewig heiseren Coupletsängern und den anmuthigen Künstlerinnen der Tingeltangel und Variétés, sowie den Dramatikern der Vorstadtbühnen den willkommensten Stoff für ihre Zugstücke. Das wußten wir. Müssen denn die Gerichtsverhandlungen auch noch in der Weise ausgeschlachtet werden, daß die Muse der Dichtkunst und der Zeichenkunst gemeinsame Sache machen und sich in den erniedrigenden Dienst der elendesten Skandalsucht pressen lassen? Ein Treffer im Sinne des Verlegers wird das Heft schon auch werden, das wollen wir gern glauben. Berichtet doch der Verleger mit gebührendem Stolze, daß von der kürzlich bei ihm erschienenen „sensationellen Broschüre“: Authentische Enthüllungen eines langjährigen Vertrauten Dr. Fritz Friedmann's bereits die 40. Auflage habe erscheinen müssen. „Sehn Sie, das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein!“ R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 72. Dienstag, den 16. Juni. 1896.

Der Kyffhäuser und die Entwickelung der deutschen Kaisersage.

Von Wilhelm Maaß.

Welch ein köstliches Wandern ist es hier oben! Aus der Tiefe lacht die Güldene Aue herauf, mit ihren Aeckern, Obstgärten, Weingeländen, ihren Burgen, Dörfern, Städtchen und dem silbern blitzenden Schlängellaufe der zierlichen Flüßchen, welche von allen Seiten der Unstrut zueilen. Wie viele Theile des herrlichen kleinen Waldgebirges zeigen einen oft noch wilden und romantischen Charakter! Dicht verwachsene Schluchten, die schattenumdämmerte Sohle bedeckt mit Felsgeröll, Buschwerk und Schlinggewächs oder sacht überrieselt von einem sich Ausgang suchenden Bächlein; starre nackte Felswände, Steinbrüche und unheimliche Schlupfwinkel, halbverwachsene Schachte und Gruben, in früheren Jahrhunderten von gierig nach Beute suchenden Schatzgräbern aufgerissen und dann wieder verlassen. Noch bis in unsere Zeit sind zuweilen solche Nachgrabungen auf blendende Schätze gehalten worden und der Glaube an das Vorhandensein derselben ist im Volke durchaus noch nicht erloschen. Nur hütet man sich heute mehr denn je davon zu sprechen.

Der Kyffhäuserzug zieht sich längs der Grenze des preußischen Kreises Sangerhausen und der Unterherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt hin. Seit dem Jahre 1407 gehört das Gebirge dem schwarzburgischen Hause. Fünf Burgen saßen einst als Hüter rings um dies kleine Waldgebirge: der Kyffhäuser, die Rothenburg, die Rumburg, die Falkenburg und die oberhalb Frankenhausen aufragende Oberburg. Zahlreiche Versteinerungen fesseln den Umschau haltenden Wanderer. Vor Allem vollständig versteinerte gewaltige Baumstämme, oft in einer Stärke von 3—4 Fuß Durchmesser, welche sich selbst noch in den höchstgelegenen Sandsteinbrüchen finden. Sind solche Funde an sich schon eine Seltenheit, so muß es noch mehr befremden, daß sie in einer Höhenlage von 1400 Fuß noch zu Tage treten, zu welcher sonst nur Urgebirge ansteigen. Diese vorsintfluthlichen Baumstämme zeigen nur selten einen Astansatz. Sie sind in schwarzen Hornstein umgewandelt, der durch Anschlagen mit Stahl Feuer giebt. Von blendend hellem Sandstein umgeben, bieten diese Steinbäume einen ebenso wirksamen als naturgeschichtlich interessanten und seltsamen Anblick. Schon bei der Erbauung der Burg Kyffhausen wurden diese Versteinerungen mit verbraucht. Zwischen den behauenen Steinen einzelner Ruinentheile sieht man noch heute in dem Mörtel Stücke von Baumstämmen als Füllsel eingemauert. Auf dem Hauptwege des Kyffhäusergebirges, dort, wo sich der Pfad zur Ruine des Kyffhäusers abzweigt, steht als Wegzeiger ein versteinerter Baum; längs des Weges zur Rothenburg bemerkt man da und dort in dem Gestein Reste solcher Versteinerungen, noch mehr aber, wenn man nach Tilleda hinuntersteigt. Da stehen vor den Häusern große Stücke, ebenso findet man deren auf den Feldern zwischen Tilleda und Artern in reichlicher Menge. Die Steinbrüche bergen auch ein thoniges Steinmark, das die Arbeiter als „Steinbutter“ sich aufs Brod streichen sollen, in dem guten Glauben, daß dieselbe ihrer Gesundheit förderlich sein könnte. Bergbau ist im Kyffhäuser seit Jahrhunderten getrieben worden. Ehemals blühte der Bau auf Kupfer. In den Jahren 1674—1688 gewann man noch immer gegen 650 Centner. Im Jahre 1701 verkauften die Hagen'schen Erben den gesammten Bergwerksbetrieb an Schwarzburg. Ab und zu sind in neuerer Zeit wieder Anläufe zur Wiederaufnahme des Bergbaus genommen worden, so 1865, wo man die Barbarossahöhle, wohl mit die großartigste Kalksteinhöhle Deutschlands, entdeckte; aber über eigentliche Versuche sind solche Anstrengungen nie recht hinausgekommen. In einer Stunde erreicht man von der Rothenburg aus den Thurm des Kyffhäusers, zu dem uns zuletzt ein steiler Aufstieg führt. Hier oben, auf der zumeist von Winden umwetterten freien Höhe entrollt sich dem Blick mit einem Schlage ein liebliches Zauberbild. Seltsame Ruinen grüßen nieder, üppiger Laubwald breitet sich über Kuppen und Thalwände, da und dort bestrahlt die Sonne rothliegendes Gestein oder verliert sich zwischen den Schluchten grellflimmernder Kalkhänge, während rund um diese einsam ragende Romantikinsel vom Frühling bis zum Sommer reich gesegnete Aehrenfelder im Winde wogen. Die Burg Kyffhausen zeigt sich heute nur noch als eine gewaltige Trümmerstätte. Außer dem Thurm und noch einigen Mauerstücken, Portalen und Pfeilern ragt verhältnißmäßig nur noch wenig empor. Dafür aber erzählt die Gesammtanlage der Ruine, welche sich über den ganzen Bergrücken bis zur Tilleda'schen Felswand ausdehnt, von welch mächtiger Größe einst dies herrliche Bergschloß gewesen sein muß. Man braucht eine Stunde, dieses Ruinenfeld zu umwandern.

Der Muthmaßungen über die Bedeutung des Namens Kyffhausen sind viele. Die Einen leiten es von dem niedersächsischen Kiff oder Kyff ab, was Zank, Streit bedeutet und das wir heute noch in dem Worte keifen anwenden. Diese Annahme scheint ebenso einleuchtend wie berechtigt als jene, wonach man die Abkunft des Namens in „Kopf, Kupp, Koppe“ sucht, so daß Kyffhausen also ein Haus auf dem Bergkopf bedeutete. Thatsächlich schreiben alte Urkunden „Chöffhausen“, „Choffhausen“ und „Chuffhausen“. Das Kyffhäusergebirge mit seiner weiteren Umgebung lag zu Zeiten der ersten deutschen Kaiser im sogenannten Nabelgau. Hier besaßen die Kaiser Reichsgüter und es gewinnt den Anschein, als sei dieses gesammte Waldgebirge einstmals Besitzthum deutscher Kaiser gewesen, zumal ihnen unten am Fuße desselben die Pfalz Tilleda gehörte. Die Geschichte dieser Pfalz bildet die Vorgeschichte des Kyffhäusers, welche Burg ohne Tilleda vielleicht nie erbaut worden wäre. Denn nicht Römer, wie z. B. Rothe schreibt, sind es gewesen, welche das Schloß Kyffhausen aufführten, das zuerst „Confusio“ geheißen haben soll, weder Cäsar noch Drusus gründeten hier ein Castell, sondern deutsche Kaiser erbauten den Kyffhäuser, deutsche Hände fügten hier Stein auf Stein, deutsch war der Kyffhäuser vom ersten Tage an und ist bis in unsere Tage ein Heiligthum deutscher Vaterlandsliebe und Vaterlandstreue geblieben, ein Denkmal dessen, was das zerrissene deutsche Vaterland Jahrhunderte hindurch ertrug, was es erhoffte unter Thränen und Seufzern und was es, wie Ein Mann aufstehend, errang durch Kraft und Einigkeit. Der heilige Lullus, Nachfolger des Bonifacius auf dem Stuhle zu Mainz, führt in seinem Breviar von 786 unter den Besitzungen der von ihm gestifteten Abtei Hersfeld auch „Dullide“ (das heutige Tilleda) auf. Wann die Pfalz Tilleda entstand, ist nicht genau bestimmbar. Unter den sächsischen Kaisern wird sie zum ersten Male genannt. Im Jahre 972 wird der Königshof zu Tilleda zum ersten Male in einer im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel befindlichen Urkunde genannt. Otto II., Otto III., Konrad II. und Konrad III., Heinrich III. und Friedrich Barbarossa haben hier häufig Hof gehalten. Hier fand auch die Aussöhnung zwischen Heinrich VI. und Heinrich dem Löwen statt und zwar im März 1194. Mit dieser geschichtlich so bedeutsamen Zusammenkunft scheinen die Kaiserbesuche in Tilleda ein Ende gefunden zu haben und Tilledas Glanzzeit war vorbei. Die Anlage der hoch über Tilleda thronenden Burg Kyffhausen war offenbar dem Bedürfniß entsprungen, der Pfalz eine starke Schutzwehr zu verleihen, war doch nicht allein das Kyffhäusergebirge, sondern noch viel angrenzendes Gebiet Krongut und Eigenthum der Kaiser. Wenn es auch keine

Chronik erzählt, so darf man doch annehmen, daß die Burg Kyffhausen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts aufgebaut ward, in den Tagen wilder haßdurchglühter Kämpfe, wie solche Kaiser Heinrich IV. mit den Sachsen und Thüringern zu bestehen hatte. Damals ließ der energische Fürst den ganzen Harz mit Burgen umsäumen, den Feinden einen Damm zu setzen. Da mag auch Kyffhausen entstanden sein. In das Licht der Geschichte tritt Kyffhausen erst unter Heinrich V., der 1115 bei Hettstedt gegen die Sachsen und Thüringer unterlag und der dann flugs Kyffhausen noch stärker befestigen und mit einer größeren Besatzung belegen ließ. Sachsen und Thüringer, immer kriegsbereit und fehdelustig, sammelten sich bei Eisleben, rückten abermals vor Kyffhausen, nahmen nach wochenlanger Belagerung abermals die Veste und tödteten die ganze Besatzung. Die Burg wurde bis auf den Grund zerstört. Trotzdem „nistelten" sich die Kaiserlichen wieder da oben ein, nachdem die Burg 1152 von Friedrich Barbarossa neu aufgebaut war. Burg Kyffhausen blickte wieder trutziglich und dräuend hinaus in die Güldene Aue und die Hohenstaufen haben verschiedene Male in ihr geweilt. Dann schwindet der Name der Burg wieder für einige Zeit aus den Berichten und Urkunden. Erst 1290 taucht sie wieder auf, wo Kaiser Rudolf von Habsburg in Erfurt weilte, um dem schwer geprüften Thüringer Lande die lang ersehnte Ordnung zurückzugeben. Er ernannte den Grafen Friedrich VI. von Beichlingen-Rothenburg zum kaiserlichen Burggrafen der Reichsburg Kyffhausen. Das gab dem Hause Beichlingen neuen Glanz und nicht ohne Stolz zeichnet der Rothenburger 1290 einmal: „Friedericus senior, comes Dei gratia de Bychelingen, burchgravius serenissimi Domini Romanorum regni in Kuffese." Den Anspruch auf Kyffhausen und das angrenzende Waldgebiet haben die Kaiser immer als ihr allereigenstes Anrecht betont. Trotzdem gelang es ihnen nicht, Kyffhausen als Lehnsgut einem Fürsten zu überlassen. Denn nicht nur das Geschlecht der Beichlingen betrachtete Kyffhausen als ein Erbgut ihres Burggrafenthums, auch die Landgrafen von Thüringen widersetzten sich im stillen Trotz gegen jede Belehnung an einen anderen Fürsten. So belehnte im Jahre 1320 Kaiser Ludwig der Bayer den Fürsten Bernhard III. von Anhalt sowohl mit der kaiserlichen Burg Allstedt als auch Kyffhausen. Thatsächlich und trotzdem der Kaiser in einem zweiten Erlaß vom Jahre 1348 noch einmal die Belehnung aussprach, hat der Anhaltiner niemals den Besitz antreten können. Die Beichlingen geriethen nachher in Schulden und verpfändeten dann Kyffhausen den Schwarzburger Grafen; die Kaiser schienen auf den Besitz verzichtet zu haben. Im Jahre 1407 erfolgte dann die förmliche Beleihung von Schloß und Berg Kyffhausen an die Grafen von Schwarzburg und zwar durch Landgraf Friedrich den Jüngeren. Von da ab blieb die so denkwürdige Veste und das schöne Kyffhäusergebirge im ununterbrochenen Besitze des Hauses Schwarzburg. Das Schloß Kyffhausen gerieth, trotzdem die Wohnung auf der Oberburg 1445 seitens des Grafen von Schwarzburg an eine Familie von Hake als „Vorglehn" abgetreten wird, mehr und mehr in Verfall. Seine Glanzzeit wie seine Bedeutung als schutzbietende Veste war gleich allen Steinburgen durch das Aufkommen der „griechisches Feuer" speienden Geschütze ebenfalls gesunken. Nur die 1430 neugebaute und 1433 geweihte Burgkapelle übte mit ihren seltsamen Heilwundern, welche das in der Kapelle befindliche Kreuz vollbracht haben sollte, große Anziehungskraft. Es begann die große schöne Zeit der Wallfahrten zum Kyffhäuser. Die Kirche schmunzelte vergnügt dazu und hütete sich, den Irrthum und den Aberglauben zu zerstreuen. Die frommen Brüder hatten alle Hände voll zu thun, die Opfermünzen einzusäckeln. Unter dem Ansturm der Reformation hörte der Glaubensschwindel auf dem Kyffhäuser auf. Das Kreuz und die beiden Altäre wurden von einer Horde aufrührerischer Bauern in den Staub getreten und die Kapelle der Vernichtung preisgegeben. Ein Pirnaischer Mönch, Johann Lindner, welcher ungefähr im Anfang des 16. Jahrhunderts dem Kyffhäuser einen Besuch abstattete, offenbar zu einer Zeit, in welcher die Kapelle noch stand, schreibt darüber: „Kiphusen, do seint noch ougensichtig steken mawer och von torme, eine capell Doryn ein cleüßner vnd viel wunderliche erbildunge." — Bald war die Burg nicht mehr bewohnt. Eulen und Raubzeug hatten in dem mehr und mehr verfallenden Gemäuer Unterschlupf gefunden und sich statt der einstigen Ritter eingenistet. Nur ab und zu kamen Männer heimlich und scheu hinauf, dunkeläugige Gesellen, gelbblaß und schwarzhaarig und begannen in geheimer Nachtstunde unter wundersamen Formeln nach verborgenen Schätzen zu graben. Man nannte sie Walen oder Venetianer und mancher von diesen fremden Abenteurern soll als reicher Mann über die Alpen in die Heimath zurückgekehrt sein. Auch aus der Umgegend des Kyffhäusers ist Mancher hoffend herangezogen, wenn auch wohl mit wenig Glück. Selbst wenn die Wünschelruthe den Schatz hob, geprellt sind die Schatzgräber doch immer wieder worden, wie die Sagen mit schlecht verhehlter Schadenfreude berichten. Als endlich der Berg von gierigen Händen durchwühlt, zersprengt und verwüstet war, als Ruinen und Bergинneres Reichthümer nicht mehr herausgaben, da blieben auch die Schatzgräber allmälig aus. Aber ganz vergessen war der Kyffhäuser doch nicht; denn zu stark war der Anreiz und Zauber, den Geschichte und Sage über ihn gewebt hatten. Mied auch das abergläubische Landvolk die wild verwachsene, von Spukgestalten bewohnte Höhe, so kamen doch manchmal muthige Geschichtsschreiber und gebildete Wanderer einsam hinauf, sich der tiefen Poesie dieser berühmten Stätte zu erfreuen. Eine ganze Reihe Schilderungen sind uns aus den verschiedenen Jahrhunderten überkommen. Nur eine aus dem Jahre 1752 von Müldener in seinen „Historischen Nachrichten von zerstörten Bergschlössern in Thüringen" finde hier Platz: „Inzwischen ist sattsam abzunehmen, wie prächtig und fürchterlich es ausgesehen haben müsse, da diese gantze Höhe mit hohen Thürmen und ansehnlichen Gebäuden besetzet gewesen, und was für ein Umfang dazu gehöre, dieses Alles in sich zu fassen. Itzo ragen nur hier und da eintzelne grosse Stücke Mauern, abgebrochene und zerborstene Thürme, zerfallene Giebel und umgestürtzte Brustwehren aus der Erden herfür und bezeugen mit ihrem Daseyn die Vergänglichkeit und Unbeständigkeit der Dinge, welcher auch die festesten Mauern und Gebäude nicht widerstehen können." — Dies wäre in kurzen Umrissen die Geschichte der einstigen Reichsburg Kyffhausen. Es bleibt noch die Frage offen, wie es gekommen, daß das Sehnen eines großen Volkes nach Tagen alten Glanzes, politischer Macht, sich zuletzt in der Gestalt des Kaisers Barbarossa verdichtete, daß die Erfüllung des deutschen Kaisertraumes dereinst vom Kyffhäuser ausgehen müsse. Weit, weit greift die Entstehung dieser Sage zurück, welche durch Jahrhunderte in Millionen Herzen bewegend fortlebte. Eine Zusammenstellung alles Dessen, was in Schrift und Wort voranging, bis im Wandel der Zeit die Sage jene Gestaltung empfing, wie wir sie heute kennen, hat Paul Lemcke in seinem vortrefflichen Buch „Der deutsche Kaisertraum" gegeben. An der Hand dieses Werkes wollen wir den Quellen dieser Sage vom verzauberten deutschen Kaiser nachgehen.

Die deutsche Kaisersage hat nicht nur eine geschichtliche, sondern auch mythische Bedeutung. Von dieser letzteren bis zur Gestalt Barbarossa's ist ein langer Weg. Der im Berg sitzende Herrscher war ursprünglich nicht ein deutscher Kaiser, sondern eine Gestalt, welche aus dem rothbärtigen Wettergotte Donar und dem Lichtgotte Wuotan, in dessen treuer Begleitung sich die beiden Raben Hugime und Munime befanden, gleichsam zusammengeflossen war. Das Christenthum hatte sie aus ihrem lichtumflossenen Himmelssitze vertrieben und nun gab ihnen die Sehnsucht Derer, die nicht vom alten Glauben lassen wollten, einen heimlichen Sitz im Innern der Berge. Die schöne Prinzessin, welche in Gesellschaft des Kaisers weilt, das war Frau Holle, die Segenspendende an Brunnen und Spindeln. Deshalb kehrt in den Kyffhäusersagen so oft das Motiv wieder, daß die Prinzessin armen Leuten köstlichen Wein statt Wasser spendet, daß sie die Flachsknoten, wie solche nahe ihrem Spinnrocken aufgehäufelt liegen, zuweilen in glänzendes Gold wandelt. Aus der Verschmelzung des rothbärtigen Donar mit dem weißbärtigen Wuotan ist dann jener bekannte, nie zu entscheidende Streit um des Kaisers Bart entstanden. Die Kaisersage, mythisch ausgedeutet, erzählte uns also auch von einer Wiederkehr besserer Zeit, doch im Sinne unserer Vorfahren, von der Niederwerfung des Christenthums und dem Triumph des alten heiligen Götterglaubens. Soviel von der mythischen Deutung der Kaisersage. Auch die geschichtliche Deutung greift weit zurück. Schon in der ältesten christlichen Zeit taucht die Sage vom Antichrist auf. Mit dem letzten großen Römischen Kaiser würde der Böse kommen und dann Christus als Sieger das Weltende herbeiführen. Anfänglich glaubte man in Nero den Vorgänger des Antichristen schon zu sehen; als aber mit Konstantin dem Großen die römischen Kaiser sich in Beschützer der christlichen Kirche wandelten, da ward statt Rom nun Byzanz als Stätte angesehen, wo sich einmal der düstere Abschluß vollziehen sollte. Byzanz ist denn auch die Urquelle der deutschen Kaisersage geworden. Hier, so glaubte man, würde sich in dem letzten

Herrscher noch einmal der ganze herrliche Glanz entfalten, alle Reiche würde er sich unterthänig machen, den Islam besiegen, das heilige Land den Ungläubigen entreißen. Und wenn dies Alles sich vollzogen, dann würde der letzte Kaiser des oströmischen Reiches zu Golgatha seine Krone auf das Kreuz legen, seine Hände ausbreiten und das Reich Gottes zurückgeben. Das Kreuz aber mit der Krone werde zum Himmel aufsteigen. Das sei das Kampfzeichen für den Antichrist, der nun herab zur Erde komme, im Bunde mit den Bösen dieser Welt das Christenthum zu bekämpfen, das nach gewaltigem Streite jedoch Sieger bleibe. Nun sei die Zeit erfüllet. Christus werde erscheinen, das Weltende sei da. Diese Sage ist im 9. Jahrhundert als eine Prophezeiung abgefaßt worden, als deren Urheber man den 312 als Märtyrer gestorbenen Bischof Methodius von Patara in Lydien bezeichnet hat. Mit dem Fortschreiten der Geschichte erfuhr auch die Sage einen Wandel. Statt des oströmischen Kaisers trat im 9. Jahrhundert Karl der Große. Von ihm ging dann die Sage auf seine Nachfolger über. Unter den deutschen Kaisern sich das Ideal des Helden zu wählen, der einmal die ganze Welt bezwingen und das Sehnen seines Volkes stillen könne, das konnte der deutschen Nation nicht schwer fallen. Auf keinen anderen als den genialen Enkel Barbarossa's, des Sohnes Heinrich's VI., auf Kaiser Friedrich II. mußte die Wahl fallen. Nicht nur unter den Hohenstaufen, in der ganzen Reihe deutscher Kaiser ist er die sieghaft leuchtendste Gestalt. Trotz menschlicher Schwächen und Leidenschaften ist er eine Erscheinung, die in Wesen und Thun etwas Hinreißendes, Fesselndes, Berauschendes besitzt, in Haß und Liebe gleich tief, packend, von gewaltigem Eindrucke. Was Friedrich II. vor Allem die Herzen der Deutschen gewann, das war sein unermeßlicher Haß gegen die Herrschaft der Kirche, die immer rücksichtsloser die Gemüther bedrückte, unter deren Tyrannei das Volk seufzte und vergebens versuchte, sich aufzulehnen. Sein großes Trachten ging dahin, die Kirche ihrer weltlichen Macht wieder zu entbinden, sie zurückzuführen dahin, von wo sie einstmals ausging. Kaiser Friedrich II. war das Ideal, der siegende Held, die ganze Hoffnung seines Volks geworden. Er müsse „der Hammer der Erde" werden, das Strafgericht über die Kirche und ihre entarteten Fürsten und Priester zu vollziehen, die alte heilige Lehre von dem verlogenen Prunke zu entkleiden und ihr ein neues reines Leben zu geben. Und da dieses bisher nicht eingetroffen war, er aber allein dies nur vollbringen konnte oder sollte, so glaubte auch Niemand an seinen Tod, als plötzlich die Schreckenskunde von Land zu Land drang. Drum hieß es im Volke: er ist nicht gestorben, er wird wiederkommen und uns befreien aus aller Qual hierarchischer Tyrannei. Und doch war Friedrich II. todt! Nach fast 40jährigem Kampfe war er des Streites müde geworden. Petri Felsen war nicht erschüttert worden, aber der Ansturm gegen ihn hatte einen Herrscher, den sieben Kronen schmückten, zum gebrochenen Mann gemacht. Im Dome zu Palermo, neben den Eltern, ruht Friedrich II. in einem kostbaren Porphyrsarkophag. Wenn etwas noch das Sehnen nach Herbeiführung besserer Zustände und nach Rückkehr des großen Hohenstaufen stärken mußte, so war es die schlimme Zeit des Interregnums, die auf Friedrich's Heimgang folgte. Schwand auch allmälig in den freier denkenden Köpfen der eigentliche Glaube, daß der Kaiser noch lebe; — in der Landbevölkerung, dem am bittersten bedrückten Theil der Nation, währte er noch lange fort, bis sich endlich die Gestalt Friedrich's II. in die seines Großvaters Barbarossa wandelte und so bis in unsere Tage noch in den Kyffhäusersagen fortlebte. Im Jahre 1250 war Friedrich II. gestorben. Bereits zwölf Jahre später tauchte auf der Insel Sicilien der erste Pseudofriedrich auf. Um dieselbe Zeit zeigte sich auch in Apulien ein neuer Betrüger. Selbst die Magdeburger Schöppenchronik nahm von diesem Ereigniß gewissermaßen Protokoll: „Darna in dem 1262 jare erhof sik eyn man u. sprak, he war Keyser Frederik vom Sthouf, do der Keyser 12 jar hatte dot gewesen. He sprak, he war enwech gegan, do man meynde, dat he storben were. Dat volk begann on to lovende u. he on behagende, alſo dat he mit manskraft toch to Pullen und stridde umme dat ryke und wolde dat wedder hebben." Im Jahre 1282 oder 1283 wußte ein dritter falscher Friedrich die weitesten Kreise für sich zu entflammen und mehrere Jahre hat dieser Mann mit Glück und Erfolg seine Rolle zu spielen verstanden. Till Kolup trat in der Umgegend von Köln auf. Sein Wesen zeigte ritterlichen Anstand, Kraft und Würde, schneeweißes Haar umrahmte ein edel geschnittenes Antlitz. Woher er kam, wußte Niemand. Vornehmlich auf dem Lande erwarb er sich die Bevölkerung im Sturm. Der falsche Friedrich stand im Begriffe, nach Frankfurt a. M. zur Krönung abzureisen, als Kaiser Rudolf mit einem Heere vor Wetzlar erschien. Da sank der Stern des Glückes jähe in Nacht hinab. Angesichts der drohenden Waffenmacht verloren die Anhänger Friedrich's den Muth. Den Zorn des echten Kaisers auszulöschen, überlieferte man ihm den falschen Kaiser, der auf die Folter gespannt bebekannte: er sei ein geringer Mann, Namens Dietrich Holzschuh oder Till Kolup, er habe die Bücher der Zauberei und schwarzen Kunst gelesen rc. rc. Die römische Kirche sorgte dafür, daß der Mann, der es gewagt hatte, Roms verhaßtesten Kaiser zu spielen, auch den schmerzvollen Ketzertod erleiden mußte (auf dem „Kaisergrund", einem Anger bei Wetzlar, am 7. Juli 1285). Das war das Ende des bedeutendsten aller falschen Friedriche. Man täuscht sich, wenn man nun annimmt, Kolup's harte Strafe hätte Andere abgehalten, ihm nachzuthun. Im Gegentheil! Zwei Jahre darauf tauchte in Lübeck bereits ein neuer auf und gewann viel Anhang. Der Bürgermeister Steinecke, welcher noch den echten Kaiser gekannt hatte, sagte dem neuen Propheten den Betrug jedoch ins Gesicht. Da hielt es dieser für gerathen, zu verduften. So berichtet der Franziskaner Detmar in seiner Chronik vom Jahre 1290. Fünf Jahre darauf war im Schwabenlande, in Eßlingen, wieder ein Kaiser Friedrich erschienen, der bald den Flammentod erlitt. Der Gedanke und Glaube an einen einmal wiederkehrnden Kaiser war in dem langen Zwischenraume bis zum Auftreten des letzten Pseudofriedrich nicht verloren gegangen. In zahlreichen Aufzeichnungen, Liedern und gereimten Chroniken bricht die alte, so lange schon genährte Sehnsucht hindurch. Ein erbarmungsloser Haß gegen die verlotterte Klerisei, gegen die in wilden Orgien prassenden Klöster steigert sich in Empfindung und Ausdrucksweise, je nördlicher wir im Deutschen Reiche Umschau halten. Das Vermögen leichten Anbequemens an lose Sitten und pfäffische Heuchelkunst, wie es der Südländer besitzt, ging dem Norddeutschen ab. Wie dachte sich aber das Volk das Verschwinden des geliebten Kaisers? Nach einer Sage, wie sie Ende des 14. Jahrhunderts auftauchte, ist Alles so gekommen: Den Kaiser hatte Roms Bannfluch getroffen. Verschlossen waren ihm fortab alle Gotteshäuser. Er ritt mit wenigen Getreuen in einen dichten Wald hinein, um die Gläubigen seines Reichs in ihrer Andacht nicht mehr zu stören. Es war am Osterfeste, die Natur feierte ihren Frühling. Tief im Walde zog Kaiser Friedrich plötzlich ein wundersames Ringlein hervor und steckte es an seinen Finger. Plötzlich verschwand er vor Aller Augen. Wohin war er gekommen? Wo saß er still verborgen, um sich wieder zu zeigen und sein Volk zu beglücken? Im Thüringerland, tief im Kyffhäuserberge schlummerte der Kaiser. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts breitete sich dieser Glaube aus. Engelhusius v. Einbeck erwähnt in seiner 1426 erschienenen chronica nova zum ersten Male diese Annahme: „Fridericus adhuc vivere in castro Confusionis." Das war ein alter Name für Kyffhäuser. Wundern brauchen wir uns nicht, daß die Sagengestalt des großen Kaisers nach langem Wandern im Kyffhäuser einen Ruhehafen fand. In den Herzen der Thüringer hatte sich am längsten und treuesten der Glaube an eine Rückkehr dieses Herrschers erhalten. Rom hatte hier von jeher wenig Neigung gefunden. Die tapferen Thüringer und Sachsen standen unerschütterlich zum Kaiser, nicht aber zur römischen Kirche. Dann aber hatte wohl kein Land so furchtbar und schmerzlich die heillose Zeit des Interregnums erfahren, als gerade Thüringen, dessen buntbewegte Geschichte jener Tage nur von Verrath, rohester Willkür, Morden und Sengen erzählt. Mit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts mehren sich die Nachrichten, welche erzählen, daß in Kuffhusen, einem Berge bei Frankenhausen, Kaiser Friedrich sich verborgen halte. Anno 1537 erschien eine Schrift „Gespräche eines Römischen Senatoris vnd eines Teutschen". Von dieser Schrift hat sich ein Theil in den zu Basel 1642 erschienenen Tischreden erhalten. Da heißt es unter der Ueberschrift „Von Friderichs vermeynter Widerkunfft": „Dargegen wöllen etliche sprechen, daß ein Berg bey Frankenhausen in Thüringen lige, darinn soll Keyser Friderich auch seyne Wohnung haben vnd vielmal da gesehen seyn worden. Item, nach Innhalt vnd Außweysung vielerhand Prophecenungen soll benannter Keyser Friderich widerumb kommen, bei dieses hochlöblichen Christlichen Keysers Zeiten, der sich schreibt Carolus V. vnd soll ihm helffen gewinnen das Keyserthum zu Constantinopel, Jerusalem vnd das heilige Grab rc. Also vnd dergestalt wird Keyser Friedenreich kommen, daß Fried vnd Einigkeit wird seyn in aller Welt, ein

Hirt und ein Schaafstall. Darzu verhelfe vns Gott vnd die heilige Dreyfaltigkeit. Amen."

In dem geschichtlichen Ueberblick der deutschen Kaisersage kommen wir nun zum Abschluß. Zu beantworten ist noch die Frage, welche Umstände dahin gewirkt haben, daß die Gestalt Friedrich's II. sich endlich in die des Kaisers Barbarossa wandelte. Noch in Martin Luther's Tagen war es Friedrich II., von welchem das thüringische Volk im Stillen Erlösung erhoffte. Es war kurz vor Luther's Tod, da bemerkten die Bewohner der um den Kyffhäuser sich lagernden Dörfer, wie deutlich aus dem Trümmerfeld der alten Reichsburg sich langsam eine Rauchsäule erhob und darüber hinwegschwebte. Man kam hinzu: in den Ruinen sah man einen Mann am Feuer sitzen, bleich von Antlitz, mit einem langen bis auf die Brust reichenden schwarzen Bart. Seine Kleidung bestand aus ledernen Hosen und einem alten Mantel. Auf dem stark ergrauten, wirr niederfallenden Haupthaar saß eine nestartige Kopfbedeckung. Neben ihm im Grase lagen zwei Töpfe und einige alterthümlich geformte Waffen. Auf Fragen antwortete er feierlich: „ich bin Kaiser Friedrich und erschienen, der Welt den Frieden zurückzubringen; die jetzigen Fürsten werden's nicht ausmachen!" Des Volkes Staunen wandelte sich in jauchzende Freude. Im Triumph wollte man ihn hinabführen. Er aber erklärte, noch oben bleiben zu müssen, bis sein Anhang größer geworden sei und ihm auch die Fürsten, an die er sich gewandt, geantwortet haben würden. Das leuchtete den guten Landleuten ein. Die Nachricht von dem wiedererstandenen Kaiser drang schnell über die Grenzen Thüringens hinaus durch alle Gaue Deutschlands. Die Zeit der Reformation war ganz dazu angethan, die Gemüther des Volks von Neuem für die Erfüllung der Kaisersage zu erwärmen. Dazu war der Glaube an übernatürliche Dinge bis in die höchsten Kreise hinauf stark entwickelt. Selbst Luther soll geäußert haben: „ich weiß nicht, was ich davon halten soll; der Teufel hat vormals mehr den Leuten eine Nasen gemacht!" — Am Tiefsten erregt zeigten sich die Fürsten. Ein großer Theil von ihnen glaubte an die Wundermähr und freute sich mit dem Volke. Am Meisten beschäftigte der neue Friedrich den Herzog Albrecht von Preußen. Ein Bürger Nürnbergs, Hieronymus Schürstab, hatte dem Fürsten Mittheilung gemacht. „Mitto," so heißt es in dem Briefe, „vostrae Excellentiae historiam de Cesare Friderico, qui in monte, quem Kifheuser appellant, resurrexit XVII. Februarii, a cive Sangerhusensi, qui his rebus interfuit, huc ad nos scriptam." Diese Historie trägt das Datum: Islebiae 1546 XVIII. Februarii, ist unterschrieben Laurentius Coldiz, cantator Islebiae und an den bekannten Theologen Andreas Osiander in Nürnberg gerichtet. Inzwischen wurde dem seltsamen Eremiten auf dem Kyffhäuser eine freundliche Ueberraschung bereitet. Am 17. Februar begaben sich der schwarzburgische Landvogt von Brünneck in Begleitung eines Predigers, der Bürgermeister sowie einige Mitglieder des Raths der Stadt Frankenhausen auf die Ruine, den wiedererstandenen Kaiser zu begrüßen. Man legte ihm eine Art Halfter um und brachte ihn zur Nachtzeit ohne Aufsehen nach Frankenhausen. Die Untersuchung ergab dann, daß der Kaiser Friedrich nur ein armer geisteskranker Schneider aus Langensalza, Namens Johann Leupold, war. So endete die kurze Regierung des sechsten falschen Friedrich. Und doch sind wir dem Schneiderlein aus Langensalza zu Dank verpflichtet. Nicht daß er die Geschichte der Narrethei um ein interessantes Capitel bereicherte, sondern daß er durch sein Erscheinen und heimliches Verschwinden — denn das Volk wußte und hörte nichts von seiner Entlarvung und wehklagte deshalb — der bereits halb erstorbenen ehrwürdigen Kaisersage neuen Odem eingab und diese in die neuere Zeit herüberrettete. Denn von nun an blieb der Gedanke im deutschen Volke wach und ließ die heiße Sehnsucht nach einer Wiederkehr des Kaisers nicht wieder einschlummern. Bemerkenswerth ist, daß auch dieser Sonderling sich noch für Friedrich II. ausgab. Es scheint demnach, als habe sich die Wandlung der früheren Sagengestalt in die jetzige zwar im Laufe des 16. Jahrhunderts allmälig vorbereitet, thatsächlich feste Form aber erst in der zweiten Hälfte des nächsten Jahrhunderts empfangen. Johann Prätorius, ein tüchtiger Sagen- und Anekdotensammler, der seitdem viel nachgedruckt worden, erzählt schon in der 1681 zu Frankfurt und Leipzig herausgegebenen „Alectryomantia seu Divinatio Magica cum Gallinaceis peracta vom Friedrich I.: „imperatore Longidormio illo", der im „Kiphausersberga" schlummere: „im Kyffhäuserberge sitzt Kaiser Friedrich I. fest schlafend; sein Bart ist ihm lang von dem Tische, an welchem er auf einer Bank sitzt, bis zum Boden herabgewachsen." Von diesen Tagen an tritt die ursprüngliche Gestalt der uralten Kaisersage mehr und mehr zurück. Den Platz vor dem Tisch von Marmelstein, tief im Kyffhäuserberge, hatte fortan Kaiser Friedrich I., der alte Barbarossa, eingenommen. Im 18. Jahrhundert hat sich die Sage in dieser Form gefestet. Das volksthümliche Lied Rückert's, das 1817 entstand, gab ihr dann noch weitere Verbreitung und poetischere Vollgestalt. So lebte die deutsche Kaisersage fort. Mit Friedrich Rückert wurde es rege im deutschen Dichterwald. Die besten Sänger ließen ihre Harfen ertönen; immer voller, inniger, sehnsuchtsvoller klangen die Harfen zum Preise des Vaterlandes, ermahnend zur Einkehr und Einigkeit, damit die Zeit sich erfülle und Kaiser Rothbart aus vielhundertjährigem Schlaf erlöst werde. Schenkendorf, Geibel, Simrock, Heine, Fallersleben, Freiligrath, Pfizer, Arndt, Sturm, Gerok, Jensen und ungezählte Andere sandten ihre geharnischten Heroldsrufe hinaus über die Gaue deutscher Lande.

Das tolle Jahr 1848 ist vorüber. In der alten Krönungsstadt am Main tagt die Nationalversammlung. Alles hofft, daß Frankfurt dem Reiche einen Kaiser geben wird. Aber der feinsinnige Professor auf dem Throne, der preußische Künstlerkönig Friedrich Wilhelm IV., nimmt — ein Glück für Deutschland — die ihm dargebotene Kaiserkrone nicht an. Von den hochgehenden Hoffnungen und Träumen in den Herzen deutscher Patrioten erfüllt sich gar nichts noch. Alles zerflattert wieder. Mit dem Schwert, mit Blut und Eisen sollte die Einigkeit der deutschen Stämme zusammengeschmiedet werden, nicht mit Schützenfesten und Turnerfeiern, mit Singen und Bechern. Es diente dies Alles nur dazu, den Gedanken deutscher Einheit wach zu erhalten, nicht ihn zu verkörpern. Die Harfen der Sänger von 1849 klangen enttäuscht und bitter.

Von Beginn dieses Jahrhunderts an war der Kyffhäuser oft die Stätte nationaler Kundgebungen gewesen. In allen Schichten der deutschen Bevölkerung rang es nach Ausdruck für das, was das Herz erbeben ließ, die Augen mehr als einmal mit Thränen füllte. Die Ohnmacht und Zerrissenheit des Vaterlandes, der Druck fremder Tyrannei, die Verfolgungen deutscher Männer, denen die Sehnsucht nach einem großen, geeinten Vaterlande den Muth zu offener zündender Rede gab — dies Alles lag wie eine Riesenlast auf dem Gemüth des Volkes, das sich sehnte nach Freiheit, nach Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes.

Und der Tag kam! An einem Sommermorgen des Jahres 1870 flatterte hoch vom Thurm des Kyffhäusers zum ersten Male die schwarz-weiß-rothe Fahne. Ein Patriot hatte sie aufgepflanzt, „als Wahrzeichen für das Anbrechen einer neuen Zeit deutscher Größe, für die bevorstehende Wiederbegründung des deutschen Kaiserreichs". Erfüllen sollte sich der Jahrhunderte lange Traum: Welch ein Abend auf der dampfumwölkten Höhe bei Sedan am 2. September 1870! Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Am 18. Januar 1871 nahm im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles König Wilhelm die ihm von den deutschen Fürsten dargebotene Kaiserkrone an. Barbarossa war erwacht, erlöst. Die Glocken trugen die Kunde von Land zu Land. Jauchzend durfte der Dichter singen:

> Nun wirf hinweg den Wittwenschleier,
> Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
> O Deutschland, hohe Siegerin!
> Die du mit Klagen und Entsagen
> Durch vierundsechzig Jahr getragen,
> Die Zeit der Trauer ist dahin.

Am 6. August 1881 fanden sich auf dem Kyffhäuser Tausende deutscher Jünglinge zusammen, das „Kyffhäuser-Studentenfest" in den Trümmern der alten Reichsveste zu begehen. Im Mai 1892 erfolgte die Grundsteinlegung zu dem gewaltigen Denkmal, welches die Kriegervereine Alldeutschlands zur Erinnerung an die Wiederaufrichtung des Reichs, zum ehrenden Gedenken an Kaiser Wilhelm I., unweit des Barbarossathurms aufbauen wollten. In diesen Tagen ist es vollendet, der Meister dieses Denkmals ist Bruno Schmitz in Berlin. Am 18. Juni d. J. wird die Hülle fallen.

Nun hebt sich aus den malerischen Trümmern der ehrwürdigen Reichsveste das Riesendenkmal hoch in die blaue Luft. Was das Gemüth, was die Ueberlieferung und frommer Wahn in diesen Berg bannte, das prangt jetzt, von Künstlerhand greifbar geschaffen, entschleiert, entzaubert, dem vollen hellen Sonnenschein preisgegeben, dort oben. Der Kyffhäuser hat aufgehört, der Hort der deutschen Kaisersage zu sein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 73. Donnerstag, den 18. Juni. 1896.

Heidenfriedhöfe und Todtentöpfe.

Von R. Reedon.

Es ist vor einiger Zeit an dieser Stelle von den „Heidenschanzen“ oder Rundwällen die Rede gewesen, die sich noch ziemlich zahlreich auf dem platten Lande bei uns finden, und die wir in erster Linie für Opferstätten der heidnischen Vorzeit erklären mußten, wenn sie daneben auch Zwecken der Vertheidigung im Kriege gedient haben mögen. Diese Heidenschanzen sind aber nicht die einzigen sichtbaren Reste jener grauen Vorzeit. Hier und da trifft man in der Nähe der Rundwälle kegelförmige Erdhügel von sehr verschiedener, oft bedeutender Größe. Gräbt man einen solchen Hügel nach dem Mittelpunkte zu auf, so bringt der Spaten mancherlei alte Thongefäße von mannigfaltigster Form, Größe und Farbe zu Tage. Fast immer aber enthalten die größeren von ihnen Asche und Knochen, und erweisen sich diese Hügel dadurch als ehrfurchtgebietende Grabmäler von alten Bewohnern des Landes. In stark cultivirten Gegenden, wie in unserer Heimath, dem Königreich Sachsen, sind deutlich erkennbare Hügelgräber freilich schon eine große Seltenheit. Doch stößt der ackernde Landmann, der ein vorher mit Wald bestandenes Stück Land in Bearbeitung nimmt, mit seinem Pfluge öfters auf Scherben, Steine und verrostete metallene Gegenstände, die er verdrießlich seitwärts am Walde auf einen Haufen wirft. Oder beim Eisenbahnbau trifft der Spaten des Arbeiters auf einen morschen Schädel, den er ohne Hamletgedanken wohl meist ebenfalls achtlos zurückwirft, oder auf eine rostige Waffe von fremdartiger Gestalt. Auch hier handelt es sich um Gräber von Todten, die nach Jahrhunderte, ja Jahrtausende langer Ruhe aufgestört werden. Es vergeht wohl kaum ein Tag in der wärmeren Jahreszeit, in der das Land überhaupt umgegraben werden kann, wo nicht an irgend einer Stelle die Erde die Reste eines Todten zurückgäbe. Aber nur selten erfährt die Welt davon. Achtlos bei Seite geworfen, zertrümmert zu werden, das ist das Schicksal der meisten dieser Gegenstände, welche die Mutter Erde so treulich bewahrt hat, — wie könnte man auch vom Tagelöhner oder Bauern verlangen, daß er diese Dinge näher betrachtete, sie aufhöbe und über sie nachsänne, da doch die wenigsten Gebildeten an diesem Reiche der Todten theilnehmen, das dem aufmerksamen Beobachter so manches seiner Geheimnisse verräth? Und reden sie nicht eine gar ernste, ergreifende Sprache?

Komm, Wanderer, betrachte mich!
Was du jetzt bist, war auch ich,
Was ich bin, wirst du werden!

scheinen sie uns mit der alten Friedhofsinschrift anzureden. — Nur, wenn einmal ein großes Urnenfeld aufgedeckt wird, wo die Masse der Scherben und erhaltenen Gefäße auch des Ungebildetsten Aufmerksamkeit auf sich zieht, oder wenn die beigegebenen Geräthe und Münzen einen förmlichen Schatz bilden, dann dringt wohl einmal die Kunde davon in weitere Kreise; die Neugierde führt die Menschen hinaus; man beguckt und betastet das sonderbare Zeug, stellt ein paar haltlose Vermuthungen und aus der Luft gegriffene Gedanken auf, und bald ist die Sache wieder vergessen. Auch in den historischen Museen gehen die Meisten an Urnen und Gräberfunden gleichgiltig vorüber; mittelalterliche Folterwerkzeuge und Richtschwerter, bunte Kleider und Prunkgefäße aus der Zeit unserer Urgroßväter sind doch viel interessanter und amüsanter. Es ist freilich auch nicht leicht, sich einige Kenntniß dessen zu verschaffen, was es mit diesen Gräberfunden für eine Bewandtniß hat, was an ihnen der Aufmerksamkeit werth ist und was wir aus ihnen lernen können. Denn es fehlt an übersichtlichen Werken über diese Alterthümer, die älteren genügen nicht mehr recht und sind vergriffen; neuere beschränken sich meist auf einzelne Landstriche oder sind zu gelehrt für den Laien. Darum mag es uns vergönnt sein, hier für Solche, die Sinn für die ehrwürdige Vergangenheit ihres Landes besitzen, aber noch keine Gelegenheit hatten, sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen, Einiges von den Gräberfunden, und zwar zunächst von den sogenannten Urnen oder „Todtentöpfen“ zu berichten.

Schon im 16. Jahrhundert war man auf die alterthümlichen Thongefäße aufmerksam geworden, die so oft und manchmal in großer Anzahl mehr oder weniger tief in der Erde gefunden wurden. Das Volk bildete sich über ihre Herkunft und Entstehung verschiedene, aber immer wunderliche Ansichten. Die Einen glaubten, diese Töpfe seien „selbstwachsen“, es seien Werke der Natur, wie die Pflanzen und Steine. Die Anderen sahen in ihnen die Hausgeräthe unterirdischer Dämonen, der Zwerge, Heinchen oder Ludki. Man meinte ferner, daß sie nur im Sommer, beziehentlich im Frühling gegraben werden könnten. Auch ganz gelehrte Männer theilten noch solche naive Ansichten, z. B. sagt Mathesius: „Weil man die Töpfe im Meyen gräbt, da sie sich selber verrathen und einen Hübel machen, darnach sich Die, so ihnen nachgehen, richten, laß ichs natürliche ungemachte und von Gott und der Natur gewirkte Töpfe sein.“ Man schrieb ihnen eine zauberische, Fruchtbarkeit wirkende Kraft zu: In Urnen gegossene Milch sollte bessere Sahne und Butter geben, der aus Urnen gesäete Samen in Feld und Garten besser gedeihen, als anderer. Noch im Jahre 1816 wird die Erklärung von der natürlichen Entstehung in einer Geographie des Großherzogthums Posen wiederholt, nachdem doch die Thongefäße bereits seit mehr als hundert Jahren die richtige Deutung gefunden hatten. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte man diesen Funden zuerst regeres Interesse entgegengebracht, im Anfange des 18. beschäftigte man sich schon viel mit der Beschreibung der „Urnen“, wie man sie nun nannte. Man erkannte, daß man es mit Grabdenkmälern eines vorzeitlichen Volkes zu thun habe; mit dieser Erkenntniß verbreitete sich auch im Volke der Name „Todtentöpfe“. Welches Volk freilich diese Töpfe hervorgebracht, darüber waren von Anfang an die Ansichten so verschieden, wie sie es zum Theil bis in die neueste Zeit geblieben sind. Ein neuer Aufschwung der Wissenschaft von den deutschen Alterthümern erfolgte in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Da erschien 1828 ein Werk mit wunderbarem Titel: „Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer“, von dem Schliebener Arzte Fr. August Wagner, dem 1833 ein anderes Buch von demselben Verfasser folgte: „Aegypten in Deutschland“. Mit diesen Titeln hatte es folgende Bewandtniß. Der Verfasser hatte schon von früher Jugend an die Sehnsucht empfunden, die Wunder Aegyptens mit eigenen Augen schauen zu dürfen, aber die Umstände versagten ihm die Erfüllung dieses Wunsches. Da fand er Ersatz für die Wunder des Orients in der Heimath. Er wurde auf die geheimnißvollen mächtigen Erdwälle aufmerksam, die in der Umgegend von Schlieben, sowie über die ganze Nieder- und Oberlausitz verbreitet sind, und auf die hohen Grabhügel, die sich gerade in der näheren und weiteren Umgebung seiner Vaterstadt in großer Zahl aus der Ebene erheben. Diese kegelförmigen Grabdenkmäler hatten eine Höhe bis zu 10 Ellen (anderwärts finden sich noch viel mächtigere), sie ließen also wohl einen gewissen Vergleich mit den Pyramiden, die ja auch nicht alle so groß wie die des Cheops sind, zu, während Wagner in den Rundwällen großartige Opferstätten der Vorzeit, Seitenstücke zu den ägyptischen Tempeln, erblickte. So widmete er den besten Theil seines Lebens hinfort der Erforschung dieser

vaterländischen Monumente und veröffentlichte ihre Ergebnisse in den beiden genannten Büchern. Zu gleicher Zeit widmete im Königreich Sachsen Rentamtmann Preusker in Großenhain sich demselben Studium; er beschrieb die Alterthümer der Oberlausitz und veröffentlichte 1841 sein Sammelwerk „Blicke in die deutsche Vorzeit", ein wahres Schatzkästlein von aller Art Alterthümern, namentlich unserer Heimath. Hofrath Klemm in Dresden versuchte zuerst System in die deutschen Alterthümer unserer Gegend zu bringen. Doch blieb dann lange Zeit die Vorgeschichte wieder eine Domäne der Dänen und Skandinavier, die durch mancherlei Umstände begünstigt waren. Erst der nationale Aufschwung Deutschlands machte den Boden für die prähistorische Forschung günstiger. 1869 ward die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gegründet, die mehr und mehr der Mittelpunkt dieser Studien, wenigstens für das östliche Deutschland wurde.[1]) Die naturwissenschaftliche Methode kam auf sie zur Anwendung. Man erklärte die deutschen Alterthümer nicht mehr aus sich heraus, sondern verglich sie mit denen anderer Länder und Völker; Analogien aus dem Leben noch vorhandener Naturvölker aus allen Welttheilen mußten die Zustände unserer Vorfahren, den Gebrauch der räthselhaften Gegenstände, die uns das Grab überliefert hat, erläutern und erklären helfen. Der Verdienste Virchow's auf diesem Gebiete muß ehrend gedacht werden. Die Geschichtsforscher und -schreiber, sowie die Sprachforscher, namentlich die classischen Philologen mieden lange die Berührung mit der neuen Wissenschaft, die freilich österś etwas von dem unangenehmen Hochmuth und der Eitelkeit des Emporkömmlings zeigt, aber die Macht der Thatsachen beginnt diese Abneigung zu überwinden. Werke wie das Lindenschmit's über „Die deutschen Alterthümer der heidnischen Vorzeit" und das „Handbuch der deutschen Alterthumskunde" dürfen von keinem Geschichtsschreiber des deutschen Mittelalters mehr übersehen werden, und Karl Lamprecht hat zuerst den wichtigsten Ergebnissen der prähistorischen Forschung im ersten Bande seiner deutschen Geschichte Raum gegeben.

Sehen wir nun nach diesem geschichtlichen Rückblick, was die heutige Wissenschaft über diese „Todtentöpfe", wie sie das Volk nicht übel nennt, festgestellt hat. Bei „Urne" denken wir gewöhnlich an diejenigen Gefäße, in denen die Asche Verstorbener aufbewahrt wird. Doch wie das lateinische urna neben dieser besonderen Bedeutung des Aschenkrugs auch allgemein Topf, Krug heißt, so dürfen wir auch bei den Gräberfunden nicht blos an Aschengefäße denken; die Gräber der Vorzeit pflegen vielmehr neben einem Gefäß mit der Asche und den Gebeinresten der Verbrannten gewöhnlich noch allerlei andere Gefäße zu enthalten, die verschiedenen Zwecken dienten. Ja, man findet sogar in Gräbern, die ein ganzes Skelett enthalten, solche Gefäße neben die Leiche hingestellt. — Betrachten wir nun zunächst die Art, wie man die Gefäße in den Gräbern aufgestellt findet, so herrscht darin die größte Verschiedenheit. Oft stehen sie nicht sehr tief unter der Oberfläche mitten im Sande, ohne daß die Stelle durch äußerliche Merkmale bezeichnet ist. Man stößt auf einzelne allein oder Dutzende und Hunderte nebeneinander, die so ein „Urnenfeld", einen „Wenden-" oder „Heidenkirchhof" bilden. Dagegen ist an anderen Orten der Begräbnißplatz durch allerhand Steinsetzungen auf der Oberfläche der Erde bezeichnet, und andererseits stehen die Urnen oft in Grabkammern, die durch mehr oder wenig kunstvolle und vollständige Steinwände gebildet werden; „Steinkistengräber" nennt man sie wohl. Oder die Gefäße sind wenigstens mit Steinen bedeckt oder stehen auf solchen. Das richtete sich offenbar sehr nach der Häufigkeit und Beschaffenheit des Steinmaterials in einer Gegend. Nicht selten findet man Aschen- und Kohlenbestandtheile in der Nähe der Urnen; es scheint demnach, als habe man von der mit Aschen- und Kohlenresten gemischten Erde der Brandstelle etwas mit ins Grab geworfen. Ebenso war es wohl in manchen Gegenden Sitte, die beim Leichenmahl benutzten Gefäße zu zerschlagen und ihre Scherben übers Grab zu streuen. Die Stellung der Gefäße in einem geöffneten Grabe ist meist folgende: Um eine große Aschenurne, deren Form sehr verschieden zu sein pflegt, stehen dicht an sie gelehnt oder in geringer Entfernung mehrere kleinere Gefäße, und zwar in der Zahl von 2—12. Als gemeinsames Unterscheidungsmerkmal gegenüber den späteren und jetzigen Gefäßen haben die prähistorischen, daß sie unglasirt sind; die Glasur ist erst seit dem 12. oder 13. Jahrhundert in unsern Gegenden üblich geworden. Auch die Farbe ist zwar sehr verschieden, aber im Ganzen doch charakteristisch von der der modernen Töpfereiproducte abweichend: gelb, gräulich, ins Röthliche spielend, oder dunkelroth, bisweilen mittels eines Graphitanstrichs schwarz. Sie sind ferner nicht so scharf gebrannt, wie unsere, übrigens mit verschiedenen Härtegraden. Der Stoff ist Thon, dem Quarzsand oder Granitgrus beigemischt ist. Fast ausnahmslos hat man es mit Gefäßen zu thun, die ohne Anwendung der Drehscheibe hergestellt sind. In den Formen herrscht eine ungeheure Mannigfaltigkeit, einzelne nähern sich der heute üblichen oder sind geradezu ihnen gleich. Es ist schwer, zwei Urnen von völlig gleicher Form zu finden. Die Knochenurnen sind zumeist bauchig rund, mit deutlich abgesetztem Halse, andere sind schalen- oder napfförmig oder große Krüge mit ansehnlichen Henkeln. Fast immer aber ergiebt der horizontale Durchschnitt eine Kreislinie als Grundform. Der Inhalt besteht aus zerkleinerten, calcinirten Menschenknochen, die man auf dem Scheiterhaufen sammelte. Die Knochenreste sind aber nicht willkürlich durcheinander geworfen, sondern verrathen anatomische Kenntniß: Zu unterst liegen nämlich die Reste der Beinknochen, dann die des Oberkörpers und der Arme und obenauf die Schädelreste. Neben diesen Knochenresten findet man häufig noch in dem Aschenkruge kleine mit grünem Edelroste bedeckte Broncestücke, eine Nadel, einen Ring oder eine Fibula (Gewandspange) u. A., auch Thonperlen, Messerchen oder seltsam geformte Steine. — Die Beigefäße erweisen sich nach ihrer unendlich wechselnden Gestalt als hauswirthschaftliche Geräthe. Manche sind ähnlich den Aschenurnen selbst (so die den Skeletten beigesetzten). Andere sind Schalen, Teller, Vasen, Becher, Krüge, Näpfe, Schüsseln, Tassen, Flaschen, Leuchter. Auch siebförmig unten durchlöcherte Gefäße fehlen nicht. Kleine Gefäße aus den Grabfeldern des sogenannten Lausitzer Typus müssen als Kinderklappern betrachtet werden, sie sind eiförmig oder zeigen eine plumpe Vogel- oder Menschengestalt, haben Löcher und bergen im hohlen Innern kleine Steinchen. Selten sind thönerne Dosen und Hörner, ebenso Trinkgefäße mit hohem, unten breitem Fuß. Ganz niedliche Büchschen und Fläschchen scheinen Kinderspielzeug gewesen zu sein; früher bezeichnete man diese und ähnliche kleine Beigefäße als Thränenkrüglein oder -Näpfe, weil man meinte, man habe in ihnen die Thränen der Leidtragenden beim Begräbniß aufgefangen. Doch ist dies nicht wahrscheinlich; man muß sie vielmehr entweder für Spielzeug, wie gesagt, oder als Behälter für Oel u. dergl. ansehen. Eine Anzahl merkwürdige Gefäße sind dem Lausitzer Typus, wie er zwischen Elbe, Saale und Oder, ausschließlich Pommern, vorherrscht, eigenthümlich.[2]) Das sind erstens Thonbehälter, die durch eine oder mehrere senkrecht zum Boden gezogene Wände in 2—4 Abtheilungen getheilt sind oder die aus zwei und mehr mit einander verbundenen Näpfchen und Fläschchen bestehen (z. B. nach Art unsrer Pfeffer- und Salznäpfchen), sogenannte Zwillings- und Drillingsgefäße. Zweitens aber sind die sogenannten Buckelurnen sehr merkwürdig. Diese Buckel sind entweder flach und dann von Außen aufgesetzt, oder sie sind von Innen herausgedrückt und mit großer Kunst gleichmäßig nach Außen gearbeitet. Die Zahl der Buckel beträgt gewöhnlich vier, und sie sind auf der breitesten Ausweitung der Urnen angebracht. Wegen der Aehnlichkeit der sogenannten Buckel mit einer weiblichen Brust hat man vermuthet, daß in ihnen besonders die Gebeine von Frauen beigesetzt worden seien. Doch fehlt der Beweis dafür. In vielen Gegenden bestand der Brauch, die Urnen mit dazu passenden Deckeln oder übergreifenden Stürzen und Schüsseln zu bedecken. — Hat man bei den Buckelurnen anscheinend einen menschlichen Körpertheil nachgeahmt, so ist dies bei anderen Gefäßen sicher der Fall. Es sind das die sogenannten Gesichtsurnen. Durch eingeritzte Linien und Erhöhungen am Hals oder obern Theile der Urnen werden Nase und Augen, in zweiter Linien Augenbrauen, Mund und Ohren zum Ausdruck gebracht oder angedeutet. Der Deckel auf diesen Aschentöpfen, deren Vorkommen auf Preußen, Pommern und Schlesien beschränkt zu sein scheint,

[1]) Ihre Forschungen finden sich in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w." sowie in der „Zeitschrift für Ethnologie" niedergelegt.

[2]) Vergl. Behla, Die Urnenfriedhöfe mit Thongefäßen des Lausitzer Typus 1882. Zahlreiche Ergänzungen sind dazu von Behla selbst, Jentsch in Guben, Siehn in Calau u. A. in verschiedenen Zeitschriften geliefert. — Ueber die speciell das Königreich Sachsen angehenden Stoffsammlungen und Forschungen wird ein andermal besonders zu handeln sein.

hat gewöhnlich Mützenform, bisweilen fand man um den Hals einer solchen Urne einen zierlichen Bronceschmuck gehängt. Noch interessanter sind aber die „Hausurnen“, die ein mehr oder minder rohes Abbild der wirklichen Hüttenwohnungen der Urbewohner des Landes geben, soweit dies der Gefäßcharakter erlaubt. Sie sind meist rund und haben eine viereckige (quadratische) Thür, die durch einen quer über sie laufenden Lochstab als einen großen Riegel verschlossen ist. Das Dach dieser Thonhäuser ist kegelförmig mit abgeplatteter Spitze oder flach kuppelförmig; einige haben eine Firstlinie, ja die Urne von Hoym am Harz zeigt sogar zwei Pferdeköpfe als Schmuck des Daches, wie wir sie als regelmäßige Giebelverzierung des altsächsischen Hauses kennen. Ihr hoher Werth liegt natürlich darin, daß sie uns die Urformen des germanischen, ja indogermanischen Hauses zur Anschauung bringen. Des indogermanischen, kann man vermuthen; denn während in Deutschland die Gegend des Harzes und benachbarte Landschaften die Heimath dieser Gefäßform sind, finden wir ganz ähnliche in südlichen Ländern, z. B. im alten Alba longa und in anderen italischen Nekropolen wohl etruskischer Cultur. Zu diesen Beweisen eines künstlerischen Thätigkeitstriebs auf dem Gebiete der Keramik gesellen sich Producte der Zeichenkunst unser Vorfahren. Auf der Außenwand der Aschenurnen findet man hier und da Zeichnungen, die Gegenstände der Natur oder des menschlichen Lebens betreffen. Allerdings sind die Figuren meist nur als Typen gezeichnet, d. h. jeder Theil des Körpers wird nur durch einen Strich wiedergegeben. Mit Vorliebe sind Pferde oder Reiter dargestellt, aber auch ein Schiff, ein von zwei Zugthieren gezogener Wagen, vierfüßige Thiere, ein Vogel, eine Spinne. Diese Zeichnungen sind freilich nur Ausnahmen, zumeist sind die Ornamente, wodurch die prähistorischen Gefäße sich auch vor den modernen auszeichnen, anderer Art: Kreise, Punkte und grade Striche in der mannigfachsten Anordnung. Oft sind eine Anzahl von Parallellinien scheinbar mit einer drei- oder mehrzinkigen Gabel rings um den Bauch des Topfes eingeritzt. Einen sehr gewöhnlichen Zierrat bilden auf den Urnenfeldern mit Lausitzer Typus grob schraffirte Dreiecke, die nebeneinander gesetzt einen Kranz um die Urne bilden. Doch lassen sich auch zahlreich viel feinere und mehr zusammengesetzte Muster beobachten. Ein Motiv z. B. tannenzweigförmig, ein zweites das Symbol der Sonne (Kreis mit Mittelpunkt), ein drittes dachsparrenförmig; nicht selten findet sich das vierspeichige Rad, wieder andere Linien bilden ein Gitter oder schlängeln sich mäandrisch um das Gefäß. Das Gegentheil von Ornamentik ist die sogenannte „künstliche Rauhung“, die man an größeren Töpfen, schon mehr Kesseln, beobachtet. Sie ist am unteren Theile des Gefäßes (bis zur Wölbung am Hals) angebracht, indem der Verfertiger das noch feuchte Gefäß mit einer Mischung von dünnflüssigem Lehm und Quarzkörnern abrieb. Ihr Zweck war wohl, der haltenden Hand besseren Halt zu geben. Die genaue Beobachtung der Ornamentik hat zuerst ermöglicht, zu bestimmen, von welchen Völkern diese Todtentöpfe herstammen. Virchow u. A. untersuchten einige Orte, von denen man aus historischen Zeugnissen bestimmt wußte, daß sie in historischer Zeit noch von Slaven bewohnt und benutzt worden seien, z. B. Arcona und Garz auf Rügen, Wollin, Alt-Lübeck, mecklenburgische Burgwälle. Da fand man denn, daß auf den Scherben dieser Stätten sich stets einige wenige charakteristische Ornamente wiederholten: Einerseits die einfache gerade Parallellinie, die den Bauch in vielfacher Wiederholung umzieht, sodann die Wellenlinie. Diese hat sich als das eigentliche Kennzeichen der slavischen Töpferarbeit seitdem siegreich bewährt. Man nennt diese Verzierung wegen ihres Vorkommens auf den Burgwällen das „Burgwallornament“. Dagegen finden sich die kunstreicheren, complicirteren Verzierungen immer nur in tieferen Culturschichten, die man germanischer Vorbevölkerung zuzuschreiben Grund hat, oder an den Urnen der Gräberfelder. Ferner ist das Thonmaterial der Wendentöpfe gröber und unreiner als das jener, auch die Brennung schwächer und die Form plumper. Erweist sich dadurch das Slavenvolk als mit weniger Talent für die bildende Kunst ausgestattet, so zeigt es seine Zugehörigkeit zu einer fortgeschrittenen Culturperiode, indem es regelmäßig die Drehscheibe verwandt hat, während die vorslavischen Gefäße der Gräber auf der Hand geformt sind. Die Gräber gehören also im Allgemeinen einem älteren Volke als den Slaven an und da lange Jahrhunderte vor den Slaven nach den Zeugnissen der alten Geschichtsschreiber Germanen im östlichen Deutschland wohnten, so müssen wir auf diesen Friedhöfen zunächst die Gebeine unserer deutschen Vorfahren suchen. Daß manche Gräber auch einem noch älteren Volke angehören können', ist richtig; man hat auch bereits charakteristische Kennzeichen für die Gräber und Urnen der späteren Steinzeit festgestellt, ohne mit Sicherheit sagen zu können, welchem Stamme das Volk zugehörte, das sie hinterließ. Aber daß die Masse der Urnen, bei denen sich Bronce- und Eisenbeigaben finden und die gewisse Merkmale gemeinsam haben, den Germanen zugehören, ist unzweifelhaft. Für die Gräber mit Lausitzer Typus geben den endgiltigen Beweis zahlreiche Funde von Münzen der römischen Kaiserzeit (fast alle aus der Zeit bis zum Ende des 3. Jahrhunderts, also bis zur Schwelle der Völkerwanderung) auf den Gräberfeldern. Ebenso wird durch Münzenfunde bezeugt, daß die Slaven in späterer Zeit ihre Todten fast ausschließlich unverbrannt bestatteten (vom 9. Jahrhundert an). Nicht ganz so regelmäßig scheint diese Art der Beisetzung für die ältere Zeit gewesen zu sein; vereinzelt sind auch slavische Leichenbrandgräber nachgewiesen worden, doch hat die erstere Sitte auch damals sicher überwogen.

Das Vorstehende wird genügen, um eine Vorstellung von der Fülle der Beobachtungen zu geben, die sich an den „Todtentöpfen“ der Heidenfriedhöfe machen lassen.

Bücherbesprechungen.

— **Wernicke, Johannes, Der objective Werth und Preis. Grundlegung einer realen Werth- und Preistheorie.** Jena, Gustav Fischer, 1896. 116 S. Preis 2,40 ℳ. — In einer Zeit, wie die unsrige, da das Interesse der Leserwelt vorwiegend praktischen Fragen zugewendet bleibt, sind rein theoretische Untersuchungen eine Seltenheit. Und doch haben unzweifelhaft Diejenigen Recht, die dem gegenüber geltend machen, daß eine befriedigende Lösung auch socialpolitischer Probleme nur dann möglich sei, wenn eine umfassende theoretische Analyse sie vorbereitet habe. Schon deshalb verdient Wernicke's Versuch der Grundlegung einer realen Werth- und Preistheorie mit Anerkennung aufgenommen zu werden. Die Preistheorie, bemerkt der Verfasser, sei bisher eine völlig abstracte gewesen, welche der Wirklichkeit nicht gerecht geworden sei. Die psychologische Vertiefung durch die österreichische Schule habe uns die subjectiven Wurzeln des Werthes klar gelegt. Dagegen seien die objectiven realen Factoren der Werth- und Preisbildung durch die neuere Richtung ganz in den Hintergrund gedrängt und verdunkelt. Diese ans Licht zu ziehen und ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen, sowie die Grenzen zwischen den subjectiven und objectiven Gebieten der Werth- und Preisbildung zu stecken, ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Der Unterschied zwischen subjectiver und objectiver Theorie liegt nach Ansicht des Verfassers in dem Gegensatz beschlossen, „daß erstere von den subjectiven Werthschätzungen der Einzelindividuen den Preis und objectiven Werth ableitet, während die objective Theorie den volkswirthschaftlichen Werth und Preis als Consequenz objectiver, für den Einzelnen apriorischer, in der Gesellschaft als solcher auf der einen und in den Productionsverhältnissen auf der anderen Seite begründeter Momente erkennt“. Wernicke untersucht nun zunächst die objectiven Grundlagen der volkswirthschaftlichen Werthbildung, den objectiven Bedarf, die objectiven Naturchancen und die Technik, und wendet sich hierauf zur Betrachtung der objectiven Werth- und Preisbildung im Allgemeinen nach ihrer formalen wie nach ihrer materiellen Seite, um diesen ersten Theil seiner Abhandlung mit einer Erörterung der Geldwerth- und Geldpreisbildung abzuschließen. Ein zweiter Theil ist der theoretischen Untersuchung der subjectiven Werth- und Preisbildung und der Grenzen derselben gewidmet. Der Verfasser gelangt endlich zu dem Ergebnisse, daß der volkswirthschaftliche Werth und Preis, mit dessen Erklärung es die nationalökonomische Theorie zu thun habe, ein objectiver sei, bestimmt durch das Verhältniß von objectiv normirtem Bedarf und von producirbarem Vorrath, welcher letztere durch die von der Natur gebotenen Stoffe sowie durch die vorhandene Menge von Arbeit- und Capital ebenfalls objectiv bestimmt sei, während die subjective Werththeorie nur eine relativ eng begrenzte Reihe von Erscheinungen vorwiegend privatwirthschaftlichen Charakters zu erklären im Stande sei. Auch wenn man im Einzelnen gegen die Ausführungen des Verfassers mancherlei Einwendungen wird geltend machen dürfen, in diesem Endresultate pflichte ich ihm bei. o—g.

— Schroeder, Eduard August, Das Recht der Wirthschaft, kritisch, systematisch und codificirt. Socialwissenschaftliche Rechtsuntersuchungen. Leipzig, Fr. Fleischer 1896. 408 S. Pr. 12 ℳ. — Das Verhältniß zwischen Rechtsleben und Wirthschaftsleben, zwischen positivem Rechte und concreter Gestaltung der wirthschaftlichen Zustände, die Frage nach dem etwa zwischen beiden Factoren bestehenden Causalzusammenhange und eventuell nach dem ausschlaggebenden Primate eines von ihnen, alle diese Probleme haben die moderne Socialwissenschaft bereits lange und viel beschäftigt. Und mit Recht. Handelt es sich in diesen Falle doch um ein theoretisches Problem, das durch unzählige Fäden mit der Praxis unseres täglichen Lebens verknüpft erscheint und dessen endgiltige Schlichtung unser socialpolitisches Handeln in weitgehender Weise beeinflussen mußte. Daß die Wissenschaft von diesem Ziele noch recht weit entfernt ist, ist bekannt. Wenn aber die Erfahrung gezeigt hat, wie oft wohlgemeinte Reformen auf dem Wege einer Modification geltenden Rechtes an der concreten Gestaltung socialer Wirthschaftsverhältnisse scheitern mußten, so fehlt es doch noch immer keineswegs an Männern, die jenes Mittel als ein wirksames zu betrachten geneigt sind, wobei man nicht selten außerdem vergißt, daß das Aushecken von Rechtssystemen und ihre Einführung in unser bewegtes Leben sehr verschiedene Dinge sind. Zu den Autoren dieser Art gehört augenscheinlich der Verfasser des vorliegenden Buches. „Von dem fundamentalen Gesichtspunkte (?!) ausgehend, daß das echte Recht (?!) nach zwei Richtungen hin harmonisch befriedigen müsse, nach der Richtung des individuellen Wohlseins und der der Zweckmäßigkeit und Wohlfahrt der socialen Gesammtkörper", bezeichnet er als „das Ideal dieses Rechtes den Einklang zwischen dem Glückseligkeitsstreben des Einzelnen mit dem der Gesammtheit". Er versucht zunächst diese seine Grundanschauung tiefer zu begründen und schließt daran eine kritische Untersuchung der bisher zur Herrschaft gelangten volkswirthschaftlichen und socialistischen Theorien. Ein weiterer kritischer Abschnitt ist „dem wirthschaftlichen Rechtszustande der Gegenwart", dem Privatrechte wie dem öffentlichn Rechte gewidmet. Es folgt die systematische Darstellung eines Rechtes, wie es nach den Ergebnissen der bisherigen Untersuchung und nach der Meinung Schroeder's den realen Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen würde. Der Entwurf eines wirthschaftlichen Grundgesetzes bildet den Schluß. „Das echte Recht," bemerkt der Verfasser, „kann nur solche Einrichtungen des Menschenwillens anerkennen, welche dem organischen Socialleben nicht widersprechen und deren Zweckmäßigkeit, der ideellen Wahrheit entsprungen, sich mit der Wesenheit des echten Rechtes in Einllang befindet." (?) Da nun Schroeder als „urnothwendige Grundpfeiler des Rechtes der Wirthschaft" die individuelle Freiheit und die gleichmäßige Vertheilung der Güter auf die ganze Bevölkerung erkannt zu haben glaubt, bestrebt er sich ein Rechtssystem aufzubauen, das die genannten beiden Grundsätze in sich verkörpert, d. h. „der Harmonie zwischen dem Glücke des Einzelnen und der Wohlfahrt der Gesellschaft dient". In diesem Rechtssystem gestaltet sich alsdann das Postulat der individuellen Freiheit zu dem der wirthschaftlichen Freiheit, das Postulat der gleichmäßigen Vertheilung der Güter zu dem der Vermehrung der besitzenden Volksclassen auf dem Wege der gleichmäßigen Vertheilung der Bevölkerung. Ein weiteres Eingehen auf den Inhalt des Buches wie eine Kritik seiner Grundprincipien verbietet mir der mir zur Verfügung stehende Raum. Trotzdem glaube ich mein Endurtheil nicht verschweigen zu dürfen. Fleiß und Absichten des Verfassers sind anerkennenswerth. Auch einzelne seiner Vorschläge verdienen Beachtung. Wesentlich fördern dürfte sein Buch die Lösung der von ihm behandelten Probleme kaum. Nicht darum handelt es sich in unserer mit socialen Kämpfen aller Art erfüllten Zeit, nach der Art der Naturrechtslehrer aus „idealen" Grundanschauungen Postulate abzuleiten und im Anschluß daran die Normen eines „echten Rechtes" zu formuliren. Denn damit kann im Grunde weder der Theorie noch der Praxis gedient sein. Sondern die Aufgabe des modernen Socialpolitikers ist es vielmehr, sich in die Kämpfe der Parteien, über denen der Verfasser schwebt, fest und energisch hineinzustellen und von diesem realistischen Standpunkte aus die jeweiligen politischen und socialen Nothwendigkeiten zu erspähen. Und diesen einzig und allein zum Ziele führenden Realismus vermisse ich. o—g.

— Albert Fritsch, Die Lebensversicherung mit Gewinnantheil und die Umtausch-Police. Leipzig 1896, Jüstel & Göttel. — Der Verf. tritt lebhaft für eine Einrichtung ein, die, wie er selbst angiebt, nicht ohne Vorläufer ist und gelegentlich bereits von Anderen ohne entschiedenen Erfolg empfohlen wurde, in der er aber geradezu das Heil und die Zukunft der Lebensversicherung erblickt. Die Umtausch-Police, die er allgemein einzuführen vorschlägt, soll dem Versicherten den Uebergang von der ursprünglich gewählten Versicherungsart auf eine beliebige andere für die Dauer der Versicherung möglichst offen halten und dadurch den Veränderungen der Lebenslage Rechnung tragen, die so oft eine anfangs zweckmäßig erscheinende Versicherungsart zur Last werden lassen. Gewiß hat der Verf. darin Recht, daß die Vielgestalt des wirthschaftlichen Lebens auch vielgestaltige und der Veränderung fähige Einrichtungen erheischt. Weder die einfache, noch die abgekürzte Versicherung, weder Einmaleinlage, noch abgekürzte Prämienzahlung, weder das eine, noch das andere der verschiedenen Dividendenvertheilungssysteme, weder die Capital- noch die Rentenversicherung ist schlechthin das Ideal, wie sehr es auch dafür angepriesen wird. Wer als Beamter, als Landwirth oder als Kaufmann, wer noch jung und ledig oder erst als Familienvater in mittleren Jahren in Versicherung tritt, verfolgt verschiedene Absichten, die zweckmäßig auf verschiedenen Wegen befriedigt werden und der Veränderung fähig bleiben sollten, weil der Lauf des Lebens oft die bedachtesten Pläne durchkreuzt. Der breiten Beweisführung des Verf., über deren Weitläufigkeit immer wieder seine lebendige Darstellungsweise weghilft, verdankt der Leser manchen trefflichen Gedanken, manche interessante Tabelle; nur bleibt in letzterer Hinsicht bei der Zerfahrenheit der betreffenden Literatur eine genaue Quellenangabe unerläßlich, was der Verf. nicht überall beachtet hat. Daß die Arbeiterversicherung, wie die staatliche Versicherung überhaupt und nun gar der Preußische Beamtenverein sich seines Wohlwollens nicht erfreuen, kann man mit in den Kauf nehmen, um so mehr als der Verf. an solchen Dingen mehr hinstreift, als sie in Angriff nimmt. Die Umtauschpolice selbst bedarf nun freilich noch sehr der gründlichen Erörterung, der Verf. stellt eigentlich nur das Problem auf. Wie es immer zu erreichen ist, daß die geleisteten Einzahlungen und der bei der Policeumwandlung verfügbare Werth derselben dem Versicherten nicht in gar zu argem Mißverhältnisse zu stehen scheinen, wird nicht weiter erörtert. Aber ein beachtenswerthes Problem liegt vor. Denn bei der Mannigfaltigkeit des geschäftlichen Lebens ist doch eigentlich die wichtigste Eigenschaft des Eigenthums seine Tauschfähigkeit. Und gerade dem durch Versicherung erworbenen Eigenthum, dessen Maß die Prämienreserve ist, kommt gegenwärtig diese Eigenschaft in recht beschränktem Umfange zu. Sie zu erweitern, ist die beachtenswerthe Aufgabe, deren Bedeutung das Buch nach allen Richtungen in allgemein verständlicher Weise auseinandersetzt. —H.—

— Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von den Professoren DDr. J. Conrad, J. Elster, W. Lexis und Ed. Loening. I. Supplementband. Jena, Gustav Fischer, 1895. 904 S. — Ueber die wissenschaftliche Bedeutung des Handwörterbuches der Staatswissenschaften weitere Worte zu verlieren, hieße etwas Ueberflüssiges thun. Denn kaum dürfte es ein anderes buchhändlerisches Unternehmen der Gegenwart geben, das sich eines so außerordentlichen Erfolges zu erfreuen gehabt. Und mit Recht. Giebt es doch unter den wissenschaftlichen Werken gleicher Tendenz weder in noch außerhalb Deutschlands eines, das sich an Reichhaltigkeit und Gründlichkeit damit messen dürfte. Es dauernd auf dieser Höhe zu erhalten, mußte das naturgemäße Bestreben der Herausgeber sein. Der vor Kurzem erschienene erste Supplementband legt Zeugniß davon ab, daß sie sich ihrer Aufgabe wohl bewußt waren. Seinen auf 904 Seiten aufgeführten Inhalt näher zu erörtern, würde zu weit führen. Nur so viel mag erwähnt werden, daß der neue Band einmal den Zweck verfolgt, die in den früher erschienenen 6 Bänden bereits behandelten Materien entsprechend dem Fortschritte socialwissenschaftlicher Erkenntniß in sachgemäßer Weise zu ergänzen; zweitens aber auch den, das Gesammtgebiet des verarbeiteten Stoffes weiter auszudehnen. Neu hinzugekommen ist beispielsweise der umfangreiche Artikel „Universitäten". Möge das allen unsern Lesern bestens empfohlene Werk auch weiter einen glücklichen Fortgang nehmen. o—g.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 74. | Sonnabend, den 20. Juni. | 1896.

Burg Runkelstein,

ein Denkmal aus der Zeit des Minnesanges.

Es ist um Bozen keine interessantere Schloßruine zu sehen als Burg Runkelstein an der Pforte des Sarnthals. Wir verlassen gern jene westlichen Straßen von Bozen, die sich im Hochsommer durch nichts auszeichnen als durch Schmutz, Stickluft, üblen Geruch, unreinliche und schlaffe Bewohnerschaft und unsaubere Wäsche im Rinnstein und wandern auf der Wassermauer am breiten, öden Geröllbett der Talfer hin nach Norden. Zur Rechten sind weite Flächen von Weingärten bedeckt, die mit ihren nach italischer Art gebildeten schrägen Weinspalieren oder Puntaunen den Eindruck äußerster Fülle machen — ganz anders als unsere langweiligen, dürftigen Rebenstockgelände; aus grünem Blättermeere blickt die volle Traube, und darüber erhebt sich hier und dort die dunkle Krone eines Kästenbaumes oder das leuchtende Laub eines Pfirsichbaumes. Bald biegen wir um eine schroffe Felswand in den Ausgang des Sarnthals ein, aus dem die Talfer rauscht, jenes wundervollen, Kühlung athmenden Thales, das als Eldorado der Landschaftsmaler galt, in letzter Zeit freilich nur die Wirkungsstätte der Straßenbauer war. Hier liegt Burg „Rungglstain“ in einiger Höhe über der Thalsohle, aber doch nur wie auf einer Schwelle unter den himmelanstrebenden Höhen, die das Thal einschließen. Von hier aus macht das Schloß noch den Eindruck der soliden Festigkeit, als habe ihm die Zeit nichts anthun können; die vielen Zinnen der aufsteigenden Mauer geben dem alten Gemäuer etwas ungemein Zierliches, und wie ein kecker Federstutz ragt aus dem Garten eine dunkle, fein gespitzte Cypresse hervor. Sind wir auf steilem Pfad emporgestiegen und durch den Thorbogen eingetreten, so stehen wir am Burghof, der ein freundliches Ansehen hat; hier wohnt der „Baumann“, d. h. Aufseher, der die Schlüssel führt und zugleich eine kleine Wirthschaft zur leiblichen Erquickung des Fremden. — Vergangener Zeiten Geistergruß umweht uns, und die zurückschweifende Phantasie malt bunte Gestalten vor die Seele. Mit festem Tritt ziehen unter Kaiseradlern Roms krieggewohnte Legionare ein, und als erste Gründung schaut ein römischer Wartthurm auf die Talfer herab und ins blühende Bozener Thal hinaus. Jahrhunderte ziehen dahin, und während im Reiche Kaiser Friedrich II. seinen bitteren Kampf ausficht mit dem Manne jenseits der Berge, der sich anmaßt, das Erbe römischer Weltherrschaft anzutreten, reitet durchs Thor der neu erbauten Burg ein Ritterzug herein, die Herren Friedrich und Beral v. Wango, wohlbestallte Burgherren von Runkelstein. Ritterleben entfaltet sich in den alten Hallen, Reisige ziehen zu Thale in den Streit, zur Jagd, den Bauer zu dämpfen, an den Fenstern der Kemenate sitzen Burgfräulein, und am Abend klingt Liebesgeflüster im Erker. Aber rauher Krieg verweht die friedlichen Bilder. In den Tagen des Habsburgers Rudolf ist Runkelstein eine rauchende Trümmerstätte. Wieder rollt ein Jahrhundert vorüber, da ersteht das Schloß in neuer, größerer Schönheit. Als neue Herren sind die reichen Kaufherren Niklas und Franz Vintler von Bozen eingezogen. Niklas, Tirols reichster Mann, des Herzogs Friedrich „Hauptsteuereinnehmer“, d. h. Hofbanquier, giebt der Burg ihre weit berühmte Zierde. Die Innenwände der Gemächer und selbst die Außenseiten des Söllers tragen bald buntfarbige Bilder, die die Hand eines uns unbekannten, vielleicht mit dem Decorateur der landesfürstlichen Burg in Meran identischen Meisters hervorzauberte, und von nah und fern kam, wer davon gehört, um die seltene Pracht zu schauen. Niklas war ein viel beneideter Mann, ein Typus jener goldenen Zeit des Etschlandes, da der welsche und levantinische Handelsstrom den Reichthum mit sich führte „wie einen goldenen Bodensatz“. Der Neid des ärmeren Adels äußerte sich in dem bösen Spruch, daß, „wo kein Geld zu gewinnen, ein Vintler nichts zu suchen habe“. Freilich macht Dietrich v. Wolkenstein, der das überliefert, sogleich sein Fragezeichen hinzu: „Doch daucht es nicht ganz fromm.“ Wie trefflich hat auch Niklas sein Geld angewandt! Durch die edlen Hallen rauschte das reiche Kunstleben der Zeit. Hier saß als Burgcaplan Heinz Sentlinger von München, schrieb in seiner kunstvollen Weise Bücher ab und dichtete seine Reimchronik, und des Burgherrn Vetter Hans Vintler sang die „Blumen der Tugend“. Wo wir stehen, stieg mancher ritterliche Sänger und mancher Künstler vom Rosse, keiner aber wohl häufiger als Oswald v. Wolkenstein, der fahrende Minnesänger von Tirol, dessen Burg Hauenstein im „grünen Tann“ unter dem Schlern ragte und noch ragt. Damals war der Tiroler Wartburg goldene Zeit, wie sie Herman Schmid in seinem Roman „Friedel und Oswald“ gewandt schildert. Aber rasch ist sie verflogen. Nach Niklas' Tode schweigt lange die Geschichte von Runkelstein. Nur das erzählt sie, daß Kaiser Max einmal heraufritt und mit seinem Kunstsinn die alten Fresken beschaute und daß bald darauf der Brixner Lebenbacher zu künstlerischer Erneuerung in der Burg seine Werkstätte aufschlug; Georg Frundsberg, der Landsknechtsführer, war damals des Kaisers Burgpfleger von Runkelstein. Eine kaiserliche Burg ist sie 400 Jahre geblieben, Unterbrechungen abgerechnet. Aber es war doch die freudloseste Zeit der Burg und die Zeit ihres Unglücks; denn zweimal traf schweres Geschick die ehrwürdigen Bauten: 1520 zuerst die verwüstende Explosion eines Pulverthurmes und dann 1868 der Absturz der nördlichen Felsenwand, die einen großen Theil der Mauern und leider auch ein Stück der kostbarsten Bilder mit in die Talfer riß. Das war endlich ein Mahnruf, daß etwas geschehen müsse; Kunstkenner wie Josef v. Görres, König Ludwig I. von Bayern, Zingerle richteten ihr Augenmerk auf die zerfallene Burg, und endlich ließ Kaiser Franz Josef seit 1884 durch tüchtige Architekten (besonders den Oberbaurath v. Schmidt) eine sorgsame und mühevolle Restauration vollenden. 1893 ist die Ruine der Stadt Bozen zum Geschenk gemacht worden und wird seitdem von den Bozenern als Zeichen kaiserlicher Gnade in Ehren gehalten, von der ganzen gebildeten Welt aber als Denkmal der Minnesängerzeit. Zu solchem lebendig redenden Denkmal ist Runkelstein durch die interessanten Wandmalereien geworden, die in schöner Darstellung von Allem Kunde geben, was eines deutschen Ritters Herz vor fünfhundert Jahren bewegte. — Wir treten ein zur Linken in den Pallas, das Prunkgebäude. Da ist ein besondrer, reich geschmückter Badesaal, dessen Decke sternhimmelartig bemalt und dessen Wände theils mit aufgemalter Teppichdraperie, theils mit allerlei witzigen und geschickt componirten Badefiguren versehen sind. Noch höher ist ein Waffensaal mit der Darstellung eines ritterlichen Waffenspiels zu sehen. Den anstoßenden Flügel füllt ein durch mehrere Stockwerke gehender, geräumiger Saal aus mit reich bemalten Wänden. Hier ist zu sehen, wie man sich am Tanz belustigte, wie man Ball spielte (unter den solches Spiel treibenden Personen ist Margarete Maultasch, die Gräfin von Tirol, gemalt), und vor Allem ist eine große, geschickte Turnierdarstellung zu bemerken nebst sonstigen lebendigen Kampfscenen. An den Fenstern sind noch die Steinbänke, auf denen die Ritter einst saßen bei trautem Gespräch, so, wie Herman Schmid im ersten Capitel seines Romans erzählt. Sonst sind aber die Räume durch das Fehlen der Decken unwohnlich geworden. Ebenso unwohnlich ist leider der größte Theil des interessanten Nordbaus geworden, der jenseits des Burghofs steht, des sogenannten Vintler'schen Sommerhauses.

Hier waren unten die deutschen Kaiser in kleinen Rundbildern verewigt, vom großen Carolus bis zu Rudolf dem Habsburger, und das Innere des unteren Stockwerks zierten Darstellungen aus der Wigaloissage. Besser erhalten ist der obere Theil. Da ist zunächst ein am Gebäude hinlaufender Söller, dem Burghof zugekehrt, den man auf ganz sonderbare Weise geschmückt hat. Es ist wohl ein Scherz, den sich der (übrigens unbedeutendere) Maler dieser Wand geleistet hat, als er in lauter Triaden die drei größten Helden zusammenstellte erst aus dem Heidenthum — Hector, Alexander und Cäsar deuchten ihm dieser Ehre würdig —, dann aus dem Judenthum — Josua, David und Judas Maccabäus —, dann die drei ersten christlichen Helden — eigenthümlicherweise Artus, Karl und Gottfried von Bouillon, was uns Zeugniß giebt davon, wie hoch von diesem Kreuzfahrer seine nächste Nachwelt gedacht hat. Auch die drei berühmtesten Liebespaare sind nicht vergessen (vor Allem Tristan und Isolde) und die drei ruhmreichsten Schwerter mit ihren Trägern (Dietrich mit dem Sachs, Siegfried mit Balmung und Dietleib mit Welsung). Den Reigen schließen die drei größten Riesen und die drei riesenhaftesten Weiber, worunter vor Allem Frau Rutze, die die Waldbäume zermalmte wie Gras. Ungleich bedeutender sind die berühmten Fresken zur Artus- und zur Tristansage in den Gemächern des Stockwerks, die Richard Wagner studirt hat, als er Tristan und Isolde in seiner Seele trug. Wie Held Tristan den Drachen erschlug, der Isolde verwahrte, wie die minnigliche Maid den ohnmächtigen Helden aufsucht und pflegt, wie beide den unseligen Liebestrank trinken, wie die Mordknechte die unglückliche Mitwisserin Brangäne im Walde umbringen sollen und zuletzt mitleidig verschonen, wie Isolde die Feuerprobe besteht, und vieles Andere ist mit großer Genauigkeit und Treue anziehend und lebendig abgebildet; nicht reiche Farben hat der Maler angewandt, sondern einfach auf grünlichem Grunde mehr gezeichnet als gemalt, aber man fühlt aus den Darstellungen heraus, daß sie Einer geschaffen hat, dem die traurige Geschichte der Liebenden in seiner Seele lebte. Etwas bunter gemalt sind im Nebensaale, dessen feiner, geschmackvoller Kamin übrigens gut erhalten ist, die aufregenden Abenteuer des Ritters Garel „vom blühenden Thal" aus der Tafelrunde des Königs Artus. Die reifsten Bilder sollen nach Schmid's Urtheil die in der Kapelle sein, die dem Pallas gegenüber liegt. Doch ist das Urtheil ein wenig gewagt, weil gerade diese schlecht erhalten sind; denn wo einst vor den Darstellungen der Marter der heiligen Katharina und vor dem heiligen Leichnam Christi, aus dessen fünf Wunden Blutströme rinnen, die Häupter gebeugt waren in frommer Andacht, wo nur das heilige Wort erschallt war, ist später lange Zeit das Reich der — Waschweiber gewesen. Einst ist der kleine Raum gewiß feierlich und schön gewesen, und überhaupt muß die Burg in ihrer Pracht ein Kleinod gewesen sein. Und dazu die Schönheit der Alpennatur, wenn das Auge in die wilde und doch wundervolle Scenerie des Sarnthals schaute, in dessen Tiefe unheimlich die Talfer braust, mit ungestümer Hast sich am Runkelstein brechend senkrecht unter den Fenstern des Sommerhauses! Von einer der Höhen blickt die Burg Ravenstein herab, wie ein Wächter des Thales anzuschauen, und auf dem Thalboden steht nicht weit der altersgraue, zerbröckelte Thurm von Ried, dem alten Römercastell. Schwere Schatten liegen über den grünen Thalengen des Hintergrunds, und vom Thalgrund steigt ein erquickender kühler Hauch empor. Und dann der herrliche Ausblick nach dem Thalausgang! Wie sich die üppigen, lachenden Gefilde des Bozener Kessels ausbreiten und in dunklem Grün das Häusermeer der Stadt eingebettet liegt und dahinter die grünen, fruchtreichen und Wald tragenden Höhen emporsteigen bis hinauf zu dem stolzen Höhenzung der Mendel! Dort liegt, während im engen Thal eine gewisse Düsterkeit herrscht, in breiten, glänzenden Flächen der goldene Sonnenschein und verklärt das Bild zu einem fernen Paradies, nach dem sehnsüchtig manches Auge hinausgeschaut haben mag. Es ist ein köstlicher Aufenthalt, und man sitzt wohl noch gern ein Weilchen unter der Altane des Söllers beim Weine des Burghüters, läßt alte Bilder noch in der Seele weilen und freut sich der Verse Scheffel's, die auf großen Tafeln im Burghof angebracht sind:

„Noch heute freut's mich, o Runglstein,
Daß einstmals zu guter Stunden
In der Talfer felsenges Thal hinein
Zu dir den Weg ich gefunden.

Im Rittersaale am hohen Kamin
Saß lang ich, in Sinnen versunken,
Und hab' im feurigen Wein von Tramin
Des Vintler's Gedächtniß getrunken.

Und grau in grau dort den Saal entlang,
Wer deutet die Gruppen, die holden?
's ist Gottfried's von Straßburg minniger Sang
Von Tristan und Isolden.

Wer immer ins sonnige Etschland fährt,
Halt' Einkehr in diesen Räumen,
Und ist ihm eine Isolde bescheert,
Mag er von ihr hier träumen!"

Nb.

Reiseskizzen aus dem Kaukasus 1895.

7) Entlang der Küste des Schwarzen Meeres. Zu der Reise aus dem Kaukasus nach der Krim hatte ich den Seeweg gewählt und speciell einen Dampfer, welcher an allen Küstenstationen anlegt und mir für Kenntniß des Landes und der Leute mehr des Interessanten versprach, als der Schnelldampfer, der nur auf die Abkürzung der Fahrt bedacht ist. Batum, die Abgangsstation der Dampfer, ist eine ganz regelmäßig nach russischem Muster erbaute Stadt, mit freien und bedeckten Bazaren, welche allenthalben den schnellen Aufschwung verräth, den sie in wenigen Jahren genommen. Bis zur Besitznahme durch die Russen im Jahre 1878 ein Ort von wenigen Tausenden von Einwohnern, zählt sie deren jetzt weit über 20000. Sie verdankt den schnellen Aufschwung dem herrlichen Hafen, welcher als der geräumigste und beste der Russen im Schwarzen Meere gilt, und der Eisenbahn, welche Batum an die transkaspische Eisenbahn angegliedert hat und ihr die reichen Producte des südlichen Kaukasus, vor Allem des Petroleums, zuführt. Das Hauptleben concentrirt sich demgemäß auch am Hafen. Derselbe bildet eine große halbkreisförmige Bucht, welche von malerischen und hohen Bergen auf der einen, von der flach gelegenen Stadt auf der anderen Seite umgeben wird. Hier herrscht ein großes Treiben; auffallend sind die vielen Obstverkäufer, welche ihre Herrlichkeiten auf freier Erde ausbreiten, so daß man nicht begreifen kann, wie die Leute ihre Arbeit bezahlt bekommen, das Feilschen der Käufer um ein einzelnes Stück ist unglaublich, namentlich wenn es gilt, eine Arbuse zu erwerben, eine Wassermelone von ziemlich hartem Fleisch, bei Russen und Eingebornen gleich beliebt; da wird mit richtiger oder erheuchelter Sachkenntniß an der Frucht herumgedrückt, um nach langem Handeln als Resultat zu ergeben, daß der Käufer die Frucht als unannehmbar wieder auf den Haufen wirft und gleichgiltig zum nächsten Händler geht. Die Bevölkerung Batums besteht der Hauptzahl nach aus Arbeitern, welche zu- und abziehen, daher man auch hier nur wenig Frauen sieht, sie sollen nur ein Fünftel der Bevölkerung betragen. Eine solche Bevölkerung ist naturgemäß sehr gemischt, es befinden sich unter ihnen viele Kurden und Tataren; die georgischen Völker sind durch die Gurier vertreten, welche die ganze Gegend östlich bis zum Rion bewohnen. Die Gurier tragen eigenthümliche phantastische um den Kopf gewundene Tücher, und erinnern in ihrem Anzug in kurzer Jacke, die Flinte über die Schulter, fast an die Spanier. Die Stadt Batum soll bereits im Anfang des 11. Jahrhunderts von georgischen Königen gegründet worden sein, und aus der Glanzperiode dieses Fürstengeschlechts rührt die etwa 3 Werst von Batum entfernt an der Bucht gelegene Ruine „Schloß Tamara" her, von welcher aus man einen schönen Blick auf Bucht und Stadt nach der einen Seite, und die bewaldeten Vorberge des Kaukasus nach der anderen Seite hat. Batum ist befestigt und sind die nach dem Meere zuschlagenden, etwas veralteten Wälle mit Geschützen armirt. Die Russen haben sich natürlich einen städtischen Club nebst Boulevard und daran schließenden schönen Park gegründet. Beide ziehen sich am Meeresufer entlang, einen sehr hübschen Spaziergang gewährend; mir bereitete derselbe insofern keine große Freude, als der Blick auf das aufgeregte Meer und die wild an den Strand schlagenden Wogen eine ungemüthliche nächtliche Seefahrt versprachen. In der That war es auch so. Bereits im strömenden Regen betraten wir das Schiff und als dasselbe um 2 Uhr in der Nacht den Hafen verließ, bemerkte ich alsbald ein starkes Schaukeln, und als ich mich mit

grauendem Morgen auf das Verdeck begab, gingen die Wellen hoch, es regnete und jeder Fernblick war ausgeschlossen. Die erste Station, Poti, entdeckten wir erst, als sie schon ganz nahe war. Der Hafen von Poti ist durch mehrere Molen geschützt, die eine nur sehr schmale Einfahrt lassen, welche heute, bei dem hohen Seegang, mit besonderer Vorsicht passirt werden mußte. Poti hat, seitdem Rußland den schönen Hafen von Batum erworben, fast alle Bedeutung verloren; doch geht noch ein Theil des Verkehrs über Poti, Dank der etwas kürzeren Eisenbahnverbindung. Die Umgebung von Poti soll sumpfig und höchst ungesund sein, was übrigens auch von Batum gesagt wird. Die kurze Ruhe im Hafen hatte den Reisenden etwas Erholung gegönnt, doch als das Schiff wieder hinaus in das bewegte Meer steuerte, begann es stark zu rollen und ein großer Theil der Passagiere wurde alsbald von der Seekrankheit befallen; als die Speiseglocke zum Frühstück rief, sollen sich nur wenige Reisende in dem Salon der ersten Cajüte eingefunden haben. Doch wie Alles ein Ende hat, so wurde auch das Meer allmälig ruhiger, man gewöhnte sich an das Schaukeln, der Himmel hellte sich auf und gab, wie so oft nach Regengüssen, eine wundervolle Beleuchtung und damit herrliche Blicke auf die schön bewaldete Küste. Mit der Wiederkehr der Gesundheit kehrte auch Frohsinn in die Reisegesellschaft zurück, und bald hatte sich ein netter Kreis vereinigt, der scherzend über das erlittene Unbill auf dem Verdeck beisammensaß. Es war, als ob der südliche Himmel auch hier die Gemüther umstimmte, denn während im Norden Rußlands ein Jeder so ziemlich seine eigenen Wege geht, fand hier ein heiteres, geselliges Zusammenschließen statt. Der Stationen längs der Küste gab es viele und überall war etwas Unterhaltendes zu sehen. Die nächste Station nach Poti war Otschemiri, ein kleiner Ort, vor welchem der Dampfer einige Kilometer entfernt anlegte. Zwei große Boote brachten die Passagiere an das Schiff heran, und nun tanzten Schiff sowohl wie Boot bei der noch immer hochgehenden See gegenseitig auf und nieder, so daß die aussteigenden Passagiere immer den Moment abpassen mußten, wo sie aus dem Boot auf die kleine Plattform der vom Schiff herabgelassenen schmalen und steilen Treppe hüpfen konnten, was natürlich von jedem Einzelnen einen gewissen Entschluß forderte: für den Zuschauer ein etwas aufregendes Schauspiel, wenn man bedenkt, daß sich unter den Passagieren gebrechliche Leute, alte Frauen, Leute mit großen Lasten auf dem Rücken, Mütter mit kleinen Kindern auf dem Arm befanden. Noch übler war der Abstieg. Ich muß gestehen, daß ich mit höchster Spannung den Abstieg eines mir bekannt gewordenen Reisegefährten verfolgte, der auf ziemlich schlecht angepaßtem hölzernem Stelzfuß einherwandelte; in stockfinsterer Nacht stieg er bei der Station Ssotschi, einige hundert Schritt von der Küste entfernt, die steile Treppe hinab in das auf- und abschwankende Boot, in welches er mit Hilfe der Bootsleute glücklich geleitet wurde, um sich dann sofort erschöpft auf das Oberdeck niederzulassen. Manchem unserer Großstädter, denen schon die Benutzung einer Kahnstation auf unseren harmlosen Strömen unbehaglich ist, möchte ich derartige Reisen anempfehlen. Der erste größere Ort, vor welchem das Schiff auf offener See anhielt, war Suchum-Kaleh. Dasselbe liegt sehr hübsch an der Einmündung eines Thales, von begrünten Bergen umgeben; es wird von Vergnügungsreisenden gern als Aufenthaltsort für einige Zeit gewählt, für die Dauer soll es nicht sehr gesund sein. Leider verließ uns hier ein Theil der angenehmen Reisegesellschaft, ich sollte die Freude haben, Einzelnen auf meiner weiteren Reise wieder zu begegnen. Die Umgebung von Suchum-Kaleh ist jetzt fast menschenleer, denn die Abchasen, ein zum Islam bekehrter kaukasischer Volksstamm, sind nach dem letzten russisch-türkischen Kriege bis auf wenige Zurückbleibende nach der Türkei ausgewandert. Bei der Weiterfahrt zeigte sich bald das hochgelegene mächtige und neue Klostergebäude von Nowo-Athos, im Jahre 1876 von Mönchen vom Berge Athos gegründet. Das ältere Klostergebäude, umgeben von hübschen weißen Häuserchen, liegt am Fuße der begrünten Hänge und macht einen viel freundlicheren Eindruck als das neue Gebäude, welches in seiner Mächtigkeit einer Kaserne ähnelt. Ein Thal öffnet sich hier und auf den gegenüberliegenden Höhen standen zwei Ruinen und viele hübsche Landhäuser; alle Hänge sind mit Oelbäumen bestanden, denn die Mönche beschäftigen sich mit der Oelproduction und liefern, namentlich nach Odessa, große Massen des werthvollen Erzeugnisses. Große Boote brachten eine Menge Menschen an Bord, den niederen Volksclassen angehörend und großentheils Wallfahrer. Auf dem Schiff wurde die Gesellschaft immer bunter, viele Leute trugen den Fez und kennzeichneten sich als Abchasen; dann sah man Gurier, deren ich schon bei Batum gedachte, und Mingrelier, welche das Land östlich von Poti bewohnen. Dem Nichteingeweihten entgehen natürlich die kleinen Merkmale, durch welche sich die zahlreichen Völkerschaften des Kaukasus von einander unterscheiden, aber die Einheimischen erkennen sie sofort, und einer der Mitreisenden hatte die Güte, mich auf die Einzelheiten aufmerksam zu machen. Das Wetter klärte sich bei der Weiterfahrt immer mehr auf und ich hatte gegen Abend noch die Freude, die schneebedeckten Gipfel des Kaukasus zu sehen, von welchen sich die pittoresken und allmälig niedriger werdenden Vorberge abzeichneten. Der neue Morgen in herrlichem Glanze brach zu günstiger Zeit an, denn das Schiff lief soeben Tapse an, wunderschön in einer Einbuchtung inmitten ausgedehnter Weingärten gelegen. Das Wetter und die Beleuchtungsverhältnisse wurden immer günstiger und es war eine wahre Lust längs der Küste, abwechselnd mit Vorgebirgen und Einbuchtungen, dahin zu fahren, als Hintergrund die Vorberge des Kaukasus, die allmälig niedriger wurden und nur noch vereinzelt von einem schneebedeckten Gipfel der Hauptkette überragt wurden. In den ersten Nachmittagstunden umfuhr der Dampfer ein Vorgebirge und lenkte rechts in die große und schöne Bucht von Nowo-Rossiisk ein. Der ältere Ort, wenn man einen solchen Ausdruck überhaupt hier gebrauchen kann, liegt auf der nördlichen Seite der Bucht auf dem Hange ansteigend, etwa ½ Stunde vom Hafen entfernt und durch eine schlechtgepflasterte Landstraße mit ihm verbunden; die Stadt ist ganz regelmäßig nach echt russischer Manier erbaut. Interessanter ist der neue Stadttheil, welcher dicht am Hafen sich ausbreitet und seine Entstehung der Eröffnung der Eisenbahn von Jekaterinodor nach hier verdankt. Fünf große Molen springen weit in den Hafen hinaus, und auf zweien führen Eisenbahnstränge bis an das äußerste Ende und ermöglichen die directe Umladung des Getreides aus den Wagen in die Schiffe. Denn Getreide ist der Hauptausfuhrartikel. Ganze Straßen werden nur von großen Getreidespeichern gebildet, und in deren Nähe liegt ein großes Viertel von Arbeiterwohnungen, niedere Häuser in kleinen und zierlichen Höfen vereinigt, Alles solid von Steinen gebaut und mit Ziegeln eingedeckt. Cement- und Petroleumfabriken, sowie große Reservoirs für Petroleum vervollständigen das Bild der neuen und einer großen Zukunft entgegengehenden Fabrik- und Handelsstadt. Mehrere Stunden lag unser Dampfer am Landungsplatz, gegen 7 Uhr setzte er die Reise wieder fort, zunächst dem Lauf der Küste folgend. Bei herrlichem Wetter, ganz ruhiger See, saß ich auf dem Verdeck, bis das Schiff sich allmälig von der Küste entfernte und die am Horizont in sternenheller Nacht sich abzeichnenden Umrisse der Berge verschwanden. Es war der letzte Blick auf den Kaukasus.

A. B.

Bücherbesprechungen.

— Unter dem 27. Mai 1896 ist das Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes veröffentlicht worden. Am 3. Juni bereits hat die Verlagshandlung Rönsch & Tiesler unserem Blatte ein Exemplar des Schriftchens, in dem Rechtsanwalt Victor Daltrop das Gesetz für jeden Geschäftsmann praktisch erläutert, zur Besprechung zugehen lassen; am Tage des Eingangs ist dasselbe dem betreffenden Mitarbeiter zu diesem Zwecke übersandt und Tags darauf von diesem die Besprechung der Redaction übermittelt worden. Das dürfte in der That eine prompte Geschäftsführung zu nennen sein! Natürlich war die „Erläuterung" des Gesetzes bereits vor dessen Erscheinen fertig gestellt. In derselben werden unter den neun Abschnitten „Die Bekämpfung der betrügerischen Reclame", „Der unlautere Wettbewerb durch nachtheilige Behauptungen über Erwerbsgenossen", „Mißbrauch fremder Firmen und Geschäftsbezeichnungen", „Der Schutz der Betriebs- und Geschäftsgeheimnisse", „Das Verbot der Quantitätsverschlechterung", „Die Strafverfolgung", „Die Verjährung", „Der Schutz der ausländischen Gewerbebetriebe" und „Das Inkrafttreten des Gesetzes" — als Zeitpunkt desselben ist bekanntlich bereits der 1. Juli d. J. festgesetzt — die Bestimmungen des Gesetzes systematisch zusammengestellt und, wie anerkannt werden muß, in der Hauptsache, soweit dies ohne die Ergebnisse der praktischen Anwendung des Gesetzes abzuwarten möglich ist, sachgemäß dargelegt und erläutert. Für einen großen Vorzug des Gesetzes erachten wir es, daß es

schließlich gelungen ist, nach §. 1 demselben alle zur Täuschung des Publicums geeigneten Behauptungen über das geschäftliche Verhältniß zu unterstellen, nicht blos, wie es eine Zeit lang beabsichtigt war, die nunmehr lediglich beispielsweise hervorgehobenen über Beschaffenheit, Herstellungsart, Preisbemessung und Bezugsart bez. Bezugsquelle der Waaren oder sonstigen gewerblichen Leistungen, den Besitz von Auszeichnungen und über den Anlaß oder Zweck des Verkaufs. Wir sind überzeugt, daß es sonst der unlauteren Concurrenz leicht geworden sein würde, die für sie gefährlichen Klippen des Gesetzes zu umschiffen. Δ

— Forschungsberichte aus der Biologischen Station zu Plön. IV. Theil. Von Dr. O. Zacharias, mit Beiträgen von Lemmermann, Klebahn, Koenike, Brockmeier, Knauthe und Strodtmann. Berlin, Friedländer und Sohn. 1896. X und 290 S. 1 Tafel. 1 Karte. Textfiguren. 12 ℳ — Der neue Bericht beweist, daß die biologische Untersuchung des Süßwassers in erfreulicher Weise fortgeschritten ist. Die Plöner Station füllt in unserer wissenschaftlichen Arbeit eine Lücke aus, welche von den Universitätsinstituten mit ihren morphologischen und histologischen Problemen nicht wohl ergänzt werden kann; und zwar dürfte, wie Zacharias mit Recht bemerkt, die systematische Erforschung eines und desselben Wasserbeckens noch auf lange hinaus lohnende und wichtige Ausbeute ergeben, theils durch den Einblick in die Oekonomie eines Sees im Wechsel der Jahreszeiten, theils als Grundlage für die Vergleichung mit anderen. Dabei wird mit Recht betont, daß die Arbeit zunächst eine rein theoretische sein soll, ohne jede Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse der Fischerei. Die praktischen Folgerungen werden sich ohne Mühe mit Sicherheit von selbst ergeben, wie man schon nach den jetzt vorliegenden Daten beurtheilen kann. Zunächst giebt Zacharias, was bei der Zerstreutheit und Versteckheit der in Kiel herangereiften einschlägigen Publicationen recht willkommen ist, eine leicht verständliche Einführung in die Methoden der Planktongewinnung und -bestimmung, letzterer sowohl nach dem Volum als vermittelst der Zählungen mit Hilfe eines besonders eingerichteten Mikroskops. Sodann werden die auf dem Plöner See gewonnenen Ergebnisse nach dem fünfjährigen Durchschnitt der Beobachtungen zusammengestellt und bis zu den einzelnen planktonischen, d. h. frei schwimmenden und schwebenden Arten von Mikroorganismen durchgeführt. Wesentlich ist, daß die verschiedenen Jahre eine große Uebereinstimmung zeigen. Im Juli und August schwillt die Masse am meisten an, in den obersten 5 Metern ist sie am dichtesten, und zwar tritt das am meisten im Mai, Juni und August hervor. Urtheilt man nach der Sichttiefe, d. h. nach der Tiefe, bis zu welcher eine weiße Scheibe eingetaucht werden muß, um völlig zu verschwinden, so ergeben Juni und August ein Maximum. In zwei Buchten des Plöner Sees war das Plankton doppelt so groß, als im freien See selbst. Das stimmt wohl mit Strodtmann's Befunden überein, wonach tiefere Seen im Durchschnitt nicht nur relativ, sondern absolut geringeres Plankton besitzen als flachere, eine Thatsache, welche wohl wieder mit der Abhängigkeit der Ernährung der Planktonorganismen zusammenhängt, wobei der Stickstoff in erster Linie in Betracht kommt. Die verschiedenen Gruppen, um welche es sich hauptsächlich handelt, nämlich Algen, Protozoen, Rotatorien und Crustaceen, wirken in verschiedener Weise bei dem Gesammtresultat mit, manche Formen treten im Winter mehr hervor, manche im Sommer, manche längere, manche kürzere Zeit; die Bacillarien schwellen im März, April und Mai außerordentlich an mit der steigenden Temperatur, die spaltfüßigen Krebse machen umgekehrt im October und November die Hauptmasse des Planktons aus. Da aber ist es interessant, daß Strodtmann in anderen holsteinischen Seen andere Verhältnisse vorfand, weniger in Bezug auf die Mengen überhaupt, als auf das zeitliche Auftreten der verschiedenen Organismengruppen. Es leuchtet von selbst ein, welche wichtige Folgerungen sich mit der Zeit, wenn wir die bevorzugte Nahrung der verschiedenen Fische in ihren verschiedenen Entwickelungszuständen besser kennen werden, sich mit Nothwendigkeit aus diesen Factoren ergeben müssen. Auf eine Hypothese Strodtmann's möchte ich hinweisen. Nachdem Strodtmann nachgewiesen, daß das Plankton der holsteinischen Seen nicht nur mit dem der böhmischen und oberitalienischen, sondern selbst der canadischen im Allgemeinen übereinstimmt, sucht er die Erklärung in der Annahme, die betr. Süßwasserformen entstammten einem nördlichen, arktischen Schöpfungscentrum. So viel Wahrscheinlichkeit ein solches für viele Thiergruppen, namentlich für die Säuger auch hat, dürfte es doch überflüssig sein, dasselbe hier heranzuziehen. So gut man die Ausbreitung durch Vögel und Insecten, welche die kleinen anhaftenden Organismen von Gewässer zu Gewässer übertragen, geschehen läßt, so gut werden dieselben Verbreitungsmittel ausreichen, um die Süßwasserfauna durcheinander zu würfeln auch dann, wenn die einzelnen Componenten in zeitweiliger Isolirung an ganz verschiedenen Orten entstanden; man braucht nur an den Zug der Wasservögel zu denken, welcher so manche nordische Form bis zum Aequator und darüber hinaus wandern läßt. Doch führt das vom Thema ab. Es sei nur noch erwähnt, daß in dem vorliegenden Hefte Vieles vereinigt ist, was mit den Plöner Forschungen in mehr oder weniger losem Zusammenhange steht. Sieht man von einer Abhandlung über die schlesischen Algen ab, so darf man wohl sagen, daß sich der Bericht immer mehr und mehr auswächst zu einem Repertorium unserer Süßwasserkunde. Wir finden eine Menge interessanter Untersuchungen über Fischbastarde, über die Hydrachniden, über die Süßwasserschnecken, über die Koppenteiche auf dem Riesengebirge u. s. w., reich an biologischen und systematischen Einzelheiten. Srth.

— Vom Katalog der Bibliothek der königl. Kunstgewerbeschule zu Dresden, den Hr. Bibliothekar Prof. E. Kumsch im Verlage von Wilh. Hoffmann in Dresden herausgiebt, sind vor Kurzem die ersten 4 Hefte im Druck erschienen. In Anbetracht der hervorragenden Bedeutung dieser Dresdener Bibliothek, welche zu den größten und vollständigsten kunstgewerblichen Büchersammlungen gehört, und in Anbetracht der völlig neuartigen und äußerst zweckmäßigen Anordnung des neuen Kataloges dürften einige Mittheilungen über denselben an dieser Stelle nicht unwillkommen sein. Der im Erscheinen begriffene Katalog, mit dessen Vorarbeiten vor zwei Jahren begonnen wurde, und den Hr. Prof. Kumsch bereits bis Mitte des laufenden Jahres im Druck vollenden zu können hofft, gliedert sich in 14 Hauptabtheilungen, welche nach einander in Einzelheften herausgegeben werden. Dieselben gruppiren den Stoff auf folgende übersichtliche Weise: A) Natur-Nachbildungen: Heft I: Menschliche Figuren, II: Thiere, Pflanzen, Landschaften; B) Bildende Künste: Heft III: Baukunst, IV: Bildhauerei, V: Malerei; C) Kunstgewerbe: Heft VI: Keramik, VII: Metallarbeiten, VIII: Holz- und Bein-Arbeiten, IX: Textilarbeiten, X: Druckausstattung; D) Hilfsfächer und Kunstwissenschaft: Heft XI: Welt-, Cultur-, Litteraturgeschichte, Mythologie, Trachten- und Wappen-Kunde, XII: Geschichte, Aesthetik und Technik von Kunst und Kunstgewerbe, XIII: Schulen, Sammlungen, Ausstellungen, Gewerbewesen, XIV: Zeichenunterricht. Der Inhalt jedes dieser 14 Abtheilungskataloge ist wiederum systematisch in Hauptgruppen und Unterabtheilungen gegliedert, welche bei außerordentlich praktischer Darstellung im Druck für rasche Auffindung der gesuchten Werke von größtem Vortheil sind. Den Titeln der angeführten Werke sind kurze Angaben des betreffenden Inhaltes nach Gegenstand, Stil und Eintheilung, sowie Angaben über Seitenzahl des Textes, Anzahl der Tafeln und Art der Reproductionstechnik beigefügt. In den Unterabtheilungen werden Werke, welche einzelne kunstgeschichtliche Stilepochen behandeln, von der Antike an bis zum Zeitalter des Empire in der historischen Reihenfolge der behandelten Stile, Werke modernen Zeitalters (mit Angaben über Gegenstand und Stilart der Darstellungen) in der chronologischen Reihenfolge ihres Erscheinens, Werke fremdländischen Inhalts (z. B. Orientalia) zwischen beiden letztgenannten Kategorien aufgeführt. Die Titel fremdsprachlicher Werke erscheinen mit Beifügung einer deutschen Angabe ihres Hauptinhaltes. Werke, deren Inhalt sich auf mehrere Gegenstände bezieht, werden mit kurzer Titelangabe, sowie unter Hinweis auf die sie betreffende Hauptnotiz bei allen den Abtheilungen aufgeführt, für welche ihr Inhalt von Bedeutung ist. Schließlich ist jedem der 14 Abtheilungskataloge ein alphabetisches Verzeichniß beigegeben, welches die Namen der Herausgeber und Mitarbeiter der einzelnen Werke, deren Titelstichwörter, die in den Titeln vorkommenden geographischen Namen, sowie die Haupt-Sachbezeichnungen mit den entsprechenden Seiten- bezw. Abtheilungszahlen des Kataloges enthält. Die sehr sorgfältig gearbeiteten, bisher erschienenen vier Abtheilungskataloge (I, II, V, VIII der obigen Uebersicht) liefern den überzeugenden Beweis dafür, daß alle jene Anordnungs- und Ausführungsprincipien in der Praxis sich ausgezeichnet bewähren, und erwecken die sichere Zuversicht, daß der neue Bibliothekskatalog der Dresdener Kunstgewerbeschule für jeden Fachinteressenten zu einem äußerst brauchbaren und werthvollen bibliographischen Nachschlagebuche werden wird. Ky.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 75. Dienstag, den 23. Juni. 1896.

Die Certosa bei Pavia.

Von M. de' Monti.

Zum 500jährigen Jubiläum.

(Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

Vor 500 Jahren, 1396 war es, als ein festlicher Zug den herzoglichen Palast zu Mailand verließ, den Sitz des edlen Giovanni Galeazzo Visconti, des Herrn von Pavia. Er selbst befand sich an der Spitze, inmitten von fünf Bischöfen, denen sich eine glänzende Schaar von Würdenträgern und hervorragenden Persönlichkeiten anschloß. Langsam zogen sie des wenig gangbaren Weges gen Pavia, wo sich unweit der Stadt ein alter verwitterter Thurm erhob auf langer flacher Ebene. Hier hielt die erlauchte Versammlung und unter den üblichen Ceremonien legte der Herzog den Grundstein zu einem erhabenen Tempel, dessen Ruhm weit über Italiens Grenzen in alle Lande sich verbreitete — es war der Grundstein der noch heute bewunderten Certosa (Kartause). Drei Jahre später nahte sich wiederum ein Zug den jetzt schon weit vorgeschrittenen Fundamenten — hohe Gestalten mit kahl geschorenem Haupte im schlichten weißwollenen Gewande, ein rüstiger Greis mit langwallendem Barte an ihrer Spitze — es waren fünfundzwanzig Kartäusermönche mit ihrem Prior, die ersten Bewohner des neuen Klosters, denen der Herzog, nachdem er ihnen Grund und Boden geschenkt, die Sorge für die Vollendung des Baues anvertraute. Vorläufig bewohnten sie ein kleines einfaches Haus in der Nähe; als aber Visconti sie in seinem Testamente mit reichen Legaten bedacht hatte, beriefen sie aus ganz Italien die hervorragendsten Künstler zur Fertigstellung und Ausschmückung von Kloster und Kirche. Während vier Jahrhunderten wurden die Mönche nicht müde, dem auserlesenen Baudenkmale immer neue Zierden und Schätze hinzuzufügen, bis das Jahr 1783, infolge der Reformen Joseph's II., die stillen Bewohner aus ihrem prächtigen Asyle vertrieb. Durch ein Decret Ferdinand's I. 1843 wieder in ihre alten Rechte gesetzt, war ihnen nur kurze Ruhe vergönnt: der Sturm, der sich in der Neuzeit gegen die Klöster in Italien erhob, verschonte auch die „ewig stummen" Männer nicht — die Certosa wurde zum National-Denkmal erklärt. Der Name des genialen Erbauers dieser großartigen Schöpfung steht nicht unbestritten fest — neben Marco da Campione wird der Deutsche Heinrich Camodia genannt — aber wer es auch sei, welche Wunderschätze der Baukunst entfalten sich vor uns, wenn wir die mächtige Vorhalle durchschreiten, die in zwei Nischen die von Luini's Meisterhand ausgeführten, leider sehr beschädigten Fresken S. Christophorus und S. Sebastianus enthält. Vor uns breitet sich der große Hof aus (er ist 100 F. lang und 41 F. breit), der uns einen freien Blick auf die berühmte Façade der Kirche bietet. Ganz aus weißem Marmor, von Ambrogio Borgognone entworfen und begonnen, ist sie mit einer großen Anzahl hervorragender Statuen geschmückt; am Sockel derselben finden sich in trefflicher Arbeit aus carrarischem Marmor siebzig Medaillons römischer Kaiser. Zahllos sind die Basreliefs, Scenen aus der Bibel, zahllos die Büsten und anderen Skulpturen von den berühmtesten Künstlern damaliger Zeit; dreißig der besten Namen aus dem XV.—XVII. Jahrhundert stehen in der Chronik der Certosa verzeichnet. Von vorzüglicher Kunst sind die 4 Fenster — ihre Pfeiler stellen schöne römische Kandelaber vor — mit ihren reichen Ornamentirungen. Vier isolirt schlanke Säulen mit römischen Capitälen tragen den Thürbogen des Tempels mit Basreliefs von unendlicher Feinheit und Mannigfaltigkeit, wie überhaupt die ganze Façade das erste decorative Prachtstück Oberitaliens ist und nur den Façaden der Dome zu Orvieto und Siena nachsteht. Beim Eintritt in das Innere des Gotteshauses steht man überrascht, geblendet und weiß nicht, wohin zuerst das Auge wenden, was man mehr bewundern soll: die erhabene Größe und die schönen Verhältnisse des mächtigen 83 m langen, 53 m breiten Baues, die hohe Wölbung von Gold und dem schönsten Ultramarin oder die Fülle der übrigen Herrlichkeiten. Der kostbarste Marmor aus allen Theilen der Welt findet sich im Ueberflusse, die gediegensten Werke in Holz und Stein, auf Kalk und Leinwand sind überaus pomphaft, fast verschwenderisch hier vereinigt, ohne zu ermüden oder zu übersättigen, da sie mit ebenso viel Geschmack behandelt sind. Der Tempel ist in lateinischer Kreuzform gebaut, zum Hochaltare führen drei Schiffe; die beiden Arme der Kreuze sind mit je einem Altare ausgefüllt, während vierzehn Altäre, d. h. sieben auf jeder Seite der beiden Schiffsräume rechts und links die 14 Kapellen zieren, die durch Gitter von kunstvoller Arbeit vom mittleren Raume getrennt sind. In der Mitte des Kreuzes ragt die mächtige schlanke Kuppel auf, von vier Bogen getragen und im Innern von Alessandro Casolani mit der Offenbarung Johannis ausgemalt — durch deren bunte Fenster sich ein wundersames Licht über Alles ergießt. Den vorzüglichsten Einzelheiten begegnet man gleich am Eingangsthore: eine anmuthige Madonna, umgeben von Engelschaaren, zu beiden Seiten al fresco die Apostel Petrus und Paulus von Procacinno. Acht Kolossalstatuen der vier Evangelisten und vier großen Kirchenlehrer aus carrarischem Marmor im Innern zu beiden Seiten des Schiffes passen sich den Raumverhältnissen auf das Schönste an; zwischen den Statuen finden sich in riesigen goldenen Rahmen kostbare große Oelgemälde von den besten Meistern. Besonders hervorragend und reich ist der dem heiligen Bruno, einem Sohne der alten Stadt Köln am Rhein, Stifter des Ordens, geweihte Altar im rechten Querschiff, der von vier Säulen aus schwarzem und buntem Marmor getragen wird. Hier haben auch die dankbaren Mönche dem großmüthigen Erbauer des Klosters, dem Herzoge Visconti, eines der herrlichsten Mausoleen errichtet, dessen sich das an auserlesenen Monumenten so reiche Italien rühmen kann. Dasselbe wurde nach einem Plane Galeazzo Pellegrino's 1490 begonnen; an seiner Vollendung arbeiteten verschiedene große Meister bis zum Jahre 1560. Die Hauptschönheit des Mausoleums besteht darin, daß es ganz isolirt nach allen vier Seiten frei liegt und so ein Sanctuarium bildet, das sich über einer kunstvoll verzierten großen Urne erhebt und im obern Theile mit sechs vorzüglichen Basreliefs, Scenen aus dem rühmlichen Leben des Stifters darstellend, geschmückt ist. Unter der herrlichen Urne ruht seine Statue in natürlicher Größe. — Aus dem rechten Querschiff gelangt man in die sogenannte neue Sakristei, die eigentlich an sich schon eine Kirche bildet. Der von grünen Marmorsäulen gestützte Altar besitzt als schönsten Schmuck ein Meisterwerk, die Himmelfahrt Mariens, von Andrea Solari genannt Gobbo (der Buckelige) und Bernardino Campi. Weite Chorstühle aus Nußbaum der ältesten und zierlichsten Arbeit, mit Ornamenten und Figuren durchwoben, laufen längs der Seitenwände hin; in aller Muße und Bequemlichkeit kann man die al fresco gemalte Decke und die werthvollen Gemälde von Cesare Procaccio, Morazzoni und vielen Anderen rings an den Wänden bewundern. Die alte Sakristei befindet sich im linken Querschiffe und rühmt sich eines Werkes von großem Werthe und immensem Fleiße, einer Elfenbein-Schnitzerei von Bernardino degli Ubriachi aus Florenz; es zählt nicht weniger

als 77 Basreliefs aus dem alten und neuen Testament mit 80, zu beiden Seiten angebrachten Statuetten in gothischem Stil und am Fuße Christus, Maria und die zwölf Apostel — eine Arbeit von größter Reinheit und bewunderungswürdigem Ebenmaß der Figuren. Das Non plus ultra von Aufwand und Pracht aber ist der Hochaltar, er besteht aus feinstem Marmor, verschwindet aber völlig unter den reizendsten Mosaiken; Lapislazuli, Korallen, Rubinen und Smaragde blenden fast das staunende Auge. Und trotz dieses verschwenderischen Reichthums, trotz dieser Ueberfülle von Schätzen künstlerischen und materiellen Werthes fehlt gar Manches, das den Kriegsjahren, unter denen die Lombardei zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu leiden hatte, zum Opfer fiel. So vermißt man ein Abendmahl von Marco d'Oggiono, das, für 300 Lire nach England verkauft, heute zu den schönsten Bildern der Londoner Galerie gehört. Ein überaus kostbarer Baldachin aus Brocat im Werthe von 55000 Lire wurde vernichtet, um das Gold daraus zu gewinnen. Am meisten aber zu beklagen ist wohl der Verlust der mit anmuthigen Miniaturen verzierten Bücher, welche die interessante Chronik der Abtei enthielten. — Es mag auffallen, daß gerade die Kirchen der weltentfliehenden Kartäuser vielfach wahre Kleinode der Kunst sind. Diese Mönche leben nicht nur der Welt fern, sondern auch hinter den Klostermauern noch hat jeder Mönch seine eigene kleine Behausung für sich und kommt nur in der Kirche und bei den im tiefsten Schweigen eingenommenen Mahlzeiten mit den übrigen Brüdern in Berührung. Sollte aber vielleicht gerade diese Isolirung das Bedürfniß nach der Kunst, der Himmelstochter, wecken, die mit der verklärenden Poesie erhabener Gebilde die Einsamkeit belebt? Die äußere Welt der Certosiner war allerdings gar klein — jeder Mönch wohnte in einem abgeschlossenen Häuschen, das aus drei Zimmern bestand, nebst einem Gärtchen zur nothwendigen körperlichen Bewegung im Freien. Bis in diese Einsiedeleien, die jetzt noch vorhanden sind, drang allerdings die verschönernde Kunst nicht vor, wohl aber in die zu Versammlungen bestimmten Räume, den Capitelsaal, das Refectorium, die zur Aufnahme der Fremden bereitstehenden Gemächer; auch die weiten Kreuzgänge zeigen schlanke Marmorsäulchen und reizende Terracotta-Verzierungen. — Auch eine historisch wichtige Erinnerung knüpft sich an die so berühmte Certosa. In der Schlacht von Pavia 1525 hatte der ritterliche König Franz I. von Frankreich sich gegen Kaiser Karl V. in dem großen Park in der Nähe der Certosa verschanzt. Trotz tapferster Gegenwehr wurde er aber überwunden, selbst zum Gefangenen gemacht und vorläufig bei den Mönchen in ein echt fürstliches Gewahrsam gebracht. Als der König die Kirche betrat, waren die Mönche gerade zum Chorgebet versammelt, wie die Chronik erzählt, und der Pater Vorsänger stimmte eben den Vers des 118 Psalmes an: „Coagulatum est, sicut lac, cor meum — Gestockt ist wie Milch mein Herz.“ Der leichtlebige und prachtliebende König sah lächelnd auf seine etwas defecten Gewänder herab, warf seinen Begleitern einen sarkastischen Blick zu, stieg elastischen Schrittes die Stufen zum Chore hinan und, dem Mönch über die Schulter sehend, setzte er mit laut tönender Stimme ein: „Bonum mihi, quia humiliasti me — Gut ist's mir, daß ich gedemüthigt ward!“

Graudenz.

Eine liebliche Scene aus Thüringens trauten Landen scheint mit Graudenz und seiner Umgebung vor uns zu erstehen. Von waldumrauschter Bergkuppe, an der Wartburg felsigen Bergaltan erinnernd und das langgestreckte Stadtbild hoch überragend, blickt ein runder Thurm kühn und weit über eine der reizvollsten Gegenden des deutschen Vaterlandes. Es ist der berühmte, auf besonderen Wunsch der Königin Luise erhaltene Bergfried der im Jahre 1804 niedergelegten deutschen Ordensburg; Klimmek wird dieser Thurm genannt. Westwärts und nordwärts schaut er über das Weichselthal. Nach Süden und Südwesten dehnt sich eine geräumige, anmuthige Kessellandschaft aus, mit Seen und Waldungen geschmückt, vom ostpreußischen Landrücken in weitgeschwungenem Bogen eingefaßt, zu welchem die Weichsel auf einer etwa 12 km langen Strecke die Sehne bildet. Der Strom nimmt hier einen nordöstlichen Lauf, nach derselben Richtung hin steigt auch unsere amphitheatralisch von Höhen umschlossene Landschaft an bis zu einem Berge, den ein Gewälde krönt. Vergebens verbirgt diese Plantage die Heldenfeste Courbière, deren unsterblicher Ruhm aus dem Versteck dieser Uferhöhe weit in alle Lande hinausstrahlt. Auf der südwestlichen Abdachung dieses Hügels zieht sich die Stadt Graudenz, 2 km von der Feste entfernt, lang hin, die Häuser treten bis hart an die Uferkante des Weichselstromes hinan. Gegenüber, im Höhenkranze, werden zwei Forts sichtbar, das eine südöstlich von Graudenz, auf den Pfaffenbergen, das andere, südwestlich, auf Böslershöh, beide etwa 3 km von der Stadt entfernt.

Graudenz, schon 1222 als polnische Burg genannt, ward um Mitte des 13. Jahrhunderts vom Deutschen Orden besiedelt und vom Landmeister Meinhard von Querfurt im Jahre 1291 durch eine Urkunde zur Stadt erhoben, die Stadt selbst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts weiter ausgebaut. Graudenz theilte seinen Wohlstand zur Blüthezeit des Ordens mit den anderen Weichselstädten, aber auch als seit 1454 ein polnischer Starost statt des deutschen Comthurs mit tyrannischer Willkür vom Schloß aus schaltete, mit welchem die Stadt in beständigem Streite lag*), bewahrte diese sich bei der rührigen Betriebsamkeit der Einwohner jederzeit die Mittel, um gegen das Aeußerste gerüstet zu sein. Auch von dem größten Unglück, das sie betraf, von der Einäscherung durch die Polen unter deren Kronmarschall Lubomirski, wobei nur eine Kirche und wenige Häuser stehen blieben, während des schwedisch-polnischen Krieges, im Jahre 1659, erholte sie sich wieder, wie sie auch die Bedrückung durch die Russen, welche Graudenz während des 7jährigen Krieges von 1758—1764 besetzt hielten, überwand. Als die uns erfreulichste Thatsache jedoch aus der Geschichte von Graudenz muß hervorgehoben werden, daß die Bewohner trotz der mehr als 300jährigen Polenherrschaft (1454—1772), allen Versuchen der Polonisirung widerstehend, ihr Deutschthum rein bewahrten und im rühmlichen Gegensatz zu den Nachbarstädten sich von der Gunstbuhlerei gegenüber den polnischen Machthabern fern hielten. Der Verfasser der Geschichte des Graudenzer Kreises (Danzig, Kafemann, 2. Aufl. 1. Bd. 1884, 2. Bd. 1885), X. Froelich, weiß zu berichten, daß unter den maßgebenden Personen der Stadt seit Mitte des 16. Jahrhunderts sich das Bestreben geltend machte, begabte Jünglinge in höhere Schulen Deutschlands zu schicken und sie dort auf deutsche Weise bilden zu lassen, damit sie später ihr Wissen in leitenden Stellungen, als Richter, Schöffen oder Advocaten, zum Segen ihrer Vaterstadt fruchtbar machten. — Der schönste Stolz von Graudenz ist jedoch jene heldenmüthige Vertheidigung der Feste Courbière — kein anderes Ding trägt wohl mit mehr Recht seinen Namen als dieses Fort — in jener traurigen Zeit schmachvoller Panik nach der Niederlage bei Jena und Auerstädt. Friedrich's des Großen scharfer strategischer Blick hatte die Uferhöhe im Nordosten der Stadt 1776 zur Befestigung ausersehen, und in der Zeit von 1777—1785 wurde die Idee zur That. An ihren festen Mauern, noch mehr an dem unerschütterlichen Heldenmuth und der felsenfesten Königstreue ihres unsterblichen Vertheidigers wurden die Angriffe der französischen Belagerer zu Schanden. Die Seltenheit und die hohe patriotische Vorbildlichkeit der Sache rechtfertigt nicht nur, sondern fordert ein näheres Eingehen auf diese unsterbliche That. Einen Monat nach der Katastrophe bei Jena, am 15. November, erschienen die ersten Franzosen auf dem gegenüberliegenden Weichselufer vor Graudenz. Am Tage darauf verließ das preußische Königspaar, das seit dem 2. November hier geweilt hatte (die Königin wohnte im Commandanturgebäude neben dem Thorner Thor), die Stadt, um nach Osterode zu reisen. Zu einer Belagerung der Festung kam es zunächst noch lange nicht. Am 22. Januar 1807 wurde die Stadt Graudenz vorübergehend von drei Bataillonen Hessen-Darmstädter besetzt. Erst am 11. Februar, als die Franzosen im Verein mit den Hessen und Polen, welch' letztere die Gunst des Augenblicks zum Aufstande benutzten, die Stadt von Neuem in Besitz nahmen, ward auch die Festung ernster bedroht. Doch erschien noch vor der förmlichen Einschließung derselben im Auftrage Napoleon's der französische General Savary, um mit dem Commandanten persönlich wegen Uebergabe der Festung zu unterhandeln. Allein der 73jährige General L'Homme de Courbière, ein geborener Holländer, war jeder persönlichen Ueberredung unzugänglich, auch alle schriftlichen Versuche

*) X. Froelich, Chronik der Stadt Graudenz. Graudenz, Röthe 1891. S. 31 f.

mit ihren lockenden Ueberredungen und einschreckenden Drohungen fruchteten nichts. Er blieb auch unbeweglich, als die französischen Cernirungstruppen von 2000 auf 7000 erhöht wurden, während Courbière, der im November 1806 noch eine Besatzung von 132 Officieren und 5721 Mann befehligt hatte, damals fast schon die Hälfte der Mannschaften durch Desertion, nothwendige Entlassung und Todesfälle eingebüßt hatte. Aber auch so schrieb er am 15. März 1807 an Savary: „Ich bin fest entschlossen, — nicht aus Eigenliebe, wie Ew. Hochwohlgeboren zu vermeinen belieben — sondern aus Pflicht Graudenz so lange zu behaupten, bis ich durch Gewalt der Waffen oder Mangel an Lebensmitteln genöthigt bin, die Festung dem Feinde zu übergeben.“ Und als der französische General ihm in einem Briefe vom 16. März 1807 u. A. schrieb: „Vous prétendez servir un maître, qui nous a laissé tous ses droits, en nous abandonnant ses états“ — da wird dem preußischen Helden jenes berühmte Wort als Antwort hierauf in den Mund gelegt: „Wenn es denn keinen König von Preußen mehr giebt, so bin ich König von Graudenz“, ein Wort, das, wie O. Jäger sagt, „tief in jedes patriotischen Mannes Herz für Tage schwerer Verantwortung sich eingraben muß“. Es ist jedoch bemerkenswerth, daß es nach neueren Feststellungen zweifelhaft erscheinen muß, ob jenes, im Munde eines kriegstreuen Officiers doch eigentlich illoyale Wort überhaupt so gesprochen worden ist. Jedenfalls hat die innere Wahrscheinlichkeit für sich das, was ein Enkel Courbière's dem verdienten Verfasser der Geschichte des Graudenzer Kreises auf dessen Anfrage schreibt: Der heldenmüthige Vertheidiger habe beim Lesen jener Worte des Savary'schen Briefes: „vous prétendez servir un maître qui nous a laissé tous ses droits, en nous abandonnant ses états“ lächelnd zum Ueberbringer des Schreibens, Oberstlieutenant Aimé, geäußert: „S'il n'y a plus un roi de Prusse, il existe au moins encore un roi de Graudenz.“ Das soll heißen, daß der König von Preußen immer noch König von Graudenz geblieben sei. Nun gingen die Franzosen ernstlich an die Belagerung. Am 28. Juni wurde vom Belagerungscorps, 750 Schritte vom Glacis entfernt, die erste Parallele eröffnet, zu einer zweiten kam es nicht mehr, denn der inzwischen mit den Franzosen abgeschlossene Waffenstillstand, dem am 9. Juli 1807 der Friedensschluß zu Tilsit folgte, setzte dem weiteren Vorgehen der Franzosen ein Ziel. Unerschütterliche Beharrlichkeit des Sinnes, die um so erhabener wirken muß, je größer die Gefahr ist, hatte hier mitten in einem verloren gegangenen Gebiete — denn das ganze Kulmerland wurde von Napoleon zum Herzogthum Warschau geschlagen — dem Könige von Preußen ein Königreich, allerdings ein kleines, bestehend aus der Stadt Graudenz, der Festung und drei Dörfern, erhalten.

Statten wir nun dieser Feste einen Besuch ab. Von der Marienwerder Straße sich abzweigend, führt links die Festungsstraße den Festungsberg hinan, nach 2 km Wegs stehen wir vor dem Oberthor, über dessen Eingang wir die Worte: „Feste Courbière“ lesen. Die Feste zieht sich in annähernd halb achteckiger Gestalt, die lange Seite der Weichsel zugekehrt, über die Uferhöhe hin, in welche sie der Art, man möchte sagen, eingemeißelt ist, daß von ihren Wällen wenig zu sehen wäre, auch wenn dieselben nach der Landseite hin nicht von der Plantage verdeckt würden. Ein Verticalschnitt durch die Umwallung wäre geeignet, eine Vorstellung von der Stärke der Festungswerke zu geben. Eine solche Linie zeigte uns erst den Außenwall, dann den tiefen äußeren Graben, weiter den Geschützwall, ferner den inneren Graben und endlich den Casernementswall. Die frühere Festung Graudenz, welche jetzt, nachdem die Stadt selbst Festung geworden ist, nur noch die Bedeutung eines Forts hat, ist, ähnlich wie die Feste Pillau, bewohnt. Von den 2200 Bewohnern der vorletzten Volkszählung kommen 1500 auf die Besatzung. Auf dem großen Exercirplatz erhebt sich das würdige Courbièredenkmal, ein Kriegerdenkmal, wie es sinniger einem Helden nicht gesetzt werden kann. Auf gewaltigem achteckigem Sandsteinsockel steht das kegelförmige Monument in doppeltem Aufbau. Auf dem Sockel lagert ein annähernd cylindrisches Stück, mit etwas eingebogenem Mantel, ähnlich einer Riesenglocke. Auf diesem erhebt sich eine Runde nach innen geneigter Fahnenstangen, die mit goldenen Herzen enden und deren Fahnen mit goldenen Quasten geschmückt nach innen fallen. Ueber dem Ganzen breitet ein Adler seine Flügel. Den unteren Rand des glockenähnlichen Rundstücks umgiebt ein Kranz von 12 Mörsern mit aufwärts gerichteten Schlünden, auf ihnen steht ein Kreis von Adlern; darüber, auf einem Reif gelagert, 20 Bomben mit aufwärts züngelnden Flammenbüscheln. Eine Inschrift auf diesem Reif kündet die Bedeutung des Denkmals. Sie lautet also: „Wilhelm Reinhard de L'Homme de Courbière, königlich preußischer General-Feldmarschall und Gouverneur von Graudenz, geb. den 25. Febr. 1733, gest. den 23. Julius 1811, ihm, dem unerschütterlichen Krieger verdankt König und Stadt die Erhaltung dieser Feste.“ Courbière starb als Gouverneur von Westpreußen und liegt hier im Commandanturgarten (Bastion 3) an der Seite seiner Gattin begraben. Am Fuße einer Pyramidenpappel, in der Mitte der Festung, liest man auf einem weißen Stein das Datum: „6. Juni 1776.“ Es ist dies eine historische Stelle. Denn hier stand an jenem Tage der große König und sprach über die hier anzulegende Festung das „Werde“ aus, indem er dabei, wie in Graudenz erzählt wird, mit seinem Krückstocke bedeutsam hinwies. Eine andere Merkwürdigkeit ist eine in die Wand des Officiercasinos eingemauerte Kanonenkugel. Die Franzosen hatten aus einem heimlich über die Weichsel geschafften Geschütz auf dieses Haus geschossen, das damals Commandanturgebäude war und von Courbière bewohnt wurde. — Als Verehrer Fritz Reuter's können wir die Feste nicht verlassen, ohne die Zelle am Niederthore gesehen zu haben, in welcher der Edle einen Theil seiner Haft abbüßte und wo er zu einer seiner beliebtesten Schriften: „Ut mine Festungstid“, Anregung und Stoff gewann. Sobald wir auf dem Gange nach der Stadt aus der Plantage heraustreten, überrascht uns hier auf der Höhe des Festungsberges ein freier, anmuthiger Blick auf das hügelumschlossene Gelände und die lang hingestreckte Stadt zu unseren Füßen, ein besonders bei Abendbeleuchtung reizendes Bild, wenn sich schon Schatten auf die Niederung gesenkt hat und die umgebenden Höhen noch von den letzten Sonnenstrahlen geröthet erscheinen. Hier steht links vom Wege eine Denksäule, welche das Officiercorps des 7. ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 44 seinen im Kriege 1870/71 gefallenen Kameraden gesetzt hat. In der Nähe ist der Garnisons-Kirchhof.

Doch nun auf nach dem Schloßberg und dem Klimmek. Kegelförmig erhebt sich der Burghügel aus der Uferhöhe. Der Thurm bezeichnete die Lage des Schlosses, auf einer niederen Stufe stand die Vorburg, und auf einer weiteren Abstufung liegt die Stadt. Die traurigen Trümmer des niedergerissenen Ordenshauses überdecken schöne Anlagen mit geebneten Gängen, und diese gehören mit ihren herrlichen Aussichten zu dem Großartigsten, was an landschaftlichen Reizen die Weichsellande, und überhaupt die Nordostmark des deutschen Vaterlandes aufzuweisen hat. Um einen vollkommenen Rundblick zu genießen, besteigen wir die Zinne des Klimmek. Ein weites, prächtiges Niederungsbild thut sich vor uns auf. Unter uns der prächtig angeschwollene Strom, der wohl zwei Meilen lang den diesseitigen Höhenrand bespült. Der jenseitige Damm schlängelt sich wie eine grüne Ader durch die farbengesättigte Landschaft, welche wie ein holländischer Garten zu schauen ist. Drüben die jenseitigen Uferhöhen, die sich in weitem Bogen das bei Graudenz 4—4½ km breite Thal entlang ziehen. Links auf vorgeschobener Höhe der Kirchthurm von Ober-Gruppe, wo der mächtige Artillerieschießplatz beginnt, weiter rechts, zwei Meilen entfernt, auf steilem Ufer der Thurm von Neuenburg; links im Vordergrunde die 11 Bogen der Eisenbahnbrücke, nächst der Fordoner der längsten unter den Weichselbrücken (1092,19 m). Die Reize dieses herrlichen Thalbildes, das sich wohl sechs Meilen weit verfolgen läßt, wechseln natürlich mit der Beleuchtung. Es war ein überraschender Gegensatz, als nach Süden hin das Thal bei heftigem Regenguß gleichsam wie dunsterfüllt dalag und die stolzen Thürme von Culm sich tief verschleierten, während nach Norden hin das jenseitige Ufer mit dem Neuenburger Kirchthurm im hellsten Sonnenscheine erglänzte. Landeinwärts belehrt ein Blick auf den Höhenkranz, eine wie bevorzugte Lage auch in strategischer Beziehung die Natur Graudenz beschieden hat. Nach Süden hin erscheint das Weichselufer bewaldet, hier liegt der gesuchteste Vergnügungsort von Graudenz, Böslershöh, der an die berühmte samländische Uferpartie bei Warnicken erinnert. — Auf dem Burghügel selbst interessirt besonders der 1889 entdeckte und 1895 wieder hergestellte Schloßbrunnen durch seine bedeutende Tiefe. Ueber der Erde ist er durch eine mächtige Brüstung aus Granitstein eingefaßt, und seine Oeffnung in Höhe des Erdbodens durch ein starkes, eisernes Gitterwerk zugedeckt, durch welches aus einer Tiefe von 48½ m (zur Ritterzeit von 60 m) der Wasserspiegel wie ein Auge aufwärts blickt. Ein Epigramm giebt der Freude über den wieder lebendigen Quell folgenden Ausdruck:

„Lange hast labenden Trunk du gespendet den Rittern des Ordens,
Lange vergessen geruht, zürnende Nixe des Quells!
Lächle versöhnt nun wieder! es strahle dein offenes Auge
Wieder des Himmels Blau, Wolken und Sterne zurück."

An einer andern Stelle erinnert eine Inschrift auf sandsteinerner Pyramide an die bewährte deutsche Treue der Graudenzer. Sie heißt: „Regno redintegrato fides praebita 1772." „Nach 100 Jahren zur Erinnerung an die Vereinigung Westpreußens mit der Krone Preußen. Graudenz, den 19. September 1872." Ein anderer Denkstein ist dem deutschen Freiheitskampfe 1813 bis 1815 gewidmet, er trägt das Datum 18. Oct. 1863. — An den Klimmek ist die schauderhafte Erinnerung an jene dunkle Zeit des geistumnachtenden Aberglaubens geknüpft, in welcher er als Marterhölle für die unglücklichen Opfer der berüchtigten Hexenprozesse diente. X. Froelich, der im Stadtarchiv in Graudenz 4 Untersuchungen aus dem Zeitraum von 1568—1666 einsah, entwirft in einem Aufsatz (Neue Preußische Provinzialblätter, 3. Folge 10. Bd. S. 104—124) ein abschreckendes Bild von den mehr als bestialischen, jeder Beschreibung spottenden Martern, welche zur Prüfung der Schuld an den armen Verdächtigten vorgenommen wurden. Selbst die Bande des Bluts waren nicht mehr heilig. Eine Frau Glade starb unter den Qualen der Hexenprobe und der eigene Sohn, welcher als Richter fungirte, fällte den Spruch, die Leiche der Mutter zu Pulver zu verbrennen. — Die Stadt Graudenz hat ein völlig modernes Aussehen, merkwürdige Bauten, wie man sie in Thorn und Culm kennen lernt, treten uns hier, wenn man von der katholischen Pfarrkirche zu St. Nicolaus absieht, kaum entgegen. Ein großartiges Bauwerk besitzt die Stadt in der 1876—1879 erbauten Weichselbrücke, deren pfeilergetragene leichtgeschwungene Bogen, von der Höhe des Thurmes aus gesehen, einen fast zierlichen Eindruck machten. In der Nähe staunen wir über das gewaltige Bauwerk, das geschaffen ist, den Elementen zu trotzen. Die Unterkanten der Trägergurtung, welche auf den Pfeilern lagert, erhebt sich 10,84 m über 0 des Pegels, so daß zwischen ihr und dem höchsten Hochwasser vom 26. März 1877, das 8,70 m stieg, noch ein Spielraum von 2,14 m bleibt. Von den 12 Pfeilern schließt der erste (auf dem linken Ufer) mit dem Fußpunkt des Deiches ab, vor ihm stehen 2 Blockhäuser zur Vertheidigung des Flußüberganges. Beim Landpfeiler Nr. 12 stehen zwei Wärterhäuser. Bei einer Länge von genau 1092,19 m hat die im Ueberbau einheitliche Brücke eine Gesammtbreite von 15,3 m, wovon auf die Fahrbahn zwischen den Hauptträgern etwa 11 m fallen. Diese ist in der Mitte durch ein hohes Eisengitter in 2 Zonen getheilt, von welchen die breitere, stromabwärts (6,3 m) hin, für Fuhrwerke, die schmalere (5 m), stromaufwärts, für die Eisenbahn bestimmt ist. Zu beiden Seiten der Bogenträger sind überkragte Fußgänge. Auf den Pfeilern Nr. I und X befindet sich ein Gitterverschluß mit Bessemer Stahlplatten, die eine Stärke von 10 mm haben.

Als Handelsstadt ist Graudenz besonders infolge der Eröffnung des Oberländischen Canals mit seinen berühmten schiefen Ebenen, also seit 1861, zurückgegangen. Denn nun erstand ihm in Deutsch-Eylau am Geserich-See, das vorher zum Hinterlande von Graudenz gehört hatte und nun selbständiger Handelsort wurde, ein gefährlicher Rivale. Trotzdem hat die Einwohnerzahl von Graudenz beständig zugenommen. Wie ein Stern jedoch leuchtet sein Name aus jenem unglücklichen Kriege uns entgegen. Die patriotische Hingebung und der Heldenmuth bei der Vertheidigung der pommerschen Feste Colberg sind in Paul Heyse's würdigem Schauspiel: „Colberg" verherrlicht worden. Will kein patriotischer Dichter jene unvergeßliche That Courbière's in einem historischen Drama Graudenz verherrlichen? Es wäre ein dankbarer Stoff, reich an dramatischen Motiven und effectvollen Scenen. Dr. Max Hecht.

Bücherbesprechungen.

— Die Justiz-Gesetze für das Königreich Sachsen. Enthaltend die das Privat- und Strafrecht betreffenden Reichs- und Landesgesetze, sowie die damit in Verbindung stehenden Verordnungen. Neue Folge. 20. Bd., das Jahr 1895 enthaltend. Leipzig, Roßberg'sche Hof-Buchhandlung. 1896. — Die beliebt gewordene Ausgabe wird in bisheriger Weise fortgesetzt. Das vorliegende Bändchen enthält u. A. das wichtige Reichsgesetz, betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt nebst der königl. sächsischen Ausführungsverordnung. Das beigegebene Sachregister erleichtert einen raschen Gebrauch wesentlich. Nl.

— Alphabetisches Sachregister zu dem Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs und dem Entwurf eines Einführungsgesetzes in der Fassung der Reichstagsvorlagen. Nebst einer Uebersicht über die Verweisungen. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1896. — Das sorgfältig gearbeitete Register kommt einem dringenden Bedürfnisse entgegen. Recht nützlich ist auch die angefügte Uebersicht über die Verweisungen; sie ermöglicht dem eingehenderen Studium die sofortige Feststellung, an welcher anderen Stelle des Gesetzbuchs eine Bestimmung mit herangezogen wird. Nl.

— Nachtrag zur Rangliste der Kaiserlich deutschen Marine für das Jahr 1896. (Abgeschlossen am 25. Mai 1896.) Redigirt im Marine-Cabinet. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. ℳ 0,60. — Der Sommerdienst der kaiserl. Marine bedingt alljährlich Veränderungen in der Stellenbesetzung der Marinebehörden. Der jetzt erschienene Nachtrag zur Rangliste für 1896 giebt hierüber, sowie über die Eintheilung der Marine, über die Besetzung der im Dienst befindlichen Fahrzeuge und der verschiedenen Commandostellen an Land, der Institute u. s. w. einen Nachweis. Am Schluß enthält der Nachtrag eine Anciennitätsliste des gesammten Seeofficierscorps und seiner Hilfskräfte, einschließlich des Sanitätsofficierscorps und der Marine-Zahlmeister. H.

— Franz Bley, Die Flora des Brockens. Nebst einer naturhistorischen und geschichtlichen Skizze des Brockengebietes. Mit neun chromolithographischen Tafeln. 46 S. Berlin, Gebr. Borntraeger. 1896. 3 ℳ. — Das Büchlein, geschmackvoll und praktisch in grüne Leinwand gebunden, ist in gewisser Weise ein Pendant zur Alpen-Flora von Schrötter, die an dieser Stelle rühmend hervorgehoben wurde. Sie wird zweifellos bei den massenhaften Brockenbesuchern eine freundliche Aufnahme finden, sei es, daß der Laie sich über die Pflanzenwelt orientiren und zugleich ein frisches Andenken mitnehmen will, sei es, daß es dem Botaniker auf eine bequeme Zusammenstellung der charakteristischen Bewohner unseres norddeutschen Bergriesen ankommt. Die Abbildungen, welche auch Farne und Bärlappe einschließen und bis zur Veilchenalge hinabsteigen, heben sich trefflich von mattgrauem Grunde ab. Es sind freilich auch eine Anzahl allgemein bekannter Gewächse darunter aufgenommen, wie Fichte und Wiesenknöterich, sofern sie nur einen charakteristischen Bestandtheil der Bergbedeckung ausmachen. Einleitend bemerkt Bley, daß die Auswahl Pflanzen betrifft, welche entweder nur im Brockengebiet vorkommen oder dort vorwiegend Gebirgspflanzen sind oder, wenn weit verbreitet, in Form und Größe Abweichungen zeigen, welche durch die Höhe ihres Standortes bedingt sind. Es wäre wünschenswerth gewesen, in den kurzen Beschreibungen derartige locale Züge anzugeben. Ebenso wären wohl im Text noch weitere Angaben am Platze, durch welche sich die Schrötter'sche Alpen-Flora vortheilhaft auszeichnet, über die allgemeine Verbreitung der einzelnen Pflanzen nämlich, bei den speciellen Brockenpflanzen besonders, ob sie nordischen oder alpinen Ursprungs sind, wo sie sich zunächst wieder finden, auf dem Riesengebirge, Thüringerwald ꝛc. Derartige Hinweise würden den Werth des Büchleins für den Botaniker erhöhen. Die Pflanzen sind nach dem natürlichen System geordnet und mit partiellen Diagnosen versehen, welche sie von den nächsten Verwandten unterscheiden. Sehr hübsch ist eine Zugabe von Berdrow, Skizzen aus des Brockens Naturkunde, Sage und Geschichte. Sie zeugen von ebensoviel Kenntniß, als Geschmack und Laune. Zum guten Theil ist hier nachgeholt, was vorhin bei den Einzelbeschreibungen vermißt wurde. Eine zweite Auflage könnte vielleicht eine etwas genauere Uebereinstimmung beider Theile herbeiführen, insofern als entweder die in der „Uebersichtlichen Skizze" erwähnten Pflanzen mehr in den Abbildungen berücksichtigt würden oder umgekehrt die Uebersicht sich mehr an die im Speciellen dargestellten Gewächse hielte. Doch das sind Kleinigkeiten von untergeordnetem Belang. Die Hauptsache sind die reizenden Tafeln und die frische Schilderung. Sie werden mit Recht das Büchlein weit hinaustragen in den Taschen der Harzreisenden. Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 76. Donnerstag, den 25. Juni. 1896.

Vorläufer des Phonographen.

Von M. de' Monti. (Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

Vor einiger Zeit warfen bei der finnländischen Haupt- und Universitätsstadt Helsingfors am finnischen Meerbusen russische Bauern eine Grube aus und stießen auf eine sonderbare eiserne Kiste. In der schönen Hoffnung, einen kostbaren Schatz zu heben, förderten sie dieselbe mit großer Mühe an das Tageslicht. Ein Schatz war es allerdings, der so unverhoffter Weise dem Dunkel und der Vergessenheit entrissen ward, aber keiner, wie ihn die Arbeiter gewünscht hatten — eine alte Pergamentrolle mit, für sie, unleserlichen Charakteren und Buchstaben. Sie trugen ihren Fund in die Stadt und hier wurde bald von den Professoren eine in zierlichem Latein geschriebene Abhandlung entziffert, welche mit den Worten begann: „Suger presb. Abbas S. Dionysii dixit... Der Abt von S. Dionys, Suger der Priester, sprach ...“ — über die Bewegkraft des Dampfes, wie es einem modernen Physiker alle Ehre gemacht hätte. Der Eisenkasten aber war nichts weniger als eine zerlegte Dampfmaschine mit Cylinder, Kurbel ꝛc., welche Theile sich alle ziemlich erhalten und unverletzt vorfanden und fast ohne Ausnahme den Stempel trugen: Suger parens Galliae fecit = Suger, Galliens Vater, hat dies verfertigt. Bekanntermaßen war der Abt Suger von St. Dénis, einer der klügsten Männer seiner Zeit, Minister Ludwig's VII. von Frankreich, und erhielt wegen seiner großen Verdienste um Herrscher und Reich, um Wissenschaft und Volkswohl den ehrenden Beinamen „Pater patriae = Vater des Vaterlandes“. Dies war zwischen 1137—1180, also vor 700 Jahren; es muß daher Suger's Mechanismus ein Vorläufer der jetzigen Dampfmaschine genannt werden, vielleicht beschämend für unser Jahrhundert, aber den alten Satz bestätigend, daß Alles schon dagewesen. Vorläufer des Phonographen — mehr oder weniger perfect und bekannt — muß es im Mittelalter, um nicht von den ältesten Zeiten zu sprechen, gegeben haben. Wie anders sollte man die „sprechenden Köpfe“ jener Epochen nennen? Und manche von ihnen waren ohne Zweifel wissenschaftlich und kunstvoll construirt, so daß die Mitwelt dieselben für Spukdinge und Hexerei hielt, zum mindesten für Werkzeuge des Betruges — selten für Resultate des Scharfsinnes „denkender großer Köpfe“. Gerbert, Erzbischof von Rheims und Ravenna, der als Sylvester II. von 999—1003 den päpstlichen Stuhl einnahm, verstand Philosophie, Mathematik, Sternkunde und alle Wissenschaften seiner Zeit, verfaßte darüber Lehrbücher, erfand mehrere Gegenstände der Wasserbaukunst, fertigte Sonnenuhren, Erd- und Himmelskugeln an und galt hauptsächlich wegen seiner Erfindungen in der Mechanik beinahe für eine Art von Zauberer; er hatte auf der hohen (Muhamedaner-)Schule zu Cordova studirt. Gerbert nun schuf auch einen sprechenden Kopf aus Bronze, welcher verschiedene Worte sprechen konnte und ein ungeheures Aufsehen bei Hoch und Niedrig hervorrief. — Der Franziscaner-Mönch Roger Baco aus Ilchester in England (1214—1294), wegen seiner außerordentlichen Kenntnisse der Physik und Alchemie Doctor mirabilis (der wunderbare Lehrer) genannt, schrieb bereits über Brillen, Schießpulver und ist der Erfinder der Vergrößerungsgläser. Wegen Verfertigung eines sprechenden Automaten oder einer Sprechmaschine für einen Magier gehalten, wanderte Baco zweimal ins Gefängniß, das eine Mal sogar auf zehn Jahre, und nur der Vermittelung des Papstes verdankte der außerordentliche Künstler endlich seine Freiheit. — Roger Baco's berühmter Zeitgenosse, der deutsche Dominicaner Albertus Magnus (Albert v. Bollstädt 1193—1280), Bischof von Regensburg, als Wunder seiner Zeit und Doctor universalis (der allumfassende Lehrer) und nicht weniger als Zauberer angestaunt, war in diesem Bunde der Dritte. Als er in Köln a/Rhein docirte, bildete auch er einen „sprechenden Kopf“ — einen mittelalterlichen Vorläufer des Phonographen — aus Thon. Sein Lieblingsschüler Thomas von Aquin soll, als er diesen Automaten sprechen hörte, so außer sich gewesen sein, daß er ihn in Stücke zerschlug. „Da geht die Arbeit von dreißig Jahren hin!“ war die einzige Entgegnung und Klage des ernsten, wortkargen Meisters Albertus Magnus. — Freilich war damals eine allgemeine Bildung nicht zu verlangen, und deshalb fanden auch diese großen Denker und Gelehrten kein Verständniß bei ihren Zeitgenossen. Wer aber wird heutzutage jene zahlreichen Hypothesen ungeschickt oder lächerlich finden, durch welche die Klügeren jener Periode solche physikalische Wunder sich und Andern zu enträthseln suchten, nachdem wir diese Wunderdinge (elektrischer Telegraph, Telephon, Phonograph) in viel wunderlicherer Form und Gestalt zu Gesicht bekommen haben? — Der so vielfach als Schwätzer verrufene, allerdings sehr phantasiereiche Walchius z. B. hielt es bereits seiner Zeit für möglich, „eine Röhre dergestalt einzurichten, daß man in ihr die Stimme tagelang aufbewahren könne, so zwar“ — ist es nicht, als spräche Edison über seinen Phonographen? — „daß man sie einem Freunde statt seiner Handschrift zu übersenden im Stande wäre“. Allerdings war seine Idee sehr primitiv und simpel. Da nämlich die menschliche Stimme stets einige, wenn auch nur äußerst kurze Zeit braucht, um durch ein Rohr zu gelangen, so meinte Walchius, daß, wenn man die beiden Enden gehörig verstopfe, während der Ton sich in der Mitte befände, dieser sich nach Belieben darin aufbewahren lasse. Wenn also der befreundete Empfänger die Röhre öffne, so würden die Worte deutlich und in derselben Reihenfolge, wie sie hineingesprochen wären, herauskommen und ihm unsere Ideen anvertrauen. „Eine solche Einrichtung,“ fährt Walchius fort, „hatten die sprechenden Köpfe des Albertus, Sylvester und Baco.“ Ob er nicht versucht hat, seine Ansicht praktisch zu verwerthen? — Später beschäftigte sich der bekannte und gelehrte Jesuit Athanasius Kircher (geb. 1601 zu Geisa bei Fulda, Professor zu Würzburg und dann Lehrer der Mathematik am Collegium Romanum zu Rom, wo er 1680 starb), dessen Ruf durch vorzügliche geschichtliche und mathematische Werke und durch physikalische Entdeckungen, z. B. der Aeolsharfe, des Sprachrohres ꝛc., in alle Lande ging, in seiner Musurgia universalis lib. IV mit ähnlichen Theorien, gleichwie er in seinem Mundus subterraneus erzählt, wie es im Innern der Erde aussehe, jedoch ohne einen Vorschlag zur Erforschung desselben zu machen. Kircher behauptete, es lasse sich eine isolirte Bildsäule — eine Art Homunculus — anfertigen, deren Augen, Lippen und Zunge sich auf Befehl bewegen, die artikulirte Töne ausspreche und zu leben scheine. Als die katholisch gewordene Tochter Gustav Adolf's, Christine von Schweden, in Rom ihren Wohnsitz genommen hatte, wollte Kircher eine solche sprechende Figur für sie herstellen, ward aber, wie es heißt, durch Mangel an Geld und Zeit daran verhindert. — Später wurden zu verschiedenen Zeiten in Europa allerlei Sprechmaschinen gezeigt und die Vorrichtung zur Fortpflanzung des Tones war oft so geschickt verborgen, daß selbst Leute von Fach sich täuschen ließen. So zeigte ein gewisser Thomas Irson am Hofe Carl's II. von England 1672 ein Haupt vor, das in mehreren Sprachen auf Fragen antwortete, die man ihm ins Ohr flüsterte. Das Erstaunen wuchs so lange, bis ein Page im benachbarten Zimmer Jemand ertappte, der durch ein Rohr antwortete. So wurde

auch im vorigen Jahrhundert zu Versailles ein Bacchus vorgezeigt, der auf einem Fasse saß und alle Wochentage laut und deutlich aussprach. Der „Magier" ließ die Zuschauer in das Innere des Fasses blicken, wo sie nichts als Orgelpfeifen, Bälge, Räder und dergl. sahen. Ein gründlicher Untersucher aber entdeckte einen falschen Windkessel und in diesem einen Zwerg, der die Worte durch ein Rohr den Lippen des Bacchus zuführte. — Erst nachdem an die Stelle leerer Theorien und Phantasiegebilde bündige Forschung getreten war, ließ sich die Herstellung einer eigentlichen Sprechmaschine sicher erwarten, da eine genaue Kenntniß des Mechanismus der Sprache das erste Erforderniß bildet. Den Anfang einer auf Experimente gestützten Erforschung der Sprech-Artikulation machte 1779 die St. Petersburger Akademie, welche die Beantwortung folgender zwei Fragen als Preisaufgabe ausschrieb: 1) Worin besteht das Wesen der Vocale a e i o u und 2) Läßt sich nach Art der vox humana mittelst der Orgelpfeife ein Instrument herstellen, welches diese Vocale genau wiedergiebt? — Professor C. Kratzenstein's Beantwortung erhielt den Preis. Er construirte nämlich nach vorgenommenen anatomischen Untersuchungen fünf Röhren, welche, wenn der Blasebalg der Orgel hineinblies, jene fünf Vocale genau hervorbrachten. Später zeigte sich jedoch, daß die Gestalt der Röhren sich zu den verschiedenen Vocaltönen nicht so verhalte, wie ihr Erfinder geglaubt, sondern daß eine Röhre derselben Form verschiedene Vocale hervorbringen kann, wenn man nur ihren Durchmesser ändert. Fast gleichzeitig untersuchte van Kempelen diesen Gegenstand gründlicher und schloß aus seinen Versuchen, daß die Töne der Sprache nur durch den Contrast, den sie unter sich bilden, deutlich hervorträten und ihre vollste Bestimmtheit erst dadurch erlangten, daß sie in Wörtern erschienen. Er selbst sagt von seiner Sprechmaschine: „Binnen drei Wochen kann Jeder dieselbe fertig handhaben lernen, insbesondere, wenn er sie auf die lateinische, französische und italienische Sprache anwendet. Die deutsche mit ihren gehäuften Consonanten und ihren Zischlauten macht größere Schwierigkeiten. Ich kann auf der Stelle jedes beliebige Wort aus jenen Sprachen hervorbringen, wogegen ich ein deutsches Wort nur selten deutlich erzeugen kann. Von ganzen Sätzen gelangen mir, weil der Blasebalg nicht hinreichende Luft erfassen kann, nur kurze, z. B. Vous êtes mon ami. — Romanorum imperator. Ich bin fest überzeugt, daß sich die Maschine mit Tasten wie ein Klavier oder eine Orgel einrichten läßt. Diese Vervollkommnung muß ich jedoch einem Andern überlassen." — Als „der Andere" erwies sich Abbé Mical. Die Sprechmaschine, welche er im Jahre 1783 der französischen Akademie vorzeigte, ist nach Ravarol's Bericht so vollkommen gewesen, daß ein Jeder mittelst derselben die Henriade Voltaire's declamiren konnte. Im Zorn darüber, daß die Regierung des schwachen Ludwig XVI. die beantragte und in Aussicht gestellte Prämie nicht gewährte, soll der Abbé sein Kunstwerk selbst zerschlagen haben. — Der berühmte Physiker Sir David Brewster († 1868), Erfinder des Kaleidoskops, ist der richtigen Meinung: „Der wichtigste Dienst solcher Kunstwerke dürfte einst darin bestehen, die Aussprache verschiedener Idiome festzustellen und so die richtige Kenntniß derselben für alle Zeiten zu erhalten."

Liebeslieder der Deutschen in der Bukowina.

Von Dr. Raimund Fried. Kaindl in Czernowitz.

Wie die historischen Lieder der deutschen Ansiedler in der Bukowina, so zeigen auch die anderen Liedergattungen einen völlig deutschen Charakter; insbesondere gilt dies von den Liebesliedern und Liebesbrieflein. Reich vertreten erscheinen vor Allem die Lieder und Romanzen, welche das Schicksal Liebender schildern. Sie ergehen sich bald in melancholischen Klagen über verlorene Liebesmühe, bald wieder sind sie erfüllt von prahlendem Uebermuth über genossenes Liebesglück, oder es setzt sich der Sänger leichtmüthig über ihm widerfahrene Unbill hinweg; selten gelingt es dem Sänger, die weise Mitte zu halten. Zu diesen wenigen gefälligen Liedern gehört beispielsweise folgendes:

1. „Du schöne Blondine, du reizendes Kind,
Deine zärtlichen Mienen haben mir mein Herz erfreut.
2. Du redest, du lachest, du tanzest gar so schön;
Blondine, laß mir dein Herz ansehn."
3. „„Du armer, mein Schäfer, was führst du im Sinn,
Du denkst, Blondine schenkt ihr Herz gleich dahin.
4. Ach armer, mein Schäfer, was bildest du dir ein;
Schöne Blondine ist zum Lieben noch zu klein.""
5. „Blondine, mein Mädchen, du reizendes Kind,
Je kleiner die Mädchen, je lieber sie mir sind.
6. Blondine, mein Mädchen, spazieren wollen wir gehn,
In meines Vaters Garten, schöne Blumen kannst du sehn.
7. Nur eine, sonst keine, steht hier auf diesem Platz,
Das bist du ja, Blondine, mein auserwählter Schatz."
8. „„Nur eine, sonst keine, breche sie dir ab
Und halte sie in Ehren bis an das kühle Grab.""

Zu den besseren Liedern zählt auch das folgende:

1. Seid lustig ihr Burschen, ich hab's Körbel bekommen,
Es hat mir ein anderer mein Schätzchen genommen,
Und hat er's genommen, so soll er's auch recht lieben;
Ich werd' mir mein junges Herz nicht betrüben.
2. Dort unten am Graben thut ein Wässerlein fließen,
Dort läßt mich mein Schätzl viettausendmal grüßen
Und läßt sie mich grüßen, so dank ich ihr wieder,
So freut sich mein junges Herz noch einmal wieder.
3. Wart', Schätzel, es wird dich gereun,
Wenn du wirst mit anderm zur Trauung geh'n.
Wirst meiner gedenken,
Wenn du wirst einem andern dein Kränzelein schenken.
4. Das Kränzelein schenken und die Händelein geben,
Da wünsch' ich dir Glück zum ewigen Leben,
Zum ewigen Leben, zu weltlichen Sachen,
Und wenn du wirst recht weinen, dann werd' ich recht lachen.

Abstoßend wirkt es hingegen, wenn z. B. in einem Liede das Mädchen auf den Vorwurf: „Du hast ein klein Kind und kein Mann" antwortet: „Ei, was frag ich darnach; Sing' ich die ganze Nacht hierzu: Bubin, mein Bub'", oder wenn die Liebesmuth eines Mädchens so weit geht, daß sie einem Jäger im Walde die verfänglichsten Anträge macht, ohne daß sie genug Besinnung hätte, in ihm ihren Vater zu erkennen. Als sie endlich den Jäger auffordert „Thue mich bezwingen", bricht dieser in die Worte aus:

„Ach Mädchen, bist du toll oder blind,
Ich der Vater und du, mein Kind."

Und sie antwortet:

„„Warum habt ihr mir nicht früher gesagt,
Hätt' ich's euch nicht vorgebracht.""

In einem anderen Liede belehrt die Mutter ihre Tochter, wie sie wohl alte, nicht aber junge Liebhaber von ihrer Kammer fern halten soll. Wenn der Vater kommt, soll sie den Knaben ins Hühnerhaus schicken; und da das Mädchen einwendet: „Die Hühner werden schreien", sagt die Mutter:

„„Zieh ihm rothe Hosen an,
Glauben's die Hühner, es war der Hahn,
So und so Mädchen, und so sollst es thun.""

Wie überaus roh ähnliche Gedichte ausfallen, in denen die Burschen ihr Liebesglück besingen, läßt sich nach letzterer Probe schon vermuthen.

Die Liebesromanzen nehmen in der Regel einen „tief traurigen" Ausgang. So wird z. B. in der einen geschildert, wie ein Mädchen in rauher Weise die Liebesanträge eines Soldaten zurückweist, worauf sich dieser das Leben nimmt:

4. Er ladet sechsfach sein Gewehr
Und setzt's auf seine Brust daher,
Drauf drückt er und schießt sich todt;
Der Mond scheint auf sein Blut so roth
5. Andern Morgen fand man ihn,
Als seine Seele schon dahin,
Ein Brieflein hielt er in der Hand,
Drauf mit Blut geschrieben stand,
Daß jenes Sprödigkeit
An seinem Tode Schuldigkeit.

In einem anderen Gedichte wird erzählt, wie ein Jüngling das Mädchen, welches durch ihn Mutter zu werden hofft, im „grünen Walde" tödtet, um die Schande zu verbergen. Sobald er sie todt zu seinen Füßen sieht, legt er sich voll Reue „leise auf sie hin und starb auf ihrem Herzen". Der Schluß der Romanze lautet:

15. Nun stand an drei Jahre Zeit, eh' man sich hat angetroffen,
Da sind die Vögel weit und breit zu ihnen hingeflogen.
16. Anzusehen, was an diesem Ort alles dorten ist geschehen,
Man fand sie frisch und wohlgemuth und noch ganz unversehen.
17. Ihr Mädchen und ihr Knaben all', habt auch recht verstanden,
Wie es mit diesem Liebespaar alles hat zugetragen.
18. Von wahrem Glück und Gottesfurcht sind sie zugleich gestorben
Und beide haben auch zugleich die Gnad' vor Gott erworben.

Von verwandten Gedichten mag nur noch hier dasjenige von den drei Rosen angeführt werden; es versetzt uns in die beste Zeit des Minnedienstes. Das Lied hebt an:

Es ging ein Mädchen Wasser holen,
Wohl an den kühlen Brunnen, hm, hm, hm, hu, hu, hu,
Sie hat ein schneeweiß Hemdlein an,
Dadurch scheint ihr die Sonne, hm, hm, hm, ha, ha, ha.

„Da kommt ein stolzer Ritter geritten", der um ihre Liebe wirbt; sie begehrt aber von ihm zuvor „drei Rosen, die mitten im Winter gewachsen sind und blühen um die Ostern". „Der Reiter ritt über Berg und Thal", bis er von einer Frau Malerin die Rosen erhielt . . .

5. Und als das Mädchen die Rosen sah,
Fing sie an zu weinen, hm, hm, hm, ha, ha, ha.
„Ich habe nur ein Wort aus Spott geredt,
Und hab's nicht so gemeint, hm u. s. w."
6. „„Hast du nur ein Wort aus Spott geredt
Und hast nicht so gemeinet, hm u. s. w.
Jetzt du gehörst mein und ich gehöre dein,
Bis uns der Tod wird scheiden, hm u. s. w""

Mit den Liebesliedern stehen die Abschiedslieder meist im Zusammenhang; und mit diesen wieder die Wanderlieder. Das Thema ist unerschöpflich. Hervorgehoben mögen nur zwei werden, die in überaus gelungener Weise die minder angenehme Seite der Reiselust zum Ausdruck bringen:

1. Ein Sträußlein am Hut, einen Stab in der Hand,
Reist rastlos der Wanderer von Land zu Land.
2. Er sieht manches Städtchen, er sieht manchen Ort,
Aber fort muß er wieder an anderen Ort.
3. Dort sieht er ein Häuslein am Wege dort steh'n,
Mit schattigen Bäumen und Blumen so schön.
4. Dort wünscht er sich hin,
Aber fort muß er wieder weiterziehn
5. Ein hübsches junges Mädchen, das redet ihn an:
Sei freundlich willkommen, du lustiger Wandersmann.
6. Sie blickt ihm in's Auge und reicht ihm die Hand,
Aber fort muß er wieder auf ein anderes Land
7. Was hat er von Ländern, die irdische Bahn,
Jetzt fangt er eine andere Laufbahn an.
8. Jetzt steht er am Grabe und schauet zurück,
Was hat er genossen vom irdischen Glück?

Aehnlich ist das folgende:

1. Das Frühjahr ist angekommen,
Die Burschen marschiren in die Fremd'.
Als sie in die Fremd' sind kommen, ja, ja, gekommen,
Dachten sie wieder nach Haus.
Wären wir zu Hause geblieben, ja, ja, geblieben,
So hätt' ich geheirath meinen Schatz.
2. Als sie zu Hause sind kommen, ja, ja, gekommen,
Da stand mein Schatz unter der Thür.
Was machst du hübsche, du feine,
Vom Herzen gefallest du mir.
Was brauch ich dir zu gefallen, ja, ja, gefallen,
Ich habe schon längst einen Mann.
Sogar ein hübscher, ein feiner, ein braver, ja, ja, ein braver,
Der mich ernähren kann.

Dergleichen mag manchem unserer Handwerksburschen widerfahren sein, die besonders als Maurer weite Wanderungen vorzüglich nach Rumänien unternehmen. Da die Burschen vom Frühlinge bis tief in den Herbst in der Fremde bleiben, so werden Liebesbriefe ein fühlbares Bedürfniß. Besonders interessant sind die poetischen „Liebesbrieflein". Als Beispiele derselben mögen folgende dienen. Man wird auch in denselben genügend Gelegenheit finden, die Verwendung von bekannten Versen bei der Neubildung von Gedichten kennen zu lernen.

Kein Gruß paßt so zu jeder Innigkeit,
Gott grüß dich, mein herzliebster Schatz allezeit.
Mit freudigem Herzen und mit Liebe
Fahr ich mit der Feder auf das Papier,
Und schreibe aus großer Liebe
Von Herzen ein Brieflein zu dir.
Mein Schreiben wäre ganz hübsch und fein,
Ich hoffe, du sollst meine eigene sein.
Herzliebster Schatz, das ist das erste Brieflein, das ich dir schreibe.
In diesem Brieflein wirst du lesen,
Wie ich dir bis jetzt treu bin gewesen.
Denn treu will ich bleiben, denn treu in Rosenroth
Vergiß ich deiner nicht bis in den Tod.
Treu und redlich will ich sein,
O mein Schätzchen, vergiß nicht mein.

Hierauf bittet der Schreiber um Antwort, „denn ich erwarte jede Viertelstunde ein Brieflein von dir, liebes Schätzchen", und wiederholt am Schlusse:

Nochmals bitte ich dich sehr,
Schreibe ein Brieflein zu mir her.
Jetzt schau ich über Berg und Thal,
Ich lasse dich grüßen viele tausendmal.
Liebes Brieflein, schließe schnell und flieg dort ein,
Wo mein Schatz . . . . geht aus und ein.
Mein Schreiben hatte ich noch getroffen (?)
Aber die Feder ist mir abgebrochen,
Die das Liebesbrieflein zu meinem Schatz geschrieben hat.

Ein anderes lautet:

Gott grüße dich, vielgeliebtes und auserwähltes Schätzchen meines Lebens,
Es bangt mein Herz zu dir
Die Feder aufs Papier,
Dir Liebchen einige Zeilen zu schreiben,
Die Gesundheit dir mitzutheilen.
Gesund bin ich in diesem fremden Land,
Gegrüßt seist du im Heimathsland.
Das Herz zeigt dir meinen Stand,
Daß ich dich lieb in Herzensband,
Weil ich so manche Stunde
Verweilte auch bei dir,
Das liegt mir an dem Herzen,
Weil ich so weit entfernt bin von dir.
Von Achte bis nach Zehn
Da war mein Herz verweilt bei dir.
Liebe theure Karolin
Du bist so purpurschön,
In meinem Herzen drinn,
Da liegt ein schöner Sinn.

Hierauf folgt die Frage, ob sie ihn auch so liebe, und die Versicherung, wie ihn dies erfreuen möchte. Das fremde Land will er verlassen „im Herbste, wenn es friert; dich kann ich nicht verlassen, weil ich dich herzlich lieb".

Dann möcht ich mich erfreuen
Von Stunde, Tag und Jahr,
Wie wir uns beide liebten
In unserem schönen Jugendjahr.

In den meisten dieser Briefe wird ausdrücklich erwähnt, daß der Liebhaber wegen der weiten Entfernung seinen Gefühlen schriftlich Ausdruck verleihen müsse. Hierbei fehlt es nicht an Versicherungen, daß Treue, Liebe u. dgl. den Liebenden zum Schreiben bewege. Interessant ist vor Allem aber folgendes Beispiel mit einer allegorischen Auslegung:

Herzliebster Schatz, mit großem Vergnügen
Fahr ich wieder mit der Feder auf das Papier
Und schreibe mit großer Liebe ein Wünschlein zu dir.
Meine Zunge ist die Feder, meine Thräne ist die Tinte,
Meine Wange ist das Papier,
Weil ich schreibe ein Brieflein zu dir.
Liebes Schätzchen, mein Herz ist froh gerührt,
Die Liebe es zum Schreiben führt.

In einem anderen Briefe wird die Kürze desselben folgendermaßen entschuldigt:

Ich hätte noch viel mehr geschrieben,
Aber es ist mir keine Zeit geblieben,
Drum lebe wohl!

Ueberaus zahlreiche verwandte Elemente mit den Liebesbrieflein zeigen die Glückwünsche, die übrigens zumeist auch an die Geliebte gerichtet sind. Beide zeigen oft dieselben Wendungen und Phrasen und enthalten neben dem poetischen Theile oft auch Mittheilungen in Prosa. Neben manchen originellen Gedanken kehren in diesen Glückwunschgedichten oft allgemein bekannte Phrasen wieder, wie wir alle in der Jugend sie oft hersagten. So z. B.:

Zu deinem werthen Namensfeste
Wünsch ich dir alles Beste:
Glück und Freude, Glück und Segen,
Auf allen deinen Wegen;
Glück und Wonne
Lächle jede Morgensonne;
Glück und Segen, langes Leben,
Das wolle Gott dir, der Schöpfer, geben.

Oder auch:

Innig geliebte Karolina,
An der Hand des Glückes wandle
Frei und muthig durch das Leben;
Möge Glück und Wonne
Dein theueres Haupt umschweben.
Nimm mit frohen Händen, liebes Schätzchen, dieses Blatt,
Worin ich dir geschrieben hab.

Dieselben Elemente findet man auch in folgendem:

Ich wünsche dir zum frohen Namenstag,
Daß dich kein Leid betrüben mag,

Drum immer mög es also sein,
Das wünsch ich dir, o Schätzchen mein.
Schätzchen sollst leben,
Soll dich Glück umweben;
Gesundheit, Glück und ein freundliches Leben
Soll dir Gott der Schöpfer geben.
Lebe glücklich, lebe hoch,
Viele Namensfeste noch.
Holde Blumen, duftige Kränze,
Mögen fröhlich dich umschweben,
Und mit jedem neuen Lenze
Neues Glück und Freude geben.

Ein anderes Wunschgedicht beginnt ebenfalls recht bekannt:

Glück und Freude bis in's Grab
Wünsch ich euch zum Namenstag,
Glück und Segen, ein langes Leben
Möcht euch Gott der Schöpfer geben.

Dagegen lautet der Schluß etwas origineller, wiewohl auch diese einzelnen Verszeilen in anderen Verbindungen wiederkehren:

So wünsch' ich euch in dieser Stund
Einen Namenstag von Herzensgrund,
Daß ihr euch heut' in dieser Zeit
An euren Lieben erfreut.
Jetzt wünsch' ich euch auf einem Tisch
Auf alle vier Ecken einen gebratenen Fisch,
Und in der Mitte eine Flasche mit Wein,
Damit ihr sollt lustig sein.

Auch die folgenden Zeilen aus einem Glückwunsche enthalten wenigstens einen originellen Gedanken:

Gott zum Gruß, theuerster Freund.
Glück und Freud, Innigkeit. . . .
Gott gebe dir Glück
In allen Stück
Und treibe dir das Unglück weit zurück.
Gott lasse dich viele Jahre leben
Und endlich in den Himmel schweben.

Interessant sind die folgenden Verse:

Lieb hört ich heut' ein Glöcklein läuten
Und wußte nicht, was das soll bedeuten,
Da dachte ich mir gleich in meinem Sinn
Zu einem N N. dahin,
Daß auch vor einem Jahr
Euer Namenstag war.
Wie möcht' ich so gern
Bei euch in eurer Mitte sein,
Und Dich lieber N. N.
Mit einem herzlichen Glückwunsch erfreu'n.
Nun da es unmöglich ist
Und ich diesen Tag
Traurig in der Fremde zubringen muß.
So sende ich wenigstens auf einem Stückchen Papier
Die wenigen Worte zu dir:
Daß ihr euch an dem Tag
Von Herzen erfreuen magt.

Bücherbesprechungen.

— **Wagner, Adolf, Die britische und französische Besteuerung in ihrer neuesten Entwickelung und Gestaltung** (1886—1896). Ergänzungsheft zum 3. Theile (Specielle Steuerlehre) des Lehrbuches der Finanzwissenschaft. Leipzig 1896. C. F. Winter. 168 S. Preis 4 ℳ. — Das vorliegende Ergänzungsheft verfolgt den Zweck, die vom Verfasser im 3. Theile seines Lehrbuches der Finanzwissenschaft gegebene „Uebersicht der Steuergeschichte wichtigerer Staaten und Zeitalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“, mit der sich anschließenden eingehenden Darstellung der britischen Besteuerung bis 1886/87 und der französischen bis 1888/89, für die beiden letzteren Staaten bis auf die Gegenwart fortzuführen. Daß Wagner speciell das französische und das britische Steuersystem in dieser eingehenden Weise behandelt, rechtfertigt sich daraus, daß, wie er bemerkt, „die französische und die britische Besteuerung gewissermaßen die beiden Glieder an den Endpunkten der Kette sind, welche die moderne europäische Besteuerung bildet“; daß er die bereits abgebrochene Darstellung noch bis in die unmittelbare Gegenwart in ähnlicher eingehender Weise nachträglich fortsetzt, erklärt sich daraus, daß in Großbritannien wie in Frankreich in den letzten Jahren einige wichtige und charakteristische Steuerreformen stattgefunden haben oder in Vorbereitung begriffen sind. Um diese letzteren verständlich zu machen, wurden auch hier wieder von der britischen wie französischen Besteuerung kürzere Uebersichten der Entwickelung der Hauptphasen und skizzenhafte Darstellungen der Hauptpunkte der Einrichtung eingeschoben. Dementsprechend zerfällt die gesammte Darstellung in 2 Abschnitte, deren erster die britische Besteuerung, namentlich auch die Erbschaftssteuerreform des Jahres 1894 schildert, deren zweiter die französische Besteuerung incl. des Steuerreformplanes des Ministeriums Bourgeois-Doumer (1896 für den Etat 1897) zum Gegenstande hat. Eine allgemeine Zusammenfassung der finanzwissenschaftlichen und finanzpraktischen Ergebnisse aus der britischen und französischen Steuerentwickelung sowie ein vergleichender Blick auf deutsche Verhältnisse bilden den Schluß des Werkes, dessen Verfasser als erster Finanztheoretiker Deutschlands keiner Empfehlung bedarf. Und das Resultat, zu dem er gelangt? Die britischen und die französischen wie auch die deutschen Steuerreformen und Reformbestrebungen, sagt Wagner, bewegen sich nicht in jeder Einzelheit gleichartig. Aber im Ganzen liegen ihnen doch die gleichen finanziellen, steuer- und socialpolitischen Gesichtspunkte zu Grunde. So ringt sich am Schlusse des 19. Jahrhunderts ein Steuersystem allmälig durch, immer nur langsam, unter manchen Widerständen, sicher mit manchen alten und vielleicht auch neuen Mängeln bekleidet, welches im Ganzen aber doch die immer gestiegene Steuerlast viel richtiger vertheilt, als jemals ein früheres, auch als noch die Besteuerungen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Dies Steuersystem diene wirksamer, als je, den nothwendigen, von der Umgestaltung der Productions- und Verkehrstechnik zunächst und zumeist ausgehenden, durch die ganze gesellschaftliche, wirthschaftliche, politische Entwickelung der Zeit bedingten finanziellen Anforderungen. Aber es entspreche auch mehr, als je ein früheres Steuersystem, den für richtig erkannten Gerechtigkeitsgrundsätzen und insbesondere den socialpolitischen Gesichtspunkten bei Fassung dieser Grundsätze. Auch in der praktischen Steuerpolitik seien wir danach bewußt in die „Aera der Socialpolitik“ eingetreten. Ein erfreulicher Fortschritt! o—g.

— **Der Zug nach Hause.** Deutsche Komödie in fünf Acten von Norbert Götz. Plauen i. V., Selbstverlag des Verfassers, 1896. — Diese „Komödie“ ist entweder eine Mystification oder die Ausgeburt eines verwirrten Gehirns —: sie ist unverständlich, die Handlung läßt sich nur mühsam errathen, sie hat keinen Anfang und kein Ende, die Beziehungen der handelnden Personen zu einander sind verworren, man versteht absolut nicht, oder doch nur dunkel, was vorgeht und was der Verfasser eigentlich will. Das Ganze ist ein ungeheurer Wortschwall in den längsten gereimten Versen, die man sich denken kann, wobei Jamben, Trochäen, Spondeen, Anapäste und Dactylen bunt durcheinander geworfen sind, mit geheimnißvollen Andeutungen und sonderbaren Bildern, nicht ohne geistreiche Bemerkungen, derben Witz und scharfsinnige Bemerkungen im Einzelnen, aber unklar und vielfach direct sinnlos im Zusammenhange. Der Verfasser freilich nennt seine „Komödie“ sehr unbescheiden „eine der schönsten und eigenartigsten unserer Sprache“; er verspricht, daß ein Schlußwort des letzten Actes mit einem nächsten Stücke ausgegeben werden soll“, und er schließt sein kurzes Vorwort mit dem Satze: „Möchte das Buch viele Herzen erfreuen und sich Freunde werben, welche dem Verfasser eine Gabe zuwenden.“ Das läßt tief blicken! Wenn er nicht Haselbrunn bei Plauen als seinen Wohnsitz angegeben hätte, so würde man denselben unbedenklich nach Stötteritz verlegen. Erwin Bauer.

— Im Verlag von A. Peitz & Sohn in Flöha i. S. erschien ein Broschürchen „**Wie und zu welchem Zweck studirt man Graphologie?**“ Von Paul Wächtler. Das Büchlein enthält nur 14½ Druckseiten. Damit sind wir vollständig einverstanden, daß für gerichtliche Schriftenvergleichung die technische Fertigkeit eines sog. Schreibsachverständigen nicht ausreichend ist. Aber, wie in der Unzahl graphologischer Broschüren, welche in den letzten Jahren erschienen, so wird auch hier wieder ausposaunt, daß der Franzose Abbé Michon der Begründer der Graphologie sei, während längst vor ihm Adolf Henze, Leipzig, und Karl Sittl, München, vollständig selbständige und umfassende Forschungen auf dem Gebiete der Handschriftenkunde bethätigten, was man den Herren Graphologen, deren Wissen zumeist nur in einem Wiederkäuen der Aufstellung des Michon besteht, in's Stammbuch schreiben soll. S. *

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 77. Sonnabend, den 27. Juni. 1896.

Ein Gang durch die Münchner Secession 1896.

Von Wilhelm Mauke.

Die förmliche Scheidung zwischen Alten und Jungen, zwischen Glaspalast und Secession wird heuer, im Vorjahr der „V. Internationalen", äußerlich zum letzten Male zum Ausdruck kommen. Die Grenzen der ideellen Trennung sind ja schon lange verwischt. Dank dem Eingreifen von höchster Seite sind die Verhandlungen über ein freundschaftliches Zusammengehen in der so wichtigen „Sommerschlacht" 1897 dem Abschluß nahe. Von dem „getrennt Marschiren" und dem „vereint Schlagen" wird die Münchner Kunst nur neue Anregung und Steigerungen im energischen Produciren zu erwarten haben. In der 4jährigen Periode des Getrenntmarschirens ist es den Vertretern des neuen Lebens in der Kunst gelungen, ihre großen Principien: Schaffen nach dem heiligen Drang seiner Individualität und seiner Ueberzeugung ohne Rücksicht auf die „Zugkraft" des Werkes; Vermeidung jedes Cliquenwesens; nicht der Name, sondern das Werk öffnet die Hallen des Kunsttempels; nicht für den Kunsthandel und den Käufer, sondern für das Kunstleben, für den geistigen Austausch zwischen Künstlern und kunstsinnigen Laien ist die Ausstellung berechnet — sieghaft in die That umzusetzen. In der kommenden segensreichen Aera des vereint Schlagens wird der Einfluß dieser neuen Gesichtspunkte, dieser wahrhaft apollinischen Auffassung auf die große Zahl der „Genossenschaftsmaler", die mit offenen, vorurtheilslosen Augen in den Kampfesjahren die neue Entwickelung der Dinge in sich aufgenommen haben, deutlich wahrnehmbar sein. Und so wird 1897, was schon heute theilweise der Fall ist, die Genossenschaft keine Marktwaare mehr bringen, nicht die Qualität durch die Quantität ersetzt wissen wollen, wird die Sachen, welche bei allem Mangel des geistigen Gehalts auf rein stoffliche Wirkung rechnen, zurückweisen, „die Tragödien enttäuschungsreicher Testamentseröffnungen und Kindsverstoßungen, die harmlosen Scherze von ungezogenen Schulbuben und zerbrochenen Milchtöpfen, die Farbenpracht eines Chevauxleger, der seinen Schatz am Arme führt", kurz alle rein anekdotischen Genres freiwillig vermissen lassen. Sie wird statt auf quadratmetergroße Historien, auf panoramenartige Schlachtenbilder, auf spitzpinselige Lupenbildchen den Schwerpunkt auf die geistige Physiognomie des Geschaffenen legen. Und die drei großen charakteristischen Züge dieser modernen Physiognomie sind Individualismus (schrankenlose Freiheit in der Wahl der geistigen, technischen und stofflichen Ausdrucksmittel), Psychologie und das sociale Moment. Und so wird die Secession im nächsten Sommer namentlich in ihrem linken Flügel alle extremen Radicalismen abgeschliffen haben, wird in Freiheit und Reife aufgeklärt erscheinen, wird die Clownsprünge eines in pathologischen Farbenverirrungen schwelgenden Pinsels lächelnd ignoriren und wird doch den jungen geistvollen originalen, meinetwegen auch bizarren Stürmern des Impressionismus und des Symbolismus offenes Feld bewahren.

Und nun, also vorbereitet, hinein mit offenen Augen und Sinnen in die XII Säle des Secessionistenheimes an der Prinz-Regentenstraße! Es ist heuer das letzte Mal. Bald prangt an der kunstgeweihten Stätte ein ungeheurer Zinskasten! Von den ca. 500 ausgestellten Kunstwerken können bei der Beschränktheit des Raumes leider nur die bedeutendsten und auffallendsten einigermaßen gebührende Erwähnung finden. Wie herkömmlich hängen auch dieses Jahr im Kuppelsaal und im Saal VII die pièces de resistance, die großen Bilder weltberühmter Namen; aber auch die Bannerträger des consequenten Radicalismus in Form, Farbe und Ausdruck geben sich hier Rendezvous. Beginnen wir mit diesen! Da hängt Julius Exter's „Kreuzigung", ein unerhört kühnes Werk, das sich dem Gedächtniß des Beschauers stark einprägt. Wohl noch nie ist all und jeder Tradition des „Kreuzigungs"-Motives so stark ins Gesicht geschlagen worden. Wohl noch nie ist ein so grausig naturalistisches Bild von dem Todeskampfe dreier am Kreuze Gemarterten gesehen worden. Im Contrast zu der gräßlichen Agonie der mit gekrampften Muskeln, aufgedunsenem Fleisch, verzerrten Augen sich am Holze windenden herkulischen Schächergestalten wollte Exter die übermenschliche Erhabenheit im Leiden des Herrn zur Geltung bringen. Da ihn seine naturalistische Ueberzeugung auch hierin nicht verließ, ist ihm der Contrast weniger im Ausdruck der Gestalt des schlanken, in sich zusammengebrochenen Körpers, weniger im Ausdruck des im Todesschweiß gebadeten, mit brechenden Augen in den Himmel starrenden Antlitzes, als rein coloristisch gelungen. Dort blutrothes Fleisch, hier ein gelbliches Bleich, verklärt von einem matten mystischen Schimmer, der aus der dornenzerrissenen Stirne zu quellen scheint. Dem Gemälde mangelt gewiß nicht die fast brutale Energie des Ausdrucks, wohl aber die visionäre Kraft der Ueberzeugung. Fritz Haß hat ein merkwürdiges Bild ausgestellt: „Die große Babylon, Apokalypse XVII". Haß ist rasch bekannt geworden durch seine gemalten Satiren auf moderne sociale Zustände. Das apokalyptische Weib auf dem siebenköpfigen Ungeheuer, das nach einiger Mühe aus dem blauschwarzen Colorit der dunklen Leinwand hervortritt, sieht gewiß aus „wie eine vom Blute der Heiligen trunkene" Lüsterne, wirkt aber doch auf ein gesundes Gemüth zu abstoßend für eine „Offenbarung". Als Gegenstück zu Exter's „Kreuzigung" hängt im Kuppelsaal ein vor 5 Jahren gemaltes Kolossalbild: „Des Menschen Sohn" von dem Dänen Christian Skredsvig. Den bedeutenden Vorzügen des malerischen Ausdrucks stehen Schwächen in der gedanklichen Bewältigung des Problems gegenüber. Es ist dasselbe Problem, das die eigenartige Mystik und der feine Tact eines Uhde zu lösen weiß. Skredsvig verzichtet auf all' und jede Symbolisirung der göttlichen Natur des unter armen und kranken Bauern weilenden Heilandes. Wenn Uhde religiöse Stoffe modernisirt, so büßen dieselben „zwar die liturgische Wirkung ein, erhalten aber dafür eine nicht minder tiefe symbolische". Und wenn die Weihe des Gottmenschen auch nur in einem langwallenden Talar, nur in einem zarten überirdischen Schimmer ausgedrückt erscheint, der von der Gestalt des göttlichen Predigers oder Arztes ausgeht! Skredsvig hingegen stellt nur einen rein genrehaften, alltäglichen Vorgang dar: eine Schaar nordischer Bauern empfängt mit Feierlichkeit einen in ihr Dorf einziehenden Wanderprediger, an dem nichts auf eine außergewöhnliche Herkunft oder Mission deutet. Gewiß hat diese Uebersetzung ins Reinmenschliche, Alltägliche ihre Berechtigung. Warum dann aber die Ueberschrift: „Des Menschen Sohn"? Warum dann nicht eine genrehafte Behandlung dieses Genres? — Welch hoher seelischer Friede und Versöhnung strömt dagegen von dem „Christus am See" Uhde's aus! Wunderbar ist hier die harmonische Uebereinstimmung der friedlichen Abendlandschaft am See, der seiner Uferlandschaft nach der Starnberger sein könnte, mit dem seelischen Ausdruck der dem milden Meister zuhörenden jungen „Mühseligen und Beladenen" getroffen. Alle diese Gesichter sind innig bewegt und doch zugleich beruhigt von den Worten Christi; eine Ahnung eines höheren Daseins, das ihnen der Mann im röthlichen Mantel vom leise schwankenden Kahne aus verheißungsvoll zeigt, veredelt die abgearbeiteten Züge der Burschen und halbreifen Mädchen. Das Psychologische versteht uns Meister Uhde immer von Neuem mit genialem Pinsel zu offenbaren. Hohe künstlerische Bedeutung spricht auch aus den noch ausgestellten Bildern des von den Ultramontanen als „frivol" verschrienen Meisters: „Die Ruhe

auf der Flucht" und: „Christus und Nicodemus". Wilhelm Volz bringt eine „Grablegung", die wegen der bewußt durchgeführten Absicht: die Haupthandlung der Grablegung im Hintergrund durch die Beleuchtung und den starken Ausdruck der Trauer der Treuen Christi uns seelisch näher zu bringen, während die den ganzen Vordergrund des Bildes einnehmende Figur des Engels trotz kräftiger Farbengebung das Interesse der Beschauer mehr auf die Tiefe des Hintergrundes richten, als auf sich ablenken soll, in Künstlerkreisen starkes Aufsehen erregt. — Von den Gemälden im Saal VII müssen wir vor Allem Franz Stuck's „Das böse Gewissen" hervorheben. Es hängt an derselben Stelle, wo voriges Jahr seine vielbesprochene, in Magdeburg als „unsittlich" gebrandmarkte „Sphinx" des Jünglings Leib mit den Löwentatzen zerfleischte. „Das böse Gewissen" ist auch heuer der Brennpunkt der Ausstellung. Ein von Erinnyen verfolgter flüchtiger Mörder. Grauen, Wuth und Verzweiflung spiegeln sich in den verzerrten Zügen des von den Schlangen der ihn umschwebenden Rachegöttinnen Gepeitschten. Die eine beugt sich im Flug mit dem fahlgrauen Oberkörper (auch technisch ein unglaublich kühner Wurf) zu dem Gehetzten herab, um ihm von unten her das Kainszeichen auf die Stirne zu schlagen. Die Natur ist im wilden Aufruhr begriffen. Schwefelgelbe Lichter im blauschwarzen Gewölk bilden den erregten Lufthintergrund. „Deukalion's Fluthschlamm" kommt uns ins Bewußtsein, sehen wir die Pfade, die des Mörders Fuß streift. Stuck hat mit diesem erschütternden Bilde eine neue Probe von dem kühnen Adlerflug seiner künstlerischen Individualität gegeben. Außerdem stellte der Vielgefeierte ein Porträt, ein Pastell (Damenbildniß) und die Münchner Dichterin Juliane Dery, als Studienkopf behandelt, aus. Das „Maler-Conservatorium" vulgo die „Akademie" am Siegesthor kann stolz sein, diesen genialen Feuerkopf unter seine Lehrer zu zählen. Der bekannte Vers von „Dionys und dem Schulmeisterlein" trifft bei Stuck gewiß vielmals zu.

Einer der geistvollsten „Schüler" Stuck's muß der junge Münchner Porträtmaler Leo Samberger genannt werden. Aber ein Schüler nur in dem Sinne wie etwa Brahms ein Schüler Schumann's heißt. Keine sklavische Anpassung, nur eine Ideensympathie, eine geistige Wahlverwandtschaft. Samberger's Entwickelung schreitet rapid. Den Warnungsruf einer ihm sehr günstig gesinnten Kritik: nicht manierirt zu werden, hat er dieses Jahr beherzigt. Aus seinen vier lebensgroßen Porträts (Dr. Georg Hirth, Erzbischof von Bamberg, Freiin Soden, Gutsbesitzer Kuby) spricht zwar ein vollgerüttelt Maß Subjectivität, die sogar auf Kosten der Aehnlichkeit charakterisiren will, aber es ist doch noch ein Maß. Hirth's, des Vaters der „Jugend", Kopf ist entschieden idealisirt; ein himmelstürmender Trotz bricht aus seinen Augen, eine Welt voll faustischer Gedanken scheint hinter den Stirnhügeln zu brüten. Hr. Hirth wird sich bei Freund Samberger gewiß bedanken. Der große Arnold Boecklin ist mit vier äußerlich wenig in die Augen fallenden Bildern vertreten: „Die Nacht" (schon in unserm vorjährigen Bericht besprochen), „Ruine am Meer", „Heil. Katharina" und die tief symbolische, echt Boecklin'sche Geistesmystik athmende „Meeresbrandung". Am schwarzen Felsenspalt des Meeres steht in schöner Leibesbiegung eine Najade, vom Leib an in wasserblaue Schleier gehüllt. Klagend bricht sich die Welle zu den Füßen des Weibes, deren rechte Hand aus großer goldner Harfe klagende Aeols-Accorde über die grünen Wogen sendet. Hans Thoma, unser großer Frankfurter Meister, der Klinger'sche poetisch-melancholische Gedankentiefe mit einer naturwahren, frischen, fast herben Gegenständlichkeit des malerischen Ausdrucks in immer neuen Mischungen verbindet, macht seinem Namen Ehre durch eine tief empfundene „Sonntagsruhe" und die „Wasserfälle von Tivoli". — Eines der ungeberdigsten „enfants terribles" der malenden Moderne ist Max Slevogt-München. Bei ihm ist von beschaulicher „Sonntagsruhe" nichts zu spüren. Ein toller Farbenbacchanal brennt stets von seinen leidenschaftlichen Bildern. In Wuth oder Wollust verschlungene Fleischmassen; grinsende Faunsgestalten; orgiastisch tanzende Weiber; ein „erstes Menschenpaar", deren adamitisches Kostüm und zum gegenseitigen Erkennen erwachende Geschlechtlichkeit reizende Proben von Prüderie seitens jener „Sittsamen", die Kohlblätter statt Feigenblätter wünschen, entfesselte, das sind Beweise von dem ungezügelten Temperament dieses jeder Tradition spottenden Individualisten. Empfindsame Seelen wenden sich freilich mit Grausen von ihm ab. Schulmeisternde Krittler würden wahrscheinlich die hohle Phrase von dem „noch gährenden Most, in dem schon die Löwenklaue schwimmt" anheben. Slevogt steht gewiß noch vor einer bedeutsamen Entwickelung. Seine beiden farbensprühenden Bilder: „Todtentanz" und „Märchen vom Ritter Blaubart" bezeugen dies mit all ihren Vorzügen und Eigenthümlichkeiten aufs Neue. Ruhiger wirkt in Farbe und Auffassung seine „Danae". Sein Mitstreiter war einmal Albert Keller, coloristisch freilich nur. Stofflich bevorzugte Keller von jeher ruhigere Vorwürfe, deren Mittelpunkt stets der nackte Frauenleib bildete. Diesmal sehen wir von ihm eine brillant gemalte „Somnambule", eine „moderne Dame", gut getroffen in ihrer Blasirtheit, und eine „Verkündigung", die der Maler „Das Glück" betitelt. Das Steckenpferd Keller's: goldene, fast plastisch wirkende Heiligenscheine und Schleier, fehlt auch hier nicht. Aber wie wundervoll hebt sich der goldglänzende Schleier von dem zarten Mädchenleib des verkündenden Engels ab! Einer, der seine Fahne am äußersten Ende der linken Schanze wehen läßt, ist Rich. Riemerschmid-München: „Und Gott pflanzte einen Garten in Eden". Er setzt die Figuren des Adam und der Eva nicht mehr ins Bild, sondern auf den Rahmen. Im Uebrigen rothe Bäume, grüner Himmel, ultramarinblaues Wasser. Und trotzdem: Hochachtung vor dem Stimmungszauber, der auf diese Leinwand gebannt ist! Leo Putz-München wirkt dagegen mit seinem sehr effectvollen „Spiegel des Lebens" — einem nackten Weib auf lustzerwühltem Lager erscheint im Hohlspiegel ein Abbild seiner dereinstigen Züge — theatralisch. Von den zahlreichen Landschaften möchten wir Zwintscher's „Sommertag", Zumbusch's „Einsames Land" (Böcklin'sche Stimmung), Rich. Kaiser's „Mondaufgang", ein technisches Virtuosenstück bleu en bleu, Ludw. Herterich's „Sommerabend", Kuehl's-Dresden liebevoll ausgeführten „Blick von der Brühl'schen Terrasse", vor Allem Hans Busse's „Brennende Ebene am Meer" und desselben „Abend am Meer" erwähnen. Im letzten Bild erweckt die Kühnheit der Farbenmischung, die Sicherheit, mit welcher die enormen technischen Schwierigkeiten des geschilderten Naturkampfes (Brandung in Gewitterstimmung) besiegt sind, rückhaltlose Bewunderung. Busse sieht dem Walten der Mutter Natur mit einem Blick zu, der in ihre geheimnißvollsten Tiefen zu dringen scheint, dabei wirkt seine Palette nie aufdringlich in brutalen, verschwimmenden Farbenklexen, die erst auf 5 Meter Distanz ein gewisses Etwas ergeben. Bartels' Marine „Brandung" erscheint akademisch gegen Busse's Pendant. Mit dem unter gleichem künstlerischen Zeichen stehenden Dreigestirn Skarbina, Dettmann und L. v. Hofmann (sämmtlich aus Berlin) wollen wir für heute die flüchtige Revue der deutschen Maler-Secessionisten beschließen. Franz Skarbina fesselt durch zwei Bilder: „Glückliche Stunden" und eine eminent gemalte, liebevoll ausgeführte Pariser Studie: „Im Montmartre-Quartier". Ein Glanzstück der Ausstellung ist Ludwig Dettmann's großes Triptychon: „Die Arbeit". Schlichte Größe und herbe Einfachheit leuchtet aus diesem „Hohen Liede" auf die Arbeit. Hofmann bringt u. A. einen prächtigen decorativen Entwurf: „Die Hesperiden". — Die Plastik wies bisher in der Secession recht fühlbare Lücken auf. Desto erfreulicher ist die zahlreiche Beschickung der letzten Ausstellung im eigenen Hause mit modernen Bildwerken. Fehlen auch größere Gruppen vollständig, so ist doch eine stattliche Anzahl Porträtskulpturen, aber auch mythologische Stoffe vorhanden, so z. B. ein „Herakles in Antaeos" von Gasteiger, dem Schöpfer des berüchtigten „Brunnenbuberls" in München; ein „Marsyas" von A. Hildebrand, eine entzückende Phryne in Bronce von Hugo Kaufmann. Erwin Kurz stellt zwei Marmorreliefs von Helmholtz und Kapellmeister Levi aus, Meyer-Pyritz die Miniaturbüste Menzel's. Der Pariser Rodin fesselt u. A. durch eine sehr erotische Gruppe: „Sitzender Faun mit einer Frau auf den Knien". Was aber den talentvollen Münchner Hahn bewogen hat, ein prononcirt jüdisches Commerzienrathsehepaar in Lebensgröße farbig in Gyps auszuhauen, ist uns unbegreiflich. Die Naturtreue ist geradezu erschreckend bis auf die bekannte mauschelnde Handbewegung. Was aber hat das mit der hohen Kunst zu thun, außer daß es baar bezahlt wurde?

Und nun zu den Ausländern! Denn wir bewegen uns ja in einer internationalen Kunstausstellung. Am zahlreichsten sind die Niederländer und die Schotten (Glasgower Schule) vertreten, vereinzelt Italiener, Franzosen und Spanier. Die Oesterreicher bis jetzt seltsamerweise gar nicht. Da verdienen vor Allem zwei große Künstler Erwähnung: Segantini, das neue italienische Gestirn, und der große Engländer Hubert Herkomer. Segantini-Mailand hat theilweise Bilder und Zeichnungen noch von der Frühjahrs-Ausstellung her hängen lassen, so seine große Leinwand: „Pflügen". Ihm wurde die große Auszeichnung, dieses Bild von

der königl. Pinakothek angekauft zu sehen. Die Technik dieses Meisters ist ganz eigenartig und erfordert jedenfalls ungemein difficile Arbeit. Steht man vor einer Landschaft Segantini's (sie sind fast alle in die einsamen bergumrahmten Hochthäler Engadins zu verlegen), so erscheint sie auf den ersten Blick gestickt, nicht gemalt. Daran erkennt man S. sofort. Außer dem „Pflügen" bringt er noch „Frühe Stunde", eine prachtvolle Beleuchtungsstudie, und „Glaubenstrost im Schmerz". Aber die ganze Eigenart dieses Malers, dessen Selbstporträt einen prachtvollen tiefernsten Christuskopf zeigt, kann man doch aus dem „Pflügen" am besten ersehen. Zwei blaublousige Bauernburschen treiben ein Paar abgerackerte Ackergäule im Frühjahr durch die braunrothen Furchen des Engadiner Bergackers. Im Hintergrunde ein Kranz von zerrissenen Schneebergen. Da ist keine Pose, kein Pathos der Darstellung, keine noch so kleine Convention mit dem stilisirten Idealismus zu finden; unerbittlich wahr, im dumpfen Stumpfsinn des gemeinen Arbeitslebens da oben in luftiger Berghöhe stehen Mensch und Thier in lebensvoller Plastik dort vor uns, als käme jeden Augenblick die Pflugschar auf das Parket des Saales geklirrt. Das ist gesunder Naturalismus! Hubert Herkomer ist ein langjähriger treuer Gast der „Secession". Außer mehreren großen Radirungen bringt er diesmal das Porträt des bayrischen Prinz-Regenten in Ordenstracht, und ein Triptychon: „Die Erbauer meines Hauses". Es sind die Ahnen der Herkomer'schen Familie, diese drei prächtigen alten Männer mit dem Werkzeug des Webers und Schreiners in der Hand. Die geistvolle Charakteristik des berühmten Porträtisten kommt wohl nirgends so eindringlich zum Vorschein, als bei den „Erbauern seines Hauses".

Der französische Naturalismus ist im Kuppelsaale vertreten durch das Kolossalgemälde Léon Frederic's: „Les ages des paysans". Die Lebenswahrheit dieser Gruppe französischer Bauern in den verschiedensten Altersstufen, vom lallenden Säugling bis zum halbblödsinnig vor sich hinstierenden Greis, ist in Haltung, Gesichtsausdruck und Psychologie der Geschlechter unerhört, fast brutal; aber es ist eben Wahrheit, vielleicht auf Kosten der sogenannten Schulästhetik. An diesem Bilde kann der Psychologe wie der Culturhistoriker die fruchtbringendsten Studien machen. Der Raum schwindet. Nur noch die Namen der bedeutendsten Ausländer; José Villegas (Palmsonntag); Leempoels-Brüssel (In der Kirche); Israels-Im Haag; Tito-Venedig; die Schotten Roche, Adam, Henderson; endlich der Brüsseler Symbolist Khnopff.

Diese letzte Sonderausstellung bietet abermals ein farbenreiches, einheitliches Bild des modernen Kunstlebens. Die Hängecommission hat ein vornehmes Stilgefühl bewiesen. Man könnte glauben, nicht eine rasch zusammengeraffte, bald wieder zerstreute Mustersammlung aus der Arbeit eines Jahres, sondern die Privatgalerie eines gebildeten, mit feinem Geschmacke sammelnden und seine Schätze methodisch dem Auge darbietenden Mäcens zu durchschreiten.

Bücherbesprechungen.

— Alttestamentliche Perikopen. Homiletisches Handbuch für evangelische Geistliche zur Behandlung der in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu Predigtzwecken ausgeschriebenen alttestamentlichen Perikopen. Herausgegeben von Lic. theol. Wilh. v. Langsdorff. Leipzig, Fr. Richter. 1895—96. 10 Lieferungen zu 1 ℳ. — Den Beginn des Werkes haben wir gegen Ende des vorigen Jahres (Wissensch. Beilage Nr. 144 von 1895) vermeldet. Es ist nun bis zum siebenten Hefte vorgeschritten, in welchem die Texte für den 5. Sonntag nach Trinitatis ziemlich zu Ende geführt sind. Also läßt sich annehmen, daß die noch folgenden Hefte immer rechtzeitig erscheinen werden, um auch in diesem Jahre noch bei der Predigtvorbereitung verwendet zu werden, und daß die angenommene Zahl von zehn Lieferungen wenigstens annähernd ausreichen wird. Haben wir uns bei jener Gelegenheit über den Ursprung des Planes, die Nutzbarkeit seiner Ausführung und die besondere Befähigung gerade dieses Herausgebers für diese Arbeit ausgesprochen, so wollen wir diesmal in Rücksicht auf Leser, die noch gar keine Kenntniß davon sollten gewonnen haben, ausführlicher auf die Einrichtung des Werkes eingehen. Es hat hier zum Besten einer möglichst großen Zahl von Nutznießern eine Vorarbeit stattgefunden, die nicht blos selbstverständlich eine gelehrte ist, sondern auch eine solche, für die gerade die gelehrtesten Leute sonst am wenigsten befähigt sind, die man am ehesten mit den Vorbereitungen eines Schuldirectors auf die Herstellung seines Stundenplanes vergleichen könnte. Alle Perikopenreihen des evangelischen Deutschlands, die alttestamentliche Texte enthalten, sind berücksichtigt und jeder einzelne Schriftabschnitt, der irgendwelchem Prediger jemals als verordneter Text begegnet, ist auch irgendwo behandelt, wenn auch vielleicht nur mit Anführung einer Reihe von Dispositionen. Diesem Schicksal unterliegen aber meist nur solche, die in einer Reihe vereinzelt erscheinen, niemals solche, die überall vorkommen, und unseres Wissens bis jetzt überhaupt nicht solche, die dem sächsischen Perikopenbuche angehören. Aber die Texte liegen nicht überall auf demselben Tage, haben auch nicht überall dieselbe Ausdehnung, und das Alles wollte erwähnt und die Absicht der einzelnen Urheber von Perikopenreihen verstanden und klargelegt sein. In diese verschiedenen Gedankenkreise hat sich der Herausgeber vertieft und ist dann jeder nach Möglichkeit gerecht geworden, indem er beispielsweise den Nachweis liefert, wie ein Text aus der Passionszeit entsprechend einem anderen Ausgangspunkte der Betrachtung sehr wohl auch als Text für die Adventszeit gewählt werden konnte. Was die Durchführung im Einzelnen anlangt, so erscheinen für jeden Sonn- und Festtag des Kirchenjahres soviel Texte, als ihrer für allgemein angenommen gelten können, in ausführlicher Behandlung. Zunächst giebt der Verfasser eine praktische Auslegung des Stoffes, verbunden mit Eintheilung und Hinweis auf die Verwendbarkeit des Ganzen oder einzelner Theile. Sodann folgen eine Anzahl von ähnlichen Skizzen, die als solche vorlagen oder nach Predigten entworfen sind, aus dem reichen Vorrath seiner homiletischen Bibliothek. Endlich werden noch eine Anzahl kürzere Gedankengänge oder bloße Dispositionen aus allerlei Predigtsammlungen geboten. Alle diese Vorbilder wollen natürlich das exegetische Studium nicht ersetzen, können aber, namentlich wenn die Zeit drängt, dem sinnenden Geist des Predigers schneller eine bestimmte Richtung zeigen, als wo er lediglich auf sich allein gestellt ist. Was die theologische Stellung zum alten Testament anlangt, so ist der Verfasser mit der sprachlichen und sachlichen Forschung der neuesten Zeit wohl vertraut, doch ist die sogenannte moderne Kritik für ihn einfach nicht vorhanden. Und das ist sehr erfreulich; denn ehe von ihrem Einfluß auf die Predigt die Rede sein könnte, müßte die Sicherheit ihrer Ergebnisse auf ganz anderen Grundlagen ruhen, als bis jetzt sich haben finden lassen. B. K.

— Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland. Von Dr. R. Graf Stillfried-Alcántara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Nach neuesten Forschungen verändert, neu herausgegeben und bis auf die Gegenwart ergänzt von Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von G. Bleibtreu, W. Camphausen, P. Grotjohann, E. Hünten, H. Knackfuß, A. Menzel, P. Thumann, A. v. Werner u. v. A. 5. verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von F. A. Berger, 1896. Vollständig in 18 Lieferungen zu 50 ₰. 4°. — Voll Spott und Hohn blicken noch immer die zunftmäßigen unter den Geschichtsprofessoren mit scheelen Augen auf die Collegen herab, die es nicht verschmähen, die reichen Früchte ihrer mühsamen Arbeiten auch einem größeren Publicum genießbar zu machen und sich damit in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Und sind dann vollends solche im besten Sinne des Wortes populäre Geschichtswerke mit Illustrationen ausgestattet, so spricht man in jenen Kreisen mit engem Horizonte nur von „Bilderbüchern" und ist sofort bereit, den abtrünnigen Genossen warnend zuzurufen: „Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen." Diesem Pharisäerthum kann nicht scharf und oft genug entgegen getreten werden. Wenn es sich um unser deutsches Volk handelt, dann ist das Beste gut genug. Glücklicherweise hat es in der letzter Zeit an tüchtigen Historikern nicht gefehlt, die dies Goethe'sche Wort in die That übersetzten; hierfür brauchen wir nur auf die stattliche Reihe bewährter Forscher hinzuweisen, die ihre Kräfte dem Oncken'schen Unternehmen zur Verfügung gestellt haben. Und das deutsche Volk ist dankbar für das Gebotene; woher stammte sonst wohl der beispiellose Erfolg, den ein Buch wie Lamprecht's „Deutsche Geschichte" in kürzester Frist sich zu erringen verstanden hat? Woher anders als aus der Anerkennung, die volksthümliche Sprache und Anschauung immer noch findet? So ist es nicht zu verwundern, daß gerade auch dem Berger'schen Verlagsunternehmen glückliche Sterne geleuchtet haben: das Stillfried-Kugler'sche Prachtwerk, dessen erstes Erscheinen aus dem Anfang der 80er Jahre datirt, liegt bereits in fünfter Auflage vor. Beide Urheber waren ja von vornherein vermöge ihrer schriftstellerischen Leistungen die

besten Bürgen für gutes Gelingen. Der Graf mit dem fremdklingenden spanischen Beinamen war längst als Autorität auf dem Gebiete der Geschichte des Hauses Hohenzollern anerkannt; und den Tübinger Professor, dessen Specialität sonst die Kreuzzüge sind, mochte eine vom Vater ererbte Sympathie zu Friedrich dem Großen und seinem unsterblichen Illustrator Menzel, und damit zur preußischen Historie überhaupt, geführt haben. Dem über allen Verdacht erhabenen Texte — wie besonnen gleich über die Genealogie der Zollern berichtet wird, geht daraus hervor, daß von den alten Stammsagen nicht ein Wörtchen erwähnt, sondern als erste Nachricht die bekannte Stelle aus Bertold's Chronik mitgetheilt wird — stellt sich eine noble äußere Ausstattung des Werkes durch Bilder, für deren Schönheit die Namen unserer beliebtesten Historienmaler bürgen, und authentische Karten lobenswerth zur Seite; Papier und Druck entsprechen allen Ansprüchen, die man billiger Weise an ein gutes Volksbuch stellen darf. Gegliedert ist das Werk in sechs Bücher, deren Inhalt durch 35 Tafeln und 240 Textbilder reich illustrirt und dadurch dem Verständniß des einfachen Mannes wirkungsvoll nahe gebracht sind. Die vorliegende erste Lieferung, die die Geschichte des Zollerngeschlechtes von den ersten Anfängen bis auf den Kurfürsten Albrecht Achilles herabführt, schmücken zwei Vollbilder, das erste von Kaulbach, das andere von Schrader: 1) Burggräfin Sophia von Nürnberg, geb. Gräfin von Raabs, mit ihren jugendlichen Söhnen Konrad (dem späteren Ahnherrn des preußischen Herrscherhauses) und Friedrich (dem Stammvater der schwäbischen Hohenzollern) und 2) die Huldigung der märkischen Stände vor Kurfürst Friedrich I. im „hohen Hause" zu Berlin (Herbst 1415). Ht.

— v. Verdy du Vernois (General der Infanterie), Studien über den Krieg. Auf Grundlage des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Zweiter Theil: Operationspläne. Erstes Heft: Operationsentwürfe vom August 1866 bis November 1867. Mit zwei Uebersichtsskizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. ℳ 2,40. — Das Erscheinen einer neuen Schrift des Generals v. Verdy, dieses großen Lehrmeisters der Armee, ist stets ein besonders freudig zu begrüßendes Ereigniß auf dem Gebiete der Militär-Literatur. Das baldige Hervortreten mit diesem zweiten Theile der Studien über den Krieg nach der kürzlichen Herausgabe der Operations-Entwürfe des Generals v. Moltke von Seiten der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes ist um so erfreulicher. Wenn auch dies Heft für die Allgemeinheit nicht jenen praktischen Werth haben wird, wie die Studien über den Felddienst und die früher erschienenen über den Krieg, da nur sehr Wenige berufen sind, Feldzugspläne zu entwerfen und Operationen in so großem Stile zu leiten, so wird ihr wissenschaftlicher Werth nicht nur für die Heranbildung der Auserwählten, sondern für alle Officiere und nicht minder auch für nichtmilitärische Kreise von gleicher Bedeutung sein. Wählen sich jetzt doch vielfach junge Historiker ihren Stoff für die Doctorarbeit aus der Kriegsgeschichte. — General v. Verdy bespricht nicht nur die einzelnen Operationsentwürfe Moltke's, sondern vertieft deren Studium, indem er auf das Ineinandergreifen der militärischen Maßnahmen und der politischen Lage hinweist und mehrfach auf das v. Sybel'sche Werk, die Gründung des Deutschen Reiches, Bezug nimmt. Dieses erste Heft enthält den Operationsentwurf vom 8. August 1866, die Vorbereitungen für das Jahr 1867 bis zur Beilegung der Luxemburger Frage, weitere Vorbereitungen im Jahre 1867 nach Erledigung der Luxemburger Frage, Vorbereitungen für das Jahr 1868 und Erwägungen über einen strategischen Ueberfall seitens Frankreichs 1868. Die nächsten Hefte sollen die weiteren bezüglichen Denkschriften des Generals v. Moltke, welche derselbe auf der Grundlage der bestimmten Betheiligung der süddeutschen Kräfte unter einheitlicher Oberleitung entwarf, behandeln und werden mit der Betrachtung der französischen Operationsabsichten ihren Abschluß finden. Allen, welche die bezüglichen militärischen Schriften des Generals v. Moltke gelesen und sich bewundernd daran erfreut haben, wird beim Durchblättern dieser Studien ein erneuter Genuß geboten. —r.

— Kleine Rangliste der Königl. Sächsischen Armee (XII. Armeecorps des deutschen Heeres). 1896. Abgeschlossen am 1. Juni. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 50 ₰. — Die 11. Ausgabe dieser kleinen Rangliste ist Allen zu empfehlen, die sich für die Armee interessiren, aber die Anschaffungskosten der großen Rangliste scheuen, denn sie erfüllt in der Hauptsache ihren Zweck. Man muß sich aber wundern, daß die Durchsicht der Druckbogen immer noch so flüchtig erfolgt, obgleich fast jedes Jahr auf die vorkommenden Irrthümer und Flüchtigkeiten hingewiesen wurde. Z. B. Seite 3: Premierlieutenant Pank steht bei 134. und nicht bei 104. — Was sollen die Zahlen in Klammer hinter Generalmajor v. Werlhof, desgl. Seite 4 nach General Poten, die beiden Generale stehen weder à la suite der Regimenter, noch tragen sie deren Uniform. Die Ehrenzeichen in der Anciennetätsliste sind nicht vollständig, z. B. Major Meischner (106.) besitzt den Albrechtsorden. Warum sind Major Meischner und Major Bucher nochmals als Hauptleute aufgeführt? —r.

— Gehaltsstaffel für die Beamten der preußischen Staatsverwaltung. Herausgegeben von C. Gall, Geheimem Regierungsrath. Berlin, Carl Heymann. — In Preußen ist neuerdings bei Regelung der Gehälter der Staatsbeamten deren Abmessung nach Dienstaltersstufen durchgeführt worden. Da es hiernach zur Zeit schwierig ist, das jetzt Geltende in der Stufenordnung ohne Weiteres zu erkennen und festzustellen, ist im vorliegenden Schriftchen eine Zusammenstellung der dermaligen etatmäßigen Besoldungssätze für die preußischen Staatsbeamten einschließlich der pensionsfähigen Zulagen gegeben worden. Für den außerpreußischen Beamten hat diese Zusammenstellung nur ein mittelbares Interesse insofern, als er an ihrer Hand die Gehaltsverhältnisse, wie sie in seinem Staate bestehen, mit denen Preußens zu vergleichen in der Lage ist. Wir glauben nicht, daß der sächsische Beamte hierdurch Anlaß zur Unzufriedenheit über seine bezüglichen Verhältnisse erhalten und von besonderem Neide über die Verhältnisse der preußischen Collegen erfüllt werden wird. △

— Wanderung durch Stuttgart und Umgebung in Wort und Bild. Herausgegeben von Willy Widmann. Mit 96 Abbildungen, darunter 70 Vollbilder. Paul Neff Verlag, Stuttgart. Preis in farbigem Umschlag gebd. ℳ 4,50, in Leinen gebd. ℳ 5,—. — Die schwäbische Hauptstadt besitzt in diesem neuen Prachtwerk einen Führer, wie ihn nicht leicht eine andere europäische Großstadt aufzuweisen hat. Nicht in trockener Aufzählung à la Baedeker oder Grieben werden hier die zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Residenz und ihrer so überaus reizvollen und anmuthigen Umgebung gebucht, sondern in einem flüssigen Erzählerton bespricht der Verfasser alles das, was dem Fremden über Stuttgart und seine Umgegend zu wissen nothwendig, nützlich und angenehm ist. Nicht nur die reichen Sammlungen und Museen, die Kirchen und Schulen, die Theater und königlichen Schlösser werden eingehend besprochen, sondern auch das gesammte leibliche und geistige Leben der Stuttgarter, ihre geistige und leibliche Atmosphäre passiren Revue; wir erfahren, wie sie sich im Sommer und Winter amüsiren, wie sie sich kleiden, was sie essen und trinken, was sie für Vereine und Vergnügungen besitzen und wie sich das Leben auf der Straße und im Hause gestaltet; kurz kaleidoskopisch wird hier uns ein so farbenreiches und naturwahres Bild entworfen, wie es mir als Gegenstück nur das bekannte Buch des Norwegen Steffens über London und die Londoner bekannt ist. Freilich an Schärfe der Beobachtung steht das vorliegende Werk hinter der Steffens'schen Schrift zurück, denn diese vergißt auch nicht die Schattenseiten der Riesenstadt zu erwähnen, während Widmann uns Stuttgart nur in der besten Beleuchtung zeigt. Nun wollen wir mit dem Verfasser darüber nicht rechten, denn Württembergs Hauptstadt gehört in der That zu den bevorzugtesten Großstädten Europas und Jeder ist zu beneiden, dem es gestattet ist hier sein Leben zuzubringen. In ganz vorzüglicher und geradezu musterhafter Weise wird der Text unterstützt durch eine reiche Auswahl sehr guter Phototypien, die theils Originalaufnahmen sind, theils aus der Darmstädter Collection Lautz stammen, sie sind trefflich geeignet, dem Fremden ein anschauliches Bild von den hauptsächlichsten Bauwerken, Monumenten, Straßenzügen zu geben wie auch von der lieblichen Umgebung, auf die Stuttgart mit Recht stolz ist. Nur das Bild auf S. 323, Axishirsche im Ludwigsburger Favoritepark, hätte wegbleiben können, und ungern vermißt der Kundige ein Bild des reizenden Villenviertels in Degerloch, dem Ideal einer Villenstadt, wie sie Recensent nirgends mehr angetroffen hat. Als vorzüglich gelungen möchte ich die Aufnahmen von Schloß Monrepos bei Ludwigsburg (S. 167), von dem königlichen Schloß zu Ludwigsburg (S. 163) und des Hotel Marquardt (S. 147) bezeichnen, das erst in diesem Sommer sich ein ganz neues prächtiges Gewand zugelegt hat. In dem Text habe ich abgesehen von dem leisen Vorwurf einer leichtbegreiflichen Schönfärberei nichts auszusetzen gefunden, sodaß man Verfasser wie Verleger zu diesem Werk mit Recht gratuliren kann. Dr. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 78. Dienstag, den 30. Juni. 1896.

Eine Audienz bei Ludwig XIV. 1698.[1])

Französische Sitten und Unsitten sind niemals eifriger von den Deutschen nachgeäfft worden, als zu den Zeiten der glänzenden und üppigen Höfe Ludwig XIV. und XV. Wie man die edle deutsche Sprache verballhornte und versetzte mit französischen Brocken, wie es als Quintessenz eines zierlichen Stils galt, wenn die Hälfte der Worte dem Französischen entlehnt war,[2]) so strebte die vornehme Welt insbesondere auch in ihren socialen Gebräuchen, in ihrem Benehmen den Mangel an Gewandtheit mit welschem Firniß zu decken, die angeborene deutsche Ehrlichkeit hinter französischen Floskeln zu verbergen: als vornehm und elegant galt nur die Sitte, welche von jenseits des Rheins herstammte. Konnte doch ein, uns sonst unbekannter, Monsieur Guerin meinen, er mache einem sehr angesehenen, vornehmen deutschen Edelmann, dem sächsischen Geheimen Rath v. Bose ein großes Compliment, wenn er ihm (1701) schrieb: „J'avoueray dans tous les temps, que vos manières obligeantes ont beaucoup de l'air (si elles ne les surpassent) de celles, que les personnes du premier rang pratiquent en France.“ Große und kleine Fürsten Deutschlands glaubten denn auch ihre Würde darin zu finden, wenn sie den Versailler Hof in mehr oder minder verkleinertem Maßstabe nachahmten[3]) und vor Allem das dort übliche Ceremoniell bei feierlichen Gelegenheiten ebenfalls zu beobachten suchten. Was darüber aus Paris berichtet ward, erschien daher als hochwichtig und so mag denn auch eine uns vorliegende von einem Hrn. v. Minckwitz an den Geheimen Rath v. Bose eingesendete „Relation, was bei der Audienz, so der Brandenburgische envoyé Herr von Spanheim zu Versailles gehabt, für Ceremonien observirt worden“,[4]) damals zu den erheblichsten Depeschen gezählt worden sein. Mögen wir sie jetzt auch nicht mehr dazu rechnen, so scheinen doch ihre Einzelnheiten immerhin noch jetzt der Mittheilung werth. Das Schriftstück lautet also:

„Den 7. Februar 1698 schrieb Mons. Bonoeil, Introducteur des Ambassadeurs an Mons. Spanheim, daß er den 8. d. Audienz beim König (Ludwig XIV.) haben und zeitig nach Versailles kommen solle, weil der Hof nach Meudon gehen würde. Hierzu kam am 8. früh halb 6 Uhr Mons. Saintot, second introducteur des ambassadeurs mit 2 großen 6spännigen Kutschen, deren eine dem Könige, die andere der Duchesse de Bourgogne gehörte, vor des Gesandten Haus, weil Mons. Bonoeil unverhofft unpaß worden. Um 6 Uhr stieg Mons. Spanheim und Mons. Saintot nebst 4 Cavalieren in die erste königliche Carosse. In die Herzogliche setzte sich der junge Saintot mit 5 anderen Cavalieren und des Gesandten eigne Kutsche, die den beiden erstern folgte und mit 6 schlechten Lithauern bespannt war, wurde auch besetzt. Sobald als sie zu Versailles angekommen, stiegen sie bei einem Gemach ab, welches allen auswärtigen envoyés destinirt ist und la salle des Ambassadeurs genannt wird. Hier wartete der Gesandte wenigstens eine Stunde lang, da unterdessen noch unterschiedene Cavaliere mit Postchaisen nachkamen und sich mit seiner Permission zu seiner Suite begaben, welche in 22 Personen bestand. Endlich kam Mons. Saintot nach eingezogener Erkundigung und sagte, daß es Zeit wäre. Dessen Sohn ging voran, um den nachfolgenden, in Versailles unbekannten Cavalieren den Weg zu zeigen, er rufte zuvor nach des Gesandten Livree, um solche vorangehen zu lassen, Mons. Spanheim wollte es aber nicht zugeben, weil sie nur in schlechte surtouts gekleidet waren. Hierauf kam der Gesandte, welchem der introducteur zur linken Hand ging. Wir passirten den Hof und verschiedene Kammern, davon die zwei letzten vor des Königs Gemach dergestalt mit Franzosen und etrangers angefüllt waren, daß man kaum gehen konnte; doch wurde auf des introducteur Zurufen Platz gemacht und wir rangirten uns dem König gleich ins Gesicht, ohne daß Jemand vor uns treten dürfen. Er saß auf einem rothsammetnen fauteuil, auf beiden Seiten standen les 3 enfants de France[5]) mit entblößten Häuptern und hinter ihm etliche wenige Ducs. Der Gesandte, nachdem er 3 tiefe Reverenzen gemacht, approchirte den König, der den Hut so lange abnahm, bis er zu reden anfing, so nahe, daß er nur einen Schuh von ihm zu stehen kam und hielt eine ziemlich lange französische Rede, bei deren Endigung er einen Brief übergab, welchen der König mit entblößtem Haupte annahm; bei der Antwort setzte er den Hut aber wieder auf. Ich konnte die Worte alle nicht eigentlich vernehmen, außer daß der Anfang war: Je recois la lettre de Monsieur l'Electeur avec plaisir“ und hernach: „je conserverais toujours beaucoup d'affection et d'estime pour sa personne“. Er redete viel, sonder Stocken, sehr distinctement. Hierauf präsentirte der Gesandte Mons. Flemming, Mons. Fuchs und mich an den König und als er unsere Namen gesagt und wir die Reverenz gemacht, gingen wir in eben der Ordnung wieder in den Gesandten-Saal, als wir heraus gegangen. Nachdem wir allhier eine Viertelstunde gewartet, wurden wir zum Duc de Bourgogne geführt, welcher auch auf einem rothsammetnen fauteuil saß, keinen einzigen Cavalier aber im Gemach bei sich hatte, als Monsieur de Beauvillier, Duc de S. Aignan, der als Hofmeister der 3 Prinzen ganz nahe hinter ihm stand. Der Gesandte gebrauchte einerlei

---

[1]) Aus dem Nachlaß des Geheimraths und Archivdirectors Dr. Carl v. Weber zu Dresden.

[2]) Die Correspondenz der Deutschen höheren Standes, auch in Privatangelegenheiten, ward fast durchgängig französisch geführt. Dagegen bedienten sich die Polen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts häufig nicht nur in der Schrift, sondern auch bei mündlichen Verhandlungen mit den ihrer Sprache Unkundigen des Lateinischen. Ebenso wurden die officiellen Beglaubigungsurkunden und Abberufungsschreiben der Gesandten am französischen Hofe sächsischer Seits bis zur Revolution in lateinischer Sprache abgefaßt; das erste Beglaubigungsschreiben in französischer Sprache war das für den Grafen v. Bünau vom 17. August 1801, der bei dem „premier Consul de la République Française“ accreditirt ward.

[3]) Daher auch die Bevorzugung der Franzosen und sonstigen Ausländer an den deutschen Höfen. Der Geheime Rath v. Bose schreibt i. J. 1697 bei einer solchen Veranlassung: „es gibt genugsam an den Tag, daß Churf. D. auf Dero eigenen Vasallen und Unterthanen, da es doch an braven Leuten nicht ermangelt, eine sonderbare Ungnade müssen geworfen haben pp. Doch etwas sind wir selbst Ursache davon, theils wellen wir Fremde allzusehr flattiren und nachgeben, theils weilen wir selbst die Unsrigen, so sich hervorthun wollen, auf alle Weise suchen zu drücken, auch oft in einem geringen employ einen herumlaufenden Fremden, einem Landeskinde und dessen Vater und Voreltern dem Churhause Sachsen treulichst gedient, vorzuziehen pflegen.“ Die hier hervorgehobenen Worte werden nun aber einmal wohl so lange wahr bleiben, als es Deutsche geben wird.

[4]) Eine solche Audienz war übrigens ein ziemlich kostspieliges Vergnügen. Bei einer späteren Gelegenheit, unter Ludwig XV., finden wir in der Rechnung des Gesandten angesetzt allein an Trinkgeldern für die Hofdiener 852 Livre und für eine goldene Dose an den Kammerdiener des Ministers 330 Livre.

[5]) Der Dauphin Ludwig hatte bekanntlich 3 Söhne, Ludwig, Duc de Bourgogne (geb. 1682), vermählt (1697) mit Maria Adelheid, Tochter des Herzogs Victor Amadeus II. von Savoyen, Philipp, Duc d'Anjou (geb. 1683, später König von Spanien) und Carl, Duc de Berry (geb. 1686).

Ceremonien und redete etwas kürzer, der Herzog antwortete wenig und ganz unvernehmlich, behielt den Hut auf und nahm ihn ab bei eben den Gelegenheiten, da es der König gethan hatte. Von hier durften wir nicht wieder zu dem Gesandtensaal heruntergehen, sondern wurden gleich von da durch andere Zimmer zum Duc d'Anjou und dem Duc de Berry gebracht, die gleichfalls auf zwei rothsammetnen fauteuils bei einander saßen und eben den Duc de S. Aignan als Hofmeister hinter sich stehen hatten. Die Ceremonien waren wieder einerlei, außer daß die Rede sehr kurz und der Gesandte schon im Begriff war, wegzugehen, als ihn der introducteur bei dem Arm ergriff und aufhielt, um die Antwort zu hören, die der Duc d'Anjou that, so kaum in drei Worten bestand und kein Mensch hören konnte. Nach diesem gingen wir wieder herunter in den Gesandtensaal, wo viele von den andern anwesenden envoyés hinkamen und sich von allerhand indifferenten Dingen unterhielten und als wir länger als zwei Stunden gewartet hatten, wurde der Gesandte zur Duchesse de Bourgogne berufen, die auf einem grünsammetnen fauteuil saß und sehr viele Damen um sich hatte, so auf beiden Seiten in Ordnung standen, unter welchen viele Herzoginnen und insonderheit Madame la Princesse de Conti de Variere war. Der Gesandte hielt eine lange Rede, die Herzogin antwortete selbst, aber sehr kurz und bekam von ihrer Hofmeisterin jedesmal ein Zeichen, wenn sie sich bücken sollte. Bei allen diesen Audienzen hat der Gesandte allezeit den Hut abbehalten. Hierauf wurden wir wieder in den Gesandtensaal und kurz darauf zur Tafel gebracht, an welche Niemand als der Gesandte mit seiner Suite und Mons. Saintot nebst seinem Sohne gesetzt ward. Weil es ein jour maigre war, bekamen wir kein Fleisch zu essen, unterdessen fehlte es an Speisen nicht, sondern es wurden den ersten Gang 15, den andern Gang 13 Gerichte und hernach Früchte und Confituren aufgetragen und dabei vin de Bourgogne und de Champagne und zuletzt allerhand Liköre, so gar gut waren, getrunken. Doch habe ich bei alledem nichts extraordinäres finden können. Nach der Mahlzeit gab der Gesandte etlichen Ministern Visite und fuhr mit eben den drei Carossen von Mons. Saintot begleitet, wieder nach Paris. Bei Monseigneur (der dauphin Ludwig) so sich gleich zu Meudon befand, konnte er vor dieses Mal keine Audienz haben, deswegen wurde es bis auf künftige Woche remittirt." Diese Audienz ging auch einige Zeit später vor sich, bot jedoch nichts Bemerkenswerthes dar. Wohl aber war dies der Fall bei einer Audienz, welche in den ersten Tagen des März 1698 der englische Gesandte Lord Portland bei dem König Ludwig XIV. hatte. Unser Gewährsmann meldet von dieser als etwas „extraordinaires", daß der König und der ambassadeur gestanden und die Hüte aufgehabt. Hatte sich der Engländer hiermit eine Bevorzugung beigelegt, die andere Gesandten nicht beanspruchen, so suchte er sich auch außerdem den üblichen Sitten zu entziehen. Hr. v. Mindwitz schreibt hierüber: „Es ist Herkommens, daß den Tag nach der Audienz der König und die Prinzen von Geblüt ihre Deputirten in das Hôtel des ambassadeurs schicken und den Gesandten complimentiren lassen, wobei der ambassadeur verbunden ist, sie alle ohne Unterschied unten an der Treppe anzunehmen. Mylord Portland aber hat Monsieur und Madame Abgeordnete oben auf der Treppe erwartet und durchaus nicht heruntergehen wollen, sie auch unverrichteter Sache wieder zurückgehen lassen, mit der Entschuldigung, sein König habe ihm diesfalls keine andere ordre ertheilet. Es wird ihm aber von dem französischen Hofe sehr übel ausgelegt, weil noch kein ambassadeur vormals dieser wegen Difficultäten gemacht, und man erwartet mit Verlangen den Ausgang. Man ist auch sonst sehr übel zufrieden, daß die Suite so ungemein stark ist, und man glaubt gewiß, daß er ehest wieder nach England zurückgehn wird." Dies Letztere war der Fall, denn schon unter dem 12. Mai 1698 theilte Hr. v. Mindwitz mit, daß Lord Portland seine Abschiedsaudienz gehabt. Bei dieser rächte das Fatum die Nichtbeachtung der Form, welcher sich der Lord schuldig gemacht durch einen Collegen des Hutes, den er zum Aerger der andern Diplomaten bei der Antrittsaudienz vor dem König aufgesetzt hatte, auf eine lächerliche Weise. Als Portland sich bei dem Bruder des Königs, dem Herzog von Orleans (Monsieur) beurlaubte: „il s'approcha" (heißt es in dem Briefe des Hrn. v. Mindwitz) „d'une manière extremement nonchalante, c'est à dire, il ne se baissa en faisant les 3 reverences accoutumées que très légèrement. Monsieur se couvrit le premier et fit deux ou trois fois signe avec la main au Mylord avant qu'il mit le chapeau, lequel lui tomba presque sur le nez n'étant troussé qu'en derrière." So, mit dem Hut auf der Nase, mußte er seine Abschiedsrede halten. Wenn man übrigens am sächsischen Hofe sich auch ein halbes Jahrhundert später von französischen Formen im Allgemeinen noch keineswegs entbunden hatte, so gab es aber doch Gelegenheiten, bei denen es nicht möglich war, sie festzuhalten. Eine solche melden uns Briefe des Ministers Grafen v. Brühl an die Kurfürstin Maria Antonie aus Warschau vom 22. und 25. Juli 1750. Es kam zu jener Zeit ein Gesandter des Tatarenchans nach Warschau, bei dessen feierlichem Empfange der tatarisch-polnischen Etiquette gemäß folgendes eigenthümliche Ceremoniell stattfand. Der König Friedrich August III. befand sich, vom Hofstaate umgeben, in dem großen Audienzsaale. Der Gesandte trat mit bedecktem Haupte ein, die Huissiers nöthigten ihn sein Haupt zu entblößen, er weigerte sich dessen officiell, und officiell ward ihm der Hut vom Kopfe genommen. Er gerieth in officiellen Zorn und sprang officiell auf einen in der Mitte des Saales ausgebreiteten Teppich, auf dem er sich niederließ. Er hielt nun eine Rede, die sein Dolmetscher übersetzte und bot dem Könige seine Geschenke an, die gewöhnlich in einem struppirten Gaule, einer Tatarenpeitsche und einem Messer*) bestanden, wofür er als Gegengeschenke goldene Uhren und Dosen anzunehmen sich nicht weigerte. Beim Schluß der Audienz ward dem Gesandten sein Hut officiell wieder aufgesetzt.

Die Ankunft des Fremdlings erregte insbesondere unter den Damen des Hofes viel Aufsehen, vor Allem wünschte die Tochter des Grafen v. Brühl den Tataren in der Nähe zu sehen. Ihre Schwiegermutter benutzte dies zu einem Scherze: sie ließ einen ihrer Heiducken verkleiden, der als Secretär des tatarischen Gesandten angemeldet ward. Die Gräfin, welche gerade Gesellschaft bei sich hatte, war sehr erfreut über diesen Besuch, befahl sofort einen schönen Teppich aufzulegen, bestellte Kaffee, doppelt so stark als gewöhnlich, ging dem Eintretenden mit großer Höflichkeit entgegen, nöthigte ihn, Platz zu nehmen und ließ ihm den Kaffee präsentiren. Der Pseudosecretär nahm Alles dankbar an, erklärte in gebrochenem Polnisch, er überbringe ihr die ehrfurchtsvollen Empfehlungen seines Herrn, er sagte ihr die schönsten Sachen von der Welt, indem er ihr unausgesetzt die Hände küßte, erklärte sie für die Perle von Polen, und brannte, nachdem er den Kaffee zu sich genommen, auf eine sehr noble Weise seine Pfeife an. Als er sich dann empfahl, begleitete ihn die Dame bis ins Vorzimmer und versicherte sehr befriedigt, daß, wenn der Herr eben soviel Lebensart habe als der Secretär, man nicht in Abrede stellen könne, daß diese Leute feine Bildung besäßen. Die Gesellschaft hatte sich bemüht, die Fassung während der Komödie, bei der der Heiducke seine Rolle sehr gut spielte, zu bewahren, als der Letztere aber das Zimmer verlassen, verrieth das allgemeine Gelächter der Gräfin, daß sie die Gefoppte gewesen.

*) Bei einer früheren Gelegenheit, 1731, übergab der tatarische Gesandte als Geschenke 12 Pfeile von schlechtem weißen Holze nebst einem ledernen Sack zu deren Verwahrung und ein Messer mit hörnernem Griff an einem silbernen Bande. (Faßmann), Leben und Thaten Friedrich Augusti des Großen. S. 963.

Der ominöse Korb.

Culturhistorische Skizze von Martin Beck.

Ulrich v. Lichtenstein, der verrückteste aller verliebten Ritter und Dichter, erzählt uns in seinem 1255 vollendeten „Frauendienst", seiner Lebensgeschichte, mit naiver Ernsthaftigkeit, wie ihm in einer stillen Nacht seine Huldin einen Korb vom hohen Burgfensterlein an langem Seile niedergelassen hatte, um ihn nach ihrer Kemenate aufzuziehen, und wie der arglos Darinsitzende plötzlich aus allen Himmeln und unzart auf das Gras fiel, als der Boden des Korbes mitten im sanften Emporziehen durchbrach. Wie ihm ist es in den Zeiten des Minnedienstes noch manch' Anderm ergangen. In die wohlverwahrte und bewachte Burg mit ihrer aufgezogenen Zugbrücke und dem schweren Thore konnte ein minniglicher Verehrer füglich nicht ohne gewaltige Geräusche ein-

und ausgelassen werden. An der Außenseite der Burg ihn aber unbemerkt in einem Korbe emporzuziehen, das war weniger schwierig und daher ein beliebtes Mittel verliebter Seelen geworden. In der berühmten sogenannten Manesse'schen Liederhandschrift aus dem 14. Jahrhundert befindet sich die bildliche Darstellung einer solchen anmuthigen Scene, die Goethe's Wort, „das ewig Weibliche zieht uns hinan“, so sinnig veranschaulicht. Die Umworbene hatte es, wörtlich genommen, in der Hand, den Freier abzuweisen oder nicht. Wer ihr mißfiel oder ihre Gunst verscherzt hatte, den konnte sie absichtlich nach einiger Entfernung vom Erdboden wieder herabfallen lassen oder sie ließ ihm gleich einen Korb mit so leichtem oder locker befestigtem Boden hinab, daß der Werber bald hindurchbrechen und zur Erde stürzen mußte. Das war eine Abweisung ohne Worte. Beredt war sie aber doch, und der Durchgefallene verstand die stumme Sprache deutlich und wagte nicht, wieder zu kommen. — Im 16. Jahrhunderte war diese amüsante Sitte aus der Zeit, da bejahrte Familienväter aus dem Ritterstande die platonische Liebe zu anderen Frauen als Sport trieben, schon nicht mehr üblich. Sie lebte aber noch klar in der Erinnerung der Leute. Das geht aus einem Volksliede „Der Schreiber im Korbe“ hervor. Dem Schreiber wird darin Minne zugesichert, falls er sich in das Körbelein setzen will. Ihm scheint aber nichts Gutes zu schwanen, denn er geht nur mit Mißtrauen darauf ein, sich dem mittelalterlichen Vorläufer des modernen Personenaufzuges anzuvertrauen. Und nun heißt es im Liede:

> Der Schreiber wolt gen Himmel faren,
> Da hat er weder Roß noch Wagen.
> Si zug in auff piß an das Tach,
> Des Teufels Namen fiel er wieder rab.

Das Spottlied „Johannes im Korbe“, das 1510 in Freiberg einen Aufstand zwischen Bergleuten und Geistlichen verursachte, wie Moller's Freiberger Chronik erzählt, muß ähnlich gewesen sein. Ein anderes Lied erzählt von einer übermüthigen Jungfrau, die einen Korb in der Hand trägt und die der zu Foppende selber durchfallen läßt. Schon im 16. Jahrhundert also kam es vor, daß die bezeichnende Handlung auch umgekehrt Mädchen gegenüber stattfand. Der eigentliche Sinn lag demnach schon in etwas nebelgrauer Ferne, und die ursprüngliche Bedeutung war in der Erinnerung ein wenig verwischt. Das Lied sagt:

> Als sie vermeint in ihrem Sinn,
> Sie hätt' nun einen Bulen d'rin,
> Den sie herdurch wollt' fallen la'n,
> Wich ihr der Fuß auf freiem Plan.
>
> Da wischt' ein jung Gesell herfür
> Und thät den Korb bald nehmen ihr.
> Die Jungfrau selbst steckt er hinein . . .
> Darnach riß er den Boden aus,
> Da fiel sie gar mit Spott heraus,
> Sie mußt' herdurch wider ihr'n Dank.

Bei dem wirklichen Durchfallenlassen in der Minnezeit konnte immer noch ein guter Schein gewahrt werden. Die strafende Frau hatte ja die Höhe des Falles in ihrer Gewalt. Wenn sie die schlimme Absicht verbergen wollte, war diese als Ursache des Fallenlassens auch nicht zu erweisen. Der beschädigte Ritter konnte sich deswegen, den schmerzlichen Körpertheil reibend, immer noch allerlei zum Troste sagen. Und die Hauptsache: es hatte es ja Niemand gesehen. Als das Manöver mit dem Korbe aber in das Stadium des bloßen Symboles zurückgewiesen wurde, waren Mißverständnisse durchaus ausgeschlossen. Aber gerade diese Sitte wendete man mit Vorliebe symbolisch an, da sie, dem Volksgedächtniß noch nicht in ihrer richtigen Bedeutung entschwunden, wohl verstanden wurde und nicht so weh that wie eine Abweisung in Worten. Der gute Humor ließ deshalb als friedlichen Ausweg bei einer verblümten Werbung gern dieses neckische Spiel als stumme Antwort eintreten. Als Sinnbild, aus dem alten Ernst zum Spiel übergegangen, kommt die Sache schon im 17. Jahrhundert in einem Liede vor. Da flicht eine „Dama“ ihrem Galan selbst einen Korb aus Schabab, Liebstöckel und andern Kräutern und windet ihren Namen ein. Den Boden wirkt sie von Goldfäden. Diesen Korb, schön gemalt, läßt sie dem Verehrer präsentiren, damit er sich hineinsetze wie zur Probe.

> Da riß entzwei der Boden neu,
> Daß er mußt' hindurch springen.

So war der alte Brauch schon zum Sinnbild geworden, wie deren das Minneleben im Mittelalter, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte, so viele als Reste älterer Sitten aufwies. Schon Hans Sachs hat einen Schwank: „Der jung Gesell fellet durch den Korb“ nach einem Bilde. In der „Moral von der Geschicht“ bringt er aber die Redensart: „das heißt denn, durch den Korb gefallen“. — Es wurde auch wohl dem, dessen Bewerbungen man für immer abweisen wollte, ein Korb ohne Boden geschickt, um ihm anzudeuten, was er eigentlich verdienen würde, wenn er doch seine galanten Aufmerksamkeiten nicht lassen wolle. Daß man aber im siebzehnten Jahrhunderte schon die Bedeutung der Sitte nicht mehr richtig kannte, beweist eine Bemerkung des weitgereisten Nürnberger Dichters und Rathsherrn Philipp Harsdörffer in seinem Buche „Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte“, Frankfurt a. M. 1653: „Warum man sagt, daß der einen Korb bekommen, welcher abschlägliche Antwort von seiner Liebsten erlangt, ist fast (d. h. sehr) zu besinnen. Vielleicht ist es so viel: Nimm einen Korb und kauf' am Markt eine And're.“ Eine altniederländische Redensart von abgewiesenen Freiern, er hat sich „eene blauwe Scheen loopen“, zeigt aber noch deutlichen Zusammenhang mit der ursprünglichen Sitte des Durchfallens durch den Korb: er hat sich ein blaues Schienbein erlaufen. Das will sagen, es ist ihm ergangen wie einst, da man sich beim Durchfallen verletzte. Gleichzeitig liegt auch die richtige Würdigung der Sachlage darin: er hat zwar etwas Schmerz; es hat aber nicht viel zu bedeuten und wird bald wieder heilen. In Dithmarschen fragt man ganz ähnlich noch jetzt, wenn man von einem abgeblitzten Freier hört: sünd em de Scheenen ok blau (sind ihm die Schienbeine auch blau)? — Im achtzehnten Jahrhunderte begnügte man sich damit, einen Korb heimlich hinter die Hausthüre dessen stellen zu lassen, von dem man einen Antrag erwartete. Man wählte aber schon nicht mehr einen schadhaften oder bodenlosen Korb dazu. Bald kam auch dieser sinnbildliche Brauch immer mehr ab und es blieb bei der bloßen Redensart „einen Korb geben“, die sich einen festen Platz im Sprachschatze errang. Schon bei dem 1605 gestorbenen Nürnberger Dramatiker Jakob Ayrer kommt das Wort als leere Redensart vor:

> Allein das bringet Herzeleid und Klag,
> Wenn ihm Einer ein Lieb bestelt
> Und er darnach durch den Korb felt.

In desselben Dichters „Komödia von der schönen Phaenicia“ beginnt Jan, die lustige Person des Stückes, den zweiten Act mit den Worten:

> Ich weiß wol, was ihr also lacht,
> Daß man mich also naß hat gemacht,
> Und ich durch den Korb gefallen bin.

Denn im ersten Act hatte er auf seine vor der Thür der Geliebten kläglich gewimmerte Bitte: „O, herzeter schatz, so laß mich 'nein!“ einen recht herzhaften Wasserguß als abkühlende Antwort erhalten. — Wenn man einem Unbeliebten einen Korb ohne Boden geschickt hatte, so war dem die Probe von vorherein erspart. Noch in den alten englischen Komödien wird unangenehmen Freiern in Wirklichkeit ein Korb überreicht. Die Redensart „einen Korb geben“ nimmt deshalb auf ein etwaiges Nichtdurchfallen gar keine Rücksicht. Sie hat nur noch den Sinn einer Abweisung. Im Simplicissimus heißt es: „Wilt du heirathen und hast kein Geld, so bleib nur daheim, dann wirst du ausgelacht, ein Gespött der Leute sein und an Statt der Braut einen Korb bekommen.“ Aber die sinnbildliche Redensart nahm eine immer breitere, allgemeine Bedeutung an. Sich einen Korb holen, einen Korb erhalten oder bekommen, einen Korb geben — wendete man im 18. und auch schon im 17. Jahrhunderte nicht nur bei der Zurückweisung eines Liebesantrages, sondern auch zur Bezeichnung jedes abgewiesenen Begehrens an. „Durch den Korb fallen ist Abschlag seiner Bitt' erlangen, meistlich in Heiratssachen“, heißt es im „Hauptschlüssel der teutschen und italienischen Sprache“, Augsburg, 1648. Und schon 1612 kommt die Redensart in Würtz' Wundarzneibuch in fast moderner allgemeinster Bedeutung vor! „Solten sie Manchem auf seine Fragstück Red und Antwort geben, o wie Mancher würde durch den Korb fallen nur in dem, was die Wunden betrifft.“ Lassen wir da „den Korb“ weg, so haben wir die unverständlich gewordene moderne Abkürzung der ganzen Redensart: durchfallen. Dieses Wort wendet man bei unglücklicher Bewerbung um eine Stelle, ein Amt, eine Berechtigung u. dergl. an, am Meisten aber bei einem nicht bestandenen Examen. Der Examinand ist durchgefallen in der Prüfung. Und der arme Teufel denkt dann wohl nicht daran, daß dieser verhaßte Ausdruck ursprünglich sogar mit der Liebe zu thun hatte. — So hat eine Redensart immer mehr und mehr von ihrer früheren Bedeutung abgestreift, bis sie zuletzt zu einem

einzigen, sinnlosen Wort verblaßte, das himmelweit von der alten Stammbedeutung entfernt ist. „Durch den Korb fallen" ist nicht mehr gang und gäbe, nur noch einfach: durchfallen. Daneben hat sich „einen Korb geben" aber immer noch in dem alten Sinn der Abweisung eines Liebesantrages erhalten. Schiller und Goethe gebrauchen diese Redensart häufig. In Niederdeutschland lautet sie „de Kipe kregen" (die Kiepe erhalten) und bei den Dithmarsen: „de Schüffel gewen". Sie ist auch zu den Nachbarvölkern vorgedrungen. Bei den Dänen heißt es faae kurven, bei den Schweden få korgen, d. h. einen Korb bekommen. Die Czechen sagen košem odbyti, mit einem Korbe abweisen, und auch skrze koš propadnouti, durch den Korb fallen. Das italienische corbellare, zum Narren haben, entstammt derselben Redensart. Daß sich die Bedeutung der Redensart im Volke deutlich erhalten hat, kann man in Sachsen beobachten. Sagt man hier, daß Jemand einen Korb erhalten hat, so erhält man oft zur Antwort: „Na, wenn der Korb nur einen Boden hatte, so darf er ja noch einmal anfragen." Den Redensarten ging lange noch ein Spiel mit wirklichen Körben zur Seite. In der Oberpfalz wird noch jetzt in wenig zartfühlender Weise der oder dem Verlassenen heimlich ein Korb mit einem Strohmann darin aufgesteckt. In der Eifel aber herrscht noch die alterthümliche, merkwürdige Sitte, daß ein Ungetreuer, der sein Mädchen ohne ehrlichen Grund sitzen läßt (oder auch umgekehrt ein Mädchen), durch einen alten Korb kriechen muß. Männer dürfen eigentlich nach historischem Recht keine Körbe austheilen, wie schon Lessing in „Minna von Barnhelm" sagt: „Es ist nicht erlaubt, daß auch Mannspersonen welche austheilen wollen." Daher sagen auch Frauen gern: „Sie werden mir doch keinen Korb geben?", wenn man eine Cigarre, eine Erfrischung oder bei Tisch angebotene Speisen zu nehmen zögert. Sie wollen damit eigentlich sagen: Sie werden doch nichts thun, was Männern von rechtswegen nicht zukommt. Aber auch Männer gebrauchen die gleiche Redensart oft in ähnlicher Lage. Bei den Franzosen hat die Galanterie es aber zu Wege gebracht, daß die althistorischen Rollen gewechselt wurden. Da schickt der Bräutigam der Braut einen Korb, corbeille de mariage, allerdings nicht einen leeren oder einen ohne Boden, sondern ein Geschenk an Schmuck, Kleidern und Putz, vielleicht aus Dankbarkeit dafür, daß sie ihm keinen Korb gegeben hatte.

Bücherbesprechungen.

— Der Tod. Eine Studie von Ignatz Dąbrowski. Aus dem Polnischen übertragen von Raphael Löwenfeld. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt (vorm. S. Schottländer), 1896. — Dieses Buch ist ungemein charakteristisch für den Drang, den Räthseln des Lebens und der menschlichen Seele nachzuspüren, und für die krankhafte Sucht nach Außergewöhnlichem und Sonderbarem, die das junge, noch im Banne der Phrasen des 19. Jahrhunderts steckende Geschlecht in den Literaturen aller Culturvölker beherrschen. Besonders die „Jüngsten" in den slavischen Literaturen schreiben nach dem Recepte: je verrückter das Thema, je ungesunder das „Sinniren" und je sinnverwirrter die Tiftelei, desto größer die Eigenart und erhabener die Leistung! Für die Seelenmalerei werden fast nur noch pathologische Zustände aufgesucht, zergliedert und zerfasert und dann mit dem grausamen Vergnügen an der rücksichtslosen Wahrheit dichterisch wiedergegeben, das etwa ein böser Bube empfindet, wenn er einem Insecte jeden Flügel und jedes Beinchen einzeln ausreißt, um ihre Anzahl ja genau festzustellen. Wenn das so fortgeht, so wird der Zukunftsliterarhistoriker auch noch einen Cursus über Nervenkrankheiten nehmen müssen, bevor er die Geschichte unserer fin de siècle-Literatur schreiben kann! Der Titel der Dąbrowski'schen „Studie" ist nicht ganz zutreffend gewählt: statt „Der Tod" müßte sie „Das Sterben" heißen. Denn sie besteht aus Tagebuchblättern, die ein Schwindsüchtiger in den letzten zwei Monaten seines allmäligen körperlichen Dahinsiechens und geistigen und seelischen Dahinsterbens niedergeschrieben hat. Es ist ja nicht zu leugnen, daß aus diesen Blättern eine grauenhafte Wahrheit spricht, daß sich gerade so, wie es geschildert wird, und nicht anders die zerstörende Wirkung des inneren Verfaulens und physischen Absterbens auf das Gehirn und seine Thätigkeit äußert, daß dem Verfasser erschütternde Bilder des Seelenlebens in seinem krankhaften Zustande gelungen sind, und daß eine Fülle geistvoller, freilich auf dem Boden des gedankenlosen Materialismus emporgewucherter Gedanken über Leben, Sterben und Tod, über Welt und Menschen und über die großen Fragen des Diesseits und des Jenseits mit kindlich-naiven Ausbrüchen der Freude und des Schmerzes in der Darstellung abwechseln und das Interesse des Lesers wachhalten. Aber je weiter man in der Lectüre kommt, desto ungestümer drängt sich die Frage auf: wozu das Alles? Das Empfinden sträubt sich gegen das Uebermaß des Krankhaft-Sensitiven, das aus jeder Zeile spricht, es wirkt schließlich ekelerregend und abstoßend, und wer es über sich vermag, die 260 Seiten wirklich durchzulesen, der behält schließlich nur noch das unsäglich peinigende Gefühl nach, das den Gesunden mit unwiderstehlicher Macht aus dem Lazareth in Gottes frische Natur treibt — nur, damit Lunge und Seele wieder befreit aufathmen können. Die Uebersetzung von Raphael Löwenfeld ist ausgezeichnet gemacht: schade, daß er seine Kunst diesmal an eine so undankbare Aufgabe verschwendet hat. Erwin Bauer.

— Zur Frage der Zufuhrwege in Rußland. Nationalökonomische Studie von Fr. Hoch, St. Petersburg. Berlin, 1896. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung. 142 Seiten. Preis 3 Mark. — Wie viel ist über die Frage der Communicationen in Rußland schon discutirt worden! Berufene und unberufene Federn haben sich seit Jahren einfach großartig angestrengt, nachzuweisen, daß die Entwickelung des Bahnnetzes eine unabweisliche Nothwendigkeit für die ökonomische Fortentwickelung Rußlands ist. Ref. hat selbst in Deutschland, in kaufmännischen und Gewerbevereinen, wiederholt Gelegenheit genommen, auf die gänzlich unzureichenden Verkehrsmittel Rußlands hinzuweisen. Er begrüßt vorliegende Schrift eines Fachmannes, dessen Namen in der russischen publicistischen Welt Klang hat, auf das Wärmste und empfiehlt sie dringend der Beachtung unserer Nationalökonomen, Politiker und Industriellen. Die russischen Verhältnisse erweisen auf Schritt und Tritt die völlige Verschiedenheit mit Westeuropa, auch auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens, überhaupt der Communicationen. Der Grundbesitz hat dort einen mehr oder weniger inferioren Preis, die Terrainverhältnisse bieten in den wenigsten Fällen Schwierigkeiten, proportional ganz minimale Summen sind für Terrainerwerbungen und für die Erdarbeiten erforderlich. Aber andere Verhältnisse bieten Hindernisse, welche eben so groß sind, wie das Bedürfniß nach Schienenwegen. Die Streckenverhältnisse, sagt Fr. Hoch selbst, betragen in jedem einzelnen Falle das Zehnfache und mehr der westeuropäischen Verhältnisse; wo in Westeuropa eine Entfernung von zwei bis fünf Kilometern von einem größeren Wirthschaftspunkte zu einer Hauptverkehrsarterie (Fluß oder Eisenbahn) in Frage kommt, tritt man in Rußland stets Entfernungen von zwanzig bis fünfzig Kilometern und mehr gegenüber. Doch was ließ sich noch Alles sagen, wenn Kopf und Herz voll sind! Fr. Hoch hat auf Grund umfassender Studien in seinem Buche ein Material zusammengetragen, in welchem diese wirthschaftliche Frage Rußlands in ausführlichster, zweckmäßigster, beredtester und überzeugendster Weise behandelt wird. Die Wegeverhältnisse Rußlands mit denen der verschiedenen Länder Mittel- und Westeuropas vergleichend, zeigt Verf., wie dürftig die russischen Wegeverhältnisse sind und was daselbst zur Verbesserung der Zufuhrwege zu thun ist. Besonders eingehend wird die Entwickelung der Schmalspurbahnen behandelt, indem sowohl Aufschlüsse über die Berechnung der Bau- und Betriebskosten als auch über die Rentabilität der Kleinbahnen gegeben werden. Interessiren wird, daß Fr. Hoch den königl. sächsischen Staats-Schmalspurbahnen, denen er zehn volle Seiten widmet, große Anerkennung zollt. Der Inhalt des Buches gliedert sich in folgende Abschnitte: I. Allgemeine Einleitung. II. Zum historischen Entwickelungsgang der Frage der Zufuhrwege in Rußland. III. Zum Gesetz über die Zufuhrwege vom 14. April 1887. IV. Was ist ein Zufuhrweg? Die Flußverbindungen in Rußland. Das Chausseewesen in Rußland. Chausseen, Landstraßen und Schienenwege. V. Zur Entwickelung der Schmalspurbahnen im Auslande. Die Königlich Sächsischen Staats-Schmalspurbahnen. Die K. K. Bosnabahn. VI. Das Spurmaß der Eisenbahnen. VII. Die bisherige Entwickelung der Schmalspurbahnen in Rußland in der Praxis. Die Lage der Privatanschlußgleise in Rußland. Die neueste regierungsseitige Initiative. VIII. Die Irinowka-Zufuhrbahn. Die Ola-Penkin-Zufuhrbahn. Die Gräflich Scheremetjew'sche Waldbahn. Allgemeines. IX. Der regierungsseitige jährliche Zehn-Millionenfonds. W. Maaß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 79. Donnerstag, den 2. Juli. 1896.

Fahrten im Pfälzer Lande.

„Fröhliche Pfalz — Gott erhalt's." Ja, wem schlüge nicht freudig in der Rückerinnerung an wanderfrohe Stunden durch blühende Obstgärten und Weinberge, über berggekrönte Höhen, an der Seite forellenreicher Bäche oder im tiefen, traulichen Waldesfrieden das Herz, und wessen im Alltagsleben verkümmertes Gemüth lebte nicht neu auf im Vollgenuß all' jener Gaben, durch welche die gesegneten Fluren und Rebhänge, das ganze heitere Leben und Treiben der Rheinpfalz in wohlthuendster Weise das Gemüth erquickten, und wer denkt nicht mit Behagen an die offenen und alle Zeit dem heiteren Lebensgenusse zugänglichen „Krischer" zurück, wie die Pfälzer spöttisch von den Altbayern zubenannt zu werden pflegen? Und wer gedenkt endlich nicht des historischen Bodens, auf dem er hier wandelt? Haben doch die wesentlichsten Impulse der Gesammtgeschichte unseres Vaterlandes ihren mehr oder weniger unmittelbaren Ursprung im Rheinlande und da zum allergrößten Theile in den Gebieten der heutigen Rheinpfalz und der Gegenden, die bis vor nicht langer Zeit ein Ganzes mit ihr bildeten? Natur und Kunst, Land und Leute haben sich vereinigt, um die Pfalz zu einem hervorragend lohnenden Reiseziele zu machen. Nun, durch die Pfalz hindurch wird genug gereist, war sie doch von jeher ein Durchgangsland feindlicher wie friedlicher Völkerzüge, doch gekannt und im Einzelnen gewürdigt ist die Pfalz von einem größeren Theile des deutschen Volkes noch lange nicht hinreichend. Da greife ich denn aus dem reichen Kranze landschaftlich wie historisch denkwürdiger Gegenden, die ich auf meinen Querfahrten durch das Pfälzer Land kennen gelernt, drei heraus, die, leicht mit den heutigen Verkehrsmitteln zu erreichen, jede in ihrer Art Perlen bilden in dem unvergleichlichem Diadem der Rheinpfalz.

1) Dürkheim und seine Umgebung. Mitten in der sonnigen Vorderpfalz, in der Ausbuchtung des Isenachthales am Ostabhange der waldreichen Haardt idyllisch gelegen, genießt Dürkheim als Luftkurort, wie als Sool- und Traubenbad einen wohlbegründeten Ruf, der weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgeht. Dazu liegt über dem Städtchen der Zauber einer reichen historischen Vergangenheit, der anderen, vielleicht ebenso schön gelegenen Luftkurorten gänzlich abgeht. Der Brunholdisstuhl oberhalb Dürkheim mit seinem Sonnenrosse und seinen symbolischen Zeichen, die im tiefen Abgrunde liegende, von vielhundertjährigen Buchen beschattete Drachenhöhle in der Tiefe des Drachenfels im Isenachthal, das Kriemhildenbett, ein in der Form eines Gemaches ausgehöhlter Felsen in der Nähe des Ungeheuersees südwestlich von Weisenheim am Berg erinnern uns an die Siegfriedsage, seine beglückte Liebe und an die Todfeindin seiner Kriemhilde, die Königin Brunhilde. Im Mittelalter bemühten sich Kirchenherren und weltliche Große um die Wette, den frisch aufblühenden Ort in ihren Bann zu ziehen, endlich gelangt er definitiv in die Hände der Grafen von Leiningen. Trübe Tage kamen im 17. und 18. Jahrhundert über die Stadt, die in den Reunionskriegen mehrere Male fast bis auf den Grund niedergebrannt wird. Aber wie ein Phönix erhebt sie sich stets wieder aus ihren Nöthen und Leiden zu neuer Blüthe dank der Gunst ihrer Lage, die ihr die Sonne, den Wein und das Salz als Pathengeschenk in die Wiege gelegt hat. Nähert man sich der Stadt von Norden mit der von Ludwigshafen kommenden Linie, so gewährt sie einen überaus anmuthigen Anblick. Im Vordergrund erblickt man zur Rechten die Saline Philippshalle, den kleinen Ort Pfeffingen und das weinberühmte Ungstein, überragt von Weinbergen, auf denen ein trefflicher Tropfen wächst. Geradeaus sieht man hinter dem langen Gradirbau und den hohen Bäumen des Kurgartens die drei Kirchthürme des Städtchens, der moderne viereckige ziert die katholische Kirche, der gothische die protestantische Johanniskirche, während der zur Linken gelegene Thurm der Burgkirche angehört. Den Hintergrund dieses Bildes nimmt ein meist mit Nadelwald bis hoch hinauf bedeckter Kranz von Bergen ein, an die sich scheinbar unmittelbar die Ruine der Abtei Limburg anschließt. Ganz im Süden baut sich bei klarem Wetter fast die ganze Kette des unteren Haardtgebirges bis Neustadt auf. Die beiden ersten größeren Gebäude, die dem Fremden beim Betreten der Stadt vom Bahnhof aus in die Augen fallen, sind die königliche Lateinschule, eine Stiftung des Grafen Emich XI. von Leiningen, und das Badehotel; dann gelangen wir durch eine schattige Kastanienallee rechts zu der katholischen Ludwigskirche, links zum Stadthaus mit langer Colonnadenreihe und gerade aus zum Kurgarten. Das Stadthaus birgt den sog. Rathsbecher, einen prachtvollen, erst vor wenigen Jahren daselbst aufgefundenen Trinkbecher von hohem künstlerischem Werth, ein Geschenk des um das Aufblühen der Stadt Dürkheim hochverdienten Grafen Friedrich Magnus von Leiningen an den Stadtrath von Dürkheim aus dem Jahre 1739, dessen Besichtigung man ja nicht versäumen möge. Der Kurgarten mit dem neuen Badehause erstreckt sich bis zu dem Gradirbau, er ist zur Sommerszeit von den Kurgästen stets belebt und im Herbst der Mittelpunkt des großartigen Versandtes von Weintrauben und feinem Tafelobst. Von dem 350 m langen Gradirbau, dessen Holzthurm eine prächtige Rundsicht auf Dürkheim, die Haardt und die Rheinebene bis Heidelberg und zum Odenwald bietet, führt eine 10 Minuten lange Allee zur Saline Philippshalle, die ihren Namen von dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz führt, der sie 1737 in den Stand setzen ließ; über ihrem Portal steht der Spruch des Plinius: totis corporibus nil melius sole et sale. Kehren wir durch die Schloßstraße in die Stadt zurück, so betreten wir den schönen schattigen Schloßplatz mit dem fürstlichen Marstall und dem oben bereits erwähnten Stadthaus, dessen mit dem Dürkheimer Stadtwappen geschmückte Fassade von hier aus ganz stattlich wirkt. Den Mittelpunkt der Altstadt, die wir bis jetzt noch nicht besucht haben, bildet ein altersgrauer Bau, die protestantische Schloßkirche mit einem in edlem gothischen Stil gehaltenen Thurm, dem Wahrzeichen Dürkheims, welche gleich den übrigen Kirchen der Stadt in den Reunionskriegen von den Mordbrennerbanden Ludwig's XIV. in vandalischer Weise zerstört wurde. Neben ihr steht, nur durch ein kunstreich geschmiedetes Gitter getrennt, die Leiningen'sche Gruftkapelle mit dem prachtvollen Grabdenkmal jenes bereits erwähnten Grafen Emich XI. und seiner Gemahlin, der Pfalzgräfin Elisabeth, das zu den bedeutendsten Schöpfungen der italienischen Hochrenaissance in der Pfalz zählt. Noch eines kunsthistorisch interessanten Baues müssen wir Erwähnung thun, es ist ein Thorbau am Eingang zur Dülk'schen Conditorei mit eigenthümlichen Flechtornamenten aus der Spätrenaissance, der allein außer der Schloßkirche der Zerstörungswuth des allerchristlichsten Königs und seiner Spießgesellen entgangen ist, dann hinaus ins Freie, um Dürkheims Umgebung kennen zu lernen. Wir wählen aus dem reichen Kranz schöner Orte, mit denen die Natur die Gegend um Dürkheim geschmückt hat, zwei Punkte aus, deren Besuch noch Niemanden gereut hat, der historischen Sinn und Freude an schöner Natur besitzt: die Limburg und die Hartenburg. Schon von Weitem glänzt dem Wanderer, wenn er sich Dürkheim nähert, zwischen breitgelagerten, von dunkeln Kiefernwaldungen bedeckten Bergmassen auf einer Bergzunge ein mächtiges Gebäude entgegen, überragt von einem stolzen Thurm aus rothem Sandstein, es sind

die Ruinen der Limburg, von Vielen für die schönste Ruine der Pfalz gehalten! Auf einer wohlgepflegten Fahrstraße, die zu Ehren des Bayernkönigs Ludwig I. „Ludwigsweg" heißt, nähern wir uns dem Fuß des Bergrückens, auf dem die Limburg steht. Bevor wir den Fußsteig emporsteigen, der uns rasch zum Gipfel emporführt, rasten wir einen Augenblick auf einer soliden Bank, der „Leiningerbank", die einen prächtigen Blick auf den Herzogweiher, den 500 m hohen Heidenfels bei Hartenburg und zuletzt auf die „Schloßeck" eröffnet, die Ruinen einer Ritterburg, die einen steilen Bergkegel krönt. — Mit stiller Bewunderung betreten wir den inneren Bau der Klosterkirche, der nach Bertholb Riehl sämmtliche flachgedeckten Basiliken Deutschlands an Höhe überragt und auf das Glücklichste fränkische und schwäbische Stilart verbindet. Ueber ihre Entstehung giebt eine Inschrift über der Vorhalle Kunde, welche in goldenen Lettern besagt, daß den Grundstein zur Limburg Kaiser Konrad II. der Salier am 12. Juli 1030 Morgens 7 Uhr legte, der auch an demselben Tage Mittags 1 Uhr den Grundstein zum Dome von Speier legte. Am 30. August 1504 wurde sie in einer Fehde zwischen Kurpfalz und Leiningen niedergebrannt, 1554 unvollständig restaurirt, und von 1574 an dem Verfall überlassen. Im Jahre 1843 kam sie in den Besitz der Stadt Dürkheim und wurde auf Kosten derselben vom Gartendirector Metzger in Heidelberg mit einer Anlage umgeben. Trotz aller Greuel der Zerstörung, denen die Limburg 14 Tage lang ununterbrochen ausgesetzt war, sind noch immer die Spuren einstiger Schönheit unverkennbar. Der gewaltige Bogen über dem westlichen Eingang ist noch erhalten, das Bogenfeld ziert ein Medaillon aus weißem Sandstein mit der Mutter Gottes und dem Jesusknaben, umgeben von Säulengängen, Kirchthürmen und einem hohen Kreuze. Wir betreten nun das mächtige Hauptschiff. Ach, wo einst mächtige, aus einem Block Sandstein gemeißelte Säulen standen, da haben sich jetzt Platanen angesiedelt und heben ihre schattigen Gipfel empor, und wo einst die Mönche einsam an Altaren flehten, Orgelton und Weihrauchwolken den Dienst des Allerhöchsten zu verherrlichen halfen, sitzt an rohgehobelten Bänken der Zecher frohe Schaar und ergötzt sich an den Klängen eines Leierkastens. Tempora mutantur nos et mutamur in illis! In der Mitte des Mittelschiffes fesselt der elegante gothische Thurm, der an der Südwestecke der Abteikirche frei in die Lüfte ragt, den Blick. An seiner Außenseite sieht man in halber Höhe in figürlicher Darstellung Kaiser Konrad II. dem heiligen Benedictus das Kloster Limburg überreichen. Von der Zinne des Thurmes bietet sich ein entzückender Anblick dar über Dürkheim, die Hartenburg und zahlreiche bewaldete Bergkegel, deren dunkles Grün gar malerisch mit den tiefrothen Sandsteinbrüchen contrastirt, während sich in der Ferne die Rheinebene ausdehnt, in bläulichem Dufte verschwimmend. Die hohe Mauer, welche Querschiff und Hochaltar vom Conventschor trennt, ist mit der Inschrift versehen: Conradus II cenobium istud fundavit anno domini 1035. Sigfridus de Bergen abbas hoc opus fieri fecit anno domini 1551. Ut inceptum perge; sie stammt also noch aus dem 16. Jahrhundert, als eine späte Blüthe der Gothik, während in Heidelberg schon der Otto Heinrichsbau sich erhob und auch in der benachbarten Hartenburg die italienische Renaissance ihren Einzug gehalten hatte. Wir überschreiten nun die dumpfige Gruft der Krypta, wo sich noch zahlreiche Trümmer von Säulen, Capitälen, Inschriften und Ornamenten aus romanischer und gothischer Bauzeit finden, und wandern durch eine neu hergestellte Hauptpforte des Tempels zur sogenannten „Vierung", einem quadratischen Raume zwischen Kirche, Kreuzgang und Wirthschaftsräumen, deren Hauptreiz in dem noch gut erhaltenen Kreuzgang besteht, mit seinen von Epheu umrankten hohen Fenstern und seinen reich verzierten Thürmchen. Durch ihn hindurch kommen wir in das ehemalige Refectorium, von dem nur noch der Westgiebel erhalten ist, durch dessen obere, mit spätgothischem Maßwerk geschmückte Fenster wieder wilder Wein und dunkelgrüner Epheu hineingrüßen. Vorbei das fröhliche Tafeln der gelehrten Söhne des heiligen Benedictus, leer gebrannt ist die Stätte! Statt des edlen Nasses, das einst in großen Stückfässern wohlgeborgen in dem noch trefflich erhaltenen Tonnengewölbe des Refectoriums lag, giebt's im Keller des Wirthschaftsgartens nur noch kleine Tönnchen mit bescheidenen Sorten gefüllt und „Bier vom Faß 15 ₰" heißt es dort in der nördlichen Apsis, in der die Klosterbewohner ihren ewigen Schlaf schlafen. Eine kurze Rast gönnen wir uns auf den schmucklos gezimmerten Bänken und lassen uns ein Glas vom „Neuen" schmecken, dann mahnen uns die Strahlen der mittlerweile hoch gestiegenen Sonne, vor dem heißen Mittag den nächsten Ruhepunkt aufzusuchen. Zwischen Weingärten und schattenspendenden Büschen steigen wir wieder in's Isenachthal, kommen an einer Waffenschmiede vorbei zur tiefer gelegenen Hartenburg, d. h. vorläufig zu dem in der Thalsohle liegenden Gasthof „zum Ritter", wo wir uns im schattigen Wirthsgarten seßhaft machen und eine behagliche Mittagsrast halten. Neu gekräftigt steigen wir zur Hartenburg empor, welche in mäßiger Erhebung an einem auf drei Seiten sehr steil abfallenden Bergabhang ruht, während im Südwesten, wo sich die Höhe fortsetzt, eine senkrechte Felswand den Zugang verwehrt. Einst der Stammsitz der mächtigen Grafen von Leiningen, erfuhr die Hartenburg unter Graf Emich VIII., dem Zerstörer der Limburg, bedeutende Erweiterungen, erreichte ihren größten Glanz am Ende des 16. Jahrhunderts unter Graf Emich XI., der seiner Gemahlin Marie Elisabeth, einer Tochter Herzog Wolfgang's von Zweibrücken, zu Liebe, die Wohnräume abermals erweitern und Lustgärten anlegen ließ, und erlag, nachdem sie Jahrhunderte lang Wetter- und Menschenmacht getrotzt hatte, im Jahre 1689 den Franzosenstürmen unter General Melac's Führerschaft. Das mag ein verzweifeltes Kämpfen und Ringen gewesen sein und ein mühevoll Stück Arbeit, diese gewaltigen Mauern, die aus den Felsen herauszuwachsen scheinen, ins Wanken zu bringen. Großartig, schauerlich großartig sind die gewaltigen Ueberreste, die dreist den Trümmern der Hohkönigsburg im Elsaß an die Seite gestellt werden können. Da giebt es noch dunkle, feuchte Gewölbe, Verließe, in die niemals ein Strahl des Tages gefallen, lange finstere Gänge, in denen unser Tritt ein unheimliches Echo weckt! Geheimnißvolle Pförtchen mochten den Eingeweihten gute Dienste geleistet haben, ein Thurm ist gesprengt, ein anderer ragt noch trotzig in die Höhe — und über all das weben Epheu und Heckenrosen in wirklich seltener Fülle ihre grünen Schleier und zarten Knospen, während die Blüthentrauben der Akazien traumhaft im Nachmittagswind schwanken und zarte Farnkräuter, den geborstenen Trümmern entwachsend, mit ihren üppigen Blattfächern da und dort die Wunden zu verbergen suchen, die der grausame Feind dem stolzen Schlosse geschlagen hat. Zu den wenigen aus der Zerstörung geretteten architektonisch bemerkenswerthen Bautheilen gehört das äußere Thor eines sechseckigen Treppenthürmchens, das den Zugang zu dem Hauptthurm und zu den nach Westen gelegenen Wohnräumen vermittelte; in der Umrahmung des Bogens sind in Flachrelief gearbeitete Blumengewinde und Rosetten eingehauen, die nach den Steinmetzzeichen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammen. Steigen wir die Treppe hinan, so kommen wir rechts durch einen Renaissancebogen zum oberen Stock, wo die Wohnräume der gräflichen Familie lagen. Hier hat man einen weiten Blick in die das Isenachthal westlich begrenzenden Berge, können den über das Buchengrün hinausragenden Thorbogen der von Dr. Mehlis freigelegten Ruine Schloßeck sehen und das Vorwerk der Hartenburg, die sog. Münz, einen von Mauern und Thürmen ringsum eingeschlossenen Raum, wo die Grafen ihre jetzt zu Seltenheiten gewordenen Landesmünzen: Goldgulden, Thaler, Groschen, Kreuzer und Heller prägten. In diesem blauduftigen Waldrevier liegen noch drei Förstereien mit seltsamen Namen. Ein Leininger Graf und ein Bischof von Speyer lagen in Grenzstreitigkeiten mit einander; der Graf setzte hart an des Bischofs Grund und Boden ein Jagdschlößchen „Schau dich nicht um", welche zweifelhafte nachbarliche Liebenswürdigkeit bischöfliche Gnaden mit einem Schlößchen des Namens „Kehr dich an nichts" beantwortete, worauf der Graf noch ein Schlößchen „Murr mir nicht viel" draufsetzte! Nicht vergessen dürfen wir einen Besuch der gewaltigen Kasematten des Hauptbollwerkes der Burg, eines Geschützthurmes, dessen Seitenwände die enorme Dicke von 7 Meter erreichen; an dem Graben, der sich an den Hauptthurm anschließt, laden Tische und Bänke den müden Wanderer zur Ruhe ein. Wir können aber der freundlichen Einladung keine Folge leisten, wollen wir noch bei guter Zeit unser Hauptquartier wieder erreichen, wir steigen also den steilen Felspfad nach Osten wieder hinab und stehen wieder in der zum Eingang ziehenden Kastanienallee neben einer massiven Brunnenschale der Renaissancezeit mit der Jahreszahl 1564. Bevor wir von den imposanten Trümmern der Hartenburg Abschied nehmen, um durch das Isenachthal und das Vorstädtchen Grethen, das sich in der Form eines lateinischen S um den Berg, der die Limburg trägt, windet, nach Dürkheim zurückzukehren, verweilen wir einen Augenblick auf dem im Südosten der Burg befindlichen großen mit Linden und Kastanien beschatteten „Lindenplatz", der früher ein Vorwerk der Hartenburg

gebildet hat. Von seinem östlichen Rande genießen wir einen herrlichen Ausblick. In die Weite kann freilich der Blick nicht schweifen, denn der Gesichtskreis ist auf das Thal zwischen hier und Dürkheim beschränkt, aber gerade in dieser Abgeschlossenheit stellt sich ein Bild dar, das, besonders durch die gegenüber liegende Ruine der Limburg gehoben, kaum lieblicher und reizender gedacht werden kann. Ueber die Rheinebene hinaus blauen aus unbestimmter Ferne die Berge des Odenwaldes herüber. Dort steht in tiefer Waldeinsamkeit das neue Residenzschloß der Fürsten von Leiningen „Waldleiningen", das, im prächtigen Windsorstil erbaut, ein viel besuchtes Wanderziel der Odenwaldfahrer bildet. Von ihrem alten Stammsitz aber, in dem die Leininger länger als ein halbes Jahrtausend gehaust und regiert haben, können wir mit dem Dichter wehmüthig sprechen:

„Seine Mauern sind zerfallen,
Und der Wind braust durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin!"

2) **Ein Ausflug auf den Donnersberg.** Spricht oder liest man von der bayerischen Pfalz am Rhein, so denkt man in der Regel zuerst an die Vorderpfalz, jene weingesegnete Ebene, die auf der einen Seite von den sonnigen Hügeln der Haardt, auf der andern von dem Silberband des Rheins begrenzt wird und wo an den Hängen des Haardtgebirges jener „verflucht feine Tropfen" wächst, von dem der wein- und sangesfrohe Dichter Scheffel singt, dessen Würze und Feuer den Kenner entzückt und dessen Name in aller Welt den besten Klang hat. Nördlich von dieser gesegneten Gegend, abgelegen von den großen Heer- und Verkehrsstraßen, die seit Jahrhunderten den deutschen Norden mit dem deutschen Süden, der Schweiz und Italien verbinden, liegt die kleine Berggruppe des Donnersberges, der, in der Form wie ein langgestreckter Berg erscheinend, in Wahrheit in viele mit dem prachtvollsten Buchenhochwald bedeckte Bergkuppen zerfällt und eine Reihe durch schroffe Felswände und wilde Waldschluchten ausgezeichneter Thäler in den tiefen Einsenkungen seiner Vorsprünge birgt, die den Besuch des kleinen Gebirgsstockes namentlich zur schönen Sommerszeit in hohem Grade lohnen. Von drei Seiten ist der Donnersberg von Eisenbahnen umschlossen: im Süden und Osten von der Donnersbergbahn (Kaiserslautern—Alzey—Mainz), im Westen von der Alsenzbahn (Kaiserslautern—Kreuznach). Unser Ausgangspunkt ist das im Revolutionsjahr 1848/9 vielgenannte Kirchheimbolanden an der Donnersbergbahn, mit Kaiserslautern und Neustadt noch heute das Bollwerk der pfälzischen Demokratie. Ein behäbiger Ort mit vielen hübschen Häusern und mit einem wahren Wald von Obstbäumen umgeben, war es lange Zeit die Residenz der Nassau-Weilburger Fürsten und verleugnet auch heute noch nicht ganz den Charakter einer kleinen Residenzstadt. In dem ehemaligen Residenzschloß, dem „Ballhaus", befindet sich jetzt ein Kur- und Erholungsort für die Arbeiter der Badischen Anilin- und Sodafabrik zu Mannheim-Ludwigshafen, der Schloßgarten aber ist in einen herrlichen Park mit den schönsten Zierbäumen und Sträuchern umgewandelt, zu dem der Zutritt Jedermann freisteht. Ein noch größeres historisches Interesse beansprucht der mit schönen Anlagen geschmückte Friedhof wegen des Denkmals, das den 1849 hier gefallenen Freischaarenmitgliedern errichtet ist. Zwischen zwei schönen großen Lebensbäumen sitzt eine Germania mit Lorbeerkranz, der mit Trauerflor umwunden ist; die Unterschrift lautet: Den Kämpfern für die Reichsverfassung, gefallen am 14. Juni 1849. Nun hinauf auf den Donnersberg! Der Weg führt uns zunächst zu dem beliebtesten Ausflugsorte der Kirchheimbolander, dem bereits 100 m höheren Schillerhain, der sich um eine alte steinerne Warte zieht und in hübschen, vom Verschönerungsverein angelegten Anlagen eine nett eingerichtete Restauration birgt. Bereits vom Wartthum aus genießt man eine prächtige Aussicht über des Rheingaus gesegnete Weinhügel mit dem Niederwalddenkmal, die Kuppen des Spessart und Odenwald, die Berge bei Heidelberg, den Rücken der Haardt bei Dürkheim, den Stumpfwald und Donnersberg und, an diesen gelehnt, in malerischer Lage Dannenfels, das schönstgelegene Dorf am Donnersberg, dem wir nunmehr auf einer schnurgeraden Waldschneise, die uns ¾ Stunden lang ununterbrochen den Ausblick auf den Ludwigsthurm gewährt, zustreben. Wir überschreiten noch einige im saftigsten Grün stehende Wiesen und befinden uns nun an einem der klimatisch am meisten bevorzugten Punkte Deutschlands. Hier steht nämlich der einzige Edelkastanienwald auf deutschem Boden! Wer Freude an Bäumen hat, wird sich hier nicht genug thun können. Prächtige Edelkastanien, wahre Prachtstücke alter Bäume, knorrig, mit geborstenen Stämmen und doch unermüdlich grünend und Früchte tragend, wogen bis in die Straßen des freundlichen Dörfchens hinein. Wer aber sehen will, welch zähe Lebenskraft solch einer Kastanie innewohnt, muß sich ein Exemplar betrachten, das in der unteren Dorfstraße steht. Der Baum mißt auf Manneshöhe vom Boden etwa 9 Meter im Umfang; die Rinde ist vielfach zerrissen und gesprungen, man hat sie künstlich zusammengefügt und geflickt. Die alte Krone ist schon längst abgestorben; doch noch grünen die Nebenäste, die oben aus dem Stamme ausschlugen, und auf den abgestorbenen Stumpf hat man eine Fichte gepflanzt, die mitten im Kastanienlaub ein kümmerliches Dasein fristet. Und, wie um den alten Gesellen zu verhöhnen, hat man durch seinen hohlen Leib die Wasserleitung gelegt, und der ehrwürdige Baum muß es nun erleben, daß aus einem abgestorbenen Ast das erfrischende Naß in kräftigem Strahl hervorsprudelt! Im Dorfe selbst bot ein halbes Jahrhundert hindurch das schlichte Haus des Hrn. Gümbel, „Vater Gümbel" genannt, dem Touristen einfache und doch gute Atz und Herberge, jetzt übt die schöne Villa Donnersberg, die zugleich ein elegantes Hotel ist, die größte Anziehungskraft aus. Im Hochsommer pflegen alle Zimmer auf lange Zeit hinaus im Voraus vermiethet zu sein; die von 3 Seiten von Hochwald umgebene Villa ist aber auch ein prächtiger Aufenthalt, namentlich für Nervenleidende, die die Einsamkeit aufsuchen und doch schnell mit der Außenwelt in Verkehr treten wollen. Schön ist die Aussicht von der Terrasse vor der Villa, aber einen noch weit großartigeren Blick genießt man von zwei nur 15 Minuten von der Villa Donnersberg entfernten altersgrauen Felsgruppen aus rothem Porphyr, die früher „Dorbis"- oder „Dorves"felsen hießen, seit dem letzten Kriege aber in Moltkefelsen umgetauft wurden. Vor einigen Jahren wurden die beiden Felsgruppen hoch oben neben dem Abgrund durch einen eisernen Bogen verbunden, auf welchem ein vergoldeter Reichsadler schwebt, umgeben von den Erzstatuen von Bismarck und Moltke, und der seit 1890 ein Reliefmedaillon des Gründers der pfälzischen Verschönerungsvereine, des Frhrn. v. Gienanth, enthält. Der Blick vom Moltkefels umfaßt ein weites Bergpanorama, umgrenzt vom Odenwald, dem Hunsrück, der Haardt, den Vogesen und dem Schwarzwald, und soll bei klarem Wetter die Dome von Worms und Speier erkennen lassen. Für noch schöner, namentlich gegen Osten, wo von den Höhen des Odenwaldes mit dem Melibokus und den Burgen der Bergstraße Bolanden mit den Ruinen der Burg der Truchsesse von Bolanden aus dem Weinlaub hervorlugt, mag von Vielen die Aussicht vom sog. Hirtenfelsen gehalten werden, den man, stets am Rande der Höhe dahinschreitend, in einer kleinen halben Stunde erreicht. Der Name ist vermuthlich aus Herthafels corrumpirt worden. Unmittelbar unterhalb des Felsens liegt der Friedensplatz, ein schöner Ruhepunkt mit einer in den Fels eingelassenen Erztafel zur Erinnerung an den Frieden von 1871. Wir haben nun das höchste Plateau erreicht und gelangen durch dichteren Wald zum Durchgang des alten Ringwalles, der sich in einer Länge von ca. 6 Kilometern am Rande der Hochfläche des Berges hinzieht und wie die riesenhaften Steinringwälle am Altkönig im Taunus und am Wildstein im Hunsrück, nach den aufgefundenen Steinwaffen und Steinwerkzeugen zu schließen, bereits in uralter Zeit errichtet wurde, als auf dem Donnersberggipfel noch der alte Gewittergott Thunar herrschte, hochverehrt von dem keltischen Stamm der Mediomatriker. Aber nicht blos den alten Germanen und den von ihnen verdrängten Kelten hat unser Berg Bewunderung abgenöthigt, sondern auch dem gewaltigen hochfahrenden Geiste des großen Welteroberers Napoleon Bonaparte; denn den Namen des Donnersberges übertrug er auf die ganze weiten Landschaft bis hinab zum Rheine, die er le Departement du Mont Tonnerre taufte! Gott Lob, diese Zeiten sind vorüber und nicht nur unser Donnersberg ist längs wieder deutsch, sondern auch das nahe Elsaß und das fernere Lothringen, bis wohin unsere Augen vom Gipfel aus schweifen, gehören wieder unserem Vaterlande an, so daß man nicht ohne Grund den Donnersberg unter die Zahl der für ein Nationaldenkmal geeigneten Punkte aufgenommen hatte! Doch wir greifen dem Gang der Ereignisse vor, denn vorläufig stehen wir noch einigermaßen enttäuscht auf der Hochfläche vor vier aussichtslosen im Tannendickicht verschwindenden Wegen. Wir betreten den mittleren unter ihnen, der plötzlich auf eine sammetgrüne Waldwiese mündet, auf der an Stelle des früheren Donnersberger Hofes, der niedergelegt wurde, das „Waldhaus" steht, dessen Thüren und Fenster an Wochentagen geschlossen sind. Dicht gegenüber rauscht in finsterer

Tannennacht ein Brünnlein des St. Jacob, von Alters her berühmt, und nach der anderen Seite hin sieht man noch die spärlichen moosbedeckten Trümmer eines ehemaligen Paulinerklosters, das hier stand. Hier oben befindet man sich auf altehrwürdiger Culturstätte: Kelten, Germanen, Römer haben hier nach einander gesessen und in ihrer Sprache zu ihren Göttern gefleht. Der Name des deutschen Donnergottes Thunar klingt noch heute im Namen des Berges nach und weit bis in die christliche Zeit hinein hing das Volk der Umgegend an dem alten Cultus. Erst als die Kirche an Stelle der heidnischen Verehrungsstätten ein Kloster mit Wallfahrtskapelle errichtete, gelang es die letzten Reste des Heidenthums zu vertilgen. Jahrhunderte hindurch trotzte das Kloster zu St. Jacob allen Stürmen auf dieser Höhe. Auch das Kloster sank nach den Schrecken des 30jährigen Krieges. Die Brüderschaft wurde aufgelöst und der letzte Abt von St. Jacob, Peter Sutor von Kirchheimbolanden, legte die geistliche Würde nieder, ward Bürger und nahm ein Weib, und wo einst fromme Mönche die Hora sangen, da tönt heute an schönen Sommertagen das Lied munterer Gesellen, die im Waldhaus bei frischem Trunk sich von den Mühen des Bergsteigens erholen. Heute mußten wir von den mitgebrachten Vorräthen zehren, da an Wochentagen der Wirth nicht oben ist, dann bestiegen wir den Ludwigsthurm, von dessen Zinne wir eine umfassende Waldrundsicht genossen, welche durch die Vogesen, den Schwarzwald, Odenwald, Taunus, Hunsrück und die Lothringer Berge begrenzt wird, an malerischen Blicken aber von der Aussicht vom Moltkefels weit übertroffen wird. Vom Ludwigsthurm wandern wir durch dichte Tannenwaldungen dem Königsstuhl zu, der letzten etwa 6 m hohen Felsengruppe, an die sich nach beiden Seiten der obenerwähnte mächtige Steinwall anschließt. Auch hier genießen wir einen vorzüglichen Fernblick in die Gebirgswelt der westlichen Pfalz, des Hoch- und Idarwaldes, des Taunus und Hunsrück und schauen nach Ruine und Dörflein Ruppertsecken auf dem nächsten Berg hinüber. Unser nächstes Ziel war die Ruine Falkenstein im Fallensteiner Thale; wir hatten dahin zwischen dem Wege durch das Mordkammerthal mit dem einsamen Mordkammerhof oder über die „Kronbuche", einen mächtigen Zwillingsbaum, die Wahl. Wir wählten den zweiten und hatten unsere Wahl nicht zu bereuen, denn ein gut gebahnter Weg führte uns fast 2 Stunden lang durch den prachtvollsten Buchenhochwald, der den schönsten Buchenwäldern im Spessart und in den Haßbergen nichts nachgiebt. Keine lebendige Seele begegnete uns auf diesem einsamen Pfade, den nur einmal ein Rudel Rehwild kreuzte, um so größer war die Ueberraschung, als wir, nachdem wir kurz vorher die „Kronbuche" passirt hatten, aus dem eigentlichen Hochwald heraustretend, auf steilem Felsenkegel die imposante Ruine Falkenstein vor uns liegen sahen, die letzten Ueberreste des ehemals so stolzen Stammsitzes der Herren von Falkenstein, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Hüter der Reichskleinodien waren. Nachdem die Stürme des dreißigjährigen Krieges das Felsennest bereits stark erschüttert hatten, wurde es von den Franzosen gegen das Ende des 17. Jahrhunderts völlig zerstört. Auf einem vorspringenden Hügel steht noch ein einzelner Rundthurm, wohl ein vorgeschobener Vertheidigungsposten; dann etwas höher, am Rande des Abhanges, die Burg selbst, die Süd- und Ostmauer des Hauptbaues noch theilweise erhalten, erstere mit 2 Fensterreihen übereinander. Das Ganze macht einen auffallend melancholisch-düsteren Eindruck, die theilweise moosbedeckten und epheuumrankten Mauern bilden einen malerischen Contrast zu dem grauen Felsgestein, auf dem die Ruine steht, und lautlose Stille herrscht in diesen öden, einsamen Räumen, über die die Dämmerung bereits ihre grauen Fittiche auszubreiten beginnt. Steil geht es nun hinab in das Falkensteiner Thal nach dem Dörfchen Falkenstein, wo eine kurze Vesper, aus Schwarzbrod und Butter und „Federweißer" bestehend, eingenommen wird, dann in eiligem Schritt das Falkensteiner Thal hinaus, das mit vollem Recht für das schönste im Donnersberger Land erklärt wird. An gewaltigen Felsblöcken vorbei, die malerisch über einander gethürmt, ganz von sammtnem Moosteppich umkleidet sind, läuft der Pfad am Ufer des Flüßchens neben dem breiteren Fahrwege her und steigt immer steiler an der Felswand auf, so daß ein Geländer den ängstlichen Wanderer vor Schwindel bewahren muß, dann erreichen wir die sogenannte „Hölle". Die rechts und links jäh aufsteigenden Porphyrmassen haben für Bach und Weg nur ein bescheidenes Plätzchen übrig gelassen, so daß letzterer sogar durch das Innere des Felsens in einem gehauenen Gang laufen muß; unter einem von Sträuchern und Bäumen verschlungenen herrlichen Baldachin sind Ruhebänke angebracht. Dann ändert sich wie mit einem Zauberschlage die Landschaft: das Auge blickt wie durch ein Felsenthor in eine freie Waldlandschaft mit üppigen Wiesen. Die starke Mondsichel war bereits am schwarzblauen Himmelsdom silberstrahlend aufgegangen und übergoß mit flimmerndem Licht die hochgelegene und weithin sichtbare Kapelle, die, von der Kaiserin Maria Theresia gestiftet, neben dem Wannbacher Hofe steht und eine weite Aussicht über das mit Ortschaften übersäte Alsenzthal gewährt. Wir dürfen uns nicht aufhalten. Die hellen Lichter des Winnweiler Bahnhofes gaben schon von Weitem die Richtung an, und als wir an dem Schalter unsere Fahrkarten gelöst und den Perron betreten hatten, funkelten dort bereits die rothen Lichter der Alsenzbahn, die uns in das Nahethal bringen sollte. Zu einer zweiten Maß Federweißer hätte es im Falkensteiner Wirthshaus nicht mehr gelangt! (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Ewig, einzig, völlig Dein! Frances Ridley Havergal.** Erinnerungen aus ihrem Leben, aufgezeichnet von ihrer Schwester. Frei nach dem Englischen bearbeitet. Mit einem Porträt von F. R. Havergal und drei Landschaftsbildern. Zweite Auflage. Basel, Verlag von Jaeger & Kober, C. F. Spittler's Nachfolger 1896. 237 S. — Dem Lebensgang hervorragender Menschen in der Beschreibung ihres Lebens nachzugehen, ist stets lehr- und segensreich. Hier wird uns nicht eine Größe der Welt, sondern das mit Christo in Gott verborgene Leben einer Jüngerin Jesu von der Hand der Schwester gezeichnet. Es ist weniger der äußere Hergang des Lebens, sondern mehr die Geschichte ihres inneren Lebens, welche hier beschrieben ist und zwar so, daß wir Frances Ridley Havergal's Stimme meistens selber hören. Ihre Aufzeichnungen und Briefe, hier und da auch ein Gedicht und ein Lied sind zu diesem Lebensbilde zusammengestellt; sie war auch Dichterin und Sängerin. Wir sehen sie als frühreifes, reichbegabtes Kind im Elternhause, begleiten sie an das Sterbebett der Mutter, an dem sie, ein zwölfjähriges Mädchen, in ihr Gedichtbuch schreibt:

> O hätt' ich Flügel einer Taube,
> Wie bald, wie bald käm' ich zur Ruh'.
> Ihm, den ich lieb', an den ich glaube,
> Der Brust des Heilands flög' ich zu.

Entscheidend wird für ihre innere Entwickelung der Aufenthalt in einer christlichen Pension. Immer mehr wird sie die innige liebeglühende Jüngerin ihres Herrn, die ihre Gaben allein in den Dienst dessen stellt, der sie zuerst geliebt. Auf ihren Reisen, wo sie geht und steht, überall ist ihr Leben ein Zeugniß von ihm, ihr Wirken ein Werben für ihn, ihr Sterben noch ein Bekenntniß seines Namens. „Er" ist ihr letztes Wort. Den Freunden christlicher Biographien wird dies Lebensbild willkommen sein; die deutsche Bearbeitung ist eine wohlgelungene. D. K.

— Ein sehr verdienstvolles Unternehmen hat der Verlag von H. Bechhold in Frankfurt a. M. seit einiger Zeit in Scene gesetzt: er giebt unter dem Namen „**Musikführer**" in sich immer mehr und mehr ergänzender Folge kleine, zum Preis von je 20 ₰ käufliche Heftchen heraus, in denen die bedeutendsten Werke der Tonkunst auf eine leicht faßliche, jedem gebildeten Laien verständliche Weise erläutert werden; die Güte der einzelnen Besprechungen, die übrigens alle mit Notenbeispielen versehen sind, ist unter sich nicht vollkommen gleich: neben äußerst wohlgelungenen Artikeln begegnet man auch oberflächlichen Arbeiten — kein Wunder, wenn man bedenkt, wie viel Mitarbeiter zu einem solchen Unternehmen gehören; von Letzteren seien übrigens hervorgehoben Scholz, Heuberger, Humperdinck, Namen, die den besten Klang in der musikalischen Welt besitzen, und die gewiß nicht wenig dazu beitragen werden, um der ganzen Sache auch nach außen hin das nöthige prestige zu verleihen. — In demselben Verlage erschien ein für den billigen Preis von 1 ℳ offerirtes, „**Einführung in die Musik**" genanntes Werkchen von **Adolf Pochhammer**, das zwar nicht „nach der Wesen Tiefe trachtet", aber in klarer, durchaus verständlicher Weise alles Das zusammenfaßt, was etwa ein lernbegieriger und kunstbegeisterter Laie aus dem Gebiete der Tonkunst wissen möchte. Auch dieses Büchlein kann für den gedachten Zweck mit gutem Gewissen empfohlen werden. R. P—u.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 80. Sonnabend, den 4. Juli. 1896.

Fahrten im Pfälzer Lande.

(Schluß.)

3) Von der „Herberge der Gerechtigkeit“. Am Ende des vorigen Bildes befand sich der geneigte Leser in Winnweiler, Station der Alsenzbahn, und ließ sich, durch die lange Wanderung im Donnersberge stark ermüdet, von der Bahn die Alsenz hinab fahren. Unmittelbar bevor der Zug auf eleganter Eisenbrücke die Nahe überschreitet, steigen wir bei der Haltestelle Ebernburg aus. Wir befinden uns an einer historisch-denkwürdigen Stelle. Hier, wo die Alsenz in die Nahe einmündet, wo die bayrische Pfalz hart an die preußischen Rheinlande grenzt und Nord und Süd mit deutschem Gruß sich grüßen, erheben sich noch auf bayrischem Grund und Boden auf mäßig hohem, zierlich geformtem Bergkegel die Ruinen der Ebernburg, Franz von Sickingen's Geburtsstätte, Hutten's „Herberge der Gerechtigkeit“, der Zufluchtsort eines Oecolampadius, Bucerus und Aquila, überragt von einem in altdeutschem Stil aufgeführten Gebäude, in dessen hohem Saale der Wanderer sich laben kann an feurigem Rebentrank, der am Berge gereift. Vom „Sickinger Hof“, wo wir freundliches Quartier gefunden haben, führt uns ein Pfad in kaum 10 Minuten hinauf vorbei an dem großartigen Hutten-Sickingendenkmal, dessen wir später ausführlich gedenken werden. Wir betreten den mittelalterlich aussehenden Burghof, in dem mit großem Geschick alte und neue Baulichkeiten mit einander in Harmonie gebracht sind; die Ruinen der alten Veste sind in eine comfortabel eingerichtete Restauration mit schattigen Ruheplätzen im Burghof umgewandelt, in dem sich im Sommer an schönen Tagen ein reges Leben entfaltet. In der frühen Morgenstunde, in der wir oben weilten, hatten sich nur erst wenige Gäste eingefunden und wir konnten uns in aller Ruhe den großen Saal ansehen, in welchem das in Oel gemalte Bild des Ritters Franz, das seines Vaters Schweikard, seiner Gattin Hedwig v. Flörsheim, Ulrich's von Hutten u. s. w., sowie verschiedene Bilder der Burg in mittelalterlichen Zeiten aufgehängt sind. In die Mauer des Hauses sind verschiedene alte Bildwerke zum Theil mit Inschriften und ebenso der Stein mit dem Eber eingemauert, der an dem vormals hier stehenden Thor den Schlußstein bildete. Die Sagen, welche die Ebernburg umweben, bewegen sich nämlich um einen Eber, der geschlachtet wird, aber immer wieder aufsteht, und stehen im Zusammenhang mit der altdeutschen Göttersage, wonach der goldborstige Eber das Sinnbild der Sonne ist, Ebernburg demnach so viel als Sonnenburg bedeutet. Nachdem wir noch den merkwürdigen Brunnen im Burghof gebührend bewundert haben, der bis zum Niveau der Nahe hinabgeht und deshalb nie austrocknet, begeben wir uns auf die Plattform des nördlichen Thurmes. Die Fernsicht ist unbedeutend, aber anmuthig ist das Bild, das sich unmittelbar vor unseren Augen entrollt. Links erheben sich die Felspartien des die preußische Grenze bezeichnenden Rothenfels, wo die feurigsten Weine der Gegend wachsen; an seinem Fuß zieht sich in langer Curve bis zum Norheimer Tunnel der Eisenbahndamm hin; das Nahethal mit den berühmten Felsen der Gans und des Rheingrafenstein — beliebte Gegenstände der Landschaftsmalerei — liegt vor unseren Füßen, nach Süden liegt das liebliche Alsenzthal mit der Altenbaumburg bis zum Stahlberg geöffnet, unmittelbar unter uns aber fällt der Blick auf das schöne Denkmal, zu dem wir jetzt hinabsteigen, um es näher zu betrachten. Machtvoll treten uns auf dem Granitsockel die Gestalten der beiden ritterlichen Freunde, voll von Begeisterung der Eine, der Andere das Bild männlicher Thatkraft, entgegen. Hutten, in lebendiger Bewegung, in der ausgestreckten rechten Hand eines seiner Sendschreiben an die deutsche Nation haltend, hat die linke Hand dem Freunde auf die Schulter gelegt und scheint in feurigen Worten ihn aufzufordern zum Kampf für die höchsten und heiligsten Güter der Nation. Sickingen aber schaut ernst dem Andern in's Gesicht und so gewaltig erfassen den streitbaren Mann die Ideen des begeisterten Genossen, daß er unwillkürlich an's Schwert greift, damit der Wahlspruch seines Freundes auch der seine werde: „Ich hab's gewagt!“ In beiden Männern hat der geniale Schöpfer des Werkes, der Bildhauer Carl Kauer, uns jene mächtig bewegte Zeit mit ihren Idealen und Irrthümern darstellen wollen, die bereits erstrebte und ersehnte, was uns jetzt beschieden ist: des Vaterlandes Einheit und Freiheit. Es ist richtig, daß Beide im Irrthum sich befanden, wenn sie meinten, der Reichsritterschaft gehöre die Zukunft der Nation und ihrem Arm sei es gegeben, die Reform der Kirche und des Reiches zu erstreiten. Diesen Irrthum haben sie gebüßt durch tragischen Sturz und jähen Tod. Mit dieser Buße haben sie ihn aber auch gesühnt, und der Nachwelt ist gestattet, was sie gewollt zu trennen von dem, was sie gethan. Eine heilige Sache verknüpfte sie, und kein unheiliges Mittel hatten sie dafür angewendet. In reiner Begeisterung schlug ihr Herz für ihres Volkes Befreiung und zusammen hielt sie die edelste Freundschaft, die es giebt, die Freundschaft, die hervorgeht aus dem gemeinsamen Kampf um Güter, die nicht Motten und Rost fressen. Unbegreiflich erscheint es mir daher, wenn ein neuerer namhafter Historiker einen Franz von Sickingen als einen „Unhold“ bezeichnet, „mit dem man den Frieden förmlich zu erkaufen genöthigt sei“. Doch genug der historischen Erörterungen; wir können aber von dieser Stätte nicht scheiden, ohne einen kurzen Rückblick auf das Leben eines der beiden Helden, des Franz von Sickingen, zu werfen, nachdem wir der Bedeutung Ulrich's von Hutten gelegentlich eines Besuches seiner Stammburg Steckelburg ausführlich in diesen Blättern gedacht haben. Das Stammschloß des alten Adelsgeschlechtes der Sickingen liegt im badischen Kraichgau, unweit von Melanchthon's Vaterstadt Bretten. Franz von Sickingen wurde auf der Ebernburg, die sein Vater Schweikard als pfälzisches Lehen geerbt hatte, am 2. März 1481 geboren; er war von kleiner aber kräftiger Gestalt, mit großer Schärfe des Verstandes und ungewöhnlicher Thatkraft ausgestattet. Nach dem Tode seines Vaters, der ihm die Herrschaften Ebernburg, Landstuhl und Hohenburg als Erbe hinterließ, trat er als Amtmann von Kreuznach in kurpfälzische Dienste, begann aber schon damals seine besonderen Fehden auf eigene Rechnung, von denen die mit der Reichsstadt Worms die bekannteste ist. Trotzdem die Reichsacht über ihn verhängt wurde, nahm ihn der Kaiser Maximilian doch in seine Dienste auf, da er den reichen und mächtigen Ritter wohl gebrauchen konnte. Während des württembergischen Feldzuges, in welchem Sickingen die schwere Reiterei befehligte, lernten sich er und Ulrich von Hutten kennen und schlossen einen Freundschaftsbund für das Leben. Nach Kaiser Maximilian's Tode hatte Karl V. in erster Linie unserem Helden die Wahl zum deutschen Kaiser zu verdanken; er machte ihn dafür auch zum kaiserlichen Rath, Kämmerling und Diener und Franz von Sickingen wohnte zur Rechten des Kaisers seiner Krönungsfeier vom 22. October 1520 in Aachen bei. Von diesem Augenblicke an war er sowohl durch seine kaiserliche Vertrauensstellung als durch seinen großen Reichthum und seine festen Schlösser Landstuhl und Ebernburg einer der einflußreichsten Männer im Reich, er befand sich auf dem Höhepunkt seiner Macht, aber keineswegs am Ziel seiner Bestrebungen. Auf seinen Burgen hatte eine Reihe edler, erleuchteter Männer, die um ihrer Ueberzeugungstreue willen verfolgt waren, Zuflucht und Schutz gefunden. Der bedeutendste unter ihnen, Ulrich von Hutten, wurde auf der Ebernburg Sickingen's Lehrer und Sickingen erwies

sich als ein so empfänglicher, ungemein talentvoller Schüler, daß Hutten wiederholt seine Verwunderung darüber aussprach, wie bald und mit welcher Leichtigkeit er den Gegenstand beherrschte, selbständig darüber reden und ihn weiter entwickeln konnte. Beide hatten bei der Verwirklichung ihrer reformatorischen Ideen, der Emancipation des Reiches von Rom, der Concentrirung des Reiches und der daraus hervorgehenden Stärkung der kaiserlichen Macht, großes Vertrauen auf den Kaiser Karl V. gesetzt, sahen sich aber von ihm schmählich im Stich gelassen. Franz von Sickingen hatte mit dem oberrheinischen Adel einen Bund geschlossen mit dem Zweck, die unberechtigte Macht der Fürsten zu brechen; der Kaiser war zwar heimlich für den Bund eingenommen, aber es aber nicht, ihn offen zu unterstützen, sondern verhängte sogar auf Andrängen der Fürsten von Hessen und der Pfalz die Acht und Aberacht gegen den Ritter, der sich genöthigt sah, sich vor der Uebermacht der Fürsten auf seine feste Burg Landstuhl zurückzuziehen, und Hutten veranlaßte, sich nach der Schweiz zu flüchten. Den vereinigten Kräften der Fürsten und besonders den Geschützen des Erzbischofs Richard von Trier konnte die Veste nicht widerstehen. Durch einen Balken, den eine Kanonenkugel zersplitterte, tödtlich verwundet, mußte Franz die Burg übergeben. Noch heute gewahrt man das Gewölbe, wo er am 7. Mai 1523 in Gegenwart der Fürsten seinen Heldengeist aushauchte und mit erhabener Ruhe ihren Vorwürfen erwiderte, er habe sich vor einem höheren Richter zu verantworten. Wenige Monate darauf starb sein edler Freund Hutten einsam auf der Insel Ufnau im Züricher See. Sickingen's Gebeine ruhen in der Marienkapelle des Städtchens Landstuhl, wo ihm ein Grabmal errichtet ist. Die vereinigten Fürsten zogen nun vor die Ebernburg, die sich ihnen nach kurzer Belagerung am 7. Juni ergeben mußte und nach gründlicher Plünderung durch Brand zerstört wurde. Neunzehn Jahre darauf wurde den Söhnen von Franz die Burg wieder übergeben unter der Bedingung, daß sie keinerlei Befestigungen, sondern nur Gebäude zu „nottürftigen vnd zimlichen wohnungen" errichten durften. Im orleanischen Krieg wurde die Burg von den Franzosen zweimal belagert, beim zweiten Angriff eingenommen und 1698 von den Deutschen geschleift. Der letzte der Sickingen zu Ebernburg, Carl Ferdinand, baute sich im Dorfe oberhalb der Kirche ein neues Schloß, das sogenannte Thalschloß, von dem heute noch Fundamente und Gewölbe vorhanden sind; es wurde 1792 von den Franzosen niedergebrannt, damit „sie bei einem nächtlichen Rückzug über die Nahe besser sehen könnten". Nach seinem Tode fiel Ebernburg der Kurpfalz zu, und wurde nach der napoleonischen Herrschaft mit Bayern vereinigt. Die Burg selbst wurde noch während der französischen Zeit für geringen Betrag versteigert und kam durch mehrere Hände hindurch endlich in die des Bürgermeisters Günther v. Bingert, dessen Sohn die Ebernburg in ihrer jetzigen Gestalt restauriren ließ. Der letzte Sickingen in Deutschland, Graf Franz, verarmte, da ihm jedes wirthschaftliche Talent abging, völlig, er verlor seine Besitzungen in der Pfalz in der französischen Revolution, mußte später seine Güter in Böhmen veräußern und im Jahre 1818 auch sein Stammschloß Sickingen, sodaß ihm nur noch ein kleiner Bauernhof bei der Sauerburg in der Nähe von Lorch übrig blieb. Dort lebte er in bestem Einverständniß bei seinem Pächter, im Genusse einer durch die nassauische Domänenverwaltung zu entrichtenden Leibrente von 700 Gulden und im Besitz des alten Adels, den er sehr hoch hielt. Eine einträgliche Hofstelle zu Wien, die ihm der Kaiser Ferdinand anbieten ließ, schlug er mit dem Bemerken aus, die Sickingen seien älter als die Habsburger, ein Sickingen diene nicht, sondern lasse sich nur bedienen. Ungeachtet seiner ärmlichen Verhältnisse hielt er sich doch stets einen Geheimsecretär, mit dem er im abgetragenen Rocke viele kleine Fußtouren im Lande umher machte und reiche Freunde aus alter Zeit besuchte. Er ließ es sich dann gefallen, wenn ihm statt seines verschlissenen Rockes ein neuer hingelegt oder beim Abschied unvermerkt ein Goldstück in die Hand gedrückt wurde. Schließlich verkam er aber völlig, seine äußere Erscheinung zeigte in den letzten Jahren eine abschreckende Verwilderung und im Jahre 1836 wurde er durch den Tod erlöst. Seinem Sarge, der auf einem mit Kühen bespannten Karren nach dem Friedhof des Dorfes Sauerthal gebracht wurde, folgten nur ein alter Bauer und der Secretär. Von einem Unbekannten, man vermuthet König Ludwig I. von Bayern, wurde ihm auf seinem Grabe ein Denkstein gesetzt, auf dessen Vorderseite mit goldenen Buchstaben der Name des daselbst Begrabenen und darüber das Wappen des berühmten Geschlechtes stehen, während auf der Rückseite die Worte stehen: „Er starb im Elende." Auf dem Sockel liest man noch die Worte: „Von einem Freunde vaterländischer Geschichte." An den Sickingen erkennt man so recht die zermalmende Wirkung der Geschichte, sie hebt einzelne Geschlechter zu hohem Glanz empor und läßt sie wieder sinken, wenn sie die Absichten nicht mehr fördern, welche die Vorsehung mit der Menschheit verfolgt. Die Nachwelt aber bewahrt dankbar die Erinnerung an edle Männer und Geschlechter, die Großes gewirkt oder mit Aufopferung erstrebt haben; der Name Sickingen behält für uns einen guten Klang, ja, der Glanz, welcher den Ritter Franz von Sickingen umgiebt, hat sich auch auf die Ruinen des Schlosses übertragen, in welchem er das Licht der Welt erblickte. So wollen wir denn mit den Worten eines Dichters Abschied nehmen von der Ebernburg, der nördlichsten Spitze der bayerischen Pfalz, der von ihr Hutten sagen läßt:

„Herberge der Gerechtigkeit will ich sie nennen,
Weil nur in ihr das freie Recht noch wohnt.
Im Lied soll sie die spät'ste Nachwelt kennen,
Und durch Unsterblichkeit sei ihr gelohnt."

Dr. H.

Ein Blick in das indische Straßenleben.

Einen Blick in das indische Straßenleben läßt uns ein Augenzeuge thun, Edwin Lord Weeks, indem er uns mit sich führt nach drei alten, interessanten Städten, nach Bombay, Ahmedabad und Muttra. Er hat sich versehen mit seiner camera obscura und versucht, wo sich ihm Anziehendes oder Seltsames bietet, die gewonnenen Eindrücke auf seinen wohlpräparirten Platten festzuhalten. Aber dabei begegnet ihm manches Hinderniß. Bald nähert sich in Bombay ein junges Rind seinem Standorte, bald spielen ihm persische Katzen um die Füße, bald sucht ein Widder seine Nähe auf oder ein langarmiger Affe bemüht sich, ihm etwas von seinen Utensilien zu entführen. Sie kommt ihm seltsam, dann lästig vor, diese dreiste, wennschon nicht wilde Gesellschaft, noch dazu in den Straßen einer Großstadt wie Bombay, in der ein überaus reges Geschäftsleben herrscht. Er erinnert sich manch eines Märchens aus „Tausend und eine Nacht", in dem Thiergestalten eine hervorragende Rolle spielen, und es wird ihm klar, daß er in der allzu großen Freiheit, die den verschiedensten Thieren hier gewährt wird, eine Folge der religiösen Anschauung der Indier zu suchen hat. Sie halten ja heute noch fest an dem Glauben an eine Seelenwanderung; darum wagt sich keine Hand zu erheben gegen die überhand nehmenden „heiligen" Geschöpfe, die die Seelen von längst Abgeschiedenen beherbergen sollen. Lieber vergittert man die Fenster der Häuser, um die allzu häufigen Eingriffe der Affen zu verhindern, als daß man Schritte thäte, diese aus der Stadt zu verbannen. Er besucht mit Vorliebe die offenen Stallreihen, in denen arabische und persische Pferde zum Kaufe stehen, und hat einen offenen Sinn für das malerische Element, das sich in der Kleidung, Gruppirung und in den verschiedenen Beschäftigungen der Verkäufer offenbart. Es fällt ihm auf, daß die Pferde, welche zum Verkauf hierher gebracht werden, eine geringere Körperlänge haben als die afrikanischen oder syrischen und daß sich mehr rothbraune unter diesen befinden als unter den letzteren. Weiter fesseln Lord Weeks die Bazare, in denen Messing- und Kupferwaaren zum Verkaufe ausgestellt sind. Sein Kutscher, der „gharry wallah", fährt ihn in einem „hackery" durch die Straßen und sie gelangen in eine solche, welche zumeist aus alten niedrigen Holzhäusern besteht, deren jedes mit seinem weit vorspringenden Dache und seinen aus dem weißgetünchten Mantel hervortretenden, dunkel gefärbten Balken einen Laden birgt. In der Gluth des indischen Mittags wird Jeder fast ebenso stark erwärmt, wie durch ein türkisches Bad. Er erwähnt dabei, wie sein durch eine Plane vor der Sonne geschütztes Gefährt dergestalt umringt worden sei von Gaffern, daß er sich erst durch das Anrufen eines einheimischen Polizisten Freiheit der Bewegung habe sichern können. Es ist eine um so auffälligere Erscheinung, als sonst jeder Hindu oder Parsi es sorgfältig vermeidet, das Gewand eines ihm Begegnenden auch nur zu streifen. Auch die leiseste äußere Berührung der einzelnen Kasten mit einander hat ja schon für die Betreffenden eine ganze Reihe von Maßnahmen zur Reinigung und

Bußübungen im Gefolge. Auffällig ist für den Bewohner des Abendlandes die Mannigfaltigkeit der Formen und Farben der hauptsächlichsten Kopfbekleidung der Morgenländer, des Turbans. Da hat jede Kaste und jede besondere Ordnung ihren besonderen Hutfabrikanten. Dieser hält jedoch keine Turbans auf Lager, sondern erwartet, daß sein Kunde ihm den Stoff dazu bringt. Diesen befeuchtet er dann gründlich, wickelt den in vielen Metern ihm übergebenen Stoff in den verschiedenartigsten Falten über eine Kopfform und versieht den so gewonnenen Turban zuweilen mit kleinen Hörnern und hervorragenden Spitzen, die mit vergoldetem Tuche verziert sind. — Auf seinen Ausfahrten nach der Meerseite hin fesseln den Lord, besonders in der reizenden Vorstadt „Malabar Hill“ die Niederlassungen reicher und vornehmer Abendländer, ihre „bungalows“, zumeist umgeben von lieblichen Gärten, reich an üppigem Buschwerk und wohlgepflegten Rasenplätzen. Etwas Weiches, Duftiges ist zumeist dem Anblick dieser Gärten, ja der ganzen umgebenden Landschaft eigen, da die Luft häufig mit Feuchtigkeit gesättigt ist. Daher auch die bezaubernde Schönheit eines Sonnenuntergangs in diesen Regionen, wo in purpurnem Strahlenkleide das Gestirn des Tages dem Auge der Erdenbewohner entschwindet. Ihren Scheidegruß zu empfangen, sucht der Parse, in Weiß gekleidet, mit schwarzer Mitra auf seinem Haupte, einen hochgelegenen, einsamen Felsen auf. Ein Feueranbeetr ist er seiner Religion nach. Doch auch der Muselmann liegt hier auf seinen Knieen und grüßt gen Mekka hin, hier sich nach Westen wendend und nicht wie der Türke unter seinen Ausrufungen gen Osten, wo er im Geiste von der Höhe der Haggia Sophia zu Konstantinopel oder von einem Minaret aus die heilige Stadt des Propheten sucht. Parsen und Muhamedaner, indische Rajahs und arabische Sheiks, daneben Gruppen von Abendländern bewegen sich auf einer der wunderbarsten Promenaden, der „Allée des Acacias“ von Bombay hin. Das Bild, das sich hier dem Auge bietet, ist dank der Entfaltung orientalischer Farbenpracht ein so buntes und reiches, daß in dieser Beziehung kein Sammelplatz des Reichthums und der Eleganz in Europa, und wären es selbst die beliebten Alleen eines Hyde-Park, ihr gleichkommt. Nach den drückend heißen Nächten, in Bombay verbracht, empfand es Lord Weeks als eine Erholung, mit dem Nachtzuge die Reise gen Norden nach Ahmedabad fortzusetzen, während welcher dann und wann ein kühlender Luftzug ihm die Stirn fächelte. Parkähnlich breitete sich dann am Morgen vor ihm das Land aus, besetzt mit herrlichen, voll entwickelten Bäumen, auf denen sich Affen in großen Schaaren tummelten. Diese übertrafen an Zahl weit die Menschenmenge, der er auf dieser weiten Strecke begegnete. Ihre Farbe besteht in einem grünlichen Grau; sie haben lange Schwänze und haben dadurch etwas Würdiges in ihrem Aussehen, daß ihr schwarzes Gesicht von einem blendend weißen Barte umrahmt wird. — Ahmedabad gehört zu jenen großen indischen Städten, in denen das abendländische Element noch nicht tief eingedrungen ist. Auf einer Fußwanderung durch die Stadt begegnet man fast nur Eingeborenen. Im Allgemeinen hält es der Abendländer für seiner nicht würdig, anders als im Gefährt in den Straßen einer specifisch indischen Stadt zu erscheinen. Der Manik Chonk ist die Hauptstraße von Ahmedabad. Ihre hölzernen Hausfronten sind, und das ist das Charakteristischste für die Bauart der Hindus, mit außerordentlich reichen und mannigfaltigen Schnitzereien versehen. Karyatidenähnliche Gestalten wechseln ab mit den Köpfen von Elephanten und Pferden. In bunten Farben tragen die mit einem Ueberzug von Kalk versehenen Wände Fresken, groteske Darstellungen von Prinzen und Soldaten, von Fakiren, von Elephanten und Pferden. Eigenthümlich berührt es den Abendländer, in früher Morgenstunde die Bettvorrichtungen der Hindus beobachten zu können. Da die Nächte in diesen Gegenden sehr heiß sind, so bestehen diese zumeist nur aus einem niedrigen, mit tragendem Geflecht überzogenen Gestell und als Zudecke dient ein einziges sauberes, weites Laken. Mahnt der Morgen zum Verlassen des nächtlichen Lagers, so werden die Bettstellen emporgerichtet und gegen die Wände gelehnt. Manche Theile der Morgentoilette vollziehen sich in ungenirter Weise auf der Straße. So kann man beobachten, daß die Hindus auf die Erhaltung ihrer Zähne große Sorgfalt verwenden. In langen Reihen stehen sie über die Gosse geneigt und bewerkstelligen mit hölzernen Stäbchen die Prozedur der Reinigung des Mundes. Ueberraschend ist ferner, daß die prächtigsten Vorhallen reich ausgeschmückter Häuser dem Thiere mit dem Menschen zum Aus- und Eingange dienen. In Bewunderung verloren steht der Beschauer vor einer herrlich bossirten Thür mit gekreuztem Gebälk, als sie sich öffnet und mit munteren Sprüngen Kühe die breiten Stufen heruntergetrottet kommen. Ihre Stallungen liegen im hinteren, höher gelegenen Theile des Hauses und sie sind längst daran gewöhnt, treppauf, treppab zu steigen. Der Duft der Guaven erfüllt die Straßen. Bananen und die Früchte der Platanen mit einer Menge anderer köstlicher tropischer Producte werden, unter schützender Leinwand verdeckt, von Obstverkäuferinnen angeboten; neben ihnen empfehlen Juwelenhändler und Töpfer ihre blinkenden und wunderlich gestalteten Artikel. Spangen und Armbänder legt das Hindumädchen sich gern an. Zehn solche und noch mehr glänzen und klirren oft an seinem Arme; dabei sieht es nicht allzu sehr darauf, daß es nur edle Stoffe sind, aus denen dieser Zierrath gefertigt ist. Bei seinem armen, eng umgrenzten Leben ist ihm des Körpers Schmuck ein wichtiger Factor. Der Manik Chonk, die Hauptstraße, findet nach der einen Seite hin einen imposanten Abschluß in dem „Tin Darvaja“, den „drei Thoren“. Unter dem größten derselben sah sich Lord Weeks einen Hochzeitszug hervorbewegen und wir dürfen hier seine Beschreibung desselben anführen. „Aus dem Schatten des großen Thorwegs bewegt sich ein Zug hervor unter Trommelschlag und unter dem langanhaltenden schrillen Klange der Hörner. Man führt die Braut heim in einem Wagen, der seinesgleichen außer in Indien selbst nirgends hat. Zwei große weiße Ochsen unter einem Joch schreiten, den Wagen ziehend, in gemessenem Schritt vorwärts. Ihre geschweiften Hörner werden fast ganz verdeckt von silbernen Ringen; die massive Kopfbedeckung besteht aus demselben glänzenden Metall und scharlachrothe Decken berühren fast die Erde. Die schwere Wagendeichsel ist mit gleichfarbigem Tuche überzogen; kupfern ist das Joch, unter dem eine Reihe silberner Schellen fröhlich klingelt. Am Wagen selbst ist große Pracht entfaltet. Auf ihm strahlt eine Kuppel mit schwerer Goldstickerei wie Messing von Benares und unten an seiner Basis wie rings um die rothe Plane, welche den Kutscher schützt, hängt eine doppelte Reihe von silbernen Quasten. Die Räder sind mit einem künstlichen Wendestuhlsystem versehen und beinahe so complicirt wie das Takelwerk eines Dreimasters. Sogar die eigenthümliche blasebalgähnliche Einrichtung unter dem Wagen ist noch mit Blumen bemalt. Alle kleinen Glöckchen erklingen, während sich der Wagen dahin bewegt und hinter seinen scharlachrothen Gardinen erblicken wir die Braut mit ihrem jugendlich vollen Gesicht, halbverdeckt von schwerem Juwelenschmuck. Auf ihren Wegen durch die Straßen der Stadt tragen die Indierinnen gewöhnlich einen Shawl von beträchtlicher Länge, ihren „chudda“, dem sie einen mehr oder minder feinen Faltenwurf zu geben verstehen. In Muttra war es, wo Lord Weeks ein mit den üblichen „trinkets“ geschmücktes Hindumädchen in größter Aufregung auf einem Dache bemerkte, weil ein starker Affe ihr den chuddak entführt hatte. Mit lächerlicher Mimik versuchte dieser, als er sich weit genug von ihr entfernt hatte, die Bewegungen nachzuahmen, vermittelst deren der Shawl gehörig befestigt wird, blieb jedoch nicht lange im unbestrittenen Besitz seiner Beute. Eine Schaar eifersüchtiger Stammesgenossen hatte ihn beobachtet und verfolgte ihn mit Einsetzung aller Kräfte, sodaß gar bald vom Shawle nichts mehr zu sehen war als die elenden Fetzen, deren sich ein Jeder bemächtigt hatte. An den Ghats zu Muttra, die sich hinabziehen zur Jumna, in welcher in besonderen Abtheilungen die indische Jugend und das Alter, Männer und Frauen ihre Abwaschungen und Bäder verrichten, sind besondere Hüter angestellt, die der Frechheit des Affenvolks wehren sollen. Mit dünnen Gerten versehen vertreiben sie die Lüsternen, die es auf ein Kleidungsstück der Badenden abgesehen haben. Dennoch sind sie nicht immer im Stande, einen Raub zu verhindern. Mit behenden Kletterbewegungen entführt der gewandte Dieb hier einen Shawl, dort das runde, kupferne Trinkgefäß eines Hindumannes, das entweder kühlende Sauermilch oder einen anderen erfrischenden Trunk birgt. Hat sich der Affe gelabt, das Gefäß geleert, so kommt es ihm gar nicht darauf an, dasselbe mit einem derben Wurfe nach dem Kopfe eines Vorübergehenden abzusenden. Zuweilen wird der Räuber überlistet, indem man ihm eine verlockende Frucht auf die Erde legt. Günstigenfalls läßt er den geraubten Gegenstand fallen und giebt der Frucht den Vorzug; manchmal aber befestigt er auch seine Beute erst sorgfältig an seinem Körper oder oben an dem Gebäude und holt sich den Leckerbissen obendrein. Die Thiere untereinander behandeln sich übrigens nicht glimpflich. Zwischen vollwüchsigen Affen besonders kommt es öfters zu hartnäckigen Kämpfen, bei denen die Haare

fliegen müssen. Andererseits aber beobachtet man auch eine fügsame Unterordnung der jüngeren unter die Senioren des Geschlechts. So wird es kein jugendlicher Affe wagen, sein Bad vorzunehmen, ehe der Geschlechtsälteste durch seinen Vorgang die Erlaubniß dazu ertheilt hat. — Kleine graue Vögel mit schwarzem Federbüschel auf dem Köpfchen, wie Hafis sie schon besungen hat, befinden sich im Besitze auch der ärmeren Knaben der indischen Städte. Doch ist es nicht die Liebe zur Thierwelt allein, welche es ihnen wünschenswerth erscheinen läßt, für diese Sorge zu tragen. Nein; wir sehen sich dort zu Lande auf einem freien Platze einen Kampf der zusammengebrachten Vögel vollziehen, der an Grausamkeit dem Schauspiele eines Hahnenkampfes wenig nachsteht. Auf demselben Platze hat vielleicht wenige Stunden vorher der indische Gaukler seine wunderbaren Schaustückchen ausgeführt, gebändigte Schlangen zu den verschiedensten und überraschendsten Vorstellungen verwandt. Aus manchem Privathause dringt das Gekreisch der Papageien hervor; es sind diese die wohlgepflegten Gesellschafter der Morgenländer; ihr buntes Gefieder leuchtet dem Wanderer auf der Straße aus manchem großen Käfig entgegen, der über dem Laden seinen Platz gefunden hat. Sogar durch Vogelhäuser auf öffentlichen Plätzen sorgt man für die gefiederte Welt. Eine octogonale Grundform herrscht zumeist in ihrer Anlage vor. Laternenartig erheben sie sich auf der bunt bemalten tragenden Säule, die wiederum auf einem hohen massiven Sockel mit krönendem Gitter ruht. Hier finden die Vögel jederzeit einen gedeckten Tisch. Achteckig ist auch die Grundform der zierlichen Thürme, welche den architektonisch-schönen Abschluß der Bauten an den Ghâts bilden, die die Scheidung sichern zwischen den einzelnen Abtheilungen für die Badenden. Kuppeln überragen die meisten dieser Thürme, wie ja auch manche Moschee einer indischen Stadt von Weitem schon durch ihr Kuppeldach erkennbar wird. Breite, bequeme Stufen führen hinab zu der Jumna, und der Indier, welcher hier badet oder seine Abwaschungen vollzieht, verbindet mit dem Acte einer wohlthätigen Erfrischung seines Körpers zugleich die Erfüllung einer der Pflichten, welche ihm seine Religion auferlegt. R. Seidler.

Bücherbesprechungen.

— Geschichte der Philosophie im Umriß von Dr. Eduard Löwenthal. Herrmanns Buchhandlung. Berlin SW. — Dieser neueste Umriß leistet das Aeußerste in der compendiösen Zusammenziehung des Stoffes der Geschichte der Philosophie. Aber Alles in der Welt hat seine Grenze und so wohl auch das an sich berechtigte Streben nach Abkürzung und Vereinfachung des Inhaltes des Wissens. Der Verfasser hat sich seine Aufgabe in einer bisher unerhörten Weise leicht zu machen gewußt. Er greift zuerst zurück zu der älteren streng ethnographischen Methode der Eintheilung der Geschichte der Philosophie. Es folgen 1) im Alterthum die Indier, Perser, Phönizier, Aegypter, Griechen und Römer mit ihrer Philosophie. 2) Das Mittelalter. 3) Die Neuzeit. 4) Die neuere französische und englische Philosophie. 5) Erläuterung der Hauptrichtungen und einiger Grundbegriffe der Philosophie. 6) Ein Namensverzeichniß der wichtigsten Philosophen, unter denen sich bescheidener Weise auch der eigene Name des Verfassers selbst vorfindet. Allerdings sind von demselben schon früher einige philosophische Schriften erschienen, von denen aber bis jetzt das Publicum leider keine Notiz genommen zu haben scheint. Wir können auch dieser uns hier dargebotenen Gabe keinen besseren Erfolg versprechen. Weder der Fachgelehrte, noch auch das größere Publicum wird hieraus irgend eine gründliche Belehrung über den Kern der philosophischen Lehren zu schöpfen vermögen, da uns statt dessen nur ein oberflächliches und abgeblaßtes Scheinbild derselben dargeboten wird. C. H.

— Resurrectio Divi Quirini Francisci Baconi Baronis de Verulam, Vicecomitis Sancti Albani. CCLXX annis post obitum eius IX die Aprilis anni MDCXXVI. (pro manuscripto.) Cura et impensis G. C. Halis Saxonum 1896. (In Commission bei Alfred Lorentz in Leipzig.) 1 ℳ 25 ₰. — Der unglückliche Shakespeare kommt noch immer nicht zur Ruhe. Kaum hat die deutsche Shakespeare-Gesellschaft auf ihrer letzten Hauptversammlung an die Anhänger der Bacon-Hypothese eine endgiltige Absage gerichtet, so erscheint aus dem gegnerischen Lager wieder eine Veröffentlichung. Diesmal ist es sogar ein Mitglied der deutschen Shakespeare-Gesellschaft selbst, das als Vorkämpfer für die Bacon-Theorie auf den Plan tritt: Dr. George Cantor, Professor der Mathematik in Halle, veröffentlicht in einem kleinen Heftchen (24 Seiten Duodez) ein, wie es scheint, bisher ungedrucktes lateinisches Lobgedicht „auf den Hingang des unvergleichlichen Franz Baco von Verulam", darauf eine sehr freie prosaische Uebersetzung dieser Verse (in englischer Sprache) und schließlich die bekannte Biographie Bacon's von Dr. William Rawley. Das Lobgedicht auf Baco schlägt allerdings einen sehr überschwenglichen Ton an; aber was es nach der Meinung Cantor's beweisen soll, daß nämlich Baco als Quirinus (= Speerschwinger = Shakespeare) verherrlicht werde, das beweist es nicht. Die Worte:

Crescere Pegaseas docuit velut Hasta Quirini
Crevit et exiguo tempore Laurus erat

enthalten ein Bild, einen Vergleich. Es erscheint uns reichlich kühn, von dieser Stelle zu sagen (S. IV): Therein Francis Bacon is addressed as Shakespeare; for „Quirinus" denotes clearly in English „Spear-Swinger" or „-Shaker". Daß derartige elegische Todtenklagen überaus vollmundig zu klingen pflegen, die Superlative nicht sparen, sich in begeisterten Lobeserhebungen nicht genug thun können, zumal in den Zeiten der Renaissance, die dafür besonders empfänglich war, weiß man. Ueberdies ist Bacon keineswegs blos als Dichter, sondern auch als Philosoph und als Staatsmann gefeiert. Das einzige Werk, dessen Titel angeführt wird, ist die Magna Instauratio: „Palmam ideo reliquis Magna Instauratio libris Abstulit." Nach dem ganzen Gedankengang des Hymnus ist unverkennbar eine Steigerung beabsichtigt. Diese Klimax spricht geradezu dagegen, daß der Verfasser der Distichen es darauf abgesehen habe, den Dichterruhm des Baco besonders hervorzuheben. — Ebenso wenig beweist die fettgedruckte Stelle aus Rawley's „life of Bacon" (S. 18), was Cantor aus ihr herausliest. Da wird Baco's Kunst, fremde Gedanken in ein anmuthigeres Gewand zu kleiden, gerühmt und es wird in dieser Beziehung ein Vergleich gezogen zwischen ihm und Ovid, der von der Leichtigkeit, wie ihm die Verse zuflossen, sagt: Et quod tentabam scribere, versus erat. — Uns ist äußerst zweifelhaft, ob das Büchlein Cantor's einen der Verfechter von Shakespeare's Rechten auf seine Dramen bekehren wird. Es heißt in der Vorrede: The proofs, I believe I have found, are puraly historical, and I propose gradually to publish all the material in question I have at command. Mit dem „rein geschichtlichen Nachweis" ist es vor der Hand Nichts; das Weitere wird man abwarten. Einstweilen steht es so, daß die eigentlichen Sachverständigen sammt und sonders auf Seiten Shakespeare's stehen, während die Baconianer alle mehr oder minder Dilettanten sind. Im Uebrigen gestehen wir offen, daß wir zu den Ketzern gehören, die der ganze leidenschaftliche Shakespeare-Bacon-Streit völlig kalt läßt. R. B.

— Handbuch der Kostümkunde. Von Wolfgang Quincke, Schauspielregisseur zu Frankfurt a. M. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 459 Kostümfiguren in 152 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. (Nr. 124 der illustrirten Katechismen.) — Die Weber'schen illustrirten Katechismen, welche in rascher Folge und theilweise schon in mehrfacher Auflage erschienen sind, bieten recht schätzenswerthe Nachschlagebücher auf den verschiedensten Gebieten von Wissenschaften, Kunst und Gewerbe. Das vorliegende Handbuch der Kostümkunde will unter Benutzung der besten Kostümwerke den Kunstgenossen des Verfassers ein billiges Nachschlagewerk liefern, aber auch allen anderen Gebildeten bei Zweifeln über diese Fragen damit an die Hand gehen. Diesen Zweck erfüllt das Buch auch vollkommen, denn das reichhaltige Verzeichniß der einschlägigen Literatur giebt auch für eingehendere Studien einen guten Anhalt. Die Kostümbilder sind nach guten Vorbildern gewählt, man erkennt die Trachtenbilder eines Manuel Deutsch, Hans Holbein, auch nach altflorentiner und venezianer Bildern, nach Rubens u. A., sowie aus jener bekannten Folge der Münchener Bilderbogen. Freilich eine Hauptsache fehlt, die Farbenzusammenstellung der Gewänder und diese ist doch meist mit das Schwierigste, doch würde die farbige Ausführung jedenfalls das Werk zu sehr vertheuert haben, da der Preis ohnehin nicht gerade billig ist (4 ℳ 50 ₰). Der Druck des Buches ist recht gut gelungen. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 81. Dienstag, den 7. Juli. 1896.

Das Leben der Gletscher.

Von B.

Die „Rivista mensile“ berichtet in Nummer 11 des Jahrganges 1892 über eine „seltsame Entdeckung auf den Gletschern des Monterosa“. Am 1. September dieses Jahres fand nämlich ein Herr L. Vaccarone im Eise des Vignegletschers die Jacke des Senators Perazzi, welche der letztere am 7. August 1876 bei einem Sturze von den Felsen der Parrotspitze verloren hatte. Die Jacke hatte sonach mit dem sie umgebenden Eise in 16 Jahren einen Weg von 1112 m zurückgelegt. Daß nicht Wasser oder Sturm den Transport besorgt haben konnten, bewies neben der Art ihres Einschlusses die ausgezeichnete Conservirung durch das Gletschereis. Diese und zahlreiche ähnliche Thatsachen zeigen uns, daß das Gletschereis außer den mit dem gewöhnlichen Eise gemeinsamen Eigenschaften des Wachsens und Abschmelzens noch eine andere, ihm ausschließlich zukommende besitzt, die der Ortsbewegung: „Täglich schiebt die Gletschermasse rastlos weiter sich und kalt.“ In unserm Zeitalter der Alpenreisen klingt's beinahe trivial zu sagen: die Gletscher sind Eisströme, die in der Firnregion ihre Quellen besitzen, durch Schluchten hinabfließen in die Thäler und zwischen grünen Matten, goldigem Getreide und freundlichen Anwesen ihr kaltes Dasein „verhauchen“. Jeder Thalbummler, noch mehr jeder Jochfinke, der bis zur Höhe des Hochjochs sich emporgeschwungen, oder gar die Dreisprachenspitze siegreich bezwungen hat, begreift gar nicht, wie ein vollsinniger Mensch die Thatsache des Gletscherfließens bezweifeln kann, und hat dafür nur mitleidiges Achselzucken. Ob seine auf derartigen „Hochtouren und Gletscherwanderungen“ erworbene glaciale Erfahrung den Fragen des Laien Stand hielte? Quien sabe! Thatsache ist es. Das Gletschereis bewegt sich von seiner Geburtsstätte, dem gewaltigen Firnbecken der Hochregion, langsam abwärts wie ein im Erstarren begriffener Strom, wie zähflüssige Lava, bald langsam, bald schneller, je nach der Mächtigkeit des Hochreservoirs, nach der Mächtigkeit der Eismassen und nach der Verschiedenheit des Gefälles innerhalb weiter Grenzen, von wenigen mm bis 300 m, im Durchschnitt 40 bis 100 m pro Jahr, oder 10 bis 40 cm am Tage. Die Maximalgeschwindigkeit der Alpengletscher ist danach so groß etwa wie die des Stundenzeigers unsrer Taschenuhren. Am Unteraargletscher beträgt die Entfernung vom Zusammenfluß seiner Aeste bis zum Ende der Zunge 8300 m. Ein Eistheilchen, oder die Jacke des Herrn Senator Perazzi, würde zur Zurücklegung dieses Wegs die Kleinigkeit von 130 Jahren brauchen. Dagegen betrachtet, reist die Schnecke immer noch mit Schnellzugsgeschwindigkeit. Viel bedeutendere Geschwindigkeit zeigen die Gletscher Grönlands und des Himalaja. Der Gletscher von Jacobshavn auf Grönland wälzt seine Eismassen mit einer täglichen Geschwindigkeit von 14 bis 20 m ins Meer. Auch der Vernagtgletscher im Oetzthale zeigte gelegentlich seines letzten größeren Vorstoßes eine ähnlich schnelle Bewegung: Am 1. Juni 1845 legte er in 24 Stunden den Weg von 12 m zurück. Das Fortschreiten des Eises konnte ganz gut unmittelbar beobachtet werden, und im Wettlauf mit einer kleinen Schnecke hätte er wohl den „Meisterpreis der Welt“ gewinnen können. „Die Gletscher wachsen halt wia's Kraut.“ Obwohl den Alpenbewohnern stets bekannt, wie schriftliche Ueberlieferungen, bis auf 1096 zurückgehend, überzeugend darthun, wurden die Bewegungen der Alpengletscher doch erst seit 1874, mit der Vermessung des Rhonegletschers, unter wissenschaftliche Controle gestellt. Gegenwärtig, also nach reichlich 20 Jahren, ist uns die Geschwindigkeit aller bemerkenswertheren Gletscher in den Ost- und Westalpen genau bekannt und ihre Bewegungen werden von Jahr zu Jahr beobachtet. Die Schaar der alpinen Glacialgeologen ist eine gar stattliche, und die pecuniäre Unterstützung ihrer Arbeiten durch Alpenvereine verdient volle Anerkennung.

Die bei den Messungen angewendete Methode basirt im Wesentlichen auf der Wahl fester Standorte auf den beiden Gletscherufern, auf deren Verbindung durch geradlinige Steinreihen, eingerammte Pfähle, oder hervorragende Blöcke auf dem Gletscher und quer über ihn hinweg und auf der in gewissen Zeitabständen sich wiederholenden Visirung aller dieser Punkte durch Nivellirungsinstrumente oder auf photogrammetrischem Wege. Der aufmerksame Wanderer wird an der Pasterze, am Alpeinergletscher im Stubai, am Hochjoch-, Hintereis-, Vernagt-, Gepatsch-, Suldengletscher u. a. sicher diese, meist bunt markirten Punkte wahrgenommen haben. Es ist nur zu wünschen, daß absichtliches Verletzen und Verschieben der wichtigen Marken unterbleibe. Die Arbeiten der Gletscherovermesser sind mühsam und zeitraubend und gestalten sich oft genug zu gewaltigen Strapazen, wenn ungünstige Witterung den ohnehin höchst unwirthlichen Aufenthalt zum Tummelplatz entfesselter Elemente umwandelt. — Unter den wichtigen Ergebnissen der Gletscherbeobachtungen seien außer der schon erwähnten Feststellung der Geschwindigkeit noch folgende erwähnt: 1) Die Bewegung desselben Gletschers ist nach Zeit und Ort sehr verschieden. 2) Die Gletscher zeigen unter einander die größten Verschiedenheiten in der Bewegung. 3) Da die geraden Steinlinien auf dem Gletscher sich bald in krumme verwandeln, deren Convexität nach abwärts gerichtet ist, so muß das Eis an den Ufern sich langsamer bewegen als in der Mitte, analog der Bewegung der Wassertheilchen im fließenden Gewässer. 4) An der Oberfläche des Gletschers bewegt sich das Eis schneller als am Grunde, eine Erscheinung, die wohl durch die am Gletscherboden vorhandene größere Reibung befriedigende Erklärung findet. 5) Die schnellste Bewegung zeigt das Eis beim Austritte aus der Firnmulde; Verengung und stärkere Neigung des Bettes wirkt beschleunigend, dessen gegentheiliges Verhalten verlangsamend auf den Gletscher ein, wie ja auch der Strom in enger Schlucht rasch dahinschießt und beim Eintritt in weite Thalmulden behaglich sich ausbreitend gemächlich seine Wege zieht. Und wie der Strom wesentliche Unebenheiten seines Bettes durch eigenthümliche an den Ort gebundene Wellenlinien dem kundigen Auge anzeigt, vor aufragenden Felsen und Ufervorsprüngen zornig brausende Sturzwellen aufwirft und in schäumenden Kaskaden steile Thalstufen überwindet, oder als Wasserfall mit mächtigem Schwunge niedersetzt zur grünen Aue, um dort ruhiger seinen Weg fortzusetzen, so hat auch der Gletscher ähnliche Hindernisse zu überwinden und entschleiert dabei zugleich dem aufmerksamen Beobachter die schönsten und gewaltigsten Aeußerungen seines geheimnißvollen Lebens. Nur bei fast horizontalem und ebenem Bette ist der Gletscher zahm und spaltenfrei, wie schon die Namen Ebenferner und Ebenrandferner andeuten. Geringe Unebenheiten und schwache Differenzen in der Neigung des Felsuntergrundes führen bereits zum Aufklaffen von Rissen und Spalten, mit ähnlichem aber entsprechend stärkerem Geräusche, wie auf den Eisdecken unserer Teiche und Flüsse. Stellt sich ein Felssporn dem Eisstrom entgegen, so wirkt er wie ein riesiger Eisbrecher: zahllose Spalten klaffen ihm centripetal entgegen. Den Besuchern der Stilfserjochstraße ist vielleicht die Nashornspitze bekannt; erhebt sie sich doch als schwarze Felsklippe steil und unvermittelt aus blauem Gletschereise. Diese Klippe und eine weiter links gelegene, weniger auffällige sind die Rieseneisbrecher, welche die von der Trafoier Eiswand herabfluthenden Eismassen wie scharfe Kammsporne unter Bildung zahlloser Spalten in drei Arme zerlegen, in den Trafoier Ferner und in den zweitheiligen unteren Ortlerferner. Nimmt der Gletscherboden plötzlich stärkeres Gefälle an, so bilden sich Querspalten oft in zahlreichen Parallelzügen, die erst bei gleichmäßigem Verlauf des Bodens wieder verschwinden.

Kuppelförmige Wölbung und muldenförmige Vertiefungen des Felsuntergrundes veranlassen netzadrig verlaufende Spaltensysteme. Die Gletscherzunge ist am untern Ende in der Regel mit Längsspalten, oder richtiger, mit nach dem Ende zu divergirenden Spalten durchsetzt. Auch dann, wenn ihre Breite nur Bruchtheile eines Meters beträgt, gewöhnlich beträgt sie viel mehr, sind diese unheimlichsten Zeugen des Gletscherlebens dem Wanderer ein ernstes memento mori. Sobald die Spalten ausgeapert d. h. nicht mehr mit Neuschnee bedeckt sind — das tritt in niederschlagsarmen Sommern Anfang August, sonst in der Regel im September ein —, wird Niemand sie verkennen. Sie zwingen dann wohl zu weiten Umwegen, in der Hochregion ein oft verhängnißvoll werdender Factor, ein Einbrechen könnte aber nur dann erfolgen, wenn Nachtfröste darüberschießendes Schmelzwasser in dünne, trügerische Eisdecken verwandelt hätten. Wenn jedoch Neuschnee die flimmernde Eisoberfläche mit gleichförmig weißer Decke überzieht und über die gähnenden Schlünde lockere, luftige Brücken baut, deren Tragfähigkeit vor dem Betreten nicht immer sicher ermittelt werden kann, dann ist das Wandern auf diesen scheinbar so harmlosen Schneefeldern oftmals ein Gehen über dem leeren Raume. Nicht immer künden sich verwehte Spalten durch flache Furchen auf der Schneefläche an; nur hie und da, wo der Spalt für das Schneefüllsel zu breit war, lugt die tückische Tiefe als unscheinbares Loch harmlos durch den weißen Mantel. Verlauf und Tiefe dieser Spalten sind ganz verschieden. Man hat durch Auslothen Tiefen bis zu 200 m festgestellt. Oft erweitern sie, oft verengern sie sich mit zunehmender Tiefe. Die lasurblauen Wände fallen hier prall ab wie glatte Mauern, dort sind sie unterbrochen von Nischen oder Vorsprüngen, Simsen und Balkonen verschiedener Breite und Ausdehnung, geziert mit meterlangen Zapfen krystallenen Eises. — Die erhabensten Zeugen elementaren Gletscherlebens sind jedoch unstreitig die Gletscherbrüche. Sie entstehen dann, wenn der Gletscher über eine oder mehrere Wandstufen des Felsuntergrundes herabstürzt. Ein erstarrter Katarakt! Mächtige Spalten und Klüfte, kreuz und quer verlaufend, zerlegen das Eis von der Oberfläche bis zum Grunde in ein Gewirr oder Labyrinth riesigster Gestalten, von 10 bis 20 m Höhe und darüber, in Nadeln, Pyramiden, Thürme, Klötze, aufrecht stehende Platten, eine immer origineller als die andere, hier mit glatten Wänden, dort durch Wirkung der Schmelzkräfte mit angenagter, zerfressener Oberfläche, die einen auf breiter Basis, andere wie umgestürzte Kegel auf winziger Unterlage, in allen nur möglichen Stellungen, freistehend oder in Gruppen aneinander gelehnt, überhängend, halb liegend, oft um die wagehalsigste Gleichgewichtslage förmlich balancirend. Hat der Beobachter seinen Stand oberhalb des Bruches, so erscheint ihm dieser wie Wellen einer heftigen Brandung, im Momente des Ueberschlags durch Zauberkraft erstarrt. Ziert Neuschnee die vielgestaltigen Gebilde mit gewaltigen weißen Mützen und Hauben und malt Frau Sonne mit Zauberfarben bunte, schillernde Reflexe in raschem Wechsel in diese Eiswelt — dann erhält der Wanderer erhabene Eindrücke, die nimmermehr verblassen. Wie groß ist doch Mutter Natur in ihrer Erfindung Pracht!

„Und wo kein Baum, erquickt vom Strahle,
Kein Strauch lebt, keine Stimme schallt,
Schafft sie aus Eis sich Berg und Thale,
Und Kluft und Ebne, Busch und Wald,
Und läßt Paläste mitten innen
Und Thürm' und Warten sich erbaun,
Die mit den Gold- und Silberzinnen
Die seltne Schöpfung überschaun."

Und doch sind diese mächtigen Gebilde — Seracs ist der glacialtechnische Ausdruck dafür — nur Eintagsfliegen im Gletscherleben. Ihre Basis ist in unaufhaltsamem Fortschreiten begriffen. Warme Winde, Regen und die liebe Sonne sind dem Gletscherschube allzeit bereitwillige Hilfstruppen, und so stürzen die Eisriesen endlich mit Donnergetöse krachend herab von der Höhe, vielleicht um unschädlich in einem der gähnenden Schlünde zu verschwinden, oder als Eislawinen mit furchtbarer Schnelligkeit die steilen Hänge hinabzusausen und in Verbindung mit der vorauseilenden Luftwelle Verderben über die in ihrem Bereiche befindliche Lebewelt zu bringen, ein Athemzug in der Brust des schlummernden Gletscherungeheuers. Scheu hinausblickend zur Schaar der blauschimmernden Ungethüme, mit leisen Schritten, ohne Laut, ängstlich den Athem anhaltend, zieht der Wanderer vorüber, damit der Schlaf der Schrecklichen nicht gestört werde. Wenn leichte Nebelschleier den Gletscher hinaufziehen und wallende Ringe um die im Zauber der Mondnacht mit flüssigem Silber übergossenen Gestalten weben, dann graust's dem Burschen, der drüben auf steiler Moräne den wilden Eisbruch zu umgehen sucht. Er kennt sie gut genug, die schönen Eisjungfrauen, gar mancher Buab hat seine Liebe zu ihnen mit dem Leben büßen müssen. Darum mögen sie winken, wie sie wollen. Nur weiter. Ein Fehltritt, und er bezahlt die eilige Flucht dem Gletscher mit rothem Herzblute.

Wie ist das Fließen einer starren Masse, des Eises, überhaupt möglich? Ja, lieber Frager, unser fin de siècle zeigt uns die Möglichkeit noch ganz anderer Dinge. So würde wohl Niemand vermuthen, daß Granit, das Fundament der Erde, wie Goethe annahm, das Ideal des Festen und Starren, nachgiebig werden könnte wie Thon und weiches Wachs. Und doch ist dem so einmal gewesen. Der an sich körnige Granit wurde bei Verschiebungen längs der Bruchspalten infolge des Gebirgsdrucks, dessen Größe in Zahlen bis jetzt noch nicht dargestellt werden konnte, weil uns der Maßstab dazu fehlt, zusammengequetscht wie ein Pudding, sodaß die Glimmerblättchen parallel zu einander sich richten und Quarzkörner und Feldspattafeln als Lagen feinster Bröckchen dazwischen geschoben werden. Und was dem urkräftigen Granit passiren kann, ist den Druckkräften eine Kleinigkeit gegenüber dem wenig widerstandsfähigen Eise. In den weiten Firnmulden der Hochregionen sammeln sich allmälig riesige Mengen von Firnschnee an. Derselbe thaut zwar am Tage oberflächlich ab, wobei die Schmelzwässer einsickern und in der Tiefe wieder gefrieren, wird aber in der Nacht wieder fest und vergrößert seine Masse mit jedem neuen Niederschlag, welcher in diesen Höhen fast stets in fester Form erfolgt. Gewaltiger, nach unten zunehmender Druck verwandelt nun die tiefer gelegenen Schichten des körnigen Firns in Eis, Firneis, und quetscht Theile desselben in die von den Mulden herabziehenden Schluchten hinein; oder auch hinab auf die steilen Hänge. Nun liegt bei normalem Luftdruck der Gefrierpunkt des Wassers bei 0°. Bei höherem Drucke sinkt er unter 0° und zwar bei Druckzunahme von einer Atmosphäre ungefähr um $\frac{1}{144}$°. Da nun das Gewicht einer Eissäule von 1 qm Querschnitt und 11 m Höhe ungefähr gleich einem Atmosphärendrucke ist, die Mächtigkeit der Gletscher, nach der Tiefe der Spalten zu urtheilen, aber eine ganz enorme sein kann, so muß in den tieferen Theilen der Gletschermasse der Gefrierpunkt unter 0 liegen, das Eis also nicht mehr fest, sondern plastisch sein, oder vielmehr, weil das Gletschereis Körnerstructur besitzt, so müssen die Körner oberflächlich schmelzen, sich mit Wasserhüllen umgeben und unter dem fortwirkenden Drucke sich verhältnißmäßig leicht gegeneinander verschieben können. Schmelzen aber absorbirt Wärme. Die Temperatur im Eise sinkt endlich auf den durch Druck erniedrigten Gefrierpunkt und die Wasserhüllen verwandeln sich wieder in Eis. Durch öftere Wiederholung dieses Vorganges — Regelation des Eises — erklärt sich auch die Thatsache, daß das Gletschereis nach seinem Ende hin gröber im Korne wird und die im Firneis kaum sichtbaren Körner unten am Zungenende die Größe von Haselnüssen und darüber erreichen können. Ein schönes Bild von der Kornstructur des Gletschereises kann sich übrigens jeder Alpenfahrer, selbst der mit Stiefeletten und Entoutcas bewaffnete leicht verschaffen, wenn sein Weg ihn an der Gletscherzunge vorüberführen sollte. Man schlage ein Stück Eis los, am besten vom Rande einer der vielen, aber gutartigen Spalten, und übergieße es mit rothem Tiroler (Special braucht's nicht gerade zu sein). Der Wein dringt rasch auf den Haarspalten ins Innere des Eises — und nach wenigen Minuten schon erscheinen deutlich die farblosen Körner, umstrickt von rothen Maschen, ein reizendes und zugleich belehrendes Bild! Derselbe Vorgang der Regelation bewirkt auch unterhalb eines Gletscherbruches das rasche Zusammengefrieren der Eisfragmente und die Regeneration des Gletschers. Wenn feste Niederschläge oben im Firngebiete und Kälte dem Gletscher Wachsthum und Bewegung bringen, so setzen Sonnenwärme, Regen und warme Winde anderseits ihm arg zu und verhelfen ihm zu einer Entfettungscur. Er verliert an Volumen und Länge, er „schrumpft" und geht zurück, wenn der Zuwachs von oben geringer ist als die Abschmelzung. Ueberwiegt der Zuwachs, so schwillt der Gletscher an, rückt weiter vor und occupirt freies Terrain. Nach den Untersuchungen Richter's ergiebt sich für das Vorrücken und Zurückgehen der Gletscher eine 35 jährige Periodicität, entsprechend den Klimaschwankungen. Seit der letzten Periode des Vorstoßes von 1850 sind alle Alpengletscher stark zurückgegangen, wie an der Ausdehnung zurückgelassener Moränen, an dem noch immer kahlen, vom Eise bearbeiteten Felsboden und den vegetationslosen Uferstreifen stets deutlich zu erkennen ist. Seit ca. 8 Jahren scheinen viele

Gletscher der Westalpen, einige der Ortlergruppe, ganz besonders die kleineren und hochgelegenen Hängegletscher wieder vorzurücken. Die Abschmelzung erreicht im Sommer naturgemäß ihr Maximum. Die tägliche Abschmelzung beträgt in dieser Zeit durchschnittlich 3 cm. An den Ufern und am Ende schrumpft das Eis stärker als in der Mitte. Es sinkt dort tiefer ein und veranlaßt die Entstehung der vom Hochtouristen gefürchteten, weil meist schwer passirbaren Randklüfte. Folge der Abschmelzung ist auch die charakteristische Brodlaibform des Gletscherendes. In der warmen Jahreszeit, ausschließlich während der Besonnung, sowie bei bedecktem Himmel Tag und Nacht, rieseln und plätschern überall auf dem Gletscher die Schmelzwässer. In schmalen, annähernd parallel gehenden Rinnen eilen sie hurtig abwärts, vereinigen sich wohl auch hie und da zu stärkeren Bächen und stürzen schließlich mit weithallendem Brausen in Querspalten, um von nun an im unterirdischen Laufe durch Wühlen, Bohren und Sägen den Gletschergrund zu suchen und endlich am Ende des Gletschers aus der weiten Wölbung des Gletscherthores als tobender Gletscherbach zu Tage zu kommen.

Recht häufig wühlt das Schmelzwasser an einer sich auskeilenden Spalte senkrechte Trichter aus und vertieft diese besonders dann rasch, wenn es hineingefallene Steine unter wirbelnder Bewegung als Bohrer verwenden kann. Derartige „Gletschermühlen" können, besonders bei geringer Geschwindigkeit des Eises, sogar den Gletscherboden erreichen und auch dort noch ihre Thätigkeit fortsetzen. Es entstehen auf diese Weise trichter- und cylinderförmige Löcher selbst im festen Felsboden, die sogenannten „Riesentöpfe und Strudellöcher". Solche Gebilde finden sich ziemlich häufig im Alpenvorland, ja selbst in Mitteldeutschland und sind Zeugen dereinstigen glacialen Lebens jener Gegenden. Wenn das elementare Leben des Gletschers augenblicklicher und unmittelbarer Wahrnehmung vielfach sich entzieht oder durch seine Aeußerungen im Aufreißen der Spalten, im Donnergepolter zusammenstürzender Eisthürme, oder gar in der vernichtenden Wirkung von Eislawinen Furcht und jede Thatkraft lähmendes Entsetzen verbreitet, so wirkt das organische Leben um so anmuthender und freundlicher auf den Beschauer. „Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt" und die müden Beine gar nicht gerne mehr den schweren Nagelschuh aus fußtiefer Neuschneepantsche herausziehen wollen — wie erfrischend wirkt dann der prächtige Falter, der tänzelnden Fluges über die Eiswelt dahingaukelt! Beneidenswerther Reisegenosse! Und doch, wer ihn warnen könnte, den heiteren Sonnensohn, den Liebling der Blumenkinder drüben am grünen Wasen! Noch badet er wohlgemuth in Strömen blendenden Lichts, noch athmet er behaglich die reine sauerstoffreiche Luft, doch bald ermüdet ihn die Fülle des Glückes. Er ist müde. Aber wohin zum Ruhen? Ueberall die weiße, eisige Fläche. Ermattet sinkt der kleine Ausreißer endlich herab, und tödtliche Kälte läßt ihn rasch erstarren. Schmetterlinge, Käfer, Fliegen, Bienen, Hummeln und Libellen tummeln sich oft in förmlichen Schwärmen über den eisigen Gefilden, aber selten nur vermag eines der leichtsinnigen oder durch den Sturm dorthin verschlagenen Insecten der todbringenden Gefangenschaft zu entkommen. Die kleinen Leichen schmelzen vermöge der stärkeren Wärmeabsorption rasch in das Eis ein und bilden Vertiefungen, genau ihren Körperformen entsprechend. Der Gletscher ist kein Freund von Besuchen und wohl den Thieren, die seine Abneigung kennen! Selten und ungern überschreiten ihn Gemsen und andere Vierfüßler, wiewohl sie den gefährlichen Spalten gut auszuweichen wissen. Das Vogelleben hat in den oberen Revieren so gut wie aufgehört, wenn man von gelegentlichen Besuchen durch Krähen, Dohlen und kreisende Raubvögel absieht, welche nach verunglückten Thieren suchen.

Gegenüber der Vegetation verhält sich der Gletscher nicht weniger feindlich. Bei seinen Vorstößen vernichtet er das Pflanzenleben von Grund aus. Mögen ihm nun mächtige Föhren, sturmerprobte Zirbeln oder saftige blumengeschmückte Rasen entgegentreten. Er rottet die Pflanzenwelt thatsächlich mit „Stumpf und Stil" aus und vernichtet sicher die unterirdischen Theile, sowie die widerstandsfähigsten Samen, wie das Aussehen des Gletscherbettes noch Jahrzehnte nach dem Zurückgange beweist. Der Gletscher hinterläßt bei seinem Zurückgehen ein wüstes Durcheinander von Schutt, Sand, Lehm und kahlem Felsboden, umrahmt von mächtigen, oft 100 m hohen Moränenwällen. Nur ganz allmälig vermag der Gletscherbach durch häufige Verlegung seines Bettes, durch Transportiren und Sortiren einigermaßen Ordnung in dieses trostlose Chaos zu bringen. Seit dem letzten Vorstoße von 1850 und dem sich anschließenden Rückgange der Gletscher sind die alten Betten noch immer durchweg kahl, und nur schwach sind die Versuche der Vegetation zur Wiedereroberung, sei es, daß Wind, Wasser und Lawinen Samen und unterirdische Stengel von den Gehängen herabbringen, oder daß sie, wie die Alpenrose, von den Rändern her in das verwüstete Gebiet eindringt. Es entstehen so inmitten der öden Schuttmassen liebliche Stillleben, kleine Beete der herrlichsten Alpenblumen, wie des Alpenleinkrauts, der rothen Silene, gelber und weißer Anemonen, der verschiedenen Steinbrecharten und vor Allem der süßduftenden Edelraute (Artemisia mutellina, Achillea atrata und Senecio Carniolicus), des Lieblings des Alpenvolkes, von diesem weit höher geschätzt als Edelweiß. Selbst kahler Fels, vom Eise in Rundbuckel verwandelt und mit parallelen Schrammen, Furchen und Ritzlinien beschrieben, werden vom kecken Blumengesindel occupirt. Spärliche Lagen feiner Erde in den Rissen genügen der waghalsigen Alpenscharte vollauf zum Leben, und triumphirend schwenkt sie ihre dicken blauen Blüthenköpfe als Siegeszeichen hinüber zu den jetzt ohnmächtigen blauschimmernden Eismassen. Ja selbst mitten auf dem Gletscher wagt unter Umständen das lose Völklein der Blumen sich anzusiedeln und fröhliche „Sommerfrische" durchzuleben, wie Verfasser beim Ueberschreiten des Oedwinkelgletschers in den Hohen Tauern beobachten konnte. Das sanft geneigte Oedwinkelkees ist wie das benachbarte Riffelkees mit außergewöhnlich viel Schutt bedeckt. Zwischen den Blöcken hat rinnendes Wasser reichliche Mengen feiner Verwitterungserde und Humustheilchen zusammengetragen. Eine so beschaffene Stelle der Gletscheroberfläche war nun zu unserer großen Ueberraschung, denn auch der Führer hatte Aehnliches noch nie beobachtet, in ein allerliebstes Blumenbeet von der Größe einer mittleren Stube umgewandelt. Aus dichtem Blätterrasen guckten freundlich die Blüthen des blauen Speiks (Primula glutinosa), der rothen, stengellosen Silene und die weißen Sterne des Steinbrechs heraus. Am Rande schaukelten blaue Soldanellen ihre zierlich gefransten Blüthenglöckchen und selbst einige Enziane hatten sich eingestellt. Daß Gletscherranunkeln nicht fehlten, braucht kaum erwähnt zu werden. Und mit behaglichem Summen schmausten einige Bienen und Hummeln an der kleinen, aber mit lauter Leckerbissen besetzten Tafel. In der Welt der Oede, der wildesten Zerstörung, der eisigen Kälte eine wahrhaft herzerfreuende Lebensgemeinschaft! Und dicht am Rande des kleinen Idylls gähnte eine breite Spalte im blauen Eise. Zwischen Tod und Lebensfülle eine kaum handbreite Schicht Erde! Ob die Blumenoase droben auf dem Oedwinkelgletscher jetzt noch bestehen wird?

Hin und wieder scheint der Schnee der Gletscher blutroth gefärbt. Diese nicht seltene, rother Schnee genannte Erscheinung knüpft sich an das Auftreten einer einzelligen Alge, Protococcus nivalis, deren nahe Verwandte, Protococcus viridis, den bekannten grünen, feinkrustigen Ueberzug an den Wetterseiten der Bäume, Mauern und Zäune bildet. Ueber die Lebensgeschichte des rothen Schnees, dieser anspruchslosen und kältefestesten Organismen, ist wenig bekannt. Wenig auch weiß man zu berichten über das Leben des bekannten kaum millimetergroßen, schwarzen Gletscherflohs, Desoria glacialis, der in dichtem Gewimmel, besonders nach Neuschnee, die Gletscheroberfläche belebt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt sind die Felsen und Schuttmassen am Rande des Gletschers. Die winzigen Gesellen führen mit Hilfe einer am Leibesende befindlichen Springgabel große Sprünge aus und entziehen sich der Gefangenschaft zauberhaft schnell durch eilige Flucht in die Poren des Schnees. Besonders gern hatten sie sich in den Fußspuren der Gletscherfahrer auf, diese wie mit feinem Ruß ausfüllend. Ob sie dort, wie ein Hochtourist gemeint hat, das von den Bergschuhen zurückgelassene Fett als besondere Delicatesse ansehen und verschmausen? Jedenfalls sind auch sie recht anspruchslose Gesellen. So ganz und gar abhold dem Leben ist der Gletscher also doch nicht. Und wenn er die starren, unfruchtbaren Felsen der Hochregion zu feiner Erde zerreibt, und wenn der brausende Bach diese als „Gletschermilch" oder „Trübe" hinausträgt in die Niederungen, um dort vorhandenes Leben zu stärken und neues zu wecken, so können wir schon dem Dichter beipflichten, der da sagt:

„Und daß sie auch den Drang erfülle,
Zu nützen all- und überall,
So rieselt aus der eis'gen Hülle
Die rege Fluth in stetem Schwall,
Und stürzt hinunter in die Lande,
Und schwillt und stärkt sich mehr und mehr,
Und schlingt als Strom die Segensbande
Um viel beglückte Fluren her."

Bücherbesprechungen.

— Unser täglich Brod gieb uns heute! Ein Vortrag von Gustav Benz. Basel, Verlag von Jaeger & Kober, C. F. Spittler's Nachfolger. 1896. 35 S. — Wie viele Auslegungen dieses Gebetswortes in Bibelerklärungen, Katechismuspredigten rc. auch schon gegeben sein mögen von den alten Kirchenlehrern an, welche die vierte Vaterunserbitte im geistlichen Sinne (Brod des Lebens) nahmen, schon weil unter die anderen sechs geistlichen Bitten eine so ungeistliche Schwester nicht gehöre (wie ja auch Luther in seiner ersten Vaterunserauslegung die Bitte noch „fürnemlich“ faßte) bis auf unsere Tage, in denen diese Vaterunserstelle, welche freilich „den meisten Erdgeruch“ an sich hat, wieder in ihren eigentlichen Sinn eingesetzt ist, — immer wieder wird sich zumal in unserer durch die Brod- und Magenfrage so bewegten Zeit zu dem Alten, das gesagt ist, Neues hinzufügen lassen. Das thut denn der Verfasser in anerkennenswerther Weise. Er benutzt die vorhandene exegetische, homiletische, katechetische rc. Literatur (auch ein socialdemokratischer Dichter wird citirt) und bringt manche treffliche Winke und beherzigenswerthe Bemerkungen, die besonders unsere Zeit angehen. Wir können ihm beistimmen, wenn er zu der brennendsten Zeitfrage sagt, es liege im Interesse sowohl einer gesunden socialpolitischen Entwickelung, als des christlichen Glaubens, daß wirthschaftliche Forderungen nicht ohne Weiteres im Namen des Christenthums aufgestellt und bekämpft werden, auf der andern Seite aber behauptet, daß ein Christ mit Dank und Freude jede Einrichtung begrüßen müsse, welche geeignet ist, Menschen zum täglichen Brod zu verhelfen, die bisher zu demselben gar nicht oder nur außerordentlich schwer gekommen sind. Wenn in dem lutherischen kleinen Katechismus unter den zweiundzwanzig Stücken, welche dort zum täglichen Brod gerechnet sind, die dem Menschen nothwendige „Ruhezeit“ vermißt wird, so dürfte sie wohl in der „Nothdurft“ des Leibes und dem „Dergleichen“ zu suchen sein. Wir sind dem Verf. für seine Gabe dankbar. D. K.

— Meyer's Conversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Zwölfter Band. Mauria bis Nordsee. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Von diesem verdienstlichen umfangreichen Nachschlagewerke, das eine Zierde und einen wahren Schatz jeder Bibliothek bildet, liegt uns nun der 12. Band in einer Stärke von 1058 doppelspaltigen Seiten vor, so daß, wenn nicht noch in diesem Jahr, so doch sicher in der ersten Hälfte des nächsten die Vollendung dieses Riesenwerkes deutschen Fleißes zu erwarten steht, das in seiner ganzen Bedeutung freilich nur zu würdigen weiß, wer selber auf gleichem Gebiete thätig gewesen ist. Doch auch schon der Laie ahnt wenigstens, welche Unsumme von Arbeit und Wissen zur Herstellung solch eines Bandes gehört, die sich freilich auch nur dadurch ermöglichen ließ, daß eine ganze Reihe — und zwar namhafter — Gelehrter wie Künstler dem Unternehmen ihre thatkräftige Unterstützung andauernd zu Theil werden lassen. Was den Text betrifft, so sind die einzelnen Artikel, um der überreichen Fülle neuer Platz zu schaffen, wie begreiflich zum guten Theil kürzer und knapper als bei früheren Auflagen ausgefallen. Für die unvermeidliche größere Knappheit vieler älterer Artikel aber entschädigt uns hinreichend die reiche Anzahl von neu hinzugekommenen, die man in früheren Auflagen vermißt hat oder die erst in den letzten Jahren für weitere Kreise Interesse erhalten haben. Daß die Angaben so zuverlässig sind als irgend möglich ist und die einzelnen Artikel sorgfältigst durchgesehen worden sind und auch die allerneuste Zeit thunlichst berücksichtigt worden ist, haben wir schon mehr als einmal während des Erscheinens der einzelnen Bände anerkennend hervorgehoben, und der vorliegende Band steht seinen Vorgängern auch in dieser Beziehung nicht nach. Von größeren Artikeln, die diesmal besondere Beachtung verdienen, sowohl was ihren Inhalt als auch was ihre Form betrifft, seien nur hervorgehoben: Adolf Menzel, Mendelssohn-Bartholdy, Mensch, Menschenrassen, Mexiko, Militärgerichtswesen, Michel Angelo, Milton, Miniaturmalerei, Mode, Montenegro, Mozart, Musik, Musterschutz, Nahrungsmittel, Napoleon, Nervenkrankheiten, Niederlande, Nordpolexpedition, Nordpolarländer und Nordostseecanal. Sehr zahlreich sind gerade in diesem Bande und gleich lobenswerth wie der Text die sauber, zu einem guten Theile wirklich künstlerisch ausgeführten Abbildungen. Von den Karten seien nur die Mondkarte (mit 3 dazu gehörigen Tafeln), die Karten Mittelmeerländer, Neuguinea und Neuseeland, Neuyork und Umgebung, Nordpolarländer und Kaiser Wilhelm-Canal (Nordostseecanal), von den Tafeln die 2 Tafeln Moose, die 4 Tafeln Münzen, die 3 Tafeln Nahrungspflanzen, die 3 Tafeln Nebel, die 2 Tafeln Nordische Cultur und vor Allem die prächtigen Chromodruckbilder: Tiefseefauna, Mimikri, Mineralien und Gesteine, Mittelmeerflora, Nahrungsmittel, Neotropische Fauna und Cultur der Metallzeit hervorgehoben. Sei auch nach diesen neuesten Proben des Verlegers wie der Redaction dieses lexikalische Musterwerk bestens empfohlen! K. S—n.

— v. Scherff, Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Viertes Heft: Die Cernirung von Metz und die Schlacht von Noisseville. Darstellungen und Betrachtungen. Mit einem Plane in Steindruck. ℳ 7.—. E. S. Mittler u. Sohn. — Das Erscheinen der ersten Hefte der „Kriegslehren“ des Generals v. Scherff wurde von den militärischen Fachzeitschriften nach jeder Richtung hin als eine höchst bedeutsame und glückliche Fortsetzung seiner taktischen Lehren begrüßt und namentlich hat Oberstlieutenant Keim mehrfach auf die hohe Wichtigkeit dieser militärischen Lehrschriften hingewiesen, welche auch um deswillen einen besonderen Fortschritt gegen die früheren Werke des berühmten Verfassers aufwiesen, weil sie weniger abstracte Ausführungen enthielten. Auf reiner Wirklichkeit fußend, sind diese Schriften in neuerer Zeit zuerst wieder mit dem Versuch hervorgetreten, die Kriegsgeschichte in den Dienst bestimmter taktisch-reglementarischer Fragen zu stellen. Auch jene schwer verständliche Schreibweise war vermieden worden, die früher mehrfach getadelt wurde; es will uns aber scheinen, als sei in der vorliegenden Schrift der Verfasser wiederum in den alten Fehler verfallen, denn die vielfachen Anführungen, Einschaltungen und Hinweise auf andere Schriftsteller stören den Leser und die Schrift verlangt wiederum jene schon von Keim gerügte „geistige Dauerarbeit des Lesenden“. In dem vorliegenden Band hat v. Scherff sein eigentliches Lehrgebiet der Infanterietaktik und und die Besprechung seines Lieblingsgedankes und Wunsches, des Normalangriffs, verlassen und führt uns auf ein anderes Feld der kriegerischen Schule. Es ist der eigentliche Festungskrieg, dem seine Untersuchungen gelten. Er gliedert jedes Capitel in Darstellung der geschichtlichen Handlung, meist nach dem Wortlaut des Generalstabswerkes, sowie in daran geknüpfte Betrachtungen und Lehrfolgerungen. Wir heben aus dem ersten Abschnitt der Cernirung und Schilderung des 19. August 1870 hervor, daß General v. Scherff der Ansicht ist, der deutsche Verzicht auf ein erneutes Vorrücken der versammelten deutschen Armeeen am 19. und auf einen erneuten Angriff auf die französischen Stellungen am 20. August, welche sich auf die drei detachirten Forts von St. Quentin, Plappeville und St. Julien stützten, sei durch den Umstand einzig und allein bedingt worden, weil man diese Stellungen unter dem Schutze der Forts für unangreifbar hielt. Hieraus folgert er dann die Lehre, daß sich Feldkrieg und Festungskrieg heutzutage nicht mehr ohne Nachtheil trennen ließen und somit sich auch in Zukunft die „Festungswaffe der Fußartillerie“ nicht mehr aus der Feldarmee ausscheiden ließe. Verfasser beruft sich hierbei auf Scheibert's Befestigungskunst. Die Besprechung der eigentlichen Cernirung bietet eine Menge anregender Fragen über Vorpostenstellungen, Unterkunft und Verpflegung. Im 2. Abschnitt knüpft der Verfasser seine lehrreichen Betrachtungen an den großen Befreiungsversuch, die Schlacht von Noisseville, behandelt dann im 3. Abschnitt den weiteren Verlauf der Einschließung von Metz und berührt zum Schluß das bekannte Buch des Majors Kunz: „Konnte Marschall Bazaine im Jahre 1870 Frankreich retten?“ — Dieses Heft der „Kriegslehren“ ist besonders abwechselungsreich und fesselnd, da es eine Menge von Ansichten und Lehren aus den verschiedensten Gebieten der Taktik und Strategie in anregendster Weise erörtert. Doch sind wir gefaßt, daß manche Anschauungen des Generals v. Scherff wohl auch Gegner finden werden, wie seine früher ausgesprochenen Ansichten gleichfalls mehrfach auf Widerspruch gestoßen sind. Denn Eines darf man nicht übersehen und drängt sich uns beim Lesen derartiger Schriften von Kunz, Hoenig und v. Scherff immer auf, daß es wohl leichter ist, nach 25 Jahren am grünen Tisch, wo man alle Verhältnisse klar überschaut, die Thaten und Entschlüsse zu zergliedern und zu zerpflücken, als im entscheidenden Augenblick, in Noth und Kampf, die allein richtigen Maßnahmen zu finden und zu treffen. Auch diese Schrift des Generals v. Scherff wird bei Allen, die sich gern in ein so eingehendes Studium der Kriegsgeschichte vertiefen, wohlverdienten Beifall finden. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 82. Donnerstag, den 9. Juli. 1896.

Die Marienburg.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Auf der höchsten Erhebung des Nogatufers ragt die Marienburg, die Hochburg, „das Capitel des Deutschen Ordens“, in die Niederlande hinein, die ganze Gegend beherrschend, von überall her auf eine Entfernung von 3—4 Meilen sichtbar. Ein Viereck himmelragender Flügel schließt einen Hof von 20 : 25 m Seitenlänge ein, der Nordflügel, welcher Capitelsaal und Kirche enthält, tritt 21 m gegen Osten vor. Diese Burg ist im Westen durch die Nogat, im Süden durch die Stadt, im Osten durch den Schloßgraben, nach Norden durch den mächtigen Hausgraben und das Mittel- oder Hochmeisterschloß geschützt. Der trockene Graben schließt mit drei längeren Flügeln, einem westlichen, nördlichen und östlichen den geräumigen Hof des Mittelschlosses ein. Bei der Erbauung der Marienburg um 1280 wurde an dieser Stelle die Vorburg angelegt. Nach der Verlegung des Hochmeistersitzes in die Nogatfeste 1309 mußte sie vor diesem Hochmeisterschlosse weiter nördlich zurückweichen. Der geniale Erneuerer der Marienburg, Baurath Steinbrecht, hat in der Hochburg im Aeußeren und Inneren seine Wiederherstellungsarbeiten im Ganzen bereits abgeschlossen, sie ist wiedererstanden in ihrer alten Würde und Schöne. Ein Bild stolzer, selbstbewußter Kraft und ernster Strenge erhebt sich mächtig das geheimnißvoll geschlossene Viereck der Flügel. Die gewaltigen, wenig gegliederten Mauerwände, die unter dem Dache fortlaufenden Luken des Wehrganges, die zinnengekrönte Parchammauer, etwas unterhalb die bedachte Wehrgangmauer, und zu unsern Füßen — wir stehen auf der Straße vor dem Ostflügel — der breite, tiefe Schloßgraben bezeugen den Burgcharakter des Bauwerks, und doch scheinen andererseits die zum Himmel emporstrebenden Formen, der rechteckige, spitzdachgekrönte Thurm mit seiner schlanken Spitze, die steil aufragenden Dächer mit ihren hohen, fialengeschmückten Giebeln nach Art der gothischen Dome über den Bereich irdischer Interessen hinaus auf die himmlische Heimath des Menschen hinzuweisen. Die dunkelviolettbraunen Backsteinwände, glatte, wenig gegliederte Flächen, sind nicht schön zu nennen, sie wirken aber durch die Wucht der Masse und die imposante Ausdehnung nach Höhe und Weite. Nur der Westflügel nach der Nogat zu hat eine reichere Ausstattung durch zwei schmucke Giebelfassaden und sechs flache Schildbogenblenden, welche bis an den rings um die Hochburg gezogenen Spitzbogenfries unterhalb der Luken des Wehrganges heranreichen. Bei dem reicheren Wechsel ästhetischer Formen, welcher den beiden Giebelfassaden der West- und dem einen der Ostseite eignet, berührt auch hier wohlthuend der entschiedene Eindruck edeln Maßes und vornehmer Beschränkung. Während sonst die Kapellen der Ordensschlösser nur im Innern durch edlere Formen und reichere Ausschmückung sich von den anderen Räumen unterschieden, äußerlich nicht weiter ausgezeichnet waren, fällt bei der Marienburg gerade die Kirche durch den herrlichen Formenwechsel des ostwärts vorgebauten Chores und seines polygonalen Abschlusses in die Augen. Die oberen Wände sind durch acht tief ausgeschnittene Fenster durchbrochen, aus der vordersten Nische erstrahlt die goldschimmernde Madonna mit dem Jesusknaben, die Schutzheilige der Burg. Dieses mächtige, wahrscheinlich auf Anlaß Dietrich's von Altenburg (1335—1341) hergestellte Kunstwerk — es ist 25′ hoch, der Jesusknabe mißt 7′ — wurde später unter Winrich von Kniprode (1351—1382) mit Mosaik aus farbigen Glaspasten überzogen. Ueber den Nischen umgiebt ein Kranz von neun Wimpergern (spitzen Giebeln), die mit Kreuzblumen gekrönt sind, den unteren Rand des Daches. Viersäulenthürmchen erheben sich zwischen diesen Giebeln, die Strebepfeiler krönend; wir bewundern an ihnen die klaren, ebenmäßigen Linien, die correcte Zeichnung der Kreuzgiebelchen, aus deren Mitte die zierlichen Thurmhütchen aufragen. Wie frei und luftig sie dastehen auf ihren vier schlanken Beinen über den ausgestreckten Zungen steinerner Wasserrinnen. Die Dächer der Flügel sind überhaupt durch Reihen farbiger, goldig punktirter Ziegel horizontal gegliedert. Auf dem Dache der Schloßkirche schimmern und gleißen die goldgelben Rundziegel in doppeltem Spitzenmuster. Das dachreitende Glockenthürmchen sitzt so leicht und zierlich auf, als scheute es sich, den First des heiligen Raumes durch sein bescheidenes Gewicht zu beschweren. Der rechteckige Thurm (9,46 : 6,14 m) ist zwischen den Dächern des Ostflügels und des Chores eingebaut, seinem Spitzdach ist ein schlanker Thurm aufgesetzt, auf welchem ein Deutschritter in voller goldschimmernder Rüstung steht. Wer versucht sein sollte, dem Thurm eine längere breite Spitze zu wünschen, der trete vor das Muttergottesbild und beobachte die harmonische von der Dachecke des Chores über dessen Glockenthürmchen und die Ecke des Thurmdaches zum Deutschritter jäh aufsteigende Linie und er wird sich sogleich überzeugen, daß jedes andere Größenverhältniß störend wirken müßte. Eine genauere Betrachtung der Bauweise erfüllt mit wachsender Bewunderung. Der erste Blick erweckt den Eindruck einer auffallenden Gleichförmigkeit in der Ausführung. Die Dächer haben dieselbe Neigung, die unteren Ränder schneiden in gleicher Höhe ab und haben den bautechnisch bedingten Knick in der unteren Region, der Westflügel hat zwei correspondirende Giebel, die Dächer haben den Schmuck farbig schimmernder Ziegel, die Giebelspitzen tragen Kreuzblumen, die schrägen Linien der Giebel und Fialen sind mit Krabben besetzt u. s. w. Bald jedoch nehmen wir das Abweichende in den entsprechenden Theilen wahr: Kein Dachfirst ist genau so hoch wie der andere, in den Giebelfassaden, den Eckthürmen ist immer etwas Verschiedenes, im Stab- und Maßwerk der Spitzbogen bekundet sich ein Reichthum mannigfaltiger Figuren und läßt die erfinderische Phantasie bewundern. Und doch löst sich diese Disharmonie in eine höhere Harmonie auf, bei aller, man möchte sagen, launenhafter Mannigfaltigkeit doch klar kenntlich die Einheit, bei aller Willkür deutlich fühlbar die vornehme maßhaltige Selbstbeschränkung.

Um in das Innere der Hochburg zu gelangen, durchmessen wir das längliche Viereck des Mittelschlosses. Links lassen die durchbrochenen Wände des östlichen Flügels das abscheuliche Magazingebälk der zu Speicherräumen erniedrigten Gastkammern erkennen, an deren Wiederherstellung gegenwärtig gearbeitet wird. An dem edeln Bau des prächtigen Hochmeisterschlosses vorbei gelangen wir zu der über den Hausgraben führenden Holzbrücke und stehen hier vor dem einzigen Zugange zum Haupthause. Durch eine Thür der Parchammauer treten wir in einen schmalen als Zwinger abgetheilten Raum des Parchams und gelangen alsbald durch einen niedrigen Thorweg genau in die Nordwestecke des Burghofes. Zuerst ist es sprachloses Staunen, das uns in dieser geheimnißvollen Einsamkeit, inmitten der himmelragenden Spitzdächer ergreift. Das kleine Stückchen Horizont über uns giebt uns das Gefühl, als wenn wir aus einer bedeutenden Tiefe aufschauten. Bald jedoch bricht sich der Geist durch die erdrückende Last der Umgebung Bahn, es reizt ihn diese völlige Abgeschlossenheit, die ganz innerlich und traumhaft auf das Gemüth wirkt und vor deren klösterlichem Eindruck der Burgcharakter gänzlich zurücktritt. Wir ersteigen auf steinerner Treppe unmittelbar rechts neben dem Eingange die Treppenflur und gelangen von hier in die herrlichen Hallen des oberen Kreuzganges. „Die erhabene Feierlichkeit dieser abgeschlossenen Baulichkeit sollte der Verinnerlichung des Ordenslebens dienen.“ Auch uns rührt dieses Geistes ein Hauch, während wir, wie einst die ehernen Gestalten der Ritter, auf den plastisch und malerisch reich geschmückten Gewölben wandeln. Der doppelte Charakter der Burg und des Klosters,

welcher den Ordensschlössern eigenthümlich ist, kann gleichzeitig als Symbol gelten für den Orden, welcher „der Demuth und Kraft doppelte Palme“ in einem Kranze verband. Der Raum gebietet uns Beschränkung auf das Hauptgeschoß der Hochburg. Zuerst treten wir aus dem Kreuzgang in den Capitelsaal, „den Berathungssaal der Ritter, in welchem die großen Staatsacte der Landesregierung vor sich gingen: die großen Capiteltage, die Hochmeisterwahlen und der Kriegsrath“. Alle vornehmen Räume des Schlosses zeigen den nämlichen Stil. Von einer oder mehreren Säulen schießen die Rippen strahlenartig als Gewölbhalter zu Lichte, um nach den entgegengesetzten Seiten sich niederzusenken und auf Wanddiensten sich wieder zu vereinigen. Kühnerer Aufschwung der Gewölbrippen und größere Spannweite der Gewölbdecken geben den Sälen eine größere oder geringere architektonische Bedeutung. Das Gewölbe des Capitelsaals wird von drei granitnen Säulen getragen. Aus den Capitälen derselben — mit welcher Sicherheit und Grazie strahlen die 18 farbigen Rippen in köstlichen Palmenfiguren auseinander! Welch' ein weihevoller Raum! Schauen wir das prächtige Sterngewölbe mit den farbigen Kragsteinen und deren symbolischen Bildnissen; oder die Schildbogen der Wände, welche die Freskobilder der 23 Hochmeister von Heinrich Walpot bis Conrad von Erlichshausen aufnehmen sollen; oder betrachten wir die Fenster und Nischen mit ihrer geschmackvollen Ornamentik schön gegliederten, farbigen Stabwerks und formenreichen Maßwerks — so können wir nicht glauben, daß die ursprüngliche Gestalt des Capitelsaales schöner gewesen sei als die von Steinbrecht wieder hergestellte. Wie viel der berühmte Baumeister in der Hochburg zu thun hatte, ergiebt sich daraus, daß zu Anfang des Jahrhunderts außer der Kirche alle Gewölbe eingerissen, hölzerne Böden und Gebälk eingefügt, die Fenster vermauert waren. Dieser Capitelsaal gerade ist durch eine vorzügliche Akustik ausgezeichnet. Ein gesungener Ton verhallt erst nach 7 Secunden und wird im Wiederhall wunderbar verschönt. Die 4 Töne des Grundaccords, nach einander gesungen, erklangen als voller Accord wieder. Der zweite Raum des Nordflügels ist die Marienkirche. Kapelle und Capitelsaal, die beiden vornehmsten Räume der Burg, pflegten in den deutschen Ordensburgen benachbart zu sein. Der Eintritt ist vom Kreuzgang aus durch die sogenannte „goldene Pforte“, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt seit 1280 erhalten ist. Sie ist von Kunstkennern viel bewundert worden. Quast rühmt ihre Schönheit in folgender Weise: „Das vielgegliederte Portal selbst mit dem Reliefschmuck seiner Säulencapitäle, den noch reicheren Figuren und dem Laubwerke, beides von edelster Bildung, an den concentrischen Leibungen des Spitzbogens; ebenso die so edel wie reich geschmückten Nischen in der Mauerdicke zu beiden Seiten des Portals, wo über Eck- und Mittelsäulchen von trefflichster Profilirung sich phantastische Bögen verschiedenster spitzbogiger und anderer Formbildungen ineinanderlegen und wieder Platz gewähren, um wieder Reliefgruppen einzufassen, gehören schlechthin zu dem Edelsten, was im Ziegelbau geschaffen worden ist.“ Die Conventskirche ist eine pfeilerlose Halle mit Sterngewölbe von imposanter Höhe und Länge. „Als ein seltenes Denkmal darf die fast vollständig erhaltene Bemalung des Raumes gelten: Der Bilderfries unter dem Gurtgesims stellt in biblischen und legendarischen Gestalten die Geschichte der christlichen Kirche dar, von den Anfängen der Heilsverheißung bis zur Erfüllung des letzten Gerichts.“ Einer Phalanx gleich stehen die massigen Chorstühle an den Wänden gereiht; ein Meisterstück kunstvoller Schnitzarbeit ist die Brüstung der Empore mit ihren anmuthig geformten Giebeln. Unter der Schloßkirche befindet sich die im Wiedererstehen begriffene St. Annengruft, die Begräbnißkapelle der Hochmeister. Im Ostflügel schließen sich an die Kirche die Schlafsäle der Ritter an, welche auch den ganzen Südflügel einnehmen. Der vordere gewaltige Schlafsaal mit schmalgeschnittenen Fensterchen ist von einem breiten, pfeilerlosen Gewölbe überdacht, das aus 6 Kreuzbogen mit Graten besteht. 33 Meter lang und 7 Meter breit ist er nur der längste, nicht der größte Raum der gesammten Marienburg. Weit ansehnlicher ist im oberen Geschoß des Südflügels der als Refectorium dienende Siebenpfeilersaal. In diesem denkwürdigen Raume hielt Kaiser Wilhelm II. bei seinem Aufenthalt in Marienburg 1894 ein Festmahl. An ihn grenzt der Dreipfeilersaal an: „Die Conventsstube, zum Aufenthalt der Brüder in den Stunden geselliger Zerstreuung. Der letztere Raum fordert wegen der hohen Gewölbe, der stattlichen Belichtung und des zierlichen Kunstpfeifergangs zu besonderem Schmuck heraus: deshalb ist ihm bei der Herstellung eine reiche Bemalung gegeben, an der Decke sind die Wappen der um 1400 thätigen Conventsbeamten angebracht, und alte Waffenstücke zieren die Wände.“ (Steinbrecht.) Wir gestehen, daß uns die bunte malerische Ausschmückung so edler architektonischer Formen, die ja dem Geschmack jener Zeit entsprach, den reinen erhabenen Eindruck störte. Dagegen empfanden wir als eine Erhöhung der plastischen Klarheit die schöne, reine Farbenabtönung an den Stäben und Hohlkehlen der Pforte. — Wenn die Hochburg „in altem Stolze aus wehrhaften Mauern“ emporragend in prächtiger Majestät wieder erstanden ist und heute wohl auch das Hauptinteresse des Besuchers in Anspruch nimmt, so ist doch der Westflügel des Mittelschlosses, das Conventshaus und der Hochmeisterpalast der künstlerisch werthvollste Theil des ganzen Schlosses. Passarge (Aus dem Weichseldelta), der die Marienburg, soweit sie 1857 erneut war, genau studirt hatte, sagt S. 297: „Das Conventsgebäude zeigt von außen gleichfalls noch schmucklose Mauerflächen.... Dennoch steht die äußere Einfachheit in keinem Verhältniß zu der innern Schönheit. Wir erwarten höchstens eine Ueberraschung und wir finden ein Wunder.“ Das Hochmeisterschloß ist an den Südgiebel des Conventshauses an und nach der Nogat weit vorgebaut. Es „ist gleich bedeutend von außen und von innen. Darum ist es aber auch gerade dieser Theil des Marienburger Schlosses, der dem Fremden im ersten Momente so imponirt. Die Erhabenheit des Hochschlosses will studirt, die Schönheit des Conventsremters gesucht sein; das Hochmeisterschloß drängt sich uns auf.“

Wir wenden uns nun den inneren Räumen zu. „Wir treten von dem Platze am Brunnenhäuschen unmittelbar in den Rittersaal, der zu den Festen und Gelagen seine Hallen den Gästen des Meisters einst öffnete. Es überraschen die weitgespannten, aus (3) schlanken Granitschäften emporschießenden Gewölbsterne.“ (Steinbrecht.) „Gleich Strahlenbüscheln steigen die Bogen von den Gesimsen der Pfeiler auf, schweben in der Höhe und senken sich an den Wänden herab, wie von Geisterhänden scheint der Raum überwölbt, so leicht, rein und edel ist Alles.“ (Ludwig Friedländer.*) Was das Wunderbare ist beim Anblick dieser von den Säulen in heiterer Grazie aufsteigenden (24) Gewölbrippen, man hat nicht den Eindruck fester Gebilde, sondern den unaufhörlicher springquellartiger Bewegung. Die bedeutenden Abmessungen dieses Raumes: 30:16 m verstärken seine mächtige Wirkung. Mehrfach sind Reste ursprünglicher Bemalung nachweisbar, es ist jedoch fraglich, ob durch die bevorstehende Erneuerung derselben die Klarheit und Reinheit der herrlichen Architektonik gewinnen wird. Friedrich der Große benutzte den großen Saal als Exercirhaus, den Franzosen diente er als Reitbahn. Keine Kunst der Schilderung vermag den unvergleichlichen Zauber dieses Rittersaales darzustellen. Interessant ist es, Passarge zu hören, welcher seinem Enthusiasmus also Ausdruck giebt: „Wissen wir bereits, welche Herrlichkeit uns erwartet, wir fühlen unser Herz pochen, und wissen wir es nicht, dann ist es ein Schrei, der sich unserer Brust entringt, wie wenn wir mit verbundenen Augen auf eine Felshöhe geführt werden und vor uns liegt mit einem Male eine sonnen-goldene Landschaft ausgebreitet. Schüttelt den Staub von euern Füßen, es ist der heiligste, geweihteste Boden, den wir hier treten! Denn was Niemand glauben wird als wer es selber gesehen, was wir im Kölner Dom und im Parthenon angedeutet finden, was wie ein Traum durch den Geist des Künstlers wehen mag, hier steht es verkörpert vor unsern Augen, eine Wahrheit, die wir mit Händen fassen, und doch im ersten Augenblicke kaum begreifen. Ist es nicht kühn, zu sagen, die Architektur aller Zeiten und aller Völker habe nichts geschaffen, was diesem Conventsremter gleichkäme? .... Ich frage aber, wo giebt es etwas, was diesen Pfeilern, diesem Gewölbe, diesem Lichte, dieser Beschränkung und Freiheit gleichkäme! Dem Einen ist dieses Gewölbe »die Andeutung des Himmels«, dem Andern ein »steinerner Palmenwald«; Manche sehen in den Pfeilern, dem schwungvollen Auf- und Niedersteigen der Gewölberippen »des Springquells flüssige Säule«, welche nach den Seiten melodisch herabwallt; auf die Anderen machen diese Pfeiler den Eindruck eines Gebetes, das sich zum Himmel ringt gleich einer lodernden Opferflamme.“ Unter dem Conventsremter ziehen sich in zwei Geschossen die kolossalen Kellerräume hin, bei deren Betreten uns eine, etwa an die Baumanns- oder Herrmannshöhle in Rübeland erinnernde Kühle, fast möchte man sagen, Kälte empfängt. Am meisten fesselt hier unsere Aufmerksamkeit ein mächtiger Pfeiler, ein wahrer Atlas, welcher mit

*) Die neuen Wandbilder im großen Remter der Marienburg. — Neue Preuß. Provinzialblätter X, S. 41.

seinen aus riesigen Ziegeln gebildeten Gurten das gewaltige Gewölbe trägt.

Mit dem Betreten des Hochmeisterschlosses erreicht unsere Wanderung ihren Höhepunkt. Nachdem wir jedoch bei dem Conventsremter eingehender verweilt haben, können wir uns hier kurz fassen, da die Räume hier in demselben Stile erbaut, an Größe freilich unvergleichlich kleiner sind. Aus der pfeilergetragenen Palastflur folgen wir der westwärts führenden lichten Halle, aus der wir in Meisters Sommerremter gelangen, welchen Steinbrecht die Perle der Marienburg nennt und der auch gewöhnlich als solcher anerkannt wird. Ein Gewölbe von kühnster Spannweite schwebt in einer Höhe von 9,3 m über einem quadratischen Raume von 14 m Seitenlänge, nur genau im Mittelpunkte von einer zierlichen granitenen Säule gestützt. „Aus drei hoch und höher wachsenden Untergeschossen gestaltet sich dieser kühne Saalbau wie eine zielbewußte Meisterthat. Der Künstler verschmähte jegliches Bildwerk: ihm genügten als Ausdrucksmittel die Kraft und Geschmeidigkeit der Gliederungen, die Schönheit der Verhältnisse, die Fülle schön einströmenden Lichtes: erhabene Fürstenpracht steht hier verkörpert." (Steinbrecht.) Merkwürdig ist in diesem Saale der Wandschmuck von zehn Freskogemälden, welche Hochmeister und Landmeister darstellen, von Rosenfelder, Menzel, Graef, Hermann und Taege ausgeführt. Die beiden Gemälde des letzteren, und der Winrich von Kniprode Hermann's sind am wenigsten gelungen. Wenn wir aber auch Rosenfelder's Walpot von Bassenheim und Herrmann Balk, Menzel's Siegfried von Feuchtwangen und Luther von Braunschweig, sowie Hermann's Dietrich von Altenburg und Graef's Ulrich von Jungingen und Heinrich von Plauen (am bekanntesten durch E. Wichert's vortrefflichen Roman) als glücklich durchgeführte Gestalten anerkennen müssen, so behält Steinbrecht doch Recht mit seinem Urtheil, „daß sie in Auffassung und Farbe an dieser Stätte nicht heimisch sind und auch insofern nicht zu Recht bestehe, als sie auf vermauerten Oeffnungen einer ehemaligen Musikempore gemalt sind". In der Ostwand über dem Kamin sieht man die berühmte Steinkugel eingemauert, welche die Polen bei der Belagerung der Marienburg 1410 vom jenseitigen Ufer nach dem Hochmeisterschloß schossen. Wie die geschichtliche Anekdote berichtet, war ihre Absicht, den Pfeiler durch die Kugel zu zerstören und die Schaar der Ritter, welche sich um den Hochmeister versammelt hatten, unter den Trümmern der einstürzenden Decke zu begraben. Ein Verräther hatte sich gefunden und ihnen durch eine ausgehängte rothe Mütze den Zielpunkt bezeichnet. Die Kugel fehlte nur ein Weniges den Pfeiler. 1560 war neben dem Steine noch folgende Inschrift zu lesen:

„Als man zelet 1410 Jahr
Dies sag' ich euch allen fürwahr
Der stein ward geschossen in die want
Hie sal er bleiben czu einem ewigen pfant."

In der Richtung von der Nogat nach dem Hofe zu durchwandern wir nun der Reihe nach des Meisters Winterremter, des Meisters Stube, deren Fenster nach dem Hochschloß zu liegen. Das Wohngemach ist das Eckzimmer. Die folgenden Räume, unter denen besonders die Hauskapelle hervorzuheben ist, liegen nach dem Hofe zu. Aus Meisters Hinterkammer führt eine Treppe in den Conventsremter hinab. Was bei der Wiederherstellung der Marienburg in diesem Jahrhundert, besonders seit 1881 geleistet worden ist, wird klar werden, wenn wir uns in einem kurzen geschichtlichen Rückblick den Grad ihres Verfalles vergegenwärtigen. Die Polen, unter deren Herrschaft das Schloß von 1457—1772 stand, haben, wie J. Sembrzycki in einem Aufsatze: „Die Marienburg unter polnischer Herrschaft" (Altpreußische Monatsschrift 1889, S. 657 ff. und 1890, S. 141 ff.) nachgewiesen hat, an der Zerstörung des Baues weit geringeren Antheil als die raublustigen Schweden, welche Marienburg zweimal, 1626—1629 und 1655—1660, besetzt hielten. Sembrzycki berichtet über die Veränderungen, welche das Schloß durch die Polen erfuhr, nach drei Lustrationen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Der älteste Revisionsbericht datirt vom September oder October 1565. Hiernach zeigte das Schloß fast noch dieselbe Beschaffenheit wie vor 105 Jahren. Von beginnendem Verfall war wenig zu spüren. Nach dem zweiten, fast 100 Jahre späteren Bericht von 1649, vier Jahre nach dem großen Brande, war das Mittelschloß (von der Vorburg sehen wir ab) „durchweg wohlerhalten und bewohnt", während das Hochschloß ein trauriges Bild der Zerstörung, besonders infolge des Brandes darbot. Süd- und Ostflügel standen ohne Dächer da, dort hatte ein einstürzender Giebel ein Gewölbe zertrümmert. In der Marienkirche waren die Fenster schadhaft, das Gewölbe infolge der Feuersbrunst (1644) durchlöchert und rissig, die Orgel von den Schweden mitgenommen; der Thurm mit Uhr und Glocke war durch Feuer zerstört; ein Befestigungsthurm durch eine schwedische Mine vernichtet, der Brunnen in der Mitte des Hofes zu nichte, unter dem Danzkerthurm ein Stübchen mit Keller angelegt. Allein der Capitelsaal war unversehrt. Ein trauriges Bild der Verwüstung bot auch die Umgebung des Schlosses dar. Die Mauer nach der Stadt hin war theils durch Entwendung von Ziegeln, theils durch Blitzschlag mehrfach eingestürzt und niedergerissen. „Die Gräben waren theils von der Stadt her mit Gemüll, Mist und anderen Unreinigkeiten vollgeworfen, theils waren in ihnen Gärten angelegt; wo das Wasser noch freien Zug hatte, benutzten dasselbe Gerber und andere Gewerbetreibende zu ihren Zwecken." (Sembrzycki.) Von den beiden späteren Revisionen der Jahre 1675 und 1724 zeigt uns die letztere „die Marienburg als eine halbe Ruine". Im Hochschlosse ist nur der Kirchenflügel und einige beim Thore belegene Räumlichkeiten in benutzbarem Zustande ... Der ganze übrige große Rest des Hochschlosses, namentlich das oberste Stockwerk und der Danzker, war vollständig wüst, zumeist ohne Thüren, Fenster und Oefen. Ein Neubau, die Jesuitenresidenz, in der Gestalt eines zweistöckigen Steinhauses, war zwischen St. Annenkapelle und Mittelschloß hinzugekommen. Was dies letztere anbetrifft, so interessirt es zumeist über die Beschaffenheit der hochmeisterlichen Räume zu hören. „Die dort befindlichen fünf Zimmer waren zwar 1724 noch in möglichst gutem Zustande, jedoch in fast allen die Fenster mehr oder weniger defect und zerschlagen, ebenso im großen Remter, wo außerdem die Empore über der Schänkbank ruinirt war, und im anstoßenden Gange, in dessen Fenstern die unteren Fächer ganz fehlten und die oberen vollständig zerschlagen waren, während sich von dem einst dort befindlichen Brunnen nur noch Spuren fanden." (Sembrzycki.) Im großen Conventsremter wurden allerhand Gegenstände, eine Waage, Thorflügel u. A., aufbewahrt, drei von den 13 Fenstern waren theils vermauert, theils leer, theils mit Brettern verschlagen. Die Elemente und die zerstörende Menschenhand sind die Ursache zum Verfall der Marienburg gewesen. Sembrzycki mag Recht haben mit seiner Behauptung, daß es mehr die Schweden als die Polen waren, welche den herrlichen Bau verwüsteten, da dieses nordische Volk, wo wir nur ihren Spuren in Ost- und Westpreußen folgen, wie die Räuber gehaust haben. Im Gegensatz zu ihnen haben die Polen nach Sembrzycki Nichts absichtlich verwüstet, sondern nur Einrichtungen getroffen, welche ihnen die Benutzung der alten, großen Räume ermöglichen und erleichtern sollten; „was aber einmal zerstört und verfallen war, stellten sie doch in der alten Gestalt nicht wieder her." Hierin aber lag ja allerdings auch der zunehmende Verfall begründet. Auch unter preußischer Herrschaft seit 1772 wurde demselben keineswegs Einhalt geboten. Zwar der Vorschlag des Oberbauraths Gilly, das Material der niedergelegten Hoch- und Mittelburg zur Erbauung eines Magazins zu verwenden, scheiterte noch an dem Kostenaufwand. Die Zerstörung ging weiter fort. Um 1800 waren im Hochschloß außer der Marienkirche alle Gewölbe in Schutt verwandelt, desgleichen im Ost- und Nordflügel des Mittelschlosses; schon sollte der Westflügel an die Reihe kommen, als Max v. Schenkendorf 1803, damals ein zwanzigjähriger Jüngling, in der Zeitschrift „Der Freimüthige", vom Minister v. Schrötter angeregt, in einem zündenden Artikel so frevlem Unterfangen entgegentrat. Friedrich Wilhelm III. gewann Interesse für die Erhaltung der Burg und im Oberpräsidenten v. Schön erstand ihr der Retter und unermüdliche Förderer ihrer Wiederherstellung. Erst nach den Freiheitskriegen, im Jahre 1817, wurde die Erneuerung begonnen und unter Mitwirkung des Architekten Costenoble und des Predigers Haebler in kaum zehn Jahren die Hochmeisterwohnung mit dem Conventsremter wieder hergestellt. Zu Arbeiten größeren Umfanges reichten die beschränkten Geldmittel nicht aus. Seit 1850 unternahm der Conservator Quast archäologische Untersuchungen im Hochschlosse und 1882 ward der Bauinspector Steinbrecht vom Cultusminister v. Goßler mit der Herstellung desselben betraut, die gegenwärtig im Ganzen als abgeschlossen zu betrachten ist. Der Ostflügel des Mittelschlosses ist nunmehr, wie wir oben gesehen haben, bereits in Angriff genommen worden. Die außerordentlichen Verdienste des genialen Bauraths Steinbrecht um die Verjüngung der Burg sind allgemein anerkannt. Durch eine Reise nach dem Orient, wo er den Bau der deutschen Ritterburgen an deren Ruinen studirte, hatte er sich für den ehrenvollen Beruf vor-

bereitet. Seine ideale Werkstatt hat er im Erdgeschosse des Hochmeisterpalastes. Interessant sind im Nordflügel des Hochschlosses die Räume mit zahlreichen Repositorien archäologischer Fundstücke, nach Orten geordnet. Da sieht man Maßwerkfragmente, achtseitige Säulenstücke, Schlußsteine mit Reliefs u. A. — Aehnlich wie im alten Museum in Berlin bei den Pergameinern sieht man die einzelnen Stücke nach ihrer Zusammengehörigkeit, hier zu einem Capitäl mit Spitzgiebelkranz, dort zu einer Thurmspitze mit Kreuzblume zusammengesetzt. Diese allerdings lückenhaften Originale werden dann mit leichter Ergänzung vollständig nachgebildet und so erstehen die ursprünglichen Formen in vollkommener Treue, welche bei den Herstellungsarbeiten als Muster dienen. — Wir können von der Marienburg nicht anders scheiden, als mit dem innigen Wunsche, daß dem berufenen Meister der Baukunst das ideale Glück beschieden sein möge, das einzig geartete Werk der Vollendung entgegenzuführen. Dr. Max Hecht.

Bücherbesprechungen.

— Jesus Christus und die christlich germanische Gesinnung. Dresden, Conrad Weiske's Buchhandlung. 19 S. Preis 30 ₰. — Daß Christenthum und Germanenthum vielfach als Feldruf gegen Juden und Franzosen dienen, ist leider wahr, aber daß dieselben außer dieser negativen nicht doch mehr positive Bedeutung in unserem Volke haben, als der Verfasser annimmt, das möchten wir zur Ehre unserer deutschen, christlichen Nation zunächst constatiren. Auch hat das Christenthum des Autors (des Verfassers von „Vernunft und Dogma", Dr. Klencke-Mannhart) selbst recht wenig positiven Gehalt und ist nicht das der Kirche oder der Bibel. Er will das Bild Christi wie einen Palimpsest von allem gelehrten und ungelehrten Wust reinigen, aber was er uns davon übrig läßt, das ist kaum mehr als ein Gedankengebilde, ein Hauch, keine Wirklichkeit. Leute wie der hier geschilderte Christus hat es viele gegeben, und es liegt gar keine Veranlassung vor, einen solchen anders anzusehen als Sokrates und Buddha. Die Erlösung wird hier als stellvertretendes Leiden aber dahin bestimmt: „Jeder bessere Mensch leidet mit, wenn er ringsum leiden sieht." „Dadurch daß ein Mensch dagewesen ist, der das Ideal des Menschenthums erfüllte und lehrte, dadurch werden auf alle Zeiten so und so viele gerettet und in bessere Sphären gehoben." Diesen Erlöser will der Verfasser einführen in die Gegenwart. Wie Christus gegen alles hohle Schein- und Formelwesen, gegen Selbstsucht und Selbstgerechtigkeit bis in den Tod gekämpft hat, so sollen wir gegen Interessenwirthschaft und Gehässigkeit, gegen jeden Conventionalismus und Classengeist auftreten, selbst wenn wir äußerlich dabei unterliegen, und die hilflose Wahrheit vor der brutalen Macht mächtigen Irrthums fällt. Diese doch wieder negative Seite des Christenthums, diese Schärfe gegen falsches Wesen tritt in den vorliegenden Ausführungen fast ausschließlich hervor. Der kirchliche Christus, gekrönt „mit märchenhafter Strahlenkrone", gänzlich herausgehoben „aus allem Zusammenhange mit der Menschheit", habe nichts Wärmendes. Wir können nicht einstimmen in das von der Buchhandlung zur Empfehlung mitgegebene Geleitswort, welches allen Denen, die Sehnsucht nach einem wahren kernigen Wort und einer tiefen Anschauung unserer Verhältnisse haben und die in unserer kampfdurchwühlten Zeit nach einem ruhenden Pole suchen, die Schrift dringend empfiehlt. Wir wissen einen anderen Christus, auf den wir unsre Hoffnung setzen und der uns Frieden giebt. D. K.

— Zwei Bücher gegen den Muhammedanismus von Petrus Venerabilis. Ins Deutsche übersetzt von Joh. Thomä. Leipzig 1896. Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). — Der Geisteskampf des Christenthums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge von A. Keller. Leipzig 1896, ebendaselbst. — Beide Broschüren beschäftigen sich mit der auch unseres Erachtens immer brennender werdenden Frage der Mission unter den Muhammedanern. Wer selbst, wie Rec., längere Zeit unter letzteren lebte, der weiß aus Erfahrung, daß der Zeitpunkt hierzu ein außerordentlich günstiger ist. Der moderne Islam befindet sich, wie s. Z. das Heidenthum unter den ersten römischen Kaisern, gegenwärtig in einem Zustande der Selbstauflösung. Auf der einen Seite starres, todtes Formenwesen, auf der anderen Seite ein beispielloser Indifferentismus, ein Beweis, daß wahrhaft religiös angelegte Gemüther — und deren giebt es im Oriente genug — keine Befriedigung in der herrschenden Religion zu finden vermögen. Ob es aber angänglich und erfolgverheißend ist, lediglich mit den Waffen aus der Rüstkammer des mittelalterlichen Katholicismus gegen den heutigen Islam anzukämpfen, das ist eine Frage, die wir nicht einzig nur vom Standpunkte der evangelischen Kirche bezweifeln möchten, wenngleich zugegeben werden muß, daß ein lebhaft zu den Sinnen sprechendes Christenthum dem phantasiebegabten Orientalen eher zusagen wird, als ein abstracter Dogmatismus. Gleichwohl ist die Uebersetzung der beiden Bücher gegen den Islam — zwei bezw. drei gingen verloren — von dem berühmten Cluniacenser Abte Peter dem Ehrwürdigen (1094 bis 1156), dem Beschützer Abälard's und dem Freunde Bernhard's von Clairvaux, mit Dank zu begrüßen als eine hoffentlich fruchtbare Anregung zur Muhammedanermission. Sind doch gerade diese erhaltenen Streitschriften des ehrwürdigen Gelehrten so recht geeignet, die beiden Hauptstützen des Islam, die Göttlichkeit des Koran und die prophetische Sendung Muhammed's, zu zertrümmern. Die zweite Broschüre giebt einen kleinen Ueberblick über die einschlägigen Missionsbestrebungen bis zu den Kreuzzügen, wobei es nicht an geeigneten praktischen Fingerzeigen fehlt, wie das verdienstliche Werk heute mit Aussicht auf Erfolg wieder aufgenommen werden könnte. Jedenfalls dürften gerade jetzt, wo der muhammedanische Orient wieder näher in die Interessensphäre Europas gerückt ist, unsere maßgebenden Factoren der Frage der Muhammedanermission erhöhte Aufmerksamkeit widmen.

x.

— Julius Sturm. Ein Gedenkblatt von A. Hezding, Pfarrer in Großen-Linden. Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1896. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Zu einem freundlichen Angebinde für Julius Sturm's achtzigsten Geburtstag bestimmt, ist das Büchlein zu einer Freundesgabe für den Sarg des Dichters geworden. Auch wer Sturm's sinnige, fromme Weisen seit lange in treuem Herzen trägt, wird die schlichte Lebensskizze mit herzlichem Antheil lesen. Und wer über die Masse des allzu aufdringlichen Neuen und Neuesten in unserer Dichtung ganz vergessen haben sollte, daß wir in Sturm einen der edlen Vertreter der alten einfachen, aber warmen und reinen Sangeskunst noch bis vor Kurzem zu unseren Zeitgenossen zählen durften, den mag dies Büchlein mahnen, daß er sich versenke mit ganzem Herzen in die Tiefe der köstlichen, wahrhaft beglückenden Lieder, die dieser Thüringer Pfarrer uns gesungen hat. Wir sind gewiß, daß Klänge, wie sie der reinen Harfe dieses Poeten entquollen sind, ihre Macht noch nicht verloren haben und in wahrhaft deutschen Herzen einen nachhaltigen Widerhall wecken. Nun ist es an ihm wahr geworden, was er in einem mildschönen Abendliede singt:

Der Tag neigt sich zu Ende,
Es kommt die stille Nacht;
Nun ruht, ihr müden Hände,
Das Tagwerk ist vollbracht.

Du aber, Seele, ringe
Dich von der Erde los,
Und werde leicht und schwinge
Dich auf in Gottes Schoß.

Hinauf mit Glaubensflügeln,
Die Liebe fliegt voran,
Wo über dunklen Hügeln
Der Himmel aufgethan.

Wir aber wünschen und flehen, daß der friedsame, gottergebene Sinn, der in Julius Sturm's Liedern daheim ist, in unserem ganze Volke wieder Einkehr halte und Wohnung mache. Damit wäre erfüllt, was der Dichter betet:

Herr, laß mich nicht verzagen
In dieser trüben Zeit,
Mich kühn zu hoffen wagen
Trotz allem Widerstreit.

Ach, in Partei'n zerspalten
Ist mein Volk allerwärts.
Durch deiner Gnade Walten
Schaff ihm ein einig Herz!

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 83. Sonnabend, den 11. Juli. 1896.

Zola's „Rom“.

„Ein gewaltiges Werk, stellenweise von packender Kraft, stellenweise verworren; ein in einen »Fremdenführer à la Joanne« eingeschmolzener Roman, persönliche Eindrücke vermischt mit zahlreichen Excerpten und gelehrten Notizen, einzelne kräftig und scharf gezeichnete Figuren, dann wieder flüchtige Schatten und zerfließende Silhouetten, eine oberflächliche Psychologie, die sich mit »allgemeinen« Zügen begnügt, farbenreiche Schilderungen, schöne, mit breitem Pinsel gemalte Fresken, Unsicherheit in den Folgerungen; eine viel größere Sicherheit in den Worten als in den Gedanken — das ist der Eindruck, den die Lectüre des neuen Romans von Zola auf den aufmerksamen Leser macht.“

So lautet der Eingang zu der Analyse des neuen Romans „Rom“, die von einem der ersten Kritiker Frankreichs stammt. Da dieselbe ohne irgend eine Beimischung unkünstlerischer Natur (Parteilichkeit nach Liebe oder Haß hin) rein sachlich und streng gewissenhaft gehalten und aus der innersten Ueberzeugung geflossen ist, so dürfen wir ihr um so sicherer vertrauen, als der Kritiker (A. Brisson) auch im Vollbesitz aller geistigen Eigenschaften ist, welche das Wesen des Kritikers ausmachen. Es kreuzen sich in dem Werke zwei Handlungen, ein Drama des Gewissens und ein Drama der Leidenschaft. Der Abbé Pierre Froment — der gleiche, der in „Lourdes“ den Pilgerzug begleitet hat — hat den kühnen Plan gefaßt, den Katholicismus neu zu gestalten und auf seinen Ursprung zurückzuleiten. Der Anblick des menschlichen Leidens und der Grausamkeiten im Menschenleben hat seine Seele mit Wehmuth und Mitleid erfüllt. Er hat sich mit Begeisterung den Bekennern des „christlichen Socialismus“ angeschlossen (die den Vicomte Philibert de la Choue zu ihrem Haupt und Führer erkoren haben), denn er hat die Ueberzeugung, daß die Grundpfeiler der Gesellschaft durch und durch morsch sind und eine Neuschaffung derselben eine dringende Nothwendigkeit ist. Er hat ein Buch mit dem Titel: „Das neue Rom“ geschrieben, worin er in beredten Worten der Kirche die ihr obliegenden Pflichten predigt, nämlich: sich des Volkes anzunehmen, es gegen seine Unterdrücker zu vertheidigen, seine Rechte zu verkündigen und ihm zum endlichen Siege zu verhelfen. Das ist ein schöner Traum! Die Schrift hat einen gewaltigen Erfolg gehabt und seinem Verfasser warme Glückwünsche eingetragen, unter anderen auch die des berühmten Cardinals Bergerot. Sie hat ihm aber auch Haß und Neid eingebracht. Drei Bischöfe haben sie der Congregation als gefährlich und auf „Umsturz“ abzielend bezeichnet und die Congregation (die den „Index“ feststellen soll) schickt sich an, sie zu prüfen. Der Abbé Pierre Froment wird in den Vatican berufen, um sich gegen die erhobenen Anklagen zu vertheidigen. Er kommt mit vollem Vertrauen zu seiner guten Sache. Er verehrt Leo XIII., er bewundert seine hohe Intelligenz und zweifelt nicht, daß der Papst seinen Grundsätzen Beifall zollen werde. Er wird sich ihm zu Füßen werfen und sein von Liebe zu den Armen und Schwachen überwallendes Herz vor ihm ausschütten. . . . Leo XIII. wird ihn verstehen und gütigst aufstehen heißen und ihm, als einem respectvollen, von Liebe erfüllten Sohne, Muth zu seinem Werke einflößen. — Als der Abbé in der ewigen Stadt eintrifft, erfährt er seine erste Enttäuschung. Er sieht sich in seinem kindlich naiven Glauben, sofort zur Audienz vor Se. Heiligkeit zugelassen zu werden, betrogen. Unzählige Hindernisse stellen sich ihm entgegen. Pierre Froment findet bei den Würdenträgern in der Umgebung des Papstes zunächst kein Entgegenkommen, er fühlt, daß ihm ein stummer Widerstand entgegentritt. Nicht zwar, daß man ihm offen einen bösen Willen zeigte, im Gegentheil, diese Cardinäle sind in ihren Formen gewinnend, sie empfangen ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, aber er merkt, daß er nicht bis auf den Grund ihrer Gedanken zu dringen vermag. Er ist in ein gesponnenes Netz von Verstellung und Verheimlichung gerathen. Man sucht ihn zu zerstreuen, weicht ernsteren Fragen mit sanften geschmeidigen Wendungen aus; Tage, Wochen vergehen und die Lösung, nach der er dürstet, will nicht erscheinen; er fühlt sich in einer beständigen Schwebe zwischen Hoffnung und Furcht und je nach der Stimmung, sucht man diese zu beschwichtigen, jene zu dämpfen. Zola hat sich Mühe gegeben, um dieses „Schaukelspiel“ anschaulich zu machen und das Porträt dieser „Kirchenfürsten“, die mit ihren weißen Händen den armen Pierre Froment bald nach dieser, bald nach jener Seite streicheln, zu zeichnen. Als Hauptfigur erscheint der Cardinal Boccanera. Pierre ist ihm durch den Vicomte Philibert de la Choue empfohlen worden und hat Quartier bei ihm erhalten. In Boccanera ist der starre, unnachgiebige Geist des Katholicismus verkörpert, aber diese Haltung ist durch einen unvergleichlichen Seelenadel gehoben. Boccanera ist der Mann der Vergangenheit, der jede Concession an die Ideen der Neuzeit abweist. Er ist nicht reich, er lebt von seinem Einkommen als Vorsitzender der apostolischen Kammer. Seine Wohnung, seit Jahrhunderten der Sitz der Boccaneras, ist im Verfall begriffen. Es herrscht zwischen der Vereinsamung dieses Mannes, der sich wie ein aus der alten Zeit herstammendes Trümmerstück ausnimmt, und der Verödung seines Wohnsitzes eine Harmonie, die der Größe nicht ermangelt. — Der Abbé Pierre trägt ihm sein Anliegen vor. Und der Cardinal, dem jede Verstellung widerstrebt, erklärt ihm offen, daß sein Buch ihm gefährlich und glaubensfeindlich erscheine. — Pierre seinerseits will diese Aufrichtigkeit lieber als die allzu liebenswürdige Zweideutigkeit, der er überall begegnet. Da ist besonders Einer, der ihm zu schaffen macht: Monsignore Nani. Er weiß dessen beständiges süßes Lächeln nicht zu deuten, weiß nicht, ob er ihn für seinen Gegner, oder für seinen Verbündeten zu halten hat. Monsignore Nani ist Beisitzer des Inquisitionsgerichts, er weiß Alles, hat seine Hand in Allem, bewegt sich mit der Geschmeidigkeit des vollendeten Diplomaten in dem viel verschlungenen Getriebe des päpstlichen Hofes. Er ist noch nie auf falscher Fährte betroffen worden, noch nie ist ihm ein unbedachtes Wort entschlüpft; er hat die ausgesuchtesten Formen und goldene Worte, denen Niemand widersteht, weder Männer noch Frauen. — Um diese beiden Hauptfiguren gruppiren sich nun andere von weniger markirten Zügen; da ist der Cardinal Sarno, das Haupt der Propaganda, ein Mann von staunenswerther Arbeitskraft, der nie sein Studirzimmer verläßt, in welches alle leitenden Fäden der Christenheit ausmünden. Dann der Cardinal Sanguinetti, der Gegner Boccanera's und, wie dieser, Aspirant auf die Nachfolge Leo's XIII., der Vertreter des Geistes der Versöhnlichkeit und der Zugeständnisse, bereit, wenn einmal die Tiara auf seinem Haupte sitzt, den Weg demokratischer Reformen zu betreten. Ferner Monsignore Fornaro, klug und vorsichtig, eine zweite Auflage von Monsignore Nani; Pater Dangelis, ein ehrenhafter, aber strenger Dominicaner. . . Neben diesen Priestern erscheinen auch einige Laien auf der Bildfläche, das politische neben dem religiösen Italien: der alte Orlando Prada, der Held der Unabhängigkeit, der ritterliche Republicaner; der Advocat Sacco, in welchem die parlamentarischen Machenschaften sich abspiegeln und der, durch einen Glücksfall zum Minister erhoben, das Land dem finanziellen Ruin entgegenführt. — Nach dreimonatlichen fruchtlosen Anstrengungen erhält Pierre die schmerzliche Kunde, daß sein Buch verurtheilt und er, zum Troste, zum Papst be-

schieden ist. Er findet in Leo XIII. ein ganz anderes Kirchenhaupt, als er es sich vorgestellt hatte. Zwar ist derselbe den neueren Ideen bis zu einem gewissen Grade nicht unzugänglich, aber so bald das Dogma in Frage kommt, läßt er nicht mit sich unterhandeln. Er will das ihm anvertraute „Pfund" intact erhalten. Er hebt aus dem Buche des armen Abbé das, was ihm irreligiös scheint, hervor; schon der Titel scheint ihm eine Aufmunterung, ja, einen Aufruf zum Abfall zu enthalten und ein Schisma vorzubereiten. Er befiehlt ihm, das verabscheuungswürdige Buch öffentlich zu widerrufen und durch Gehorsam die Gunst der Kirche wieder zu gewinnen. . . . Und Piere beugt sich dem Befehl! Nicht etwa, daß er seinen Chimären entsagte, aber er hat das Gefühl seiner Ohnmacht. Er kommt zur Einsicht, daß kein menschlicher Wille gegen den furchtbaren Organismus aufkommt, dessen Gehirn in Rom sitzt und dessen Arm sich über die ganze Erde ausstreckt. Er verläßt Rom als ein geschlagener Mann, unsägliche Trauer im Herzen. — Wenn wir nun aus dieser weit angelegten Darstellung einige allgemeine Ideen loszulösen versuchen, so möchte E. Zola — oder der Abbé Pierre, denn diese beiden sind Eines! — ungefähr Folgendes aus ihrem Aufenthalt in Rom gelernt haben: 1) Die sociale Frage kann nicht endgiltig gelöst werden. Der ewige Kampf zwischen Arm und Reich hat vom Ursprung der Zeiten und der Religionen an bis jetzt bestanden. 2) Das Papstthum reicht über alle Zeiten hinweg dem kaiserlichen Rom die Hand. Bei beiden derselbe Glanz, derselbe Pomp, dieselbe Gier nach dem Besitz, dasselbe Streben, durch weitere Eroberungen diesen Besitz zu sichern und — fortzuleben. 3) Man kann die Natur nicht ersticken. Die Statuen der Venus und des Herkules bleiben während Jahrhunderten unter der Erde liegen. Dann gräbt man sie aus und stellt sie im Vatican auf und der Papst, dessen ganze Existenz auf der Entsagung beruht, schläft neben diesen Marmorbildern, in welchen der ganze Reiz und die volle Entfaltung des physischen Lebens zur Erscheinung kommt. 4) Dichtes, geheimnißvolles Dunkel verhüllt uns die Zukunft. Es kommt vielleicht ein Tag, wo der Menschheit ein ruhiges Leben beschieden ist, wo sie sich die sichern Ergebnisse der Wissenschaft zu Nutze macht und das Bedürfniß nicht mehr fühlt, an ein Jenseits zu denken. Dann werden sich die Völker die Bruderhand reichen und die Vereinigten Staaten Europas bilden. — Diese Ansichten sind nicht die Zola's allein; sie sind schon von vielen Denkern erörtert worden. Was die zuletzt ausgesprochene Vermuthung betrifft (daß nämlich allein schon die Wissenschaft den Menschen glücklich macht), so wird man, bevor man sie ernstlich in Betracht zieht, zuwarten müssen, bis Thatsachen sie bestätigt haben. Bis jetzt ist es noch nicht erwiesen, daß mit der Abschwächung des religiösen Sinnes das Loos der Menschen sich verbessere, im Gegentheil!

Gehen wir nun zu der romantischen Erzählung über, welche, zum Trost für den Leser, den Bedrängnissen des Abbé Froment zur Seite geht. — Der Neffe des Cardinals Boccanera, Prinz Dario, ist in seine Cousine Benedetta, eine Patrizierin aus dem höchsten Adel, verliebt. Man hatte die Beiden schon als Kinder verlobt. Aber Benedetta ist, dem Drängen ihrer Familie nachgebend, so schwach gewesen, trotz ihrer fortdauernden Liebe zu Dario den Grafen Prada zu heirathen. Am Morgen nach der Vermählung verabscheut sie ihn und weist ihn aus ihrer Nähe fort. Sie ist zu ihrer Mutter zurückgekehrt und verlangt vom päpstlichen Hofe Scheidung dieses noch nicht vollzogenen Ehebundes. Wird dieser Bund aufgelöst, so darf sie sich Dario, ihrem wirklichen, vor Gottes Angesicht erkorenen Gemahl, hingeben. Ihr Plan stößt aber auf großen Widerstand; die Politik mischt sich hinein. Auf Benedetta's Seite steht der Vatican, der Quirinal ist für Prada thätig. Es ist ein Kampf, wo Einfluß mit Einfluß, Partei mit Partei ringt und wo auch kleinliche Mittel sich kreuzen. Endlich erreicht Benedetta das Ziel ihrer glühenden Wünsche — sie wird frei und die Verlobten können einander angehören. Da bricht eine schreckliche Katastrophe über sie herein: Ein Landgeistlicher, halbverrückt, aber mit Leib und Seele dem Cardinal Sanguinetti ergeben, trachtet darnach, ihn von seinem Rivalen, dem Cardinal Boccanera, zu befreien; er schickt diesem einen Korb voll vergifteter Feigen. Der Zufall aber will es, daß nicht der Cardinal, sondern unvorsichtiger Weise sein Neffe Dario von dem Obste ißt und auf den Tod daran erkrankt. Benedetta, die arme Benedetta, steht während des Todeskampfes an seinem Bette. — „Ich habe gelobt, Dario anzugehören, und will meinen Eid halten!" — Sie entkleidet sich und legt sich neben den Sterbenden, schließt ihn in ihre Arme und beide hauchen in einem Kusse ihr Leben aus. Dieser balladenartige Ausgang steht nicht gerade im Einklang mit dem realistischen Charakter des Romans. Aber wir wissen ja schon lange, daß Zola vor Allem Dichter ist! Gerade diese Episode ist ergreifend und von tragischer Größe, die Ausführung zeugt von seltener Meisterschaft. Der Tod des Dario und ganz besonders die Ergriffenheit Boccanera's, als er die schreckliche Wahrheit ahnt, die Gewalt, die er sich anthut, um bei der Anzeige dieses entsetzlichen „Aergernisses" die Kirche vor Schande und Befleckung zu bewahren, sein Schmerz, als er an dem Sterbenden die letzte Oelung vollzieht, die Inbrunst, mit der er Gott um ein Wunder anfleht, das leider nicht eintritt, — das sind Darstellungen ersten Ranges! Fassen wir unser Urtheil zusammen: „Rom" wird nie für das beste oder für eines der besseren Werke Zola's gelten. Man fühlt sich nicht behaglich bei der Lectüre. Die Gesellschaft, die der Dichter schildern wollte, ist nicht so aus seiner Feder geflossen, wie sie ist, sei es nun, daß ihm nicht vergönnt war, sie aus nächster Nähe zu beobachten, sei es, daß er sich zu ihrem Studium nicht die gehörige Zeit nahm. Es braucht mehr als einen Monat Zeit, um sich in den Gängen des Vaticans auszukennen, ich kenne ehrenwerthe Leute von nicht geringer Beobachtungsgabe, sie brauchten Jahre, um schließlich gestehen zu müssen, daß es ihnen gleichwohl nicht gelungen sei, in den geheimen Neben- und Wandelgängen desselben sich zurechtzufinden. Zola war sich dieser ungenügenden Kenntniß wohl bewußt. Darum hat er auf seine Palette neben denen des „heiligen Rom" auch die Farben des profanen, und zwar nicht sparsam, aufgetragen. Hier sah er sich nicht gehindert, noch beengt, hier stand ihm der Zutritt offen, hier konnte er sich nach Herzenslust ergehen und hat sogar des Guten zu viel gethan. Hätte er Maß und Ziel gehalten — sein Roman wäre besser geworden. Ohne irgend welchen Schaden (im Gegentheil!) hätten mindestens zweihundert Seiten dieser Schilderungen wegbleiben dürfen. Wir wußten schon vor und ohne Zola genug von dem Privatleben und den Liebhabereien Leo's XIII., seinen Gärten, seinen Spaziergängen &c. Das ist Futter für die höheren oder auch niedrigeren „Pfennigmagazinne" und deren Illustrationen. Ferner hätte er uns mehrere Capitel und Excurse, z. B. „Rom aus der Vogelperspective betrachtet", „Rom von der Kuppel der Peterskirche aus", „Rom bei Nacht", „Rom im Nebel" u. a., sparen können — und ebenso, neben diesen allgemeinen, einige specielle Schilderungen, so die über die „Fontänen in Rom", „über den Sonnenuntergang auf der Via Appia" und „die Katakomben" und Scenen aus der Vergangenheit, wie die „über das Leben der Cardinäle zur Zeit der Renaissance", über „das Haus des Augustus und Caligula", über „das Capitol", „den Palatin" „das Forum" u. s. w. u. s. w.

Ich fände kein Ende, wollte ich Alles anführen — und der Schriftsteller selber hat keines gefunden. Er ermüdet und erdrückt seine Leser, er ertränkt sie förmlich in einer Fluth von Worten, die sich zwischen den Rändern der Druckbogen hinwälzen! Man möchte die Arme ausstrecken und rufen: Genug! Genug! Man möchte das Fenster öffnen, um von draußen frische Luft einströmen zu lassen. — — Und (was das Unbehagen noch vermehrt): Zola thut uns nicht den Gefallen, durch Variation in seinen Wiederholungen einiges Interesse zu erregen, unsere Neugierde ein wenig zu spannen, einige neue „Lichter" aufzusetzen — kurz, uns die Lectüre seiner Schilderungen durch geistreiche Zuthaten angenehm zu machen und zu würzen. Wären diese Schilderungen wenigstens mit der Erzählung zu einem Ganzen verschmolzen — aber das sind sie nicht, sondern sie nehmen sich wie vereinzelte auf einem Tisch ausgestellte Gegenstände aus. Alle, ohne Unterschied, beginnen sie mit einer Interjection und zwar ist es immer dieselbe: Ah! die Villa Mattei! . . . Ah! die borghesischen Gärten! . . . Ah! der Palast Farnese! . . . Ah! dieses Frascati! . . . Ah! dieses Nemi! . . . Wir erhalten den Eindruck, als wenn Zola sich darauf beschränkt hätte, den ganzen Inhalt seiner Notizenhefte in den Rahmen seines Romans auszuschütten. Diese Notizen sind hie und da allerdings von großer Schönheit, zum Beispiel die paar Seiten, die er dem „Jüngsten Gericht" Michel Angelo's widmet. Das ist ebenso richtig in der Auffassung als packend in der Darstellung, es ist ein wahrer Genuß, es zu lesen, und der Genuß wäre noch größer, wenn nicht in seiner Umgebung massenhafte Schmarotzerpflanzen wucherten. Möge der talentvolle Schriftsteller sich in Zukunft vor dieser Klippe hüten. Er theilt mit dem alternden Victor Hugo den Hang zum Ueberschwänglichen, zum Uebermaß

und zur Weitschweifigkeit; er weiß sich nicht zu beherrschen und nicht zu beschränken, scheint nicht zu wissen, daß in diesen Tugenden sich erst der Meister zeigt; er läßt das Wesentliche in der Wucherung des Nebensächlichen ersticken. Reiche Naturen wie Zola können wohl aus dem Vollen schöpfen, aber sollen diese Fülle nicht ausschöpfen, es schwimmt Manches darin, was nicht in den Rahmen der „schönen Künste" gehört!

J. M.

St. Malo.

Ein Städtebild aus der Bretagne.

Von Alexander Schütte (Wiesbaden).

Nicht ganz mit Unrecht wird St. Malo „le Cadiz français" genannt, denn ebenso wie jene spanische Hafenfestung liegt es auf einem Eilande, welches mit der terra firma nur durch einen Damm — le Sillon — verbunden ist. Sonst kann es kaum größere Gegensätze geben, als das allgemeine Aussehen beider Städte. Statt der mit Granitplatten gepflasterten, breiten, sauberen Calles und Plazas Cadiz' mit seinen weißen Häusern und der baumbepflanzten Alameda bietet diese bretagnische Fischerstadt mit ihren schlecht gepflasterten, engen Gäßchen, ihren alterthümlichen, hölzernen Häusern, deren Stockwerke über einander vorspringen, so daß kaum ein Stück des grauen Himmels sichtbar wird, mit der enormen, mittelalterlichen Umwallung eben kein freundliches Bild dem Ankömmling dar. Nur die modernen „Faubourgs" mit ihren Gärten und Villen bilden einen heitern grünen Kranz um den düstern Stadtkern.

Aber die Stadt St. Malo kann nicht nach diesem ersten Eindrucke beurtheilt werden. Man muß mit ihrem Wesen, ihrer Geschichte, mit ihren wunderbaren Winkeln und stillen Plätzen, mit den Gepflogenheiten ihrer 11 000 Bürger sich vertraut gemacht haben, um ein besonderes Interesse an diesem eigenartigen Gemeinwesen zu finden. Daher, je länger ein Verweilen innerhalb St. Malos pittoresken Steinwällen und trotzigen Thürmen, deren Fuß das Meer umspült, stattfindet, um so weniger wird der Tourist bedauern, auf einige Tage hier seinen flüchtigen Schritten Halt geboten zu haben. Denn St. Malo darf nicht nach der Höhe seiner Kathedrale oder dem Umfange seiner Umwallung, noch selbst nach den Namen seiner Helden, die in seinen Gassen lebten und starben, beurtheilt werden, sondern nach den vielen Legenden, die mit den Schicksalen des Städtchens verknüpft sind und welche mitzutheilen der beschränkte Raum dieser Blätter uns versagt. (Man wird sie indeß finden in dem lesenswerthen Werkchen von E. Herpin, La Côte d'Emeraude de la Brétagne. Paris.) Eine bisher unaufgeklärte Merkwürdigkeit ist der Umstand, daß die Fluthwelle in St. Malos Hafen höher ansteigt, als an irgend einem andern Punkte des Canals La Manche, mitunter zu 45 bis 50' über den Nullpunkt des Pegels! — Einen köstlichen Spaziergang — wie zu Cadiz — bieten die Stadtwallgänge rund um die kleine Insel, wozu es nur ½ Stunde Zeit bedarf. Besonders ist der Blick seewärts auf den Archipel kleiner Felseneilande, die aus dem grünen Meere auftauchen, bei hellem Sonnenschein reizend. Die größeren derselben sind mit Forts und weißen Batterien gekrönt, von denen die Citadelle La Conchée, von Vauban erbaut, den Hafeneingang beherrscht. Oeffentliche Gebäude von architektonischem Werth besitzt St. Malo wenige. Das Château, dessen Geschütze die Landenge Sillon bestreichen, wurde im 16. Jahrhundert von Anna von Bretagne erbaut, welche über einen der Thürme folgende Inschrift anbringen ließ: „Qui qu'en grogne, ainsi sera, c'est mon plaisir." — Gegenüber dem Hotel de Ville befindet sich die Statue des berühmten Seehelden Duguay Trouin, geboren zu St. Malo 1673, auf welchen die französische Marine mit Recht stolz ist. — Ein anderer um die Literatur seines Vaterlandes hoch verdienter Sohn St. Malos ist der Dichter und Gelehrte Chateaubriand. Sein Geburtshaus ist in der Rue des Juifs Nr. 15, erzogen ward er indeß in dem jetzigen Hotel de France, welches der Familie Chateaubriand gehörte. Gegenüber dem Hotel hat die Stadt ihrem großen Mitbürger eine Statue errichtet. — Der Abbé de Lamennais, Verfasser des Buchs: „Paroles d'un Croyant", ferner der Entdecker Canadas: Admiral Cartier, endlich General La Bourdonnaye, der Gouverneur des französischen Ostindiens, der 1746 Madras den Engländern entriß — sind alle Eingeborne St. Malos.

Die Stadt wurde 1692 und 1695 von einer englischen Flotte ohne nennenswerthen Erfolg bombardirt. Im Juni 1758 vernichtete eine in der Bai von Cancale gelandete englische Halbbrigade 80 Schiffe im Hafen des Sillon. — Während der Kriege Napoleon's I. erfreute sich St. Malo einer großen Blüthe. Hier wurden die schnellsegelnden Kaper ausgerüstet, die den englischen Kauffahrteischiffen so empfindliche Verluste durch Wegnahme oder Zerstörung auf offener See verursachten. Enorme Vermögen wurden dadurch in dieser sog. „Ville des Corsaires" gemacht. Der Hafen von St. Malo ist schon durch die Gunst der Natur einer der sichersten des Canals. Zwei Landzungen, in die See weit vorspringend, bilden ein kreisrundes Bassin, dessen offne Seite gegen das Wüthen des Meeres durch einen Molo mit Leuchtthurm geschützt ist. Innerhalb dieses großen Bassins ist mit den Kosten von 20 Millionen Francs ein zweites eingeschachtelt, welches mit Schleusen versehen ist, welche die Fluthgewässer beliebig zurückbehalten und wieder ausströmen lassen, wenn die Reinigung des äußern Hafens es erfordert. Südlich liegt St. Servan, durch den sog. Pont roulant mit St. Malo verbunden. Diese fliegende Brücke besteht aus einer Plateform, die mit ihren sonderbaren spinnenartigen hohen eisernen Trägern auf den Schienen einer submarinen Eisenbahn von einem Quai zum andern hin und her fährt; die hierzu erforderliche Dampfmaschine steht in St. Servan. Diese sinnreiche Erfindung hat auch ein St. Maloer Kind zum Urheber. Nicht weit von der Kathedrale, inmitten eines Labyrinths von krummen Gäßchen und Gängen, wie Hamburg sie noch aufweist, und so schmal, daß man mit ausgebreiteten Armen die Mauern der düstern, 5—6 Stockwerk hohen Holzhäuser berühren kann, wird der Fremde vom Lohndiener zum Hause von Duguay-Trouin geführt. Daselbst lebte der große Corsar, dort berieth er mit seinen Genossen einstmals, ob er dem Könige von Frankreich 30 Millionen Francs leihen sollte(?), dort plante er seine Streifzüge wider die spanischen Silberflotten; ja hier war es, wo einst seine Tochter einem Prinzen von Geblüt eine Ohrfeige gab, weil er bei der Tafel es ihr gegenüber an dem nöthigen Respect hatte fehlen lassen. Bei demselben Gastmahle geschah es, daß nach dem Abräumen der Silberschüsseln und Kannen, bevor die Gäste sich erhoben, ein Fricassée von spanischen Piastern servirt und dessen goldener Inhalt unter Lachen und Scherzen zum Fenster hinaus unter die wartende Menge geworfen wurde. Das alte Gebäude steht allein als „monument historique" noch unversehrt da, während seine Altersgenossen längst Neubauten Platz gemacht haben.

An einem heitern Nachmittag wanderten wir hinauf nach der St. Aarons-Kapelle, welche in friedlicher Einsamkeit über der Stadt auf ihrem Felsen thront. Für jeden Maloer ist dies geheiligter Boden. Denn hier lebte und predigte vor 1000 Jahren St. Aaron und lehrte dem heidnischen Volke das Christenthum. Hier kam später zu ihm St. Malo, der Walliser Mönch, der aus England auf dem Eilande unten ans Land stieg. Damals gab es dort keine menschliche Wohnung, weit im Umkreise nur düstere Wälder, Sümpfe und die trügerischen Strandflächen. Damals hieß das Eiland von der rohen Steinhöhle des Heiligen: St. Aaron's Felsen; von ihm ertönte bei dichtem Nebel das Horn des guten Hirten, um seine bekehrten Kinder zu warnen, nicht zum Fischfang auszuziehen. Nach seinem Tode wurde der Einsiedler St. Malo der erste christliche Bischof. Fünfhundert Jahre sind verflossen, seit die Bretagne Frankreich einverleibt wurde, aber dennoch ist die Bretagne noch heute nicht wahrhaft französisch, weder in Sprache, Sitte noch Anschauungen. Auch St. Malo macht hierin keine Ausnahme; ja selbst sein Aussehen ist in dem Zeitenstrome unverändert geblieben, weder das ständige Nagen der gierigen Wogen, noch die furchtbaren Winterstürme haben es vermocht. Vor der Kathedrale Notre Dame de la grande Porte liegt ein kleiner Marktplatz, der — zu allen Tageszeiten belebt — am Michaelistage gedrängt voll von braunen, sehnigen Männergestalten ist. Es sind dies die Neufundland- und Islandfahrer, welche, von ihrem gefährlichen Fischereibetriebe in den arktischen Gewässern heimgekehrt, nunmehr der gnadenreichen Mutter Gottes ihre Dankgebete darbringen und nach Erfüllung dieser frommen Pflicht in den vielen Kneipen ringsum sich gütlich thun. Der Winter geht vorüber, schon ist

der Carneval da mit seinem Maskenscherz und fröhlichen Gedränge in den krummen Gassen der inneren Stadt und mit seinen am Quai St. Louis aufgeschlagenen Spielzeugbuden, Caroussels und Puppentheatern. Und wieder zur österlichen Zeit liegen an demselben Quai zwei große Dampfer, welche die braunen wetterharten Neufundlandfischer wiederum aufnehmen, um sie hinaus zu befördern zu den ihrer harrenden Fischerschoonern auf der Höhe von St. Pierre-Miquelon. Es sind ihrer fast 3000 Männer — Familienväter und Junggesellen —, welche ihre Häuschen leer, ihre Dörfer verödet zurücklassen müssen, um einem gefahrvollen Gewerbe nachzugehen. Erst im Spätherbst kehren sie wieder, — wenn sie überhaupt wiederkehren! Denn viele Boote verschwinden auf immer in den tückischen Nebeln jener trostlosen Breiten. Man lese V. Hugo's „Han d'Island" und Pierre Loti's „Der Islandfischer", um einen Einblick in das Leben dieser beherzten Seefahrer zu gewinnen.

Im Mai — dem Rosenmonat — ist St. Malo festlich geputzt, um den Fête-Dieu möglichst glänzend zu begehen. Dann durchziehen Prozessionen die Gäßchen, ein prächtiger Altar erhebt sich auf dem kleinen Marktplatze und die schönsten Blumen bedecken ringsum das uralte Steinpflaster. Aus allen Fenstern hängen Teppiche, Banner und die Tricoloren und Notre Dame de la grande Porte in ihrer Nische am Hauptportal der Kathedrale ist überladen mit Kränzen und Bouquets aus den theuersten Blumen; aber unter den vor ihr knieenden Frauen sind gar viele in Trauergewänder gehüllt. Ach! der guten Himmelskönigin Schutz ist für sie und ihre Söhne illusorisch gewesen! . . . . Und so, Jahr aus Jahr ein spielt sich das Leben ab in der kleinen bretagnischen Hafenstadt, deren Besucher nicht versäume, eine Excursion aufwärts des Flüßchens Rance nach Dinan zu unternehmen, — ein wahres Idyll — und ebenso möge er das nahe Cap: Port de la Cité, westlich von St. Servan besteigen, von wo man die beste Aussicht auf St. Malo hat. Dort von beträchtlicher Höhe sieht man hinab auf die Stadt, auf die merkwürdigen Einbuchtungen der See, welche den Hafen bilden, und auf den Inselarchipel. Mitten in demselben ist das Eiland von Grand Bey von Chateaubriand zu seinem Begräbnißplatze erwählt worden und birgt seine Asche. — Hinter dem Standorte des Beschauers erhebt sich das alte Fort Solidor mit seinen mittelalterlichen Thürmen und einer Zugbrücke. Landeinwärts überblickt man grüne Felder und Wiesen und die Eisenbahn, die nach Paris zieht mit seinem Lärm und dem ständigen Bedürfniß nach Zerstreuung, so weit entfernt von dem Kleinbürgerthum und der Selbstgenügsamkeit dieser französischen Provinzialstadt.

Bücherbesprechungen.

— **Des Christen Einnahme und Ausgabe.** Einige Seiten aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Mitgetheilt von J. de Liefde. Vierzehnte Auflage. Basel, Verlag von Jaeger & Kober, C. F. Spittler's Nachfolger. 1896. 61 S. — Diese Tagebuchseiten sind eine treffliche Illustration zu dem Wort: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch." Was wir umsonst genommen haben, geben wir auch lieber, als etwas, woran der Schweiß unserer Arbeit hängt. Alles aus seiner Fülle nehmen und dann ohne Aussicht auf äußeren Ertrag und Erfolg, ohne alle Ruhmsucht, kurz ohne allen Miethlingssinn geben und arbeiten — diese Forderungen der Schrift erscheinen hier in eine Geschichte gekleidet und wohlgerundet, auf die wir besonders jüngere Geistliche aufmerksam machen möchten. Aber auch mancher ältere dürfte das Schriftchen mit dem Bewußtsein aus der Hand legen: de te fabula narratur. Den Titel hätten wir etwas bestimmter gewünscht. D. K.

— **Neues Archiv für sächsische Geschichte und Alterthumskunde.** Herausgegeben von Hubert Ermisch. XVII, 1. u. 2. Dresden, W. Baensch, 1896. — Dies Doppelheft der Zeitschrift, die von diesem Bande an in dem erweiterten Umfange von 26 (statt 22) Bogen erscheint, und zwar ohne Preisaufschlag, enthält zunächst vier größere Abhandlungen. Der Herausgeber selbst berichtet über „die geschichtlichen Beinamen der Wettiner" bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, wo sie fast ganz versiegen; Woldemar Lippert stellt aus urkundlichen Quellen den Bau der alten Fürsten(Andreas)kapelle in Kloster Altzelle seit 1339, ihre späteren Schicksale und den Neubau der Begräbnißkapelle 1784—1804 dar; Otto Langer untersucht die Handschriften und alten Uebersetzungen der sog. Annales Vetero-Cellenses und kommt zu dem Ergebniß, daß die Bautzener die Grundlage aller anderen sei, daß das Werk aber eine doppelte Redaction erfahren habe. Die ältere reiche bis 1375 und sei 1410 abgeschlossen worden, wie uns die Bautzener Handschrift, eine Copie des Originals, zeige, die zweite gehe bis 1411 und sei gleich darnach vollendet worden. Die Chronik sei nicht in Altzelle entstanden, obwohl der Bautzner Codex sich einmal dort befunden haben und hier mit Zusätzen altzellischer Herkunft versehen worden sein müsse, sondern wahrscheinlich das Werk eines gebildeten Geistlichen, der in Leipzig schrieb. Erich Brandenburg giebt den ersten Theil einer ausführlichen Darstellung über Herzog Heinrich den Frommen von Sachsen und die Religionsparteien im Reiche 1537—1541, erörtert also besonders die Frage seines Eintritts in den Schmalkaldischen Bund (1537), der wesentlich durch die Furcht vor seinem Bruder Herzog Georg in Dresden herbeigeführt wurde und nicht das Werk des alten und kaum mehr ganz zurechnungsfähigen Herzogs, sondern seiner Gemahlin Katharina von Mecklenburg war, sodann sein Verhältniß zum 1539 ererbten Herzogthum Meißen, dessen leitende Kreise, Adel und Stadtverwaltungen, auch nach Georg's Tode an der alten Kirche festhielten, wenn sie auch zu Zugeständnissen an die Protestanten in Sachen des Abendmahls und der Priesterehe bereit waren. — Die Besprechung einer Anzahl von Werken über sächsische Geschichte und ein Verzeichniß von neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete bilden den Schluß des Heftes. Kl—

— Das k. k. Museum für Kunst und Industrie in Wien hat in seinen Räumen am Stubenring eine merkwürdige, cultur- und kunstgeschichtlich gleich interessante Ausstellung veranstaltet, die es sich zur Aufgabe macht, **die Geschichte des Wiener Congresses** in allen Phasen ihrer Entwickelung und ihrer bedeutsamsten Erscheinungen in einem lebensvollen Bilde zur Anschauung zu bringen. Damit ist aber auch eine weitere Aufgabe glücklich gelöst worden: die gesammte Cultur und Kunst des ersten Viertels unseres Jahrhunderts in charakteristischen Zügen zu schildern, vor Allem die geschichtliche und künstlerische Bedeutung, die Entwickelung, Ausbildung und Verwerthung des Empire-Stiles an mustergiltigen Beispielen und Erzeugnissen von Kunst und Kunstgewerbe vor Augen zu führen. Auf Grund der Erfolge, deren sich diese Ausstellung rühmen darf, hat sich der Wunsch aufgedrängt, den zur Zeit vereinigten Schätzen und der Zeit, aus der sie hervorgegangen sind, ein bleibendes Denkmal in Gestalt einer würdigen Publication zu widmen, die unter dem Titel „**Der Wiener Congreß. Culturgeschichte, die bildenden Künste und das Kunstgewerbe, Musik, Theater in der Zeit von 1800—1825**", nachdem der Kaiser Franz Josef von Oesterreich vom Comité der Ausstellung die Widmung des Werkes angenommen hat, im Verlage von Artaria und Co. in Wien demnächst zu erscheinen beginnt. Das Werk soll aufs reichste mit künstlerisch ausgeführten Abbildungen und mit entsprechendem geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Text versehen sein. Es wird in 525 Exemplaren erscheinen, der Subscriptionspreis beträgt für ein numerirtes Exemplar 100 Mark, die ersten 25 Vorzugsexemplare sind theurer. j.—

— **Deutsches Wörterbuch.** Kleine Ausgabe von Moriz Heyne, o. ö. Professor an der Universität Göttingen. Erste bis zehnte Lieferung. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1896. Vollständig in 20 Lieferungen, Preis jeder Lieferung 50 ₰. — Zu Anfang dieses Jahres erschien die erste Lieferung dieses Wörterbuches, das sich als ein handlicher, für weitere Kreise berechneter Auszug aus dem größeren, dreibändigen Heyne'schen Werke gleicher Art darstellt. Mit der soeben ausgegebenen zehnten Lieferung ist das Buch ein gut Stück in den Buchstaben K hinein vorgeschritten und damit bereits bis zur Hälfte gefördert. Es steht mit Sicherheit zu erwarten, daß noch vor Ablauf des Jahres 1896 der „kleine Heyne" fertig wird. Wir zweifeln nicht, daß das Buch Vielen als werthvolles Weihnachtsgeschenk hoch willkommen sein würde, und wünschen deshalb dem dankenswerthen Unternehmen gedeihlichen Fortgang. R. B.

— **Die Verpflegung der französischen Armee im Felde.** Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Siemon, Militär-Intendantur-Rath. Leipzig, Zuckschwerdt & Co. 1 ℳ. — Das kleine Werk ist eine recht gute Zusammenstellung der hauptsächlichsten auf die Verpflegung der Truppen im Felde bezüglichen Bestimmungen. y.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 84. Dienstag, den 14. Juli. 1896.

Die letzten Wisents.

Von Martin Beck.

Ein kleines Zugstück auf der Nischnij-Nowgoroder Ausstellung wird sicher der Wisent aus dem Bialowiczer Urwald bilden, den das russische Ministerium des kaiserlichen Hauses kürzlich für diesen Zweck abschießen und in Kiew ausstopfen ließ. Da dieses seltene Wild im wilden Zustande nur im Kaukasus und umhegt außer in den gräflich Tyszkiewicz'schen Wäldern in Litauen in Europa nur noch in jenem ausgedehnten Urwaldsgebiete vorkommt, wird von der russischen Regierung alles Mögliche aufgeboten, um sein Aussterben zu verhüten.

Wo liegt der Bialowiczer oder, wie er russisch heißt, Bjelowjeshер Urwald? Von Berlin aus mit der Ostbahn hundert Meilen Eisenbahn in ungefähr 24stündiger Fahrt zurücklegend, wendet man sich von Stallupönen oder Eydtkuhnen südostwärts, durchfährt das hier nur schmale Polen und die polnische Herrschaft Bialystok, „das polnische Versailles" seines herrlichen Schloßparkes wegen genannt, das erst 1807 im Tilsiter Frieden von Preußen an Rußland abgetreten wurde, und befindet sich nun innerhalb der Grenzen des litanischen Gouvernements Grodno. Dem fruchtbaren Boden des Gouvernements, das über anderthalbmal so groß ist als das Königreich Sachsen, aber kaum ein Drittel von dessen Einwohnerzahl erreicht, kann nur ein geringer Ertrag abgewonnen werden. Es fehlt an Arbeitskräften, an Absatzquellen und an Fortschaffungsmitteln. Das ganze große und ebene Gebiet wird nur von vier Eisenbahnlinien durchkreuzt. Ringsum dehnt sich öde, waldlose Ebene aus. Endlich taucht am fernen Himmelsrand ein langer, schwarzer Streifen auf. Von Stunde zu Stunde wächst er an gewaltiger Ausdehnung. Das ist die berühmte Bialowiczer Heide, der einzige, auf europäischem Boden noch bestehende Urwald. Vierzehn Stunden lang und über zwölf breit, bedeckt er eine Fläche von über 30 Quadratmeilen. Man kann ihn mit Recht eine großartige Waldinsel nennen. Denn rings um seinen mächtigen Saum liegen Dorfschaften, Feldmarken und baumlose Steppen. Im Innern des ungeheuren Waldgebietes finden sich nur wenige Ansiedlungen. Sie sind, wie die den Waldrand umgebenden Dörfchen, nur von Forstbeamten und Jagdfronbauern der russischen Krone bewohnt. Nach einer Wanderung von einer guten halben Tagereise trifft man mitten im Walde die älteste und Hauptansiedlung, das Dorf Bialowicza. Seine vielen rohen Blockhäuser liegen malerisch auf einem Hügel, an dessen Fuß die Narewka vorüberfließt, ein Nebenfluß der Narew, die mit der Narwa und anderen Gewässern die düsteren Waldungen durchströmt. Ueber die niederen Blockhäuser des Dorfes erhebt sich ein auch nur aus Holz aufgeführtes altes Jagdschloß. Es wurde von August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, erbaut und dient dem Oberforstmeister des Bialowiczer Waldes mit zur Amtswohnung. Der ganze Wald ist in 24 Reviere eingetheilt, die durch acht Meter breite Lichtungen von einander geschieden sind. Jedem Revier steht ein Oberförster vor, also 24 im Ganzen, und den Unterabtheilungen der Reviere mehrere Unterförster und andere Jagd- und Forstbeamte. Das Einkommen der Unterbeamten ist jedoch ein sehr geringes. Der Wald muß ihnen fast allein den ganzen Unterhalt bieten. Den Wisent ausgenommen, ist ihnen auch die Jagd auf alles Wild darin gestattet. Wie im preußischen Forst Ibenhorst bei Tilsit das Elen, von dem dort noch gegen 80 gehegt werden, so darf im Bialowiczer Wald der Wisent nur mit ausdrücklicher kaiserlicher Genehmigung geschossen werden. Das thut dem Forstpersonal in seinem Naturaleinkommen aber keinen Abbruch. Ihm steht in dem von europäischer Cultur noch unberührten Urwalde ein mannigfacher Wildreichthum zu Gebote, bei dem jedem Jäger das Herz im Leibe lachen muß. Forstwirthschaft wird im Bialowiczer Walde nicht betrieben. Der Wald ist nur für das Wild da. Was ihm Forstbeamte und Fronbauern für ihren Hausbedarf entnehmen, ist nicht bemerkbar. Diese Leute haben mit der Jagd, dem Forst- und Jagdschutz und der Instandhaltung der nur zur Jagd benutzten Wege zu thun. Der Wald bleibt sich selbst überlassen. Wie wächst da Alles wild durcheinander zu einem Urwalde von düsterer Größe! Die Kiefern, an feuchten Stellen die Fichten, dann Eichen, Hainbuchen und Linden, denen sich hier und da noch Birken, Pappeln, Erlen und Weiden anschmiegen, wachsen in mächtigster Stärke zu riesiger, unglaublicher Höhe empor und werden bemooste Häupter von unerhört ehrwürdigem Alter. Alle unsere nordischen Bäume und Sträucher mischen sich in der gründämmernden Wildniß. Nur die Rothbuche, die sich schon in Ostpreußen, jenseits des Pregels, nur noch spärlich in einigen Revieren findet, sucht man vergebens. Man kann den Wald außerhalb der gebahnten Wege, die nur für Jagdzwecke in Ordnung gehalten werden, kaum betreten. Wie übermannshohe, graue, gebrochene Säulen, von Moos und Flechten dick umhüllt, liegen vom Sturm niedergeschmetterte Riesenstämme über- und untereinander da. Um sie herum und aus ihrem Moder heraus ist lichthungrig und luftgierig ein Heer junger Bäume wüst emporgedrungen, das der finstere Schatten der nun todten und verwesenden Alten einst zu tiefster Unterthänigkeit niederdrückte. Und wer von diesem Heer König wird, wem es gelingt, das Haupt zuerst über die Andern zu erheben und seine Krone dem Kuß der in die Urwaldsdämmerung sich verlierenden Sonnenstrahlen darzubieten, der drückt erbarmungslos die sehnsüchtigen Genossen wieder unter sich in traurige Nacht zurück, wo sie verkümmern, bis auch ihn nach Jahrhunderten eine Sturmnacht zum Sturz bringt und auf seinem Grabe der alte Kampf von Neuem erwacht. Wie Ehrfurcht packt es das Herz beim Anblick dieser schauerlich dunklen, hochgewölbten Baumhallen mit dem weit und tausendfach verschlungenen Astwerk in seinen seltsamen, oft schattenhaft entschwindenden Gestalten. Den Eintritt verwehren dem Fuß die gestürzten Riesenbäume, über die hinwegzublicken das Auge sich umsonst müht. Dort stehen die Bäume etwas lichter. Dort wird man eindringen können. Aber beim Näherschreiten zögert der Fuß. Ein Unterwuchs aller möglichen Sträucher überwuchert den Boden so hoch und dicht, daß schon der Gedanke des Durchkommenwollens sich erschreckt zurückzieht.

Beim Weiterschreiten kommen wir an eine Stelle, die ein Bild der wildesten Verwüstung vor uns aufthürmt. Da hat einmal ein Windbruch seine Wuth am Walde gekühlt, Alles, was ihm Trotz bieten wollte, umgebrochen, vom himmelhohen, königlichen Eichbaum an bis zur schwanken Föhre, und die Hunderte niedergeschmetterter Bäume zu kleinen, regellosen Bergen aufgehäuft, aus denen zersplitterte Baumstumpfe, in halber Höhe abgebrochen, und zum Himmel gekehrte Riesenwurzeln starren. Mitten durch dieses Schlachtfeld einer Sturmnacht drängt aber schon junger Nachwuchs froh empor. Selbst das Wild weicht diesem trostlosen Chaos aus, das zu durchdringen ihn heiße Mühen kosten und wohl gar lebensgefährlich ablaufen würde. Nach langer Wanderung an diesem gewaltigen Verhau des Urwaldes vorüber sehen wir's auf einmal durch das kühle Dunkel der Baumgewölbe von fern wie eine weite Lichtung schimmern. Sind wir bereits am Waldrande? Oder liegt dort eine der spärlichen und ärmlichen Dorfansiedlungen verborgen im Urwaldsschooße? So gut es geht, arbeiten wir uns an einer möglichst wenig versperrten Stelle nach der Lichtung durch. Enttäuscht stehen wir still. Unser Fuß hat weichen, schwärzlich gewordenen Ascheboden betreten, aus dem noch hier und da verkohlte Ueberreste verbrannter

Bäume und Wurzelstöcke ragen. An einigen Stellen der unübersehbaren Blöße ist schon wieder junger Anflug lustig aufgeschossen. Ein Waldbrand hat hier ein ungeheures Loch in den kraftstrotzenden Urwaldskörper gefressen und die Lichtung zurückgelassen, als er genug hatte. Er hört von selbst an irgend einer Stelle wieder auf, wenn ihm nicht ein Regenguß schon den Garaus machte. Menschenkräfte können ihn in diesen riesigen Waldgebieten nicht bekämpfen. Ausgedehnte Brände kommen fast aller zehn Jahre vor. Kleinere Waldfeuer sind an der Tagesordnung.

So haben wir in Umrissen ein Bild des letzten Zufluchtsortes, der jetzigen großen und doch engen Heimath des Wisents gewonnen, des Urwaldes von Bialowicza. Daß ein socher Wald der Sammelplatz noch anderer, selten werdender Thiere ist, läßt sich denken. In großer Zahl beherbergt er, aber nur im Winter, das große, plumpe Elen, das sich im Sommer auf den benachbarten 20 bis 30 Meilen großen Mooren umhertreibt. Außerdem steckt in des Waldes tiefstem Dunkel noch der mittelgroße braune Bär verborgen, der zuweilen, wenn auch selten, seine Vettern, den größern schwarzen und den kleinern silbergrauen Petz, hier anbrummen kann. Sehr stark vertreten ist der Wolf und zwar die größte, fast zwei Meter lange Art, die sich im Winter in starken Rudeln sogar an Wisents und Elche wagt, um ein Stück von der Heerde abzuhetzen und dann den Kampf mit ihm zu wagen. Daß Roth- und Damwild gar nicht und Rehe verhältnißmäßig selten hier anzutreffen sind, ist somit verständlich. Denn außer jenen Räubern lauert auch der Luchs hier an den Waldsäumen dem arglosen Wild auf, während das Heer der kleinen Spitzbuben durch alle Arten Wiesel und Marder — der Zobel ist verschwunden —, die Wildkatzen und Füchse seinen alten Ruhm lebendig zu erhalten sucht. Dachsbaue sind aber trotzdem sehr zahlreich im ganzen Waldgebiete anzutreffen. Wildsauen trollen in Rudeln oft schockweise umher und Waldhasen, darunter auch der weiße, wischen aller Sprünge lang einmal über den moosgrünen Fußpfad, obwohl zuweilen ein Steinadler hoch über den Wipfeln in die Tiefe spähend seine Kreise zieht und, wenn auch seltener, ab und zu auch einmal ein Geier sichtbar wird. Wildes Geflügel aller Art nistet auch in dem Wipfelmeer des riesigen Waldes, in großen Mengen vorzüglich Auer- und Birkwild und Schnepfen. Auerhühner werden jedoch nur bei zufälligen Begegnungen geschossen. Die reizvolle Auerhahnbalz übt man im Bialowiczer Walde nicht. Und wenn die Auerhenne nicht die dümmste aller Mütter wäre, die weder ihre Eier noch die junge Brut gegen die zahlreichen Feinde zu schützen und zu vertheidigen weiß, müßten sich dort die Auerhühner wie die Blätter an den Bäumen vermehren. Zu seinen vielen Eigenthümlichkeiten kann der Bialowiczer Urwald auch den Rackelhahn zählen, diese äußerst seltene Spielart zwischen Auerhenne und Birkhahn. Die polnischen Bewohner des Waldes nennen ihn Strzelot nach den unmelodischen Tönen, die sein Schnabel von sich giebt. Es ist nach dem Allem eine ausgewählte Thiergesellschaft und der wilden Urwaldsheimath des Wisent angemessen, in der er sich bewegt. Er selbst bildet unstreitig den Fürsten darunter. Manche, wie der ehemalige russische Oberforstmeister Baron v. d. Brincken, der einst dem Bialowiczer Walde vorstand und über ihn eine Schrift, Mémoire sur la forêt de Bialowicza, Warschau 1826, veröffentlichte, behaupten einfach, der Wisent sei der Auerochse der alten Germanen. Von diesem, dem Ur des Nibelungenliedes, der zu Cäsar's Zeiten in Deutschland und England häufig war, in England noch 1684 in einigen Berggegenden lebte und von dem wohlerhaltene Skelette in norddeutschen Torfmooren gefunden worden sind, ist der Wisent aber deutlich getrennt. Der Auerochse hatte eine lange Stirn und riesige, weitgeschweifte Hörner, die, wie man weiß, mit Silberrand eingefaßt, einst als Trinkgeschirr dienten. Der Wisent aber, auf den mit dem Aussterben des Auerochsen dessen Name übertragen wurde, besitzt eine breite Stirn und kurze, beinahe halbmondsförmig gebogene Hörner. Die sind auch tiefer angeheftet als die des Auerochsen. Weit ähnlicher als diesem ist der Wisent dem amerikanischen Bison, mit dem er wahrscheinlich von dem diluvialen Bos priscus Bojan. abstammt. Man unterscheidet beide deswegen auch wohl als europäischen und nordamerikanischen Wisent. Polen und Czechen nennen den Auerochsen tur, den Wisent tur zubr oder kurz zubr. Bei beiden Wisentarten ist der ganze Leib mit einem weichwolligen, kurzhaarigen Fell bedeckt, die breite, mächtige Stirn, der Nacken und der höckerartige Widerrist mit einer Mähne, sowie der Hals bis unter den Bauch hinab mit einem Barte von zottigen, schwarzbraunen Haaren. Je älter das Thier, desto struppiger und borstenartiger sind Mähne und Bart. Das Sommerfell des Wisents ist hellbraun, das Winterfell dunkelbraun. Ihm ist ein durchdringender Moschusgeruch eigenthümlich, der im Winter so stark ist, daß schon eine ganz grob organisirte Nase einen Wisent auf viele hundert Schritt Entfernung erriecht. Auch das Gehirn des Wisents duftet nach diesem Parfüm. Und sogar die Fleischbrühe riecht und schmeckt noch ein wenig darnach. Während der kursächsische Jägermeister Hans Friedrich v. Flemming in seinem „Vollkommenen teutschen Jäger", Leipzig 1719, des Wisents Fleisch als unverdaulich und schädlich hinstellt, rühmt es Brincken, der es mehrfach gegessen hat, als saftig, wohlschmeckend und in der Mitte zwischen Rindfleisch und Wildpret vom Rothwild stehend, nur etwas poröser. Die Haut ist noch einmal so dick als Rindsleder. Riemer und Schuhmacher verwenden sie deswegen gern, wenn sie ihnen einmal unter das Messer kommt. Die Polen des Bialowiczer Waldes hegen den Aberglauben, daß ein Gürtel davon den Frauen die Entbindung erleichtere. — Merkwürdig sind die Augen des Wisents. Die Pupille steht senkrecht, die Hornhaut ist schwarz. Geräth das Thier in Wuth, was besonders im Alter geschieht, wo er sich leicht jähzornig zeigt, so treten sie weit aus ihren Höhlen und das Weiße darin wird blutroth. Wehe dann dem Angreifer! Denn die enorme Muskelkraft des Wisents, die schon der gedrungene, kraftvolle Körperbau verräth, ist ebenso zu fürchten wie die eisenfarbigen und eisenharten Hörner. Für die Charakteristik des Wisents ist es wichtig, daß er zwei Rippen mehr als der gewöhnliche Ochse besitzt, 8 Paar echte und 6 Paar freie. Magen und Eingeweide sind aber ungewöhnlich klein in Anbetracht der eisernen Muskulatur. — Die Wisentkuh ist vom männlichen Wisent kaum zu unterscheiden. Nur etwas kleiner ist sie und nicht ganz so stark behaart. Die ausgewachsenen Stiere bleiben stets für sich allein. Nur zur Brunftzeit, die in den September fällt und drei Wochen währt, stellen sie sich bei den Heerden ein und kämpfen dann oft auf Leben und Tod mit einander. Die Kuh trägt neun Monate. Im Mai setzt sie im tiefen Dickicht ein Kalb. Zu der Zeit ist sie ungemein böse. Wer unversehens ihrem Lager naht, dem geht sie in größter Wuth zu Leibe. Das Kälbchen kann sich zwei bis drei Tage lang nicht vom Boden erheben. Nach Verlauf einer Woche ist es aber schon recht flink auf den Beinen und läuft unzertrennlich neben der Alten auf allen Wanderungen her. Im Herbste wachsen ihm die Hörner. Bis dahin sieht es röthlichbraun aus. Völlig ausgewachsen ist es erst nach sechs bis sieben Jahren. Obwohl sie, anders als der Büffel, höchst ungern ins Wasser gehen, suchen die Wisents doch im Sommer und Herbst feuchte Orte auf und halten sich in Dickungen versteckt. Im Winter dagegen schließen sie sich zu größeren Heerden zusammen und bevorzugen den Hochwald. Dann gehen sie, während sie im Sommer sehr scheu sind, keinem Menschen aus dem Wege. Und es ist oft vorgekommen, daß Bauern, wenn sie einem Wisent auf schmalem Fußwege begegneten, lange warten mußten, ehe der hohe Herr geruhte, den gesperrten Pfad freizugeben. Baumrinde, Blätter, Knospen und Gräser stehen abwechselnd auf seiner Speisekarte. Eschenrinde ist ihm, was unsern Kindern das Compot. So weit er nur irgend reichen kann, schält er diese edlen Bäume ab. Junge Stämmchen davon reitet er wie der Elch nieder und zerstört sie völlig. Nadelhölzer und wilden Rosmarin, die Hauptnahrung des Elches im Winter, berührt er dagegen gar nicht. In dieser Jahreszeit nährt er sich schlecht und recht von den Knospen der Laubhölzer. Im Herbste erlangt er seine größte Feiste. Mit Bären, Wölfen und Luchsen besteht er oft harte Kämpfe. Fast immer geht er Dank seinen stahlharten Hörnern, seiner mächtigen Stirn und seiner unwiderstehlichen Muskelkraft als Sieger daraus hervor und zerstampft seine jämmerlich aufgeschlitzten Gegner mit den festen Hufen zu unförmigen Klumpen. Eigenthümlich ist seine tiefe Abneigung gegen Rinder. Eine Vermischung mit ihnen ist durchaus ausgeschlossen. Zwei eingefangene, sieben Wochen alte Wisentkälbchen nahmen das Euter einer Hauskuh selbst dann nicht an, als man sie schon lange ohne Nahrung gelassen hatte. Gegen eine Ziege hatten sie jedoch nichts einzuwenden. Aber, sobald sie satt waren, stießen sie ihre Ernährerin jedesmal zum Dank verächtlich zur Seite. Ihren zornigen Widerwillen gegen jedes Rindvieh bewahrten sie. Als ihnen ein paar Jahre später ein Bulle zu nahe kam, drangen sie so gewaltig mit ihren Hörnern auf ihn ein, daß er nur mit knapper Noth sein Leben rettete. Der Anblick rother Stoffe machte sie stets wüthend. Auch fremde Menschen durften sich ihnen nicht nahen. Von Bekannten ließen sie sich aber außerordentlich viel gefallen.

Ihrem Wärter nahmen sie sogar das Heu aus der Hand, die sie darauf aufs zärtlichste leckten.

Obwohl der Bialowiczer Wald nicht durch Wildzäune umhegt ist, verlassen ihn die Wisents doch nie. Die Anzahl der noch dort befindlichen wurde 1860 auf ungefähr 700 Stück geschätzt. Jetzt sollen nur noch 400 da sein. Zu der Zeit, als die Herrschaft Bialystok preußisch war, gaben sich die preußischen Forstleute die erdenklichste Mühe, auch in preußischen Forsten die Wisents einzubürgern. Es blieb aber ohne jeden Erfolg. In zoologischen Gärten hält sich der Wisent jedoch gut und pflanzt sich da auch leicht fort. Wie kann man einen Wisent lebendig fangen? Eine junge, biegsame Birke wird mit dem Wipfel zur Erde gebogen und dort lose befestigt. Eine starke Schlinge von Draht oder Stricken wird daran angebracht und der Wisent durch duftiges Heu oder eine andere Körnung angelockt. Bei der ersten Berührung aber schnellt die Birke in die Höhe, und trotz der gewaltigsten Anstrengungen kommt der Gefangene, der nun leicht zu fesseln ist, nicht mehr los. Die meisten Wisents sterben Alters, nachdem sie die Zähne verloren haben. Die Kuh ist dann 30 bis 40, der Stier bis 30 Jahre alt geworden. Einst war der Wisent im ganzen nördlichen Europa weit verbreitet. Aristoteles und Plinius erwähnen ihn schon. Und in der Provinz Preußen ist der letzte Wisent erst 1755 erlegt worden. Man betrieb in alter Zeit die Jagd auf ihn zu Fuß und mit Spießen, gewöhnlich zu zweit. Der eine ging dem Thier, sobald es die Hunde gestellt hatten, mit eingelegtem Speer furchtlos zu Leibe und trachtete, ihm den sicher tödtenden Stoß beizubringen. Währenddem lenkte der andere durch Schreien und das Schwenken rother Tücher die Aufmerksamkeit des Wisents auf sich. Die kläffenden Hunde trugen viel dazu bei, diesem die klare Erfassung der kritischen Lage unmöglich zu machen, und so gelang seine Erlegung meistens leicht. Von dem siegreichen Polenkönig Sigismund dem Großen, der 1548 in Krakau starb, erzählen die Chronisten, daß er einst einen Verbrecher ganz in rothen Stoff einkleiden und auf einem umschlossenen Platz mit einem Wisent um sein Leben kämpfen ließ. Der Mann kämpfte auf das Heldenmüthigste und Verzweifeltste mit dem vor Wuth rasenden Thier. Das übermannte den Unglücklichen schließlich doch und zerstampfte ihn. Die Könige von Polen liebten den Bialowiczer Urwald als herrliches Jagdrevier ebenso wie in neuerer Zeit die russischen Kaiser. Seine Glanzzeit hatte der Wald unter dem bereits erwähnten August III., nachdem dieser die polnische Königswürde erlangt hatte. Das war ja noch die Zeit, in der das edle Waidwerk mit weit größerer Pracht und intimerem Reize betrieben wurde als heutzutage. Auf seinen Befehl fanden im Bialowiczer Walde die größten und berühmtesten Jagden statt. Als leidenschaftlicher Jäger wohnte er ihnen fast immer bei. Damals hatte der Wald noch eine weit bedeutendere Ausdehnung als jetzt. Schon monatelang vor der Jagd mußten Tausende von Leibeigenen das Wild aus allen Gegenden des ungeheuren Waldes nach dem zur Jagd bestimmten Theile hintreiben. Dieses Terrain von einigen hundert Morgen beherbergte dann zur festgesetzten Zeit eine unglaubliche Anzahl des verschiedenartigsten Wildes, das dann „eingelappt" wurde. Dabei wurde das ganze Revier mit Stricken umschlossen, von denen Lappen, lange Leinenstücken mit dem Wappen und Namenszuge des Jagdherrn und einer Jahrzahl versehen, herabhingen. Jeder Luftzug bewegte die hin und her, so daß das Wild davor zurückscheute und am Durchgehen gehindert war. Am Abend hielten Wachtfeuer davon zurück. Bei Windstille setzten die Treiber die Lappen in Bewegung. Hinter den Lappen wurden die Jagdnetze an fest eingegrabenen Pfählen befestigt, starke, von Hanf geflochtene, dritthalb Meter hohe Netze mit großen Maschen. Ein Wisent hätte sich durch das Alles aber auf längere Zeit nicht zurückhalten lassen. Der ganze Jagdbezirk wurde deshalb noch mit einem hohen und festen Holzgatter umfriedigt. Ein Augenzeuge einer solchen alten Lappjagd, die neuerdings auch bei uns wieder in Aufnahme gekommen ist, vermochte Brincken noch davon zu erzählen. Da war dicht vor den Umhegungen eine Art Pavillon errichtet worden, in dem der König mit den vornehmsten Jagdgästen sich aufhielt. Zwanzig Schritte davon entfernt war eine Lücke in den Umfriedigungen gelassen worden. Dahin wurde alles eingeschlossene Wild getrieben. Nur die Mitglieder der königlichen Familie waren mit Büchsen versehen und durften schießen. Die Königin, eine Tochter Kaiser Joseph's I., erlegte allein zwanzig Wisents und fand noch so viel Muße dabei, sich die Pausen mit Seelenruhe durch Lesen zu verkürzen. Sie that nicht einen Fehlschuß. Der König schoß eben so vorzüglich. Sobald ein Wisent stürzte, bliesen die Piqueure auf ihren Halbmonden, hufeisenförmig gebogenen Jagdhörnern, schmetternde Fanfaren. Nach der Jagd wurde die stattliche Strecke vom Hof und allen Anwesenden unter fröhlichem Hörnerklang besichtigt. Dann wog man das Wild und vertheilte es unter die Bauern. Der König ließ zur Erinnerung an diese Jagd, die eine der ergiebigsten gewesen zu sein scheint, ein Denkmal in der Nähe des von ihm erbauten Jagdschlosses Bialowieza errichten. Ein Theil des Waldes, der Bezirk Nieznanow, ist so mit Gestrüpp und Unterholz verwachsen, daß ein Eindringen für ein menschliches Wesen geradezu unmöglich ist. Dieses Revier bildet deshalb das natürliche Asyl des Wildes, ein Asyl, wie es Adam Mieckiewicz mit phantastisch märchenhaftem Reiz in „Der letzte Einritt in Litauen" uns darstellt: da wohnt eisgraues Wild aller Art mit eben solchen Raubthieren in Frieden, um ruhigen Alterstod zu sterben, gesichert vor der Verfolgung des Menschen. So idyllisch bleibt's nun hier nicht. Das Wild zieht sich hierher zurück, wenn es verfolgt wird. Denn hier kann der Mensch nicht zu ihm. Wenn aber große Jagden veranstaltet werden sollen, sucht man es aus dieser großen Wildkammer des Waldes durch alle nur erdenklichen Mittel, wie vieles Schießen und Feueranzünden, herauszuschrecken, um es dann nach den Jagdplätzen zu treiben. Diese Treib- oder Klapperjagden im Bialowiczer Walde gehören zu den schönsten Waidmannsgenüssen. Kaum haben die leicht und vorsichtig angestellten Treiber ihren Vormarsch durch die Dickung begonnen, so taucht auch schon, wie aus der Pistole geschossen, der Wolf an der Schützenlinie auf. Gleich hinter ihm sucht der Fuchs sich durchzustehlen. So lang gestreckt als möglich schleicht er durch das Unterholz. Nur von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, um sich zu überzeugen, ob die Treiber noch auf seiner Fährte sind. In majestätischem Trabe folgt dann gewöhnlich das Elchwild. An einer Stelle bricht sich ein Rudel Wildsauen unaufhaltsam Bahn durch das Dickicht, durch lautes Grunzen sein Mißvergnügen über die Störung seiner Ruhe kund gebend. Dort eilt ein flüchtiges Reh vorüber. Weiterhin sieht man einen Bären, so rasch er vermag, davon traben, um seine Haut in Sicherheit zu bringen. Endlich, fast unmittelbar vor den Treibern mit ihrem ohrenzerreißenden Lärm, die Hunde scharf auf den Fersen, kommt der Wisent schnaufend dahergetrabt. Ab und zu macht er Kehrt, um die kläffende Meute zu bedrohen. Dann beweist die durch blinde Flucht ihren Respect vor der Senkung des mächtigen Nackens und der gefürchteten Hörner. Sobald der Wisent aber seinen Lauf fortsetzt, wird wieder desto eifriger hinter ihm drein gekläfft, bis er vor den Schuß kommt. Oft freilich geschieht das trotz aller Mühen der Treiber und Hunde nicht. Er macht Kehrt und geht, nicht durch die Lappen, wohl aber durch die Linie der Treiber, um bald zu verschwinden. Da der Wald das Pirschenfahren oder gar Parforcereiten verbietet, bleibt dem Jäger außer der Treibjagd nur übrig, auf den Anstand zu gehen oder die Jagd mit Hunden zu üben. Das Letztere ist am meisten üblich. Dazu nimmt man große, wilde Bracken. Doch nur bei ganz ausgezeichneten Hunden kann man darauf rechnen, zu Schuß zu kommen. Stundenlang muß der Jäger auf einem Posten stehen. Immer weiter und weiter verhallt die Jagd. Meilenweit treiben die Hunde oft das Wild fort. Sie springen dabei wohl auch von einer Fährte ab, um eine andere zu verfolgen. Schließlich bringen sie gar nichts vor die Büchse ihres Herrn. Solche Jagd fordert große Geduld und ist überdies dem Wildstande nachtheilig. Die letzte große Jagd auf Wisents im Bialowiczer Walde fand unter Alexander II. am 18. und 19. October 1860 statt. Jagdgäste des Kaisers waren u. A. der Großherzog von Weimar, die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen, Prinz August von Württemberg und der Prinz von Hessen. Außer einer Menge anderen Wildes wurden im Ganzen über 30 Wisents zur Strecke gebracht, von denen der Kaiser und Prinz Karl von Preußen die meisten geschossen hatten. Zur Erinnerung an die Jagd errichtete man im Walde ein Denkmal: ein Wisent in Bronze auf einem Steinpiedestal.

Den Wisent für die Nischnij-Nowgoroder Ausstellung ließ das kaiserliche Hausministerium durch den bekannten Kiewer Waidmann Gorodezki abschießen. Der Abschuß war nicht ohne Lebensgefahr, da der Jäger unerschrocken einen Wisent im freien Urwald aufsuchte und ein älterer Wisent, gar, wenn er gereizt oder angeschossen wird, den Menschen wüthend annimmt. So war es auch hier. Gorodezki machte es sich in keiner Weise bequem. Er pirschte sich nicht einmal an den Wisent heran. Kaum hatte der ihn aber eräugt, so senkte er

den Nacken und stürmte wie toll auf den Jäger los. Ruhig ließ ihn der auf fünfzig Schritt herankommen. Dann jagte er ihm zwei Kugeln in den Hals. Die hatten, wie sich dann erwies, die Lungen verletzt und waren in einem Wirbel stecken geblieben. Nun wendete sich das schwer verwundete Thier vor dem kaltblütigen Jäger zur Flucht. Die setzte es ungefähr 800 m weit fort, bis Gorodezki ihn eilenden Laufes einholte und durch drei weitere Schüsse niederstreckte. Er war mindestens 35 Jahre alt und wog 45 Pud, also ziemlich 15 Centner. Stärkere Wisents von 2 m Höhe und über $3\frac{1}{2}$ m Länge erreichen ein durchschnittliches Gewicht von 16 Centnern. Im Jahre 1895 betrug der Zuwachs der Wisents im Bialowiczer Urwalde 61 Stück. Dafür wurden aber in demselben Jahre durch Wilddiebe 23 weggeschossen. Denn die Bauern der um die riesige Waldinsel liegenden Dörfer sind durch nichts vom Wildern abzuhalten. Die Forstbeamten schützen und überwachen die Wisentheerde ihres Waldes aufs eifrigste, die Regierung hat eine Strafe von 500 Rubel auf die Tödtung eines Wisents gesetzt, Alles vergebens. Ausländische Händler schicken ihre Agenten in die Dörfer und lassen große Summen für eine Wisenthaut bieten. Das spornt die Bauern immer von Neuem zu der doppelt gefahrvollen Jagd an. Zuweilen finden die Forstbeamten dann im dunklen Dickicht neben einem verendeten Wisent auch die Leiche des Wildschützen, dem das schwerverwundete Thier noch mit den Hörnern den Todesstoß versetzt hatte.

Bücherbesprechungen.

— **Moltke's Militärische Correspondenz.** Aus den Dienstschriften des Krieges 1866. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn. — Es liegt hier die Fortsetzung eines Werkes vor, welches berufen ist, für das Studium des großen Krieges fortan die bei weitem wichtigste Grundlage zu bilden und zwar nicht bei der deutschen Armee allein, sondern für die gesammte militärische Welt. Bildet Clausewitz' „Die Lehre vom Kriege" die theoretische Grundlage der modernen Kriegsphilosophie, so bestand für die praktische Feldherrnkunst in der militärischen Correspondenz Napoleon's I. bisher der einzige Lehrstoff, der, dem Genius des Feldherrn unmittelbar entsprungen, Kunde gab von der geistigen Thätigkeit einer Kriegsleitung. Das Lehrhafte der Napoleonischen Correspondenz wird durch die erhabene Stellung des Kaisers, der Feldherr und Stabschef zugleich ist und infolge Fehlens eines modernen Generalstabs sein muß, durch sein leidenschaftliches Temperament und die Unzuverlässigkeit der von Napoleon III. opportunistisch gestalteten Herausgabe wesentlich beeinträchtigt. In Moltke's Correspondenz liegt die leidenschaftslose, die zwingend logische, kurz die classische Bethätigung der Lehre vom Kriege vor, die in der Feldherrnkunst gipfelt. Indem sich der Große Generalstab entschloß, diesen unvergleichlich werthvollen Schatz der Oeffentlichkeit zu übergeben, hat er nicht allein dem Feldherrn Moltke ein Denkmal aere perennius gesetzt, sondern auch der militärischen Welt die Möglichkeit gegeben, in Moltke'schem Geiste sich auszubauen. Möge unserem Vaterlande aus diesem Studium ein Erbe Moltke'schen Geistes entstehen, wenn die Stunde der Gefahr ihn heischt. Auf die Einzelheiten des Werkes einzugehen, würde den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten. Die Dienstschriften des Krieges 1866 sind gegliedert wie folgt: Kriegsvorbereitungen (52 Schriftstücke), Mobilmachung und Aufmarsch (67 Schriftstücke), Kriegshandlung (185 Schriftstücke), Waffenstillstand und Friede (60 Schriftstücke). γ

— **Die entscheidenden Tage von Orleans im Herbst 1870.** Von Fritz Hoenig. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Das in 2 Theilen vorliegende Werk bildet den dritten und vierten Band von Hoenig's „Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870". Der erste Theil („Maizières—Villepion. Der Angriff auf Paris") umfaßt den 29. und 30. November sowie den 1. December. Der zweite Theil schildert die Schlacht von Loigny—Poupry am 2. December eingehend und beleuchtet am Schlusse noch die Vorgänge in den Hauptquartieren bis zum 3. December. Frei von jeder den Leser nicht interessirenden Polemik, stellt das Werk ein Bild dieser spannungsvollen Zeit und dieser eigenartigen Winterschlacht so umfassend und genau her, wie das der Geschichtsschreibung eben möglich ist. Leider bietet der Stoff dem Herrn Verfasser nicht die Gelegenheit, den operativen Theil dem Leser so einladend zum Lösen der durch die eintreffenden Nachrichten stets neu entstehenden Aufgaben zu gestalten, wie in den früheren Bänden des Volkskriegs. Die Gefechtsdarstellung betreffend, so wäre der bis ins kleinste Detail erforschten und geschilderten Gefechtshandlung vielleicht ein kurzer Ueberblick über den Verlauf des Kampfes vorauszuschicken. Nach 25 Jahren kann man bei dem jüngeren Theil der Leser wohl kaum allerorts eine genügende Kenntniß der damaligen Geschehnisse voraussetzen. Gerade aber dem jungen Officier bieten ja die Gefechtsdarstellungen des Herrn Verfassers eine werthvolle Quelle zum Studium des modernen Feuerkampfes. γ.

— **Biographische Blätter.** Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Unter Mitwirkung zahlreicher namhafter Historiker herausgegeben von Anton Bettelheim. Band II Heft 3. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1896. Preis halbjährlich (drei Hefte) 6 ℳ, das einzelne Heft 2 ℳ 40 ₰. — An der Spitze des vorliegenden Heftes steht ein schönes Lebensbild von Heinrich Barth, dem ältesten bedeutenden Afrikaforscher deutschen Namens. Die kurze, aber durch ihre Wärme überaus packende Darstellung dessen, was Barth, einzig und allein auf seine eigene Kraft gestellt, durch staunenswerthe Zähigkeit und Ausdauer geleistet hat, wird in der Gegenwart um so mehr Verständniß finden, je häufiger man den Vorwurf hört, die Persönlichkeiten würden immer seltener, die neben dem Rufe, entschlossene und kühne Pioniere europäischer Cultur zu sein, auch den höheren Ruhm nicht hintansetzen, sich allezeit als edle und gerechte Männer zu erweisen. Der Verfasser dieses Aufsatzes, Prof. Dr. Siegmund Günther in München, hat den ihm zuerkannten Preis wohl verdient. — Als weitere Frucht desselben Preisausschreibens der Verlagshandlung der Biographischen Blätter bringt das Heft eine werthvolle Arbeit über den unglücklichen schleswig-holsteinischen Patrioten Uwe Jens Lornsen (von Georg Stamper in Berlin). Das Wirken Lornsen's für Schleswig-Holsteins politische Selbständigkeit steht in gutem Andenken bei seinen Landsleuten, sein lauteres Herz und sein tragisches Geschick verdienen auch außerhalb seiner engeren Heimath aufrichtige Theilnahme. — Der Aufsatz über „Schopenhauer und seine Mutter" (von Eduard Grisebach) ist zugleich eine Vorankündigung von Grisebach's Schopenhauer-Biographie, die demnächst in Anton Bettelheim's Sammlung „Führende Geister" erscheinen wird. Man wird Schopenhauer's leidenschaftlichen Frauenhaß begreiflicher finden lernen, wenn man erfährt, welch tiefen Schmerz ihm die eigene Mutter bereitet hat. — Wolfgang Golther widmet dem am 22. März dieses Jahres verstorbenen deutschen Sagenforscher und sinnigen Dichter Ludwig Laistner einen warmherzigen Nachruf. — Hermann Hüffer giebt eine sehr eingehende Besprechung des ersten Bandes der Biographie der Erzherzogs Carl von Oesterreich, des Siegers von Aspern, die im Auftrage der Söhne des Erzherzogs von Heinrich Ritter von Zeißberg bearbeitet wird. — Josef Rank's liebenswürdige Erzählernatur bewährt sich auch in den „Erinnerungen an Berthold Auerbach und Ludwig Anzengruber". Rank ist, 80 Jahre alt, unlängst in Wien gestorben. Er soll eine druckfertige Selbstbiographie hinterlassen haben. Den Wunsch, daß diese bald erscheinen möge, werden alle Diejenigen theilen, die sich an seinen prächtigen Dorfgeschichten aus dem Böhmerwald erfreut haben. — Den Schluß des Heftes bilden folgende kürzere Arbeiten: Nekrolog auf Max Ritter v. Widemann, Professor der Bildhauerkunst (geb. 16. Oct. 1812 zu Eichstätt, gest. 3. März 1895 zu München) von H. Holland. — Eine Abschiedsrede an Treitschke von Gustav Freytag (bei Treitschke's Weggang von Leipzig gehalten). — Friedrich Meinecke, Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen, 1. Band, angezeigt von Paul Goldschmidt. — Memoiren des Grafen Ernst v. Münnich, herausgegeben von Arwed Jürgensohn, angezeigt von Walther Schultze. — Biographie des Schauspielers Friedrich Ludwig Schröder, von Berthold Litzmann, 1. und 2. Theil, besprochen von Eugen Kilian. — Mehr als männermordende Schlachten und blutige Kriege bewegen große Männer und ihre Lebensschicksale unsere Herzen zu inniger Theilnahme. Von dieser Erkenntniß aus sind die „Biographischen Blätter" begründet, in diesem Geiste werden sie geleitet. Möge ein stetiges Wachsen des Leserkreises den gelehrten Mitarbeitern zeigen, daß ihre redlichen Bemühungen, der bedeutsamen Aufgabe gerecht zu werden, die sie sich gestellt haben, auch außerhalb der Fachwissenschaft dankbare Anerkennung finden. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 85. Donnerstag, den 16. Juli. 1896.

Die internationale Ausstellung im Münchner Glaspalast.

Von Wilhelm Mauke.

Noch vor 3 Jahren jagte die Ankündigung des Katalogs der Münchner Künstlergenossenschaft: „1400 Gemälde und Skulpturen“ jedem noch so ausdauernden Galeriemärtyrer ein gelindes Gruseln über die Haut. Beinahe anderthalb Tausend Bilder auf den jährlichen Kunstmarkt geworfen! Welch' unsinnige Massenproduction! Wieviel Mittelgut und Dutzendwaare, wieviel „Atelierhüter“ und „Schinken“ kamen da durch Jurys Gnaden zur unverdienten Ehre, ein paar Monate neben den Schöpfungen eines Menzel, Gabriel Max und Böcklin zu paradiren! Jahr für Jahr wurde es besser. Die Jury strenger, die Quantität kleiner, die Qualität feiner. Und wenn auch in diesem letzten Jahre des Getrenntmarschirens das Ziel der „Secession“, zugleich in stofflicher und geistiger Hinsicht eine „Selection“ zu sein, aus äußern Gründen (das conservative Lager der alten Akademiker ist weniger exponirt, aber stärker besetzt als das der „Jungen“; der Zudrang aus ihm daher weit größer) unerreicht blieb, so kann sich doch der „96er Jahrgang“ des Glaspalastes an seinem Geschmack sehr wohl neben den Großthaten der „Jungen“ sehen lassen. Im Ganzen (ohne die Schwarz-Weiß-Ausstellung und die Radirungen) haben wir heuer 840 Oelgemälde, Pastelle, Aquarelle und ca. 100 Plastiken. Nur der halbe Glaspalast ist gefüllt, und wenn nach Schluß des Pariser Champs-Elysées-Salon noch die Franzosen kommen (sie gehen immer noch lieber in die Bier- und Bilderstadt München als nach Berlin), so werden doch noch manche Säle mit den ominösen rothen Portièren verhängt bleiben. Und das ist gut so!

Zwei Beobachtungen haben sich uns diesmal stark aufgedrängt. Eine erfreuliche und eine weniger angenehme! Einmal der Sieg des Pleinairismus fast auf der ganzen Linie. Auch die starrsten Reactionäre haben sich der natürlichen Wandlung im malerischen Schauen gefügt und bemühen sich jetzt den mannigfachen Farben- und Stimmungswechsel, den das freie ungedämpfte Licht in freier Natur über jede Landschaft breitet, festzuhalten. Diesem erfreulichen Zurückkommen vom Malen im künstlich verdunkelten Atelier, von „Lichtscheue“ und künstlich erzeugtem „Galerieton“ steht nun leider immer noch gegenüber eine gewisse Convention in stofflicher Hinsicht, eine Absonderung von dem so reich pulsirenden socialen Leben der Gegenwart, eine fast pathologisch zu nennende Vorliebe für „abgestorbene Sinnbilder“ und süßlich-akademisch gehaltene oder anekdotisch läppische Genres. In letzteren ist immer noch die Düsseldorfer Schule obenan. Es ist, als ginge noch ein Schmollen durch die allerdings gelichteten Reihen gewisser Stilisten, ein Schmollen über den modernen Zeitgeist, der rücksichtslos alles Traditionelle, Vererbte und Eingerostete bei Seite wirft, ein Schmollen über das nothwendige Aufsuchen der freien, wahren, aber auch oft unzugänglichen Natur als Vorbild, welche nunmehr an Stelle classicistischer Nachahmung der Antike, an Stelle blutrünstiger Historien- und Kriegsbilder-Fabulirerei dem Malerauge ihre grandiosesten und intimsten Phänomene, ihre brutalsten Nachtseiten und ihre hellsten Lichtseiten darbietet. Aber freilich es heißt in der prächtigen Zola'schen Definition von der Kunst: ein Eckchen Natur, „vu par un temperament“. Und „das Temperamentlose“, was uns bei so manchem Bild im Glaspalast auffällt, das macht nebenbei für den Kunstberichterstatter ein prägnantes und feuilletonistisch interessantes Urtheil so viel schwerer als in der kleinen, an starkgeistigen Phantasiegenies und gluthvollen Farbenträumern so reichen „Secession“. — Nach dieser allgemeinen Einführung folge uns der Leser auf einem flüchtigen kritischen Rundgang durch die 30 Säle. Einen vornehmen Anziehungspunkt hat die Ausstellung durch die vier Collectionen von Schwind, Thoma, Lenbach und Menzel erhalten. Zu diesen zuerst! Circa 30 Oelgemälde und Aquarelle weist die Sammlung des verstorbenen Märchenmalers Moriz v. Schwind auf. Der Cyclus von der „schönen Melusine“ fesselt namentlich durch eine reine und poetisch gestaltende Phantasie. Die Farbengebung freilich hält dem glühenden, saftigen und effectliebenden Colorit unserer Tage nicht mehr die Wage. Unser großer Frankfurter Meister Hans Thoma will mit seiner ca. 30 Oelbilder, 6 bemalte Steindrucke und 40 Handzeichnungen enthaltenden Collection ein Bild seines Entwickelungsganges geben. Die Werke umfassen den Zeitraum 1861—1896. Aber schon 1866 mit dem Bilde „Schwarzwälder Mädchen“ war der gemüthvolle Naturpoet Thoma eigentlich fertig, war er „er selbst“, wenn ihm auch noch böse Jahre der Anfeindung aus beiden Lagern bevorstehen sollten. Thoma ist ein echt deutscher, naiver, jeden Effect verschmähender, die Natur seiner heimathlichen Landschaften innig liebender und sie mit schlichtem Pinsel wiedergebender Malerpoet. Wie wenige seiner „Brüder in Apoll“ würden z. B. so ein harmloses, trauliches „Landschafterl“ beachtet haben, wie seinen „Vergißmeinnichtbach“? Er, der stille Träumer, erkannte auch in diesem Stückchen Natur die verborgene Poesie. Landschaften, deren intimer Reiz weniger in der Farbe und der Beleuchtung, als in der herben Naturtreue, der jede Sentimentalität verschmähenden Gegenständlichkeit der Darstellung liegt, sind: „Wasserfälle bei Tivoli“, „Pappeln und Schilf“, „Zwischen den Gartenmauern von Sorrent“, namentlich auch die eminente Studie „Park im Herbst“ (1874). „Einsamkeit“ ist eine Allegorie benannt: Ein nackter Jüngling blickt, knieverschlungen, von einsamer Felsenwarte im stillen Weltmeer auf den Horizont, der blau mit den blauen Wogen zusammenfließt. Das Bedeutendste der Thoma-Ausstellung scheinen uns aber die beiden 1894 vollendeten Bilder: „Frühling“ und „Sommer“ zu sein. Unter einer Gruppe junger im Safttrieb glänzender Birken sitzt auf bemoosten Steinen ein Häuflein junger Menschen. Ein „Pan im Bauernrock“ bläst ein Bursch mit derbem Flachskopf auf der Weidenflöte ein Frühlingslied. Unten zieht zwischen lichtgrünen Erlen ein Flüßchen seine Bahn. Auf ihm ein Segel. Am Himmel bläht sich ein ungeheurer Wolkenfederstrauß. Solche Landschaften konnte der alte Gottfried Keller trefflich in Worten nachdichten. Das Pendant zeigt uns eine buntblumige, quelldurchzogene Wiese in hellster Sommermittagbeleuchtung. Mädchen tanzen einen Ringelreihen. Auf feurigem Pferd links ein Bursch. Wie wunderbar ist in diesen beiden urdeutschen, ausspruchslosen und doch so traulichen Landschaften der Charakter der Jahreszeiten durch Beleuchtung und Wolkenbildung, Luft, Vegetation und Staffage auseinandergehalten! — Auch dieses Jahr bildet der Lenbachsaal eine der stärksten Attractions der Galerie. Das Interesse an den porträtirten Persönlichkeiten und der stilvoll behagliche Raum wirken da gleichstark mit. Was kann doch eine Masse hübscher Truhen, Gobelins, Vasen, alter Seidensessel, Teppiche und Portièren, vom Malerauge zu einer geschmackvollen Harmonie abgestimmt, Wunder wirken! Den deutschen Patrioten fesseln unter den Porträts namentlich die beiden von Bismarck, wovon das in der Kürassieruniform für das Reichskanzlerpalais bestimmt ist; ferner ein geistvoll erfaßtes Kniestück vom greisen Moltke und der feine magere Diplomatenkopf Hohenlohe's. Ebenso vorzüglich charakterisirt sind die beiden Köpfe des alten, selbstbewußten Gladstone und des „theologischen Freigeists“ Döllinger. Von Koryphäen aus der Republik der Geister finden wir Pettenkofer, den auch F. A. v. Kaulbach gemalt hat, Kapellmeister Levi mit leis sarkastischem Gesichtsausdruck, die Münchner Dichter

Lingg und Heyse, Letzterer im olympischen Siegesbewußtsein, strahlend im rosigen Fett. Ein fein ausgeführtes und äußerst lebendig wirkendes Pastell von Böcklin. Ein Selbstbildniß des Meisters mit seinem Kindchen im Arm. Unter den Frauenporträts heben wir eine schielende Schöne im Rembrandthut hervor, sowie das Bildniß der lieblichen Frau B., dargestellt als Herodias, interessant besonders deshalb, weil Frau Stuck dieselbe Dame in der Secession ausgestellt hat. Die Gabe Lenbach's, die gemalte Person individuell zu charakterisiren, die Eigenthümlichkeit, eine ganz minutiöse Phase von höchster Anspannung des Geisteslebens, von unmittelbarster Lebenswahrheit, von möglichst interessantem und lebendigem Gesichtsausdruck zu erhaschen, bleibt immer bewundernswerth. Es ist, als fixirte er seine Männer jedesmal in dem intimen Moment, wo sie ein geistvolles Bonmot münzen oder einem lange verfolgten Probleme auf der Spur sind, seine Frauen in den glücklichen Stunden eines ihre Grazie, ihren Geist, ihre Laune auf's Strahlendste entfaltenden Schönheitstages. Es wäre interessant, die stilistische und geistige Eigenart der drei größten Münchner Porträtisten, Stuck, Lenbach und Samberger, einmal vergleichend zu beleuchten. — Der Menzelsaal enthält nur wenige Oelgemälde, dafür desto mehr Feder-, Tusch- und Kreidezeichnungen, Aquarelle und Radirungen des unermüdlich schaffenden Berliner Altmeisters. Welche Fülle seiner Einzelzüge, welch' eminent realistischen Scharfblick bieten seine launigen Genres, seine gedankenreichen Studien- und Charakterköpfe! Eine ganze Galerie großer Preußen, Könige, Feldherren und Geistesfürsten an der einen Wand. Gegenüber Oelgemälde mit Sujets vom preußischen Hofe und der preußischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts: „Friedrich der Große auf Reisen", „Blücher und Wellington bei Waterloo". Dann wieder ein Tableau der alten Haudegen des großen Friedrich, geschnitten nach den jedem großen oder kleinen Preußen bekannten Federzeichnnngen. Seine originellen „Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen" hängen neben den 16 Blättern lithographirter Compositionen aus der brandenburg-preußischen Geschichte. Diese großen Tableaux hat die königl. National-Galerie zu Berlin dem Glaspalast für diesen Sommer überlassen. Und dann noch sein berühmtes „Eisenwalzwerk" (1874) — wohl das Gewaltigste, was Menzel's Kraft geschaffen — gekrönt mit der Ehrenmedaille und sein nicht minder historisches Bild: „Abreise König Wilhelm's zur Armee". Menzel, der Alte, war getreuer „Realist", mitunter sogar „Armeleutmaler", ehe die moderne Kunstgeschichte diese Phasen der Entwickelung als zu Recht bestehend sanctionirt hatte. Die alte Geschichte vom Genius, der seiner Zeit voraneilt. Eine kleinere Collection bilden mehrere Werke verschiedenen Stils des in München sehr geschätzten Wilhelm Leibl, der ein Klausnerleben in dem oberbayrischen Bauerndorf Aibling führt. Daher auch die meisten Motive. Am eigenartigsten dünken uns die beiden Händestudien, wohl Vorarbeiten für ein größeres Bild: „Hände mit Gewehr" und „Hände mit Buch". Der neuen Freilichtmalerei huldigt Leibl freilich immer noch nicht. Nun zu den Einzelbildern. Unter den alten Münchner Malernamen vermissen wir diesmal vor Allem den mystischen Träumer Gabriel Max und den kraftvollen Tiroler Schilderer Matthias Schmid. Schmid verläßt übrigens, von unerquicklichen Kabalen weggeekelt, München, um seine Tage in Bozen zu beschließen. Sein etwas süßlicher, deshalb auch zu Weltruf gelangter College Defregger bringt heuer nur ein hübsches Bauernmädchen; F. A. Kaulbach zwei Damenbildnisse, eine brillant gemalte, stolze Schönheit mit vornehmem Ausdruck und seine vor Kurzem gestorbene Mutter, Josefine v. K., eine der wenigen geistvollen Damen, welchen es in München gelang, einen von allen Koryphäen der Kunst und Wissenschaft besuchten Salon zu halten. Wilhelm v. Diez zeigt sich im „Ehrensaal" mit einem in Zeichnung und Composition gleich bedeutenden Bild „Aus der Raubritterzeit". Das Gewimmel der abeligen Marodeure, die ihre blutenden Gefangenen in die fahl beleuchtete Raubburg schleppen, wirkt sehr lebendig und ist weit entfernt von raffinirtem „Gestelltsein". Meister Böcklin, der souveräne Herrscher im Reiche der unbewußten Phantasie, erfüllt wieder ein Bild aus seinem geliebten Lande des mythologischen Fabelwesens mit seiner einzigen Farbengluth: „Triton, eine Najade auf dem Rücken tragend, darüber Amor". Aber auch als feinsinniger Porträtist tritt er diesmal auf den Plan. Das Bildniß der reifen, schwülen großäugigen Florentinerin ist gewiß modern aufgefaßt und doch: eine Ahnung, daß der Pinsel seines Schöpfers sonst in antiken Empfindungen schwärmt, weht aus dem zarten Fleischton der Signora uns entgegen. Neben dem Original sein talentvoller Nachempfinder Müller-Schönefeld aus Florenz. Aus seinen 10 Bildern spricht das heiße Bemühen, Böcklin's mythologische Landschaften und Figuren in Coloristik und Auffassung nachzuempfinden, aber Schönefeld vermag uns diese Stoffe doch nicht menschlich näher zu bringen. Es bleibt bei einem kühlen und bewußten Reflectiren. Der zwingende Impuls, so und nicht anders zu malen, wird dagegen vermißt. Immerhin ist sein „Frühling" ein Bild von bedeutender Stimmungsgewalt. Nach dem Quellbade liegen auf blumiger Frühlingsau zwei schöne nackte Menschen. Sie spielt mit Faltern, er auf der Flöte. Ein schwungvoller Hauch erwachenden Lebens zieht durch die Natur, erwachender Liebe durch den Sinn des Mädchens. — Ein auffallender Reichthum guter Porträts ist dieses Jahr vorhanden. C. Stolving-Berlin bringt das ergreifende Bild des kranken Höhenmenschen Fr. Nietzsche in sonniger Weinlaube zu Naumburg und den geistvollen Kopf Max Klinger's über eine Radirung gebeugt. Hans Fechner-Berlin stellt ein süperbes, mit der II. Medaille ausgezeichnetes Damenbildniß aus. Den Vogel hat diesmal der Engländer M. Brown mit dem Porträt der Mlle. Plume Rouge abgeschossen: I. Medaille. Auch Frau Vilma Parlaghi hat sich mit einem sehr solide gemalten Bildniß des Frhrn. v. Szögyeny eingestellt. Von den vielen Marinen heben wir nur die bedeutendsten hervor: Schönleber's „Meerestiefe an der Riviera", unseres Erachtens die beste Landschaft der Ausstellung; Hamacher's blaues Einfarbenbild „Mondnacht an der Riviera"; Meinzolt's poetische norwegische Wasserstudie „Bei Cap Lindesnäs"; Bachmann's „Am atlantischen Ocean", eine Composition, die Farben aufweist, welche die Natur wohl in seltener Schöpferlaune aus Luft, Wolken, Wasser, Schaum und Strahlenbrechung zu mischen vermag. Ein Künstler von ebenso großem Können wie seltener Gabe, wild erregte Wassermassen naturwahr auf die Leinwand zu bannen, ist Hans Bohrdt-Friedenau. „Wikingers Todesfahrt" zeigt ein brennendes Schiff gefüllt mit Leichen und Scheitern auf nächtlicher See. Am Mast lehnt König Ring, den brechenden Blick in die rothgelbe Mondsichel gebannt, die ihm hinter grünlichen Wogenbergen zum letzten Male aufgeht. Auch sein „Hamburger Seelootse an Bord gehend" beweist die starke Begabung Bohrdt's.

Den vielen Landschaften, der Natur abgerungen, der Phantasie entsprungen, im Freilicht aufgenommen oder im Halbdunkel des Ateliers zusammengestrichen, impressionistisch oder mit der Starrheit größtmöglichster Objectivation empfunden, auch nur einigermaßen gerecht zu werden, fehlt natürlich der Raum. Nur einige auffallende, nach der guten und der schlechten Seite hin, seien besprochen. Da sind zunächst die Gemälde jener kleinen Gruppe von Freilichtmalern zu nennen, die sich unter der Führung von Fritz Mackensen in Worpswede bei Bremen zu einer Malercolonie vereinigt haben und unter dem Namen „Worpsweder Schule" bekannt wurden. Sie entnehmen ihre liebevoll studirten Motive der Moor- und Haidelandschaft der nordischen Küsten. Sie füllen dies Jahr einen eigenen Saal mit ihren farbenkräftigen Landschaften. Neben Mackensen verdienen der talentvolle Fr. Overbeck (Abend im Moor, Monbaufgang) und Otto Modersohn lobende Erwähnung. Die schottischen Landschaftsmaler (Glasgower Schule) bevorzugen gewöhnlich die Scenerie. Einzelne, wie David Fulton, der mit besonders inniger Schwärmerei seine rauhe Heimath studirt, haben sich auch im Glaspalast „anhängig" gemacht. Die dritte große Landschaftsschule, die Düsseldorfer, hat sich bisher noch am wenigsten aus den Banden eines spitzpinseligen, süßlichen Conventionalismus zu befreien versucht. E. Compton, unser großer Alpiner, hat einen „Abend in den Brenta-Dolomiten" ausgestellt, der ebenso wie Ramlah's „Eisenzer Ferner" und „Oetzthaler Ferner" mit ihren erhabenen Eisgebilden das Entzücken jedes Bergfreundes bilden. Einer der Juroren, Eugen Bracht-Berlin, bringt zwei große Haidelandschaften. Es sind Einfarbenbilder, braun in braun. Vielleicht dem Maler halb unbewußt. Jedenfalls vermissen wir den Reichthum an feineren Nuancen, an discreten Abtönungen, der allein solche Einfarbenbilder naturwahr erscheinen läßt! Ein Curiosum ist auch Bombach's „Im alten Opferhain". Die Beleuchtung dieses Waldinterieurs bei sinkender Sonne ist ganz unmöglich. Der Boden erscheint wie mit rother Krebsbutter ausgegossen, garnirt mit saftgrünem Moos. An den Baumstämmen scheinen rothe Hummern angespießt zu sein. Ist es denn dem farbenglühenden Phantasten ganz entgangen, daß die Strahlen der untergehenden Sonne Alles röthen und durchleuchten, also auch die schönen grünen kreisrunden Moospolster nicht respectiren? Bombach „weiß zwar Nichts von der Tabulatur", ist aber doch der Natur nicht auf rechter Spur.

Vielleicht wegen seiner culinarischen Reize hat die boshafte Hängecommission das Bild direct neben den Eingang zur Restauration placirt.

Auch das Actbild (an denen heuer wahrlich kein Mangel ist) von Julius Jürß „Versuchung" ist allzu conventionell und temperamentlos. Die bekannten Requisiten (Schlange, Apfel) sind vorhanden. Zu was aber soll eigentlich die kleine, gemüthlich im Grase liegende nackte Madame verführt werden? Zu 'nem Bratapfel? Auch der weibliche Act Max Ring's: „Nach dem Bade" dünkt uns sowohl lüstern wie manierirt. Ein typisches Bild der alten Schule, gespreizt und unnatürlich ist die Kleiderausstellung, die van der Oudera-Antwerpen unter dem Titel: „Im Kreuzgang des Juweelklosters zu Antwerpen, XVI. Jahrhundert" bringt. Im Treppenhaus etwa eines „Volkstrachtenmuseums" ganz geeignet, aber auf die Werthung eines freien, selbständigen Kunstwerks hat es keinen Anspruch. Erfreulicher sind in jedem Betracht die beiden Kolossalgemälde von Egger-Lienz „Ave Maria nach der Schlacht am Berg Isel" und Waltenberger's „Ende der Welt". Dämmernder Fichtenwald birgt in seinen Schatten eine knieende Gruppe pulvergeschwärzter, blutender Tiroler Freiheitskämpfer, in glaubenseliger Inbrunst vereinigt. Prachtvolle Charakterköpfe unter diesen Weinenden, Fanatikern, Zusammenbrechenden, zum zerrissenen Siegeszeichen Aufstarrenden! Waltenberger's großes Triptychon ist gewiß ein energischer und kühner Wurf. Dem Bilde fehlt aber die für ein Triptychon nöthige geschlossene harmonische Einheitlichkeit, die straffe Gesammtconception, die in Farbe und Gruppirung zum entschiedenen Ausdruck kommen müßte. Das Mittelbild stellt den Untergang der Menschheit durch Eis und Kälte dar. Das linke Flügelbild zeigt die Hölle, Sünder, Säufer und Buhler verflucht durch Engel des Gerichts; das rechte die Gestalten der Seligen, emporschwebend unter einer Fülle von Putten und Blumen. Ein rothgelbes Licht überfluthet Alles mit gleichmäßigem schwülen Glanze. Die unheimlichen Kabbalisten des Symbolismus mögen die kritische Revue beschließen. Die zwei auffallendsten unter ihnen sind im bürgerlichen Leben — seltsamer Fall — lustige Humoristen: Th. Th. Heine, das aufgehende Gestirn der „Flieg. Blätt." und des „Simplicissimus", und der ulkige Caricaturist Strathmann. In ihren Mußestunden scheinen sie, allerdings mit gemischtem Erfolg, ihrer Palette die gefürchteten ätherischen Schnörkel des manierirten Hieroglyphenstils zu entlocken. Strathmann bringt gleich drei Phantasieexcesse, ohne darin den genialen ornamentalen Sinn etwa eines Khnopff entfalten zu können. Das Aquarell „Satan" (der Teufel, eine Schlange mit Fledermauskopf, grinst von einem mit Quallen und Polypen bewachsenen Baum) beweist dies ebenso wie „Todtenwacht" und „Die Nacht". Gedankenarme Unnatur!

Ganz prächtig ist's diesmal mit der edlen Kunst der Bildhauerei bestellt. Da überragt nun ein Mann Alle um Haupteslänge. Und das ist Rudolf Maison, der große realistische Münchner Bildhauer. Die Kühnheit in der Stoffwahl und seine technische Vollkommenheit zwingen nun sogar reine Gruppengenres und symbolische Motive in lebensvolle Form. Sein „Nigger von Leoparden überfallen" ist ein Meisterstück an Freiheit der Bewegung von Mensch und Thier, von unübertrefflichem Naturalismus in Haltung und Miene des Ueberfallenen. Und seine plastische „Skizze" (Pest und Tod eutdonnern auf einem Siegeswagen dem flammenden Höllenrachen; unter den Hufen der brausenden Rosse Menschen von gewaltigen Schlangen erwürgt; auf einem Regenbogen über dem Höllenschlund steht der strafende Gott einen Oelzweig in der Hand) erweckt ein starkes Verlangen nach Ausführung in edlem Marmor. Welcher Staat, welche Gemeinde giebt hierzu die Mittel? Campanella's Sonnenstaat vielleicht oder das erträumte Freiland! Gewaltige Compositionen sind auch seine beiden in Holz modellirten, überlebensgroßen „Herolde zu Pferd", welche den Eingang der Ausstellung flankiren. München darf stolz sein, neben Stuck einen Maison zu seinen Söhnen zu zählen. Josef Magr aus Leipzig stellt einen „Kain" auf, charaktervoll und leidenschaftlich in seinem himmelstürmenden Trotze. Erwähnt sei auch die patriotische Arbeit eines zweiten Leipzigers A. Lehnert: Reliefbildniß des sächsischen Königs. Der Belgier le Roy bringt eine sinnliche, weibliche Gestalt, die mit wollüstig verschleiertem Blick eine an ihrer Schulter züngelnde Schlange betrachtet. Die Benennung „Liebreiz" erscheint allerdings hier deplacirt. Warum nicht „Sünde" oder „Wollust"? Zwei größere Gruppen von Jordan-München und Emil Fuchs-Rom erregen viel Bewunderung. „Um Lorbeer, nicht um den goldenen Götzen müht sich und strebet der Künstler, doch das Leben ihm krönt — nur mit Dornen das Haupt" steht als betrübendes, nur zu wahres Motto auf der plastischen Allegorie Jordan's. Die Gruppe in Marmor mit Broncereliefs „Mutterliebe" des kraftvollen Bildners Fuchs zeigt ein schönes zartes Weib, an's Kreuz gefesselt; mit der letzten Kraft reicht sie dem Säugling die erkaltende Brust. Ganz wunderschön ist aus dem schneeweißen Marmor die zarte Halsmuskulatur der Mutter herausgearbeitet. Und wie genial sind die weichen Falten der vom Seil geschnürten Lenden und der flatternde Schleier dem spröden Stoff abgerungen! Wahrlich ein Sieg des Geistes über die rohe Materie!

Der Brüsseler Du Bois („sitzende weibliche Figur", „das Schweigen" und „das Echo") und der Budapester Boisserée (ein Meleager) sind zwei energische Vorkämpfer der naturalistischen Richtung in der Plastik. Der Raum verbietet leider noch mehr der vielen talentvollen Skulpturen zu erwähnen.

Das Gesammturtheil über diese letzte Sonderausstellung der Münchner Künstlergenossenschaft und ihrer internationalen Gäste kann, nach Abrechnung der in der Einleitung hervorgehobenen Punkte, nur ein anerkennendes und lobendes sein. Noch in keinem Jahre ist vor allen Dingen die Anpassung an den modernen Geist so erfreulich bei diesen „alten Jungen" hervorgetreten wie heuer. Noch nie trat das „Was" so in den Hintergrund vor dem „Wie". Noch nie siegte der Individualismus so über Manier und Convention. Und dazu „Glückauf" von Herzen!

Bücherbesprechungen.

— Canossa. Historische Untersuchung von Walther Sachse. Leipzig, Verlag von Theod. Thomas, 1896. 57 Seiten 8°. (Vollständig in 2 Heften.) Preis des I. Heftes 1 ℳ — Daß der deutsche König Heinrich IV. unbedingt zu den interessantesten Männern gehört, die die europäische Geschichte aufzuweisen hat, dürfte seit dem Erscheinen und Bekanntwerden von Wildenbruch's großartigem Schauspiele selbst dem Laien, der sonst nicht für alte Historien eingenommen ist, klar geworden sein; die Freunde vaterländischer Geschichte wußten das schon lange. Im Jahre 1508 erschienen zu Straßburg die „Gesta Heinrici imperatoris metrice" mit einem Vorworte von Gervasius Soupher, das von echtem Nationalgefühl dictirt ist. Zehn Jahre später gab Aventin in Augsburg die von hingebendster Treue an den heimgegangenen unglücklichen Kaiser erfüllte „Vita Heinrici IV." heraus. Und im Jahre 1520 folgte der von Ulrich v. Hutten (zusammen mit den seitdem leider wieder spurlos verschwundenen „Quinque libri de vita Henrichi") im Jahre vorher zu Fulda aufgefundene „Liber de unitate ecclesiae conservanda". Mit ingrimmiger Freude wurden diese ehrwürdigen Zeugnisse für die wirkliche Größe des bestgehaßten Mannes von den deutschen Humanisten begrüßt, die dem Werke Luther's zugethan waren und die alten Streit- und Klagschriften als schneidige Kampfmittel verwerthen konnten. Bei dem Erscheinen der oben angezeigten Abhandlung wird man unwillkürlich au jene Zeiten erinnert, wo die ernste Wissenschaft den Parteien und der Tagespolitik Waffen in die Hand drückte. Es berührt eigenthümlich, wenn streng wissenschaftliche Arbeiten unter pomphaftem Titel und Aufwendung unverhältnißmäßiger Reclame — die freilich wohl auf Rechnung des Verlegers zu setzen sein dürfte — in die Welt gesandt werden. Angemessener war es jedenfalls, statt des einen dünnen Heftchens gleich die ganze Abhandlung auszugeben; denn aus dem Vorliegenden, das nur Vermuthungen enthält, kann man sich ein bestimmtes Urtheil schlechterdings noch nicht bilden. Man soll neugierig gemacht werden; dies Ziel ist allerdings vollkommen erreicht. Der anscheinend durch eingehendes Studium Hegel's gut vorbereitete, ungemein gewandte Verf. giebt sich im Laufe der Untersuchung die erdenklichste Mühe — er schreibt geradezu in versteckter Dialogform —, die Kunst der Dialektik aus dem Gebiete einwandfreier Logik in das heiklere der Sophistik hinüber zu drängen. Scharfsinn kann man dem jungen Forscher ohne Weiteres zuerkennen; nur schade, daß er seine Folgerungen auf sandigen Boden, auf bloße Vermuthungen, allzu oft auf ein „doch wohl?" aufgebaut hat. Ein Beispiel dafür: Seite 12 ff. wird übertrieben Gewicht auf Marianus Scotus gelegt; bei nur einigermaßen anderer Beleuchtung der angeführten Stelle würde unfehlbar das ganze schöne Ge-

bäude zusammenstürzen. Mit vollem Recht aber läßt sich auf jenen Sonderling unter den Historikern die leider schlecht stilisirte Mahnung anwenden, die Wattenbach bei der Erörterung von Lambert's Glaubwürdigkeit minutiösen Kritikern entgegenhält: „Gewiß aber hatte er keine Ahnung davon, auf welche Goldwage dereinst alle seine Worte gelegt werden würden." Charakteristisch für des Verfassers problematische Methode ist besonders auch Seite 22 seiner Schrift. Und geradezu unleidlich wirkt auf die Dauer die bis zum Ueberdruß angewandte Figur der rhetorischen Frage; es ist bezeichnend, daß das erste Heft mit zwei derartigen Fragesätzen Abschied vom Leser nimmt. Den Hauptgegenstand der Abhandlung bildet eine bei ihrer Schwierigkeit doppelt willkommene Untersuchung über den „Liber de unitate ecclesiae conservanda". Während der Ref. in diesem werthvollen Buche den nicht ungeschickten Versuch eines in den geistlichen Anschauungen Augustin's aufgewachsenen und verstrickten deutschen Klerikers erblicken möchte, diese mit den Anforderungen und Handlungen seines königlichen Herrn zu vereinigen, also eine Art Brücke zwischen beiden diametral entgegengesetzten Ansichten herzustellen, glaubt der Verfasser, der die aus dem Versuche resultirenden Widersprüche entdeckt hat, sich aber die Hutten'sche Freude an Heinrich IV. nicht rauben lassen möchte, zu dem künstlichen und gefährlichen Mittel der Annahme einer tiefgehenden Fälschung greifen zu müssen. Er hat sich ein fest umschriebenes Bild von Heinrich gemacht; dies stimmt bei genauerem Zusehen leider nicht mit den Schlüssen, die ein scharfer Verstand aus dem „Liber" herauslocken kann: ergo ist die Quelle nicht echt. Das ist ein bedenklicher circulus vitiosus! Der Ref. ist wirklich gespannt darauf, wie der Autor diese Methode aus den vorderhand noch recht unsicheren Gefilden von Fragen und Hypothesen durch weitere Beweismittel — er spielt auf eine Betheiligung von Byzanz an — in den sicheren Port strengster Schulung und Unvoreingenommenheit steuern wird. Das Zeug dazu hat er jedenfalls. Zur besseren Würdigung der eigenthümlichen, stark von Augustin beeinflußten Gefühls- und Denkweise des Mittelalters sei auf eine Abhandlung des wegen seines „Lehrbuches der historischen Methode" allgemein geschätzten Greifswalder Professors Ernst Bernheim hingewiesen, die sich „Politische Begriffe des Mittelalters im Lichte der Anschauungen Augustin's" betitelt und soeben im 1. Vierteljahrshefte der neuen Serie der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" erschienen ist. Daraus ersieht man deutlich, wie in den damaligen Gemüthern der Civitas Dei eine Civitas Diaboli entgegengestellt wird, die man mit allen Mitteln bekämpfen müsse; der Verfasser von „Canossa" wird darin auf Seite 6 und 9 manches Brauchbare über die schwer zu fassenden Begriffe superbia und inobedientia finden. Auch möchte der Referent ihn davor warnen, Aeußerungen von Bruno, Bernold, Lambert und anderen Vertheidigern Gregor's VII. so durcheinander zu würfeln, wie es an manchen Stellen der Abhandlung zu beobachten ist; denn trotz der ihnen gemeinsamen Abneigung gegen Heinrich stehen sie in Einzelfragen ohne Zweifel oft genug auf ganz verschiedenem Standpunkt — eine Thatsache, die noch nicht genügend zu ihrem Rechte gekommen ist. Ht.

— Görres. Von Joh. Nep. Sepp, Professor a. D. in München. (Geisteshelden, eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Anton Bettelheim, 23. Band.) Berlin SW., Ernst Hofmann u. Co., Wilhelmsstraße 122. Preis: In Subscription auf 6 Bände der Sammlung 2 ℳ, im Einzelbezug 2 ℳ 40 ₰. — Josef v. Görres war unbestritten ein ungemein reich begabter Geist. Aber es hält schwer, zu einem ruhigen, rein sachlichen Urtheil über ihn zu kommen. Der schier unvereinbare Gegensatz zwischen der wild aufschäumenden revolutionären Stimmung seiner Jugendjahre und dem tiefsinnigen theosophischen Ernst seines Alters, sowie die Unversöhnlichkeit und Schroffheit der Parteistellung, die er einnahm, erschweren es gleichmäßig. Professor Sepp hat das Verdienst, eine gerechtere Würdigung des genialen Romantikers und glühenden Patrioten angebahnt zu haben. Schon vor zwanzig Jahren ließ er eine eingehende Biographie von ihm erscheinen, und er hat dem edlen Vorkämpfer für ein geeintes Deutschland lebenslang die Treue gehalten; das bezeugt die wohlthuend warme und begeisterte Sprache, in die der 81jährige Gelehrte seine vorliegende kürzere Darstellung der bedeutsamen publicistischen und wissenschaftlichen Lebensarbeit seines Helden kleidet. Lebensvoll tritt die festgefügte, markige Gestalt des Herausgebers des „Rheinischen Merkur" vor uns hin, gebührend werden seine Verdienste um die Förderung der deutschen Alterthumsforschung und um die deutsche Literatur, zumal um die deutschen Volksbücher, hervorgehoben. Mit liebevoller Versenkung wird sein inniges Verhältniß zu Achim von Arnim, Clemens Brentano und den Brüdern Grimm geschildert. Gewiß nicht ohne Absicht läßt der Biograph diejenige Seite an Görres, die der Gegenwart naturgemäß etwas ferner gerückt ist, seinen katholischen Mysticismus, zurücktreten. Wohl durfte in dem Jubeljahre des neuen Deutschen Reiches auch das Gedächtniß dieses, bei aller Einseitigkeit wackeren Vaterlandsfreundes erneuert werden, und Prof. Sepp, der selbst seiner Zeit im bayerischen Landtage die Sache des Reiches mit Nachdruck und Festigkeit verfochten hat, war der rechte Mann dazu. Daß Görres auch der Gegenwart so Manches noch zu sagen hat, mag man aus einer einzigen Stelle ersehen, die in dem Munde eines so leidenschaftlichen und schonungslosen Protestantenhassers, wie er es war, doppelt wirksam klingt: „Wir Alle, Katholische und Protestantische, haben in unseren Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlicher Irrsal, so oder anders; Keiner hat das Recht, sich in Hoffart über den Anderen hinauszusetzen, und Gott duldet es an Keinem; am wenigsten bei Denen, die sich seine Freunde nennen. Die Gegenwart gebietet peremtorisch, daß wir mit einander uns vertragen." Sepp's lichtvoll und scharf gezeichnetes Lebensbild von Görres ist trefflich geeignet, den merkwürdigen Mann auch dem protestantischen Deutschland näher zu bringen. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß namentlich die berufsmäßigen Culturkämpfer auf evangelischer Seite die gute Gelegenheit nicht ungenützt ließen, diesen kampfgemuthen, aber durchaus ehrlichen Vertreter des Katholicismus genauer verstehen und damit billiger beurtheilen zu lernen. R. B.

— Gedanken eines Japaners über die Frauen, insbesondere die japanischen. Aus dem Japanischen übersetzt vom Verfasser Dr. Riotaro Hata, Secretär der kaiserl. japanischen Gesandtschaft in Wien. 9 Bogen Octav. 2 ℳ 25 ₰. — Ein originelles Buch, das geeignet ist, im Abendlande manche irrige Vorstellungen über das Leben und den Culturstand der japanischen Frauen zu berichtigen, aber auch viel Beherzigenswerthes für unsere Frauenwelt enthält. Dem Buche schickt ein hochgestellter Landsmann des Verfassers, der wirkliche Geheimrath Motoda, ein Vorwort empfehlend voraus, indem er schreibt: „Dieses Buch bildet sanfte, brave, folgsame Charaktere heran; es erzieht zur Bescheidenheit, Sparsamkeit, Selbstbeherrschung und Aufrichtigkeit." Wir können, nachdem wir das Buch gelesen haben, diesen Ausspruch voll und ganz bestätigen. Im ersten Theile erörtert der Verfasser die Pflichten der Frauen, und im zweiten spricht er von den Erfordernissen, die zur Erfüllung dieser Pflichten nothwendig sind. Die Pflichten der Frau bestehen für ihn vor Allem in einer tüchtigen Haushaltung, in guter Erziehung der Kinder und in wirkungsvoller Unterstützung des Mannes. Er verlangt, daß diejenigen Kenntnisse, welche den Frauen die Fähigkeit verleihen, in ungewöhnlichen Fällen sich selber zu ernähren, für sie sehr wünschenswerth sind (II. Theil, 3. Cap.). Aber von einem sogenannten Fachstudium der Frauen will er nichts wissen; er findet alle Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, so schädlich, daß sie kein Staat erlauben sollte. Eine gute Mutter und eine tugendhafte Gattin zu werden, ist die natürliche Bestimmung des Weibes. Nach dem Grundsatze der Arbeitstheilung sollen die Frauen auf dem Gebiete wirken, wo die Männer nichts Ersprießliches leisten. Er meint, die Männer und die vernünftigen Frauen achteten solche „Frauenzimmer" nicht, die aus ihrem eigentlichen natürlichen Wirkungskreise heraustreten und doch höchstens Das erreichen, was die Männer schon vor ihnen konnten. Die Männer sollen nicht weibisch, die Frauen nicht männlich sein. „Diejenigen, welche diese Regel nicht beachten, verlieren den Charakter der Weiblichkeit und werden doch nicht ganz zu Männern, sondern behalten die Frauenschale. Wenn der Staat sich von solchen unnatürlichen Wesen frei erhalten und die bestehende Ordnung der Gesellschaft nicht verwirren will, so soll er sich davor hüten, dem Frauenstudium die Wege zu ebnen." Was sagen unsere modernen weiblichen Heißsporne, unsere Frauenrechtlerinnen und Zusammenberuferinnen von Frauen-Protestversammlungen zu solchen veralteten Anschauungen? Wir möchten ihnen aber doch die Lectüre des von uns angezeigten Buches empfehlen. Denn die Ansichten des Verfassers sind nicht nur auf japanische, sondern auch auf europäische Verhältnisse anwendbar. W. Sm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 86. Sonnabend, den 18. Juli. 1896.

Robert Burns.

Ein Gedenkblatt zum 21. Juli 1896. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Mit berechtigtem Stolze darf Schottland, dürfen die Briten Robert Burns, der vor hundert Jahren, noch nicht 38 Jahre alt, in Dumfries starb, den Ihrigen nennen. Denn er zählt nicht nur zu den hervorragendsten Lyrikern Großbritanniens, sondern darf ohne Bedenken den erwähltesten Sängern aller Zeiten und Völker an die Seite gestellt werden. Mit diesen theilt er merkwürdiger Weise vor Allem jenes rastlose Ringen und Kämpfen um eine gesicherte äußere Lebensstellung und in wohllautenden Versen tönt uns hier eine Sehnsucht entgegen, die ihn uns auf den ersten Blick als einen Lyriker von der Musen Gnaden erkennen läßt. Denn das Unbefriedigtsein, das geheime Verlangen des Herzens weiht den Poeten erst zum wahren Lyriker. Am 25. Januar 1759 zu Dornholm bei Ayr im südwestlichen Schottland geboren, mußte der Knabe, eines armen Pächters Kind, frühzeitig in harter Feldarbeit den Ernst des Lebens kennen lernen. War ihm der geplagte Vater hierin Muster und Vorbild, so floh er in den spärlichen Mußestunden um so lieber an das Herz der von ihm schwärmerisch verehrten Mutter, die dem weichen, empfänglichen Gemüthe des Knaben volles Verständniß entgegenbrachte. Namentlich waren es die alten Sagen und Märchen, Geister- und Gespenstergeschichten, die der regen Phantasie des Kindes immer neue Nahrung boten und befruchtend auf sein empfängliches Gemüth fielen. Daneben aber erbaute er sich an den kühnen Heldenthaten des schottischen Freiheitskämpfers William Wallace, der sich 1297 an die Spitze der Erhebung gegen die Engländer stellte, durch Verrath an seine Feinde ausgeliefert und 1305 auf Towerhill hingerichtet wurde. Wir gehen nicht fehl, wenn wir behaupten, daß die Beschäftigung gerade mit diesem Helden jene beiden Eigenschaften der Burns'schen Dichtungen begründete, die wir als ihre Brennpunkte bezeichnen möchten: die Begeisterung für das Heimathland und die glühende Vaterlandsliebe. Verhältnißmäßig frühzeitig entstanden des Dichters erste poetische Versuche, die, im engeren Kreise bekannt geworden und beifällig beurtheilt, ihn zu weiterem Schaffen anregten, zumal er für die Landwirthschaft keinerlei Interesse verspürte. Zwar pachtete er nach des Vaters Tode, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, um die Familie vor äußeren Sorgen sicher zu stellen, mit seinem Bruder Gilbert einen Meierhof und faßte den heroischen Entschluß, entgegen der innersten Neigung sein Leben von nun ab der rauhen Pflicht zu widmen. Aber wieder traten äußere Umstände ein, die auch diese Absicht vereitelten. Zunächst entsprachen, was wohl nicht zu verwundern ist, die wirthschaftlichen Erträgnisse nicht den gehegten Erwartungen. Sodann hatten einige Geistliche der Umgebung an den Liebe und Freiheit athmenden Dichtungen des kühnen Pächters, der ganz und gar nicht in die althergebrachte Schablone passen wollte, Anstoß genommen und den Vater seiner Verlobten bestimmt, seine Zustimmung zu der in Aussicht genommenen Vermählung zu verweigern. Jetzt war Burns der Verzweiflung nahe. Wirthschaftlich und moralisch vernichtet, stand er da — er wollte wenigstens noch seinen Dichterruhm retten und dann dem von ihm so heiß geliebten schottischen Heimathlande den Rücken kehren. Als Pflanzer auf der Insel Jamaika gedachte er, für seine Landsleute daheim nur noch in seinen Liedern lebend, ein lebendig Todter sein irdisches Dasein zu beschließen. Da ward auch ihm, wie so Vielen, die es ursprünglich nicht beabsichtigt, die edle Muse der Dichtkunst „zur melkenden Kuh“: der Erfolg der herausgegebenen Sammlung seiner Gedichte war ein über Erwarten großer und führte ihm eine Anzahl mächtiger und einflußreicher Gönner zu, so daß er von seinen Fluchtplänen Abstand nahm und der Einladung eines ihm unbekannten Verehrers nach Edinburg folgte. Hier beginnt die glänzendste Epoche in des Dichters Leben. Die bald nothwendig gewordene neue Auflage der Gedichte brachte neuen Ruhm, neue Gönner; hohe Staatsmänner, Fürsten, Adlige und Gelehrte wetteiferten in dem Streben, dem gefeierten Dichter in ihrer Weise zu huldigen, und in den glänzendsten Kreisen der vornehmen Landeshauptstadt war seine Erscheinung ein Ereigniß. Besonders nahm sich des Dichters Cunningham, Graf von Glencaire, an. Aber was Burns gefürchtet, trat bald ein. Im Geräusch großstädtischer Feste fing sein Herz bald an zu veröden, die Muse, seine liebste Trösterin und treueste Begleiterin auf dem Lebenswege, drohte ihn zu verlassen. Dazu empfand er es als eine unerträgliche Last und mit seinem Mannesstolz unvereinbar, gewissermaßen von der Gunst Anderer leben zu müssen. Er faßte daher einen kurzen Entschluß: auf's Land fliehen, seiner Muse in stiller Zurückgezogenheit leben und ein eigenes Heim gründen — das war es, was er brauchte. Und so sehen wir den einst so glänzend gefeierten Dichter bald als Pächter des Meierhofs Ellisland bei Dumfries an der Seite seiner geliebten Jane, nachdem er sich mit deren Vater ausgesöhnt hatte. Allein auch dieses neue ländliche Glück war von nur kurzer Dauer. Wiederum zeigte sich der Dichter ebenso wenig als erfahrener Landwirth, wie als praktischer Rechner. Trübsinn und Melancholie zogen häufiger denn je in sein Herz ein, und als er endlich bei der Steuereinnahme gegen ein kärgliches festes Einkommen Anstellung gefunden, vermochte selbst sein steigender Dichterruhm nicht die schwarzen Sorgen zu bannen, die mehr und mehr sein Leben bedrückten, seinen Geist umnachteten. Die Sympathien vollends, die er, der glühende Freiheitsheld und begeisterte Patriot, der französischen Revolution entgegenbrachte, raubten ihm endgiltig alle Aussicht auf einstige Besserung seiner materiellen Lage und so verschied er, nachdem ein heftiges Fieber seiner ohnedies wankenden Gesundheit den Todesstoß versetzt hatte, am 21. Juli 1796, noch nicht 38 Jahre alt.

Wenn nun auch das schriftstellerische Schaffen Robert Burns' außer seinen Liedern und balladenartigen Gesängen noch Briefe und einige populärwissenschaftliche Aufsätze umfaßt, so verdankt er doch einzig und allein seinen Namen jenen erstgenannten Erzeugnissen. Als Lyriker eignet ihm eine außerordentlich klare und flüssige Form, eine melodische Sprache, kurz, ein Wohllaut der Diction, der die musikalische Interpretation ungesucht herausfordert. Daher sind ein großer Theil seiner Lieder componirt worden und in allen einigermaßen bekannteren Sammlungen heimisch. Ja, wir gehen noch einen Schritt weiter: Burns hat als Lyriker das Ziel erreicht, das ein in ähnlichen äußeren Verhältnissen lebender deutscher Dichter, G. A. Bürger, zu erreichen suchte, aber trotz einiger guter Anläufe nicht zu erreichen vermochte: er ist zum Volksdichter in des Wortes bestem Sinne geworden. Denn er sang in der That, was in des Volkes Seele lebt: treue Hingabe an die Natur, warme Begeisterung für das theure Heimathland, für ihre ragenden Berge, ihre grünen Matten, Reinheit und Schlichtheit in Sitte und Glauben, glühende Verehrung der Freiheit und ihrer todesmuthigen Helden. Das sind Klänge, die allezeit im Herzen einer unverdorbenen und unverführten Nation

Widerhall finden, und so erklärt es sich, daß Burns zum Volksdichter nicht allein seiner engeren Heimath, sondern im weitesten Sinne wurde. Uns Deutschen hat, abgesehen von anderen Bearbeitern, vor Allem F. Freiligrath die schönsten der Burns'schen Lieder derart meisterhaft übertragen, daß sie den Eindruck deutscher Originale machen. Um dem Leser, der des Englischen kundig ist, eine Probe der Burns'schen Poesie zu geben, lassen wir die Eingangsstrophe eines allbekannten Liedes folgen:

„My heart 's in the Highlands, my heart is not here;
My heart 's in the Highlands a chasing the deer;
Chasing the wild deer, and following the roe —
My heart 's in the Highlands wherever I go" —

von Freiligrath übertragen:

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier;
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'."

Daß der Dichter seiner liederreichen Harfe auch die innigsten, tiefempfundensten Liebesklänge zu entlocken weiß, ist selbstverständlich. Freilich mischen sich auch in diese Lieder die weichen Töne der Sehnsucht und Klage, wie den Sänger des Nordens — wir erinnern nur an Ossian, dem die wogenden Nebel seiner nordischen Heimath ergreifende Elegien weinten — überhaupt, auch wenn mißliche persönliche Umstände sie nicht begründet erscheinen lassen, eine leise Melancholie charakterisirt. Am bekanntesten dürfte das folgende Lied sein:

„O wär' mein Lieb' die rothe Ros',
Die auf des Schlosses Mauer glüht!
O wär' ich selbst der Tropfen Thau,
Den man im Kelch der Rose sieht!

O wär' mein Lieb' ein Holderstrauch,
Wie der, voll Blumen jeder Ast!
O wär' ich selbst ein Vögelein,
Auf seinen Zweigen hielt' ich Rast!

Wie wollt' ich trauern, säh' ich ihn
Entblättern des Novembers Wehn,
Wie singen, sähe blüh'nd und grün
Ich wieder ihn im Lenze stehn!"

Von den patriotischen Liedern ist wohl: „Schotten, Wallace's Kampfgenossen!" am bekanntesten geworden, dessen Schlußstrophe — in Fiedler's Bearbeitung — lautet:

„Macht der Feinde Stolz zu Schanden,
Die Tyrannenketten wanden!
Frei macht uns das Schwert von Banden!
Drauf! Siegt oder fallt!" — — —

So dürfen wir heute im Hinblick auf das Leben und Streben des unter ungünstigen äußeren Verhältnissen leider nicht zur vollen Entfaltung gediehenen dichterischen Talentes uns Goethe's Urtheil aneignen, welcher bekannte, daß „Burns zu den ersten Dichtergeistern gehöre, die das 18. Jahrhundert hervorgebracht". Die keusche Muse macht eben leider selbst als „hohe, himmlische Göttin" bis auf diesen Tag recht irdische Ansprüche! P. P.

Eckewart und Kriemhild.

Von Max Reinicke. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Als die vornehmsten Gestalten, die nach Umbildung des Nibelungenmythus in eine Sage in das Lied hineingelangt sind oder darin verändert wurden, sind Kriemhild und Eckewart zu nennen. Wie sind sie in die Dichtung in dieser Gestalt hineingekommen? Das Nibelungenlied wird gern das Hohelied der Treue genannt. Die Treue verklärt auch die Gestalt des Eckewart. Anfangs unter der Zahl Derer, die dem Throne des Burgundenkönigs zunächst stehen (I. Aventiure 7, 8), tritt Eckewart nach der Vermählung Gunther's und Sigfrid's in das Gefolge der Kriemhild ein und begleitet die Hochbeglückte in die neue Heimath: Eckewart der grâve fuor mit sîner frowen dan. (XI. Avent. 9.) In Sigfrids Landen wartet der edle Recke, hochgeehrt von Allen, getreulich seines Amtes als Kämmerer der schönen Kriemhild und freut sich des Glückes, das seiner Herrin so reich erblüht ist. Wie er als Erster in deren Gefolgschaft aus Worms ausgeritten ist, so nimmt er nach zwölf Jahren Theil an der verhängnißvollen Fahrt zu den Burgunden. Als Mörderhand von Kriemhildens Seite den über Alles geliebten Sigfrid gerissen hat, da bleibt Eckewart bei der trostlosen Wittwe. Schlicht und doch tief ergreifend berichtet das Epos:

Dô diu minneclîche alsô verwitewet wart,
bî ir inme lande der grâve Eckewart
beleip mit sînen mannen: sîn triwe im daz gebôt.
er diente sîner frouwen mit willen unz an sînen tôt.
(XX. 1.)

Es sind schwere Zeiten, die Jahre des Aufenthalts zu Worms; in dem neu gezimmerten Hause neben dem Münster füllt Kriemhild mit herzerschütternden Klagen die Räume, mit Klagen, die kein tröstlicher Zuspruch, von wem er auch kommt, zu stillen vermag:

dô was in daz herze sô groezlîche wunt,
ez kunde nicht vervâhen swaz man ir trôstes bôt.
(XIX. 4.)

Dazu verfolgt Hagen sie mit seinem Haß; er verdächtigt sie durch üble Nachrede und raubt ihr den Nibelungenhort, aus dessen unermeßlicher Fülle die Schmerzgepeinigte reichlich spendet, die Noth Anderer zu lindern. — Jahr um Jahr kommt und geht und keins vermag das Leid der Wittwe zu mildern. Da reitet der edle Rüdiger von Bechlarn in Worms ein und wirbt für Etzel um die Hand der Kriemhild und diese willigt, getrieben von Rachedurst, in die Vermählung. Und wieder ist es Eckewart, der sich als Erster zur Begleitung und zum Dienste in der Fremde erbietet:

„Sît ich iwer gesinde ie von êrste wart,
so entweich ich iu nie triuwen," — sprach der kuene degn —
„unt wil iu immer dienen, die wîl wir beide lebn magn.
Ich wil ouch mit mir füeren hundert mîner man,
der ich iu ze dienste wol mit triwen gan.
wir sîn ungescheiden, ez entuo der tôt."
(XX. 141—142.)

Kann es da noch befremden, daß Kriemhild solcher Treue rückhaltlos vertraut?

der rede neig im Kriembilt, daz irz der helt sô wol erbôt.
(XX. 142.)

Wie in früheren Jahren dient Eckewart seiner Herrin im Heunenland als Kämmerer und hier, wie ehedem in den Niederlanden, gewinnt ihm seine reine, edle Denkungsart die Freundschaft Vieler. (XXIII. 12.) Zwölf Jahre schon weilt Kriemhild in der Etzelnburg. Sie hat dem König einen Sohn geschenkt, den Ortlieb; sie genießt der höchsten Ehren, die je im Heunenland einer Fürstin erwiesen worden sind; ihr Lob, das Lob einer tugendreichen, huldvollen, mit allen Reizen der Schönheit geschmückten Herrin, ertönt von Aller Lippen. Und doch weicht der Gram um den gemordeten Sigfrid nicht aus ihrem Herzen. Heißer als je dürstet die Seele nach Rache. Kriemhild schmeichelt, Uebles sinnend, dem ahnungslosen Etzel die Einladung der Burgunden ab. Und diese kommen, die seit Langem von ihnen Geschiedene zu besuchen. An der Grenze des Heunenlandes überrascht Hagen einen schlafenden Ritter: Eckewart. Bitter beklagt dieser seine Schwachheit, beklagt die Schande daß er sich hat von Hagen entwaffnen lassen. Der burgundische Recke giebt dem Leidvollen seine Wehr zurück und wirbt mit Geschenken um die Freundschaft Eckewart's. Und dieser erweist sich als getreuer Warner:

„Got lôn iu iwer gâbe" — sprach dô Eckewart —
„doch riwet mich vil sêre zen Hiunen iwer vart.
ir sluoget Sifriden: man ist iu hie gehaz.
daz ir iuch wol behüetet, in triwen rât ich iu daz."
(XXVI. 50.)

Dann eilt er zu Rüdiger von Bechlarn und bittet ihn um Unterkunft für die fahrenden Helden. Von hier ab erwähnt das Epos Eckewart's nicht mehr. Der Markgraf gehört zu den Nebenfiguren der Dichtung; er ist der Kriemhild beigefügt etwa wie Runolt oder Gere dem Gunther und tritt bei keiner der Hauptbegebenheiten handelnd in den Vordergrund. In ihm verkörpert sich nicht die Treue, die der heroischen Aufopferung bedarf, um als bewährt zu erscheinen, sondern die schlichte und doch so starke Treue, die einfältige — das Wort im besten Sinn genommen —, die im selbstlosen, stillgeschäftigen Dienen ihre Genüge findet, die mit Ruth spricht: „Wo du hingehst, da gehe ich auch hin. Nur der Tod soll uns scheiden." (Vgl. XX. 141. 142.) Befremdlich er-

scheint uns in dem Charakter der Zug von Schwäche: Eckewart hat sich auf der Grenzhut pflichtvergessen dem Schlaf überlassen. Aber dieser Eckewart ist ein ganz anderer als der Begleiter Kriemhildens, obgleich er auch als deren Manne bezeichnet wird. Er tritt gar nicht als ein durch das Treueband mit der Herrin verknüpfter Recke auf, sondern ist vielmehr deren Widersacher; denn er warnt die Burgunden vor dem Hasse der Hunnenkönigin. Ihm hat der Vogt der Harlunge, hat Eckehart Hachensohn[1]) und diesem wieder eine mythische Gestalt (vielleicht Heimdallr?) zum Modelle gestanden und so ist dieser Eckewart zum typischen Warner in der Heldensage geworden.[2])

Wer aber ist das Vorbild des Eckewart, der sich als der treue Begleiter Kriemhildens erweist? Das Treueband, das diese Beiden umschlingt, wird geknüpft, als die Jungvermählte das Haus der Ihrigen verläßt, um Sigfrid in die ihr neue Heimath zu folgen. Vor ihrem Scheiden begehrt sie — sehr gegen den Willen des Gatten — ihren Antheil am Erbe und fordert, da der Gemahl Land und Burgen ablehnt, Hagen von Tronei und Ortwin vom Metz auf, als Gefolgen mit in die Niederlande zu ziehen.

„Da überkam Hagen zornvolles Leben.
Er sprach: »Fürwahr an Niemand darf Gunther uns hingeben.
— — — — — — — —
Andere Folgeschaaren laß gehen mit!«
So ließen sie es also. Die Fahrt ward zugericht.
Der Frau Kriemhild fehlte die Edelfolgschaft nicht;
— — — — — — — —
Eckewart, der Markgraf, fuhr mit seiner Frau von dannen.“[3])

Dieser tritt sonach in völlig freier Entschließung in die Gefolgschaft der Kriemhild. Bietet die deutsche Geschichte des 10. oder 11. Jahrhunderts ein Geschehniß dar, in dem unter gleichen oder wenigstens ähnlichen Verhältnissen so hoch gefürstete, so im Brennpunkte des politischen Lebens stehende Personen mitwirken, daß dadurch die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes erregt, die mythen- und sagenbildende Kraft geweckt wird?

Am 7. December 983 schied Otto II. aus dem Leben. Seinen Tod empfand die deutsche Welt wie einen furchtbaren Schlag. Und, wahrlich! nicht ohne Grund; die entsetzliche Niederlage in Unteritalien, wobei „die purpurne Blüthe des Vaterlands, die Zier des blonden Gemaniens“ vom Sarazenenschwerte gemäht worden war, bleibt ungerächt und entfesselt die dem abendländischen Imperium widerstrebenden Gewalten. In Dänemark fällt die deutsche Oberherrschaft inneren Unruhen zum Opfer. Ueber die Ost- und Nordmark fluthen die Slaven und vernichten die Culturarbeit dreier Generationen. Im Innern Deutschlands herrscht völlige Verwirrung, und Heinrich der Zänker greift dreist nach der Krone, die durch die Wahl der Großen im Reiche das Haupt Otto's III., des Kaisersohnes, schmückt. So von erschütternden Schlägen getroffen, in seinen Grundfesten wankend, bedurfte das Reich gerade jetzt zur Leitung eines über das Maß des Gewöhnlichen hinaus kraftvollen Geistes und — ein Weib erfaßte die Zügel der Regierung und führte sie mit fester, sicherer Hand. Es war Theophano, die Byzantinerin, die als Mutter des noch im Kindesalter stehenden Königs, Otto's III., die Vormundschaft übernahm. Von ihr sagt Thietmar von Merseburg:[4]) „Obgleich nicht frei von der Schwäche ihres Geschlechts, war Theophano doch voll bescheidener Festigkeit und führte, was in Griechenland selten ist, einen vortrefflichen Lebenswandel. Sie wahrte, indem sie mit männlicher Kraft über ihren Sohn wachte, das Reich, die Frommen in jeder Weise begünstigend, die Hoffärtigen aber abschreckend und demüthigend.“ Und ein Geschichtsschreiber unserer Zeit[5]) urtheilt: „Theophano war bereit, Alles zu wagen und jeder Schwierigkeit zu trotzen, um das Werk ihres verstorbenen Gemahls fortzusetzen und ihrem Sohne das Reich seiner Väter zu erhalten. Fehlte dem Abendlande ein Kaiser, so war sie entschlossen, den kaiserlichen Thron selbst zu besteigen und alle Rechte, welche die Ottonen geübt, für sich und ihren Sohn in Anspruch zu nehmen. Mit männlicher Entschlossenheit ergreift sie die Zügel der Regierung und hat, mit den Künsten der Herrschaft von frühester Jugend an nicht unbekannt, das Reich sieben Jahre nicht ohne Ruhm verwaltet.“ Fügt man hinzu, daß Theophano mit allen Reizen der Jugend und Schönheit und einer feinen Geistesbildung geschmückt war, daß sie, die kaum den Kinderjahren Entwachsene, sich schon bald nach ihrer Vermählung durch ihre einnehmenden Sitten, ihren scharfen Verstand und durch die Macht ihrer Rede leicht die Achtung bei dem ihr fremden Volke gewann, so empfängt man den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit; Theophano ist die hervorragendste Frauengestalt in der Geschichte Deutschlands am Ausgange des 10. Jahrhunderts. Sollte an ihr die Dichtung achtlos vorübergegangen sein? Daß sich damals das Volk mit den bedeutenden Personen seiner Zeit dichterisch beschäftigte, können wir aus Thietmar's Chronik ersehen. Dort[6]) heißt es: „Erinnerst du dich, Bruder, daß einst — als Heinrich der Zänker sich der Krone zu bemächtigen suchte — das **Volk sang**:

Herzog Heinrich wollt' regieren;
Unser Herrgott wollt' es nicht?

Zweifelsohne haben wandernde Spielleute von der schönen Fremden gesungen, die, obwohl von kaiserlicher Pracht umgeben, ein Leben von erschütternder Tragik lebte. — Auf unsere Tage ist keiner der Gesänge gekommen und doch sind sie nicht gänzlich verhallt; im Nibelungenliede tönen sie fort, aber nicht Theophano, sondern Kriemhild zu feiern. Als der alte Sang von Sigfrid und Gunther und Etzel, von Kriemhild und Brunhild wieder auflebte und die Sänger von dem Weibe des Herrlichsten unter den Helden, des Mächtigsten unter den Fürsten singen sollten und doch so wenig zu sagen wußten, da griffen sie auf die Lieder von Theophano zurück und verwebten das Bild der Byzantinerin mit der Charakteristik Kriemhildens; denn gar viel des Verwandten hat das Leben beider; von vornehmster Abkunft, werden sie nach beschwerlicher Werbung von ihren Gatten gleichsam als Kampfpreis gewonnen und überragen, Gemahlinnen der Mächtigsten der Erde, alle andern ihres Geschlechts. Beiden entreißt nach fast gleich kurzem Eheglück ein grausames Schicksal den Gatten in der Blüthe der Kraft. Aber nicht genug damit. Männer, ehedem ihre Untergebenen, jetzt ihre sich gleichberechtigt oder gar bevorrechtet dünkenden Feinde, suchen den Frauen zu entreißen, was als Hinterlassenschaft der Verblichenen auf sie gekommen ist; Hagen greift nach dem Nibelungenhort und Heinrich der Zänker nach der Vormundschaft und über diese hinaus nach der Krone, und wie der Tronjer Kriemhild, so schmäht Dietrich von Metz die Wittwe Otto's II. im Rathe der Großen. Beide Frauen führt ihr Loos aus leidvollen Tiefen wieder empor, empor auf die höchsten Höhen des Lebens; Theophano wird die ruhmvolle Lenkerin des abendländischen Reiches; Kriemhild legt den Wittwenschleier ab und nimmt den Hochsitz neben dem mächtigen Völkerbezwinger Etzel ein. Dadurch, daß die Burgunderin zu den Hunnen, die Byzantinerin zu den Deutschen geht, wird diese wie jene zur Trägerin einer höheren Cultur. Beiden bleibt es versagt, an die Grenze des Alters zu gelangen; vorzeitig sinken sie ins Grab. Die Tragik ihrer Geschicke breitet über ihr Leben stille Trauer; aber der starke Geist, der in ihnen waltet, strebt heldenhaft nach dem gesteckten Ziele. Und endlich — beide Frauen finden auch bei den ihnen fremden Völkern Achtung und Liebe, gewinnen Mannen, die ihnen in dem Auf und Ab ihres Seins treu zur Seite stehen; Kriemhild den Eckewart, Theophano den Ekkehard, Markgrafen von Meißen.

Einem der edelsten Geschlechter des östlichen Thüringens entsprossen, einem Geschlechte, das sich bis in die karolingische Zeit hinauf verfolgen läßt, betrat Ekkehard unter der Leitung seines ruhmvollen Vaters Günther frühzeitig die Heldenlaufbahn. Er ist unter den Wenigen, die aus der für die Deutschen so verhängnißvollen Schlacht unfern Rossano zurückkehren; aber mit Tausenden beweint er herben Verlust; auch die Leiche seines Vaters deckt das Kampfgefilde. „Wie er allmälig sich dem Mannesalter näherte, machte er seiner ganzen Verwandtschaft durch die Reinheit seiner Sitten und durch bedeutende, rühmliche Thaten Ehre.“[7]) Otto II. ist gestorben. Um das Amt des Vormunds für den noch minderjährigen Kaisersohn und um die

[1]) Dafür, daß hier ein Herüberziehen einer Person aus der Harlungensage in die Nibelungendichtung stattgefunden hat, spricht Folgendes: Der Ort, wo Eckewart die Burgunden warnt, liegt unfern der Burg Bechlarn; diese aber und ihre Umgebung werden schon in einer Urkunde aus dem 9. Jahrhunderte Herilungoburc und Herilungovelt und zwar so als von Alters her genannt. Eckewart, der Vogt der Harlunge, war demnach bereits früh in dieser Gegend localisirt. Vergl. Hennig, Quellen u. Forsch. XXXI. 8.

[2]) Vergl. Paul, Grundriß II. 1, 32.

[3]) Str. 613/46 in der Handschrift A., übersetzt von Werner Hahn. Stuttgart, W. Spemann.

[4]) IV. 8.

[5]) Giesebrecht, Kaisergesch. I. 633.

[6]) V. 2.

[7]) Thietmar, IV. 26.

Regentschaft streitet des Kaisers Vetter Heinrich von Bayern, der Zänker, mit Theophano. Doch das entschiedene Eintreten der sächsischen und thüringischen Edlen, vornehmlich das Ekkehard's, rettet dem jungen Könige die Krone, wahrt Theophano die Reichsregierung. Und Theophano weiß die Treue zu würdigen; von der Erbfolge abweichend, belehnt sie nach Rikdag's Tode Ekkehard mit der Mark Meißen. Es war ein Beweis hohen Vertrauens, den die Kaiserin-Regentin dem Edlen gab; denn die Mark war arggefährdeter Reichsbesitz. Daß dieses Gebiet Deutschland erhalten blieb, daß das Christenthum dem slavischen Heidenglauben nicht unterlag, ist der Thatkraft Ekkehard's zu danken. In diesem Fürsten lebte der Geist des Slavenbezwingers Gero wieder auf und bethätigte sich in den Kämpfen, die in immer erneuten Wiederholungen zwischen Elbe und Oder aufflammten. Theophano bewahrte dem Vielgetreuen ihre Huld bis zu ihrem Tode und Otto III., der unter Ekkehard's Führung seine ersten Kriegsthaten vollbrachte, war, wenn möglich, noch eifriger bemüht, den Tüchtigen sich zu verbinden; er überhäuft ihn mit Beweisen seiner Gunst; er willigt ein, daß die Thüringer den Verdienstvollen zu ihrem Herzog erwählten; er zog ihn mehr als alle übrigen Großen Sachsens in seine Umgebung, in seinen Rath. Diese ausgezeichnete Stellung erhob Ekkehard hoch über die andern Fürsten im Reiche. Was Wunder, daß in dem allseitig Gefeierten die stolzesten Hoffnungen und Pläne reiften! Als Otto III. kinderlos gestorben war, erachtete sich Ekkehard für nicht zu gering, die Königskrone zu tragen. Allein bei dem letzten Schritte zur höchsten Höhe versagte ihm das Glück, das ihn bisher so treu begleitet hatte; Ekkehard fiel ruhmlos durch Mörderhand in Pöhlde am 30. April 1002. — So endete ein Mann, von dem Thietmar sagt:*) „Ich weiß, daß Markgraf Ekkehard von Meißen eine Zierde des Reichs, eine Stütze des Vaterlandes, eine Hoffnung Derer, die ihm anvertraut waren, ein Schrecken seiner Feinde und überhaupt eine vollendeter Mann gewesen wäre, hätte er nur in der Demuth verharren wollen." Ebenso wie das Geschick der Theophano wird das Leben Ekkehard's, des so hoch Gestiegenen, so tragisch Geendeten, der Volksdichtung ein willkommener Gegenstand gewesen sein. Aber ebenso wenig wie über Theophano sind über Ekkehard Dichtungen erhalten geblieben. Ist gleichwohl Manches aus dem Leben der Kaiserin in das Nibelungenlied verflochten worden, so liegt die Annahme nahe, daß der Mann, dessen Leben so eng mit dem Geschicke der Byzantinerin und ihres Sohnes verknüpft war, auch in der Dichtung der Heldin zur Seite gestellt wurde. Wie er entscheidet sich Eckewart als erster für die Herrin und steht wie jener zu ihr in unverbrüchlicher Treue, allzeit ihres Rufes gewärtig und seines Amtes mit aller Hingebung wartend, selbst im Namen und im Titel mit ihm verwandt. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich, fußend auf dem Parallelismus, der hier wie dort unleugbar vorhanden ist, meine, daß, wie Theophano der Kriemhild des Nibelungenliedes, so Ekkehard I., der Markgraf von Meißen, dem Markgrafen Eckewart zum Modell gestanden haben kann.

*) V. 5.

Bücherbesprechungen.

— Von rechter Verdeutschung des Evangeliums. Ein Ausblick am Ende des Jahrhunderts von Lic. Dr. Georg Schnedermann, ao. Professor der Theologie an der Universität Leipzig. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1896. (VI, 52 S. 8.) 75 ₰. — Die vorliegende, Hrn. Geheimrath Prof. D. Luthardt gewidmete Schrift lehnt sich an einen Vortrag an, den der Verf. für den Verein Deutscher Studenten und seine Freunde in Leipzig gehalten hat, und gelangte an dem Tage zur Ausgabe, an welchem der Leipziger Theologische Studentenverein das Gedächtniß seines fünfzigjährigen Bestehens feierte. Ist sonach ihr nächster Zweck der, eine Festschrift und dem gegenwärtigen Präses des Theologischen Vereins ein Zeichen dankbarer Verehrung zu sein, so gehen ihr Inhalt und ihre Absicht doch auch über diesen Rahmen hinaus und suchen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, nicht blos der Theologen, sondern aller kirchlich interessirten Glieder der evangelischen Kirche Deutschlands in Anspruch zu nehmen. Der Inhalt dieser Schrift läßt sich kurz in die fünf Worte zusammenfassen: Den Deutschen das Evangelium deutsch! Wie das deutsche Nationalgefühl im politischen und bürgerlichen Leben mehr und mehr erwacht ist, wie es da sein Recht und seine Eigenart in sich steigerndem Maße zur Geltung bringt, so soll auch im religiösen, im kirchlichen Leben: auf Kanzel und Katheder, in Gottesdienst und Jugendunterricht deutsches Denken und Fühlen, deutsches Erfassen der christlichen Glaubenswahrheiten und deutsche Vermittelung derselben mehr als bisher zum Ausdruck kommen. „Von dem Einen Gott und Herrn deutsch denken und Ihn auf deutsch lieben, das möchten wir Deutschen. Die Sprache und die Gedanken von ihm sollen deutsch sein und wo sie es noch nicht sind — deutsch werden." (S. 21.) Und die Absicht des Verf. geht nun dahin, Pastoren und Lehrer, Professoren und Studenten zu einem Betreten des von ihm angegebenen Weges in gemeinsamer einander fördernder Arbeit zum Segen des christlich-deutschen Volkes einzuladen. Ohne Zweifel hat er damit eine Frage berührt, die der ernstesten Erwägung werth ist, in der er gewiß von Manchem verstanden wird, der die Entfremdung eines großen Theiles unseres Volkes von Evangelium und Kirche schmerzlich empfunden und über deren Ursache sich Rechenschaft zu geben versucht hat. Freilich wird er auch manchen Widerspruch finden, namentlich auch in den Punkten, die über Bibel und Christus handeln. Es wird einem schwer, sich mit dem Gedanken einer Verdeutschung des Evangeliums, wie der Verf. sie meint, zu befreunden, und näher liegt einem im praktischen Leben stehenden Manne der Wunsch nach dem umgekehrten Falle, nämlich nach einer — wenn man so sagen dürfte — Verevangeliung der Deutschen, will sagen nach einer sittlichen Wiedergeburt des deutschen Volkslebens auf dem Grunde des Evangeliums. Wenn wir doch diesen Ausblick am Ende des Jahrhunderts haben dürften! Doch auf die Ausführungen des Verf. des Näheren einzugehen, insbesondere die Bedenken und Schwierigkeiten zu beleuchten, die sich dagegen erheben, ist hier nicht der Ort. Jedenfalls aber können wir diese frisch geschriebene, ohne Zweifel aus ernstem Streben nach Wahrheit und aufrichtiger Liebe zu unserm deutschen Volke geborene, zum Nachdenken anregende Schrift Allen, die ein tieferes Interesse an der Sache haben, angelegentlich empfehlen!
Lgl.

— E. Haupt, Cornelius Nepos. Lateinisches Lesebuch für Quarta. Text und Commentar. Leipzig 1896, O. R. Reisland. 56 und 23 S. 8°. — Mit sicherer, in eigener Erfahrung gesammelter Kenntniß des Schulbedürfnisses hat Haupt die interessantesten Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos durch Ausscheidung alles fittlich, sprachlich oder sachlich dem Standpunkt des Quartaners Unangemessenen zu leicht lesbaren Uebungsstücken umgestaltet. Das Wichtige ist durch den Druck anschaulich hervorgehoben; die Schwierigkeiten der Uebersetzung hat der Verfasser in einem grammatischen Anhang und einem beigegebenen Commentar in sofort verständlicher Art gelöst. Was der Schüler aber durch eignes Nachdenken finden kann, wird ihm allein überlassen, damit er auch zu selbständiger Arbeit Gelegenheit findet. So ist ein wirklich brauchbares, gutes Schulbuch entstanden, dessen Benutzung durchaus empfohlen werden kann. St—g.

— Studien über Felddienst. Neu bearbeitet auf Grund der Felddienstordnung vom 20. Juli 1894 von J. v. Verdy du Vernois, General der Infanterie und Chef des Infanterie-Regiments Graf Schwerin. Drittes (Schluß-) Heft. Arrièregarden und Seitendeckungen. (Theil III, 3 der „Studien über Truppenführung".) Mit einer Skizze. 2 ℳ. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1896. — Name und Methode des Verfassers bürgen dafür, daß auch das neu bearbeitete dritte Heft der Studien über Felddienst als ein hervorragendes Handbuch der kriegswissenschaftlichen Literatur begrüßt wird. Mit dem Erscheinen dieses letzten Heftes, welches Arrièregarden und Seitendeckungen behandelt, liegt nunmehr ein abgeschlossenes Werk vor, das die reichen Erfahrungen des Verfassers auf dem Gebiete der Truppenführung in anregenden und anschaulichen Beispielen der Allgemeinheit der Armee zu Gute kommen läßt. Die Studien des Generals v. Verdy werden, wie bisher, auch in Zukunft allen Officieren, welche sich zu Truppenführern ausbilden wollen, ein hochwillkommenes und interessantes Lehrbuch bleiben. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 87. Dienstag, den 21. Juli. 1896.

Vom Gemälderestauriren.

Die große, mit ihren Fenstern nach dem Marktplatze und der Grimmaischen Straße zu gelegene Rathsstube unseres altehrwürdigen Rathhauses enthält einen stattlichen Bildercyclus zur Geschichte des Hauses Wettin albertinischer Linie. Den Meisten wird er unbekannt sein, weil nur verhältnißmäßig Wenige den Weg in die Amtsräume der Plenarsitzungen oder zu den beiden Bürgermeistern und Stadtschreibern führt, und Die, die ihn kennen und auf ihn geachtet haben, hatten bisher Mühe, sich einen klaren Eindruck zu bilden, was in langer Bilderfolge zu ihnen herabblickte. Ueber dem Holzgesimse, die ganzen oberen Wände bedeckend, sind neunzehn Bildnisse sächsischer Regenten angebracht, mit Herzog Albrecht dem Beherzten beginnend und mit König Albert schließend, große, über zwei Meter hohe Oelgemälde, die in der Regel nach einem Thronwechsel den schon vorhandenen an Größe genau entsprechend vom Rathe bestellt wurden, so daß wir einen Cyclus zeitgenössischer Porträts, wenn auch nicht in jedem einzelnen Stück von großer künstlerischer Bedeutung, so doch von geschichtlichem Werthe besitzen. Denn von großen Künstlernamen begegnen uns aus früherer Zeit nur die beiden von Louis Silvestre, dem Hofmaler August's des Starken, dem das farbenprächtige Porträt des Nachfolgers seines königlichen Gönners verdankt wird, und von Anton Graff, dem geschätzten Dresdner Porträtmaler des vorigen Jahrhunderts.*) Die Gemälde hatten sehr von Ruß und Staub gelitten, der einer Decke gleich die Bildfläche überzog und die Farben völlig undurchsichtig gemacht hatte. Zwar hatte der Rath für eine regelmäßige Reinigung gesorgt, aber es währte nicht lange, bis wieder eine aus Ofenruß und Lampenrauch bestehende fettige Schicht die Farben aller Leuchtkraft beraubte. Jeder Sachverständige mußte sich sagen, daß die wiederholte Reinigung, auch wenn sie mit aller Vorsicht vorgenommen wurde, den Bildern auf die Dauer der Zeit mehr Schaden als Nutzen bringen mußte. Und diese Erkenntniß hat denn auch veranlaßt, daß sämmtliche Porträts mit großen Scheiben aus Krystallglas versehen und von hinten so luftdicht verklebt worden sind, daß vom Ruß in Zukunft nichts mehr zu fürchten ist. Was aber die Hauptsache war: dieser Verglasung mußte eine endgiltige und durchgreifende Reinigung und, so weit es nöthig war, gründliche Restaurirung vorangehen, eine schwierige und bitterböse Aufgabe, denn es traten im Laufe der Arbeit Schäden zu Tage, von denen man keine Ahnung gehabt hatte, weil sie erst durch die fortschreitenden Arbeiten des Gemälderestaurators entdeckt werden konnten. In Hrn. Otto Schönfelder aus Berlin, der seit einiger Zeit sich für die größere Dauer des Jahres in Leipzig niedergelassen und mit Genehmigung des Rathes in der städtischen Gewerbeschule ein eigenes Atelier eingerichtet hat, war der Künstler gefunden worden, dem die schwierige und verantwortungsvolle Arbeit übertragen werden konnte. Proben seines Geschickes und seiner Kunstfertigkeit hatte er schon seit verschiedenen Jahren gegeben. Seit 1889 ist er für das städtische Museum thätig, das ihm u. A. die vortreffliche Restaurirung der großen Calame'schen Landschaftsbilder verdankt. Auch die Regentenbilder der Rathsstube hat er so ausgezeichnet restaurirt, daß in der Mehrzahl ganz neue Gemälde vor unsern Augen entstanden sind, deren Farbenpracht zum Theil überraschend groß ist.

Was die Thätigkeit eines Gemälderestaurators zu bedeuten hat, was es heißen will, durch Alter, Zufall oder Unvernunft ruinirte Bilder von ihren Schäden zu befreien und in ihnen die ursprüngliche Frische und Leuchtkraft der Farben zurückzurufen, davon haben die Wenigsten eine Vorstellung, oder wenn sie eine zu haben glauben, so ist sie in den meisten Fällen falsch. Ein Gemälderestaurator ist — man gestatte mir den Vergleich — ein Vertrauensmann ähnlich wie der Arzt. Seiner Hand werden die kostbarsten Schätze anvertraut, die die Kunstgeschichte kennt, die durch die Jahrhunderte und von Generation zu Generation bewundert oder geschätzt wurden. Durch eine geschickte Hand, durch vorsichtige und gewissenhafte Arbeit kann — es sei an die Thätigkeit der beiden Hauser erinnert, von denen der Aeltere die Holbein'sche Madonna in Darmstadt, der Jüngere den Andrea del Sarto, Carlo Crivelli und viele Andere des Berliner Museums mustergiltig restaurirt hat; ferner an die Thätigkeit des Restaurators der königl. Gemäldegalerie in Dresden, Otto Nahler, der ebenfalls zu den Tüchtigsten seines Gleichen gehört — ein Meisterwerk der Kunst vorm drohenden Untergang oder Verfall bewahrt, ein stark beschädigtes Werk, ohne daß Spuren des Schadens zurückbleiben, reparirt, ein unansehnlich gewordenes Bild aufgefrischt werden, als habe es eben das Atelier seines Meisters verlassen. Das Gegentheil ist natürlich der Fall, sobald der Restaurator nicht über das erforderliche Können und Wissen verfügt. Das bedarf keiner weiteren Ausführung. Der maßlose Schaden, der durch vernunft- und gewissenloses Putzen, Reinigen und Uebermalen früher an den besten Gemälden entstanden ist, ist bekannt, und für den Kennerblick hat fast jede Galerie Nummern aufzuweisen, die deutliche Spuren stümperhafter Restaurirung an sich tragen. Bilder restauriren setzt aber nicht nur ein hohes Maß technischen Könnens voraus, sondern ist an sich eine Wissenschaft, die nur durch langjährige Praxis erworben werden kann. Theilweise sind für den Restaurator Studien nöthig, wie sie der Kunstgelehrte und Kunstkenner von berufswegen betreiben muß, Studien geschichtlicher Art und solche, die in das Gebiet der Kunsttheorie der verschiedenen Zeiten hinübergreifen. Ein Gemälderestaurator ist also — das mögen die festhalten, die einmal in die Lage kommen, ihm ein liebgewonnenes Bild zur Reparatur anzuvertrauen — kein Handwerker, sondern ein Künstler in des Wortes bester Bedeutung, der viel lernen und noch viel mehr können und über Eigenschaften gebieten muß, zu denen außer den erwähnten nicht nur Liebe zur Sache, sondern oft eine fast übermenschliche Geduld und Ausdauer gehören. Wenn im Folgenden versucht werden soll, auf Grund dessen, was der Verfasser dieser Zeilen in amtlicher Praxis jahrelang gesehen und beobachtet hat, für glückliche Besitzer von Originalgemälden einige Mittheilungen zu machen, so geschieht es

*) Von der Hälfte dieser Porträts haben sich die Künstlernamen überhaupt nicht feststellen lassen, von der anderen Hälfte waren sie bekannt oder sie sind bei der letzten Restaurirung zu Tage getreten. Das erste der bezeichneten Porträts, das des Kurfürsten Christian I. (1586—1601) trägt die Signatur I O : F A fecit Ao. 1598. Im Uebrigen lassen sich folgende Künstlernamen nachweisen: von Kurfürst Johann Georg II. (1656—1680) L. Hartung („fec. 1677"), von Johann Georg III. (1680—1691): Samuel Bottschild, von Kurfürst Friedrich August I. (1694—1733): Heinrich Theodor Leuhner (?), von Kurfürst Friedrich August II. (1733—1763): Louis Silvestre (auf der Rückseite bezeichnet), von Kurfürst Friedrich Christian II († 1763) Anton Graff, von Kurfürst, nachmaligem König Friedrich August I. (1768—1827) Anton Graff, von König Anton (1827 bis 1836) C. Vogel, von König Friedrich August II. (1836—1854) C. Vogel, von König Johann (1854—1873) Friedrich Gonne, von König Albert: Paul Kießling. Die Größe der Bilder beträgt im Durchschnitt 1,24 × 2,26. Die ältesten drei Bildnisse (von den Herzögen Albrecht, Georg d. Bärtigen und Heinrich d. Frommen) scheinen Copien zu sein, die bei Gelegenheit erworben oder bestellt wurden, damit die Reihe der Regenten vollständig würde.

hauptsächlich in der Absicht, um Jenen einen Maßstab in die Hand zu geben für die Beurtheilung von Arbeiten, deren Schwierigkeit sich am Besten aus der folgenden Darstellung ergeben wird.

Wir beginnen billiger Weise damit, nach den Ursachen zu fragen, durch die ein Gemälde beschädigt worden ist. Ursachen sowohl als Schäden können ganz verschiedener Art sein. Bald sind es unglückliche äußere Zufälle, die die Beschädigung herbeigeführt haben: Fall, Stoß, Schlag, wodurch meist, sobald das Gemälde auf Leinwand gemalt ist, diese gebrochen oder durchlöchert wird. Solche schwere mechanische Verletzungen gehören indessen zu den selteneren Fällen und meist ist es nur die Malerei, die Farbe, allein oder mit der darunter befindlichen Grundirung, die Veränderungen und Schäden aufweist. Diese hinwiederum können durch unvorsichtige Behandlung der Bilder seitens ihrer Besitzer oder ohne eine nicht immer nachweisbare äußere oder innere Veranlassung, ohne ein directes Verschulden, hervorgerufen werden. Vielfach kann man in Familien die Unsitte beobachten oder von ihr erzählen hören, daß die vom winterlichen Ofen- und Lampenruß undurchsichtig gewordenen Gemälde gereinigt werden, als seien es beliebige Gebrauchsgegenstände. Da kommt im Frühjahr das große Reinemachen und wenn in der Stube Alles blitz und blank gewaschen und gebürstet ist, dann fällt schließlich der prüfende Blick der Hausfrau auf das schmutzige Bild an der Wand, das dringend nach Renovation zu verlangen scheint. Bald ist es mit Schwamm und Seife abgewaschen, getrocknet und an seinem Platze an der Wand wieder aufgehängt. Ein schädliches Verfahren. Die gewöhnliche, also nicht neutrale Seife ist alkalisch und enthält Soda, löst deshalb den die Farben überziehenden Firniß auf, die Farben werden selbst angegriffen, und sobald sich kleinere Farbenrisse gebildet haben, geht infolge des eindringenden Wassers das Verderben weiter vor sich. Andere und z. Th. sehr schwere Beschädigungen entstehen dadurch, daß den Gemälden ein unpassender Platz angewiesen wird. Die Wand darf nicht feucht sein, weil Feuchtigkeit Holz und Leinwand angreift und die Farben erblinden läßt; aber auch die unmittelbare Nähe des Ofens muß gemieden werden, da die heiße Luft den Firniß und die Farben spröde macht, so daß sie vorzeitig zu zerreißen beginnen. Noch schlimmere Folgen kann die Wärme bei neueren und ganz neuen Bildern haben; diese sind häufig mit sogenannten Asphaltfarben gemalt, die durch den Einfluß der Wärme unter Umständen so erweicht werden, daß ganze Partien der Malerei ineinander überlaufen und als eine unförmliche Masse herunterrutschen. Da in unseren Kirchen heut zu Tage noch werthvolle Erzeugnisse der früheren Malerei als Altargemälde aufbewahrt werden, so mögen die Herren Geistlichen oder die Kirchendiener besonders darauf achten, daß bei der Abendmahlsfeier der Rauch und die Wärme der brennenden Altarkerzen den Gemälden nicht zu nahe kommen, denn wie die Wärme gefährlich werden kann, so wirkt der Ruß schädlich ein auf den Firniß, indem er ihn zersetzt, zum Mindesten aber die Leuchtkraft der Farben stark beeinträchtigt. Diese Bemerkungen mögen Vielen, die ein Gemälde ihr Eigenthum nennen, überflüssig erscheinen, da es auf der Hand liegt, daß die erwähnten Momente auf sorgsam zu pflegende Kunstwerke schadenbringend wirken müssen. Die Gemälderestauratoren wissen aber aus ihrer Praxis Dinge zu erzählen, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, einmal etwas derartig Selbstverständliches zu erwähnen. Aus dem Gesagten leuchtet aber in jedem Falle Eines ein: durch eine vernünftige, schädliche Substanzen und Einflüsse von den Bildern fernhaltende Behandlung und durch öftere genaue Untersuchung und Beobachtung kann der Laie seine Schätze vor Schaden sichern und bewahren. In gewissen Fällen ist diese Prophylaxe aber leider vergeblich. Da kann weder der Laie noch der geschulte und mit der Beobachtung von Bildern vertraute Galeriebeamte den anfangs kleinen, dann immer breiter und länger werdenden und schließlich das ganze Gemälde gleich einem Spinnwebennetz bedeckenden Farbenrissen (die von den unschuldigeren Firnißrissen wohl zu unterscheiden sind) Einhalt gebieten. Solche Farbenrisse, die bis auf die Leinwand oder das Holz hindurchgehen, so daß, wenn sie noch neu sind, die weiße Grundirung sichtbar wird, können drei Millimeter und stärker werden und ein kostbares Werk geradezu vernichten. Gott sei's geklagt, an solchen sich von selbst einstellenden Schäden tragen unsere Künstler, direct oder indirect, die Hauptschuld. Indirect, weil sie Farben kaufen und verwenden, die sie nicht genau kennen, von denen sie nicht wissen, wie sich die Substanz verändert, wenn sie trocken geworden ist, die oft schon in ihrer Zubereitung den Keim der Vernichtung in sich tragen. Darin liegt ja auch das ganze Geheimniß begründet, warum, wenn wir eine große Galerie besuchen, uns beispielsweise die alten Italiener aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die alten vlämischen Meister derselben Epoche und andere Künstler vergangener Zeiten so farbenprächtig entgegenleuchten, in der Malerei wohl erhalten, während Gemälde, die vor 40, 50 Jahren, wenn es so lange her ist, auf der Staffelei gestanden haben, durch unzählige Farbenrisse entstellt und nachgedunkelt sind, daß fast nichts mehr zu sehen ist. Der als Maler weniger bekannte Cennino Cennini schreibt in seinem etwa um das Jahr 1400 entstandenen, wie das berühmte Malerbuch des Lionardo da Vinci als Lehr- und Handbuch für den Praktiker bestimmten „Tractat der Malerei“: „Um von Stufe zu Stufe das Licht der Kunst zu erreichen, kommen wir zur Behandlung der Farben, indem ich dich belehre, welche die feinsten, welche die gröbsten und welche die unangenehmsten Farben sind; welche weniger gerieben oder eigentlich zermahlen werden sollen, welche viel. Welche die eine, welche die andere Mischung verlangen. Welche Veränderungen bei den Farben statthaben, welche in den Mischungen und beim Verreiben“, und er knüpft hieran nun ausführliche Anleitungen, welche das Gesagte weiter ausführen. Praktisch verfuhren so alle Renaissancemaler. Viele gefeierte Meister — denn zur Zeit Raffael's und Dürer's ging, wer ein Maler werden wollte, etwa mit zehn Jahren schon und jünger noch, zu einem Lehrherrn in die Schule — haben ihre berühmte Laufbahn als Lehrjungen („Fattori“), als Farbenreiber begonnen, um dann Schritt für Schritt von ihrem Meister in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht zu werden. Was die Hauptsache ist: sie kannten das Farbenmaterial, mit dem sie arbeiteten, denn sie bereiteten es selbst zu oder ließen es unter ihren Augen zubereiten, sie wußten, mit was sie malten.*) Das ist jetzt anders geworden. Heute werden die Farben meist in fertigem Zustande, in sogenannten Tuben in den Handel gebracht, wodurch den Künstlern natürlich eine wesentliche Mühe und große Arbeit erspart wird. Wir leugnen nicht, daß die meisten dieser Farben, mögen sie heißen, wie sie wollen, mit aller Sorgfalt zubereitet sind, aber für ihre Dauerhaftigkeit kann Niemand garantiren, weil es — und das gilt besonders von den neuen Erfindungen — an Erfahrungen fehlt, die hinsichtlich der Haltbarkeit der verwendeten Substanzen nur im Laufe vieler Jahre durch fortgesetztes Beobachten gemacht werden können. Aber auch direct tragen unsere Künstler vielfach die Schuld daran, daß ihre Werke oft schon wenige Jahre, nachdem sie die Staffelei verlassen haben, nicht unerhebliche Schäden aufweisen, die in einzelnen Fällen sogar so bedeutend werden können, daß selbst der beste Bilderrestaurator dem Ruin keinen Einhalt zu gebieten vermag.

Wie gesagt, zu den wichtigsten Schäden an Gemälden gehört die Sprungbildung. Sie kann entstehen dadurch, daß die für die Farben dienende Unterlage (Leinwand, Holz, Pappe) infolge atmosphärischer Einflüsse, besonders durch den Wechsel von Feuchtigkeitsgehalt in der Luft und durch Temperaturschwankungen, Veränderungen und Biegungen ausgesetzt ist, die die im Laufe der Jahre hart und spröde gewordenen Farben zum Nachgeben zwingen, d. h. sie zerreißen. Diese Sprungbildung, „Craquelüre“ genannt, erfolgt nach ganz bestimmten Gesetzen, deren Erforschung von Wichtigkeit ist, wenn man die Form der Sprünge zu Rückschlüssen auf Alter, Herkunft und Malweise eines Bildes verwerthen will.**) Bei modernen Bildern handelt es sich indessen um andere Ursachen. Heutigen Tages wird viel, sehr viel, aber auch sehr schnell gemalt. Die Gemälde-Ausstellungen, von denen wir in Deutschland in jedem Sommer mindestens vier bis fünf „internationale“ mit einigen Tausend Bildern zu verdauen haben, laden nicht nur zur Schnellproduction ein, sondern sie erwecken auch in dem Künstler den Ehrgeiz „vertreten“ zu sein, eine Thatsache, die man ihm im Hinblick auf die moderne Concurrenz nicht verübeln darf. Kaum sind die

---

*) Von modernen, lebenden Künstlern ist Arnold Böcklin, der wie kein anderer die kunsttheoretischen Tractate früherer Jahrhunderte mit Erfolg studirt hat, einer der wenigen, der sich seine Farben selbst zubereitet. Böcklin malt seit Jahren meist mit Temperafarben. In seinem Atelier steht ein Tischchen mit einer Marmorplatte, auf die er ringsum die zerriebenen Farben in Häufchen liegen hat, während in der Mitte Gefäße mit den Bindemitteln (Gummi arabicum in Wasser aufgelöst, Eigelb u. dgl.) stehen

**) Das Nähere hierüber findet man in dem Bilderliebhabern nicht genug zu empfehlenden „Handbuch der Gemäldekunde“ von Dr. Theodor v. Frimmel. Leipzig 1894 (Weber's Illustrirte Katechismen Nr. 151.)

Bilder fertig geworden und oft noch gar nicht getrocknet, so wandern sie in die Ausstellung, werden in Kisten verpackt und auf die Eisenbahn gegeben. Das möchte Alles noch gehen. Aber die Bilder — wir generalisiren selbstverständlich nicht, sondern denken nur an einzelne Fälle — sind „schnell“ gemalt, die Untermalung ist nicht gehörig ausgetrocknet, die Uebermalung kommt darauf, diese trocknet infolge der atmosphärischen Einflüsse und unter Anwendung von allerhand Siccativen, jene aber bewahrt ihren Feuchtegrad, sie „arbeitet“ weiter, die Uebermalung muß nachgeben und die Sprünge sind da. Dieser Prozeß kann das Resultat einer ganzen Reihe von Jahren sein, wir haben ihn indessen auch schon bei Bildern beobachtet, die kaum ein halbes Jahr das Atelier ihres Meisters verlassen hatten. Unter solchen „Uebermalungen“ sind oft Abänderungen im Einzelnen sowie in der Composition zu verstehen, die dem Künstler im Interesse seines Werkes wünschenswerth erscheinen. Ein specieller, bisher gar nicht oder nur Wenigen bekannter Fall mag dies praktisch illustriren. Der Leser wird sich vielleicht erinnern, daß Calame's berühmte „Eichen im Sturm“ im Leipziger Museum vor Jahren mit einem spinnwebeartigen Netz feiner und an der Stelle des Vierwaldstätter Sees sehr breiter Farbenrisse bedeckt waren. Man schrieb diese Schäden der früheren Heizungsanlage zu, die sich an den Wänden hinzog und durch Ausströmen trockener Luft die Farben zerrissen hätte. Die Annahme war irrthümlich. Die breiten Risse waren dadurch entstanden, daß, wie ein alter Schüler Calame's dem Verfasser selbst noch erzählt hat, der Künstler an der Stelle, wo wir jetzt den blauen Spiegel des Sees erblicken, ursprünglich einen vom Sturm umgebrochenen mächtigen Eichstamm hingemalt hatte, der indessen die Harmonie der Gesammtwirkung so störte, daß der Künstler die noch nicht trocken gewordenen Farben übermalte. An Stelle des Baumes entstand der See. Die Farben aber fingen an so zu reißen, daß die Sprünge schließlich einen gefahrdrohenden Charakter annahmen. Nicht in jedem einzelnen Falle läßt sich der Grad directen Verschuldens bemessen, der den Künstler betrifft. Bei den Bildern, die aus den letzten Jahrzehnten stammen, bei solchen, die sehr pastos gemalt sind, d. h. bei denen dicke Farbenschichten aufgetragen sind, trägt die Schuld meist die Beimischung starker Trockenmittel, wenn nicht die verwandten Farbsubstanzen bedenklicher Natur gewesen sind. Wie moderne Bilder ihrem Ruin entgegen gehen, so daß kommende Geschlechter sie vielleicht nur noch aus Reproductionen werden studiren können, davon kann man sich in jeder Galerie und meist auch an der Hand von Werken gewisser Meister — so ist Hans Makart's Technik besonders verderblich gewesen — eine Vorstellung machen. Wilhelm Gentz' bekanntes Gemälde in der Berliner Nationalgalerie, den Einzug des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jerusalem darstellend — es war 1876 in Berlin zum ersten Male ausgestellt — ist seit Jahren durch eine Unmasse breiter Farbenrisse entstellt. Auch Menzel's „Tafelrunde Friedrich's des Großen in Sanssouci“ (1850 gemalt), um nur einige berühmte Beispiele zu nennen, in derselben Galerie hat durch Risse stark gelitten. Im Leipziger Museum ist Ludwig Knaus' prächtiges Jugendwerk „Die falschen Spieler“ (1851), das schon vor Jahren restaurirt werden mußte, wie es scheint leider dem langsamen Untergang preisgegeben, ohne daß sich helfen läßt, während Schirmer's „Grotte der Egeria“, Somer's „Oliver Cromwell“, Dreber-Franz' römische Landschaft (aus den sechziger Jahren), bei der die Farbe im Umfange einer Quadratelle als unförmliche Masse einfach heruntergerutscht war, theilweise auch bei Lindenschmit's berühmtem „Ulrich von Hutten im Kampfe mit französischen Edelleuten“ nur durch angestrengte Arbeit eines kundigen Restaurators und unter Aufwendung großer materieller Mittel wieder galeriefähig gemacht werden konnten. Denn als Curiosum, das indessen im Budget einer Galerie nicht gleichgiltig ist, mag erwähnt werden, daß manches Gemälde eine Summe bei der Restaurirung verschlungen hat, die dem Kaufpreise gleichgekommen ist. Und dabei muß immer noch bedacht werden, daß unter Umständen in Jahren wieder bedeutende Schäden zu Tage treten können, da, wie wir bereits oben sagten, manche Gemälde den Keim des Ruins von Haus aus in sich tragen.

Unter Bilderrestauriren versteht der Laie gemeinhin das, was der Fachmann „Regeneriren“ nennt. Es wird nicht bei directen Schäden angewendet, sondern nur dann, wenn sich Risse und Sprünge im Firniß zeigen und Firniß und Oel undurchsichtig geworden sind. Es ist das sogen. Pettenkofer'sche Wiederbelebungsverfahren, das darin besteht, daß durch Alkoholdünste, die auf die Harze lösend einwirken, und bei hartnäckigen Fällen durch Einreiben von Copaivabalsam, der in das getrocknete Oel eindringt, die Bilder so aufgefrischt werden können, als wenn sie beinahe neu wären. Ein flacher Kasten, der im Innern mit Flanell ausgeschlagen ist, wird über das gereinigte Gemälde so gedeckt, daß dessen Bildfläche, nachdem der Flanell mit Spiritus besprengt worden ist, durch die sich entwickelnden Spiritusdämpfe berührt wird. Um den Firniß aufzuhellen, genügen unter Umständen schon wenige Minuten. Da die Alkoholdünste leicht die Farbschicht angreifen, besonders bei modernen Gemälden, so muß man sich genau überzeugen, wie lange das Verfahren anzuwenden ist, weshalb es nie in eine ungeübte Hand gelegt werden sollte.

Die Arbeit des Bilderrestaurators im eigentlichen Sinne ist im Hinblick auf die mannigfachen und unter Umständen großen Schäden und mit Rücksicht auf den künstlerischen und materiellen Werth der ihm anvertrauten Objecte ebenso langwierig und mühsam wie verantwortungsvoll und aufreibend. Sie auch nur im Entferntesten in all den einzelnen Kunstfertigkeiten, die sie erheischt, beschreiben zu wollen, wäre vergebliche Mühe, da einheitliche Gesichtspunkte, nach denen in allen Fällen verfahren werden soll, nicht existiren, vielmehr jeder Restaurator auf Grund seiner eigenen Erfahrungen seine Thätigkeit ausübt. Derartige Ateliergeheimnisse, die sogar wohlgehütetes Eigenthum einer Galerie sein können, werden in der Regel vor neugierigen Augen sehr bewacht und um deswillen ist es für den Theoretiker besonders schwer, in die Kenntniß der mühsamen Kunst einzudringen. Zu den ersten Aufgaben des Restaurators gehört wohl, daß er den Malgrund des zu restaurirenden Gemäldes untersucht. Denn dieser muß in erster Linie fest und dauerhaft sein, wenn die nachfolgende Arbeit nicht vergeblich sein soll. Der Malgrund ist aber, besonders wenn es sich um alte Gemälde handelt, sehr der Zerstörung unterworfen. Das Holz, besonders das leichte und weiche der Pappel, auf das die Italiener vorzugsweise gemalt haben, das der Erle, Linde und anderer Baumarten, ist sehr dem Wurmstich ausgesetzt, es kann sich, namentlich wenn sich die Tafel in ungünstiger Temperatur befunden hat, biegen, reißen und platzen. Bei Wurmstich wird das Brett mit giftigen Substanzen getränkt (Lösung von Quecksilbersublimat in Weingeist, Koloquinte), ist das Holz stark gebogen oder geplatzt, so wird die Tafel „parkettirt“, d. h. nachdem sie langsam gerade gebogen ist, werden auf der Rückseite Riegel der Länge und der Quere so befestigt, daß eine Veränderung der Fläche nicht mehr möglich ist. Auch das Aufleimen auf neue Bretter findet statt. Schwieriger gestaltet sich die Arbeit, wenn das alte Holz so faulig oder weich geworden ist, daß es zur Erneuerung des Kunstwerkes ganz beseitigt werden muß. Es geschieht in der Weise, daß die Tafel, nachdem die Bildfläche mit Papier verklebt worden ist, damit die Farbe nicht ausbröckeln kann, auf der Rückseite so lange abgehobelt und abgekratzt wird, bis nur noch die Farbe mit der darunter befindlichen Grundirung und etwa einer ganz dünnen Holzschicht vorhanden ist. Dann wird das Bild auf Leinwand (früher wieder auf eine Holztafel, was indessen nicht als zweckmäßig befunden worden ist) übertragen. Ein principiell ähnliches Verfahren kommt zur Ausführung, wenn die Leinwand, auf die das Bild gemalt ist, so morsch geworden ist, daß dieses unterzugehen droht, wenn der Untergrund nicht durch einen neuen ersetzt wird. Zunächst wird die Bildfläche wieder fest verklebt, das Ganze auf eine Holztafel aufgespannt und dann die alte Leinwand vorsichtig mit Wasser erweicht und fadenweise so herausgezogen oder abgelöst, daß auf der Schutzhülle, die das Bild bedeckt, nur noch die Farbe mit der Grundirung liegt. Dies Verfahren nennt man Rentoiliren. Vielfach werden Gemälde auf eine neue Leinwand übertragen, ohne daß die alte entfernt wird, wenn diese für die Restaurirungsarbeiten keinen genügend haltbaren Grund abzugeben verspricht.

Eine Hauptaufgabe und bisweilen eine bedenkliche Procedur des Gemälderestaurators ist das Abnehmen des alten Firnisses. Es hat dann zu geschehen, wenn durch wiederholtes Auftragen von Firniß (was von Laien, damit die Gemälde ein frischeres Aussehen erhalten sollen, leider sehr oft besorgt wird) eine so dicke und harte Schicht sich gebildet hat, daß die Farben undurchsichtig geworden, das ganze Bild eine bräunlich-gelbe Färbung erhalten hat. Das Abnehmen des Firnisses, das wegen der Gefahr für die Farben und besonders die feinen Lasuren nur ein geübter Restaurator besorgen darf, geschieht auf zweierlei Weise: auf trockenem Wege, indem man mit den Fingerspitzen etwas Harz- (Kolophonium-) Pulver an einer Stelle zerreibt, wodurch der alte Firniß abgeschliffen, d. h. ebenfalls in Pulver verwandelt wird, oder — was

neuerdings und besonders bei großen Gemälden bevorzugt wird — auf nassem Wege mittels sog. Putzwassers, das in der Regel aus einer Mischung von gereinigtem Terpentinöl, aus gefrorenem Leinöl und Spiritus besteht. Von der Quantität des zugesetzten Spiritus hängt die Schärfe und die Gefährlichkeit des Putzwassers ab, weil Spiritus die Farbe angreift. Hauptsache ist, daß der Restaurator mit der peinlichsten Vorsicht und allergrößten Gewissenhaftigkeit zu Werke geht. Ein einigermaßen geübtes Auge wird in jeder Galerie Gemälde ohne Mühe herausfinden, die durch vernunftloses Putzen die Lasuren und oft auch die Farben eingebüßt haben, so daß das nackte Brett durch die wenigen noch vorhandenen Töne hindurchschimmert. Ganz gewissenlos ist es dann und im Auge des Kunsthistorikers geradezu eine Fälschung, wenn solche verputzte Stellen wieder zugemalt, d. h. alt gemacht werden, wenn die Patina wieder hergestellt und das Ganze wieder auf den „warmen" Galerieton gestimmt wird. Sehr schwierig ist das Abnehmen des Firnisses bei modernen Bildern, weil bei diesen die Farbe noch nicht den Grad der Trockenheit wie bei älteren erreicht hat und besonders die Lasuren sehr gefährdet sind.

Eine weitere wichtige Arbeit des Restaurators, die vornehmen zu lassen die Pflicht einer jeden Galerieverwaltung und jedes Sammlers ist, ist das Entfernen von Uebermalungen aus späterer Zeit und von fremder Hand. Es geschieht ebenfalls mittels des Putzwassers. Diese Uebermalungen, die als solche zu erkennen dem geübten Auge vielfach nicht schwer wird, sind in der Regel verursacht durch die Geschmackswandlung einer späteren Zeit, durch übertriebene Prüderie und Frömmelei, durch den Wunsch, das Colorit durch Aufsetzen neuer Töne „wirksamer" zu gestalten, als es der Meister des Bildes gethan hat, oder beispielsweise Landschaften durch Staffage zu beleben u. s. w. Uebermalungen dieser Art sind als Urkundenfälschung bezeichnet worden und man hat mit diesem Prädicat zweifellos das Richtige getroffen. Eines der bekanntesten Beispiele einer solchen auf Prüderie zurückzuführenden Urkundenfälschung, bei der allerdings der Bilderrestaurator nichts mehr helfen kann, ist Michelangelo's jüngstes Gericht in der Sixtina in Rom, dessen nackte Figuren von Daniello da Volterra auf Geheiß des Papstes übermalt werden mußten. Wie Geschmack und Intoleranz Uebermalungen veranlaßt haben, zeigen zwei Bilder des Leipziger Museums. Der wundervolle Stifterkopf Jan van Eyck's (Nr. 511) trug vor der Restaurirung eine rothe Mütze, die ein Maler wahrscheinlich auf Wunsch eines früheren Besitzers über die nicht gerade zierliche Perrücke malte, damit sich das Auge durch diese nicht mehr beleidigt fühlte. Auf dem Cranach d. Ä. sehr nahe stehenden, früher in der Nicolaikirche als Epitaphium aufgestellten Gemälde Nr. 604, die Dreifaltigkeit darstellend, trug die Gestalt Gott-Vaters wie üblich die päpstliche Tiara auf dem Haupte, die wahrscheinlich in der Reformationszeit durch eine Glorie ersetzt wurde. Das sind nur wenige Beispiele, nicht einmal von besonderer Bedeutung. Sie lassen sich aus jeder Galerie mit Leichtigkeit vermehren.

Die letzte und am häufigsten vorkommende Aufgabe des Restaurators besteht darin, die Löcher und oft nach Tausenden und Abertausenden zählenden, bald breiteren, bald feineren Risse in der Farbe auszufüllen und die ausgefüllten Stellen mit Farbe zuzudecken. Es geschieht mit besonders präparirtem Kitt, der die Eigenschaft besitzt, nicht allzu schnell auszutrocknen und sich eine gewisse Geschmeidigkeit zu bewahren, damit er aus den zugefüllten Stellen nicht herausfällt. Der Standpunkt, den der Restaurator bei dieser Arbeit einnimmt, kann ein verschiedener sein. In der Mehrzahl der Fälle, so besonders bei modernen Gemälden, wird er darnach streben, die auf die gekitteten Stellen aufzusetzenden Farbtöne so zu wählen, daß das Auge die Restaurirung von der ursprünglichen Malerei nicht zu unterscheiden vermag. Bei Gemälden von kunstgeschichtlichem Werthe, wo die Wissenschaft Schlüsse abstrahirt und Beweise aufbaut, dürfte es sich indessen empfehlen, dieser historischen Bedeutung dadurch Rechnung zu tragen, daß die Uebermalung für das Auge des Forschers kenntlich bleibt. In jedem Falle empfiehlt es sich aber, die ausgekitteten Gemälde vor der neuen Uebermalung photographiren zu lassen, damit für wissenschaftliche Untersuchungen und, falls in späteren Jahren wieder einmal Restaurationen nöthig werden sollten, entsprechende Unterlagen vorhanden sind. Das fertig restaurirte Bild wird nicht sofort gefirnißt, sondern erst nach geraumer Zeit, oft nicht vor Jahresfrist, damit Kitt und Farben gehörig trocken werden und der Restaurator sich davon überzeugen kann, ob in den aufgesetzten Farbtönen etwa durch Nachdunkeln noch Veränderungen vor sich gehen.

In großen Zügen geschildert sind das die Arbeiten und Mühen, denen sich der gewissenhafte und praktisch geschulte Bilderrestaurator mit aller Peinlichkeit unterziehen muß, wenn er den an ihn gestellten Anforderungen genügen will. Wir bemerken: nur flüchtig haben wir diese Arbeiten geschildert, damit man sich von ihrer Schwierigkeit im Allgemeinen eine Vorstellung machen könne. Diese Zeilen wenden sich nicht an den Bilderkenner, an den erfahrenen Sammler und an den Fachmann, sondern an den Laien, der, wie der Verfasser aus eigener Erfahrung weiß, von Bilderpflege und Bilderrestaurirung oft, um nicht zu sagen meist, die sonderbarsten Vorstellungen hat und nicht selten durch Ungeschick und Unvorsichtigkeit verdirbt oder beschädigt, was bei Voraussetzung nur gewisser Kenntnisse leicht vermieden werden könnte. Auch bei der Pflege von Gemälden, mögen sie nun öffentliches Eigenthum und in Galerien und Kirchen sein oder sich in Privathand befinden, gilt die alte Wahrheit: Vorbeugen ist besser als heilen.

—r—

Bücherbesprechungen.

— **Ehrengedächtniß der im Kriege von 1866 gebliebenen Officiere und Mannschaften der königlich hannoverschen Armee.** Namentliche Liste der Gebliebenen und Beschreibung ihrer Grabstätten und Denkmäler. Nach authentischen Quellen und persönlichen Wanderstudien bearbeitet von **J. Freiherr v. Reitzenstein**, königl. sächs. Hauptmann a. D. Mit 12 Abbildungen. 1 ℳ. Hannover, Gustav Jacob. 1896. — Die vormalige hannoversche Armee konnte mit berechtigtem Stolz auf eine Jahrhunderte lange glorreiche Vergangenheit zurückblicken. Um so tragischer war daher ihr Geschick, in welches sie trotz tapferen Widerstandes infolge unheilvoller Staatspolitik und mangelhafter Heeresleitung durch die Capitulation von Langensalza getrieben wurde. Anerkennung und Theilnahme wird den braven Kämpfern um den Thron des letzten Welfenkönigs nie versagt werden. Die vorliegende Schrift ist verfaßt, um das Gedächtniß der im Kriege 1866 Gefallenen zu ehren; sie enthält zunächst eine kurze Schilderung der Schlacht bei Langensalza, sodann folgt eine namentliche Liste der sämmtlichen Gebliebenen und eine Beschreibung ihrer Grabstätten und der Denkmäler. Die mit Fleiß zusammengetragenen Blätter, welche voran mit dem Bilde des Königs Georg und weiteren 11 Abbildungen ausgestattet sind, werden sicher das Interesse der hannoverschen Kreise erwecken. Wenn die Schrift, wie im Vorworte ausgedrückt ist, dazu beitragen soll, den treuen Todten auch fernerhin in den Herzen ihrer Landsleute ein inniges Ehrengedächtniß zu bewahren, so befolgt sie außer diesem ausgesprochenen edlen Zweck wohl noch einen anderen. Die Schrift ist, wie die mehrfach eingeflochtenen Bemerkungen darthun, im tendenziös-welfischen Sinne geschrieben und daher bei der Betrachtung der Opfer nur geeignet, nicht versöhnend mit der Neuordnung der Verhältnisse, sondern gegentheilig zu wirken.

H.

— **Die Kunst glücklich zu sein von S. Hammermann.** Leipzig, Reinhold Werther. 1896. — Titel und Inhalt des Heftchens decken sich nicht ganz. Dasselbe enthält eine Anzahl Lebensregeln, deren Befolgung für die Erziehung unserer Kinder, sowie für die ganze Lebenshaltung der Nation unzweifelhaft von großem Nutzen sein würde. Das Glück des Menschen hängt aber noch von anderen Voraussetzungen ab, nämlich, wie der Verfasser in dem Schlußcapitel, daher nach unserer Meinung zu nebensächlich andeutet, von Religiosität, Gottvertrauen, Genügsamkeit, Selbstverleugnung, kurz von seelischen Eigenschaften, welche nur durch innere geistige Schulung erlangt werden können. Manches erinnert in der treffenden Ausdrucksweise an den unvergeßlichen Justus Möser, dessen Schriften auch eine „Alltägliche Geschichte": Strecke dich nach der Decke, entlehnt ist. Wir wünschen der Schrift die weiteste Verbreitung. Es sind hier auf wenigen Seiten eine Anzahl der schlimmsten Uebel, an denen die heutige Erziehung und das Familienleben krankt, kurz und eindringlich dargestellt. Möchten die wohlgemeinten Ermahnungen des Verfassers einen fruchtbaren Boden finden! Wir meinen, es sei die höchste Zeit.

—tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 88. Donnerstag, den 23. Juli. 1896.

Symbolik und Aberglauben in der Thierwelt.

Von Moritz Lilie.

Macht man einen Ausflug aufs Land, so fällt der Blick wohl auf das Thor einer Scheune, an welchem mit ausgebreiteten Flügeln eine Eule angenagelt ist. Wie kommt Minervens geheiligter Vogel an diesen profanen Ort? Der Aberglaube ist es, welcher zum Henkersknechte an diesem nützlichen Thiere wurde und damit dem Landwirthe einen schlechten Dienst erwies. Dem armen Vogel ist es ergangen wie mancher schwachen alten Frau in den schlimmsten Zeiten des finstersten Fanatismus der religiösen Verfolgungswuth. Eine leichte Entzündung der Augenlider genügte, sie zur Hexe zu stempeln und dem Flammentode zu überliefern, die Eule aber hat kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie das Licht des Tages scheut und still und einsam in ihrem dunklen Schlupfwinkel hockt. Das war für die Menschen hinreichend, sie für ein Geschöpf des Satans zu erklären; man kannte eben ihre körperliche Organisation und ihre Lebensweise nicht. Schon den Römern war die Eule ein unheilverkündender Vogel, und wenn sich ein solcher in den Mauern der Stadt sehen ließ, suchten die Priester durch Selbstpeinigungen die Götter zu versöhnen, um Unglück von der Stadt abzuwenden. Auch in der deutschen Volkssage ist dieser düstere Vogel der Nacht der Vertreter des bösen Princips und in der schauerlichen Mythe vom wilden Jäger, der mit seinem unheimlichen Gefolge nächtlicherweile durch die Lüfte zieht, hat die Eule — wie überall — die Aufgabe, das Dämonische der Erscheinung zu erhöhen. Die Dichtkunst hat diese traditionelle Auffassung adoptirt und in Goethe's „Faust“, in Weber's „Freischütz“ und anderen romantischen Bühnenwerken ist ihr dieselbe wenig anmuthige Rolle zugetheilt. In Shakespeare's „König Heinrich VI.“ heißt es: „Die Eule schrie bei deiner Geburt — ein böses Zeichen!“ und in derselben Dichtung an anderer Stelle:

Du unglückbedeutender, furchtbarer Todesvogel,
Schrecken unseres Volkes und unsere blutige Geißel.

Es ist wahr, die ganze äußere Erscheinung dieses Nachtvogels mit seinem breiten Kopf, den großen, runden, glotzenden Augen, den scharfen Krallen an den Klauen und dem spitzen scharfen Schnabel hat Nichts, was die Sympathien der Menschen erwecken könnte, und manchem nächtlichen Wanderer ist schon ein Grauen überkommen, wenn das klagende Geschrei des Kauzes an sein Ohr drang; die Wissenschaft aber, diese gewaltige Feindin des Aberglaubens, hat längst die Ehre dieses verkannten und verleumdeten Thieres gerettet und ihm den gebührenden Platz unter den nützlichen Geschöpfen im großen Haushalte der Natur angewiesen. — Nicht viel besser als den Eulen ergeht es den Raben und Krähen, deren düsteres schwarzes Gewand die Träger im Volksglauben zu Todesboten stempelte. Schon der altrömische Dichter Virgil, geboren im Jahre 70 vor Chr. Geb., sagt: „Der heisere Rabe auf schwankendem Aste, zur Linken krächzend, verkündet das kommende Unglück“ und in vielen Gegenden Deutschlands herrscht noch heute die Meinung, daß in dem Hause, auf welchem sich ein Rabe niederläßt und schreit, in nächster Zeit Jemand stirbt. Fliegt eine größere Schaar Krähen über einen Ort und läßt dabei ihren rauhen Ruf ertönen, so bedeutet das Unglück für die Gemeinde, Brand oder epidemische Krankheiten, und wenn sie sich auf einem Felde niederläßt, Hagelschlag. Deshalb gehörten auch diese Thiere seit undenklichen Zeiten zu denjenigen, die der Mensch mit seinem Haß verfolgte, bis auch hier die Leuchte der Aufklärung der besseren Erkenntniß Bahn brach, daß die rabenartigen Vögel durch Vertilgung von Aas, Mäusen und schädlichen Insecten aller Art großen Nutzen schaffen. — Ein naher Verwandter der Raben, die Elster, ist ebenfalls vielfach Gegenstand des Aberglaubens geworden. In Skandinavien gilt sie gewissermaßen als heiliger Vogel und wird von den Landleuten niemals getödtet, während sie in Deutschland mit weniger günstigen Augen angesehen wird. Wem sie über den Weg fliegt, dem steht ein Unglück bevor und die Hausbewohner, auf deren Dach sie sich setzt, haben Trauer zu erwarten. Die List und Verschlagenheit der Elster ist sprichwörtlich geworden; was der Fuchs unter den Vierfüßlern, ist sie in der Vogelwelt. Den Fischern und Anglern, an denen sie vorüberfliegt, weissagt sie schlechten Fang, kommt sie aber paarweise, so bedeutet dies das Gegentheil. Das englische Landvolk besitzt ein Sprichwort:

Eine bringt Sorge, zweie Freud',
Dreie Hochzeit, viere Leid!

Freilich ist die Abneigung gegen diesen Vogel nicht ohne Berechtigung und die seltsame Vorliebe für glänzende Gegenstände, die ihm eigen ist, hat die allbekannte Redensart hervorgerufen: „Der stiehlt wie eine Elster.“ Sie überfällt die Nester kleinerer Vögel, raubt die Jungen und tödtet nicht selten mit ihrem Schnabel selbst die Alten; aber wie ihre Verwandten vertilgt sie auch große Mengen schädlicher Thiere und hat darum auch ihren Werth. — Beliebt dagegen bei den Menschen ist seit den ältesten Zeiten die Taube gewesen. Von Alters her gilt sie als das Symbol der Unschuld und die Strenggläubigen der griechisch-katholischen Kirche tödten sie niemals, weil nach der Bibel einst der heilige Geist ihre Gestalt annahm. Nach der Sintfluth brachte sie dem Noah als Zeichen wiederkehrenden Lebens in der Natur den Oelzweig und diese Taube könnte daher als der erste Sendbote nach außen, als die erste Brieftaube betrachtet werden. In einem großen Theile Rußlands ist man der Ueberzeugung, daß ein Sterbender auf einem mit Taubenfedern gefüllten Bette einen harten und schweren Todeskampf bestehen müsse, ein Wahn, der von der orthodoxen Geistlichkeit genährt wird, um das Tödten dieses biblischen Vogels zu verhindern. — Der Aberglaube verschont nicht die harmlosesten Geschöpfe. Er dichtet der kleinen zierlichen Goldammer, die freudig zwitschernd unsere Fluren belebt, intimen Umgang mit dem Gottseibeiuns an, dessen Kundschafter sie sei. Um sie an sich zu fesseln, impft ihr der Teufel in der Walpurgisnacht drei Tropfen seines schwarzen Blutes ein und macht sie dadurch sich wieder auf ein Jahr dienstbar. Der Ziegenmelker oder die Nachtschwalbe, ein nicht minder harmloser Vogel als jener, soll nächtlicherweile den Kühen und Ziegen die Milch entziehen, so daß sie am andern Morgen beim Melken anstatt der Milch Blut geben, und der Sturmvogel, welcher die Masten des Schiffes umschwirrt und dabei seinen hellen Warnungsruf ausstößt, zieht nach dem Matrosenglauben dadurch das verderbenbringende Unwetter herbei. Von der naheliegenden und natürlichen Erklärung, daß der Vogel, wie so viele andere Thiere, den nahenden Sturm wittert und dies durch unruhiges Fliegen und eigenthümliches Geschrei zu erkennen giebt, wollen die Schiffsleute nichts wissen, obgleich sie dem Mahnrufe des geflügelten Warners folgen und rechtzeitig ihre Vorkehrungen treffen. Aber auch liebenswürdige und segenbringende Eigenschaften schreibt der Volksglaube einzelnen Thieren zu. In kindlich naiver Weise bezeichnet das Volk das zutrauliche Rothkehlchen und den munteren, niedlichen Zaunkönig als des Herrgottes Hahn und Henne, um damit anzudeuten, daß sie sich der ganz besonderen Gunst des Schöpfers erfreuen. Storch und Schwalbe, welche so oft die menschliche Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, haben sich dadurch gewissermaßen das Hausrecht erworben; sagt doch schon der Psalmist: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und

die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge haben.“ Ueberall gewährt man ihnen Schutz und erleichtert ihnen das Ansiedeln durch Befestigen von Bretchen und Geflechten, die als Unterlagen für das zu bauende Nest dienen können. Freilich sind es, wie in so vielen anderen Dingen, auch egoistische Motive, welche den Menschen zu diesen freundschaftlichen Gesinnungen veranlassen, denn das Haus, in welchem ein Schwalbenpaar nistet, bleibt nach der Annahme vom Blitzschlag verschont und wird nie von Feuerschaden heimgesucht; Glück und häuslicher Frieden kehrt in ihm ein und seine Bewohner bleiben vor schweren Krankheiten bewahrt. Wo aber Störche sich niedergelassen haben, zieht Freude ein und bald giebt es im Hause eine Hochzeit. Bei den Juden standen die Schwalben in hohem Ansehen und eine poetische Sage erzählt, daß sie bei dem Brande des Tempels zu Jerusalem Wasser in ihren Schnäbeln herbeitrugen, um das Feuer zu löschen. Aber die schwachen Vögel vermochten das entfesselte Element nicht zu bändigen und das Heiligthum sank in Trümmer; seitdem verloren die Schwalben ihren Gesang und nur ein leises Zwitschern ist ihnen geblieben, das zuweilen ihre stille Trauer unterbricht. — Auch die Spinnen bringen Glück und deshalb wird eine sorgsame Hausfrau wohl ihr Gewebe in der Zimmerecke entfernen, die Spinne selbst aber nicht tödten. Dagegen steht Dem, welchem ein Hase oder eine Katze über den Weg läuft, etwas Unangenehmes bevor und das Gleiche verkünden Schweine, wenn sie dem Menschen begegnen. Viel verbreitet ist auch der Glaube, daß Schafe, welche zur Linken des Wanderers grasen, Unglück bedeuten, während sie auf der rechten Seite als glückverheißend gelten, und in einigen Gegenden Böhmens, Schlesiens und der Lausitz herrscht eine ähnliche Meinung in Bezug auf die Gänse. — Wenn im März die ersten Frühlingssonnenstrahlen auf die Erde herabsinken, dann stellt sich auch sofort ein reizendes kleines Käferchen ein, das den Winter in einem warmen Schlupfwinkel verschlief. Es ist der Marienkäfer, der in seinem glänzend rothen oder gelben, mit schwarzen Punkten gezierten Gewande ein Liebling der Menschen, besonders der Kinderwelt ist. Die Entomologen nennen die größte von den 900 Arten dieses Käferchens wegen ihrer Farbe und den sieben Punkten auf den Flügeldecken Coccinella septempunctata, der Volksmund aber kümmert sich nicht um diese wissenschaftliche Bezeichnung, sondern legt ihm noch die Kosenamen Herrgottsvöglein, Sonnenküchlein, Himmelskühchen u. s. w. bei. So viel schwarze Punkte der Käfer zeigt — denn die Zahl derselben ist keineswegs immer gleich — so viel Thaler kostet nach dem Volksglauben im nächsten Jahre das Korn, in Schweden aber prophezeit es den heirathslustigen jungen Mädchen die Richtung, aus welcher der zukünftige Bräutigam naht, indem sie den Käfer auf die Hand setzen und unter Gesang sein Auffliegen abwarten. Das Thierchen ist in diese Geheimnisse eingeweiht, denn es ist der Vertraute der Liebesgöttin. Schon in der deutschen Vorzeit stand das Sonnenküchlein in dem Ruf der Heiligkeit und er galt als Bote der Frühlingsgöttin, die ihn voraussandte, um den Menschen ihr freudenreiches Nahen zu verkündigen. Er war der Liebling der Freya, unter deren Füßen Gräser und Blumen sproßten, wenn sie durch die Gefilde schritt, segen- und gabenspendend. Als aber die Götter unserer heidnischen Vorfahren der siegreichen Macht des Christenthums weichen mußten, da wies man der heiligen Jungfrau Maria das Frühlingskäferchen zu, auf welche ja so viele Charakterzüge der schönen heidnischen Göttin übertragen worden sind, so daß die Figur im Grunde genommen nur den Namen gewechselt hat. — Ein sinniges Symbol ist dem Volke endlich die Biene, jenes kluge, emsige Geschöpf, das seit undenklichen Zeiten als das Wahrzeichen des Fleißes und der Ordnungsliebe gilt. Nur wo Friede und Eintracht herrscht, gedeiht sie, sie verläßt aber ihre Wohnungen, wenn Zank und Zwietracht im Hause einkehren. Daher wird sie auch im Süden Deutschlands, im Schwarzwalde, in einzelnen Theilen der Schweiz, im Elsaß und besonders in England, gewissermaßen zur Familie gerechnet und von allen Ereignissen freudiger oder trauriger Art in aller Form in Kenntniß gesetzt Wie man in vielen Gegenden Mitteldeutschlands auf den Dörfern den Pferden und Rindern in den Ställen den Tod eines Familienmitgliedes anzeigt, weil diese Thiere sonst zu Grunde gehen würden, so auch den Bienen, nur daß man seltsamerweise diesen Thierchen gegenüber gewisse Förmlichkeiten beobachtet, die man bei jenen unterläßt. In England wird drei Mal mit dem Hausschlüssel an den Bienenstock geklopft und ihnen dann leise das traurige Ereigniß verkündet, während man in manchen Gegenden Deutschlands den Körben andere Plätze anweist und sie mit schwarzem Flor behängt, im Gegensatz zu freudigen Gelegenheiten, bei denen man die Stöcke mit buntfarbigen Stoffen umkleidet.

Eilhard Mitscherlich.*)

Das Lebensbild Eilhard Mitscherlich's, von seinem Sohne, Prof. Dr. Alexander Mitscherlich in Freiburg i. Breisgau, entworfen, hat die Leipz. Ztg. schon in ihrer Nummer vom 13. Januar 1894 vorgeführt und mit der Ausführlichkeit besprochen, wie sie einerseits durch die hervorragende Bedeutung des vor 33 Jahren verstorbenen Gelehrten, andererseits durch den der Recension einer kleinen Broschüre zukommenden Rahmen bedingt war. Unterdessen hat die Enthüllungsfeier von E. Mitscherlich's Denkmal in Berlin am 1. December 1894 stattgefunden und aller Orten Veranlassung gegeben, sich der auf dem Boden der Naturwissenschaften bahnbrechenden Arbeiten des großen Gelehrten dankbar zu erinnern, und hat im laufenden Jahre 1896 sein soeben erwähnter Sohn, der Freiburger Chemieprofessor, die Sammlung der gedruckten und ungedruckten Schriften seines ihm und der ganzen Gelehrtenwelt unvergeßlichen Vaters zu Ende geführt. Der Sammlung geht die uns schon bekannte Broschüre mit dem Lebensbild E. Mitscherlich's voraus, dessen Abriß von uns, wie erwähnt, schon gebracht und dessen Umriß im Jahre 1894 von verschiedenen Seiten bei Gelegenheit der Erinnerung an seinen 100sten Geburtstag, sowie im gleichen Jahre bei der Berliner Denkmalsfeier durch die Festrede Prof. Dr. Ostwald's aus Leipzig von Neuem dem Gedächtniß unserer Zeitgenossen eingeprägt worden ist. Wir können also sofort auf den weiteren Inhalt der „Gesammelten Schriften E. Mitscherlich's“ eingehen, zunächst auf die Briefe des jungen Gelehrten an seinen Vater und Schwager. Unschwer liest man aus ihnen heraus, daß er seine später so glücklich sich entwickelnde Laufbahn mit bangen Sorgen für den Augenblick und die Zukunft beginnen mußte. Er hatte der Reihe nach das Studium der orientalischen Sprachen und der Medicin verlassen, war dann zur Chemie übergegangen und lieferte in verhältnißmäßig kurzer Zeit sein chemisches Meisterstück, die Untersuchung über phosphorsauren und arseniksauren Kali, als ein Meisterwerk ab, das ihn zu dem zwischen der Krystallform und den chemischen Proportionen unorganischer Verbindungen bestehenden Gesetz, zur Entdeckung des Isomorphismus, führte. Nach dieser Errungenschaft, die ihm die Freundschaft von Berzelius, dem damaligen Führer der Chemie, und das Interesse der preußischen Regierung für seine Person eingebracht hat, setzte er seine ganze Hoffnung auf die eine Karte einer Professur, sei es in Halle oder in Berlin. Wir wissen, daß er das für jene Zeit trotz seiner wissenschaftlichen Erfolge immerhin gewagte Spiel gewonnen hat. Wir wissen auch, daß das Ziel, so wie er es errungen hatte, noch keinen freien Ausblick in die Zukunft bot. Denn die Chemie, kaum erst den Adeptenschuhen entwachsen, durch die Entdeckung des Sauerstoffs durch Lavoisier's Genie kaum erst auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt, hatte keine lange Reihe von Ahnen wie die anderen Facultäten aufzuweisen; sie wurde als Emporkömmling in der Gelehrtenrepublik betrachtet und galt damals noch nicht wie heute als vollbürtige Doctrin auf den Universitäten. Um so höher ist das Verdienst Mitscherlich's anzuschlagen, daß er unter schwierigen Verhältnissen die Chemie durch rastloses Arbeiten ihrer jetzigen Höhe entgegenführte. Die deutschen Regierungen wollten nicht viel auf sie wagen und hielten große Stücke auf die Opferwilligkeit der wenigen Chemieprofessoren, die sie sich der Mode zu lieb wie eine Art Raritäten auf den Universitäten hielten. In den dreißiger Jahren bewilligte man ihnen noch nicht einmal die hilfreichen Hände eines Assistenten, so daß Mitscherlich mit besonderem Wohlgefallen das Wachsthum seiner älteren Tochter, der jetzigen Frau Geheimrath Wiedemann in Leipzig, verfolgte, weil er sie so bald wie möglich als Assistentin in sein zum großen Theil mit eigenem Geld gegründetes Laboratorium aufzunehmen ge-

*) Gesammelte Schriften von Eilhard Mitscherlich, herausgegeben von A. Mitscherlich, verlegt von E. S. Mittler & Sohn in Berlin. Preis 15 ℳ.

dachte. Ob es wirklich dazu gekommen ist, erfährt man nicht aus dem Briefwechsel mit Berzelius, dem Mitscherlich seine privaten und wissenschaftlichen Angelegenheiten wie ein Duzfreund dem anderen anzuvertrauen pflegt. Der Briefwechsel mit Berzelius bildet den zweiten Theil, zugleich wohl auch das Zugstück der Sammlung. Er zeigt den selbstlosen Charakter zweier bedeutender Männer und entrollt das Bild eines schönen Freundschaftsbundes zwischen dem schwedischen und deutschen Gelehrten, deren Denken und Leben ganz in ihrer jungen, noch nicht voll entwickelten, aber vielversprechenden Wissenschaft aufging. Der ältere und der jüngere Freund fördern sich, wie Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel, gegenseitig mit ihren Ideen und Erfahrungen, berichten von den wissenschaftlichen Erfolgen ihrer Reisen und von den vielen Celebritäten, mit denen sie zu Hause und im Ausland oder brieflich in Berührung gekommen sind. Sie theilen Freud und Leid, Lob und Tadel, Sieg und Verdruß mit einander, denn auch an letzterem hat es Mitscherlich von Anfang bis zu Ende seiner Laufbahn nicht gefehlt. Schon bei seiner Bewerbung um die Professur machte er die Erfahrung, daß das Parket der Akademien nicht weniger glatt ist, als das der Höfe. Heimlicher Widerstand von Seiten etlicher Collegen, Enttäuschungen von Seiten der Regierung stellten seine Geduld anfänglich und lange noch auf eine harte Probe. Aber der ältere Freund räumte dem jüngeren mit der sicheren Hand eines hilfsbereiten Mentors die Schwierigkeiten aus dem Wege und stand Mitscherlich auch treulich zur Seite, als dieser wider seinen Willen und ganz gegen seine Natur in das wissenschaftliche Gezänke hineingezogen wurde, das in den dreißiger Jahren anfing, die Literatur der wie junger Most gährenden Chemie mit ihrem lauten Lärm zu erfüllen. Anders geartet, als der streitbare Liebig, dem ein frischer fröhlicher Federnkrieg Bedürfniß war, hielt Mitscherlich sich verstimmt zurück, sobald der Kampf über die Sache hinaus die Personen streifte, und setzte unter Berzelius' ausdrücklicher Zustimmung den ihm als Vorkämpfer der neuen Chemie geltenden Angriffen ein vielsagendes Stillschweigen entgegen. Mancher Andere hätte vielleicht eine andere Taktik gewählt. Aber Mitscherlich war, wie wir aus einem Briefe seines Bruders, Prof. C. G. Mitscherlich in Berlin, ersehen, ein wenig zur Empfindlichkeit geneigt, auch ließ ihm sein Beruf als Lehrer, dem er mit besonderer Lust und Liebe, mit seltener Gewissenhaftigkeit und glänzendem Erfolg sich widmete, keine Zeit zu einer nicht immer fruchtbaren Polemik; endlich überhäufte ihn die Regierung mehr als billig mit zeitraubenden Arbeiten aller Art. Alles zusammen erklärt sein Fernbleiben vom Kampfplatz; unbeirrt von versteckten und offenen Angriffen, arbeitete er mit beschaulicher Ruhe weiter an der Lösung der brennenden Fragen der Chemie und erstattete der Berliner Akademie objectiven Bericht über die Resultate seiner zahlreichen und vielseitigen Studien. Der dritte und umfangreichste Theil der gesammelten Schriften E. Mitscherlich's ist eine wahre Fundgrube für die Geschichte der Chemie. Er umfaßt sämmtliche Arbeiten des Forschers, auch die nicht im Druck erschienenen, vom Beginn bis zum Ende seines wissenschaftlichen Wirkens. Wir haben sie seiner Zeit durch alle von ihnen berührten Gebiete verfolgt und auf ihre Bedeutung für die damalige und jetzige, organische und unorganische Chemie hingewiesen. Heute wollen wir nur noch der gediegenen Sprache E. Mitscherlich's gedenken, durch die alle seine Veröffentlichungen, Briefe, Berichte und sein oft aufgelegtes Lehrbuch der Chemie sich auszeichnen, und wollen ihm mit aller Bescheidenheit widersprechen, wenn er in einer Anwandlung von übler Laune seinem Schwager Minssen schreibt, daß seine früheren Sprachstudien ihm bei seinem späteren Studium eher schädlich als nützlich gewesen seien. Es ist ein nicht selten vorkommender Fehler, zu glauben, daß naturwissenschaftliche Abhandlungen, wenn sie nur die nackten Thatsachen richtig feststellen, keine weitere Rücksicht auf die Form des Stiles und der Sprache zu nehmen haben. Eine gediegene Arbeit in gediegener Sprache dargelegt, erhält aber doppelten Werth durch den besonderen Reiz der schönen Ausdrucksweise und ihre den Leser immer wieder fesselnde Anziehungskraft. Das hat sich gerade an Mitscherlich's Schriften bewährt, deren Formvollendung auf den ersten Blick den tüchtigen Philologen aus guter alter Zeit erkennen läßt. Und deshalb war er im Unrecht, sein früheres Studium zu verleugnen, und war auch Berzelins im Unrecht, als er in einem seiner Briefe an Mitscherlich das Studium der todten Sprachen für werthlos erklärte. Kl.

Bücherbesprechungen.

— Das Königlich Sächsische Volksschulgesetz vom 26. April 1873 nebst Ausführungsverordnung zu demselben vom 25. August 1874 und den damit in Zusammenhang stehenden Gesetzen und Verordnungen. Mit erläuternden Anmerkungen und Sachregister herausgegeben von P. v. Seydewitz. Zweite Auflage besorgt von Kockel, Geheimem Schulrath, und Kretzschmar, Geheimem Regierungsrath. (38. Band der Handausgabe Königl. Sächs. Gesetze.) Leipzig, Druck und Verlag der Roßberg'schen Hofbuchhandlung. 1896. Preis broch. 3 ℳ 60 ₰, in Leinen gebunden 4 ℳ 20 ₰.*) — Die von dem jetzigen königl. sächsischen Cultusminister. Hrn. v. Seydewitz, Excellenz, im Jahre 1888 besorgte Ausgabe des königl. sächsischen Volksschulgesetzes hat sich in allen betheiligten Kreisen den wohlverdienten Ruf eines allzeit bereiten und zuverlässigen Rathgebers auf dem Gebiete des sächsischen Schulrechts erworben. Indessen sind in unsrer schnell lebenden Zeit die seit seinem Erscheinen verflossenen 7—8 Jahre auch an dem sächsischen Unterrichtswesen nicht spurlos vorübergegangen und da inzwischen auch die alte Ausgabe im Buchhandel vergriffen ist, so kann es nur willkommen geheißen werden, wenn die Verlagshandlung sich veranlaßt gesehen hat, eine neue Bearbeitung des Werkes unter Berücksichtigung der einschlagenden neuen Erscheinungen auf dem Gebiete unsres Schulrechts zu veranstalten. Sie hat diese Aufgabe in die Hände zweier Mitarbeiter des jetzigen Hrn. Cultusministers, der beiden vortragenden Räthe im königl. sächs. Cultusministerium Geh. Schulrath Kockel und Geh. Regierungsrath Kretzschmar gelegt. Ein glücklicher Griff, zu dem man der Verlagshandlung nur gratuliren kann. Denn die beiden genannten Herren haben sich dem ihnen ertheilten Auftrage mit eben so viel Umsicht als Geschick unterzogen. Unter pietätvoller Wahrung der bewährten Grundlagen und Einrichtungen des früheren Werkes haben sie dasselbe, soweit nöthig und zweckmäßig, durch Einreihung der seit seinem Erscheinen herausgekommenen Gesetze und Verordnungen, insbesondere derjenigen über die materielle Lage der Volksschullehrer, ihre Besoldungen und Pensionen, ergänzt und durch Vervollständigung und Berichtigung des beigefügten Commentars in Gemäßheit der inzwischen ergangenen praktischen Entscheidungen vervollkommnet. Wir wünschen ihnen und der Verlagshandlung den besten Erfolg ihrer Bemühungen und empfehlen das Buch angelegentlich Allen, die sich für das sächsische Volksschulwesen interessiren und mit demselben zu thun haben. ⁂

— O. Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Classik. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Weimar, Emil Felber, 1896. XX, 208 S. 8°. — Dem Verfasser, der sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Aesthetik nicht minder bekannt gemacht hat als durch seine literarhistorische Thätigkeit, gebührt das Verdienst, zum ersten Male einen Abschnitt deutscher Kunst- und Culturentwickelung eingehend behandelt zu haben, dem, trotz seiner Bedeutsamkeit für das gesammte geistige Leben unseres Jahrhunderts, bisher auffallend wenig Beachtung geschenkt worden ist. Harnack war wie kaum ein Anderer zu dieser Aufgabe berufen; die Vorarbeiten zu seiner „Classischen Aesthetik der Deutschen" und zu dem von ihm herausgegebenen Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft: „Zur Nachgeschichte von Goethe's Italienischer Reise" mußten ihm auch die Quellen zu dem vorliegenden Buche erschließen. Der Inhalt deckt sich vielleicht nicht ganz mit dem Titel; unter „Kunstleben" versteht der Verfasser nicht nur die bildende Kunst als solche, sondern auch Kunstbetrachtung und Kunstforschung im weitesten Sinne. Einleitende Worte über Winckelmann führen zum eigentlichen Thema „Classik" hinüber, von dem uns der Verfasser mit einem Hinweis auf die romantische Kunst der Nazarener wieder entläßt. Endlich werden neben den Deutschen auch die Italiener, Engländer und Franzosen berücksichtigt, wenigstens so weit sie von irgendwelchem Einflusse auf die deutschen Künstler waren. Rafael Mengs' Spätzeit wird mit besonderer Liebe behandelt, wir sehen nicht ohne Erstaunen, wie die Zeitgenossen diesen Maler unbedenklich seinem urbinatischen Namensvetter an die Seite stellten. Für uns liegt seine Be-

*) Die Verspätung der gegenwärtigen Anzeige ist durch bedauerliche Erkrankung des ursprünglich bestellten Hrn. Referenten verursacht worden

deutung ohne Frage mehr in seiner Kunsttheorie, durch die er seine geistige Verwandtschaft mit Winckelmann documentirt. Der dritte Abschnitt, in dem Harnack das Uebergewicht der französischen Schule entwickelt, kann als eine Art Einleitung zu dem Haupttheile des Werkes, der Darstellung von Goethe's zweimaligem römischen Aufenthalte und dessen Nachwirkungen, gelten. Neben den Franzosen, aus deren Mitte der pathetische David hervorragt, lernen wir Tischbein, Angelika Kauffmann, Bury, Georg Schütz, Heinrich Meyer und die übrigen Mitglieder des Kreises kennen, dem Goethe's Erscheinen so reiche Anregung brachte. Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle auch nur zu skizziren versuchen, wie sich um jene Zeit in Rom eine Revolution der Kunstanschauung vorbereitete, die der für das Künstlervölkchen so verderblichen politischen Umwälzung vorausging, wir wollen von der späteren Zeit, von Canova's und Thorwaldsen's Thätigkeit, von Wilhelm v. Humboldt's kunstfördernder Wirksamkeit schweigen und es nur als ein besonderes Verdienst des Verfassers hervorheben, daß er dem vielgeschmähten Asmus Carstens den Ehrenplatz zuweist, der diesem Künstler gebührt. Wir zweifeln nicht, daß Harnack's Arbeit in manchen Kreisen auf starken Widerspruch stoßen wird, erscheint sie doch in einer Zeit, wo die Herren von der Palette sich längst vom strengen Ernste schöner Linienführung losgesagt haben und in coloristischer Hinsicht bedenklich mit dem Irrenhause liebäugeln.

J. R. H.-s.

— **Die Nachkommen Luther's.** Aus Anlaß der Gedächtnißfeier des 350jährigen Todestages Dr. Martin Luther's am 18. Februar 1896. Von **Philipp Horbach**, Pfarrer emer. in Marburg a. d. Lahn. Mit neun Abbildungen. Leipzig, Verlag von Georg Wigand, 1896. 32 S. 8°. — Der seit seiner Emeritirung schriftstellerisch ungemein thätige Verfasser, wir erinnern uns z. B. eines hübschen längeren Artikels von ihm über „Völkerkunde und Missionsinteresse", hat in dem vorliegenden dünnen Heftchen, einem Sonderabdruck aus dem „Quellwasser für's deutsche Haus" (1896 Nr. 29 und 30), die bisher bekannten Angaben über Luther's Nachkommen nach einer besonderen Richtung hin ergänzt. Beruhend auf Mittheilungen und Schriftstücken, die einer der drei auf kaiserlichen Befehl zum 92er Wittenberger Feste geladenen Familienangehörigen Luther's, Hr. Sanitätsrath Dr. med. Hermann Luther in Luckenwalde, dem Verf. zur Verfügung gestellt hat, verbreitet sich die Abhandlung mit großer Ausführlichkeit über die jüngsten Glieder der Familie, die ihren Ursprung auf Hans Luther „den Kleinen", einen Oheim des Reformators, zurückführt.*) Geschmückt ist die Schrift mit den Bildern von: 1) Johann Nikolaus Luther (1775—1852), Kuhhirten zu Möhra, und seiner Frau Margarethe, geb. Hofmann, 2) Johann Georg Luther (1799—1870), Pfarrer in Nieder-Eichstädt, und seiner Frau Auguste, geb. Auwandter, 3) Karl Luther (* 1860), Pfarrer in Wallendorf, 4) Johannes Luther (* 1842), Pfarrer in Pissen, und seiner Frau Ernestine, geb. Sieckel, 5) Hermann Luther (* 1844), Arzt in Luckenwalde, und seiner Frau Marie, geb. Waga, endlich 6) den Kindern des unter 5) genannten Luckenwalder Ehepaares. — In Anbetracht der nicht ganz unberechtigten Erwartungen, die die Mitwelt an die Träger berühmter Namen zu stellen pflegt, dürfte eine solche Erbschaft von den Betheiligten weniger als eine Lust als vielmehr oft genug als eine recht drückende Last empfunden werden; auf dem Präsentirbrett aller Welt vorgezeigt zu werden, ist nicht Jedermanns Sache. Ht.

— **Schleswig, nicht „Süd-Jütland".** Ein neuer Beitrag zur Klarstellung des nationalpolitischen Streites an der Königsau von **Karl Strackerjan**. Preis 50 ₰. Flensburg 1896, Verlag der Huwald'schen Buchhandlung (O. Hollesen). 32 Seiten 8°. — Der Referent ist kein Freund polemischer Literatur. Es giebt so wie so genug Unfriede und Schlechtigkeit in der Welt; müssen diese menschlichen Unvollkommenheiten durch fortwährendes Aufschüren und Hetzen durchaus verschlimmert werden? Der Verfasser mag ja thatsächlich in vielen Einzelheiten seiner „Dänischen Umtriebe in Deutschem Lande" (Flensburg 1895) Recht gehabt haben, wenn er manchen schmutzigen Flecken antideutscher Politik und Agitation rücksichtslos aufgedeckt hat. Etwas ist ja doch faul im Staate Dänemarks. Aber es bedeutet auf der anderen Seite eine bedenkliche Kurzsichtigkeit oder unangenehme Eingenommenheit, wenn der allem Anscheine nach persönlicher Erregung trotz angeblicher Objectivität sehr nachgebende Verfasser glaubt, durch derartige Broschüren den deutschen Besitzstand in Schleswig reell zu fördern und zu erweitern. In Ewigkeit werden dort unten an der Nordgrenze dänische und deutsche Einflüsse hinüber- und herüberfluthen. Ist doch nicht allein jener schmale Streifen Deutschlands, auch nicht das übrige Deutschland allein, sondern jeder nichtisolirte, im Weltverkehre stehende Culturstaat ein lebender Beweis dafür, daß sich die politische Grenze nur in den seltensten Fällen genau mit der Sprach- und Gefühlsgrenze deckt. Hat man aber einmal diese fluctuirende und oscillirende Eigenschaft der Grenze kennen gelernt, so wird man sie als ein nothwendiges Organ jedes großen Staatskörpers schätzen und lieben dürfen. Ein lässiges Laissez aller oder eine deutschmichelhafte Sentimentalität ist eine solche Denkweise also noch lange nicht. Darum sind dem Ref. die gediegenen Ausführungen von Th. Brix, denen der Verf. „Unbekanntschaft mit Wesen und Ursachen der jetzigen heftigen Agitation in Nordschleswig" vorwirft, tausendmal lieber, weil sie durch ihre Sachlichkeit von vornherein Vertrauen erwecken. Außerdem ist und bleibt doch Brix, wenn er auch in Berlin schreibt, ein geborner Schleswiger.*) Kurz: die beste Absicht will ich dem jedenfalls muthigen Vorkämpfer für eine von ihm leidenschaftlich verfochtene Anschauung absolut nicht absprechen; viel Nutzen jedoch verspreche ich mir von dieser Kampfweise nicht. Sie ist local, kaum national, wenn sie es auch zu sein behauptet, am allerwenigsten aber universal. Ht.

— **Die wissenschaftliche Ausbildung des Soldaten** von **Theodor v. Pelchrzim**, weil. Major z. D., ehem. Lehrer am Königl. großen Militair-Waisenhause und an der Königl. Kriegsschule zu Potsdam, sowie am Königl. Kadetten-Korps zu Berlin. Für Kapitulanten-, Regiments-, Bataillons-Schulen (den neuesten Bestimmungen gemäß), sowie für Stadt- und Landschulen, auch zum Selbstunterricht. Neu bearbeitet von H. v. Below, Generallieutenant z. D. Achtundzwanzigste Auflage. 1 ℳ. Berlin 1896, Carl Sigismund, Verlag des „Deutschen Soldatenhort". — Ein Werk, welches sich ein halbes Jahrhundert bewährt und 28 Auflagen erlebt hat, bedarf keiner besonderen Anpreisung; es empfiehlt sich selbst. In der neuesten Auflage sind mit Rücksicht auf die Anforderungen, welche an die um Civilanstellung sich bewerbenden Unterofficiere gestellt werden, die Abschnitte Geschichte und Geographie der Neuzeit entsprechend bearbeitet und ist ein Anhang, enthaltend die nothwendigsten Weisungen für die in der Schutzmannschaft oder Gendarmerie Anstellung suchenden Unterofficiere, angefügt worden. H.

— **Carl Baron Torresani, Oberlicht.** Wiener Künstlerroman. Zweite Auflage. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag, 1896. — Der durch seine flottgeschriebenen Skizzen aus dem österreichischen Garnisonsleben wohlbekannte Autor hat in dem vorliegenden Buch ein Stück Künstlerleben darstellen wollen, wie es sich in dieser Art nur auf dem Boden Wiens abspielen konnte. Dem Eingeweihten wird unschwer die Aehnlichkeit mit einigen bekannten Persönlichkeiten aus der Gesellschaft der österreichischen Hauptstadt entgehen, aber der Verfasser verwahrt sich ausdrücklich gegen die Vermuthung, resp. Zumuthung, daß er Strich für Strich die Natur copirt habe. Nicht was sie gethan, sondern was sie — durch das Prisma des beobachtenden Dichters gesehen — hätten thun können, bildet den Stoff der Erzählung. Das trefflich gelungene Localcolorit verleiht dem Buche Werth und Interesse. Von den drei Hauptpersonen, die im Mittelpunkt der Handlung stehen, erscheinen zwei herzlich unbedeutend, aber ihr Milieu ist mit wahrer Kennerschaft gezeichnet. Das Atelier des berühmten Bildhauers, das Vorstadthaus des Ehepaares Hotze, die Streberfamilie des pensionirten Ministerialbeamten mit ihrem selbstgefälligen Dilettantismus, die Soirée der Frau v. Molkheim, bei der sich tout Wien auf neutralem, allerdings etwas schlüpfrigem Boden begegnet: alles Das und Anderes ist prächtig geschildert. Ein leichtbeschwingter Humor und ein gewandter weltmännischer Ton stehen dem Autor zu Gebote. Was den Titel „Oberlicht" betrifft, so steht dieser wohl nur in technischem Sinne mit der Bezeichnung des Künstlerromans auf der Einbanddecke in Verbindung; ein tiefer begründeter Zusammenhang zwischen dem Buch und seinem Namen ist nicht erkennbar, denn eine gewisse Beleuchtung von oben, auf die der Titel den Leser vorbereitet, hat der Verfasser entschieden vermieden, vielleicht absichtlich. Locella

*) In der Hauptsache handelt es sich also gar nicht um „Nachkommen Luther's", eine Thatsache, die in dem Titel nicht zu ihrem Rechte kommt.

*) Vgl dazu den Aufsatz in Nr. 25 der „Grenzboten" vom 18. Juni 1896, Seite 542 f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 89. Sonnabend, den 25. Juli. 1896.

Deutsche Erntegebräuche.

Culturgeschichtliche Skizze von F. Kunze.

Die fröhliche und hoffnungsvolle Zeit der Ernte ist herbeigekommen, jene Zeit, die der Landmann seine beste nennt, besonders wenn ihn der Himmel reichlich gesegnet hat. Die vielvermögende Gottheit hat alle die bei der Aussaat angewandten „Zauber“, die verrichteten Gebete und Opfer erhört, die gewissenhaften Arbeiten mit Hacke und Pflug nach Gebühr wirken, sowie Regen und Sonnenschein in erwünschter Weise abwechseln lassen, so daß jetzt das goldig-reife Getreide nur der mähenden Sichel des Schnitters noch zu harren braucht. In seinem Glücke vergißt jedoch der fromme Ackersmann auch der allmächtigen Wohlthäter nicht, sondern ist bemüht, sich auf verschiedene Weise dankbar zu beweisen, wie wir später erfahren werden. Doch schon im grauen germanischen Alterthum bildeten die Tage der Ernte eine gottgeweihte Zeit, wie aus späteren Bestimmungen zu folgern ist, wonach nicht nur an Sonn- und Festtagen, sondern auch an Erntetagen kein Gericht gehalten werden durfte. (Vgl. Grimm, Rechtsalterthümer S. 821.) Heute noch ist die „Ernte“ bei der niedersächsischen Bevölkerung eine festliche Zeit, wenn auch nur nach gewissen Seiten hin. Der erste Tag, an welchem zum Schnitt hinausgezogen wird — in vielen Gegenden Deutschlands beginnt die Roggenmahd mit „Jakobi“ (25. Juli) — hat insofern einen feierlichen Charakter, als sich Mäher, Abnehmerinnen, Binderinnen, überhaupt alle Erntearbeiter besonders „ausstaffiren“. Im Hannöverschen schmücken die mähenden Sensenmänner ihre Mützen mit Blumensträußen, farbigen Bändern und Knittergold, während die Mädchen und Frauen fast überall eine große weiße Schürze vorbinden und auch wohl ein weißes Mieder anlegen, welche Tracht sich zu den dort gebräuchlichen dunklen Röcken ganz kleidsam ausnehmen soll. Der festlichen Kleidung entspricht natürlich auch die Gemüthsstimmung. So fällt z. B. in Kärnthen und Schwaben vor Ausführung des ersten Sensenhiebes der Bauer mit seinen Mahdarbeitern vor dem Kornfelde auf die Knie nieder, um ein „heiliges Vaterunser“ oder einen „frommen Spruch“ gemeinsam herzubeten. „In der Umgegend von Tübingen, in Derendingen, Weilheim und Bühl spricht ein Schnitter, ehe man das Korn zu schneiden beginnt: »In Gottes Namen! angefangen!« oder auch: »Walt' Gott der Allmächtige! angefangen!« — und dann beginnt man zu schneiden. Man unterläßt einen solchen frommen Spruch nie und glaubt dadurch während des Schneidens vor jedem Unfall gesichert zu sein.“ (Vgl. Meier, Schwäb. Sagen, S. 440.) Das ist wohl mehr eine volksthümliche Erklärung des löblichen Brauches, dessen ursprüngliche Bedeutung aus dem Gedächtniß der Landleute geschwunden ist. Es liegt vielmehr die Vermuthung nahe, daß bereits im germanischen Heidenthum, sobald die Ernte anhub, eine feierliche religiöse Handlung dieser wichtigen Feldarbeit voraufging. So hat sich denn die Sitte der religiösen Weise des Erntebeginnes besonders in sächsisch-siebenbürgischen Gemeinden als sogen. „Erntekirche“ erhalten; dort erscheint in manchen Gemeinden, sobald die erste Garbe im Felde geschnitten ist, der Ortsrichter („Hann“) auf dem Pfarrhofe, um das freudige Ereigniß zu vermelden. Nun wird am nächsten Morgen früh die „Erntekirche“ gehalten, wozu die ganze Gemeinde durch Nachbarzeichen eingeladen wird. Es wäre gleichsam frevelhaft, wenn Jemand diesen einleitenden Gottesdienst nicht besuchen und doch den Getreideschnitt beginnen wollte. Ein Mann, der nicht zur Kirche kam, sondern sich hinter dem Dorfe durch den Bach ins Kornschneiden begab, starb wenige Tage darauf eines plötzlichen Todes, wie die Sage erzählt. An etlichen Orten erhöhte sich diese kirchliche Feier noch durch den Genuß des heiligen Abendmahls. Aus Oesterreich-Schlesien berichtet Professor Peter Aehnliches, wenn er schreibt: „Vor Beginn der Ernte wohnt der Landwirth mit seinen Leuten einer heiligen Messe bei, um günstige Witterung zu erflehen.“ — Einer bedeutenden Abschwächung dieser gottesdienstlichen Handlung begegnen wir in Norddeutschland, wo nur ein längeres Glockengeläut den Beginn des Roggenschnitts andeutete. Kuhn und Schwartz (Norddeutsche Sagen S. 398) vermelden davon: „Ehemals wurde in der Umgegend von Mirow in Mecklenburg die Ernte eingeläutet, und zwar vom Schulzen; ehe er das nicht gethan hatte, durfte Niemand mähen. Ebenso mußte am Abend Alles aufhören, sobald er geläutet, doch geschah dies nur am ersten Tage; an den übrigen durfte Jeder mähen, wenn er wollte.“ Als in der Altmark früher die Bauernfelder noch im Gemenge lagen, hatten die Ortsschulzen ebenfalls zu bestimmen, wann das Mähen seinen Anfang nehmen sollte. Das sind lauter Gewohnheiten altheidnischen Gepräges, obgleich sie im Laufe der Alles bewegenden Zeit stark verblaßt sind. — Interessante Ueblichkeiten beim Ausführen des Schnittes haben unsere deutschen Landsleute in Siebenbürgen bewahrt. Dort schneidet in altherkömmlicher Weise die „Hausmutter“ zunächst eine Hand voll Aehren von den Halmen, steckt diese über die Hüfte unter das Schürzenband und spricht zu den umstehenden Arbeitern:

„Im Namen Gottes beginnen wir dies Land,
Gott segne unsern Bauernstand,
Thut wie ich und bindet euch die Lenden
Und sputet fleißig mit den Händen!“

Dieses Gürten der Lenden mit den erstgeschnittenen Aehren trifft man fast bei allen Sachsen Siebenbürgens an, denn es soll die Rücken- und Kreuzschmerzen während der in bückender Stellung auszuführenden Erntearbeit verhüten. Vorsichtige Leute wälzten sich schon beim Lautwerden des ersten Donners im Frühjahre oder beim Wahrnehmen des ersten Kuckuckrufes auf der Erde, um jenem „Uebel des Leibes“ für die Folgezeit vorzubeugen, ebenso wie man sich hier und da beim Gewitter die rechte Hand verbindet, damit sie beim Mähen oder Abnehmen des Getreides nicht ermüde, obgleich die erste Garbe mit der linken Hand geschnitten wird, „damit auch die Frucht des folgenden Jahres gedeihe“. In der Oberpfalz, um Landshut in Niederbayern und in Steiermark schneidet der Bauer beim Beginn der Mahd zunächst drei Aehren ab, legt diese auf dem Acker über's Kreuz und nagelt sie dann, wenn die Ernte beendet ist, an die Hausthüre oder er legt sie in den Weihbrunnkessel, auch wohl auf den Kirchhof. (Bavaria II. 1, 299.) Anderswo wirft man der „Kornmutter“ drei Aehren ins Saatfeld, damit die Ernte gut werde. Sonderbar erscheint der Brauch, daß man in vielen Orten Niederbayerns und Mittelfrankens in die erste Garbe ein rothes Gründonnerstags- oder Antlaßei, Brod, Salz und geweihte Kräuter einbindet. Hier und da bespritzt man das Ganze mit einigen Tropfen Johanniswein oder betet einen frommen Vers dabei, so z. B. um Landau:

„Gott wird uns wohl bewahren,
Das ist unsere erste Garben!“

Diese „erste Garben“ wird sodann auf die erste Fuhre gelegt und, wenn der Erntewagen in der Scheune angekommen ist, vor allen anderen Garben abgeladen und in den Pansen gestellt. Anders verfährt man in verschiedenen Gegenden Thüringens, indem hier die erste Garbe „für die Mäuse“ auf die Tenne geworfen wird. Der hessische Landmann wiederum schleudert die Erstlingsgarbe Nachts um 12 Uhr durch die hintere Scheunenthüre, ohne jemals wieder nach derselben Umschau zu halten. Sie ist für die

Engel vom Himmel und heißt „der Erntesegen". Aus solchen überlieferten Handlungen leuchtet ganz klar eine ehemalige Opferverrichtung heraus, denn es sind Gaben, für die Götter dargebracht, um auch des ferneren Wohlwollens derselben theilhaftig zu bleiben. In der Wetterau, in Mecklenburg und Schlesien gilt folgende Regel: „Wer drei Kornähren im Namen des Vaters, des Sohnes ꝛc. über den Spiegel steckt, der hat das ganze Jahr Glück in der Ernte", wie Wuttke (Der deutsche Volksglaube §. 660) berichtet, und die Chemnitzer Rockenphilosophie bringt aus dem vorigen Jahrhundert folgenden Aberglauben bei: „Wer in der Ernte das erste Korn einführet, der soll von denen ersten Garben etliche nehmen und in die vier Winkel der Scheunen Creutze damit legen, so kann der Drach nichts davon holen." In diesem Brauche, der heute noch in der Oberpfalz, in Mittelfranken und Pommern ausgeübt wird, hat sich eine kräftige Erinnerung an die zauberwirkende Kraft der den Göttern geopferten Garbe frisch im Gedächtniß fortvererbt. Nun ist in vielen Gegenden Niedersachsens und des Niederrheins an die Stelle der segenspendenden göttlichen Wesen, denen man opferwillig die Erstlingsgarbe widmete, die Gutsherrschaft oder irgend ein „Fremder", der nach dem Getreideacker kommt, getreten. Was zunächst den „Hofherrn" anbelangt, so wird derselbe beim Betreten des Erntefeldes angeredet. Man hält ihm eine Garbe vor oder überreicht ihm einige Aehren, oder man bindet um seine Füße oder um Arme und Brust ein Kornseil, putzt auch wohl seine Schuhe und spricht dabei einen Reim, der im Calenbergischen u. A. also lautet:

„Dies geschieht dem Herrn zu Ehren,
Diese Garbe recht zu vermehren,
Und sich nicht lange zu bedenken
Und uns ein kleines Trinkgeld zu schenken."

Oder im Lüneburgischen:

„Mit Erlaubniß wollen wir den Herrn binden
Mit lieblichen Dingen,
Mit freundlichen Sachen,
Viel Complimente kann ich nicht machen,
Sie mögen mir geben groß oder klein,
Damit will ich zufrieden sein."

Diese Sprüche finden wir in oft auffallend merkwürdiger Uebereinstimmung durch ganz Deutschland, an der Ostsee so gut wie am Rhein, an der Nordsee so gut wie in der Schweiz. „In die Halme nehmen" ist am Züricher See z. B. eine weitverbreitete Sitte, indem nämlich die Schnitter den herankommenden oder vorübergehenden Hausherrn mit einem Halmbüschel umfangen. Ebenso wird der vorübergehende Fremde unversehens mit einer Schlinge von Halmen aufgehalten oder man bindet ihm einen Halm an den Rockknopf und hält ihn so lange fest, bis er sich loskauft (Canton Zürich). Im Kreise Marienburg legt man dem Gutseigner oder einem Dritten, der über das Erntefeld schreitet, ein Kornband um das Knie, während in der Umgegend Danzigs das älteste Mitglied des Arbeiterpersonals ihm eine Hand voll Aehren oder ein Kornseil vor die Füße wirft. Professor H. Gaidoz beobachtete ähnliche Ueblichkeiten in Irland, ebenso wie sie dem gelehrten Mannhardt aus Galizien bestätigt wurden. Das Vorhalten der Garbe, wie man es im Württembergischen und Hannöverschen noch sieht, ist aber sicherlich nur eine Abschwächung des ehemaligen Einbindens in dieselbe, wie es heute noch mehrfach anzutreffen ist, selbst in Norwegen Abweichend ist der Schnitterbrauch in Groß-Silbe, wo dem Vorübergehenden ein Kornseil in den Weg gelegt wird; ja die Arbeiter stellen sich im Kreise um den Ankömmling, streichen die Sensen und lassen dann den Vormäher folgende Rede halten:

Wir wollen den Herrn bestreichen
Mit unserm blanken Schwert,
Womit man Felder und Wiesen gescheert.
Wir scheeren Grafen und Fürsten;
Arbeitsleute thut oftmals dürsten.
Schenkt der Herr Bier und Branntewein,
So kann der Spaß beendet sein.
Ist dieser Wunsch nicht recht,
Ist doch der Streich ein Schwerterrecht.

In der Regel „löst" sich der also gefeierte Ankömmling zum größten Gaudium der umstehenden Schaar mit einem anständigen Trinkgelde, welches man im Lüneburgischen vom vorübergehenden Fremden dadurch erheischt, daß man ihn mit den unfläthigsten Schimpfwörtern solange überhäuft, bis er sein Scherflein zollt. — Alle diese berührten Ueblichkeiten bei dem Mähen und Einernten haben vorwiegend den Charakter des Bittopfers, indem der Landmann durch die Darbringung solcher Naturalabgaben nur Vortheile, wie gutes Wetter, Schutz vor Mäusefraß, Fruchtbarkeit des Ackers für's nächste Jahr u. s. w. zu erlangen bemüht ist. Aber es existiren auch zahlreiche Gebräuche, die ihrem mythologischen Inhalt nach auf ehemalige Dankopfer schließen lassen. Man dankt jedoch in der Regel erst nach Empfang der Wohlthaten, weshalb sich diese verblaßten Cultverrichtungen meistens an den Ernteschluß knüpfen. So ist es doch jedenfalls als ein Act der Dankbarkeit anzusehen, wenn die Schnitter mancher deutschen Gaue am Rande des Feldes oder in der Ecke des Ackers einen Büschel Halme stehen lassen und zwar „für die Armen", wie es jetzt heißt, ursprünglich aber für Odin's oder Wodan's Roß, wie das Volk noch jetzt in Mecklenburg z. B. in der Gegend von Hagenow sagt: damit „de Waur" Futter für sein Pferd finde. Der ehemalige Rostocker Prediger Nicolaus Gryse erzählt in seinem 1593 erschienenen „Pawestdom" ganz ausführlich über diesen Brauch, mit welchem „de Meyers dem Affgade Woden vmme gudt Korn angeropen". Diese Erzählung wird vollkommen bestätigt durch einen gleichzeitigen Bericht im Schweriner Archiv, wo es heißt: „Wann nemblich die Roggen-Ernte geendigt, lassen die Meyer (Mäher) auf dem letzten Stück des Ackers ein klein Plätzlein, oder, wie mans nennt, Humpel Roggen stehen. Denselben unbemähten Roggen schürzen sie oben dreifach zusammen und besprengen ihn mit Wasser. Wenn das geschehen, stellen sie sich sämmtlich mit geblöſten Häuptern in einen Kreis herum, richten ihre Sicheln aufwärts gegen den Kornbusch, rufen und schreien überlaut:

„Ho Wode, ho Wode, du goder,
hale dinem rosse nu voder,
hale nu Disteln und Dorn
tom andern Jahr beter Korn."

(Vgl. Freybe, Das Leben im Dank. S. 27.)

Dieses uralte Opfer hat sich in abgeschwächter Gestalt selbst bis in die neueste Zeit auf den Erntefeldern Mecklenburgs erhalten. Es ist aber wohl nur eine sprachliche Verdrehung des einstigen, jetzt unverständlichen Götternamens, wenn in Groß-Trebbow bei Schwerin die letzte Garbe nicht vom Felde geholt werden darf, sondern „dem Wolf" als Futter für sein Pferd stehen gelassen wird. Auch in Niedersachsen, besonders in zahlreichen Orten Hannovers, war im vorigen Jahrhundert jener Brauch in seiner Blüthe anzutreffen; denn die mähenden Arbeitsleute ließen einige Roggenhalme stehen, banden Blumen dazwischen, steckten hier und da auch wohl einen Pfahl mit einem Querstock, ein Kreuz bildend, in die Erde und umflochten dasselbe dann mit Halmen und Blumen. Hierauf umringten sie die ungemähten Halme, erfaßten die Aehren derselben und riefen dreimal laut den Erntegott an, daß er für sein Roß das Futter holen möchte. „In Hohenstaufen und der ganzen Umgegend ließ man früher beim Abschneiden der Winterfrucht eine Hand voll Aehren zuletzt am Wege stehen, steckte einen Maienbusch hinein, band die Aehren an dem Stocke fest und begrenzte sie. Dies Gebund hieß Mockel; ebenso heißt auch der, welcher den letzten Schnitt thut. Jetzt kommt dies Bekränzen noch in Lenningen vor. Ebenso bleibt in der Umgegend von Ellwangen eine Hand voll Korn stehen, das man mit Bändern an einen geschmückten Maien festbindet," wie Meier a. a. O. aus Schwaben berichtet. Aber auch im benachbarten Bayern gehört bei der Ernte ein Aehrenbüschel dem „Waudlgaul", ebenso wie man für die „Waudlhunde" Bier, Milch und Brod hinstellte, was von ihnen in der Nacht weggefressen wurde, wie der Volksglaube meint. Man hat für diese originelle Sitte dort sogar urkundliche Belege, die bis auf's 14. Jahrhundert zurückgehen, indem die Stadt Preßburg gewisse Abgaben zu entrichten hatte, welche „dy Wud" hießen, und St. Pölten hatte bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein sogen. „Wutfutter" an die Kirche in Passau zu erstatten (vgl. Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie. II. S. 505). Wer würde bei solchen Ausdrücken nicht an Wodan und an das ehemalige Aehrenopfer („Wutfutter") für sein vermeintliches Roß erinnert werden? Es wird hier nur, wie auch sonst häufig, die alte Opfergarbe, welche man dem heidnischen „Allvater" am Schlusse der Ernte darbrachte, schließlich bei der Bekehrung der Germanen zum Christenthum in eine Gabe umgewandelt worden sein, die man der Kirche als Festzins zu zollen hatte, obgleich der alte Name dafür unverloren blieb. Zahlreicher sind noch jene Erntesitten, in welchen nicht dem göttlichen Reitthiere, sondern dem Wodan selbst der gedachte Getreiderest geopfert wird. So wird z. B. in verschiedenen Orten Westfalens von der letzten Roggengarbe eine

Quaste gebunden und diese dann auf dem Acker umhergetragen, wobei die männlichen Arbeiter ihre Kopfbedeckungen in die Luft werfen und laut rufen: Waul! Waul, Waul! Das kleine Fleckchen Roggen, das man im Hessischen ungemäht läßt, wird dort „Waulroggen" genannt. Noch im Juli 1869 hörte Pastor Bordemann im Schaumburgischen den Waulruf bei den letzten Hieben der Sensenmäher, der neunmal erscholl und noch erschallt und der der „Waulstange" galt, einer mit Blumen umwundenen und bekränzten Stange, welche durch eine ziemlich hoch oben angebrachte Querstange die Gestalt eines Kreuzes bekommt. Im Anfange dieses Jahrhunderts hatte sich dieser Brauch dort noch vollständiger erhalten. In Schaaren zu zwölf bis sechszehn, auch zwanzig und mehr Sensen — eine „Sense" bestand aus drei Personen — zog das Volk unter Schnittergesängen und altherkömmlichen Liedern auf die Felder und nahm Speise und Trank mit. Am letzten Tage der Roggenernte sparten die Schnitter etwas von den Lebensmitteln, besonders vom Getränk bis zur Verrichtung auf dem Schlußacker. Diesen suchten sie so abzumähen, daß jeder Sensenmann mit dem anderen endete, d. h. Alle zu gleicher Zeit fertig waren, oder sie ließen einen Streifen stehen, den sie schließlich Alle mit einem Hiebe beseitigen konnten, oder sie fuhren mit der Sense markirend durch die Stoppel, als ob sie noch zu mähen hätten. Nach Ausführung des letzten Sensenhiebes stellten sie ihren Sensenbaum aufrecht hin, um ihn zu wetzen, wobei Jeder mit dem schärfenden Steine dreimal an seine Klinge schlug, wodurch eine Art Schafglockenmusik hervorgebracht wurde. Hierauf nahmen sie das aufgesparte Getränk, gleichviel ob es Bier, Branntwein, Wasser, Milch oder Kaffee war, tröpfelten etwas davon auf den Acker, tranken, schwangen die Hüte, warfen sie auch wohl in die Luft, schlugen wieder dreimal auf die Sense und riefen aus vollem Halse: Wold! Wold! Wold! Diesen Vorgang wiederholten sie dann noch zweimal und träufelten alsdann den letzten Rest des Getränks in die Stoppel, ja die Weiber klopften noch die Körbe aus, um die freizügigen Brodkrümchen mitzuopfern. Nun zogen sie jubelnd und singend heim und schwangen dabei ihre mit Rauschgold verzierten Kopfbedeckungen. (Vrgl. Bragur VI. 1, 22 ff.) Der Text dieses Ernteliedes würde im Hochdeutschen folgenden Wortlaut haben:

„Wold! Wold! Wold!
Himmelsriese weiß, was geschieht,
Immer er nieder vom Himmel sieht
Volle Krüge und Sangen*) hat er;
Auf dem Holze**) wächst mancherlei.
Er ist nicht geboren und wird nicht alt;
Wold! Wold! Wold!"

Pfannenschmied (German. Erntefeste S. 404 ff.) sucht jedoch die Unechtheit dieses volkskundlichen Liedes in begründender Weise darzuthun. Doch wenden wir uns wieder dem eigentlichen Brauche zu! Der in Rede stehende Aehrenbüschel führt in einem großen Theile Norddeutschlands auch die Bezeichnung „Vergodendeels-Struß". Dieser bleibt meistens bis zum Nachmittage stehen. „Nach Tische ziehen die Knechte und Mägde hinaus und tanzen um denselben, der Vormäher schneidet ihn darauf ab und er wird mit Jubel heimgebracht. In Mellin herrscht dabei noch die Sitte, daß Alle über den Busch fortspringen müssen. Oestlich, in Neuermark an der Elbe heißt das Erntefest Vergodendeel, dabei wird aber ein bloßer Kranz mit Musik ins Dorf gebracht. Im Norden führt die Erntekost noch an manchen Orten in der Umgegend von Arendsee den Namen Vergodendeel." (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 395.) Nach Kuhn's scharfsinniger Erklärung ist der „Vergodendeels-Struß" als das alte dem Wodan dargebrachte Aehrenopfer anzusehen. Wer diesen gottgeweihten Brauch unterließ, dem ging zur Strafe der „Bilmesschnitter" durchs Feld, jenes kleine teuflische Wesen, welches durch die Getreidefelder „latscht" und dabei an den Füßen scharfe Sicheln hinter sich herzieht und somit den Bestand an goldigen Halmen ganz bedeutend lichtet. Auch ritt wohl der rachenehmende „Wold" selbst in der Flur die Saaten seines Verächters nieder, ließ durch Mißwachs die Heu- und Getreideernte fehlschlagen oder richtete durch ansteckende Seuchen dessen Vieh zu Grunde. — Sonderbarer Weise verglich man jenen Getreidebüschel auch mit einem Menschen, wie aus nachstehenden Zeilen hervorgeht. Eine höchst merkwürdige Urkunde aus dem Jahre 1249 vermeldet nämlich, daß damals die Bewohner einer preußischen Landschaft dem päpstlichen Legaten Jakob von Lüttich geloben mußten, fernerhin nicht mehr dem Götzenbilde zu opfern, welches sie alle Jahre nach der eingebrachten Ernte zu bilden und mit dem Namen „Der Alte" zu belegen gewohnt seien. (Vgl. Mannhardt, Korndämonen S. 7.) Indeß, diese Verehrung des „Alten" hat sich in einem großen Theile Deutschlands bis auf den heutigen Tag erhalten. Wenn z. B. auf den Fluren Westfalens der Roggen abgemäht ist, bindet man zwei Garben mit einem Seile zu einer Puppe zusammen und stellt sie an's Ende eines Mandelhaufens auf. Dann strömen die Mäher und Binderinnen herbei und Alles ruft jubelnd: De Aule! de Aule! In der Mark Brandenburg wird aus der Garbe des Mädchens, welches zuletzt fertig geworden ist mit dem Binden, eine Puppe hergestellt, welcher man die Gestalt eines Mannes giebt und den Namen „Der Alte" zuertheilt. Nachdem nun diese Erntepuppe mit Laub, Blumen und Flitterwerk aufs beste ausgeputzt ist und alle Schnitterpersonen um sie herumgetanzt haben, wird sie im festlichen Zuge unter den rauschenden Klängen der Musik nach dem Gutshofe gefahren und dort von Seiten der Binderin jener letzten Garbe der Herrschaft mit den Worten überreicht:

„Wir bringen dem Herrn den Alten,
Bis er den neuen kriegt, mag er ihn behalten!"

Daß nicht überall dieselbe Benennung dieser sonderbaren Halmfigur herrscht, macht die altherkömmliche Ueblichkeit wissenschaftlich desto interessanter; auch das dabei eingeschlagene Verfahren ist verschieden, besonders in Thüringen. Von dort berichtet Witzschel Folgendes: „Auf dem letzten Acker einer Getreideflur, namentlich auf dem letzten Kornacker, läßt man beim Schneiden einige Halme ungemäht stehen, dreht sie zusammen, bindet oben unter den Aehren ein Strohseil darum und schmückt diesen Halmbusch, der so die Gestalt einer Puppe erhalten hat, mit Laub und Feldblumen aller Art. Auch wird in die Mitte der Halme ein Kreuz von dünnen Holzstäben gesteckt und die Aehren so um den Stock gewunden und geflochten, daß eine menschenähnliche Figur mit Kopf und Armen daraus entsteht, die gleichfalls mit Laub und Blumen ausgeputzt wird. Alsdann reichen sich zuweilen Schnitter und Schnitterinnen die Hände und umtanzen, ein Lied singend, den Halmbusch oder die Kornpuppe. Früher sprach auch der Vorschnitter, ehe der Tanz begann, mit entblößtem Haupte ein Gebet oder einen Segenspruch. Bei Salzungen nennt man diesen Halmbüschel den „Strauß" oder den „Alten", bei Berka „die alte Schusel"; um Eisenach und Marksuhl herum heißt er „Wichtelmann", „Waldmann" oder „Feldmann". Bei Völkershausen und im Feldagrunde bleibt er für die „gute Frau" stehen, bei Tiefenort für die „arme Frau". Auch läßt man dort für die arme Frau eine Garbe auf dem Felde liegen und nennt selbst den Halmbüschel „das arme Frauchen". (Vgl. Witzschel, Thüringer Sitten und Gebräuche II. S. 223.) Wenn man in Kerstlingen bei Göttingen beim Hindeuten auf diesen Halmbüschel sagt: „Das ist für die Frau Holle!" — so ist hieraus ersichtlich, wer mit jener „Alten" oder der „guten Frau" gemeint ist, nämlich die altgermanische Fruchtbarkeitsgöttin, die Korn- oder Roggenmutter. Hier und da wurde bei der Uebergabe dieses Aehrenopfers an die Alte ein Gebet gesprochen, welches lautete:

„Wir gebens der Alten,
Sie soll es behalten.
Sie sei uns im nächsten Jahr
So gut wie sie es diesmal war!"

Im Canton Zürich und im Thurgau nennt man die letzten Halme „Glückshampfeli" oder „Glückskorn". Bevor dieselben abgeschnitten werden, kniet das ganze Arbeiterpersonal nieder und betet fünf Vaterunser, worauf sie zum Kranze verflochten in der Nähe des Crucifixes aufgehängt werden. Das beweist ganz deutlich, daß der ungemähte Aehrenrest ehemals einer göttlichen Person opfernd gewidmet war. Mit der Zeit ist aber auch diese heidnische Gottheit im Volksglauben zu einem Elementargeiste herabgesunken, der sich in Menschengestalt das Getreidefeld zum Aufenthaltsorte auserkor (Kornmutter, Kornkind, Kornmann, Kornweib, Kornengel u. s. w.). Außer diesen menschlichen Wesen dachte man sich auch thiergestaltige Dämonen, scheinbar bei „Wind und Wetter" vom Himmel herabgekommen, auf dem halmbestandenen Acker hausend. Es werden in deutschen Sagen namentlich folgende Thiere als „Korndämonen" genannt: Hase, Hirsch, Reh, Schwein (Sau, Eber), Bock, Ziege, Schaf, Rind (Stier, Kuh), Roß, Esel, Bär, Wolf, Hund, Katze, Maus, Hahn, Ente, Gans, Storch, Schwan, Drache, Kröte. (Vgl. Mannhardt, Die Korndämonen. 1888. S. 1.) Beim Schneiden des Getreides

*) Sangen ist der biblische Ausdruck für Getreideähren (3. Mose 2, 14), welche am Feuer gedörrt, also gesengt wurden.

**) Auf dem Holze = auf dem bewaldeten Berge, im Walde.

wurde nun dieses Elementarwesen von Acker zu Acker fliehend gedacht, weshalb der Getreidemäher beim Niederhauen des letzten Restes vom Kornfelde der dabeistehenden Abnehmerin heute noch scherzhaft zuruft: „Paß auf, wo der Hase, das Huhn ꝛc. hinläuft!“ Wie oftmal bin ich in meiner Knabenzeit nicht durch diese scherzhafte Aufforderung, die aber einen tiefen mythologischen Hintergrund hat, geneckt worden! Wird die letzte Garbe gebunden, so hat sich darin das dämonische Thier, der Hahn, die Gans, der Kornwolf oder der Bock u. s. w. geflüchtet, woher die Schlußgarbe selbst einen dieser Namen trägt. Wenn man aber in Norddeutschland hin und wieder den letzten Rest des Halmfeldes „für die Vögel“ stehen läßt, so ist dabei nicht an Korndämonen zu denken, sondern an die Vögel des Himmels, die weder ernten noch säen. Am Harze widmet man diesen letzten Büschel geradezu den Sperlingen zum Opfer. Den Ernteschluß erhöht hinsichtlich seiner Feier hier und da noch das bekannte Hahnschlagen. In Schlesien fährt man an irgend einem Tage kurz vor oder nach dem Erntefest auf einem vier- bis sechsspännigen leeren Erntewagen einen mit Bändern festlich geschmückten Hahn zu einem Stoppelfeld, dort halb in die Erde eingegraben und mit einem umgestülpten Topfe bedeckt, so daß nur der Kopf aus dem durchlöcherten Boden des Gefäßes hervorblickt. Dann tritt ein Bursche nach dem anderen mit verbundenen Augen hinzu und sucht den Hahn zu köpfen oder mit einem Knüttel zu erschlagen. Der Sieger heißt „Hahnkönig“. Aehnliche rohe Gewohnheiten trifft man noch in vielen anderen Gegenden Deutschlands an, ebenso auch das Opfern eines Bockes, doch sind diese ehemals Gott geweihten Cultushandlungen zu bloßen Volksvergnügungen herabgesunken, mit denen die solenne Kirmesfeier noch besonders belustigend ausgestaltet wird, denn im Laufe der Zeit sind die alten Erntebräuche auf das kirchlich eingeführte Kirchweihfest übertragen worden. Wenn man ferner heutzutage im Mecklenburgischen noch am Abend des ersten Erntetages von Seiten der Schnitter und Binderinnen der Herrschaft den aus Aehren und bunten Bändern gewundenen Erntekranz unter feierlicher Hersagung eines Bezug habenden Spruches darbringt, auch während der Erstlingsernte das „Erntebier“ und nach derselben das „Kranzbier“ zu trinken bekommt, so zeugt diese löbliche Ueblichkeit, die bei uns erst mit dem Einbringen des letzten Hafers stattfindet, wie wichtig im Norden noch die Roggenfrucht ist, welcher überhaupt alle die angeführten Sitten und Gebräuche gewidmet sind. Roggen ist unser Erstlings- und Brodgetreide.

Bücherbesprechungen.

— Die preußisch-deutsche Frage. Von Georg v. Gönne. Halle a/S., W. Kutschbach, 1896. — Der Verfasser dieser Studie nennt sich einen Schüler von Constantin Frantz, auf dessen Schriften hinzuweisen der hauptsächlichste Zweck der Schrift sein soll. Letzteres hätte allerdings wohl auch auf andere und wirksamere Weise geschehen können, etwa in Form einer biographischen Arbeit über diesen Schriftsteller, woran es, unseres Wissens, bis jetzt noch fehlt. Die vorliegende Schrift sieht das Heilmittel für die unerquicklichen Zustände der Gegenwart in dem Föderalismus, wie wir ihn aus den Schriften von Constantin Frantz seit vielen Jahren kennen. Nach einer historischen Einleitung werden die Uebelstände, welche das Uebergewicht Preußens für die übrigen deutschen Bundesstaaten im heutigen Deutschen Reiche mit sich bringt, beleuchtet, namentlich aber wird auch auf die innerliche Verschiedenheit der einzelnen preußischen Landestheile aufmerksam gemacht. Der Verfasser will nun alles Ernstes aus den westlichen Provinzen Preußens ein besonderes deutsches Gebiet bilden, welches mit den östlichen nur in Personalunion stehen soll. Dann soll mit den östlichen Provinzen, sowie mit Deutsch-Oesterreich ein organisches Schutz- und Trutzbündniß geschlossen werden. Holland, Belgien und die Schweiz würden sich dieser Conföderation anschließen, welche wegen ihres inoffensiven Charakters auch Frankreich friedfertiger stimmen würde. Auch das wiederaufgerichtete Polen soll als selbständiger Staat dieser Conföderation beigefügt werden. Vorstehendes wird der größern Mehrzahl unserer Leser genügen. Die Uebrigen werden sich entschließen müssen, das Buch selbst nachzulesen. —tg—

— Das Militär der fünf Welttheile von Heinrich v. Bülow, k. u. k. Rittmeister. 1896. Leipzig, Zuckschwerdt und Comp. 2,50 ℳ — Das 171 Seiten umfassende, mit deutlichen lateinischen Lettern gedruckte Werk giebt in Kürze Nachweis über Verfassung, Bevölkerung, Flächeninhalt, Wehrsystem, Armee- und Marineorganisation, über Landesfarben, Kriegs- und Handelsflaggen u. dgl. m. von 62 Staaten aller Welttheile, es enthält ferner ein Verzeichniß der regierenden Fürsten, Regenten und Staatsoberhäupter, sowie ein Ordensverzeichniß aller Staaten. Das Buch orientirt selbst über die Wehrverfassung von weit entfernten Ländern, deren Existenz vielleicht Manchem, trotzdem er auf allgemeine Bildung Anspruch erhebt, nicht ganz erinnerlich ist. Auf Grund zuverlässiger Quellen und statistischer Angaben und, mit Genehmigung der Firma Justus Perthes, unter Benutzung des Gothaischen Hofkalenders bearbeitet, eignet sich das Werk vornehmlich als Nachschlagebuch für Officiers-Bibliotheken und Casinos, sowie auch für das große Publicum. H.

— Konnte Marschall Bazaine im Jahre 1870 Frankreich retten? Von H. Kunz, Major a. D. Berlin, Eisenschmidt. 3,60 ℳ — Das Werk besitzt den Vorzug aller Schriften des rühmlich bekannten Hrn. Verfassers, ein sorgfältig gesichtetes statistisches Material. Ueber die Unmöglichkeit eines Durchbruchs der Rheinarmee nach Osten — oder Südosten — bestand wohl schon seit Erscheinen des deutschen Generalstabswerkes und des in demselben enthaltenen Moltke'schen Urtheils darüber Einhelligkeit der Meinungen, soweit nicht, wie in Frankreich, politische Rücksichten das Urtheil beeinflußten. y.

— Volksbibliothek und Volkslesehalle, eine communale Veranstaltung. Von Dr. iur. et phil. P. F. Aschrott. Berlin, Verlag von Otto Liebmann. 66 S. 1 ℳ — Die um die Hebung der sittlichen Verhältnisse unseres Volkes bemühten Menschenfreunde, welche die sog. Hintertreppenliteratur als eine Hauptursache der Entsittlichung bekämpfen, haben sich in zwei Lager geschieden. In dem einen erwartet man alles Heil von den Familienbibliotheken, die anzulegen Jedem durch Vermittelung guter und wohlfeiler Volksschriften möglich gemacht werden soll. Im andern ist man der Meinung: dem Lesebedürfniß des Volkes könne am erfolgreichsten entgegengekommen und der Demoralisation am zweckmäßigsten entgegengetreten werden durch Gründung öffentlicher, dem großen Publicum namentlich zur Abendzeit zu unentgeltlicher Benutzung zugänglicher Volksbibliotheken und Volkslesehallen. Aus diesem Lager tönt die Stimme, die in vorliegendem Büchelchen zu uns redet. Der Verfasser hat in England und Amerika über das Bibliothekenwesen umfangreiche und sorgfältige Studien gemacht und will unsere Bibliotheken nach Art der Publice Librarys umgestaltet resp. neuorganisirt wissen. Volksbibliotheken und Volkslesehallen sollen communale Veranstaltungen sein, die in möglichste Anknüpfung an bereits bestehende Einrichtungen, jedenfalls unter ausgiebiger Ausnutzung bereits vorhandener Bücherschätze, gebracht werden müssen. Vor Allem ist eine Centralbibliothek erforderlich, damit durch Centralisation des Bücherbestandes und ausgedehnte Decentralisation der Bücherausgabe mittels der übrigen Bibliotheken mit relativ geringen Kosten ein großer Nutzerfolg erzielt werden kann. Die Ausführungen des Verfassers, die in der Hauptsache auf Berliner Verhältnisse Bezug nehmen, wirken um ihrer Sachlichkeit willen durchaus überzeugend, für die Sache gewinnend und berühren äußerst sympathisch, so daß man nur wünschen kann, die darin niedergelegten Ideen im Interesse der Gesammtheit bald verkörpert zu sehen. O. R.

— R. Deutsch's Tafel eßbarer Pilze. Verlag der Graser'schen Buchhandlung (Richard Liesche), Annaberg i. S. 0,90 ℳ — Auf einer Tafel von ca. 57 × 80 cm werden 23 größere eßbare Pilzarten recht naturgetreu abgebildet, in verschiedenen Stadien der Entwickelung. Die Charaktere sind darunter gedruckt, ebenso die Zeit des Vorkommens, besondere Vorsichtsmaßregeln bei der Zubereitung (Morcheln). Das Unternehmen ist rein populär und „für Pilzfreunde und Schulen“ bestimmt. Es hätte wohl der Popularität nichts geschadet, wenn dem deutschen Namen, der local wechselt, zur Sicherheit noch der lateinische beigefügt wäre. Jedenfalls ist die Tafel zur Verbreitung der so nützlichen Pilzkunde im Publicum, zumal das Blatt sowohl zur Wandtafel als, zusammengebrochen, für die Tasche sich eignet, durchaus praktisch und, was die Erreichung des Zwecks nur fördern kann, äußerst wohlfeil. Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 90. Dienstag, den 28. Juli. 1896.

Aus dem spanischen Volksleben.

Von Alfred Hofmann.

1. Der Barbier von Sevilla. Beaumarchais konnte nichts Zweckmäßigeres thun, als seinen Figaro einen Sevillaner sein zu lassen, denn dort ist der Barbero ein Typus, und die Zahl der Barbierstuben ist groß. Man erkennt dieselben sofort an der hellgrünen oder blauen Thür mit gelben Streifen und an einer kleinen Persienne von grüner Farbe über dieser Thür. Die Vacia, d. h. das Barbierbecken aus Blech oder Messing, fehlt natürlich nicht, es hängt, was ja auch in anderen Ländern der Fall ist, über der Thür; in Spanien erinnert es an den berühmten Yelmo de Mambrino und den tapferen Ritter aus der Mancha. Im Schaufenster befindet sich ein alter Perückenstock neben Pomadenbüchsen und Haarölfläschchen; auch kann man in der Barberia Blutegel aus Estremadura kaufen, sich die Ader öffnen lassen, und mancher Bartputzer setzt deshalb auf sein Aushängeschild, daß er „approbirter Professor der Chirurgie“ sei; manchmal ist er auch Geburtshelfer und Zahnausreißer. Wir haben es also mit einem vielseitigen Talente zu thun, das aber allemal in einem sehr bescheiden möblirten Zimmer seine Thätigkeit entwickelt. Ein Canapé, ein halbes Dutzend Stühle und ein Tisch reichen völlig aus; an den Wänden hängen einige fayencene Barbierbecken, die in Valencia oder in der sevillanischen Vorstadt Triana verfertigt worden sind, und einige colorirte Lithographien, die Scenen aus dem Ewigen Juden oder ein Stiergefecht darstellen. Die Guitarre fehlt niemals. In den Barbierstuben wird viel geschwatzt und geklatscht, denn der Barbero erfährt jede Kleinigkeit und jeden Skandal des Stadtviertels, und das weiß auch alle Welt. Deshalb macht das Volk im Gesange sich über ihn lustig. Ein Mädchen singt, daß ihre Mutter von ihm nichts wissen wolle und sie auch nicht, also fort mit dem Narren von Bartputzer! In einem andern Couplet kommt er noch schlimmer weg. Dasselbe räth den Mädchen, ja keinen Barbier zu heirathen; er lege sich hungrig schlafen und stehe Morgens ohne einen Heller auf. Die Barberos der Vorstädte werden etwas wegwerfend als Barberillos bezeichnet. Diese arbeiten fast immer unter freiem Himmel, sind aber viel malerischer als ihre Genossen in der eigentlichen Stadt, denn sie tragen sich noch andalusisch. Die Straße ist ihre Bude, der Himmel ihr Dach, ein Rohrstuhl ihr Möbel; Becken und Scheermesser verstehen sich von selbst, ebenso etliche Wallnüsse. Man wird fragen, was der Barbier mit diesen anfängt? Wenn irgend ein Gallego oder Asturiano dem „Künstler“ einen sehr borstigen Bart zum Putzen hinreicht, dann schiebt derselbe ihm eine Nuß zwischen Backe und Zahnfleisch, um richtig und glatt putzen zu können. Die Spanier würden also sagen: über die Nuß barbieren, wie man bei uns sagt: über den Löffel barbieren.

2. Die Schleichhändler in Andalusien. Der Schleichhandel ist in Spanien ein volksthümliches Gewerbe. Jeder hohe Eingangszoll ist eine Prämie für den Schmuggler. Man hat zu allen Zeiten und in allen Ländern strenge Maßregeln gegen den Schleichhandel ergriffen, hat Finanzwachen, Gendarmen, Küstenschiffe und nicht selten auch ganze Bataillone von Soldaten gegen denselben aufgeboten, aber stets mit demselben Erfolge. Man nimmt Schmuggelwaaren weg, schießt manche Uebertreter der Finanzgesetze nieder, sperrt andre auf lange Jahre ins Gefängniß, aber an der Sache selbst wird nichts geändert, das „Paschen“ nimmt seinen Fortgang. Gibraltar, an der Südwestspitze der pyrenäischen Halbinsel, befindet sich seit nun länger als anderthalbhundert Jahren im Besitze der Engländer. Seit eben so langer Zeit wird von dort aus Schleichhandel nach Andalusien getrieben, und jene Festung ist recht eigentlich ein Pfahl im Fleische Spaniens. Von dort aus hat man diesen Schleichhandel in ein förmliches System gebracht, und er wird durch die Beschaffenheit des Geländes begünstigt. In der Nähe thürmt sich die Serrania de Ronda empor auf der westlichen Abtheilung zwischen dem Plateau von Ronda und den weiten Thälern der Küstenflüsse Guadalhorce und Guadiaro, und sie umfaßt auch das zwischen diesen beiden liegende südliche Randgebirge. Moritz Willkomm schildert sie „als eine höchst verwickelte Gruppe von außerordentlicher Wildheit“. Sie nimmt einen Raum von etwa 25 deutschen Geviertmeilen ein und erhebt sich im Cerro de las Plazoletas zu 6033 Fuß Höhe. — Die Stadt Ronda, das Arunda der Römer, liegt 2300 Fuß über dem Meere und hat reine Luft; sie gehört noch zur Provinz von Malaga. Von ihr aus führt der Weg nach Algeciras über Gaucin und San Roque. Auf dieser Straße zogen Doré und Davillier, die uns interessante Einblicke in das spanische Schmugglerleben durch Wort und Bild gestatten. Vor einem Menschenalter war diese ganze Gegend noch sehr unsicher durch die Bandoleros. Diese spanischen Briganten waren Leute von weniger unedlem Schlage als die Briganti in Süditalien. Heute sind die romantischen Räuber nicht mehr vorhanden, aber die Contrabandistas (Schmuggler) sind geblieben, und die beiden genannten Reisenden hatten das Vergnügen, mit diesen Freunden der Wildniß nähere Bekanntschaft zu machen. Von Postverkehr und Fuhrwesen ist in jenen Einöden keine Rede; für Wagen sind die Pfade zu steil und zu schlecht, hier muß das zähe, geduldige und vorsichtige Maulthier aushelfen. Es geht ruhig und sicher an den jähen Abgründen hin und behält den festen Tritt. Aber dem Reiter kommt manchmal Schwindel an, wenn er in die wilden, düstern Schluchten hinabschaut. Er wendet gern das Auge ab von diesem schauerlichen Felsengewirr. Auch in der Serrania de Ronda haben die Mauren sich lange gegen die christlichen Spanier gewehrt und erst 1570 sich Philipp dem Grausamen unterworfen. Er ließ auch hier in seiner blutigen, erbarmungslosen Art gegen die „ungläubigen Rebellen“ wüthen; den Ueberlebenden zwang er seine Kirche auf, aber trotzdem ist viel maurisches Blut zurückgeblieben und auch die Namen der meisten Oertlichkeiten sind hier, wie in den Provinzen Valencia, Murcia und den Alpujarras arabisch nach wie vor. Maurisches Blut rollt auch in den Adern manches Contrabandista. Dieser ist eine Charakterfigur in der Serrania de Ronda, welche mit ihren steilen Bergen, tiefen Thälern und den schmalen Pfaden, die in vielen Fällen selbst für Maulthiere nicht practicabel sind, recht eigentlich für ihn gemacht zu sein scheinen. Sie wird nach allen Richtungen hin von kühnen und flinken Serranos durchzogen; diese holen Waaren aus Gibraltar. — Die Wanderer trafen mit dem ersten Contrabandista in einer Venta, einer einsamen Schenke, unweit von Gaucin zusammen. Der Mann wollte gleichfalls nach San Roque und Algeciras, wo der Schmuggel in hoher Blüthe steht. Joselillo, der kleine Joseph, war vierschrötig und stämmig, in der Mitte der 30er Jahre, im Gasthause sehr beliebt und trug sich wie ein Majó (Stutzer). Die schwarze Stute, welche er ritt, war ein hübsches, kräftiges Thier, das er als una jaca éterciopelo, eine Sammtstute bezeichnete. Er hatte seine Querida (Geliebte) bei sich, und sie saß hinter ihm zu Roß. Mit diesem aufgeweckten Burschen war bald Freundschaft geschlossen, als Joselillo einige Gläser Xereswein und Anisett getrunken hatte. Der Contrabandista ist gut Freund mit allen Leuten, welche keine Regierungsbeamten oder Carabineros sind, und Joselillo nahm gar keinen Anstand, den beiden Ausländern Aufschluß über den Betrieb seines Gewerbes zu geben. — Der Contrabandista versorgt sich

in Gibraltar mit Waaren, die er zumeist von jüdischen Handelsleuten bekommt. Insbesondere nimmt er einen Vorrath von Musselinen, seidnen Tüchern, Cigarren und Tabak. So weit ist Alles gut und leicht; dann aber beginnen die Schwierigkeiten, weil es sich darum handelt, die Waaren auf spanisches Gebiet hinüber und in Sicherheit zu bringen. Dabei springt der Corredor, Mäkler, als hilfreicher Geist ein. Der Corredor wohnt aus guten Gründen, deren er sich wohl bewußt ist, in Gibraltar; dorthin flüchtete er sich, weil er etlicher „Kleinigkeiten" halber, z. B. wegen zweier oder dreier Meuchelmorde, den spanischen Boden zu unwirthlich gefunden hat. Nun arbeitet er unter dem Schutze der Flagge des redlichen Albion, und er versteht sich auf die Geschichte. Der Contrabandista zahlt ihm eine bestimmte Summe; dagegen übernimmt es der Corredor, mit dem Zollbeamten ein Abkommen zu treffen. Die Carabineros werden gleichfalls bedacht und sehen dann nicht genau zu, was der Reiter etwa in seinen Säcken bei sich führt. Eine Spende guter Cigarren darf jedoch nicht vergessen werden. Manchmal unternimmt der Corredor aber auch größere Operationen für Rechnung großer Handelshäuser in Cadix oder Malaga, und es ist vorgekommen, daß er ganze Schiffsladungen zollpflichtiger Waaren über die Grenze geschmuggelt hat. Dergleichen kann er freilich nur ausführen, wenn er sich mit dem Befehlshaber der Carabineros verständigte. Dieser nimmt dann Einsicht vom Conossement der Ladung und bestimmt demgemäß so und so viel für Zeugwaaren, so und so viel für Tabak u. s. w. Ort und Zeit der Ausladung werden genau bestimmt, und der Commandant sorgt alsdann dafür, daß alle seine Leute an einem andern Punkte beschäftigt werden. Der Schiffsführer, der an der Küste kreuzt, erhält das verabredete Zeichen, setzt die Boote aus und bringt die Waaren unter den Augen des Commandanten ans Land; denn dieser rechtschaffene Staatsdiener paßt genau auf, daß nicht ein Ballen mehr, als verabredet war, ans Land komme; dadurch würde ja er übervortheilt werden! Der gewöhnliche Contrabandista muß sich mit kleinen Geschäften begnügen und schafft insgemein nur Webstoffe und Tabak über die Grenze. Sobald er diese überschritten hat, schließt er sich einigen Kameraden an, und dann setzt sich die Karawane in Bewegung. Gewöhnlich marschirt sie bei Nacht; am Tage ruht sie in Cortijados, vereinzelt liegenden Gehöften, „para que nadie los vea", d. h. damit Niemand sie sehe. Die Schleichhändler haben in solchen Meierhöfen ihre guten Freunde und sind vor Verrath vollkommen sicher. Es versteht sich von selbst, daß sie mit allen schwierigen und gefährlichen Wegen vertraut sind, denn gerade auf diesen müssen sie wandeln, weil sie auf den gangbaren Pfaden mit den Zollbeamten und Gendarmen zusammentreffen würden. Sie haben den Sack auf dem Rücken und den Carabiner über der Schulter und geben an Kühnheit und Gewandtheit dem verwegensten Alpenjäger nichts nach. „Auf unseren Ausflügen in der Serrania de Ronda," erzählt Davillier, „waren wir Zeugen eines für uns sehr interessanten Schauspiels: Mehrere Contrabandistas gingen auf »unmöglichen« Pfaden einige 100 Fuß oberhalb des steilen Wegs, den wir eingeschlagen hatten. Einer blieb stehen und schaute uns mit gleichgiltigem Blicke an. Doré war sehr erfreut über eine so günstige Gelegenheit und entwarf sofort eine Skizze." Viel liegt den Contrabandistas daran, mit den Dorfbehörden in gutem Einvernehmen zu bleiben. Der Alcalde (Vorsteher) erhält gute Cigarren; für die Señora alcadesa fällt dann und wann ein seidnes Tuch oder Band ab, und der Schreiber wird auch nicht vergessen. Gewöhnlich bringt der Schmuggler seine Ladung wohlbehalten an Ort und Stelle, doch findet dann und wann ein „Encuentro", also eine „Begegnung", ein zufälliges Zusammentreffen mit solchen Gendarmen statt, die nicht erkauft worden sind. Dann bleibt ein Gefecht nicht aus, und die Schluchten der Sierra hallen wieder vom Knall der Büchsen; doch sind solche Encuentros immer nur Ausnahmen von der Regel, weil die Sache schon vorher mit einigen harten Thalern abgemacht wird. An Ort und Stelle liefert der Contrabandista seine Waaren an den „Correspondenten" ab und theilt mit diesem den Zollprofit. Beim Tabak ist am meisten zu verdienen, wenn sich, was häufig der Fall ist, ein Estanquero, d. h. der Händler, der im Auftrage der Regierung einem Estanco de tabacos, einem Tabaksbureau, vorsteht, zum Vertriebe der eingeschmuggelten Waaren herbeiläßt. Während der „Arbeitszeit", also wenn der Contrabandista unterwegs ist, führt er ein mäßiges Leben, aber sobald er abgeliefert hat, vergeudet er in Saus und Braus das mit Lebensgefahr und Schweiß erworbene Geld. Sein Lieblingsaufenthalt ist die Taberna, wo er Monte spielt, denn die Karten liebt er mit Leidenschaft, oder mit der bei'm Andalusier üblichen Ruhmredigkeit seine Großthaten erzählt. Dabei trinkt er, „um das Wort anzufeuchten", gar nicht wenig Xereswein. So kommt es, daß er zwar viel Geld verdient, aber wenig besitzt, an Sparen denkt er nicht. Er besteht die Gefahren; die Beamten des Finanzministeriums, mit denen er theilen muß, sind besser daran; ihm winken, wenn er ertappt wird, das Gefängniß in Spanien selbst oder ein Presidio an der afrikanischen Küste, etwa Ceuta oder Melilla, oder er fällt im Gefecht. Manchmal geht das Geschäft flau. Dann kommt es auch wohl noch vor, daß der eine oder der andere Contrabandista sich dazu herbeiläßt, den Leuten auf der Landstraße Koffer und Börsen leichter zu machen. Wie kann es für das Raubgewerbe auch eine bessere Vorschule geben als den Schleichhandel, noch dazu in einer solchen Gegend?

3. Die Volkstänzer und -tänzerinnen in Sevilla. Im spanischen Theater kommt fast allemal nach dem Schlusse der eigentlichen Vorstellungen ein baile nacional, der nicht selten das Beste am ganzen Abend ist. Doch sind diese Tänze im Theater bei Weitem nicht so farbig als die Volksbälle, die pomphaft als „Academien" angekündigt werden. Der „Director" versendet Anschlagzettel auf Rosapapier; sie sind theils spanisch, theils französisch abgefaßt und versprechen das Menschenmögliche. Die Directoren sind sehr gewandt im Verfassen solcher Anschlagzettel; gewöhnlich werden nicht weniger als 15—16 verschiedene Tänze zur Aufführung gebracht. Davillier hat (in „Le Tour du Monde", Nr. 365, Jahrgang 1867) eine solche „Academie" vortrefflich geschildert. „Der Saal bildete ein höchst einfaches längliches Viereck, und von einer Ausschmückung hätte auch das schärfste Auge nichts entdecken können. An den Wänden befanden sich 4 große mit Strohmatten belegte Canapés und eine Anzahl von Stühlen; die Fenstervorhänge bestanden aus weißem Cattun, die Wände waren mit Kalk geweißt; an denselben hingen mehrere illuminirte Lithographien gewöhnlicher Art und Bilder berühmter Tänzerinnen. Das Porträt des Hrn. »Directors« in großem Costüm, in welchem er den Jaleo de Jerez tanzt, fehlte auch nicht; doch war er an diesem Abende trotz der »Academie« keineswegs stattlich gekleidet, denn er trug nur eine ganz gewöhnliche Jacke. Trotzdem erschien dieser kleingewachsene, aber doch schlanke Mann mit dem buschigen Backenbart und dem schwarzen von Pomade glänzenden Haupthaar als der wahre Typus eines andalusischen Tänzers. Während wir uns mit ihm, dem »Herrn des Hauses« (Dueño de la casa) unterhielten, wurde es nach und nach lebhaft im Saale. Die »Liebhaber«, aficionados, trugen zumeist Beinkleider von schwarzem oder kastanienbraunem Tricot und die Marville, kurze andalusische Jacke. Diese Leute waren zumeist Handwerker; aus den höheren Ständen kommt selten Jemand zu solchen Castagnettenbällen. Von Fremden waren Deutsche, Engländer, Franzosen und Russen da, auch fehlten einige ausländische Damen nicht. Das Orchester bestand — aus einem Ciego, einem blinden Manne, der aufgeigen sollte. Der »Director« machte ein freundliches Gesicht, als der Saal sich nach und nach füllte; er ging dann und wann zur Casse. Der Eintrittspreis ist, »je nach dem Aussehen der Personen«, verschieden von 4 bis zu 20 Realen. Die Beleuchtung ließ zu wünschen übrig, da nur 6—8 Lampen an den Wänden hingen. Von der Treppe her vernahm man Weiberstimmen, Lachen und Castagnetten, und bald rauschten die Gewänder. 6 in Seide gekleidete Boleras, in dem classischen andalusischen Costüm, traten ein; mit ihnen kamen einige alte Frauen, die Garderobenstücke zum Umkleiden trugen. Zuletzt erschienen 2 wahrhaft typische Gestalten, die sich von den übrigen fernhielten: eine junge, bildhübsche Tänzerin mit ihrer Mutter, die tiefgebräunt war und wohl selber keinen Anspruch auf Schönheit machte. Das war eine Dueña, wie sie nur im Buche steht, und binnen wenigen Minuten hatte Doré[1]) eine prächtige, lebenswahre Skizze von Beiden entworfen. Dejad paso à las bailadores! Macht den Tänzerinnen Platz! rief mit gewichtigem und befehlendem Tone der maestro del baile. Das Balletcorps schritt majestätisch einher und hielt einen Umzug durch den Saal, während der »Director« nicht ohne Würde allerlei Anordnungen traf und die besten Sitze den personages de campanillas, »den Leuten, welche Schellen haben,« den »Dickköpfen« anwies, denn sie hatten einen harten Thaler bezahlt. Besondre Aufmerksamkeit widmete der Hr. Director einigen Inglis-Manglis, die durch ihr sehr

[1]) Davillier's Reisegefährte.

erotisches Aussehen und ihre Ungeduld, den Ball beginnen zu sehen, auffallend genug waren. Die Andalusier hatten Stehplätze, wie es sich für Leute gebührt, die nur halbe Eintrittspreise zahlen. Inzwischen kratzte der Blinde auf seiner Geige einige Noten herunter, und 2 Tänzerinnen traten an. Allgemeine Aufmerksamkeit. Jetzt klapperten die Castagnetten, und der Tanz begann. Alza, Morenita! rief der Maestro der Jüngsten zu, deren bräunlicher Teint und schwarzes Haar dieser Bezeichnung wohl entsprachen. Jui, Jerezana! Anda salero! riefen die Aficionados der Andern zu. Sie war hübsch gleich dem »Mohrenmädchen« und ein recht robustes Ding. Die solchergestalt durch Beifall aufgemunterten bailarinas machten ihre Sachen vortrefflich. Dann traten sie ab, und ein andres Paar kam an die Reihe, um bald einem dritten Platz zu machen. Man bezeichnet sie als boleras derobadas, Tänzerinnen, die sich fortschleichen, weil jede der Reihe nach sich entfernt, um gleich nachher, nachdem die andern ein Gleiches gethan, wieder anzutreten. Die Zuschauer machten den Tänzerinnen Complimente, während die Dueñas kamen, um Jeder ein wollenes Tuch über die Schultern zu werfen, denn die Mädchen hatten sich angestrengt und holten aus tiefer Brust Athem. Dann gingen sie in ein Nebenzimmer, wo das Buffet war, und ließen sich mit Zuckergebäck und Limonade regaliren. Ihr Appetit ließ nichts zu wünschen übrig. Die Russen und Inglis-Manglis waren splendid, und die Mädchen konnten sich nach Herzenslust eine Güte thun. — Jetzt kam die Hauptperson, la Campanera, eine schlanke, bräunliche Gestalt, die mit einer reizenden Leichtigkeit und in höchst ungezwungner Weise auftrat. »Sie war bewaffnet mit zwangloser Dreistigkeit und mit Castagnetten.« Wir hatten sie schon vor etwa 10 Jahren tanzen sehen, sie war also nicht mehr neu, aber was ihr an Jugendfrische mangelte, wurde reichlich durch Kunst aufgewogen. Sie ist von sehr hoher Abkunft, Tochter des Thürmers (Campanero) auf der Giralda, und sie blieb getreulich bei ihrem Vater wohnen, diese Campanera, des Thürmers Töchterlein. Jetzt tanzte sie den Jaleo de Jerez. Gleich die ersten mudanzas (Figuren) wurden vortrefflich ausgeführt, obwohl der Blinde dann und wann falsch geigte; darüber entstand Murren, man rief: Weg mit der Geige, her mit der Guitarre! Aber der Guitarrenspieler war noch nicht da. Im Nu riß Doré dem Blinden die Violine samt dem Bogen aus der Hand und spielte sofort einen Jaleo auf. Bekanntlich ist er ein ausgezeichneter Geiger und kein geringer Tenorsänger; Rossini hat ihm das öffentlich bezeugt. Nun allgemeiner Beifall von Seiten des Publicums und auch der Campanera, die sich selbst übertraf und in die allerbeste Laune versetzt wurde. Sie nahm sich einen Inglis-Manglis, obwohl derselbe weder ein Adonis noch ein Apollo war, aufs Korn, tanzte vor ihm und warf ihm dann ein gesticktes Taschentuch zu. Der Inglis-Manglis mit dem langen rothen Backenbarte wußte nicht, was das zu bedeuten habe, und blickte fragend umher. Nach dem Tanze wurde ihm dann zu Gemüthe geführt, daß es guter Ton sei, eine solche Auszeichnung generös zu erwidern, indem man in einen Zipfel ein Goldstück knüpfe. Der Engländer that das Letztere, und die Campanera machte zum Danke dafür einige Pas vor ihm. — Endlich erschien der langersehnte Guitarrero nebst mehreren Sängern. Dieser Enrique Prada, denn so hieß er, war seines Zeichens ein Kammmacher, hatte eine hübsche Stimme, sang aber, wie fast alle Andalusier, etwas durch die Nase. Er gab manche hübsche Couplets zum Besten, die mit Tänzen abwechselten. Im Ganzen war der Abend farbig und genußreich, doch bildete er nur eine Art von Vorspiel zu pikanteren Auftritten, wie man sie auf den bailes de candil erlebt." Diese Volksbälle werden in den Vorstädten Triana und Macarena abgehalten. Ein lustiger Guitarrenspieler, Namens Caliron, führte die beiden Touristen Davillier und Doré beim „Onkel" Miñarro ein; dieser Zigeuner hielt in Triana ein Gasthaus, in welchem die Majos und Majas dann und wann zu tanzen pflegen. — Die bailes de candil, Tanzvergnügungen der unteren Classen, finden gewöhnlich in Schenken (tabernas oder botillerias) statt. Den Namen führen sie, weil die Beleuchtung insgemein sehr spärlich ist, und nur aus einem candil, einer kupfernen Lampe, besteht, die an der Wand hängt. Man nennt sie auch wohl Bälle mit dicken Knöpfen oder dicken Schellen (bailes de boton gordo oder cascabel gordo), weil die Leute aus dem Volke an Jacke und Hosen dicke Knöpfe aus Filigranarbeit zu tragen pflegen. „Wir ließen uns von Coliron in das Zigeunerviertel der Triana zum Onkel Miñarra führen. Vor der Thür standen bereits einige Leute, die Papiercigarren rauchten; wir begrüßten sie und gingen ohne Weiteres in den Saal, in dem wir einige Bekannte fanden, die wir schon in der oben geschilderten „Academie" gesehen hatten. Dann begaben wir uns in den Patio, einen mit Säulen umgebenen Hofraum, der auch noch aus den guten Zeiten der mohamedanischen Morisken stammte, und in dem 100jährige Citronenbäume und Bananen wuchsen. Die Luft war aromatisch, der Abend schön. Zwischen den Säulen standen gewöhnlich Bänke und Stühle. Die »Blüthen und Blumen« der Cigarreras hatten sich eingefunden; bald begann das Klimpern auf den Guitarren und dann ließ sich el Barbero hören, der für einen sehr renommirten Sänger galt. Er stimmte den Polo an, der als Gesang und Tanz allgemein beliebt ist, gleich der von den Morisken herstammenden Caña, die aber eine melancholische Weise hat. Diese ist der wahre Prüfstein für den andalusischen Sänger, namentlich den Maulthiertreiber, Schleichhändler und derartige Leute, denn sie erfordert sehr starke Lungen, weil sie sich viel in tiefen Tönen bewegt, und dann wieder ungemein lebhaft wird, um in die höchsten Lagen überzugehen. Es möge hier erwähnt werden, daß die polos, tiranas, rondeñas, olés, malagueñas, tonadas und noch manche andere Ballsgesänge und Tänze, gleich den cañas, arabischen Ursprungs oder doch moriskischen Weisen nachgebildet worden sind." Der Barbero und Coliron machten ihre Sache gut. Jener begann: La que quiera que la quieran Con faitiga y caliá, Busque un mozo macareno Y lo güeno provara! „Die, welche mit Glut und Leidenschaft geliebt werden will, braucht sich nur einen Burschen aus der Macarena zu holen und dann hat sie das Beste, was es giebt!" Allgemeiner Beifall und Verlangen nach einem andern Couplet. Der Barbero begann: Ven acá, chiquiga Que vamos a bailar un polo Que secunde medio Seviya. Also: „Komm, Kleine, wir wollen einen Polo tanzen, daß halb Sevilla zusammenstürzt!" Der Barbero hatte ein vortrefflich gewachsenes, robustes Mädchen zum Tanz aufgefordert, una mora rolliza, wie die Spanier sagen; man nannte sie die Candelaria und sie entfaltete nicht geringe Anmuth. Das Publicum rief, daß sie ein verführerisches, ein entzückendes Wesen sei; der Enthusiasmus steigerte sich, selbst die Frauen wurden davon ergriffen. Alza, Morena! Mas ajo al pique! (Vorwärts, Brünette, mehr Knoblauch in die Brühe!) So rief ihr ein alter Zigeuner zu, dem die Tänzerin nicht lebhaft genug zu sein schien; sie lächelte und drohte ihm mit dem Zeigefinger. Da nahm der, welcher den Barbero abgelöst hatte und welchen man den Cyrenäer nannte, das Tamburin und warf es vor der Candelaria nieder. Nun war sie wie Feuer und Flamme und tanzte mit wunderbarer Schnelligkeit um das Instrument herum. Endlich waren die Tänzer erschöpft und sanken nieder. Aber dem alten Zigeuner war nichts geschenkt; er hatte „mehr Knoblauch in die Brühe" verlangt und sie forderten ihn nun auf, una tonada zum Besten zu geben. Das Publicum forderte stürmisch von ihm eine Tonada. Der Alte sang: Moza güena, tu zandunga Vale mas que Gibrartá; Güenos elises abiyas Eres sembra e caliá! „Reizendes Mägdlein, deine Anmuth ist mehr werth, als ganz Gibraltar; du hast reizende Augen und bist ein vollendetes Weibsbild!" Noch eins, Onkel, noch eins! rief die Candelaria, die nun den alten Zigeuner neckte, über dessen sehr abgebrauchte Stimme ohnehin allerlei Stichelreden fielen. Er aber rief: Viva la Macarena! trank ein Glas Branntwein und sang wieder ein Couplet. Dann tanzten einige Zigeunerinnen den Zarandeo und den Zorongo. Während der Pausen wurde ein allerdings sehr frugales Mahl eingenommen, das aus Brod, Sardinen und in Oel gebackenen Fischen bestand; an Wein und Branntwein war kein Mangel, aber die Spanier sind im Trinken mäßig. Ein junger Torero, der erst vor wenigen Wochen aus Jerez nach Sevilla gekommen war, nahm die Guitarre und sang las ligas de mi morena, d. h. die Strumpfbänder meines braunen Mädchens; dann stimmten andere Sänger die hellen und lebhaften Weisen der Caleseras de Cadiz an, oder die Tiranas mit langsamem Takte, dann auch Rondeñas und Malagueñas mit melancholischem Accent und noch andere echt andalusische Stücke. Es war eine förmliche Blumenlese. Nach den Gesängen war abermals Tanz. Da war ein junges Zigeunermädchen, kupferbraun, mit krausem Haar und Augen schwarz wie Gagat (ojos de azabache) und begann den Tango americano mit großem Feuer. Der Tango ist ein Negertanz, die Melodie abgerissen und so zu sagen gehackt. Dann folgte der Punto de la Havana, mit dem man die Decimas begleitet, die man während der Pausen zwischen den Tänzen zu singen pflegt. Manche derselben enthalten bis zu 30 Couplets.

Zuletzt kam eine Rondeña mit Couplets. Der Tanz wurde von einem Guapo, Stutzer aus der Macarena, mit einer reizenden Pareja oder Partnerin aus demselben Stadtviertel entzückend schön aufgeführt. Dazu wurde gesungen: „Schöne Gottheit, weine nicht, beklage dich nicht über meine Liebe. Es ist ja den Bienen eigen, daß sie stechen, wo sie Blumen finden." Auf Messen, Jahrmärkten und bei Wallfahrten zu den Heiligen führt man Tänze unter freiem Himmel auf. Der Spanier improvisirt sie überall, wo es ihm paßt; er braucht keinen Saal, und die Musik ist überall zur Hand, denn in jeder Schenke ist eine Guitarre zu finden, und an blinden Geigenkratzern ist auch kein Mangel. Die erste beste Tänzerin giebt den Zapadeato zum Besten; er ist unter allen andalusischen Tänzen der lebhafteste und wird gewöhnlich von nur einem Mädchen getanzt; sobald dieses ermattet, tritt sofort ein anderes ein. Der Name bezeichnet das Wesen des Tanzes; zapatear heißt zu wiederholten Malen mit dem Fuß auf den Boden stampfen. Die jüngste Zigeunerin setzt durch ihre, man möchte sagen, unglaubliche Beweglichkeit in Erstaunen; sie stampft auf, während sie gleichzeitig mit unnachahmlicher Grazie ihre schwarze Sammtmantille flattern läßt und mit den Armen anmuthige Bewegungen macht. Eine sehr heitere Melodie hat der Vito sevillano, den die Stutzer in der Art tanzen, daß sie ihn „zwischen 2 Gläsern andalusischen Weines" aufführen, gewöhnlich in den Melonengärten und in den Landhäusern am Guadalquivir. „Wir hatten," schreibt Davillier, „eine Einladung erhalten, dort einem ländlichen Tanze beizuwohnen, der gleich nach dem Frühstück begann. Auf dem Tische standen noch einige Gläser voll goldgelben Weins. Ein Mädchen »die schöne Encarnacion«, sprang wie ein Reh auf den Tisch, und sogleich begann das Spiel mit Guitarre, Castagnetten und Panderos. Sie tanzte zwischen den Gläsern, ohne eins derselben zu berühren, mit wunderbarer Leichtigkeit, gewandt und sicher. Dazu der Gesang: »O Herrliche, Liebliche, nahe dich mir, hier ist der Stier« ꝛc. Dann ein anderer: »Die Mädchen sind Gold, die Frauen Silber, die Wittwen sind Kupfer, die Alten sind Blech.« Das Mädchen tanzte dabei immer fort. Da rief eine Stimme: Tire oste la caña! Das Glas schleudern, tirar la caña, bedeutet, daß die Tänzerin mit rascher Bewegung das Glas emporhebt und den Inhalt während des Tanzes, der nicht unterbrochen wird, austrinkt, ohne einen Tropfen zu verschütten. Encarnacion machte ihre Sache vortrefflich, trank, machte noch einige Sprünge und Wendungen und empfahl sich dann. Olé! ist ein Zuruf, mit dem man die Tänzer ermuntert. Davon hat der Olé gaditano den Namen, und er soll genau mit jenen gaditanischen Tänzen der Römerzeit übereinstimmen. Er erfordert womöglich noch mehr Gewandtheit und zwanglose Haltung als die übrigen Tänze, und wir haben ihn von der berühmten Nena vortrefflich ausführen sehen. Das Mädchen war biegsam wie ein Rohr und bog sich mit einem geradezu hinreißenden Schmachten mit Schultern und Armen bis zur Erde nieder. Da lag sie, gesenkten Hauptes wie in Ekstase, man wußte nicht, ob am Boden oder frei schwebend; dann, wie von einem elektrischen Schlage berührt, erhob sie sich, tanzte wieder und klapperte mit den Castagnetten. Jede Stadt Andalusiens hat ihren besonderen Tanz, in dem sie hervorragt; so Cadiz den Olé gaditano, Jerez seinen jaléo, Ronda die rondeña, Malaga die malagueña, aber in Sevilla werden sie alle gemodelt und gleichsam veredelt oder idealisirt. Dort ist die Heimath unnachahmlicher Anmuth, der unwiderstehlichen Anziehungskraft, der entzückenden Attituden, der glänzenden Touren, der feinen Bewegungen vereinigt." In früheren Zeiten wurden bei den Fiestas auch alte Romanzen gesungen, die zum Theil moriskischen Ursprungs sind. Jetzt ist der Brauch nicht mehr allgemein, aber doch noch nicht völlig in Abgang gekommen. Die andalusischen Volkstänzerinnen sind denen, die wir auf unseren Theatern sehen, bei Weitem überlegen. Es ist in ihnen nichts von Abrichtung und Zwang; nichts ist gemacht, alles ist urwüchsige, freie Bewegung, Unabhängigkeit, Inspiration, ein Sichgehenlassen des ganzen Körpers, das man nur hier und nirgendwo anders findet. Man sieht, diese Mädchen tanzen aus Vergnügen, ihrer selbst wegen; die Bewegungen ihrer Arme, die ganze Haltung, der meneo, haben einen ganz anderen, viel mehr packenden und fesselnden Charakter als die geometrischen Figuren und das eingelernte Gehaben unserer Balletttänzerinnen. Bei den Andalusierinnen gewahrt man davon keine Spur, nichts erinnert an Martern der Lehrzeit und an das „Einstudiren". Alles ist ungemachte Wellenlinie, und weder das Gehüpfe des Ballets noch das ganz unschöne, weite Auseinandersperren der Beine kommt bei ihnen vor. Von den Tänzern kann man allerdings nicht mit so uneingeschränktem Lobe sprechen, aber sie sind wenigstens nicht unbedeutender als unsere Balletttänzer. Die Tänze sind für das Volksleben in Spanien von sehr großer Bedeutung. Wir haben aber nicht einmal alle jene aufgezählt, die in Andalusien vorkommen; auch die übrigen Landschaften haben besondere Tänze.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Die letzten Dinge, das Leben nach dem Tode und die Vollendung des Gottesreiches. Kurze Betrachtungen von D. G. Chr. Dieffenbach. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 154 S. 1 ℳ 80 ₰. — Je größere Unklarheit bezüglich der Schriftlehre über die letzten Dinge in den christlichen Gemeinden herrscht, um so dankenswerther ist es, wenn nicht blos umfassende theologische Werke, wie die Kliefoth'sche Eschatologie, sondern auch kleinere, für die christliche Leserwelt bestimmte Schriften die Lehre der Bibel in diesen Dingen in schlichter Sprache behandeln. Der Verfasser hat sogar eine Reihe von Predigten in seiner Gemeinde darüber gehalten, welche, wie er in dem Vorwort mittheilt, mit steigendem Interesse gehört worden sind und um deren Druck er von Gemeindemitgliedern gebeten wurde. Nicht diese Predigten, aber 43 aus ihnen zusammengestellte Betrachtungen werden uns in der vorliegenden Schrift geboten. Wie frühere Auslegungen biblischer Bücher, so hat der Verfasser auch diese Betrachtungen so eingerichtet, daß sie für die Hausandacht gebraucht werden können. Einer jeden ist ein Gebet beigegeben. Der Verfasser ist bemüht, seine Ausführungen biblisch zu begründen. Die eschatologischen Ansichten der katholischen Kirche werden öfters beleuchtet. So giebt der Verfasser seinen Lesern Aufklärung über den Tod, sein Wesen und seine Ueberwindung, über das Fortleben der Seele nach dem Tode und den Zustand im Paradies, soweit sich das aus der Schrift erkennen läßt, er belehrt darüber, was vom Bitten für Todte und vom Gebet der Seligen für uns zu halten ist, er beantwortet die Frage, ob wir mit den Seligen in Gemeinschaft bleiben können, spricht von der Wiederkunft Christi und ihren Vorzeichen, von der Auferstehung, dem Weltgericht, dem neuen Jerusalem und dem Zustand der Seligen. In den Ausführungen, welche die doppelte Auferstehung und das Millenium betreffen und in denen die Meinungen der Ausleger und Dogmatiker sehr auseinander gehen, werden nicht Alle geneigt sein, dem Verfasser zu folgen; dennoch sei die Schrift Denen, welche Erbauung, Belehrung und Anregung in diesen Dingen suchen, empfohlen. D. K.

— Leitfaden für Zwangsverwalter nach Königlich Sächsischem Rechte. Im amtlichen Auftrage verfaßt von Max Schmalz, Oberamtsrichter. Dresden, C. Heinrich. 1896. (61 S., Pr. 1 ℳ) — Das Zwangsverwaltungsverfahren hat erst durch die Subhastationsordnung von 1884 eine besondere gesetzliche Regelung erhalten, wobei jedoch nicht alle einzelne Fälle speciell getroffen werden konnten. Dies hatte zumal dort, wo Nichtjuristen als Zwangsverwalter bestellt wurden, manchen Zweifel und damit manche Schwierigkeit, manche Mühe für die Amtsgerichte wie für die Zwangsverwalter zur Folge. Im angezeigten Werke wird nun den Zwangsverwaltern ein Leitfaden geboten, der es ihnen ermöglicht selbständig zu erkennen, was sie zu thun und zu lassen, wann sie die Weisung des Gerichts einzuholen haben. Der Verfasser hat es verstanden, den Stoff richtig einzutheilen und thunlichst klar vorzutragen, so daß er selbst dem nicht rechtsverständigen Zwangsverwalter genügend bestimmte Auskunft giebt und häufige Anfragen wie eingehende gerichtliche Weisungen überflüssig macht. Oertliche Verhältnisse werden zwar hin und wieder Abweichungen erfordern, sind aber selten genug. Ein weiterer Vortheil ist vom Leitfaden in der Richtung zu erwarten, daß das Verfahren, das sich nach den Weisungen der einzelnen Gerichte verschieden gestalten kann, an der Hand des Leitfadens ein mehr einheitliches, gleichmäßiges wird, ein Vortheil, der dem größeren Kreise der Betheiligten zu Statten kommt. Das Werk kann allen Zwangsverwaltern wie Behörden zur Beachtung wohl empfohlen werden. K—d.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 91. | Donnerstag, den 30. Juli. | 1896.

Aus dem spanischen Volksleben.

Von Alfred Hofmann.

(Schluß.)

4. Die Cigarrenarbeiterinnen in Sevilla. Es wird Abend; die Tagesarbeit ist vollendet. Nun erscheinen auf der Straße die Cigarreras, zumeist junge Mädchen, die in der Tabaksfabrik beschäftigt werden. Die andalusische Cigarrera ist ein andalusischer Charaktertypus, die selbst in Romanen eine Rolle spielt. Die weltberühmte königliche Tabaksfabrik zu Sevilla befindet sich in einem mächtigen Gebäude, das 170 m Tiefe und 200 m Länge hat, ist 1757 von dem Niederländer van den Boer gebaut worden, auf 3 Seiten von tiefen Gräben umzogen, und man könnte sie auf den ersten Anblick für eine Festung oder eine Kaserne halten. Die Tabaksfabrikation wurde in Sevilla im Jahre 1620 von dem Armenier Johann Baptist Caraffa eingeführt. Der spanische Tabak war ehemals in der ganzen Welt berühmt und gesucht, namentlich der polvo sevillano, dieser Spaniolschnupftabak. Im vorigen Jahrhundert wurde in Spanien so wenig geraucht, daß ein Raucher die Aufmerksamkeit des Publicums erregte. Ein Capataz, d. h. Werkmeister, dient den Fremden als Führer. Der Schnupftabak wird in den vielen Sälen zu ebener Erde bereitet, und für die beste Sorte gilt el rapé. Der tabaco picado ist ein Fabrikat, das klein gehackt und zu Cigaretten verarbeitet wird. Der Capataz versicherte, daß das Gebäude nicht weniger als 80 Patios, innere Hofräume, und eben so viele Fontainen und Brunnen habe. Etwa 200 Tabaksmühlen werden von Pferden in Bewegung gesetzt. In den Sälen herrscht ein sehr scharfer, penetranter Geruch, an den die Arbeiter sich gewöhnt haben, der aber dem Besucher so viel Unbehagen verursacht, daß er möglichst bald den Ausgang sucht. Im ersten Geschoß übernimmt eine Maestra, Aufseherin, das Amt, die Fremden zu geleiten. Dort oben arbeiten die Cigarreras. Ins Ohr dringt ein immenses Gemurmel, es ist, als ob man eine Menge von Bienenschwärmen summen höre. In langen Galerien sitzen Hunderte und aber Hunderte von Arbeiterinnen, die mit großer Fingerfertigkeit Cigarren rollen und nicht minder geläufig schwatzen. Die Maestra bemerkte, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, den Arbeiterinnen Schweigen aufzuerlegen; sie würden lieber die Arbeit aufgeben, als das Plaudern unterlassen. — Ein eigenthümliches Geräusch wird durch die Hunderte von Scheeren (tijeras) verursacht, die gleichzeitig in Bewegung sind. Diese Tijeras, mit denen man die Spitzen der Cigarren abschneidet, sind gleichsam das Symbol der Arbeiterinnen, und ein Volksgedicht sagt: „Gott sprach: Mensch, das Brod, welches du essen wirst, sollst Du im Schweiße deines Angesichts erwerben.“ Es fügt bei: „Du Cigarrenmacherin wirst von der Scheere leben und tris, tris, tras machen.“ — Recht fleißige und geschickte Arbeiterinnen liefern in einem Tage bis zu 10 Packeten oder atados, deren jedes 50 Stück Cigarren enthält, doch kann man als Gesammtdurchschnitt 300 Stück annehmen; der Lohn beträgt 5 Realen für das Hundert, und wer fleißig ist, kann schon etwas Erkleckliches erwerben; aber die Meisten bringen es doch nur bis zu 10 Realen. — Aristokratien giebt es überall, auch in der Cigarrenfabrik zu Sevilla; hier wird sie gebildet von den Pureras, die Puros, d. h. eigentliche Cigarren, verfertigen, im Gegensatze zu den Cigarritos, Cigarros de papel, Cigaretten, also Papiercigarren. Die spanischen Cigarren sind zumeist sehr groß; die größten und dicksten heißen Purones. Gewöhnlich besteht die Einlage, d. h. der Wickel, la tripa, aus Virginytabak, das Deckblatt dagegen, la capa, aus Havana oder Cuba. Sie sind übrigens sehr mittelmäßig, und man hat alle Mühe, in Spanien eine gute Havana aufzutreiben. Die Spanier rauchen jetzt sehr viel, aber Pfeifen findet man fast nur in Catalonien und auf den Balearen, namentlich Majorca. — Die Cigarrera beginnt als 13jähriges Mädchen das Geschäft als Lehrling und arbeitet sich dann von einer Stufe zur andern empor. In den verschiedenen Abtheilungen sind ihrer etwa 100 beisammen, und jede Gruppe steht unter einer Maestra, welche die Aufsicht und Leitung hat. Bei der Fabrikation von Papiercigarren sind fast nur Zigeunerinnen beschäftigt. Die Arbeiterinnen bringen ihr Frühstück und Mittagessen mit in die Fabrik, deren weite Räume sich zweimal täglich in einen großartigen Speisesaal verwandeln. Die gewöhnlichen Speisen sind Knoblauch, rohe Zwiebeln, Sardinen, saure Häringe und geröstete Thunfische. Dazu kommt etwas Brod und ein Schluck Wasser. Im Durchschnitt sind fünfthalbtausend Personen in der Fabrik beschäftigt, darunter nur einige Hundert Männer. Die Empepaladoras — in Spanien hat Alles einen volltönenden Namen — haben eine fast unbegreifliche Fertigkeit, die Cigarren in Packete zu bringen. Es wird sehr strenge Aufsicht geführt, damit nichts veruntreut werde. Jede Cigarrera erhält im Magazin eine Quantität Tabak zugewogen, die während des Tages aufgearbeitet werden soll. Das bezeichnet man als la data, und dieser Tabak wird in die espuerta, den Korb, den jede Cigarrera bei sich führt, gethan. Sie muß ihn, den Inhalt in Cigarren verwandelt, in gleicher Gewichtsmenge wieder abliefern. Die Mädchen sind sehr leicht gekleidet; Hemd und Röckchen gelten für ausreichend, Strümpfe und Schuhe gehören zu den Seltenheiten, aber im Haar steckt oftmals eine Nelke, eine Dahlia oder irgend eine andere Blume. Es gewährt einen interessanten Anblick, zu sehen, wie nach Schluß der Arbeit diese Tausende von Cigarrenmädchen durch die Säle und die Treppen hinab sich drängen, um möglichst rasch in's Freie zu gelangen. Es ist wie ein Wettrennen, alle rufen, schreien, singen, und Jede sucht den übrigen vdrauszukommen. Aber an der Ausgangsthür verstummt aller Lärm, denn hier wird jede Arbeiterin von einer Maestra durchsucht, ob sie nicht etwa Tabak oder Cigarren mitgenommen habe. Ein Volksgesang sagt: „Die Cigarrera nimmt in ihrem Haar eine Havanacigarre für ihren Joseph mit.“ Vor dem Fabrikgebäude bilden sich Gruppen, die dann nach ihren Wohnungen ziehen, die Zigeunerinnen nach der Triana, die übrigen zumeist nach der Macarena. — Die Cigarrera spielt in den Volksromanzen eine nicht unbedeutende Rolle. Im Allgemeinen gilt sie nicht gerade als ein Tugendmuster. Es giebt ein besonderes Werk über die Sitten, Gebräuche und Sprachweise der Cigarreras, dessen Verfasser nicht eben gut auf sie zu sprechen ist. Zu Hause seien sie lärmend und ungeberdig; manche betrügen sich allerdings, wie es ordentlichen Frauenzimmern gezieme, andere aber trieben sich wochenlang müßig umher und tränken in den Wirthshäusern Branntwein. Manchmal ist die Cigarrera auch Maja. Das Wort läßt sich bekanntlich nicht genau übersetzen, denn „Stutzerin“ würde den Begriff nicht wiedergeben; es handelt sich eben um einen aparten andalusischen Typus. Diese Cigarrenmaja ist auf Märkten und Wallfahrten, ferias y romerias, und bei Stiergefechten zu sehen. Sie trägt eine Mantilla de tira, die mit schwarzem Sammt besetzt ist, und ein Kleid von schreienden Farben. Aber es giebt auch anspruchslosere Majas, die gebackenen Fisch und Kastanien auf der Straße verkaufen oder, was auch keineswegs selten vorkommt, gar keine Beschäftigung haben. Die, welche sich in besseren Umständen befinden, entfalten ihren Glanz am liebsten bei großen Festlichkeiten, für welche namentlich die Kirche sorgt. Dann sind sie Mugeres de chispa,

des sombras de rumbo y trueno. Auch das kann man im Deutschen nicht genau wiedergeben, es drückt aber im Spanischen vortrefflich den Hang dieser Weiber zum Vergnügen und zu lärmenden Lustbarkeiten aus. Ganz glücklich ist die Maja, wenn sie sich in eine Calesa setzen und so zum Stiergefechte fahren kann; mit Selbstgefühl und innigem Wohlbehagen blickt sie dann auf Andere herab, die zu Fuße gehen. Sobald das Stiergefecht begonnen hat, giebt sie laut ihr Urtheil über Stöße und Wendungen ab, pfeift und ruft Beifall und weicht sicherlich erst vom Platze, wenn der letzte Bulle, el toro de gracia, den Gnadenstoß vom Cachetero erhalten hat. Zum Gesellschafter hat sie am liebsten einen „Mann vom Horn", d. h. einen Stierfechter, torero, denn ihre Vorliebe für la gente de cuerno ist sehr ausgeprägt. Sie geht mit ihm aus dem Circus in die Schenke, wo beim Glase ausführlich besprochen wird, was bei dem Stiergefechte vorgekommen. Abends wird auf einem baile de candil munter getanzt. Für das Theater hat eine solche Maja keine besondere Liebhaberei; doch geht sie wohl hin, wenn derbe Possen aufgeführt werden, oder Räuberstücke, in denen viel geschossen wird. Dann klatscht sie Beifall und lacht und lärmt nach Herzenslust. Die Maja spricht den andalusischen Jargon in seiner ganzen Vollkommenheit, dieser Dialekt hat etwas Lebhaftes, Prickelndes, Farbiges, und klingt sehr angenehm im Munde einer hübschen Frau.

5. Die Winzer bei Jerez de la Frontera. In der Nähe der Stadt Jerez de la Frontera, unweit von den Ufern des Guadalete, dehnen sich die Weingärten aus, welche die berühmten Xeresweine[1]) liefern. „Ihr Adelstitel," sagt Davillier, „ist freilich nicht so alt, als jener des Malvasiers oder des Madeira; man kannte sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kaum, und erst seit etwa 80 Jahren spielen sie im Handel eine Rolle." Demgegenüber ist zu bemerken, daß schon bei den alten Römern der Wein von Asta regia, d. h. dem heutigen Jerez, allgemein bekannt und sehr geschätzt war. Die Wingerte von Jerez nehmen einen Flächenraum von etwa 12000 Avanzados ein, also etwa 6000 Hektaren, und liefern, ein Jahr ins andere gerechnet, etwa 5000 Botas oder 15000 Barricas Wein. Das macht etwa dritthalb Millionen Liter. Der größte Theil der Weinberge befindet sich im Besitze der reichen Weinhändler, die zugleich Weinbauer und Fabrikanten sind und in ihren großen Werkstätten auch die Fässer bereiten lassen. Einige beschäftigen überhaupt bis nahe an 1000 Arbeiter, z. B. die Häuser Domecq und Gordon. Dem Ersteren gehört der berühmte Macharnudoweinberg, der an 500 Morgen groß ist und in jener Gegend eine ähnliche Bedeutung hat, wie etwa der Johannisberg am Rhein. In der Nähe der Weinberge stehen große Gebäude, in welchen ein beträchtlicher Theil der Arbeiter theils das ganze Jahr hindurch, theils nur zur Zeit des Herbstes Unterkommen findet. Insgemein sind diese Häuser von hohen Bäumen überschattet, die erquickende Kühle spenden. In denselben befinden sich auch die Pressen, los lagares, und ein großer Keller, bodega, in dem der eben gekelterte Wein einige Tage lang aufbewahrt wird. Ein Saal dient als Speise- und Schlafzimmer; in den Wintermonaten flackert auf einem gewaltigen Kamin ein lustiges Feuer, dessen Flammen ein unsicheres Licht auf die verschiedenen umherlagernden Gruppen werfen. Der Fremde betrachtet mit Interesse eine solche Tertulia der Arbeiter. Da ist Alles so heiter und malerisch. „Das knisternde Feuer wurde mit Rebholz unterhalten, während ein dicker Eichenklotz mitten auf den Herd geworfen wurde. Gleich nachher kam aus der Rinde derselben eine Legion großer Ameisen, welche sämmtlich dem Flammentode verfielen. Hier saßen etwa 20 stark gebräunte Andalusier in ihrer malerischen Tracht um den Herd und rauchten ihre Cigaretten, während ein vierschrötiger Bursche langsam und näselnd Verse aus dem Tango americano, einem sehr beliebten Volksgesange, zum Besten gab. Der Virtuose verarbeitete eine Guitarre mit gymnastischer Kunst; die Zuhörer schlugen oder traten den Takt, klatschten auch dann und wann in die Hände, und am Schlusse jeder Copla wurde der Vers wiederholt verlangt. Dabei flogen Andaluzadas herüber und hinüber, d. h. Scherz- und Witzworte, gleichsam wie Schwärmer und Raketen."[2]) Während der guten Jahreszeit versammeln die Arbeiter sich unter den großen Bäumen und dort halten sie dann auch ihre Ruhestunden. Das Haus, das die Reisenden[3]) besuchten, enthielt auch die Wohnung des Eigenthümers, eine Capelle für die Arbeiter und eine große Küche. Hier standen 4 große kupferne Kessel auf dem Feuer; sie waren angefüllt mit Rindfleisch, Speck, Kichererbsen (Garvansen), Piment und Paradiesäpfeln, und der Geruch hätte Appetit erregen können, wenn nicht der Duft von ranzigem Oele sich in unangenehmer Weise bemerkbar gemacht hätte. In gewaltigen Näpfen von grober Fayence mit grünen Verzierungen, — sie werden in Sevilla verfertigt — schwamm Gaspacho, eine kalte erquickende Suppe, welche das Volk gern ißt. Die weißen Alcarrazas aus Andujar enthielten Wasser, das in diesen porösen Geschirren immer frisch ist. — Die Wingerte bei Jerez werden mit großer Sorgfalt gepflegt, und sobald die Zeit des Herbstens gekommen ist, theilen sich die Arbeiter in Rotten, Cuadrillas, von je 10 Personen. Jede derselben steht unter einem beaufsichtigenden Obmann, Capataz, geht an die Arbeit, und die Vendimia, das Lesen, beginnt. Der Wingertsmann hat in Andalusien nicht etwa leichte Arbeit; für Frauen wäre sie zu beschwerlich. Aber die Männer, kräftige Gestalten, arbeiten den lieben langen Tag unter einer wahrhaft afrikanischen Sonne. Den Kopf beschattet ein alter Hut, ein Sombrero calañes, und manchmal nur ein Tuch, dessen Zipfelseiten über den Hals herabhängen. Sie haben ein kleines Rebmesser und eine hölzerne Tragkufe, die nach unten hin verjüngt zuläuft: Körbe sind beim Traubensammeln nicht zweckmäßig, weil Traubensaft durchsickern würde, und der Wein theilweise so gut ist, daß das Liter schon an Ort und Stelle einen Thaler werth ist. Die Winzer durchstöbern den ganzen Weinberg oftmals und nach allen Richtungen hin, weil es darauf ankommt, Auslese zu halten, d. h., allemal nur die vollreifen Perlen herauszupflücken und die übrigen noch sitzen zu lassen. Was gelesen worden ist, legt man auf große Binsenmatten, esteras de esparto, und zwar so, daß sie von der Sonne beschienen werden. Während der Nacht deckt man sie zu, damit kein Thau auf sie falle, und nachher wendet man die Trauben um, damit sie, der Verdunstung halber, gleichmäßige Sommerwärme erhalten. Erst nachdem sie „trocken" sind, bringt man sie in die Pressen, lagares, und dann geben sie zuerst den mosto, süßen Most, der auf Fässer gefüllt wird und gähren muß. So bleiben sie bis etwa in den Januar hinein liegen, und dann ist der Most zu Wein geworden, der nun abgefüllt und weiter behandelt wird. Der andalusische Stutzer (Majo) sagt zu seiner Geliebten: „Deine Anmuth und eine Cigarre, und ein Glas Jerezwein, dazu mein Roß und meine Büchse, was kann es Schöneres auf der Welt geben?"

[1]) Ehemals schrieb man Xeres, durch die neuere spanische Orthographie ist jedoch das J vielfach an die Stelle des X getreten.

[2]) Davillier.

[3]) Davillier im Verein mit Doré.

Der Untergang der Mameluken.

Eine Episode aus der Regierungszeit Mehemet-Ali's, des Groß-Pascha.

Mehemet-Ali war unzweifelhaft ein sehr merkwürdiger Mann. Vor Allem muß man bedenken, daß er, aus der untersten Volksschicht entsprossen, ganz und gar ohne irgend eine Spur von Erziehung geblieben war. Mit 45 Jahren lernte er von einer seiner Haremssklavinnen erst das nothdürftigste Lesen. Er calculirte und rechnete auf staunenswerth schnelle Weise, ohne von Mathematik gehört zu haben. Er war, was man so zu sagen pflegt, ein Glückskind; fast Alles, was er erreichen wollte, gelang ihm ohne Mühe und in kurzer Zeit — er hat sich selber geschaffen ohne Beihilfe. Kühn bis zur Verwegenheit, Kriegsmann par intuition, wie die Franzosen sagen (durch Anschauung ohne Lehrer), von großer Intelligenz und Auffassungskraft, so war dieser Mann beschaffen, der Kaikdschi von Stambul, der zum Vice-König emporgestiegene Tabakhändler. Mehemet's Charakter zu analysiren ist ein schweres Stück Arbeit, denn er hat große, überraschende, edle Thaten vollbracht, aber auch Verschmitztheit, Betrug und grausame List war ihm gar nicht fremd, wenn er irgend etwas auf andere Weise nicht erreichen konnte. Oefter als einmal opferte er im Laufe seiner Existenz seinem Stolze und seiner Herrschsucht die Besten, die ihn liebten und unterstützt hatten. Man hat von ihm

gesagt, er wäre gut und milde gewesen; richtiger ist es zu sagen, daß er nie grausam war ohne Nothwendigkeit, blos wenn sein Interesse es forderte (nach seiner Meinung). Er hatte Bonaparte, Kleber, Desaix, Murat kennen und schätzen gelernt, als Vice-König war seine Politik eine französische. Ohne Unterlaß copirte er die französischen Einrichtungen, umgab sich mit Franzosen und erhob sie zu den höchsten Vertrauensstellen in seinem Reiche. Mehemet-Ali beobachtete seine muhamedanischen Glaubensgebräuche ohne Bigotterie und Fanatismus und benahm sich stets sehr tolerant gegen alle anderen Religionen. Der Vice-König war der erste muhamedanische Souverän, der offen die Christen beschützte, sie zu respectiren befahl und mehrere derselben zu Würden, sogar zu der eines Bey erhoben hat. Um langjährige, tief gewurzelte Vorurtheile auszurotten, setzt er sich muthig den Kritiken seines Hofes und Volkes aus, die natürlich auf die bevorzugten Christen neidisch herabsahen. Man kennt die Debatten über Etiquette, welche sonst unter den Botschaftern bei der Pforte geführt worden sind. Mehemet war über solche Kleinigkeiten weit erhaben. Stets empfing er die Fremden mit wahrhaft fürstlicher Freundlichkeit und Herablassung und nahm sogar, ohne sich zu rächen, den Vorwurf der Apostasie und Ungläubigkeit hin, den die Seinen ihm machten. Mit großer Leidenschaft studirte er Geschichte. Für Alexander und Napoleon hatte er eine übergroße Verehrung. — Die Herrschaft der famosen Mamelucken, die vor der französischen Occupation Aegypten regiert hatten, begann zu sinken. Die Pforte, beängstigt durch ihre Zahl und Kraft, hinderte sie, eventuelle Lücken in ihren Reihen durch neuen Zuwachs aus Georgien und Kaukasien wieder auszufüllen, und so schmolzen sie langsam aber sicher dahin. Mehemet erschaute sogleich den Nutzen, der ihm aus dieser Situation der Verhältnisse entspringen konnte, und er fing an, seine Macht in Aegypten zu befestigen. Die Pforte hatte einen neuen Vice-König, Kurschyd, ernannt, der die Mameluken bekämpfen, die Soldaten erhalten sollte. Das war für dessen Kräfte zu viel gefordert. Die stets unruhigen Albanesen, denen er selten ihren Gehalt auszahlen ließ, die nie befriedigten Truppen, zu deren Unterhalt er Gewalt und Räubereien erlaubte, brachten ihn bald beim unterdrückten Volke um alle Beliebtheit. Mehemet dagegen war immer populärer geworden, er bekämpfte ohne Rast die übermüthigen Mameluken und vermittelte oft Ruhe und Frieden zwischen den Soldaten und den Einwohnern der ägyptischen Hauptstadt. Kurschyd, der wohl wußte, daß er sich vor den Anführern der Albanesen hüten mußte, hatte ihnen von Stambul aus ihren Abschied erwirkt; aber Mehemet's Schlauheit siegte auch hier. Er ärgerte sich gewaltig, ließ auch nicht gerade seine Bemerkungen fallen, nahm von den Scheichs Abschied und bereitete sich zur Abreise vor — Alles zum Schein. Wie konnten die ihm befreundeten Stadtvorsteher und Scheichs, die in Mehemet-Ali längst schon ihren Beschützer zu sehen gewohnt waren, ihn gerade jetzt ziehen lassen! Alle, ohne Ausnahme, suchten ihn zurückzuhalten. Kaum hatte Mehemet durch diese List sich der Gefühle der Bevölkerung Kairos versichert, säumte er auch nicht, den günstigen Augenblick, der sich ihm bald darbot, auszunützen. Kurschyd's Soldaten hatten Kairo geplündert; da erhoben sich alle Scheichs, hielten eine Meschma (Sitzung) ab und setzen den willens- und thatschwachen Pascha ohne Umstände ab. Dann kamen sie und boten das Vice-Königthum Mehemet an, den die Pforte vor Kurzem, um ihn aus Aegypten zu entfernen, zum Paschah von Dscheddah in Arabien ernannt hatte. Anstandshalber weigerte sich Mehemet, dann aber gab er den ihn Bestürmenden nach und schon den 5. Juli 1805 bestätigte ihn ein Firman des Sultans in seiner Würde als Vice-König von Aegypten. Erhoben durch die Scheichs, war er stets sehr herablassend gegen dieselben, welche durch ihren religiösen und traditionellen Einfluß die natürlichen Repräsentanten des Volks waren, das ihn verehrte als seinen Beschützer, und öfter als einmal gesehen hatte, wie Mehemet seine Soldaten, die er beim Plündern ertappte, mit eigener Hand bestrafte und sich stets der Unterdrückten annahm. Auf diese Art war es ihm ein Leichtes, die Scheichs, welche er wie seine geborenen Räthe ansah und in Alles einweihte, zu bestimmen, ihm auch die Mittel zu verschaffen, sich am Regierungsruder zu erhalten und vor Allem .... Geld auszutreiben durch Steuern und Abgaben. Ohne die Scheichs wäre das ein gefährliches Werk gewesen; mit ihrer Bewilligung bekam Mehemet mehr als nöthig war. — Mehrere Jahre beherrschte Ali blos Unter-Aegypten: Ober-Aegypten gehorchte noch immer den Mameluken-Beys. Von diesen suchten ein gewisser Elfy-Bey und Bording-Bey Mehemet zu stürzen. Ersterer fand sogar an England einen Helfer und erreichte durch Vermittlung des Botschafters dieser Macht, daß die Pforte eine Flotte nach Aegypten schickte, mit dem Befehle an den Pascha, das Land zu verlassen, und als Entschädigung das Paschalik von Salonichi anzunehmen. Mehemet aber fand wieder eine feste Stütze in den Mameluken, von denen viele mit ihm gegen die Türkei aufstanden. Mehemet ging nicht; Frankreich half ihm und endlich mußte die Pforte nachgeben und ihn durch einen neuen Firman als Vice-König bestätigen gegen einen Tribut von 5 Millionen Frcs. an den Groß-Sultan. Bald befestigte der Tod der genannten zwei Gegner Mehemet's denselben in seiner Macht. England, wüthend über sein politisches Fiasko, schickt 8000 Mann nach Aegypten, den Pascha zu stürzen, mit dem Hintergedanken, es fände Bundesgenossen an den Mameluken. Neue Niederlage! Mehemet an der Spitze seiner Truppen schlägt die erbosten Insulaner aufs Haupt ... und läßt 1000 Engländern den Kopf abhauen. Dann sandte er diese Trophäen nach Kairo, wo sie lange Zeit zur Zierde des Romyleh-Platzes dienten. Später aber suchte Mehemet diesen Act der Grausamkeit wieder gut zu machen und gab alle Gefangenen ohne Lösegeld frei. Aber erst nach dem Abzug der Engländer aus Aegypten athmete er ohne Sorgen auf und suchte seine Position zu kräftigen und zu stärken, denn sein Endziel war, frei zu werden von dem Joche des Padischahs. Aber der Politik der hohen Pforte paßte es nicht, Mehemet in Ruhe sich seiner so schwer errungenen Macht freuen zu lassen. Mehrere Male schon hatte sie ihm befohlen, seine Truppen gegen die arabischen Wahabyten (Wechabiten) zu schicken, Es waren das Abtrünnige des Islams, Ketzer, die denselben zu seiner ursprünglichen Einfachheit zurückführen wollten und sich seit ihrem Entstehen im 18. Jahrhundert rasch ganz Arabiens bemächtigt hatten. Mecca, Medina, diese heiligen Stätten der Muselmanen, waren in ihren Händen, die frommen Hadschis (Pilger) wurden von ihnen geplündert, gemordet; sie bedrohten bereits das Paschalik von Bagdad und konnten selbst dem Sultan gefährlich werden. Ehe jedoch Mehemet die Unruhestifter im Reiche seines Oberherrn angriff und sein eigenes Land von Truppen entblößte, wollte er die Quelle aller Schäden und Zwiste in Aegypten selbst vernichten: die Mameluken. Diese hatten 1808 abermals die Waffen erhoben. Mehemet schlug sie zwar und nahm sogar die angebotene Bundesfreundschaft des mächtigen Hauses Elfy an, aber man konnte nie auf sie rechnen, nie ihren Versprechungen trauen oder aufrichtig mit ihnen verhandeln. Als nun kund ward, daß der Vice-König den Kern seiner Truppen nach Arabien senden würde, erhoben sie abermals ihr treuloses Haupt — einstweilen im Geheimen. Sie wurden verrathen und ein Kampf auf Leben und Tod entspann sich zwischen ihnen und Mehemet. dieser aber kam den Aufständischen zuvor und beschloß, um sein Leben und die Herrschaft zu erhalten, ihren Tod. Und hier ist der schwarze Flecken in Mehemet-Ali's Regierung. Um zu Ruhm, zu Macht ohne Schranken zu gelangen, scheute er vor Nichts zurück und decretirte die Ausrottung von 15—20000 Personen, blos deshalb, weil sie seiner Herrschsucht im Wege standen. Der 1. März 1811 ward für diese Schreckensthat, vielleicht die größte Tragödie unsers Jahrhunderts, festgesetzt. Zu diesem Tage, an dem die Investitur seines Sohnes Tumsu-Pascha stattfand, welcher die Expedition gegen die Wahabyten befehligen sollte, gab Mehemet im Burgpalast (Mukattan) in Kairo ein großes Fest- und Abschiedsessen und hatte auch alle Anführer und alle Mameluken höflichst eingeladen. Der Mukattan liegt auf einem kleinen Hügel, der die Stadt beherrscht; enge, hochummauerte Wege führen hinauf. Mehemet hatte an seine treuen Albanesen den Befehl erlassen, alle Aus- und Zugänge zu besetzen und die Mameluken, alle ohne Gnade und Barmherzigkeit, bei ihrem Weggehen niederzuhauen. Das Fest verlief brillant; der Vice-König entließ freundschaftlichst seine Gäste — sie wußten nicht, daß sie ihr Henkersmahl genossen — und diese betraten die erwähnten engen Sträßchen, wo die Albanesen ungeduldig harrten. Diese stürzten sich auf die ahnungslosen Opfer, Verzweiflungsrufe, Schwertgeklirr und Todesröcheln folgten im Nu auf einander. Das warme Blut floß in Bächlein hinab — — — es war ein furchtbares, grauenerregendes Schlachten!! Ein Einziger entkam, Hassem-Bey, der Bruder des oben angeführten Elfy. Todesangst macht tollkühn. Mit einem Satz war er auf seinem Pferde und spornte es mitten durch die Reihen der mordenden Soldaten, zurück in den Palast selbst — hinauf auf die Plattform des Hauses. Dort ein Ruf an sein treues Pferd — er schloß die Augen — ein gewaltiger Satz des Thieres in die Luft — und Hassem flog mehr als 20 m hinab auf den Boden! Das edle Roß war

todt, der tollkühne Reiter hingegen blieb gänzlich unversehrt — befreundete Fellachen versteckten ihn in ihren Häusern. Noch heute trägt jener Platz den Namen: Der Mameluken-Sprung. Dieser Unglückliche war der Einzige, der das tragische Ende seiner Waffengenossen erzählen konnte. Aber dies schreckliche Drama, diese gräßliche Rettung zerrütteten seinen Geist — er wurde wahnsinnig. Hassem (el Meschnun el Meschin = der arme Narr) lebte noch lange und stand bei den Arabern in großer Verehrung. — Diese Schreckensscene erzählte mir mein arabischer Führer, während ich von der Plattform des Mukattan das herrliche Panorama bewunderte, das sich vor meinen erstaunten Blicken ausdehnte. Der alte Araber fügte noch mit bewegter Stimme hinzu: „Siehst du, von hier sprang das Pferd mit Hassem hinab, der sich dem Propheten anempfohlen. Dieser milderte die Wucht des Falles und rettete ihn, denn es war sein Wille, daß wenigstens einer dieser Unglücklichen ihr schreckliches Ende erzählen könnte. Was waren diese Mameluken für Soldaten! Ihr Hinschlachten war ein himmelschreiendes Verbrechen. Gottes Fluch über den Anstifter — Allah jachera betu!" Ja, die Politik ist etwas Gräßliches, oder vielmehr, man bedient sich ihres Namens, um Schandthaten zu begehen, hat einmal ein Historiker geschrieben. Während des Hinmordens Derjenigen, die vor 10 Minuten noch seine Gäste gewesen, hielt Mehemet sich in seinem Zimmer eingeschlossen. Seine Umgebung ließ später — wahrscheinlich um es als Herzensgüte auslegen zu können — verlauten, er wäre bleich und höchst aufgeregt dagesessen mit zitternden Knien, ja er hätte zur Stärkung ein Glas Limonade verlangt, da Ohnmacht ihn anwandelte. Aber welches Steinherz bliebe in solchen Augenblicken ungerührt und kalt? Dieses schreckliche Drama fand Anklang und Echo in ganz Aegypten. Der größte Theil der Mameluken ward in den einzelnen Provinzen ausgerottet; nur geringe Ueberreste fanden Mittel und Wege zur schleunigen Flucht in das nahe Abessinien. Uebrigens — warum es verschweigen? — verbot der Vice-König die dem Blutbade Entronnenen weiter zu verfolgen, „denn die Kaste wäre es, die er dem Tode anheimgegeben habe, nicht die einzelnen Individuen". Und wirklich: er nahm mehrere der Ueberlebenden wieder in seinen Dienst, ließ ihnen ihre Habe und ihr Vermögen, ja er setzte sogar Pensionen aus für die Frauen und Kinder der Gefallenen. — So hat Mehemet-Ali an einem einzigen schrecklichen Tage das Ziel erreicht, welches die Politik der hohen Pforte seit Jahrhunderten verfolgte. Schon längst war es Mehemet's Wunsch und Sehnen, seine Truppen nach europäischer Weise zu organisiren, aber schon der erste schwache Versuch i. J. 1815 mußte aufgegeben werden, denn die türkischen und albanesischen Soldaten widersetzten sich und das konnte ihm selbst gefährlich werden. Er schlug andere Wege ein und entledigte sich dieser Ungehorsamen zu seinem eigenen doppelten Vortheil, indem er sie nach Arabien, Kordufan und dem Senaar auf Eroberungen aussandte. Diese Länder wurden 1820 seiner Herrschaft unterworfen. Leider verlor Mehemet im Senaar seinen Sohn Ismael-Pascha, der einen erbärmlichen Tod in einer Schlinge fand, die ein Häuptling ihm gelegt hatte. Defterdar-Bey, der Schwager des Vice-Königs, rächte diesen Meuchelmord auf fürchterliche Weise. Nach diesen Ereignissen, während deren sein Reich sich ungeheuer ausgedehnt hatte, beschäftigte sich Mehemet mit der Hebung und Verbesserung aller Zustände und Verhältnisse im ganzen Lande; dies gebührlich darzuthun, würde mich aber viel zu weit führen.

R.

Bücherbesprechungen.

— Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Napoleonische Initiative 1809 und 1814. Ein Vortrag. Mit zwei Skizzen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Der Verfasser sucht in diesem Vortrag an dem Handeln Napoleon's in zwei denkwürdigen Augenblicken seiner Feldherrnlaufbahn eine Erläuterung jener Worte Moltke's zu geben, daß im Kriege vom Beginn der Operationen an Alles unsicher sei, außer was der Feldherr an Willen und Thatkraft in sich selber trage. In dem ersten Beispiel vom Beginn des Feldzuges 1809 weist der Verfasser nach, wie das Verhalten Napoleon's auch für die heutige Kriegführung noch mustergiltig sei, da die damalige Lage auch bei den jetzigen Mobilmachungs- und Aufmarschverhältnissen leicht eintreten könne. Die Handlungsweise Napoleon's lehre die richtige Art, wie ein Einbruch des Gegners abzuwehren sei, wie es gelte, aus der Rolle des Angegriffenen alsbald mit kühnem Griffe sich herauszuwinden und selbst zum Angreifer zu werden. In dem zweiten Beispiel, den Gefechten vom 9. bis 14. Februar 1814 bei Champaubert, Montmirail und Etoges sehen wir Napoleon mit derselben Kühnheit handeln, wie einst an der Beresina. Das kleine Schriftchen wirkt in seinem engen Rahmen recht lehrreich und wir machen besonders auf die Schlußbetrachtung aufmerksam. Besonders angenehm hat uns auch die gerechte Würdigung der Erhebung des österreichischen Volkes im Jahre 1809 berührt, von preußischer und russischer Seite wollte man bisher diese Befreiungsthat, wenngleich sie mißglückte, nicht recht gelten lassen. Erst Oncken hat hier den Bann der tendenziösen Geschichtsschreibung gebrochen.

—r.

— Ein schlichter Strauß. Gedichte von A. L. v. M. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 141 S. Eleg. geb. 3 ℳ; und aus demselben Verlage: Nachklänge aus Zion, von Mathilde Grütter. Zweiter Band. 160 S. Eleg. geb. 3 ℳ 50 ₰. — Wenn es in der Widmung der ersten Gedichtsammlung heißt:

Ein schlichter Strauß ist's, den ich hier
In deine lieben Hände leg'.
Die kleinen Blumen blühten mir
An meines jungen Lebens Weg.

Sie sproßten auf des Herzens Grund,
Ich brach sie gern und hob sie auf,
Und ist der Strauß nicht reich und bunt,
Ein matter Duft liegt wohl darauf —

so hat die anonyme Verfasserin ihre Gedichte nicht unrichtig charakterisirt; wir müssen gestehen, daß allerdings der Duft oft recht matt ist, der den meisten Blüthen des schlichten Straußes eignet. Daran vermag auch das freundliche Vorwort nichts zu ändern, das Hofprediger Dr. Braun in Stuttgart den Poesien zum empfehlenden Geleitswort mit auf den Weg gegeben hat. Jener römische Dichter hat bekanntlich den Rath gegeben, die Erzeugnisse des dichterischen Genies erst eine ganze Reihe von Jahren zu weiterer Prüfung liegen zu lassen; die hier gebotenen Poesien würden nach zehn Jahren auch nicht mehr den Beifall ihrer eigenen Schöpferin finden. Hier und da trifft man indessen schon etwas ganz Anerkennenswerthes. So hat das Gedicht „Meine Heimath" und der Cyclus „Die Geschichte einer Königsblume, Jadwiga von Polen" mehr poetischen Schwung, als er in den anderen Darbietungen zu Gebote steht. Die Form hat noch recht viele Mängel, Kürzungen, Dehnungen, allerlei Verrenkungen und viel Unreinheit in den Reimen. Nicht allein daß „gewiß" und „Paradies", „geirrt" und „geführt" u. s. w. als Reime auftreten, S. 104 lesen wir den Vers:

Der Sturm hat ausgetobet
Und still ist die Seee
Die muntern Vögel ziehen
In dunstiger Höhe (!).

Auch die überaus häufige Anwendung des Apostrophs ist ein Zeichen der Ungelenkheit. — Wie dieser „schlichte Strauß" behandeln auch die „Nachklänge aus Zion" meist religiöse Stoffe. Mathilde Grütter hat eine größere Gewandtheit in der poetischen Form, und wir können uns im Allgemeinen zustimmender über diese dichterische Gabe aussprechen. Die einleitenden Gedichte „Widmung", „An die Schwestern", „An die Leser" sind recht wohl gelungen. In den Liedergruppen „Sonne, stehe still", „Der Hirtenstab", „Zeichen der Zeit" u. s. w. sind oft sinnige Gedanken durchgeführt. Weniger kann man „Wer weiß?" mit den beiden Gedichten „Ninive" und „Hamburg im Cholerajahr 1892" billigen. Das biblische Wort aus Jonas 3 hat nicht einen Ton, wie ihn die Verfasserin in allen möglichen Wendungen: „Wer weiß?" „Ich weiß", „Ach ja, ich weiß" u. s. w. anschlägt; wir können der Spielerei nicht rechten Geschmack abgewinnen. Ihr Hamburg hat die Verfasserin nicht gerade loben mögen; recht kritische Töne läßt sie in der „Braut Christi in Hamburg" erklingen. Wird wirklich die „Kirche" des Herrn, seine Braut,

Aus Gliedern der Hamburger Kirche erbaut,
Zur Hochzeit des Lammes geladen?!

Hier und da fehlt freilich der poetische Hauch. Hinkende Versfüße, unnöthige Worte, die als Lückenbüßer dienen, „nun", „denn" u. s. w. tragen nicht zur Verschönerung bei. Im Großen und Ganzen aber wird ja für manche Leser die Aufgabe gelöst sein, die dem Dichter zufällt, zu nützen oder zu erfreuen. Der Ertrag des Buches soll wie der des vorigen wohlthätigen Zwecken dienen.

D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 92. Sonnabend, den 1. August. 1896.

Die Universität Ingolstadt als Bildungsstätte des sächsischen Adels.

Von Dr. phil. Kurt Krebs.

Die Ueberschrift des folgenden historisch-pädagogischen Bildes aus dem Ende des 15. Jahrhunderts legt gewiß jedem patriotisch gesinnten Sachsen die berechtigte Frage auf die Lippen: Weshalb studirte der damalige sächsische Adel nicht in dem heimischen Leipzig, das ja schon seit 1409 eine Universität hatte? Die Antwort ist zum Theil schon längst gegeben in den von Böcking herausgegebenen „Epistolae obscurorum virorum", d. h. Briefe der Dunkelmänner, in Seidemann's „Reformationszeit in Sachsen" und in jenem Beitrage zur Sittengeschichte der Universität Leipzig von Br. Stübel, der sich findet im „Archiv für die Sächsische Geschichte Neue Folge" Bd. 4 S. 12. Daß jene Frage aufs Neue gestellt wird, hat seinen Grund in Handschriften*), die im v. Einsiedel'schen Burgarchive zu Gnandstein neu aufgefunden wurden und unsere Kenntniß der älteren Leipziger Universitätsverhältnisse nicht nur in vielen Stücken bestätigen, sondern auch um manches Wissenswerthe bereichern.

1. Also zunächst die Beantwortung der Frage: **Weshalb studirte der damalige sächsische Adel nicht in Leipzig?**

Haugold v. Einsiedel auf Gnandstein, der neben seinem bisher kaum gekannten Lehrer, dem Orator und Dr. Johannes Riebner zu Ingolstadt, der Hauptverfasser der hier in Betracht kommenden Briefe ist, studirte anfangs gleich seinem Bruder Wilhelm selbst in Leipzig, und so mögen gleich diesem adligen Brüderpaare noch manche Glieder des sächsischen Adels hier studirt haben; die endlich im Druck erschienene Matrikel der Universität Leipzig giebt Geschichtsfreunden bequeme Auskunft hierüber. Aber schon im Jahre 1484 werden Haugold v. Einsiedel und jetzt sein Bruder Johannes in der Matrikel der ehemaligen Universität Ingolstadt gefunden. Weshalb also dieser Wechsel? Hören wir Haugold v. Einsiedel selbst hierüber! Am 12. Januar 1485 schreibt er von Ingolstadt aus seinem Vater: „Denn der Doktor großen Fleiß an uns wendet, auch solches Geld, wie mich bedünket, wohl verdienet. Ich weiß jetzt erst, was wahre Kunst, d. h. Wissenschaft, ist, und beklage mich darüber, daß ich so lange in den vorigen verschmählichen Künsten — die mir keinen Nutzen tragen, noch je getragen haben; noch, so ich hundert Jahre mich ihrer befleißigt hätte, wüßte ich nicht einen Frommen, der mir daraus entspringen möchte — gelegen habe. Denn die vorigen meine Meister, d. h. Professoren zu Leipzig, den rechten Grund nicht gewußt haben, und ich glaube, ich wollte ihnen jetzt selbst zu raten geben, es sei lateinische Briefe zu machen oder in anderen Dingen, die wahren Nutzen bringen!" In einem Briefe vom 28. Januar 1485 heißt es: „Was zur Gelehrsamkeit gehört, das habe ich mir vorgenommen, mit allem Fleiß zu vollenden. Was ich versäumt habe, auch das Gelernte von den vorigen Meistern, das mir und meinem Bruder nicht zu Nutze gereichen möchte, ist eine große Menge. Nun aber der rechten Kunst zu lernen, was mir und meinem Bruder Nutzen bringt, werde ich keine Zeit vorüber lassen, auch meinen Bruder unterweisen, solches sich zu gebrauchen, was versäumt ist worden, wieder zu bringen." Hatte Haugold v. Einsiedel der Universität Leipzig seiner Studienzeit bisher Zwecklosigkeit der wissenschaftlichen Arbeit, Unkenntniß ihrer Lehrer und Mängel im Lateinunterricht tadelnd nachgeredet, also ihre Ziele angegriffen, den Werth ihres Lehrkörpers geschmäht und ihre nicht der Tüchtigkeit des einzelnen Professors überlassene Lehrweise herabgewürdigt, so wird er in einer Aeußerung eines späteren Briefes noch schärfer. Am 7. April 1485 schreibt er seinem Vater von Ingolstadt aus: „Wäre ich noch länger zu Leipzig geblieben bei den Meistern, die ich da gehabt habe, so hätte nicht viel gefehlt, ich wäre im Grund verdorben, und solch unnützes Ding, dem ich dort nachgehen mußte, wäre nimmer von mir gegangen!" Und mit ebenfalls sich steigernder Bitterkeit spricht sich über die Universität Leipzig jener Tage aus Dr. Johannes Riedner, der Lehrer Haugold's v. Einsiedel zu Ingolstadt. Dem Urtheile, zu dem unser ehemaliger Leipziger Student gekommen sein kann durch Vergleichung früherer Erfahrungen mit den gegenwärtigen, durch Spiegelung des eigenen lieben Ichs in den Kenntnissen von Besuchern anderer damals blühender Universitäten, z. B. von Wien und Erfurt, oder endlich durch gedankenlose Nachtreterei dessen, was das allgemeine Urtheil über das damalige Leipzig war und von den Professoren der Universität Ingolstadt aus egoistischen Gründen gern verbreitet wurde, wird also das eines Universitätslehrers angereiht. Worin dieses begründet sein mag, ist jedem Pädagogen leicht verständlich: Zöglinge aus verschiedenen Landestheilen, aus verschiedenen Ständen, mit verschiedener Beanlagung und Schulung führen den denkenden Schulmann nur zu leicht zu Vergleichungen. Inwieweit dieser psychische Vorgang in Riedner beeinflußt worden durch egoistische Momente, ist freilich nicht nachzuweisen; wenn sie aber keine unwichtige Rolle gespielt haben, so ist das nur menschlich und darum verzeihlich. Und wie lauten Riedner's Urtheile über Leipzig? 1487 am 26. September schreibt er über seine beiden Pfleglinge nach Gnandstein: „Sie haben es bei meiner Ehre nicht übel angelegt und gelernt nicht in Leipziger Kunst, sondern in Oratoria, d. h. Beredtsamkeit, und anderem, das ihnen und dem Adel zusteht zu lernen und fromm und ehrbar ist, so lange sie leben," und am 20. November desselben Jahres heißt es in einem Briefe Riedner's: „Ich bin verpflichtet alle Tage zwei Stunden im Hause zu lesen und sie zu unterrichten nicht in Leipziger Künsten, die Lack, d. h. Firniß sind, und armer Leuten Kind dienen, die Schulmeister werden wollen, sondern in Künsten, die Fürsten und Herren und dem Adel dienen." Diese Urtheile geben deutlich Riedner's Standpunkt zu erkennen, von dem aus er kritisirt: es ist die Nützlichkeit einer Universität für den einzelnen Stand, und von ihr aus erscheint ihm Leipzig als eine Art modernes Volksschullehrer-Seminar, aber Ingolstadt als eine Adels-Akademie der Gegenwart. Und doch hat Riedner im Gegensatz zu seinem Schüler Haugold v. Einsiedel wenigstens ein Lob für Leipzig, nämlich das der Billigkeit; er spricht es aus in den Worten: „Darum, ob sie, d. h. die Studenten, mehr verzehren (nämlich zu Ingolstadt) als zu Leipzig mit Wein bei den Besten vom Adel und bei solcher Belehrung, so soll es Euch keine Beschwerung sein!" Mehr noch hören wir über die Universitätsverhältnisse des damaligen Leipzig aus den Urtheilen über die Universitäten Italiens, an denen die angeführten Briefe reich sind: in Allem, was an jenen fernen Schulen gelobt wird, läßt sich ein Tadel Leipzigs lesen. Da schreibt Haugold seinem Vater schon am 28. Jan. 1485: „Unseres Studiums halben hätte ich gerne geschrieben, als Herr Otto (v. Harras) hier war; ich meinte aber, Ihr würdet es mir übel auslegen. Da Ihr es aber selbst anregt, so glaube ich, was ich auch von anderen Leuten höre; ich merke und erkenne, daß in Welschland, woher all unser Können kommt, mehr in einem Jahr gelernt wird, als wir in dreien thun mögen. Demnach wäre meine Bitte, sein (des Bruders Johannes) und mein Rat, wenn es Euch gut scheinet, mich dahin zu schicken." Und im Briefe vom 7. April 1485

*) Buchstäblich genau gedruckt sind sie in dem Buche: „Haugold v. Einsiedel auf Gnandstein, der erste Lutheraner seines Geschlechts" von Kurt Krebs Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung 1895.

heißt es aus Haugold's Feder: „Ich bitte fleißig, wollt mir behilflich sein und, was mein Frommen wäre, betrachten. Auch v. Kreitzen hat mir davon gesagt, da er am Sonntage Lätare bei mir gewesen ist; er konnte nicht genug davon sagen und vorloben, wie gut die Doctoren drin, d. i. in Italien, sind, wie fein die Ordnung Lesens halben und in allen anderen Dingen gehalten wird." Erscheinen in diesen studentischen Urtheilen die Universitäten Italiens als die Quellen der Gelehrsamkeit und die Deutschlands als in sich lebensunkräftige Bildungsstätten, jene als Musteranstalten in Bezug auf Erfolg, diese als Plätze für Sisyphusarbeit, so in denen des oft genannten akademischen Lehrers doch nicht ohne Mängel. Er schreibt am 11. December 1486: „Und nachdem, da niemand für den Sommer gen Rom oder nach Welschland zieht — denn da keine Uebung ist oder wenig ausgerichtet wird und denen, die vorher in den Landen nicht gewesen sind, das Fieber und viel Krankheit zusteht und auch die Pestilenz jetzt in Welschland regiert, auch jeglicher sich anschickt, im Herbste hineinzuziehen und im Winter der Luft gewohnt zu werden — ist wohl zu rathen, daß Ihr ihn, d. h. Haugold, im nächsten Herbst mit dem Bünau und dem Sohne Herrn Dietrichs (v. Harras) gen Rom laßt ziehen und mit anderen, auf daß er solche Bücher, die er hier hat angehört, mit seinem großen Nutzen möge aushören." Nach Riedner's Ausspruch war es also mit der Sicherheit großer und schneller Erfolge in Italien doch nicht so ganz gewiß, namentlich aber ist ihm die Gefahr für die Gesundheit ein Moment, das Deutschen den Werth welscher Universitäten sehr verringerte. Noch ein dritter Punkt war nach Riedner's Urtheil ebenfalls in Betracht zu ziehen, bevor ein deutscher Student nach Italien zog; er nennt ihn in folgenden Worten eines Briefes vom 26. Sept. 1487: „Doch Eigenschaft aller Hohen Schulen in welschen und deutschen Landen ist es, daß er nirgends billiger zehren kann, besonders nicht in Welschland, soll er mit Kost und Lehre so gesund gehalten werden, wie bei mir!" — Was Ingolstadts Ruf begründete, war also die glückliche Lage in goldener Mitte: Im Süden hatte es zu Nachbarn die italienischen Hochschulen mit ihrem guten wissenschaftlichen Rufe, ihren kaum erfüllbaren Ansprüchen an Hab und Gut und ihrer Lage in einem ungesunden Lande, im Norden aber das meißnische Leipzig mit seinen leicht zu befriedigenden Bedürfnissen, seiner reichen Frequenz durch die Kinder armer Leute und mit seinem Widerstreben gegen wissenschaftlichen Fortschritt, deshalb stellt der Besuch der ehemaligen Universität Ingolstadt dem sächsischen Adel jener Zeit lobend Zeugniß aus über ernstes wissenschaftliches Vorwärtsstreben, das sich nicht von Localpatriotismus einengen ließ, über praktischen Sinn, der sich nicht in Gefahr begab für Leib und Leben, und über starkes Standesbewußtsein, das ein Heraustreten aus der angeborenen Lebenslage nicht gern erlaubte.

2. Außer den Gebrüdern v. Einsiedel aus Gnandstein studirten um 1486 zu Ingolstadt u. A. folgende Meißner Edelleute: Abt Heinrich v. Schleinitz aus Chemnitz, 2 Herren von Bünau, Wolfgang v. Harras aus Lichtewalde bei Chemnitz und Andreas Pflug aus Knauthain bei Leipzig. Genannt finden sich außerdem noch in den Briefen Haugold's ein Herr Christoph v. Botschütz aus Weistropp bei Dresden und der schon angeführte v. Kreitzen aus dem Altenburgischen, jedoch ist ihr näheres Verhältniß zur Universität Ingolstadt nicht bekannt. Es bestätigen diese Namen gewiß die schon citirten Worte Riedner's, daß zu Ingolstadt die besten des meißnischen Adels studirten, und so soll an zweiter Stelle eingehender die Frage beantwortet werden: „Was bot die ehemalige Universität Ingolstadt dem meißnischen Adel in wissenschaftlicher Beziehung?" Vom Lehrkörper der einstigen Universität Ingolstadt sind aus jener Zeit nur wenige Personen in weiteren Kreisen bekannt: der Rector Johannes von Adorf, der Professor der Philosophie und Theologie war, und der schon oft genannte Riedner aus Altdorf bei Nürnberg, welcher sich im März 1484 in die Matrikel eintrug als „dns Johannes Riedner de Altdorf arcium ac Juris pontificij doctor oratorque et poeta". Seine im Burgarchive zu Gnandstein erhaltenen Briefe, die in sehr kleiner aber gut lesbarer Schrift geschrieben sind, erlauben einen tiefen Blick in das Geistesleben dieses bisher fast unbekannten Mannes. Es ist gewiß höchst bezeichnend, daß Riedner sich nicht mit einem Worte als Glied der abendländischen Christenheit bezeichnet und er das kirchliche Leben seiner Zeit kaum berührt. Nur einmal redet er von den Gliedern dieser ihm scheinbar völlig gleichgiltigen Kirche, indem er sagt: „Man findet gar viel ungelehrter Bischöfe." In dieser Aeußerung darf wohl mit der Grund seiner freien kirchlichen Stellung gesucht werden: sie nährte, nach seiner Erfahrung, in ihren obersten Aemtern ungelehrte Menschen, und das war in seinen Augen, wie bald deutlich werden wird, ehrlos. So kennzeichnet diesen Lehrer an der Universität Ingolstadt also ein völliger Zerfall mit der verdorbenen Kirche seiner Zeit, was aber durchaus nicht gleichbedeutend ist mit Irreligiosität. „Mir ist Ehre lieber wie Gut!" schreibt er am 26. September 1487, und in der „Ehre" dürfen wir den Gott Riedner's erblicken. Um der Ehre willen scheut er keine Arbeit und wendet er an getreuen Fleiß; bei seiner Ehre schwört er, sie ist auch das Ziel seines pädagogischen Schaffens, und sie vor Allem sucht er an seinen Mitmenschen. Wenn er von ehrbarem Wandel in aller Zucht und Frömmigkeit redet, so ist damit nicht ein christlicher Lebenslauf gemeint: was frommte, war damals das irdisch Nützliche. Riedner's Wort: „Mir ist Ehre lieber wie Gut" wird gegenwärtig wohl vielfach dahin ausgelegt werden: Habe ich Ehre, so bin ich zufriedengestellt. War das Riedner's Sinn? Wohl borgt er seinen Pfleglingen, wohl borgt er auch um seiner Studenten willen selbst, aber er thut es nur in berechtigtem Vertrauen: Nur gegen schriftlichen Contract über sein künftiges Soll und Haben nimmt er Zöglinge zu sich, und einige Adlige sind Zeugen, wenn er mit einem von ihnen seine Forderungen berechnet; er mahnt zuerst höflich und später ernst, wenn man ihm zu lange schuldet, er entschuldigt auch galant bei Vergeblichkeit seiner Bitten, aber endlich schickt er doch auf Kosten des adligen Vaters von Ingolstadt bis Gnandstein einen Boten, um seine Forderungen beglichen zu erhalten. — Aus Riedner's Stellung zur damals herrschenden Kirche, zu dem Ehrbegriff und zu den Gütern dieser Welt ergiebt er sich als ein echter Humanist: er ist ein feines Weltkind im wahren Sinne des Wortes, vornehmes Auftreten ist sein Ein und Alles, die schöne Form ist das Ziel seines Sinnens und Trachtens. — Von dieser Vertiefung in das Ideal eines Lehrers der einstigen Universität Ingolstadt wenden wir uns zu seinem Verhältniß zu der Hochschule selbst. Der Verleumdung gegenüber, unter der Studenten damals nicht selten zu leiden hatten, ist ihm die gute Meinung der ganzen Universität Wahrheitsbeweis für seine Entschuldigungen; mit dem allgemeinen Urtheile seiner Wirkungsstätte kräftigt er dem Laien gegenüber die Richtigkeit seiner eigenen Ansichten, und aus ihrem Ansehen leitet er die Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen ab. Zur hohen Meinung über seine eigene Wirkungsstätte hat ihn nicht allein persönliche Eitelkeit gebracht: sie ist begründet, wie wir hörten, in gründlicher Kenntniß der Schwesteranstalten des Nordens und des Südens. Seine Werthschätzung Ingolstadts ist es, die ihn fleißig um Zöglinge werben läßt; so schreibt er am 13. Januar 1487: „Ihr habt mir geschrieben und mich vertröstet, mir förderlich zu sein, daß ich mehr Edelleute aus dem Lande Meißen erobere und erkriege" d. h. durch einen friedlichen Krieg gewinne, und schreibt weiter: „Ich bitte Euch, daß Ihr solches wollt thun, es erscheine," d. h. es werde wahr, „daß ich Euren Fleiß und guten Willen gegen mich erkenne!" Und wie gern er in Ingolstadt Studirende für längere Zeit an sich fesselt, ist zu hören aus den Worten: „Ich will sie bei mir behalten; denn wo ich Euch könnte Gefallen, Liebe und Dienst thun, wäre ich willig in Hoffnung, Ihr würdet auch mir förderlich sein und solches erkennen." Kurzes Studium ist Riednern ein Greuel, gründliche Versenkung in die Wissenschaft aber ein Opfer, das er um seiner Universität willen fordert. Nachdem Haugold v. Einsiedel drei Jahre in Ingolstadt gewesen war, schreibt sein Lehrer noch immer: „Wo Ihr ihn länger wolltet lassen lernen auf dem Grund, den er nun begriffen hat, was ihm wahrhaftig ehrlich noth und nützlich wäre; wenn Ihr ihn wollt länger bei mir wissen, so will ich ihm, wie ich vorher gethan habe, nicht zugeben, daß er eine Stunde die Lektionen versäume oder eine unehrliche Person zu sich führe." Ein Rückblick auf Riedner's Beziehungen zu seiner Wirkungsstätte zeigt nach Allem ein anderes Bild als sein schon dargestelltes Verhältniß zur Religion und ihren Worten: dort völliger Separatismus, hier ganze Identität; dort das Ausleben einer starken Individualität, hier stricteste Unterordnung; dort Sarcasmus und hier eine Verehrung, die nur wenig Höheres anerkennt. Noch tiefer werden wir eingeführt in die Denkweise des Docenten Dr. Johannes Riedner, wenn wir einen Blick werfen auf seine Beziehungen zu den Mitlebenden, also namentlich zu den Eltern seiner Zöglinge und zu diesen selbst. Deutlich liegen diese Verbindungen vor in seinen zahlreichen Briefen an Ritter Heinrich v. Einsiedel auf Gnandstein,

und was in ihnen auffällt, das bezeichnet wahrscheinlich auch die hervorragenden Eigenthümlichkeiten seines sonstigen schriftlichen Verkehrs. Die Adressen zeigen nicht große Verschiedenheiten, denn meist wird v. Einsiedel bezeichnet als edler und ehrenfester und nur einmal als gestrenger und geehrt durch die Bezeichnung: seinem Herrn und Förderer, als deren Attribute bald die Worte großmächtiger und lieber, bald die Worte günstiger und besonderer erscheinen; nur einmal wird v. Einsiedel außer als Ritter noch als „Rath meiner gnädigen Herrin von Sachsen" bezeichnet. Ebensowenig Verschiedenheiten weisen die Eingänge und Schlüsse der Briefe auf. Da heißt es zu Anfange meist: „Gestrenger und Ehrenfester Herr. Meinen willigen Dienst bevor," d. h. zuvor, seltener: „Ehrenfester und Edler Herr! Meinen ganz willigen Dienst und, was ich Euch Gefälliges und Behagliches thun und beweisen zu aller Zeit vermag." Von der Uebersendung der Briefe ist ebensowenig Mannigfaltigkeit zu berichten. Gewöhnlich nahmen sie die Eltern adliger Sachsen mit in ihr Land; einmal wird Dietrich v. Harras, ein anderes Mal Heinrich v. Bünau als Ueberbringer solcher nach Gnandstein bezeichnet, und eine Seltenheit war es, wenn Riedner, wie schon erwähnt, directe Boten mit Briefen schickte. — Reich aber ist gegenüber einer deutlichen Einförmigkeit alles Aeußeren der Briefe ihr Inhalt. Neben liebevollster und nachdrücklichster Entschuldigung seiner Schüler finden wir ebenso aufrichtiges Eingeständniß begangener Fehler; neben ungeheuchelter Betheuerung des höchstens Vertrauens zu dem meißnischen Adel furchtlose Erinnerung an das einst gegebene Ehrenwort; neben rühmenden Zeugnissen über sittliches Wohlverhalten und geistigen Fortschritt seiner Studenten bittere Klagen über freilebende Leute unter ihnen, die nichts schaffen und brauen als Schande und Buhlschaft mit leichtfertigen Personen; neben voller Uebereinstimmung seines und des elterlichen Urtheils über seine Zöglinge doch auch den schroffsten Gegensatz beider; neben Belehrungen über das Universitätsleben, die Gebräuche anderer Eltern und die Sitten junger Leute doch auch solch nüchterne Sätze wie: „So die Zeit lang ist, muß auch des Geldes viel sein", neben edelster Entschuldigung längerer Zahlungsversäumniß doch auch Erklärung von Fehlern seiner Schüler durch die Fehler der Eltern; neben Beweisen innigster Zuneigung der Eltern zu dem Lehrer doch auch Spuren arger Verstimmung gegen einander; neben deutlichen Nachrichten von Noblesse des Geburtsadels gegen seinesgleichen ebenso klare Beweise von hohem Edelsinn des Wissensadels. — Doch nun zu Riedner als Pädagoge im engeren Sinne! Als Psychologen zeigen ihn die Worte: „Es ist ihm nicht angeerbt oder angeboren!" und als weisen Beobachter seiner Schüler gar verschiedene Aeußerungen. Da heißt es am 26. September 1487: „Denn Ihr mögt erkennen, daß junge Leute, so sie Geld haben, zu Zeiten des Guten zu viel thun" und 1487 schreibt er: „Wo solcher Adel, der Ruthen entwachsen, bei einander ist, trinkt einer den andern an, und, wo einer nicht will, wird er verachtet und verspottet von den andern!" Riedner kannte die Säulen solch rohen Corpsgeistes gar wohl, nennt er doch geradezu Andreas Pflug aus Knauthain als einen der Verführer zur Völlerei, und von einem anderen schreibt er in folgenden Worten: „Er (Haugold) hat kein Jahr zu viel verzehrt wie mein Herr Abt Heinrich v. Chemnitz!" Zu solch offenem Auge besaß Riedner ein edles Herz für seine Studenten. Daß er stille und ehrbare Haltung, Beharrlichkeit und Fleiß, Willigkeit und Gehorsam, Sparsamkeit und andere Tugenden lobt, zeigt ihn als Gesinnungsgenossen des bekannten Humanisten Peter Paul Vergerius, daß er aber die Leidtragenden tröstet, die Betrübten aufrichtet, die geschlagenen Herzen verbindet, das zeigt ihn als einen Jünger deß, der da trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen! Man lese und urtheile selbst: Am 26. September 1487 schreibt Riedner über Haugold: „Er bekümmert sich Eures Unwillens von Herzen fast sehr, so daß es mich zu Zeiten hart bewegt, wiewohl ich es ihm mit allem Fleiße ausschlage!" In einem späteren Briefe heißt es: „Ich bitte Euch, solches ihm zu vergeben, denn er sich durch Eure Schrift und Strafe sehr bekümmert und sagt: »Helfe ihm Gott aus solcher Schuld, ehe wolle er Wasser trinken und keine Schulden mehr machen oder unnütze Zehrung führen!«" An mehr Sätzen ähnlichen Inhalts ist kein Mangel. Und derselbe Riedner, der hier süß und milde sein konnte, der war anderen gegenüber voll Kraft und Zucht, schreibt er doch am 26. September 1487 auch: „Wo ich anders (als Gutes von Haugold) vernommen oder verstanden hätte, so hätte ich es Euch geschrieben und ihn bei mir nicht behalten, wie ich denn andere von mir gethan habe, was Eurem Sohne wissentlich ist!" Er überraschte seine Schüler und strafte, wenn er Unrecht antraf: er wollte von ihnen als ihr Lehrer gefürchtet und als ihr Herr geachtet sein. „So lange der Erbe ein Kind ist, so ist zwischen ihm und einem Knechte kein Unterschied," das war nicht nur eine Erzieherweisheit des Apostels Paulus, es war auch die Richtschnur Riedner's in Ausübung der Schulzucht. — Ein Rückblick auf die Personen, die der sächsische Adel an der ehemaligen Universität Ingolstadt fand, zeigt in Johannes Riedner einen Mann voll Selbständigkeit gegenüber der herrschenden Kirche, voll lebendigster Hingabe an seine Wirkungsstätte, voll edler Mannhaftigkeit gegenüber den Vätern der sächsischen Jugend, voll seltener pädagogischer Größe in der Behandlung seiner Schüler: Alles in Allem eine Zierde des erwachenden deutschen Humanismus, zu deren Füßen zu sitzen sich der Adel nur beglückwünschen konnte.

Ueber das wissenschaftliche Leben an sich liegen in den Briefen unseres Ingolstädter Studenten und seines Docenten die weitgehendsten Nachrichten vor. Am 23. November 1485 nennt er als Zweck seines Studiums Ehre, Lehre und Nutzen und sagt damit zunächst, daß der Besuch einer Universität Ehrensache eines Adligen, also ein Gebot seines Standes, ein charakteristisches Merkmal seiner gesellschaftlichen Stellung sei. Ferner meint er, daß Geburtsadel nicht auch Kenntniß mit sich bringe, sondern sie erst erwerben müsse, und seine gesellschaftliche Stellung nicht alle Hindernisse beseitigen könne, sondern sie ebenfalls der Stärkung geistiger und sittlicher Kräfte bedürftig sei. Es entspringe also, so denkt Haugold endlich, einem Adligen aus dem Besuche einer Universität ein hoher Nutzen: nicht, daß er dann später dem Bauer seines Dorfes gleiche, der ohne Schule seine Jugend verlebe und dem Thiere gleich seine Tage verbringe; nein, meint er, er werde durch allerlei Studien gefördert, über die Marken seiner Heimath und seines Vaterlandes hinauszuschauen, verständigt, die Herkunft von Erscheinungen der Gegenwart zu beurtheilen, befähigt, mitzuwirken an dem Heile seiner Zeitgenossen, und gekräftigt, die dahinfluthenden Zeiten in feste Bahnen zu leiten. Eine Steigerung des an zweiter Stelle angegebenen Zweckes hören wir, wenn v. Einsiedel am 31. März 1485 die Absicht ausspricht, in vier Jahren Doktor zu werden oder doch ebensoviel zu können. Die Väter verfolgten freilich realere Zwecke; Haugold spricht davon in den Worten: „Es ist Herr Christoff v. d. Gabelentz bei mir gewesen und hat mir entdeckt, wie Ihr ihm mir zu sagen befohlen, daß Ihr mir etliche Gratien oder Begnadigungen, d. h. geistliche Pfründen, von unserem allerheiligsten Vater erlanget, damit fein Familiar oder Diener zu sein." Die Universität war also in diesem Falle die Bildungsstätte des späteren geistlichen Würdenträgers — gewiß eine Auffassung, die von hoher Sittlichkeit des damaligen sächsischen Adels redet. — Ueber die zur Behandlung gekommenen Lehrstoffe spricht sich Riedner aus in dem letzten seiner Briefe vom 20. November 1487 und schreibt: „Ich bin verpflichtet, alle Tage zwei Stunden im Hause zu lesen und sie zu lernen in Künsten, die Fürsten und Herren und dem Adel dienen, wie man guter Leute Kind lernet in welschen Landen in Oratoria, das ist artig, künstlich, zierlich zu reden vor Fürsten und Herren, vor Gericht und vor den Räthen im Latein und Deutsch, auch in Philosophie, in der Kunst der Sitten und Tugenden, wie sich ein Herr, Ritter und Knecht oder Prälat in seinem Stand halten soll und sich wisse zu halten gegen seine Unterthanen und Obersten, und in den Historien der Römer, wie sich die und andere in Künsten und Weisheit geübt haben, dadurch die Welt Ehre und Gut erworben, auch in Rechten und anderen Künsten." Unter Beredtsamkeit dürfen wir wohl philologische Unterweisungen, sprachliche Uebungen im schriftlichen Aufsatze und in freier, zusammenhängender Rede vor einer Zuhörerschaft verstehen, während die Philosophie mehr Moralphilosophie war, also eine Art Ethik, vielleicht gar nur Belehrung über Anstand und Schicklichkeit oder darüber, was, um modern zu reden, zum guten Tone gehörte. Die Geschichte zeigte ein unpatriotisches Gesicht, denn die „anderen" Völker sind nicht, was man an einer deutschen Universität zunächst suchen wird, die Deutschen mit ihrer Geschichte, sondern die Griechen. Gewiß berührt es merkwürdig, daß Riedner auch juristische Collegs las, doch ist das so wunderlich nicht, haben wir doch z. B. im Kgl. Historischen Seminar der Universität Leipzig jetzt auch eine Abtheilung, in der unsere künftigen Historiker ihre juristischen Kenntnisse erwerben, hervorzuheben aber ist der vollkommene Mangel irgendwelcher Arbeitstheilung in der ehemaligen Universität Ingolstadt. Während wir gegenwärtig Professoren haben für germanische und römische Sprache, für Philosophie, Geschichte und römisches Recht, war Riedner

Docent all dieser großen Wissensgebiete, die früheren Unterrichtsverhältnisse an den Universitäten glichen also unserem modernen Elementar-Schulwesen, dessen Volksschullehrer ebenfalls die unerfüllbare Aufgabe haben, lebende Conversations-Lexiken oder in jeder Facultät heimisch zu sein. Auch die in Ingolstadt benutzten Lehrbücher zeigen Aehnlichkeit mit modernen Schulverhältnissen und zwar mit denen unserer Gymnasien. Gelesen wurden schon am Ende des 15. Jahrhunderts in Ingolstadt folgende lateinische Classiker: Cassiodor, Cicero (Briefe, über die Freundschaft, über die Pflichten), Horatius Flaccus, Ovid und Virgil. Gebraucht wurden außerdem Homer, Juvenal's Rhetorik, Dekretalien eines gewissen Clementius, die Authentiken des Justinian und ein Vocabular. — In Riedner's Lehrweise führt so manche Aeußerung der erhaltenen Briefe. Da schreibt Haugold v. E. am 12. Jan. 1485: „Denn die Bücher, die Ihr mir vorher geschickt habt, taugen nichts, wenn eins aus dem andern erläutert oder geschüttet wird.“ Und am 23. November 1485 heißt es aus derselben Feder: „So Ihr wollt, wie ich meine, daß ich mich zu ehrbaren und redlichen Leuten halten soll mit dem Studiren, Resumiren, d. h. Wiederholen oder Ueberlesen, dadurch einer etwas mehr lernt, hört und unterrichtet wird“ u. s. w. Bücher waren also die Quellen des Wissens, Bücher auch die Beweise für die Richtigkeit gefundener Wahrheiten, es war also keine Benutzung, z. B. der umgebenden Natur, Sitte zur Veranstaltung von Kopf und Herz fördernden Betrachtungen, kein Belauschen des eigenen Leibes- und Seelenlebens gebräuchlich. Außer der Kenntniß der Vererbung scheint man nur noch die der Bedeutung des Gedächtnisses gehabt zu haben, von weiteren Wissensgebieten der Psychologie aber findet sich keine Spur, und so verräth es nur den edlen Menschen in Haugold v. E., wenn er in dunklem Drange eine bequemere Lehrordnung und bessere Lehrweise als den rechten Weg ansieht, mit größerem Nutzen zu studiren. Zum Schlusse dieser Ausführungen über das wissenschaftliche Leben zu Ingolstadt sei noch erwähnt, daß blutjunge Studenten, also Leutchen von 10 bis 15 Jahren sich besondere Hofmeister, d. h. Hilfslehrer hielten — und mit 2 Paar Hosen im Jahre lohnten! Ueber eine Reise von sächsischen adligen Studenten nach Ingolstadt schreibt unser Berichterstatter am 28. Januar 1485, also wohl nach seiner Rückkehr aus den Weihnachtsferien, ungefähr Folgendes: Der Kaufmann Hans Umbehau aus Nürnberg begleitete uns. Als wir über über den Frankenwald ritten, kam er plötzlich mit ausgezogenem Schwerte auf mich zu und sprach: „Gieb dich gefangen, Haugold, du bist in einem anderen Lande!“ daß ich nicht wußte, wie ich's verstehen sollte. Ich zog auch mein Schwert und sprach, er solle bedenken, wozu wir ausgeritten wären und wie schimpflich er sich betrüge. Als wir vielleicht eine Meile geritten waren, sprach Umbehau: „Ich habe ein Schloß vielleicht vier Meilen von hier, Euer Vater wird's nie erfahren, wenn Ihr mit mir zieht; ich will Euch dort gar gütlich thun!“ Ich sagte, daß wir nicht spazieren geritten seien und ich seine ganze Handlungsweise nicht verstünde. Nun weiß ich, weshalb Ihr mich in Euren Schriften vor ihm gewarnt habt und vor Leuten, die mit ähnlichen Worten mich überraschen würden.“ Diese öffentliche Unsicherheit war es, weshalb der adlige Student allein nur selten die Stadt Ingolstadt verließ und weitere Reisen mit dem Lehrer nur bei größerer Betheiligung und in Wagen ausgeführt wurden, z. B. nach Augsburg. — Ueber die Pensionsverhältnisse eines adligen Sachsen in Ingolstadt schreibt Riedner am 26. September 1487: „Ich gebe ihnen täglich zweimal genug Franken- und Neckarwein und vier Gerichte Essen. Wiewohl der Wein jetzt ganz theuer ist, nehme ich nicht mehr von einem als 32 Gulden, auch für die Herberge und für die zwei Stunden, die ich ihnen täglich lesen muß und sie zu der Lehrung halten.“ Ergiebt auch diese geringe Summe 15 mal genommen 480 Gulden als heutigen Pensionspreis, so wundert sich gewiß ein jeder noch über die Geringfügigkeit des Aufwandes, mit dem ein sächsischer Adliger in Ingolstadt auskam. Deutlicher aber wird die Kostspieligkeit eines studentischen Aufenthaltes daselbst, wenn wir Haugold's erhalten gebliebenes Ausgaben-Register ansehen. Mit diesen 480 Gulden war nicht eine sogenannte „volle Pension“ erworben, der Student mußte sich vielmehr selbst das Bett beschaffen, den Tisch kaufen, Holz zur Winterfeuerung besorgen und noch Manches erwerben, was man, wie es wörtlich in jenem Register heißt, ihm nicht umsonst gab, z. B. Bäder, Reinigung der Wäsche und Licht. Außerdem waren Abendessen bei Professoren, die dankbaren Studenten unvergeßlich bleiben werden, nicht Gebrauch; das Gegentheil war üblich, und eine solche „Ehrung“ der Doktoren kam einmal dem einzelnen meißnischen Edlen 3 Gulden und 54 Pfennige. Auch von dem Aeußeren eines dortigen Studenten erhalten wir ein lebendiges Bild. Den Kopf deckte ein Barett für ½ Gulden, und den Oberkörper kleidete im öffentlichen Verkehre ein Rock aus rothem englischen Tuche, der mit Barchent gefüttert war. Die Stoffe wurden ungefärbt und ungeschoren gekauft und erforderten 18 Pfennige Färber- und 42 Pfennige Tuchschererlohn; die Herstellung des Rockes durch den Schneider kostete 6 Schillinge. Kam in der Familie eines Studenten ein Todesfall vor, dann wurde dieser rothe Rock schwarz gefärbt, was 4 Schillinge machte; es wurde wohl auch zu einem neuen Rocke schwarzes englisches Tuch gekauft, das 12 Gulden kostete. Die Beine kleideten Hosen, die mit dem Oberrocke gleiche Farbe hatten, und die Füße deckte Schuhwerk, das jährlich an 2 Gulden erforderte. Daheim sah der Student freilich etwas anders aus. Hier trug er Joppen aus Barchent und sogenannte Trippen, d. h. Schuhe aus Holz oder Leder. Das Hemd wurde aus schwäbischer Leinwand hergestellt, und es wurden zu Zeug für 7 Stück 3 Gulden bezahlt; das Macherlohn betrug in diesem Falle 3 Schillinge und 22 Pfennige. Daß gerade bei diesem internen Kleidungsstücke noch von 10 Ellen schwarzer Borte für 50 Pfennige geredet wird, berührt eigenthümlich; war's ein Zeichen der Trauer oder welchen Zweck hatte es sonst? Als Sommertracht trug der Student eine Art Kammgarnstoff, der mit Brokat geziert war; mit Hosen und Barchent als Futtertuch und dem Schneiderlohne kostete das Sommerkleid insgesammt 9 Gulden. Hören wir weiter, daß die Inscriptionskosten 1 Gulden betrugen, dem Universitätsaufwärter vierteljährlich 12 Pfennige zu zahlen waren und für Besorgung von Geld aus Nürnberg hohe Beträge gefordert wurden, nämlich von 1 Gulden gewöhnlich 6 Pfennige und für 1 Meile Weges 8 Pfennige, so ist verständlich, daß der adlige Sachse gar leicht in finanzielle Schwierigkeiten kommen konnte, namentlich dann, wenn die Väter theilnahmen an Kriegen ihrer Landesherren gegen fremde Mächte, oder nahe Verwandte, wie Hildebrand v. Einsiedel auf Prießnitz, in kaiserliche Haft geriethen und nur gegen hohes Lösegeld wieder frei werden konnten, und die Nürnberger Bankhäuser, z. B. das von Hans Umbehau, zu weiteren Vorschüssen keine ausreichende Sicherheit hatten.

Bücherbesprechung.

— Literarisches Centralblatt für Deutschland. Begründet von Friedrich Zarncke. Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarncke. Verlag von Eduard Avenarius in Leipzig. Preis vierteljährlich 7,50 M. — Auch in dem vorigen Quartal, das die Nummern 14—26 umfaßt, hat das „Literarische Centralblatt“ seinen alten guten Ruf bewahrt und sich als das, was sein Titel besagt, erprobt. Die kritische Rundschau über die Erscheinungen der deutschen, deutsch-österreichischen und schweizerischen Literatur auf allen Gebieten und über die hervorragendsten derartigen Werke des Auslandes war auch diesmal ebenso reichhaltig wie vornehm und sachlich gehalten, so daß man aus dieser kritischen Rundschau ein übersichtliches Bild von allen einigermaßen wichtigen Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und auch der Kunst gewinnt, und dieses Bild wird man um so freudiger willkommen heißen können, als es ungefälscht ist und die namhaftesten Gelehrten sich nach wie vor redlich bemühen, mit größtmöglicher Objectivität ihr Urtheil im „Literarischen Centralblatt“ abzugeben. Außerdem bringen die einzelnen Nummern die Angabe des Inhalts der wissenschaftlichen, wichtigeren belletristischen deutschen und einiger besonders wichtiger ausländischer Zeitschriften, ferner einen Ueberblick über die hauptsächlichsten ausführlicheren Recensionen in den verschiedensten Zeitschriften, eine fortlaufende Bibliographie der neusten wissenschaftlichen Erscheinungen des deutschen Sprachgebietes, wie auch der wichtigsten Erscheinungen der ausländischen Literatur, eine Uebersicht über die Universitätsschriften und Dissertationen, sowie über die Schulprogramme des Deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs, sodann die Vorlesungsverzeichnisse sämmtlicher Hochschulen des Deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs und endlich allerlei Nachrichten aus der Gelehrtenwelt über vorgekommene Anstellungen, Auszeichnungen und Todesfälle. Das „Literarische Centralblatt“ verdient nach wie vor die rege Antheilnahme nicht nur der gelehrten Welt, sondern aller Gebildeten. Dr. K. S—n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 93. Dienstag, den 4. August. 1896.

Arbeiterschutz in England.

Von A. B.

Das geltende Arbeiterschutzrecht beruht auf dem großen Codificationsgesetz von 1878 (Factory and workship Act), welches namentlich durch die Novellen von 1891 und 1895 ergänzt ist, und von uns der Kürze wegen als Fabrikgesetz bezeichnet wird. Das Fabrikgesetz erstreckt sich auf Fabriken und Werkstätten, und der Unterschied zwischen beiden wird unangesehen der Zahl der Arbeiter darin gefunden, daß in den ersteren Maschinen durch mechanische Kraft bewegt werden. Aber daneben ist eine Liste von neunzehn Betriebsarten aufgestellt, welche unter allen Umständen als Fabriken anzusehen sind. Die Fabriken werden eingetheilt in Textil- und Nichttextil-Fabriken. Die einzelnen Zweige der Textilindustrie werden aufgezählt, einzelne, über deren Zurechnung man im Zweifel sein könnte, ausdrücklich ausgenommen. Werkstätten sind Betriebsstätten, in welchen irgendwelche Gegenstände durch Handarbeit zu Gewerbszwecken hergestellt werden. Unter den Werkstätten werden unterschieden häusliche Werkstätten, in welchen die beschäftigten Personen Mitglieder der in den Arbeitsräumen gleichzeitig wohnenden Familien sind, ferner Werkstätten, in denen weder Frauen noch Kinder oder Jugendliche beschäftigt werden, sodann Werkstätten, in welchen zwar Frauen aber keine Kinder und Jugendliche beschäftigt werden, und endlich Werkstätten, in welchen Kinder und Jugendliche beschäftigt werden. Das Fabrikgesetz enthält nun theils Bestimmungen allgemeiner Art, welche alle in Fabriken und Werkstätten arbeitenden Personen betreffen, und andrerseits Vorschriften, welche sich nur auf die besonders geschützten Personen, nämlich Frauen, Kinder und Jugendliche, beziehen. Kinder sind Personen bis zu vierzehn Jahren, Jugendliche sind Personen zwischen vierzehn und achtzehn Jahren. Um die allerwichtigste praktische Bedeutung dieser Unterschiede vorauszuschicken, so mag gleich hier erwähnt werden, daß für die Textilfabriken strengere Bestimmungen gelten als für andre Fabriken, daß Werkstätten zwar im Allgemeinen den gewöhnlichen Fabriken gleich stehen, für ihre oben erwähnten besonderen Arten aber wiederum besondere Bestimmungen gelten, und namentlich diejenigen Werkstätten, in welchen weder Frauen noch Jugendliche oder Kinder beschäftigt werden, ganz wenig einschränkenden Vorschriften unterliegen, während auch häusliche Werkstätten eine besonders bevorzugte Stellung genießen. Was die zu schützenden Personen anlangt, so werden im Allgemeinen jugendliche und weibliche auf eine Stufe gestellt, während für Kinder der Schutz ein viel weitergehender ist. In unserer folgenden Darstellung werden wir zunächst die auf Hygiene und Unfall bezüglichen Vorschriften, welche, um es nochmals hervorzuheben, auch erwachsene männliche Arbeiter ergreifen, ferner die auf die besonders geschützten Personen und die auf den Arbeitslohn bezüglichen Vorschriften, und endlich die Aus- und Durchführungsbestimmungen wiedergeben, indem wir uns vorbehalten, über die Sonn- und Feiertagsruhe, sowie über die Einrichtungen und die Wirksamkeit der zur Durchführung der Arbeiterschutzgesetze besonders berufenen Behörden und zwar vorzugsweise der Fabrikinspectionen, getrennt zu berichten

I. 1. Allgemeine Hygiene. Fabriken und Werkstätten sollen reinlich und frei von Abfallstoffen aller Art gehalten werden. Was die Werkstätten anlangt, so wird diese Vorschrift für sie nicht mehr (1891) auch durch das Fabrikgesetz, sondern nur noch durch das Gesundheitsgesetz von 1875 bis 1891 (public health act 38 und 39 Victoria c. 55, beziehentlich 1891, 54 und 55 Victoria c. 76) ausgesprochen. Im Interesse der Reinlichkeit müssen Fabriken entweder alle sieben Jahr mit Oelfarbe gestrichen, dann auch alle vierzehn Monate mit heißem Seifenwasser gewaschen oder aber sie müssen alle vierzehn Monate weiß getüncht werden. Der Staatssecretär des Innern (House Office) hat die Befugniß, Ausnahmen von dieser Regel für gewisse Fabriken zuzulassen, wenn sie ihm undurchführbar oder überflüssig erscheint, und er hat sie in großer Ausdehnung benutzt. Eine Zusammenstellung findet sich in der Verordnung vom 28. December 1892, die aber nicht vollständig ist, da seitdem auch weitere Ausnahmen erfolgt sind. Für die Werkstätten gilt die Bestimmung über das Oelstreichen beziehentlich Weißtünchen nicht in dieser Strenge, vielmehr kann blos dem Eigenthümer im Einzelfalle aufgegeben werden, die Betriebsstätten in Oel zu streichen beziehentlich zu tünchen. Im Großen und Ganzen haben sich diese Vorschriften, die ja bereits im Jahre 1802 auftraten, in der Praxis sehr gut bewährt. Ihre Durchführung ist unschwer zu überwachen und sichert ein gewisses Maß der Reinlichkeit und damit des Wohlbefindens für die in den Räumen sich aufhaltenden Personen. Fabriken und Werkstätten sollen ferner so gut ventilirt sein, daß soweit irgendmöglich gesundheitsschädliche Ausdünstungen, Gase, Stäubchen oder andre Verschlechterungen der Luft beseitigt werden. In Fabriken, die durch ihren Betrieb Staub oder Gase in besondrem Umfange erzeugen, ist die Anbringung von Fächern vorgeschrieben, welche durch mechanische Kraft bewegt werden (1895). Die Temperatur soll in den Arbeitsräumen eine angemessene beziehentlich erträgliche sein (1895). Für Textilfabriken, in welchen der Feuchtigkeitsgehalt der Luft künstlich im Betriebsinteresse gesteigert wird, ist eine gewisse Grenze gezogen (1895), wie sie schon für Baumwollenwebereien durch das Gesetz von 1889 (cotton cloth factories act 52 und 53 Victoria c. 62) gesetzt worden war. Diese neueren Bestimmungen über Ventilation und Temperatur sind veranlaßt worden durch große Mißstände. Die Berichte des im Jahre 1891 zur Untersuchung der Arbeiterfrage eingesetzten parlamentarischen Ausschusses, welcher seine Arbeiten im Jahre 1894 vollendete und auf welche wir uns in Zukunft neben den Jahresberichten der Fabrikinspection noch vielfach beziehen müssen (kurz als parlamentarischer Bericht von 1894 von uns angezogen), lassen deutlich erkennen, wie schlecht die Atmosphäre vielfach in den Fabriken gewesen ist. Wohl waren in nicht wenigen Betriebsstätten alle wünschenswerthen Einrichtungen getroffen, im Großen und Ganzen aber ergab die Untersuchung ein dringendes Bedürfniß nach Verbesserung. Klagen über mangelhafte Ventilation waren namentlich in der Textil- und Seidenindustrie sowie in Wäschereien und Schneiderwerkstätten ganz allgemein und wohlbegründet. Natürlich litt die Gesundheit der Arbeiter. Sehr oft fehlte es überhaupt an jedem Luftwechsel, mechanisch bewegte Fächer fanden sich nur sehr selten vor. In der Confectionsbranche wurde namentlich auch über den Mangel an Feuerung im Winter geklagt; die menschliche Ausdünstung mußte die Heizung ersetzen, infolgedessen unterblieb das Oeffnen von Fenstern ganz und wurden dieselben vielmehr häufig verrammelt. Wie die Luft in einem solchen Raume beschaffen ist, der Monate lang von einer großen Anzahl von Personen benutzt wird, kann man sich leicht vorstellen. Auch nachdem in der Baumwollenweberei 1889 Vorschriften über den Feuchtigkeitsgehalt ergangen waren, hat es eine geraume Zeit gedauert, ehe das Gesetz auch nur annähernd zur Geltung kam. Es werden Fälle berichtet, in welchen das Thermometer, welches zur Controle vorhanden sein muß, unmittelbar vor Ankunft des Fabrikinspectors und auch regelmäßig, ehe die Einträge in die zur Controle dienende Buchführung über die Temperatur gemacht wurden, in kaltes Wasser getaucht wurde. Die letzten Jahre

haben aber einige Besserung gebracht, und es ist zu hoffen, daß das Gesetz von 1895, welches auch die Werkstätten zum Gegenstand der Fürsorge macht, einen günstigen Einfluß ausüben wird. Fabriken und Werkstätten dürfen auch nicht überfüllt sein. Gewohnheitsmäßig wurde schon früher ein Minimalluftraum von 250 Cubikfuß für die Person verlangt. Die Novelle von 1895 schreibt diesen Minimalraum ausdrücklich vor und erhöht ihn für die Zeit der Ueberstunden auf 400 Cubikfuß. Wo elektrisches Licht Verwendung findet, kann der Staatssecretär etwas nachlassen. Er kann auch nach seinem Ermessen für bestimmte Betriebe mehr fordern. Ob es dem Gesetz von 1895 freilich gelingt, der bis jetzt noch in englischen Fabriken nach unsren Begriffen durchweg herrschenden Ueberfüllung abzuhelfen, muß zweifelhaft bleiben. Die allerschlimmsten Mißstände, die sich auch hier in der Confectionsbranche finden, werden wohl im Laufe der Zeit beseitigt werden können. Es muß endlich eine genügende Zahl von Aborten, und zwar wenn Arbeiter beiderlei Geschlechts beschäftigt werden, besondere für jedes Geschlecht (1895) vorhanden sein. Daß die Aborte namentlich für Frauen bisher völlig ungenügend waren, darüber herrscht nur eine Stimme. Die bisherigen Zustände werden von den Berichterstattern der parlamentarischen Ausschüsse beziehentlich von den Fabrikinspectoren und Fabrikinspectorinnen als eine „Schande" bezeichnet. In vielen Betriebsstätten waren überhaupt keine Aborte vorhanden. Nahezu überall waren sie in zu geringer Zahl, in einem unreinlichen Zustande und so gelegen, daß die Benutzung das Schamgefühl verletzte. Vielfach waren die Frauen darauf angewiesen, denselben Abort wie die Männer zu benutzen, vielfach mußten sie, um zum Aborte zu gelangen, unmittelbar an Männern vorüber. Bitten um Abstellung wurden nicht selten mit Entlassung beantwortet, wenn auch natürlich sich Unternehmer fanden, welche willig auf die Beschwerden eingingen. Vielfach war auch die Abfuhr der Fäcalstoffe und die Lage der Aborte derart, daß üble Ausdünstungen die Arbeitsräume verpesteten. Noch die letzten Jahresberichte der Fabrikinspectoren sind der Beschwerden darüber voll, daß oft den Regeln der Hygiene ins Gesicht geschlagen und das Schamgefühl der weiblichen Arbeiter durch diese Dinge verletzt werde. Einrichtungen anlangend, welche der Wohlfahrt der Arbeiter dienen, aber vom Gesetz ausdrücklich nicht vorgeschrieben sind, so herrscht natürlich in der englischen Industrie derselbe Zustand, wie in der deutschen. Einzelne und namentlich große Anlagen zeichnen sich sehr vortheilhaft vor der großen Masse aus, wo namentlich der Mangel an besonderen Eßräumen sowie an Garderoben, die bei dem englischen Klima zur Aufbewahrung der feuchten Kleidung erwünscht sind, hervortritt. An Vorrichtungen zum Aufwärmen der mitgebrachten Speise fehlt es meistens, auch heißes Wasser für den Thee und sogar gewöhnliches Trinkwasser ist zuweilen für die Arbeiter nicht vorhanden.

2. Unfallschutz. Alle (1891) gefährlichen Maschinen irgend welcher Art müssen sicher eingehegt sein. Das Gesetz führt außerdem eine Reihe von Maschinen ausdrücklich auf, welche unter allen Umständen eingefriedigt sein müssen. Die Einfriedigung von Maschinen in Fabriken war schon in den Gesetzen von 1833 und 1856 in schüchternen Anfängen als nothwendig bezeichnet worden, und mit der Ausdehnung der Technik hatte sich mehr und mehr das Bedürfniß nach einer genaueren und ausgiebigeren Regelung dieser Frage bemerkbar gemacht. Die Einfriedigung muß immer in gutem Zustande erhalten werden. Durch Beschluß des Polizeigerichts kann der Gebrauch sowohl von Betriebsräumen wie von Maschinen, die eine Gefahr für den Arbeiter bedingen, verboten werden (1895).

3. Schutz in Gewerben mit besonderer Unfall- oder Gesundheitsgefahr. Das Fabrikgesetz trifft Fürsorge, daß die allgemeinen bisher besprochenen Bestimmungen in einzelnen Gewerben nach Bedürfniß im Wege der Verordnung vervollständigt und erweitert werden können (1891). Hierzu ist ein Erlaß des Staatssecretärs erforderlich, welcher die betreffenden Maschinen oder Betriebsarten als nachtheilig für die Gesundheit oder als gefährlich für Leib und Leben bezeichnet. Als Fälle, in welchen ein solcher Erlaß ergehen darf, sind noch die ausdrücklich hervorgehoben, in welchen die Zufuhr frischer Luft nicht genügend oder die Menge des erzeugten beziehentlich eingeathmeten Staubes als allzugroß erscheint. Auf Grund eines derartigen Erlasses des Staatssecretärs stellt der Generalfabrikinspector für die betreffenden Betriebe besondere Vorschriften auf. Wenn der Unternehmer nicht widerspricht, so erlangt die Verfügung des Generalfabrikinspectors nach 21 Tagen Rechtskraft, widerspricht der Unternehmer und kommt keine gütliche Vereinbarung zu Stande, zu welcher die Genehmigung des Staatssecretärs erforderlich ist, so sieht das Gesetz einen Schiedsspruch vor. Der Unternehmer sowohl als der Generalfabrikinspector ernennen einen Schiedsrichter, welcher in der betreffenden Betriebsart weder beschäftigt noch irgendwie betheiligt sein darf. Die beiden Schiedsrichter ernennen einen Unparteiischen. Wenn die eine Partei die Ernennung des Schiedsrichters unterläßt, so geht das Verfahren ohne ihn vor sich. Wenn die Schiedsrichter sich nicht über die Ernennung des Unparteiischen einigen, so wird er von dem Vorsitzenden des Quartalgerichtes ernannt. Vermögen die Schiedsrichter sich nicht zu einigen, so entscheidet der Unparteiische endgiltig. Die Schiedsrichter und der Unparteiische haben die Befugniß, die Parteien sowohl wie die Zeugen eidlich zu vernehmen und sachverständige Gutachten herbeizuziehen. Die in der betreffenden Betriebsart oder dem betreffenden Betriebe beschäftigten Arbeiter können beim Schiedsrichter den Antrag stellen, daß ihnen von den Schiedsrichtern beziehentlich dem Unparteiischen ein Vertreter für das Verfahren gestellt wird. Ehe dies geschieht, kann jedoch die Hinterlegung einer Caution für die Kosten beansprucht werden. Die durch den Schiedsspruch verfügten Vorschriften sind bindend. Eine ganze Reihe derartiger Vorschriften für gefährliche Betriebsarten sind erlassen worden. Inwieweit für dieselben ein Schiedsspruch erforderlich gewesen ist, entzieht sich jedoch unserer Kenntniß. Die hauptsächlichsten beziehen sich auf Bleiwerke, chemische Fabriken, Fabriken zur Herstellung von Zündhölzchen, Töpfereien. Gemeinsam ist allen, daß auf Reinlichkeit der Arbeitsräume sowohl wie der Arbeiter ein großes Gewicht gelegt wird. Die Arbeitsräume müssen regelmäßig gereinigt und gelüftet werden, unter Umständen wird ein künstlicher Luftzug verlangt. Für die Arbeiter müssen theils Waschutensilien, das heißt Wasser, Seife, Handtücher, theils Badeeinrichtungen vorhanden sein. Die Wascheinrichtungen müssen vor jeder Mahlzeit und beim Verlassen der Arbeit, die Badeeinrichtungen in bestimmten Zwischenräumen, je nach der Beschaffenheit des Betriebes einmal die Woche als auch mehreremal benutzt werden. Während der Arbeit müssen nach Befinden Ueberkleider und Respiratoren getragen werden, die von den Unternehmern zu liefern und in Stand zu halten sind. Hier und da sind eigene Anzieh- und Eßräume zu schaffen. Die Beleuchtung muß eine gute sein. Aerztliche Voruntersuchungen, ehe ein Arbeiter überhaupt angenommen werden darf, und regelmäßige Untersuchungen des arbeitenden Personals in jeder Woche oder in jedem Monate finden sich vorgeschrieben. Auch muß zuweilen für gewisse gesundheitsfördernde Getränke und für Medicin hinreichend gesorgt sein. Die eben angeführten Vorschriften sind nur Beispiele von dem Inhalte derartiger Verordnungen. Eine Norm dafür enthält das Gesetz nicht, außer der einen Bestimmung, daß auch die Arbeitszeit beschränkt werden darf, und zwar nicht blos für Jugendliche, Frauen und Kinder, sondern auch seit 1895 für erwachsene Männer. Verordnungen jedoch, welche erwachsene Männer betreffen, müssen im Parlament 40 Tage lang auf dem Tisch des Hauses gelegen haben, ohne Widerspruch zu finden, ehe sie in Kraft treten. Im Uebrigen ist Alles dem Ermessen des Staatssecretärs überlassen. Was nun die Durchführung der Unfallverhütungsvorschriften im Allgemeinen anlangt, so ist als erster Maßstab für die Beurtheilung die Zahl der zur Anzeige gekommenen Unfälle anzusehen. Nach dem Berichte der Fabrikinspectoren für 1894 kamen in diesem Jahre 448 Todesfälle vor, von denen 18 auf Frauen und 71 auf jugendliche Personen entfielen, 116 Amputationen einer Hand oder eines Armes, 1349 theilweise Amputationen einer Hand oder eines Armes, 51 Amputationen am Fuß oder Bein, 29 Verluste von Augenlicht, 945 Glieder- und Knochenbrüche, 6811 sonstige Verletzungen, sodaß sich insgesammt 9744 Verletzungen ergaben, von welchen 1658 auf Frauen, darunter wiederum 769 auf jugendliche Frauen, und ferner 2725 auf jugendliche Männer entfielen. Diese Zahl ist groß, und sie bestätigt nur, was man bei Besitzern von englischen gewerblichen Etablissements aller Art bemerkt, daß auf die Vermeidung von Unfällen, wenigstens in der Praxis, kein allzugroßes Gewicht gelegt zu werden pflegt. Namentlich auch die Textilindustrie fordert eine ziemlich große Reihe von Unfällen, welche theilweise sehr schwerer Art sind und namentlich oft den Verlust des Auges bedingen, ja es sind sogar Fälle vorgekommen, in welchen arbeitende Mädchen von Maschinentheilen geköpft wurden. Kaum die Mehrzahl der Unternehmer ist von dem Vorwurfe des Eigennutzes oder doch der Lässigkeit freizusprechen.

Die Nichtanbringung der erforderlichen und im Gesetz auch vorgeschriebenen Schutzmaßregeln beruht theilweise auf dem Wunsche, die bezüglichen Kosten zu vermeiden, oder auf der Besorgniß, daß die Arbeitsleistung gestört werden könnte, theilweise auf der Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit, welche oft mindestens ebenso hohen Schaden anrichten wie bewußte Hartherzigkeit. Die Berichte des parlamentarischen Ausschusses von 1894 sowohl wie der Fabrikinspection sind voll von Beispielen, in welchen durchaus vermeidbare Unfälle aus dem einen oder dem andern Grunde nicht vermieden wurden, während natürlich auch andrerseits zahlreiche Beispiele erwähnt werden, in welchen in musterhafter Weise für die Gesundheit und den Schutz der Arbeiter vor Unfällen gesorgt wird. Auf die früher noch größere Vernachlässigung hat das Unfallhaftpflichtgesetz von 1880, welches den Unternehmer wenigstens einigermaßen zur Entschädigung des Arbeiters verpflichtete, schon durch seine Existenz sehr günstig eingewirkt. Zum Theil trifft freilich die Schuld an den Unfällen nicht sowohl den Unternehmer als den Arbeiter. Die Fabrikinspectionsberichte für das Jahr 1894 enthalten hierfür geradezu drastische Belege. Die Arbeiter vernachlässigen, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus dem freilich begreiflichen Wunsche, möglichst schnell zu arbeiten, beziehentlich nach gethaner Arbeit die Mahlzeit einzunehmen oder nach Hause zu gelangen, die vorgeschriebenen Maßregeln und insbesondere die erforderliche Reinigung ihrer eigenen Person, ja zum Theil widersetzen sie sich unmittelbar der Anbringung von Schutzvorrichtungen und beseitigen sie, tragen die ihnen gelieferten Ueberkleider nicht oder nicht in der richtigen Weise und ziehen sich so durch unverantwortlichen Leichtsinn oft selbst den Tod zu. So schreibt der Fabrikinspector von Birmingham 1894: „Das große und vielleicht das ganze Uebel liegt in dem Fatalismus der arbeitenden Classe; jemehr ich vom Fabrikleben sehe, jemehr macht mich die Unverbesserlichkeit der Arbeiter in dieser Beziehung betroffen: wie ich zu meinem Bedauern aussprechen muß, ist es immer wieder dieselbe Geschichte: die Männer reißen die Einfriedigungen von Maschinen in derselben Fabrik nieder, in welcher einer von ihnen durch eine derartige Maschine getroffen worden ist. In den Schmelzwerken wissen die arbeitenden Mädchen, daß ihre Gefährtinnen gestorben sind, und bleiben trotzdem in Bezug auf eine vernünftige Fürsorge für ihre Gesundheit vollständig unzugänglich. Eine Freundin der letztverstorbenen Arbeiterin erklärte in meiner Gegenwart auf Befragen, daß sie und andere Mädchen keine Kappen tragen wollten, weil derartige Kappen das Haar beschädigten. Die Respiratoren werden wohl getragen, aber eine Arbeiterin erklärte mir, daß sie den gesetzlichen Vorschriften genüge, wenn sie den Respirator lose um den Hals geschlungen trage, sodaß sie ihn benutzen könne, sobald der Unternehmer oder ein Aufsichtsbeamter einträte." Daher kommt Alles darauf an, daß der Unternehmer nicht blos die erforderlichen Schutzmaßregeln trifft, sondern auch beständig und unnachsichtlich auf ihre Benutzung achtet, in umsichtigster Weise aber Alles vermeidet, was ihre Benutzung für den Arbeiter unbequem macht. So z. B. müssen Waschvorrichtungen unmittelbar bereit stehen, sodaß der Arbeiter nicht nöthig hat, erst den ganzen Arbeitsraum zu durchschreiten, um zu ihnen zu gelangen. Endlich hat der Staatssecretär die Befugniß, Inhabern von Fabriken und Werkstätten, welche Arbeiter außerhalb der Betriebsstätte beschäftigen, die Führung und Einrichtung von Listen über diese Arbeiter (sog. outworkers, Außenarbeiter) und ihre Arbeitsstätten aufzugeben (1891). Dies ist durch Verordnung vom 4. November 1892 unter Andern für die Confections-, Möbel- und Feilenindustrie geschehen. Auch kann der Staatssecretär im Verordnungswege die Arbeitsstätten von Außenarbeitern einzelner Betriebsarten und Bezirke der Inspection unterstellen (1895) und kann dann der Gewerbeinspector dem einzelnen Unternehmer verbieten, die Arbeit an der unfallgefährlichen oder gesundheitsschädlichen Arbeitsstätte ferner vornehmen zu lassen. Ob der Staatssecretär von dieser Füglichkeit schon Gebrauch gemacht hat, entzieht sich unserer Kenntniß. Der allgemeine Eindruck, den man über die Durchführung der zum Schutze der Gesundheit und gegen Unfälle erlassenen Vorschriften in der englischen Industrie erhält, ist der, daß die Unternehmer die allgemein hygienischen Verhütungsvorschriften am wenigsten beachten, daß sie dagegen für die durch besondere Verordnungen in gefährlichen Gewerben vorgesehenen Schutzmaßregeln in der Regel Fürsorge treffen, grade diese letzteren aber wiederum häufig von den Arbeitern vernachlässigt werden.

4. Das Fabrikgesetz enthält endlich eine Reihe von Vorschriften, welche die Feuersicherheit beziehentlich die Rettung bei ausbrechendem Feuer durch Nothausgänge, Treppen, Feuerleitern und dergleichen betreffen. Jede Fabrik, die nach dem 1. Januar 1892 errichtet ist, und jede nach dem 1. Januar 1896 errichtete Werkstätte, in welcher mehr als 40 Personen beschäftigt sind, müssen vor der Benutzung ein Zeugniß beibringen, daß ausreichend für Rettung im Falle von Feuer gesorgt ist. Fabriken und Werkstätten, die vor diesem Termin errichtet wurden, sollen untersucht werden, und wenn die Untersuchung ergiebt, daß bei Feuersgefahr nicht ausreichend für Rettungsmittel gesorgt ist, auf besondere Anordnung hin verpflichtet sein, diese Rettungsmittel zu beschaffen. Wenn ein Streit über den Umfang oder die Nothwendigkeit der vorgeschriebenen Maßregel entsteht, so soll ein Schiedsgericht ähnlich den oben besprochenen entscheiden. Daß man für nothwendig befunden hat, in den Novellen von 1891 und 1895 einen besonderen Nachdruck auf die Feuersicherheit zu legen, wirft ein eigenthümliches Licht auf die Baupolizei, unter welche ja derartige Bestimmungen eigentlich gehören. Die Durchführung, nachdem die Grundsätze einmal festgestellt waren, läßt freilich noch viel zu wünschen übrig. Der Fabrikinspectionsbericht von 1894 bemerkt lakonisch, daß die Vernachlässigung der in den Novellen vorgeschriebenen diesbezüglichen Maßregeln eine ernsthafte Sache ist. Nur in den großen Industriecentren wie London, Birmingham, Manchester, Sheffield, Leeds, Liverpool, Glasgow, Belfast scheint in dieser Beziehung das Erforderliche zu geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— D. Karl Friedrich August Kahnis. Ein theologisches Lebens- und Charakterbild seinen ehemaligen Schülern dargeboten von Lic. theol. Friedrich Julius Winter, Pfarrer an St. Afra in Meißen. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des theologischen Studentenvereins in Leipzig. Leipzig, Dörffling & Franke, 1896. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Das Lebensbild D. Kahnis', dieses väterlichen Jugendfreundes, der mit seltener Hingebung und ausgezeichnetem Lehrgeschick seine Aufgabe, für das geistliche Amt vorzubereiten, erfaßte, mußte von einem seiner geistlichen Söhne, seiner Schüler geschrieben werden. Mag D. Luthardt in seinen Erinnerungen des Collegen und Freundes gedacht haben, dieses biographische Denkmal läßt uns die bleibenden Eindrücke erkennen, die Kahnis auf seine zahlreichen Schüler ausgeübt hat. Die Schrift ist wie ein Echo auf das Kahnis'sche Predigtwort, welches uns wie Pauli Ausspruch: „Ihr seid unser Brief" vorkommt: „Das ist eben der schönste Beruf eines Lehrers der Wissenschaft, daß er unsterbliche Gedanken in unsterbliche Seelen niederlegt. Besser, als mit Tinte und Papier ist es mit Geist in die Geister zu schreiben." „Ein Lehrer, der dies mit aller Treue innerhalb der Schranken seines Berufs gethan hat, der darf erwarten, daß seine Schüler seiner in Dankbarkeit gedenken." Die Quellen zu dieser Schrift aus Schülerhand, die uns das Bild seiner Persönlichkeit und seines Wirkens klar und lebenswahr vor Augen stellt, sind außer den Schriften Kahnis' und den bei seinem Tode erschienenen Nekrologen und Reden („Worte der Erinnerung und des Trostes am Sarge des am 20. Juni 1888 entschlafenen Domherrn Prof. D. Kahnis") Aufzeichnungen von ihm selbst aus seiner Jugendzeit und eine von seiner Gemahlin dictirte und von dem Sohne zur Verfügung gestellte Niederschrift; dazu kommen die lebhaften Erinnerungen des Verfassers, der seinem Lehrer mit Begeisterung zu Füßen gesessen hat. Derselbe schildert uns den Entwickelungsgang des kindlich-frommen Christen und großen Theologen, welcher seinen Geburtstag gerne einen Tag vor dem eigentlichen Geburtstage, am Thomastage, feierte, weil er eine Verwandtschaft mit diesem Apostel hatte, der sich zum Glauben erst hindurchzweifeln mußte. Sein Studiengang von breiter Grundlage aus, seine Berliner Zeit und die Berührung mit Hengstenberg, seine sechsjährige Wirksamkeit in Breslau, seine Beziehung zur lutherischen Bewegung während derselben und seine Stellung zur Union, vor Allem aber seine überaus gesegnete Leipziger Thätigkeit wird uns mit großer Treue und Wärme vorgeführt. Es wird schon hier nicht blos die Außenseite seines Lebensganges berücksichtigt; der Verfasser läßt uns immer wieder einen Einblick in sein inneres Leben thun und hat schon hier

Manches, was den Menschen und Christen, den Theologen und akademischen Lehrer betrifft (die drei letzten Theile der Biographie), vorweggenommen. Wie Kahnis in der Theologie die wissenschaftliche Selbstbezeugung der Kirche sah, so erfaßte er auch selbst seinen theologischen Gelehrtenberuf. Er war Professor und Confessor, war lutherischer Theologe, wenn auch nicht in dem massiven Sinne der lutherischen Orthodoxie im 16. und 17. Jahrhundert, sondern in persönlich-tiefer Verarbeitung und in ökumenischerer Fassung; seine Theologie war ihm eigenster innerer Besitz, den er gesucht, gefunden und vertheidigt, die lutherische Kirche war ihm nicht die Kirche überhaupt, aber eine hochragende Säule derselben und der Pfeiler biblischen Christenthums. Von einigen wenig in die Augen fallenden Wiederholungen, zu denen besonders die Stofftheilung den Verfasser geführt hat, abgesehen, halten wir die Schrift für eine wohlgelungene, welche besonders den zahlreichen Schülern Kahnis' sehr willkommen sein dürfte; aber sie hat auch allgemeineren Werth. Sie ist als Jubelschrift gedacht zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des theologischen Studentenvereins, welchen Kahnis 35 Jahre mit großer Frische und Freude geleitet hat. D. K.

— Friedrich Perthes' Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes, weil. ordentlichem Professor der Rechte an der Universität in Bonn. In drei Bänden. Mit dem Porträt von Friedr. Perthes. Achte Auflage (Jubiläums-Ausgabe). Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1896. VI, 284; VIII, 341; VIII, 538 Seiten in 8°. Preis 10 Mark. — Die neuere Geschichtsauffassung vermeidet es peinlich, sich von den Thaten großer Männer gefangen nehmen zu lassen und das „Heldenthum" als den Grund- und Eckpfeiler aller Historie hinzustellen. Und doch wird es immer seinen Reiz haben, an der Hand des Lebensganges eines solchen Helden, und sei es auch nur einer zweiten oder dritten Grades, einen mehr oder weniger kleinen Ausschnitt der Geschichte aufzurollen. Gerade dabei wird man erkennen, in welch hohem Grade der einzelne Mann, und rage er auch noch so hoch über den Durchschnitt seiner Zeitgenossen hinaus, von dieser seiner Umwelt bewußt und unbewußt abhängig ist. Kein Heros der Weltgeschichte hat sich je von den Einflüssen, die durch seine Eltern, die Erziehung, durch Freund und Feind, die gesellschaftliche Stellung, den vaterländischen Boden (im weitesten Wortsinn) auf ihn eingewirkt haben, gänzlich loslösen und freimachen können; es ist also keine Frage, daß die Macht der „Zustände" durchaus nicht geringschätzig behandelt werden darf. Andererseits leisten diese Zustände nicht Alles. Die Mannigfaltigkeit des menschlichen Geistes läßt sich nicht ohne Weiteres in öde Schemata zwängen oder auf den gleichen Nenner bringen; bei jedem nur einigermaßen bedeutenden Manne wird ein untheilbarer Rest übrig bleiben, ein Etwas, das nicht ohne Weiteres aus der allgemeinen Eigenschaft des Volkes oder seinen socialen Verhältnissen zu erklären ist, sondern ureigenstes Besitzthum des Einzelnen ist und bleibt. Medio tutissimus ibis: lassen wir hinsichtlich des mannhaften Entschlusses das Eigenthum des Helden unangetastet, so bleibt uns noch genug Spielraum übrig, um den Ansprüchen der Umwelt im vollsten Maße gerecht zu werden. Eine gute Biographie wird dies schöne Wechselverhältniß, das nur müßigen Köpfen Anlaß zu unfruchtbaren Streitereien bieten kann, immer am deutlichsten erkennen lassen. Und zu den guten Biographien, ja in ihrer Art zu den besten, gehört unbedingt das vorliegende dreibändige Werk über „Friedrich Perthes' Leben". Wer war Friedrich Perthes? Einer der größten Buchhändler, die Deutschland in diesem nun bald zur Rüste gehenden Jahrhundert gehabt hat: der Begründer der Firma Friedrich (und Andreas) Perthes in Gotha. Shakespeare's Wort: What's Hecuba to him or he to Hecuba? läßt sich auf diesen Mann nicht anwenden; es würde auf den unverständigen Spötter zurückprallen. Doch ist es wohl nicht der Entwickelungsgang dieses ungewöhnlichen Kaufmannes, Patrioten und Gelehrten allein, der die Biographie zu den anziehendsten Geschichtsbüchern gemacht hat, die wir kennen, sondern mehr noch erklärt sich jedenfalls aus der überaus glücklichen Verquickung von persönlicher und zuständlicher Geschichte die immerhin auffallende Beliebtheit eines dreibändigen Werkes. Clemens Theodor Perthes, der als pietätvoller Sohn seinem Vater dies Denkmal aere perennius in den Jahren 1848, 1851 und 1855 aufgebaut hat, führt uns immer in zwangloser Verbindung mit dem Familien- und Geschäftsleben des Begründers des Hauses ein interessantes Stück der politischen, mehr noch der Culturgeschichte Deutschland vor Augen. Von der französischen Revolution an durch die schmachvollen und niederdrückenden Jahre der Napoleonischen Fremdherrschaft — Perthes weilte damals in Hamburg! — hindurch und in die schöne Zeit der Freiheitskriege hinein (I. Band), vom Wiener Congreß ab am Wartburgfeste vorbei in die Stickluft der Congresse von Carlsbad, Troppau und Laibach hinein (II. Band), und endlich von 1822 an in die für die Leute von heute recht schwerverständlichen politischen und theologischen Streitfragen der Jahre vor und nach der Julirevolution bis in den Anfang der 40er Jahre (Friedrich Perthes starb im Jahre 1843; III. Band): durch alle diese mannigfachen beschämenden und erhebenden Stationen deutscher Geschichte leitet uns die sichere Hand des liebevoll und geschickt mit dem väterlichen Erbe wuchernden Sohnes. Es ist ein erfreuliches Zeichen der sonst so oft geschmähten Zeit an unserer Jahrhundertwende, daß die über die schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle hinaus hochangesehene Firma zu ihrem 100jährigen Jubiläum eine achte Auflage von „Fr. Perthes' Leben" als Festausgabe veranstalten konnte. Der Deutsche ist eben doch, man mag von gewisser Seite dagegen reden was man will, patriarchalisch gesinnt; er liebt und ehrt die Männer und Häuser, die ihrer Vorfahren nicht vergessen. Freilich denkt meist nur der Adel daran, die Kunde der Ahnen schriftlich auf Jahrhunderte hinaus fortzupflanzen; doch darf bei dieser Gelegenheit betont werden, daß auch in so manchen gut bürgerlichen Familien der Sinn für das Alte lebhaft gedeiht. Eines der bedeutendsten Verlagshäuser, dessen Anfänge merkwürdiger Weise auch mit Gotha verknüpft sind: das Bibliographische Institut zu Leipzig, hat kürzlich den 100. Geburtstag seines Begründers Joseph Meyer in Hildburghausen festlich begangen; heute waltet die dritte Generation darin und darf auf ein 70jähriges Bestehen des Hauses stolz zurückblicken. Wo mit solcher Achtung vor dem guten Alten das gute Neue aufgenommen und gepflegt wird, da steht es auch gut um den Geist des Ganzen. Ref. freut sich, daß er einmal an dieser Stelle für den noch lange nicht genug gekannten und gewürdigten deutschen Buchhandel eine Lanze hat einlegen dürfen. Ht.

— Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Gesammelte „Grenzboten"-Aufsätze von Rudolph Hildebrand. Leipzig, Grunow 1896. — Vor uns liegt das Werk unseres alten Lehrers Hildebrand, der schon uns Quartanern so schön von seinen Reisen im Elsaß und Anderem zu erzählen wußte, daß die jugendlichen Gemüther gänzlich gefesselt waren. Damals ahnte wohl Niemand, daß er sich zu einem unserer größten Germanisten aufschwingen würde. Die vorliegenden Aufsätze sind durchaus ursprünglicher Art. Es ist nur Selbsterlebtes und Selbstdurchdachtes, was sich darin abspiegelt. Die große Gelehrsamkeit des Verfassers macht sich nur ganz nebenbei kenntlich. Ein einfacher, man könnte sagen kindlich naiver Grundton beherrscht das Ganze. Hildebrand war eine durchaus klare und wahre Natur. Er suchte und wollte auch nur die Wahrheit. Die Jagd nach dem Glücke, nach Rang und Ehre, die Sucht nach äußerem Glanz und Schein waren ihm fremd und unverständlich. Wir vermuthen sogar, daß er dies Alles im Stillen verachtete, jedenfalls ließ es ihn gänzlich unberührt. Den Inhalt des vorliegenden Buches in einer kurzen Besprechung zu erschöpfen, ist unmöglich. Mögen unsere Leser selbst hingehen und sich an diesem reinen Borne erquicken. Um aber zu zeigen, wie der Verfasser seine Stoffe behandelt, wollen wir ein überdies sehr zeitgemäßes Capitel „Die Rede des Prinzen Ludwig von Bayern" — aber beileibe nicht die von 1896, sondern eine im Jahre 1889 zur Eröffnung des neunten Turnfestes in München gehaltene — herausgreifen; hier wird zunächst die Ueberzeugungstreue und der deutschnationale Standpunkt des Prinzen betont, dann auf die deutschfeindlichen Strömungen in Bayern hingewiesen. Im Vorbeigehen bricht der Verfasser für die vielverspotteten deutschen Schützen- und Turnfeste eine Lanze. Dann werden kurz aber geistvoll die Begriffe Fürst und Volk nach ihrem sprachlichen Ursprunge erläutert. Einige culturgeschichtliche Betrachtungen aus Mittelalter und Neuzeit schließen sich ungesucht und ungezwungen an. Von den übrigen Capiteln des Buches wollen wir nur einzelne Ueberschriften anfügen: Das Leibnizdenkmal in Leipzig und der Realismus; Etwas zur Geschichte des Kunstblicks; Etwas vom Sterben; Wie Wahr und Gut zusammenhängen u. s. w.

—tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 94. Donnerstag, den 6. August. 1896.

Arbeiterschutz in England.

Von A. B.

(Fortsetzung und Schluß.)

II. Schutz von Kindern, Jugendlichen und Frauen. Die Zulässigkeit und Dauer der Beschäftigung von Kindern, Jugendlichen und Frauen in Fabriken und Werkstätten ist nicht unbeschränkt, ihre Beschäftigung theils ganz verboten, theils an die Einhaltung gewisser Arbeitsstunden sowie Pausen gebunden. Der Begriff Beschäftigung ist im weitesten Sinne gefaßt; als solche gilt ausdrücklich auch das Reinigen von Arbeitsräumen oder Maschinen, und es ist ferner unerheblich, ob sie gegen Entgelt erfolgt oder nicht. Schon die Anwesenheit in der Fabrik oder in der Werkstätte gilt bis zum Beweise des Gegentheils als Beschäftigung, außer für die Zeit der Pausen, wenn die Maschinen außer Gang sind sowie außer für häusliche und gewisse Werkstätten.

1. Die Beschäftigung der geschützten Personen ist in nicht unerheblichem Umfange ganz verboten oder an gewisse Voraussetzungen geknüpft. Kinder unter elf Jahren (bis 1891 unter zehn Jahren) dürfen nicht beschäftigt werden, desgleichen Frauen binnen vier Wochen nach der Geburt eines Kindes (1891). Die letztere Bestimmung ist das Ergebniß einer langen und mühevollen Bewegung, welche Mitte des Jahrhunderts beginnt. Schon Engels weist in seinem bekannten Buche über die Lage der arbeitenden Classen in England auf die entsetzlichen Uebelstände hin, welche die Beschäftigung von Frauen unmittelbar nach der Entbindung für diese selbst wie für die Säuglinge mit sich bringe. Es kam vor, daß Frauen bereits zwei oder drei Tage nach der Entbindung wieder ihre Arbeit in der Fabrik zu verrichten suchten; daß sie länger als eine Woche fortblieben, war ungewöhnlich und wurde vielfach nicht gern gesehen, ja mit Entlassung bestraft. Nicht blos die Gesundheit der Mütter litt auf das Schwerste unter dieser oft sehr schmerzhaften Ueberanstrengung, sondern auch die Pflege der Neugeborenen wurde vollständig vernachlässigt, und überdies in Fabriken, wo Männer und Frauen zusammen arbeiten, das Schamgefühl verletzt. Trotz alledem ist es erst im Jahre 1891 zum Erlaß der eben erwähnten Vorschriften gekommen, und noch ein im Jahre 1874 genommener Anlauf mißglückte. In gewissen Betrieben ist die Beschäftigung der geschützten Personen überhaupt verboten. Es dürfen beim Belegen von Spiegeln und in der Bleiweißfabrikation jugendliche Personen, in Glasbrennereien und Schmelzereien weibliche jugendliche Personen, bei der Ziegelfabrikation und Salzherstellung weibliche jugendliche Personen unter sechzehn Jahren und überdies in den ebengenannten Betrieben sowie beim Poliren in der Metallindustrie und bei gewissen Prozessen in der Herstellung von Zündhölzchen Kinder überhaupt nicht beschäftigt werden. Was die Beschäftigung von Kindern angeht, so enthält außer dem Fabrikgesetze noch das Gesetz über die Beschäftigung von Kindern bei gefährlichen Veranstaltungen von 1879 (the children dangerous performance act 42 und 43 Victoria c. 34) sowie das Gesetz über die Verhinderung der Grausamkeit gegen Kinder und über deren Schutz von 1889 (the prevention of cruelty and protection of children act 52 und 53 Victoria c. 44) eine Reihe einzelner Bestimmungen, nach welchen derartige Beschäftigung von Kindern unter Strafe gestellt ist, beziehentlich von den unteren Verwaltungsbehörden geregelt werden soll. Beide Specialgesetze, um das gleich hier zu erwähnen, haben aber praktisch keine große Bedeutung erlangt. Ferner dürfen Kinder und Jugendliche keinerlei im Gange befindlichen Maschinen reinigen, weibliche Personen dürfen das im Gange befindliche Triebwerk nicht reinigen, Kinder, Jugendliche und Frauen dürfen sich nicht zwischen Maschinen, die im Gange sind, aufhalten und arbeiten nach Maßgabe gewisser Detailvorschriften (theilweise seit 1895). Kinder und Jugendliche unter sechzehn Jahren bedürfen, ehe sie zur Beschäftigung in Fabriken von dem Unternehmer zugelassen werden sollen, eines ärztlichen Zeugnisses, welches ihr Alter sowie ferner bestätigt, daß sie nach ihrem Gesundheitszustande zum Verrichten der betreffenden Arbeiten fähig sind. Dieses Zeugniß muß von einem diplomirten Arzte ausgestellt sein (certifying surgeon). Diese diplomirten Aerzte werden vom Generalfabrikinspector ernannt und sind die Hilfsorgane der Fabrikinspection für erforderliche ärztliche Untersuchungen aller Art. Namentlich auch mit Rücksicht darauf, daß sie durch gütliche Verständigung der Unternehmer über die Arbeiterschutzgesetze sehr gute Dienste geleistet haben, hat man sie auch neuerdings nicht als entbehrlich erachtet. Das Zeugniß wird ausgestellt auf Grund einer Personaluntersuchung, welche in der Regel in der Betriebsstätte erfolgen soll und nur, wo in dieser weniger als fünf untersuchungspflichtige Kinder vorhanden sind, auch anderswo stattfinden darf. Das Zeugniß des diplomirten Arztes kann durch Beschluß des Fabrikinspectors außer Kraft gesetzt werden, doch muß sich dieser alsdann schriftlich rechtfertigen. In Werkstätten ist die Beibringung eines derartigen Zeugnisses nicht unumgänglich nöthig. Im Geschäftsjahr 1894 wurden etwas über 285000 Kinder und Jugendliche untersucht und über 4000 unter ihnen das Zeugniß verweigert. Kinder zwischen elf und dreizehn Jahren bedürfen ferner eines Zeugnisses ihrer geistigen Reife, wenn sie in Fabriken oder Werkstätten beschäftigt werden sollen. Der erforderliche Reifegrad wird von den Localschulverwaltungen festgestellt und ist außer in sehr hochstehenden Industriecentren wie Birmingham meistens ein so niedriger, daß er nicht einmal die vollständige Kenntniß des Lesens und Schreibens bedingt.

2. Die Beschäftigung der Kinder, Jugendlichen und weiblichen Arbeiter unterliegt nicht blos einem Maximal- sondern auch einem Normal-Arbeitstag, das heißt, es ist nicht dem Unternehmer überlassen, die Anfangs- und die Schlußzeit zu bestimmen. Ferner müssen die vorgeschriebenen Pausen der Mahlzeiten für Kinder, Jugendliche und Frauen gleichzeitig stattfinden, es dürfen die geschützten Personen nicht länger als eine gewisse Anzahl von Stunden hintereinander beschäftigt werden. Während der Pausen dürfen sie sich nicht in den Arbeitsräumen aufhalten, wenn in diesen weiter gearbeitet wird. Und endlich wird bei der Innehaltung der Maximalarbeitszeit für Werkstätten und Fabriken auch diejenige Arbeitszeit zugerechnet, welche von den Beschäftigten außerhalb der Fabrik oder Werkstätte mit einer im Interesse der Fabrik oder Werkstätte vorgenommenen Beschäftigung verbracht wird (1895). Wenn eine geschützte Person Arbeit aus der Fabrik oder Werkstätte mit sich herausbringt oder ihr Arbeit herausgebracht wird, so gilt sie als außerhalb der Fabrik oder Werkstätte beschäftigt (outworkers). Frauen und Jugendliche sind in der Regel gleichgestellt. Sie dürfen in Textilfabriken, anderen Fabriken und Werkstätten, Frauen in Werkstätten für Frauen (ohne Jugendliche und Kinder), Jugendliche in häuslichen Werkstätten beschäftigt werden: an Wochentagen außer Sonnabends: zehn Stunden ausschließlich zwei Stunden Pause beziehentlich zehneinhalbe Stunde ausschließlich eineinhalbe Stunde Pause, beziehentlich zehneinhalbe Stunde ausschließlich zweieinhalbe Stunde Pause, beziehentlich zehneinhalbe Stunde ausschließlich viereinhalbe Stunde Pause. An Sonnabenden sechseinhalbe Stunde ausschließlich eine halbe Stunde Pause, beziehentlich siebeneinhalbe Stunde ausschließlich eine halbe Stunde Pause, be-

ziehentlich siebeneinhalbe Stunde ausschließlich eineinhalbe Stunde Pause, beziehentlich siebeneinhalbe Stunde ausschließlich zweieinhalbe Stunde Pause, so daß sich für die gesammte Woche eine Maximalarbeitszeit von sechsundfünfzigeinhalbe Stunde, beziehentlich sechzig Stunden ergiebt. In Textilfabriken dürfen die genannten Personen nicht mehr als viereinhalbe Stunde, in anderen Fabriken und Werkstätten nicht länger als fünf Stunden ohne Pause hintereinander arbeiten; in häuslichen und weiblichen Werkstätten fehlt es in dieser Beziehung an einer Regel. In Textilfabriken darf die Arbeitszeit nur zwischen sechs beziehentlich sieben Uhr früh und Abends, in anderen Fabriken, einschließlich Bleichereien und Färbereien sowie Werkstätten nur zwischen sechs beziehentlich sieben oder auch acht Uhr Morgens und Abends liegen. In Werkstätten für Frauen darf die Arbeit zwischen sechs Uhr Morgens und zehn Uhr Abends, in häuslichen Werkstätten zwischen sechs Uhr Morgens und neun Uhr Abends liegen. Für den Sonnabend ist in Textilfabriken der Schluß der Arbeit auf ein Uhr dreißig Minuten Nachmittags und wenn die Arbeit erst um sieben Uhr Morgens beginnt, auf zwei Uhr, in anderen Fabriken und Werkstätten auf drei beziehentlich vier Uhr und in weiblichen und häuslichen Werkstätten auf vier Uhr Nachmittags festgesetzt. Für Kinder (half timers) gelten erheblich strengere Satzungen. Sie dürfen entweder nur in Vormittags- beziehentlich Nachmittagsschichten oder einen Tag um den andern beschäftigt werden. Erfolgt die Beschäftigung in halbtägigen Schichten, so muß ihr Beginn mit dem Beginn der Arbeitszeit für weibliche und jugendliche Arbeiter am Morgen beziehentlich nach der Mittagspause zusammenfallen und nur bis zu der für jugendliche und weibliche Arbeiter vorgeschriebenen Mittagspause beziehentlich Schlußstunde dauern. In Textilfabriken dürfen Kinder an Sonnabenden wie jugendliche Arbeiter arbeiten, aber nicht öfters als einen Sonnabend um den andern und überhaupt nicht an einem Sonnabend in einer Woche, in welcher das Kind an irgend einem Tage länger als fünfeinhalb Stunde gearbeitet hat. Es giebt daher an Sonnabenden keine Nachmittagsschicht für Kinder und diese haben einen Sonnabend um den andern frei. In andern Fabriken dürfen Kinder auch an Sonnabenden Nachmittagsschichten machen. Der Erfolg dieses ganzen Systems ist, daß Kinder nicht länger als sechseinhalb Stunde an irgendwelchem Tage arbeiten. Wenn dagegen Kinder blos einen Tag um den andern beschäftigt werden, so unterliegen sie denselben Bestimmungen wie Jugendliche und Frauen, nur daß die Pausen für sie auch in Nichttextilfabriken und Werkstätten insgesammt zwei Stunden dauern müssen. In häuslichen Werkstätten ist die Beschäftigung von Kindern nach dem letzteren System ausgeschlossen. Hier dürfen sie nur von sechs Uhr früh bis ein Uhr Mittags oder von ein bis acht Uhr, beziehentlich Sonnabend bis vier Uhr Nachmittags arbeiten und zwar nie länger als fünf Stunden hintereinander. Kinder, welche in halbtägigen Schichten beschäftigt sind, müssen jeden Tag wenigstens zwei Stunden und Kinder, welche einen Tag um den andern beschäftigt sind, an arbeitsfreien Tagen wenigstens vier Stunden die Schule in Gemäßheit des Volksschulgesetzes besuchen. Endlich giebt es noch eine Bestimmung, nach welcher Kinder, welche über dreizehn aber noch nicht vierzehn Jahr alt sind, gleich Jugendlichen beschäftigt werden können, nämlich dann, wenn sie den sogenannten fünften Reifegrad des Volksschulgesetzes erlangt haben. Von diesen Bestimmungen sind eine Reihe von Ausnahmen zugelassen, welche sich entweder auf die Ueberstunden oder auf die Verlegung des Beginns beziehentlich des Endes der Arbeitszeit oder auf die Nachtarbeit beziehen. Zunächst kann der Staatssecretär für gewisse Betriebe gestatten, daß Kinder, Jugendliche und Frauen am Schlusse eines Arbeitstages eine weitere halbe Stunde zur Vollendung einer Arbeit beschäftigt werden unter der Bedingung, daß diese halbe Ueberstunde von der Gesammtzahl der Wochenarbeitsstunden abgezogen wird. Von dieser Füglichkeit hat der Staatssecretär bei Färbereien und Bleichereien, Druckereien, Eisenwerken und Schmelzereien sowie Papierfabriken Gebrauch gemacht, in welchen jugendliche männliche Personen des Nachts nicht beschäftigt werden. Ferner dürfen in Bleichereien und Färbereien sowie in Fabriken, welche mit Wasserkraft arbeiten und der Gefahr unterliegen, daß die Wasserkraft wegen Trockenheit (nicht mehr als 96 Tage) oder Hochfluth (nicht mehr als 48 Tage) versagt, jugendliche Personen und Frauen in gewissen Grenzen Ueberstunden machen. Für Kinder und für Jugendliche (1895) sind daher die Ueberstunden außerordentlich beschränkt und praktisch ohne Bedeutung. Die hauptsächlichste Ueberarbeit geschützter Personen wird von erwachsenen Frauen geleistet, darf nie länger als vierzehn Stunden einschließlich zwei Stunden Pause betragen und ist nur in den vom Staatssecretär ausdrücklich genannten Gewerben zulässig. Sie darf nicht länger als bis zehn Uhr Abends dauern. Dort wo das Material dem Verderben durch das Wetter ausgesetzt ist, oder wo Saisonarbeit oder andere unvorhergesehene Bestellungen einen Nothstand herbeiführen, kann der Staatssecretär die Ueberstundenarbeit an drei Tagen in einer Woche und an nicht mehr als dreißig Tagen im Jahre (bis 1895 fünf beziehentlich achtundvierzig Tage) zulassen und er hat von dieser Befugniß in ungefähr vierzig Gewerben Gebrauch gemacht. In anderen Gewerben, bei denen das Material selbst leicht verdirbt, kann der Staatssecretär an fünf Tagen in der Woche beziehentlich sechzig Tagen im Jahre (bis 1895 neunzig Tage) Ueberarbeit zulassen, die aber nur bis neun Uhr Abends währen darf. Diese Bestimmung ist angewendet worden bei Fruchtconserven, bei Einlegen von Fischen und Herstellung von condensirter Milch. Die Ueberarbeit hat von jeher zu besonderen Beschwerden Anlaß gegeben. Nicht blos, daß die Ausdehnung der Arbeitszeit auf die Gesundheit ungünstig wirkt, sondern es wird die gewöhnliche Controle außerordentlich erschwert. Von jeher und seitdem überhaupt eine Regelung der Arbeitszeit in Angriff genommen worden ist, hat sich auch das Bestreben nach thunlichster Beschränkung geltend gemacht, viele Fabrikinspectionsberichte bezeichnen die Ueberstundenarbeit namentlich für Frauen als die Wurzel alles Uebels, als das Unglück, unter welchem die geschützten Arbeiter leiden. Die Zustände namentlich in der Confectionsindustrie lassen noch sehr viel zu wünschen übrig. In dem Fabrikinspectionsbericht für 1894 finden sich geradezu haarsträubende Schilderungen hierüber. In Bezug auf die in jüdischen Händen befindliche Confectionsindustrie des Ostends von London heißt es: „Das Gebot der Sittlichkeit kommt nicht in den Gedanken der Juden, denn die Liebe nach Gewinn schließt jede andere Rücksicht aus. Diese Leute handeln gesetzwidrig gegen ihre religiösen Bestimmungen, gesetzwidrig gegen das Fabrikgesetz, gesetzwidrig gegen Treu und Glauben zu ihren Arbeitern.“ Während in der Textilindustrie die Unredlichkeit wirksam abgestellt worden ist, auch in der Eisen- und in anderen Industrien Fortschritte gemacht worden sind, sind die Fabrikgesetze im Ostend von London ohne Wirksamkeit geblieben, wo Armuth und Geldgier der Unternehmer sich vereinigt. Die Zulässigkeit der Ueberstunden erscheint als die Wurzel des Uebels. „Durchaus nicht in allen Fällen,“ fährt der Bericht an einer andern Stelle fort, „ist die Ueberarbeit dort, wo der Staatssecretär sie zugelassen hat, nothwendig, so nicht in der Confectionsindustrie, wo der plötzliche Arbeitsandrang häufig aus Ursachen hervorgeht, die so leicht vorhersehbar sind, wie Hofbälle, Wettrennen und ähnliche Festlichkeiten, deren Termine seit Langem feststehen.“ Was die Abänderung des Beginnes und Endes der Arbeitszeit für Kinder, Jugendliche und Frauen (Normalarbeitszeit) betrifft, so hat auch hier der Staatssecretär die Gewalt, sie für Betriebsarten, wo sie unbedenklich erscheint, derart zu verfügen, daß bis neun Uhr Abends gearbeitet werden darf und die Arbeit dann neun Uhr Morgens zu beginnen hat. Eine solche Verordnung ist ergangen für das Salzen von Fischen, für Buchbindereien, für den Detailhandel mit Tuch, für die Herstellung von Strohhüten. Auf die Sonnabende erstreckt sich diese Ausnahme nicht, außer und auch hier nur in beschränktem Umfange, bei Rothfärbereien. Für Spitzenfabriken können ferner männliche jugendliche Arbeiter über sechzehn Jahre zwischen vier Uhr Vormittags und zehn Uhr Abends beziehentlich fünf Uhr Vormittags und neun Uhr Abends mit bestimmten Unterbrechungen von insgesammt neun beziehentlich sieben Stunden beschäftigt werden. Nachtarbeit endlich ist für Frauen und Kinder schlechthin ausgeschlossen. In Zeitungsdruckereien, aber nur in solchen, welche nicht mehr als zwei Nächte in einer Woche arbeiten, dürfen männliche jugendliche Personen über sechzehn Jahre wie Erwachsene beschäftigt werden, aber nicht länger als zwölf Stunden hinter einander, in Eisenwerken, anderen Druckereien und Papierfabriken dürfen jugendliche Arbeiter nach einer Arbeitswoche von 12 Stunden die Nacht durch nicht länger als zwölf Stunden beschäftigt werden. In dem Zeitraume von zwei Wochen darf die Nachtarbeit nicht mehr als an sechs beziehentlich sieben Tagen erfolgen. Der Staatssecretär hat die Befugniß, von der er aber vorläufig noch keinen Gebrauch gemacht hat, die Nachtarbeit noch in anderen Betrieben zu gestatten, aber nur männlichen jugendlichen Personen über sechzehn Jahren. Endlich dürfen jugendliche männliche Arbeiter in Glashütten nach

der Gewohnheit des Gewerbes in Schichten, aber so, daß auf die Arbeitsschicht allemal eine Ruheschicht folgt und daß die Gesammtzahl der Arbeitsstunden sechzig in der Woche nicht übersteigt, beschäftigt werden. Als Nachtarbeit gilt hier überall die Zeit von neun Uhr Abends bis sechs Uhr früh. — Ueberblickt man im Großen und Ganzen alle diese Bestimmungen, so kann man nicht verkennen, daß sie ziemlich streng sind. Je größer nun die Betriebe, um so sorgfältiger werden sie in der Regel innegehalten, namentlich ist es gelungen, in der Textilindustrie eine leidliche Pünktlichkeit zu erzielen, wenn auch hier und da noch berichtet wird, daß die Fabrikinspectoren nur mit großem Aufwande von List und Beharrlichkeit Zuwiderhandlungen aufdecken und abstellen. Sehr viel zu wünschen läßt die Durchführung des Maximal- beziehentlich Normalarbeitstages für geschützte Personen in den Werkstätten; hier ereignen sich Fälle offener Widersetzlichkeit, in der frechsten Weise werden die Aufsichtsbeamten hintergangen, die geschützten Personen selbst tragen sehr wesentlich dazu bei, den Aufsichtsbeamten die Erfüllung ihrer Pflicht zu erschweren, indem sie entweder gar keine Auskunft geben oder falsche Vorspiegelungen aller Art machen. Die ganze Nachbarschaft nimmt namentlich im Ostend Londons nicht selten Partei gegen die Aufsichtsbeamten, so daß trotz ihrer angestrengten Thätigkeit die Theorie des Arbeitsschutzes insoweit noch lange nicht in die Praxis übersetzt zu sein scheint. Wir müssen eine Reihe von besonderen Bestimmungen, welche meist in Specialgesetzen niedergelegt sind, über das Schornsteinfeger- und Bäckergewerbe, über die Wäschereien, über Alkali-, Bleiweiß- und Zündstofffabriken, Bergwerke, Seeschiffe und Canalboote, Docks, Werften, Quais und Lagerhäuser, Verkaufsläden und Eisenbahnen der Kürze wegen übergehen und bemerken nur, daß das Berg- und Seerecht in England wie bei uns sich selbständig entwickelt hat und auch eigene Aufsichtsbehörden, Berginspectionen und Seeämter kennt. Bäckereien dürfen seit dem 1. Januar 1896 nicht mehr in Untergeschossen eingerichtet werden. Die Wäschereien, in welchen in Bezug auf Arbeitszeit und Atmosphäre ganz schlimme Zustände herrschten, sind durch die Novelle von 1895 theils dem Fabrikgesetz, theils besonderen Vorschriften unterstellt. Die durch ein Gesetz von 1892 (55 u. 56 Vict. c. 62) eingeführte Maximalarbeitszeit für die in Verkaufsläden beschäftigten Frauen und Kinder ist auf dem Papiere stehen geblieben, während ein Gesetz von 1893 (56 u. 57 Vict. c. 29), welches dem Handelsamt die Füglichkeit giebt, den Eisenbahngesellschaften die Abstellung ungebührlich langer Arbeitszeiten von Schaffnern, Heizern, Maschinenführern und Weichenstellern aufzugeben, den bestehenden entsetzlichen Mißständen einigermaßen abgeholfen hat.

III. Bestimmungen über den Lohn. Der oberste Grundsatz, derjenige der Baarzahlung, ist durch die Gesetze von 1831 und 1887 (truck payment act, 1 und 2 Will. IV c. 37 und 50 und 51 Victoria c. 46) ausgesprochen. Nicht blos soll hiernach der Lohn baar ausgezahlt werden, sondern es kann auch der Unternehmer, welcher an Stelle des Lohnes Waaren gegeben hat, für diese Waaren keine Bezahlung fordern und ist andrerseits zur Nachzahlung des Lohnes in baar verpflichtet. Der zu Anfang des Jahrhunderts im Allgemeinen übliche Mißbrauch, den Fabrikarbeitern an Stelle von Geld Anweisungen auf Läden zu geben, die von dem Unternehmer selbst gehalten wurden, und in welchen der Arbeiter für übertrieben hohe Preise schlechte oder von ihm nicht benöthigte Waare erhielt, also doppelt betrogen wurde, zwang zur Einführung dieser Bestimmungen, die ja gegenwärtig zum eisernen Bestande des Arbeiterschutzes in der ganzen Welt gehören. Die Gesetze beziehen sich auf alle Arten von Handarbeit mit Ausnahme der Dienstbotenarbeit, doch sind eine Reihe von Ausnahmen vorgesehen. So kann auf Grund einer schriftlichen Vereinbarung mit dem Arbeiter auf den Lohn Medizin, Brennmaterial, Arbeitsmaterial, ferner die Gewährung von Futter für Arbeitsthiere, die Gewährung eines Wohnhauses oder von Eßwaaren, die aber unter dem Dache des Unternehmers gekocht und gegessen werden müssen, in Anrechnung kommen. Außerdem darf der Unternehmer dem Arbeiter Beiträge zu einer Versicherungs- oder Spar-Genossenschaft, sowie in Krankheitsfällen und zur Erziehung von Kindern vorschießen. Mit vollkommen verschwindenden Ausnahmen wird denn auch dem englischen Arbeiter jetzt sein Lohn baar ausgezahlt, und sind die früher häufigen Versuche, durch Nichtbaarzahlung einen unrechtmäßigen Gewinn zu erzielen, von den Unternehmern aufgegeben. Nur die Anrechnung von Arbeitsmaterial in der Confectionsbranche ist häufig der Gegenstand von Streit, und gehen daher die Wünsche dahin, daß jene Ausnahme des Gesetzes beseitigt werde. Die Vorschrift der Baarzahlung schließt, wie wohl zu bemerken ist, den Abzug von Strafgeldern nicht aus, und hier werden lebhafte und beständige Klagen darüber erhoben, daß Strafgelder ungerecht, in unbilliger Höhe und in der Absicht auferlegt werden, mittelbar dem Arbeiter wieder einen Theil seines verdienten Lohnes zu entziehen. Bei kleinen Vergehen, wie ein Zuspätkommen von nur zwei bis fünf Minuten, wird zuweilen ein ganzer Tagelohn innebehalten, desgleichen wird bei angeblich ungenügender Arbeit oft überhaupt nichts bezahlt, trotzdem das Stück Verkaufswerth hat, und Aehnliches mehr. Die Gewerkvereine und die freiwilligen Schiedsgerichte, die in der englischen Industrie bestehen, haben zwar auch in dieser Beziehung Wandel, aber keine auch nur einigermaßen vollständige Abhilfe dieser sehr berechtigten Klagen geschafft. Um in der Textilindustrie, wo die Berechnung des Lohnes meistens nach dem Stück erfolgt und ihre Controle eine schwierige ist, denselbe dem Arbeiter einigermaßen zu sichern, haben die Novellen von 1891 und 1895 zum Fabrikgesetz ausführliche Vorschriften darüber erlassen, wie dem Arbeiter die Berechnung des Lohnes im Einzelnen bekannt zu geben sei. Diese Angaben sind als Betriebsgeheimnisse zu betrachten und wird ihre Mittheilung, beziehentlich das Anstiften zu solcher bestraft. Vielfach wurde der Lohn in Gast- und Schankwirthschaften ausgezahlt und dadurch der Arbeiter zur Trunksucht verleitet. Das Gesetz von 1883 (payment of wayes in public houses prohibition act) verbietet die Auszahlung in Schankstätten, außer wo der Schankwirth selbst der Arbeitgeber ist. Daneben sind freilich die Mißstände bestehen geblieben, welche sich daraus ergeben, daß vielfach der Lohn nur den Vorarbeitern und zwar in Gold ausgezahlt wird und der Vorarbeiter dann gezwungen ist, in Schankstätten wechseln zu lassen, um seine Leute abzulohnen. Endlich ist wenigstens zu erwähnen, daß der Arbeitslohn prozessuale Begünstigungen genießt, insofern in gewissem Umfange der Anspruch auf ihn einerseits nicht pfändbar ist, andrerseits in summarischer Weise eingeklagt werden kann und auch bei Konkursen ein Vorzugsrecht hat.

IV. Durchführungsbestimmungen. 1. Bezüglich der Ausführung der bis jetzt besprochenen Vorschriften materiellen Inhalts ist dem Unternehmer im Fabrikgesetz die Erfüllung gewisser formeller Vorschriften zur Pflicht gemacht: er hat Anzeigen zu erstatten, Aushänge zu machen und Listen zu führen. Die Eröffnung eines Betriebes ist binnen eines Monates, nachdem sie geschehen, anzuzeigen. Desgleichen sind jährliche Berichte über die Zahl der beschäftigten Arbeiter, die vorgekommenen Unfälle, die vorgeschriebenen Temperaturmessungen, im Textilgewerbe z. B., u. s. w., an die Gewerbeinspection zu erstatten. Ferner ist, und zwar hier im Voraus, anzuzeigen, nach welchem System die Beschäftigung von Kindern erfolgen soll, ob, beziehentlich wie, jugendliche Personen in Werkstätten überhaupt beschäftigt werden, und ob die Absicht besteht, von einer im Gesetz besonders vorgesehenen Begünstigung Gebrauch zu machen, z. B. von der Normalarbeitszeit abzuweichen, die gesetzlich vorgesehenen Feiertage durch andere zu ersetzen, jugendliche Personen dort, wo es überhaupt nicht zugelassen ist, in der Nacht zu beschäftigen, und Aehnliches. Wird eine derartige Anzeige nicht erstattet und erfolgt die Beschäftigung ohne sie, so gilt das Gesetz als übertreten. Bei Ueberarbeit genügt es in der Regel, wenn die Anzeige bis 8 Uhr Abends an dem Tage, wo sie stattfindet, eingeht. In einer Reihe von Einzelfällen ist jedoch auch hier vorherige Anzeige erforderlich. Ferner sind an die Gewerbeinspectionen alle Unfälle anzuzeigen, bei denen eine Person ums Leben kommt oder derartig verletzt wird, daß sie an einem der nächsten 3 Tage mindestens 5 Stunden die gewöhnliche Arbeit nicht verrichten kann. Bei Unfällen, die durch mechanische Kraft entstanden sind oder einen Todesfall mit sich führen, ist gleichzeitig auch dem diplomirten Arzte Anzeige zu erstatten, und muß dieser letztere dann eine Unfallerörterung vornehmen, bei welcher in den schwersten Fällen der Fabrikinspector zugegen sein muß. Unfälle, die durch Explosivstoffe veranlaßt sind, sind an besondere Behörden anzuzeigen, und alle Unfälle, welche nicht in Fabriken oder Werkstätten geschehen und dem Fabrikgesetz nicht unterliegen, sind auf Grund eines besonderen Gesetzes von 1894 (notice of accidents act, 57 und 58 Victoria c. 28) schriftlich an das Handelsamt anzuzeigen. Hierher gehören namentlich Unfälle, die auf Eisenbahnen und bei Omnibusbetrieben, bei Canal- und Brückenbau vorkommen. An Registern hat der Unternehmer ein solches über Kinder und jugendliche Personen, über die stattgehabten Unfälle, über die außerhalb des Betriebes von ihm beschäftigten Personen und

endlich über die vorgekommene Ueberarbeit zu führen und auf dem Laufenden zu halten. Außerdem hat er theils zur Controle, theils zur Belehrung der Arbeiter selbst in der Fabrik beziehentlich Werkstätte Aushänge zu machen, welche einen Auszug der gesetzlichen Bestimmungen und der besonderen Erlasse, ferner die Adresse des Fabrikinspectors und des diplomirten Arztes, die Angabe der Fabrikuhr, welche maßgebend sein soll, die Arbeitszeit der geschützten Personen nebst Pausen und Aehnliches enthalten. Die Durchführung dieser formellen Bestimmungen ist unschwer controlirbar und im Allgemeinen eine befriedigende.

2. Strafbestimmungen. Die Uebertretungen der Arbeiterschutzgesetze in ihren verschiedenen Theilen, desgleichen das Nichtbefolgen der besonders getroffenen Anordnungen ist unter Strafe gestellt. Dieselbe besteht immer in Geld, und nur in einem einzigen Ausnahmefalle, nämlich dort, wo Zeugnisse, Anzeigen oder Berichte gefälscht worden sind, in Gefängnißstrafe (bis drei Monate). Die Strafdrohungen enthalten entweder blos das Maximum oder aber, und zwar namentlich in Wiederholungsfällen, auch ein Strafminimum. Nicht selten, und zwar namentlich bei Nichtbeachtung der eben besprochenen formellen Durchführungsbestimmungen, sowie bei Ungehorsam gegen besonders getroffene Anordnungen, ist die Strafdrohung eine feste, sodaß ein richterliches Ermessen nicht Platz greift. Die Strafen bei Uebertretungen der zum Schutze der Gesundheit und Unfallsicherheit erlassenen Bestimmungen gehen bis zu 200 Mark. Die widerrechtliche Beschäftigung der geschützten Person wird mit Geldstrafe bis zu 100 Mark bedroht. Hierbei ist jedoch zu beachten, daß in Wiederholungsfällen ein Minimum von 20 Mark und zwar für jede widerrechtlich beschäftigte Person angesetzt ist, sodaß unter Umständen eine sehr hohe Strafe herauskommen kann. Verhältnißmäßig sehr hoch sind die Strafdrohungen bei Verletzung der formellen Durchführungsvorschriften. Das Fehlen der gewöhnlichen Aushänge oder Register ist mit einem festen Satze von 40 Mark belegt; wird kein Unfallregister geführt, so beträgt der Satz 200 Mark. Das Gleiche gilt, wenn besonders erlassene Bestimmungen nicht ausgehängt werden. Bei Widersetzlichkeit gegen den Inspector (obstruction) beträgt die Strafe 100 Mark. Zuwiderhandlungen gegen die truck act werden mit Strafe bis zu 200 Mark, im Wiederholungsfalle mit nicht unter 200 bis 2000 Mark bestraft. Haftbar ist in der Regel der Betriebsunternehmer. Nur bei Herstellung gewisser feuerpolizeilicher Vorkehrungen, sowie in sogenannten Tenementfabriken, das sind Fabriken, in welchen von einer Centralstelle aus mehrere in einem Gebäudecomplexe befindliche selbständige Unternehmen mit mechanischer Kraft versehen werden, haftet der Eigenthümer des Gebäudes. Der zunächst Haftende kann sich in gewissen Fällen von seiner Haftbarkeit befreien, indem er die Verantwortung auf andere abwälzt. Zuständig für die Bestrafung in der ersten Instanz ist das Polizeigericht (zwei Friedensrichter oder ein beamteter Polizeirichter), in zweiter Instanz das Quartalgericht und in dritter Instanz für Rechtsfragen das high-court of justice in London. Die Zuständigkeit des höchsten rechtsgelehrten Gerichtshofes hat einigermaßen die Willkür beschränkt, mit welcher die unteren Gerichte zu Gunsten der Unternehmer oft das Gesetz in unhaltbarer Weise auslegten.

Bücherbesprechung.

— Natur und Haus. Illustrirte Zeitschrift für alle Naturfreunde. 4. Jahrgang, 1896. Berlin, Verlag von R. Oppenheim (Gustav Schmidt). Preis pro Jahrgang 6 ℳ — Es ist an dieser Stelle wiederholt auf die vortreffliche populäre Zeitschrift hingewiesen, welche es versteht, mit der Allgemeinfaßlichkeit Wissenschaftlichkeit und Geschmack zu verbinden, bei einem auffallend billigen Preise, welcher eine weite Verbreitung ermöglicht und hoffentlich immer vollkommener erreicht. Es sei nochmals betont, daß die Zeitschrift allen naturwissenschaftlichen Bestrebungen dienen will, in erster Linie aber die Thier- und Pflanzenwelt, namentlich die höhere berücksichtigt, auf Thierzucht, Sammlungen, Aquarienpflege, Cultur von Zimmer- und Gartenpflanzen besonderen Werth legt, daneben aber ebenso Mineralogie, Astronomie und allgemeine Themata zur Geltung kommen läßt, wobei eine stattliche Fülle guter Abbildungen das Verständniß unterstützt. Wieder ist eine bunte Tafel beigegeben, brasilianische Farbenvögel darstellend. Die Redaction des immerhin noch jungen Unternehmens hat bereits mehrfache Verschiebungen durchgemacht, auf keinen Fall zu ihrem Nachtheile, die jetzige Leitung liegt in den Händen von Max Heßdörffer, in Verbindung mit dem Director des vorzüglichen Naturaliencabinets in Stuttgart, Prof. Lampert, und P. Matschie, Custos an der zoologischen Sammlung des Berliner Museums. Auch unter den Mitarbeitern finden wir immer mehr bewährte Namen. Um die Vielseitigkeit der Zeitschrift zu kennzeichnen, seien die größeren Arbeiten der ersten Lieferungen namhaft gemacht! Die Zoologie ist vertreten durch Aufsätze über den Zwergmaki und seine Haltung in der Gefangenschaft, über einen zahmen Mandrill, über die Katze als Hausthier, über Zucht- und Vererbungsversuche an Ziermäusen, über Haus- und Brandmaus in Gefangenschaft, über die Nebelkrähe, welche in unserem Vaterlande jährlich ungefähr 6 Kilometer weiter nach Westen vordringt, über den Pastorvogel (im Glaskäfig), über die Zucht von Blutfinken und weißen Reißvögeln, über die Ansiedelung von Nachtigallen, über die Brandente, über Sperling, Eisvogel und Hühnerhabicht in Gefangenschaft, über die Krötenechse und Schlangenhalsschildkröte, über eine ganze Reihe von Amphibien, einheimischen und amerikanischen Fröschen, Salamander, Axolotl u. A., über verschiedene südamerikanische Panzerwelse, jene durch ihren Bau und ihre Lebensweise so ausgezeichneten Fische, deren Einführung zu den hervorragendsten Errungenschaften der Aquarienfreunde in den letzten Jahren gehört, über Falter des Herbstes, Insecten als Schmuckvögel ꝛc. Botanische Aufsätze besprechen die Cultur der Obstgehölze, die Einführung des prächtigen Aesculus macrostachya, Chrysanthemum indicum, wohlriechende Japanpflanzen, fremde thierfangende Sumpfpflanzen, Stapelien, Succulenten, Laubmoose, die Anlage eines Alpinums, eines Champignonbeetes, die Einführung schöner Wildpflanzen in den Garten, wobei allerdings die Abbildungen so bekannter Kräuter, wie des Himmelschlüsselchens, der Kukukslichtnelke u. A. ebensogut weggeblieben wären. Praktische Rathschläge beziehen sich noch auf das Skelettpräpariren, die Durchlüftung der Aquarien, die Anlage einer Schmetterlingssammlung u. s. f. Doch die Aufzählung möchte ermüden; immerhin ist sie am besten geeignet, jedem Interessenten zu zeigen, was er etwa zu erwarten hat. Ein Paar interessante Punkte möchte ich nur noch herausgreifen. Dr. Buck berichtet in einem Aufsatze über die Bedeutung des Schlammes für die Zucht der Daphnien, daß er Wasserflöhe, ohne Bluterneuerung, in einem Aquarium zwölf Jahre lang gezüchtet habe, ohne daß dieselben schädliche Folgen der Inzucht hätten erkennen lassen, ein wissenschaftlich werthvolles Resultat. Bei der Abbildung der Krötenechse, Phrynosoma, scheint mir zwar das Thier gut, die Umgebung aber zu wenig beachtet zu sein. Es liegt zwar nahe, den Grund, von dem sich die Echse abheben soll, nur flüchtig nebenbei zu behandeln; doch kommt die wahre Bedeutung der Zeichnung und Färbung wohl erst dann zur Geltung, wenn auch der grobe Sand und Kies, welchem die Haut ähnelt, aufs Peinlichste ausgeführt wird. Ja ich vermuthe, daß selbst die dunklen Rückenflecke mit der hellen, auf den halben Umfang beschränkten Umrandung die feine Nachahmung einer kleinen Sandgrube darstellt, an der sich auf der Windseite ein scharfer Umriß erhalten hat. — Eine Correctur ist vielleicht angebracht bei dem inhaltreichen Aufsatze Müllenhoff's über volksthümliche Naturanschauungen. Der Verfasser weist u. A. auf die irreführende Bezeichnung „türkischer Weizen" für Mais hin, da derselbe doch aus Mexico stammt. Referent hat immer an eine eigenartige Verwechselung gedacht, die darauf beruhen mag, daß „turkey" ebenso gut Türke als Truthahn bedeutet. Wie der Mais auch Welschkorn heißt, so der Puter auch welscher Hahn. Es könnte also recht gut sein, daß türkischer Weizen eigentlich Truthahnsweizen heißen soll, was durch die gleiche Herkunft von Vogel und Pflanze nur wahrscheinlicher wird. — Schließlich noch eine Bemerkung, welche uns Leipziger interessiren kann. Wir sehen neuerdings in den Schaufenstern zahlreicher Gärtnereien niedliche Ampeln mit zierlich herabhängendem „Seemoos". Ein Aufsatz in der vorliegenden Zeitschrift weist darauf hin, daß dieses Product moderner Mimicry gar keine Pflanze ist, sondern ein gefärbtes Polypenstöckchen, zumeist eins von den so haltbaren Sertularien. Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 95. | Sonnabend, den 8. August. | 1896.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XIX. Neapel.

II.

Bei der Betrachtung der höheren Stände Neapels müssen wir füglich mit dem Hofe beginnen. Goethe schreibt am Tage seiner Ankunft die seltsamen, aber für das dortige Leben bezeichnenden Worte: „Neapel kündet sich froh, frei und lebhaft an, unzählige Menschen rennen durcheinander, der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung, und so kann's nicht besser gehn.“ Und etwa drei Wochen später heißt es: „Vom Personal des Hofes und den Verhältnissen, was ich erfahren und combinirt, muß erst geprüft und geordnet werden. Heute ist der König auf die Wolfsjagd; man hofft, wenigstens fünfe zu erlegen.“

Schlagen wir Moritz' Reisen auf, so stoßen wir auf die Stelle: „Die Insel Capri ist der liebste Sommeraufenthalt des Königs, wo er sein Ergötzen daran findet, Wachteln zu schießen. Um die Insel kreuzen beständig zwei Galeeren, damit Se. Majestät nicht weggekapert werde.“ Blättern wir im ersten, Neapel behandelnden Bande von Gorani's Nachrichten über Italien oder in den von Goethe veröffentlichten Erinnerungen Hackert's an den neapolitanischen Hof, so werden wir fast auf jeder Seite Jagdanekdoten und Fischfang-Erlebnissen begegnen. Zahlreiche Bildnisse in den neapolitanischen Schlössern stellen den König im Jagdanzuge dar, ein sehr merkwürdiges Gemälde im Museum zu Palermo zeigt ihn beim Thunfischfange. Dieser gekrönte Nimrod, von dem die Geschichte fast nichts als die Anzahl der täglich erlegten Wildschweine, Hirsche und Fasane berichtet, und der einem Wachtelschwarme zu Liebe schleunigst den Ministerrath schloß, war Ferdinand IV., König von Neapel und Sicilien, nachmals als Ferdinand I. König beider Sicilien. Im Jahre 1759 als neunjähriger, durch Fürsorge seines Gouverneurs, des Prinzen von Saint Nicander, in der Erziehung vollständig vernachlässigter Knabe auf den Thron gekommen, hatte er von seinen bourbonischen Ahnen nichts geerbt als eine unbegrenzte Leidenschaft für Jagd und Fischfang. Seit 1768 mit der klugen Maria Karoline von Oesterreich, der Tochter Franz' I. und Maria Theresiens, vermählt, stand er vollständig unter dem unheilvollen Einflusse seiner Frau, die ihrerseits wieder von dem fanatischen Irländer Acton, ihrem Günstlinge, beherrscht wurde. Sobald der König, der übrigens die besten Anlagen des Geistes und des Herzens zeigte, selbst in die Politik einzugreifen versuchte, wurden seine Pläne durchkreuzt. Kein Wunder also, wenn er schließlich die Zügel der Regierung seinem intelligenteren Minister und dessen Gönnerin überließ und sich ganz seinen vornehmen Passionen widmete. Seine Derbheit, die häufig in Roheit ausartete, machte ihn beim Volke bis zu einem gewissen Grade beliebt; er war dagegen der Schrecken auswärtiger Gesandten oder fremder Fürstlichkeiten, die seine Mißachtung aller höfischen Sitten in die peinlichsten Lagen brachte. Bezeichnend für die Gesinnung dieses Mannes war es, daß er die von ihm gefangenen Fische auch höchsteigenhändig auf der Straße verkaufte, wobei er sich nach Kräften bemühte, seine Kunden zu übervortheilen. Wenn er bei dieser Gelegenheit mit seinen theuern Unterthanen die derbsten Schimpfreden wechseln konnte, so war er in seinem Elemente. Selbst völlig ungebildet, hatte er eine fast scheue Ehrfurcht vor Gelehrten und Künstlern. Noch in vorgerückteren Jahren nahm er Unterricht in der Mathematik. Die deutschen Maler Tischbein und Hackert erfreuten sich seiner Gunst, sie wurden in den königlichen Schlössern aufs Beste einquartiert und für ihre Thätigkeit wahrhaft königlich belohnt. Freilich hatten sie die Verpflichtung, ihren hohen Gönner bei seinen Jagdzügen zu begleiten und ihn selbst, sein Jagdgefolge und die Beute mit ihrer Palette zu verewigen. Wollte er sich ihnen besonders erkenntlich zeigen, so belohnte er sie mit selbsterlegten Fasanen oder sandte ihnen das beste Stück eines von ihm selbst gefangenen Schwertfisches. Wir haben bei der Person dieses Königs eben jener Maler wegen, mit denen Goethe in regem Verkehre stand, länger verweilt. Es bleibt uns noch übrig, auch einen Blick auf die Königin zu werfen, über die alle zeitgenössischen Urtheile merkwürdig von einander abweichen. Maria Karoline erscheint nach ihnen bald als ein Ausbund aller weiblichen Untugenden und Laster, bald als die edle, aufopferungsfähige Gattin und Landesmutter, zu der sie als Tochter der großen Maria Theresia die Anlagen hätte haben sollen. Für uns kommt sie nur als Gönnerin Tischbein's in Betracht, der große Stücke auf sie gehalten zu haben scheint. Der unausstehliche Hochmuth, den die Königin an den Tag zu legen liebte, war bei richtiger Behandlung offenbar nicht von langer Dauer. Die Herzogin Amalia, die bei ihrem Aufenthalte in Neapel im Jahre 1789 bei Hofe verkehrte, schreibt: „Den Nachmittag ging ich zur Königin und es schien mir, als wollte sie sich gegen mir zeigen als Königin, aber es hielte nicht lange an.“ Der Günstling der Königin, der Minister John Acton, wird weder bei Goethe noch in dessen Briefwechsel mit den Freunden in Italien genannt, was um so verwunderlicher ist, als er in der damaligen Politik eine hervorragende, für den König jedenfalls verhängnißvolle Rolle spielte. In Ph. Hackert's nachgelassenen Erinnerungen kommt sein Name häufiger vor. Dem Minister, dessen Lieblingsgedanke die Gründung einer neapolitanischen Seemacht war, mußte der Maler willkommen sein, der durch seine trefflichen Seestücke den König für das Marinewesen zu erwärmen verstand. Berühmt war damals das Bild, das den Stapellauf der Parthenope, des ersten neapolitanischen Kriegsschiffes, in Gegenwart des ganzen Hofes und vielen Volkes darstellte, und das von Hackert's Bruder in Kupfer gestochen wurde, „wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt sah“.

Nächst Acton ist der Cavaliere Gaetano Filangieri die bedeutendste Persönlichkeit Neapels. Am 18. August 1752 als Sohn des Prinzen Cesare Araniello geboren, war er ein Jugendfreund des Königs, dem er zeitlebens mit einer am bourbonischen Hofe ungewöhnlichen Offenherzigkeit begegnete. Bereits im 14. Lebensjahre wurde er Soldat, vertauschte diesen Beruf jedoch bald mit der Advocatur und verfaßte in den Jahren 1781—88 sein berühmtes, von Goethe hochgeschätztes Werk über die Gesetzgebung, La scienza della legislazione, wodurch er sich mit der Geistlichkeit für immer verfeindete. Um den Intriguen des Hofes zu entgehen, zog er sich für eine Zeit lang auf sein Gut bei La Cava zurück, bis ihn im Jahre 1787 der König zum ersten Finanzrath ernannte und wieder an den Hof berief. Etwa um diese Zeit lernte ihn Goethe persönlich kennen. „Er gehört zu den ehrwürdigen jungen Männern,“ schreibt dieser, „welche das Glück der Menschen und eine löbliche Freiheit derselben im Auge behalten. An seinem Betragen kann man den Soldaten, den Ritter und Weltmann erkennen, gemildert ist jedoch dieser Anstand durch den Ausdruck eines zarten sittlichen Gefühls, welches über die ganze Person verbreitet, aus Wort und Wesen gar anmuthig hervorleuchtet. Auch er ist seinem Könige und dessen Königreich im Herzen verbündet, wenn er auch nicht Alles billigt, was geschieht; aber auch er ist gedrückt durch die Furcht

vor Joseph dem Zweiten.“ An einer anderen Stelle bemerkt Goethe, er habe Filangieri nie ein gleichgiltiges Wort reden hören. Er vergleicht ihn mit seinem Schwager Georg Schlosser, „nur daß er als Neapolitaner und Weltmann eine weichere Natur und einen bequemern Umgang habe“.

Aehnlich günstig lautet das Urtheil anderer Zeitgenossen über den begabten jungen Rechtsgelehrten, der leider bereits im Jahre 1788, wenige Tage nach Goethe's Rückkunft aus Italien, nach kurzem Krankenlager starb. „Ich freue mich,“ schreibt Johann Heinrich Bartels (Briefe über Calabrien und Sicilien), „die Bekanntschaft des Mannes gemacht zu haben, den man nur zu sehen braucht, um ihn lieb zu gewinnen, und den man schätzen muß, sobald man ihn näher kennen lernt.“ Selbst der strenge Gorani nennt ihn „durch seine Kenntnisse, wie durch seine Sitten und Tugenden gleich schätzbar“ und bezeichnet auch seine Frau, eine aus Preßburg stammende Hofdame der Königin, als die Einzige, „welche sich beim Gefolge dieser Fürstin eine an diesem Hofe unbekannte Reinheit der Sitten erhalten habe“.

Das heitere Widerspiel des ernsten Filangieri war seine anmuthige Schwester, die Prinzessin von Sutriano. Es ist dieselbe, die Goethe in seiner „Ital. Reise“, ohne den Namen zu verrathen, das Prinzeßchen nennt. Sein Abenteuer mit ihr ist zu heiter, um hier nicht mit wenigen Worten erzählt zu werden. Die Dame hatte ihn bei ihrem Bruder kennen gelernt und ohne weitere Förmlichkeiten zum Mittagessen eingeladen. Von einem Lohnbedienten geführt stellte sich Goethe zur bestimmten Stunde bei dem Palazzo ein, der ihm genannt worden war, zögerte aber, ihn zu betreten, da die prächtige Wohnung mit dem bescheidenen Aeußeren der Dame im Widerspruch zu stehen schien. Endlich trat er ein. An beiden Seiten der Treppe standen kostbar gekleidete Livree-Bediente, die sich vor ihm bis zur Erde verneigten. Er kam sich vor „wie der Sultan in Wieland's Feenmärchen und faßte sich nach dessen Beispiel ein Herz“. Die Gesellschaft, in der das geistliche Element eine Hauptrolle spielte, versammelte sich, aber die Prinzessin ließ sich nicht blicken, so daß Goethe die Ueberzeugung gewann, er sei in den unrechten Palast gerathen. Endlich erschien sie, hüpfte auf ihn los und wies ihm einen Platz neben dem ihrigen an. Während des Mahles schob sie ihrem Nachbar die besten Bissen zu, während sie die Geistlichen mit allerlei „lästerlichen“ Scherzen zu ärgern versuchte, von denen einige so unzweideutig waren, daß Goethe sie mitzutheilen „nicht den Muth“ hatte. Nebenbei fand sie Zeit, die legislatorischen Bestrebungen ihres berühmten Bruders lächerlich zu machen, wobei sie die später von Goethe in wenig veränderter Form unter „Sprüche in Prosa. Ethisches“ aufgenommene Maxime „Wenn ihr neue Gesetze macht, so müssen wir uns wieder neue Mühe geben, um auszusinnen, wie wir auch die zunächst übertreten können, bei den alten haben wir es schon weg“ vorbrachte. Ihr Haß gegen die Geistlichen hatte wahrscheinlich in ihrer aufrichtigen Verehrung für den Bruder seinen Grund; jedenfalls wurzelte er so tief bei ihr, daß sie selbst während des Erdbebens zu Calabrien, im Augenblicke höchster Lebensgefahr, einen schlechten Witz über den von dem emporsteigenden Fußboden auf sie geschleuderten Abbé nicht verbeißen konnte.

Unserm Landsmann hat sie nie verziehen, daß er, statt ihren Sirenenlockungen nach Sorrent zu folgen, wo sie ihn mit der landesüblichen Mungana, „dem köstlichsten Milchkalbfleisch“ herausfüttern wollte, das „steinigte und wüste“ Sicilien besuchte.

Von den Damen der neapolitanischen Hofgesellschaft machte unzweifelhaft die Herzogin von Giovane auf Goethen den stärksten Eindruck. Eine geborene v. Mudersbach aus Würzburg, war sie mit dem Herzog Giovane di Girasole in unglücklicher Ehe vermählt. Als Hofdame der Königin benutzte sie ihre reichlichen Mußestunden zu literarischen Arbeiten in deutscher und italienischer Sprache, weshalb sie von deutschen Reisenden, u. A. auch von Herder gerne aufgesucht wurde. Goethe hatte, wohl zu seinem nachträglichen Bedauern, den versprochenen Besuch auf den letzten Tag seiner Anwesenheit in Neapel verschoben. Er fand nach einer langen Wanderung über Gänge und Treppen, „verengt durch Kisten, Schränke und alles Mißfällige eines Hofgarderobewesens, in einem großen und hohen Zimmer, das keine sonderliche Aussicht hatte, eine wohlgestaltete junge Dame von sehr zarter und sittlicher Unterhaltung“. Als der Vollmond emporstieg, führte die Herzogin ihren Gast an ein Fenster, dessen Laden sie aufstieß. Er erblickte, „was man in seinem Leben nur einmal sieht“. Der Vesuv war in voller Thätigkeit, „über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet“. „Je mehr die Nacht wuchs,“ schreibt Goethe, „desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, dessen Streifen und Massen durchleuchtet bis ins Einzelne deutlich, ja man glaubte mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterscheiden. Meine Wirthin, so will ich sie nennen, weil mir nicht leicht ein köstlicheres Abendmahl zubereitet war, ließ die Kerzen an die Gegenseite des Zimmers stellen, und die schöne Frau, vom Monde beleuchtet als Vordergrund dieses unglaublichen Bildes, schien mir immer schöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch, daß ich in diesem südlichen Paradiese eine sehr angenehme deutsche Mundart vernahm. Ich vergaß, wie spät es war, so daß sie mich zuletzt aufmerksam machte, sie müsse mich, obwohl ungern, entlassen, die Stunde nahe schon, wo ihre Galerien klostermäßig verschlossen würden.“ Diese anmuthige Frau, deren Gesellschaft Goethen den letzten Abend in Neapel verschönt hatte, sollte der Dichter um 27 Jahre überleben; sie starb zu Ofen im August 1805, nachdem sie, von ihrem Gemahle geschieden, eine Zeit lang am Wiener Hofe als Oberhofmeisterin der Prinzessin Louise von Oesterreich gelebt hatte. — Von sonstigen Gliedern der neapolitanischen Gesellschaft sind es nur zwei, zu denen Goethe in Beziehung trat, der junge, fein gebildete Marchese Berio, der den Verfasser des Werther kennen zu lernen wünschte, und der Cavaliere Lodovico Venuti, ein damals vielgenannter Maler und Sammler, von dessen Kunstschätzen an anderem Orte die Rede sein wird. Ein Besuch des jungen Rechtsgelehrten Luigi Serio, den Aurelio Lauria in seinem recht novellistisch gehaltenen Buche (Napoli nella fine del XVIII secolo) schildert, und bei dem Goethe dem Besucher u. A. Friederike von Sesenheim als das Urbild der Margarethe im „Faust“ bezeichnet haben soll, ist wohl nur als eine Blüthe südlicher Fabulirkunst zu betrachten. Dagegen machte oder erneuerte der Dichter die Bekanntschaft einiger bemerkenswerther Fremden, die sich damals dauernd oder zeitweilig in Neapel aufhielten, vor Allem die des vielbesprochenen Ritters William Hamilton, des englischen Gesandten am neapolitanischen Hofe. Ueber diesen merkwürdigen Mann — das Prototyp des vornehmen und feingebildeten Engländers im 18. Jahrhundert — ist von den Zeitgenossen unendlich viel geschrieben worden. Es giebt aus jener Zeit kaum eine Reisebeschreibung, die bei dem Capitel Neapel nicht irgend eine interessante Einzelheit über den ebenso reichen als wunderlichen Herrn brächte. Seine Verdienste auf diplomatischem wie archäologischem Gebiete sind unbestritten; während seiner langen, nur durch einen sechsjährigen Aufenthalt in England unterbrochenen Thätigkeit am Hofe von Neapel hatte er die Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji nach Kräften gefördert und das reiche Material wissenschaftlich zu verwerthen gesucht. Volkmann rühmt schon seine Vasensammlung als einzig in ihrer Art und verbreitet sich des Längeren über die unter Hamilton's Aufsicht von d'Hancarville herausgegebene mit Kupfern versehene Beschreibung derselben, die in vier Foliobänden zum Subscriptionspreise von 80 Dukaten erschien. „Schon der Name ist eine Lobrede,“ schreibt Gorani mit ungewöhnlicher Begeisterung, „seine Werke, sein literarisches Verdienst ist zu bekannt, um es zu erwähnen.“ Obwohl Hamilton 1771 seine Sammlung mit nach England genommen hatte, konnte er Goethen bei dessen Besuch wieder in ein neues „geheimes Kunst- und Gerümpelgewölbe“ führen. „Da sieht es denn ganz verwirrt aus,“ berichtet dieser, „die Producte aller Epochen zufällig durcheinandergestellt: Büsten, Torse, Vasen, Bronze, von sicilianischen Achaten allerlei Hauszierrath, sogar ein Kapellchen, Geschnitztes, Gemaltes und was er nur zufällig zusammenkaufte. In einem langen Kasten an der Erde, dessen aufgebrochenen Deckel ich neugierig beiseite schob, lagen zwei ganz herrliche Candelaber von Bronze. Mit einem Wink machte ich Hackerten aufmerksam und lispelte ihm die Frage zu, ob diese nicht ganz denen in Portici ähnlich seien? Er winkte mir dagegen Stillschweigen; sie mochten sich freilich aus den pompejanischen Grüften seitwärts hieher verloren haben. Wegen solcher und ähnlicher glücklichen Erwerbnisse mag der Ritter diese verborgenen Schätze nur wohl seinen vertrautesten Freunden sehen lassen.“ So wenig Hamilton sich beim Sammeln Gewissensbisse machte, so leicht vermochte er sich auch wieder von seinen Schätzen zu trennen. Die Herzogin Amalia, die ihn im März 1789 besuchte, berichtet entzückt nach Weimar, daß ihr Hamilton einige recht schöne etrurische Vasen zum Ge-

schenk gemacht habe. — Mehr als alle Vasen und Bronzen des wackren Ritters beschäftigte dessen lebendes Schaustück, die vielgenannte Miß Emma Harte, die Phantasie der Reisenden. Die schöne Engländerin hatte trotz ihrer Jugend — sie war bei Goethe's Anwesenheit fünfundzwanzig, nicht, wie dieser behauptet, zwanzig Jahre alt — ein reich bewegtes Leben hinter sich. Aus niederem Stande hervorgegangen, hatte sie nach mancherlei Abenteuern eine Zeitlang den berüchtigten Wunderarzt Graham als Göttin Hygiea begleitet. Bei diesem sah sie der junge Lord Charles Greville, der Neffe Hamilton's, verliebte sich in sie und ließ sie in allen Zweigen des Wissens unterrichten. Da er auf großem Fuße lebte, begann er bald, um Gorani's gewählten Ausdruck zu gebrauchen, „den erschöpften Zustand seiner Glücksgüter zu fühlen" und war deshalb genöthigt, sich seiner theuern Geliebten wieder zu entledigen. Als praktischer Engländer mußte er aus der Noth eine Tugend zu machen, indem er seinem lebenslustigen Onkel das schöne Mädchen gegen Bezahlung seiner Schulden anbot. Hamilton ging auf das Anerbieten ein und die ehemalige Göttin segelte nach Neapel, wo sie von dem alten freundlichen Herrn mit offenen Armen empfangen wurde. „Sie wurde bald der Gegenstand aller Gespräche," versichert Gorani, „weil sie allgemeines Erstaunen erregte. Eine reizende Gestalt, eine himmlische Stimme, Verstand, Talente aller Art, und dabei das Seltenste von Allen, Liebenswürdigkeit verbunden mit Würde, ein gefühlvolles Herz mit Sittsamkeit vereint; diese Sirene besaß Alles, was Liebe erregen, Hochachtung und sogar Ehrfurcht einflößen konnte." Nur die Königin, deren Sittenreinheit durchaus nicht verbürgt ist, nahm an dem Verhältniß Anfangs Anstoß. „Sie hat sich viele Mühe gegeben," berichtet unser Gewährsmann, „Hamilton bei dem Könige anzuschwärzen; aber ihr Ansehen ist gegen die Neigung zur Jagd gescheitert, welche beide Herren verbindet und zusammenführt." Die Königin fand den diplomatischen Ausweg, sich mit Miß Harte zu befreunden und durch deren Vermittlung den Einfluß ihres Gemahls auf den Gesandten wieder aufzuheben. Wie der Alte bereitwilligst Freunde und Bekannte seine Kunstschätze mitgenießen ließ, so hielt er auch seine Favoritin keineswegs verborgen. Goethe sah sie zum ersten Male Ende der zweiten Märzwoche 1787 und zwar im Schlosse zu Caserta, wo der König dem seltsamen Paare eine Wohnung angewiesen hatte, um seinen erfahrenen Jagdgenossen stets in der Nähe zu haben. „Der Ritter Hamilton," heißt es in Goethe's Bericht, „hat nun nach so langer Kunstliebhaberei, nach so langem Naturstudium den Gipfel aller Natur- und Kunstfreude in einem schönem Mädchen gefunden. Sie ist sehr schön und wohl gebaut. Er hat ihr ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet, dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Shawls und macht eine Abwechslung von Stellungen, Gebärden, Mienen u. s. w., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man schaut, was so viele Tausend Künstler gerne geleistet hätten, hier ganz fertig in Bewegung und überraschender Abwechslung. . . . . Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstande ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der sicilianischen Münzen, ja den Belvederschen Apoll selbst." Später, als Goethe bei seinem zweiten Aufenthalte in Neapel den alten Herrn besuchte, mußte Miß Harte „auch ihre musikalischen und melischen Talente produciren". Er sah auch noch den innen schwarz angestrichenen, mit einem goldenen Rahmen eingefaßten Kasten, in dem das junge Mädchen „vielfarbig gekleidet, die antiken Gemälde von Pompeji und selbst neuere Meisterwerke nachgeahmt hatte". Allein die angenehme Illusion, die das Aeußere des Mädchens erweckte, hielt auf die Dauer nicht Stand. „Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohlbehandelter Gast nicht wagen sollte," schreibt Goethe mit anerkennenswerther Offenheit, „so muß ich gestehen, daß mir unsere schöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geistloses Wesen vorkommt, die wohl mit ihrer Gestalt bezahlen, aber durch keinen seelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache sich geltend machen kann. Schon ihr Gesang ist nicht von zusagender Fülle." Auch Herder's Urtheil über sie lautet ungünstig. Als er sie kennen lernte, hatte Hamilton sie übrigens geheirathet. „Der alte Reiffenstein hat eine rechte Freude darüber, weil er meint, nun könnte die Herzogin mit Ehren in sein Haus gehn," meldet Fräulein v. Göchhausen nach Weimar. Allzulange dauerte die ungleiche Ehe freilich nicht, denn als Nelson in Neapel erschien, wurde die Lady ihrem Gemahle untreu. Sie folgte dem Seehelden und blieb bis zu seinem Tode bei ihm. Ihre plastischen Productionen scheint sie unter den veränderten Verhältnissen nicht aufgegeben zu haben. Noch im Jahre 1800 gehörte Klopstock zu ihren Bewunderern. Nach Nelson's Tode verschwand sie wieder in der Tiefe, aus der sie emporgestiegen war, um ohne jedes Verdienst als das körperlicher Schönheit ihren Namen unauslöschlich mit der Geschichte, der Literatur und Kunst ihres Jahrhunderts zu verbinden. Bilder von ihr haben sich zahlreich erhalten, Tischbein malte sie wiederholt als Sibylle und Iphigenie, ohne jedoch in diesen Darstellungen eine Spur von ihrem sinnlichen Zauber zu überliefern. Hamilton zog sich zu Ende der neunziger Jahre nach London zurück, wo er im März 1803 starb. Nach Goethe's und Seume's Beschreibung läßt sich heute noch das Haus bestimmen, das er während seines Aufenthaltes zu Neapel meist bewohnte; das „niedliche Casino" läßt sich in einer der beiden bescheidenen Trattorien wiedererkennen, die sich in den öden Mauern des Palastes der Donna Anna (fälschlich Königin Johanna genannt) angesiedelt haben.

Auch den preußischen Gesandten lernte Goethe in Neapel kennen. Es war der Marchese Girolamo Lucchesini, den Angelegenheiten des Fürstenbundes nach Italien geführt hatten. Zwei Jahre jünger als der Dichter, behandelte er diesen mit einer Art von höflichem Wohlwollen, ohne ihm jedoch sein Herz zu erschließen. „Ich habe viel Freude gehabt ihn kennen zu lernen," schreibt Goethe. „Er scheint mir einer von den Menschen zu sein, die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können." Die Marchesa, eine geborene v. Tarrach „gefiel ihm auch recht wohl", sie schien ihm „ein gutes deutsches Wesen". Seine Hoffnung, mit dem Marchese während des zweiten Aufenthaltes in Rom in näheren Verkehr zu treten, ging nicht in Erfüllung; dort, wie später, während der Campagne in Frankreich, wo Goethe wieder mit ihm zusammentraf, bewahrte er seine diplomatisch kühle Zurückhaltung. Desto liebenswürdiger zeigte sich Prinz Christian August von Waldeck, damals General in österreichischen Diensten. Er lud den Dichter sogleich nach dessen Ankunft in Neapel zu einer Spazierfahrt nach dem Posilipp ein, „die an und für sich angenehm, bei dem schönen Wetter in Gesellschaft eines so vollkommenen und unterrichteten Fürsten sehr viel Nutzen versprach". In seinen Neigungen scheint der Prinz einige Aehnlichkeit mit Hamilton gehabt zu haben. „Er besitzt ein großes Münzcabinet, welches zu completiren er gewaltig kauft," meldet Goethe von Rom aus, „doch sind seine Liebhabereien nicht blos antiquarisch, er hat eine schöne böhmische Dame zur Gesellschaft. . . . . Sie ist mit dem Bischof von Prag verwandt, ihr alter Mann ist mit hier." Wie der Prinz mit dem englischen Lebemann die Vorliebe für das Schöne in Kunst und Leben gemeinsam hatte, so glich er Nelson in anderer Beziehung: Er verlor 1792 bei Thionville den linken Arm, ohne sich durch dieses Mißgeschick in seiner glänzenden militärischen Laufbahn aufhalten zu lassen Er starb sechs Jahre später, kurz nachdem er eine Berufung als Feldmarschall nach Portugal erhalten hatte. Nennen wir noch den Herzog und die Herzogin von Ursel aus Brüssel, so ist die Liste der vornehmen Personen, mit denen Goethe in Neapel verkehrte, erschöpft. Fast alle diese Leute sind Ausländer, ein Umstand, der um so auffälliger erscheint, als Neapel mit hoher Aristokratie damals schon ebenso gesegnet war wie heute. Volkmann zählt im Neapolitanischen „130 Prinzen, 150 Herzoge, 173 Marquis, über 60 Grafen und gegen 500 Barone und Vasallen," die alle auf großem Fuße lebten, was, wie er offenbar mit Recht annimmt, mit dem „Ueberfluß an armen Menschen" zusammenhing, die für einen erstaunlich geringen Lohn als Lakaien, Pagen und Läufer dienten. „Die Kaufleute klagen indessen," fügt unser Gewährsmann hinzu, „daß der Adel schlecht bezahle. Allein wo ist heutigen Tages das Land anzutreffen, wo nicht dieselben Klagen geführt werden, wo die Vornehmen nicht mehr Aufwand machen, als sie nach ihrem Vermögen sollten, und wo der größte Haufen des Adels nicht in Schulden steckt?" Festlichkeiten, Schmausereien und Corsofahrt waren der Hauptzeitvertreib der vornehmen Neapolitaner, die es in materiellen Genüssen allen übrigen Italienern zuvorthaten Ihre Pferde waren jederzeit berühmt, sie entsprechen vielleicht am Meisten dem idealen Pferdetypus der Antike. „Man kann unmöglich etwas Zierlicheres sehen als diese Geschöpfe hier," bemerkt Goethe, „es ist das erste Mal in meinem Leben, daß mir das Herz gegen sie aufgeht." Andere Reisende, wie Moritz und Fr. L. v. Stollberg, äußern sich in ähnlicher Weise. Neuerdings werden gute Pferde neapolitanischer Race übrigens immer seltener, da englisches Material bevorzugt und massenweise eingeführt wird.

Wie in Rom so scheint auch in Neapel der Adel nicht die geringsten Anstalten zur Verbesserung seiner Lage zu treffen. Man gewinnt auf den ersten Blick den Eindruck, daß die bei Corsofahrt und Festen zur Schau gestellte Pracht das ärgste finanzielle Elend übertünchen soll. Zu industrieller und kaufmännischer Thätigkeit mangelt Unternehmungslust und Capital, und für geistige Arbeit scheint das milde Klima nicht gerade vortheilhaft zu sein. Gelehrte von Bedeutung hat die große Stadt fast gar keine hervorgebracht. Der gelehrte Fürst von Sangro San Severo, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts häufiger genannt wird, verdankt seinen Ruhm vielleicht hauptsächlich der unerhörten Thatsache, daß er sich trotz seiner gesellschaftlichen Stellung mit wissenschaftlichen Studien befaßt hat. Er war, wenn wir La Lande's Berichten Glauben schenken dürfen, ein echtes Universalgenie, das auf allen Gebieten die merkwürdigsten Entdeckungen und Erfindungen machte. Aber bei dem lebhaften Interesse der Italiener für alles Technische hat es ihm wohl nicht an Anerkennung und Bewunderung gefehlt. Isolirter dagegen stand der Cavaliere Lodovico Venuti mit seinen ästhetischen Neigungen. Goethe kannte ihn wohl schon von Rom her, wo er im Auftrage des Königs von Neapel die Einschiffung des Hercules Farnese geleitet und überwacht hatte. Er war in allen die Kunst betreffenden Fragen der ausschlaggebende Beirath des Königs, und daher auch mit den deutschen Malern, denen er Vergünstigungen aller Art verschaffte, eng befreundet. Tischbein spricht mit aufrichtiger Hochachtung von ihm. Leider berichtet Goethe nur über seinen letzten Besuch bei diesem Manne. „Cavaliere Venuti," heißt es da, „ließ mich sogar noch verborgene Schätze sehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung seinen, obgleich verstümmelten, so doch unschätzbaren Ulysses. Er führte mich zum Abschied in die Porzellanfabrik, wo ich mir den Hercules möglichst einprägte und an den Campanischen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll sah. Wahrhaft gerührt und freundschaftlich Abschied nehmend, vertraute er mir dann noch zuletzt, wo ihn eigentlich der Schuh drücke, und wünschte nichts mehr, als daß ich noch eine Zeitlang mit ihm verweilen könnte." Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird aus dieser Andeutung die geistige Einsamkeit des feingebildeten Mannes inmitten des lärmenden neapolitanischen Lebens erkennen. Daß er einen Freund von dem Verständnisse Goethe's nur mit Schmerz scheiden sah, ist erklärlich, ebenso auch, daß ihm in einem solchen Augenblick die eigene Lage doppelt fühlbar werden mußte. Er hat Goethen allezeit ein freundliches Andenken bewahrt und ihm, so oft sich Gelegenheit bot, Grüße gesandt. Auch die liebenswürdige Aufnahme, die später die Herzogin und ihre Begleitung bei ihm fanden, ist wohl in erster Linie auf die gemeinsame Freundschaft mit Goethe zurückzuführen. Die Sammlungen Venuti's werden von den Zeitgenossen häufig erwähnt. Das Glanzstück seiner Antiken scheint jener Ulysses gewesen zu sein, den auch Heinrich Meyer in seinem Briefe an Goethe vom 20. Januar 1789 als außerordentlich schön rühmt.

Wie in Rom so lebte auch in Neapel eine kleine Colonie von deutschen Künstlern, zu denen Goethe in Beziehung trat. Es sind dies vor Allem Tischbein, die Brüder Hackert und Kniep. Ueber Ersteren haben wir schon früher, bei Gelegenheit von Goethe's zweimaligem römischen Aufenthalte, ausführlicher berichtet; es bleibt uns daher nur noch übrig, an dieser Stelle von dem Verkehre der beiden Männer in Neapel zu sprechen. Auch hier war Tischbein's Gesellschaft für Goethe von großem Werthe, der erfahrene Künstler, dessen frische Weltanschauung und universelle Bildung aus seinen orthographisch und stilistisch freilich etwas fragwürdigen Briefen am deutlichsten hervorgeht, vermittelte dem Landsmanne auch hier wieder die intimere Bekanntschaft mit Volk und Leben. Aber seine Beziehung zum Hofe ließen auf die Dauer eine Theilung seiner Interessen nicht zu und nöthigten ihn, um sich unbehindert zurückziehen zu können, dem Freunde einen Stellvertreter zu werben. „In den letzten Tagen," schreibt Goethe am 19. März 1787, „hat sich ein neues Verhältniß näher angeknüpft. Nachdem in diesen vier Wochen Tischbein mir sein treues Geleit durch Natur und Kunstgegenstände förderlich geleistet und wir gestern noch zusammen in Portici gewesen, ergab sich aus wechselseitiger Betrachtung, daß seine Kunstzwecke sowohl als diejenigen Geschäfte, die er, eine künftige Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben pflichtig ist, mit meinen Absichten, Wünschen und Liebhabereien nicht zu verbinden seien. Er schlug mir daher, immer für mich besorgt, einen jungen Mann vor als beständigen Gesellschafter, den ich in den ersten Tagen öfter sah, nicht ohne Theilnahme und Neigung. Es ist Kniep, der sich eine Zeit lang in Rom aufgehalten, sodann sich aber nach Neapel, in das eigentliche Element des Landschafters begeben hatte." Christoph Heinrich Kniep aus Hildesheim, ein nicht unbegabter Künstler, war ein Jahr älter als Goethe. Er hatte nach dem Tode seines Gönners, des Fürstbischofs Kraschinsky von Ermland, eine Zeitlang äußerst dürftig gelebt, da er für seine Bilder allzu bescheidene Preise forderte und ab und zu einem Hange zur Unthätigkeit nachgab. In letzterem Punkte trat seit Kniep's Zusammenleben mit Goethe eine entschiedene Wendung zum Bessern ein. Es war der so oft beobachtete erzieherische Einfluß des Dichters auf seine Umgebung. Wir werden später, bei Gelegenheit der Reise nach Sicilien, auf der Kniep Goethen begleitete, um die von diesem besuchten Gegenden im Bilde festzuhalten, noch häufiger auf das Verhältniß zurückkommen. Dem Maler mag es nicht leicht geworden sein, das schöne Napoli, wo ihn obendrein zarte Bande fesselten, zu verlassen. Goethe sorgte für ihn fortan mit rührendem Eifer, wie er auch dem angedeuteten Liebesbunde durch Ankauf zweier eisernen Bettstellen zu einer realen Grundlage verhalf. Kniep's Erkenntlichkeit spricht aus jedem Briefe. „Indeß, tausend, tausend Dank vor alles Gute, das ich aus Ihren Händen erhielt!" heißt es im Briefe vom 21. März 1788. „Es ist nun bald ein Jahr, da wir zusammen an Bord gingen und da Sie den Punkt setzten, der den Zirkel meines Glücks ausgehend macht. Haben Sie Nachsicht mit dem Kniep, wenn er nicht so prompt gewesen, wie er hätte sein sollen. Es ist das erste Jahr, daß ich so in Ruhe lebe, und ich wünsche kein anderes als dieses; daß ich fleißig war, zeigen alle die Zeichnungen, die ich gemacht habe." Auch nach der Rückkehr in die Heimath ließ Goethe seinen Reisegefährten nicht aus den Augen und wußte ihm ansehnliche Bestellungen, namentlich eine solche vom Herzog Ernst von Sachsen-Gotha, zuzuwenden. Kniep starb im Jahre 1825 als Professor an der Akademie zu Neapel. Den ersten Platz in der kleinen deutschen Künstlerrepublik Neapels nahm Philipp Hackert ein. Zu Prenzlau 1737 geboren, war er bereits als Dreißigjähriger nach Italien gezogen. Er blieb seinem Adoptivvaterlande bis zu seinem, 1807 erfolgten, Tode treu. Seit 1785 lebte er am neapolitanischen Hofe, wo er sich der besonderen Freundschaft des Königs zu erfreuen hatte. Sein Einfluß ging weit über seine Functionen als Hofmaler hinaus und seine Geschicklichkeit in allen praktischen Dingen machte ihn so unentbehrlich, daß der König ihn nur ungern aus seiner Nähe ließ. Hierdurch erklärt sich vielleicht das Scherzwort der Herzogin Amalia, die ihn in einem Briefe an Goethe einmal den „großen Premier-Minister" nennt. Hackert war ein Lebenskünstler im besten Sinne des Wortes „ein sehr bestimmter, kluger Mann", wie Goethe ihn charakterisirt, „der bei unausgesetztem Fleiß das Leben zu genießen versteht". „Immerfort beschäftigt mit Zeichnen oder Malen," heißt es an einer anderen Stelle, „bleibt er doch gesellig und weiß die Menschen an sich zu ziehen, indem er einen jeden zu seinem Schüler macht." Um stets in der Nähe des Königs zu sein, bewohnte er prächtige Räumlichkeiten in den Schlössern Francavilla, dem ehemaligen Cellamare bei Pizzofalcone und Belvedere, der alten Residenz zu Caserta. Er hatte den Hof so lebhaft für die schönen Künste zu interessiren gewußt, daß er mit dem Unterricht der Prinzessin betraut worden war und zeitweise der königlichen Familie Vorträge halten mußte, denen er Sulzer's Theorie der schönen Wissenschaften und Künste zu Grunde legte, ein Buch, mit dessen Grundmaxime Goethe freilich nie einverstanden sein konnte. Hackert's künstlerische Leistungen wurden zu jener Zeit außerordentlich geschätzt, haben jedoch ihre Wirkung nicht über die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hinaus zu bewahren gewußt. Heute muthen uns die sorgfältig gemalten Veduten mit dem gleichmäßig flachen Baumschlag und dem schablonenhaften Blätterwerk unendlich langweilig an. Man wird den fleißigen Sohn der Uckermark trotz Goethe's biographisch-aphoristischem Denkmal kaum noch in einem Athem mit den Poussins und Claudo Lorrain nennen. Philipp's Bruder Georg, der ihm als Gehilfe und Secretär zur Seite stand, hat sich als geschickter Kupferstecher bekannt gemacht. Aber weder die paradiesische Natur Neapels noch die sorgenfreie Existenz im Glanze eines Hofes vermochte beiden Männern jenes undefinirbare Etwas zu ersetzen, das allein den Künstler macht und seinen Werken die Weihe giebt, die sie gegen den Wechsel des Geschmacks feit und ihnen auch noch in späteren Zeiten dankbare Beschauer und Bewunderer sichert!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 96. Dienstag, den 11. August. 1896.

Die Verwaltung der Universitäten Leipzig und Wittenberg nach dem Codex Augusteus.

Von W. Bruchmüller.

Die Gründungen der beiden sächsischen Universitäten Leipzig und Wittenberg sind durch einen Zeitraum von beinahe hundert Jahren von einander getrennt. Die Stiftung Leipzigs im Jahre 1409 fällt in die erste Epoche deutscher Universitätsgründungen, in der außerdem noch Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt u. a. m. entstanden. 40 Magister und Doctoren nebst 400 Baccalaureen und Studenten wandten sich 1409 von Prag nach Leipzig, sie bildeten den Grundstock der neuen Universität. Die Organisation derselben beruhte noch ganz und gar auf dem Princip der Eintheilung nach Nationen. Anders bei der 1502 in Wittenberg begründeten Universität, welche in die zweite Epoche deutscher Universitätsgründungen fällt, welche mit Greifswald 1456 beginnt und mit Frankfurt a. Oder 1506 schließt.

Bei der Haupttheilung der sächsischen Gebiete war 1485 Leipzig definitiv an die Albertiner gefallen, und der Wunsch der Ernestiner, nun auch eine eigene Universität zu besitzen, war wohl ein Grund mit für die Entstehung der Universität Wittenberg am 18. October 1502. Ihre Organisation beruhte ganz auf moderner Grundlage, auf den vier Facultäten, das Eintheilungsprincip nach Nationen hat hier nie bestanden. Die Universität Leipzig wurde 1409 in vier Nationen gegliedert, die Meißner, Sachsen, Bayern und Polen. In sie rangirten sich nicht nur die Studenten, sondern auch die Docenten ein. Jede stellte eine bestimmte Anzahl Magister für das Collegium minus. Aus den Nationen wurde der Reihe nach der Rector gewählt, ebenso bestellte jede eines ihrer Mitglieder als Conciliarius oder Assessor des Rectors, und je drei ihrer ältesten, vornehmsten und erfahrensten Personen zum Concilium perpetuum. Außerdem hatte aus jeder ein treuer Mann einen der Schlüssel zu dem Gewölbe, in dem der Kasten mit den Einnahmen der Universität stand. An der Spitze jeder Nation steht der Senior, er führt die Rechnungen derselben und übergiebt diese nach der Verordnung vom 1. Januar 1580 schriftlich den Deputirten des Concilium publicum und den Commissaren des Kurfürsten. Später, 1616, braucht diese Rechnung nur dem Rector suae nationis vorgelegt zu werden, auf welche Weise die Vermögensverhältnisse jeder Nation ein Geheimniß derselben blieben. In Wittenberg treten an die Stelle der Nationen ganz und gar die Facultäten, in sie gliedern sich Docenten und Studenten. Hier stehen die Decane dem Rector bei der Leitung der Universität zur Seite, sie haben den Schlüssel zu dem Einnahmekasten der Universität, sie führen die Einnahmen und Ausgaben derselben. Auch in Leipzig sind von Anfang an, wenn auch nicht vollkommen ausgebildet, Facultäten vorhanden gewesen, so wird 1409 die facultas artium erwähnt, aber in Hinsicht auf die äußere Verwaltung der Universität wurden sie vollkommen durch die Nationen ersetzt. An der Spitze der Universität, für die Dauer eines halben Jahres erwählt, steht der Rector. Er darf nicht unter 35 Jahr alt sein, er muß mindestens Doctor, Licentiat oder Magister sein und einer Facultät angehören, möglichst soll er ein Professor der Universität sein. Er soll sich auszeichnen durch Gottesfurcht, Geschicklichkeit, guten Verstand, ehrbares, standhaftes Gemüth und eingezogenen christlichen Wandel. Der Rector hat die Oberaufsicht über den Fiscus der Universität und ihre sämmtlichen Institute. Er hat die Expedition aller geistlichen und weltlichen Universitätssachen und muß über die Jura, Privilegiae, Immunitates und Bona der Universität wachen. An ihn gehen die kurfürstlichen Befehle 2c. ein, er unterschreibt und untersiegelt die abgesandten Berichte, er hat endlich die Aufsicht über die Disciplin der Professoren und Studenten. Dem Range nach der nächsthöchste Beamte der Universität ist der Kanzler. De facto nimmt er fast eine dem Rector in mancher Hinsicht übergeordnete Stellung ein. Seine Functionen sind nicht scharf begrenzt und gestatten ihm überall hin seinen Einfluß geltend zu machen. Der Kanzler muß aus der theologischen Facultät genommen werden, sein Amt ist ein lebenslängliches. Er wacht über die Privilegien, Immunitäten und Freiheiten der Universität und die Innehaltung der Universitätsstatuten wie über die Einigkeit unter den Professoren in der Lehre 2c., Rector und Senat müssen ihm dazu ihre Hilfe leihen. Er hat ein Verzeichniß sämmtlicher Vorlesungsversäumnisse seitens der Professoren zu führen. Gegebenen Falls kann er sogar den Rector und den Senat vor sich laden und vermahnen. Zur Unterstützung des Rectors dienen die vier aus den Nationen ihm zugeordneten Assessoren. Mit ihnen — in Wittenberg mit den vier Decanen — hat der Rector in allen wichtigen Angelegenheiten zu handeln, doch müssen sie sich bei bedenklichen Sachen, ebenso bei Allem, was Güter, Einkünfte und Gerechtsame der Universität betrifft, an das Concilium perpetuum oder den Senat wenden. Dieser setzt sich zusammen 1) aus je drei Vertretern der vier Nationen, 2) aus dem Rector, dem Kanzler, dem Ordinarius der Juristenfacultät und den Decanen der drei oberen Facultäten. Mindestens muß einmal und zwar am Ende jedes Monats eine Sitzung des Concilium stattfinden, in der ihm über den Monat Bericht erstattet wird. Sind die Angelegenheiten so wichtig, daß auch das Concilium perpetuum sie nicht allein zu entscheiden wagt, so ist das Concilium der ganzen Universität, jedoch nur möglichst selten zu berufen. Außer dem Kanzler, als Controlbeamten der eigentlichen Universitätsverwaltungsorgane, gab es noch zwei vollständig außerhalb des Universitätsverbandes stehende Behörden, denen eine Aufsicht über die Universität zustand; es sind dies 1) das Oberconsistorium in Dresden und 2) die perpetuirlichen Commissare des Kurfürsten. Das Oberconsistorium hat nach den Ordnungen des Kurfürsten August vom 1. Januar 1580 sein Augenmerk besonders auf die Erhaltung der reinen unverfälschten Lehre in beiden Universitäten zu richten. Außerdem hat es noch die Oberaufsicht über die beiden Stipendien in Leipzig und Wittenberg. Die perpetuirlichen Commissare des Kurfürsten, die aber trotz ihres Namens oft lange Zeit gar nicht in Function waren, hatten neben dem Kanzler auf die Innehaltung der kurfürstlichen Verordnungen auf den Universitäten zu achten. Sie sollten zu diesem Zweck wenigstens einmal jährlich die Universität visitiren. Die beiden Commissare waren der Oberhofrichter und ein adliger Assessor des Hofgerichtes. — Ueber die Einkünfte und das Vermögen der Universitäten erfahren wir aus dem Codex Augusteus nur wenig. 1409 werden für die Universität Leipzig als ein „stipendium seu salarium“ für die 20 Magister zu Gehältern 500 fl. jährlich von der kurfürstl. Kammer ausgeworfen. 1543 werden dieser Summe durch Herzog Moritz weitere 2000 Gulden jährlich aus erledigten geistlichen Gütern hinzugefügt. Außerdem erhält die Universität das Paulinerkloster geschenkt. Wittenberg braucht nach der Fundation von 1536 jährlich an Gehältern 3795 Gulden, dafür erhält sie die Einkünfte der Stiftskirche in Wittenberg mit jährlich 2560 Gulden, außerdem noch jährlich 500 Gulden aus den Klöstern des Kurfürstenthums, 700 aus denen Thüringens und 700 aus den Meißnischen. Mit den weiteren Einnahmen aus Promotionen, Vermiethung der Collegienwohnungen 2c. soll die Universität die übrigen Ausgaben selbst decken und besonders die Colleggebäude baulich erhalten. In Leipzig vier Vertreter der Nationen, in Wittenberg die vier Decane verwalten ein Jahr lang die Einnahmen und Ausgaben und legen am Schluß den kurfürstlichen Commissaren und Deputirten des Concilium publicum Rechnung. Copien von den Rechnungen werden jährlich an die

kurfürstliche Renterei eingesandt. 1614 sind in Wittenberg außer dem Rector und den Decanen auch die Senioren der Facultäten an der Verwaltung des Universitätsfiscus betheiligt, wahrscheinlich um durch Letztere ein stabileres Element in diese Verwaltung hineinzubringen.

Wie schon oben erwähnt, waren 1409 in Leipzig Facultäten wohl vorhanden, doch waren sie noch nicht vollständig ausgestaltet. So wird zwar eine facultas artium erwähnt, im Uebrigen gliedert sich aber der Lehrkörper von 20 Magistern in ein Collegium maius oder principum und in ein Collegium minus. In dem Collegium maius waren 12 Magister, worunter ein Magister sacrae theologiae sein mußte, in dem Collegium minus waren 8 Magister. Feste Bestimmungen für die Facultäten in Leipzig finden wir im Codex Augusteus in den Ordnungen vom 1. Januar 1580. Den Zeitpunkt ihrer vollen Ausgestaltung können wir also nicht daraus bestimmen, in Wittenberg waren sie bekanntlich von Anfang an fast ausgebildet. An der Spitze jeder Facultät steht der Decan, er führt das Siegel derselben, unterzeichnet alle im Namen der Facultät ausgehenden Berichte und theilt die kurfürstlichen Verordnungen an die Facultät dieser mit ꝛc. Weiter hat der Decan den Disputationen seiner Facultät beizuwohnen, ihm müssen die Professoren ihre Disputationen und Scripta vor der Publication zur Censur überreichen, kurz, er hat die Aufsicht über den ganzen Lehrbetrieb seiner Facultät. Ueber die Wahl der Decane erfahren wir aus dem Codex Augusteus nichts Erschöpfendes. In der medicinischen und juristischen Facultät ist 1616 das Amt des Decans lebenslänglich. In der theologischen Facultät geht nach den Ordnungen vom 1. Januar 1580 das Decanat circulariter auf die Dauer von einem Jahr unter den Facultätsgenossen um, auch der Kanzler kann zugleich theologischer Decan sein. In der philosophischen Facultät ist das Decanat nicht nur auf die Professoren beschränkt, jedoch darf der Decan nicht unter 30 Jahr alt und muß geignet sein, den ganzen cursus studiorum seiner Facultät überwachen zu können, er hat die ankommenden neuen Scholaren zu prüfen und ihnen einen Privatpräceptor und ihre Lectionen anzuweisen. Außerdem soll er die Historien der Lande in politischer und religiöser Hinsicht fleißig registriren und beschreiben. Die philosophische oder Artistenfacultät bildete eine Art Vorbereitungsstufe für die drei oberen Facultäten, der jeder Student angehört haben mußte, ehe er in eine der drei oberen eintreten konnte, daher muß die Artistenfacultät in der Betrachtung der vier Facultäten auch vorangestellt werden. Nach der Fundation der Universität Wittenberg vom Jahre 1536 sind in der dortigen philosophischen Facultät 11 Docenten. Als Lehrgegenstände werden genannt Latein, Griechisch, Hebräisch, Poetik, Dialektik, Rhetorik, Ethik, Mathematik und Physik. 1580 werden in Leipzig in der philosophischen Facultät 9 Docenten aufgeführt. Die Gegenstände sind dieselben, nur werden uns hier die gelesenen lateinischen und griechischen Autoren speciell angeführt, es sind Cäsar, Cicero, Livius, Vergil, Terenz und Demosthenes, Thukydides, Herodot oder Homer, Hesiod und die Cyropädie. Die Professoren und Magister der philosophischen Facultät sollen sich zugleich Privatschüler halten. Das Honorar für diesen Privatunterricht darf im Jahr pro Schüler nicht 4, bei Reichen nicht 5 Thaler überschreiten. Ebenso sollen die Professoren kein zu hohes Kostgeld und Stubenzins von ihren bei ihnen wohnenden Schülern nehmen. — In der theologischen Facultät sind 1536 in Wittenberg drei promovirte Doctoren als Legenten thätig, als vierter tritt zu ihnen ein Prediger aus der Stadt, welcher wenigstens Licentiat sein muß. Ganz beherrschend ist hier die Exegese, vor Allem werden die Briefe Pauli, das Evangelium Johannis und Matthäi interpretirt. In Leipzig werden vier ordentliche Professoren und ein Professor linguae hebraeae 1580 genannt, hier tritt zu den exegetischen Vorlesungen auch eine solche über die Hauptartikel christlicher Lehre, die locos communes Philippi. Schon mit dem Ausgang des 16. und mehr noch mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts treten wir in die Zeit der verknöcherten lutherischen Orthodoxie, welche vor allem Anderen auf stramme Rechtgläubigkeit hielt. Nach 1580, aus welchem Jahr uns genau der Wortlaut der bei der Immatriculation oder bei Promotionen zu leistenden Eide und Versprechungen überliefert ist, finden sich nirgends für die drei anderen Facultäten irgendwelche confessionelle Verpflichtungen und wurden nur die Theologen bei der Promotion auf das Apostolicum, das nikenische und athanasianische Glaubensbekenntniß, die Augsburger Confession, die Schmalkaldener Artikel, Luther's Katechismus und die Torgauer Declaration verpflichtet. 1616 und 1624 haben sich die Verhältnisse stark verändert, jetzt werden in den drei anderen Facultäten die Fremden bei der Inscription auf die Augsburger Confession, die Einheimischen und die Theologen auch noch auf das Concordienbuch verpflichtet. Jeder Candidat in allen Facultäten muß seit 1624 vor der Promotion ein Zeugniß von der theologischen Facultät vorlegen, daß er die Unterschrift unter die Augsburger Confession resp. das Concordienbuch geleistet habe, ein Theologe muß auch noch das iuramentum religionis ablegen, das Gleiche mußten alle Stipendiaten mit zurückgelegtem 18. Jahre erfüllen. 1668 wird von jedem Promovenden das iuramentum religionis gefordert. — In Wittenberg sind 1536 in der juristischen Facultät vier Legenten, sie lesen über Pandekten, Decretalen, Canonisches Recht und Institutionen. In Leipzig finden wir 1580 fünf ordentliche juristische Professoren, sie lesen materiam contractuum, materiam ultimarum voluntatum, Canonisches Recht, Institutionen und materiam feudalem. Bei ihren Vorlesungen sollen sie sich an berühmte Rechtsinterpreten z. B. Paulus de Castro, Jaso, Decius und Panormitanus anschließen. — Eine eigenthümliche Stellung nimmt in der juristischen Facultät neben dem Decan der Ordinarius der Juristenfacultät ein, dieser gehört zu dem Concilium perpetuum und genießt auch sonst verschiedene Vergünstigungen. Während der Decan nach außen hin bei Conventen ꝛc. vor ihm durchaus die Präcedenz hat, hat der Ordinarius die Initiative bei den eigentlichen jurisdictionären Functionen der juristischen Facultät. An ihn gehen die einkommenden Rechtssachen, er vertheilt die Acten, ernennt die Referenten und Correferenten, sammelt die Vota und sieht die Urtheile durch. Kurz, im Innern der Facultät ist er entschieden der erste Mann, während der Decan die Facultät mehr nach Außen hin repräsentirt. — Die medicinische Facultät war in Wittenberg bei der Gründung am schwächsten vertreten. Anfangs war nur ein, dann zwei Doctoren der Medicin als Docenten in der dortigen Facultät, 1536 wird dann ihre Zahl noch um einen vermehrt. Gelesen wird über Hippokrates, Rosin und Aujermann und de anatomicis libris. Man sieht, daß in diesem Plane noch gar keine Rücksicht genommen ist auf irgend welche Demonstrationen und praktische Uebungen, diese setzen sich erst sehr langsam und allmälig durch. 1580 finden wir in Leipzig vier ordentliche Professoren in der medicinischen Facultät, gelesen wird Physiologie nach Galen und Avicenna, Pathologie und Symptomatik nach denselben, Hygiene und Therapeutik nach Galen, Avicenna und Rasis, Chirurgie und Anatomie nach Galen. Wer kann und will, darf auch über Hippokrates lesen. Also auch jetzt herrschen noch vollkommen in dem medicinischen Unterricht die Alten vor, aber daneben wird auch schon bestimmt, daß Oculardemonstrationen angestellt werden, so soll der Chirurg, wenn irgend möglich, mindestens einmal im Jahr, in publica Anatomia an einem menschlichen Körper das, was er docirt hat, demonstriren. Ebenso soll möglichst einer ordinem medicamentorum generatim miscendorum et componendorum dociren. 1624 wird bestimmt, daß jährlich mindestens zwei sectiones humani corporis vorgenommen und ebenso oft die Studenten herbatim geführt werden sollen, zugleich wird ein hortus medicus für Wittenberg in Aussicht gestellt. 1668 ist ein solcher mit einem Inspector darüber thatsächlich vorhanden.

Vielfach und heftig wird über die Trägheit der Professoren, besonders der juristischen, geklagt. Scharf umgrenzt und recht knapp bemessen waren daher auch die Ferien und ebenso scharf die Controle, ob die Professoren ihre Vorlesungen auch wirklich hielten. Nicht gelesen wurde in Leipzig nach den Ordnungen vom 1. Januar 1580 außer an den Sonn- und Feiertagen der Kirchenordnung während eines Monats in den Hundstagen, weiter an je acht Tagen während der drei Leipziger Märkte, um Weihnachten und Pfingsten je drei Tage, Ostern vom Gründonnerstage an sechs Tage, und um Estomihi inclusive des Sonntags drei Tage lang. Von Wittenberg hören wir nur, daß dort keine übermäßigen Ferien gebräuchlich seien und daß dort auch während der Hundstage gelesen wurde. 1614 finden wir auch für Wittenberg eine genaue Ferienordnung im Codex Augusteus. Die Ferien erscheinen gegen die Leipziger von 1580 stark erweitert — mit Ausnahme der Hundstage — und man darf annehmen, daß diese Erweiterungen auch Leipzig betroffen haben werden. Nicht gelesen wird jetzt an allen Sonn- und Feiertagen, vom Sonntag vor bis nach Weihnachten, von Palmarum bis Quasimodogeniti, vom Pfingsttag bis Trinitatis, je 14 Tage an den drei Leipziger Märkten. Um die Professoren zu controliren, wurde viermal im

Jahre, nach den Ordnungen vom 1. Januar 1580, ein sogenanntes Examen Neglectuum abgehalten, in dem vor einer Versammlung aller Professoren jeder seine Versäumnisse sammt den Gründen dafür angeben mußte; die Versammlung entschied dann, ob die Gründe stichhaltig, oder ob der betreffende zu einer Strafe zu verurtheilen sei. Stichhaltige Entschuldigungsgründe sind: Krankheit, Begräbniß eines Freundes oder Nachbarn, die Hochzeit eines nahen Verwandten oder unvermeidliche Geschäfte im Interesse der Universität. Jeder Professor muß selbst lesen, nicht durch Substitute seine Vorlesungen abhalten lassen. 1714 wird den Professoren außer bei Krankheit oder bei anderen dringenden Hindernissen verboten, im Hause zu lesen, was besonders während des Winters vorkam. 1614 wird verordnet, daß jeder ordentliche Professor der drei oberen Facultäten jährlich zwei disputationes ordinariae halten oder in seinem Namen von einer anderen genugsam habilitirten Person halten lassen muß. Nach einer Bestimmung von 1616 müssen alle Professoren der drei oberen Facultäten vier Stunden wöchentlich lesen und alle drei Jahre ihre Pensen absolviren, die Vortragssprache soll das Lateinische sein. Ebenso werden die Professoren auch häufig ermahnt, die Convente &c. fleißig zu besuchen, dort friedlich zu sein, überhaupt einträchtig zu leben und sich nicht gegenseitig von der Kanzel &c. anzugreifen. Bei allen Disputationen, Promotionen und anderen öffentlichen Acten haben die Professoren nach den Ordnungen von 1580 eine eigene Bank, zuerst kommt der Rector, dann der Kanzler, dann der theologische Decan mit seinen Professoren, dann der Decan der juristischen Facultät und seine Professoren, es folgen dann in derselben Ordnung die Mediciner und Artisten. Die Professoren unter sich sitzen nach dem Alter ihrer Promotion, eine zweite Bank nehmen die Doctoren ein. Nach einer Verordnung von 1668 sitzen auch die Adjuncti der Facultäten bei ihren Professoren und nur die Doctoren, die nicht einer Facultät als Docent angehören, bilden eine neue Bank für sich. Die Denomination für erledigte Professuren steht nach der Fundation der Universität Wittenberg vom Jahre 1536 der Universität zu, sie nominirt zwei ihr für die Professur geeignet erscheinende Personen dem Kurfürsten, der das Bestätigungsrecht hat, doch kann dieser auch absolut frei aus eigener Machtvollkommenheit tüchtige Leute von außerhalb an die Universität berufen. Nach den Ordnungen von 1580 macht die betreffende Facultät, in der die Professur erledigt ist, dem Rector innerhalb von 14 Tagen ihre Vorschläge, dieser beräth darüber nach Anhörung des Rathes der drei oberen Facultäten mit dem Kanzler und dem Concilium perpetuum. Bei ihrer Wahl entscheidet Stimmenmehrheit, der Kurfürst hat die Bestätigung. Bei einer Erledigung in der philosophischen Facultät darf jede Facultät dem philosophischen Decan innerhalb von 14 Tagen Vorschläge machen, aus den Vorgeschlagenen wählt die philosophische Facultät zwei bis drei aus und meldet diese dem Rector, sodann wird im Beisein des Rectors, Kanzlers und Senates in einer Versammlung aller Professoren einer gewählt. Doch ist diese Versammlung nicht an die zwei bis drei von der philosophischen Facultät Ausgesuchten gebunden, sondern sie kann aus der ganzen Zahl der von allen Facultäten Vorgeschlagenen wählen. Die Entscheidung der Universität muß nach dem Decret von 1624 binnen sächsischer Frist (6 Wochen 3 Tage) dem Kurfürsten mitgetheilt werden, geschieht dies nicht, so verliert die Universität das ius nominandi.

Ueber die Gehaltsverhältnisse der Professoren erfahren wir Genaueres aus dem Codex Augusteus nur für Wittenberg. Danach erhalten die ersten drei Docenten in der theologischen Facultät ein jährliches Gehalt von 200 Gulden, der vierte, welcher nur im Nebenamte docirt und außerdem Pfarrer ist, erhält außer seinem Pfarreinkommen noch 60 Gulden. In der juristischen Facultät erhält der erste Professor 200, der zweite 180, der dritte 140, der vierte 100 Gulden. In der medicinischen Facultät erhält der erste 150, der zweite 130, der dritte 80 Gulden jährlich. In der philosophischen Facultät endlich erhalten zwei je 100 Gulden, acht je 80 und der letzte 40 Gulden jährliches Gehalt. 1409 erhalten in Leipzig die 12 Magister des Collegium maius je 30 Gulden jährlich, der magister sacrae theologiae noch 30 Gulden außerdem, also im Ganzen 60 Gulden. Die acht Magister des Collegium minus erhalten jährlich je 8 Gulden. Außerdem hören wir nur gelegentlich etwas über Befreiungen der Professoren von allerlei Steuern, so 1552 von der Türkensteuer. 1682 werden sie von der Einquartierungslast befreit, 1708 von der Vermögens- und Capitationssteuer. 1716 erhalten die Professoren und deren Wittwen Freiheit von der Generalaccise, daran wird der Wunsch geknüpft, daß die Professoren wieder, wie es früher Brauch gewesen sei, Studenten für billiges Geld an ihren Tisch nehmen sollten. Ebenso steht es den Docenten frei, für ihren Hausgebrauch jährlich 5—6 Faß Bier sich steuerfrei von anderen Orten holen zu dürfen. Das Eilenburger Bier scheint hierbei von den Leipziger Docenten besonders bevorzugt worden zu sein. Wie wir eben sahen, wurde es gewünscht, daß die Professoren Studenten an ihren Tisch nahmen, vielfach schenkten aber auch die Professoren in ihren Häusern Bier und Wein aus, was oft zu großen Aergernissen Anlaß gab, deshalb wird 1614 das Bier- und Weinschenken den Professoren der Theologie und Jurisprudenz vollständig verboten. Die anderen dürfen wenigstens keine anderen Gäste ansetzen.

Beim Beginn der Universität Leipzig hatten sämmtliche Docenten und Studenten in den Collegien zusammengewohnt, die Docenten waren zugleich die privati praeceptores der Studenten. 1580 wohnen schon viele Studenten und Professoren in der Stadt, es muß aber dafür, wie 1580 verordnet wird, jeder Collegiat, wenn er nicht selbst im Collegium Wohnung nehmen will, an seiner Stelle einen tüchtigen Magister ins Collegium setzen, der dort privatos discipulos hält und auch sonst den Professor vertritt. Fest geregelt ist endlich auch, um dieses noch anzufügen, die Tracht der Professoren und sonstigen Universitätsverwandten, sowie ihrer Frauen und Töchter. Ebenso bestehen genaue Vorschriften über die Zahl der Gäste und die Zahl der Tische, die ein Universitätsverwandter bei Hochzeiten &c. laden resp. setzen darf. — In der Fundation Wittenbergs vom Jahre 1536 hören wir, daß Herzog Friedrich dort eine gute Liberey begründet habe, diese soll jetzt in der oberen großen Hofstube des Schlosses aufgestellt werden, für ihre Vermehrung werden jährlich 100 Gulden ausgeworfen, ihre Verwaltung erhält ein „frommer gelahrter Magister“ mit einem jährlichen Gehalt von 40 Gulden, dieser soll zu der Bibliothek täglich in bequemen Stunden freien Eintritt gewähren. 1616 hören wir auch von einer Bibliothek in Leipzig, dieselbe erhält jährlich nur eine Unterstützung von 20 Gulden, wofür mit Vorwissen des Rectors und der Decane nützliche Bücher angeschafft werden sollen, den Professoren steht der Zugang zur Bibliothek frei, auch dürfen sie sich aus ihr Bücher nach Hause entleihen. Wahrscheinlich hat schon damals die Bibliothek in Leipzig das Privilegium besessen, daß jeder Buchhändler in Leipzig von einem neuen bei ihm erscheinenden Werk ein Exemplar an die Universität schenken mußte, 1624 wird dasselbe Privileg auch auf die Universität Wittenberg ausgedehnt für die in Wittenberg erscheinenden Bücher. 1668 wird für Wittenberg bestimmt, daß für das Geld von der Bibliothek besonders seltene und kostbare Bücher angeschafft werden sollen, damit Professoren und Studenten diese benutzen können.

In Leipzig wurden schon 1409, wie wir schon mehrmals erwähnt haben, zwei Collegien begründet, jedes von ihnen besaß ein vollkommen steuer- und lastenfreies Haus, 1543 erhält die Universität noch das Paulinerkloster geschenkt, welches auch zu einem Collegium eingerichtet wurde. In diesen Collegiengebäuden wurden nicht nur die Vorlesungen, Disputationen &c. abgehalten, so z. B. die juristischen in dem Collegium Petrinum, sondern es wohnten auch die Docenten und Studenten Anfangs ausschließlich in ihnen. Später freilich, wie schon 1580, wohnten auch viele außerhalb in der Stadt. An der Spitze jedes Collegiums stand ein Curator, welchen die darin wohnenden Magister bei der Aufrechterhaltung der Ordnung und der Beaufsichtigung der dort wohnenden Studenten unterstützten, der Curator führt über das Betragen der einzelnen Bewohner ein Verzeichniß, welches er von Zeit zu Zeit dem Rector vorzulegen hat. Der Rector hat während seiner Amtszeit jedes Collegium mindestens einmal zu visitiren. Die Rechnungen der Collegien werden den dazu verordneten kurfürstlichen Commissaren und den Deputirten des Concilium publicum schriftlich zur Prüfung übergeben. Die Juristen haben ihr eigenes Collegium für sich, das Collegium Petrinum. Eng verbunden mit der Einrichtung der Collegien war auf den Universitäten die der Communität oder des „gemeinen Tisches“, an dem armen Studenten für ein billiges Kostgeld Essen und Trinken verabfolgt wurde. In Leipzig war der gemeine Tisch in dem Paulinercollegium. — Die Administration des Paulinercollegiums mit der Communität ruht, wie wir 1616 hören, in den Händen von zehn Männern, aus diesen Decemviri soll der Rector jährlich einen Präses wählen, der den anderen die Rechnung vorlegt, wöchentlich hat abwechselnd einer der Decemviri die Inspection und muß der Speisung beiwohnen. Ohne Vorwissen des Rectors

und Inspectors darf der Oekonom keinen an den Tisch aufnehmen. Jedes Zechen ist in der Communität verboten; allen Mitgliedern werden die Vorlesungen, die sie hören sollen, vorgeschrieben, vierteljährlich haben sich die Decemviri danach zu erkundigen, ob diese auch von ihnen besucht werden, Ungehorsame sind dann zu bestrafen oder event. auszuschließen. Das Kostgeld beträgt wöchentlich sechs Groschen und muß im Voraus auf vier Wochen erlegt werden. Auch in Wittenberg wird 1536 für den gemeinen Tisch mit einem Gehalt von jährlich 40 Gulden ein Oekonom von der Universität angestellt. Während der Mahlzeit soll hier ein Lector, welcher ein armer Student sein muß, der dafür zwölf Gulden jährlich erhält, aus der heiligen Schrift vorlesen. — Zur Unterhaltung des gemeinen Tisches in Leipzig ließ Herzog Moritz seit 1543 jährlich 600 Scheffel Korn Leipziger Maß dorthin liefern. 1594 werden dorthin im Ganzen 700 Scheffel Getreide geliefert, aus den Aemtern Delitzsch, Pegau und Leipzig je 200 und von Grimma 100, doch werden dafür die 300 Gulden aus dem Amte Petersberg eingezogen. 1683 wird bestimmt, daß jährlich 150 Stück Landvieh, 400 Schöpse und 60 Kälber accisfrei in die Communität nach Leipzig gebracht werden dürfen. Ebenfalls zur Unterhaltung armer und würdiger Studenten diente noch eine andere Einrichtung in beiden Universitäten, das Stipendium, eine Anstalt, in der die Stipendiaten in fast klösterlicher Strenge gehalten werden. Die Insassen waren meist, in Leipzig Anfangs jedenfalls ausschließlich, Schüler der drei sächsischen, von Herzog Moritz begründeten Landesschulen. 1545 werden von Kurfürst Johann Friedrich in Wittenberg aus den Einkünften der Stifter Altenburg, Gotha und Eisenach 150 Stellen für Stipendiaten eingerichtet, doch können diese noch nicht sofort alle besetzt werden, da noch Kanoniker leben, welche aus den Einkünften der genannten Stifter lebenslänglich ihr Einkommen beziehen. In den Ordnungen Kurfürst August's vom 1. Januar 1580 erhalten wir dann einen genauen Einblick in die ganze Organisation dieser Stipendien. Schon Kurfürst Moritz hatte in Leipzig etliche Stipendien für die dort studirenden Fürstenschüler verordnet. Jetzt wird die Zahl der Stipendiaten bedeutend erhöht, in Leipzig wie in Wittenberg sind jetzt 300 Stipendiaten, welche Medicin oder Jura studiren, und 150, welche für den Kirchen- und Schuldienst vorbereitet werden, also in jeder Universität 450 Stipendiaten. Sie sollen von den anderen Studenten abgesondert und in besserer ernstlicherer Zucht und Lehre gehalten werden. Zu diesem Zwecke sind in Leipzig im Paulinercolleg, in Wittenberg im Collegio Augusti besondere und bequeme Wohnungen eingerichtet worden. Die Leitung eines jeden Stipendiums liegt in der Hand eines magister domus, welcher die Stipendiaten beaufsichtigen, examiniren, ihnen ihr Geld austheilen muß und über jedes Einzelnen Führung und Fortschritte quartaliter an das Oberconsistorium in Dresden berichtet ꝛc. Ihm zur Seite stehen acht magistri repetentes, welche aus den tüchtigsten und am Weitesten vorgeschrittenen Stipendiaten genommen werden und mit den Uebrigen die täglich gehörten Lectionen ꝛc. repetiren müssen. Die Oberaufsicht führen die Superintendenten des Stipendiums, welche zwei Professoren der Theologie sein müssen, sie wohnen dem vierteljährlichen Examen bei und beaufsichtigen den magister domus und die magistri repetentes. Die aufzunehmenden Stipendiaten müssen Landeskinder sein und nachweisen, daß sie bedürftig und würdig zur Aufnahme sind, und gewisse Vorkenntnisse, besonders Kenntniß der alten Sprachen mitbringen, sie müssen dann geloben, nach beendigtem Studium sich in den Dienst keines anderen Herren als des Kurfürsten zu begeben und während ihrer Stipendiatenzeit genau der Stipendiatenordnung nachleben zu wollen. Auf das Genaueste und Strengste ist sodann das ganze Leben und der Studiengang der Stipendiaten geregelt, von Morgens bis Abends sind die Andachten, die Vorlesungen, die Mahlzeiten fest normirt. Außer den öffentlichen Vorlesungen, die sie besuchen, müssen sie im Stipendium unter sich mit den magistri repetentes fleißig repetiren, disputiren und Predigtübungen anstellen. Alle Vierteljahre müssen sie in allen Fächern, die sie getrieben, ein Examen bestehen, wobei zu Tage tretende Trägheit streng, event. mit Ausschluß gestraft wird. Freilich soll auch bei der Vorschrift der zu hörenden Collegien auf die besonderen Neigungen und Begabungen Rücksicht genommen, doch kein Fach dabei gänzlich vernachlässigt werden. Außer freier Wohnung, freiem Tisch, Holz und Unterricht erhielten die Stipendiaten vierteljährlich auch noch eine gewisse Summe Geldes für ihre sonstigen Bedürfnisse, über die sie aber am Ende jeden Quartals vor dem magister domus genaue Rechnung ablegen mußten. Ihren gemeinsamen Tisch hatten sie im Collegium Paulinum oder Augusti abgesondert von dem gemeinen Tisch der übrigen Studenten, der sich auch dort befand. Im Winter wurden einige Zimmer zum Arbeiten geheizt, wer dort keinen Platz erhielt, dem wurde ein solcher in der Communität, also dem Speisesaal, angewiesen.

Zum Schluß sollen noch einige auf das Leben und Treiben der Studenten bezügliche Verordnungen und Mandate hier Erwähnung finden. Größtentheils sind es Erlasse, die sich auf Ausschreitungen der studirenden Jugend beziehen und solche verbieten, so Verbote wider das Duell, das Pennalisiren, das Zechen und Lärmen während der Nacht ꝛc. ꝛc., also meist negativer Art; einige allerdings haben auch einen positiven Inhalt, wie die, welche die Studenten gegen die Ausbeutung gewissenloser Wucherer schützen sollen, oder sich auf die Wohnungsfrage und die Privatpräceptoren beziehen. Die beiden ältesten hierher gehörigen Erlasse im Codex Augusteus sind beide undatirt, stammen aber sicher aus der ältesten Zeit der Universität Leipzig. Ihr ganzer Tenor, Alles, was darin verboten wird, z. B. Mord, Diebstahl, gewaltsames Eindringen in die Häuser, Ueberfälle, Raufereien, und die Schärfe der Strafen, mit denen besonders Duelle und Raufereien bedroht werden, zeigen, daß man noch keineswegs zu geordneten Verhältnissen gelangt und daß die damalige Studentenschaft stark mit mehr als zweifelhaften Bestandtheilen durchsetzt war. Während des 16. Jahrhunderts findet sich eigentlich keine einzige Verordnung, welche sich eingehend mit studentischen Ausschreitungen befaßt, ein günstiges Zeichen für die damalige sittliche Haltung der Studentenschaft. Mit dem 17. Jahrhundert und der zunehmenden allgemeinen Verwilderung der Sitten mehren sich auch wieder die Verordnungen gegen die Ausschreitungen der Studenten in ganz bedenklichem Maße. Besonders richtet sich jetzt der Eifer der Behörden auf die Ausrottung des Pennalismus mit seinen oft schamlosen Ausschreitungen. Gegen ihn gerichtete Mandate weist der Codex Augusteus in reicher Anzahl auf, aus den Jahren 1624, 1646, 1648, 1653, 1661, 1682, 1700. Andere Verbote richten sich gegen das Wehrentragen der Studenten (1612), gegen Duelle 1670, 1712 und 1722, oder gegen anderen groben Unfug, so Störung des Gottesdienstes durch Werfen von den Emporen und Umhergehen während desselben, gegen das Verlarven und Mummenlaufen während der Fastenzeit 1617 ꝛc. ꝛc. Positive Bestimmungen für das Leben der Studenten enthalten dagegen wieder die Ordnungen vom 1. Januar 1580. In ihnen wird bestimmt, daß alle unverheiratheten Privatpräceptoren und Studenten wieder in den Collegien zu wohnen haben, sind dieselben besetzt, so darf ein Student nur mit Erlaubniß des Rectors bei einem sonstigen Privatpräceptor wohnen. Dieser muß seine Studenten beaufsichtigen, besonders sie zur Sparsamkeit anhalten, die Präceptoren stehen unter der Inspection des Rectors, der gegen faule und liederliche Privatlehrer strafend vorgehen darf. 1624 werden Verordnungen getroffen gegen die Uebertheuerungen der Studenten durch ihre Tischwirthe, es wird diesen verboten, fremdes Bier einzuführen und Zechen nach Tisch zu gestatten. Krämer und Buchhändler dürfen einem Studenten ohne Wissen der Eltern nicht über 10 Gulden, einem Adligen nicht über 20 Gulden borgen. Hierher gehören schließlich auch noch eine Reihe von Verordnungen, welche verhüten sollen, daß Studenten durch Ausstellung von Wechseln sich in Schulden stürzen. Nach ihnen wird Studenten, die noch kein eigenes Vermögen besitzen oder schon akademische Grade erlangt haben, so daß sie sich durch Lesen oder Prakticiren selbst ihren Unterhalt verdienen, überhaupt die Fähigkeit abgesprochen, rechtsverbindliche Wechsel ausstellen zu können. Die betreffenden Verordnungen datiren aus den Jahren 1671, 1680 und 1718.

Bücherbesprechung.

— Napoleon I. in Bild und Wort. Leipzig, Schmidt & Günther 1895. — Nach längerer Pause haben sich die Lieferungen 14—17 eingestellt. Eine schier unerschöpfliche Menge von Bildern aus der Kaiserzeit zieht an unseren Augen vorüber, manche davon alte Bekannte, andere aber offenbar aus schwer zugänglichen Fundorten zusammengetragen. Man sieht ein ganzes Heer von Künstlern an der Arbeit, das Andenken des einen Menschen und seines Lebens auf Papier und Leinwand, als Kamée, in Stein, in Bronze zu verewigen. Manchem möchte es fast schwindelig werden bei dieser „Fülle von Gesichten“. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 97. Donnerstag, den 13. August. 1896.

Der Sommer im Paradiese der Samelands.

Von Waska Welikow. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Kronstadt mit seinem Zwinger für die russische Flotte ist das Thor, das zu einem der schönsten Paradiese führt, wie wir es nur wünschen können. Es ist das Paradies der Samelands oder Lappen — wenigstens des russischen Theiles dieses Naturvölkchens, das jenseits des Ladogasees haust. Allerdings entspricht die gewaltige Veste nicht ganz dem Charakter einer Vorstation des verheißungsvollen Hinterlandes, aber sagenhaft steigt sie auch aus dem Meere empor, und die Vorgänge in unserer Umgebung erinnern noch mehr an die Legende von nordischen Zwergen und Heinzelmännchen, die in imposanten Palästen wohnen. Ein kleines Boot, das mit zwei possirlichen Gestalten auf uns zurudert, scheint in der That von Heinzelmännchen bemannt. Es sind halbwüchsige Burschen mit ungewaschener, affenartiger Visage, ungekämmten Haaren, schäbiger Mütze und einem ebenso schäbigen Kaftan von ziemlicher Länge und brauner Farbe bekleidet. Der eine von Beiden, der sich als Lootse zu erkennen giebt, sieht einem Zwerge so ähnlich, daß man glauben möchte, er sei uns von seinem Volke entgegengesandt worden, um uns dorthin zu führen. Der Kobold besteigt die Commandobrücke, um dem Capitän die Führung des Schiffes abzunehmen, spricht aber kein Wort, ist stumm wie ein Fisch und verständigt sich zu unserem Ergötzen nur durch Handbewegungen, um das Fahrwasser anzudeuten, mit dem er gerade so vertraut ist, wie mit der Schnapsflasche. Bald wachsen die Umrisse einer Riesenstadt mit Palastreihen vor uns auf. Thürme, Tempel und Statuen imponiren uns, erscheinen aber so fremdartig wie in einem Märchen. Kleine Wägelein mit einem Rößchen rollen kreuz und quer und die Lenker derselben sehen dem Führer unseres Schiffes so ähnlich wie Geschwister, obgleich die ersteren lange zottige Bärte tragen und ebenso laut sind, wie unsere Heinzelmännchen auf der Commandobrücke stumm. Wir haben zwar St. Petersburg vor uns, aber in seiner Eigenart stört es nicht unsere Illusionen. Auch taucht es nur vor uns auf, um wieder zu verschwinden, denn bald trägt uns ein Stromdampfer wieder davon, und nicht lange darauf ist auch die letzte Thurmspitze des Newababels unsichtbar geworden. Die Abwechselungen der Uferlandschaft erhalten uns jedoch in immerwährender Spannung. Fast kommt es uns vor, als ob der sich uns entgegenwälzende Strom in seinen ungeheueren Schlängelungen weit eher noch an Großartigkeit gewinne, statt verliere. Nimmt derselbe doch schon deshalb mehr als andere Flüsse unser Interesse in Anspruch, weil er nicht wie diese eine Ursprungsquelle besitzt und trotz seiner gewaltigen Größe doch nur vom Anfang bis zum Ende eine Strecke von etwa acht Meilen durchmißt, mithin unter den Strömen der Erde wohl als Unicum gelten darf. Auch die Natur der Nordlandschaft will uns in malerischer Beziehung wie in einer Steigerung begriffen erscheinen. Hier mündet ein Nebenfluß in den gigantischen Strom, was öfters vorkommt, bald fesseln uns die Riesenschornsteine zahlreicher industrieller Etablissements oder kaiserlicher Fabriken, und ein andermal kommt auf Augenblicke eine pittoreske Naturgruppe in Sicht, um wie ein Schattenbild an uns vorüber zu gleiten. Darüber vergehen Stunden wie Minuten, aber nur der ewige Tag nimmt kein Ende. Höchstens an dem milderen Licht und der tieferstehenden Sonne erkennt man, daß der Abend nahe ist, und wenn man nicht die Uhr zur Hand nähme, würde man kaum glauben, daß nur noch einige Stunden uns von dem Augenblick trennen, wo das laufende Datum zu Ende geht und ein neuer Kalendertag beginnt. — Unbemerkt wird es unterdessen noch dämmerhafter und die Landschaft noch stimmungsvoller. In der Ferne zeigen sich die gewöhnlichen Wahrzeichen eines Ortes und namentlich werden die Fahrzeuge aller Größe noch zahlreicher. Der mächtige Strom erweitert sich wie in St. Petersburg zu einem Meere und vor uns — auf einer Insel — steigt eine burgartige Citadelle empor, als kämen wir nach einer Umfahrt wieder nach Kronstadt. Häusergruppen lagern zerstreut am Strande umher, und Menschen zu Lande und zu Wasser erfreuen sich ihres Daseins. — Wir sind in Schlüsselburg angelangt, das zwar dem Ausländer ein leichtes Gruseln und Unbehagen verursacht, dessen Lage und Naturschönheit aber aller Vorstellung spottet und das wenig umfangreiche Städtchen zu den berühmtesten der Erde zählen macht; von seiner Historie abgesehen, die seinen Ruf weit über Rußlands Grenzen hinausgetragen hat. Ein Blick auf den Ort möchte uns wohl den Gedanken nahe legen, daß sein Name nicht ohne Bedacht ersonnen sei, um schon in diesem die Bedeutung des Städtchens auszudrücken. Es besitzt nicht nur seine Burg, sondern ist auch infolge seiner Lage geradezu der Schlüssel zum Ladoga und dessen Hinterländern, wie Kronstadt oder St. Petersburg das Thor zum finnländischen Norden. Wer im alten Vorurtheil befangen um diese Zeit und Stunde hierher versetzt würde, wo unser Schiff anlangt, würde in die Erde versinken, wenn er sieht, wie sehr die Wirklichkeit von den Vorstellungen abweicht, die man noch aus den Tagen der Spinnstuben und der Feierabendlectüre am Kamin im Gedächtniß bewahrt hat. Bewundernd und überrascht stehen wir vor einem meeresähnlichen Wasserspiegel, der sich in unabsehbarer Ferne vor uns ausbreitet, und wem noch die öde Region der Zottelbären vorschwebt, wird die Hände zusammenschlagen, ein Paradies vorzufinden, wie es entzückender nicht zu erdenken wäre. Bestrickender und romantischer könnte auch schwerlich ein See gelegen sein, aber wenn nun vollends noch die Mitternachtbeleuchtung einen unvergleichlichen Zauber über das Ganze breitet, und Alles in einer unbegreiflich packenden Melancholie vor uns liegt, wird man die Ekstase natürlich finden, in welche der Neuling bei dem Besuch dieses Ortes gerathen kann. Ueberall liegen anmuthige Inseln zerstreut umher, die mit ihren — von Vogelg sang belebten — Miniaturwäldchen wie schwimmende Gärten oder Gärtchen aus dem Wasserspiegel hervorragen, und ebenso reich an malerischen Bildern ist die Uferlandschaft, deren Waldvegetation eine Ueppigkeit entwickelt, wie man sie im Norden nicht erwarten würde. Die Zeit der höchsten Verklärung ist natürlich — wie überall im Norden — der Augenblick, wo das feurige Sonnenrad am anderen Ende des Sees in tiefrother Gluth den Horizont berührt und im Wasser zu erlöschen droht. Dieses Sonnenbad ist zwar von jedem Standpunkt am See ein für den Fremden unvergeßliches Schauspiel, aber von Schlüsselburg aus gesehen so überwältigend, daß selbst die Gewohnheit auch den Nordländer nicht dafür abstumpfen kann. Die Wirkung dauert noch gegenwärtig in derselben Mächtigkeit fort, wie sie sich bei den Groß- und Urgroßvätern geltend machte, und als wolle die Schöpfung ihren Schöpfer loben, vereinigen sich zur Zeit der feierlichen Begebenheit nicht blos Tausend und aber Tausend singende, pfeifende und zirpende Natursänger — darunter auffallend viel Nachtigallen —, um in ihren Nocturnen der Alles ergreifenden Begeisterung Ausdruck zu geben, sondern dieselbe Kraft, die Millionen freudige Vogelherzen in schwingende Bewegung setzt, entflammt auch den Menschengeist, und unbewußt wie jene folgen auch diese demselben Impulse, und Fischer oder Schiffer bethätigen in gleichem Singsang die Eingebung des Augenblicks. — Wer noch Ohren hat, zu hören, Augen zum Sehen und ein Herz zum Fühlen, kann sich diesem unwiderstehlichen Drange der Naturseele nicht entziehen. Aber das ist doch nur der Eindruck, den wir empfangen, wenn wir uns auf der Schwelle des lappländischen Paradieses einer Betrachtung der Landschaft hingeben, und uns der wenig graziösen Gäste

erinnern, die sich bisweilen von drüben, auf der anderen Seite des Sees, in unseren zoologischen Gärten zu einer Tournée einfinden. Mit ganz anderen Augen schauen wir jetzt zu denselben hinüber, und wenn sie uns bei ihrem persönlichen Besuch keine besonders hohe Meinung für sich und ihre Heimath beibrachten, so möchten wir sie jetzt beinahe bewundern und uns wohl angeregt fühlen, ihnen auf ihrem Territorium einen Besuch abzustatten. — Die Landschaft jenseits des Sees ist so ziemlich dieselbe wie diesseits und vielfach von Gewässern, Sümpfen, Weidegründen und Laubwald unterbrochen. Der Sommer ist — nach Abstrich der Schattenseiten — fast noch schöner, aber auch kürzer, heißer, aber der Winter auch kälter. Die herrlichen Juni-, Juli- und Augusttage (so weit sie nicht in einen einzigen verschmelzen) wechseln mit intensiver Hitze und einigen elysischen Mitternachtsstunden, welche der Lappe in seiner Sprache mit dem poetischen Ausdruck bezeichnet: „Der Tag blüht!", und wohl kaum wäre es möglich, diesen wundervollen Zustand des Ueberganges von der Tageswende noch treffender und blumiger zu charakterisiren. Weniger idyllisch scheint uns auf den ersten Blick der häusliche Herd der Familie, deren sich in der Regel vier oder fünf in einem Lager zu vereinigen pflegen, aber in diese Natur gehören auch derartige Menschen. Es sind — wie wir erfahren — dieselben, die schon seit vielen Jahren im Winter den Ladogasee überschreiten und sich als regelmäßige Gäste des Czaren in St. Petersburg einfinden und dem Winterpalais gegenüber ihr Domicil auf der Newa aufschlagen, ohne sich um irdische Größe und polizeiliche Autorität viel zu kümmern. Der Polizeiminister pflegt diese Respectlosigkeit mit gleicher Münze heimzuzahlen und die Gäste, wenigstens scheinbar, völlig zu ignoriren und dürfte daher eine vorschriftsmäßige An- und Abmeldung beim Kommen und Gehen wohl schwerlich erfolgen. Auf diese Weise lebt zwar die kleine Truppe ohne polizeiliche Fürsorge, erfreut sich dafür aber auch des Vorzuges, von officieller wie von privater Seite ziemlich unbehelligt zu bleiben, bis sie das morsche Eis der Newa und der Weichschnee eines sonnigen Frühlingstages plötzlich aus dem Bereiche des Czarenpalastes in ihre Paradiese nordwärts des Ladoga zurücktreibt. Das Sommerlager dieser gebildeten Weltbürger erinnert übrigens in vieler Beziehung an die gleichen Niederlassungen der Steppenvölker, besteht aber anstatt aus Filzzelten aus solchen von Leder oder auch aus aufgeschütteten und mit Rasen bedeckten Erdhütten, die sich außerdem durch größere Unsauberkeit von den Kibitken und Ballaganen der Wanderhirten der Steppe auszeichnen. Ebenso ist die Hütte der Lappen der Inbegriff des engsten und primitivsten Familienlebens, während die Zelte der muselmännischen Nomaden vorwiegend dem Oberhaupte der Familie zum Ruhesitze dienen. Die Vermögenslage der Lappen erlaubt häufig nicht den Erwerb eines selbständigen häuslichen Besitzthums, in welchem Falle sich zwei Familien zu einem gemeinsamen Wirthschaftsverband vereinigen. Bei der musterhaften Friedfertigkeit der Lappen sind demnach Streitigkeiten ziemlich selten, obgleich der Communismus beider, meist verwandten, Parteien nicht leicht überboten werden könnte. Von einem Ameublement kann natürlich nicht die Rede sein. Mangelhaft gegerbte, nicht selten aber auch nur getrocknete und etwas zugerichtete Rennthierfelle ersetzen die Teppiche, Ruhelager und Sessel, und einige gebogene Baumstämme und Stützen zum Aufhängen von allerhand Geräthschaften dienen zum Ersatz von Ständern, Schränken und Commoden. Gewöhnlich sind die täglichen Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten entscheidend für die praktische Einrichtung der Wohnräume. Aehnlich wie bei einzelnen sibirischen Wandervölkern brennt in der Mitte ein von Bruchsteinen eingefaßtes Feuer, auf welchem ein kesselartiges Kochgefäß ruht, oder auch an einer Kette von einem Gebälk herabhängt, um Graupen oder Grütze zu bereiten. Einige kasserollenartige kleinere Behälter und ein Kaffee- oder Theegefäß sind bis auf ein sehr wichtiges Familienstück zur Einschachtelung der Kinder fast wohl Alles, was ein Haushalt erfordert; denn einige Messer zum Schlachten und sonstigen Gebrauch, sowie eine alte, recht zweifelhafte, Flinte zur Ausübung der Jägerei sind doch mehr Gegenstände zum Handgebrauch, die kaum zum Wirthschaftsgeräth gehören. Daß an der Feuerwaffe in den meisten Fällen der Kolben der gefährlichere Theil zu sein scheint, ist zwar richtig, aber trotzdem schießen sie auch, und Bären und Wölfe werden fast immer durch die Kugel getödtet.

Wie in der Steppe ist die Temperatur im Sommer vom halben Vormittag bis zur Hälfte des Nachmittags eine so erdrückende, daß eine Thätigkeit oder auch nur Bewegung im Freien nicht gut thunlich wäre. Was geschehen muß und geschieht, findet daher in den Früh- und Spätstunden hinreichend Erledigung. Bis zum Ackerbau ist man noch nicht vorgeschritten, und die Abneigung gegen denselben eine so unüberwindliche, daß wenig Aussicht vorhanden ist, den Lappen in der Folge für die Bodencultur zu gewinnen, obgleich einige Fruchtarten trotz des ungünstigen Klimas wohl mit Erfolg angebaut werden könnten. In der Steppe haben die Tagediebe doch schon einige Bedürfnisse kennen lernen, die zur Befriedigung reizen, indeß der Sameland es zu einer solchen Abhängigkeit noch nicht gebracht hat, und die Vereinsamung ihn auch weniger der Gefahr aussetzt, der Sklave seiner Leidenschaften zu werden. Rennthiermilch und Rennthierfleisch ist — mit zeitweiliger Ergänzung durch Wild — seine Nahrung, wozu höchstens noch einige wilde Kräuter, Moos- und Strauchbeeren hinzutreten. Außer der bereits genannten Graupe und Grütze, sowie etwas Tabak und Salz, ist das Alles, was sein Herz begehrt. Im Ganzen unterscheidet sich die Lebensweise der Lappen von der der Steppennomaden nur dadurch, daß bei ersteren das Rennthier, bei letzterem das Roß im Menschen aufgeht, dort Rennthiermilch und Rennthierfleisch, hier Pferdemilch und Roßfleisch vorherrschen. Alles das möchte aber ganz gut gehen, wenn nur der Sommer länger, oder — falls nicht — doch mindestens frei wäre von Manchem, was mitunter das Paradies verleiden könnte. Aber die mit demselben verbundene kurze Freude ist auch noch keine ganz reine. Die vielen Gewässer einestheils und die sumpfigen Laubwälder andererseits erzeugen eine derartige Mückenplage, daß selbst dem gelassenen Sameländer bisweilen die Geduld ausgeht. Im Allgemeinen ist derselbe aber zufrieden, denn Hochmuth bereitet ihm ebenso wenig Verdruß, wie ein Uebermaß von Verstand und geistiger Regsamkeit. Mit Verächtlichkeit gedenkt er der unerhörten Leistungen der civilisirten Völker und er ist froh, von derartigen Segnungen verschont zu bleiben. Dampf und Elektricität sind nach seiner Auffassung dämonische Gewalten, die glücklicherweise in Sameland noch nicht ihr geräuschvolles Unwesen treiben. In allen Ehren das Rennthier, das noch nicht von der Locomotive verdrängt wurde. Stolz mit gebrechlichem Schlitten im Winter, oder mit einem Räderwerk im Sommer, durchwandert man die heimathlichen Länder, wenn's mit dem Laufen zu viel wird. Hundegespanne sind wenig beliebt, weil nicht statiös genug, hauptsächlich wohl deshalb, weil man im Hunde einen gefräßigen Concurrenten erblickt, für den vom Rennthier nicht viel abfällt, wenn es auch an Fischen nicht fehlt. Es wäre aber auch nicht gut möglich, des gelehrigen Hundes ganz zu entbehren, da derselbe als Hüter der Rennthierheerden fast Unglaubliches leistet, und durch seine Klugheit weit berühmter ist, als sein Herr, dem er an Intelligenz häufig überlegen ist. Anspruchslos in jeder Beziehung, ist der Lappe auch wenig eitel bezüglich seiner Person, obwohl er auch für Putz und Zierath nicht ganz unempfänglich ist. Bis jetzt ist aber noch ein Jeder sein eigener Bekleidungskünstler, und wenn es auch zuweilen, namentlich bei Frauen, vorkommt, daß zu fremden Stoffen gegriffen wird, so muß doch auch in dieser Hinsicht wieder das Rennthier mit seinem Pelz herhalten. Thatsächlich ist es schwer, zu bestimmen, ob im Lappländer der Mensch oder das Rennthier überwiegt, denn von letzterem nährt man sich nicht nur, sondern auf dem Pelz desselben ruht und schläft man, mit der Haut des Thieres bekleidet man das Innere der Hütten, und aus Fellen desselben fertigt man sich die nöthigen Kleider, die, wie bemerkt werden muß, bei Männern und Frauen so sehr übereinstimmen, besonders im Winter, daß eine oberflächliche Kenntniß nicht ausreicht, um die Unterscheidungsmerkmale festzustellen.

Sehr trübselig sieht es freilich im Winter in der Familienwohnung des Sameland aus. Die Beleuchtung ist eine höchst mangelhafte, und man ist schon befriedigt, eine thönerne Talg- und Thranlampe zu besitzen, während eine Straßenbeleuchtung — wie man sie in St. Petersburg gesehen hat — überflüssig ist. Im Sommer leuchtet die Sonne mehr als zu viel, und im Winter scheinen Mond und Sterne, sowie nebenbei noch die wundervollen Nordlichte, welche die lange Nacht so herrlich illuminiren, wie es die Beleuchtungskünstler der Lychnopolis des Czaren an der Newa nicht fertig brächten. An derartigen Ergötzungen bietet überhaupt die Natur im Winter und Sommer so unendlich viel und Unübertreffliches, daß man nur an das Weiße Meer oder den Ladogasee zu gehen braucht, um himmlische Naturschauspiele zu genießen, was man aber auch bei jedem näher gelegenen kleineren See ebensogut haben kann und zwar bei jeder Tageswende in gleicher

Vollkommenheit und Schönheit. — Auch der kleinste See ist ein Fenster, durch das man bis in das Innere der Erde blicken kann, wenn es auch die Gegenstände vielfach auf den Kopf gestellt zeigt. Mancher Sameland besitzt auch keinen anderen Spiegel, um sein eigenes „Ich" zu beschauen, als den ersten besten kleinen oder größeren See, und er denkt über die titanenhafte Nachäffung göttlicher Wunderwerke durch aberwitzige Menschen höchst abfällig. Er verzichtet auf das frevelhafte Unterfangen, mit Blitz und Donner zu fahren, wie es in St. Petersburg geschieht, und er wünscht keine anderen Lichter und Lampen, als die bei Tag und Nacht oben am Firmament brennen. Wer daran nicht genug hat, ist nach der Meinung des Lappen auch dessen nicht werth, was ihm gespendet wurde. Obgleich die unter russischer Oberhoheit lebenden Samelands, wiewohl Christen, es mit dem Christenthum nicht sehr genau nehmen, sind sie doch fromme Männer bis ins Mark!

Theaterzettel für Goethe's „Natürliche Tochter".

Von Woldemar Frhrn. v. Biedermann.

Wie Goethe allerwärts zu Hause war, muß auch die Goethekunde ihm in alle Gebiete folgen, in denen er verkehrte. So gehört auch die Bühne in ihr Bereich, wenn es sich fragt, wie Goethe's Dramen aufzuführen sind, um des Dichters Absichten zu entsprechen. In diesem Sinne habe ich z. B. in diesen Blättern (1893, Nr. 33) erörtert, wie mangelndes Verständniß bei Darstellung des Bösen Geistes in der Domscene des „Faust" zu allerhand irreführenden Auswüchsen Anlaß gegeben hat. Bearbeitern seiner Bühnenstücke ist Goethekunde unentbehrlich, wenn sie deren auch leider oft entbehren. Die Befürchtung, daß sie dem Begehren nach Bühnenwirkung hindernd im Wege stehe, trifft übrigens nicht zu; daß sie diese befördere, soll ein Beispiel zeigen.

Die „Natürliche Tochter" ist den Bühnenleitern ein Rührnichtan. Es wird diesem Schauspiel keine Wirkung zugetraut. Die Ursache der vermeintlichen Wirkungslosigkeit sucht man theils im Mangel eines einschneidenden Abschlusses, theils in dem schemenhaften Personal. Das steht ja fest, daß Goethe eine Fortsetzung plante, aber er hat doch die Aufführung des vorliegenden Stückes allein nicht nur für möglich gehalten, sondern auch wiederholt zu Stande gebracht. Dabei hat es sich mit seinen verzweigten Ränkeschmiedereien und dem dagegen ohnmächtigen Verzweiflungsringen der Heldin sehr bühnenwirksam erwiesen; nur der Schluß wird matt gefunden. Der Ausgang hat Aehnlichkeit mit dem des „Tasso": in beiden hoffnungsloser Zusammenbruch der Zustände, in denen so Tasso wie Eugenie das Glück ihres Lebens, die Bedingungen ihrer Existenz erblickten. Tasso ist am Schlusse vernichtet; sein Sichselbstaufgeben ersetzt das bühnenübliche Sichumbringen. Eugenie hat dagegen noch so viel Kraft, das Aeußerste, das ihr droht, durch Schließung einer Ehe abzuwenden, die sie von ihrer stolzen Höhe aus als eine, ihre Existenz vernichtende Erniedrigung empfindet. Diese Heirath erscheint aber Anderen nicht leicht im Lichte Eugeniens; Verheirathung mit einem Gerichtsrath gilt im Allgemeinen nicht als Unglück, und so ist man nicht geneigt, den Ausgang so tragisch zu empfinden, als er im Geiste Eugeniens erscheint, namentlich wenn die Schauspielerin Eugeniens letzte Worte — „Hier meine Hand; wir gehen zum Altar" — so herzlich und vergnügt spricht, als wäre sie froh, unter die Haube zu kommen. Durch solchen Mißgriff wurde mir einmal der Eindruck einer sonst sehr guten und in der That ergreifend wirkenden Vorstellung fast aufgehoben. Der richtige Ausdruck dieser Worte bedarf eines ernsteren Studiums, als alle sonstigen Reden Eugeniens. Es ist allerdings schwierig zwischen einer, der Sachlage ganz unmöglichen Herzlichkeit und einem, etwa auf den künftigen Pantoffel hinweisenden verletzenden Hochmuth die Mitte herauszufinden, und nur die Schwere des Kampfes beim letzten Entschlusse zu verdeutlichen; im Ausdruck dieser letzten Worte muß die Tragik im Schicksal Eugeniens zum Bewußtsein der Hörer kommen. Es ist die Aufgabe einer bedeutenden Künstlerin.

Der zweite Vorwurf über die Bühnenwidrigkeit des Stückes richtet sich gegen die abstracten Personen: König, Herzog, Graf u. s. w. Die Kunst fordert concrete Personen und erst der Name individualisirt, möge er geschichtlich oder erdichtet sein. Die Vorgänge, die in dem Schauspiele geschildert werden, gründen sich im Hauptzuge auf die Mémoires historiques de Stéphanie-Louise de Bourbon-Conti (Paris, en VI); seit den ältesten darin erzählten Begebenheiten war beim Erscheinen von Goethe's Dichtung noch kein Menschenalter verflossen, Betheiligte lebten noch, und wenn deshalb Discretion geboten war, so konnte Goethe um so eher wagen, Namen zu unterdrücken, ohne befürchten zu müssen, daß seine Personen blos als allegorische Titelträger angesehen würden, als die Mitlebenden, an welche er sich wendete, wußten, wer gemeint war. Diese Ergänzung der Dichtung durch Kenntniß der Geschichte ist aber im Zeitenlauf verloren gegangen und es ist nichts, als Ergänzung auf andere Weise, wenn wir jetzt die Personen der „Natürlichen Tochter" mit Namen belegen. Es ist dies eine Bühnenbearbeitung, die vor sonst üblichen voraus hat, daß sie keine gegen des Dichters Absicht sich aufdrängende vermeintliche Verbesserung sein würde. Freilich stößt man dabei auf die Schwierigkeit, daß Goethe's Darstellung im Schauspiel nicht durchaus mit der Erzählung der Stephanie Louise von Bourbon-Conti sich deckt. Deshalb muß man sich bei Nennung der Personen mitunter dadurch helfen, daß man einige heranzieht, deren Stellung im Schauspiel nur eine ähnliche wie in der Geschichte ist. Von diesen Grundlagen ausgehend, sei die Herstellung eines Personenverzeichnisses der „Natürlichen Tochter" versucht. Der König Ludwig XV. von Frankreich und der Herzog Ludwig Franz von Bourbon-Conti sind ohne Weiteres gegeben. Der Graf hat keine Bedeutung für die Geschichte selbst und dafür kann deshalb ein beliebiger Graf des damaligen Königshofes gewählt werden, nehmen wir also den Grafen Narbonne! Den Namen Eugenie durch Stephanie zu ersetzen, obschon dieser im ersten Entwurf Goethe's steht, kann nicht mehr in Frage kommen, da jener der Literatur unentwendbar angehört. Mit Vornamen springt Goethe in seinen Dichtungen überdies manchmal willkürlich um; so hat er Faust's volksthümlichen wahren Namen Johann mit Heinrich, den der Johanna Sebus in der Ballade selbst mit Suschen vertauscht. Bei Eugenie rechtfertigten ihn, wie gesagt, die Abweichungen des Schauspiels von der Erzählung. Die Hofmeisterin — institutrice, wie sie wiederholt in den Mémoires, z. B. I, 36, genannt wird — hieß Marie Claudine Delorme (Mém. I, 300), ihr Verlobter, den Goethe als Secretär bezeichnet, Jacquet (Mém. I, 9 und oft). Dem Weltgeistlichen entspricht der Abbé Aubry, der den angeblichen Tod der Tochter des Prinzen von Bourbon-Conti bezeugte (Mem. I, 197). Den ihr aufgenöthigten Gatten nennt Stephanie Louise nur Louis Anton B., mit welcher Abkürzung ihn aufzuführen allerdings unthunlich wäre. Da nun eine Familie Benoit bei den Verfolgungen, denen Ersterer ausgesetzt war, ihre Hände im Spiel hatte, mag es erlaubt sein, diesem Gatten — der übrigens nicht Gerichtsrath, sondern Gutsbesitzer war — denselben Namen beizulegen. Ob sein Name vielleicht aus anderen Quellen nachzuweisen sein möchte, ist mir nicht bekannt. Um für den Gouverneur, der in den Mémoires nicht vorkommt, einen Namen zu finden, müßte man einen französischen Beamtenetat jener Zeit benutzen; ein solcher ist mir nicht zur Hand, es genügt jedoch zu Individualisirung der Rolle, diesen Herrn als Gouverneur des Hafengebiets zu bezeichnen. Aehnlich wie die Aebtissin in der „Natürlichen Tochter" äußert sich gegen Stephanie Louise die Aebtissin Johanna Marie Joly in den Mémoires (I, 236). Für den Mönch ist kein Name erforderlich. Ueber die Reihenfolge der Personen ist noch zu bemerken, daß eine Vertauschung der Rollen des Grafen und Eugeniens sich empfiehlt.

Wenn wir indessen einmal den Theaterzettel der „Natürlichen Tochter" bearbeiten, wollen wir auch den Titel des Dramas in Betracht ziehen. Er hat etwas — wie soll ich sagen? — Unangenehmes. Das scheint Goethe selbst gefühlt zu haben, vielleicht später in Erinnerung an die beißende Bemerkung Herder's, der sein Lob der Dichtung mit den Worten schloß: „Dennoch ist mir Dein natürlicher Sohn lieber, als Deine Natürliche Tochter." Wie dem aber auch sei: Goethe nennt, sowohl in Gesprächen wie auch in seinen Schriften, Briefen, Tagebuch, das Stück häufig „Eugenie", ja sogar in der Ueberschrift zum Schema der Fortsetzung. Zwar dürfte dieser Name nicht allein auf dem Theaterzettel stehen, wohl aber in Verbindung mit dem von Goethe vorgeschriebenen Titel und demnach würde unser zugkräftigerer Theaterzettel zu lauten haben:

Eugenie, die natürliche Tochter.
Trauerspiel in fünf Aufzügen von Goethe.
Personen:
König Ludwig XV. von Frankreich.
Herzog Ludwig Franz von Bourbon-Conti.
Eugenie, dessen Tochter.
Graf von Narbonne.
Marie Claudine Delorme, Hofmeisterin.
Jacquet, Secretär.
Abbé Aubry, Weltgeistlicher.
Anton Ludwig Benoit, Gerichtsrath.
Gouverneur des Hafengebietes.
Aebtissin Johanna Marie Joly.
Mönch.
Schauplatz: in den ersten drei Aufzügen in der Nähe von Paris, in den zwei letzten in der Nähe der Küste. Zeit: 1778.

Bücherbesprechungen.

— E. Kautzsch, Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr. 12 ℳ 60 ₰, geb. 16 ℳ — In zweiter, fast unveränderter Stereotypauflage erscheint das Bibelwerk von Kautzsch. Es hat seinen ersten Rundgang ehrenvoll vollendet, von den Meisten als ein Meisterwerk ersten Ranges begrüßt, nur von Wenigen verkannt. Der Herausgeber hat sein Werk eine Gabe an die Mündigen innerhalb der evangelischen Gemeinde genannt. Es ist mehr, es ist eine deutsche Bibel für das evangelische Deutschland, von Luther's Geist erfüllt, aber in einem neuen, unserer Zeit und unserer Bildung entsprechenden Gewand. Es ist ein Buch, das Luther's eignes Testament erfüllt: unsre Nachkommen mögen getrost Hebräisch studiren und Alles besser machen. So ungetheilt unsere Bewunderung für Luther's geniale Uebersetzung auch bleiben muß, so natürlich ist es andererseits, daß die wissenschaftliche Bibelauslegung von vierhundert Jahren Fortschritte gemacht hat, auf deren Reinertrag nicht nur die Theologie, sondern die ganze gebildete Welt Anspruch erheben darf. Wir haben hier eine Uebersetzung des Alten Testaments, auf der Höhe der Wissenschaft stehend, von bewährten Forschern in seinen einzelnen Theilen hergestellt, durch eines Meisters Hand und Auge gesichtet; ein Werk aus einem Gusse. Manches mag man an der neuen, genauen Uebersetzung vermissen, was die alte Lutherbibel in einziger Weise auszeichnet, den dichterischen Schwung, die Pracht der Form, die Innigkeit der Empfindung; aber die Wahrheit und Richtigkeit muß für Jeden obenan stehen, der neben der Erbauung auch Belehrung aus dem Wort der Wahrheit schöpfen will. Ein Beispiel möge dies verdeutlichen. Hiob 9, 25—27 lese man in der Luther'schen Uebertragung. Der Text der Bibel von Kautzsch lautet folgendermaßen: „Ich aber weiß, daß mein Erlöser lebt und als Letzter wird er auf dem Staube sich erheben. Und nachdem meine Haut zerschlagen ist, und ledig meines Leibes, werde ich Gott schauen. Ich werde ihn schauen mir zum Heil, ja meine Augen sehen ihn, und nicht als Gegner: mein Herz verzehrt sich in meiner Brust." Die Luther'sche Uebersetzung ist im erhabenen Stile gehalten; ein kräftiges Osterevangelium, ein Hymnus von der Auferstehung des Fleisches, dessen die Väter unserer Kirche sich oft getröstet haben. Die neue Uebersetzung ist einfacher, aber es sind in ihr hohe Gedanken verborgen. Hiob's Welt ist zertrümmert. Aber er sieht Rosen aus den Ruinen wachsen. Er löst kühn das schwere Lebensräthsel, daß der Gerechte leidet. Jehovah selbst wird als Goël, als Bluträcher sich über seiner Asche erheben. Mag der Leib dem Gesetze der Vernichtung anheimfallen, seine Seele wird Gott schauen, den großen, ewigen Anwalt des Rechtes. In tiefster, herzlicher Inbrunst, mit freudiger, zitternder Erwartung hält er an dieser Hoffnung fest. Die Worte enthalten noch kein Osterevangelium; aber wir hören die Cypressen rauschen und den Odem des Ewigen über dem Grabe des alttestamentlichen Dulders wehen. Luther trägt das Neue Testament in das Alte hinein. Was die neue Uebersetzung an Kraft und Majestät darangegeben, das hat sie an organischer Schönheit gewonnen. — Die genauere, in dem Verständniß an den Urtext eng sich anschließende Uebertragung hat nur in engen und beschränkten Kreisen Widerspruch erregt. Dagegen sind auch von wohlwollender Seite gegen die in dem Werke durchgeführte Quellenscheidung der einzelnen Schriften manche Bedenken erhoben worden. Im Pentateuch sind sieben, in dem Buche der Richter allein acht Quellen durch Buchstaben am Rande der Uebersetzung unterschieden. Man hat gutes Recht, gegen die kritische Zerstückelung der biblischen Bücher mißtrauisch zu sein; aber es giebt gesicherte Thatsachen der Quellenkritik, beispielsweise die, daß Moses nicht der Verfasser der nach ihm benannten fünf Bücher sein kann, deren Anerkennung der Herausgeber als eine Pflicht christlicher Wahrhaftigkeit bezeichnet. Die Bibel verliert durch die Quellenscheidung nichts von ihrem Offenbarungscharakter, von ihrer Kraft und Tiefe. Das Wort, auch das geschriebene Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Die evangelische Wahrheit wird nie vor dem Ostracismus der Kritik zu erröthen brauchen: sie ist ewig und unveränderlich trotz aller Hüllen und Kleider, in denen sie erscheint. So können wir abschließend das Werk den gebildeten Laien bedingungslos empfehlen; es wird vornehmlich an Denen seine Mission erfüllen, welche die Wahrheit suchen.
J. J.

— Der Kaiser und die Pastoren. Dresden, Druck und Verlag der Druckerei Glöß 1896. Preis 75 ₰. — Die vorliegende ohne Benennung des Verfassers erschienene Broschüre rührt zweifellos von demselben Autor her, der sich durch verschiedene, früher in dem Glöß'schen Verlagsgeschäft erschienene Publicationen wie: „Bismarck und der Kaiser", „Gedanken" u. s. w. einen unserer bescheidenen Auffassung nach nicht gerade strahlenden Ruhm erworben hat. Wir haben zu dieser neuesten Leistung desselben weiter nichts zu bemerken wie: „Legt's zu dem Uebrigen!"
**

— Reine Liebe. Geschichten aus dem fernen Osten von E. Eschricht. Berlin W., Verlag von F. Fontane & Co., 1896. Preis 3 ℳ 50 ₰. — Die beiden Novellen, die in diesem Bande vereinigt sind, stehen nicht auf gleicher Höhe. Die kürzere erste stellen wir bedeutend höher als die zweite. In einfacher Sprache, ohne die heute beliebten Künste übertriebener Zerfaserung seelischer Empfindungen, aber in Worten, durch die das warme Gefühl des Inneren vernehmlich hindurchzittert, erzählt uns die Geschichte „Unter den Verschickten" die Erlebnisse eines sibirischen Sträflings. Die Absicht geht nicht darauf, den vornehmen Standpunkt der westeuropäischen Cultur in tönenden Tiraden gegen die asiatische Barbarei Rußlands auszuspielen. Eine zufällige Verkettung unglücklicher Umstände, wie sie allerwärts vorkommt, ist schuld daran, daß der arme Niko Kalujew mitten aus der glücklichsten Jugend herausgerissen und in die nordsibirischen Goldwäschereien entführt wird. Jahr um Jahr hofft er dort auf Rettung. Schließlich, dicht vor der Befreiung, verwirrt ihm die Verzögerung der Rückkehr des Freundes, der versprochen hat, seine Sache zu führen, die Sinne. Er entflieht. Monate lange Entbehrungen bringen den erschöpften Körper an den Rand des Grabes. Sterbenskrank wird er wieder eingebracht. In den Armen des inzwischen eingetroffenen Freundes, die süßen Bilder der Heimath, von der jener ihm erzählt, vor dem inneren Auge, so geht er hinüber. Dem elenden Verräther, der die Hauptschuld an seinem unverdient schweren Schicksal trägt, gilt der letzte verzeihende Hauch seiner erblassenden Lippen: Frieden, Frieden! — Der Verfasser kennt offenbar Land und Leute des heiligen Rußland sehr gründlich. Es ist vor Allem das Gepräge der Wahrheit, das den Schilderungen ihren Werth giebt. — Auch in der zweiten Erzählung „Passio pura" verleugnet sich nicht die genaue Kenntniß des Ostens. Es bedurfte kaum der reichlich eingestreuten russischen Sprachbrocken, uns die Echtheit der Localfarbe zu verbürgen. Die Schilderung gilt namentlich dem Leben und Treiben der orthodoxen russischen Juden. Ihnen gegenüber stehen die christlichen Eiferer, nicht minder selbstgerecht und unduldsam und doch ebenso wenig gefeit gegen Sünde und Schuld wie jene. Die einzelnen Bilder, oft seltsam und befremdlich für unsere Augen, sind sorglich abgetönt und haben ihren unleugbaren Reiz. Aber die Haupthandlung ist zu sehr durchkreuzt und überwuchert von Nebenwerk, dadurch geht die künstlerische Einheit und Geschlossenheit verloren, das ruhelose Springen von einem Motiv zum anderen gefährdet die Theilnahme des Lesers für die Hauptpersonen. Gleichwohl sind wir dem Verfasser dankbar, daß er uns einen Blick thun läßt in jene fremdartige, malerische asiatische Welt mit ihrer Märchenpracht und ihrem üppigen Reichthum, mit dem unmittelbar daneben stehenden starrenden Schmutz des Elendes und der Armuth, in jene Lande der Wunder und Räthsel, in denen die Wiege auch unserer Urväter gestanden hat.
R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 98. Sonnabend, den 15. August. 1896.

Nahrungsweise in der Wüste.

(Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

Der Araber der Wüste ist die personificirte Mäßigkeit und Nüchternheit. Als Abraham Hagar mit ihrem Sohne in die Wüste entließ, gab er ihnen Brod und einen Schlauch mit Wasser auf den Weg; dies ist noch heute selbst bei großen Reisen des Wüstensohnes ganzer Proviant. Die größte Rolle unter allen Speisen ist selbstredend dem Brode — Chubbs — vorbehalten, welches aus Weizen, Korn, Gerste 2c. gebacken wird — die tägliche Beschäftigung der Beduinenfrauen. Noch lange ehe der frühe Morgen graut in der Einöde, stehen sie auf, das Mehl zu mahlen, eine geisttödtende und langweilige Arbeit. Dazu benützen sie immer noch die uralte biblische Handmühle, die aus zwei über einander gelegten runden Mahlsteinen besteht, von denen der obere mit einer Handhabe beweglich ist, der untere aber fest liegt. Durch die Oeffnung der Achse wird das Getreide eingeschüttet und auf einem unter der Mühle ausgebreiteten Tuche als allerdings ziemlich grobes Mehl aufgefangen. Uebernachtet man in einem Ferdschi, so wird von drei Uhr Morgens an ein Schlaf meist zur Unmöglichkeit; in jedem Zelte reibt es und knirscht es — es hat dieses eigenthümlich monotone Geräusch entschieden Aehnlichkeit mit dem Kreischen einer größeren europäischen Kaffeemühle. Nicht selten summen die braunen Weiber, welche einander gegenüber an der primitiven Mühle auf dem Boden kauern, dazu im Takte ihre kurzathmigen Weisen. Hierauf wird das Mehl in einer hölzernen oder kupfernen Schüssel zubereitet, zu Teig geknetet und mit den Händen zu großen runden, dünnen Fladen geformt. Indessen entfernt man vom nie erlöschenden Herdfeuer die Kohlen, so daß der erhitzte, fast glühende Boden zum Vorschein kommt; durch Blasen entfernt man Asche und Steinchen. Auf diese heiße Fläche legt man nun die Teigfladen und überdeckt sie mit warmer Asche, damit sie auch von oben backen: in zehn Minuten ist das Brod fertig. Es ist dies das Aschenbrod der Bibel, welches Abraham und die Patriarchen, Christus und seine Apostel gegessen haben. Oft stülpt man auch nur ein metallenes Gefäß, einem kleinen umgestürzten Kessel ähnlich, über das Kohlenfeuer oder getrockneten glimmenden Kuh- oder Kameeldünger, bis dasselbe heiß wird, und legt darauf die Fladen. Das Brod wird auf diese Weise reiner, da es nicht mit der Asche in Berührung kommt, aber auch weniger schmackhaft. Dieses Chubbs hat die Dicke von $^1/_2$ Centimeter, wird hier und da mit Oel, Honig und allerlei Gewürzen, gehackten Zwiebeln bestrichen und belegt und wird nur „gebrochen“, nicht geschnitten. Aber auch ungemahlen dient das Getreide, besonders der Weizen, zur Nahrung, freilich nur zur Erntezeit. Die vollen Aehren werden über einem Kohlenfeuer geröstet, dann ausgerieben, die Körner durch Blasen von der Spreu gereinigt, indem man sie von einer Hand in die andere gleiten läßt; das Ganze wird dann als Delicatesse, besonders von der Jugend, verzehrt. Es ist das die Speise, welche die Bibel (1. B. Kön. 17, 17) Polenta d. h. Sange nennt. Im Uebrigen zählen wir zu den gewöhnlichen, wenn auch nicht alltäglichen Nahrungsmitteln der nüchternen Zeltbewohner: Hammel- und Lammbraten, Ziegenfleisch (seltener das von Büffeln und Kameelen), Butter, saure Milch (Lebben), Käse aus Büffelmilch, Linsen, Bohnen, Melonen, Zwiebeln und Knoblauch. Die Hauptnahrung liefert für den Sohn Ismael's selbstverständlich die Jagd auf alles Wüstenvieh. Auch Wüstenfrüchte und allerlei „bittere Kräuter“, so der „Dornen-Christi-Baum“ mit den kleinen, recht schmackhaften Aepfelchen (Döm), Johannisbrod, Pinien- und Terebinthensamen steuern erwünschten Beitrag für den Tisch des Bedawi bei; die Knospen des Kapernstrauches, die Knollen des eßbaren Cypergrases sind vorzüglich geeignet zur Bereitung von Scherbet, Malven und Goldwurz schmecken gleichfalls nicht übel. Freilich unter dem Gezelte der Scheichs, der Reicheren giebt es auch Reis (Pilaw), Durra, Gemüse mit Oel bereitet, Honigkuchen, Rosinen, Mandeln, trockene Feigen, Erbsen und aller Art Früchte, Alles aber nur bei besonderen Anlässen und Festlichkeiten. Eine Speise, von der in der Bibel gesprochen wird, und welche Abendländern etwas eigenthümlich vorkommen mag, ist bei den Beduinen, den ärmsten, Brod aus — Heuschrecken. In der Hamâd-Wüste besonders ist Heuschreckenbrod nichts Seltenes. Giebt es dort in einem Sommer viele von diesen langbeinigen Springern, so geht Groß und Klein auf die Jagd, füllt sie in große Säcke, reißt ihnen Beine und Flügel aus und weidet sie aus. Hierauf dörrt man sie an der Sonne und salzt sie ein, verreibt sie dann zu Mehl und schiebt sie als Brod in den Ofen. Ob der Täufer solches Heuschreckenbrod mit Honig gegessen? Eine Büßerspeise ist es ohne Zweifel. Gut schmeckt es sicher nicht, es ist strohig, bittersüß und von einem Nährwerthe, der gleichbedeutend mit Null genannt werden muß. Das Getränk des Beduinen ist das Wasser, welches mit Zucker und Fruchtsaft vermischt das beste Labsal bietet, und Milch von seinen Heerden. Aeußerst selten wird es vorkommen, daß ein Araber Trauben- oder Apfelwein trinkt, nicht infolge eines Verbotes, sondern aus angeborener Abneigung; und dann trinkt er blos gelben oder weißlichten — denn rother Wein, sagt er, hat den Noe in seinem Zelte betäubt. — Obschon der Kaffee (el kahhwe) der Arabertrank — Coffea arabica, Potus arabicus, genannt wird und derjenige von Mokka im Jemenlande sogar in Europa einen Ruf hat, so ist er doch, seiner erhitzenden Eigenschaft wegen, kein allzu häufiges Getränk der Bedawi; wollen sie aber einmal ein Näpfchen Kaffee trinken, so ist es meistens ein wirklich „guter Tropfen“. Abd el Kadr ibn Mohammed Ansari (966 der Hedschra) hat selbst eine ganze Hymne auf den Kaffee gedichtet, welche mit den Worten beginnt: „Ja kahhwe todsibu hemma 'l feta, und im Deutschen etwa also lautet:

„O Kaffee, du bist der Sorgen-Zerstörer!
O Kaffee, du bist der Freuden-Vermehrer!
Deine würzige Fluth ist ein Himmelstrank
Dem Schüler und auch dem Lehrer!“

Widmen wir unsere Aufmerksamkeit zunächst den Bohnen. Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, daß der Araber zu seinem unerreichbaren Kaffee die köstliche Mokkabohne nehme, ohne die es nicht ginge. Der echte Mokka ist selten und gelangt kaum hie und da in das Zelt eines Groß-Scheichs; jede harte, runde, durchscheinende, grünlich-braune Bohne arabischer Herkunft wird ausgesucht und für gute Kunden bei Seite gelegt. Der Beduine aber schätzt das Geld und kauft gern billig. Beim Rösten der Bohnen, das über gelindem Kohlenfeuer, in offenen Pfannen, Tiegeln oder Löffeln bewerkstelligt wird, achtet das Beduinenweib besonders darauf, daß die Bohnen nur reh- nicht dunkelbraun sich färben; hierauf wird der frisch gebrannte Kaffee im Mörser fein wie Puderchocolade gestampft, jedoch hat man jetzt auch feinmahlende Kaffeemühlen, länglichen Messingfutteralen ähnlich, die während der Procedur des Mahlens immer ein wenig geschwenkt werden müssen, damit die Bohnen von dem eigenthümlichen Mahlwerk erfaßt werden. Jetzt füllt man den Kochtopf, ein verzinntes Kupfer- oder Messinggefäß mit langem Stil und von der Form eines Doppelkegels, also unten und oben weit, in der Mitte verjüngt, bis zu zwei Drittel mit frischem Wasser und bringt dies in's Kochen. Sobald es wallt, nimmt man es von den Kohlen und rührt mit einem Löffelchen das Kaffeepulver hinein, und zwar berechnet man im Allgemeinen einen schwach gehäuften Theelöffel voll für den Inhalt — etwa

30 ccm — einer sogenannten Mokkatasse. Ist das Pulver vorsichtig in das heiße Wasser eingerührt, so kommt der Topf zu einem einmaligen Aufwallen wieder auf die Kohlen, aber nur einen Augenblick, denn sonst vergeht der Schaum, den der Araber die „nefs" d. h. die Seele, das Beste des Kaffees nennt. Deshalb ist man stets darauf bedacht zuerst in jedes Täßchen ein wenig von diesem Schaume zu thun und erst dann den Absud nachzufüllen. Ein solcher Beduinenkaffee ist alsdann schön braun, ohne schwach zu sein, kräftig, jedoch nicht überstark und von herrlichem Aroma, wie man ihn in Europa selten zu trinken bekommt — und doch ist das ganze Verfahren ein so einfaches und erfordert nur Sorgfalt. — Wann ißt der Beduine? Antwort: Wenn er etwas hat. Nicht ohne Grund heißt es: Der Araber ist wie sein Kameel und das Kameel wie der Araber; sie halten es 1, 2, 3 Tage ohne jegliche Nahrung aus, holen jedoch das Versäumte bei der ersten besten Gelegenheit gründlich nach. Trotz ihrer wirklichen und so oft gepriesenen Nüchternheit können die Beduinen bei einem Feste oder einem Ascha (großes Mahl) wie die alten Heroen in den homerischen Gesängen unglaubliche Mengen Speisen vertilgen; wenn dies Glück ihnen nur nicht gar so selten zu Theil würde. Vor dem Essen — nach demselben nicht immer — wäscht sich der Beduine die Hände, beim Essen sitzt er und zwar gewöhnlich auf dem Boden. Er ist kein Freund langer Mahlzeiten; hungrig fällt er über seine Schüssel her, im Nu leert er sie. — Der Leser sei heute zu einem großen Wüstenschmaus eingeladen, welchem der Groß-Scheich der Beni-Saher, Muley Ahmed Ben Tahar im Herbste 1888 bei Tell Meri zwischen Damaskus und dem See Genesareth gelegentlich der Beilegung eines langjährigen Streites gab und zu welchem sammt dem Hrn. Consul M. von S. auch der Verfasser geladen war. Ich übergehe das Freudengeschrei, welches sich erhob, als unsere kleine Karawane sich dem großen Beduinenlager näherte, das betäubende Schießen, das Herangaloppiren der Abgesandten des Emirs, die endlosen Begrüßungen und gegenseitigen Salamalechs, die Beschreibung der für unsere Persönlichkeiten eigens hergerichteten Zelte u. s. f. und komme zum Ascha unter freiem Himmel, welches gegen Abend, d. i. zur zehnten Stunde, seinen Anfang nehmen sollte. Nur hie und da in gewisser Entfernung befestigte hohe Pflöcke trugen Decken und Tücher gegen Sonnenstrahlen und Nachtthau. Als vom hohen Hermon kühlere Abendluft herüberwehte, ließ der Scheich uns sagen: „Siehe, meine Mahlzeit ist bereitet, meine Ochsen, Schafe und Hammel sind geschlachtet und Alles ist bereit — Tfoddal! Kommt und nehmt vorlieb!" Vor dem weißlichen Gezelte des Groß-Scheichs lag ein großer, ziemlich ebener Platz, in dessen Mitte ein uralter Platanenriese seine langen Aeste wie ein Baldachin ausbreitete. Hier angekommen, warf der Verwandte des Scheichs, der uns gerufen, seinen Krummsäbel klirrend auf den Boden, die von allen Seiten ertönenden Sagharits (Freudentriller) verstummten — es ward eine große Stille. Muley Ahmed, welcher ernst und würdevoll, umgeben von seinem „Generalstabe", auf einem Teppiche unter der Platane unseres Kommens geharrt, erhob sich, legte die Rechte aufs Herz „und bückte sich grüßend" (1. Buch Mose 18, 3). Es war eine edle hohe Gestalt — mit weißem Lockenbart und klug dareinschauendem Augenpaare, wie eine Königsfigur längst entschwundener Zeiten. Der freundliche Ernst dieses Alten wird mir stets unvergeßlich sein. Er lachte nie, aber in seinem ganzen Wesen lag eine stille Heiterkeit und jene unaussprechliche Ruhe der Resignation, der man in den Ländern des Ostens so häufig, in Europa so selten begegnet. Ein Zeichen — Pauken und Tam-tams ertönten in freudig schnellem Tacte — und wir ließen uns auf den mit Schaffellen und schönen Teppichen belegten Boden nieder. Jeder murmelte für sich ein Bésmillah! = Im Namen Gottes und harrte der kommenden Dinge. Unser Platz war beim Scheich, wir bildeten mit ihm eine Gruppe von fünf Personen; unzählige ähnliche Gruppen von sechs bis acht Köpfen lagerten sich in zwei unabsehbare Reihen auf dem Boden — die festlich geschmückten Frauen, unbedeckten Antlitzes, trugen auf. Wie soll ich nun dies Gelage beschreiben? Es war ein Mahl, wie es der alte Nestor zu Pylos seinen Mannen gegeben. Vor jedem Gaste lagen hoch aufgeschichtet frische Aschenbrode, an Spießen wurden ganze Lämmer, halbe Schafe, mächtige Lendenbraten herumgereicht. Vor jede Gruppe stellten Diener und rüstige Weiber ganze Kessel voll Pilaw hin, die im Handumdrehen geleert waren; Feigen, Rosinen, gekochte Durra und Erbsen häuften sich im Nu zu Bergen an, welche ebenso schnell wieder verschwanden; mächtige Silber-, Kupfer- und Holzwannen mit geschmolzenem Fette und „unnennbaren" Brühen waren mit aus Brodfladen hergestellten Löffeln bald ihres Inhalts entleert. Vor manche größere Gruppe ward statt jeglicher Tischgeräthe ein großes Zelttuch ausgebreitet und der gehäuft volle Pilaw-Kessel einfach darauf ausgeschüttet. Man aß — mit den Fingern — so viel man wollte, dann erhob man sich — im Nu hatten Andere den freigewordenen Platz erobert und kaum ein rasches Bésm-illah herausgurgelnd, den Vertilgungsangriff begonnen. Bei jeder Gruppe fungirte der Aelteste als Vertheiler des Gebratenen; vor ihn ward der Braten hingetragen oder das gekochte Wildpret hingelegt. Unter den überwachenden Blicken der ganzen Nachbarschaft zerriß er dasselbe in kleinere Theile und reichte Jedem seine Portion, der sie mit einem dünnen Brodfladen anstatt der nicht vorhandenen Serviette schmunzelnd entgegen nahm. Hier und da flog wohl ein Stück oder das andere auch einem Fernstehenden zu, dem bereits sichtlich der Mund wässert, war es doch der ausgesprochene Wille des Scheichs Muley, daß Niemand heute am Aid es-Salâm, am Friedens- und Versöhnungsfeste, ungespeist und unzufrieden um Tell Meri weilen und die altberühmte Gastfreundschaft der Beni Saher an dem Tage, der den Friedensschluß mit dem Bruderstamme der Saddik gesehen, ganz besonders glänzen solle. Der Scheich des zuletzt genannten Stammes, ein junger, schmächtiger, grimmig dareinschauender Mann, saß bei unserer Gruppe und aß — zum Zeichen, daß von nun an Frieden walte zwischen ihm und Muley Ahmed und ihren Stämmen — aus derselben Schüssel: ein uralter, in der Bibel bei Bündnissen und Verträgen oft erwähnter Brauch. Leider hat der finstere Scheich der Saddiks — vergessen sei sein Name! — falschen Herzens mit dem ehrlichen Muley aus einer Schüssel gegessen. Er fing die alten Ränke wieder an, ward jedoch, zur Ehre seines Stammes sei es gesagt, von seinen eigenen Leuten schimpflich fortgejagt und fiel bald hernach im Kampfe mit einem Kurden — Schakalen und Geiern zum Mahle. Ajad Saghir, der brave Vetter Muley's, führt jetzt mit Ruhm und Glück die Saddiks an. — Waffentänze von der Jugend der beiden Stämme zu Pferde und zu Fuß phantastisch aufgeführt, Paukenschläge und monotone Tam-tams, freudige Weisen und melancholischer Sang aus Scheich Nimr's „Buch der Lieder" begleiteten das Friedensmahl und folgten demselben, bis die heimkehrende Sonne über dem grünumwebten Banias am Jordan versank und hinter dem größten aller Scheichs, dem Dschebel es-Scheich (Hermon) die sichelförmige Mondscheibe ihr fahles Licht herniedersandte und tausend Himmelsaugen aufgingen. „El hamdu lillâh! — Sachtên! — Gott sei Lob und Dank! Wohl bekomm's!" murmelte endlich Muley Ahmed, sich gegen seine Gäste zur Rechten und Linken verneigend. „El ham dul lillâh! illah, lah, lah, lah", tönte es wie eine Parole durch die Reihen — der Groß-Scheich erhob sich, das Mahl war zu Ende und mit denselben Ceremonien wie anfangs wurden wir von Asad in unsere Zelte zurückgeleitet. Schwertergeklirr und Sagharits, Heldenlieder und Tam-tam-Schläge ertönten noch lange und kündeten, daß die Weiber sich jetzt gütlich thaten an den Resten des Friedensmahles; Hyänen und Schakale begannen nach Mitternacht ihr widerliches Concert, angezogen durch den Geruch der Speisen, die Pferde stampften unruhig, die Lagerfeuer flackerten, der kühle Nachtwind strich über die kahle Ebene und stöhnte Salâm! Salâm? Friede! Friede? Oben aber zog das Nachtgestirn ruhig seine gewohnten Bahnen und machte ein schiefes Gesicht.

R.

Zur Frauenfrage.*)

Der Aesthetiker Julius Duboc, neuerdings bekannt geworden durch die beiden Werke: „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland" und „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus", widmet in dem heute von uns angezeigten Buche der Frauenfrage eine eingehende Behandlung. Er schickt seiner Kritik eine geschichtliche Uebersicht von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart voraus. Er thut dies, um in einem Kampfe subjectiv zugespitzter Gegensätze und gegenseitiger

*) Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. Geschichte und Kritik von Julius Duboc, Dr. phil. Leipzig, Otto Wigand 1896. 173 S.

Anschuldigungen den Maßstab der Objectivität zu gewinnen, sowie um eine gerechtere Würdigung der Bedeutung der deutschen Frau als eines in die geschichtliche Entwickelung eingreifenden Culturmoments an der Hand der Thatsachen zu begründen. Jenen weiblichen Ansprüchen, die eine Antheilnahme am politischen Leben verlangen, tritt er entgegen, indem er mit Recht bemerkt, daß „der Unterrock in der Weltgeschichte" zwar schon häufig eine große, aber eine traurige Rolle gespielt habe und ohne Zweifel eine solche auch für die Zukunft spielen würde. Aus der Gleichwerthigkeit der beiden Geschlechter dürfte man nicht ohne Weiteres auf die Gleichberechtigung schließen. Letztere sei schon zur Zeit der französischen Revolution gefördert worden. Olympe de Gouges habe die Erlangung des activen und passiven Wahlrechts, sowie die Zulassung der Frauen zu allen Aemtern verlangt. Es sei also das gleiche Thema schon damals discutirt worden, wie heute: daß die Frauen mittels der Kräfte, die man ihnen bisher irrthümlicherweise streitig gemacht habe, ein viel weiteres Lebensgebiet als das bisher von ihnen innegehabte besetzen und besitzen sollten. Der Verfasser untersucht nun die Antheilnahme der Frau an den religiösen und politischen Bewegungen, die seit fünfzig Jahren in Deutschland, zum Theil unter fremdem Einflusse, sich geltend gemacht haben. In der modernen Frauenbewegung unterscheidet er eine conservative, eine liberal-conservative und eine radicale Richtung. In ersterer concentrirt sich fast ausschließlich das Streben nach Besserung und Hebung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Als den Mittelpunkt dieser Richtung darf man für Deutschland den Lette-Verein zu Berlin betrachten. Die liberal-conservative Richtung umfaßt ein erweitertes Programm, indem sie neben der Förderung der Erwerbsthätigkeit auch eine allgemeine Hebung des geistigen Niveaus der Frau durch vermehrte Bildungsmittel, u. A. durch Eröffnung der höheren Lehranstalten für die Frauen und deren Zulassung zum Universitätsstudium verfolgt. Die radicale Richtung will die volle Gleichberechtigung der beiden Geschlechter und die praktische Betheiligung derselben im weitesten Umfange, also unverkürzte Antheilnahme am eigentlich politischen Schaffen und Wirken. Der Verfasser bezweifelt, wie aus einer Fußnote Seite 106 deutlich hervorgeht, zwar die Möglichkeit glücklicher Ehen zwischen beiderseitig studirten Ehegenossen nicht gerade, aber er befürchtet eine nachtheilige Beeinflussung des Familienlebens, wenn das Weib einerseits der vollen Anspannung, Concentration und Ueberarbeitung unterliegt, die das gelehrte Studium in den meisten Fällen erfordert, und ihm andererseits die volle Anwartschaft (die ja doch erstrebt wird) auf die Ziele des Ehrgeizes, die Lorbeeren, die Concurrenzjagd nach Stellungen und schließlich die Wirksamkeit im gelehrten Beruf eröffnet wird. Den beiden ersten Richtungen läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren. Denn deren Ziele umschreiben ungefähr dasjenige Gebiet der Frauenbewegung, „dem Einwendungen, die vom Standpunkte einer zu vermeidenden Entweiblichung oder einer zu fürchtenden Entfremdung vom Familienprincip erhoben werden könnten, am Wenigsten oder gar nicht entgegenstehen". Hier zieht er aber den Strich, „der gewissermaßen die Bedeutung des Rubicon hat". Jenseits desselben liegt Alles, was nicht mehr einwandsfrei ist, vor Allem die Betheiligung an der Politik im engeren Wortsinn, aber auch die Erschließung der Universitäten, des gelehrten Studiums überhaupt und die Zulassung zu den auf ihnen auferbauten Berufsarten. „Denn alles dies stellt der Familie ein fremdartiges Gebiet gegenüber, welches danach angethan ist, durch Ablenkung des weiblichen Interesses ihr die besten und für die Aufrechterhaltung derselben unentbehrlichsten Kräfte wenn auch nicht direct zu entziehen, doch mindestens in Frage zu stellen und zu schwächen." Duboc citirt das Wort des Gynäkologen Dr. Fehling: „Nie vergesse sie (die Frau), daß sie bei der Wahl eines bisher Männern vorbehaltenen Berufes aus der Sphäre heraustritt, welche die Natur für sie bestimmt hat. Sie ist dann, wie Stein sagt, eine weibliche Form des Mannes, keine Frau mehr." Der Verfasser muß aber zugeben, daß die Chancen Derjenigen, welche die Hindernisse für die Vollbildung der Frau und ihre ungestörte Ansiedelung auf den verschiedenen Wissensgebieten hinweggeräumt sehen möchten, auch in Deutschland nicht gerade ungünstig stehen. Diese Betrachtung bildet dann den Uebergang zu dem letzten Capitel des Buches: Männer-Rechte und Männer-Pflichten. Der Verfasser wiederholt hier und begründet ausführlicher seine Meinung, daß Gleichwerthigkeit der Geschlechter keineswegs die Gleichberechtigung zur Folge hat. Er bestreitet die Tauglichkeit der Frau für das politische Handwerk. Schon der nervöse Charakter des weiblichen Geschlechts, seine vorliegende Geneigtheit, sich von Gefühlseindrücken bestimmen zu lassen und das Persönliche zum Nachtheil des Sächlichen oft mehr als billig zu berücksichtigen, warnt vor dem Versuche, dasselbe in die gesetzgeberische Arbeit, die dem ganzen Staatsinteresse gilt, hineinzuziehen. Die politische Bethätigung der Frau würde noch mehr als die wissenschaftliche eine so starke Inanspruchnahme nach den verschiedensten Seiten und Interessen, die nicht die des Hauses sind, in sich tragen, daß dieses nothwendigerweise dabei zu kurz käme. Wie gar, wenn in lebhaft bewegten Zeiten Mann und Frau in ein verschiedenes Fahrwasser hineingeriethen, wenn ihre Ueberzeugungen sich widersprächen und die bitterste Befehdung von der Wahlurne aus in das Haus übertragen würde. Die begehrte Wahlberechtigung würde wie ein Keil wirken und die Familie auseinander sprengen. „Das haushaltende Weib, das, falls ihm von den wesentlichen, deutscher Art entsprechenden Grundzügen noch irgend etwas übrig geblieben ist, die ordnende Hand darstellt, die den Besitz verwahrt und die in den sonstigen Lebensbeziehungen, in der geistigen Atmosphäre, das Krause schlichtet, das Unebene glättet, die Störung abstellt, das Trübe klärt — diese Frau, die solches vermag und übt, und jene andere, die sich im Gewirre unserer Politik heiser schreien würde, die den Schmutz derselben mit aufrühren hülfe und sich mit ihrer sorgenvollen Arbeit belastete", diese beiden Frauen sind nicht „auf einem Zweig gewachsen". Wir glauben denn auch, daß nur ein kleiner Procentsatz der deutschen Frauen nach politischer Bethätigung strebt. Eine maßvolle Führerin in der Frauenbewegung, Henriette Goldschmidt, hat erklärt, daß diese Partei in Deutschland verschwindend klein sei und in der großen Frauenwelt gar keinen Boden habe. — Wir haben hiermit den Inhalt des Buches in seinen Hauptsätzen skizzirt. Die Skizze wird genügen, um die Anschaffung und das Studium des zum Nachdenken in hervorragender Weise einladenden bedeutenden Buches zu empfehlen. Es ist die bei Weitem beste, streng objectiv gehaltene Schrift über die Frauenfrage unter den vielen Schriften männlicher und weiblicher Autoren, die wir bis jetzt kennen gelernt haben. Ruhig, ohne Voreingenommenheit, nach allen Seiten hin unparteiisch abwägend, aufbauend auf geschichtlicher Grundlage, tritt der Verfasser an die Bearbeitung seiner Aufgabe heran und löst sie in einer Weise, die den Beifall nicht nur der Mehrheit der Frauen wohlwollender Männer, sondern sicherlich auch den der maßvollen Kämpferinnen und Führerinnen in der Frauenbewegung haben wird. Das Buch hat Anspruch auf ganz besondere Berücksichtigung. Deshalb glaubten wir, ausführlicher als sonst über dasselbe berichten zu müssen. W. Sm.

Bücherbesprechungen.

— Commentar zum Preußischen Stempelsteuergesetz nebst Tarif vom 31. Juli 1895. Mit Tabellen, den gesammten Ausführungsbestimmungen, dem Reichsstempelgesetz, dem Erbschaftssteuergesetz und einem Anhange: Die den Notaren als Amtsstellen der Steuerverwaltung zustehenden Befugnisse und obliegenden Verpflichtungen. Von Ernst Heinitz, Rechtsanwalt. Berlin, Otto Liebmann, 1896. (Pr. 12 ℳ, geb. 14 ℳ 587 S.) — Das Preußische Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895. Nebst Tarif, Tabellen und Ausführungsbestimmungen. (Zugleich Supplement für die Preußischen Strafgesetze.) Erläutert von G. Eichhorn, Kammergerichtsrath. Berlin, Otto Liebmann, 1896. (116 S., Pr. 3 ℳ) — Für die alten Provinzen Preußens galt bisher das Stempelsteuergesetz von 1822; mit diesem Gesetze wurden die Vorschriften über Erhebung der Stempelsteuer in den später hinzugekommenen Landestheilen in möglichste Uebereinstimmung gebracht. Nichtsdestoweniger blieben noch genug Verschiedenheiten, die erst durch das angeführte Stempelsteuergesetz vollständig beseitigt werden sollen. Das neue Gesetz will zugleich Bestimmungen, die den Bedürfnissen des heutigen Verkehrs nicht mehr entsprechen, aufheben, erkannte Härten mildern und soll nicht bezwecken, dem Fiscus höhere Einnahmen zu beschaffen. Daß gerade die letzten beiden Punkte innegehalten seien, ist wohl nicht immer zu erkennen, so z. B. bei dem Stempel für Prozeßvollmachten, bei Miethverträgen (hier liegt im Grunde eine Besteuerung der Mietheinnahmen vor); auch ist schon in den Commissionsberathungen ein Mehrertrag ermittelt worden, der im Verhältniß zu den an sich niedrigen sächsischen Stempelbeträgen

sehr erheblich sein muß. Hier können indeß nicht die finanzpolitischen und volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte zur Erörterung gelangen, sondern lediglich die Anwendungen im geschäftlichen Verkehr angedeutet werden, die bei den engen Beziehungen zwischen den deutschen Staaten zumal für Sachsen von Bedeutung sind. Hierfür bieten beide angezeigte Commentare genügende Hilfsmittel, der erste in ausführlicher Weise mit Heranziehung alles Materials, der andere mehr in gedrängter Form für den Handgebrauch; beide wollen die Anwendung erleichtern und die Stempelpflichtigen — als solche kommen ja auch Nichtpreußen für Geschäfte in Betracht, die in Preußen befindliche Gegenstände betreffen oder in Preußen zu erfüllen sind — vor Schaden und Nachtheilen bewahren. Dem hierwegen Betheiligten können jene Werke empfohlen werden. K—d.

— Dr. F. C. Andreas, Die Babi's in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eigener Anschauung dargestellt. Leipzig 1896 (Verlag der Akademischen Buchhandlung W. Faber). 68 Seiten. Preis 1 ℳ — Der vorliegende Aufsatz des trefflichen Gelehrten und gründlichen Kenners Persiens, Dr. F. C. Andreas, ist äußerst interessant und belehrend geschrieben. Verstehen wir Pastor W. Faber, den Verfasser des Vorwortes zum Andreas'schen Aufsatz, recht, so ist letzterer jedoch nur ein Neudruck und findet sich schon in der Zeitschrift „Der Export", Jahrgang 13, Nr. 24—29. Der Andreas'sche Aufsatz ist rein objectiv und frei von aller Tendenz; nicht ganz so sind das Vorwort und die Nachträge Faber's gehalten. Faber will das Babithum mit Gewalt auf fast gleiche Höhe mit dem Christenthum stellen. Der Zahlenhokuspokus (S. 42 und 43) und Anderes beweist aber doch, daß sich die Babi's mit recht unnützen Speculationen abgeben. Der Scheich Dschemaleddin, der Urheber der Ermordung Nasreddin Schah's, soll nach Faber kein Babi gewesen sein. Aber wir wissen doch, daß Babi's das Attentat im Sommer 1852 auf den Schah ausführten, und daß von jener Zeit an, fast ununterbrochen, mehr oder minder grausame Maßregeln das Babithum unterdrückten. Was natürlicher oder wenigstens, was einleuchtender, als in den Drohbriefen Dschemaleddin's und in der neuesten Blutthat das Auflodern der lange still geschürten Racheglut der Babi's zu erblicken?

H. St—e.

— Sein Ich. Roman von Emil Roland. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 1896. Preis 3 ℳ — Der Tendenzroman ist eine Gattung, über die Manche sehr geringschätzig urtheilen. Mit vollem Rechte, wenn die Träger der Ideen blutlose Wesen sind, am Schreibtisch erfundene Menschen, deren papierenes Dasein Niemand erwärmen kann, weil es Niemandem glaubhaft erscheint. Sehr mit Unrecht dagegen, wenn es dem Schriftsteller gelingt, die Personen, durch deren Mund er seine Gedanken und Ziele, seine Liebe und seinen Haß kündet, so kraftvoll herauszumeißeln, daß auch der kühlere Leser an ihren Freuden und Leiden lebhaften Antheil nehmen muß. Das ist Emil Roland in vollstem Maße gelungen. Zwar merkt man ziemlich bald die Absicht, schon der Titel verräth sie ja deutlich genug; aber man wird gar nicht verstimmt, sondern man freut sich im innersten Herzen über die kerngesunden Lebensanschauungen, für die die Heldin eintritt, dieses willensstarke Mädchen mit dem unbeugsamen Pflichtbewußtsein, das selbst dem eigenen Herzen ohne Zaudern Schweigen gebietet, wo die Pflicht ruft. Nicht minder lebensvoll gezeichnet ist die Figur des selbstsüchtigen Strebers, eine Species, für die allerdings die Modelle allüberall zu Dutzenden umherlaufen. Hier besteht die Kunst des Dichters vielmehr darin, daß er diesen Hohenpriester des Egoismus, dem „Sein Ich" über Alles geht, gleichwohl mit so viel liebenswürdigen Zügen ausstattet, daß er uns keineswegs als ein abstoßendes Scheusal erscheint, sondern unser Interesse fesselt bis zur letzten Seite. Ja, wir zweifeln nicht, daß Viele ihm ein besseres Schicksal gönnen möchten, als das, welches ihm — durchaus in Uebereinstimmung mit der Tendenz des Werkes — zu Theil wird. Auch die sämmtlichen Nebenfiguren sind überaus scharf umrissen und geschickt in den Dienst des Grundgedankens gestellt. Namentlich der verschlafene Backfisch ist ein Original, um das den Verfasser mancher Lustspieldichter mit gutem Grunde beneiden mag. Der Roman ist ein vortrefflicher Beitrag zur Lösung der heute so viel verhandelten Frauenfrage. Die Sprache des Buches zeichnet sich ebenso durch Klarheit und Gedrungenheit, wie durch Anmuth und Wärme aus. R. B.

— Der Schleifstein. Ein Lebensbild von Maria Janitschek. Leipzig 1896, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). Preis 3 ℳ — „Gerächte Selbstsucht" — das ist das Thema auch dieses Buches. Aber wie völlig anders ist die Art der Behandlung! Es ist nicht die kräftig frische Luft gesunden Lebens, die hier weht, sondern das betäubende, sinnverwirrende Aroma schwüler Unnatur duftet uns aus den Blättern dieses Buches entgegen. Dabei läßt sich nicht leugnen, daß die Verfasserin Meisterin ist in der Kunst, den arglosen Leser in ihre eigene heiße, krankhaft reizbare Empfindung mit hineinzuziehen. Wir können uns vorstellen, daß es Leute giebt, die in dieser raffinirt geistreichen, unstet sprunghaften, mit dunklen Andeutungen spielenden Darstellung den Triumph pikanter Schreibweise feiern. In uns überwiegt aber das Gefühl des Widerwillens. Dem Inhalte fehlt es unstreitig nicht an ethischer Tiefe. Eine verwöhnte Opernsängerin, die ihre rührend selbstlose Mutter zu Tode gequält hat, erleidet dann dasselbe grausame Schicksal unter den Händen eines wahren Teufels von Gatten, eines Scheusals, wie es die Welt wohl nur ganz ausnahmsweise hervorbringt. Wie die brutale Selbstsucht des trägen Genußmenschen der armen Dulderin zum „Schleifstein" wird, wie die Seele des gemarterten Weibes durch die raubthierartige Grausamkeit dieses Satans immer klarer, reiner und schlackenfreier sich entfaltet, bis sie sich endlich vom Staube löst und zum ewigen Frieden eingeht, das müssen wir bis in alle Einzelheiten hinein durchkosten. Maria Janitschek ist bei Zola in die Lehre gegangen und ist seine getreue Schülerin, damit ist ihre Stärke und ihre Schwäche zur Genüge gekennzeichnet. Hoffentlich giebt es noch viele Leser, die gleich uns das äußerlich glänzend ausgestattete Buch mit einem Gefühl des Ekels weglegen. R. B.

— Wann wird eine Frau alt? Zu Nutz und Frommen aller Frauen, die jung bleiben wollen, beantwortet von geistig bedeutenden Frauen Deutschlands. Herausgegeben von Eugen Isolani-Leipzig. Verlag von Felix Simon. 166 S. 1,50 ℳ — Ueber das Thema vom Alter der Frauen ist von geistreichen Frauen, z. B. von der Frau v. Staël, öfter geplaudert worden. Der Herausgeber ist aber der Meinung, daß an die Frau von heute andere Anforderungen gestellt werden, als sie die Zeit jener geistreichen Französin an die Frau stellte. Er glaubte daher, es müßte besonders anziehend sein, Frauen unserer Tage über diese Frage zu hören. Er hat bei diesen also angefragt und eine stattliche Anzahl von Antworten erhalten, theils in Prosa, theils in Poesie, in Scherz und Ernst, selbst in dramatischer Form; es sind Antworten von Schriftstellerinnen, Künstlerinnen, und auch solche bekannter Frauenrechtlerinnen. Den Reigen eröffnet Johanna Ambrosius, deren Antwort in Facsimile wiedergegeben ist. Natürlich darf Laura Marholm nicht fehlen. Sie beantwortet die Frage in ihrer bekannten Art folgendermaßen: „Wenn eine Frau nicht mehr vermag ihren lieben Mann, oder den Mann ihrer Liebe in gehobene Stimmung zu versetzen oder aus der Haut zu ärgern, — dann ist sie alt geworden." — Von den vielen übrigen, meist wirklich geistvollen Antworten möchten wir zwei hervorheben, die nicht blos „interessant" sind, sondern auch dem deutschen weiblichen Gemüthe Ehre machen, die außerdem von Frauen gegeben worden sind, die unserem Leipzig nahe stehen. Die eine rührt her von Elise Polko, der verehrungswürdigen Tochter des unvergessenen Leipziger Directors Dr. Vogel, die andere von Emma Baumann, der gefeierten Künstlerin an der Leipziger Bühne. Jene schreibt: „Eine Frau wird »alt«, wenn nichts mehr da ist, das sie zu lieben vermag und das sich gerne von ihr lieben läßt; und da sich zum Glück überall Kinder finden und liebebedürftige Geschöpfe, so wird also die rechte und echte Frau — niemals »alt«" — das ist die Herzensmeinung von Elise Polko. — Emma Baumann spricht sich folgendermaßen aus: „Die Frau wird vor sich selbst alt, wenn sie im kühlen Lichte der Vernunft sieht, wie trügerisch der Glanz ist, der unsere Jugend erhellt; wenn sie die Forderungen des Herzens als Unbequemlichkeit empfindet, und wenn der Jugend Scherzen und Schmerzen kein Echo mehr in ihrer Brust wecken. Und da die Erfahrungen des Lebens mehr Runzeln in unseren Verstand, als in unser Gesicht ziehen, kann sie den aufmerksamen Beobachter wohl über ihre Jahre, nicht aber über ihr Alter täuschen, denn der Verstand durchdringt ihre ganze Wesenheit." Eine Resignation des Verstandes, deren tiefe Wurzeln aber im Gemüthe liegen!

W. Sm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 99. Dienstag, den 18. August. 1896.

Die Sonntagsruhe in England.

Von A. B.

Das noch immer grundlegende Hauptgesetz über die Sonntagsruhe ist das Gesetz von 1678 (the observance of sunday act, 29 Chas II. c. 4). Nach ihm ist die Verrichtung von gewerblichen Arbeiten aller Art, desgleichen auch der Reiseverkehr an Sonntagen untersagt, nur Milch darf bis neun Uhr Morgens und nach vier Uhr Nachmittags verkauft und natürlich auch Nahrung in Gasthäusern verabreicht werden. Dieses Gesetz gilt heute noch und ist, abgesehen von den bei Seite geschobenen Bestimmungen über den Verkehr, nur durch unbedeutende Ausnahmen durchbrochen, welche namentlich für London gelten. So dürfen Fischtransporte nach London auch an Sonntagen stattfinden (the supply of fish, travelling on sundays and holidays act 1761, 2 Geo. III c. 15) und es dürfen in der Metropole Wagen verkehren und die Wasserleitungen wie an andern Tagen arbeiten (the metropolis traffic act 1831 1 und 2 Will. IV. c. 22 und the metropolis water act 1871 33 und 34 Victoria c. 113). Es ist rechtlich ungewiß, ob das Gesetz von 1678 auch für den Fabrikbetrieb gilt, vielmehr wird im Allgemeinen wohl das Gegentheil angenommen. Daher gelten für Fabriken nur die Bestimmungen des Fabrikgesetzes, welches aber eine Sonn- und Feiertagsruhe nur für die geschützten Personen kennt, das heißt, Kinder, Jugendliche und Frauen dürfen an Sonn- und Feiertagen überhaupt nicht und an Sonnabenden, wie wir gesehen haben, nur in beschränkter Weise bis zum Nachmittag beschäftigt werden. Wo jedoch jugendliche männliche Personen auch Nachts beschäftigt werden dürfen oder wo sowohl Unternehmer wie Arbeiter der jüdischen Religion angehören, sind Ausnahmen vorgesehen. Außer den Sonntagen müssen geschützte Personen mindestens noch sechs Feiertage in jedem Jahre haben, als welche der zweite Weihnachtsfeiertag, der Charfreitag und die vier Bankfeiertage gesetzlich bestimmt sind. Die letzteren sind eine eigenthümlich englische Einrichtung und darauf berechnet, angestellten Personen und zwar zunächst nur den bei Banken angestellten, einige freie Wochentage zu gewähren, und hat sich die Einrichtung des Bankfeiertages sodann auch auf viele andere Angestellte übertragen. An Bankfeiertagen pflegt daher ein Festgedränge an allen Orten zu sein, wohin Ausflüge unternommen werden können, namentlich in allen Seebädern, schaarenweise zieht dann die Menge mit Extrazügen hinaus. An Stelle der gesetzlich vorgeschriebenen Feiertage kann, mit Ausnahme des zweiten Weihnachtsfeiertages, der Unternehmer einen andern oder auch zwei halbe Feiertage freigeben, doch muß er dies vorher dem Fabrikinspector anzeigen und auch durch Anschlag in der Werkstätte bekannt machen. Die in einer Fabrik befindlichen geschützten Personen müssen alle denselben Feiertag haben; nur in gewissen Betrieben hat der Staatssecretär hiervon abzuweichen gestattet, so in Druckereien von Zeitungen und Eisenbahnfahrplänen, Werkstätten, in welchen mit der Werkstatt ein Detailhandel verbunden ist, Werkstätten beziehentlich Fabriken, in welchen Kleidungsstücke oder Nahrungsmittel hergestellt werden, und endlich gewissen Glasfabriken. Neben dem Fabrikgesetz bestehen dann noch einige Specialgesetze, welche den Betrieb an Sonntagen verbieten, und zwar für Bäckereien (the adulteration of bread etc. act 1836, 6 und 7 Will. IV. c. 37), nach welchem nur bis 2 Uhr Nachmittags Brod gebacken oder verkauft werden darf, und das Pfandleihgesetz von 1872 (35 und 36 Victoria c. 93), nach welchem der Pfandleihbetrieb an Sonntagen überhaupt verboten ist. Der Verkauf von geistigen Getränken ist, nachdem auch andere Gesetze schon vorhergegangen waren, gegenwärtig durch das Gesetz von 1874 (the intoxicating liquor act 37 und 38 Victoria c. 49) geregelt. Alle Räumlichkeiten, in denen geistige Getränke im Einzelnen verkauft werden, müssen in London von Sonntag Nacht 11 Uhr bis Montag Morgen 5 Uhr und von Sonnabend Mitternacht bis 1 Uhr Mittags am Sonntag, in anderen volkreichen Städten von 10 Uhr Abends am Sonntag bis Montag früh 6 Uhr und von Sonnabend Abend 11 Uhr bis ½1 Uhr Sonntag Mittag, überall anders aber von 10 Uhr Abends am Sonntag bis Montag früh 6 Uhr und von 10 Uhr Abends am Sonnabend bis Sonntag ½1 Uhr Mittags, alle außerdem am Sonntag Nachmittag von 3 beziehentlich ½3 bis 6 Uhr Nachmittags geschlossen sein, je nachdem sie um 1 oder 1½ Uhr Nachmittags aufgemacht worden sind. Es bleibt demnach für den Schankbetrieb an Sonntagen nur die ganz beschränkte Zeit von 1 beziehentlich 1½ Uhr bis 3 Uhr Nachmittags und von 6 bis 10 beziehentlich 11 Uhr Abends frei. Ferner ist schon seit 1625 (sports act Chas I c. 1) das Betreiben von allerhand Sport, und seit 1831 (the game laws act 1 und 2 Will. IV. c. 32) die Jagd an Sonntagen verboten. Desgleichen finden öffentliche und gerichtliche Zustellungen in der Regel an Sonntagen nicht statt. Die Uebertretung der Sonntagsgesetze ist mit Strafe belegt, welche, soweit es sich nicht um das Fabrikgesetz handelt, nach dem Gesetze von 1871 (the sunday observation presecutive act 34 und 35 Victoria c. 87), jedoch nicht ohne die Beobachtung gewisser formeller sonderlicher Vorschriften, erfolgen und welche nach dem Gesetze von 1875 (the remission of penalties act 38 und 39 Victoria c. 80) im Gnadenwege kurzer Hand wieder aufgehoben werden kann. Was die Durchführung dieser Gesetze und die thatsächliche Sonntagsruhe, insoweit sie von diesen Gesetzen vorgeschrieben wird, anlangt, so sind die Zustände durchaus befriedigend; im Handwerk und Ladenbetrieb findet eine Sonntagsarbeit nur in ganz geringfügigem Umfange statt, auch im Bäckergewerbe so gut wie gar nicht. Gastwirthschaften werden besonders streng beaufsichtigt und infolge dessen mit dem Schlage geschlossen. Es ist in London zum Beispiel thatsächlich mit großen Schwierigkeiten verknüpft, wenn nicht überhaupt unmöglich, in den geschlossenen Zeiten etwas zu erhalten. Die in der Industrie und im Handwerk nach dem Fabrikgesetz geschützten Personen erfreuen sich gleichfalls einer annähernd ausreichenden Sonntagsruhe; nur wiederum in der Confectionsbranche dauert die Arbeit oft von Sonnabend bis tief in den Sonntagmorgen herein. Für die von den Gesetzen nicht geschützten erwachsenen männlichen Personen findet in der Textilindustrie und im Schiffsbau eine Sonntagsarbeit in irgendwelchem nennenswerthen Umfange nicht statt. Nach einer annähernden Schätzung der Gesellschaft für Beobachtung der Sonntagsruhe in London, deren Ergebnisse wir auch im Folgenden benutzen, beträgt die Sonntagsarbeit in der Textilindustrie ungefähr 0,20% der Gesammtproduction; im Bergbau dagegen etwa 2%; in der Eisen- und Metallindustrie, namentlich was die städtischen Maschinenwerkstätten und die Bessemerwerke anbetrifft, werden Klagen laut, indem hier die Sonntagsproduction auf 8 beziehentlich 9% geschätzt wird. In den städtischen Maschinenwerkstätten hängt dies wohl mit der Nothwendigkeit von Reparaturen und in den Bessemerwerken mit der Art des Betriebes, welche ein fortgesetzte Feuerung erwünscht macht, zusammen. In Glasfabriken beträgt die Sonntagsproduction etwa 1,7%, in Zeitungsdruckereien ist sie naturgemäß ebenfalls nicht zu vermeiden, während nähere Angaben fehlen, und am Aergsten sind die Klagen bei der Gasfabrikation, wo die Sonntagsarbeit sogar 18% der Gesammtproduction ausmachen soll. In den Verkehrsgewerben findet zwar bei den Eisenbahnen, sowie bei den Omnibussen und Pferdebahnen eine Einschränkung des Verkehrs an Sonntagen statt, aber doch immerhin nicht der Art,

daß die Angestellten eine wirkliche Sonntagsruhe genössen. — Namentlich die Omnibuskutscher Londons und der Provinz, mit Ausnahme von Huddersfield und Edinburgh, wo überhaupt an Sonntagen kein Verkehr stattfindet, und ferner die Weichensteller und Eisenbahnschaffner beschweren sich, daß sie nicht regelmäßig und oft längere Zeit gar nicht einen freien Sonntag hätten und zwar auch dann nicht, wenn sie auf den Lohn verzichteten. Im weiten Umfange eingeschränkt ist dagegen der Post- und Telegraphenverkehr und auch der mit Frachtgütern aller Art. Betrachtet man demnach die Zustände im Ganzen, so ist anzuerkennen, daß eine wirkliche Sonntagsruhe in England vorhanden ist. Dieselbe pflegt, wenigstens in der Großindustrie, am zeitigen Sonnabend Nachmittag anzufangen; allerdings hört sie, zum Theil wenigstens, wie in der Textilindustrie und bei großen Eisen- und Stahlwerken, schon in der Sonntagsnacht um zwölf Uhr wieder auf. In den Fällen, in welchen eine Sonntagsarbeit ausnahmsweise stattfindet, wird meistens auch ein erhöhter Lohn gezahlt. Die Bestrebungen sowohl der Arbeitergenossenschaften wie der Gemeinnützigkeit gehen dahin, die Sonntagsruhe immer mehr herzustellen, und als eines der wirksamsten Mittel hat sich die Forderung höheren Lohnes erwiesen. In denjenigen Industrien, in welchen über Sonntagsarbeit am Meisten geklagt wird, wie in den großen Eisenwerken, bei den Eisenbahnen und Gasfabriken, haben denn auch in den letzten Jahren große Strikes aus diesem Anlasse stattgefunden; so haben in Schottland vom October 1890 bis März 1891 ungefähr 1200 Arbeiter von Eisenhütten 23 Wochen lang, allerdings ohne Erfolg, gestrikt, desgleichen haben bei den nordenglischen und schottischen Eisenbahnen die Arbeiter im Jahre 1889 einen langwierigen Strike um die Sonntagsruhe geführt und in frischer Erinnerung ist in London noch der Strike der Gasarbeiter vom Jahre 1889. In diesen drei Fällen spielte die Erweiterung der Sonntagsruhe, beziehentlich die Gewährung eines höheren Lohnes für die Sonntagsarbeit eine ganz wesentliche Rolle. Die Lohnerhöhung, welche für Sonntagsarbeit gewährt beziehentlich angestrebt wird, schwankt zwischen dem Eineinhalb- bis Zweifachen des gewöhnlichen Lohnes. Diese ausgedehnte gewerbliche Sonntagsruhe schließt allerdings die continentale Sonntagsvergnügung aus und die Langeweile des englischen Sonntags ist sprichwörtlich geworden; wenn man an Sonntagen nicht reisen kann, das heißt, wenn der Vorortsverkehr, um den es sich hier handelt, erheblich eingeschränkt ist, wenn Gast- und Schankwirthschaften nur kurze Zeit offen sind, wenn die Theater nicht spielen, Concerte nicht stattfinden und auch Sports nicht getrieben werden können, so ist nicht mehr viel von Vergnügen die Rede. So segensreich nun auch die Sonntagsruhe gewirkt hat, so hat man doch zum Theil wenigstens ihr die Trunksucht zugeschoben, welche an Sonntagen in erhöhtem Umfange bei den arbeitenden Classen ausbricht. Man hat die Meinung ausgesprochen, daß gerade die kurze Zeit, in welcher die Schankstätten nur offen sind, einen erheblichen Anreiz bilde und daß das niedere Volk, weil ihm an Sonntagen nichts an gesunden Vergnügungen geboten werde, geradezu darauf angewiesen sei, dem Trunke zu fröhnen. Während daher, wie schon erwähnt, eine Reihe von gemeinnützigen Bestrebungen auf die fernere Erweiterung der Sonntagsruhe gehen, gehen andere auf eine Einschränkung derselben, indem sie dafür eintreten, daß wenigstens die Museen und Theater an Sonntagen geöffnet werden sollen. Die Sonntagsgesetze stellen sich in England nur als der Niederschlag der religiösen Sitte dar; seit den Zeiten der Puritanerherrschaft ist eine außerordentlich strenge Auffassung über den Sonntag und über die kirchliche Pflicht eingetreten, welche für England und namentlich auch für Schottland die auf dem Continent übliche Sonntagsfröhlichkeit ausschließt, dem auch das gesellige Leben weicht. Nie finden Diners oder Bälle selbst während der Saison im Lande an Sonntagen statt, und es ist eine Neuerung, daß man in einigen liberaler denkenden Häusern Besuche machen und den Nachmittagsthee einnehmen kann. Vorkommnisse, wie daß Dienstboten kündigten und weggingen, weil an Sonntagen irgendwelche ganz harmlose Vergnügungen wie zum Beispiel Billard- oder Clavierspiel stattfanden, waren früher nicht selten. Weil die religiöse Sitte so stark ist, ist sie durchgedrungen, auch wo das Gesetz nicht einschlägt, und ist bei der englischen Sonntagsruhe viel weniger von dem Gesetz überhaupt, wie von der Sitte die Rede; nur in seltenen Fällen ist es nothwendig, auf das Gesetz zurückzugreifen. Auf der andern Seite hat naturgemäß das Vorhandensein des Gesetzes wiederum die Sitte gekräftigt und erhalten. Es ist nicht zu leugnen, daß die Sonntagsruhe Englands weiter geht als anderswo und es ist dies um so bemerkenswerther, als ja England das gewerbfleißigste Land Europas ist. Nicht blos Handwerk und Ladenbetrieb aber kennen es nicht anders, als daß an Sonntagen Arbeitsruhe herrscht, sondern auch die englische Industrie ist unter der Herrschaft der Sonntagsruhe herangewachsen und groß geworden, sie hat von vornherein mit ihr als mit einer festen Thatsache gerechnet und danach den ganzen Betrieb, die Arbeitseintheilung, auch Maschinen auf die Sonntagsruhe eingerichtet. Es wird deshalb auch nicht in dem Maße wie anderswo danach gefragt, ob die Sonntagsruhe pecuniäre Opfer erfordert oder nicht, manche pecuniäre Opfer werden gebracht, wo sie unvermeidlich sind, um die Sonntagsruhe herzustellen, nur daß, weil eben alle Einrichtungen danach getroffen sind, die Opfer viel kleiner sind, als man gewöhnlich annimmt. Außerdem kommt natürlich in Betracht, daß die englische Industrie durch die reichen Hilfsquellen des Landes an Kohlen und Eisen und dadurch, daß sie Jahrzehnte lang den Weltmarkt alleinig besessen hat, leichter Opfer verschmerzt als die Industrie anderer Länder. Auch wenn man ganz von kirchlichen Rücksichten absieht, ist der Werth einer wirklichen Sonntagsruhe unermeßlich, ja, sie ist weder in gesundheitlicher noch in cultureller Beziehung zu entbehren; denn mehr vielleicht als andere Stände hat der arbeitende ein Anrecht darauf, wenigstens an Sonntagen sich nicht blos körperlich erholen, sondern auch mit seiner Familie leben und seine ideellen Bedürfnisse befriedigen zu können. Bei der demokratischen Entwickelung unserer Zeit ist auch das letztere nicht blos vom allgemein menschlichen Standpunkt, sondern auch aus politischen Gründen unbedingt erforderlich. Naturgemäß ist es leichter und einfacher, wo die Sonntagsruhe im weitesten Umfange bereits durch die Sitte hergestellt ist, sie zu erhalten, als dort sie wiederherzustellen, wo die Sitte der Sonntagsruhe bereits verloren gegangen war. Aber es ist unsre feste Ueberzeugung, daß bei ernsthaftem und gutem Willen sich überall die Sonntagsruhe wird wieder erreichen lassen, daß die Opfer, die Anfangs gebracht werden müssen, immer kleiner werden werden, je mehr die Sonntagsruhe sich einbürgert und der Nutzen, der aus ihr gezogen wird, immer größer werden wird. Wenn heutzutage die öffentliche Meinung und die kirchliche Sitte nicht stark genug sind, um die Sonntagsruhe zu sichern, so ist es Pflicht des Gesetzgebers, einzugreifen und sie zu erzwingen. Wenn der erste Ansturm, der gegen jede von oben her auferlegte, unbequem und lästig erscheinende Maßregel zu erwachsen pflegt, mit Ruhe und Kaltblütigkeit erwartet und abgeschlagen wird, so wird bald eingesehen werden, daß die Sonntagsruhe im Verhältniß zu dem Nutzen und der Wohlthat, die sie bringt, nicht zu theuer erkauft ist.

Die Flucht nach Aegypten

nach Angabe der altägyptischen Kirchenbücher.

(Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet.)

„Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter bei der Nacht, und zog fort nach Aegypten." (Matth. 2, 14.)

Ueber den Aufenthalt der heiligen Familie im Nillande, als dieselbe vor dem Blutdurst des Herodes auf Gottes Befehl dahin geflohen war, wissen uns die Synaxarien oder koptischen Kirchenlegenden viele Einzelheiten mitzutheilen, besonders aber „Das Leben der heiligen Familie in Aegypten" aus dem Jahre 406 und „Die Geschichte Joseph's des »Baumeisters«" aus dem 4. Jahrhunderte, welches als apokryph angesehen wird. „Als Jesus Christus," heißt es da, „auf der Flucht vor dem Judenkönig Herodes mit seiner Mutter Maria, Joseph dem »Baumeister« und Salome von Jerusalem nach Aegypten kam, war die erste Stadt des Nillandes, welche sie betraten, Bastah (das alte Bubaste), heute Tell el Bastah genannt, bei Zagazig. Es war der 24. Tag des Monats Bachneß (Mai) gegen Mittag; sie lagerten sich im Schatten eines Baumes. Aber die Einwohner des Ortes waren sehr unfreundlich gegen sie und verweigerten ihnen selbst das Wasser zum Trinken. Das göttliche Kind sah die Trauer der Seinen, tupfte mit den Fingern auf den Boden und es entsprang eine frische Quelle. Jesus segnete das Wasser und sprach: »Wer immer in künftiger Zeit an diesem Tage davon trinken wird, soll genesen, wenn er leidend ist, außer die Leute von diesem Flecken Bastah.« Und sie wohnten in einer

Höhle. Eines Morgens wanderte die Jungfrau in die Stadt, da fielen alle Götzenbilder derselben um und zerbrachen. Die erzürnten Priester machten Anstalten die heilige Familie zu ergreifen; aber Clom, ein guter Mann, der sie in sein Haus aufgenommen, benachrichtigte seine Gäste zur rechten Zeit von der Gefahr und dieselben konnten nach Mahammâh (Badestelle), dem heutigen Dorfe gleichen Namens, entfliehen, von wo sie nach Belbeis gelangten und bei einer Wittwe freundliche Aufnahme fanden, deren eben verschiedenen kleinen Sohn der Herr wieder ins Leben rief, worauf das ganze Städtchen dem göttlichen Knaben anbetend und gläubig huldigte." So der Anfang der Legende, welche, indem sie die heilige Familie über Bastah und Belbeis nach Aegypten gelangen läßt, mit vielen anderen Documenten der ersten Jahrhunderte übereinstimmt. Diese theilen uns mit, wie die heilige Familie Pelusium und die oben erwähnten Städte berührte, und in der That passirten nach Angabe des Geographen Strabo (geb. 66 v. Chr., also eines Zeitgenossen der heiligen Familie) die Karawanen aus Palästina und Phönicien Pelusium, um nach Aegypten zu gelangen. Der Mönch Epiphanius (9. Jahrhundert) versichert, die heiligen Flüchtlinge hätten in Faramah bei Pelusium Halt gemacht, und der Mönch Bernardus besuchte 870 die daselbst zu Ehren der nazarethanischen Familie erbaute Capelle. Die kophtische Legende erzählt weiter: „Von Belbeis wanderten sie nach Mataryeh oder Aïm Schems (Sonnenbrunn). Joseph trug einen Wanderstab in der Hand, der aus der Jordanau herstammte. Der Herr nahm denselben, zerbrach ihn in mehrere Stücke und pflanzte sie in den Boden. Eine wunderbar entsprungene Quelle bewässerte das Holz, es schlug Wurzeln und grünte und blühte. So entstanden zu Mataryeh die berühmten Balsamstauden, deren duftende Flüssigkeit in der heiligen Kirche geweiht und zu Salbungen verwendet wird (d. h. in früheren Zeiten). Von Martaryeh kamen sie nach Fustât oder Alt-Kairo, wo sie in einer Grotte im Quartier der Fremden Wohnung nahmen. Hier sprach Jesus zu den Seinen: »Man wird einst hier eine Kirche bauen zu eurer Ehre.« In der That errichtete an dieser Stelle St. Marcus, der erste Bischof von Alexandrien und Jünger Petri, die berühmte Kirche Abu Sargah, wo man noch die von der heiligen Familie geheiligte Grotte verehrt. Später stiegen sie in eine Barke und fuhren den Nilstrom hinauf gen Süden. Am fünften Tage kamen sie bei Samalud, einem Dorfe am linken Stromufer, vorbei, 200 km von Kairo entfernt in der Nähe des alten Cynopolis. Ein Felsstück drohte abzustürzen und auf das Schifflein zu fallen: der Herr streckte seine Hand aus und der Felsen rollte nicht weiter." Er heißt bis auf diesen Tag Saïdna el Kahf, U. L. F. von der Grotte, wo das Kloster der heiligen Jungfrau Deïr el Adra steht, dessen Kirche und Chor im Felsen ausgehauen ist. „Von da kamen sie auf dem westlichen Ufer nach Achmunein, dem alten Hermopolis Magna, 76 km südlich von Samalud, 5 km westlich vom Nilstrom, in mitten welcher Stadt ein pferdeähnliches Idol auf vier schönen Säulen basirt abgöttische Verehrung genoß. Als das menschgewordene Wort daran vorüber kam, stürzte das Götzenbild nieder und die ihm innewohnenden bösen Geister entflohen unter großem Gejammer. Dasselbe war bei allen Götzenfiguren der Stadt der Fall und Alles war in großer Aufregung, und als die heilige Familie an einem Lebakh-Baum vorüberging, neigte sich derselbe vor Jesus tief bis auf die Erde. Der Herr segnete ihn und sprach: »Kein Sturm soll dir schaden ewiglich; du sollst der unvergängliche Zeuge sein von meiner Anwesenheit in dieser Stadt.« Die Leute aber liefen der heiligen Familie nach und beteten Jesum an. Dann gelangten sie zum Dorfe Philes, dem alten Phylax Thebaidis, dem heutigen Weiler Darut esch Scherif, 25 km südlich von Achmunein auf dem linken Ufer des Nil. Hier wohnte sie meherere Tage bei einem Handwerker, Namens Dianos, einem Freunde des heiligen Joseph. Die Leute aber verfolgten die heiligen Flüchtlinge, weil auch hier alle Götzen umfielen und zerbrachen, und Dianos brachte seine Gäste nach Koskam oder Koß, heutzutage Kossieh geheißen, 17 km weiter gen Süden, und von da nach dem 6 km nahen Meïr gegen Sonnenuntergang, wo Jesus den Stock seines Nährvaters, einen Olivenstab, in die Erde pflanzte, so daß ein schöner Baum entstand. Hier verbrachte die heilige Familie die Nacht in einer Höhle, wurde aber von zwei Räubern, die ihr schon bei Bastah begegnet, überfallen und ausgeplündert. Doch hatte der jüngere der unfreundlichen Gesellen kein schlechtes Herz, denn als er den lieben Joseph, die sanfte Maid Gottes und das holde Kind erblickte, stellte er, trotzdem sein Genosse sich weigern wollte, ihnen Alles wieder zurück und wurde von Jesus gesegnet. Nach ihrem Weggang sprach der Herr zu den Seinen: »Einst wird man mich am Schlusse meiner Mission auf Erden am Kreuze erhöhen und die beiden Räuber werden mir zur Seite leiden. Der Gute wird mit mir noch vor seinem Vater Adam ins Paradies gelangen.« In einem verlassenen Ruinenbau übernachteten sie und am folgenden Morgen schlug Joseph dort, wo jetzt das Kloster Deïr el Moharag an der Grenze der Wüste liegt, ein Laubzelt auf. Es war der 7. Tag des Monats April (Pharemuti) und sie blieben 6 Monate bis zum 6. Babes (October). Joseph der »Baumeister« baute ein niedliches Haus von Ziegeln und fertigte ein Dach von Palm- und Rosenholz. Hier war es, wo ein Engel des Herrn dem Nährvater im Traume erschien und sprach: »Steh' auf, nimm das Kind und seine Mutter und ziehe wieder in das Land Israel, denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben.«" Das ist das Hauptsächlichste und Annehmbarste von der kophtischen Legende, welche in vielen Punkten sich auf das Zeugniß berühmter Männer zu stützen vermag. So berichtet Palladius, Kirchenhistoriker des 4. Jahrhunderts, Folgendes: „Wir besuchten auch einen andern heiligen Einsiedler zu Hermopolis, wohin der göttliche Erlöser mit Maria und Joseph gezogen war, wie Isaias prophezeit hatte (19, 1): »Siehe! es fährt Jehovah daher auf leichter Wolke und zieht nach Aegypten. Vor seiner Ankunft beben Aegyptens Götzenbilder und das Herz der Aegypter schmilzt in ihrem Innern.«" Von der Anwesenheit der heiligen Familie und der Begebenheit mit dem Baume schreibt auch der Historiker Sozomenus. Hermopolis war die Cultusstätte des Gottes Thoth oder Hermes, dem der Ibis-Vogel geheiligt war, und der Baum, den die Kophten Lebakh, die Griechen mit Sozomenus aber Persis oder Persea nennen, muß als Lorbeer-, nicht als Pfirsichbaum betrachtet werden. Heutzutage ist Hermopolis nichts als ein großes von einem Palmenwald beschattetes Dorf inmitten ausgedehnter Ruinenfelder, wo man noch heute unzählige ägyptische Figürchen, Lampen u. dergl. finden kann. Die Reise der heiligen Familie von Alt-Kairo nach Hermopolis, wie sie die kophtische Legende mittheilt, nämlich in einer Nilbarke, ist sehr glaubwürdig. Noch heute reisen die Eingeborenen, die Aermeren besonders, auf diese Weise; mit 3—4 ℳ d. W. gelangen sie 6—800 km weit bis an die Grenzen von Oberägypten. Desgleichen ist ein Aufenthalt der heiligen Familie in Deïr el Moharag, welches kaum eine Tagereise von Hermopolis entfernt liegt, nicht ausgeschlossen; seit den ältesten Zeiten ist dies die Tradition der Christen Aegyptens und noch heute begeht man in großer Feier den Tag (7. April), an welchem Jesus, Maria, Joseph und Salome sich daselbst niedergelassen. Deïr el Moharag ist eines der sieben Klöster, aus denen die schismatische kophtische Christenheit ihre Bischöfe entnimmt, und gehörte zu den Lauren des heiligen Pachomius. Die Reise-Route der heiligen Flüchtlinge aus Judäa nach dem Pharaonenlande gestaltet sich demnach an der Hand der christlichen Tradition also: Bei Pelusium betritt die heilige Familie Aegypten und gelangt über Bubaste bei Zagazig und Belbeis nach Heliopolis, wahrscheinlich nach dem Vorort Mataryeh, wo sie längere Zeit sich aufhielt. Später wanderte sie nach Babylon bei Kairo, jetzt Kasr esch Schammâh, drei Stunden von Heliopolis, und von da nach kurzer Rast bis Achmunein oder Hermopolis Magna, ungefähr 300 km südlich von Kairo. Möglicherweise wohnte sie auch einige Zeit in Cusae oder Kossieh und besonders in Deïr el Moharag, von wo sie endlich nach zweijährigem Aufenthalt im Nillande über Pelusium in ihre Heimath zurückgelangte. An den Grenzen von Judäa erfuhr der sorgsame Nährvater Jesu, daß Archelaus, der nicht besser war wie sein Vater, an Stelle des Herodes in Jerusalem herrsche. Er fürchtete deswegen, durch Judäa nach Galiläa zu ziehen, und schlug, durch einen Traum von Oben belehrt, einen andern Weg ein — wahrscheinlich über Gaza, Askalon, Azotus, Joppe, Caesaraea, Athlit um den Karmelberg nach Nazareth in Galiläa, „daß erfüllet wurde, was durch die Propheten gesagt ist: Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen. Man wird ihn Nazaräer heißen". (Matth. 2, 23.) Die heilige Familie fand daselbst ihr altes Haus unter der Obhut von Verwandten; wir dürfen uns dasselbe in ihrer Abwesenheit nicht verlassen vorstellen. Möglicherweise hatte Joseph vor der Flucht nach Aegypten Gelegenheit gefunden, dasselbe seinen Verwandten in Nazareth zu überlassen, damit sie bis zu seiner Rückkehr Sorge für das Haus und dessen Habe tragen möchten, und so fanden die Heimgekehrten ohne Zweifel Alles in gutem Zustande und lebten in seligem Frieden, bis der Heiland öffentlich sich zeigte und seine welterobernde Mission begann.

K.

Bücherbesprechungen.

□ **Die Predigt der Kirche.** Gegründet von Lic. theol. Leonhardi, fortgeführt von Lic. theol. v. Langsdorff. 30. Band. **Cäsarius von Arelate** von Prof. D. Arnold in Breslau. — Cäsarius von Arelate, zu Chalons geboren um 470, einer vornehmen römischen Familie entstammend, nach einer mannigfach bewegten und wechselvollen Jugend, die er theils im Kloster verlebt, erst als Mönch, später als Abt eines Klosters, theils unter bedeutsamen Anregungen classischer Bildung und Cultur in der hervorragenden Rhonestadt Arles, Bischof von Arles von 502 an bis zu seinem Tode im Jahre 542, gehört zu den hervorragendsten und einflußreichsten Kirchenlehrern seiner Zeit. Ein Schüler Augustin's, tief gewurzelt in der religiösen Grundanschauung des großen Meisters von der Absolutheit der Gnade, hat er eine bedeutende Autorität in den Kämpfen des Augustinismus mit dem Pelagianismus und Semipelagianismus erlangt und wesentlich dazu mitgeholfen, die augustinische Richtung im Abendlande zur allgemeinen Geltung zu bringen. Als eine hervorragende Aufgabe seines bischöflichen Berufes, zumal in der überaus bewegten Zeit, in die sein Leben fiel, erkannte er die Pflege der Predigt, zu der er vorzüglich begabt war durch seinen großen christlichen Lebensernst, seinen wahrhaft priesterlichen Charakter, die Tiefe seiner theologischen Anschauung, seine classische Bildung und seine nicht geringe rhetorische Begabung. Seine Predigten, die formell großes homiletisches Geschick bekunden, ergreifen als tiefbewegte Glaubenszeugnisse in einer Zeit der mächtigsten Erschütterungen und Heimsuchungen und interessiren insbesondere durch die Meisterschaft des Verfassers, psychologisch zu predigen. D. Arnold, der vor zwei Jahren ein größeres, anerkannt gediegenes Werk über den gallischen Bischof geschrieben hat, war besonders berufen, eine Auswahl seiner Predigten herauszugeben und eine Monographie desselben zu schreiben. Er hat diese Aufgabe in trefflichster Weise gelöst. Die Monographie giebt ein anschauliches und lebensvolles Bild des bedeutenden Mannes mit seiner Charakteristik, wie sie nur bei vollkommener Vertrautheit mit dem Stoffe möglich ist. Die Predigten sind in reicher Auswahl — nicht weniger als 31 — von dem Verfasser mit Rücksicht auf die verschiedenen charakteristischen Ziele des Mannes und seiner Predigt wie diejenigen seiner Zeit zusammengestellt worden, namentlich sind es ethische und cultische Themata, die behandelt werden, nicht wenige Predigten sind über alttestamentliche Themata gehalten; alle aber enthalten interessante, für die Beurtheilung jener Zeit sehr charakteristische Züge. Aus alledem geht hervor, daß Cäsarius von Arelate vollen Anspruch hat, einen Platz in einer Classikerbibliothek der christlichen Predigtliteratur einzunehmen.

— **Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.** Geographisch-statistisches Handbuch für Leser aller Stände von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. Dritte umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 200 Illustrationen und 15 Kartenbeilagen. A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest und Leipzig. Vollständig in 25 Lieferungen à 50 ₰. Lieferung 1—4. — Ein Buch über den österreichisch-ungarischen Staat, mit dem wir jahrhundertelang unter der Kaiserkrone vereinigt waren und jetzt durch die Bande nicht blos politischer, sondern wahrhaft herzlicher Freundschaft verknüpft sind, kann bei uns stets einer freundlichen Aufnahme sicher sein und in besonderem Grade wird das mit dem vorliegenden Werke der Fall sein, welches, bereits in dritter Auflage erscheinend, die Rechte eines lieben, bewährten Freundes geltend machen darf. Die vorliegenden vier Lieferungen lassen erkennen, in welch umfassender Weise der Autor die gesammten Verhältnisse unseres Nachbarstaates zu behandeln gedenkt. Nach einer kurzen Geschichte der politischen Entwickelung der vereinigten Monarchien werden deren Lage, Grenzen und horizontale Gliederung besprochen und die Alpen, der Karst sowie das böhmisch-mährische Hochland in eingehender Weise geschildert. Namentlich der letztgenannte Theil ist als außerordentlich gelungen zu bezeichnen, indem der Verfasser in nie ermüdender, sondern stets anregender Weise eine Fülle wissenswerther Details sehr übersichtlich zusammenzufassen weiß und besonders auch die geologischen Verhältnisse, deren hohe Bedeutung für die Geographie allgemein anerkannt wird, mit Sachkenntniß würdigt. Was die illustrative Ausstattung anlangt, so kann sich das Buch bei seinem billigen Preise natürlich nicht mit dem Prachtwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" messen, doch verdient hervorgehoben zu werden, daß die Abbildungen durchweg sorgsam ausgewählt und sehr instructiv sind. Eine sehr werthvolle Beigabe versprechen die 15 Kartenbeilagen zu werden, indem die bis jetzt erschienenen drei Blätter (Oesterreich-Ungarn im Maßstab 1:2 800 000, die Alpen und Dalmatien nebst dem Occupationsgebiet) an Sauberkeit der Ausführung und plastischer Wirkung nicht leicht zu übertreffen sein dürften. Besonderen Dank würden Autor und Verlagshandlung ernten, wenn sie im Maßstab der politischen Karte auch ein den neuen Forschungen Rechnung tragendes geologisches Blatt der vereinigten Monarchien zum Druck brächten. Sollen wir einige Kleinigkeiten hervorheben, so möchten wir wünschen, daß bei statistischen Angaben, z. B. bei Bevölkerungszahlen, das Jahr der Zählung nicht weggelassen wird; es fällt auf, wenn dem Deutschen Reiche ohne nähere Angabe noch 49 000 000 Einwohner zugetheilt werden. Daß ferner bei den Tauern und speciell beim Venedigerstock nur der Gneiß erwähnt und nicht des Granites gedacht wird, welcher nach Weinschenk die überlagernden Schiefer contactmetamorphisch beeinflußte und hierdurch die berühmten Minerallagerstätten bildete, darf Prof. Umlauft nicht zum Vorwurf gemacht werden, es ist blos bezeichnend dafür, wie sehr sich das Bild auch gut durchforschter Gegenden noch in unseren Tagen plötzlich ändern kann. Dem weiteren Erscheinen des Umlauft'schen Werkes sehen wir mit großem Interesse entgegen und werden nach dem Abschlusse, der Mitte nächsten Jahres zu erwarten steht, eingehend auf seinen reichen, gediegenen Inhalt hinweisen. E.

— **Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauft. A. Hartleben's Verlag in Wien; jährlich 12 Hefte; pränum. 10 ℳ. — Die hohe Stellung, die die Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik unter den deutschen geographischen Zeitschriften seit langer Zeit einnimmt, hat sie auch im XVIII. Jahrgang, von dem jetzt das 11. Heft erschienen ist, zu bewahren gewußt. Wie auch bei den übrigen Heften des Jahrgangs setzte sich der Inhalt des zuletzt erschienenen Heftes aus allgemein interessirenden, mit den Vorgängen des Tages in Verbindung stehenden geographischen Abhandlungen zusammen, von denen wir folgende anführen: Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Insel Cuba; Fortschritte der geographischen Forschungen und Reisen i. J. 1895; Das Christenthum in Samoa; Von Geryville nach Tiaret durch die Wüste. Daneben findet auch die wissenschaftliche Geographie Berücksichtigung durch Erörterung von Themen aus der astronomischen und physikalischen Geographie, und in einem über politische Geographie und Statistik handelnden Abschnitte wird in kürzeren Mittheilungen eine Fülle statistischen und volkswirthschaftlichen Materials geboten. Ein Specialität der Zeitschrift bilden ihre mit Porträts versehenen Lebensbeschreibungen berühmter Geographen und Reisender, und ihre Nekrologe, die an Reichhaltigkeit ihresgleichen suchen. Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen, Berichte von geographischen und verwandten Vereinen und Bücherbesprechungen vervollständigen den Inhalt der empfehlenswerthen Zeitschrift. Dr. F.

— **Himmel und Erde.** Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift, herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Berlin, Hermann Paetel; pro Quartal 3,60 ℳ. — Ihrer Aufgabe gemäß, zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse beizutragen und über die neuesten Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem und astronomischem Gebiete zu berichten, setzt sich der Inhalt der nunmehr im achten Jahrgange erscheinenden Zeitschrift aus Arbeiten zusammen, die sowohl für den Forscher wie für den sich dafür interessirenden Laien von großem Interesse sind, wenn auch nicht verschwiegen werden kann, daß die behandelten Gebiete oft zu weit von einander getrennt liegen, als daß sie alle für den Leser von gleichem Interesse sein könnten; auf der andern Seite ist hinwiederum nicht zu verkennen, daß gerade wegen dieser Vielseitigkeit des Stoffes die Zeitschrift einem größeren Leserkreise empfohlen werden kann, denn „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen". Von Aufsätzen aus den letzten Heften seien nur hervorgehoben: „Reichenbach's »Od« und die Röntgenstrahlen" von Dr. Oberndheimer; „Die Entwicklung des Hühnchens im Ei" von Dr. Karl Müller; „Die Löß-Landschaft" von Adolph Schulz; „Die Bedeutung der Pilze im Haushalte der Natur" von Prof. Dr. Kny. Kleinere Mittheilungen, vornehmlich astronomischen Inhalts, vervollständigen den Text der lesenswerthen Zeitschrift. Dr. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 100. Donnerstag, den 20. August. 1896.

Deutsche Kaisergräber.

Von A. Niko. Harzen-Müller. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Das südlichste Kaisergrab Deutschlands befindet sich auf der badischen Insel Reichenau in der Mitte des Untersees, der westlichen Ausbuchtung des Bodensees; die Insel ist durch einen langen Dammweg mit dem festen Lande verbunden. In der altehrwürdigen Kirche der früheren Benedictiner-Abtei, welche zu den reichsten ihrer Zeit gehörte und in der Pflege der Wissenschaften mit dem Kloster St. Gallen wetteiferte, liegt Kaiser Karl der Dicke begraben, der im Jahre 887 der Regierung entsetzte Urenkel Karl's des Großen. Wie an Badens äußerster Südgrenze, so hat auch hart an der Nordgrenze ein Kaiser die letzte Ruhestätte gefunden. Es dürfte wohl wenigen Lesern bekannt sein, daß die „Stadt fröhlicher Gesellen, an Weisheit schwer und Wein“, daß Alt-Heidelberg eine deutsche Kaisergruft in seinen Mauern birgt. Und dem Besucher Heidelbergs ist es nicht zu verargen, daß er über dem Genuß der herrlichen Naturschönheiten der Stadt, der „am Neckar und am Rheine kein' and're gleichkommt“, daß er über der Visite beim Zwerg Perkeo und beim Riesenfasse die verwitterten Grabsteine alter Kirchen vergißt. Wer den Schloßhof betreten hat, wird sich vielleicht erinnern, daß ihm der prächtige, zur linken Seite sich ausdehnende Theil des Schlosses als „der Ruprechtsbau“ bezeichnet worden ist; sein Erbauer war der Pfalzgraf Ruprecht, der im Jahre 1400 auf den Kaiserthron kam; daher der kunstvoll gearbeitete Reichsadler über dem Haupteingang! Er und seine Gemahlin, die Nürnberger Burggräfin Elisabeth, Schwester des ersten brandenburgischen Kurfürsten, Friedrich's von Zollern, erbauten am Markte von Heidelberg die Kirche zum heiligen Geist, in deren Chor sie ruhen. Ein Stein, auf dem ihre Gestalten abgebildet sind, deckt beide; der Kaiser ist dargestellt mit Krone, Scepter und Reichsapfel, seine Füße auf einen Löwen, das Abbild der Stärke, stützend, die Kaiserin mit Krone, die Hände zum Gebet gefaltet, die Füße auf einen Hund gestellt, der die Treue versinnbildlicht. Die Grabschrift rühmt den Kaiser „des Friedens und der Religion Freund, der Gott würdig schien, für die Gerechtigkeit zu leiden“. — Wenden wir uns jetzt nach dem benachbarten Bayern, in dessen Hauptstadt die deutschen Kaiser Ludwig von Oberbayern und Karl VII. begraben liegen! Während der letztere seine Ruhestätte in dem Grabgewölbe der Wittelsbacher gefunden hat — er hieß als bayerischer Kurfürst Karl Albert —, in der Theatiner- oder St. Cajetanskirche, bewahrt der Frauendom die Leiche Ludwig's. Sein Grab aus der Zeit Kaiser Sigismund's ist von dem schönsten schwarzen Marmor; die Platte des Katafalks mit der Figur des Kaisers gehört zu den vorzüglichsten Kunstwerken des 15. Jahrhunderts. Man gewinnt beim Betrachten des Kopfes die Ueberzeugung, daß dem Bildhauer ein wirkliches Bild des Kaisers vorgelegen haben muß, vielleicht eine Todtenmaske. Leider ist diese herrliche Deckplatte fast gänzlich verborgen durch einen pomphaften Ueberbau, der wie die denselben umgebenden Bronzestatuen aus dem 17. Jahrhundert stammt. An den vier Ecken stehen, gleichsam als Wächter des Grabes, vier Ritter, das eine Knie zur Erde gebeugt, mit Standarten, auf denen die Namen Karl's des Großen, Ludwig's des Frommen, Karl's des Dicken, Ludwig's des Kindes und die ihrer Gemahlinnen zu lesen sind. Die Schöpfer dieser Bronzearbeiten waren Hans Krumper (1625) und der berühmte Pieter de Witte, der sich mit latinisirtem Namen Candido nannte. Endlich stehen an den beiden Langseiten des Grabdenkmals die kunstvollen Standbilder der bayerischen Herzöge Albert V. und Wilhelm V., denen ebenfalls Pieter de Witte den Stempel wahrhaft monumentaler Kunst zu verleihen gewußt hat. Wie Bayerns Hauptstadt zwei Kaisergräber in seinen Mauern birgt, so auch die alte bischöfliche Residenz, das auf fünf Hügeln erbaute Bamberg. Der letzte Sachsenkaiser Heinrich II. und seine Gattin Kunigunde gründeten das Bisthum Bamberg und erbauten den großartigen, mit seinen vier Thürmen weit hervorragenden Dom im schönen Frankenlande, welches ein alter, nicht unwahrer Spruch zusammenfaßt in „Reben, Meßgeläut, Main und Bamberg“. Im Mittelschiff des Domes ruhen die Leichen seiner Erbauer, des später heilig gesprochenen Kaiserpaares, in einem großen Sarkophage aus Salzburger hellem Marmor, auf dessen Deckel Kaiser und Kaiserin in ganzer Figur liegend dargestellt sind. An den Seiten des Denkmals sehen wir schöne Reliefs, Begebenheiten aus dem Leben des Kaiserpaares zeigend, unter denen die Darstellung des iudicium vomerum auffällt: Die Kaiserin geht zum Beweise ihrer Unschuld über glühende Pflugscharen ruhig hinweg und wird dann vom Kaiser und den versammelten Edlen als Heilige verehrt. Der Künstler dieses Grabdenkmals ist der treffliche Würzburger Bildhauer Tilman Riemenschneider, der von 1499 bis 1513 daran gearbeitet hat. Der Sarkophag wird wohl nicht Vieles bergen; denn in der an Alterthümern reichen Domschatzkammer werden die Schädel von Heinrich und Kunigunde gezeigt, ferner die Krone aus des Kaisers Grab, sein Reichsschwert, Trinkhorn und Messer, Kämme und Schmuck der Kaiserin und ein von ihr gesticktes Meßgewand. Ein Altar trägt ein vom Kaiser geschenktes Crucifix von Elfenbein, welches angeblich aus dem vierten Jahrhundert stammt. Sehr viel einfacher als das Grabmal des Gründers des Bamberger Domes ist das des ersten Hohenstaufenkaisers, Konrad's III., der 1152 zu Bamberg starb, wo sein schlichter Sandsteinsarg in der östlichen Krypta des Domes auf vierzehn runden und achteckigen Säulen aufgebahrt steht. Im nördlichen Seitenschiff ist an einem Pfeiler des Domes ein Reiterbild angebracht, das den Kaiser Konrad III. darstellen soll. Wie Kaiser Heinrich II. Bamberg, so haben die Karolingerkaiser Arnulf von Kärnthen und sein Sohn, Ludwig das Kind, das Benedictiner-Kloster St. Emmeran bei Regensburg bevorzugt: hier in der alten romanischen Basilica sind die beiden letzten Karolinger in einfachen Steinsärgen beigesetzt worden. Doch was bedeuten die oben genannten Kaisergrüfte gegen die des altehrwürdigen Speier in der bayerischen Rheinpfalz! In dem prächtigen Dome, den fünf Thürme und eine Kuppel krönen, dem schönsten und größten romanischen Stiles, finden wir die wichtigste Grabstätte deutschen Kaiserthumes, eine ganze Versammlung von todten Kaisern, deren nicht weniger als acht ihre letzte Ruhestätte hier gefunden haben. Aus Blenden in der Vor- oder Kaiserhalle des Domes blicken ihre Sandsteinbilder auf uns herab; auf zwei alten, jetzt restaurirten, polychromischen Steintafeln mit Reliefsfiguren rechts und links am Aufgang zum Hauptchor lesen wir die stolzen Namen der hier Bestatteten; es sind die Frankenkaiser Konrad II., der den Dom 1030 erbaute, Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., ferner der Hohenstaufe Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht I. Aber von den Leichen aller ist auch nicht die Spur mehr vorhanden: die Horden des „Allerchristlichsten Königs“, welche unter Anführung der Mordbrenner Melac und Duras diesen gesegneten deutschen Landstrich diesseits und jenseits des Rheines verwüsteten, sie schändeten auch die geheiligten Gräber der todten Kaiser und zerstreuten deren Gebeine in alle Lüfte am 31. Mai 1689. Damals wurde von dem herrlichen Dome Vieles durch Feuer zerstört; jetzt steht er durch des kunstsinnigen Königs Ludwig I. von Bayern Fürsorge

schöner als je wieder da, und alle Greuel der französischen Verwüstung sind liebevoll verdeckt worden. Die Krypta unter dem Chor und dem Querschiff ist in allen Theilen der alte 1039 geweihte Bau; in ihr befindet sich der alte Grabstein Rudolf's von Habsburg, den Kaiser Franz Josef von Oesterreich in Verehrung des Begründers der habsburgischen Macht restauriren ließ. Die Steinfigur des Kaisers steht mit den Füßen auf einem Löwen und ist angethan mit dem ganzen Kaiserschmucke, Krone, Scepter und Reichsapfel. Der Kopf überrascht durch große Lebendigkeit der Züge und ist offenbar ein vollkommenes Porträt Rudolf's, zumal da die Inschrift besagt, daß das Grabmal noch vor dem Tode des Kaisers, in seinem Sterbejahre, angefertigt worden ist. Er selbst hatte befohlen, daß sein Leichnam in der Kaisergruft unter dem Sarge Philipp's von Schwaben beigesetzt werden sollte. Es sei an dieser Stelle bemerkt, daß sich an der Westfaçade des Münsters zu Straßburg unter unzähligem Bildwerk auch eine Reiterstatue Kaiser Rudolf's in einer Blende befindet vom Todesjahre 1291; der Kopf derselben zeigt große Aehnlichkeit mit dem vom Grabsteine zu Speier. Das Andenken Rudolf's von Habsburg und Adolf's von Nassau ist durch zwei Standbilder erneuert worden, welche den Königschor des Domes schmücken, wo sie auf hohem Sarkophage, nach dem Hauptaltar hinblickend, stehen. Das erstere ließ König Ludwig I. von Bayern durch Schwanthaler arbeiten, das letztere, ein Werk Ohmacht's, stiftete Herzog Wilhelm von Nassau, der Vater des jetzigen Großherzogs Adolf von Luxemburg. Auch Heinrich IV., der Büßer von Canossa, liegt im Speierer Dom bestattet. Es ist bekannt, daß der Kaiser in Lüttich, wo er 1106 gestorben war, vom dortigen Bischof feierlich und mit kaiserlichen Ehren begraben wurde. Aber die Kirche mißgönnte dem Gebannten auch noch im Tode die ersehnte Ruhe: der Sarg wurde wieder aus der Gruft heraufgeholt und unbeerdigt auf einer kleinen Maasinsel niedergesetzt, wo ein Mönch aus Jerusalem Tag und Nacht Bußgebete für des Kaisers Seelenheil sprach. Später brachte man des Kaisers Leiche nach Speier in die von ihm erbaute Marienkirche; doch auch hier fand sie keine bleibende Stätte! Der Bischof verbot allen Gottesdienst in der Marienkirche, ließ den Sarg wiederum emporheben und in eine noch ungeweihte Kapelle über der Erde hinsetzen, wo er bis zum Jahre 1111 gestanden hat. Da endlich wurde der Bann des unglücklichen Kaisers aufgehoben, und die Leiche mit kaiserlicher Pracht in die väterliche Erbgruft im Dome zu Speier hinabgesenkt, wo sie bis zum Jahre 1689 Ruhe genossen hat; da plünderten die habgierigen französischen Soldaten gleich wilden Hyänen auch das Grab Heinrich's IV., in dem jetzt nicht einmal seine Asche übrig geblieben ist. Auch die Leichen der Kaiser Philipp von Schwaben und Adolf von Nassau, die jetzt zu Speier ruhen, standen ursprünglich an anderen Orten: der von Otto von Wittelsbach ermordete Hohenstaufenkaiser, Friedrich Barbarossa's jüngster Sohn, ruhte Anfangs im Dome zu Bamberg, bis er fünf Jahre später nach der kaiserlichen Ahnengruft zu Speier gebracht wurde. Und die Leiche Kaiser Adolf's, die in Speier beizusetzen Kaiser Albrecht I. nicht hatte gestatten wollen, fand ihre Ruhestätte zuerst im Kloster Rosenthal; erst elf Jahre später ließ Heinrich VII. ihr im Dome zu Speier die gebührende Stelle einräumen und den Sarg Adolf's unmittelbar neben dem des inzwischen gestorbenen Albrecht I. beisetzen, sodaß die beiden Kaiser, die sich bei Lebzeiten verfolgt und tödtlich gehaßt hatten, jetzt friedlich nebeneinander ruhten.

Frankfurt, die alte Stadt der deutschen Kaiserwahl, besitzt nur ein einziges Kaisergrab, das des an Gift gestorbenen Günther von Schwarzburg, des Gegenkaisers Karl's IV. Er wurde in dem 34 Jahre vor seinem Tode gegründeten Bartholomäusdome mit königlichen Ehren im Jahre 1349 beigesetzt. Das schön bemalte und reich vergoldete Steingrabmal zeigt innerhalb eines Bogens gothischer Architektur die Figur des Kaisers in voller Rüstung auf Löwe und Hund stehend, gepanzert vom Scheitel bis zu den Füßen; die Rechte hält den mächtigen Helm, den ein gekrönter Löwenkopf als Helmzier schmückt, an derselben Seite hängt ein Dolchmesser; die Linke stützt sich auf Schwert und Schild, der wieder den gekrönten Löwen zeigt. Auf den Spruchbändern, welche von zwei männlichen Figuren oben rechts und links in den Zwickeln gehalten werden, stehen die Verse:

„Falsch undrowe schande czymt
das stede Drowe schaden nymt.
Undrowe nam gewinnes hort,
Undrowe falsch mit giftes wort."

Das heißt auf neuhochdeutsch:

„Falschheit, Untreue, Schande sich (jetzt) geziemt,
Wodurch stäte Treue Schaden nimmt.
Untreue nahm Gewinnes Hort,
Untreue, Falschheit, mit giftigem Wort."

Von Frankfurt wenden wir uns zur alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser, nach Aachen, zur allbekannten Kaisergruft des großen Karl, des Erneuerers der weströmischen Kaiserwürde. Noch an seinem Sterbetage wurde der erste deutsche Kaiser gesalbt und geschmückt und unter großer Trauer des ganzen Volkes, so berichtet Einhard, der Sueton der Deutschen, in einer Gruft des von ihm erbauten Mariendomes beigesetzt. Hier saß er auf goldenem Throne, in vollem Kaiserschmucke, auf dem Haupte die Krone und ein Stück des heiligen Kreuzes, in der Hand einen Kelch, an der Seite das Schwert, um die Hüften die goldene Pilgertasche, zu den Füßen Scepter und Schild, auf den Knieen ein goldenes Evangelienbuch. Die Gruft wurde mit vielen Schätzen, mit Weihrauch, Balsam und köstlichen Spezereien gefüllt, verschlossen und versiegelt. Ueber derselben zeigte ein goldener Bogen des Kaisers Bildniß und die Grabinschrift. So hat ihn Kaiser Otto III. gesehen, der im Jahre 1000 das Gewölbe öffnen ließ, „um sich an dem Anblick der irdischen Ueberreste des gewaltigen Kaisers zu begeistern für die Verwirklichung seiner eigenen Imperatorenidee". Damals soll er etwas von den Kleidungsstücken und ein goldenes Kreuz des todten Kaisers an sich genommen haben; dann ließ er die Gruft wieder schließen. Als Otto III. zwei Jahre später auf seinem Römerzuge gestorben war, erfüllte man seinen Wunsch, führte seine Leiche unter kriegerischer Begleitung nach Deutschland und setzte sie am Ostersonntag 1002 im Chor des Aachener Münsters bei. Heutzutage bezeichnet eine einfache Marmorplatte mit der Inschrift Carolus Magnus die Grabstätte des großen Kaisers, und ein steinerner Thronsessel wird dem Besucher gezeigt als derjenige, auf dem der todte Karl gesessen habe. — Nicht minder interessant als die Gruft Karl's des Großen, die man heutzutage mit zweifelloser Sicherheit nicht angeben kann, ist die des ersten Sachsenkaisers, Heinrich's I., des Gründers des Deutschen Reiches, und seiner Gemahlin Mathilde in der Krypta der Quedlinburger Schloßkirche. Der Städtegründer selber baute die alte dem heiligen Petrus geweihte Stiftskirche, die, auf hohem Felsen neben dem Schlosse in der Neustadt Westenhof gelegen, die Stadt beherrscht. Im Jahre 1867 fand man die alte Kaisergruft wieder auf; da der Sarg Heinrich's zerfallen war, übertrug man die Gebeine des Kaisers in den Mathildens. Eine mächtige, auf acht kurzen Säulen ruhende Steinplatte bezeichnet die Stelle, wo in der darunter befindlichen Krypta die Grabkammern des Kaisers und der Kaiserin nebeneinander liegen, in denen ihre Särge einst standen. — Auch der Dom zu Magdeburg beherbergt ein Kaiserpaar, Otto I., den Großen, den Erneuerer der Kaiserwürde, und seine Gattin Editha. Otto starb im Mai 973, und seine Leiche wurde einbalsamirt und dann im Dom des Erzbisthums Magdeburg beigesetzt, das er vor sechs Jahren gegründet und dem heiligen Mauritius geweiht hatte. Sein Marmorsarkophag trägt eine lateinische Inschrift, die zu deutsch heißt:

„König und Christ war er und der Heimath herrlichste Zierde;
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt."

Außer diesen Gräbern enthält der Dom zu Magdeburg noch die steinernen Sitzbilder des Kaiserpaares, welche in einer Kapelle zu sehen sind. — Das nördlichste Kaisergrab Deutschlands befindet sich zu Königslutter an der Lutter. Kaiser Lothar von Sachsen, den auf dem Rückzuge aus Italien in Bayern der Tod überraschte, und dessen Leiche dann nach Sachsen geführt wurde, ward hier in der auf seinem Erbgute gestifteten Klosterkirche zu Königslutter, im heutigen Braunschweigischen, begraben; neben ihm ruht seine Gemahlin Richenza, eine Enkelin Otto's von Nordheim.

Doch auch im Auslande sind berühmte Kaisergräber vorhanden. Das prächtige meerumspülte Palermo bewahrt in seinem, in den Jahren 1169—1185 erbauten und der heiligen Rosalie geweihten Dome die Leichen des Hohenstaufenkaisers Heinrich VI. nebst seiner Gattin Konstanze, Tochter des Königs Roger II. von Sicilien. Neben dem Vater ruht der Sohn, Kaiser Friedrich II., der, in Sicilien geboren und von seiner italienischen Mutter erzogen, mehr Italiener als Deutscher war. Ihre beiden, einander ganz ähnlichen Grabmäler sind aus Porphyr, jedoch ist ihr historisches Interesse größer als ihr Kunstwerth. Auf einem

Unterbau ruhen die Särge selbst auf zwei Trägern; über das Ganze breitet sich ein Satteldach aus, welches von sechs zum Theil in Gold emaillirten Säulen getragen wird, von denen je drei an den beiden Längsseiten des Sarges stehen. Die Inschrift am Grabmale des Kaisers Friedrich II. lautet: „Hier ruht der Kaiser großen Namens, Friedrich II., König von Sicilien, gestorben zu Fiorentino in Apulien am 13. December 1250.“ Als im Jahre 1781 die Sarkophage geöffnet wurden, fand man auf den Kleidern der Kaiser Inschriften in arabischer Currentschrift, die Leiche Friedrich's noch bekleidet mit dem vollen kaiserlichen Ornate und Waffenschmucke. Außer Palermo auf Sicilien bergen noch drei Städte des italienischen Festlandes deutsche Kaisergräber. Otto's I. Sohn, Otto II., der Gemahl der griechischen Prinzessin Theophano, ist der einzige deutsche Kaiser, der in Roms Mauern bestattet liegt. Seine Leiche war anfangs in der Vorhalle des Petersdomes beigesetzt worden; später ward seine Asche in die Grüfte des Vaticans versetzt, wo Otto II. jetzt in der todtenstillen Versammlung der alten Päpste ruhte. Verfolgen wir von Rom aus unseren Weg nordwärts, die Küste entlang, so kommen wir nach Pisa am Arno, wo sich der weltberühmte und für die älteste christliche und die neuere italienische Kunst durch Wandgemälde und Sculpturen gleich bemerkenswerthe Kirchhof befindet, il campo santo, dessen von Arkaden eingeschlossener Binnenraum geweihte Erde aus dem heiligen Lande enthält. An der westlichen Wand des campo santo befindet sich das Grabmal Kaiser Heinrich's VII. des Grafen von Lützelnburg, der 1313 in Buon Convento bei Siena starb nach dem Genusse des heiligen Abendmahls, sehr wahrscheinlich infolge einer vergifteten Oblate. Sein herrlicher Marmorsarkophag entstammt der Schule des Giovanni Pisano; die an dem vorderen Seitenfelde stehenden elf Apostelfiguren hat Tino Pisano di Camaino gearbeitet. Auf der Deckplatte ruht die durch große Natürlichkeit der Darstellung höchst beachtenswerthe überlebensgroße Gestalt des Kaisers, die Hände auf der Brust gekreuzt, in kostbare Gewänder gehüllt. Die kreisförmigen Ornamente des Mantels zeigen den deutschen Reichsadler, wie ihn schon der Heidelberger „Sachsenspiegel“ mit der Unterschrift „Des kunigs herschilt“ uns zeigt, die des Rockes den weit ausschreitenden Luxemburger Löwen. An dem Sarkophage lesen wir eine moderne Inschrift, die besagt, daß die Gebeine des Todten noch unversehrt darin ruhen, ein Beweis für die Richtigkeit des Wortes und Begriffes „Sarkophag“, was ja einen das „Fleisch verzehrenden“ Stein bedeutet. — Es bleibt noch übrig, das letzte und nördlichste Grab eines deutschen Kaisers in Italien zu erwähnen. Merkwürdigerweise befindet sich das Grab des ersten Karolingerkaisers, Ludwig's II., des Deutschen, nicht in Deutschland, sondern in Italien. Seine Leiche ruht in der Kirche San Ambrogio zu Mailand, einer alten aus dem vierten Jahrhundert stammenden Basilica. — Keine Stadt der Welt aber birgt in ihren Mauern so viele Kaisersärge als Wien, „die Kaiserstadt“! Die Kapuzinerkirche allein enthält die Särge von acht deutschen Kaisern, und nur eine Kirche in Deuschland, der Dom zu Speier, bewahrt ebenso viele. In Wiens Kirchen liegen die meisten Kaiser aus dem habsburgischen und aus dem lothringisch-toskanischen Hause begraben, unter diesen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation letzter Kaiser, Franz II. Der Stephansdom, dessen hochragender Thurm das Wahrzeichen von Wien ist, wie die mit unschönen sogenannten „welschen Hauben“ gekrönten Thürme des Frauendomes das von München, birgt den Leichnam des letzten zu Rom gekrönten deutschen Kaisers, Friedrich's III., der im Jahre 1493 starb, nachdem er 41 Jahre lang die Kaiserkrone getragen hatte. Im Theklachor steht sein, von Lerch 1513 vollendeter Sarkophag, ein Kunstwerk, aus rothem und weißem Marmor sorgfältig gearbeitet; auf der Deckplatte liegt die lebenswahre Figur des Kaisers, angethan mit dem Krönungsornate und der Krone, auf der rechten Hand den Reichsapfel, in der linken das Scepter haltend, welches ein Spruchband umschlingt, auf dem des Kaisers Lieblingsspruch zu lesen ist: A. E. I. O. U., das heißt: „Austria erit in orbe ultima“ oder „Austria est imperare orbi universo“, zu deutsch: „Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan“ oder auch, wie böse Patrioten deuteten: „Aller erst ist Oesterreich verloren.“ Rund um die Gestalt des Kaisers liegen 32 sehr schön gearbeitete Wappenschilde, die verschiedenen Länder des deutschen Kaiserreiches bedeutend. An den vier Seitenflächen des Sarkophages sind in acht Abtheilungen biblische Darstellungen in herrlichen Rundfiguren angebracht. Wunderschön ist auch das Grabdenkmal des vorletzten Kaisers, Leopold's II., welcher 1792 starb. Sein, von Zauner geschaffener Marmorsarkophag steht in einem durch ein Gitter verschlossenen Todtengewölbe der Augustiner- oder Hofpfarrkirche. Der Kaiser ist auf der Deckplatte des Sarkophages liegend dargestellt, und eine die Religion versinnbildlichende ideale Frauengestalt lehnt sich trauernd an ihn. Während im Stephansdome seit 200 Jahren die Eingeweide der verstorbenen Kaiser beigesetzt wurden, bewahrt man in der 1627 ausgebauten Lorettocapelle in der Augustinerkirche die Herzen derselben in silbernen oder kupfernen Urnen auf, ebenso wie die Leichen der bayrischen Herrscher in Münchens Kirchen ruhen, ihre Herzen aber in der alten Stiftskirche des berühmten Wallfahrtsortes Alt-Oetting in Oberbayern. Die berühmte kaiserliche Gruft zu Wien aber befindet sich unter der Kapuzinerkirche am Neuen Markte; in ihr fanden acht deutsche Kaiser ihre letzte Ruhestätte. Durch die Mitte des langen Gewölbes führt ein Gang, zu dessen beiden Seiten hinter Gittern nicht weniger als 114 Särge stehen, theils aus Blei, teils aus Kupfer oder aus Bronze, bedeckt mit Kreuzen und Inschriften. Kaiser Matthias erlaubte den Kapuzinern sich in Wien niederzulassen, und seine Gemahlin Anna begünstigte diesen Orden sehr und ließ unter der Kirche desselben im Jahre 1622 die jetzige Kaisergruft anlegen, in der sie selbst und ihr kaiserlicher Gemahl als die ersten beigesetzt wurden. Später ließen Leopold I. und Maria Theresia die Gruft erweitern und ausbauen; beide fanden hier ihre letzte Ruhestätte, die Kaiserin mit ihrem 15 Jahre vor ihr verstorbenen Gemahle Franz I. zusammen in einem schönen Doppelsarkophag. Außer den Genannten liegen hier noch die Kaiser Josef I., Karl VI., der hochherzige Josef II. in einem schlichten Bleisarge ohne allen Schmuck, und der letzte deutsche Kaiser Franz II., um dessen prächtigen Marmorsarkophag die Särge seiner drei vor ihm verstorbenen Gattinnen stehen. — Wie Wien die Kaisergruft Oesterreichs, so ist Prag die von Böhmen; hier haben fünf deutsche Kaiser ihr Grab gefunden in dem neben dem Hradschin, dem Capitole Prags, gelegenen Dome, der Metropolitankirche zu St. Veit. In ihrem Mittelschiffe erhebt sich das gemeinsame große Denkmal, welches Kaiser Rudolf II. 1589 durch Alexander Colin aus Mecheln, dem wir als dem Hauptkünstler am Maximiliansdenkmal in Innsbruck wieder begegnen werden, in Marmor und Alabaster ausführen ließ. Zu Prag ruhen die Kaiser Karl IV. und sein Sohn Wenzel, Ferdinand I., Maximilian II. und sein Sohn Rudolf II.; von ihnen sind Ferdinand I. nebst seiner Gemahlin Anna und Maximilian II. auf der Deckplatte als liegende Figuren, die übrigen an den Seitenflächen des Grabmals in Medaillons dargestellt. Die Leiche Wenzel's war anfangs in Kloster Königsal beigesetzt, wo der Kaiser für sich eine Grabstätte hatte bauen lassen; als aber im folgenden Jahre, 1420, Johann Ziska das Kloster anzünden ließ, wurden die Gebeine des todten Kaisers verstreut. Ein Fischer, Namens Muscha, soll sie gesammelt und dem Kaiser Sigismund, Wenzel's Bruder, gebracht haben, welcher sie feierlichst im Prager Dome beisetzen ließ. Weniger reich an Kaisergräbern als Oesterreich und Böhmen sind Ungarn und Tirol. In Ungarn liegt Sigismund, der letzte der luxemburgisch-böhmischen Kaiser, begraben. Er starb auf dem Throne sitzend, in vollem kaiserlichen Schmucke den Tod erwartend. Seine Leiche ward, wie er befohlen hatte, mehrere Tage öffentlich ausgestellt, damit Jedermann daran erinnert werde, daß auch der mächtigste Herrscher dem Tode nicht entgehen könne; dann wurde sie zu Groß-Wardein beigesetzt. Das weitaus herrlichste und berühmteste aller Kaisergrabdenkmäler, welche sich in den österreichischen Landen befinden, ist das des Kaisers Maximilian I. in der Hof- oder Franziskanerkirche zu Innsbruck in Tirol. Es ist ein Kenotaphium, denn der Körper des „letzten Ritters“ ruht unter dem Hochaltare der Burgkirche zu Wiener-Neustadt, der „allezeit getreuen“, während seine geliebte Mutter, Eleonore von Portugal, hinter dem Hochaltare der Neuklosterkirche ebendort begraben liegt. Wiener-Neustadt ist die Geburtsstadt Maximilian's I. und seines Vaters, des Kaisers Friedrich III. Das Mausoleum Kaiser Maximilian's I. steht in der Mitte des Hauptschiffes der Hofkirche und nimmt einen weiten Raum ein. Es gehört unbedingt zu den prachtvollsten Monumenten der altniederdeutschen Kunst. Der Kaiser selber sowie sein gelehrter Freund Konrad Peutinger aus Augsburg haben an dem Entwurfe des Denkmales thätigen Antheil genommen. Der mächtige Marmorsarg ist ein Werk des oben genannten Meisters Colin aus Mecheln — von ihm enthält dieselbe Kirche noch das Grabdenkmal der Philippine Welser, der „conjugis carissimae“ des Erzherzogs Ferdinand, und das des Erzherzogs selber —, ihn krönt ein wohlgetroffenes, lebensgroßes Bild Maximilian's

im Kaiserornate; der Kaiser ist auf den Knieen betend dargestellt; die vier Cardinaltugenden, allegorische Frauengestalten, umgeben ihn. Diese herrlichen Erzfiguren rühren von L. del Duca her, der sie im Jahre 1582 gegossen hat. Auf den Seitenflächen des Sarkophages sieht man 24 Basreliefs von wunderbarer Schönheit aus carrarischem Marmor, auf welchen in feinster Arbeit die Thaten des Kaisers abgebildet sind. Die meisten Köpfe sind lebenswahr, die Aehnlichkeit Maximilian's in den verschiedenen Altersstufen ist unverkennbar, das Eigenthümliche der einzelnen Volksstämme ist getreulich wiedergegeben. Es gereicht den Künstlern dieser Reliefs, Colin und den Brüdern Bernhard und Albert Abel aus Köln, zur höchsten Ehre, daß ein Thorwaldsen diese Arbeiten für das Vollendetste in ihrer Art gehalten hat! Das Ganze umstehen 28 Kolossalstandbilder aus Erz, von den Brüdern Stephan und Melchior Godl und von Hans Lendenstreich gearbeitet. Es sind dargestellt die denkwürdigsten Männer und Frauen des Hauses Habsburg, von denen die Statuen Philipp's des Guten, des Vaters von Karl dem Kühnen von Burgund, ferner die des Königs Arthur von England und die des Ostgothenkönigs Theodorich den bedeutendsten Kunstwerth haben; die beiden letzteren Statuen sind hervorgegangen aus der Werkstätte des genialen Erzgießers Peter Vischer in Nürnberg. Als Moltke im Jahre 1875 dieses Grabmal besuchte, äußerte er sich über die Statue König Arthur's: „Es ist ein Leben in dieser Figur, daß man sich denken möchte, er könne nachts zwischen seinen eisernen Nachbarn umherspazieren." An einer Wand der sogenannten silbernen Capelle in derselben Kirche stehen noch 23 höchst kunstvolle Erzstatuetten von Heiligen, welche gleichfalls zum Denkmale Maximilian's gehörten; sie sind angeblich von Gregor Löffler gegossen worden.

Bücherbesprechungen.

— Bevor noch die jüngst beschlossene Novelle zur Gewerbeordnung amtlich publicirt worden ist, ist eine Druckschrift erschienen, welche den Kaufmannsstand darüber aufklären soll, wie er sich mit den am Meisten umstrittenen Bestimmungen dieser Novelle, denen über das Detailreisen und den Hausirhandel, abzufinden haben werde. „Detailreisen und Hausirhandel nach der Gewerbeordnungsnovelle" ist ihr Titel. Rechtsanwalt Hermann Armer ihr Verfasser, Wilhelm Koebner in Breslau ihr Verleger. Es muß anerkannt werden, daß der Verfasser, wenn er auch offenbar Gegner der neuen Bestimmungen ist, doch richtig ausführt, daß von einem Verbote des Detailreisens durch das neue Gesetz nicht die Rede sein könne, sondern nur von einer Beschränkung und Erschwerung desselben, daß nur die Fälle, in denen der Besitz der Legitimationskarte für den Reisenden genügt, um Bestellungen von Waaren aufsuchen zu können, eingeschränkt und die erweitert worden sind, in denen es hierzu eines Wandergewerbescheines bedarf. Die Beispiele, die der Verfasser zur Auslegung der Worte „ohne vorgängige ausdrückliche Aufforderung" in §. 44 der Gewerbeordnung nach der neuen Fassung anführt, können im Wesentlichen als zutreffend bezeichnet werden, wenn wir auch glauben, daß in der Praxis zunächst manche entgegengesetzte Auffassungen hierüber sich geltend machen werden. Im Anhange ist der Wortlaut der neuen Bestimmungen, welche das Detailreisen und den Hausirhandel betreffen, beziehentlich derjenigen Bestimmungen der bisherigen Gewerbeordnung über den Hausirhandel, welche nunmehr für den Kaufmannsstand von Wichtigkeit sind, zum Abdruck gelangt. △

— Die neuesten Rübezahlforschungen. Vortrag von Dr. A. Linde. Dresden 1896. Verlag von v. Zahn u. Jaensch. 1,20 ℳ. — Der Hauptwerth dieser lehrreichen Schrift beruht in der selbständigen, kritischen Untersuchung des Quellenmaterials, das über die Rübezahlfrage vorliegt. Der Verf. kommt zu dem Ergebniß, „daß die wissenschaftliche Rübezahlforschung nichts weniger als abgeschlossen, sondern vielmehr eigentlich erst begonnen hat". Immerhin macht er es wahrscheinlich, daß Rübezahl nicht slavischer, sondern germanischer Herkunft ist, seine eigentliche Heimath in Süddeutschland hat und in seinem Ursprung wie in seiner ersten Entwickelung „eine allerdings noch nicht ganz klare Form des Wotan (Donar) ist". Aber freilich ruht dies Alles noch auf unsicherem Grunde. Es ist darum zunächst dem Namen Rübezahl's, seinem ersten Auftreten, seiner Verbreitung und Bedeutung, weiter nachzuspüren und vor Allem „noch bedeutend mehr Beweismaterial dafür vorzulegen, daß Name und Sage von Rübezahl in Süddeutschland verbürgt sind", wofür der Verfasser bereits einige Belege bringt. Wir halten diese Methode der Forschung für die einzig richtige. Beherzigenswerth erscheint uns die Mahnung, auch in Sachsen eifriger als bisher Volksüberlieferungen zu sammeln, welche Mahnung wir zwar auch mit dem Verfasser an die Frauen, vor Allem jedoch an Geistliche und Lehrer richten möchten. E. G.

— Das Kriegs-Etappenwesen des Deutschen Reichs nebst den Nebenfactoren: militärisches Eisenbahnwesen, Feldtelegraphie, Feldpost und Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Kriege dargestellt von Adolf Ott, Oberstlieutenant z. D., im Kriege 1870/71 Adjutant der königl. bayer. General-Etappeninspection. Nebst zwei Anhängen über das Kriegs-Etappenwesen in Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, Rußland und der Schweiz, sowie über Völkerrecht, Kriegsrecht und die Genfer Convention. München 1896. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. ℳ 2,50. — Die Kriegsliteratur hat sich in neuerer Zeit eingehender mit dem Etappenwesen beschäftigt und verstanden, das Interesse für diesen wichtigen und unentbehrlichen Kriegsdienst allgemeiner zu wecken. Ein unbestrittenes Verdienst in dieser Hinsicht hat sich Oberst a. D. Cardinal v. Widdern durch seine hochinteressanten, in den Jahren 1893 und 1895 erschienenen Werke, Deutsch-Französischer Krieg 1870/71, Der Krieg an den rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere und der Etappendienst erworben. Während diese Werke unter Benutzung der Feldacten und von Privatberichten auf Grund theoretischer Studien entstanden sind, bietet uns Oberstlieutenant z. D. Ott in seinem vorliegenden Werke ein solches, welches theilweis aus dem Born eigener Erfahrung schöpft. Der Herr Verfasser war vermöge seiner dienstlichen Stellung als Adjutant der bayerischen General-Etappeninspection in der Lage, genauen Einblick in das Getriebe des Etappenwesens zu thun und hierbei hinter den Coulissen Manches zu sehen, was sich dem Auge der Oeffentlichkeit entzog. Die Anmerkungen und Ansichten des Herrn Verfassers zu den reglementarischen Bestimmungen sind deshalb von um so höherem Werth. Das Werk führt uns zunächst eine historische Entwickelung des Etappenwesens vor, aus welcher wir ersehen, daß es eigentlich nichts Neues unter dieser Sonne giebt; trotz der modernen Erfindungen durch Dampf, Elektricität u. s. w., welche zur Entwickelung und Nutzbarmachung des Etappenwesens in ganz hervorragender Weise beitrugen, bleibt die Straße doch immer das sicherste Kriegsmittel, da sie in den seltensten Fällen versagt. Nachdem unter II—VI die Organisation des deutschen Kriegsetappenwesens nebst den auf dem Titelblatte angegebenen Nebenfactoren besprochen worden ist, folgen als Anhang I und II die organisatorischen Einrichtungen der im Titel aufgeführten fremden Staaten, sowie eine recht anregende Abhandlung über Völker- und Kriegsrecht und über die Genfer Convention. Basiren auch die Bestimmungen der verschiedenen Staaten für den Etappendienst auf gleichen Principien, so ist es für den Fall eines Zukunftskrieges ohne Zweifel lehrreich, die Organisation der Bundesgenossen und des Feindes genauer zu kennen. Bis zum Feldzuge 1870 herrschte wohl im Allgemeinen die Meinung vor, daß zur Deckung der rückwärtigen Verbindungen minderwerthige Truppen und zum Etappendienst ältere, verbrauchte, sogenannte wieder ausgegrabene Kräfte genügten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß an die Organe hinter der Front der Armee oft genug außergewöhnliche körperliche und seelische Anforderungen herantreten; bei dem Ausbau, welchen das Etappenwesen seither erfahren hat, und in Anbetracht der großen Heeresmassen, mit welchen wir in einem dereinstigen Kriege rechnen müssen, werden sich die Anforderungen im Etappendienst, namentlich in Feindesland, noch steigern. Da keiner der jüngeren Officiere, ob dem Activ- oder Beurlaubtenstande angehörend, kein älterer, inactiver Officier, welcher im Bedarfsfalle seine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stellt, weiß, ob er nicht mit dazu berufen ist, den Rücken der operirenden Feldarmee zu decken, so können wir nur empfehlen, sich recht eingehend damit zu beschäftigen, wie es dahinten aussieht. Zu diesem Zwecke ist das vorliegende Buch vorzüglich geeignet. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 101. Sonnabend, den 22. August. 1896.

Der gegenwärtige Zustand Formosas.

Von Dr. Albrecht Wirth.

Auf einer dreimonatlichen, im Gefolge der japanischen Armee unternommenen Reise nach Formosa hatte der Verfasser Gelegenheit, so ziemlich alle Orte der Insel zu sehen, wo bis jetzt Europäer gewesen sind, und sich über die politische Lage ein Urtheil zu bilden. Formosa wird das Elsaß-Lothringen des fernen Ostens sein. Ein Jahr ist verflossen, seit das japanische Geschwader zum ersten Male in den formosanischen Gewässern erschien, und noch ist erst die Hälfte der Insel unterworfen und in dieser Hälfte der Friede noch nicht hergestellt. Der Zusammenhang zwischen dem neuerworbenen Formosa und dem chinesischen Festland dauert ununterbrochen fort, die Chinesen der Insel haben den Verlust ihrer einstigen Selbstherrlichkeit und die des Festlandes den einer blühenden Provinz noch lange nicht verschmerzt und werden ihn sobald nicht verschmerzen. Selbst da, wo die Chinesen schon bestehende fremde Oberhoheit vorfanden, wie in Manila und Java, haben sie gelegentlich umfangreiche und gefährliche Aufstände angezettelt, die den Spaniern und Holländern recht viel zu schaffen machten; daraus kann man leicht schließen, mit welcher Zähigkeit die Söhne des himmlischen Reiches sich da zur Wehr setzen werden, wo sie einstens die Herren gespielt haben. Sieht man nun das Zahlenverhältniß zwischen den Siegern und Besiegten auf Formosa an, so ergiebt sich, daß die Lage noch weit ungünstiger ist, als die in dem deutsch-französischen Grenzland. Schon 1877 überwogen dort die Deutschen. In Formosa dagegen ist der Chinese in ungeheurer Ueberzahl. Dieselbe wird verschieden von $2\frac{1}{2}$ Millionen bis zu 8 Millionen geschätzt; die kleinere ist die officielle Zahl, wie denn Statthalter und Bürgermeister im Reich der Mitte genau wie in der Türkei gern eine geringe Ziffer von Steuerpflichtigen angeben, um den Steuerüberschuß in die eigene Tasche zu stecken; die größeren Angaben sind die von Missionaren und anderen Ausländern, die schon Jahrzehnte im Lande leben. Ich möchte mich auch einer höheren Schätzung zuneigen, da ich den Eindruck gewann, als ob die Insel viel bevölkerter als etwa das um $\frac{1}{3}$ kleinere Sicilien sei, dessen Einwohner doch weit über 3 Millionen betragen. Dieser gewaltigen Menge von Chinesen steht nur ungefähr der hundertste Theil von Japanern gegenüber. Gegenwärtig haben die Japaner $1\frac{1}{2}$ Divisionen auf Formosa, deren Gesammtstärke auf etwa 25000 Mann zu veranschlagen ist, außerdem fast 5000 Gendarmen zu Fuß und zu Pferde; dazu kommen etwa 8000 Beamte, Kaufleute und Handwerker, Alles zusammen also 38000 Köpfe. Japanische Schwärmer hielten es für möglich, daß ihre Sprache in vier Jahren die herrschende auf der Insel werden würde. Im Mikadoreich hat eben seit bald einem Jahrtausend Spracheinheit bestanden und man weiß nichts von den Erfahrungen, die wir Deutsche in Schleswig, wie den Ostgrenzen, in Böhmen, in Ungarn, in Lothringen machen mußten und noch müssen. In vier Jahren? In vier Generationen wollen wir einmal wieder die Frage aufnehmen. Denn wird das Chinesische schon allein durch die Menge seiner Träger gestützt und erhalten, so erhält es außerdem noch eine weitere mächtige Förderung durch den beständigen Verkehr mit dem Festlande, der unvergleichlich bedeutender ist als der zwischen Lothringern und Franzosen. Wenn Jemand im nahen und fernen Orient einen Handel abschließen will, so muß er selber an Ort und Stelle gehen und selber Kauf und Verkauf beaufsichtigen. Daher sind die Kaufleute von Amoy und Futschau beständig unterwegs nach den Thee-, nach den Kampherdistricten oder um Opium einzuführen, und bringen daher beständig einen neuen Zufluß nationaler Art, Sitte und Sprache. Die Japaner aber können den Wünschen derer nicht wohl nachgeben, die jenen ganzen Verkehr unterbinden möchten, weil, wenn er wegfällt, auch die Zolleinnahmen zum größten Theil wegfallen würden, die bis jetzt noch die einzigen Staatseinnahmen überhaupt sind. Eine derartige Einnahmequelle können die Japaner umsoweniger entbehren, als der Krieg in Formosa sie ohnehin schon genug gekostet hat. Vorigen December gab ein Tokioer Blatt die Kosten auf 10 Millionen Yen (22 Millionen Mark) an und Ende Februar schätzte, in einem Gespräch mit dem Verfasser, Exfinanzminister Matsukata die Kosten auf 20 Millionen. Vergleichen wir jedoch einmal die Ausgaben in dem Festlandskriege! Derselbe währte acht Monate und es wurden während desselben 220000 Köpfe über See befördert. Der Krieg in Formosa währt nun, von der im Juni erfolgten Einnahme Kilungs an gerechnet, neun Monate, während deren an 80000 Soldaten und Kuli hin- und herbefördert wurden. Der Festlandskrieg kostete nach den Mindestanschlägen 160 Millionen und der formosanische muß, zumal die Trägerlöhne der Insel oft höher sind, als die Koreas oder der Mandschurei, die sonstigen Verhältnisse als gleich angenommen, mindestens 55 Millionen kosten. Ein Kaufmann von Taipeh dachte sogar an 90 bis 100 Millionen. Hierzu kommen große, allerdings productive Ausgaben für Sanitätswesen, Wege- und Brückenbau, Eisenbahnen, Hafencorrectionen und Fortificationen, Beamtenwohnungen, endlich Post und Telegraph. Es sollen zwei Kabel von Japan nach dem neuen Besitz gelegt werden. Mit dem einen, von Kiushu direct nach Kilung, hat man schon begonnen; das in Glasgow eigens für den Zweck gebaute Schiff, sowie das Material ist im Februar angekommen. Ein anderes Kabel soll von Nagasaki über die Liu-kiu-Inseln gehen. Von anderen Unternehmungen ist zu erwähnen: die Linie der Osaka-Shosen-Knisha von Kobe nach Kilung, wofür 10 Schiffe eingestellt sind, die Errichtung von zwei Zuckerraffinerien, die ein großes Uebergewicht über die nach Japan exportirenden und zum Theil mit dem Japaner Gelde arbeitenden Hongkonger Fabriken erlangen werden, weil sie den Aus- und Einfuhrzoll und auch die Transportkosten sparen, abgesehen davon, daß das Raffiniren in Formosa an Ort und Stelle viel billiger ist, als in dem theuren Hongkong; weiter die Versuche, für Kampher und Opium, dessen Genuß in Japan verboten, aber den neuen chinesischen Unterthanen noch auf unbestimmte Zeit gestattet ist, ein Regierungsmonopol einzuführen. Ein solches für Opium ist eine so natürliche Forderung, daß selbst die ausländischen Importeure von Taipeh und Anping, die dadurch empfindlich geschädigt werden, sie in der Regel gerechtfertigt finden. Bei der Kampherfrage aber entsteht ein Interessenstreit, da europäische Firmen gewisse Rechte in den Kampherdistricten zwar nicht verbrieft haben, aber doch eine ziemliche Reihe von Jahren schon ausübten, so daß hier, zumal Rodungen vorgenommen und Oefen erbaut wurden, von einem ersessenen Rechte gesprochen werden kann. Die Japaner, in allen Polizei- und Verwaltungssachen übermäßig pedantisch, verlangten Besitztitel und wollten, da solche nicht aufzuweisen, den Besitz schlankweg den Interessenten aberkennen. Unser stellvertretender Consul, Dr. Grunenwald, hat eben zu Gunsten der bedeutendsten deutschen Firma der Insel, Butler & Cie., diesen Streit mit der neuen Regierung auszufechten. Es ist jedem Unbefangenen klar, daß ein Document über Grenzbezirke, die fortwährend den Angriffen der Wilden ausgesetzt sind und überhaupt ganz aus der Provinz- und Kreiseintheilung herausfallen, da sie überhaupt noch nie einem civilisirten Staate angehört haben, daß ein derartig

Document ebensowenig in dem Alpengebiet Formosas verlangt werden kann, wie von einem amerikanischen Trapper in den Einöden der Felsengebirge. Mündliches Abkommen mit den Eingeborenen ist in solchen Fällen der einzige Rechtstitel. Uebrigens scheint es, als ob die Sorge um ein Kampher-Weltmonopol, von der im Osten und sonst eben so viel die Rede ist, ganz überflüssig wäre. Ein Weltmonopol wäre ohne Zweifel höchst bedenklich für einen Artikel, der für rauchloses Pulver und medicinische Zwecke so unentbehrlich ist wie Kampher, allein ein solches ist völlig ausgeschlossen aus dem einfachen Grunde, weil, was Niemandem zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint, Kampher auch anderswo wächst, als blos in Südjapan und Formosa, nämlich in der Halbinsel Malakka, auf Java und, laut dem letzten Consularberichte von Britisch-Borneo, auch im Norden und wahrscheinlich im ganzen Innern von Borneo. Im Theegeschäft ist noch keine einzige japanische Firma thätig und es wäre hier wohl noch Raum für deutsches Capital und deutsche Agenturen, zumal unsere jungen Leute leichter eine fremde Sprache lernen und durchschnittlich weniger bequem sind, als die Engländer, in deren Händen fast das ganze formosanische Theegeschäft ruht. Die Engländer bleiben gewöhnlich in einem der Häfen sitzen, halten sich einen Compradore, d. i. einen Chinesen, der englisch spricht und alle Geschäfte für den Auftraggeber besorgt, und kümmern sich im Uebrigen recht wenig um den localen Markt und die einheimischen Lieferanten. Es liegt auf der Hand, daß so die Hälfte des Gewinnes dem Compradore anheimfällt, der zudem noch umfangreiche Geschäfte auf eigene Faust abschließt. Könnten nun Deutsche sich entschließen, Taiwanesisch, den chinesischen Dialekt Formosas, zu lernen, was einigermaßen in einem halben Jahre geschehen mag, und selber in den Theegegenden bei den Pflanzern herumzureisen und einheimische Verbindungen anzuknüpfen, so würden sie das Honorar für den Compradore, sowie den jenem zufallenden Gewinnantheil ersparen, mithin eine vortreffliche Aussicht haben, die englische Concurrenz aus dem Felde zu schlagen. Vor den japanischen, etwa sich etablirenden Firmen hätten Deutsche aber das voraus, daß einmal die Chinesen zu einem Europäer viel größeres Vertrauen haben und zweitens die Japaner in den weitverzweigten Beziehungen des Welthandels noch keineswegs concurriren können. Ich darf wohl hinzufügen, daß ich mit dieser Anpreisung des formosanischen Theemarktes für deutsche Interessenten nicht blos eine individuelle Ansicht ausspreche. Des Weiteren dürften Jute, von der in Formosa eine reiche Fülle mannigfaltiger Arten sich findet, und Indigo lohnende Artikel für die deutschen Kaufleute sein. Ich weise noch darauf hin, daß durch jüngsten Erlaß die Freihäfen der chinesischen Zeit, Kilung, Tamsui, Anping, Takau, als solche bestätigt und um einen in der Mitte der Westküste vermehrt worden sind. Des Kamphers wegen, der, wie angedeutet, blos in den Bergen wächst, sowie zum Schutze ihrer chinesischen Unterthanen muß die japanische Regierung zu den wilden Bergbewohnern Stellung nehmen. Im Süden und Südwesten ist dies auf friedlichem Wege gelungen. Einladungen der Unterstatthalter folgend, stiegen die einzelnen Stämme zu freundschaftlicher Unterhandlung und fröhlichem, gemeinsamem Gelage in die Ebene hinab, wurden beschenkt und kehrten zufrieden heim. Sie erblicken in den Japanern die Feinde ihrer Feinde, der Chinesen, durch die sie des Landes ihrer Väter beraubt wurden, und erwarten, daß sie nunmehr von dem neuen Regime wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden möchten. Im Norden und ganzen Osten benehmen sich dagegen die Eingeborenen feindlich und es wird keine geringe Mühe kosten, ihrer Herr zu werden, wozu indeß die Japaner entschlossen sind. Gegenwärtig ist die Hälfte Formosas, Aufstände abgerechnet, thatsächlich unterworfen, ein weiteres Viertel steht mehr oder weniger unter japanischem Einflusse, ohne von Truppen besetzt oder von Beamten verwaltet zu werden, ein letztes Viertel ist dagegen noch vollkommen unabhängig. General Okasu äußerte gegen den Verfasser, daß noch 2 Jahre verfließen würden, bis die ganze Insel unterworfen sein würde. Das Alpengelände ist in der That ganz unsäglich schwierig, blos von Geißenpfaden durchkreuzt, urwaldverwachsen, schluchten- und klammenreich und unsichtbaren, höchst gewandten und kriegerischen Feinden unzählige Schlupfwinkel bietend. Nicht einmal von einem Ballon aus könnte man gegen die im Gestrüpp versteckten Eingeborenen einen erfolgreichen Krieg führen. Daher denn auch auf den ähnlichen Philippinen nach 3½ Jahrhunderten die Spanier der Eingeborenen noch nicht Herr geworden sind. Eine vortreffliche Schule jedenfalls für das japanische Militär, aber voraussichtlich auch eine langwierige und verlustreiche. Einer Unterhaltung mit dem dermaligen Statthalter Formosas, Admiral Graf Kabayana, entnehme ich, daß die Regierung der Insel im Angesicht dieser Schwierigkeiten an die Schaffung einer Schutztruppe denkt und gegenwärtig in ihrer auswärtigen Abtheilung die Erfahrungen fremder Mächte in dieser Beziehung sammelt. Auch fragte mich der Admiral nach der Einrichtung der Schutztruppe in unseren Colonien. Ausgedehnte Expeditionen gegen die Alpenbewohner werden auch deswegen nöthig sein, weil diese die angenehme Gewohnheit der Kopfjägerei haben d. h. zu jedem Geburtstag, zu Hochzeiten, Häuptlingswahlen, kurz jeder Festlichkeit Feindesköpfe für ein unentbehrliches Ausstattungsstück halten, mithin die Regierung, will sie anders die bedrohten Köpfe ihrer neuen Unterthanen vor den Kopfjägern bewahren, auch gegen die Eingeborenen wird vorgehen müssen, mit denen sie augenblicklich auf gutem Fuße steht, zumal deren Erwartungen auf Wiedererstattung ihres väterlichen Erbtheils unerfüllt bleiben müssen und ihre Freundschaft daher nicht von langer Dauer sein wird. — Nach dem sonst so vortrefflichen Werke „Asien" von Sievers zu urtheilen, von dessen widerspruchsvollen Stellen über Formosa eine gar den Eindruck erweckt, als ob in Formosa überhaupt keine Wilden mehr wohnten, scheint in Deutschland die Kenntniß der formosanischen Alpenbewohner nicht allzu verbreitet und einige Angaben darüber nicht überflüssig zu sein. Auch haftet an diesen Menschenkindern noch der besondere Reiz eines ungelösten Problems, da ihre Herkunft zum größten Theile ein Räthsel ist. Viele Stämme des Innern sind zudem noch ganz unbekannt, da weder ein Chinese, noch ein Japaner, noch ein Weißer je seinen Fuß in ihr Gebiet gesetzt hat. Zum Verständniß der Sachlage muß man sich da nun zunächst vergegenwärtigen, was für Urrassen ursprünglich Südostasien und den dazu gehörigen Archipel besiedelt haben. Wir haben mindestens drei zu unterscheiden: eine negroide Rasse, die von Südindien sich nach Malakka, wo die Simang die letzten Ueberbleibsel bilden, nach den Andamanen und Philippinen, wo noch jetzt schwarze Pygmäen wohnen, nach Melanesien und Neuguinea, wo sie als Papua bekannt ist, und endlich nach Australien verbreitet hat; ferner eine unter dem Sammelnamen Miautse begriffene Urrasse, die wohl aus tibetanischen und sibirisch-mongolischen Elementen zusammengesetzt ist und deren Nachfahren noch jetzt allenthalben in China und Indochina anzutreffen sind; drittens eine an der Schwelle der geschichtlichen Zeit aus Tibet hervorbrechende Rasse, nach Logan mit den altaischen Skythen einerseits und den Chinesen andererseits verwandt, aus der die Siamesen und die Mon hervorgegangen sind, deren gewaltige Monumentalbauten, neben den Pyramiden und dem Tempel zu Baalbek die gewaltigsten Denkmäler der Menschheit, noch heute in Kambodscha das Staunen der Besucher wecken. Von diesen Rassen sollen Reste der Negroiden sich noch auf Formosa vorfinden, doch ist ihr Vorhandensein nicht außer Zweifel gestellt; von den anderen ist jedoch eine sicher und vielleicht sind auch beide auf der Insel vertreten, wie dies Körperbau und Sprache darthun. Die Urbevölkerung ward indeß in der Folge aus den Ebenen verdrängt und in die unzugänglichen Berge zurückgeworfen, wo sie bis heute ihre eigenartigen Sitten und Mundarten erhalten haben, durch die von Süden ansegelnden Malayen. Von Malakka und Sumatra ausgehend, haben die Malayen sich etwa seit Beginn unserer Zeitrechnung nach allen Himmelsgegenden, den Nordwesten ausgenommen, verbreitet, bis sie im Südwesten Madagascar, im äußersten Südosten Neuseeland, im Osten Hawai und im Nordosten Formosa erreichten, überall mit der älteren Bevölkerung sich vermischend. In Formosa ist nun eine doppelte derartige Besiedelung nachzuweisen, eine durch reine Malayen von Japan aus und eine durch Melanesier, also eine papuanisch-malayische Mischrasse, von der südöstlichen Inselwelt aus. Die Siedler beider Kategorien gingen nun ihrerseits wiederum Mischungen mit den älteren Bewohnern Formosas ein, so eine große Mannigfaltigkeit des physischen Typus und der Sprachen veranlassend. Wann diese Mischungen stattfanden, ob zur Zeit der ersten malayischen Wikingerzüge, die etwa in unser frühes Mittelalter fallen, oder zur Zeit des langsamen Vorschreitens und Besiedelns im Innern, das im späteren Mittelalter vor sich ging, oder aber erst nach der Besitzergreifung durch die Chinesen, das kann Niemand sagen. Gegenwärtig wohnen reine Malayen blos im äußersten Süden Formosas, im Nordosten und in und an dem Hügelland, das sich zwischen der Westebene und den Alpen hinzieht. Die Grenzbergbevölkerung zwischen dem 22½° und 25° nördlicher Breite ist aus malayischen und älteren Stämmen gemischt, wie auch die Sprachen dieser Stämme in der

Grammatik die älteren Formen bewahrt, im Wortschatz viel Malayisches angenommen zu haben scheinen. In dem gesammten Alpengebiet des Innern herrschen, die Südspitze ausgenommen, noch unumschränkt die Urrassen. Die Malayen wurden in der Folge dann ihrerseits von den Chinesen zurückgedrängt, welche die Insel seit dem 7. Jahrh. n. Chr. kennen, seit 1430 aber erst und im stärkeren Maße seit dem 17. Jahrh. sie zu besiedeln begannen. Das Ergebniß war, daß die sämmtlichen malayischen Stämme der Ebenen, deren Sprachen uns die holländischen Missionare in dickleibigen Folianten aufbewahrt haben, untergingen, von den Chinesen aufgesogen wurden, während der Rest in das Hügelland oder die Alpen sich zurückzog. Als eine Folge der theilweisen Amalgamation zeigt das Taiwanesische (der chinesische Dialekt Formosas) viele Wörter malayischen Ursprungs. — Die japanische Kriegführung auf Formosa hat von Neuem bewiesen, daß die Unterthanen des Mikado die Mittel und Methoden europäischer, namentlich deutscher Kriegskunst sich in hervorragendem Maße zu eigen gemacht haben, allein ein Triumph für die japanische Waffe ist die Occupation nicht gewesen. Sie ist im Grunde recht langsam von Statten gegangen und zeigt in Vielem einen überängstlichen, pedantischen Geist, der gerade, weil Alles ganz correct und methodisch sein soll, größere Vortheile, die ein kühnes Wagen bringen könnte, sich entgehen läßt. Kurz, sie ermangelte des genialen Zuges. Wagestücke, wie die Eroberung von Port Arthur, von Wei-hai-wei, die Schlacht von Haicheng, haben sich bei dem formosanischen Feldzuge nicht wiederholt, und die Flotte hat nicht entfernt das geleistet, was von ihr zu erwarten stand. Dagegen verdient die Einrichtung des Transportwesens, das wesentlich auf die Lehren General Meckel's zurückgeht, sowie das gesammte Lazareth- und Sanitätswesen unumschränktes Lob. Das Verhalten der Soldaten war im Ganzen recht gut und ihr Benehmen gegen die Bevölkerung desgleichen anerkennenswerth, doch fehlte es nicht an argen Ausschreitungen (Vergewaltigungen u. s. w.), die allerdings meist ihren Begleitern, den Militär-Kulis, dem rohsten Schlage der Japaner, zur Last gelegt werden müssen. Die japanische Civilverwaltung leidet zwar unter einem Uebermaß von Schreibereien und dem Hochmuth vieler Beamten, wie überhaupt Bureaukratismus eine Haupteigenschaft des Sonnenausgangskindes ist, kann jedoch im Ganzen als zweckdienlich und durchgreifend bezeichnet werden. Sie scheut keine Ausgaben, wo es gilt, den Verkehr zu heben, Wege zu bauen, das sehr im Argen liegende Sanitätswesen der Städte durch Canalisationen zu verbessern, auch ist ihr ein humanitärer Zug nachzurühmen, insofern sie ausgeraubten oder sonst durch den Krieg mittellos gewordenen Chinesen unentgeltlich Reis vertheilen läßt. Durch die Beschäftigung als Träger bei Militärtransporten, sowie als Wegebauer giebt sie den neuen Unterthanen Gelegenheit, Geld zu verdienen und so der Regierung zu Dank verpflichtet zu werden. Ob es ebenso wohl gethan war, den Durchschnittstagelohn für solche Leute um die Hälfte ohne Grund zu erhöhen, bleibt zweifelhaft. Die Japaner rechnen, daß sie noch 70 Mill. Yen in das Land stecken müssen, ehe sie es, nach etwa 6 oder 7 Jahren, rentabel machen. Daß Formosa in Zukunft bedeutende Summen abwerfen kann, ist sehr wohl möglich, denn die Insel ist reich und fruchtbar und ihre Hilfsmittel können leicht auf das Drei- und Vierfache gesteigert werden. Die Hilfsmittel liegen im Ackerbau, der sich auf Reis, Zucker, Süßkartoffeln, Mais, Indigo, Thee, Bananen, vereinzelte Datteln, mehrere Körnerfrüchte, viele Obstarten und Jutepflanzen erstreckt, ferner in den Kampherwäldern und in edlen Metallen, namentlich Gold, und Eisen, sowie beträchtlichen Kohlenlagern, Steinöl und Schwefelquellen. Der durchschnittliche Handel betrug bis jetzt jährlich ungefähr 40 Millionen Mark, die einen Zollertrag von beiläufig 2—3 Millionen abwarfen. Der Zoll wird allerdings für einige wichtige Artikel, die nach Japan selbst exportirt werden, wie namentlich Zucker, wegfallen, doch wird der Aufschwung, den unmittelbar der japanische und jedenfalls auch der fremde Handel in den nächsten Jahren nehmen wird, den Ausfall wohl mehr als ausgleichen.

Bücherbesprechungen.

— **Die Grundlagen des Glaubens.** Einleitende Bemerkungen zum Studium der Theologie von Arthur James Balfour. Genehmigte Uebersetzung und Geleitwort von Robert König. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1896 359 S. Preis 5 ℳ — Wir haben hier ein Buch vor uns, das um so bemerkenswerther ist, als sein Verfasser, ein leitender Politiker der britischen Nation, in England für den bedeutendsten Staatsmann seit Sir Robert Peel und den zukünftigen Nachfolger des Marquis von Salisburg gehalten wird. Man möchte hier wohl fragen: „Wie kommt Saul unter die Propheten", der Staatsmann und Parlamentsführer unter die Philosophen und Theologen? Wenn mit Recht hervorgehoben ist, daß auf den höheren Schulen nicht selten der mathematische oder philologische Lehrer, falls er eine christliche Persönlichkeit ist und durch Wandel und Wort das an den Tag legt, einen größeren religiösen Einfluß ausüben kann als der Religionslehrer von Fach, der nach dem Urtheil des Schülers zu diesem Unterricht ja von Amtswegen veranlaßt ist, so kann auch ein Staatsmann, wenn er über Sachen des Glaubens sich äußert, der Kirche oft größere Dienste als ein Theologe auf Kanzel oder Katheder leisten. In der That haben Balfour's Grundlagen des Glaubens in der Heimath des Verfassers eine große Mission ausgeübt, wenn man dieselbe nach dem äußeren Erfolge des Buches bemessen darf. In einigen Monaten sind fünf starke Auflagen abgesetzt worden. Kein Salontisch ohne Mr. Balfour's Buch, keine Zeitung ohne eingehende Besprechungen desselben. Wie vor mehreren Jahren Drummond's „Naturgesetz in der Geisteswelt" wurde 1895 „Balfour's Buch", wie es kurz genannt wird, the book of the season, the book of the year (das Buch der Saison oder des Jahres), welches jeder Gebildete gelesen haben muß. Bei uns könnte wohl ein Roman, eine Buchholziade, eine socialistische Novität Aussicht auf eine sehr weite Verbreitung haben, ein Buch, das sich mit philosophisch-theologischen Gedanken beschäftigt, kaum. Mit solchen Literaturerzeugnissen befassen sich in Deutschland die Fachgelehrten. Man bekommt eine nicht geringe Achtung vor dem philosophischen Denkvermögen und dem religiösen Interesse der englischen Nation, wenn der Gewährsmann des Uebersetzers von dem vorliegenden Buche sagt: „In einer großen Industriestadt lud ein Geistlicher die Handwerker seiner Gemeinde ein, am Sonntag Nachmittag sich im Vereinshause zu versammeln, er wolle ihnen Einiges aus Mr. Balfour's Buch mittheilen. Bereitwillig folgten sie seiner Aufforderung. Sonntag auf Sonntag kamen sie, ihrer an fünfhundert, und hörten ihm voller Begeisterung zu." Mag auch hierbei der gefeierte Name des Staatsmannes schon eine große Anziehungskraft auf diese Kreise ausgeübt haben, so muß doch angenommen werden, daß auch der innere Werth dieses Buches von diesen Zuhörern gewürdigt worden ist. Wir würden in unserem Handwerkerstande ein Verständniß für Vorlesungen dieser philosophischen Abhandlungen nicht erwarten können. Schon die Sprache wäre für unseren Mittelstand zu undurchsichtig, die Gedankengänge zu schwierig und verschlungen. Zwar sagt Balfour in seinen Vorbemerkungen, sowie in einem Nachwort (S. 357), er habe versucht, „in einer Jedermann verständlichen Weise" zu schreiben, wir können ihm das aber nicht zugestehen und wünschten oft kürzere Meinungen und klarere, populäre Darstellung der hochbedeutenden Ausführungen, welche den „praktisch unzulänglichen" und „speculativ der inneren Ueberzeugung doch ermangelnden" Naturalismus so gründlich beleuchten und ihm seine angemaßte Herrschaft so erfolgreich streitig machen. Es würde an diesem Orte zu weit führen, in eine eingehende Besprechung einzutreten, nur einige wenige orientirende Bemerkungen können wir machen. Der Verfasser führt seine Leser in dem Vorsaal der Theologie umher und will uns eine Einleitung in diese Wissenschaft geben. Dies thut er jedoch nicht in fachwissenschaftlicher Weise, sondern in einem allgemeineren Sinn. Auch erscheinen theologische Begriffe wie „Inspiration" (vergl. S. 33) öfters etwas umgedeutet oder erweitert. Der Verfasser verficht in den „Grundlagen des Glaubens" die theistische Weltanschauung, den Gottesglauben. Auch im Interesse der Naturwissenschaft ist ein vernünftiger Gott als selbstverständlich anzunehmen, im Interesse der Sittlichkeit ist ein sittlicher Gott zu postuliren. Eine von der offenbarten Religion unabhängig existirende „natürliche" Religion läßt er nicht gelten; vielmehr werden göttliche Momente in der Bildung von Glaubensmeinungen und Merkmale höheren Eingreifens anerkannt. Der Verfasser weist nach, daß die große Masse unserer naturwissenschaftlichen, ethischen und theologischen Glaubensanschauungen in einer theistischen Umrahmung ein zu-

sammenhängenderes, befriedigenderes Ganze bilden als in einer naturalistischen. Hieran schließt er noch die Frage, ob sie vielleicht noch zusammenhängender und befriedigender in christlicher Fassung als in einer lediglich theistischen sein könnten. Diese Frage wird von ihm entschieden bejaht. Das Buch empfängt einen christologischen, höchst interessanten Schluß. Die ethische Bedeutung des Christenthums, besonders seiner Ewigkeitshoffnung, die Förderung, die es der Wissenschaft bereitet, die Umwerthung vieler Begriffe nach höheren Maßstäben, die Lösung mancher Schwierigkeiten bei einer christlichen Weltanschauung — wird von Gesichtspunkten beleuchtet, die oft neu und sehr überraschend sind. Auch die pessimistische Lebensauffassung wird allein durch den Glauben an die Menschwerdung Gottes recht überwunden werden können. Die Ethik kann überhaupt auf die Dauer nicht neben einem Credo gedeihen, welches Gott so hinstellt, als sei er gleichgiltig gegen Schmerz und Sünde. Die Meinung, durch das kopernikanische System sei dem Christenthum der Todesstoß gegeben, wird schlagend zurückgewiesen; die Zeit der wissenschaftlichen Erfolge verlangt nur lauter das Christenthum. Wir haben das Buch mit hoher Befriedigung aus der Hand gelegt. Eine Denkarbeit wird freilich darin dem Leser nicht erspart, aber sie wird keine verlorene Mühe sein. Wir wissen Robert König Dank, daß er das bedeutende Werk mit gewandter Feder verdeutscht und weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. D. K.

— Auch das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach hat nun eine gemeinschaftliche Darstellung seines Staats- und Verwaltungsrechts zum Lehr- und Lerngebrauche, sowie zur Orientirung des Beamten- und Bürgerthums erhalten. Sie ist betitelt „Die Staatseinrichtungen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach". Ein Hand- und Nachschlagebuch. Jena, Hermann Pohle. Der Verfasser hat sich nicht genannt und nur in der Vorrede bemerkt, daß er die besonderen Schwierigkeiten, welche die im Laufe der Jahre in den geschilderten Verhältnissen und Einrichtungen vielfach eingetretenen Veränderungen dargeboten hätten, mit Hilfe einer Anzahl dem Unternehmen wohlgesinnter Fachmänner zu überwinden versucht habe. Für die Zwecke des Buchs erscheinen uns zuweilen insbesondere die staatsrechtlichen Ausführungen zu doctrinär: im Uebrigen verdient dessen Anlage und Ausführung alles Lob. Die Einleitung behandelt als allgemeine Grundlagen die verschiedenen Regierungsformen, das Wesen der Staatsgewalt, das Verhältniß des Staats zur Kirche, zunächst vom allgemeinen Standpunkte, aber unter fortwährendem Hinweise auf die Einrichtungen des Landes, weiter dessen Stellung im Reiche, sowie den Einfluß der Reichsgesetzgebung auf dasselbe, während dem speciellen Theile die Darstellung der Staatseinrichtungen des Großherzogthums beziehentlich nach den einzelnen Ministerial-Departements vorbehalten geblieben ist. Ein specielles Sachregister ist beigegeben, war auch bei dem Umfange, den das Handbuch bei der Ausführlichkeit der Darstellung gewonnen hat, kaum zu entbehren. △

— Hans F. Helmolt, Die Entwickelung der Grenzlinie aus dem Grenzsaume im alten Deutschland. Sonderabdruck aus dem Historischen Jahrbuch, XVII. (Jahrg. 1896), 2. B. — Der Leipziger Professor für Erdkunde, Dr. Fr. Ratzel, war es zuerst, der in seiner Anthropogeographie darauf hinwies, daß es eine der Staatenkunde nicht unwürdige Aufgabe sei, die Lehre von den politischen Nachbarschaften zu entwickeln und somit die Wichtigkeit zu zeigen, die der Ausdehnung und Form der politischen Grenzen zukommt. Dieser Gedanke wirkte befruchtend auf viele wissenschaftliche Abhandlungen über Grenze und Grenzgebiete. Bis jetzt fehlte es aber noch an einem strengen historischen Nachweis für die Entwickelung einer Grenze. Einen ersten derartigen und zugleich gelungenen Nachweis bringt F. Helmolt mit seiner Grenzarbeit. Sehr interessant ist es zu verfolgen, wie der Verfasser an der Hand eines reichen und sorgfältig ausgewählten Quellenmaterials ein klares Bild von dem Entwickelungsvorgang der Grenzlinie aus dem Grenzsaume im alten Deutschland zeichnet. Vielfach erinnern uns die altdeutschen Vorgänge auf diesem Gebiete an ähnliche unserer modernen Naturvölker. Während kleine Grenzen schon früh die Gestalt einer Linie annahmen, schrumpften die großen, unter Umständen sehr breit gedehnten Grenzsäume erst nach einigen Jahrhunderten zu einer Grenzlinie zusammen, meistens zur politischen Grenzlinie, die ja fast überall nur durch einen geschichtlichen Act ins Dasein getreten ist. Das Bedürfniß nach der Grenzlinie war in den deutschen Landen vorzugsweise im 12. Jahrhundert eingetreten. Leider müssen wir es uns versagen, auf die gründlichen Nachweise Dr. Helmolt's näher einzugehen. Das sei aber hervorgehoben, daß er durch sein Schriftchen nicht blos dem Historiker eine willkommene Gabe bringt, sondern vor Allem auch dem Geographen, der in der Grenzlinie, besonders in der politischen Grenzlinie ein geographisches Element von großer Wichtigkeit sieht, in dem sich die politische Lage, Machtstellung, die ganze Geschichte eines Staates abspiegeln. Ee.

— Werther's Volksbibliothek. Leipzig, Verlag von Reinhold Werther. 1896. Band 1—6: Oberhessische Dorfgeschichten von J. Becker. Preis jedes Bändchens 50 ₰. 1) Band 1—3. Der Wildhirt. Der Titelheld ist ein gutmüthiger, aber völlig verwilderter Bursche niedrigen Herkommens. Er verleitet einen Bauernsohn zum Wildern und Stehlen, so daß die Familie den Mißrathenen übers große Wasser schafft. Aber der zurückgebliebene Verführer, der verrufene Tiophel (Theophilus), hält dem verbannten Hangkurt die Freundschaft. Er beseitigt den Freier, der schon nahe daran ist, bei dem „Wirth's Elsche" den einstigen Schatz auszustechen. Als ihm das Zuchthaus in allzu drohende Nähe rückt, entkommt er ebenfalls nach Amerika. Dort sucht er den früheren Genossen, hilft ihm zur Heimreise und macht so an ihm gut, was er ehemals gesündigt hatte. Hangkurt und Elschen werden ein glückliches Paar, Tiophel verschwindet unter den Cowboys der Prairien. — 2) Band 4—5. Karthäuserich Anndort. Ein kokettes und herrschsüchtiges Bauernmädchen verleidet erst seinem Bruder den väterlichen Hof und wird schuld an seinem frühen unglücklichen Ende. Sie nimmt dann einen vertrauensseligen reichen Mann, der sich von ihr leicht regieren und — betrügen läßt. Als dieser sich aber dessen bewußt wird, daß die schöne Anndort ihn hintergeht, wählt er den freiwilligen Tod und nimmt sein Söhnlein mit sich. Die Tragik der Erzählung, vor Allem die Wirkung des Furchtbaren auf die Schuldige sollte erschütternder dargestellt sein. Die bäurisch trockene Erzählung der bloßen Thatsachen hat etwas Verletzendes. — 3) Band 6. Das Geldfeuerchen am Wittstrauch. Der „Held" der Geschichte ist ein alter Geizhals, der sich kaum satt zu essen wagt, um nur sein Häuflein blanker Thaler immer mehr anwachsen zu sehen. Ein junger Bursch, der an ihm zum Lebensretter wird und ihm durch ein glückliches Ungefähr auch die Diebe verjagen hilft, die ihn berauben wollen, wird sein Erbe. Er kann sich von dem zusammengescharrten Gelde einen Hof kaufen und darf sein Mädchen heimführen. Auch diese Geschichte hinterläßt keinen tieferen Eindruck, weil das behagliche Schicksal, das der alte Harpax bei den jungen Leuten genießt, unverdient ist. Das Bestreben, guten Lesestoff billig ins Volk zu bringen, ist gewiß löblich. Die vorliegenden oberhessischen Dorfgeschichten entsprechen aber unserem Ideale eines empfehlenswerthen Volksbuches doch nicht ganz. Es mangelt ihnen an der sittlichen Tiefe. Wir verlangen durchaus nicht etwa novellistisch eingekleidete Moralpredigten; die würden dem Geschmacke des Volkes, wenn wir ihn richtig beurtheilen, noch weniger zusagen. Aber es muß an einer Erzählung Etwas sein, das den Leser über sich hinaushebt, sonst läßt sie ihn kalt oder langweilt ihn sogar. Der Erzähler soll, wie das Vorwort sagt, selbst ein Mann aus dem Volke sein, der Sohn eines hessischen Dorfschäfers. Das ist glaubhaft. Schon die selbstgefällige Breitspurigkeit des Erzählertones zeigt, daß die Geschichten nicht ein Kunstproduct, sondern aus echtem Holze geschnitzt sind. Auch die zahlreichen mundartlichen Eigenthümlichkeiten, die in der Sprache — und nicht in den Reden allein — auftreten, weisen darauf hin, daß der Verfasser in der Gegend, die er schildert, wirklich daheim ist. Die einfachen ländlichen Zustände, die etwas hausbackenen Bauerngestalten werden ohne jeden Aufputz spitzfindiger Seelenmalerei gezeichnet. Sie wirken dadurch lebensvoll und glaubwürdig, aber auch ziemlich reizlos und trocken. Die Derbheiten der dörflichen Redeweise sind ungemildert beibehalten. Auch die häufige Erwähnung der Schnapsflasche ist wohl ein nothwendiges Zubehör des echten Localtones. Anspruchslose Kunden ländlicher Volksbibliotheken mögen vielleicht an solcher geistigen Kost Genüge finden; großen Vortheil werden sie nicht davon haben. Höheren literarischen Werth haben die Bücher keinesfalls; mit den Erzählungen von Rosegger oder den älteren Dorfgeschichten von Jeremias Gotthelf, Michael Felder u. A. können sie den Vergleich nicht aushalten. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 102. Dienstag, den 25. August. 1896.

Die Fabrikinspection in England.

Von A. B.

Gesetze ohne Durchführung, Gebote und Verbote ohne Aufsicht sind wie Glocken ohne Klöppel: der Arbeiterschutz kann der Aufsicht der Gewerbe- und Fabrikinspectoren nicht entbehren. Schon das Gesetz von 1802 sieht deshalb für die Durchführung seiner Bestimmungen über den Kinderschutz Fabrikbesichtiger (visitors) vor, welche aus je einem Friedensrichter und einem Geistlichen bestehen und ihr Amt als Ehrenamt verwalten sollten. Aber die Aufgabe, die Fabriken der Nachbarn und Freunde zu revidiren, war eine mißliche und häßliche, und wurde als solche empfunden. Die Einrichtung bewährte sich daher gar nicht, die Visitors machten nur selten Besuche in den Fabriken, sie benachrichtigten häufig die Unternehmer vorher, und schon nach wenigen Jahren hörte man überhaupt nichts mehr von ihnen. Peel schlug deshalb im Jahre 1815 die Anstellung von bezahlten Visitors vor. Dieser Vorschlag scheiterte jedoch an dem Widerstande der Fabrikanten, welche die ganze Einrichtung als einen unerhörten Eingriff in ihre Freiheit als Bürger und Gewerbtreibende empfanden, und welche die angebliche Verwerthung von Betriebsgeheimnissen zum Vorwande nahmen, um sich gegen die gewerbliche Aufsicht überhaupt aufzulehnen. Da sich die Visitors als vollkommen wirkungslos erwiesen hatten und vom Leben einfach bei Seite geschoben worden waren, ließ man sie im Gesetz von 1819 fallen und suchte einen Schutz für die Arbeiter darin, daß man Demjenigen, der eine Anzeige von Zuwiderhandlungen gegen die Fabrikgesetze machte, einen Theil der zu erkennenden Strafe zusprach. Aber abgesehen davon, daß die Strafe selbst, wenn überhaupt, in ganz niedriger Höhe erkannt wurde, so lag es auf der Hand, daß nur in den seltensten Fällen Arbeiter es wagten, gegen Unternehmer Anzeige zu erstatten. Auch nachdem die Geldbelohnung erhöht worden war, stand sie in keinerlei Verhältniß zu der dringenden Gefahr, welcher sich ein Arbeiter aussetzte, sein Brod zu verlieren. Wenn auch nicht infolge einer ausdrücklichen Verabredung, so doch jedenfalls thatsächlich, fanden Arbeiter, welche den Angeber gespielt hatten und deshalb entlassen worden waren, keine Anstellung mehr. Dem Umstande, daß Uebertretungen der Fabrikgesetze auf diese Weise beinahe nie an den Tag kamen und zur Rechenschaft gezogen werden konnten, ist denn auch die vollständige Wirkungslosigkeit der Gesetzgebung bis zum Jahre 1833 zuzuschreiben. Auf Andrängen der Freunde des Arbeiterschutzes und unter dem Drucke der politischen Parteiconstellationen wurde endlich durch das Gesetz von 1833 eine eigene Aufsichtsbehörde, die Fabrikinspection im modernen Sinne, geschaffen. Nach diesem Gesetz hatte der Staatssecretär des Innern (home secretary) vier Inspectoren zu ernennen, die einen Gehalt von je 20 000 Mark aus der Staatscasse erhielten. Diese Inspectoren hatten weitgehende Befugnisse, indem sie nicht blos jederzeit die Fabriken besichtigen und auch Zeugen vernehmen konnten, sondern indem ihnen auch überlassen war, die zur Durchführung erforderlichen Anordnungen zu treffen, und endlich ihnen auch, gleichzeitig neben Friedensrichtern, die Strafgewalt gegeben war. Da die vier Inspectoren unmöglich die gesammte Aufsicht übernehmen konnten, so sollte der Staatssecretär nach seinem Ermessen ihnen Gehilfen, welche damals Superintendenten hießen, beigeben. Die letzteren hatten jedoch nicht dieselbe Stellung, wie die Inspectoren, insbesondere hatten sie nicht einmal das Recht, jederzeit in die Fabriken und Werkstätten einzutreten, und war auch ihre dienstliche Stellung gegenüber den Inspectoren eine unklare. Nur zögernd und auf wiederholtes Drängen der Inspectoren verstand sich die liberale Regierung dazu, eine einigermaßen genügende Anzahl von Superintendenten zu ernennen. Die ersten Fabrikinspectoren hatten über ihre Thätigkeit sich gegenseitig zu vernehmen und an die Regierung regelmäßige Berichte zu erstatten. Die Stellung der neu geschaffenen Beamten war eine überaus schwierige; die liberale Regierung war dem ganzen Gesetz nicht günstig und übte unverkennbar einen Druck auf die Inspectoren aus dahin, möglichst die Dinge gehen zu lassen wie sie eben gingen und die Augen so viel nur irgend möglich zuzudrücken. Die Industriellen selbst begegneten in ihrer großen Mehrzahl den Inspectoren mit offenbarer Abneigung, mit Mißtrauen und Widersetzlichkeiten. Die Inspectoren sahen sich deshalb in die Unmöglichkeit versetzt, zunächst mit der vollen Strenge des Gesetzes vorzugehen, und sie begannen in ununterbrochener, mühsamer und unverdrossener Arbeit das Gesetz auf gütlichem Wege durchzuführen, indem sie immer und immer wieder die Unternehmer auf die gesetzlichen Bestimmungen hinwiesen, sie über den Willen und die wohlmeinenden Absichten des Gesetzgebers, sowie darüber verständigten, daß auch die Durchführung des Gesetzes keinen wirklichen materiellen Schaden mit sich bringen werde. Nur ausnahmsweise gingen sie mit Strafen vor. Wenn man die Berichte aus jener Zeit liest, so muß man den Muth, die Pflichttreue, die Beharrlichkeit und nicht zum wenigsten die Einsicht und den praktischen Takt der Fabrikinspectoren bewundern, den sie in der Erfüllung ihrer undankbaren Aufgabe bewährt haben. Natürlich kam es vor, daß einzelne versagten und insbesondere dem Drucke von oben nachgaben, wie ein schottischer Inspector es that, aber in solchen Fällen pflegte dann wieder das gesunde Pflichtgefühl der Superintendenten hervorzutreten und zu verhindern, daß das Gesetz, auch wo der Inspector nichts that, auf dem Papiere wie früher stehen blieb. Es machten sich nur in der Organisation der Inspection gewisse Mißstände geltend. In den ganz seltenen Fällen, wo die Inspectoren von der eigenen Strafbefugniß Gebrauch gemacht hatten, war der Erfolg kein günstiger gewesen, indem sie sich dadurch die tödtliche Feindschaft der Industriellen zugezogen und die Politik der Ueberredung unmöglich gemacht hatten. Das Recht und die Pflicht, die nothwendigen Anordnungen zur Durchführung des Gesetzes zu erlassen, hatte ferner zu einer großen Verschiedenheit im Einzelnen geführt, die bei den engen Beziehungen zwischen den einzelnen Inspectionsbezirken unliebsam empfunden wurde. Die Inspectionsgehilfen endlich waren wegen ihrer beschränkten Befugniß auch nur in beschränktem Umfange mit Erfolg verwendbar gewesen. Das Gesetz von 1844 nahm daher in Berücksichtigung dieser Erfahrungen den Inspectoren das Strafrecht überhaupt, indem es ihnen lediglich die Anzeigeerstattung an die Friedensrichter überließ, desgleichen wurde ihnen das Recht, selbständige Anordnungen zu treffen, genommen und dem Staatssecretär übertragen. In der Praxis gestaltete sich die Sache freilich so, daß der Staatssecretär diejenigen Anordnungen, über welche die vier Inspectoren derselben Meinung waren, erließ, beziehentlich sanctionirte, sodaß zwar nicht mehr der einzelne, aber das Collegium immerhin die Befugniß behielt, die erforderlichen Ausführungsbestimmungen zu erlassen, und nur die Einheitlichkeit gesichert wurde. Endlich gab das Gesetz von 1844 den Superintendenten, welche jetzt Subinspectoren genannt wurden, annähernd die gleichen Befugnisse wie den Inspectoren und wurden die letzteren überhaupt genauer begrenzt und auch erweitert. In den folgenden Jahren bemerkt man eine verstärkte Thätigkeit der Inspectoren, die nunmehr in ihrem Amte sicherer, durch Erfahrung gereift und mehr und mehr in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Arbeiterschutzes be-

stärkt worden waren. Jemehr sie die wirklichen Zustände in den Fabriken kennen gelernt hatten, desto klarer erkannten sie als das Wesen ihrer Aufgabe, möglichst auf die Verbesserung des Looses des Arbeiterstandes hinzuwirken, und jemehr die gesetzlichen Bestimmungen sich einlebten, desto deutlicher wurde es, daß der grundsätzliche Widerstand gegen die Arbeiterschutzgesetzgebung ein unberechtigter und in seinem letzten Grunde ein auf rücksichtslosem Eigennutz beruhender war. Sie drangen daher darauf, daß der Schutz erweitert werde. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Freimuth, mit welchem sie in ihren Berichten offenbare Mißstände aufdeckten, und die Entschiedenheit, mit welcher sie die Beseitigung dieser Mißstände forderten und die wirksamen Maßregeln angaben, eine neue Periode der heftigsten Anfeindungen gegen sie wieder erzeugte. Insbesondere hatte es den Groll der Unternehmer hervorgerufen, daß sie für den Normalarbeitstag eingetreten waren und denselben auch erreicht hatten, und dieser lange zurückgehaltene Groll kam Mitte der vierziger Jahre zum Ausbruch, als die Fabrikinspectoren die Einfriedigung von Maschinenwellen verlangten, die eine besondere Unfallgefahr für die Arbeiter erfahrungsgemäß mit sich brachten. Es bildete sich ein Unternehmerverband, welcher nicht blos eine Versicherungsgesellschaft der Fabrikunternehmer gegen Strafe und für Ersatzansprüche darstellte, sondern welcher vor allen Dingen den Kampf gegen das Institut der Fabrikinspection und deren Organe führte. Die Inspectoren wurden vor der Oeffentlichkeit als blind, unvernünftig, herrisch, rücksichtslos, despotisch, eigenwillig, unaufrichtig, ungerecht gescholten und theilweise als Pseudophilanthropen, theilweise als Spione und Polizisten verächtlich gemacht. Es wurde als eine Schande für die Fabrikbesitzer erklärt, daß die Fabrikgesetze bestünden. Gegenüber diesen Angriffen schwiegen auch die Fabrikinspectoren nicht still, und ihre Rechtfertigung, daß sie blos nach Pflicht und Gewissen ihres Amtes gewaltet hätten, war überzeugend und würdig. Wenn sie auch mit den vorgeschlagenen Verhütungsmaßregeln damals keinen Erfolg hatten, so verlief doch die vom Unternehmerverbande gegen sie angefachte Bewegung nach einigen Jahren im Sande. Seit dem Jahre 1862 gab es nur noch zwei Inspectoren, dagegen eine größere Anzahl von Subinspectoren, und es lag in der Natur der Sache, daß die letzteren immer selbstständiger geworden waren und die ersteren nur noch die oberste Aufsicht führten. Um diese wirksamer zu gestalten, hatte man im Jahre 1867 noch zwei und im Jahre 1875 zwei weitere sogenannte Assistenten eingeschoben. Aber trotzdem machte sich das Bedürfniß nach Einheitlichkeit und einem hierarchischen Abschlusse der Fabrikinspection immer mehr geltend, denn es konnte nicht ausbleiben, daß die beiden Inspectoren, deren einer im Norden, der andere im Süden von England herrschte, über verschiedene Dinge verschiedene Ansichten hatten, und sich so eine abweichende Praxis bei der Gesetzesauslegung ausbildete. Das Fabrikgesetz vom Jahre 1878 brachte daher auch in dieser Beziehung einen Wandel. Nachdem wir so einen flüchtigen Ueberblick über die Geschichte gewonnen haben, wenden wir uns nunmehr dem geltenden Rechte zu.

Die Fabrikinspection steht unter dem Staatssecretär des Innern, welcher die Fabrikinspectoren ernennt und über sie die Dienstaufsicht hat. Von seiner Entschließung, die allerdings, soweit es sich um Besoldungsfragen handelt, nur im Einklange mit dem Schatzkanzler erfolgt, hängt die Organisation, die Thätigkeit und der Dienstbetrieb der Fabrikinspectoren ab. Es steht ihm frei, die Zahl der Fabrikinspectoren zu vergrößern oder einzuschränken, neue organische Veränderungen einzufügen, und er hat von dieser Befugniß, wie wir sehen werden, durch Einführung der weiblichen Fabrikinspectoren und der Werkstätteninspectoren auch Gebrauch gemacht. Während der Staatssecretär formell die oberste Leitung hat, ist dieselbe thatsächlich im weitesten Umfange in die Hand des Generalfabrikinspectors (chief inspector of factories) gelegt, welcher, wie etwa der Generalstaatsanwalt unter dem Justizminister, die Geschäfte für den Staatssecretär führt. Dem Generalfabrikinspector sind zunächst vier Oberinspectoren unterstellt mit den Amtssitzen in Glasgow (Schottland, Irland, Nordengland), in Leeds (Manchester, Liverpool, Leeds u. s. w.), in Birmingham (Birmingham, Sheffield, Nottingham) und London (London und Südengland). Den Oberinspectoren wiederum sind 9 bis 11 (im Ganzen 40) Inspectoren unterstellt, von denen jeder einen selbständigen Bezirk hat, in welchem er auch wohnt, und welchem außerdem im Ganzen 17 Unterinspectoren (junior inspectors) beigegeben sind, welche noch in der Ausbildung begriffen sind. Zur besonderen Bewachung der Baumwollenfabriken in Bezug auf Normaltemperatur, Ventilation u. dergl. gemäß des Gesetzes von 1889 ist in Manchester noch ein besonderer Oberinspector angestellt mit einem Districtsinspector in Blackburn und einem Unterinspector in Acrington, woselbst zur Durchführung der Bestimmungen über die Stücklohnberechnung in der Textilindustrie noch ein besonderer Inspector residirt. Die Fabrikinspectoren haben in der Regel auch die Werkstätten zu überwachen; nur in London ist die Ueberwachung der Werkstätten versuchsweise 10 Hilfsinspectoren (assistants to inspectors of factories, Werkstätteninspectoren) unter einem Oberinspector übertragen. Besonders belasteten Inspectoren der Provinz kann ein in London ausgebildeter Werkstätteninspector zugetheilt werden. Dem Generalfabrikinspector sind ein Oberinspector und ein Unterinspector noch besonders beigegeben, desgleichen stehen unmittelbar unter dem Generalinspector vier weibliche Inspectoren, von denen die eine ihren Dienstsitz in Glasgow hat, während die drei anderen in London wohnen und von dort aus nach den Anweisungen des Generalinspectors das Land bereisen. Ausgeschlossen von der Anstellung als Inspectoren sind Unternehmer und Arbeiter und außerdem alle Diejenigen, die ein unmittelbares Interesse an Fabriken oder Werkstätten haben. Die Fabrikinspectoren müssen vor ihrer Ernennung ein Examen vor der Commission für den Civildienst bestehen. Nach der Prüfungsordnung vom 11. October 1893 sind neben den Elementarkenntnissen praktische und theoretische Kenntniß über Fabriken und Werkstätten auch in gesundheitlicher Beziehung, angewandte Mechanik einschließlich Maschinenzeichnen und praktische Gesetzeskenntniß erforderlich. Die Prüfung ist, wie in England üblich, ein Concurrenz-Examen, das heißt, von mehreren Bewerbern um eine offene Stelle soll nur der beste berücksichtigt werden. Die Altersgrenze für die Ernennung ist 21 bis 30 Jahre. Für Diejenigen, die als Besitzer, Leiter eines Betriebes oder als Werkführer während 7 Jahren sich praktische Kenntnisse angeeignet haben, ist die Altersgrenze bis zu 38 Jahren heraufgerückt. Die Fabrikinspectoren gehören durchweg den oberen und gebildeten Schichten der Gesellschaft an; verabschiedete Officiere, Rechtskundige, auch Kaufleute sind vielfach unter ihnen vertreten. Natürlich ist ihre sociale Stellung eine verschiedenwerthige, aber im Großen und Ganzen sind sie durchweg Gentlemen und werden als solche angesehen. Sie haben einen Gehalt, der nach deutschen Begriffen ziemlich hoch ist: nämlich der Generalinspector 24 000 Mark, Oberinspectoren 10- bis 14 000 Mark, Inspectoren 8- bis 10 000 Mark und Unterinspectoren 4- bis 6000 Mark; für ihre Dienstreisen wird ihnen das Fahrgeld erster Classe vergütet, was aber nicht ausschließt, daß sie vielfach dritter Classe fahren, wie ja in England die Benutzung der dritten Fahrclasse beim guten Mittelstande viel häufiger als anderswo ist.

Die Werkstätten-Inspectoren sind im Jahre 1893 von der liberalen Regierung eingeführt worden, nachdem bereits schon früher einmal unter Gladstone ein Inspector dem Arbeiterstande entnommen worden war. Zum Theil beruht die Einführung auf Sparsamkeitsrücksichten, man wollte die Inspectoren entlasten, aber auf billige Weise. Hauptsächlich aber ist sie auf den Wunsch der arbeitenden Classen geschehen, welche Mitglieder ihres Standes als Vertrauenspersonen bei der Gewerbeaufsicht betheiligt wissen wollten. Der politische Einfluß der Gewerkvereine hat sich hier ganz deutlich geltend gemacht und ist schließlich auch mit seiner Forderung wenigstens einigermaßen durchgedrungen. Die Werkstätteninspectoren entstammen durchweg den unteren Ständen und zwar theilweise rekrutiren sie sich aus dem kleinen Schreiberstande, theilweise aus der industriellen Arbeiterschaft. Die Prüfung, die auch sie vor ihrer Anstellung abzulegen haben, ist daher viel leichter und bezieht sich nur auf die Elementar-Kenntnisse und auf eine oberflächliche Gesetzkenntniß. Die Altersgrenze ist 21 bis 40 Jahre, ihr Gehalt 2- bis 3000 Mark. Die Forderung, daß Arbeiter in der Gewerbeaufsicht als behördliche Organe mitwirken sollten, wurde schon lange vor 1893 erhoben, und schon Mitte der siebziger Jahre hat die Fabrikinspection, namentlich deren langjähriger Leiter, der Fabrikinspector Redgrave die Bedenken gegen die Erfüllung dieses Wunsches ausgesprochen. Sie laufen darauf hinaus, daß es zur wirksamen Durchführung des Arbeiterschutzes weniger der eigenen praktischen Erfahrung im Gewerbe bedarf, als der Gewissenhaftigkeit und der Autorität, die letztere aber gegenüber dem Unternehmer nur in dem Bildungsgange und der socialen Stellung eines Gentleman gefunden werden kann; der Inspector, der aus dem arbeitenden Stande

hervorgegangen ist, wird immer der Gefahr ausgesetzt sein, seine Autorität nur zwangsweise oder doch in barscher Form geltend machen zu können, während die größten Erfolge der englischen Fabrikinspection der Politik der Ueberredung und des vernünftigen gütlichen Einwirkens auf die Unternehmer zu verdanken sind. Auf der andern Seite ist allerdings nicht zu verkennen, daß, wenn einmal der Arbeiterstand sein Vertrauen zur Gewerbeinspection von seiner Zulassung zur Theilnahme an ihr abhängig macht, diese Theilnahme schon dadurch einen großen Werth in socialpolitischer Beziehung erhält, ganz gleichgiltig, ob Andre besser befähigt wären, die Gewerbeaufsicht auszuüben. Es ist hier ein ganz ähnlicher Vorgang, wie zum Beispiel bei den Schöffen und Geschworenen, die ja zweifellos weniger als Richter leisten, deren Einführung aber trotzdem nicht zu vermeiden gewesen ist, um dem Volke in seiner Gesammtheit das Vertrauen zur Rechtsprechung zu erhalten beziehentlich wiederzugeben. Natürlich macht sich auch bei den Fabrikinspectoren in der Beurtheilung der Gewerbeinspectoren ein gewisser Kastengeist geltend, welcher den eigenen Stand social nicht heruntersinken lassen will. Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist die Organisation der Werkstätteninspection nicht praktisch; uns würde es als das Richtige erscheinen, wenn man nicht sowohl den aus dem Arbeiterstande kommenden Inspectoren eine selbständige Stellung, wie sie der Werkstätteninspector hat, einräumte, sondern wenn man sie zu Gehilfen des Inspectors machte, zu seinen Augen und Ohren, wie auch vielfach ausdrücklich verlangt worden ist; dann würde man auch denjenigen Arbeiter, der am ersten dazu befähigt ist, nämlich den der Großindustrie zur Thätigkeit in der ihm bekannten Betriebsart heranziehen. Denn nicht in der Werkstätte, sondern in der Großindustrie findet sich der höchstentwickelte Arbeiter. Und es ist wohl zweifellos, daß derartige Arbeiter dem Inspector eine sehr wirksame Hilfe gewähren könnten, da ihnen die Kniffe und Pfiffe, welche immer noch auch in der Großindustrie vorkommen und mit welchen das Gesetz umgangen wird, aus Erfahrung bekannt sind, und daß sie den Inspector in mancher Beziehung eines lästigen Polizeidienstes überheben könnten. Uebrigens kommen Bedenken gegen das Institut der Werkstätteninspectoren in dem letzten uns vorliegenden officiellen Jahresbericht der Fabrikinspection von 1894 nicht zum Ausdruck.

Die weiblichen Inspectoren sind gleichfalls im Jahre 1893 eingeführt worden. Zunächst wurden nur zwei angestellt, jetzt ist ihre Zahl auf vier erhöht. Damit ist eine andere alte Forderung der arbeitenden Classen erfüllt worden und zwar eine, welche mit der von den oberen Ständen ausgehenden Frauenbewegung im Einklange steht, und daher auch von den Vorkämpfern dieser Bewegung, namentlich Lady Dilke, besonders unterstützt worden ist. Die weiblichen Inspectoren sollen es den Arbeiterinnen ermöglichen, gewisse Dinge ohne Verletzung des Schamgefühls der Behörde zur Kenntniß zu bringen. In den Berichten der parlamentarischen Ausschüsse ist namentlich Bezug genommen auf die Beschaffung genügender Aborte. In dieser Beziehung vermögen wir uns jedoch nicht von der Nothwendigkeit zu überzeugen, besondere weibliche Inspectoren anzustellen. Denn abgesehen davon, daß die natürlichen Verrichtungen in den unteren Schichten des Volkes auch als etwas Natürliches ohne Scheu besprochen zu werden pflegen, ist der Zustand der Aborte etwas, was jeder männliche Inspector, ohne Arbeiterinnen zu fragen, leicht erkennen kann, wenn er nur eine genaue Localbesichtigung vornimmt. Wichtiger, wenn auch nicht so hervorgetreten, erscheint uns der Umstand, daß Arbeiterinnen oft sittlichen Belästigungen und Gefährdungen durch Unternehmer beziehentlich Werkführer ausgesetzt sind, und daß natürlich Angriffe auf die Geschlechtsehre von Frauen leichter an Frauen als an Männer mitgetheilt werden. Die bis jetzt angestellten weiblichen Inspectoren gehören nicht dem Arbeiterstande an, sondern stehen social auf einer Höhe mit den männlichen Inspectoren. Das Examen, das auch sie abzulegen haben, ist allerdings nur das leichtere der Werkstätteninspectoren. Die Altersgrenze beträgt für sie 21 bis 40 Jahre. Die Beurtheilung, welche die weiblichen Inspectoren seitens ihrer männlichen Collegen finden, ist eine verschiedene, auch hier ist eine gewisse Eifersucht leicht erklärlich. In dem Jahresberichte von 1894 spendet jedoch der Generalinspector den Damen das Lob, daß ihre Thätigkeit sicherlich zur besseren Durchführung der Gesetze beigetragen habe und daß sie sich als gut geeignet für ihre Aufgabe erwiesen. In der That zeigen die von ihnen abgedruckten Berichte, daß sie sich nicht blos mit gutem Eifer, sondern auch mit anscheinender Sachkenntniß ihrer Pflicht unterzogen haben. Ein großer Organisationsfehler scheint uns indessen darin zu liegen, daß sie ihren männlichen Collegen gegenüber zu selbständig sind; die vier Inspectorinnen sind nämlich nur dem Generalinspector unterstellt und wirken neben dem Inspector, dessen Bezirk sie auf ihren Reisen gerade besuchen. Sollen sie sich auch nur auf den Schutz von Frauen und Kindern beschränken, so ist es doch nicht zu vermeiden, daß aus diesem Nebeneinander von männlichen und weiblichen Inspectoren Unzuträglichkeiten und auch Reibereien entstehen; so ist es vorgekommen, daß entgegengesetzte Anordnungen getroffen wurden. Mit leichter Mühe ließen sich diese Uebelstände vermeiden, wenn man eine Inspectorin denjenigen Inspectoren als Gehilfin beigesellte, in deren Bezirk weibliche Arbeit vorherrscht, wie in der Textilindustrie und Confectionsbranche. Mit einigem guten Willen und praktischen Takt ließe sich dann unschwer ein befriedigender Zustand herstellen. Es ist nicht anzunehmen, daß nach den Erfolgen, welche die Frauenbewegung in England gehabt und welche dazu geführt haben, daß Frauen in der Gemeindeverwaltung, im Armen- und Kirchenwesen vielfach eine Rolle spielen, von der Anstellung weiblicher Inspectoren wieder abgegangen werden wird. Es kann sich daher nur darum handeln, das Institut möglichst sorgfältig und zweckmäßig auszugestalten, und es scheint uns kein Zweifel darüber zu bestehen, daß es sich dann auch noch besser als gegenwärtig bewähren wird, wenn man in der Auswahl der Persönlichkeiten mit Umsicht verfährt.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

□ Heil und Leben. Weihnachtsbescheerungen und Lebenserfahrungen eines Suchenden von Martin Klotz. Basel, Verlag von R. Reich (vormals Detloff's Buchhandlung). — Der Verfasser, ein Sachse von Geburt, der als Pfarrer in Graubünden mit vielem Segen wirkt, zeichnet in dieser Schrift den inneren Gang eines ideal gerichteten, nach der Wahrheit in einer einheitlichen Gottes- und Weltanschauung ringenden jungen Theologen, der nach mannigfachen Wandlungen unter geistigen Kämpfen nnd ernsten Lebenserfahrungen zur wahren Erkenntniß, zum Heil und Leben in Christo und seinem Evangelium kommt. Es ist offenbar die eigene Geschichte des Verfassers, die er hier erzählt, und, fügen wir hinzu, die Geschichte aller tiefer angelegten, im lebendigen Glauben stehenden Theologen, die den von den Vätern ererbten Geistesbesitz nicht blos traditionell hingenommen und sich verstandesmäßig angeeignet haben, sondern unter selbständiger Geistesarbeit und inneren Kämpfen, wie sie keinem Theologen erspart werden können, ihn erworben haben und immer neu erwerben, um ihn wirklich zu besitzen. Was von den Theologen gilt, das gilt auch mehr oder weniger von allen frommen und gläubigen Laien unter den akademisch Gebildeten. Die inneren Erlebnisse des jungen Mannes sind in sehr ansprechender und geschickter Weise an die Eindrücke des letzten großen Kriegs mit den inneren Bewegungen, die sie in den gährenden jugendlichen Gemüthern hervorgerufen haben, sowie an eine mannigfach gestaltete, geistig belebte Weihnachtsfeier angeknüpft, die mit ihren Anregungen und Erlebnissen den redlichen Wahrheitssucher aus der Gährung zur Klärung, aus dem Kampf zum inneren Frieden führt. Die verschiedenen philosophischen und theologischen Anschauungen kommen dabei zu lebendiger und anregender Darstellung. Bei der Anknüpfung des Ganzen an eine Weihnachtsfeier scheint dem Verfasser das dem Symposion von Plato nachgebildete Gespräche Schleiermacher's: „Die Weihnachtsfeier“, in welchem die verschiedenen Auffassungen der christlichen Wahrheit in Form eines Dialogs zur Darstellung kommen, vorgeschwebt zu haben. Die Schrift ist mit großer innerer Wärme, mit einem freien und weiten Blick und in der edlen Sprache eines gesunden christlichen Idealismus geschrieben.

— Die Geschichte der Predigt in Deutschland bis Luther: III. Theil: Die Blüthezeit der deutschen Predigt im Mittelalter. 1100—1400. Von Lic. Dr. F. A. Albert, Superintendenten in Grimma. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1896. 2 ℳ 80 ₰. — Dieser dritte Theil des überaus mühevollen Werkes, der den beiden anderen (Wiss. Beil. Nr. 75 von 1893) verhältnißmäßig rasch gefolgt ist, legt schon damit Zeugniß ab von dem Umfang der Vorstudien, die dem Beginn der eigentlichen

Schriftstellerarbeit müssen vorausgegangen sein. Und in dem hier behandelten Zeitraum ist ja die Menge des zu behandelnden Stoffes schon beträchtlich gewachsen. Der Verfasser unterscheidet drei Perioden der Predigt in den Jahrhunderten, die der Titel nennt: die erzählende Predigtweise bis zum dreizehnten, die lehrhafte bis zum vierzehnten und die mystische bis zum fünfzehnten Jahrhundert; zwischen die erste und zweite Periode schiebt er als eine besondere Gattung die Kreuzpredigten ein. Und der Grundgedanke, der die ganze Darstellung durchzieht, ist derselbe, der auch schon in den beiden vorhergehenden Theilen des Werkes der herrschende war und der so viel Widerspruch gefunden hat, daß es eine wirkliche Predigt, die den Namen verdient, eine geordnete, geistesmächtige Verkündigung des Evangeliums in Deutschland vor Luther eigentlich nicht gegeben habe. Wir haben den Eindruck, als ob es bei dieser Behauptung mehr auf die Art, wie sie ausgesprochen wird, als auf ihren eigentlichen Inhalt ankomme, der doch wohl als feststehend anzuerkennen ist. Was im Uebrigen an den vorliegenden Predigten anzuerkennen ist, das hebt der Verfasser gebührend hervor. Die in Erzählungsform gehaltenen Predigten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sind zwar weiter gar nichts, als immer wieder anders geformte Wiederholungen des Stoffes, den Kirchenväter und Kirchenlehrer darboten, aber sie schaffen eine deutsche Predigtsprache und fangen wenigstens an, das Bedürfniß der Gemeinde zu berücksichtigen. Demselben Zweck hat auch die Kreuzpredigt gedient, die an und für sich mit der eigentlichen christlichen Predigt wenig genug zu thun hatte; man mußte wenigstens den Versuch machen, dem Volk ein Verständniß für heilige Geschichte und heilige Lehre beizubringen. Einen solchen Unterricht der Gemeinde leistet die lehrhafte Predigt der nächsten Periode, in welcher Berthold von Regensburg die hervorragendste Erscheinung bildet. Ihre Wirkung ist erstaunlich groß im Vergleich zu dem geringen Einfluß, den die Kirche bis dahin auf die Volksseele zu gewinnen vermocht hatte, aber von einer einheitlichen Auferbauung der Gemeinde auf dem Grunde der Propheten und Apostel ist noch nicht die Rede. Diesem Ziele hat die mystische Predigt nachgestrebt mit ihrem Hineindringen in die Geheimnisse des Reiches Gottes; und so kommt sie dem, was man christliche Predigt nennt, verhältnißmäßig am nächsten unter allen Formen der vorreformatorischen Verkündigung. Auch stellt sie die Person des Predigers durchaus in den Vordergrund und wirkt so bahnbrechend für das Verständniß der Reformation; aber die Lehrbegründung ist noch eine willkürliche und dem Geist der heiligen Schrift oft genug widersprechende. Dies der Gang, den uns der Verfasser thun lehrt durch vier christliche Jahrhunderte hindurch. Es ist einfach unmöglich, daß er bei der Bearbeitung dieses Riesenstoffes nicht sollte geirrt haben; aber die maßvolle Zurückhaltung in seinem Urtheil und die reichliche Darbietung von Proben mit ihrer unmittelbaren Beweiskraft machen sein Werk ohne Zweifel zu einem, wenn auch nicht immer bequemen, aber doch in der Hauptsache sicheren Führer auf diesen noch ziemlich wenig durchforschten Pfaden. B. K.

— Zur Geschichte des sächsischen Landtages. Von Curt Thümmler. Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann, 75 ₰. — Die Schrift trägt keine Jahreszahl, sie ist offenbar eine durch die Wahlreform des letzten Winters veranlaßte Drucklegung oder Neuausgabe einer älteren Arbeit, etwa der Frucht eines Doctor- oder zweiten Staatsexamens. Für diesen älteren Ursprung spricht die Nichterwähnung der Wahlreform, die Nichtbenutzung mehrerer neuerer Veröffentlichungen, namentlich der des Prof. Fricker und manche Einzelheiten. Mehr vom historisch-politischen, als vom juristischen Standpunkt giebt der Verfasser eine gedrängte, gründliche und anschauliche Darstellung der sächsischen Landesvertretung von deren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Die sogenannten Landtage des 14. und 15. Jahrhunderts werden als „Gerichtstage" gekennzeichnet und der Leipziger Landtag von 1438 mit der herrschenden Meinung als erster Landtag im Sinne der altständischen Verfassung aufgeführt. Die letztere selbst, ihre Bedeutung, ihr allmäliges Werden und Sichwandeln bez. Beharren gegenüber der sich wandelnden Zeit wird unter Benutzung einer umfangreichen Literatur geschildert. Es folgt unter Zugrundelegung des bekannten Witzleben'schen Werkes die Entstehung und Zusammensetzung der constitutionellen Volksvertretung, endlich eine zutreffende Gegenüberstellung der alten und neuen Stände nach Unterschieden und Uebereinstimmung. Nur vermissen wir bei beiden die Besprechung des Geschäftsganges; im Zusammenhang damit fehlt bei jener Gegenüberstellung ein Eingehen auf die so wesentlichen Gegensätze zwischen alten und neuen Gesetzen, und auf die ebenso hervortretenden Aehnlichkeiten im Gebiete der Steuerbewilligung und Schuldenverwaltung. Im Einzelnen hätte noch auf den Uebergang vom indirecten zum directen Wahlsystem hingewiesen werden sollen. Das auch in der Theorie bestrittene Erforderniß des Adels für die Kammerfähigkeit der Standesherrschaftsbesitzer ist durch die Praxis beseitigt. Der Passus S. 39/40 bez. der Klostervögte giebt u. E. der entgegengesetzten Folgerung, als die der Verfasser zieht, Raum. —ck.

— Das Gelände im Dienst der Truppenführung, dargestellt in Erkundungsaufgaben und deren Lösungen von v. Hagen, Major und Bataillonscommandeur im 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113. Mit einer Kartenbeilage im Maßstabe 1 : 100 000. Berlin 1896. E. S. Mittler & Sohn. 1,50 ℳ. — Die fortgesetzte Wechselwirkung zwischen Gelände und Truppenverwendung bei allen kriegerischen Handlungen läßt die Bedeutung des ersteren und seines Studiums immer mehr in den Vordergrund treten. Erkundungsaufträge des Geländes bilden deshalb einen wesentlichen Theil der Aufgaben bei Uebungsritten u. dgl. und werden immer häufiger im Manöver; auch unter den Prüfungsaufgaben zur Kriegsakademie befindet sich eine solche aus dem Gebiete der angewandten Geländeerkundung. Major v. Hagen hat verschiedene aus der Praxis entnommene Aufgaben und deren Lösungen im vorliegenden Werke zusammengestellt, mit der Absicht, darauf hinzuweisen, wie die Erkundungen auszuführen und dieselben der Truppenführung nutzbar zu machen sind. Das Buch, nebst der beigefügten Karte, kann jungen Officieren als ein praktischer Wegweiser zur Lösung von Aufgaben aus dem Gebiete der Geländeerkundung empfohlen werden. H.

— Schönburgische Geschichtsblätter. Vierteljahrsschrift zur Erforschung und Pflege der Geschichte im Gebiete der Schönburgischen Receß- und Lehnherrschaften. Bd. II Hft. 4. Waldenburg, E. Kästner. (1896.) S. 111—240. 8°. Preis des Jahrg. 2 ℳ, des Einzelhefts 60 ₰. — Mit dem vorliegenden Hefte schließen die Schönburgischen Geschichtsblätter ihren II. Jahrgang, der ebenso wie der erste so manchen Beitrag von allgemeinerem Interesse gebracht hat und durchweg von sorgsamer Redaction Zeugniß ablegt. Der Schluß des Aufsatzes von Th. Schön „Herr Wolf von Schönburg, der treue Freund und Vertheidiger der Peniger lutherischen Geistlichkeit" ist von wahrhaft dramatischem Interesse. Das Verfahren des Kurfürsten August gegen Wolf, der in dem Kampfe zwischen Flacianismus und Kryptocalvinismus mit seltener Glaubenstreue an seinem strenglutherischen Bekenntniß unerschütterlich festhielt, bis ihn der ergrimmte Kurfürst 1567 gefangen nehmen, trotz aller Fürbitten Monate lang in einem fürchterlichen Kerker schmachten und dann noch Jahre lang zu Penig in der „Bestrickung" ließ, gehört zu den dunkeln Blättern in der Geschichte August's. Schon im J. 1879 hat es Th. Distel in seiner Schrift über den Flacianismus und die Schönburgische Landesschule zu Geringswalde eingehend nach den im Dresdener Hauptstaatsarchiv vorhandenen Materialien dargestellt; Th. Schön vermag aus den Weimarer Archiven wesentliche Ergänzungen zu bieten. — Reinhold Hofmann stellt „Stimmen über die Stadt Glauchau aus vier Jahrhunderten" zusammen. Er beginnt mit einer Uebersicht über die sprachlichen Erläuterungen des Namens Glauchau und theilt dann die Angaben des Pirnaischen Mönches Joh. Lindner und zur Charakterisirung der sittlichen Zustände der Stadt im 16. Jahrhundert einen Auszug aus der Polizeiordnung Georg's v. Schönburg von 1558, die Angaben Matthäus Merian's, des Kartographen Paul Trenckmann (1720), des Mag. E. L. Henne (1782), des bekannten Geographen Leonhardi (1804) mit; den größten Raum nimmt ein Auszug aus Schumann-Schiffer's Staats-, Post- und Zeitungslexicon von Sachsen ein. Sind die betreffenden Werke auch dem Fachmann leicht zugänglich, so werden die Mittheilungen den meisten Lesern der Schönburgischen Geschichtsblätter doch neu und interessant sein. Kleinere Mittheilungen über die Enthüllung des Flemings-Denkmals in Hartenstein (28. Mai d. J.), über die Erneuerung der Kirche in Rochsburg und über das Portal am alten Friedhofe zu Glauchau und seine Ueberführung in die neue Friedhofshalle schließen das Heft. Der Umschlag enthält eine Bitte der Redaction und des Verlegers, zur Begründung eines Museums der Schönburgischen Lande in Glauchau Beihilfe zu leisten. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 103. Donnerstag, den 27. August. 1896.

Die Fabrikinspection in England.

Von A. B.

(Schluß.)

Die Aufgabe der Fabrikinspection liegt allgemein in der Durchführung der Fabrikgesetze einschließlich der Sonntagsruhe und derjenigen, deren Durchführung ihnen ausdrücklich und besonders zur Aufgabe gemacht ist, so der einschlagenden Bestimmungen des Volksschulgesetzes, der Gesetze über die Lohnzahlung, der Gesetze zur Verhinderung von Grausamkeiten gegen Kinder u. s. w. Ihre Thätigkeit erstreckt sich sowohl darauf, daß die Arbeitszeit der geschützten Personen innegehalten wird, betrifft also erwachsene männliche Arbeiter nicht, als auch auf die Vorkehrung derjenigen Maßregeln, welche zur Förderung der Gesundheit und zur Vermeidung der Unfallgefahr nach dem Gesetz oder nach den besonders getroffenen Anordnungen erforderlich sind. Zur Erfüllung ihrer Aufgaben haben die Inspectoren ziemlich weitgehende polizeiliche Befugnisse, sie können jederzeit in Fabriken und Werkstätten eintreten, die erforderliche Untersuchung vornehmen, Zeugen verhören und sich die einschlagenden Register und Documente vorlegen lassen. Auch ist ihnen die Strafverfolgung aufgetragen, sie haben die Anzeige zu erstatten und die Anklage persönlich vor Gericht zu vertreten; allerdings dürfen sie das letztere ablehnen, und wird dann von Staatswegen ein Ankläger gestellt, in der Praxis geschieht dies aber nur selten. Diese staatsanwaltschaftliche Function ist eine überaus lästige und schwierige für den Inspector, da sie mit großem Zeitverlust verknüpft ist, und ihn oft den von Seiten der Beklagten bestellten erfahrenen Rechtsanwälten gegenüberstellt. Ueber ihre Geschäftsführung und namentlich auch über alle Geschäftsreisen müssen die Inspectoren ausführliche Tagebücher halten und in kurzen Zwischenräumen einreichen. Sie leiden daher unter außerordentlich vielem Schreibwerk, welches noch dadurch vermehrt wird, daß die ersatzfähigen Reisekosten auf eine umständliche Weise berechnet und belegt werden müssen, da Pauschalsätze unbekannt sind. Die Inspectoren sowohl wie die Oberinspectoren und der Generalinspector erstatten regelmäßig Bericht; der Jahresbericht des Generalinspectors wird in Druck gelegt und bildet für die Erforschung der Arbeiterzustände eine unentbehrliche Quelle. Neben einem kurzen, zusammenfassenden Bericht des Generalinspectors enthält er Auszüge aus den selbständigen Berichten der Inspectoren. In den Berichten sind sehr oft Zeichnnngen von Schutzvorrichtungen gegen Unfälle enthalten. Die Inspectoren legen darauf einen großen Werth, und sie haben wesentlich zur Verbreitung der Kenntnisse über derartige wohlthätige Erfindungen beigetragen, welche zum Theil gar von ihnen selbst gemacht worden sind. Endlich verdient noch eine besondere Hervorhebung, daß im Gegensatz zu andern Ländern den Fabrikinspectoren die Dampfkesselüberwachung nicht mit übertragen ist, da die letztere in England ausschließlich von Privatgesellschaften vorgenommen wird, bei denen die Kessel versichert sind. Was die Wirksamkeit der geübten Controle betrifft, so wird sie vor Allem durch die zu geringe Zahl der Inspectoren beeinträchtigt. Die Klagen hierüber sind auf Seiten der Arbeiter einstimmig und werden auch von den Inspectoren selbst getheilt; so wird z. B. in der Textilindustrie festgestellt, daß die Fabriken höchstens alle drei Jahre einmal besichtigt werden können, während dies doch wenigstens einmal im Jahre nothwendig wäre. Ein Inspector giebt der Meinung Ausdruck, daß die von Inspectoren verlangte Arbeitsleistung vollkommen absurd sei. Im Baugewerbe wird gesagt, daß Visitationen außerordentlich selten seien, in chemischen Fabriken, daß sie selten und nur ab und zu vorkämen; Visitation der‿Bäckereien soll beinahe nie erfolgen. Verschiedene Zeugen erklären, daß sie nie einen Inspector in der Werkstätte gesehen hätten. Ein Vertreter der Textilarbeiter von Yorkshire bestätigt, daß Arbeiter derselben Fabrik fünf, zehn, ja sogar zwanzig Jahre lang niemals einen Inspector gesehen hätten; er selbst sei siebenundzwanzig Jahre in der Fabrik beschäftigt gewesen und hätte ihn erst einmal erblickt. In Bezug auf Werkstätten treten diese Beschwerden noch schärfer auf. Die Fabrikinspectoren für ihre Person weisen meistens darauf hin, daß sie mehrere tausend Fabriken und Werkstätten in ihrem Bezirk hätten, sodaß es vollkommen ausgeschlossen sei, dieselben regelmäßig zu besuchen. Insbesondere nimmt auch der große Umfang des ihnen auferlegten Schriftwerkes, der Listenführung, Berichte und so weiter ihre Zeit zu sehr in Anspruch. Sie sollen zwar ihrer Instruction nach die ersten fünf Wochentage die Reisen machen und am Sonnabend die schriftlichen Geschäfte erledigen, dieser eine Tag aber erweist sich hierzu als ungenügend, und so wünschen die Inspectoren nicht blos eine Vermehrung ihrer Zahl, sondern vor allen Dingen, daß ihnen Bureaubeamte gewährt werden, welche ihnen die lästige Schreiberei abnehmen. Die hier wiedergegebenen Zeugenaussagen sind vor der letzten parlamentarischen Commission von 1894 abgegeben worden. Seitdem ist nun wohl Einiges geschehen, um die Zustände zu bessern, insbesondere sind die weiblichen und die Werkstätteninspectoren in Thätigkeit getreten, aber immerhin ist die erfolgte Vermehrung nicht so erheblich, daß man von ihr einen wesentlichen Einfluß erwarten könnte. Die praktische Unzulänglichkeit der Gewerbeaufsicht in Bezug auf hygienische Vorschriften in vielen Fabriken und Werkstätten wird ferner sehr oft der doppelten Zuständigkeit, einerseits der Fabrikinspection, andererseits der Gesundheitspolizei zugeschrieben. Die Vorschriften nämlich, welche im Interesse der Hygiene in Bezug auf Reinlichkeit, Ventilation und Ueberfüllung der Fabriken und Werkstätten im Fabrikgesetz erlassen sind, sind ebenfalls im Gesundheitsgesetz von 1875 beziehentlich 1891 enthalten. Das letztere Gesetz geht weiter, indem es sich auf bauliche Abänderungen bezieht, und ist seine Durchführung den von den einzelnen Gemeinden zu ernennenden und zu haltenden Gesundheitspolizeibehörden übertragen. Die Vertheilung der Zuständigkeit und der Verantwortlichkeit zwischen der Fabrikinspection und der Gesundheitspolizei ist nun, wie der officielle Bericht der parlamentarischen Commission von 1894 ausdrücklich ausspricht, eine unklare, und ist das Gesetz dunkel. Die Competenzvertheilung hat fortwährend geschwankt, indem in Bezug auf die Werkstätten die Aufsicht in erster Linie der Gewerbeinspection durch die Fabrikgesetze von 1868 und 1878, der Gesundheitspolizei aber durch die Gesetze von 1871 und 1891 übertragen worden ist. Nach der Novelle von 1895 steht die Sache gegenwärtig ungefähr so: Die Vorschriften des Fabrikgesetzes über Hygiene in Fabriken werden in erster Linie von den Gewerbeinspectoren durchgeführt; diejenigen hygienischen Vorschriften des Gesundheitsgesetzes, die auch auf Fabriken Bezug haben, aber nicht gleichzeitig auch im Fabrikgesetz stehen, und ferner die Vorschriften, welche sich auf Hygiene in Werkstätten beziehen, und zwar mögen sie blos im Gesundheitsgesetz oder gleichzeitig auch im Fabrikgesetz stehen, sind Sache der Gesundheitspolizei. Diese letztere jedoch ist der Controle durch die Gewerbeinspectoren beziehentlich den Staatssecretär unterworfen; einmal kann nämlich der Staatssecretär durch einen besonderen Erlaß einen Fabrikinspector beaustragen, das Erforderliche zur Durchführung irgendwelcher hygienischer Vorschriften in irgend einem Betriebe zu treffen. Außerdem, und diese Bestimmung ist praktisch bei Weitem wich-

tiger, kann nunmehr der Fabrikinspector, wenn er von irgend einem hygienischen Mißstande in einer Werkstätte Kenntniß erhält, Anzeige an die Gesundheitspolizei machen und wenn diese nicht binnen einem Monat das Erforderliche vorkehrt, so kann er dies an Stelle der Gesundheitspolizeibehörde thun; in beiden Fällen hat die Gesundheitspolizei die entstandenen Kosten zu tragen. Die Bestimmung, daß die Gesundheitspolizei sich binnen einem Monat auf die Mittheilung des Fabrikinspectors hin rühren muß, ist erst in der Novelle von 1895 ergangen und beruht auf der großen Lässigkeit, welche die Gesundheitspolizei allgemein bezüglich der hygienischen Vorschriften gezeigt hat. Die Klagen hierüber sind sowohl in dem parlamentarischen Bericht von 1894, wie auch in den Berichten der Fabrikinspectoren überaus zahlreich. So rügt der Generalfabrikinspector, daß die Durchführung der hygienischen Vorschriften durch die Gesundheitspolizei in den verschiedenen Gemeinden außerordentlich verschieden sei; zwar sei die Gesundheitspolizei in einigen großen Städten leidlich, aber in kleineren Städten und auf dem Lande sei die Gleichgiltigkeit groß und sogar in Großstädten bliebe zuweilen die gesetzliche Bestimmung lediglich auf dem Papier stehen. Die Gemeinden unterlassen vielfach sogar, die zur Durchführung erforderlichen Beamten überhaupt zu ernennen oder zu besolden. Immerhin scheint eine gewisse Wandlung zum Guten sich vorzubereiten; in den großen Industriecentren wie Manchester, Nottingham, Cardiff, Liverpool, Southampton und namentlich auch London, geht neuerdings die Gesundheitspolizei mit Energie und Erfolg vor. Aber noch wird aus großen Städten wie z. B. Wolverhampton das Gegentheil gemeldet. Aber abgesehen von dem, was einfach seitens der Gesundheitspolizei unterbleibt, wirkt der Umstand, daß zwei Behörden die gewerbliche Aufsicht über die Werkstätten haben, da der Fabrikinspector die regelmäßige Innehaltung der Arbeitszeit zu controliren hat, ungünstig, fällt den Werkstellenbesitzern lästig und verursacht leicht Reibereien und Unterlassungen. Außer den oben besprochenen beiden Hauptpunkten scheint noch ein Organisationsfehler der zu sein, daß nur die wenigsten Inspectoren, und auch diese erst seit Kurzem, eigene Geschäftsräume haben. Es wurde darüber geklagt, daß der Anschlag ihrer Adresse in den Fabriken und Werkstätten ohne Nutzen sei, da sie nur eine Privatwohnung hätten und vielfach abgeneigt seien, in ihr Arbeiter dienstlich zu empfangen. Was das Verhalten der Inspectoren im Uebrigen betrifft, so wird dies in der Regel auch von den Arbeitervertretern in vollem Maße anerkannt; nur vereinzelt finden sich Ausstellungen dahin, daß sie ihre Pflicht vernachlässigten oder unfähig zu ihrem Amte seien. Häufiger schon sind Beschwerden, daß sie zu wenig geneigt seien, mit Strafanzeigen gegen die Unternehmer vorzugehen, daß sie dieselben hin und wieder von ihren Besuchen vorher in Kenntniß setzten und daß sie Alles thäten, um offene Conflicte zu vermeiden. Die Benachrichtigung von bevorstehenden Visitationen wird von einzelnen Inspectoren zugegeben, und auch sonst scheinen die Angaben, daß die Inspectoren, ihrer alten Tradition treu, mehr im Wege der Ueberredung als des Zwanges vorgehen, nicht unbegründet: die Zahl der Strafverfolgungen überschreitet so wenig diejenige der eingetretenen Verurtheilungen, daß daraus mit Sicherheit zu schließen ist, daß nur in ganz offenkundigen und zweifellosen Fällen Strafverfolgung eintritt, wie denn auch der Inspector zu ihr in jedem einzelnen Fall der Genehmigung des Oberinspectors bedarf. Auch ist die Zahl der erfolgten Verurtheilungen bei der riesigen Zahl der Fabriken und Werkstätten eine verhältnißmäßig nicht sehr erhebliche. Wir geben im Folgenden in Kürze eine Zusammenstellung der nach dem Bericht der Fabrikinspection von 1894 erkannten Strafen, indem wir in Klammern an erster Stelle den Gesammtbetrag der Strafen, an zweiter Stelle den Gesammtbetrag der Gerichtskosten hinzufügen. Es kamen folgende Uebertretungen der Fabrikgesetze vor: Unterlassung von Anstreichen bez. Weißtünchen 37 (800 bez. 300 Mark), Ueberfüllung von Fabriken und Werkstätten 34 (2500 bez. 150 Mark), schlechte Ventilation 1 (!!!) (10 bez. 5 Mark), ungenügendes Einhegen von Maschinen u. s. w. 90 (6500 bez. 1000 Mark), Beschäftigung von Kindern unter 14 Jahren ohne gesetzliches Zeugniß 280 (4600 bez. 4400 Mark), Nichtinnehaltung der gesetzlichen Arbeitszeiten 750 (18 000 bez. 14 000 Mark), Unterlassen der Anzeigen, Registerführungen, Aushänge 850 (11 000 bez. 7000 Mark), Widersetzlichkeit gegen den Fabrikinspector 12 (400 bez. 100 Mark). In dieser Zusammenstellung sind eine Anzahl selten vorkommender und unbedeutender Verurtheilungen weggelassen und auch die Zahlen abgerundet. Bei den Urtheilen fällt auf einerseits die Niedrigkeit der verhängten Strafen und andererseits, daß die Kosten oft annähernd ebenso hoch wie die Strafen selbst sind.

Versucht man nun eine allgemeine Würdigung der Fabrikinspection in England, so ergiebt sich, daß sie für Fabriken besser ist als für Werkstätten und daß sie in Bezug auf die Durchführung der Arbeitszeit besser ist als in Bezug auf Hygiene und Unfallverhütung: In der Controle der Arbeitszeit und über die zum Schutze der Gesundheit erlassenen Bestimmungen erschöpft sich die Wirksamkeit der Fabrikinspection. Nach ihrer Instruction haben sie sich sorgfältig dessen zu enthalten, in die sonstigen Arbeitsverhältnisse irgendwie einzudringen, und in der That findet man bei ihnen nicht selten in Bezug auf irgendwelche sonstigen Arbeitsverhältnisse Unkenntniß. Es soll nicht geleugnet werden, daß dieser Standpunkt eine gewisse Berechtigung hat, und daß nur dadurch, daß die Fabrikinspection sich streng als Controlbehörde ansieht und nicht etwa zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer eine schiedsrichterliche, ja kaum eine vermittelnde Stellung einzunehmen sich bemüht, ihre Stellung eine einfache, klare und unparteiische wird, und ihr manche Anfechtungen somit erspart bleiben. Trotz alledem aber erscheint die Auffassung als eine etwas zu formelle, und es würde unseres Erachtens vorzuziehen sein, wenn sich die Fabrikinspectoren als Vertrauensorgane für die Arbeiterfrage in ihrem gesammten Umfange ansehen dürften. Neben der mehr äußerlichen und polizeilichen Thätigkeit als Aufsichtsbehörde hat aber die englische Fabrikinspection noch eine geradezu großartige und, bis zu dem Buche von Weyer, nicht hinreichend gewürdigte berathende Stellung gegenüber der Gesetzgebung eingenommen. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Fortschritte der Arbeiterschutzgesetzgebung im Wesentlichen im Einklange mit den fortwährenden Berichten und Vorschlägen der Fabrikinspectoren erfolgt sind; die Einführung des Normalarbeitstages für Frauen und Kinder, nachdem der Maximalarbeitstag eingeführt war, ist in der Hauptsache den Fabrikinspectoren zu verdanken. Auch aus der neuesten Zeit ist beispielsweise zu erwähnen, daß das Verbot der Reinigung gefährlicher Maschinen durch Kinder und ebenso das Verbot der bis dahin zugelassenen Ueberarbeit von Jugendlichen auf Betreiben der Fabrikinspectoren ergangen ist. Mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe und großem Freimuth haben die Inspectoren auch in schweren Zeiten nicht aufgehört, in ihren Berichten an das Parlament auf diejenigen Mißstände hinzuweisen, welche innerhalb des Bereiches ihrer Aufsichtsführung vorkamen, und haben sich als ein zuverlässiges sachverständiges Auskunftsorgan nicht blos für die Gesetzgebungsfragen des Arbeiterschutzes erwiesen, sondern auch sich bei der öffentlichen Meinung und dem Parlament Anerkennung zu verschaffen gewußt.

Ueberblickt man den Arbeiterschutz in England und vergleicht man ihn im Allgemeinen mit demjenigen Deutschlands, so findet man zunächst, daß die Arbeitszeit in England im Allgemeinen in günstigerer Weise für Frauen und für Jugendliche geregelt ist als in Deutschland, indem nicht blos ein Normalarbeitstag besteht, sondern auch der Maximalarbeitstag kürzer und die Ueberzeit beschränkter ist. Nur in Bezug auf Kinder ist Deutschland wesentlich günstiger gestellt, und zwar hängt das unzweifelhaft mit der besseren Durchführung der allgemeinen Schulpflicht bei uns zusammen. Auch in Bezug auf die Sonn- und Feiertagsruhe steht es in England besser; nicht blos ist sie im Allgemeinen eine viel verbreitetere, sondern sie ist auch in den Betrieben, denen der Bundesrath aus betriebstechnischen Rücksichten weitgehende Vergünstigungen zuwenden zu müssen geglaubt hat, in größerem Umfange durchgeführt als bei uns. Zwar erstrecken sich in England formell die Bestimmungen sowohl über die Arbeitszeit wie über die Sonn- und Feiertagsruhe nur auf die geschützten Personen, nämlich Frauen, Jugendliche und Kinder, thatsächlich aber haben diese gesetzlichen Bestimmungen vielfach auch auf Männer Anwendung gefunden, und ist auch für sie die Sonntagsruhe allgemein und die gewöhnliche Arbeitszeit sehr vielfach eine bessere als bei uns. Bei der Fürsorge für die Gesundheit und Unfallverhütung ist wohl die einzige Bestimmung, in welcher England uns überlegen ist, die, daß Fabriken und Werkstätten in gewissen regelmäßigen Zwischenräumen getüncht beziehentlich in Oel gestrichen werden müssen, in allen übrigen Beziehungen steht Deutschland günstiger da als England, namentlich ist die Organisation der Aufsichtsbehörde in Deutschland im Allgemeinen einfacher, und haben sich aus dem Zusammengehen der Gewerbeinspectoren und der Verwaltungsbehörden nicht die

gleichen Mißstände ergeben wie in England. Die deutschen Verwaltungsbehörden besitzen ja nicht das weitgehende Selbstbestimmungsrecht der englischen Verwaltung und unterliegen in Bezug auf die Durchführung einmal ergangener Gesetze und Verordnungen einer wirksamen Aufsicht der Centralstellen; wenn es daher auch in Deutschland vorgekommen ist, insbesondere nach dem Inkrafttreten der Novelle von 1893 zur Reichsgewerbeordnung, daß die Verwaltungsbehörden zunächst vielfach die Durchführung dieser Bestimmungen in der Praxis nicht in genügender Weise in die Hand nahmen, so haben doch diesbezügliche ministerielle Verordnungen genügt, um jedwede Lässigkeit der unteren Stellen zu beheben. Den Gerichten gegenüber freilich besteht kein Aufsichtsrecht, und auch in Deutschland sind die Klagen darüber, daß die Gerichtsbehörden im Allgemeinen ein viel zu mildes Strafmaß bei Uebertretung der Arbeiterschutzgesetze anwenden, ebenso berechtigt wie in England. Die Organisation der Fabrikinspection hat in England den Vorzug, daß sie eine centralisirte ist. Allerdings spricht Vieles dafür, daß die größeren Bundesstaaten in Deutschland ihre Fabrikinspection selbständig erhalten und daß nicht eine Gewerbeinspection von Reiches wegen geschaffen wird, aber den Wunsch können wir nicht unterdrücken, daß wenigstens in den größeren Bundesstaaten einige Centralisation stattfinde, und nicht, wie es heutzutage viel geschieht, die einzelnen Fabrikinspectoren neben einander und ohne eine wirkliche Oberleitung arbeiten. Was die englische Fabrikinspection vor Allem auszeichnet, sind die größeren Traditionen, die sie von Alters her überkommen hat und die sich namentlich in der freimüthigen Art und Weise ihrer Berichterstattung und in den legislatorischen Vorschlägen ausdrückt. Die letzteren vermissen wir in den deutschen Berichten. Nur Baden macht hier, wie überhaupt in Bezug auf die Fabrikinspection, eine geradezu glänzende Ausnahme, und wir möchten die Berichte der badischen Fabrikinspection auch denjenigen der englischen vorziehen. Die für die Durchführung der Gesetze so außerordentlich wichtige Persönlichkeit der einzelnen Inspectoren zu beurtheilen und zu vergleichen ist natürlich eine außerordentlich schwierige Sache, und wir möchten als unseren Gesammteindruck, für den wir aber nicht den Werth eines abschließenden Urtheils in Anspruch nehmen, nur soviel aussprechen, daß uns die englischen Fabrikinspectoren mehr den Eindruck von independent Gentlemen, die deutschen mehr den von Fachleuten machen, ohne insbesondere damit ausdrücken zu wollen, daß etwa die deutschen Fabrikinspectoren nicht Gentlemen wären. Ein Vorzug der englischen Fabrikinspection ist es endlich unseres Erachtens, daß Arbeiter und auch Frauen zu ihr hinzugezogen worden sind, nur daß freilich die Art der Hinzuziehung eine andere sein müßte. Die Haftpflicht der Unternehmer ferner ist in Deutschland eine weit strengere als in England: das englische Haftpflichtgesetz gewährt dem Arbeiter lange nicht denjenigen Anspruch, den er nach dem deutschen Haftpflichtgesetz beziehentlich nach den Unfallversicherungsgesetz hat. Daß England weder eine gesetzliche Kranken-, noch Alters- und Invaliditäts-Versicherung kennt, ist bekannt. Zwar sind in der letzten Zeit Anläufe zu einer gesetzlichen Altersversicherung gemacht worden, haben aber bisher nicht zum Ziele geführt und werden dies voraussichtlich auch in der nächsten Zukunft nicht thun. Freilich ist die genossenschaftliche Privatversicherung in England weit mehr als bei uns entwickelt, schließt jedoch immerhin nur die Auslese der Arbeiterschaft in sich, sodaß die große Menge der Wohlthaten der Versicherung entbehrt und einfach der Armenpflege anheimfällt. Eine Neucodification der englischen Arbeiterschutz-Gesetzgebung ist dringend wünschenswerth. Der Arbeiterschutz hat sich in England nur nach und nach entwickelt, und es ist die Gesetzgebung nicht wie bei uns, weil von allgemeinen Begriffen ausgehend, auch allgemein, sondern durchaus nur schrittweise vorgegangen; man hat zunächst blos Kinder, dann auch Jugendliche und Frauen geschützt und ist damit von selbst später dazu gelangt, auch erwachsene Männer in Bezug auf Hygiene und Unfallgefahr zu schützen; zunächst hat die Gesetzgebung nur die Textilindustrie im engsten Sinne, dann im weiteren Sinne ergriffen, ist dann immer noch durch Specialgesetze auf einzelne andre Gewerbe ausgedehnt worden, bis sie endlich alle Fabriken und schließlich auch alle Werkstätten ergriffen hat. Wir bemerken einen gewissen Kreislauf, der, vom Handwerk ausgehend, zunächst zu dem höchstentwickelten Großbetrieb, dann dem Großbetrieb überhaupt hinführt und schließlich wieder auf das Handwerk und sogar auf das Hausgewerbe zurückkommt. Daß diese Fortschritte nur so langsame waren, erklärt sich vor Allem aus den, einen starken Widerstand bietenden, Strömungen des Zeitgeistes: die Zeit Ende des letzten und Anfang und Mitte dieses Jahrhunderts, in welcher die moderne industrielle Betriebsweise aufkam, steht unter dem Banne der individualistischen Freiheitsideen und gleichzeitig der rationalistischen Aufklärung. Die Gebundenheit des mittelalterlichen Rechtes war lästig geworden und man schüttelte die sinnlos gewordenen Formen ab, ohne daran zu denken, sie durch neue zu ersetzen. Einige glänzende Theoretiker, Philosophen sowohl als Nationalökonomen, machten sich zu Propheten der allein seligmachenden Lehre von der Nichteinmischung des Staates. Gegen die letztere bestand ohnehin von jeher in England eine eingewurzelte natürliche Abneigung. Die Doctrinäre jener Zeit versorgten diese nun auch mit theoretischen Gründen, das laisser faire, laisser aller des Manchesterthums wurde das Schlagwort, vor dem die Weisen des Staates sich beugten und dem die Massen der Besitzenden zujubelten. Der Individualismus im Verein mit dem Rationalismus führte zum Materialismus; das zeigt deutlich die classische Nationalökonomie Englands, deren Lehren in ihren Wirkungen jedenfalls, wenn auch nicht nach ihrem Wortlaute, dahin gegangen sind, die Waarenproduction als solche zum Staatszweck zu machen. Daß Handel und Wandel dem Staate möglichst viel Geld bringe, daß die Ziffern des Exportes und Importes möglichst große seien, erschien als die Summe staatsmännischer Weisheit. Der Industrialismus, d. h. die technische Ausbildung des Gewerbes für die Herstellung von Waaren zum Verkauf im Großen, erschien daher als heilig. Es wurde vollständig verkannt, daß die Wohlfahrt eines Volkes nicht darin liegt, daß die Gesammtmenge der im Lande vorhandenen Güter eine möglichst große ist, sondern darin, daß die Bürger in ihrer Gesammtheit, also einschließlich der Arbeiter, jeder an seinem Theile, wenn auch natürlich in verschiedenem Umfange, ein gewisses Maß menschlichen Wohlbefindens genießen und dadurch zu den bürgerlichen Tugenden befähigt werden. England ist nicht der einzige Staat, in welchem dies übersehen wurde: jene ziellose Ueberschätzung des Werthes der industriellen Production und der Industrie im Allgemeinen erscheint vielmehr als die chronische Kinderkrankheit des Industriestaates überhaupt, welche nur langsam in Theorie und Praxis überwunden zu werden pflegt und an deren Fehlern die modernen Culturstaaten noch lange zu leiden haben werden. Der Gleichgiltigkeit des Staates und dem Eigennutz des Unternehmerthums wird der Arbeiterschutz nur mühsam abgerungen. Erst nachdem die Zustände so geworden sind, daß sie jeder Menschlichkeit Hohn sprechen, findet sich eine kleine Minderheit von Unternehmern, welche sich nicht zu den Peinigern und Henkern ihrer Mitmenschen hergeben wollen, und erst nachdem diese Minderheit hinreichend angewachsen ist, um ihre Interessen wirksam zu vertreten, und nachdem auch die öffentliche Meinung geweckt und geläutert worden ist, gelingt es, dem rücksichtslosen Unternehmerthum, welches die Arbeit nur als eine Waare, den arbeitenden Menschen nur als ein Werkzeug ansieht, gewisse Schranken zu setzen, welche gleichzeitig den menschlich denkenden Unternehmer vor der Schmutzconcurrenz schützen und ihm gestatten, ohne Gefahr und Verlust für das Geschäft seine Arbeiter unter menschenwürdigen Bedingungen zu beschäftigen. Sobald der unverhohlene Widerstand gegen den Arbeiterschutz gebrochen und seine Nothwendigkeit und Zulässigkeit wenigstens in der Theorie zugestanden und in der Gesetzgebung zum Ausdruck gebracht ist, schließen sich Jahrzehnte an, in welchen gewissenlose Unternehmer mit allmälig nur sich verringerndem Erfolg das Gesetz zu hintergehen und sich unrechtmäßige Vortheile zu verschaffen suchen. Es berührt Denjenigen, der eine, wenn auch noch so beschränkte praktische Erfahrung in der Fabrikinspection besitzt, eigenthümlich, wenn er in den Berichten der englischen Fabrikinspection, die schon Jahrzehnte zurückliegen, genau dieselben unehrlichen Manöver und Praktiken wiederfindet, die heute noch vielfach von deutschen Unternehmern geübt werden, während sie in England wenigstens in der Großindustrie vielfach bereits überwundener Standpunkt sind. Auch alle diejenigen Gründe gegen den Arbeiterschutz werden heute noch vielfach von deutschen Unternehmern geltend gemacht, die vor 50 Jahren in England angeführt wurden und sich als unberechtigt erwiesen haben. Unter dem Drucke der Gesetzgebung und der öffentlichen Meinung, welche wiederum durch die Gesetzgebung beeinflußt wird und auf sie zurückwirkt, muß sich erst eine Ueberlieferung für die Geschäftsführung in der Industrie bilden, und wir hoffen zuversichtlich, daß wir auf dem Wege dahin sind, daß unsre Industriellen eine Ehre darin finden werden, alle billigen Wünsche des Arbeiterstandes zu erfüllen, und wo nicht blos der

Geschäftsgewinn sondern auch die Fürsorge für den Arbeiter die Geschäftsehre und das gesellige Ansehen des Unternehmers macht. Denn nicht um ungeheuerliche Forderungen handelt es sich beim Arbeiterschutz, sondern nur darum, dem Arbeiter menschenwürdige Bedingungen zu gewähren, ihm nicht Arbeit in gesundheitsschädlichen Räumen, ohne Schutz gegen Unfall, zuzumuthen, und ihm die nothwendige Ruhe zu gewähren, alles Dinge, die für das Leben der Gebildeten selbstverständlich sind und als selbstverständlich in Anspruch genommen werden. Wie kann man daher dem Arbeiterstande derartige Forderungen verübeln? Und nirgends mehr als beim Arbeiterschutz gilt der Satz, daß das was gut ist auch klug ist. Wie die Verhältnisse sich nun einmal gestaltet haben, ist der Arbeiterschutz eine socialpolitische Nothwendigkeit geworden: die demokratische Entwickelung unsres Staatslebens, die dem Arbeiter Bildung und Stimmrecht gegeben hat, hat ihn mündig und gleichberechtigt gemacht. Ihn aus der so gewonnenen günstigen Stellung zurückdrängen zu wollen, ist unmöglich, es bleibt daher nur übrig, Demjenigen, der an der Wahlurne, in der Selbstverwaltung, im Heere mit rathen und thaten darf und soll, diejenigen Lebens- und Arbeitsbedingungen zu gewähren, welche die bürgerlichen Tugenden auch beim Durchschnittsmenschen möglich machen. Mehr aber will der Arbeiterschutz nicht.

Bücherbesprechungen.

— **Grundriß einer exacten Schöpfungsgeschichte** von **Hermann Habenicht**. Mit 7 Kartenbeilagen und 2 Textillustrationen. A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig. Preis 4 ℳ. — Jeder Wissenschaft ersteht gelegentlich ein Messias, der sich über die Resultate der gewissenhaften Forschung souverän hinwegsetzt und mit selbstbewußten Worten verlangt, daß auf längst veralteten Ideen basirende oder auch völlig in der Luft schwebende Theorien als unumstößliche Thatsachen hingenommen werden sollen, als Thatsachen, geeignet, der Wissenschaft auf Jahrhunderte ihre Bahnen vorzuschreiben. Es kann nicht befremden, daß es stets ein Dilettant in der von ihm reformirten Wissenschaft ist, der sich in solcher Weise zum Rufer im Streit macht. Für die Werke nun, welche bei derartig grundlosem Speculiren herauskommen, bietet das vorliegende ein nicht leicht zu übertreffendes Beispiel. In bescheidener Zurückhaltung nennt es sich den ersten „Versuch, nicht nur Lage und Bau unseres Planeten, seiner Continente, Meeresbecken und Kettengebirge, sondern auch die Lagerungsverhältnisse der Gesteine, die Versteinerungen, Erdbeben und Vulkane, die Eiszeiten u. s. w., ja sogar die unendliche Fülle der organischen Formenwelt, ihre Entwickelung, also auch die Entstehung der Arten **auf ein einziges Fundamental-Naturgesetz zurückzuführen**". Der Verfasser sagt selbst, daß sein Studium der Erdoberfläche ein vorwiegend morphologisches gewesen ist, wie es seine Berufsthätigkeit als Kartograph mit sich brachte, und diese Einseitigkeit macht sich auf jeder Seite seines Buches in geradezu beklemmender und provocirender Weise fühlbar. Zweifellos verfügt der Autor über bedeutende Kenntnisse der jetzigen Oberflächengestaltung unseres Planeten, um aber eine Schöpfungsgeschichte schreiben zu dürfen, hätte er sich unbedingt um die Gesammtheit der feststehenden Errungenschaften unermüdlicher, gewissenhafter Forschung, um die Tragweite der im geologischen Profil verkörperten Resultate, um die Bedeutung der Zeit im geologischen Sinne kümmern müssen. Natürlich kann an dieser Stelle nicht der Gesammtinhalt der 136 Seiten starken Schrift discutirt werden, vielmehr seien nur einige charakteristische Punkte hervorgehoben. Der Verfasser sieht in der Katastrophentheorie die einzig berechtigte. „Die durch Gasansammlungen gewaltsam ausgedehnte Kruste wurde in früheren geologischen Zeiträumen schließlich zersprengt, die Dämpfe entwichen und die hohle, nun für den Kern zu weit gewordene Kruste warf sich in große, ringförmige Parallelfaltenbündel, indem sie niedersank" (S. 12). Derartige Episoden gehören nun nicht etwa blos der Sturm- und Drangperiode der Erde an, nein, die bedenklichste fällt in die posttertiäre Zeit und zwar ging es damals auf der östlichen Halbkugel am Wildesten zu. In den oberen, spröden Schichten entstanden nahe den Polen Sprünge; die heutigen Fjorde, die unteren, zähen Schichten wurden ausgedehnt und so zum Beispiel Europa von Amerika getrennt, mit dem es bis dahin zusammenhing. Als die Erhebung zu groß wurde, kam es in der Gegend des heutigen Mittelmeeres zur Eruption, die Kruste sank plötzlich zusammen, doch bildeten sich diesmal nicht „ringförmige Parallelfalten, sondern riesige Querfalten". So entstanden u. A. auch die Apenninen, aber nicht da, wo sie sich heute erstrecken, sondern nahe an Spanien, so daß die Sierra Nevada die directe Fortsetzung der Gebirge Siciliens bildete. Später erst drehte sich die ganze italische Halbinsel um etwa 90° nach Osten. Nach dieser gewaltigen Kraftanstrengung trat naturgemäß eine sehr starke Reaction ein, ja die Abkühlung wurde so bedeutend, daß die große Eiszeit hereinbrach. Allmälig aber wurde es der Erde wieder wohl, es fand eine neue allgemeine Krustenerhebung verbunden mit Lößablagerung statt, der jedoch ein zweiter „Sphärenkratereinsturz" gefolgt von der Sintfluth und der kleinen Eiszeit ein jähes Ende bereitete. Mit der erneuten Krustenerhebung sind wir bei der Jetztzeit angelangt, doch ist zu unserem Glücke „der Eintritt einer abermaligen allgemeinen Katastrophe, nach dem gegenwärtigen Tempo der Erhebungen zu schließen, ganz unwahrscheinlich, oder doch in unendlich ferne Zukunft gerückt" (S. 104). Auf Menschen und Thiere übten diese gewaltigen Katastrophen selbstverständlich auch einen gewaltigen Einfluß aus. Bei dem plötzlichen Eindringen der Fluth nach jedem „Sphärenkratereinsturz" blieben überhaupt nur die leben, welche zufällig auf genügend hohen Bergen hausten, alle anderen kamen um und so wurden z. B. die Mammuthleichen in gewaltigen Mengen nach Sibirien verschwemmt. Die Menschen, welche vor der großen Eiszeit groß und kräftig waren, blieben nach derselben klein und weisen „Spuren von Knochenerweichung" auf. — Was soll der Geolog zu alledem sagen? Am Besten wohl — nichts! Niemand wird sich wundern, daß ein so speculativer Kopf wie der des Verfassers auch gleich die philosophische Seite seiner Theorien selbst beleuchtet. Er glaubt Naturalismus und Religion auszusöhnen, wenn er beiden gleiche Berechtigung zuerkennt. „Das Christenthum hat dieselbe Berechtigung in der Völkerentwickelung wie der Naturalismus, Sanftmuth dieselbe wie Energie, Entsagung dieselbe wie Genuß und Freude, der Conservatismus dieselbe wie der Liberalismus, die kosmopolitische Philanthropie ist noch berechtigter als die Vaterlandsliebe" (S. 133). Es braucht Jeder an der richtigen Stelle, in der richtigen Weise, im richtigen Grade nur dem oder jenem Princip seine Berechtigung zuzuertheilen, dann ist die allgemeine Glückseligkeit da und die Bürgschaft unbegrenzten Fortschrittes gegeben. Quod erat demonstrandum! E.

— **Die Mysterien des Christenthums vom Gesichtspunkte der Vernunft betrachtet.** Eine Studie von **M. J. Monrad**, ord. Professor der Philosophie an der Universität Christiania. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von **J. v. Harling**. Leipzig, Alfred Janssen 1896. 2 ℳ. — Christliche Religionsphilosophie vom Standpunkte des biblischen Christenthums, — das ist lange nicht dagewesen, und man hat beim Lesen dieses neuen Buches unwillkürlich den Eindruck, man habe einen Bibliotheksband aus alten Zeiten in der Hand. Und leichte Lectüre ist's auch nicht, wenn auch auf allgemeines Verständniß der Gebildeten berechnet, aber ein Werk des denkenden Menschengeistes, das von Blatt zu Blatt mehr fesselt. Nachdem der Verfasser einleitend festgestellt hat, daß die Vernunft, wenn sie sich nicht unberechtigt selbst beschränken will, sich nach der Seite des göttlichen Geheimnisses fortwährend hingedrängt sieht und hier Aufgaben vorfindet, deren sie sich förmlich gewaltsam entledigen muß, wenn sie nicht an ihre Lösung herangehen will, behandelt er der Reihe nach die Hauptmysterien der christlichen Lehre, die Dreieinigkeit, die Menschwerdung Gottes, die Erbsünde und Versöhnung, die Kirche und die Sacramente. Es kommt ihm dabei nicht sowohl auf speculative Gewinnung neuer Gedankengänge, an, als auf den Nachweis, daß alle diese Geheimnisse vernunftgemäß im höchsten Sinne sind. Man könnte also sagen, daß hier ein neuer Anlauf vom Standpunkte Kant's aus genommen sei, nur nach ganz anderer Richtung hin, als wohin die Idealphilosophie sich bewegt hat. Es ist natürlich unmöglich, hier auf diese Nachweise irgendwie näher einzugehen; wir müssen uns vielmehr mit der Versicherung begnügen, daß es eine großartige Gedankenwelt ist, die der Verfasser vor uns erstehen läßt, und daß beispielsweise für die Christologie ganz überraschende Lichtblicke sich eröffnen. Nur bei der Lehre von der Taufe hat der Verfasser den hohen Schwung einigermaßen eingebüßt und verfällt hier und da in rationalisirende Auffassung. Für unsere junge Theologie kann das Buch ein wahrer Quell der Erfrischung werden und ein sehr empfehlenswerthes Gegengewicht gegen allerlei Aeußerungen über den Zusammenhang zwischen Theologie und Philosophie, wie sie jetzt im Schwange gehen. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 104. Sonnabend, den 29. August. 1896.

Aus dem Leben Victor Hugo's.

In dem kürzlich erschienenen zweiten Bande der „mémoires de Henri Rochefort“ finden sich unter Anderem folgende interessante bisher unbekannte Züge aus dem Leben und dem Charakter Victor Hugo's: Zuerst über seinen (ihm angedichteten) Geiz. Victor Hugo führte uns öfter nach Boisfort im Weichbilde von Brüssel (wo Hugo und Rochefort in der Verbannung lebten) zu einem Gastwirth, bei welchem man sehr schmackhafte Hühnerfricassées aß. Ich selber wohnte und speiste damals in einem Hause auf dem Barrikaden-Platze, ließ auch daselbst meine Wäsche besorgen, und es war mir aus diesem Grunde sehr daran gelegen keinen Anlaß vorbeigehen zu lassen, diese Familie, zu der ich mich sozusagen selber zählen durfte, von Zeit zu Zeit mit einem Schmause zu regaliren. Aber was geschah? Jedesmal, wenn ich mich auch noch so sehr beeilte, dem Kellner das „Extra“, das wir uns draußen erlaubten, zu bezahlen, stieß ich auf ein formelles Verbot, das Victor Hugo denselben gegeben hatte, irgend etwas von mir anzunehmen. Es bestand damals ein förmlicher, mit Listen und Schlichen aller Art geführter Wettstreit zwischen mir und Hugo, wem es gelinge, die Rechnung zu bezahlen. Ich stand von der Tafel auf, unter dem Vorwand, mein Schnupftuch in meinem Ueberzieher zu holen, aber Hugo, der Alles vorgesehen hatte, lachte im Stillen zum voraus über das nothwendige Scheitern meines Versuches! Ich erinnere mich noch wohl, wie er eines Tages sein Portemonnaie herauszog und ich zu der Wirthin in Boisfort sagte: „Sie würden sicherlich dieses Geld nicht annehmen, Frau Wirthin, wenn Sie wüßten, wie es verdient worden ist, nämlich durch Beschimpfungen des Heiligsten, was es in Frankreich giebt, Beschimpfungen des Kaisers, der Kaiserin, Saint Arnaud's, Persigny's, Maupas', Morny's, der Prinzessin Mathilde, kurz aller unserer nationalen Größen ... und obendrein, in was für elenden Versen! Nehmen Sie sich wohl in Acht! Die Summe, welche Sie ausbezahlt erhalten sollen, wird Ihnen Unglück bringen!“ Darauf antwortete Hugo lachend: „Ich habe dieses Geld wahrlich nicht mit meinen Beschimpfungen unserer nationalen Größen verdient; im Gegentheil, meine »Châtiments« sind mich an Herstellungskosten für die Ausgabe in Duodez-Format auf zwei Tausend Franken zu stehen gekommen und diese Ausgabe ist in Frankreich achtzigtausend Exemplare stark verkauft worden, ohne daß ich vom Verleger auch nur einen Sou dafür bekommen konnte!“ — „Das ist doch aber kein Grund,“ sagte ich, „sondern der reine Gegengrund! Wenn Sie jedes Ihrer Werke, statt etwas einzutragen, zwei Tausend Franken kostet, so müssen Sie es doch für die zwingendste Nothwendigkeit ansehen, daß man Ihnen das Essen bezahlt.“ Aber all mein Verleumden und Drohen nützte nichts, und ich zog immer den Kürzeren, wenn ich mich in der Regulirung einer Rechnung an seine Stelle setzen wollte! Ich erzähle geflissentlich und gern diese an und für sich bedeutungslosen Thatsachen — wenn es überhaupt im Leben und im Charakter so hervorragender Geister Bedeutungsloses geben kann —, weil ich schon oft mit meinen eigenen Ohren Victor Hugo wegen seines Geizes tadeln hörte. Die Wahrheit ist, daß er Tag für Tag fünf bis sechs Gäste an seiner Tafel hatte, wobei ich mich selber, meine Tochter und meinen Sohn Octave gar nicht mitzähle! Der unbedeutendste Besucher, der von Paris kam, um mir die Hand zu drücken, wurde eingeladen, zum Essen dazubleiben, und es war für mich oft sehr peinlich, daß ich ihm eine ganze Schaar solcher unbekannter „Größen“ zuführte, gegen die er sich so gastfreundlich und zuvorkommend erwies, als wenn sie schon Jahre lang bei ihm aus- und eingegangen wären! — Gehen wir zu den literarischen Urtheilen über, die Victor Hugo fällte. Was ich hier schreibe, ist absolute Wahrheit, da meine Bewunderung für den gewaltigen Dichter, der die schönsten Verse gemacht hat, deren sich je eine Sprache rühmen kann, mich niemals blind für seine Fehler gemacht hat, Fehler, die übrigens verzeihlich sind und beinahe ausschließlich in gewissen Vorurtheilen (im Anschluß an die sogenannte „öffentliche Meinung“) und im brütenden Groll gegen vermeintliche oder wirkliche literarische Feinde bestanden; diese Fehler konnten ihn allerdings oft hart an die Grenze der Ungerechtigkeit führen. So hatte ich z. B. immer großen Respect vor dem edlen und ritterlichen „Charakter“ Armand Carrel's gezeigt, weil er mir die Mitarbeiterschaft am „Charivari“ und Alles was damit in Verbindung steht verschafft hatte. Als ich nun einmal den Namen des großen Polemikers in Gegenwart Victor Hugo's aussprach, so fehlte wenig, daß dieser mich als Polizeispitzel und bezahlten Aufhetzer tractirt hätte. „Ein Mensch, der die Artikel geschrieben hat, welche Herr Carrel gegen mich ausgeiferte, hat kein Recht, sich für einen Republicaner auszugeben,“ sagte er zu mir. Was er mir aber nicht sagte, war doch gar sehr der Erwähnung werth, nämlich, daß zur Zeit, als Carrel die genannten Artikel schrieb, Victor Hugo noch Royalist und Anhänger der älteren Linie war, gegen welche der Leiter des „National“ angekämpft hatte und unter welcher er zum Tode verurtheilt worden war, daß also Carrel ein begeisterter Republicaner war und den Dichter Hugo nur darum mit solcher Heftigkeit angriff, weil dieser es noch nicht war. Auch dem Kritiker Gustave Planche grollte er und hier war sein Haß gerechtfertigt, weil Planche ihn hämisch und aus böser Absicht heruntermachte. „Planche? trocken und flach; kein Mensch in ganz Frankreich führt seinen Namen mit größerem Recht.“ Wie oft sah ich als junger Mann diesen Kritiker, dessen Feder so viele literarischen Größen beunruhigte, in einem Café nahe beim Rathhaus hinter einem Tische sitzen, total, beinah bis zur Bewußtlosigkeit betrunken, kaum daß er noch von den Aufwärtern in seiner Nähe weitere Schnäpse zu erlangen im Stande war. Wenn ihn V. Hugo in solchem Zustande hätte beobachten können, so wäre es ihm gewiß an dieser „Rache“ genug gewesen. — Wenn keine persönliche Abneigung ihn befangen machte und seinen Blick trübte, waren seine Urtheile über Literatur von einer Unparteilichkeit und Klarheit sondergleichen. Allen voran in seiner Bewunderung stand La Fontaine, dessen Schreibweise ihm so unvergleichlich vorkam, daß es scheinen konnte, er sei förmlich neidisch auf ihn! Uebrigens bewunderte er ihn nicht ins Blaue hinein und nach dem bloßen Gefühl, sondern er wußte dieses Gefühl auch durch eine verstandesmäßige Analyse zu rechtfertigen. Auch Auguste Barbier's „Jamben“ gehörten zu den Stücken, denen er unbedingte Bewunderung zollte. — „In diesem Band,“ sagte er, „finden sich geradezu wunderbare Verse, wie er sie zum zweiten Male nie mehr hätte machen können, wie sie aber auch kein Anderer jemals wieder machen wird.“ — Er selber nahm sich von diesem „kein Anderer“ nicht aus. Er sagte ferner: „Einige von diesen Versen machen einem den Eindruck, als seien sie direct auf der Barrikade geschrieben.“ — Aber es gab nun auch Fälle, wo sein verdammendes Urtheil nicht mit sich reden und markten ließ. Ich versuchte ihn zu der Lectüre von Stendhal's „Rouge et noir“ zu bereden, welchen Roman er nicht zu kennen behauptete; das mußte mich allerdings nicht wenig wundern, da ich wußte, wie angelegen er sich's sein ließ, sich über die literarische Bewegung seiner Zeit, gleichviel ob er sie billigte oder mißbilligte, auf dem Laufenden zu erhalten. Eines Morgens kam sein Sohn Charles auf mein Zimmer und sagte mir ganz verstimmt: „Sie haben gestern meinem Vater eine

schmerzliche Enttäuschung bereitet. Er ist Ihnen sehr zugethan und war ergriffen von der Begeisterung, mit welcher Sie vor ihm von diesem, wie sich jetzt gezeigt hat, ungeschliffenen Ding, das den Titel »Rouge et noir« führt, gesprochen haben. Er hatte von Ihrem Urtheil eine bessere Meinung und schämt sich jetzt für sich selber, gestehen zu müssen, daß er sich in Ihnen so kraß getäuscht hat." Ich wußte, was diese Mittheilung zu bedeuten hatte; sie war eine Aufforderung, mich auf den Sturm vorzubereiten, den er beim Frühstück auf mich zu machen gedachte. Und, in der That, V. Hugo begann den Angriff, als wenn er zu einer Consultation über den Zustand meines Gehirns berufen worden wäre. „Ich habe versucht, das Zeug da zu lesen," sagte er, „wie konnten Sie es nur zu Stande bringen, über die vierte Seite hinaus zu lesen? Verstehen Sie denn das Patois?" — „Ich weiß wohl, Stil und Ausdruck ist nicht schriftgemäß, aber dafür so, wie der Held spricht und sich benimmt, und in diesem Charakter sind alle Leidenschaften, Verwegenheiten, Gelüste und Inconsequenzen temperamentvoller Naturen gezeichnet; so wie er, sind im gegebenen Momente alle jungen Menschen gewesen. Wie wollten Sie anders den Erfolg dieses Buches erklären, welches bereits zwei Generationen entzückt hat?" — „Ich für meinen Theil," erwiderte Hugo, „gerathe nicht in Entzücken über Fehler in der Muttersprache. Jedesmal, wenn ich den Versuch mache, eine Phrase Ihres Lieblingsbuches zu entziffern, ist es mir zu Muthe, als ob man mir einen Zahn ausrisse. Glauben Sie mir, einzig und allein die Werke, welche richtig geschrieben sind, haben die Gewähr, wenigstens die Wahrscheinlichkeit in sich, der Zeit zu trotzen und eine ferne Zukunft zu erleben. Oder meinen Sie, daß Voltaire's »Candide«, wenn er im Stile von »Rouge et noir« geschrieben wäre, noch von uns gelesen würde? Montesquieu bleibt leben, weil er zu schreiben wußte. Hr. Stendhal kann nicht leben bleiben, weil er nie in seinem Leben eine Ahnung davon hatte, was Schreiben heißt." — Hieran schloß sich noch folgendes strenge Urtheil über Balzac, das ich der Prüfung des Publicums unterbreite: „Niemand kann für das Genie eines Balzac, der von prophetischem Geist angehaucht war, eine größere Bewunderung hegen als ich. Er ist ein Denker ersten Ranges, aber nur ein Denker, dessen Stärke das Gehirn, nicht die Feder ist. Der Stil ist die Kunst, alle Gefühle durch Worte auszudrücken. Lesen Sie Balzac: Sie werden es bald inne werden, daß er seine Muttersprache nicht kennt und daß er beinahe nie das vortrefflich Gedachte sagt, das er sagen möchte. Darum wird die Stunde des Vergessenseins früher für ihn schlagen als man denkt."

Victor Hugo war, wenn auch nicht aus Contrasten zusammengesetzt, so doch keineswegs von solchen frei und diese waren überraschend genug. Dieser Dichter, der einen solchen Respect vor seiner Feder hatte, dieser gewissenhafte und genaue Schriftsteller — so genau, daß er manchmal ein wahres Füllhorn von Gelehrsamkeit in einem einzigen Capitel ausschüttete — kümmerte sich, wenn einmal das Werk geschrieben vor ihm lag und die Ciselirarbeit an den Versen fertig war, so wenig mehr um sie, als sollten sie für ewige Zeit in seinem Schiebfach verbleiben und vermodern. Ich habe ihn in meinem Leben nie auch nur einen einzigen seiner Alexandriner citiren hören, und ich möchte nicht einmal sicher behaupten, daß er sie jemals wieder gelesen habe! Er überließ die Sorge, die Druckbogen seiner massenhaften Bände zu corrigiren, seinem Secretär Paul Meurice, und machte sich unverzüglich an eine andere Arbeit, ja, er entzog seiner Tagesarbeit auch nicht einen Augenblick an Zeit, um sich seines Ruhmes zu freuen. Er zeigte sich sogar völlig gleichgiltig gegen die Plagiate, unerlaubten Nachdruck und Anderes, womit Zufall oder Absicht seine Werke schädigte. Eines Tages hörten wir vor unserem eigenen Hause einen Laufburschen ausrufen: „Kauft »Christus im Vatican«, von V. Hugo!" „Was ist denn das?" fragte ich den Dichter. „Haben Sie einen »Christus im Vatican« geschrieben?" „Ist mir nie eingefallen," gab er mir lachend zur Antwort. Ich rief den Burschen zu mir und kaufte mir ein Exemplar der Broschüre. Es war der reine Schund. — „Werden Sie keine Schritte thun, um zu verhindern, daß diese Schundwaare unter Ihrer Flagge segle?" fragte ich. — „Wozu auch! Was habe ich bei der Geschichte zu verlieren?" antwortete er. „Wer meine Verse liest, weiß wohl, daß dieses Zeug da nicht von mir stammt. Wer mich nicht liest — warum soll ich dem seine Illusion nehmen? Ich habe Besseres zu thun." — Noch ein anderes Beispiel seiner stoischen Gleichgiltigkeit sei hier angeführt: Ich hatte bemerkt, daß sich in alle Ausgaben seiner Werke ein Fehler eingeschlichen hatte, und das ärgerte mich. Er steckte — und steckt leider heute noch! — in dem berühmten „Fantômes" betitelten Gedicht der „Orientales", wo es in einer Strophe heißt, es seien zu sehen gewesen „Kränze und Bänder, womit man ganze Körbe hätte füllen können und de fleurs à p a y e r un palais." Wie Letzteres geschehen soll und kann, hat noch Niemand gesagt, es muß paver (pflastern) heißen. Als ich dem Dichter diesen entstellenden Fehler zeigte, sagte er mir: „Sie haben vollkommen Recht; ich muß Meurice bitten, ihn für die folgenden Ausgaben zu corrigiren." Seither sind achtundzwanzig Jahre in's Land gegangen — aber in allen folgenden Ausgaben bis auf den heutigen Tag ist der Fehler sitzen geblieben und niemals hat sich Hugo die Mühe genommen, Paul Meurice darauf aufmerksam zu machen, obschon die Verbesserung mit einem einzigen Buchstaben perfect wird! Wenn er Abendgesellschaften gab, so ließ er im Gespräch mit mir und einigen Freunden seine glorreiche Vergangenheit an unseren Blicken vorüberziehen, während Andere in dem Salon, der gegen das Speisezimmer geöffnet war, Karten spielten. Er erzählte uns unter Anderem, daß es bei den Vorstellungen seines Dramas „Hernani" so stürmisch herging, daß von der ersten bis zu der letzten alle Verse ausgezischt worden waren, das eine Mal die, das andere Mal andere, mehr als einmal fingen seine Feinde schon an zu pfeifen, bevor der erste Vers zu Ende gesprochen war, und hörten nicht auf, bis der Vorhang herunter gelassen wurde. Dafür war es einer der schönsten Tage seines Lebens, als das Stück wieder auf das Repertoire gesetzt wurde. Diese Genugthuung — es war ein Triumph, der ihm von einem großentheils in Erwartung einer neuen Niederlage des prächtigen Werkes erschienenen Publicum über ein unverständiges Publicum bereitet worden war — bedeutete für ihn eine Apotheose. Er fragte mich aus über den geistigen Habitus der Zuschauer, über die republicanischen Kundgebungen, zu welchen die Vorstellung den Vorwand geliefert hatte, über das Spiel der Schauspieler, und ahmte dabei in Stimme und Geberde gewisse Scenen nach, welche Fräulein Mars, die er weder als Weib noch als Schauspielerin schätzte, völlig abweichend von seinen Vorschriften gespielt hatte. — Ueber ein ungedrucktes Lustspiel von Hugo ist Folgendes zu erwähnen: Eines Abends, als wir „en famille", ohne Gäste und anderen Besuch bei Tische waren, nahm er mich auf die Seite und sagte: „Ich möchte Ihnen gern einen Act vorlesen, den ich für das »Gymnase« geschrieben habe. Es ist eine Komödie. Sie sollen sie anhören und mir dann gewissenhaft Ihre Meinung über Wahrscheinlichkeit eines Erfolges oder Mißerfolges meines Stückes sagen." Diese für mich so schmeichelhafte Einladung zum Schiedsrichteramte brachte mich gleichwohl in nicht geringe Verlegenheit. Ich mußte unter allen Umständen aufrichtig sein, da es gegen mein Rechts- und Pflichtgefühl verstieß, ihn zu einem Versuch zu ermuntern, der ein Fiasco bedeuten konnte. Ich fühlte mich also nicht „gemüthlich", als ich mich niedersetzte und Hugo sein Manuscript, das den Titel „Zut" führte, vor mir entrollte. Zut war der Typus des „Gassenjungen mit dem guten Herzen", der den Dichter immer beschäftigt hat und den er uns unter dem Namen Jehan Frollo und Garroche auch geschildert hat. Ich hörte zu und war, offen gestanden, nicht gerade entzückt. Dieser Zut in seinen zerlumpten Kleidern, der sich über alle Welt lustig machte, gegen Jedermann ungeberdig zeigte und dann wieder Jedermanns rettender Engel war, kurz, der tugendhafte Taugenichts schien mir, zusammt der Intrigue, veraltet, abgestanden und durchaus nicht mehr zeitgemäß. Die Komik war gezwungen und ich konnte es trotz allem guten Willen und aller Anstrengung nicht zu einem fröhlichen und natürlichen Lachen bringen. Victor Hugo war über den kühlen Eindruck, den sein Einacter auf mich machte, keinen Augenblick im Zweifel. Doch sagte er zu mir, indem er sein Manuscript wieder zusammenrollte: „Nehmen Sie an, Sie seien der Theaterdirector und ich sei ein junger Schriftsteller, dem Sie erlaubt hätten, sein Stück vorzulesen, wie würde Ihr Urtheilsspruch lauten?" „Ich würde Ihnen bemerken, daß im Repertoire schon ein Stück von Bayard und Van der Burk vorhanden ist, das so ziemlich nach dem gleichen Muster zugeschnitten ist und den Titel führt: »Der Pariser Straßenjunge«, daß dieses Stück von Bouffé und der Déjazet schon hundert Mal gespielt worden und daß es immer gefährlich ist, ein so verbrauchtes Thema wieder auffrischen zu wollen. Scribe, der Schlaukopf, hat zwar mehrmals aus durchgefallenen, niemals aber aus solchen Stücken, die Erfolg hatten, neue gemacht." „Ich muß Ihnen Recht geben, vollkommen Recht," unterbrach mich Hugo, „ich hatte nicht an den »Pariser Straßen-

jungen« gedacht.“ Darauf wurde von anderen Dingen gesprochen und bald ging er zu Bette, denn es schlug zehn Uhr. Von Zut war später nie wieder die Rede. Hat er ihn vernichtet? Hat man ihn, nach des Dichters Tode, in einem seiner Schubfächer gefunden? Ich weiß es nicht, aber ich glaube, ich bin der Einzige, der dieses Stück, das ungedruckt geblieben ist, von seinem berühmten Verfasser hat vorlesen hören. Die ärgste Qual, die Hugo täglich mußte über sich ergehen lassen, schufen ihm — die Bettler und Bittsteller. Auch ich kannte sie und kenne sie heute noch! Es giebt kaum eine ärgere und zwar darum: Wenn die Unterzeichner der fünfzig oder sechzig Bittgesuche um Unterstützung, die mit jeder Post eintreffen, unsere Theilnahme erregen oder zu verdienen scheinen, so blutet uns das Herz bei dem Gedanken, daß wir unmöglich Allen aus der Noth helfen können. Wenn wir aber darin deutliche Zeichen jener professionellen Bettelhaftigkeit gewahr werden, die eine wahre Landplage für Leute mit bekannten Namen ist, so hat man mit der Entzifferung dieses von einer zünftigen und vor unserer Thüre sich ablösenden Bettlerbande herrührenden Briefes schon eine schöne Zeit verloren. Diese Fluth von Bitt- und Bettelbriefen hat obendrein noch den fatalen Umstand zur Folge, daß sie das Mitleid Derjenigen abstumpft, welche beständig von ihr heimgesucht werden. Die ersten dieser Bittsteller stimmen uns weich, für die zweiten interessiren wir uns noch; der sechszigste läßt uns völlig kalt! Es braucht schon einen Kennerblick und eine ganz specielle Unterscheidungsgabe, um aus der Form und sogar aus der Handschrift dieser Briefe (welche oft Circulare sind!) zu errathen, ob der Bittsteller unsere Sympathie verdient. Eines Nachmittags schüttete V. Hugo vor mir ein ganzes Schock von solchen Bittschriften aus und wir berechneten, daß, wenn er jährlich nur den vierten Theil des von ihm Verlangten geben wollte, er mit weniger als zwei Millionen nicht ausreichen würde. Das ist übrigens, zur Zeit wo ich diese Zeilen niederschreibe, ungefähr auch meine Ziffer. Er suchte auch das reizende Billet einer Dame hervor, welches mit folgender Phrase classischer Schönheit anhob: „Verehrter und hochberühmter Meister. Man versichert mich, daß die Veröffentlichung Ihres prächtigen Romans »Les misérables« Ihnen anderthalb Millionen eingetragen hat. Ich will nicht unbescheiden sein und sie nur um den 10. Theil dieser Summe ersuchen.“ Und dieses Billet war mit einer genauen Namensadresse versehen und enthielt überdies noch einige zur Beherzigung empfohlene Angaben über die raschesten und sichersten Mittel, diese „bescheidenen“ hundertundfünfzigtausend Franken nach Angoulême, wo die nicht „unbescheidene“ Dame wohnte, gelangen zu lassen! Mir ging man nicht so scharf auf den Leib. Vor einigen Jahren schrieb mir von Nancy aus ein junges Mädchen einen Brief, worin sie, an meine Großmuth appellirend, mich um nicht mehr und nicht weniger als fünfzigtausend Franken bat; aber da sie einer angesehenen Familie angehöre, welche sich aufs Tiefste gedemüthigt fühlen würde, wenn sie Kunde von ihrem Schritt erhielte, so müsse sie ihren Namen verschweigen und mich bitten, meine Beisteuer an Hrn. Bankier X... in Nancy mit den Initialen H. P. schicken zu wollen. Man wird begreifen, daß die Tausende und Zehntausende von Bettlern, deren gaunerischen Gelüsten V. Hugo weder Vorschub leisten konnte, noch auch wollte, es versuchten, um die Person des Dichters herum ein Legendengewebe zu bilden, in welchem er als Knicker und Knauser erschien. Charles Hugo, sein Sohn, hat mir wiederholentlich gesagt: „Mein Vater ist nichts weniger als geizig. Ich habe es oft gesehen, wie er Bittstellern Guthabenscheine unterzeichnete, welche bei dem »Vereine der Schriftsteller« von einer Vorstellung von »Hernani« zu erheben waren, was eine beträchtliche Summe ausmachte. Nur ist zu bemerken, daß er das ihm geschuldete Geld sogleich nach Empfang in sein Cassabuch einträgt und in Valoren anlegt, und daß er es dann nur ungern wieder zurückzieht. Aber so lange die Gelder nicht in seinem Kasten sind, giebt er mit der größten Bereitwilligkeit Anweisungen darauf.“ — — Ich habe sogar die Beobachtung gemacht, daß wenige Menschen so leicht zu beschwindeln waren, und ich sehe mich, um dies zu beweisen, zu einem Geständniß genöthigt, das mir zur Schande gereicht. Wie gravirend diese Schuld ist, möge das Publicum beurtheilen: Ich habe Victor Hugo im Spiele betrogen! — Charles Hugo, der einen starken Hang zur Verschwendung hatte und infolge davon in beständiger Geldnoth war, sagte zu mir eines Abends: „Lieber Freund, Sie könnten mir einen großen Dienst erweisen. Ich weiß nicht, wie ich in diesem Monat mit meinem Geld auskommen soll. Ich habe bei meinem Vater schon mehrere Vorschüsse auf Rechnung des folgenden Monats erhoben und getraue mich nicht, ihn noch einmal anzupumpen. Da habe ich denn gedacht, man könnte auf diesen Abend eine Partie Baccara arrangiren, an der mein Vater Theil nehmen müßte.“ „Aber, unterbrach ich ihn, Sie wissen ja, daß er sein Lebtag noch nie eine Karte angerührt hat!“ „Wohl. Es würde sich also darum handeln, ihn, ohne daß man es zu merken gäbe, wie zufällig zur Theilnahme am Spiel zu bewegen. Sie allein können, vermöge Ihres Einflusses auf ihn, das zu Stande bringen. Ich brauche achthundert Franken. Statt nun genöthigt zu sein, diese Summe mir durch eine unliebsame Scene zu erbetteln, möchte ich es so einrichten, daß er sie im Spiel verlöre, in Anbetracht, daß er den Gang des Spieles gar nicht kennt und daß es mir nicht schwer fallen wird, ihn die Neuner für Zehner und umgekehrt nehmen zu lassen. Auf diese Art würden mir unangenehme Erörterungen erspart werden.“ Obschon das Gesetz nicht annimmt, daß ein Sohn seinen Vater bestehlen könne, konnten der gestrenge François und ich uns nicht entschließen, auf den Vorschlag Charles' einzutreten. Aber es blieb uns schließlich nichts Anderes übrig, als uns zu fügen. Charles arrangirte also für den Abend mit mehreren Freunden, vor Allem mit der Schwiegertochter des ehemaligen Directors der belgischen Eisenbahnen, eine Familien-Partie, wobei alle Mitglieder sich zu Tische setzten und Victor Hugo einsam in einer Ecke des Salons Platz nahm. Beim dritten Spiele räumte Charles seinem Vater einen Platz neben sich ein, aber Alles, was er uns zugestand, war, daß er stehend spielen wollte. Das war uns ärgerlich: Als Charles baccara hatte, warf er seine Karten ungestüm in den Korb und rief: „Neune!“ Und Victor Hugo zahlte. Er bestand darauf, weiter zu spielen, und ich weiß nicht, wo er würde inne gehalten haben, wenn nicht der Sohn, nachdem er die ihm unentbehrlichen achthundert Franken einmal gewonnen hatte, auf einmal wieder der ehrliche Mensch geworden wäre, der er von jeher immer gewesen war. Die Gelassenheit, womit Victor Hugo seine Banknoten hinlegte, war wirklich rührend. Schlag zehn Uhr zog er sich, beträchtlich „erleichtert“, zurück und ging hinauf in sein Schlafzimmer. Er sprach nie von diesem „Exceß“, wiederholte ihn aber auch nie. Ich nehme an, daß bei näherer Ueberlegung der Verdacht in ihm aufstieg, sein Sohn könne ihm den Streich gespielt haben, aber im Gefühl seiner Pflicht und Verantwortlichkeit, das ihn niemals verließ, nahm er, ohne zu klagen, das Geschehene dafür an, daß er sich „einen Augenblick vergessen“ hatte.

M.

Bücherbesprechungen.

— **Die Entstehung der Landrenten im Königreich Sachsen und der Stand ihrer Amortisation in den einzelnen Orten des Steuerbezirks Großenhain.** Vortrag des Steuer-Inspectors Größel in Großenhain, gehalten in einer landwirthschaftlichen Vereinigung zu Riesa. (Riesa, Langer & Winterlich.) — Der Haupttheil des im Drucke erschienenen Vortrags, die Zusammenstellung der in den einzelnen Gemeinden des Steuerbezirks zu Großenhain zu zahlenden Landrenten unter Angabe des Beginnes und des Ablaufes der Zahlungspflicht, bietet nur für die zunächst Betheiligten Interesse. Dagegen ist das Schlußwort des Verfassers, der selbst auch Landwirth ist, bemerkenswerth, in dem er auszuführen sucht, daß man in den leitenden Kreisen gewiß gern der Landwirthschaft, der festesten Stütze der Throne, mehr unter die Arme zu greifen bereit sein würde, „wenn es ohne Aufgabe hoher politischer Ziele möglich wäre“ und sich unter Anführung der regierungsseitig der Landwirthschaft neuerdings geleisteten Dienste und gewährten Vortheile gegen die übertriebenen, das Vertrauen zur Regierung erschütternden Wühlereien wendet, die gerade in landwirthschaftlichen Kreisen betrieben werden und aus denen der Landwirthschaft nach Ansicht des Verfassers kein Heil erwachsen werde. Hoffentlich hat auch dieser Theil des Vortrages die volle Zustimmung der Versammlung gefunden!

△

— **Die Pflanze.** Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von Dr. **Ferdinand Cohn**, Professor an der Universität zu Breslau. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). Lieferungen 5 und 6. — Wie fesselnd und hochinteressant versteht auch in den Abschnitten dieser beiden Lieferungen: „Pflanzenkalender“ (Schlußtheil), „Vom Pol zum

Aequator" und „Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee" der hochgeschätzte Hr. Verfasser zu schildern, mit welcher Anschaulichkeit vermag er selbst dem unkundigsten Leser farbenreiche Bilder von den gewaltigsten, schönsten, nutzbringendsten und eigenartigsten Pflanzengebilden leicht verständlich vor Augen zu führen. Von Seite zu Seite studirt man des Autors Beschreibungen mit wachsender Spannung, mit immer regerem Eifer, und erkennt am Schlusse der Lectüre jeder der Lieferungen dieses auserlesenen Prachtwerkes ungetheilt und dankbar an, daß Hrn. Prof. Dr. Cohn das große Kunststück meisterlich gelingt, eine vom Laienpublicum wenig goutirte, so selten verstandene Materie, die Pflanzenkunde, zum Gegenstande von mit Liebe und Sorgfalt getriebenen Studien umzugestalten. Ganz besonders die beiden neu vorliegenden Lieferungen erbringen den unwiderleglichsten Beweis von der Thatsache, daß namentlich auch natur- und pflanzenfreundliche Damen gar kein für sie passenderes naturwissenschaftliches Werk zu Studienzwecken auswählen können als das hier empfohlene. Dr. E. S. Zürn.

— **Historische Zeitschrift.** (Begründet von Heinrich v. Sybel.) Unter Mitwirkung von Paul Bailleu, L. Erhardt, Otto Hintze, Otto Krauske, Max Lenz, Moritz Ritter, Konrad Varrentrapp, Karl Zeumer herausgegeben von **Friedrich Meinecke.** N. F. 41. Bd. (der ganzen Reihe 77. Band). 2. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1896. S. 193 bis 384. 8°. — Die altbewährte Zeitschrift hat im Laufe eines Jahres ihren Begründer und seinen Nachfolger in der Oberleitung, H. v. Treitschke, verloren und nicht ohne Besorgnisse sahen ihre Freunde ihrer Zukunft entgegen. Wir erfahren jetzt, daß eine Reihe tüchtiger Historiker „ihre Mitwirkung bei der ferneren Herausgabe zugesagt haben", und begrüßen dies mit Freude, zumal bei der Auswahl dieser Mitarbeiter keine Einseitigkeit zu bemerken ist, sondern Vertreter verschiedener Richtungen der Forschung sich unter ihnen befinden. Allerdings setzen wir dabei voraus, daß die eigentliche Redaction eine durchaus einheitliche bleibt; liegt sie doch in Händen, die sich seit einer Reihe von Jahren vorzüglich bewährt haben. Auch mit dem Plane, als Beihefte zur Zeitschrift größere Essays erscheinen zu lassen, deren Umfang den den Aufsätzen zu gewährenden Raum überschreitet, wird man sich nur einverstanden erklären können; Jeder, der selbst mit redactionellen Arbeiten ähnlicher Art zu thun hat, weiß, wie oft das Bedürfniß einer derartigen Einrichtung sich geltend macht. Als erstes Heft dieser „historischen Bibliothek" soll noch im Herbste eine Darstellung der geistigen Jugendentwickelung Heinrich v. Treitschke's erscheinen. Die Redaction betont in einem dem Hefte vorausgeschickten Vorwort, daß es nach wie vor der Wunsch der „Histor. Zeitschrift" sei, nicht ausschließlich Fachorgan zu sein, sondern zugleich der allgemeinen geistigen Bildung zu dienen. Möchte ihr dieß auch ferner so gut gelingen, wie es ihr bisher gelungen ist. — Ueber die Aufsätze, die das vorliegende Heft bringt, dürfen wir uns wohl kurz fassen. **Walter Goetz**, „Der Compromißkatholicismus und Kaiser Maximilian II.", wendet sich hauptsächlich gegen die unter ähnlichem Titel im vorigen Jahre erschienene Arbeit von O. H. Hopfen, weist den Ausdruck „Compromißkatholicismus" für die um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Bayern und Oesterreich bemerkbare kirchliche Strömung als unzutreffend zurück und sucht die vielbestrittene kirchenpolitische Stellung Maximilian's II. psychologisch zu erklären, ohne übrigens mit seiner kurzen Skizze das Thema zu erschöpfen. Als Muster einer vergleichenden psychologisch-historischen Studie darf man die Arbeit von **Friedrich Meinecke**: „Boyen und Roon, zwei preußische Kriegsminister" bezeichnen; der Verfasser, der vor Kurzem den ersten Band einer Biographie Boyen's hat erscheinen lassen, sucht aus Charakter und Bildungsgang der beiden Männer heraus ihre verschiedene Auffassung der Heeresreform in Preußen, namentlich des Verhältnisses zwischen Landwehr und Linie, zu erklären und so zum Verständniß der Conflictszeit beizutragen. **Albert Pick** setzt die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen dem Feldmarschall Grafen Neithardt von Gneisenau und seinem Schwiegersohn Wilhelm v. Scharnhorst fort. Die 13 mitgetheilten Briefe aus dem Februar, März und April 1831 betreffen fast ausschließlich den polnischen Aufstand. Unter den Miscellen finden wir eine Ausführung von **K. Lamprecht** „Zum Unterschiede der älteren und jüngeren Richtungen der Geschichtswissenschaft" und eine Erwiderung des Herausgebers; ein näheres Eingehen auf die jetzt so lebhaft erörterte Controverse würde uns jedoch weit über den uns zugemessenen Raum hinausführen. Sehr reichhaltig sind wiederum die Literaturberichte und die Notizen und Nachrichten. —m—

— **Meyer's Volksbücher** Nr. 1138—1160. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.) — In der bekannten Sammlung von „Meyer's Volksbüchern" sind soeben eine Reihe neuer Hefte erschienen, die sich ganz besonders auch zum Mitnehmen auf die Reise eignen. Seit lange kennt und schätzt man ja die Vorzüge dieser Ausgaben: handliches Format, sauberer und klarer, allerdings etwas enger Druck, knappe, aber inhaltsreiche literarische Vorbemerkungen, sorgfältiger Text, billiger Preis (jede Nummer kostet 10 ₰). Die zuletzt erschienenen Werke sind die folgenden: Nr. 1138—1142. **Die Elixire des Teufels.** Von **E. Th. A. Hoffmann.** Preis 50 ₰. Von der merkwürdigen und überaus vielseitigen Begabung des schwärmerischen Romantikers, seiner ungewöhnlichen Herrschaft über die Sprache, seiner unbändig tollen Phantasie, seiner Liebhaberei für grelle Contraste, seiner krankhaften Aufgeregtheit giebt dieses Werk das zutreffendste Bild. Auch wer sonst nicht eben ein Freund des dämonisch Grausenhaften ist und es mehr mit dem beschaulich Friedlichen hält, wird sich dem Reiz dieses spannenden Romans schwerlich entziehen können. — Nr. 1143—1155. **Der Jahrmarkt des Lebens.** (Vanity fair.) Ein Roman ohne Helden von **W. M. Thackeray.** Aus dem Englischen übersetzt von O. Hallbauer. Preis 1 ℳ 30 ₰. Den Ruhm des liebenswürdigen Humoristen und kecken Satirikers Thackeray künden nicht blos alle Völker englischer Zunge, sondern zahlreiche Uebersetzungen in alle bedeutenderen Sprachen haben seine Arbeiten bereits zum Gemeingut aller Culturvölker gemacht. Die neue vortreffliche Uebersetzung seines Hauptwerkes wird den Kreis seiner Bewunderer auch auf die breite Masse derer ausdehnen, die in der Beschaffung ihrer geistigen Nahrung an Rücksichten auf den Preis gebunden sind. — Nr. 1156. **Gulliver's Reise nach Lilliput.** Von **Jonathan Swift.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. W. Wolf. Preis 10 ₰. Gulliver's „travels" sind ursprünglich bekanntlich eine scharfe politische Satire. Aber der wunderbare Zauber seiner Darstellungskunst hat ihnen schon lange einen Platz erobert im Herzen der Kinderwelt, ein Erfolg, den der schrankenlose Ehrgeiz des Verfassers sich wahrscheinlich auch nicht von ferne geträumt hatte. So ist denn diese Schilderung von Däumlingsland eines der eigenartigsten Bücher der Weltliteratur, und eine neue billige Ausgabe darf auf allgemeine Theilnahme rechnen. — Nr. 1157—1158. **Der Weihnachtsabend.** Eine Gespenstergeschichte von **Charles Dickens.** Aus dem Englischen übersetzt von E. Spitta. Preis 20 ₰. Der Untertitel „Gespenstergeschichte" braucht Niemand bange zu machen, das versteht sich bei dem harmlos herzigen Boz eigentlich von selber. Es ist eine der niedlichsten Christmas tales, die uns hier in einer Uebersetzung dargeboten wird, voll jenes echten Weihnachtsduftes, der auch im Hochsommer uns innig beglückt, wenn eine seiner weichen Wellen uns durch Herz und Gemüth weht. — Nr. 1159. **Skizzen von Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen übersetzt von Carl Bömly. Preis 10 ₰. Der feinste Kopf und der geschmackvollste Stilist unter den modernen französischen Realisten ist Daudet, das bedarf keines Beweises mehr. Die vorliegenden Skizzen zeigen uns seine Kleinkunst in hellstem Lichte; sie enthalten wahrhaft entzückende Stimmungsbilder. — Nr. 1160. **Teresina's Zopf. Giovannino's Bein.** Erzählungen von **Enrico Castelnuovo.** Aus dem Italienischen übersetzt von Johannes Scherpe. Preis 10 ₰. Castelnuovo ist als Erzähler bei seinen Landsleuten sehr beliebt. Er steht an Gunst wohl fast dem sinnigen Sittenschilderer Salvatore Farina gleich. Die glückliche und echt dichterische Mischung von Ernst und Heiterkeit, von der diese kleinen Novellen eine Probe geben, mag ihm auch die Herzen deutscher Leser gewinnen. — Das Beste aus den Bücherschätzen aller gebildeten Völker durch billigen Preis allgemein zugänglich zu machen, das ist das leitende Gesetz für Meyer's „Groschenbibliothek", wie sie ehedem hieß. Mit welchem Ernst und welchem Geschick die Verlagshandlung dieses Ziel verfolgt, dafür ist die vorliegende Reihe der jüngsten Veröffentlichungen wiederum ein glänzendes Zeugniß. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 105. Dienstag, den 1. September. 1896.

Das deutsche Kriegslied seit dem siebenjährigen Kriege.

Von Dr. P. Gläßer in Leipzig.

Welche allgemeine Bewunderung Friedrich der Große erregte, als er sich mit seinem kleinen Heere gegen eine Welt in Waffen siegreich behauptete, ist bekannt. Natürlich, daß diese Bewunderung auch in der gleichzeitigen Dichtung einen Widerhall weckte. In der That giebt es kaum einen namhaften Dichter der fridericianischen Zeit, der nicht der Heldengröße Friedrich's des Großen seinen Tribut gezollt hätte. Aber obwohl darunter Namen von gutem Klange sind, wie Gleim, Kleist, Ramler, Uz, haben ihre Lieder doch nur einen geringen poetischen Werth. Mag ihnen immerhin als Verdienst anzurechnen sein, daß sie überhaupt von der öden Nachahmung anakreontischer Wein- und Liebeslieder zu vaterländischen Stoffen übergingen, so halten sie doch fast überall an der unserem Sprachgeist widerstrebenden antiken Strophenform fest und sind derart in den mythologischen Vorstellungen und Phrasen der lateinischen Odendichtung befangen, daß sie wohl die gelehrte Welt begeistern konnten, dem Empfinden und Denken des *Volkes* aber sicherlich fernstanden. Das hat Gleim auch gefühlt; sonst hätte er seine Kriegslieder schwerlich einem Grenadier in den Mund gelegt. Nur schade, daß es ihm so wenig gelungen ist, diese poetische Fiction durchzuführen! Auch wo er uns in das Kampfgewühl stürmender Bataillone, in Pulverdampf und Kanonendonner versetzen möchte, giebt er anstatt unmittelbarer Anschauung, anstatt lebendiger Phantasie und Leidenschaft langathmige Beschreibung, gelehrte Reflexion und Declamation. Ist denn das nun aber Alles, was der 7jährige Krieg an Liedern hervorgebracht hat? Was haben denn die kampfesfrohen Regimenter des alten Fritz auf dem Marsche, am Lagerfeuer, in der Wachtstube gesungen? In den Reihen der Soldaten selbst sind Lieder entstanden, die auch für uns noch Reiz haben. Zwar ein großer nationaler Gedanke fehlt ihnen so gut wie der gleichzeitigen Kunstlyrik; alles Fühlen und Denken wendet sich vielmehr ausschließlich dem Könige zu. Aber die bewundernde Liebe zu einem Fürsten, das unerschütterliche Vertrauen zu einem Heerführer sind niemals rührender ausgesprochen worden, als in diesen schlichten Soldatenliedern. Gleich zu Anfang des Krieges erklingt das Lied:

> Maria Theresia, zeuch nicht in den Krieg!
> Du wirst nicht erfechten den herrlichen Sieg.
> Was helfen dir alle die Reiter und Husaren und alle Kroaten dazu?
>
> Meinst du etwa, daß der preußische Staat
> Gar nicht zum Kriege gerüstet sich hat?
> Komm nur ins Zeughaus, viel Hundert Stück Kanonen und Mörser, die stehen schon da.
>
> Und der Soldat ist zu jeglicher Zeit
> Für seinen König zu sterben bereit.
> Kannst du es glauben, allein schon die Berliner Besatzung, die schläget ein Heer.
>
> Wenn unser Friedrich im Feld für uns ficht,
> Scheuen die Teufel der Hölle wir nicht.
> Muthig zum Kampfe! So rufen die Trompeten und Pauken: Wer Lust hat, der komm!

Man sieht schon aus dieser Probe: Es durchweht diese Lieder ein froher, echt ritterlicher Geist! Auch sonst findet sich bei aller Siegeszuversicht keine Geringschätzung des Gegners, bei allem Siegesjubel keine Ueberhebung. Und wenn sich auch der Spott reichlich über den Gegner ergießt, wenn z. B. gleich im Anfange des Krieges jene Nachäffung des gebrochen deutsch redenden Franzosen vorkommt, die Lessing offenbar zu seinem köstlichen Riccaut de la Marlinière angeregt hat, so ist doch dieser Spott sehr harmlos im Vergleich zu der giftigen Satire, mit der sich damals die feindlichen Cabinete befehdeten. Mit Ausnahme der Russen, „der teuflischen Kalmücken“, „der Mordbrenner“, die das Lied ihres unmenschlichen Sengens und Brennens wegen mit Haß verfolgt, behandelt es den Gegner ritterlich, gesteht seine Vorzüge, seine Siege offen ein, wie es z. B. nach der Schlacht bei Kunnersdorf heißt:

> Malheur! Malheur! Wir seynd geschlagen!

Aber tröstend schließt das Lied:

> Fridericus, sei man nur nicht bange!
> Es währet solch Malheur nicht lange:
> Den Laudon kriegen wir schon noch.

Wie blutige Ernten der Tod auch in den Reihen der Soldaten halten mochte, sie erkalteten nicht in ihrer Begeisterung für ihren genialen Führer, sie verloren nichts von ihrer Sterbensfreudigkeit:

> Wer als Kriegsmann will bestehen
> In des großen Friedrich's Heer,
> Muß dem Tod ins Auge sehen
> Ohne Wanken und Beschwer;
> Denn da heißt's: Sieg oder Tod!

Ein anderes Lied schließt:

> Und fall' ich draußen in dem Feld,
> Ist Sterben mein Gewinn,
> Weil ich auf frischer, freier That
> Vor'm Feind gefallen bin.
>
> Wenn ich im Feld gestorben bin,
> So thut man mich begraben
> Mit Trommel und mit klingendem Spiel,
> Wie's die Soldaten haben.
>
> Drei Salven geben sie mir dann
> Ins kühle Grab hinein;
> Dann geht's — das ist Soldatenmanier —
> Von Neuem lustig drein.

So zeigt das Soldatenlied des 7jährigen Krieges in manchmal freilich holprigen Versen und ungeschickten Worten doch einen frohen ritterlichen Muth, eine schöne Natürlichkeit der Empfindung, die noch gehoben wird durch einen geradezu staunenswerthen Reichthum an schönen Melodien, deren manchmal 2, 3 zu *einem* Liede überliefert sind. Wollen wir den nationalen Werth dieser Soldatenlyrik ermessen, so kommen wir über die Thatsache nicht hinweg, daß sie ausschließlich preußisch war. Nicht als ob sie nicht auch über Preußens Grenzen hinaus die Gebildeten für den Heldenkönig begeistert hätte; nur eine Bewegung der Herzen des ganzen deutschen Volkes hat sie nicht hervorgerufen. Dagegen haben diese Lieder ohne Zweifel viel beigetragen zur Pflege der ritterlichen Gesinnung, des verfeinerten Ehrgefühls im preußischen Heere, die die Grundlage wurden für die mächtige Erhebung der Geister im Jahre 1813.

Als das preußische Volk im Jahre 1813 zu den Waffen gerufen wurde, da lag hinter ihm eine Zeit der Schmach und des Jammers, in der jeder Einzelne unsägliche Leiden erduldet hatte; da stand ein Krieg bevor, von dem das Sein oder Nichtsein des ganzen Volkes abhing. Aber nicht nur diese praktische Erwägung, nicht nur der unerträgliche Druck napoleonischer Willkür, sondern vor Allem die Liebe zu dem angestammten Königshause, der Ingrimm über den schmählichen Verlust des altpreußischen Ruhmes schufen eine Bewegung, die wie ein Sturmwind durch ganz Norddeutschland brauste. Wenn dieser Sturm zunächst nicht über die deutschen Mittelgebirge hinwegging, so wollen wir daraus Niemandem einen Vorwurf machen, sondern uns der schönen Worte Arndt's erinnern: „Alle Deutschen hatten Leid zu tragen, aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und seine Herrlichkeit hatten viele deutsche Herzen schon lange nicht mehr gefühlt. Wozu sollten sie betrauern, was sie nie besessen? Die Preußen aber hatten einen großen Namen, einen unsterblichen Ruhm verloren; sie *konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein.*“ Allein als sich dann Preußen hilfe-

suchend an die deutschen Brüder wandte, da ging doch wenigstens den Edleren das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme auf. Es ist der unvergängliche Ruhm der Kunstdichtung der Jahre 1806 bis 1813, bewirkt zu haben, daß das Licht, das hell aus dem Norden strahlte, auch auf das übrige Deutschland seinen Schein warf und die dichten Nebel nationaler Gleichgiltigkeit und engherziger Selbstsucht verscheuchte. Nicht mehr wie im 7jährigen Kriege verherrlicht das Lied eine einzelne Persönlichkeit, nein, jetzt durchglüht der große nationale Gedanke einer Wiedervereinigung aller deutschen Stämme, ein leidenschaftliches Verlangen nach Freiheit des ganzen Vaterlandes, ein lebendiges Gefühl für die Ehre des deutschen Namens die Herzen der Dichter:

Nicht Bayern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Oestreich und nicht Preußen,
Ein Land, ein Volk, ein Herz, ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen.
Als rechte deutsche Brüder
Haun wir die Räuber nieder,
Die unsre Ehr zerreißen.

Nicht mehr wendet sich das Lied an einen kleinen Kreis Auserwählter, nein, jedes deutsche Herz möchte es zu heiligem Zorne entflammen; darum ist die Dichtung auch fast ganz frei von gelehrtem Beiwerk, deutsch in der Gesinnung, deutsch und volksthümlich in Vers und Wort. Nicht mehr wie im 7jährigen Kriege entstanden die Lieder fern vom Kriegsschauplatze, künstlich, in der Studirstube; nein, sie entquollen einem übervollen Herzen; die jugendlichen Dichter von 1813 kämpften und bluteten für ihr Vaterland, und Th. Körner starb den Heldentod, das Schwertlied auf den Lippen, das er wenige Stunden vorher auf einer Trommel niedergeschrieben hatte. Einer wie viel mächtigeren Empfindung aber die Dichtung von 1813 entströmte, das zeigt nichts so deutlich, als die tiefe Religiosität, die sie durchglüht; geschah es doch zum ersten Male wieder seit den Religionskriegen, daß kirchliche Melodien zu politischen Liedern verwandt, daß Kirchenlieder zu politischem Zwecke umgedichtet wurden; so singt Körner nach der Melodie: O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit — die übrigens ursprünglich einem sicilianischen Schifferliedchen angehörte —:

Hör uns Allmächtiger!
Hör uns Allgütiger!
Himmlischer Führer der Schlachten!
Vater, Dich preisen wir!
Vater, Dir danken wir!
Daß wir zur Freiheit erwachten!

So Arndt:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht:
Dem Herrn allein die Ehre!

Denn Gott der Herr hat sich ja im Flammenmeer von Moskau gezeigt, er hat die Franzosen gleich den Aegyptern im Rothen Meere vernichtet:

„Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen."

Darum kein Erbarmen mit dem Feinde:

„Auf zur Rache! Auf zur Rache!
Erwache, edles Volk, erwache!
Erhebe lautes Siegsgeschrei!"

Darum auch keine Schonung von Gut und Blut:

„Wer fällt, der kann's verschmerzen:
Er hat das Himmelreich."

So klang das Lied fromm und freudig aus dem Munde einer todesmuthigen Sängerschaar und weckte auch im übrigen Deutschland das schlafende deutsche Gewissen, so daß Tausende gebildeter Jünglinge und Männer zu den Fahnen der freiwilligen Jäger eilten. Als diese auszogen zum Kampfe, sangen sie noch das Schiller'sche Reiterlied aus dem Wallenstein; dann ist in ihren Reihen ohne Zweifel auch das eine oder andere Lied von Arndt, Schenkendorf oder Körner gesungen worden; nur viele dürften das nicht gewesen sein, weil verhältnißmäßig sehr wenige von ihnen damals schon Melodien hatten. Dagegen boten sich ihnen bald andere Lieder, die die Lieder jener drei großen Dichter an Volksthümlichkeit fast noch übertrafen. Es herrschte in diesen Kreisen, die fast ausschließlich aus Studenten und studirten Leuten bestanden, bei allem Ernst echt studentischer Frohsinn. Wie oft ist damals von den freiwilligen Jägern der 1781 nach einer viel älteren Melodie gedichtete Landesvater:

„Alles schweige, Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr!",

wie oft das Hiemer'sche Lied a. d. J. 1795

Schön ist's unter freiem Himmel
Stürzen in das Schlachtgetümmel!

gesungen worden, wie oft die Fouqué'sche Umdichtung eines Jägerliedes a. d. J. 1724:

Frisch auf zum fröhlichen Jagen!
Es ist nun an der Zeit,

oder die Umdichtung eines Meistergesanges aus dem 16. Jahrhundert:

Kein schöner Tod ist in der Welt
Als wer vor'm Feind hinscheid't,
Auf grüner Heid, im freien Feld,
Nicht hören darf Klag und Leid,

wie oft das frohe Lied Brentano's erklungen:

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden:
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Kein Lied aber war nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen beliebter als das Marschlied:

Mit frohem Muth und heit'rem Sinn
Zieh'n Jäger wir nach Frankreich hin,
Erwerben uns dort Ruhm und Glück;
Das Liebchen lassen wir zurück
Und scheiden mit Hurrah!

Frei zieh'n wir Deutsche in das Feld,
Nicht durch das Loos, nicht für das Geld,
Vereinigt durch ein heilig Band,
Mit Gott für's deutsche Vaterland,
Zieh'n wir so fröhlich mit Hurrah!

Indessen, es wäre doch ein Irrthum, wenn man annehmen wollte, diese Lieder voll heiterer Kampfeslust und opferbereiter Vaterlandsliebe seien auch im übrigen Heere ausschließlich oder auch nur mit Vorliebe gesungen worden; nein, das Volk hatte, wie zu allen Zeiten, so auch damals seine eigne Dichtung. Wenden wir uns dieser zu, so fällt uns zunächst auf, daß ganze Gruppen, die bisher mit Vorliebe gepflegt waren, mit der Erhebung von 1813 verschwinden; so das Deserteurlied. So lange List oder Gewalt der Werbeofficiere so Manchen unter die Fahnen lockten, erschien der Deserteur dem Volke entschuldbar, und seine Flucht, Gefangennahme und Bestrafung wurde gern in den Soldatenliedern besungen. Von jetzt an gilt für ehrlos und feig, wer sich dem Dienste des Vaterlandes entzieht; so ist denn meines Wissens seit 1813 kein Deserteurlied mehr im Volke entstanden; denn die beiden bekannten, übrigens erst um 1840 gedichteten:

„Zu Straßburg auf der Schanz'"

und „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang"

sind, so volksthümlich sie geworden sind, doch nur unechte literarische Nachkömmlinge einer bereits ausgestorbenen Liederfamilie. Auch das Einquartierungslied verschwindet. Nicht mehr klingt es selbstbewußt von den Lippen des Soldaten:

Ei Bauer, das thu ich dir sagen:	Ei Rößlein, das will ich dir sagen,
Wenn mein Quartier ist aus,	Ei, Rößlein, das sag ich dir:
Wenn die Trompeten werden blasen,	Zum Thor naus mußt du mich tragen
So weck du mich bald auf,	Wohl vor Feinsliebchens Thür!
Und sattle mir mein Pferd,	Wohl vor das große Haus.
Und rüste mir mein Schwert,	Da schaut Feinsliebchen heraus;
Den Mantel thu mir drauf binden,	Mit ihren goldgelben Haaren
Daß ich bald fertig werd	Schaut sie zum Fenster heraus.

Solch frohe Klänge hat die Soldatendichtung von 1813 nicht hervorgebracht; dazu war die Zeit zu ernst, die Noth des Volkes zu groß. Der Soldat zog ja auch nicht mehr wie im 7jährigen Kriege mit dem Troste in den Krieg:

Bekomm ich einen Schuß,
Aus meinem Glied muß sinken,
Hab ich weder Weib noch Kind,
Die sich um mich bekränken.

Nein, der Landwehrmann von 1813 ließ Weib und Kind zurück:

Ich ließ mein Weib und Kinder
Daheim beim trauten Herd;
Sie harren ihres Vaters,
Der niemals wiederkehrt.

Und kehrte er auch zurück, verwundet, als Krüppel, so sorgte doch Niemand für ihn:

Mein Arm ist abgenommen,
Zerschossen mein Bein!
Was wird nun noch kommen?
Nichts als Elend und Pein.

Das Volk von 1813, das ja überhaupt bisher an politischen Fragen keinen Antheil genommen hatte, hatte zuviel Unglück

erduldet, um noch an eine frohe Zukunft zu glauben, war zu sehr zu Boden gedrückt, als daß es sich an dem Gedanken eines großen geeinten Vaterlandes hätte aufrichten können. Willig gab es sein Letztes dahin für das Vaterland, gehorsam folgte es dem Rufe seines Königs; aber nur blutenden Herzens. Das beweist das damals verbreitetste Lied mit seiner merkwürdig schwermüthigen Melodie:

Holde Nacht, dein dunkler Schleier decket
Mein Gesicht vielleicht zum letzten Mal.
Morgen lieg ich schon dahingestrecket,
Ausgelöscht aus der Lebend'gen Zahl.

Morgen gehen wir für unsre Brüder
Und für unser Vaterland zum Streit:
Aber ach! so mancher kehrt nicht wieder,
Wo sich Freund am Freundesbusen freut.

Mancher Säugling lieget in den Armen
Seiner Mutter, fühlt nicht ihren Schmerz;
Sie schreit himmelan, ach, um Erbarmen
Und drückt hoffnungslos ihn an ihr Herz.

Dort liegt schon ein Held mit Sand bedecket,
Waise ist das Mädchen und der Knab;
Hier liegt auch ein Sohn dahingestrecket,
Der den Eltern Brod im Alter gab. U. s. w.

Das Lied stimmte die Soldaten so wehmüthig, daß Blücher, Gneisenau und Lützow es zu singen verboten. Für seine weite Verbreitung spricht der Umstand, daß es noch 1880 in Hessen gehört wurde und 1870 eine Umdichtung in französisch-elsässischem Sinne erfahren hat. Ferner wurde ein Lied aus dem Jahre 1807 — wohl auf den Tod des Prinzen Louis Ferdinand — 1813 zu einem viel gesungenen Liede umgemodelt, das beginnt:

O du Deutschland, ich muß marschiren,
O du Deutschland, ich muß fort.
Eine Zeit lang muß ich scheiden,
Eine Zeit lang muß ich meiden
Mein geliebtes Vaterland.

Nun ade, herzliebster Vater,
Nun ade, so lebet wohl!
Wollt ihr mich noch einmal sehen,
Steiget auf des Berges Höhen,
Schaut hinab ins tiefe Thal,
Seht ihr mich zum letzten Mal.

Und so wird der Mutter, Braut, Schwester, dem Bruder und Freunde eine Strophe gewidmet. Das Lied hat sich in verschiedenen Theilen von Deutschland bis auf unsere Tage erhalten, obwohl Arndt, dem eine so weinerliche Poesie natürlich innerlich zuwider war, es 1813 umdichtete:

O du Deutschland, ich muß marschiren,
O du Deutschland, du machst mir Muth!
Meinen Säbel will ich schwingen,
Meine Kugel, die soll klingen,
Gelten soll's des Feindes Blut.

Die Melodie des Liedes ist auch heute noch allgemein bekannt; sie ist 1816 auf das Kinderliedchen:

Weißt du, wie viel Sternlein stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wieviel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?

das selbst erst aus einem Liebesliede umgedichtet ist, übertragen worden. Es waren in jener Zeit überhaupt viele sentimentale Lieder im Volke verbreitet; man sang:

Guter Mond, du gehst so stille
In den Abendwolken hin. (a. d. J. 1800)

Willkommen, o seliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt. (a. d. J. 1801)

„Ich denk an euch, ihr himmlisch-schönen Tage
Der seligen Vergangenheit." (a. d. J. 1802)

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder." (a. d. J. 1804)

„Dort sinket die Sonne im Westen
Umflossen von goldenem Schein." (a. d. J. 1806)

„Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Blumen brechen." (a. d. J. 1807)

„Herz, mein Herz, warum so traurig?
Und was soll das Ach und Weh?" (a. d. J. 1811)

und viele andere, die Jeden, besonders wenn ihm dazu die Melodien gegenwärtig sind, überzeugen müssen, daß nicht etwa nur das niedere Volk, sondern auch der Bürgerstand damals zu einer überzarten, schwermüthigen Empfindsamkeit neigte. Um so furchtbarer wirkt der mitleidlose Spott, den der Untergang des französischen Heeres in Rußland im Volke hervorrief. Fast gleichzeitig mit der entsetzlichen Kunde verbreitete sich eine Umdichtung von Bürger's Leonore:

Napoleon fuhr ums Morgenroth
Empor aus schweren Träumen —
„Ach, alles hin, ach, alles todt!
Jetzt muß ich Deutschland räumen."

Wie elend und hohläugig die zerlumpten Gestalten, die bald darauf die preußische Grenze überschritten, auch aussahen, beim Volke haben sie, wie es scheint, keine Spur von Mitleid erweckt; in der Freude über die Vernichtung der französischen Peiniger geht jedes andere Gefühl unter: Waren doch viele Tausende deutscher Brüder in Rußland mit umgekommen, ohne daß auch nur ein Wort der Klage oder des Mitleids in der gleichzeitigen Volksdichtung laut wird. Erst nachdem bei Leipzig die Entscheidung gefallen war, wird der Spott humoristischer. So parodirte man ein Liebesliedchen „Mädchen, hast du Lust zu trutzen?":

Kaiser, hast du Lust zu trutzen?
Trutze nur!
Wird dir aber wenig nutzen,
Glaub es nur!
Deine Falschheit währt nicht immer,
Denn dein Glück ging schon in Trümmer,
Bald auch du!

so ein Lied von Kotzebue:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Im Kriege wird keiner verschont.

So dichtete man das Handwerksburschenlied:

Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß
Weil, weil, weil und weil, weil ich aus Frankfurt muß.
Drum schlag ich Frankfurt aus dem Sinn
Und wende mich, Gott weiß, wohin;
Ich will mein Glück probiren,
Marschiren.

mehrfach um, z. B. auf den Tod Moreau's:

Ach, ach, ach und ach, ach Dresden giebt mir Noth,
Weil, weil, weil und weil ich werd geschossen todt.

Oder man singt:

Dahin sind meine Freuden,
Ich sterb vor Ungeduld;
An allen meinen Leiden
Ist blos der Kaiser schuld.

oder läßt boshaft Napoleon mit einer leichten Umwandlung des Tordes'schen Liebesliedchens von Deutschland Abschied nehmen:

Lebe wohl, vergiß mein nicht!
Schenke mir dein Angedenken.

Ja, selbst Kinderlieder werden parodirt:

Eins, zwei, drei
Mit den Franzosen ist's vorbei,
Die Preußen haben sie fett gemacht,
Die Russen haben sie abgeschlacht.

Die patriotische Dichtung von 1870 ist ungeheuer reich; denn von der Kriegserklärung an ergoß sich ein wahrer Liederregen auf die Heere und begleitete sie bis zum Falle von Paris und zum Einzuge in die Heimath. An poetischem Werth steht trotzdem die Kunstdichtung von 1870 der von 1813 entschieden nach. Wie kommt das? Wir dürfen nicht ungerecht sein gegen unsre Zeit: So ähnlich äußerlich beide Kriege scheinen, so war doch die politische Lage und die Gemüthsverfassung des Volkes 1813 dem dichterischen Schaffen ungleich günstiger als 1870. Dort ein schwaches Volk, das Jahre lang unterdrückt wie aus einem dumpfen Traum zum Bewußtsein der Nationalität erwacht, um einen letzten Verzweiflungskampf zu wagen für seine Freiheit, seine Eigenart, seinen Bestand; hier ein Volk, das im Bewußtsein moralischer und militärischer Ueberlegenheit, ein siegreiches Heer, erprobte Heerführer, einen gefürchteten Staatsmann an der Spitze, auf eine freche Herausforderung hin für seine Ehre eintritt: Mußten nicht schon aus diesem Grunde die Herzen 1813 tiefer, inniger, leidenschaftlicher bewegt werden? Aber die großen Dichter von 1813 standen auch fast alle noch im Jünglingsalter und nahmen selbst am Kampfe Theil, während die bedeutenderen Dichter von 1870 reife Männer waren und alle dem Kriegsschauplatze fern blieben: Kein Wunder, wenn wir dort mehr jugendliches Feuer und lyrische Empfindung, hier mehr ruhige Besonnenheit und politische Erwägung finden. Seit 1813 war eine neue Zeit angebrochen, die Zeit der allgemeinen Volksschulbildung, der Dampfkraft, der Erfindungen. Unser Volk hatte sich mehr und mehr von der kindlichen Gefühlsüberschwenglichkeit am Anfange unseres Jahrhunderts abgewandt, um eine mehr verstandesmäßige Geistesrichtung einzuschlagen. Als jedoch weite Kreise des Volkes von dieser vorzugsweise verstandesmäßigen Geistesströmung durchdrungen waren, trat nicht nur jene inbrünstige Frömmigkeit, die an den Liedern von 1813 so ergreift, zurück, sondern es erlahmte auch die dichterische Schaffenskraft; andererseits war die lyrische Dichtung 1870 längst nicht mehr in dem Grade wie 1813 Herzenssache des Volkes, nicht sie, sondern Politik und Naturwissenschaften standen im Vordergrunde des geistigen Lebens der Nation. Quantitativ

nahm trotzdem das dichterische Schaffen nicht ab, aber es entfernte sich, weil es mehr der Reflexion als dem Gefühle entsprang, mehr und mehr von dem schlichten Ausdruck eines naiven Gefühls, dem Volksliede. Darum ist die Kunstdichtung von 1870 so viel weniger volksthümlich als die von 1813; darum hat sie aber auch nicht ein einziges ernstes Lied hervorgebracht, das allgemein gesungen worden wäre. Denn die Wacht am Rhein und Deutschland, Deutschland über Alles sind bekanntlich schon 1840 entstanden, und einige andere Lieder wie: Nun laßt die Glocken von Thurm zu Thurm, Durch's Land frohlocken im Jubelsturm oder: Sie haben Tod und Verderben gespien und andere, die in der Folgezeit sich die Gunst des gebildeten Publicums erworben haben, haben nicht das Glück gehabt, einen Componisten zu finden. Kein Wunder! Waren sie doch gar nicht für das singende Volk, sondern für einen gebildeten Leserkreis bestimmt! Was half es aber, daß man durch kunstvolle Strophenform, durch blendende Wortbilder, durch Tonmalerei und Wohllaut und Pathos zu ersetzen suchte, was dem Gedichte durch Preisgabe der Melodie an unmittelbarer Wirkung verloren ging? Die Erfahrung von 1870 lehrt, daß keines dieser Mittel den Gesang zu ersetzen vermag, daß es erst die Melodie ist, welche einem Liede die Herzen des Volkes öffnet, es verbreitet und in dem Gedächtniß festhält. Die Lichtseiten der gelehrten Lyrik des letzten Krieges stehen in enger Beziehung zu ihren Schattenseiten: Sie ist ohne Zweifel politisch reifer, verstandesklarer, zielbewußter, humaner und in den durchgängig volksthümlich gehaltenen Spottgedichten humoristischer, geistvoller, witziger als die gleichartige Dichtung von 1813. Diese volksthümlichen Spottgedichte, wie z. B.: „König Wilhelm saß ganz heiter Jüngst zu Ems" oder das Chassepotlied: „Jubelnd sei's der Welt verkündet, Nicht mehr scheidet uns der Main", sind nun auch von Volk und Heer gesungen worden; sonst aber griff dieses zunächst auf ältere Lieder zurück, wie auf das schöne Lied von Hauff a. d. J. 1824 — die Melodie ist schon für 1780 bezeugt —:

Steh ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht,
So denk ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb?

oder auf das Lied von 1813: „An der Weichsel gegen Osten Stand ein Ulane auf dem Posten" oder auf das obengenannte: „Es kann ja nicht immer so bleiben Hier unter dem wechselnden Mond." Auch das schwäbische Liedchen: „Allemal kann man nicht lustig sein, Allemal hat man kein Zeit" war weit verbreitet. Dabei machen sich natürlich auch, wie die Soldatenliederbücher beweisen, landschaftliche Unterschiede geltend, insofern nicht gleichzeitig in ganz Deutschland dieselben Lieder beim Volke beliebt sind, auch nicht alle Regimenter gleich sangeslustig waren. Bald aber fing der Soldat selbst an zu dichten, oder wenigstens umzudichten, und zwar mit einer ganz charakteristischen Bevorzugung des Humors. Gleich am Anfang des Krieges taucht das Lied von 1756, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, wieder auf:

O Kaiser Napoleon, zieh' nicht in den Krieg,
Du wirst nicht erfechten den herrlichen Sieg.
Was nutzen dich denn alle deine Zuaven, Spahi und Turkos dazu?

Ein Anderer singt:

Der Bismarck hat's gespunna,
Der Moltke hat's gericht;
Dös wird für die Franzos'n
A z'widerne Geschicht.

oder:

„Vater Moltke geht so stille
Unter Pulverwolken hin;
Doch es hat des Königs Wille
Ihm ein hohes Amt verlieh'n.

Wenn die Stern' am Himmel stehen
Ueber heißerkämpftem Feld,
Kann man ihn noch sitzen sehen
Bei dem Licht im kleinen Zelt."

Den General Bazaine läßt man singen:

„Ich und Freund Mac Mahon
Können schön tanzen:
Er hat den Sieg im Sack,
Ich in dem Ranzen."

und den Kaiser, als er gefangen nach Deutschland abgeführt wird:

„Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß,
Daß, daß, daß und daß ich jetzt aus Frankreich muß.
Doch schlag ich Frankreich aus dem Sinn
Und wend nach Wilhelmshöh mich hin;
Mein Glück will ich probiren,
Marschiren."

Zahlreich sind die poetischen Blüthen, die Langeweile und schlechtes Wetter bei der Belagerung von Metz und Paris getrieben haben; so singt ein Dichter, dessen Wiege unverkennbar an der Spree gestanden, von Metz:

„Es ist eine schöne Jegend
Um diese Festung hier,
Und wenns manchmal nich rejent,
So sieht man was von ihr.

Jewöhnlich rejents jräßlich
Und ießt daneben her,
Und is das Wetter häßlich,
So ießt es noch viel mehr."

Noch mehr als in diesen komischen Liedern unterscheidet sich die Soldatendichtung von 1870 da, wo sie ernst ist, von der des Befreiungskrieges von 1813, indem sie einen viel männlicheren Geist verräth. In wieviel höherem Grade das Pflichtbewußtsein und das Vaterlandsgefühl auch in den unteren Schichten des Volkes lebendig geworden waren, das tritt nirgends so deutlich hervor, als auf dem Gebiete des Abschiedsliedes. Wie wehmüthig und weichherzig war dies durchweg 1813! Außer den schon obengenannten sang man 1813 mit Vorliebe ein Lied a. d. J. 1776 nach einer Melodie, die später zu dem Liede „An der Saale hellem Strande" verwandt wurde:

„Heute scheid ich, heute wandr' ich,
Keine Seele weint um mich.

dessen 2. und 3. Strophe lauten:

„Auf dem Bachstrom hängen Weiden,
In den Thälern liegt der Schnee.
Trautes Kind, daß ich muß scheiden,
Muß nun unsre Heimath meiden,
Tief im Herzen thut mir's weh.

Hunderttausend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin —
Wo ich fall', scharrt man mich nieder
Ohne Sang und ohne Lieder;
Niemand fraget, wer ich bin."

Wie ganz anders empfindet der Soldat 1870!

„Die Kugeln, so pfeifen,
Sie treffen nicht allstund;
Das Glück, das thut rollen;
Denn es ist kugelrund."

Dieser selbe männliche Geist findet sich in allen Abschiedsliedern von 1870, so in der tiefempfundenen Umdichtung:

Es bläst die Trompete:
Nun geht's an den Rhein!
Ade nun, ihr Lieben,
Geschieden muß sein.

Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus,
Es treibt uns ein heilig
Verlangen hinaus.

Selbst der Landwehrmann weist 1870 die klagende Frau mit männlicher Fassung und Entschlossenheit auf Ehre und Pflicht hin:

„Ich kann nicht bleiben, muß zum Kampfe gehen
— Wills Gott, so werden wir uns wiedersehen —
Zu kämpfen für die Freiheit, für die Ehre,
Zu kämpfen für das theure Vaterland.
Frankreich zwang uns, so müssen wir zur Wehre,
Drum frisch drauf los! Die Waffen in die Hand!

Wenn Deutschlands Fahnen in Paris erst wehen,
Kehr ich zurück — Lebt wohl! Auf Wiedersehen!

In einem anderen Liede antwortet der Landwehrmann seiner Frau, die ihn auf das Glück des heimischen Herdes hinweist:

„Wohl blüht es hier, und doch darf ich nicht weilen:
Das Vaterland heischt diese heil'ge Pflicht.
Mag mich des Todes Schreckensarm ereilen,
Der deutsche Mann bebt vor dem Tode nicht.
Du und die Kinder sind in Gottes Händen:
Nach seiner Gnade mag er es vollenden!
Mit Euch sei Gott! Heraus mein deutsches Schwert:
Noch einen Gang — und frei ist deutsche Erd'!"

Solche und ähnliche Lieder stammen natürlich nicht von ungebildeten Soldaten, aber sie geben ohne Zweifel die Stimmung des Volkes wieder, da sonst sicherlich andere, weniger muthige daneben entstanden wären, und veranschaulichen so die Wandlung, die sich seit dem Anfange unseres Jahrhunderts im Gefühlsleben des Volkes vollzogen hat. Daß diese Wandlung begünstigt worden ist durch die liebevolle Fürsorge, die man 1870 den Frauen und Kindern der im Felde stehenden Mannschaften, den Verwundeten und Invaliden, den Familien der Gefallenen widmete, wer wollte das leugnen? Auch das ist schwerlich ohne Einfluß geblieben, daß 1870 die Gebildeten nicht wie 1813 zu Freiwilligenbataillonen abgesondert, sondern durch das ganze Heer vertheilt waren und so manchen Zagen und Weichherzigen mit sich fortreißen konnten. Allein das Hauptverdienst an diesem viel lebendigeren Vaterlands- und Pflichtgefühl, an dieser viel größeren Willenskraft der Heere von 1870 gebührt neben der militärischen Erziehung des Volkes ohne Zweifel der Verstandesbildung, die die Kunstlyrik so ungünstig beeinflußt hatte. So versöhnt uns das Soldatenlied von 1870 mit dem geringen Werthe der gleichzeitigen Kunstdichtung. Ist uns die kindliche Gefühlsseligkeit von 1813 verloren gegangen, so haben wir doch willensstarke Manneskraft dafür eingetauscht. Daß diese unserem Volke seitdem nicht verloren gegangen ist, das hat erst jüngst der heldenmüthige Tod der Besatzung des „Iltis" gezeigt. Mögen dieser persönliche Muth, diese Pflichttreue, diese Willensstärke und Todesverachtung uns erhalten bleiben, wie Vieles sich auch sonst im Laufe der Zeiten ändern mag! Dann können wir getrost in die Zukunft schauen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 106. Donnerstag, den 3. September. 1896.

Novalis,

ein Frühlingssänger im Garten Gottes.

Von P. Dr. Kleinpaul in Brockwitz.

Es war um die Wende dieses Jahrhunderts, kurz nach dem Tode Friedrich's v. Hardenberg, mit dem Dichternamen Novalis, da sang sein eigener Vater in der Gemeinde zu Herrnhut das Lied:

Was wär' ich ohne dich gewesen?
Ach, ohne dich, was würd' ich sein?

Er fragt beim Hinausgehen aus der Kirche, wer wohl der Dichter dieses wunderschönen Liedes sei; tief ergriffen vernimmt er die Antwort: „Ihr Sohn!" Vielleicht hätten Viele unter uns, weil mit den Werken des Dichters vertraut, nicht erst diese Frage gestellt. Doch gerade dann, wenn wir eine genauere Bekanntschaft mit ihm verrathen und zugleich einen Einblick in die damalige Zeit gewonnen haben, taucht eine ganz andere Frage in uns auf. Woher dieser sprudelnde Quell in der Wüste? Woher dieser lichte Stern in dunkler Nacht? Woher diese Heilandsliebe in einer Zeit, in welcher auf den Höhen ihres geistigen Lebens der Jesusname ein vergessener und verklungener war? Es war im Herbst 1799, als Novalis dem Freundeskreise in Jena seine geistlichen Lieder vorlas, die den Ruf des Dichters im eigentlichen Sinne begründet und ihn vor vielen Anderen volksthümlich gemacht haben. In jener Zeit herrschte die Richtung, welche in Sachen des Glaubens die Vernunft zum Maßstabe der Wahrheit machte, der Rationalismus. Fragt uns irgend Einer, warum wir mit so viel innerer Besorgniß den mannigfaltigen Versuchen, diesen alten Rationalismus in unseren Tagen unter anderer Form zu erneuern, entgegensehen, so gilt es nur, ihn zu bitten, mit uns ein wenig in das Getriebe Derer hineinzuschauen, welche, um mit ihren eigenen Worten zu reden, als fahrende Ritter der natürlichen Religion, im Gegensatze zur biblischen auftraten, als Vernunftprediger die christlichen Kanzeln zu Boden schmettern wollten, ja als unberufene Todtengräber sich geberdeten, um die Theologie als Leiche einzusenken. Ein Wegscheider in Halle beherrscht die Glaubenslehre, ein Paulus in Jena, zuletzt in Heidelberg, die Auslegung der heiligen Schrift, ein Röhr, Generalsuperintendent in Weimar, die kirchliche Praxis. Wunder durfte es nicht geben; folglich setzte der Exeget Alles daran, die biblischen Wunder als natürliche Begebenheiten zu erklären. Sehr häufig wurden Donner und Blitz zur Erklärung herbeigezogen. Der Blitz entzündete die harzige, brennbare Materie im Thale Siddim; daher die Zerstörung Sodoms und Gomorrhas. Der feurige Busch Mosis, der Glanz seines Angesichts, als er vom Sinai kam, waren Folgen der Elektricität. Als die Aegypter zur Zeit der Ebbe in den Grund des Meeres hinabzogen, wurden sie durch ein heftiges Gewitter erschreckt. Ihre Pferde scheuten, ihre Wagen zerbrachen, die eintretende Fluth ertränkte sie. Bei der Auferstehung des Herrn trat zu dem Gewitter noch ein Erdbeben hinzu und als am Tage der Pfingsten alle Christen ihrer Andacht wegen versammelt waren, erhob sich ein Sturm wie vor einem Gewitter. Elektrisches Blitzfeuer wurde von den Versammelten bemerkt und machte bei ihnen auf Herz und Verstand mächtige Eindrücke. Bei den wunderbaren Krankenheilungen suchte man entweder die Krankheit herabzumindern oder völlig zu leugnen. Aus einem Blinden ward ein Mensch, der einen kleinen Fehler an den Augen hatte, aus einem Stummen ein Kranker, der nicht recht deutlich reden konnte, aus dem Lahmen, der am Thore des Tempels saß und bettelte, ein scheinbar Lahmer, der bei der Anrede des Apostels aus Furcht emporsprang. Bei anderen Wundern half man sich auf andere Weise. Die Sintfluth entstand durch einen Kometen, welcher mit seinem Aequator an dem Südpole der Erde vorbeiging und mit seiner Atmosphäre auf die Atmosphäre der Erde drückte; Mosis kleine Wunder waren Kunststücke, indem er in seinem Busen eine gewisse Materie barg, die seiner Hand, wenn er sie damit in Berührung brachte, plötzlich den Schein des Aussatzes geben konnte. Und so ging es fort.

Welche Folgen dies für die kirchliche Praxis hatte, läßt sich wohl begreifen. Die Predigten waren Lehrvorträge, berechnet auf den Verstand, an den Text nur lose angeknüpft. Die Weihnachtskrippe gab Veranlassung zu ökonomischen Ausführungen, der frühe Aufbruch der Frauen am Ostermorgen aber eine erwünschte Anknüpfung zu Ermahnungen zum Frühaufstehen. Ja die Prediger sollten zu verschiedenen Zeiten Landwirthe und Aerzte sein; dann und wann nicht allein die Kuhpocken von den Kanzeln empfehlen, sondern auch die beste Art ihren Leuten lehren, wie sie gute Kartoffeln bauten. Alles fassen wir zusammen in folgende homiletische Regel, die man freimüthig dem Prediger gab:

Sprich unverzagt, wie's kommt ins Maul,
Von Wind und Wetter, Karrn und Gaul;
Von Lerche, Mist, Ochs, Eselein,
Von Hühnern, Gänsen, Kuh und Schwein!
Auch mische drunter hier und dort
Ein wenig was aus Gottes Wort.
Citir aus Hilfsbüchl die Kreuz und Quer,
So hast gepredigt populär!

Nimmt man hinzu, daß man die praktischen Anweisungen oft durch hochpoetische Floskeln von Morgenröthen und Blüthenmeeren, von Nacht- und Grabesgedanken, von Liebes- und Freundschaftsgrüßen zu verschönern suchte, so kommt man wohl zu dem Ausspruche Kant's: „Man predigte in toll gewordener Prosa."— Und die Poesie, das Kirchenlied? Welch' reicher Himmel, Stern bei Stern! so ruft man wohl aus im Blick auf die leuchtenden Dichterheroen des 16. und 17., ja selbst des 18. Jahrhunderts. Die evangelische Kirche ist eine große Liederstadt mit vielen Palästen und Hütten, mit Gärten und Lauben ohne Zahl! Doch was war am Schlusse des vorigen Jahrhunderts aus derselben geworden? Ich will nicht an den wohl einzigartigen Versuch, mit der Kugelgestalt der Erde sich abzufinden, erinnern, wonach man in dem köstlichen Abendliede:

Nun ruhen alle Wälder,
Es schläft die ganze Welt —,

kühnlich die corrigirende Hand hat walten lassen und mit wissenschaftlicher Emphase sang: Es schläft die halbe Welt. Hatte man doch in unserem Dresdner Gesangbuche die Umwandlung sich erspart, indem man einfach das herrliche Lied gestrichen. Was aber soll man dazu sagen, wenn von dem gewaltigen Liede Philipp Nicolai's: Wachet auf, ruft uns die Stimme —, welches gleich einer Heerposaune die Schläfer weckt, eigentlich nur die erste Zeile, und selbst diese nur ungenau noch vorhanden; wenn dagegen das köstliche Gleichniß von den zehn Jungfrauen völlig ignorirt werden durfte? Was dazu, wenn das tiefsinnige Abendmahlslied: Schmücke dich, o liebe Seele, Laß die dunkle Sündenhöhle —, kaum zu erkennen war, wenn aus dem uns mächtig bewegenden Adventsliede: Gott sei Dank durch alle Welt die großen Weissagungen der Schrift eliminirt wurden und der Schlangentreter sich nicht mehr zeigen durfte? Oder faßt uns nicht ein Schauer der Thorheit und Plattheit an, wenn wir ein solches Bekenntniß vernehmen:

Ich glaub' an Ewigkeit,
Mich überzeugen Gründe,
Die ich, je mehr ich forsch',
In meinem Innern finde.

Damals sang man am Bußtage das große Wort:

Entschließe dich beherzt,
Dich selber zu besiegen;
Der Sieg, so schwer er ist,
Bringt göttliches Vergnügen.

Und die Chorschüler mußten ihren vielleicht im Schiff sitzenden Eltern sagen:

Groß ist, Ihr Eltern, Eure Pflicht,
Verzärtelt Eure Kinder nicht.
Gewöhnt sie in der Kindheit Zeit
Zu nützlicher Geschäftigkeit!

Und dessen wagte sich jene Zeit auch noch zu rühmen! Ein Basedow ließ sein Gesangbuch von 1781, für alle Kirchen und Secten bestimmt, mit folgendem frohlockenden Hymnus ziehen:

Lobsingt, lobsingt dem Herrn!
Denn er hat uns befreit.
Es ist nunmehr von des Gewissens Tyrannei
Doch hier und da ein Plätzchen frei.

Wir denken anders. Die Zeit der Ballhorn, Wassermann und Wegscheider, der Verwüster und Verderber des Kirchenliedes, ist jetzt vorbei. Doch damals? — Ich weiß nur einen Liederdichter, der mit dem Viertelsmeister in Mahlmann's Herodes sprechen durfte:

Da das Zeitalter vom Guten zur Erbärmlichkeit schritt,
Da blieb ich zu Hause und ging nicht mit.

Es ist Friedrich v. Hardenberg, unser Novalis. Doch wo liegt der Schlüssel für diese neue Welt? Wir wissen, die Erneuerung der Theologie unsres Jahrhunderts geht von Friedrich Schleiermacher aus, dessen Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern vom Jahre 1799 einen ungeheuern Eindruck, namentlich auf die Gemüther der Jugend, hervorriefen. „Ihr seid an der Religion irre geworden!" so rief er ihnen zu, „weil Ihr weder im Gebiete des Wissens, noch in dem des Wollens eine rechte Stelle für sie findet. Ihr habt recht. Aber Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, damit die Religion zu treffen. Die Religion ist weder ein Wissen noch ein Wollen, sondern ein Fühlen. Das ursprüngliche Lebensmoment, aus welchem alle Kräfte der Seele sich entwickeln, ist das unmittelbare, unbewußte Einswerden des Menschen, der fleischgewordenen Vernunft mit dem Universum." (Nach Kahnis.) Fassen wir Alles in Eins zusammen, so finden wir, daß Schleiermacher den Grund aller Theologie in dem im Gemüthe wurzelnden religiösen Leben fand, dessen Thatsächlichkeit ein unumstößliches Axiom der Erfahrung war. Mit diesem Manne trat unser Dichter in geistigen Connex. Wir wissen, daß die Reden über Religion den romantischen Freundschaftskreis, und Novalis insonderheit, lebhaft bewegten. Und doch, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß wenige Wochen genügt haben sollten, um aus dem weltlichen Dichter einen religiösen zu machen, nachdem er diese Reden gelesen (beide Producte nämlich gehören ins Jahr 1799; nur kurze Zeit nach dem Erscheinen der Reden von Schleiermacher theilte Novalis seine Gedichte mit), ich sage: abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit verbietet vor Allem der völlig andere Charakter der Reden die Annahme eines tieferen Einflusses. Allgemein religiöse Klänge vernimmt man bei dem großen Theologen in seinen Reden wohl, evangelisch-christliche nicht. Und das Urtheil des berühmten Claus Harms ist sicher nicht unberechtigt: „Schleiermacher's Reden schlugen mir die Rationalisten todt und setzten mich auf einen weiten Raum, der freilich leer war, einige Nebelgestalten ausgenommen." Ja, wir dürfen noch weiter gehen: Umgekehrt ist der Einfluß Novalis' auf Schleiermacher in bestimmtester Weise nachzuweisen. Denn in einer späteren Ausgabe der Reden finden wir das köstlichste Zeugniß über Novalis, welches also lautet: „Nur schweigend will ich Euch hinweisen auf den früh entschlafenen sittlichen Jüngling, dem Alles Kunst ward, was sein Geist berührte, dessen ganze Weltanschauung unmittelbar zu einem großen Gedichte wurde; auf ihn, den Ihr den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die ebenso tiefsinnig sind, als klar und lebendig. An ihm schauet die Kraft der Begeisterung und die Besonnenheit eines frommen Gemüthes und bekennet, wenn die Philosophen religiös sind und Gott suchen, wie Spinoza, und die Künstler fromm sind und Christum lieben, wie Novalis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für beide Welten." (Er meint für Philosophie und Kunst.) Also hier haben wir nicht den Schlüssel zu dem Schatz gefunden, welcher den Dichter für uns unsterblich gemacht hat.

So sind wir denn auf ihn selbst gewiesen und müssen der Entwickelung seines eigenen Lebens lauschen, um ein wenig das Geheimniß zu lüften, wie der Dichter zu einem Sänger von Gottes Gnaden geworden ist. Hier tritt uns aber zuerst das elterliche Haus in seiner Bedeutung für die Entwickelung des Knaben entgegen. Im Wipperthale, an den letzten Ausläufern des Harzes, im Mansfeldischen, liegt ein Dorf und seitwärts davon ein ehemaliges Kloster, welche beide Oberwiederstädt heißen. Im Jahre 1683 fügte man dem alten Kloster einen neuen Anbau hinzu und in diesem Hause ward fast 100 Jahre darnach, und zwar am 2. Mai 1772, Friedrich v. Hardenberg geboren. Dort in dem alten Hause mit der großen dämmrigen Hausflur, mit den langen Gängen, mit der steinernen Wendeltreppe und den kleinen, runden Scheiben, durch welche das Licht so seltsam gebrochen hereinfiel, wuchs unser Friedrich unter der ernsten strengen Zucht des Vaters und unter der sanften Hand seiner innig geliebten Mutter im Kreise vieler Geschwister auf. Was beide Eltern trotz ihrer Verschiedenheit mit einander verband, das war der fromme Sinn, beim Vater geweckt durch den jähen Heimgang seiner ersten Gattin und genährt durch die Verbindung mit der Brüdergemeinde, bei der Mutter ein köstliches Erbtheil aus dem Hause ihrer noch von Spener'schem Geiste durchdrungenen Eltern. Es war eine eng begrenzte Welt, in welcher sich das Leben unsers Friedrich v. Hardenberg bewegte. Die Eltern lebten in Wiederstädt ganz zurückgezogen von allem geselligen Verkehre, da der Vater das Leben in der Welt, die Geselligkeit, als dem Christen für un ziemlich und gefährlich erachtete. Und doch, als infolge einer schweren Krankheit, die Friedrich im neunten Jahre überstand der Geist des Knaben wie aus dem Schlafe erwacht war, zeigte sich schon der erste Flügelschlag seiner Phantasie. Er liebte es nicht blos Märchen zu hören, sondern auch selbst zu erfinden und seinen Brüdern zu erzählen. Zugleich traten zwei Männer in Beziehung zu ihm, die dem Knaben das ringsum pulsirende Leben zu einem guten Theile erschlossen. Der eine war der Stiefbruder der Frau v. Hardenberg, Hauptmann v. Bölzig. Er hatte als preußischer Officier den siebenjährigen Krieg mitgemacht und in seinen begeisterten Schilderungen von dem großen Könige und seinen Helden, von den Schlachten, in welchen er mitgefochten, wehte den Knaben etwas an von dem Geiste der Weltgeschichte und ein Hauch der kraftvollen preußischen Vaterlandsliebe, aus welcher sich ein Jahrhundert später das deutsche Nationalbewußtsein entwickelte. Zugleich spürte er hier etwas von dem freien Geiste des Königs, welcher in Religionsangelegenheiten jeglichen Zwang verpönte. Der Zweite, welcher auf die Erziehung des Knaben von bedeutendem Einflusse war, ist sein Onkel, Hardenberg's älterer Bruder, Friedrich Wilhelm v. Hardenberg, Deutschherr und Landcomthur zu Lucklum in Braunschweig. Obwol mit dem Vater von gleicher religiöser Denkungsart, wandte er doch von dem schon damals selbständig denkenden Knaben die Enge einer Herrnhutischen Confirmation und Confirmationsvorbereitung ab und nahm ihn auf ein Jahr in sein eigenes Haus. Hier fand Fritz eine auserlesene Bibliothek und kam in Verkehr mit bedeutenden Männern. Unter diesen Anregungen stellte sich jedoch eine frühreife Entwickelung seines Geistes ein, so daß der Oheim es selbst für besser fand, ihn in die einfacheren Verhältnisse des Vaterhauses zurück zu versetzen. Aus dieser Uebergangszeit vom Knaben- zum Jünglingsalter stammt jedenfalls das Bildniß, welches lange Zeit nach des Dichters Tode unter den Geräthen eines alten Thüringer Schlosses aufgefunden worden ist: ein edles, von der ausgeprägten Stirne herab schmächtig zulaufendes Gesicht, das Tieck dem Dürer'schen Evangelisten Johannes in der Münchener Pinakothek vergleicht, umwallt von langem, reichem, lichtbraunen Lockenhaar und sofort ergreifend durch den wunderbaren Glanz seiner träumerischen Augen. Als Jüngling von 17 Jahren wird Fritz in die Prima des Eislebener Gymnasiums versetzt, n... ein höchst anregender Philolog für die Alten begeisterte, ... Jahre 1799 bezieht er die Universität. An drei Orten ... studirt, in Jena, Leipzig und Wittenberg. Was aber über... documentirt, das ist die durchgehends weltliche Geistesrich... diese Worte in edlerem Sinn gefaßt. In Jena übte Sch... auf die strebsame akademische Jugend den bedeutendsten Einfl... aus. Und wie hoch ihn Hardenberg ehrt, das geht aus einem in mehr als einer Hinsicht charakteristischen Abschiedsbriefe von Jena hervor. Er schreibt: „Schiller, der mehr ist, als Millionen Alltagsmenschen, der den begierdelosen Wesen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnöthigen könnte, Sterbliche zu werden dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten könnte Schiller, dem die Götter das hohe Geheimniß offenbarten, daß

die Schönheit und die Wahrheit nur eine und dieselbe Göttin sei, daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil sei, das den Menschen auf Erden gegeben worden, der wahre, echte Logos, der von Gott ausgegangen: er wird der Erzieher des künftigen Jahrhunderts werden." Berauscht von der Herrlichkeit der ihm nun erst recht aufgehenden idealen Welt und im ahnungsvollen Gefühle, daß dieselbe seine eigentliche Heimath sei, dachte der Neunzehnjährige, wie es scheint, an ein ausschließlich auf Wissenschaft und Poesie gerichtetes Leben. Doch gerade der große Dichter ist es, welcher ihn vor einem Zerflottern in schöngeistige Neigungen warnt, ihm den Ernst des Berufsstudiums und überhaupt den Ernst der Pflicht ans Herz legt. Die Rechtswissenschaft, welche der Vater für ihn ersehen, war liegen geblieben und nur in der Philosophie durch Reinhold eine vorläufige Orientirung gewonnen. Leipzig, wohin er mit seinem wenig jüngeren Bruder Erasmus gezogen war, sollte das bessern. Hier aber geriethen die Beiden in ein Lebenselement, welches ihnen in der Herrnhutischen Stille und Strenge des Elternhauses versagt geblieben war, in das der feineren Geselligkeit. Zugleich werden die Jünglinge von Ideen bewegt, welche schnurstracks den Anschauungen des Vaters und des Oheims zuwiderliefen: religiöse Freiheitsgedanken verrathen sie; mit der sich entwickelnden französischen Revolution sympathisiren sie. Fast wäre er jetzt hineingerissen worden in den Strom der Welt, denn bei dem zwischen Frankreich und Deutschland ausbrechenden Kriege erfaßte ihn mächtig der Gedanke, Soldat zu werden. Doch den vereinten Bitten seiner Eltern und Verwandten gelingt es, ihn umzustimmen und das dritte Studienjahr in Wittenberg bringt den befriedigendsten akademischen Abschluß. Jetzt winkt ihm die Ehre der Welt. Die Möglichkeit, mittels des hochgestellten Vetters in Berlin, des nachmaligen Staatskanzlers v. Hardenberg, in preußische Dienste zu treten, erschloß sich ihm. Doch der Vater weist ihm einen viel bescheideneren Weg; er übergiebt ihn dem trefflichen Kreisamtmann Just in Tennstädt bei Langensalza, um ihn dort in die sächsische Verwaltung einzuführen. Da naht die Katastrophe seines Lebens. Es war am 17. November 1794, als Hardenberg auf einer Geschäftsreise, welche er mit Just unternahm, nach Grüningen kam, einem nur etwas über eine Meile von Tennstädt entfernten Gute. Er ahnte nicht, daß er hier das Mädchen finden sollte, welches einen so bedeutenden Einfluß auf sein Leben auszuüben bestimmt war; freilich in der ernstesten Weise. Denn nicht das Glück, sondern erst das tiefste Leid der Liebe, welches ihm wie ein Schwert durch seine Seele ging, hat seinen inneren Menschen zurecht gebracht, damit aber auch für uns den geheimnißvollen Quell seiner Lieder erschlossen. Doch sehen wir zu. Das Gut Grüningen bewohnte ein Hr. v. Roggenthin, dessen Frau, früher verheirathet an einen Hrn. v. Kühn, man nur als „die Mutter mit den schönen Kindern" bezeichnete. Die Lieblichste aber im lieblichen Kranze war die 13jährige Sophie v. Kühn, jenes eben zur Jungfrau erblühende zauberhafte Kind, die Rose von Grüningen. Tieck erzählt uns: „Alle, welche sie gekannt haben, kommen darin überein, daß keine Beschreibung es ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmuth sie sich bewegt, welche Schönheit sie umglänzt habe." Der erste Eindruck war für Novalis entscheidend. Die guten Ermahnungen seines Bruders halfen nichts. Ja, sie halten nur so lange vor, bis Erasmus selbst in Grüningen gewesen. Er findet dann die Neigung seines Bruders ganz in der Ordnung und meint sogar: „Kurios ist es, wenn man die Grüninger Mädchensorte gesehen hat, daß einem alsdann so wenig, so blutwenig Mädchen noch interessant vorkommen." Selbst dem strengen Herrn Vater, seit 1787 Salinendirector in Weißenfels, hat Sophie sogleich das Herz abgewonnen und es kommt trotz aller Bedenken gegen Ende des Jahres 1795 zum Verspruch. Es war die Maienzeit des Dichters. Zu dem holden Reize, welchen Sophie ausübte, trat ja die ganze Häuslichkeit von Grüningen wie die goldene Fassung des Edelsteins. So viel hatte er entbehrt bei dem seit der Kränklichkeit der Mutter oft so trüben Ernste des Elternhauses. Hier fand er einen froh geselligen, Arbeit und Vergnügen heiter in einander windenden Lebensgenuß, wo Jedermann willkommen geheißen war, der in harmloser Weise sich freuen wollte, wo man nichts wußte von den raffinirten geselligen Kreisen in Leipzig, Weißenfels und Wittenberg. Und wir verstehen es wohl, wie glücklich sich der Dichter fühlt, wenn er an einem schönen Sommermorgen sein Roß besteigt, nach Grüningen reitet, dort im Dorfe ein Briefchen aufs Schloß bestellt und auf dem langsamen Heimwege ausprobirt, wie weit man den Wohnsitz der Geliebten mit bloßem Auge zu sehen vermöge. Und doch, die sonnenhelle Zeit währte nicht lange. Bald nach der Verlobung folgte die Erkrankung der an einem gefährlichen Lebergeschwür leidenden Braut. Das ganze Jahr 1796 geht hin in schweren Sorgen um die nach wiederholten Operationen scheinbar Genesende und dann schwerer Erkrankende. „Ich lebe," schrieb er im Februar 1797, „wie ein verzweifelter Spieler, dessen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in diese oder in jene Welt fällt." — Es fiel in die jenseitige. Nach heldenmüthig ertragenen Leiden starb Sophie v. Kühn im März 1797. (Vergleiche die Schilderung in Beyschlag, deutsch-ev. Blätter, 18. Jahrg., Heft 8.) Hier beginnt der Wendepunkt seines inneren Lebens. Wohl, eine dumpfe Gleichgiltigkeit und Verzweiflung, ein entsetzlicher Lebensüberdruß lagerten bleiern auf seiner Seele. Auch die wissenschaftlichen Beschäftigungen, auf welche er noch kurz zuvor als auf „wunderbare, schmerzenstillende Opiate" gerechnet, halfen nicht. „Aber vielleicht," so schrieb er an Friedrich v. Schlegel, mit dem er eine alte Studentenfreundschaft wieder aufgenommen, „vielleicht rettet mich noch die unsichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir schlummerte. Die Idee von Gott wird mir von Tag zu Tag lieber. Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdischen Glückes gelebt habe, so muß ich nunmehr ganz in der echten Zukunft und im Glauben an Gott und Unsterblichkeit leben." Es war das Glück seines Lebens, daß dem Geschlechte seiner Zeit doch noch die drei Sterne am Himmel leuchteten: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, während der Naturalismus unserer Tage selbst diese für Viele verlöscht hat. Und so klammerte sich ein Novalis vor Allem an das Letzte, an die jenseitige übersinnliche Welt, in welcher die unsterbliche Seele erst ihre wahre Heimath zu finden vermöge. Freilich von einem Erlöser ist nicht die Rede. Erlösen soll vielmehr der Tod. Es ist „eine Religion der Todessehnsucht", die er in sich ausbildet. Ja, es war Abend um ihn geworden, während er noch in die Morgenröthe hineinsah. Die Sonne seines Lebens war untergegangen. Aber doch, indem er in unendlicher Liebe und Trauer hineinstarrte in die Todesnacht, ging diese Nacht ihm auf in wunderbarem Sternenglanze als die Welt der ewigen Gottesruh und des wahren, seligen Daseins, als seine wahre Herzensheimath. Und fragen wir nach dem poetischen Denkmale dieser Stimmung, so erwidere ich: das sind die Hymnen an die Nacht, von denen die drei ersten in Prosa, die zwei folgenden zum Theil in poetischer Form, die letzte aber ihrem ganzen Umfange nach als ein Lied componirt ist. Jetzt aber wissen wir wohl, was der Dichter unter der Nacht versteht. Es ist nicht die alltägliche irdische Nacht, es ist vielmehr die dunkle Welt des Jenseits, in welche die lebensmüde Seele hineinstarrt, um in ihr das Erdenleid zu vergessen. „Im dunklen Schoße des Hügels, an dessen Fuß die irdische Fluth bricht," so heißt es hier, „quillt, gemeinem Sinne unvernehmlich, eine krystallne Woge. Wer von ihr gekostet hat, wahrlich, der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset." Die Todessehnsucht, welche sie von Anbeginn durchzieht, spricht sich zuletzt in ergreifenden Tönen aus:

Hinunter in der Erde Schoß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Und doch, mit Recht hat man diese Stimmung eine krankhafte genannt. Ja, die Herausgeberin des hochinteressanten Buches „Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs von einem Mitgliede der Familie" bezeichnet geradezu seine Todessehnsucht als eine heidnische. Wie ganz anders in seinen geistlichen Liedern, wo wir dem Herrn als dem Lebensfürsten begegnen. Wohl, nach dem Schlusse der Hymnen zu tritt uns auch schon Christus als Ueberwinder und Verklärer des Todes entgegen. Und doch, selbst hier verhält sich die religiöse Grundstimmung zu der in seinen geistlichen Gesängen „wie Mondnacht zum Morgenglanz". „Dort schwermüthige Todeslust, hier der Jubel neu gefundenen Lebens." Oder vergleichen wir einmal den Schluß der Hymne:

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! Die Abenddämmrung graut
Dem Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Bande los
Und senkt uns in des Vaters Schoß;

mit jenem gläubigen und zugleich siegesfreudigen:

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb,
Das selbst für die, die ihm am Wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein,
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was hat nun nach der Krankheit die Genesung hervorgerufen? Woher dieser gewaltige Umschwung in dem Gemüthe des Dichters? Er selbst giebt die Antwort:

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu,
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sei.

Wir sehen demnach: Ein innerstes, eigenstes Erlebniß ist es gewesen, das ihm ein neues Leben und in ihm uns diese Lieder gegeben hat. „Durch die dunkle Wolke der Trauer und Thränen, deren Abschattung die Hymnen an die Nacht sind," ruft Beyschlag aus, „ist eine Lichtgestalt ihm hindurchgebrochen, die Gestalt des Heilandes, als des Trösters der Mühseligen und Beladenen, und indem er die Füße dessen umfaßt hat, der die Kluft des Diesseits und Jenseits überbrückt, ewiges Leben ins zeitliche Dasein gebracht hat, ist er von seiner dunklen Todessehnsucht genesen. Es ist neues Blut und Leben wiedergekommen in sein erstorbenes Gebein, so daß er der irdischen Sonne, auch der Wissenschaft, der Dichtung, ja einer neuen bräutlichen Liebe wiedergewonnen war." Fragen wir nach der menschlichen Vermittelung, so dürfen wir wohl an die frommen Eindrücke seiner Kindheit, an die in Hardenberg's Familie verborgenen Samenkörner der Brüdergemeinde denken, wie wir denn auch wissen, daß sich Novalis nach Sophiens Tode gern mit den Liedern Zinzendorf's, sowie mit denen Lavater's, beschäftigt hat. Für uns aber steht er da als ein deutlicher Beweis der Gnadengegenwart des Herrn auch in dunkler Zeit. Selbst wenn Tausende von ihm schweigen, weiß der Herr sich seine Zeugen zu erwecken, nachdem er sie vielleicht, wie hier, durch das tiefste Dunkel der Nacht geführt hat.

Und nun redet er zu uns, obwohl er gestorben ist, und zeugt von der innigsten Jesusliebe in den köstlichsten Liedern. Eins der herrlichsten, wenn in rechter Demuth gesprochen, ist wohl das von rechter Charfreitagsstimmung durchhauchte Lied:

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.

In unserem Landesgesangbuch haben wir nur zwei seiner Lieder, aber um so ergreifendere: ein köstliches Trostlied und sein herrliches Osterlied. Wir selbst aber haben es wohl schon erfahren: Es giebt nichts, was so sehr alle Gemüther bewegt, als wenn am Grabe unsrer Lieben der Chor oder am Todtenfeste die ganze Gemeinde anstimmt:

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt,
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb' und Freude.

Und wunderbar rauscht es durch die Hallen der Kirche am Osterfeste:

Ich sag es jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist.

Ich sag es jedem, jeder sagt
Es seinem Freunde gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich

Und können wir auch nicht inmitten der Gemeinde singen, so beten wir es doch so gern am heiligen Weihnachtsfest:

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen, tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensfluth;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

In seiner innigen Jesusliebe hat er aber zugleich ein Herz für alle Verlorenen in weiter Welt und ruft uns zu:

O geht hinaus auf allen Wegen
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem Eure Hand entgegen
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bei uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Müssen wir nicht gestehen: Ein rechter evangelischer Christ, nach dem Herzen des lebendigen Gottes, ein Christ, der etwas von dem Herzpunkt des Evangeliums weiß und zugleich seinen Glauben durch innige Liebe bethätigt? Man hat ihn uns rauben und zu einem katholischen Christen stempeln wollen, indem man zwei schöne Marienlieder unmittelbar hinter die Jesuslieder gesetzt und sie so zu seinem persönlichen Bekenntniß gemacht hat. Doch gerade hierüber ist durch die 2. Auflage der Familiennachlese ein überraschendes Licht verbreitet worden. Hier erfahren wir, daß erst Tieck ihnen diese Stellung gegeben, während Novalis sie als Pilgerlieder für seinen Roman: „Heinrich von Ofterdingen", also im Sinne seines dortigen Helden, nicht in seinem eigenen gedichtet hat. Wohl, das werden wir nicht leugnen, fühlt sich der Dichter von der Gestalt der Jungfrau Maria in ganz besonderer Weise angezogen. Das aber hängt nicht blos mit dem schwärmerischen, auf das Mittelalter gerichteten Zug der ganzen romantischen Schule zusammen, sondern insonderheit mit seinen eigenen Erlebnissen. Sicher war ihm, wie Beyschlag bemerkt, die Mutter des Herrn das Sinnbild des Ewig-Weiblichen, das Urbild seiner verklärten Braut, die er an der Hand des erhöhten Heilands erblickte. Daß der Dichter freilich mit der damaligen Gestalt des Protestantismus nicht übereinstimmte, daß er eine einige, über alle Spaltungen der Kirche erhabene Christenheit begehrte, ist völlig klar. Nur behaupten wir auf Grund seiner geistlichen Lieder, daß der Kern seines Glaubens und Hoffens einzig und allein der für uns gekreuzigte und auferstandene Heiland war, daß also der Dichter nach der innersten Richtung seines Gemüthes sich durch und durch als evangelischer Christ erweist. In dieser Hinterlassenschaft aber allein, nämlich in seinen *geistlichen* Liedern, ruht für uns des Dichters hohe Bedeutung.

Wie traurig — menschlich geredet —, daß er so bald von uns gehen mußte! Mit noch nicht 29 Jahren ward er aus dem Leben, aus der Gemeinschaft der Seinen gerufen. Dem Willen seines Vaters gemäß widmete er sich nach Sophiens Tode der naturwissenschaftlichen Praxis, insonderheit der Bergwerkskunde. Galt es doch jetzt als tüchtiger Salinenbeamter unter der Leitung seines Vaters zu arbeiten, nachdem er bereits im Jahre 1795 als Auditor bei den Salinen in Weißenfels angestellt worden war. Er bezog Ende 1797 die Bergakademie zu Freiberg und studirte unter der Leitung des genialen Werner, des Schöpfers der neueren Geologie. Zugleich fand er eine neue Heimath für sein Herz. Im Hause des Berghauptmanns v. Charpentier lernte er Julie, die schöne, sanfte, liebreiche Tochter des Hauses, kennen und verlobte sich mit ihr Ende des Jahres 1798, nachdem aus der Hochschätzung ihrer Person eine ernste Zuneigung zu ihr geworden war. Doch schon im Sommer 1798 mußte Novalis seiner geschwächten Gesundheit wegen nach Teplitz gehen. Noch erholten sich seine Kräfte. Nachdem er im Sommer 1799 nach Weißenfels zurückgekehrt und als Assessor dem Directorium der Salinen beigesellt worden war, arbeitete er im Winter 1799—1800 auf der Saline Artern, am Fuße des Kyffhäusers, praktisch, und bald eröffnete sich ihm die erfreuliche Aussicht, eine Anstellung als Amtshauptmann in Thüringen zu erhalten und einen eigenen Hausstand gründen zu dürfen. Da überfiel ihn, als er in dieser Angelegenheit persönlich nach Dresden gereist und dort infolge ernster Erkrankung zurückgeblieben war, auf die Kunde von dem jähen Tode seines 14jährigen Bruders in der Saale bei Weißenfels ein Blutsturz. Erst am 26. Januar 1801 konnte er nach Weißenfels in das elterliche Haus gebracht werden. Am 25. März 1801 schlief er unter den Tönen des Clavieres, das er seinen Bruder Karl gegen Mittag zu spielen bat, in den Armen seines Freundes F. v. Schlegel sanft und schmerzlos ein. So ist denn seine tiefe Todessehnsucht gestillt; zugleich aber auch hat er erlebt, was er so köstlich gesungen:

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein;
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 107. Sonnabend, den 5. September. 1896.

Ein historisches Stadtbild von der deutschen Grenzmark im Osten.

e— Wenige unserer deutschen Großstädte sind von der Natur stiefmütterlicher bedacht als Breslau. Selbst die allgemein verrufene Berliner Gegend bietet trotz Sand und Haide doch einem sinnigen und bescheidenen Freunde der Natur noch mehr als die Umgebung der Hauptstadt eines vorzugsweise „schön“ genannten Landes. Die Breslauer Gegend kann schon deshalb nicht schön im eigentlichen Wortsinn sein, weil sie vollkommen flach ist. Blos der fernste Horizont wird im Westen und Süden von den blauen Linien des Riesengebirges und der damit zusammenhängenden Bergzüge umsäumt, aber die Entfernung ist so groß, daß das Auge die einzelnen Formen kaum mehr unterscheidet, und in jedem Falle verschwindet dieser Rahmen des Bildes gegen die unendliche Fläche, die sich an ihn lehnt. Mindestens acht bis neun Meilen trennen Breslau von den nächsten Berggipfeln, und diese sind nicht von alpiner Höhe und Form, sondern nur von dem gewöhnlichen Schlage der anderen deutschen Mittelgebirge. Der einzige Zobten erhebt seinen isolirten breiten Rücken in etwas größerer Nähe, aber auch er ist noch immer vier Meilen entlegen und seine 2000 Fuß Meereshöhe sowie seine sanften Linien sind nicht geeignet, ihn zu dem Herrn des landschaftlichen Bildes zu machen. Noch weniger wirken die Höhenzüge im Osten und Nordosten darauf ein, die unter verschiedenen Namen längs des rechten Oderufers die Wasserscheide zwischen diesem Flußgebiete und dem der Weichsel bilden. Sie treten Breslau bis auf einige Meilen nahe, aber sie sind so niedrig und so eintönig hingestreckt, daß sie für das Auge gleichgiltig bleiben. Immerhin kann aber auch eine vollkommene Ebene durch glückliche Combination verschiedener landschaftlicher Motive allerlei anmuthige Einzelbilder hervorbringen. Eine reiche Vegetation und schöne Wasserspiegel wirken ja auch in unsern künstlichen Nachbildungen der Natur, in den Parks und sogenannten englischen Anlagen wohlthuend auf das Auge. Die Breslauer Gegend besitzt nun wohl einen bedeutenden Wasserlauf, den der Oder; aber die Oder ist kein schöner Fluß. Nicht als ob sie hier bei Breslau noch zu wasserarm wäre, um einen stattlichen Eindruck zu machen. Auch das ist noch erträglich, daß ihr Gewässer stets eine trübe, gelbe Färbung zeigt — aber ihr Wasservorrath ist zu wenig zusammengehalten; er verliert sich den größten Theil des Jahres allzusehr zwischen weitgedehnten Sandflächen, und die Strömung des Flusses ist deshalb zu schwach, um den Eindruck kräftigen Lebens hervorzubringen, der selbst an einem schmalen Gebirgsbache entzückt, den trägen Fluthen der Oder sieht man es allzusehr an, daß sie niemals im Gebirge geflossen sind. Sie allein, unter allen größeren deutschen Flüssen, gehört von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung nur der Ebene oder dem Hügellande an, und darum ist sie die prosaischste und wenigst anmuthige, um nicht zu sagen, häßlichste ihrer Schwestern. Bei einem Strome der sandigen und lehmigen Ebene versteht es sich von selbst, daß der Wasserlauf so wenig geregelt ist. Keiner unserer großen Ströme hat so viele halbversumpfte und halbversandete Nebenarme und Altwasser entwickelt wie dieser. Diese entziehen nicht blos dem Hauptbette einen großen Theil seines Wasservorrathes, sondern sie sind auch häßliche Verunstaltungen der Landschaft.

Wo Wasser ist, pflegt es nirgends an Vegetation zu fehlen. So auch hier. Die Oderufer sind zum Theil mit schönem Baumwuchs bestanden, der sich hier und da, nur gerade nicht in unmittelbarster Nähe der Stadt, in eigentlichen Waldflächen ausdehnt. Namentlich gewinnt die Eiche auf diesem lockeren, feuchten Boden eine großartige Entwickelung. Im Gegensatz zu dem Baumgrün in der Nähe des Stromes ist der übrige Theil der Landschaft desto kahler. Es ist auf dem linken, westlichen Oderufer die eintönigste Fruchtebene, die man sich denken kann. Sie streckt sich unabsehbar von den letzten Häusern der Stadt bis zu dem fernen Gebirgsrand, kaum an einigen Stellen von etwas Baumwerk belebt, das sich um ein Dorf oder ein Gehöfte lagert. Der Boden ist von der größten Ergiebigkeit, aber es giebt kaum einen nüchterneren Anblick als diese den größten Theil des Jahres fast ganz kahlen, schwarzen, von tiefen Gräben umsäumten und durchschnittenen Felder, auf denen das fleißige Völkchen der „Kräuter“, wie sie hier heißen, oder Gärtner sich von früh bis spät abgräbt und schaufelt. Weiterhin beginnt das eigentliche Getreideland, über welches gar nichts zu sagen ist, als daß es größtentheils den besten Weizenboden hat.

Ganz verschieden ist der landschaftliche Charakter des rechten Oderufers, aber trotz der Verschiedenheit um nichts schöner. Hier herrscht der Sand ebenso vor, wie drüben der schwere oder fette Alluvialboden. Unzählige größere und kleinere Wasserläufe, ehemalige Arme der Oder und anderer kleinerer Flüsse, die in sie münden, durchschneiden das Terrain und bilden ein Gewirre von Gräben, Teichen und Sümpfen, zwischen denen die erhöhten Dämme die einzig sichere Communication auf weite Strecken vermitteln. Die Nähe einer großen Stadt hat auch hier die Cultur angetrieben, sich dieses traurigen Bodens zu bemächtigen, aber es ist ihr bis jetzt doch nur spärlich gelungen. So greifen die großen Gegensätze, welche das ganze Wesen dieses Landes beherrschen: die wüste Culturlosigkeit des Ostens und die gebändigte Natur des Westens, das slavische Element und das germanische auch recht charakteristisch in die Bodengestaltung der Hauptstadt und ihrer Umgebung ein. Setzt man nur einen Fuß über die Brücken der Stadt auf das rechte Oderufer, so glaubt man in einem Lande zu stehen, das Hunderte von Meilen von den Grenzen Deutschlands entfernt liegt; im Süden und Westen der Stadt dagegen tritt man in die gewöhnliche Fruchtebene des norddeutschen Tieflandes, wie sie sich um Braunschweig und Magdeburg ausbreitet.

Auffallend ist, daß eine so große und reiche Stadt wie Breslau so wenig zur Verschönerung der Landschaft durch die Kunst gethan hat. Hier ist nichts von den stundenbreiten Gürteln von Gärten und Parks, die anderwärts eine an sich reizlose Gegend wenigstens verdecken; die Landschaft, so dürftig wie sie ist, tritt hier überall unvermittelt bis an die Stadt und nur nach Südosten hin hat sich stromaufwärts längs der Oder ein schwacher Ansatz zu dem entwickelt, was anderwärts, z. B. in Hamburg, so reich entfaltet ist. Breslau selbst wäre groß genug, um als imposantes Städtebild die ganze Landschaft zu beleben. Doch liegt es allzu ungünstig an der tiefsten Stelle der Ebene, unmittelbar am Flusse, ja gewissermaßen im Flußbette. Seine Häusermassen gliedern sich nirgends durch die geringste Erhebung und Anschwellung des Bodens, denn die höchsten und tiefsten Stellen innerhalb des Gesammtumfanges der Stadt mögen nur zehn oder zwölf Fuß von einander differiren, viel zu wenig, um dem Auge sich irgend bemerklich zu machen. Alles, was die Architektur an Wirkung auf das Auge hier hervorgebracht hat, ist in das Innere der Stadt gedrängt. Der äußere Eindruck bereitet wenig vor auf die anziehenden Bilder im Innern. Die Lage der Stadt ist eben nicht nach malerischen Rücksichten, sondern nach sehr realistischen gewählt. Ein Blick auf den Situationsplan ergiebt deutlich, was gerade an dieser Stelle zur Gründung eines großen Verkehrsmittelpunktes veranlaßte. Die Oder bietet an wenigen Stellen so bequeme Uebergänge wie hier, wo sie ihre in der Urzeit so viel mächtigere Wassermasse in ein halb Dutzend schmaler Arme spaltet, zwischen denen der Verkehr von einer Insel zur anderen selbst für die einfachsten Hilfsmittel so sehr erleichtert war. Hier mußte eine lebhafte Handelsstadt erwachsen, die ebenso günstig für den Landverkehr auf der größten natürlichen

Straße im Bereiche des nord- und mitteldeutschen Hügel- und Tieflandes situirt war, wie für die Flußschiffahrt stromauf- und stromabwärts. Denn da die Oder von Anfang an ein Fluß der Ebene ist, so ersetzt sie durch ihre Schiffbarkeit beinahe bis zu ihrer Quelle der Industrie und dem Handel reichlich, was sie an Schönheit entbehren muß. Dieser natürlichen Uebergangsstelle auf den Inseln gegenüber, die von den ältesten Zeiten her von den jeweiligen Bewohnern des Landes und in der geschichtlichen Zeit von der polnischen Bevölkerung Schlesiens besetzt, befestigt und zum Mittelpunkt des ganzen Landes erkoren war, hat sich seit dem 13. Jahrhundert die deutsche Colonie Breslau angesiedelt auf dem linken, dem deutschen Oderufer, wie sie vom Westen her eingewandert war. Auf dem polnischen Ufer breitete sich damals seit unvordenklichen Zeiten eine halb ländliche oder dörfliche Vorstadt aus, während nach der Gründung der eigentlichen deutschen Stadt Breslau auf dem linken Oderufer eine Anzahl von deutschen Dörfern entstanden ist, zwischen denen und den Ringmauern der Stadt Gärten und Felder sich erstreckten. Dieselben sind erst in neuerer Zeit verschwunden und haben modernen Vorstädten Platz gemacht, die jetzt an Umfang drei- bis viermal so groß wie die Gesammtfläche der eigentlichen Stadt sein mögen. Auf diese Art zerfällt das eine Breslau geschichtlich und topographisch in vier individuell gestaltete Einzeltheile, die man ebensowohl als besondere Städte bezeichnen könnte, wie sie denn auch bis in die neuere Zeit in keinem communalen Verband mit einander gestanden haben. Auch ihre Zusammenfassung zu einer einzigen Stadtgemeinde durch die Städteordnung von 1808 hat ihren selbständigen socialen und architektonischen Typus nicht verwischen können. Noch immer trägt der Kern der ganzen Stadt, die ehemalige deutsche Ansiedelung, den Charakter einer mittelalterlichen Großstadt, in der Handel und städtisches Gewerbe das Lebenselement sind. Die Inseln im Strome, die Stätte der ältesten polnischen Ansiedelung, haben zwar ihre Bedeutung als Sitz der Dynasten des Landes, der Piasten-Herzoge, verloren, aber die Kirche, die sich unter dem Schutze der fürstlichen Gewalt hier ansiedelte, hat sich dafür auf ihnen desto schrankenloser ausgebreitet. Sie ist hier wie anderwärts die glückliche Erbin ihrer einstigen Patrone geworden. Die Dominsel und die Sandinsel sind fast ganz von ihren Kirchen und Kapellen, ihren Stiftern, Curien, Wohlthätigkeitsanstalten aller Art bedeckt und die Interessen des gewöhnlichen weltlichen Lebens treten schon in der architektonischen Physiognomie dieses Stadttheiles ebenso zurück, wie sie in der eigentlichen Stadt oder Altstadt vorherrschen. Die Vorstadt oder die Vorstädte auf dem rechten Oderufer sind noch jetzt, wenn auch nicht eigentlich ländlich geblieben, so doch noch nicht recht städtisch, am allerwenigsten großstädtisch geworden. Zwischen regellos hingeworfenen und grenzenlos gedehnten freien Plätzen von zweifelhafter Bestimmung und noch zweifelhafterer Zugänglichkeit bei irgend nassem Wetter, an kreuz und quer wie in die Irre hineinlaufenden Straßen stehen moderne Speculationsbauten des gewöhnlichen Schwindelsstiles neben mehr als schlicht bürgerlichen Häusern des vorigen Jahrhunderts und wirklichen Hütten aus Lehm und Fachwerk zusammengeflickt und mit Schindeln gedeckt, wie sie die polnischen Dörfer zeigen. Ueberall ist noch Raum für große Gärten und allerlei verdächtiges Wassergerinne, das einst mit der Oder in Verbindung stand oder zu den meist ausgefüllten Festungsgräben gehörte, welche sammt allen anderen Vertheidigungsapparaten der Stadt seit dem Jahre 1807 allmälig beseitigt worden sind. Sogar ein ganzes echtes Dorf mit gewöhnlichem bäuerlichem Betriebe und bäuerlicher Einwohnerschaft ist in diesen Stadttheil eingewachsen. Es ist die partie honteuse von Breslau, und doch glauben viele Breslauer, daß es sich nirgends besser, d. h. ruhiger und gesünder und, was gleichfalls nicht zu verachten ist, wohlfeiler und bequemer wohnen lasse, als in seinen so wenig fashionablen Räumen. Das völlige Gegentheil davon ist der Complex der neuentstandenen Vorstädte auf der deutschen Seite im Süden und Westen der eigentlichen Stadt. Sie sind durch und durch fashionable im gewöhnlichsten und langweiligsten Wortsinn. Man kennt ja diese Art moderner Vorstädte unserer im Kerne so alten und originellen Großstädte zur Genüge, daher kein Wort weiter zu ihrer Schilderung, als daß jede Partie daraus ebenso gut in Dresden, Leipzig, Hamburg, Wien stehen könnte, um dort denselben Effect zu machen und dieselben Dienste zu thun wie hier. Die Altstadt Breslau ist es, welche das architektonische Charakterbild Breslaus bestimmt; höchstens könnte daneben noch der eigenthümliche Typus der geistlichen Stadt auf den Inseln in Betracht kommen. Eine gewisse Schlichtheit des Aeußern scheint zu dem Charakter eines echt deutschen Städtebildes zu gehören. Auch Breslau ist in dieser Hinsicht durch und durch deutsch, so wenig es sonst seinen Typus einer äußersten Warte deutscher Cultur verleugnen kann. Wie ganz anders präsentirt sich das doch schon halb slavische Prag, oder das schon ganz slavische Krakau, die beiden Nachbarinnen Breslaus, die allein durch ihre Bedeutung in der Vergangenheit und Gegenwart einen Vergleich mit dem großen Emporium an der Oder zulassen. Zum Glück pflegen unsere deutschen Städte mehr zu geben, als sie versprechen, und so ist es auch mit Breslau. Das Innere ist in demselben Maße reich an interessanten Architekturbildern, wie die landschaftliche Ansicht arm daran ist. — Das vierzehnte Jahrhundert hat die ganze Anlage der Stadt auf einen Wurf geschaffen; alles Spätere hat sich dem einmal festgestellten Grundplan einfügen müssen. Diese planmäßige, in einem Zuge entstandene Anlage eignet allen deutschen Städtegründungen im slavischen oder ursprünglich slavisch gewesenen Osten. Was man sonst als das eigentliche Wesen unserer Städte anzusehen pflegt, ihre allmälige und zufällige Entstehung, davon ist hier nichts zu entdecken.

Breslau ist freilich älter als das vierzehnte Jahrhundert. Schon im dreizehnten Jahrhundert erhob sich an derselben Stelle eine deutsche Handelsstadt, die durch den Mongolensturm von 1241 zwar zeitweilig verwüstet, aber nicht vertilgt wurde. Davon ist aber nichts übrig, außer die älteste Grenz- und Befestigungslinie, eine durch Kunst geschaffene halbkreisförmige Grabenleitung eines kleinen Nebenflusses der Oder, der Ohle, die hier in den Hauptstrom mündete. Sie mußte es sich gefallen lassen, dicht vor ihrem gänzlichen Verschwinden in ihrer größeren Schwester, die Hauptmasse ihrer Gewässer herzugeben, um die deutsche Stadt gegen das platte, damals noch slavische Land zu decken. Bis vor Kurzem noch durchschnitt dieser Canal das alte Breslau, als ein ebenso lästiger Ueberrest des Mittelalters, wie er einst, durch Mauern und Thürme gedeckt, eine treffliche Schutzwehr abgab. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts legten ungeheure Brände, wie sie eben nur jene Zeit des Holzbaues kannte, die ganze Stadt in Asche. Die Verwüstung war so gründlich, daß man an einen vollständigen Neubau denken mußte, und dieser ist es, der in dem Zuge seiner Straßen, in der Form seiner Plätze, in der Anordnung der großen monumentalen Schöpfungen der Architektur heute noch vor unsern Augen steht. Es kam darauf an, ein mächtiges Emporium des Handels und des bürgerlichen Gewerbes zu schaffen, das auch bei einer noch bedeutenderen Entwickelung Platz genug in seinen Straßen und Plätzen behielt. Der Handelsverkehr mit dem Osten war die eigentliche Lebensquelle der Stadt und für ihn hauptsächlich wurde die ganze Anlage berechnet. Daher in der Mitte des Ganzen ein in wahrhaft riesigen Dimensionen angelegter Marktplatz, ein Quadrat, in dessen Raum eine kleine deutsche Stadt bequem Platz finden würde. An der südwestlichen Ecke öffnet sich ein zweites großes Viereck, allerdings kaum ein Viertel von der Fläche jenes Hauptmarktes enthaltend, aber doch noch immer größer als irgend ein wirklich schon im Mittelalter angelegter öffentlicher Platz einer Stadt im deutschen Westen oder Süden. Hier konnten ganze Wagenburgen der Karawanen, wie sie die Rohproducte des Ostens dem deutschen Gewerbe zuführten, aufgefahren sein, ohne einander zu beengen, aber wir wissen doch, daß in den glänzendsten Zeiten des Breslauer Handels der scheinbar unermeßliche Raum nur eben dem Bedürfniß genügte. Uebrigens muß man bei der Feststellung des Stadtplans auch darauf gerechnet haben, denn in einem entfernteren nordöstlichen Theile der Stadt ist noch ein drittes großes Quadrat dem Verkehr freigelassen, dessen Dimensionen ungefähr die Mitte zwischen jenen beiden Hauptplätzen des Centrums halten. Von den Centralplätzen aus laufen die Hauptstraßen ungefähr in gleicher Länge nach den vier Himmelsgegenden, bis sie die Grenzen der Stadt erreichen: im Norden die Oder, nach den andern Seiten hin eine gleichzeitig mit dem Neubau der ganzen Stadt etwa dreihundert Schritte jenseits des ursprünglichen Stadtgrabens angelegte Befestigung durch Wall und Graben. Auch dieser neue Stadtgraben erhielt sein Wasser aus der Ohle. Das zwischen beiden liegende Terrain war bis dahin offenbar nichts weiter als Feld, Weide oder Gartenland der Bürger und wurde erst damals zur Erweiterung der Stadt hinzugezogen, wo sie rasch zunehmend an Volkszahl auch noch beinahe ein Drittheil ihres ganzen früheren Umfanges an ihre freien Plätze abgegeben hatte. Alle Hauptstraßen sind durchweg nach der Schnur ange-

legt. Unsere romantischen Freunde der krummen Gassen könnten schon an dem Beispiel des alten Breslau sehen, daß auch jene Zeit gerade Straßen zu ziehen verstand, weil sie ebenso gut wie wir wußte, daß eine gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten, hier zwischen den Märkten und den Thoren ist. Freilich fehlt noch viel an jener ängstlichen Pedanterie, die jede Hausfront bis auf die Linie in die Straßenflucht hineinzwingt; überall hat das unmittelbare Bedürfniß der Oertlichkeit und der einzelnen Bauten eine lebensvolle Mannigfaltigkeit in der factischen Ausfüllung der idealen geraden Linie gestattet und alle Monotonie entfernt. Aber die Schnur und das Winkelmaß lassen sich doch überall herauserkennen, und es wäre auch seltsam, wenn das grundverständige, praktische Mittelalter diese beiden Dinge bei der Anlage seiner Städte verschmäht haben sollte. Die Hauptstraßen überraschen uns nicht blos durch ihre gerade Perspective, sondern auch durch ihre Breite, die man nur freilich nicht nach dem Maßstabe unserer modernen Städte messen darf. Auch sie sind für einen großartigen Verkehr bestimmt und scheinen ihm damals genügt zu haben. Uebrigens ist auch hier bei aller Freigebigkeit meist mit dem Raum hausgehalten. Die Hauptstraßen stehen, wenn man es genauer verfolgen will, in dem Verhältniß der Breite zu einander, wie sich die Größe des Verkehrs, der sich durch sie zu bewegen hatte, zu einander verhält. Die anderen Straßen sind durchweg schmäler angelegt, und zwar in zwei Abstufungen. Die eine hat ungefähr die Hälfte der Durchschnittsbreite der Hauptstraßen zu ihrem Breitenmaß, die andere wieder nur die Hälfte davon. Für heutige Begriffe sind beide Arten sehr enge: die letztere nur mit genauer Noth für unsere jetzigen Fuhrwerke zu passiren. Aber dafür hatte sie das Mittelalter nicht angelegt. Seine Fuhrwerke, jene ungeschlachten Planenwagen, die wir in unseren Fuhrmannskolossen noch jetzt vor uns sehen, brauchten sehr viel Platz, aber sie passirten nur durch die Hauptstraßen. In den anderen wohnte das bürgerliche Gewerke, und zwar dasjenige, das mehr Platz für seine Arbeit braucht oder selbst häufiger von Anderen gebraucht und von Kunden heimgesucht wurde, in den breiteren, das andere in den schmäleren Gassen. So mußte selbstverständlich die Schmiedebrücke — Brücke bedeutet hier, wie überall im deutschen Mittelalter, die mit Holzbohlen gepflasterte städtische Straße —, die Schuhbrücke breiter sein, als die Nadler- oder Mäntlergasse, denn das Schmiedegewerbe und das der Schuster bedurfte ganz anderer Räume für sich, als die Kleinarbeit der Nadler oder das halb schon dem Luxus dienende Gewerbe der Verfertiger von Mänteln und Ueberwürfen. Alle diese Straßen durchschneiden sich in der Regel in rechten Winkeln, und die ganze Stadt ist somit als ein vollständiges Netz von Quadraten angelegt. Aber auch hier hat die verständige Art der Vorzeit Ausnahmen genug verstattet, wo sie durch irgend einen ihr wichtigen Grund veranlaßt waren. Der Plan ist ja nicht hinter dem grünen Tische ausgecalculirt worden; unsere schlichten Meister der Steinmetzenzunft haben ihn vielleicht in aller Gemüthlichkeit beim Becher Wein im Rathskeller mit den Herren vom Rathe, den ehrsamen Großhändlern in Tuch- und Pelzwaaren und den Meistern im Eisen- und Kupfergeschmiede ohne ein Blatt Papier vereinbart, aber gerade deshalb ist etwas Anderes entstanden, als aus den jämmerlichen Versuchen, die spätere Jahrhunderte mit der Anlage von ganzen, von oben her commandirten Straßen gemacht haben. Viele andere deutsche Städte, über die ganze Tiefebene von der Elbe bis an den Niemen hingestreut, sind wie Breslau auf einmal und durch einen ganz bestimmten Act angesiedelt worden. Ihnen allen sieht man im Gegensatze zu dem allmälig Gewordenen der Städte des deutschen Mutterlandes ihre Entstehung auf einen Wurf noch heute an. Ihre Grundpläne stimmen im Wesentlichen alle überein, wie die Zeit und die Lebensbedingungen, die sie schufen, überall dieselben waren. Doch, wie gesagt, keine einzige von ihnen allen ist gleich vom Anfang an so groß angelegt und ihre ursprüngliche Anlage so vollständig bis auf den heutigen Tag erkennbar geblieben, wie Breslau. So begegnet man überall jenen weiten Plätzen, jenen breiten Straßen, bei deren Absteckung schon ein sehr entwickelter massenhafter Verkehr vorausgesetzt wurde, während er sich auf den abschüssigen, winkeligen Märkten und in den engen krummen Straßen unserer eigentlich alten Städte am Rhein, am Main und an der Donau nothdürftig mit dem Platze, wie er ihn fand, behelfen mußte. Freilich trat er auch dort, in dem von Alters her so viel cultivirteren Lande nie in so elementaren Formen auf wie hier. Hier gestaltete sich der Zug der Handelsleute nach und aus den wilden Ländern der Polen, Russen und Wlachen von selbst nicht blos zu einer Karawane, sondern gleichsam zu einer Wiederholung der Völkerwanderung im kleinen Maßstab. Wenn solche Menschenfluthen, solche tausende von Wagen und Zugthieren, wie sie jährlich drei- oder viermal aus und nach dem Osten durch diese Städte sich ergossen, unterkommen sollten, bedurfte es selbstverständlich anderer Räumlichkeiten als dort. Am überraschendsten für den, der an die Städtebilder des innern Deutschlands gewöhnt ist, sind die großen Marktplätze aller dieser deutschen Coloniestädte. Sie sind oft so groß, daß in kleinen Orten die ganze Stadt, so zu sagen, nur ein Markt ist. Die Dimensionen der Breslauer Plätze sind freilich nirgends erreicht, aber man erkennt doch überall denselben Typus wieder. In der Mitte des Hauptplatzes erhebt sich durchweg das Rathhaus der Stadt, umgeben gewöhnlich von verschiedenen zu Handelszwecken dienenden Gebäulichkeiten, Tuchhallen, Gewandhäusern, Niederlagen aller möglichen Gewerbe; oft sind auch noch kirchliche Bauten und gewöhnliche Privathäuser an diesen eigentlichen Kern des Marktes angelehnt. So steigt mitten in der Stadt, rings durch große freie Plätze umgeben, eine besondere Stadt auf, keine Fürsten- oder Herrenburg, wie die Kreml der russischen Städte, sondern ein rechtes Bollwerk des deutschen Bürgerthums, das es mit seinem besten Schmuck ausstattete. Auch in Breslau ist das Rathhaus der eigentliche Kern der Centralgruppe. Die bürgerliche Architektur vom Ende des vierzehnten bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein hat gewetteifert, ihr bestes Können zum Schmuck dieses Symbols und Mittelpunktes zugleich des freien Bürgerstolzes zusammenzuhäufen, und so ist ein Bau erwachsen, der in seinem Plan und in seiner inneren Eintheilung das Muster einer Burg des städtischen Geistes darstellt, wie die Marienburg das Muster einer Burg des ritterlich-mönchischen Geistes geworden ist. Vom Standpunkt der stilgerechten Gothik läßt sich allerlei gegen die üppigen Verschnörkelungen des gothischen Rococo und der kommenden Renaissance, die sich an die ursprünglich feingedachten Bauglieder angeschmiegt haben, einwenden, auch paßt der Hauptthurm mit seiner „welschen Haube“ gar nicht zu dem deutschen Stile des Ganzen. Aber alles Einzelne verschwindet doch vor dem Totaleindruck des Massigen, Prächtigen, Reichen. Dazu kommt noch der eigenthümliche Schmuck der Vegetation, eine mächtige, Jahrhunderte alte Wand von wildem Wein, der sich mit seinem tiefen Grün oder brennenden Roth des Herbstes zwischen den grauen Standgebilden, den zackigen Fialen und Thürmchen und dem tausendfach verschlungenen Maßwerk der Fenster und Gesimse emporrankt. Alles Andere, was diesen Kern des Hauptmarkts umgiebt, stört wenigstens nicht den Eindruck desselben. Es ist ein Conglomerat von öffentlichen und Privatgebäuden, so groß, daß es sogar durch zwei schmale Straßen oder Gänge durchzogen ist. Sie gleichen den Passagen in unsern modernen Großstädten, nur daß sie nicht mit dem modernen Luxus von Glasbedachung, Schaufenstern und dergleichen ausgestattet sind, sondern einfache, mittelalterlich bescheidene Kaufläden enthalten, in deren oberen Geschossen schlicht bürgerliche Wohnungen sich befinden. Die vier Langseiten des Ringes haben sich wenigstens in ihren Erdgeschossen durchweg modernisiren müssen. Die schmalen Fronten der eben deshalb thurmhoch ansteigenden Giebelhäuser sind alle zu Prachtläden im gothischen Geschmack verwandt. Darin ist nichts Originelles, sondern überall die mehr oder minder gelungene Copie eines fremden Originals. Ihre meterbreiten Schaufenster contrastiren seltsam mit den schmalen Thüren des ursprünglichen Baues, die sich neben ihnen oft noch erhalten haben, oder den ebenfalls schmalen und tief eingeblendeten Fenstern der oberen Stockwerke. Im Ganzen herrscht in diesen Häusern der Stil der scheidenden Gothik und der Frührenaissance mit ihren wunderlichen Schnörkeln und Voluten, aber auch ihren soliden Massen, kräftigen Profilen und effectvollem Ansteigen in schwindelnde Höhe. Dazwischen hat auch die spätere Zeit bis zum heutigen Tage nach ihren Bedürfnissen fortgebaut, und weil das Bedürfniß und die Mittel, es zu befriedigen, immer da waren, schließt sich doch Alles, trotz der widerstreitenden Elemente seiner Zusammensetzung, zu einem lebensvollen und gediegenen Gesammtbilde zusammen. Zwei kirchliche Gebäude, das eine an der Nordwestecke, das andere an der nach Südost gerichteten Langseite, ragen mit ihren kolossalen Massen selbst über die himmelanstrebenden Giebel der Häuser mit ihren fünf, sechs oder gar acht Fensterreihen hinaus. Sie stehen nicht dicht am Gewühl des Marktes, sondern in umfriedeter Zurückgezogenheit, aber doch

so nahe und an so günstigem Orte, daß sich daraus auf einen Blick besser als durch ganze Bände von Deductionen die Stelle, welche die Kirche im Herzen unseres alten Bürgerthums einnahm, erkennen läßt. Die Elisabethkirche war einst auch mit einem jener Thurmkolosse geziert, deren Ausführung ein Gegenstand des Wetteifers für unsere überreichen und stolzen Bürger des endenden Mittelalters gewesen ist. Ein Sturmwind hat schon im sechzehnten Jahrhundert die ganze Spitze in einer Höhe von etwa 150 Fuß herabgeworfen, und seitdem steht nur noch der unschöne Rumpf da, voraussichtlich ohne je wieder seine alte Zierde zu erhalten. Nimmt man zu dieser Architektur die lebensvolle Staffage hinzu, das unendliche Gewühl des Kaufens und Verkaufens aller möglichen Dinge in den Verhältnissen, die das Bedürfniß einer Bevölkerung von 350 000 oder noch mehr Menschen fordert, und Alles dies geht noch unter freiem Himmel vor, weil es Breslau noch zu keinen Markthallen gebracht hat, dazu die Fluthen des durchziehenden Verkehrs aus den großen Hauptstraßen, die sämmtlich in den Hauptmarkt einmünden, die Ausblicke in sie und das sie erfüllende Gewimmel von Menschen und Wagen aller Art, so ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß kein deutsches Städtebild großartiger und charaktervoller wirkt, als das der inneren Stadt Breslau in ihrem Centrum am Rathhause.

Bücherbesprechungen.

— **Pastor Hammer.** Ein Zeitbild von Leopold Guthart. Leipzig, Verlag von Reinhold Werther. 1896. — Daß der moderne „politische Pastor“ auch in der Dichtung seinen Lobredner finden werde, war um so eher vorauszusehen, als er in der absterbenden freisinnigen Dichtung, wie z. B. in L'Arronge's „Pastor Brose“, zur Zielscheibe des Hohns und der Verunglimpfung gemacht worden ist. Wie einst Friedrich Spielhagen, der Lobposaunist der Demokratie, Ferdinand Lassalle zum Vorbild für seinen Helden im Romane „In Reih und Glied“ nahm, um den Siegeszug des demokratischen Gedankens zu verherrlichen, so hat Leopold Guthart (wohl ein Pseudonym) die jüngsten Maßregelungen einiger christlich-socialer Prediger der jüngeren (Naumann'schen) Richtung zum Anlaß genommen, um das Idealbild jener zeitgenössischen Geistlichen zu zeichnen, die in Wort, Schrift und That in die socialpolischen und wirthschaftlichen Kämpfe der Gegenwart eingetreten sind und das Ziel verfolgen, durch die Hebung des materiellen, geistigen und sittlichen Niveaus der Arbeiter und durch ihre Organisation im Sinne socialer Gerechtigkeit und eines idealen evangelischen Christenthums gegenüber den Hetzereien der Socialdemokratie ein festes Bollwerk des Nationalbewußtseins, der Königstreue und der staatlichen Ordnung zu errichten. Infolge dessen ist „Pastor Hammer“ ein Tendenzroman ersten Ranges geworden. Er schildert die ländlichen Verhältnisse in Pommern, vertheilt Licht und Schatten, wie dies ja in einer Tendenzschrift nicht anders möglich ist, sehr ungleich, stellt die Gegensätze zwischen Junkeregoismus und Pastorenrecht, zwischen Adelig und Bürgerlich haarscharf hin und gelangt so auf Kosten des alten Conservativismus zur Verherrlichung einer socialpolitischen und geistlichen Bewegung, die in Wahrheit sowohl ihre Existenzberechtigung als auch ihre Lebensfähigkeit erst noch in der Praxis unseres politischen und geistigen Lebens zu erweisen hat. Daß es dabei nicht ohne Uebertreibung in der Lobpreisung und in der Verurtheilung abgeht, ist natürlich. Aber auch wenn man mit dem Verfasser nicht in allen Punkten einverstanden ist, so wird man ihm doch zugestehen müssen, daß der Radicalismus seiner Anschauungen und seiner Darstellung von einer inneren Wärme und einem Ueberzeugungsfeuer getragen wird, die nicht nur den Leser gefangen nehmen, sondern auch eine außergewöhnliche Fähigkeit der dichterischen Gestaltung offenbaren. Aus dem Kampfe der Tagesmeinungen und aus den gewaltigen geschichtlichen Gegensätzen unserer Zeit hervorgegangen, ist „Pastor Hammer“ in der That ein „Zeitbild“, das schon deshalb vollste Beachtung verdient, weil es die Anhänger begeistern muß und den Gegnern zu denken giebt und sie zur Selbstprüfung und Einkehr mahnt, vor Allem aber, weil es mit dichterischer Leidenschaft geschrieben ist und nur die volle und rückhaltlose Hingabe an eine gute Sache, an eine große Idee auch in der Poesie starke und bleibende Erfolge schafft. Aber wie alle Zeitbilder aus der Gegenwart leidet auch dieser Roman an dem Fehler, daß er zu Ende ist, wenn der eigentliche Kampf des Helden erst beginnen soll. Pastor Hammer ist wegen seiner evangelisch-socialen Werkthätigkeit gemaßregelt und aus dem Amte suspendirt worden, seine socialpolitischen Ideale stoßen überall auf Gegnerschaft, und er geht, um Generalsecretär der jungen christlich-socialen Partei zu werden, d. h. doch, um nun erst recht den Entscheidungskampf aufzunehmen, in dessen ersten Phasen er thatsächlich unterlegen ist, wenn er selbst auch das endliche Siegesbewußtsein in sich trägt und seine freudige Hoffnung auf den zukünftigen Erfolg sich auch den Lesern, die an den Sieg des Guten glauben, mittheilt. So hat der Roman keinen poetisch überzeugenden Abschluß und büßt dadurch einen Theil seiner Wirksamkeit ein. Indeß, dieser Uebelstand liegt im Stoffe selbst, und daß der Verfasser im Stande wäre, auch das fehlende Zukunftsbild mit souveräner dichterischer Beherrschung der Aufgabe zu gestalten, das beweisen die gelungene Charakterzeichnung, der schlagende, nicht selten geistreiche Dialog und die lebenswarme Schilderung der behandelten Verhältnisse und Zustände. Auch ohne die nach verbrauchter demokratischer Schablone gearbeitete Liebesaffaire zwischen der Schwester des Pastors und dem verkommenen Grafen Bodo darf der Roman, rein ästhetisch betrachtet, den Anspruch einer ungewöhnlichen und vielversprechenden dichterischen Leistung erheben. Erwin Bauer.

— **Ein Ausflug nach dem Sinai.** Von Ed. v. Liebenau, Oberhofmarschall z. D. Mit 18 Abb. nach Originalaufnahmen. Wiesbaden bei J. F. Bergmann. 1896. Preis 2,80 ℳ. — In einer Zeit wie der unserigen, wo sich die Reiselust in fast beängstigender Weise der Menschheit bemächtigt hat, schwillt die Reiseliteratur naturgemäß in gleicher Weise an; denn nichts ist natürlicher als daß der Reisende die Erinnerungen an eine schöne Reise festzuhalten, seinen Freunden seine Reiseerlebnisse mitzutheilen und andere Reiselustige auf die von ihm gesehenen Naturschönheiten aufmerksam zu machen bestrebt ist. Diese Beweggründe haben wohl auch den Verfasser zur Veröffentlichung dieses Werkchens veranlaßt, das zwar auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch macht, aber eine annehmbare Bereicherung unserer Reiseliteratur bildet. Der weitgereiste Verfasser, der ehemalige Oberhof- und Hausmarschall unseres Kaisers, der sowohl mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm als auch später mit dem Prinzen Wilhelm fast ganz Europa besucht hat, giebt in der knappen Form von Tagebuchblättern eine Fülle von Erlebnissen und Erfahrungen von einem Jagdausfluge von Kairo nach der Sinaihalbinsel zum Besten, wie sie nur der feingebildete, gewandte Reisende zu sammeln und wiederzugeben vermag. Das ohne jede Effecthascherei, in eleganter Sprache geschriebene Buch ist als belehrende Unterhaltungslectüre angelegentlich zu empfehlen. Dr. F.

— **Monaco und seine Spielhölle!** Von Rudolf Bergner. Graz 1896. Im Selbstverlage des Verfassers. 3 ℳ. — Von den dreierlei Absichten, die der Verfasser mit dieser Broschüre verfolgt, nämlich: auf die Aufhebung der berüchtigten Spielbank hinzuwirken, Spiellustige vom grünen Tische zurückzuschrecken und dem Leser eine belehrende Unterhaltung zu gewähren, dürfte nur die letzte Absicht ihr Ziel erreichen. Trotz der vom Spielpächter an die Rivierapresse gezahlten Schweigegelder bringt ja die Tagespresse fortgesetzt Mittheilungen über Verluste ganzer Vermögen und über die Selbstmorde in Monaco, so daß bezüglich aller dieser Zustände längst Notorietät herrschte, die freilich nicht zu verhindern vermocht hat, daß dem Spielpächter wieder erst vor Kurzem vom Fürsten Albert auf fünfzig Jahre die Concession zur Schröpfung der Fremden gewährt worden ist. Von diesen aber werden auch in Zukunft Unzählige der Räubergesellschaft auf Monte Carlo ins Garn laufen, möge man ihnen, wie Verfasser, auch mit mathematischer Klarheit die überwiegenden Gewinnchancen der Bank beweisen. Wer mit dem Roulette selbst ganz unbekannt an den Spieltisch tritt, sieht ja schon nach ein paar Minuten den Vortheil der Bank in der Zero-Nummer, und wenn ihn der Spielteufel gefaßt hat, spielt er eben doch. Ein Stammgast von Monte Carlo wird die Broschüre lesen und — spielen. Aber Unterhaltung auf einige Stunden wird sie Jedem gewähren, der das Treiben in Monaco kennen lernen will. Roulette und Trente-et-Quarante sind genau geschildert. Das Buch enthält überdies zwei Novellen mit der gleichen Tendenz, wie sein sonstiger Inhalt. Unverständlich ist uns folgender, auf Seite 62 zu lesender Satz geblieben: „Wenn wir Sachsen ausnehmen, wo das Spiel in zwei Jahren beschlossen sein wird, so wird nach dieser Zeit nur noch ein einziges Spielhaus existiren, das Casino von Monte Carlo!“ Das wären ja schöne Aussichten! Wir wissen nichts davon. Dr. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 108. Dienstag, den 8. September. 1896.

Ueber einige Veränderungen im Thierbestande der Heimath.

Von Dr. H. Simroth.

Die Beeinflussungen und Veränderungen der Flora und Fauna eines Gebietes durch die menschliche Cultur sind in ihren großen Zügen bekannt genug, wenn auch im Detail meist recht schwierig zu verfolgen. In unserem Vaterlande ist an Stelle des Urwaldes der Culturwald getreten, allerdings viel geringeren Umfanges. Wiesen und Moor sind ersetzt durch jene Steppengräser, die im Sommer reifen und absterben, die Getreidearten. Was theils von gelegentlich angebauten und verwilderten Pflanzen, theils von sogenannten Unkräutern ohne des Menschen Absicht sich einschleicht und oft zuerst sporadisch auftritt, um später Wurzel zu fassen, das entzieht sich vielfach, in seinen Anfängen wenigstens, dem Blick des Kenners. Wir wissen im Allgemeinen, wie die Schmarotzer dem Menschen folgen, wir kennen einzelne Beispiele von Verwilderung; es sollen die Weinbergschnecken Norddeutschlands ursprünglich zu culinarischen Zwecken in Klostergärten eingebürgert worden sein; die Erd- und Mauerbienen, früher auf passende Abhänge angewiesen, siedeln sich mit großer Vorliebe auf und in den Lehmwänden unserer Dörfer an; aber es wird äußerst mühselig sein, dem gesammten Insectenbestand in seinem Wechsel nachzugehen, wie seiner Abhängigkeit von der offenen oder beschatteten Lage, von den selbst wechselnden Pflanzen ꝛc. Die höhere Thierwelt liegt uns näher und ist von jeher besser beachtet. Jeder weiß, wie die deutschen Wildrinder als solche ausgestorben sind, wie der Elch zurückgedrängt ist und wie Roth- und Damwild sich nur durch Schonung und Jagdschutz erhalten lassen, wie andererseits im Gebiete der Kunststeppe Lampes Gedeihen mit der Ueppigkeit der Flur gleichen Schritt hält. Ueber Zunahme oder Abnahme einzelner Fledermäuse, denen unsere Baulichkeiten einen ausgiebigeren Schutz gewähren mochten als alte Bäume vorher, wissen wir kaum etwas Bestimmtes. Bei anderen Haarthieren, z. B. dem Ziesel, können wir wohl die Behauptung aufstellen, daß sie, wie der Hase, der Feldsteppe folgen, denn wir sehen sie allmälig von Osten her vordringen, aber doch so, daß der Weg und die Geschwindigkeit der Ausbreitung mit dem Getreidebau anscheinend gar nichts zu thun hat. Von den Vögeln folgt dem letzteren bekanntlich der Sperling auf dem Fuße, die Großtrappe nimmt zu und die Zwergtrappe hat sich gelegentlich aus dem Südosten eingestellt. Die Haubenlerche, ein echter Steppenvogel, hat sich in unserem Jahrhundert nach Westdeutschland ausgebreitet. Das sind Dinge, bei denen wir Ursache und Wirkung einigermaßen verstehen können, ebenso wie vielleicht auch das Eindringen der sonst so scheuen Amsel in unsere Parks, die sie für Wälder nahm, oder des ursprünglich felsenbewohnenden Hausrothschwanzes in unsere Steinbauten. Kaum aber wird es möglich sein, für die von Zeit zu Zeit vorkommende Invasion des Steppenhuhnes in Mitteleuropa, deren letzte noch Jedermann in Erinnerung sein wird, unsere Getreidefelder als Ursache anzuführen. — Wir sehen also, daß bei manchem Haar- und Federwild, von anderen Thieren ganz zu geschweigen, der Zusammenhang klar auf der Hand liegt zwischen Verbreitung und Bodencultur, daß aber andere sich weit unabhängiger erhalten, daß noch weitere wesentliche Factoren bei ihrer Ausbreitung mitwirken müssen, als die von Menschen bereiteten günstigen Wohnstätten. Es ist von großem Interesse, jedes derartige Vorkommniß zu verfolgen, und zwar ist um so mehr Aussicht auf allmälige Klärung des ursächlichen Zusammenhanges, je genauer die Statistik aufgenommen werden kann. Neuerdings sind verschiedene solche Fälle zur Beobachtung gelangt, zum Theil mit erfreulicher Präcision. Weniger erwünscht ist allerdings die praktische Seite bei dem Vordringen des betreffenden Haarthiers, das zuerst erwähnt werden mag. Es ist nämlich der Hamster, der in den letzten Jahren bei Zwickau auffallend an Terrain gewonnen hat, wie Robert Berge beschreibt.*) Von dieser Plage des Landmannes, der, in vergangener geologischer Zeit schon bei uns heimisch, dann durch die Eiszeit wieder zurückgeworfen, den Getreidefeldern wiederum von Osten her gefolgt ist bis in die Rheingegenden, ist das Wohngebiet in unserem Vaterlande sehr genau festgestellt durch Professor Nehring, den besten Kenner der Steppenfauna unter den Lebenden. „Das große mitteldeutsche Verbreitungsgebiet des Hamsters, welches den südöstlichen Theil der Provinz Hannover, Braunschweig, die Provinz Sachsen, Anhalt, Thüringen mit Ausnahme des südöstlichsten Theils und des Thüringer Waldes und den Norden des Königreichs Sachsen zusammenhängend umfaßt, fand bis vor einigen Jahren nach Zwickau zu seine südliche Grenze in der Gegend der Städte Crimmitschau und Meerane. Ueber diese Linie drang der Hamster nach Süden hin nur selten und niemals dauernd seßhaft vor, so daß er in den hier gelegenen Ortschaften eine fast unbekannte Erscheinung bildete. Seit den achtziger Jahren ist das anders geworden. Vereinzelte Exemplare ließen sich auf geeigneten Grundstücken in Schönbörnchen und Oberschindmaß bei Glauchau dauernd nieder. Um 1890 begann der Hamster von Crimmitschau aus im Gebiet der Pleiße gegen Werdau hin auswärts zu wandern, rückte in die Gegend von Dänkritz ein und erschien zum ersten Mal in Mosel. In den folgenden Jahren fand er sich bei Hartmannsdorf, Königswalde, Oberrothenbach, Niederhohndorf, Weißenborn, Marienthal, Zwickau und Werdau und wurde im Süden bis Steinpleis, Thanhof, Lichtentanne und Stenn angetroffen." Bis 1894 bildete die Mulde nach Osten hin die Grenze. 1895 wurde auch diese bei dem Dorfe Auerbach, wenn auch vereinzelt, überschritten. Der Beweis war genau zu erbringen; denn der betreffende Bau enthielt im Herbst noch keinen Körnervorrath, konnte also erst kürzlich angelegt sein. Das neue Verbreitungsgebiet ist durch natürliche Grenzen scharf markirt, es wird im Osten von der Mulde, im Westen vom Pleißenthal und im Süden von den auslaufenden Zügen des Erzgebirges eingeschlossen. Der größte Theil wird von Gehänge- und Geschiebelehm bedeckt. Häufig tritt daraus das Rothliegende hervor, Kies- und Sandlager des Unteroligocän sind eingestreut, an den Flüssen entlang Flußsand. Die Höhen tragen vielfach Fichtenwälder, die Thalniederungen sind theilweise von feuchtem Boden erfüllt. Das moderne Auftreten des Hamsters schmiegt sich genau diesen Verhältnissen an, indem er dem Lehmboden nachgeht, so weit er unter dem Pflug ist; er ist also recht ungleichmäßig vertheilt. Seine natürlichen Feinde, das behaarte und gefiederte Raubzeug, sind stark durch Verfolgungen vermindert, so daß es dem Menschen obliegt, ihn zu decimiren und wieder zurückzudrängen. Ob das gelingen wird? Schwerlich ganz.

Fragt man nach der Ursache dieses jüngsten Vorstoßes eines so seßhaften Thieres, so ist wohl in erster Linie an die trocknen warmen Sommer zu denken, welche uns gute Weinjahre und den Nagern eine zahlreiche Nachkommenschaft gebracht haben, die zur Auswanderung zwang. — Betreffs der Vogelwelt liegt eine interessante Zusammenstellung vor von Koepert**), dem bekannten

*) Robert Berge, Die Einwanderung des Hamsters (Cricetus frumentarius Pall.) in die Gegend von Zwickau. Im Jahresbericht des Vereins für Naturkunde zu Zwickau 1895; erschienen 1896.

**) Dr. Otto Koepert, Die Vogelwelt des Herzogthums Sachsen-Altenburg. Abhandlung zu dem Osterprogramm des Herzog Ernst-Realgymnasiums zu Altenburg. 38 S.

Ornithologen, welcher namentlich in Hinsicht auf Vogelschutz sich Verdienste erworben hat. Hier handelt sich's nicht um lauter neue Thatsachen, aber um eine gründliche Bearbeitung zerstreuter Notizen, welche durch zahlreiche eigene und fremde Beobachtungen, die bisher noch nicht veröffentlicht waren, ergänzt sind; dazu gefügt ist eine Uebersicht der in Altenburg üblichen Vulgärnamen. Es sei mir gestattet, hier nur die Daten herauszugreifen, welche die nachgewiesenen Veränderungen im Bestande der altenburgischen Vogelwelt betreffen, Abnahme wie Zunahme. Es sind wohl mehr, als sich der Laie zunächst vorstellt, und sie sind somit recht geeignet, zur genauen statistischen Beobachtung an möglichst vielen Orten anzuregen. Wir Leipziger können uns unseres Reichthums freuen, wenn wir hören, daß die Nachtigall aus dem altenburgischen Ost- und Westkreise verschwunden ist. Ein bestimmter Grund ist wohl so wenig ausfindig zu machen, wie beim Schilfrohrsänger (Acrocephalus schoenobaenus L.), der früher viel häufiger war, bei letzterem um so weniger, als ein verwandter Vogel, der Heuschreckensänger (Locustella naevia Bodd.) 1850 einwanderte und sich seitdem an manchen Stellen stark vermehrt hat. Ebenso ist der Grünspecht zurückgegangen zu Gunsten des Kleinspechtes, Dendrocopus minor L., und des großen Buntspechtes D. major L. Der Rückgang der Großtrappe scheint mit der Drainage der Felder zusammenzuhängen; das Verschwinden eines so scheuen Baumbrüters, wie es der schwarze Storch ist, hat nichts Auffälliges, ebenso das des arg verfolgten Kolkraben und Uhus oder des Kiebitz. Diesen wenigen Vögeln, die ins Hintertreffen gekommen sind, steht erfreulicherweise außer den erwähnten eine ziemlich stattliche Schaar solcher gegenüber, welche neu einwanderten oder ihren Bestand verdichteten. So ist der Steinschmätzer, Saxicola oenanthe, viel häufiger geworden, infolge einer eigenthümlichen Anpassung an die Eisenbahnen, er brütet besonders an Bahndämmen, unter Weichen und Schienen. Der Krammetsvogel, Turdus pilaris L., ist zuerst 1832 als Brutvogel aufgetreten, jetzt hat er sich außerordentlich vermehrt. Ihm kommt eine Verordnung von 1894 zu Gute, welche die Anlegung von Dohnensteigen verbietet und nur noch den Fang auf dem Vogelheerde vom 15. October bis 31. December gestattet. Das feuerköpfige Goldhähnchen, Regulus ignicapillus Brehm, früher selten, brütet jetzt sogar in kleinen Feldhölzern; ebenso hat sich der Kleiber, Sitta caesia Wolf, vermehrt. Die Haubenlerche hat zugenommen, wie überall im Vaterlande. Die Grauammer, Emberiza calandra L., und der Girlitz, Serinus hortolanus Koch, sind im letzten halben Jahrhundert eingewandert, erstere 1840, letzterer 1856; beide sind jetzt ziemlich gemein. Die Sperlinge fordern besondere Beachtung, der Hausspatz dadurch, daß er, wie an wenigen deutschen Orten, in Meusebach fehlt, wegen der geringen Ausdehnung der Feldflur des mitten im Walde gelegenen Dorfes, der Steinsperling, Passer petronius L., deshalb, weil er eigentlich in Südeuropa, namentlich Spanien, zu Hause, sich im Saalthale in der Lobedaburg bei Rothenstein und Gumperda angesiedelt hat; es dürften das die einzigen Fundorte in Mittel- und Norddeutschland sein. Die Thurmschwalbe ist, wie bei uns in Leipzig, immer häufiger geworden und bewohnt auch jetzt Häuser und selbst Staarkästen. Seit etwa zwanzig Jahren hat sich der Trauerfliegenschnäpper, Muscicapa atricapilla L., beträchtlich vermehrt. Halb unter der Beihilfe der Menschen hat sich der Fasan weiter ausgebreitet. Von besonderem Interesse sind zwei Versuche mit anderen Wildhühnern, welche man in den Leinawaldungen einzubürgern versucht hat, das Perlhuhn und der nordamerikanische wilde Truthahn. Das Perlhuhn scheint sich bei seiner Dummheit nicht halten zu können; die Truthühner aber, mit denen 1891 der erste Versuch gemacht wurde, haben sich vermehrt. Im vorigen Frühjahr wurde der erste balzende Hahn vom Herzog geschossen. Die stattlichen Thiere mit ihrem Bronzegefieder balzen auf Bäumen. Schließlich sei noch erwähnt, daß sich seit 1889 die Lachmöven auf den Haselbacher Teichen häuslich niedergelassen haben. — Wenn die Ornithologie der Natur der Sache nach die meisten Liebhaber zählt, so sollten doch Resultate, wie die vorstehenden, welche für die Heimathskunde von der höchsten Bedeutung sind, dazu anspornen, auch bei anderen Thiergruppen möglichst systematisch mit statistischer Genauigkeit zu sammeln. Es würden mehr Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung herauskommen, als man von vornherein glauben möchte, von dem erquickenden Naturgenuß, den die Arbeit selbst bieten würde, ganz abgesehen.

Timbuktu.

Die Wüstenstadt Timbuktu, welche — seit Jahrhunderten mit all' der Mystik einer räthselhaften Existenz umgeben — sowohl die Neugierde als auch die Begehrlichkeit Europas herausgefordert hat, ist seit zwei Jahren im Besitze Frankreichs. Aber es scheint, daß seit dieser Thatsache der eigenartige Zauber, der es früher einhüllte, erloschen ist. Die enthusiastischsten Parteigänger colonialer Erwerbungen müssen heute eingestehen, daß die Wichtigkeit der sudanesischen Wüstenstadt außerordentlich überschätzt worden ist. Timbuktu zählt höchstens 8000 Einwohner. Es ist eine Anhäufung von aus Lehm gebackenen und an der Sonne getrockneten Hütten, umgürtet von einer aus dem gleichen Material hergestellten Mauer, und dabei sind jene niedrigen und würfelförmigen Behausungen mit ihren platten, terrassenbildenden Dächern inmitten der öden Wüste so eng aneinander gereiht, wie eine Schafheerde in einem Pferch. In der Entfernung von einigen Kilometern gen Süden zieht ein mächtiger Fluß dahin: der Niger, aber er vermag es nicht, den Sand und die Kiesel seiner Ufergelände zu befruchten. In dieser Stadt, die aller localen Hilfsquellen bar ist, spielt der Handel die wichtigste Rolle. Lediglich von außerhalb beziehen die Einwohner ihre Eßwaaren und die nöthigen Kaufmannsgüter, die sie durch Tauschgeschäfte erwerben, die ihre Einnahmequellen bilden. Timbuktu ist nämlich ein Rendezvous der Karawanen. Das ganze Leben der Stadt concentrirt sich auf seinen Marktplatz (Suk). Hier kauft und verkauft man Salz, Gewürz, Zeugwaaren, Honig, Reis, Kolah-Nüsse u. A. m. Die Eingeborenen der nächsten Umgebung bringen Milch, Hammel und mitunter ein Stück mageres Rindvieh dorthin. Für die kleine französische Garnison des neu aufgeführten Forts ist es daher ziemlich schwierig, sich mit frischem Fleische täglich zu versehen. Zwar sendet das Mutterland von St. Louis, der Hauptstadt des „Sudan français", Conserven aller Art, Wein, Gemüse u. s. w auf dem Wasserwege des Senegals, aber damit kann dem oben erwähnten Bedürfnisse in keiner Weise abgeholfen werden. Glücklicherweise züchten die Eingebornen ziemlich viel Federvieh, das sie zu nicht gerade billigen Preisen den Franzosen ablassen. Der Einkauf der Hammel ist auf diese Weise eine recht unerquickliche Aufgabe für den „officier-payeur" der Besatzung in diesem entlegenen Erdenwinkel. Die Hauptlieferanten sind die berüchtigten „Tuaregs", aber diese räuberischen Nomaden betreten nur höchst ungern die Stadt und so ist es nur außerhalb derselben möglich, mit ihnen Geschäfte zu machen und dann immer unter dem langwierigsten Feilschen. Der Verkäufer hat keine Eile, die Zeit hat für ihn keinen Werth und es gehört eine gute Dosis Geduld für den französischen Zahlmeister dazu, um mit Hilfe eines Dolmetschers zu einem irgend annehmbaren Preise seinen Einkauf zu bewerkstelligen, wobei er eben handeln muß wie eine italienische Hausfrau auf dem Gemüsemarkt. Neben der französischen Garnison aus 2 starken Compagnien der Fremdenlegion, einer Batterie und ½ Escadron Spahis haben sich seit 1 Jahre eine Anzahl Mönche, die sog. „pères blancs", in Timbuktu zur Bekehrung der Eingebornen niedergelassen. Vor nicht zu langer Zeit (1894) wurden einige der Väter auf dem Wege dorthin von Tuaregs ermordet, jetzt dagegen erfreuen sie sich bei den Bürgern einer wohlverdienten Sympathie. Es sind besonders die arabischen Notabeln — durch ihre hellere Hautfarbe und edleren Gesichtszüge sofort von den thierischen Gesichtern der Eingebornen leicht zu unterscheiden —, welche den Vätern eine gewisse Zuvorkommenheit entgegenbringen und Zutrauen bezeugen. Da möge eine Anrede des Kadi als bezeichnend hier Platz finden: „Ihr Christen-Priester seid keine fränkischen Beamte oder Soldaten, die hierher gekommen sind, wir wissen nicht, weshalb? Eure Religion ist zwar nicht die unsrige, nie werdet Ihr sie uns aufnöthigen, sie ist uns unverständlich mit ihren drei Gottheiten. Aber Ihr seid weit unterrichteter als wir, denn Ihr wißt nicht blos das, was wir wissen, sondern Ihr habt alle die Wissenschaften der roumis (Christen) ebenfalls inne. Habet Geduld mit uns. Erzürnt Euch nicht über unsere Unwissenheit und unseren Mangel an Lebensart. Mit der Zeit werden wir dies Alles von Euch lernen. Bis dahin lasset uns

verkehren mit einander und uns näher treten wie bisher." Dieser Kadi (Bürgermeister) war sicherlich der vorurtheilsloseste Mensch, den man sich denken kann. — Die persönliche Sicherheit ist innerhalb der Stadtmauern ungefährdet, aber schon die nächste Umgegend wimmelt von Strauchdieben, von Tuaregs und anderem Gesindel, denen es ein Vergnügen gewährt, einen Europäer zu massacriren, einen Schwarzen in die Sklaverei zu schleppen und einige Hammel zu stehlen. — Getreide oder Früchte bringt das Land nicht hervor, es ist absolut unfruchtbar. Die Hitze ist außerordentlich, das Trinkwasser höchst mangelhaft. Während 8 Monaten im Jahre trinkt man nur brakisches Wasser. Das Thermometer im Fort steigt oft auf 43° R. Die hauptsächlichsten Krankheiten der Eingebornen sind Fieber, Syphilis und Augenleiden. Die pères blancs werden unaufhörlich um ärztlichen Beistand angegangen und sind daher im Allgemeinen wohl gelitten. Man erzählt sich Abends in den Kaffeehäusern Wunderdinge von ihnen. „Ah! diese roumis! Einzig den Tod haben sie nicht besiegen können! Wir sind dagegen Kameele, Ochsen, Esel . .; wir sind zu dumm! Denke Dir mal Freund Abdallah, ihre großen Aerzte, welche den Blinden das Augenlicht wieder geben, öffnen die Menschenbäuche, reißen die Krankheit heraus und nähen den Schlitz wieder zu! . . . Aber sagt ihnen, daß sie ein Kameel satteln, es besteigen und darauf reiten sollen, so wissen sie nicht, wie sie dies anfangen möchten" und ein homerisches Gelächter erschallt in dem sonst so schweigsamen Raume des kleinen Cafés . . . Aus diesen wenigen Worten sieht man den Charakter der Bewohner Timbuktus.

A. Sch.

Bücherbesprechungen.

Δ Wie fruchtbar die Medicinalgesetzgebung Sachsens in den letzten Jahren gewesen ist, dafür spricht, daß bereits jetzt die Ausgabe eines Nachtrags zu dem Sammelwerke des Bezirksarzts Dr. Flinzer in Plauen „Die Medicinal-Gesetze und -Verordnungen des Königreichs Sachsen" (Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung) sich nöthig gemacht hat, in welchem alle bis zum 1. Juni d. J. neu erschienenen einschlagenden Gesetze und Verordnungen, darunter das Gesetz, die ärztlichen Bezirksvereine betreffend mit Ausführungsverordnung, die abgeänderten Ordnungen über die staatsärztlichen Prüfungen, das hilfsärztliche Externat, das neue Viehseuchen-Gesetz mit Ausführungsverordnung und verschiedene, das Impfwesen, den Verkehr mit Nahrungsmitteln, den Gifthandel, Gewerbepolizei u. A. betreffende Verordnungen Aufnahme gefunden haben. Nur durch derartige Nachträge behalten für den praktischen Gebrauch bestimmte Nachschlagewerke wie das Flinzer'sche Werth auf längere Zeit hinaus.

— Prof. Dr. C. Schreiber: Jahrbuch des Kgl. sächs. meteorol. Institutes. 1895. Jahrg. 13. 1. Abthlg. Chemnitz 1896. Carl Brunner'sche Buchhandlung. — Die sächsischen meteorologischen Jahrbücher sollen von jetzt ab in 3 (früher in 2) Lieferungen ausgegeben werden. Die vorliegende 1. Lieferung enthält wie in den früheren Jahren die Publication der bei den 12 Correspondenzstationen im Vorjahre angestellten Beobachtungen in extenso und die Zusammenstellung der Monats- und Jahresresultate nach dem bekannten internationalen Schema. Da weder in der Auswahl der Stationen, noch in der Anordnung des Stoffes irgendwelche Abänderung getroffen worden ist, beschränken wir uns für diesmal auf die einfache Anzeige des Erscheinens und behalten uns ein Eingehen auf die Resultate selbst für die Besprechung der letzten Lieferung vor. Wir ergreifen aber hier gern die Gelegenheit, um einen Irrthum richtig zu stellen, der sich in unserem Berichte über das 1894er Jahrbuch (Nr. 164 der L. Z.) vorfindet. Die Station Rochlitz hat 1894 nicht 1, sondern 22 Nahgewitter beobachtet, aber nur über 1 speciell durch Karte berichtet. Daher widersprechen sich die Zahlen in den Tabellen auf Seite 36 und 49. Das war uns entgangen. Zum Belege der in jenem Berichte aufgestellten Behauptung kann also die Station Rochlitz nicht dienen. Es wäre aber ein Leichtes, das Gesagte durch die Angaben einiger anderer Stationen zu stützen.

J. B.

— Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Unter ständiger Mitwirkung zahlreicher gelehrter Historiker herausgegeben von Anton Bettelheim. Band II. Heft 4. Berlin, bei Ernst Hofmann & Co., 1896. Preis halbjährlich (3 Hefte) 6 ℳ, jedes einzelne Heft 2 ℳ 40 ₰. — Das vorliegende neueste Heft der „Biographischen Blätter" weist wieder eine Reihe werthvoller und bedeutsamer Arbeiten auf. Zunächst prüft Alois Brandel an der Hand des ersten Bandes eines neu erscheinenden Werkes über Robert Burns' Leben und Werke (von William Wallace, Edinburg, bei Chambers) die verschiedenen absprechenden Urtheile, die über die Lebensführung von Burns gefällt worden sind, auf ihre Berechtigung. Er kommt dabei zu dem Schlusse, daß die Burns-Gemeinde es nicht nöthig habe, die hundertste Wiederkehr seines Todestages († 21. Juli 1796) „mit einem begeisterten und einem beschämten Auge" zu feiern. — Aus warmem Herzen heraus ist das Lebensbild des im Jahre 1890 verstorbenen altkatholischen Bischofs Ignaz v. Döllinger gezeichnet. Mächtig lassen die Worte des Biographen (Bernhard Münz) die ehrfurchtgebietende Gestalt des Theologen vor uns aufsteigen, den auch die härtesten Kirchenstrafen nicht abtrünnig machen konnten von dem, was er als die Wahrheit erkannte. — Arnold E. Berger bespricht mit einer fast überraschenden Begeisterung eine Biographie des Franz von Assisi (von Paul Sabatier. Uebersetzung 1895 bei Reimer in Berlin). In der That muß diese schon als die Arbeit eines Protestanten, der doch zugleich ein schwärmerischer Verehrer des heiligen Franz ist, auf besondere Beachtung Anspruch erheben. — Ein Muster an gedrängter Kürze ist die Darlegung des Lebensganges von Nicolaus Coppernicus und die Kennzeichnung und Würdigung seines Lebenswerkes von A. v. Braunmühl. — Dem Wiener Schauspieler Ludwig Gabillon († 13. Febr. 1896) ist ein stimmungsvoller Nachruf gewidmet. An der farbigen Frische der Schilderung von dem herzerfreuenden Wesen dieses kernfesten Mannes werden auch Solche sich erbauen, die Gabillon nicht gekannt haben. — Die Skizze „Albrecht Ritschl" von K. Stockmeyer entwirft ein lebensvolles Bild des streitbaren Mannes, ohne doch zu tief in das wenig erfreuliche theologische Parteigetriebe einzugehen. Diese Rücksicht des Fachmannes auf den weiteren Leserkreis der „Biographischen Blätter" ist besonderer Anerkennung werth. — Die von H. Holland mitgetheilten und mit erklärenden Anmerkungen versehenen Briefe Moriz v. Schwind's an den Bildhauer Ludwig Schaller bieten für eine künftige Biographie des feinsinnigen Märchenmalers werthvollen Stoff dar. — Eine ausführliche Anzeige eines Buches, das als nachahmenswerthes Vorbild einer Familiengeschichte bezeichnet wird — Geschichte der Familien Mylius —, und ein kurzer Hinweis auf die bekannten Lebenserinnerungen von Carl Jentsch, die unter dem Titel „Wandlungen" bei Grunow in Leipzig erschienen sind, bilden den Schluß des Heftes. — Nicht die breite Masse des Volkes macht die Geschichte, sondern die auserlesenen Geister. Wer diese Ueberzeugung theilt, den muß das fröhliche Gedeihen der „Biographischen Blätter" mit Genugthuung erfüllen. Gelehrte Mitarbeiter haben die „Biographischen Blätter" die Fülle, das bezeugt jedes Heft aufs Neue. Möge es ihnen auch an verständnißvollen Lesern nicht mangeln!

R. B.

— Die Charakterfehler des Kindes. Eine Erziehungslehre für Haus und Schule von Dr. Friedrich Scholz. Zweite, verbesserte Auflage. Eduard Heinrich Mayer (Einhorn & Jäger), Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 255 S. — Das Buch ist eine Ergänzungsschrift zu der „Diätetik des Geistes", die von demselben Verfasser erschienen und höchst anerkennend besprochen worden ist. In diesem uns nun in zweiter vermehrter Auflage vorliegenden Werke ist wiederum nicht das gesunde, sondern das mit Fehlern behaftete Kind als Ausgangspunkt genommen. Der Verfasser schafft, indem er die einzelnen Kindesfehler schildert, gewisse Typen und knüpft an jeden einzelnen Typus kurze Anweisungen zur pädagogischen Behandlung desselben. In den Schilderungen wie in den Anweisungen werden wir gefesselt durch die außergewöhnlich scharfe und feine Beobachtungsgabe und den überall das Richtige treffenden pädagogischen Tact des Autors. Die Diagnose des Arztes trifft hier in glücklichster Weise zusammen mit der Kunst des Erziehers. Das Buch sollte in den Händen jedes Lehrers und Erziehers, zumal aber auch jeder Mutter sich befinden: es wird sich ihnen als ein guter Freund und trefflicher Berather erweisen. Möchte es in den weitesten Kreisen Eingang finden.

W. Sm.

— Friedr. Winfrid Schubart, Die Glocken im Herzogthum Anhalt. Ein Beitrag zur Geschichte und Alterthumskunde Anhalts und zur allgemeinen Glockenkunde. Mit über 300 Abbildungen. Dessau, Paul Baumann. — Ist es das

Verdienst eines Geistlichen aus der Merseburger Gegend, des Pastors Otte, zuerst der deutschen Glockenkunde wissenschaftlichen Untergrund geschaffen zu haben, so ist Schubart's Arbeit als die erste bis in die letzte Einzelheit durchgeführte Darstellung der Glocken eines bestimmten deutschen Landesbezirkes zu begrüßen. 594 Glocken auf 250 Thürmen, darunter 9 aus dem 11. Jahrhundert, 23 aus dem 12., 61 aus dem 13., 45 aus dem 14., 43 aus dem 15. Jahrhundert bieten ein sehr reiches Material zur wissenschaftlichen Untersuchung. Ja eine, jene zu Roßlau, dürfte 980 schon die Heiden zur Kirche gerufen haben. Die von Drohndorf trägt die Jahreszahl 1098. Es scheint somit, als sollten unter Anhalts Glocken sich die ältesten in Deutschland befinden. Durch die Systematik und Gründlichkeit der Untersuchung gewinnt das Werk auch für das Königreich Sachsen und dessen Glocken an Bedeutung. Abgesehen davon, daß die sächsischen Gießereien, die Hellger in Freiberg, Georg Schesler, Peter Stenzel, Georg Dauber, J. C. Hiering, J. G. Beutel, J. A. Berger in Leipzig, J. M. Weinhold in Dresden und im 19. Jahrhundert A. G. Jauck und G. A. Jauck in Leipzig, Johann Große in Dresden Glocken nach Anhalt lieferten, finden sich auch in der Leipziger Gegend mehrere alte Werke, die mit den Anhaltischen aus gleicher Gießhütte stammen: So beispielsweise die von Aderstadt und Quellendorf mit jener von S. Thekla bei Leipzig aus dem 13. Jahrhundert und viele andere mehr. Jedem, der von dem eigenthümlichen historischen Zug, der von den alten Verkündern christlicher Lehre ausgeht, je gefaßt wurde, der einmal auf dem Kirchthurm stehend ihre mächtige Stimme dröhnend an sein Ohr schlagen und sich dabei klar werden ließ, daß dieser Klang seit nun bald einem Jahrtausend die Christengemeinde zusammenruft, wird sich von Schubart gern in das lange vernachlässigte Gebiet führen lassen, das er sachkundig beherrscht. C. G.

— Das Märchenfest in Ilm-Athen. Ein Erinnerungsblatt von fin de siècle von Adele Garick. Weimar, Commissionsverlag L. Thelemann, 1896. — Der höchst bedenkliche Strahl der „allgewaltigen Geisteskerzen, die manches Wort ertönen lassen" (S. V), hätte wohl eigentlich schon genügen sollen, mir ein Licht aufzustecken über den dichterischen Werth dieses Büchleins, das äußerlich ganz schmuck dreinschaut. Aber ich hab es ehrlich ausgelesen und rühme mich dessen. Denn ob sonst noch Jemand, der nicht muß, diese Ausdauer haben wird, ist mir mehr denn zweifelhaft. Die Schuld mag ich wenigstens nicht auf mein kritisches Gewissen laden, Jemand dazu Muth zu machen. Es ist die Schilderung eines Maskenfestes, das letzten Winter in Weimar abgehalten worden ist und wobei namentlich Gestalten aus Grimm's Märchen aufgetreten sind. Es sind Verse. Aber hilf Himmel, was für welche! „Es wurde freilich mir ganz dumm" (S. 18) über'm Lesen, „mein armer Sinn, er ward verwirrt, mein männlich Herz, es fühlt gelinden Schauer" (S. 21), und nun ich die 50 Seiten — ich wage nicht zu sagen: glücklich — überwunden habe, geht es mir mit den holprigen Versen von Adele Garick genau so wie dem Ritter Blaubart mit seinen ermordeten Frauen (S. 27): „Gewaltig lagen sie ihm wohl im Magen." Ist denn nur in Weimar seit Goethe's Tode alle dichterische Ueberlieferung so völlig ausgestorben, daß Niemand sich entschließen konnte, die verblendete Dichterin freundschaftlich und eindringlich zu warnen, sie möge ihr bischen armselige Reimerei lieber nicht drucken lassen? Ja ließ sich in einer Stadt mit so classischer Vergangenheit sogar ein Buchhändler dazu herbei, das Titelblatt solch einer geradezu schmählichen Versündigung an aller deutschen Metrik mit seinem Namen zu schmücken?

Gott gnade Deiner armen Seele,
Doch dichte niemals mehr, Adele!
Und küßt Dich je die Muse wieder, (S. VII)
Behalt's für Dich, schreib's heimlich nieder!

R. B.

— Im Zwielicht. Geheimnißvolle Geschichten, gesammelt von Henry Norman. Aus dem Englischen übersetzt von M. v. Ferentheil-Gruppenberg. Frankfurt a. O., Verlag von Hugo Andres & Cie., 1896. — Es sind acht Erzählungen verschiedener englischer Schriftsteller und von sehr ungleichem Werthe, die Henry Norman zu einem Bande vereinigt hat. Der Titel „Im Zwielicht" für diese Sammlung ist nicht ungeschickt gewählt, denn alle Erzählungen spiegeln das geheimnißvolle Halbdunkel allermodernster Romantik wieder, die der nüchternen Realistik unserer Tage in den Wundern der vierten Dimension jene „blaue Blume" darbieten will, welche die alte Romantik in der phantastischen Märchen- und Sagenwelt fand. Soweit es sich um ernsthafte Leistungen dieser allerneuesten Romantik handelt, kann man sich bei den übernatürlichen Beziehungen und Geistererscheinungen, die geschildert werden, zwar eines Gruselns nicht erwehren, aber man wird, wenn man nicht gerade Spiritist ist, im Allgemeinen doch die Rolle des ungläubigen Thomas spielen. Hierher gehören die Geschichten „Ein Geheimniß der Campagna" von v. Degen und wohl auch „An den Wassern des Paradieses" von F. Marian Crawford, obgleich die letztere Erzählung weniger tragisch verläuft, als die erstere; beide sind ungemein spannend geschrieben. Die volle Zustimmung aber werden die Verfasser finden, wo sie die vierte Dimension in die Dienste des Humors oder der Satire stellen. So sind die Geschichten „Das Gespenst von Strathannan" von W. E. Norris und „Schuldig oder unschuldig?" von William Archer geradezu köstliche Erzeugnisse jenes behaglichen englischen Humors, der mit ernster Miene die allerlustigsten Geistergeschichten erzählt. Und die Geschichte „Die geheime Thür" von Vernon Lee ist in der Form einer ungemein fesselnden psychologischen Studie eine blutige Satire auf die „Metaphysik des Spiritismus" und so geistvoll geschrieben, daß sie unbedingt das beste Stück in der Sammlung bildet. Die Erzählungen „Vincent Hadding" von A. Mary F. Robinson und „Verwandte Seelen" von Henry Norman sind schwächliche Durchschnittsleistungen moderner Novellistik, obgleich auch sie eines gewissen Humors nicht entbehren, während die tragische Geschichte von „Hauptmann Charvel's Braut" von Laurence Alma Tadema zu den besten und ergreifendsten Novellen der Neuzeit gehört. Ueber dem ganzen Buche lagert eine eigenartige Stimmung, wie sie nur echtes dichterisches Empfinden schaffen kann, und wenn auch das Suchen nach absonderlichen Problemen überwiegt, so verleihen ihm doch Menschenkenntniß, Scharfsinn, Geist und liebenswürdiger Humor ein Interesse, das sich über das Alltägliche und Gewöhnliche erhebt. Die Lectüre ist um so mehr zu empfehlen, als die Uebersetzung sich vorzüglich lesen läßt.

Erwin Bauer.

— Carl Theodor Schulz-Dresden, Kleine und große Kinder. Lebens- und Stimmungsbilder für die deutschen Frauen. Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin 1896. Preis 1 ℳ 50 ₰, in vornehmem Einband 2 ℳ 50 ₰. — Ein beschauliches Gemüth bietet in diesem Buche eine Reihe bescheidener Skizzen dar. Einige Artikel aus diesem literarischen Kurzwaarenkram gehen nicht viel über eine sinnvolle Anekdote hinaus, andere sind gewichtiger und greifen tiefer ans Herz. Allen gemeinsam ist die Neigung, in den kleinen unscheinbaren Alltagserlebnissen das Typische, das Bedeutungsvolle und Lehrhafte aufzuspüren. Dabei fehlt es in der Erörterung des Psychologischen nicht an Längen. Zumal die Erläuterungen vor und hinter den Gedichten würde man dem Verfasser gern schenken. Unter den Kindergeschichtchen sind ein paar allerliebst, manche sind auch alltäglich und lohnen kaum den Druck. Wenig erquicklich ist das Seelengemälde „Milly", die einzige einigermaßen ausgeführte Novelle in dem Buche. Nur wer mit recht kindlichem und unbefangen genußfreudigem Sinne an diese Lebens- und Stimmungsbilder herantritt, wird sie zu schätzen wissen, wird es spüren, daß die Empfindung des Verfassers echt und wahr, seine Absicht rein und gut ist. Indessen fürchten wir, der gänzliche Mangel an stilistischem Aufputz, an literarischer Aufmachung wird viele Leser und Leserinnen abschrecken. Der Geschmack der Gegenwart ist einmal zu sehr auf schimmernde Aeußerlichkeiten gerichtet. Was nicht durch lebhafte Farbe reizt und fesselt, wird leicht langweilig gescholten. Dies Schicksal kann leicht auch diesem Buche widerfahren. Es soll uns freuen, wenn unsere Befürchtung sich als falsch erweist. R. B.

— Dorf Düssel. Eine Satire von Emil Hügli. 1895. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. Preis 2 ℳ. 91 S. — Eine Gloriole für Heinrich Heine. Karl Bland, der Schmutzdichter par excellence, dessen famose „Gedichte" ich vor einiger Zeit hier besprach, und Emil Hügli, beide brünstige Heineverehrer, dürfen sich die Hände reichen; sie sind einander werth. Die Schilderung des Gemeinen ist bei ihnen Selbstzweck; mit Behagen kleiden sie Bordell- und verwandte Erlebnisse in Verse und besitzen den traurigen Muth, sie als „Dichtungen" in die Oeffentlichkeit zu bringen. Schade um Papier und Druckerschwärze.

Willy Doenges.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 109. Donnerstag, den 10. September. **1896.**

Die Wohlfahrtsbestrebungen der Wettiner im Mittelalter.

Von Dr. Paul Uhle.

Eine Hauptaufgabe des modernen Staates bildet die öffentliche Wohlfahrtspflege. Der mittelalterliche Staat schenkte der Sorge für das Gemeinwohl nur geringe Aufmerksamkeit; er zog in seinen Amtsbereich hauptsächlich nur das Kriegswesen, die Rechtspflege und seit dem 12. Jahrhundert auch das Finanzwesen. Die Wohlfahrtspflege, das „Polizeiwesen", wie man seit dem Ende des Mittelalters nach einem Satze des Aristoteles sagte, bildete das eigenthümlichste Gebiet der Stadtverwaltung. Die Stadt, nicht der Staat, hat die zahlreichen Fragen des öffentlichen Wohles behandelt, hat die innere Verwaltung geschaffen und ausgestaltet; in der Polizeigesetzgebung der mittelalterlichen Stadt „hat die öffentliche Gewalt zuerst die Lösung der großen Aufgaben in Angriff genommen, die das Wesen der modernen Staatsverwaltung bilden". Und nicht nur selbstthätig wirkten die Städte des Mittelalters auf diesem Gebiete, sie wirkten auch vorbildlich: als werthvolles Erbtheil übernahm im 15. Jahrhundert ihre Errungenschaft der Staat. — Die gesammte innere Verwaltung entwickelte sich aus polizeilichen Befugnissen, die die Gemeindebehörden vom Landesherrn mit der Ertheilung des Marktrechtes übertragen erhielten, wie denn Aufsicht und Ordnung des Marktverkehrs, Bestimmungen über Maß und Gewicht, Fürsorge für genügende und unverfälschte Lebensmittel die Ausgangspunkte für die später immer mehr um sich greifende polizeiliche Thätigkeit der Stadtbehörden bilden. Mit der Uebertragung der Polizeigewalt hatten sich indeß die Landesherren keineswegs des Rechtes begeben, auch ihrerseits selbständig polizeiliche Anordnungen zu erlassen, und in der That griffen sie allmälig immer häufiger und entschiedener in die städtische Verwaltung ein, zogen immer mehr Aufgaben der inneren Verwaltung in ihren Thätigkeitsbereich. Der Hauptgrund dieser Aenderung lag in dem Erstarken der landesherrlichen Gewalt; die Rechte der Landesherren verdichteten sich immer mehr zu einer durch das Reich in keiner Weise mehr beschränkten Fürstengewalt. Dem Machtgefühl entsprang der Wunsch nach erweiterter Bethätigung. Ein zweiter Grund lag in dem Umstand, daß die Landesregierung vielfach als Vermittlerin und Friedensstifterin bei Streitigkeiten auf wirthschaftlichem Gebiete angerufen wurde, ein dritter in der schließlichen Ohnmacht und Unfähigkeit der Stadtbehörden, immer weiter um sich greifenden Mißständen erfolgreich entgegenzutreten.

Die ersten Anfänge landesherrlicher Fürsorge für die öffentliche Wohlfahrt liegen, wie wir für Sachsen im Einzelnen sehen werden, im 13. Jahrhundert. In umfassenderer Weise folgen die Landesregierungen den Städten in der Wohlfahrtspflege erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, hauptsächlich aber erst seit dem 16. Jahrhundert. Seitdem giebt es auch eine territoriale Gesetzgebung, giebt es territoriale Polizeiordnungen, die sog. Landesordnungen. Das erste allgemeine und ausführliche Landesgesetz gab im Jahre 1446 der Wettiner Wilhelm von Thüringen, und 1452 erließ derselbe Fürst eine neue, kürzere Ordnung für seine Lande. Ihm folgten 1482 mit der umfangreichen Landesordnung für die wettinischen Lande Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht.

Um nun ein Bild von der Fürsorge wettinischer Fürsten für die öffentliche Wohlfahrt im Mittelalter zu geben, soweit dies hauptsächlich die Urkunden des Codex diplomaticus Saxoniae regiae gestatten, widme ich den einzelnen Zweigen der Wohlfahrtspflege eine eingehendere Darstellung und beginne mit der Sicherheits- und Ordnungspolizei.

Im späteren Mittelalter hatte das Faustrecht die öffentliche Unsicherheit aufs Höchste gesteigert. Mord- und Raubgesindel zog im Lande und auf den Straßen umher und raubte den Bewohnern Ruhe und Frieden. Gegen alle „Friedensbrecher, Räuber, Mörder und Diebe" schloß daher die Landesregierung wiederholt Bündnisse, zum ersten Male 1398 in Gemeinschaft mit Meißen, Dresden und Großenhain mit dem böhmischen Landvogte der Oberlausitz und den Sechsstädten, zunächst auf 5 Jahre. 1407 erneute sie es auf 5 Jahre unter Hinzutritt von Pirna und Oschatz. Ein gleiches Bündniß gegen „Nahme, Mord, Raub, Brand und Plackerei" gingen die kurfürstlichen Brüder Friedrich und Wilhelm und der Bischof von Meißen 1441 auf 8 Jahre mit dem Vogte und den Städten der Oberlausitz ein. Man verpflichtete sich, die Beschädiger zur Rückgabe oder zum Ersatz des Raubes binnen 4 Wochen anzuhalten, andernfalls aber gefangen zu setzen und an Leib und Gut zu strafen oder des Landes zu verweisen. Noch 1505, 10 Jahre nach Aufrichtung des allgemeinen Landfriedens, sah sich Herzog Georg genöthigt, mit dem Könige von Böhmen wegen gemeinsamer Verfolgung von Friedbrechern, Räubern, Mördern und Dieben und zu gegenseitiger Rechtshilfe Verabredungen zu treffen. Zu schwerer Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ruhe kam es 1468, als fanatische Mönche in Sachsen einen Kreuzzug gegen das ketzerische Böhmen predigten. Eine mächtige Aufregung ergriff die Bevölkerung, besonders in und um Freiberg. An 400 Personen nahmen hier das Kreuz, Lehnsleute, Bürger und Bergherren, vor Allem Handwerker. Es kam zu den gröbsten Ausschreitungen. Da von den päpstlichen Sendlingen besonders aller Handelsverkehr mit Böhmen untersagt war, so nahm man alle dorthin bestimmten Waaren weg, bedrohte die Waaren Derer, die gegen das päpstliche Gebot murrten, auf den Straßen wurden Fuhrleute ermordet, Pferde und Güter geraubt, selbst in die Häuser der Bürger drangen die Kreuziger, um nach böhmischen Gütern zu suchen, und drohten bei Einwendungen den Besitzern mit Mord und Mißhandlung. Solchem Unwesen mußte gesteuert werden, und mit ebensoviel Thatkraft wie Umsicht trafen die Landesherren Maßregeln zur Unterdrückung der Unruhen.

Offener Angriffe von Raub- und Diebesgesindel hatten sich die Städte bei ihrer Wehrhaftigkeit kaum zu gewärtigen und ein Raubritterthum im Großen wie in Thüringen hatte die feste Hand der Markgrafen im Gebiete des heutigen Sachsens nie aufkommen lassen. Blos innerhalb der Mauern mußte man auf der Hut sein. So mahnte 1440 Kurfürst Friedrich den Dresdner Rath, fleißig an den Thoren Tag und Nacht zu wachen, er habe Nachricht, daß seine Feinde in Böhmen Mordbrenner ausgeschickt hätten, um in meißnischen Städten Brand zu stiften. Ebenso warnte 1483 Kurfürst Ernst den Rath von Freiberg vor gedungenen Brandstiftern, die in den sächsischen Städten Feuer anzulegen beabsichtigten, und ordnete Maßnahmen zur Abwendung von Schaden an.

Am meisten machte der Stadtobrigkeit die Neigung der Bürger selber zu Gewaltthätigkeit und Widersetzlichkeit zu schaffen. Widerstand gegen die Behörden, Zusammenrottungen, Aufruhr, Beschimpfung und Verleumdung des Rathes waren nichts Seltenes. Schon Markgraf Dietrich von Landsberg ertheilte 1270 dem Schultheiß und den 12 Consuln der Stadt Leipzig die Befugniß, gegen Ruhestörer, Uebertreter der städtischen Satzungen und sonst Widerspenstige Freiheitsstrafen und Gefängniß zu verfügen oder sie ihm selbst zur Bestrafung zu überweisen, und bereits auch Heinrich der Erlauchte erließ 1284 Strafbestimmungen gegen Alle, die die Rathsherren Dresdens schmähten und verleumdeten oder sich ihren Anordnungen widersetzten. Mit der nächtlichen Sicher-

heit und Ruhe war es ebenfalls nicht zum Besten bestellt. Allerhand Unfug wurde verübt, man schrie, machte Musik auf den Gassen, warf Wagen um oder fuhr sie weg, stürzte Buden um, zerschlug Fässer, schlug die Handwerkszeichen ab, besonders gern die Schneiderscheeren, und was sonst die beliebten Unterhaltungen übermüthiger Nachtschwärmer waren. Gegen dergleichen nächtlichen Unfug erließ Georg der Bärtige 1504 eine scharfe Verordnung an den Dresdner Rath und befahl ihm, für strenge Einhaltung der Polizeistunde zu sorgen, im Winter um 8, im Sommer um 9, und die Uebelthäter in Haft zu nehmen und zu bestrafen.

Eine Hauptaufgabe der Sicherheitspolizei war auch, den Schwachen, Bedrängten und Wehrlosen Schutz zu gewähren. So wurden die sogenannten unehrlichen Leute gegen Roheit und Uebermuth geschützt. Besonders litten in Sachsen die Leineweber unter dem Makel der Unehrlichkeit. Für Chemnitz tilgte 1456 diesen Makel Kurfürst Friedrich II., um der treuen Dienste willen, die die Leineweber kurz vorher dem Landesherrn im Bruderkriege und sonst geleistet hatten. Er gebot, daß kein Handwerk, welches es auch sei, die Innung der Leineweber fernerhin „verachte, tadle oder für unwerth halte", daß alle Handwerker „mit den Leinewebern in freundlicher, gütlicher und gewöhnlicher guter Gemeinschaft ohne Schmähung und Beschimpfung, ohne Streit und Zwietracht wie mit ehrbaren und ehrenhaften Leuten wohnen, handeln und bleiben". Zwanzig Jahre später, 1477, gebot die Landesregierung von Neuem unter Androhung von Strafe, daß Niemand die Weber, ihre Frauen und Kinder verschmähe, verstoße, verachte, sondern für ehrliche, den anderen Handwerkern völlig gleichberechtigte Leute ansehe und behandle.

Nächst den Maßnahmen der Landesregierung, um der Gefährdung von Leben und Gut der Menschen durch Menschengewalt zu begegnen, ist der Maßnahmen gegen ihre Gefährdung durch Naturgewalten zu gedenken.

Keine Gefahr war im Mittelalter so groß wie Feuersgefahr. Die Bauart der Häuser, die Anhäufung von Brennholz in Hintergebäuden, von Stroh in den Ställen, der Gebrauch offener Kienfackeln zur Beleuchtung machten sie zu einer beständigen. Ohnmächtig fast fühlte sich der Mensch ihr gegenüber, nur von Gott erhoffte er Rettung, was erklären dürfte, daß man erst im spätesten Mittelalter zu kräftigeren Maßnahmen zur Verhinderung von Bränden schritt. Erst nach dem großen Brande Dresdens am 14. Juni 1491 überschickte Herzog Georg in Vertretung seines Vaters dem Dresdner Rathe eine Feuerordnung, die leider verloren gegangen ist. Dagegen hat sich eine Chemnitzer Feuerordnung erhalten, die Herzog Georg in demselben Jahre bestätigte, eine noch ungedruckte Pergamenturkunde des Rathsarchives. Sie bestimmt, daß sich bei allen Bäckern der Stadt Backöfen, Backstuben und Kohlengruben innerhalb vier steinerner Wände befinden müßten. Die Bäcker wie Bader sollten eine gute steinerne Brandmauer bis über das Dach hinaus aufführen, die Schmiede feuersichere Essen bauen und das Dach um die Esse mit Ziegeln decken. Kein Schmied durfte mehr als 4 Fuder Kohlen in seiner Behausung haben, und ebenso hatten sich die Büttner mit der Aufstapelung von Holz und Reifen zu mäßigen. Jeder hatte bei 10 Schock Strafe zum Bau der Stadt bei einem Brande Handreichung zu thun und mit Wasserkanne, Schaufel, Eimer, Aexten u. s. w. auf der Brandstätte zu erscheinen. „Ledige Gesellen", die ihre Pflicht versäumten, hatten Verweisung aus der Stadt zu gewärtigen.

Eng mit der Feuerpolizei hängt die Baupolizei zusammen, die immer die größere Feuersicherheit der Häuser im Auge hat. So verlangt die eben besprochene Chemnitzer Feuerordnung, daß bei Neubauten die Dächer mit Ziegeln gedeckt würden. Für Dresden erließ Herzog Albrecht nach dem großen Brande 1491, aus Friesland herbeieilend, sofort eine Bauordnung, damit seine Hauptstadt nunmehr „in ordentlich und wehrhaftig Gebäude möge kommen". Alle Eckhäuser sollten ganz, die übrigen Vorderhäuser mindestens ein Stockwerk hoch aus Stein gebaut und mit Ziegeln gedeckt werden; wer zwei Geschoß hoch steinern bauen wolle, solle besondere Unterstützung erhalten. Vermögende sollten auch die Hintergebäude aus Stein aufführen und mit Ziegeln decken lassen, sonst war ihnen Holz und Lehm nachgelassen. Den Abgebrannten sicherte der Fürst bedeutende Unterstützungen zu, wie überhaupt die Landesherren vielfach ihre Fürsorge für die öffentliche Wohlfahrt, besonders bei Brandunglück, durch unmittelbare Unterstützung bethätigten. So versprach Markgraf Friedrich 1334 Allen, die in das durch Feuer verwüstete Chemnitz zögen, seinen besonderen Schutz und räumte dann 1351 der Stadt gewisse Zahlungsvergünstigungen ein. Ebenso befahlen Ernst und Albert dem Rathe, einigen Einwohnern die Häuser wieder aufbauen zu lassen, die in den Kriegszeiten Friedrich's des Sanftmüthigen abgebrochen worden waren. 1367 ertheilten die Markgrafen Friedrich Balthasar und Wilhelm den Bürgern von Freiberg vierjährige Abgabenfreiheit, damit sie das Geld zu nützlichen städtischen Bauten verwendeten. 1471 unterstützte in landesväterlicher Weise Herzog Wilhelm das abgebrannte Freiberg, 1447 und 1455 Kurfürst Friedrich die von Bränden schwer heimgesuchte Stadt Meißen.

Eine eigentliche Gesundheitspflege, Maßnahmen also zur Sicherung von Gesundheit und Leben gegen Krankheit und Tod, kannte man im Mittelalter nur in geringem Maße. Es fehlte das Verständniß für den Einfluß, den die Enge und der Schmutz der Straßen auf die Gesundheit der Bewohner ausübten, der mangelhafte Zustand der Wohnstätten, die Lage der Aborte, Ställe, Senkgruben, Abzugscanäle und das stehende Wasser der Stadtgräben. Erst die großen Epidemien, die das ganze Mittelalter hindurch unser Vaterland heimsuchten und in den Städten die günstigsten Seuchenheerde fanden, zwangen die Obrigkeiten, der Gesundheitspolizei einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Indeß nahm man seine Zuflucht zu Absperrungsmaßregeln nach außen und innen, die wenig fruchteten. Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige schärfte am 12. October 1463, nachdem an diesem und dem vorhergehenden Tage in Dresden je 2 Schüler an der Pest gestorben waren, der Bürgerschaft das Verbot ein, in Sterbensläuften Fremde und insbesondere Schüler in die Stadt einzulassen, und befahl, alle fremden Schüler wegzuschicken. Als 1474 und 1475 wieder eine Seuche herrschte, mahnte ein landesherrlicher Befehl den Rath, an den Thoren fleißig Wache zu halten und dafür zu sorgen, daß wegen Ansteckungsgefahr Versammlungen und die Begleitung der Leichen unterblieben. 1496 brach in Freiberg und anderen Orten die Pest aus. Deshalb ordnete Georg der Bärtige für Dresden an, die Thore theils zu schließen, theils sorgfältig zu bewachen und allen Fremden, besonders den Flüchtlingen von Freiberg, die Aufnahme in Stadt und Vorstadt zu verweigern, widrigenfalls der Wirth sammt den Fremden ausgetrieben werden sollte. Betreffs der Apotheken befahlen 1474 die Landesherren dem Leipziger Rathe, streng gegen den Verkauf verdorbener und gefälschter Arzneimittel einzuschreiten, eine jährliche Revision der Apotheken durch Aerzte vornehmen zu lassen und den übertriebenen Preisen der Apotheker entgegenzutreten.

Ich komme zur Luxuspolizei. Im Mittelalter standen sich Weltlust und Weltflucht, üppiges Wohlleben und strenge Entsagung schroff gegenüber. Bald ergab sich das Volk einer wahren Jagd nach Vergnügungen und einem ausschweifenden Genußleben, bald kehrte es sich, hingerissen durch die glühende Beredtsamkeit mönchischer Bußprediger und eingeschüchtert durch die Androhung himmlischer Strafen, vom leichten Leben ab und verfiel wenn auch nur kurzer Reue und Buße. Putzsucht und Verschwendung, Trunksucht und Spiel waren die Hauptgebrechen der Zeit. Zuerst eiferte die Kirche gegen die Laster. Der Geistlichkeit folgten mit Maßnahmen gegen den Luxus die Städte, den Städten die Landesherren. Es galt, um zunächst den Kleiderluxus ins Auge zu fassen, Sitte und Anstand aufrecht zu erhalten, der unsinnigen Verschwendung von Hab und Gut zu steuern, dem Eindringen fremder Sitten zu wehren, die heimische Erwerbsthätigkeit zu fördern, den Zorn Gottes abzuwenden. Den Anfang mit der Luxuspolizeigesetzgebung machte Landgraf Wilhelm von Thüringen mit der Landesordnung von 1446. Er wendet sich gegen die übertriebene Kleiderpracht, durch die „das gemeine Volk immer mehr verarme und in Unwesen komme". Im Gebiete des heutigen Sachsens machte den Anfang im Jahre 1460 Kurfürst Friedrich II. mit seinem Befehl an den Dresdner Rath, den Schustern die Anfertigung und den Verkauf spitzer Schuhe mit Schnäbeln zu verbieten, bei Strafe von 100 Rheinischen Gulden an den Landesherrn und 20 Schock Groschen an die Stadt. Im Jahre 1478 erließen Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht an den Leipziger Rath den Befehl, eine frühere, auf ihre Veranlassung gegebene Polizeiordnung — welche gemeint ist, ist nicht bekannt — strenger als bisher zu halten, und in demselben Jahre forderten sie den Rath von Freiberg auf, sich aus Leipzig oder Zwickau die dort auf ihren Rath erlassene Luxuspolizeiordnung kommen zu lassen, sie in Freiberg zu veröffentlichen und streng auf ihre Befolgung zu halten. Zwei Jahre später verlangten die beiden fürstlichen

Brüder abermals vom Freiberger Rath, gegen den immer mehr überhandnehmenden Kleiderluxus wie auch den übermäßigen Aufwand im Essen und Trinken einzuschreiten. Der Freiberger Rath sandte ihnen hierauf einen sehr ausführlichen, noch erhaltenen Entwurf einer Landesordnung, wie er sich auch schon 1470 gegenüber den Landesherren über Ausschreitungen in der Kleidung beklagt hatte. Die Landesordnung der fürstlichen Brüder Ernst und Albrecht von 1482 enthält sehr genaue Bestimmungen über den Kleiderluxus nach den 3 Ständen Adel, Bürger- und Bauernstand. Der „rittermäßige Mann", d. h. der Mann von höherem Adel, durfte entweder 2 Kleider, jedes im Werthe bis zu 40 Gulden, oder 1 Kleid und 1 seidene Schaube, d. h. einen vorn geöffneten Ueberrock, besitzen, der niedere Adlige aber nur 1 seidenen Ueberrock oder 1 Kleid bis zu demselben Preise. Den Bürgern großer Städte schreibt die Landesordnung Kleider bis zu 30 Gulden, denen der kleinen, wenn sie Rathspersonen sind, bis zu 12 Gulden vor. Die Zahl stellt sie für die Räthe ersterer Städte frei, den übrigen Bürgern dieser erlaubt sie 2, den Räthen der kleinen Städte blos 1 Kleid. Seidenstoffe sind dem Bürgerstande nur vergönnt zu Joppen, dem Bauernstande nur zu den Brauthauben der Bäuerinnen. Ausländisches Tuch dürfen blos die Bürger der großen Städte und die bestätigten Rathsherren der kleineren gebrauchen, die Bewohner kleiner Städte, der Märkte und Dörfer müssen sich mit inländischem Tuch und inländischer Leinwand begnügen. Verboten war dem Bürger die Verzierung seines Gewandes mit goldenen oder silbernen Schnüren und Nähten. Die Frauen der einzelnen Stände betreffend verfügt die Landesordnung, daß die des hohen Adels 2 Kleider zu je 150 Gulden und 1 seidene Schaube tragen dürfen, „Röcke und Schauben aus *anderem* Stoff (Gewand, Schamlot, Zeudel und Harras) sollen sie, soviel sie vermögen, machen lassen und tragen, wie sie wollen". „Gestickte" Kleider, gestickt aber nur an Aermeln und Brust, sollten sie höchstens 2 besitzen. Die Länge der Schleppen beschränkte die Ordnung für die Damen vom Adel soweit, daß „sie ihnen zwo Ellen lang auf der Erde nachgingen". Den Frauen des Bürger- und Bauernstandes — mit Ausnahme der Frauen von Rathspersonen, Kaufleuten und Amtsleuten — verbot sie Schleier aus besserer Leinwand und gestattete blos solche, von der 4 Ellen 1 Gulden kosteten.

Außer gegen den Kleiderluxus wandte sich die Landesordnung Wilhelm's von Thüringen auch gegen die übermäßige „Zehrung" bei Hochzeiten, Kirmessen, Taufen, Schmäusen, Kirchgängen und Biergelagen, wobei man sich „übermäßig köstlich und unordentlich halte". Noch eingehendere Bestimmungen gegen den übermäßigen Aufwand bei Familienfesten und sonstigen Festlichkeiten enthält die Landesordnung von 1482. Bei Gastereien sollten Mittags höchstens 6, zum Abend höchstens 5 Gänge vorgesetzt und dabei nur zweierlei Wein oder Bier getrunken werden, Alles bei 1 Gulden Strafe. Nur bei Hochzeiten waren Mittags 8 und Abends 7 Gerichte gestattet, sowie eine Sorte mehr Bier oder Wein. Zu den Kirmessen durften höchstens 15 Gäste geladen und blos zwei Mahlzeiten, Mittags mit 5 und Abends mit 4 Gängen nebst Zukost, geboten werden. Ungeladen auf Hochzeiten und Kirmessen zu erscheinen, wurde untersagt. Bei Taufen, sowie aus Anlaß des Kirchganges und in den Sechswochen sollte überhaupt keine Bewirthung mehr stattfinden.

Um der Trunksucht zu steuern, verbot schon Wilhelm von Thüringen 1446, „Ganze und Halbe zu trinken", und ebenso untersagte in der Zeit zwischen 1460 und 1480 eine landesherrliche Verordnung in Dresden das Zutrinken von Ganzen und Halben. „Da sich auch in unseren Landen," so sagt die Verordnung, „eine böse Gewohnheit erhoben, daß einer mit dem andern zu halben und ganzen zu trinken pflegt oder wie sie das in anderen Worten zur Beschönigung nennen und einander dazu nöthigen, woraus viel Schade, Schande und Uebel entspringt, so wollen wir dies hinfort in unseren Landen nicht mehr leiden noch haben." Zuwiderhandelnde sollten mit Gefängniß bestraft werden und nur mit kurfürstlicher Genehmigung wieder frei kommen. Auch in der Landesordnung von 1482 wird das Zutrinken, die Aufforderung dazu, sowie die Duldung durch den Wirth mit hohen Strafen bedroht.

Das erste landesherrliche Spielverbot enthält die thüringische Landesordnung Wilhelm's. Besonders scharf wird es 1452 wiederholt. Alle „Würfel-, Bret-, Karten- und sonstige Spiele, womit man Geld und Geldeswerth gewinnen oder verlieren könne", wurden verboten und die Behörden angewiesen, alle Bretspiele, Kartenspiele, Kugeln, Kegel, Pilcken, Würfel und andere Dinge, womit man zu spielen pflege, wegzunehmen und zu verbrennen und ebenso keine „Tische oder Breter, weiß oder schwarz", zu dulden. Ein weiteres Spielverbot von landesherrlicher Seite im Gebiete des heutigen Sachsens ist aus dem Jahre 1460 bekannt. Dem Förster in der „alten Vogtei" in Dresden wurde befohlen, fernerhin kein „tuppilspil" d. h. Würfelspiel mehr zu gestatten.

Die größte Bedeutung von allen Zweigen der Wohlfahrtspflege erlangte im Mittelalter die *Handels- und Gewerbepolizei*.

Mit Erlangung des Marktrechts, d. h. mit der Erhebung zur Stadt, waren die mittelalterlichen Städte die privilegirten Sitze für Handel, Gewerbe und Industrie geworden, und mit der Ueberwachung der bürgerlichen Gewerbe und des durch die Marktfreiheit herbeigeführten Handelsverkehrs finden wir die Stadtobrigkeiten sehr bald nach ihrer Einsetzung beschäftigt. Die später einsetzende Thätigkeit der Landesregierung äußert sich vorzugsweise in der Bestätigung städtischer Ordnungen oder von den Handwerken vorgelegter Entwürfe, ferner im Erlaß eigener Bestimmungen sowie in wiederholten Bestätigungen und in der Beschützung städtischer, Handel und Gewerbe betreffender Gerechtsame. So bestätigte am frühesten die Landesregierung 1295 Vorschriften des Dresdner Rathes über den Tuchhandel und 1352 die Innungsordnung der Schuster und Gerber in Leipzig; um die Mitte des 14. Jahrhunderts setzte sie für Dresden gemeinschaftlich mit dem Rathe und dem Tuchmacherhandwerke die erste Innungsordnung fest, und bereits 1309 erließ sie zum ersten Male eigene Vorschriften für die Tuchmacher. Die gesammte Thätigkeit der Landesherren bei diesen Maßnahmen bewegt sich in zweierlei Richtung: sie erinnert die Gewerbe- und Handeltreibenden an ihre Pflichten gegenüber dem Publicum, sie schützt sie gegen allerhand Beeinträchtigungen und Angriffe. Geltend war der Gedanke, daß in Handel und Gewerbe Ehrlichkeit herrsche. Der Münzverkehr wurde geregelt, für Leipzig z. B. durch zwei Verordnungen von 1438 und 1475. Besonders streng wurden alte und ausländische Münzen verboten, so für Chemnitz in einem überaus scharf gehaltenen Schreiben Ernst's und Albert's vom Jahre 1481. Aller unlauterer Wettbewerb war streng verboten. Rechtes Maß und Gewicht sollte angewendet werden. Im Jahre 1449 erhielt der Chemnitzer Rath vom Kurfürsten Friedrich II. sein altes Recht bestätigt, alle „Fälscher an Ellenmaßen, Getreidemaßen, Garn-, Butter- und Oelmaßen" gerichtlich abzustrafen. Die Leineweber von Chemnitz sollten nach einem Gebote von 1451 die „Kämme von soviel Gängen machen, daß jede Art Leinewand, Goltzsch und Drillich die Breite wie vor alters" habe. Die „Weifen" sollten eine Leipziger Elle lang sein. In der Bäckerordnung von 1484 wurde den Chemnitzer Bäckern, wie schon 1393 den Leipzigern, eingeschärft, das Brod nicht zu klein zu backen, „damit die Gemeinde und die armen Leute nach Nothdurft versorgt würden". Die bereits erwähnte Dresdner Tuchmacherordnung aus der Mitte des 14. Jahrhunderts untersagte, Tuch durch Zusatz von Kuhhaaren oder Leinegarn zu fälschen oder durch schwarze Farbe zu ziehen. Solch gefälschtes Tuch wurde verbrannt, der Verfertiger aber um 3 Mark gestraft und auf ein Jahr aus der Stadt gewiesen. Die von den fürstlichen Brüdern Ernst und Albrecht im Jahre 1470 bestätigte Chemnitzer Tuchmacherordnung verbot gleichfalls, „ein Falsch zu machen", sie verbot die Herstellung von Tuch aus Kammwolle, „die der Kürschner von den Fellen kämmt", aus „Schnypperlingen, die man von der Wolle abschneidet", ferner aus „Pflocken, die man von den Tuchen mit der Karde kratzt", verbot ganz wie die Dresdner Ordnung, in die Wolle Kuh- und andere Haare oder Leinengarn zu verarbeiten. All' solches „Falsch" sollte der Meister mit 4 Schock büßen, halb dem Rathe, halb dem Handwerke, und die Waare verfiel den Armen. Besondere Personen wurden damals in Chemnitz eingesetzt, die Waare zu besichtigen. Die Besichtigung nannte man „Schau". Jedes Stück Tuch mußte, um für marktfähig zu gelten, mit 2 Siegeln versehen sein. Nicht siegelfähig waren streifige, dünne, löcherichte oder gerissene, fleckige oder sonst mangelhafte Tuche. Auch die Leineweber von Chemnitz und ebenso die von Mittweida und Rochlitz erhielten 1477 das Recht, die Leinewand, die sie als „rechte Waare tüchtig erfunden, mit einem Zeichen zu zeichnen". Dasselbe Recht wurde 1481 durch die Landesherrn sämmtlichen Weberinnungen des Landes zugestanden, nämlich „zwei des Handwerks zu ordnen,

alle Leinewand zu besehen, und welche tauglich erfunden wäre, mit einem Gemerk zu zeichnen" — Alles, weil „viel böse und geringe Leinewand gemacht werde, die nicht bestehen könne und Kaufmannsgut wäre, wodurch die Leute betrogen würden, das Handwerk in große Verachtung und Abfall käme und die Meister ihre Leinewand nicht wie früher vertreiben könnten".

Besondere Aufmerksamkeit richtete die Landesherrschaft darauf, der Bevölkerung gute und billige Lebensmittel zu verschaffen. Im Jahre 1474 forderten die Landesherren den Leipziger Rath auf, den Weinwirthen unter Androhung schwerer Strafe zu gebieten, alle Weinsorten „unvermischt, unvermengt und untemperirt" zu verkaufen und solchem Weine, der die Farbe verloren habe, nur durch Zusatz unschädlicher Dinge die Farbe wieder zu geben. Der Preis der zum Lebensunterhalte nöthigen Dinge wurde festgesetzt. 1491 mahnte Herzog Georg den Dresdner Rath zu festem Auftreten gegen das Fleischerhandwerk, das sich der 1480 vorgenommenen Schätzung der Fleischpreise widersetzte, und drohte dem Handwerk mit besonderen Maßnahmen, wenn es sich der Taxordnung nicht füge und die Armen wie bisher beschwere. Die Fleischer und besonders auch die Bäcker waren überhaupt zu rücksichtsloser Ausnutzung ihrer monopolartigen Gewerbe nur zu geneigt. Selbst geringfügige polizeiliche Anordnungen brachten sie in Harnisch, sie schritten zu offenem Widerstand und versuchten die Stadtbehörde durch Einschränkung oder Einstellung ihrer unentbehrlichen Arbeit mürbe zu machen. In solchen Fällen griff der Rath zu einem äußersten Mittel: er schrieb einen sogenannten freien Fleisch- oder Brodmarkt aus, er lud die Fleischer und Bäcker der umliegenden Städte und Dörfer zur Einfuhr und Feilbietung ihrer Waare ein. Zum ersten Male ertheilen die Landesherren dem Dresdner Rathe im Jahre 1434 die Erlaubniß, ein Jahr lang an einem beliebigen Wochentage und auch am heiligen Christabend einen freien Fleischmarkt abzuhalten. 1462 wurde demselben Rathe auf sein dringendes Ansuchen, damit „ein jeglicher Einwohner, arm und reich, mit Fleisch desto besser versorgt werde und die Stadt desto förderlicher in Gedeihen und Zunehmen davon kommen möge", vom Kurfürsten auf ewige Zeiten für jeden Sonnabend ein freier Fleischmarkt zugestanden. 1435 erhielt auch Pirna von Friedrich II. „wegen schweren Mangels an Fleisch und Brod" auf 10 Jahre einen freien Fleisch- und Brodmarkt, nachdem ihm schon 1409 von Markgraf Wilhelm ein freier Wochenmarkt auf Widerruf ertheilt worden war. Der Chemnitzer Rath führte um 1484 einen freien Brodmarkt für alle Wochentage ein — „der ganzen Gemeine und zuvörderst den Armen zu Nutz und Frommen und zum Trost". Die Bäcker beschwerten sich beim Landesherrn, aber der Schiedsspruch landesherrlicher Räthe fiel zu ihren Ungunsten aus. Zwar wurde der freie Markt wieder aufgehoben, dagegen wurden die bestimmten Backtage, die die Bäcker von altersher hatten, abgeschafft und jedem Bäcker gestattet, zu backen, „so oft er wolle und er vertreiben könne". Gegen Uebervortheilungen durch das Gasthofsgewerbe wendet sich die Landesordnung von 1482. Sie befiehlt den Stadtobrigkeiten, künftig alle Vierteljahre je nach den herrschenden Preisen zu bestimmen, wieviel die Gastgeber für Speisen und Getränke, Hafer und Rauchfutter fordern dürfen, und zwar derart, „daß der Wirth für sein Gebäude, sein Bettgewand, Gesinde und anderes, das er der Gäste halben haben und halten muß, und für seine Sorge, Abentheuer und Mühe einen ziemlichen Gewinn habe".

Kein zünftiger Meister durfte dem anderen unbillige Concurrenz machen. Die Rohstoffe mußten auf ehrliche Weise und zum landesüblichen Preise erworben werden, der Arbeits- und Tagelohn wurde festgesetzt. In Dresden war nach der ältesten Tuchmacherordnung dem Meister verboten, Garn oder Wolle von Juden zu kaufen, in Chemnitz war die Verwendung gestohlener Wolle untersagt, die etwa das Gesinde oder die Spinnerin eines Meisters entwendet hatte. Der ehrenhafte Meister nahm das Angebot gestohlener Wolle an, brachte es aber vor das Handwerk, „auf daß es dem Meister wieder werde und ein Anderer sich vor Schaden zu hüten wisse". In Dresden durfte der Tuchmachermeister um 1350 seinen Gesellen nur soviel geschnittenes Tuch zum Lohne reichen, als er zur Kleidung brauchte, in Chemnitz sollte nach der Ordnung von 1470 der Meister nur den vom Handwerk festgesetzten Lohn zahlen und nicht zwei statt einen Lehrling annehmen, in welchem Falle dann wohl ein armer Meister zu „keinem Lehrknecht komme". Genau festgesetzt sind die Arbeitslöhne in der Landesordnung von 1482. Der Arbeitgeber, der durch Zahlung höheren Lohnes Arbeiter an sich zog, mußte für jeden Groschen, den er mehr gab, einen Gulden Strafe zahlen und der Arbeiter oder Dienstbote, der den höheren Lohn erhalten hatte, verlor den bedungenen Wochen- oder Jahreslohn.

Auch der Wettbewerb durch unzünftige Meister oder sonst nicht berechtigte Handwerksgenossen war verpönt. Das Gewandschneiden sollte um 1350 in Dresden nur Solchen gestattet sein, die eine Gewandbank besaßen, und das Tuchmachen war Niemandem erlaubt, der nicht mindestens 5 Mark als Geschoß zahlte, seinen Beitrag an die Innung gab und Bürgen dafür stellte, daß er ein Jahr lang in der Stadt bleibe. Bitter hatten sich um 1470 die Chemnitzer Tuchmacher über die Beeinträchtigung ihres Handwerks durch die Schneider zu beklagen. Diese kauften, wie sie klagten, fremde Tuche, preßten sie, falteten sie nach Chemnitzer Art und verhandelten sie dann als Chemnitzer Waare. Wenn ferner ein Kunde mit Stoff, den er vom Tuchmacher gekauft habe, zum Schneider komme, so erkläre dieser den Stoff für viel zu theuer und zeige billigeren vor, der freilich noch ungeschoren und ganz minderwerthig sei. Weiter redeten sie den Kunden vor, die bei ihnen gekauften Tuche unentgeltlich scheeren und dennoch den Macherlohn nicht höher rechnen zu wollen. Das wäre aber offenbarer Betrug; sie schlügen einfach den Scheerlohn auf den Preis, was der Uneingeweihte nicht merke. Endlich bedienten die Schneider alle Kunden schneller, die die Stoffe bei ihnen und nicht bei den Tuchmachern kauften. Die Abstellung dieser Beschwerden des Tuchmacherhandwerks erfolgte mit der Bestätigung seiner Innungsordnung durch die fürstlichen Brüder Ernst und Albert im Jahre 1470. Nicht unbedeutende Beeinträchtigung erfuhr auch das Leineweberhandwerk von Chemnitz durch die außerhalb der Zunft betriebene sogenannte Schleiermacherei. Namentlich Frauen stellten auf „langem Gezeug" eine Art feine Leinewand her, sogenannte Schleier, die sie um so billiger in den Handel brachten, als sie zur Arbeit gemiethetes Gesinde und „Lehrdiener" zu Hilfe nahmen und die Fertigstellung der Schleier auf der Bleiche unentgeltlich erfolgte. Eine landesherrliche Verfügung von 1477 befahl die Bestrafung der Schleierwirkerei mit zwei Schock, sowie mit Zerstörung des Gezeugs und der Waare. Kräftigen Schutz gewährte insbesondere die Landesregierung dem städtischen Handel und Gewerbe, indem sie sich in dessen Kämpfen gegen die Beeinträchtigungen durch den Handwerksbetrieb auf dem platten Lande entschieden auf die Seite der Stadt stellte, zumal in deren Kämpfen für das sogenannte Meilenrecht, das Recht der Städte, eine Meile rings um die Stadtgemarkung alle dem städtischen Handel und Gewerbe hinderlichen Einrichtungen zu untersagen. Immer und immer erhalten die Städte dieses Recht, das Palladium mittelalterlicher Städte, von den Landesherren bestätigt. Für Chemnitz war besonders entscheidend die erneute Beschützung des Bannrechts durch Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht im Jahre 1470. Kein Handwerker, wie Schuster, Schneider, Bäcker, Leineweber, durfte innerhalb der Meile wohnen und sein Handwerk betreiben, kein Schankwirth durfte brauen und andere als Chemnitzer Biere verschänken. Auch den alleinigen Salzverkauf, besonders aber das Bleichmonopol besaß Chemnitz. 1357 ertheilten die Markgrafen Friedrich und Balthasar der Stadt die Erlaubniß zur Anlegung einer Bleiche und befahlen, daß alle Städte 10 Meilen im Umkreise von Chemnitz nur auf dieser bleichen sollten. — Die bedeutsamste Förderung erfuhr schließlich der Handels- und Marktverkehr durch Errichtung neuer Jahrmärkte, besonders im 15. Jahrhundert, durch Regelung des Zollwesens, durch Bestimmungen über Ein- und Ausfuhr.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch das Gebiet der Wohlfahrtspflege. Wir haben gesehen, was im Mittelalter wettinische Fürsten für das Gemeinwohl leisteten. Mögen diese Leistungen, wenn wir einen vergleichenden Blick auf die Errungenschaften der Gegenwart werfen, gering und unzureichend erscheinen, in Anbetracht der Culturverhältnisse des Mittelalters verdienen sie vollste Anerkennung. Aber staunen müssen wir über die Fortschritte und Erfolge unserer Tage auf dem gesammten Gebiete der öffentlichen Wohlfahrtspflege, und nur Unkenntniß mit den socialen Verhältnissen der früheren Zeit, Unverstand oder böser Wille können gegenwärtig noch überall Grund zu Unzufriedenheit erblicken.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 110. Sonnabend, den 12. September. 1896.

Das Erntedankfest.

Culturgeschichtliche Skizze von F. Kunze.

Es war schon im frühesten Alterthum bei heidnischen Völkern löblicher Brauch, den hohen und allgütigen Unsichtbaren für die glücklich vollbrachte Einheimsung der mancherlei Feld- und Gartenfrüchte frohlockend Dank zu sagen, weshalb eben die Erntefeste bei allen Völkern der grauen Vorzeit einen religiösen Charakter trugen. Bildeten doch überhaupt die frohen Erntetage in ihrer Gesammtheit eine ehrfurchterweckende Zeit, weil sie die unverkennbarsten Zeugnisse wohlthätiger Einwirkungen himmlischer Mächte an sich trugen. Nach Jakob Grimm's scharfsinniger Forschung durfte in der gottgeweihten Zeit der Ernte keine altdeutsche Gerichtssitzung stattfinden, und noch heute treten Niedersachsens Bewohner jene Wochen, in denen die mähende Sense erklingt und die leeren Scheunen mit goldigen Aehrenfrüchten wieder gefüllt werden, „mit frommem Schauder" an. Auch die alten Slaven und Wenden, bei denen das allgemeine Naturleben, dem sinnigen Auge sich äußernd in der Fruchtbarkeit, Erzeugung und Ernährung der Natur, seine Symbolisirung in der weiblichen Gottheit Cica (Ziza, Zisa ꝛc.) fand, feierten der wohlwollenden Erntegöttin zu Ehren ein Fest der Danksagung für die als Nahrungsmittel erhaltenen Früchte der Erde, welches, in den Herbst fallend, mit ergötzlichen Spielen und anderen Freudenbezeugungen begangen wurde. (Vgl. Hanusch, Slav. Mythus S. 278/9.) — Sobald die alten Wenden Norddeutschlands ihre Früchte eingeerntet hatten, versammelten sie sich vor ihrem bildlich dargestellten Gotte Swantewit, brachten Vieh- und Fruchtopfer, tanzten und schmausten. Dabei nahm der Priester das von dem Götzenbilde („Idol") in der Hand getragene Horn, um nachzusehen, ob der im voraufgegangenen Jahre eingegossene Wein noch vorhanden war oder sich etwa vermindert hätte. Aus der jeweiligen Leere oder Fülle prophezeite nun der Priester die gering oder erfreulich ausfallende Ernte des künftigen Jahres. Hierauf wurde der einjährige Wein vor die Füße des Idols gegossen, das Horn mit neuem Rebenblute gefüllt und seinem Träger für's kommende Jahr wieder in die Hand gegeben. — Die alten Griechen und Römer hatten eigentlich drei Erntefeste zu beobachten, denn sie begingen in feierlicher Weise nach unserer Zeitrechnung im Mai das Fest der Ernteerstlinge, sodann etwa Ende August das Fest vollbrachter Einbringung und des Dreschens, während im October das eigentliche Dankfest für die glücklich überwundene Korn-, Obst- und Weinernte den würdigen Beschluß machte. Ebenso kannten auch die biblischen Ebräer drei Erntefeste, nämlich den feierlichen Beginn der Gerstenernte (Passah) auf der Grenze zwischen März und April, darauf, nach Verlauf von sieben Wochen, das Fest des Abschlusses der Weizenernte (Wochen- oder Pfingstfest) und endlich im Herbst, nach stattgefundener Einheimsung des Obst- und Traubensegens, das Fest der Laubhütten (vgl. 2. Mose 23, 14—17). Das Passah- und Laubhüttenfest sind zugleich dem Andenken geschichtlicher Ereignisse gewidmet, ja diese religiöse Beziehung wird in der gesetzlichen Urkunde sogar als eigentlicher und hauptsächlicher Zweck der Feier bezeichnet. „Diese Feste haben es speciell mit solchen Festen zu thun, in welchen sich Jehova an dem zeitlichen äußeren Leben und Bestehen seines Volkes bewährt hat und noch fortwährend bewährt oder offenbart." Nach der natürlichen Seite hin sind also jene drei biblischen Feierlichkeiten, wie sie bei dem heutigen Israel noch bestehen, keine Naturfeste, ebensowenig wie die christlichen Erntefeste. Die geschichtliche Bedeutung derselben war die Hauptsache, während die Beziehungen zur Natur als untergeordnete Gründe in den Hintergrund traten. „Israel feierte an den Pfingsten nicht nur ein Erntefest, sondern mehr noch das Andenken an die Frucht, welche es nach einer Aussaat in Thränen, nach einer kummervollen Saat in der Wüste am Sinai bei Erlangung des mosaischen Gesetzes geerntet hat." (Allioli, Bibl. Alterthumskunde. 1844. S. 234.) Nach den ersten Opfern, welche die Juden beim Anfange ihres Pfingstfestes darzubringen hatten, wurde dem gütigen Schöpfer Himmels und der Erden für den Segen der Felder öffentlich gedankt. Hierauf brachte man die Erstlinge der diesjährigen Ernte herbei, nämlich zwei von neuem Getreide gebackene, gesäuerte Brode. Mit denselben zugleich wurden auch einige andere, besondere Opfer erstattet, nämlich sieben Jährlingslämmer, ein junger Farre und zwei Widder zum Brandopfer, ein Ziegenbock zum Sünd- und zwei jährige Lämmer zum Dankopfer. An solchen wichtigen Gedenktagen durften die männlichen Israeliten (nach 2. Mose 23, 15 und 5. Mose 26, 10—15) überhaupt „nicht leer erscheinen" vor dem Herrn, sondern mußten ihre Hände mit allerhand Opfergaben beschwert haben. — Werfen wir nun einen orientirenden Blick auf unsere germanischen Vorfahren, so begingen diese sowohl im Frühlinge als auch zur Herbstzeit gewisse Feste, welche zur Ernte in directer Beziehung standen. Während man gelegentlich der ersteren (Todaustreiben, Osterfeuer, Maienstecken, Hagelfeier ꝛc.) dringende Bitten um das Gedeihen der Saaten zu den vielvermögenden Himmelsmächten emporschickte, so sprach man wieder an letzteren für die guten Gaben der mütterlichen Erde seinen innigen Dank aus. Dem Erntebittfest im Sommer konnte auch nur ein herbstliches Erntedankfest entsprechen: so war es wenigstens überall im Heidenthum der Naturvölker. Die zahlreichen religiösen Beziehungen und mystischen Gebräuche, wie sie noch heute unsere familiär oder öffentlich gefeierten Erntefeste aufweisen, lassen nicht blos auf das einstige Vorhandensein solcher allgemeinen Volksfeiern berechtigte Schlüsse zu, sondern sie geben auch unzweideutige Beweise von dem hohen Alter dieser herbstlichen Erntedankfeste. Leider ist jedoch der Zeitpunkt des festlichen Begehens dieser Gedenktage nicht mit Bestimmtheit anzugeben, weil in den verschiedenen Theilen Germaniens infolge des verschiedenartigen Klimas für Reife und Einerntung des Getreides und anderer Feldfrüchte kein bestimmter Termin als feststehend angesehen werden konnte. Für unsere Zwecke ist es auch ausreichend, zu wissen, daß dieses Erntefest in jener Gegend einstmals bestanden hat und ausschließliche Veranlassung des Umstandes geworden ist, durch eine gleichwerthige christliche Volksfeier ersetzt zu werden. Der localen Sitte, das Erntefest zu verschiedenen Zeiten abzuhalten, je nachdem die Früchte eingescheuert waren — was im Süden früher, im Norden dagegen später erfolgte — ist nun offenbar die kirchliche Erntedankfeier in der protestantischen Christenheit mit Recht nachgegangen; daher kommt es z. B., daß in süddeutschen Staaten das öffentliche Erntedankfest um Michaelis, im nördlichen Germanien dagegen um Martini begangen wird. Die Einführung des christlichen Erntedankfestes bei den bekehrten Germanen wurde schon durch die hergebrachten Erntebittfeste Altdeutschlands unbedingt gefordert, wenn auch urkundliche Belege dafür nicht vorhanden sind. „Wenn sich für die in der katholischen und protestantischen Christenheit eingeführten kirchlichen Erntedankfeste auch keine Beispiele aus der alten Kirche anführen lassen, so ist doch die Idee dazu dem Geiste des Christenthums ganz angemessen und der Feier des Pfingstfestes, welches auch das Fest der ersten Ernte genannt wurde (2. Mose 23, 16), entsprechend. Die Art der Feier ist auch überall im Wesentlichen dieselbe, nur mit dem Unterschiede, daß in manchen Ländern jeder Ort sein besonderes Dankfest feiert, sobald die Ernte vorüber

ist, in anderen aber gewisse Districte zu einer Gesammtfeier vereinigt werden." (Vgl. Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie. III. S. 331.) Jedenfalls sind die frühkatholischen Dankvotiv-Messen (Missae votivae), welche mit Rücksicht auf die vollendete Ernte abgehalten wurden, als älteste Formen einer kirchlichen Erntedankfeier anzusehen; denn man verfehlte von allem Anfang nicht, seinen tiefgefühlten Dank zu äußern für die aus Garten, Feld und Wald hereingeholten Naturgaben. Es scheint, daß man die Gemeindegottesdienste stets beim Pfarrer zu bestellen hatte und zwar jedenfalls in Ansehung des von der Witterung abhängigen Ernteschlusses, denn im Bürgermeisterbuche von Frankfurt a. M. heißt es z. B. unterm Jahre 1494 mit Bezug hierauf: „Mit den hern zur Pfarr redden eyner Bedemesse halber, got dem hern dankeber (dankbar) zu sin, siner gnaden miltikeit, diwile er ons mit fruchtbaren jaren versehen hait." Jene „Bedemessen" (Bittgottesdienste), in unserem Falle auch „Lobemessen" genannt, bestanden in einem mit Gesängen und mit einem Umzuge in der Kirche und ihrem Hofe verbundenen feierlichen Hochamte. Gegenwärtig besteht das Erntedankfest in der römisch-katholischen Kirche, wenn es überhaupt stattfindet, in einer feierlichen Dankvotiv-Messe, wobei hier und da das Te Deum gesungen wird. Uebrigens sind bei besonderer Veranlassung angeordnete Erntedankfeste in der alten deutsch-katholischen Kirche gewiß viele nachzuweisen. So z. B. sei jenes erwähnt, welches Erzbischof Lullus von Mainz, der Nachfolger des Bonifazius († 755), auf Befehl des Königs Pipin in seinem Sprengel einer gesegneten Ernte wegen ansetzen mußte. Jeder Bischof erhielt demzufolge die Weisung, eine Litanei, aber ohne Fasten, anzuordnen. Alle Theilnehmer an dieser außerordentlichen Feier sollten an Arme Almosen geben, überhaupt den Zehnten entrichten. (Vgl. Rettberg, Kirchengeschichte. I. S. 755.) „Die Erntefeste wurden im christlichen Mittelalter mit dem Kirchweihfest oder den Kirmsen verbunden, vieler Ausschweifungen halber aber durch bischöfliche und weltliche Verbote wieder davon getrennt und die Kirchweihe in eine andere Jahreszeit verlegt. Viele Erntefestgebräuche, namentlich das Erntefeuer oder Herbstfeuer, welches man nach der Weise des Johannisfeuers mit gewissem Ritus anlegte, anzündete und umtanzte, wurde bei den härtesten Strafen als heidnischer Unfug verboten. Namentlich wird das Werfen der Getreidekörner und Fruchtgarben in diese Feuer und das Fruchtstreuen unter den Kornbarm verbotweise erwähnt," wie Montanus auf S. 42 seiner „Deutschen Volksfeste" berichtet. Es dürfte wohl als erwiesen gelten, daß die frühchristliche Kirche kein besonderes Fest für die altheidnische Erntedankfeier eintreten ließ, daß sie andererseits aber auch nicht umhin konnte, die zwingende Macht altgewohnter Cultusbedürfnisse zu respectiren. Sie that das durch Ehrung und Anerkennung der hergebrachten Volksgewohnheit, wenn auch nur als Localobservanz. Von der allgemeinen Verbreitung der letzteren zeugt der Umstand, daß zahlreiche Verordnungen der evangelischen Kirche ihnen den Charakter eines besonderen Festes verliehen und dieses „Erntedankfest" auf „Michaelis" (29. September) ansetzten. Eine diesbezügliche ausdrückliche Bestimmung findet sich auch u. A. in der Landesordnung des Herzogthums Preußen vom Jahre 1525, sowie auch in der österreichischen Kirchenordnung von 1571 und in der niedersächsischen, welche anno 1585 herausgegeben wurde. Als man später die Feier des Michaelistages auf den folgenden Sonntag verlegte, da wurde auch dieser zugleich Erntedankfesttermin. „Dabei konnte man sich leicht auf die jüdische Institution des Laubhüttenfestes berufen, welches ein Dankfest für die glücklich beendete Obsternte und den völligen Abschluß der Ernte überhaupt war." Gegenwärtig wird das Erntedankfest nach vollbrachter Abwickelung des Erntegeschäftes in folgenden Ländern an den nachstehend verzeichneten Tagen gefeiert: Für die hannöverschen Landestheile laut oberhoheitlicher Verordnung vom 24. März 1769 an dem auf den 29. September (Michaelis) zunächst fallenden Sonntage; nur wenn Michaelis selbst ein Sonntag ist, dann findet an diesem die Erntedankfeier statt. Für die preußischen Staaten wurde letztere durch Edict vom 28. Januar 1773 auf den nächsten Sonntag nach Michaelis festgesetzt und im Jahre 1836 durch Cabinetsordre auch auf die Rheinprovinz ausgedehnt. In Bayern fällt das Erntedankfest auf den Sonntag nach dem letzten September, in Baden dagegen auf den Sonntag nach Martini, während wiederum in verschiedenen Ländern, z. B. in Württemberg und Mecklenburg, die Erntefeier zu den „beweglichen Festen" gehört. So wurde auch für die sächs.-weimarischen Länder anno 1730 von oben herab folgende Bestimmung getroffen: „Es soll auch alle Jahre nach eingebrachten Früchten eine Ernte- oder Herbstpredigt verrichtet werden, darinnen das Volk zu schuldiger Dankbarkeit für solche Gaben Gottes vermahnt und darneben erinnert werden, wie sie dieselben zum Lobe Gottes, zu ihrer selbst nothwendigen Unterhaltung und zum Dienste des Nächsten gebrauchen sollen." — Stammt nun unser deutsches Erntefest aus alter Vorzeit und ist zugleich seine Begehung eine nationale gewesen, so werden auch die damit verknüpften und ererbten Gebräuche einer schuldigen Beachtung werth sein, denn je tiefer die gemeinsamen Volksfeiern im Alterthume wurzeln, desto reicher sind sie mit religiösen Beziehungen und Gewohnheiten durchwebt und für Erforschung des Volksthums von großer Wichtigkeit. So berichtet Köhler aus dem Vogtlande folgende Züge: „Nach Beendigung der Ernte begeht man allgemein an einem Sonntage kirchlich das »Erntefest«. Es wird dazu ebenfalls Kuchen gebacken. In manchen Dorfkirchen der Oelsnitzer Gegend wird an diesem Tage der Altar von dem Lehrer mit Kränzen geschmückt. Der Besuch des Gottesdienstes ist ein zahlreicher und die Landleute legen mehr in die Becken ein als an irgend einem anderen Feste." Allgemein ist es aber auf dem Lande Sitte, „nicht mit leeren Händen", sondern mit einem Ernteopfer, auch wenn es noch so gering sein sollte, vor dem Herrn zu erscheinen. Besonders legt man gern Blumen und Aehren auf dem Altare nieder oder schmückt die Kanzel mit einem bunten Erntekranze, in dem alle eingeheimsten Früchte des Feldes vertreten sind. Der sonst stark collectenfeindliche Bauer opfert gerade am kirchlichen Erntedankfeste gern und willig sein angemessenes Scherflein, um mit wohlwollendem Herzen jenen biblischen Grundsatz zu befolgen, der da mahnend lautet: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde!"

Die Rodensteinsage.

Von Dr. Gustav Albrecht.

In einem stillen, friedlichen Thale des Odenwaldes, südlich von Fränkisch-Crumbach, liegt an einem waldigen Bergesabhang die alte Burg Rodenstein. Die umliegenden Bergeshöhen verbergen die Feste fast gänzlich, so daß es scheint, als ob sie nie eine beherrschende Stellung eingenommen hätte; aber ihre starke Befestigung, welche die Trümmer erkennen lassen, zeigt, daß sie nicht ohne Wichtigkeit gewesen sein mag. Drohend blickt die Thurmruine noch jetzt in die Lüfte und der steile Abfall der Anhöhe im Süden und Westen, sowie die starke Ringmauer und ein künstlicher, tiefer Graben auf der Nord- und Ostseite machten die Burg zu einem schwer ersteigbaren, sicheren Zufluchtsort der Burgbewohner in Kriegszeiten. Das Burggebäude selbst war aus rothem Sandstein errichtet, weshalb die Feste auch den Namen Rodenstein erhalten haben mag, und wurde durch vier starke Thürme vertheidigt. Dem Rodenstein gegenüber erhebt sich, durch das Thal der Gersprenz getrennt und etwa eine Stunde entfernt, die Burg Schnellerts, ebenfalls stark befestigt. Um beide Burgen hat die Sage vom Rodensteiner ihren romantischen Schleier gewoben.

Ueber den Erbauer der Burg und ihre ersten Bewohner läßt sich, wie bei vielen alten Schlössern, nichts ermitteln. Erst im 13. Jahrhundert wird das Geschlecht derer v. Rodenstein urkundlich erwähnt und aus dieser Erwähnung läßt sich entnehmen, daß das Geschlecht zu dieser Zeit auf dem Schlosse ansässig war; doch deuten die Trümmer der Burg auf eine viel frühere Erbauung derselben hin. Es war ein wildes, kampflustiges Geschlecht, diese Herren von Rodenstein. In beständigen Fehden tummelten sie sich mit ihren Nachbarn herum, auf jedem Turnier waren sie bekannt und gefürchtet und Jagd und Herumstreifen im Lande ging ihnen über Alles. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen schwere Schulden auf dem Geschlecht lasteten, die theils zur Verpfändung, theils zum Verkauf der erblichen Güter, ja sogar der Stammburg führten. Aber trotz dieser verworrenen Verhältnisse hielten die Rodensteiner treu zu Kaiser und Reich und mehr als einmal löste ein Herrscher aus Dankbarkeit ihr verpfändetes Eigenthum wieder ein. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind es Hans und Erkinger von Rodenstein,

die uns als echte Vertreter des Geschlechts entgegentreten. Ersterer namentlich wußte seine althergebrachten Rechte energisch zu wahren: er erkannte keine frühere Verpfändung seiner Burg an, lag mit dem Landgrafen von Hessen Jahre lang im Streit wegen der Jagd und Fischerei auf seinem Gebiet und manche Fehde zwischen beiden diente dazu, den Namen des Rodensteiners gefürchtet und verhaßt zu machen. Schließlich mußte sich letzterer jedoch auf Drängen des Kurfürsten von der Pfalz fügen und wurde Lehnsmann des Landgrafen; aber seine Rechte wahrte er auch jetzt noch, und vielfach sehen wir ihn in offener Fehde gegen seinen Lehnsherrn, wenn dieser die alten Gerechtsame nicht anerkennen wollte. Ein Grabstein in der Kirche zu Fränkisch-Crumbach, auf welchem dieser Herr von Rodenstein in voller Rüstung abgebildet ist, zeigt seine Züge. Hans von Rodenstein ist es nun, um welchen sich die Sage gewoben hat und den uns Viktor v. Scheffel in seinen Liedern vorführt. Freilich hat die Phantasie des Dichters Manches hinzugefügt, was dem ursprünglichen Charakter der Sage fern lag, aber der alte Kern derselben, die trotzige Verwegenheit, die unbegrenzte Lust am Waidwerk, überhaupt das unstete Leben des Ritters, dies Alles tritt uns in der herrlichen Dichtung unverfälscht entgegen. Der Dichter hat, indem er den Stoff poetisch verwerthete, die halbvergessene Sage dem deutschen Volke wieder in Erinnerung gebracht und aus einem localen Gespenste eine nationale Sagengestalt geschaffen. Als ein gespenstiges Wesen tritt uns der Rodensteiner in allen Variationen der Sage entgegen, wie sie sich im Munde der Bewohner des Odenwaldes erhalten hat. Da reitet er Nachts auf einem gespenstigen Schimmel vom Schnellerts nach dem Rodenstein, ohne Spuren im Schnee zu hinterlassen; in den Lüften jagt er mit dem Geisterheer unter lautem Halloh, ohne daß man ihn erblickte; durch die Wände der Häuser und Scheunen stürmt die wilde Jagd, nichts vermag sie aufzuhalten; das Feuer auf dem Herde flammt auf, wenn er vorüber zieht, dann kocht er sich sein Mahl. Auf dem Schnellerts hat er einen großen Schatz vergraben, den trägt er zu bestimmten Zeiten nach dem Rodenstein hinüber; ein helles Feuer brennt dann auf der Stelle, wo er ihn niederlegt, und schon Manchen hat er zum Heben des Schatzes aufgefordert. Diese und ähnliche Spukgeschichten, von denen eine große Zahl in den Thälern des Odenwaldes erzählt werden, lassen in dem Rodensteiner ein Gespenst erkennen, wie es deren unzählige in jedem Winkel des deutschen Landes giebt, und eine Vergleichung ähnlicher Sagen mit der unserigen zeigt, daß wir es mit einem allbekannten Sagencyklus zu thun haben, mit dem des wilden Jägers.

Die Sage vom wilden Jäger beruht auf dem altgermanischen Mythus von Wodan und Donar. Beide Gottheiten sind im Laufe der Zeit häufig verwechselt worden, da sie in ihrem Auftreten und Handeln einander sehr ähnlich sind, und schließlich wurden beide zu einem neuen Wesen vereinigt, welches der christlichen Anschauung gemäß zu einem Unhold wurde, der die Menschen schreckt und ängstigt und ihnen Böses zufügt, sich aber auch häufig für erwiesene Wohlthaten erkenntlich erzeigt. Anfangs behielt dieser Unhold den Namen eines der beiden Götter bei, wie auch jetzt noch der wilde Jäger in einigen Gegenden „Wode" genannt wird, und war ihnen vollkommen identisch; in späterer Zeit jedoch, als die Unholden sich durch Fortbildung der Sage vermehrten, machte man den wilden Jäger zum Oberhaupt derselben. Wie Wodan sich aus den streitbaren Helden ein Gefolge gebildet hatte, so führte er das wilde Heer, eigentlich das wuotunische, das wüthende Heer an und wurde nun selbst als Jäger dargestellt. Wie Wodan auf seinem Wolkenschimmel daherbraust und den eschenen Speer schwingt, daß die Wolken sich zusammenballen und die Blitze schmetternd herniederfahren, wie Donar auf seinem Ziegengespann einherzieht und den wuchtigen Hammer auf die Uebelthäter niederschleudert, so zieht auch der wilde Jäger nur im Unwetter durch die Lüfte und, weil er ein Unhold ist, meist des Nachts und unter greulichem Toben und Rüdengekläff. Auch er straft Diejenigen, die ihn verhöhnen und sein nächtliches Waidwerk stören, indem er ihnen eine stinkende Pferdekeule in das Haus oder auf den Rücken schleudert, daß sie zeitlebens daran zu tragen haben. Aber er belohnt auch die ihm Wohlgesinnten, die seine zurückgebliebenen, ermatteten Hunde pflegen: Viele haben am Morgen eine goldene Pferdekeule auf ihrem Herde gefunden. Ebenso sind Wodan und Donar bei den Menschen eingekehrt, haben um Gastfreundschaft gebeten und die Wohlthätigen mit reichem Lohne bedacht, während sie die Böswilligen ihren Grimm fühlen ließen.

Die Gestalt des wilden Jägers ist aus der Volkssage auch in die deutsche Heldensage übernommen worden. Dietrich von Bern, der große Ketzer, reitet als wilder Jäger zur Hölle, indem er die in Thierseelen gebannten Uebelthäter vor sich hertreibt. Wie hier der größte Held der deutschen Sage als wilder Jäger erscheint, so ist in allen Gauen, wo die Sage sich findet, diese Gestalt mit irgend einer berühmten oder berüchtigten historischen Person vereinigt worden: im Harz ist dem Hans von Hackelberg, in der Mark dem alten Feldmarschall von Sparr, im Odenwald endlich dem Rodensteiner die Rolle des wilden Jägers zuertheilt worden. Seine Kriegsthaten hatten ihn im Odenwald und in den umliegenden Gauen bekannt gemacht, sein Name war gefürchtet, sein unersättlicher Hang zum Waidwerk und zu kühnen Abenteuern erregte das Grausen des Landmannes, kein Wunder also, daß an ihn, der so recht den wilden, trotzigen Muth seines Geschlechtes kennzeichnete, sich jene Sage anschloß. Sie war im Odenwald, dem Wodanswald, einer alten Cultusstätte, seit grauen Zeiten heimisch: Donar hatte seinen Sitz auf dem Rodenstein und unternahm von dort seine Streifzüge, an seine Stelle trat dann der wilde Jäger. Für letzteren fand sich indeß eine viel geeignetere Gestalt. Der wilde Streiter, der das Waidwerk dem Eheleben vorzog, von dessen tollen Streichen man zu erzählen wußte, sagte dem Geschmacke und der Phantasie des Landvolkes besser zu als der gebietende, ernste Göttersohn. So vollzog sich die Umwandlung, allmälig zwar, aber so durchgreifend, daß Donar kaum noch dem Namen nach unter den dortigen Bewohnern bekannt ist. Alle Züge des Gottes, mit denen die Sage ihn kennzeichnete, wurden auf den Rodensteiner übertragen, die vorhandenen Sagen von letzterem gewannen dadurch an Bedeutung und er behauptete sich fortan als die Hauptsagengestalt des Odenwaldes. Durch die Fortbildung der Sage, die in der stets thätigen Phantasie des Landvolkes vor sich ging, sollte er noch größere Bedeutung erlangen. — Das Geschlecht der Herren von Rodenstein selbst hatte viele ruhmreiche und viele unheilvolle Zeiten gesehen, viele seiner Mitglieder hatten hervorragende Thaten vollbracht und hätten gleichen Anspruch auf eine solche Auszeichnung durch die Sage gehabt wie ihr Nachkomme Hans von Rodenstein. Aber das Volk hatte einmal diesen zu seinem Liebling erkoren, und daher ist Vieles auf ihn übertragen worden, das mit seinem Leben und seinem Charakter absolut unvereinbar ist. Geschichte und Sage steht hier, wie so häufig, in vollkommenem Gegensatz. So soll der Rodensteiner der Sage zufolge, von Unruhe und Kampfeslust getrieben, Weib und Burg verlassen haben, um die Welt zu durchstreifen. Im heiligen Lande kämpft er gegen die Ungläubigen, wird von ihnen gefangen und nach langer Knechtschaft von der Tochter seines Kerkermeisters befreit, unter der Bedingung, daß er sie heirathet. Er willigt ein, kehrt mit seiner Befreierin nach der Heimath zurück und schließt nun eine Doppelehe, analog der des Grafen von Gleichen. Die Geschichte belehrt uns indessen, daß der Ritter Hans niemals in Jerusalem gewesen ist. Entweder ist die obige Erzählung aus einem andern Sagenkreise hinübergenommen oder, was wahrscheinlicher ist, einer der früheren Herren von Rodenstein ist der Held dieser Sage gewesen und ist dann im Laufe der Zeit mit unserm Ritter verwechselt worden. Erwiesen wird letztere Annahme durch die Beobachtung, daß einige gleichartige Erzählungen der Rodensteinsage verschiedene Haupthelden haben. Hans von Rodenstein wurde also der Repräsentant der Sagen seines ganzen Geschlechts. Alle alten Erinnerungen an das Leben und Treiben einiger Herren von Rodenstein, die sich im Munde des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, wurden auf ihn übertragen, da er als einer der letzten des Geschlechts noch in gutem Gedächtniß war. Außerdem mochten die früheren Gestalten der Rodensteinsage allmälig verblaßt sein, die Ereignisse dagegen hatten sich in der Erinnerung des Volkes besser erhalten, man brauchte nur einen Helden für dieselben. Das Volk wob ferner neue Gestalten seiner dichterischen Phantasie in die Sage hinein, die der ursprünglichen Gestaltung der letzteren ganz fremd waren, und so sehen wir denn die Rodensteinsage mit einer Anzahl spukhafter Wesen bevölkert, von denen wir nicht wissen, wie sie hineingekommen sind. Wie schon erwähnt, wirkten auch Traditionen der altgermanischen Religion (außer der Mythe von Wodan) mit, welche der Sage jenen schauerlichen und zugleich anheimelnden Charakter gaben, den sie noch heutigen Tages besitzt.

Während der Rodensteiner, wie die bisherige Betrachtung ersichtlich macht, im Odenwald mehr oder minder als Spukgestalt aufgefaßt wird, nimmt seine Erscheinung eine edlere Färbung an,

wenn sein Wirken über die Gaue des Odenwaldes hinausgeht, wenn die Sage ihn zu einer nationalen Heldengestalt macht. Er nimmt dann die Stelle des „getreuen Eckart“ der alten Heldensage ein, er ist der Kriegs- und Friedensherold des deutschen Volkes. Diese Bestimmung verdankt er nach der Sage folgendem Umstande: Bei einer Belagerung Wiens durch die Türken gelang es dem Rodensteiner durch einen verwegenen Handstreich die Stadt zu entsetzen und die Christenheit vor den Greueln der Heidenherrschaft zu retten. Der Kaiser belohnte ihn für diese tapfere That, indem er die verpfändete Burg Rodenstein einlöste und dem Helden als kaiserliches Lehen gab. Der erfreute Ritter schwur nun, bis über seinen Tod hinaus für Kaiser und Reich zu kämpfen, und er ist gezwungen Wort zu halten. Droht Deutschland Gefahr, so erhebt er sich aus seinem Grabe, zieht durch die Lüfte und läßt seinen Kampfruf als Warnung erschallen:

Und wird er in hohen Lüften gesehen
Und wird sein Jagdruf vernommen,
So ist es um Deutschlands Frieden geschehen,
Die Zeit des Kampfs ist gekommen.

Auf dem Rodenstein sammelt er dann sein Geisterheer und zieht gegen den Schnellerts, von welchem eine andere Schaar ihm entgegenzieht. In den Lüften erhebt sich nun der Geisterkampf, stets ist der Rodensteiner Sieger. Die mannigfaltige Gestaltung der Sage giebt freilich noch andere Motive an, weshalb der Ritter ewig kämpfen müsse. So soll er seine schwangere Frau, die ihn von einer verderblichen Fehde zurückhalten wollte, roh zurückgestoßen haben, so daß sie ihren Geist aushauchte; ihr Fluch verdammte ihn zum ewigen Streiten. Nach einer anderen Version wird er von einem schwarzen Ritter vom Pferde geschlagen und in seinem Grimm schwört er, er wolle ewig kämpfen, wenn er jenen nicht besiegen könne. Da aber die zuerst erwähnte Ueberlieferung ein edleres Motiv für die Bestimmung des Rodensteiners zum Herold und Helfer der Deutschen angiebt, so ist sie glaubwürdiger und deshalb den anderen Versionen vorzuziehen. Diese überirdische Heldengestalt des Rodensteiners, welche ihn den heiligen Streitern St. Michael und St. Georg ebenbürtig an die Seite stellt, ist freilich sehr verschieden von dem fröhlichen Zechkumpan in Scheffel's „Gaudeamus“. Indeß der Dichter hat sich nur an den localen Sagenhelden gehalten und diesen durch seine treffliche Schilderung zu einer volksthümlichen Gestalt gemacht, die ihre Stellung im Gedächtniß des deutschen Volkes stets behaupten wird. Keine der poetischen Bearbeitungen der Rodensteinsage in localer wie nationaler Beziehung — wir verweisen nur auf die Balladen von G. Keller, Langbein, C. W. Müller, A. L. Grimm und die Prosadichtungen von Fr. v. Poser und Spindler — hat die Figur des wilden Rodensteiners dem Volksbewußtsein so nahe gebracht wie Scheffel's Lieder vom Rodensteiner, und waren letztere auch nur für studentische Kreise bestimmt, so haben sie doch schnell die Grenzen ihrer Bestimmung überschritten und überall, wo fröhliche Zechgenossen beisammen sind, ertönen diese Lieder.

Bücherbesprechungen.

— **Wie bezeichneten die alten Griechen den Witz? — Ueber Luftschlösserbaukunst. — Ueber Nichts.** — Drei gemeinverständliche Vorträge nebst einem Anhange von Räthseln von Prof. Dr. Friedrich Polle. Leipzig, bei B. G. Teubner. Preis 1 ℳ. — Man hat den classischen Philologen die Gabe des Witzes völlig absprechen wollen. Mag sein, daß Vielen von ihnen eine gewisse bange Trockenheit anhaftet. Manche mögen auch nicht mit Unrecht als arge Philister und spießbürgerlich hölzerne Verstandesmenschen verschrieen sein. Aber Andere bewahren sich auch trotz des jahrzehntelang eingeathmeten Schulstaubes eine liebenswürdige humoristische Ader. Die schlechtesten Schulmeister sind das sicherlich nicht. Ganz gewiß leidet die solide Berufsthätigkeit nicht unter der Anlage, das Scherzhafte als Solches zu erkennen und zu würdigen und mit sinniger Hand aufzuzeigen. Nicht selten wird Solchen sogar das Licht tief eindringenden Verständnisses aufblitzen an Stellen, wo der nüchtern prüfende Verstand, dem die kühnen Schwingen der Phantasie fehlen, versagt. Solch eine vor Vielen bevorzugte Natur ist der Verfasser des vorliegenden Büchleins. Im Jahre 1889 (Leipziger Zeitung Nr. 160) durften wir mit einigen empfehlenden Zeilen auf ein Buch von ihm hinweisen, das den Titel führt: Wie denkt das Volk über die Sprache? (Leipzig, bei B. G. Teubner.) Gleichwie diese Aufschrift den fesselnden Inhalt des eigenartigen Schriftchens kaum ahnen ließ, so tragen auch die Ueberschriften der drei Vorträge, die jetzt Professor Polle veröffentlicht, etwas Räthselhaftes an sich. Aber ich meine, ich würde dem Verfasser einen üblen Dienst leisten, wenn ich mit ein paar flüchtigen Bemerkungen den Schleier herabziehen wollte, den er mit sorglicher Absicht darüber gebreitet hat. Nein. Ich begnüge mich damit, zu sagen, daß es ein beneidenswerthes Geschick ist, sich in die Tage des Alters nicht blos solch innige Freude am Graben und Forschen in den Schachten der Wissenschaft und am Sammeln und Ordnen seiner Schätze zu wahren, sondern auch die schalkhafte Heiterkeit, das Erarbeitete in das freundliche Gewand zugleich gemüthvoller und geistreicher Plaudereien zu kleiden oder in der noch lockenderen Form anmuthig neckischer Versräthsel darzubieten. „Es giebt sehr viele werthvolle Bücher und wird deren immer geben,“ so sagt der Verfasser S. 30, „die ihrer Natur nach nur einen kleinen Käufer- und Leserkreis haben.“ Ganz gewiß. Wer aber über seine Arbeit in diesem Tone rührender Bescheidenheit spricht und schon darin einen nicht geringen Erfolg sieht, daß sie doch immerhin gedient habe, sein Alter vor Mißmuth zu bewahren, der ist in einer Zeit ruhmsüchtiger Streberei und eitler Selbstverblendung wie die Gegenwart eine so seltene Erscheinung, daß er schon darum der Beachtung werth ist. Wir wünschen von ganzem Herzen, der Verfasser möge in seiner Annahme, nur für einen eng begrenzten Kreis von Lesern geschrieben zu haben, angenehm getäuscht werden. Dessen sind wir ganz sicher: Wer das erstgenannte Büchlein Polle's verständnißvoll gelesen hat, der wird auch nach dem neuen Heftchen mit Begierde greifen und wird seine helle Freude daran haben.

R. B.

— **Eine Gewissensfrage.** Scherzetto von Wilhelm Wolters. 1896. Leipzig, Verlag von Robert Friese, Sep.-Cto. 93 S. — Daß es noch Dichter giebt, welche in unserer blasirten Zeit naiv und lebensfreudig fühlen, hat mir diese graziöse Plauderei bewiesen. Sie und die reizende Novelle Manuel Schnitzler's: „Ein Knopf“, welche ich Ende vorigen Jahres hier besprach, zählen zu den besten humoristischen Dichtungen, welche ich seit langer Zeit gelesen habe. Mit köstlicher Schalkhaftigkeit ist in ihr das düstere Problem des tragischen Conflicts zum Gegenstande einer sonnigen Liebesgeschichte gemacht worden. Ich will den Inhalt der Novelle hier nicht verrathen, denn ich raubte ihr damit die bezaubernde Specifität. Man kaufe das Büchlein recht fleißig; ein amüsantes Stündchen ist bei der Lectüre dieser Novelle gewiß.

Willy Doenges.

— **Die siebente Großmacht oder der Schatten.** Lustspiel in 5 Acten von Friedrich Dukmeyer. 1896. Leipzig, Verlag von Ernst Wiest Nachf. Preis 1,50 ℳ. 136 S. — Wenn der Dichter und Theaterdirector a. D. Karl Schultes dem Autor dieses Lustspiels geschrieben hat: „Der Most in Ihnen hat abgegährt, und ich kenne — trotz aller jüngstdeutschen Reclame — keinen Zweiten, der so berufen ist wie Sie, sich zu einem Höhepunkte in der dramatischen Dichtung aufzuschwingen, der den Anderen nicht erreichbar ist, denn es fehlt den Herren vor Allem Ihre Phantasie“, so thut er mir leid wegen seines geringen poetischen Verständnisses, den Dichter aber bemitleide ich deswegen, weil er einem solchen verkehrten Urtheile vertraut und sich für einen begabten dramatischen Dichter hält. Er will, was gar nicht übel ist, in seinem Lustspiele das Treiben jener Charlatane unter den Schriftstellern geißeln, welche sich als Größen aufblähen und nichts sind als prahlerische Wichte, die schließlich an ihrer eigenen Erbärmlichkeit zu Grunde gehen. Aber ganz abgesehen davon, daß ihm alles und jedes Talent zur Behandlung dieses Stoffes abgeht, zielt er, wie aus seinem Vorworte hervorgeht, mit seiner Arbeit auf Dichter, gegen welche seine maßlosen Angriffe durchaus ungerechtfertigt sind. Das Stück macht den Eindruck, als sei es entstanden aus der kochenden Wuth darüber, daß Kritik und Publicum die eingebildete Dichtergröße Dukmeyer's bisher nicht anerkannt hat. Voraussichlich wird's dazu auch nie kommen, denn Langweiligeres als seinen „Arbeiterkaiser“ und Dümmeres als dieses Lustspiel kann es auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung wahrhaftig nicht geben.

Willy Doenges.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 111. Dienstag, den 15. September. 1896.

Die Juden in Rom.*)

Die schweren Drangsale, welche Jahrhunderte lang die Juden in der ewigen Stadt niedergebeugt haben, sind namentlich durch Papst Paul IV. hervorgerufen worden. Alles, was seine Vorgänger gegen die Juden gedacht und geplant, kam unter ihm zur Ausführung. Er war es, der einst zur Einführung der Inquisition gerathen; er war es, der die grausamen kanonischen Bestimmungen gegen die Juden zuerst in die That übersetzt hat. Und er hat damit nicht lange gezögert. Wenige Tage nach seinem Regierungsantritte, am 12. Juli 1555 veröffentlichte er die Bulle cum nimis absurdum. „Weil es widersinnig und unziemend ist," heißt es hier, „daß die Juden, welche Gott ob ihrer eigenen Schuld zum ewigen Sklaventhum verdammt, unter dem Vorwande, daß christliche Liebe sie hege und ihr Beisammenwohnen dulde, sich den Christen gegenüber so undankbar zeigen, daß sie ihre Gnade mit Beschimpfung vergelten und sich statt der schuldigen Unterwürfigkeit die Herrschaft anmaßen, — so haben wir auf die Kunde, daß ihre Unverschämtheit in Rom und in anderen Städten, Dörfern und Ortschaften der heiligen römischen Kirche so weit gegangen sei, daß sie sich nicht nur erkühnen, unter den Christen und sogar bei ihren Kirchen ohne Unterschied in der Kleidung zu wohnen, sondern sogar in den vornehmen Straßen und Plätzen dieser Städte, Dörfer und Ortschaften Häuser zu miethen, Liegenschaften zu erwerben und zu besitzen, Ammen und Mägde und sonstige christliche Dienerschaft zu dingen und noch viel Anderes zur Schande und Verachtung des Namens Christ zu begehen — uns genöthigt gesehen, folgende Bestimmungen zu treffen." Zuerst befiehlt er, daß alle Juden in einer und derselben Straße wohnen müssen oder, falls eine nicht genügte, in mehreren zusammenhängenden, die von den Wohnungen der Christen aber gänzlich geschieden sein sollen. Dieses Quartier, welches in Rom durch ihn selbst, in den übrigen Städten, Dörfern und Ortschaften durch seine Beamten bezeichnet werden soll, darf nur einen Eingang und einen Ausgang haben. Es wird den Juden nur ein Bethaus in ihren Wohnsitzen gestattet, alle übrigen sollen zerstört und kein neues errichtet werden. Alle ihre Liegenschaften müssen sie in bestimmter Frist an Christen verkaufen. Das Gebot des Tragens des gelben Judenhutes, beziehentlich für Frauen eines ebensolchen Schleiers, sowie das Verbot der Benutzung christlicher Dienerschaft, der öffentlichen Arbeit an Festtagen der Kirche und des freundschaftlichen Verkehres mit Christen wird erneuert. Jüdische Aerzte dürfen bei Christen nicht prakticiren. In einer Schlußbestimmung verpflichtet der Papst die Juden endlich zu strenger Innehaltung der Ortsstatuten. Vor der strengen Durchführung dieser den Ruin der Judengemeinden bedeutenden Befehle ist Paul nicht zurückgeschreckt. Als ein reicher Jude den Befehl zum Tragen des Judenhutes als eine Finanzspeculation des Papstes bezeichnete, wurde er öffentlich gepeitscht. Vergebens bot die Gemeinde 40000 Scudi für die Zurücknahme des Befehles. Am 23. Juli 1555 mußten die Juden zum ersten Male den gelben Hut tragen, die Frauen das 1½ Ellen breite gelbe Kopftuch. Auch David Ascoli, der Verfasser einer gelehrten lateinischen Apologie gegen das Tragen des Judenzeichens, mußte seinen Freimuth im Gefängniß büßen. Bis dahin hatten die Juden in Rom in beinahe allen Theilen der Stadt gewohnt, wenn sich auch die Mehrzahl von ihnen zwischen den beiden Tiberbrücken von der Brücke Quattro Capi bis zur Regola schon seit alter Zeit niedergelassen hatte. Da wurde der Befehl des Papstes am 24. Juli an den Hauptplätzen der Stadt mit einigen Erklärungen vom Cardinalvicar, dem Bischof von Ischia, bekannt gegeben. Bereits am 26. Juli wurden alle Juden in eine Gasse eingesperrt und sofort mit der Ummauerung derselben begonnen. Das Unerhörte war geschehen; Rom hatte ein Ghetto, und das in dem ungesundesten Theile der Stadt, der alljährlich der Tiberüberschwemmung ausgesetzt war, in einem Stadttheil von lauter alten baufälligen Häusern, auf einem Platze, der für ebensoviel Personen bestimmt war, als er Familien aufnehmen sollte. In zwei Monaten war die Mauer mit den 2 Thoren vollendet; bereits am 3. October forderte der Papst von der Gemeinde für die Mauern die Zahlung von 100 Scudi. Auch mit der Durchführung der übrigen Bestimmungen der Bulle wurde nicht gezögert. Binnen sechs Monaten mußten die Juden alle ihre Liegenschaften verkauft haben, welche trotz der kurzen Frist noch eine Summe von 500 000 Kronen, allerdings nur den fünften Theil ihres eigentlichen Werthes, einbrachten.

Eine tiefe Erniedrigung brachte der päpstliche Erlaß auch dadurch, daß den Christen untersagt wurde, wie bisher in dem Mittelpunkte des jüdischen Lebens feste Wohnsitze zu haben. Diese gewaltsame Scheidung ist denn auch einer der Hauptgründe der einschneidenden Wandlung des ganzen Lebens der Juden der Stadt. Aus dem freien Manne war ein Sträfling geworden, den das Judenzeichen in der Pestfarbe von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen. Aus den mitringenden, gleichstrebenden Gliedern des römischen Stadtwesens waren gleichgiltige, abgestumpfte Sklaven geworden. So ist das Leben im Judenviertel seitdem das Bild eines langsamen Abblühens und Absterbens, ein unaufhörliches Sinken von Stufe zu Stufe. Der Helden des Geistes und der Feder wurden immer weniger. Von einer Theilnahme an den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bestrebungen der Zeit ist nur wenig zu spüren. Die Häuser im Ghetto, von denen einige mit dem alten Wahrzeichen der Gemeinde, dem siebenarmigen Leuchter bezeichnet waren, waren unregelmäßige, oft burgähnliche Bauten. Auf alten Bildern der Stadt sieht man bisweilen die dürftigen, armseligen, bis dicht an den Strom herangebauten Wohnhäuser mit ihren wenigen kleinen Fenstern. Die Straßen waren meist eng und krumm. Der Blick des aus dem Hauptthore des Ghettos Heraustretenden fiel sogleich auf ein riesiges Crucifix an St. Angelo in Pescheria, auf dem mit großen hebräischen und lateinischen Lettern der Vers Jesaia 65, 2 (Ich breite meine Hände tagtäglich aus nach dem widerspenstigen Volke) verzeichnet war. Ein zartes Memento! In diesen kaum einen Quadratkilometer großen Raum waren zu Zeiten mehr als 10000 ständige Bewohner eingepfercht. Es war daher in den ärmeren Straßen beinahe zur Regel geworden, daß mehrere Familien in demselben Zimmer wohnten. Die Folge davon war ein ungesunder Geruch in diesen Theilen des Ghettos. François Deseine (Rome moderne. Leide 1713 II 491) erwähnt den fortwährenden Gestank im ganzen Viertel und führt als plausiblen Grund an, „da diese Canaille sich außerordentlich vermehrt". Der Präsident De Brosses, der in den Jahren 1739 und 1740 in Italien reiste, bereicherte sogar des Ghettos wegen den französischen Wortschatz um den Ausdruck „Erzunreinlichkeit" (archisaloperie). Deutsche Reisende haben dann diese Klage in mannigfacher Variation wiederholt. Volkmann nennt 1770 das Ghetto den „Sitz des Elends und der Unsauberkeit". Auch Gorani klagt 1794 über die Unreinlichkeit und die schlechte Luft im Judenquartier. Er ist aber auch wahrheitsgetreu genug, die Gründe dafür anzugeben. Oft habe er gefunden, daß eine ganze Familie nur einen Wohnraum besaß. „Zuweilen enthält dieses Zimmer, wo nur ein Bette steht, verschiedene Familien zugleich, die es reihum bewohnen." Da Universitäten und Hochschulen den Juden fast verschlossen

*) Wir folgen dem gelehrten und interessanten Werke von Paul Rieger, Geschichte der Juden in Rom. II. Band. 1420—1870. Berlin, Mayer & Müller 1895. 456 S. gr. 8°.

waren, die Ausübung der Medicin aber nur auf eine spätere Praxis im Judenviertel beschränkt war, so wandten sich alle die Jünglinge, welche eine höhere geistige Reife zum Studium der Wissenschaften besonders befähigte, gezwungen dem Handel und den Geldgeschäften zu. Allerdings wurde 1643 die Erlaubniß gegeben, daß ein christlicher Lehrer im Ghetto Unterricht in Grammatik, Logik und anderen Wissenschaften ertheilte. Aber wegen der christlichen Lehren der Grammatica entstand unter den Vorstehern der Talmud-Thora ein Streit, da es Einige für unschicklich hielten, daß in ihren geweihten Räumen lateinisch gesprochen wurde. Aus dem Tagebuche eines jüdischen Studenten, Jehudah Gonzago, ersieht man die Schwierigkeit, die dem jüdischen Doctoranden gemacht wurden. Seine Promotion (23. September 1717) mußte des Unterschieds wegen in einem kleinen Zimmer der Sapienza stattfinden. Während der Christ für sein Diplom 30 Scudi zu zahlen hatte, forderte man vom Juden für eine zweite und dritte Copie noch weitere 60 Scudi. Ueber die Bildung, welche man den Kindern im Ghetto angedeihen ließ, wird oft geklagt. Ihre Fehler sind eine Folge des Druckes und der gewaltsamen Unterdrückung jeder freien geistigen Regsamkeit. Der Mangel an geeigneten Lehrkräften machte sich besonders fühlbar. Die Robitim, wie man die Kinderlehrer nannte, standen in keinem guten Ruf. Vor Allem war es mit ihrer Kenntniß des Italienischen nicht weit her. Ueberhaupt war unter den Juden eine plumpe ungelenke Volkssprache gebräuchlich. Die Bestrebungen des Venetianers Leon Modena, unter den italienischen Juden die reine toscanische Sprache zu verbreiten, haben keinen Erfolg gehabt. In Rom selbst hatte sich eine eigene Volkssprache gebildet, welche sich dem Romanesklischen näherte. Es gab sogar Stimmen, welche davon abriethen, Kinder die italienische Schriftsprache lehren zu lassen. Jehuda Azael del Bene in Ferrara († 1678) mahnte ab, die Mädchen Italienisch lesen zu lehren, damit sie nicht durch Liebesgedichte verführt würden.

Wahrhaft großartig waren die Wohlthätigkeitsanstalten der römischen Judengemeinde. Ein Beispiel privaten Wohlthätigkeitssinnes bietet das Testament des aus Rom gebürtigen Sekharia de Porto, der neben zahlreichen anderen Legaten 4000 florentinische Scudi für die Auslösung gefangener Glaubensbrüder und 18000 zu Ausstattungen jüdischer Bräute, die in Summen von je 50 Scudi vergeben werden sollten, hinterließ. Das Vermächtniß des Jzhak de Sarzano zur Aussteuer armer Bräute wurde besonders verwaltet. Derselbe Sinn herrschte aber in der ganzen Gemeinde. Jeden Freitag und an den Rüsttagen der Feste kamen die Armen in die Häuser der Reichen und des Mittelstandes, wo sie von Jedermann nach seinem Vermögen Unterstützung erhielten. Verschämten Armen, Wittwen und Kranken brachten die Fattori die Gaben ins Haus. Allsabbathlich gelobten die zum Segensspruch über die Thora auf den Almemor Gerufenen eine sogenannte Nedabah (Gabe) für Arme, für die Ausstattung jüdischer Mädchen oder den Freikauf jüdischer Sklaven. Hatte ein Armer ein besonderes dringendes Anliegen, zu dem ihm die Gemeinde nicht die genügenden Mittel verschaffen konnte, so stellte ihm der Gemeinderabbiner ein Zeugniß aus, daß er brav und würdig sei, und forderte in demselben alle Glaubensbrüder allerorten auf, dem Reisenden Wohnung und Unterhalt für einen oder zwei Tage zu gewähren und ihm das Reisegeld zu schenken. Was die einzelnen Wohlthäter nicht durchführen konnten, das leisteten die zahlreichen Wohlthätigkeitsvereine der Gemeinde. Bei einem Beschlusse des Gemeinderathes vom 13. August 1617 werden folgende acht Vereine namhaft gemacht: die bereits 1554 erwähnte Beerdigungsgesellschaft, der Akademieverein, der Frauenverein, der Verein für die Befreiung jüdischer Gefangener, der Gebetverein, der Verein für Spenden für das heilige Land, der Ausstattungsverein und der Bestattungsverein. Außerdem forderte die täglich cursirende Büchse, die erst in jüngster Zeit durch einen Almosenkasten am Synagogenportal ersetzt wurde, die Synagogenbesucher zu Gaben der Milde auf. Ein Preisgedicht des Semuel Sasportas auf Rom aus dem Jahre 1673 erwähnt einige der 1617 genannten Vereine nicht, fügt aber zu ihnen den am 24. Juni 1659 gegründeten Armen- und einen Reisendenunterstützungsverein und den im Pestjahre 1657 begründeten Verein zur Anschaffung von Betten hinzu. Diese Gesellschaften besaßen zum Theil ein bedeutendes Vermögen. Nach einem Ausweise vom 29. October 1682 hatte die Gemeinde vom Akademieverein am 22. Januar 1645: 550 Scudi und am 8. October 1667 weitere 2250 Scudi, vom Frauenverein am 14. Juni 1665: 150 Scudi, vom Ausstattungsverein am 19. Mai 1667: 300 Scudi, von der Beerdigungsgesellschaft am 28. October 1665: 500 Scudi, am 25. August 1678: 50 Scudi und am 18. März 1682: 1500 Scudi entliehen. Die Zahl der wohlthätigen und religiösen Genossenschaften war aber eine bedeutend größere. Sie waren in vier Classen eingereiht: Armenwesen, Beerdigungswesen, Altersversorgung und Cultuswesen. Die in ihnen enthaltenen mehr als 20 Vereinigungen bieten ein erhebendes Bild von dem Gemeinsinn und der thätigen Menschenliebe in der römischen Gemeinde. Ein besonderer Verein verrichtete die Gebete am Vorabende und am Tage der Beschneidung; ein anderer spendete den Armen Oel zum Weihelichtfeste, wieder ein anderer armen Wittwen Oel für die Sabbathlampe. Zwar ließen es die christlichen kirchlichen Kreise an mancherlei Lockspeisen und nur zu oft an gewaltthätigen Maßregeln nicht fehlen, um möglichst viele Juden in den Schooß der allein selig machenden Kirche zu führen. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen galt es in Rom als Regel, daß getaufte Juden rückfällig wurden. Die Täuflinge gehörten zumeist zur Hefe des Volkes. Da boten sich 1607 vier zu Galeerenstrafen verurtheilte Juden zur Taufe an. Sie baten den Papst, sie zu begnadigen. Sie wollten dann um so eifrigere Christen werden, und viele Juden würden sich durch diesen Gnadenact zur Annahme der Taufe bewogen fühlen. Anderseits war ein jüdischer Reisender in Rom selbst Zeuge, wie man ein jüdisches 17jähriges Mädchen raubte und in das Monasterio entführte. Ihr Taufpathe war der portugisische Cardinal Cuña, der ihr 10000 Scudi als Pathengeschenk überreichte. Allerdings erhielten nicht alle Täuflinge solche fürstliche Geschenke. Doch bekam ein jeder vom Papste 100 Scudi Schmerzensgeld, welche Summe später auf 20 reducirt wurde. Gewöhnlich stand ein Cardinal Pathe, der den in weißen Atlas gekleideten Täufling 14 Tage hindurch in seinem Wagen durch die Stadt führte. Wenn ihn dann Jedermann als Christen erkannte, wurde er in seinen Alltagskleidern herumgeführt. Dem Rückfälligen drohte der Scheiterhaufen. Von den in Rom in den Jahren 1634—1700 getauften 1195 Juden und den von 1700—1790 getauften 1237 gehörte die Mehrzahl nicht der römischen Gemeinde an, da die Täuflinge aus Italien, ja sogar aus Frankreich und Deutschland nach Rom zur Taufe gebracht wurden. Der folgende Fall jüdischen Glaubensmuthes verdient hervorgehoben zu werden: Der greise gelähmte Bettler Vitale Prezioso war trotz aller Bitten und Vorstellungen ins Katechumenenhaus geschleppt worden. Er glaubte, daß man ihn sofort zum Taufbecken ziehen würde, und warf sich aus Verzweiflung darüber 1776 in den Brunnen des Collegio. Er hatte sogar noch so viel Kraft, die Oeffnung mit dem schweren eisernen Brunnendeckel zu schließen, und erwartete so treu seinem Glauben den Tod. Er wurde vermißt und mit vieler Mühe aus dem Brunnen herausgeholt, weigerte sich aber standhaft, Speise zu sich zu nehmen. Nach den 40 Tagen der Probe mußte man ihn ins Ghetto zurückkehren lassen.

Die gewerbliche Thätigkeit der Juden in Rom war trotz zahlreicher Einschränkungen eine außerordentlich mannigfaltige. Ein buntes Bild derselben erhält man aus einer Aufzählung der Gewerbe im Jahre 1726. Nach derselben wurden in Rom von Juden Schneiderei, Kramhandel, Goldschmiedearbeit, Juwelierkunst, die Fabrikation von Sieben, Sätteln und Reitzeug, Lohgerberei, Eisenhandel, Tischlerei, Fischerei und Handel mit der Levante und dem Westen in Teppichen, Korallen und kostbaren Stoffen getrieben; die Juden verkauften zerbrochenes Glas, einfache Heilmittel, Liebestränklein und Amulette. Der Handel mit letzteren wurde ihnen seit 1571 verboten. Von den Handwerkern wurde besonders die Schneiderei im Ghetto bevorzugt. Drei Viertel der Gemeinde betrieben dieselbe. In der Stadt war ihre Schneiderarbeit sehr gesucht und gerühmt. Cardinäle ließen bei Juden arbeiten und ihre Gewänder ausbessern. Mit vielem Geschick betheiligten sich auch die jüdischen Frauen an diesem Gewerbe. Sie arbeiteten meist die Flickereien und verfertigten vorzügliche Knöpfe. Neben der Schneiderei nahm die Weberei einen Hauptplatz im gewerblichen Leben des Ghettos ein. Die Spinnerei erforderte besondere rabbinische Verordnungen. Vor den Häusern sah man die Frauen stets mit Nähnadel und Spindel sitzen. Ausschließlich jüdischen Händen war daher die Lieferung von Betten und theilweise die Ausbesserung der Uniformen der militärischen Besatzungen von Rom, Ancona und Civitavecchia und von anderen Garnisonen im Kirchenstaate anvertraut. Dem römischen Händler Alessandro Ambron, der mit Clemens XIV. persönlich befreundet war, wurde 1777 die Ausstaffirung der Besatzung

von Ferrara übertragen. In dem Tagebuche eines deutschen Soldaten in Rom finden wir sogar unter dem 26. April 1663 die Eintragung: „Die Juden zu Rom seindt Schuldig alle Monaht Zweyen mitt Consorten oder Schlaffgesellen (der Soldateska) Ein new gewaschenes Leylach oder Bettuch, wie dan auch Ein fein gesauberte cooperten (dan dar Keine Feder Bett gebraucht werden) gegen Einhändigung des alten Bettuches und coopert oder Decke herzugeben." Die durch Meir Magino in Rom eingeführte Seidenfabrikation wurde von den Juden der Stadt weiter eifrig betrieben. Im Jahre 1784 gab es in Rom zahlreiche jüdische Seidenfabrikanten. Als einige christliche Kaufleute beabsichtigten, eine Zunft der Seidenfabrikanten zu begründen, baten die jüdischen Seidenwirker, daß ihnen das Recht bleibe, für eigene Rechnung Seide weben und verarbeiten zu dürfen. Der Oberinspektor der staatlichen Fabrik von Calancastoff (Art ostindischer Zitz) war der Jude Ambron. Die Stadt besaß auch damals eine von einem Israeliten geleitete Fabrik wollener Hüte. Zahlreiche römische Juden hatten es in verschiedenen Handwerken zu großer Kunstfertigkeit gebracht. Im Jahre 1672 wird in Rom ein bedeutender Künstler und Lederarbeiter, Levi Efraim coramaio gerühmt. Deutsche und holländische Juden hielten offene Läden mit ausländischen Waaren. Vor Allem lag aber der so wichtige Handel mit minderwerthigen Gegenständen in jüdischen Händen. Der Vertrieb von Nahrungsmitteln war bei den Juden als Nahrungszweig nicht beliebt, zumeist auch verboten. Doch hielten auf dem Fischmarkt am Ghetto immerhin so viele Juden Fische und Früchte feil, daß die christlichen Händler mit diesen Nahrungsmitteln sich dadurch geschädigt fühlten und bei den Carnevalsumzügen durch Verspottung jüdischer Riten ihrem Aerger darüber Luft machten. Von größerem Umfang war ihr Handel mit altem Trödel und alten Kleidern. Ein prächtiger Stich der Piazza Giudea von Gio. Jacomo Rossi zeigt rechts von dem herrlichen Brunnen, einem Meisterwerke des Giacomo della Porta, einen jüdischen Trödlertisch. Auf demselben sieht man in einem bunten Allerlei eine Mandoline, Uhren, Bilder und Kessel. Der Altkleider- und Lumpenhandel wurde zumeist von herumziehenden Händlern ausgeübt. Durch den lauten Ruf Heb — eine Abkürzung des Wortes Hebreo — riefen sie Käufer und Verkäufer aus den Häusern auf die Straße. Geldgeschäfte wurden in dieser Zeit nur in geringem Umfange getrieben. Zinsgeschäfte wurden den Juden wiederholt ausdrücklich, so 1570, 1594, 1629, gestattet.

Die rechtliche Ausnahmestellung der Juden in Rom fand ihren classischen Ausdruck in den Carnevalsfestlichkeiten. Das Rennen der vom Pöbel mit Koth beworfenen und mit Steinwürfen und Stockschlägen verfolgten 8—12 nackten Juden, hinter denen noch zum Uebermaß Soldaten zu Pferde galoppirten, fand allerdings ein Ende — damit aber nicht die Quälereien und Rohheiten des Pöbels gegen die Juden in der Carnevalswoche. Die Governatoren der Stadt mußten fortwährend derartige Ausschreitungen mit den schwersten Strafen bedrohen. Die Regierung war es aber eigentlich selbst, welche den Pöbel durch ihr Gebahren in diesen Tagen zu solchen Gewaltthätigkeiten zu ermuntern schien. An die Stelle der Rennen trat die schimpfliche Huldigung der Gemeinde vor dem Senator. Am ersten Tage des Carnevals begab sich der Rabbiner mit sechs, später nur zwei Gemeindevorstehern auf das Capitol. Hier mußten sich dieselben in ein schwarzes Gewand mit seidenen Unterkleidern werfen. Inzwischen hatten sich im Saale des Conservatorenpalastes zahlreiche Neugierige, unter ihnen viele Kinder, versammelt. Nach dem Eintritte der Conservatoren schritten auf ein gegebenes Zeichen aus dem Seitenzimmer die harrenden Abgesandten der Judenschaft heraus. Unter tiefen Verbeugungen traten sie an die Stufen der Estrade heran. Links von dem Sprecher, gewöhnlich dem Rabbiner, hielt einer der Vorsteher einen großen Blumenstrauß mit einer darin befindlichen Anweisung auf das zur Schmückung der Bühne des Senators und der Preisrichter beim Carnevalspferderennen bestimmte Geld. Nach wiederholter Verbeugung erklärte der Rabbiner, daß sie nach Schuld und Pflicht hierher gekommen seien als Sklaven und unterthänige Knechte. Er erbat sich für sein armes allerdemüthigstes Volk der allergetreuesten Hebräer der Stadt Rom Duldung für das nächste Jahr. Damit verband er die erneuten Versicherungen des unterthänigsten Gehorsams gegen jegliches Gesetz des Staates und die ausführlichsten Segenswünsche für das Haupt der katholischen Christenheit, für die heilige Kirche, für Staat und Stadt, für Senat und Volk von Rom und bat zum Schluß um die Gnade, den Tribut seines Volkes mit diesem Blumenstrauße (so seit 1827) überreichen zu dürfen. Der älteste Conservator sagte ihm dann unter Aufzählung aller Bedingungen, Steuern und Abgaben Schutz und Duldung für das nächste Jahr zu. „Sie sollten in Gottes Namen gehen und Gnade und Schutz haben." Hierauf sprach er das berühmte Andate (Fort!) aus, welches von allen Anwesenden wiederholt wurde. Dann durften die jüdischen Abgesandten, verfolgt von Hohn und Spott, ins Ghetto zurückkehren. Nach dem städtischen Statut war es Juden und Huren verboten, während des Carnevals maskirt auf den Corso zu gehen. Traf man einen verkleideten Juden, so wurde er vom Henker, der auf solche Uebertretungen wartete, vor dem jubelnden Volke bis aufs Blut gepeitscht. Der Betroffene hatte überdies dem Henker für seine Bemühungen 50 Bajocchi zu zahlen. Dem niedrigen Pöbel gingen die römischen Nobili mit edlem Beispiele bei den Quälereien der Juden in dieser Woche voran. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts leistete darin der Marquis del Grillo, der die unter seinem Fenster vorbeigehenden Juden mit heißem Wasser begoß, besonders Hervorragendes. Er fand in Giulio Forolivesi und dem Conte Biscardi ehrenwerthe Nachahmer. Die Behörden waren diesen Rohheiten gegenüber ohnmächtig. Selbst vor den Ruhestätten der Todten machte der Fanatismus nicht Halt. Die herrlich gelegenen, von Weinbergen rings umkränzten jüdischen Friedhöfe boten nach den strengen Edicten von 1625 und 1775 einen wenig erfreulichen Anblick. Die Inquisition hatte sich in denselben das ausschließliche Recht zugesprochen, Grabsteine zu erlauben, und zugleich den Juden das Aufstellen von Denksteinen selbst ohne Grabinschriften verboten. Wohl hatte die Gemeinde nicht lange nachher für die Gräber ihrer Rabbiner, später auch für andere Gräber unbezeichnete Grabplatten erwirkt, bis endlich wieder Grabinschriften erschienen. Das dauerte aber immer nur so lange, bis die Inquisition die Wegnahme der betreffenden Steine anbefahl und die Gemeinde mit einer Strafe belegte. Nicht selten retteten dann die Hinterbliebenen die Steine, welche die Gräber ihrer Lieben geziert, vor der Zerstörung in ihre Häuser, in denen nach der Niederlegung des Ghettos (1887) eine Anzahl aufgefunden wurde. Die Gründung des Königreichs Italien beendete die traurige Lage, in der sich seit dem Pontificate Paul's IV. die Juden der ewigen Stadt befunden hatten. Ein königliches Decret hob am 13. October 1870 alle die bürgerliche und politische Freiheit beschränkenden Verordnungen und Gesetze auf und am 15. December erklärte die italienische Deputirtenkammer, daß alle religiösen Bekenntnisse vor dem Gesetz gleich seien. Seit 1870 hat sich die jüdische Gemeinde in Rom langsam aber stetig entwickelt. Am 27. September 1883 bestätigte ein königliches Decret die neu geschaffenen Statuten der Gemeinde, die jetzt alle in Rom ansässigen Juden in sich vereinigte. 42 Gemeindemitglieder leiten die Verwaltung, ein siebengliedriges Präsidium führt deren Vorschläge durch. Die religiöse Leitung hat der Oberrabbiner, dem ein Rabbinatscollegium zur Seite steht. Mit der Vereinigung der 26 jüdischen Wohlthätigkeitsvereine als Opere di Beneficenza durch ein Decret vom 26. Februar 1885 ist die Neugestaltung der Gemeinde vollendet. Der Aufbau einer neuen großartigen Gemeindesynagoge auf dem von der Piazza Cenci, Piazza delle Scuole, der Via Rua und der Via delle scuole begrenzten Platze vollendete das im Jahre 1880 aufgestellte Programm. Mit der Niederlegung des örtlichen Ghettos konnte erst 1884 begonnen werden. Das freundliche Entgegenkommen der Behörden hat auch den ärmsten Juden das Verlassen der bisherigen Wohnstätten durch Gewährung besonderer Unterstützungen erleichtert. Ein Comitato per il decentramento degl' israeliti poveri sorgt seit 1884 für die Unterbringung der auf dem ehemaligen Ghettoterrain wohnenden Familien in gesunden und billigen Wohnungen, zumeist im Viertel S. Cosimato und in Trastevere. Der Bann des geistigen Ghettos ist gebrochen.

Philolithus Montanus.

Bücherbesprechungen.

— Spamer's Großer Handatlas: 150 Kartenseiten nebst Ortsregister. Hierzu 150 Folioseiten mit einer geographischen, ethnographischen und statistischen Beschreibung aller Theile der Erde von Dr. A. Hettner, Prof. an der Universität Leipzig. Mit 600 topographischen, physikalischen, ethnographischen und statistischen Karten. (32 Lieferungen à 50 ₰.) Leipzig, Verlag von O. Spamer 1896. 5.—10. Lieferung. — Von den

15 Karten, die in den vorliegenden 6 Lieferungen des Großen Spamer'schen Handatlas enthalten sind, verdient besonders hervorgehoben zu werden die im Maßstabe von 1:3500000 gehaltene Reliefkarte von Deutschland, die in ungemein sauberer und feiner Ausführung eine geradezu entzückende plastische Darstellung des Gebietes von der Nordsee bis zum adriatischen Meere giebt. Das Fehlen jedweder die Aufmerksamkeit ablenkenden Schrift bringt eine außerordentliche Wirkung hervor, und das Auge des Beschauers ruht immer wieder mit Genuß auf diesem prächtigen Blatte. Aber auch die übrigen Karten der genannten Lieferungen sind meist sauber ausgeführt, übersichtlich und gut lesbar; am Besten haben uns zugesagt die Karten von Südafrika, der Kaukasusländer, der österreichischen Alpenländer, des europäischen Rußland, des chinesischen Reiches und die Höhenschichtenkarte von Europa. Eine äußerst werthvolle Bereicherung der Karten bilden die in den Hettner'schen Text eingefügten Specialkarten, durch die eine Menge von geographischen, wirthschaftlichen und anderen Verhältnissen trefflich zur Anschauung gelangen. So findet man, um nur Einiges anzuführen, in dem zur Karte von Bayern gehörigen Texte Nebenkärtchen der bayerischen Alpen, der Städte München und Stuttgart mit ihren Umgebungen und eine Darstellung der territorialen Entwickelung Bayerns seit dem 15. Jahrhundert. Die Höhenschichtenkarte von Europa enthält Nebenkarten über verschiedene klimatische Erscheinungen, eine Darstellung der Höhenzonen der Gewächse und ein interessantes Kärtchen, auf dem nach dem Aufblühen des Flieders der Beginn des Frühlings in den verschiedenen Gegenden Europas angegeben ist. Zur physischen Karte von Europa gehören nicht weniger als 9 Nebenkarten, auf denen unter Anderem die vulkanische Thätigkeit, die wichtigsten Minerallagerstätten, die größte Ausdehnung der Vergletscherung in der Eiszeit, die Länge der bedeutenderen europäischen Ströme und die Größe ihrer Stromgebiete zu sehen ist. So hat jedes Kartenblatt in dem zu ihm gehörenden Texte einige derartige Nebenkärtchen, Pläne oder Diagramme. Der Text selbst aber, ein besonderes Merkmal des Spamer'schen Atlas, zeichnet sich dadurch aus, daß er bei aller Knappheit sehr inhaltreich ist. Der Verfasser versteht es, wie man z. B. an der Beschreibung der Insel Madagascar ersehen kann, alles Wichtige und Charakteristische in kurze für Jedermann leicht verständliche Sätze zusammen zu fassen. Ganz besonders wegen dieses Textes, der ein geographisches Handbuch ersetzt, wird sich Spamer's Großer Handatlas, dessen Preis übrigens ein außerordentlich niedriger ist, gewiß sehr viele Freunde erwerben. C. R.

— Wandlungen, Lebenserinnerungen von Karl Jentsch. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Die 25jährige Wiederkehr des Tages, an welchem das vaticanische Concil eröffnet wurde, hat den Verfasser zu einem Rückblick auf die kirchliche und politische Bewegung veranlaßt, die in Deutschland von der Unfehlbarkeitserklärung ausging, und insbesondere der „Wandlungen" zu gedenken, die inmitten dieser Bewegung sein eigenes Leben erfuhr. Seine innere Stellung zu den Lehren der römischen Kirche, sein offen herausgekehrter Widerspruch gegen die Unfehlbarkeitslehre und gegen die Taktik seiner kirchlichen Oberen im Culturkampfe, schließlich seine Excommunication im Frühjahr 1875 bilden den Kern und Schluß der Lebenserinnerungen, die zuerst in den „Grenzboten" erschienen sind und nun auch in Buchform vor uns liegen. Wie es zu dieser Trennung kam und kommen mußte, zeigt uns der Verfasser, indem er seinen Lebensgang, seine Geistes- und Charakterentwicklung beschreibt, und uns aus der kleinbürgerlichen Sphäre seines Elternhauses zu Landeshut in Schlesien durch das katholische Gymnasium in Glatz, den Conoict und das Priesterseminar zu Breslau und von da durch verschiedene schlesische Pfarreien führt, in denen er als Caplan und schließlich als Pfarrer amtirt hat. Diese Aufzeichnungen sind nicht nur von psychologischem Interesse, indem sie uns erkennen lassen, wie ein treuer Sohn seiner Kirche, der unter ihrer geistigen Herrschaft aufgewachsen ist und ihr auch in materieller Beziehung Alles verdankt, doch vermöge der Selbständigkeit seines Geistes und Charakters dazu geführt werden konnte, sich innerlich von ihr loszusagen. Sie sind auch insofern lehrreich, als sie zur Würdigung verschiedener Factoren beitragen, die den Verlauf des Culturkampfes mit bestimmt haben, die Macht der katholischen Kirche über die Gemüther des Volkes, das feste Gefüge ihrer Organisation, die folgerichtige Construction ihres Lehrgebäudes, in welchem ein Stein auf dem andern ruht, so daß wer in dem Hause wohnen will, auch nicht an einem einzigen Steine rütteln darf. Bei der Schilderung dieses Kampfes hält sich der Verfasser frei von Leidenschaft und Pathos; weder läßt er sich gehässige Angriffe gegen die Kirche zu Schulden kommen, die ihn ausgestoßen hat, noch preist er sich selbst als Glaubenshelden und Märtyrer. Endlich sei des Reizes der in die Erinnerungen eingestreuten culturhistorischen Bilder gedacht. Wir erkennen hier den Verfasser der „Geschichtsphilosophischen Gedanken" wieder. —ck.

— Lieder einer Livländerin. Von Maria Carlita Gleye. Zürich und Leipzig, Verlag von „Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz", 1896. — Es ist kein kraftvoller und eigenartiger dichterischer Genius, der mit diesen „Liedern einer Livländerin" vor die Oeffentlichkeit tritt, sondern ein anspruchsloses, bisweilen schwärmerisches, nie aber gedankenarmes weibliches Gemüth, das den Drang in sich gefühlt hat, seine Stimmungen, Empfindungen und Ideen in sauber gefeilten Versen niederzuschreiben. In drei Abtheilungen: „Natur und Seele", „Heimath" und „Epische Dichtungen", ist so ziemlich Alles zusammengefaßt, was eine wohlerzogene, selbstthätig denkende und gefühlswarme Dame de rebus omnibus et quibusdam aliis sagen kann. Ein großer Vorzug ist es, daß Liebesgedichte in landläufigem Sinne fehlen, — so wird das wohlanständige Mittelmaß, auf dessen Höhe die Dichterin sich durchschnittlich bewegt, durch keinerlei Trivialitäten verletzt. Den Versen merkt man es zwar an, daß ihre Formvollendung der Verfasserin nicht geringe Mühe gekostet hat, aber der Erfolg ist auch des Schweißes werth, denn ich habe im ganzen Büchlein nur einen unmöglichen und dann nur noch sehr wenige schlechte Reime gefunden. Hier und da sind der Dichterin sogar originelle lyrische Impromptus gelungen, z. B. im Gedicht „Zwei Rosenknospen", das folgendermaßen lautet:

Es wuchsen zwei Rosenknospen,
Sie blühten an einem Zweig,
An Form und Farbe schienen
Sich beide völlig gleich.

Als nun die Hand des Gärtners
Ein Knösplein schnitt vom Stiel,
Gleich einem Thränentröpfchen
Der Thau vom and'ren fiel.

Und wie am nächsten Morgen
Zum Rosenstock er ging,
Verwelkt und matt am Zweige
Die and're Knospe hing.

Den deutschen Balten wird die innige, reine und feste Heimathsliebe, die aus zahlreichen Gedichten spricht, ungemein sympathisch berühren, und wer die ehstnische Sagenwelt kennt, wird der Verfasserin gern zugeben, daß ihre Nachdichtungen der Sage vom Kalewsohn u. s. w. recht gelungen sind. Wer keine zu großen Ansprüche an moderne Stimmungslyrik stellt, wird die „Lieder einer Livländerin" mit Vergnügen lesen. Erwin Bauer.

— Gustav Meinecke: „Texanisches und Kreolisches." Exotische Novellenbibliothek Nr. III. Deutscher Colonialverlag, Berlin W. 10. — Dies neue Bändchen der exotischen Novellenbibliothek, das den früher erschienenen „Kreolische und märkische Geschichten" und „Aus dem Kreolenlande" bald gefolgt ist, behandelt wie seine Vorgänger wenig bekannte Verhältnisse aus dem Süden Nordamerikas und umfaßt zwei Erzählungen: „Der Fall des Alamo" und „Rollin's Plantage". Der ersten Novelle liegt die tragische Episode des texanischen Revolutionskrieges von 1836 zu Grunde, als das in San Antonio stehende Fort von den Mexicanern eingenommen und seine Mannschaften bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden. Der Verfasser entwirft eine fesselnde Schilderung von dem Thermopylä des Westens, von den Helden, denen am Eingang des Staatsgebäudes zu Austin ein einfaches Monument errichtet ist, ein Denkmal, das nur wenige Zeilen des großen Weltenbuches enthält, das aber die Namen der einhundertachtzig todesmuthigen Männer nennt, deren Schatten mit denen der großen Todten des Alterthums wandeln. Auch anmuthige Frauengestalten, ob weiß, ob schwarz, weiß der Verfasser mit knappen Zügen zu zeichnen, besonders in seiner zweiten Novelle, in der „Plantage Rollin's". Sie versetzt uns in die Zuckergebiete des untern Mississippi, da wo die kreolische Bevölkerung zu Hause ist, die sich immer mehr und mehr mit den Amerikanern vermischt. Das Leben und Treiben dieser Mischbevölkerung findet durch die Meinecke'sche Erzählung eine charakteristische Behandlung, die deutlich durchblicken läßt, wie der Verfasser die Studien zu seinen Novellen an Ort und Stelle gemacht hat. Eo.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 112. Donnerstag, den 17. September. 1896.

Aus den ältesten Zeiten der Stadt Annaberg.

Zum 21. September 1896.

Am 21. Sept. d. J., am Tage des heiligen Matthäus, feiert die Stadt Annaberg den 400. Jahrestag ihrer Gründung. Wohl ist das Alter, das sie damit erreicht hat, für eine Stadt — selbst für eine Stadt in unseren Landen, deren Cultur um Jahrhunderte jünger ist als die des westlichen und südlichen Deutschlands — ein noch recht jugendliches; Annaberg ist ein Kind der Neuzeit, in seine Entstehungsgeschichte klingt das Mittelalter nur hinein wie eine fern verhallende Glocke, seine Anfänge hüllen sich nicht in das Dunkel grauer Vorzeit, ja die Stadt vermag sogar mit ziemlicher Genauigkeit ihren Geburtstag zu nennen: eine seltene Erscheinung in unserer jubiläenfrohen Zeit, wo nur zu oft die geschichtlichen Grundlagen einer Säcularfeier eine kritische Beleuchtung nicht gut vertragen. Aber eben deswegen, weil die Entstehungsgeschichte der Stadt klarer vor unseren Augen liegt als dies in der Regel der Fall ist, bietet sie Anlaß zu einer Reihe anziehender Beobachtungen.

Die Gründung der Stadt Annaberg ist ein wesentliches Glied in einer Kette von Vorgängen, durch die ein während des Mittelalters fast unbekannter und jedenfalls in seiner Bedeutung für das Allgemeine unbeachteter Theil unseres engeren Vaterlandes der Cultur gewonnen wurde; gewonnen nicht allein durch die Gunst natürlicher Verhältnisse, sondern ganz besonders durch die Thatkraft eines Fürstenhauses, das stets einen offenen Blick hatte für das Wohl seiner Lande, und durch die Rührigkeit einer Bevölkerung, die nicht blos die von der Natur ihr in den Schooß geworfenen Schätze zu heben und zu benutzen, sondern auch, als diese Quellen des Wohlstandes versiegten, in redlicher Arbeit sich neue zu erschließen verstand. Als Industriestadt ist Annaberg entstanden und als solche erfreut sich die Stadt noch heute eines in der ganzen Culturwelt hochgeachteten Namens.

I.

Die Anfänge unserer heimischen Industrie und unseres Volkswohlstandes hängen aufs Innigste mit dem Bergbau zusammen. Wenn die meißnischen Lande schon im Mittelalter wegen ihres Reichthums berühmt waren, wenn späterhin Sachsen, so oft auch verheerende Kriege über seine Fluren dahinbrausten und andere Verhältnisse seine wirthschaftlichen Zustände unheilvoll beeinflußten, doch immer wieder wunderbar schnell sich erholt hat, so hat es das zum großen Theil den reichen Schätzen zuzuschreiben, die sein Boden birgt und die in Zeiten, in denen das Edelmetall noch nicht durch die moderne Entwickelung der Creditverhältnisse an Werth und Bedeutung verloren hatte, eine gewaltige Macht darstellten. Der Staat erfüllt nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn er heute, wo der Bergbau unter ungünstigen Verhältnissen schwer leidet, sich seiner annimmt, ihm über die schlechten Zeiten hinwegzuhelfen sucht, „auf Hoffnung baut", wie es der Bergmann zu allen Zeiten gethan hat.

Diese Schätze spendete unserem Lande vor allem jener Gebirgszug, der Meißen und Böhmen scheidet und der heute eben wegen seiner unterirdischen Reichthümer als das Erzgebirge bezeichnet wird; im Mittelalter und bis tief in die Neuzeit hinein hatte er keinen einheitlichen Namen, man nannte ihn, wenigstens in seinen südlicheren Theilen, schlechthin den „Wald", seit dem Ausgange des Mittelalters auch wohl den „böhmischen Wald" und bezeichnete damit schon seinen Zustand: unwegsame Waldungen, nur von wenigen Handelsstraßen durchschnitten, bedeckten die Höhen; menschliche Ansiedlungen fanden sich, abgesehen von einigen größeren Städten an den Rändern, nur in den Thälern der Flüsse und Bäche; sie verdankten wohl durchweg ihre Entstehung dem Fleiße deutscher Bauern, denn slavischen Ortsnamen begegnen wir nur selten.

Das Ereigniß, das diesen Urwäldern, wo der Landmann nur an wenigen Stellen mit harter Arbeit genug erwerben konnte, um das nackte Leben zu erhalten, plötzlich eine hohe geschichtliche Bedeutung gab, war die Entdeckung von Silbergängen in den nördlichen Ausläufern des Gebirges. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts hatte Markgraf Otto hier das Kloster Altzelle begründet und mit Cisterziensermönchen besiedelt; sie kamen von Pforta, einer Tochter des Klosters Walkenried, und aus diesem Harzkloster, von dem wir wissen, daß es schon in frühen Zeiten Bergbau trieb, brachten sie wohl die Kenntnisse mit, die es ihnen möglich machten, die Schätze zu erkennen, die der Boden barg; so erklärt es sich auch leicht, daß es vorzugsweise Harzer Bergleute waren, die den Bergbau in Meißen in Betrieb brachten: noch heute erinnert an sie der Name des ältesten Stadttheils von Freiberg, der Sächsstadt (civitas Saxonum). Die Entdeckung der Erzgänge in der Freiberger Gegend fällt in die Jahre 1162—1170; was die Chronisten von noch älterem Bergbau zu berichten wissen, ist völlig unbeweisbar. Die Bergwerke wurden alsbald der Anlaß zu Entstehung einer neuen Stadt, die schon durch ihren Namen ihren Ursprung bezeugt; ein Gebiet, in dem es jedem Ansiedler freistand, zu schürfen und das entdeckte Erz gegen gewisse Abgaben zu seinem Vortheil auszubeuten, innerhalb dessen die Landesherren ihre Regalitätsrechte durch die „Bergbaufreiheit" beschränkt hatten, um die Gewinnung der edlen Erze durch freie Concurrenz zu beschleunigen, konnte nicht besser bezeichnet werden als der „freie Berg". Ursprünglich eine Bergmannscolonie im Münzbachthale, die sich wohl um die kürzlich abgebrochene Jakobikirche herum gruppirte, entwickelte sich die Stadt, anscheinend nach einem schon früh festgestellten Plan, mit überraschender Schnelligkeit. 1218 wird ihr Name zuerst urkundlich genannt und sieben Jahre später besitzt sie bereits fünf Pfarrkirchen und ein Hospital, ist also ohne Zweifel eine der bedeutendsten Städte des Landes; bis über das Ende des Mittelalters hinaus galt sie sogar als die größte Stadt im Gebiete der Wettiner. Aber nicht blos durch Einwohnerzahl und Reichthum zeichnete sich die Bergstadt aus; auch in der Geschichte des geistigen Lebens unserer Lande gebührt ihr ein Ehrenplatz. Sie hat in ihrem Stadtrecht die einzige größere Rechtscodification geschaffen, welche die meißnischen Lande im Mittelalter hervorgebracht haben; sie hat ein Bergrecht zur Entwickelung gebracht, das in der Folge eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen sollte: über Böhmen und Mähren wanderte es nach Ungarn, Venedig, Spanien, ja über den Ocean in die neue Welt und wurde so die Mutter des Bergrechts aller Culturländer. Und auch die Kunstgeschichte unseres Landes weiß von den segensreichen Wirkungen des jungen Bergbaues zu erzählen; in die ersten Jahrzehnte der Stadt fällt die Erbauung der Kirche Unserer Lieben Frau, von deren einstiger Pracht ein Denkmal noch heute beredtes Zeugniß ablegt: die Goldene Pforte, das schönste Werk der romanischen Baukunst, das unser Land, ja vielleicht ganz Mitteldeutschland, aufzuweisen hat.

Nicht allein der Stadt kamen die vielen Schätze zu Gute, die der Boden spendete. Markgraf Otto, dem eine spätere Zeit den Namen des Reichen beilegte, hat aus den Erträgen des Bergbaues Kirchen und Klöster reich bedacht, so manche seiner Städte befestigt, durch Erwerbung reichen Grundbesitzes die Macht seines Hauses erheblich gesteigert. Wenn sein Enkel Heinrich der

Erlauchte die glänzendste Erscheinung unter den Wettinern des Mittelalters wurde und sein Land zu einer Großmacht im damaligen Sinne erhob, so verdankte er dies nicht zum Mindesten den Reichthümern, die ihn in den Stand setzten, die Zeitumstände klug zu benutzen. Mag man auch jene Erzählung vom Turnier in Nordhausen und dem kunstvoll aus Gold und Silber hergestellten Baume, dessen Blätter an die Grafen, Herren und Ritter als Preise vertheilt wurden, in das Gebiet der Sage verweisen: sie muß uns doch als eine bezeichnende Erinnerung an eine Zeit erscheinen, in der das edle Metall am meißnischen Hofe in reicher Fülle vorhanden war.

Der Bergbau blieb nicht auf seine Wiege beschränkt. Noch im 13. Jahrhundert fand man Silbererze nördlich von Freiberg im Muldenthale, wo heute der Name Siebenlehn an den einstigen Bergbau erinnert, im Elbthale bei Scharfenberg, im Thale der rothen Weißeritz, wo die Stadt Dippoldiswalde hauptsächlich dem Bergbau ihr Entstehen verdankt, ja auch schon südlich in der den Herren von Waldenburg gehörigen Grafschaft Wolkenstein bei Ehrenfriedersdorf, Geyer und Thum, wo man außer Silber und etwas Gold namentlich das bisher von England bezogene Zinn gewann; im 14. wurde der Bergbau bei Frauenstein, in der Zwickauer Gegend, um Penig (auf dem „Ulrichsberge"), in der Grafschaft Hartenstein und auf dem Gebiete der Grünhainer Mönche rege.

Aber trotz dieser räumlichen Ausdehnung scheint die erste Glanzzeit des mittelalterlichen Bergbaus in Sachsen mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts zu Ende gewesen zu sein. Es ist das vollkommen begreiflich; in den ersten Zeiten des Bergbaus lagen in Freiberg die Silbererze fast zu Tage und waren so reich, daß man sich darauf beschränken konnte, nur die obersten Lagerstätten abzubauen, um dann die Gruben verfallen zu lassen und neue abzuteufen. Ein rationeller Abbau, der auch die Zukunft ins Auge faßte, fand nicht statt; man trieb Raubbau. Als man sich dann genöthigt sah, in größere Tiefen vorzudringen, mußte man, um die Grubenwässer zu gewältigen, Stollen anlegen. Allein noch war die Technik in den Kinderschuhen; obwohl man kunstverständige Ausländer ins Land zog, hallen doch die urkundlichen Quellen für unsere Bergwerksgeschichte im 14. und 15. Jahrhundert, die uns jetzt im Codex diplomaticus Saxoniae regiae gesammelt vorliegen, wieder von Klagen über den Niedergang des Bergbaus. Da erschlossen unerwartet sich gegen Ende des Mittelalters neue reiche Gebiete und dies führte eine zweite Glanzzeit unseres Bergbaus herbei; sie ist es, der auch die Stadt Annaberg ihren Ursprung verdankt.

II.

Den Reigen eröffnete der Schneeberg, wo nach fast zwanzigjährigem Suchen um 1470 plötzlich überaus reiche Erzadern gefunden wurden; die landesherrliche Münzstätte in Zwickau, die um 1440 eingerichtet, aber bald wieder eingegangen war, nahm ihren Betrieb wieder auf, um die Schätze, die sich hier unverhofft boten, der landesherrlichen Casse nutzbar zu machen. Die Namen Römer, Federangel u. a. zeigen, wie schnell einzelne kühne und glückliche Unternehmer zu großem Vermögen gelangten; daß auch die Landesherren reichen Gewinn erzielten, davon erzählt noch heute der stolze Bau der Albrechtsburg in Meißen, die in der Hauptsache aus den Erträgnissen des Schneebergs errichtet worden ist.

Zwei Jahrzehnte später machte man an dem ostwärts vom Schneeberge gelegenen Schreckenberge überraschende Entdeckungen. Die von der Sehma durchflossenen rauhen Waldgebiete am Pöhlberg, Schreckenberg und Schottenberg waren ein beliebtes Jagdgebiet der sächsischen Fürsten; von ihrem Schlosse Schellenberg aus pflegten sie im Herbst dort dem Hochwild, auch wohl den Wölfen und Bären nachzustellen. Daß unweit davon, um Ehrenfriedersdorf, Geyer und Thum, längst mit mehr oder weniger Erfolg Bergbau getrieben wurde, berichteten wir bereits; wohl mag sich so mancher Bergmann von hier aus in die „wilde Ecke", wie man jene Gegend nannte, gewagt und dort geschürft haben. Nahe benachbart war das Gebiet des Klosters Grünhain; die Cisterzienser, die hier hausten, mögen in Erinnerung an ihre einstige bergmännische Thätigkeit auch diesen Gegenden ihr Augenmerk zugewandt haben. Ein Grünhainer Mönch Namens Peter Rosenkranz soll im Jahre 1464 prophezeit haben, am Bärenstein (bei Jöhstadt, südlich von Annaberg) werde ein reiches Bergwerk aufkommen und lange Bestand haben; dann werde zwischen dem Bärenstein und dem Pöhlberge ein Bergwerk fündig werden, das ebenfalls große Ausbeute geben werde; dorthin würde eine schöne Stadt gebaut werden. Wenn auch diese Prophezeiung, die noch im vorigen Jahrhundert sich in manchen Händen befand, vielerlei — z. B. Angaben über den Bauernkrieg und die Zerstörung des Grünhainer Klosters während desselben — enthält, was ihre spätere Entstehung deutlich verräth, so ist es doch immerhin merkwürdig, daß der Volksmund sie gerade den Cisterziensern zuschreibt. Nach den Mittheilungen der Chronisten soll am Pöhlberge schon 1442 Bergbau getrieben worden sein; actenmäßig steht fest, daß dies 1483 der Fall war. Die ersten reichen Anbrüche aber brachte erst das Jahr 1492. Den urkundlichen Beweis dafür enthalten die Rechnungen des landesherrlichen Zehntners in Geyer, Hans Friedrich, die seit dem Jahre 1487, allerdings nicht vollständig, im Hauptstaatsarchiv erhalten sind. Hier erscheint zuerst am Montag nach dem Tage der 11000 Jungfrauen (22. October) 1492 ein Posten von 294 Mark 11 Loth („vom Schreckenberg an 4 Blicken"); er übertrifft an Höhe erheblich die Erträgnisse der andern von Friedrich verrechneten Gruben. In den nächsten Wochen folgen mannigfache weitere Posten vom Schreckenberge und aus der „Fundgrube" in Rückerswalde (südlich von Annaberg). Alljährlich öffneten sich dann, wie die Rechnungen der folgenden Jahre zeigen, neue Gruben am Schreckenberge, bei Rückerswalde und Frohnau (1493 der Frühstücksstollen und das Frühstücksgegendrum, 1494 der Suchstollen und die Oberschar des Frühstücksstollen, 1495 der Rosenkranz und die Uebernächste Maaß am Zinnacker u. s. w.) und die Gesammtausbeute aus ihnen übertraf bald weitaus die aus den Bergwerken von Geyer, so daß um 1497 die Verrechnung einem eigenen Beamten übertragen werden mußte.

So wird das Jahr 1492 mit Recht als das Anfangsjahr des Annaberger Bergbaus genannt. Ein altes Chronodistichon hat es in folgenden Versen festgehalten:

TerrIbILIs qVae CVnCta tVLI syLVestrIa teLLVs,
Anna beata tVo noMIne nota fVI.

Genaueres über die Entdeckung der Bergwerke am Pöhlberge und Schreckenberge wußte alsbald die Volkssage zu berichten, die ja stets den an wunderbaren Vorgängen und Ueberraschungen so reichen Bergbau mit besonderer Vorliebe umrankt hat. Ein Bergmann, den man Daniel Knappe nennt, soll im Traume von einem Engel den Befehl erhalten haben, in den Wald zu einem näher bezeichneten Baume zu gehen; dort werde er ein Nest mit goldenen Eiern finden. Am andern Morgen suchte und fand er den Baum, nicht aber in seinen Zweigen das ersehnte Nest. Da erschien ihm nochmals der Engel und gebot ihm, bei diesem Baume einzuschlagen; der Bergmann befolgte den Rath und alsbald stieß er auf einen reichen Erzgang. Die Sage, die von den Lateinpoeten des 16. Jahrhunderts mannigfach ausgeschmückt wurde, ist ohne Zweifel schon in der frühesten Zeit des hiesigen Bergbaus entstanden; eine bildliche Darstellung findet sich noch heute auf der Rückwand eines Altarwerks in der Annaberger Kirche, das die Knappschaft im Jahre 1521 stiftete, und ist von dem Annaberger Rector Adam Daniel Richter als Titelbild in seine Chronik (1746) aufgenommen worden. Einen geschichtlichen Werth, den die treuherzigen Chronisten der älteren Zeit nicht anzweifelten, wird man ihr heute kaum noch zuerkennen können und es ist daher völlig müßig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sie sich auf die Bergwerke am Schreckenberge oder auf die älteren am Pöhlberge bezieht. Wahrscheinlicher schon klingt die andere Angabe, daß ein Frohnauer Bergmann, Caspar Nietzel, auch Drechsler genannt, am 27. October 1492 am Schreckenberge einen Lettengang mit reichem Silbergehalt entdeckt habe; das Erz habe er durch einen Schmelzer in Geyer prüfen lassen und auf dessen Aussage hin den Gang bei dem Freiberger Bergmeister Hans Fischer aufgenommen. Später erfahren wir von diesem Caspar Drechsler dann freilich auch nichts mehr; dürfen wir ihn wirklich für eine geschichtliche Persönlichkeit halten, dann mag es ihm gegangen sein, wie so manchem Entdecker: er selbst hat die Früchte seines Fundes nicht geerntet.

III.

Wie einst im Münzbachthale, so führte auch jetzt die Auffindung reicher Minen mit Nothwendigkeit zu einer größeren Ansiedelung. Es galt nicht allein den Bergleuten Unterkunft zu verschaffen; es mußte auch dafür gesorgt werden, daß sie ihre sonstigen Lebensbedürfnisse bequem befriedigen konnten und daß die von allen Seiten zusammenströmende und aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Bevölkerung in Zucht und Ordnung gehalten wurde. Wenn schon die ältesten bergrechtlichen Aufzeichnungen die Ansprüche des Dorfherrn an Brod- und

Fleischbänke und an Badestuben, die angelegt werden, wenn das Erz „vor sich geht", regeln, so beweist dies, daß die Entstehung städtischer Gemeinwesen als die selbstverständliche Folge des Bergbaus galt. Auch in den Waldgründen des neu erschlossenen Reviers zeigte sich alsbald das Bedürfniß zur Gründung einer Stadt. Daß diesem Bedürfniß von vornherein in einer besonders planmäßigen Weise entsprochen wurde, ist das Verdienst eines Fürsten, dessen segensreiche Thätigkeit für sein Land noch lange nicht genügende Würdigung gefunden hat, weil confessionelle Befangenheit sein Bild vielfach entstellt hat: des Herzogs Georg.

Im Jahre 1485 hatte bekanntlich jene verhängnißvolle Landestheilung stattgefunden, welche das Haus Wettin dauernd in zwei Linien spaltete und nur die Schneeberger Bergwerke in gemeinsamem Besitze ließ; von den anderen im Betriebe befindlichen oder in Zukunft fündig werdenden Bergwerken sollten die fürstlichen Nutzungen zwar gemeinsam sein, aber die Verleihung und sonstige Verwaltung blieb dem Landesherrn überlassen, in dessen Gebiete das betreffende Bergwerk lag. Die Grenze zwischen ernestinischem und albertinischem Gebiet lief damals hart an den neu aufgefundenen Bergwerken hin; Annabergs Zwillingsstadt, das auf dem Gebiete des Klosters Grünhain am Fuße des Schottenbergs entstandene Buchholz, das sich als Ansiedlung eines höheren Alters erfreute, aber erst 1504, ebenfalls infolge der Auffindung von Silber, mit Stadtrecht begabt wurde, lag bereits auf kurfürstlichem Gebiete, während die Gegend, in der Annaberg entstand, zum Antheil des Herzogs Albrecht gehörte. Aber nicht Albrecht wurde der Gründer von Annaberg. Als die Bergwerke am Schreckenberg fündig wurden, kämpfte er fern in den Niederlanden für seinen Kaiser, und als er dann mit der Würde eines obersten Reichsfeldherrn und eines erblichen Gubernators in Friesland belohnt worden war, nahmen ihn erfolglose Kämpfe mit den Friesen in Anspruch. An seiner Statt schaltete inzwischen in der Heimath sein ältester Sohn Georg; keine so streitbare Natur wie sein Vater, aber ein kluger und gewissenhafter Verwalter seines Landes. Das neu erschlossene Berggebiet, das für ihn und sein Land so glänzende Aussichten eröffnete, hat von Anfang an seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Um Jacobi 1496 versammelten sich landesfürstliche Commissare bei der Mühle zu Frohnau, um gemeinsam mit andern erfahrenen Männern über die geeignetste Stelle zur Anlegung einer neuen Stadt Raths zu pflegen; in Frage kamen der Schreckenberg, der Pöhlberg und der Schottenberg (heut Schlettauer Berg). Bei einer erneuten Besichtigung, die unter Leitung des Wolkensteiner Hauptmanns Antonius von Cospoth*) in demselben Jahre am Tage des h. Matthäus, dem 21. September, stattfand, entschied man sich für den Hügel am westlichen Abhange des Pöhlberges, auf dem heute die Stadt steht. So berichtet der älteste Chronist der Stadt, Valten Hanfstengel; auch die handschriftliche Chronik des Peter Albinus, die sich in der königl. Bibliothek zu Dresden befindet, bemerkt zum Jahre 1496: „Dieß Jahr hat man Hoffstedt verliehen, Gassen und Markt angerichtet", während derselbe Geschichtschreiber allerdings gleich darauf die Grundsteinlegung auf den Matthäitag 1497 verlegt, was schon deswegen nicht wahrscheinlich ist, weil er zugleich berichtet, das erste Haus der Stadt sei vor Michaelis 1497 gehoben worden. Spätere haben dann vielfach das Jahr 1497 als Anfangsjahr der Stadt bezeichnet, so auch die Verfasser von zwei Eteostichen:

SaLVs, paX et tranqVILLItas hVIC
VrbI et CVnCtIs habItantIbVs eaM.

TerrIfero CeLebrata IVgo VoLVenIbVs annIs,
Vrbs aVIa IesV noMIne CLara VoCor.

Aber Adam Daniel Richter, dessen ausführliche Chronik sich das größte Ansehen in der Stadt erwarb, hat doch wohl die älteren Angaben richtig combinirt, wenn er annahm, daß am 21. Sept. in unmittelbarem Zusammenhang mit jener Entschließung über die Lage der Stadt deren Grundsteinlegung stattgefunden habe, und so dürfte nichts dagegen zu erinnern sein, daß die Stadt gerade an diesem Tage, an dem sie schon im Jahre 1796 ihr dreihundertjähriges Jubiläum gefeiert hat, ihren 400. Geburtstag begeht.

Bei Anlage und Vermessung der Stadt soll Apollonius Röhling hauptsächlich thätig gewesen sein; es ist dies auch nicht unwahrscheinlich, da die Familie Röhling hauptsächlich in Geyer heimisch war und zwischen Annaberg und Geyer, wie wir sahen, alte Beziehungen bestanden. Der Freiberger Chronist Andreas Möller nennt statt dessen freilich den Dr. med. Ulrich Rühlein von Kalbe, der 1497 Physicus ordinarius von Freiberg und später Rathsherr und Bürgermeister daselbst war und auch die Anlage der Stadt Marienberg 1521 geleitet haben soll.

Wenn wir auch am 21. September 1496 als dem Gründungstage von Annaberg festhalten wollen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß das folgende Jahr eine noch höhere Bedeutung für die Entstehung der neuen Stadt hatte als das Jahr 1496. Für den Beginn der eigentlichen Bauthätigkeit waren in diesem rauhen Wald- und Bergland der Herbst und Winter nicht die geeignete Zeit; so wird man erst im Frühjahr 1497 mit dem eigentlichen Bau den Anfang gemacht haben. Das erste Haus soll Hans Kandler gebaut haben; es wurde um Michaelis gehoben. Das zweite war das des Erasmus Zapp, das 3. baute Georg Ganß, das 4. Jost Freytag; so folgte schnell ein Haus auf das andere, und als das Jahr 1497 sich dem Ende zuneigte, da ließ das neue Gemeinwesen in seiner planvollen Anlage bereits erkennen, daß es eine der bedeutendsten Städte des oberen Erzgebirges werden würde.

Was aber vor allen Dingen dem Jahre 1497 seine Bedeutung für die Geschichte der Stadt verleiht, ist, daß sie in diesem Jahre ihre urkundliche Anerkennung erhielt. Als Herzog Georg, der ihr den Platz angewiesen und die Erbauung genehmigt hatte, im October 1497 der „Neuen Stadt" — so nannte er seine Schöpfung — mit stattlichem Gefolge seinen ersten Besuch abstattete, nahm er mit Befriedigung wahr, daß sie „auch nu angelegt und itzund merklichen daran mit Aufrichtung viel zierlicher Häuser vorbracht" war; „damit aber solch angefangene Stadt nutzlich zu vorbringen und die täglich in Besserung zu führen, die Leut sich darinne zu erhalten mögen getrost werden", gab er ihr am Tage Simonis und Judae, am 28. October, 1497 ein Privilegium, das als der Gründungsbrief der Stadt und als das Fundament ihres Rechts anzusehen ist. Das Annaberger Rathsarchiv bewahrt noch heute das Original. Darin werden der „Neuen Stadt" und ihren Einwohnern „Stadt- und Bergrecht, Friede und Freiung in ihren Häusern", wie sie andere Städte im Lande Meißen haben, sowie „freie Wege und Stege, die alle Zeit zu gemeldter Stadt und Bergwerk von unsern Amtleuten sollen zu Notdurft ziemlicher Weise angezeigt werden", verliehen. Sie erhielt ferner das für den Begriff der mittelalterlichen Stadt wesentliche Recht der Selbstverwaltung; die Einwohner dürfen, vorbehaltlich der landesherrlichen Genehmigung, „Richter und Geschworene zu Handhabung und Regierung ihrer gerichtlichen Stadt- und Bergfreiheit kiesen, so oft das die Notdurft erfordert". Was die Gerichtsbarkeit anlangt, so wurden der Stadt die Erbgerichte (über Schulde, Gulde, Scheltworte, geschlagene und geworfene Mal, die nicht aufgelaufen oder wund sind) überwiesen, während die Obergerichte sich einstweilen der Landesherr vorbehielt. Dann erhielt der Ort Marktrecht — jeden Sonnabend soll ein freier Wochenmarkt stattfinden, während ein Jahrmarkt erst im Jahre 1509 bewilligt wurde — und das Recht der Bannmeile: den umliegenden Dörfern und Kretschmern wird verboten zu schänken, zu brauen und sonstige bürgerliche Hantirung zu treiben, soweit sie nicht alte Gerechtsame nachweisen können; alle Bedürfnisse der Stadt und der Bergwerke, die von auswärts zugeführt werden, genießen Zollfreiheit — ein altes Vorrecht der Bergstädte. Brod- und Fleischbänke, Salzmarkt und Waage, auch eine Mahlmühle, zu der der Wolkensteiner Amtmann ihr einen Platz angewiesen hat, soll die Stadt jederzeit ohne Hinderung frei haben und benutzen; zur Anlage einer Viehweide wird ihr das in ihren Rainen gelegene wüste „Witzdorf Borgkwalde" überwiesen und der Erwerb etlicher Güter in Rückerswalde gestattet. Endlich soll der Stadt das Recht der freien Zuführung von Wasser zustehen. Dies ist in der Hauptsache der Inhalt der wichtigen Urkunde, deren Zeugen der Obermarschall Heinrich v. Schleinitz, Heinrich v. Einsiedel, Heinrich v. Schönberg der Aeltere zu Stollberg, Siegmund v. Maltitz zu Reichstadt, der Schneeberger Amtmann Heinrich v. Schönberg und der Hofmarschall Rudolf von Bünau sind.

(Schluß folgt.)

*) Urkundliche Quellen nennen als den damaligen Hauptmann von Wolkenstein Caspar v. Cospoth; aber Antonius, der nach Caspar's Tode (1500) mit der Verwaltung des Amtes beauftragt wurde, stand ihm auch schon bei Lebzeiten zur Seite; und so mag die Angabe des Albinus, der Antonius, nicht Caspar nennt, gelten. Valten Hanfstengel nennt keinen Vornamen.

Bücherbesprechungen.

— Spamer's Illustrirte Weltgeschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diestel, Prof. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt und Dr. K. Sturmhoefel neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Dritte völlig neugestaltete Auflage. Dritter Band. Geschichte des Mittelalters. I. Theil. Von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen. Neu bearb. von O. Kaemmel. Mit 800 Text-Abbildungen und 8 Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer. 1896. XIV, 726 SS. 8°. — Von den 10 Bänden der neuen Auflage der Spamer'schen Weltgeschichte ist der vorliegende der 7., der erscheint; die Geschichte des Alterthums ist beendet, die mit besonderer Genauigkeit behandelte Geschichte der Neuzeit bis in unser Jahrhundert hinein geführt, so daß nur noch die Geschichte der neuesten Zeit fehlt; hier liegt uns nun die erste Hälfte der Geschichte des Mittelalters vor. Ihre Neubearbeitung hat der gegenwärtige Leiter des gesammten Unternehmens, Prof. Kaemmel, selbst übernommen; sie darf als eine musterhafte Leistung des als vielseitiger Forscher und lebensvoller Darsteller längst bekannten Gelehrten gelten. Die Aufgabe, die ihm gestellt war, war nicht leicht; auf wenigen Gebieten hat die Specialforschung in den letzten Jahrzehnten eine so ausgedehnte Thätigkeit entwickelt, wie auf dem des früheren Mittelalters; viele Fragen, namentlich solche verfassungsgeschichtlicher Art, haben eine ganze Literatur hervorgebracht und sind trotzdem bisher vielfach noch nicht ganz klargestellt. Somit bedurfte es umfassender Vorarbeiten und einer bedeutsamen kritischen Sichtung des dadurch gewonnenen Materials, wenn die neue Auflage des Werkes sich auf der Höhe der Wissenschaft halten sollte. Namentlich mußte der Verfasser, da die Spamer'sche Weltgeschichte auf das culturgeschichtliche Moment von jeher großes Gewicht gelegt hat, sich auch die neuerdings so stark betonten wirthschafts- und socialpolitischen Forschungen zu Nutze machen. Alle diese Schwierigkeiten hat er in glücklichster Weise überwunden; namentlich sind die Darstellungen der Zustände, wie z. B. die Abschnitte über das germanische Culturleben der Urzeit, über die Einflüsse der ältesten christlichen Kirche auf geistliches und staatliches Leben, über die arabischen und byzantinischen Culturverhältnisse, über die Verfassungs- und Culturgeschichte des Deutschen Reichs zur Zeit der Karolinger, der sächsischen und der salischen Kaiser, reif durchdachte und abgeklärte Schilderungen, bei denen man überall das Gefühl hat, auf dem sichern Boden fleißiger Forschung zu stehen, ohne daß jedoch das Detail den Genuß beim Lesen beinträchtigt. Und einen Genuß hat der Leser wirklich; durchweg ist die Auffassung eine große und warme, namentlich da, wo das nationale Empfinden durchklingt, die Sprache vornehm und doch leicht verständlich. Wie in dieser Hinsicht, so bezeichnet auch in Beziehung auf die Ausstattung die neue Auflage einen großen Fortschritt gegenüber den früheren; sie ist außerordentlich reich illustrirt und die Auswahl der Illustrationen zeugt von feinem geschichtlichen Verständniß. Von der Wiedergabe neuerer Bilder, die zwar zeigen, wie sich der Maler die Vorgänge gedacht hat, aber einen historischen Werth nicht haben, ist jetzt ganz abgesehen worden; außer einigen landschaftlichen Darstellungen hat man sich auf Wiedergabe alter Denkmäler u. dgl. beschränkt. Sehr dankenswerth sind die drei beigefügten Karten. —m—

— Die Schriftenvertriebsanstalt zu Weimar, die sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt hat, die Hintertreppenromane unseres gewissenlosen Colportagebuchhandels durch die massenhafte Verbreitung einer billigen und gesunden Volkslectüre, gleichfalls auf dem Wege des Colportagevertriebes, zu verdrängen, und die schon recht erhebliche Erfolge mit ihren Publicationen erzielt hat, bringt neuerdings zwei Unternehmungen auf den Büchermarkt, die die Beachtung und Unterstützung weitester Kreise beanspruchen dürfen. Die erste dieser Unternehmungen ist die Herausgabe des Romans „Bienemann's Erben oder Das geraubte Testament" von dem bekannten Schriftsteller Karl Müller, der sich unter dem Pseudonym Otfried Mylius durch seine spannenden historischen Romane schon vor einem Menschenalter einen Namen gemacht hat. Von „Bienemann's Erben" sind bisher Heft 1—22 erschienen; jedes Heft enthält ein hübsch ausgeführtes Vollbild nach Originalen der Maler Karl J. Arnold und Hans W. Schmidt, sowie 1½ Bogen Text und kostet trotz der vortrefflichen Ausstattung nur 10 ₰. Der Roman selbst ist ungemein fesselnd geschrieben und eignet sich, soweit ein Urtheil aus den bisher erschienenen Heften des vierbändigen Werkes möglich ist, ganz ausgezeichnet zur weitesten Verbreitung in bürgerlichen und Volkskreisen. Das zweite Unternehmen ist eine Neuausgabe der ausgewählten Romane Armand's, unter welchem Pseudonym Friedrich August Strubberg, der Leiter einer deutschen Colonie in Texas und genaue Kenner Mittel- und Nordamerikas, schrieb. Die erschienenen vier Bogen starken Hefte 1—28 enthalten die Romane: „An der Indianergrenze", „Die alte spanische Urkunde", „Die Quadrone" und die größere Hälfte des Romans „Der Krösus von Philadelphia". Armand's Dialog bewegt sich zwar oft in den Schablonengemeinplätzen des deutschen Romans aus den Tagen der Romantik und der Empfindsamkeit, aber dieser Mangel verschwindet gegenüber der ethnographischen Mannigfaltigkeit, der erfindungsreichen Handlung und der blühenden Naturschilderung, die die starke Seite der Darstellung Armand's ausmachen. Seine Romane verdienen schon deshalb die weiteste Verbreitung im Volke, weil sie aus der unmittelbaren Anschauung des Verfassers heraus eine neue, unbekannte Welt schildern und viel zur Erweiterung und Vertiefung der Kenntniß Amerikas, seiner Natur, seiner Bewohner und seiner Entwickelungsgeschichte beitragen. Da jedes Heft nur 40 ₰ bei gediegener Ausstattung kostet, ist die Anschaffung dieser Ausgabe auch Minderbemittelten möglich. Erwin Bauer.

— Aus Bismarck's Zeit (1879—1895). Vaterländische Gedichte von Eugen Schwetschke. Heidelberg, 1896. Verlag von Otto Petters. — Die gut deutsche Gesinnung des Dichters, seine ehrliche Begeisterung für Kaiser und Reich, seine glühende Bewunderung des alten Kanzlers sind über jeden Zweifel erhaben. Wo sie allein das Wort führen, da kann uns sein Sang innig ergreifen und mächtig erheben. Aber weit häufiger, als unserem Geschmacke zusagt, sind es nicht sowohl vaterländische, als vielmehr politische Klänge, die seine Lieder beherrschen: bitterer Hohn auf des großen Kanzlers Gegner, spöttisch verächtliche Herabsetzung seines Nachfolgers im Amte, zornige Abfertigung der Welfen und anderer Reichsfeinde u. s. w. Gegenüber diesen Tönen halten wir es mit Brander im „Faust":

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß Ihr nicht braucht für's röm'sche Reich zu sorgen!

Goethe's Worte gelten ebenso gut vom neuen deutschen Reiche, und uns will bedünken, an politischem Hader und wildem Parteigezänk werde schon in der Prosa der Tageszeitungen reichlich genug geleistet, die Dichter dürften wohl ihre Hände davon lassen! Allein auch an rein poetischem Werthe wiegen eine beträchtliche Zahl der in diese Sammlung aufgenommenen Dichtungen nicht schwer. Der sprachliche Ausdruck ist oft gequält, die Worte sind mit dem Schraubstock in's Metrum gespannt, der Gedanke ist bisweilen unklar und schwer zu fassen. Am allerwenigsten trifft Schwetschke den naiven Volkston. Wo er das versucht, verfällt er fast immer in's Triviale. Es würde dem Buche von großem Vortheil gewesen sein, wenn der Verfasser sich hätte überwinden können, den Umfang — rund 200 Seiten — durch Ausscheidung des minder Werthvollen etwa um die Hälfte zu verringern. R. B.

— Merkwürdige Leute. Lebensbilder und Skizzen von Eugen Isolani. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. — Das Buch ist wohl Wiederabdruck einer Reihe gesammelter Feuilletons. Sie mögen, nach dem Hauptinhalte zu urtheilen, in einem Dresdener Blatte gestanden haben. So weit die behandelten „merkwürdigen Leute" nicht blos vom Standpunkte des behaglich plaudernden Unterhalters merkwürdig sind, sondern eine gewisse geschichtliche Bedeutung haben, können die Schilderungen wohl auch weitere Kreise fesseln. Das ist etwa der Fall bei dem hochbegabten, aber verkommenen englischen Dichter Richard Savage, bei der berühmten Wahrsagerin Madame Lenormand und einigen Anderen! Mehreren anderen der Arbeiten geschieht mit der Veröffentlichung in Buchform übergroße Ehre. Indessen ist der Plauderer ein ganz verständiger und wohlmeinender Mann, das zeigen u. A. seine Bemerkungen über das Lotteriespiel S. 107 ff., über Wetterprophezeiungen S. 117 ff. und über Hundejokelei S. 136 ff. So mag man ganz gern ein Weilchen mit ihm plauschen. Aber mehr als ein Stündchen flüchtiger Unterhaltung vermögen die Skizzen nicht zu gewähren. Löblich an dem Buche ist, daß es völlig verzichtet auf jenen peinlichen Großstadtduft, ohne den solche Arbeiten, wie es scheint, heute sonst beinahe nicht mehr sein können. Es ist harmlos, aber auch unbedeutend.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 113. Sonnabend, den 19. September. 1896.

Aus den ältesten Zeiten der Stadt Annaberg.

Zum 21. September 1896.

(Schluß.)

IV.

Herzog Georg soll, so überliefern die Chronisten, oft ein Sprüchlein im Munde geführt haben, in dem er die wichtigsten Städte seines Landes folgendermaßen charakterisirte:

Leipzig die beste, Chemnitz die feste,
Freiberg die größte, Annaberg die liebste.

Auch die weitere Entwickelung der Stadt zeigt, daß er ihr stets ein freundlicher Gönner geblieben ist, und so konnte es nicht fehlen, daß ihre weitere Entwickelung den Anfängen entsprach. Durch ein Privileg vom 5. Juni 1499 bestimmte er, daß die Einwohner auf 10 Jahre freies Bauholz aus den landesherrlichen Wäldern erhalten und von allem Ungeld auf Bier und Wein, auch von Bete, Steuer und Heerfahrtsgeldern frei sein sollten; diese Begnadigung, die er dann oft, zuletzt im Jahre 1535 bis 1546 verlängerte, hat ohne Frage viel zum schnellen Wachsthum der Stadt beigetragen. Brod- und Fleischbänke waren wohl schon im ersten Jahre der Stadt errichtet worden, ebenso eine Badestube, die am 7. Dec. dem Wolkensteiner Amtmann Caspar v. Cospoth verliehen wurde, „daß er sie steinern baue und in bauhaftem Wesen erhalte". Aber nicht blos für die leiblichen, auch für die geistigen Bedürfnisse der Einwohner sorgte der Fürst. Schon 1497 war in des Erasmus Zapp Hause die erste Messe gelesen und die erste Taufe vollzogen worden; im folgenden Jahre wurde ein hölzernes Kirchlein errichtet und der h. Anna, der Mutter der Maria, geweiht; im Jahre 1499 aber wurde der Grundstein zu einer größeren Kirche gelegt, die rings um das alte Gotteshaus, das man zunächst stehen ließ, aufgeführt wurde. Im Jahre 1512 war der Bau so weit gediehen, daß man das hölzerne Kirchlein abbrechen und in den Räumen der neuen Kirche Gottesdienst halten konnte; vollendet wurde letztere aber erst im Jahre 1525. Das vornehme Bauwerk, das den Uebergang von den Formen der Gothik zu denen der Renaissance zeigt, ist noch heute, nachdem es im Jahre 1883 von Oskar Mothes restaurirt worden, ein sprechender Beweis von dem Reichthum, den der Annaberger Bergbau in seinen ersten Jahren brachte. Seine Baugeschichte, über die wir verhältnißmäßig genau unterrichtet sind und die viel Interessantes bietet, ist neuerdings von R. Steche und C. Gurlitt so eingehend dargestellt worden, daß wir an dieser Stelle darauf verzichten können, sie nochmals zu behandeln.

Daß gerade die heilige Anna zur Schutzpatronin der Kirche gewählt wurde, hängt mit einer der merkwürdigsten Erscheinungen im kirchlichen Leben des ausgehenden Mittelalters zusammen. Ein tiefes religiöses Sehnen durchdrang damals die Welt; man fühlte sich nicht mehr befriedigt von der verweltlichten, an äußeren Formen klebenden Kirche der Zeit, Alles lechzte nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern — aber den Weg, der dahin führte, kannte man noch nicht und gerade die innerlich veranlagten Naturen, in denen jenes Sehnen am Lebhaftesten war, wußten nichts Besseres, als eben in jenen alten Formen Trost und Rettung aus ihrer Gewissensangst zu suchen. Keine Zeit ist so reich an Stiftungen von Kirchen, Altären und frommen Brüderschaften als die letzten Jahrzehnte des 15. und die ersten des 16. Jahrhunderts; zu keiner Zeit trieb der Heiligencultus so üppige Blüthen. Eine solche war auch der Cultus der h. Anna. Wohl hatte sich fromme Phantasie schon in den ersten christlichen Jahrhunderten bemüht, das Wunder, das die Empfängniß und Geburt Christi geheimnißvoll umgiebt, noch weiter auszugestalten; auch Maria selbst, auf die ja das Mittelalter mit besonderer Vorliebe die ihrem Sohne zukommende Verehrung übertrug, sollte sündlos empfangen sein — ihre Eltern, Anna und Joachim, wurden schon früh in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Aber Jahrhunderte vergingen, bevor diese Lehre, die im Orient besonders Anklang fand, auch im Abendlande durchdrang; zuerst wohl in den romanischen Ländern, doch finden wir schon Ende des 14. Jahrhunderts in England, Anfang des 15. in Dänemark den Annencultus. In unseren Gegenden aber gelang es ihm erst in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts Anerkennung zu finden; wahrscheinlich wurde die Wallfahrt Kurf. Friedrich's des Weisen ins heilige Land (1493) der nächste Anlaß zu seiner Einführung in die sächsischen Lande. Sie erfolgte durch ein Breve Papst Alexander's VI. vom 8. Juli 1494. Wie schnell der Cultus sich verbreitete, davon zeugen noch heute zahlreiche Bildwerke aus jener Zeit, die die h. Anna „selbdritt", d. h. mit ihrer Tochter Maria und ihrem Enkel Christus auf den Armen, darstellen. Es war dies eben die Zeit, in welcher der Silberbergbau am Schreckenberge rege wurde; da die h. Anna, wie früher die h. Barbara, als Patronin der Edelmetalle und des Bergbaues galt, so lag es sehr nahe, ihrem besonderen Schutz auch die neubegründete Stadt anzuvertrauen; so wurde die Kirche der neuen Bergmannscolonie der h. Anna geweiht.

Auch die Stadt selbst, so war es der Wunsch des Herzogs Georg, sollte ihren Namen tragen. So legte denn auf seine Bitte Kaiser Maximilian I. durch eine Urkunde, die in Nürnberg am 22. März 1501 ausgestellt ist, der „Neuen Stadt am Schreckenberge" den Namen Sanct Annaberg bei und begabte sie zugleich mit einem Wappen: „nämlich ein gelben Schild, in dem in grund ein weissen Schild, darin kreuzweise über einander geschränkt ein Eisen und Fäustel mit ihren Stielen alles schwarzer Farb, so man zum Bergwerk gebraucht, und neben demselben zu jeder Seiten des Schildes eine Mannsperson in ein weißes Bergknappen Kleider oder Watt bekleidet, habende auf ihren Häuptern brennende Lichtscherben und haltende gegen einander in ihren Händen die Bildnüß der heiligen Frauen Sanct Anna in einem gelben Thron oder Stuhl sitzend, in Blau bekleidet, habende umb ir Haupt gebunden ein weißen Schleier und an ihrem rechten Arme eine bloße Bildnüß Christi unsers Herrn in Gestalt eines jungen Kindes und an dem linken Arm die Bildnüß der allerseligsten Jungfrauen Marie und Gebärerin Gottes in einer blauen Bekleidung, ihre Hände zusammengelegt, die Bildnüß Christi ansehend, mit ihrem hinten hinab gehangenen gelben Haar, und auf dem Schilde einen Helm mit einer blauen und gelben Helmdecken geziertschwebende, darob Dryangels Weise gefaßt nämlich zur Linken ein gelber Mondenschein und zu der rechten Seiten ein gelber Sonnenschein mit ihren ausgebreiteten Sträymen (Strahlen) und in Mitte ein gelber Stern, alle drei ihre Schein und Glanst auf den Helm gebend." Der im Archiv der Stadt Annaberg befindliche Wappenbrief, der erste, den eine sächsische Stadt aufzuweisen hat, zeigt eine Abbildung dieses Wappens.

Es mag dabei daran erinnert werden, daß noch mehrere um dieselbe Zeit begründete Bergstädte ihre Namen aus der Familiengeschichte des Heilands erhielten; so wurde der h. Joachim, der Gemahl der h. Anna, der Pathe von Joachimsthal; Marienberg wurde nach der Gottesmutter selbst, Jöhstadt nach ihrem Manne, dem h. Joseph, genannt.

Auch in den nächsten Jahren wuchs Annaberg fortwährend. Schon bald nach der Gründung war von Chemnitz aus ein Franziskanerconvent gestiftet worden, der sich zunächst mit provi-

sorischen Räumen hatte behelfen müssen; am 13. Februar 1502 legte Herzog Georg in Gegenwart seines jüngsten Bruders Friedrich, des Großmeisters in Preußen, und des Bischofs Johann VI. von Meißen den Grundstein zu einem stattlichen Klostergebäude, das 1512 von den Mönchen bezogen wurde. In den Jahren 1502—1511 erfolgte der Bau der der Jungfrau Maria geweihten Bergkirche.

1503 begann man die Stadt mit Gräben und Mauern zu umgeben, Thore und Thürme zu erbauen; bis 1507 war die Befestigung vollendet. Heute finden sich von ihr nur noch dürftige Reste, wie auch die Privatbauten der alten Zeit bis auf wenige Gewölbe im Innern der Häuser durch zahlreiche Brände zerstört worden sind. Im Jahre 1508 erhielt die Stadt die erste Apotheke; am 27. November dieses Jahres befreiten Richter, Rath und Schöppen den Nicol. Bernhardi, der sich mit seiner Apotheke nach Annaberg gewandt, von aller gemeinen Stadtpflicht außer Heerfahrtzügen und Folgen, und verbot allen Fremden oder Einwohnern, „sonderlich denen, die man Spinnenfresser nennet“, den Handel mit „Gekräuten, Pulver, Confect, Loeroel (?), Bleiweiß, Coloquinten, Quecksilber, Mastix, Thiriak“, soweit diese Sachen in den Apotheken zu haben seien; nur an den Wochen- und Jahrmärkten darf jeder damit feilhalten. Auch will der Rath, da „keine Apotheke ohne Doktor nutzbarlich“, von wegen gemeiner Stadt und mit Bewilligung Bernhardi's „einen beständigen Doktor, so in der Arznei bewährt, aufnehmen und den mit ziemlichem Solde des Jahres versehen“. 1510 erfolgte die Anlegung eines Kornhauses, 1517 die eines Kaufhauses.

In einem Schreiben des Herzogs Georg an Papst Julius II. vom 17. Nov. 1508 wird angegeben, daß die Einwohnerzahl sich auf 6000 belaufe. Am 20. Sept. 1509 schreibt der Herzog an Hans Goltacker: „So als ir wist, das der allmechtig Got aus sunderlicher Gnaden zu sein, seiner allerheiligsten Mutter der Jungfrau Maria und seiner heiligen Großmutter sanct Anna an (ohne) Zweifel zu ewigem Lob ein nutzlich Bergkwergk und dabey eine schone grosse Stadt, die binnen nestvergangen XIV. Jaren von newes in wildem Gebirge, da vormals grosser Walt gestanden, gebawet, verlihen und gegeben hat, da sich auch von Anfang bis auf diese Zeyt ein mergliche Anzcal Volgks uber 8000 Menschen wesentlich eunthalden, die auch aus gottlicher Schickung zu Gots, der Jungkfrawen Marien und der h. s. Annan sunderlichem Lobe groß geneigt gewest und noch sein ..... es sein auch mit Anfang der Stadt vonn Stundt schone grosse Kirchen, Closter und Spital zirlicher Weise angefangen, merglicher Gotsdinst aus Andacht frommer Leudt auff ir eygen Gut daselbst bis an diese Zeit gehalten worden und vil kostliches Heyligthumbs von s. Anna daselbst mit merglichen Zulawfft besucht wirdt“ u. s. w. Die Einwohnerzahlen, die hier genannt werden, sind ja nach modernen Begriffen nicht groß; bedenkt man aber, daß eben zu jener Zeit die Hauptstadt Dresden nach den Berechnungen des besten Kenners etwa 4500 Köpfe zählte, so gewinnen sie eine andere Bedeutung; Annaberg war eine der Großstädte Sachsens geworden und wurde wohl nur von Freiberg und Leipzig übertroffen.

Dies mußte auch auf die Verfassung der Stadt seine Rückwirkung ausüben. Anfangs lagen wohl die Zügel der Verwaltung hauptsächlich in den Händen des vom Landesherrn ernannten Vogts. Als solcher erscheint um 1500 Heinrich v. Schönberg, in den folgenden Jahren bis etwa 1504 Otto Pflug, später Albrecht v. Schreibersdorf. Allein wir sahen, daß schon das Privileg von 1457 der Stadt die Einsetzung von Richtern und Geschworenen eingeräumt hatte; wie bei vielen anderen kleinen Gemeinwesen Sachsens genügte zunächst ein vermuthlich aus 7 Personen zusammengesetztes Collegium für die Besorgung sowohl des Stadtgerichts, als auch der noch wenig umfangreichen Verwaltungsgeschäfte. Schon nach wenigen Jahren ergab sich die Unzulänglichkeit dieser Einrichtung; so bestätigte denn Herzog Georg 1503 eine Neuordnung, nach welcher der Rath aus 12 Mitgliedern bestehen sollte; Albinus bemerkt zu diesem Jahre: „Stadt-Regiment gehet an.“ Und wieder wenige Jahre später, 1509, wurde die in den meisten größeren Städten übliche Rathsordnung eingeführt; danach sollten zwei aus je 12 Personen bestehende Räthe, ein sitzender und ein ruhender, abwechselnd die Gemeindeangelegenheiten besorgen; bei wichtigen Sachen sollte der Gesammtrath zusammentreten. Eben damals war durch die Uebertragung der Obergerichtsbarkeit der Geschäftskreis des Rathes erheblich gewachsen. Mit dieser Rathsordnung von 1509 hatte die städtische Verfassung Annabergs auf lange Zeit ihren Abschluß gefunden.

V.

Wir haben bereits oben die Gründung der Kirchen Annabergs erwähnt; aber gerade die kirchlichen Verhältnisse der Stadt bieten so interessante Momente, daß wir noch einen Augenblick dabei verweilen möchten.

Die schroffen Gegensätze, die das 15. Jahrhundert gezeitigt hatte und die im 16. ihre Lösung in einer weltgeschichtlich so hochbedeutsamen Weise fanden, traten kaum irgendwo so früh und so scharf hervor als in Annaberg. Die Gründung des frommen Herzogs Georg sollte, so war es die Absicht ihres Stifters, eine Hochburg mittelalterlicher Frömmigkeit werden, wie sie der Cultus der h. Anna zum greifbaren Ausdruck brachte. Aber nur wenige Kilometer von der Stadt lief die Grenze Böhmens, des Landes, in dem der Kampf mit der alten Kirche schon seit Jahrzehnten bald offen entbrannte, bald unter der Asche glimmte; und es war um so weniger zu vermeiden, daß sich von hier aus ketzerische Einflüsse auch auf sächsischem Gebiete geltend machten, als die Bevölkerung der neuen Bergstadt sich aus allen möglichen Elementen bunt zusammensetzte. Gerade die scharfe Betonung kirchlicher Strenggläubigkeit, wie sie uns bei der Gründung Annabergs entgegentritt, mußte den Widerspruch herausfordern. Schon die ersten Jahre der Stadt brachten einen höchst merkwürdigen Beleg dafür. Als zweiter Pfarrer von Annaberg — oder vielmehr von Klein-Rückerswalde, als dessen Filiale die Annaberger Kirche galt, bis Bischof Johann VII. von Meißen sie am 15. Januar 1520 mit den Rechten einer wirklichen Pfarrkirche ausstattete — wird ein gewisser Johann Pfennig, Weihbischof von Berna (?), genannt. Nur kurze Zeit kann er seines Amtes gewaltet haben, als er die Stadt im October des Jahres 1500 heimlich verließ und nach Böhmen zog, um, wie man allgemein annahm, in Prag zur Lehre der Hussiten überzutreten. Am 30. October befahl Herzog Georg dem Richter und den Schöffen auf dem Schreckenberge, ihm sofort mitzutheilen, an welchem Tage der Bischof Johann von Berna sich erhoben und wie viel und welche Personen ihn begleitet hätten; er scheint also nicht allein, sondern mit einer kleinen Gemeinde, die sich um ihn gebildet, entflohen zu sein. Herzog Georg ließ ihm nachsetzen: in Brüx wurde er ergriffen und auf das Schloß Stolpen gebracht, wo er nach einigen Jahren starb. Leider sind es nur dürftige chronikalische und noch dürftigere urkundliche Nachrichten, die uns über den Vorfall unterrichten; namentlich sind die Acten der Untersuchung, mit der die Bischöfe von Merseburg und Naumburg beauftragt waren, anscheinend nicht mehr erhalten.

Auffallend ist, daß auch die nächsten Nachfolger Pfennig's nur kurze Zeit der Pfarre vorstanden, bis sie endlich 1506 in Wolfgang Messerschmidt von Elterlein, einem Mann, der durch den Bergbau so reich geworden war, daß er sich aus eigenen Mitteln ein Pfarrhaus bauen konnte, einen Pfarrer fand, der längere Zeit aushielt, obwohl er mit Rath und Gemeinde in beständigem Streit lebte. Er führte den Kampf gegen die ketzerischen Lehren ganz im Sinne seiner Zeit; die neue Kirche, deren Umfassungsmauern sich eben über den Erdboden erhoben, sollte eines der glänzendsten Gotteshäuser des Landes werden; namentlich aber häufte sich in Annaberg ein reicher Schatz von Reliquien der heil. Anna und anderer Heiligen an, die unter eifriger Beihilfe des Herzogs Georg und seiner Gemahlin Barbara aus aller Herren Ländern zusammengebracht wurden, so daß um das Jahr 1518 das „große Heiligthum zu sanct Annaberg“, das damals nicht weniger als 120 Heilthümer aufzuweisen hatte, weit und breit berühmt war und von allen Seiten Kranke und Hilfsbedürftige in Annaberg zusammenströmten, um die Wunderkraft der Reliquien zu erproben.

Aber man wollte nicht blos körperliche Gebrechen heilen, sondern auch der sündigen Seele zu Hilfe kommen — und damit zugleich der Kirchenbaucasse, die gewaltige Summen verlangte. Schon im Jahre 1508 hatte sich Herzog Georg mit der Bitte um eine besondere Ablaßbegnadigung an Papst Julius II. gewandt; er verfehlte nicht, in seinem Schreiben darauf hinzuweisen, man hoffe fest, daß von Annaberg aus viele schismatische Böhmen für die Rückkehr zur Kirche gewonnen werden könnten. Aber das Gesuch stieß zunächst auf Schwierigkeiten; eben damals wurde der Ablaßhandel von Rom aus stark betrieben, um den Bau der Peterskirche zu fördern, und man scheint nicht recht Neigung gehabt zu haben, für locale Zwecke einen erheblichen Theil der Einkünfte abzutreten. Auch nach Annaberg kam der bekannte Dominicaner Johannes Tetzel und richtete dort sein Bußkreuz auf; scheint er auch Anfangs auf Schwierigkeiten gestoßen zu

sein, so machte er in der Folge doch so gute Geschäfte, daß er sich mehrere Jahre (1508—1510) hier aufhielt. Die Bemühungen, eine eigene Indulgenz für Annaberg zu erhalten, wurden aber 1515 und 1516 eifrig fortgesetzt und hatten endlich 1517 auch Erfolg.

Eben in jenem Jahre kündeten die Hammerschläge an der Thür der Schloßkirche zu Wittenberg der alten Kirche den offenen Krieg an. Trotz aller Heilthümer und Ablässe fanden sie auch in Annaberg alsbald Wiederhall. Vor Allem trug die Nähe der kursächsischen Grenze dazu bei, daß auch die strengsten Maßregeln des Herzogs Georg das Eindringen der lutherischen Lehre nicht hindern konnten. Scheint doch selbst der Pfarrer Wolfgang von Enderlein nicht unberührt von ihnen geblieben zu sein; er verließ sein Amt, zog 1519 nach Wittenberg und ist dort 1520 gestorben. Sein Nachfolger Wolfgang Gulden, namentlich aber das Franziscanerkloster unter seinem Guardian Franz Seiler nahmen den Kampf mit der neuen Lehre auf; wie erbittert er war, davon zeugt eine ganze Reihe derber Schmähschriften und Drohbriefe, die um das Jahr 1523 gegen die Vorkämpfer der alten Lehre gerichtet wurden; ihren Wortlaut hat Bernhard Wolf in seinem Programm „Zur Geschichte der Reformation in Annaberg" (1886) mitgetheilt. Immer größer wurde die Zahl der Annaberger, die sich heimlich nach Buchholz wandten, um dort das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen, obwohl sie wußten, daß ihnen Gefängniß und schwere Bestrafung drohte.

Doch wir würden unsere Aufgabe überschreiten, wenn wir die reformatorische Bewegung in Annaberg bis zu ihrem schließlichen Siege verfolgen wollten. Wenden wir uns vielmehr am Schlusse unserer Ausführungen nochmals zu ihrem Anfangspunkte zurück.

VI.

Als Bergstadt war Annaberg entstanden und in allen Bergstädten bestand ein so inniger Zusammenhang zwischen dem städtischen Gemeinwesen und dem Bergbau, daß wir ein wesentliches Moment in der Entwickelungsgeschichte Annabergs übersehen würden, wenn wir nicht die Maßnahmen beachten wollten, die der Landesherr im Interesse des Bergbaus traf. Wir sind dazu um so mehr verpflichtet, als gerade Annaberg der Anlaß wurde zu einer der wichtigsten und folgenreichsten gesetzgeberischen Arbeiten, die die Geschichte des Bergrechts kennt.

Wir erwähnten bereits oben als die Grundlagen des sächsischen Bergrechts, ja des Bergrechts fast aller Culturvölker, die beiden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Freiberg niedergeschriebenen Aufzeichnungen, die man jetzt als das Freiberger Bergrecht A. und B. bezeichnet. Als um 1470 der Schneeberger Bergbau aufkam, entsprachen dieselben vielfach nicht mehr den Bedürfnissen einer bereits verkehrsreicheren Zeit; aber sie bildeten doch den Unterbau, auf dem sich ein neues Bergrecht erhob. Wir kennen nicht weniger als sechs, theilweise recht umfangreiche Bergordnungen für den Schneeberg, die zwischen 1477 und 1500 entstanden sind; sie zeigen, mit welchem Eifer sich die Landesherren an die Lösung der neuen Aufgaben machten, die ihnen hier entgegentraten. Auch für die Bergwerke am Schreckenberge, bei Geyer und Ehrenfriedersdorf soll Herzog Georg schon 1493 eine Bergordnung erlassen haben; doch ist uns nichts Näheres darüber bekannt, und es ist wohl möglich, daß ein Irrthum des Chronisten vorliegt. Wenn Herzog Georg 1497 der Neuen Stadt am Schreckenberge Stadt- und Bergrecht verlieh, so mag er dabei wohl eher die umfangreiche Ordnung im Auge gehabt haben, die er kurz vorher, am 3. April 1497, gemeinsam mit seinen ernestinischen Vettern für den Schneeberg erlassen hatte. Allein sehr bald empfand man doch das Bedürfniß einer besonderen Ordnung für den Schreckenberg. In den Tagen vom 30. Juli bis 1. August 1499 kamen landesherrliche Räthe, die Ritter Heinrich v. Einsiedel und Heinrich v. Starschedel, die Amtleute zu Schellenberg und in der Neuen Stadt Siegmund v. Maltitz und Heinrich v. Schönberg der Jüngere in der Neuen Stadt zusammen, um gemeinsam mit etlichen Bergverständigen von Schneeberg, Altenberg, Geyer und vom Schreckenberge, sowie mit etlichen Abgeordneten des Rathes zu Freiberg eine neue Ordnung für die Bergwerke am Schreckenberge zu berathen. Als Ergebniß ihrer Arbeiten liegt uns der Entwurf einer „Ordnung der Bergwerke um die Neue Stadt am Schreckenberge" vor, in welchen jene Schneeberger Ordnung von 1497 fast vollständig aufgenommen worden ist. Ein vollzogenes und datirtes Exemplar dieser Ordnung hat sich bis jetzt nicht auffinden lassen; es muß dahin gestellt bleiben, ob der Entwurf als Ganzes jemals Gesetzeskraft erlangt hat oder ob etwa zu verschiedenen Zeiten einzelne Theile davon publicirt worden sind; jedenfalls existirte schon im Anfange des 16. Jahrhunderts eine landesherrliche Bergordnung für den Schreckenberg. Aber sie genügte nicht. Es liegen uns mehrere (undatirte) Beschwerden und Gutachten der Bergbeamten, der Knappschaft, der Richter und der Schöffen von Annaberg und der Gemeinde vor, die auf Veranlassung des Amtmanns Otto Pflug erstattet worden sind und somit in die ersten Jahre des 16. Jahrhunderts gehören; der fremde Mann, so heißt es darin, durch den das Bergwerk besonders erhalten werde, wende sich vom Berge, weil ihm Manches mißfalle. Diese Gutachten, auf deren Inhalt im Einzelnen wir mit Rücksicht auf den Raum nicht eingehen können, wurden wohl der Anlaß zu einer kleineren Bergordnung für Annaberg, die Herzog Georg am 5. März 1503 erließ und welche die ältere Ordnung ergänzt.

Ihren Abschluß aber fand die Annaberger Berggesetzgebung in der Bergordnung, die am 5. Februar 1509 „beschlossen und verkündigt" wurde: ein Werk, das für die gesammte neuere Berggesetzgebung Deutschlands von grundlegender Bedeutung geworden ist. Bald nach ihrer Publication ist sie von Melchior Lotter in Leipzig gedruckt worden: die erste Bergordnung, die unseres Wissens überhaupt im Druck erschienen ist. Diese älteste Ausgabe, die schon zehn Jahre nach ihrem Erscheinen völlig vergriffen war, ist heute eine große bibliographische Seltenheit geworden.

Die Annaberger Bergordnung von 1509 giebt in 103 Artikeln eine umfassende und sorgfältig redigirte Codification des gesammten damals geltenden Bergrechts, hauptsächlich auf Grund der beiden früheren Annaberger Ordnungen. In vielen Bestimmungen finden sich Abweichungen von dem alten Freiberger Berggewohnheitsrechte; aber der Gesetzgeber wollte dasselbe keineswegs verdrängen, vielmehr sollte es als Subsidiarrecht in Kraft bleiben. Deshalb behielt auch der Freiberger Rath, der seit den frühesten Zeiten des Bergbaus in zweifelhaften Bergrechtsfällen Rechtsbelehrungen zu ertheilen hatte, diese seine Stellung als „Bergschöffenstuhl". Im Jahre 1511 schickte ihm Herzog Georg die Annaberger Ordnung zu und wies ihn an, sich in seinen Bergurteln danach zu richten und nur in Fällen, die hier nicht vorgesehen seien, sich „gemeinen Bergrechts" zu bedienen. Damit hatte die Ordnung ihren localen Charakter verloren; sie war sächsisches Landesbergrecht geworden. Neue, durch Zusätze vermehrte Ausgaben erschienen 1520 und 1536; die Freiberger Bergordnung des Herzogs Georg von 1529 lehnt sich unmittelbar an sie an, ebenso die späteren sächsischen Bergordnungen bis zu der vom 12. Juni 1589, die dann bis in unser Jahrhundert hinein maßgebend geblieben ist.

Zugleich aber verbreitete sich die Annaberger Ordnung von 1509 auch über Sachsens Grenzen hinaus; theils durch directe Uebertragung, theils durch Vermittelung der auf ihr beruhenden Joachimsthaler Bergordnungen (besonders der von 1548) wurde sie „die Mutter fast aller neueren Landesbergordnungen in Nord- und Mitteldeutschland". Wer die Bedeutung Sachsens für die allgemeine Rechts- und Culturentwickelung darstellen will, darf den weitreichenden Einfluß, den das in Sachsen entstandene Bergrecht erst im 14. und dann im 16. Jahrhundert ausübte, nicht übersehen.

Der Annaberger Bergbau selbst erwies sich freilich nicht als so lebensfähig wie das Annaberger Bergrecht; er theilte das Schicksal anderer älterer Bergwerke unseres Landes: nach kurzer Blüthe verfiel er. In den ersten Zeiten muß er in der That bedeutende Erträgnisse abgeworfen haben. Leider ist es sehr schwierig, diese Erträgnisse mit einiger Genauigkeit zu berechnen; die Rechnungen der landesherrlichen Zehntner, welche die beste Grundlage für eine solche Berechnung sein würden, sind nur lückenhaft erhalten und bisher noch nie für diesen Zweck nutzbar gemacht worden. Den Zahlen, die die Chronisten überliefern, wird man, so genau sie auch klingen, doch nur mit Mißtrauen entgegen treten dürfen. Nach ihnen soll die Ausbeute in den Jahren 1496—1500 nicht weniger als 124 838 Rhein. Gulden betragen haben; im Jahre 1501 erreichte sie die Höhe von 102 426 Gulden; darauf folgte ein langsames Sinken bis 1508 (35 733 Gulden) und dann ein neuer Aufschwung: 1513 sollen 107 844 Gulden, 1517 nach einigen schlechten Jahren 112 230 Gulden zur Vertheilung unter die Gewerken gelangt sein. Es war dies die Zeit, in welcher die in Annaberg begründete Münze kaum das Edelmetall bewältigen konnte, das ihr zuströmte, so daß manche Gewerken ihre Ausbeute nur in Barren, nicht aus-

gemünzt, erhalten konnten. Die „Schreckenberger“, wie man die hier geprägten Münzen nannte, waren weithin bekannt; ein Sprichwort sagte:

Bist ein reicher Annaberger,
Hast den Sack voll Schreckenberger.

Seit 1518 aber verminderten sich die Einnahmen immerfort, bis die Erschließung der Fundgrube Himmlisches Heer 1536 eine glänzende, aber kurze Nachblüthe des Annaderger Bergbaus brachte. Als auch diese Quelle seit etwa 1540 versiegte, hat sich der Annaberger Bergdau nicht mehr recht erholt; heute hat er so gut wie keine Bedeutung mehr.

Wie die regsame Stadt einen Ersatz gefunden hat in der Borten- und Spitzenindustrie, deren Einführung um die Mitte des 16. Jahrhunderts erfolgte, und in der einige Jahrzehnte später aufkommenden Posamentenfabrikation, wie sich daran ein weitverzweigter und noch heute blühender Handel angeschlossen hat, das gehört nicht mehr der ältesten Periode der Stadtgeschichte an und es ist daher nicht unsere Aufgabe, näher darauf einzugehen. Möge es Annaberg vergönnt sein, auch im fünften Jahrhundert seines Bestehens den Ruf, den es sich durch die Strebsamkeit seiner Bewohner errungen, aufrecht zu erhalten.

—m—

Bücherbesprechungen.

— **Der letzte Grund der Dinge** und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen. Von **Eduard Loewenthal**, Dr. phil. Berlin SW. 12. Hanemann's Buchhandlung. 1896. 90 ₰. — Es ist gut, daß der Verfasser selbst erzählt, er habe schon im Jahre 1863 eine Schrift „System des Naturalismus“ geschrieben und habe dafür Anerkennung von mancher Seite gefunden, sei auch in Ueberweg's Geschichte der Philosophie citirt, sonst hätten wir ihn für einen recht jungen Philosophen gehalten. Das Geheimniß, das er jetzt entdeckt hat, ist dieses: Stoff und Geist ist ganz Dasselbe, da es nun aber wirklich nicht ganz Dasselbe ist, so muß man zwischen absolut freiem Stoff und gebundenem Stoff unterscheiden. Der absolut freie Stoff verliert durch Verdichtungsprozesse seine Freiheit, wo er sie aber noch nicht ganz verloren hat, da erlangt er Selbstbewußtsein und kann Geist heißen. Vielleicht ist dieser Geist unsterblich, vielleicht auch nicht, jedenfalls aber muß er überall zur Herrschaft kommen und in Staat und Gesellschaft mehr gewürdigt werden. Diesem Ziele strebt die Religion der Zukunft zu, das Cogitantenthum, worüber der Philosoph auch schon eine Schrift geschrieben hat. Neu ist die Sache auch nicht, denn die wirklich philosophischen Gedanken berühren sich mit Leibniz, aber sie ist in besonders wunderliche Form gegossen.
B. K.

— **Geographie des Alten Palästina** von D. F. Buhl, Professor der Theologie an der Universität Leipzig. Mit Plan von Jerusalem und Karte von Palästina. Freiburg i. B. und Leipzig. 1896. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 6 ℳ 60 ₰. — Das hochgelehrte Buch gehört zu der Sammlung kurzer Darstellungen der theologischen Disciplinen, die von der genannten Verlagsbuchhandlung veranstaltet wird unter dem Titel „Grundriß der theologischen Wissenschaften“. Da wir diese Sammlung somit namhaft machen müssen, so können wir auch eine Bemerkung nicht unterdrücken. Als das in der Form ähnliche Zöckler'sche Werk erschien, konnte man sich von der anderen Seite her kaum genug thun in Zornesausdrüchen über „Eselsbrücken“ und „orthodoxe Schablone“ und wie die liebenswürdigen Bezeichnungen sonst lauteten. Jetzt schreiben Cornill, Stade, Guthe, Jülicher, Grafe u. A. genau gerade so über ihre Fachwissenschaften, wie damals Strack, Schultz, Schulze, Grau, Volck u. A., das heißt in kurz zusammenfassender Weise und unter Verzicht auf die tiefere Begründung des Einzelnen, nur nach Wallhausen'scher und anderen Schablonen. Das sei nebenbei gesagt, denn das Buhl'sche Werk unterscheidet sich ausgesprochenermaßen von den übrigen Theilen der Sammlung dadurch, daß es sich gerade mit den Einzelheiten recht nachdrücklich befaßt, und unterscheidet sich wohl auch noch in anderen Beziehungen beträchtlich von ihnen. Allerdings redet auch der Verfasser gelegentlich von der „priesterlichen Quelle“, als sei das ein geschichtlicher Factor wie Josephus und Eusebius, in der Art der modernen Forschung, die wir um der theologischen Jugend willen beklagen, Hilfsconstructionen des Historikers wie historische Thatsachen zu behandeln, statt daß es in Schrift und Wort heißen sollte, der thatsächlichen Lage entsprechend: das ist eine Hypothese, die man zur Erklärung dieser und jener Schwierigkeiten aufgestellt hat und die sich mit leidlichen Gründen stützen läßt, womit aber nicht im Entferntesten gesagt ist, daß sie geschichtliche Wirklichkeit sei. Aber in der Hauptsache tritt ja hier diese leidige Streitfrage zurück hinter die über allen Zweifel erhabene Gewißheit dessen, was entweder noch immer wirklich vorhanden ist oder laut sicherer Zeugnisse einmal vorhanden war. Und in den nicht seltenen Fällen, wo die Untersuchung mit einem Zweifel abschließen muß, beispielsweise ob eine dereinst vorhandene Niederlassung an einer bestimmten Stelle gesucht werden dürfe, oder nicht, wird diese Unsicherheit natürlich klar ausgesprochen. Was der Verfasser geschrieben hat, ist nicht eine biblische Geographie, wie sie in das bereits erschienene Lehrbuch der hebräischen Archäologie gehört, sondern eine Geographie von Palästina als des Landes, das einst dem Volke Israel gehörte. Somit erklärt sich der gewählte Titel, der diesen Inhalt nicht genau ausspricht, wie viele andere Buchtitel auch, aus dem Bedürfniß der möglichsten Kürze; er hätte heißen müssen: Geographie von Palästina, dargestellt mit beständiger Berücksichtigung der altisraelitischen Verhältnisse. So allein paßt er für den ganzen ersten Theil, in welchem eine geographische Beschreibung des jetzigen Palästina in der angegebenen Weise geboten wird. Dieser Theil läßt sich allerdings, auch was seine Ausdehnung anlangt, als eine Art Einleitung zum zweiten betrachten. Aber auch im zweiten Theile wird namentlich in dem umfangreichen fünften Capitel, das gerade die Hälfte des Ganzen umfaßt und von Städten, Dörfern, Burgen u. dgl. handelt, der Ausgang häufig genug von dem jetzt Vorhandenen genommen und von da aus erst zu dem früher Dagewesenen hingeführt. Was den Gebrauch anlangt, so bietet das Buch ein recht anschauliches Bild des beschriebenen Landes. Das Register, ohne das die Benutzung sehr erschwert sein würde, ist gut und enthält sehr dankenswerther Weise von allen Namen auch die in der deutschen Bibel gebrauchte Form. Der Verfasser befolgt nämlich in dieser Beziehung ungefähr denselben Grundsatz, den man bei uns für die Geschichte und Geographie Italiens festhält: allgemein üblich gewordene deutsche Namen italienischer Orte, wie Mailand, Turin, Venedig, Rom, Neapel, pflegen wir beizubehalten, die große Mehrzahl nennen und schreiben wir in italienischer Form. So behalten hier die Orte, deren Namen in Aller Munde sind von der Schulzeit her, ihre biblische Form und heißen Jerusalem, Bethlehem, Jericho u. s. w.; alle anderen dagegen werden „transscribirt“, das heißt es werden mit Punkten, Apostrophen und andern Zeichen die Buchstaben der semitischen Alphabete kenntlich gemacht. Ja, wenn die Herren nur einig wären in Betreff der Wiedergabe der verschiedenen Buchstaben! Begegnet es doch dem Verfasser, daß auf der seinem Buche beigegebenen Karte drei arabische Buchstaben anders „transscribirt“ sind, als im Buche selbst. Und diese Karte, eine Vereinfachung der von Fischer und Guthe, deren große Verdienstlichkeit wir nicht bestreiten, nennt nun wieder alle Oertlichkeiten arabisch, z. B. El Kuds für Jerusalem, Bahr Tabarija für See Genezareth. Dagegen steht vor der Westküste: Mittelländisches Meer, und wer der Meinung war, er finde auf dieser völlig arabischen Karte die arabische Bezeichnung für dieses Meer, sieht sich wiederum getäuscht. Wir können die hausbackene Meinung nicht unterdrücken, daß man, wo das unerläßlich ist, mit hebräischen, arabischen u. s. w. Lettern schreiben und drucken, im Uebrigen aber die Schreibweise der deutschen Bibel ruhig belassen soll, wie sie ist. Wer jene Sprachen kennt, braucht diese „Transscriptionen“ nicht, und den Anderen helfen sie gar nichts. Oder läßt sich irgend welcher Nutzen für einen Leser nachweisen, der nicht Hebräisch versteht, wenn er das allbekannte Zoar nunmehr So'ar gedruckt sieht? Die Sache erinnert doch ein wenig an jene nun glücklicher Weise ausgestorbenen Professoren, von denen Jeder seine eigene Privatorthographie besaß. Aber diese kleinen Herzensergüsse, die sich hier abgelagert haben, sollen ihrerseits auch nur Zeugniß ablegen von unserer Freude über das ganze Werk in seiner höchst sorgfältigen Bearbeitung und über die zahlreichen und gründlichen Literaturnachweise, durch die es zu einem förmlichen Repertorium der Geographie Palästinas geworden ist. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 114. Dienstag, den 22. September. 1896.

Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen.

Nachdem das 16. Heft der „Beschreibenden Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen" (Dresden, C. C. Meinhold & Söhne) die Amtshauptmannschaft Leipzig (Leipzig-Land) und das 17. Heft die Stadt Leipzig selbst behandelt hatte (die Kirchen, die Klöster und Universitätsinstitute), vollendet das 1896 erschienene 18. Heft zunächst das zweite Capitel des vorangegangenen Heftes. Es hat zum Gegenstand die Universitätsbibliothek und das Trier'sche Institut, darauf die Staatsbauten, die städtischen Bauten, die Gesellschaften, die Wohnhäuser, Landhäuser und Gärten. Hieran reihen sich Nachträge und Berichtigungen zum vorhergehenden Heft. Das Ganze schließt mit einem sehr mühsam und sorgfältig gearbeiteten Verzeichniß der im 17. und 18. Heft aufgeführten Namen von Künstlern und Gewerken, Gießern, Orgelbauern und sonstigen Persönlichkeiten. Dem Bearbeiter des mir vorliegenden Heftes gebührt zunächst größter Dank für den außerordentlichen Fleiß, welchen er auch hier wieder bewiesen; Prof. Cornelius Gurlitt in Dresden mußte ja eine Unmasse von Stoff aufspüren, dann kritisch sichten und endlich zu einem Ganzen innerhalb des vorgeschriebenen Rahmens herausbilden. Obwohl er werthvolle Vorarbeiten herangezogen hat, trägt sein Werk doch überall den Charakter der selbständigen Forschung und Prüfung, und so hat er denn der Urväter Hausrath eine Beisetzung erster Classe in seinem literarischen Museum bereitet. Es gehört nicht blos eine kunstgeschichtliche Schulung, sondern auch eine manchmal an den Fanatismus des Specialisten streifende Begeisterung dazu, um dieses überall verstreute Material erst aufzustöbern, dann aber mit allen Ehren und Würden schriftstellerisch einzubalsamiren. Wenn der wackere Siegfried-Cornelius sich durch unsägliches Gestrüpp den Weg bahnen mußte, so leuchtete ihm keine schlummernde Brunhilde, kein bezauberndes Dornröschen entgegen; das lebende Echo der Gegenwart tönte ihm nirgends wieder. Die Menge und die Eigenartigkeit des diesmal im 18. Heft zusammengedrängten Stoffes bringt es mit sich, daß ich mich fast nur erzählend verhalten und den außerhalb Leipzigs wohnenden Lesern dieser Zeitung schwerlich etwas Interessantes bieten kann. Dagegen befinde ich mich in der glücklichen Lage, als geborener Leipziger in meiner Kindheit vieles von Gurlitt Erwähnte noch gesehen zu haben, was jetzt verschwunden ist. Wer wie ich Leipzig noch in den vierziger Jahren gekannt hat, der vermag nicht Worte genug der Bewunderung und des Dankes für alle diejenigen Männer und Frauen zu finden, welche aus der damaligen Raupe den jetzigen Schmetterling hervorgezaubert haben. An Menschen nicht, wohl aber an Städten kann das Märchen von der Altenweibermühle zur Wahrheit werden. Es ist denn doch eine der herrlichsten Großthaten des deutschen Bürgersinnes, daß fast ohne alle staatliche Unterstützung auf einem durchaus nicht paradiesischen Boden das stolze Leipzig von heute geschaffen worden ist. In der Poesie hat es einst den Ehrennamen von „Klein-Paris" empfangen; in der Gegenwart könnte man es nur ein „Klein-Berlin" nennen, und zwar auch in dem Sinne, daß Städte wie Leipzig das Anwachsen Berlins zu einem „Groß-Paris" unmöglich machen. Nun gebiete ich nicht über die phantasievollen, bald als Mikroskope bald als Teleskope dienenden, Augen des großen Leipziger Culturhistorikers Lamprecht, und deshalb vermag ich nicht, den Riesenbazar des Professor Gurlitt in ein elektrisch beleuchtetes Gemälde zu verwandeln. Der arbeitsfrohe Hauptmann in Dresden wolle sich also begnügen mit einem bescheidenen Strauß von Feldblumen, welchen ich ihm hier zusammenbinde.

Gurlitt giebt zum ersten Male ein überaus mühsam herzustellendes Verzeichniß von 199 älteren Bildnissen, welche die Universitätsbibliothek besitzt. Diese Bilder stammen theils aus der ursprünglichen Pauliner-Bibliothek, wie sie seit Gründung der Universität bestand, theils aus den Collegien, theils aus Schenkungen. Ich hebe einige daraus hervor. Im Katalogsaale befinden sich die Bildnisse des Marsilius Ficinus, Christophorus Landinus, Angelus Politianus und Demetrius Graecus. Das ganze Oelbild ist eine Copie, welche ein deutscher Maler im Anfange des 16. Jahrhunderts von dem unteren Theil der Freske des Domenico Ghirlandajo von 1490 gemacht hat: Erscheinung des Engels vor Zacharias im Tempel (Santa Maria novella zu Florenz). Den deutschen Ursprung beweist ein deutsches Dorf, welches im Sinne Dürer'scher Landschaften den Hintergrund ausfüllt. Im Expeditionssaal befindet sich ein Bild des Pietro Bembo (um 1515). Gurlitt legt mit Recht dem Gemälde eine kunstgeschichtliche Bedeutung bei, weil es unter dem Einfluß des Leonardo da Vinci entstanden ist und wahrscheinlich von Ambrogio de Predis stammt. Cornelius stützt diese Annahme auf Autoritäten, wie Lermolieff und Frizzoni, fügt aber hinzu, daß es möglicherweise von einem Maler Ambrosius herrühre, welcher um jene Zeit in Sachsen vielfach genannt wurde. Sollte denn nicht in diesen und ähnlichen Fällen ein Mann zu einer kritischen Nachprüfung sich herbeilassen, welcher gegenwärtig mindestens einer der besten Gemäldekenner Deutschlands ist, der Galeriedirector Woermann in Dresden? Ich nenne weiter noch folgende Bildnisse. Im Handschriftensaal: Luther und Melanchthon, J. Lipsius, Gustav Adolf von Schweden, J. Thomasius, Chr. F. Gellert, G. J. Zollikofer (von A. Graff), J. A. Hiller u. a. Im Goethezimmer: J. C. Lavater, Salomon Geßner, Hugo Grotius, Rolando di Lasso, Heinr. Schütz, J. G. Sulzer, G. E. Lessing (von A. Graff); im Professoren-Lesezimmer: Joh. Pfeffinger, Joh. Huß, Chr. G. Heyne (von J. H. Tischbein d. Ae.); im Katalogsaal: des A. Graff (Selbstporträt), Moses Mendelssohn, Chr. Garve (von A. Graff), J. C. Gottsched und Frau, J. A. Ernesti; im Kartensaal: Copernikus, H. Schein, Adrian Willaert. Die Kunst der Porträtirung erscheint nach heutigen Begriffen in der Mehrzahl dieser Gemälde als eine relativ geringe, doch bieten sie immerhin beachtenswerthe historische Anhaltepunkte. Interessant sind ferner zwei im Trier'schen Institute aufbewahrte Scepter, vorzüglich erhaltene Werke der Gothik aus dem Jahre 1476. Einander völlig gleich, sind sie von Silber und theilweise vergoldet, 1 m lang, an der Spitze 9 cm breit. Auf dem 6 cm breiten und 4 cm hohen unteren Knauf befinden sich die Wappen von Schlesien, Niedersachsen (Braunschweig), Meißen und Bayern, wohl zu deuten auf die vier „Nationen" der Universität. Darüber erhebt sich eine cylindrische, 19 cm lange Handhabe. Weiter ein zweiter Knauf mit den Wappen von der Ostmark (Mark Landsberg), Osterland (Altenburg), Thüringen und Polen.

Aus dem Capitel „Festungsbauten" entnehme ich Folgendes. Leipzig war schon 1015 ein fester Platz. Markgraf Dietrich ließ die Mauern niederlegen und baute drei Vesten (castra), von denen nur die dritte sich dauernd erhielt als landesherrlicher Sitz: die Pleißenburg. Diese Vesten wurden in die Stadtumwallung eingezogen, deren Lage noch in dem heutigen Promenadenring der inneren Stadt erkennbar ist. Die Stadtmauer war aus Ziegeln gebaut und bestand aus einem doppelten, den Zwinger einfassenden Ring. Die innere Mauer trug auf Schwibbögen den hölzernen, mit doppeltem Ziegeldach gesicherten Wehrgang. Sie erfuhr zwar fortwährend Umgestaltungen, erhielt sich aber im Wesentlichen bis ins 19. Jahrhundert. Die Stadt war seit 1522 umgeben mit einem Kranz von Mauern, Thürmen und Thoren. Gurlitt beschreibt 15 Thürme

näher und hebt besonders hervor den sogenannten Kuhthurm bei Lindenau, welcher als ein Außenwerk vor dem Ranstädter Thor zur Deckung der Pleiße-Elster-Niederung angelegt wurde. Der schwächste Theil der Befestigung war das Grimmaische Thor, weshalb gerade dieser Punkt immer wieder mit großen Kosten befestigt werden mußte. Ferner machten die Fortschritte des Geschützwesens seit 1543 eine Anzahl von Umbauten nöthig, sogar der Festungsgraben wurde ausgemauert, sowie mehrere Bastionen angelegt: die Schloßbastei (bis 1577 erbaut, der südliche Theil der Pleißenburg), die Ranstädter Bastei, die Petersbastei, die Hallesche Bastei. Von neueren Thorbauten sind zu nennen: das Grimmaische Thor, welches 1577 eine Umgestaltung durch den Ausbau des Schuldthurmes erhielt. Ein jetzt im Felsche'schen Haus vermauertes Stadtwappen in Stein erinnert noch durch seine Inschrift daran. Ganz besonders hebe ich das 1860 abgebrochene Petersthor hervor, weil dessen Entwurf von dem berühmten M. D. Pöppelmann in Dresden herrührte und der Bau (1722) über 26000 Gulden verschlang. Aus dem Capitel über die Pleißenburg greife ich heraus einige Notizen über den berühmten Hieronymus Lotter. Er war Anfangs nur ausführender Baumeister des eigentlichen Architekten Vogt; später bezeugte jedoch der Kurfürst August ihm seine Zufriedenheit dadurch, daß er ihn der Stadt Leipzig als Bürgermeister mit eindringlichen (!) Worten empfahl. Man darf dies wohl als eine culturgeschichtlich bemerkenswerthe Vorwegnahme des Civilversorgungsscheins ansehen. — Das Obergeschoß des Trotzers wurde 1875 wegen Neubau von Casernen niedergelegt, der Erker aber unter theilweiser Veränderung beibehalten. Im Thurmhaus befand sich 1710—1841 die katholische Kapelle. Der Thurm selbst wurde 1787 für astronomische Beobachtungen mit einem Aufbau versehen. (Ich erinnere mich noch der damaligen Einrichtung des astronomischen Observatoriums ziemlich genau, weil mein Lehrer, der Mathematiker an der Thomasschule Prof. Dr. Karl Heym, mich unter dem Directorat von Möbius und d'Arrest wiederholt mit hinaufnahm, um meiner Vorliebe für Astronomie Nahrung zu geben.) Im westlichen Flügel wurde 1764—1890 die Akademie der Künste untergebracht, für deren Zwecke 1843 ein Neubau über dem alten Erdgeschoß aufgeführt wurde. Zu erwähnen ist ferner das Amtshaus mit 16 Fenstern nach der Klostergasse und 8 Fenstern nach dem Thomaskirchhof (1534). Der Kurfürst August bezog 1574 zum ersten Male den Bau; 1702 wurde den Reformirten gestattet, hier in französischer Sprache Gottesdienst zu halten. 1712 wurde die Post dorthin verlegt, jetzt nimmt das Kunstgewerbemuseum einen großen Theil der Räume ein.

Ueber das städtische Bauwesen bringt Gurlitt folgende Thatsachen bei. An der Spitze stand der Rath, dessen erstes Mitglied Bürgermeister und die beiden folgenden Baumeister hießen; letztere Bezeichnung war dem römischen aedilis nachgebildet. Die Baumeister hatten das zu leiten, was zur Errichtung und Erhaltung aller städtischen Bauwerke im weitesten Sinne diente. Im Mittelalter war diese Leitung meist eine unmittelbare, derart, daß der Baumeister die Arbeiten an die einzelnen Gewerke vergab. Eine Steinmetzhütte hat die Stadt Leipzig nicht besessen; die Schöpfer größerer Bauten wurden anscheinend jedesmal zu dem besonderen Zweck herangezogen. Dagegen waren die Rathsmaurer ständig beschäftigt. Den Ziegelscheunen stand ein Ziegler oder Ziegelstreicher vor. Die Sandwerfer hatten anfangs die Leitung der Erdarbeiten, später wurden sie Aufseher über alle Handwerker. Seit 1504 wird ein Voigt mit dieser Aufgabe betraut; 1541 wird er Ober- oder Stadtvoigt, welcher mit seinem Untervoigt den nicht sachmäßig gebildeten Baumeister vertritt. 1781 bekamen die Obervögte den Titel Stadtbaudirector; die Liste aller seit 1504 giebt Gurlitt nach Wustmann. Erst seit Mitte des 17. Jahrhunderts werden die Vögte thatsächlich die Baukünstler der Stadt. Die Geschichte des Rathhauses giebt Gurlitt sehr genau. Ich hebe hervor, daß 1360 ein Altar auf dem Rathhause erwähnt wird und daß 1391 vom Papst Bonifacius VI. die Errichtung einer Kapelle mit 40tägigem Ablaß (1394) bewilligt wurde. 1517 kommt in den Rechnungen eine Ausgabe vor zu Leinwand für das Marienbild und das Jüngste Gericht im Rathhause. Im März 1556 begann unter der Leitung des Bürgermeisters Hieronymus Lotter der Umbau des Rathhauses, wobei Theile des alten Bauwerks im neuen zur Verwendung kamen. Gurlitt beschreibt nun einzelne hervorragende Bautheile. (Seite 313, 2. Zeile von oben fehlt der Zusatz „ionischen" zu den vier Säulen. Die Verbindung von dorischer Ordnung mit ionischen Säulen ist hier nicht ganz unwichtig. Sehr dankenswerth ist die Abbildung des Kragsteines [resp. Erkers] auf derselben Seite.) Gurlitt beschreibt nun die auf dem Rathhause befindlichen Bildnisse. Unter ihnen sind zu nennen diejenigen des Georg und der Apollonia von Wiedebach aus der Zeit vor 1524. Es ist dies eine hervorragende Arbeit, welche einem Künstler aus Dürer's Kreise angehören dürfte. Auffallend ist, daß G. v. W. am Daumen der linken Hand einen Siegelring trägt; doch kann ich nicht finden, daß „die Hände um den Rosenkranz gefaltet" sind. Werthvoll sind eine Reihe von Bildteppichen. Ein solcher in Gobelinwirkerei (von 1557) enthält das Urtheil Salomonis. Alle Figuren (der thronende König, hinter ihm drei Richter, vor ihm die Henker, die beiden Frauen, zwei männliche Zuschauer) sind in reichem Zeitkostüm. Die Stadt im Hintergrunde ist (nach Wustmann) Dresden, und zwar im Spiegelbilde dargestellt, die älteste bekannte Ansicht der Stadt. Die hervorragend schöne Arbeit ist (nach Wustmann) dem damals in Weimar lebenden Teppichmacher Seger Bombeck mit 200 Thalern bezahlt worden. In kunstgeschichtlicher Beziehung sehr bewundernswerth ist ein Teppich in Gobelinwirkerei von 1551, weil hier überraschend früh naturalistische Ramage vorkommt und alles stilisirte Ornament fehlt. Noch wichtiger ein Bildteppich, der „Umlaufft" genannt, Applicationsstickerei in farbiger Seide, von 1571. Der Teppich besteht aus neun gleichbreiten Theilen, auf welchen je eine erhaben gearbeitete Figur steht. Diese ist theils durch Application, theils durch Plattstich gebildet, die Umrißlinien bilden farbige Schnuren. Die Bildnisse der Stadtrichter übergehe ich hier, und weise noch darauf hin, daß „das Rathssilber" enthält: zwei Mantelschließen, eine kostbare Schützenkette, mehrere Becher und Pokale, mehrere Lutherbecher, vier Häuffebecher, ein Neues Testament von 1541 (Druck von Nicolaus Wolrab in Leipzig), ein Stadtwappen in Email (1557), eine Bibel in prachtvollem silbernen Einband von 1597 (gedruckt bei Zacharias Lehmann in Leipzig 1593), mehrere Schützen-Ehrenkränze, Schalen, Pokale rc. Die meisten dieser Gegenstände befinden sich jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Leipzig.

Es folgt das Capitel über das Gewandhaus, dessen Baugeschichte Gurlitt zunächst giebt. Das Rathhaus mit seinen „Kramkammern" im Erdgeschoß, seinen Rathsstuben und den es umgebenden Bühnen (Buden) bildete den Mittelpunkt des Handels im Mittelalter, namentlich bei den Messen. Erweiterte Bedürfnisse für Zwecke der Stadtverwaltung veranlaßten seit Ende August 1477 den Neubau eines gesonderten Gewandhauses. Zunächst wurde der Flügel längs dem Gewandhausgäßchen fertig gestellt, welcher vom Neumarkt bis zur Universitätsstraße reicht. Dieser mächtige Bau war durch eine Reihe Holzsäulen in zwei Schiffe abgetheilt, ein Viereck von 17 m zu 76 m Ausdehnung, drei Geschosse hoch und beiderseitig durch gemauerte Treppengiebel abgeschlossen. Dazu trat nach der Universitätsstraße hin ein neuer gleichgewaltiger, erst zweischiffiger, dann vierschiffiger Bau. Er erhielt bis zum Umbau von 1895 die innere Holzconstruction, drei Reihen 57 cm starke rechtwinklige Säulen. In diesem Jahre wurde das Zeughaus völlig umgestaltet. Im Jahre 1740 begann der Umbau des Flügels längs dem Gewandhausgäßchen für die Stadtbibliothek, bis 1755 die Bibliothek in die neuen Räume übergeführt wurde. Im Innern ist die um einen Pfeiler angeordnete Treppe beachtenswerth; von dem mächtigen Saale scheidet ein prachtvolles schmiedeeisernes Gitterwerk einen Theil, das sogenannte Atrium, ab. Die wirkungsvolle Fassade gegen das Gewandhausgäßchen zu ist 1894 im Erdgeschoß durch Stadtbaudirector Licht im Stile des Ganzen umgestaltet worden.

Das Obergeschoß des Nordflügels (Zeughauses) wurde zu einem Concertsaal 1780—83 umgestaltet, zugleich wurde 1781 bis 1783 der Gesellschaftssaal im Süden angefügt. Die Decke malte der bekannte Adam Friedrich Oeser für 500 Thaler; ob es positive oder negative Pietät war, welche sie 1833 überstreichen ließ, vermag ich nicht zu sagen. Aus den dortigen Gemälden ist hervorzuheben ein Bildniß des Gerhart Volk (von 1518), weil des größten Meisters würdig. Eine Inschrift leitet es vom „alten Lukas Cranach" ab, doch steht es Holbein näher als diesem. Dagegen ist ein Martin Luther als Junker Georg wohl zweifellos ein Werk des älteren Cranach. Ferner ist meisterhaft gemalt das Bild eines Bräutigams von 1534; wahrscheinlich rührt es von demselben Künstler her, welcher die Wiedebach'schen Bildnisse im Rathhause fertigte. Georg der Bärtige und Christian II. von Dänemark sind treffliche Arbeiten des älteren Cranach. Es folgen noch zahlreiche andere Bildnisse, welche aber hier über-

gangen werden müssen. Aus den Gemälden „historischen Inhalts" darf genannt werden: „Der Tod am Clavier". Auf dem Boden umher und zu den Füßen des Gerippes, wie auf dem Instrument, an dem es sitzt, liegen Zeichen der Macht, der Kunst und Wissenschaft. Der Tod spielt auf dem Clavier mit der rechten Hand und hält in der linken einen Zettel, auf welchem die Worte stehen: vanitas vanitatum et omnia vanitas. Eine Elfenbeinschnitzerei (11 cm breit, 15 cm hoch) stellt Maria mit dem Kinde dar. Sie gehörte ursprünglich auf den vorderen Einbanddeckel eines Evangeliariums aus dem 10. Jahrhundert. Der segnende Christusknabe trägt in der Linken eine Schriftrolle, um den Kopf eine werthvollere Glorie als Maria und — an den Füßen Sandalen. Eine andere Elfenbeinschnitzerei, der Erzengel Michael, ist eine schöne Arbeit des 10—11. Jahrhunderts. Eine Bronzestatuette, welche die Mittelfigur der Laokoongruppe darstellt, ist darum beachtenswerth, weil sie die ohnehin schon starke Bewegung dieser Gestalt noch in das Barock-Empfinden gesteigert hat. Eine der tollsten Ausgeburten des Barock ist ein Crucifix in Elfenbein und Holz. Zu Füßen des Kreuzesstammes ruhen auf wolkenartigen, geschnitzten, schwarz und roth bemalten Gebilden: rechts (vom Beschauer) der Teufel, links ein nacktes Weib, beide anscheinend verzeiflungsvolle Geberden machend; ferner zwei spielende und zwei kämpfende Kinder (Putten), ein auf einem Pfau schlafendes. Darüber erhebt sich eine Kugel von Bronce, auf welcher der weit ausschreitende Tod als Gerippe in Elfenbein sitzt, unter ihm die Schlange. Er hält nach oben eine Inschrifttafel mit den Worten.

Fide Cruci, Cunota Hoc pendet Victoria
Signo. Hoc Mundus, Demon, Mors, Caro victa jacent.

Hinter der Kugel erhebt sich ein hohes Holzkreuz, woran der Heiland (in Elfenbein) hängt. Ueber ihm halten zwei Putten die Kreuzesinschrift; über dem Haupte, rechts und links, zu den Füßen sind Seraphimköpfe angebracht. Ein Seitenstück zu den Mißgeburten des heutigen Naturalismus ist eine Marmorbüste, welche „die Verdammniß" darstellt. Wir sehen den Kopf eines Mannes mit weit aufgerissenen Augen und Mund, flatterndem Haar und stark angeschwollenen Halsmuskeln. Selbst Gurlitt, der größte Gönner und Kenner des Barock unter den heutigen Kunstschriftstellern, nennt diese Arbeit „ein wildbarockes Werk"; er schreibt es wegen der Meisterschaft der Technik dem Balthasar Permoser zu (desgleichen eine Marmorstatuette des heiligen Antonius).

Die Börse verdient insofern Erwähnung, als den Entwurf dazu wahrscheinlich der Maurermeister Christian Richter geliefert hat, ein Mann, welcher auch das Schloß und die Schloßkapelle zu Coburg, die Gottesackerkirche zu Römhild, die Schloßkirche zu Hildburghausen, das Schloß zu Saalfeld und Augustenburg bei Arnstadt gebaut hat. Kunst- und culturgeschichtlich interessant ist das große Mittelbild unter den Deckenbildern (in Gestalt eines Rechteckes von rund 40 zu 22 Metern); es enthält eine auf Wolken gelagerte, von Merkur berufene Versammlung der olympischen Götter. Es ist von 6 ovalen Medaillons von rund 20 zu 10 Metern Abmessung umgeben. In dem hintern Medaillon ist die Niederlage der 7 Laster — Neid, Betrüglichkeit, Schlafsucht, Schwelgerei, Uebermuth, Geiz, und Wuth — dargestellt; in dem vorderen der Sieg der Tugend, während die vier an den Langseiten befindlichen von allegorischen Darstellungen der 4 Erdtheile gefüllt sind. Die Waage (ein Gebäude am Markt) beherbergte im Keller den Raths-Weinschank, im Erdgeschoß die Waage für Kaufwaaren und Fuhrmannsgut, darüber „der Herren Trinkstube". Das Häuserviertel zwischen Naschmarkt und Reichsstraße, Grimmaischer Straße und Salzgäßchen beherbergte im Wesentlichen die zur Ernährung Fremder und Einheimischer von der Stadt errichteten Anstalten. Es erfuhr im 16. Jahrhundert eine durchgreifende Umgestaltung. Zunächst wurde die Garküche erbaut, dann die Fleischbänke, das Schuhhaus (Kaufhaus für Schuster und Kürschner) und die Brodbänke. Die Münze und das Kornhaus sind nicht mehr erhalten. Die Predigerhäuser an der Nicolaikirche (seit 1553?) wurden 1883 abgebrochen, dagegen haben sich diejenigen an der Thomaskirche (1582/83) fast völlig unberührt erhalten und gehören zu den besten Beispielen bürgerlicher Wohnanlagen in jener Zeit. Jedes Haus hat ein Thor in hübscher toskanischer Architektur. Für jeden Raum der oberen Geschosse erscheint in der Fassade eine Gruppe von zwei oder drei Fenstern. Dadurch ergiebt sich für die unsymmetrische Anlage ein angenehmer Rhythmus. Kleine Giebel bekrönen jeden Bau. Im Innern ist die große eingewölbte Halle des Erdgeschosses beachtenswerth. Sie wurde nebst den anstoßenden Schreibstuben und Niederlagen bis in die jüngste Zeit zur Messe an Händler vermiethet. Die Nicolai- und die Thomasschule, das Jacobsspital, das Johannesspital, das Georgenhaus geben keine Veranlassung zu Bemerkungen.

Gurlitt behandelt ferner die Grenzsteine, Brunnen, Postsäulen, Denkmäler. Ich hebe hervor, daß Leipzig bis in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts reich an laufenden Brunnen war, deren Anfänge theilweise bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen. Zu nennen sind der Goldene Brunnen auf dem Markt, welcher schon vor 1494 gestanden haben muß, der Brunnen auf dem Nicolaikirchhof, auf dem Neumarkt, auf dem Paulinerhofe 2c. Gurlitt führt deren 21 an; da er nur monumentale Brunnen zu berücksichtigen hatte, so durfte er den sogen. Bettelborn unerwähnt lassen, welcher in meiner Jugend im Rufe stand, das beste Wasser in ganz Leipzig zu geben (ungefähr an der Stelle befindlich, wo heute die Ostseite des Museums am Augustusplatze ist). Charakteristisch für die Armseligkeit des früheren Leipzig in künstlerischer Beziehung ist der Umstand, daß Gurlitt unter der Rubrik „Denkmäler" nur anführen kann: ein solches des Chr. Fürchtegott Gellert (im Garten des Buchhändlers Johann Wendler am Eingang zur Johannisgasse), so dürftig wie möglich ein Denkmal des L. P. Zeisold (von 1776 im ehemaligen Winkler'schen Garten) und des Dr. Friedr. Andreas Gallisch (von 1783 im Garten der Freimaurerloge). Obwohl ich von 1838 bis 1860 ununterbrochen in Leipzig gelebt habe, erfahre ich doch erst aus Gurlitt's Buche etwas von der Existenz dieser beiden Denkmäler. Dagegen habe ich gekannt das Denkmal des Bürgermeisters C. W. Müller (von 1819) und — des Kurfürsten Friedrich August III. auf dem Königsplatze. Ich habe seit 20 Jahren keine Kenntniß, ob bereits über dieses Denkmal ein Beschluß der zuständigen Behörden gefaßt worden ist. Gleichwohl ergreife ich die Gelegenheit, um öffentlich auszusprechen, daß dieses Denkmal am besten charakterisirt ist durch seine Aufnahme in dieses Buch. Mit anderen Worten: es gehört nicht mehr in das moderne Leipzig, oder wenigstens nicht auf den Königsplatz. Gurlitt beschreibt erst das Denkmal selbst, und zwar ohne alle Kritik, weil diese Beschreibung schon als solche die vernichtendste Kritik enthält. An zweiter Stelle hebt er dann das Mißverhältniß zwischen Sockel und Statue, die Aengstlichkeit der Liniencomposition und Befangenheit im Aufbau mit Recht hervor, und fügt hinzu: „trotzdem gehört das Werk zu den besten seiner Zeit". Leider wahr! nur würde dieses kunstgeschichtliche Zeugniß viel wirksamer sein, wenn das Denkmal ungefähr ebenso verborgen stände, wie dasjenige des Bürgermeisters Müller. Ich meine, daß nicht blos die heutige Bedeutung der Stadt Leipzig, sondern auch die recht verstandene Pietät gegen das Königshaus die Versetzung dieses Denkmals gebietet. Will man der historischen Bedeutung des Platzes Rechnung tragen, so errichte man dort dem König Johann ein Denkmal, welcher die Universität Leipzig zur ersten in Deutschland erhob. Will man aber denken an die Könige unter den Bürgern, so baue man dort dem Bismarck unter den Bürgermeistern von Leipzig, Hrn. Dr. Georgi, eine Ehrenstätte, wo er von den Reliefs aller Derer umgeben wäre, welche das heutige Leipzig mitgeschaffen haben.

Eine Oper wurde in Leipzig, und zwar am Brühl, im Mißbach'schen Hause, 1693 durch Girolamo Sartorio, kurmainzischen Architekten, errichtet. „Die Scene war ein Wald (in der ersten Aufführung zur Ostermesse 1693), da zuletzt bäume in der mitten, so durchschnitten angesetzt, ein gatter von Cypressen, ein Saal, ein Hellen-Rachen oben mit Flammen und ein königlicher Saal." Das erste Theater erbaute der Dresdener Architekt Fäsch 1766; Oeser malte dafür den Vorhang, welcher 1799 durch einen solchen von Veit Hans Schnorr ersetzt wurde. Von der 1701 eingeführten Straßenbeleuchtung sind zwei Laternen im Museum des Vereins für die Geschichte Leipzigs erhalten — mehr antediluvianische als primitive Exemplare.

Das alte Kramerhaus wird in einem besonderen Abschnitte behandelt. Kramer nannte man in Leipzig die größeren Kaufleute; in Hamburg repräsentiren „die Kaufleute" die höhere, „die Krämer" (mit ä, nicht mit a) die niedere Ordnung ihres Standes. In Leipzig bestand die Bestimmung, daß jeder neu in die Innung Erwählte sein Bildniß auf eigene Kosten verfertigen (sic!) lassen mußte; würde er fallit, so sollte es ihm zurückgeschickt werden. Das erinnert mich lebhaft an die Bemerkung, welche einst ein geborener Hamburger gegen mich that: „Macht heute ein Millionär bankerott, und morgen grüßt ihn noch Jemand an der Börse, so ist das ein

Ereigniß." Gurlitt führt pflichtgetreu die Herren Kramermeister in effigie an, was mir eine erwünschte Gelegenheit bietet, viele Seiten als Referent zu überschlagen. Im Schatze des Kramerhauses spielen geschenkte silberne Löffel, Becher, Gläser aller Art eine große Rolle; in Inschriften der letzteren leistet die Kram—erpoesie zuweilen Verse, welche echtem Grüneberger entsprungen sein könnten. Zum Beispiel auf einem Champagnerglas ist in ein Medaillon ein Hase geschliffen, der einen angebundenen Hund auf dem Schubkarren fährt; dazu in einem anderen Medaillon die Inschrift: „Hilf, daß ich meinen Feind mit Sanftmuth überwi(nde)." Oder: auf dem Kelche eines Deckelglases sind Fischerei, Jagd und Falkenbeize dargestellt, dazu die Inschriften: „Von Fischen (wohl vom?) kommt das Fieber, Jagen ist mir lieber. Vögeln geht nicht's über." Auf derselben Höhe steht die Poesie aller jener Biedermänner, welche als Schützenbrüder ihrer Gesellschaft zahlreiche Geschenke aller Art machten, um sich in die Weltgeschichte zu bringen; sie ließen sich einst wohl nicht träumen, daß sie am Ausgang des 19. Jahrhunderts in die Kunstgeschichte kommen würden.

Was nun die Wohnhäuser anlangt, so hat der Bau derselben, um der geistigen und geschäftlichen Regsamkeit Leipzigs willen, eine besonders bedeutende Stellung im künstlerischen Schaffen der Stadt eingenommen. Doch sprechen die Urkunden in älterer Zeit vorzugsweise von „Höfen". Bis in das 16. Jahrhundert hinein gab es sicher eine nicht geringe Zahl von Grundstücken, auf welchen vorzugsweise die Landwirthschaft betrieben wurde. Maßgebend für die Bauernhöfe um Leipzig ist die fränkische Bauweise, deren Formen natürlich bedingt waren durch die verfügbaren Baustoffe. Die zur kunstmäßigen Verwendung kommenden Steine mußten unter großen Kosten weit hergeschafft werden. (Rechlitzer Porphyrtuff, Weißenfelser- und Elbsandstein.) Kalk wurde vorzugsweise aus Geithain bezogen. Hauptsächlich war man in Leipzig auf Ziegelbau angewiesen, zu dem der Lehm sich fast überall vorfand. Auch die eigentlichen Bauhölzer mußten nach Leipzig von fern herbeigeschafft werden. Gurlitt führt nun die Reste von gothischen Bauwerken, dann die Renaissance-Bauwerke auf. Zu letzteren gehören Barthel's Hof und Auerbach's Hof. Im unteren Keller des letzteren findet sich als Rest des ursprünglichen Baues ein kleines Relief in Sandstein: Der Bacchusknabe am Faß, bezeichnet 1530. Die auf Doctor Faust bezüglichen Bilder und Verse sind wohl so allgemein bekannt, daß ich sie hier übergehen darf.

Gurlitt führt nun mit großem Fleiß die noch vorhandenen Erker aus der Renaissance-Zeit auf. Besonders bemerkenswerth ist derjenige in Speck's Hof, Reichsstraße 6, ferner Petersstraße Nr. 12, Hainstraße 8, Nikolaistraße 9 ꝛc. Hieran reihen sich eine Anzahl der Werke des kunstmäßigen Holzbaues, besonders in Höfen, doch endet mit dem Siege des Barockstiles diese Kunst der Holzhöfe plötzlich.

Sehr gut charakterisirt Gurlitt die holländischen Einflüsse, welche in Leipzig etwa 1670 beginnen. „Die Architektur verliert an barockem Wesen, wird nüchterner und zugleich klarer. Das Ornament erhält die Gestalt aufgelegten Blumengerankes, die Faßadencomposition wird einheitlicher, planmäßer, die Behandlung der architektonischen Formen correcter, aber auch leerer." Eine neue Zeit brach für Leipzig mit dem Emporblühen des deutschen Barock an, namentlich mit der großartigen Kunstentwickelung Dresdens. Von den damals in Leipzig thätigen Architekten führt Gurlitt an: David Schatz, Bernhard Christoph Sturm, Johann Georg Fuchs, Schmid, Fäsch, Schmieblein, Hoffmann, Werner. Der Umschwung vollzieht sich mit dem Hause Neumarkt Nr. 3 und Universitätsstraße Nr. 8 (die Feuerkugel), in deren Hofe Goethe 1765 als Student wohnte. Hier folgen nun ganz ausgezeichnete Charakteristiken der einzelnen Gebäude seiten Gurlitt's; leider fehlt es mir an Raum, um das Haus Katharinenstraße Nr. 31 und alle folgenden zu beschreiben. Die Anerkennung aber der Meisterschaft Gurlitt's glaube ich nicht besser bethätigen zu können, als wenn ich die dringende Bitte ausspreche: erwägen zu wollen, ob und in welcher Form ein Auszug aus dem vorliegenden Heft den dafür sich interessirenden Bewohnern Leipzigs zugänglich zu machen sei. Dieser Auszug müßte eine Umarbeitung für populäre Zwecke sein, würde aber dann doch wohl dankbar begrüßt werden. Dasselbe gilt von den Landhäusern. Den Wohnsitz außerhalb der Stadtmauer zu nehmen, wagten die reichen Bürger Leipzigs erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Gurlitt beschreibt die in und außer der Stadt noch vorhandenen Landhäuser, und schließt das Ganze mit einem kurzen Abriß der Geschichte der großen Gärten, an welchen Leipzig früher reich war. So liegt denn seine mühevolle Arbeit über Leipzig nunmehr vollendet vor, trotz aller benutzten Vorarbeiten doch ein selbständiges, eigenartiges Werk, für kommende Geschlechter das unentbehrliche Quellenwerk auf diesem Gebiete. Die nächstfolgenden Hefte gestatten ihm ein ruhigeres Arbeiten, was ihm wahrlich zu gönnen ist. Gustav Portig.

Bücherbesprechungen.

— Die Grundbegriffe christlicher Weltanschauung. Eine philosophische Studie von Dr. med. Sigismund Kröger sen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme). 1896. 1 ℳ 75 ₰. — Sehr beachtenswerth ist bei dieser Veröffentlichung der Stand des Verfassers, der den größten Theil der Schrift schon 1879 unter dem Titel „Menschliches Denken und die Grundprincipien christlicher Weltanschauung" herausgegeben hat, welchen Titel wir, offen gestanden, auch nach geschehener Erweiterung für den passenderen halten möchten. Er ist Mediciner und zwar ein solcher, der mit der streng empirischen Methode der neueren Naturwissenschaft vollkommen einverstanden und überzeugt ist, daß sie gerade diesem Verfahren ihre großen Erfolge verdankt. Und trotzdem hält er seine christliche Weltanschauung aufrecht und erklärt sie für die einzig vernünftige, die den Forderungen des menschlichen Denkens entspricht. Was nun sein Philosophiren anlangt, so bewegt er sich zunächst durchaus auf cartesianischen Bahnen: unser Denken ist eine gegebene Gewißheit, folglich ist es auch der Geist, der diese Thätigkeit ausübt. Das Denken führt nothwendig einerseits zur Annahme einer Lebenskraft, die den Organismus gestaltet, andererseits zur Vorstellung Gottes, des Schöpfers und Ordners der Materie. Aber diese Vorstellung ist allein schon Beweis für eine stattgefundene Gottesoffenbarung, ohne die sie gar nicht möglich wäre. So ist dem Verfasser das Menschenleben ein Naturleben, das auf die Weiterentwickelung in ein gottmenschliches Leben angelegt ist, wie es in Christus vorhanden und durch den Glauben an ihn mittheilbar ist. Diese Ausführungen, die freilich nach der Natur der Sache sich meist nur in Andeutungen bewegen können, haben ihren Hauptwerth in ihrem Vorhandensein und in ihrem Ursprung aus dem Geiste eines naturwissenschaftlich geschulten Denkers und bilden also schon deshalb eine empfehlenswerthe Lectüre für junge Naturforscher und junge Theologen. Im Uebrigen ist das hier besprochene Gebiet (Logik, Metaphysik und Religionsphilosophie) allerdings viel zu umfangreich, als daß es in solcher Kürze könnte behandelt werden. B. K.

— Der Kaiser. Eine Charakterstudie Wilhelm's II. von Jules Simon. Uebersetzung aus dem Französischen. Breslau 1896. — Die uns vorliegende, glatt geschriebene Uebersetzung ist dem Original der letzten Publication des französischen Akademikers und Schriftstellers Jules Simon „Quatre portraits" (Paris 1896) entnommen. Der Verfasser dieser Anzeige hat sich (in der Leipziger Zeitung) gerade über diesen Theil der J. Simon'schen Schrift, welche deutsche Leser am Meisten interessiren muß, eingehend ausgelassen und seiner Darstellung eine Uebersetzung der interessantesten Partien eingeflochten, braucht also über den Inhalt der französischen Studie nichts hinzuzufügen. Es wird genügen, daran zu erinnern, daß dieselbe mit äußerster, man darf sagen, diplomatischer Vorsicht — um weder nach rechts noch nach links zu verletzen! — in oft peinlich abgewogenen Ausdrücken und fein berechneten Wendungen verfaßt ist und also auch mit Vorsicht gelesen werden muß. Es war schwer, zwei Herren, nämlich dem deutschen Kaiser und dem französischen Volke, zu gleicher Zeit zu dienen. J. Simon hat diese Kunst verstanden, verwahrt sich übrigens selber dagegen, ein Vollbild des deutschen Kaisers geliefert zu haben; was er bietet, soll „nicht einmal eine Skizze" sein. Darum ist auch der Titel der deutschen Broschüre: „Charakterstudie" zu hoch gegriffen. Immerhin wird, wem das Original nicht zur Hand ist, die Uebersetzung dieser Blätter mit Interesse, ja mit Genuß lesen. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 115. Donnerstag, den 24. September. 1896.

Russische Geschichte in Lamprecht'schem Lichte.

Der Innsbrucker Historikertag, der vierte in der Reihe dieser Zusammenkünfte, ist vorüber. Wägt man vorurtheilslos die durch ihn gebotenen geistigen Genüsse gegen einander ab, so wird man zunächst den Werth der Ausführungen, die mit den Prutz'schen Thesen zusammenhingen und sich an sie anschlossen, als problematisch deshalb bezeichnen müssen, weil im Archivwesen vor der Hand Alles beim Alten bleiben dürfte. Die Vorträge O. Redlich's, Ed. Richter's und Luschin's v. Ebengreuth sodann berührten zu specielle Gebiete, als daß die Allgemeinheit dadurch erheblich gefördert worden sein könnte. Dagegen wird man der Debatte, die die gehaltvolle Auseinandersetzung Rudolf's v. Scala im Gefolge hatte, selbst vor den von echt nationalem Stolze erfüllten, hochwichtigen Anregungen Karl Theod. Heigel's die Palme des Congresses zuerkennen müssen. Also nicht dem eigentlichen Referate, obwohl gerade dies durch seine äußerst geschickte Steuerung in glücklichster Weise alle Klippen vermied, denen ein Anderer entweder nicht hätte ausweichen können oder nicht ausweichen wollen, sondern der Aussprache, die Hr. v. Scala durch sein Thema „Individualismus und Socialismus in der Geschichtschreibung" hervorgerufen hat, verdanken die Theilnehmer des Innsbrucker Tages den Hauptgewinn in geistiger Hinsicht. Hie Ranke — hie Lamprecht! so lauteten die Schlachtrufe. Vertreter der historischen Wissenschaft mit europäischem Glanze legten hier ein offen Bekenntniß dessen ab, was ihre Lebens- und Weltanschauung, ihren Individualismus ausmacht; und obgleich die Geister heftig aufeinander platzten, so wurde doch allgemein die Abwesenheit des Führers der jüngeren Richtung stillschweigend als ein Moment anerkannt, das selbst dem enragirtesten Gegner Mäßigung auferlegte. Drum klang die lebhafte Aussprache in Wohlgefallen aus. Es sind ja eben, bei Lichte besehen, die Unterschiede zwischen den beiden Methoden und Anschauungen nicht allzu groß, wenn man 1) sich Mühe giebt, die eigene Ansicht nicht als die unbedingt und einzig richtige aufzufassen, sondern das Gute der Andern mit gelten zu lassen, und wenn man 2) von den Extremen absieht, die sich nie bekehren lassen werden, weil sie hartnäckig einer ehrlichen Verständigung den Weg verlegen.

Im Junihefte der 96er „Preußischen Jahrbücher" schließt auf Seite 555 Felix Rachfahl seine 14 Seiten lange Polemik gegen Lamprecht mit folgenden Worten: „Wenn man den Satz anwenden wollte, daß man sie an ihren Früchten erkennen werde, so müßte man, aus der bisherigen »Praxis der Forschung und Darstellung« zu schließen, zu einem sehr traurigen Urtheile über die »neue Methode« und das »neue Zeitalter der Geschichtswissenschaft« gelangen. Mit jedem neuen Bande wenigstens, der von Lamprecht's »Deutscher Geschichte« erscheint, muß man die Hoffnungen immer mehr sinken lassen, die zuerst noch auf dieses Werk gesetzt wurden." Dies herbe Urtheil ist dermaßen von persönlicher Erregung und Voreingenommenheit getrübt, daß es sich nicht verlohnt, es Wort für Wort zu widerlegen. Seiner ganzen Anlage nach ist es von vornherein nicht geeignet, auch nur eine Idee einer Verständigung mit dem Angegriffenen anzubahnen. Wir wollen versuchen, auf anderem Wege die Brücke zu schlagen, die zum Heile der Wissenschaft nothwendig ist.

Man thut nun vor allen Dingen Lamprecht keinen Gefallen, ja ich behaupte: man schadet seiner Sache, wenn man blind gegen seine Fehler ist. Er hat deren, das ist unverkennbar. In Einzelheiten ist Lamprecht nicht immer correct; was man philologische Akribie zu nennen beliebt, das besitzt er nicht. Und das ist recht gut. Denn hätte er sie, so besäßen wir nimmer ein solches Werk von Lamprecht, wie es seine „Deutsche Geschichte" allen Nörglern und Neidern zum Trotz unzweifelhaft ist. Es ist also kleinlich, wie es in der „Histor. Zeitschr." (71, 465 ff.) geschehen ist, eine Reihe von nebensächlichen und unbedeutenden Versehen Lamprecht's aufzumutzen, sie ihm als Verbrechen anzurechnen und das Ganze zur Staatsaction aufzubauschen (vgl. hierzu auch Seite 399 der „Blätter f. literar. Unterhaltung" vom 18. Juni 1896). Ferner ist zuzugeben, daß Lamprecht oft schwer verständlich redet. Seine Neigung, mit Fremdwörtern zu wirthschaften, denen er selbst erst einen ganz bestimmten Sinn unterlegt, ist deshalb nicht zu loben, weil sie den beabsichtigten Zweck: recht klar und mit Einem Worte das auszudrücken, was ihn bewegt, oft nicht erreicht. Abgesehen davon ist Lamprecht's Ausdrucksweise nicht immer flüssig und leicht; sie ringt. Als Lamprecht am 13. November 1895 im „Historischen Abend" zu Leipzig seinen Vortrag über „die gegenwärtige Lage der Geschichtschreibung" gehalten hatte, der dann in der „Zukunft" vom 8. Februar 1896 (S. 247 ff.) erschienen ist, da waren die Anwesenden, unter denen sich so Mancher befand, der rasch zu denken und fremden Schlüssen schnell zu folgen vermag, geradezu erdrückt von dem Gesagten. Man kämpfte eine ganze Weile mit der Schwierigkeit, das Gebotene aufzufassen und zu verarbeiten; und eine Debatte kam nicht zu Stande. Das lag damals und liegt heute noch daran, daß einen Lamprecht's Auffassung zunächst fremdartig anmuthet. Er verficht wirklich eine neue Methode; und wer etwas Neues schaffen will und in der That — trotz Hrn. Felix Rachfahl — geschaffen hat, der hat nicht nur das Recht, er hat sogar die Pflicht, seine eigenen Ziele in grellste Beleuchtung zu rücken, von haltlosem Pactiren nichts wissen zu wollen und nöthigenfalls zu übertreiben. Nicht Jedermann ist eine Kampfnatur; nicht Jedermann soll meinen, er sei dazu berufen, Streit zu führen und zu schüren. Aber Lamprecht ist dazu berufen, wie selten Jemand. Er gehört zu den gottbegnadeten Naturen, die niemals unter der Menge untertauchen. Er gehört zu den nicht sehr zahlreichen lebenden Vertretern der Geschichtswissenschaft, die Schule gemacht haben. Damit will ich den Verfasser des Werkes, das hiermit als Symptom, als Erkennungszeichen für das siegreiche Vordringen der neueren Richtung in der Geschichtschreibung hingestellt werden soll, Alexander Brückner in Jena, nicht beleidigen. Er ist reichlich zwanzig Jahre älter als Lamprecht und demzufolge in einem Alter, wo sich die Anschauungen allmälig zu einem festen Kern concentrirt haben und sich nicht von heut auf morgen ummodeln lassen, weil ein neuer Stern am Himmel der Wissenschaft emporstrahlt. Also im landläufigen Sinne ist Brückner nicht „Schüler" Lamprecht's, sondern in mancher Hinsicht dessen Lehrer. Doch wäre es müßig, hier einen Prioritätsstreit heraufzubeschwören — genug: Lamprecht verkörpert ein deutlich umschriebenes Programm, und Brückner, der Autor von Werken wie „Peter der Große", „Katharina II.", ordnet sich diesem Programm unter, indem er in die „Geschichten der europäischen Staaten" ein auf zwei Bände berechnetes Buch einreiht, das den Titel trägt: „Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" (Band I: Ueberblick der Entwickelung bis zum Tode Peter's des Großen; Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1896; XXII, 638 Seiten, 8°; Preis 12 M.). Daß das Erscheinen gerade dieser „Russischen Geschichte" einen eclatanten Sieg der neuen Methode darstellt, geht klar und deutlich schon daraus hervor, daß der Herausgeber der „Staatengeschichten" just diesen Band Brückner's gewählt hat, seine Anschauungen in einer „Aussprache", die der eigentlichen Vorrede vorausgeschickt ist, zu entwickeln, obwohl seit dem Eintreten Lamprecht's in die Perthes'sche Unternehmung schon dreimal: beim IX. Bande der „Englischen Geschichte" von Brosch, beim V. Bande der „Oesterreichischen Geschichte" von Huber und bei Schybergson's „Finnland" dazu Gelegenheit geboten war. Warum er keinen dieser drei Anlässe benutzt hat, liegt auf der Hand:

weder Brosch's oder Huber's noch Schybergson's Buch hätten eine solche Auszeichnung verdient, wie sie hier dem Brückner'schen Werke durch die Lamprecht'sche Programmrede zu Theil wird. Diese „Aussprache" ist zu wichtig, als daß es nicht der Mühe lohnte, ihre Hauptpunkte hier zu wiederholen. Vor reichlich 20 Jahren hatte Wilhelm v. Giesebrecht, der Nachfolger von Heeren und Ukert in der Redaction der „Staatengeschichten", eine innere Geschichte dieser Sammlung gegeben; Lamprecht setzt sie fort, indem er das Bild eines mittelalterlichen Domes auf sie anwendet: „mehrere Generationen schon haben an ihr gebaut, und jede Generation in ihrem Stil, und jeder Baumeister innerhalb dieses Stils nach seinem Geschmack. Sie ist keine moderne Myriobibliothek, in der Gelehrte in der Art specialistisch eingeschulter Industriearbeiter nach Schablonen schaffen: das schwere Problem, inwiefern wissenschaftliche Arbeit arbeitstheilig gefördert werden kann, ist in ihr in durchaus individualistischem [Lamprecht meint wohl: individuellem] Sinne gelöst." Ausgehend von dem Wunsche nach energischerer Betonung der Culturgeschichte im ersten Prospecte, der vom 8. Geburtstage Bismarck's datirt ist, überfliegt Lamprecht sodann die politisch-individualistische Geschichtschreibung des Jahrhunderts, um schließlich bei der „social-psychologischen" der Gegenwart anzukommen; on revient toujours à ses premiers amours. Alexander Brückner's Buch aber entspricht ganz und gar der Auffassung Winckelmann-Herder-Heeren-Lamprecht. Beweise dafür? Auf jeder Seite treten sie uns entgegen. Statt aller weitläufigen Belege nur ein paar Charakteristika. Die politischen Thatsachen und Ereignisse, das Gerippe des Ganzen, werden auf den vier letzten Seiten der Vorrede (S. XV—XVIII) in einer chronologischen Uebersicht erledigt: ein außerordentlich praktisches Hilfsmittel für den, dem die Einzelheiten der russischen Geschichte nicht geläufig genug sind, obwohl sie im Buche selbst natürlich auf Schritt und Tritt vorausgesetzt werden. Und wie ist der Stoff geordnet? Nicht nach dem üblichen Querschnitt, d. h. in Unterabtheilungen, wie etwa: Einleitung. Wladimir Monomach. Alexander Newskij. Die Mongoleninvasion. Iwan III. Iwan der Schreckliche 2c. 2c.; sondern: Geographische Entdeckung. Politische Annäherung. Eindrücke und Urtheile. Geographisches. Bevölkerungsverhältnisse (nach ethnographischen und populationistischen Gesichtspunkten) u. A. m. Das nennt man den Gegenstand nach Längsschnitten zerlegen! Da lernt man so recht, wie falsche Vorstellungen sich Westeuropa bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein von Rußland gemacht hat, wie es durch Peter's Auftreten überrascht werden mußte. Und um schließlich die Politik von heute zu streifen: wenn es wahr ist, daß nur Der moderne politische Richtungen versteht, wer in ihre Geschichte hineingeschaut hat, so kann Ref. von ganzem Herzen für das Studium des actuellen Panslavismus gerade das vorliegende Werk empfehlen, weil es das Wirken des ersten wissenschaftlichen Panslavisten, Krishanitsch's, im Rahmen seiner Zeit lichtvoll erörtert. Im Rahmen seiner Zeit; denn das Individuum ist nun einmal in seinem Handeln von der socialen Gruppe abhängig, der es angehört.

> „Hineingeboren festgegebnem Kreise,
> zeigt dir das Leben deines Wirkens Weise.
> Erziehung, Bildung, Stand, Talent und Ahnen —
> sie weisen jeden in gemess'ne Bahnen.
> Nicht wie Atome taumeln wir auf Erden,
> niemand kann blos nach Willkür sein und werden.
> Der Pendel schwingt, doch treiben ihn Gewichte,
> und uns bedingt Gesellschaft und Geschichte."

Mit diesen schönen Worten Zitelmann's („Memento vivere", Nr. 208) sei Brückner's „Rußland", das zu den bemerkenswerthesten Erscheinungen der heutigen Geschichtschreibung gehört, jedem Gebildeten ans Herz gelegt, dem das Studium der wandelnden Weltanschauungen, wie sie sich in den besten Geschichtswerken mehr oder weniger, aber mit Nothwendigkeit wiederspiegeln, höchsten Genuß bereitet. — Zu Aussetzungen im Kleinen verspürt der Ref. dieser Größe gegenüber keine Neigung. Ht.

Vom Mittelmeer zum See Genezareth.

Ein Streifzug quer durch Galiläa.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

Die Uhr zeigte die siebente Abendstunde. Ich war einige Zeit in Jerusalem gewesen. Nun hatte ich den Hafen von Jaffa und auch schon durch die gefährliche Kette schwarzer, wildumbrandeter Felsenriffe hindurch, welche dort Ankunft und Abfahrt so erschwert, meinen Dampfer glücklich wieder erreicht. Aber o weh, dieser letztere wurde von dem rasch unruhiger werdenden Meere bald derart von einer Seite auf die andere geschleudert, daß seine Raaen fast mit den Enden in die Fluthen tauchten und wir armen Passagiere uns nicht mehr auf unseren Beinen zu erhalten vermochten. Zum Glück besaß ich den nöthigen Einfluß auf den Capitän und so traten wir nicht erst, wie ursprünglich bestimmt, gegen Mitternacht die Weiterfahrt nach dem unfernen Haifa, der Hafenstadt von Galiläa, an, sondern hoben unverzüglich die Anker und flohen vor den unfreundlichen Küstengewässern hinaus auf die hohe See. Dort trafen wir es in der That besser. Man konnte getrost die Cabine aufsuchen, und körperlich wie geistig ermüdet, wie ich nach den Tagen in der unvergleichlich fesselnden und den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Stadt Zion war, verfiel ich bald in den festesten Schlummer. Plötzlich schreckte ich empor. Ein Kanonenschuß war gefallen. Jetzt folgte ein zweiter und unmittelbar darauf ein dritter. Waren wir unter Seeräuber gerathen? Nothdürftig angekleidet eilte ich auf Deck. Es war gegen 1 Uhr Nachts. Das düstre, unheimlich rauschende Meer umgab uns noch nach allen Seiten. Nur vorn vor dem Kiel des Schiffes ragte etwas wie ein hoher, schwarzer Schatten zum Himmel empor und auf seinem höchsten Punkte strahlte hell ein einsames Sternlein. Nicht ohne Mühe gelang es mir, einen der eilfertig hin und her laufenden Matrosen zu stellen. Von ihm erfuhr ich, daß der vermeintliche blinkende Himmelskörper das Leuchtfeuer vom Karmelkloster sei und daß wir uns am Eingang in die Bai von Haifa befänden, daß wir aber nicht weiter vordringen könnten, bis die Leute am Land auf unsere Alarmschüsse hin durch Feuersignale die einzuschlagende Richtung angegeben hätten, da ein kürzlich untergegangener und in seichtem Wasser liegender Dampfer die Fahrbahn unsicher gemacht habe. Bei der bekannten Trägheit der Morgenländer mußten wir da nun freilich lange warten. Endlich hatten wir doch einen zuverlässigen Ankerplatz erreicht. Nun brach indeß auch schon der Tag an, und welch ein reizvolles Bild war es, über welches er sein Licht ausgoß! Wir lagen in einer weiten Bucht. Wo dieselbe fern im Osten am tiefsten ins Land einschnitt, war das Gestade eben, sandig, aber mit einem wahren Wald hochstämmiger Dattelpalmen geschmückt, hinter denen am äußersten Horizont verblauende Berge sichtbar wurden, ein exotisches, afrikanisch anmuthendes Bild. Ganz anders das außerdem auch ganz nahe Ufer zu unserer Rechten. Hier baute sich dicht über den brandenden Fluthen ein mächtiger Gebirgswall auf, lang hin verlaufend wie eine Mauer, die steilen Hänge zu oberst von dichtem Buschwald, weiter nach der Tiefe zu von üppigen Rebgeländen eingenommen, bis endlich ganz unten ein weißschimmerndes Städtchen erschien, welches sich zum Theil aus einer nach südländischer Art dicht geschaarten Häusermasse, zum Theil aus einer vorstadtähnlichen, großen Gruppe sauberer, durch freundliche Gärtchen getrennter Villen zusammensetzte. Unwillkürlich fühlte man sich an rheinische oder doch südeuropäische Landschaften gemahnt, in Wahrheit aber hatten wir die Stadt Haifa mit der gleichnamigen deutsch-schwäbischen Colonie und dem Karmel-Rücken — eine der reizvollsten Partien im Bereich des sonst vielfach so trostlos öden Palästinas — vor uns. Kein Wunder, daß ich darauf brannte, mich hier noch ein wenig näher umzusehn. Ein Nachen brachte mich, im Gegensatz zu der so schauderhaften Ausschiffung in Jaffa, leicht und sicher ans Land. Darauf eilte ich durch die engen, nach morgenländischer Sitte rechts und links von fensterlosen, kalten Mauern eingeschlossenen, todten Straßen des arabischen Ortstheils, um dann, aufathmend und wundersam heimathlich angeweht, in die deutsche Ansiedlung einzutreten. Im dortigen behaglichen deutschen, einem Colonisten gehörigen Gasthof ging ich für ein Stündchen vor Anker, nicht nur, um das treffliche, von unseren Landsleuten auf dem heiligen Karmel-Berge erzielte Traubenblut zu verkosten, sondern auch, um etwas über das Ergehen der Leute selbst zu erkunden. Wie viel besser lautete das, als die Mittheilungen, welche mir seiner Zeit über die deutschen Niederlassungen in Jaffa und Jerusalem gleichfalls an Ort und Stelle gemacht worden waren! Dort hatte man in einer Art geistlichen Hochmuths jede kirchliche Ordnung

abgeschüttelt, Dogmen und Priester verworfen und ging infolge dessen selbst äußerlich einer immer rascher sich vollziehenden Auflösung entgegen. Hier hatten sich die wackeren, aber bekanntlich auch recht störrischen Schwaben bald wieder besonnen, waren zu ihrer alten Landeskirche zurückgelehrt und hatten sich sogar zu einem hübschen neuen Kirchlein aufgeschwungen, das sie nun — im feindlichen Lande das erste Erforderniß — zusammenhält wie eine Henne ihre Küchlein.

Als das letzte Häuschen der Stammverwandten hinter mir lag, begann ich dem altehrwürbigen Karmel zu Leibe zu gehen. Der Weg war steil und sonnig, aber für alle Mühsal entschädigte der Einblick rechts und links in die Weingärten mit ihren traubenschweren Rebstöcken und verschiedenen anderen südlichen Obstbäumen, Orangen, Feigen, Mandeln u. dergl., sowie der immer mehr sich erweiternde, geradezu bezaubernde Ausblick auf das unermeßliche blaue Meer und das sich anschließende, gleichfalls unabsehbare Festland. Nach einem Stündchen hatte ich das erste Ziel erreicht. Der Karmel, nicht ein einzelner Berg, sondern ein viele Meilen langer Kamm, fällt nordwestlich steil zum Ocean ab. Hier liegt auf einer Art Nase oder Vorgebirge das berühmte Karmelkloster, das Mutterhaus des alten Karmeliter-Ordens, seiner äußeren Erscheinung nach freilich eher einem stolzen, wehrhaften Bergschloß ähnlich als einem Gebäude mit frommem Zweck. Rechts und links von den massigen Wallmauern, den weiten, fensterreichen Fronten stürzt das Erdreich fast senkrecht zur Küstenniederung ab, vor der kuppelgekrönten Hauptseite aber donnert in schauerlicher Tiefe das Meer. Nicht ohne Bewunderung für den Heldenmuth der Männer, die sich hier angesiedelt und daselbst unter manchen Anläufen seitens der wildfanatischen Eingeborenen Jahrhunderte lang ausgehalten haben, durchmaß ich die weiten Höfe, bis ich jenseits durch eine schwere Pforte wieder ins Freie gelangte. Dort ein nochmaliger mäßiger Anstieg und nun stand ich endlich auf dem eigentlichen langgestreckten Rückgrat der mächtigen Erhebung. Hier welch' eine wonnige Wanderung! Der gutgehaltene Weg verlief eben wie eine Promenade und nach beiden Seiten fiel der Blick über die üppig bewachsenen Lehnen des Gebirges hinunter auf das Meer, welches von so beträchtlicher Höhe aus wie erstarrt erschien. So drang ich eine geraume Weile vorwärts, bis mich zu meiner Ueberraschung eine kleine Gruppe völlig neuer und in europäischem Stil errichteter Landhäuser aufhielt. Was war das? Eine echte und rechte Sommerfrische auf dem weitschauenden Scheitel des alten Gottesberges! Eine vornehme deutsche Dame verlor vor einigen Jahren den heißgeliebten Gatten auf einer Reise in der Nähe des Sees Genezareth. Sie wollte sich von dem theuren Leichnam nicht trennen und da dessen Transport in die ferne Heimath zu viel Schwierigkeiten bereitete, begrub sie ihn auf dem Friedhof der deutschen Colonisten in Haifa, sie selbst aber baute sich hier oben auf der gesünderen Karmel-Höhe an. Damit gab sie den Anstoß dazu, daß auch die unternehmenden Württemberger an der nämlichen Stelle ein Sanatorium besonders für ihre Kinder sowie ein geradezu luxuriös eingerichtetes Hotel für Touristen begründeten. Wer also einmal einen recht absonderlichen, noch nicht von aller Welt überschwemmten und doch die unvergleichlichsten Eindrücke hervorrufenden Landaufenthalt ersehnt, der fahre übers Meer und klettere auf den altgeheiligten Karmel! — Ich setzte meine Wanderung auf dem Bergrücken fort. Sie wurde bald einsamer. Stille Wälder von südlichen Laubholzarten, wie immergrünen Eichen, Lorbeeren, Johannisbrodbäumen u. a., aber auch Nadelbäumen, Pinien u. dergl., umfingen mich, einsame Thalgründe zogen sich da und dort vom Kamme steil nach der Tiefe hinunter. Nur mitunter raschelte es laut im wirr verwachsenen Dickicht. Ein Wildschwein oder ein andres der zahlreichen jagdbaren Thiere, welche der Berg von jeher beherbergt, mochte dort erwachen. Endlich fiel mir ein Capellchen ins Auge, welches einen Hügel krönte — ich sah den Gipfel der ganzen Erhebung vor mir. Rasch war ich oben und genoß nun abermals eine ergreifende Fernsicht. Das Meer, in dessen Anblick ich bisher geschwelgt, lag weit im Rücken, dafür breitete sich das syrische Binnenland wie eine Reliefkarte vor dem Auge aus, im Vordergrund das galiläische Ländchen, ein abermaliger Ocean, nur gebildet von grünschillernden Bergkuppen und -kämmen, welche unzählbar hinter einander aufstiegen, bis fern gegen Morgen, jenseits der wohl zu verfolgenden tiefen Jordanspalte, diese Mannigfaltigkeit der Bodenbildung unvermittelt in eine ebenso außerordentliche Monotonie, in eine schließlich mit dem Himmel in eins verschwimmende braune ebene Fläche überging — die Wüste. Ich stand lange wie verzaubert. Zu den Naturbildern gesellten sich große erschütternde Bilder aus der heiligen Geschichte. Hier, auf der nämlichen Scholle, vollzog sich einst das große Gottesurtheil zwischen den Baalspfaffen und Elias, dem Diener des lebendigen Gottes, hier umtanzten die ersteren stundenlang ihren Altar, von dem Propheten dabei verhöhnt: „rufet lauter, denn euer Gott dichtet oder hat zu schaffen oder ist über Feld oder schläft," hier fiel endlich Feuer vom Himmel und verzehrte das Opfer der Jehovah-Anbeter, nachdem Elias sein machtvolles Gebet gesprochen: „Herr, Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, laß heute kund werden, daß du Gott in Israel bist und ich dein Knecht!" Man wird begreifen, daß ich nur ungern von dem weihevollen Karmelgebirge schied. Indeß ich befand mich erst auf der Thürschwelle Galiläas und wollte doch noch bis zu seiner östlichsten Grenze. Zum Glück war die Reise dahin wenigstens theilweise erleichtert, indem es bis Nazareth eine ganz leidliche Fahrstraße, eine Schöpfung unserer schwäbischen Landsleute, gab, auf der man den eben genannten derzeitigen Hauptort des galiläischen Ländchens mit gutem Gespann in etwa 6 Stunden zu erreichen vermochte. Ein württembergischer Colonist fuhr mich. Wir rollten erst längere Zeit dicht am grünen Abfall des Karmel-Stockes hin, dabei auf der anderen, linken Seite erst vom Meere, später von dem früher erwähnten Palmenwald begleitet. Außer durch die schöne Landschaft interessirte der Weg auch durch die originelle Volksmenge, die auf ihm verkehrte. Da schritten zwischen ihren sich drängenden zottigen Thieren dunkelhäutige Hirten, in Lumpen gehüllt, aber stolz, als lebten wir noch in den Zeiten des alten Testaments, wo Fürsten und Prinzen die Heerden weideten; dann wieder erschienen ganze Karawanen langhalsiger Kameele mit Reitern, die schläfrig auf den hohen Höckern der Thiere kauerten, oder Bauern der Umgegend mit primitiven, endlos langen Lanzen wie nicht minder Vertreter ber berüchtigten noch halbwilden Stämme von jenseits des Jordans, die, ein ganzes Arsenal von Messern und Pistolen im Gürtel, jederzeit um geringen Gewinnes willen zu einem Raubmorde bereit sind. Während ich noch all diese seltsamen Typen studirte, waren wir an ein trübes Gewässer gekommen, welches träg dem unfernen Meere entgegenfloß; es war der Bach Kison, an welchem der Gottesmann Elias die bei der gedachten Feuerprobe unterlegenen Baalspriester „schlachtete". Im Galopp ging's den steilen Hang zu dem Flüßchen hinunter, im Galopp jenseits desselben wieder empor. Bald darauf zog sich ein mäßig hohes, prächtig mit alten, umfangreichen Laubbäumen, Eichen, Carruben u. s. w., bestandenes Mittelgebirge — im waldarmen Palästina eine wahre Augenweide — quer über unsere Straße. In langer Kehre ging's hinauf. Droben hatten wir kaum den Abstieg nach der anderen Seite begonnen, so bot sich uns ein noch entzückenderer Anblick. Zu Füßen dehnte sich, rings von einem Kranz blauer, formenreicher Berge umschlossen, eine ungeheure Fläche aus, so glatt wie ein Seespiegel, wofür man sie auch hätte ansehen können, wäre nicht ihr helles, schimmerndes Grün gewesen. „Ebene Jesreel" — sagte meine Karte und wer Bibel und Geschichte kennt, weiß, was der Name bedeutet, nichts mehr und nichts weniger als was in Deutschland etwa die weiten Blachfelder um Leipzig oder am Lech vorstellen, d. h. eine Art prädestinirtes Schlachtfeld, denn auf diesen schönen Gefilden wurden alle wichtigeren Kämpfe Israels und seiner Nachfolger ausgefochten, von Gideon, der hier die Midianiter schlug, und Saul, der ebenda mit dem trefflichen Jonathan den Heldentod fand, bis auf Napoleon I., der bei Gelegenheit seines berühmten ägyptischen Feldzugs in dieser Gegend einen großen Sieg über ein weit überlegenes türkisches Heer daoon trug. Zum Glück sah ich aber daselbst nicht nur blutgetränkten Boden vor mir. Die Ebene Jesreel, eine der wenigen Niederungen, welche das so eminent gebirgige Palästina aufzuweisen hat, war einst zugleich eine Kornkammer des Landes und deswegen auch dicht bevölkert. Noch stehen, namentlich am Fuße ihrer östlichen Umwallung, am sogenannten Gebirge Gibeon, theilweise von dem hohen Punkte aus, auf dem ich stand, durch ihre weißglänzenden Mauern wahrnehmbar, eine Anzahl Ortschaften, welche bereits vor Jahrtausenden eine Rolle spielten, so Zerin, das alte Jesreel, wo einst Ahab und die gottlose Isebel residirten und Naboth seinen Weinberg besaß, dann Nain, die Stadt, wo der Heiland den Jüngling auferweckte, Endor, wo der abergläubische Saul in der Nacht vor seinem Ende bei der Zauberin erschien, u. a. Heutzutage ist die gottbegnadete Ebene freilich nur noch der Schatten von dem, was sie vordem war. Große Strecken ihres Areals sind zu Sümpfen geworden, in denen kreischende Wasservögel hausen, oder liegen doch brach, nur zur Nachtzeit bevölkert von gierigen Schakalen,

deren heiseres Gekläff alsdann das große Schweigen ringsum unterbricht und sich anhört wie eine schaurige Todtenklage um die längst entschwundene Herrlichkeit. — Als ich der schönen Ebene Jesreel den Rücken gewandt hatte, sah ich mich bald im Bereiche der charakteristischsten galiläischen Landschaft, in der echten Hirtenregion, einem Gewirr von Bergkuppen und Hängen, auf deren grasigen Triften bald da bald dort Mengen weidender Schafe und Ziegen auftauchten, die von Weitem wie durcheinander laufende Ameisen anzusehen waren. Geraume Zeit umgab uns dieses kleine Arkadien, bis plötzlich der Blick in eine Art Kessel dicht am Wege hinunterfiel — eine Oase im besten Sinne des Wortes, denn die ganze Vertiefung wurde ausgefüllt von einem prächtigen, dichten Hain schlanker Dattelpalmen, dunkellaubiger Orangen und knorriger Oelbäume, in dessen Mitte ein von einer bunten Menschenmenge, Weibern in weißen Gewändern, den doppelhenkeligen Krug auf dem Kopfe, abgesessenen Reitern u. dergl., umlagerter Quell sprudelte. Das kleine reizvolle Eden bildete jedoch nur die Einleitung zu einer noch größeren Ueberraschung. Denn kaum war unser Gefährt um die nächste Ecke gebogen, so bot sich mir ein Städtebild, wie ich es bis dahin im heiligen Lande noch nicht getroffen. Felsige Hänge bildeten ein weites Halbrund, eine Art natürliches Amphitheater, auf dessen Terrassen zwischen zahlreichen grünen Gewächsen, Feigen und Granatbüschen, Kaktushecken und dunklen, steifen Cypressen saubere, grell weiße, villenartige Häuschen von der Thalsohle, wo eine doppelthürmige Kirche das Centrum der ganzen Ansiedelung markirte, bis zur obersten Höhe hinankletterten. Diese überaus anmuthige Ortschaft, die an süditalienische Bilder erinnerte, war Nazareth, jene Stadt, von der vor Zeiten die hochmüthigen Bewohner Judäas und Jerusalems zu sagen pflegten: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“, die sich mir aber nun in Wirklichkeit als eine liebliche Idylle darstellte, als ein versteckter traulicher Winkel, dessen ganze Erscheinung trefflich stimmt zu dem biblischen Bericht über das Kind Jesu: „und er ging mit ihnen hinab und war ihnen unterthan und nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“ — Ich trat in das Innere des Ortes. Die schlimme Enttäuschung, die man in diesem Falle fast in allen orientalischen Städten erfahren muß, blieb hier aus, die Straßen zeigten sich breit, licht und reinlich, die Bevölkerung — fast durchweg christlich — wohlgekleidet, manierlich und von einer auffallend schönen Gesichtsbildung. Sonst gab's freilich nicht viel zu sehen. Ich lenkte meine Schritte vor Allem nach dem schon erwähnten zweithürmigen Gotteshause, der berühmten „Kirche der Verkündigung“. Im Hintergrunde des reich mit Gold und Silber gezierten Schiffes führen einige breite Stufen in eine Art Grotte hinunter, wo man noch die Säule zeigt, an welcher der Engel stand, als er der erkorenen Jungfrau die Worte zurief: „Gegrüßet seist Du, Holdselige, der Herr ist mit Dir, Du Gebenedeiete unter den Weibern!“ Unweit von da ließen mich dienstbereite Gesellen auch die sogenannte Werkstatt des Joseph und selbst die Küche der Maria sehen. Den Beschluß des Rundgangs machte die Besichtigung des vielgefeierten „Marienbrunnens“ am Ende des Städtchens, um welchen her noch immer, wie wohl einst schon zu den Zeiten des Heilands, den ganzen Tag über und bis in die Nacht hinein das regste Treiben und Drängen seitens durstiger und schöpfender Menschen zur Erscheinung kommt. Den Hauptgenuß gewährten mir freilich nicht diese echten oder vermeintlichen Reliquien, sondern die Stunden, die ich nach Einbruch der Dunkelheit in stillem Sinnen auf dem geräumigen Söller des gastlichen russischen Hospizes zubrachte. Da blinkten die Lichter der Häuschen an den felsigen Lehnen ringsum aus ihrem dichten Buschwerk heraus wie zahllose Leuchtkäfer und ein weihevoller Frieden schwebte über dem so bedeutsamen Fleck Erde, der unwillkürlich die Hände falten machte: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöset sein Volk!“

Ich hatte die erste Hälfte Galiläas hinter mir, nun galt es auch noch die andere zu durchmessen; das sollte freilich noch ein gut Stück Arbeit bedeuten. Die Chaussee der wackeren Schwaben hatte ein Ende, fortan blieb nur noch ein wenigstens auf der ersten Strecke geradezu entsetzlicher Karrenweg übrig. Ueber stark geneigte, spiegelglatte Steinplatten galt es die hohe Kante der die Stadt Nazareth umschließenden Felswände zu erklimmen und jenseits über furchtbares Geröll wieder in tiefe Thäler niederzusteigen. Erst als wir ein auf einem Hügel thronendes, von einem netten Kirchlein überragtes und von Baumgruppen und Getreidefeldern umgebenes, fast heimathlich-deutsch anmuthendes Dorf — der Ueberlieferung nach das Cana, wo Christus Wasser in Wein verwandelte — erreicht hatten, ward die Reise leichter. Das Erdreich verflachte sich zu ausgedehnten Hochflächen, über welche unsere Wägelchen vielfach so leicht wie über eine Scheunentenne rollte. Zu sehen gab's hier freilich lange Stunden hindurch kaum etwas als höchstens da und dort eine Heerde scheuer Antilopen, welche wie Schattenbilder über die Steppe huschten, um bald am Horizont zu verschwinden. Nur die prächtige Figur des Tabors, des Verklärungsberges, welcher in der Ferne wie eine hohe grüne Insel über dem grauen, dürren Boden aufragte, zog eine Zeit hindurch das gelangweilte Auge auf sich. Um so überwältigender war die vollständige Bühnenverwandlung, die sich schließlich ganz ohne Uebergang vollzog. Eben noch schien die eintönige Hochebene endlos sich auszudehnen, da standen wir urplötzlich am Rand eines tiefen Abgrundes, einer Art von Riesenkrater, auf dessen Grund ein meilenweit ausgedehnter See still und abgeschieden lag wie eine kleine Welt für sich. Die Sonne stand im Begriff unterzugehen, über das einsame Gewässer legten sich bereits tiefe Schatten, stahlblau, fast schwarz erschien seine Farbe, aber jenseits von ihm zog sich eine wallartig aufgebaute kahle Gebirgskette hin und diese wurde im schroffsten Gegensatz dazu durch das schwindende Tagesgestirn in das duftigste Rosenroth getaucht, das indeß rasch dunkler wurde, bis zuletzt die ganze Erhebung in Feuersgluth zu stehen schien — ein unvergeßlicher Anblick. Unwillkürlich hatte ich Halt geboten. Aber es war nicht blos das wunderbare Naturschauspiel, was mich wie in Zauberbann hielt. „See Genezareth“ — welche Fülle großer Erinnerungen mußte nicht dieses kurze Wort wachrufen! Da drunten also, auf dieser reizvollen Erdscholle, die wie ein sorgsam gehüteter Garten von der übrigen Welt abgegrenzt erschien, vollzog sich das erste Auftreten des Welterlösers, nachdem die stille Kindheit vorüber war. Dort, in den freundlichen Städtchen, die vordem wie eine Schnur von Perlen das schöne Seebecken fast ringsum einschlossen, begann er seine Thätigkeit, fand er aber auch die ersten Herzen, die ihm zufielen. Dort geschah manche seiner Wunderthaten, erscholl manches seiner unvergänglichen Worte. Es war mir, während ich sinnend in den weiten Trichter hinabschaute, als müßte ich noch die Menschenmassen gewahren, die sich einst daselbst auf den lieblichen Ufergeländen um ihn schaarten, als die sieben Seligpreisungen von seinen Lippen gingen, als müßte das Schifflein auf den schimmernden Fluthen auftauchen, das ihn dort so oft getragen. Aber ach, das Alles ist längst vorbei! Auch die lieblichen Ortschaften am Gestade, Kapernaum, Magdala &c., sind fast spurlos hinweggefegt worden. Nur die Schöpferkraft der Natur war nicht zu ertödten. Auf dem schmalen ebenen Landstreifen rings um das Gewässer sproßt und wuchert es noch heute wie in einem Treibhause, fast das ganze Jahr hindurch reifen dort Trauben, Feigen und zahllose andere Obstarten.

Wehmuth im Herzen, wie sie den Wanderer im gelobten Lande fast bei jedem Schritt überkommt, setzte ich endlich meine Fahrt fort. In langen Kehren wand sich die Straße an den jähen Abhängen hinunter, denn man muß wissen, daß der gefeierte See nicht weniger als 200 m, d. i. ganze 50 m mehr, als die Kölner Domthürme messen, unter dem Spiegel des Oceans liegt. Endlich hatte ich Tiberias erreicht, den einzigen nennenswerthen Ort, der aus dem Alterthum übergeblieben. Wie viel Schmutz und Verfall aber selbst hier, die Menschen nicht ausgenommen, aus deren Gesichtern theils Fanatismus und Habgier, theils Trägheit und Stumpfsinn sprachen! Mir grauste. Ich kam mir auf einmal so einsam und isolirt vor, wie einer, der unversehens aus warmem Leben in eine Gruft gerathen. Erst als ich dann in einem Nachen weit draußen auf dem blauen Gewässer schwamm, wurde es mir wieder frei und wohl ums Herz. Denn dort war es mir nicht anders, als ob aus dem leisen Rauschen der Wellen noch ein Nachklang des Wortes töne, das einst in Sturm und Graus die geängstigten Jünger vernommen: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 116. Sonnabend, den 26. September. **1896.**

Aus meinem Tagebuche vom Dresdner Hoftheater.

Von Anna Löhn-Siegel.

I.

Wir haben das Jahr 1866 mit einem „Zauber" eröffnet, aber mit keinem gelungenen. Das vieractige Volksdrama: „Die Zauberin am Stein" des österreichischen Dichters Franz Nissel verräth viel Talent, es werden darin verschiedene Katastrophen pomphaft vorbereitet, die uns in Spannung versetzen, aber sie gehen aus ohne zu befriedigen. Die göttliche Gerechtigkeit kommt nicht zur Geltung, die Heldin geht zu Grunde ohne zwingende Nothwendigkeit und so kam es, daß die erste Hälfte des Stücks vom Publicum gut aufgenommen wurde und die zweite Widerspruch erregte. Unsere talentvolle jugendliche Tragische, Fräulein Ulrich, die in der Gunst des Publicums immer höher steigt, erwarb sich als verkanntes Genie, will sagen: Hexe! außerordentlichen Beifall, wurde wiederholt hervorgerufen. In der Corona von Talenten, die sich außerdem um die „Zauberin" gruppirten, glänzten vornehmlich Frau Bayer und Hr. Jaffé. Generaldirector v. Könneritz sagte nach der Vorstellung: „Da habe ich die alte »rühmliche« Sitte nun wieder einmal befolgt und zum neuen Jahr ein neues deutsches Dichterwerk vor die Lampen gebracht und es gefällt dem verehrten Publico nicht einmal." — — Heinrich Anschütz, „eine Größe des Wiener Burgtheaters", ist todt. So sprechen sich die österreichischen Zeitungen aus, aber Anschütz war eine Größe nicht nur des Wiener Burgtheaters, sondern der dramatischen Kunst überhaupt. Als ich im Jahre 1847 im Trauerspiel „König Lear" gelegentlich eines Gastspiels des großen Mimen auf dem Leipziger Stadttheater die Ehre hatte, sein „Töchterchen Cordelchen" (so nannte er mich) zu spielen, erzählte er, daß er die weltbedeutenden Bretter einst zuerst in der Nähe von Leipzig betreten habe, nämlich in Wurzen und Oschatz. Er hob auch hervor, daß damals noch die schöne Zeit gewesen sei, wo es sich die größten Künstler, die er gesehen habe, zur Ehre geschätzt hätten, in classischen Stücken kleine Rollen zu spielen, während gegenwärtig selbst unter den jungen Schauspielern, die noch viel zu lernen hätten, die Großrollensucht sich blähe und eine tadelnswerthe Geringschätzung gegen die kleinen Rollen zu beklagen sei. Das ließ ich mir gesagt sein und habe beispielsweise eine Neubrunn im „Wallenstein" ebenso gewissenhaft studirt, als ob es eine Thekla wäre. — — Wohin ich jetzt komme und wo sich überhaupt intelligente Leute versammeln, wird politisirt. Es heißt allerorten: Die Dinge spitzen sich zu! Advocat Siegel sagt: „Das Jahr 1866 kann kaum wieder eines der Verwirrungen, Täuschungen, der Austragslosigkeit, der politischen Puffs und des politischen Stillstandes werden, wie es das vorige war." — — Ich habe Carlotta Patti gehört, eine Wunderthäterin auf dem Gebiete der Gesangskunst. Phänomenale Höhe! Staunenswerthe Läufer, Triller, Fiorituren! Es ist, als träte man in einen Urwald reizend und üppig verschlungener musikalischer Lianen ein. Und welche Sicherheit in der Behandlung des Organs! Gegenüber einer solchen Infallibilität komme ich zu dem boshaften Wunsche: Wenn ihr nur endlich einmal etwas fehlschlüge! — — Seltsames Geschick! Vorgestern schrieb ich meine unmaßgebliche Meinung über und meine Bewunderung für Carlotta Patti nieder und sandte sie verabredeter Maßen an eine Zeitung, am nächsten Tage mußte ich für dasselbe Blatt eine wunderthätige Katze, die gelernt hatte, im Tacte zu miauen, besprechen. Dressur! Es ist doch Alles Dressur! — — Frau Advocat Siegel ist sehr niedergeschlagen. Ihr Gatte hat einen äußerst vortheilhaften Antrag erhalten — von auswärts — seine Zeitung zu verkaufen. Aber er will ablehnen. Ich sollte ihm zureden, das Blatt zu verkaufen. „Ach," rief sie schmerzlich aus, „dann wären doch all' die Aufregungen, die furchtbare Arbeitslast, die Anfeindungen, der Aerger mit den Preßprozessen — Alles wäre vorüber. Wir kauften uns ein Landgut und lebten still und zufrieden, fern von der greulichen politischen Hetzjagd." Nun bat Frau Siegel dringend um meine Beihilfe. Ich sagte, ich könne nicht glauben, daß Advocat Siegel dazu geschaffen sei, wie Cincinnatus den Acker zu pflügen und hinter den Ochsen herzugehen. Da rief die erregte Frau: „Und hat er denn in seinem jetzigen Beruf nicht gerade genug mit Ochsen anderer Art zu ringen?" „Allerdings," entgegnete ich, „mit Ochsen hoch oben und tief unten. Aber wer Ihren verehrten Gatten kennt, kann ihn sich nicht in der Langeweile des Landlebens vorstellen. Er, der es so sehr gewöhnt war, ins Weltgetriebe einzugreifen und nach bestem Wissen und Können für Freiheit und Recht zu kämpfen, die Unterdrückten zu schirmen, der Wahrheit, der freien Ueberzeugung die Spalten seiner Zeitung zu öffnen und mit Aufopferung — das gebe ich zu — der Aufklärung, dem Fortschritt zu dienen —" da trat er selbst ins Zimmer. Ermattet kam er aus der Expedition. Seine Gattin warf mir einen flehenden Blick zu: ich sollte zureden, daß er die Zeitung verkaufe. Ich vermochte aber nicht gegen meine Ueberzeugung zu handeln und antwortete dem Ansinnen der bewegten Frau: „Nein! der edle Mann kämpft ritterlich bis er das vorgesteckte Ziel erreicht hat und dieser Kampf ist seine Liebe, auch wenn er es nicht erreicht." — Frau Siegel war tief verstimmt. Sie hatte so fest auf meinen Einfluß gerechnet. Er aber sagte begütigend zu ihr: „Laura, wie oft habe ich die Zeitung mein Kind genannt!" — „Ja, Schmerzenskind!" warf sie fast weinend ein. „Und lieben die Eltern nicht fast immer ein Schmerzenskind, ein Sorgenkind, am Meisten?" frug er zurück. Und zu mir gewendet: „Wo steht das Citat vom Kampf und Ziel und daß der Kampf des Mannes Liebe ist?" Ich: „Es stand in meinem Trauerspiel »Luisa Strozzi«, ehe dasselbe mit diesen und andern Kürzungen in den Rahmen der »Schaubühne« eingefügt wurde." — — An einem der nächsten Tage begegnete ich beim Ueberschreiten der Brühl'schen Terrasse dem mir befreundeten geistvollen Max Maria v. Weber. Rasch kam er auf mich zu und frug mit gerunzelter Stirn: „Ist es wahr, was man munkelt? Siegel will seine Zeitung verkaufen? Da gäb' es ja bei uns kein unabhängiges Preßorgan mehr, keines, das Unabhängigkeit mit Anständigkeit verbindet? Sie gehören ja zur Redaction, Sie müssen's wissen, was an der Geschichte ist!" „Die Ehre, zur Redaction zu gehören, muß ich ablehnen," antwortete ich, „aber daß die »Constitut. Zeitung« nicht verkauft wird, weiß ich." „Nun, Gott sei Dank!" rief Hr. v. Weber. „Es wäre jammerschade und unverzeihlich gewesen!" — — Hermann Hendrichs, einer der ersten Sterne des Berliner Hoftheaters, wird bei uns gastiren. Er besuchte mich und sprach so ehrenvoll und gerecht von Gutzkow, wie ich es von Schauspielern selten gehört habe. Nur die stark-kritische Ader, die Gutzkow gar zu häufig in der Unterhaltung spielen lasse, die mache ihm so viele Feinde. „Mehr in der Presse," entgegnete ich, „als in der Unterhaltung." „Nun freilich, da erst recht!" rief Hendrichs, „das versteht sich. Aber das lesen doch nicht Alle. Die scharf zugespitzten Sentenzen hingegen, die er ins Gespräch einflicht, die hinterlassen Wunden, die fortbluten." — — Nun fragt mich brieflich auch mein langjähriger Freund Palleske, ob es wahr sei, daß die „Constitut. Zeitung" verkauft und in die Hände „von Schulmeistern" gerathen solle? Er könne nicht glauben, daß ein

so deutsch gesinnter und liberaler Mann, wie Advocat Siegel, gerade jetzt den politischen Schauplatz verlassen wolle, jetzt, wo es vielleicht bald zum entscheidenden Treffen kommen werde! — — Die fortschrittlich gesinnte Schriftstellerin Luise Otto-Peters, die im vorigen Jahre den Allgemeinen deutschen Frauenverein in Leipzig gründete, hat sich in ihrer Frauenzeitung „Neue Bahnen" die Aufgabe gestellt, die Arbeitsfähigkeit der Frauen gründlich zu erörtern. Sie sagt: „Vielen unseres Geschlechts fehle leider die Lust zur Arbeit, der Ernst dafür, weil sie nicht schon in frühester Jugend gelernt hätten, tüchtig zu sein, nicht scharf zur Arbeit angehalten wurden und nicht Strenge genug gegen sich selbst besaßen." Ich bin nun freilich der Meinung, daß man das Alles selbst besorgen müsse, die Strenge gegen sich selbst vornehmlich. Mit welcher Seelenangst sah ich nach meiner Confirmation ein Vierteljahr um das andere schwinden, ohne daß ich trotz Dichten, Studiren und Nachdenken dem ersehnten Ziele der Selbständigkeit näher kam. Niemand half mir. Ich selbst mußte mir helfen. So ist's: Hilf dir selbst, o Weib, so ist dir geholfen. Die Männer sollen's thun? Weibliche Schlaffheit! Die Männer haben mit sich selbst zu thun. — — Unser würdiger Kapellmeister Carl Krebs feierte am 1. April sein 40jähriges Dirigentenjubiläum, wurde vielfach geehrt, erhielt Auszeichnungen von Nah und Fern, unter Anderem von einer mir bekannten vornehmen Dame einen prachtvollen Lorbeerkranz für die Composition des Liedes: „Ach, wenn du wärst mein eigen", das er ihr einst auf ihre Bitte um ein Autograph gesendet hat. Der Herr Generaldirector v. Könneritz hat bei seiner persönlichen Beglückwünschung gesagt: „Nun, den Krebsgang sind Sie nicht gegangen." Seine Gattin, Frau Krebs-Michalesi, unsere herrliche „Fides" und unser ritterlicher „Adriano" rc. rc., wurde vielfach in die Ehrungen ihres Gemahls verdientermaßen einbezogen. — — Frau Jenny Ney will ihren Contract lösen, will nur noch 9 Mal auftreten, so heißt's. Daran ist nun wohl die kühle Stimmung des Publicums hauptsächlich Schuld. O wenn sich doch die wahrhaft Kunstgesinnten aufrafften und der edlen Sängerin den Beweis lieferten, daß man sie zu würdigen weiß! Wahrlich, es liegt nicht selten am viel- oder auch querköpfigen Ungeheuer, daß ein großer Künstler an sich selbst irre wird, und sogar zurückgeht, anstatt vorwärts zu schreiten. Frau Ney aber, so sagen selbst musikalische Autoritäten, hat noch lange nicht den Zenith ihres physischen Könnens überschritten. — — Das neueste Werk aus dem unerschöpflichen Bronnen des Lustspieldichters Roderich Benedix: „Die zärtlichen Verwandten" hat bei uns durchgeschlagen, wie lange kein Stück. Hr. v. Strantz, unser gewiegter und gewandter Lustspielregisseur, setzte es mit gewohntem Geschick in Scene und sieht sich reich belohnt. Das Haus ist stets erdrückend voll. Ueberall spricht man von den „Zärtlichen". Die „Verwandten" werden gar nicht mehr hinzugesetzt. Strantz war anderer Meinung als ich, was die Auffassung und Ausführung meiner Rolle, der gelehrten Ulrike, betraf. Er redete mir auf den Proben eindringlich zu, seinen Anordnungen zu folgen. Allein ich blieb mir selbst, d. h. meiner Ansicht treu, und zwar mit glücklichem Erfolg. Hr. v. Strantz kam am nächsten Tage zu mir, gratulirte mir herzlich und rief: „Sie und Jauner (Letzterer als Schummrich) Ihr Beiden habt den Vogel abgeschossen!" Hr. v. Strantz ist eine elastische Natur, zum Segen des Kunstinstituts. Wenn er nur voraussetzen kann, daß dem Ganzen mit seiner Nachgiebigkeit gedient ist, besteht er nicht auf seinem Kopfe und denkt: „Na, die Künstler haben ja auch ihre Köpfe und ihre Gedanken. Da mag ich nicht regisseurlicher Querkopf sein." — — Der Schriftstellerverein forderte mich zum dritten Male auf, Mitglied zu werden. Ich habe der Aufforderung Folge geleistet. Wir tagten in Leipzig. Ziele waren: Sicherstellung des literarischen Eigenthums, Unterdrückung des Nachdrucks, Durchsetzung der Rechte des dramatischen Dichters. Es war eine schöne Pfingstfeier, besonders für mich, denn ich genoß zugleich die Gastfreundschaft der Orient-Reisenden Frl. v. Eberstein auf Neuschönefeld bei Leipzig, die mir sehr wohlgesinnt ist. Den über das Glück seiner „Zärtlichen Verwandten" hocherfreuten Roderich Benedix besuchte ich auch. Da saß er mit seinem graugelockten Haupt und ließ sich erzählen, daß das Haus bei uns in Dresden immer gefüllt ist, wenn wir „die Zärtlichen" geben, und daß man von allen Seiten wiederholt: „Das ist so köstlich bei Benedix: er ist immer deutsch!" Der Erfolg, den dieses Lustspiel überall auf der deutschen Bühne findet, beweist uns wiederum, daß unser Publicum doch noch das alte ist und seine Neigung für die Grundbedingungen des deutschen Lust- und Schauspiels noch nicht eingebüßt hat, so sehr sich das deutsche Theater durch beflissene Darstellung des modernen Pariser Entsittlichungsdramas dies zu bewerkstelligen auch angelegen sein läßt. Dieses Drama beginnt mit der Auflösung der Ehe, vielmehr mit der Darlegung der Umstände, die sie unmöglich machen. Das deutsche Drama schließt mit der Zustandebringung der Ehe. Darüber sprachen wir uns aus und Benedix schloß mit den Worten: „In uns Deutschen ist das Familienleben immer noch etwas Heiliges, Unantastbares und ich fürchte nicht, daß wir ein Herabsteigen unserer Bühnenschriftsteller zu den Pariser Geschmacksverirrungen und zu ihrem Cynismus zu erwarten haben. Sie würden mit solchen Stücken, welche die Unmoralität an der Stirn tragen, nicht durchdringen." — — Als ich diese Aeußerungen einigen meiner schriftstellernden Collegen mittheilte, wurde lebhaft widersprochen. „Das denkt der gemüthliche, der deutschen Sentimentalität unterthane Benedix," hieß es. „Aber er wird es vielleicht noch erleben, daß er sich damit im Irrthum befindet. Realismus und Nihilismus arbeiten am Publicum und unwillkürlich sinkt der Dichter mit ihm herab." Dann ging es, wie häufig bei solchen Auseinandersetzungen, auch über Charlotte Birch-Pfeiffer her, diese nicht minder fruchtbare Bühnenschriftstellerin, als Benedix. Doch ließ man ihr und ihm schließlich die Gerechtigkeit widerfahren, daß beide einen immerhin wirksamen Damm gegen französischen „Schund" und pikante „Unsittlichkeitsraffinerie" aufgeworfen haben, die unsere Bühnen ohnehin genugsam überschwemmen, wenn der gute Zweck auch nicht gerade ein unbedingtes Lob für das Mittel involvire. — — Nachdem ich bei Frl. v. Eberstein mancherlei orientalische und nordafrikanische Wunder betrachtet hatte, u. A. ein in Paris ausgestopftes Krokodil vom Nil, einen Skorpion, der der Weltreisenden einen gefährlichen Stich oder Biß beigebracht haben sollte, und schließlich einen unverfälschten indischen Götzen in kauernder Stellung, kehrte ich nach Dresden zurück und fand, daß man sich jetzt selbst hinter den Coulissen mit Politik beschäftigte. Der politische Horizont habe sich immer mehr verfinstert. Von Tag zu Tag würden die Wolken drohender, die sich zwischen Preußen und Oesterreich aufgethürmt hätten. Nur einer schalt die Bedenklichen und Zweifelnden: unser Chef, Hr. v. Könneritz. Er redete von Uebertreibungen, Zeitungsenten, war sogar hoffnungsfroh und schloß seine tröstende Gedankenreihe mit den Worten: „Ja, wenn wir den Bund nicht hätten! Der deutsche Bund ist's, der uns schützt." Aber spöttisch tönt's von anderen Seiten: „Der Bund ist eine Null!" Nach dem letzten preußisch-sächsischen Depeschenwechsel soll bereits, wie ein Gerücht umläuft, ein preußisches Armeecorps gegen die sächsische Grenze vorgeschoben worden sein. Dann stünd' ja der Krieg vor der Thür? — — Herrmann Hendrichs von Berlin, eine männlich schöne Erscheinung, ein vielseitiger Künstler, gastirt trotz alledem bei uns, gefällt besonders als Dr. Hagen in „Das Gefängniß" von Benedix ganz außerordentlich, hat einen würzigen Humor. Ich bin das Frl. v. Delmenhorst im Stück, eine Rolle, die mir früher Frau Mitterwurzer wieder raubte, nachdem ich sie schon mit liebendem Fleiß studirt hatte. — — Was den Humor betrifft, so sucht ihn uns allerdings Hr. v. Bismarck gründlich zu versalzen. Aber er ist doch der Mann des Tages, mehr denn je. Ich komme oft in das Haus des Barons v. Uckermann. Die Erzieherin seiner drei Töchter, Frl. Martha Nicolai, ist mir eine gar liebe und geistvolle Bekanntschaft. Dort höre ich mit Interesse des Barons Beurtheilungen der bekannt werdenden militärischen Maßregeln Preußens und Sachsens. Uckermann war früher Officier, ist für Preußen und sagt bestimmt: „Preußen muß siegen, wenn's zum Treffen kommt. Was man auch gegen Bismarck bezüglich seiner verfassungswidrigen und freiheitfeindlichen Wirthschaft zu sagen haben mag: er hat jetzt den österreichischen Staatsmännern gegenüber eine Ueberlegenheit bewiesen, daß jene Herren als wahre Jammergestalten dastehn." Ich erlaubte mir die Bemerkung: „Er hat ja schon in seinem Namen den »Biß« und das »Mark«." — — Hinter den Coulissen bemerkte ich heute eine wachsende Beunruhigung. College Koberstein ist zwar strammpreußisch, d. h. muthig gestimmt, College Jauner aber, der Wiener, scherzt mit bittersüßem Lächeln: „Kobersteinchen lauert ganz vergnügt und preußisch-prahlerisch auf seine Einberufung. Aber wartet nur, Ihr Pickelhauben! Oesterreich hat mehr Uebung im Kriegführen, als Preußen. Das werden Euch unsere Weißröcke bald begreiflich machen." Von andern, d. h. weiblichen, Seiten hört man jedoch den Seufzer: „Was soll aus unserm Theater werden, wenn die Kriegsfurie das kleine Sachsen zwischen

ihre Klauen nimmt?" Bismarck hat Aufklärungen über die sächsischen Rüstungen gefordert, zu denen die plötzlich einberufenen Stände große Summen bewilligt haben. 500 000 Thaler, heißt's. Er findet die bisherige Haltung unserer Regierung preußenfeindlich. „Ach," seufzte man in den Damengarderoben, „wenn doch das viele Geld lieber für einige neue Decorationen und für elegante Costümgegenstände verwilligt worden wäre! Wie viel altes Gerümpel hätte da fortgeworfen oder auf dem Trödel verkauft werden können!" — — Hr. Geheimer Hofrath Bär, unser humaner Intendant während des Interims nach Sr. Excellenz Hrn. v. Lüttichau's Tod, kam auch hinter die Coulissen und tröstete gleichwie Könneritz: „Preußen wird durch den Bund zahm gemacht werden. Auf Sachsens Antrag wird eine außerordentliche Bundestagssitzung stattfinden. Sachsen hat die Vermittelung des Bundes angerufen. Passen Sie auf! Jetzt ändert sich Alles." — — Gedichte über Gedichte laufen bei der Redaction der „Constitut. Zeitung" ein. „Blut und Eisen!" betitelt sich eines von einem gewissen Pirazzi aus Offenbach. Er zetert über den bevorstehenden „Bruderkampf". — Hofrath Dr. Steinebach in Wien schreibt mir: „Bei uns ist Alles verhaßt, was aus Preußen kommt. Man jagte am liebsten den Dr. Laube und den Sänger Beckmann und Andere mit Schimpf und Schande fort, nur weil sie aus Preußen gebürtig sind. Ein Tenorist gastirte hier, er kam aus dem (wie die Zeitungen schrieben) vor der Hand noch preußschen Düsseldorf. Er gefiel nicht, fiel ab — natürlich — und hatte doch brav gesungen." — — Endlich kam ich einmal wieder zu Siegels. Hr. v. Carlowitz, ehemals sächsischer Landtagsabgeordneter, ein geistvoller Politiker und Gesinnungsgenosse Siegel's, war zugegen. Siegel sagte u. A.: „Man will den Frieden, weil man nach Lage der Sache Niemand den Sieg wünschen kann. Ein Sieg Oesterreichs hieße die deutschen Interessen denjenigen fremder Stämme opfern, eine mehr als hundertjährige politische Arbeit wieder zu Nichte machen, hieße jeden Fortschritt des deutschen Culturlebens preisgeben, hieße das Werk der Reformation aufs Spiel setzen." Hr. v. Carlowitz setzte hinzu: „Ein Unterliegen Preußens in solchem Conflicte könnte nur dem böswilligsten Gegner deutscher Interessen erwünscht kommen, während Oesterreichs Sieg dem katholischen Klerus, dem Jesuitismus und den Anhängern der Camarilla recht angenehm sein würde." — — Aus Leipzig schreibt man: „Es herrscht hier die größte Unzufriedenheit mit der Regierung. In einer Versammlung deutsch gesinnter Männer begann ein Redner also: „Die Geschichte ist dazu da — nichts aus ihr zu lernen." — — Man sagte hinter den Coulissen: im Kriegsfalle solle unser Hoftheater auf Befehl des Königs geschlossen werden. — — Die Sprengung des deutschen Bundes ist erfolgt. Es war am 14. Juni, als er mit Geprassel zusammenstürzte. Er ist in seiner bisherigen Gestalt auf immer dahin. Sachsen hat beantragt: Die hohe Bundesversammlung möge anordnen, daß alle Bundesarmeecorps mobilisirt würden, mit Ausnahme der preußischen. So lag die Feindseligkeit nun offen da und es erfolgte die Kriegserklärung Preußens. — — Hr. v. Carlowitz schrieb an Advocat Siegel: „Nun machen Sie sich gefaßt, mindestens gespießt zu werden. Denn die particularistisch Gesinnten in Sachsen haben immer schon gezetert, Sie trieben preußische Politik." — Ich führe nun ein doppeltes Tagebuch, ein kriegerisches und ein theatralisches, in letzterem wird nicht viel Gutes anzumerken sein, fürchte ich. — — Am 16. Juni gab man „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder". Ganz passend für die Situation. Noch niemals sah ich unsern Kunsttempel so leer. Die Einnahme betrug 26 Thaler! Ich beklagte unsere erhabene Künstlerin, Frau Bayer-Isabella mit ihrer Riesenrolle. — — College Ucko, der Tenorist, entdeckte mir, er, ein Preuße, sei einberufen worden. Bis jetzt habe er aber noch nicht den Entschluß gefaßt, sich zu stellen. Er überlege noch. Im schlimmsten Falle könne er, wenn er sich nicht stelle, durch ein halbes Jahr Festung bestraft werden. — — Unsere Truppen verlassen uns, marschiren auf Allerhöchsten Befehl nach Oesterreich. — — Se. Majestät der König Johann ist über Dippoldiswalde und Altenberg nach Böhmen abgereist. Mit ihm die Minister Rabenhorst und Beust. Er hat eine provisorische Regierung eingesetzt, an deren Spitze der Minister v. Falkenstein steht. Obgleich die Preußen in Sachsen eingerückt sind, spielen wir doch wider Erwarten noch immer Komödie. Es ist noch kein Befehl zur Schließung des Hoftheaters ergangen. College Koberstein begegnete mir im Foyer des Theaters und rief ganz entzückt aus: „Nun, werthe Collegin, kaufen Sie nicht schon tüchtig ein für die Einquartierung, die kommen wird? Ich freue mich wie ein Schneekönig. Wir stehn am Vorabend großer Ereignisse." — — Gerüchte über Gerüchte rasen durch die Stadt. Furchtbare Niederlage der Preußen in Schlesien! Ob's wahr ist? Am Theater schweigt man sich aus über die Angelegenheiten des Hauses Wettin. Selbst Hofrath Pabst, der doch ein Preuße ist (aus Erfurt), ist so politisch, gegenwärtig kein Wort über Politik zu verlieren. Hr. v. Könneritz, unser Chef, soll sehr schmerzlich berührt sein. Er, ein getreuer Sachse, kann sich mit dem über uns hereingebrochenen Preußenthum, auch nicht vorübergehend, vertragen. Was ist ihm die Einigung Deutschlands unter Preußens starkem Scepter? Wenn sie wirklich einmal zu Stande kommen sollte: ich glaube, er könnte sich ihrer nicht freuen, wenn sein geliebtes Königshaus dadurch Einbuße an Glanz und Macht erlitte. — — Am Nachmittag des 18. Juni gegen 3 Uhr ertönt plötzlich Musik. Man reißt in allen Häusern der Kreuzgasse, in welcher ich wohne, die Fenster auf. Preußische Jäger waren's und Geschütz. Artillerie, wir bekamen die ersten gezogenen Kanonen zu sehen. Die Trainsoldaten, die arg bestaubten Fahrer blickten sehr ernsthaft drein und musterten die Zuschauer mit Mißtrauen. — — Neue Gerüchte, aber immer zum Nachtheil der Preußen, durchschwirren die Luft. Ich verzeichne nur die tollsten. Einquartierung traf bei mir ein, Kreuzstraße 4, 3 Tr. Ein Mann! Auf meine Miethe kommt ein und ein halber Mann. Ich würde bei dem Halbirten um die Beine bitten, nicht um die obere Hälfte mit Schlund und Magen. — — Das Theatertagebuch wird zugleich mit Kriegstagebuch, man mag's anfangen wie man will. Die Ereignisse überwältigen auch die Kunst. — — Mein Hauswirth, Hr. Baudirector Eichberg, erzählt, daß unsere Truppen in Böhmen stehn. Oesterreich bezahlt sie von dem Gelde, das die sächsischen Stände für die Mobilisirung bewilligt haben. „Nun," sagte ich, „so bekommen die Oesterreicher bei dieser Gelegenheit doch endlich wieder einmal Silber zu sehen." — — Hr. Generaldirector v. Könneritz zeigt sich, wenn er hinter die Coulissen kommt, sehr bekümmert. Der einzige unter den Collegen, mit dem er sich über die politischen Ereignisse unterhält, ist der Hofschauspieler Seiß, ein guter Sachse und Vertreter zweiter komischer Partien, unser Styx mit der Lethesflasche in der Offenbachiade: „Orpheus in der Unterwelt". Ach, die Lethesflasche wird uns Allen wohl bald den erquickenden Trank bieten. Der biedere gemüthliche Seiß fühlt sich sehr geschmeichelt und sagt treuherzig, er wisse gar nicht, wie er zu der Ehre komme, vom Hrn. Generaldirector der Mittheilung seiner Ansichten über die Kriegsereignisse und die ganze kritische Lage Sachsens gewürdigt zu werden, denn er fühle, daß er in der Politik gleich Null sei. Uebrigens sei seine (Seiß') Ansicht: wenn nur das königliche Hoftheater erhalten bliebe und die Gagen fortgezahlt würden, so möchte doch zahlen wer wollte — aber nein, das dürfe man nicht sagen. Nein, sächsisches Geld sei uns Allen doch lieber als preußisches. Seiß ist also Particularist, wenn auch bisher ohne Bewußtsein. Die Aussprache seines gestrengen Vorgesetzten, dem er sonst hinter den Coulissen mit einer respectvollen Verbeugung aus dem Wege ging, hat ihn aufgerüttelt. — — Mein Pickelhaubenträger, Zimmermann mit Namen, ist 6 Stunden hinter Königsberg her, ein Ostpreuße. Große stattliche Gestalt, Infanterist, hat mein Dienstmädchen sofort um etwas „Warmes zu essen" gebeten, denn sie hätten, seit acht Tagen auf dem Marsche, nur von Brod und Schnaps gelebt. Er war in meiner Abwesenheit eingetroffen. Als ich in das vom vordern Logis getrennte Hinterzimmer nebst Alkoven, das ich der Soldateska eingeräumt habe, trat, saß er auf dem alten Sopha aus der Hohnsteiner Pfarre und rauchte eine Cigarre. Höflich stand er auf und schien erstaunt, weil ich ihm die Hand zum Gruß reichte. Er mochte auf einen feindseligen Empfang gerechnet haben. Dann erzählte er, er habe zuletzt in Rastatt mit Oesterreichern und Badensern zusammen gelegen. Die Badenser hätten oft Streit angefangen, deshalb wären sie zuletzt von den Preußen „mit Glanz" zur Caserne hinausgeworfen worden. „Von den Oesterreichern," so schloß er, „haben wir dagegen mit Händedruck Abschied genommen. Und nun müssen wir gegen sie zu Felde ziehen!" „Das alte weiche Hohnsteiner Sopha rühmt Zimmermann als „größte Wohlthat". Er sitzt immer darauf, sagt Amalie, mein Dienstmädchen, und wiederholt: „So gut wird's nicht leicht einem Einquartierten." — — Ich besuchte den Vater. Da sein Logis nur klein ist, erhält er keine Einquartierung. Er sieht den kriegerischen Verwickelungen mit großer Spannung entgegen und donnert schon nicht mehr so

hitzig gegen Bismarck wie bisher, „weil der doch stark zugreift, tapfer vorwärts geht und den alten faulen Bund zertrümmert hat". — — Der Maler Weinhold, den ich im Jahre 1857 in Rom kennen lernte, kam des Weges, als ich zum Vater ging. „Wissen Sie's schon?" rief er mir triumphirend zu. „Die Franzosen stehen bereits bei Coblenz. Ha, dann wäre der Krieg bald aus. Napoleon läßt die preußischen Bäume nicht in den Himmel wachsen." Und dieser Weinhold ist ein Preuße, aber einst bei Großmuttern in Frankreich erzogen worden. Da paßt wieder einmal Adv. Siegel's Ausspruch hin, den er bei Staatsrath Dr. Schleiden, dem Naturforscher, kürzlich that, als über die beklagenswerthe undeutsche Gesinnung so vieler Deutscher gesprochen wurde. Adv. Siegel sagte: „Napoleon's »Prestige« imponirt ihnen, und deshalb ist über den Ausgang eines etwaigen Krieges mit Frankreich, der gefürchtet wird, wenn Preußen im Kampfe gegen Oesterreich siegt, nichts zu sagen, als: Die meisten Deutschen verdienen noch immer das alte Spottverslein: Indem der Deutsche immerdar ein ganz verkehrter Zwickel war." Staatsrath Dr. Schleiden, ein gesinnungstüchtiger Deutscher, entgegnete: „So kann nur von Ihren Grünweißen geurtheilt werden. Wer allerdings, wie Sie, schon immer für eine gute Sache und große Idee, die deutsche, in Sachsen vergeblich gewirkt und gekämpft hat, der nur kann zu einem solchen Verdict kommen." — — College Maximilian erzählte im Theater, die Preußen hätten außer anderen Cassen auch die Theatercasse mit Beschlag belegt. Da sei der Generaldirector v. Könneritz zum Höchstcommandirenden gefahren und habe erklärt: dann müsse er sogar die lebenslänglich engagirten Mitglieder des Kunstinstituts mit dreimonatlicher Kündigung entlassen. Darauf hatte General Herwarth v. Bittenfeld, der Höchstcommandirende, sehr höflich versprochen, Befehl geben zu wollen, daß die Casse restituirt würde. Auf Könneritz' Anfrage, wieviel Freibillets für Officiere und Mannschaften bereit gestellt werden müßten, hat der General geantwortet: „Meine Leute werden bezahlen. Auch ich, wenn ich das Theater besuche." Herr v. Bittenfeld wird nicht viel von unserer Komödie zu sehen bekommen, denn es heißt neuerdings, unser König werde befehlen, das Theater zu schließen. — — Was ist das? Allgemeine Bestürzung. Die preußischen Truppen, die heute früh bei strömendem Regen ausgerückt waren, kehren zurück und lagern auf dem Theaterplatz und dem Neumarkt. Capellmeister Rietz begegnete mir und theilte entrüstet mit, die Soldaten seien gewaltsam ins Hoftheater eingedrungen und wollten es demoliren. Das war Unsinn. Bald erfuhr man, die armen durchregneten Soldaten hätten einige Glasthüren am Foyer eingedrückt, um sich in den Corridoren des Theaters vor der Himmelsnässe zu bergen. — — Man sinnt hier Alles aus, um die Oesterreicher in ein glänzendes Licht und die Preußen herabzusetzen. Nun hätten die Oesterreicher wieder in einem großen Treffen gesiegt. Prinz Friedrich Carl sei schwer verletzt am Schienbein und am Arm. — — Der preußische Civilcommissar, Hr. v. Wurmb, hat die Vertreter der Presse kommen lassen. Zu Adv. Siegel hat er gesagt, er werde ihm mittheilen, was er wünsche, seine, d. h. Siegel's, Wünsche sollten dagegen auch berücksichtigt werden. — — Es bricht sich das Gerücht immer mehr Bahn: sämmtliche Mitglieder des Hoftheaters sollen die Kündigung erhalten. Hr. v. Wurmb hat aber dem Adv. Siegel dagegen versichert, Se. Majestät der König von Preußen habe beschlossen, für alle königl. Institute Sorge zu tragen, was immer auch geschehen möge. Nun das klingt trostreich. — — Es kommen wieder neue Truppen. Einquartierung wird erwartet. Ich begab mich in Gesellschaft der Frau Staatsräthin Schleiden und der Frau Dr. Wehl in den „Großen Garten", weil erzählt worden war, die Preußen hätten ihn arg zugerichtet. Wiederum Lügen! Viele Stroh- und Heufäden lagen umher, einige Beete waren zertreten. Darin bestand die große Verwüstung. Der Dresdener saß auch wieder in der „großen Wirthschaft" und beim „Hofgärtner" und trank Bier und Kaffee. Den Hunden waren die Maulkörbe wieder angelegt worden, etwas, das man in den ersten Schreckenstagen vergessen hatte, vielleicht auch mit der Absicht, daß sie die Preußen — beußen sollten. — — Am 20. Juni sind die Schulen geschlossen worden. In einigen hat man die Kinder Charpie zupfen lassen. Es ist also fest und bestimmt ein Angriff auf Dresden erwartet worden, sagte mein Onkel, der Bürgermeister Neubert, der sich im Uebrigen mit keinem Wort über die Weltlage äußert. — — Gerüchte von Kämpfen zwischen Preußen und Oesterreichern, die an der böhmischen Grenze stattgefunden haben sollen, überfluthen uns von Neuem. Der Civilcommissar, Hr. v. Wurmb, hat Adv. Siegel ersucht, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den vielen falschen Gerüchten und Erfindungen entgegen zu treten, die das Publicum ängstigen und Verwirrung in die Köpfe bringen. — — Das Hoftheater ist geschlossen worden. Wir haben einen unfreiwilligen Urlaub angetreten. Das Haus war zuletzt leer wie noch nie. Ich beabsichtige, meinen Bruder, den Landwirth in Marbach bei Nossen, zu besuchen. Vorher begab ich mich einmal zu Hofrath Klemm, der vor Ausbruch des Krieges auch immer so fest auf die Macht des deutschen Bundes gerechnet hatte. Er war jetzt tief niedergedrückt und wiederholte oft: „Daran ist doch nur Bismarck Schuld." — — Dasselbe hat man den Arbeitern in Chemnitz gesagt, während man den Preußen sagte: der Beust ist am Kriege Schuld. Adv. Siegel wird mit abscheulichen Stichelreden verfolgt. Die Periode ist wieder vorüber, wo manche Leute glaubten, es sei nöthig, sich seiner Gunst zu versichern, um bei unserer preußischen Behörde, auf die er Einfluß erlangen könnte, etwas zu erreichen. — — Der „Dresdener Anzeiger" bringt der Königin-Wittwe, Marie, der Schwester der regierenden Königin, ein donnerndes Hoch, weil sie nicht geflohen ist, sondern bei ihren Dresdenern ausgehalten hat. — — Die Preußen haben 6000 Arbeiter zur Vollendung der um Dresden anzulegenden Schanzen gefordert! Das hat die Bevölkerung sehr erschreckt. Es heißt: die Schanzen sollen Dresden im Zaume halten. Mein Wirth, der Baudirector, sagte: „Und wir Dresdener sind doch so zahm!" — — Ein Lob wird aber den Preußen stets von sächsischer Seite, namentlich von den Weiblein, gezollt: Sie sehen sehr gut und strammsoldatisch aus. Eine Bauernfrau rief, umgeben von ihren Bekannten und Verwandten, die sämmtlich vom Lande herein nach Dresden gekommen waren, um die vielen „Preißen" zu sehn: „Alles hibsche große Leite!" — — In Meißen besuchte ich meinen Onkel, den Bergrath Kühn, Director der königl. Porzellanfabrik. Von ihm, dem treu-königl.-sächs. Beamten, hörte ich zu meiner Verwunderung folgenden Ausspruch über die politische Lage: „Zu Anfang muß Preußen einige Schlappen kriegen, um den dort herrschenden Hochmuth der Junkerpartei zu demüthigen. Dann aber muß es siegen. Der Schluß muß Preußens Sieg sein, denn unsere commerciellen und industriellen Interessen verweisen uns an dieses, und nicht an Oesterreich." — — Adv. Siegel wird wie ein Verfehmter behandelt. Er ist förmlich in die Acht erklärt worden. Und warum? Weil seine Zeitung lügt und Siegesberichte der Preußen bringt, directe telegraphische Depeschen, die ihm vom Civilcommissar zugeschickt werden.

Bücherbesprechung.

— Freytag's „Fabier" von Prof. Dr. R. Foß, Geh. Regierungsrath. (Die deutschen Classiker erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von E. Kuenen, Prof. am königl. Gymnasium zu Düsseldorf, M. Evers, Prof. und Director des Gymnasiums zu Barmen, und einigen Mitarbeitern. 12. Bändchen.) Leipzig, Heinrich Bredt. — Eine außerordentlich klare Analyse des Freytag'schen Dramas. Der Verfasser giebt zuerst eine eingehende Inhaltsangabe des Stücks, die an Gründlichkeit und Ausschöpfung nichts zu wünschen übrig läßt, erörtert dann den dramatischen Bau des Stücks, geht auf das nothwendig Tragische im Charakter des Cäso Fabius, des Helden, und seines Sohnes, des Tribunenmörders Marcus Fabius, ein, charakterisirt alle Personen bis ins Einzelne und giebt zum Schluß über Entstehung des Stücks und Sonstiges die wünschenswerthe Auskunft. Dabei hält sich der Verfasser stets auf kritischer Höhe und geht an Einwendungen nicht vorbei, obschon er sie meist im Sinne des Dichters zu entscheiden weiß. Die vornehme Arbeit sei für die Jugend und zum Selbststudium angelegentlichst empfohlen! Uns aber hat sie so recht wieder die Nothwendigkeit eines Theaters vor Augen geführt, das solche Stücke, wie „Die Fabier", die man fast nie zu sehen bekommt, spielt. Der vierte Act z. B. mit seiner großen Gerichtssitzung des Geschlechts der Fabier, die infolge Schuld den Entschluß fassen, sich selbst zu opfern, ist von packender Wirkung. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 117. Dienstag, den 29. September. 1896.

Der Brunnen im Gemüthsleben des deutschen Volkes.

Das Bild des Brunnens ist durch zahlreiche Fäden innig verbunden mit der Welt unserer Gefühle. Er erscheint uns nicht nur lieblich verklärt durch den Glanz der Poesie, sondern zugleich auch ehrwürdig weihevoll durch seine Beziehungen zur heiligen Schrift wir zur classischen Sagenwelt, Beziehungen, auf die unsere Aufmerksamkeit schon in frühester Jugend gelenkt worden ist. Wer erinnerte sich da nicht des getreuen Knechtes Elieser, wie er auszog, dem Sohne seines Herrn ein Weib zu nehmen. Als er vor die Stadt Nahor kam, da ließ er seine Kameele sich lagern bei einem Wasserbrunnen des Abends um die Zeit, wenn der Leute Töchter herauskommen, Wasser zu schöpfen. Und da kam auch heraus die schöne Rebekka, die stieg hinab zum Brunnen und füllete den Krug und stieg herauf, gab Elieser auf seine Bitte zu trinken und tränkte auch seine Kameele. Ein stimmungsvolles Bild aus der Patriarchenzeit! Wer gedächte ferner nicht des Herrn, wie er ermüdet in die Stadt Sichar in Samaria kam. „Es war aber daselbst Jakob's Brunnen," erzählt die heilige Schrift. „Da nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich also auf den Brunnen." Ein Weib kam, Wasser zu schöpfen. Christus bat sie: „Gieb mir zu trinken!" Das Weib aber mochte den Wunsch des Herrn nicht erfüllen, da er doch ein Jude sei. Anknüpfend an ihre Entgegnung weiß Christus ein Gespräch mit ihr einzuleiten, in dem er den Wasserbrunnen und die erquickende Kraft des Wassers symbolisch nimmt als ein Bild seiner Lehre und ihrer Wirkung. Man erkennt deutlich aus dem Gespräche, welch hohen Werth man „im heiligen Lande den natürlichen Quellen beilegte, dem lebendigen Wasser im Gegensatze zu dem todten Cisternenwasser". Man zeichnete sie daher durch eigene Namen aus, in unserer Erzählung heißt die Quelle der Brunnen Jakob's. Auch bei Griechen und Römern begegnen wir besonderen Quellnamen; es sei nur erinnert an Hippokrene am Helikon, Kastalia am Parnaß, Dirke bei Theben, Pirene in Korinth, Arethusa in Syrakus u. a. Dazu bevölkerte man hier die Quellen mit Wesen göttlicher Art, den Nymphen, jungen, leichtbekleideten Mädchen oder Frauen, die außer in den Quellen überall da wohnend gedacht wurden, wo sich des Wassers belebende Kraft zeigt. Das Hervorquellen des Wassers aus der Erde ist dem Naturmenschen ein wunderbarer Vorgang. Versiegt doch im Brunnen das Wasser selbst in der heißesten Jahreszeit nicht, und scheint es doch, wenn es aus der Erde hervordringt, seinen Weg von unten nach oben zu nehmen, was man sonst nie am Wasser beobachtet. Kein Wunder, daß der Naturmensch diesen geheimnißvollen Vorgang als eine Wirkung göttlicher Wesen deutete. Die Römer feierten am 13. October an den Quellen das Fest der Fontinalien zu Ehren des Fons oder Fontus, des als Gott vorgestellten Quells, der abstammte von Janus und der Quellgöttin Juturna. Ueberall, wo das Wasser aus dem Schooße der dunklen Erde durch eigene Kraft hervortritt, verehrte man ihn durch Opfer und Gebet. Es galt daher auch für einen Frevel, eine Quelle zu beschmutzen. Dem innigen Danke gegen die in den Quellen wirkende freundliche Gottheit und zugleich dem künstlerischen Wohlgefallen am kühlen, eichenumschatteten Brunnen giebt Horaz in seiner Ode „Ad fontem Bandusiae" herrlichen Ausdruck:

„O Bandusiaquell, blinkender als Krystall,
Werth balsamischen Weins unter dem Blumenkranz!
Dir wird morgen ein Böcklein,
Dem die Stirne von Hörnchen keimt,

Und schon bräutliche Lust, tapfere Kämpfe schon
Vorbestimmet; umsonst! Färben mit rothem Blut
Soll die kühlenden Bäche
Dir der üppigen Herde Sproß.

Dich weiß Siriusgluth, ob sie in Flammen tobt,
Nicht zu treffen; du hauchst labende Frischungen
Hold dem lässigen Pflugstier,
Hold dem schwärmenden Wollenvieh.

Auch du mehrest hinfort edeler Quellen Zahl;
Denn ich singe die Steineiche der Felsenkluft,
Wo aus hoher Umschattung
Dein redseliger Sprudel hüpft."

Wenn nun auch unserem Volke die Bedeutung der natürlichen Quellen nicht so tief zum Bewußtsein kommt wie den Bewohnern heißer Landstriche, so weiß es doch immerhin den Werth der Brunnen noch hoch zu schätzen. Es geht dies schon hervor aus den zahlreichen Ortsnamen, die mit dem Worte Brunnen (Brunn, Bronn, Born)*) gebildet sind. Wir haben in Sachsen zwei Orte des Namens Brunn, fünf Dörfer Schönbrunn, dreimal Schönborn, zweimal Weißenborn, außerdem Bösenbrunn, Breitenborn und Breitenbrunn, Carlsbrunn, Ebersbrunn, Eubabrunn, Haselbrunn, Hauptbrunn, Heiligenborn, Kaltenborn, Magdeborn, Marienborn, Rebesbrunn, Röderbrunn, Schwarzenbrunn, Siebenbrunn, Steinborn, Tiefenbrunn, Weißenbrunn, endlich Bornwiese, Brunndöbra und Schönbörnchen. In Oesterreich, Württemberg, Baden und der Schweiz kommen unter zahlreichen anderen Bildungen noch vor: Heilbrunn und Heilbronn, Warmbrunn und Warmbronn, Gutenbrunn, Lauterbrunnen, Sauerbrunn, Kaltenbronn, Maulbronn, Eichenbrunn, Hausbrunn, Ernstbrunn, Baiersbronn, Hollabrunn, Walschbronn u. s. w., wobei zu bemerken ist, daß man im Osten fast nur Formen mit Brunn, im Westen fast ausschließlich Formen mit Bronn begegnet.

Welche Stellung das Bild des Brunnens im Gemüthsleben der alten Germanen einnahm, erkennt man am Besten aus ihrem Götterglauben. Nach dem Weltbilde der nordischen Mythologie steht in der Mitte der Erde ein Baum, eine Esche. Von ihr gehen drei Wurzeln aus, eine zu den Menschen, die andere zu den Riesen, die dritte zur Hölle. Unter der ersten Wurzel befindet sich der Brunnen der Schicksalsgöttin Urd, unter der zweiten der Brunnen Mimir's, des weisen Wasserriesen, unter der Höllenwurzel aber der Brunnen Hwergelmir, der Rauschekessel. Der Urd- und der Mimirbrunnen haben sich erst in späterer Zeit von Hwergelmir gesondert; er ist der Urbrunnen unter der Weltesche in Niflheim, aus dem sich die Flüsse ergießen. An ihm haben die Nornen Urdr, Werdandi und Skuld ihren Sitz. Sie schöpfen täglich Wasser aus der Quelle und begießen damit die Wurzeln der Esche. Hüter des Brunnens aber ist Mimir. Sein Name (urgerm. Mimiaz), verwandt mit latein. memor, kennzeichnet ihn als den Denkenden, als den Besitzer geheimnißvoller Urweisheit. Alles Vergangene und Zukünftige liegt klar vor seinem Geiste. Selbst Odin kommt zu ihm, sich bei ihm Kunde über die ersten Anzeichen des Aufruhrs im Meere zu holen, mit dem der Weltuntergang anheben soll. Die Quelle wird mit dichterischer Freiheit Mimir's Haupt genannt, auf Grund der altgermanischen Anschauung, den Ursprung eines Gewässers als dessen Haupt zu bezeichnen, wie sie in den Ortsnamen Brunnhaupten, Bachhaupt, Salhaupt (Haupt des Baches Sal) noch fortlebt. Die Wonengötter schlagen Mimir das Haupt ab und senden es Odin, der es salbt, damit es nicht verwesen kann, und Beschwörungen darüber spricht, so daß es ihm stets Rede steht und über die verborgensten Dinge Kunde giebt. „Für die geheimnißvolle Weisheit Mimer's ergiebt sich eine volks-

*) Die regelmäßige Form ist Brunn(e). Born erklärt sich aus der mitteldeutschen Eigenthümlichkeit, r umzustellen, z. B. in bersten für bresten, im Eigennamen Kirsten für Christen.

thümliche Grundlage aus den Nachrichten über altherkömmliche Verehrung strömender Wasser, besonders an ihrem Ursprung.“ (Uhland.) Gleich den Griechen und Römern personificirten auch unsere Vorfahren die in den Gewässern wirkenden Kräfte; Quellen und Bäche, Flüsse und Seen, wie das weite Meer bevölkerte ihre Phantasie mit dämonischen Wesen, Elben und Riesen. „Im Binnenland, an kleinen Teichen und Bächen herrschen mehr Elbe; am Meer, am breiten Strom und weiten See dagegen Riesen“ (Golther, Handbuch der german. Mythologie, S. 146). Mimir und die Nornen am Urbrunnen unter der Weltesche gehören dem Riesengeschlechte an. Erinnerung an die Schicksalsschwestern scheint noch vorhanden zu sein im bayerischen Volksglauben, der uns erzählt von drei Schwestern, die an Brunnen und Seen wohnen oder als Enten auf dem Gewässer schwimmen, sich aber nur am Tage der Sonnenwende zeigen. Im Norden mochte noch ein Rest des Nornencultus fortdauern, wenn man an drei Quellen, die aus dem Blute dreier von ihren Brüdern unschuldig ermordeten Jungfrauen entsprangen, in der Nacht des Mittsommers Opfer darbrachte. Aber nicht die Riesen, sondern elbische Geister wohnen vorzugsweise im Brunnen. Der allgemeine Name für den Wassergeist ist Nix (für den männlichen Geist ahd. nihhus, mhd. niches oder nickes) und Nixe (für die Wasserfrau, ahd. nihhussa, nihessa, mhd. nickese). Das Wort gehört zu der germanischen Wurzel niq, schwimmen, waschen, baden, so daß Nix der sich Badende, der Taucher ist. Die Elben des Brunnens werden im Besonderen als Brunnen- oder Wasserholden bezeichnet. Der Nix ist ein alter Mann mit langem Bart; er trägt ein grünes Kleid, namentlich einen grünen Hut, und zeigt beim Lachen grüne Zähne. Die Nixen sind, wie namentlich thüringische Sagen zu erzählen wissen, blendend schöne Mädchen, wenn auch ihr Liebreiz oft durch einen Fischschwanz, zu große Augen, grüne Zähne und grüne Locken und durch einen triefenden Saum entstellt wird. Die schöne Melusine der Sage, die in sich Eigenschaften der Wind- und Wassergeister vereinigt, im Grunde aber doch Nixe ist, wird geschildert als eine Jungfrau von unvergleichlicher Schönheit, einem Engel ähnlicher als einem Menschen. Sie wohnt am Durstbrunnen, kann sich nie aus seiner Nähe entfernen und verwandelt sich jeden Sonnabend vom Gürtel an in eine Schlange oder einen Fisch. Die Nixen sind im Allgemeinen grausame, blutdürstige Geister, die zuweilen Menschenopfer fordern. Sie kommen gern an das Land, bestricken Menschen durch ihre Schönheit, locken sie mit hinab in ihre Wohnung und bringen sie daselbst um. Daraus erklären sich die zahlreichen Sagen, daß manche Gewässer alljährlich, in der Regel am Johannistage, ein Opfer forderten und es auch erzwängen. Zwei Thätigkeiten der Wassergeister treten im Volksglauben besonders hervor: sie pflegen gern lieblichen Gesang und verkünden die Zukunft. Wie Prokop erzählt, opferten im Jahre 539 die Franken die gefangenen gothischen Weiber und Kinder im Po, um dadurch von den Wassergeistern Auskunft über ihr bevorstehendes Geschick zu erhalten. Nixen verkünden Hagen die Noth, von der die Burgunden im Lande Etzel's heimgesucht werden. Germanische Frauen weissagten aus Flüssen, und eine englische Zauberin schöpfte nach der Sage ihre Weisheit aus einem nächtlichen Gespräche mit einem Quellhüter. Auch zu den Göttern stehen die Brunnen in Beziehung, namentlich zu Thor oder Donar, der neben Wodan als Heilgott erscheint. Im Norden führen zahlreiche heilkräftige Quellen den Namen Thorsquellen oder Thorsbrunnen, während wir in Hessen und Westfalen Donners- oder Donnerbrunnen begegnen. Nach Thor sind ursprünglich auch die nordischen Olafsquellen und die deutschen Petersbrunnen benannt gewesen, denn die Heiligen Olaf und Peter sind an Thor's Stelle getreten. Den Göttern und Geistern, auf deren Wirken man das Hervorquellen des Wassers aus der Erde zurückführte, brachte man an den Brunnen Opfer dar. Bis auf unsere Zeit haben sich Reste des alten Quellencults erhalten. Besonders die großen Frühlingsfeste waren mit Brunnenopfern verbunden, so daß die Erinnerung an sie namentlich in Festbräuchen erscheint, die sich an den Himmelfahrtstag, an Pfingsten und vor Allem an das Johannisfest knüpfen. Spenden doch im Frühlinge die Quellen reichlicher Wasser als sonst, ja brechen doch in der Schweiz wie in Skandinavien die sogenannten „Maibrunnen“ im Monat Mai überhaupt neu hervor, um sich im Herbste wieder zu verlieren. Daran erinnert Schiller, wenn er im „Tell“ den Hirten singen läßt:

„Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.“

Und ein altes Volkslied hebt in einer Schilderung des Frühlings besonders hervor, daß nun „der Brünnlein klar und Quellen rein viel hie, viel dort erscheinen“, weshalb nun auch „wie Schlänglein krumb gehn lächlend umb die Bächlein kühl in Wälden“. Wenn in Schwonden bei Glarus der Maibrunnen wieder hervortritt, so ist dies ein Zeichen, daß der Sommer beginnt, Donar wieder einzieht. Wenn der Gott im sprudelnden Quell seinen Einzug ankündete, dann tanzte man um den Brunnen, wie es heute noch in Fienstedt zur Himmelfahrt geschieht, oder man schmückte ihn mit Blumen, welcher Brauch in England am Himmelfahrtstage allgemein geübt wird. Namentlich im Elsaß und in der Schweiz hat sich mancher Rest der alten Brunnenfeier erhalten, so wenn man am Johannistage um den Brunnen tanzt, ihn beleuchtet oder an ihm Tannenreiser verbrennt. Der Gott spendete für die Opfergaben reichen Segen; er machte das Wasser der Brunnen heilkräftig, den siechen Leib zu heilen von jeglichen Gebresten. „Man sagt wohl: in dem Maien da sind die Brünnlein gesund“, berichtet das Volkslied. Doch verstand man unter dem Mai, der Zeit, in der das Brunnenwasser mit wunderthätiger Kraft ausgestattet war, nicht nur unseren Monat Mai, sondern wenigstens den Mai und den Juni, der im Mittelalter auch als der „andere Mai“ bezeichnet wird. In diesen beiden Monaten zog man nun hinaus zu den Brunnen, um daraus zu trinken und darin zu baden, man veranstaltete die sogenannten Maien- oder Brunnenfahrten und nahm Maien- und Johannisbäder. In Schweden werden heute noch am Himmelfahrtstage an den heiligen Quellen Waschungen und Bäder genommen und Opfergaben dargebracht, während man in England an demselben Tage bei der Brunnenbekränzung heilkräftiges Quellwasser trinkt. In Altthann im Elsaß ist der segenspendende Quelltrunk ein Johannisfestbrauch, wie man auch in Schweden am Johannistage die Olafs- und Thorsquellen besucht, hier ein Opfer darbringt und darauf von Olaf's Axt Späne für Kranke abschabt. In Deutschland waren die Maibäder und Brunnenfahrten namentlich im Süden gebräuchlich. Die Bäder wurden mit duftenden Kräutern und Blumen, vor Allem mit Rosen geziert. In Ulm brachten Bekannte und Verwandte einander zum Maienbade Geschenke dar. Das Johannisbad galt als ganz besonders heilkräftig und erquickend; man blieb daher am Johannistage volle 24 Stunden im Bade. Im 17. Jahrhundert sind die Johannisbäder abgekommen; in Württemberg wurden sie 1602 als Werke des Aberglaubens verboten. Mit der Anschauung, die der Sitte der Mai- und Johannisbäder zu Grunde liegt, hängt wohl auch der Glaube an die Wirkung der sogenannten Jungbrunnen (Queckbrunnen oder Quickborn von quick = lebendig) zusammen. Von der Zauberkraft dieser Brunnen singen „zwen Hauer (Bergleute) zu Freiberg in der Stadt“ im Volksliede:

„Bei meines Bulen Füßen
Da fleußt ein Brünnlein kalt,
Und wer des Brünnleins trinket
Der jungt und wird nicht alt.“

Aber nicht nur auf Leben und Gesundheit des Menschen übt das Brunnenwasser zu gewissen Zeiten geheimnißvollen Einfluß aus, auch noch manch andere wunderbare Wirkung wird ihm im Volksglauben zugeschrieben. Wolfram von Eschenbach erzählt im „Parzival“, in Karnant, einer Stadt im Lande des Königs Lac, sei ein Brunnen, von dessen Wasser ein zerbrochenes Schwert wieder ganz, ja noch fester werde als zuvor. Doch müsse man das Schwert in den Brunnen tauchen, „ê in beschine der tac“, vor Sonnenaufgang, und dazu den Schwertsegen sprechen. Eine bedeutsame Rolle spielt ein Zauberbrunnen im Iwein Hartmann's von Aue. Ritter Kalogreant zog einst auf Abenteuer aus und kam da an einen Brunnen, „kalt unde vil reine“. Oberhalb des Brunnens stand ein prächtiger, mit Löchern versehener Stein, der von „vieren marmelînen tieren“ getragen ward. Von der Linde am Brunnen hing ein goldenes Becken herab. Schöpfte man damit Wasser aus dem Brunnen und goß es auf den Stein, so erhob sich ein furchtbares Unwetter, ein Riese kam dahergesprengt, mit dem ein Zweikampf auszufechten war. König Artus hört Kalogreant's Erzählung, ihn gelüstet es, mit dem Riesen am Zauberbrunnen den Kampf zu bestehen, er will mit aller seiner Macht dahin ziehen „in vierzehen tagen und rehte an sant Johannis naht,“ wo der gewaltigste Geisterspuk zu erwarten ist. — Schon im Mittelalter ward vielfach der eigentliche Zweck der Brunnenfahrten vergessen; man zog schließlich nur noch aus, um draußen an den Brunnen ein Frühlingsfest zu begehen. Ein altes Spruchbuch der Trierer

Bibliothek giebt von dem Feste der Brunnenfahrt folgende Schilderung: „So der Monat Mai mit seinen Kräften bringt, daß aus der dürren Erde springt grünes Gras und lichte Blüthe, daß Alles in frischer Wate (Gewand) steht, dann werden von den Rittern und ihren Frauen und all ihrem Ingesinde Brunnenfahrten zu Walde gemacht. Schöne Gezelte werden außen im Grünen bei der frischen Quelle aufgeschlagen; mancherlei Kurzweil wird vollbracht von Rittern, Knechten und Frauen mit Singen, Harfen, Reigen, Springen, Rennen und Jagen und Umwandeln je zweier, mit Armen schön umfangen. Jeder findet in der Aue, wonach er sich gesehnt bis zum Tag der Brunnenfahrt." Das große Maienfest, das Gottfried von Straßburg in seinem Tristan so anziehend schildert, war jedenfalls eine Brunnenfahrt; denn es ward gefeiert bei den „linden bî dem brunnen". Die Belustigung am Brunnen war eins der beliebtesten Volksfeste; das Volkslied zählt es zu den schönsten Freuden, die der Sommer bringt: „Spazieren zu den Brunnen pflegt man zu dieser Zeit." Das Wort Maienbad aber gebrauchte man im 15. und 16. Jahrhundert als eine Bezeichnung für Lustbarkeit überhaupt. „Was dem alten Volk," meint Seb. Frank, „ein Last, Todt, bitter Gall, Hell und Notstal ist, das ist dem newen freien Volk ein Lust, Leben, Maienbad, Himmel und Freihait." Nach Einführung des Christenthums gab man dem Brunnencult, wie schon erwähnt, Beziehungen zu Heiligen. Insbesondere trat an Stelle Thor's der Apostel Petrus, während die Verehrung der guten Wasserholden auf die Jungfrau Maria übertragen ward. An zahlreichen Brunnen erhoben sich nun Marienbilder. Zum Danke für die Genesung, die man durch den Genuß des heilkräftigen Wassers der Marienbrunnen fand, ließ man an diesen sogar Kapellen errichten. So erzählt die Sage über die Entstehung von Mariabrunn bei Wien, einst sei die kranke Königin Gisela von Ungarn im Walde bei Wien spazieren gegangen und da auf einen Brunnen gestoßen, in dessen Wasser sich das Bild der Maria mit dem Jesuskinde gezeigt habe: durch einen Trunk aus dem Brunnen sei sie genesen, und aus Dankbarkeit habe sie neben dem Brunnen eine Kapelle erbaut und darin das Bild der Jungfrau Maria aufstellen lassen. Auch bei Leobersdorf in Oesterreich steht eine Marienkapelle, unter der ein Brunnen entspringt, während in Roding im Regenthale eine Kapelle geradezu den Namen „zum Brünnlein" führt, da sie neben einem Heilquell steht, auf dem man einst das Marienbild habe schwimmen sehen. Schon im Mittelalter legte man wohl auf Grund dieses Marienglaubens gern an heilkräftigen Quellen Kapellen an. Bei dem Zauberbrunnen in Hartmann's Iwein z. B. „stôt ein capelle bî, diu ist schœne und aber (obwohl) cleine". Auf dem Wege zu Trevrizent kam Parzival in einen Wald, aldâ sîn ougen funden ein klôsen (Klause) niuwes bûwes stên, dâ durch ein snellen brunnen gên". Zur Hälfte stand sie über der Quelle. Sigune beweinte hier ihren todten Geliebten Schionatulander. Auch Trevrizent's Einsiedelei erhebt sich über einem Quell, wie schon ihr Name Fontâne la salvâtsche, die wilde Quelle, andeutet. Endlich sei nur noch an den Durstbrunnen der schönen Melusine erinnert, in dessen Nähe sich ebenfalls eine Kapelle befindet.

Die bedeutende Stellung, die der Brunnen im Gemüthsleben unseres Volkes einnimmt, erklärt sich nicht nur aus seinen Beziehungen zum altheidnischen Glauben wie zu biblischen und legendarischen Vorstellungen, sondern auch aus dem unmittelbaren poetischen Zauber, mit dem sein Bild auf uns wirkt. Von jeher hat er das künstlerische Wohlgefallen unserer Dichter erregt und zwar besonders unserer größten Dichter. Mit welcher Liebe verweilen bereits die Dichter der mittelhochdeutschen Zeit bei der Schilderung des Brunnens, dessen Bild dabei ewig dasselbe bleibt: ein klarer, kühler Quell, dabei die schattige Linde. Hartmann von Aue sagt im Iwein von dem Zauberbrunnen, weder Regen noch Sonnenschein könnten zu ihm dringen und kein Wind könne ihn trüben; denn

(es) „schirmet im ein linde,
daz nie man schoener gesach:
diu ist sîn schate und sîn dach.
si ist breit, hôch und alsô dic
daz regen noch der sunnen blic
niemer dar durch kummt."

In dem herrlichen Idyll vom Liebesleben Tristan's und Isolden's in der Minnegrotte übt einen Hauptreiz das Bild des Brunnens aus:

„Dâ flôz ein funtânje,
ein frischer küeler brunne,
durchlûter als die sunne.
dâ stuonden ouch dri linden obe
schôn' und ze lobelîchem lobe
die schermeten den brunnen
vor regene und vor sunnen."

Tristan und Isolde fühlten sich hier keineswegs vereinsamt. Sie hatten hier einen Hof mit Dienern und „stetem Ingesinde",

„daz was diu grüene linde, der schate
und die Sunne, die rivier' unde der brunne."

Des Morgens gingen sie hinaus auf die thauglänzende Aue und lauschten dem süßen Vogelsange. Dann nahmen sie ihren Gang

„hin da der küele brunne klanc,
und loseten[1]) sînem klange,
sînem fliche und sînem gange;
dâ er hin ûf die planje[2]) gie,
da gesâzen si durch ruowen[3]) ie[4]),
da loseten si dem duzze[5])
und warteten[6]) dem fluzze,
und was daz aber ir wunne."

Und stieg die Sonne höher, dann begaben sie sich unter die Linden, die mit ihrem Schatten die Winde „süeze, linde, küele" machten. Wie hier in Gottfried's Tristan erscheint auch bei Walther von der Vogelweide der Brunnen als der Ort, an dem man träumt und sinnt. An einem schönen Sommertage ging der Dichter hinaus auf einen Anger,

„dâ ein lûter brunne entsprang;
vor dem walde was sîn ganc (Lauf),
dâ diu nahtegale sanc.
Bî dem brunnen stuont ein boum,
dâ getroumde mir ein troum.
ich was von (aus) der sunnen
gegangen zuo dem brunnen,
daz diu linde maere (herrlich),
mir küelen schaten baere (brächte).
bi dem brunnen ich gesaz,
mîner swære (Schmerz) ich gar vergaz;
schiere entslief ich umbe daz" (darum).

Er träumt, wie er im Himmel ist, frei von allem Leid und die ganze Erde beherrscht, bis ihn eine unselige Krähe aus seinem Traume schreckt. Ein andermal sitzt er am rauschenden Wasser und sinnt nach über die traurige Lage Deutschlands. Damit zeichnet der Dichter Situationen, die zu allen Zeiten im Herzen des Volkes unmittelbar poetisches Empfinden wachriefen. Auch uns noch ist der Brunnen mit der schattigen Linde eine Ort der Träume:

„Am Brunnen vor dem Thore,
Da steht ein Lindenbaum.
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum."

Im Volksliede begegnen die Geliebten einander am Brunnen. Hier nehmen sie von einander Abschied, hier sehen sie einander wieder, hier sucht das Mädchen den treulosen Geliebten:

„Jetzt gang i ans Brönnele, trink aber net,
Da such ich mein herzdausige Schatz, finden aber net."

Unter den großen Dichtern der neueren Zeit ist es kein geringerer als Goethe, der mit ausgeprägtester Vorliebe Brunnenscenen malt. Wir denken zunächst an die schwärmerisch stimmungsvolle Schilderung des Brunnens vor dem Wilsbacher Thore in Wetzlar, der den Namen Wertherbrunnen erhalten hat. Am 12. Mai schreibt Werther: „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts — das hat Alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O, der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann." Drei Tage darauf berichtet er über ein Erlebniß am Brunnen: „Letzhin kam ich zum Brunnen

[1]) zuhören; [2]) Ebene; [3]) um zu ruhen; [4]) zu aller Zeit; [5]) Rauschen, Tosen; [6]) zuschauen.

und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter und sah sie an. Soll ich Ihr helfen, Jungfer? sagte ich. — Sie ward roth über und über. O nein, Herr! sagte sie — ohne Umstände! — Sie legte ihren Kringen zurecht und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf." Diese Begegnung mit dem Mädchen am Brunnen erinnert uns unwillkürlich an die berühmte Brunnenscene in „Hermann und Dorothea". Aber wie ganz anders schildert Goethe in „Hermann und Dorothea" den Brunnen als in „Werther's Leiden". Hier ist Alles „subjectiv", Alles voll schwärmerischer Beziehungen: Melusine und die Bibel; Anrede an den Freund: „Du gehst einen kleinen Hügel hinunter", Erzählung der eigenen Eindrücke (Meyer, Goethe, 276). In „Hermann und Dorothea" dagegen wird eine völlig objective Schilderung des Brunnens gegeben, mit keinem Worte die Stimmung des Dichters erwähnt, dafür das Bild des Brunnens mit um so mehr realistischen Zügen ausgestattet:

„Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War mit Rasen bedeckt ein weiter grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen,
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich."

Hermann und Dorothea steigen die beiden Stufen hinunter:

„Und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug und beugte sich über
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten sie beide vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt"

Auch Hermann will Dorotheen behilflich sein, wie Werther dem Dienstmädchen. Aber anstatt erst anzufragen, wie Werther es thut, springt er sofort hinzu,

„Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen."

Allein Dorothea wehrt ab.

„Laßt ihn! sprach sie; es trägt sich besser die gleichere Last so.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen."

Alles, was das deutsche Volksgemüth bestimmt, das Bild des Brunnens liebevoll zu hegen, bringt Goethe zu vollendetem dichterischen Ausdruck; an das Bild des Brunnens, wie es seit Jahrtausenden überliefert ist, knüpft sich nicht nur Erinnerung an die einfachen, idyllischen Verhältnisse der Patriarchenzeit wie an das religiöse Leben der germanischen Vorfahren, sondern vor Allem auch unmittelbares poetisches Wohlgefallen. Das Bild des Brunnens steht unserem religiösen und ästhetischen Gefühle gleich nahe: jenem als ein ehrwürdiges Heiligthum aus den Zeiten der Väter, diesem als eine ewig erfreuende Zierde der deutschen Landschaft. E. G.

Bücherbesprechungen.

□ Kirchliches Handlexikon, begründet von Dr. Meusel, fortgeführt von E. Haack, B. Lehmann und A. Hofstätter. 47. 48. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Die vorliegenden beiden Lieferungen erstrecken sich von dem Artikel „Quatember" bis zu dem Artikel „Rittmeyer". Sie sind besonders reich an größeren, umfassenden Artikeln über bedeutsame Themata, zum Theil solche, die von principieller Bedeutung für die ganze kirchliche und theologische Anschauung sind und die gegenwärtig einen Gegenstand lebhafter Debatten unter den Theologen bilden. Wir heben beispielsweise einzelne Artikel hervor, die Artikel über den „Rationalismus", der in seinen verschiedenen Gestalten bis auf die jüngste Zeit verfolgt wird, über die „Rechtfertigung", die mit Recht mit besonderer Gründlichkeit beleuchtet wird, über die „reformirte Kirche", über das „Reich Gottes", über die „französische Revolution" mit Rücksicht auf die Lage der Kirche während derselben und über „Albrecht Ritschl", ein Artikel, der bei allem entschiedenen Gegensatz doch maßvoll und objectiv gehalten ist und die relative Bedeutung des Mannes und seiner Theologie, die Anregungen, die von ihm auf die theologische Entwickelung ausgegangen sind, nicht verkennt. Von besonderem Interesse sind die Artikel über die Erscheinungen auf dem Gebiete der religiösen Kunst und Dichtung, wie der Artikel über „Raphael" und derjenige über „Realismus", der diesen Gegenstand nicht blos im kirchlichen Sinne behandelt, sondern auch im Sinne der modernen Kunstrichtung.

— Die Provisionsansprüche der Grundstücksvermittler. Eine civilistische Studie von Dr. Reuling, kaiserl. Justizrath. Berlin, Franz Vahlen 1896 (42 S., Preis 1 ℳ. Sonderabdruck aus „Beiträge [?] zur Erläuterung des Deutschen Rechts XL"). — Ist auch der eigentliche Anlaß der Abhandlung — die Bekämpfung der im preußischen Rechte geltenden Verwirkung des Provisionsanspruches, falls der Grundstücksvermittler, Mäkler für beide Theile thätig wird — für das sächsische Recht bedeutungslos, weil hier der Mäklervertrag getrennt vom Auftrage behandelt wird, so bietet die Schrift durch ihre Erörterung des Mäklergeschäfts einen Beitrag zur Theorie des Mäklervertrages und wird deshalb werthvoll für die Beurtheilung des Mäklervertrages an sich wie für die Auslegung des §. 654 B. G. B. für das Deutsche Reich, welche Bestimmung den Mäkleranspruch ebenfalls ausschließt, wenn der Mäkler dem Inhalte des Vertrages zuwider — also nicht in jedem Falle — auch für den andern Theil thätig gewesen ist. K—d.

— Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen i/V. 12. Jahresschrift auf die Jahre 1895/96. Herausgegeben von Prof. Dr. Chr. A. Scholtze, Director der städtischen Realschule zu Plauen i/V. Plauen i/V., Neupert. 1896. 31 und 147 S. 8°. — Im Frühjahr 1894 erhielt der Alterthumsverein zu Plauen in der Person des Realschuldirectors Dr. Scholtze, der sich bereits durch verschiedene tüchtige Arbeiten als sachkundiger Förderer der sächsischen Geschichte erwiesen hat, einen neuen Vorsitzenden, der in dem vorliegenden Hefte den ersten Bericht über die Thätigkeit des Vereins unter seiner Leitung erstattet. In den Jahren 1894/95 haben drei Sitzungen stattgefunden, in denen Pastor Ludwig über die Geschichte der Kirchfahrt Altensalz 1580—1591, Bürgerschullehrer Benedict über vogtländische Orte wendischen Ursprungs, Bürgerschullehrer Helmrich über die Geschichte der vereinigten Innungen der Bader, Barbiere und Wundärzte des Vogtlandes sprachen; wir erwähnen diese Vorträge, weil das Heft ausführliche Referate darüber bringt, namentlich über den interessanten Vortrag Benedict's, der an die Ortsnamenforschungen von Gradl und Hey anknüpft und ein anschauliches Bild des Vogtlandes in wendischer Zeit giebt. Vom redactionellen Standpunkte aus würden wir es für besser halten, wenn solche Referate zu Aufsätzen abgerundet in den Mittheilungen erschienen; sie würden dadurch leichter in weiteren Kreisen bekannt. Den Hauptinhalt des Heftes aber bildet eine vortreffliche, auch im Separatabdruck erschienene Monographie des um die vogtländische Geschichte hochverdienten Generallieutenants C. v. Raab „Ein Beitrag zur Geschichte der Staatsforsten im Vogtlande bis Ende des 16. Jahrhunderts". Auf Grund der gedruckten Urkundensammlungen, namentlich aber der reichhaltigen und bis jetzt fast gar nicht benutzten handschriftlichen Quellen des Finanzarchivs in Dresden entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild des Forstwesens im Vogtlande seit den ältesten Zeiten und insbesondere in der Zeit des Kurfürsten August, „welchem das Verdienst zufällt, den Hauptgrund zu den Staatsforsten im Vogtlande gelegt zu haben". Ein erstes Capitel stellt die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts vorhandenen Nachrichten zusammen. Dann werden eingehend die Waldungen des Amts Plauen, die Waldungen der deutschen Ordenshäuser und nach einem Abschnitte über die Waldkäufe des Kurfürsten August die Waldungen der Aemter Vogtsberg und Pausa behandelt. Die folgenden Abschnitte betreffen die wirthschaftlichen und Verwaltungszustände der Forsten: die auf den Wäldern ruhenden Lasten, insbesondere die Hut- und Triftgerechtigkeiten und die Holzgerechtigkeiten, die Nutzungen der Wälder, das Forstpersonal und die Forstverwaltung, die Holzordnung der Aemter Plauen, Vogtsberg und Pausa vom Jahre 1595, die Jagden und Jagddienste. Sehr dankenswerth ist der im Anhang gegebene Abdruck eines Verzeichnisses der amtssässigen Ritterschaft im Vogtlande aus dem Jahre 1583. Ein sorgfältiges Register erhöht die Benutzbarkeit des Schriftchens, das als wichtiger Beitrag zur Wirthschaftsgeschichte Sachsens und als wesentliche Ergänzung der Schrift von Joh. Falke über des Kurfürsten August volkswirthschaftliche Bedeutung auch in weiteren Kreisen volle Beachtung verdient. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 118. Donnerstag, den 1. October. 1896.

Karl XII. nach seinen Briefen.

Von Friedrich Engel.

Man kann sich heutzutage kaum eine Vorstellung machen von dem ungeheuren Aufsehen, das Karl's XII. Kriegszüge seinerzeit in Europa hervorgerufen haben. Alles war damals voll von seinen Thaten; schon im Jahre 1707, wo Karl allerdings nach dem Abschlusse des Altranstädter Friedens auf der Höhe seines Ruhmes stand, veröffentlichte ein gewisser Grimaret ein Buch „Les campagnes de Charles XII", und von 1711 an erschien sogar eine eigene Zeitschrift, die „Schwedische Fama, welche den Zustand Ihro Königlichen Majestät Caroli XII. aus glaubwürdiger Nachricht kund machet". Wie nachhaltig der Eindruck war, den Karl's Persönlichkeit hinterlassen hatte, sieht man am Besten daraus, daß sich Voltaire den König aussuchte, um ihn zu einer Romanfigur zu verarbeiten. Seitdem haben großartigere Erscheinungen wie die Friedrich's II. und Napoleon's die Erscheinung Karl's XII. in den Hintergrund gedrängt und das allgemeine Urtheil über Karl hat sich überhaupt wesentlich geändert. Man fing an, in dem Heldenkönige nur einen ganz gewöhnlichen Abenteurer zu sehen, einen Abenteurer, der zwar einen hohen Grad von Energie und persönlichem Muthe besaß, der aber nur seinen Launen und seiner unverwüstlichen Lust am Kriege und am Blutvergießen folgte und dessen Unternehmungen vollständig plan- und ziellos waren. Dieses Urtheil ist noch heute sehr verbreitet, es ist aber durchaus irrig, und ich möchte durch das Folgende Einiges zur Bekämpfung dieser falschen Ansicht beitragen. Dabei stütze ich mich in der Hauptsache auf Karl's eigenhändige Briefe, die vor drei Jahren gesammelt erschienen sind*) und die jetzt auch in deutscher Uebersetzung**) vorliegen. Wo ich militärische und politische Maßnahmen Karl's besprechen muß, folge ich dem, wie mir scheint, unparteiisch geschriebenen Werke***) von Chr. v. Sarauw: „Die Feldzüge Karl's XII.". Ein vollständiges Charakterbild Karl's zu geben, ist nicht der Zweck der folgenden Zeilen. Es kommt mir hauptsächlich darauf an, zu zeigen, wie Karl in seinen Briefen erscheint; daß aber diese Briefe nur einen Theil der Persönlichkeit Karl's wiederspiegeln, liegt auf der Hand. Karl's Vater und Großvater waren beide berühmte Kriegshelden. Der Großvater, Karl X. Gustav, ist bekannt durch seinen ewig denkwürdigen Zug Anfang 1658, auf dem er von Jütland aus mit seiner Armee über die zugefrorenen Belte ging, der Reihe nach Fünen, Langeland, Laaland, Falster und Seeland einnahm und vor Kopenhagen den Frieden dictirte. Karl's XII. Vater, Karl XI., war friedlicher gesinnt, als er aber von den Dänen angegriffen wurde, da schlug er sie so aufs Haupt, daß sie 21 Jahre lang Frieden hielten. Er war aber unablässig bemüht, die schwedische Armee zu verstärken und zu vervollkommnen, und indem er durch die sogenannte Reduction dem Adel die zahlreichen Krongüter wieder abnahm, die Christian verschenkt hatte, brachte er die Finanzen des Reiches zu einer hohen Blüthe. In dieser Beziehung nimmt er zu seinem Sohne eine ganz ähnliche Stellung ein wie Friedrich Wilhelm I. zu Friedrich dem Großen, nur freilich mit dem Unterschiede, daß Karl XII. die Hilfsmittel, die sein Vater aufgespart hatte, in ergebnißlosen Kriegen vollständig verbrauchte und Schweden ohnmächtig zurückließ, während sich Friedrich siegreich behauptete.

*) Konung Karl den XII's egenhändige bref, samlade och utgifen af Ernst Carlson, Stockholm 1893.

**) Die eigenhändigen Briefe König Karl's XII, übersetzt von Mewius, Berlin 1894 bei G. Reimer.

***) Leipzig 1881 bei B. Schlicke.

Karl XII. wurde am 17. Juni 1682 geboren. Seine Mutter starb, als er erst 11 Jahre alt war, aber sie hat doch großen Einfluß auf ihn ausgeübt: von ihr hatte er die ungeheuchelte Frömmigkeit und das strenge Festhalten an der lutherischen Lehre. Karl besaß vortreffliche Anlagen, die durch eine äußerst sorgfältige Erziehung rasch entwickelt wurden. Mathematik, Latein und Geschichte wurden eifrig betrieben, das Deutsche sprach und schrieb er vollständig, auch das Französische verstand er sehr gut, wollte sich aber nicht dazu verstehen es zu sprechen: mit dem Könige von Frankreich wollte er schon französisch sprechen, nicht aber mit dessen Gesandten. Allerdings ist zu bemerken, daß die Erziehung mit darauf hin arbeitete, den Jüngling schon sehr früh zum Bewußtsein seiner Ueberlegenheit zu bringen. In der königl. Bibliothek zu Stockholm befinden sich Aufzeichnungen, die der Kronprinz zusammen mit seinem Lehrer Nordenhjehn gemacht hat, kleine Disputationen, die immer so geführt sind, daß der Lehrer schließlich erklären muß, der Prinz habe die Oberhand behalten. Man wird zugeben müssen, daß dieses Verfahren bei der Erziehung eines zukünftigen Herrschers wenig angebracht ist, und bei Karl XII. hat es auch unzweifelhaft schädlich gewirkt. Die Hartnäckigkeit, mit der er an seinen einmal gefaßten Ansichten und Plänen festhielt und die oft geradezu in Eigensinn ausartete, ist gewiß durch diese Erziehungsmethode, wenn auch nicht hervorgerufen, so doch wesentlich verstärkt worden. Karl besaß einen scharfen Verstand und ein vortreffliches Gedächtniß. Während der Feldzüge in Polen z. B. wechselte er zahlreiche Briefe mit dem General Rehnsköld, dem Sieger von Fraustadt. Diese Briefe waren theilweise mit Chifferschrift geschrieben und Karl erwähnt mehrmals, daß er seinen Schlüssel verloren habe und die Chiffern aus dem Gedächtniß lese und schreibe. Wahrlich eine starke Leistung. Im Reiten und Fechten war Karl früh ein Meister. Als zwölfjähriger Prinz schreibt er an seine älteste Schwester Hedwig Sofie: „Heute habe ich das Glück gehabt, den »Brillant« in der Reitbahn zu reiten, dann mit ihm und mit dem kleinen »Stoß« zu galoppiren und mit dem »Naseweis« zu kurbettiren." Er wurde bald ein so ausgezeichneter Reiter, daß er unter Anderen seinen Handschuh auf den Boden werfen und ihn dann im Trab oder im Galopp wieder aufheben konnte. Seine späteren Leistungen als Reiter grenzen an das Unglaubliche. Ich brauche nur an seinen berühmten Ritt aus der Türkei nach Stralsund zu erinnern. Am 26. October 1714 verließ er Pitescht in der Wallachei und reiste, nur von dem Oberstlieutenant v. Dühring begleitet, über Hermannstadt, Weißenberg und Klausenburg nach Wien und von da aus, weil er nicht durch Sachsen durfte, über Linz, Regensburg, Bamberg, Würzburg, Hanau, Cassel, Güstrow nach Stralsund, wo er in der Nacht zwischen dem 11. und 12. November ankam. Von Wien bis Stralsund sind 180¾ Meilen, die er in acht Tagen zurücklegte, mit Postpferden, und in welchem Zustande waren damals die Straßen! In diesen acht Tagen war er mit seinem Begleiter fast ununterbrochen Tag und Nacht geritten; die Stiefel waren ihm überhaupt nicht von den Füßen gekommen und mußten ihm in Stralsund von den Füßen geschnitten werden. Der ganze Weg aber, den er in 16 Tagen zurückgelegt hatte, betrug 280 Meilen. — Schon früh nahm Karl an den oft lebensgefährlichen Jagden seines Vaters Theil. Später als junger König betrieb er namentlich die Bärenjagd geradezu leidenschaftlich, ja er setzte einen Ehrgeiz darein, daß er und seine Jagdgenossen den König der Wälder nur mit starken Knütteln bewaffnet angriffen und überwanden.

Im Essen und Trinken wurde Karl zur größten Mäßigkeit erzogen und als er sich später einige Male zum Genusse geistiger Getränke hatte verleiten lassen, bekam er davor einen solchen Abscheu, daß er fortan nichts Anderes trank als Wasser. Schon von Jugend auf härtete er sich auf alle Weise zur Ertragung der größten Strapazen ab. Gegen körperlichen Schmerz war er so gut wie unempfindlich. Als er 1702 in der Nähe von Krakau bei einer Musterung mit dem Pferde gestürzt war und den linken Oberschenkel zweimal gebrochen hatte, schrieb er an seine Schwester von einer „kleinen Wunde am Schenkel". Elf Tage vor der Schlacht bei Pultawa wurde er durch den linken Fuß geschossen, was ihn an der Führung des Heeres hinderte; er schreibt nachher, er habe einen Schwären am Fuße bekommen, der ihn einige Zeit am Reiten gehindert habe.

Einer der Charakterzüge Karl's, der in seinen Briefen besonders stark hervortritt, ist die außerordentliche Anhänglichkeit an seine Familienangehörigen. Seiner Großmutter und seinen beiden Schwestern schrieb er recht oft. Allerdings besteht immer ein großer Theil der Briefe aus weitläufigen Entschuldigungen, daß er solange nicht geschrieben, aber es ist ordentlich rührend, wie besorgt er um die Gesundheit seiner Großmutter und seiner Schwestern ist, wie er sich bestrebt, deren Wünsche zu erfüllen, und wie zart er, wenn das nicht angeht, seine Weigerung einkleidet. Sogar kleine Scherze flicht er ein. So schreibt er an seine Schwester: „Pompe und Sushane (seine Lieblingshunde) haben mich gebeten Madame Minjone und etwaige andere Hofhunde zu grüßen." Ein andermal berichtet er von Altranstädt aus: „Wir haben hier einen Mann gesehen, der ohne Hände und Füße geboren ist; der nahm eine Feder und schnitt sie sich selbst zurecht und schrieb damit so gut wie der beste Schreiber, zog auch einen Faden durch ein Nadelöhr in größter Schnelligkeit, spielte Karten und Kegel, schoß eine Büchse ab und machte allerhand Künste, die schwer zu machen waren und namentlich für ihn, der keine Hände hatte." Kurz vor der Schlacht bei Pultawa kam die Nachricht von dem Tode seiner ältesten Schwester Hedwig Sofie. Man verheimlichte sie dem König zuerst, und als er sie nachher in Bender erfuhr, da wurde er, auf den die vernichtende Niederlage keinen merkbaren Eindruck gemacht hatte, so erschüttert, daß er weinte wie ein kleines Kind und noch lange gar nicht daran glauben wollte. Und bald darauf schreibt er an seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore: „Ich bin jetzt jedesmal, wenn Nachrichten aus Schweden kommen, sehr ängstlich, seitdem ich solche Nachrichten habe ertragen müssen, die niemals wieder gut zu machen sind." Ein ander Mal: „Meine einzige Hoffnung ist, daß meine Herzensschwester sich eines beständigen Wohlseins erfreuen möge. Der Herr erhalte dieses immerfort und mache mich einmal so glücklich, daß ich meine liebe Schwester wiedersehe. Die Zuversicht, mit der ich darauf hoffe, macht, daß ich noch einige Lust zum Leben habe, seitdem ich die Betrübniß erlitten habe, die zu überleben ich niemals geglaubt hätte. Denn mit vergnügtem Sinne hätte ich Alles ausstehen wollen, wenn ich die Befriedigung hätte erlangen können und der erste von uns Dreien gewesen wäre, der sein gesetztes Ziel erreicht hätte. Jetzt wünsche ich nur noch so lange zu leben, bis Alles in vollkommen guten Stand kommt, was, wie ich hoffe, binnen Kurzem geschehen wird, so daß die Feinde wieder zu Kreuze kriechen wie zuvor." Nach seiner Ankunft in Stralsund schrieb er gleich denselben Tag noch an seine Großmutter und an seine einzige noch übrige Schwester. Ueber seinen Ritt sagt er darin nur: „Ich habe mich auch vor vierzehn Tagen aus der Wallachei wegbegeben und bin schnell mit der Post gereist, so daß ich heute bei Zeiten hierher nach Stralsund gekommen bin." — Mit nicht geringerer Liebe umfaßte er seine beiden Schwäger, den Herzog von Holstein-Gottorp und den Erbprinzen von Hessen-Cassel. An den letzteren schreibt er unter Anderem (deutsch): „Mein liebster Swager bitte ich zu vergönnen, das ich als ein gar zu slechter scribenten im deutschen möge mit Sie auf kriegrisch correspondiren mit Auslassung aller Curialien." Wer überhaupt einmal sein Vertrauen und seine Freundschaft gewonnen hatte, dem war er der treueste und anhänglichste Freund. — Man hat oft behauptet, daß Karl ein Weiberfeind gewesen sei. Die Briefe an seine Schwestern zeigen, daß das keineswegs der Fall war; er trägt immer Grüße an die Hoffräulein auf und interessirt sich für deren Wohlergehen. Allerdings war er im Verkehr mit Damen etwas schüchtern, er ließ sich aber doch, als die Hochzeit eines seiner Generale in der Nähe von Altranstädt gefeiert wurde, dazu herab, mit dessen junger Frau zu tanzen. Gewöhnlich wird sein Verhalten gegen Aurora v. Königsmarck als Beweis für seine Weiberfeindschaft angeführt. Diese war in sein Lager bei Würgen in Kurland gekommen, um im Auftrage August's, des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, mit Karl zu unterhandeln, er ließ sie aber gar nicht vor sich, und als er einmal in einem Hohlwege ihrem Wagen begegnete, da kehrte er ohne Weiteres um und ritt eilends davon. Allein er wollte damals überhaupt nicht mit August unterhandeln und außerdem verachtete er die Aurora v. Königsmarck und gab seiner Verachtung in ziemlich starken Worten Ausdruck. Man kann nicht einmal sagen, daß Karl unbedingt abgelehnt habe, sich zu verheirathen; er lehnte eine Heirath nur ab, so lange der Krieg dauern würde. An seine jüngere Schwester schreibt er: „Mon coeur schreibt in einem seiner Briefe über einen Plan zu meiner Verheirathung; da muß ich dann wohl zugestehen, daß ich der Armee vertraut bin in Lust und Noth, auf Leben und Tod." Und als ihn seine Großmutter daran erinnerte, daß er versprochen habe zu heirathen, wenn er dreißig Jahre alt sei, da antwortet er 1712 von Bender aus: „Ich kann mich keines solchen Versprechens erinnern, wage aber nicht, Ew. Majestät darüber zu widersprechen, sondern hoffe, daß Ew. Majestät selbst es bei einer Mannsperson mit vierzig Jahren noch für früh genug ansehen werden. Und außerdem, wenn dieses Versprechen gelten soll, so muß Ew. Majestät mir wenigstens Aufschub gewähren, so lange der Krieg dauert, was die rechtmäßigste Abhaltung sein dürfte, die es giebt."

Wir wollen jetzt in ganz kurzen Zügen die politischen und militärischen Ereignisse im Leben Karl's an uns vorübergehen lassen. Kaum fünfzehn Jahre alt verlor Karl im Jahre 1697 seinen Vater. Eine Vormundschaftsregierung wurde eingesetzt, aber infolge der übeln Erfahrungen, die man früher mit solchen Regierungen gemacht hatte, wurde Karl noch in demselben Jahre von den Reichsständen für mündig erklärt und trat die Regierung an. Trotz seiner Jugend wußte er sich sehr gut in die Staatsgeschäfte zu finden und zeigte sofort, daß er wirklich Alleinherrscher sein und Niemand entscheidenden Einfluß gestatten wollte. Doch ließ er zunächst noch seinem jugendlichen Uebermuthe etwas die Zügel schießen und veranstaltete zu Ehren seines Schwagers, des Herzogs Friedrich IV. von Holstein-Gottorp, glänzende Feste, großartige Jagden u. dgl. Mitten in derartigen Vergnügungen erhielt er Anfang 1700 die Nachricht, daß August, der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, ohne Kriegserklärung in Livland eingefallen war und daß die Dänen die Besitzungen seines Schwagers in Schleswig angegriffen hatten. Von diesem Augenblicke an war bei Karl alle Lust zu solchen wilden Vergnügungen verschwunden und er widmete sich nur noch der ernsten Arbeit des Krieges. Im Staatsrathe erklärte er, einen ungerechten Krieg werde er niemals beginnen, einen ihm aufgedrungenen Krieg aber bis zur Vernichtung des Feindes durchführen. Es war aber kein Eroberungskrieg, den er führte, sondern nur ein Krieg zur Vertheidigung der Besitzungen Schwedens am Ost- und Südrande der Ostsee. Zuerst wendete er sich gegen Dänemark und griff Seeland an, das von Truppen fast gänzlich entblößt war und nur durch die dänische Flotte vertheidigt wurde. Er konnte sich dabei auf eine englisch-holländische Flotte stützen, die ihm zu Hilfe geschickt worden war. Gleich hier hatte der König Gelegenheit, seine Entschlossenheit zu zeigen. Vor dem Südausgange des Sundes liegt die Insel Saltholmen und die gewöhnliche Fahrstraße nach Kopenhagen befand sich westlich von dieser Insel, während östlich davon noch niemals große Kriegsschiffe die Durchfahrt gewagt hatten. Nun versperrte die dänische Flotte den Weg um die Westseite der Insel, die englisch-holländische befand sich im Sunde in der Nähe von Helsingör und die schwedische, die aus dem Kriegshafen Karlskrona ausgelaufen war, konnte die Durchfahrt nicht erzwingen, um sich mit der englisch-holländischen zu vereinigen. Aber Karl wußte Rath. Er zwang seinen Admiral Wachtmeister, mit der schwedischen Flotte östlich von Saltholmen durchzufahren, und siehe da, das bisher unerhörte Wagniß gelang: nur vier Linienschiffe liefen fest und mußten nach Karlskrona zurückkehren, die übrigen stießen zu der englisch-holländischen Flotte. Unter dem Schutze dieser Flotte landete Karl mit ein paar tausend Mann auf Seeland, nördlich von Kopenhagen, ohne daß die Dänen, die vollständig den Kopf verloren hatten, ernstlichen Widerstand leisteten, und bald darauf sah sich Dänemark zum Frieden von Travendal genöthigt. Einer seiner

Feinde war gedemüthigt, aber sogleich kam ein neuer hinzu. Am 20. August 1700 erklärte der Czar Peter Schweden den Krieg, an demselben Tage, wo Karl einen russischen Gesandten empfing, der die feierlichsten Freundschaftsversicherungen des Czaren überbrachte! Peter belagerte Narwa und kaum in Pernau, an der Grenze zwischen Esthland und Livland angekommen, wandte sich Karl gegen ihn. Es war schon spät im November, die Wege grundlos, die Armee schlecht verproviantirt und entmuthigt. Doch wagte es Karl mit nur 5000 Mann Infanterie, 3000 Reitern und 37 Geschützen den viermal so starken Feind anzugreifen, rannte ihn über den Haufen und jagte ihn in die Flucht. Damit war Rußland für einige Zeit unschädlich gemacht und Karl konnte sich gegen August wenden. Im Juli 1701 ging er bei Riga angesichts der Sachsen über die Düna und schlug die Sachsen trotz tapferer Gegenwehr vollständig. Nun war Karl in einer eigenthümlichen Lage. Er befand sich mit August, dem Könige von Polen, im Kriege, dagegen wenigstens formell nicht mit der polnischen Republik. Aber um August beizukommen, gab es keine andere Möglichkeit, als auf dem Wege über Polen und deshalb machte er Polen für den Angriff seines Königs verantwortlich und griff es an, um es zur Absetzung August's zu zwingen. Das ist der Beweggrund für die vielen Kreuz- und Querzüge, die Karl in den Jahren 1702—1706 in Polen ausführte und auf denen er die Sachsen zweimal, bei Klissow und bei Pultusk, glänzend schlug, Lemberg und Thorn eroberte u. s. w. Es gelang ihm zwar, den polnischen Reichstag zur Absetzung August's zu zwingen und die Wahl des Stanislaus Leszczinski durchzusetzen, aber August selbst verzichtete nicht und so blieb nur noch ein Mittel übrig: in Sachsen selbst einzurücken, das fast gar nicht vertheidigt war. Das that Karl und nun bequemte sich August zu dem Frieden von Altranstädt.

Der sechsjährige Feldzug in Polen, der allerdings durch zahlreiche längere Ruhepausen unterbrochen wurde, war die hohe Schule für Karl's Armee. Seine Soldaten lernten hier, unter der Führung ihres Königs Nichts für unmöglich zu halten, die anstrengendsten Märsche zu machen, weder Hitze noch Kälte zu achten. Gerade den strengsten Winter wählte Karl mit Vorliebe für seine Operationen. Die Infanterie war daran gewöhnt, sich nicht auf das Schießen einzulassen, sondern kämpfte gewöhnlich mit der blanken Waffe. Vor allen Dingen aber war die schwedische Cavallerie von einer Ausdauer und Kühnheit, die sie auf derselben Höhe erscheinen läßt, wie die preußische unter Seidlitz und Ziethen im siebenjährigen Kriege. Freilich war Karl auch immer unter den Vordersten und setzte sich denselben Gefahren aus, wie jeder gemeine Mann. Daher kam es auch, daß Karl seinen Soldaten Alles zumuthen konnte, daß er niemals, auch im heißesten Kampfe, wenn er selbst den Befehl führte, die Herrschaft über sie verlor. Fast ein ganzes Jahr blieb Karl in Sachsen*) und wie er überhaupt niemals sein Hauptquartier in eine Stadt verlegte, so wählte er auch diesmal das Rittergut Altranstädt zum Aufenthalte, um dem Schlachtfelde bei Lützen, wo Gustav Adolf den Heldentod gestorben war, nahe zu sein. Die schwedische Armee hielt zwar gute Mannszucht, und auch auf die Erwerbsverhältnisse Sachsens wurde alle mögliche Rücksicht genommen — z. B. durften die Leipziger Messen abgehalten werden, wie gewöhnlich —, gleichwohl mußte das unglückliche Sachsen schwer leiden. Vom 1. September 1706 bis zum 31. Mai 1707 mußte es eine Contribution von nicht weniger als 4 275 000 Thlrn. aufbringen. In Leipzig versammelte sich damals eine große Anzahl von Fürstlichkeiten und von Gesandten fremder Mächte, denn ganz Europa sah mit Spannung auf Karl und allgemein fürchtete man, der siegreiche Heerführer werde sich auch in den spanischen Erbfolgekrieg mischen. Marlborough kam eigens von England angereist, um sich über Karl's Absichten zu vergewissern, mußte aber, ohne sein Ziel erreicht zu haben, wieder abreisen, denn Karl blieb undurchdringlich. Vermuthlich fühlte sich Karl von vornherein durch die plumpe Schmeichelei abgestoßen, mit der ihn Marlborough begrüßte. Denn dieser, der 57jährige, dessen Feldherrnruhm längst feststand, war geschmacklos genug, zu sagen, er wünsche die Gelegenheit zu benutzen, um von Karl noch etwas in der Kriegskunst zu lernen. Damals hat auch der große Leibniz Karl gesehen. Er schreibt darüber an einen Freund: „Ich sah ihn zu Mittag speisen. Dies dauerte eine halbe Stunde, aber S. M. sprach kein Wort während des Essens und hob nur einmal die Augen auf, als ein junger württembergischer Prinz zu seiner Linken mit einem Hunde Kurzweil trieb, was er auf diesen Blick sogleich einstellte. Man kann sagen, daß die Physiognomie des Königs sehr gut ist, aber er trägt und kleidet sich wie ein Reiter nach der alten Mode. Da ich über eine Woche auf seine Rückkehr gewartet hatte, so konnte ich mich nicht länger verweilen, obwohl man mir auf eine Audienz Hoffnung gemacht hatte. Aber was hätte ich ihm sagen können? Sein Lob hört er nicht gern, selbst nicht das wahre, und von Geschäften spricht er nicht." Leibniz hat also Karl überhaupt nicht gesprochen und da hat man zu behaupten gewagt, Karl sei durch die Gespräche mit Leibniz seinem Glauben abwendig gemacht worden! — In Altranstädt wurde Karl auch von seinem hartnäckigsten Gegner, dem König August, besucht und er erwiderte diesen Besuch in Leipzig, wo August am Markte in dem Apel'schen Hause, das noch jetzt das Königshaus heißt, abgestiegen war. Beide Vettern — ihre Mütter waren Schwestern gewesen — verkehrten auf das Freundschaftlichste mit einander. Karl schreibt über August an seine Schwester: „Er ist lustig und unterhaltend. Er ist nicht sehr groß, aber starkgebaut, etwas corpulent ist er auch. Er trägt seine eigenen Haare, die sind ganz dunkelfarbig." Karl selbst trug nämlich auch keine Perrücke. Im Herbst 1707 endlich rückte Karl aus Sachsen ab und trat, wie er sich in einem Briefe an seine Schwester ausdrückt, „den Spaziergang heimwärts wieder über Polen" an. Sein Heer hatte er durch Werbungen in Sachsen und Schlesien von 20 000 auf 30 000 Mann verstärkt, denn in hellen Haufen waren junge Männer gekommen, um unter seinen siegreichen Fahnen zu dienen. In die großen europäischen Händel des spanischen Erbfolgekrieges einzugreifen unterließ er, doch hatte er den deutschen Kaiser gezwungen, den Protestanten in Schlesien einige Hundert Kirchen wieder herauszugeben, die ihnen die Katholiken weggenommen hatten, und der Kaiser, dessen Länder von Truppen ziemlich entblößt waren, mußte wohl oder übel nachgeben. Wir haben hier einen für Karl's Politik charakteristischen Zug. Er strebte immer nur, dem Rechte Geltung zu verschaffen oder dem, was er für recht hielt; im Interesse Schwedens eine Politik des gesunden Egoismus zu treiben, lag ihm ganz fern. Auch im Altranstädter Frieden hatte er sein Augenmerk nur darauf gerichtet gehabt, den Kurfürsten von Sachsen zu bestrafen und seinem Schützlinge Stanislaus die polnische Krone zu sichern, außerdem hatte er noch seiner Armee einige Vortheile ausbedungen, während Schweden selbst bei dem Frieden ganz leer ausgegangen war.

In Polen stießen noch 9000 Schweden zu Karl's Armee, so daß er jetzt das schönste und größte Heer befehligte, das er jemals geführt hat. Nachdem er in Polen eine Heeresabtheilung zurückgelassen hatte, zog er mit 16 000 Mann Infanterie und 20 000 Reitern nach Rußland, um nunmehr auch den Czaren endgiltig zu demüthigen. Dieser Zug, der in vieler Beziehung an den hundert Jahre später von Napoleon unternommenen erinnert, ist von jeher viel getadelt worden. Napoleon selbst hat ihn in seinen Dictaten auf St. Helena als einen Verstoß gegen alle Regeln des Krieges bezeichnet und ausgesprochen, Karl habe eben vom systematischen Kriege nichts verstanden, er sei nur ein tapferer und unerschrockener Soldat gewesen. Doch ist wohl dieses Urtheil nicht ganz gerecht, denn Karl durfte beim Antreten seines Zuges mit ziemlicher Sicherheit auf die Unterstützung der Kosakenschaaren Mazeppa's und auf eine Diversion der Krimschen Tartaren gegen Rußland rechnen, und erst später erwies sich diese Rechnung als trügerisch. Zunächst lächelte ihm allerdings das Glück noch einmal. Im Juli 1708 schlug er die Russen bei Holoftschin in Litthauen. In einem Briefe an seine Schwester Ulrike Eleonore hat er selbst einen Bericht über diese Schlacht gegeben, der in seiner Einfachheit und Bescheidenheit ein schönes Zeugniß für Karl's Charakter ablegt. Er schreibt: „Seit dem Beresinastrome hat sich der Feind wieder beständig zurückgezogen. Wo Ströme waren, warf er Brustwehren und Batterien auf, verließ sie aber stets, bevor man hingekommen war, bis die Schweden in Holoftschin anlangten. Dort hatten sich einige Regimenter vom Feinde hinter einen kleinen Fluß gesetzt, der ein morastiges Ufer hatte. Als die schwedischen Regimenter am ersten Tage dort ankamen, hatte der Feind eine kleine Wache auf dieser Seite des Flusses. Die zog sich aber gleich zurück und zerstörte

*) Um über Karl's Aufenthalt in Sachsen noch etwas Näheres zu erfahren, wollte ich die „Leipziger Zeitung" von 1706 und 1707 zu Rathe ziehen, aber nur den Jahrgang 1707 habe ich einsehen können, Dank dem Entgegenkommen der königl. Bibliothek in Dresden. Leider enthält aber dieser Jahrgang eigentlich so gut wie Nichts über das Auftreten der Schweden. Im Grunde ist das ja auch begreiflich.

hinter sich die Brücke und den Damm, die über den kleinen Fluß führten. Die schwedischen Regimenter lagerten sich auf der Seite des Flusses, von der sie kamen, und so campirten sie und der Feind einige Tage einander gegenüber. Nachdem die Regimenter einige Tage in diesem Lager stille gestanden hatten, fand man zwischen dem rechten und dem linken Flügel des Feindes eine Stelle, die geeignet war, um über den kleinen Fluß zum Feinde zu kommen. Hierauf wurden in der Nacht die schwedischen Geschütze an die Stelle gebracht, wo der Uebergang stattfinden sollte, und wurden gegen die Geschütze und die Brustwehr des Feindes aufgestellt. Auch einige schwedische Bataillone Infanterie marschirten während der Nacht und stellten sich neben dem Platze auf, an den die Geschütze gebracht worden waren. Sobald der Tag graute, begannen die Geschütze des Feindes und die unsrigen gegen einander zu spielen. Man wollte auch gleich anfangen, eine Brücke über den kleinen Fluß zu machen. Da man aber fand, daß der Fluß nicht tiefer war als ungefähr bis zum Gürtel, so wurde die Brücke nicht fertig gemacht, sondern die Soldaten marschirten gleich durch das Wasser und stellten sich auf die andere Seite. Hierauf wollte das Fußvolk des Feindes gleich anfangen sich zurückzuziehen und zog sich nach dem Walde hin. Aber das schwedische Fußvolk erreichte sie und verfolgte sie ein kleines Stück in den Wald hinein. Indessen kamen die feindlichen Dragoner auch dahin marschirt, wo das feindliche Fußvolk gestanden hatte. Die schwedischen Schwadronen gingen, eine oder zwei auf einmal, wie sie über den Fluß kamen, und gingen gleich auf diese los und sie geriethen lustig mit einander zusammen. Und der Feind mußte zurückweichen, blieb aber oft stehen und kämpfte verschiedene Male, verlor jedoch immer Terrain, bis er, wie man rechnet, über eine Meile weit fortgetrieben wurde. Der Feind hat einige kleine Geschütze und ein paar Standarten und Pauken verloren." An diesem schmucklosen Berichte ist besonders zu bemerken, daß der König von sich selbst gar nicht spricht, und doch war es der König selbst, dem das Brückenschlagen zu lange dauerte, der in den Fluß sprang, seinen Soldaten zurufend, sie sollten ihm folgen, und der auch nachher immer unter den Vordersten war.

Die Schlacht bei Holofitschin war der letzte größere Erfolg, den Karl zu verzeichnen gehabt hat, ihr folgte ein Winterfeldzug, durch dessen grausame Kälte die schwedische Armee, die noch dazu an Allem Mangel litt, furchtbar decimirt wurde. Zu hunderten, ja tausenden erfroren die schwedischen Krieger oder verloren doch einzelne Gliedmaßen. Karl aber blieb unerschüttert. Er schreibt: „Hier bei der Armee steht es recht gut, obwohl wir zuweilen einige Anstrengungen durchzumachen gehabt haben, wie gewöhnlich, wenn der Feind in der Nähe ist. Außerdem ist dieser Winter sehr kalt gewesen, so daß die Kälte beinahe ungewöhnlich zu sein schien, so daß verschiedene von den Leuten des Feindes sowie auch von den Unsrigen zuweilen erfroren sind und auch Hände und Füße oder die Nase verloren haben. Doch bei alledem ist dieser Winter doch ein vergnügter Winter gewesen. Denn obwohl einige unglücklich gewesen sind, die das Unglück getroffen hat, so daß sie von der scharfen Kälte zu Schaden gekommen sind, so hat man doch das Vergnügen gehabt, daß man immer von Zeit zu Zeit einigen Zeitvertreib fand, indem schwedische Abtheilungen sehr oft kleine Zusammenstöße mit dem Feinde hatten und dem Feinde Abbruch thaten." Bald darnach wurde der König verwundet, so daß nicht mehr er selbst das Commando führen konnte, und die Folge war die vernichtende Niederlage bei Pultawa, die freilich auch so kaum zu vermeiden gewesen wäre. Karl floh nach der Türkei und blieb dort fünf Jahre lang, immer bemüht, die Türken zum Krieg gegen Rußland zu treiben. Nicht weniger als fünf Großwesire wurden während dieser Zeit auf Karl's Betreiben ihres Amtes entsetzt. Dreimal erklärte die Pforte an Rußland den Krieg und einmal schien Karl am Ziele seiner Wünsche, denn Peter der Große war mit seiner Armee von einem türkischen Heere eingeschlossen und wäre rettungslos verloren gewesen, wenn sich nicht der Großwesir hätte bestechen lassen und ihm einen günstigen Frieden bewilligt hätte. So verlockend es wäre, die abenteuerlichen Ereignisse zu schildern, die Karl in der Türkei erlebt hat, so will ich doch darauf verzichten. Nach fünfjährigem Aufenthalte mußte Karl endlich erkennen, daß von der Türkei nichts mehr zu hoffen war, und so kehrte er in sein Reich zurück. Ein halbes Jahr lang vertheidigte er Stralsund gegen die Dänen, Sachsen und Preußen, die sich gegen ihn verbündet hatten, dann mußte er auch Stralsund aufgeben. Nach Schweden zurückgekehrt, wollte er sich für die großen Verluste, die das schwedische Reich erlitten hatte, an Dänemark entschädigen durch Eroberung Norwegens und wer weiß, ob ihm das nicht gelungen wäre, wenn ihn nicht vor Friedrichshall am 15. December 1718 eine norwegische Kugel getödtet hätte.

Karl ruht in Stockholm in das Riddarholmskirche, in der fast alle die großen Könige und Feldherren Schwedens versammelt sind. Hier sieht man die Särge Gustav Adolf's, Karl's X. Gustav, Karl's XII., Gustav's III., Torstenson's und vieler Anderer. Fünftausend im dreißigjährigen und im nordischen Kriege erbeutete Fahnen und Standarten schmücken die unscheinbare Kirche. Es giebt wenige Stellen, an denen man eine solche Fülle großer Erinnerungen beisammen findet. Freilich sind es Erinnerungen an eine vergangene Größe, aber wer will es den Schweden verdenken, daß sie darauf stolz sind?

Bücherbesprechung.

— Alttestamentliche Perikopen. Homiletisches Handbuch für evangelische Geistliche zur Behandlung der in der evangelischen Landeskirche zu Predigtzwecken ausgeschriebenen alttestamentlichen Perikopen. Herausgegeben von Wilh. v. Langsdorff. Leipzig, Fr. Richter. 1896. Lief. 8—11 zu 1 ℳ. — Das Werk ist nun vollendet. Um nicht zu wiederholen, was wir früher ausgesprochen haben (zuletzt Wiss. Beil. Nr. 77), verweisen wir auf die dem letzten Hefte beigegebene Einleitung des Verfassers „Zur Einführung", in welcher Plan und Ausführung des Unternehmens viel eingehender, als wir es zu thun vermochten, besprochen werden. Ganz besonders aufmerksam machen wir auf die S. VII befindliche Zusammenstellung der eigentlichsten Literatur, um die es sich hier handelt, die verhältnißmäßig noch so sparsam vorhandenen geschlossenen Sammlungen alttestamentlicher Predigten. Man sollte es nicht für möglich halten, daß in der evangelischen Predigtliteratur überhaupt nur eine einzige solche Sammlung vorhanden ist, in welcher die Texte einer bestimmten landeskirchlichen Reihe sämmtlich bearbeitet sind. Das ist der „Stern aus Jakob" von Teichert; sie stammt aus dem Jahre 1867 und hat die rheinische Perikopenreihe zu Grunde gelegt. Alle anderen behandeln entweder, wie die bekanntesten von Gerok und Taube, ganze alttestamentliche Bücher, oder sie stellen eine beliebige Auswahl dar, wie die als vorbildlich besonders zu empfehlenden von Bindemann und Küper. Aus diesen und einigen anderen hat der Verfasser einen großen Theil der Predigtskizzen entnommen, deren jede einzelne demnach eine nicht geringe Mühe der Bearbeitung erfordert hat. Ebenso sind die in den bekanntesten Sammlungen unserer größten Prediger vereinzelt vorgefundenen Predigten über alttestamentliche Texte verwerthet worden, soweit sie nicht blos mit ihren Dispositionen vertreten sind. Aber wie wir schon früher hervorgehoben haben, ist das Alles Nebensache neben der jedesmaligen Hauptaufgabe, die zuerst in einer gründlichen praktisch-exegetischen Erläuterung und zu zweit in einer fast stets für dieses Werk neugeschaffenen Studie zu den hauptsächlichsten Texten besteht. Die erstere ist fast ausnahmslos von dem Herausgeber bearbeitet, während für die zu zweit genannte Aufgabe eine Reihe Mitarbeiter gewonnen worden sind. Geradezu mustergiltig für ein solches Werk müssen die Register genannt werden. Ein Griff und ein Blick nach dem Schlusse des Buches hin belehrt jeden Suchenden über jede alttestamentliche Stelle, ob sie irgendwo in einer evangelischen Landeskirche ganz oder theilweise als Perikope gilt, welche Behandlung sie in diesem Werk erfahren hat, und zum Ueberfluß noch, welchen Hauptinhalt sie hat. Bei einem längeren Verweilen auf diesen inhaltsreichen Seiten kann der Leser sie also sogar als Concordanz verwenden. Ein zweites Register nennt für jeden Sonn- und Feiertag des Kirchenjahres alle alttestamentlichen Stellen, die jemals für diese einzelnen Fälle in Frage gekommen sind. Ein drittes Register endlich zeigt die hier behandelten Stellen in ihrer Verwendbarkeit zu Casualreden und Casualpredigten aller Art. Wir erwarten von dem Buch, dessen Plan wir auch zum Schlusse nochmals als einen außerordentlich glücklichen Griff bezeichnen wollen, gerade mit seinem unverkennbaren Bestreben, der kirchlichen Arbeit unmittelbar dienen zu wollen, einen anregenden und dauernden Einfluß auf die Stellung der evangelischen Prediger zu der homiletischen Verwerthung des alten Testamentes. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 119. Sonnabend, den 3. October. 1896.

Der Blatt- und Nadelabfall der Bäume und seine Bedeutung für das Wachsthum des Waldes.

Von W. Schler.

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen.
Blätter verweht zur Erde der Wind nun; andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling;
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.

Homer.

Dem Naturfreunde, dem denkenden Menschen überhaupt, gewährt der herbstliche Laubabfall mit der vorangegangenen Verfärbung der Blätter einen eigenartigen, reizvollen Anblick. Wird uns doch durch das Fallen der abgestorbenen, vom Zweige sich lösenden Blätter, deren in üppigem Grün prangendes Dach uns noch wenige Wochen früher entzückte, die Vergänglichkeit alles Irdischen recht lebhaft in Erinnerung gebracht und unwillkürlich erweckt der Anblick des fallenden Laubes ernste Betrachtungen und ruft uns ein „memento mori!“ zu. Wir wissen aber auch, daß der Baum, den wir seines Blattschmuckes beraubt, scheinbar todt und starr vor uns erblicken, durch das strahlende Himmelslicht im Lenze zu neuer Lebensthätigkeit zurückgerufen, sich mit neuem Grün schmücken, gleichsam seine Auferstehung feiern wird. Diese Gewißheit nimmt dem herbstlichen Laubabfall das Traurige und wir vermögen uns deshalb an einem schönen Herbsttage voll und ganz dem Zauber des Anblickes eines in den mannigfachsten Farbenschattirungen von Gelb, Roth und Braun prangenden Laubwaldes und des reizvollen Fallens der Blätter hinzugeben. Berthold Sigismund schildert dieses Schauspiel mit folgenden Worten: „Ohne von einem Lüftchen gerührt zu sein, löst sich aus den bunten, im goldigen Lichte der Herbstsonne prangenden Baumkronen sanft und leise ein Blatt nach dem andern vom Zweige ab und fällt, oder vielmehr schwebt und tanzt in wunderschönen Ringelreihen zur Erde nieder. Und zwar hat jede Baumart ihren besonderen Blättertanz. Die herzförmigen Blätter der Linde, die sich so früh zur Erde begeben, schwingen sich anders ab, als die lappigen des Ahorns oder die handförmigen Fächer der Roßkastanien. Bei allen beschreibt die Bahn eine graziöse Spirale, aber die Windungen derselben haben je nach den Gesetzen des Gleichgewichts, welches zwischen Stiel und Blattfläche stattfindet, ihre eigene Form. Indeß auch von demselben Baume fällt kein Blatt ganz auf gleiche Art, wie seine Genossen; das größere durchläuft seinen letzten Gang rascher; ein von Reif beschwertes kommt auffallend schneller zur Erde; ein drittes fällt auf einen Zweig, rastet da eine Zeit lang und begiebt sich dann in Gesellschaft mehrerer Gefährten, die es durch sanfte Berührung zum Hingang angeregt, zu Boden nieder. Stunden lang könnte man zusehen und würde immer neue schöne Fallbewegungen gewahren.“ Wenn der Laubabfall nicht durch frühe Fröste herbeigeführt wird, sondern in naturgemäßer Weise stattfindet, so geht ihm die Bildung einer Trennungsschicht im Blattgelenk und eine Verfärbung der Blätter voraus. Die Zeit des Laubabfalles wird verschieden sein, je nachdem sich diese Trennungsschicht früher oder später bildet. Am spätesten pflegt dies bei der Wintereiche und der Hainbuche der Fall zu sein, welche deshalb ihr verdorrtes Laub zum Theil den ganzen Winter über behalten. In der Regel erfolgt die Entlaubung an den Zweigen von unten nach oben, da sich die älteren Blätter früher ablösen als die jüngeren an der Spitze des Zweiges. Demzufolge dauert unter normalen Verhältnissen der Laubabfall an ein und demselben Baume mehrere Wochen, während starke Nachtfröste diesen Vorgang sehr beschleunigen. Als die Ursache des herbstlichen Laubabfalles ist das rasche Sinken der Temperatur, namentlich vom letzten Drittel des Monats October an, sowie die Abnahme der Assimilation und Ernährungsvorgänge in den Blättern infolge der geringeren Lichteinwirkung im Herbste anzusehen. Nach Prof. Dr. Ebermeyer ist durch meteorologische Beobachtungen nachgewiesen worden, daß im October und November die Luft und der Boden durch Ausstrahlung mehr Wärme verlieren, als sogar im Winter, und daß innerhalb der jährlichen Periode in diesen beiden Monaten die stärkste Temperaturabnahme stattfindet. Die mittlere Temperatur ist im October im Allgemeinen um 6° R. geringer, als im September; aber auch die oberen Bodenschichten verlieren im October so viel Wärme, daß z. B. die Temperatur an der Oberfläche des Waldbodens gegenüber vom Monat September durchschnittlich um 4° R., in ½ Fuß um 3°, in 4 Fuß aber nur um 1° R. sinkt. Die chemisch-physiologischen Vorgänge bei der Ernährung der Pflanze müssen sich infolge jener Einflüsse vermindern, vornehmlich vermindert sich der Saftzufluß. Dem Blattabfalle gehen aber auch noch chemische Veränderungen in den Blättern voraus. In wärmeren Gegenden ist der Laubabfall nicht die unmittelbare Folge des gestörten Ernährungsvermögens durch geringere Beleuchtung und Wärme. Er findet deshalb nicht im Herbst oder überhaupt zu einer bestimmten Jahreszeit statt, die Blätter sterben unter normalen Verhältnissen erst dann ab, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht haben. Demzufolge ist auch der Laubabfall in wärmeren Klimaten ein sehr unregelmäßiger. Das Einschlummern des Pflanzenlebens in unserer Zone wird im Herbst durch die Verfärbung der Blätter gekennzeichnet. An Stelle des frischen Grüns, das die Bäume und Sträucher während des Frühjahres und Sommers in helleren oder dunkleren Tönen schmückte, erblicken wir die verschiedensten Nüancen von Gelb, Roth und Braun. Diese Färbung der Blätter im Herbste gewährt dem Auge einen hohen Genuß und es steht der Anblick eines in allen Farbennüancen zwischen Gelb, Roth und Braun prangenden, vom hellen Sonnenscheine durchflutheten Laubwaldes an einem freundlichen Herbsttage, wenn zugleich der Altweibersommer mit seinen Silberfäden die Luft durchzieht, dem Anblick des im üppigsten Grün prangenden Waldes schwerlich nach. Bescheint die helle Mittagssonne gegen Ende October z. B. einen Birkenbestand, so scheint es doch wahrhaftig, als ob Alles mit eitel Gold überzogen sei, ein so intensives Gelb erhalten die Birkenblätter bei ihrer herbstlichen Verfärbung. Welch' entzückenden Anblick aber die herbstlich gefärbten Wälder Nordamerikas bieten, schildert Maximilian zu Wied: „Mit dem Eintritt des Herbstes färben sich dort alle Baumblätter, vorzugsweise die verschiedenen Eichen- und Ahornarten, dann Wallnuß, Eschen und Sumachbäume, alle Kirschbäume u. s. w. citronengelb, rosenroth, blutroth, purpur- und zinnoberroth. Der fünfblättrige Epheu oder die dünnen Zweige des wilden Weines umranken die höchsten Waldstämme und bilden überall prachtvolle zinnoberrothe kolossale Säulen von unbeschreiblicher Pracht. Besonders im Lichte eines glänzenden Sonnenscheins bieten diese Waldungen einen wunderbaren Anblick, den man selbst gesehen haben muß, um sich davon einen Begriff machen zu können. Nirgends wird man eine ähnliche Pracht wieder finden.“ Viele jener nordamerikanischen Laubhölzer vertragen auch unser deutsches Klima sehr gut und vermag deshalb der Forstmann wie der Landschaftsgärtner durch Anpflanzung von nordamerikanischen Eichen, Ahornen, Nußbäumen und Eschen auch in unseren deutschen Wäldern und Parkanlagen die Farbenpracht des herbstlichen Waldes noch mehr zu steigern. Speciell für den Forstmann ist

diese Aufgabe um so empfehlenswerther, als eine Anzahl jener amerikanischen Laubhölzer an Raschwüchsigkeit ihre deutschen Gattungsverwandten wesentlich überragt. Erkundigen wir uns näher nach der Ursache jener oft die herrlichsten Farbentöne hervorzaubernden herbstlichen Verfärbung der Blätter, so erfahren wir, daß die eingetretene verminderte Lebensthätigkeit der Pflanzen die Ursache ist. Das Blattgrün, botanisch Chlorophyll genannt, wird zerstört und den Blättern damit die Möglichkeit genommen, Kohlensäure zu zersetzen und Sauerstoff auszuhauchen. Die Herbstfärbung der Blätter tritt nicht zu gleicher Zeit ein, sondern ist sehr verschieden nach Holzart, Standort und Witterung. Regel ist aber, daß die ältesten Blätter eines Zweiges früher sich verfärben und ihre Functionen einstellen, als die jüngeren. Auch kommt es wohl vor, daß bei einem frühen, plötzlich eintretenden Nachtfroste die Blätter in noch grünem Zustand abfallen, wie wir dies bei Roßkastanien und Platanen nicht selten beobachten können. Für die herbstliche Verfärbung des Laubes, für die verschiedenartigen Farbentöne, welche die Blätter dabei annehmen, eine wissenschaftliche Erklärung zu geben, ist schon von vielen Naturforschern versucht worden. Nach Prof. Kraus findet die Entstehung der gelben Herbstfärbung in der Weise statt, daß, wenn im Herbste die Lebensfunctionen erlöschen, der in den Zellen diffundirende Sauerstoff nicht mehr zum Stoffwechsel verbraucht wird, sondern die organischen Bestandtheile der Blätter durch Oxydation verzehrt, wobei gleichzeitig das Blattgrün zerstört resp. entfärbt wird. Fremy meint, daß das gelbe Pigment schon in den jüngsten Blättern vor ihrem Ergrünen enthalten sei und daß der grüne Farbstoff aus einem Gemenge zweier Farbstoffe, einem gelben und einem blauen, die vermischt grün ergeben, bestehe. Bei der Gelbfärbung der Blätter im Herbste würde nur der blaue Farbstoff durch Sauerstoffeinwirkung zersetzt. Die gelbe Herbstfärbung nehmen die Blätter des Feldahorns, des Bergahorns, der Birke, Linde, Erle, Kastanie, Eiche, Akazie, Platane, Pappel und des Nußbaums an. Die rothe Färbung des Laubes entsteht nach Prof. Kraus dadurch, daß in den Pflanzen enthaltene Oxyphensäure in Verbindung mit Pflanzensäure eine schöne rothe Färbung giebt. Besonders die Blätter derjenigen Gewächse, welche rothe oder blaue Früchte tragen, färben sich im Herbste roth, weshalb anzunehmen ist, daß jene Gewächse besonders reich an Pflanzensäuren sein müssen. Durch prächtig rothe Färbung des Laubes zeichnen sich aus der wilde Kirschbaum, der Vogelbeerbaum, der wilde Wein, die Traubenkirsche, viele Pyrus-Arten und die amerikanischen Eichen. Die Blätter des Weinstockes, der blaue Trauben trägt, färben sich zumeist roth, dagegen diejenigen des Weinstockes mit grünen Trauben zumeist gelb. Die braune oder dunkle Herbstfärbung in ihren verschiedenen Nuancen ist als Folge des vollständigen Todes der Blätter zu betrachten, einem besonderen Farbstoffe darf diese Färbung nicht zugeschrieben werden. Die große Mannigfaltigkeit der herbstlichen Blattfärbung, die verschiedenartige Schattirung von Gelb, Roth und Braun erklärt sich aus dem zumeist gleichzeitigen Vorkommen dieser drei Farbstoffe nebeneinander und den verschiedenen Mischungsverhältnissen derselben. Wie haushälterisch die Natur zu wirthschaften pflegt, zeigt sich so recht auch beim Vorgange des herbstlichen Laubabfalles. Außer anderen Stoffen enthalten die grünen Blätter an organischen Bestandtheilen Kohlenhydrate (Stärkemehl, Zucker) und stickstoffhaltige Eiweißstoffe, an unorganischen oder Aschenbestandtheilen Phosphorsäure und Kali. Gerade diese Stoffe sind besonders wichtig nicht nur für die Ernährung der Pflanzen, sondern auch für die Ernährung der Thiere. Würden nun diese werthvollen, in den grünen Blättern enthaltenen Stoffe auch nach dem Absterben des Laubes darin verbleiben, so würden dieselben beim herbstlichen Blattabfall dem Baume verloren gehen. Diesem Verluste beugt nun die Natur dadurch vor, daß sie die werthvollsten Bestandtheile der Blätter vor dem Laubabfall durch die Blattstiele in den Stamm wandern läßt. Dort werden sie im Marke, in den Markstrahlenzellen, in der Bastschicht aufgespeichert und bilden hier eine Reservenahrung für die nächste Vegetationszeit. Der in den abgefallenen Blättern zurückbleibende Theil der für das weitere Wachsthum der Pflanzen so wichtigen Stoffe ist sehr gering, weshalb auch der Düngerwerth des abgefallenen Laubes weit weniger groß ist, als wenn sämmtliche Eiweißstoffe und Kohlenhydrate, Kali- und Phosphorsäuremengen darin verblieben wären. Die auf dem Wege der Diffusion durch die Blattstiele aus den Blättern in den Stamm beförderten und dort aufgespeicherten Stoffe werden im nächsten Frühjahre zum Hervorbringen neuer Blätter und Triebe verwendet. Alle Pflanzentheile sind während ihrer ersten Entwickelungszeit nicht nur am reichsten an Wassergehalt, sondern auch an stickstoffhaltigen Eiweißstoffen, an Kali und Phosphorsäure, weshalb die Blätter während dieser Zeit den größten Futterwerth besitzen und von den pflanzenfressenden Thieren besonders bevorzugt werden.

Auf den Eintritt des Laubabfalles wirken verschiedenartige Umstände ein und hängt derselbe nicht allein von der Holzart ab. Nach Prof. Ebermeyer sind hierfür hauptsächlich maßgebend die klimatischen Verhältnisse, besonders die Herbstwitterung, die Lage des Ortes über der Meeresoberfläche, der Feuchtigkeitsgrad, die Güte des Bodens und die Bodenwärme, die dunklere oder lichtere Stellung der Bäume in den Wäldern, die Einwirkung von Frost, starken Winden u. s. w. Deshalb wird die Entlaubung an einer und derselben Holzart nicht nur in verschiedenen Gegenden früher oder später erfolgen, sondern es wird auch der Laubabfall an einem Orte nicht immer zur gleichen Zeit stattfinden. In Bayern vorgenommene Beobachtungen haben nachgewiesen, daß der herbstliche Laubabfall früher oder später erfolgt, je nachdem der Ort höher oder tiefer über der Meeresoberfläche liegt. Die auf fruchtbarem, frischem Boden stockenden Bäume werfen ihr Laub später ab, als die auf trockenem, armem Boden, besonders an trockenen Südhängen stockenden. Heiße, an Niederschlägen arme Sommermonate begünstigen gleichfalls einen frühen Laubabfall. Mit Ausnahme der Lärche, welche wie die Laubhölzer alljährlich im Herbste ihre Nadeln abwirft, nimmt der Nadelabfall bei den Coniferen einen anderen Verlauf, als der Blattabfall bei den Laubhölzern. Die Lebensdauer der Coniferen-Nadeln ist zumeist eine mehrjährige, doch je nach der Holzart verschieden. Während die Weymouthskiefer ihre Nadeln nicht einmal zwei Jahre behält, verliert die Schwarzkiefer (Pinus austriaca) ihre Nadeln zumeist zwischen dem 3. und 6. Jahre, die Fichte vom 4. bis 7. Jahre. Die längste Lebensdauer besitzen die Nadeln der Tanne, da sie erst vom 7. bis 9. Jahre abzufallen pflegen. Dabei findet der Nadelabfall nicht zu einer bestimmten Zeit statt, sondern erfolgt zu allen Jahreszeiten. Auf die kürzere oder längere Lebensdauer der Nadeln bei den verschiedenen Coniferen-Arten wirken natürlich ähnliche Umstände ein, wie solche für den Blattabfall der Laubhölzer von Einfluß sind.

Die Fruchtbarkeit des Waldbodens wird durch die aus Blättern oder Nadeln gebildete Bodendecke nicht nur in günstigster Weise conservirt, sondern durch die stattfindende Humusbildung auch fortschreitend bereichert. Die in der Streudecke enthaltenen organischen und unorganischen Stoffe führen dem Boden immer neue Nahrungsstoffe zu und bilden so den Dünger des Waldes. Deshalb ist der Laub- und Nadelabfall der Bäume für die Beschaffenheit des Waldbodens von größter Bedeutung. Die Wirkung der Streudecke auf den Boden ist eine zweifache, indem die physikalische und auch die chemische Beschaffenschaft des Waldbodens dadurch beeinflußt wird. Die Veränderungen, welche diese Einwirkungen auf den Waldboden ausüben, sind direct oder indirect von größtem Einflusse auf das Wachsthum des Waldes. In geschlossenen Waldbeständen lagert das abgefallene Laub oder die Nadeln in einer mehr oder minder hohen Schichte auf dem Boden. Während die Blätter und Nadeln nach ihrem Abfall zunächst locker aufeinander liegen, bilden sich, veranlaßt durch Regen und Schnee, einzelne, mit einander verbundene Schichten, die je nach ihrem Alter von verschiedenartiger Beschaffenheit sind. Die unteren Schichten befinden sich in weiter fortgeschrittenen Stadien der Verwesung, als die oberen, die unterste Schicht ist bereits soweit zersetzt, daß sie dem Boden als schwarze, pulverförmige Erde auflagert. Diese unterste, völlig zersetzte Schicht der Bodendecke wird Humus genannt und besitzt besonders dieser Humus den größten Einfluß auf die Beschaffenheit des Waldbodens. Nach Prof. Ebermeyer besitzt die lockere Bodendecke in den Waldbeständen folgende bemerkenswerthe physikalische Eigenschaften: 1) finden sich in derselben eine Menge capillarer Räume, welche wie Haarröhrchen wirken und das Vermögen besitzen, ähnlich wie ein Schwamm viel Wasser in sich aufzunehmen und dasselbe längere Zeit zurückzuhalten; auch ist die organische Substanz als solche hygroskopisch und besitzt auch die Fähigkeit, durch Imbibition eine gewisse Quantität Wasser aufzusaugen. 2) Durch die schützende Streudecke wird der Luftzutritt und die Luftbewegung im Boden vermindert und damit die Bodenfeuchtigkeit vor rascher Verdunstung geschützt. 3) Die mit Luft erfüllte Streudecke ist endlich wie Schnee ein schlechter Wärmeleiter, vermindert also einerseits die Ausstrahlung der Bodenwärme, andererseits auch das rasche Ein-

bringen starker Hitze und Kälte. Welche Bedeutung der wasserfassenden Kraft der Streudecke zukommt, geht aus den Ermittelungen hervor, welche von Prof. Ebermeyer in dieser Hinsicht angestellt wurden. In seinem Werke „Die gesammte Lehre der Waldstreu mit Rücksicht auf die chemische Statik des Waldbaues" wird nachgewiesen, daß

1 Kubikmeter Buchenlaubstreu bis zur vollständigen Sättigung fast 2 Hektoliter Wasser,
1 Kubikmeter Fichtennadelstreu ca. $2\frac{1}{2}$ „ „
1 „ Kiefernadelstreu ca. $1\frac{1}{2}$ „ „
1 „ Moos ca. 3 „ „

aufzunehmen vermag. Wenn man den jährlichen Laub- resp. Nadelabfall pro Hektar rechnet

in Buchenwäldern zu 4000 Kilogramm = 64,5 Kubikmeter,
in Fichtenwäldern zu 3300 „ = 21,7 „
in Kiefernwäldern zu 3300 „ = 32,6 „

so vermag schon der einjährige Streuanfall pro Hektar aufzuspeichern:

im Buchenwald 129 Hektoliter oder 12,9 Kubikmeter Wasser,
im Fichtenwald 54,2 „ „ 5,42 „ „
im Kiefernwald 48,9 „ „ 4,89 „ „

Diese Zahlen lassen erkennen, daß es sehr starker Niederschläge bedarf, ehe sich die Streudecke so vollgesogen hat, daß sie das überschüssige Wasser an den Boden abgiebt. Deshalb muß eine übermäßig hohe Streudecke für das Wachsthum des Waldes nachtheilig wirken, besonders in der Ebene, wo stärkere Niederschläge weniger häufig sind. So wohlthätig die physikalischen und chemischen Einflüsse einer mäßig hohen Streudecke auf den Waldboden sind, vermag doch eine übermäßig hohe Schicht von Laub, Nadeln oder Moos diese günstigen Einwirkungen sehr zu vermindern oder gar in das Gegentheil zu kehren. Die Sommerregen sind selten so mächtig, daß sie im geschlossenen Walde in größere Tiefen des Bodens einzudringen vermögen. Selbst wenn das Wasser die Streudecke durchdringen sollte, wird es doch zumeist die Wurzeln der Bäume nicht erreichen, sondern in der oberen Bodenschicht verdunsten. Deshalb sind für den Wald starke Winterregen wirksamer, am werthvollsten aber langsam schmelzende Schneemassen. Für den Wald wird ein regenarmer Sommer weniger nachtheilig sein, als ein an Niederschlägen armer Winter, da besonders durch das Schneewasser dem Boden größere Feuchtigkeit zugeführt wird, so daß auch die tiefer streichenden Wurzeln der Bäume davon zu zehren vermögen. — Die Streudecke schützt den Waldboden vor Verdunstung der Bodenfeuchtigkeit und wirkt dadurch, da das Gedeihen des Waldes von der Bodenfeuchtigkeit hauptsächlich abhängt, in günstigster Weise ein. Zwar vermag auch der Kronenschirm des Waldes das Austrocknen des Bodens zu vermindern, die Streudecke bewirkt dies jedoch in noch wirksamerer Weise. Durch bayerische forstlich-meteorologische Stationen in verschiedenster Höhenlage vorgenommene eingehende Untersuchungen ergaben im großen Durchschnitt, daß bei gleichem Sättigungsgrade die Verdunstung des Bodenwassers im Walde ohne Streudecke ca. um die Hälfte geringer ist, als auf nicht bewaldetem Terrain von gleicher Bodenbeschaffenheit, und daß der Einfluß des Kronenschirmes auf die Verdunstung der Bodenfeuchtigkeit durch die Mitwirkung der Streudecke noch um die Hälfte vermehrt wird. — Betreffs des Einflusses des Waldes und der Bodendecke auf die Bodenwärme hat sich als Resultat 6jähriger Beobachtungen auf den sieben forstlich-meteorologischen Stationen Bayerns ergeben, daß im Sommer und bei großer Hitze der Einfluß des Waldes auf die Bodentemperatur weit größer ist, als zu jeder anderen Jahreszeit. Die mittlere Temperatur des Waldbodens wurde bis zu vier Fuß Tiefe durchschnittlich um drei Grad geringer constatirt, als diejenige des Feldbodens. Dagegen ist im Winter zwischen der Bodenwärme des Waldes und der des Feldes kaum ein Unterschied zu finden. Prof. Ebermeyer ist der Ansicht, daß der fast gleiche Temperaturgrad des bewaldeten wie des unbewaldeten Bodens im Winter wohl hauptsächlich der Schneedecke zuzuschreiben sei, welche als schlechter Wärmeleiter im Walde wie auf dem Felde die gleiche Wirkung äußert und die Wirkung des Waldes aufhebt. — Auf die Lockerheit des Waldbodens übt die Streudecke insofern eine günstige Wirkung aus, als sie verhindert, daß, durch starke Niederschläge veranlaßt, sich die obere Bodenschicht fest zusammensetzt und dadurch der Luftzutritt und das Eindringen des Wassers erschwert wird. Lockerer Boden trocknet zwar in seiner obersten Schichte stärker aus, als ungelockerter, doch haben zahlreiche Untersuchungen festgestellt, daß im gelockerten Boden die Verdunstung des Wassers weit geringer ist, als im ungelockerten Boden. Durch die Lockerung der Bodenoberfläche wird die Capillarität unterbrochen, das Wasser vermag weniger rasch an die Bodenoberfläche aufzusteigen und zu verdunsten. Die physikalische Einwirkung einer nicht übermäßig hohen Streudecke in den Wäldern wird nach den vorstehenden Darlegungen zweifellos von günstigstem Einfluß auf das Gedeihen des Waldes sein.

Die chemische Einwirkung der Streudecke auf den Waldboden beruht in den Zersetzungen, welchen die vegetabilischen Reste dieser Streudecke infolge der Einwirkung von Bakterien und anderen Pilzen sowie der Atmosphärilien unterliegen. Nachdem sich die untersten Schichten der Waldbodendecke in Humus umgewandelt haben, findet eine weitere Zersetzung dieser schwarzen Feinerde in der Weise statt, daß von der vegetabilischen Substanz nur die darin enthaltenen Mineralstoffe zurückbleiben, während die bei der Zersetzung des Humus sich bildenden Gase theils vom Boden zurückgehalten werden, theils in die Luft entweichen. Die gasförmigen Verwesungsproducte (Kohlensäure, Wassergas, Ammoniak) liefern Nahrungsstoffe für die grünen Pflanzen und dienen ihnen zum Aufbau der Organe. Da die Humuszersetzung nicht gleichen Schritt zu halten vermag mit Zuführung neuer Abfallstoffe, so muß im geschlossenen Waldbestande mit der Zeit die Humusschicht immer mehr anwachsen. Die Wirkung des Humus auf den Wald hängt aber nicht allein von der Menge, sondern auch von der Qualität des Humus ab, da die letztere eine außerordentlich verschiedenartige sein kann. Unter den mannigfachen Humusarten nennt Ebermeyer besonders den milden, guten, fruchtbaren, sauren, unfruchtbaren, schlechten, kohligen, harzigen, abstringirenden, wilden Humus, Rohhumus, Hagerhumus, Heide-, Staub-, Torf-, Sumpf-, Moorhumus. Die pflanzenernährende Kraft des Humus muß verschieden sein nach ihrem Gehalt an Stickstoff, an Aschenbestandtheilen (namentlich in Bezug auf Kali und Phosphorsäure), nach der schneller oder langsamer erfolgenden Verwesung u. s. w. Für praktische Zwecke dürfte die Unterscheidung in milden oder fruchtbaren Humus, Staubhumus und Heidehumus, sauren Humus genügen. In seinem Werke „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" weist Liebig nach, daß die organischen Humusbestandtheile zur Ernährung der Pflanzen nicht beitragen. Die Bedeutung des Humus für das Pflanzenwachsthum beruht vielmehr in seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften. Vorher wurde angenommen, daß der Humus und das Wasser die alleinigen Nährstoffe der Pflanzen seien. Durch Liebig wurde jedoch festgestellt, daß zum Aufbau der chlorophyllführenden grünen Pflanzen der Luft und dem Boden entnommene anorganische Stoffe dienen. So wird der Kohlenstoff der Pflanze aus der Kohlensäure durch die Blattthätigkeit, der Wasserstoff und Sauerstoff aus dem aufgenommenen Wasser, der Stickstoff aus Ammoniak- oder salpetersauren Salzen, der Schwefel der Proteïnstoffe aus schwefelsauren Salzen und die Aschenbestandtheile von verschiedenen Mineralsalzen stammen, welche dem Boden durch die Wurzeln entzogen werden. Ein gewisser Humusgehalt des Bodens befördert die Aufschließung und Auflösung der Mineralbestandtheile, wodurch die Bodenkraft erhöht wird. Zu den werthvollsten Pflanzennährmitteln gehören Kohlensäure, Wasser, Ammoniak. Da der Kohlenstoff der Waldstreu beim Verwesungsprozeß derselben in Kohlensäure übergeht, so wird der Waldboden um so kohlensäurereicher werden, je mehr Humus sich im Walde ansammelt. Die aus der Bodenstreu erzeugte Kohlensäuremenge ist recht beträchtlich, haben doch die Ebermeyer'schen Untersuchungen ergeben, daß in geschlossenen Waldbeständen pro Hektar 4800 bis 5200 Kilogramm oder 2440 bis 2650 Cubikmeter Kohlensäure aus den jährlichen Streuanfällen erzeugt werden. — Außer der Bereicherung des Bodens gut geschlossener Waldbestände an Kohlenstoff findet durch den Streuanfall auch eine Zuführung von Stickstoff statt. Namentlich für Sandböden, welche stickstoffarm sind, besitzt diese Function der Streudecke resp. der Humusschicht besondere Bedeutung. Der Stickstoffgehalt der Waldabfälle wird bei der stattfindenden Verwesung in Ammoniak umgewandelt, der letztere durch weitere Oxydation in salpetersaure Salze. Bei der Wichtigkeit, welche diese Stoffe für das Pflanzenwachsthum besitzen, läßt sich gleichfalls der günstige Einfluß der Streudecke auf das Gedeihen des Waldes ermessen.

Nachdem die verbrennlichen Bestandtheile des Humus in ihrer günstigen Wirkung auf das Gedeihen der Gewächse einer kurzen Betrachtung unterzogen worden sind, erübrigt es noch,

das Gleiche für die Mineralstoffe des Humus zu thun. Es könnte wohl zweifelhaft erscheinen, ob bei dem geringen Mineralgehalte des geernteten Holzes die durch die Humuszersetzung dem Boden zugeführten Mineralstoffe überhaupt eine Bedeutung für das Wachsthum der Bäume besitzen, zumal ältere Bäume ihren Bedarf an solchen vermöge der tiefstreichenden Wurzeln auch aus tieferen Bodenschichten zu gewinnen vermögen. Die Waldbäume benöthigen aber nicht nur Mineralstoffe zur Holzerzeugung, sondern auch zur jährlichen Blatt- und Nadelbildung und vermag ein an Mineralnährstoffen armer Boden nur kümmerliche Bäume zu erzeugen, wenn er der Waldstreudecke fortgesetzt beraubt und ihm so die Möglichkeit genommen wird, aus den Zersetzungsproducten des Humus die zum Wachsthume des Waldes erforderlichen Nährstoffe zurück zu gewinnen. Die Waldbäume machen ja an den Mineralgehalt des Bodens nicht so große Ansprüche, als die landwirthschaftlichen Culturgewächse, namentlich ist ihr Bedarf an Kali- und Phosphorsäure ein weit geringerer. Daher mag es wohl auch kommen, daß bei einem Waldboden, welcher fortgesetzter Streuentnahme unterliegt, die Bodenverarmung erst nach längerer Zeit sichtbar wird, während die Productionskraft des ungedüngt bleibenden Ackerbodens bald nachläßt. „Nehmen wir dem Walde aber seine düngende Bodendecke," sagt Professor Ebermeyer in seiner „Lehre von der Waldstreu", „so erhöhen sich die Anforderungen desselben so bedeutend, daß er den Ackergewächsen wenig nachsteht. Der jährliche Bedarf des Buchenwaldes (und wahrscheinlich der meisten anderen Laubhölzer) an mineralischen Nährstoffen ist sogar dann größer, als der eines Getreidefeldes. Bei einer derartigen Wirthschaft wären wir gezwungen, den Waldboden ähnlich wie den Ackerboden von Zeit zu Zeit zu düngen, wenn sein Ertrag auf gleicher Höhe erhalten werden soll. Nur unter der Voraussetzung, daß der Waldboden geschont wird, können der Forstcultur die geringeren Bodenclassen angewiesen werden. Wird ein solcher Boden regelrecht bewirthschaftet, so steigert sich sogar mit der Zeit seine Fruchtbarkeit, während dieselbe in höchstem Grade geschwächt wird, wenn starke Streunutzung stattfindet. Das Nährstoffcapital vermindert sich dann mit jedem Jahre und die Productionskraft des Bodens nimmt mehr und mehr ab. Für diese wissenschaftlich begründeten Sätze kann die Praxis Hunderte von Belegen beibringen."

Bücherbesprechungen.

— Thomas H. Huxley, Ueber unsere Kenntniß von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien, gehalten in dem Museum für praktische Geologie zu London. Uebersetzt von Carl Vogt; zweite Auflage, bearbeitet von Fritz Braem, Privatdoc. Verlag von Fr. Vieweg und Sohn, Braunschweig 1896. XIV und 144 S. 2 ℳ. — Huxley's wohl mehr berühmte und bekannte, als wirklich gekannte Vorlesungen erscheinen hiermit in zweiter Auflage wenigstens in deutscher Uebersetzung. Daß das Urtheil über ihre wirkliche Benutzung in unserem Vaterlande nicht völlig unbegründet ist, dafür spricht der lange Zeitraum, der seit der ersten Auflage verflossen ist. Sie wurde den Deutschen 1865 geboten! Und doch gehören Huxley's, des rastlosen Anatomen und Physiologen, Arbeiten in erster Linie zu jener glänzenden Serie englischer Vorträge, welche unseren Stammesgenossen jenseits des Canals den Ruhm eingetragen haben des Beweises, daß es für einen echten Gelehrten weder eine leichte Sache, noch eine Schande sei, allgemein verständlich, auch für den Laien, zu schreiben und zu reden, ohne daß dadurch der strenge Maßstab der Wissenschaftlichkeit der Sache und des Autors Einbuße erlitte. In der Vorrede zur ersten Auflage meint der Uebersetzer, Carl Vogt, daß die öffentlichen Vorlesungen, welche in England und Amerika schon längst Mittel des Volksunterrichtes seien, auch in Deutschland an Bedeutung mehr und mehr zunähmen und daß ihre vollständige Einbürgerung als nothwendiges Element des Volkslebens nur noch eine Frage der Zeit sei. Er hat, leider, nur zum Theil Recht behalten. Ganz abgesehen von den socialen Verhältnissen, welche die Harmonie in unserem Volksleben gestört haben, giebt es bei uns doch nur wenige wirklich hervorragende Forscher, die es nicht verschmähen, ihre wesentlichsten Ideen in vollkommen populärer Weise auszuführen; Huxley hat, wie er selbst sagt, sein schwieriges Thema vor einem Publicum von Arbeitern behandelt. Was ist daran schuld, daß das bei uns nicht geht? Vielleicht nicht zum Geringsten der größere Reichthum Englands und die bessere Dotirung seiner Gelehrten, die sich nicht gleich dem Odium auszusetzen brauchen, als würden sie auch des geringeren Nebenerwerbes wegen der Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit untreu. Es wäre sehr zu wünschen, daß die vorliegenden ebenso einfachen wie geistreichen Vorträge wieder daran erinnerten, daß in der Wissenschaft nichts weiter gilt, als der gesunde Menschenverstand des täglichen Lebens, und daß trotzdem ein so gewaltiger Unterschied besteht, wegen der vielseitigen, unerbittlichen Kritik und der raffinirten Forschungsmethode, Dinge, die Huxley wundervoll ausführt. Der Reiz der Schrift ist aber auch für den Kenner der darin behandelten Themata (1. Gegenwärtiger Zustand der organischen Natur. 2. Ihr ehemaliger Zustand, Kritik der geologischen Beweismittel. 3. Forschungsmethode. Entstehung lebender Wesen. 4. Geschlechtliche Fortpflanzung, Vererbung und Variabilität. 5. Die natürlichen Existenzbedingungen in ihrem Einfluß auf die Fortpflanzung. 6. Kritische Prüfung, bez. Bestätigung der von Darwin in „der Entstehung der Arten" aufgestellten Grundidee) noch ein anderer, ein historischer nämlich. Huxley steht mitten in den Anfängen des Darwinismus und beruft sich wiederholt noch auf Einsichtnahme in Darwin'sche Manuscripte. In manchem Punkte wird man mit ihm nicht mehr übereinstimmen, namentlich in seiner unbedingten Verurtheilung des Lamarckismus, der für uns doch wohl nichts Anderes bedeutet, als die causale Erklärung des einen von Darwin als gegeben angenommenen Factors, der Variabilität nämlich. Ueber den andern, der ebenso als Factum behandelt wird, die Vererbung, ist bekanntlich in den letzten Jahren ein heftiger Kampf entbrannt, der am energischsten in Deutschland und England geführt wird. Unter dieser Betrachtungsweise behält Huxley sicher noch immer Recht, wenn er meint, daß Darwin's Lehre noch für die nächsten drei oder vier Generationen der Führer sein wird auf dem Wege der biologischen und physiologischen Speculationen. Daß die Untersuchungen sich inzwischen vertieft haben, daß wir von der Urzeugung, von der Complication des Protoplasmas und dergleichen Dingen inzwischen ganz andere Begriffe gewonnen haben, als sie vor einem *Menschenalter* herrschten, ist ebenso sicher wie erfreulich. Braem hat in einigen Anmerkungen darauf hingewiesen, indessen, wie mir scheint, jedenfalls unabsichtlich, nicht ganz im Sinne Huxley's. Man könnte aus ihnen beinahe herauslesen, vermuthlich gegen seine Absicht, daß er dem Inhalte der von ihm herausgegebenen Schrift feindlich gegenübersteht, in welchem Falle er die Arbeit wohl nicht übernommen hätte. Wenn er den rein hypothetischen Charakter der Parallelisirung des Anorganischen und Organischen allzu sehr betont (— nimmt er eine besondere Lebenskraft an?? —), dann hätte er blos an das zu denken brauchen, was Huxley selbst von dem Werth wissenschaftlicher Hypothesen sagt, die nur so lange gelten, als sie zur völligen Erklärung der Thatsachen nach dem jeweiligen Standpunkte unserer Kenntnisse ausreichen, so lange aber auch unbedingt. Braem hat sich wohl unbewußt mehr auf den Standpunkt des gelehrten Zoologen gestellt, als auf den des Laien, für welchen die Vorträge bestimmt sind. — Ob man besser mit Vogt „der" Rückgrat sagt oder „das" Rückgrat, mag dahin gestellt bleiben; dagegen sollte es „Blüthenstaub" heißen für „Samenstaub". Das sind einige Kleinigkeiten, welche das Interesse an dem Meisterwerk nicht beeinträchtigen können. Srth.

— Napoleon I. in Bild und Wort. Leipzig 1895. Verlag von H. Schmidt & C. Günther. 18.—21. Lieferung. (Preis für die Lieferung 60 ₰). — Auch dieser Theil des in großem Stil angelegten Werks zeichnet sich durch einen großen Reichthum an wenig bekannten Bildwerken aus. Manche davon, wie z. B. das große Bild: Nach der Rückkehr von Elba „Wenn in Euren Reihen Einer ist, der seinen Kaiser tödten möchte, so mag er es thun, hier bin ich" nach einer Lithographie von Bellangé 21. Heft Seite 331, sind Meisterwerke sowohl nach der Conception wie auch im Hinblick auf die künstlerische Ausführung. In großer Anzahl sind in diesen neuesten Heften die Caricaturen vertreten, welche gerade für ein deutsches Publicum besonders interessant und am Platze sind, denn sie lehren die Kehrseite der Medaille kennen, also diejenige Seite, von welcher unsere eigenen Voreltern — und gewiß mit Recht — die napoleonische Gewaltherrschaft ansahen. Unter den Bildern sind, was namentlich auch Leipziger Leser interessiren wird, einige aus dem Museum am Napoleonstein bei Leipzig, auf welches wir bei dieser Gelegenheit einmal aufmerksam machen möchten, denn dasselbe enthält des Interessanten aus der Zeit der Freiheitskriege wirklich sehr viel. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 120. Dienstag, den 6. October. 1896.

Aus meinem Tagebuche vom Dresdner Hoftheater.

Von Anna Löhn-Siegel.

II.

In Marbach trafen die Zeitungen sehr unregelmäßig ein. Die Capitulation von Langensalza z. B. erfuhren wir dort 4 Tage später. Es ist großartig: die Preußen siegen überall. Man liest und staunt, und die meisten Leser grollen und zweifeln, einige werfen die Zeitungen fort, einige treten sie mit Füßen. — — Am 4. Juli!! Hundert Schüsse, die „am Bär“ drüben in Neustadt gelöst wurden, verkündeten, daß die Preußen bei Königgrätz und Sadowa einen vollständigen, einen entscheidenden Sieg über die österreichisch-sächsische Armee erfochten, viele Kanonen erbeutet, eine Masse Gefangene gemacht haben. Die preußische Armee steht wenige Stunden von Prag. Endlich, da die Oesterreicher und Sachsen total geschlagen worden und geflohen sind, fängt man an zu glauben, daß die bisherigen Siegesberichte Wahrheit enthielten und nicht Lügen waren. Gott schütze die gute Sache und helfe Deutschland zur Einheit. — — Ich traf den königl. Kammermusikus Hiebendahl, den trefflichen Bläser des englischen Horns. Er wußte viel Trauriges zu berichten. Die von den Ständen fürs Hoftheater ausgesetzte jährliche Zuschußsumme sei bereits verausgabt. Der Cassirer wisse nicht mehr, wovon er die Gagen zahlen solle. Es sei nichts da. Der Hr. Generaldirector werde vermuthlich einen Accord mit den Mitgliedern schließen müssen, sodaß dieselben nur ein Drittel von der stipulirten Gage erhielten. Tröstliche Aussichten! — — Frau Adv. Siegel fand ich in Thränen. Natürlich! Die Kränkungen und Beleidigungen, die ihr Gatte tagtäglich erfährt, bekümmern sie. Er tröstet sie: „'s wird besser gehn!“ Die „Constitut. Zeitung“ hat aber in kurzer Zeit gegen 600 Abonnenten verloren. Es muß also vom Capital gewirthschaftet werden. Aber ihn rührt nichts, was Kurzsichtigkeit und Uebelwollen gegen ihn aushecken. Er fügt sich in das Unvermeidliche mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und sagt: „Wenn nur die deutsche Sache siegreich aus allen Stürmen hervorgeht.“ Professor Hübner, der große Künstler, ließ sich also gegen Siegel vernehmen: „Man würde Sie nicht so verketzern, wenn vor den Preußen die Kroaten und Slowaken und andere Panduren hier gewirthschaftet hätten!“ — — Ich begegnete unserm Lustspielregisseur, Hrn. v. Strantz, dem gesinnungstüchtigen Preußen, der mit seinen beiden Söhnchen gemüthlich spazieren schlenderte. Er ist selbstverständlich entzückt über Preußens glorreichen Siegeslauf. Ein vornehmer Herr redete ihn an und pries vor allen Dingen das furchtbare Zündnadelgewehr. Das hatte mir schon mein erster Einquartierter, der Ostpreuße Zimmermann, gesagt. Als ich auf die Ueberzahl der Oesterreicher hinwies, entgegnete er mit Zuversicht: „Ach, unsere Gewehre sind gut.“ Plötzlich kam, als ich noch mit Strantz sprach, College Dawison des Weges, der große Gastirer, der jetzt gerade in Dresden anwesend ist. Er war verstimmt und blickte finster. Als Hr. v. Strantz seinen Kindern scherzhaft zurief: „Da kommt die hohe Kunst! Jungens zieht die Mützen!“ wehrte Dawison ab und rief: „Laßt alle Witze. Wenn ich auch froh sein muß, Euer Hoftheater rechtzeitig verlassen zu haben, so sind doch jetzt auch für den fahrenden Künstler keine erfreulichen Aussichten.“ „Ja, ja,“ erwiderte Hr. v. Strantz humoristisch wie immer, „'s ist kein gutes Geschäft zu machen. Und wie stand's denn mit der fatalen Einquartierung?“ — „Hab' einen Mann und ein halbes Pferd bekommen,“ antwortete Dawison mit einem Anflug vom alten Humor. „Gott, welche schlimmen Zeiten!“ fuhr er fort. „Wie wird's dem Künstler noch ergehen, dessen Glück nur im Frieden gedeiht?“ So kleinlaut, so muthlos hätte ich mir den gefeierten Darsteller Richard's III. und anderer kriegerischer Gestalten nicht vorgestellt. Da steht mir ein tapferer preußischer Soldat, ein Gemeiner, höher. — — Frenetischer Siegesjubel herrscht in Berlin, der durch Hergereiste in Umlauf gesetzt wurde. Hier zeigt man deutlich, daß man den Preußen den hohen Kriegsruhm nicht gönnt. Im Gegentheil, grimmiger Aerger wird laut. Hr. v. Carlowitz, den ich bei Siegels traf, behauptete jedoch: „Bismarck's Name wird schon jetzt mit immer größerem Respect genannt. Sein staatsmännisches Genie feiert Triumph über Triumph. Er hat es erreicht, daß die preußischen Kammern, mit denen er seit Jahren im Kampfe lag, sich nun aus Nationalstolz fügen und die Summen bewilligen werden, die er lange vergeblich forderte. Wenn auch noch viel zu leisten bleibt, er wird es leisten. Nur abwarten!“ — — Adv. Siegels wollten nach Bad Elster gehn. Der arme abgehetzte Mann bedarf der Erholung. Da erhielt er einen Brief vom Civilcommissar v. Wurmb: er solle nur noch eine kurze Zeit hier verweilen, es könne nur noch wenige Tage währen, bis der Präliminarfriede in Nikolsburg zur Unterzeichnung gelangen dürfte. Man merke es sogleich, wenn er (Siegel) die Zügel der Redaction auch nur stellenweise in andere Hände gleiten ließe. Es sei daher wichtig, daß er jetzt bliebe, jetzt, wo thatsächlich wieder um Krieg und Frieden verhandelt würde, und wo eine einzige Takt- oder Gesinnungslosigkeit, oder ein hitziges Dreinfahren, großen Schaden anrichten könne. — — Hr. v. Carlowitz sagte darauf zu Siegel: „Ganz recht, Ihr Feuilletonist, Feodor Wehl, ist werthvoll unterm Strich, nicht oben darüber, da darf ihm nicht freie Hand gelassen werden, da müssen Sie als Corrector immer dahinter stehn. Er ist nicht Jurist, nicht Gesetzeskenner genug, und nichts weniger als Politiker.“ Sehr wahr! Das beweisen verschiedene Preßprozesse, in die Adv. Siegel durch Leitartikel aus Wehl's Feder verwickelt wurde. Als letzterer einmal mit Bezug auf den König von Preußen Egmont's Worte angewandt hatte: „Wie selten kommt ein König zu Verstande,“ fand S., der damals verreist war, eine Klage vor, als er heimkehrte, und mußte die verdrießliche Angelegenheit für seinen Stellvertreter selbstverständlich ausfechten. — — Ich habe wieder Einquartierung. Diesmal zwei Landwehrmänner, Thüringer, die sich ganz wohl befinden in meinem Hinterlogis. Das alte weiche Hohnsteiner Sopha steht wieder im Vordergrunde der Lobpreisungen, die sie meiner menschenfreundlichen Behandlung der „Feinde“ spenden. — — Welch ein Umschwung! Ich lese in der „Augsburger Allgem. Zeitung“, der sonst Schwarzgelben: Erkennt man endlich, daß die Preußen außer ihren gefürchteten Zündnadelgewehren einen Alliirten unvergleichlichster Art in jener modernen Ausbildung besitzen, die, ein Erbstück ihrer besten Zeit, sich unverkennbar in ihrer unvergleichlich gewandten Kriegsführung ausprägt u. s. w.?“ — — Bei unserer Generaldirection sollen Denunciationen in Masse eingehn. Wenn Se. Majestät König Johann wieder zurückkehren sollte, würden diejenigen vom Hoftheater entfernt werden, die sich preußenfreundlich gezeigt und Beust's Politik getadelt hätten. — — Von Hrn. v. Könneritz hieß es gestern im Theater, er nehme sich Sachsens und vornehmlich des Königs Geschick so tief zu Herzen, daß er, der große stattliche Mann, kränkele. — — Am 1. August: Wiedereröffnung des Hoftheaters. „Antigone“ wurde gegeben. Bruderliebe ist der Grundton dieses Stücks. Das paßt in die Gegenwart. Opferung aus Geschwisterliebe. — — College Tichatscheck las im Conversationszimmer des Theaters den Brief eines Freundes vor, worin derselbe ihm mittheilte, er habe Hrn. v. Bismarck kennen gelernt. Es heißt da: „Eine Reckengestalt aus den Nibelungen, der grimme Hagen, doch mit den

geschmeidigen Formen des Höflings. Seine Zunge sendet Pfeile, seine Augen Blitze und Leuchtkugeln des Genies. Die Hohenzollern sind Glückskinder, ein solches Landeskind zu besitzen." — — Auch College Heese las einen Brief aus Oesterreich vor, in welchem es kläglich hieß: „Und wir Oesterreicher hatten doch die besten Positionen, wie sie der Feind, trotz all' seiner strategischen Kunst, einer Kunst, die der schnell berühmt gewordene General Moltke mit wunderbarster Sicherheit ausübte, nicht haben konnte! Freilich, die Preußen schienen im Feindesland besser Bescheid zu wissen, als wir, die Eingeborenen." — — Adv. Siegel's bisheriger musikalischer Referent und langjähriger Freund, Adv. Riese, geht von der Zeitung ab. Er bekennt sich als vollendeter Preußenhasser, bleibt, wie er sich ausdrückte, unwandelbar „gut sächsisch-beustisch" gesinnt. — — Hr. v. Wurmb, den ich bei Adv. Siegels einmal kennen gelernt hatte, besucht mich zuweilen Ich merke, obwohl er sich diplomatisch vorsichtig ausdrückt, daß man in den höchsten Kreisen Berlins uns Sachsen tüchtig gram ist. Man zeigt sich schwierig mit Zugeständnissen an Sachsen, so scheint es. Manches Interessante erfahre ich durch Hrn. v. Wurmb über die Helden Preußens: König Wilhelm, Bismarck, Moltke, Prinz Friedrich Carl, den kühnen Ziethenhusaren, und den Kronprinzen, der rettend auf dem Schlachtfeld von Königgrätz eintraf, General Steinmetz u. A. m. Hr. v. Wurmb sagte treffend: „Es giebt doch auch gut deutsch Gesinnte in Sachsen, die sich daran erfreuen würden, daß Deutschland durch die letzten überwältigenden Kriegsereignisse zu einem Bunde ohne Oesterreich vereinigt werden soll, aber sie mögen das lange ersehnte und erstrebte Ziel nicht durch Graf Bismarck erreicht sehn, nicht aus Bismarck's Händen das hohe Geschenk empfangen." — — Dawison hat seine geplante Reise nach dem nördlichen Amerika angetreten. Er fürchtete nur Schlechtes von den Preußen, Raub, Brand, Todtschlag, wenn man ihnen nicht Alles gewähre, was sie fordern würden. Also: „Fort aus Europa," rief er, „wo für einen anständigen Menschen keine Sicherheit mehr ist." Ich hätte dem geistreichen Mimen solche Bornirtheit nicht zugetraut. — — Wieder Einquartierung. Zuerst zwei Soldaten von den Linientruppen, darunter ein Polle, wie er sich nennt, später ein Gefreiter, ein sehr gebildeter Viceunterofficier. Der Pollacke sagte: „Ich bin ja eigentlich kein Preuße, aber das muß wahr sein: auf der Seite der Sieger zu stehen, erhebt den Soldaten, sei er von Geburt was er sei." — — Man muß den preußischen Soldaten das Lob geben, daß sie sich anständig und dankbar betragen, wenn man sie gut behandelt. So höre ich jetzt von allen Seiten. Das kommt doch daher, daß die preußische Armee seit Jahrzehnten durch die allgemeine Wehrpflicht mit den Elementen der Bildung durchschossen ist. — — Hr. v. Wurmb sprach von der Frankfurter Reichsverfassung von 1849. Eine Einbuße an Souveränetätsrechten hätte nach ihren Bestimmungen Sachsen und den übrigen Kleinstaaten ebenso bevorgestanden, wie jetzt. — Am 26. und 27. October wurde der preußisch-sächsische Friedensvertrag abgeschlossen. — — Feodor Wehl brachte soeben die Kunde: „Beust wird österreichischer Minister." Du hast's erreicht Octavio! König Johann und ein Theil der sächsischen Armee kehrt zurück. Der staatskluge Bismarck, so heißt es, will uns lieber zu Bundesgenossen als zu grollenden Nachbarn haben. — — Ein einziger gewaltiger Jubelhymnus durchbraust die Residenz: König Johann kehrt zurück! Am 3. November erschien er zum ersten Male wieder im Hoftheater. Nach der Jubelouvertüre sprach Frau Bayer den Willkommensprolog. Meisterhaft, wie es von ihr und ihrer rhythmischen Kunst nicht anders zu erwarten ist. Leider hat der Prologverfasser nicht vermieden, in seinen Versen vom „Feinde" zu sprechen. Unser Generaldirector, Hr. v. Könneritz, konnte bedauerlicher Weise seinen geliebten König in den angestammten Kunsthallen nicht empfangen. Er ist sehr krank. Man hört von verschiedenen Seiten, die ehrliche treue Sorge um Sachsens und das Geschick des Königshauses habe ihn aufs Krankenlager geworfen. — — Adv. Siegel, der lange in Bad Elster weilte, schreibt: „Ohne Italiens Einigung keine piemontesische Machtstellung, ohne Deutschlands Einigung keine preußische Machtstellung." Eine große Menge Gedichte auf Sachsens „Rettung" und „an den König Johann" gehen bei der „Constit. Zeitung" ein. Die wenigen würdigen, die dabei waren, sollen abgedruckt werden. — — Da der bisherige musikalische Referent der „Constitut. Zeitung" sich mit Abscheu von derselben abgewendet hat, obgleich das künstlerische Referendum unterm Strich mit der hohen Politik oben darüber nichts zu thun hat, ist der talentreiche Pianist und Componist, Ludwig Hartmann, an seine Stelle getreten und hat seine Thätigkeit mit einer Besprechung des zweiten Abonnementsconcertes der königl. Capelle vielverheißend eröffnet. — — Unser verehrter Chef, Hr. Generaldirector v. Könneritz, ist seinem Leiden am 27. November erlegen. Das Hoftheater blieb geschlossen. — — König Johann und der Kronprinz Albert reisen nach Berlin. Allgemeinste Zustimmung. Freude über die versöhnliche Haltung. Der norddeutsche Bund erläßt die Aufforderung an die verbündeten Regierungen, ihre Bevollmächtigten zur Feststellung des Verfassungsentwurfs zum 15. December nach Berlin zu senden und zugleich mit Preußen die Wahlen zum Parlament anzuordnen. Welch ein Umschwung! — — Adv. Siegel schreibt am Ende des an überwältigenden Thatsachen überreichen Jahres: „Daß man sich überall auf Hinterladung (Reorganisation des Militärwesens) einrichtet, scheint auf baldigen Wiederausbruch des Krieges hinzudeuten. Ein Meister in der Staatskunst ist Bismarck. Zeugniß für die hohe staatsmännische Begabung des preußischen Ministerpräsidenten ist seine Rede, im preußischen Abgeordnetenhause am 20. December gehalten. Sie ist ein Markstein in der Geschichte Deutschlands." — — Im Theater? Nun, die Pflanze der „Zärtlichen" gedieh fortgesetzt, trotz der Unzärtlichkeiten, die sich die deutschen Stämme anthaten, bis sie sich tüchtig auseinandergesetzt hatten. Mit dem genial componirten leichtfertigen „Don Juan" schlossen wir unsere Vorstellungen vor Ausbruch des Krieges und mit der reinen Antike eröffneten wir sie wieder: Antigone! Unsere erhabene Antigone, Frau Bayer, die Trägerin des edlen Stiles, feierte am 1. September v. J. ihr 25jähriges Künstlerjubiläum, aber ohne eine besondere Vorstellung im Theater. Sie wollte es so. — — An Hrn. v. Könneritz' Stelle fungirt abermals der Geheime Hofrath Bär, ein wohlwollender und umsichtiger Chef. — — Ich hatte „humoristische Betrachtungen über die Damentoilette von heutzutage" geschrieben, die in einem Hamburger Journal erschienen, und wurde mehrfach damit gehänselt, d. h. getadelt, weil eine Schauspielerin mehr als jedes andere beschränkte Weiblein vor dem Götzen: Mode! knien müsse. Darauf schrieb ich antwortlich in demselben Journal u. A.: „Wenn es der eminenten Staatskunst Bismarck's nicht gelingen sollte, des ländergierigen und auf Preußens Kriegsruhm neidischen Frankreichs Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu hindern: unsere Frauen, meine Wenigkeit ausgenommen, würden sich dennoch nicht schämen, ihrem Modegötzen huldreich entgegenzugehen, und ihm in gewissenhaft ausgeführter Pariser Toilette Avancen zu machen." — — Meine Schwester Clara wurde am Kieler Stadttheater engagirt und gefiel sehr. Sie spielte auch recht beifällig in meinem Stück: „Rechter und linker Flügel." Später gelang es mir, sie an das Oldenburger Hoftheater zu bringen, wo man mich in gutem Andenken behalten hat, und wo ich so glückliche Zeiten verlebt habe. — — Unsere erste dramatische That in diesem Jahre war die Aufführung des Stückes von Charlotte Birch-Pfeiffer: „Die Frau in Weiß", ein geschickt gemachtes Verbrecherdrama. Der Anfang des Jahres 1867 verdiente die Vorführung eines Stückes mit weihevollerem Inhalt, mindestens eines beziehungsreicheren. Was soll eine „Frau in Weiß"? Jetzt, wo es so viel Trauernde, so viele Frauen in Schwarz giebt? — — Der König hat über die Theaterregierung entschieden. Eine Feier steht im Hoftheater bevor: der Amtsantritt des neuen Generaldirectors, Reichsgrafen Platen-Hallermund, ehemals Intendant des nun erloschenen Hannoverschen Königstheaters. Wir Künstler ersehnten freilich das Verbleiben des Geheimen Hofraths Bär im Amte — für alle Zeiten! — — Viele hannöversche Officiere, welfisch gesinnte, treten in die sächsische Armee ein. Hofrath Klemm meinte dazu: „Wie konnten sie auch unter dem Eroberer dienen! Das wäre gegen ihre militärische Ehre gegangen." Ich wandte ein: „Es verletzte wohl ihren kriegerischen Ehrgeiz, der im Kampfe mit Preußen keine Lorbeeren geerntet hatte, mit den tapferen Ueberwindern zusammen zu dienen. Lieber unter den sächsischen Fahnen, die sich auch vor denen Preußens senken mußten." Im Uebrigen ist Hofrath Klemm durch seine preußischen Einquartierten eines Besseren über die „feindliche Armee" belehrt worden. Er nannte sie „gebildete Leute, die sich zu betragen wissen, und die man sogar mit an den Familientisch setzen kann". Dort traf ich einmal einen Gefreiten, der sehr interessant vom überstandenen Kriegsleben zu erzählen wußte, worüber sich der Hofrath außerordentlich amüsirte. Der Gefreite erzählte u. A., er habe mit einem hochgebildeten jungen Mann mehrmals dasselbe Quartier theilen und dem Herrn vorlesen müssen, wodurch er

viel Kenntnisse erlangte. „Ach so," rief der Hofrath vergnügt, „daher kommt es, daß Sie mit Kunstausdrücken so tapfer umzuspringen wissen." — — Mein neuestes dreiactiges Lustspiel: „Im Finstern" ist von mehreren Theatern: Berlin, Königsberg, Breslau ꝛc. zur Aufführung genommen worden, schreibt der Theateragent Michaelson. College Dettmer, der eine Rolle darin haben würde, die ihm gestattet als Pianist zu glänzen, schreibt mir sehr freundlich über das „witzige Lustspiel". Auch Geheimer Hofrath Bär, der bereit ist es aufzuführen, und Regisseur v. Strantz loben es. College Räder freut sich auf die „wie für ihn geschaffene Rolle des Papa Kilian", so sagt er. Aber Herr Hofrath Pabst — liest es nicht. Bär hat ihn mehrfach daran erinnert, allein er versichert stets, er habe keine Zeit. Und er hat doch eine Hauptstimme bei der Beurtheilung. — — Allerhöchster Besuch im Theater! Am 19. Februar! König Wilhelm, der Siegreiche, und der Kronprinz, sein ritterlicher, ideal schöner Sohn, der Kriegsgott in höchsteigener Person, trafen zum Besuch des sächsischen Hofes ein und erschienen im Theater. Emil Devrient übertraf sich selbst im Lustspiel: „Englisch!" und wurde von den hohen Gästen lebhaft applaudirt. Ha, wie heldischköniglich blickte der weißbärtige Siebenziger, König Wilhelm, umher! Wie strahlte neben ihm, ein Märchenprinz an Glanz und Hoheit, der Kronprinz, der seine hohe Gestalt einmal weit über die Logenbrüstung hinausbeugte, um die vielen schmucken Reihen seiner Officiere im Parquet besser ins Auge zu fassen. Mit Begeisterung schauten diese zu dem Heldenpaare in der Fürstenloge hinauf. Die sächsischen Herrschaften und die Spitzen des hiesigen Gouvernements waren dem hohen Besuche heute früh entgegengefahren. Auf dem Bahnhofe hatte es einen so großen Andrang von Menschen gegeben und sie waren beim Erblicken König Wilhelm's und seines herrlichen Sohnes in so donnernde, nicht enden wollende Hurrah's ausgebrochen, daß hier so recht eigentlich der Versöhnungsact zwischen Siegern und Besiegten zum Ausdruck kam. Den ganzen Tag umstanden Neugierige das königl. Schloß und ersehnten den Anblick der preußischen Gäste. — — Vor unserer neuen Theaterregierung war am 7. März große Defilircour im Concertsaale des Hoftheaters. Hr. Geheimer Hofrath Bär stellte uns vor, und mit dem an ihm gewohnten Wohlwollenslächeln, das ihn so gut kleidet. Hr. Reichsgraf Platen-Hallermund dagegen zeigte uns ein sehr ernsthaftes Gesicht. Einige der Collegen und Colleginnen, die früher am Hannoverschen, jetzt annectirten Hoftheater engagirt gewesen waren, Frau Bayer, Frl. Ulrich, Hr. Degele u. s. w., zeichnete er durch einige halbwegs freundlich gesäuselte Worte aus. Einige Zeit nach dieser in-corpore-Vorstellung machte ich dem Hrn. Intendanten eine Separat-Visite, wie andere Mitglieder auch gethan hatten. Ich war sehr begierig, den Vetter des herrlichen, formgewandten Dichters Platen ein wenig näher kennen zu lernen, des Dichters, dessen Verse wie ein Silberbächlein dahin fließen, und der mir schon längst die Sehnsucht nach der göttlichen Trinacria ins Herz geträufelt hatte.

„Gar reizend ist die Stadt Panorm,
Vom Hochgebirg umzäunt.
Die Frau'n der Kypris gleich an Form,
Die Knaben schön gebräunt" ꝛc.

so singt er, und dort am classischen Meere liegt er begraben. Und nun trat der lange hagere Vetter Platen aus dem Nebenzimmer. Er trug eine rothe Jockey-Jacke und gelbe Nankingbeinkleider, als wolle er zur Steeplechase gehen. „Ich bin noch im Negligé," sagte er kurz. Ach so! Das war sein Negligé, und ich glaubte an Jagd und Reitcostüm! Was wir redeten? Nichts, was der große Dichter Platen des Redens werth geachtet haben würde. Welche Rollen ich zuletzt gespielt hätte? Ich nannte sie der Reihe nach. Als ich bei der Marquise d'Epinay in „Narciß" angekommen war, rief der Graf: „Schon gut!" — Ein halbwegs freundliches Lächeln zollte er mir gnädiglich, als er sagte: „Ich kenne Sie auch als Schriftstellerin: »Alte Gemüse- und Botenweiber«, Humoreske von Ihnen, stand, wenn ich nicht irre, im »Hannoverschen Courier«." Nun war die Audienz beendet. Ich wollte so gar gern noch auf den vetterlichen Dichter Platen kommen, begann auch schon mit einigen Citaten. Aber das Alles lehnte mein hoher Chef ab, strich die langen Aermel der rothen Jockey-Jacke, deutete dann auf einen Bücherschrank, und murmelte mehrere unverständliche Worte. Platen'sche Verse waren es nicht. Dann sagte er laut: „Ich muß mich nun anziehn, muß auf die Theaterexpedition —" Verbeugung, eine verabschiedende Handbewegung — „Ihr seid entlassen — meine Lords", heißt's in „Maria Stuart". Ich stand wieder auf der Prager Straße und sann dem Großen nach, das ich soeben erlebt hatte. — — Der talentvolle humoristische Darsteller von Lebemännern und ähnlichen Chargen, Carl Mittell, soll seine Kündigung erhalten haben. Ob er dem Grafen Platen zu preußisch oder zu national gesinnt ist? Sein Abgang wird allgemein bedauert. — — Dawison ist nach achtmonatlicher Kunstreise in Amerika hierher zurückgekehrt, hat 76 Mal in dieser Zeit gespielt und, wie er öffentlich mittheilt, 49059 Dollars 77 Cents eingenommen. Einem hiesigen Freunde hat er vor seiner Abreise von Amerika geschrieben: „Kehre ich glücklich nach Europa zurück, so darf ich nun, unbekümmert um die Zukunft, den wahren Interessen der Kunst dienen." Vortrefflich! Ich habe ihn mit einem Gedicht empfangen, worin es u. A. hieß:

„Als Crösus kehrst Du uns zurück,
Von Weihrauchduft umfächelt.
Dir hat das unbeständ'ge Glück
Vor'm Tode schon gelächelt."

Dawison hat thatsächlich einen Erfolg zu verzeichnen, wie ihn ein deutscher Bühnenkünstler „drüben" noch niemals errungen. — — Im Norden Amerika's feierte die deutsche Kunst Triumphe, im Süden, in Mexiko, wurde das deutsche Kaiserthum gemordet, das unter Frankreichs großprahlerischem heuchlerischen Schutze entstanden war und von ihm in verrätherischer Weise preisgegeben wurde. — — Mein hochverehrter langjähriger Gönner und Freund, Hofrath Dr. Klemm, Oberbibliothekar der königl. Bibliothek, ist todt. Wie viele geist- und gemüthanregende Stunden brachte mir die Bekanntschaft mit dem edlen Manne! Welch' ein lebendiges Interesse, welche Unterstützung meiner dichterischen Thätigkeit verdanke ich ihm! Sein großes Wissen, seine gründliche Gelehrsamkeit, die reichen Schätze der von ihm verwalteten königl. Bibliothek, in welche mich zu meinem Vortheil einzuführen er beflissen war, standen mir zur Verfügung. Welche Annäherungen an bedeutende Menschen vermittelte mir sein, man könnte sagen: weltumfassender Bekannten- und Freundeskreis! Und wie ergebungsvoll trug er seine zunehmende Blindheit! Sein unerschöpflicher Humor verließ ihn kaum in den schwersten Stunden. Ehre seinem Andenken! Mit tiefgefühltem Dank pflege ich die Erinnerung an ihn. — — Advocat Siegel prophezeit unentwegt: der nächste Krieg werde ein Ringkampf des geeinten Deutschlands mit Frankreich, dem neidischen westlichen Nachbar, sein. Wenn Victor Hugo, der Dichter der These und Antithese, in seinem „Führer durch die Pariser Ausstellung von 1867" oder in seiner Vorrede dazu versichert: „Der Krieg ist todt, wir wissen es, er starb an dem Tage, an welchem Jesus sprach: Liebet Euch!", so kann eben nur ein so lächerlich excentrisches, im Selbstbetrug schwelgendes Volk, wie diese Gallier, durch solchen selbstgefälligen Nonsens sich einlullen lassen. An einer andern Stelle radotirt Victor Hugo: „Seid Ihr die Angreifer? Sind wir es? Wem gilt es? Deutsche, all men, wir lieben Euch! Frankreich bedeutet: Freiheit, Deutschland Brüderlichkeit! Paris ist die Stadt Aller für Alle. Paris hat allein das Vorrecht, europäische Thaten zu vollbringen. Europa, sei willkommen in diesem Paris und nimm Besitz davon. Das Jahr 1866 war das Jahr des Zusammenstoßes der Völker, das Jahr 1867 wird ihre Begegnung sein." Wie man sich auf dieses hochpreisliche Frankreich verlassen kann, das hat der Ermordete von Queretaro von Neuem erfahren müssen. Ein Pfui über dies verrätherische Frankreich, ein Pereat diesem Gaukler Napoleon! — — Für hochdramatische Opernpartien soll Frau Kainz-Prause an unserm Hoftheater engagirt sein. Wie wird sich da die Stellung unserer unvergleichlichen Heroine, Frau Ney, gestalten? Ludwig Hartmann mahnt in schönen beherzigenswerthen Worten, der hohen Verdienste dieser unübertrefflichen Sängerin und Darstellerin um die Entwickelung unserer Oper eingedenk zu sein. Frau Ney sei noch immer im Besitz von Stimmmitteln, fügt er treffend hinzu, mit denen man drei gewöhnliche Sängerinnen brillant ausstatten könne. Ich las diesen Artikel Hartmann's in einer kunstfreundlichen Gesellschaft vor und: Bravo! tönte es von allen Seiten. — — Das „Lied von der Glocke" wurde in lebenden Bildern im Hoftheater aufgeführt. Der ruhmvolle Künstler und Director des Museums, Schnorr v. Carolsfeld, kam einmal zu einer Probe auf die Bühne. Man fragte den großen Plastiker um verschiedene Stellungen, um Haltung, Mimik u. s. w., worauf er antwortete: „Der plastische Künstler versteht nicht das Lebendige todt zu machen, sondern das Todte zu beleben." Schnorr v. Carolsfeld ist meines Vaters

Milchbruder. Die bejahrten Milchbrüder haben sich wiedergesehn. Als Schnorr den Vater einmal besuchte, ergötzte er sich sehr an des großen Pastellisten Caffé (der zu Anfang des Jahrhunderts in Leipzig lebte) Portraits meiner Großeltern Löhn, die über des Vaters Sopha hängen. Der Großvater, Dr. der Medicin in Leipzig, ein schöner geistvoller Mann, ist so gut getroffen, versichert der Vater, daß man erwarten möchte, er werde den Mund öffnen und sprechen. Schnorr hat einmal versichert, er würde viel darum geben, wenn es ihm gelänge, diese Bilder für die königl. Galerie zu gewinnen. Dieselbe besäße leider noch keinen — Caffé! Der Vater war sehr geneigt, der Galerie diesen „Caffé" einzuschänken und zu schenken. Aber da kam er bei mir übel an. „Wie?" rief ich, „diese herrlichen Gemälde, aus ruhmvollem Pinsel, sollten deinen Kindern, Enkeln, Urenkeln entrissen werden?" Ich sprach in hochgradiger Erregung noch viel gegen das Project — genug, mein Vater war erstaunt, ja sogar gerührt, etwas, was ihm äußerst selten passirt. Die bewundernde Anhänglichkeit seiner Tochter an diesen Familienbesitz vermochte ihn zuletzt, den Gedanken an eine Schenkung aufzugeben.

Bücherbesprechungen.

— Das moderne Christenthum. Vortrag von F. Luther, Oberpastor von St. Nikolai in Reval. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1896. 60 ₰. — Der Verfasser, einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten unter den nicht akademischen Vorkämpfern für ein Christenthum, das sich auf dem Grund der evangelischen Bekenntnisse aufbaut und bewegt, giebt in diesem Vortrag eine äußerst lehrreiche Darstellung alles Dessen, was man in den Begriff „Modernes Christenthum" zusammenfassen kann, eine Darstellung, die bei ihrer maßvollen und vornehmen Haltung in unserer hastig vorwärts eilenden Zeit kaum die Beachtung finden wird, die sie verdient. Thatsächlich enthält sie ein vernichtendes Urtheil über alle diese Bestrebungen, die schließlich alle aus derselben Quelle strömen, mögen sie nun in den steifen Formulirungen der Ritschl'schen Schule oder in den leidenschaftlichen Belehrungsrufen des Methodismus zu Tage treten. Was ihnen allen gemeinsam ist, das nennt der Vortrag nicht, weil er auf allgemeines Verständniß berechnet ist, beschreibt es aber desto genauer, es ist der Pelagianismus, dieser uralte Widerpart des echten Christenthums, der schon vor Pelagius da war. Er tritt, so zu sagen, mit Naturnothwendigkeit zu allen Zeiten neben die biblisch-christliche Lehre als die verhältnißmäßig edelste Gestaltung des menschlichen Hochmuthes, der keine Erlösung und keine Heiligung aus Gottes Gnadenkraft allein hinnehmen will. Die Scheingründe, mit denen er sich selber stützt gegenüber dem apostolischen Christenthum, sind deshalb zu allen Zeiten ungefähr dieselben: man beruft sich einerseits auf die Abwendung der Gebildeten von dem „Dogma", andererseits auf die Unsittlichkeit der Massen. Beiden Schäden gegenüber kann nur ein neues Christenthum helfen, das ist die Loosung, mit der der Kampf zum Siege führen muß, so ruft der Pelagianismus, seit er da ist. So ruft er auch heute, und der Vortrag ist der kraftvollste Nachweis, den wir seit lange gelesen haben, daß er umsonst rufen muß und wird. B. K.

— Meyer's Conversations-Lexikon. Ein Nachschlagebuch des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Dreizehnter Band. Nordseecanal bis Politesse. Leipzig, Bibliographisches Institut. — Die neueste Auflage von Meyer's Conversations-Lexikon schreitet rüstig vorwärts, dem Abschluß entgegen, der nach der bisherigen Art des Erscheinens der einzelnen Bände bestimmt im Laufe des nächsten Jahres zu erwarten steht, und es wird nach seiner Vollendung seinem Besitzer eine ganze Sammlung von Special-Nachschlagewerken ersetzen in Wort und Bild. Der Text ist durchweg gemeinverständlich gehalten und erschöpfend, die einzelnen Artikel, besonders die größeren, entsprechen dabei den strengsten Anforderungen der modernen Wissenschaft, wie sie denn auch von den angesehensten Fachgelehrten geschrieben oder überarbeitet worden sind, und sind von einer Reichhaltigkeit, die Staunen erregen kann. So findet der Leser Belehrung, wo immer er auch nachschlägt, und findet die neuesten Ergebnisse auf allen Wissensgebieten mit größter Gewissenhaftigkeit berücksichtigt und nach Gebühr verwerthet. Als besonders beachtenswerth seien unter der Fülle dieser Artikel diesmal nur die folgenden hervorgehoben: Normalarbeitstag, Normannen, Norwegen, Nubien, Nürnberg, Oberbau der Eisenbahnen (mit Beilage), Odessa, Oefen (metallurgische), Officier (mit Angabe der Rangstufen der Officiere der europäischen Großmächte sowie der Seeoffiziere der Seemächte), Ohrenkrankheiten, Oldenburg, Olympia (mit dem von W. Dörpfeld aufgenommenen neuesten übersichtlichen Plan der Ausgrabungen), Oper, Orthopädie, Oesterreich (mit 7 Karten), Ostindien, Ostindische Cultur, Ostpreußen, Pädagogik, Paläographie (mit 2 orientirenden Tafeln), Paläontologie, Palmen, Panamacanal, Panzerschiff, Papst, Paraguay, Paris, Patent, Perserkriege, Persien, Peru, Petrarca, Philologie, Philosophie, Photographie, Pionier (mit Tafel: Pionierdienst), Planeten, Poesie, Polarforschung, Polarisation des Lichtes (mit Tafel: Polarisationsapparate) und Polen. Gleiches Lob wie der Text verdienen aber auch die zahlreichen Karten, Pläne und Illustrationen, und von letzteren wieder vor Allem die kunstvoll ausgeführten Tafeln in Farbendruck, deren gerade dieser Band eine stattliche Anzahl aufweist, so allein 3 Tafeln Orden, nämlich je eine von Orden der deutschen Staaten, der außerdeutschen Staaten Europas und einiger außereuropäischer Staaten, ferner 4 solcher Tafeln Ornamente, 2 Tafeln Pferderassen, 2 Tafeln Pilze und je eine solche Chromotafel Orchideen, Orientalische Fauna, Länderwappen von Oesterreich-Ungarn, Oceanische Völker, Oceanisch-australische Cultur, Papageien, Paradiesvögel, Pfirsiche und Aprikosen, Pflanzenkrankheiten, Pflaumen, Planeten, Planetensystem, Polarlichter ꝛc. Meyer's Conversations-Lexikon braucht nach diesen neuen Proben, sowohl was den textlichen als den illustrativen Theil betrifft, keinen Vergleich mit irgend einem ähnlichen Unternehmen zu scheuen und bildet eine Zierde jeder Bibliothek, ja eine kleine nicht genug zu schätzende Bibliothek für sich. Dr. K. Sgn.

— Hans F. Helmolt tritt in einem lesenswerthen Aufsatz „Weltgeschichte" (in der „Zukunft" Nr. 47 vom 22. August 1896) für eine neue Behandlung der Weltgeschichte ein. Daß die Weltgeschichte die Entwickelungsgeschichte der Menschheit ist, daß der Fortschritt der Menschheit keine ununterbrochene Vorwärtsbewegung, sondern eher eine Zickzacklinie darstellt — das sind freilich keine neuen Gedanken; die Entwickelungsgeschichte aber soll nicht allein bei den sogenannten Culturvölkern — ein allerdings sehr wechselnder Begriff — aufgesucht werden, sondern auf eine viel breitere, auf eine ethnographische Basis gestellt werden; nur so, meint der Verfasser, kann eine allgemeine, d. h. ein Menschheitsgeschichte zu Stande kommen. Dabei ist der Verfasser ein entschiedener Feind teleologischer Darstellung; „am Klügsten ist es, wenn man darauf verzichtet, die Welthistorie in ein philosophisches System einzuzwängen"; „eine Philosophie der Geschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist überflüssig." Die Worte erinnern an einen Satz, den Georg Waitz, wenn ich nicht irre, als These bei seiner Doctorpromotion aufstellte: „Historiae philosophiae nulla est nisi historia ipsa." Aufgabe des Historikers ist es, alles Geschehene zu berücksichtigen und in seinem ursächlichen Zusammenhange zu erkennen. Es finden sich in dem Aufsatze, der von ebenso großer Belesenheit als selbständigem Denken zeugt, viele ansprechende Gesichtspunkte; wie sich freilich eine Darstellung der Weltgeschichte unter diesen Gesichtspunkten in Wirklichkeit ausnehmen wird, davon gesteht Referent sich ein klares Bild nicht machen zu können; warten wir ab, ob Helmolt bald den Beweis für die Ausführbarkeit seines Planes liefern wird. —m—

— „Die Hohenzollern von der Kurwürde bis zum Kaiserthron." Herausgegeben von R. Minzloff in Tilsit. 3 ℳ. — Diese in Leporelloform zusammengestellten 20 Cabinetbilder der hohenzollernschen Fürsten sind, da sie theils nach guten alten Stichen, theils nach neueren Photographien vortrefflich hergestellt und mit kurzen geschichtlichen Notizen versehen sind, als ein gutes Hilfsmittel beim Geschichtsunterricht in preußischen Schulen zu verwenden und hierfür zu empfehlen. Die geschichtlichen Notizen sind vom Professor Dr. Th. Preuß in Tilsit geprüft, auch hat letzterer auf den Werth dieses Werkes für die lernende Jugend hingewiesen. Ihrer guten Ausführung wegen eignen sich diese Bilder auch, um in Tableaus zusammengestellt, als Wandschmuck für Schulräume oder Mannschaftszimmer preußischer Casernen zu dienen, zumal der Preis von 3 ℳ als ein sehr mäßiger zu bezeichnen ist. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 121. Donnerstag, den 8. October. 1896.

Bei den „Cimbern" in Oberitalien.

Die „Leipziger Zeitung" hat in den letzten Jahren wiederholt Schilderungen aus unseren deutschen Sprachinseln am Südfuß der Alpen gebracht, vgl. Nr. 111 vom Jahre 1891, Nr. 147 vom Jahre 1893 und die Wissenschaftlichen Beilagen Nr. 21 und Nr. 132 vom Jahre 1893, Nr. 98 vom Jahre 1894. Darum möge der geneigte Leser heute mit uns den Cimbern in Italien einen Besuch abstatten. Die in diesem Frühjahr neu eröffnete sogenannte Valsugana-Bahn, die von Trient östlich einstweilen bis zur italienischen Grenze bei Tezze führt, unzweifelhaft aber das italienische Eisenbahnnetz in Bassano über kurz oder lang erreichen und dadurch eine wesentliche Abkürzung der Route Bozen-Venedig gegenüber der längeren Strecke über Verona bilden wird, dürfte wohl einen vermehrten Fremdenverkehr in diese bisher von Deutschen nur wenig besuchte und doch so besuchenswerthe Gegend bringen und dazu beitragen, die deutschen Sprachinseln in diesem Winkel Wälschtirols dem deutschen Vaterlande näher zu bringen und zu verhüten, daß sie je wieder von der italienischen Nationalität, die ja im sogenannten „trentino" sonst durchaus dominirt, überwuchert wird. Gleich jenseits der österreichischen Grenze liegt auf einer durchschnittlich 1000—1200 m über dem Spiegel der Adria gelegenen Hochebene, die nach Süden, Osten und Westen steil in das Astiko- (deutsch Astach-) Thal und das Brentathal abfällt, während sie nach Norden an einer etwa 1000 m höheren Bergkette von dem oben erwähnten Val Sugana getrennt wird, das etwa 400 qkm große Gebiet der sieben Gemeinden, der sette comuni. Hier hat sich, von der Natur gegen fremde Einflüsse abgeschlossen, vielleicht seit mehr als einem Jahrtausend ein Völkchen deutscher Abstammung erhalten, das sich selbst stolz für Nachkommen der Cimbern hält, die gegen das Ende des 2. Jahrhunderts vor Christi Geburt der Schrecken der Römer wurden und das, trotz entgegengesetzter Behauptungen selbst neuester Auflagen sehr renommirter Reisebücher, seine deutsche Sprache wenigstens in einigen Gemeinden bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Man darf übrigens bei dem Ausdruck Gemeinde nicht an eine einzelne Ortschaft denken. Jede „Comeun" besteht aus einem Hauptflecken mit verschiedenen Weilern (frazioni, contrada), die wieder in einzelne Häusermassen (Massi) zerfallen. In der Geschichte treten die 7 Gemeinden zuerst unter den Scaligern auf, die von Kaiser Heinrich VI. mit dem Gebiet von Verona und Vicenza belehnt wurden. Unter ihrer Herrschaft, die zu Anfang des 15. Jahrhunderts von der der Venetianer abgelöst wurde, bildeten die Gemeinden eine besondere Republik mit umfassenden Vorrechten und Freiheiten; sie waren in Venedig und anderen Städten durch eigene Botschafter vertreten und hielten in guten wie in bösen Tagen treu zu ihren Herren, die sie vorzugsweise zur Bewachung der Pässe von Italien nach Tirol verwandten. Mit wahrhaft mütterlicher Sorge hatte Venedig darauf gesehen, daß die deutsche Sprache in den sieben Gemeinden gepflegt und erhalten wurde. Kein Arzt, kein Geistlicher, kein Notar und Richter wurde zugelassen, der nicht die cimbrische Mundart verstanden und bei seinen Amtspflichten angewandt hätte. Die Gemeinden durften sich sogar — ein in katholischen Ländern beinahe unerhörtes Recht — ihre Geistlichen selbst wählen, und aus ihren zum Theil noch erhaltenen Predigerlisten erkennen wir, daß bis in die Reformationszeit hinein fast nur deutsche Pfarrer gewählt wurden, darunter z. B. aus Köln und Meißen. Das Alles änderte sich gründlich, als Bonaparte den 14 Jahrhunderte alten Löwen von S. Marco in den Staub trat und durch den Frieden von Campo Formio die cimbrischen Deutschen zuerst unter habsburgisches Scepter geriethen, eine kurze Zeit von 1805—1814 an das italische Königreich kamen und durch den Wiener Frieden 1815 an Oesterreich fielen, bis sie endlich seit dem Jahre 1866 dauernd mit dem neuen Königreich Italien vereinigt wurden. Ueber 50 Jahre, also beinahe 2 Menschenalter hindurch, hat das Gebiet der 7 Gemeinden zu Oesterreich gehört, also zu einem Reiche, dessen Staats- und Militärsprache die deutsche ist und damals noch viel mehr war, als heut zu Tage, wo die zahlreichen antideutschen Strömungen täglich an Bedeutung zunehmen. Wenn das Haus Habsburg sich damals nur ein klein wenig seiner deutschen Unterthanen in den Vicentiner Alpen angenommen, ihre deutsche Mundart gehoben und die Literatur weiter fortgeführt hätte, so wäre diese deutsche Sprachinsel ohne Zweifel nicht nur gerettet, sondern bedeutend erweitert worden. Aber nichts von alledem geschah, Oesterreich ließ es ruhig geschehen, daß die 7 Gemeinden mit an Italien abgetreten wurden, man sagt, weil die Regierung überhaupt gar keine Ahnung davon gehabt hatte, daß da droben jenseits des Astach- und Brentathales noch deutschsprechende Unterthanen wohnten! Daß die italienische Regierung in den Schulen und Kirchen das Italienische als Staatssprache einführte, daß Handel und Wandel mehr und mehr nach dem italienischen Po- und Etschlande gravitirten, ist nur zu natürlich; dankbar müssen wir es noch von unserem Standpunkt aus begrüßen, daß von einer gewaltsamen Verwälschung nirgends die Rede war. Wären die Italiener hier so vorgegangen, wie die Russen seit 10 Jahren in den einstmals deutschen Ostseeprovinzen, dann wäre wohl jede Spur germanischen Volksthums in dieser abgelegenen Gegend verschwunden, so aber hat sich die deutsche Mundart, wie der Leser hören wird, in manchen Weilern noch immer erhalten, und es giebt noch Personen weiblichen Geschlechts genug, welche mit dem Schriftitalienischen nicht mehr vertraut sind, wie vor zwanzig Jahren ein livländischer Bauer mit der russischen Sprache. — Wann die Bewohner diese Hochebene besiedelt haben und woher sie gekommen sind, diese Frage müssen wir hier unerledigt lassen. Der wißbegierige Leser findet Ausführliches hierüber in den Abhandlungen von Schmeller, über die sog. Cimbern der VII und XIII Communen auf den venedischen Alpen und ihre Sprache, in den Denkschriften der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band XV, München 1834, und von Bergmann in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 1855, dem wir auch ein cimbrisches Wörterbuch verdanken. Einen von der gewöhnlichen Ansicht vielfach abweichenden Standpunkt nimmt der Italiener Galanti in seinem preisgekrönten Werke: I tedeschi sul versante meridionale delle alpi, Roma 1885 ein, das von irredentistischen Tendenzen nicht ganz freizusprechen ist. Mir ist bei meiner Wanderung durch das Ländchen ein Anklang ans Niedersächsische aufgefallen, wozu Steub's Ansicht passen würde, daß die Bewohner in der Hauptsache Langobarden seien und die zuerst von einem gelehrten Cimber, dem Abbate Modesto Bonato, entdeckte Thatsache, daß in der ganzen Ausdehnung der 7 Gemeinden sich keine ursprüngliche Kirche befindet, sondern vielmehr die dortigen Kirchen sämmtlich Filialen von Mutterkirchen sind, die außerhalb am Fuß der Berge im Tiefland liegen. Die VII comuni sind also demnach wohl von der Ebene aus bevölkert worden, die im Mittelalter bekanntlich von Langobarden bewohnt war, wenigstens gerade in der Gegend der Stadt Vicenza, die schon im zwölften Jahrhundert von ihren eigenen Dichtern und zwar keineswegs zum Scherz oder Hohn als Cymbria besungen wurde.

Es wird auch berichtet, daß die Hofleute Friedrich's IV., Königs von Dänemark, der das Land zweimal 1708 und 1709 besuchte, mit den Bewohnern sich besser verständigen konnten, als die Oesterreicher, und daß von den kaiserlichen Truppen, welche 1735 die Lessinischen Berge passirten, die Niederdeutschen sich sehr gut, die Süddeutschen dagegen schlecht und fast gar nicht verständigten.

Kenner mögen aus den von mir mitgetheilten Sprachproben ihre Schlüsse ziehen.

Das Land der sieben Gemeinden läßt sich von verschiedenen Punkten aus verhältnißmäßig leicht erreichen: vom Astachthal aus über Casteletto und Rozzo, wie vom bierberühmten Piovene an der Dampftrambahn Arsieno-Schio über Cogolo, wo sogar eine Fahrstraße in vielen Windungen den steilen Südabhang des Hochplateaus hinaufklimmt, endlich vom Brentathal aus über Bassano, das durch eine Zweigbahn mit Treviso und Padua in Verbindung steht, an dem aussichtsreichen Monte Bertiaga vorüber und von Valstagna durch das Val Frenzela hinauf. Viel steiler, unbequemer und entlegener sind die Zugänge von Norden aus, wo die steilen Felsenmauern der Cima dieci, undici, dodici und ihre Genossen wie eine Barrikade sich aufthürmen. Mein Ausgangspunkt war die deutsche Sprachinsel Lusern, die ultima Thule des Deutschthums in Südtirol, hart an der italienischen Grenze gelegen (siehe „Leipziger Zeitung" 1891 Nr. 36). Von dort berührt der kürzeste Weg in die sette comuni zuerst die Gemeinde Rozzo, er ist aber sehr rauh und wenig lohnend; weit mehr ist der Weg durchs Assathal zu empfehlen, auf dem man die Capitale Asiago (Sleghe) direct erreicht. So zog ich denn eines Morgens um die vierte Stunde über ausgedehnte Matten nach der Alp Vésena, wo die Fahrstraße im obengenannten Val d'Assa beginnt. Bei der Osteria del Termine erreicht man die italienische Grenze, ein noch schlaftrunkener Zollwächter, der im tiefsten Negligé mich nach zollpflichtigen Gegenständen in meinem Rucksack fragte, zieht sich nach kurzer Musterung meiner Person in seine Schlafkammer zurück. Im einsamen dichtbewaldeten Thal geht der Weg langsam abwärts; der anfangs munter zwischen Felsen herabspringende Bach versiegt allmälig im Geröllsande und kommt überhaupt gar nicht mehr zum Vorschein, denn das Assathal ist in seinem weiteren Verlaufe nichts weiter als eine tief eingeschnittene gänzlich trockene Erdfurche, welche das Gebiet der 7 Gemeinden in eine kleinere westliche und eine größere östliche Hälfte theilt. Bald zeigt sich links von der Straße die Osteria Ghertele, bei der von Gärtchen allerdings nicht viel die Rede ist, und nun steigt die allmälig breiter gewordene neue Straße an der linken Seite des Thalbodens in die Höhe. Mittlerweile ist die Landschaft etwas belebter geworden: zahlreiche mit Ochsen bespannte zweirädrige Karren kommen aus den Seitenthälchen mit Holz hoch hinauf bepackt, andere fahren uns leer entgegen, um bereits gefälltes Holz weiter zu verladen; an den Thalhängen sind Männer und Frauen beschäftigt, Blöcke mit Stricken hinunter zu lassen und über die Felsentrümmer hinweg an die Straße zu ziehen. Endlich nach vierstündigem Marsch von Lusern aus erreichte ich die Paßhöhe, auf welcher ein erst vor einigen Jahren erbautes Fort die Straße gänzlich absperren kann. Wir schreiten hindurch und wie mit einem Zauberschlage hat sich die Landschaft verändert: über eine weite baumlose Ebene, die an die Hochebenen des Oberharzes erinnert, schweift der erstaunte Blick des Wanderers, nur im äußersten Hintergrund ist der Horizont mit Wald umsäumt. Die zerstreute Bauart der Dörfer, die sich meist in einzelnen Häusergruppen zersplittern, trägt zu der Täuschung bei, als wären wir mitten in Deutschland, und nur die auffallend schlanken und hohen freistehenden Thürme der Kirchen erinnern an Italien. Nachdem man das imposante, weithin sichtbare Fort passirt hat, senkt sich die Straße allmälig und man gelangt an einigen Häuserruinen vorüber nach dem Dorfe Camporovere, einem zu Asiago gehörigen Weiler. Die Häuser, richtiger gesagt Hütten, die auf beiden Seiten des Weges stehen, machen einen dürftigen Eindruck und sehen sehr rauchgeschwärzt aus, weil der Rauch in Ermangelung eines Schornsteins aus einem Loch in der Mauer oberhalb der Hausthüre das Haus verlassen muß. Ich brannte natürlich darauf, mit den Eingeborenen möglichst bald in mündlichen Verkehr zu treten, und begab mich in eine der Hütten, welche mir ein Junge auf der Straße als eine Osteria bezeichnet hatte. Man betrat zuerst eine Art Kramladen und daneben befand sich ein Raum, in dem einige Bänke und Tische zu stehen schienen. Vorläufig herrschte aber in demselben geradezu ägyptische Finsterniß, da der auf der Dorfstraße herrschenden Gluthhitze wegen die Fenster durch Läden fest verschlossen waren. Als durch Oeffnen einiges Licht geschaffen war, bemerkte ich mehrere schmutzige Gläser, einen Teller, ein zahnloses altes Weib und unzählige Fliegen, Alles mich in maßlosem Erstaunen anstarrend. Die Fliegen erholten sich zwar bald von ihrem Schrecken und besahen sich höchst neugierig mein Gesicht und Hände, aber die Alte wußte lange nicht, was sie mit mir anfangen sollte. Soviel schien sie mir aber doch an meinem Aeußeren anzumerken, daß ich Durst, sehr viel Durst hatte, denn sie holte bald einen Liter Wein herbei und setzte ihn vor mich auf den Tisch hin. Dann wackelte sie wieder hinaus und kam mit einer jüngeren Frau wieder, augenscheinlich ihrer Tochter. Dieselbe, schon welterfahrener, legte über mein Erscheinen kein so großes Erstaunen an den Tag, sondern fragte mich in italienischer Sprache nach meinem Begehr. Mir war's aber mehr um die alte, als um die junge Frau zu thun und ich begann daher mit dem Stück Mittelalter ein Gespräch in cimbrischer Sprache, d. h. ich sagte eine Anzahl cimbrischer Worte her, die ich mir aus der vorhandenen Literatur vorher angeeignet hatte. Kaum hatte ich aber angefangen, zu „prechten" (sprechen), als die Alte lebendig wurde und der Freude, einen „Dütschen" vor sich zu sehen, lauten Ausdruck gab, allerdings mehr durch Geberden und Interjectionen, als durch articulirte Laute. Inzwischen mochte wohl die junge Frau draußen auf der Straße mitgetheilt haben, daß sich ein blonder Fremdling mit einem riesengroßen „Stap" (Stock) in ihre Wirthsstube verirrt habe, denn schon nach kurzer Zeit kam langsam ein Eingeborener nach dem anderen ins Zimmer gewandert und wurde von der Alten mit lebhaften Gesticulationen bedeutet, der Herr könne „dütsch prechten". Trocken konnte ich doch die guten Leute nicht stehen oder sitzen lassen, und so war im Umsehen der Liter leer und eine neue Auflage wurde nöthig. Der Genuß des Weines machte namentlich die weiblichen Mitglieder der interessanten Frühschoppencorona gesprächig, und sie bemühten sich um die Wette, mir, soweit das in ihrem Vermögen lag, Auskunft über locale Verhältnisse zu ertheilen und mir die Benennungen von Gegenständen in ihrer cimbrischen Mundart anzugeben. Aus dem durch weitere Gespräche ergänzten Wörterverzeichniß werde ich später Einiges zum Besten geben. Die Versammlung wollte aber nicht blos geben, sondern auch empfangen, ich mußte ihnen also von meiner Heimath erzählen und von dem Zweck meiner Reise, den sie natürlich nicht verstanden. Als sie erfuhren, daß ich aus dem Deutschen Reich sei, wollten sie sogleich eine Personalbeschreibung Bismarck's hören, als desjenigen Mannes, der für sie mit dem Begriff Deutschland identisch war. Unter den Anwesenden befand sich auch ein Schwarzrock, der, mit Schnallenschuhen und Escarpins angethan, höchst behaglich schmunzelnd, als der Einzige außer mir sich einen Frühschoppen auf eigene Kosten leistete. Er mischte sich nicht ins Gespräch, schien aber sehr aufmerksam zuzuhören und mit seinen Beobachtungen sehr zufrieden zu sein, denn er lächelte beständig zustimmend vor sich hin. — Der Zeiger meiner Uhr war indeß um eine Stunde weiter gerückt und es war Zeit aufzubrechen, wenn ich vor der größten Mittagshitze Asiago, mein heutiges Hauptquartier, erreichen wollte. Ich verabschiedete mich freundschaftlichst von den Versammelten, versprach baldiges Wiederkommen und schwenkte durch Wiesen auf einem mit Quadern eingefaßten Fußsteige nach Asiago, auf cimbrisch Sleghe genannt, ab, wo ich nach 11 Uhr Vormittags eintraf. Dieser Hauptort der sette comuni mit 5—7000 Einwohnern präsentirt sich mit seiner stattlichen Kuppelkirche, dem hohen Campanile und mehreren großen Gebäuden von ferne sehr stattlich; freilich wird dieser Eindruck etwas abgeschwächt, wenn man die von meist nur kleinen Häusern eingefaßten Straßen und Sträßchen durchschreitet, doch ist man immerhin überrascht, auf dieser abgelegenen Hochfläche eine Communalbank, ein ganz stattliches Municipalgebäude, eine Anzahl Läden und unverhältnißmäßig viele Gasthäuser und Cafés zu finden. In dem zahlreichen Vorhandensein beider Arten von Erholungsstätten ersieht man, daß sich hier italienische mit deutschen Gewohnheiten begegnen; in den fast noch ganz deutschen Gemeinden Roan, Stozzo rc. finden sich keine Cafés, sondern nur richtige Wirthshäuser, deren Häufigkeit auf germanischen Durst zu schließen scheint. In dem croce bianca, dem „Centralhotel" Sleghes, schlug ich mein Quartier auf. Das Haus, das gerade einen neuen Anstrich erhalten, und, wie es schien, auch vergrößert wurde, unterschied sich nicht wesentlich von den übrigen Steinhäusern der Stadt; im Eingangsraum, der zugleich als Laden, Empfangszimmer und Küche diente, befand sich im Hintergrund der offene Heerd, in welchem gerade wie in den Alphütten von einer Kette der große kupferne Kessel mit dem brodelnden Wasser über einem mächtigen Feuer hing. Der Rauch machte sich hier aber schon manierlicher als in Camporovere durch einen Rauchfang Platz. Nachdem ich meinem äußeren Menschen ein einigermaßen salonfähiges Aussehen gegeben hatte, schlenderte ich zunächst als echter Boule-

vardier durch die „Avenuen" der Cimbernhauptstadt, betrachtete die „Schaufenster" und bemerkte, daß bei dem Bau der Häuser weit mehr, als bei den Italienern üblich, Holz Verwendung gefunden hatte. Das ist bekanntlich ein sicheres Zeichen germanischer Beuart, denn der Italiener zieht auch dort, wo er billig Holz zum Bauen haben könnte, Steine und Fels als Baumaterial entschieden vor. Einen Augenblick trat ich auch in das städtische Museum ein, das eine Sammlung prähistorischer Gegenstände enthält, die mich nicht weiter interessirte, mit desto größerer Ehrfurcht betrachtete ich dagegen eine Fahne, welche den Männern der 7 Gemeinden von der Republik Venedig als Anerkennung für treue Dienste im 17. Jahrhundert geschenkt wurde. — Sodann ließ ich mir den Weg zu einem Hrn. Rigoni zeigen, an den ich einen Brief vom Lehrer Simon Nicolussi in Lusern abzugeben hatte. Das ging so zu: Der eben verstorbenen 18jährigen Tocher des Hrn. Rigoni hatte ein Freund, der Advocat Dr. Bescovi, cimbrisch Vischovarn, einen Nachruf zugleich in italienischer Sprache und in cimbrischer Mundart gewidmet, und ein Abdruck dieser sprachhistorisch sehr interessanten, auch äußerlich sehr würdig ausgestatteten kleinen Biographie nun auch an jenen Lehrer gesandt, der durch mich brieflich für diese Aufmerksamkeit danken und noch um einige Exemplare des Nachrufes bitten ließ. Ein Exemplar des jetzt sehr seltenen Sprachdenkmals befindet sich im Ferdinandeum zu Innsbruck; es heißt im Wortlaut folgendermaßen:

Henneſle libe Tochtar vun Kav(alier) Jockel vun Riegen un Luziet vun Müllarn nochent gaentet neüuzen Jahr in Morgant vun dreizenen Hobiot (Heumonat) tausend achthundert und neünzk stirbe. Verborgenes smechtegez Gensele (Gänseblümchen) Plümle vor minsche (wenig) gebracht in vrömeda Hearda in beelz (welches) Vater un Mutar ligen (legten) iar Ehar — iar Trost — iar Gabingen (Hoffnung) vluarte (flatterte) in Hümmel fin oanegez selegez Lant. O guta, o tinne — o darpamega (barmherzige) Tochtar boanten (weinend) dezzoin armez sand (Pfand) af din Grab töleg (leidvoll) abeleget din Vater Krel (Gesell — Freund) J. D. v. B.(ischovarn). Stege, in 14 Hobiot 1890.

Der Vater des früh verstorbenen Mädchens empfing mich im Beisein seiner beiden Söhne, las den Brief des Lehrers und drückte mir dankend die Hand. Ich bat ihn, zuerst in italienischer Sprache, dann, als er erklärte, auch deutsch zu verstehen, in deutscher Sprache, um ein Exemplar des Nachrufes für mich selbst. Aber sei es, daß der väterliche Schmerz ihn zu tief ergriffen, sei es, daß er meine Bitte nicht recht verstanden hatte, kurzum, er entließ mich zwar sehr höflich und liebenswürdig, aber ohne Nachruf, worauf ich, für den Augenblick sehr deprimirt, in meinen Gasthof zurückkehrte. Diese Stimmung hielt indeß nicht lange vor, ich kaufte mir für 1½ Lire einen vortrefflichen dunkelgrünen Strohhut, der in S. Giacomo di Lusiana (Lusan), der südlichsten der sieben Gemeinden, verfertigt war und mir bis auf den heutigen Tag bei starkem Sonnenbrand noch treffliche Dienste leistet, und nahm dann ein recht gutes Mittagsmahl ein, das ich mir sammt dem rothen Venezianer vortrefflich schmecken ließ. — Die nächsten Stunden widmete ich der Ruhe, da die Mittagshitze ein Wandern auf den schattenlosen Wegen zu einer Qual gemacht hätte, und machte mich nach dem Nachmittagskaffee nach dem ungefähr 1½ Stunde entfernten Roan auf, wo die Leute noch durchweg cimbrisch sprechen sollten. Die Landstraße dahin erschien mir zu staubig, ich versuchte es daher auf gut Glück mit einem links abbiegenden Feldweg, der sich allerdings mehr und mehr als ein Holzweg erwies, so daß ich von der Hauptrichtung ganz abkam und die richtige Straße erst nach einigen Sprüngen querfeldein wieder erreichte, was mir aber doch Gelegenheit bot, die Hütten einiger Weiler näher zu betrachten, die der Weg berührte. Charakteristisch für die Häuser sind die mit Stroh überdeckten Schindeldächer zum Schutz gegen die starke Winterkälte, und die Unzahl von Blitzableitern, die wegen der überaus heftigen Herbstgewitter nothwendig sind. Bei dem Orte Canove (Komauf), mit stattlichem Campanile und bemerkenswerthen Bildern des Scajario aus Bassano in der Pfarrkirche, geht die Straße nach Roan scharf rechts ab und steht jetzt vor der Aufgabe, die ca. 200 m tiefere Thalsohle des oben näher beschriebenen Trockenthals Val d'Assa hinab und auf der anderen Seite wieder hinaufzuklettern. Eine Brücke, wie die San Giustina bei Dermullo im Nonsberg, würde mich mühelos in wenigen Minuten auf die andere Thalseite gebracht haben, unter sothanen Verhältnissen blieb mir aber nichts Anderes übrig, als die 200 m Höhendifferenz zweimal durch eigene Kraft zu überwinden. Ein Herr in einem Einspänner, dem Anschein nach ein italienischer Handlungsreisender, der mich an dieser Stelle eingeholt hatte, verließ sein Gespann und versuchte gleich mir die zahlreichen Serpentinen des Weges auf geröllreichem Pfad abzuschneiden, wobei ihm seine nur für das Städtepflaster berechneten Schnabelschuhe zu öfterem Ausrutschen verhalfen. Köstliche Walderdbeeren versüßen diese bei der enormen Hitze etwas unbequem werdende Kletterei und bald ist Roans hoher Kirchthurm in nächste Nähe gerückt. Auf gut Glück steuere ich auf einem Seitenpfad direct auf denselben los, während der Jünger Mercur's stolz auf „allen Vieren" davonfährt. Um mich einen Augenblick von der Anstrengung des Aufstiegs zu erholen, trete ich in den kühlen Hausflur der nächsten besten Hütte ein. Ein altes Weib, demjenigen, das ich heute Morgen in Camporovere sah, zum Verwechseln ähnlich, schiebt mir freundlich einen dreibeinigen wackeligen Stuhl hin und ist sehr vergnügt, daß ich mit ihr „prechten" kann. Unser laut geführtes Gespräch lockt einige Kinder in der Nachbarschaft herbei, ein junges Mädchen, äußerst zierlich gebaut, das in zwei an einem Tragebalken hängenden kupfernen Kesseln Wasser nach Hause tragen will und gerade vorbeigeht, bleibt stehen und kaum hat sie gehört, daß ich gern cimbrisch „prechten" lernen möchte, als sie mein Notizbuch ergreift und mich bittet, Gegenstände in italienischer Sprache zu nennen, welche sie in ihrer cimbrischen Mundart verdeutscht in das Notizheft schreibt, das in kurzer Zeit ein 8 Seiten langes cimbrisches Vokabular enthält. Mit Mühe kann ich sie bewegen, doch wenigstens den Tragebalken so lange hinzusetzen, um sich die Sache etwas bequemer zu machen, sie ist ganz Feuer und Flamme für ihre Lehrthätigkeit. Zuerst kamen die Theile des menschlichen Körpers an die Reihe, dann die der Bekleidung, der Wohnung, der Eßwaaren u. s. w. Dann ließ ich mir Adjectiva und Verba, die Namen der Wochentage und die Zahlwörter aufschreiben und schließlich wurde gar noch etwas declinirt und conjugirt. Ich gebe Einiges aus dem gesammelten cimbrischen Wortschatze hier wieder, indem ich Diejenigen, welche sich dafür weiter interessiren, auf den hübschen Aufsatz von Pock: „Ein Streifzug durch die lessinischen Alpen" in der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins" 1889 verweise, in welchem noch eine Reihe cimbrischer Worte und Redensarten mitgetheilt werden. Sehr häufig treten harte Consonanten an die Stelle unserer weichen; über das aspirirende h am Anfang eines Wortes herrscht Uneinigkeit, z. B. ente und hente für Hände, hahr und ahr für Haar, ut und hut, hals und als u. s. w.; im Uebrigen folge ich ganz der Orthographie der jungen Cimberin. Finger — vighere; Schürze: gumarial; Hosen — Prug; Strümpfe — ohsen; Schuhe — sughe; Brod — proat; Fleisch — floas; Kind — Pube; Mädchen — Dirna; Ring — gavighende; Stirn — Enne; Hemd — foat; Bart — part; Tüchlein — Tugle; Stab — Stap; Bett — Pette; Baum — Pam; Kirche — Kherga; Pfaffe — faf; Weg — Beck; Wald — Balt; Bäcker — Paghar; Hochzeit — Ozot; Wiese — Bisa; Vogel — Boghel; Messer — Mezzar; Wasser — Bazar; Fisch — Biß; Vater — Batar; Tisch — Tiß; Seife — Soppen; Blätter — Pletelen; Batzen (Geld) — Betze; Schneider — sertar; Geburtstag — burtet; Eis — ais; Flinte — sllop; Kreuzer — markiten; Schuster — Sustar, Wein — Bain; Löffel — Lefel; todt — toat; weiß — bais; schwarz — sfarz; blau — blabe; frisch — brise. Die Zahlen von 1 bis 10 heißen: ona, sfen, drai, vier, vunbe, seghe, sivene, achte, noine, zeghene; an's Plattdeutsche erinnern: olve, plattd. olben — 11, svulve, plattd. zwolf — 12. Die Wochentage heißen: Suntac, Montac, Ertac, Mitac, Fistac, Breitac, Satac. Endlich heißt ihr: artandere; dem Vater: came batare; den Vätern: can betar.

Während unserer langen sprachlichen Unterredung hatten sich Haus und Straße mit Menschen, jungen und alten, Frauen und Männern angefüllt, die unter lebhaften, aber nur halblaut geführten Gesprächen und Gesticulationen unserer Lection zuhörten. Das junge Fräulein war unermüdlich und hätte mir bis zum Abend Rede und Antwort gestanden, ich beschloß aber eine Pause eintreten zu lassen und erkundigte mich nach einem geeigneten Wirthshaus. Ein Dutzend diensteifriger Jungen und Mädchen erbot sich als Wegweiser, und nachdem ich unter die Kinder einige soldi vertheilt und auch der anmuthigen Lehrerin ein Douceur gegeben hatte, das gern angenommen wurde, eilte ich in die Schenke. Bald stand eine Flasche kühlen Bieres aus Schio, sowie eine vortreffliche Salami (ohne jeglichen Knoblauch!) vor mir. Kaum hatte ich aber zu trinken und zu essen begonnen, soweit es die Fliegenschaar, die es besonders auf mein Bier abgesehen hatte,

zuließ, als sich auch das Zimmer mit Männern füllte, die das Gerücht von der Anwesenheit eines Dütschen herbeigelockt hatte. „Eine gewisse Freigebigkeit hat schon bei den alten Römern vieles genützt oder kleine Geschenke erhalten die Freundschaft" dachte ich mir und ließ gleich mehrere Flaschen Bier auffahren; zuzugreifen ließen sich die cimbrischen Männer mit ihrem germanischen Durste nicht lange nöthigen, die meine Sprachstudien gern unterstützen wollten, aber an didaktischem Talent nicht im Entferntesten mit meiner jungen Lehrerin sich messen konnten. Ich erfuhr nun nach und nach, daß in den sieben Gemeinden, mit Ausnahme von Lusiana (Lusan) und Enego (Genebe), die gänzlich verwälscht sind, die kleinen Kinder von ihren Eltern meist cimbrisch lernen; wenn sie in die Schule kommen, lernen sie dort natürlich nur italienisch, haben sie aber das schulpflichtige Alter hinter sich und bleiben dann zu Hause, so sprechen sie wieder mehr cimbrisch, ja, wenn sie ihre Heimath gar nicht verlassen, so verlernen sie manchmal das Italienische gänzlich und können sich nur cimbrisch verständlich machen. Solche Fälle sind indeß natürlich selten, denn die Leute werden ja schon dadurch, daß die Sprache der Behörden italienisch ist, gezwungen, sich die Staatssprache bis zu einem gewissen Grade anzueignen. Außerdem aber ist der größte Theil der männlichen Bevölkerung durch die Kargheit des Bodens genöthigt, sich das Brod in der Fremde zu verdienen; die Meisten suchen die wärmeren Striche Oberitaliens auf, doch trifft man auch gar nicht selten unter den italienischen Erd- und Tunnelarbeitern in Deutschland Leute aus den sieben Gemeinden. Fast alle Männer kehren für einen kleinen Theil des Jahres in ihre Heimath zurück, eigentliche Auswanderung ist bis jetzt ziemlich selten ganz im Gegensatz zu der Landschaft Friaul, wo von manchen Ortschaften beinahe die Hälfte nach Südamerika ausgewandert ist. Roan soll von den Gemeinden die reichste sein, da sie den meisten Grundbesitz an Wald hat; alle 7 Gemeinden zusammen haben wieder einen gemeinsamen Grundbesitz an Bergen, Alpen und Weiden, welcher durch einen aus allen Gemeinden gewählten Rath vertreten wird, welcher in Asiago zusammentritt und sich noch heute des alten Siegels der „siben Cameun" mit den sieben Jünglingsköpfen (blond und blauäugig auf dem gemalten Wappen) bedienen soll. Die Industrie, lediglich Hausindustrie, beschränkt sich auf die schon erwähnte Strohflechterei für die Strohhutfabriken in Vicenza, Venedig und Padua, auf Erzeugung von Salamiwürsten und Verfertigung hölzerner Geräthschaften für Molkerei und Kelterei. Das angebaute Getreide deckt den Bedarf nicht, dagegen ist der Besitz an Vieh, namentlich an Schafen, sehr bedeutend und ihr größter Reichthum. — Da es nun allmälig Zeit schien, nach Asiago zurückzukehren, sagte ich den freundlichen Wirthsleuten und der gesammten Corona Lebewohl und verließ Roan, um einen Schatz werthvoller Erinnerungen reicher. Dafür sollte ich noch etwas an schnödem Mammon ärmer werden, denn am Ausgang des Ortes hatte sich fast die gesammte Dorfjugend aufgestellt, um mir einen Richteweg nach Sleghe zu bezeichnen und um meine Börse um einige soldi zu erleichtern. Nach eingenommenem Abendessen, wobei mir der obengenannte Handlungsreisende Gesellschaft leistete, schlenderte ich ein wenig in den Gassen, in welchen jetzt der gewohnte Abendcorso stattfand, umher, guckte in die meist leeren Cafés hinein und bemühte mich vergebens, cimbrische Laute zu hören. Es ist heute noch, wie vor 100 Jahren der ehrwürdige Prunner (del Pozzo) in seinen memorie istoriche dei sette comuni vicentini geklagt hat, die jeunesse dorée von Asiago schien dem melodischen Tonfall der Sprache Dante's den barbarischen Lauten des Nordens gegenüber entschieden den Vorzug zu geben! Schließlich setzte ich mich bei einer Flasche einheimischen Bieres vor die Thür meines Gasthauses und ließ die bunten Bilder des heutigen Tages noch einmal an meinem Auge im Geiste Revue passiren. Draußen auf der Straße störte mich nichts in dieser Beschäftigung, nur hier und da huschte eine verspätete Signorina an einem Galantuomo vorüber, hier und da bog sich eine dunkle Gestalt aus den Fenstern, um die Läden vor ungebetenen geflügelten Gästen zu schließen, sonst herrschte schon um ½10 Uhr Todtenstille. Der schwere Kampf ums Dasein, den die Bewohner dieses rauhen Berglandes mit den Naturmächten führen müssen, schien die Lust am Gesang und an der Musik überhaupt erstickt zu haben. Am andern Morgen erstrahlte der Himmel wieder in ungetrübter Bläue auf die baumlosen Gefilde der sieben Gemeinden; ich verlor infolge dessen den Muth, wie es eigentlich meine Absicht gewesen war, über den Monte Vertiaga nach Bassano ins Brentathal abzusteigen, und beschloß, da mir der Wirth dringend davon abrieth die staubige, schattenlose, 36 Kilometer lange Fahrstraße nach Thiene zu wandeln, über Roan und Rozzo das Astachthal zu erreichen. Ich hatte die Wahl nicht zu bereuen gehabt, denn der Monte Vertiaga hätte mir bei dem dunstigen Wetter schwerlich eine seiner berühmten Aussichten auf die Adria geschenkt und gerade im nordwestlichen Theil der Gemeinden, den ich zu durchwandern hatte, hat sich die deutsche Mundart am Besten erhalten. Ich ging also auf einem Schleichpfad direct auf Roan los, traf wieder das alte Weib mit ihrem wackeligen Stühlchen, konnte mich aber, da die junge Lehrerin weit und breit nicht zu sehen war — sie hatte offenbar etwas Wichtigeres zu thun, als einem hergelaufenen deutschen Doctor cimbrische Vocabeln zu dictiren —, nicht entschließen zu bleiben, sondern marschirte, während die Hitze sehr schnell an Intensität zunahm, an Mezza Selva (Mitterballe), Albaredo (Aschbach) vorüber schnurstracks nach Rozzo, das ich nach 2½stündiger Wanderung erreichte. Der Weg führt beständig an der rechten Seite des tiefgefurchten wasserlosen Assathals ziemlich monoton dahin. Abwechselung gewährten nur einzelne Bergeshäupter aus den lessinischen Bergen jenseits der Astach, verstreute Weiler auf dem die sette comuni südlich begrenzenden Gebirgskamm und das sehr geschwärzte Aussehen der Hütten, die am Wege standen. Mit einer Frau, die gerade aus einer solchen heraustrat, ich glaube, es war in Albaredo, knüpfte ich ein Gespräch an, in welches ich meine in Roan gestern geschöpfte Weisheit einfließen ließ. Die Frau bezeugte große Freude, in ihrer Muttersprache von einem Fremdling angeredet zu werden, rief schnell noch einige Weiber herbei und nun wurde noch etwas geprechtet, auch über Deutschland und wieder über Bismarck. Ich benutzte diese gute Gelegenheit, mein cimbrisches Wörterbuch theils zu vervollständigen, theils zu berichtigen nach einer Variation eines bekannten Grundsatzes: Eines Weibes Wort ist keine Rede, man soll sie hören alle Beede. — Von Rozzo, dem letzten Ort der 7 Gemeinden nach dem Astachthal zu, hatte ich mir noch eine weitere Vermehrung meines cimbrischen Wortschatzes versprochen, aber das Glück wollte mir dort nicht so lächeln, wie gestern in Roan. Das Wirthshaus, in dem ich einkehrte, war im Besitz einer aus dem Venetianischen eingewanderten Familie, die des einheimischen Dialektes nicht mächtig war, es betraten wohl noch einige junge Männer das Wirthszimmer, aber es fehlte ihnen entweder an Lust, mit mir zu „prechten", oder auch sie hielten es unter ihrer Würde, oder endlich sie konnten überhaupt nicht cimbrisch, jedenfalls wurde die Unterhaltung nur italienisch geführt. Nach einstündigem Aufenthalt setzte ich meinen Marsch weiter fort und erreichte gar bald das bereits fast ganz italienische Casteletto (Burk, den Geburtsort des oben erwähnten Prunner [† 1798]), wo sich die Straße in gewaltigen Kehren ins tiefeingeschnittene Asticothal senkt. Trotz der glühenden Sonnenhitze, oder vielleicht auch gerade deswegen schnitt ich die vielen Windungen der Straße auf einem Holzabfuhrweg ab, hätte aber mein Unternehmen bald mit einem Absturz zu büßen gehabt. Erbarmungslos strahlte Phöbus Apollo auf den schutzlosen Kletterer herab und buchstäblich wie aus dem Wasser gezogen langte ich auf der über 500 m tieferen Thalsohle bei dem Orte Pedescala völlig erschöpft an. Im bescheidenen Wirthshaus schlugen deutsche Laute an mein Ohr: der Nachbar des Wirths, dem Anschein nach ein wohlhabender Landmann, hatte sich im Frühjahr eine Frau aus der grünen Steiermark geholt, sie erwiderte seine italienischen Schmeichelworte, da sie es im Gebrauch der italienischen Sprache noch nicht weit genug gebracht hatte, im steierischen Dialekt, was sich überaus drollig anhörte. — Einige Stunden der Erholung bedurfte ich dringend, wies doch das allerdings der Prellsonne ausgesetzte Thermometer 55° Celsius auf, doch mußte ich bald nach 1 Uhr aufbrechen, um die kurz vor 3 Uhr von Arsiero abgehende Trambahn benutzen zu können, die mich über Schio (cimbrisch Sleit), eine bedeutende Fabrikstadt, nach Vicenza bringen sollte. Leider hat mich die geradezu afrikanische Hitze, wie sich selbst italienische Zeitungen ausdrückten, zu einem allzubaldigen Verlassen dieses interessanten Berglandes getrieben, in welchem Natur und Menschen unser volles Interesse in Anspruch nehmen, wenn auch der deutsche Wald nur spärlich vertreten ist und first climbers hier ihre Rechnung nicht finden. Möchten sich doch deutsche Alpenfreunde recht oft in diese bis jetzt so selten besuchten Gegenden verirren und da die erstarrten Laute ihrer Heimath hören! Ist es doch nur eine Frage der nächsten Zeit, daß hier die letzten deutschen Worte auf italienischem Boden verklungen sind.

Dr. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 122. Sonnabend, den 10. October. 1896.

Schiffsgebräuche.

Mit dem Rückgang der Segelschifffahrt und der Ausbreitung der Dampfer haben sich große Veränderungen im Seewesen vollzogen. Die Schiffe und die Verkehrsverhältnisse sind andere geworden und mit ihnen die Seeleute und die ihnen seit Jahrhunderten anerzogenen Gewohnheiten. Das eigentlich seemännische Element beginnt mehr und mehr in den Hintergrund zu treten. Die Maschinen und das Maschinenpersonal, sowie manche andere Einflüsse, die den Seeleuten früher fremd waren, haben zersetzend auf ihre Eigenart eingewirkt, welche einst unter der straffen Schiffszucht und unter den von den Vorfahren übernommenen Gebräuchen sich ausgebildet hatte. Manche von den Sitten und Gewohnheiten, die ehedem unter unserer Seebevölkerung sich ausgebildet hatten, werden heute nicht mehr gefunden. Bald werden Einrichtungen und Gebräuche der Vergangenheit angehören, die Jahrhunderte lang üblich und durch die Gewohnheit der Väter und Vorfahren geheiligt waren. An den eigentlichen Schiffsgebräuchen ist der Wechsel der Zeit ebenfalls nicht unvermerkt vorübergegangen, obgleich sie sich infolge der gegebenen Verhältnisse zum Theil noch erhalten haben.

Sobald die Mannschaft durch die Musterrolle sich zu einem oft Jahre langen Dienste verpflichtet und sich an Bord ihres Schiffes begeben hat, bildet sie fortan eine einzige Familie, in welcher die größte Regelmäßigkeit und die genaueste Beobachtung der durch den Dienst vorgeschriebenen Ordnung herrscht. Dem Schiffer, als dem Oberhaupt, wird nicht nur unbedingter Gehorsam geleistet, sondern auch mit der größten Ehrerbietung begegnet. Diese Ehrerbietung erstreckt sich auch auf die Wohnung desselben, auf die Cajüte. Kein Schiffsmann betritt dieselbe unentblößten Hauptes. Selbst wenn der Capitän nicht anwesend ist, wird er ihr diese Achtung bezeugen. So war es früher Sitte, und zum Theil hat sich dieser Gebrauch noch erhalten. Ist das Schiff segelfertig oder hat es den Hafen verlassen, so wird die Mannschaft in zwei möglichst gleiche Hälften oder „Wachen", in die „Steuerbordwache" und „Backbordwache", getheilt, die abwechselnd den Dienst an Deck zu übernehmen haben. Der erste Steuermann befehligt die Backbordwache, der zweite Steuermann die Steuerbordwache. Wenn, wie auf kleinen Schiffen, ein zweiter Steuermann nicht vorhanden ist, so übernimmt der Schiffer selbst die Führung der Steuerbordwache. Andernfalls ist er an keine bestimmte Zeit des Dienstes gebunden. Er erscheint und geht von Deck wie es ihm gefällt. Dagegen übernimmt er in engen Gewässern und zu Zeiten der Gefahr persönlich den Befehl, wie er überhaupt die obere Leitung nicht aus der Hand giebt. Auf größeren amerikanischen und englischen Schiffen geschieht die Vertheilung der Mannschaften über die beiden Wachen in eigenthümlicher Weise. Sämmtliche Leute nehmen in einer Reihe auf dem Hinterdeck Aufstellung. Dann wählt zunächst der erste Steuermann den Mann, den er für den tüchtigsten hält, für seine Wache aus. Der zweite Steuermann thut das Gleiche, und so fahren abwechselnd beide fort, bis die Mannschaften nach Zahl und Leistungsfähigkeit möglichst gleichmäßig über beide Wachen vertheilt sind. In anderen Fällen, besonders auch auf deutschen Schiffen, vollzieht der Schiffer die Theilung der Mannschaften. Der Koch wird nach altem Herkommen in der Regel der Backbordwache, der Zimmermann und ebenso der Steward der Steuerbordwache zugetheilt. Die dienstthuende Wache bezeichnet der Seemann als die „Wache an Deck"; von der anderen Wache, welche dienstfrei ist oder schläft, sagt er: Sie hat die „Wache zu Koje". Der ganze Tag von 24 Stunden wird in sechs Wachen von je vier Stunden Dauer getheilt, so daß mit dem Wort „Wache" sowohl die Zeit des Dienstes, als auch die Mannschaft, welche den Dienst verrichtet, bezeichnet wird. Die von 8 Uhr Abends bis Mitternacht reichende Wache gilt als die erste Wache und führt auch diesen Namen. Dann folgt bis 4 Uhr Morgens die „Nachtwache". Sie ward von den Seeleuten früher vielfach „Plattfootswacht" (Plattfußwache) genannt, weil man sich auf dieser Wache, um sich gegen Müdigkeit und Kälte zu schützen, die Füße platt lief. Eine andere, für diese Wache gebräuchliche Bezeichnung ist das Wort „Hundewache" (englisch dog-watch). Das Wort Hundewache soll offenbar ausdrücken, daß diese Wache die schlechteste, unangenehmste ist, in dem Sinne etwa wie man das Wort „hundschlecht" gebraucht. Unter Hundewache wird andererseits auch die „zweite Wache" im Hafen und auf Rheden verstanden. Da die Wache im Hafen gewöhnlich nur eine Stunde dauert, so ist der Mann, welchem die zweite Wache zufällt, kaum eingeschlafen, wenn er zum Antritt des Dienstes geweckt wird. Die zweite Wache ist daher die unleidlichste und daher auch hier wieder der Name „Hundewache". Die von Morgens 4 Uhr bis 8 Uhr laufende Wache heißt die „Morgenwache". Es folgt dann bis Mittag die Vormittagswache und an diese reihen sich die „Nachmittags-" und „Abendwache", von denen die erstere bis 4 Uhr, die andere bis 8 Uhr Abends reicht. Die beiden zuletzt erwähnten Wachen werden, um an den auf einanderfolgenden Tagen den wünschenswerthen Wechsel im Dienst herbeizuführen, von ein und derselben Mannschaft übernommen. Bezieht heute die Steuerbordwache um 8 Uhr Abends die „erste Wache", so fällt ihr weiter die Morgenwache, die Nachmittags- und Abendwache zu. Am nächsten Abend um 8 Uhr übernimmt dann die Backbordwache den Dienst der ersten Wache und so fort. Auf englischen Schiffen wird die ungerade Zahl der Wachen und damit der Wechsel im Dienst durch Theilung der Abendwache in zwei Hälften hergestellt, sodaß während 24 Stunden ein siebenmaliger Mannschaftswechsel eintritt. Diese Sitte hat in neuerer Zeit auch auf deutschen Schiffen vielfach Eingang gefunden. — Früher, als die Schiffsuhren noch nicht allgemein in Gebrauch waren, ward die Zeitdauer der Wachen durch Sanduhren, durch Stunden- und Halbstundengläser festgestellt. Heute sind diese Gläser fast ganz außer Gebrauch gesetzt. Sie kommen höchstens noch auf kleineren Fahrzeugen und in besonderen Fällen, auf Rheden und im Hafen zur Anwendung, wo der Wachtdienst von einem einzelnen Schiffsmann versehen und kein Licht zu brennen gestattet wird. Einen wesentlichen Bestandtheil der Schiffsausrüstung bilden die Halbstundengläser heute nicht mehr. Wenn das Glas einmal leer gelaufen, also eine Stunde um war, so wurde die Schiffsglocke einmal angeschlagen, nach Verlauf der zweiten halben Stunde zweimal u. s. f. Die Schläge an der Glocke werden von den Seeleuten mit dem Worte „Glasen" (Gläser) bezeichnet. Die Sitte des Glasenschlagens hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich die Halbstundengläser längst nicht mehr in Gebrauch und zum Theil ganz unbekannt geworden sind. Acht Schläge an der Glocke oder der Ruf „Acht Glasen" (englisch: Eight bells) bedeutet noch heute: die Wache ist abgelaufen. Wenn der Augenblick der Ablösung gekommen ist, so wird die der Ruhe pflegende Wache geweckt und an Deck gerufen, und zwar geschieht dies nach altem Seegebrauch mit den singend ins Volkslogis hineingerufenen Worten: „Reiset Quartier in Gottes Nam'!" (Steht auf, Quartier, in Gottes Namen!) Boshafte Jungen fügen auch wohl noch hinzu: „Un wenn Ji nich willt glief upstahn, denn warrn wi Juch dei Jack fullslan", worauf dann der Rufer schleunigst Deckung zu suchen pflegt, um nicht von den Stiefeln, die ihm entgegenfliegen, getroffen zu werden. Wenn die Wache zum Reffen oder Einnehmen der

Segel geweckt wird, so geschieht es mit den Worten: „Schlapers hoh, Räwn, Räwn!“ (Schläfer heraus, Reffen, Reffen) oder: „Schlapers hoh, Segel bargen!“ (Schläfer heraus, Segel bergen.) Sobald die neue Wache an Deck kommt, begiebt sich einer aus derselben, und zwar der, welcher an der Reihe ist, ans Steuerruder, um, wie es in der Seemannssprache heißt, das „Ruder zu verfangen“; ein anderer geht, wenn es Nacht ist, auf den „Ausguck“, damit er nach entgegenkommenden Schiffen auslugе. Der Mann, der am Ruder steht, nennt dem, der zu seiner Ablösung kommt, den Compaßcurs, der ihm zu steuern aufgegeben ward und den er bis dahin gesteuert hat — er ruft z. B. „West-Nord-West“ oder „Full und bi“ (Voll und bei), d. h. beim Winde, dicht am Winde — und übergiebt gleichzeitig das Steuerruder. Als Antwort wiederholt der Ablösende dieselben Worte, um anzuzeigen, daß er dieselben richtig verstanden hat. Ueberhaupt ist es an Bord der Schiffe Gebrauch, daß jedes Commandowort von dem, der es erhalten hat, wiederholt wird, damit keine Mißverständnisse vorkommen. Handelt es sich um einen allgemeinen Zuruf, so wird gewöhnlich mit den Worten „Ai, Ai!“ geantwortet zum Zeichen, daß man gehört hat. Die Ablösung des Rudermannes und des Ausguckmannes erfolgt stündlich oder zweistündlich je nach der Zahl der Mannschaften und dem besonderen Gebrauch, der auf dem Schiffe herrscht. Auf manchen Schiffen, besonders den Postdampfern, sind mit dem Steuern des Schiffes bestimmte Personen, die sogenannten Quartermeister, betraut; auf anderen Kauffahrteischiffen übernimmt jeder der Matrosen der Reihe nach das Steuerruder. Die Mannschaft, welche die Morgenwache „zu Koje“ hat, wird um 7 Uhr mit dem Rufe „Schlapers hoh, Schaffen, Schaffen!“ zum Frühstück geweckt, das im Allgemeinen, wie auch die übrigen Mahlzeiten, von beiden Wachen gemeinsam eingenommen wird. Nur der Mann am Ruder und eventuell der Ausguckmann oder einer der Officiere bleiben während dessen als Wache auf dem Verdeck zurück. Mittags bestimmen der Capitän oder die Officiere durch Höhenmessungen mit dem Sextanten die Zeit der Culmination der Sonne und des wahren Mittags am Schiffsorte. Nach dieser Zeit wird die Schiffsuhr gestellt und die Tageszeit regulirt. Ist es 12 Uhr, so ruft der Capitän: „Mittag!“ und der Koch trägt das Essen auf. Die Abendmahlzeit findet Abends um 6½ Uhr statt.

In älteren Zeiten standen auf Vernachlässigung des Wachtdienstes und Vergehen im Schiffsdienst sehr schwere, zum Theil barbarische Strafen. Heute denkt man milder darüber. Ein Junge, den man auf der Wache schlafend antrifft, wird von den Matrosen im Gesichte mit Ruß geschwärzt, damit er, wenn er später leugnet, überführt ist. Im Uebrigen sind die Strafen heute durch die Bestimmungen der Seemannsordnung gesetzlich geregelt. Rev. H. Teonge, ein Geistlicher, welcher um das Jahr 1675 als Caplan in der Marine Carl's II. von England Dienste that, erzählt, daß auf S. M. Schiff „Assistance“ zwei Seeleuten für ein geringes Vergehen — sie hatten ein Stück Rindfleisch gestohlen — in folgender Weise von dem dienstthuenden Officier bestraft wurden. Man band ihre Hände auf den Rücken und fesselte sie selbst dann an den Großmast. Jedem der Uebelthäter wurde ein Stück rohen Rindfleisches um den Nacken gehängt. Darauf hatten die übrigen Seeleute heranzutreten und ihnen mit dem Fleisch den Mund zu reiben. Diese Art der Behandlung mußten die Aermsten zwei Stunden lang über sich ergehen lassen. — Eine andere gewöhnliche Strafe für schwerere Vergehen, als Ueberschreitung des Urlaubs, Trunkenheit im Schiffsdienst u. s. w., war das sogenannte Kielholen. Eine alte englische Schrift, „Discourse of Marine Affairs“ betitelt, giebt folgende Beschreibung von dem Verfahren: „Das Untertauchen von der Raa geschieht in der Weise, daß dem Delinquenten unterhalb der Arme ein Tau um den Leib gebunden wird. Er wird dann unter die Raa gehaißt, worauf man ihn plötzlich und heftig in die See fallen läßt, mitunter einmal, mitunter zwei- und dreimal hinter einander. Wenn das Vergehen sehr schwer ist, wird der zu Bestrafende auch unter den Kiel des Schiffes hindurchgeholt, ein Verfahren, welches man mit dem Namen »Kielholen« bezeichnet. Während der Mann unter Wasser ist, wird eine große Kanone gerade über seinem Haupte abgefeuert. Dies geschieht sowohl, um den Delinquenten durch den Donner des Geschützes zu erschrecken, als auch zur Warnung der Andern, die sich ein Beispiel an seiner Strafe nehmen sollen.“ So wurden geringfügigere Vergehen geahndet. Grausamer waren die Strafen, welche zur Zeit der Königin Elisabeth bei schwereren Verbrechen in der englischen Marine zur Anwendung kamen. Wenn ein Schiffsmann einen andern tödtete, so ward er an den Leichnam gebunden und mit demselben in die See geworfen. Einem Seemann, welcher seine Waffe gegen den Capitän zog, ward die rechte Hand abgehauen. Dieselbe Strafe traf auch den Seemann, der anläßlich eines Tumultes oder Mordes die Waffe gezückt hatte. Wenn ein Mann einen Diebstahl an J. Majestät Schiffen versuchte oder verübte, so hatte der Capitän ihn bei den Beinen aufknüpfen und so lange hängen zu lassen, bis sein Kopf an der Schiffsseite zerschmettert war. Alsdann wurde er losgeschnitten und der Leib den Bewohnern des Meeres zur Beute gegeben. Ebenso erfinderisch, aber noch barbarischer war die Strafe, die über einen Matrosen, der mehr als dreimal auf seiner Wache schlafend angetroffen war, verhängt ward. Er wurde unter dem Bugspriet fest gebunden. Neben ihm hing eine Kanne Bier, ein Zwieback und ein scharfes Messer, so daß er die Wahl hatte, zu verhungern oder sich loszuschneiden und ins Meer zu stürzen.

Der Rang und die Stellung im Dienste werden auf dem Schiffe von Seeleuten streng beobachtet. Früher war dies in noch höherem Grade der Fall als heute, wo manche alte Gebräuche und Ueberlieferungen bereits geschwunden sind. Dem Capitän und den Officieren gehört das hinter dem Großmast gelegene Achter- oder Quarterdeck. Ohne dienstliche Veranlassung oder besondere Erlaubniß darf es von den Matrosen nicht betreten werden. Das wissen sie und davon sind sie so fest überzeugt, daß ein Schiffsmann, der mit dem Capitän in Streit gerathen war, selbst im höchsten Zorn das Gebot achtete und drohend rief: „Auf das Achterdeck darf ich freilich nicht kommen; aber hüten Sie sich, daß Sie sich hier vorn sehen lassen!“ Das Vorderdeck vor dem Mast ist den Mannschaften zugewiesen. Dort haben sie ihren regelmäßigen Aufenthalt. Der Ausdruck „vor dem Mast“, d. h vor dem Großmast, bedeutet daher so viel als zur Mannschaft gehörig. Auf See behauptet der wachthabende Officier die Luvseite des Quarterdecks, an dessen Stelle auf den Dampfern in neuerer Zeit die Commandobrücke getreten ist. Sobald aber der Capitän an Deck kommt, wird der Steuermann nach der Leeseite hinübergehen und dem Vorgesetzten den bevorzugten Platz einräumen. Ebenso halten die Matrosen auf dem Vorderdeck die Luvseite inne, während die Jungleute und Jungen sich auf der Wache mit der Leeseite begnügen müssen. Die Schiffsjungen wurden früher sehr kurz gehalten und waren verpflichtet den Matrosen in jeder Weise mit Ehrfurcht zu begegnen. Sie durften nicht rauchen, mußten schweigen und hatten sich unbedingt den althergebrachten Gebräuchen zu unterwerfen. Erst die Neuzeit hat die einst unter den Seeleuten herrschende Zucht und ihre alten Gewohnheiten stark gelockert. — In früheren Jahren war es eine unter den deutschen Seefahrern weit verbreitete Sitte, mit den Schiffsjungen allerlei Späße zu treiben und sie zu hänseln. Oft waren diese Späße harmloser Natur, wie das „Holen der Plattingscheere“ und das „Persenningtreten“; recht oft aber arteten sie in Rohheit aus. Das Loos der Schiffsjungen war im Allgemeinen ein hartes, bis eine mildere Zeit auch nach dieser Seite hin ihre Einflüsse geltend gemacht hat. Die erwähnte Plattingscheere war ein Instrument, das in Wirklichkeit gar nicht existirte. Es sollte angeblich dazu dienen, das von den Matrosen kunstvoll gelegte Flecht- und Mattenwerk, sogenannte „Platting“ zu scheeren und zu glätten. Da aber nicht jeder Kauffahrteimann in der Lage war, sich ein so werthvolles Geräth an Bord zu halten, so wurde der unbefahrene Schiffsjunge im Hafen beauftragt, die Scheere vom benachbarten Schiff zu borgen. Der um das Werkzeug angegangene Steuermann hört die schüchtern vorgebrachte Botschaft schmunzelnd an und ruft: „Ja mien Jung, 'ne Plattingschier hebben wir, und dei will ick di ook dohn, muß sei äwer morrn werre bringen,“ und alsbald schickt er einen Matrosen ins Kabelgatt, um das gewünschte Geräth zu holen. Es dauert auch gar nicht lange, so kommt der Matrose mit einem mächtig schweren Sack wieder zum Vorschein. „Hier is dei Plattingschier, Jung. Holl's ook goot wiß; sei is wat swor. Lat di äwer nich bieten; son'n Ding is scharp und hat ook Tänen.“ Mit solchen und ähnlichen guten Rathschlägen wird der Junge entlassen, und dieser seinerseits hat seine liebe Noth, den schweren Sack glücklich an Bord seines Schiffes zu bringen. Als es gelungen ist, wird er neugierig von seinen „Schiffsmaaten“ empfangen. Der Sack wird geöffnet. Alle scheinen gespannt auf den Inhalt. Aber siehe, es sind nur Steine, Ballast und große Holzklötze darin. Eine Fluth von Vorwürfen, Spott und Neckereien ergießt sich über den armen Schiffsjungen, der beschämt dasteht und schließlich verurtheilt wird, die Platting-

scheere mit einem kräftigen Gruß ihrem Besitzer wieder zurückzubringen, um zum zweiten Mal an Bord des Nachbarschiffes einem Verhör unterzogen zu werden und Spott und Hohn über sich ergehen zu lassen. Schon weniger harmlos, obgleich ebenfalls nicht gerade übel gemeint war das sogenannte „Persenningtreten". Persenninge sind getheerte Segeltuchlaken, mit denen die Schiffsluken bedeckt werden, um sie gegen das Eindringen von Wasser zu schützen. Wenn die Persenninge alt sind, werden sie steif und faltig. Sie zu glätten war dann die Aufgabe der Schiffsjungen. Die Persenning ward zu dem Ende auf Deck ausgebreitet und der Junge beauftragt, sie glatt zu treten. Während er damit beschäftigt ist, ergreift je ein Matrose eine Ecke des Lakens und der Junge wird nun unter großem Jubel und Gelächter als Spielball in die Höhe geworfen, wieder aufgefangen, abermals aufgeworfen und so fort, bis man des Spiels genug hatte. Es scheint, daß die Sitte, die Schiffsjungen zu allerlei Späßen und Quälereien zu mißbrauchen, aus der Zeit der Hansa und der Schoonenfahrer auf die späteren Seefahrer überkommen ist. Wahrscheinlich hängt mit diesen Gebräuchen auch die Aequatortaufe zusammen, die man so vielfach in Reisebüchern beschrieben findet, und ebenso das sogenannte „Hänseln". Dasselbe war mit ähnlichen Ceremonien und derben Scherzen verbunden wie die Taufe und kam bei den aus der Ostsee fahrenden Schiffen früher z. B. beim Cap Cullen im Kattegat zur Anwendung. Bei dem einen wie dem andern Gebrauch scheint es neben der Lust der Matrosen am Spaß und Mummenschanz hauptsächlich auf das Lösegeld angekommen zu sein, das man auf diese Weise erlangte und dazu diente, sich später am Lande einen guten Tag zu machen. — Der Kleider pflegte sich der Matrose früher auf See nicht zu entledigen. Nur die Stiefel und die Oberjacken wurden ausgezogen. Dann legte man sich aufs Lager, um beim Rufen der Wache sofort wieder dienstbereit zu sein. Es konnte kommen, daß Seeleute wochen-, ja monatelang unausgekleidet zu Koje gingen. Erst bei Ankunft im Hafen gestattete man sich die Annehmlichkeit und den Luxus, ausgekleidet im Bette zu liegen. Seit die Dampfschifffahrt aufgekommen ist, hat sich aber auch in dieser Sitte Vieles geändert. — Ein vorübersegelndes oder auf der Rhede oder im Hafen liegendes, unbekanntes Fahrzeug wird mit den Worten: „Schip Ahoi!", „Bark Ahoi!", „Schooner Ahoi!" u. s. w. angerufen; das berühmte Sprachrohr der Romanschriftsteller, mit dem der Capitän das Tosen der See und des Sturmes übertönt, kommt indeß sehr selten zur Anwendung. Ein solches Sprachrohr bezeichnet der Seemann mit dem wenig poetischen Namen „Roper" (Rufer), ein Fernrohr nennt er einen „Kieker" (Gucker). Mannschaften und andere Personen, die sich am Lande befinden und an Bord eines bestimmten Schiffes gesetzt zu werden wünschen, rufen das Schiff mit seinem Namen an, z. B. „Deutschland Ahoi!", „Johanna Ahoi!" u. s. w. Die Wache an Deck wird, sobald sie den Ruf hört, antworten und sich anschicken, die Leute an Bord zu holen. Auf See, besonders in der Nähe des Landes, wenn der Himmel lange Zeit verschleiert und keine Gelegenheit vorhanden war, eine zuverlässige, astronomische Ortsbestimmung zu erhalten, ist der Seemann oft in großer Noth wegen der Unsicherheit des Schiffsortes. Er würde dann Gott weiß was für einen einzigen Sonnenblick geben. In solchen Tagen wird Alles aufgeboten, um Aufschluß über das muthmaßliche „Besteck" zu erhalten. Namentlich wird auch die Bereitwilligkeit entgegenkommender Schiffe in Anspruch genommen, die vielleicht eben erst einen Hafen verlassen haben und daher besser orientirt sind als das eigene aus See kommende Schiff. Heute bedient man sich zum Zweck der Verständigung fast allgemein der internationalen Signalflaggen. Früher aber, als dies Auskunftsmittel noch nicht zur Verfügung stand, half man sich auf primitivere Art. Man schrieb die die Breite und Länge des Schiffsortes bezeichnenden Ziffern mit großen Kreidezahlen auf ein schwarzes Brett, das eigens zu diesem Zweck an Bord gehalten ward, und hielt es dem Schiffe, nachdem man sich demselben so weit als möglich genähert hatte, derart entgegen, daß die Schrift erkannt werden und ein Austausch stattfinden konnte.

Die Flagge, das äußere Zeichen, durch welches ein Schiff seine Nationalität zu erkennen giebt, wird von Kauffahrteischiffen im Allgemeinen nur bei besonderen Veranlassungen gezeigt; Kriegsschiffe im Dienst dagegen führen sie immer, ausgenommen bei Nacht und auf hoher See, wenn keine Schiffe in Sicht sind. Die Flagge wird nach altem Herkommen um 8 Uhr Morgens geheißt und mit Sonnenuntergang wieder heruntergeholt. Wenn ein Kauffahrer in einen Hafen einsegelt, so ist er verpflichtet, seine Flagge zu zeigen, ebenso auf See, wenn er einem Kriegsschiff irgend einer Nationalität begegnet. Auf die Befolgung dieser letzteren Vorschrift wurde früher sehr strenge gehalten. Sie hat auch in neuester Zeit noch wiederholt zu Zwangsmaßregeln geführt. England im Gefühl seiner meerbeherrschenden Stellung beanspruchte in früheren Jahrhunderten sogar, daß jedes Handelsschiff, einerlei ob der eigenen oder einer fremden Nation angehörend, sobald es sich in britischen Gewässern einem seiner Kriegsschiffe näherte, die Marssegel strich. Geschah es nicht, so ward es zum Beidrehen gezwungen, eventuell zu Anker gebracht und in eine empfindliche Geldstrafe genommen. Ein von Seiten der Kriegsschiffe abgegebener Schuß genügt in der Regel, einem säumigen Kauffahrer seine Pflicht, die Flagge zu zeigen, zum Bewußtsein zu bringen. Genügen ausnahmsweise blinde Schüsse nicht, so folgen scharfe Schüsse, die, wenn sie etwa die Segel durchschlagen oder sonst einen Schaden angerichtet haben oder anzurichten drohen, die Leute meistens zu ungewöhnlicher Eile antreiben, ihre Flagge nach oben zu bringen. Bei festlichen Gelegenheiten pflegen die Schiffe ihren vollen Flaggenschmuck anzulegen. Die große Nationalflagge weht dann von der Gaffel, vom Großtopp der große, spitz auslaufende Stander mit dem Namen des Schiffes, der sogenannte Namensstander. Die übrigen Toppen sind ebenfalls beflaggt. Den langen, schmalen Wimpel zu führen ist Kauffahrteischiffen nicht gestattet; er steht nur den Kriegsschiffen zu. Eine Flagge im Vortopp, an der Spitze des Fockmastes, d. h. des vordern Mastes geheißt, bezeichnet nach altem Seegebrauch die Lootsenflagge. Ein Schiff, welches sie zeigt, begehrt einen Lootsen oder liegt segelfertig im Hafen zum Auslaufen bereit. In der Regel schreiben die Landesgesetze Lootsenflaggen von besonderer Farbe und Zeichnung vor; die deutsche Lootsenflagge z. B. besteht aus der mit einem weißen Streifen von ein Fünftel der Flaggenbreite umgebenen Reichsflagge. Unter den Seeleuten gilt indeß auch jede andere, im Vortopp geheißte Flagge als Lootsensignal. Als Nothflagge war früher ganz allgemein unter den Seefahrern aller Nationen die „in Schau" geheißte Flagge, d. h. eine Flagge, die an ihrem äußeren Ende zusammengebunden oder eingeknotet war, in Gebrauch. Heute ist das Nothsignalwesen auf See gesetzlich und zwar international geregelt; indeß findet dies alte Nothzeichen der Seeleute auch in der Gegenwart noch häufig Anwendung. Die Halbmast geheißte Flagge gilt, wie am Lande, so nicht minder auf Schiffen als Trauerflagge. Nie hat diese Flagge einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als vor vielen Jahren an einem Stillen Freitage. Wir segelten im Mittelmeer, südlich vom Cap Matapan. Es war ein herrlicher Frühlingsnachmittag. Die Sonne schien warm und glänzend vom Himmel nieder. Eine leichte Brise füllte die Segel und kräuselte das Meer zu sanften Wellen. Wohl an 20 bis 30 Segler befanden sich innerhalb unseres Gesichtskreises, und von den Gaffeln oder Masten aller dieser Schiffe wehte die Trauerflagge. Da waren die Farben fast aller europäischen Nationen vertreten, das Roth-Weiß-Roth Oesterreichs wie die blauen und weißen Streifen Griechenlands, die Tricoloren Sardiniens und Frankreichs nicht minder als das brennende Roth-Gelb des spanischen Abzeichens und die Flaggen Britanniens und der skandinavischen Reiche. Alle Nationen und Confessionen hatten sich ohne Abrede vereinigt, gemeinsam auf dem stillen, weiten Meere das größte Fest der Christenheit zu feiern. Im Hafen werden von den Schiffen als Zeichen der Trauer auch wohl die oberen Raaen (Bramraaen) kreuzweise getoppt, d. h. die Vorbramraa wird etwa an der Backbordseite, die Großbramraa an der Steuerbordseite aufgetoppt, d. h. mit der Spitze aufwärts gezogen, sodaß die Raaen nicht mehr rechtwinklig, sondern ungefähr unter einem Winkel von 45 Grad zu den Stängen geneigt sind. Von vorn und hinten gesehen erscheinen auf solche Weise die Raaen wie ein liegendes Kreuz. Die Sitte ist entschieden christlichen Ursprunges und scheint alt zu sein. Man findet sie, so weit meine Erfahrungen reichen, unter den meisten oder allen christlichen Nationen verbreitet, und zwar hat sie sich bis in die Gegenwart hinein erhalten. Als Trauerfarbe gilt unter den Schiffen die blaue Farbe. Wenn man ein Schiff sieht, welches die sonst weißen Streifen und Farbgänge „außen Bords" blau gestrichen hat, so darf man annehmen, daß es seinen Capitän oder Rheder durch den Tod verloren hat, oder daß es sonstwie in Trauer versetzt ist. Zum Grüßen und Lebewohlsagen dient bekanntlich ebenfalls die Schiffsflagge. Sie wird zu dem Zweck dreimal hinter einander langsam, in gemessenen Zwischenräumen heruntergeholt und jedes Mal nach dem Niederholen wieder aufgezogen. Auf Kriegsschiffen und

in neuerer Zeit auch auf den Postdampfern erfolgt das Niederholen dagegen nur einmal, wahrscheinlich, um die etwas zeitraubende Ceremonie abzukürzen. Durch einen Besen, den ein im Hafen liegendes Schiff statt der Flagge oder des Windflügels im Topp geheißt hat, wird angezeigt, daß das Schiff zum Verkauf steht. Es wird schwer sein, den Ursprung dieses Gebrauches nachzuweisen. Man hat versucht, ihn mit der Fahrt des holländischen Admirals de Ruyter durch den englischen Canal in Zusammenhang zu bringen, der bekanntlich, um sinnbildlich anzudeuten, daß er das Meer rein von feindlichen Schiffen fegen werde, einen Besen im Topp führte, doch ist diese Erklärung schwerlich stichhaltig. — Die Walfischfänger haben ihre besonderen Gebräuche, die zum Theil durch die besondere Art ihrer Beschäftigung gegeben sind. Der Befehlshaber eines solchen Schiffes führt im Gegensatz zu dem Führer eines andern Kauffahrers, der mit „Capitän“ angeredet zu werden pflegt, den Namen „Commandeur“. Die Mannschaft wird oder ward es früher wenigstens, da sie meistens zahlreich ist, in drei Abtheilungen oder Wachen getheilt. Sie darf acht Stunden der Ruhe pflegen, bevor sie zum Dienst auf dem Verdeck wieder antritt. In seinem Aeußern ist der Walfischfänger sofort an dem sogenannten „Krähennest“ als Fangschiff kenntlich. Es ist dies ein faßartiger Bau in der höchsten Spitze des Großmastes, der den Matrosen als Aufenthaltsort beim Auslugen nach Fischen und Seehunden dient. Wenn das Schiff nur dem Robbenfange obliegt, so befindet sich das Krähennest oberhalb der Bramsaling; geht es aber zugleich auch dem Walfischfange nach, so ist das Krähennest noch höher, fast in der höchsten Spitze des Mastes angebracht. Um Johannis, wenn die Fangzeit wegen der dann eintretenden dichten Nebel im Eismeer beendet ist, rüstet sich die Mannschaft zu einem Feste, welches den Schluß der Campagne bildet. Das Schiff wird phantastisch mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, zu deren Herstellung, da es an Laub und Blumen in den Eisregionen des Nordens gebricht, hauptsächlich Hobelspäne benutzt werden. Die Mannschaft ißt, trinkt, ist guter Dinge und treibt allerlei Kurzweil, bis eine günstige Fahrgelegenheit zum Aufbruch mahnt und das Schiff den heimischen Gewässern wieder zuführt.

Mit dem Schwinden der alten Schiffsgebräuche sind zugleich manche Sitten und Einrichtungen, die sich im Laufe der Jahre unter der Seebevölkerung an der Küste ausgebildet und Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt hatten, im Niedergange und Aussterben begriffen. Die alten, einst mächtigen Schiffergesellschaften der Seeplätze haben durch die veränderten Zeitverhältnisse ihre Bedeutung längst eingebüßt und nicht minder haben sich unter der seemännischen Landbevölkerung weitgreifende Wandelungen und Veränderungen vollzogen. Ganze Ortschaften und Küstenstriche, deren Bewohner sich früher fast ausschließlich der Schifffahrt und verwandten Gewerben widmeten, sind zu andern Berufsarten übergegangen und haben die Ueberlieferungen der Vorfahren aufgegeben, während gleichzeitig aus dem Binnenlande Ersatz in die Lücken eingetreten ist, der nichts von den Sitten der Küstenbewohner weiß. In einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit haben sich die Schiffe und die Schiffsverhältnisse reformirt. Mit ihnen sind die Schiffsmannschaften und die Seeleute andere geworden. Ich erinnere mich, daß noch vor 30 bis 40 Jahren in den Kirchen vieler Küstenorte nach beendeter Predigt von der Kanzel für eine ganze Liste von Schiffen mit ihren Schiffern und Leuten gebetet und der Schutz Gottes für die angetretene Reise erfleht ward. Diese alte, schöne Sitte ist in verhältnißmäßig wenigen Jahren völlig verschwunden. Wer denkt heute noch daran, im öffentlichen Gottesdienst die zur See Verreisten einzeln dem Schutze Gottes zu befehlen oder für die glücklich Angekommenen ein brünstiges Dankgebet sprechen zu lassen? Dies ist nur ein Beispiel, dem sich manche andere würden hinzufügen lassen. Die Zeit, die Schifffahrt, die Schiffe und die Schiffsbesatzungen sind andere geworden, als sie noch vor Jahrzehnten waren. Wie lange wird es dauern, so wird man auch jene alten Gebräuche, wie sie sich heute auf den Schiffen zum Theil noch erhalten haben, nur noch aus der Ueberlieferung kennen.

F. R.

Bücherbesprechungen.

— **Philipp Melanchthon**, Deutschlands Lehrer. Zur Jubelfeier seines 400jährigen Geburtstags dem deutschen evangelischen Volke dargeboten von D. th. Paul Kaiser, Pf. an St. Matthäi in Leipzig. Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig. 78 S. Preis 50 ₰, Partiepreis 40 Pf. — Wenn es gewiß aller evangelischen Christen Dankes- und Ehrenpflicht ist, pietätvoll das Gedächtniß der Männer hochzuhalten, die uns das Wort Gottes gesagt und dem gesegneten Werke der Reformation zum Siege verholfen haben, dann darf die evangelische Christenheit deutscher Zunge keinesfalls an dem 16. Februar 1897 vorübergehen, ohne ihn in Kirche und Schule festlich zu begehen. Ist er doch der 400jährige Geburtstag des treuen Freundes und Gehilfen Luther's, des „Lehrers Deutschlands“, wie man ihn ehrenvoll nannte, Philipp Melanchthon's. Und wenn auch die Persönlichkeit des milden maßvollen, gern zur Vermittlung bereiten, gelehrten Mannes hinter der gewaltigen Heldengestalt eines Luther zurücktritt und wenn auch sein Lebensgang an unmittelbar ergreifendem, dramatischem, spannendem Interesse bei Weitem nicht an Luthers Lebensbild heranreicht, so hat die evangelische Kirche in ihrem inneren und äußeren Aufbau und Ausbau dem stilleren Wirken Melanchthon's, des Verfassers der Augsburgischen Confession und der Apologie, des Verfassers der ersten evangelischen Glaubenslehre, des Berathers Luther's bei dem Werk der Bibelübersetzung, des berühmten Wittenberger Professors, dessen Ruhm von weither die studirende Jugend anlockte, des unermüdlichen Vertreters der evangelischen Sache auf zahllosen Synoden und Disputationen, des umsichtigen Ordners und Neugestalters des Schul- und Kirchenwesens hin und her in deutschen Landen, unendlich viel zu danken. Da muß es uns hocherfreulich und willkommen sein, daß schon jetzt eine Reihe von größeren und kleineren Schriften erschienen sind, welche im Hinblick auf das bevorstehende Melanchthonjubiläum dem deutschen evangelischen Christenvolke die Bedeutung und die edle, liebenswerthe Persönlichkeit des trefflichen Mannes zeichnen. Auch das obengenannte Büchlein verfolgt diese Absicht und erfüllt sie im reichsten Maße. Es entstammt der fleißigen und gewandten Feder des durch seine Schriften und Dichtungen weithin geschätzten Pfarrers D. th. Kaiser in Leipzig und enthält in überaus lebendiger und volksthümlicher, herzlicher und warmer Sprache, sowie in geschickter Auswahl und Gruppirung des Stoffes die anziehende Erzählung des Lebens und die liebevolle Schilderung des Charakterbildes Melanchthon's, jedoch ohne falsche Schönfärberei und Vertuschung der angeborenen, mehr zu nachgiebiger Vermittlung als zu unbeugsamer Festigkeit bereiten Eigenart desselben. Dazu ist das Büchlein mit einer überraschend großen Zahl hochinteressanter Holzschnitte geschmückt, welche, zumeist den seltensten und besten zeitgenössischen Originalen nachgebildet, eine Fülle des wichtigsten Anschauungsmaterials darbieten und den Text des Büchleins überall auf das Beste erläutern. So kann denn dieses Melanchthonjubiläumsbüchlein nur auf das Wärmste zur Verbreitung in unserm deutschen evangelischen Christenvolke durch Kirche, Schule und Haus empfohlen werden.

A. Sch.

— Unter dem 6. August d. J. ist das Gesetz, betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung — wenn wir recht gezählt haben, die 13. Novelle zu diesem Gesetze — mit der Bestimmung publicirt worden, daß es mit dem 1. Januar 1897 in Kraft zu treten habe. Bekanntlich wurden die hauptsächlichsten Bestimmungen dieser Novelle, insoweit sie sich auf die weiteren Einschränkungen des Gewerbebetriebs im Umherziehen, des Detailreisens, auf die Aufnahme des Handels mit Droguen und chemischen Präparaten, welche zu Heilzwecken dienen, sowie des Kleinhandels mit Bier unter die nach §. 35 zu untersagenden Gewerbebetriebe, auf den Gewerbebetrieb der Schauspielunternehmer u. s. w. beziehen, im Reichstage so heiß umstritten, daß es noch zwischen der zweiten und dritten Lesung des Gesetzes durchaus zweifelhaft war, ob und in welcher Fassung dieselben Annahme beziehentlich Gesetzeskraft erhalten würden. Die Roßberg'sche Hofbuchhandlung in Leipzig hat nun eine Ausgabe der **Gewerbeordnung für das Deutsche Reich in ihrer dermaligen Fassung** mit ausführlichem Sachregister — die dritte Auflage des Textes der Gewerbeordnung überhaupt — zu dem billigen Ladenpreise von 1 ℳ 20 ₰ für das gebundene Exemplar veranstaltet. In beigefügten Noten sind die einzelnen Gesetze angeführt worden, auf denen die Abänderungen des ursprünglichen Textes beruhen, sodaß man in der Lage, freilich auch genöthigt ist, an der Hand dieser späteren Gesetze diese Abänderungen sofort feststellen zu können.

△

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 123. Dienstag, den 13. October. 1896.

Die Seemacht.

Eine politisch-geographische Studie.

I.

Das nahezu dreifache Uebergewicht (31:11) der Meeresfläche über die Landflächen wird mit Recht als eine der elementaren Thatsachen der Natur unseres Planeten betrachtet. Die politische Bedeutung dieser Wasserflächen ist nicht geringer als die physikalische und ihre Ausdehnung muß mit an die Spitze aller politisch-geographischen Betrachtungen gestellt werden. Eine politische Oceanographie hat einen wichtigen Abschnitt jeder politischen Geographie zu bilden. Gewaltige Räume werden durch die Meere der Beherrschung zugänglich gemacht und der politische Werth der Landflächen wird durch die Nähe des Meeres vervielfältigt. Die weit auseinander liegenden Theile der Erde erschließt das Meer gleichsam, indem es zwischen sie eindringt und sie umfaßt. Das Meer ist leichter zu durchmessen, als das Land, es erleichtert daher die Ausbreitung einer politischen Herrschaft, so wie es dem Verkehr die Möglichkeit der größten Ausdehnung gewährt. Ein wahrer Großstaat ohne Seemacht ist nicht mehr zu denken, seitdem ein Großstaat ohne wirthschaftliche Weltinteressen undenkbar geworden ist. Die Beherrschung der See führt zur Herrschaft über viele Länder, wenn sie auch von einem engen und schwachen Lande ausgegangen sein sollte. Sie ist aber immer von dem Verkehr über die Salzfluth abhängig. Darin liegt ihre Größe und ihre Gefahr.

Historische Actionen, die auf rasche Bewältigung großer Massen angewiesen sind, suchen immer das Meer in ihre Dienste zu ziehen. Das auffallendste Beispiel aus der neueren Geschichte liefert wohl der Bürgerkrieg in Nordamerika, in dem die Nordstaaten mit ihrer überlegenen Flotte wichtige Punkte an der Küste von Virginia, Nord- und Südcarolina, Georgia, Florida und selbst Mississippi schon am Ende des ersten Kriegsjahres besetzt hatten, als die Landarmeen noch nirgends als nur in dem verhältnißmäßig wenig wichtigen Missouri in das Gebiet der Conföderation hatten vordringen können. Zu Lande wurden die Räume, die die Flotte in wenigen Monaten umfaßt hatte, erst drei volle Jahre nachher durchdrungen. Aber legt nicht die ganze Entwickelung der Vereinigten Staaten Beweise ab für die frühe Umfassung weitester Gebiete durch die Seemächte, der die wahre Erwerbung des Landes zu Lande erst nach Jahrhunderten folgt? Diese oceanisch aufgeschlossene Lage an drei Meeren hat einen wesentlichen Theil an der Entwickelung und besonders dem Zusammenhalt der Vereinigten Staaten, von denen Ernst Kapp in der Vergleichenden Erdkunde sagen konnte: die große Republik ist ein oceanisches Fahrzeug ohne historischen Ballast. Im engen Rahmen des Mittelmeeres hat die Beschleunigung des Verkehrs über Wasser schon früh belebend auf die Verbindung der rings um dieses Becken zum Theil am äußersten Horizont gelegenen Länder zu einem Ganzen gewirkt. In der vorgang- und beispiellosen Organisation der Weltherrschaft Roms wurde dann der Erleichterung der inneren Verbindung der Theile des Reiches durch das Mittelmeer eine große Rolle zugewiesen und es zeigte sich der Vorzug der Seeverbindung praktisch wirksam im Zusammenhalt des größten der bis dahin begründeten Reiche. Auch eine Macht wie die britische ist nur durch ihre Zerstreuung über verschiedene natürlich miteinander verbundene Meere zusammenzuhalten gewesen. Die große Ungleichartigkeit ihrer Theile würde mit den schwerfälligeren Landverkehrsmitteln bei so weiter Zerstreuung den Zusammenhalt unmöglich gemacht haben. Wenn Ostsibirien an Rußland fast nur durch die Macht der Trägheit hängt, so ist umgekehrt das englische Weltreich nur durch die rasche Verwendung kleiner Kräfte, die vermittelst seiner Flotte auf jeden Punkt der Erde geworfen werden können, lebensfähig. Ist es doch eine Schöpfung dieser Flotte. Daher in allen Theilen der Erde die energische Arbeit an der Schaffung von Dampfer- und Kabellinien, die zum Theil der Verkehr noch entbehren könnte — wie das Kabel Vancouver-Queensland —, die aber die Politik nöthig hat.

Mit keiner politischen Entwickelung ist das **Verkehrs- und überhaupt das Wirthschaftsleben** so eng verbunden wie mit der Seeherrschaft. Daher in der Politik der Seemächte der beständige Wechsel politischer und wirthschaftlicher Motive und Mittel, der so leicht über ihr wahres Wesen, ihre Stärke und eigentlichen Ziele täuscht. Es ist etwas Schillerndes, das wohlbegründetes Mißtrauen wachruft. Aber die Politik, die sich dem Handel und überhaupt der Wirthschaft unterordnet, zieht eine große Stärke daraus, daß sie sich mit dem Expansionsbedürfniß dieser Mächte erfüllt. Soweit unser Blick zurückreicht, sehen wir dem Wachsthum der Staaten die wirthschaftliche Ausbreitung vorangehen. Bis in die neuesten Phasen der Colonialpolitik bewährt sich der Satz, daß nur der Staat festgewurzelt ist, der das politisch abgesteckte Gebiet auch culturlich und zunächst wirthschaftlich bewältigt. Einem solchen fallen die Erwerbungen von selbst zu, ebenso wie die Erhaltung des Errungenen in der Summe der Einzelarbeit seiner Bürger liegt. Es ist ein Mißverständniß, Karthago Rom gegenüberzustellen als einen Staat ohne Eroberungssucht: es gebrauchte nur andere Mittel, weniger gewaltsame und scheinbar weniger politische, um Land auf Land sich anzueignen. Es liegt darin eine vorauseilende oder frühreife Einsicht. Die wirthschaftliche Ueberlegenheit eines Handelsvolkes führt die politische dadurch mit sich, daß sie in Gebieten, Plätzen, Wegen einen Werth erkennt, der von wirthschaftlich zurückgebliebenen Völkern noch nicht verstanden wird. Um sie auszubeuten, setzt es sich fest und wird dadurch Herr auch im politischen Sinn. Die Festsetzung der Karthager im silberreichen Südspanien am Wege zu den Zinninseln bahnte den Weg zur Beherrschung des westlichen Mittelmeeres. Als England in den Kriegen mit Spanien und Frankreich zuerst begann, in großem Maße „Sicherheiten“, „Sicherheitsplätze“, für seinen Handel zu fordern, wurde der Handel als politische Machtquelle so wenig gewürdigt, daß die continentalen Staatsmänner auch selbst die Besetzung eines so werthvollen Objectes wie Gibraltar als etwas Unbedeutendes betrachteten. Auch Colonien, die England damals erhielt, waren für die Anderen, Frankreich ausgenommen, geringwerthige Objecte, deren künftigen Werth nur die Weltkunde des Kaufmanns ahnte. Nur durch den Walfischfang und die Pelzthierjagd ist es erklärlich, daß England im Utrechter Frieden die Hudsonsbai als eine wichtige Forderung gleichwerthig mit Neufundland stellte. Damit gewann es sich aber die Grundlage eines neuen nordamerikanischen Colonialreiches, das in der „Dominion of Canada“ eines der wichtigsten Glieder des britischen Weltreiches werden sollte.

Die Erhaltung eines ausgedehnten Besitzes und zugleich einer gewinnreichen Stellung im Handel und Verkehr zwingt die Seemächte zu einer schwankenden, widerspruchsvollen Politik, in der Gewaltthat mit furchtsamem Zurückweichen abwechseln und die, um Blut und Gold zu sparen, manchen Umweg und Abweg nicht scheut. Es ist kein Zufall, daß man von punischer Treue und vom perfiden Albion spricht. Vor Allem wiederholt sich die Erfahrung des täglichen Lebens, daß eine Vielheit der Ziele und Zwecke die Mittel zersplittert und auch dem Kühnen eine Neigung zu halben Maßregeln einflößt. Zaudern, Abwarten von Gelegen-

heiten ist ein Element der Politik der Seemächte. Die Phönicier vermeiden selbst mit ihren Concurrenten den Krieg, lassen sich aus Aegypten, Griechenland, Italien, dem östlichen Sicilien fast ohne Widerstand verdrängen. Die Niederlande fügen sich, um den Japanhandel zu monopolisiren, einer wahrhaft schimpflichen Behandlung in Firando und Desima. England hat sich seit den 1846 ruhmlos beendigten Streitigkeiten über die Oregongrenze mehr als einmal vor den Vereinigten Staaten von Amerika zurückgezogen. Als es 1863 die Polen und 1864 die Dänen zu einer für diese Völker höchst gewagten Politik ermuthigt hatte, hielt es sich von deren unglücklichen Folgen ganz fern. Es hat die Selbständigmachung Griechenlands und Bulgariens lange hinausgezögert und, als sie nicht mehr rückgängig zu machen war, dafür gesorgt, daß in statu nascenti die Staaten so schwach wie möglich wurden. Wie unrühmlich für Athen die kühle Preisgebung so treuer Bundesgenossen wie Milet, Plataiä, Olynth!

Die Beherrschung des Meeres heischt von der Handelsmacht nicht viel weniger Vorkehrungen als von der politischen. Weder die Phönicier noch die großen Seemächte des Mittelmeeres im Mittelalter noch auch das mittelalterliche England haben eigene Kriegsflotten unterhalten, sondern bewaffneten ihre Handelsfahrzeuge wie und wann es die Noth gebot. So wie Seehandel und Seeraub durch Jahrtausende sich noch verwandt zeigten, sind auch die wirthschaftliche und politische Seeherrschaft nicht von einander zu trennen. England unterstützt trotz seiner riesigen Kriegsflotte noch immer die Schiffsgesellschaften, die ihre Dampfer so bauen, daß sie im Nothfall in Kriegsschiffe umgewandelt werden können. Rußland hat seine freiwillige Kreuzerflotte. Das größte Beispiel haben aber die Vereinigten Staaten im Bürgerkrieg gegeben, wo sie in wenigen Monaten eine Flotte neuschufen. Selbst die scheinbar so ganz unpolitische Hochseefischerei ist immer mit der Seeherrschaft zusammengegangen, erschien wie das natürliche Vorrecht des seebeherrschenden Volkes. In der Ausbreitung der Griechen im Schwarzen Meer spielt der Thunfisch dieselbe Rolle wie der Hering in der der Hansa. Der Fischreichthum der Meerenge legte den Grund zur Größe von Byzanz, in dessen Hafen günstige Strömungen den Thunfisch hineinführten. Und zur Schwächung der Hansa und des Deutschen Ordens trug das räthselhafte Ausbleiben des Herings von der Küste Schonens seit 1425 nicht wenig bei. In dem Maße, als Deutschlands Antheil an der Seeherrschaft dahin schmolz, verringerte sich die deutsche Fischerflotte. Als dann Hollands Walerflotte alle anderen übertraf, waren allerdings viele ihrer Schiffe zur Hälfte mit Friesen von den Inseln der deutschen Küste bemannt! Die Seeherrschaft erfordert kostspielige Materialien und Bauten. Soweit Reichthum zur Erzeugung von Machtmitteln hinreicht, sind die Seestaaten mächtig und übermächtig. Die Geldfrage ist für sie immer brennend. Landmächte mögen ohne große Geldopfer ihre Truppen in Bewegung setzen. Daß dagegen die Flotte Geld kostet und daß besonders ein Waffenbündniß zur See eine ganz andere Financirung braucht als zu Land, haben schon die Athener eingesehen. Das Zusammengehen der Seemacht und Handelsmacht ist auch aus diesem Grunde natürlich. Nur läßt die Erkenntniß nie lange auf sich warten, daß man mit Reichthum keine Menschen schaffen und den vorhandenen Menschen nicht den kriegerischen Charakter verleihen kann, der stets mehr ein Kind der Noth als des Ueberflusses sein wird.

Alle Merkmale eines echten Seevolkes, mannigfaltig bis zum Widerspruchsvollen und doch auf Ein Ziel gerichtet, finden wir schon bei den Phöniciern. Schon in den homerischen Gedichten erscheinen sie nicht blos als geschickte Seefahrer, sondern auch als schlaue Kaufleute und schon hier vernehmen wir auch von den herrlichen Erzeugnissen ihrer unerreichten Gewerbthätigkeit, deren Rohstoffe sie aus allen erreichbaren Ländern zusammenbrachten, um die daraus hergestellten Waaren mit großem Gewinn allen bekannten Völkern auf See- und Landwegen zuzuführen. Den Reichthum ihrer Städte schildert die bekannte Prophezeiung des Ezechiel in leuchtenden Farben, die bezeichnender Weise besonders Gewicht legt auf die mannigfaltige Abstammung ihrer Rohstoffe: die Borde ihrer Schiffe aus Tannen von Senir, die Masten von Cedern des Libanon, die Ruder aus Eichen von Baschan und die Ruderbänke aus Elfenbein (Buchsholz?) von den Inseln der Chittim, die Segel aus ägyptischer und die Zeltdecke aus griechischer Leinwand. Nicht minder führte bei ihnen der Verkehr mannigfaltige Menschen zusammen, die alle dem Zweck dieses Handels und dieser Seeherrschaft dienen mußten. „Alle Schiffe des Meeres mit ihren Schiffern waren in dir, um deine Waaren aufzunehmen." (Ezechiel.) Die Ruderer von Sidon und Arvad wurden von den Piloten von Tyrus geführt. Auf dem Markte von Tyrus handelten Leute aus allen Theilen der damaligen Welt mit allen Waaren. Aber die Phönicier waren auch als Räuber, als Piraten und besonders als Menschenräuber gefürchtet. Seehandel und Seeraub waren zur Zeit ihrer Blüthe nicht zu trennen. Darin lag sicherlich ein wesentlicher Grund ihrer Größe, nicht in dem, was die Räuberei ihnen unmittelbar eintrug, als in der dadurch begründeten Verscheuchung aller anderen Flotten vom Mittelmeere; so faßt es sicherlich auch Heeren auf, wenn er in der Piraterie eine Hauptursache der Größe der Phönicier erblickt. Die Seeräuberei ist als politische Thatsache lange nicht genug gewürdigt. Sie ist viel mehr als eine unproductive Verletzung der Gesetze. Die samischen Piraten, die eine Zeit lang eine der wirksamsten Mächte im Mittelmeere waren, haben wesentlich zur Verbesserung des griechischen Schiffes beigetragen. Als Coloniengründer gingen sie den Griechen weit voran und erschlossen ihnen die Wege zu bisher unbesuchten Meeren. Und so begründeten sie eine Macht, die zeitweilig Syrien und Aegypten überschattete, auf dem schmalen Grunde von noch nicht 3000 Q.-K. Ist es zu erstaunen, daß der Geschichtsschreiber der Handelsschifffahrt, W. S. Lindsay, die Phönicier allen anderen Handelsvölkern zur Nachahmung empfiehlt? „Kein Handelsvolk alter oder neuer Zeit bietet eine Geschichte, die nachahmungswürdiger wäre als die Phöniciens. In der Fülle ihrer Macht zeigten die Phönicier der alten Welt, was Fleiß und richtige (sound) Politik fertig bringen können, und dieser Weg ist auch heute nachahmenswerth."*) Die Politik der Karthager findet er ebenso aufgeklärt wie die der Phönicier. Wir glauben, daß man sie höchstens geschickt und zweckmäßig nennen kann. Den Vorwurf Heeren's, Karthagos Handel sei knauserig und selbstsüchtig gewesen, bezeichnet Lindsay als „unreasonable", „denn wenn sie den colonialen Handel, den ihr Geist und ihr Fleiß geschaffen hatte, hütete, so war ihre Politik im Allgemeinen, verglichen mit der zeitgenössischer Völker, so freisinnig, wie die englische heut im Vergleich mit der der Vereinigten Staaten ist."

Die rein politische Seite der Seebeherrschung prägt noch deutlicher das Athen des fünften Jahrhunderts aus. Der Kriegsplan des Perikles zeigt uns die volle Erkenntniß des Wesens einer Seemacht: Indem Athen auf dem Meer stark ist, beherrscht es das Land. Langwierige Landkriege werden vermieden, der Erfolg vielmehr in der raschen Besetzung wichtiger Küstenplätze gesucht und in der Fähigkeit, vom wohlbefestigten Mittelpunkt aus an jedem Orte womöglich überraschend stark zu erscheinen. Auch das war wohlbekannt, daß die größte Gefahr für die Seemacht in der Abschneidung ihrer auswärtigen Verbindungen liegt. Je größer durch die wirthschaftliche Thätigkeit auf engem Raum die Ansammlung von Menschen und Besitz im Mittelpunkt wird, um so abhängiger wird dieser von der Außenwelt. Wie zu den getreidebedürftigen Industriestaaten Europas sich Südrußland, Nordamerika, Argentinien, Indien verhalten, so standen zu den griechischen Städten und Landschaften die kornzuführenden Länder am Pontus, in Italien und Sicilien. In der Erkenntniß dieser Abhängigkeit sorgten die Athener ängstlich, daß unentbehrliche Dinge wie Getreide, Holz, Pech und Flachs nicht ausgeführt wurden. Der ungehinderte Seeverkehr wurde immer deutlicher als eine Bedingung der Machtstellung, des Wohlstandes und der Ruhe der Stadt erkannt. Als sich Philipp's Politik enthüllte, die Stadt mit einem Netze von Angriffspunkten auf den Wegen ihrer wichtigsten Verbindungen zu umgeben, ergab sich für einen Isokrates die Folgerung, daß Athen nur noch eine Friedenspolitik treiben könne.

Hierin lag nun eine große, von den Seemächten immer gern gegenüber anderen genährte Täuschung, die aber unschwer zu durchschauen ist. Die Meerbeherrschung ist ihrem Wesen nach anspruchsvoll, beeinträchtigend, zurückdrängend, also unfriedlich, und zwar bis zum Räuberischen. Die enge Verbindung mit Handels- und Geldfragen mildert nicht diesen Zug, sondern verschärft ihn nur noch. Die Seemacht mag aus Rücksichten auf ihren Handel den Streit nicht leichtsinnig vom Zaune brechen und es mag in ihrem ge-

*) History of Merchant Shipping I, 16. Lindsay hat hier hauptsächlich 1874 die Freiheit des Handels im Auge, durch die „alle Völker die Händler von Tyrus" waren. Von der Monopolisirung ganzer Gebiete und Handelszweige spricht er nicht, vom Seeraub nur nebenbei, beide gehören aber dazu. Die Freiheit bestand nur in den industriellen Mutterstädten, nicht in den Colonien, wo die ängstlichste Abschließung Gesetz war.

schäftlichen Interesse liegen, daß sie ihre Friedliebe betheuert. Es ist aber ganz falsch, zu glauben, daß sie wesentlich friedlich sei. Sie vermeidet kleine Fehden, die keinen Gewinn bringen, wird aber am zähesten im begonnenen Kampfe und am unerbittlichsten beim Friedensschluß sein. Die politischen Vortheile hören ja im Kriege nicht auf. So wenig thun sie es, daß gerade dann die Handelsmächte die größten Fortschritte machen. Wer hat größere Vortheile aus den Kreuzzügen eingeheimst als Pisa, Genua, Marseille und vor Allem Venedig? So hat die Hansa die nordischen Wirren und England die Kriege Friedrich's des Großen und die napoleonischen Kriege ausgenützt. So wie Athen oftmals, und noch gegenüber dem Vorgehen Philipp's die in der Seelage gegebene Ausdauer bewies, die sich nicht aufgiebt, solange nicht jeder Verbindungsfaden mit dem Meere zerschnitten ist, war England des Krimkriegs am wenigsten müde und wurde von Frankreich zum Friedensschluß gleichsam mit hingezogen. Es würde bis zur völligen Vernichtung Rußlands als mittelmeerische Macht und um seine Zurückdrängung von der persischen Grenze fortgekämpft haben. Auch mit der Forderung der Wegnahme der Inseln des Donaudeltas ging es damals über Frankreich hinaus.

Die Beherrschung des Meeres trägt aus den endlosen Horizonten einen *großen Zug* von Kühnheit, Ausdauer und Fernblick in den politischen Charakter der Seevölker hinein. Sie haben am wesentlichsten beigetragen zur Vergrößerung der politischen Maßstäbe. Die enge territoriale Politik ist ihrem Wesen nach kurzsichtig; das weite Meer erweitert den Blick nicht blos des Kaufmanns, sondern auch des Staatsmannes. Das Meer erzieht Weltmächte. Die weltgeschichtliche Größe Roms beginnt doch erst mit der Verwirklichung der Erkenntniß, daß eine große Macht auch Seemacht sein müsse, und das siegreiche Neue in Roms Entfaltung ist die Verbindung von Land- und Seemacht, die die maritimen Monopole der Punier und Griechen für immer zerbrach. Auch bei Athen ist immer mehr großgriechische Auffassung gewesen als bei dem beschränkten Sparta. In den Meeren grenzt ein Gebiet internationaler Politik an die nationalen Länder, zieht sich zwischen sie hinein, trennt die nationalen Gebiete voneinander und trägt sogar den internationalen Charakter auf kleinere Landstrecken und Landengen über. Es braucht dabei gar nichts Kosmopolitisches zu sein. Da das Meer der Vertretung der eigenen Interessen weiteren Raum bietet, kann es ihr Verständniß im Gegentheil noch verschärfen, wie alle Handels- und Seemächte zeigen. Wesentlich trägt dazu bei, daß die politische Expansion auf dem Meere auch immer eine wirthschaftliche ist, daß die Beherrschung des Meeres von der Beherrschung des Seehandels ausgeht oder sie zu erreichen sucht.

Ist es eine dem gesteigerten politischen Raumsinn nahe verwandte, theilweise mit ihm zusammenfallende Gabe des weiten Blicks, der großen Auffassung, die die Seeherrschaft entwickelt, so liegt doch nicht darin allein die große politische Kraft, sondern in der Verbindung mit der deutlichsten Erkenntniß der eigenen Interessen. Beide zusammen bilden ein schwer verständliches Ganzes, in dem bald die eine, bald die andere Seite uns nur zugewendet ist und deutlicher erkannt wird. Nach der Lesung der Scott'schen Geschichte Napoleon Bonaparte's bezeichnete Goethe als einen besonders beachtenswerthen Gewinn, den er aus dem Buche gezogen, die Erkenntniß, daß England nie für andere als englische Interessen eingetreten sei. Wer durchschaute damals so die englische Politik in den Kämpfen mit der Republik und Napoleon? Die meisten sahen in England nur die Vorkämpferin der Unabhängigkeit Europas. Und indem es die aufkeimende Seemacht Frankreich und die Reste der Flotten Italiens, Spaniens, Dänemarks, Hollands zerstörte, half es dem übrigen Europa, seine Ketten abzuschütteln. Zugleich trugen seine Kämpfe den großen oceanischen Zug, der in allen Meeren und Erdtheilen dem Gegner entgegentrat und gleichsam den Erdball gegen ihn vertheidigte. Wir haben denselben Zug 1878 zwischen den Begehrlichkeiten Rußlands und Oesterreichs und der kleineren Balkanmächte verspürt, wo das entschlossene Auftreten Englands einer größeren Auffassung des türkisch-russischen Conflictes Bahn brach. Die Schaffung und Erhaltung einer Seeherrschaft bringt viel mehr geistige Kräfte ins Spiel als die Beherrschung großer Länder. Sie kann nicht das Werk eines Einzelnen und einer Armee sein. Zahlreiche Kühne, Unternehmende, Weltkundige, Verschlagene helfen dazu. Dadurch wird die Seebeherrschung die beste Schule großer, viele Kräfte verbrauchender Völker. Der in Thätigkeit gesetzte Geist schweift dann auch auf andere Gebiete über, so wie man von den Eleaten gesagt hat, daß dieselbe Kühnheit, die sie in die inselarme Westsee führte, auch auf den Ocean des reinen Denkens sie habe hinaussteuern lassen. Gelingt das Werk, dann fällt von den reichlich zufließenden Schätzen auch der Wissenschaft und der Kunst ihr Antheil zu. Die Blüthe Athens in Kunst, Wissenschaft, Handel und Politik ist zwar nie wiedergekehrt. Aber die Stelle Venedigs, der Niederlande und Englands im geistigen Leben ist durch eine ähnliche Verbindung erhöht. Und dabei kehrt in der geistigen Blüthe der großen Seehandelsstädte immer dieselbe Besonderheit der raschen und weiten Zerstreuung der neuen Ideen und Schöpfungen über den weiten vom Schiffs- und Waarenverkehr gezogenen Kreis wieder.

II.

Das Meer ist das größte Ganze an unserer Erde, die größten Erdtheile sind darin nur Inseln. Dieses Einheitliche des Zusammenhanges wird verstärkt durch die innere Uebereinstimmung. Ueberall ist das Meer ein Wasser mit ähnlichen und über weite Strecken hin gleichen Zumischungen und daher wenig veränderlich in seinen physikalischen Eigenschaften. Nur die Eismeere weichen weiter ab. Sie kommen für uns wenig in Betracht. Die einfache und einförmige Größe ist die Grundeigenschaft des Meeres, die uns bei jedem Blick vom Ufer überwältigend entgegentritt. Diese Weite und Einfachheit des Horizontes kommt dem Lande nirgends zu. Wer aber auf einer Nehrung vor sich das Meer und hinter sich das Haff hat, empfindet die Größe des Meeres wie der Bewohner einer oceanischen Insel. Selbst dieser arme, einfache Strich Landes einer Nehrung ist unendlich mannigfaltig im Vergleich zum Meer. Nur eine Form des Landes hat eine entfernte Aehnlichkeit mit dem weiten, einförmigen Meere: die Steppe, deren Völker denn auch in ihrem raschen Aufkommen und Ausgreifen ja eine gewisse Aehnlichkeit mit den Seevölkern nicht verleugnen. Der Raub hat auf dem Meer und in den Steppen am längsten seine politische Bedeutung bewahrt. In der Natur des Meeres liegt *weder Absonderung noch Grenze.* Was auf dem Lande dem politischen Gleichgewicht förderlich ist, fehlt hier ganz. Verträge, die auf dem Meere Aehnliches erzielen sollten, sind nie von langer Wirksamkeit gewesen. Die Verträge mit Tarent und Karthago, die den Latinern verboten, östlich vom Lakonischen Vorgebirge zu fahren, haben die Entstehung einer römischen Seemacht nicht gehindert. Gerade das verhältnißmäßig enge Mittelmeer zeigt, wie die Machtsphären zur See nicht zu begrenzen sind und wie gerade die in der Unbegrenztheit des Meeres gelegene Aufforderung zur rücksichtslosen Expansion und Wettbewerbung der Entstehung eines politischen Gleichgewichtes hinderlich war. Weil das Meer eins ist, strebt auch die Seeherrschaft immer auf die Alleinherrschaft, wie der Seehandel auf die Monopolisirung hin. Wer könnte die Geschichte Griechenlands als etwas Anderes auffassen, als die Geschichte des östlichen Mittelmeeres? Im Aegäischen Meere ist keine Trennung zwischen Europa und Asien. Die Grenze könnte höchstens hinter der noch ganz griechischen Küste Joniens gezogen werden. „Wie sich ein Wellenschlag vom Strande Joniens bis Salamis fortbewegt, so hat auch niemals eine Völkerbewegung das eine Gestade ergriffen, ohne sich auf das andere fortzupflanzen." (Curtius.) Das Meer ist unter allen Zonen die gleiche grüne oder blaue, weiß schäumende Salzfluth, die an den Eisberg und das Korallenriff in gleichen Formen anbrandet. Wo es die Erde berührt, schafft es Küstenlandschaften von verwandtem Charakter. Die Ostseeküste, an der der Buchenwald im Meere sich spiegelt, erinnert in den Grundlinien und -tönen den Vorbeifahrenden an manche tropische Waldküste. Der große Reichthum homologer Küstenformen im östlichen Mittelmeer hat sicherlich die Beheimathung der Völker begünstigt, die dort an fremdem Strand die frühgewohnten Umgebungen wieder fanden. Aber auch weiter entfernte Gebiete zeigen oft auffallende Anklänge in ihrer Küstenlandschaft; so Sicilien und Irland. Subpolare und tropische Vulkaninseln sind oft nicht zu unterscheiden. Auch die Aehnlichkeit der Dünen-, Marsch- und Deltaküsten in allen Zonen trägt dazu bei, daß in Seevölkern ein Gefühl der Weltbeheimathung sich entwickelt, das für Träger des Weltverkehrs und Anstreber einer Weltherrschaft nützlich, wenn nicht nothwendig ist.

Die politischen Formen des Handels zeigen die überall gleiche Wirkung dieser einfachen Grundzüge des Seeverkehrs. Wo immer er sich auf das Meer wagt, wird dies sein eigentliches Element. Wichtige Länder haben für ihn lange Zeit nur als Durchgangsgebiete Werth, durch die er ohne politische Folge sich hindurchbewegt. Durch die Meere umfaßt er dagegen die Länder und dringt von den Küsten aus in sie vor. Es giebt keine politischen

Gebilde, deren Lage eine so große Uebereinstimmung der Interessen, so lange die Wettbewerbung gering ist, schüfe, wie die Seestädte. Freie Städte, frei wegen des Handelsverkehrs, giebt es fast so lange, als wir eine politische Geschichte kennen. Ein Theil der phönicischen und griechischen Staaten war nichts Anderes. Mit solchen Städten kämpften Pergamon und die Seleuciden und Rom fügte sie in sein Reich ein. Bünde solcher Städte hat es eben so lange gegeben. Und sie vertheidigten nicht blos Handelsinteressen, sondern ihre freien Einrichtungen, in denen schon Aristoteles ein Merkmal geschäftiger Seestädte erkannte. Wie die deutschen Hansestädte zu Schweden, standen die phönicischen zu Iberien und die griechischen zu den Staaten am Pontus. Die milesische Factorei im kanobischen Nilarm ist das Bild von Bergen oder Nagasaki. So haben denn auch alle echten Seevölker etwas Einheitliches, bei denen in alle Lebensäußerungen der Glanz und die Größe des Meereshorizontes hereinstrahlt, deren ganzes Wesen ein Hauch von Seeluft kräftigend durchweht. Ob sie das Meer beschritten, um Nahrung zu fischen, ob des Handels wegen, oder ob ein Uebermaß von Energie sich auf Coloniengründung oder Seeraub richtet, das Meer gewinnt sie zu eigen. Wir haben schon unter den Naturvölkern einige, deren ganze Existenz sich auf die schwankenden Wellen basirt hat, wie die Polynesier und manche Eskimo, beides ungemein weit verbreitete Völker, deren entlegenste Glieder einander ähnlich in ihrer Beziehung zum Meere sind. Schon auf dieser Stufe zeigt sich das Meer als die stärkste Naturmacht unter allen, mit denen der Mensch den Kampf aufnimmt, aber auch als die freigebigste, die bewältigt die reichsten Früchte bietet.

Curtius sagt von dem unglücklichen Feldzug Athens in Sicilien von 413: „Bei einem ungünstigen Ausgang war nicht blos ein Einzelnes mißlungen, sondern die ganze Grundlage des attischen Staatsgebäudes erschüttert. Denn was andere Staaten verschmerzen konnten, war Athen nicht im Stande zu verwinden, da schon die bloße Erhaltung seiner Macht eine Anspannung aller Kräfte und einen unversehrten Zustand aller Hilfsmittel erforderte ... Sein Unglück hatte keine andere Folge, als daß alle Feinde sich zusammenscharten, und dieser furchtbaren Verbindung stand Athen mit gebrochener Kraft und ganz vereinzelt gegenüber.“ Dieses Schicksal der noch wenige Jahre vorher das östliche Mittelmeer beherrschenden Seemacht zeigt die der Beweglichkeit des Meeres gleichende Verschiebbarkeit der meerentrungenen Vortheile. Kleine Gebiete umgeben sich mit Machtsphären, in denen sie verschwinden; da ruhen die Grundlagen ihrer Größe nicht mehr im Boden, sondern schwimmen auf dem Meer. Ein Sturm, der eine Armada zerstreut, erschüttert diese Grundlagen bis zum jähen Zusammensturz. Die Leichtigkeit des Erwerbes politischen Einflusses und Besitzes in entlegenen Ländern und seiner Erhaltung ohne großen Machtaufwand hat die mit dem Meere sich verbündenden Mächte zu momentanen raschen Erfolgen geführt und nicht blos zu äußeren. Nicht blos die natürliche Beschränkung schafft früh entwickelte und geschlossene Gebiete, sondern auch die Möglichkeit, politische Macht unter Vernachlässigung weiter Landgebiete zu erwerben, die sich vor Allem den Küstenstaaten bietet, die den retardirenden Ballast des Landbesitzes vernachlässigen dürfen. Die Hansa, die Niederlande bieten naheliegende Beispiele. Das Sprungweise, Ueberraschende in der Entwickelung der Seemächte zeigt sich in dem raschen Fortschritt der kaum in die Westsee gelangten Griechen (die die Einfahrt der Phokäer durch den Spalt, ῥήγιον, treu bewahrten) zur Gründung von Niederlassungen an der Küste Iberiens gerade so wie in der fast räthselhaften Verbreitung der Engländer in dem Jahrhundert 1550—1650 an allen Küsten der Erde.*)

*) Unsere deutschen Reisenden des 16. Jahrhunderts erwähnen noch kein einziges englisches Kaufhaus in Südamerika und Westindien. Und 100 Jahre darauf sind die Engländer überall zu finden.

In dieser raschen Ausbreitung liegt die Plötzlichkeit, mit der Conflicte mit anderen Seemächten entstehen, und der Trieb, sie im Sinne der Alleinherrschaft zu beenden. Das nächstliegende Mittel, die Zerstörung der feindlichen Schiffe, ist ja viel leichter anzuwenden und wirkt im Augenblick gründlicher als die Eroberung eines feindlichen Landes. Das Aufkommen Athens als Seemacht griff Korinth am tiefsten Lebensnerv an. Und so war für Athen die Entstehung einer peloponnesischen Seemacht ein unerträglicher Gedanke. Als Milet, die Mutter von achtzig Pflanzstädten, sich im Norden des Aegäischen und im Schwarzen Meere ausbreitete, wurde die Ausbreitungstendenz der Schwesterstädte in andere Richtungen gedrängt. So ging damals Phokäa in der chalkidischen Schifffahrtsrichtung westwärts und gründete Massilia. Mit der Größe des Verkehrs erweiterten sich auch die Räume der Wettbewerbung. Diese großartige Veränderlichkeit der Träger der Seeherrschaft bedingte, daß es immer in der Weltgeschichte Momente gab, wo überhaupt nur noch Eine Kriegsflotte und Eine Seeherrschaft übrig war; so nach der Zerstörung Karthagos und nach dem Sturze Napoleon's.

Wie die Veränderung der Züge der Fische die politische Kraft einer Seemacht im tiefsten Grund ergreifen und schwächen kann, haben wir an dem vom Hering mitbestimmten Schicksal der Hansa gesehen. Noch häufiger hat die Verlegung der Handelswege den Verfall einer Seeherrschaft herbeigeführt. Seitdem es eine Geschichte giebt, sind die Länder des Indischen Oceans Quellen des Reichthums und der Macht seefahrender Völker. Aber die Wege dahin haben sich verlegt und damit ist diese Größe von einem Volk zum anderen gewandert. Nachdem Indien die Babylonier, Aegypter, Phönicier und Griechen bereichert hatte, sahen wir in wenigen Jahrhunderten der neueren Geschichte die Führung dieses Handels von Venedig an Portugal, Holland und England übergehen. Und viele von diesen Völkern sind nicht blos von der führenden Stelle zurückgetreten, sondern haben ihre Flotten schwinden und verschwinden sehen und sie selbst haben verlernt und vergessen, was sie einst groß gemacht hatte. Die Gewöhnung an die See ist nichts Dauerndes, das die Gewähr seines Bestandes in sich selbst trägt. Jeder muß sie von Neuem lernen. Der alte Seemann kehrt aufs Land zurück, der neue verläßt dies Land, um auf See zu gehen; wo gefahrloserer Erwerb*) sich bietet, läßt der Drang auf das Meer nach. Die britische Flotte ist heute zu einem großen Theile mit Ausländern bemannt, und die Zeit ist lange vorüber, wo jeder Sohn der friesischen Inseln selbstverständlich zur See ging.

Es ist dabei wohl zu beachten, daß ein Unterschied besteht zwischen dem Handel, der im Meere nur eine Erleichterung seines Verkehrs sieht, und der politischen Beherrschung, die sich eine Quelle der Unabhängigkeit und eine Machtquelle im Meere erschließt. Beide Vortheile werden in der Regel zugleich geerntet, aber sie liegen doch nicht immer ganz nahe beisammen. Nicht einmal die nautische Beherrschung des Meeres ist beiden in gleichem Maße eigen. Der Handel miethet sich oft die Seefahrt. So waren die Leute der Hansa mehr Kaufleute als Seefahrer. Sie sind auch, als die See nicht mehr der weitaus bevorzugte Schauplatz ihrer Unternehmungen war, in ihren engen Meeren geblieben und machen daher im 16. Jahrhundert den Eindruck des Zurückgebliebenseins. Sie erinnern in dieser Beziehung einigermaßen an die Venetianer, die mit dalmatinischen Schiffen und Schiffern einen großen Theil ihres riesigen Frachtverkehrs besorgten.

*) Im Jahre 1877 kamen von 4181 Todesfällen in der englischen Handels- und Fischerflotte 1077 auf Ertrinken, 1461 auf Schiffbruch und 840 auf andere Unfälle, zusammen 2878. Es sind jetzt durchschnittlich jährlich 3000 Todesfälle durch Verunglückung anzunehmen.

Bücherbesprechung.

— Französische Synonymik. Mit Beispielen, etymologischen Angaben und zwei Wortregistern. Für die oberen Classen höherer Schulen bearbeitet von Prof. Dr. Karl Meurer, Oberlehrer am königl. Friedr. Wilh.-Gymnasium zu Köln. Vierte, neubearbeitete Auflage. Leipzig 1896. Verlag von Heinrich Bredt. — Die Berücksichtigung der Synonymik im Sprachunterricht datirt erst seit neuester Zeit, früher wurde diesem Theil sprachlicher Eigenthümlichkeit fast gar keine Aufmerksamkeit zugewendet. Daß das vorliegende Buch bereits in 4. Auflage erscheint, beweist, daß der Verf. sich einer dankenswerthen Aufgabe unterzogen. Auf die Zusammenstellung, alphabetisch und überhaupt übersichtlich geordnet, ist große Sorgfalt verwendet. Durch die Beispiele, die das Buch enthält, ist den Lehrern zur Erklärung und Erläuterung vielseitiger Stoff gewährt; denn allerdings kommt hierbei auf einen tüchtigen Lehrer viel an. Wie sehr sich auch in vielen Fällen die Sinnverwandtschaft durch den Gebrauch eingebürgert hat, so kann doch der oft feine Unterschied meist nur durch eine sichere Begründung und scharfe Bestimmung der Etymologie der betreffenden Wörter entwickelt werden, wozu es immer der Nachhilfe des Lehrers bedarf. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 124. Donnerstag, den 15. October. 1896.

Die Seemacht.

Eine politisch-geographische Studie.

III.

Die große Ausdehnung des Meeres und die insulare Vertheilung des Landes bewirken, daß viele Völker sich mit dem Meere berühren, während andere vom Meere nie etwas erfahren haben, außer vielleicht einem unverständlich gewordenen Meeresschimmer in ihren Mythen. Von jenen wurden einige zu Seevölkern, die gleichsam die Beweglichkeit des Elementes in sich aufnehmen und seine räumliche Weite zu rascher Expansion benützen, während die Binnenlandbewohner eingekeilt und schwerbeweglich zwischen ihren Nachbarn sitzen, deren sie sich mühsam zu erwehren streben. Viele Völker haben von den Vortheilen der Meeresnähe keinen Gebrauch gemacht, selbst Inselvölker. Aber diese Vortheile sind ein Schatz, der an jedem Gestade liegt. Ruhte er in einem Zeitalter, so wurde er in einem anderen gehoben. Die Hudsonmündung, die heute von den verkehrsreichsten Strecken des Weltmeeres umgeben ist, sah kaum einige ärmliche Kähne mit Indianern, die Muscheln für Muschelgeld sammelten, als dort die Holländer ihre erste Factorei errichteten. Japan war Jahrhunderte dem Seeverkehr verschlossen und ist heute eine große Seemacht, während die phönicische Küste verödet ist, von der aus vor 3000 Jahren das Mittelmeer beherrscht wurde. Die Geschichte zeigt, daß die Seevölker immer zahlreicher geworden sind, und damit sind auch immer mehr Küstenstrecken in den Bereich des Verkehrs gezogen worden. Viele davon sind zur Heimath neuer Seevölker geworden. Im Mittelmeer sind aus den Phöniciern die Karthager hervorgesproßt. Die Neu-Griechen sind dort in mancher Beziehung die Erben der maritimen Größe der alten Griechen, aber während diese eine Reihe von Jahrhunderten im Mittelmeer allein herrschten, ist heute fast jedes ans Mittelmeer grenzende Volk auch ein Seevolk. Als Rom aufhörte, das herrschende Seevolk zu sein, traten die vier westeuropäischen Tochtervölker an seine Stelle. Durch die Entdeckung Amerikas sind die Küsten Nordamerikas die Heimath neuer großer Seevölker geworden und in Südamerika haben Brasilien und Chile Flotten von beträchtlicher Größe geschaffen. Aehnliches bereitet sich in Australien und Südafrika vor. Ein bedeutender Theil der weltgeschichtlichen Völkererziehung ist ein Kampf mit dem Meere. In diesen Kampf treten immer mehr Menschen und neue Völker ein, er breitete sich über immer mehr Küsten aus. Aber auch seine Früchte vertheilen sich immer weiter. Das Uebergewicht Englands, das sich in den 10 Millionen Tonnen Inhalt der Handelsflotte Englands und seiner Colonien bezeugt, ragt wie ein Rest einer vergangenen Zeit in diese mannigfaltige Entwickelung herein. Der noch im Anfang unseres Jahrhunderts schroffe Gegensatz zwischen den Land- und Seemächten Europas hat sich durch die Schaffung von Kriegsflotten in allen ans Meer grenzenden Staaten ausgeglichen. Daß eine einzige Macht auf allen Meeren fast widerstandslos herrscht, wie England von der Schlacht bei Trafalgar bis zur Wiedererstarkung Frankreichs, Spaniens, der Niederlande u. a., ist undenkbar geworden. Es wäre heute nicht blos keine Großmacht ohne Kriegsflotte zu denken; selbst junge Staaten wie Rumänien und Bulgarien haben Anfänge von Kriegsflotten. Auf die fast rein zu Lande entschiedenen Kriege der letzten Jahrhunderte und des 19. Jahrhunderts wird man bald mit Verwunderung zurückblicken. Daß es in Europa noch mittlere Staaten giebt, die von der See ganz abgeschlossen sind, muthet schon heute wie ein Rest eines älteren Zustandes an, der in Amerika und Australien nicht vorkommt. Daß in Afrika die zwei Burenrepubliken sich keine Seeküste zu sichern gewußt haben, wird jetzt überall als Beweis einer abnormen und wahrscheinlich verhängnißvollen politischen Kurzsichtigkeit betrachtet. Seemächte können nur auf der See besiegt werden. Sie fordern ihre Gegner geradezu heraus, ihnen auf das nasse Element zu folgen. So zeugt eine Seemacht eine zweite und so fort. Die Erfahrung Roms, das im 3. Jahr des ersten punischen Krieges Sicilien bis auf die Seefestungen erobert, die Karthager aus dem Felde geschlagen, aber Karthago ebensowenig besiegt wie Sicilien erworben hatte, wird immer wieder neu gemacht. Dieser Streit mit der Seemacht Karthago hat die Landmacht Rom zur Seemacht gezwungen, so wie Persien sich auf das ihm vorher unvertraute Element wagt, um erst die jonischen Seestädte und dann das europäische Griechenland zu bezwingen, oder wie die Syrakusaner (414) sich von den Korinthern zu Seeleuten schulen lassen, weil sie zu Lande den Krieg mit Athen nicht beendigen können. Auch die Spartaner durften nicht für immer ihre Küsten in den Händen des Feindes lassen und sich auf ihrer Halbinsel kaum rühren; auch sie gingen im dekeleischen Krieg auf's Meer und nicht ohne Erfolg. Seesiege bekräftigten erst Spartas Aufsteigen über Athen. Nur fehlt solchen künstlich geschaffenen Seemächten das Nothwendige in dem Hinausgewiesensein auf's Meer, man möchte sagen das negative Element, das im Landmangel liegt. So war Frankreich zwar unter Ludwig XIV. eine See- und Handelsmacht ersten Ranges geworden, blieb aber zuviel Landmacht, um eine Seemacht in der Weise Hollands oder Englands zu werden.

Die Küste allein macht nicht die Seemacht. Zur Seebeherrschung gehört das Floß, der Kahn, das stählerne Panzerschiff von 12000 Tonnen. Mit der Erfindung des Flosses und Schiffes ist eines der wichtigsten Werkzeuge politischer Herrschaft und Macht geschaffen worden, dessen Verbesserung das Tempo der geschichtlichen Bewegungen und damit auch das der politischen Machtentfaltung und -erweiterung immer mehr beschleunigt hat. Der Besitz der besten und zahlreichsten Schiffe und der kühnsten und kundigsten Schiffer hat von phönicischen Zeiten her Mächten eine politische Ueberlegenheit verschafft, die in ihrem Ländergebiet allein nicht begründet war. Um Flotten zu erwerben, zu erhalten und zu leiten, braucht es großer Mittel und einen hohen Stand der gewerblichen Thätigkeit, aber auch Wissenschaft: Dinge, die nur eine höher entwickelte Cultur vermittelt. Darin ist ein weiterer Grund des innigen Zusammenhanges zwischen politischer und wirthschaftlicher Blüthe der Seemächte gegeben. Darüber hinaus reicht aber die Thatsache, daß sowohl ihre politischen als ihre wirthschaftlichen Wirkungen oft in einer Culturüberlegenheit wurzeln, die ihnen eine sonst nicht erklärliche Tiefe und Dauer verleiht. Culturhöhe und Seebeherrschung sind in Altgriechenland wie die Aeußerungen einer und derselben Kraft. Wie hoch stand Athen über Böotien. Es ist der Unterschied, der später zwischen den großen Handelsstädten der Ostsee und dem slavischen Binnenland oder zwischen Venedig und Ungarn oder Serbien klaffte. In dieser Ueberlegenheit liegt viel mehr als im Hafenreichthum einer vortrefflichen Küste. Seemächte, die mit dem Gewinn aus der Schifffahrt und dem Handel sich begnügten, sind unvollkommene Entwickelungen, die nicht die höhere Stufe erreicht haben, auf der sich ihr Landbesitz nothwendig ausbreiten muß. Dazu drängen zuerst unpolitische Motive: Ueberfluß an Bevölkerung und Capital, leichte Gelegenheit zur Auswanderung, wirthschaftliche Unternehmungen übersee. Die Fahrt des Karthagers Hanno (wahrscheinlich um 470 v. Chr.) mit 60 Schiffen und angeblich 30000 Colonisten an die Nordwestküste Afrikas zum Zweck der Coloniengründung zeigt uns eine solche im Zweck angeblich unpolitische, im Erfolg doch immer zu Landerwerb führende Unternehmung. Die Ausbreitung der karthagischen Herrschaft über den Südosten Spaniens ist durch den Silberreichthum hervorgerufen,

der politische Erfolg war die Gewinnung eines breiteren Stützpunktes in eigenem Land und einer Quelle von Arbeitern und Söldnern. So sehr die Hansa durch ihren Handel groß war, steigt und sinkt doch ihre Bedeutung mit ihrer Stellung in den skandinavischen Ländern und Rußland. Ihre Blüthe hebt mit der Aufpflanzung ihrer Flagge auf den Zinnen von Helsingborg an.

Jeder Seemacht gegenüber ist die Frage geboten: **Wieviel ist das Land, wieviel das Meer in ihr?** Inwieweit ist sie auch Landmacht? Behalten oder gewinnen die nur auf küstenweise Ausbreitung gerichteten Bestrebungen den Vorrang, dann ist der ephemere Charakter der Seemacht besiegelt. Es ist überall der Fall, wo der rasch eingeheimste Handelsgewinn höher gestellt wird als der langsamer zu eigen gemachte nachhaltige Besitz am Lande. Die Phönicier, die nur Handelsmacht gewesen waren, verschwanden unter der Wettbewerbung jüngerer Handelsmächte in ganz unpolitischer Weise; um dagegen Karthago herunterzubringen, das Land und Leute unterwarf und eigene Provinzen mit Festungen deckte, brauchte es eine weltgeschichtliche Action im größten Stile. Der peloponnesische Krieg zeigt in Athen das classische Beispiel der einseitigen Seepolitik. Sie war allerdings nothwendig, wenn das Meer beherrscht werden sollte, aber sie hätte entweder durch eine breitere Fußfassung von Attika aus oder eine Verschmelzung mit den weitzerstreuten Bundesgenossen eine festere Grundlage erhalten müssen. Aber den Athenern fehlte der Boden unter den Füßen. Sie kämpften um die Erhaltung eines Staates, der an eine Reihe auswärtiger Besitzungen geknüpft war, deren dauernde Erwerbung ihre Kräfte überstieg. Athens ganze Stärke war zuletzt doch in der Flotte, die das Capital ihrer Macht und ihres Handels war. Attika war ein unwesentlicher Theil der Herrschaft der Athener geworden, der nicht einmal die eigene Bevölkerung ernährte. Daher die Abhängigkeit selbst von ausländischem Korn und das ruhelose Begehren nach neuen Hilfsquellen und Besitzungen. „Das attische Staatswesen war ein künstlicher Aufbau geblieben, dem die rechte Sicherheit fehlte und die jedem Großstaat unentbehrliche volle Selbständigkeit.“ Das heißt auf geographisch, es fehlte das breite Fundament des Landes.

Im Conflict mit einer Landmacht sind dem Angriff einer solchen reinen Seemacht räumliche Schranken gezogen. Als die Athener sich der Perser siegreich erwehrt hatten, vermochten sie nicht den Krieg nach Persien selbst hineinzutragen; nur Aegypten bot eine willkommene Gelegenheit zum Angriff, dieses amphibische, für den Handel so wichtige und den Persern als vorgeschobene Drohstellung gegen Griechenland sehr werthvolle Land. Daher hat sich die körperliche Thatsache der Nachbarschaft einer Landmacht in der Politik oft soviel stärker erwiesen, als die Fernwirkung der stärksten Seemacht. Die Leichtigkeit des Verkehrs zur See will manchmal vergessen machen, daß die Entfernung ein zu überwindender Widerstand ist. Der Gang der politischen Ereignisse erinnert daran, daß sie das immer bleibt. Persien war einst auf der Seeseite von England, wie vorher von den Niederlanden, beeinflußt. Rußlands Nachbarschaft hat langsam, so langsam wie der Landverkehr, das Uebergewicht der Seemacht verhindert. Mexico war früher politisch, dann wirthschaftlich von Spanien, England, Deutschland, Frankreich beeinflußt. Da erschließen die Eisenbahnen von Nordamerika her das begehrenswerthe Land und der Einfluß der Vereinigten Staaten dringt auf dem politischen und wirthschaftlichen Gebiet unaufhaltsam vor.

Es liegt auf der Hand, daß die günstigsten Bedingungen für die Festhaltung einer großen Macht mit geringen Mitteln, vor Allem von einem kleinen Raume aus, am vollständigsten auf Inseln sich verwirklichen. Weniger geschlossene, von anderen Ländern umgebene Gebiete am Meere können bei dem allgemeinen Drängen der Staaten und des Verkehrs dem Meere zu niemals in Abgeschlossenheit verharren, eine zurückgezogene Existenz wird ihnen nicht gestattet. Die Wellen der Verkehr und Macht suchenden Tendenzen überfluthen sie. Daher war das Schicksal der Hansa ein so viel anderes als der gleichalterigen Eidgenossenschaft; daher ist aber auch Großbritannien die größte aller Seemächte geworden und zugleich damit die eigentliche Weltmacht unserer Tage. In demselben Maße, in welchem die Beherrschung des eigentlichen Meeres, d. h. der Wasserflächen ohne ihre Inseln und Küsten durch eine einzige Macht schwieriger geworden ist, streben die Seemächte nach Gewinnung der Stützpunkte, welche Inseln und Küstenstriche bieten können. Dabei kommt es ihnen in erster Linie nur auf Land an. Ist das Land bewohnbar oder selbst fruchtbar, dann nur um so besser. Aber die Hauptsache ist Ankergrund und ein Stück trockenen Bodens für Anlegung von Kohlen- und Proviantlagern und Cisternen. Inseln des britischen Colonialreiches, wie St. Paul, Neu-Amsterdam, die Falkland, Chatham, Süd-Georgien u. a. sind nur als Küste und trockenes Land von Werth. Für den Staat haben sie durch diese selben Eigenschaften Werth, durch die sie für den Schiffbrüchigen Werth erhalten. Aber die Gefahr der Beladung mit politisch nutzlosen Gebieten liegt sehr nahe, deren Ausdehnung außer allem Verhältniß zu dem Mutterlande steht und allzu leicht dessen Gleichgewicht ins Schwanken bringt. Der viel geschmähte Landhunger dieser Staaten ist keine Laune, sondern Ergebniß ihrer Lage und Entwickelung.

Die Schwäche der Seestaaten ist ihre **Ausschließlichkeit** auch am Lande, welche durch den extensiven Charakter ihrer Politik bedingt wird. Bei intensiver politischer Besitznahme und wirthschaftlicher Ausnutzung etwa Iberiens hätte Karthago den vorherrschenden Einfluß in Sicilien den Römern zugestehen können. Die extensive Politik des Küstensaumes führte zur politischen Unduldsamkeit, die verhängnißvoll wurde.

Die oceanische Seite einer Landmacht mag noch so groß sein, es wechseln doch naturgemäß in ihrer Geschichte **continentale und oceanische Perioden**. Die continentale Ausbreitung ist einfacher als die oceanische, die nur bei Inselstaaten geboten ist. Eine Landmacht braucht, um Seemacht zu werden, eine Anzahl von Vorrichtungen, die in das Technische schlagen. Sie sind oft in kurzer Zeit zu treffen, gerathen aber auch leicht in Verfall. Wo nicht der Seehandel vorarbeitet, ist es eine langwierige Sache. Napoleon gelang es nicht, sein continentales Land in eine Seemacht zu verwandeln, wie es bei tieferem Stand des Schiffbaues und Seekrieges Rom nicht gelungen war. Als Amasis Aegypten zur Seemacht erheben wollte, mußte er zuerst Cypern in seinen Plan ziehen, wo er Holz, Metalle und gute Häfen fand, was Alles Unterägypten nicht bieten konnte. Rom wurde erst durch den Gegensatz zu Karthago gezwungen, eine Seemacht zu werden, und als Karthago unschädlich gemacht war, ließ Rom seine Flotte verfallen. Die Elemente zu einer großen Seemacht in der Natur Großbritanniens kommen erst seit dem 14. Jahrhundert ganz allmälig zum Vorschein. Der Gegensatz der maritimen und Landinteressen nahm noch in der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges in England die Form eines Parteigegensatzes zwischen Whigs und Tories, Kriegs- und Friedenspartei an. Die Whigs wurzelten in den See- und Handelsstädten, wo die Rheder, Kaufleute, Lieferanten und die Leute wohnten, die dem Staat Geld darliehen. Die Tories standen dieser werdenden Geldaristokratie als die alte Landaristokratie gegenüber. Sie wurzelten im Boden des Landes, auf dessen Erträgnisse sie angewiesen waren. Der auswärtige Handel brachte ihnen wenig Nutzen. Sie betheiligten sich nicht an den großen Geldgeschäften. Der Krieg nützte ihnen nichts. Sie waren die Friedenspartei. Die Entwickelung des modernen England ist nur durch den Sieg der oceanischen über die bodenständige Politik möglich geworden. Der Kampf tönt nach im Gegensatz der expansiven Conservativen zu den zurückhaltenden Liberalen und Radicalen, die zum Theil der colonialen Ausbreitung direct entgegenstehen. In einem Land, das eine continentale und eine oceanische Seite hat, wird der Unterschied viel merklicher. Da verlegt sich wohl das Gewicht bald hier-, bald dorthin. Jedesmal, wenn Frankreich sich auf seine mediterranen oder atlantischen Interessen besinnt, fühlen seine continentalen Nachbarn sich erleichtert. Machen doch die Franzosen ihren Staatsmännern den Vorwurf, sie hätten sich nach 1870 durch Bismarck nach Tunis und Tongking locken lassen, damit Frankreich über überseeischen Erwerbungen und colonialen Aufgaben seinen Schmerz über die Zurückdrängung hinter die Vogesen vergesse. Thatsächlich hat der Versuch Frankreichs, in Mexico oder im südlichen Nordamerika Einfluß zu gewinnen, die Einigung Deutschlands und Italiens erleichtert und die Alles umstürzende Ueberschwemmung Europas durch Frankreich unter Napoleon I. ereignete sich in der Periode absoluter Verdrängung vom Meere durch England. Der Zerstörung der französischen Flotte bei Trafalgar und Abukir folgten die Vernichtungen continentaler Heere durch die französischen bei Austerlitz, Jena, Wagram.

Die Einseitigkeit der Machtstellung treibt die Seemächte an, sich **einen Einfluß bei den schwachen Landmächten zu suchen**, wenn Bündnisse mit starken unmöglich sind oder die Hände allzu fest zu binden drohen. Weil Athen zu einer durchgreifenden Eroberung in der Zerstreuung seiner Besitzungen zu schwach war, schloß es sich eng an die jonischen Inseln und Städte an. Venedig pflegte die Beziehungen zu seinen slavischen und oberitalienischen Nachbarn, Holland zu den deutschen Mittel- und-

Kleinstaaten, England zu diesen, Polen, Portugal, Sardinien, je nach der Constellation. Auch das wenig edle Mittel der furchterregenden Einmischung in die inneren Angelegenheiten schwächerer Mächte wird nicht verschmäht. Englands Haltung gegenüber den Balkanstaaten, Griechenland, den früheren italienischen und deutschen Mittel- und Kleinstaaten ist sehr bezeichnend für Zweck, Mittel und Erfolg dieser Politik. Seemächte erkaufen andere territorial breitergestellte Staaten, damit sie ihnen Dienst leisten. Das Söldner- und Subsidienwesen ist bei ihnen heimisch. Des Pyrrhus Stellung zu Tarent wird dafür immer ein classisches Beispiel bleiben. Um solche Hilfe zu erlangen, giebt man weitsichtige Wechsel aus, die oft gar nicht honorirt werden. 1809 sagte England Persien Subsidien zu, wenn es jeder Macht den Durchzug nach Indien verwehre, aber 1813 behielt Rußland im Frieden von Gulistan alle Eroberungen und wurde Herr des Kaspisees. 1814 erhöhte Großbritannien die Subsidien und sagte Persien Hilfe gegen jeden unprovocirten Angriff seitens einer anderen Macht zu. Als aber Rußland 1825 das persische Goktscha besetzte, verweigerte England die Hilfe unter dem nichtigen Vorwande, Goktscha sei unbewohnt. Wiederum 1879 unterzeichnete der Afghanenfürst Jakub einen wahren Bündniß- und Subsidienvertrag mit England. Als die Russen Penschdeh wegnahmen, blieb England ruhig und überließ nach vielen Worten Afghanistan sich selbst. Kein Wunder, wenn wir trotz der fortwährenden großen Subventionen an Geld und Waffen, die England den Afghanenfürsten gewährt, andauernd einen der schwächsten Punkte in Englands asiatischer Stellung in dem Mißtrauen erkennen müssen, womit es viel mehr als Rußland betrachtet wird. Rußland ist als Landmacht jenen continentalen Menschen verständlicher, seine Machtmittel sind den ihren ähnlicher.

Das Ideal einer großen Politik, der einzigen, die die Gründung einer Weltmacht anstreben kann, liegt in der *Verbindung der continentalen und oceanischen Motive*. Das Weiträumige, Umfassende ist ihnen gemein und wir haben gesehen, wie nothwendig einer Seemacht, die ihre Wege lang genug standhaft verfolgte, Landbesitz zufällt. Die Verhältnisse liegen freilich nicht oft so günstig wie im Mittelmeer, wo ein hinreichend großes Meer vielgliedrige, leicht zu gewinnende Inseln und Halbinseln bespült, so daß das Meer mit seinem Zubehör von Inseln und Halbinseln ein von der Natur selbst glücklichst vorbereitetes Herrschaftsgebiet bildet. Im weiten Ocean ist bis jetzt jede Seemacht an der Nothwendigkeit gescheitert, die großen Räume des Meeres durch entsprechende Ausbreitung auf dem Lande zu beherrschen, die dann wiederum durch Seemacht allein nicht zu halten ist. Unsere Erde wird sich wohl auch jetzt wieder als zu klein erweisen für ein System von „imperial connections", wie es der Groß-Engländer träumt. Ein solches System muß die Interessensphären anderer Mächte durchkreuzen und wird darum bekämpft werden.

R.

Bücherbesprechungen.

— Hermann Rehm, *Geschichte der Staatsrechtswissenschaft*. Freiburg i. B. und Leipzig 1896. Verlag von J. C. B. Mohr. 268 S. Preis 7 ℳ, geb. 8 ℳ — Das vorliegende Werk, der Einleitungsband für das im gleichen Verlage erscheinende Handbuch des öffentlichen Rechtes, wird von vielen Seiten mit Freude begrüßt worden sein. Der Drang unserer Zeit, Gegenwärtiges durch Vergangenes dem tieferen Verständniß zu erschließen, hat sich mehr und mehr auch auf dem Gebiete der Wissenschaft selbst geltend gemacht. Die Wissenschaftsgeschichte, als eines der wichtigsten Probleme menschlicher Culturentwickelung, ist damit ins Leben getreten. Einen bedeutungsvollen Ausschnitt daraus bietet uns der Verfasser. Die oberste Aufgabe einer geschichtlichen Darstellung der Staatsrechtswissenschaft nun geht seiner Anschauung nach dahin, der Selbständigkeit, deren sich in dogmatischer Hinsicht die Staatsrechtswissenschaft in Deutschland erfreut, auch in ihrer historischen Behandlung Ausdruck zu geben. Staatsrechtswissenschaft aber sei nicht jede Wissenschaft vom Staatsrecht, sondern nur die mit dem Staatsrecht sich beschäftigende Rechtswissenschaft, die wissenschaftliche Ergründung des positiven und des auf rechtsvergleichender Grundlage ruhenden allgemeinen Staatsrechts, nicht Staatsrechtsphilosophie und Staatsrechtspolitik, deren Gegenstände die vernunftgemäße, bez. die jeweilen zweckmäßige Staatsrechtsordnung bildeten. Diese Beschränkung der Aufgabe schließt aber keineswegs aus, den sachlichen Zusammenhang, welcher zwischen den drei erwähnten Wissenschaften infolge des gleichen Grundobjectes, der Ordnung des Staatsrechtes, bestehe, auch in seiner historischen Bedeutung zu würdigen, insbesondere also den Einfluß von philosophischen und politischen Staatsrechtstheorien auf die Entwickelung der Staatsrechtswissenschaft zu verfolgen. Und zwar werde die historische Würdigung dieser Wechselwirkung um so weniger leiden, als jede dieser Wissenschaften Fragen zu behandeln habe, bei deren Lösung sie der schwesterlichen Unterstützung einer oder der beiden anderen Disciplinen wohl bedürfe. Der Verfasser theilt seinen Stoff in vier Hauptabtheilungen, die der Reihe nach die Entwickelung der Staatsrechtswissenschaft in Griechenland, Rom, im Mittelalter und in der Neuzeit behandeln. Rund die Hälfte des ganzen Buches nimmt die Behandlung der griechischen Staatsrechtswissenschaft ein (139 S. von 262 S.). Ausgehend von der Sophistik und Sokrates, durchwandern wir mit dem Verfasser die staatsrechtlichen Lehren Plato's und Demokrit's, die populäre Staatskunde der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts und Isokrates, verweilen lange bei Aristoteles und Theophrast, um mit dem Epigonenthume der hellenistisch-byzantinischen Zeit abzuschließen. Nur kurze Zeit hält uns Rom gefesselt und das Mittelalter nicht viel länger, das der Verfasser übrigens bis in das 15. Jahrhundert reichen läßt. Erst die Darstellung der Neuzeit (S. 204—262), eingeleitet durch die Schilderung der Entstehung einer nationalen Staatsrechtswissenschaft und fortgeführt bis in die modernste Zeit, läßt uns nach diesem eiligen Fluge durch die Jahrhunderte ein wenig aufathmen, wenn auch wohl nicht zu einer ruhigen und vollbefriedigenden Betrachtung kommen. Es kann an dieser Stelle nicht die Aufgabe des Referenten sein, Rehm's werthvolles Buch einer umfassend kritischen Untersuchung zu unterziehen. Was ihm jedoch an Unvollkommenheit anhaftet, läßt sich im Allgemeinen auf zwei Hauptursachen zurückführen. Erstlich die ungleichmäßige Behandlung der verschiedenen Zeitalter. Alle Achtung vor den Denkern des Alterthums und ihrer Bedeutung für die Ausgestaltung auch der die Neuzeit beherrschenden Ideen! Aber in einer Geschichte der Staatsrechtswissenschaft fast zwei Drittel des Raumes jener fernen Vergangenheit und nicht viel mehr als eines der ganzen übrigen Zeit widmen, das heißt denn doch die Bedeutung selbstständigen Denkens in der neuen Zeit etwas unterschätzen. Finden wir ferner im ersten Theile des Buches eine erschöpfende Darstellung der staatsrechtlichen Ideenentwickelung in ihrer Verbindung mit der jeweiligen philosophischen Weltanschauung, so wagt sich der Verfasser an nicht wenigen Stellen des letzten Theiles kaum über skizzenhafte Andeutungen hinaus. Wesentlich verschuldet wird, wie mir scheinen will, diese Einseitigkeit durch einen zweiten Fehler. Ich meine die ungenügende Berücksichtigung der concreten Eigenart des staatlichen Lebens und seiner Wandlungen in ihrem Einfluß auf die Ausbildung der staatsrechtlichen Doctrinen. Neue sociale Gestaltungen stellten der praktischen Politik neue Aufgaben, der Staatsrechtswissenschaft neue Probleme, die das Alterthum überhaupt nicht, oder doch nicht in dieser Form kannte und die der modernen Wissenschaft neue Impulse verliehen. Auch in diesem Punkte scheint mir der gelehrte Verfasser seiner allerdings schwierigen Aufgabe nicht voll gerecht geworden zu sein.

o—g.

— *Literarisches Centralblatt für Deutschland*. Begründet von Friedrich Zarncke. Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Professor Dr. Ed. Zarncke. Verlag von Eduard Avenarius. Nr. 27—39 vom 4. Juli bis 26. September. Preis vierteljährlich 7 ℳ 50 ₰. — Das „Literarische Centralblatt" hat auch im vorigen Vierteljahr den alten guten Ruf einer vornehmen und streng wissenschaftlichen Zeitschrift bestens gewahrt und ist der Aufgabe, die es sich von Anfang gestellt, in befriedigendster Weise nach wie vor gerecht geworden. Diese Aufgabe sucht diese Wochenschrift zu lösen und löst auch in anerkennenswerther Weise theils durch kürzere oder längere orientirende und zumeist allgemeinverständliche Besprechungen, besonders aller bedeutenderen Erscheinungen des Buchhandels, theils durch möglichst vollständige bibliographische Angaben. So bringt das „Literarische Centralblatt", durch die hervorragendsten Gelehrten unterstützt, eine zwar nicht erschöpfende, aber ausreichende kritische Ueberschau über die Erscheinungen der deutschen, deutsch-österreichischen und schweizerischen wissenschaftlichen Literatur und über die erwähnenswerthesten Werke des Auslandes. So bringt jede Woche die

Angabe des Inhaltes der wissenschaftlichen, der bekanntesten deutschen belletristischen und einzelner französischer, englischer, italienischer, slavischer rc. Zeitschriften, ferner eine gewiß Vielen willkommene Uebersicht über die beachtenswerthesten ausführlicheren Recensionen in anderen Zeitschriften, eine Bibliographie der neuesten wissenschaftlichen Erscheinungen des deutschen Sprachgebietes und der hervorragenderen Erscheinungen der ausländischen Literatur, wohl ziemlich vollständig eine Uebersicht über die Schulprogramme des Deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs, sowie eine allerdings unvollständige Uebersicht über die Universitätsschriften und Dissertationen (diese unter besonderer Bevorzugung der theologischen, medicinischen und juristischen Facultät), außerdem die Vorlesungsverzeichnisse sämmtlicher Hochschulen des deutschen Sprachgebietes und zahlreiche Nachrichten aus der Gelehrtenwelt über Anstellungen, Auszeichnungen und Sterbefälle. Möge das „Literarische Centralblatt“, das so Vielen reichen Stoff der Belehrung bietet und den Leser über alles Wissenswerthe aus der Gelehrtenwelt auf dem Laufenden erhält, in immer weiteren Kreisen Eingang finden. Dr. K. Sgn.

— Der Musikalienmarkt brachte in letzter Zeit eine Menge Neuheiten auf den verschiedensten Gebieten der Musik — werthvollere und minder gute. Halten wir zunächst unter den ersteren ein wenig Umschau, so finden wir im Verlage von Rob. Forberg, Leipzig, eine Anzahl von Männerchören aus der Feder bekannter und anerkannter Componisten. Jos. Brambach schenkte mit op. 94 dem „Stuttgarter Liederkranz“ den dankbaren Chor „Wetterzeichen“, ein treffliches, in Hegar'schem Geiste erdachtes Tonstück, das freilich einen geschulten Chorverein beansprucht, dann aber ohne Zweifel auch von unmittelbarer, imposanter Wirkung sein wird. Als weitere werthvolle Spende ist ein Cyclus von Chören Georg Vierling's zu begrüßen; op. 83: „Vier Gesänge für gemischten Chor a capella“. Darunter ist besonders das düster-melancholische „Nacht in Rom“ (Gedicht von G. Kinkel) und das einfach gehaltene, andächtige „Weihnachtslied“ mit dem allerdings weniger schönen Texte von Andersen hervorzuheben. Im hellen Gegensatz zur Stimmung dieser beiden Lieder bietet der „Herbst“ dem Frohsinn und der heiteren Laune die Hand. Aus op. 81 („Drei vierstimmige Männerchöre“) verdient das „Bergkirchlein“, ein herziges, melodiöses Liedlein, die Beachtung aller Chordirigenten; es ist dankbar und nicht zu schwierig in der Technik geschrieben. Das frische, schwungvolle „Trinklied“ wird bald beliebt und bekannt werden, ebenso ist das schalkhafte, neckische, „Der Lenz geht um“ textlich wie musikalisch ein ganz reizendes Product, wie denn überhaupt den Vierling'schen Compositionen ohne Ausnahme der Stempel des Aparten und Vornehmen aufgedrückt ist. „Drei Gesänge für gemischten Chor a capella“ bilden den Inhalt seines op. 82. Wenig technische Gewandtheit, aber Sinn für das Schöne verlangt das erste davon: „Hoffe nur“; als ungleich schwieriger, dafür auch dankbarer stellt sich das vierstimmige „Vom Rhein“ dar, während dem fünfstimmigen „Osterlied“ für Chöre zweiter Qualität ein „Noli me tangere“ an der Stirn geschrieben steht. Jedenfalls verdienen alle diese Vierling'schen Sachen die ungetheilte Werthschätzung der musikalischen Kreise; sie gehören unter den Compositionen ihrer Art zu dem Besten, was wir haben. — Mehr als Sänger für das Volk präsentirt sich in einer Reihe von Männerchören der bekannte Dresdner Componist Hugo Jüngst. Sie sind mit wenig Ausnahmen hübsch melodiös und, was die Hauptsache mit ist, nicht zu schwierig gesetzt, daher auch weniger geschulten Chorvereinigungen zugängig. Zu ihrer besonderen Empfehlung dient noch, daß fast alle nicht schon componirte und gute Texte zur Unterlage haben. Rud. Baumbach mit einer Auslese seiner „Lieder eines fahrenden Gesellen“ gab den textlichen Stoff zu op. 47 und 48. „Auf dem Meere“ und „Nun pfeif' ich noch ein zweites Lied“ sind prächtig gelungen; ebenso empfehlenswerth, im Besonderen originell und außerordentlich geschickt gearbeitet ist der „Wächterruf“. „Zwei Frühlingsgesänge für Männerchor“ bringt sein op. 53; dem ersten davon: „Frühling, willkomm!“ geben wir seiner natürlichen, frisch empfundenen Satzweise halber den Vorzug. — Weniger bekannt wie H. Jüngst dürfte sein Dessauer College Karl Appel sein, der sich in der Hauptsache durch eine Anzahl humoristischer Männerchöre schon bestens eingeführt. Von ihm bringt der Forberg'sche Verlag op. 68 und 69. Ein patriotisch beseeltes „Vaterlandslied“ und im Gegensatz hierzu eine innige „Abendfeier“ halten wir für das Beste aus op. 68, auch ist das Jul. Mosen'sche Gedicht „Vor Liebe“ in op. 69 eine ansprechende, gut empfundene Composition mit Tenorsolo. Wenig erwärmen konnte uns das Roquette'sche „Glücksel'ge Stunde, wo die Liebe“, in welchem sich der Componist zu sehr dem Liedertafelton hingiebt und von Anfang bis Ende recht wenig Originelles, Neues bietet. — Vortreffliche Gaben spendet der Hamburger Arnold Krug, der sich durch seine Orchestercompositionen längst einen Namen gemacht, mit einer Reihe von Chorwerken. Wie alle seine Producte halten auch diese Lieder sich frei von Effecthascherei, sind einfach gesetzt, doch melodiös und gesund in ihrem inneren Aufbau. Von den vorliegenden fünf Chören (op. 50) werden vornehmlich das lustige „Spielmannslied“, das graziöse „Wiegenliedchen“ und das im Volkston gehaltene „Beim Scheiden“ sich die Gunst der Musikfreunde bald erwerben. — Unter den zur Besprechung eingesandten Männerchören Max Filke's zeichnen sich viele als hübsche, empfehlenswerthe Arbeiten aus. So sind aus seinem op. 43 das reizende „Bächlein im Wiesengrund“ und „Der Mai“ als recht wohlgeartete, in Form und Inhalt gediegene Sachen hinzustellen; desgleichen präsentirt sich op. 46: „Einsame Blumen“ als geschmackvolles Chorlied. Einfach gehaltene, herzige Weisen sind op. 51: „Einen Brief soll ich schreiben“ und „Als ich dich kaum geseh'n“; das erstere hat uns noch mehr gefallen als das andere. E-dur scheint eine Lieblingstonart des Componisten zu sein, wenigstens bewegen sich darin alle 3 Lieder des op. 52. Mit der Censur „vortrefflich“ läßt sich das „Mailied“ unterzeichnen. — Neben den genannten auswärtigen Tonsetzern behauptet sich der einheimische Th. Cursch-Bühren ganz ehrenvoll; von ihm liegen „3 Lieder für Männerchor“ (op. 104) vor. Die hohe Opuszahl verräth Fleiß. Die Lieder sind geschmackvoll gearbeitet und gut empfunden; insbesondere wird sich das schmucke „Minneliedlein“ bald einen Freundeskreis sichern. — Von der rührigen Thätigkeit des Forberg'schen Verlages geben fernerhin „Drei deutsche Volkslieder“ und „Drei schottische Volkslieder“ von A. v. Othegraven, sowie „Zwei Männerchöre“ von J. B. Zerlett Zeugniß. Beide Componisten sind noch wenig bekannt, doch dienen ihnen, im Besonderen dem ersteren, die genannten Compositionen als gute Empfehlung. Othegraven schreibt geschickt und mit Geschmack, weniger wählerisch geht er mit seinen Texten um. Zerlett lebt zwar mit den einfachsten Gesetzen der Harmonielehre noch dann und wann auf Kriegsfuß, wenigstens schreibt er ohne Scrupel Quinten- und Octavenparallelen, im Uebrigen aber fehlt es seinen Chören nicht an Fluß und Melodik. — Als interessante Novität, die allerdings ihrer großen technischen Ansprüche wegen nur für Chöre ersten Ranges geschrieben ist, sei H. Zöllner's „Schlummerlied“ für zwölfstimmigen Männerchor noch aufgezeichnet. Der durch seine Chorwerke und Oper („Bei Sedan“) bekannte Dirigent der Neuyorker Liedertafel bietet mit diesem op. 66 eine musikalische Knackmandel mit harter Schale und gutem Kern. Wer sie ohne Mühe zu öffnen vermag, wird seine Freude haben und nicht enttäuscht sein. Die Melodieführung ist natürlich und anmuthig, der Satz, wie nicht anders zu erwarten, geschickt und verständnißvoll. Eine dankbare Aufgabe für einen großen, gut disciplinirten Chor. M—r.

— Sehr werthvolle Compositionen hat der Verlag von Otto Junne mit drei „geistlichen Gesängen von Felix Dräseke, op. 55—57, in die Welt gesendet: „Salvum fac regem“ — „93. Psalm“ — und „Offertorium“ bilden ihren Inhalt. Der Dresdener Meister, durch sein „Requiem“ und seine „Tragica“ längst über die Grenzen des Landes berühmt, hat in diesen Compositionen wiederum eine schätzenswerthe Bereicherung auf dem Gebiete kirchlicher Musik geboten. — Daneben nimmt sich die Moritz Vogel'sche Motette „Jesu, geh' voran“ für zwei Sopran-Solostimmen, Chor und Orgel- oder Orchesterbegleitung (als op. 60 im Junne'schen Verlage erschienen) ungleich einfacher und anspruchsloser aus, doch wird sie bei guter Ausführung ganz gut wirken. Im ersten Satze dürfte es wohl sechs Tacte nach dem Buchstaben G im Sopran c-g-a heißen müssen; unverständlich, wenigstens nicht geschmackvoll, ist auch der letzte Accord im ersten Tacte nach dem Buchstaben H. Im Ganzen ist die Arbeit sehr gut gelungen und Kirchenchören zu empfehlen. M—r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 125. Sonnabend, den 17. October. 1896.

Die Colonisation des westelbischen Kur-Sachsen.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts waren die Sorben in die Thäler und Ebenen eingewandert, die von den Lausitzer Bergen und dem Erzgebirge abwärts zur großen norddeutschen Tiefebene sich senken. Südlich hatten die ihnen nächstverwandten Czechen das waldumgürtete Böhmen occupirt, während nach Norden hin zwischen Elbe und Oder die den Polen nahestehenden baltisch-polabischen Wenden saßen. Die Politik der fränkisch-deutschen Herrscher all diesen slavischen Völkerschaften gegenüber beschränkte sich im Wesentlichen darauf, Elbe, Saale und Böhmerwald als Grenze zu behaupten. Durch Erbauung fester Plätze suchten sie diese Grenze zu sichern, durch Kriegszüge die Gegner zu schrecken und in gewisse Abhängigkeit zu bringen, die in Tributpflicht und gelegentlicher Heeresfolge sich äußerte. Eine Ausdehnung des Reiches aber über jene Linie hinaus, und eine Einverleibung der wendischen Gebiete wurde nicht erstrebt, auch nicht von Heinrich I. — Erst die andersartige Politik Otto's des Großen führte zur Occupation des Wendenlandes, zur Errichtung von Marken auf ursprünglich reichsfremdem Gebiet, zur Christianisirung und Germanisirung der Slavenländer zwischen Saale, Elbe und Oder. — Von der Mark Gero's aus, als deren Centrum Magdeburg gelten kann, wurden die Gaue Serimunt, Nisici und Neletici unterworfen: die Gegenden zwischen der unteren Saale und Mulde von Halle etwa bis Dessau, und von hier an der Elbe und Schwarzen Elster aufwärts bis Riesa. 945 erscheint der erste Graf im Serimunt (Köthen-Dessau), zwischen 953—957 der erste im Neletici (die Gegend zwischen Saale, Fühne, Strengbach und unterer Elster). Die drei Gaue wurden demgemäß dem Magdeburgischen Erzstift zugewiesen. Ihre Adelsgeschlechter weisen auf die benachbarten sächsischen Landschaften mit Einschluß des Schwaben- und Hessengaues zurück. Die südöstlichen Gegenden, die 968 zuerst genannten drei Marken Zeitz, Merseburg und Meißen, wurden von Thüringen aus erobert. Aus Thüringen (und Franken) kamen die führenden Herren-, wie die Ritter- und Ministerialengeschlechter. Als Marken wurden sie wahrscheinlich erst um 950, nach der endlichen Niederwerfung des böhmischen Herzogs, eingerichtet. — Zwei Reformen König Heinrich's I. wurden für die Art der Eroberung des Landes und für den Ausbau der staatlichen Verfassung und Verwaltung von weittragender, ja, von maßgebender Bedeutung. Es sind dies 1) die Bildung eines stets schlagfertigen Reiter- und Ritterheeres, 2) die Burgwardverfassung. — Das alte Volksheer aller waffenfähigen Freien war schon seit Karl d. Gr. in rettungslosen Verfall gerathen. Seine Unbrauchbarkeit trat besonders deutlich hervor in der Zeit der Ungarnkriege. Heinrich zeigte auch hier jenes wunderbare, praktische Verständniß für das Zeitgemäße und Erreichbare, das für sein ganzes Wirken charakteristisch ist. Er verzichtete darauf, das absterbende Institut der Vorzeit aufrecht zu erhalten, den andersartigen Lebens- und Wirthschaftsformen zum Trotz. Auf den ausgedehnten Besitzungen seines Hauses und den weiten Kronländereien, die im östlichen Thüringen und Sachsen von den Höhen des Thüringer Waldes bis hinab zur Altmark sich dehnten, siedelte er neben Edlen und Freien eine große Zahl von Leuten unfreien Standes an. Diese „milites agrarii“, wie Widukind sie nennt, bildeten fortan den Hauptbestandtheil seines (Reiter-) Heeres. Zu steter Kriegsbereitschaft und Folge verpflichtet erhielten sie außer einigen Hufen Landes, die sie in eigener Wirthschaft bestellten, neben der gelegentlichen Beute auch noch eine Art Sold aus den Tributen der abhängigen Wendenstämme. Bei fortschreitender Eroberung wurde diese Einrichtung (sie erinnert an die österreichische Militärgrenze) auf die neu gewonnenen Marken übertragen. Kühne Waffenthaten wurden mit Besitz, Eigen oder Lehen, im eroberten Wendenlande belohnt. Kampfesfreudigen Männern, jüngeren Söhnen, denen die alte Heimath zu eng geworden, bot sich hier die Gelegenheit, Ruhm zugleich und Besitz zu erwerben, auf eigenem Grund und Boden Herrenrechte zu üben und ein neues Geschlecht zu begründen. Die Colonisation unserer Gebiete bis zum Ende des 11. Jahrhunderts ist im Wesentlichen eine Ansiedelung freier und unfreier Krieger, edler und dienstmännischer Rittergeschlechter. Läßt sich diese Heeresverfassung etwa bezeichnen als die Organisation der Offensive, so tritt ihr als Organisation der Defensive ergänzend an die Seite die Burgwardverfassung. Beide stehen in innigem Zusammenhang, die eine durch die andere bedingt und auf sie sich stützend. Man hat Heinrich I. früher besonders gern als den „Städtegründer“ bezeichnet. Nicht ganz mit Unrecht. Viele befestigte Orte, die später zu blühenden Städten sich entwickelten, verdanken ihm Entstehung und Aufschwung. Doch nicht hierin, in dem Bau von Festungsmauern und von Burgen, liegt das eigentliche Verdienst Heinrich's. Gebaut und geschanzt wurde lange vor ihm, und in Ländern, wohin sein Einfluß nicht reichte. Schon bei Vegetius (im 4. Jahrh. n. Chr.) findet sich die Weisung für die Colonen, bei drohender Gefahr Lebensmittel in feste Castelle zu schaffen und sich selbst dorthin zu flüchten. König Arnulf befahl 898 den Insassen bedrohter Gegenden, districtsweise Befestigungen anzulegen und sich und das Ihrige gebotenenfalls dort zu vertheidigen. Seit dem Beginn der Magyarennöthe eilte man aller Orten, in Oberitalien, Frankreich, Lothringen, wie in Süddeutschland, Verschanzungen zu errichten und Burgen zu bauen zum Schutz gegen die gefürchteten Unholde der Steppe. — Aber was bisher ohne rechte Ordnung nur in Fällen der Noth hier und da befohlen und gethan war, das wurde durch Heinrich im Osten des nördlichen Deutschlands zu einer dauernden Organisation, zu einem fest geregelten System der Vertheidigung und weiterhin der Eroberung und Occupation, je mehr die Grenze des Reiches gen Osten sich vorschob. Hierin zeigt sich der fruchtbare, schöpferische Geist des Sachsenherrschers, mochte er sich der vollen Tragweite seiner Einrichtung auch vielleicht nicht bewußt sein. In den östlichen Gegenden Sachsens und Thüringens ist die Burgwardverfassung erwachsen; in den Marken gelangte sie zu voller Ausbildung und gab die Grundlage für den territorialen und staatlichen Ausbau des Landes.

Zunächst Institutionen vorwiegend militärischen Charakters, hervorgerufen durch die Occupation des Wendenlandes und diese bedingend und stützend, wurden die Burgwarde, den alten Hundertschaften und Goen des Reiches vergleichbar, die untersten Glieder des neu sich bildenden staatlichen Organismus. Es waren kleine Bezirke mit bestimmter Umgrenzung, soweit sie nicht an die Wildniß des Urwaldes stießen. Der befestigte „Burgort“ (urbs, civitas) bildete den Mittelpunkt. Er bestand aus der Burg selbst, meist auf einem Bergvorsprung oder Hügel gelegen, und der unter ihr liegenden villa (suburbium). Auch letztere war oder wurde im Laufe der Zeit mit einer Holz- oder Steinmauer umfestigt. In der Burg hatte der praefectus oder custos urbis, der Befehlshaber des Burgortes und des zugehörigen Districtes, seinen Sitz. Die Vertheidigung lag zunächst (außer den Bewohnern des Ortes) den niederen Knechten in der Burg und den Burgmannen ob. Es war dies die niedrigste Classe der Ministerialen, zum Theil zu ständigem Aufenthalt im Burgort verpflichtet, wo ein Haus oder eine Wohnung zu ihrem Lehn gehörte. Sie bildeten häufig eine corporative Genossenschaft mit eigener Rechtssatzung und einer Art Gesammteigenthum an den Burglehen (gewöhnlich einige Hufen und kleinere Güter im Burgward, später auch nur Renten und sonstige Einkünfte),

von denen ohne ihre Einwilligung und ohne gleichwerthigen Ersatz nichts veräußert werden durfte. In weiterem Kreise wurden auch die bäuerlichen Insassen des Burgwards zur Vertheidigung herangezogen. Es ist später von öffentlichen Wachdiensten derselben die Rede. Ihre Hauptpflicht aber bestand in dem Bau und der Instandhaltung der Verschanzungen und in den dazu nöthigen Hand- und Spanndiensten. Burgwerk wurde der Complex dieser Lasten genannt. Ferner mußten sie einen Theil ihrer Ernte dorthin liefern zur Verpflegung der Burgleute und zur Aufspeicherung für Nothfälle. Wachkorn und Burgkorn, noch in neuerer Zeit oft genannt, weisen hierauf zurück. Dafür hatten sie alle ihrerseits das Recht, bei drohender Kriegsgefahr Schutz und Zuflucht für sich und ihre Habe im Burgort zu suchen. Dem Befehle des „Burggrafen" unterstanden auch die mit Kriegslehen innerhalb des Burgwards angesessenen Dienstmannen, deren militärische Pflicht sich aber nicht, wie die der Burgmannen, auf die Vertheidigung der Burg bezog resp. beschränkte, sondern sich auf die Landesvertheidigung überhaupt und die kriegerischen Unternehmungen des Markgrafen erstreckte. Sie wurden von den Burgpräfecten (den späteren advocati, capitanei, Vögten, Hauptleuten, Amtleuten) aufgeboten und dem Heere des Markgrafen zugeführt. Außerdem waren sie gehalten, auf Erfordern des Vogtes diesem bei Bewahrung des Friedens und Aufrechterhaltung der Sicherheit im Bezirk behilflich zu sein (das spätere „auf den Halt Reiten"). Jene Unterordnung unter den Burgvogt hatte nicht statt bei den Edlen, die mit Eigen und Lehen im Burgward saßen. Sie standen unmittelbar unter dem Grafen, wurden direct von diesem aufgeboten, dienten auf seine Schrift, wie es seit dem 14. Jahrhundert heißt. — In den Resten dieser eximirten, dem Burgward der Vogtei nur „einbezirkten" Herrengüter, die weiterhin durch zahlreiche Einzelprivilegien vermehrt wurden, stecken die Anfänge des Schriftsassenthums, das in erster Linie auf militärische Beziehungen zurückführt, und erst später (durch Exemtion von den unteren Gerichtsbehörden und Landtagsfähigkeit) vorwiegend nach der rechtlichen Seite hin sich ausbildete. Aus den Rittern der ersten Art, die dem Befehle des markgräflichen Vogtes unterstellt waren, gingen die späteren Amtsassen hervor. — Kirchlich bildete jeder Burgward (wie die Hundertschaften) ursprünglich eine einzige Parochie. In den schützenden Mauern des Burgorts erhob sich die Mutterkirche, und die Zehnten waren hierher abzuliefern. — Auch rechtlich war der Burgward ein relativ selbständiger Bezirk. Die Gerichtsversammlungen fanden im Burgort statt unter Vorsitz des Burgpräfecten. Eximirt waren auch hier die Edlen des Bezirks; sie hatten ihren Gerichtsstand unmittelbar im Gericht des Markgrafen, auch nachdem sie seit Ausgang des 13. Jahrh. als sogen. Schöffenbarfreie unter Aufgabe ihrer Nobilität größtentheils Mannen des Markgrafen geworden waren. — Endlich erscheint der Burgward als ein relativ in sich geschlossener Wirthschaftsbezirk. Schon aus dem Vorhergehenden ist dies ersichtlich. Zu dem Burgort wurden Dienste und Leistungen gefordert, Zinse, Zehnten und andere Abgaben erhoben. Hier versammelte sich die Menge der Burgwardinsassen zu kirchlicher Feier und zur Hegung des Gerichtes. Engere persönliche und wirthschaftliche Beziehungen konnten angeknüpft, das Gefühl gewisser Zusammengehörigkeit geweckt werden. Hierher liefen die Wege zusammen, die Hauptstraßen auch zu den nächsten größeren Ortschaften, auf denen der Händler seine Waaren herbeiführte. Ein reger Austausch aller möglichen Producte und Waaren knüpfte sich an die Versammlungen, und lange vor der Ertheilung von Marktprivilegien entwickelte sich ein Marktverkehr, gefördert durch den Schutz der Burg, der bald auch Händler und Gewerbtreibende zu bleibender Niederlassung lockte. Der Burgort wurde zum wirthschaftlichen Centrum des Burgwards. Die Ortschaften des letzteren gravitirten nach diesem Mittelpunkt hin und bildeten mehr und mehr einen besonderen Wirthschaftskreis. Dazu kam nun vor Allem noch die Stellung des Burgwards als Wirthschaftsglied in dem allerdings noch losen Gefüge des Staates. Der Burgward war ein Steuerbezirk und mit dem Burgort war eine landesherrliche Curtis (das spätere Amtsvorwerk; Domäne) verbunden. Die Burgwarde überdeckten das ganze Land. Es gab keinen Ort, der nicht in einem Burgward gelegen oder zu ihm gehört hätte. Naturgemäß finden wir sie in der ältesten Zeit nur dort, wo das Land bereits cultivirt und bewohnt war, und dort am dichtesten und in ihrem Umfang am kleinsten, wo die Bevölkerung am zahlreichsten bei einander saß. Sie lassen uns deshalb zugleich erkennen, wie weit der sorbische Anbau bis zum 12. Jahrh. das Land ergriffen hatte. Nur die fruchtbaren Niederungen des Flachlandes und einige breitere Thäler des Gebirges waren von Sorben besetzt. Der Urwald des Erzgebirges besonders in seinen höheren Lagen war unbewohnte, gefürchtete Wildniß, durch welche die nach Böhmen ziehenden Heere nur mühsam sich Wege bahnten, und selbst in der Ebene dehnten sich noch meilenweit Wälder und Heiden fast gänzlich frei von menschlichen Siedelungen. Aus den Burgwarden entwickelten sich, natürlich mit vielfachen Modificationen, Zertheilungen, Zusammenlegungen, Verschiebungen des Burgorts ꝛc., die späteren Districte, Vogteien, Aemter, Pflegen. Entweder direct, oder indem sie zunächst zu grundherrschaftlichen Besitzcomplexen wurden, die dann gelegentlich, besondere Aemter formirend, an den Landesherrn übergingen. (Umgekehrt entwickelten sich später aus verkauften ꝛc. Aemtern bisweilen private Großgrundherrschaften bezw. Rittergüter.) Die neuen Anlagen der Colonisationszeit in den Gebirgs- und Waldgegenden wurden nach Analogie der Burgwarde bezw. Vogteien in gleichartige Bezirke zusammengefaßt. Der Schwerpunkt verschob sich hierbei allmälig von der militärischen nach der rechtlichen und vogteilichen, dann nach der wirthschaftlich-administrativen Seite. Auf die Burgwardverfassung (im Verein mit der Festsetzung kleiner ritterlicher Herren in den einzelnen Districten) gestützt, schob die deutsche Occupation Schritt für Schritt, von einem Flusse zum anderen sich vor. Unentrinnbar, ohne Möglichkeit des Widerstandes sahen die Sorben sich in die eisernen Maschen dieses Netzes verstrickt und mußten ohnmächtig trotz allem Widerstreben der Macht der deutschen Herren sich fügen.

Diese Festsetzung und Organisation der deutschen Herrschaft bildet die erste Periode der Colonisation, etwa die Zeit von 950—1100 umfassend. Erst mit dem 12. Jahrhundert beginnt die Einwanderung deutscher Bauern und Bürger, und damit die eigentliche Germanisation des Landes. Dicht gedrängt saß besonders seit Heinrich I. der an sich schon zahlreiche sächsische und thüringische Adel an der Grenze des Reiches längs der Saale und Elbe. Zu den Edlen und Freien gesellte sich die Menge der mit Kriegslehen ausgestatteten Dienstmannen. Seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts setzten sich diese Elemente in den definitiv für das Reich gewonnenen Gebieten rechts der Saale fest. Das Land war Königsland; die Sorben, bis dahin in der Hauptmasse frei in patriarchalisch-demokratischer Verfassung lebend, waren nach Kriegsrecht unfreie Leute des Königs geworden. Zahlreiche Urkunden berichten, wie Land und Leute von den Königen an ihre Getreuen, zu Eigen und zu Lehen, gegeben wurden. Das Eigenthumsrecht des Königs bildete die Grundlage der neuen Besitzverhältnisse. Ausgedehnte Landstriche wurden der Kirche, den Bisthümern Magdeburg, Merseburg, Naumburg-Zeitz, Meißen, übereignet. Größere Complexe Allodialbesitzes vereinigten sich in der Hand einzelner Herrengeschlechter; daneben gab es kleinere Allodialgüter im Besitz von Freien und Ministerialen in großer Anzahl. — Alles andere nicht zu eigen gegebene Land ging, unmittelbar oder mittelbar, vom Reiche zu Lehen: die großen Amtslehen der Grafen, die Lehen der kleinen Edlen und der zahlreichen Reichsministerialen. Auch jene großen Besitzcomplexe der vornehmen Edlen und der Kirche wurden mehr und mehr in kleine Lehen aufgetheilt und an Freie und Ministerialen ausgethan. — Die Herkunft all dieser adligen (edlen und ministerialischen) Geschlechter ergiebt sich auf Grund der lange noch mit dem Besitz wechselnden Namen und besonders der Wappen und der Besitzverhältnisse. Mit nur wenigen Ausnahmen gehören sie alle den Geschlechtern der nächstliegenden Gaue links der Saale, im alten Sachsen, Thüringen, Franken, an. Die wendischen Bestandtheile unter ihnen sind vielleicht nicht völlig abzuweisen, aber doch ganz verschwindend gering.

Wie verhielt es sich nun gegenüber diesen großen und kleinen Herren, die mit ihren Knechten zahlreich über das ganze Land hin in Burgen und kleinen Burgsitzen saßen, mit der niederen Bevölkerung in Stadt und Land? Zunächst scheiden da völlig aus die Städte und Bürger. Städte im späteren Sinne, mit eigener Verfassung und Verwaltung, gänzlicher oder theilweiser Auslösung aus dem öffentlichen Landgericht, eigenartiger rechtlicher und wirthschaftlicher Entwickelung, gab es in dieser Periode nicht. Nur die Grundlagen waren gegeben in den Burgorten, besonders wo diese zugleich Bischofs- und Grafensitze waren. Die Entwickelung war hier dieselbe, wie sonst überall. Entweder, wo große Handelsstraßen liefen, zogen die Händler,

Karawanen und Hausirer, die Käufer an, und ihre Rastorte wurden zu Plätzen des Tausches und Kaufes. Oder aber, wo größere Hof- und Haushaltungen, regelmäßige Versammlungen, kirchliche Feste ꝛc. stattfanden, stellten auch die Händler mit ihren Waaren sich ein. — Spuren eines unsässigen Handels finden sich, abgesehen von den Grenzordnungen Karl's d. Gr., in dem Kauf- und Verkaufszehnt, einer Verkehrssteuer, die schon in Urkunden des 10. Jahrhunderts häufig den Kirchen zugewiesen wird, sowie in den zahlreichen Verleihungen von ursprünglich fiscalischen Zöllen. Bis in das 12. Jahrhundert galt ja überhaupt der Marktverkehr lediglich als Quelle fiscalischer Nutzungen. Erst seit dem 12. Jahrhundert wurde er, durch die Gunst der Territorialherren getragen, Mittel zur Hebung des wirthschaftlichen Wohlstandes und Grundlage der modernen städtischen Entwickelung. — Auch an Wochenmärkte war zunächst, vor der Sonderung der gewerblichen städtischen und der ackerbauenden ländlichen Bevölkerung, noch nicht zu denken. Für den Nahrungsbedarf sorgten die Naturalzinse der landesherrlichen und grundherrlichen Hörigen und die Erträge der größeren Eigenwirthschaften vollauf genügend. Auch das Gewerbe war in dieser Zeit völliger Naturalwirthschaft noch ganz an den Fronhof und an die Thätigkeit der zinspflichtigen Untersassen geknüpft. Für die übrigen Bedürfnisse, besonders an Luxuswaaren und an den Erzeugnissen ferner Länder und feinerer Cultur, sorgten die periodisch das Land durchziehenden Händler und Hausirer, auf welche bereits in Urkunden des 10. Jahrhunderts hingewiesen wird. — So bildeten sich in und bei Burgorten und Bischofssitzen wohl wirthschaftliche Mittelpunkte einer Gegend, ausgezeichnet durch größere Möglichkeit des Tausches und Kaufes (und durch Niederlassung berufsmäßiger Händler), aber der Charakter all dieser Orte blieb doch noch lange Zeit der einer dörflichen Ansiedelung, wesentlich nur durch die Burg und die relativ starke Umfestigung unterschieden. Die ländliche Bevölkerung bestand in ihrer großen Masse aus den unterworfenen Sorben, vermischt mit wenigen deutschen Unfreien (Liten), die theils von ihren Herren mit herüber gebracht, theils als Flüchtlinge bereitwillige Aufnahme gefunden hatten. — Die Sorben waren, wie früher schon angedeutet, in der Hauptsache ursprünglich freie, selbständige Leute, die neben der Viehzucht auch schon ausgedehntem Ackerbau oblagen. Die gewöhnliche Annahme: die deutsche Eroberung habe dieselben vorgefunden als ein Volk von Sklaven, bedrückt und geknechtet von einem harten, herrischen Adel, findet in den gleichzeitigen Quellen nicht die geringste Stütze. Sie beruht auf der Anticipation von Verhältnissen, wie sie in weit späterer Zeit unter ganz verschiedenen Einflüssen und eigenartigen Bedingungen in Polen, Schlesien, Böhmen und in den polabisch-baltischen Ländern sich ausbildeten. — Die Sorben waren zur Zeit der deutschen Eroberung noch nicht zur Scheidung in eine herrschende und eine beherrschte Classe gelangt. In ihren kleinen Gemeinwesen, den Sippendörfern, in denen sie geschlechterweise saßen, und den aus diesen sich zusammensetzenden Stämmen war noch Jeder in der Lage, aus seiner engen Sphäre heraus an der Leitung des Ganzen sich zu betheiligen. In den Versammlungen des Volkes und der Aeltesten lag noch das entscheidende Moment, wenn auch die Anfänge staatlicher Arbeitstheilung bereits gegeben waren in dem hervorragenden Ansehen einzelner Geschlechter, aus denen traditionell, durch Wahl, die Häuptlinge genommen wurden. Der Besitz war noch wesentlich collectivistischer Art. Die differenzirende, classenbildende Macht des Sondereigenthums war noch nicht zur Geltung gekommen, obwohl, wie es scheint, eine niedere Schicht landbauender Knechte (in den später so genannten „Smurden") sich bereits gebildet hatte. Durch die deutsche Eroberung wurde die gesammte sorbische Bevölkerung des Landes unfrei. Diese Unfreiheit zeigte sich aber in verschiedener Abstufung. Als eine bevorzugte Classe erscheinen die Bethenici, wendische Krieger des Markgrafen, den unfreien deutschen Dienstmannen in ihrer Stellung genähert.

Seit dem 12. Jahrh. treten in den Urkunden Supane und Withasen als sorbische Unfreie von besserem status hervor. Die Supane (seniores) als Vorsteher wendischer Dörfer und Dorfcomplexe, Schöffen im Landgericht für wendische Sachen, selbst mit richterlichen und polizeilichen Befugnissen ausgestattet, Erheber der Steuern und Abgaben. Die Withasen, zu Roß Dienst verpflichtete Krieger mit einem Lehn von 1 bis 2 Hufen, sind vermuthlich identisch mit den oben erwähnten Bethenici Thietmar's. Ihre Verpflichtungen waren im Wesentlichen denen der Supane gleich. Beide waren von persönlichen Diensten frei. Ihre Hufen, die sie als Dienstlehen besaßen, entrichteten weder Zins noch sonstige Abgaben. — In diesen Withasen, Supanen, Senioren haben wir die Reste der sorbischen Dorf- und Stammesältesten vor uns, soweit dieselben die blutigen Kriege der Eroberung überdauerten und nicht in der Masse der Bevölkerung sich verloren oder das Land verließen oder — in sehr vereinzelten Fällen — in den deutschen Lehnsadel aufgenommen wurden.

Gegenüber diesen höheren Classen erscheint dann auch eine besonders niedrige Classe der Sorben, die Smurden (smrd = Koth, Schmutz). Es sind dies die verhältnißmäßig geringen Bestandtheile der Bevölkerung, die schon vor der deutschen Eroberung als unfreie Knechte (Kriegsgefangene, Flüchtlinge, Verbrecher) auf den Gütern und bei den Heerden besonders der Häuptlinge dienten und die in späterer Zeit durch Aufständische ꝛc., die den belassenen Besitz verwirkt hatten, vermehrt wurden. — Wir finden sie in unserer Periode zunächst auf den Fronhöfen, unfrei, ohne eigene Ackerwirthschaft, zu täglichem beliebigem Dienst in Haus, Hof und Feld gehalten, ohne die Fähigkeit, eigenes Vermögen zu gewinnen und zu erwerben. Dann begegnen sie uns mit Grundstücken ausgestattet, von denen sie zinsten und Dienste leisteten, mehr losgelöst aus dem unmittelbaren Betrieb des Herrenhofes, aber mit noch beschränkter Heiraths-, Vermögens- und Vererbungsfähigkeit. Weiterhin endlich entwickeln sie sich zu grundhörigen Zinsbauern mit Erb- und Eigenthumsrecht an Hof- und Fahrhabe, und schließlich brachte die Colonisationsbewegung den meisten von ihnen zu dem erblichen Besitz auch die persönliche Freiheit. — Die Menge der Sorben wird in den Urkunden bezeichnet als mancipia (servi). Sie erscheinen stets als Zubehör des Bodens und werden mit diesem vergabt. Selbst wenn in den Verleihungsurkunden die Lage der Ländereien noch gar nicht fixirt ist, die Hufen erst in diesem oder jenem Burgward ausgemessen werden sollen, stets werden als selbstverständliche Zubehör zugleich die Mancipien, Servi, Smurden, Litonen überwiesen. Ein Beweis, wie diese Mancipien durch das ganze Land hin verbreitet waren oder — anders ausgedrückt — wie die gesammte, ackerbauende Bevölkerung des Landes aus unfreien und schollenpflichtigen Sorben bestand. Dasselbe geht auch aus anderen chronikalischen Nachrichten hervor. — Eine bedeutende Minderung erfuhr diese wendische Bevölkerung durch die Polenkriege im angehenden 11. Jahrh. Es ist ja bekannt und genügend bezeugt, wie besonders Boleslaus Chrobry in seinen vielen Feldzügen stets das Bestreben zeigte, durch Gewalt oder gütliche Ueberredung überall her aus den feindlichen Gebieten Tausende wegzuschleppen, um mit ihnen die weiten Einöden seines Reiches zu bevölkern. In den stammverwandten, die Deutschen hassenden und von ihnen gehaßten und verachteten Sorben boten sich ihnen höchst geeignete und häufig wohl auch nicht allzu abgeneigte Elemente.

Die Wirthschaftsweise der deutschen Herren in dieser 1. Periode unterschied sich nicht wesentlich von der im alten Reich. Den Kern der Verleihungen bildete das von den Sorben bereits in Cultur genommene Land, das sofortigen Ertrag versprach. Es fiel den Eroberern natürlich nicht im Traum ein, die Unterworfenen auf dem zunächst allein ergiebigen Culturlande sitzen zu lassen und sich mit Sumpfland, Wald und Wildniß zu begnügen, zu dessen Anbau es ihnen sowohl an Capital wie an Arbeitskräften gefehlt hätte. Mit dem Lande, der terra culta, arabilis, kamen zugleich die darauf sitzenden Sorben in den Besitz der deutschen Herren. Ohne die Arbeitskräfte bezw. Leistungen dieser Leute hätten die Schenkungen in den meisten Fällen gar keinen Werth gehabt.

Die hörigen Wenden bestellten die Aecker des herrschaftlichen Wirthschaftshofes, indem sie teils als landlose Hofknechte im unmittelbaren Verbande desselben standen, teils auf kleinen Grundstücken saßen, die ihnen belassen oder verliehen waren, und von denen sie nach Ermessen des Herrn (in Naturalien) zinsten und Dienste leisteten. Ein Theil des Besitzes, die dem Hofe zunächst gelegenen und besten Aecker (allodium, vorwerk im 12. Jahrh. genannt), wurde von dem Grundherrn in eigener Bewirthschaftung, durch seine mitgebrachten Knechte und das erwähnte landlose Hofgesinde, gehalten. Auf solchen Betrieb in Eigenregie weist neben vereinzelten urkundlichen Nachrichten die ganze Situation der Dinge hin. — Bei dem dürftigen Ackerbau der Sorben hätten die Zinse der sorbischen Hintersassen allein keinesfalls ausgereicht, um die Führung eines angemessenen Haushaltes zu ermöglichen und zu sichern. Der eigene Betrieb in heimischgewohnter Weise war und blieb als Basis der wirthschaftlichen Existenz unerläßlich. Dazu kam, daß die Mehrzahl der kleinen Herren, die milites agrarii Widukind's, bäuerlichen Kreisen entstammten und der

eigenen Wirthschaftsführung durchaus nicht entwöhnt waren. Der seit dem 13. Jahrh. allgemein übliche Eigenbau der Vorwerke ist demnach als continuirliche Fortsetzung alten Brauches zu fassen, und diese praktische Wirthschaftsbethätigung der Ritter erklärt zugleich, wie sie seit dem 12. Jahrh. in so großer Zahl als sachkundige Colonisatoren und Locatoren auftreten konnten. Von Neuculturen und Rodung war in dieser Zeit nicht viel die Rede, man beschränkte sich auf den Ausbau in die nächstangrenzenden Wälder. Zu Weiterem fehlte es an geeigneten Kräften, an Capital, vor Allem an Ruhe und Sicherheit in dem von blutigen Kriegen und Fehden durchtobten Lande, der Vorbedingung gedeihlicher und stetiger Entwickelung wirthschaftlicher Kräfte und Güter.

Das Resultat dieser 1. Periode der deutschen Herrschaft bis etwa 1100 ist also: Eine unfreie, widerwillige, halb und ganz heidnische, wendische Landbevölkerung, von der sich nach oben Bethenici, Supane und Withasen, die Reste der Stammes- und Dorfältesten, nach unten hin die Smurden abhoben. Ueber ihnen als herrschende Classe eine ungemein große Anzahl deutscher Herren, die teils von den Zinsen ihrer sorbischen Grundhörigen, teils von dem Ertrage der eigenen Gutswirthschaft lebten und neben den Naturalabgaben von jenen Leistungen und Dienste verschiedenster Art forderten. Keine Germanisirung; keine Durchtränkung des Landes mit deutschem Wesen und Leben. Ein Zustand also, in dem (abgesehen von den nach dem Westen gravitirenden See- und Handelsstädten) die deutsch-russischen Ostseeprovinzen mit ihrem deutschen Herrenstand und der unterworfenen, feindlichgesinnten lettisch-esthnischen Bauernbevölkerung zu ihrem Unglück allezeit stecken geblieben sind. Dr. Schulze.

Bücherbesprechungen.

☐ Philipp Melanchthon. Von D. Georg Buchwald, Pfarrer an der Nordkirche in Leipzig. Leipzig, B. Richter. — Das 400jährige Geburtstagsjubiläum Melanchthon's naht sich; am 16. Februar nächsten Jahres wird es festlich begangen werden. Das evangelische Deutschland rüstet sich darauf; insbesondere mehren sich die biographischen Schriften, zumeist solche für das evangelische Volk und für die deutsche Jugend. Eine volksthümliche Gestalt zwar ist Melanchthon nicht; aber er ist dem evangelischen Volke lieb und werth als Luther's Freund und Gehilfe, mit dem er untrennbar zusammengehört, mit dem er gearbeitet und gelehrt, gestritten und gelitten, und wenn auch Melanchthon als berühmter Gelehrter, als feiner Humanist, als gefeierter Professor dem Volke fern steht, so ist er doch dabei ein so demüthiger Christ und hat so liebenswürdige menschliche Züge, daß er dadurch auch der Empfindung und dem Bewußtsein des Volkes nahe tritt. Der Verfasser hat sich bemüht, diese Züge ins Auge zu fassen und ein anschauliches lebensvolles Bild des Mannes zu geben, dessen Andenken das evangelische Volk allezeit in dankbarem Herzen bewahren wird, dem es obenan das köstlichste Kleinod im Bekenntnißschatz der lutherischen Kirche, die Augsburgische Confession mit der Apologie dankt. Die Verdienste, welche sich Melanchthon als gottbegnadigter Lehrer der Kirche erworben hat, sind von dem Verfasser gebührend hervorgehoben worden, nicht minder die Verdienste, die er sich als praeceptor Germaniae, als der Lehrer Deutschlands und als der vom ganzen evangelischen Deutschland gesuchte Rathgeber in Schulangelegenheiten um die Förderung der Wissenschaft und die Pflege der höheren und niederen Schulen erworben hat. Der Verfasser führt nicht weniger als 56 Städte auf, von denen noch Briefe an Melanchthon oder an welche Briefe von Melanchthon in Schulangelegenheiten erhalten sind. Der Ton, in dem die Schrift gehalten ist, entspricht dem Zweck, der Verfasser spricht ebenso klar und verständlich als erwecklich. Möge das Büchlein dazu mithelfen, der Jugend das Bild des Mannes lebendig zu machen, dessen Herz für die Jugend so warm geschlagen und der im Dienste der Jugend sich verzehrt hat! —

— Führer durch das Königliche Historische Museum zu Dresden. Von M. v. Ehrenthal. Herausgegeben von der Generaldirection der königl. Sammlungen. Dresden, Druck von Wilhelm Baensch. 1896. V, 219 SS. 8°. 50 ₰. — Das Historische Museum, das namentlich als Waffensammlung einen Weltruf besitzt, hat länger als andere Dresdner Sammlungen einen brauchbaren Katalog entbehren müssen. Das Verdienst, für die lange vernachlässigte Sammlung zuerst einen auf fleißigen archivalischen Studien beruhenden Führer geschaffen zu haben, hat sich A. Erbstein durch seine 1888 erschienene „Beschreibung" erworben. Als jedoch nach Erbstein's frühem Tode das Museum in M. v. Ehrenthal einen tüchtigen Kenner des älteren Waffenwesens zum Vorstand und bald darauf durch die Erwerbung der Zschille'schen Sammlung einen reichen Zuwachs an mittelalterlichen Waffen erhielt, machte sich eine Neuaufstellung und damit zugleich eine Umarbeitung des Katalogs nothwendig. Der uns nunmehr vorliegende „Führer" darf als eine ganz vorzügliche Arbeit bezeichnet werden und wird nicht blos den Besuchern des Museums ein bequemes Hilfsmittel zu seinem Verständniß sein, sondern ist auch Jedem, der sich mit der Geschichte der Waffen beschäftigt, geradezu unentbehrlich. Durchweg zeugt er von strenger kritischer Forschung, die vielfach neue Ergebnisse geliefert hat; so ist, um nur eines anzuführen, das bedeutendste Stück der Sammlung, der Prunkharnisch Kurf. Christian's II., über dessen Urheber die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt worden sind, nunmehr mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Werk des Nürnberger Goldschmieds Heinrich Knopf nachgewiesen worden. Besonders dankbar wird man für die reiche Ausstattung des Werkchens mit Monogrammen und Meisterzeichen sein müssen. Ein Verzeichniß der Künstler- und Handwerkernamen, durch das der wissenschaftliche Werth des Führers noch wesentlich erhöht werden wird, soll folgen, sobald auch die mit dem Histor. Museum verbundene Gewehrgalerie neu katalogisirt ist. —m—

— R. Steffen Sohn, Erinnerungen eines Pariser Nationalgardisten aus den Jahren 1870/71. Mit Illustrationen von Rich. Starke. Verlag von Stephan Geibel, Altenburg. 5. bis 7. Lieferung. — Auch die drei neuesten Lieferungen dieses Werkes können uns für die Schicksale dieses Pariser Nationalgardisten nicht sehr erwärmen. Es sind meist nur kindische Späße eines unreifen Burschen, die uns erzählt werden. Jedenfalls ist diese Schrift mit den so fesselnden Kriegserinnerungen von Karl Zeitz, welche im gleichen Verlag erschienen sind, nicht auf eine Stufe zu stellen. —r.

— Meisterwerke der Holzschneidekunst aus dem Gebiete der Architektur, Skulptur und Malerei. Achtzehnter Band. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1 Bd. Fol. Brosch. 12 ℳ, eleg. geb. 18 ℳ. — Der vorliegende achtzehnte Band, dessen vornehme Ausstattung und schöner Druck unbedingte Anerkennung verdienen, bildet den Abschluß des großen Unternehmens, das sich verdienter Popularität erfreute und trotz der vielen Erscheinungen, die, ähnlichen Tendenzen folgend, in den Buchhandel gebracht wurden, eigentlich concurrenzlos dastand. Was den ganzen äußeren Eindruck und meist auch den inneren Gehalt anlangt, so mußte man den „Meisterwerken" neidlos die größte Noblesse nachrühmen. Ihrem Wesen nach sind sie ja immer nur ein Sammelwerk gewesen, das mehr oder weniger vom Tagesgeschmack abhängig war und hinsichtlich der Malerei, wo in den letzten Jahrgängen fast ausschließlich die modernsten Erscheinungen berücksichtigt wurden, hauptsächlich aus den Jahresausstellungen seinen Stoff schöpfte, die in Berlin und in München veranstaltet worden waren. Die Holzschnitte sind, wie bekannt, früher in der im gleichen Verlage erscheinenden „Illustrirten Zeitung" abgedruckt gewesen, waren also Vielen nicht neu. Was ihnen aber trotzdem in den „Meisterwerken" Daseinsberechtigung und einen eigenartigen neuen Reiz verlieh, das war der sorgfältige, saubere Druck, der die Feinheiten des Schnittes wie bei jedem Kunstblatte erst zur Geltung kommen ließ, während der, wie leicht erklärlich, in kurzer Zeit zu bewerkstelligende Schnellpressendruck der „Illustrirten Zeitung" manchen Schnitt verdarb, in dem der Xylograph Vorzügliches geleistet hatte. Den Meisterwerken war deshalb neben der Zeitung ihre Bedeutung nicht streitig zu machen. Und darum bleibt, wenn auch zugegeben werden muß, daß die früheren Jahrgänge infolge der größeren Auswahl, die an Holzschnitten zur Verfügung stand, qualitativ den späteren überlegen sind, es doch zu bedauern, wenn das immer von einem feinen künstlerischen Ton beseelte Unternehmen sein Erscheinen einstellt. An seiner Stelle sollen in Zukunft sogenannte Vierteljahrshefte erscheinen, denen die Fortschritte der Technik, der Holzschneidekunst, der Druckkunst und der sonstigen graphischen Gewerbe in erhöhtem Maße zu Gute kommen sollen. j.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 126. Dienstag, den 20. October. 1896.

Die Universitäten Leipzig und Wittenberg in den ersten Decennien des XVI. Jahrhunderts.*)

Von W. Bruchmüller.

Wenn man glaubt, daß schon seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts und gar im XV. die Blüthe und innere Kraft der Scholastik in Deutschland gebrochen gewesen sei, so befindet man sich in einem großen Irrthum, das erweisen allein schon die zahlreichen Universitätsgründungen jener Jahre in Deutschland, sie begannen mit der Eröffnung von Prag 1348, es folgten dann rasch hinter einander die von Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig und Rostock. Nach einer kurzen Pause setzt dann eine neue Epoche dieser Gründungen ein, in der Greifswald, Freiburg, Basel, Ingolstadt, Mainz, Tübingen, Wittenberg und als letzte 1506 Frankfurt a. O. eröffnet wurden. Trotz dieser Neuschöpfungen aber, oder gerade durch sie waren seit der Mitte des XV. Jahrhunderts die Tage der Scholastik gezählt, ihr veralteter Studienbetrieb mußte einer neuen Richtung, einer ganzen neuen Weltanschauung, die von Italien her damals ihren Siegeslauf durch Deutschland begann, Platz machen, dem Humanismus. Italien ist das Geburtsland der Renaissance, man hatte den Menschen wiederentdeckt, d. h. den Menschen als Einzelperson, als Individuum. Sich loslösend aus der Gebundenheit des Mittelalters, die den Einzelnen nur als Mitglied seiner Kaste, seines Standes gelten lassen wollte, griff man jetzt zurück auf die Jahrhunderte lang verschüttet gewesenen Quellen der classischen Literatur der Römer und Griechen, für deren Verständniß man erst jetzt durch das Bewußtwerden seiner selbst reif geworden war, und mit Erstaunen fand man dort wieder, was man an sich selbst jetzt erfuhr, eine daseinsfreudige, selbstbewußte Individualität. Es ist die erste schöne Frühlingszeit eines neu erwachenden Geisteslebens, eines frischen Wachsens und Sprießens, wo man an jedem jungen Keim, an jedem neu sich erschließenden grünen Blatt sich erfreut und noch nicht ängstlich nach den Früchten fragt, wo selbst das Unkraut mit Freude begrüßt wird, nur weil es kräftig grünt, wo Alles nur vorwärts dringt, vorwärts, unbekümmert um das Ziel, das noch in nebelhafter Ferne und in ungewissen Umrissen den Eilenden winkt. So muß man an diese große Revolution des geistigen Lebens herantreten, will man rein und unbefangen ihrer Großartigkeit und Kraft sich erfreuen. Aengstliches Fragen nach Ziel und Ausgang, kleinliches Splitterrichten, das scheltend und belfernd jeden großen oder kleinen Fehler aufdeckt, ist ihr gegenüber nicht am Platze. Gewiß wucherte manch' lustiges Unkraut und manche schillernde Giftblume in der grünen Saat. Gewiß gab es unter den Humanisten manche zweifelhafte Persönlichkeit, manches verbummelte Genie, wie Peter Luder z. B., der sich besser auf Schuldenmachen und Liebesabenteuer als auf die Wissenschaft verstand. Gewiß mag in manchen unklaren Köpfen die eingehende Beschäftigung mit dem classischen Alterthum die Utopie einer schrankenlosen Renaissance des Alterthums haben entstehen lassen, mögen sich die Begriffe von Sitte und Glaube bedenklich verschoben haben und der Sinn für die Gegenwart verloren gegangen sein. Deshalb aber die ganze herrliche Bewegung zu verurtheilen, vorher Alles in rosarothem Lichte zu sehen und nach ihr Alles schwarz und nochmals schwarz, sie für die Trägerin der Unsittlichkeit und des Atheismus zu erklären, das beweist nur die Unfähigkeit kleinlicher Geister, diese große Entfaltung des Menschengeistes zu verstehen und zu erfassen. Und das auch wolle man nie vergessen, ohne Humanismus war eine Reformation unmöglich, der Humanismus hat Luther die Wege gebahnt und die Geister erst fähig und empfänglich gemacht, etwas Neues überhaupt zu erfassen, ganz abgesehen davon, daß er erst der Reformation die formalen Mittel zum Kampf wider Rom in die Hand gab, die Kenntniß der alten Sprachen. Seit der Mitte des XV. Jahrhunderts etwa begann nun, wie schon gesagt, in Deutschland der Kampf zwischen Humanismus und Scholastik um die Universitäten, vor Allem um die Facultät der Artisten, der Vorstufe für die drei oberen Facultäten; war sie genommen, so fielen diese drei anderen dem Sieger von selbst zu. Am frühesten gelangte der Humanismus in Wien zur Herrschaft, ich erinnere an die bekannten Namen: Peuerbach, Regiomontan, Cuspinian, Conrad Celtes, es folgten dann Basel und Tübingen. In Mitteldeutschland wurde am Frühesten Erfurt ergriffen, hier blühte der ordo Mutiani, es wirkten Männer wie Mutianus Rufus, Crotus Rubianus, Eobanus Hessus u. a. m. Aus diesem Erfurter Kreise gingen die Epistolae obscurorum virorum hervor, von denen ein nicht geringer Theil mit Beziehung auf unser Leipzig geschrieben ist, welches unter den bedeutenden Universitäten zusammen mit Köln zu Beginn des XVI. Jahrhunderts als eine Hochburg der Scholastik galt, während Wittenberg und Frankfurt a. O. sich sofort nach ihrer Entstehung humanistischen Einflüssen geneigt zeigten. Wie nun in Leipzig und Wittenberg im Laufe der ersten Decennien des XVI. Jahrhunderts die neue Bewegung der Geister völlig zur Herrschaft gelangte, aber sofort dann auch von der noch neueren, der Reformation abgelöst wurde, davon soll nun in meinem Aufsatz versucht werden, ein ungefähres Bild zu geben.

Leipzig war, wie wir wissen, 1409 von Prag aus gegründet worden, fast ein Jahrhundert hindurch besaß die Universität im östlichen Deutschland keine Rivalin, das wurde mit Beginn des XVI. Jahrhunderts anders. Bei der Theilung der wettinischen Lande 1485 war Leipzig endgiltig den Albertinern zugefallen und der Wunsch der Ernestiner nach einer eigenen Landesuniversität wird ein Hauptbeweggrund für die Erschaffung der Universität Wittenberg gewesen sein, wie derselbe Wunsch später, nach dem Verlust von Wittenberg, zur Gründung der Universität Jena führte. Am 18. October 1502 wurde in der kleinen, fast dorfähnlichen Stadt, von kaum 3000 Einwohnern, die Universität eröffnet. Im Jahre 1506 erfolgte die Gründung von Frankfurt a. O. Hier wie in Wittenberg waren frühere Leipziger Docenten die ersten Rectoren; in Wittenberg Mellerstadt, in Frankfurt Wimpina, der später als tüchtiger Gegner Luther's größere Berühmtheit erlangt hat. In Leipzig war man von Anfang an von der Nachricht der Eröffnung der Universität Wittenberg keineswegs erbaut, weil man eine bedeutende Concurrenz fürchtete. In Wittenberg war das Leben billiger, man hatte „leichte Zehrung allda", außerdem sollten „exquisite Legenten" an die neue Hochschule berufen worden sein, man hatte deshalb allen Grund, sich vor einer Massenauswanderung der Leipziger Studenten nach Wittenberg zu fürchten, besonders da man schon seit einiger Zeit bemerkt zu haben glaubte, daß die Studenten in Leipzig nicht mehr recht heimisch und seßhaft werden wollten. Und die Zustände der Leipziger Universität lassen eine solche Befürchtung nur als zu berechtigt erscheinen. Freilich war schon 1462 Petrus

*) Benutzt habe ich zu dieser Arbeit vor Allem Felician Geß: „Die Leipziger Universität im Jahre 1502", in der Festschrift zum Deutschen Historikertage in Leipzig 1854. Felician Geß: „Leipzig und Wittenberg. Ein Beitrag zur sächsischen Reformationsgeschichte", Neues Archiv f. sächs. Gesch. Bd. XVI. Paulsen: „Geschichte des gelehrten Unterrichts". Lamprecht: „Deutsche Geschichte" Bd. V, 1. v. Bezold: „Geschichte der deutschen Reformation." Dav. Strauß: „Ulrich v. Hutten" Ferner die Allgemeine deutsche Biographie, das Urkundenbuch der Universität Leipzig und den Codex Augusteus.

Luder auf kurze Zeit in Leipzig aufgetaucht, aber er war wohl der ungeeignetste Mann, um hier für die neue Richtung, als deren Vertreter er sich in hochtönenden Phrasen einführte, Propaganda zu machen, auch war er bald wieder davongezogen und so waren in Leipzig die alten Zustände geblieben. Und was für Zustände! Man braucht die Kenntniß hierfür nicht allein aus den epistolis obscurorum virorum an das Haupt derselben, Cotuinus Gratius in Köln, zu schöpfen, in deren erstem Brief uns die köstliche Schilderung eines Leipziger prandium magistrale gegeben ist, bei dem sich diese seltsamen scholastischen Käuze mit Aufwendung all' ihres dialektischen Scharfsinns über die tiefsinnige und wichtige Frage streiten, ob Jemand, der zum Magister promovirt werden soll, richtiger noster magistrandus, oder magister nostrandus genannt werden müsse. Es liegen uns hierfür andere, beweiskräftigere Berichte vor, die uns Felician Geß in seinem Aufsatz: „Die Leipziger Universität im Jahre 1502" wiedergiebt.

Herzog Georg von Sachsen, der sich nachmals so sehr um die Gewinnung Leipzigs für die humanistischen Studien verdient gemacht hat, weilte im October 1502, als die Nachricht von der Eröffnung Wittenbergs eintraf, in Leipzig, er erkannte sofort die von dorther drohende Gefahr für seine Universität und forderte vom Rector und sämmtlichen Docenten umgehend schriftliche Gutachten über die Mißstände und Vorschläge zu ihrer Beseitigung ein. Die bekanntesten unter den Verfassern dieser Berichte sind der Theologe Wimpina, der Mediciner und spätere Freund Luther's Stromer von Auerbach, der in den Jahren 1519 bis 1530 Auerbach's Hof erbaute und den berühmten Keller anlegte, ferner die Juristen Johannes Breitenbach und Laurentius Zcoch. Hier stellten sich nun die furchtbarsten Mißstände heraus. Die meisten Gutachten beginnen mit einer Charakteristik der theologischen Facultät, weil sie die oberste sei und sich anmaße, in alle Angelegenheiten der anderen Facultäten hineinzureden. Ihre Herrschsucht wird allgemein beklagt, dabei halten sich die meisten ihrer Mitglieder seit Jahr und Tag gar nicht in Leipzig auf, obgleich sie ihr jährliches Gehalt ruhig weiter beziehen, sondern pflegen ein beschauliches Dasein in Magdeburg, Merseburg und anderen Orten. Wimpina hält dabei ihre Rückberufung gar nicht einmal für wünschenswerth, da sie der Facultät doch wenig Ruhm bringen würden. Oft seien nur zwei Doctoren der heiligen Schrift in Leipzig anwesend und daher gäbe es nur wenige und dabei schlechte, ermüdende und schleppende theologische Vorlesungen. Ein Professor habe 24 Jahre über 8 Capitel des Jeremias gelesen, viele in 10 und mehr Jahren nicht 50 Lectionen gehalten. Ein anderes Gutachten versichert bei Eid und Pflicht: „das von allen doctoribus genanter Faculteten in eynem ganzen Jhare nicht zehen lectiones gelessen werden; und wan sie lessen, so lessen sie doch also, das wenigk frucht den, dye do zuhoren, dorauss erwechset; und wan eyner, der in der heyligen schrifft allhie zu leypczk studiret, methusalems Jhar erlangen mochte, das itzund unmoglich ist, so konde er kaum librum ysaye ausshoren mit der weysse, als sye lessen, wan eyn Doctor zu lessen uff dye cathedra kompt, so siezt er und kuekt aus seyner kappen und lisst, das er sich selber kaum horen kan; hyrumb mussen vihl von hinnen kegen Pariss, Kollen und andere universiteten zihen umb des willen, das sye alhye nicht lectiones haben" — — „also wachsen unsere Theologie (wie) das grass im Winter." Nur Wimpina wird als fleißig und mit Erfolg lehrend unter den Theologen gerühmt.

Unter den Juristen erhalten das gleiche Lob nur Johannes Breitenbach und Dr. Joh. Wilde. Besonders mangelt es hier an würdigen Vertretern für das römische Recht. Außerdem wird Herabsetzung der Promotionskosten gefordert, unter 200 Gulden könne jetzt Niemand den Grad eines Dr. iuris utriusque erlangen. Dagegen sollen die wissenschaftlichen Ansprüche gesteigert werden, man habe Leute zu Baccalaureen des geistlichen Rechts gemacht, die nicht Latein reden konnten und sich kaum ein Vierteljahr an einer Universität aufgehalten hätten. Von der medicinischen Facultät, die unbedeutend und ein beschauliches Stillleben für sich führte, erfahren wir wenig. Um so wichtiger ist die Artistenfacultät, auf je ein Mitglied der drei anderen Facultäten werden 30 von ihr gerechnet, als Schüler oder Lehrer hatte wohl jedes Mitglied der anderen Facultäten ihr einmal angehört, sie bildete eine Art Vorschule für die übrigen, viele fungirten als Magister und Lehrer in ihr und standen zugleich als Schüler in einer der anderen. In ihr spalteten sich die Magister in zwei Classen, in die der Facultisten und die der Nichtfacultisten. Jene bildeten das concilium facultatis und entschieden dort alle Facultätsangelegenheiten, sie allein bezogen ein festes Gehalt und die Examenssporteln flossen in ihre Taschen. Diese mußten sich durch Privatunterricht, Behausung und Beköstigung von Studenten oft kärglich genug weiterhelfen, und oft nahmen die Facultisten ihnen auch noch diesen Erwerbszweig weg, denn die Facultisten allein entschieden später über das Wohl und Wehe der Examinanden. Allgemeine Klage erhebt sich über den Eigennutz dieser Facultisten gegenüber Studenten und Nichtfacultisten. Es herrschte bei ihnen „sanctus denarius", wer sie nicht grüßt mit zugeschlossener Hand, der falle trotz der besten Kenntnisse durchs Examen, giebt man ihnen den Rock, nehmen sie viel lieber das Hemde dazu und thun wie der Narr, der, als er unter beiden wählen sollte, meinte: „es were alles peydes gut peyeynander". Sie thun den guten armen Gesellen gleich den Gänsen, ohne daß sie nicht gesengt und gebraten werden. Sende man einen Esel mit Geld zu ihnen ins Examen, so würde er nicht von ihnen rejicirt werden. „Wer beutelsamen zu sehen (säen) hat, der mag gut hoffnung haben" &c. Auch ein Nichtfacultist durfte freilich einen akademischen Grad ertheilen, aber er gehörte nicht der Examenscommmission an; stand er darum nicht gut mit den Facultisten und schmeichelte ihnen recht, so waren die Aussichten für seinen Promovenden ungünstig. Ueberhaupt war es den Facultisten mit der Zeit gelungen, die Lehrfreiheit und Lehrgelegenheit der Nichtfacultisten auf alle mögliche Weise einzuschränken und ihnen den endlichen Eintritt in die Facultät zu erschweren. Tyrannei und Cliquenwesen herrsche in der Facultät, man nannte die Facultisten nach ihrem Führer, Joh. Fabri aus Donauwörth, den „schwäbischen Bund". Man forderte Säuberung der Facultät von den anstößigen Elementen und Aufhebung der Beschränkung ihrer Mitgliederzahl auf 16. Auch noch andere Dinge wurden ihnen vorgeworfen, man sprach von „iren weybern und kindern, von den sye nicht veter heyssen wollen". Imhoff, zwar selbst ein Facultist, aber ganz auf gegnerischer Seite, sagt von einem aus dieser Zahl, dem Nicolaus Curia: „er lesst seyn bulschaft offenberlich alle tage und wan iss yn gelost zu yhm gehen und si obern seynen tisch speyst, dass seyn geseln all sehn". Doch solche Vorwürfe wurden auch gegen viele Andere erhoben, es war ein ganz allgemeines Uebel. „iss eyn Collegium zu liptzig, genant das furstencollegium, iss soll das bubencollegium genant werden", dadurch würden die Studenten und Magister verführt, denn „wan der apt wurffel uff liget, so spiln dy monch". Hauptsächlich nach den Vorschlägen Wimpina's und Breitenbach's führte nun Herzog Georg im November 1502 eine Reformation durch, doch mit ganz geringem Erfolg, es blieb fast Alles beim Alten.

Wenden wir uns nach dieser eingehenden Schilderung der Leipziger Verhältnisse nach Wittenberg, um zu sehen, wie dort die Dinge lagen. Hier zeigte sich von Anfang an der Einfluß des humanistischen Geistes, bei früheren Errichtungen von Universitäten hatte der Papst die Eröffnungsbulle ertheilt, hier that es Kaiser Maximilian, es heißt in ihr: die Pflege der Wissenschaften und der schönen Literatur sei die Aufgabe des Kaisers, als Ziel der akademischen Erziehung wird die Aufgabe hingestellt, die Jugend tüchtig und geschickt zu machen für das weltliche Regiment und die Aufgaben des öffentlichen Lebens. Aber trotz des anfänglichen großen Zuzuges blieb die Frequenz in den ersten Jahren doch hinter der erwarteten Zahl zurück und die Leipziger Befürchtungen schienen sich fürs Erste nicht erfüllen zu sollen. Der aus Bologna zurückgekehrte, etwas großsprecherische Jurist Christoph Scheurl rühmte zwar Wittenberg nach, daß in ganz Italien keine Universität sich finde, die Wittenberg an Zahl ausgezeichneter Gelehrten gleichkomme, aber Wittenberg lag doch zu sehr an den Grenzen der Cultur, um sofort zu einem Brennpunkt geistigen Lebens in Deutschland zu werden. Immerhin wirkten schon von Anfang an in ihr eine große Zahl tüchtiger Gelehrter mit tönenden Namen, so in der theologischen Facultät Staupitz, Mellerstadt, Trutvetter, in der philosophischen neben Anhängern der alten Richtung, Thomisten und Skotisten, auch namhafte Anhänger des Humanismus, so als einer der Ersten schon 1502 Herrmann von dem Busche, genannt Herrmanus Buschius Pasiphilus. Ludwig Geiger nennt ihn den Classiker des deutschen Humanismus, dessen Schriften nach Form und Inhalt noch heute lesenswerth seien. Er war 1468 in Westfalen geboren und entstammte einem ritterlichen Geschlechte. Seine erste Bildung empfing er in der berühmten Schule des Alexander Hegius in

Deventer, dann ging er über Heidelberg und Tübingen nach Italien, wo er sich fünf Jahre bis 1491 aufhielt, er erwarb sich dort eine gediegene Kenntniß und große Gewandtheit des Latein und verfaßte dort zwei Bücher Epigramme, in denen Vaterlandsliebe, Begeisterung für die neuen Studien und ein frommer Sinn sich äußerten, über Paris kam er 1494 nach Köln und begann nun als erster humanistischer Wanderlehrer, der Zeit und Kraft auf die Verbreitung der neuen Wissenschaften verwandte, eine durch glänzenden Erfolg belohnte, jahrelange Fahrt durch Deutschland. Nirgends lange verweilend, durchzog er das ganze nördliche und westliche Deutschland, über Hamm, Münster, Osnabrück, Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar kam er 1501 nach Rostock, wo er seinen ersten Zusammenstoß mit den Scholastikern hatte, über Greifswald erschien er dann 1502 in Wittenberg, doch treffen wir ihn schon im nächsten Jahre wieder in Leipzig, wo er endlich für einige Jahre zur Ruhe kam. Neben Busch werden uns noch als Humanisten in Wittenberg genannt Sbrulius und Otto Beckmann. Aber auch hier in Wittenberg waren die humanistischen Vorlesungen nicht obligatorisch, noch 1508 finden wir für die Baccalaureats- und Magisterprüfung noch ganz die alten Leistungen vorgeschrieben.

Auch in Leipzig begannen sich bald die ersten humanistischen Anfänge zu regen und fanden in dem hochgebildeten Herzog Georg einen eifrigen und verständnißvollen Förderer. Den kurzen Aufenthalt Petrus Luder's in Leipzig habe ich schon erwähnt. 1503 nahm der Herzog für Leipzig Herrmann von dem Busche in seinen Dienst, hier verfaßte dieser ein neues Buch Epigramme, sowie 1504 ein Lobgedicht auf Leipzig und ein zweites in puellas Lipsienses, was ihm Paulsen besonders übel zu nehmen scheint, der überhaupt alle diese Männer nur als ein verlumptes Gesindel darzustellen beliebt. Besonders ökonomisch veranlagt scheint Buschius allerdings nicht gewesen zu sein, denn er erzählt selbst, daß er sich von den Dichtern, über die er lesen wollte, immer erst ein Exemplar für die Vorlesung irgendwoher habe entleihen müssen. 1507 verließ er Leipzig und ging über Wittenberg nach Köln. In demselben Jahr, in dem Buschius Leipzig verließ, trafen zwei andere Männer, Lehrer und Schüler, von Frankfurt a. O. her in Leipzig ein, Joh. Rhagius Aesticampianus und Ulrich v. Hutten. Von des Letzteren Aufenthalt in Leipzig wissen wir so gut wie nichts, er wurde in der bayerischen Nation immatriculirt und muß spätestens im Frühjahr 1509 Leipzig wieder verlassen haben, da er schon im Sommer 1509 in Greifswald wieder auftaucht. Aesticampianus, oder wie er eigentlich hieß, Rack aus Sommerfeld, wurde ebenfalls vom Herzog Georg in Leipzig festgehalten. Er war 1460 geboren, studirte in Italien und wurde dort vom Papst mit dem Dichterlorbeer gekrönt, dann hielt er sich in Frankreich auf, kehrte um die Wende des Jahrhunderts nach Deutschland zurück und begann nun gleich Herrmann von dem Busche während eines Jahrzehntes seine Wanderfahrten durch Deutschland, überall die neuen Studien verbreitend. In Freiburg wurde er auch vom Kaiser als poeta gekrönt, dann zog er über Speier, Köln, Basel, Krakau, Frankfurt a. O. nach Leipzig, von dort 1511 über Freiberg nach Wittenberg, wo er sich eng an Luther und Melanchthon anschloß. In Leipzig las er eifrig über Plinius, Livius, Plautus, Horaz, Vergil, Marcianus Capella, Cicero, Tacitus und Hieronymus und hatte sich bald durch sein keckes Auftreten den Haß der gesammten alten Richtung zugezogen. Alle möglichen Schwierigkeiten wurden ihm in den Weg gelegt, zuletzt verschlossen ihm sämmtliche Facultäten ihre Hörsäle, als Grund wird in einem der Dunkelmännerbriefe erzählt, Aesticampian habe erklärt, ein poeta sei mehr werth, als 10 Leipziger Magister, ein Ausspruch, mit dem er, wenn man die Berichte von 1502 vergleicht, nicht so sehr Unrecht gehabt haben mag, weiter habe er gesagt, meldet der Brief, die Leipziger seien nicht Magister in den sieben freien Künsten, sondern „in septem peccatis mortalibus". Als er sich durch die Verweigerung der Auditorien in seiner Lehrthätigkeit gehindert sah, griff er in einer kecken Rede seine Leipziger Gegner mit beißendem Spotte an, er verglich seine Leistungen, deren er sich allerdings rühmen durfte, mit ihren kläglichen und erklärte, daß er Leipzig freiwillig verlasse. Infolge dieser Rede wurde er von der Universität auf 10 Jahre relegirt. Nach diesen Vorgängen hatte Herzog Georg bei einer erneuten Untersuchung der Verhältnisse seiner Leipziger Universität Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß sich hier trotz seiner Reformen so gut wie nichts geändert. Die Theologen lebten nach wie vor auswärts, Juristen und Mediciner gingen mehr ihrer Praxis nach, als den Vorlesungen obzuliegen, die Concubinenwirthschaft stand im schönsten Flor, weil Keiner „der katzen dye schellen anhengen" mochte und die Nichtfacultisten klagten noch ebenso über Zurücksetzung. Seit Aesticampian's keckem Auftreten war die Kluft zwischen der alten und neuen Richtung in der philosophischen Facultät immer größer geworden, die Alten lasen vor immer leerer werdenden Bänken fast nur über Thomas v. Aquino und seinen Haupterklärer Joh. Capreolus, während ein großer Theil der jungen Magister in die Bahnen der verhaßten Poeten eingelenkt war. Vergebens wiesen die Alten auf die Gefährlichkeit der neuen Studien hin, durch welche die Studenten nur Liebesabenteuer und Unzucht lernten, die sie dann in jugendlicher Hitze und Neigung in die That umsetzten. — Herzog Georg blieb der neuen Richtung gewogen. Jetzt begann man auch Terenz in Leipzig zu erklären und 1514 wurden unter Leitung des jungen Magister Lemberger Komödien von Plautus und Terenz auf dem Rathhause durch Studenten aufgeführt. Ebenso begann 1515 in Leipzig das intensivere Studium des Griechischen, freilich hatte schon Buschius 1504 die Anfangsgründe desselben vorgetragen, aber über diese war man bisher in Leipzig nicht hinausgekommen, jetzt, im Jahre 1515, berief der Herzog den ausgezeichneten Gräcisten Richard Crocus nach Leipzig. Dieser war in London geboren während der Regierung Heinrich's VII., er studirte unter Aleander in Paris, ging dann nach Loewen und Köln und 1515 wegen der von Mutian ihm gelobten Leipziger Bibliothek nach Leipzig, er erschloß hier erst die Kenntniß des ganzen Griechisch. 1519 wurde er nach England zurückberufen als Nachfolger des Erasmus an der Universität Cambridge. In Leipzig wußte er sich leidlich mit den Vertretern der alten Richtung zu stellen, die Herzen der Jungen eroberte er sich im Fluge, zu seinen Schülern gehören so bedeutende Männer wie Mag. Veit. Werler, Mag. Helt, Creutziger, der spätere Schloßprediger in Wittenberg, und Camerarius. 1517 erschien neben Crocus ein zweiter Gräcist in Leipzig, Petrus Mosellanus, eigentlich P. Schade, er war zu Bruttig in der Moselgegend 1493 geboren, studirte in Köln und trieb schon dort griechische Studien, unter Crocus vervollkommnete er sich in diesen Studien und wußte sich schon neben ihm einen Kreis von Zuhörern zu verschaffen, nach Crocus' Weggang wurde er sein Nachfolger in der griechischen Professur, damit war mit einer gleichzeitig eintretenden Aenderung des Studienplanes, in welchen jetzt auch die humanistischen Studien aufgenommen wurden, Leipzig für den Humanismus gewonnen.

Während aber in Leipzig die Theologen und immer noch ein großer und gerade der zünftige Theil der Philosophen an dem Alten festhielt, war man in Wittenberg unter Luther's und Spalatin's Leitung viel radicaler geworden, ich fasse mich mit Absicht über diese Vorgänge in Wittenberg bedeutend kürzer, weil sie viel mehr bekannt sind. Hier verdrängte Luther durch das Neue Testament und Augustin zuerst unter dem Widerstand, bald aber der allgemeinen Zustimmung seiner alten scholastischen Collegen, den Thomas und Aristoteles, 1517 wurde Aesticampian für eine lectio Plinia nach Wittenberg berufen, am 30. März 1518 wandte sich der Kurfürst auf das Drängen Luther's an Reuchlin mit der Bitte, ihm einen Gräcisten und Hebraisten zu senden; als ersterer traf 1518 Melanchthon, der Großneffe Reuchlin's, in Wittenberg ein, sein Erfolg war ein kolossaler, er las oft vor einem Auditorium von 500—600 Zuhörern. Einige Monate nach Melanchthon langte auch der Hebraist Joh. Böschenstein in Wittenberg an, dieser enttäuschte jedoch die auf ihn gesetzten Hoffnungen sehr, er blieb nur zwei Monate in Wittenberg, nach seinem Fortgang übernahm der unermüdliche Melanchthon auch seine Vorlesungen. Nun bemühte man sich in Wittenberg um einen neuen Lehrer für das Hebräische, ausersehen war dafür Cellarius aus Heidelberg, aber die Verhandlungen mit ihm zerschlugen sich und es gelang Herzog Georg, Cellarius nun seinerseits für Leipzig zu gewinnen.

Die im Jahre 1519 zwischen Eck, Karlstadt und Luther in Leipzig stattfindende Disputation übergehe ich hier auch, weil ihre Geschichte und Ausgang allgemein bekannt. Mosellanus hatte die Eröffnungsrede gehalten. Nach der Disputation, nachdem er trotz des größten Widerstandes der Leipziger Theologen zum Baccalaureus theol. promovirt war und im Sommersemester 1520 sogar zum Rector der Universität erwählt worden war, begann er sich dem Studium des Neuen Testamentes und der patristischen Literatur zuzuwenden und hielt unter großem Zulauf Vorlesungen darüber. Obgleich nie ein unbedingter Anhänger Luther's, näherte er sich ihm doch oft in einer für Leipzig

nicht angängigen Weise, da ja Herzog Georg zu den heftigsten Gegnern Luther's gehörte. Dieser Zwiespalt verdunkelte die letzten Lebenstage Mosellan's, vergebens hatte er sich immer wieder um eine Anstellung in Wittenberg bemüht, es war ihm nicht gelungen, dorthin zu gelangen. Wer weiß, ob nicht doch Mosellan schließlich noch den fortwährenden Verdächtigungen der Leipziger Theologen bei Herzog Georg zum Opfer gefallen wäre, wenn er nicht 1524 am 19. April gestorben wäre. Melanchthon weilte an seinem Todtenbette, er schrieb darüber: „Sein Tod ist ein schwerer Verlust für die Wissenschaft, denn seine Gaben waren ganz außerordentlich." In den Rectoratsacten Leipzigs aber schrieb der damalige Rector Reusch hinter die Notiz von seinem Hinscheiden: „preter etatem in utraque lingua peritissimus, gymnasii nostri suprema columna".

Damit sind wir zum Abschluß gelangt, wir haben gesehen, wie in beiden Universitäten die humanistische Richtung zum Siege gelangte, wie sie aber auch sofort danach von der jüngeren Bewegung, der Reformation, an die zweite Stelle gedrängt wurde, nur mit dem einen Unterschiede, Wittenberg blühte empor, weil sich in ihr die neue Theologie frei entfalten durfte. In Leipzig legten die Anhänger des Neuen, entmuthigt durch den Tod ihres Führers, das griechische Neue Testament aus der Hand und wandten sich anderen Wissenschaften, der Jurisprudenz und Medicin zu, die alte Theologie war ihres gefährlichen Gegners ledig, aber ihre Hörsäle füllten sich deshalb nicht wieder. Erst nach Herzog Georg's Tode führte Camerarius eine neue Blüthe der classischen Studien in Leipzig herbei und erst nach dem Einzug der Reformation begann Leipzig sich langsam wieder zu heben, stand aber bis in die Mitte des Jahrhunderts hinter Wittenberg weit zurück. Es ist eine große Zeit, die wir eben haben an uns vorüberziehen lassen, groß und schön und wohlberechtigt war der jubelnde Zuruf ihres eigenartigsten und vielseitigsten Sohnes, den David Strauß in seinem köstlichen Buch mit Recht dem deutschen Volk als einen Heros vor die Seele gestellt hat, als er seiner Zeit zurief: „O Jahrhundert, die Studien blüh'n, es ist eine Lust, zu leben!"

Bücherbesprechungen.

— Die Apostellehre und der Dekalog im Unterrichte der alten Kirche. Von Oskar Moe, Pastor. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1896. 1 ℳ 20 ₰. — Die Frage, die der norwegische Theolog hier zu beantworten sucht, scheint sehr einfach zu sein, die Frage, welche Stellung die alte christliche Kirche zu den zehn Geboten eingenommen habe. Daß sie in Wahrheit nicht so einfach ist, weiß jeder Kundige, aber nur Solche, die sich eingehend mit der Sache beschäftigt haben, kennen die großen Schwierigkeiten, mit denen ein Forscher zur Gewinnung einer klaren Feststellung der Thatsachen hier zu kämpfen hat. Zu völliger Klarheit konnten auch die größten Meister der katechetischen Wissenschaft nicht gelangen, weil der Schlüssel zu der auffallenden Erscheinung fehlte, daß jene zehn Gebote gerade in der ältesten christlichen Literatur nirgends als ein Ganzes erscheinen, als welches wir sie doch nach unseren Begriffen in der kirchlichen Lehre selbstverständlich suchen. Diesen Schlüssel bot die Auffindung und Veröffentlichung der sogenannten „Lehre der zwölf Apostel", der ältesten christlichen Kirchenordnung und zugleich des ältesten kirchlichen Lehrbuches, dessen Abfassung man in die erste nachapostolische Periode gesetzt hat. Hieraus ergiebt sich, was man nach den Briefen der Apostel vermuthen, aber nicht beweisen kann, daß die älteste Christenheit zum Dekalog dieselbe freie Stellung eingenommen hat, wie zum ganzen mosaischen Gesetz, indem sie aus ihm herübernahm, was dem christlichen Liebesgebot entspricht, und das Uebrige an dem Maß christlicher Freiheit maß. So erklärt es sich, daß erst in späterer Zeit Dekaloge in der Christenheit für den Volks- und Jugendunterricht aufgenommen worden sind, und zwar, gerade wie beim Glaubensbekenntniß, in verschiedenen Formulirungen, bis Augustin seine Form aufstellte, die in die mittelalterliche und wenig geändert auch in die Reformationskirche übergegangen ist. Diesen Gang der Entwickelung beschreibt uns der Verfasser mit genauer Berücksichtigung der ganzen in Betracht kommenden Literatur und liefert auf solche Weise als sehr dankenswerthe Zugabe zugleich eine Geschichte des Katechumenats in der alten Kirche. Seine Arbeit ist ein kleines Meisterstück der Specialforschung, dessen Fortsetzung auch schon verheißen ist. B. K.

— Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika auf Grund von Prof. Dr. H. E. Jacobs' „History of the Evang.-Luth. Church in the United States" bearbeitet von Georg J. Fritschel, Pastor der evang.-lutherischen Westend-Mission zu Galveston, Texas. Erster Theil: Geschichte der Entwickelung der lutherischen Kirche in Amerika bis zu Mühlenberg's Tode. Mit 25 Abbildungen und Karten. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1896. 211 Seiten. Preis 3,50 ℳ — Das vorliegende Buch ist nicht blos eine Bearbeitung der Geschichte H. E. Jacobs', sondern schöpft auch aus einigen anderen Quellen, wie der Geschichte Graebner's u. a. Da es für deutsche Leser berechnet ist, so sind aus dem Jacobs'schen Werke die für amerikanisches Publicum berechneten Mittheilungen gestrichen worden. Der Verfasser hat im Vorwort eine Rechtfertigung seines Unternehmens gegeben; er meint, daß diese deutsche Bearbeitung schon darum für Deutschland wichtig sei, als unsere lutherische Kirche von der freien Entwickelung der amerikanischen Schwesterkirche lernen könne; denn die lutherische Kirche in Deutschland gehe der Entstaatlichung entgegen; sei es, daß der Staat sie freilasse, oder die bekenntnißtreuen Lutheraner früher oder später hinausgedrängt oder hinausgetrieben würden. Wir sind nicht ganz derselben Meinung, und auch der Herausgeber findet, daß die Versuche, die bis jetzt zur Begründung einer lutherischen Freikirche in Deutschland gemacht sind, trauriger und demüthigender Art seien; er glaubt indessen, daß, wenn man das lutherische Bekenntniß nicht zu enge fasse, die Gründung einer freien lutherischen Kirche dennoch gelingen werde. Wenn wir von der Absicht absehen, uns in der Entwickelung der Freikirche Amerikas ein für unsere Verhältnisse maßgebliches Muster vorzuhalten, können wir die Herausgabe dieser Geschichte, die in der Behandlung des Stoffes klar und übersichtlich ist, anerkennen. Die Geschichte der lutherischen Kirche Amerikas bietet dem deutschen Leser viel Interessantes; sie ist hier in drei Abtheilungen behandelt, in denen uns die Kirchenstiftung der holländischen, schwedischen und deutschen Lutheraner bis auf Mühlenberg erzählt wird. Die beigegebenen Illustrationen und Karten machen das Buch noch anziehender. D. K.

— Das Leben ist das Licht. (Ev. Joh. 1, 4.) Theologische Bekenntnisse eines Schriftgläubigen von Hermann Plitt, weiland Director des theologischen Seminars der evangelischen Brüdergemeinde. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1896. 440 S. — Der betagte Dogmatiker der Brüdergemeinde läßt hier eine neue Frucht seines christlich-reifen Denkens ausgehen, theologische Bekenntnisse, die sich an seine im Jahre 1863 erschienene „evangelische Glaubenslehre nach Schrift und Erfahrung" anschließen. Der Verfasser hat wohl nicht unrecht, wenn er glaubt, daß bei der historisch-kritischen Richtung der gegenwärtigen Theologie seine Bekenntnisse nicht viel Beifall finden werden, er tröstet sich jedoch damit, daß, nachdem die jetzige historische Kritik ihre Einzelarbeit eine Zeit lang gethan haben und fühlen wird, daß sie manche ihrer Behauptungen und vermeintlichen Resultate zurückziehen muß, wieder ein Verlangen nach einheitlicher, systematischer Arbeit sich regen wird. Es ist hier nicht der Ort, eingehend seine auf die heilige Schrift und die christliche Denkvertiefung gegründete Arbeit zu besprechen, in welcher ein geschlossenes System, ausgehend von der absoluten Persönlichkeit Gottes bis zur Vollendung des Reiches Gottes in der ewigen Herrlichkeit, aufgebaut wird. So schriftgebunden seine Ausführungen sind, so steht er doch frei und unbefangen der „unvollkommenen" menschlichen Arbeit an der gottgegebenen Schrift gegenüber, ja er kann mit Zinzendorf diese Unvollkommenheiten als ein weiteres Zeichen ihres göttlichen Ursprungs erweisen. Die ethische Persönlichkeit bedingt eine freie Selbstaneignung und kann nicht unter ein mechanisches Lehrgesetz des Buchstabens gesetzt werden. So steht er ungebunden den Symbolen gegenüber und muß es als einen Verstoß gegen das protestantische Grundprincip ansehen, daß die evangelische Kirche auch das pseudoathanasianische Symbolum quicunque als ihr Bekenntniß annahm. Hermann Plitt bezeichnet seine Arbeit als eine Saat auf Hoffnung, jedenfalls aber wird die Dogmatik an diesem Werke des ehrwürdigen Zeugen nicht vorübergehen. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 127. Donnerstag, den 22. October. 1896.

August Graf von Platen.

(Zu seinem 100jährigen Geburtstage.)

August Graf von Platen-Hallermünde wurde vor 100 Jahren, am 24. October 1796, zu Ansbach geboren, wo sein Vater Oberforstmeister war. Seine Geburtsstadt war auch die des einst gefeierten Dichters Peter Uz. Der zum Militärdienste bestimmte Knabe kam, als er 10 Jahre alt war, in die königl. Cadettenschule zu München. Die Schilderung, welche er vom Leben und der Erziehung der Cadetten entwirft, erinnert mannigfach an die hohe Karlsschule. „Alles ging nach der Uhr, Glocke oder Trommel oder Trompete gaben das Zeichen zu allen Beschäftigungen.“ So selbstverständlich diese militärische Disciplin in einer Cadettenanstalt ist, so wenig läßt sich verkennen, daß sie auf Platen's Entwickelung von nachtheiligem Einfluß war, indem sie die ihm angeborene Anlage zum Pedantismus, welche schon durch die häusliche Erziehung befördert war, weiter ausbilden half. Den 3 Classen der Censuren entsprechen 3 Classen von Tischen; „auf den guten wurde am meisten, auf den schlechten am wenigsten Essen gereicht.“ Platen hielt sich stets auf den mittleren. Die Lectüre und der Briefwechsel der Cadetten wurde strengstens beaufsichtigt und dem jungen Platen wurde sehr verargt, daß er Verse machte. Er mußte vielfachen Spott deshalb erdulden. Platen verhehlte nicht, wie sehr er nachgerade das Drückende seiner Lage fühlte und sich aus dem Cadettenhause heraussehnte, was ihm natürlich die Unzufriedenheit des Vorstandes in erhöhtem Maße zuzog. Strafen folgten auf Strafen, und der Unzufriedenheit mit ihm hielt sein Trotz das Gleichgewicht. Aber Platen war kein Schiller. Was diesen zu thatkräftigem Handeln und endlich zu gewaltsamer Selbstbefreiung trieb, veranlaßte jenen nur sich immer eigensinniger und mürrischer in sich selbst zurückzuziehen. Schiller überwand den äußeren Druck auch äußerlich, weil er ihn vollständig innerlich überwunden hatte; Platen setzte ihm nur einen intermittirenden inneren Gegendruck entgegen; zu seiner schüchternen Schweigsamkeit, seiner unfruchtbaren Selbstbetrachtung und verbitterten Melancholie wurde hier der Grund gelegt, soweit es nicht bereits im Elternhause geschehen war. Aus dem Cadettencorps trat der junge Platen in die Pagerie, die er in vieler Hinsicht als eine Erlösung von Druck und Zwang betrachten durfte. Er war nicht ungern bei Hofe, obwohl er wie die übrigen Pagen bei Tafel aufwarten, die Schleppen der Damen tragen und bei Kirchenfeierlichkeiten allerhand Dienste thun mußte. „Das Leben am Hofe,“ so schreibt er, „machte doch einen großen Eindruck auf mich. So kleinlich auch Manches bei näherer Betrachtung sein mog, so hat doch Alles äußerlich den Schein des Großen und Sorgenfreien. Wie die Zauberspiele eines Gauklers gewährt es einen erfreulichen Anblick, wenn man dem inneren Räderwerk nicht nachspürt.“ Mit naiver Offenheit gesteht Platen, daß er beim Austritt aus der Pagerie sich am schwersten von seinem schönen Galakleide getrennt habe, das ihm so theuer gewesen wie Werthern sein blauer Frack, wenngleich er später die Officiersuniform, die doch fast alle Jünglinge bethört, keineswegs liebte, sondern die bürgerliche Kleidung aufrichtig vorzog. Zwei Wege waren es, welche aus der Pagerie herausführten, das akademische Studium mit der darauf folgenden Beamtenlaufbahn und der Officierstand. Die Edelknaben der ersten Kategorie erhielten vom Könige während ihrer Studienzeit eine Jahresunterstützung von 600 Gulden. Trotz der trüben Erfahrungen in der Cadettenanstalt wählte Platen den Officierstand und zwar aus den merkwürdigsten Beweggründen und gegen den Rath seiner Freunde. Er wollte Officier werden, nicht um Officier, sondern um Bücherwurm und Dichter zu sein. „Mein Entschluß, Soldat zu werden,“ schreibt er in seinem Tagebuch, „bleibt fest, obwohl Viele, die mich kennen, mir davon abrathen. Es sind Motive, welche nicht von dem Wesen des Soldatenstandes hergenommen sind, die mich bestimmen, sondern die durchaus den Poeten betreffen, — die viele Muße, die ich mir verspreche, die Hoffnung, die Welt zu sehen, der Aufenthalt in der Hauptstadt, die unter anderen Vortheilen besonders eine große Bibliothek bietet. Dagegen halte ich die schlechten Aussichten im Civildienst und das mir verhaßte Leben auf Universitäten, wo man sich entweder ganz der ungeselligen Einsamkeit oder dem allzu geselligen Strudel übergeben muß, und die Furcht vor Provinzialstädten.“ An die Garnisonen der Provinzialstädte denkt er freilich dabei nicht. — Platen zählte noch nicht 18 Jahre, als er im März 1814 das Lieutenantspatent erhielt. Was seine Freunde vorher gesehen hatten, traf leider nur zu bald ein. Vielleicht hätte es ihn mit dem gewählten Stande ausgesöhnt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sich an dem Befreiungskampfe gegen den von der Insel Elba zurückgekehrten Napoleon zu betheiligen, und sein jugendlicher Thatendrang wiegte sich ohne Zweifel um so mehr in solchen Hoffnungen, als sein Regiment wirklich im April 1815 Marschbefehl nach Frankreich erhielt. Allein schon in Saargemünd empfing man die Kunde von der Schlacht bei Waterloo, so daß sich der erträumte Feldzug in einen thatenlosen und langweiligen Hin- und Rückmarsch — eine militärische Promenade — auflöste. Unter solchen Umständen mußte natürlich der unauflösliche Zwiespalt zwischen Platen's Charakter und seinem Stande bald zum Ausbruch kommen. Zur Parade erschien er in Nankinbeinkleidern statt der befohlenen blautuchenen; zum Exerciren, das sein Studium unterbrach, kam er zu spät; auf dem Marsche in Frankreich vertiefte er sich mit einem Kameraden in tagelange Gespräche über Literatur und Dichtkunst, ja er las ihm sogar unterwegs seine Gedichte vor; auf der Wache am Isarthore studirte er Fichte's Bestimmung des Menschen; von der gewöhnlichen adeligen Officiersgeselligkeit schloß er sich aus und ging lieber mit Bürgerlichen, namentlich mit jungen Lehrern um. Wiederholte Verweise und Strafen konnten dabei natürlich nicht ausbleiben. Sein Oberst, der ein alter Gamaschenheld gewesen zu sein scheint, verhehlte seine Unzufriedenheit und Abneigung gegen ihn nicht und erklärte ihn geradezu untauglich zum Soldaten. Da Platen sich einem äußerlichen Schematismus durchaus nicht unterordnen konnte, so wurde das Bedürfniß, Einheit und Abschluß in seine Studien zu bringen, endlich so lebhaft, daß er sich zum Besuch der noch vor Kurzem verabscheuten Universität entschloß und sich durch seine Gönner nicht allein den dazu nöthigen Urlaub, sondern auch das königliche Stipendium von 600 Gulden erwirkte. So bezog er im April 1818 die Universität Würzburg, die er später mit Erlangen vertauschte. Daß er, der Graf und Officier, zu diesem Behufe nachträglich sein Maturitätsexamen ablegte, ist ein ehrenvolles Zeugniß seines gediegenen Strebens.

Platen war, wie aus seinem Tagebuche deutlich hervorgeht, durchaus kein liebenswürdiger Mensch. Es fehlte ihm alle Leichtigkeit und Fröhlichkeit der Jugend. Er wußte, was man bei seinem Stande am wenigsten erwarten sollte, sich nicht in Gesellschaft zu bewegen; er war zaghaft, verlegen, ungewandt und altklug, und war sich dieser Mängel sogar bewußt. Sein Freund Fugger wünschte ihm Stolz und Selbstgefühl, ein Wunsch, der leider tausendfältige Frucht getragen hat. Platen war stets und mit Allem unzufrieden; zuweilen bemächtigte sich seiner ein krankhaftes Mißbehagen, wobei ihm gar nichts genügte und er nie froh ward, als wenn er etwas geradezu abstoßen konnte. Platen's Studien steuerten keineswegs auf einen künftigen Gesandten, sondern auf einen Bibliothekar los. Den letzteren Beruf rieth ihm auch Schelling mit richtigem Takte an. Mit dem Fleiß der

Verzweiflung stürzte er sich in die Erlernung todter und lebender Sprachen und erwarb sich größtentheils ohne fremde Hilfe eine größere oder geringere Kenntniß der meisten europäischen Sprachen, sowie auch des Persischen, Arabischen rc. Er las, um nicht zu sagen verschlang, alle classischen Dichter in ihrer Ursprache. Es war natürlich, daß er nicht beim Lesen der Dichter stehen blieb, er begnügte sich nicht damit, in sich aufzunehmen, er versuchte auch selbst zu schaffen. Schon in früher Jugend trug er sich mit dichterischen Plänen, namentlich zu einem großen nationalen Epos. Durch das Studium des persischen Dichters Hafis, mit dem er durch Rückert näher bekannt wurde, versenkte er sich immer mehr in den formalen Charakter der Poesie; später eignete er sich die Kunstformen der Griechen an, bis er endlich ganz in der Poesie der Form aufging. Im Herbste 1824 begab er sich nach Italien, von dem er sich kaum wieder zu trennen vermochte; eine neue Welt ging ihm dort auf, namentlich in Venedig, und er konnte ferner von dem Gedanken nach Italien zurückzukehren nicht lassen. Er schrieb an Gustav Schwab: „In Italien gedenke ich mein Leben zu beschließen und wenn ich mich dahin betteln müßte, denn nur dort hoffe ich meine Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, wenn dieses Wort nicht ein Frevel ist. Aus der bildenden Kunst ziehe ich die größten Belehrungen." Sein Wunsch ward erfüllt, als Cotta Platen's satirisches Lustspiel „Die verhängnißvolle Gabel", in welcher der Dichter die Schicksalstragödien verspottet, anständigst honorirte und König Ludwig von Bayern den erbetenen Urlaub bewilligte. Am 3. September 1826 trat er die Reise an, blieb den Winter größtentheils in Rom, ging dann im Frühjahr 1827 nach Neapel und schloß innige Freundschaft mit dem Maler und Dichter August Kopisch. Den Antrag, welcher ihm durch den damaligen Kronprinzen von Preußen, den späteren König Friedrich Wilhelm IV. gestellt wurde, gegen das jährliche Honorar von 2500 Thaler eine kritische Zeitschrift für die Bühne herauszugeben, lehnte er ab. Aber er sollte wenigstens zu einer leidlich unabhängigen Existenz gelangen, indem er Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München und vom König Ludwig von Bayern mit einem höchst anständigen Jahrgehalt bedacht wurde. Nun durchkreuzte er in bunten Wanderungen Italien, bald sich an der Kunst und Natur erfreuend, bald wieder ernsten, historischen Studien sich ergebend; den Winter 1832 brachte er ganz in Deutschland zu, da ihn die Kunde von des Vaters Tod in die Heimath rief. Im Winter 1833 kam er noch einmal nach München, um die zweite Auflage seiner Gedichte zu besorgen, und kehrte dann im April 1834 nach Italien zurück, um die heimische Erde nicht wieder zu grüßen. Nachdem er in Neapel die Seebäder gebraucht, verweilte er den Winter in Florenz, ging von da wieder nach Neapel und von hier nach Sicilien. An seinem 39. Geburtstage verließ er Palermo und gelangte am 11. November nach Syrakus, wo er im Hause des Don Mario Landolina freundlichst aufgenommen und in dem Unwohlsein, das ihn ergriffen hatte, sorglich gepflegt wurde. Allein schon hatte Nichtachtung von Seiten des Kranken das Uebel verschlimmert und im kräftigsten Mannesalter, mitten auf dem Wege zum schönsten Wirken und reichsten Ruhme, starb der Dichter am 5. December 1835 und wurde in der Villa Landolina bestattet.

Wir sehen in Platen's Wesen eine seltsame Mischung von edlem Streben und unbestreitbarem Talente, gepaart mit zaghafter und unmännlicher Melancholie, abstoßender Selbstsucht und maßloser Eitelkeit und Ueberhebung. Seine literarische und dichterische Bedeutung ist von seinen Zeitgenossen nicht in rechtem Maße gewürdigt worden; manches schiefe, halbwahre, manches verkleinernde und gehässige Urtheil hat man über ihn gefällt. Unsere Zeit hat ihn besser zu würdigen verstanden; sie hat in ihm nicht blos den Meister der Form, sondern auch den gedankenreichen Dichter und den sittlich ernsten Menschen erkannt. Seine dichterische Thätigkeit ist eine vielseitige. Wir haben zunächst kaum einen anderen Dichter neben ihm zu nennen, was die Klarheit und Reinheit der Form betrifft: Sprache und Versbau sind bei ihm, welcher Form er sich auch zuwendet, sei es antike, orientalische oder moderne, fast vollendet. Dabei ist der Gedanke ernst und lauter; Lied und Ballade, Ghasele und Hymne künden den ernst gesinnten Meister an. Vor Allem tritt in seinen Oden eine Klarheit, eine Energie und Kernhaftigkeit des Gedankens hervor, wie wir sie bei den romantischen Sängern der Befreiungskriege bei Weitem nicht finden. Als Lyriker hat Platen aber vor Allem großes Verdienst um die Ausbildung des Sonetts. Eine solche Rundung und Lieblichkeit der Form bei so seltener Beweglichkeit und solcher Fülle von Gedanken und Anschauungen, wie er sie insbesondere in seinen Sonetten auf Venedig zeigt, findet man in dieser engumrahmten Kunstform in unserer ganzen deutschen Literatur nicht wieder. Der Dichter schildert hier die Eindrücke, die er von Venedigs Anblick empfängt Die Kirchenpracht, die alten Säulengänge der Dogen, der sonnenbeglänzte Marcusplatz, die erhebende Aussicht von dem Marcusthurme auf das Meer, die Alpen und die Laguneninseln, der liebliche Genuß der Gondelfahrten in abendlicher Kühle, die Kunstwerke eines Tizian und Veronese, sowie die blühenden Frauengestalten in den Gassen, das Alles tritt uns hier lebendig und wahr vor die Seele. In den polemisch-satirischen Lustspielen, in der „Verhängnißvollen Gabel" und dem „Romantischen Oedipus" suchte Platen den griechischen Lustspieldichter Aristophanes nachzuahmen. In der „Verhängnißvollen Gabel" sucht er die Schicksalstragödien eines Grillparzer, Müllner und Houwald lächerlich zu machen, während er in dem „Romantischen Oedipus" gegen die formlose Unklarheit und Zerflossenheit der Romantik zu Felde zieht. Der Anlaß zu diesem Stücke lag in dem Angriffe, den Immermann und Heine auf den Dichter gemacht hatten und von dem er in Italien noch Kunde erhielt, weshalb denn auch Platen hier vor Allen Immermann zum Stichblatte wählte und ihn unter dem Namen Nimmermann als den Repräsentanten aller Schäden unserer Literatur darstellte. Platen versucht nun seine dramatische Kunst auch an anderen Stücken, unter denen der „Gläserne Pantoffel" und „Der Schatz des Rhampsinit" die besten sind. Das erste Stück ist eine launige Verschmelzung der Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen, die tiefes Studium der Volkspoesie zeigt. Das zweite rückt die bekannte Fabel des Herodes in die neue Zeit, so daß hier ein Gemisch alter Züge und neuer Zuthat entsteht. Auch auf dem Gebiete der Epik bewegte sich Platen und hier hat er nicht Unerhebliches geleistet. Sein Märchen „Rosensohn" und sein umfangreiches Gedicht „Die Abassiden" sind überaus liebliche Dichtungen; vorzüglich das letztere, ein orientalisches Märchen in neun Gesängen, durch welches er dem Publicum, dem er bisher nur Bitteres geboten, auch einmal seine Süßigkeit beweisen wollte, ist ein durchsichtig klares Gedicht, reich an Bildern und doch episch-einfach, das mit wohlthätiger Wärme erfüllt und in gleichmäßiger, sanfter Spannung erhält. Vor Allem aber hat Platen in seinen romanzenartigen Dichtungen Bedeutendes geleistet. Hier hat er durch Anschaulichkeit und die seelenvollste Musik der Sprache das Höchste in der Poesie erreicht, so daß Dichtungen, wie „Der Pilger vor St. Just" und „Das Grab im Busento" immerfort ihren Werth behalten werden. Ist an dem ersteren schon die echt lyrische Wahl des Augenblickes zu loben, da er hier Karl V. darstellt, wie er eben um Einlaß in das Kloster St. Just bittet, so ist noch mehr die Anschaulichkeit der nächtlichen Situation und die gelungene Darstellung des greisenhaften Bewußtseins von der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes zu bewundern. Und welche Macht hat hier nicht der Ton der Sprache, wie ist in den langen, schweren Versen die ganze Lebensmüdigkeit des melancholischen Kaisers ausgedrückt, der im Angesichte des Todes der Welt und weltlicher Ehre gänzlich entsagt hat! Auch das zweite „Das Grab im Busento", wo er die Bestattung des Gothenkönigs Alarich im Bette des Busentoflusses besingt, ist in Ton und Behandlung vortrefflich. Wie entspricht nicht der stolze Vers dem stolzen Heldenmuth, der hier mit markigen Zügen geschildert wird, und wie anschaulich stehen nicht die hehren Heldengestalten der Gothen vor uns, trotz der geisterhaften Einrahmung, die das Gedicht hat!

So hätten wir denn die literarische Wirksamkeit Platen's überschaut. Er gehört unstreitig zu den Dichtern, die mehr gepriesen als wirklich gelesen werden; und das ist kein Wunder. Denn seine Größe beruht vorherrschend in der Vollendung der Form, weniger im Gehalt seiner Dichtungen, in denen oft innere Zerrissenheit, eitles Selbstlob, kalter Stolz und Mangel an wahrer dichterischer Begeisterung leider zu vorwiegend sind, als daß man ihm so ganz von Herzen die Anerkennung zollen könnte, nach der er im Leben mit maßloser Begier lechzte. Daß er übrigens durch seine Polemik gegen die Romantik, sein Geltendmachen des Classischen und sein Einführen politischer Dichtung recht eigentlich den Uebergang aus der romantischen Epoche in die der späteren Zeit bezeichnet, wird ihn geschichtlich unvergeßlich machen. Seine bittere Polemik wurde zur Nemesis seines Lebens, durch sie verzehrte er die Ruhe seines Herzens wie seine poetischen Kräfte und zog sich die Feindschaft ehrenwerther Männer zu.

R. Rost.

Italienische Opernzustände.

Plauderei von Wilhelm Mauke-München.

Die Unterschiede in der nationalen Wesens- und Denkungsart der europäischen Culturvölker zeigen sich nicht zum kleinsten Theil auf dem Gebiete der Kunst. Und unter den verschiedenen Kunstarten ist es wieder die sensitivste, weil sich nur an das Gefühl wendende, die Tonkunst, die Metaphysik unter den Künsten, „welche das Höchste in Tönen ausspricht, die der Sprache so nahe kommen und ihre Begrifflichkeit dennoch nicht erreichen“ — die Musik ist es, welcher die Rassenunterschiede, die nationalen Physiognomien ihrer Schöpfer am Deutlichsten aufgeprägt sind. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist das bekannte Wort von „dem Internationalismus in der Kunst“ falsch. Läßt sich ein stärkerer Gegensatz denken, als eine Weber'sche und eine Rossini'sche Oper, um nur diese zwei vollblütig-nationalen Tonsetzer herbeizuziehen? Hier deutsche Gemüthstiefe, im deutschen Volkslied, im Jägerchor und in der liebevollen Schilderung des Waldes austönend; sinniger Ernst harmonisch verbunden mit quellfrischem Humor; über Allem aber ausgebreitet der zartduftige, aus bläulichen Mondesstrahlen gewobene Schleier der Romantik. Dort eine leichttändelnde und dabei rationalistische Lebensauffassung; eine kokette, sinnliche, sich selbst bewundernde, in allerliebsten Schnörkeln dahinträllernde „Rococomusik“; schöne doch seichte Aeußerlichkeiten; eine blühende Melodienfülle, deren einschmeichelnde Sinnfälligkeit gern die Gedanken vermissen läßt. Hier, um mit zwei Worten zu charakterisiren, ernste Schönheit; dort ein effectvolles Spiel mit Formen, ein tönender Zeitvertreib. Und damit ist zugleich der Grundzug des deutschen und des italienischen Volkscharakters gezeichnet. Um die so ungeheuer tiefe und unversöhnliche Verschiedenheit in der Auffassung und ethischen Werthung dramatisch musikalischer Kunstwerke dieser beiden Völker noch schärfer zu beleuchten, brauchen wir nur auf die moderne Theatermusik zu blicken: diesseits der Alpen der Vater des deutschen Dramas, Wagner, und die Jungdeutschen; im Lande der Citronen und des Gesanges Verdi und die (von ihm freilich verleugnete) Gefolgschaft der „einactigen Veristen“. Trotz aller Anpassungsversuche aus dem einen oder andern Lager werden sich diese beiden feindlichen Principien, weil schon aus ethnologischen Gründen zu Recht bestehend, niemals versöhnen lassen. In unserer Zeit ist nun, wie schon angedeutet, die Parole in diesem Principienkampfe eine andere, moderne geworden. Sie lautet: Oper oder Drama. Rhythmisches Princip und melodische Periode oder declamatorisches Princip und frei entwickelte dramatische Phrase. Wenn wir so schlechthin für die Deutschen nach Wagner das Drama als bestehend anerkennen, so wissen wir wohl, daß eine consequente Anwendung von Wagner's Stilprincip (die „unendliche Melodie“; die Ideen, Charaktere, Personen, Naturereignisse und Seelenvorgänge charakterisirenden Tonsymbole vulgo „Leitmotive“; die sich nach dem Stabreime richtenden Modulationen; die den Hebungen und Senkungen der gesprochenen Phrase folgende musikalische Declamation und manches Andere) nicht nach dem Geschmack mancher lebender Componisten ist; andererseits wird aber kaum zu bestreiten sein, daß in die dramatische Musik der nachwagnerischen Periode ganz instinctio Vieles von dem, was Wagner gewollt hat, übergegangen ist und sich hineingelebt hat, daß man gewiß eher vom „Drama“ im modernen Sinne, als von der „Oper“ im herkömmlichen Sinne reden kann. Aus dieser Einleitung wollen wir nur das Wort: „tönender Zeitvertreib“ herausgreifen, um uns die Zustände in einem italienischen Operntheater vor und hinter dem Proscenium zum Theil wenigstens als das erscheinen zu lassen, was sie sind: als aus dem natürlichen Volksgeist heraus entstandene Eigenarten. Der Deutsche, der zum ersten Male in Italien ins Opernhaus geht, wird freilich, wenn er ein musikalisch gebildeter, mit dem sittlichen Ernst unserer Kunstanschauungen vertrauter Mensch ist, gegenüber diesem leichtfertigen Schlendrian auf der Bühne, diesem Tohuwabohu im Orchester, diesem läppischen Gebahren im Zuschauerraum, mehr von „Unart“ denn von „Eigenart“ sprechen, wenn er nicht gar von „Rassendegenerationssymptom“ oder ähnlichen schrecklichen Dingen orakelt. Als ich dieses Frühjahr im zweitgrößten Operntheater der herrlichen Lagunenstadt, im Rossinitheater, („La Fenice“ ist das bedeutendste) die „Cavalleria“, Mascagni's einziges gelungenes Werk, und eine Première „Felice Notte“ par Ugo delle Noce anhörte, wurde mir der schon in Skalatheater in Mailand und im San Carlotheater Neapels entstandene Gedanke zur unerschütterlichen Ueberzeugung, daß das an leichten Kling-Klang, an effectvoll zugespitzten Sing-Sang gewöhnte Ohr des italienischen Opernbesuchers nie und nimmer sich an den Ernst deutscher dramatischer Musik werde gewöhnen können; daß es vollends „verlorene Liebesmüh“ ist, Wagnerdramen auf wälschen Boden importiren zu wollen, da der Bel canto und die colorirte Cantilene als eine ethnologische und angeborene Eigenart diesem sangesfrohen Volke für ewige Zeit (d. h. so lange das leidenschaftliche Blut dieser Rasse nicht durch fremdes verdorben ist) so in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß an ein verständnißvolles Eingehen oder nur an ein vorurtheilsfreies Prüfen des declamatorischen Sprechgesanges, d. i. des Stils, wo die Musik aufgehört hat, Selbstzweck zu sein, wo der Ton nur das Spiegelbild des Wortes sein soll, das sich von einem farbensatten orchestralen Hintergrunde mehr oder minder leuchtend abhebt, gar nicht zu denken ist. Schon aus diesem Grunde werden Weber, Marschner, Wagner, Cornelius, Richard Strauß in ihrer ganzen urdeutschen Tiefe und Gemüthlichkeit in Italien niemals verstanden werden können. Und genau wie jetzt in Paris ist der Wagner-Enthusiasmus in Mailand, Florenz, Turin nichts als ein Modetaumel, eine Tageskrankheit, deren Bacillen dem Volke von einer nach pathologischen Sensationen lüsternen Clique eingeimpft wurden. Zum Schaden der deutschen Kunst!

Ich will dem Leser, der vielleicht schon in Italien einheimische Opern gehört, aber die Zustände und kunstwidrigen Merkwürdigkeiten in „jenen heiligen Hallen, wo man die Ruhe nicht kennt“ nicht mit dem kritischen Blick des deutschen Musikers betrachtet hat, jetzt im ruhigen Ton des objectiven Berichterstatters einige Facta erzählen. Das Facit, welches wir nach Abzug der Eigenthümlichkeiten, die auf das Conto des Unbewußten, des „Ländlich-sittlichen“ zu setzen sind, dann ziehen und theilweise oben schon gezogen haben, wird ein beschämendes, ja direct unwürdiges für die heilige Kunst der dramatischen Musik sein. Wie gesagt, ich berichte nach mehrjährigen Beobachtungen an vier der größten Opernbühnen*) des Königreichs. Beginnen wir mit dem Orchester. Die Musiker, „professori d'orchestra“ genannt, können es in Bezug auf künstlerische Fähigkeiten, auf einheitlich abgetöntes Zusammenspiel, auf polyphone Klangschönheit, auf sinnvolle Phrasirung, ja sogar auf strenges Takthalten und präcise Einsätze etwa mit der Kurkapelle einer deutschen Badestadt aufnehmen. Temperament, gluthvolle und überschäumende Leidenschaftlichkeit sind natürlich vorhanden, mehr als genug, vom Primgeiger bis zu dem eine sehr schlagfertige Rolle spielenden Paukisten. Geht den guten Leutchen doch hierin mit schlechtem Beispiel der „Maestro d'orchestra“ voran! Mit der battuta dröhnend auf das Pult, oder klatschend auf die Partitur schlagen, laut mitsingen, in ekstatischen Momenten aufspringen und mit Händen und Füßen, mit rollenden Augen und wüthenden Geberden die „banda“ anfeuern ist an der Tagesordnung Hat doch neulich erst solch ein Orchesterlöwe, vom Geiste besessen, mit der battuta so „furioso“ um sich geschlagen, daß der Stab seiner Hand entflog und der im besten Trillern begriffenen Primadonna beinahe das Auge durchbohrt hätte! Die Unaufmerksamkeit der Orchesterleute ist haarsträubend. Einige Beispiele: Im San Carlotheater sah ich während eines allerdings sehr langweiligen Monologs in Franchetti's „Christoforo Colombo“ einen Bratschisten sich ganz gemüthlich mit einer Dame aus dem Zuschauerraume unterhalten. Ein anderer lachte fortwährend einem Quidam in einer der olympischen Logen zu, bisweilen das Mienenspiel durch Zeichensprache unterstützend. Während einer „Barbier“-Aufführung verzehrten die beiden in der ersten Reihe sitzenden Flötisten ihr Abendbrod während des zweiten Actes! Und dabei spielen sich, da bekanntlich das Orchester in Italien in gleicher Höhe mit dem Parquet ist, diese netten Intimitäten ganz offen vor den Augen des Publicums ab. Die Solisten spielen hier weit mehr als bei uns die Hauptrolle. Sie sind (und wollen auch als nichts anderes gelten) nur costümirte Virtuosen, „Akrobaten des Kehldeckels“, aber keine künstlerischen Lebensdarsteller, keine reproducirenden Künstler. Die „Primadonna assoluta“, der „Primo tenore“ sind der selbst-

*) Teatro San Carlo-Neapel, San Fenice und Rossini-Venedig, Skala-Mailand.

bewußte Mittelpunkt der „Stagione“. Orchester, Chor, Ausstattung, Musik, Alles ist Nebensache, Alles nur Folie für diese Herrschaften. Man kann sich die jedes künstlerischen Ernstes bare Einbildung dieser Arienhelden und dieser Ritter vom hohen C, dieser trillernden und gurgelnden männlichen und weiblichen „Singmaschinen“ kaum vorstellen. Dieselben werden nur von dem temperamentlosen, affectirten und dabei hölzernen Spiele übertroffen. Eine Arie genügt, um sich sofort ein Urtheil über diese italienischen Durchschnittssänger zu bilden: nach monoton gesprochenem Recitativ beginnt der Sänger in traditioneller Pose die Hand auf's Herz gedrückt, ungeachtet der Rücksichten auf die Scene und auf die Mitspielenden vorn am Souffleurkasten stehend, die Arie. Fortwährend mit weibisch sentimentalem Ueberschwang tremolirend, singt er die tiefen und Mitteltöne im ausdruckslosen mezzo forte, die ganze Kraft auf die hohen Töne versparend. Diese werden dann aber mit Anspannung aller Athemkräfte, mit ganz willkürlichen Fermaten halbe Minuten lang herausgeschmettert, bis das Publicum „Bis, bis“ ruft. Auch wenn dies nicht der Fall, sucht der Sänger durch Verbeugungen nach allen hervorragenden Logen, in denen seine persönlichen Gönner sitzen, dem Phlegma des lieben Publicums abzuhelfen. Diese Ungezogenheit darf jeder Solist, der eine Arie zu singen hat, begehen. Das entspricht der herkömmlichen Anschauung von den Pflichten und Rechten eines dramatischen Sängers! Ich kenne nur zwei glänzende Ausnahmen, zwei ernste und vollgiltige Künstlerindividualitäten: Signora Lison Frandin, aus der Schule des Verismo hervorgegangen, und Kaschmann, den von Bayreuth her bekannten Baritonisten. Bei ihnen ist die selbstgefällige Eitelkeit, das Glänzen mit musikalischen Mätzchen und willkürlichen, zwar unmusikalischen, aber die gute Schulung zeigenden Pointen einer allseitig harmonischen künstlerischen Vertiefung in den Geist der Rolle gewichen. Aber wie gesagt, das sind Ausnahmen. Der Chor der meisten Bühnen ist numerisch schwach besetzt, gewöhnlich von jeder Stimme 6, also 24 im Ganzen. Die schablonenhaften Marionettenbewegungen eines Opernchors sind ja leider auch bei uns bekannt. Bei großen dramatischen Scenen, wie bei dem Kirchenchor in der „Cavalleria“, entfaltet der Chor allerdings bisweilen eine Leidenschaftlichkeit in stimmlicher und mimischer Hinsicht, von der die deutschen Choristen allerlei lernen könnten. Die Ausstattung, Beleuchtung, Maschinerie ist selbst bei anspruchsvollen großen Opern ungemein primitiv, ja „schäbig“. Zerfetzte Coulissen, mangelhafte Perspectiven, bilderbogenartig hingesudelte Landschaften, stillose Fantasiekostüme bei Chor- und Solopersonal sind an der Tagesordnung. Ueberhaupt scheint Alles darauf angelegt zu sein, nur ja keine Illusion beim Zuschauer aufkommen zu lassen. In diesem Bestreben ist Bühne und Publicum einig. Ich erwähnte schon, daß nach einer mit großer Bravour-, also mit einem hohen a oder b abgeschlossenen Arie (welche zu diesem Zwecke übrigens willkürlich in die Höhe transponirt werden) das Spiel minutenlang unterbrochen wird. Dann werden von Theaterdienern Orangenkörbe, Blumenbouquets, Schmucksachen, ja Oelbilder und Porträts in Lebensgröße dem „freudig überraschten“ Sänger oder Sängerin im Auftrage nur zu bekannter Spender überreicht, während das aufstehende Publicum im Bis-Rufen, Klatschen und Trampeln sich nicht genug thun kann. Man genießt dann gratis ein Spiel im Spiel. Andere Factoren der Illusionsstörung sind z. B. die auf die Bühne gebauten Logen. Da fällt dann wohl versehentlich aus einer solchen Loge eine Apfelsinenschale oder dergl. auf die Scene, die vielleicht gerade einen Kerker vorstellt. Dann sieht man wieder den ausgestreckten Arm des Souffleurs eine geraume Weile über die Rampen hervorragen. Mitunter tritt ein Theaterdiener in vollster Leiblichkeit bei offenem Vorhang auf die Bühne, um noch etwas an der Coulisse zu befestigen oder dergl. Angehörige oder Freunde der Sänger stehen sichtbar hinter den Soffiten. Das sind Dinge, die allabendlich passiren. Dieselben mögen vielleicht Manchem nichtig erscheinen, tragen aber, im Zusammenhang betrachtet, sicherlich dazu bei, den Eindruck des mangelnden künstlerischen Ernstes bei allen Betheiligten zu erhöhen und das Ganze mehr als musikalische Spielerei, denn als gewissenhafte und lebenswahre Wiedergabe eines Kunstwerks mit Entäußerung aller persönlichen Eitelkeit erscheinen zu lassen. Nun, die „Kunstwerke“ sind auch manchmal danach! Und das liebe Publicum? Ist der maßgebende Factor mehr als anderswo! Natürlich, denn hier, wo jedes erzieherische, also das eigentliche ethische Moment der Kunst mangelt, wo die Musik nur als ein angenehmes Geräusch empfunden wird, welches entweder das Seelenleben sanft in Schlummer wiegt, oder besten Falls durch rein sinnliche Klangschönheit die Gehörnerven kitzelt, da hat das Publicum auch das unbegrenzte Recht, sich nach Willkür und Belieben die schönsten Ohrenschmäuse zu bestellen, andere minder schöne, also den oben geschilderten Anforderungen nicht entsprechende, vielleicht gar ernsthafte motivische oder auf Kosten der Schönheit charakteristische Musik hohnlachend zu verwerfen oder niederzupfeifen. Mit welcher Grausamkeit ein italienisches Publicum jeder Musik, die nicht seinem seichten Geschmack entspricht, schon im Theater den Garaus macht, ist zur Genüge bekannt. Die Zeitungen wissen ja fast jeden Winter von Handgreiflichkeiten und faulen Frucht-Bombardements zu erzählen, die sich in der Skala gelegentlich einer mißliebigen Première ereignen. Es ist mir immer ein wahres Wunder gewesen, wie die schwere philosophische (möcht ich sagen) Musik Verdi's zu „Aida“ und „Othello“ Gnade gefunden hat. Gewiß, nur sein Weltname hat den greisen Maestro gerettet. Daß die Werke der Veristen anschlagen, ist aus dem Volkscharakter erklärlich: die ungeheure Leidenschaftlichkeit, die dramatischen Explosionen bei ziemlich operettenhaftem Geist der Musik haben ja auch uns nüchterne Nordländer eine Zeit lang zu düpiren vermocht. Wenn nun wenigstens der italienische Opernhabitué sein Richteramt nach gerechten und sachlichen Gesichtspunkten verrichtete! Aber es ist ja bekannt, daß die guten Leute Chöre, Recitative, Ouverturen, Instrumentalsätze gar nicht anhören. Die Logeninhaber kommen in der Regel erst gegen Ende des ersten Actes, setzen sich dann zu einem geräuschvollen Speech mit dem Rücken gegen die Bühne und drehen sich erst um, wenn die obligaten hohen Töne den Schluß einer Arie andeuten. Dann allerdings sind sie ganz Ohr und beobachten strenge, nach den Regeln der Gesangsschule, Miene, Phrasirung, Tonhöhe und Tonstärke des Sängers. War der Schluß gut, hat der Sänger und die Arie gefallen. Haben mehrere Arien gefallen, ist die Oper gerettet. Ist nun gar eine im sentimentalen Belcantostil vorgetragene Melodie „zum mit nach Hause nehmen“ dabei gewesen, so nimmt das Bis-Rufen kein Ende und der Componist braucht sich ein Jahr lang keine Lorbeerblätter für seinen Braten zu kaufen. — Nach diesen und keinen anderen Gesichtspunkten richtet ein wohlerzogenes Publicum italienischer Großstädte, das sich durchaus als competenten musikalischen Sachverständigen betrachtet, ein Erstlingswerk! Also nach der für das Wesen der Musik so sehr beschämenden Definition: „Wir betrachten die Musik zum großen Theil nur als angenehme Würze unserer Conversation und beurtheilen eine Oper lediglich nach den Höhepunkten der darin enthaltenen Arien und nach der Reinheit der Coloraturen des vortragenden Sängers!“ Hier haben wir das oben erwähnte Facit.

In Deutschland steht Gott sei Dank erst das Publicum der Biergärten mit Militärmusik, der Cafés chantants und ähnlicher schöner Institute auf diesem Standpunkt. Und dessen wollen wir froh sein. Daß aber das Heimathland eines Palestrina am Ende des XIX. Jahrhunderts eine große Reihe Operettenbühnen, aber mit verschwindenden Ausnahmen keine Pflegestätte ernster und wahrer dramatischer Musik aufzuweisen hat, weil seine Kinder dafür kein Ohr haben wollen, daß vor Allem Italien, die „Wiege des Gesanges“, von dem Geiste der neuen Musik, der über die Alpen ihm zuströmte, kaum einen Hauch verspürt, das ist leider keine pessimistische Schwarzfärberei, sondern eine Thatsache. Welch' stolze Reihe idealgesinnter Kämpfer würde wohl in Deutschland ihre künstlerische Lebenskraft zur Verhütung ähnlicher Zustände daransetzen!

Bücherbesprechung.

— Selbsterlebtes in Ostafrika von Capitän Spring. Reich illustrirt von R. Hellgrewe. Mit 2 nach Dr. R. Kiepert und den Angaben des Verfassers gestochenen Uebersichtskarten. Verlag von Alexander Köhler, Dresden-A. — Der Verfasser unternahm im Auftrag der Deutschen Antisklaverei-Lotterie in den Jahren 1891/93 eine Expedition zur Erforschung und Ausmessung des Victoria-Nyanza. In diesem Buche sind nun nicht die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition niedergelegt, welche übrigens nicht allzu große waren, sondern der Verfasser erzählt in leichtem Plauderton seine wechselvollen Erlebnisse in Afrika und wendet sich vornehmlich an die reifere Jugend, schon wegen der ziemlich phantastischen Bilder, welche wenig Originalität verrathen. Das Büchlein reiht sich der in demselben Verlag erscheinenden colonialen Jugendbibliothek würdig an. —e.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 128. | Sonnabend, den 24. October. | 1896.

Ferdinand IV.

Von Dr. Helmolt.

Als am 21. Juli 1859 Leopold II. von Toscana fern von seinem Großherzogthum, in Vöslau, zu Gunsten seines Sohnes abdankte, trat dieser eine Regierung an, die in ihrer ganzen Dauer eine einzige Entsagung werden sollte. Wenigstens vom rein menschlichen Standpunkt aus; vom theoretischen natürlich keineswegs. Denn nachdem Ferdinand IV. gegen die von Victor Emanuel decretirte Vereinigung seines Landes mit dem Königreiche Sardinien am 26. März 1860 von Dresden aus protestirt hatte, blieb er, und nicht der Piemontese, für jeden legitimistisch Denkenden der eigentliche, zur Regierung berechtigte Herr von Toscana. Noch ist er der Oberst-Inhaber des braven österreichischen Infanterieregiments Nr. 66, das vor nunmehr dreißig Jahren, am Tage von Custoza, einen schweren Kampf gegen acht italienische Grenadier- und zwei Schützenbataillone, sowie gegen eine namhafte Anzahl feindlicher Batterien ehrenvoll bestanden hat. Und noch macht Ferdinand von dem Rechte der Souveräne Gebrauch, Orden zu verleihen. Selbst der Mann der Praxis, der von grauen Theorien nicht viel hält, sondern der frischen, fröhlichen That und, wenn's sein muß, der brutalen Gewalt den Vorrang einräumt, sollte nicht zu gering denken von der Macht der Legitimität. Diese ist durchaus nicht etwa blos papierner Natur; sie ist thatsächlich vorhanden und wirkt. Einige Beispiele aus der Geschichte werden das beweisen. Wer sich einmal das erste Jahrhundert unserer deutschen Königs- und Kaiserhistorie etwas ansieht, würde directionslos darin umherirren und die zahlreichen gleichzeitigen Karle und Ludwige nimmer entwirren, wenn er nicht hübsch pedantisch jedes Haus und Amt streng von dem andern gesondert verfolgen wollte. Im Anfang ist ja die Sache sehr einfach: ein Reich, ein König, ein Kaiser; nach der Reichstheilung aber wird sie schwieriger. Weil die Westfranken von dem ihnen 884 aufgedrängten Ostfrankenkönige Karl III. (dem Dicken) auf die Dauer nichts hatten wissen wollen, heißt ihr späterer angestammter König Karl der Einfältige nicht Karl IV., sondern mit Recht Karl III. Noch deutlicher wirkt diese Unterscheidung bei den verschiedenen Ludwigen: da giebt es nicht blos je einen West- und Ostfranken, sondern außerdem noch je einen, mit keinem von beiden identischen Kaiser, also drei Serien neben einander. Nach Ludwig I., dem Frommen, der in seiner Person alle drei Reihen vereinigt, heißen die Kaiser: Ludwig II., der älteste Sohn Lothar's; Ludwig III., dessen Enkel, der 901 blutjung Kaiser wurde, aber geblendet worden und im Elend gestorben ist; endlich Ludwig IV., der Bayer — also nicht etwa Ludwig das Kind, wie Viele glauben. Denn dieser ist zwar auch ein Ludwig IV., gehört aber, weil eben Alles seine Richtigkeit haben muß, als solcher nur in die zweite Reihe, die der deutschen Könige, die vor ihm Ludwig den Deutschen und als weniger bekannten Fürsten dessen Sohn, Ludwig III. den Jüngeren, umfaßt. In genau derselben Zeit, da dieser letztgenannte deutsche Ludwig III. mit Tode abging (882), verloren auch die Westfranken ihren dritten König Ludwig, der ja nicht mit seinem ostfränkischen Verwandten verwechselt werden möge. Sein Vater, Ludwig II., hatte den Beinamen „der Stammler" gehabt; und nach ihm kamen aus dem karolingischen Geschlechte noch sein Neffe als Ludwig IV. und dessen Enkel Ludwig V. zur Regierung; dies war der Fainéant, der unwürdige Schlußstein eines großen Baues. Da wir gerade bei den französischen Ludwigen sind, so möge hier gleich als eins der zwingendsten Beispiele der hohen Geltung der Rechtmäßigkeit Ludwig XVII. erwähnt sein. Seinen Platz in der Geschichte hat er sich nicht selber zu verdanken, sondern lediglich der Theorie Ludwig's XVIII., der die Zeiten der Revolution und des Cäsarenthums als bloße Episoden betrachtete, die an sich zwar unangenehm genug gewesen waren, aber den großen Gang der Bourbonenregierung nicht hatten unterbrechen oder ernstlich stören können. Er sah als seinen directen Vorgänger auf dem Königsthrone Frankreichs nicht seinen unglücklichen Bruder Ludwig XVI., sondern dessen noch viel unglücklicheren Sohn an, begann „abwesend" seine eigene Regierung mit dessen Tode im Jahre 1795 und nannte das Jahr 1814, das ihm endlich die reale Herrschaft verschafft hatte, ganz folgerichtig, wenn auch für den simpeln Menschenverstand etwas anmaßend, das „neunzehnte seiner Regierung". Meist wird es eben auf den glücklichen Nachfolger ankommen, ob ein unsicherer Herrschername mit dem Glorienscheine der Berechtigung in der Geschichte fortleben soll oder nicht. Und sollte Jemand auch mit noch so großem Erfolge die Person des Herzogs von Reichsstadt lächerlich machen — auslöschen wird er die Regierung Napoleon's II. (5. bis 11. April 1814 und 22. Juni 1815) doch niemals können, seitdem es einmal dem Napoleon von 1852 gefallen hat, sich mit Numero III zu bezeichnen. Darum sollte der weise Praktikus, der nur den nackten Thatsachen huldigt und fröhnt, wenigstens so vorsichtig sein, über papierne Proteste nicht ohne Weiteres und im Allgemeinen die Achseln zu zucken, weil sie meist am Papiere haften bleiben. Wer kann denn wissen oder nur zu prophezeien wagen, was einst kommen wird? Nach dem auffälligen Cultus zu urtheilen, der mit dem Andenken an Napoleon I. getrieben wird, ist ein künftiger Napoleon nicht ausgeschlossen; will dieser aber nicht die übrigen Zweige der Napoleonidenfamilie gegen sich haben, so wird er sich jedenfalls Napoleon VI. nennen müssen, da in den Augen der Imperialisten Napoleon IV. von 1874—1879, Napoleon V. von 1883 bis 1891 theoretische Herrscherrechte ausgeübt haben. Oder wer will behaupten, Frankreich werde Heinrich V. (1830—1883; alias Graf von Chambord) für immer vergessen? Und sicherlich werden Spaniens Carlisten, sollten sie einmal ans Ruder kommen, die Daten der Regierungsantritte ihres Karl V., Karl VI. und Karl VII. (1833, 1860 und 1872) nicht ignoriren. Auf der anderen Seite wird es nicht leicht gelingen, einem Usurpator zu dem Ruhme zu verhelfen, daß er inmitten einer solchen Reihe von echten Königen numerirt werde und dies auf die Dauer auch bleibe. Sonst hätte es z. B. in Frankreich zwei Karl X. gegeben! — Denn lange vor dem Fürsten, den die Pariser Julirevolution vertrieben hat, war der alte Cardinal von Bourbon als katholischer Gegenkönig seines damals (1589) noch reformirten Neffen Heinrich IV. kurze Zeit nicht ohne Glück ein erster „Karl X." gewesen. Und bei uns war es noch vor wenigen Jahrzehnten hie und da üblich, Rudolf von Schwaben, den durch Wildenbruch's erhabnes Drama wieder bekannter gewordenen Gegenkönig Heinrich's IV., in der Reihe der deutschen Könige mitzuzählen, so daß Rudolf von Habsburg die Ziffer II erhalten mußte (vgl. z. B. die 1860 zusammengestellten Stahlstiche zum Meyer'schen Conversations-Lexikon). Ja, bei Ludwig's des Bayern Gegenkönige, Friedrich dem Schönen, schwankt man, allerdings auch mit mehr Recht, noch heute, ob man ihn nicht doch für voll ansehen und als Friedrich III. annehmen soll; daher die famose Doppelnummer beim nächsten Friedrich, dem Vater Maximilian's I.: „Friedrich III. (IV.)"! Dagegen rechnet man Heinrich Raspe oder Heinrich, Friedrich's II. Sohn, nicht als richtige deutsche Könige, obwohl der Letztere von 1220 bis 1235 in Deutschland rite als König Heinrich VII. regiert hat (siehe Böhmer's Regesten). Wäre der große Staufer vor diesem seinem Sohne gestorben — sofort hätte das Ding ein ander Ansehen bekommen; so aber hängt man dermaßen an der Idee der Monarchie, daß

der gleichzeitig mit dem kaiserlichen Vater regierende königliche Sohn lautlos in der Versenkung verschwindet; man spricht nur von einem Heinrich VII. von Luxemburg, jenem ritterlichen Herrn, den Dante mit so großer Sehnsucht und Freude als Retter Italiens begrüßt hat.

Ein ganz ähnliches Schicksal, wie das des eben genannten Hohenstaufen, hat den Fürsten betroffen, der in der Ueberschrift dieses Aufsatzes gemeint ist. Denn nicht von dem uns Sachsen besonders nahe stehenden, vordem regierenden Großherzoge von Toscana, von dem im Eingange die Rede war, soll hier gehandelt werden, sondern von einem über zwei Jahrhunderte früheren Ferdinand IV., der mit Jenem durch genealogische Beziehungen lose verbunden ist. Zu Lebzeiten seines Vaters, des Kaisers Ferdinand III., mit der römischen Königskrone geschmückt, aber vor ihm bereits verstorben, hat er in der Liste der deutschen Könige und Kaiser keine nachhaltige Erinnerung hinterlassen können. Nur als König von Böhmen und Ungarn hat er sich erhalten: sein unserem Jahrhundert angehörender kaiserlicher Namensvetter, Ferdinand I. von Oesterreich. ließ sich in dieser Eigenschaft seinetwegen als Ferdinand V. bezeichnen. Da natürlicher Weise nur in sehr wenigen Geschichtswerken von unserm „Helden“ etwas, in den weitaus meisten aber rein gar nichts vermeldet wird, so ist es vielleicht nicht unangebracht, diesem Habsburger, der doch nun einmal zum römischen Könige deutscher Nation gewählt worden ist, hier ein paar Worte zu widmen. Wenn wir uns dabei im Wesentlichen auf die Schilderung seiner Krönungsfeierlichkeit beschränken, so thun wir's der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe, da Ferdinand's IV. Königsherrschaft schon in dem auf ihren Anfang folgenden Jahre (1654) durch seinen frühen Tod ein allzu schnelles Ende gefunden hat.

Nach vollzogener Wahl hatte das Kurfürstencolleg bestimmt, die Krönung am 8/18. Juni 1653 in Regensburg feierlich vor sich gehen zu lassen. Zu diesem Behufe waren im dortigen Dome umfängliche Vorbereitungen getroffen worden. Zur Rechten eines schön verzierten Altars im innersten Chore stand der kaiserliche, ihm zur Linken der königliche Thron, jener gelb, dieser roth und weiß überzogen; zwischen beiden in der Mitte war noch ein zweiter königlicher Thron aufgestellt. Direct hinter diesem hatten die zwei Sessel für Kurköln und Kurtrier, hinter diesen wieder vier mit etwas niedrigeren Lehnen ausgestattete Sessel Platz gefunden, die für die Bischöfe von Regensburg und Paderborn und für die Aebte von Stablo (der jedoch keinen Gebrauch davon machte) und von Fulda bestimmt waren; alle vier verschiedenfarbig ausgeschlagen: der Reihenfolge nach roth, weiß, blau und grün. Weiter hinten standen noch 14 Stühle ohne Lehnen — welch' feine Rangunterscheidung! — für die geladenen Geistlichen, soweit sie Bischöfe und Aebte waren. Dem Altar wieder näher, neben den Pfeilern in des Königs unmittelbarer Nähe, waren dem Kurfürsten von der Pfalz, sowie den Gesandten von Kurbayern, Kursachsen und Kurbrandenburg zusammen ein länglicher Sitz angewiesen, ein zweiter daneben den weltlichen Fürsten, d. h. den Pfalzgrafen von Simmern und Lautern, den Herzogen von Württemberg, den Markgrafen von Baden, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, dem Herzoge von Sachsen-Lauenburg, dem jungen Markgrafen von Durlach; gegenüber beim Kaiser sollten auf der ersten Bank der Bischof von Speier und der Abt von Stablo, auf der anderen die regierenden Grafen Platz nehmen. Hinter den oben erwähnten 14 Stühlen saßen auf einer mit rothem Sammet überzogenen Bank der königlich spanische und der königlich polnische Botschafter, in der Mitte zwischen Beiden der apostolische Nuntius; noch weiter hinten auf einer Bank, die nun schon an das mitten in der Kirche stehende Crucifix anstieß, die Ritter vom goldenen Vließe. Die nicht regierenden Fürsten waren unter der Kanzel postirt. Mit Ausnahme der Damen des kaiserlichen Hofhaltes, denen die Gänge zum Oratorium reservirt waren, schauten die adligen Damen selbstverständlich „vom hohen Balkone herab“ auf den festlichen Act, u. A. die Pfalzgräfin von Simmern, die Herzogin von Württemberg, die Landgräfin von Hessen-Darmstadt und die Markgräfin von Baden mit ihrer Schwester. Ihnen gegenüber nahmen ebenfalls tribünenartig erhöhte Sitze die Gesandten der Fürsten, Grafen und Städte ein. Unmittelbar daneben, nur bedeutend niedriger gestellt, spielten die kaiserlichen Musikanten, Trompeter und Heerpauker auf. Hierüber mußte eine 42staffige Tribüne noch die beträchtliche Zahl Derer fassen, die sich des Vorzuges einer vom Reichsmarschall ausgestellten Zutrittskarte erfreuten. Fußboden und Wände waren mit rothen, gelben und weißen Tuchen und Tapeten herrlich bekleidet. Um dies Alles herum hatte man einen hölzernen Verschlag gebaut. Außerhalb dieser Schranken wurde im Dome nur noch eine Tribüne für die Krönungsfeier gebaut; hier oben stand der Stuhl, von dem aus der König den Ritterschlag ertheilen würde.

Inzwischen war der Tag der Krönung selber erschienen. Frühzeitig schon, um 7 Uhr, machten sich die Erzbischöfe von Mainz und Trier mit sämmtlichen assistirenden Bischöfen nach dem Dom auf, während die Vertreter der weltlichen Kuren, d. h. Pfalz in Person, von den anderen Kurfürsten aber nur Abgesandte, zu dem bischöflichen Palaste fuhren, wo der Kaiser abgestiegen war. Dort fanden sich auch die Gesandten Nürnbergs und Aachens ein und begaben sich mit einer von sechs Nürnberger Patriziern getragenen Kiste, worin die Krone, der königliche Ornat und die Kleinodien lagen*), in die Kirche. Durch die Kapelle zur Rechten trugen sie die Kostbarkeiten in den innersten Chor, wo die Bischöfe verweilten, und von da in die Sakristei zu den Erzbischöfen von Mainz und Trier. Unterdessen hatten sich ebenfalls um 7 Uhr in des zu krönenden Königs Quartiere die andern Fürsten und Stände versammelt und waren von dort über den Gang zum Kaiser gezogen. Nach einer Weile sah man aus dem innersten Chore den Bischof von Regensburg kommen, vor ihm, die Reichskrone tragend, den Grafen Kratz, Dompropst des Mainzer Stiftes, und neben diesem den Kurmainzer Großhofmeister Schenck Frhrn. v. Waldburg. Diese drei Herren begaben sich dorthin, wo die Botschafter der ausländischen Könige saßen, und zeigten ihnen die Krone; nachdem sich diese von der Authenticität des Stückes überzeugt hatten, trugen sie sie wieder durch den Eingang im äußeren Chore hinaus und hinauf zu Sr. Majestät dem Kaiser. Bald danach bewegten sich in feierlicher Prozession die sämmtlichen, mit Inful und allem geistlichen Schmucke bekleideten Bischöfe aus dem Chore hervor, zum Schlusse Kurmainz und Kurtrier, und gingen durch den eben genannten Eingang Ihren Majestäten bis zur Kirchenthür entgegen, während etliche Aebte und Geistliche mittleren Ranges sofort Kehrt machten und sich in der Kirche neben der Statue des heil. Petrus aufstellten. Unterdeß formirte sich der Krönungszug vor der Kirchenthür folgendermaßen: Etliche Höflinge. Der Reichshofrath. Reichsfürsten, Grafen und andere Herren ohne Unterschied. Königliche und kaiserliche Heerpauker und Trompeter. Während diese bis zum Altare zogen und sich neben dem kaiserlichen Thron aufstellten, begann die Krönungsmusik ihr Spiel. Es folgten: der kaiserliche Obersthofmeister, Obersthofmarschall und Oberststallmeister, d. h. der Fürst von Dietrichstein, die Grafen von Starhemberg und Losenstein; der Bischof von Regensburg, in der Linken ein Buch, in der Rechten eine silberne Ruthe haltend (ihm wurde, wie den anderen Bischöfen auch, die Inful nachgetragen); neben einander der Bischof von Münster und der Abt von Fulda; die Bischöfe von Eichstätt und von Paderborn; der Dompropst von Mainz mit zwei königlichen Siegeln; darauf der Kurfürst von Mainz im bischöflichen Ornate. Fünf Herolde verkündeten nun das Nahen Sr. königlichen Majestät, die vorderhand noch mit den kurfürstlichen Abzeichen bekleidet war; ihr zur Linken ging der Kurfürst von Trier, ebenfalls als Bischof. Hierauf folgten die kurfürstlichen Erzmarschälle, jeder das in der Scheide herabhängende Schwert seines Herrn in Händen tragend, nämlich der Graf Hans Christ. Ferd. von und zu Hausenstein für Mainz, der Oberst Els für Trier und Rheingraf Johann Philipp für Pfalz. Diesen folgten die kurfürstlichen Abgesandten Graf Maximilian Kurtz für Bayern, Heinrich v. Friesen für Sachsen und Frhr. Joh. Friedr. v Blumenthal für Brandenburg, schön in einer Linie. Hierauf wieder drei Herren: zur Linken der Kurfürst von Heidelberg mit der Krone, in der Mitte Graf Truchseß [von Waldburg] von der Zeil als Reichserbtruchseß mit dem Reichsapfel, zur Rechten der Graf von Hohenzollern als Reichserbkämmerer mit dem Scepter. Unmittelbar vor Sr. Majestät dem Kaiser, der die Krone auf dem Haupte und alle sonstigen Abzeichen trug, marschirte der Reichserbmarschall Graf Wolf Philipp v. Pappenheim, das bloße Schwert in der Hand; den Eintritt Ferdinand's III. in die Kirche begrüßten sämmtliche Kapellen mit mächtigem Tusche. Während sich alle vorhin aufgezählten Herren an den Altar begeben, besteigt der Kaiser seinen Thron und kniet

*) Diese Kiste ist heute noch im Germanischen National-Museum zu Nürnberg zu sehen — leider aber leer. Die Kleinodien selbst (mit Ausnahme des Futterals für den Reichsapfel, das ebenfalls noch in Nürnberg ausgestellt ist) haben die Lothringen-Toscana in der Wiener Hofburg behalten, natürlich nur zur einstweiligen Aufbewahrung

dort zum Gebete nieder; neben ihm zu beiden Seiten verweilen die Erbämter gleichfalls in andächtiger Stille. Nachdem dann Kurmainz am Altare gesungen und gebetet hat, verlassen die Kurfürsten und Gesandten und hinter diesen König Ferdinand mit Kurtrier den Altar, um ihre Thron- und anderen Sessel einzunehmen; einzig Kurkölns Sitz bleibt leer, weil dieses wegen eines Competenzstreites mit Kurmainz der ganzen Feier unter Protest ferngeblieben war. Indem Kurmainz am Altar sein Amt weiter verrichtet, stimmen die Kapellen das Kyrie und das Gloria an. Danach nimmt dem Könige, der sich inzwischen erhoben hat, der königliche Obersthofmeister, Graf v. Auersperg, den Kurhabit ab, unter dem nun ein rother Anzug zum Vorschein kommt. Jetzt gab es Gelegenheit, den Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Reichsständen deutlich zu beobachten: während jene knieend die Litanei sangen, setzten diese sich stillschweigend auf ihre Plätze. Und mehr noch! Die protestirenden Kurfürsten und Gesandten stellen sich in Reih und Glied am Altar auf, und vor ihnen beantwortet der König mehrere von Mainz in lateinischer Sprache gestellte Fragen einzeln mit „Volo" (Ja). Nach diesem Acte tritt Ferdinand näher an den Altar heran und schwört den vorgeschriebenen Eid; die Gegengabe des Treueschwures leistet das versammelte Volk durch lautes, dreimaliges „Fiat!" (So sei es). Der König, der Erfüllung ihrer Pflichten von seinen Unterthanen versichert, tritt vom Altar ein wenig zurück, und Kurmainz murmelt einige Segenssprüche. — Jetzt aber geht die eigentliche Hauptfeierlichkeit vor sich Der König wird, soweit es nöthig ist, entblößt und darauf von Kurmainz unter den üblichen Ceremonien an Scheitel, Schultern, Armen und Händen gesalbt; die Kapelle spielt dazu antiphonisch Unxerunt Salomonem und Unxit te Deus. Nachdem dann das Oel mit reiner Wolle wieder abgewischt ist — wer des Grafen Dohna Memoiren über den ersten Preußenkönig gelesen hat, erinnert sich dabei sofort an die komische Jagd der preußischen Höflinge nach der hohen Ehre, das Handtuch zu tragen und die Function des Abwischens zu vollführen —, muß der neue König mit Hilfe von Kurtrier, Kurpfalz, den kurfürstlichen Gesandten und einigen Bischöfen in der Sakristei die Bekleidung mit dem aus Nürnberg verschriebenen alten Kaiser-Ornate über sich ergehen lassen. Zuerst werden ihm die Strümpfe und die mit Gold und Perlen bestickten Schuhe angezogen, dann eine lange schwarze und darüber eine weiße Alba oder Dalmatica, hierauf eine lange Stola über den Hals, vorn über die Brust und über die Lenden kreuzweise nach Art der Priester angelegt. Nachdem dies Alles besorgt war, bewegte sich der Zug in derselben Ordnung, wie er in die Sakristei gegangen, wieder heraus. Se. Majestät kniete vor Kurmainz, der jetzt am Altare von seinen Assistenten umstanden in einem Sessel saß, nieder und wurde von ihm mehrfach gesegnet, während die protestantischen Stände: Kurpfalz und die kurfürstlichen Gesandten, ihren Sesseln zueilten. Danach steckte der Erzbischof dem Könige einen goldenen Ring an, nahm das entblößte Schwert Karl's des Großen vom Altar und gab es Ferdinand in die Hand. Während sich Kurpfalz mit der Krone und die kurfürstlichen Gesandten dem Altare nahen, übergeben die Erbämter ihre Abzeichen den Hofämtern Sr. Majestät; und zwar der Reichserbtruchseß den Apfel dem kaiserlichen Obersttruchseß, Otto Grafen Truchseß von der Scheer, der Reichserbmarschall das Schwert dem kaiserlichen Oberstmarschall Heinrich Wilhelm Grafen v. Starhemberg und der Reichserbkämmerer den Scepter Maximilian Grafen v. Wallenstein. Danach verfügten sie sich ebenfalls an den Altar, um dort ihre Lehen zu empfangen. Nachdem dann der König vom Regensburger Bischof den rothen, mit Perlen und Edelsteinen bestickten Humeral erhalten, übergab er das Schwert dem Reichserbmarschall Wolf Philipp Grafen v. Pappenheim. Vom Bischofe von Paderborn empfängt Kurmainz den Scepter und giebt ihn dem Könige in die rechte Hand; in die Linke reicht er ihm den Reichsapfel, den ihm der Bischof von Münster dargereicht hatte. Jetzt kniet Ferdinand nieder. Die Bischöfe von Regensburg und Eichstätt holen von Kurpfalz die Krone und Kurmainz und Kurtrier setzen sie dem König auf das Haupt.

So ist denn nun Ferdinand angethan mit Allem, was zum Ornat eines römischen Königs deutscher Nation gehört. Die Krone auf dem Haupt und die Insignien des Reiches in den Händen, verläßt er den Altar. Bei seinem früheren Sessel angekommen, übergiebt er den Reichsapfel dem Erbtruchseß, den Scepter dem Erbkämmerer und setzt sich auf seinen Platz, Kurtrier zur Linken; die andern Kurfürsten und Abgesandten begeben sich gleichfalls auf ihre Sitze: nur die Erbämter bleiben mit den Reichsinsignien vor dem Könige stehen. Aus den Händen des Regensburgers erhält sodann Kurtrier das Johannes-Evangelium, hält es dem Könige vor, giebt es an den Bischof zurück und setzt sich auf seinen alten Platz. Nun beginnt die Musik das Credo zu spielen, während Kurmainz die Messe liest. Von Neuem macht sich die Procession in der oben beschriebenen Ordnung auf, um am Altare zu communiciren. Nachdem sich sodann Alle wieder gesetzt haben, übernimmt Kurtrier aus Regensburgs Hand das Rauchfaß, um vor dem Kaiser und dem Könige zu räuchern. Der Bischof empfängt das Rauchfaß zurück und stellt es auf den Altar. Danach erhebt sich Kurtrier, nimmt dem Könige die schwere Krone ab und giebt sie ihm in die Hand; Ferdinand aber giebt sie weiter an den Pfälzer Kurfürsten. Obwohl der kurfürstlich brandenburgische Abgesandte v. Blumenthal die zu Augsburg bereits vollzogene Protestation hier wiederholte, ging er doch, nachdem dem Kaiser davon Bericht erstattet worden war, auf seinen Platz; Se. Majestät kniete nieder und betete. — Inzwischen war auch dem Kaiser von seinem Obersthofmeister, dem Fürsten von Dietrichstein, die drückende Krone abgenommen und auf das daneben befindliche, mit einem Kissen geschmückte Pult gelegt worden. Nachdem Kurmainz ein langes Gebet verlesen hatte, brachte der Regensburger Bischof — der als Pastor loci heute eine bedeutende Rolle spielte — das Crucifix, gab es dem Trierer Kurfürsten und dieser den beiden Majestäten. Diese küßten es andächtig und ließen es auf demselben Wege wieder zurückgelangen. Hierauf begleitete Kurtrier Ferdinand zum Altar, damit dort Kurmainz über dem knienden Könige den Segen spreche. Auf seinen Platz zurückgekehrt, kniete Ferdinand nochmals nieder, man las eine Collecte; und ebenfalls knieend verrichtete auch der Kaiser sein Gebet. Nach der Andacht setzten sich Vater und Sohn. Kurpfalz bringt die Krone, giebt sie dem Könige, dieser dem Trierer und dieser wiederum setzt sie Ferdinand aufs Haupt: welche förmliche Umständlichkeit! Die zwei Erbämter reichen Scepter und Reichsapfel dar; und so mit den Krönungsinsignien zum zweiten Male geschmückt, verfügt sich Ferdinand unter Vorantritt des Erbmarschalls, der das Schwert in der Scheide trägt, mit seinem gesammten Gefolge auf die Bühne, um den Ritterschlag vorzunehmen. Eine Vocal- und Instrumentalmusik intonirt das Vivat Rex, Trompeten und Pauken fallen ein, und auf den Mauern donnern die Kanonen. Oben angekommen, setzt sich der König auf seinen zweiten Thron, zur Rechten Kurpfalz und Bayern, zur Linken Kursachsen und Brandenburg, während sich Kurmainz, Kurtrier und die Bischöfe zu beiden Seiten vor dem König aufstellen. Die Bischöfe legen ihre Infuln ab, und der König leistet vor ihnen als den Vertretern der christlichen Kirche den Eid, den ihm Kurmainz vorsprach. Danach wurde wieder eine Collecte gelesen, und ein Tusch der Trompeten und Pauken that auch diesen Act Allen kund. — Während dieser Vorgänge war der Kaiser auf seinem Throne sitzen geblieben. Dagegen bewegte sich nunmehr ein stattlicher Zug von 14 Edlen auf die Bühne hinauf. Der Hauptmann der königlichen Trabanten, Graf Rabatha, verlas ihre Namen. Der Reichserbmarschall zog das Schwert aus der Scheide und gab es dem Könige in die Hand. Nun kniete Einer nach dem Andern vor Sr. Majestät nieder, dieser legte jedem das Schwert dreimal über den Rücken — so geschah der Ritterschlag. Die Namen aber Derer, die heute dieser Ehre gewürdigt wurden, lauteten: 1) Joh. Kämmerer von Worms, genannt v. Dalberg, nach einem alten kaiserlichen Privilegium der Erste (vgl. das geflügelte Wort: Ist kein Dalberg da? Büchmann, 18. Aufl. S. 444); 2) Rheingraf Johann Philipp; 3) Seyfried Graf v. Hohenlohe; 4) Otto Graf zu Friedberg und Trauchburg, Frhr. zu Waldenburg, des heil. Römischen Reichs Erbtruchseß; 5) Wolf Julius Graf v. Hohenlohe; 6) Philipp Erwin v. Schönborn, kurfürstlich mainzischer Geh. Rath und Amtmann zu Steinheim; 7) Joh. Christian v. Boyneburg, kurfürstlich mainzischer Geh. Rath und Obermarschall; 8) Philipp Philibertes v. Heresheim, Oberst und kurfürstlich mainzischer Oberststallmeister; 9) Franz Nádasdy; 10) Bartholom. Graf v. Starhemberg; 11) Paul Graf Eszterhazy; 12) Dietrich v. Lindlo zu der Ese und Burggraf zu Erbsessen; 13) Oberst Joh. Heinr. Garnier; 14) kaiserlicher Oberst Peter Jakob v. Ebelsbach, fürstlich bambergischer Geh. Rath und Landhofmeister. Nach dem Ritterschlage tönten wieder alle Trompeten und Heerpauken, während draußen die Kanonen dröhnten. In der alten Reihenfolge verließ der König mit den Seinen die Bühne und sammt dem Kaiser nun auch das Gotteshaus. Vor dessen Thür hatten sich alle Rathsherren der Stadt Regensburg aufgestellt,

sechs von ihnen einen gelben Baldachin haltend; bis zum Rathhause hatte man eine Brücke geschlagen, die mit roth und weißem Tuche überzogen war. Die Procession hinüber geschah in folgender Ordnung: 1) der Reichsprofoß und zwei Trabanten des Reichsmarschalls; 2) der Reichsquartiermeister Jak. Heinr. Lentz mit dem Marschallstabe; 3) gräfliche, fürstliche und kurfürstliche Gesandte; 4) die Herren und Kammerherren vom kaiserlichen und königlichen Hofstaate; 5) die Reichsgrafen; 6) sämmtliche Trompeter und Pauker; 7) die Reichsfürsten, hinter ihnen der Obersthofmeister, der Oberstttruchseß und der Obersthofkämmerer, 8) fünf Herolde; 9) drei Cavaliere mit den Schwertern; 10) zusammen in gleicher Höhe: der kurbayerische, kursächsische und kurbrandenburgische Gesandte; 11) Kurpfalz mit der Königskrone, der Erbtruchseß mit dem Reichsapfel und der Erbkämmerer mit dem Scepter, diese drei gleichfalls in einer Linie neben einander; 12) der Reichserbmarschall mit dem in der Scheide befindlichen Reichsschwerte, links von ihm der Hofmarschall mit dem entblößten kaiserlichen Schwerte. Hinter diesen beiden 13) die kaiserliche Majestät unter dem vorhin erwähnten Thronhimmel, auf einem rothsammetnen Sessel getragen, ihm zur Rechten der Obersthauptmann der Hartschiere Fürst Piccolomini, Herzog von Amalfi, zur Linken der Obersthofmeister Fürst von Dietrichstein. Erst danach endlich 14) im römisch-königlichen Habit Ferdinand IV., die Krone auf dem Haupte; neben ihm rechts Kurmainz, links Kurtrier. Den Beschluß machten 15) die geistlichen Fürsten und Prälaten und 16) zu allerletzt die Trabanten, hinter denen das Tuch, womit die Brücke ausgeschlagen war, dem Volke preisgegeben wurde. Neben der Brücke aber stand die Bürgerschaft Regensburgs vom Gotteshaus bis zum Rathhause Spalier, unter Gewehr. Vor dem Rathhause angelangt, stellten sich die Trompeter und Heerpauker auf und spielten so lange, bis alle Theilnehmer am Zuge im Rathhause verschwunden waren. Im großen Banketsaale daselbst hatte man zwei rothsammetne Decken aus zwei Fenstern gebreitet, damit die beiden Majestäten dem Schauspiele, das sich nunmehr auf dem Marktplatze zutragen würde, in Ruhe zuschauen könnten. Und mit dieser Volksbelustigung wollen wir die Schilderung der Krönungsfeierlichkeit, die damit eigentlich ihr Ende erreicht hat, beschließen; denn dem darauffolgenden steifen Festmahle können wir beim besten Willen kein sonderliches Interesse abgewinnen.

Erstlich also sah man aus einem dem Rathhause gegenüber gelegenen Hause den Hrn. Reichsmarschall heraus- und auf einen Haufen Hafers (wohl an die 15 Scheffel fassend), der neben dem Rathhaus auf der Erde lag, zureiten. In der Hand die silberne Metze haltend, füllte er diese mit Hafer, strich das Maß mit dem gleichfalls silbernen Streichholz ab und schüttete den Inhalt wieder auf den Boden. Danach kehrte der Marschall mit der Metze wieder in das Haus zurück. Jetzt galoppirten vom Rathhause her der Reichstruchseß und der Reichskämmerer, einer hinter dem andern, in die dem Marktthurm gegenüber aus Brettern frisch aufgeführte Küche hinein, wo ein Ochse nebst Hasen und anderem Gethier und Geflügel fein gespickt seit dreien Tagen langsam am Feuer briet. Der Reichskämmerer entnahm der Küche das goldene Waschbecken und die gefüllte Gießkanne und brachte diese, immer noch zu Pferde, vor das Rathhaus. Dort erst saß er ab und ging mit beiden Geräthen in den Banketsaal hinauf. Der Reichstruchseß dagegen schnitt vom Ochsen drei Stücke ab, legte sie in eine silberne Schüssel, deckte diese mit einer anderen zu und ritt gleichfalls nach dem Rathhause zurück, um die Bratenstücke den beiden Majestäten vorzusetzen. Kaum aber hatten die Reichsbeamten die Küche verlassen, da brach man von allen Seiten die Schranken der Küche weg und gab den Ochsen dem Volke preis, das sich nicht lange bitten ließ, sondern mit löblichem Eifer dem Reichsrinderbraten alle Ehre anthat. — Danach kam Se. Durchlaucht der Kurfürst von der Pfalz in vollem Kurhabit aus dem Rathhause heraus, setzte sich auf ein Pferd und streute mit vollen Händen aus einem Säckel, das ihm einer seiner Diener nachtrug, allerhand neugeprägte Krönungsmünzen unter die Menge. Dabei sollte nun freilich ein klein Malheur passiren. Als nämlich der Pfälzer in die Gegend des Marktes gelangte, wo die Reichsküche gestanden hatte und das Volk sich noch heftig an dem saftigen Braten delectirte, da entstand durch den erneuten Zulauf, den das Auswerfen der Geldstücke veranlaßte, ein solch Gedränge, daß das feurige Roß des Kurfürsten stieg und, da es vor der Menge nicht wieder zu Boden konnte, auf die Seite fiel. Glücklicherweise wurde die Durchlaucht schnell von ihren behenden Dienern aufgehoben, saß bald wieder auf und ritt nach diesem nicht ganz ungefährlichen Intermezzo wohlgemuth zum Rathhaus zurück. Der Un- und Umfall hatte dem Fürsten so wenig geschadet, daß er fröhlich wie immer an dem Bankette theilnehmen konnte. Inzwischen aber setzten Sigmund Ludwig und Hans Joachim Grafen v. Sitzendorff (der erste als pfälzischer Erbschatzmeister) das Ausstreuen des Geldes fort, indem sie, Diener mit Säcken immer neben sich, zu Pferde durch die Gassen Regensburgs bis zum Dome hin- und wieder zurückritten und dabei in einem fort Münzen unter die haschende Menge warfen. Nachdem die beiden Sitzendorff wieder abgesessen waren und die Wogen der Aufregung sich etwas gelegt hatten, ließ man aus einem Röhrenbrunnnen, der zusammen mit der Krönungsfestküche eigens zu diesem Zwecke aufgerichtet worden war, rothen und weißen Wein rinnen, zum freien Genießen. Dazu gab es mehrere Hundert Semmeln, die aus einem Hause herabgeworfen wurden. Außerdem ward jetzt der oben erwähnte Hafer dem Volke preisgegeben. Mit diesen königlichen Spenden war das öffentliche Krönungsfestprogramm erschöpft und erledigt; die Tafel drinnen im Rathhause blieb profanen Augen entzogen. Nach allen diesen Ceremonien hat die Bürgerschaft dreimal Salve geschossen, „und dann auch jedweder nach Hauß gangen". So meldet die Chronica.

Bücherbesprechung.

— Die Bestimmungen über die **Verhältnisse der Sächsischen Civilstaatsdiener** sind in einzelnen Gesetzen — wir erinnern nur an die beiden Grund legenden Gesetze vom 7. März 1835 und 3. Juni 1876 — sowie Verordnungen dergestalt zerstreut, daß ihre Zusammenstellung in der Form der beliebten „Handausgabe" in der That für Denjenigen, der sie praktisch anzuwenden oder sonst sich mit ihnen zu beschäftigen Veranlassung hat, recht vortheilhaft und zweckmäßig erscheint. Zum Ersatze der vermuthlich vergriffenen Ausgabe dieser Gesetze und Verordnungen, die seiner Zeit Regierungsrath — jetzt Oberconsistorialrath — Lotichius bearbeitet hat, sind nahezu gleichzeitig zwei dem Stande der jetzigen Gesetzgebung angepaßte Handausgaben erschienen, die beide ihre besonderen Vorzüge haben und von denen eine wie die andere den Zweck, dem sie dienen, zu erfüllen geeignet erscheint. Die eine, mit sachgemäßen, erläuternden Anmerkungen versehen, ist von Regierungsrath Dr. **Krische** herausgegeben als Band 113 der Handausgabe Königl. Sächs. Gesetze (Roßberg'sche Hofbuchhandlung), die andere als Band 35 von Meinhold's Juristischer Handbibliothek (Leipzig, Albert Berger) von einem ungenannten Bearbeiter, und zwar bereits in 2. vermehrter und verbesserter Auflage. Der Preis für die erstere, die etwas umfänglicher als die zweite ist und u. A. auch das Gesetz, das Disciplinarverfahren gegen städtische Beamte betreffend, vom 23. August 1878 berücksichtigt, beträgt 2,40 bez. 2,80 ℳ, der der letzteren, in der u. A. auch die reichsgesetzlichen auf die Staatsdienerverhältnisse bezüglichen Bestimmungen wiedergegeben sind, 1,60 ℳ — In dem Roßberg'schen Verlage sind weiter erschienen neue Abdrücke bez. Zusammenstellungen der **Sächsischen Brandversicherungsgesetze** und zwar der auf das Immobiliar- und das Mobiliar-Feuerversicherungswesen sich beziehenden zusammen in einem Bande (Nr. 47 der Handausgabe Sächsischer Gesetze), des Gesetzes, das Mobiliar- und Privat-Feuerversicherungswesen betreffend, nebst dazu gehörigen Ausführungsverordnungen auch in einem besonderen Heftchen (Band 76). — Eine nahezu gänzlich neue Gestalt hat die Handausgabe der Sächsischen **Jagdgesetze** (Band 72 der vorerwähnten Ausgabe) erfahren. Im Gegensatze zu der früheren, vom verstorbenen Amtshauptmann v. Einsiedel-Dippoldiswalde besorgten Ausgabe ist die Fischereigesetzgebung vom neuen Bearbeiter Oberregierungsrath **Lotze** unberücksichtigt gelassen worden — was nur gebilligt werden kann, da gerade der Zusammenhang zwischen beiden Gesetzgebungen im Königreiche Sachsen nur ein sehr loser ist, dagegen sind die erläuternden Anmerkungen zu den Jagd- und Schongesetzen wesentlich vervollständigt und erweitert worden, auch wird die vorausgeschickte geschichtliche Darstellung des Jagdrechts bei den Griechen und Römern in Deutschland und in Sachsen vielen Freunden des edlen Waidwerks von Interesse und daher willkommen sein. Preis 2 ℳ, geb 2,40 ℳ. △

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 129. Dienstag, den 27. October. 1896.

Moritz, Graf von Sachsen.

Zum 28. October.

Im Jahre 1694 kam die schöne und geistreiche Gräfin Marie Aurora von Königsmark, die Tochter eines schwedischen Generals, nach Dresden, um die Verwendung und Unterstützung des Kurfürsten von Sachsen in Erbschaftsangelegenheiten in Anspruch zu nehmen. Trotzdem nun der Kurfürst Friedrich August I. kaum ein Jahr mit der tugendhaften Christine Eberhardine vermählt war, und trotzdem, daß gegenseitige Liebe den Bund geschlossen hatte, huldigte er bald der erst siebzehnjährigen Gräfin von Königsmark, deren gesellschaftliche Talente und vielseitig gebildeter Geist ihrer Schönheit einen noch höheren Zauber verliehen. Lange widerstand sie den leidenschaftlichen Bewerbungen ihres fürstlichen Gönners, bis sie ihm endlich, geblendet von dem Glanze der ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten, nachgab. Obgleich nun sowohl die Gräfin von Königsmark wie die damalige vornehme Welt in dem Verhältnisse nicht nur keine Schande, sondern vielmehr eine ehrende Auszeichnung sah, so suchte die schöne Königsmark doch die natürlichen Folgen des Umganges mit dem fürstlichen Verehrer aufs Sorgfältigste zu verheimlichen. Daher kommt es, daß lange Zeit Unklarheit über Zeit und Ort der Geburt ihres Sohnes herrschen konnte. Manche Autoren geben als Tag der Geburt den 15., andere den 19. October 1696, als Ort bald Dresden, bald Moritzburg, der Graf Moritz selbst in seinen Memoiren die Insel Moon an. Die einzig richtige Quelle, das Kirchenbuch zu Goslar, giebt an, daß daselbst am 28. October 1696 von der vornehmen Frau im Hause R. Heinrich Christoph Winkel ein Sohn geboren wurde, der in der Taufe den Namen Mauritius erhielt. Aus dem Kirchenbuche geht zweifelsohne hervor, daß unter der vornehmen Frau Niemand anders als die Gräfin von Königsmark gemeint sein kann. Der Kurfürst nannte das Kind, das nur kurze Zeit nach der Entbindung der Kurfürstin von einem Sohne geboren war, Moritz, zum Andenken daran, daß er in Moritzburg mit der Geliebten schöne Tage verlebt hatte. Freilich wendete August der Starke, der kurz darnach auf den polnischen Königsthron gelangt war, bald seine Leidenschaft anderen Gegenständen zu, doch blieb zwischen ihm und der Gräfin dauernd ein freundschaftliches Verhältniß bestehen. Und die Hochachtung, die August I. seiner einstigen Geliebten immer noch entgegen brachte, war auch von dem größten Einfluß auf die Erziehung seines Sohnes. Er ließ das Kind, das vom Vater Leidenschaftlichkeit und Körperkraft, von der Mutter Schönheit und einen feurigen, lebhaften Geist geerbt hatte, erst in Hamburg, dann in Berlin, Warschau, Breslau und Leipzig unter dem Namen eines Grafen von der Raute erziehen. Dieser Name wurde ihm jedoch nicht actenmäßig bestätigt, sondern in den auf ihn bezüglichen Rescripten heißt er bis 1710 der junge Graf Moritz, vorher auch manchmal Graf von Sachsen. 1704 wurde das Kind vom König mit seinem Lehrer nach Holland geschickt und bekam zu seinem Unterhalte die für einen achtjährigen Knaben recht ansehnliche Summe von 3000 Thalern bewilligt. Trotz seines regen Geistes lernte er nur widerwillig. Ja oft war er nur dann zum Arbeiten zu bringen, wenn ihm versprochen wurde, daß er nach der Lection nach Herzenslust fechten und reiten könne. Manche Dinge lernte er spielend, z. B. Kopfrechnen, schriftlich konnte er dagegen nicht die kleinste Aufgabe lösen. Holländisch lernte er ohne Lehrer in sechs Monaten fließend sprechen. 1709 am 15. Januar wurde sein sehnlichster Wunsch erfüllt, er trat in das Heer ein. Welche Bedeutung er diesem Ereignisse beilegte, kann man daraus ersehen, daß er in seinen Memoiren erst von diesem Tage an sein Leben rechnete. Als er sich in seiner neuen Uniform, einen langen Degen umgeschnallt, seinem königlichen Vater vorstellte, theilte ihm dieser mit, daß er ohne jede Rücksicht auf seinen Stand abgehärtet und geschult werden sollte. Als erste Uebung mußte er den Weg von Sachsen nach Flandern mitten im Winter zu Fuße marschiren. Als Moritz dem König seinen Unwillen darüber kundgab, daß man ihn zu Fuß marschiren ließ, während er gewünscht hatte, bei der Cavallerie zu dienen, befahl der König, daß er zur Strafe alle seine Waffen auf dem Marsche selbst tragen müsse. Bei Lützen am Schwedenstein, jenem bedeutungsvollen Punkte der deutschen Geschichte, wurde er vereidigt und trat nun seinen Marsch nach Flandern an. Um ihm die Beschwerlichkeit desselben zu erleichtern, gingen sämmtliche Officiere auch zu Fuß und bestellten einen Dudelsackpfeifer, welcher lustige Lieder spielen mußte, bald sangen die Soldaten die rasch gelernten Melodien mit. Es war ein gar lustiger Marsch, keiner der Mannschaften desertirte. Wege und Straßen waren hartgefroren, was das Gehen ungemein erleichterte. Dennoch bekam Moritz nach kurzer Zeit wunde Füße, auch war die Schulter vom Tragen des Gewehres blutig gerieben. Er mußte sich die Waffe tragen lassen, ja sogar ein paar Tage reiten. Der Hohn und Spott, den er deshalb von den Soldaten über sich ergehen lassen mußte, zwang ihn, so bald als möglich wieder zu Fuß zu gehen. Als Fabel muß man die Ansicht bezeichnen, daß Moritz seinem Vater heimlich nach Flandern gefolgt sei. In Flandern wurde die Zeit zu seinem größten Aerger regelmäßig eingetheilt. Aufstehen, Unterricht, Mittagessen, Fechten, Reiten, Bibellesen u. dergl. erfolgte in der größten Ordnung. 1710 wurde Moritz confirmirt. Und schon aus dieser Zeit stammt das Hauptübel, das ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verließ, die Schulden. Seinem Lehrer Schulenburg hatte er nach und nach die Summe von 1622 Thalern 1 Groschen und 4 Pfennigen abgeborgt. Schulenburg wandte sich deshalb an den König und legte dar, daß es unmöglich sei, daß Moritz mit der Summe von 3000 Thalern auskomme; denn er brauche wegen seiner Stärke schon Manneskleider, und bat für seinen Zögling um Zulage. Wirklich bewilligte ihm der König am 21. Januar 1710 4000 Thaler. Jetzt sollte der Herzog von Sachsen auch das Kriegsleben kennen lernen. In Flandern standen unter Schulenburg's Führung 8000 Sachsen auf der Seite der verbündeten Engländer und Oesterreicher, um gegen Frankreich zu kämpfen, und er war Zeuge, wie das von den Franzosen vier Monate lang auf das Hartnäckigste vertheidigte Lille dem Prinzen Eugen seine Thore öffnen mußte. Er sah Tournay fallen und setzte sich hier zum ersten Male dem heftigsten Kugelregen aus. Bei Mons wäre er am 10. September 1769 beinahe von den Feinden gefangen genommen worden, doch gelang es ihm, seinen Verfolger mit der Pistole vom Pferde zu schießen. Dagegen hat er nicht an der furchtbaren Schlacht bei Malplaquet theilgenommen. Schulenburg hatte ihn ferngehalten, wofür ihm die Gräfin Königsmark in einem Briefe ausdrücklich dankt. Der Ausspruch, daß ihm die Schlacht bei Malplaquet außerordentlich gefallen habe, ist eine Erfindung französischer Geschichtsschreiber. Jetzt durfte Moritz nach Sachsen zurückkehren. Der Ruf seiner Tapferkeit und Unerschrockenheit eilte ihm voraus. Er wurde festlich empfangen, sein königlicher Vater war stolz auf ihn und nahm ihn mit nach Norden, wo er an der Belagerung von Stralsund Theil nahm und großen Heldenmuth zeigte. Mit der Pistole in der Hand schwamm er im heftigsten Kugelregen über den Fluß, drei Officiere und mehrere Soldaten fielen an seiner Seite. Jetzt erhob ihn der König, der nach dem Tode Joseph's I. Reichsverweser geworden war, in den Stand eines Reichsgrafen von Sachsen. Das darauf bezügliche Diplom ist im sächsischen Hauptstaatsarchiv nicht zu

finden. Wahrscheinlich hat es Friedrich August als König von Polen in Warschau ausgestellt. Doch finden wir in einem Erlasse aus dem Jahre 1707 das dem Grafen von Sachsen verliehene Wappen näher beschrieben. Seit dem 16. April 1711 ist Moritz Besitzer des Rittergutes Stöhlen, das ihm der König schenkte. „Zu Unsers natürlichen Sohnes des Grafen Moritzens von Sachsen besserem établissement und Unterhalt bei dessen zunehmenden Jahren“, heißt es in dem diesbezüglichen Rescript. Infolge einer anderen königlichen Verordnung d. d. Warschau, den 22. September 1713 erhielt Moritz das Regiment Beust, das vom 9. November 1713 ab le régiment du Cte de Saxe genannt wird. An der Spitze seines Regiments zog er erst nach Polen, Ende desselben Jahres wieder nach Sachsen, um hier seine ihm von der Mutter zugedachte Braut Johanna Victoria Tugendreich v. Löwen kennen zu lernen. Neigung brachte er seiner künftigen Gattin nicht entgegen, nur der Name Victoria veranlaßte ihn, sie zu ehelichen. Nicht ohne Einfluß auf das Zustandekommen der Ehe war es, daß der Vater der Victoria v. Löwen einer der reichsten Grundbesitzer Sachsens, sie das einzige Kind und somit Erbin des ganzen Vermögens war. Am 12. März 1714 wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert und rauschende Feste schlossen sich in langer Reihe daran an. Doch war Moritz offenbar zu früh in die Ehe getreten. Seinem feurigen, thatendurstigen Sinne konnte es nicht entsprechen, in stiller Zurückgezogenheit die Güter seiner Frau zu bewirthschaften, als ein reicher Landedelmann zu vegetiren. Es drängte ihn hinaus in den Kampf des Lebens und der Schlachten. Aber er wollte auch noch die Freuden des Lebens genießen, den Becher der Lust, an dem er eben erst begonnen hatte zu nippen, mit vollen Zügen schlürfen. Zudem hatte ihn nicht die Stimme seines Herzens der Gattin zugeführt, und wenn er seiner jungen und hübschen Gattin nicht gerade abgeneigt war, so erkaltete doch unter den Verführungen, denen sich Moritz an dem üppigen Hofe seines Vaters ausgesetzt sah, sehr bald seine geringe Neigung. Nicht einmal die Bitte seiner jungen Gattin, die sich Mutter fühlte, sie in ihrer schweren Stunde nicht zu verlassen, erfüllte er, sondern machte einen Ausflug nach Hamburg. In seiner Abwesenheit genas die Gräfin eines Knaben, der jedoch bald wieder starb. Im Besitze eines nach seinen Begriffen unerschöpflichen Vermögens gab sich Moritz einer solchen Verschwendung hin, daß er bald wieder unerschwingliche Schulden hatte. Ja es kam sogar so weit, daß seine Gattin thatsächlich Mangel leiden mußte. Daneben gab er seiner Gattin durch zahlreiche Liebesverhältnisse begründetste Veranlassung zur Eifersucht. Allein auch sie wußte sich durch mehrere Liebschaften für die Vernachlässigung des Gatten schadlos zu halten. Die gegenseitige Abneigung hatte endlich einen so hohen Grad erreicht, daß die Gräfin von Sachsen am 21. März 1721 bei dem Ober-Consistorium die Ehescheidung beantragte. Fünf Tage später war die Ehe getrennt. Moritz stürzte sich nun in den Strudel der Hoffeste, doch ein Aufstand in Polen rief ihn auf das Schlachtfeld. Leicht hätte es sein letzter Kampf sein können. Im Dorfe Krosnice wurde er in Begleitung von fünf Officieren und zwölf Dienern von etwa 200 Feinden überrascht. In einem Hause, das man durch Abbrechen der Treppen u. s. w. rasch in eine Festung verwandelt hatte, hielt die kleine Schaar fünf Stunden Stand. Fast Alle waren verwundet worden, Moritz erhielt einen Schuß durch den Schenkel. Bei Nacht machten die noch am Leben Gebliebenen einen Ausfall, erbeuteten sich die nöthigen Pferde, schlugen sich durch die Feinde und kamen glücklich nach Dresden. Merkwürdig ist, daß fast alle Geschichtsschreiber angeben, Moritz sei in der folgenden Zeit mit dem Prinzen Eugen gegen die Türken gezogen, und sogar seine Heldenthaten aufzählen. Doch ist Moritz bestimmt nicht mit an diesem Zuge betheiligt gewesen. Er hätte aber vielleicht besser gethan, wenn er im Kampfe mit den Türken seinen Jugendübermuth austoben konnte; denn die Unthätigkeit, zu der er verdammt war, mußte ihn auf Abwege führen. Er begann ein höchst ungeordnetes Leben, war leichtsinnig und genußsüchtig, und fröhnte mit Leidenschaft dem Spiele. In einer Nacht verspielte er in der Trunkenheit 1040 Ducaten. Zum Unglücke vernichtete ein Schadenfeuer sein Gut Stöhlen. Die Schulden häuften sich dermaßen, daß seine Mutter den König bat, die dringenden Schulden zu bezahlen, worauf ihm der König auch wirklich eine Zulage von 6000 Thalern gewährt. An regelmäßigen Bezügen bekam Moritz jetzt 27 750 Thaler. Doch mußte der König fortwährend zuschießen, so z. B. 1722 6000 Thaler, 1723 10000 Thaler, 1726 3000 Ducaten, 1728 1000 Ducaten und 1729 60 000 Thaler. Wir sind hier der Zeit vorangeeilt, um Moritzens Vermögensverhältnisse im Zusammenhange kennen zu lernen, müssen nun aber zum Jahre 1720 zurückkehren; denn jetzt that Moritz den Schritt, der für sein ganzes Leben entscheiden sollte. Der Friede zu Passarowitz hatte dem Kriege ein Ende gemacht. Moritz war zur Unthätigkeit gezwungen und ging jetzt nach Frankreich, um sich hier eine Stellung zu verschaffen, vielleicht lockten ihn auch die sinnlichen Genüsse, die ihm Frankreich in weit höherem Maße als Sachsen bot. Sein Ruf erleichterte ihm die Aufnahme in Frankreich. Wohlwollend wurde er von dem Könige empfangen. Am 7. August 1720 wurde er zum maréchal de camp ernannt und erhielt als solcher 10 000 Lvrs. Gehalt. Jetzt kaufte er sich für 35 000 Thaler das dem Frhrn. v. Spaar gehörige Infanterieregiment. Das Geld dazu holte er sich in Sachsen, der Hofagent Meyer schoß es vor und zur Tilgung der Schuld verkaufte er die Liegenschaften des Gutes Stöhlen an die Kammer. Im Winter stürzte er sich in den Strudel der Hoffestlichkeiten zu Warschau und Dresden, ging aber im Frühjahr wieder nach Frankreich, wo er durch Speculationen fast sein ganzes Geld verlor. Nun widmete er seine ganze Zeit seinem Regimente, studirte Kriegswissenschaften, besonders Fortificationslehre, Mathematik und Mechanik. Er erfand auch eine Maschine, welche Schiffe auf dem Wasser fortbewegte. Unbestritten war er der beste Feldherr Frankreichs, und mit Recht nannte ihn Friedrich der Große später einmal den Professor der Kriegskunst. Bei der Krönung des französischen Königs zu Reims zeichnete er sich durch glanzvolles Auftreten aus und gab wiederholt Proben seiner großen Kraft, indem er mit Leichtigkeit Nägel zu Pfropfenziehern drehte u. dergl. Seine Reisen in Sachsen, England und Polen hatten neue Hoffnungen in ihm geweckt. Er hatte die Absicht, sein Verhältniß mit Frankreich zu lösen, und wollte sich um die Herzogswürde von Kurland bewerben. Der Herzog von Kurland war gestorben. Vor vielen anderen gefiel Moritz der Herzogin Anna Iwanowna (der Tochter des blödsinnigen Iwan Alexiewitsch, die dann als Anna II. den russischen Thron bestieg), welche mit ihrer Hand zugleich die Kurwürde zu vergeben hatte. Auf ihre Anregung hin wählten die kurländischen Stände den Herzog. Auch die Ritterschaft war für ihn gesinnt, da sie unter dem tapferen, ritterlichen Held Unabhängigkeit des Landes von mächtigen und gefährlichen Nachbarn zu erlangen hoffte. Die Hand der Herzogin schien ihm ganz sicher zu sein, als plötzlich die Wahl für ungiltig erklärt wurde. Anna Iwanowna war Anstifterin; denn Moritz hatte durch eine Liebschaft mit einer Hofdame ihre Eifersucht erregt. Außerdem strebte Menzikoff, der sich vom Pastetenbäckerjungen bis zum russischen Fürsten emporgeschwungen hatte, nach der Herzogswürde. Er zog mit 8000 Russen gegen Moritz, welcher sich auf die Insel Usmaiz, die seitdem den Namen Moritzholm führt, zurückzog und dieselbe in aller Eile befestigte. Er sah ein, daß sich seine kleine Schaar gegen die Russen nicht halten konnte, vom zwecklosen Blutvergießen war er von jeher ein Feind. Er rettete sich, indem er mit seinem Pferde ganz allein durch den See schwamm. Seine kleine Schaar, 6 Kanonen und alles Gepäck fiel in die Hände der Russen. Nur seine Wahlurkunde hatte Moritz gerettet und auch nie wieder herausgegeben, auch führte er bis an seinen Tod den Titel eines Herzogs von Kurland. Zwei Jahre lang hatte seine kurländische Expedition gedauert, seine Schulden waren in der Zeit unglaublich gewachsen. Und in Frankreich, wohin er eilends zurückkehrte, erwartete ihn eine neue Enttäuschung. Er fand seine Geliebte, die Schauspielerin Lecouvreure, die ihm zur polnischen Expedition 40 000 Livres gegeben hatte, in den Armen eines Anderen. — 1728 starb seine Mutter, deren Schönheit selbst der Tod nicht zu zerstören vermochte. In der Stiftskirche zu Quedlinburg wurde sie beigesetzt. Nach Empfang der Todesnachricht eilte Moritz nach Deutschland, um den Nachlaß zu ordnen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er mit seinem Vater den preußischen Hof, wo er den Kronprinzen Friedrich kennen lernte. Zwischen Beiden entwickelte sich bald ein freundschaftliches Verhältniß. Ueberall, wohin Moritz kam, bewunderte man seine Geschicklichkeit im Schießen und seine unglaubliche Kraft. Bei dem ebenso berühmten als berüchtigten Lustlager bei Zeithain war er selbstverständlich zugegen. 1732 begannen sich die Folgen seines ausschweifenden Lebens zu zeigen. Er litt an großer Schlaflosigkeit. Doch vermochte die Krankheit nicht seinen Geist zu schwächen, sondern er schrieb während derselben in 13 Nächten sein berühmtes Buch „mes rêveries“, von welchem in der Königlichen Bibliothek zu Dresden 2 Manuscripte vorhanden sind.

Bei dem Tode seines Vaters wurde er zum zweiten Male veranlaßt, Frankreich zu verlassen. Sein Halbbruder Friedrich August II. bot ihm den Oberbefehl über die sächsischen Truppen an, doch folgte Moritz diesem Rufe nicht, sondern blieb dem König von Frankreich treu, und als er am 10. October 1733 verbündet mit Spanien und Sardinien Kaiser Karl VI. den Krieg erklärte, kämpfte Moritz unter dem General Berwick in den Laufgräben von Kehl zum ersten Male gegen Deutsche. Unter dem Grafen von Belle-Isle und dem Herzog Noailles entschied er an der Spitze von nur 100 Grenadieren die Schlacht von Ettlingen und erhielt dabei einen Säbelhieb über den Kopf, welcher nur durch die Eisenplatte, die er zum Schutze in seinem Hute hatte, etwas abgeschwächt wurde. Nach der Einnahme von Philippsburg wurde er durch Vermittlung des Herzogs von Noailles zum Generallieutenant ernannt. Vergeblich bemühten sich die Oesterreicher, ihn dem französischen König abtrünnig zu machen. Es gelang nicht, doch setzte der Friede von 1736 seinem Thatendrang und seinem weiteren Aufrücken ein Ziel. Die Zeit des Friedens benutzte er abermals, um Kriegswissenschaften zu studiren. Auch söhnte er sich wieder mit seinem Bruder aus, der bis dahin nicht vergessen konnte, daß Moritz die höchste militärische Ehrenstelle in Sachsen ausgeschlagen hatte. Zum Zeichen der Versöhnung verlieh er ihm 1736 in Hubertusburg den Heinrichsorden. Umsonst setzte er während seiner jetzigen Anwesenheit in Sachsen und Polen noch einmal alle Hebel in Bewegung, um die Herzogswürde in Kurland zu erhalten. Als alle seine Bemühungen sich zerschlugen, ging er wieder nach seinem geliebten Frankreich und fröhnte in Gesellschaft des Königs der Jagd und dem Spiel. 1738 erwarb er sich ein kleines Landgut, aux Bipes genannt, das nur fünf Stunden von Paris entfernt war. Doch wollte er es wieder verkaufen, als der König die Jagd in den umliegenden Waldungen ganz allgemein, sogar für alle Prinzen königlichen Geblütes, verboten hatte. Um jedoch seinen geschätzten Generallieutenant nicht zu beleidigen, machte er mit ihm eine Ausnahme und gestattete ihm allein vor allen Prinzen die Jagd auszuüben, zugleich gab er ihm als ein neues Zeichen seiner Huld 50 000 Livres. Bessere Zeiten kamen für Moritz, als am 20. October 1740 der letzte Habsburger Karl VI. ohne männliche Nachkommen starb. Zwar hatte er auch nach seiner Meinung, durch die pragmatische Sanction, seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge gesichert, doch erkannten Bayern, Frankreich, Spanien, Sachsen und Preußen dieselbe nicht an. Der Krieg war unausbleiblich. Angesichts der zu erwartenden Ereignisse bot er zwei Mal dem Kurfürsten von Sachsen seine Dienste an, wurde aber nicht beachtet; unterschätzte man sein Feldherrntalent oder erinnerte man sich vergangener Zeiten, wo Moritz den Oberbefehl ausgeschlagen hatte? Mittlerweile war er bei Schrech über den Rhein gegangen und vereint mit dem Kurfürsten von Bayern schon bis Pölten gezogen. Plötzlich zogen sie aber nach Böhmen, weil sie fürchteten, die Sachsen könnten es erobern und behalten. In der Nacht des 26. November 1741 eroberte er mit Hilfe von drei anderen natürlichen Söhnen August's des Starken, dem Grafen Rutowsky, dem Chevalier de Saxe und dem Grafen v. Kosel, Prag mit Sturm. Es war eine wahrhaft glänzende Waffenthat, welche das Genie Moritzens vollbracht und durch die er seinen Ruhm für alle Zeiten begründet hat. Strenge Befehle und eine eiserne Manneszucht bewahrten die eroberte Stadt vor Plünderung. Die dankbare Stadt Prag schenkte ihm dafür einen kostbaren Diamantring. Eger und Elbogen ergaben sich nach kurzem Widerstande und die Folge der kriegerischen Ereignisse war, daß sich der Kurfürst von Bayern am 24. Januar 1742 zum Kaiser krönen ließ und den Namen Karl VII. annahm. Moritz ging jetzt mit Broglie über den Rhein, um sich der gefährdeten Stellung bei Lauterbrunn zu bemächtigen. Er war zur Unzeit aus Böhmen abberufen worden; denn die französischen Marschälle Belle-Isle und Maillebois konnten Böhmen nicht behaupten, ebenso wurde Broglie aus Bayern verdrängt. Die Lage Frankreichs wurde um so bedenklicher, als sich jetzt England mit Oesterreich verbündete. Moritz eilte herbei und verhalf Frankreich rasch wieder zur Oberhand. Die erlangten Vortheile waren so groß, daß er, nachdem er seiner Armee sichere und feste Winterquartiere gegeben hatte, nach Frankreich reisen konnte. In Paris wurde er mit ungeheurem Jubel empfangen. Der König gab ihm in seinem Palaste Quartier, und am 16. März 1744 wurde er zum maréchal de France ernannt, trotzdem ihm, dem Ausländer, acht active Generäle in der Rangliste vorausgingen und trotzdem er ein Protestant war; seit dem Widerruf des Edictes von Nantes hatte kein Nichtkatholik diese Würde erlangt. Es war noch nicht genug der Ehre. Der König nannte ihn „mon cousin" und gab ihm den Oberbefehl über das französische Heer in Flandern, welches gegen England und die Niederlande zog. Der König selbst betheiligte sich an dem Feldzug. Alle Unternehmungen endeten günstig für Frankreich, wennschon mehr Klugheit als Tapferkeit dazu nöthig war. Nach dem Tode Kaiser Karl's VII. bemühte sich Moritz auf das Eifrigste, die Wahl auf seinen Halbbruder Friedrich August II. von Sachsen zu lenken. Ja er hatte sich sogar vorgenommen, zu diesem Zwecke nach Sachsen zu reisen, allein er wurde durch Krankheit, die Wassersucht, daran verhindert. Doch vermochte ihn die Krankheit nicht zu hindern Vorbereitungen zu einem neuen Feldzug gegen Flandern zu treffen. Freilich war der König in großer Sorge, ob er den Oberbefehl über das Heer zu führen im Stande sein würde. Damit er seine persönliche Ausrüstung nach seinem geschwächten Körperzustande treffen konnte, schenkte ihm der König 150 000 Livres. Mit Mühe konnte sich Moritz nur kurze Zeit auf dem Pferde erhalten. Fast immer fuhr er in halb liegender Stellung in seinem Korbwagen. Zunächst belagerte er die Festung Tournay und als die verbündeten Heere, die Oesterreicher, Engländer und Holländer, unter dem Herzoge von Cumberland und dem Feldmarschall Graf v. Königsegg zum Entsatze nahten, kam es zur Schlacht bei Fontenoy. Nur schwer konnte Moritz von seinem Korbwagen aus den Gang der Schlacht leiten, trotzdem er an allen Orten zugleich zu sein schien. Lange schwankte die Schlacht herüber und hinüber, endlich durchbrachen Engländer und Hannoveraner die erste französische Schlachtreihe. Die Niederlage der Franzosen schien unzweifelhaft und die Officiere bestürmten den König, sich in Sicherheit zu bringen. Da stieg Moritz auf ein Pferd, widersetzte sich der Flucht, indem er den Soldaten zurief, es gelte zu siegen oder zu sterben. An der Spitze nur einiger Regimenter warf er sich mit solchem Ungestüm auf den Feind, daß er nach kurzer Zeit vollständig geworfen war. Zum Tode erschöpft sank Moritz, der keinen Panzer trug und seinen einzigen Schutz, einen kleinen Schild, als störend fortgeworfen hatte, vom Pferde, umfaßte die Knie seines Königs und rief: „Ich habe genug gelebt; denn ich habe Ew. Majestät siegen sehen." Der König umarmte ihn öffentlich, Frankreich nannte ihn seinen Schutzgeist. Voltaire besang ihn in seinem poëme de Fontenoy und sagt darin echt französisch: „C'est-la tier Saxon, qu'on croit né parmi Nous." Tournay, Brügge, Gent, Ostende und andere niederländische Plätze fielen schnell nach einander in die Hände der Sieger. Der König zeichnete ihn dadurch aus, daß er ihm die Rechte eines geborenen Franzosen verlieh und ihm das Schloß Chambord schenkte. Nach dem Feldzuge besserte sich seine Gesundheit etwas, wenn er auch noch lange leidend aussah. Doch litt er sehr durch den Neid und die Mißgunst französischer Generäle, die ihn beim Hofe zu verleumden suchten. Freilich verletzte er oft den König durch Widerspruch und gänzliches Außerachtlassen der Etikette. Das hinderte ihn jedoch nicht, neue Lorbeeren um sein Heldenschwert zu winden. Antwerpen, Mons, Charleroi, Namur fielen und der blutige Tag von Raucoux, einem Dorfe bei Lüttich, beendete den Feldzug des Jahres 1746. Der König überhäufte ihn aufs Neue mit Ehrenbezeugungen. Ein hoher Jahresgehalt, die Verleihung des Titels „Altesse Serenissime", ein Geschenk von 6 Kanonen und eine besondere Leibwache wurden ihm zu Theil, dazu kam 1747 die Ernennung zum Generalissimus aller französischen Truppen. Mit dem kommenden Feldzuge, in welchem die Schlacht bei Lechfeld als dritte That seinen Ruhm unsterblich machte, endete seine militärische Laufbahn, sein Glanz war vorüber. Er zog sich auf sein Schloß Chambord zurück und verließ es nur noch einmal, um Friedrich den Großen in Potsdam zu besuchen. Nach Versailles kam er selten, er verachtete die Hofkabalen und wollte der Madame de Pompadour nicht schmeicheln. Seinen Hof machte er zu einem Sammelpunkt von Gelehrten, Künstlern und Philosophen. Eine Schauspielertruppe spielte in seinem eigenen Theater. Seine Equipagen wetteiferten an Pracht mit den königlichen. Doch nicht lange gönnte ihm seine zerrüttete Gesundheit diese Freuden. 1750 überfiel ihn eine schwere Krankheit. Mit den Worten: „Sie finden mich am Ende meines Lebens. Das Leben ist ein Traum; der meinige ist kurz, aber schön gewesen" empfing er des Königs Leibarzt; kurz darauf starb er am 30. November 1750. Der König war bei der Nachricht von seinem Tode tief bewegt. „Ich habe keine Generäle mehr, nur einige Oberste sind mir

geblieben," klagte er. Der Schriftsteller Thomas schrieb über ihn sein: „Eloge du Maréchal de Saxe", das Beste, was er geschrieben hatte. Friedrich der Große widmete seinem Andenken die berühmte Elegie an den Marschall Keit: „Sur les vaines terreurs de la mort et les frayeurs d'une autre vie." In Straßburg wurde die sterbliche Hülle des Grafen von Sachsen beigesetzt. Der Bildhauer J. Bapt. Pigalle errichtete ein prächtiges Mausoleum über seinem Grabe. — Moritz glich körperlich vielfach seinem Vater. Obschon nur mittelgroß, besaß er eine herkulische Stärke, die ihn mit großer Gewandtheit gepaart zum Meister aller ritterlichen Künste machte. Er war stolz und aufbrausend. Seine Mutter liebte er zärtlich, seinem Vater trat er mit Ehrerbietung, aber auch mit großem Selbstbewußtsein entgegen. Im Umgang war er fröhlich und liebenswürdig, dabei offen und gerade; er schonte die Eitelkeit der sich mit vornehmer Geburt brüstenden Franzosen auf keinerlei Weise. Ueber die steife Etikette am Hofe Ludwig's setzte er sich mit Leichtigkeit hinweg. Seine Kleidung war sehr einfach. Gute Anlagen, die sich jedoch nur auf Kriegswissenschaften bezogen, zeichneten ihn aus. Welcher Selbstbeherrschung er fähig war, beweist der Tag von Fontenoy, todkrank besiegte er durch Energie sein Uebel, bewahrte sich Geistesfrische und Besonnenheit und gewann dadurch die Schlacht. Als Feldherr war er unübertrefflich, nicht nur durch persönliche Tapferkeit und Glück, sondern auch durch Einsicht und Ueberlegung, mit welcher er den Krieg führte. Schon in seinem 16. Jahre führte er neue Exercitien ein. In die französische Armee kam durch ihn neuer Geist. Sein Werk „mes rêveries" gilt noch heute. Kann man auch den Vorwurf nicht von ihm nehmen, daß er seine Siege oft nicht bis zur Vernichtung des Feindes führte, daß er absichtlich Schlachten nur zur Hälfte gewann, um den Krieg, der ihm Ehre und Auszeichnung brachte, in die Länge zu ziehen, so müssen wir auch wieder anerkennen, daß er stets bemüht war, die Schrecken des Krieges zu mildern so weit er konnte, besonders unnützes Blutvergießen zu vermeiden suchte. Mit seinen Soldaten theilte er alle Beschwerden eines Feldzuges. Bei so viel Licht fehlt natürlich auch der Schatten nicht. Er verband mit großem Leichtsinn sinnlose Verschwendung. Zu tadeln sind seine vielen Liebesverhältnisse, ein Erbtheil seines Vaters. Madame de Pompadour sagt von ihm, daß er nur groß an der Spitze einer Armee gewesen sei, an jedem Orte die Schwachheiten kleiner Seelen gezeigt habe. Traumbilder von Kronen, fürstliche Zierathen, improvisirte Dynastien umgaukelten ihn sein Leben lang. Was uns Deutsche am meisten schmerzen muß, ist, daß er kein Herz für sein Vaterland hatte, es sogar verschmähte. Er brachte es fertig, Friedrich dem Großen zu seinem Siege bei Kesselsdorf keine Glückwünsche zu senden, sondern um die Gunst fremder Fürsten zu buhlen. Zu seiner Entschuldigung müssen wir freilich daran erinnern, daß es bei den damaligen Umständen überhaupt nur wenig Deutsche gab, die sich für unser gemeinsames Vaterland zu begeistern vermochten, zu einer Zeit, wo der Same der Zwietracht, der in Deutschlands Boden immer schlummerte, in blutigen Kriegen aufging, zu einer Zeit, wo der Gedanke, daß wir seien ein einig Volk von Brüdern, nur in sehr Wenigen erwacht war, zu einer Zeit, wo selbst der Name Deutschland verschwand unter der hohlen Maske eines heiligen römischen Reiches. Kann darum Deutschland dem Herzog Moritz keine Thräne der Dankbarkeit weihen, so wird es ihn doch jederzeit als Kriegshelden bewundern müssen. K. D.

Bücherbesprechungen.

— **Eine Trias von Willensmetaphysikern.** Populärphilosophische Essays von Dr. phil. **Susanna Rubinstein.** (Motto: Kein Motiv, das eine Menschenbrust bewegt, kann mich mehr bewegen. Mainländer.) Leipzig, Druck und Verlag von Alexander Edelmann, Universitätsbuchhändler und Buchdrucker. 1896. — Zu den bewegenden Fragen der Gegenwart gehört auch diejenige nach der Befähigung und Stellung des weiblichen Geschlechtes zu den verschiedenen Gebieten und Arbeitsfeldern des Lebens. Das Richtigste ist hierbei wohl dieses, es den Frauen selbst zu überlassen, zu zeigen, was sie auf allen diesen Gebieten zu leisten vermögen. Susanna Rubinstein hat sich schon früher durch eine Reihe von Schriften in vortheilhafter Weise bekannt gemacht. Ihr ganzer Bildungsgang ist ein ernster und zum Theil selbst männlicher gewesen, indem sie sich sowohl mit dem Wissen des Gymnasiums als auch mit dem der Universität — mit letzterem in Prag und Leipzig — berührt hat. Ihr philosophisches Denken zeichnet sich zunächst durch eine reine und geschmackvolle, von jeder falschen Ueberladung freie Form aus. Inhaltlich ist dasselbe bedingt durch die Berührung mit den wichtigsten jetzt herrschenden Richtungen der Philosophie. Die vorliegende Schrift ist eine kritische Beleuchtung der Lehren von drei Denkern, die alle in verschiedener Richtung auf Schopenhauer zurückweisen. Der bedeutendste unter diesen ist immer noch Hartmann, der einen allerdings wohl kaum geglückten Versuch gemacht hat, die Lehre Schopenhauer's mit derjenigen Hegel's zu verbinden. Mainländer aber war ein im höchsten Grade excentrischer und zu phantastischen Uebertreibungen geneigter Geist. Bahnsen endlich gehörte mehr zu den unmittelbaren Verehrern und Bewunderern Schopenhauer's, als daß er dessen Lehre selbständig weiter zu bilden vermocht hätte. Von jedem dieser drei Philosophen wurde das Verhältniß der beiden Schopenhauer'schen Principien Wille und Intellect in verschiedener Weise aufzufassen versucht. Diese beiden Principien standen eigentlich in vollständigem Widerspruch mit einander und es ging eben hieraus die ganze Verzweiflung und der pessimistische Weltschmerz der Lehre Schopenhauer's hervor. Hartmann strebte die Dummheit des Willens zu verdecken durch das glänzende Spiel seiner Dialektik in reinen oder abstracten Begriffen. Mainländer wurde durch eben diese Dummheit fortgerissen zu seinen hohlen und excentrischen Phantasien. Bahnsen endlich in seiner sogenannten Realdialektik flüchtete sich in die sichere Höhle der Zurückgezogenheit des Willens auf sich und die alles Inhaltes leere Nichtigkeit seiner selbst. Die Verfasserin hat sich mit Geschick und Hingebung in diese drei mehr oder weniger confusen und mit sich selbst widersprechenden Weltanschauungen vertieft. Es ist auf dieselben immer noch als eine Erbschaft Hegel's das Denken in hohlen und willkürlich erschaffenen Begriffen übergegangen. Wir möchten es fast beklagen, daß sie in ihrer Zeit keinen günstigeren Boden und keine besseren Anregungen für ihre auf das Gute, Reine und Edle im Leben gerichteten Bestrebungen gefunden hat. Ein gewisser Zug melancholischen Trübsinnes und orientalisirender Mystik geht durch ihre Weltauffassung ebenso wie durch die des ganzen neueren Pessimismus hindurch. Sie hat trotzdem immer versucht, aus allen Schlacken dieser Unklarheit das reine Gold einer echten Lebensweisheit und sittlichen Stärkung für sich zu retten, und hat damit wohl den Beweis geliefert, daß bis zu einem gewissen Grade auch ihr Geschlecht sich an der Lösung der allgemeinen Fragen der Welt und des Lebens zu betheiligen vermag. C. H.

— Im Verlage von **Heinrich Bredt,** Leipzig, erschien in fünfter Auflage ein „**Liederbuch nebst kurzer Gesanglehre für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Bildungsanstalten**", bearbeitet von **Ph. Beck.** — Mit großem Interesse haben wir von dem Inhalte des vorliegenden Werkes, das mit wahrem Bienenfleiße gearbeitet und zusammengestellt ist, Kenntniß genommen. Der Verfasser, in Köln als praktischer Schulmann thätig, ist hier pädagogisch und ungemein geschickt vorgegangen. Veranlassung zur Herausgabe dieses Liederbuches, welches sich in drei Abtheilungen gliedert, gab ihm das Bedürfniß nach einem solchen Gesangswerke, das diesem vielverkannten Unterrichtszweige (im Besonderen in der höheren Mädchenschule) als Grundlage dienen könnte. Der Inhalt ist sorgfältig und der Uebersichtlichkeit wegen in jedem Theile nach den Begriffen Religion, Vaterland, Tages- und Jahreszeiten gesichtet, bevorzugt in erster Linie das Volkslied, zieht aber auch, so weit es rathsam und angebracht erscheint, das Kunstlied in seinen Bereich. Ohne Scrupel kann man dieser Lösung der oft bestrittenen Frage, ob das Kunstlied mit auf dem Gebiete des Schulgesanges Verwendung finden solle, in diesem Falle beistimmen, da das Buch für höhere Schulen und nicht für die Volksschule bestimmt ist. Im Anschluß an die reiche Auswahl der Gesänge ist jedem der drei Theile als Anhang eine Gesanglehre beigegeben, die in drei systematisch aufsteigenden Cursen in knapper Fassung das Nothwendigste bringt, was ein rationeller Unterricht im Schulgesange unbedingt erfordert: eine Auswahl praktischer Uebungen, welche der Gehör- und Stimmbildung dienen, zur genauen Kenntniß der Tonschrift und Erlangung einer gewissen Fertigkeit im Singen nach Noten beitragen und dem Verständniß für Tonverhältnisse und musikalischen Vortrag förderlich sind. Wie viele Wege nach Rom, so führen auch viele zur Erreichung eines guten Schulgesanges; jedenfalls ist der Weg, den der Verfasser einschlägt, gut gangbar. Alles in Allem darf man in dem Liederbuche ein Werk begrüßen, das die Beachtung aller Fachleute verdient und seinem Zwecke sicherlich mit Gewinn dienen wird. M—r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 130. Donnerstag, den 29. October. 1896.

Auf Goethe's Spuren im Süden.

Reiseskizzen von Julius R. Haarhaus.

XX. Kunst und Alterthum am Golf von Neapel.

Wie dem glücklichen Campanien und seiner Hauptstadt Neapel eine ruhige historische Entwickelung fehlt, wie die ganze Vergangenheit dieses Landes nur in mehr oder minder rasch aufeinander folgenden fremden Dynastien, Gewaltstreichen und Revolutionen besteht, so mangeln ihm auch in cultur- und kunstgeschichtlicher Beziehung vermittelnde Uebergänge. Eine Kunstgeschichte im Sinne Venedigs, der toscanischen oder umbrischen Städte giebt es hier nicht. Das schnell pulsirende moderne Leben wurzelt größtentheils unmittelbar im classischen Alterthum, ohne von Mittelalter oder Renaissance merklich beeinflußt zu sein. Daher macht Neapel, selbst in den engsten Quartieren, nicht den Eindruck einer alten Stadt, der Metropole eines Landes mit mehr als zweitausendjähriger Cultur. Große Denkmäler des Alterthums, wie sie Rom besitzt, oder der Renaissance, wie sie Florenz aufweist, wird man in Neapel vergebens suchen. Selbst die Spuren der Araber und Normannen haben sich in der schnelllebigen Stadt verwischt und sind nur noch in der weiteren Umgegend, wie Amalfi und Salerno, zu finden. Nur die Spanier und Bourbonen haben durch ihre Barockbauten einzelnen Theilen der Stadt einen eigenartigen Stempel aufgedrückt, aber die Meister, die sie beschäftigten, waren nur in wenigen Fällen Neapolitaner, so daß sich auch im 16. und 17. Jahrhundert keine nationale Architektur entwickeln konnte. Ebenso steht es mit der Malerei. Zu den Zeiten, in denen diese Kunst anderwärts ihrer höchsten Blüthe entgegenging, war Neapel künstlerisch todt. Wenn Rom noch über eingeborene Künstler zweiten Ranges verfügt, hat Neapel kaum noch solche dritten Ranges. Der geringe Bedarf an Werken der Kunst wird bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts von Ausländern, von Florentinern, Sienesern, Römern, ja sogar Niederländern bestritten, oder doch von Neapolitanern, die Auffassung und Technik dieser Schulen in ihre Heimath hinüberbrachten. Erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts entwickelt sich eine neapolitanische Malerschule. Ihre Begründer sind Andrea Sabbatini da Salerno, ein Schüler Rafael's, und Polidoro da Caravaggio. Der größte ihrer Nachfolger ist wiederum kein Neapolitaner, sondern ein Spanier, der ränkesüchtige und auf seine Kunst so eifersüchtige Giuseppe Ribera, genannt Spagnoletto, vor dessen Nachstellungen der vom Erzbischof aus Rom berufene Domenichino nach Frascati fliehen mußte. Ehe die neapolitanische Schule mit dem vielgeschmähten Schnellmaler Luca Giordano — dem einzigen, den Goethe erwähnt — erlischt, leuchtet noch einmal der leidlich helle Stern Salvator Rosa auf, ein Universalgenie, dessen Bedeutung vielleicht mehr in seiner Vielseitigkeit als in seiner Begabung als Maler zu suchen ist.

Allein die gütige Natur Campaniens hat ihrem Lieblingskinde Neapel für mangelnde Kunstschätze reichlichen Ersatz geboten: ein Stück echten unverfälschten Alterthums, unter der Asche und Lava des Vesuvs trefflich conservirt und für ein archäologisch und künstlerisch geschultes Geschlecht als köstlichste Illustration zur antiken Literatur gleichsam aufgehoben. Die aus dem Schoße der Erde wiedererstandenen Städte Herculanum und Pompeji haben unsern Gesichtskreis nach ganz neuen Richtungen hin in ungeahnter Weise erweitert und uns die intimste Bekanntschaft mit dem Leben der Alten ermöglicht. Aus diesen Riesengräbern weht uns ein anderer Geist entgegen, als aus den ernsten Forumruinen und den prächtigen Kaiserpalästen Roms oder aus den erhabenen Säulenwäldern der griechischen Tempel Pästums und Siciliens — es ist ein warmer Hauch der Lebensfreude und des seligen Leichtsinns, wie ihn das gesegnete Campanien schon vor zwei Jahrtausenden erzeugte. Die tändelnde Lust, die sich weder durch das drohende Rollen unterirdischer Mächte noch durch den warnenden Feuerschein des nahen Vesuvs ersticken ließ, hat jedem Geräth, jedem Gelasse ihren Stempel aufgedrückt. Angesichts der pompejanischen und herculanischen Schätze steigert sich die Wißbegier des Betrachtenden zu rein persönlichem Antheil an ihren Besitzern. „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen," bemerkt Goethe bei seinem zweiten Besuche in Pompeji „aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte."

Dennoch besucht er Pompeji und Herculanum mit getheilten Gefühlen, er muß sich nach dem ersten Besuche Pompejis „den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck der mumificirten Stadt" durch den Anblick des glänzenden Meeres und der Himmelsbläue „wieder aus dem Gemüthe waschen". Freilich kann seine Stimmung durch Tischbein's, seines Begleiters, Abneigung gegen das Zerstörungswerk aller vulkanischen Thätigkeit beeinflußt sein. Goethe's Notizen über die ausgegrabenen Städte sind daher kurz, aber anschaulich und treffend.

Ehe wir auf Einzelheiten eingehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie weit die Bloslegung oder richtiger die planlose Durchwühlung der Ruinen zur Zeit seines Aufenthaltes in Neapel gediehen war. Denn an die Möglichkeit einer systematischen Ausgrabung glaubten damals nur Wenige. Volkmann weist diese Zumuthung geradezu mit Entrüstung zurück. „Sonderbar ist der Wunsch mancher Reisenden," meint er, „welche wünschen, daß die ganze Stadt gleichsam aufgedeckt und die darauf liegende Erde abgetragen würde. . . . Und zu welchem Ende? Um verfallenes Mauerwerk, viele kleine elende Häuser, die in Ruinen liegen, und die kahlen Wände einiger größern, wovon man die Malereien bereits sorgfältig abgenommen, zu sehen. Die Lage der Gassen wird genau und geometrisch aufgenommen, folglich kann man sich, wenn der ganze Platz durchwühlt ist, einen hinlänglichen Begriff daraus machen." Da entwickelt Goethe schon weit modernere Ansichten, wenn er schreibt: „Jammerschade, daß die Ausgrabung nicht durch deutsche Bergleute recht planmäßig geschehen; denn gewiß ist bei einem zufällig-räuberischen Nachwühlen manches edle Alterthum vergeudet worden."

Bei Goethe's Anwesenheit in Neapel waren es etwa 75 Jahre her, daß ein glücklicher Zufall zur Wiederauffindung Herculanums geführt hatte, während die Bloslegung Pompejis erst seit 32 Jahren betrieben wurde.

Der Fürst Emanuel von Elboeuf, Oberstcommandirender der kaiserlichen Truppen, war nach Neapel verschlagen worden und hatte dort eine Prinzessin von Salsa geheirathet. Er erbaute seiner jungen Frau ein Landhaus zu Portici. Bei der Anlage des Brunnens stieß man auf antike Trümmer, aus denen drei weibliche Statuen zu Tage gefördert wurden, die sich der Vicekönig Graf Daun zueignete, um sie dem Prinzen Eugen von Savoyen zum Geschenke zu machen. Dem Fürsten von Elboeuf wurden seltsamerweise kurz darauf weitere Nachgrabungen untersagt und Herculanum versank wieder für volle dreißig Jahre in Vergessenheit. Erst 1736, als Karl III. das Landgut des Fürsten zur Anlage des Parkes von Portici angekauft hatte, nahm man die Arbeit wieder auf, wobei jedoch der Oberingenieur, ein in archäologischen Dingen vollständig ungebildeter Spanier, Alcubierre, die ausgegrabenen Alterthümer zum großen Theile zu Grunde gehen ließ. Eine Wendung zum Bessern trat erst ein, als ein Schweizer, Weber, die Oberleitung übernahm, der gleichzeitig auch sorgfältige Situationspläne der unterirdischen Stadt

entwarf. Seit jener Zeit arbeiteten mit kurzen Unterbrechungen etwa 50 Mann an den Ausgrabungen. Auf Verschleppung der gefundenen Gegenstände standen hohe Strafen, während besonders werthvolle Objecte dem Finder das Recht auf Belohnung erwarben. Seit 1755 suchte die Accademia Ercolanese, eine vom Marchese Tanuzzi gestiftete gelehrte Gesellschaft, die Funde wissenschaftlich zu verwerthen. Ihre Forschungen, die nach der Auflösung der Akademie von Pasquale Carcani fortgeführt wurden, sind in 9 prächtig ausgestatteten Bänden*) niedergelegt. „Die Kosten zu diesem Werke," bemerkt Volkmann, „sind königlich; es ist nur zu bedauern, daß man es nicht anders als unmittelbar vom Könige selbst habhaft werden kann, weil kein Exemplar verkauft werden darf. Der König verschenkt die Theile einzeln. Dadurch bleiben wenig vollständige Exemplare in der Welt und die fehlenden können nicht dazu geschafft werden." Zweckmäßiger wurden die Ausgrabungsarbeiten erst unter Joseph Napoleon und Joachim Murat betrieben; auch die Bourbonen zeigten seit Franz I. einen bei ihnen sonst ungewöhnlichen Eifer.

Goethe erwähnt nur das Theater von Herculanum. „Man steigt sechzig Stufen hinunter in eine Gruft," schreibt er, „wo man das ehemals unter freiem Himmel stehende Theater bei Fackelschein anstaunt und sich erzählen läßt, was Alles da gefunden und hinaufgeschafft worden." Genau so ist es noch heute. Die Orchestra liegt mehr als 26 Meter unter den Straßen von Resina. In dem vielfach durch Unterbauten gestützten Gebäude herrscht völlige Dunkelheit, so daß der Besucher sich in den engen Gängen kaum zu orientiren vermag und eigentlich nirgends den Eindruck gewinnt, daß er sich in einem Theater befinde. Nur an einer Stelle dringt ein schwacher Lichtschein in diese Gruft hinab. Der Schacht, durch den er fällt, ist jener Brunnen des Fürsten von Elboeuf, der zur Entdeckung Herculanums führte. Außer diesem Theater waren zu Goethe's Zeit nur noch wenige Gebäude durchforscht, darunter ein Theil des Forums, einige kleinere Tempel und eine irrthümlicherweise als Basilika bezeichnete Säulenhalle. Weit wichtiger sind die Ausgrabungen von 1828—37 und seit 1868, die u. A. die sogenannte Villa des Argus blosgelegt haben. Hier wurde ein großer Theil der köstlichen Bronzen und Wandgemälde gefunden, die im Museum zu Neapel die Aufmerksamkeit und Bewunderung jedes Besuchers erregen.

Während heute kaum ein Reisender den Besuch Pompejis versäumt, dafür aber Herculanum meist unbeachtet läßt, war es zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts umgekehrt. Volkmann, der Pompeji nur wenige Seiten widmet, erklärt: „die geringe Anzahl Hände, welche daran gearbeitet, sei schuld, daß man mit den Entdeckungen nicht weit gekommen." Er erwähnt von sehenswerthen Gebäuden nur ein Stadtthor, einige Gräber, „den Anfang eines Theaters, welches viel größer als das herculanische ist", ein Haus, „welches zum Theil sehr unordentlich, mit Marmor gepflastert ist" und einen kleinen Tempel, nach der von ihm citirten Inschrift offenbar der Isistempel. Es ist nicht uninteressant, daß er diese Inschrift anders liest als die heutigen Archäologen. Er citirt nämlich: Hunc (gemeint ist Popidius Celsinus, der Wiedererbauer des Heiligthums) decuriones ob liberalitatem cum esset annorum sexag. ordini suo gratis adlegerunt. Damit wäre freilich die rührende Geschichte von dem frommen sechsjährigen Knaben, der aus eigenen Mitteln einen Tempel wieder aufbaut und dafür in den Stadtrath aufgenommen wird, zerstört. Die Inschrift, die sich jetzt im Museum zu Neapel befindet, ist jedoch so gut erhalten, daß sie keinen Zweifel darüber zuläßt, daß es sich thatsächlich um einen Knaben (annorum „sexs") handelt. Overbeck bemerkt dazu (Pompeji S. 104): „Das sehr jugendliche Alter des Wiedererbauers darf kein Bedenken erregen. In Wahrheit war es nicht dieser Knabe, sondern seine Eltern, welche den Bau betrieben."

Obwohl Volkmann zugiebt, daß man sich nirgends besser einen richtigen Begriff von der Einrichtung der Wohnungen der Alten machen könne, als durch ein „paar ganz aufgedeckte Häuser zu Pompeia", so meint er doch, eine Beschreibung derselben wäre „zu weitläuftig". Bei den sich vielfach widersprechenden Berichten aus jener Zeit ist es sehr schwer, sich ein klares Bild davon zu verschaffen, was überhaupt bei Goethe's Anwesenheit in Pompeji zu sehen war. Die Einen beklagen den planlosen Raubbau und die sofortige Wiederzuschüttung der Ruinen, die Andern ergehen sich in schwungvollen Hymnen auf die dem Lichte zurückgegebene Stadt des Alterthums. Auch hier verdient Moritz, der Pompeji etwa gleichzeitig mit Goethe sah, seiner kurzen aber sachlichen Notizen wegen die meiste Beachtung. Er erwähnt eine Straße, die er von einem Thore bis zum anderen hinuntersehen konnte, und meint damit ohne Frage die Strada Stabiana (Cardo), da er von Castellamare kommend die Stadt durch das Stabianer Thor betreten mußte. Dazu würde auch stimmen, daß er die Gladiatorencaserne als ein Gebäude anführt, „in welches man noch vor dem Eingange der Stadt, gleich an der Landstraße tritt". Die übrigen von Moritz erwähnten Gebäude sind das Haus mit den Schlangen, das Haus des Pansa mit der Schwelleninschrift Salve, das Haus des Chirurgen und das Lupanar. Alle diese Häuser liegen in der sechsten, siebenten und achten Region. Rechnet man noch die aus dem Herculaner Thor führende Gräberstraße mit der Villa des Diomedes hinzu, welch' letztere offenbar unter dem von Moritz beschriebenen Landhause zu verstehen ist, so wird man sich unschwer den Plan des damals ausgegrabenen Pompeji reconstruiren können. Hören wir nun auch, was Goethe über seinen zweimaligen Besuch in dieser „mumificirten" Stadt berichtet. „Pompeji," schreibt er, „setzt Jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich gerade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber sind aufs heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen. Und so deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigste Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfniß hat." Bei seinem zweiten Besuche hebt er nur das Stadtthor hervor „mit den Gräbern gleich daran". Es ist die Porta Ercolanese, aus der die Gräberstraße zu den Villen des Cicero und des Diomedes hinausführt. Von den Gräbern nennt er „das Grab einer Priesterin als Bank im Halbzirkel mit steinerner Lehne, daran die Inschrift mit großen Buchstaben eingegraben. Ueber die Lehne hinaus sieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens werth." Dieses Grab ist bestimmbar, es ist das zweite linker Hand. Der Inschrift nach wurde es vom Stadtrathe der Priesterin Mamia, der Tochter des Publius, als Ehrengrab angewiesen. Die Verbindung von Grabmälern und Sitzbänken kehrt übrigens an der pompejanischen Gräberstraße mehrfach wieder. Sie ist aus dem schönen Bedürfniß entstanden, in der nächsten Nähe des geliebten Verstorbenen ein stilles Ruheplätzchen zu ungestörtem Gedankenverkehre mit ihm zu schaffen. Sehen doch auch wir häufig genug auf unsern Friedhöfen hinter dem Grabgitter eine Bank für die Hinterbliebenen.

Sowohl Goethe als Volkmann sprechen von den meist ausgebrochenen Gemälden. Letzterer beklagt bei Gelegenheit seiner Notizen über den Isis-Tempel, „daß man die Malereien nicht an den Wänden gelassen und das ganze Gebäude so zu unterhalten gesucht hat. Sie machten daselbst ein Ganzes aus," meint er, „das man besser hätte beurtheilen können und die Gemälde würden durch die Abnehmung von den Wänden und die Fortschaffung nicht so sehr gelitten haben." Der Wunsch, die pompejanischen Gemälde an Ort und Stelle zu sehen, ist berechtigt und wird von Jedem empfunden werden, der die jetzt fast völlig schmucklosen Gemäuer durchwandert. Aber andererseits können wir uns dazu beglückwünschen, daß man sofort nach der Entdeckung Pompejis jene Maßregel getroffen und bis auf den heutigen Tag durchgeführt hat, denn der Einfluß der Luft und der Wechsel der Temperatur unterwerfen die Bilder einem chemischen Prozeß, dem die Farben in kürzester Zeit zum Opfer fallen müssen. Bei der Ueberführung der ausgebrochenen Wandtheile wird zudem eine so große Sorgfalt angewandt, daß von Beschädigung der Bilder schon längst nicht mehr die Rede sein kann. Zudem gewährt die Aufbewahrung derselben im Museum zu Neapel den großen Vortheil bequemer Vergleichung, was sich niemals hätte erreichen lassen, wenn die Gemälde aus den wiederausgegrabenen Städten an ihrem ursprünglichen Orte verblieben wären.

*) Antichità d'Ercolano, Napoli 1757—92.

Was für uns das Museum Neapels ist, das war für die Kunstfreunde des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts das Antiquitätencabinet im königlichen Schlosse zu Portici. Goethe nennt es „das *A* und Ω aller Antiquitätensammlungen", wo man sehe, „was die alte Welt an freudigem Kunstsinn voraus war, wenn sie gleich in strenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurückblieb".

Die Sammlung war, wie Volkmann angiebt, in 17 Zimmern untergebracht, „ohne die, worin die Statuen und alten Malereien stehen". Nach den zeitgenössischen Beschreibungen können wir uns nur einen unvollkommenen Begriff vom Inhalte des Cabinets machen, da ein officieller Katalog nie erschienen ist und es dem Besucher verboten war „sich beim Besehen etwas aufzuschreiben". Bei Moritz erfahren wir mancherlei über die Einrichtung der Sammlung. „Das Mosaik von dem Fußboden der alten Zimmer," schreibt er u. A., „ist aus der Erde herausgebracht und die Zimmer des Museums sind nun damit belegt. Man wandelt also hier in einem neuen Palaste, auf dem Fußboden der Alten, den sie mit reizenden Figuren und Verzierungen in mosaischer Arbeit schmückten." Im Uebrigen giebt auch Moritz nur eine dürre Aufzählung der im Museum aufbewahrten häuslichen Geräthe.

Daß bei dem gänzlichen Mangel erklärender Anmerkungen, die heute den Besuch eines Museums auch für den Laien lehrreich machen, nur die wenigen wirklich archäologisch gebildeten Reisenden aus dem Besuche dieser Sammlung Nutzen zu ziehen vermochten, liegt auf der Hand. Der Aufseher verstand, wie Volkmann berichtet, „wenig von den Alterthümern und war daher selten im Stande, neubegierigen Reisenden von den Sachen, die er zeigte, Rechenschaft zu geben". Ueberdies scheint die Erlaubniß zur Besichtigung nur schwer zu erlangen gewesen zu sein. Viele, unter ihnen auch Seume, haben vergebens an die Pforte des Museums geklopft. Goethe betrat es „wohl empfohlen und wohl empfangen". Aus dem Verbote, Aufzeichnungen zu machen, muß ihm ein Vortheil erwachsen. „Vielleicht gaben wir nun desto besser acht," meint er, „und versetzten uns desto lebhafter in die verschwundene Zeit, wo alle diese Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eigenthümer umherstanden. Jene kleinen Häuser und Zimmer in Pompeji," fährt er fort, „erschienen mir nun zugleich enger und weiter; enger, weil ich sie mir von so viel würdigen Gegenständen vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade diese Gegenstände nicht blos nothdürftig vorhanden, sondern durch bildende Kunst aufs Geistreichste und Anmuthigste verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun könnte." Aus der Fülle der in Portici aufgespeicherten Alterthümer hebt er außer den Bronzelampen und deren zierlichen Traggestellen nur einen „herrlich geformten Eimer" hervor; „oben mit dem zierlichsten Rande, näher beschaut, schlägt sich dieser Rand von zwei Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreise als Handhabe und trägt das Gefäß auf das Bequemste."

Auffällig ist es, daß Goethe kein einziges der Gemälde erwähnt. Wir ersehen aus Volkmann, daß gerade die bedeutendsten aller jetzt bekannten Stücke auch damals schon die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zogen. Es sind dies vor Allem die verschiedenen Darstellungen des Orest, Theseus mit dem erlegten Minotaurus, die Kindheit des Telephus, der Centaur Chiron, den Achilles unterrichtend, die Tänzerinnen uud Bacchantinnen, einige Pygmäen-Bilder, Stillleben, Landschaften und Marinen. Trotz der eingehenden Beschreibung, die Volkmann von all diesen Gemälden liefert, steht er ihnen außerordentlich kühl gegenüber. Seine Ausstellungen sind jedoch wenig stichhaltig und widersprechen sich in wesentlichen Punkten. „In allen herculanischen Gemälden," meint er, „zeigt sich überhaupt eine richtige Zeichnung und ein guter Ausdruck: hingegen verstunden die damaligen Meister nicht viel von den Verkürzungen, ihre Gewänder hatten kleine Falten, die zuweilen unordentlich gelegt sind. Sie suchten weder große helle Partien darin anzubringen, noch durch ihre Verschiedenheit unter sich den Gemälden eine Abwechselung zu geben. Von den Localfarben besaßen sie auch wenig Kenntnisse und die Wirkung des Helldunklen wußten sie gar nicht zu nutzen. Die geringe Wissenschaft von der Local- und Luftperspective verräth sich in allen Stücken, ja man kann beinahe sagen, daß diese Kunst bei ihnen noch gar nicht auf Grundsätze gebracht war." So geht es noch ein gutes Stück weiter. Ob der gute Volkmann sich beim Niederschreiben dieser Phrasen wohl irgend etwas gedacht hat? Wie viel menschlicher klingt da Moritz' Ausruf: „Es ist ein auffallender und schöner Anblick, wenn man aus grauen Zeiten, wovon uns sonst nur die Umrisse in den unzerstörbaren Massen übrig sind, nun auch die Farben erhalten sieht; es ist einem bei diesem Anblick, als ob die erstorbene Vorzeit wieder lebendig würde!" Und wie fein widerlegt der wackere Heinrich Meyer in seinem an Goethe gerichteten Briefe vom 7. April 1789 die Bemerkungen Volkmann's, wenn er schreibt: „Es hat uns eine lächerliche Eigenliebe glauben machen wollen, daß verschiedene Grundsätze der Malerei den Alten unbekannt gewesen; diese Behauptung verdient eigentlich nicht widerlegt zu werden, aber wenn man Muster von guter Austheilung Lichts und Schattens sehen will, so sind es einige von den Tänzerinnen und Centauren."

Erst in späteren Lebensjahren, als Ternite's Copien der antiken Gemälde Herculanums und Pompejis das Aufsehen der gebildeten Welt erregten, nahm Goethe die Gelegenheit wahr, seine Ansicht über diese eigenartigen Kunstwerke des Oefteren in Briefen und Gesprächen zu äußern. Und endlich, im Jahre 1830, bot ihm die Veröffentlichung des Zahn'schen Werkes „Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä, Berlin 1828—30", Veranlassung zu einer eingehenden Recension, die uns über seine Stellungnahme zu den antiken Originalen selbst aufklärt. Hier finden wir das Wesen der pompejanischen Decorationsmalerei, vielleicht zum ersten Male, historisch erläutert. Goethe spricht von dem Erdbeben im Jahre 63 n. Chr., dem die meisten Häuser zum Opfer gefallen waren. Aus der fast gleichzeitigen Restauration derselben erklärt sich nach seiner Ansicht die große Uebereinstimmung in Bauart und Verzierung. „Die Verzierungen der Wände," heißt es da, „sind wie aus einem Geiste entsprungen und aus demselben Topfe gemalt. Wir werden jene Annahme noch wahrscheinlicher finden, wenn wir bedenken, welche Masse von Künstlern in dem römischen Reiche sich während des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mag verbreitet haben, dergestalt, daß ganze Colonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern da heranzuziehen waren, wo man ihrer bedurfte." Genau dasselbe führt in unserer Zeit Jacob Burckhardt an und meint, daß gerade die eilige und fabrikmäßige Herstellung der Bilder ihre relative Werthschätzung ungemein steigern müsse.

Wie dem auch sei, Goethe hat auf diesem Specialgebiete der Kunstwissenschaft wieder einmal mit dem Auge einer späteren Generation beobachtet.

Zufälligerweise begann während der Zeit, da Goethe in Italien weilte, für Neapel eine neue glänzende Epoche archäologischen und künstlerischen Lebens. Schon am 20. Juni 1787 konnte er schreiben: „In Neapel wird der König ein Museum bauen lassen, wo Alles, was er von Kunstsachen besitzt, das Herculanische Museum, die Gemälde von Pompeji, die Gemälde von Capo di Monte, die ganze Farnesische Erbschaft, vereinigt aufgestellt werden sollen. Es ist ein großes und schönes Unternehmen. Unser Landsmann Hackert ist die erste Triebfeder dieses Werkes." Zu einem Neubau wurde freilich nicht geschritten, aber das Gebäude der 1780 in den Gesù Vecchio verlegten Universität, eine bereits 1586 vom Vicekönig Herzog von Ossuna erbaute Reiterkaserne, wurde für den neuen Zweck vollständig umgebaut und 1790 den Sammlungen eingeräumt. Seit 1816 Museo Reale Borbonico genannt, erhielt die Anstalt neuerdings die Bezeichnung Museo nazionale. Dieses Museum ist nach mancher Richtung hin vielleicht das bedeutendste der Welt. Wer die Kleinkunst der Alten kennen lernen, die intimsten Einzelheiten ihres häuslichen Lebens studiren will, der ist auf diese Sammlung angewiesen, deren unvergleichlich zweckmäßige Anordnung der Fülle an interessantem Material entspricht.

Der Goethefreund wird hier allerdings nur wenig finden, was ihm mit directer Rücksicht auf Goethe beachtenswerth erscheinen könnte. Der beiden einzigen Marmorskulpturen, deren dieser während des Aufenthaltes in Neapel Erwähnung thut, des Farnesischen Stieres und der Tänzerin im Palazzo Colombrano Caraffa, haben wir schon an anderer Stelle gedacht. Doch finden wir im Museo nazionale den Pferdekopf von Erz wieder, den Goethe ebenfalls im Palazzo Colombrano sah und der von dort in den Palazzo Santangelo gelangte. „Was muß das Haupt erst mit den übrigen Gliedern zu einem Ganzen verbunden für Wirkung gethan haben!" ruft Goethe bei seinem Anblick aus. „Das Pferd im Ganzen war viel größer als die auf der Marcuskirche, auch läßt hier das Haupt, näher und einzeln beschaut, Charakter und Kraft nur desto deutlicher erkennen und bewundern. Der prächtige Stirnknochen, die schnaubende Nase, die aufmerk-

samen Ohren, die starre Mähne — ein mächtig aufgeregtes, kräftiges Geschöpf."

Nach der Tradition soll das Roß aus der Vorhalle des Neptuntempels (San Gennaro) stammen und erst im 15. Jahrhundert bis auf den Kopf eingeschmolzen sein, während Burckhardt seinen antiken Ursprung bezweifelt und die beiden Marmorpferde des Museums höher stellt. Das Bronzepferd aus Herculanum in demselben Saale ist so zusammengeflickt, daß es kaum noch auf selbständigen Kunstwerth Anspruch erheben kann. Ueberhaupt wachsen die Anforderungen des Kunstfreundes, je weiter er nach Süden kommt und je mehr er sieht. Man kann eine Betrachtung über die plastischen Kunstwerke Neapels nicht besser schließen als mit der hübschen Bemerkung, die Goethe bei seinem Besuche der Königlichen Sammlung auf Capo di Monte machte. „Was von Münzen, Gemmen, Vasen," heißt es da, „einzeln wie die gestutzten Citronenbäume nach Norden kommt, sieht in Masse hier ganz anders aus, da, wo diese Schätze einheimisch sind. Denn wo Werke der Kunst rar sind, giebt auch die Rarität ihnen einen Werth, hier lernt man nur das Würdige schätzen."

Wir haben schon zu Anfang dieses Abschnittes darzustellen versucht, wie traurig es mit der neueren neapolitanischen Kunst aussieht. Von der ganzen Malerschule nennt Goethe nur den berüchtigten Schnellmaler Luca Giordano (von den Zeitgenossen schon Luca fa presto genannt!). Die Kirche, deren ganze Vorderseite Goethe „mit Verwunderung von unten bis oben gemalt sah", ist San Filippo Neri, ein Barockbau des Cavagni im Centrum der Stadt an der Strada de' Tribunali gelegen. Auf diesem Riesenfresco sieht man „über der Thüre Christus, der die Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaustreibt, welche zu beiden Seiten munter und zierlich erschreckt die Treppen hinunter purzeln. . . . Luca Giordano mußte sich freilich sputen, um solche Flächen auszufüllen." Während die neuere Kunstgeschichte mit dem verwegenen Decorateur, ja, überhaupt mit der ganzen Schule, ziemlich strenge ins Gericht geht und höchstens das „blühende Colorit" und die „liederliche Anspruchslosigkeit" gelten läßt, scheint sich Giordano zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts noch einer gewissen Beliebtheit erfreut zu haben. Volkmann rühmt an jenem Gemälde die „gute Anordnung" und die „geschickte Vertheilung von Licht und Schatten", und Moritz, der ihm einen besonderen Abschnitt widmet, meint, „natürlicher und wahrer, aber auch komischer, sei wohl nicht leicht eine der heiligen Geschichten dargestellt, als hier die Austreibung der Handelsleute aus dem Tempel. Die Mienen der Wechsler," fährt er fort, „deren Tische umgestoßen werden, der Weiber, die die Verwüstung in ihren umgestoßenen Körben mit Eiern bejammern, und des flüchtenden Knaben, der einen Korb am Arme trägt und sich schüchtern umsieht, sind mit der höchsten Naivität und meisterhaft dargestellt, so wie auch das Gewühl im Ganzen mit der höchsten Wahrheit, nach dem Leben ausgedrückt ist. Denn diese ganze Scene scheint, dem Costüme nach, auf einer der Straßen von Neapel vorzugehen." Dieser letzte Satz bietet die Erklärung zu dem lebhaften Interesse, das man dem Maler und seinem Werke entgegenbrachte. Die künstlerische Verwerthung des Treibens auf dem Mercato Basso oder Santa Lucia mußte ihm auch Goethe's Sympathien erwerben. „Die Neapolitanische Kunst," meint er, „begreift man nur zu Neapel." Uebrigens scheint er Luca Giordano auch die Vertreibung des Heliodor zugeschrieben zu haben, die er „innerhalb einer anderen Kirche im Raum über dem Eingang" sah. Es ist dies ein Fresco des Solimena in der Kirche Gesù Nuovo, die damals für die schönste Neapels galt.

Ebenso kurz wie die bildende Kunst Neapels, behandelt Goethe in seinen Reiseberichten die darstellende. Dies mag um so seltsamer erscheinen, als Neapel von jeher ein Hauptsitz der dramatischen Kunst und der Oper war. „Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel," bemerkt er selbst, „und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Classe von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune." In dem einzigen uns erhaltenen Briefe an Frau v. Stein aus Neapel (vom 25. Mai 1787) bekennt er sogar: „Gestern hat mich der wahre Pulcinell, das heißt der lebendige und originale, aufs Beste unterhalten, ich habe zwei, drei Stunden in einem fort gelacht."

„Dagegen," heißt es im März desselben Jahres, „giebt mir das Theater gar keine Freude mehr. . . . Mir ist es ein großer Guckkasten; es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben."

Dieser „große Guckkasten" war das Theater San Carlo, als Flügel des königlichen Schlosses für Karl III. nach Giovanni Medrano's Plänen von Angelo Carasale im Jahre 1737 erbaut, das Muster einer Opernbühne im größten Stile, auf der neben den Mode-Componisten der Neapolitaner vor Allem auch die Deutschen Hasse („il Sassone"), Holzbauer und Gluck zu Worte kamen. Seltsamerweise treten die Componisten jener Zeit weit hinter den Librettisten Metastasio, der damals den Geschmack der Italiener beherrschte, zurück. Sein Name ist mit der Geschichte des Theaters San Carlo für alle Zeiten untrennbar verknüpft, selbst der trockne Volkmann geräth bei seiner Erwähnung in helle Begeisterung, er findet Metastasio's Verse „unnachahmlich leicht, fließend und für die Musik gemacht, voll großer Gedanken und schöner moralischer Sprüche". Ueberhaupt lobt er die neapolitanische Oper auf Kosten der französischen außerordentlich, nur das hölzerne Spiel und das taktlose Betragen der Sänger dem Publicum gegenüber bietet ihm Anlaß zu Tadel.

Im Jahre 1816 wurde das Theater theilweise ein Raub der Flammen, dürfte sich aber in seiner heutigen Gestalt kaum von der ursprünglichen Einrichtung unterscheiden.

Während der kurzen Spielzeit vom 5. November bis Aschermittwoch wurden alljährlich nur vier Opern gegeben, jede etwa zwölf- bis vierzehnmal. Man abonnirte „für eine ganze Oper", das heißt, für sämmtliche Vorstellungen dieser einen Oper zum Preise von ungefähr fünfzehn Mark. Siebzig Logen mußten im Besitze neapolitanischer Adelsfamilien sein, die sie nur mit Erlaubniß des Königs aufgeben durften. Ein ganz besonderes Gepräge verliehen dem Theaterpublicum die zahlreichen Mönche, die hier unbehelligt dem Kunstgenusse huldigten. In der Fastenzeit spielte man hier, wie Goethe mittheilt, „geistliche Opern, die sich von den weltlichen in gar nichts unterscheiden, als daß *keine* Ballette zwischen den Acten eingeschaltet sind; übrigens aber so bunt als möglich. Im Theater San Carlo führten sie auf: Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar." Ueber diese Oper unterrichtet uns am Besten ein Referat im „Politischen Journal" (Mai 1787), das auch Düntzer in seiner Ausgabe der „Italienischen Reise" citirt. „Von dem jetzigen Geschmacke der Italiener oder genauer der Neapolitaner im dramatischen Fache," heißt es da, „zeugt ein in der vorigen Fastenzeit zu Neapel aufgeführtes geistliches Drama: »Die Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar«, welches allgemeine Bewunderung erregt hat. Der Dichter ist ein Jurist und heißt Sernicola und der Componist ist der Kapellmeister Giordanello, dessen Musik robusta e bene adatatta genannt wird. In diesem Schauspiele wird der Tempel und die Stadt Jerusalem im Angesichte der Zuschauer von vielen Truppen zu Pferde und zu Fuß im Sturm erobert." Wir können uns der Vermuthung nicht enthalten, daß die Schaulust der Neapolitaner bei dieser Oper wohl eher ihre Rechnung gefunden habe, als das musikalische Feingefühl.

Außer der „Zerstörung Jerusalems" hörte Goethe am 23. Mai vermuthlich im Teatro Nuovo, das heute noch in der Nähe des Toledo unter demselben Namen besteht, noch „eine gute neue komische Oper von Cimarosa", der damals — mit dem großen Reisenden gleichalterig — auf der Höhe seiner Laufbahn stand.

Ueber die musikalischen Bestrebungen und Leistungen der Neapolitaner, die gerade damals auf diesem Gebiete tonangebend waren, erfahren wir bei Goethe weiter nichts. Natur und Volksleben nahmen seine Aufmerksamkeit völlig in Anspruch.

Erst der Herzogin Amalie, die zwei Jahre später in Neapel weilte, blieb es vorbehalten, auch diesen Zweig der italienischen Kunst dem Freundeskreise in Weimar nutzbar zu machen.

Bücherbesprechung.

— Rückwardt, Façaden und Details moderner Bauten. 15 Lieferungen zu 10 Blatt. 5 ℳ die Lieferung. Leipzig, Paul Schimmelwitz. — Der bekannte Architekturphotograph bringt hier die Bauten unserer besten Baukünstler, wie in gleich vorzüglicher Ausführung dieselben bisher nur der Wasmuth'sche Verlag bot. Aber er bringt sie zum halben Preise. Es sollen deutsche und österreichische, öffentliche und private, städtische und ländliche, Luxus- und Nutzbauten gebracht werden. Das vorliegende erste Heft bringt vornehm einfache Villen und moderne Zinshäuser in äußerst klaren Drucken. —n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 131. Freitag, den 30. October. 1896.

Die Bahnbrecher der Reformation.

Schon blühten die von den Mohamedanern errichteten Universitäten zu Alexandria, Cordova und Sevilla, als sich zu Anfang des zwölften Jahrhunderts auch der Christenheit das Bedürfniß höherer Lehranstalten fühlbar machte. Damals lebte in Paris Peter Abälard, der erste Streiter der kirchlichen Reformationsidee, ein Mann von seltener Geisteskraft und vielumfassendem Wissen. Er entrückte das belehrende Wort dem Zwange der Dogmatik. Von seinen Lippen trank die Blüthe der christlichen Jugend die Flammenfluthen der Begeisterung, und die Anfänge humanistischer Bildung wurden von seinen Schülern zu den Gestaden Britanniens und zu den Hügeln der ewigen Roma getragen. Dem von ihm geschaffenen Kreise gesellten sich ähnliche Corporationen, und so erwuchs eine „universitas", eine allgemeine Genossenschaft, der die Befreiung von allen königlichen Gerichten als besonderes Privileg verliehen wurde. Abälard schmückte bereits den Lehrstuhl der bischöflichen Kirche von Paris, als seine Liebe zu Heloise, der von ihm entführten Nichte des Canonicus Fulbert, die Quelle eines ihn bis zum Tode verfolgenden Unglücks wurde. Er selbst mußte zur Abtei von St. Denis seine Zuflucht nehmen, während Heloise in einer Klosterzelle von Argenteuil das Verbrechen büßte, den größten Denker ihrer Zeit geliebt zu haben. Durch Bernhard von Clairvaux bedrängt, floh Abälard aus den Klostermauern von St. Denis in die Einsamkeit des Waldes. Hier versammelte er auf's Neue die Schaar seiner Schüler. Verkündend, daß man nur glauben kann, was man vernünftig begriff, stellte er die richtende Vernunft über das herrschende Dogma und wollte durch die Satzungen der Liebe das Gesetz der Furcht entthronen. Die Willensfreiheit war ihm die gebietende Macht der sittlichen Weltordnung und die vernichtende Gegnerin der von der römischen Kirche errungenen Allgewalt. Immer drohender wurde der Haß seiner Widersacher, bis ihn endlich die Kirchenversammlungen zu Soissons und Sens, auf Andringen des Abtes von Clairvaux, als einen den Glauben des heiligen Petrus verleugnenden Ketzer verdammten. Seine Schriften fielen den Flammen anheim, er selbst wurde excommunicirt und zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Schon wollte er bei den Heiden eine Zuflucht suchen, als ihn zu Chalons an der Saone im Priorate St. Marcel der erlösende Tod ereilte.

Doch seine Lehre ging nicht verloren. Ein Mächtigerer als der Meister selbst trug sie durch die friedlichen Thäler der Waldenser zu den freien Städten der Lombardei und zu den Pforten des Lateranischen Palastes. Arnold von Brescia war dieser thatkräftigste Gegner der Hierarchie. Die einsame Waldkapelle Abälard's verlassend, durchzog er das südliche Frankreich, wo er in den Gemeinden der von Pierre de Vaux gegründeten Secte der Waldenser die Theorien seines Lehrers bereits verwirklicht fand. Von hier aus eilte er nach Brescia und verkündete dort seinen festen Entschluß, wider den weltlichen Besitz des Klerus zu streiten. Aber auch jene Glaubenssätze bekämpfte er, die ihm als Stützen der kirchlichen Tyrannei den Interessen des Volkes verderblich schienen. So verwarf er die Wassertaufe ohne die Feuertaufe des heiligen Geistes und so leugnete er auch die Befähigung der Priester, Brod und Wein in Fleisch und Blut zu verwandeln und die Gottheit in diesen beiden Gestalten alltäglich zu erneuen. Durch einen Beschluß des zweiten Lateranischen Concils wurde er aus Italien verbannt. Nachdem er nunmehr auf der Synode von Sens als treuer Anhänger Abälard's wider Bernhard von Clairvaux gestritten, predigte er an den Ufern der Limmat das Evangelium seiner Sehnsucht, eine Religion der reinsten Menschlichkeit, in welcher der Glaube mit dem Wissen durch die Freiheit des Willens versöhnt werden sollte. Da geschah es, daß sich der römische Adel in Waffen erhob, um auf den Trümmern des päpstlichen Thrones den alten Freistaat wieder aufzurichten. Der Papst sollte als einfacher Bischof jeder weltlichen Gewalt entsagen und ohne Subsidien von Seiten des Staates auf den Zehent und die freiwilligen Opfergaben der Gläubigen angewiesen sein. Im Kampfe der Parteien fiel Papst Lucius II. als Opfer der Volkswuth, worauf sich sein Nachfolger Eugen III. zur Flucht nach Frankreich genöthigt sah. Ohne Gefährdung seiner persönlichen Freiheit mochte nun Arnold von Brescia das römische Gebiet betreten, und unter dem Freudentaumel des Volkes begrüßte er die Siebenhügelstadt. Mit glühender Beredtsamkeit forderte er die Wiederherstellung des Capitols und der Tribunenwürde als Zeichen der Erinnerung an die auf Bürgerfreiheit gegründete Größe des alten Roms. Eugen III., aus seinem Exil zurückgekehrt, schleuderte vergebens die Blitze seines Zorns wider den gewaltigen Agitator. Da gelangte Friedrich I. Barbarossa auf den deutschen Thron und wurde ein willfähriges Werkzeug der Kirche. Auch dieses mächtigen Gegners erwehrte sich Arnold von Brescia, bis ein thatkräftiger Brite, Nicolaus Breakspear, als Hadrian IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er bekämpfte mit dem Interdict den mehr als je entfesselten Freiheitsdrang des römischen Volkes. An dem Eindrucke, den diese außergewöhnliche Maßregel auf die strenggläubigen Massen des Volkes machte, brachen sich die Wogen der Empörung. Die Aufhebung des Interdicts zu erkaufen, wurde Arnold von Brescia aus der Stadt verbannt und von Barbarossa dem Papste überliefert. In der Morgendämmerung des 18. Juni 1155 führten ihn die Schergen des päpstlichen Stadtpräfecten zur porta del popolo. Hier, an dem inmitten eines Scheiterhaufens errichteten Kreuze, wurde er grausam erwürgt; dann verzehrten hellauflodernde Flammen den Leichnam des Märtyrers, und der Tiber trug seine Asche in das Meer hinaus. — War Abälard der Schöpfer jener Theorie von der in der sittlichen Weltordnung herrschenden Willensfreiheit, so erkennen wir in seinem Schüler den muthigen Kämpen, der sie im mittelalterlichen Staatsleben zuerst verwirklichte. Was die Vergangenheit an großen Momenten darbot, sollte, von ihm in die Gegenwart übertragen, der politischen Wiedergeburt seines Vaterlandes die höhere Weihe und den späteren Geschlechtern ein der Nachahmung würdiges Beispiel geben. „So griff," wie Friedrich von Raumer sagt, „Arnold von Brescia von dem Punkte seines Daseins weit zurück in die Vergangenheit, weit voraus in die Zukunft."

Unter Hadrian IV. wurde das Ansehen des Pontificats wesentlich gefördert und verharrte in fortschreitender Entwickelung, bis es unter Innocenz III. zur üppigsten Blüthe gedieh. Jetzt herrschte die heilige Inquisition, und Christen trugen das Schwert gegen ihre christlichen Brüder. Schon in den früheren Jahrhunderten hatten sich einzelne Secten gebildet, welche die Einheit der Kirche störten. Es waren dies insbesondere die Katharer und Paulinianer, die sich im Besitze der echten Lehre des Apostels Paulus wähnten. Ihnen gesellten sich die friedliebenden Waldenser, die allem irdischen Gut entsagten. In dem Gebiete von Albi wurden sie zuerst befehdet, und fortan war der Name „Albigenser" eine Gesammtbezeichnung für alle Abtrünnigen vom kirchlichen Dogma. Mit unerhörter Grausamkeit wütheten ihre Verfolger. Dörfer und Städte wurden eingeäschert und bei der Eroberung von Bezières 60000 Menschen ermordet. „Schlagt todt, schlagt todt! Der Herr wird die Seinen schon erkennen!" schrie der Legat des Papstes, Abt Arnold von Citeaux. Doch das Blut jener Unglücklichen floß nicht vergebens. Im Laufe der Zeiten hatten die Könige von Frankreich durch glückliche Kämpfe wider ein übermüthiges Vasallenthum die absolute Gewalt der Krone befestigt und traten nun dem Bischof von Rom wirksam entgegen. Zwar versuchte Bonifaz VIII. die seit dem Tode des dritten Innocenz verminderte Gewalt des Papstthums in alter Fülle wiederherzustellen,

doch Philipp IV. von Frankreich war mächtiger als er. „Du sollst wissen, daß Wir in weltlichen Dingen Niemandem unterworfen sind!“ So schrieb er an den Statthalter Christi und inaugurirte mit diesen Worten, denen er sehr bald die gewaltsame Uebersiedelung der Päpste nach Avignon folgen ließ, eine neue Aera, das Zeitalter der von der kirchlichen Bevormundung sich befreienden Staatsgewalt. In schneller Aufeinanderfolge traten jetzt die Vorkämpfer der Reformation in die Arena der Weltgeschichte. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhob sich im Norden Italiens ein redegewandter und kriegskundiger Mann, der, die Ausschweifungen der Geistlichkeit und den Uebermuth des Adels beklagend, die Sitteneinfalt und die Gütergemeinschaft der ersten apostolischen Zeiten zurückersehnte. Stephanus Dulcinus war's, der in verbotener Liebe erzeugte Sohn eines Priesters. Nachdem Segarelli, der Führer der Apostelbrüder, als Ketzer verbrannt worden war, trat er an die Spitze der Secte. Wider ihn zogen Klerus, Geld- und Geburtsaristokratie zu Felde. Acht Jahre lang trotzte er der feindlichen Uebermacht, bis er in Gefangenschaft gerieth und auf Befehl Clemens' V. am 1. Juni 1307 den Feuertod erlitt. Aber seine Manen versöhnte der Forschungsdrang des kühnen Briten, der zu Wicliffe in Yorkshire geboren wurde. So fiel ein Streiter nur, um einem anderen freie Bahn zu machen.

Die Geschichte lehrt, daß reformatorische Bestrebungen von nachhaltiger Wirkung waren, wenn die Interessen weltlicher Machthaber dadurch gefördert oder zum Mindesten nicht beeinträchtigt wurden. So konnte Luther das Werk der Kirchenreformation vollenden, weil er gegen alle socialen und staatlichen Revolutionen das Gewicht seines Ansehens in die Wagschale warf. Auch Johannes, nach seinem Geburtsorte Wicliffe genannt, erfreute sich eines im Ganzen günstigen Erfolges, da er, seine Sache mit der des Staats und Königthums identificirend, eines starken Schutzes versichert war. In ihm erblicken wir keinen zur Empörung stachelnden Volkstribun und keinen die gesellschaftliche Ungleichheit bekämpfenden Apostelbruder. Wo immer wir ihm begegnen, ist er nur der Schrecken des Papstthums, der Streiter eines rationellen Glaubens, und die philosophische Forschung ist sein Schwert. Noch herrschte die Scholastik, die aus der seltsamen Verbindung der aristotelischen Philosophie mit der kirchlichen Dogmatik hervorgegangene Schulweisheit des Mittelalters, und in unersprießlichen Wortgefechten vergeudete man die beste Kraft. „Ob es im Paradiese Excremente gebe? Ob jede göttliche Person eine beliebige Natur annehmen könne? Ob eine an die Hostie gerathende Kirchenmaus den Leib Christi genieße?“ — so und ähnlich lauteten die brennenden Fragen der Zeit, und die Männer der Wissenschaft discutirten sie mit ernstester Miene. An derartigen Geistesturnieren konnte Wicliffe, der schon im Jünglingsalter seine reformatorische Befähigung bekundet hatte, kein Gefallen finden. Indem er zunächst mit einer Flugschrift „wider die starken und wohlhabenden Bettler“ den vom heiligen Vater patronisirten Bettelmönchen entgegentrat, unterstützte er nicht allein die an das Parlament gerichteten Klagen der Universität Oxford, sondern vornehmlich auch jeden etwaigen Zweifel an der päpstlichen Unfehlbarkeit. Durch die Macht der Ereignisse wurde er auf der einmal betretenen Bahn unaufhaltsam vorwärts gedrängt. Englands König Eduard III. beschloß den Peterspfennig seiner Unterthanen zurückzuhalten und in die durch langwierige Kriege erschöpfte Staatscasse zu liefern. Da vertheidigte Wicliffe diese vom politischen Bedürfnisse gebotene Maßregel und erwarb sich durch seinen dem Vaterlande dienstbaren Eifer dermaßen das Vertrauen aller Patrioten, daß die Universität Oxford sich genöthigt sah, ihn zum Professor der Theologie zu ernennen und auf einen Lehrstuhl zu erheben, von welchem aus er seine reformatorischen Ideen mit Glück verbreiten konnte. Nachdem er als Abgesandter des Staates mit dem päpstlichen Legaten in Berührung gekommen, veröffentlichte er eine Satire, in der er die Wahrheit, im Kampfe mit einem schlauen und einem arglistigen Priester, redend einführte. Wiederum wurde ihm der Dank seines hohen Gönners, indem ihm das Canonicat an der Collegiatkirche zu Westbury sowie die Pfarrei zu Lutterworth in der Grafschaft Leicester verliehen ward. Schon jetzt versuchte Papst Gregor XI. sich des gefährlichen Ketzers zu bemächtigen; der aber stand nicht vergebens unter dem besonderen Schutze des Herzogs von Lancaster und seines königlichen Herrn. Erst nach dem Tode Eduard's III. gelang es Wicliffe's Gegnern, eine Revision der ihnen verhaßten Lehre zu bewirken. Die hierauf erhobene Anklage betraf eine lange Reihe ketzerischer Thesen, deren wichtigste in Kürze erwähnt sein mögen: 1) Die römische Kirche ist ebensowenig wie irgend eine andere das Haupt aller Kirchen. 2) Die Macht des Papstes ist nicht größer als die jedes anderen Priesters. 3) Die weltlichen Fürsten sind berechtigt, im Falle eines von der Kirche begangenen Verbrechens ihre Güter zu confisciren. 4) Die päpstlichen Excommunicationen, die geistlichen Censuren und Interdicte sind an und für sich schon null und nichtig, wenn sie nur die Vermehrung der Kirchengüter bezwecken. 5) Die Zehnten sind bloße Almosen, und die Gemeinden sind nicht verpflichtet, sie zu entrichten. 6) Das Institut der Bettelorden steht nicht im Einklang mit dem Evangelium u. s. w. Kurzum, sechszehn verschiedener, gegen den Papst und das Mönchthum gerichteter Häresien angeklagt, trat Johannes Wicliffe in der Kapelle zu Lambeth seinen Feinden gegenüber, die jedoch, den Sturm der Volkswuth fürchtend, mit einer unwirksamen Verwarnung sich begnügen mußten. Würde er jetzt eine blinde, charakterlose Ergebenheit für seinen Landesherrn gezeigt haben, so hätte ihm aller Groll seiner Widersacher kein Haar gekrümmt. Als aber unter Richard II. ein berechtigter Volksaufstand die Interessen der Krone und des Adels wie die des Klerus gefährdete, blieb er plötzlich dem Hofe fern. Seines wirksamsten Schutzes war er nun für immer beraubt. Sofort entlockte der Erzbischof von Canterbury dem schwachen König eine Autorisation zur Ketzerverfolgung und würde Wicliffe's Leben aufs Ernstlichste bedroht haben, hätte nicht die Mißbilligung der Provinzen die Zurücknahme jener Vollmacht erzwungen. Doch den wohlorganisirten Schaaren der vereinigten kirchlichen und weltlichen Gebieter konnten die ungeordneten Massen keinen dauernden Widerstand leisten, und wie Abälard entging der Schützling des Volkes nur durch den Tod der ihm zugedachten Marter. Unter Wicliffe's mannigfachen Schriften fand sich auch die von ihm vollendete Bibelübersetzung, die zwar nicht, wie die ähnliche Arbeit unseres Luther, als epochemachend in der Literaturgeschichte eines großen Volkes gilt, wohl aber in gleichem Maße zur Aufklärung der Massen diente. Weit über's Meer hinaus zog das Wort des kühnen Denkers und rief im fernen Böhmen zwei nach der Dornenkrone ringende Helden wach, die als die entschiedensten Bahnbrecher jener Ideen zu betrachten sind, die im Völkerlenze des sechszehnten Jahrhunderts das deutsche Herz durchglühten.

Mit der Gründung der Prager Universität wurde dem wissenschaftlichen Streben der deutschen und czechischen Jugend eine alma mater, eine pflegende Mutter, gegeben, und der Geist der Neuerung, der am Dogmengerüste der Kirche zu rütteln begann, wurde durch das belehrende Wort erleuchteter Männer gefördert. Als im Jahre 1378 Karl IV., der kaiserliche Stifter jener Hochschule, gestorben war und König Wenzel in Deutschland wie in Böhmen den Thron bestieg, geberdete sich der Klerus seines Erblandes übermüthiger als je zuvor und reizte den sonst indolenten Herrscher zu Maßregeln, die eines Raufbolds würdiger waren als eines Fürsten. Seine Verschwägerung mit Richard II. von England hatte zur Folge, daß die in den Londoner Hofkreisen circulirenden Schriften des britischen Reformators auch an die Ufer der Moldau kamen. Hier lebte der ehrenwerthe Abkömmling eines der edelsten Geschlechter des Landes, Hieronymus von Prag, ein Mann von hoher Sittenreinheit und seltener Gelehrsamkeit. Wie nur Wenige seiner Zeit führte er mit gleichem Muthe das Ritterschwert und die scharfen Waffen des Geistes. Mit unermüdlichem Eifer verbreitete er die Copien der Wicliffe'schen Schriften und legte das Studium derselben allen Magistern und Baccalaureen an's Herz. „Wer sie nicht liest,“ so pflegte er zu sagen, „wird nur die Rinde, nicht aber den Kern und die Wurzeln der Wissenschaft schauen.“ Vor Allen gesellte sich ihm ein hochbegabter, thatkräftiger Mann des Volkes, ein in der Schule der Realisten gebildeter Denker, der im Anfange seiner öffentlichen Thätigkeit die Wahrung des Respects vor dem Oberhaupte der Christenheit als höchste Pflicht erachtete, um nach vollendeter Erkenntniß der das Kirchenfundament unterwühlenden Corruption mit desto größerer Entschiedenheit den Kampf zu wagen. Damals war die Prager Hochschule der Schauplatz eines Nationalitätenstreites, der in des Königs Vorliebe für's Czechenthum die reichste Nahrung fand. Die deutschen und böhmischen Professoren standen sich feindlich gegenüber, jene der kirchlichen Gewalt, diese der weltlichen Autorität sich beugend. Als das Haupt der Landespartei erscheint Johannes Huß von Hussinecz, der nun, mit Hieronymus von Prag in gleicher Richtung vorwärts strebend, Wicliffe's Schriften in die Sprache seines Volkes übertrug und in richtiger Würdigung der übernommenen Mission auch gegen den Ablaß predigte, mit dem Bonifaz IX. einen sehr einträglichen Handel trieb. Da veranlaßte der Erzbischof von Prag einen Facultätsbeschluß, der jeden Verbreiter ketzerischer Theorien mit dem Feuertode bedrohte. Daß

dieses Decret vornehmlich gegen Huß gerichtet war, unterlag keinem Zweifel. Der dem Klerus abholde König verringerte jetzt die Machtbefugnisse der deutschen Professoren, indem er durch Abänderung des bisherigen Stimmenverhältnisses ihren böhmischen Amtsgenossen zu Hilfe kam. Infolge dessen verließen 5000 Deutsche die Prager Hochschule und zogen nach Leipzig, wo Markgraf Friedrich der Streitbare die herrlich erblühende Landesuniversität ins Leben rief. Hussens Ansehen war hierdurch nicht wenig erschüttert, doch vertrat er nach wie vor mit achtunggebietender Unerschrockenheit die Sache des religiösen Fortschritts und rehabilitirte sich so in der Gunst seines Volkes. Sehr bald erkannten seine Gegner, daß ihm persönlich nicht beizukommen wäre, und ließen den todten Meister entgelten, was sie am lebenden Schüler nicht zu ahnden vermochten. Im Hofe des erzbischöflichen Palastes wurden Wicliffe's gesammelte Bücher, zweihundert kostbare Handschriften, den Flammen übergeben. Furchtlos äußerte Huß seine Entrüstung über diese Rohheit: „Hat der Erzbischof durch seinen Vandalismus Sünden aus den Herzen der Menschen gerissen? Nein! Viele Sprüche und Sätze, welche herrliche Wahrheiten enthielten, hat er vertilgen wollen und dafür Aufruhr, Verleumdung und Haß gesäet. Aber die Wahrheit stirbt nicht in den Flammen!“ Hatte nun auch die römische Curie jenes Bücher-Autodafé nicht gebilligt, so wurde doch Huß trotz des königlichen Schutzes immer ernstlicher bedroht, und ohne seiner Vertheidigung Raum zu geben, mit der Strafe des Bannes belegt. Einem derartigen Mißbrauche der päpstlichen Gewalt widersetzte sich das ganze Land und zwang den Erzbischof, sich dem schiedsrichterlichen Ausspruche eines vom König eingesetzten Tribunals zu unterwerfen. Dieses aber verfügte, daß nur gegen Aufhebung jeder nach Böhmen geschleuderten Excommunication die gesperrten Einkünfte des Klerus wieder freigegeben werden sollten, und daß es die Pflicht des Erzbischofs sei, die nöthigen Absolutionen zu erbitten. Inzwischen hatte die Kirche, um die Kosten eines gegen Ladislaus von Neapel gepredigten Kreuzzuges zu bestreiten, wiederum zum Ablaßhandel ihre Zuflucht genommen, und wieder trat Johannes Huß vor das versammelte Volk und mit den Worten: „Ich habe meine Hand für die Wahrheit erhoben und lasse sie nimmer sinken!“ erklärte er seine Absicht, auch eine solche Seelenbesteuerung nicht dulden zu wollen. Auf's Neue wurde er in den Bann gethan, und jeder Ort, der ihn beherbergen würde, mit dem Interdict bedroht. Der über die Vorurtheile seiner Zeit erhabene Nicolaus von Hussinecz eröffnete ihm ein friedliches Asyl. Schon aber drängten die Ereignisse zur traurigen Entscheidung. Der Ungarnkönig Siegismund war in den Besitz des deutschen Thrones gelangt. Die damals bestehende Kirchenspaltung sollte durch ihn beseitigt werden, und so geschah es, daß er, in Uebereinstimmung mit dem Papste Johann XXIII., eine allgemeine Kirchenversammlung nach Kostnitz berief. Dieser soeben genannte Nachfolger Alexander's V. war einer der charakterlosesten Menschen seiner Zeit. Die Prälaten, welche ihn sowie die beiden Gegenpäpste, Gregor XII. und Benedict XIII., zur Abdankung bewegen wollten, befriedigte er durch die eidliche Zusicherung seiner Willfährigkeit und entfloh. Am Allerheiligentage des Jahres 1414 wurde das Concil eröffnet. Da erschienen Papst und Kaiser, Prälaten und Fürsten, Ritterschaft und Adel, die Abgeordneten der Städte, die Schutzpfaffen, die Hochmeister der geistlichen Ritterorden und Johannes Huß mit einem Geleitsbriefe des Kaisers ausgerüstet. Wohl durfte er sich gesichert wähnen, und dennoch beschlich ihn eine Vorahnung seines düsteren Schicksals. „Ich ziehe hin, wo mächtige Feinde meiner harren; es werden mehr Dränger wider mich erstehen, als gegen Christum selbst gewesen sind, alle die Bischöfe und Magister, die weltlichen Fürsten und Pharisäer!“ So klagte er, ehe er auf Nimmerwiedersehen den Schauplatz seiner bisherigen Wirksamkeit verließ. Gleichzeitig mit ihm traf einer seiner erbittertsten Gegner, Magister Stephan Palecz, in Kostnitz ein und beschuldigte ihn zunächst in öffentlichen Maueranschlägen der Apostasie vom kirchlichen Dogma. Schon am 28. November wurde er vor die Versammlung der Cardinäle beschieden und auf ihren Befehl in Haft genommen. Vergebens erhob sich der böhmische Adel und protestirte gegen diesen Act der Willkür. Der Kaiser hatte sich mit dem Papste verständigt und ließ sich von Rabulisten aus dem geistlichen Recht beweisen, daß er durchaus nicht verpflichtet sei, einem Ketzer sein Wort zu halten. Nach siebenmonatlicher Gefangenschaft wurde Huß den im Hörsaale der Barfüßermönche versammelten Prälaten vorgeführt und angeklagt, seine Landsleute zur Empörung gereizt, Wicliffe's Irrlehren verbreitet und behauptet zu haben, daß Priesterweihe und letzte Oelung keine Sacramente, Ohrenbeichte und Seelenmessen verderbliche Mißbräuche seien, daß es kein Fegefeuer gebe, daß das Brod im Abendmahl auch nach der Einsegnung natürliches Brod verbleibe u. dergl. m. Der Kaiser selbst ermahnte das Opfer seines Wortbruchs, sich ohne Widerrede den Beschlüssen des Concils zu unterwerfen, anderenfalls er eigenhändig die Gluth des Scheiterhaufens schüren wollte. Im weiteren Fortschritte der Verhandlungen wurde Huß einer Anzahl von Ketzereien beschuldigt, die mit dem kirchlichen Dogma nichts zu schaffen hatten, und unablässig wollte man ihn zum Widerruf bewegen. Er aber antwortete: „Wie kann ich abschwören, was ich niemals gelehrt? Jene Irrthümer jedoch, deren ich schuldig bin, will ich aufgeben, wofern ihr mir nachweisen könnet, worin sie bestehen!“ Am 6. Juli 1415 wurde er aus dem Klostergefängnisse der Barfüßermönche in die Domkirche geführt. Hier thronte in voller Kaiserpracht der meineidige Siegismund, dem der Bayernherzog und der Burggraf von Nürnberg mit den Reichsinsignien zur Seite standen. Sieben Bischöfe, die den Ketzer entweihen sollten, traten aus dem Kreise der Prälaten hervor und bekleideten ihn mit dem Priesterornat, das sie ihm dann stückweise vom Leibe rissen. Hiernach setzten sie ihm eine mit Teufeln bemalte Mütze auf's Haupt und befahlen seine Seele der Hölle. Zum Pfalzgrafen gewandt, ließ sich der Kaiser in seinem oberdeutschen Dialekt vernehmen: „Seider Wir sein, der das weltliche Schwert innehalt, lieber Ohem, so nehmet ihn an Unser Statt und thut ihm als einem Ketzer!“ Unverzüglich wurde Huß dem Scharfrichter übergeben, der ihn nach dem von Söldnern bewachten „Brühl“, einer zwischen Stadtmauer und Graben belegenen Wiese, geleitete, wo er an dem in die Erde geschlagenen, mit Stroh und Reisig umschichteten Pfahle befestigt ward. Noch ein Mal forderte ihn der Bayernherzog zum Widerrufe auf, doch Huß entgegnete: „Die Wahrheiten, die ich erkannt und verkündet habe, will ich behalten und jetzt mit meinem Tode besiegeln!“ Wenige Minuten später wurden die verkohlten Gebeine des Märtyrers in die Fluthen des Rheins versenkt. — Wo er sein Dasein endete, entsprießt dem Schooß der Erde keine duftende Blume, kein grüner Halm. Ist's Zufall? Ist's ein Fluch, der auf dem Golgatha des böhmischen Reformators lastet? — Warum ein Zufall?! Hier starb, vergehend in der Flammen Gluth, ein kühner Denker, der für den freien Aufschwung der nach Wahrheit ringenden Seele sein Leben gab. Und doch! Hat nicht ein jegliches Jahrhundert sein Gesetz, und war nicht die Heiligkeit des kirchlichen Dogmas die strenge Satzung jener Zeit? Wie unantastbar die Autorität des thronenden Gesetzes uns auch erscheinen möge, die Aufopferung des von seinem Kaiser verrathenen Mannes bleibt immerhin des schärfsten Tadels werth, denn nicht die Befehdung wesentlicher Dogmen war das eigentliche Ziel seines Strebens, sondern die Züchtigung der in den Machthabern der Kirche verkörperten Laster seiner Zeit, und hierin durfte am wenigsten das Kostnitzer Concil, das die Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern als ein Mandat der Christenheit betrachtete, ein todeswürdiges Verbrechen sehen. — Ihn als den Apostel des Wicliffe'schen Evangeliums zu verfolgen, hatte nur insofern eine Berechtigung, als auch er an die Stelle des von der Kirche begehrten blinden Gehorsams die eigene Forschung, die intellectuelle Selbstthätigkeit der Individuen setzen wollte. Ueber die Machtbefugnisse des Papstes existirten im damaligen Frankreich ganz ähnliche Ansichten, wie Huß sie geäußert, und man hätte wohl erwarten dürfen, daß die ehrwürdigen Herren, welche die französische Geistlichkeit auf dem Concil vertraten, sich um dieser Uebereinstimmung willen seiner annehmen würden. Doch sie gehörten zur Schule der Nominalisten, während Huß ein eifriger Bekenner der realistischen Lehre war. Wie seltsam es auch klingen mag, vornehmlich dieser Zwiespalt der Scholastik, bei der es sich eigentlich nur um zwei verschiedene Wege des Denkprozesses handelte, bestimmte die Vertreter des französischen Klerus, jede ungünstige Wendung der Huß'schen Angelegenheit zu fördern. Daß jedoch ganz insbesondere ein Nationalitätenconflict das Verderben des großen Czechen herbeiführte, ist unbestreitbar. Ein treuer Bürger seines Landes wollte er den von den Schlacken des Wahns geläuterten Glauben in jede Hütte seines Volkes tragen, und im langjährigen Kampfe wider die deutschen Professoren belastete er sich mit dem Hasse dieser mächtigen Gegner. So schürte religiöser, scholastischer und nationaler Uebereifer die tödtliche Gluth. Doch — „die Wahrheit stirbt nicht in den Flammen!“ — „Wenn der Meister brennt, wird der Schüler schwitzen!“ hatten die Cardinäle gespöttelt und in Hieronymus von Prag ein zweites Opfer auserkoren. Er war, dem Andringen des böhmischen Adels

Folge gebend, vom heimathlichen Herd geschieden, und in Kostnitz angelangt, begehrte er, als Vertheidiger seiner Lehren vor die Väter des Concils zu treten. Nachdem es bereits den Anschein gewonnen, als ob man ihn keiner Beachtung würdigen wollte, wurde er plötzlich in Hirschau ergriffen, nach Kostnitz zurückgeführt, im Kloster der Barfüßermönche eingekerkert und endlich dem Bischof von Riga übergeben, der ihn in Ketten legen und an einen Block schmieden ließ. Die unerträglichen Leiden des Körpers beugten seinen Muth, und vor dem Concil wurde er zum Verräther an den größten Errungenschaften seiner Forschung. Aber im Phantasienfluge nächtlicher Träume sah er das Bild des für seine Ueberzeugung gestorbenen Meisters, dessen er sich nicht unwürdig zeigen durfte. Noch ein Mal trat er seinen Richtern gegenüber, tadelte die Grausamkeit, die ihn zum Widerruf getrieben, und zur höchsten Höhe sittlicher Kraft sich erhebend, fuhr er fort: „Was ich geglaubt, das will ich fürder glauben und fürder lehren, was ich stets gelehrt!" Das Urtheil wurde gesprochen, und die fromme Einfalt belächelnd, die ein Bündel dürren Holzes herbeischleppte, erduldete auch er einen qualvollen Tod. Alle diese scheinbaren Triumphe der Kirche vermochten jedoch nicht, neuen mächtigen Geistesregungen vorzubeugen. Wo ein Funke des ringenden Gedankens glühte, lichtete auch ein die Nacht durchdringender Sternenschimmer die dornige Bahn des Fortschritts. Je nachdem die weltliche Obrigkeit der Hierarchie entgegenwirkte oder ihr hilfreich zur Seite stand, verblieben die Reformatoren ausschließlich auf kirchlichem Gebiete oder griffen gleichzeitig in das politische Leben ein. Diese zwiefache Agitation finden wir bis zum Ende des Mittelalters vorzugsweise in Italien, wo Arnold von Brescia und Cola di Rienzi die republicanische Freiheit des alten Roms aus dem Grabe zu erwecken dachten, und die Bestrebungen dieser Männer noch frisch in der Erinnerung des Volkes lebten. Ihnen nacheifernd gelangte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Girolamo Savonarola zu welthistorischer Bedeutung. Wohl selten erfuhr das Streben eines wahrhaft edlen Menschen so verschiedene, sich gegenseitig widersprechende Beurtheilungen wie das des nunmehr zu betrachtenden Mannes, der als Sohn eines schlichten Bürgers von Ferrara ohne Schutz und Beistand ins öffentliche Leben trat und sich dennoch ein Jahrzehnt lang als Schrecken der Päpste und hervorragendster Lenker der Florentiner Staatsangelegenheiten zu behaupten wußte. Was war die große Aufgabe seines Daseins, und wie suchte er sie zu lösen? — Durch die moralische Förderung der Massen wollte er eine lebensfähige Volkssouveränität vorbereiten, die, wurzelnd in der strengen Beobachtung der reinen Lehre Christi, keine andere Macht über sich erkennen sollte, als die des ewigen Gottes. Dieses Ziel vor Augen, trat er, allen Freuden der Jugend entsagend, in das Dominicanerkloster zu Bologna. Doch erst acht Jahre später enthüllte sich die wirksamste Waffe seines Geistes, eine überströmende Beredtsamkeit, die, den sündigen Machthabern in Staat und Kirche mit dem Strafgerichte Gottes drohend, für die Würde des Christenthums und die Freiheit der Völker stritt. Ganz Italien verkündete seinen Ruhm, und Lorenzo von Medici berief ihn als Lector in das Kloster San Marco zu Florenz, zu dessen Prior er erhoben wurde. Hier, in der durch mediceischen Kunstsinn verherrlichten Stadt, sah er den Tummelplatz der niedrigsten Leidenschaften und Laster, einer am Marke des Gemeinwesens zehrenden Corruption. Hier erblickte er das Mäcenatenthum eines „Großmächtigen", der, um den Verlust der heiligsten Güter in Vergessenheit zu bringen, dem sinnlichen Begehr der von ihm bevormundeten Creaturen mit aller schlauen Berechnung eines erleuchteten Despoten diente. Sehr bald stand Girolamo Savonarola an der Spitze einer ihm treuergebenen Partei und schleuderte seine Anklagen gegen den Papst und Lorenzo von Medici. Auch war kein Ort, dem eine derartige Befehdung des weltlichen und kirchlichen Regiments willkommener gewesen wäre, als das zur Domäne einer Usurpatorenfamilie herabgesunkene Florenz. Hatte es doch sehen müssen, wie das öffentliche Vermögen nur für die Sonderinteressen des „Magnifico" Verwendung fand und wie dieser sich an die entehrte Kirche kettete, indem er seine Tochter Margaretha dem Sohn des Papstes Innocenz VIII. zur Gattin gab. Nach dem Tode Lorenzo's und seines römischen Freundes übertrug sich der Haß Girolamo Savonarola's auf die Erben ihrer Macht. Als Lorenzo's Sohn mit Karl VIII. von Frankreich einen schimpflichen Frieden geschlossen hatte, wehrte ihm die Florentiner Bürgerschaft den Eintritt in den Palast der Signoria. Jetzt galt es, durch die Aufopferung eines Ungeheuers in Menschengestalt die beleidigte Gerechtigkeit ganz zu versöhnen. Ein Borgia hatte die päpstliche Würde erschlichen und bemühte sich, durch Simonie, Mord und Blutschande alle am Sittlichkeitsgefühle verübten Sünden seiner Vorgänger zu überbieten. Savonarola begehrte ein freies Concil und sprach vor allem Volke: „Alexander VI. hat mit schändlicher Simonie den päpstlichen Stuhl erkauft; unmaßen ist seiner Laster Zahl; er ist kein Christ und glaubt nicht an das Gericht eines allmächtigen Gottes!" Eine solche Sprache konnte nicht geduldet werden, und der Statthalter Christi fand seinen Weg. Die Volksgunst zu erschüttern, deren sich der kühne Mönch erfreute, hetzte er die Minoriten wider die Dominicaner und stärkte in Florenz die den Streitern der sittlichen Reform entgegenstehende Partei der Arrabiati. Als das erklärte Werkzeug der göttlichen Vorsehung schreckte und tröstete Savonarola mit Prophezeiungen, die schon in nächster Zukunft sich erfüllen sollten. Da verlangten die Minoriten, daß er durch eine Feuerprobe seine hehre Mission beweise; einer von ihnen wollte mit ihm den Gang durch die Flammen wagen. Savonarola weigerte sich dessen, doch trat sein Ordensbruder Domenico da Pescia für ihn ein. In dichtgedrängten Schaaren zog das Volk zur Stätte des verheißenen Schauspiels, das jedoch unterbleiben mußte, da der in den Vorurtheilen seiner Zeit befangene Mann allen Ernstes begehrte, daß Domenico nur mit geweihter Hostie die Wanderung unternehmen dürfe. So wollte er den wahrhaftigen Leib Jesu Christi gefährden! Der Ketzer war entlarvt. Die Arrabiati nützten den günstigen Augenblick, ergriffen ihren verhaßten Gegner und überlieferten ihn den päpstlichen Bütteln, die ihn nach wiederholter Folterung zum Eingeständniß nie begangener Sünden brachten. Am Tage vor dem Himmelfahrtsfeste des Jahres 1498 wurde er am Kreuze erwürgt, und dann zu Staub und Asche verbrannt. Man hatte sich im Laufe der Jahrhunderte gewöhnt, den schwärmerischen Prior von San Marco einem Arnold von Brescia, einem Huß und einem Wicliffe an die Seite zu stellen, doch entbehrt eine derartige Würdigung seiner reformatorischen Thätigkeit jedes haltbaren Grundes. Er bekämpfte nicht wie Abälard's großer Schüler die weltliche Gewalt der Päpste; nur die unbeschränkte Macht eines sittenlosen Papstes kränkte ihn. Er bedrohte nicht wie Wicliffe das Mönchthum und die Klöster, sonst hätte er selbst der Kutte sich entledigt, die er bis an sein trauriges Ende trug. Ebenso wenig stritt er wie Huß gegen den zum Fetischismus entarteten Kirchendienst. Seine Polemik war wider einen lasterhaften Borgia gerichtet, der zufällig den Stab des Oberhirten führte. Dem mittelalterlichen Aberglauben sklavisch dienstbar, unterwarf er sich einem sogenannten Gottesurtheil und erkannte die schirmende Kraft geweihter Hostien an. Ungleich bedeutender erscheint uns seine politische Wirksamkeit. Als Fremdling trat er vor die Florentiner und nur sich selbst verdankte er die Fülle seiner Macht. Nicht Eitelkeit, nicht Ehrgeiz, der ihn durchglühende Tyrannenhaß war die Triebfeder seines Handelns und ließ ihn selbst dem sterbenden Lorenzo den priesterlichen Trost verweigern. Kühn und glücklich bekämpfte er die oligarchischen Gelüste des Adels, doch die Erhaltung des Errungenen lag außerhalb der Grenzen seiner Kraft. So fiel Savonarola und sein Werk mit ihm. Wie sehr nun auch die demagogische Thätigkeit dieses Mannes seine reformatorischen Leistungen überragte, so wird er doch nicht mit Unrecht den Reformatoren des Mittelalters beigezählt, denn jene erhabene Sehnsucht nach Gewissensfreiheit, die wir bei ihnen Allen als das erste und reinste Motiv ihrer Bestrebungen anerkennen müssen, bei Savonarola finden wir sie auch. Was aber hätten dann die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts vor jenen Männern voraus? Die Quelle ihrer Mühen war keine andere, und wenn sie dennoch zu besseren Ergebnissen gelangten, so erklärt sich dies nicht sowohl aus ihrer höheren Befähigung als aus dem erleuchteteren Geiste ihrer Zeit. Mannigfache Ereignisse hatten diese blüthenreiche Epoche vorbereitet. Die Erfindung des Schießpulvers gab dem mittelalterlichen Faustrechte den Todesstoß und band den kriegerischen Erfolg an die geistige Ueberlegenheit. Die Buchdruckerkunst begünstigte die Propaganda des Gedankens, und durch die Männer der Wissenschaft, welche die Eroberung des byzantinischen Reiches nach dem Abendlande führte, erhielt jedes wissenschaftliche Streben neue Nahrung. Demnach kann es nicht Wunder nehmen, daß Luther, der seine öffentliche Wirksamkeit wie Johannes Huß mit der Befehdung des Ablaßschachers begann, zu werthvolleren Resultaten kommen konnte! Die Gunst der Umstände trug ihn zu höheren Zielen. Nicht ein gekrönter Trunkenbold wie König Wenzel, sondern die edelsten Fürsten des Jahrhunderts gewährten ihm Schutz und Hilfe, und eine zum Kampf gerüstete Nation ließ Karl V. nicht wagen, was Kaiser Siegismund gethan.

Julius Bruck.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 132. Dienstag, den 3. November. 1896.

Der innere Gang der Geschichte Israels im Lichte der neueren biblischen Theologie.

Von Dr. Franz Schnedermann, Pfarrer.

Ob denn bei all dem Fleiß eindringender und oft genug kritisch zerpflückender Arbeit, den man in den letzten Jahrzehnten dem alten Testamente gewidmet hat, ein positiver Gewinn erwachsen sei für das bessere Verständniß der wirklichen Lebensmächte in der Religion des alten Bundes, so ist des Oefteren gefragt worden. Wir versuchen im Folgenden einen kleinen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage zu geben. Beginnen können wir da gleich mit dem Satze: man hat die verschiedenen Perioden der israelitischen Geschichte besser unterscheiden und in ihrer Aufeinanderfolge das Walten Gottes neben und über dem menschlichen Thun sachentsprechender, wenn auch immer nur ahnend verstehen gelernt. Und wenn dies wahr ist, wie sollte das nicht ein erfreulicher Gewinn sein. Und das ist der Fall nicht etwa trotz der biblischen Urkunden; vielmehr diese selbst heben die Perioden von einander ab und geben zu ihrer Unterscheidung Fingerzeige, denen man nun eben in unseren Tagen immer aufmerksamer nachgegangen ist.[1] „Ich bin einst[2]) als El Schaddaj dem Abraham, Isaak und Jakob erschienen; aber unter meinem Namen Jahwe habe ich mich ihnen nicht offenbart" (2. Mose 6, 3): hier wird deutlich (und damit stimmt die Mittheilung des Jahwenamens als eines neuen bei der Berufung Mose's am Horeb Cap. 3) eine vormosaische Periode von einer nachmosaischen abgegrenzt. Und dies gilt nicht blos in dem selbstverständlichen Sinne, daß Mose's Sendung und Mittleraufgabe dem Leben der Israeliten einen vorher noch nicht dagewesenen geschichtlichen Inhalt gab. Nein, wie das Bekenntniß zu Jahwe die Glaubenssumme des mit Mose beginnenden Zeitraumes, so war die Anrufung Gottes als El, das Vertrauen zu El Schaddaj das Kennzeichnende der Erzväterzeit (vergl. 1. Mose 46, 3 und den Frauennamen Elischeba, Elisabeth, d. h. El ist's, bei dem sie schwört 2. Mose 6, 23). Diese innerliche Verschiedenheit des Verhältnisses hebt die große Einheit des Gottes der Offenbarung nicht auf; aber sie ist da und sie ist lehrreich. Es ist die erhabene Stärke und Macht, die sich in dem Gottesnamen El und El Schaddaj ausdrückte: Gamliel, es vollendet der starke Gott; Ussiel, Gewalt Gottes; Eliezer, d. i. Gott der Hilfe. Bezeugte man mit Namen wie Eliezer oder Eleasar zugleich ein Vertrauen (und so Ismael, es hört Gott; Jerahmeel, es erbarmt sich Gott 1. Chron. 2, 9; Channiel u. s. w.), so hatte dieses Vertrauen in seiner menschlichen Fassung einen durch das damalige Stamm- und Familienleben dargebotenen Inhalt: daß der Starke, Mächtige die sich auf ihn Verlassenden bei allem Hinundherwandern (2. Mose 6, 4) väterlich schützte und leitete.[3]) Eben diese treue Fürsorge und schützende Oberhoheit meinte man, wenn man Gott — auf den man damit das Ansehen eines irdischen Stammoberhauptes im höchsten Sinne übertrug oder vielmehr von dem sich jedes irdische Vaterhoheitsrecht erst herleiten konnte — Vater nannte (Abram: hoher Vater, nämlich ist Gott, vergl. Abiel, Eliab, Abieser). Wie viel von dem Allen auf besonderer Offenbarung ruhte, wäre schwer zu sagen, wenn doch gewiß älteste Erinnerungen von der Uroffenbarung her nicht abgewiesen werden können (vergl. Melchisedek als Priester „Gottes des Höchsten" 1. Mos. 14 und Namen wie Melchisedek selbst oder Abimelech bei Nichtabrahamiden); aber für das so ganz Persönliche und Außerordentliche, für die großen Gedanken Gottes, die dem Abraham und seinen Nachkommen eine Zukunftsbestimmung ohne gleichen eröffneten, wird ja die besondere Offenbarung ausdrücklich berichtet: 1. Mose 12 und sonst (vergl. zum „Segen" Jes. 19, 24). Aber auch dieses offenbarende Wort wiederum verband sich auf's Eigenthümlichste mit der Macht Gottes: „ich habe mit ihnen ein Bündniß aufgerichtet, daß ich ihnen das Land Kanaan zu eigen geben wolle", so wird bezeichnender Weise fortgefahren eben an der Stelle, wo von der früheren Geltung des Gottesnamens El Schaddaj die Rede ist (2. Mose 6, 4). Ja, wie er nach seiner Treue gewiß den Willen hatte, diese Verheißung auszuführen, so war auch nicht an seiner Macht dazu zu zweifeln:[4]) so erscheint als die Haupttugend der Erzväterzeit das bedingungslose Sichverlassen auf Gottes Wort und Verheißung (Röm. 4, 20 f.), wie nicht minder die dankbare Freude an der großen Zukunftshoffnung selbst.[5])

Der Inhalt der nachmosaischen Zeit, wie wir zunächst weiter ganz allgemein sagen können, liegt in dem Ausdrucke: „Israel das Volk Jahwe's". Wie kann aber ein Volk als Ganzes das Siegel an sich tragen, Darstellung eines besonderen Verhältnisses zu dem wahren Gotte zu sein („es ist ein Volk, das abgesondert wohnt und sich nicht rechnet unter die übrigen Völker" 4. Mose 23, 9)? Bringt doch ein solches Verhältniß nicht blos große Rechte mit sich (Hosea läßt uns hören, wie sich das Volk darauf berief 8, 2: „mein Gott! wir Israeliten kennen dich ja", das giebt uns Anspruch auf deine Hilfe), sondern auch hohe Pflichten. Nun, die Propheten geben ja dem Israel der älteren Zeit das Zeugniß, daß es eine gewisse Willfährigkeit diesen hohen Pflichten gegenüber bewiesen hat: „einst habe ich Israel gefunden wie Trauben in der Steppe, spricht der Herr, wie Frühfrucht am Feigenbaum" (so versprechend und lieblich) Hos. 9, 10; ich möchte, daß es wieder so „willfährig werde wie in der Zeit seiner Jugend und wie damals, als es aus Aegypten herauszog" 2, 17. Trotz alles Murrens und aller Ungeduld oft — es führte kräftig und voll Vertrauens seine Kriege als „Kriege des Herrn" 4. Mose 21, 14 (vergl. 10, 35 f.) und vergaß nicht, für Bewahrung und Rettung zu danken 2. Mose 15, Richt. 5. Es übte Menschlichkeit und hielt treu an dem einmal gegebenen Worte Jos. 2 und 9. Es strafte rücksichtslos den Einzelnen, der sich gegen ein Gebot Jahwe's verging (Jos. 7), wie einen ganzen Stamm, der Recht und Sitte schnöde aus den Augen setzte (Richt. 19; 20). — Vieles, was aus der großen Erlösungszeit in den Herzen fortleben sollte („die ihn lieb hatten" Richt. 5, 31), verdunkelte sich freilich in der Richterzeit (vergl. besonders Richt. 2). Die

[1]) Es hat vor Andern nachdrücklich Ed. König auf dieses bewußte und treue Auseinanderhalten der verschiedenen Perioden in der israelitischen Ueberlieferung hingewiesen: wie schon früher in den „Hauptproblemen der altisraelitischen Religionsgeschichte" (1881) S. 18 ff. 76, so jüngst in der Abhandlung „Zwei alttestamentliche Hauptfragen" (Neue kirchl. Zeitschrift 1896, S. 124 ff.), auf die hier wie auf desselben Verfassers ausgezeichnete „Einleitung" (1893) besonders aufmerksam gemacht sei.

[2]) Wir folgen in der Uebersetzung dem bekannten Werke von Kautzsch.

[3]) „So (gemeint ist: als Glauben an einen handelnden, sittlich-persönlichen Gott) müssen wir uns den Glauben wenigstens bei den Höherstehenden während der Zeit der Wanderung der hebräischen Stämme denken; und wir sind daher gar nicht überrascht, wenn das Bild, das uns die Genesis von der patriarchalischen Frömmigkeit entwirft, verglichen mit dem Zustande der großen Volksmasse in der Richterzeit, ein geradezu ideales ist." E. Nestle, Die israelitischen Eigennamen. 1876, S. 57 f.

[4]) Vergl. Dillmann, Alttestam. Theol. 1895, S. 214 f.

[5]) Vergl. Delitzsch und Dillmann zu 1. Mose 24. Dazu Melanchthon's Wort in den loci (Volbeding 1860, S. 72): erst ein freudiges Werthlegen auf den Gegenstand, ein requirere, macht den Glauben. Man denke auch an Joh. 8, 56.

Kanaaniter, mit deren Resten man nach und nach in freundliche Beziehungen trat, waren in so vielen Stücken den ehemaligen Wanderstämmen überlegen. Den Ackerbau und manche Bedürfnisse eines höheren Culturlebens lernte man von ihnen. Stätten, die den Kanaanitern zur Anbetung ihrer Götter gedient hatten, konnten heilige Stätten auch im Jahwedienste werden. Viele fanden nichts darin, Gebräuche des Baalsdienstes in den Jahwedienst herüberzunehmen oder selbst den Namen Baal (d. i. Herr) auf den Gott der Offenbarung zu übertragen (Hos. 2, 18; Namen wie Esbaal 1. Chron. 8, 33; Meribaal V. 34 in der Familie Saul's).[6]) Aber es fehlte nicht an solchen, die die höheren, reineren Forderungen aufrecht erhielten, für sich selbst und zum Zeugniß für die Anderen: „von dem Tage an, da eure Väter aus Aegypten wegzogen, bis auf den heutigen Tag habe ich alle meine Knechte, die Propheten, Tag für Tag unermüdlich zu euch gesandt" Jer. 7, 25; „von euren Söhnen ließ ich welche als Propheten und von euren Jünglingen als Nasiräer austreten" Am. 2, 11. Sie waren — und man denke auch an die Richter selbst — die Zeugen „für echt israelitisches Wesen".[7]) So konnte es geschehen, daß, als der Stadt Jabes im Ostjordanlande Weh gethan werden sollte, Saul ganz Israel einmüthig fand im Schmerze und Zorn wegen der den Brüdern drohenden Schmach (1. Sam. 11; „Brüder" 2. Sam. 2, 26). So ist es, vermöge der von Gott gegebenen und fort und fort lebendig erhaltenen Offenbarung, doch geschehen, daß sich Israels Religion im Zusammentreffen mit den gewiß reizvollen Geisteseinflüssen der Kanaaniter siegreich als Princip der Wahrheit, als selbständige Lebensmacht behauptete.[8]) Wir kennen Weniges von den älteren Propheten (zu denen doch auch Mose selbst gerechnet wird Hos. 12,14); aber wir kennen einen Samuel, Nathan, Gad!

Aber es giebt eine innere Logik, vermöge deren es unmöglich ist, daß ein Volk als Ganzes zugleich eine gläubige Gemeinde, eine Zusammenfassung von lauter wirklich frommen und in innerlichem Verhältnisse zu Gott stehenden Personen sei. Gott hat eben dies durch die mit Israel gemachte Erfahrung vor aller Welt und für alle Zeiten darthun wollen, zur Warnung allen denen, die von einer Nationalkirche als einer Darstellung überall lebendigen Christenthums träumen. Es trat eine Wendung in Israel ein, eine Scheidung der Geister. Der Wendepunkt, so scheint es, war die Zeit David's und Salomo's. Zwar David's Regierungszeit selbst, sie war recht eigentlich die Verwirklichung des Höchsten, was in der Gestalt eines auf Offenbarung ruhenden Volksthums möglich war. Ein Volk, vom König bis zum letzten Unterthan von dem Gedanken durchdrungen: wo Unrecht gethan worden ist, und sei es auch dem Fremden, dem Nichtisraeliten unter uns, da muß auch Sühne und Genugthuung geschehen, bringe die Form, in der sich dies zu vollziehen hat, auch das Schmerzlichste mit sich (2. Sam. 21). Ein Volk, vom König bis zum letzten Unterthan von dem Bewußtsein erfüllt: Recht muß doch Recht bleiben! Ist es einer von den Vornehmen und Begüterten, den gesellschaftlich Bevorzugten, der gegen den Schwachen erbarmungslos gehandelt hat — „so wahr Jahwe lebt, der Mann, der das gethan hat, ist ein Kind des Todes" (2. Sam. 12). Ist es der König selbst, der sich über göttliche Gebote hinweggesetzt hat — es giebt keine Herrenmoral, die ihm solches gestattete; „Jahwe mißfiel die Handlungsweise David's" (ebenda 11, 27), das wußten und verstanden Alle, und der König selbst beugte sich unter dieses Urtheil (wie ganz anders das spätere Wort im Munde einer heidnischen Königin 1. Kön. 21, 7!). Wir irren wohl nicht, wenn wir diese Großartigkeit und Höhe des sittlichen Standpunktes in der Zeit David's[9]) — damals „treue Stadt, von Recht erfüllt, Herberge der Gerechtigkeit; ich will die Richter in dir wieder machen wie dereinst und die Rathsherren wie zu Anfang", spricht später der Herr zu Jerusalem (Jes. 1, 21. 26) — mit einem besonders lebendigen und innigen Bekenntnisse zu Jahwe in Verbindung bringen. Es ist ja die Zeit, in der die Familiennamen die Erinnerung an Jahwe (zusammengezogen Jeho oder Jo oder am Ende ... jah) häufiger wiederzuspiegeln beginnen: Jonathan, Jehojada, Josaphat; in der Familie David's selbst: Jedidjah nannte Nathan David's Sohn zu feierlicher Bezeichnung in höheren Augenblicken des Lebens (2. Sam. 12, 25). Damals wahrscheinlich wurde jenes die ältere geschichtliche Ueberlieferung enthaltende Werk niedergeschrieben, das sich regelmäßig und grundsätzlich des Gottesnamens Jahwe bedient („die jahwistische Quelle").[10]) Und daß wir bei David selbst bleiben: man lese Psalm 18, dieses, wie wir nicht zweifeln, zu den echtesten Zeugnissen Davidischen Denkens und Betens gehörende Lied[11]), um einen Beweis seiner innigen Herzensstellung zu Jahwe zu haben. Oder man lese den Bericht über die ganz in volksthümlicher Form gehaltene, aber sein Innerstes ausdrückende Freude, mit der er die Bundeslade in das neben seinem Palaste errichtete Zelt heraufführen ließ 2. Sam. 6. Und gerade dieser Bericht giebt uns einen weiteren bedeutsamen Wink. Es dachten nicht Alle so wie David! Michal sein Weib nahm Anstoß an seiner festlichen Freude; es war ihr zu viel, was er that (V. 20ff.). Da deutet sich das an, was wir sagten: eine Scheidung der Geister begann sich zu vollziehen. Es war Manchen zu viel des ausgesprochenen, persönlich lebendigen Verhältnisses zu Jahwe. Sie wollten so weit nicht mitgehen; und es war nur ein Schritt von da zu einer gewissen Abneigung, ja Feindschaft gegen die Forderung, Jahwe so persönlich zu dienen (man hätte nicht den Versuch machen sollen, aus 2. Sam. 12, 14 die „Feinde Jahwe's" durch Textänderung hinwegzubringen, wenn auch der Ausdruck an der Stelle sprachlich schwierig ist)! Und diese Scheidung, Abneigung, Feindschaft bei Vielen, ja bei der großen Masse des Volkes in allen Kreisen trat nach den Tagen David's deutlich und deutlicher hervor. Was früher von Vielen naiv geschehen war und ihr wahres Verhältniß zu Gott nicht getrübt hatte, ein Herübernehmen gottesdienstlicher Gebräuche von den Kanaanitern oder auch ein Fortleben einzelner abergläubischer Lebensformen aus der Zeit vor der an die Erzväter geschehenen Offenbarung (wie bei uns in der Christenheit aus der heidnischen Vorzeit), das wurde jetzt, als in David's Zeit der Jahweglaube mit größerer Innigkeit eine Sache persönlichen Bekennens zu werden anfing und als eben deshalb die treuen Jahwediener vielleicht an jenen Dingen Anstoß zu nehmen begannen (mit Angst sagt David: was soll werden, wenn ihr mich aus dem Lande treibt; es ist mir doch nicht gleichgiltig, wenn ich in fremdem Land etwa an fremdem Cult mich betheiligen soll! 1. Sam. 26, 19), mit um so größerer Hartnäckigkeit von den Andern festgehalten und ausgebildet. Jahwe, wie wir ihn auffassen zu dürfen glauben, verbietet uns das nicht, so sagten sie — so wurde der Jahwe des Volkes in seiner Mehrheit (dem sie unter dem Bilde des Stieres dienten im nördlichen Reiche!) thatsächlich ein ganz anderer Jahwe. So ist es begreiflich, daß die als Reformatoren auftretenden Propheten des 8. Jahrhunderts die Religion des Volkes gar nicht mehr als Jahwedienst gelten lassen wollen, sondern sie mit heidnischem Wesen auf Eine Linie stellen.[12]) Bekommt man doch in der That, wenn man die schmerzlichen Vorwürfe des Amos und des Hosea, des Jesaja u. s. f. auf sich wirken läßt, den Eindruck: eine greuliche Versinnlichung des hohen Begriffes von Gott war eingetreten, eine verwerfliche Herabziehung in Bilderdienst, in die Ueppigkeit ausschweifender Feste u. s. f., verbunden mit dem Pochen darauf, daß eben diese in reichlichen Opfern und begeistertem Festjubel sich zeigende Hingebung für Jahwe die Veranlassung sein müsse, sich fort und fort zu „seinem Volke" zu bekennen. Und damit tritt uns zugleich noch etwas Anderes entgegen; und eben dies hat den Propheten jener Zeit, die ihre Reden niederschrieben oder niederschreiben ließen (den „Schriftpropheten")[13]) die Meinung einer ganzen Schule neuerer Bibelforscher eingetragen, daß sie erst die Offenbarer dessen seien, was wir unter dem alttestamentlichen Heils- und Erkenntnißstandpunkte verstehen. Die Verkündigung: es ist nichts mit eurer Meinung, als Jahwe's Volk zuletzt doch immer seines Beistandes sicher sein zu können, wenn ihr nicht auch in eurem Leben als Volk ein

[6]) Vergl. Köhler, Lehrbuch der bibl. Geschichte Alt. Testaments. II, 1. 1884, S. 170 f.

[7]) K. Marti, (Kayser's) Theologie des Alt. Testaments. 1894, S. 77. 88 f. 90. Uebrigens auch Hos. 12, 11.

[8]) Buhl, Die bleibende Bedeutung des Alt. Testaments, in der „Allgem. Ev.-luth. Kirchenzeitung". 1895, Nr. 27.

[9]) Vergl. Ewald, Geschichte des Volkes Israel. II, 1845. S. 598. 633. Es ist aber auch an David's ausgezeichnetes Verhalten gegen das vom Herrn verworfene Haus Saul's zu erinnern.

[10]) Vergl. Ed. König, Einleitung in das Alte Testament. 1893, S. 188 ff.

[11]) Vergl. meine Abhandlung über das geschichtliche Bewußtsein der älteren israelitischen Volksgemeinde in der „Neuen kirchl. Zeitschrift" 1896, S. 240 ff.

[12]) Vergl. Nowack, Der Prophet Hosea erklärt. 1880, S. XII.

[13]) Vergl. Schlottmann-Kühn, Compendium der bibl. Theologie. 2. Aufl. 1895, S. 52 f. Oehler, Theologie des Alt. Testaments. II, 1874. S. 83 ff.

entsprechendes sittliches Verhalten bewährt; Jahwe ist etwas weit Höheres als ein durch Gegenseitigkeit an ein Volk gebundener Gott; er wird diese überragende sittliche Höhe dadurch beweisen, daß er euch, gerade euch, wegen eures nicht entsprechenden Verhaltens dem schonungslosen Gerichte preisgiebt — diese Verkündigung in solcher Schärfe, eben als Verkündigung, war etwas Neues, neu die Formulirung bei Jesaja: „Jahwe ist der Heilige Israels." Aber in welcher Beleuchtung erscheint dies Neue, wenn man näher zusieht? Die Rüge der Propheten [14]) richtet sich insbesondere dagegen, daß das Volksleben nicht mehr von den Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit durchdrungen ist wie ehedem (nämlich, wie wir gesehen haben, in David's Zeit, auch in der mehr naiven älteren nachmosaischen): „es ist keine Treue und keine Liebe und keine Gotteserkenntniß mehr im Lande" (Hos. 4, 1). [15]) Es waren eben Erscheinungen im Volksleben hervorgetreten, die in älterer Zeit noch nicht zu beobachten gewesen waren. Gerade das mit der Gründung des Königreichs verbundene rasche „Anwachsen politischer Macht, das Anhäufen von Schätzen, der Prunk am Hofe eines Salomo, die Anerkennung seitens außerisraelitischer Völker, die Anknüpfung commerzieller Beziehungen mit dem Auslande, die glänzenden Bauten", dies Alles mag für das „bis dahin in Sitte und Lebensweise so einfache Bauernvolk" eine starke Versuchung bedeutet haben, so daß — und gerade unter glänzenden Regenten, an denen es auch später, besonders im nördlichen Reiche, nicht fehlte — „Unsittlichkeit aller Art, Trennung der Stände, Bedrückung der Armen, Luxus in Gestalten, von denen sich Altisrael nichts hatte träumen lassen, üppig aufwucherten". [16]) Und so verstehen wir's, daß die Propheten mit dem heißesten Zorne eben gegen den Abfall von den alten socialen Tugenden auftreten: wo der Begüterte zugleich der Bedrücker ist, wo der gesellschaftlich Bevorzugte jede gewissenhafte Billigkeit, geschweige jede liebevolle Rücksicht gegen den Schwächeren vermissen läßt und schrankenloses Ausnutzen des gegebenen Vortheils allgemeiner Grundsatz ist, wie könnte da die Berufung auf correcten Opferdienst irgendwie Stich halten und vor dem Gericht schützen. „An Liebe habe ich Wohlgefallen, nicht an Schlachtopfern" Hos. 6, 6 vergl. Jes. 1, 10 ff., Mich. 6, 6 ff. (Matth. 12, 7).

Gott nahm auch hier die Sünde der Menschen in den Dienst seiner großen und gnadenvollen Gedanken. Daß er als der heilige Gott ein Gott ist über der Völkerwelt, ein Gott der Geschichte, der auch die Weltvölker (denn nun traten ja die großen Ostreiche, Assyrien, Babylonien, auf den Plan) zu Werkzeugen seines Willens berufen kann, damit vollführt werde mit seinem Volk und, wenn es sein muß, auch gegen sein Volk, was er der ganzen Menschheit als herrliches Ziel bestimmt hat, das konnte bewußter Bekenntnißsatz der Jahwegläubigen erst werden auf die angegebene Weise und wurde es eben durch die Propheten. Und eben diese Glaubenserkenntniß wurde die Rettung derer, die das nun wirklich hereinbrechende Gericht physisch überdauerten, im geistlichen Sinne. „Ein Rest bekehrte sich", wie Jesaja so oft geweissagt hatte. Ein Kern geläuterter Israeliten stellte sich nun als das wahre Israel dar, sich gegenseitig aufrichtend eben mit der Erinnerung: Jahwe ist unser Gott geblieben, eben indem er unsere falschen Stützen zerbrach; er hat sich dadurch nur in ein innerlicheres Verhältniß zu uns gestellt (Ps. 73, 23 ff.) — ob, wann und in welchem Maße es sein Beschluß werden kann, sein auf solcher Grundlage ruhendes Wohlgefallen an uns auch in einem äußerlich beglückten Volksthum wieder offenbar werden zu lassen, das müssen wir der Erfahrung jener Zeit anheimgeben, die die Erfüllung unseres messianischen Hoffens erleben wird, wenn uns der verheißene andere David geschenkt wird!

Wie diese „Stillen im Lande" [17]) lebten und sich erbauten in derselben Zeit, in der durch die schriftgelehrte, schließlich pharisäische Richtung das Leben im Gesetze der Hort für den äußeren Bestand und Zusammenhalt des Volksthums geworden war, daran sei nur erinnert. Die Stillen im Lande mußten innerlich fähig sein, es zu erleben, daß nach Gottes Willen die äußerliche Theokratie (das „Königreich Gottes" in der Gestalt eines Volkes) überhaupt nicht wieder aufgerichtet wurde, mußten innerlich bereit sein, darauf einzugehen, daß der Sohn David's, als er kam, wiederum vor Allem innerliche Dinge brachte und verlangte („selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit"), Dinge, die ebensomit unmittelbar von der ganzen Menschheit angeeignet werden konnten und sollten. Und so wandte sich Jesus unser Herr und Heiland hauptsächlich und zuerst an jene Stillen im Lande und berief seine Jünger aus ihnen (nur daß man sich ihre Kreise weit hinein verzweigt unter das übrige Volk denken muß: ein Nikodemus unter den Pharisäern und in der Verhandlung mit ihm das Thema von der Wiedergeburt! Joh. 3); weil sie als die echtesten Söhne Israels schon bisher am gehorsamsten in die Schule Gottes gegangen waren, konnten und sollten sie auch die Schritte mit Jesu gehen, in denen der Vater uns durch ihn zum höchsten Ziele führen wollte.

[14]) Vergl. meine oben angeführte Abhandlung, S. 246 ff.

[15]) Nowack, Hosea S. XV.

[16]) Sellin, Beiträge zur israelit. und jüdischen Religionsgeschichte. Heft I. 1896, S. 80 f. — Vgl. Dillmann, a. a. O. S. 136. 158. 165 ff; über David S. 164 f.

[17]) Vergl. über diesen merkwürdigen Zeitraum Schottmann-Kühn, a. a. O., S. 83; Kuenen, Volksreligion und Weltreligion S. 208 ff.; Köhler, bibl. Geschichte II 2, 596 ff. Ueber die Frage aber, wie sich das „Königreich Jahwe's" zu den höchsten, letzten Gedanken Gottes verhalte, hat am eindringendsten G. Schnedermann gehandelt: es haftete dem Königreiche Jahwe's gesetzlicher Charakter und particularistischer Anspruch an; Jesus nahm es willig auf sich, daß eben dieser ihn in den Tod brachte — und so die äußersten Folgen jenes in jüdischen Begriff eingegangenen „Königreichs" ziehend hat er es zugleich als etwas Zeitliches erwiesen und Höherem, Weiterem Raum gemacht. Uebrigens hat G. Schn. gerade auch die Bedeutung jener engeren Kreise im Volke, der „Wartenden" (Luk. 2, 38) wiederholt und überzeugend besprochen. Wir verweisen auf seine tiefgehenden Erörterungen in „Jesu Verkündigung und Lehre vom Reiche Gottes" I. II nebst Voruntersuchung. 1893 bis 1896.

Rimini-Adriatico.

Von Alexander Schütte-Wiesbaden.

Wohl die wenigsten Reisenden, welche beim Beginn der warmen Jahreszeit auf der Eisenstraße Brindisi—Ancona—Venedig den kühlen Thälern Tirols oder Graubündtens zustreben, werden sich veranlaßt sehen, den Uferstädten Pesaro und Rimini, ja selbst kaum dem einst hochbedeutenden Ravenna einen 24stündigen Aufenthalt zu widmen. Nur den Historiker und Archäologen wird Ravenna, oder den Musikenthusiasten wird Pesaro, als Vaterstadt Rossini's (des „Schwans von Pesaro"), zum Verlassen des Eilzuges veranlassen. Auch das Hafen- und Seebad-Städtchen Rimini wird höchstens bei einer romantisch veranlagten Tochter Albions oder Deutschlands die Erinnerung an jene hochdramatische Liebesepisode von Francesca da Polento und Paolo da Malatesta (von Dante verherrlicht und der Nachwelt überliefert) wieder wachrufen. — Rimini, wie so viele andere Städte des römischen Kaiserreichs, ist hinabgestiegen von der hohen Stufe, welche es in antiker und mittelalteriger Zeit einnahm. Heute ist es eine triviale, wohlfeile und schläfrige italische Hafenstadt mit all' den Attributen des modernen Lebens. Es hat die unvermeidliche Via Garibaldi und Piazza Cavour, seine Gasbeleuchtung, Restaurants, Tramways, Omnibus und Veloziped-Clubs, und wäre nicht das finster dreinschauende alte Castello Malatesta mit seinen schwärzlichen Backsteinmauern und den Wappenschildern (Elephant und Rose) seiner einstigen Herren, sowie sein wundervoller Dom vorhanden, so unterschiede sich Rimini in Nichts von den übrigen Provinzstädten Nord-Italiens.

In antiker Zeit, in den heroischen Tagen des republicanischen und cäsareischen Roms war Ariminum eine der 5 Flotten-Stationen an der italischen Ostküste (pentapolis maritima). Seine Lage an zwei Flüssen begünstigte den Handel und war in Kriegszeiten von hohem Werthe, sowie auch die Via Flaminia unter seinen Mauern vorüberführte. Vor seinen Thoren fand der Uebergang Cäsar's über den Rubikon statt, noch heute durch eine 1555 errichtete Säule verherrlicht. Hier horchten die Fische des Meeres der gewaltigen Predigt des heil. Antonius von Padua, hier steht der wohlerhaltene Triumphbogen des Augustus (Arco d'Augusto, zur Erinnerung an den Augusteischen Straßenbau a. 27 v. Chr. errichtet) ebenso wie die bronzene Bildsäule des Papstes Paul V., hier trafen die Via Emilia und

Via Flaminia zusammen — dort wo jetzt der Maulthierpfad zum Camaldoli-Kloster führt. Noch mehr: in jener engen Seitengasse erhebt sich das „bittere“ Gefängniß, in welchem Cagliostro seine abenteuerliche Laufbahn endigte, hier befindet sich der berühmte Tempio Malatestiano, den die Gebrüder Pasti erbauten (1450), hier fließt das flumen Ariminus des Strabo und dort sein Genosse, die schmale Aprusa rapax des Lucan; hier dröhnte der Boden unter dem schweren Schritt der römischen Legionen und hier plünderte und mordete der englische Bandenführer Hawkwood 400 Jahre später; hier feierte man die Feste der Venus in üppiger Ausgelassenheit, an denselben Stätten, wo jetzt die Heiligen der katholischen Kirche verehrt werden.... Im Hochsommer ist Rimini mit seinen Seebädern eine Art Ostende oder Scheveningen für die Norditaliener, dann ist die kleine Stadt voll Leben und Heiterkeit, aber mit den ersten Herbstregen sinkt es in seine frühere Stille und Verlassenheit zurück. Dann gewahrt man nur die Priester zu den Kirchen eilend, die Händler in den altmodischen Läden, die Fischer, wenn sie zu ihren buntbemalten madonnengeschmückten Segelbooten sich begeben, sowie deren üppig gebauten Weiber, wie sie auf ihren Charakterköpfen gefüllte Wasserkrüge von dem viel besungenen prächtigen Marmor-Brunnen des Giovanni da Carrara (1543), neben dem Fischmarkte (pescheria) gelegen, heimtragen — Gefäße noch von derselben Form, wie diejenigen, aus welchen Cäsar's Soldaten ihren Durst im Vorüberziehen löschten. Aber Rimini ist nicht nur die Stadt Cäsar's und St. Antonius' — nein es ist weit mehr die Stadt der Malatesta. Rimini liegt von den Zwillingsflüssen umgeben, die unter den Augusteischen Brücken der Adria zuströmen, in anmuthiger Ebene, einstmals dicht am Adriatischen Meer, jetzt durch ein Schwemmland 700 m von demselben entfernt. Von vier Thoren bilden zwei: die Porta Romana und Bologna die Endpunkte der Hauptstraße Corso d'Augusto. In der Hochsommerzeit weht oft der Südwind (garbino) sehr stürmisch, das Baden gefährdend, aber selten länger als jedesmal 24 Stunden. Tramways befördern alle 15 Minuten die Badegäste zu den eine halbe Stunde entfernten bagni di mare hinaus, die trefflich eingerichtet sind und gegenwärtig auch von Deutschen aus Bologna, ja selbst aus Florenz stark besucht werden. Pferderennen im großen Hippodrom am Strande ziehen jeweilig die Sportswelt Norditaliens herbei. — Der jetzige Hafen ist eine Erweiterung des Marechiaflüßchens und meistens mit Fischerbooten angefüllt, da die Fischerei einen jährlichen Ertrag von einer Million Lire abwirft. An der Stelle des aufgefüllten alten Hafens liegen jetzt niedliche Villen und die Gärten der Vorstadt S. Giuliano.

In Rimini wurde 359 das berühmte Concil der 400 Bischöfe abgehalten, auf welchem der Arianismus endgiltig verdammt ward. Der lockeren Herrschaft des Exarchats machte Kaiser Friedrich der Rothbart ein Ende, aber erst unter der Regierung der Malatesta erfreute sich Rimini einer ausgeprägten Individualität. In keiner Periode der Geschichte der hesperischen Halbinsel haben dessen kleinen Städte eine solche intensive persönliche Physiognomie aufgewiesen, als zu der Zeit, wo sie unter ihren mittelalterigen Tyrannen schmachteten, aber auch aufblühten. Jedes dieser Gemeinwesen genügte damals sich selbst, aber jedes unterschied sich vielfach von seinen Nachbarn. Jedes hatte sein Localcolorit, seine Erbfeinde, seinen heißen, wenngleich engherzigen Patriotismus.

Und in den Malatestas fand Rimini sein führendes Herrschergeschlecht, wie andere Städte ihre Medici, Este, Scala, Gonzaga und Uguccione hatten. Freilich war der Grimm der Bürger groß, als Kaiser Otto III. ihnen den ersten Malatesta als Fürsten aufnöthigte, indeß nach 300jähriger Herrschaft dieser Dynastie ist dieselbe noch heute ihr Stolz, sowie deren romantischen Liebestragödien in unzähligen Canzonetten und Stornellis von allen Gesellschaftsclassen besungen werden. In dem Tempio Malatestiano — eine der edelsten Schöpfungen der Baukunst in Italien —, als Grabstätte des großen Sigismondo, verkörpert sich die ganze Herrlichkeit und Machtfülle jenes Tyrannengeschlechts.

Aber ebenso wie der Name Malatesta ist eng verknüpft mit Rimini in unsern modernen Reminiscenzen derjenige der Francesca da Rimini, obgleich es schwer ist, zu ergründen, warum die gebildete Welt Donna Francesca grade mit Rimini und nicht weit historisch-richtiger mit Ravenna in Verbindung gebracht hat.

Francesca wurde dem Lanciotto de Malatesta durch Procuration zu Ravenna vermählt, und zwar figurirte als Stellvertreter seines — beiläufig gesagt körperlich mißgestalteten — Bruders Lanciotto der weit jüngere, bildschöne Paolo de Malatesta. Schon bei dieser aufregenden, kirchlichen Ceremonie scheint die Liebe in den Herzen der Beiden, nur zum Schein Vermählten, erwacht zu sein, wenngleich die Zeitgenossen das gemeinschaftliche Lesen in einem Gedichtbuche als Ursprung der bald in hellen Flammen auflodernden Leidenschaft angesehen haben, wobei wohl Francesca durch die Häßlichkeit und Unliebenswürdigkeit ihres Gemahls noch beeinflußt worden sei. Wie dem auch sein mag, es steht fest und wird auch von Dante in seinem berühmten Gedichte angedeutet, daß von diesem Tage an die Liebenden, unbeargwohnt von dem Gemahl Lanciotto, sich ihrer Leidenschaft hingaben, bis die Nemesis in der Gestalt eines neidischen Hofherrn und Verräthers sie ereilte und das Schwert des Lanciotto den Lebensfaden des festumschlungenen Paares zerschnitt, ihn selbst aber zum Bruder- und Gattenmörder stempelte, sich dadurch dem Hasse seiner eigenen, sowie aller folgenden Generationen Italiens aussetzte und sechs Jahrhunderte lang die Menschheit über das tragische Ereigniß Thränen hat vergießen machen. Freilich in jenen Tagen war das Leben rauh, streng, leidenschaftlich in der ganzen Welt und die damaligen Liebesaffairen gestalteten sich nicht zu den süßlichen Intriguen und Capricen eines Sommerabends des cinquo-cento. Ravenna, Rimini und Pesaro hatten die Morgenschöne dieses Liebeslebens während einiger Jahre gesehen. Ein Degenstoß! — und blutüberströmt, entstellt, fanden Paolo da Malatesta und Francesca da Polenta ein unbekanntes Grab in ungeweihter Erde, — ihre Namen aber und die Geschichte ihrer Liebe ist der Welt besser bekannt und hat Rimini mehr Glanz verliehen, als selbst all' die Pracht und Herrlichkeit des großen Sigismondo Malatesta III.

Bücherbesprechungen.

— Die Reichsgewerbeordnung mit der Novelle vom 6. August 1896 und den Ausführungsbestimmungen für das Deutsche Reich und für Sachsen, für den praktischen Gebrauch erläutert von Kurt v. Rohrscheidt, Regierungsrath in Merseburg. Leipzig, C. L. Hirschfeld. — Das Hauptaugenmerk bei dieser Ausgabe ist darauf gerichtet worden, daß sämmtliche gewerberechtliche Gesetze und Verordnungen, die für das Deutsche Reich und für das Königreich Sachsen erschienen sind, übersichtlich zusammengestellt und in den Anmerkungen, die sich im Uebrigen nicht mit der Erläuterung zweifelhafter Gesetzesbestimmungen befassen, überall die zuständigen Behörden genau angegeben sind. Die vorliegende Ausgabe ist speciell für sächsische Verhältnisse bestimmt, obschon auch die Ausführungsbestimmungen Bayerns und Württembergs nicht unberücksichtigt geblieben sind. Wer nicht auf speciell erläuternde Anmerkungen Werth legt, wie sie in anderen gleichfalls für sächsische Verhältnisse bestimmten Ausgaben der Gewerbeordnung, wie beispielsweise der v. Bernewitz'schen, enthalten sind, wird diese neue Handausgabe der Gewerbeordnung gern seiner Handbibliothek einreihen. △

— Verfassung des Jugendbundes für entschiedenes Christenthum. 2. Auflage. 35 ₰, in größeren Partien billiger. Zu beziehen durch Hilfsprediger F. Blecher-Bielefeld. Mit einem Anhang: Urtheile und Zeugnisse aus Deutschland. — Das Schriftchen giebt Auskunft über die Jugendbundbewegung. 1881 entstand sie in Amerika, Januar 1896 umfaßte sie 43 112 Gemeinschaften mit 2 586 720 Mitgliedern. Sie ist eine parallele Erscheinung zu unseren Jünglingsvereinen. Die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale sind: ein jeden Monat erneuertes Gelübde, Selbstthätigkeit der Mitglieder in den religiösen Versammlungen, bewußte Betonung gesetzlicher Normen zur Erhaltung und Förderung religiösen Lebens. In diesen drei Dingen sieht man die Stärke der Bewegung. Wir sehen auch ihre Schwäche in ihnen. Man scheint etwas Aehnliches zu fühlen, denn man vertheidigt sich vielfach gegen diese Annahme. Aber es bleibt für die gesunde evangelische Anschauung dabei: gesetzliches Wesen führt, so sehr man sich dagegen wehren mag, mit unerbittlicher Consequenz nach Rom oder zu den Sectirern. Für Deutschland ist es ohne Zweifel gerathen, auf dem guten Wege des Jünglingsvereins in evangelischer Freiheit ruhig und fest weiterzugehen. O. S.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 133. Donnerstag, den 5. November. 1896.

Aus meinem Tagebuche vom Dresdner Hoftheater.

Von Anna Lohn-Siegel.

III.

Meinen Urlaub im August und September benutzte ich zu einer Reise nach dem mir noch unbekannten Thüringen, und zwar um auch Schwester Clara eine Freude zu bereiten. Es wurden interessante Besuche damit verbunden, zuerst beim Hofschauspieler Lehfeld in Weimar. Ach wie beneidete er den „großen Dawison“, der über 50000 Thaler (Dollars) in einigen Monaten verdient habe, wozu man sonst ein ganzes Menschenalter brauche! — In Thal bei Ruhla sah ich endlich auch nach langen Jahren den Jugendfreund Emil Palleske wieder. War das eine Freude, eine Erhebung für uns! Der poetische Austausch hatte durch beiderseitige schriftstellerische Wirksamkeit ein größeres Feld gewonnen. Palleske hatte auf seinen Kunstreisen einige von meinen Stücken gesehn, kannte meine Romane: „Die Kinder der Clarice Strozzi“ und „Der Geheimnißvolle“, und wiederholte, wie sehr er bedauert habe, daß er Siegel's Anerbieten, eine Stellung an seiner Zeitung einzunehmen, nicht hatte benutzen können. Aber er sprach von derselben und von Siegel's correcter deutsch-nationaler Haltung so viel Gutes, daß der oft gekränkte und verleumdete wackere Kämpe sehr erbaut gewesen sein würde, aus solchem Munde Worte der höchsten Anerkennung zu vernehmen. In Ruhla wurde der tapfere Weltreisende Alexander Ziegler aufgesucht, den ich so oft in den geistbelebten Abendgesellschaften bei Hofrath Klemm angetroffen hatte, und der uns seine Sammlung von Merkwürdigkeiten aus allen Zonen der Erde bestaunen ließ. Und nun ging's weiter nach Meiningen, wo der Sänger Mirza Schaffy's, der neue Intendant des Hoftheaters, im Begriffe war, seine dramaturgische Wirksamkeit zu beginnen. Ich hatte ihn in mehreren literarischen Gesellschaften in Dresden und Berlin als einen geistsprühenden Unterhalter kennen gelernt und fand ihn jetzt ganz erfüllt von dem großen Kunstvorhaben, Shakespeare's sämmtliche Dramen unverkürzt auf die herzogliche Bühne zu bringen. Als ich mir erlaubte, einige leise Zweifel am Wohlgelingen dieses schwierigen Unternehmens auszusprechen, lächelte der Dichter und meinte, als ich auch einige mit meiner Ansicht übereinstimmende Aeußerungen großer Shakespearedarsteller ins Treffen führte: „Die Schauspieler lieben nun einmal Striche, Kürzungen. Ein Stück, worin der Rothstift nicht gewaltet hat, ist für sie nicht fertig.“ Da schaute der lyrische Dichter heraus! — — Den Schluß der Reise bildete Coburg, woselbst ich meine Schwester dem Hoftheaterdirector Haase, mit dem ich, wenn er bei uns gastirte, schon oft gemimt hatte, vorstellen wollte. Das geschah. Der rühmlichst bekannte Charakter- und Chargendarsteller nahm uns sehr verbindlich auf und sprach mit Lebhaftigkeit von seiner Absicht, gleich wie Dawison zu thun, d. h. schon im nächsten Jahre Nord-Amerika aufsuchen zu wollen, doch nicht etwa um in Dawison'schen Heldenrollen zu glänzen. Nein, er werde nur chargirte Partien dem Bruder Jonathan vorführen, der ja sehr viel Geschmack an scharfer, prickelnder Charakteristik finde, die aus dem täglichen Leben entnommen ist. Unser Dawison hat, so scheint es, ziemlich alle großen Gastirer segelfertig gemacht. Der Ocean, die Seekrankheit schreckt nicht mehr, letztere kann vielleicht gar segensreich auf Gesundheit und Organfülle einwirken. Wer (wie Heine singt) „das Meer angebrüllt hat“, wird um so kraft- und effectvoller Bruder Jonathan anbrüllen. — — Eine dramatische That! Die Nibelungen von Friedrich Hebbel sollen auf unserm Hoftheater aufgeführt werden. Das ist schön, aber schöner noch wär' es gewesen, wenn man es bei Lebzeiten des Dichters gethan hätte. Ehrlich gestanden: das alte Epos eignet sich meiner bescheidenen Meinung nach nicht für die Bühne, so hochbegabte Köpfe sich auch schon mit der Transformation beschäftigt haben. Die düstere wilde Königin von Isenland läßt sich besser beschreiben als darstellen. Wozu auch? das Gedicht, als solches, ist in Fleisch und Blut der Nation übergegangen. Die Bühne kann es nicht mehr als heilige Pflicht betrachten, es zu verallgemeinern. Sie kann in einigen hochdramatischen Scenen große Wirkungen erzielen, aber andere fallen wieder umsomehr dagegen ab, weil das Fleisch der beschreibenden Dichtung fehlt. Als ich so sinne und schreibe und meine Ansicht zu motiviren suche, ergreifen mich Familiensorgen in schmerzlichster Weise. Bruder Philipp, der Landwirth, der schon lange kränkelte, ist plötzlich schwer erkrankt. Er wurde in die hiesige Meinert'sche Wasserheilanstalt gebracht, weil eine Cur daselbst unserm Schwager, dem Pastor Nadler, sehr heilsam gewesen ist, ihn gänzlich hergestellt hat. — — Adv. Siegel kommt und spricht aufgeregt von den französischen Rüstungen, später von Feodor Wehl's Absicht, von der Redaction der Zeitung zu scheiden. Von Oldenburg laufen Briefe ein, die mir den Tod des edlen Dichters und Dulders Julius Mosen melden — von Wien schreibt mir Hofrath Steinebach, daß Heinrich Laube, einst mein verehrter Lehrer und Protector in Leipzig, Wien verlassen müsse, denn er sei ja ein Preuße — so umschwirren mich aufregende und betrübende Nachrichten, ich aber habe vorläufig für Niemand eine Antwort und eile nur ans Krankenbett des Bruders, um zu erfahren — daß er rettungslos verloren sei. Der Vater hofft noch immer auf Besserung. Er ist merkwürdig stark an Zuversicht und Hoffnung. Ich nicht — — — Philipp ist todt. Die Section ergab einen Herzklappenfehler. Wir haben ihn in seine Heimath, Marbach, gebracht. Seine Lieblinge, die schönen Grauschimmel, die er so gern selbst zügelte, zogen ihn zum letzten Male zur Stadt hinaus. Ich aber mußte am nächsten Tage eine heitere, fast komische Rolle in der „Lästerschule“ des Sheridan zur Darstellung bringen, wußte kaum, wo ich ging und stand. — — — Das erschütternde Familienereigniß ließ mich das Tagebuch lange Zeit meiden. Im Uebrigen wirkte ich nach Kräften den Folgen entgegen, die jener Schicksalsschlag mit sich führte. — — Feodor Wehl, der nun von der „Constitut. Zeitung“ abgegangen und nach Hamburg zurückgekehrt ist, hat sich scheidend noch sehr unfreundlich gegen mich gezeigt. und mir thut sein Weggang doch doppelt leid, da Adv. Siegel ihn nur auf meine Empfehlung hin am Feuilleton seiner Zeitung anstellte. Wehl glaubt durch mich verdrängt worden zu sein, und wäre doch so gern hier geblieben! Wie konnte ich das ahnen, da er sich oft so unzufrieden über seine Stellung äußerte? Frau Adv. Siegel theilte mir eines Tages mit gewohnter Gradheit mit, die Folge der großen Verluste an Abonnenten, die ihr Gatte durch das Kriegsjahr 1866 erlitten habe, machten es für ihn nöthig, vom Capital zu wirthschaften, den in langen Jahren mühevoll und durch Entbehrungen aller Art erübrigten Sparpfennig anzugreifen, wenn die Zeitung in der bisherigen Weise fortbestehen solle. Aus diesem Grunde könne er dem von ihm sehr geschätzten, als Freund und Gesinnungsgenossen werthgehaltenen Feodor Wehl nicht mehr den bisherigen Gehalt zahlen, dürfe ihm, als Familienvater, aber auch nicht zumuthen, mit einem geringeren vorlieb zu nehmen. Welcher Art die Verhandlungen gewesen sein mochten, die zwischen den beiden Herren in dieser Angelegenheit gepflogen waren, erfuhr ich nicht. Adv. Siegel theilte mir eines Tages mit, Wehl werde wieder die früher innegehabte Stellung an der Hamburger Zeitung „Reform“ einnehmen, und Ludwig Hartmann, der sich als musikalischer Referent so höchst vortheilhaft ausgezeichnet habe, sei

bereit, auch die Referate über das Schauspiel zu übernehmen. Von mir aber und meiner Freundschaft hofften er und seine Frau, daß ich, wie schon früher, am Feuilleton und wo es sonst wünschenswerth sei, mitarbeiten würde. Ich versprach es gern, die Freunde dankten mir herzlich, und so war meiner Meinung nach Alles abgethan. Zudem war es begreiflich, daß die Kümmernisse und Sorgen, die meines Bruders Tod im Gefolge hatten, und die mich den vielen bisher gepflegten freundschaftlichen und literarischen Beziehungen gegenwärtig fern hielten, auch die Wehl'schen jours fixes gänzlich meiden ließen. Ueber alle Maßen erstaunt und betrübt war ich daher, eines Tages einen Brief von F. Wehl zu erhalten, worin er erklärte, er finde mein „incorrectes Verfahren ihm gegenüber unverzeihlich". Ich hätte kommen sollen „und mit ihm über sein Verbleiben an der »Constitut. Zeitung« unterhandeln", während ich doch weder von ihm einen darauf bezüglichen Wink, noch von Adv. Siegel einen Auftrag erhalten hatte, mithin zu einer Einmischung keine Berechtigung für mich vorlag. — — Einen Lichtstrahl in meine Kümmernisse und verstimmenden Erfahrungen warf wieder einmal die Poesie. Mein dreiactiges Lustspiel: „Im Finstern" ist in Berlin, Königsberg, Breslau, Riga u. s. w. sehr beifällig aufgenommen worden. Michaelson sendet mir viele darauf bezügliche Zeitungsberichte. Hier wurde es vor einem Jahre vom Geheimen Hofrath Bär zur Aufführung angenommen, die Rollen ausgeschrieben. Bär sagte zu mir, nachdem dies geschehen und das Stück doch noch immer nicht aufs Repertoire kam: „Eine Frage: womit haben Sie nur den Hofrath Pabst beleidigt? Er liest es nicht und antwortete mir, als ich ihn daran erinnerte, wörtlich Folgendes: »Warum will nur Frl. Löhn jetzt ihren Namen auf den Zettel setzen? Sie könnte den doch, wie sie früher bei ihren Stücken that, weglassen oder einen fingirten hinsetzen.«" Ich war über diese Kunde ganz verdutzt und entgegnete dem humanen Interimschef: „Beleidigt oder verletzt habe ich meines Wissens den Herrn Hofrath niemals. Mir ins Gesicht rühmt er es sogar, daß mein Vater mir „eine akademische Bildung" gegeben habe, daß ich bestrebt sei, mein Talent für die Poesie auszubilden u. s. w." „So? Thut er das?" fiel Bär lächelnd ein. „Jedenfalls hindert er die Entfaltung Ihres poetischen Talents auf unserer Bühne. Das habe ich schon deutlich bemerkt, als ich Ihre Tragödie »Luisa Strozzi« hier aufführen wollte. Jetzt wird er's ebenso machen." Der Geheime Hofrath hatte Recht. Kurze Zeit nach unserer Zwiesprache kam nämlich Herr v. Strantz, der Lustspielregisseur, zu mir und sagte bedauernd: „Hiobspost! Der neue Intendant, Graf Platen, hat Ihr Stück abgelehnt. Nicht etwa gelesen. Gott bewahre! Aber abgelehnt, auf Pabst's Rath. Weiter hatte er keinen Grund. Wie der seinen Rath motivirt hat, wissen die Götter. Gleichviel, Pabst las das Stück nicht, bis der Graf hier zur Herrschaft gelangt war, dem er die Ablehnung in den Mund legte." — — Eines Tages sagte Fräulein Bertha Heyse, unsere kluge Obergarderobière, beim Ankleiden in der Garderobe des Theaters zu mir, ich möchte doch, wenn sie sich erlauben dürfte, mir wohlmeinend einen Rath zu ertheilen, der Frau Hofräthin Papst eine Visite machen. Sicherlich hätte ich dies nicht gethan. Bertha hatte Recht. Ich haßte stets das Katzbuckeln vor Leuten, die irgend einen Einfluß auszuüben suchten, hatte aber nie auch nur daran gedacht, daß dies hier der Fall sein könnte. Im Laufe des Gesprächs erinnerte Fräulein Heyse noch daran, daß vor Jahren einmal der Klatsch aufgetaucht war, Hofrath Pabst habe sich um meine Hand beworben, sei aber abgewiesen worden, eine Erfindung, über welche wir Beide gelacht hatten. Aber durch diese Erinnerung an jenes alberne Geschwätz trat doch so Manches in eine Beleuchtung, die geeignet war, schwer Begreifliches deutlich zu machen. — — Das neueste Trauerspiel von dem österreichischen Dichter Joseph Weilen „Drahomira" ging hier in Scene. Der Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum bildet die leitende Idee. Ganz schön, aber seltsamer Weise vollzieht sich das Für und Wider im Kreise untergeordneter Personen, nicht an den Hauptträgern. In den Hauptrollen müßten eigentlich Götterglaube und Gottglaube aufeinanderplatzen. Die Verse sind schwungvoll durch Inhalt und Form und sprechen sich vortrefflich, wenn man, wie bei uns, noch stilvoll Verse sprechen darf, nicht, wie es immer mehr Mode wird, sie dem Sinne nach in einanderschlingen muß, daß sie im besten Falle zu rhythmischer Prosa herabsinken. Wozu soll der Dichter Verse schreiben, wenn sie beim Vortrag nicht zur Geltung kommen dürfen? Leider waren nicht alle Darsteller fest in ihren Rollen. Der Fluß der Rede staute sich hie und da. Frau Bauer-Drahomira feierte große Triumphe. Auch kleidete sie das zeitgemäße blaue Wollgewand mit Golddruck ganz vorzüglich — — Man erzählte hinter den Coulissen, Emil Devrient, der jetzt als Ehrenmitglied des Hoftheaters bei uns gastirt, wolle auf immer von den Brettern scheiden. Wehe! Dann existirt kein Vorbild mehr, an welchem der jüngere Darsteller studiren könnte, wenn einer derselben überhaupt noch so bescheiden sein sollte, ein solches Vorbild als fördernd und nothwendig anzuerkennen. — — Bogumil Dawison ist leidend, wird vielleicht erst im Laufe des nächsten Winters wieder auftreten können, und auch dann nur in kleineren Rollen. Offenbar hat ihn der Kampf mit den vielen unzureichenden Kräften an den mangelhaft zusammengesetzten Bühnen der neuen Welt überanstrengt, überreizt. Jedenfalls klang das, was Dawison von seinen überseeischen Bühnenerlebnissen mir mittheilte, zuweilen märchenhaft. Er, der am Dresdner Hoftheater durchaus nicht immer zufriedenzustellen war, wenn er Regie führte, mußte sich allerdings in jenen künstlerisch vielfach unzulänglichen Verhältnissen der neuen Welt geradezu unglücklich gefühlt haben. So erzählte er einmal mit flammenden Worten, in furchtbar überreizter Stimmung, die durch zahlreiche Wiederholungen peinlich für den Hörer wurde, er habe (ich erinnere mich nicht mehr wo?) die Tragödie „Macbeth" so sinnmörderisch zusammenstreichen müssen, daß nur durch Monologe, die er selbst übernahm, der Zusammenhang gerettet wurde. Und welchen kläglichen Decorationsapparat gab's zuweilen. Als er z. B. in „Richard III." mit seinem gewaltigen Schwert auf den Boden stampft, um einen Ausbruch der Wuth zu charakterisiren, bricht die morsche Diele unter dem Stoß zusammen und Dawison sinkt mit einem Bein hinab unters Podium, ein anderes Mal brach das Pferd ein, das er ritt ꝛc. Und all dies Mißgeschick, sagte ich zu mir selbst, um des leidigen Metalls willen. Da lob' ich mir Emil Devrient. Der hat die grade, wohlgeebnete, weniger goldbestreute, aber sichere Straße zum Ruhmestempel eingeschlagen. Sein Idealismus, sein edler Stil in der Kunst hat ihn vor den Ausschreitungen und geldgierigen Strebungen des Realismus bewahrt. Er ist bis zuletzt eine stolze Prachtsäule des *deutschen* Dramas geblieben, Vorbild als Künstler, Vorbild *als Charakter*, den die Goldminen Amerikas nicht verführten.

Ich besuchte am Osterfeste 1868 meine Tanten in Prag. Sie sprachen viel von der preußischen Occupation im Kriegsjahre 1866. In wahrer Fieberangst hatten die Leute ihre Habseligkeiten vergraben, eingemauert und auf die Felder getragen, um Werthsachen unter Steinhaufen zu verbergen. Die katholische Geistlichkeit hatte die „ketzerischen Preußen" als Raubgesindel dargestellt. Vor dem Einmarsch der feindlichen Truppen hatte die Hauswirthin meiner österreichischen Tanten wuthschäumend ausgerufen: sie werde faule Eier und faule Aepfel aus einem sichern Versteck auf die verfl.... Preußen schleudern, und alle ihre Freundinnen würden dasselbe thun. Zur größten Verwunderung meiner Verwandtinnen war aber kein einziger Apfel, kein einziges Ei geflogen, als die verhaßten Feinde vorüber marschirten. Am Nachmittag hatten sie plötzlich die Hauswirthin und deren Tochter in feinster Toilette zum Ausgehen gerüstet gefunden. „Ei, wohin denn, Frau Brendow? Und so geputzt? Die Feiertag' sein ja vorüber?" — „Ka' Feiertag," hatte die Antwort der vergnügt Lächelnden gelautet, „die Preußen machen a Musik auf dem Ring! Da woll'n wir hin, denn es sein gar zu hibsche Leit'. Man kann ihnen ka' Leids anthun. Und scheene Bärt' habens ums Kinn 'rum, roth oder blond. Und mächtig groß sein's, wie wenn der heilige Sebastian aus der N-Kirchen preußische Uniform ang'zogen hätt'. Da giebts zu schaun!" Und coquett tänzelten Mutter und Tochter die Straße hinab. O turba mobilis mulierum! — — Adv. Siegel hat mir ein dickes Packet Manuscripte zugeschickt, mit der Bitte, den Inhalt feuilletonfähig zu gestalten. Ich öffne — und siehe da: die holde Caroline Bauer springt im Gewande von „Theatererinnerungen" heraus. „Vier Tage in Dresden" lautet die Ueberschrift, 1834 die Jahreszahl, und 1844 war es, als ich, eine jugendliche, auch nach der dramatischen Kunst verlangende Novize in Poesie und Prosa, die große Künstlerin in Dresden besucht hatte. Selbstverständlich that ich mein Bestes für ihre allerdings sehr sprunghaft abgefaßten Jugenderinnerungen. Aber sie interessirten die Leser sehr. Sogar die verwittwete Königin Marie ließ sich die betreffenden Exemplare der „Constitut. Zeitung", für welche letztere sie sonst keine Sympathien verräth, aus der Expedition holen. — — Hofrath Pabst redete mich um meines Romans willen: „Der Geheimnißvolle" an, der in der Berliner Romanzeitung

von Janke steht. „Soviel sich bis jetzt aus der spannenden Handlung erkennen läßt," sagte er, „wird ein interessantes Drama daraus zu machen sein." Lächelnd entgegnete ich, indem ich den Herrn Hofrath fixirte: „Damit Graf Platen, wenn ich dasselbe einreichte, es wieder nicht lese, aber die Aufführung ablehne? Nicht wahr?" — Der kleine Herr schien die Anspielung zu verstehn, er riß die grauen Augen groß auf, sah mich forschend an und — zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche, eine Nummer der „Berliner Nationalzeitung" von 1866. Darin hatte ein hoch angesehener Kritiker geschrieben: „Die Oper »Lohengrin« wurde hier wiederholt gegeben. Diese Musik ist der unerquicklichste Niederschlag nebelhafter Theorien, ein frostiges, Sinn und Gemüth gleichmäßig erkältendes Tongewinsel. Niemann, der große Tenor, er allein vermochte das Werk zu heben und populär zu machen." Dieser Ausspruch eines bedeutenden Kunstrichters Berlins fand ein so kräftiges Echo in mir, daß ich das Blatt vom Hofrath erbat und es achtungsvoll aufhob. So war denn das Gespräch in andere Bahnen geleitet worden und wir schieden ohne Ironie. — — In der Räder'schen Zauberposse „Ella" habe ich eine Nymphenmutter zu spielen. Die blaue Grotte auf Capri wird in dem Stück dargestellt, wahrlich pomphaft! Der Graf und Hofrath Pabst sind der Ansicht, erzählt man, daß das Publicum jetzt nur noch Decorationspracht auf der Bühne verlangt. „Am guten classischen Spiel liegt ihm weit weniger, an künstlerisch vollendeter Rede noch weniger. Langweilig! Weg damit!" Etwas Wahres mag schon daran sein. Der Decorationsschwindel steigt immer höher. Auch der große Richard Wagner hat ihn gefördert, er, der alle Schwesterkünste der Musik unterthan macht und gemacht sehn will. — — Als Nymphenmutter hätte ich beinahe Unglück auf der Scene gehabt. An ein großes Decorationsbild gefesselt, steige ich in die Lüfte. Das Bild schwankt nach vorn, ich stürze fast herab, klettere angstvoll an einigen gemalten Felsstücken auf die Scene herunter und weiß nichts mehr von meiner versificirten mütterlichen Rede. Endlich erhasche ich noch einige schwülstige Verse — genug! Wir werden „Flick und Flock" und „Ella" nun ein pas de deux aufführen sehn. — — Welch ein Jammer! Am 1. Mai schied Emil Devrient als „Tasso" (er selbst ein Dichter als Darsteller) auf immer von der Bühne. Der Andrang zu dieser Vorstellung war über alle Beschreibung groß. Für ein Einlaßbillet wurden an diesem Abend 25 Thaler geboten und über 4000 begehrt. Die Contraste — der immense Jubel, die dankbare Begeisterung des Publicums, und der Anblick des selbst aufs Tiefste bewegten Mannes, des größten Vertreters der classischen Idealität auf den weltbedeutenden Brettern, der nun auf immer von seinem Kunstgipfel heruntersteigt — riefen Thränen in den Augen seiner langjährigen Collegen hervor, die ihn am Schlusse des Stücks umstanden und noch einmal auf der Stätte seines unverwelklichen Ruhms seine Hand drücken wollten. War es mir doch, als nehme die Poesie selbst von der Bühne Abschied, die jetzt ach! immer mehr in den Umarmungen des Realismus erstickt, der die ideale Kunstrichtung und den edlen Stil in der Darstellung zum Abgrund führt. Meine größte und reinste Freude bleibt es, daß ich das Glück genossen habe, beinahe 20 Jahre lang an der Seite des unvergleichlichen Mimen wirken zu dürfen, und daß ich selbst in der kleinsten Rolle es als eine Ehre empfand, wenn er mit mir zufrieden war. Tief in mein Herz gegraben bleibt es, daß er mir sowohl in der Rolle der Sanvitale in „Tasso" seine Anerkennung nicht versagte, als auch später seine Zufriedenheit mit meiner Leistung als Kunigunde von Turneck ausdrückte, nachdem ich vom Käthchen von Heilbronn zu jener mißliebigen Rolle herabgestiegen war. Unser cavaliérer Regisseur, Herr v. Strantz, theilte mir mit, Devrient habe nach einer Vorstellung des Kleist'schen „Käthchens", in welchem Stück er der glanzvollste Graf Wetter v. Strahl war, den man sehn konnte, in Gegenwart mehrerer Collegen gesagt: „Es ist wahrlich anzuerkennen, was unsere Löhn aus der widerwärtigen Rolle der Kunigunde macht. Man bemitleidet jede Künstlerin, die sie darstellen muß, aber bei Frl. Löhn merkt man nicht, daß sie sich herabgedrückt fühlt, sie spielt sie mit einem Nachdruck und einer Schärfe, als wär's eine Schiller'sche Elisabeth. Das macht, sie will den Dichter durch ihre Leistung ehren." In solchen Erinnerungen liegt der beste Lohn für treue Pflichterfüllung, die uns manchmal Ueberwindung kostet, und weder von der hohen Kunstbehörde, noch vom vielköpfigen Ungeheuer anerkannt wird. — — Es heißt allgemein, unser Emil Devrient sei zu diesem, unser Kunstinstitut schwer schädigenden Entschlusse, die Bühne auf immer zu verlassen, nur deshalb gekommen, weil er sich mit den Grundsätzen der gegenwärtigen Oberleitung des Theaters nicht in Uebereinstimmung befinde. Möchte uns der Genius der Kunst nur die beiden weiblichen Sterne in frischem Glanze erhalten: Marie Bayer und Franziska Berg, welche aus dem schönen Schauspielensemble früherer Zeiten in die immer nüchterner und schaler werdende Kunstgegenwart hereinschimmern. — — Auch Herr v. Strantz, ein tüchtiger Regisseur und flotter Darsteller des Schummrich in den „Zärtlichen" und anderer ähnlicher Chargen, wird uns leider verlassen, nimmt Abschied vom Publicum durch die Zeitungen, weil ihm von der hohen Intendanz keine Abschiedsrolle gewährt wird. Das Theater ist und bleibt ein großer Tummelplatz für die Willkür. Die Leute in und außer den theatralischen Zaunspfählen behaupten, der Preuße Strantz sei dem Grafen Platen zu national gesinnt, die beiden Herren hätten deshalb ein Wortgefecht gehabt, und Hannover hätte sich das Vergnügen gemacht, Preußen noch einmal, trotz seiner Macht, herabzudrücken. Wer mag's wissen, welche Ursachen da mitspielen? Wer erfährt jetzt die Wahrheit? Ebenso soll eine unserer Nachtigallen, die anmuthige talentvolle Coloratursängerin Frl. Natalie Hänisch, gegangen werden, um im Coulissenjargon zu reden. Sie sei dem Chef ebenfalls zu preußisch — geboren, eine preußische Beamtentochter. Sie wolle, wie es heißt, an das Leipziger Stadttheater gehn, wo Heinrich Laube seinen Directionsstab schwingen wird, der den Wiener Kunstbehörden und den „Allerhöchsten" auch zu preußisch geboren ist, wie das neu entdeckte Wortspiel den Preußenhaß auszudrücken pflegt. — — Friedrich Dettmer spielte zum ersten Male nach Emil Devrient den „Coriolan" und erregte die Hoffnung, er werde mit der Zeit in die Fußtapfen des unsterblichen Meisters treten. Frau Bayer (Volumnia) stand mit mir (Virgilia) in der Coulisse, um unsern Dettmer in der Scene mit Aufidius zu beobachten. Da sprach die große, scharf urtheilende Künstlerin ein Wort, das ich gern als Prognostikon für den jungen Coriolan notire. Sie sagte: „Dieser Dettmer ist doch ein großes Talent! Wenn er noch Maß halten lernt und an Stelle seiner jäh aufflammenden Hitze ein edles Feuer entwickeln wird, könnte er wohl ein zweiter Devrient werden." Das Publicum zeigte sich sehr theilnahmvoll, nicht übertrieben beifallslustig, aber dankbar anerkennend für alles Gelungene. — — Gustav Räder — noch kann ich's kaum glauben — ist in Teplitz, wo er Genesung suchte, so schwer erkrankt, daß man für sein Leben fürchtet. Eine unglücklich verlaufene Hühneraugenoperation soll Blutvergiftung herbeigeführt haben. — Soeben kommt Theaterdiener Stein, selbst im höchsten Grade bestürzt, und kündet mir des trefflichen Künstlers Tod an. Wieder eine hochbedeutende Kraft, ein außergewöhnlich vielseitiges Talent unserer Bühne dahin! Diese zündende Komik, dieser unerschöpfliche Humor — noch vor wenig Wochen hat er die Freunde in seinem gastfreundlichen Hause durch den Vortrag der Humoreske vom Leipziger Höker, welcher Zeitungen liest und durch die Herren Studenten, die sein Blatt mit Thonkugeln bombardiren, fortwährend gestört wird, zu nicht enden wollenden Beifallssalven hingerissen — und jetzt, es ist tieftraurig, kommt er als stiller kalter Mann zurück, der niemals mehr ein Beifallsjauchzen hervorrufen wird! — — Nachdem ich meinen diesjährigen Urlaub endlich einmal zu einer Reise mit meiner lieben ältesten Schwester, der frommen Kirchenhirtin in Possendorf, benutzt hatte, und wir über Innsbruck, Brennerpaß, Bozen, Riva, Gardasee nach Verona gegangen waren, beschäftigte mich die literarische Ausbeute des Gesehenen und Erlebten, welches zum Theil in der Romanzeitung von Otto Janke in Berlin erscheinen soll. Dieser Umstand verschaffte mir die persönliche Bekanntschaft des im literarischen Welthandel sehr angesehenen Herrn. Er besuchte mich in Dresden, lud mich in das Hotel Bellevue zum Diner ein und stellte mir daselbst seinen neugewonnenen Redacteur, Herrn Dr. Schweichel vor, welcher letztere anmuthige Schaumperlen seines Witzes über die größere Wandelbarkeit des Geschmacks im Gebiete des Komischen, als in demjenigen des Ernsten sprühen ließ. Dieser Wandelbarkeit im Geschmack mußte sich auch die unverwüstliche Komik unseres Räder zuweilen fügen. Gelegentlich eines saftigen Witzes, den er in der Posse „Flick und Flock" einmal eingeworfen hatte, brach das Publicum in ein homerisches Gelächter aus. Bei der Wiederholung des Stücks und des guten Witzes wurde nur „matt gelächelt", wie Räder höchst verstimmt sich ausdrückte. Auch mein humoristischer Roman: „Zwei alte Apotheker", den Otto Janke mitnahm, um ihn vielleicht in der Romanzeitung zu veröffentlichen, leidet unter

der Ungleichheit des Urtheils über Komik und Humor. — — In dem Possenspiel von P. A. Wolff: „Der Kammerdiener" erhielt ich die stark gepfefferte Charge der Frau v Donner, die allerdings im Donnern mit Worten sehr stark ist. Doch sollte mir die Donnermaschine gut gelungen sein. Den Vogel schoß einst in diesem Stück Collegin Mitterwurzer als Madame Hirsch ab. Sie traf den süßlichen jüdelnden Ton und die semitischen Manieren überladener Verbindlichkeit und Großsprecherei so naturwahr, daß sie die Zuschauer unwiderstehlich zur Lachlust animirte.

Bücherbesprechungen.

— Psychologische Briefe von Dr. Johann Eduard Erdmann, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Halle-Wittenberg. Siebente Auflage. Leipzig, Georg Reichardt Verlag. 1896. — Diese Briefe Erdmann's sind früher ein bekanntes und vielgelesenes Buch gewesen. Dem gegenwärtigen Bedürfniß aber dürften sie wohl kaum mehr vollkommen entsprechen. Sie sind im eminenten Sinne dasjenige, was man früher unter geistreich verstand. Erdmann selbst war seiner wissenschaftlichen Stellung nach ein Anhänger und einer der bekanntesten Vertreter der Hegel'schen Philosophie, aber dabei ein geistreicher und mehr dem populären Interesse und Verständniß zugewendeter Schriftsteller. Er gehörte im Ganzen mehr der Classe der freisinnigen und außerzünftigen Hegelianer an. Diese Richtung hatte gerade in Halle auch durch Arnold Ruge und Andere Boden gefaßt. Im Unterschied von diesen hatte sich Erdmann von der Politik fern gehalten und war mehr ein heiterer, geselliger und jovialer Lebemann gewesen. Zwischen der älteren und der jüngeren Seite der Hegel'schen Schule strebte er eine harmlose, glückliche, in sich selbst befriedigte Mitte zu halten. Den ernsteren, wissenschaftlichen und politischen Kämpfen dieser Zeit liebte er mehr aus dem Wege zu gehen. Es war im Ganzen vielmehr ein etwas epikuräischer Zug in seiner Natur. Er hat durch seine Schriften und Vorträge allerdings anregend und belehrend gewirkt, aber der strenge wissenschaftliche Ernst und namentlich auch die Leidenschaftlichkeit vieler seiner Zeitgenossen hatten keinen Eingang in ihm gefunden. Das Gebiet der Psychologie insbesondere ist seitdem in einer anderen mehr exacten und objectiv beobachtenden Weise bearbeitet worden. Im Unterschied von dem neueren weltschmerzlichen Pessimismus hatte sich sein Geist auf die Insel einer anmuthigen und selbstzufrieden beschaulichen Lebensbetrachtung zurückgezogen und er mag in diesem Sinne auch jetzt noch immerhin als das Muster eines echten und wahrhaften Weltweisen aus der Zeit des Sokrates und seiner Schüler angesehen werden. C. H.

— Ueber den Einfluß der Eisenbahnen auf Cultur und Volkswirthschaft, unter besonderer Berücksichtigung der Thätigkeit des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, von Oberfinanzrath W. Ledig. Leipzig, bei Wilhelm Engelmann, 1896. Preis 80 ₰. — Es liegt uns hier der Abdruck eines Vortrages vor, der Ende Juli d. J. bei der 50jährigen Jubelfeier des bekanntlich auf eine äußerst erfolgreiche Thätigkeit zurückblickenden „Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen" in Berlin gehalten wurde. Zunächst nur für Fachleute bestimmt, bei denen er auch wegen seines geistvollen Inhaltes und seiner meisterhaften Form den lebhaftesten Beifall fand, bietet der Vortrag auch für das größere Publicum außerordentlich viel Lesenswerthes und es wird kaum Jemand das nur 30 Seiten zählende Heftchen aus der Hand legen, ohne darin eine Fülle neuer anregender Gesichtspunkte, aus denen das Eisenbahnwesen zu betrachten ist, gefunden zu haben. Nach kurzer Berührung der Wirkungen der Eisenbahnen in politischer Hinsicht, Begründung der Allgegenwart der staatlichen Centralgewalt, Erstarkung des Nationalbewußtseins durch Verbindung der einzelnen Volkstheile, zugleich Festigung der internationalen Beziehungen, Abkürzung der Kriege — wird der Wirkungen in rein wirthschaftlicher Beziehung ausführlicher gedacht, Verallgemeinerung der Güter und damit insbesondere Hebung der Lage der unteren Volksclassen durch Verbilligung, größere Schnelligkeit und Sicherheit der Transporte 2c., Wirkungen, die durch zahlreiche statistische Daten aus dem Gebiete des Vereins auf's Anschaulichste verdeutlicht werden. Sodann werden die Erfolge des „Vereins" in den verschiedenen Zweigen des Eisenbahnwesens während der letzten 50 Jahre geschildert, woran sich die gewiß beherzigenswerthe Mahnung geknüpft findet, daß die Eisenbahn-Fachleute sich mit dem Erreichten keineswegs genügen lassen, sondern sich losmachend von lediglich bureaukratischer Verwaltung in freier volksthümlicher Auffassung ihrer Aufgaben der berechtigten Kritik des Publicums ein williges Ohr leihen und den täglich wechselnden Bedürfnissen des Verkehrs fortgesetzt Rechnung tragen mögen. ....z

— Die transatlantischen Schnelldampfer, die Gefahren der Seereise und die Rettungsmittel der Seeschiffe nebst einer ausführlichen Antwort auf die Frage: Warum versteht man bei uns im Binnenlande so wenig vom Seewesen? Von einem Gereiften (J. Schmitz). Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. 640 S. kl. 8°. Preis broschirt 6 ℳ — Das vorliegende Werk ist ein ebenso interessanter wie lehrreicher Beitrag zum Capitel der transatlantischen Schnelldampferfahrt, der Rettungsmittel zur See, sowie des modernen Schifffahrtswesens überhaupt. Mit seltener Sachkenntniß von einem Laien geschrieben, hat das Buch für den Laien wie für den Fachmann gleich großes Interesse. Dem Ersteren bietet es eine Fülle belehrenden Stoffes, dem Letzteren zeigt es, in welchem Lichte unsere Einrichtungen auf dem Gebiete des Dampferverkehrs und des Seewesens dem Nichtfachmanne erscheinen und wie seemännische Fragen von ihm beurtheilt werden. Eingehende Besprechungen werden dem Urtheil der Seegerichte in Betreff des „Elbe"-Falles, den nautischen Verhandlungen des Reichstages im Februar und März 1895 und im Februar 1896, den Unfallverhütungsvorschriften der Seeberufsgenossenschaft vom Standpunkte des Rettungswesens, der nautischen Literatur gewidmet und die letztere als völlig unzureichend bezeichnet, um dem, der Belehrung in nautischen Fragen sucht, die wünschenswerthe Auskunft zu geben. In diesem Umstande erkennt der Verfasser einen der Gründe für das geringe Verständniß, das in Deutschland und besonders im Binnenlande für das Seewesen vorhanden ist. Mit der nautischen Literatur geht der Autor scharf ins Gericht. Er übt überhaupt strenge Kritik und zwar in einer Weise, die vielfach nicht sympathisch berührt. Der Norddeutsche Lloyd scheint nicht des Verfassers Freund zu sein. Ebenso kommt eine Reihe anderer in den Kreis der Besprechung gezogener Einrichtungen und Schöpfungen schlecht weg. Wir wollen nicht sagen, daß der Tadel allemal ungerechtfertigt oder nicht am Platze ist, aber die Art und Weise, wie er ertheilt wird, wirkt nicht angenehm. Es ist zuzugeben, daß die nautische Fachliteratur manche Lücken aufweist, daß es insonderheit an einem brauchbaren Handbuch der allgemeinen Schifffahrtskunde fehlt, aus dem der Laie sich unter allen Umständen zuverlässigen Aufschluß über alle Angelegenheiten der Schifffahrt verschaffen könnte; aber das erklärt keineswegs das mangelhafte Verständniß, das vielfach im Binnenlande über die Verhältnisse der Handelsmarine besteht. Die vorhandenen Hilfsmittel, wenn auch lückenhaft und verbesserungsfähig, reichen wohl aus, um über einschlägige Fragen zu informiren. Freilich ist das nicht über Nacht möglich, sondern nur durch ein lebhaftes Interesse für den Gegenstand und ein sorgfältiges Studium desselben, wie der Autor es sich hat angelegen sein lassen. Dieser weiß nicht nur durch leichte, klare Darstellung zu fesseln, sondern auch das Interesse des Lesers durch seine scharfsinnigen Ausführungen und die Gründlichkeit der Behandlung des Stoffes anzuregen. Insofern ist die Schrift als eine erste Einführung in die Schifffahrtskunde wohl geeignet. In noch höherem Grade würde sie zur allgemeinen Belehrung dienen können, wenn der Verfasser sich entschlösse, das Werk unter Beseitigung der kritischen Erörterungen, die füglich der Sonderbesprechung an anderer Stelle überlassen bleiben könnten, zu einer vollständigen Darstellung der Schifffahrtskunde zu erweitern. Viele, die sich über Marineangelegenheiten unterrichten möchten, würden es ihm Dank wissen. Zugleich würde er dadurch, daß er an Stelle des als lückenhaft und unzureichend Getadelten Vollständigeres, Besseres böte, in gerechtester Weise Kritik üben. F. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 134. Sonnabend, den 7. November. 1896.

Die Deutschen in der Bukowina.

Von Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz.

Fern im Osten Oesterreichs, mitten zwischen slavischen und romanischen Völkern liegt das Ländchen Bukowina. In der Fremde ist man daher geneigt, auch dieses Gebiet für ein durchaus slavisch-romanisches zu halten; noch ist dahin kaum die Kunde gedrungen, daß daselbst auch frisches deutsches Leben herrscht, die Städte sind fast durchaus, die Märkte zum großen Theile deutsch; in vielen Dörfern wohnen deutsche Ackerbauer; die deutsche Sprache wird von allen Gebildeten mit Vorliebe gepflegt, und auch unter dem nichtdeutschen Landvolke findet man Männer, die gern ihre deutschen Kenntnisse zum Besten geben; auch wird das Deutsche in den Aemtern vorwiegend gebraucht, wie es auch die Vortragssprache fast aller höheren Unterrichtsanstalten ist. Dieses Deutschthum gelangte allenfalls erst in der österreichischen Zeit (seit 1774) zur Ausbildung; aber auch zur Zeit der moldauischen Herrschaft (1342—1774) wohnten in diesem Lande Deutsche weit zahlreicher, als man anzunehmen geneigt ist; ebenso haben germanische Völker bereits auch in früheren Jahrhunderten diese Gebiete durchzogen. Diese verschiedenen Phasen der germanischen Siedelungen im Ostkarpathenlande überhaupt und in der Bukowina insbesondere hängen aber nicht mit einander zusammen. Die ersten Germanen in diesen Gegenden dürften die um das Jahr 200 v. Chr. hier auftauchenden Bastarnen gewesen sein, deren germanische Abkunft jedoch nicht völlig sicher steht. Im dritten und vierten nachchristlichen Jahrhundert schlugen die Gothen hier ihre Sitze auf und in den folgenden könnten die Gepiden von Siebenbürgen aus auch auf diese Gebiete einigen Einfluß geübt haben, bevor sie im 6. Jahrhunderte vernichtet worden sind. Doch ist seit der Vernichtung des gothischen Reiches durch die Hunnen das Außerkarpathenland vor Allem ein Tummelplatz slavischer und mongolischer Völker geworden, denen sich seit dem 12. Jahrhundert die Walachen, die Vorväter der heutigen Rumänen zugesellten. In diesen gewaltigen Völkerstürmen ist jede Spur der einstigen germanischen Bewohner verschwunden. Die Behauptungen einzelner Localhistoriker, daß Suczawa (Soc-awa) bereits eine „alte Gothenstadt" war und daß die Gothen am Cecina bei Czernowitz eine Bergfeste erbaut hätten, sind völlig unbewiesen. Wenig sicher sind auch die Herleitungen einzelner Orts- und Flußnamen aus dem Germanischen. Ebenso unrichtig sind die Behauptungen, daß im 13. Jahrhundert der Deutsche Orden und die Johanniter in der Moldau und Bukowina einen Einfluß geübt hätten. Der Machtkreis des ersteren hat sich nämlich zwischen den Jahren 1211—1225 nur auf das südöstliche Siebenbürgen und auf das südlich bis an die Donau gelegene Gebiet, die östliche Walachei*), erstreckt; die Johanniter haben im Jahre 1247 zwar im diesseits der Aluta gelegenen Severiner Banat und im Rumanenland jenseits derselben, zu dem auch die Moldau gezählt werden könnte, die Herrschaft angetreten, aber noch vor dem Jahre 1260 wieder aufgegeben. Völlig unbegründet ist es, daß sich ihre Macht bis in die Bukowina erstreckt hätte, und sie in Suczawa und am Cecina Burgen erbaut hätten. Diese Gebiete seufzten vielmehr seit der Mitte des 13. Jahrhunderts unter dem Joche der Mongolen. Erst hundert Jahre später traten Umstände ein, welche ein erneuertes Vordringen deutscher Elemente in die Gebiete am Pruth und Sereth ermöglichten. Im Jahre 1342 wurden nämlich die Tataren daselbst von dem ungarischen Könige Ludwig dem Großen geschlagen und das Land für Ungarn in Besitz genommen. Infolge dessen wanderten aus den benachbarten ungarischen Gebieten besonders Walachen, aber auch Sachsen und Ungarn dahin ein. Wiewohl nun schon im Jahre 1348 die Moldau, deren Hauptland damals die Bukowina war, sich durch einen Aufstand von Ungarn trennte und ein selbständiges Fürstenthum bildete, währte der Zuzug aus Siebenbürgen und Ungarn weiter fort. So entstanden in der Moldau zahlreiche sächsische Siedelungen, und zwar vor Allem in den Städten. Die moldauische Stadt Neamz deutet schon durch ihren Namen auf den deutschen Ursprung hin (neamz = Deutsche). Weiter nordwärts, an den Grenzen der heutigen Bukowina, liegt Baja, das nach dem moldauischen Chronisten Nicolaus Kostie von den dort ansässigen sächsischen Töpfern seinen Namen erhalten haben soll; und noch dem im Jahre 1891 verstorbenen Bukowiner Geschichtsforscher Wickenhauser ist es gelungen, in Baja aus dem 16. Jahrhundert herrührende deutsche Inschriften nachzuweisen. Ueber die deutschen Bewohner der ältesten Städte der Bukowina, Sereth und Suczawa, erhalten wir wissenswerthe Nachrichten aus einer vom Jahre 1402 datirten lateinischen Aufzeichnung über ein wunderthätiges Kelchtuch in der Kirche des hl. Johannes zu Sereth. Die genannte Kirche war der Sitz eines katholischen Bischofs, zu dessen Diöcese vor Allem die deutschen Siedler gehörten. So wird ein Laurenz Sprynger als sehr achtungswürdiger Insasse von Sereth genannt und aus Suczawa kommt eine Dorothea Erechlerin nach Sereth, um durch das Kelchtuch Heilung ihrer Blindheit zu finden. Schon werden auch die Geschworenen (consules jurati) von Sereth genannt, und somit ist hier bereits die deutsche Stadtverfassung eingeführt. Die moldauischen Städte haben ihre Einrichtung überhaupt nach dem Muster der deutschen Städte Siebenbürgens erhalten. Höchst interessante Nachrichten hierüber erhalten wir aus einer vom 15. Juni 1473 aus Suczawa datirten Urkunde. Sie ist nämlich ein in deutscher Sprache abgefaßtes Schreiben der deutschen Stadtvertretung von Suczawa, und gestattet nicht nur einen Einblick in deren Einrichtung und Zusammensetzung, sondern sie veranschaulicht auch den Handel und Wandel der zahlreichen deutschen Bevölkerung dieser Stadt. Wie in der uns bereits bekannten lateinischen Urkunde in Sereth Geschworene (consules jurati) genannt werden, ebenso auch hier; an der Spitze der Geschworenen steht der Graf; zusammen bilden sie den Rath. „Wir Grof vnd geschworene Bwrger (= Bürger) der Stat Czaczcze" — lautet der Eingang der Urkunde — „bekennen effentlichen mit dißem Brife, wy das for unserm gesessene Rat personlichen stwnd (= stund) der erber Manne Anthoni Bieler, vnser Mittewoner, Czeger (= Zeiger) disis Brifes, vnd hat her (= hier) for unß egesrebene (= ehgeschriebenen, vorgenannten) Rot gerwffen (= gerufen) dem erber Manne Nikles Flescher, Michel Hobdank und Peter Pampos . . . . ." Diese Männer sagen dann aus, daß Capp(?) Schneider „gutes Gedechtnis" ihnen einst „gute Fisch" übergeben hätte, welche sie zu Nesen, d. i. Bistritz in Siebenbürgen verkaufen sollten. Michel Czopperer(?) habe dieselben unterwegs um 100 „vngrisch Gwlden" gekauft und dieselben zu Rodna in Siebenbürgen abgeladen. Von dem Kaufpreise habe er 75 „hungrische Fl.", von denen jeder „het gegolten 4 heidnische (d. i. tatarische)" bezahlt. Auf den Rest erhebt nun Bieler, wohl als Erbe des Capp Schneider, Anspruch, und der Rath von Suczawa bittet offenbar die dem Schuldner vorgesetzte Behörde in Siebenbürgen, diesen zur Zahlung anzuhalten.

*) Hingegen sind deutsche Ordensritter thatsächlich mit Albrecht von Polen im Jahre 1497 nach der Bukowina gekommen. Viele der Ritter fielen in den Kämpfen und daher findet man auch gegenwärtig einzelne ihrer Schwerter Vgl. Kaindl, Geschichte der Bukowina II, 83 ff.

Zugleich versprechen die Suczawer „anderen Tag vnd Nacht", also bei ähnlichen Veranlassungen, in gleicher Weise zu verfahren. Schließlich sei noch bemerkt, daß die „geschworenen Brrger", wie sie der sächsische Schreiber nennt, oder die „consules jurati", wie sie lateinisch genannt wurden, sonst in der Moldau mit dem auch aus dem deutschen Worte „Bürger" entstaudeuen „pargari" bezeichnet werden. Ihr Obmann, der sich in der citirten Urkunde „Graf" nennt, führt in der Moldau gewöhnlich den ebenfalls deutschen Namen „Scholtus".

Aber nicht nur das moldauische Städtewesen beruhte auf deutscher Grundlage. Auch für die Verbreitung des katholischen Glaubens hatten in der Moldau bereits im 14. Jahrhundert Deutsche gewirkt. Die Nationalität der zwei Missionare, welche im Jahre 1349 nach Sereth gekommen sein und daselbst den Märtyrertod erlitten haben sollen, ist zwar nicht bekannt; aber daß die zwanzig Jahre später in derselben Stadt wirkenden Missionare Paul v. Schwidnitz und Nicolaus Melsack Deutsche waren, besagen deutlich ihre Namen. Angehörige der sächsischen Nation traten auch schon zu den moldauischen Fürsten in enge Beziehungen. Schon der erste Woewode Dragosch hatte eine Sächsin zur (zweiten?) Frau, welche nach der Sage in der jetzt verödeten deutschen Kirche zu Baja bestattet liegt. Nach ihr führt Dragosch' Sohn und Nachfolger Gyula bei den moldauischen Chronisten den Beinamen Sas. Die Oertlichkeit Saska in Sereth, der Residenz der ersten moldauischen Fürsten, führt entweder nach diesem Woewoden oder auch nach den hier einst ansässigen Sachsen ihren Namen. Auch im 16. Jahrhundert beherrscht ein Fürst mit dem Beinamen der Sachse die Moldau. Es ist Jankul oder Joan II. (1579—1582), der ein natürlicher Sohn des Woewoden Peter Raresch war. Wie Sas, so trägt auch er seinen Beinamen nach der Mutter, einer Sächsin aus Kronstadt, dem Weibe des Weiß Jörg. Auch als Söldner wurden Deutsche in der Moldau geschätzt. Als Herakliden Despota (1561—1563) von den aufständischen Unterthanen in Suczawa bedrängt wurde, fielen allmälig alle Truppen von ihm ab, nur die deutschen Söldner blieben treu. Damals wurden von den erbitterten Moldauern die Deutschen in Suczawa hingemordet, und dieses Schicksal traf auch die deutsche Besatzung der fürstlichen Burg, nachdem dieselbe sich hatte ergeben müssen. Unter den Opfern wird namentlich ein Sachse Joachim Kluger genannt, der früher Castellan in Niamz gewesen war. Ebenso wurden auch im 17. Jahrhundert, besonders von den Woewoden Basil Lupul (1634—1654), deutsche Söldner geschätzt. Unzweifelhaft waren auch deutsche Kaufleute und Handwerker in der Moldau thätig. Schon in einer Zollurkunde vom Jahre 1407 werden deutsche und armenische Wagen unterschieden; der Mauthzoll für den ersteren betrug in Czernowitz 4 Groschen, während für den armenischen 6 gezahlt wurden. Auf rege Handelsthätigkeit der Deutschen in Suczawa deutet die oben citirte Urkunde aus dem Jahre 1473. Deutsche Arbeiter und Künstler müssen wegen des Mangels an einheimischen Kräften geschätzt worden sein. Als der Fürst Alexander IV. Lopuschnean (1552—1561) ein prächtiges Halskreuz wünschte, ließ er es durch Goldschmiede in Hermannstadt anfertigen. Es ist aber auch zweifellos, daß in der Moldau und Bukowina selbst deutsche Handwerker und Künstler wirkten. Höchst interessant ist vor Allem der in den letzten Jahren nachgewiesene Umstand, daß auf einigen bedeutenden Bauten in der Bukowina Steinmetzzeichen deutscher Meister aus dem 16. Jahrhunderte nachgewiesen wurden. Zu diesen Bauten gehören besonders die Georgs- und die Demetriuskirche zu Suczawa, von denen die erste 1514—1522, letztere um 1531 erbaut wurde, ferner die 1602 erbaute Klosterkirche von Dragomirea. — Seit dem 16. und insbesondere im 17. Jahrhunderte ist das deutsche Wesen in der Moldau im Rückgange begriffen und schwindet schließlich völlig. Wo die Deutschen nicht mit Gewalt unterdrückt wurden, wie in Suczawa, haben sie sich schließlich wenigstens zum Theil romanisiren lassen. So fand sich zum Beispiel auf dem wüsten Friedhofe in Baja das Bruchstück eines Grabsteines mit den Worten: „Hier ruhet Anna Göbel" in kyrillischen Buchstaben und rumänischer Sprache. Mit dem Deutschthum ging auch der Katholicismus und der Protestantismus zurück. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat man in Suczawa nur noch „Merkmale von katholischen und protestantischen Kirchen" gefunden. Aehnliches gilt von Sereth. Das katholische Bisthum war von hier schon am Anfange des 15. Jahrhunderts nach Bakau in der südlichen Moldau übertragen worden (1401), bis es in diesem Jahrhundert ganz einging. Während so in der südlichen Bukowina das Deutschthum seit dem 17. Jahrhundert verschwand, schien es gegen das Ende der moldauischen Herrschaft im Norden dieses Landes festen Fuß zu fassen. Graf August Poniatowski, der Vater des letzten polnischen Königs, hatte nämlich im Jahre 1750 deutsche Handwerker aus der Umgebung von Breslau nach Zaleszczyki, einem polnischen Städtchen an der moldauischen Grenze, kommen lassen, um eine Tuchfabrik zu errichten. Als nun die Colonisten eine protestantische Kirche erbauen wollten, verbot dies der Bischof von Kamieniec, dem auch Zaleszczyki unterstand. Um das Fortziehen der deutschen Handwerker zu verhindern, wandte sich Poniatowski im Jahre 1759 an den damals regierenden moldauischen Fürsten Johann Calimach (1758—1761) mit der Bitte, an dem Zaleszczyki gegenüberliegenden Ufer des Dniesters, also in der heutigen Bukowina, eine deutsche Colonie errichten und dieselbe sowohl mit einer Kirche, als auch mit einem Seelsorger und Schullehrer versehen zu dürfen. Die Bitte fand williges Gehör, und mit Genehmigung der Pforte ward sogar im Jahre 1760 den Protestanten über ihre Rechte ein Freiheitsbrief ausgestellt. Hierauf wurde von dem moldauischen Gutsherrn Manoli das Dorf Philippen oder Philipcze, das heutige Prelipcze gepachtet und daselbst als ein Zweig der Colonie in Zaleszczyki eine neue deutsche Ansiedelung begründet. Aber nicht alle Ankömmlinge waren redliche und tüchtige Leute, selbst Pfarrer Scheidemantel zählte nicht zu den Besten; infolge dessen brach bald Unfriede aus. Dazu kam noch, daß der Fürst Gregor Alexander Ghika (1764—1767) die Tuchfabrik gern nach Jassy verlegt hätte, und es ihm thatsächlich gelungen ist, eine Anzahl von Tuchmachern wahrscheinlich aus Zaleszczyki nach Neu-Filipowa oder Kiperestie (südöstlich von Jassy) zu ziehen. Er und ebenso sein Nachfolger Gregor Calimach (1767—1769) verliehen denselben weitgehende Begünstigungen, wie dies die früheren Fürsten bei den Begründungen von Freistätten gethan hatten. Doch die Wirren eines neuen Russenkrieges, welcher bald darauf ausbrach, verhinderte die Entwickelung dieser neuen Siedelung und führte auch die Zerstreuung der ohnedies völlig herabgekommenen älteren in Zaleszczyki-Prelipcze herbei. Letztere kam in österreichischer Zeit zwar wieder in Aufnahme, ging aber doch bald wieder ein und seit 1790 verschwanden die letzten Spuren der Ansiedelung daselbst. Derselbe russisch-türkische Krieg (1769—1774), welcher die Entwickelung der erwähnten deutschen Siedelungen behindert hatte, führte anderseits die Entstehung einer neuen Ansiedelung, und zwar ebenfalls in der nördlichen Bukowina herbei. Um das in die Moldau eingerückte russische Heer auf kürzestem Wege mit Sold zu versehen, wurde die Anordnung getroffen, eine Münzstätte in der Moldau zu errichten, woselbst Kupfer- oder Broncegeld zu Zwecken und Bedürfnissen des Krieges geschlagen werden sollte. Der Feldherr Peter Frhr. v. Gartenberg erhielt den Befehl, diesen Plan durchzuführen. Nach einer Rücksprache mit dem Starosten von Czernowitz Imbs (im Herbste des Jahres 1770) wurde die Münzstätte jenseits des Pruth auf einer wilden öden Waldmark des Dorfes Rohosna und zum Theil auch auf dem Gebiete von Zuczka errichtet. Mit Gartenberg's Bewilligung siedelten sich außer den Münzarbeitern, die durchwegs Deutsche waren, noch eine Anzahl von anderen deutschen Gewerbsleuten und Handwerkern um die Münzstätte an und es entstand eine deutsche Siedelung, welche nach ihrem Gründer den Namen Gartenberg (slavisch Sadagóra) führte. Als die Russen infolge des Friedens von Kudschuk Kainardschi die Bukowina räumten, verschwand die Münzstätte, doch die Ansiedelung blieb auch unter österreichischer Herrschaft bestehen. Sie erhielt schon im Jahre 1775 auf Verwendung des Landesverwesers Splény Gewerbefreiheit, die Genehmigung einer städtischen Verfassung und 6 Freijahre von allen Lasten. Der Oberst-Stellvertreter Frhr. v. Zedlitz, der damals in Gartenberg stand, dachte sogar daran, daß Gartenberg eine kaiserl. Freistadt werden sollte — Juli 1775 —; zur Bildung eines Weichbildes der Stadt sollten die benachbarten Dörfer Rohosna, das einigen Antheilsbesitzern gehörte, ferner das dem Kloster Barnowski in Jassy gehörige Zuczka und endlich auch Scheroutz, das dem Kloster des heiligen Spiridion eigen war, angekauft werden. Der Plan war großartig angelegt. Doch es kam anders. Splény wurde 1778 versetzt und General-Feldwachtmeister Frhr. v. Enzenberg, der den Ansiedelungen wenig geneigt war, kam an seine Stelle. Das Unglück der jungen Stadt wollte es auch, daß die Antheilsbesitzer von Rohosna im Herbste des Jahres 1778 mit Nachdruck ihre Rechte auf Gartenberg, das zum größten Theile auf ihrem Grund und Boden erbaut worden war, geltend machten. Sie forderten Entschädigung und erlangten

auch wirklich im Jahre 1779 eine Reihe von Grundherrenrechten über das Städtchen; hiermit war ein ersprießliches Gedeihen Gartenbergs in der Blüthe geknickt. Als hierauf vier Jahre später — 1783 — das Dorf Zuczka vom Staatsschatze erstanden wurde, kam dieser Erwerb nicht mehr Gartenberg zu Gute, denn der Plan, dasselbe zu erweitern, war aufgegeben worden. Schon wenige Monate später am 31. October 1783 wurde unvermuthet „vom Districtsgerichte in Czernowitz der Magistrat in Gartenberg aufgelöst und der Ort, als dazu ungeeignet, aus der Zahl der Bukowiner Städte ausgestrichen".

So waren die beiden deutschen Siedelungen, welche die Oesterreicher im Lande vorfanden, als sie die Bukowina besetzten, ohne Bedeutung geblieben. Erwähnt sei nur, daß dieser Theil der Moldau offenbar wegen dieser Siedelungen im Jahre 1773 als „der deutsche Cinut" (d. h. Kreis) erscheint. Durch den im folgenden Jahre erfolgten Anfall des Landes an Oesterreich wurden Verhältnisse herbeigeführt, die diesem Namen Berechtigung gewähren sollten. Mit den Soldaten kamen Deutsche ins Land, die sich nach Vollendung ihrer Dienstzeit daselbst niederließen; ihnen folgten deutsche Beamte, Handwerker und Geschäftstreibende. Durch die fortdauernde Niederlassung dieser Deutschen in den Städten erhielten zunächst dieselben ihren deutschen Charakter.

Von ebenso großer Wichtigkeit als die Vermehrung der deutschen Bürger und Handwerker, war für das Land die Ansiedelung von deutschen Landbauern. Durch dieselben hat nämlich erst, wie dies schon oben angedeutet wurde, ein ordentlicher Ackerbau im Lande Verbreitung gefunden, wie sie überhaupt in der Landwirthschaft als mustergiltig bezeichnet werden dürfen. Diese Ansiedelung von deutschen Ackerbauern in der Bukowina hängt einerseits mit der Besiedelung des ungarischen Banates und andrerseits mit jener von Galizien (Patent vom 17. Sept. 1781) zusammen. Da nämlich zufolge der eifrigen Thätigkeit der in Deutschland angestellten Werber die Zahl der im Banat und besonders in Galizien eintreffenden Colonisten größer war, als sie untergebracht werden konnten, so wurde ein Theil derselben in die spärlich besiedelte Bukowina abgeleitet. Die ersten ländlichen Colonisten trafen im Juni 1782 aus dem Banate in Czernowitz ein. Zunächst erschienen nur 2 Familien, allmälig mehrte sich aber ihre Zahl auf 22. Sie stammten besonders aus den Gegenden von Mannheim und Kurmainz, und waren, als sie im Banate keine Unterkunft fanden, durch eine „widersinnige" Aeußerung eines Provinzialcommissars bewogen worden, in die Bukowina zu ziehen. Die Landesverwesung daselbst war über das Eintreffen dieser Einwanderer nicht verständigt und daher völlig unvorbereitet. Da nun die verschiedenen Oberbehörden erst befragt werden mußten, so waren die Ankömmlinge theilweise selbst auf milde Almosen angewiesen, bevor sie vom Staate genügende Unterstützung erhielten und angesiedelt wurden. Sie wurden in Czernowitz und den nahe gelegenen Ortschaften Rosch, Molodia und Zuczka, ferner in Mitoka-Dragomirna bei Suczawa auf herrschaftlichen Gründen untergebracht, weshalb sie infolge der eigenthümlichen Agrarverhältnisse der Bukowina bei der alljährlichen Ackervertheilung manches Ungemach zu erleiden hatten. Manche von ihnen hatten sich auch selbst ihre Gründe angekauft. Außerdem erhielten sie bis Ende Juni 1783, also bis zu ihrer ersten Ernte, unentgeltlich Mehl und Getreide sowie auch tägliche Unterstützungsbeiträge, Pflüge und andere Wirthschaftsgeräthe als auch Vieh wurden ihnen abzahlbar in zwei bis fünf Jahresraten gewährt; außerdem genossen sie drei- bis sechsjährige Freiheit von der landesfürstlichen Steuer (Contribution). Die herrschaftlichen Abgaben mußten sie jedoch an ihre Grundherren gleich bei ihrer Ansiedelung entrichten. Ihre Anzahl vermehrte sich besonders in Rosch durch verabschiedete Soldaten, ferner durch nachträglich aus dem Banat und auch unmittelbar aus dem Reich Eingewanderte.

In besonders engem Zusammenhange steht die deutsche Colonisation der Bukowina mit jener in Galizien. Durch mehrfache Aufrufe in den Jahren 1781 und 1782 und durch die Werber wurden sehr viele Ansiedler gewonnen, die sich theils für ihre eigene Person zur Uebersiedelung bereit erklärten, theils auch unter gewissen Bedingungen ganze Ansiedelungen zu begründen sich anboten. Zu den letzten Ansiedelungswerbern gehörte vor Allem der Glasmacher Johann Kamm aus Hannover und der Amtmann Rühle v. Lilienstern aus Nassau. Da infolge dieser regen Agitation für die Colonisation in Galizien die Zahl der dahin gelangten Ansiedler so groß war, daß sie nicht sofort angesiedelt werden konnten, vielmehr auf Kosten des Staates in Privathäusern und aufgehobenen Klöstern unterhalten werden mußten, so wurde bereits zur Zeit, als die ersten Banater Ansiedler in der Bukowina eintrafen, die Ableitung dieser Ueberfülle von Colonisten nach der Bukowina in Aussicht genommen. Die bezüglichen Verhandlungen zwischen der Landesverwaltung der Bukowina und den vorgesetzten Behörden gestalteten sich überaus langwierig und werfen einen trüben Schatten auf die sonst rühmenswerthe Thätigkeit des Landesverwesers Enzenberg. Trotzdem nämlich die Bukowina unzweifelhaft der Besiedelung sehr bedürftig war, und die Landesadministration anfangs sowohl dies zugestanden als auch die Gegend zwischen Dniester und Pruth (bei Kotzman) und die sogenannte Horaiza zwischen Sereth und Suczawa als geeignet für die Anlegung von Colonien bezeichnet hatte, wurde dies Alles in der Folge ganz oder theilweise abgeleugnet. Es entspann sich nun ein heftiger Schriftenwechsel, in welchem die Landesadministration sich in stetige Widersprüche verwickelte, während die vorgesetzten Behörden es nicht an scharfem Tadel fehlen ließen. Aber trotzdem der Kaiser, nachdem er im Sommer des Jahres 1783 die Bukowina bereist hatte, in einem Handschreiben die Colonisation derselben nachdrücklich befahl, geschah für die deutsche Ansiedelung nichts, während anderseits sowohl Lippowaner, als Szeklerdörfer begründet wurden. Nicht mit Unrecht hat daher Franz Adolf Wickenhauser, der als der erste die Geschichte der deutschen Ansiedelungen in der Bukowina zu schildern unternahm, manches herbe Wort über diesen Theil der Thätigkeit des Generals Enzenberg in seine Darstellung eingeflochten; und in einem handschriftlichen Nachtrage zu seinem Handexemplare sagt er geradeaus: „Enzenberg allein war es, der der deutschen Ansiedelung in der Bukowina widerstrebte und dieselbe trotz der Willensmeinung seines Kaisers und wiederholter amtlicher Erinnerungen durch unstatthafte Einstreuungen und nichts sagende Darstellungen verhinderte." In dieser Beziehung bezeichnet Wickenhauser die Aufhebung der Militäradministration (1. Nov. 1786) geradezu als ein Glück; thatsächlich geschah zur Zeit der nun folgenden Vereinigung der Bukowina mit Galizien weit mehr für die deutsche Besiedelung. In den letzten Monaten ihres Bestehens war allenfalls die Unthätigkeit der Militäradministration durch die am 6. August 1786 erfolgte kaiserl. Entschließung legalisirt worden, indem der Kaiser die Bukowina fortan der Viehzucht zu widmen sich entschloß und „auf keine weitere Impopulation, ausgenommen, die sich von selbst ergiebt, zu gedenken" befahl. Während auf diese Weise durch vier Jahre die Herbeiziehung der deutschen Colonisten über Galizien hintertrieben worden war, hatte inzwischen die Bukowina auf einem andern Wege wieder einen Zufluß von Deutschen erhalten. Man hatte nämlich im Süden des Landes die Eisenlager von Jakobeni entdeckt, zu deren Ausbeutung sich im Jahre 1782 eine Gewerkschaft bildete und im Jahre 1784 mit dem Betriebe der Jakobener Werke begann. Diese zog nun aus Siebenbürgen und der Zips deutsche Bergknappen herbei. Ueber den Zeitpunkt des Eintreffens und die Anzahl dieser Colonisten sind wir nicht genauer unterrichtet. Die Zahl der evangelischen Mitglieder der Colonie betrug im April des Jahres 1787 allein 30 Köpfe (25 männliche und 5 weibliche). Im Jahre 1787 wurde auch wieder die Ansiedelung der deutschen Ackerbauer in Angriff genommen. Die Ansiedelung leitet nunmehr vorzüglich der Vorsteher der Staatsgüter-Administration in Lemberg, Regierungsrath Ainser. Nach seinen eigenen Erhebungen konnten in den von Auswanderern verlassenen Hütten gegen 208 deutsche Ansiedler untergebracht und im Jahre 1788 sodann bestiftet werden. Während Ainser noch in der Bukowina verweilte, brachen im August 1787 bereits die ersten Colonisten dahin auf, andere folgten etwas später nach. Indessen wurde, freilich nicht genug thatkräftig, für Herstellung der Hütten und die Beschaffung von Acker- und Hausgeräthen, sowie des nöthigen Samens gesorgt. Da auch der im Jahre 1787 ausgebrochene Krieg zwischen Rußland und der Türkei, an dem auch Oesterreich Antheil hatte, hindernd entgegentrat, so schränkte man die Zahl der Ansiedler immer mehr ein. Im Ganzen wurden schließlich nur 74 bestiftete Familien angesiedelt, und zwar nicht in eigenen Dörfern, sondern in den bereits bestehenden Ortschaften Alt-Fratautz, Satulmare, Milleschoutz (Badeutz), St. Onufri, Arbora, Itzkani, Illischestie und Tereblestie; außerdem zählte man noch einige nicht bestiftete Familien. Die bestifteten Ansiedler erhielten Wohnhäuser, welche in der Regel in einander gegenüberstehenden Reihen längs der Dorfstraße erbaut worden waren; nur in Satulmare waren die Häuser in einer Reihe angelegt. Die Gebäude waren aus Holzwerk, nur die Feuerwand war gemauert; die Rauchfänge bestanden aus Ruthengeflecht und wurden mit Lehm ausgeschmiert. Die Häuser

bestanden in der Regel aus Stube, Kammer und Vorhaus; ferner wies das Gehöfte einen geräumigen Stall, Scheuer und Dreschtenne auf. Hierzu erhielten die Ansiedler genügende Gründe sammt dem für sie im Frühjahre 1788 besorgten Sommeranbau; an Vieh erhielt jeder Ansiedler zwei Ochsen und eine Kuh mit Kalb; Hausgeräthe und Geldvorschüsse wurden gegen Ersatz gewährt. Jede Ansiedelung erhielt überdies einige Feuereimer nebst Feuerhaken. St. Onufri erhielt auch einen Gemeindestier, während den anderen Ansiedelungen nur der zur Erhaltung eines solchen nöthige Boden zugewiesen wurde. Alle Ansiedler hatten ihre Gründe erbeigenthümlich erhalten. Als Erbzinsler hatten sie der Herrschaft weder Frohne noch Gütigkeiten zu leisten, wohl aber zahlten sie den üblichen Grund- und Hauszins und die landesfürstlichen Steuern. Auch sei bemerkt, daß für jede Ansiedelung ein eigener Schutz bestand. Schließlich sei bezüglich der Abstammung dieser Colonisten angeführt, daß sie aus den mannigfaltigsten Gegenden Schwabens, Frankens und der Rheinländer einwanderten. Im Lande pflegt man sie alle ebenso wie die anderen Deutschen daselbst mit Ausnahme der Zipser im Südwesten des Landes als „Schwaben“ zu bezeichnen. — In den folgenden Jahrzehnten wurden deutsche Ansiedelungen besonders durch Bergbau- und andere industrielle Unternehmungen gefördert. Die nächste Veranlassung gab hierzu der im Jahre 1796 erfolgte Uebergang des Jakobener Gewerkes an den betriebsamen Anton Manz. Derselbe ließ nämlich neue Schürfungen vornehmen und entdeckte so im Jahre 1797 die Silber- und Bleilagerstätten in Kirlibaba. Um dieselben ausbeuten zu können, wurden aus Ungarn neue Ansiedler herbeigeholt und so entstand bei Kirlibaba die Colonie Mariensee. Der regere Betrieb des Eisenwerkes von Jakobeni machte auch eine Vermehrung der dortigen Bergknappen nöthig. So waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts bereits zwei deutsche Bergwerkscolonien im Karpathenthale der Bistritz entstanden; in den Anfang des nächsten Jahrhunderts fallen hierauf die Begründungen einer Reihe von deutschen Ansiedelungen in dem benachbarten Moldawathale. Veranlassung hierzu gab die Auffindung der Kupferlagerstätten unterhalb Fundul-Moldowi. Nach der Sage soll diese Entdeckung durch einen Schafhirten erfolgt sein, der an einer Stelle, wo der Blitz eingeschlagen hatte, nachgrub; statt des erfolgten Schatzes fand derselbe reine Kupferstufen. Thatsache ist, daß nach mehrfachen Versuchen endlich im Jahre 1805 am Berge Dialu Negru mächtige Erzlager gefunden wurden. Zum Abbaue dieser reichen Erzlager wurden Gründner*) Bergleute aus der Zips, herbeigezogen, die anfänglich nur zur Sommerszeit bei der Grube blieben, allmälig aber sich bleibend niederließen. So entstand die Colonie Luisenthal, welche ihren Namen nach der Erzherzogin Maria Luise, der Gemahlin Napoleon's, ihren Namen erhielt; die zu beiden Seiten der Straße gleichmäßig gebauten Häuser verrathen sofort die Ortschaft als eine planmäßig angelegte Colonie. Andere Ansiedler ließen sich in dem benachbarten Pozoritta nieder, wo sich der Schmelzofen befindet. Einige Jahre später begründete der bereits genannte Bergwerksbesitzer Manz die Colonieu Eisenau (1808) und Freudenthal (1809). Auch diese sind mit Gründnern aus der Zips besiedelt worden. Ohne besondere Colonisation haben sich diese Deutschen auch nach Bukschoja, Stulpilani und Kapolodrului gezogen. Außer diesen durchaus mit Deutschen aus Ungarn, und zwar zumeist aus der Zips, besiedelten Bergwerkscolonien war am Ende des vorigen Jahrhunderts noch die Ansiedelung von deutschbömischen Bergleuten beim Salzbergwerk in Kaczika erfolgt (seit 1790). Ebenfalls am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts entstanden die Ansiedelungen deutsch-böhmischer Glasarbeiter in Althütte bei Czudin (seit 1793?), in Karlsberg unfern des alten Klosters Putna (seit 1794?) und in Fürstenthal südwestlich von Radautz (1803). Als der Wald um Althütte verbraucht war, entstand um 1815 in einer Entfernung von einer halben Stunde von derselben mitten im dichten Walde Neuhütte. So waren die ersten industriellen Unternehmungen der Bukowina ganz oder zum großen Theile durch die Ansiedelungen von Deutschen gefördert worden. Seither sind freilich infolge der Mißwirthschaft oder geringer Unternehmungslust der Besitzer alle genannten Bergwerksunternehmungen bis auf Jakobeni und Kaczila und die genannten Glashütten ohne Ausnahme eingegangen, so daß die Ansiedler zum Theil in großer Dürftigkeit leben. Die Ansiedelung deutscher Ackerbauer kam erst im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts wieder in Fluß. Seit dem Jahre 1826 wurde nämlich „zur Hintanhaltung von Verbrechen die Ansiedelung einer betriebsamen Bevölkerung in den menschenleeren Gegenden“ des südöstlichen Galiziens und der Bukowina in Antrag gebracht. In Galizien kam dieser Plan nicht zur Ausführung; in der Bukowina entstanden aber im Laufe der Dreißigerjahre außer anderen Colonien auch mehrere deutsche. Zur Ansiedelung gelangten durchgehends Deutschböhmen, und zwar wurden dreißig Familien am Dialu Jedre angesiedelt und bildeten die Colonie Lichtenberg; vierzig Familien Deutsche und ebenso viele Slowaken wurden im Humorathale zu Pojana Mikuli oder Buchenhain angesiedelt; ferner entstand an demselben Bache die Colonie Bori mit dreißig Familien und weiter südlich am Bache Negrilassa die Ansiedelung Schwarzthal aus vierzig Familien. Um diese Zeit wurde auch die Ansiedelung der Glasarbeiter von Karlsberg, da die Hütte im Jahre 1827 eingegangen war, neu bestiftet. Hiermit gerieth aber auch die staatliche Colonisation ins Stocken; man kam seit den Vierzigerjahren über die weitschweifigen Pläne, Verordnungen und Berathungen nicht hinaus. Anfangs der Sechzigerjahre wurde jede weitere Ansiedelung für unnöthig erklärt. Indessen waren aber aus eigenem Antriebe und eigener Kraft der Ansiedelungswerber einige Colonien bereits entstanden oder im Entstehen begriffen. Diese Ansiedler rührten theils aus den bereits im Lande bestehenden Colonien her, theils kamen sie aus den galizischen Ansiedelungen. So entstand seit 1851 die deutsche Colonie in Storozynetz, seit 1857 in Hliboka und seit 1860 in Unter-Stanestie. Im Jahre 1863 pachteten zwanzig theils einheimische, theils aus Bripidau in Galizien eingewanderte Deutsche von Alexander Frhrn. v. Wassilko-Serecki einen öden 311 Joch messenden Grundcomplex und begründeten auf demselben noch in demselben Jahre die Ortschaft Alexandersdorf. Ebenfalls auf Wassilko'schem Grunde wurde im Jahre 1869 von dreißig Familien Katharinendorf erbaut. Aber auch in andere Ortschaften der Bukowina haben sich allmälig deutsche Ansiedler gezogen, so daß sie auch in denselben ansehnliche Theile der Bevölkerung bilden. Genannt seien hier Kotzman, Zastawna, Waschloutz am Czeremosz, Berhometh am Sereth, Solka, Glit, Gurahumora u. s. w. Bereits oben ist auf die andauernde Ansiedelung deutscher Elemente in den Städten hingewiesen worden, so in Czernowitz, Sereth, Suczawa, Kimpolung und besonders in Radautz, das als die „deutscheste“ Stadt der Bukowina bezeichnet wird.

Soviel über die Einwanderung und die Ansiedelung der Deutschen während der österreichischen Zeit. Wie in früheren Jahrhunderten, so sind sie auch in dieser Periode die Culturträger gewesen. Den deutschen Elementen und ihrem Wissen ist es zu verdanken, daß die Bukowina in einigen Jahrzehnten aus der rohesten Barbarei zu einer dem Westen entsprechenden Culturstufe sich emporgeschwungen hat. Wie weit das deutsche Wesen um sich gegriffen hat, ist in den ersten Zeilen dieses Aufsatzes geschildert worden. Mit dem Unterdrücken des Deutschthums würde, wenn auch nicht ein völliger Verfall aller Cultur, wie in der moldauischen Zeit, doch ein bedeutender Rückschritt eintreten. Mit der deutschen Sprache würde das Bindeglied zwischen den einzelnen im Lande wohnenden Nationen und mit der Cultur des Westens verschwinden.

*) Die Gründner stammen ebenfalls aus der ungarischen Zips, sprechen aber, da sie von Thüringer Einwanderern herstammen, eine vom Zipser sächsischen Dialekt verschiedene Sprachweise.

Bücherbesprechung.

— Die zwei Löbauer Conventbücher. Von Pfarrer Scheuffler in Lawalde. Separatabdruck aus Neues Lausitzisches Magazin Bd. LXXII. — Der Verfasser giebt Mittheilungen aus den zwei sogenannten Conventbüchern des Rathhauses zu Löbau, wo die Berichte über die Verhandlungen des Oberlausitzer Sechsstädtebundes von 1672—1814 und des Vierstädtebundes von da bis 1868 niedergelegt sind. Leider enthalten die Berichte zumeist nur Angaben, worüber, aber keine, was verhandelt worden ist, und so wird man ihnen wohl nur in der gesegneten Landschaft selber ein weiter gehendes Interesse schenken, hier aber ein um so größeres wegen der Unterschriften bekannter Persönlichkeiten und der dichterischen Ergüsse, die Einzelne ihrer Unterschrift vorausgeschickt haben. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 135. Dienstag, den 10. November. 1896.

Zum Martinstage (11. November).

Wenn dem ersten Frost zum Raub
Sinkt vom Baum das rothe Laub —
Wird, mein Kind, ein edler Held
Dir im Geiste vorgestellt.

So heißt es in einem der innigen Lieder K. Gerok's. Der Dichter meint unter dem edlen Helden den Kalenderheiligen des 11. November, den Bischof Martin von Tours in Frankreich, der am 11. November 400 n. Chr. in Tours feierlich beigesetzt worden ist. Sein Fest, in dem sich mehr als in anderen kirchlichen Festen christliche Gedanken mit ursprünglich heidnischen Gebräuchen mischen, wird heute noch in römisch-katholischen Ländern mit großem Gepränge gefeiert, namentlich in Frankreich, dessen Schutzpatron er ist; sein Fest ist ein sehr fröhliches, bei dem in manchen Gegenden das Martinsmännchen, der Märten (eine Art Knecht Ruprecht), das Martinsfeuer (ähnlich dem Johannisfeuer), das Martinshorn (ein Gebäck), der Martinswein, vor Allem aber die Martinsgans nicht fehlen dürfen. Sogar rein evangelische Gegenden haben sich heute noch viele Sitten des alten Martinsfestes bewahrt, und es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß der Grund, warum gerade in die Mitte des November so viele Kirchweihfeste auf dem Lande fallen, weniger darin liegt, daß die Kirchen in dieser Zeit geweiht worden sein mögen, als darin, daß man die Kirmeß mit dem Martinsfeste verbinden wollte; richtet sich doch der Termin der Kirchweih in manchen Gemeinden geradezu nach Martini. Doch nicht blos deshalb hat dieser Kalenderheilige für uns Protestanten ein Interesse. Wir feiern heute Luther's Geburtstag. Bekanntlich ist Luther am Vorabende des Martinstages, am 10. November, geboren und hat am Martinstage selbst in der St. Peterskirche zu Eisleben die hl. Taufe erhalten und ist auch deshalb Martin genannt worden. Luther hat auf seinen Namensheiligen große Stücke gehalten und geäußert: „Es sei viel gutes Dings in seiner Legende." Was den Reformator besonders an Martinus anzog, das war das starke Glaubens- und reiche Liebesleben, das dieser geführt hat. Und um dessentwillen verdient er das besondere Interesse jedes Protestanten. — Ein Mann, stark im Glauben, ist jener Martin von Tours gewesen. Das geht schon zur Genüge aus seinem Lebensgange hervor. Er wurde zu Sabaria in dem heutigen Ungarn geboren um das Jahr 319 n. Chr., also zu einer Zeit, als der Christenglaube das Heidenthum im römischen Reiche immer mehr zurückdrängte, wie die Morgensonne siegreich das dunkle Nachtgewölk durchbricht. Seine Eltern waren beide Heiden, sein Vater war Hauptmann im kaiserlich römischen Heere und wollte durchaus seinen Sohn, den er nach dem heidnischen Kriegsgotte Mars Martinus nannte, für den Soldatenstand erziehen. Aber das fromme Kind wollte nur ein Streiter Christi und seines Friedensreiches werden. Darum entwich es schon im 10. Jahre aus der Cadettenschule und ließ sich unter die christlichen Katechumenen aufnehmen. Und als sein Vater ihn mit Gewalt in seinem 15. Lebensjahre in den Kriegsdienst zurückgeführt hatte, duldete es ihn nur bis zum 24. Lebensjahre im Heere, dann wurde er der Schüler des berühmten Bischofs Hilarius von Poitiers, der ihn gern zu seinem Diaconus machen wollte, welches Amt er aber durchaus nicht annahm. Durch einen Traum aufgefordert, seine Eltern zu bekehren, zog er unter Lebensgefahren zu diesen. In den Alpen war es, als er von Räubern überfallen wurde. Schon wollte ihm einer derselben den Kopf spalten, da that diesem ein anderer Einhalt und führte ihn in Hoffnung auf ein gutes Lösegeld gebunden mit sich fort. Unterwegs fragte ihn der Räuber: „Wer bist du?" Antwort: „Ein Christ." „Fürchtest du dich nicht?" „O nein," sagte Martin, „denn Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig; nur das macht mich bange, daß du bei deinem Räuberhandwerke der Gnade Christi verloren gehst." Es entspann sich nun ein Gespräch über Christus, der Räuber begann zu glauben und schließlich wurde aus dem Sieger ein Besiegter, ein Gefangener des Heilandes. In seiner Heimath konnte Martin nur seine Mutter zu Christo bekehren, doch durfte er bald ein weiteres Zeugniß seines starken Glaubens geben. In der Zeit von 340 bis 360 n. Chr. wurde die Irrlehre des Arius, daß der Herr Christus nicht der eingeborene ewige Gottessohn sei, begünstigt, und wurden die Gegner des Arius verfolgt. Da Martinus zu den heftigsten und eifrigsten derselben gehörte, so mußte er sich Jahre lang in einsamen Gegenden Oberitaliens verborgen halten, bis bessere Zeiten kamen. Und diese kamen. Martinus durfte gleich Hilarius wieder nach Frankreich zurückkehren und gründete bei Poitiers eine Einsiedelei, aus welcher das älteste Kloster dieses Landes, Licugé, entstanden ist. Und nun begann die Glanzzeit seines Lebens. Tausende von Schülern strömten ihm zu. Sein Wort wurde durch viele Wunder bestärkt. Wenn auch viele der ihm zugeschriebenen Wunder auf Rechnung der Wundersucht seiner Verehrer zu schreiben sind, so sind sicherlich nicht alle erdichtet worden. Besaß Martinus doch im hohen Grade den bergeversetzenden Glauben, dem der Herr die Erhörung seiner Bitten verheißen hat, und fand doch in jener Zeit der große Entscheidungskampf zwischen Christenthum und Heidenthum in Frankreich statt, in solchen außerordentlichen Zeiten wird aber der allmächtige Gott auch einmal die Naturordnung durchbrochen haben, wenn es zum Siege seines Reiches nöthig war. Geschehen doch auch in Zeiten großer Noth oft den Wundern ähnliche Ereignisse. Und thatsächlich muß der Christengott durch Martinus Großes ausgerichtet haben, sonst hätte dieser den Heiden Nordfrankreichs nicht solche Ehrfurcht vor seinem Gott eingeflößt; er ist der Bonifacius jenes Landes geworden. Zum Lohne für seine großen Verdienste um die Kirche wurde er im Jahre 371 zum Bischof von Tours erwählt, allerdings fast mit Gewalt, er blieb aber so demüthig und bescheiden wie zuvor. Daher hielt er sich für unwürdig im Bischofspalaste zu wohnen und erbaute sich an der Loire eine Einsiedelei, um die herum sich in ausgehöhlten Felsenlöchern viele Mönche ansiedelten. Im Glauben an seinen Heiland, dem er so treu gedient, ging er am 8. November 400 n. Chr. heim. Vor seinem Ende bat man ihn, sich zu seiner Erholung auf die Seite zu legen, er aber antwortete: „Lasset mich, lieben Brüder, doch statt zur Erde lieber zum Himmel blicken, wohin mein Geist im Begriff ist zum Herrn zu gehen." — Daß sein Glaube nicht ein todter Mundglaube gewesen ist, beweist das reiche Liebesleben, das Martinus entfaltet hat. Er suchte buchstäblich, wenn auch im mittelalterlich-mönchischen Sinne, die Liebesgebote seines Heilandes, z. B. die in der Bergpredigt gegebenen, zu erfüllen. Schon als Officier, noch vor seiner im 22. Lebensjahre erfolgten Taufe, bewies er sich als großer Menschenfreund, er war freundlich, gütig und liebreich gegen seine Kameraden und bei ihnen daher sehr beliebt, er begnügte sich mit nur einem Sklaven als Bedienten und bediente diesen oft selbst bei Tische nach dem Beispiele seines Heilandes. Da in jener Zeit eine große Armuth herrschte, verwandte er, was er sich nur an seinem Solde ersparen konnte, zur Unterstützung der Armen. Einst marschirte er, wie die bekannte liebliche Sage erzählt, hoch zu Roß an der Spitze seiner Soldaten im strengsten Winter durch das Thor zu Amiens. Da steht ein Armer, dem die nothdürftigsten Kleider fehlen, und bittet flehentlich um ein Gewand. Alle ziehen an ihm vorüber. Nur Martin denkt: „Da muß ich helfen." Aber wie? Er hat nichts als seine Waffen und seinen Mantel. Schnell entschlossen

zieht er sein Schwert, zerschneidet den Mantel und schenkt die eine Hälfte dem Armen und wickelt sich in die andere. Darob viel Spott bei den Kameraden, aber in der nächsten Nacht erschien ihm der Herr Christus mit dem halben Mantel, den er dem Armen geschenkt hatte, und lobte ihn vor seinen Engeln und sprach: „Martinus, der Katechume, hat mich mit diesem Gewande bekleidet." Auch als Bischof setzte Martinus seine Liebesthätigkeit fort. So streng und hart er gegen sich selbst war, so mild war er gegen seine Mitchristen; wie oft hat er für Gefangene, ja für seine eigenen Feinde gebeten! Alles, was er geschenkt erhielt, opferte er den Armen. Als ihm einst 200 Pfund Silber geschenkt wurden, bestimmte er das Geld, ohne es gesehen zu haben, zur Loskaufung von Gefangenen, und als man ihn an seine eigene Armuth erinnerte, sprach er: „Uns mag die Kirche nähren und kleiden, wenn wir nur nichts zu eigenem Nutzen begehrt haben." So rechtgläubig er war, so sehr verabscheute er das in der späteren römischen Kirche beliebte Verfahren, Ketzer mit weltlichen Strafen durch die irdische Obrigkeit belegen zu lassen, da es nach seiner Ansicht genügte, sie aus der Kirche zu stoßen, aber eine unerhörte Sünde sei es, wenn der weltliche Richter kirchliche Streitfragen entscheiden wolle. Und so hat er für den zum Tode verurtheilten Irrlehrer Priscillian gebeten und hat, als dieser doch hingerichtet wurde, mit den Bischöfen, die den Kaiser dazu bestimmt hatten, jede Gemeinschaft aufgehoben. Das letzte Werk seines an Liebe so reichen Lebens war, daß er als 81jähriger schwacher Greis nach Candes reiste, um Friede zwischen uneinigen Geistlichen zu stiften. Auf dem Heimwege starb er, — fürwahr ein schönes Ende, mit dem er seinen vielen Wohlthaten die Krone aufsetzte.

Vergleichen wir zum Schluß Martin von Tours mit unserem Reformator Martin Luther, so fallen uns viele Aehnlichkeiten in die Augen. Beide waren von ihren Eltern für einen weltlichen Beruf, für hohe irdische Ehren bestimmt, Martin, der Bischof, zum Officier; Martin, der Reformator, zum Juristen, Beide haben aber allen weltlichen Ruhm verachtet und den geistlichen Stand erwählt und haben für die Kirche ihrer Zeit Großes geleistet, sie waren Beide muthige Streiter Gottes gegenüber den Irrthümern und dem Aberglauben ihrer Zeit, nur für die Ehre Gottes begeistert. Beide haben in ihrem Vaterlande eine neue religiöse Epoche herbeiführen helfen. Beide haben in einer Stärke wie Wenige den Glauben besessen, der durch die Liebe thätig ist. Luther müssen selbst seine Feinde zugestehen, daß er im Glauben an das Wort Gottes feststand wie kein Anderer, und auch uneigennützige Bruderliebe wird man ihm nicht absprechen können. Ist es doch bekannt, daß sein Haus eine Zufluchtsstätte für Arme und Nothleidende gewesen ist, daß er Alles, was er besaß, weggeben konnte und daß er aus diesem Grunde trotz der vielen Geschenke, die er erhalten hat, arm gestorben ist. Beide haben ihr Ende auf einer Reise gefunden, die sie, um Frieden zu stiften, unternommen hatten, und haben erlangt die Verheißung: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen." Und dennoch bestehen zwischen beiden großen Männern wichtige Unterschiede. Martin von Tours war ein Romane, ein Franzose vom Scheitel bis zur Sohle, Luther war die Verkörperung des deutschen Charakters. Der Bischof Martin war ein Kind seiner Zeit, die in der Weltflucht, in hartem Einsiedlerleben, im Mönchsthum den Gipfel der christlichen Vollkommenheit sah, und er hat das Mönchsthum in seinem Vaterlande nach Kräften befördert. Luther hat aber in Kraft seines durch Gotteswort freigemachten Glaubens diese mittelalterliche Form des Christenthums gesprengt und den weltlichen Stand wieder zur Ehre gebracht; Martin von Tours war ein gehorsamer Sohn der römischen Kirche, der er viele heidnische Franken zugeführt hat. Martin Luther hat dagegen den größten Theil seines Volkes freigemacht von den Banden dieser Mutter, die mit der Zeit eine Zwingherrin und Bedrückerin ihrer evangelisch gesinnten Kinder geworden war. Was also der französische Martin ohne seine Schuld gefehlt hat, das hat der deutsche Martin wieder gut gemacht, und darum wollen wir am Martinstage vor Allem seiner mit herzlichem Danke gedenken.

R. Wolf.

Kreuz und quer durch die Länder des Halbmondes,

mit Streiflichtern auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Türkei.

Von Dr. **Bernhard Schwarz.**

Eine Reise nach der jetzt wieder einmal so viel genannten Türkei, bei der man noch vor wenig Jahrzehnten Kopf und Kragen riskiren konnte, ist heutzutage, mindestens unter normalen Verhältnissen, weder mit besonderen Gefahren noch Strapazen verbunden, namentlich wenn die Börse es erlaubt, mit dem hochcomfortablen Orient-Expreß zu fahren. In bequemster Weise gelangt man dann in wenig Tagen vom äußersten Westen Europas bis dahin, wo an der Grenze des asiatischen Continents das vielbewunderte Konstantinopel sich ausbreitet. Wer indeß ein etwas vollkommeneres Bild von der Türkei erhalten, namentlich auch eine Vorstellung davon gewinnen will, was dieselbe unter anderer Hand sein könnte, der darf nicht mit solchen modernen Siebenmeilenstiefeln gleich bis an den Brennpunkt des osmanischen Reiches eilen, der wird vielmehr schon bald jenseits von Budapest, in der Gegend, wo der große Donaustrom plötzlich rechtwinklig umbiegt, die Fahrt unterbrechen, um einen höchst lehrreichen Seiten-Abstecher zu unternehmen. Dort, vom ungarischen Städtchen Vukovár aus, läuft ein kurzer Schienenstrang westlich in's Land hinein. Verfolgen wir diesen, so stehen wir bald an einem breiten, grünlich-grauen Strome, der Save. Hinter uns liegt die weite ungarische Tiefebene, jenseits des Gewässers aber steigt eine Welt von dunkelbewaldeten Köpfen und Kämmen auf, über die da und dort noch höhere, nackte, alpenartige Berggipfel herein lugen — **Bosnien**. Vor weniger als 20 Jahren war es noch ein wahres Kunst- und Wagestück, dort drüben einzudringen. Nur eine morsche Holzbrücke und einige armselige Boote führten über das Wasser und wenn man jenseits endlich an's Land trat, so sah man sich den Bajonetten mißtrauischer Zoll- und Grenzwächter gegenüber. Schwierig der Zugang, noch schwieriger der weitere Gang in's Land hinein. Elende Karren auf elenden Wegen, so daß man beispielsweise zur Reise nach der nur 27 Kilometer entfernten Hauptstadt Serajewo ganze 12 Tage benöthigte, vorausgesetzt, daß man nicht vorher todtgeschlagen wurde, denn es wimmelte damals in der ganzen Provinz von Räubern wie weiland bei uns im Spessart oder Böhmerwald. Das war die Zeit, wo es passiren konnte, daß ein muthiger Handlungsreisender, dessen Wagen gleichfalls unterwegs angehalten wurde, auf den Zuruf seines neben ihm sitzenden Collegen: „zieh blank" — in der That blank zog, indeß nicht einen Säbel, sondern eine als Proviant mitgeführte lange Cervelatwurst, mit welcher er den drohend vor dem Wagenschlag stehenden Banditen dermaßen über den Schädel hieb, daß der Bursche aus Schreck und im Wahne, die umherfliegenden Wurststücke seien Fleisch von seinem Fleische, sammt seinen Spießgesellen schleunigst das Weite suchte. Heutzutage gehören derartige Vorkommnisse in Bosnien ins Reich der Legende. Es giebt daselbst keine Briganten und keine türkischen Paß- und Gepäckrevisoren mehr, die sich von ersteren nur dadurch unterschieden, daß sie Uniform trugen; dagegen finden wir ein bereits weitverzweigtes Eisenbahnnetz, dem wir es verdanken, daß wir die oben erwähnte Landeshauptstadt in wenig Stunden erreichen. Ja, eine Bereisung Bosniens ist gegenwärtig kein Wagniß, keine Strapaze mehr, wohl aber ein Jedem zu empfehlender hoher Genuß. Das Ländchen bildet eine erfreuliche Ausnahme in dem sonst vielfach so trocknen, dürren Orient. Alles ist grün, von der Tiefe bis in die Höhe, ähnlich etwa wie in unseren reizvollen Alpenvorlanden, und an zahllosen Punkten plätschern frische Gebirgswässer, die einmal sogar, bei der alten Residenz der bosnischen Könige, Jaice, einen prachtvollen Wasserfall bilden, welcher mindestens in Bezug auf malerische Schönheit sich dem allbekannten Naturwunder bei Schaffhausen ebenbürtig an die Seite stellen kann. Fern im Süden des ganzen Gebietes aber ragen als würdiger Abschluß mächtige, über 2000 Meter ansteigende Hochgebirge auf, welche den größten Theil des Jahres hindurch in flimmerndem Schneekleide prangen. Das ist Alles schön und herrlich, aber das Bewundernswertheste im Lande muß doch das heißen, was Menschenhände aus demselben in dem kurzen Zwischenraume von noch nicht einmal zwei Jahrzehnten gemacht haben. In diesem Falle wenigstens hat das alte Spottlied „Nur immer

langsam voran, daß die österreich'sche Landwehr nachkommen kann" Unrecht behalten. Unser großes Nachbarreich an der Donau hat von da ab, wo es mittels seiner militärischen Besetzung die bosnischen Lande der Türkei aus den Händen nahm, eine colonisatorische Leistung dort vollbracht, wie sie in der Geschichte einzig dasteht. Aus einem verwilderten, in jeder Hinsicht brach liegenden Stück Erde ist ein Gebiet geworden, in welchem, wie in Kanaan, Milch und Honig fließt, wo das Erdreich sein Gewächs, Weizen, Hanf, Wein, Tabak und Obst, darunter namentlich die bekannten „türkischen Pflaumen", einen der Hauptausfuhrartikel dieser Himmelsstriche, der Boden seine Schätze, vor Allem Kohlen aus schier unermeßlichen Lagern giebt, wo bereits zahlreiche Fabrikschornsteine rauchen, wo gute Schulen die Jugend und lohnende Arbeitsstätten die Erwachsenen rufen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß diesem ganzen jungen Culturleben durchgängig der Stempel deutschen Wesens aufgedrückt ist. Deutsche sind die Beamten, Deutsche die Unternehmer, Deutsche sogar die Wirthe in den Herbergen, die in dem vordem so ungastlichen Lande wie Pilze aus dem Boden schossen, deutsch ist die gesammte vorhandene Intelligenz, so daß man sagen kann: Bosnien sammt der angrenzenden Herzegowina, welche sich den gleichen sturmfluthartigen Einbruch abendländischer Civilisation gefallen lassen mußte, sind heutzutage Oasen, weit in die umgebende slavische Welt und in das Morgenland vorgeschobene Vorposten des Deutschthums. Oesterreich aber, das vielverkannte, hat sich hier, dicht vor seinen Thoren, einen Colonialbesitz gesichert, der für Handel und Wandel ungeahnte Perspectiven erschließt, während wir Deutsche mit unseren Ausdehnungsbestrebungen fern über See in vielfach wenig ermuthigender Weise uns abmühen müssen. Endlich sind aber Bosnien und Herzegowina auch ein handgreiflicher Beweis für das, was aus türkischen Landen werden kann, wenn der Halbmond durch das Kreuz, die Barbarei durch die Cultur verdrängt wird — gewiß eine Mahnung an Alle, die in der leidigen orientalischen Frage mitzureden haben. Wenn der Großthaten gedacht wird, welche der österreichische Doppeladler auf einem Boden vollbrachte, den er sich, nachdem die europäische Diplomatie denselben ihm zugesprochen, erst durch einen unter den größten Mühsalen, aber auch mit wahrhaft unerhörter Bravour geführten Buschkrieg Schritt für Schritt zu erobern genöthigt war, so muß eine bedeutsame Schöpfung noch besonders erwähnt werdn. Im Herzen Bosniens breitet sich eine weite, grüne Ebene aus, rings umgürtet von hohen Waldgebirgen. Hier liegt, theilweise noch an den steilen Hängen emporklimmend oder in die engen Thalschluchten sich hinein zwängend, die bereits genannte Landeshauptstadt Serajewo, eine Art Salzburg des Ostens, einer der malerischsten Orte des gesammten Morgenlandes. Aber wie hat daselbst die neue Aera unter der Masse alter, verfallener türkischer Holzhäuser aufgeräumt, welche vordem die Stadt fast ausschließlich umfaßte! Ganze Prachtstraßen sind entstanden, elektrische Bahnen sausen einher, wo vordem nur Büffelwagen knarrten, moderne Schauläden mit Spiegelscheiben sind an die Stelle der alten, düsteren, schmutzigen Bazare getreten. Doch das war nur der Anlauf zu noch Gewaltigerem. Der prächtige Ort, obwohl doch dem Adriatischen Meere bereits verhältnißmäßig nahe, sah sich gleichwohl von demselben bis vor Kurzem durch einen hohen Gebirgsriegel geschieden. Da legten die österreichischen Ingenieure, die Meister des Alpenbahnbaues, eine Zahnradstange über den trennenden Wall. So entstand eine der commerziell wichtigsten und zugleich landschaftlich interessantesten Schienenanlagen unseres Erdtheils, eine osteuropäische Gotthardbahn. In kühnem Anstieg geht es aufwärts, bis die fast 1000 Meter betragende Paßhöhe erreicht ist. Dann senkt sich die geniale Anlage ebenso steil in tiefe, dämmernde Thalschluchten hinunter. Durch dunkle Tunnels und über weitgespannte Brücken braust die Locomotive, während dicht daneben himmelhohe, schneebedeckte Gebirge mit furchtbar jähen Kalkwänden abstürzen, bis endlich die Erhebungen zurückbleiben und die Masten von Segelschiffen oder die Schornsteine von Dampfern auftauchen, die Nähe des Oceans ankündigend. So ist denn nun der erste Schienenweg aus dem Innern der Balkanhalbinsel zur Adria fertig geworden. Aber gerade seine Erwähnung führt uns zu einer Einschränkung des Lobes, das wir der österreichischen Verwaltung zu Theil werden ließen. Durch Bosnien führt der directeste Weg aus dem Reiche der Habsburger zum Aegäischen Meere, durch Bosnien hätte daher auch der große Strang der sogenannten Orientbahnen geführt werden müssen, und wenn Oesterreich Alles aufgeboten hätte, so wären wohl auch die entgegenstehenden freilich bedeutenden Terrainschwierigkeiten und die noch bedeutenderen Schwierigkeiten überwunden worden, welche die hohe Pforte unter den Einflüsterungen eifersüchtiger westeuropäischer Mächte einem solchen Plane bereitete. Oesterreich hätte dann mit dem Hafen von Saloniki ein neues Triest gewonnen, das dem alten überlegen gewesen wäre, wie etwa ein Platz an einem engen Flusse dem an einem weiten Strome überlegen ist.

Diese Worte mögen den Uebergang bilden zu einem anderen wichtigen Gliede am Leibe der Türkei, zu **Macedonien**, dem alten Stammlande eines Alexander des Großen. Um dahin zu gelangen, kehren wir zunächst aus Bosnien zu dem Punkte der großen Orientlinie zurück, wo wir vorher unsere Stambul-Fahrt unterbrachen. Von dort aus führt uns das eilende Dampfroß bald über die ungarische Grenze und durch das anmuthige serbische Ländchen, in welchem Alexander der Kleine regiert, zu der weit im Süden dieses Staates gelegenen Stadt Nisch. Von hier fahren wir, statt mit dem directen Konstantinopler Zug ostwärts, auf dem rechten Zweige der Orientbahnen direct nach Süden. Nun endlich sollen wir auch einen Vorgeschmack von echt türkischer Wirthschaft bekommen. Wir haben den serbischen Grenzbahnhof, gewissermaßen die äußerste Station des Abendlandes, erreicht. Langsam, wie zaghaft, rollt die Locomotive nach wenig Minuten weiter, hinüber über ein schmales, schmutziges Gewässer. Drüben ein verschlissenes Schilderhaus, davor eine Schildwache barfuß — wir sind im Reiche des Padischah angekommen. Alles aussteigen — Zollrevision! Da giebt's nun ein wahres Spießruthenlaufen durch eine Reihe von gebräunten, finsterblickenden Männern in vernachlässigten Uniformen. Mit komisch wirkender Gier wird Alles durchstöbert, was wir bei uns führen, auch in dem Unschuldigsten Contrebande, wo nicht Hochverrath gewittert. Beispielsweise gab bei einer Reise des Verfassers der im Meyer'schen Reisehandbuch entdeckte Plan von Konstantinopel Ursache zu allgemeinem und lang anhaltendem Schütteln des Kopfes, ja eine Schachtel mit Insectenpulver, einer im Morgenland doch so unentbehrlichen Substanz, gerieth gar in den Verdacht, ein furchtbarer Explosivstoff zu sein. Da war eine gewisse Heiterkeit wohlberechtigt. Leider stößt man auf solche krankhafte, nervöse Angst, auf solchen lächerlichen Argwohn gegen Alles, was vom Westen kommt, was irgendwie nach modernem Wesen, nach Fortschritt aussieht, nicht nur bei der Grenzüberschreitung, sondern allenthalben im ganzen Reiche, von der elendesten Kaffeeschänke bis zum Kaiserpalast hinauf. Sie bilden auch ein Haupthinderniß für die andringende Civilisation. Man wird zugeben, daß die Art des Eintrittes in das alte Macedonien wenig Ermuthigendes hat. Die Empfindungen des Unbehagens dürften sich aber bei unserem weiteren Vordringen leicht noch steigern, denn die ganze Gegend bis zum Meere hinunter ist wenig geheuer. Unter Anderem passiren wir da eine Station, wo vor einiger Zeit eine Anzahl Banditen ausstiegen, sich irgendwo versteckt hielten und dann, als der Zug abgefahren war, den noch auf dem Perron stehenden Bahnhofsvorstand vor den Augen seiner aus dem Fenster schauenden Frau niederschossen, um die Stationscasse zu plündern. Anderwärts wieder zeigt man uns die Stelle, wo unlängst ein arglos auf seiner Draisine die Strecke befahrender Betriebsingenieur nach Niedermetzelung seiner Begleiter aufgehoben und in die nahen unwegsamen Gebirge behufs Erpressung eines hohen Lösegeldes geschleppt wurde. In der Nähe eines Haltepunktes befindet sich auch ein Brunnen, in welchen sich jüngst ein angeschossener Räuber verkrochen hatte. Blutspuren verriethen ihn und nun gab es einen furchtbaren Kampf, indem die türkischen Häscher von oben in das feuchte Versteck hinabfeuerten, während der Buschklepper aus der Tiefe seine Kugeln heraufsandte, bis er endlich tödtlich getroffen zusammensank. Beklagenswerther Weise ist die in solcher Art unsicher gemachte Gegend durchweg eine ebenso fruchtbare, wo beispielsweise Mohn zur Opiumbereitung gebaut wird, als eine landschaftlich schöne. Bald nach Ueberschreitung der Grenze ersteigt die Bahn eine niedrige Bodenschwelle und nun genießt man eine Aussicht, die man im Herzen der Balkanhalbinsel kaum erwartet hätte. Eine ungeheure Alpenmauer, schwarz von der Sohle bis zum Scheitel, nur da und dort mit weißen Schneeflecken versehen, steht auf einmal vor unseren Augen: der mehr als 3000 Meter hohe Schar Dagh, zu seinen Füßen aber liegt, eingebettet in einen freundlichen grünen Kessel, die Stadt Uesküb, überragt von einem alten Castell auf steiler Bergkuppe, bis zu dessen stolzer Höhe sich die zahlreichen Minarets des Ortes nicht emporzurecken vermögen. Die reizvolle Niederlassung war einst ein blühender Handelsplatz. Venezianer

und Ragusaner hatten daselbst in Menge ihr Wesen und besaßen auch vor den Thoren der Stadt Landhäuser mit köstlichen Weinbergen. Heute ist Uesküb trotz seiner rund 40000 Einwohner ein stiller, schmutziger Ort; nur noch ein altes weitläufiges Kaufhaus mit großem Hof und gewölbten Arkaden zeugt von vergangener Pracht. Alles ist eben in der Türkei Vergangenheit, so daß man bei ihrer Schilderung immer, gleich dem Märchenerzähler, anheben möchte: es war einmal, es war einmal. — Auch jenseits von Uesküb giebt es noch reizende Punkte in Menge. So passiren wir u. A. das sogenannte Eiserne Thor, einen engen, von hohen, senkrechten Felswänden gebildeten Spalt in einem scheinbar die Welt abschließenden Gebirgsriegel, durch welchen sich die Bahn dicht neben dem brausenden und donnernden Wardarflusse durchzwängt. In der betreffenden Gegend fehlt es überhaupt nicht an Defiléen und „hohlen Gassen", gleich als ob die Natur selbst zum edlen Brigantaggio ermuthigen wollte. Bezeichnender Weise heißt auch der letzte dieser wilden Schlünde Zigeuner-Paß. Er ist indeß nur die finstere Vorhalle zu einem in dieser Weise um so überraschender auftretenden wahren Paradies. Der Zug rollt in eine weite Ebene heraus, wo uns auf einmal volle südliche Herrlichkeit ins Angesicht lacht. Granatbüsche mit ihren blutrothen Blüthen, Feigenstauden, früchteüberladen, Maulbeerbäume mit ihren schönen großen Blättern, Rebstöcke, Lorbeeren und Myrthen stehen in ganzen Hainen beisammen, Tabak, Mais, Reis und selbst Baumwolle gedeihen auf schwarzgründigen Feldern und unter dem tiefblauen Himmel schwirren zahllose Vögel umher, aus weiter Ferne aber schaut ein stummer, ernster Zeuge in all die Herrlichkeit herein, ein völlig isolirt aufragender Hochgebirgsstock, das erhabene Haupt mit blinkendem Firnschnee bedeckt, sonst aber von Dunstschleiern umwoben, daß man fast ein wesenloses Wolkengebilde vor sich zu haben glauben könnte: der ehrwürdige Olymp, der unnahbare Götterthron der alten Griechen. Mit der Wardar-Ebene — so heißt die eben beschriebene Fläche — erblicken unsere Augen eines der gesegnetsten Stücke türkischer, ja man kann sagen, europäischer Erde. Und vor Zeiten war sie auch eine wahre Kornkammer, ein einziger großer Garten. Heutzutage liegt sie vielfach brach und versumpft da und statt der dicht gesäten Bevölkerung von ehemals tritt nur noch da und dort verdächtiges, lichtscheues Gesindel auf. Ja, „es war einmal", „es war einmal"! Trotzdem scheint auch hier der Anbruch einer neuen Epoche, einer Wiedergeburt nicht mehr fern. Es wurde kürzlich durch diese herrliche Ebene eine Eisenbahn gelegt, welche bereits bis nach Monastir, d. h. bis an die Thore der Provinz Albanien, dieses wildesten und bisher verschlossensten Stückes der Türkei, reicht. Sie wird später bis nach Durazzo, dem alten Dyrrhachium, am Adriatischen Meere, verlängert werden und damit einen der begangensten Verkehrswege der Römerzeit, die sogenannte Via Egnatia, wieder in's Leben rufen, welche ehemals die schnellste Reise von Italien nach dem Aegäischen Meere, beziehentlich nach Kleinasien ermöglichte. So setzt selbst in diesem abgeschiedenen Winkel des Sultanreiches die Cultur ihren Hebel an. Diese Thatsache wird uns aber doppelt erfreuen, wenn wir uns sagen lassen, daß der eben erwähnte macedonische Schienenstrang vornehmlich durch deutsches Capital und deutschen Unternehmungsgeist ermöglicht wurde. — Von der schönen Wardar-Ebene aus sieht der Reisende — und das ist ein weiterer Reiz derselben — auch bald schon den blauen Spiegel des Aegäischen Meeres aufblitzen. Wenig später sind wir am Gestade desselben angelangt und zwar an dem Punkte, wo höchst malerisch die Stadt Saloniki, jener alte Ort, für dessen Christengemeinde der Apostel Paulus seine beiden Briefe an die „Thessalonicher" schrieb, ihre Häusermasse über einen steilen Hang gebreitet hat. Hier ist der Platz, dessen Wichtigkeit wir bereits betonten, der Platz, wo ein Hamburg des Südens erstehen könnte, denn kurze Wasserwege führen von da nach Kleinasien und Syrien sowohl wie nach Aegypten und dem Suezcanal. Saloniki könnte mit einem Worte das ganze große Ostbassin des Mittelmeeres beherrschen. Deshalb war auch schon wiederholt davon die Rede, die deutschen Reichspostdampfer nach Ostasien und Australien statt von Genua von hier auslaufen zu lassen, ein Plan, der wohl nur daran scheiterte, daß Saloniki eben eine türkische Stadt ist und daß die herrschende Verlotterung sich auch auf den Hafen erstreckt, der, an und für sich weit und sicher, doch allmälig, wie die meisten Häfen der Türkei, versandet ist. Um so weniger wird man den Wunsch unterdrücken, daß Oesterreich, welches sich nun einmal in dem verhältnißmäßig nahen Bosnien häuslich eingerichtet hat, von dort aus früher oder später bis hierher vordringen und damit sich und indirect auch unserem Deutschland eine Bahn zum östlichen Mittelmeere eröffnen möge.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

— Aus dem Tagebuch meiner Gedanken. Von einem Arzt (B. G. Große). Eigenthum des Verfassers. Straßburg i. E., Verlag von Bouillon und Bussenius, 1896. Preis 3 *M.* — In drei Capitel zerfällt das Buch. Erster Theil: Ueber den Menschen, Leben und Hygiene der Seele. Anhang: Selbstsucht in der Sittlichkeit. Zweiter Theil: Ueber Kunst und Künstler (Dichtung und Dichter). Dritter Theil: Ueber Cultur und Entwickelung der Menschheit. Anhang: Sechzehn Grundsätze zur Vervollkommnung der Menschheit. — In welcher Sprache der Verf. seine Weltweisheit vorträgt, dafür mag eine Stelle aus dem Anhang zum ersten Theile zum Beweise dienen (S. 93): „Die Gedanken, Begriffe und in letzter Hand die Theorien existiren durch die Bewegungen unserer psychocentrischen Hirnmoleküle als bestimmte Schwingungsformen derselben, theilweise im Keime, als Primitiv-Anfänge von Bewegungen angeboren, durch Jahrtausende vererbt, sind Resultate aus den billionenfachen molekulären Stößen der Außenwelt auf unsere Sinnesapparate, die in nervin-sensitive, sensorielle und psychisch-cerebrale Schwingungen sich umgesetzt haben. Vielleicht sind schon manche Begriffe, Vorstellungen aprioristisch angeboren. Viele gehen in der ersten Kindheit durch Erziehung und subjective Erfahrung in das Seelenleben des Einzelnen ein. Viele werden erst bei vollem Bewußtsein dem Seelenorganismus einverleibt." Was er uns als das Ergebniß seiner Studien zu bieten hat, mag man daran ermessen, daß er (S. 97) „den Egoismus als absolutes und constitutives Gesetz in unserem moralischen Gesellschafts- und Einzelleben" aufstellt. Von dieser Meinung ist er so tief durchdrungen, daß er (S. 98) sagt: „Diese Wahrheit kann nicht oft und nicht laut genug an allen Ecken und Enden, in Schulen und in Volksschriften gepredigt werden zu einer Zeit, wo das katholische und protestantische Pfaffen-, Mucker- und Idiotenthum noch Tausende, noch Millionen leichtgläubiger Menschen am Gängelbande des blinden, urtheilslosen Fanatismus führt und für irdische Qual, Verachtung, Ausbeutung und Knechtschaft auf einen höchst kindlichen und unvollkommenen Himmel vertröstet; wo man einen Religionsstifter verehrt, der wohl als ein Genie geboren war, das am Ende, wie es schon öfters vorgekommen, im hoffnungslosen Kampfe mit der Dummheit und Schurkerei der Welt »psychopathisch« geworden wäre, wenn es nicht die große Kunst verstanden, zur rechten Zeit für sich und seine Lehre mit Anstand zu sterben; wo man dem »Volke der Denker und Dichter« Märchen und Wunder zumuthet zu glauben, die besten Falls sagenhaft aufgeputzte, hypnotische Experimente an hysterischen Männern und Frauen gewesen sind." Das genügt wohl zur Kennzeichnung des Werkes, das aus Hunderten zusammenhangsloser Sätze besteht, denen nur so viel gemeinsam ist, daß der Verf. sich in den meisten zu einem entschiedenen Materialismus und zu einem rücksichtslosen Subjectivismus bekennt. Uebrigens fehlt es auf den 200 Seiten des Buches weder an Wiederholungen noch an Widersprüchen und Dunkelheiten. Für eine ausgereifte Natur können wir den Verf. keinesfalls halten. Ja, aus der auffällig großen Zahl der Sätze, die sich mit dem Geschlechtstriebe beschäftigen, darf man vielleicht schließen, daß er noch recht jung sei. Gleichwohl können wir uns nicht schlechthin ablehnend gegen den ganzen Inhalt des Buches verhalten. Es findet sich neben vielen wüsten, himmelstürmenden und grundstürzenden Ideen und nebelhaften Hirngespinnsten auch manch beachtenswerthes Wort, und zu den ehrlich strebenden Naturen gehört der Verf. unstreitig. Jedenfalls aber hätte er besser gethan, den wild schäumenden Most erst etwas vergähren zu lassen. Das wäre wohl dem Inhalte ebenso wie der äußeren Form der Darstellung zu Gute gekommen. Bange machen können uns seine gefährlich klingenden Weltverbesserungspläne nicht. Er wird es schon auch noch erfahren, wie sehr wahr das ist, was er selbst (S. 172) sagt: „Es ist nicht so leicht, kurzer Hand Alles zu zerstören, was die tiefsten psychologischen und ethischen Bedürfnisse der Vergangenheit geschaffen haben."

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 136. Donnerstag, den 12. November. 1896.

Kreuz und quer durch die Länder des Halbmondes,

mit Streiflichtern auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Türkei.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

(Schluß.)

Wir haben einen flüchtigen Blick auf die westlicheren Theile der Türkei geworfen. Nunmehr wenden wir uns ihrem eigentlichen Hauptgebiete zu. Wir kehren deshalb bis zu dem früher genannten Nisch zurück und fahren von da auf dem Hauptstrang der Orientbahnen ostwärts weiter, Konstantinopel entgegen. Jeder Schritt auf diesem Wege wird uns Stoff zu interessanten Beobachtungen gewähren. Zunächst braust die Locomotive auch hier wieder durch einen schauerlichen Engpaß, das von 300 Meter hohen jähen Felsmauern eingeengte Nischawa-Thal. Man könnte dasselbe mit Recht ein würdiges Entrée zu einem Theile der Balkanhalbinsel nennen, welcher, wie er durch eine herrliche Natur ausgezeichnet ist, so auch in den letzten Decennien eine hervorragende Rolle auf der Bühne der Weltgeschichte gespielt hat — Bulgarien. Schon der Besuch seiner Hauptstadt Sophia lohnt eine ganze Reise. Wie eindrucksvoll präsentirt sich diese bereits von Weitem! Der Zug hat einen Bergwall, den sogenannten Dragomanpaß, erklommen. Von droben sieht man jenseits tief hinunter in eine weite wohl bebaute Ebene, in deren Mitte, wie eine Perle in einer grünen Schale, die weiß schimmernde Häusermasse der bulgarischen Residenz eingebettet liegt, im Rücken gedeckt durch die unmittelbar dahinter wie eine Insel aus der weiten Fläche aufsteigende, mehr als 2000 Meter hohe kahle Pyramide des Witosch, des Rigis der Balkanhalbinsel. Das herzerfreuende Städtebild besitzt aber außer dem letzteren Hochgipfel auch noch eine weitere Bergumrahmung. Fern im Süden steht die nebelumflatterte Riesenmauer des schneebedeckten, an 3000 Meter Höhe messenden, noch wenig bekannten Rilo-Gebirges, während gegenüber im Norden der endlos lange Wall des so oft mit Blut getränkten Balkans den Abschluß macht. Doch was will diese allerdings höchst reizvolle Lage Sophias bedeuten gegen die Bilder, welche sich dem Blicke in seinem Inneren bieten! Nirgends wo erfüllt sich so leicht wieder das Dichterwort: „Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten und neues Leben blüht aus den Ruinen“, nirgends anderwärts sieht man so zu sagen das Abendland in das Morgenland hineinwachsen, als hier. Ganze Straßen fallen, um der wahrhaft fieberartig sich geltend machenden Baulust Raum zu machen; wo gestern noch ein echtes altes türkisches Gebäude stand, zeigt sich morgen nur noch ein Schutthaufen und einen Tag später beginnen emsige Hände bereits einen modernen Palast zu errichten. Selbst die Moscheen, die Gotteshäuser des Islams, blieben bei dieser allgemeinen rapiden Neuschöpfung nicht verschont, bis auf eine mußten sie alle stürzen, um ihren Baugrund für profane Zwecke herzugeben. In dieser Weise macht die bulgarische Residenz zur Zeit, wenn auch noch den Eindruck des Unfertigen, doch ebenso auch schon den des Modernen. Für uns als Deutsche aber dürfte es besonders interessant sein, daß Landsleute von uns in erklecklicher Zahl an diesem großen Häutungsprozeß thätigen Antheil nehmen, deutsche Unternehmer, deutsche Baumeister, deutsche Bauarbeiter und natürlich auch — deutsche Abenteurer. Sitzt man in dem unweit des fürstlichen Palais liegenden Restaurant „zum Rothen Krebs“, dem Rendezvous des deutschen Elements in Sophia, wo echt bayerischer Gerstensaft verzapft wird, so kann man sich thatsächlich zu Hause und etwa in einem Münchener Bierkeller wähnen. Das Leben und Treiben in der Hauptstadt ist aber typisch für den Zustand, in welchem sich das ganze Land seit der Befreiung vom Türkenjoch befindet. Ueberall regt es sich, gährt es, keimt und sproßt es, wie in der Natur, wenn die Erde im Frühjahr vom Winterschlaf erwacht. Ländereien, bisher unbenützt liegend oder doch in primitivster Weise bewirthschaftet, werden nach allen Regeln der modernen Landwirthschaft unter den Pflug genommen, Fabrikanlagen wachsen in rasch zunehmender Menge aus dem Boden, und damit auch die geistigen Interessen nicht vernachlässigt werden, erstehen allenthalben wohl dotirte und trefflich geleitete Schulanstalten. Sieht man dies Alles, so wird man, mag man sonst etwa noch so sehr russenfeindlich gesinnt sein, doch mit einstimmen in das Lob des „Czar-Befreiers“, das in Bulgarien auf Aller Lippen liegt, und nur wünschen, daß die übrigen Theile der hohen Pforte bald ebenfalls ihren Retter finden möchten. Bulgarien hat allerdings sein jetziges Glück ganz besonders verdient, denn es ist in der That ein höchst werthvolles, reich beanlagtes Gebiet. In ähnlicher Weise, wie Nord- und Süddeutschland, zerfällt es klimatisch in zwei ganz verschieden geartete Theile, in Westbulgarien und Ostbulgarien. In dies letz'ere gelangt man nach abermaliger Uebersteigung einer Bodenschwelle, des „Passes von Vakarel“. Wie umweht uns dann auf einmal so milde, weiche, echt italienische Luft, nachdem es in dem weiten „Feld“ von Sophia eben noch echt nordisch rauh, windig und vielleicht selbst neblig war! Dem entsprechend zeigt auch der Erdboden jetzt eine ganz andere Pflanzenwelt. Reis, Baumwolle, Tabak gedeiht auf den Feldern und in den Gärten stehen Weinstöcke, Pfirsich- und Mandelbäume, ja selbst schon Feigenbüsche. Und das Alles, obwohl von Süden her die mächtigen, übereisten Zinnen des mehr als 3060 Meter hohen Rhodopegebirges, nebenbei bemerkt des unzugänglichsten und unbekanntesten Stückes von ganz Europa, hereinschauen. Außer dem eben erwähnten Wachsthum, welches Ostbulgarien unseren früheren Andeutungen nach ja auch mit anderen Theilen der Balkanländer gemein hat, besitzt dasselbe aber noch eine Specialität, die ihm einen ganz eigenartigen Zauber verleiht. Auf ausgedehnten Feldern, namentlich am Südfuß des Balkans, werden hier Rosen und zwar von der Gattung der sogenannten Centifolien, gebaut wie bei uns die Kartoffeln. Im Wonnemonat Mai und auch noch im Juni ist die Ernte der Millionen duftiger Blumen, welche, ähnlich der Weinlese bei uns, einen gewissen feierlichen Anstrich erhält. Zahllose Grauthiere marschiren dann hinter einander auf den Feldwegen, jedes mit riesigen Körben an den Seiten, deren zarter Inhalt die ganze Atmosphäre mit dem wunderbarsten Wohlgeruch erfüllt. Nebenher schreiten muntere Dorfschönen in blendend weißen Hemden und kleidsamen buntwollenen Vor- und Rückschürzen, Alle mit Rosen geschmückt, ebenso auch wie die Stäbe, welche sie in den Händen tragen. In dieser Weise wird das edle Erzeugniß der Fluren nach den Orten gebracht, wo man aus ihm das weltberühmte, mit Gold aufgewogene „türkische Rosenöl“ bereitet. Hat die Natur in Ostbulgarien einen so ganz anderen Charakter als drüben im Westen des Landes, so auch die beiderseitigen Hauptorte. Sophia noch eine halb abendländische Stadt, während Philippopel echt orientalisch ist, ja schon etwas an Asien, an die grotesken Städte Armeniens Gemahnendes besitzt. Man denke nur auch: Aus einer unabsehbaren, völlig ebenen grünen Fläche steigen vier hohe, kahle Felsen wie Klippen aus einem Meere auf und zwischen diesen, ja theilweise auf diesen steinernen Kolossen liegt nun die Masse der kleinen, aber freundlichen bulgarischen Häuschen, Schwalbennestern ähnlich, die sich an altes Gemäuer angeheftet

haben. Deutet in dieser Weise schon die äußere Erscheinung Philippopels an, daß wir gewissermaßen nunmehr in eine neue Welt gekommen sind, so werden wir das fortan auch in anderer Weise auf Schritt und Tritt bestätigt sehen. Namentlich wird die Landschaft rasch einsamer und einsamer, bis wir endlich die Grenzstation für die eigentliche Türkei erreicht haben. Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß hier die Revisionsplackereien, denen wir bereits anderwärts begegneten, sich wiederholen. Es sei indeß dem Schreiber dieses vergönnt, wenigstens einer besonders charakteristischen Episode ausführlicher zu gedenken, die er hier vor 2 Jahren erlebte. In mein Coupé trat, sobald der Zug hielt, ein wortkarger Osmane mit dem Bedeuten, meinen Koffer zu öffnen. Als dies geschehen, langte er mit der Gier eines Geiers nach einem darin liegenden Reisehandbuch und verschwand mit demselben trotz aller Proteste, mit dürren Worten erklärend, der Band müsse auf landesverrätherische Stellen geprüft werden, in Adrianopel, einige Stunden später, werde ich ihn zurückerhalten. Hier angekommen, höre ich den Bescheid, ich müsse mich bis Konstantinopel getrösten. Aber als ich dann dort meine Reclamation anbrachte, zuckte man nur die Achseln. Ich war indeß nicht Willens, mein Eigenthum so ohne Weiteres fahren zu lassen. Ich begab mich aufs deutsche Generalconsulat. Aber die Herren daselbst eröffneten mir gleichfalls keine günstigen Aussichten. „Man nimmt," so erklärten sie ganz unverhohlen, „die Bücher meist nur weg, um sie bei einem Buchhändler zu Geld zu machen. Ich möchte mein Glück bei einem dieser letzteren versuchen." Doch so leicht wurde man mich nicht los. Ich drohte vielmehr mit dem Auswärtigen Amte und das half endlich. Als ich einige Wochen später wieder nach Hause kam, langte auch mein Buch an, unversehrt bis auf einige Seiten, die herausgeschnitten waren. Dieselben hatten von der Stellung des Weibes im Islam und von dem Haremswesen gehandelt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß einen wohlthuenden Gegensatz zu den wenig liebenswürdigen türkischen Zollbeamten die Eisenbahnschaffner bilden, mit denen wir es von nun ab zu thun haben. Sie stellen entschieden die Elite unter allen Eisenbahnschaffnern der Welt dar, schon äußerlich betrachtet. Sie tragen eine überaus kleidsame Uniform, die sie als abendländische Beamte erscheinen lassen könnte, wäre nicht das kokette rothe Fez auf dem Kopfe. Außerdem walten sie ihres Amtes nie anders als in schwarzen Glacéhandschuhen, handhaben ein geläufiges Französisch und — man höre und staune — lehnen höflich, aber entschieden jedes Trinkgeld ab. Diese ihre noble Art hat es indeß nicht verhindern können, daß ihnen von den Eingeborenen eine urkomische Bezeichnung beigelegt worden ist. Im Türkischen wird nämlich Jeder, der sich mit einer bestimmten Sache beschäftigt, nach dieser benannt. So heißt der Kaffeekocher: Kaffeedschi, der Diener, der in vornehmen Häusern die Pfeife, den „Tschibuk", stopft: Tschibukdschi. Die Schaffner der Orientbahn pflegen nun, genau so wie ihre deutschen Collegen hier bei uns, wenn sie die Coupéthüre geschlossen haben, „fertig" zu rufen, obwohl sie sonst nicht Deutsch verstehen. Deshalb werden sie denn allgemein im Lande die Fertigdschi genannt. Eine aufheiternde Beobachtung, wie die eben erwähnte, thut übrigens dem Reisenden, nachdem er das schöne Bulgarien hinter sich gelassen hat, um so mehr Noth, als nunmehr die Gegend immer reizloser wird. Die Bergreihen, die uns bisher rechts und links begleiteten, weichen zurück, die Ueppigkeit der Fluren läßt gleichfalls rasch nach, die farblose, dürre Steppe, das echte Attribut des sonnigen Morgenlandes, rollt sich auf. Nur ein einziges interessantes Object begegnet uns noch vor Erreichung der Reichshauptstadt, das ist Adrianopel, welches wie eine Oase inmitten dieser traurigen Landschaft liegt. Schön im eigentlichen Sinne ist der Ort dieses Namens freilich auch nicht, wohl aber originell wie wenig andere, vielleicht die türkischste aller türkischen Städte. Welch ein Gewirr von engen, krummen, ungepflasterten, schmutzigen, dunstigen und halbdunklen Gassen, welch eine Zusammenschachtelung von zahllosen kleinen, verräucherten Holzhäuschen und welch ein endloses Gewimmel von indianerartig braunen, zerlumpten, wildblickenden Menschen vor diesen! Wahrlich, das ist nicht mehr Europa, das ist Asien, nicht mehr eine Stadt in unserem Sinne, sondern eher ein einziges großes Zigeunerlager mit mehr als 100 000 Inwohnern, eine echte, richtige tatarische Barackenstadt, wie sie vor Jahrhunderten auf den kahlen Hochplateaus von Centralasien zu sehen waren, beziehentlich noch zu sehen sind! Und doch ist auch diese wüste menschliche Ansiedelung nicht ohne eine hohe, herzerhebende Zier. Wie ein stolzer Pfau mitten aus einer Sperlingsschaar ragt aus dem häßlichen Haufen der Holzhütten die Selim-Moschee empor, ein Wunderbau, der unstreitig der weltberühmten Sophien-Moschee in Konstantinopel nachgeahmt ist, der aber jenes sein erhobenes Vorbild an Majestät noch übertrifft. Schreiber dieses stand stundenlang in seinem Innern und vermochte sich nicht zu trennen. Die ungeheure Kuppel, welche fast den ganzen Raum da drinnen überspannt, schien, je länger das Auge zu ihr emporstarrte, nur immer weiter sich auszudehnen und immer höher emporzuwachsen gleich dem Himmelsgewölbe, wenn es der Blick sinnend betrachtet. Hat der Reisende Adrianopel, welches ihm mit den vier riesigen Minarets der eben geschilderten Moschee noch lange nachschaut, wieder verlassen, so wird die Umgebung noch öder und menschenleerer als zuvor. In dieser Weise erreicht man schließlich eine Stelle, wo das Erdreich weithin von einem niedrigen, jedoch dichten Buschwerk überwuchert wird. Hier, bei der trübseligen Station von Tscherkeßkiöi, erfolgte vor einigen Jahren der Ueberfall einer deutschen Reisegesellschaft durch den Räuberhauptmann mit dem frommen Namen Athanasius, wobei bekanntlich auch einige der Ausgeplünderten behufs Erpressung eines hohen Lösegeldes weggeschleppt wurden. Zum Glück verwandelt sich bald darnach schon die unerquickliche Scenerie mit einem Schlage in ihr gerades Gegentheil. Der Zug läuft scharf bergab. Dabei erschließt sich höchst überraschend der Blick auf das duftig blaue Marmara-Meer und die dasselbe fern im Osten begrenzenden dunklen Bergketten Kleinasiens — einer der entzückendsten Momente einer Orientreise. Wenig später lohnt es sich auch, das Auge nach der andern Seite des Waggons zu richten. Hier taucht jetzt etwas wie ein Stück Mittelalter auf, eine halbzerfallene, aber auch so noch imposante Festungsmauer mit Thürmen und Zinnen, hinter welcher immer ausgedehnter ein wahres Meer von dicht zusammengedrängten Häusern zum Vorschein kommt, ausgegossen über eine Art Hügel, wodurch das Ganze das ungefähre Aussehen eines ungeheuren Ameisenhaufens erhält. Doch schon entschwindet das seltsame Bild wieder, wir laufen in den Bahnhof von Konstantinopel ein. Sie ist schon unzählige Male beschrieben worden die große Metropole des türkischen Reiches, so daß schon deshalb eine eingehendere Schilderung hier nicht am Platze sein würde. Um jedoch unserem Thema gerecht zu werden, wollen wir wenigstens ihre Eigenart und ihre Bedeutung mit einigen Strichen kennzeichnen. Konstantinopel ist eine Stadt, die, genau betrachtet, in zwei Erdtheilen liegt. Zieht sich doch mitten durch sie hindurch der Bosporus, jenes flußartig schmale Wasserband, welches Europa und Asien trennt. Jenseits desselben breitet sich, an steilem Hange ansteigend und im Rücken von noch höher aufgethürmten Bergen Kleinasiens überragt, die Häusermasse des Stadttheiles aus, welcher Skutari heißt. Aber auch die auf europäischem Boden liegende Stadthälfte erscheint wieder getheilt und zwar durch das sogenannte Goldene Horn, einen rechtwinklig in das Festland einschneidenden, nebenflußartigen Arm des vorgenannten Bosporus. Auf dem Südufer dieses zweiten Gewässers dehnt sich unter dem Namen Stambul die vielfach noch aus Holzhäusern bestehende, auch wenig saubere Türkenstadt mit sicher über einer halben Million Einwohnern, und zwar zum größten Theil Mohamedanern, aus. Ihr gegenüber, am nördlichen Gestade des Goldenen Horns, über welches die berühmte große, fortwährend von einem wahren Menschenstrom passirte, bei den neulichen Massacres leider auch in Blut getauchte Brücke führt, finden wir das Christenviertel und zwar in der Tiefe, am Wasser, das von Griechen bewohnte Galata, auf dem hochgehobenen Plateau dahinter, auf das man mittelst einer Drahtseilbahn unter den Häusern weg gelangen kann, das von „Franken", d. h. Westeuropäern, bewohnte vornehme Pera. Man kann sich denken, daß der Blick über die ungeheuere, ähnlich wie die „Siebenhügelstadt" Rom, über Berg und Thal vertheilte, von den tiefblauen Wasseradern durchzogene Häusermasse, wie er sich in umfassendster Weise etwa von einem der hohen Feuerthürme des Ortes erschließt, ein Genuß ist, wie er sich nicht so leicht wieder anderwärts bietet. Und doch will die Schönheit von Konstantinopel nichts besagen gegen die wirthschaftliche Bedeutung, welche ihm durch seine Lage eignet. Das Goldene Horn stellt einen der werthvollsten Häfen der Welt dar. So groß, daß es sämmtliche existirende Flotten aufzunehmen vermöchte, so tief, daß die größten Seedampfer dicht am Ufer löschen können, so still, daß niemals ein stärkerer Wind weht, ist es zugleich eine Wasserstraße, aus der man, wie nach Norden zum kalten Rußland, so auch südlich nach dem heißen Afrika gelangen kann. Aus drei Welttheilen könnten hier die Fäden zusammenlaufen und so

einen Hauptbrennpunkt von Handel und Wandel der gesammten östlichen Hemisphäre, der sogenannten Alten Welt bilden. Leider aber ist, wie so vielfach in der Türkei, auch hier die Entwickelung hinter der natürlichen Beanlagung zurückgeblieben. Und wie könnte es auch anders sein! Muß doch schon der Umstand lähmend auf den Unternehmungsgeist wirken, daß die Menschen wegen des an dieser Stelle so sehr in der Majorität befindlichen fanatischen muselmanischen Elements sich gleichsam wie auf einem Vulkan wohnend vorkommen, der jeden Augenblick seinen verderbenschwangeren Schoß unter ihren Füßen öffnen kann, wie dies ja jüngst in der That auch geschehen ist. Bei dieser Gelegenheit mag es erlaubt sein, die betreffenden schrecklichen Vorkommnisse kurz zu berühren und dabei vor Allem zu betonen, was nur selten berücksichtigt wird, daß die ja gewiß sehr zu beklagenden Armenier keineswegs ganz ohne Schuld sind, insofern als sie, die Vertreter des Kleinhandels fast im ganzen Orient, die türkische Bevölkerung nicht wenig auszusaugen pflegen. Ist es doch auch höchst bezeichnend, daß in einem Orte, wo der Armenier einzieht, der Jude, die Ueberlegenheit des Andern erkennend, sein Bündel schnürt. Darnach dürfen also die Reibungen zwischen Türken und Armeniern keineswegs als eine Art Religionskrieg aufgefaßt werden. Mit diesen Ausführungen will Verfasser nun freilich die haarsträubenden Mißhandlungen der Armenier durch die Mohamedaner, welche ohne Zweifel auch die ärgsten Christenverfolgungen der römischen Kaiserzeit in Bezug auf die Masse der Opfer übertreffen, keineswegs entschuldigen, sondern nur erklären. Verurtheilenswerth bleiben die türkischen Mordbuben immer und dies umsomehr, weil die Mordgier solcher halbwilder Völkerschaften sich leicht auch gegen andere schuldlose Bevölkerungselemente richten kann. Es ist dies die alte Geschichte vom Löwen, der Blut geleckt hat.

Wir haben unseren Streifzug durch die europäischen Besitzungen der hohen Pforte beendet. Um aber das kleine Bild von Land und Leuten der gesammten Türkei, das wir zu geben beabsichtigten, thunlichst vollständig zu machen, müssen wir einen kurzen Blick auch noch auf die außereuropäischen Gebiete werfen. Liegt doch auch das wichtigste derselben nur in Büchsenschußweite von der Hauptstadt. Kleinasien, die große Halbinsel dieses Namens, erscheint wiederum von Haus aus trefflich veranlagt. Es ist ein Terrain, auf dem fast alle Zonen Europas vereinigt sind. Ringsum läuft ein mehr oder minder breiter Küstensaum mit allem Zauber süditalienischer Regionen. Selbst noch auf den weiten Hängen am Schwarzen Meere sah Verfasser bei einem Ritte durch die Provinz Bithynien unter einem ewigen Frühlingshimmel das Erdreich mit einem einzigen dichten Hain von Lorbeeren, Myrthen, Rosmarin u. A. bekleidet. Die an 1000 Meter hohen Plateaus aber, welche jenseits dieses reizvollen Litorales das Innere des Landes füllen, gemahnen mit ihren weiten grünen Flächen und ihrer kühlen Luft an deutsche Verhältnisse und würden ein treffliches Areal für Ackerbaucolonien abgeben, wenn — nun ja, wenn eben manches anders wäre. Immerhin hat auch an dieses schöne Stück Erde abendländische Cultur bereits die bessernde Hand gelegt. Wir erkennen dies schon bei einem Ausfluge nach dem von Konstantinopel nur wenig entfernten Brussa, dem türkischen Elberfeld. Ein Localdampfer trägt uns über das schöne, stille, binnenseeartige Marmara-Meer. Dann besteigen wir eine kleine Eisenbahn, die eine bezeichnende Geschichte hinter sich hat. Als nach vielen Mühen der Bahnkörper fertig gestellt war, fehlte das Geld für das rollende Material. Endlich war auch dieses im Auslande beschafft, doch o weh, unterdeß hatte man Schwellen und Schienen gestohlen. So wäre es wohl noch lang im Cirkel weiter gegangen, hätte nicht endlich eine französische Gesellschaft die Sache in die Hand genommen. Nunmehr kann man auf der kleinen Anlage wirklich weiter kommen und erreicht so endlich einen wunderbaren Punkt. Unmittelbar am Fuß eines ungeheuerlichen, steil abfallenden Gebirgsstockes, des sogenannten bithynischen Olymps, liegt eine von üppigem Grün umrahmte, große, kuppelreiche Stadt, das schon genannte Brussa — ein Bild wie aus „1001 Nacht". Der reizende Ort ist eine wahre Oase auch in industrieller Beziehung. Hier erheben sich, zumeist von Franzosen geleitet, zahlreiche saubere Fabriken, in deren Innerem Hunderte von hübschen türkischen Mädchen die Seidencocons abhaspeln, welche die Bauern in der Umgegend mittelst ihrer Seidenraupen erzeugen. Noch großartiger sind die Culturanfänge, denen wir etwas nördlicher begegnen. Deutsche Thatkraft und deutsches Capital haben dort mit der sogenannten Anatolischen Bahn einen Schienenstrang geschaffen, der bereits bis ins Centrum der ganzen Halbinsel reicht. Dadurch ist ein Aufblühen weiter Landestheile bewirkt worden, das selbst durch die wilden Rassenkämpfe, deren Schauplatz Kleinasien in jüngster Zeit war, nur wenig beeinträchtigt werden konnte. Der merkwürdige Bahnbau hat aber noch eine viel weittragendere Bedeutung. Schon ist man dabei, ihn durch die weiten Steppen Vorderasiens bis zum fernen persischen Golf fortzusetzen und so eine Ueberlandroute nach Indien herzustellen. Was eine solche auch für Deutschand und ganz Mitteleuropa bedeuten würde, kann man erkennen, wenn man daran denkt, daß Rußland in den nächsten Jahren seinen ganze 10000 Kilometer langen Schienenweg durch Sibirien zum Stillen Ocean und nach China fertigstellen wird, durch den unsere gesammten Verkehrsverhältnisse eine Aenderung erfahren müssen und der Handel des Czarenreiches einen ungeahnten Vorsprung gewinnt. — An Kleinasien stößt die große Provinz Syrien an, welche freilich zum Theil Wüstchencharakter trägt, für uns indeß doch schon deswegen wichtig ist, weil sie auch das Gelobte Land umschließt. Bereits das Entrée erscheint hier bemerkenswerth. Wir erblicken vom Schiffe aus eine ansehnliche, weißschimmernde Stadt, aus deren Häusermasse auch schon eine Anzahl schlanker Palmen aufragt, während sich im schroffsten Gegensatz dazu dicht dahinter ein gigantischer Gebirgswall hinzieht: Beirut am Libanon, den Hafenplatz für das mehr als 100 Kilometer weiter im Land drinnen jenseits der Berge gelegene Damaskus, das seinerseits der Hauptstapelplatz für den Karawanenhandel aus den Wüsten Vorderasiens bildet. In dieser an sich so reizvollen Gegend fand in den 60er Jahren auch eine Christenverfolgung statt. Das Bergvolk der Drusen, das man gewöhnlich für eine mohamedanische Secte ansieht, obwohl es doch den „Propheten" Mohamed für den Teufel hält, fiel über die neben ihm im Gebirge wohnenden Maroniten, eine christlich-katholische Secte, her und tödtete deren an 10000. Damals verhielten sich die europäischen Großmächte nicht so indolent wie heute. Die Hauptrådelsführer der entsetzlichen Emeute, darunter selbst der Generalgouverneur von Syrien, wurden auf ihr Drängen erschossen, der Libanon erhielt einen christlichen, von der Pforte nahezu unabhängigen Gouverneur und die Drusen mußten nach dem Hauran, einem Hochlande in der syrischen Wüste, auswandern. Außerdem baute Frankreich eine regelrechte Heerstraße nach Damaskus mit zweimaligem täglichem Diligenceverkehr. Neuerdings trat an die Stelle dieser großen nützlichen Weganlage sogar eine Zahnradbahn von allerdings so liderlicher Ausführung, daß Anfangs selbst die kaiserlich türkische Uebernahmecommission sich nicht in die Waggons zu setzen getraute und auch der Verfasser im Vorjahre sich noch des Fuhrwerks bedienen mußte. Seither ist indeß der Betrieb ermöglicht worden und so kann denn nun der Tourist in bequemster Weise eine der großartigsten Fahrten machen, die es giebt. In steilem Anstieg, unter stets immer mehr sich erweiterndem Ausblick auf das blaue Meer, geht's über den mit Schnee bedeckten, sowie mit burgartig auf Felsköpfen thronenden Bergdörfern gezierten altheiligen Libanon und seine unmittelbar hinter ihm aufsteigende Parallelkette, den Antilibanon, dann hinab in die unermeßlich braune Wüste, wo im Schoße einer stundenweit ausgedehnten grünen Oase das weißglänzende Damaskus liegt, eine Stadt, die freilich nur von außen schön anzusehen ist, die im Innern aber, trotz der überschwenglichen Lobsprüche der arabischen Poeten, welche sie die „Königin der Wüste", „eine Perle vom Himmel gefallen" u. s. w. nennen, mit ihren fast durchgängig überdachten, schmutzigen und übelriechenden Gassen mehr nur einem großen Kameelstall gleicht, dazu noch besonders unangenehm durch den daselbst herrschenden Fanatismus. Mußte es doch der Verfasser selbst mit erleben, daß anständige abendländische Reisende dort verhöhnt, angespieen und gelegentlich sogar mit Steinen geworfen wurden. — Von der nordsyrischen Küste aus gelangten wir in kurzer Zeit nach dem heiligen Lande, dem letzten und zugleich interessantesten Objecte unserer Beobachtung. Leider treten uns daselbst die Merkmale türkischer Lotterwirthschaft stärker noch entgegen als anderswo, so schon bei der Ankunft im Hafen von Joppe. welcher derartig versandet ist, daß bei auch nur ein wenig heftigerem Seegang eine Landung ganz unmöglich wird und die armen Pilger wieder weiter fahren müssen, nachdem sie doch das heißersehnte Ziel schon so dicht vor Augen hatten. Am Lande finden wir dann neuerdings zwar zur Reise nach Jerusalem eine kleine Eisenbahn, die aber bereits so altersschwach ist, daß ihren Locomotiven oft auf freiem Felde der Dampf ausgeht. Ist man

trotz alledem endlich glücklich in der hochgelegenen Stadt Zion angelangt, so folgt erst recht Enttäuschung auf Enttäuschung. Schmutz, Bettelei und Verfall allenthalben, dabei eine bald mehr, bald weniger versteckte Feindseligkeit der in großer Ueberzahl befindlichen Eingeborenen, so daß man beispielsweise den altberühmten Tempelplatz noch immer nur mit militärischer Escorte besuchen kann. Das stärkste Stück dürfte indeß dies sein, daß keckes Raubgesindel auf dem vielbegangenen Wege nach dem Jordan und dem Todten Meer geradezu das Recht von der Landesregierung gepachtet hat, den Fremden einen Tribut abzupressen. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen das einst durch Terrassenbau und künstliche Bewässerung in einen wahren Garten verwandelte Land heutzutage eine furchtbare Einöde ist mit einer einzigen, aber darum um so erfreulicheren Ausnahme. Colonisten, nota bene wiederum Deutsche, wackere Schwaben, haben an mehreren Punkten mit ihren Niederlassungen wahre kleine Paradiese aus dem Boden gezaubert. Orange-Plantagen, Weingärten, Palmenhaine, Melonenfelder erinnern dort wieder an die Zeit, wo Palästina ein Land war, da wirklich Milch und Honig floß.

Unsere Rundfahrt durch die Türkei ist zu Ende. Es wird aber nun an der Zeit sein, noch ein allgemeines Wort anzufügen. Das Gebiet der hohen Pforte ist unbestritten fast durchweg ein von der Natur trefflich beanlagtes. Auch das Menschenmaterial besitzt einen guten Kern. Der echte Türke ist namentlich von enormer Anspruchslosigkeit, dabei auch streng wahrhaftig. Sein mündlich gegebenes Wort hat einen Werth wie bei uns ein Vertrag. Es muß endlich auch zugegeben werden, daß abendländische Cultur im weiten Reiche des Padischah bereits Ansehnliches zu Wege gebracht. Trotzdem ist nicht nur Einiges „faul im Staate Dänemark", sondern Alles. Bestechlichkeit, Habsucht, Despotismus in den oberen Kreisen, stumpfe Resignation und Trägheit im Volk, welches ja nur erkennen muß, daß ihm Alles nichts helfen würde. Die Frage liegt nahe, woher diese allgemeine Verkommenheit. Und sie ist auch schnell beantwortet. Die Religion, eine Sache, von der freilich heutzutage Viele meinen, sie habe für das praktische Leben keine Bedeutung, trägt allein die Schuld. Der Islam hat als obersten Grundsatz dies, daß nur der Mohamedaner der rechte Mensch ist, daß alle Andern zu verachten, ja, wenn möglich, zu vertilgen sind. Nur die Kanonen des Abendlandes verhindern es, daß diese Gedanken in die That umgesetzt werden. So muß man sich denn türkischer Seits wohl oder übel damit begnügen, Allem, was von Westen herkommt, Allem, was irgendwie nach Fortschritt und Neuerung riecht, einen möglichst hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen. In dieser Weise erklärt sich Alles. In den eben gemachten Ausführungen ist aber, wie der Grund des Uebels, so auch schon das Heilmittel angegeben. Fort mit der türkischen Religion, fort mit dem Islam! Damit soll natürlich nicht eine Ausrottung der Anhänger Mohamed's, auch nicht einmal seiner Lehre empfohlen werden. Wie Indien mit seinen 75 Millionen Muselmanen und neuerdings auch Bosnien zeigt, geht es sehr wohl an, daß Mohamedaner unter christlichem Scepter leben, aber eben nur christlich muß dieses Scepter sein, das große türkische Reich eine moderne abendländische Regierung erhalten. Nur durch eine solche Radicalcur kann eine umfassende Gesundung erzielt werden. Wie das im Einzelnen anzufangen, das zu ergründen muß freilich den Herren Diplomaten überlassen bleiben. Vielleicht wäre das Beste die Herstellung eines neutralen Staates à la Belgien. Eine vorübergehende militärische Besetzung wenigstens einzelner Theile des weiten Gebiets, so namentlich Kleinasiens, dürfte freilich auf alle Fälle nothwendig werden. Was aber auch geschehen möge, sicher ist, daß jeder Menschenfreund, jeder echte Freund der Humanität und des Fortschritts das im trüben Schein des Halbmondes liegende Türkenreich nicht wird betrachten können ohne den ehrlich gemeinten Wunsch: möchte das Wort, welches der Schöpfer einst über die ganze Welt hin aussprach, auch über dieses Stück des Erdballes erschallen, das Wort: „Es werde Licht!"

Bücherbesprechung.

— **Schleiermacher's Vermächtniß an unsere Zeit.** Religiöse Reden, gehalten in der St. Martinikirche zu Bremen von Dr. A. Kalthoff, Pastor. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1896. 2 ℳ 50 ₰. — Um über diese religiösen Reden, die der Verfasser gelegentlich selbst als „Predigten über Schleiermacher" bezeichnet, ein Urtheil zu gewinnen, kann man von der Thatsache ausgehen, daß sie in der Kirche und zwar, wie es scheint, wirklich an Stelle gottesdienstlicher Predigten gehalten worden sind. Läßt sich darüber streiten, ob derartige Vorträge überhaupt in die Kirche gehören, so ist es nach übereinstimmender Anschauung aller christlichen Zeitalter und aller christlichen Richtungen, die es je gegeben hat, eine bare Unmöglichkeit, solche geschichtlich ästhetische Abhandlungen als Predigten zur Erbauung einer versammelten Christengemeinde zu verwenden. Belehrt, angeregt, in gewisse Weise erhoben worden können die Zuhörer dadurch schon sein, aber erbaut in kirchlichem Sinne nimmermehr. Ueber jedem Vortrag steht ein Bibelspruch, der in der unbeschränktesten Freiheit der Ausdeutung, wie sie das liebe Bibelbuch sich gefallen lassen muß, als eine Art Motto für denselben gelten kann; von einer Auslegung in der herkömmlichen Weise kann schon deshalb gar keine Rede sein, weil es ein Gotteswort in der christlichen Bedeutung dieses Ausdrucks für den Verfasser gar nicht giebt. So können seine religiösen Reden auch gar nicht wie Bestandtheile der christlich erbaulichen Literatur, selbst im weitesten Sinne verstanden, abgeschätzt werden; sie können nur als religionsphilosophische Abhandlungen genommen werden, die sich in freierer Form an christliche Vorstellungen anlehnen, und lassen sich also, wenn man so will, mit gewissen Erzeugnissen des Neuplatonismus vergleichen. Aus diesem unsern Vergleich kann der Verfasser wenigstens die eine Erkenntniß gewinnen, wie alt in der Welt der Versuch ist, den er fortwährend anstellt, christliche Gedanken mit Ergebnissen philosophischer Theorien zu verbinden. Enthält so weder sein ganzes Vorhaben, noch die Durchführung der einzelnen Gedanken irgend etwas Neues, so wäre es doch zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß seine Reden nicht ein gewisses Interesse zu erwecken vermöchten. Die Art, wie er Schleiermacher's Entwickelungsgang in die Behandlung christlicher Gedanken nach seinem Schema hineinbezieht, hat mehrfach etwas Lehrreiches, nur freilich nie mit einer befriedigenden Wirkung auf einen wirklich christlichen Leser. Ihm sind bei Schleiermacher *alle* die Durchgangspunkte seines religiösen Denkens die wichtigsten, die revolutionärer Natur sind, während er den gereiftesten Früchten dieser Theologie fast bedauernd gegenübersteht. Man könnte ihn als religiösen Philosophen mit einem Aesthetiker vergleichen, der von dem Dichter Schiller nichts Anderes gelten ließe, als „Die Räuber". Sonach nehmen wir eine seiner Aeußerungen über den großen Theologen, die er gelegentlich thut, für unsere Beurtheilung in Anspruch, obwohl sie von ihm etwas anders gemeint sein mag: je besser man einen solchen Mann verstehe, desto mehr erkenne man, wie viel man noch verstehen zu lernen habe. Wenn es dem Verfasser gelänge, in diesem Verständniß Schleiermacher's wirkliche Fortschritte zu machen, dann würde er allerdings solche religiöse Reden über ihn nicht mehr halten. Er krankt, wie so viele Denker unserer Zeit, an einer sehr unphilosophischen Ueberschätzung dessen, was von der menschlichen Erkenntniß der geschaffenen Welt gegenüber geleistet worden ist, an jenem Rausch der modernen Weltanschauung, den wir bei einem Elektrotechniker oder einem Bacillenentdecker ganz erklärlich finden würden, der auch bei jungen Forschern aus allen Facultäten als ein Durchgangsstadium ein gewisses Recht haben mag, der aber einen philosophisch geschulten Denker übel kleidet. Ein solcher muß aus der Geschichte wissen, daß zwar die Menge des Erkenntnißstoffes beständig wächst, daß aber die Erkenntnißprincipien in ihrem Wechsel zu allen Zeiten dieselben sind; er muß wissen, daß die Leugnung der persönlichen Gottheit, des Wunders und der Unsterblichkeit nicht ein besonderes Erzeugniß irgend welcher modernen Denkthätigkeit, sondern der uralte Gegensatz des auf sich selbst gestellten menschlichen Denkens gegen jede Religion ist. Auf diese sogenannte moderne Weltanschauung eine Religion gründen wollen, das kann doch selbstverständlich nur zu schön klingenden Redensarten führen. Wollte der Verfasser einmal die Probe machen und seine Ideen über die Religion nicht einem schweigenden Publicum, sondern einem ernsten Denker, der sich nicht mit Phrasen abspeisen läßt, zum Vortrag bringen, er würde es erleben, wie schnell er mit der Rechtfertigung seiner religiösen Vorstellungen auf dem Trockenen säße. Die Leser werden aus Vorstehendem entnehmen, in welchem Sinne Schleiermacher hier verarbeitet worden ist und was sie von diesen religiösen Reden zu erwarten haben.

B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 137. Sonnabend, den 14. November. 1896.

Die Druiden.

Als die Römer unter Julius Caesar nähere Bekanntschaft mit den Kelten machten, fanden sie bei denselben zwei herrschende Stände, denen die Masse des Volks willen- und machtlos gegenüberstand: den Ritterstand und den Stand der Druiden. Der Ritterstand repräsentirte den Adel, die Druiden den fast allmächtigen Klerus, eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Religionen des Alterthums. Vom ganzen Volke hochgeehrt, hat diese keltische Priesterschaft, die eine feste Corporation bildete, im Leben der Nation eine überaus wichtige Rolle gespielt und wesentlich dazu beigetragen, daß bei der größten politischen Zersplitterung das keltische Volk sich doch als nationale Einheit fühlte. Die Druiden waren, um ihre Hauptfunctionen herauszugreifen, die Priester nicht nur, sondern auch die Lehrer und Richter der Nation und übten in politischen Dingen einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus, so daß es sogar vorkam, daß die Könige und Vergobreten sich ihrem Willen fügen mußten.

Ueber ihre Organisation erfahren wir aus unsern Quellen, unter denen Caesar's Denkwürdigkeiten über den Gallischen Krieg die erste Stelle einnehmen, nicht allzuviel. Wir müssen annehmen, daß sie eine sehr straffe, auf den britannischen Inseln wie in Gallien gleichmäßig ausgebildet war. Sie standen unter einem eigenen Oberhaupte, das sie sich selbst wählten, und das diese Würde, eine Art Oberpontificat mit ausgedehnter Machtbefugniß, lebenslänglich bekleidete. Nachfolger wurde der nächst Angesehenste; im Falle gleicher Ansprüche Mehrerer entschied die Abstimmung der Corporation, wobei es gelegentlich zu Parteizwistigkeiten kam, so daß Waffengewalt die Entscheidung herbeiführen mußte. Die Geschichte weiß ähnliche Vorkommnisse aus der Hierarchie anderer Religionen zu melden.

Die Druiden sind zunächst die Priester der Nation und leiten als solche alle gottesdienstlichen Handlungen; bei allen Opfern, öffentlichen und privaten, mußte ein Druide zugegen sein. Der Gottesdienst geschah nicht in Tempeln, sondern in abgelegenen heiligen Hainen; bei den Opfern soll das Laub der Eiche eine große Rolle gespielt haben, und daß sie mit schrecklichen abergläubischen Gebräuchen verbunden waren, deuten die alten Schriftsteller mehrfach an. Sie denken dabei wohl hauptsächlich an die barbarische Sitte der Menschenopfer. Es wird ausdrücklich bezeugt, daß Menschenblut an den Altären der Druiden floß; in der Regel werden Verbrecher und Kriegsgefangene die Schlachtopfer gewesen sein. Es scheint nicht, daß Caesar diese Menschenopfer, die auch Privatleute unter Assistenz der Druiden veranstalteten, um von schwerer Krankheit geheilt oder in sonstiger Gefahr geschützt zu werden, unterdrücken konnte oder wollte. Ist doch auch in dem viel civilisirteren Rom das officielle Verbot der Menschenopfer erst zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts erfolgt. Erst seit dem Ende der Regierungszeit des Augustus haben die Gallier auf das Schlachten von Menschen verzichtet. „Vorher," berichtet Strabon, „hieben sie dem zum Opfer Geweihten mit dem Säbel in den Rücken und weissagten aus den Zuckungen. Manche erschossen sie mit Pfeilen oder kreuzigten sie an den heiligen Stätten, oder sie errichteten einen Haufen von Heu und Holz, steckten allerlei Thiere und Menschen hinein und verbrannten Alles zusammen." Zur Zeit des Claudius wurde das Menschenopfer nur noch symbolisch angedeutet durch eine leichte Verwundung, und mit den wenigen Blutstropfen mußten Esus „der Entsetzliche mit seinen furchtbaren Altären", wie ihn Lucan nennt, Taranis, Teutates und andere Gestalten des keltischen Götterglaubens nunmehr fürlieb nehmen. Als Priester besitzen die Druiden die Gabe der Weissagung, sind Aerzte und in magischen Künsten erfahren. Sie allein erkunden den Willen der Götter, prophezeien die Zukunft, sei es aus den Bewegungen und dem Blute der Geopferten, sei es aus dem Vogelflug und sonstigen Vorzeichen. Cicero hat einen vornehmen Gallier, der Druide war und sich dieser Kunst rühmte, kennen gelernt, den Aeduer Divitiacus, denselben, mit dem Caesar so oft zusammenkam, daß man sich billig wundern kann, bei Caesar keine Andeutung zu finden, daß dieser einflußreiche, den Römern durchaus ergebene Mann dem Stande der Druiden angehört hat. Zu ihren magischen Künsten gehörte z. B. die Bereitung eines mystischen Schlangeneies, das als Talisman unter der Kleidung verborgen, die unfehlbare Wirkung haben sollte, einen Prozeß gewinnen zu helfen. Mit dergleichen Mitteln imponirten die Druiden nicht etwa blos dem ungebildeten Volke, sondern auch den „Gebildeten der Nation", wenn anders es wahr ist, was Plinius erzählt, daß Kaiser Claudius einen vornehmen Gallier aus dem Vocontierland lediglich deshalb köpfen ließ, weil dieser, um Erfolg bei einer Verhandlung vor dem Kaiser zu haben, das landesübliche Amulet bei sich getragen hatte. Was wir von ihren medicinischen Recepten erfahren, verräth nicht minder den krassesten Aberglauben. Unter feierlichen und umständlichen Gebräuchen, sogar unter Zuhilfenahme von Opfern wurden gewisse Pflanzen gesammelt und als Arznei für Menschen und Thiere zubereitet. So war ein besonders gepriesenes Heilmittel die Mistel, namentlich die auf Eichen wachsende. Der Priester bestieg in weißer Kleidung den Baum und schnitt mit goldener Sichel die heilige, von den Göttern gesandte Pflanze ab, die als Panacee galt, ein daraus bereiteter Trank verlieh den Thieren Fruchtbarkeit und schützte gegen jegliches Gift. Eine andere Pflanze, samolus genannt, mußte mit der linken Hand und abgewendetem Kopf gepflückt werden und der Betreffende mußte nüchtern sein; nur so übte sie ihre heilende Wirkung auf Schweine und Rinder aus. — Einen etwas höheren Begriff bekommen wir von der Lehrthätigkeit der Druiden, da sie uns zeigt, daß die Priester zugleich die Träger des gesammten geistigen Elements der Nation waren. Die griechischen Schriftsteller bezeichnen sie als die Philosophen der Kelten, als Lehrer der Weisheit überhaupt. Sie leiteten eigene Schulen, die von wißbegierigen jungen Leuten der besten Stände eifrig besucht wurden. Der Unterricht war sehr sorgfältig, aber auch sehr langwierig, weil Alles, was gelehrt wurde, dem Gedächtniß eingeprägt werden mußte; denn die Lehre der Druiden durfte nicht schriftlich aufgezeichnet werden, die profane Menge sollte nichts davon wissen. So lernten die Adepten Tausende von Versen auswendig, und es kam vor, daß manche zwanzig Jahre lang an dem Unterricht theilnahmen. Diese Geheimhaltung bezog sich wohl hauptsächlich auf die theologische Disciplin; aber auch davon drang Manches in weitere Kreise. So rühmten sich, von den Druiden belehrt, alle Gallier, von einem Gotte abzustammen, den Caesar mit römischem Namen Dis pater nennt, und der vielleicht mit dem aus einigen Bildwerken bekannten keltischen Cernunnos identisch ist: eine häßliche Gestalt mit rohen Gesichtszügen, die auf dem Kopf ein Hirschgeweih trägt und auf dem Schoß einen Geldsack hält, kauernd mit untergeschlagenen Beinen. Die Ethik der Druiden lehrte Frömmigkeit gegen die Götter, Vermeidung des Bösen und Uebung der Tapferkeit; die Menschenseele sei ewig und wandere nach dem Tode in einen andern Körper über. Diese Berührung mit der pythagoreischen Lehre ist natürlich den Alten aufgefallen und hat Anlaß gegeben zu allerhand Fabeleien, als wenn die Druiden diese Lehre von Pythagoras übernommen hätten, wovon nicht die Rede sein kann. Jedenfalls ist es nicht richtig, daß der Unsterblichkeitsglaube den wesentlichsten und charakteristischen Bestandtheil der druidischen Religion ausgemacht habe, denn er war im ganzen Alterthum verbreitet; die Druiden hatten ihn aber zum Dogma

erhoben, sie sahen in ihm ein Hauptmittel, zur kriegerischen Tapferkeit anzuspornen und die Todesfurcht zu beseitigen, und dieses Dogma hat denn auch im ganzen Volke feste Wurzel gefaßt. So war es bei den Kelten, wie bei den Griechen und Römern Sitte, den Verstorbenen Gegenstände des täglichen Lebens mit ins Grab zu geben, damit sie im zweiten Leben nicht dasjenige entbehrten, was sie im ersten besessen. Die Funde keltischer Gräber bestätigen das. Auch an Beispielen von Selbstopferung hat es nicht gefehlt, man folgte dem geliebten Todten freiwillig auf den Scheiterhaufen, um das künftige Leben mit ihm gemeinsam zu genießen. Weiter erstreckte sich der Unterricht der Druiden auf Naturkunde und Astronomie. Sie beobachteten die Bewegungen der Gestirne und schufen sich so einen Kalender, für den die Bewegung des Mondes maßgebend war. Wie an die Unsterblichkeit der Seele, so glaubten sie auch an die Ewigkeit der Materie, aber sie lehrten, die Form der Welt werde einst durch Wasser und Feuer zerstört werden.

Ihrer geistigen Ueberlegenheit und ihrer Eigenschaft als Priester einer gläubigen Gemeinde verdankten die Druiden wohl hauptsächlich ihre Stellung als Richter der Nation. Das Volk hatte unbedingtes Vertrauen zu ihrer Gerechtigkeit und hing mit peinlicher Frömmigkeit und blindem Gehorsam an seinen Priestern, wie etwa heute noch die Iren. Aus ihrer priesterlichen Allmacht entwickelte sich nach und nach eine ziemlich umfassende Jurisdiction. Sie entschieden schließlich in fast allen öffentlichen und privaten Sachen und hatten namentlich die Grenz- und Erbschaftsprozesse an sich zu ziehen gewußt; auch über Blutschulden richteten sie, sie bestimmten das „Wehrgeld" (irisch éric), setzten die Strafen fest. Die Gerichtssitzungen fanden alljährlich zu einer bestimmten Zeit statt, an einem geheiligten Ort (in loco consecrato), im Lande der Carnuten (um Chartres), wo der Hauptsitz des Druidenthums in Gallien gewesen zu sein scheint. Eine furchtbare Waffe stand ihnen bei ihrer richterlichen Thätigkeit zu Gebote, die Excommunication, die bei den Kelten eine ganz andere Bedeutung hatte als bei den Griechen und Römern. Bei diesen erfolgte sie von Staatswegen, bei den Kelten war es die geistige Waffe des Klerus. Wer sich dem Spruche der Druiden nicht fügte, einerlei, ob Privatmann oder Gemeinde, den traf der Bann, d. h. er war nach der Anschauung der Kelten völlig ehr- und rechtlos, er war einem Verbrecher gleichgeachtet, Jedermann mied ihn wie einen Pestkranken; er fand keinen Richter mehr. Man glaubt sich ins Mittelalter versetzt. „Man war nicht fern von einem Kirchenstaat mit Papst und Concilien, mit Immunitäten, Interdicten und geistlichen Gerichten; nur daß dieser Kirchenstaat nicht wie der der Neuzeit von den Nationen abstrahirte, sondern vielmehr vor allen Dingen national war." (Mommsen.) So konnte es nicht fehlen, daß die keltische Priesterschaft es auch versuchte, das weltliche Regiment an sich zu reißen, was ihr auch theilweise glückte. Sie sprachen in der Entscheidung über Krieg und Frieden ein gewichtiges Wort mit, sie leiteten da, wo das Jahreskönigthum bestand, wie bei den Aeduern, im Falle eines Interregnums die Wahlen. So kann Dio Chrysostomus mit Recht sagen, daß in Wahrheit die Druiden die Herrschergewalt in den Händen hatten, daß die Könige „auf ihren goldenen Thronen und in ihren großen Palästen" nur das vollzogen, was jene wollten. Kein Wunder also, daß die Aufnahme in diesen einflußreichen Stand, der sich außerdem von Steuern und Kriegsdienst zu befreien gewußt hatte, eifrig erstrebt wurde.

Unter der römischen Herrschaft hörte natürlich zunächst die Jurisdiction der Druiden auf und in verhältnißmäßig kurzer Zeit ging die ganze Institution ihrem Ende entgegen. Die in religiösen Dingen sonst so tolerante römische Regierung erblickte in dem Druidenthum mit seinem Zauber- und Geheimmittelkram, „bei dem die Priester zugleich die Aerzte spielten und wo neben dem Besprechen und Besegnen auch Menschenopfer und Krankenheilung durch das Fleisch der also Hingeschlachteten vorkam", doch etwas so Bedenkliches, daß sie energisch dagegen einschreiten zu müssen glaubte. Während Augustus nur den römischen Bürgern die Theilnahme an der Druidenreligion untersagte, verbot Tiberius dieses Priesterthum mit seinem Anhang von Lehrern und Heilkünstlern überhaupt, und da dieses Verbot, wie es scheint, nicht den gewünschten praktischen Erfolg hatte, erneuerte es Kaiser Claudius. Der oben angeführte Fall der Hinrichtung eines vornehmen Galliers zeigt, daß die Maßregel sehr ernst gemeint war. Da der Sitz des Priesterthums, wo es sich am sichersten fühlen durfte, Britannien war, so hat vielleicht Mommsen nicht Unrecht, wenn er vermuthet, die Besetzung Britanniens unter Claudius sei zum guten Theil deshalb beschlossen worden, um das Druidenthum, das hier mehr als irgendwo sonst das ganze Volk durchdrang, an der Wurzel zu fassen. Auch die von Augustus durchgeführte Organisation der gallischen Provinzen, welche Lugudunum (Lyon) nicht nur zur römischen Landeshauptstadt, sondern auch zum Sitz des keltischen Landtags und des religiösen keltischen Jahresfestes machte, verfolgte offenbar die Tendenz, die alten traditionellen Zusammenhänge und den Einfluß des nationalen Adels und der nationalen Geistlichkeit zu beseitigen. Trotzdem läßt es sich eigentlich nicht erweisen, daß die Druiden zu jener Zeit offene Opposition gegen die Fremdherrschaft gemacht hätten. Wie dem auch sei, die Unterdrückung des Druidenthums wurde energisch betrieben und wenn dabei die humane Rücksicht vielleicht entscheidend war, so hat doch sicherlich die politische ebenfalls eine Rolle gespielt. Mit einem Schlage war die Institution natürlich nicht beseitigt, aber sie war doch tödtlich getroffen. In den Wirren des Jahres 70, als das Capitol in Flammen aufging, erhoben sich die Stimmen der Druidenpriester noch einmal, um auf dieses göttliche Zeichen hinzuweisen, das die Weltherrschaft für die Gallier ankündigte. Und auch der ältere Plinius berichtet noch von druidischen Opfern und abergläubischen Gebräuchen als von etwas noch Bestehendem. Hierauf aber verschwinden die Spuren des Druidenthums auf dem Festland; wie es scheint, konnte es sich auf den britannischen Inseln, von denen es ausgegangen war, besser halten. Unter Nero sehen wir auf der Insel Mona (Anglesey) die Druiden noch in voller Thätigkeit, wie sie die Bevölkerung zum Kampf gegen die fremden Eroberer zu begeistern suchen, wie sie mit ihren grausigen Verwünschungen und Litaneien die römischen Soldaten in Schrecken setzen, wie ihre heiligen Haine mit den von Menschenblut befleckten Altären zerstört werden (Tacitus). Weitere Belege für die Fortexistenz des Druidenthums, namentlich in Irland, bietet die altirische Literatur, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.*) Auch für Gallien wird der Name Druiden noch von einigen späteren Autoren bezeugt, aber da handelt es sich nur noch um Reminiscenzen an den alten berühmten Stand, nicht um eine lebendige Institution. Wir erfahren, daß sich adlige Familien noch in später Zeit ihrer druidischen Abstammung rühmen; daß es „weise Frauen" in Gallien gab, die sich „Druidinnen" nannten und sich sogar des Zuspruches römischer Kaiser erfreuten. Sie haben eben unter dem berühmten Namen ihre weissagerischen Künste geübt und sich anscheinend ebensogut dabei gestanden wie moderne Kartenschlägerinnen und Somnambulen.

Wie alt das Institut der Druiden ist, läßt sich nicht feststellen; jedenfalls hat es in Gallien geraume Zeit vor Caesar existirt, aber man glaubte zu seiner Zeit noch zu wissen, daß es von Britannien nach Gallien gebracht worden sei und Caesar fügt hinzu, daß die Gallier, welche sich eingehender über die Disciplin unterrichten wollten, es vorzögen, directe Belehrung in Britannien zu suchen. Es scheint hiernach, daß das Druidenthum sich nur auf die britannischen Inseln und das eigentliche Gallien erstreckt hat; in Spanien, im südlichen Gallien, in Oberitalien und wo sonst noch Kelten saßen, finden wir keine Spur davon, den Germanen war diese Institution vollkommen fremd. Ob die nach Kleinasien gewanderten Gallier Druiden gekannt haben, ist zum Mindesten zweifelhaft. Allerdings bietet der drunemeton genannte heilige Ort, an dem der Senat der Galater seine Gerichtssitzungen abzuhalten pflegte, eine auffallende Analogie zu dem locus consecratus im Lande der Carnuten, wo die Druiden alljährlich ihre Jurisdiction ausübten. Das keltische Wort nemeton bedeutet nämlich „Heiligthum", die Vorsatzsilbe dru kehrt wieder in dru-idae. Der Name bedeutet wahrscheinlich die „Hochweisen"; mit dem griechischen Wort für Eiche (δρῦς), mit welchem ihn einige alte Autoren zusammenstellen, hat er nichts zu thun. — Schließlich sei erwähnt, daß man die allenthalben (z. B. auch in Afrika) auftretenden megalithischen Denkmäler (Cromlechs, Menhirs u. s. w.) gelegentlich auch als Druidensteine oder Druidenaltäre bezeichnet, ohne daß aber eine sichere Gewähr für diese Annahme vorhanden wäre. Desgleichen sind Vermuthungen über angebliche Druidenberge, Druidentempel (Druidenkreise) und Druidenhöhlen mit der nöthigen Skepsis aufzunehmen.

M. Ihm.

*) Vgl. d'Arbois de Jubainville, Cours de littérature celtique, Bd. I. S. 111—240.

Die Muskelkraft der niederen Thiere.

Viele niedere und oft sehr unansehnliche Thiere sind mit einer Muskelkraft ausgestattet, welche die des kräftigsten Menschen im Vergleich mit seinem Gewicht weit überragt. Am Auffallendsten zeigt sich diese Kraft und Ausdauer in den Muskelbewegungen während des Fluges. Wir bewundern oft den anhaltenden Flug der wandernden Vögel und besonders die Schnelligkeit, mit welcher die Schwalbe die Lüfte durcheilt, und doch zeigen uns auch die gemeinsten Insecten dieselbe Erscheinung. Die Bremsen und Bremsfliegen, die weidende Rinder und Pferde umschwärmen, reizen dieselben durch den summenden Ton ihres Fluges zu wilder Flucht, ohne sie nur einen Augenblick zu verlassen, bis sie dieselben nach Erschöpfung ihrer Kräfte endlich überfallen, um ihr Schmarotzergeschäft zu beginnen. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art dürfte wohl jener Fall sein, den ein englischer Reisender erzählt, der in einem Dampfwagen in einer Stunde mehr denn fünf deutsche Meilen zurücklegte. Dieser Wagen wurde eine weite Strecke von einer dicken Hummel mit einer noch weit größeren Geschwindigkeit begleitet, indem sie noch Zeit fand, um den Wagen herumzufliegen und im Fluge Zickzacklinien zu beschreiben, während sich der Zug einem heftigen Winde entgegen bewegte.

Abgesehen jedoch von der gewaltigen Flugkraft, die namentlich vielen Vögeln eigen ist, besitzen die niederen Thiere im Vergleich zu ihrem Gewicht bisweilen eine viel größere Muskelkraft, als alle Wirbelthiere der Erde. Prof. Plateau in Lüttich hat jüngst höchst interessante Versuche angestellt, die Kräfte verschiedener Arten zu messen, und dabei sein Augenmerk besonders auf Krebse, Maikäfer, Todtengräber und Rohrkäfer gerichtet. Die aus diesen Experimenten hervorgegangenen Resultate sind geradezu überraschend. Die Kraft eines Pferdes, das 600 Kilogr. wiegt, beträgt nach dem Dynamometer von Regnier kaum zwei Drittel seines Gewichts, also 400 Kilogr. Nun giebt es aber Laubkäfer, die kaum ¼ Gramm wiegen und deren Muskelkraft einem Gewicht entspricht, das siebenzigmal schwerer ist, als ihr eigener Körper. Ein niedriger plumper Käfer ist demnach verhältnißmäßig bei hundertmal stärker, als das stolze und kräftige Thier, dessen Muth und Kraft wir uns dienstbar gemacht haben. Ein kleiner Kothkäfer (Onthophagus), der kaum 1 Decigr. wiegt, ist im Stande, eine Last fortzuschieben, die das Gewicht seines Körpers fast hundertmal übersteigt. Wo bleibt da der Mensch mit seiner gerühmten Körperkraft? Im Vergleich mit der Leistung dieses winzigen Käfers müßte er doch wenigstens mit Bällen spielen können, die 6000 Kilogramm schwer sind, und dem Elefanten müßte es eine Leichtigkeit sein, schon recht ansehnliche Berge von ihrer Stelle zu rücken. Nehmen wir einen Roßkäfer in die geschlossene Hand, so bemerken wir bald die gewaltigen Anstrengungen, die er macht, um sich daraus zu befreien. Und wer sollte nicht schon Ameisen beobachtet haben, die mühsam Gegenstände forttransportirten, die wohl dreimal größer, als sie selbst waren? Der Todtengräber (Necrophorus) schleppt eine noch weit größere Last fort und vergräbt sie fußtief in den harten Boden, um daran seine Eier abzulegen. Der Floh und manche kleine Springkäfer hüpfen in eine Entfernung mit einer Kraft, daß kein Mensch es ihnen nachzuthun vermag. Ersterer ist sogar im Stande, eine Last zu tragen, die sechzigmal schwerer ist, als sein eigenes Gewicht. Der Mensch, dessen Gewicht durchschnittlich 75 Kilogramm beträgt, müßte demnach eine Last von 90 Centnern tragen, wenn er es diesem kleinen Insect gleichthun wollte. — Jeder Freund von genießbaren Seemuscheln weiß aus Erfahrung, welche Anstrengung bisweilen erforderlich ist, die Schließmuskeln zu überwältigen, welche die beiden Schalen der Auster, Miesmuschel u. dergl. zusammenhalten. Und wie gefährlich es ist, in den tropischen Meeren der großen Riesenmuschel (Tridacna gigas), deren Schalen wir hier und da als Weihbecken aufgestellt finden, unvorsichtig zu nahen, hat schon mancher Unkluge erfahren, der seine Hand zwischen deren Schalen steckte und sich dann vergeblich abmühte, sie wieder zurückzuziehen, so lange das Thier noch lebte. „Ich selbst," berichtet Prof. Plateau, „bin wiederholt Augenzeuge von einer Thatsache gewesen, die mich beim ersten Anblick in Staunen versetzte. Wenn man nämlich die Schalen einer lebenden Klaffmuschel (Mya arenaria) mit irgend einem spitzigen Instrument zu öffnen sucht und dabei in der Nähe des Schlosses verletzt, so vernimmt man auf einmal ein Knarren und Krachen und sieht mit Verwunderung, wie durch die Zusammenziehung der kräftigen Schließmuskel plötzlich beide so feste Schalen zusammenbrechen." Welche gewaltige Kraft muß dieses unansehnliche Weichthier besitzen, sein eigenes steinernes Haus über sich zusammenstürzen zu lassen! Derselbe Gelehrte suchte auch mittelst eines einfachen Apparates die Zugkraft zu bestimmen, die bei verschiedenen Muscheln zur Oeffnung ihrer beiden Schalen erforderlich ist, und seine Versuche bestätigen die außerordentliche Muskelkraft, über die diese Thiere verfügen. Die bekannte Hufmuschel (Ostraea hippopus) lieferte das merkwürdige Beispiel, daß eine Last von 17 Kilogramm kaum im Stande war, ihre Schalen zu öffnen, während die warzige Venusmuschel (Venus verrucosa) eine Zugkraft von 5 Kilogramm ertrug und die Miesmuschel nur einem Gewicht von 3 Kilogramm noch Widerstand zu leisten vermochte. Demnach scheint die Muskelkraft dieser Thiere ganz bedeutend, da sie das Gewicht derselben mehr als hundertmal übersteigt. Am auffallendsten jedoch zeigt sich die Widerstandsfähigkeit bei der kleinen Tellmuschel (Tellina), die zur Herstellung des Gleichgewichts ihrer Muskelkraft mit der angehängten Last ein Gewicht erfordert, das die Schwere ihres Körpers 346 mal übertrifft, sowie besonders bei der kaum 2 Zoll langen Archen-Kammmuschel (Pectunculus), deren Schließmuskel erst einem Gewicht nachgeben, das dem ihres Körpers 492 mal überlegen ist.*) Gehen wir von den Insecten und Weichthieren zu den Krebsen über, so begegnen wir gleichfalls Beispielen von Muskelkraft, die scheinbar die Kräfte, deren sich die höher organisirten Thiere erfreuen, ganz beträchtlich übersteigen. Wenn sich die Strandkrabbe auf einer ebenen Fläche hin bewegt, auf der sie sich einigermaßen fest zu halten vermag, so kann sie eine Last sich nachziehen, die fünfmal so schwer ist, als sie selbst. Die Scheere des Taschenkrebses ist eine gefährliche Waffe, der Jedermann gern ausweicht, und die Kraft, mit der sich diese lebende Zange schließt, ist außerordentlich. In allen Seehäfen kann man Geschichten von unvorsichtigen Fischern erzählen hören, in denen die zwischen den Scheeren eines Taschenkrebses oder eines Hummers zerbrochenen Finger derselben die Hauptrolle spielen. Prof. Plateau selbst begegnete einst einem Fischhändler, dessen Wange von der Scheere eines Hummers, dem er sich unvorsichtig genähert hatte, grausam entstellt worden war. Die an der Meeresküste heimischen Krebshändler binden daher die Scheeren der großen Krebse, die sie nach dem Innern versenden, fest zusammen, weniger vielleicht damit sie keinen Menschen verletzten, als vielmehr um diese kampflustigen Thiere abzuhalten, sich unter einander selbst zu verstümmeln und zu verspeisen. Wer nur einmal die großen Markthallen in Havre oder Paris besucht hat, wird über die ungeheure Menge gewaltiger Seekrebse erstaunt gewesen sein, die mit gebundenen Scheeren über einander gehäuft dalagen und mit rollenden Augen ihre langen Fühler bewegten. Zu demselben Zwecke durchschneiden die Fischer den gefangenen Hummern oft die Sehne, die das Ausspreizen des beweglichen Fingers veranlaßt, so daß das auf diese Weise verstümmelte Thier seine Kneipzangen nicht mehr zu öffnen vermag. Die Scheeren der Krebse befinden sich bekanntlich an den beiden vordersten Gangbeinen und bilden deren äußerste Glieder. Der größere Schenkel dieser lebenden Zange zeigt sich starr und unbeweglich, während der kleinere unbewegliche Finger sowohl die Ausspreizung, als auch die Schließung derselben bewerkstelligt. Diese abwechselnden Bewegungen gehen von dem Gelenk aus, das die beiden Schenkel verbindet. An der Basis des beweglichen Gliedes erblicken wir zwei Höckerchen, von denen jedes eine feste Sehne verbirgt, die mit einem Muskel in Verbindung steht, von denen der eine, der Beugemuskel, dick und kräftig ist und fast die ganze Höhle des größeren Schenkels ausfüllt. Diese Beschaffenheit des Beugemuskels läßt auf die Gewalt schließen, die derselbe auf die Zusammenziehung der Scheere übt. Der Streckmuskel dagegen, der sich in demselben Schenkel befindet und die Ausspreizung der Scheere zu besorgen hat, ist bedeutend schwächer. Versucht man, die geschlossene Scheere einer Krabbe zu öffnen, so ist eine Anstrengung erforderlich, die dem Gewicht von 3 Kilogramm entspricht, ihr eigenes Gewicht also fast zehnmal übersteigt. Kein Mensch ist einer solchen Leistung fähig. Der Taschenkrebs dagegen, der doch der Krabbe gegenüber als ein wahrer Riese erscheint, entwickelt in seinem Beugemuskel trotzdem nur eine Kraft, welche die der Krabbe kaum um das Doppelte übersteigt.

---

*) Bulletins de l'Academie royale de Belgique, 3e série, tom. VI, No. 9—10.

Aus alledem geht hervor, daß die Muskeln vieler Insecten, Muscheln und Krebse weit kräftiger zu sein scheinen, als die unsrigen und die der höheren Thiere. Ist dies aber auch wirklich der Fall? Wir haben es hier mit einem physiologischen Gesetz zu thun, das nicht schwer zu erklären ist. Nehmen wir einen aus gleichen Fasern gebildeten Muskel an, so wird das Gewicht, das derselbe zu heben vermag, von der Zahl der Fasern abhängen, aus denen er besteht. Wenn nun eine Faser im Stande ist, 1 cgr zu heben, so wird ein Bündel von zehn solchen Fasern 10 cgr heben. Die Länge der Fasern, die zu einem Muskel gehören, hat nur Einfluß auf die Höhe, zu welcher die Last gehoben wird. Wenn demnach eine Muskelfaser von 1 cm Länge ein Gewicht von 1 cgr bis zu einer Höhe von 1 mm zu heben vermag, so wird eine solche Faser von 10 cm Länge dasselbe Gewicht Gewicht 10 mm hoch emporheben können. Eine längere Muskel ist demnach nicht fähig, ein schwereres Gewicht zu heben, als ein kurzer Muskel, der dieselbe Anzahl von Fasern enthält. Durch die sorgfältigsten Untersuchungen ist nun festgestellt worden, daß 1 qcm der Durchschnittsfläche von dem Beugemuskel der Krabbe einem Gewicht entspricht, das 4000 g ein Wenig übersteigt. Der Beugemuskel mancher Muschelthiere ist noch kräftiger, denn 1 qcm der Durchschnittsfläche dieses Muskels von der Auster repräsentirt einen Werth von 5000 g, von einer Miesmuschel sogar fast 8000 g. Die Muskelkraft des Menschen erreicht dieselben Werthe, indem z. B. 1 qcm der Durchschnittsfläche seines Wadenmuskels dem Gewicht von 9000—10000 g entspricht. Die Muskeln der niederen Thiere sind demnach verhältnißmäßig durchaus nicht kräftiger, als die unserigen, und wenn sie ganz außerordentlicher Anstrengungen fähig scheinen, so rührt dies von der geringen Länge ihrer Muskelfasern her. Wir haben demnach keinen Grund, diese niederen Lebewesen zu beneiden.

L. Haschert.

Bücherbesprechungen.

— Deutsches Frauenleben, ein Festspiel. Dramatische Culturbilder von Ernst Johann Groth. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1896. Preis 1 ℳ. — Drei Stücke sind in dem schmuck ausgestatteten Büchlein enthalten: 1) Frau Ursula (Zeitalter der Reformation). 2) Madame Breitkopf (Rococozeit). 3) Leier und Schwert (Zeit der Befreiungskriege). Sie sind bei der Jubelfeier der höheren Schule für Mädchen in Leipzig mit großem Erfolge zur Aufführung gekommen. An Dichtungen, die zu solch einem Festtage geschaffen und von Schülern oder Schülerinnen vor dankbaren Eltern und wohlwollenden Freunden aufgeführt werden, darf man zumeist keinen allzu strengen kritischen Maßstab anlegen. Für die flüchtige Unterhaltung einer ohnehin von festlicher Stimmung getragenen Stunde bedarf es keiner hohen poetischen Unkosten. Um so angenehmer ist man überrascht, in den vorliegenden drei Scenen wirklich feinsinnige, geschmackvoll abgetönte, dabei knapp gefaßte und wohlgerundete Sittenbilder zu finden, die nicht allein auf sorgfältigen literarischen Studien beruhen, wiewohl sie nirgend mit Gelehrsamkeit prunken, sondern auch im Ausdruck eine nicht gewöhnliche Sicherheit und Anmuth zeigen. Der Blankvers ist in dem ersten und dritten Stück mit einem Geschick gehandhabt, daß man seine helle Freude daran haben muß. Und nicht minder flüssig liest sich die süßliche Schnörkelprosa der Madame Breitkopf. Es mögen nicht viele Schulen in der glücklichen Lage sein, im eigenen Collegium eine dichterisch begabte Kraft zur Verfügung zu haben, die ebensowohl die schlichte Herzlichkeit des sechszehnten Jahrhunderts wie die galante Zierlichkeit des französirenden Zeitalters und den fortreißenden Schwung der Tage des Ringens gegen den welschen Unterdrücker mit festen Strichen zu zeichnen vermag. Das dramatisch bewegteste und wirksamste Stück ist nach unserer Meinung das mittlere. Aber die patriotische Wärme des dritten mag bei der Darstellung doch die Forderung der künstlerischen Steigerung erfüllt und den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen haben. Von Zeit zu Zeit kleine dramatische Aufführungen zu veranstalten ist ein an vielen höheren Schulen gern geübter Brauch. Man darf erwarten, daß unsere höheren Mädchenschulen Groth's dramatische Culturbilder aus dem deutschen Frauenleben für solche Zwecke freudig willkommen heißen werden. Die scenische Einrichtung ist durchaus einfach, die Einheit von Ort und Zeit ist überall streng gewahrt. Die Regie macht also nicht die mindesten Schwierigkeiten. Auch Liebhaberbühnen können wir diese dramatischen Cabinetsstückchen nur angelegentlich empfehlen. Ja wir sollten fast meinen, selbst unsere großen Theater, die manchmal zu ihren sogenannten Festvorstellungen eine recht anfechtbare Wahl treffen, dürften diesen Stückchen recht wohl Beachtung schenken. R. B.

— Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie von Dr. Adolf Thimme. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1896. Preis 2 ℳ, geb. 2 ℳ 80 ₰. — Das deutsche Volk besitzt in seinen Liedern, Sagen und Märchen einen Schatz von unermeßlichem Werthe. Aber noch immer fehlt es vielfach an der rechten Würdigung dieses Reichthums. Das vielbewegte Leben der Gegenwart ist dem beschaulichen Charakter dieser sinnigen Dichtungen nicht hold. Nur das naive Kindesalter kennt noch die selig gläubige Stimmung, die für den vollen Genuß dieser köstlichen Zeugnisse von dem Sinnen und Träumen unserer Ahnen unerläßlich ist. Der Verfasser der in diesem Buche vereinigten Aufsätze hat sich den echten kindlichen Sinn erhalten, der mit dem im Walde verirrten Geschwisterpaare klagt, mit dem tapferen Königssohne keck auf Abenteuer auszieht, ohne Furcht in dem verwunschenen Schlosse nächtigt, ritterlich ficht gegen allerhand wundersam gestaltete Ungeheuer, freundschaftlich sich mischt in den Reihentanz der Nixen und Elfen und frohgemuth zuletzt den Lohn seiner Heldenthaten einheimst. Er verfolgt mit nie ermüdendem Jagdeifer die Spuren der Sagen und Märchen bis dahin, wo sie sich verlieren in den dunklen Urwald der Vorzeit, in die Tage Wuotan's und Donar's. So sind denn seine Darlegungen wohl geeignet, das Verständniß für dies herrliche Volksgut zu fördern und den Blick zu öffnen für den poetischen Gehalt und die sittengeschichtliche Bedeutsamkeit dieser aus den ältesten Tagen unseres Volkes, ja zum Theil sogar aus der indogermanischen Urzeit herüberklingenden Ueberlieferungen, von denen unser Doctor Luther einmal sagt: „Ich möcht mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold." Die sieben Abhandlungen des Buches tragen folgende Ueberschriften: Zur Geschichte der Volkspoesie. Zur Charakteristik des Volksliedes. Blumen und Bäume im Volksliede. Land und Leute im Märchen. Geburt, Hochzeit, Tod und Ewigkeit. Fabel- und Wunderwesen. Antike Märchen in deutschem Gewande. Was Vilmar's bekanntes Handbüchlein für das Volkslied im engeren Sinne, das etwa wollen diese Studien für das gesammte Gebiet der Volksdichtung sein. Nicht an gelehrte Leser wendet sich das Buch, sondern an Alle, die an dem tiefen und zarten Empfinden der deutschen Volksseele ihre Freude haben. Die Sprache ist frisch und anregend und wird auch dem Sinn für das Scherzhafte in unseren Sagen und Märchen gerecht. Man möchte dem Buche recht viele verständnißvolle Leser wünschen. R. B.

— Kalender der Illustrirten Zeitung. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. Preis 1 ℳ. — Einen nach Format und Ausstattung höchst aparten Kalender für 1897 schickt die „Illustrirte Zeitung" an ihre zahlreichen Freunde im Lande. Den Umschlag bildet Caspari's badendes Mädchen in weitbauschigem grünschimmerndem Gewande. Jedes Monatsblatt weist neben dem Kalendarium ein sinnig gewähltes Bild auf. Obenan steht billig das markige Kaiserbildniß von Vilma Krüger-Parlaghi. Zur Kennzeichnung des tanzfrohen Hornung dient René Reinicke's „Lustige Gesellschaft". Zwei tiefsinnige Compositionen von Sascha Schneider umrahmen stimmungsvoll die stillen Wochen der Passionszeit. Vom Aprilblatte blickt uns das mächtige Bismarckbild Lenbach's entgegen. Schelmisch lächelt uns der Wonnemond an aus den Augen eines blüthengeschmückten Mägdleins — Studienkopf von G. Ferrier. Zum Juni liefert Franz Stuck ein lustig-geheimnißvolles Amor- und Storchenbild. Arnold Böcklin's „Spiel der Wellen" markirt den Juli als den Beginn der Badezeit. Bodenmüller's „Sommerluft" malt zum August das wohlige Behagen in kühler Fluth. An die Zeit des reifenden Weines mahnt Eduard Grützner's „Schlesischer Zecher" (September). Des edlen Waidwerks lustig Halali hören wir im October aus Hans Makart's „Jagdzug der Diana" erklingen. Für den November — Bußtag, Todtenfest — steuert Gabriel Max ein innig ergreifendes Bild bei: „Fürbitte am Allerseelentag". Den Christmond schmückt Fritz v. Uhde's „Verkündigung bei den Hirten". Die Blätter sind nicht geheftet, sondern hängen an Oesen, damit man sie bequem umschlagen kann. Den besonderen Zweck des eigenartigen Kalenders verräth das letzte Blatt. Hoffentlich übersieht Niemand den zarten Wink, der am Schlusse gegeben wird: „Unterzeichneter bestellt hiermit" u. s. w. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 138. Dienstag, den 17. November. 1896.

Zum Gedächtniß Gustav Theodor Fechner's.

Zum 19. November.

Von Dr. Adolf Voigt.

„Ueber die Bedeutung des Leipziger Rosenthals in der Geschichte der Philosophie" ließe sich dies Erinnerungsblatt an den Leipziger Philosophen Fechner überschreiben, der der Leipziger Universität als Student, Privatdocent und zuletzt seit 1834 als ordentlicher Professor der Physik bis zu seinem Tode i. J. 1887 angehört hat. Akademie heißt uns jetzt ein Institut, das die höchste Wissenschaft lehrend und lernend pflegt, ursprünglich aber war die Akademie auch eine Art Rosenthal vor den Thoren Athens; andere Schulen nannten sich nach „den Gärten" und nach „der Halle", deren Nachfolger sich als Stoiker und Epikureer bezeichneten. Mag diese locale Heimath in einem sehr zufälligen Zusammenhang mit der dort gelehrten und von dort aus verbreiteten Weltansicht stehen, wichtig und wesentlich für die Gesammtentwickelung der Philosophie ist es gewesen, daß sie in ihrer griechischen Heimath mitten im Leben stand, im Freien aufwuchs, daß sie Selbsterkenntniß und Selbstbewußtsein einer freien Nation sein, deren Wollen Richtung und Ziel setzen wollte. Für die moderne Welt hat sich die Philosophie in Studirstuben und Hörsäle, Bücher und Bibliotheken zurückgezogen und bei der unübersehbaren Ausdehnung schon der Einzelwissenschaften ist das nicht anders möglich. Dennoch verlangt immer wieder die Menschheit gebieterisch gerade auf die höchsten und letzten Fragen die einfachsten Antworten; sie verlangt sie bald von der Wissenschaft, bald vom Glauben, und beide werden gut thun, ihre Sonderart der Beantwortung gegenseitig zu beachten und zu achten. Was eine Vereinfachung, Klärung und Zusammenfassung der einzelnen Probleme in eine einheitliche Weltanschauung bedeutet, was überhaupt das viel mißbrauchte Wort: Weltanschauung besagen will, das kann uns der Eingang von Fechner's Buche: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" (Leipzig 1879) lehren.

„Eines Morgens saß ich im Leipziger Rosenthal auf einer Bank in der Nähe des Schweizerhäuschens, und blickte durch eine Lücke, welche das Gebüsch ließ, auf die davor ausgebreitete schöne große Wiese, um meine kranken Augen am Grün zu erquicken. Die Sonne schien hell und warm; die Blumen schauten bunt und lustig aus dem Wiesengrün heraus, Schmetterlinge flatterten darüber und dazwischen hin und her, und von einem Morgenconcert drangen die Klänge in mein Ohr. . . . Seltsame Täuschung, sagte ich mir. Im Grunde ist doch Alles vor mir und um mich Nacht und Stille; die Sonne — in Wahrheit nur ein finstrer, im Finstern seinen Weg suchender Ball. Die Blumen, Schmetterlinge lügen ihre Farben, die Geigen, Flöten ihren Ton. In dieser Finsterniß, Oede und Stille, welche Himmel und Erde umfängt, schweben nur einzelne, i n n e r l i c h helle, farbige und klingende Wesen, tauchen aus der Nacht auf und versinken wieder darein, sehen einander, ohne daß es zwischen ihnen leuchtet, sprechen mit einander, ohne daß es zwischen ihnen tönt. Und wie lange wird es dauern, so wird es zu kalt sein für den Bestand von solchen Wesen, wie es Milliarden von Jahren nicht kalt genug dazu war. Alsdann wird Alles wieder ganz finster und stille sein wie zuvor."

So nächtlich nimmt sich diese unsere Welt selbst im Sonnenscheine aus, wenn wir nach den Vorschriften der modernen Naturwissenschaft den Antheil unserer Sinnesorgane, unserer Nerven, unseres Innenlebens wieder abziehen, wenn wir zurücknehmen, was unsere eigene, innerliche Thätigkeit der Außenwelt nur geliehen hat. Denn Licht und Ton sind ja, abgesehen von den sehenden und hörenden Menschen und Thieren, in der äußeren Welt, die nur von mechanischen Kräften und Gesetzen beherrscht wird, blinde, stumme Wellenzüge, die, von erschütterten materiellen Punkten, Atomen genannt, ausgehend, den Aether des Weltraumes und die Luft unserer Erdoberfläche durchkreuzen und erst wenn sie von Augen und Ohren aufgefangen, von den Nerven weitertelegraphirt, auf die Masse unseres Gehirns stoßen, durch einen ganz unbegreiflichen Zauber dieses Mediums in leuchtende, tönende Schwingungen umgesetzt werden. Und wie nach der modernen Natur- und Weltanschauung Licht und Ton nur innerhalb der empfindenden Nerven steckt, so gehört auch Empfindung, Leben, Seele einzig den sehr kunstreich und complicirt construirten Maschinen an, die von einer unbekannten Kraft, Leben genannt, getrieben werden. Woher diese geheimnißvolle Triebkraft kommt, das wissen wir nicht. Und zwar nicht blos für jetzt nicht — ignorabimus, wir werden's nicht wissen, für alle Zukunft nicht, in dies eine Wort hat ein berühmter Naturforscher und Vertreter der modern naturwissenschaftlichen Erkenntniß die nothwendigen Grenzen der gegenwärtigen und künftigen Naturerkenntniß zusammengefaßt. Woher auf dem ungeheuren Klumpen todter, anorganischer Masse, Erde genannt, sich ein dünner Ueberzug organischen Lebens gebildet hat, der mit organischem Leben bevölkert, von wandelnden und empfindenden Thieren und Menschen belebt ist, wir wissen's nicht und werden's nicht wissen. Woher und wozu wir das haben, was unser Erstes und Letztes, unser wichtigstes und eigenstes Eigenthum ist, nämlich Leben, Seele, Geist, wir wissen's nicht und werden's nicht wissen — nach der Aussage der modernen Naturwissenschaft. Dieselbe Wissenschaft lehrt uns, daß alle Wärme, die uns auf Erden wärmt, direct oder indirect der Sonne entflammt, so daß auch die Wärme unseres Blutes oder die des geheizten Ofens entlehnte und umgesetzte Sonnenwärme ist. So hat längst der Glaube uns eine Alles regierende, Alles erwärmende und erleuchtende Sonne der Geisterwelt, einen Urquell des Lebens und der Liebe kennen und ihn Gott und Vater nennen gelehrt. Und dorther erhalten wir auf die wichtigsten Fragen nach dem Woher und Wohin, dem Warum und Wozu die einfachsten Antworten, die unserem ganzen Leben und Streben Ziel und Richtung geben. So gewiß die Sonne am Himmel nicht etwa blos ein Widerschein der Lichter ist, die auf der Erde angezündet werden, sondern der Urquell des Lichts und der Wärme, so gewiß schöpfen wir unser Leben aus dem unendlichen Leben, unsere Liebe aus der ewigen Liebe. So muß auch vor dem Lichte des Glaubens die nächtige, öde und trostlose Natur- und Weltanschauung verschwinden, daß wir als lebende, lebens- und liebesdurstige Wesen in eine todte Welt einer stummen und tauben Nothwendigkeit verschlagen, wie zum Hungertode unseres Herzens ausgesetzt seien. „In Deinem Lichte sehen wir das Licht" —, „der das Auge gebildet hat, sollte er nicht sehen? der das Ohr gepflanzt hat, sollte er nicht hören?", die so oft und so herzandringend das Lob Gottes in der Natur verkünden. Und dieser Glaube an den Gott Himmels und der Erden ist älter und ursprünglicher als Psalmen und Propheten, als das Gesetz Mosis und der Bund am Sinai. An Ihn, der sich nicht unbezeugt gelassen hat, auch in den Zeiten heidnischen Irrwahnes, sondern vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben hat, erinnert der Apostel Paulus auf dem Markte zu Lystra die Heiden. Diese ursprüngliche Naturreligion als Dankbarkeit für das empfangene Gut des Lebens und die Güter des Lebens, die hinter all den Fabeln und Irrungen des Heidenthums liegt, ist gewissermaßen das älteste Testament noch vor dem Alten, bestätigt im Neuen, gegründet auf die Offenbarung

Gottes durch seine Schöpfung, heute noch „herrlich wie am ersten Tag".

In diesem Gegensatz des alten Glaubens und der neuen Weltanschauung nimmt unser Philosoph, der von der Naturforschung zur Philosophie gekommen ist, eine durchaus eigenartige Stellung ein. Er hat zunächst das Verhältniß des Glaubens zum Wissen, insbesondere zur naturwissenschaftlichen Erkenntniß mit außerordentlicher Schärfe und Klarheit festgestellt. Hören wir, wie dieser scharfsinnige, nüchterne Denker über die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit des Glaubens, über die Kraft der Religion sich ausspricht:

Die ganze Weltgeschichte ist in allgemeinsten Zügen und aus obersten Gesichtspunkten durch religiöse Motive, Antriebe, Satzungen beherrscht worden; das Größte und Beste wie das Kleinste und Schlechteste ist dadurch hervorgegangen, das Beste durch das Beste der Religion, das Schlimmste durch deren Schlimmstes, indeß das Allerschlimmste aus dem Mangel jeder Religion hervorgehen würde. Denn die schlechteste Religion, so lange sie noch den Namen Religion verdient, ist besser als keine. Das ändert sich nicht und wird sich nicht ändern, wenn auch der Physiolog vor dem geschlachteten Hunde, der Chemiker vor dem geheizten Ofen selbst nichts von diesem Wehen, das durch die Weltgeschichte geht, spüren und meinen, die Menschheit könne ohne das auskommen. Sie würde lieber ohne Physiologie und Chemie als ohne das auskommen. — In Bezug auf die irreligiösen Strömungen der Zeit sagt Fechner in dem genannten, 1879 erschienenen Werke: Stellen wir uns einmal die Zeit, welche droht, erfüllt vor, die Zeit, wo es keine Religion und keine Kirche mehr giebt. Es wird eine Zeit sein, wo jedes Faß seinen Reifen sprengt, das Unterste sich gegen das Oberste kehrt, um selber obenauf zu sein, das von Gott und Jenseit abgefallene Sittengesetz umsonst Stütze in der freien Luft sucht, das vom Zufall gehandhabte Gesetz der Natur und das von der Masse gehandhabte Gesetz des Staates umsonst Licht und Zucht von Oben zu ersetzen suchen, umsonst Pflicht und Liebe gegen den Nächsten zu erwecken suchen, und die nicht mehr mit Wasser Getauften werden anfangen mit Blut zu taufen. Es wird eine Zeit sein des allgemeinen Kampfes um das Dasein und der Klugheit gegen Klugheit statt des Gefühles einer Zusammengehörigkeit und Verkettung alles Daseins aus den höchsten und letzten Gesichtspunkten.

Fechner, der Medicin studirt, durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten die Professur der Physik erworben hatte und bis in das letzte Jahr seines hohen Greisenalters der streng exacten naturwissenschaftlichen Arbeit auf mathematischer Grundlage treu blieb, hat gleichwohl ein ganzes Buch den drei Gründen und Motiven des Glaubens gewidmet. Warum glauben wir? Fechner: Erstens weil Andere, und zwar Personen, deren Autorität wir Zustimmung schenkten, vor uns geglaubt haben. Das ist das historische Princip des Glaubens: wir sind durch unsere Eltern, Erzieher, Geistliche in den Christenglauben und die Christensitte eingeführt worden, ebenso wie der Jude in den Glauben und das Lebensgesetz seines Volkes. Hierzu kommt zweitens das praktische Motiv: durch die Ueberzeugung, daß Gott waltet in dieser Welt und über die sichtbare Welt in ein ewiges Reich der Geister hinaus, daß Gott unsere Sünde und unser Leid durch seine That hinwegnehmen will, fühlt sich unser Herz getröstet in trüben Tagen, gestärkt und erhoben auf dunklen und mühevollen Wegen. Darum ist der Glaube dem Gläubigen ein unentbehrliches Lebenselement. Das Zusammenstimmen dieser beiden Principien genügt an und für sich für den Gläubigen: wenn der Glaube der Väter, der seine Lebenskraft durch den Lauf der Jahrhunderte bewährt hat, auch im eigenen Leben, in unserer eigensten und intimsten Erfahrung sich als läuternde, erhebende und stärkende Kraft erweist, so wird er auch stark genug sein, alle von außen kommenden Anfechtungen und Zweifel zu überstehen. Es existirt jedoch noch ein drittes Princip des Glaubens, das theoretische. Das, was wir fühlen, schmecken, sehen und hören, bildet den Stoff unserer unmittelbaren Erfahrung. Nun wird uns aber von Thatsachen berichtet, die wir auch für wahr halten, obwohl wir sie nicht durch unmittelbare Wahrnehmung feststellen können. Dies Fürwahrhalten nennen wir eben „glauben", das Wort im weitesten, allgemeinsten Sinne genommen. Wir glauben, daß es einen Erdtheil Amerika giebt, auch wenn wir nicht dort gewesen sind, daß es einen Kaiser Napoleon I. gegeben hat, den wir nicht gesehen haben. Denn es liegen Thatsachen vor, die uns zwingen den Kreis unserer unmittelbaren Erfahrung zu überschreiten. Nun ist eine besondere Art des Glaubens, eben der religiöse Glaube, zu allen Zeiten und bei allen Völkern verbreitet gewesen. Dieser religiöse Glaube unterscheidet sich von dem Fürwahrhalten durch bloßes Hörensagen erfahrener Dinge dadurch, daß er eine Rückwirkung auf Herz und Sinn, Gemüth und Gewissen des Glaubenden ausübt. Wer glaubt, daß auf dem Planeten Mars menschenähnliche Wesen leben, ändert deswegen an seinem Lebenswandel nichts; wer aber an Gott glaubt, der wandelt vor Gott. Der Glaube wird im Hebräerbriefe erklärt als ein Ueberzeugtsein von unsichtbaren Dingen. Nun fragt es sich: giebt es eine „unsichtbare Thatsache", die wir Alle anerkennen müssen, an die wir Alle glauben müssen, wie man sich ausdrückt. Fechner antwortet: es ist die Seele deines Nächsten. Denn du kannst von deinem Mitmenschen immer nur den Körper und körperliche Handlungen sehen und hören. Von der Existenz einer Seele weiß und erfahre ich, genau genommen, nur in dem einzigen Falle meiner eignen Seele. Gleichwohl kann ich doch, wenn ich als Mensch unter Menschen, in und mit der Menschheit leben will, gar nicht anders, als annehmen, daß in jedem Menschenleibe auch eine Menschenseele wohnt, die gleich der meinen Lust und Leid empfindet, wie wir das ja auch Alle bereitwilligst zugeben. Wie wir nun ohne Weiteres annehmen, daß in und über dem Menschenleibe eine Seele oder ein Geist waltet, wodurch wir erst in Geistesgemeinschaft mit unseren Mitmenschen treten können, so lehrt uns der Glaube in und über der Welt, die wir sehen, das Walten Gottes suchen und finden, und durch das Leben in der Gemeinschaft seines Geistes findet erst unser Herz seinen besten und festesten Halt. Es kann hier nicht näher ausgeführt werden, wie unser Philosoph seinen Schluß von dem Zusammenhange unserer Seele mit unserem Leibe auf den großen Zusammenhang, den wir Gottes Weltregierung nennen, im Einzelnen durchführt. Nur sei noch darauf hingewiesen, daß Fechner's besonderer Ruhmestitel es ist, eine exacte Wissenschaft begründet zu haben, die die Frage über das Verhältniß von Seele und Leib untersucht und zwar mit Hilfe des Experimentes *festzustellen sucht*, wie der äußere Reiz eine innerliche Empfindung *auslöst*. Fechner hat wiederholt nachdrücklich versichert, daß es im Grunde für ihn eine und dieselbe Frage sei, die er im Kleinen, in greifbarer Nähe durch Experimente zu lösen versucht habe und die der Glaube im großen Weltganzen beantwortet, indem er uns auf Gott und das Jenseits hinweist. Die Glaubenssätze seiner christlichen Weltanschauung hat Fechner in einem Gedichte zusammengefaßt, von dem wir einige Strophen hersetzen:

In Gott ruht meine Seele,
weil Gott lebt, lebe ich;
denn Er allein hat Leben,
ich kann nicht steh'n daneben,
Er kann nicht lassen mich

In Gott ruht meine Seele.
Du sprichst, daß sie vergeht,
da trag' ich keine Sorgen,
auf immer ist geborgen,
die jetzt in ihm besteht.

Von ganz besonderer Bedeutung ist jedoch die Strophe, die eine der ernstesten, schwersten und zuguterletzt doch trostreichsten Lebenserfahrungen Fechner's ausdrückt:

In Gott ruht meine Seele,
o Trost im größten Leid!
Gott kann's in sich nicht dulden,
es sind nur Freudenschulden,
ich harre meiner Zeit

Mit einem kurzen Bericht über diese Lebenserfahrungen, in denen sich sein Glaube erprobte und bewährte, wollen wir dies Gedenkblatt schließen. — Fechner war, nachdem er sich 1833 mit Clara Volkmann vermählt hatte, 1834 ordentlicher Professor der Physik geworden. Die Arbeitslast dieses Berufes, verbunden mit umfangreichen, literarischen Arbeiten, führte allmälig eine starke nervöse Ueberreizung herbei. Im Jahre 1840 stellte er fortgesetzt Versuche über die subjectiven Farbenerscheinungen an, wobei er vielfach durch farbige Gläser in die Sonne zu sehen hatte. Darauf machten sich unheilvolle Folgen bemerkbar, so daß schließlich die Augen zum Lesen und Schreiben nicht mehr taugten. Zu dem Augen- und dem nervösen Kopfleiden traten Verdauungsstörungen; ja schließlich versagte die Verdauung gänzlich. Wochen lang blieb der Kranke ohne Speise und Trank, so daß er schließlich, zum Skelett abgemagert, vor Schwäche im Bett liegen bleiben mußte. Dabei blieb der Geist des dem Hungertode fast nahen Mannes vollkommen frei und seiner mächtig. Eine Rettung aus diesem Zustande geschah, wie Fechner sich in einem von ihm selbst abgefaßten Krankheitsberichte ausdrückt, „auf ziemlich wunderbare Weise". Von einer

zart und nervös angelegten, eher schüchternen als vordringlichen Dame traf ein Schreiben ein, das dem Biographen Fechner's, seinem Neffen und Pflegesohne, dem inzwischen auch verstorbenen Juristen, Professor Kuntze, noch vorlag. Es möge im Wortlaut hier stehen, um gerade in seiner Einfachheit die nüchterne Wahrheit dieser „ziemlich wunderbaren" Geschichte zu beweisen: „Geehrter Herr Professor! Vor einigen Tagen träumte mir, ich befände mich bei Ihrer Frau Mutter und unterhielt mich mit ihr von Ihrem Leiden. Da bereitete ich Ihnen eine Speise, von der wir Beide guten Erfolg hofften; als ich sie aber absenden wollte, erwachte ich. Nun bin ich bisher dadurch, daß Sie dieselbe nicht wirklich erhalten haben, so beunruhigt gewesen, daß ich es heute wage, sie Ihnen ganz so, wie es mich der Traum gelehrt, zu überschicken, in der Hoffnung einer gütigen Aufnahme und mit dem innigen Wunsche, daß sie etwas zu Ihrer Genesung beiträgt ... Ergebenst Doris Hercher. d. 28./2. 1842." Das Gericht bestand aus magerem, gewiegten rohen Schinken, mit etwas Rheinwein und Citronensaft beträufelt. Fechner, Anfangs ohne alle Hoffnung, kostete etwas davon, konnte zu seiner Verwunderung die Speise zu sich nehmen und behalten, nahm dann jeden Tag ein paar Theelöffel von dem Gericht, das immer Frau Hercher selber bereitete, und stieg allmälig damit. Dagegen trat im November 1842 eine Verschlimmerung des Kopfleidens ein, so daß der Kranke nicht einmal mehr im Stande war, sich vorlesen zu lassen oder ein längeres Gespräch zu führen. Die Lichtscheu der Augen war so groß, daß es fast finster in der Stube sein mußte. Um nicht ganz der tödtlichen Langeweile zu verfallen, nahm der Gelehrte zu mechanischen Arbeiten, wie Spähne schneiden und Semmel reiben, seine Zuflucht. Auf geistigem Gebiete führte die Kopf- und Nervenkrankheit zu einer von Fechner sehr anschaulich geschilderten Gedankenflucht: Gedanken und Phantasiebilder jagten sich traumartig durch den Kopf trotz des Widerstrebens des bewußten Willens — ein Zustand, der Jedem bekannt ist, der in einer durchwachten Nacht trotz der stärksten Ermüdung den Schlaf nicht finden kann. In dieser harten Zeit, erzählte Fechner, war es zweierlei, was mich vor Versinken in völlige Trostlosigkeit bewahrte, die treue Anhänglichkeit und Pflege meiner Frau und religiöse Gedanken. Tausendmal wünschte ich mir den Tod; ich hätte mir ihn gern gegeben, aber ich war überzeugt, daß ich durch diese Sünde nichts gewinnen würde ... Während ich so einsam in meiner finstern Stube Möhren und Bohnen schnitt oder mit der Maske vor den Augen im Gartengange auf- und abging, hörte und fühlte ich, wie um mich Luft und Leben der schönen Jahreszeit wogten; die Kinder spielten im Garten; Härtel, Volkmann, allerhand Besuch von Freunden bewegten sich in meiner Nähe ... Das Leben schien mir so wunderschön in allen Anklängen, die zu mir drangen, aber auch nicht den kleinsten Theil ihrer Lust war mir vergönnt zu genießen. — Auf diesen dunkeln, einsamen Gängen tröstete und unterhielt sich der Kranke mit Liedern, die er im Gedächtniß aufbewahrte, so besonders mit dem von ihm selbst gedichteten Trostliede:

Wenn Alles sich verdunkelt,
verloschen ist der Schein,
der einsam noch gefunkelt,
vom letzten Sternelein,
o denk, daß eine Sonne
lebendig doch noch geht,
ein neuer Tag der Wonne
dereinst bevor dir steht

Was immer dich mag kränken,
der es geführt heran,
weiß es auch so zu lenken,
daß es ist wohlgethan.
Auf Ihn leg deine Sorgen,
der auf dich legt die Last!
Wer weiß, ob du nicht morgen
sie ausgetragen hast. — —

Was hilft es, daß dein Grämen
du rufest in die Welt;
die Welt wird dir nicht nehmen,
was Gott dir hat bestellt;
von Jammern wächst der Jammer,
wird stille, wirst du still,
drum bet in deiner Kammer
nur leis: wie Gott es will! — —

All, Alles bind zusammen,
was giebt und gab dir Pein,
und leg's, woher's mag stammen,
in Gottes Schooß hinein.

Diese Ergebung und zugleich der feste Glaube an ein Jenseits, das die Räthsel dieser Welt löst, wie Fechner ihn in kurzen, markigen Zügen schon 1836 vor seiner Erkrankung im Büchlein vom Leben nach dem Tode dargelegt hatte, führte durch jahrelange Leiden, die einen weniger Gefesteten wohl hätten zum Schiffbruch der Verzweiflung bringen können. Nach seiner Genesung, der keinerlei Rückfall folgte, gestaltete der neu erwachte Lebens- und Schaffensdrang die Grundlage seiner philosophischen Weltanschauung. Deren religiöse Wärme und Tiefe, die Frische und Lebendigkeit seiner Sprache, die Kühnheit und ruhige Festigkeit, womit er seiner Ansicht nach unbegründeten Zeit- und Modemeinungen entgegentritt — die ganze Eigenart unsers Denkers mit scharfem Verstande und warmem Herzen wurzelt in der dankbaren Lebensfreude des Wiedergenesenen, der Welt und Leben mit neuer Liebe, mit demüthigem Lebensmuthe umfaßt. — Im Jahre 1887 veröffentlichte Fechner noch drei Arbeiten, einen fachwissenschaftlichen Aufsatz in Wundt's philosophischen Studien, eine Beurtheilung des neuerrichteten Leipziger Mendebrunnens und die dritte Auflage seines Büchleins vom Leben nach dem Tode. Im November desselben Jahres sollte der siebenundachtzigjährige Greis in jenes Reich eingehen, auf welches sein Glaubensauge schon so lange und so zuversichtlich geblickt hatte.

Bücherbesprechungen.

— **Ausgangspunkt und Ziel der evangelischen Dogmatik.** Rede gehalten zum Antritt des akademischen Lehramtes an der Universität Leipzig am 4. Juli 1896 von D. Otto Kirn, ord. Professor der Theologie. Leipzig, Dörffling & Franke, 1896. 50 ₰. — Der neue Professor der Dogmatik an der Leipziger Universität, der mit lebhafter Hoffnung erwartet und begrüßt worden ist, entfaltet in dieser Antrittsvorlesung das wissenschaftliche Programm seines Hauptfaches. Nach einer kurzgefaßten, aber klaren und scharfen Auseinandersetzung mit den in der Gegenwart herrschenden Anschauungen über den Ausgangspunkt der Dogmatik bezeichnet er als das von allen Lehrern dieser Wissenschaft einmüthig anerkannte nächste Ziel derselben, eine selbständige Stellung im Ganzen des wissenschaftlichen Lebens einzunehmen, und bestimmt dasselbe von seinem Standpunkt aus näher dahin, die christliche Glaubenserkenntniß zum Ganzen einer Weltanschauung zu erweitern. So fragt es sich, welches sein Ausgangspunkt ist, von dem aus er lehrend zu diesem Ziele gelangen kann. Es ist die Behauptung, daß die Dogmatik sich auf bestimmten Thatsachen aufbauen muß, die aus einem ihr eigenthümlichen Erfahrungsgebiet stammen, und daß dieses Erfahrungsgebiet sich gleicherweise aus der biblischen und kirchlichen Lehre, wie aus der religiösen Glaubenserfahrung herausbildet. Zu unserem Bedauern ist es uns an dieser Stelle versagt, dieser Gedankenentwicklung im Einzelnen nachzugehen, aber zu unserer Freude können wir die wohlbegründete Ueberzeugung aussprechen, daß der Redner willens ist, an die seit Jahrzehnten in Leipzig geltenden dogmatischen Ueberlieferungen anzuknüpfen und den Einseitigkeiten der anderwärts herrschenden Schulen keinen Raum zu geben. B. K.

— **Geistliches und Weltliches für Schule und Haus.** Von Ed. Baudiß (Verfasser des Buches: Das Kinderfest). Döbeln, Verlag von Carl Schmidt. Preis 4 ℳ 50 ₰. — Die Absicht, auch in der lockenden Form kleiner festlicher Aufführungen den Kindern den Inhalt der heiligen Schrift näher zu bringen und in ihnen den vaterländischen Sinn zu pflegen, ist gut. Niemand wird sie tadeln. Verständig und mit Ausdruck sprechen lehren, ist überdies eine der wichtigsten Aufgaben der Schule, und ihr dient die Einübung solcher Stücke ja auch in wirksamster Weise. Aber es gehört ein ganz hervorragendes pädagogisches Geschick und ein überaus feiner Takt dazu, solche Schulfeste in rechter Art vorzubereiten und zu leiten. Denn wenn die Eitelkeit geweckt wird, wenn Neid und Mißgunst bei der Rollenvertheilung Platz greifen, dann ist der Schade, den die Kinder an ihrer Seele leiden, größer als der Vortheil, den sie am Geiste haben. Noch schlimmer ist es, wenn die Schüler merken, daß der Lehrer mit der Aufführung in erster Reihe seinen eignen Ruhm sucht. Er büßt dann die Achtung seiner Zöglinge ein und gefährdet die Frucht seiner ganzen Thätigkeit. Vom rechten Geiste getragen, können aber solche Schulfeste gewiß auch ein reicher Segen werden. Die Stoffe, die hier ein Lehrer, dem offenbar eine reiche Erfahrung auf diesem Gebiete zur Seite steht, den Collegen darbietet, sind gut gewählt. Mit vollem Rechte ist dem Weihnachtsfeste der breiteste Raum gewährt. Das ist ja doch recht eigentlich das christliche Kinderfest. An die Christfestspiele schließen sich liturgische Andachten für die Passionszeit.

Der weltliche Theil bietet zunächst drei Festspiele für den Geburtstag des Landesvaters, die allerdings nur auf Preußen berechnet sind, sodann drei dramatisirte Balladen (Johann, der muntre Seifensieder, der Abt von St. Gallen, die wiedergefundenen Söhne) und schließlich ein patriotisches Festspiel zur Vierteljahrhundertfeier des neuen Deutschen Reiches. Ein weiterer Abschnitt bringt Reimgrüße zur Geburtstags- und Neujahrsfeier, Hochzeit- und Polterabendgedichte, Tischreden und Trinksprüche und zuletzt auch noch Stammbuchverse. Den Schluß des Buches bilden die Melodien zu den Gesängen der Aufführungen, größtentheils in dreistimmigem Satze, manche zweistimmig, nur einige für eine Stimme mit Begleitung. Daß der Pegasus des Herausgebers nicht selten bedenklich stolpert und daß seiner Sprache die rechte poetische Weihe vielfach abgeht, darf nicht verschwiegen werden. Seinen Scherzen vollends haftet eine recht bange Trockenheit an. Doch Kinder sind in dieser Beziehung ja nicht so sehr feinfühlig, und die gehobene Stimmung des festlichen Tages mag über manchen Anstoß metrischer und anderer Art hinweghelfen. Vielfache Anregung zu gewähren ist das Buch trotz seiner Mängel unstreitig geeignet, und zumal die treue Gesinnung des Verfassers unterliegt wohl keinem Zweifel. R. B.

— Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Fünfte, stark erweiterte Auflage. (Siebentes bis neuntes Tausend.) Graz, Leuschner und Lubensky's Universitätsbuchhandlung 1897. Preis 3 ℳ. — Es war die nothwendige Folge der heutigen Massenerzeugung von Büchern, daß das Recensiren zum Berufe geworden ist, der in vielen Fällen seinen Mann nähren soll und manchmal wirklich nährt. Eine weitere Folge ist: es sinkt zum Handwerk hinab. Wer freilich Blick dafür hat, der merkt es leicht an untrüglichen Kennzeichen, wo er Geschäftsreclame oder bestellte Arbeit vor sich hat und wo eine selbständige Meinung. Professor Schönbach's Buch über Lesen und Bildung will Solchen ein Führer sein, die in knapper Darstellung einen Hinweis suchen auf das, was von der schönwissenschaftlichen Hochfluth der Zeit auf dauernden Werth Anspruch macht. In fünfter Auflage liegt das Buch bereits vor. Tausenden ist es schon ein treuer Rathgeber gewesen. Auch die neueste Auflage zeigt wieder auf jedem Blatte, daß der Verfasser ein fleißiger Leser geblieben ist und mit gutem Gewissen das Wort aus dem Prediger Salomo als Sinnspruch seinem Werke vorsetzen darf: Qui addit scientiam, addit et laborem. Völlig neu ist ein Aufsatz über Ralph Waldo Emerson und seinen Kreis (S. 87—143). Schönbach möchte durch dieses Capitel mit dazu beitragen, daß bei uns dem Geistesleben der Vereinigten Staaten fortan mehr Gerechtigkeit widerfahre. Aber auch in den Bücherlisten findet sich Vieles nachgetragen. Mit ganz besonderer Freude hat uns erfüllt, unter der „Vermischten Prosa“ auch unseres Vater Hildebrand köstliche „Tagebuchblätter eines Sonntags-Philosophen“ empfohlen zu sehen, ein Buch, das solcher Empfehlung wahrlich vollauf würdig ist. Unter der modernen Erzählungsliteratur sind zum ersten Male genannt: Franz Michael Felder, der treffliche Bregenzerwälder Volksdichter, Fritz Anders (Skizzen aus unserem Volksleben), Ilse Frapan, Hans Grasberger, Charlotte Niese, Gabriele Reuter, Alexander Schindler, August Sperl, Alfred Schöne, O. Verbeck u. A. Auch unter der Abtheilung „Deutsche Lyrik“ treffen wir auf einige neue Namen, deren Aufnahme uns zur Genugthuung gereicht: Johanna Ambrosius, Karl Busse, Adolf Frey, Eugenie delle Grazie, Christian Roller. Natürlich entspricht das Verzeichniß der lesenswerthen, für die Bildung bedeutsamen Bücher nicht in jeder Beziehung unseren Wünschen. Wir würden dies und das streichen, aber auch Manches hinzufügen. Schönbach verlangt aber selbst nicht, daß man ihm in Allem Recht gebe. „Ich will keinen Zweifel darüber lassen, daß hier nur die Stimme eines Einzelnen zu vernehmen ist“ sagt er im Vorwort zur dritten Auflage S. IX. Aber es ist nicht blos ein verständiger und erfahrener, sondern auch ein durchaus unabhängiger Mann, der uns hier Bericht erstattet über den Ertrag seiner Lectüre, und je berechtigter die oft erhobene Klage über literarische Cliquenwirthschaft ist, desto aufrichtiger haben wir ihm zu danken für die unermüdliche treue Arbeit, von der sein Buch auf jeder Seite Zeugniß ablegt. R. B.

— Die Geologie der deutschen Schutzgebiete in Afrika von Dr. Ernst Freiherrn Stromer von Reichenbach. Mit 3 Karten und mehreren Profilen. Verlag von R. Oldenbourg, München und Leipzig. Preis 7,50 ℳ. — Seit Deutschland Colonialpolitik treibt, ist das Interesse an der Natur und dem Werth ferner Länder bei uns wesentlich gestiegen und concentrirt sich naturgemäß auf die Gegenden, in denen die deutsche Flagge weht. Die Frage: ist Angra Pequena oder Camerun werth, daß deutsches Capital und deutsche Intelligenz für seine Cultur aufgewendet werden, wurde vor wenigen Jahren allenthalben ventilirt und im Allgemeinen lediglich nach der politischen Gesinnung beantwortet. Soll in diesen Widerstreit eine Wissenschaft klärend eingreifen, so kann nur die Geologie in Frage kommen, da sie sowohl dem Schatzkästlein der Mutter Erde nachspürt, als auch den Boden, die Wohnstätte der Culturgewächse, kennen lehrt. Der Verfasser des uns vorliegenden Buches hat sich nun, obwohl er nicht „Afrikaner“ ist, der Aufgabe unterzogen, klarzulegen, was über die geologische Beschaffenheit unserer afrikanischen Besitzungen als sicher gelten kann, und hat zu diesem Zwecke mit anerkennenswerthem Fleiße die in zahlreichen kleinen Arbeiten und Reiseschilderungen enthaltenen geologischen Notizen gesammelt und — so weit als möglich — kritisch verarbeitet. Das Resultat dieser mühevollen Arbeit ist leider ein recht wenig befriedigendes, denn es war nicht möglich, aus den angeführten 279 Quellen den geologischen Aufbau unserer Colonien auch nur in den allgemeinsten Zügen zu schildern; auf jeden Fall hat aber der Verfasser das Verdienst, die einschlägige Literatur gesammelt und somit Jedem, der sich für unseren afrikanischen Besitz interessirt oder denselben gar zu bereisen gedenkt, die Orientirung wesentlich erleichtert zu haben. Möge es dem Wagemuth und der Energie unserer Forschungsreisenden bald gelingen, die nachgewiesenen klaffenden Lücken einigermaßen zu schließen! Weniger Sorgfalt als auf die Literatur hat der Verfasser auf den Stil und die beigegebenen Karten verwendet. Sätze, die hinsichtlich der Unklarheit mit der Geologie unserer Colonien wetteifern, sind keine Seltenheit (ein hübsches Beispiel steht auf Seite 21 oben), und was die Karten anlangt, so werden verschiedene der im Text angegebenen Ortsbezeichnungen vermißt, ferner stimmt die Schreibweise der Orte in Text und Karte wiederholt nicht überein und endlich hätten unbedingt für das Streichen und Fallen, so weit dasselbe bestimmt ist, Zeichen eingetragen werden müssen. Unter den nutzbaren Mineralien wird wiederholt der Graphit erwähnt, der Schreiber dieser Zeilen steht aber dem reichlichen Vorhandensein gerade dieses Minerals etwas skeptisch gegenüber, seit ihm einige Centner angeblich graphitreicher Schiefergesteine aus Westafrika durch die Hände gegangen sind. Warum ist im Text consequent Schenk statt Schenck geschrieben? E.

— Charles Kingsley, Römer und Germanen. Uebersetzt von M. Baumann. Göttingen 1895. 4 ℳ. — Die Vorträge sind für einen weiten Leserkreis bestimmt, wie sie in England vor einem solchen gehalten worden sind. Der Verfasser ist längst auch in Deutschland geschätzt. Er hat in diesen Vorträgen wiederholt und nachdrücklich seinen Sympathien für die deutsche Nation Ausdruck gegeben. Die Kämpfe der Völkerwanderung mit der Erhebung der germanischen Stämme über das sterbende römische Kaiserreich bilden den geschichtlichen Hintergrund. Viele Einzelheiten aus den Werken alter Chronisten, die in trefflicher Weise Personen und Zeitumstände charakterisiren, werden ebenso wie der große einheitliche Zug seiner Geschichtsbetrachtung packen. In der Darstellung der Culturzustände zeigt sich allenthalben der Meister der Schilderung. Aber die Geschichtsschreibung des Buches ist nicht das Werthvollste, auch nicht unanfechtbar. Er selbst sagt im 1. Vortrag, daß er keineswegs Geschichte beibringen, sondern verstehen lernen wolle, wie man sich selbst Geschichte lehre. Es sind die großen, alle Zeiten gleichmäßig umfassenden sittlichen Probleme, welche an der Hand jener welterschütternden Ereignisse vorgestellt werden. Der edle, wahrheitsliebende, hohe und sittlich ernste Geist spricht aus diesem Werke Kingsley's, wie aus allen anderen, und nicht weniger als sonst ist die liebenswürdige und geistvolle Art des Erzählers anziehend. In großartiger Weise ist an allen Erscheinungen einer zerstörenden und zerfallenden Welt wie bei ihrer Neuerstehung der Gedanke der göttlichen Weltregierung zur Geltung gebracht. — Der Deutsche wird manchmal zwar auch den Engländer heraushören, und ein Bekanntsein mit englischen Verhältnissen dürfte das Verständniß fördern, aber die ausgezeichnete Uebersetzung macht das Buch auch für Andere ohne Schwierigkeit verständlich. Es dürfte sich empfehlen, die am Schluß angefügte, sonst außerhalb des Rahmens der Vorträge stehende „Antrittsvorlesung“ zu Anfang zu lesen, weil sie am Besten Einblick in die Absicht des Verfassers gewährt. J. I.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 139. Donnerstag, den 19. November. 1896.

Das sächsische Landhandwerk zur Zeit Luther's.

Von Dr. phil. K. Krebs.

Vom städtischen Handwerker in Sachsen zur Zeit Luther's sind vielerlei Dinge bekannt, und neue tiefe Blicke in die Verhältnisse jener Leute kann Jeder thun, der publicirte Innungsbriefe, z. B. den von Dr. Külz veröffentlichten für die Tuchmacher in Hainichen,[1]) auf ihren historischen Gehalt hin durchblättert. Der genannte Innungsbrief wurde am 14. Juni 1481 von Kaspar v. Schönberg auf Sachsenburg verliehen und enthält Vorschriften über die Behandlung fehlerhafter Arbeit und das Verhalten zu den Arbeitsgehilfen, über das Gesell- und Meisterwerden, über den Betrieb des Handwerks außerhalb der Innung, über den Verkauf fremder Tuche, über den Gebrauch der Walkmühle, über eine Art Gewerbesteuer, über Zusammenkünfte und Begräbnisse, über Innungsmitglieder a. D. und die verschiedenartigsten Beziehungen zu den übrigen Gewerben der Stadt. Zur Ergänzung dieser Mittheilungen über das Tuchmacherhandwerk der Stadt Hainichen sei das Privilegium der Bäcker zu Weyda bei Gera[2]) angeführt. In einem Artikel desselben heißt es: „Wer überkommen, d. h. gefunden, würde mit unrechtem Maß oder Gewichte, der soll von E. Kfl. Gn. wegen gestraft werden nach Verdienst und der Stadt fünf Schillinge Pfennig zu Buß geben.“ 1538 hatte Matthes Hanemann daselbst „das Brod nach rechtem Gewichte nicht gebacken“ und das Unglück, ergriffen und darum nicht unbillig in Strafe genommen zu werden. Solche Genauigkeit in der Bestimmung des Kleinen brachte das städtische Handwerk Sachsens schon früh zu hohem Ansehen[3]): weithin zog man sächsische Leinwand der welschen vor, und sächsische Tuchmacher machten gute Geschäfte, insofern rothes Tuch aus Zwickau und graues aus Oschatz viel gesucht wurde. Auch die Erzeugnisse der Bierbrauereien zu Freiberg, Torgau, Zschopau ꝛc. erfreuten sich eines guten Rufes. Zum Guten fügte das städtische Handwerk zur Zeit Luther's auch Glanz und Schimmer: nicht nur, daß manche Innungen Dresdens, z. B. die Maurer, Fleischer und Steinmetzen, sich eigene Altäre in der Frauenkirche zu Dresden erbauten, man strebte auch nach weltlichem Einfluß in der Stadtverwaltung. Die Tuchmacher zu Großenhain erwarben schon im 13. Jahrhundert unter anderen Vorrechten auch dieses, daß immer zwei Rathsherren aus ihrer Mitte gewählt werden mußten. Die Handwerkergilden zu Bautzen wußten es durchzusetzen, daß sechs der Ihrigen zu Rathsherren gewählt werden mußten und das Amt des Bürgermeisters abwechselnd ein Jahr mit einem Handwerker und das folgende mit einem aus der übrigen Bürgerschaft Gewählten besetzt wurde. Neue Forderungen folgten in Bautzen den alten, man ruhte nimmer und verband sich zu offenem Aufruhr gegen den Magistrat, als er das unbillige Verlangen nach Ausschließung der Bürger aus der Rathskörperschaft nicht bewilligte, die ein Landgut besaßen, und die Freiheit der Braugerechtigkeit nicht gewährte. Ja man zog mit schwerem Geschütz vor die Ortenburg, den Sitz des königl. Landvogts, und beschoß sie heftig. Freilich war damit auch die Sehne des Bogens allzu straff gespannt worden, schon am 6. October 1408 zog der damalige Landesherr von Bautzen, der berüchtigte Kaiser Wenzel, in die Stadt ein und ließ „als der rechte Bürgermeister“ 13 Mitglieder des neuen Rathes, also der aufrührerischen Innungen, unter dem Schwerte des Scharfrichters verbluten. — Nicht überall waren diese Körperschaften so unklug, sich in blinder Ueberschätzung selbst das Grab zu graben, in Chemnitz z. B. stand man auf der erreichten hohen Entwickelung auch nicht still, aber man ließ sich doch nicht hinreißen von despotischen Gelüsten, sondern verschaffte sich wichtige Rechte in weitem Umkreise. Durch das Bannmeilenrecht wurde schon 1331 allen Orten innerhalb einer Meile um die Stadt verboten, zu brauen und Handwerker zu setzen und durch das Bleichprivilegium im Jahre 1357 angeordnet, alle Waaren, die in einem Umkreise von 10 Meilen gewebt wurden, nach Chemnitz auf die Bleiche zu legen, kein Wunder, daß sich die Bedeutung dieser städtischen Gewerbe und das Ansehen der Stadt selbst hoben. Aehnliches ist bekannt von Gent[4]) wo 1297 verboten wurde, daß im Umkreise von 3 Meilen um die Stadt Tuch fabricirt werde, von Münster, wo die weltliche und geistliche Obrigkeit 1524 verbieten sollte, daß in den Dörfern im Umkreis von 2 Meilen Handwerk getrieben, ja Bier gebraut und Brod gebacken werde zum Nachtheil der Bürger, und 1531 suchte die Tübinger Juristenfacultät die Ausschließung des platten Landes von den Gewerben als vom römischen Recht erfordert zu erweisen.

Dies nur einige Belege für die Verhältnisse des städtischen Gewerbes zur Zeit Luther's vornehmlich in Sachsen; wir haben sie als äußerst günstig erkannt. Wie verhielt sich dieser Bevorrechtigung der Stadt gegenüber das Land? Zeigt es verwandte Erscheinungen oder entgegengesetzte? Im Jahre 1417 wurde für Lobstädt bei Borna[5]) verordnet: „Auch sollen da sitzen ein Schmied, ein Schneider und zwei Schuhmacher“, 1470 aber wurde bestimmt: „Es sollen hinfort nicht mehr denn zwei Fleischer, zwei Schuster, zwei Schneider, ein Schmied, ein Böttcher und Leinweber, so viel sich der zu Lobstädt ernähren können, allda sein“ und um 1540 gab man auch anderen umliegenden Ortschaften, z. B. Gestewitz, Neukirchen, Steinbach, Zedlitz die Erlaubniß, einen Schneider im Dorf aufzunehmen und arbeiten zu lassen. Was ist zwischen diesen Jahren geschehen? Was führte doch, wenn auch nur aus weiter Ferne, der Gewerbefreiheit unseres Jahrhunderts entgegen? Bei dem Dorfe Lobstädt ist der Grund seiner frühzeitigen Förderung deutlich; obwohl nur ein Stündchen von der Stadt Borna entfernt, suchten es zu Luther's Zeiten die Herren v. Könneritz zu einer Stadt zu erheben. Aber der Titel „Städtchen“, der noch bis in die neueste Zeit hinein daselbst an der Ortstafel zu lesen war, that es allein nicht: Lobstädts Entwickelung zur Stadt von einiger Bedeutung unterblieb gleich der Wittenbergs, das auch nicht aus Marmor neu aufgebaut wurde, wie Verehrer Luther's von der Zukunft erwarteten. Wie kam es nun in unserem ganzen Sachsenlande dahin, daß endlich doch das Landhandwerk aus seiner Paria-Stellung herausgeführt wurde? Die folgenden Ausführungen beruhen größtentheils auf Acten des Burgarchives Gnandstein und werden gewiß geeignet sein, ein lebendiges Bild jener Manchem unbekannten Zustände zu geben. In der Jahrzehnte lang giltig gewesenen Landesordnung der fürstlichen Gebrüder Ernst und Albert aus dem Jahre 1482 heißt es zwar: „Es soll niemand, welches Standes, Würden oder Wesens er sei, auf keinem Dorf, das davon nicht besonders befreit ist, einen Handwerksmann sitzen, zu Haus sein, noch sein Handwerk einen Tag treiben lassen. Anders aber in demjenigen Dorfe, das den Städten über ein Viertel Weges, d. h. eine Meile, entlegen, das mag zu gemeinem Nutzen, den armen Leuten zu gute einen Schmied und einen Leinweber haben, der doch nur dann den armen Leuten um ihren Lohn und grobes Ding zu ihrer Nothdurft arbeitet. Welcher Dorfesherr das mit Wissen anders verfügte, der soll deshalb in unsere Ungnade und Strafe und die Gemeinde des Dorfes, so oft das Verbrechen erfahren würde,

[1]) „Nachrichten über Hainichen“ S. 212 f.
[2]) Handschriftl. im Burgarchive Gnandstein.
[3]) „Bunte Bilder aus Sachsen“ Bd. 2 S. 221, 253, 369.
[4]) Lamprecht, Deutsche Geschichte Bd. 5, I, S. 85.
[5]) Wolfram, „Chronik der Stadt Borna“ S. 347.

dem nächsten unserem Amtmann dabei zehn rheinische Gulden zu Buße verfallen sein. Denn wir sind nicht schuldig einem Manne oder einer Dorfschaft zuzulassen, was einer ganzen Stadt, auch dem fürstlichen Wesen Schaden und Abbruch thut", doch wurde 1513 in fünfzehn altenburgischen Einsiedel'schen Dörfern auch ein Schneider zugelassen, wenn er auch keinen Gesellen oder Lehrjungen halten und den Bauersleuten nichts arbeiten durfte. Ließ sich der Landbewohner diese Beeinträchtigung durch die Gesetzgebung gefallen? Die Antwort lautet: Nein! Zum Beweise ihrer Richtigkeit sei der Blick zunächst gerichtet auf Vorgänge östlich von Gnandstein. Dem Schneiderhandwerke der Stadt Geithain [6]) hatte der damalige sächsische Landesherr, Georg der Bärtige, am 30. Mai 1522 zu Dresden einen Schutzbrief des Inhaltes gegeben, daß innerhalb der Entfernung von einer Meile nur der Schneider sein Handwerk treiben solle, der gegen die Innung zu Geithain seine Pflichten erfüllt habe. Zur genauen Durchführung dieser fürstlichen Begnadigung hatte 1) die Innung gegen Ungehorsame das Pfandrecht um vier Pfund Wachs zu Kerzen erhalten, 2) der Amtmann zu Rochlitz den Auftrag, Trotzige jedesmal um einen Gulden zu strafen und ihnen den weiteren Betrieb ihres Handwerks unmöglich zu machen, und 3) die Amtsverweser, Schösser, Geleitsleute, Bürgermeister, Richter, Vögte und Gemeinden die Pflicht, auf Hilferufe mit ihrem Beistande bereit zu sein. Etwas löcherig war freilich der ertheilte Schutzbrief, da dort das Handwerk zu treiben erlaubt war, wo man dazu berechtigt war, z. B. auf den freien Ritterhöfen des Adels. Die Schneider zu Geithain fanden sehr bald einen nach ihrer Anschauung Ungehorsamen und zwar in dem Einsiedel'schen Dorfe Roda und ließen den Lehnsherrn des Ortes, Heinrich v. Einsiedel, ersuchen, sich dem herzoglichen Gunstbriefe gemäß zu halten. Mit dem Alter der Gewohnheit, in Roda einen Schneider zu haben, meinte der Schloßherr auf Gnandstein in seiner Antwort „Fug und Recht" hinreichend erwiesen. Damit aber waren die Geithainer nicht beruhigt, sie wandten sich vielmehr unmittelbar an den Landesherrn und forderten in unangenehmer Art Entfernung des dörflichen Handwerksgenossen. Herzog Georg verwendete sich nunmehr persönlich für die Schneider zu Geithain bei Heinrich v. Einsiedel, aber ebenfalls ohne Erfolg, da sich die Streitfrage bereits so verwickelt hatte, daß sie kurzer Hand nicht beantwortet werden konnte. Die Ungeduld der Schneider zu Geithain führte den entstandenen Zwist in schneidiger Weise fort: Am 23. Januar 1523 brachen einige derselben nach Räuberart bei ihrem Handwerksgenossen in Roda ein und nahmen mit Gewalt weg, was irgend zum Betriebe seines Gewerbes nöthig war! Ein Sturm im Glase Wasser wurde durch diese über alle Befugnisse hinausgehende Rechtswahrung hervorgerufen, selbst eine weibliche Stimme, und das will in Luther's Tagen viel sagen, ließ sich jetzt hören: Die Mutter Heinrich's v. Einsiedel, die als Hofmeisterin am Hofe zu Dresden weilte, rieth am 30. Januar ihrem Sohne, „daß es gut sein sollte, daß die von Geithain und besonders, die den Frevel geübt, mit Gericht und besonders in den Gerichten, da der Frevel geübet, vorgenommen würden." Gegenüber standen sich die Gegner theils „vor gericht und vier pencken" zu Roda, theils vor dem Oberhofgericht zu Leipzig, und von einem Urtheile kam es zur Läuterung desselben, von dieser zur Oberläuterung „bis in das thal Josaphat hinein", d. h. zu keinem Ende. Keine Partei der Kriegsverwandten, so hießen nämlich damals Prozeßgegner, blieb der anderen etwas schuldig, Verleumdungen flogen herüber und hinüber, an Grobheiten übertraf bald die eine die andere. Weder das Ansehen des Landesherrn noch der Respect vor dem Kaiser legte den gegenseitigen Gehässigkeiten Zaum und Zügel an. Aber an entgegengesetzten Zügen fehlte es später auch nicht: die himmelstürmende Tapferkeit wich der bangen Sorge um die Zukunft, die Verbissenheit in einander dem herzlichen Wunsche, einander los zu sein. Zuerst schieden die Geithainer vom Kampfplatze, da sie fürchteten, durch den Prozeß noch zu Bettlern zu werden. An zweiter Stelle verließ den Kampfplatz Ludwig Fachs, der juristische Beistand Heinrich's v. Einsiedel, indem er schrieb: „Mir will aber nicht gebühren mich förder in die Sache zu lassen, sondern es gefällt mir wohl, daß Ihr den Stadtschreiber zu Dresden gebraucht. Weil ich denn heute nach Dresden reiten werde, will ich ihn bestellen und in der Sache etwas unterrichten. Ich bitte, wollt mich dieses Mal mit der Sache verschonen." So standen sich schließlich nur noch Herzog Georg und Heinrich v. Einsiedel einander gegenüber, die Vertreter entgegengesetzter wirthschaftlicher Anschauungen, Herzog Georg der Förderer städtischen Wohlbefindens, Heinrich v. Einsiedel der Pfleger ländlicher Behaglichkeit. Insofern Herzog Georg Jahrhunderte alte, allgemein verbreitete Ansichten über das Handwerk vertrat, dürfen wir ihn als den Conservativen, insofern Heinrich v. Einsiedel in allen Stücken entgegengesetzte Anschauungen verfocht, ihn als den Neuerer bezeichnen. Die herzogliche Entscheidung vom 28. Januar 1527 ist uns erhalten geblieben, und sie ist ein voller Sieg der v. Einsiedel'schen Anschauungen, doppelt wichtig namentlich insofern, als ja Herzog Georg schließlich Partei und Richter in einer Person war. Diese Entscheidung stellt der Objectivität des viel verschrieenen Herzogs Georg ein überaus ehrendes Zeugniß aus: er war wirklich der Fürst, der das höchste Vertrauen verdiente! Der Schneider zu Roda durfte von jenem Tage an sein Handwerk ungehindert treiben, und alle ihm früher geraubten Gegenstände mußten wieder zurückerstattet werden. Die Schneider zu Geithain aber hatten die Hälfte der Kosten im Gerichte zu Roda zu tragen, während wohl die andere Hälfte auf die Schultern der Gemeinde Roda zu liegen kam, und auch die einst hinterlegten zehn Gulden sollte die Gemeinde Roda wieder erhalten. Da diese fürstliche Entscheidung nicht die einzige ihrer Art ist, sondern noch eine ähnliche, ein Dorf bei Zschopau betreffend, bekannt ist, so ist es gewiß gerechtfertigt, ihrer noch mit einem weiteren würdigenden Worte zu gedenken.

Während die Fürsten Ernst und Albert dem Landhandwerke durch ihre Landesordnung den Todesstoß versetzt hatten und Friedrich der Weise sowohl als auch sein Nachfolger die Bemühungen um die Existenzberechtigung desselben nicht förderten, ja Kurfürst Moritz, wovon noch berichtet werden wird, insofern noch einen Schritt weiter that, als er dem Landadel den Betrieb irgend welchen Gewerbes verbot, sonderte sich Herzog Georg von ihnen: wohl fördert auch er das städtische Handwerk durch fürstliche Privilegien, ja er tritt sogar in Kämpfe für dasselbe ein, um als Mann sein gegebenes Wort zu halten, aber er entscheidet doch gegebenen Falles nicht eigensinnig, sondern anerkennt den Landbewohner als dem Bürger der Stadt gleichberechtigt und zeigt damit einen beachtenswerthen Schimmer Verständnisses für die Errungenschaft eines späteren Jahrhunderts, für die Gewerbefreiheit unserer Tage! — Sind auch nicht so genaue Niederschriften über ähnliche Vorgänge im Westen [7]) von Gnandstein vorhanden, so reichen doch auch sie aus, ein zweites deutliches Bild von der Lage des sächsischen Landhandwerks zu Luther's Zeiten zu geben. Der Ort, um den es sich nun zunächst handelt, ist das Dorf Bocka, das Handwerk, das um seine Existenzberechtigung kämpft, die Weberei. Heinrich v. Einsiedel schreibt hierüber dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen am 25. Juni 1529: „E. Kfl. Gn. bitte ich unterthäniglich, zu wissen, daß meines Bruders und meinen Unterthanen zu Bocka Wolf Hetzsch und Blesig Meder durch Herrn Günther v. Bünau, Ritter und Amtmann zu Altenburg, auf Anlaufen des Handwerks der Leinweber zu Altenburg in kurz verrückter (d. h. jüngst vergangener) Zeit verboten ist worden, ihr Handwerk des Webens hinfürder zu Bocka zu treiben." Der Gegner des Landhandwerks war also auch hier ein städtisches Gewerbe, das von fürstlichen Beamten gefördert wurde; und diese hatten in ihrem Herrn zu Torgau einen entschiedeneren Fürsten über sich als die albertinischen in dem mild und verständnißvoll nachgebenden Herzog Georg zu Dresden. Trotz aller Bitten der Bockaer und aller fürsprechenden Schreiben Einsiedel's befahl Kurfürst Johann der Beständige 1530: „Die von Altenburg bei dem aufgerichteten Schiede zu handhaben und den Webern zu Bocka nicht zu gestatten, dawider zu arbeiten." Die Folgen solcher Vergewaltigungen blieben nicht aus. Aus der kurfürstlichen Entscheidung schöpften nun auch die Weber zu Altenburg den Muth zu Einbrüchen und Räubereien bei ihren ländlichen Handwerksgenossen, aus der Festigkeit aber, mit der Einsiedel für das Landhandwerk eintrat, die Bäcker zu Einsiedel und Ersenschlag die Hoffnung, unter seinem Schutze trotz der Innung zu Chemnitz bei ihrer Nahrung bleiben zu können, aus der ganz unsicheren Zukunft des Landhandwerkes endlich Heinrich v. Einsiedel die Pflicht, bei neuen Festsetzungen und Uebereinkünften z. B. mit den Webern zu Zschopau seinen Dörfern je zwei Leinweber zu sichern.

[6]) Siehe des Verfassers „Heinrich v. Einsiedel und Herzog Georg vor dem Jahre 1528" S. 38 f. Leipzig 1896. Verlag der Roßberg'schen Hofbuchhandlung.

[7]) Das urkundliche Material hierüber ruht im Burgarchive Gnandstein und ist noch nicht verwerthet worden.

Bei solch unklarer Lage dauerte natürlich der Kampf zwischen den städtischen Gewerben und den Landhandwerken fort. So sehr sich jene ihre verbürgten und verbrieften Rechte zu wahren suchten, ebenso eifrig hielten diese darnach im Lande Ausschau, wo irgend einem angefochtenen und behelligten Handwerker durch gerichtliche Entscheidung die weitere Existenz auf dem Dorfe gesichert worden war. Lesen wir im April des Jahres 1538, daß die Leinweber zu Geithain einem handelnden Weber aus Hermsdorf bei Geithain in dem gegen acht Stunden entfernten Pegau seine Waaren „verkümmern und hemmen" ließen, so ist die gegenseitige Unterstützung der städtischen Gewerbe durch das ganze Land hindurch mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit zu folgern, und hören wir darauf hin den schon genannten Leipziger Rechtsbeistand Einsiedel's, Ludwig Fachs, den Antrag, um dieser Angelegenheit willen den Rechtsweg zu betreten, ablehnen und die Worte äußern: „Es wollt' das Getröse besser werden denn die Gans", so ist deutlich zu erkennen, daß dieser vielgesuchte Jurist von der Berechtigung des Landhandwerks so fest überzeugt war, daß er seinem Freunde auf Gnandstein nicht von Neuem um dieser schon früher erörterten Angelegenheit willen Geldausgaben verursachen wollte. Eine ähnliche Stellung nahm den städtischen Anschauungen gegenüber das Oberhofgericht zu Wittenberg*) ein. Trotz der bekannten Stellung des Kurfürsten zum Landhandwerke antwortete es zwei Webern zu „Girlsdorf" d. i. Elgersdorf bei Deutschenbora: „Habt Ihr nach Gemeiner Kur- und Fürstlichen Landesordnung ruhig über die bestimmte Zeit erseffen und erbracht, daß Ihr im Dorfe einem jeden ums Lohn gewebet und also das Leinweberhandwerk getrieben, und seid Ihr zu der Handlung nicht gefordert, die bei Zeiten N. Ziegler's, Amtmanns zu Meißen, zwischen den Prälaten, denen vom Adel, von den Dorfschaften und den Handwerkern zu Meißen aufgerichtet worden ist, weder Euer Erbherr noch Ihr nicht gezogen worden, habt Ihr auch nicht in den Vertrag oder die Ordnung gewilligt, so bleibt Ihr solcher Handlung und Ordnung halber ungeachtet bei Eurer erlangten Gerechtigkeit billig von Rechts wegen." Inwieweit solche oberhofgerichtliche Entscheidungen von thatsächlicher Bedeutung wurden für die Erhaltung des Landhandwerks, zeigt eine Verordnung des eben zur Herrschaft gelangten Herzogs Moritz vom 7. Nov. 1541, die die Gerichtsbarkeit der Innungen fast aufhob, sie wenigstens der landesherrlichen Gerichtsbarkeit unterstellte. Die Folgen zeigten sich sehr bald: schon nach zehn Jahren erkennen wir staunenden Blickes eine Entwickelung des Landhandwerks in der Gnandsteiner Pflege, wie sie selbst unsere Zeit der Gewerbefreiheit noch nicht wieder erreicht hat. Folgende Tabelle giebt ein Bild der Verbreitung des Landhandwerks in jener Gegend im Jahre 1550

Ort	Schneider	Leinweber	Schuster	Kirchner
Altmörbitz	2 auch 3	ohne Zahl	1	1
Dolsenhain	2 „ 3	„ „	1	—
Elbisbach	1 „ 2	3	—	1
Eschefeld	ohne Zahl	—	ohne Zahl	1
Gnandstein	2	ohne Zahl	1	1
Hopfgarten	2 auch 3	„ „	—	—
N.-Frankenhain . . .	—	2 auch 3	—	1
N.-Gräfenhain . . .	1	1	—	1
Neumörbitz	1	1	1	1
Roda	1	1	—	1
Teusdorf	—	1	—	—
Trebishain	1 auch 2	3 auch 4	—	—
Wolftitz	1	ohne Zahl	1	—

*) Handschriftlich im Burgarchive Gnandstein.

Von dem „Kirchner" heißt es z. B. bei Neumörbitz: „Der das Schneider-, Leinweber-, Glaser- oder andere Handwerk, was er gelernt, öffentlich getrieben hat und noch treibet." Sehr oft werden in jenen Erhebungen „Salzführer" besonders erwähnt, und von Eschefeld heißt es: „Braut und verkauft; auch fremde Biere und Weine werden gekauft und verschenkt."

Der Grund freilich, der 1551 zur Feststellung der Verbreitung des Landhandwerks führte, war Alles, nur nicht Freundlichkeit gegen dasselbe. Kurfürst Moritz hatte, wie es nur zu oft zu geschehen pflegt, seinen jugendlichen Idealismus, wie ihn das Jahr 1541 gezeigt hatte, nur zu bald verloren und erneuerte jetzt sogar die alte Landesordnung vom Jahre 1482 gegen das Landhandwerk, „weil daraus nichts Anderes denn gewisser Schaden und Verderb der Stadt endlich folgen müsse" und trat, wie schon angedeutet worden, den Großbetrieben des Landadels besonders entgegen. Nach der Meinung dieses Kurfürsten war der Betrieb eines Gewerbes des Adels nicht würdig, und weder Hinweise auf hohes Alter dieser Erwerbsquellen noch Klagen über zu hohe Preise der städtischen Innungen konnten ihn zum Wechsel seines Systems bringen. Durch die Erörterungen, die der damalige Landadel über das Alter seiner gewerblichen Gerechtsame anstellte, ist eine reiche Menge culturgeschichtlichen Materials erhalten worden. Einige weitere Ausführungen aus dem Burgarchive Gnandstein mögen erlaubt sein. Ein früherer Bürgermeister zu Neustadt a. O. Namens Georg Oberländer erzählte, auf Gnandstein habe man einen Mälzer aus Böhmen gehabt; er sei im Herbst, wenn man angefangen habe zu brauen, gekommen, und, wann man abgebraut, wieder nach Böhmen zurückgekehrt. Peter Maul, der damalige Pfarrer zu Prießnitz, fügte diesen Aussagen hinzu, um 1517 hätten die Herren von Einsiedel mit den Kretzschmarn, d. h. Gastwirthen, zweier Dörfer Kerbhölzer über das verkaufte Bier gehalten, es also auf Borg gegeben. Lorenz Meister, in jener Zeit Pfarrer zu Altmörbitz, berichtete, man habe auf Gnandstein auch Gerste der Bauern zu Jahnshain, Meusdorf u. s. w. gekauft und verbraut. Peter Müller, der Pfarrer zu Markkleeberg, wußte, daß der Wirth zu Dölitz bei Leipzig gewöhnlich 40 Faß Bier auf einmal aus Gnandstein holte und Gnandsteiner Bier ohne irgend welche Verhinderung auch nach Pegau und Leipzig verkauft wurde.

Ein Rückblick auf diese Darlegungen zeigt, daß das sächsische Landhandwerk zur Zeit Luther's von nicht geringer Bedeutung war. Der Bewohner des Dorfes, sei es der gemeine Mann oder der Adel, fand durch dasselbe seine Existenz gesichert, seine Bedürfnisse befriedigt, einen Schutz gegen die Preistreibereien wirthschaftlicher Ringe und endlich Veranlassung zu geschichtlichen und anderen geistschärfenden Untersuchungen. Die städtischen Gewerbe erblickten in dem Landhandwerke ihren gefährlichsten Feind: einen Damm gegen erwünschte Befriedigung eigener Selbstsucht, ein Hinderniß nothwendiger technischer Vervollkommnung, ein Gift gegen gewinnbringende Förderung des Luxus, einen Verführer zu strafwürdigen Vergehen und die Veranlassung zu unangenehmen Collisionen mit dem Landesfürsten. Die Fürsten hatten durch das sächsische Landhandwerk zu Luther's Zeiten Gelegenheit, öfters eine mehr als conservative Unbeweglichkeit ihrer Anschauungen zu bekunden und seltener ein über ihre Zeit hinausragendes Verständniß für Menschenrechte zu zeigen. Die höchste Bedeutung gewann das sächsische Landhandwerk zur Zeit Luther's aber für die Wissenschaft, namentlich für die Rechtswissenschaft. Die vielen Kämpfe, die das Landhandwerk zu bestehen hatte, nöthigten sie, Stellung zu nehmen, und so verrichtete sie eine Arbeit ihrer würdig, wenn auch von langsam reifender Frucht: die sächsische Rechtswissenschaft sprach schon zu Luther's Zeiten aus die Grundgedanken der Gewerbefreiheit unseres Jahrhunderts.

Bücherbesprechungen.

— Beispiele und Aphorismen zu den Psalmen. Ein Handbuch für Geistliche, Religionslehrer und Helfer im Kindergottesdienst sowie für die Familie zur Erbauung im Hause. Von A. Rodemeyer. Leipzig, Ferd. Riehm. 1896. 1. Lieferung. 50 ₰. — Der Verfasser ist ein bekannter Specialist auf dem Gebiete der Beispielsammlung für die Auslegung der heiligen Schrift. Seine beiden Bände, in denen die biblischen Hauptbegriffe nach alphabetischer Reihenfolge in dieser Weise erläutert werden, haben ihren Weg wohl nach vielen Seiten hin gefunden. In ähnlicher Weise sollen nun in diesem Lieferungswerke die Psalmen behandelt werden und zwar Vers für Vers dergestalt, daß jeder einzelne, der einer solchen Auslegung bedürftig erscheint und für welchen der nöthige Stoff vorhanden ist, in seinem Wortlaute abgedruckt wird und dann entweder in kleiner Schrift die betreffenden Aussprüche oder in größerer und mit Ueberschriften versehen die betreffenden Erzählungen angefügt werden. Der Herausgeber muß unermeßliche Vorräthe gesammelt haben, und daß sich unter den daraus mitgetheilten Gaben sehr viel Gutes und Brauchbares findet, versteht sich angesichts seiner löblichen Absicht einfach von selbst. Aber die Ansichten sind in dieser Sache allerdings sehr verschieden. Wir haben in unserem Exemplar der oben erwähnten Bände diejenigen Geschichten an-

gestrichen, die unbedingt und ohne Weiteres als tauglich zu den angegebenen Zwecken befunden wurden, und das waren ihrer nicht allzu viele. Viele andere konnten insofern für verwendbar gelten, daß man Dies oder Jenes daraus entnahm oder sich dadurch zu anderen angemesseneren Gedanken anregen ließ. Es blieb aber immer noch genug Stoff übrig, den man vom Standpunkt einer gesund reformatorischen Anschauung einfach abzulehnen hatte. Denn wählerisch ist der Verfasser nicht: jedes Geschichtchen aus Sonntagsblättern und englischen Tractaten ist ihm recht, wenn es nur mit seinem Inhalt ungefähr zu dem behandelten Gegenstand paßt. Doch sind, wie gesagt, die Bedürfnisse verschieden, und wenn das Verhältniß in diesem neu begonnenen Werke, soweit sich übersehen läßt, ungefähr ein ähnliches ist, so wird der Werth desselben damit nicht in Frage gestellt. Nur ist uns unbegreiflich, wie der Verfasser das entsprechende Werk von Kögel übersehen konnte. Wenn ihm als einem Schweizer auch die hier so zahlreich gebotenen Beziehungen zwischen Psalmstellen und patriotisch bemerkenswerthen Ereignissen gleichgiltig sein mögen, so hätte er sich doch durch Kögel's Buch vor Allem die Erkenntniß verschafft, daß bei solcher Auslegung der Psalmen eine Berücksichtigung des deutschen Kirchenliedes unerläßlich ist. Es ist für deutsch-evangelische Christen beispielsweise undenkbar, den 12. Psalm so zu behandeln, ohne an Luther's Lied: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein" zu erinnern. Wir würden uns freuen, wenn der Verfasser in den späteren Lieferungen diese Thatsache zum Besten der Aufnahme seines Werkes in den Ländern der deutschen Reformation noch beachten könnte. B. K.

— **Die Grabschrift des Aberkios**, erklärt von **Albrecht Dieterich**. Leipzig, Teubner, 1896. VI, 55 S. 8. — Im Museum des Lateran befindet sich ein aus Hieropolis in Phrygien stammender Grabstein, dessen Inschrift während der letzten Jahre Alterthumsforscher und Theologen in der lebhaftesten Weise beschäftigt hat. Der Stein wurde 1883 von Ramsay gefunden und dann vom Sultan dem Papste zum Geschenk gemacht. Der Bedeutung, die man ihm in Rom beimißt, ist durch folgende, 1895 angebrachte Beischrift Ausdruck verliehen: FRAGMENTVM · TITVLI · SEPVLCRALIS | EX · ASIA · ADVECTVM | IN · QVO · ABERCIVS · HIEROPOL · EPISC · SAEC · II | VNIVERSAE · ECCLESIAE · CONSENSVM | IN · VNAM · FIDEM · TESTATVR. Man ist also in Rom überzeugt, die Grabschrift eines hieropolitanischen Bischofs Abercius aus dem zweiten Jahrhundert zu besitzen, und schätzt sie als eine Urkunde des römischen Katholicismus aus so früher Zeit. Die unverhofft wieder aufgetauchte Inschrift hat schon im Anfang des Mittelalters Veranlassung zur Legendenbildung gegeben. Es wurde durch sie die Legende von dem Leben, den Reisen und dem Tode eines Bischofs Aberkios angeregt, der sich zur Heilung der Kaisertochter nach Rom begiebt und dessen Grabaltar der ausgetriebene Dämon nach der phrygischen Stadt tragen muß. In einer großen Legendensammlung aus byzantinischer Zeit ist sogar der Text der neugefundenen Grabschrift erhalten. In der That, ein merkwürdig glücklicher Zufall, der auf die Art der Entstehung von Heiligenlegenden ein helles Licht wirft. Einen Bischof Aberkios hat es im zweiten Jahrhundert zu Hieropolis nicht gegeben. Der vorhandene, erst nach 216 gesetzte Grabstein deckte überhaupt keinen Christen, sondern einen Anhänger des Attis, eines damals weithin verehrten Sonnengottes, den man den „reinen Hirten" nannte und mit Hirtenstab oder strahlenbekränzt darstellte, „der da weidet der Schafe Heerden auf Bergen und Fluren, der Augen hat gewaltig, die überall herniederschauen". Dieser Attisdiener Aberkios berichtet in den 22 Hexametern seines selbstverfaßten Epitaphs von seinen Reisen im Dienste seines Gottes nach West und Ost, namentlich nach Rom, wohin er sich begab „einen König zu schauen und eine Königin zu sehen mit goldenem Gewand und goldenen Sandalen, einen Stein . . . mit einem leuchtenden Gepräge". Dieterich weist siegreich nach, daß hier nicht etwa der Bischof und die Christengemeinde Roms gemeint sein können, sondern allein der syrische Sonnengott Elagabal, dessen Verehrung in Gestalt eines großen conischen Steines sein gleichnamiger kaiserlicher Priester in Rom eingeführt hatte, sowie die große Mond- und Lichtgöttin, deren prachtvolle Bildsäule der Kaiser von Karthago hatte herbeischaffen lassen. Dem Hochzeitsfeste dieser Gottheiten hatte Aberkios beigewohnt und war auch nach Syrien gezogen, heilige Mahlzeiten abhaltend mit seinen Cultgenossen, von Fisch, Wein und Brod. Diese Erklärung der Inschrift ist schlagend und muß für immer dem Glauben an ihren christlichen Ursprung ein Ende machen. Ihre Bedeutung für die Entstehungsgeschichte des christlichen Cultus bleibt hingegen unerschüttert. Es ist bezeichnend für die Zusammenhänge der äußeren Formen von Christenthum und Heidenthum, daß über die Zugehörigkeit der von Aberkios erwähnten Cultsymbole so vielfach verhandelt werden konnte. Die Gestalt des guten Hirten, das Symbol des Fisches, die heiligen Mahlzeiten, Alles bietet Analogien zwischen den sinkenden Culten und der aufsteigenden Religion. „Wir ringen heute um das große Problem der Genesis des Christenthums", sagt der bewährte Verfasser, ein Schüler Hermann Usener's. Die mit großer Bescheidenheit gebotene Gabe läßt noch viel Treffliches von ihm erhoffen. IIb.

— **Ernst W. Bredt: Ein offenes Wort zum Abbruch des Secessionsgebäudes in München.** (München, Selbstverlag. 30 ₰.) — Der Verfasser dieser warm geschriebenen, jeder gehässigen Polemik ausweichenden Mahnworte bemüht sich über den beiden Parteien, hie Künstlergenossenschaft, hie Secession, zu stehen. Sein Herz und seine künstlerische Ueberzeugung ist freilich ganz auf Seiten der Jungen. Nicht in dem Sinne des sklavischen, kritiklosen Anhängers und Nachbeters; nein, der selbst den Malerkreisen angehörige Verfasser findet sogar sehr kräftige Worte, die Gefahr einer bevorstehenden abschüssigen Bahn den Secessionisten vorzustellen, und geißelt ganz energisch den einreißenden Cliquengeist, das Schwinden der ideellen Gesichtspunkte, das Ueberhandnehmen der merkantilen Ziele, die schließlich zum Wechsel der Wahrzeichen der Secession führen werden, nämlich ein **Merkur** an Stelle des Stuck'schen Minervakopfes. Den äußeren Anstoß zu dieser Schrift bot die Niederreißung des Kunsttempels der Secession. Vom nächsten Jahre sind bekanntlich die „Jungen" mit den „Alten" in den kolossalen Räumen des Glaspalastes vereinigt. Die Sorge, daß die **äußerliche Vereinigung nicht zu einer ideellen** führe, daß die Secession nicht etwa das ihr gesteckte Ziel für erreicht halte, die Sorge, daß die Führer derselben aus naheliegenden Gründen des Compromißlerthums und der Anpassung erlahmen im Ringkampf um die Palme neuer, echter und nationaler Bildkunst, hat Bredt die Feder in die Hand gedrückt. Er stellt sein Thema so: „Was hat bisher die Secession in ihrem alten Gebäude genützt?" Rein materiell ist die Frage natürlich leicht nach der Summe der Verkaufs- und Eintrittsgelder zu beantworten. Aber ist ein ideeller, rein künstlerischer Fortschritt documentirt worden? Und diese heikle Frage vermag Bredt nur mit großer Reserve zu bejahen. Zweierlei stellt er fest: Die Jury hat in den letzten 2 Jahren oft ganz werthlose Bilder aufgenommen, wenn sie nur auffallend waren und den Koryphäen des dekadenten Geschmacks und der Mode der letzten Jahre angehörten. Und — die Secession ist dem deutschen Erbfehler, dem Fremdencult verfallen. Liebedienerei mit englischen, französischen und belgischen Malern war ein maßgebender Factor bei den Jahresausstellungen der Secession. Damit hat aber der Künstlerverein einen Importhandel betrieben, der indirect der nationalen Kunst ideell und materiell schädlich wirkt. „Wohl mancher Künstler jenseits der Vogesen, des Canals oder der Meere mag sich ins Fäustchen gelacht haben, wenn ihm ein Delegirter der Secession irgend einen alten »Schinken« unter vielen Bücklingen abgenommen hat." Und — fügen wir hinzu — wohl mancher einheimische Künstler ohne Namen und nicht zu den bekannten „293" (Mitgliederzahl des Vereins bildender Künstler Münchens = Secession) gehörig, mag durch Ablehnung eines künstlerisch weit über den fremden „Attractions" stehenden Gemäldes vollständig irre geworden sein an dem mit so vieler Emphase verkündeten weitherzigen Programm der „Jungen". Leider hat Bredt nur zu Recht mit diesen schlimmen Censuren, deren Nothwendigkeit einer öffentlichen Vertheilung in einsichtigen Münchener Malerkreisen längst betont worden ist. Der Zweck der Bredt'schen Erwägungen: „die Secession an den Grund ihrer Trennung von der Genossenschaft, d. h. ihre sehr lobenswerthen Ziele zu erinnern, damit der Abbruch ihres ersten Ausstellungsgebäudes gleichzeitig das Brechen mit schlechten Gewohnheiten und ein Wiedereinlenken in die richtige Bahn bedeute" — dieser Zweck sollte durch eine objective Würdigung und Darnachachtung seitens der maßgebenden Factoren erreicht werden. Es ist, wie gesagt, ein ernster Mahnruf in zwölfter Stunde! W. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 140. Sonnabend, den 21. November. 1896.

Der Leichen- oder Todtenvogel.

(Zum Todtenfeste, den 22. November.)

Von F. Kunze.

„Es kommt der Tod; doch wo und wie und wann,
Weiß Niemand; aber Gott giebt oft ein Zeichen,
Daß er sich naht. — So oft ein Domherr hier
Verscheiden soll, entsteht ein Läuten und Geräusch.“

Diese vorstehenden einfachen Verse, welche die ungefähre Uebersetzung einer mittelalterlich-lateinischen Inschrift im Chore des Domes zu Breslau darbieten, sind ein monumentales Zeichen und Zeugniß für den uralten und noch jetzt bestehenden Volksglauben, daß sich der Tod gleichsam anmelde, seine Boten sende. Ein solcher berüchtigter Verkünder des letzten Stündleins ist das Käuzchen (Strix passerina), das einer weltbekannten Volksmeinung zufolge durch sein nächtliches Geschrei in unmittelbarer Nähe erleuchteter Krankenzimmerfenster den heimrufenden, mit Stundenglas und Hippe ausgerüsteten Sensenmann anzeigt. Wenn in Schwaben schon Elstern nicht gern gesehen werden, weil sie dem Hause, auf welchem sie sich niederlassen, einen Todesfall bringen sollen, und wenn in manchen Gegenden Thüringens auch der Seidenschwanz als Pest-, Kriegs- und Sterbevogel gefürchtet wird, so ist doch wohl der böse Ruf, den das Käuzchen als Todtenvogel genießt, ein geradezu über das ganze Erdenrund verbreiteter, wie unten näher dargethan wird. — In Italien, Rußland, Deutschland und Ungarn, nicht minder auch in anderen Ländern Europas, gilt das unheimliche Käuzchen als ein Vogel schlechtesten und traurigsten Charakters. „Schreien von Kauz und Eule verkündet allgemein Unglück und insbesondere Todesfall, wenn sie neben oder hinter einem Hause schreien, sich auf das Haus setzen oder an das Fenster fliegen“, wie Strackerjan (I. 26) aus Oldenburg berichtet. Für Norddeutschland haben Kuhn und Schwarz (Nordd. Sagen, 1848, S. 452) das Vorkommen dieses Aberglaubens bestätigt, ebenso auch Curtze für Waldeck. „Wo das Käuzchen (Leichenhuhn) gegen die erleuchteten Scheiben einer Krankenstube mit den Flügeln schlägt, muß der darin liegende Kranke bald sterben“, sagt man in Schwaben und die gemüthliche Bevölkerung im „Land Tirol“ nennt die todankündigende Eule geradezu „Klag“ und „Leich“. In Siebenbürgen bezeichnet man das Käuzchen als einen Todten-, Leichen- oder Sterbevogel, ebenso auch in den Vorarlberger Alpen. Hier sind dem gefürchteten Gaste aber auch noch gewisse volksthümliche Benennungen beigelegt worden. „Er heißt in Graubünden Tschauetta, in Vorarlberg Tschivigga, in Südtirol Tschavit. Die Tschivigga rufen immer: Geh weck! Geh weck! Der Tschivig-gana ist der Tod, der einmal gerufen hat: Hannesjöf pack auf, pack auf, du stirbst jetzt bald.“ (Vgl. Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie S. 110.) Auch in der Schweiz werden der Schleiereule wegen ihres wimmernden Geschreies noch verschiedene mundartliche Namen gegeben, z. B. Gwiggli, Wichsi, Klewit und Kiwit. Letzterer erinnert deutlich an den angeblichen Ruftext des Vogels: Komm mit! Komm mit! Derselbe lautet nach Lemke (Volksthümliches aus Ostpreußen I. S. 98) in den preußischen Provinzen:

„Komm mit!
Komm mit
Ins kühle Grab!“

Dieser haarsträubenden Einladung des gefiederten Vorläufers vom „schwarzen Fürst der Schatten“ hat dann der Todescandidat in Kürze unbedingt Folge zu geben, weshalb der Schweizer sagt:

„Wenn dir d' Wiggli*) schreit,
Wirsch bald usse trait!“

In Einlage bei Elbing behauptet das Volk: „De Uhl spricht, wad wer sterbe“, wie Frischbier mittheilt. Aus dem Jahre 1646 ist uns in den damals in Zürich herausgegebenen Reimen zu „Gewerbs Leuth und Vychbesegnen“ auch das gleichinhaltige Verschen nachstehenden Wortlauts aus dem „Land der weißen Berge“ überliefert worden:

„Wenn durch den dünnen Luft ein schwarzer Rabe fleucht
Und kraket sein Geschrey, und wenn des Eulen frauwe
Ihr Wiggen, gwige heult: sind Losungen sehr rauhe“

(Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I. 89.) Nach dem „Urquell“ (V. 32) schreit in Pommern die ominöse Eule: „'t is Tid! 't is Tid!“ Wenn ein Kind im Hause gestorben ist, so ruft sie: „Kin dod, dod, dod!“ Bei den magyarischen Ungarn glaubt der erschreckte Patient aus dem heiseren Geschrei der Strix passerina folgende Worte heraus hören zu müssen: Ki — vidd, d. h. „Trag hinaus (die Leiche auf den Friedhof)!“ Ueberhaupt gilt dort neben dem Hunde das Käuzchen als gefürchtetster Todesbote und wer sein Geschrei nachahmt, der stirbt bald. Aus der Ukraine bringt Reinsberg-Düringsfeld (Ethnogr. Curiositäten, 1879, S. 123/24) folgende einschlägige Notiz: „Die Eule und der Uhu verkünden mit ihrem Geschrei den Tod in dem Hause, auf dessen Dach sie sich setzen.“ Auch die Polen sprechen:

„Auf dem Dache weint die Eule;
Dem der sterben soll in Kürze
Ruft die Eule zu: Komm! komm!“ —

und in Slavonien „steht der Tod auf der Schwelle des Hauses“, wie man zu sagen pflegt, „wenn eine Eule oder ein Todtenkopf (Sphinx atropos) sich des Nachts auf dem Fenster oder im Schlafgemach zeigt“. Bei den Südslaven machte Dr. Krauß (vgl. „Zeitschrift für Volkskunde“ II. S. 183) ähnliche Wahrnehmungen, denn er sagt: „Nachtvögel aus dem Eulengeschlechte zeigen durch ihre unheimlichen Rufe in der Nähe menschlicher Behausungen immer Todesfälle an. Allgemein glaubt man: setzt sich ein Uhu auf ein Haus und läßt seinen Ruf ertönen, so stirbt Jemand von den Bewohnern, außer Jemand ladet augenblicklich sein Gewehr mit Eisennägeln, die in der Kirche während des Hochamts unter dem Altarkissen gelegen, und schießt den Uhu herab. Wenn eine Schleiereule in der Nähe des Hauses »uhu« schreit, so sagen die Bosnjaken, daß noch in demselben Jahre der Hausvorstand oder die Hausvorsteherin mit dem Tode abgehen müssen.“ Auch Böhmens Kranken kündet der Steinkauz unter dem Zimmerfenster sein poid! poid = Komm mit! Komm mit. — Die „Magiologia“ des Anhorn (Basel 1674) bringt auf S. 144 eine einschlägige Bemerkung, welche zeigt, daß im 17. Jahrhundert das dumpfe Gekreisch der nächtlichen Eule ebenso wie heute als erschütterndes memento mori! aufgefaßt wurde, denn es heißt dort: „Die Nacht Eul vnd der Wik werden Todtenvögel genannt vnd glauben viel Leut vestiglich, worumb diese Vögel schreyen, werde bald ein Mensch sterben. Andere glauben, wenn sie Raben schreyen hören, gehe ihnen ein Unglück zur Hand, vnd fürchten sich bald mehr für einen Eulen- vnd Rabenschrei als für einen blossen Schwerdt ꝛc.“ Eine alte Trauer- und Leichenpredigt, im 17. Jahrhundert zu Straßburg herausgekommen, weist folgenden Anfang auf: „Weg, weg, weg! Was höre ich vor ein wunderbarliches Geschrei? Von den Vögeln des Himmels lese ich nichts in göttl. heiliger Schrift, daß solche Vögel dergleichen traurige Triller schlagen. Aber bei den Naturkundigen findet man, was dieses vor fremde Vögel sind, welche zur dunklen Nacht auf den Dächern vor den Fenstern umherfliegen und mit solchem ungewöhnlichen Trauergeschrey den im sanften Schlaf begrabenen Hausvatter beunruhigen und aufferwecken ꝛc.“

*) Wicken bedeutet im Aargau „klagend rufen“ und in Osnabrück soviel als „prophezeien“, wie aus Lyra's Plattdeutschen Briefen, 1847, S. 65, hervorgeht.

Aber auch in Italien, besonders auf der Insel Sicilien, verkündet die klagende Eule in der Nähe des Hauses einem Kranken den nahen Tod. Sind keine Kranken da, so wird ein Bewohner des Hauses die Bräune „an den Hals“ bekommen. Dieser Glaube an die unheilvolle Mission des graubefiederten Nachtvogels war schon bei den classischen Römern, den frühhistorischen Vorfahren der Italiener, sehr üppig ins Kraut geschossen. Wenn sich der Uhu auf ein Haus setzte und seinen Ruf erschallen ließ, so bedeutete es Tod, und wenn er von einer Opferstätte ein Holzstück auf das Dach fallen ließ, dann war dies ein Zeichen einer nahe bevorstehenden Feuersbrunst. Bei Virgilius (Aen. 4) heißt es vom „Bubo“ (Uhu): „Spät Abends auf dem Gipfel sitzend, schien er zu klagen mit einem Trauergesang (Leichenlied) und seine weinerliche Stimme in langen Tönen auszuziehen.“ Ovid gedenkt dieser Eulenart, wenn er in den Metamorphosen (10. Cap.) schreibt:

„Die träge Eule ist ein böses Omen für den Sterblichen,
Denn sie fliegt zu ihm, der Bote des schwarzen Todes.“

Auch Plinius berührt den finsteren Vogel in seiner „Naturgeschichte“ (X, Cap. 16), wo es heißt: „Der trauerverkündende und am meisten, besonders bei öffentlicher Vogelschau verabscheute Uhu bewohnt einsame und zwar nicht nur öde, sondern auch grauenvolle und unzugängliche Orte; ein Unhold der Nacht, wird er nicht durch irgend einen Gesang, sondern nur durch Stöhnen laut. Er gilt deshalb, wenn er sich in Städten oder überhaupt am Tage sehen läßt, als eine schreckliche Vorbedeutung, doch weiß ich, daß er sich sehr oft auf Privathäuser setzt, ohne einen Sterbefall anzuzeigen. Er fliegt nie dahin, wohin er will, sondern wird quer fortgetrieben.“ Es war nun aber weniger der Uhu als vielmehr die Käuzcheneulen, welche den alten Römern unheilvoll erschienen. Besonders war es der Steinkauz (Athene noctua Retz, Noctua veterum Schlegel), der sich bei ihnen sehr mißliebig machte. Gerade diesen Vogel fürchtete man als Todesboten, weshalb ihn Festus zu den „Oscines“ zählt und Architremius an einer Stelle sagt: „Das Käuzchen ist für die Verwandten ein Vorherverkündiger des schnell heraneilenden Todes.“ Daneben ruft auch Pamphilus voll schwerer Ahnungen aus: „Wie hat so oft geseufzt auf unseren Dächern das wilde Käuzchen?“ Vergil meldet noch an einer Stelle, daß Dido, des Aeneas verlustig und lebensmüde, eine Eule auf ihres Palastes Zinnen gehört, welche ihr ein Leichenlied gesungen, und Aelian (Naturgesch. der Thiere X, 37) erzählt von Pyrrhus, dem Könige von Epirus, daß er auf Argos einen unrühmlichen Tod gefunden, weil sich vorher beim Einmarsch ein Käuzchen auf seinen aufrecht getragenen Speer gesetzt habe. Nicht minder ist auch bei Apulejus von den unheilvollen Nachteulen die Rede, und Menander ruft abergläubisch aus: „Wenn die Eule schreit, haben wir Grund, furchtsam zu sein!“ War doch auch nach Silius Italicus' Mittheilung die Niederlage von Cannae durch eine Eule prophezeit worden. (Vgl. über die Eulen im griechischen und römischen Alterthum: Hopf, Thierorakel und Orakelthiere, Stuttg. 1888, S. 100—105; Gubernatis, Die Thiere in der indogerm. Mythologie, Leipzig 1874, S. 526—528.)

Es hat nun fast den Anschein, als wäre diese europäische Furcht vor der häßlichen und todverkündenden Eule mit den ehemals wandernden Völkern mit aus Asien nach dem Abendlande herübergebracht worden, denn gerade im Orient ist der nächtliche Vogel erst recht gehaßt und als kreischender Mahner an das letzte Stündlein fast überall verabscheut. Bereits in den uralten Märchensammlungen und Thierfabeln Altindiens spielt die Eule eine hervorragende Rolle, doch nur im ungünstigen Sinne. Im Pancatantra vergleicht der König der Krähen die feindliche Eule mit Yama, dem Gott des Todes. Der Rigveda weist den Frommen an, den Tod und den Gott des Todes durch Beschwörungsformeln zu vertreiben, sobald die Eule ihr schmerzliches Geschrei ausstößt, worin gleichsam ein Stück „symbolischer Heilweise“ liegt, indem man den Krankheitserreger (hier Todverkünder) als Arzt zur Hilfe heranzieht. Der Geist des Bösen, der hell sieht, im Trüben fischt und in seinen abscheulichen Handlungen Glück und Geschick zeigt, wird übrigens im Mahabharata mit der Eule in Parallele gestellt, welche jede Gestalt in der Nacht unterscheidet. (Vgl. Gubernatis a. a. O. S. 526.) Die Eule ist gleichbedeutend mit dem Monde, während die Krähe die Nacht in sich verkörpert. Der Streit zwischen beiden Vögeln war in Indien volksthümliche Anschauung. Um eine ernste Gefahr zu bezeichnen, sprechen heute noch die Italiener: „Die Eule unter den Krähen!“ — und ein deutsches Sprichwort lautet:

„Die Eulen und die Raben,
Zwei, die einen Buhler haben,
Zwei Hund an einem Bein:
Kommen selten überein.“

Aber nicht nur im grauen Alterthum, sondern heute noch ist die Eule den einheimischen Indiern ein unheilbringendes Wesen. „Setzt sich in Indien eine Eule als Vogel böser Vorbedeutung auf die Hütte eines Eingeborenen, so wird diese niedergerissen,“ wie im „Anthropol. Journal“ 1875, IV, S. 281 zu lesen ist. Auch in dem benachbarten Siam, sowie in China kennt man jenen gefürchteten „Todesvogel“. Auf der Insel Luzon betrachtet man die Eule geradezu als Unglücksvogel. Ihr Gekrächze kündet Krankheiten an, weshalb z. B. die Bewohner der Insel Ilócos in große Bestürzung gerathen, wenn sich in der Umgebung ihrer Hütte ein solcher Vogel hören läßt. (Vgl. „Globus“ Bd. 48, Nr. 12.) Aus dem Umstande, daß der weise Gesetzgeber Israels „das Käuzlein“ zu den sogen. „unreinen Thieren“ (3. Mose 11, 17), also zu den arimanischen Geschöpfen zählt, ist deutlich zu ersehen, daß die geflügelte „Klagemuhme“*) auch bei den Ebräern verhaßt war. Von den asiatischen Kalmücken erzählt Klemm in seiner Culturgeschichte (III, S. 202), daß das Schreien der kleinen Ohreule oder gar ihr Erscheinen auf einem Zelte jedem Wahrnehmer das größte Entsetzen einjagt. — Auf Java und den übrigen Sunda-Inseln herrscht der Glaube, daß, wenn eine Nachteule sich auf den Dachfirst setzt, in einer hinter dem Hause gelegenen Wohnung Feuer ausbrechen wird. Setzt sie sich dagegen auf einen Baum und wendet sie während des Schreiens den Kopf einem Hause zu, so werde ein Verwandter krank werden. Bei den Dajaks auf Borneo ist die Furcht vor der Eule so groß, daß sie bei ihren nächtlichen Streifereien umkehren, wenn sie eine schreien hören. (Vgl. Hopf, a. a. O. S. 107.) Selbst den schwarzen Bewohnern Afrikas ist die Eule ein Gegenstand der Angst und des Schreckens. In Dahome nennt man sie Aze-cho d. h. Kannibale (welcher die Feinde tödtet und verzehrt); ja die Nuba-Neger betrachten es als ein sicheres Zeichen von dem nahen Tode eines Familiengliedes, wenn sich im Nachtdunkel eine Eule auf das Hausdach setzt und ihren klagenden Ruf ertönen läßt, wie Ignaz Pallme erzählt.

Halten wir nun auch in der neuen Welt Umfrage nach der Stellung des räthselvollen „Nachtrabin“ — wie die alten Griechen den lichtscheuen Vogel nannten (nyktikorax) — im Volksglauben, so treffen wir dieselbe Erscheinung an. Ueberall genießen hier die mancherlei Eulenarten den schlimmen Ruf der Todtenvögel. So heißt es z. B. im „Globus“ (Jahrg. 32 S. 383): „Der Ruf der Eule (Spiloglaux boobook) wird von den Westaustraliern für ein böses Omen angesehen; man erwartet, daß Jemand stirbt, wenn man sie hört.“ Unter dem dunkelhäutigen Völkchen der Nuforesen von Doreh (Neuguinea) gilt der Schrei zweier gewisser Eulen (Noctua humeralis Homb. und Noctua theom. Bonap.) während der Berathung über irgend einen wichtigen Plan als ein gewisses Zeichen drohenden Unheils (vgl. „Zeitschrift f. Ethnol.“ VIII, S. 187). Nicht minder ist jene volksthümliche Meinung von der Eule als „bösem Omen“ auch in Amerika herrschend. Verschiedene Reisende vermelden als Thatsache, daß bei allen amerikanischen Stämmen vom Fraser River bis zum St. Lorenz der weltbekannte Vogel eine Unglücksbedeutung hat. Am Tage einer Eule zu begegnen und ihr Geschrei zu hören, galt den rothhäutigen Indianern als unheilbringend, und die Pima-Indianer in Arizona denken sich den unheimlichen Nachtvogel als Diener des Todes, der die Seelen der Abgeschiedenen in das Jenseits zu tragen hat, weshalb schon aus diesem Grunde ein nahes Eulengekrächze als Zeichen des unmittelbaren Todes eines Stammes- oder Familienangehörigen gefürchtet wird, wie Spring im „Globus“ (32, S. 295) mittheilt. Da dieselbe Ansicht auch bei den mexicanischen Indianern wahrgenommen wurde, was aus Müller's Geschichte der amerik. Urreligion S. 657 ersichtlich ist, so kann man wohl annehmen, daß die Eule von allen Rothhäuten als Todankündigerin gefürchtet wird, womit der oben aufgestellten

*) Die sonderbare Bezeichnung des Käuzchens, in verschiedenen Gegenden Deutschlands heimisch, erinnert an die oberpfälzische „Klagemutter“, die als todankündendes Wesen in den mannigfaltigsten Gestalten erscheint, in manchen Orten „als kleine, alte Frau in schwarzen Kleidern mit einem weißen Halstuche; sie geht nur bis an die Häuser, nie hinein, und klagt; ihr Klagen deutet auf Tod in dem Hause, und zwar in kurzer Zeit“. (Vgl. Schönwerth, Aus der Oberpfalz I. S. 266.)

Behauptung von der Verbreitung dieses Aberglaubens über das ganze Erdenrund gleichsam die quellengemäße Bestätigung verliehen worden ist.

Nun drängt sich uns wohl die Frage auf: Wie ist die sonst so harmlose Eule in jenen üblen Verdacht gekommen? Man höre zunächst die naive Antwort des unbekannten und eifernden Verfassers des „Buchs vom Aberglauben" (1781. S. 258/9), der da meint: „Die Eulen haben ein so scharfes Gesicht, daß das Licht des Tages ihnen viel zu helle ist, sa daß sie bei Tage ebensa geblendet werden und ebenso wenig sehen können, als wenn wir eine Zeit lang in die Sonne gesehen haben. Die Margen- und Abenddämmerung, auch die Nucht giebt ihnen grade so viel Licht, als sie zum Aufsuchen und Erhaschen ihres Fraßes brauchen. Daher kommen sie nur des Nachts zum Vorschein, überfallen und fressen die schlafenden Vögel und haschen Mäuse und andere Thiere. Da setzen sie sich denn nun, so wie es die anderen Vögel bei Tage thun, bald hier, bald dahin, ohne dem den Tod zu verkündigen, auf dessen Haus sie sich gesetzt haben, und klugen Leuten sind sie willkommen, weil sie die Feld- und Gartenmäuse fangen und fressen, welche die Felder verheeren und die Früchte wegfressen. Aber die Eulen, wird man hier sagen, setzen sich doch gewöhnlich auf die Häuser hin, wo Kranke liegen, und man hat auch Beispiele, daß die Menschen gestorben sind, wo sie gesessen und geschrieen haben. Ganz richtig! Man muß aber die Natur der Eulen kennen, um dies zu erklären und um es, wie es denn auch wirklich ist, natürlich zu finden. Die Eulen haben vor anderen Raubvögeln einen besonders scharfen Geruch; jeder Kranke, vorzüglich der an der Auszehrung liegt, dünstet sehr aus; die Ausdünstung aber verbreitet sich aus seiner Stube. Die Eule, die nach der Witterung (Geruch) ihren Flug nimmt, riecht dies und nähert sich dem Orte, setzt sich auf das Haus und schreit. Und wenn es wahr ist, was einige behaupten, daß der Patient mehrere Tage vor seinem Tode in Fäulniß übergeht, sa müssen die Ausdünstungen von ihm jede hungerige Eule, die eben in die Nähe kommt, anlocken." Bock (Naturgeschichte IV, S. 281) erklärt den Aberglauben wie folgt: „Das nächtliche Wesen, der geräuschlose Flug, der unheimliche Ton ihrer Stimme flößen Grauen ein. In alten Zeiten erzählte das Volk, die Eier des Schubuts (Uhus) habe noch nie ein Mensch gesehen." Aus dieser Erklärung der Erscheinung des Käuzchens, oder überhaupt der Eule, in der Nähe der Krankenzimmer — ich selbst habe den schreienden Steinkauz kurz vor dem Tode eines kleinen Bruders und dann auch wieder unmittelbar vor dem Abscheiden meines seligen Vaters dicht vor dem erleuchteten Zimmerfenster flattern hören — ist scheinbar zutreffend, in Wirklichkeit aber nicht befriedigend. Es ist feststehende Thatsache, daß die ihr nächtliches Wesen treibende Eule schon vor Jahrtausenden eine unheilvalle Bedeutung hatte und gleichsam das böse und zerstörende Princip verkörperte. Wenn die Siebenbürgen der Gegenwart am Tage eine Eule erblicken, so gilt das ebenso für ein „großes Unglück", als wenn sie von ihr träumen. Ueberhaupt galt nach Hanusch (Wissenschaft des slavischen Mythus. 1842. S. 284) die finstere Eule bei den Slaven als „Verkörperung des bösen Geistes". Jene Vorsichtsmaßregel der Dakas auf Borneo, beim Vernehmen des entsetzlichen Eulengeschreis umzukehren, wird auch von den heidnischen Magyaren beobachtet, wie v. Wislocki berichtet. Wenn die frondienenden Bauern Siciliens im Frühlinge die weinerliche Klage der gehörnten Eule, dort „jacoba" genannt, vernehmen, so gehen sie zu ihrem Herrn, um den Dienst sofort zu kündigen. Schlagen einem Mecklenburger gehegte Hoffnungen fehl, so sagt man: „Dart hat 'ne Ul seten" — und von einem Pechvogel, dem nichts gelingt, wird spöttisch bemerkt: „He is mit Ulensaat beseit." Westpreußens Bewohner sagen in diesem Falle: „He ös möt Ulegicht begate," d. h. mit Brühe begossen, die man durch Abkochen einer Eule erzielte. In der Gegend von Wehlau heißt es vom Unglücksmenschen: „Hei ös möt Ulefedd're beschött", mit Eulenfedern beschüttet. — Ueberall leuchtet also die teuflische Bedeutung der Eule hervor. Mit Recht urtheilt darum Montanus (Deutscher Volksglaube in Sagen, Märchen und Volksliedern. 1854. S. 174) über sie wie folgt: „Nicht nur das Käuzchen, sondern die Eule in allen ihren Arten ist ein unheimliches Wesen. Ihre Lichtscheue, der leise Flug und ihr unheimliches Geschrei mußten dem Aberglauben auffallen und ihn überreden, daß sie mit finsteren Mächten im Bunde stehe. Die Eule bewacht Schätze in finsterer Kluft; sie fliegt mit dem wilden Jäger und im wüthenden Heere; auch leuchtet sie mit ihren großen Augen bei Hexenversammlungen. Des Teufels Großmutter, wovon im Volke noch bräuchliche Redensart, wird in Gestalt einer Eule gedacht. Die kleinen Eulen werden auch Leichenhühner genannt. Sie verkünden durch ihr nächtliches Geschrei den baldigen Tod, schlagen auch wohl mit dem Flügel an das Fenster der Kranken und rufen: »Komm mit! Komm mit!« Wie das Hundegeheul gilt dies dem Aberglauben als untrügliches Vorzeichen, und drum die fort und fort gehegte abergläubische Scheu vor diesem durch Mäusefangen sonst nützlichen Thiere. Die Eule ist dem Wanderer und besonders dem Jäger eine unglückverkündende Begegnung. Schreit eine Eule bei Tage, so bricht Feuer aus. Das Herz einer Eule, den Rücken einer Fledermaus und den Kopf eines Wiedehopfes bei sich getragen, bringt Glück. Die Hexen treiben mit Eulenfüßen und Eulenherzen mancherlei Unfug. Auch trugen die Hexen Eulenfedern als Haarschmuck. Die Eulen versahen bei den Hexen auch Botendienste. In der Thierfabel spielt die Eule eine tückische Katzenrolle." „Und in der That, nicht leicht treffen an einem und demselben Thiere so viele den Gegensatz des Guten in Erinnerung bringende Eigenschaften zusammen wie an diesem Vogel. Man vergegenwärtige sich nur das unheimliche Aussehen seines katzenähnlich geformten Kopfes und den eigenthümlichen Bau der umfiederten Augen. Man denke an sein ungeselliges nächtliches Treiben und an seinen Aufenthalt in wüsten Ruinen; man vergesse dabei nicht des dämonisch leisen Fluges, mit welchem er durch die Stille der Nacht dahinjagt — und man wird dem Gedanken, daß die Eule eines der hervorragendsten Sinnbilder des Bösen ist, ohne Zögern beipflichten." (Vgl. Rotter, Die christliche Thiersymbolik im Mittelalter. 1856. S. 27.) Nach Menzel's „christl. Symbolik" (I S. 251) ist laut eines Walliser Volksglaubens die Eule eine zur Strafe verwandelte Bäckerstochter, welche von dem Teige gestohlen, aus dem ihre Mutter für Christus Brod backen wollte. An diese alte Legende dachte schon Shakespeare, indem er im „Hamlet" (IV. 2) die Ophelia sagen läßt: „Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter." Uebrigens heißt es auch im „Sommernachtstraum" jenes großen englischen Dramatikers an einer Stelle:

„Das Käuzlein kreischt und jammert,
Daß der Krank' es ahnend hört" —

wodurch zugleich das Vorhandensein dieses Aberglaubens bei den Briten urkundlich bezeugt wird. Wenn Friedrich (Symbolik und Mythologie der Natur. 1859. S. 584) von der bereits bei den alten Griechen vom Augurium ausgeschlossenen Eule behauptet: „Da dieselbe das Tageslicht scheut und nur in der Dämmerung oder des Nachts ausfliegt, und sich gewöhnlich in alten Gebäuden, Ruinen aufhält, so hat sie eine dämonische, infernale Bedeutung erhalten" —, so dürfte dieser Annahme auch nicht so ahne Weiteres beizupflichten sein. Der Grund jenes Aberglaubens resp. des Erscheinens der schreienden Eule unterm Krankenzimmerfenster bedarf doch noch näherer Erforschung, die vielleicht der Zukunft vorbehalten ist; denn die bis jetzt erzielten Ergebnisse befriedigen durchaus nicht. Eine diesbezügliche Auslassung Nork's in seiner „Mythologie der Volkssagen" (1848. S. 40) ist mehr oberflächlicher Natur, während derselbe Forscher in seinem gelehrten Wörterbuche unter „Eule" schon tiefergehende Andeutungen beigebracht hat. — Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man das finstere „Leichenhuhn" nach Jahrzehnten wohl gar nicht mehr zu fürchten, weil an seiner Ausrottung stetig und erfolgreich „gearbeitet" wird. Es ist nämlich eine in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus geübte Sitte, resp. Unsitte, die hinsichtlich ihres Nutzens verkannten Eulen, unter denen wiederum das Käuzchen die erste Rolle spielt, todt oder gar wohl lebendig an das Scheunenthor zu heften. „Besonders sollen die angenagelten Eulen, die an sich für Hagelträger gelten, das Getreide vor Bezauberung und den Hof vor Blitzschlag bewahren", wie Jahn (Deutsche Opfergebräuche rc. S. 62) behauptet. Im Nassauischen ist man der Meinung, daß der gekreuzigte Vogel „das Getreide vor Behexung schützt", was wiederum dem schwedischen Aberglauben näher kommt, denn dort „hängt man über der Stallthür einen Raubvogel auf, damit die Pferde gedeihen und nicht von der Mahr (Alp) geritten werden". (Vgl. Kuhn, Herabkunft des Feuers rc. 1886. S. 189.) Diese rohe Gewohnheit war bereits bei den alten Römern (Palladius, de re rust. I, 35) üblich, um damit die bösen Geister (Dämonen) fern zu halten. „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein," — könnte man mit Hinsicht auf diesen noch häufig vorkommenden Brauch der Eule zurufen. Sie wird sich aber mit ihrem „todweissagenden Geheule" — um mit Schiller zu reden — nicht mehr rächen können, wie wir sie

überhaupt dann nicht mehr — wie Ovid im Alterthum — zu fürchten brauchen als

„Bangenerregenden Vogel, der die drohende Trauer
Durch erschreckenden Ruf dem geängsteten Sterblichen anzeigt."

Nach Gelzer (Protest. Monatsblätter, 26. Bd. 2. Heft S. 104) weissagt ein gefangener Deutscher dem Herodes Agrippa, als derselbe muthlos und traurig im Festanzuge und mit Ketten an Hand und Fuß im Burghofe des Kaisers Tiberius zu Tusculanum stand und ein Uhu sich auf den Baum setzte, an dem Herodes lehnte, Folgendes: „Der du hier in der Nähe dieses Schicksalsvogels stehst, sei getrost, bald wirst du befreit werden und zu den höchsten Ehren gelangen; aber merke wohl auf, wenn du diesen Vogel wieder siehst, wirst du nach fünf Tagen sterben."

Bücherbesprechungen.

— Wilhelm v. Humboldt, Sechs ungedruckte Aufsätze über das classische Alterthum, herausgegeben von Albert Leitzmann. Leipzig, Göschen, 1896. LIV, 214 S. kl. 8°. — Für W. v. Humboldt's Beschäftigung mit dem classischen, insbesondere dem griechischen Alterthum war zuerst Heyne's Anregung während der Göttinger Studienzeit, in viel höherem Grade jedoch die im Winter 1792/93 mit Friedrich August Wolf geschlossene Freundschaft von Bedeutung. Humboldt widmete sich damals ausschließlich dem Studium der Griechen, das „gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft", wie er dem Freunde schreibt, „ihn nicht nur fähiger, stärker, besser an dieser und jener Seite, sondern überhaupt zum größeren und edleren Menschen macht, wozu zugleich Stärke der intellectuellen, Güte der moralischen und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört". Der von ihm gehegte Plan der Gründung einer Zeitschrift „Hellas", die diesen Ideen dienen sollte, blieb unausgeführt, doch zeichnete er auf Wolf's Anregung den Entwurf einer grundlegenden Skizze über die Griechen auf, die er ihm zur Begutachtung übersendete. Bisher waren davon nur einige umgearbeitete Bruchstücke bekannt, die Wolf viel später, ohne den Namen des Verfassers zu nennen, in seinem „Museum der Alterthumswissenschaft" veröffentlicht hat. In dem vorliegenden Buche wird zum ersten Male Humboldt's Originalhandschrift „Ueber das Studium des Alterthums und des Griechischen insbesondere" abgedruckt, zugleich mit Randbemerkungen von der Hand Schiller's und Dalberg's, denen das Manuskript vorgelegen hatte. Ein umfassendes Werk hat Humboldt auf diesen Grundlinien nicht aufgerichtet. Von Schiller zur Mitarbeit an den „Horen" aufgefordert, äußert er 1795 in einem Briefe an Körner: „Es ist eine Grille von mir, höchst ungern etwas über die Griechen zu schreiben. Sie sind mir zu heilig, um sie anders als mit einer gewissen Würde zu nennen. Man muß es erst verdienen, von ihnen reden zu dürfen. Ich habe gewisse Plane mit ihnen, die aber freilich eben wegen ihrer Größe vielleicht ewig Plane bleiben." Indessen denkt er bald darauf daran, „eine Charakteristik des griechischen Geistes" oder wenigstens „ein Bild des griechischen Dichtergeistes" zu entwerfen, und verfaßte wirklich einen Aufsatz über Pindar, den Leitzmann als zweite Gabe darbietet. An dritter Stelle veröffentlicht der Herausgeber kurze „Betrachtungen über die Weltgeschichte", an vierter eine für Goethe bestimmte, aber vielleicht nie in dessen Hände gelangte, eingehende Abhandlung „Ueber das antike Theater in Sagunt", das er während seiner Reise durch Spanien im Winter 1799/1800 zu studiren Gelegenheit genommen hatte. Von actuellem Interesse ist in dieser Arbeit noch heute eine über den Standort des Chores und der Schauspieler geäußerte Ansicht. Die letzten Jahre haben unsere Anschauungen in dieser Beziehung durchaus umgestaltet. Es steht nunmehr fest, daß im griechischen Theater der Boden der Orchestra den gemeinsamen Spielplatz bildete und keine erhöhte Bühne (eine Einrichtung der römischen Zeit) eigens für die Schauspieler bestimmt war. Schon Humboldt's Gedanken bewegten sich in ähnlicher Richtung, denn er stellt den Satz auf und sucht ihn zu stützen: „In der früheren Tragödie darf man sich den Chor schlechterdings nicht von den Schauspielern abgesondert denken" (S. 89 f.). Vor Allem geistvoll und treffend sind die feinen Bemerkungen über den Unterschied der antiken und modernen Schauspielkunst und über den Gesammteindruck einer theatralischen Vorstellung von damals und jetzt (S. 103 ff.). Den Schluß bilden zwei Abhandlungen aus der römischen Zeit Humboldt's. Wieder trägt er sich mit großen Plänen. Die Abhandlung „Latium und Hellas, oder Betrachtungen über das classische Alterthum" zeigt uns den hochsinnigen Mann als echten Humanisten, dem die Alterthumsstudien innerste Herzenssache, ja Gegenstand einer fast religiösen Begeisterung sind. Man wird dabei an einen seiner Briefe an Welcker erinnert, in dem er geradezu ausspricht, daß in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes, einige Verse des Homer, „und wenn sie aus dem Schiffskatalogus wären", ihm mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit geben würden, als irgend etwas von einem anderen Volke. Am Schlusse dieser Abhandlung von 1806 finden sich bereits seine Hauptideen über die Sprache als Function des Seelenlebens eines Volkes, deren weitere Ausführung seinen späteren Lebensjahren vorbehalten blieb, und die für die Entwickelung unserer modernen Sprach- und Geschichtswissenschaft von außerordentlicher Bedeutung gewesen sind bis auf den heutigen Tag. Tiefen Eindruck macht endlich das Zeugniß eines weiteren Versuches, den idealen Werth des Alterthums für die Nachwelt deutlich zu machen. Es ist die durch das Studium des Demosthenes angeregte „Geschichte des Verfalles und Unterganges der griechischen Freistaaten", die auch als Bruchstück und trotz unserer realeren Auffassung, der der dithyrambische Schwung Humboldt'scher Anschauungs- und Darstellungsweise mitunter Bedenken erregt, als hochbedeutend gelten muß. Es ist ja wahr, die Alterthumswissenschaft hat's herrlich weit gebracht, seitdem die Tausende von Inschriftsteinen, in Folianten gebucht, vorliegen und die Schriftstellertexte scharfsinnigste Wiederherstellung erfahren haben. Sie glaubt nicht mehr daran, daß die Griechen von Poesie und bildender Kunst lebten, und treibt längst Wirthschaftsgeschichte. Aber ein Hauch Humboldt'scher Begeisterung durchweht auch jetzt noch die besten ihrer Jünger und bewährt seine belebende Kraft. So wird der Herausgeber reichen Dank dafür ernten, daß er diese sechs Aufsätze zugänglich gemacht hat und dabei alle die wünschenswerthe Sorgfalt walten ließ, die bei der großen Ausgabe von Humboldt's „Gesammelten Werken" leider vielfach vermißt wird. Ub.

— Wulfila. Abriß des Gothischen für Anfänger. Mit einem Vorworte von Major Hochlehrer v. Pfister-Schwaighusen (Darmstadt). Von Walther A. Zache. Herausgegeben im Auftrage des Allgemeinen Deutschen Schriftvereins zu Berlin. Verlag von Max Hoffmann, Leipzig-Reudnitz 1896. Preis 1 ℳ 25 ₰. — Die Bearbeitung der gothischen Sprachlehre in kurzer Fassung, mit beigefügtem Lesestoff — das Marcus-Evangelium und das Vaterunser — und Wörterbuch ist ohne Zweifel ein dankenswerthes Unternehmen. Eigenartig an dem Büchlein, das Alles in Allem noch nicht ganz 100 Seiten umfaßt, ist einmal die peinliche Vermeidung aller fremden Kunstausdrücke der Grammatik und sodann die Anwendung der Schwabacher Lettern, auch für die Umschrift des Gothischen. Der Bearbeiter sowohl wie der Verfasser des Vorwortes legen hierauf außerordentliches Gewicht. Wir theilen nun zwar den erbitterten Haß gegen die lateinische Druckschrift und die lodernde Begeisterung für die „deutsche Präge" nicht. Aber wir wissen wohl, daß namentlich in Deutsch-Oesterreich der nationale Gegensatz sich auch der Schriftfrage bemächtigt hat, und sind deshalb überzeugt, daß in diesen Kreisen dem Buche sein reindeutsches Gewand zu besonderer Empfehlung gereichen wird. Möge das Büchlein dazu beitragen, die Kenntniß des ältesten stolzen Denkmals deutschen Schriftthums auch unter Solchen zu verbreiten, die nicht gerade die deutsche Sprachgeschichte zum Gegenstande berufsmäßigen Studiums erkoren haben! R. B.

— Das Land. 5. Jahrgang 1896/97. Das Land, dessen Redacteur Heinrich Sohnrey ist, ist das einzige literarische Organ, das den besonderen ländlichen Wohlfahrtsangelegenheiten dient und das als ein wesentlicher Förderer dieser neuerdings mit Hochdruck betriebenen Bestrebungen anzusehen ist. „Allezeit hilfsbereit" auf diesem Gebiete ist seine Losung; lehrreich und vielseitig ist der Inhalt dieser Zeitschrift und ganz im Sinne der Aufgaben, die sich dieselbe und hinter ihr der Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande gestellt hat. Das Durchlesen eines Probeheftes wird Jeden davon überzeugen und vielleicht auch Manchen zum Abonnement dieses zeitgemäßen Blattes bestimmen. Dr. H. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 141. Dienstag, den 24. November. 1896.

Aus meinem Tagebuche vom Dresdner Hoftheater.

Von Anna Löhn-Siegel.

IV.

Am 10. October erschien der ritterliche Kronprinz von Preußen nebst Gemahlin, die bei der königl. Familie zum Besuch eingetroffen waren, im Hoftheater. „Die Braut aus der Residenz", ein Lustspiel unserer edlen Dichterin, der Prinzessin Amalie von Sachsen, wurde den hohen Gästen vorgeführt. Die preußische Kronprinzessin ist keine Schönheit, nicht einmal eine Hübschheit, aber sie sieht gesund aus und hat einen gewissen energischen Zug im Gesicht. I will oder I am willing! spricht aus dieser Schraffirung in der Mundgegend. Daß der schönste deutsche Prinz, edel, geistreich, liebenswürdig, ein Held im Krieg, ein Siegfried durch und durch, keine deutsche Gattin finden konnte oder durfte? — — Dawison wird in diesem Winter nicht spielen, verlautet jetzt. Er ist krank. Ich muß des Ausspruchs eines Dieners des großen Mimen gedenken, der schon vor Jahren seinen Herrn einmal belauscht hat, als dieser die Scene im Studirzimmer einübte, wenn Macbeth einen Dolch in der Luft zu sehn glaubt und sich bemüht, ihn zu haschen. Der einfache Mensch kommt in höchster Aufregung zu Frau Dawison gelaufen und flüstert: „O Gott, gnädige Frau, der Herr, der gnädige Herr — er ist übergesprungen!" Als Frau Dawison ihn beruhigt und vom Studium ihres Gatten spricht, ruft der Mann: „Nein, nein, das nimmt kein gutes Ende!" — — Unseres unvergleichlichen Baritonisten Mitterwurzer Sohn gastirt hier, vom Stadttheater in Graz kommend. Die Züge des jungen Mannes erinnern einigermaßen an diejenigen seiner Mutter, sind nur fast zu fein für einen Mann. Sein Don Carlos erregte lebhaftes Interesse. Er brachte viel Licht und Schatten in seine Rede, wodurch sich sogleich der denkende Künstler verrieth. Aber er sprach, in der Absicht recht wirksam zu schattiren, manchmal gar zu leise, wenigstens für unser großes Haus. Der alte ruhmvolle Charakterspieler Porth sagte: „Er ist bereits ein wackerer Gaukler, dieser junge Sohn unseres gottbegnadeten Wagnersängers. Ja, ja, in den Schauspielergewächsen ist der Bajazzo nicht umzubringen. Ich glaube, die machen ihre Faxen schon im Mutterleibe. So war's auch mit meinem Carl. Ich wollte ihn einer ganz andern Kunst, der Kochkunst, zuführen. Hat sich was! Er vertauschte die weiße Mütze mit der Schellenkappe des Mimen — und der Tausch glückte." — — Caroline Bauer sendet immer mehr Manuscript, giebt mir tüchtig zu thun als Bearbeiterin, denn sie schreibt meist so quecksilberhaft durcheinander, wie sie fühlt und denkt. In einem Briefe an Adv. Siegel gerathe ich sogar, die sie als Helferin bei ihren Federthaten nicht kennt, unter ihre Tintenstriche. Die humoristisch-satirischen Artikel: „Kleine Brocken", die ich in die „Constitut. Zeitung" lieferte, müssen nothwendig von einem schneidigen Berliner Correspondenten herrühren. Welch eine schmeichelhafte Verdächtigung! — — Graf Bismarck, der allgemein bewunderte Staatsmann, ist hier angekommen, um unserm König seine Gratulationsvisite zum Geburtstage abzustatten, und zugleich die schuldige Aufwartung dem Fürsten des zweitgrößten Staates im Norddeutschen Bunde zu machen. Ich möchte den merkwürdigen, lange verkannten Mann sehn, den Mann, um den man sich jetzt mit Sorgen trägt, wenn man liest, daß er an Schlaflosigkeit leidet. Viele Leute stehn vor dem königl. Schloß, weil sie erhoffen und ersehnen, den Hochberühmten zu sehn. — — Nachzutragen ist ein für meine Zukunft wichtiges Ereigniß: ich bin als pensionsfähiges Mitglied in das Pensions-Institut des königl. sächsischen Hoftheaters aufgenommen worden, dieweil ich, nachdem ich schon einmal, ohne Pensionsrechte zu erlangen, von 1850 bis 1856 hier engagirt war, zum zweiten Male, und zwar von 1857 bis 1868 hier wirkte, folglich die geforderte Zehnzahl der Pensionsfähigkeit endlich erlangt habe. Das werthvolle Aufnahme-Decret ist unterschrieben von Graf Platen, Dr. Julius Pabst, Bürgermeister Dr. Hertel, Gustav Räder, F. Porth, E. Winger. — — Ob ich wohl je etwas von dieser Pension, zu welcher ich mein Scherflein durch 17jährige Beitragszahlungen redlich beigesteuert habe, werde zu sehn bekommen? — — Die Neujahrsvorstellung von 1869: „Maske für Maske", Drama von Bernhard Scholz, einem, wie es allgemein heißt, vielversprechenden jungen Dichter im Rheinland, hat sehr gefallen. Alles, was kritischen Odem hat, lobt die Generaldirection, daß sie das Jahr damit inaugurirte. „Gott sei Dank," hieß es von vielen Seiten im Publicum, „doch keine Birch-Pfeifferiade!" Auch Emil Devrient hatte diesen Ausruf vernommen und erwiderte ihn mit einem beachtenswerthen Urtheil über die Birch-Pfeifferiaden. Er sagte: „Der Tadel, den diese Bühnenschriftstellerin erfährt, enthält unbedingt eine Ungerechtigkeit. Wohl, sie schreibt uns Künstlern viele Partien auf den Leib, wie die Coulissensprache sich ausdrückt. Aber ist dies ein Verbrechen? Weder die Theaterdirectoren, die mit den meisten ihrer Dramen glänzende Geschäfte machen, noch die Schauspieler, die in ihren effectvollen Rollen gefallen, noch auch das Publicum, die mächtige vox populi, die uns zujubelt und der Verfasserin indirect Lorbeeren streut, haben Ursache eine so abfällige Kritik an ihren besseren und vielen guten Stücken zu üben. Wer also? Diejenigen, die es ihr, was die Mache betrifft, nicht gleich thun können. Und diese Mache erfordert auch Talent, nicht nur ein wenig Routine." — — Der rühmlichst bekannte Chargen- und Charakterdarsteller Friedrich Haase, bei uns „Rocheferrier par excellence" genannt, weil er in dem Stücklein „Die Whistpartie" (wieder einmal aus dem Französischen) unausweichlich gastirt, steht für die nächste Zeit in Aussicht, so verkünden die Theatertrompeten. Das muß wahr sein: er spielt diesen Rocheferrier, der sich alle Augenblicke in dem Haartoupet kratzt, und zwar stets mit dem dritten Finger, ganz allerliebst, aber ein Berichterstatter des Leipziger Theaters, der auch die „Constitutionelle Zeitung" hin und wieder mit einem pikanten Referat erfreut, hat doch Recht. Er sagt, nachdem er des interessanten Charakterspielers Haase mit großer Anerkennung gedacht hat, daß der Künstler leider! das Repertoire mit einer Menge alter, geschmackloser Reprisen zu belasten pflege, deren Kunstwerth unter Null stehe. Dichtung und Dichter sind diesem begabten Mimen Nebensache, eine brillante Hauptrolle und die Gewißheit, daß kein anderer Mitspielender eine ebenfalls wirksame Rolle im Stück habe und ihn „ausstechen" könne, Hauptsache! — — Einen großen Vorzug hat Haase vor dem an Talent und Geist höher stehenden Dawison voraus, er ist kalt, er kann nicht verrückt werden, wie dieser, der in seinen aufreibenden tragischen Rollen förmlich unterging. Wer Dawison in Rollen wie „König Lear", „Macbeth", „Othello" während der Vorstellung hinter den Coulissen gesehn und beobachtet hat, der mußte begreifen, daß dieser Darsteller sein Herzblut an solche Aufgaben dahingab. Der Realismus in genialster Form, wenn auch zugleich ein Herabzwingen der Kunst von ihrer idealen Höhe. „Lear" im Wahnsinn! Welch ein Blick ins Irrenhaus! Es lag eine entsetzliche Naturwahrheit darin, die erschütternde Wahrheit, daß die Natur, wenn wir über die einfachen Bahnen, die sie uns vorzeichnet, hinausschreiten, unsere grimmigste Feindin wird, uns in den Abgrund schleudert. — — Bei Adv. Siegel traf ich Max

Maria v. Weber. Er war längere Zeit von Dresden abwesend gewesen, hatte noch keine Gelegenheit gefunden, Siegeln zu seiner „politischen Diagnose" von 1866 zu beglückwünschen. „Sie haben sich als Prophet bewährt, haben vorausgesagt, wie es zum Grimm der Grünweißen gekommen ist." Bald darauf trat Bogumil Goltz, der witzsprühende Humorist und gemüthliche alte Herr, ins Zimmer. Er wird hier vier Vorlesungen halten, worauf ich mich herzlich freue. Ich wollte ihn, sobald er sein humoristisches Feuerwerk abgebrannt haben würde, mit Siegels zum Thee bei mir einladen. Allein er lehnte ab. „Ich bin, wenn das vorüber ist, so fade, so langweilig, so witzlos, daß Sie glauben würden, nicht den alten Schäker, den Goltz, vor sich zu sehn, sondern einen ausgenommenen Häring." So ist's auch bei den Komikern der Bühne, entgegnete ich. Unser witzfunkelnder Räder, der am Vormittag auf der Probe uns Alle zu einem homerischen Gelächter hingerissen hatte, war am Nachmittag, wenn ich seiner Frau einen Besuch abstattete, nicht wieder zu erkennen. Da hörte ich ihn in kläglichen Tönen, wie ein weinendes Kind, aus der Nebenstube nach dem Kaffee rufen. Wenn der ersehnte Trank gekommen war, rief er abermals, d. h. nach einem Vorspiel von Klagelauten: „Line! Line! Der Kaffee ist kalt. Ich kann das Sauzeug nicht trinken!" Und so weiter! Wenn er sich später ein wenig ausgemausert hatte, kam er aus seiner „Hundehütte", wie er sein Schmollzimmer zuweilen benannte, in das Zimmer seiner Frau und sagte wieder grämlich zu uns: „Ja, die Komiker sind ein grilliges Volk, eine verrückte Bande!" — — Caroline Bauer hat auf wiederholte Anfragen bei der Expedition der „Constitutionellen Zeitung" endlich erfahren, daß ich es bin, die sich nach Kräften um ihren schriftstellerischen Ruhm bemüht, und dankt mir in mehreren hyperschmeichelhaften Briefen. Echtes Theaterblut! Mehr als 25 Jahre Trennung von der Bühne dämpften nicht den Vulkan der Schwärmerei, der lodernden Exaltation für die Atmosphäre derselben. Sie ladet mich, zugleich im Auftrag ihres Gemahls, des Grafen Ladislas Plater, dringend ein, sie während meines Sommerurlaubes auf Villa Broelberg am Züricher see zu besuchen. Dies geschieht unter Anwendung von einem Dutzend Gedankenstrichen, Ausrufungs- und Fragezeichen, daß ich nicht weiß, ob ich den Sprung in das schweizerische Polen wagen soll. — — Ich hielt mich einige Tage in Leipzig auf, um Schwester Clara dem neuen Theaterdirector, Dr. Laube, meinem verehrten Lehrer von 1847, vorzustellen, und wurde sehr herzlich aufgenommen. Frau Iduna macht die geselligen Honneurs in einer Weise, die ein wohlgelungenes Gemisch von wienerischer Leichtigkeit im Unterhaltungston, norddeutscher Intelligenz und Theilnahme an ernsten Gesprächsstoffen darstellt. Laube war ganz der Alte, oder auch der Junge, wie ich ihn immer gekannt hatte. Seine großen blauen Augen blitzten wie einst, seine Zunge rasselte das schlesische „R", mit dem er mich beim Einstudiren seiner Laura in den „Karlsschülern" gemartert hatte, noch ebenso kräftig wie früher. Werthvoll war mir die Anerkennung, die er mir als Schriftstellerin zollte. „Wenn Sie als Schauspielerin ebenso Gutes leisten," sagte er, „dann engagire ich Sie, wenn Sie dresdenmüde sein sollten. Habe Sie nur in den höchst unzärtlichen Verwandten gesehn. Aber Benedix sagt, Sie seien die Beste, die er unter den vielen »Nicken« Deutschlands angetroffen habe." — — Am nächsten Tage stärkten wir uns, ich und Clara, in der Weinstube von Huth, dem alten berühmten Huth in der Universitätsstraße (früher in der Grimmaischen Straße) zu einem wichtigen Geschäftsgang an rothem Traubenblut, um bei „Huth" und „Blut" den dritten gerade nothwendigen Reim „Muth" zu finden. Da trat plötzlich ein alter ehrenwerther Bekannter in die Huth'schen Räume ein, Dr. Langer, der berühmte Dirigent des berühmten Paulinerchors, der mir einst, zur Zeit meines Engagements am Leipziger Stadttheater, die Pforte zu den sehnsüchtig erstrebten Paulinerbällen geöffnet hatte. Mein Himmel, war denn das der schlanke flinke Langer, mit dem ich damals so stolz und glücklich die Polonaise abgetrappelt hatte, um dann in den rasendsten Galopp überzuspringen? Aber frohgemuth war der Umfängliche noch, wie 1847, ja, so wohlgelaunt, daß er darauf bestand, unser Wiedersehn nach langen Jahren in Huth'schem Champagner zu feiern, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. Nun freute sich auch der gute alte Huth mit dem röthlichen vollen Gesicht unter dem weißen Greisenhaar, zu erfahren wer ich sei. Er erinnerte sich meiner von „anno dunnemals her", wie er sich gemüthlich-sächsisch ausdrückte, recht wohl. Ich hätte aber damals nicht die Laura in den „Karlsschülern" gespielt, sondern die Franziska. Jawohl, das geschah, weil Laube fand, ich hätte für die Laura nicht den nothwendigen kindlich-naiven Ton. Dann holte Huth sein prächtiges Autographen-Album herbei und zeigte mir mit bedeutsamem Kopfnicken, daß auch ich meinen Platz darin habe. Es war ein Brief an Adolf Böttger, den Lyriker und Sänger der Wartburglieder (auch ein getreuer Verehrer des Huth'schen Weinlagers), in welchem ich mich über mangelhafte Beschäftigung am Dresdener Hoftheater beklagte. Um so klagloser schwand der Morgen, den wir unter Huth's Krempe, d. h. unter seinem Dache, im Weinstübel verbrachten. — — Am Pfingstfeste 1869 wurde der vierte deutsche Schriftstellertag in Ilm-Athen gefeiert. Die Verhandlungen hatten nicht viel vom heiligen Geiste aufzuweisen. Sie drehten sich wie immer um materielle Sicherstellung des Schriftstellerthums, die nicht zu Stande kam. Aber interessante Bekanntschaften waren zu machen. Dort an der Säule lehnte der feine, stattliche Cavalier, Baron v. Loën, Intendant des großherzoglichen Hoftheaters, der an den Schriftstellerversammlungen regen Antheil nahm. Daneben stand der erste Held und Liebhaber des Hoftheaters, Barnay, eine auffallend schöne Erscheinung, der am nächsten Abend in der Festvorstellung: „König Johann" von Shakespeare die Rolle des Bastard prachtvoll zur Darstellung brachte. Herr v. Loën lud mich zum Kaffee ein und erkundigte sich bei dieser Gelegenheit eingehend nach unsern Theaterverhältnissen. Als Herr v. Könneritz gestorben war, hieß es einmal bei uns, Herr v. Loën solle unser Intendant werden. Freude war darob in Trojas Hallen! Aber leider täuschte Fama. Daß der gewandte, vielseitige Darsteller und Lustspielregisseur, Herr v. Strantz, vom Grafen Platen entlassen worden war und zwar ohne Sang und Klang, d. h. ohne Abschiedsvorstellung, erregte die vollste Mißbilligung des humanen Theater-Regenten. — — Von Weimar wandte ich mich nach Nürnberg, einer der Mutterstädte deutscher Kunstbildung, wo ich unter Führung des rühmlichst bekannten Archäologen Herrn v. Eye, den ich bei Herrn Hofrath Klemm in Dresden kennen gelernt hatte, die Schätze des germanischen Museums bewunderte. Weiter ging's über Lindau, Rorschach, Ragatz und am poetisch einsamen Wallensee entlang nach Zürich, um endlich die Staatsvisite auf Villa Broelberg-Plater in Scene zu setzen. Letztere liegt malerisch im hohen grünen Hügelland am See. Kaum hatte ich meine Ankunft in einer naheliegenden, mir bestens empfohlenen Villa, „Rydelbad" genannt, der Frau Gräfin gemeldet, als sie in beschwingtem Tempo herbeieilte, um, wie sie offenherzig bekannte, vor allen Dingen Schönheitsinspection zu halten. Aber nun wollte sie mich überreden, Rydelbad mit Broelberg zu vertauschen. „Nimmermehr, gnädige Frau," rief ich mit der nöthigen theatralischen Emphase aus, „meine Freiheit geht mir über Alles. Nur wenn ich auf Reisen bin, kann ich sie einmal in ersehnter Weise genießen." — — Caroline Bauer sah trotz ihres weißen Haares noch immer frisch und in gewissem Sinne schön aus. Die Beweglichkeit ihrer Züge, der glänzende Schimmer ihrer Augen und die von der Zeit unangetastete Perlenreihe der Zähne, in dem anmuthig lächelnden Munde gaben ihrer Erscheinung einen Reiz, der mich noch immer an die liebliche Beate in Gutzkow's: „Ein weißes Blatt" gemahnte, als welche ich sie vor 26 Jahren oder längerer Zeit in Dresden bewundert hatte. Auch Graf Plater war ein noch immer bestechend hübscher Cavalier, polnisch-brünett von Bart und Haar, vielleicht ein wenig gefärbt, wenigstens nicht frei von Nachhilfe im Bereich seiner Schönheit. Er bereitete mir einen höchst verbindlichen Empfang, hatte aber auch, wie seine Gemahlin, einen für die Außenseite des Menschen scharf richtenden Blick. Als er mit der Ocularinspection fertig war, ging er auf die Prüfung meiner französischen Sprachfertigkeit über. Er leugnete nicht, daß ihn meine mündliche Reisebeschreibung „von Dresden nach Zürich" amüsire, aber er bat mich, sie aus dem harten Deutsch, wie er sagte, in das weiche elegante Idiom der Gallier zu übersetzen. Ich verneinte, gestand meine Abneigung gegen alles unnöthige Französiren ein und antwortete auf die gräfliche Conversation, die in fließendem Französisch geführt wurde, mit gutem bühnengerechtem Deutsch. Die Gräfin fürchtete eine Mißstimmung zwischen uns, allein so weit kam es nicht. Der Graf blieb galant, fuhr mich sogar spazieren, wozu er feine Toilette gemacht hatte. Die darob erfreute Gemahlin flüsterte mir in Bezug auf diese Auszeichnung zu: „Es ist lange her, daß er selbst kutschirte und eine selten geübte Großthat ist es, daß er dazu sogar gelbe Glacéhandschuhe angelegt hat." Eines Tages besuchte er mich in Rydelbad, sprach wohlwollend über die literarischen Leistungen seiner Gemahlin,

erfreute sich an meinem Beifall, dankte in zierlich gesetzten Worten für meine Verbesserung ihres sprunghaften Gedankenganges, bemerkte schließlich, daß meine weniger das Comödienthum als die Poesie und Literatur berührenden Gespräche ihn mit meiner Abneigung gegen die französische Sprache „quasi“ ausgesöhnt hätten, und führte mich zuletzt in das von ihm gegründete, aber noch unvollendete Polenmuseum nach Rapperswyl. Es bot sich wenig Interessantes, aber die enthusiastische Vaterlandsliebe des Begründers, die sich an jeder Kleinigkeit, die hier zusammengetragen worden war, erfreute, bewog mich, das an sich harmlose Werk zu besingen, wodurch ich ihm eine große Freude bereitete, der er später noch in einem diesbezüglichen Briefe (mit dem weißen polnischen Adler an der Spitze) Ausdruck gab. — — Von Rydelbad und Broelberg begab ich mich nach Luzern, dann über Flüelen, Altdorf, Bürgelen, Brienz, Interlaken, Grindelwald, Thun und Bern nach Aarau. In Aarau lebte der Literarhistoriker Dr. Heinrich Kurz, mit dem ich schon längere Zeit gebriefwechselt hatte. Er erzählte mir Interessantes von seiner Freundin, der bedeutenden Schriftstellerin Dora d'Istria, die in ihrem Buche: „les femmes par une femme“ auch meiner anerkennend gedacht habe. In Heinrich Kurz lernte ich einen jener noch immer seltenen Männer kennen, die den Höhepunkt erreicht haben, von welchem aus der Geist und die Begabung einer Frau nicht mehr in Crinoline und Chignon gesehen und nach diesen Attributen der modernen Weiblichkeit beurtheilt werden. — — Kaum nach Dresden zurückgekehrt, ging an unserm Theaterhimmel ein neu entdecktes, bedeutendes dramatisches Talent gastspielsweise auf. Eine von der Natur verschwenderisch ausgestattete Bühnenerscheinung ist Clara Ziegler, unterstützt von einem Organ, das wie Orgelton aus der Brust hervorquillt. Sie spielte am 30. Juni die Isabella in „Die Braut von Messina“ und gewann die Sympathien des Publicums im Sturme. Der Beifall steigerte sich, trotz unerträglicher Sommerhitze, als sie die „Medea“ von Grillparzer mit kühnem Wurf verlebendigte. Ein berühmter Kritiker sagt über sie, nachdem er Gestalt, Gesichtsbildung, Ausdrucksfähigkeit der Augen, der Züge und Geberden gebührend anerkannt und den Reichthum ihrer Töne in allen Affecten und selbst in der gedehnten Rede hervorgehoben hat: „Ich könnte nur Eines noch wünschen, daß Emil Devrient ihr beibrächte, wie man so ausgezeichnete Anlagen und Gaben zum Gusse einer in idealem Sinne gehaltenen Statue unmerklich verschmilzt, so daß in der künstlerischen Abrundung scheinbar doch die freieste Natürlichkeit waltet.“ — — Frl. Ulrich, die neben Clara Ziegler ebenfalls höchst beifallswürdig wirkte, und deren aristokratische Erscheinung für die jugendlichen Königstöchter wie geschaffen ist, erzählte im Conversationszimmer des Theaters, daß auch sie einen Gastspielantrag aus Amerika erhalten habe, à Gastrolle 500 Thaler. Man rief ihr von verschiedenen Seiten zu: „Nun, den werden Sie doch nicht ablehnen?“ Mir wollte es jedoch scheinen, als sei sie im Grunde ihres Herzens nicht unbedingt geneigt, dem Mammon jenseits des großen Wassers nachzujagen. Die Bethätigung einer solchen Gesinnung würde ihre künsterische Bedeutung nur erhöhen. — — Das Hoftheater steht in Flammen! Dieser grausame Ruf durchbebt die ganze Stadt und erschüttert selbst Diejenigen bis ins Mark, die der Kunst fern stehen und die herrlichen Kunsthallen selten oder nie betraten. Ewig unvergeßlich und tiefschmerzlich wird in den Annalen unseres Hoftheaters und in der ganzen deutschen Kunstwelt, ja, darüber hinaus, dieser 21. September sein. Der Prachtbau Semper's bald ein Trümmerhaufen! Von der Brühl'schen Terrasse aus sah ich einige Minuten lang der Verheerung durch das wüthende Element zu — dann stürzte ich weinend fort, und hörte nur noch die zeternd ausgestoßenen Worte eines alten weißbärtigen Mannes an meiner Seite: „Fluch Denen, die das verschuldet haben!“ In mir aber wiederhallten immer die Verse unseres großen Dichters: „Wehmuth ergreift mich und die Seele blutet, daß Irdisches nicht fester steht ıc“ — — Die ganze Stadt, das ganze Land durchtönt ein Jammerschrei darüber, daß es möglich war, durch unbeaufsichtigte oder schlechtbeaufsichtigte feuergefährliche Manipulationen auf dem Schnürboden so großes maßloses Unheil über uns und das ganze Sachsenland zu bringen. Die Zeitungen sind erfüllt vom gerechten Ingrimm der gesammten Bevölkerung. Zur Rechenschaft fordert man die saloppe Theaterverwaltung, die Generaldirection an der Spitze, und alle jene „mit hohen Gehalten angestellten, nichtsnutzigen und doch so wichtigthuenden Herren“. — — Der Baudirector Eichberg, mein Hauswirth, kam aus einer Architektenversammlung und hatte dort wilde Flüche ausstoßen hören gegen den Opernregisseur Schloß, des Grafen Platen rechte Hand, rectius seine beiden Hände, denn der Graf selbst bekümmere sich ja um nichts. Die Diener tragen alle Schuld. Er sei zur Jagd bei Verwandten in Holstein. Ich erinnere mich, daß der hochgemuthe Hr. Schloß erst vor Kurzem betonte: „Was die Theaterbehörde mir überläßt, was in meine Hände gelegt wird, das ist gut aufgehoben.“ Da muß also die Gokelei auf dem Schnürboden nicht unter das gewichtige „Schloß“ gelegt worden sein. Oder es war ihm zu hoch gegeben. Der Schnürboden war dem Herrn zu unbequem. — — Paul Lindau, der Redacteur der Payne'schen Zeitschriften in Leipzig, für die ich seit mehreren Jahren schriftstellerisch thätig bin, ersucht mich, ihm für die „Illustrirte“ sofort eine zu einem Bilde: „Das brennende Hoftheater“ passende Skizze zu schreiben. Das ist mir außerordentlich lieb, ich muß meinen Schmerz und Groll bekämpfen, muß arbeiten. Kanzleirath Zschille, einer meiner Onkels, ein begeisterter Theater- und Kunstschwärmer, besitzt viele, auf den ins Flammengrab dahingesunkenen Prachtbau bezügliche Drucksachen. Ich hole sie mir und schreibe, arbeite, um Kummer und Sorge auszuhauchen und hinabzuzwingen. Man sagt, der König werde der Generaldirection Vollmacht geben, wen immer von den Mitgliedern sie entbehren zu können glaube, mit kurzer Kündigungsfrist zu entlassen. — — Es ist eine peinliche Situation für die bei der Bühne Angestellten — wer weiß wie bald Entlassenen! — in allen denkbaren Kreisen der Gebildeten und Ungebildeten, bis hinab in die untersten Schichten des Volks, die schärfste Verurtheilung des Schloß-Platen'schen Regiments zu vernehmen. Alle Augenblicke ist ein neues spitziges Tadelwort, man nennt es „ein Volksurtel“, ersonnen worden und macht die Runde. Das letzte, das ich vernahm, lautete:

„Der Bund von Jud' und Welf
Der richtete himself.“

Und weiter lautete das Verdict: „Vors Gericht, auf die Anklagebank muß dieser Benzin-Graf, und Hr. Schloß dazu, der hochmüthige stimmlose Tenor und Vorsänger aus irgend welcher Synagoge, denn der ist sein Handlanger, sein Macher.“ Und in einer Zeitung der Provinz las ich: „Was haben wir denn überhaupt mit den Welfen und den Juden zu thun? Giebt's denn in den höchsten Kreisen Sachsens und unter unsern ruhmvollen Künstlern keine Leute, die ein Hoftheater zu leiten und, Hauptsache! gewissenhaft zu schützen wissen, so daß wir nach einem Platen und einem Schloß verlangend greifen mußten? Hinaus mit ihnen! Ihre Bummelei, ihr schlottriges Regiment ist an dem ganzen Unglück Schuld.“ Ich aber gedachte mit Hochverehrung, ja mit Rührung des Abends, als ich vor mehreren Jahren nach dem Schluß der Vorstellung beim Nachhausegehen den Hrn. Generaldirector v. Könneritz hinter dem Prospect angetroffen und dort von ihm vernommen hatte, er wolle sich überzeugen, ob das heute Abend abgebrannte Feuerwerk auch gründlich ausgelöscht worden sei, und ob die Theaterarbeiter auch alle auf ihren Posten seien, um ein etwa mögliches Unglück zu verhüten. „Bei dem überall hier aufgehäuften brennbaren Plunder ist die größte Achtsamkeit geboten,“ sagte der vortreffliche treue Diener seines Königs. — — Emil Palleske schreibt mir: „Nun wird es wohl einmal möglich sein, daß ein Rhetor die im Hoftheater entstandene Kunstpause ausfüllen hilft? Bei so vorzüglicher Darstellung unserer Classiker, wie sie das Dresdener Hoftheater bot, habe ich — in meines nichts durchbohrendem Gefühle — nie gewagt, in Dresden zu lesen. Aber jetzt dürfte die Zeit doch gekommen sein. Ich bitte um Ihren gütigen Rath, und wenn Sie glauben, daß ich kommen darf, ersuche ich Sie um einige nothwendige einleitende Schritte in der Presse u. s. w.“ Ich that selbstverständlich Alles, was in meinen Kräften stand. Adv. Siegel half treulich mit, Prof. Hettner (Palleske's Jugendfreund) desgleichen und andere einflußreiche Mitglieder von der Vereinigung „Siegelring“ auch. Ich schrieb an Palleske: „Kommen Sie, die Stätte ist bereitet, soweit es in der Kürze der Zeit möglich war, durch Hand und Fuß, d. h. durch Schreiben und Laufen, etwas zu erreichen.“ — — Palleske kam, las und siegte. Seine einnehmende Persönlichkeit, sein ganzes Wesen, das so viel Ritterliches hat und sofort den Mann von hohem Talent und von gründlichstem Wissen verräth, ohne doch im Mindesten prahlend mit seinen zahllosen Erfolgen als Rhetor hervorzutreten, muß ihm die Herzen gewinnen. Und wie nun erst seine Kunst! Er ist ein Vorleser von Gottes Gnaden. Leider waren die in Meinhold's geräumigen Sälen stattfindenden Vorlesungen nicht immer so zahlreich besucht, als man es, dem Weltrufe Palleske's entsprechend, erwarten durfte.

Nicht einmal zu den Reuter-Vorlesungen drängte sich das intelligente Publicum, wie ich es doch gehofft hatte, weil diese Dialektdarbietungen hier vorzugsweise beliebt sind. Palleske handhabt den Dialekt (als geborener Pommer) so virtuos, wie ich es noch niemals gehört habe. Er beherrscht überhaupt **jede** Aufgabe, die er sich stellt, mit Meisterschaft, oder er stellt sich **keine**, die er nicht ebensowohl in ihrer Totolität, als auch im Einzelnen geistig zu **unterjochen** vermog. Ich hatte nun noch außerdem die Freude, den Freund oft bei mir zu sehen. Welch ein Genuß seit der Trennung von 1850 wieder einmal über den Briefwechsel oder ein flüchtiges Begegnen hinausgehoben zu sein, und über Erlebnisse ernster und schmerzlicher, sowie erhebender Art (und noch außerdem um 20 Jahre gereift) ungehinderten, gründlichen Austausch pflegen zu können! — — Ich schrieb die Referate über Palleske's Vorlesungen für die „Constitutionelle Zeitung", und wor erfreut, ols er mir Folgendes erzählte: Sein Freund Hettner hatte ihn vor Beginn der Vorlesungen gefragt: „Wer wird denn die Berichterstattung in der »Constitut. Ztg.« übernehmen?" Palleske antwortete: „Anna Löhn." Und Hettner darauf: „Das freut mich, dann sind Sie in guten Händen." Auch in einige auswärtige Journale habe ich berichtet. — — Wenn es die Zeit des hin- und herreisenden Rhetors erloubte, veranstaltete ich einige kleine Einladungen, bei denen Advocat Siegel und Frau, Vetter Weiß (der Sänger und ausgezeichnete Philolog, der jetzt die noctes atticae des Gellius übersetzt), Bruder Oskar (jetzt wieder in Dresden angestellt) und eine geistvolle Oesterreicherin, Gräfin Eliane v. Stadion, die bei mir hochdeutsche Declamation studirt, zugegen waren. Bei diesen gemüthlichen Abendunterhaltungen zeigte sich Palleske von einer neuen, glänzenden Seite, nämlich als unerschöpflicher Humorist. Wahrlich, so reiche Schattirungen in selbstverfaßten komischen Darbietungen hatte ich nicht von ihm erwartet. Von Dresden wandte sich der treffliche Rhetor ab und zu nach Bautzen, Chemnitz u. s. w., wo er ebenfalls die verdienten Lorbeeren erntete.

Bücherbesprechungen.

— **Das „Christenthum Christi" und das kirchliche Christenthum.** Vortrag auf der niederrheinischen Pastoralconferenz am 19. Mai 1896 in Düsseldorf gehalten von D. **Siegfried Goebel**, Professor der Theologie in Bonn. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896. 50 ₰. — Der Vortrag wird in größeren Partien wesentlich billiger geliefert (10 Ex. 4 ℳ, 50 Ex. 15 ℳ), und es wäre sehr zu wünschen, daß von dieser Vergünstigung recht reichlich Gebrauch gemocht würde von allerlei Vereinigungen junger und alter Theologen, vor Allem von Candidatenvereinen, für die damit ein trefflicher Stoff zu gemeinsamer Lesung und Besprechung geboten wird. Der Gesammtinhalt läßt sich am besten durch wörtliche Wiedergabe des fünften der vorgedruckten Leitsätze kennzeichnen: Das vermeintlich ursprüngliche „Christenthum Christi" ist nur eine unsicher schwankende Fiction noch subjectiven Postulaten und Maßstäben mit willkürlich eklektischer Benutzung einzelner Bruchstücke der evangelischen Quellen. Kürzer kann man sagen: Entweder das Christenthum der Apostel oder ein neues Christenthum, für das man aber dann ehrlicher Weise den ehrwürdig geheiligten Namen lieber nicht mißbrauchen möchte! Uebrigens bewegt sich die Sprache, die der Verfasser im Vortrag selber führt, nicht in solchen gelehrten Zusammenpressungen, wie die jenes Leitsatzes: er kann auch sehr gut deutsch reden in jeder Beziehung. Freilich ist er der vielerwähnte „Strafprofessor" der Bonner theologischen Facultät; doch hat schon Manches in der Welt, was wie Strafe aussah, sich hinterher als Segen herausgestellt, und der Vortrag beweist, welcher Segen von diesem Professor ausgehen kann zur Belehrung und Erziehung der lehrenden und der lernenden Facultätsmitglieder. B. K.

— **Biographische Blätter.** Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Unter ständiger Mitwirkung zahlreicher Historiker herausgegeben von **Anton Bettelheim**. Band II, Heft 5. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1896 Preis halbjährlich (3 Hefte) 6 ℳ, das Einzelheft 2 ℳ 40 ₰. — In der Geschichtschreibung der Gegenwart hat diejenige Richtung Oberwasser, der die großzügigen Erörterungen socialer und wirthschaftlicher Fragen das Gepräge geben. Wir verdanken dieser Richtung manch geistreiches und bedeutendes Buch, und für manche schwierige Untersuchung hat sich diese neue Art der Geschichtsbetrachtung fruchtbar erwiesen. Aber sie bedarf einer Ergänzung durch die dankbare Versenkung in die Eigenart überragender Persönlichkeiten. Nach dieser Seite arbeiten die „Biographischen Blätter", und sie haben sich damit eine sehr gewichtige Aufgabe gestellt. — Das soeben erschienene 5. Heft des zweiten Bandes bringt zunächst in einer Reihe von Briefen Ludwig Anzengruber's an Franz Lipka werthvolle Nachträge zu der Biographie des bekannten Reformators der Volksbühne, sowie eine Chronologie seiner Werke. Bettelheim sagt mit vollem Rechte, daß diese Briefe das Herz jedes Unbefangenen bewegen müssen durch den Ton lauterer Wahrhaftigkeit, mit der ein das Höchste anstrebender Kunstjünger in unablässigem Kampfe mit der gemeinsten Sorge um das tägliche Brod sein Leben und Leiden „in allerhand Humoren" abschildert und trotz aller Demüthigungen und Enttäuschungen den Sinn für das Große und Reine keinen Augenblick sich umdunkeln läßt. — Daran schließt sich eine Dankrede auf Ferdinand Arlt, auch einen Mann, der aus engsten Lebensverhältnissen heraus sich durch eigne Kraft zu dem gemacht hat, was er geworden ist: einer der hervorragendsten Augenärzte dieses Jahrhunderts. — In dem farbenfrischen Lebensbilde des Germanisten Rochus Frhr. v. Liliencron, das Alfred Biese uns zeichnet, wird dem hochverdienten Leiter der „Allgemeinen Deutschen Biographie", dem fleißigen Sammler historischer Volkslieder ein schönes Angebinde zu seinem siebzigsten Geburtstage (8. December 1895) dargebracht. — Ludwig Fränkel stellt uns die Lebensschicksale Otto Roquette's in einem von warmer Empfindung getragenen Nekrologe dar. — Nur an die Fachgenossen wendet sich die kurze Würdigung des am 13. Juli 1896 verstorbenen Bonner Chemie-Professors August Kekulé (von J. H. van't Hoff). — Den Schluß des Heftes bilden noch ungedruckte Briefe von David Friedrich Strauß, Gustav Freytag, Friedrich Hebbel und Emanuel Geibel, aus der Campe'schen Autographensammlung auf der Hamburger Stadtbibliothek mitgetheilt von M. Grunwald, und Anzeigen folgender Bücher: 1) Rudolf Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan (Leipzig, Brockhaus, 1896) von S. Günther. 2) K. O. Meinsmo, Spinoza en zijn Kring (Spinoza und sein Kreis), 's Gravenhaage, Martin Nijhoff, 1896 von Wilhelm Bolin. 3) Heinrich v. Treitschke. Ansprache an die Berliner Studentenschaft am 17. Mai 1896 von Professor Max Lenz (Berlin, Walther, 1896). 4) Heinrich v. Treitschke's Reden im deutschen Reichstage, herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt (Leipzig, Hirzel, 1896). Die letzten beiden Besprechungen sind von Anton Bettelheim. — Man freut sich mit jedem neuen Hefte inniger an dieser Heimstatt lebensgeschichtlicher Zeugnisse, Bilder und Forschungen und wünscht dem bisher so fröhlich gediehenen Unternehmen gesegneten Fortgang. R. B.

— **Trewendt's Jugendbibliothek.** Neue Folge. 45. Band: **Vom Rhein zum Rhin.** Von **H. Kapp.** — Die Geschichte eines jungen Mannes, der sich unter dem großen Kurfürsten an dessen Kriegszügen gegen die Franzosen und später gegen die Schweden betheiligt, den Sieg von Fehrbellin unter Vollführung verschiedener Heldenthaten mit erfechten hilft und zuletzt von des Kriegführens Mühen und Strapazen an der Seite seines alten Vaters und eines lieben Weibes ausruht. Tapferkeit, Unerschrockenheit, Wagemuth und Ehrenhaftigkeit haben in einzelnen Personen der Erzählung treffliche Vertreter gefunden, die als Vorbilder für die junge Leserwelt ihren erziehlichen Einfluß auf dieselbe nicht verfehlen werden. — 46. Band: **Auf Irrwegen** von **Hedwig Braun.** Allen jugendlichen Freundinnen einer guten, nutzbringenden Lectüre ist die vorliegende ganz vorzüglich geschriebene Geschichte von einem eitlen, putzsüchtigen Mädchen, das durch seine Verschwendung und Ueberspanntheit seine Eltern und Geschwister in eine traurige Lebenslage bringt, aus der diese nur durch die Unterstützung hilfsbereiter Mitmenschen gerettet werden, aufs Wärmste und Angelegentlichste zu empfehlen. — 47. Band: **Der Wittwe Trost** von **Sophie Michaut.** Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt. Die arme Försterswittwe in dieser Erzählung kann sich glücklich preisen, denn der Himmel hat ihr gute, wohlerzogene Kinder bescheert, die ihr durch ihre Liebe und Gesittung in der trüben Zeit ihrer Wittwenschaft einen herrlichen Trost gewähren. Die Erzählung würde an Werth gewinnen, wäre die Verkettung der Schicksale und Fügungen nicht gor so complicirt. Die Ausstattung der mit je einem Titelbilde versehenen Bände ist ohne Tadel und bei dem billigen Preise von je 75 ₰ Alles, was sein kann.

—ble.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 142. Donnerstag, den 26. November. 1896.

Der Kampf im germanischen Leben der Vorzeit.

Von Max Reinicke. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Im Laufe ungemessener Zeiträume hatten die Germanen die Wanderung aus ihrer ursprünglichen Heimath in die nördlichen Gebiete Mitteleuropas vollendet, ohne jedoch hier sogleich zu völliger Seßhaftigkeit und damit zu vorwiegend friedlicher Beschäftigung überzugehen. Das Nomadenthum hatte reichlich Veranlassung und Gelegenheit dargeboten, den Geist auf den Kampf hinzulenken, den Mann zum Krieger zu erziehen, zum Krieger, der lieber mit der Waffe erringt, als durch stillgeschäftiges Wirken erwirbt, was das Leben erhält und schmückt. Obwohl es bereits zur Zeit des Tacitus unter den Germanen kein Kriegervolk, im altgermanischen Staate keinen Kriegerstand gab, war doch die Gesammtheit des Volkes von einer Kampfesfreudigkeit erfüllt, die allen, auch den zartesten Verhältnissen eine Eigenart verlieh. Nicht selten bedurfte es nur eines leisen Anstoßes, um Wehrhafte eines Stammes, um ganze Volkstheile zu Beute und Ruhm verheißender Kriegsfahrt ausziehen zu lassen. Um das Jahr 200 v. Chr. lösen sich die Bastarner von ihren Wohnsitzen am Oberlaufe der Weichsel los und schrecken mit ihren Raubzügen die reichen Handelsplätze am Nordgestade des schwarzen Meeres. Die Bedrohten müssen sich durch Geschenke und Demüthigungen von Ueberfällen und Plünderungen freikaufen. Der Kriegskunst der makedonischen Feldherren Diophantos und Neoptolemos gelingt es, die Raubsüchtigen zurückzuweisen. Aber einmal in dieses beutesuchende Wanderleben hineingerathen, kommen die Bastarner nicht wieder zur Ruhe. Von den pontischen Küsten hinweg wenden sie sich erst allein, später im Bunde mit Markomannen und dann mit Gothen zu wiederholten Malen gegen Rom, bis sie sich endlich im Heereszuge der Hunnen verlieren: die Geschichte gedenkt ihrer fernerhin nicht mehr. — Westgermanische Stämme überschreiten wieder und wieder den Rhein zu Raubeinfällen in die wohlangebauten Sitze der keltischen Nachbarn, und Wehrhafte ingäwonischer Volkstheile unternehmen nach nahen und weit entlegenen Küsten Raubfahrten und schmücken, reich an Beute heimgekehrt, ihre Halle mit den Schätzen fremder Länder und Völker. Die Lust am Kampfe, das Streben nach Kriegsruhm und Beute veranlaßten die germanischen Jünglinge und Männer zu Tausenden in die Reihen der Legionare Roms zu treten.

Zum Kampfe trieb noch ein Anderes. Die stetig und schnell wachsende Volksmenge fand, da die geringe Kenntniß des Ackerbaues eine volle Ausnützung des Bodens nicht ermöglichte, sehr bald nicht mehr genügenden Raum in den eingenommenen Gebieten. Die Stämme drängten und rieben sich an einander, bis sich Volkstheile zur Wanderung entschlossen und die knarrenden Zeltwagen für Weiber und Kinder und die geringe Fahrhabe bespannten. — Durch Uebervölkerung und Landverlust eingeengt, verlassen Theile der Cimbern die alte Heimath und ziehen nach Süden. Hemmnisse werden beseitigt oder umgangen, Lebensmittel wahrscheinlich öfter gewaltsam als durch Tausch erlangt; nirgends weilen die Auswanderer lange genug, als daß sie sich durch Anbau und Ernte mit Vorräthen versehen könnten. An den Grenzen Roms angelangt, schlagen sie die ihnen entgegentretenden consularischen Heere und fordern Land zur Siedelung, aber nicht nach dem Rechte des Eroberers, des Siegers, sondern auf Grund von Verträgen, laut deren sie mit Blut und Waffen, dem Besten, das sie besitzen, zinsen, die Schlachten der Römer schlagen wollen. Sie fordern vergebens und erliegen dem Kriegsglücke des Marius. — Im Rücken bedrängt, überschreiten kämpfend und anfangs siegend istwäische Germanen — Tencterer und Usipeter — den Niederrhein, bis ihnen Cäsar's Treulosigkeit und überlegene Feldherrenkunst Halt! gebieten. Was der Römer hier that, geschah zur Sicherung der im gallischen Kriege gewonnenen Rheinlinie. Seinen Nachfolgern genügte solcher Schutz nicht: das Land bis zur Elbe mußte in den Bereich römischer Macht gezogen werden. Durch concentrische Angriffe versuchte Drusus die Cherusker, Tiberius die Markomannen zu schrecken, zu unterwerfen. Die Wirkung dieser Kampfweise auf das germanische Gemüth war gewaltig: wie einem unabänderlichen furchtbaren Geschicke sahen viele der Bedrohten der Unterwerfung entgegen. Doch empfanden die Stämme zwischen Rhein und Elbe brennend die Schmach, die ihnen die Romanisirungsversuche des Varus zufügten. Unter die Verstörten und Grollenden tritt Armin. Seiner Freiheits- und Vaterlandsliebe, seinem Römerhasse gelingt es, die verhaltene Gluth zu lodernder Flamme zu entfachen: im heiligen Kriege zerschmettert, vernichtet der furor teutonicus die römischen Bedrücker.

So treibt in der Frühzeit unsere Vorfahren hier das Streben nach Beute, die Lust am Bestehen ruhmbringender Abenteuer, dort die eiserne Noth, gewaltiger aber als diese die Freiheitsliebe in den Kampf, der so zum Lebenselement des alten Germanenthums geworden ist. Schon aus dem Namen ebenso der Mädchen wie der Knaben, als Hoduwig, Brünhilt, und Hadubrant, Hildebrant u. a. m. spricht der auf den Kampf gerichtete alte germanische Sinn, noch mehr aber aus der Knabenerziehung. Diese faßte keinen anderen Beruf als den des Kriegers ins Auge. Freudig begrüßte der Vater jedes Zeichen, daß der Knabe einen kecken, unbeugsamen Charakter entwickeln werde. Frühzeitig übte sich das Kind im Gebrauche der Waffen, im Reiten und Schwimmen, härtete es den Körper ab gegen Kälte und Hitze, Wunden und Schmerzen. In gewaltthätigen, oft blutigen Spielen mit Gleichalterigen wurden Muth und Todesverachtung geweckt: der Jüngling gewöhnte sich, ohne Furcht dem Tod ins Angesicht zu blicken, und suchte eine Ehre darin, das Leben bei gefährlichen Unternehmungen einzusetzen. Das von ihm bevorzugte Spiel war der Schwertertanz, der von den Betheiligten Gewandtheit und Kaltblütigkeit in gleichem Maße forderte. Kann es uns befremden, daß dem Jünglinge bei so gearteter Entwickelung die Heimath leicht ein allzu enger Tummelplatz wurde, befremden, daß er über die Dorfmark hinausstrebte in unbekannte Fernen, daß sein Geist sich berauschte in der Vorahnung künftigen Heldenthums? Als eines Häuptlings Gefolgsmann nahm der junge Recke an Heereszügen Theil, oder er ging auf eigene Hand auf Vikingszüge aus (Cäsar, Bell. G. VI, 23). Dann brachte er den Winter bei Gastfreunden zu und bestand zu deren Schutze gefahrvolle Abenteuer. Auf solchen Fahrten erwarb er sich neben Ruhm und Kostbarkeiten die Blutsbrüderschaft mit Gleichgesinnten und wurde so mit diesen durch ein Band verknüpft, das selbst der Tod nicht zu lösen vermochte. Ein Meister im Waffenwerke, bewährt in allen Mannestugenden, geschmückt mit mancher köstlichen Habe und von Heldenruhm umstrahlt, kehrte er zur heimischen Hofstatt zurück, und voll Stolz stellte ihn der Vater den Volksgenossen vor, daß sie im Thing den Jüngling wehrhaft machten, ihn für fähig erklärten, im Schlachthaufen am Volkskampfe sich zu betheiligen und als ein Vollberechtigter im Stamme zu leben. Als Wehrhafter gehörte der Jüngling dem Volksheere an, und diese Zugehörigkeit wurde nicht als eine Pflicht, sondern als ein Recht aufgefaßt, als ein Recht, das jedem Volksgenossen zustand. Heer und Volk fielen durchaus zusammen: beide gliederten sich nach der natürlichen Verwandtschaft: im Volksthing wie im Schlachthaufen stehen die Gesippten, die

Geschlechtsgenossen neben einander und treten zu Hundertschaften zusammen. In dieser Gliederung bekundet sich nicht minder als in der Jugenderziehung der auf den Kampf gewendete Geist des Germanenthums und zwar gerade in ihr, weil sie etwas aus der Zeit des kriegerischen Wanderlebens Uebernommenes ist. Sind doch die Anfänge dieser taktischen Gliederung in den zeitlichen Fernen zu suchen, da das Volk in der Bildung begriffen war, da noch das Mutterrecht in voller Geltung bestand. Die Männer des Urgeschlechts, das sich im Laufe der Zeit zur Völkerschaft entwickelte, hatten ehedem eine Kriegerschaar gebildet, der unter der Führung ihres Aeltesten der Schutz der weiblichen Genossen des Geschlechts oblag. Später, als nämlich der Völkerschaftsstaat entstanden war, stellte jedes Geschlecht eine Abtheilung von 50 bis 200 Mann, geführt von einem Geschlechtsältesten, zum Volksheere. Da sich somit das Geschlecht in hohem Maße zum Gliede der Heeresverfassung eignete, so wurde es als Hundertschaft auch im Völkerschaftsstaate beibehalten und trug zur Zeit Cäsar's und des Tacitus vornehmlich den Charakter einer militärischen Abtheilung, die etwa 100 bis 120 Familienhaushalte mit einem Bevölkerungsstande von 1000 Seelen und höchstens 300 Kriegern umfaßte. An der Spitze stand der Häuptling, der als truhtin, als Führer einer Kriegerschaar bezeichnet wurde.[1]) Wie die Gliederung des Volkes, so zeigt auch die Gestaltung des Wirthschafts- und Verfassungslebens zunächst die Anwendung vorwiegend militärischer Grundsätze. Mit der Waffe war, wie jede Beute, das Land errungen worden; wie jede andere Beute gelangte es im Rahmen der dem Kriegsleben angepaßten Gliederung zur Vertheilung: nach Stämmen, Hundertschaften, Sippen geordnet, besiedelten die Germanen den gewonnenen Grund und Boden, aber nicht nach Gutdünken der Einzelnen, sondern, wenn schon unter Zustimmung der Volks- und Waffengenossen, nach Anweisung der Obrigkeit des Stammes, des Geschlechtes.[2]) Der Besitz war noch nicht dauernd: alljährlich wechselten sowohl Hundertschaften, als auch Sippen und innerhalb der letztgenannten die Familienoberhäupter die Fluren.[3]) Für diesen Wechsel waren gleichfalls militärische Gründe maßgebend: man wollte nicht, daß die Volksgenossen, durch stete Gewohnheit verlockt, den Kriegseifer gegen den Ackerbau vertauschten.[4]) Nur allmälig wurde der Wechsel der Landlose zwischen Hundertschaften und Sippen beseitigt. Die Familien gewannen innerhalb der Dorfgemarkung feste Sitze, wenngleich noch nicht dauernd abgegrenzte Flurgebiete zu Eigen. Der feste Sitz: der Hof, und das Anrecht an einen Theil des Gemeindelandes bilden die Hufe, den Antheil des vollfreien, volksgenössischen Kriegers am erworbenen Landgebiete. Ungetheilt ging die Hufe nach dem Tode des Familienoberhauptes auf die wehrhaften Söhne über oder fiel, wenn solche nicht vorhanden waren, an die Sippe, die damit einen andern wehrhaften Mann unter ihren nachgeborenen Kriegern begabte. Sonach stehen Landbesitz und Kriegspflicht durchaus in Verbindung und zwar so lange, als der Hufe die Bedeutung einer Beutebelohnung des Kriegers inne wohnt. Erst dann, als diese Bedeutung sich verflüchtigt, als das Volksleben sich vom Kriege hinweg friedlichen Bestrebungen zugewendet hatte, ist die alte Rechtsstellung der Hufe verloren gegangen. Mehr noch als im Wirthschaftsleben mußte sich der dem Volke innewohnende kriegerische Geist auf dem Gebiete der Verfassung bethätigen. Hier treten hauptsächlich zwei Einrichtungen hervor: die Führerschaft und die Volksversammlung. Wie im Familienhaushalte der Familienvater, so war in der Hundertschaft auf Grund eines von Alters her in gewissen Familien vererbten Anrechtes mehr in das Herrscheramt hineingewachsen, als dazu berufen, und vom Vertrauen der Volksgenossen getragen, der Häuptling Lenker des Gemeinwesens, im Frieden Schutzwalt und Gerichtsvorstand, im Kriege Heerführer. Neben, nicht eigentlich über ihm kommt hier und da, namentlich bei den ostwärts wohnenden Germanenvölkern ein König als Leiter des Volksganzen vor; denn noch waren die staatlichen Aufgaben nicht derart entwickelt, daß das Volk als Ganzes eines gemeinsamen, dauernd thätigen Herrschers unbedingt bedurft hätte. Nur im Kriege war eine einheitliche Leitung nothwendig und diese fiel dem von den Häuptlingen aus ihrer Mitte erwählten, von der Volksversammlung bestätigten Herzoge zu. Sonach ist in altgermanischer Zeit der Häuptling der ordnungsmäßige Führer der Nation. Zunächst als thunginus bei den Franken, als caldor bei den Angelsachsen, hier wie dort als der Alte, der Verehrungswürdige bezeichnet, wird er, als das Kriegerische im Volksleben überwiegt, sehr bald bei allen germanischen Stämmen zum hunno, zum militärischen Führer der Hundertschaft, für deren Manneszucht und Tapferkeit er verantwortlich ist. Als solcher steht er an der Spitze des keilförmigen Schlachthaufens, des Eberkopfes, empfängt er die Bezeichnung truhtin. Denn nicht nur, daß er der Führer der Hundertschaft ist — er wird auch zum Gefolgsherrn: er umgiebt sich mit einem kriegerischen Gesinde von Landsleuten, das, durch heiliges Treueband an ihn gefesselt, für die heranwachsende Jugend die Schule in Manneszucht, Führung der Waffen, in edlem Auftreten und höfischem Anstande ist. In der Gefolgschaft fand die Treue, dem Germanen nie eine besondere Tugend, sondern ein Bedürfnis, volle Genüge.

Wie die Führung, so ist die Versammlung des Volkes, das Thing, besonders auf das Kriegerische gewendet; war sie doch in erster Linie eine Heerschau, an heilige Stätte zu heiligen Zeiten berufen, durch altgeheiligte Formeln und Gebräuche eröffnet. Ueber dem Thinge waltete nicht das Recht des Alltages, sondern das Kriegsrecht, der Heerfriede. Wie zum Heeresauszuge traten zur Volksversammlung die Tausende vollbewaffneter Männer nach Sippen und Hundertschaften geordnet zusammen. Man berieth über Krieg und Frieden, wählte oder bestätigte Häuptlinge, Herzoge und Könige, ergänzte das Volksheer durch Einordnung der wehrfähig gewordenen Jünglinge in den Heeresverband. Die Rechtsprechung der Volksversammlung erstreckte sich hauptsächlich auf Vergehen im Kriege: auf Feigheit, Volksverrath und den Bruch geschworener Kriegstreue. Hier warben Häuptlinge Gefährten zu einem Beutezug in fremdes Land; das Volk prüfte hier die Kriegstüchtigkeit der Mannen, besonders aber die der Führer. Selten nur wurden in der großen Volksversammlung gesetzgeberische Acte vollzogen; immer wogen die militärischen vor.

Obschon es sich auf allen den berührten Gebieten zeigt, daß der Krieg das eigentliche Lebenselement des alten Germanenthums ist, so tritt dies doch auf keinem so deutlich hervor, wie auf dem des geistigen Seins und seiner Vermittlung: auf dem Gebiete der Sprache, der Dichtung, der Religion. „Alle intellectuellen oder moralischen Begriffe der altgermanischen Zeit stehen oder treten in Beziehung zu Kampf und Krieg"[5]) So wurden, um nur Einiges anzuführen, frech, das ursprünglich begierig, habsüchtig bedeutete, und gierig, d. h. begehrend, verlangend, auf das Kriegsleben angewendet und kommen als Bezeichnungen denen zu, die kampfgierig und verwegen sind. Fertig und bereit war, wer sich mit dem zur Fahrt, zum Kriegsauszuge Nothwendigen versehen hatte; denn reita, wovon das Wort bereit abgeleitet ist, hieß der knarrende Zeltwagen, der Weiber und Kinder, die Fahrhabe und den Vorrath an Waffen und Lebensmitteln dem Heere nachführte. Den Plan zum Angriff entwarf, wer kühn (in wige kuoni), d. h. im Kampfe erfahren war. Wenn der Mann zum Streite schritt, dann trachtete er, vor den Gefährten rüstig — im vollen Schmuck der Waffen — zu erscheinen, im Kampfe selbst aber sich als bald und schnell — tapfer und behend — und als frevel, als verwegen zu erweisen. Unauslöschliche Schmach traf den argen Mann, traf den, der feig und nichtswürdig sich gezeigt hatte. Wie die Sprache im Allgemeinen, so weist die Poesie des alten Germanenthums im Besonderen auf den Kampf hin und läßt ihn als eine Form gottgeweihten Dienstes erscheinen. Bei allen Vorgängen, die sich vom Alltagsleben abhoben, veranstalteten die Germanen der Frühzeit Reigen, wozu Lieder gesungen wurden. Die Verbindung von Dichtung, Melodie und Reigen hieß Leich (leich, leih, altnordisch leikr).[6]) Gerade der Leich ist das beste Zeugniß dafür, daß der Kampf das altgermanische Geistesleben völlig beherrschte; denn das Wort leih nahm, besonders im Norden, vorzugsweise die Bedeutung „Kampf" an. Man unterschied den Folcleih, den Herileih — den Heeresauszug, den Hiltileih — das Schreiten des kämpfenden Heeres, den Sigileih — den feierlichen Umgang nach gewonnener Schlacht, wie er (es sei dies Beispiels halber angeführt) beim Opferfeste nach dem Kampf im Teutoburger Walde stattfand. So war der Heeresauszug den alten Germanen nichts Anderes als eine gewaltige, feierliche Prozession, wobei auch die gottgeweihten

[1]) Vergl. Kluge, Etym. Wörterb. 382f unter „Truchseß". Auch Heyne, Deutsch. Wörterb III, 1066.
[2]) Cäsar, B. G. VI, 22.
[3]) Ebenda und Tacitus, Germ. 26.
[4]) Cäsar B. G. VI, 22.

[5]) Kluge, Etym. Wörterb. S. 220, auch a. a. O.
[6]) Vergl Kögel, Gesch. der deutsch. Literatur I, 1, S. 8.

Bilder und Zeichen nicht fehlten[7]), der Kampf nichts Anderes, als ein Dienst ihres Gottes, dem sich jeder am Streite Theilnehmende zum Opfer weihte, zum Opfer, das Gott entgegennehmen könne, wenn es ihm gefalle. Nur so ist es verständlich, daß das Wort urheizzo, d. i. der Geweihte, den Begriff Kämpfer annehmen konnte. Die aller Todesfurcht bare germanische Tapferkeit empfängt hierdurch eine eigenartige Beleuchtung: der Schlachtentod wird als ein Beweis göttlicher Gunst erachtet und gepriesen. Jene Auffassung des Kampfes als eines göttlichen Dienstes, des Kämpfers als eines Gott Geweihten erklärt es, daß, wer feigherzig aus dem Streite floh, dem Tode durch Priesterhand verfiel; er hatte sich dem göttlichen Willen, dem er sich gelobt, entzogen und mußte, damit Gottes Zorn nicht Sippe oder Stamm treffe, aus der Zahl der Lebenden getilgt, als unfreiwilliges Opfer Gott dargebracht werden. Diese Auffassung erklärt es aber auch, daß der Unfreie die Freiheit erlangte, sobald er am Volkskampfe theilnahm: wer des göttlichen Dienstes gewürdet worden war, der war auch würdig, Volksgenosse zu sein.

Einem Volke, dessen Lebensäußerungen so durchaus vom Kampfe beherrscht wurden, wie dies bei den Germanen der Fall war, und das selbst eine Form göttlichen Dienstes im Kampfe erblickte, einem solchen Volke mußte der Kampf zur Grundlage werden, worauf es sich sein Religionssystem erbaute. Daß dem so war, beweist schon die eigenartige Gestaltung des Seelenglaubens: dieser läßt die Geister der Gefallenen in der Luft den Kampf fortsetzen. Wie festgewurzelt dieser Glaube im Denken und Fühlen des deutschen Volkes ist, lassen die Sagen erkennen, die viel später noch, ja fast in neuester Zeit von den Geisterschlachten berichten. Meist knüpfen sie an große Entscheidungen an, so an die gewaltige Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern, an die große Wikingerschlacht bei einer der Orkneyen. Von den in dieser Schlacht Gefallenen verkündet die Dichtung, daß sie allnächtlich durch Hilde, die Tochter des einst in Irland seßhaft gewesenen Normannenkönigs Hagen, geweckt würden, um zu kämpfen, bis sich das Göttergeschick erfüllt habe. Und nach der Völkerschlacht bei Leipzig erzählte sich in der Pfalz das Volk, „wie die acht Kaiser aus den Grüften des Speierer Domes sich erhoben hätten und Nächtens über den Rhein gefahren wären, um bei Leipzig mitzukämpfen“.

Die Seelen der vorzüglichsten unter den Kämpfern, die den Schlachtentod gestorben waren, versetzten Dichtung und Volksglauben als Einherier nach Walhall und ließen sie täglich zum Kampfe ausziehen und zurückkehren zum fröhlichen Gelage. Wenn es sich um „Sein oder Nichtsein“ des Stammes handelte, wenn die Schlachthaufen der Männer zu wanken drohten, dann griffen auch die germanischen Frauen zur Waffe und feuerten durch ihre Tapferkeit den Muth der Gatten und Brüder, der Väter und Söhne an oder zogen, wenn Alles verloren war, den freigewählten Tod entehrender Gefangenschaft vor. Und die Nachwelt gedachte solcher Heldinnen rühmend und voll Bewunderung, feierte sie in Liedern und gesellte ihre Seelen den Einheriern zu. Sie erscheinen im Volksglauben als Walküren, ausgesandt, den Freunden zu helfen, Gebundene zu entfesseln, die Feinde zu schädigen. Ihre Namen sind durchweg dichterische Personificationen des Kampfes und seiner Umschreibungen.

Gleich dem Seelenglauben wird auch der Götterglaube des alten Germanenthums von Kampf und Sieg beherrscht. Die Wanderung aus der Urheimath hatten unsere Vorfahren unter der Führung des Himmelgottes Ziu-Tyr angetreten; als aber ihr eigentliches Lebenselement der Krieg geworden war, wandelte sich die Vorstellung vom Himmelsgotte in die des Kriegsgottes um. Als Gott des Kriegs behält Ziu die oberste Stelle in der Werthschätzung göttlicher Gewalten und steht im Mittelpunkt alles Cultes. Seinen Namen geben die lateinisch schreibenden Schriftsteller durch Mars, die griechisch schreibenden durch Ares wieder.

[7]) Tacitus, Germ. 7. Auch tragen sie mit in die Schlacht Bilder und Zeichen, die sie aus den heiligen Hainen hervorholen.

Dem Ziu als ihrem höchsten Gotte brachten die Gothen Kriegsgefangene zum Opfer dar, in der Meinung, daß der Lenker der Schlachten billiger Weise durch Menschenblut versöhnt werden müsse.“[8]) Gleiches berichtet Tacitus[9]) von den Hermunduren und Procop[10]) von den Skandinaviern. Als der Himmelsgott zum Kriegsgotte wurde, legte ihm der Volksglaube das Schwert als Waffe bei. Deshalb erfährt dieses bei fast allen germanischen Stämmen hervorragende Beachtung, die sich bei den Quaden sogar zu göttlicher Verehrung erhebt. Das Volk der Sachsen aber nannte sich nach dem sahs ihres Sahsnôt d. i. Ziu. Die Bedeutung des Schwertes als einer göttlichen Waffe bekunden einige Sagen, worin aller Wahrscheinlichkeit nach alte Dichtungen mythologischen Charakters verborgen sind, so die Erzählung von der Auffindung des Schwertes, mit dem Attila die Welt erobern will[11]), so die Sage vom Schwerte Iring's, der, ein Himmelsheroe, sich einen Weg durch die Schaar der Feinde gebahnt und dadurch die Milchstraße geschaffen hat.[12])

Jahrhunderte lang blieb Ziu den Germanen die oberste Gottheit. Als sich aber eine reifere Beobachtung des Naturlebens ausbildete, als durch Berührung mit Galliern und Römern eine höhere Cultur zu dem streitbaren Waldvolke drang, da schwand die Einheit der göttlichen Vorstellung; Ziu erscheint fortan den Germanen als Gott des Sturmes, als Wodan, und als Gott des Donners, als Donar. Aber gemäß dem kriegerischen Charakter des Volks tritt alsbald die Gottheit, die den Aufruhr in der Natur, den Kampf entfesselter Gewalten personificirte, tritt Wodan in den Vordergrund und wird zum Gotte des Krieges. In reicherem Maße als vordem Ziu stattet die Phantasie des Volkes Wodan aus. Mit trefflichen Waffen gerüstet, steht dieser, selbst ein Kämpfer, an der Spitze der Schaaren und lehrt seine Lieblinge eine neue Schlachtordnung bilden, den Eberkopf, den Keil, der im übergewaltigen Ansturme die feindliche Macht zersprengt. So wird Wodan zum Heervater und, da er es ist, der den Sieg verleiht, zum Siegvater; darum ist auch seine Burg Siegtun genannt. Ihm opfern die Krieger, besonders die Fürsten, daß er ihnen hold sei; denn furchtbar ist und unheilbringend sein Zorn. Brunhilt, eine der Walküren, wird, weil sie dem Willen Wodan's getrotzt hat, zur Strafe von einem Flammengürtel umschlossen. Den im Kampfe gefallenen Helden bereitet der Gott in Walhall eine Stätte, ausgeschmückt mit Allem, was diesen Schlachtenfrohen auf der Menschenerde begehrenswerth erschienen war. Die Ueberlebenden aber waren bedacht, den Todten in das Grab festliches Gewand, Wehr und Waffen und glänzenden Goldschmuck mitzugeben, damit sie würdig ihren Einzug in den Gastsaal des Himmelsherrn halten können. An die im Volke herrschende Vorstellung von dem göttlichen Vorkämpfer knüpft der Sänger des Heliand an und der streitbarste unter den Germanenstämmen, der Sachsenstamm, öffnet erst dann das Herz dem Christenthum, als er in Christus einen tapferen Helden und Herzog im Kampfe gegen die finstere Macht der Sünde kennen gelernt hat, als die Mannen erfahren haben, daß sie zum Heiland in das gleiche Verhältniß treten wie die Gefolgen zum Kriegsherrn, daß auch ihnen ein Sitz in der Himmelshalle beschieden sei.

So ist das Leben der alten Germanen von der frühesten Jugend an bis zum Sein nach dem Tod auf Kampf und Waffenwerk gerichtet, für uns, die wir den Werken des Friedens leben, fast unverständlich. Und doch ist uns der Mann der Vorzeit nicht fremd; denn was ihm eignete: unerschrockener, auf das Große gerichteter Sinn, klarer Blick, kräftiger Arm, bereit zu Angriff und Abwehr, und unverbrüchliche Treue, das gilt noch heute als Zierde und Eigenart des Deutschen und soll gelten bis ans Ende der Tage.

[8]) Jordanes, Gothengesch. 5.
[9]) Annal. XIII.
[10]) Bell. Got. II, 15.
[11]) Jordanes, Gothengesch. XXXV, 183.
[12]) Widuk. I, 13.

Bücherbesprechungen.

— Dr. H. Albrecht: Das Arbeiter-Wohnhaus mit Entwürfen von Prof. A. Messel. Berlin 1896. R. Oppenheim. Preis 10 ℳ. — Die Frage der Arbeiterwohnung gehört zu denen, deren Lösung mitbestimmend sein wird für die Zukunft unseres Volkes. Ohne Familienwohnung kein Familienleben. Ohne Familienleben keine Familienerziehung. Statt des natürlichen Geschlossenseins der Familie den Außenstehenden gegenüber haltloses Zerflattern und Ausgehen unter den betreffenden Genossen. Für die große Aufgabe der Frau und Mutter: Er-

zieherin der Familie zu sein, fehlt der Boden. Allgemein ist die Klage über den Niedergang des Familienlebens, traurige sociale Zustände, entsetzliche Verbrechen werden in ihrem letzten Grunde darauf zurückgeführt. Allgemein und vielfältig ist auch die Arbeit zur Hebung dieser Zustände. Aber dieser oft so aufopfernden Arbeit kann nur vereinzelter Erfolg werden, denn sie befaßt sich mit Folgeerscheinungen. Erst muß der Grundstein gelegt werden: die billige Familienwohnung des Arbeiters. Die Arbeiterwohnungsfrage ist von einer Größe und Bedeutung, daß ihre Lösung auf die Dauer nicht vom guten Willen einzelner Personen oder Corporationen abhängig gemacht werden wird. Es ist nicht denkbar, daß sie anders gelöst werden kann als dadurch, daß nach Albert Schäffle's Forderung „Reich oder Staat durch Männer von Erfahrung unter Oberaufsicht der Landesregierungen die Sache unmittelbar selbst in die Hand nehme". Bis zu diesem Punkte aber, und bei der unendlichen Schwierigkeit der Sache dürfte er sehr ferne sein, ist jede private Arbeit mit Freuden zu begrüßen, mag sie sich in praktischen Versuchen bethätigen oder schriftstellerischer Art sein. Oben genanntes neues Werk Dr. Albrecht's nun will ein praktischer Rathgeber sein für Alle, die sich mit der Lösung beschäftigen. Es behandelt sehr genau die wirthschaftliche, technische und finanzielle Seite des Baues von Arbeiterwohnungen und bringt Beispiele von ausgeführten Bauten aller Größen, sowie Beispiele von Mieth- und Kaufverträgen, Baubedingungen u. a. m. Bei den zeichnerischen Beilagen fällt besonders günstig auf das Bestreben, alles Monotone, Uniforme zu vermeiden, jeden Bau als ein Selbständiges erscheinen zu lassen. Dies bescheidene Walten der Kunst ist von Wichtigkeit, denn monotone Bauten kommen gleich mechanischen Bestrebungen entgegen, sie sind geradezu der künstlerische Ausdruck derselben. Umgekehrt: verschiedenartige Bauten, die sich nicht nur durch die Straßennummer, sondern durch ihr ganzes Aussehen unterscheiden, wecken Sinn für Persönlichkeitsgefühl. Auch die Anwendung ländlicher und malerischer Motive ist zu begrüßen. Heimathgefühl muß all Das wecken. Die Entwürfe Messel's zeigen, wie der Künstler fühlte, daß es auch hier nicht nur darauf ankommt: was man giebt, sondern ebenso: wie man giebt. —n.

— Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Herman v. Schelling. R. Oldenbourg, München u. Leipzig, 1897. VIII, 512 S. 8°. 6 ℳ. — Als Goethe die der italienischen Form der Ottava rima angenäherten Stanzen von Heinse kennen lernte, urtheilte er über sie begeistert: so etwas habe er für unmöglich gehalten, aber der Teufel mache fünfzig solcher Stanzen nach! Schiller wurde durch das Erscheinen des Wieland'schen Idris und Oberon davon überzeugt, daß diese gefällige Verkart nicht nur für das Anmuthige, sondern selbst für das Erhabene und Schreckhafte einen Ausdruck habe, „freilich nur unter den Händen eines Meisters". Er wählte die achtzeilige Strophe, als er sich entschloß, Theile der Aeneis des Vergil ins Deutsche zu übertragen, behandelte sie aber mit voller Absicht außerordentlich frei im Reim und in den Versfüßen und sah sich genöthigt, mitunter vier oder fünf Hexameter des Originals zu einer Stanze auszuspinnen, mitunter acht und neun Verse darin zusammenzufassen, um dem Hauptgesetz der Selbständigkeit jeder Strophe dieses Versmaßes zu genügen, nach dem es genannt ist. Schiller war „von dem Gedanken weit entfernt, sich an eine Uebersetzung der ganzen Aeneis wagen zu wollen" und gab bekanntlich nur das zweite und vierte Buch; Herman v. Schelling hat die gesammte Odyssee in Stanzen übertragen, zunächst nicht in der Absicht der Veröffentlichung, sondern aus dem persönlichen Bedürfniß, die Klangfülle des griechischen Textes in einer modernen Form einigermaßen wiederzugeben. Eine erstaunliche Aufgabe, wenn man in Betracht zieht, daß sich der Verfasser nicht die freiere Wieland'sche Art gestattet, sondern die strenge Form sich zur Regel gemacht hat, wie sie z. B. Goethe in der Zueignung zum Faust verwendet, und daß er nur selten durch Weglassung einiger Verszeilen davon abweicht. Wenn die großen Italiener, wie Ariost und Tasso, sich in ihren umfangreichen Heldengedichten der Ottava rima bedienten, so kam ihnen außer dem schwebenden Rhythmus des romanischen Idioms dessen unstreitig größere Reimfülle zu Gute. Zudem waren sie Herren ihres Stoffes, sie vermochten im Verlaufe der Strophe zu steigern und vor Allem in dem schließenden Reimpaare den durch die Natur des Maßes gebotenen Abschluß des Gedankens auszudrücken. Diesen Charakter der Stanze, der nicht verwischt werden darf, ohne daß man ihren Werth illusorisch macht, vermochten auch die Uebersetzer aus dem Italienischen bis zu einem gewissen Grade zu wahren, ganz anders stellt sich aber die Sache für den Homerübersetzer. Das epische Versmaß der Griechen kennt die regelmäßig wiederkehrenden Ruhepunkte der achtzeiligen Strophen nicht: „Gleich wie sich Dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh' rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist, . . So auch trägt das Gemüth der Hexameter." Die Schwierigkeit der Uebertragung in eine so ungleichartige Form war also außerordentlich, und es kann nicht Wunder nehmen, wenn es bei einer Gesammtzahl von circa 2000 Stanzen gar oft nicht geglückt ist, den Anforderungen des Versmaßes gerecht zu werden. Es blieb häufig nichts übrig, als mitten im Satze von einer Strophe in die andere überzugehen, eine Freiheit, die peinlich, mitunter sogar wie eine unfreiwillige Parodie wirkt. Wenn Byron in seinem Don Juan hie und da in souveräner Weise absichtlich die Stanzenform sprengte, so wußte er, was er that; hier jedoch erscheint das nur als ein störender Nothbehelf. Die gewählte Form legte aber eine zweite, noch schwerere Fessel auf, die gebundene Reimfolge. Der Verfasser beweist in dieser Beziehung eine unverkennbare Gewandtheit, so daß man streckenweise den Zwang nicht empfindet; doch hat anderwärts die Reimnoth manches Anfechtbare verschuldet. Es fehlt an manchen Stellen die Abwechselung in den Reimsilben, das Original muß sich oft Paraphrasirung gefallen lassen, unwesentliche Worte, selbst eine Präposition oder Conjunction, stehen gelegentlich am Versende, schließlich ist eine ganze Reihe von Geschmacklosigkeiten, von unverständlichen und uncorrecten Wendungen ohne Zweifel auf diese Veranlassung zurückzuführen. Der Hauptfehler des Unternehmens scheint uns also darin zu liegen, daß der Verfasser Unerreichbares versucht hat. Es sind gewiß gelungene Partien in seinem Werke, aber man vermag es als Ganzes nicht rein zu genießen, da man immer wieder über Unvollkommenheiten stolpert. Seit zwei Jahrhunderten und länger ringt man in Deutschland mit dem Problem einer dichterischen Nachbildung der Homerischen Gesänge. Das Problem ist ungelöst, trotz Bürger, Fritz Stolberg, Voß und den Neueren. Der vorliegende jüngste Versuch eines greisen Staatsmannes muß Achtung erwecken, aber es wird bei diesem Achtungs-, sagen wir Hochachtungserfolg bleiben. IIb.

— Sachsenspiegel, Altes und Neues aus dem Sachsenlande in Geschichten und Lebensbildern. Ein Volksbuch von Franz Blanckmeister, Pastor in Dresden. Dresden 1897. Verlag von Franz Sturm & Comp. 192 S., brosch. 1,60 ℳ, eleg. geb. 2,25 ℳ. — Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen, und wenn der Verfasser im Vorwort den Wunsch ausspricht, daß sein Buch in „Schule und Haus, Volk und Jugend neben Bibel und Kalender seine Stätte haben möge", so wollen wir diese Erwartung im Hinblick auf den reichen, mannigfaltigen Stoff, den es bietet, in Anbetracht der guten patriotischen und echt evangelischen Gesinnung, die es pflegt, gern zu der unsrigen machen. Wir finden hier eine Sammlung von nicht weniger als 93 hübschen kleinen Miscellen, Geschichten aus dem Sachsenlande, Beschauliches und Erbauliches, Altes und Neues, Bekanntes und Unbekanntes, Ernstes und Heiteres, Bilder, gezeichnet bald mehr mit den Lichtstrichen keuschen Humors, bald mehr mit den tieferen Farbstreifen heiligen Ernstes; bald finden wir Beides in ansprechender geschmackvoller Mischung. Der Verfasser schöpft nicht allein aus den Chroniken der Vergangenheit, wir treffen auch Manches aus der Tagesgeschichte der Gegenwart: nicht blos in der Form der Geschichte, auch in der Gestalt eigener Beobachtung sagt er uns manches Beherzigenswerthe, und wieder begegnet uns Geschichte und Lehre in schönem Bunde. So führt er uns durch Land und Volk, durch Handel und Wandel, durch Kirche und Gottesdienst, Schule und Häuslichkeit, zu Fürstenthron und Stadtgericht und sagt uns überall ein Wörtchen voll Gehalt und Wahrheit. Es thut auch der Sammlung keinen Eintrag, daß dies oder das anderswo zu lesen stand, neben dem Bekannten überwiegt das Unbekannte. „Sachsenspiegel" hat Franz Blanckmeister seine Schrift genannt. Der eigentliche Sachsenspiegel war ein Buch des Rechts, weit verbreitet, weit über Sachsen hinaus und in ganz Norddeutschland in Geltung, dem auch ein „Schwabenspiegel" zur Seite gestellt ward. Dies Buch ist ein Buch der Sitte, heimischer Tugend und Frömmigkeit, aber wir wünschen, daß sich, wie es mit dem alten Rechtsbuch Eike's von Repgowe der Fall war, in dem vorliegenden Büchlein nicht blos die Sachsen spiegeln, sondern allerlei deutsches Volk. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 143. Sonnabend, den 28. November. 1896.

Der sächsische Pfarrer vor dem Auftreten Luther's.

Von Dr. phil. Kurt Krebs.

Ein Aufsatz über den sächsischen Pfarrer vor dem Auftreten Luther's, welcher möglichst allseitige Kenntniß desselben geben will, muß sich wohl nach einer knappen Aussprache über die Quellen seines Inhalts und nach einer kurzen Umschau über die damals allgemeinen Zustände in umfänglicher Weise verbreiten über die besonderen Verhältnisse, aus denen er hervorging, und über die Beziehungen, in die gerade er später zu diesen Zuständen trat. Der bisher unbekannte Quell des größten Theiles der folgenden Ausführungen sind Acten des Burgarchives Gnandstein bei Kohren, die Verhandlungen enthalten über den damals bestrittenen Besitz der Gerichtsbarkeit auf der Pfarre zu Burgstädt und darum auch vornehmlich das Leben und Treiben in jener Gegend zeichnen, das sicherlich typisch ist für die Zustände im weiten Kreise rings umher, man darf wohl sagen, für ganz Sachsen. Schon angedeutet werden mußte der reiche Inhalt dieses starken Actenbandes in dem Buche über „Haugold v. Einsiedel, den ersten Lutheraner seines Geschlechts",[1]) da dieser denkwürdige Ahne der v. Einsiedel'schen Familie Schiedsrichter in jenem Streite war; weitere Ausführungen hingegen verboten dort die Eigenthümlichkeiten seiner und überhaupt jeder Biographie. Nur zum geringeren Theile stammen die folgenden Ausführungen aus Nachrichten über Orte in der Pflege Kohren, die in dem genannten Buche vollständig im Urtexte wiedergegeben und gewiß nicht weniger charakteristisch und bezeichnend sind für hunderte ähnlicher Vorkommnisse im übrigen Sachsen, wie die vorher erwähnten.

Die Vorstellungen, die man vor dem Auftreten Luther's in unserem Volke von Gott hatte, waren, insofern er in jenem Actenbande als Herr der Wahrheit, als allmächtig und ewig bezeichnet wird, gewiß zutreffend, insofern man aber davon redete, daß der Meineidige sich ewiglich verdamme, also von der göttlichen Gnade völlig ausgeschlossen sei, noch recht alttestamentlich, und endlich, insofern man glaubte, Gott übel thun zu können, irrig; der damals im Volke vorhandene Gottesbegriff hatte demnach noch kein vollkommenes Recht auf die Bezeichnung christlich. Als irrig kennzeichnet sich weiter der damalige Gottesbegriff durch den weitverbreiteten Glauben an Heilige: nicht um Jesu willen, sondern um „seiner heiligen unbefleckten Gebärerin willen" wurde Erfüllung von Wünschen begehrt; nicht Gott und dem Heilande, sondern jenem und der Jungfrau Maria befahl der Sterbende seine Seele. Des Altars der in der heiligen Schrift nirgends genannten, damals aber nothwendig gewordenen Großmutter Jesu „Anna" gedachten Sterbende in ihrem Testamente vor Allem. Auch andere „Heilige" ehrte man fleißig: die Kirche zu Altmörbitz wurde eine Martinskirche (11. November), die zu Geithain eine Nikolaikirche (6. December), die zu Kohren eine Georgenkirche (23. April), und die zu Prießnitz eine Peter-Paulskirche (29. Juni).[2]) Briefe wurden überantwortet am Abend „Simonis und Judä, der heiligen Zwölfboten"; am Abend vor Valentinus war einer verwundet worden; am achten Tage Stefani wurden Streitigkeiten geschlichtet. Als weiterer religiöser Irrthum muß es bezeichnet werden, daß nur die Tage „vor dem Kreuztragen" (crucis exaltationis d. i. 14. September) als streng kirchliche Tage galten und nicht gestört werden durften, aber die Feier unserer hohen Feste nicht besonders ernst war. Auch daß endlich man glauben konnte, es läge Jemand in Gewalt Gottes krank, muß als massiv alttestamentliche Vorstellung von wenig christlichem und wissenschaftlichem Charakter bezeichnet werden. — Stark verbreitet war vor dem Auftreten Luther's auch der Glaube an den Teufel. Er galt als „Vater und Herrscher aller Lügen", als „Einführer und Reizer alles Falschen und Betrügens", der Meineidige unterwarf und ergab sich ihm ewig zu eigen. Die Hand, welche der Teufel verführt hatte, galt weithin als „schlechte"; auch „der neunte Tag" war schon damals nach einem Unfalle mit tödtlichem Ausgange als sein Tag bekannt. So viel Befremdliches sich auf religiösem Gebiete vor dem Auftreten Luther's in unserem Volke zeigt, nicht viel weniger Absonderlichkeiten begegnen uns in jener Zeit in weltlichen Dingen. Unser Actenband wurde geschlossen im vierten Jahre des Papstthums des allerheiligsten in Gott Vaters und unsers Herrn, Herrn Leonis von göttlicher Vorsichtigkeit Papst — des Zehnten". Der Todtschläger wanderte zur Strafe nach Rom, um dort mit entblößtem Oberkörper öffentlich Buße zu thun im St. Peters-Münster und ein Steinkreuz zu setzen.[3]) Recht gering war solchem Uebergewicht der Kirche gegenüber das Ansehen des deutschen Kaisers. Ein Schlag in die Luft war es, als der Sohn desselben den Widerstand des Merseburger Domcapitels gegen den Eintritt eines sächsischen Adligen in dasselbe durch Drohungen brechen wollte,[4]) und fast nur leere Form, wenn ein Priester mit juristischen Kenntnissen sich „von heiliger kaiserlicher Gewalt offenbarer Schreiber" nannte.

Wir wenden uns nun den kleineren Verhältnissen zu, aus denen besonders der sächsische Pfarrer vor dem Auftreten Luther's hervorging. In der Pflege Burgstädt konnte man schon in der Jugend in Berührung mit dem Landesfürsten kommen und das war vor dem Auftreten Luther's mit Herzog Georg dem Bärtigen. Ihm gehörte das nahe an der Zwickauer Mulde gelegene bekannte Schloß Rochsburg und somit mancherlei Recht in der Umgegend, z. B. die weltliche Gerichtsbarkeit „im Städtlein Burkersdorf", d. i. jetzt Burgstädt, und in den Feldern und Fluren dieser Gemeinde, auch zum Theil in dem entfernteren Orte Nieder-Elsdorf, wo einige Häuser Lehen der Pfarre zu Burgstädt waren. Diese weltliche Gerichtsbarkeit persönlich auszuüben, dazu hatte jener reichbeschäftigte Sachsenfürst freilich keine Zeit: adlige Amtleute, wie Ihan v. Auerswald und Heinrich v. Rastenberg, oder bürgerliche, wie Thomas Fälkner, wahrten seine Rechte. Wer z. B. ein fremdes Kind oder Weib öffentlich mit einem Stocke geschlagen hatte, mußte „weltlich Abtrag" thun und 1 Gulden Strafe zahlen. Wer sonst gefrevelt hatte, wurde zur Meidung des Gerichtsbezirkes verurtheilt und mußte selbst bei Besuch der einheimischen Kirche Verhaftung und Haft im Thurme zu Rochsburg erwarten. Tödtung, wie Erwürgung des eigenen Kindes wurde mit Beerdigung der lebenden Mörderin bestraft, und Pferdediebstahl brachte den Tod durch den Henker herbei. In jedem Falle mußte die betroffene Gemeinde, mochte ihr der Verbrecher als Einwohner angehören oder sie geschädigt worden sein, Gerichts- beziehentlich Henkergeld bezahlen. Außer der Gerichtsbarkeit besaß der Landesherr in jener Gegend auch noch das Lehnsrecht in jenem tief eindringenden Sinne, daß man aus weitem Umkreise zu allerhand Dienstleistungen nach Rochsburg mußte. Da aber 1503 das Schloß Rochsburg bis auf seine starken Mauern ausbrannte und es Herzog Georg für das Schloß Kriebstein bei Waldheim

[1]) Roßberg'sche Hofbuchhandlung in Leipzig 1895.

[2]) Das sind die ursprünglichen Kirchweih- oder Kirmeßtage.

[3]) „Haugold" S. 37.

[4]) Ebenda S. 80.

einem alten sächsischen Adelsgeschlechte, den Herren v. Ende, überließ, so hörte gerade zu Anfange des 16. Jahrhunderts die engere Beziehung dieses Fürsten zur Pflege Burgstädt auf; die weitere endete damit natürlich nicht: Schloß Rochsburg blieb auch fernerhin landesfürstliches Lehen, d. h. es mußte bei Besitznahme oder Regierungswechsel dem Landesherrn Treue gelobt werden, und es weilten sowohl der neue Herr auf Rochsburg als auch der Richter zu Burgstädt um 1512 in der landesfürstlichen Kanzlei zu Dresden. — Den Wettinern waren vor dem Auftreten Luther's in der Pflege Burgstädt als Landesherren fast gleichbedeutend die Burggrafen von Leisnig, die schon seit Langem in dem nahen Penig residirten. Die ältesten Leute konnten sich noch gut des Burggrafen Otto, die jüngeren des Burggrafen Georg erinnern, und Burggraf Hugo war um 1500 zur Herrschaft gekommen. Er war u. A. Lehnsherr der Familie v. Einsiedel auf Gnandstein, besaß die weltliche Gerichtsbarkeit im östlich von Burgstädt gelegenen Taura und das Collaturrecht auf der Pfarre zu Burgstädt. Ferner ist mit einigen Sätzen der hohen geistlichen Würdenträger zu gedenken, in deren Gebiete Burgstädt lag. Da ist zunächst der Official, Propst oder Archidiaconus zu Zschillen zu nennen. Er war der geistliche Oberhirte jener Pflege und hatte ungefähr die Pflichten unserer evangelischen Superintendenten. Daß er sie so besonders gewissenhaft erfüllt habe, das darf wohl verneint werden, da vor dem Auftreten Luther's schon allein der Pfarrer zu Wiederau bei Rochlitz berichtete, auf Befehl des Officials drei Geistliche in ihr Amt eingeführt zu haben. Von größerer Bedeutung als seine Wirksamkeit nach Außen war wohl die Thätigkeit des Officials an seinem Sitze, wo er Zeugen durch Auflegen der Hände auf vorgehaltene Reliquien vereidigte, mit säumigen Gläubigern seiner untergebenen Geistlichen verhandelte, für Geld Ehedispense ertheilte u. s. w. Mit dem Bischofe zu Meißen, der auch Rechte in der Pflege Burgstädt besaß und auf dem fernen Schlosse Stolpen residirte, kam der Bewohner dieser Pflege nur selten in Berührung; höchstens, wenn sich einer an einem Geistlichen thätlich vergangen hatte, und das wird doch auch berichtet, mußte er zu Stolpen „geistlich Abtrag“ thun.

Wir wenden uns nun zu einer Betrachtung des besseren Bürgers. Welches Bild zeigt er? Zunächst hinaus in die weite Ferne! Das nahe Chemnitz bedurfte schon damals der Zufuhr von außen her: Birnen sind es, die es damals aus Burgstädt erhielt. Auch Zwickau stand in Beziehungen zu Burgstädt: Söhne dieses Ortes waren auf dem berühmten Gymnasium Zwickaus, erst als Schüler, später nach vollendeten Universitätsstudien auch als Lehrer. Das weiter entfernte Leipzig endlich versorgte sich auch aus der Pflege Burgstädt: Wittgensdorfer führten Brod nach Leipzig und befuhren dabei nicht selten unweit Taura die Pfarrfelder von Burgstädt. Andere Bedeutung hatte für Burgstädt die nahe Kleinstadt: Geithain tritt uns entgegen als die Stadt der Rentiers, die nach mit Glück vollbrachter Thätigkeit in lohnender ländlicher Beschäftigung nun hier im Besitze großer Reichthümer der Ruhe pflegen. Mittweida zeigt sich als die Stadt des kaufmännischen Erwerbes, seine Bewohner sind oft auswärts. In Penig, der nahen burggräflichen Residenz, war das Handwerkerleben stark ausgebildet: die hiesigen Barbierstuben waren die Orte, wo sich die Pfarrer der Umgegend nicht selten trafen, die hiesigen Böttcher und Schuhmacher hielten in weitem Umkreise mit ihren Erzeugnissen feil, auch Fenstermacher bewohnten es schon frühe. Die Waldenburger Brauer endlich standen in dem üblen Rufe, mehr zu vertrinken als zu verdienen. — Auf unserer Wanderung von außen nach innen kommen wir nun endlich an bei einem Blicke auf die Kleinstadt selbst: eine „unförmliche Karte“ erlaubte schon damals eine rasche Orientirung. Wälder umgaben in weiterer Ferne die Stadt, in größerer Nähe waren „Gewände“ von verschiedenem Alter — die jüngeren in weiterer, die älteren in geringerer Entfernung — je nachdem der Zuwachs an Bevölkernng zur Urbarmachung von Land genöthigt hatte. Es hatte oft ein und dasselbe Gut in vier, fünf verschiedenen „Gewänden“ Grundstücke, und von der Bequemlichkeit der heutigen „zusammengelegten“ Felder war keine Rede. An der Stadtmauer, wo nicht selten ein Gewässer die Stadt berührte, war der Anger zum Bleichen der Wäsche; und als ein fester, schützender Steindamm umgab die Ringmauer in nicht allzugroßer Einschnürung die Stadt. Weite Pläne dehnten sich oft noch zwischen ihr und den Gärten hinter den Häusern aus, z. B. der Kirchhof, wohin bei Fehde, Krieg und sonstiger Feindschaft im Lande die Einwohner des ganzen Kirchspiels ihr Vieh trieben und ihre Güter darauf desto besser erhielten. Innerhalb der Stadt gab es manchen größeren Plan, und hier wurden allerlei Verkäufe erledigt: Schuhe, Fässer und Brod harrte des Käufers, um Pfefferkuchen ließ man mit Plinden (?) und drei Würfeln spielen. Bierhäuser gab es mehrere, und auf den Bierbänken erfuhr man die Neuigkeiten des Tages; hier wurde so fleißig gespielt, daß selbst Gastwirthskinder schon damals vom Spiel ins Licht oder Geleucht nahmen und in späteren Jahren die frühe Gewohnheit nicht lassen konnten, wenn sie sich auch davor hüteten, als öffentliche Spieler, Doppelspieler, Schelterer oder gewinnsüchtige Leute in üblen Ruf zu kommen. Vor der „Abseite“ mußte wohl eine gewisse Furcht existiren, denn hier kamen die Gäste nicht selten über einander, warfen sich mit Beilen oder schlugen sich braun und blau. Auch unter dem Birnbaum und an den Sträuchern vor der Stadt war nicht immer gut sein, denn hier wurde der ermüdete Reiter nicht selten durch Steinwürfe in seiner Ruhe gestört und durch Schläge zur Flucht genöthigt. Das Auge des Gesetzes wachte freilich auch damals schon: wenn der Bösewicht nicht rechtzeitig davon lief, und das wird oft berichtet, so mußte er „in die Rüge gehen“ und seine Verurtheilung anhören. Aber was für Richter und Schöffen waren das? Da ist der eine Richter „ein Bauer und Zimmermann“, 50 Jahre alt und 30 gute Schock reich, der andere läßt sich Malz machen, der dritte ist ein Leinweber von über 60 Jahren und 60 gute Schock reich. Schon nach kurzer Amtszeit verließen sie ihre Posten, und, was nicht zu den Seltenheiten gehörte, nahmen ihn zum zweiten, dritten Male ein. Ein Unterschied der Bürger scheint damals schon nicht mehr überall gemacht worden zu sein: neben eingeborenen wurden auch zugezogene Männer Richter. Es kam endlich vor, daß damals eine ganze Stadt ausbrannte und man dann Jahre hindurch in Speichern an der Stadtmauer zubringen mußte.*) Und ähnliche Verhältnisse herrschten in den Dörfern: neben Gastwirthen mit einem Vermögen von 400 Gulden und Müllern mit Besitzungen im Werthe von 200 Gulden fanden sich auch hier „arme“ Leute von nur ungefähr 30 Gulden Besitz, ja sogar Leute, die bei Angabe ihres Vermögens überhaupt nur sagen, daß sie ungefährlich seien. Ihrer sonstigen Beschäftigung nach finden sich damals auf den Dörfern außer jenen Kretzschmarn und Müllern besonders Bauern und Handwerker, z. B. Schneider.

Hunderte von Fragen sind nach dieser einleitenden Umschau in uns lebendig geworden und harren der Beantwortung: Wie stellte sich der Pfarrer zu den Vorzügen und Mängeln des damaligen dörflichen und kleinstädtischen Lebens? Verfeinerte er jene und verhinderte er diese? Was dankte er der Großstadt? Wie beeinflußte sie ihn? Welche Stellung nahm er ein zu den Armen seines Wirkungskreises und zu den ferneren geistlichen und politischen Machthabern? War er patriotisch gesinnter Sachse, Deutscher oder vaterlandsloser, internationaler Römling? Participirte er an dem Aberglauben und mangelhaften Christenglauben seiner Tage? Versuchen wir eine sachliche Beantwortung der Fragen an der Hand unseres Actenbandes! Durch ihn ist uns Kenntniß erhalten über das Leben des sächsischen Pfarrers vor dem Auftreten Luther's bis in die letzten Einzelheiten hinein. Was erzählt er uns? Der 1452 geborene Leinweber Nikel Tirpe zu Burgstädt hatte einen Sohn Jakob, der war ein stiller, sittsamer und wohlgelehrter Knabe, und da der Vater 1516 mit 55 Schock Vermögen zu den Reichen des Ortes gehörte, so nimmt es uns nicht Wunder, daß wir den Sohn 1501 in der Matrikel der Universität Leipzig unter den „Meißnern“ inscribirt finden als „Jacobus Tarpen de Burgstet“. Die Geldverhältnisse der Eltern mögen früher nicht so bedeutend gewesen sein, denn der Sohn spricht 1507 gewiß nicht ohne Grund von großen Kosten und Darlehen, die er den armen Eltern mit seinen Studien verursacht habe. Die schon erwähnte große Feuersbrunst hatte seinen Eltern großen Schaden gebracht. Daß doch aber der Vater 1516 ein so bedeutendes Vermögen angeben und zu den Reichsten des Ortes gezählt werden mußte, wirft ein recht günstiges Licht auf ihn: er muß es verstanden haben, vorwärts zu kommen! Nach Erlangung der Würde eines Baccalaureus begab sich der junge Tirpe nach Zwickau, wo er Lehrer am Gymnasium wurde. Hier mag er sich von 1504 an zu weiterer Fortbildung als Lehrer ohne Gehalt aufgehalten haben. Er wandte allen Fleiß an, zeigte sich in der Kunst, d. i. damals Wissenschaft, wohl zu Hause und war guter Sitten, kurz ein brauchbarer und redlicher Gymnasiallehrer. Die Lust, Geistlicher zu werden und in den

---

*) Burgstädt um 1500.

Priesterstand zu treten, erwachte in ihm, als am 10. August 1506 das heimathliche Pfarramt durch Weggang des bisherigen Inhabers nach Penig vacant wurde und blieb bis über den 31. März 1507 hinaus, so daß eingepfarrte Gemeinden am 26. April 1507 dem Patron schrieben[6]), sie seien übel versorgt und die Messen und andere göttliche Dienste sehr verfallen und herabgekommen, welche die Eltern und Ahnen des Patrones und andere fromme Leute gestiftet hätten; wenn ein Sterben einfiele, stehe zu besorgen, daß mancher fromme Mensch an den heiligen Sacramenten werde versäumt werden. Das Bewerbungsschreiben des Baccalaureus Tirpe wurde gefördert durch ein von höchstem Wohlwollen geborenes Gesuch des Rathes der Stadt Zwickau und durch eine schriftliche Fürsprache der eingepfarrten Gemeinden. Welches war der Erfolg? Jakob Tirpe ist nirgends als Geistlicher von Burgstädt bekannt geworden, obwohl ihre Namen bis in die älteste Zeit hinein gesichert sind![7]) Andere künftige Geistliche suchten als „Frohnepriester", als Altaristen oder als Schloßcapläne mit dem geistlichen Amte vertraut zu werden und wurden dafür gehalten, „wie sich's gebührt". Wie viel Kräfte für den geistlichen Beruf damals vorhanden waren, geht gewiß daraus deutlich hervor, daß allein auf Schloß Gnandstein 1501 drei und 1503 wieder drei andere Capläne genannt werden.[8]) Nicht immer erfolgte der Wechsel so rasch, wie er in dem angeführten Falle stattgefunden zu haben scheint, es sind auch Personen bekannt, die volle 8 Jahre hindurch als pastores designati[9]) auf ihre künftige selbständige Stellung warten mußten. Aus den Angaben über Jakob Tirpe geht hervor, daß die Neubesetzung einer Pfarrstelle so manchen anregte zur Bewerbung um dieselbe, dann also ein Wettbewerb eintrat und Kräfte rege machte, die alle zusammen meinten, zu einem maßgebenden Worte berechtigt zu sein, z. B. eingepfarrte Gemeinden, ferner Stadt- und Schulverwaltungen 2c. Die Erfolglosigkeit dieser Candidatur zeigt ferner deutlich die Unzugänglichkeit der Kirchenpatrone, ihre Selbstherrlichkeit, ihren Eigensinn. Starb der weltliche Patron und hinterließ er eine Wittwe und minderjährige Erben, so übte die Wittwe die Patronatsrechte aus. Endlich noch einen Blick auf die Empfehlungen des Baccalaureus Tirpe. Er selbst spricht zunächst von mit Erfolg beendeten Universitätsstudien, von angewandter großer Arbeit in Zwickau, von großen Kosten, die er seinem von Brandunglück heimgesuchten Vater verursacht habe, und von vieljährigem Gehorsam der Seinen und treuen Diensten seiner Vettern, sodann bittet er um Gottes und seiner unbefleckten Gebärerin willen und gelobt endlich, mit Hilfe des allmächtigen Gottes ein getreuer Hirte zu sein und Gott ewig für seinen Patron und dessen Verwandte zu bitten. Ebenso edle Motive führen die betheiligten Kirchgemeinden an, wenn sie, wie schon erwähnt, reden von seiner Bescheidenheit, seiner Sittsamkeit und seiner Gelehrsamkeit; und gleich ehrbar zeigt sich der Rath der Stadt Zwickau, wenn er aufrichtig schreibt, von Tirpe mit fleißiger Bitte um Förderung begrüßt worden zu sein, und dann rühmt seinen Fleiß, seine gute wissenschaftliche Bildung und seinen sittsamen Lebenswandel. — Nicht überall wurden damals Pfarrstellen „auf Bitten und Ansuchen um Gottes willen" umsonst verliehen, es war vielmehr noch vielfach Simonie im Schwange, d. h. Pfarrstellen wurden für große Summen von ihren künftigen Inhabern erkauft. Ein classisches Beispiel für diese Art von Erwerbung eines geistlichen Amtes bieten die „Visitationsprotokolle" des Jahres 1533 über den Ort Frohburg, indem sie vom letzten katholischen Pfarrer Johann Friedel berichten: „Wissen auch nicht den Beruf, noch durch wen er zu uns verordnet sei; wir hören sagen, er had die Pfarre erkauft und gedenkt vielleicht, sein dafür gegebenes Geld von uns zu bekommen, welches dem Beruf fast ungemäß, und es wird dadurch nur der Geiz gemerkt." Natürlich wird es sich bei Erkauf einer geistlichen Pfründe nur um reiche Pfarren gehandelt haben, also nicht um solche, wie z. B. die zu Burgstädt, die arm war und „sonsten wenig Zinsen und Einkommen hatte", oder die zu Rochsburg, deren Inhaber Menndlein bekennt, er wäre mit der Pfarre zu Rochsburg belehnt, damit er seiner Nothdurft nach versorgt sei, und nicht 1 Pfennig Vermögen angiebt, sondern um reiche, wie die zu Ehrenfriedersdorf, die 1482 an Klaus v. Einsiedel auf Prießnitz 600 rheinische Gulden zu 5% verborgte, oder die Nikolai-Kirche zu Geithain, die demselben Adligen im Jahre 1485 die Summe von 160 rheinischen Gulden gegen eine Verzinsung von 5½% darlieh, oder endlich die Pfarre zu Geithain selbst, deren Inhaber Konrad Schreck 1487 von dem Vermögen des Pfarrhauses den Betrag von 115 neuen Schock gegen noch höhere Verzinsung vorstreckte. Die Einweisung in ein Pfarramt, die Inthronisation, die Führung in den Besitz einer Pfarrkirche, und wie sonst noch die technischen Ausdrücke gelautet haben, fand gewöhnlich statt im Beisein (unter Assistenz) einiger Geistlicher und fand ihren denkwürdigen Abschluß mit der ersten Vesper des neuen Pfarrers. Diese Einweisung brachte den Geistlichen in den Besitz „geistlicher Freiheit", so daß er nur noch seinen geistlichen Oberen Rechenschaft abzulegen hatte und mit ihnen einen Staat im Staate bildete, dessen Spitze der Papst in Rom war, und in den Besitz einer Pfarre, wo man „in geistlicher Freiheit" zu „residiren" pflegte. Diese „geistliche Freiheit" eines Pfarrers machte die Pfarre nicht selten zur Zufluchtsstätte des Verbrechers, und ließen die Verfolger von ihrem Vorhaben nicht ab, dann kam es wohl auch zu einer regelrechten Belagerung derselben mitten im Frieden. — Wenn nun von der Wirksamkeit des sächsischen Pfarrers vor dem Auftreten Luther's eingehender gehandelt werden soll, so wird von der amtlichen im eigentlichen und im weiteren Sinne erzählt werden. Vor dem Auftreten Luther's hatte ein sächsischer Pfarrer alle Tage in der Kirche das „Salve" zu singen und Messen zu lesen, soviel ihrer gestiftet worden waren. Und Beträge zu Messe waren in übergroßer Zahl vorhanden: kranke Bauern beschenkten die Kirche[10]) und stifteten wohl eine wöchentliche ewige Messe, sterbende Kirchenpatrone bereicherten die Kirche, damit z. B. jeden ersten Freitag im Vierteljahre Vigilie und Messe gehalten und gebeten werde für ihre und ihrer Vorfahren arme Seelen. Für die Seele im Amt gestorbener Vorgänger hatte der neue Pfarrer alle Sonntage und heilige Tage auf der Kanzel zu bitten, und am Todestage des vorigen Priesters waren alljährlich Vigilien und Messen mit 5 oder 6 Priestern zu halten. So mancher sächsische Pfarrer hatte damals schon ein oder mehrere Filiale und mußte dann oft nach entfernten Orten zu Taufen und anderen heiligen Handlungen. Der Volksmund faßte die Pflichten des damaligen Geistlichen kurz zusammen in den derben Ausdruck: „Dem Pfaffen gebührt zu beten" und verstand unter den Pflichten eines „Seelwärters" vornehmlich die Fürbitte zu Gott, nicht sittigende und veredelnde Einwirkung auf die Lebenden. Wie ernst es der einstige sächsische Pfarrer mit seinen kirchlichen Functionen nahm, geht daraus hervor, daß verschiedene Richter erzählen, die Geistlichen seien zu ihnen in den Kirchstuhl gekommen und hätten sie aufgefordert, Schuhmacher, Böttcher, Bäcker und Krämer von der Kirche wegzutreiben, da sie durch den „Rumor" in ihrem heiligen Geschäfte gestört würden. Das Gegentheil solch lobenswerther Pflichttreue tritt uns insofern entgegen, als sich verschiedene Bewohner darüber aufhalten, von der Kanzel herab zu Zeugenaussagen vor das weltliche Gericht geladen worden zu sein. Worüber alle Nachrichten fehlen, das ist über die Predigt; denn wenn auch „Prediger" bekannt sind, so ist doch damit noch gar nicht gesagt, daß schon vor dem Auftreten Luther's die Predigt die köstliche Perle des ganzen Gottesdienstes gewesen sei.

Endlich sei noch erwähnt, daß der sächsische Geistliche damals betheiligt war am Zustandekommen von Uebereinkünften zwischen Filial-Gemeinden und ihrem Pfarrer, die meist in Anwesenheit des kirchlichen Oberen, des Officials oder des Erzpriesters fertig wurden, an Vereidigungen von Zeugen auf Reliquien und an Beobachtungen jener Büßenden, die, wie ehemals in Eutritzsch, bald im Halseisen vor der Kirchenthür, bald, wie in Zehmen, an der Kirchhofslinde stehen, bald, wie in Altenburg, bei entblößtem Oberkörper brennende Kerzen in der einen und lange Ruthen in der anderen Hand tragen mußten.[11]) Ein Rückblick zeigt den sächsischen Geistlichen vor dem Auftreten Luther's reich beschäftigt, und darum hatte er auch gewöhnlich noch eine oder mehrere

[6]) „Haugold" S. 108.

[7]) Von etwa 1400 an amtirten: Schober, Nikolaus Müller, Heinrich?, Valentin?, 1479: Valentin Hildebrand (wohl bis Aug 1506, also über 27 Jahre), Egidius Guffa (ging nach Penig), Illgen, Michael Rabenstein, Joh. Schmidt und 1516 Mag. Johannes vom Berge (aus dem Bergkloster zu Chemnitz?).

[8]) „Haugold" S. 20.

[9]) Ebenda S. 36.

[10]) Hildebrand v. Einsiedel auf Prießnitz bei Borna verehrte 1519 dem Annen-Altare seiner Kirche die Brücke im Dorfe, einer Statue des Petrus seinen schwarzen Rock, sein schwarzes Sammetwams und 5 rheinische Gulden, dem damaligen Pfarrer zu Prießnitz Georg Dagk 10 rheinische Gulden und der Köchin des Pfarrers einen mit Fuchsfell gefütterten Rock.

[11]) „Haugold" S. 37.

Hilfen an seiner Seite, die als Prediger, Verweser der Pfarre, Capläne, Kirchner[12]) und Kirchväter oder Altarleute bezeichnet werden. Bei dem sonstigen Leben in einer sächsischen Pfarre vor dem Austreten Luther's verweilen wir zum Schluß des Längeren. Sie ist in nächster Nähe der Kirche erbaut und besteht aus einem Wohnhause, Viehställen und Scheunen und ist bewohnt von einem auf das Cölibat verpflichteten Pfarrer, seiner — Köchin, Knechten und sonstigem Gesinde. Kühe sind in den Ställen, Obstbäume im Garten, Erlen und andere hohe Bäume in der Nähe. Wenn Unbefugte die Pfarrfelder betreten, und das war bei der früheren Weglosigkeit und dem wirren Durcheinander der Felder oft nicht zu umgehen, so läßt der Pfarrer die Schuldigen durch seinen Knecht pfänden und übergiebt sie dem Richter zur Bestrafung; dieser aber ist nicht selten einsichtsvoller und liebreicher als der Seelsorger, namentlich wenn es Nachbarn betrifft. Kommt der Gemeindehirt mit seiner Heerde den Wiesen des Pfarrers zu nahe, so erhält er ebenfalls Kenntniß von der Selbstsucht desselben. Läßt sich ja ein Menschenkind ertappen, wenn es auf den Pfarrfeldern gestohlen, so trägt der Pfarrer persönlich das Grasbündel zu dem Richter. Und Holzes bedarf der Pfarrer auch! Ist der Besitz eines Gehölzes ungewiß, so weist sicher der Pfarrer seine verbrieften Rechte daran nach; und hat der Sturm einen herrenlosen Baum umgebrochen, wem könnte er anders gehören, als dem Seelsorger? Kurz des Streites um das, was zur Nahrung und Nothdurft des Leibes gehört, ist kein Ende. Woher aber all diese Unruhe? Wohl stehen dem Pfarrer namentlich in den Kirchvätern und Altarleuten Männer zur Seite, die ihm allerhand wirthschaftliche Dinge verrichten und auch Kirchenrechnung mit ihm halten, aber die finanzielle Stellung des einzelnen Pfarrers war doch mitunter so unsicher, wie nur irgend möglich: bis zu ihm herunter war eben die wirthschaftliche Organisation seiner Kirche nicht gedrungen! Der sächsische Pfarrer war deshalb vor dem Auftreten Luther's in vielen Stücken ein höchst beklagenswerther Mann; neben einigen reichen Pfründnern gab es viel arme, und alle Gemeinden, von denen es überhaupt bekannt geworden, zeigten eine wirthschaftliche Kargheit seltenster Art. Das uneinbringliche Guthaben einzelner Pfarrer erreichte nicht selten eine ganz bedeutende Höhe. Schlimm war die wirthschaftliche Lage des Geistlichen besonders um der mancherlei Pflichten willen, die ihm oblagen. Da ist es vor Allem das nahe Kloster, welches ihn nicht froh werden läßt. Der Landpfarrer hat nämlich die Pflicht, jederzeit die Insassen jenes Klosters zu bewirthen; und hat er ja etwas Vorrath an Geld oder Nahrungsmitteln, so ist es auch noch nicht zu seiner Nutznießung da, sondern muß jederzeit dem unersättlichen Klosterboten ausgehändigt werden können. Weit schlimmere Sorge aber machte dem sächsischen Geistlichen die Köchin. Sie ist auf der Pfarre das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen, sie ist das beharrende Moment, wieviel auch Pfarrer kommen und gehen mögen. Darum heißt es auch über sie in der 1504 ausgefertigten Anstellungsurkunde eines Geistlichen: „Herr A. N. soll auch desselbigen Herrn J's. B's. Köchin[13]) ihr Leben lang mit aller Nothdurft gebührlicher und billiger Weise mit Kost und Trank, so gut er es ißt und trinkt, auch ob sie in Schwachheit oder Krankheit fallen würde, mit Wartung, besonderer Kost und Trank, wie Kranken gebührt, und ob es noth, ihr Arznei zuschicken, zuholen lassen und bezahlen, auch Schuhe und Kleidung oder andere Nothdurft, wie einem alten Menschen zugehöret und nothbürftig ist, nichts ausgeschlossen, genuglich versehen und versorgen, daß darin kein muthwilliger Abbruch gespürt und gefunden werde, und sie mit keinem Thun mehr oder weiter beschweren und beladen, als das, was sie als eine alte Frau vermag und wohl thun kann. Doch, daß sie sich des, was sie zu thun vermag, auch nicht weigere. Dagegen hat gedachte Köchin bewilligt, daß ihr verdienter Lohn, den sie noch stehen gehabt, Küche, Bettgewand und anderes, wie das Herr Johannes Beilschmidt im Verzeichniß hinter sich gelassen und Herr Johannes Freisleben, der nach seinem Tode die Pfarre besessen hat, solches angenommen und empfangen, bei der Pfarre sein und bleiben soll." War die Köchin eine alte Jungfer, vielleicht die Schwester des Richters, dann war der Pfarrer in guten Händen; war sie aber eine junge Dirne aus fremdem Orte, dann war nur zu bald das Gebot der Ehelosigkeit übertreten! Der ehemalige Pfarrer Jobst Gerthener in Rüdigsdorf[14]) scheint zwar um seiner Unsittlichkeit willen des Amtes enthoben gewesen zu sein, was unter dem Regimente des strengen Bischofs Johann III. von Naumburg ganz begreiflich erscheint, aber sehr viele Landpfarrer lebten doch ungehindert vor aller Welt in wilder Ehe mit ihren Köchinnen und hatten Söhne und Töchter.[15]) Diese beklagenswerthen Wesen traf nicht selten der Fluch der elterlichen Sünden in furchtbarster Art: ohne alle Segnungen der erlaubten Ehe herangewachsen, wurden solche Kinder die bleibende Schande ihrer Herkunft, der Schrecken ihrer Heimath, die Opfer des Henkers.

Wenn es heute, am Ende des 19. Jahrhunderts, auch in der katholischen Kirche vielfach besser geworden,[16]) als es früher gewesen, und dort der Fortschritt besonders deutlich zu Tage tritt, wo man der Lutherstadt Wittenberg am nächsten ist, so ist nur zu wünschen, daß sich auch ferner der Strom des Segens, der sich die Zeit daher von jenem größten Deutschen der Vergangenheit all überall hin ergossen hat, über unsere katholischen Mitchristen ergieße. Wir Evangelischen aber wollen hochhalten das Vermächtniß unseres Luther und die Saat seines gewaltigen Geistes fortentwickeln im Sinne des, der da verheißungsvoll geredet hat von der einen Heerde und dem einen Hirten und in einzig berechtigter Selbstschätzung und doch voll weitherziger Demuth gesagt: „Ich bin ein guter Hirt!"

[12]) Daß der Kirchner zu Rochsburg Johannes Perenn-Reuther bekennt, als Mörder in Rom gebüßt zu haben, und doch nachher das Amt eines Kirchners inne hat, läßt eine Art geistlicher Fürsorge für Bestrafte vermuthen. Bestand sie damals in der That?

[13]) „Haugold" S. 98, 99 ff.

[14]) Ebenda S. 85.

[15]) Siehe die geradezu ergreifenden Verhältnisse zu Langenleuba-Niederhain in „Haugold" S. 94–97.

[16]) Bekanntlich sind die katholischen Lehrer in Leipzig finanziell besser gestellt als die evangelischen!

Bücherbesprechungen.

— Handbuch der Unfallversicherung. Die Reichs-Unfallversicherungsgesetze, dargestellt von Mitgliedern des Reichs-Versicherungsamts nach den Acten dieser Behörde. — Von dem vorbezeichneten, erstmalig im Jahre 1892 aufgelegten Werke erscheint gegenwärtig bei Breitkopf & Härtel in Leipzig eine zweite, neubearbeitete und erheblich vermehrte Auflage, deren erste Hälfte bereits zur Ausgabe gelangt ist (Preis: geh. 5 ℳ). Auf die Besprechung der beachtlichen Neuheit wird nach dem Erscheinen der anderen Hälfte des Werkes, welche noch vor Schluß des Jahres 1896 (gleichfalls zum Preise von 5 ℳ) zur Ausgabe gelangen soll, zurückgekommen werden. Ob der zweiten Hälfte ein Wort- und Sachregister beigegeben werden soll, ist nicht gesagt; die praktische Verwendbarkeit des Buches würde durch eine solche Beigabe, welche an der ersten Auflage leider zu vermissen ist, erheblich gefördert werden. Hp.

— Das Eisenbahngleis, von L. Neumann, Oberfinanzrath i. d. königl. Generaldirection der sächs. Staatsbahnen. Dresden, Wilh. Baensch. — Dieser anderweite Sonderabdruck aus den „Zwanglosen Heften für Lernende im Eisenbahndienste" giebt eine gedrängte, auch für den nicht technisch vorgebildeten Leser leicht verständliche Darstellung des Eisenbahn-Oberbaues in Anlehnung an speciell sächsische Verhältnisse. Nach Feststellung der Begriffe „Eisenbahn" und „Gleis" wird kurz die Urgeschichte des Eisenbahngleises wiedergegeben, wobei u. A. constatirt wird, daß die ersten Anfänge der Eisenbahngleise sich in deutschen (sächsischen und österreichischen) Bergwerken finden. Speciellere Erörterung wird dem ältesten Gleis der ersten größeren deutschen Locomotivbahn von Leipzig nach Dresden gewidmet, worauf die Zeitalter der Eisenschienen, der Stahlkopfschienen und zuletzt das jetzige der Ganzstahlschienen geschildert werden. Von besonderem Interesse sind hierbei die berechneten finanziellen Resultate, die ganz überraschend zu Gunsten zuletzt gedachter Schienengattung sprechen. Mit einer kürzeren Besprechung der Schwellen und der Schienenbefestigungsmittel schließt das aus offenbar durchaus sachkundiger Feder stammende, nur 30 Seiten umfassende Werkchen, aus dem auch der Nichtfachmann vielerlei Wissenswerthes über das insbesondere finanziell höchst bedeutsame, zugleich aber auch die erste Basis der Betriebssicherheit bildende Eisenbahngleis entnehmen wird. .....z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 144. Dienstag, den 1. December. 1896.

Zur „Damenfrage“.

Frau contra Frau, von **Adele Hintermann**. Leipzig 1896, bei Freund. 24 Seiten. — In lebhafter und eindrucksvoller Weise tritt die Verfasserin vornehmlich dafür ein, daß der Mangel an Achtung vor der Arbeit, das „Protzenthum im negativen Sinne“ verschwinde, welches die Frauen der gebildeten Stände sich schämen läßt, durch ihrer Hände Arbeit Geld zu verdienen. In der That muß der Verfasserin zugestanden werden, daß, obgleich viele weibliche Angehörige der oberen Stände durch ihre Vermögensverhältnisse hierauf angewiesen sind, ein Mädchen, welches vom gewohnten Pfade des Lehrerinnenberufs abweicht und in das Geschäftsleben eintritt, schwere gesellige Einbuße erleidet. Mit Recht fragt die Verfasserin: „Warum ist sie declassirt? Nimmt sie, trotzdem sie arbeitsfähig ist, Almosen an, schmarotzert sie bei guten Freunden, hat sie Schulden gemacht, hat sie aus elender Berechnung einen Mann geheirathet? O nein, wegen solcher Dinge ist noch Niemand declassirt worden, dabei bleibt man immer noch durchaus comme il faut. Aber sie hat einen schweren Kampf gekämpft mit sich selbst, dann nahm sie allen ihren Muth zusammen, verließ die natürliche Sphäre des Weibes, die Familie, und lebte einsam unter fremden Menschen, sie ertrug tausend Dinge, die einer feinfühligen Frauennatur ungewohnt und schrecklich sind, sie bestand ungezählte Versuchungen, die den unter dem Schutze ihrer Eltern lebenden Damen gar nicht in den Weg kommen. Sie bewährte sich als eine tüchtige Kraft in ihrem Berufe, und trotzdem sie diesen ununterbrochenen Kampf um die Existenz gegen das eigene, Freiheit und Freude liebende Selbst, und vielfach auch gegen Männer kämpfte, die zunächst in jedem alleinstehenden Mädchen eine leichte Beute wittern, trotzdem ist sie gesellschaftlich minderwerthig geworden und hat den schwersten Kampf gegen die eigenen Mitschwestern auszufechten, denen Papas Geldbeutel gestattet, niemals den holden Zauber weiblicher Hilflosigkeit abzustreifen und den Schutz des Hauses nie verlassen zu müssen.“ In diesen Betrachtungen ist viel Richtiges enthalten und sie sind an die richtige Adresse gerichtet, denn es sind die Frauen und Mädchen, welche der Frau und dem Mädchen die gesellschaftliche Stellung anweisen. Wohl liegt eine gewisse Berechtigung darin, daß Angehörige eines Standes, welche nicht in der Lage sind, die übliche Lebenshaltung zu theilen, nicht mehr als voll angesehen werden, und es gehört nun einmal zu den Ueberlieferungen und Standesgepflogenheiten der oberen Classen, daß ihre Töchter nicht in das Erwerbsleben herausgehen und zwar auch nicht als Erzieherinnen oder Gesellschafterinnen, wie denn auch als solche z. B. die Tochter eines höheren Beamten an gesellschaftlichem Range verliert. Also so ganz einfach, wie die Verfasserin sich das vorstellt, ist es nicht. Trotzdem aber glauben wir, daß Vieles sich nach ihren Vorschlägen in denjenigen Schichten anwenden läßt, in denen gerade mit dem größten Dünkel auf die Mädchen herabgesehen wird, welche nothgedrungen sich dem Geschäftsleben zugewendet haben, und zwar sind das diejenigen Schichten des Mittelstandes, welche nur durch einen Schritt gesellschaftlich von den Kreisen getrennt sind, in welche jene Mädchen eintreten. Niemand ist gewöhnlich hochmüthiger als beispielsweise die Tochter eines kleinen Kaufmannes, die einen höheren Beamten geheirathet hat, dessen Vater wiederum vielleicht aus dem Unterofficiers- oder Subalternbeamtenstande hervorgegangen ist. Das Bedürfniß, die bessere gesellschaftliche Stellung zu betonen, ist gerade dort am stärksten, wo sie eben erst errungen wurde und nicht als etwas Natürliches und Selbstverständliches erscheint. Und gerade in diesen Kreisen, wo der Mann oder Vater durch persönliche Tüchtigkeit sich seine Stellung in der Welt erst gemacht hat und sie nicht schon als Erbe seiner Vorfahren in Anspruch nehmen kann, wird in der Regel auch, wenigstens insoweit als es sich um die akademischen Berufe handelt, das Vermögen fehlen, diese Stellung auf die Familie einschließlich der Töchter unabhängig von der Lebensdauer des Vaters zu übertragen.

Die deutsche Frauenbewegung, von Professor **Gustav Wolf** in Göttingen. Berlin 1896, 226 Seiten, bei Gebrüder Bethe. — Wie wir zunächst hervorheben möchten, was eine Ehrenpflicht der Dankbarkeit des Verfassers gewesen wäre, nicht zu vergessen, ist dieses Büchlein aus einem Vortrage in der Gehestiftung zu Dresden hervorgegangen, wenigstens fällt der Inhalt beider sehr wesentlich zusammen. Der Verfasser beschränkt sein Thema auf die mittleren beziehentlich höheren Classen, indem er die Frauenfrage in den arbeitenden Ständen ausschließt. Wir acceptiren diese Beschränkung, wenn auch nicht ihre Begründung, daß die Frauenfrage in den unteren Ständen lediglich ein Theil der gesammten Arbeiterfrage sei. Der Werth des Buches liegt darin, daß ein reichliches Material fleißig zusammengetragen ist. Im ersten Abschnitt werden die Entwickelung, im zweiten die Elemente (bevölkerungsstatistische Thatsachen, die Frau, Frauennatur und Frauencultur), im dritten die gegenwärtigen Ziele der Frauenbewegung geschildert. Wir erhalten die verschiedenen Vereine vorgeführt, welche die Frauensache vertreten, wir erfahren, was in den Parlamenten gesagt worden ist, es werden die Mädchengymnasien beschrieben, wobei wir nur ein Eingehen auf dasjenige in Leipzig vermissen, auch die Thätigkeit des evangelischen Congresses zu Pfingsten 1895 wird wiedergegeben, sowie namentlich die ältere Literatur besprochen. Denn schon Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts sind sowohl in Deutschland wie namentlich in England Schriften zur Frauenfrage ergangen. Von der neueren Literatur erfährt der Aufsatz des Philosophen Eduard von Hartmann über die „Jungfernfrage“ eine berechtigte Abfertigung. Bei dieser Darstellung läuft manches Irrthümliche beiläufig mit unter. So erklärt der Verfasser, daß man nur dort weibliche Arbeit beschränken wolle, wo sie etwas Neues sei, während man nicht daran denke, die weibliche Arbeit aus den Fabriken, wo sie üblich sei, herauszuweisen. Der Verfasser übersieht hierbei, daß eine große Bewegung gerade auf diese Beschränkung hinausläuft. Auch daß das Recht zur Ausübung des ärztlichen Berufes in Deutschland an gewisse Prüfungen und Zeugnisse gebunden sei, ist ein banaler Irrthum. Was die eigene Meinung des Verfassers in den grundsätzlichen Fragen anlangt, so müssen wir offen gestehen, daß uns dieselbe keineswegs klar geworden ist. Im Allgemeinen scheint er die Tendenz zu haben, daß eine sogenannte höhere Bildung das Nothwendige und Nützliche sei. Seine Ausführungen, die durch eine etwas langathmige und zuweilen geschraubte Schreibweise nicht schmackhafter werden, scheinen uns aber der begrifflichen Unterscheidung und Geschlossenheit zu entbehren.

In Folgendem machen wir den Versuch, **unsere eigene Meinung** über einige wesentliche Punkte kurz auszudrücken. Die Elemente der Frauenfrage unterstellen wir den beiden großen Kategorien: was die Männer von den Frauen verlangen und was die Frauen für sich verlangen. Die Männer, sei es nun, daß sie verheirathet sind oder heirathen wollen — denn darauf läuft es in der Hauptsache heraus —, wünschen von Seiten der Mädchen und Frauen mehr körperliche Gesundheit, mehr häusliche Leistungsfähigkeit, mehr geistiges Verständniß, endlich mehr Lebenstüchtigkeit. Daß ein großer Theil unserer jungen Mädchen und Frauen an Bleichsucht oder sonstigen Beschwerden krankt und keine genügende Widerstandskraft gegenüber den Aufgaben ihres Daseins hat, ist für die gebildeten Kreise leider eine Thatsache. Wir führen sie nicht blos darauf zurück, daß die Mädchen in den Schul-

jahren vielfach mit Lernen überanstrengt werden, sondern daß im deutschen Hause überhaupt zu wenig Werth auf Körperpflege gelegt wird. Ist doch bei den Knaben gerade dasselbe der Fall, nur daß diese im Heerdienst und neuerdings auch in verschiedenen Sports Gelegenheit haben, sich zu erholen. Es sollte zur ernstesten Warnung dienen, daß ein so unverhältnißmäßig großer Procentsatz unserer jungen Frauen den natürlichen Vorgang der Mutterschaft nur mit schweren Krisen übersteht und nicht selten an ihm zu Grunde geht, während dies in Ländern wie zum Beispiel England nur die seltenste Ausnahme ist. Für die wirthschaftliche Tüchtigkeit der Frau ist heutzutage noch Raum. Trotz aller technischen Errungenschaften der Neuzeit ist die sachverständige Leitung immer noch die unentbehrliche Voraussetzung für das Behagen und die zweckmäßige Einrichtung der Häuslichkeit. Nichts ist langweiliger und öder als ein Haushalt, in welchem die individuelle Thätigkeit der Hausfrau fehlt, und nichts ist schließlich auch kostspieliger. Wir können nicht Alles, was wir brauchen fertig kaufen, und nicht blos in der Küche handelt es sich um die Verwendung der Materialien. Auch das Erhalten der Besitzstücke ist wesentlich von der Fähigkeit abhängig, sie in Stand zu setzen. Die Ausbildung hierin ist vor Allem Aufgabe der Mutter, welche der heranwachsenden Tochter ihre verantwortlichen Aufgaben zuweisen soll, auch wenn sie damit einen Theil ihrer eigenen Thätigkeit aufgeben muß. In noch höherem Maße als diese häusliche Thätigkeit, welche nicht Alles selbst zu können braucht, aber Alles verstehen muß, ist die geistige Sympathie, das mitfühlende Verständniß namentlich bei den gebildeten jungen Mädchen zu vermissen. In einem von Wolf angeführten Vortrage einer Dame wird nicht mit Unrecht Folgendes gesagt: „Bei keinem Menschen ist die Fähigkeit, nicht zu sehen, was wirklich vorgeht, nicht zu hören, wenn ein Nothschrei durch das Land schallt, nicht zu empfinden, wenn das Elend ihnen nahetritt, in Träumerei zu versinken, wenn das Leben wache Menschen verlangt, größer als bei der Mehrzahl unserer Mädchen der sogenannten besseren Stände.“ Dies ist gewiß ein harter Vorwurf, aber er scheint nicht unberechtigt, und wir möchten ihn mit einem Beispiele auch auf dem politischen Gebiete belegen: Wir sind überzeugt, daß, als Fürst Bismarck seine Entlassung erhielt, sich von hundert Mädchen unserer gebildeten Stände nicht fünf hierfür interessirten. Freilich trifft die Schuld nicht blos das junge Mädchen. Wenn wir auch keineswegs der von Wolf wiedergegebenen Meinung sind, daß in Deutschland jeder Mann jede Frau als ein tieferstehendes Geschöpf ansieht, welches keinen Anspruch darauf machen kann, die allgemeinen Interessen zu theilen oder zu begreifen, wenn wir auch keineswegs glauben, daß nirgends der Fluch der Lächerlichkeit und der Antipathie so schwer wie in Deutschland auf der gebildeten Frau lastet, und wir vielmehr überzeugt sind, daß es in Deutschland nicht blos einige, sondern eine Menge hochstehender Männer giebt, welche den Verkehr mit einer geistvollen Frau zu den feinsten Genüssen des Daseins rechnen, so müssen wir doch anerkennen, daß vielfach die Männer es unterlassen, die Frauen und Mädchen in die allgemeinen geistigen Interessen einzuführen und sie in ihnen auf dem Laufenden zu erhalten. Freilich ist auch hier wiederum zu sagen, daß dies nicht blos auf Denkfaulheit der gebildeten Männer, sondern zum Theil auf ihrer natürlichen Abspannung von der durchgängig schweren Berufsarbeit beruht. Einen großen Theil der Schuld schieben wir der ganz thörichten geselligen Convenienz zu, welche eigentlich jeden lebhafteren Verkehr zwischen unverheiratheten Herren und Mädchen ausschließt. Zwischen zwei Extratouren eines Tanzes ist es nicht möglich, ein gemeinsames geistiges Interesse zu pflegen; ebensowenig werden die Meisten Lust haben, ihre geistigen Interessen vor einem ganz verschieden zusammengesetzten Zuhörerkreise zu erörtern. In größeren Gesellschaften, die ja leider im Gegensatz zu dem früheren Hausverkehr mehr und mehr Sitte werden, wird daher ein ernsteres und eingehenderes Gespräch nur als Zwiegespräch möglich sein. Ein solches ist aber mit dem gesellschaftlichen Banne belegt; sowie ein Paar für sich allein zurückgezogen gesehen wird, recken sämmtliche verehrliche Mütter, Tanten und Bekannte die Hälse, und wenn nicht 14 Tage später eine Verlobung herauskommt, schüttelt man voll innerster Entrüstung über die schlechten Sitten den weisen Kopf und zerreißt sich den bösen Mund. Als ob jedwede Gesellschaft nur ein Heirathsmarkt und das große Thema der Liebe zwischen jungen Mädchen und jungen Männern das einzig mögliche wäre! Methode ist diese unwürdige Auffassung jedenfalls und so haben nur wenige junge Mädchen und noch weniger Mütter den Muth, diesem Scherbengericht zu trotzen. Aber wir wollen das Capitel von der Geselligkeitsentartung, welche dem Verkehr den schönsten Schmuck und echten Werth nimmt, indem sie menschliche Beziehungen, das gemeinsame Pflegen von Interessen verhindert und mehr und mehr die lebendige Persönlichkeit ertödtet, nicht weiter verfolgen. An die jungen Mädchen müssen wir, trotz dieser mildernden Umstände, aber doch noch den Vorwurf richten, daß sie nach ihrer Entlassung aus der Schul- beziehentlich Gouvernantenzeit nur zu oft überhaupt geistige Bestrebungen aufgeben; wenn sie vorher oftmals zu viel gelernt haben, so bleiben sie von der Zeit an, wo die Stunden aufhören, vielfach geistig stehen, ohne sich weiter zu bilden. Als ein classisches Beispiel ist uns immer jene höhere Tochter erschienen, welche zwar nach dem Dictat der Institutsvorsteherin in einem wohlklingenden Aufsatze die philosophischen Systeme von Plato, Spinoza und Kant vergleichen konnte, nachmals aber kaum ein ernstes Buch in die Hände nahm. Daß von der Zeitung nur Familiennachrichten und Vermischtes gelesen werden und damit auch jeder Anlaß entfällt, sich über diese oder jene Vorgänge des öffentlichen Lebens durch Fragen zu orientiren, wird uns allseitig zugestanden werden. In dieser Beziehung können wir auch nicht unterdrücken, daß ähnlich den englischen Romanen die Lectüre vieler Erbauungsschriften nur dazu beiträgt, den geistigen Magen zu verweichlichen und für eine kräftigere Speise untauglich zu machen. Keine Frau stößt uns mehr ab, als die irreligiöse, aber die geistige Nahrung darf nicht ausschließlich aus einem Spielen mit religiösen Gedanken- und Empfindungskreisen geholt werden. Wenn wir endlich mehr Lebenstüchtigkeit für die jungen Mädchen und Frauen wünschen, so fordern wir einerseits, daß sie zu mehr sittlichem Ernst dort erzogen werden, wo sie bisher lediglich zur Geselligkeit präparirt, auf den Mann dressirt wurden, was ja leider nicht selten der Fall ist. Wir wünschen durchaus nicht, der Jugend das Recht der Fröhlichkeit zu verkürzen, immerhin darf aber auch jungen Mädchen im Alter von 18 Jahren das Bewußtsein nicht verloren gehen, daß sogar in dieser holden Frühlingszeit das Leben zu etwas Anderem als zu Spiel und Tanz bestimmt ist. Es kann nur den ungünstigsten Einfluß haben, wenn das bischen Geselligkeit, namentlich bei seiner dünnen Oberflächlichkeit, als die Hauptsache, sei es auch nur auf wenige Jahre, in ihrem Dasein erscheint. Daß der junge Mann in dieser Beziehung besser ist, ist nicht sein Verdienst, sondern sein Glück. Denn wir empfinden es in der That als ein Glück, daß er in Deutschland durchgängig einen Beruf vor sich hat und auch der Wohlhabende sich der Anforderung, etwas zu leisten, nicht entziehen kann. Als für die Lebenstüchtigkeit hinderlich möchten wir ferner die zu große Abgeschlossenheit bezeichnen, in welcher vielfach das junge Mädchen der gebildeten Kreise aus übertriebenen Rücksichten auf Anstand und Sittlichkeit gehalten wird. Wir sind in dieser Beziehung durchaus nicht zu radicalen Vorschlägen geneigt, es kommt hier Alles auf die Eigenart und innere Reife der Betreffenden an und wir wissen wohl, daß nichts so sehr, um uns eines unschönen, aber bezeichnenden Bildes zu bedienen, den Glanz von der Pflaume nimmt, wie die frühzeitige Berührung mit den Schattenseiten und auch dem Schmutze des Lebens. Aber wir möchten doch glauben, daß diese berechtigten Rücksichten vielfach in Prüderie ausarten; wir möchten glauben, daß, um ein concretes Beispiel zu gebrauchen, ein normales Mädchen über 21 Jahre den Faust lesen oder eine Wöchnerin pflegen kann, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Früher oder später, aber mit unfehlbarer Sicherheit zertrümmert das Leben die Scheiben des Glashauses, in welchem die Tochter der oberen Stände so gern künstlich abgesperrt gehalten wird. Und wenn dies geschieht, erliegt die Betreffende nicht blos oft widerstandslos dem hereindringenden Sturme und Froste, sondern ist innerlich oft so verweichlicht, daß sie nicht einmal die frische Luft verträgt. Wir wissen wohl, daß wir hohe Anforderungen im Vorstehenden gestellt haben. Körperliche Gesundheit und geistige Bildung, häusliche Tüchtigkeit und intellectuelles Verständniß erscheinen nicht selten als ein Entweder — Oder, bei welchem doch das Vorhandensein des Einen nicht für das Fehlen des Andern entschädigen kann. Aber wir meinen, daß ein Mittelweg gefunden werden muß, wenn anders dem genügt werden soll, was wir neulich eine verständige Frau als die eigentliche Aufgabe des weiblichen Geschlechts, gleichviel ob verheirathet oder nicht, bezeichnen hörten, nämlich Gehilfen des männlichen Lebens zu sein. Daß diese Gehilfinnen nicht blos nothwendig, sondern auch unentbehrlich sind, und daß wir in vollstem Maße die Ueber-

zeugung haben, daß die Töchter unserer gebildeten Stände ihren Anlagen nach durchaus zur Erfüllung dieser Aufgabe befähigt sind, soll nicht unerwähnt bleiben. Wir haben das beste Zutrauen zu ihren guten Anlagen, es kommt blos darauf an, sie richtig zu entwickeln. Das, was die Frau der gebildeten Stände für sich verlangt, was nur einen Theil der Frauenfrage, aber den Kern der Frauenbewegung ausmacht, ist eine Lebensaufgabe und ein Lebenserwerb für die Unverheiratheten, und Emancipation im engeren Sinne für alle Frauen. Eine Lebensaufgabe fordern insbesondere die bemittelten älteren Mädchen. Wenn die moderne wirthschaftliche Entwickelung den Frauen überhaupt einen Theil ihres Arbeitsfeldes im Hause geraubt hat, so trifft dies die unverheiratheten, welche keinem selbständigen Haushalte vorstehen, besonders. Vielfach allerdings erscheint ihnen ihr Leben blos deshalb nicht ausgefüllt, weil sie die nahen und nächstliegenden Pflichten verkennen oder sogar abweisen. Es entspricht dies der allgemeinen Erscheinung, daß der Mensch überhaupt nur zu oft geneigt ist, seine ihm naturgemäß gesetzten Aufgaben zu vernachlässigen und andere willkürlich an ihre Stelle zu setzen. So sehen wir Töchter, Schwestern, Enkelinnen sich außerhalb des Hauses und der Familie einen Wirkungskreis suchen, obwohl ihre Familien, Eltern, Geschwister und Verwandten ihrer Thätigkeit in der verschiedenartigsten Weise benöthigen und sich ihrer erfreuen würden, nicht blos in der Krankenpflege, nicht blos in der Versorgung praktischer Bedürfnisse, sondern auch in der Gewährung geistiger Sympathien durch ausgleichendes Eingehen auf Stimmungen, durch Hereinbringen von Sonnenschein in das Leben. Soweit aber durch diese keineswegs leicht zu nehmenden oder zu erfüllenden Pflichten thatsächlich das Leben der unverheiratheten Frau nicht ausgefüllt wird, möchten wir ihr zunächst, als durch die verschiedene Naturanlage der Geschlechter gewollt, den mit dem Kinderleben zusammenhängenden Pflichtenkreis zuweisen. Aber das sociale Arbeitsfeld überhaupt, welches sich für die Frau in der Gegenwart aufthut, ist ein unermeßliches. So wollen wir nur beispielsweise die Thätigkeit herausheben, welche sie in der Wohnungsfrage nach dem Vorbilde von Octavia Hill, in der Arbeitslosenfrage durch regelmäßige Arbeitsvermittelung für weibliches Personal sowie bei Armen- und Krankenvereinen ausüben kann. Handelt es sich bei den bemittelten Frauen lediglich um eine Lebensaufgabe, um die Uebernahme von Pflichten, ohne welche ja jedes Leben nutzlos und öde ist, so fordert die unbemittelte Frau Lebenserwerb. Hier befürworten wir zunächst die Ausdehnung auf Berufe, in denen die Frau schon thätig gewesen ist, insbesondere auf den des Lehramtes und der Krankenpflege. In die letztere möchten wir auch den Hebammenberuf einschließen, welchem es nur zu großem Vortheil gereichen würde, wenn sich auch gebildete Mädchen zu ihm herbeiließen, die wohl eines geradezu glänzenden Erwerbs sicher sein dürften. Die große Streitfrage bilden die akademischen Berufe. Die eigentlich wissenschaftliche Bildung erscheint uns keineswegs als etwas unbedingt und allgemein Erstrebenswerthes für die Frau; denn sie ist nicht erforderlich, um dasjenige geistige Verständniß hervorzubringen, welches die Frau zur Gehilfin des männlichen Lebens tauglich macht, sondern kann sie diesem Ziele leicht entfremden. Andererseits kommt zunächst die erhöhte Concurrenz, welche den Männern im Erwerb gemacht würde, und die hieraus folgende weitere Erschwerung der Verheirathung in Betracht. Aber darüber, sowie über das Durchschnittsmaß der zu erwartenden Leistungen wollen wir hinweggehen. Ausschlaggebend ist für uns, daß nur wenige Frauen die Neigung zu einem akademischen Berufe thatsächlich verspüren und daß in Wirklichkeit auch nur wenige Verwendung finden würden. Dies gilt auch von dem Berufe des Arztes, welcher von der Frauenbewegung in allererster Linie in Anspruch genommen wird. Wir ehren die natürliche Scheu, welche die Befragung eines männlichen Arztes so oft außerordentlich peinlich für die Frau macht, aber wir glauben nicht, daß diese Scheu so weit verbreitet ist, um die Ausbildung weiblicher Aerzte zu rechtfertigen, wir sind überzeugt, daß fünf Sechstel aller Frauen, wir möchten sagen naturgemäß, doch mehr Vertrauen zu einem Mann haben wird. Der Ausnahme wegen können wir aber nicht unser ganzes Lehrsystem umändern, wie erforderlich wäre, um mit einigem Erfolg und ohne Schaden die akademische Bildung von Frauen zu erreichen. Wenn Amerika als Muster gepriesen wird, so übersieht man, daß diese hochgebildeten Frauen und Mädchen vielfach an allen Schäden der Ueberbildung kranken und für das Familienleben körperlich und geistig untauglich geworden sind. Eine Lebensaufgabe und ein Lebenserwerb wird in der Hauptsache nur für die Unverheiratheten gefordert, deren Zahl allerdings gerade in den gebildeten Ständen ganz unverhältnißmäßig größer als in den arbeitenden ist, da die Heirath wirthschaftlich bei den ersteren ein Aufwand, bei den letzteren eine Ersparniß ist, der gebildete Mann viel später im Leben zu einem auskömmlichen Verdienst gelangt und mit Recht viel gewissenhafter die Aussichten für Ernährung und Lebenshaltung prüft, ehe er eine Familie gründet. Für die verheiratheten wie für die unverheiratheten Frauen wird dagegen von dem unverständigen Theile der Frauenbewegung die Forderung der Gleichstellung mit dem Manne, der Emancipation, erhoben. Ihr wissenschaftlicher Hauptverfechter ist der englische Philosoph John Stuart Mill, welcher die sociale Unterordnung des weiblichen Geschlechts als ein historisches Uebel ansieht, welches gerade so beseitigt werden könne, wie es entstanden sei. In Deutschland haben diese Emancipationsbestrebungen noch neuerlich Ausdruck in seifenblasenartigen Protestversammlungen gegen das Neue Bürgerliche Gesetzbuch gefunden, in denen die rechtliche Gleichstellung der Frau gefordert wurde. Wir begnügen uns, uns als Feind dieser abstracten überspannten Gleichmacherei zu erklären, welche unseres Erachtens die natürlichen Unterschiede der Geschlechter verkennt und damit die Frau ihrer Eigenart und besten Eigenthümlichkeiten beraubt.

X. Y.

Bücherbesprechungen.

— Deutsch-evangelische Charakterbilder, gezeichnet von D. Bernhard Rogge, Hofprediger. Neue Folge. Leipzig, Verlag von H. Ebbecke. 403 S. Brosch. 2 ℳ 80 ₰, in Leinenband 3 ℳ 60 ₰, in eleg. Band m. Goldschn. 4 ℳ — Bernhard Rogge führt eine fleißige Feder. Den deutsch-evangelischen Charakterbildern, welche er vor zwei Jahren veröffentlichte, und die von Luther bis Zinzendorf achtzehn kürzere Biographien enthalten, läßt er hier eine Sammlung von achtzehn weiteren Lebensbeschreibungen folgen, welche den Entwickelungsgang evangelischen Glaubens und Lebens von der Zeit des deutschen Pietismus während der Aufklärungszeit bis zur Pforte der neueren Zeit behandeln. Er hat die Hauptrepräsentanten mit sicherer Hand herausgegriffen, ohne in dem engen Rahmen seines volksthümlichen Buches auf Vollständigkeit Anspruch machen zu wollen. Mit Christian Fürchtegott Gellert beginnend, führt er uns die Lebensbilder Klopstock's, Herder's, Hamann's, Jung-Stilling's, Matthias Claudius' und Johann Peter Hebel's vor; unter den Philosophen und Kanzelrednern erscheinen Fichte, Schleiermacher und Claus Harms, unter den um die nationale und religiöse Wiedergeburt unseres Volkslebens verdienten Freiheitsdichtern und deutschen Patrioten Ernst Moritz Arndt, Max v. Schenkendorf und der Frhrn. vom Stein, während auf dem Gebiete ausschließlich geistlicher Dichtung Philipp Spitta vertreten ist; endlich werden uns die Väter der inneren Mission, Oberlin, Johannes Falk, Johann Hinrich Wichern und Theodor Fliedner geschildert. An größere Werke sich anlehnend schreibt der Verfasser mit Gewandtheit, doch wünschten wir für die volksthümliche Darstellung uns bei aller Schlichtheit oft noch einen anregenderen, frischeren Ton. Der köstliche Wandsbecker Bote z. B., bei dessen Biographie das Herbst'sche Werk über Matthias Claudius benutzt ist, hätte sich an der Hand seiner eigenen Schriften noch viel lebensvoller schildern lassen. Bei einigen Lebensbildern wird uns schließlich nicht viel mehr als die Kürzung und Verdichtung größerer Monographien geboten. Indessen werden Viele dem Verfasser für diese Arbeit dankbar sein, und wir wollen nicht unterlassen, dieselbe besonders zur Anschaffung für Volks- und Gemeindebibliotheken zu empfehlen.

D. K.

— Christ ist geboren. Ein Weihnachtsspiel mit eingelegten Chor- und Gemeindegesängen von H. Bauer, Director des Pädagogiums der Brüdergemeinde in Niesky. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa 1896. 46 S. Preis 50 ₰. — Der Verfasser findet in den alten geistlichen Dramen und kirchlichen Festspielen sein Vorbild. Besitzen wir doch neben den Passions- und Osterspielen auch einige geistliche Aufführungen für die Weihnachtszeit wie „Die Kindheit Jesu" aus dem 14. Jahrhundert. Wie der Verfasser über die komischen Zwischenspiele, die sich in die auf der biblischen Festgeschichte aufgebauten dramatischen Dichtungen einbürgerten, denkt, sagt er nicht, hat aber mehrfach versucht, aus den alten Spielen zu Aufführungs-

zwecken eine Zusammenstellung herzustellen. Wir sind mit ihm der Ansicht, daß es schwer halten dürfte, für eine unmittelbare Wiederbelebung der alten Weihnachtsspiele in weiteren Kreisen heute ein Verständniß zu finden. Von diesen Experimenten zurückgekommen, bietet uns der Dichter vorliegenden Festspieles eine ganz vortreffliche eigene Gabe, die sich neben manchen neueren Weihnachtsspielen vortheilhaft auszeichnet. Er ist nicht der Meinung, daß er hiermit das, was die alten Weihnachtsspiele ihrer Zeit waren, für die Gegenwart erreicht habe, aber glaubt, daß ein neuer Versuch in dieser Richtung nicht unberechtigt erscheinen kann. Er denkt bescheiden über seine Dichtung und läßt im Prolog den Knecht Ruprecht sagen:

Drum hab' ich euch zum Spiel geladen,
Verhofft', ihr nehmt es auf in Gnaden.
Denn wenig freilich wird es sein,
Da unser Witz und Kunst nur klein

und rechtfertigt sein Unternehmen mit den Worten:

Auch wollt ihr darum uns nicht schelten,
Daß wir, was heilig uns soll gelten,
Mit dichterischen Spiels Gedanken
Lassen ein wenig frei umranken.
Zu Weihnacht haben der Väter Sitten
Gar gern den Mummenschanz gelitten
Und unser Spiel im bunten Kleid
Soll preisen des Christkinds Herrlichkeit.

Das Spiel zerfällt in neun Abtheilungen, in denen Herodes mit den drei Königen, die Hirten auf dem nächtlichen Felde, deren Träume durch mehrere, dem alten Testament entnommene lebende Bilder uns vorgeführt werden (Hagar und Ismael, Opferung Isaak's), u. a. m. recht ansprechend dargestellt werden. Zuletzt erscheinen die Könige und die Vertreter vieler Nationen bis zu den Eskimos, um vor dem König der Ehren die Knie zu beugen. Die Form, in die sich das Stück kleidet, ist (wir führten auch darum die beigegebene Versprobe an) besser, als sie uns öfters in ähnlichen Spielen begegnet ist. Das Ganze ist anschaulich und gewiß wirkungsvoll, wenn auch der Apparat nicht ganz so einfach sein dürfte, wie der Verfasser glaubt. Das Spiel ist, wie wir dem Vorwort entnehmen, bereits von den Obertertianern und Untersecundanern des Pädagogiums in Niesky aufgeführt worden. D. K.

— Die Bedeutung der Landbevölkerung im Staate und unsere besonderen Aufgaben auf dem Lande. Vortrag von Heinrich Sohnrey. 1896. Verlag von Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O. — Sohnrey ist rühmlichst bekannt als ein unermüdlicher Vorkämpfer für die Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Immer und immer strebt er, seine Ideen zur socialen Hebung der gesammten Landbevölkerung zu verwirklichen, wovon zahlreiche Schriften und Vorträge genügend Zeugniß ablegen. Sein Wohlfahrtsplan ist: Besserung der wirthschaftlichen und socialen Zustände; Pflege des Geistes- und Gemüthslebens, vor Allem auf dem Gebiete des Volksthums; Förderung der inneren Colonisation — vornehmlich durch die eben bezeichneten Aufgaben — auf dem Lande. Die Aufgabe, die er sich gesteckt, ist gewaltig, scheint ihm aber ausführbar, freilich nicht allein von seiner Seite, sondern nur mit Hilfe einer Centralstelle, die denn auch wesentlich mit durch seine Bemühungen soweit Form angenommen hat, als bereits durch das Entgegenkommen staatlicher Behörden und privater Förderer der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen zu Berlin eine landwirthschaftliche Abtheilung als „Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande" angegliedert ist. Hierfür Propaganda zu machen und thatkräftige Helfer für die gute Sache zu gewinnen, dient im Wesentlichen auch die vorliegende Schrift, deren gedankenreicher Inhalt zu lesen und zu beherzigen jedem Patrioten und besonders patriotisch gesinnten Landwirthe nur empfohlen werden kann. Dr. H. H.

— Die rechtliche Verantwortlichkeit des Versicherers für seine Agenten nach österreichischem Rechte. Von Dr. Carl Herrmann, Privatdocent an der k. k. Carl Ferdinands-Universität mit böhmischer Vortragssprache in Prag. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1897. — Da es an einer näheren positiven Regelung des Versicherungsrechts bisher fehlt, die Versicherung aber zu zahlreichen sowohl allgemein civilistischen Streitfragen als besonders versicherungsrechtlichen führt, so ist jede Arbeit schon an sich dankenswerth, wenn sie dieses schwierige Thema erörtert, wennschon die hierüber vorhandene Literatur nicht gering ist. Der Verfasser beschränkt sich in der Hauptsache auf die rechtliche Verantwortlichkeit des Versicherungsagenten und erörtert dessen active und passive Stellvertretung sowie die Wirkungen von dessen selbständigen Handlungen sowohl im Stadium der Vorbereitung und Abschließung als im Stadium des abgeschlossenen Vertrags. Obwohl die Arbeit zunächst das österreichische bürgerliche Recht zur Grundlage hat, ist sie doch auch für andere Rechtsgebiete werthvoll, da eben weniger positivrechtliche Bestimmungen, als die Entwickelung allgemeiner Rechtsbegriffe in Frage kommen, vor Allem aber es sich um Feststellung des allgemein oder in der Regel Ueblichen handelt. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnisse, daß der Agent nicht die Stellung eines unabhängigen, zwischen den Parteien als dritte Person fungirenden Privatmäklers einnehme, sondern im Zweifel als Angestellter und selbständige Hilfsperson des Versicherers zu betrachten sei, der ausschließlich die Interessen des Versicherers zu wahren habe. Die Arbeit ist außerordentlich eingehend und gelehrt, aber sehr breit in der Darstellung, die außerdem nicht frei von unschönen Austriacismen ist. Sachlich stimmt der Verfasser wohl im Wesentlichen mit den Arbeiten Ehrenberg's über das gleiche Thema überein, wenn auch in durchaus selbständiger Weise. Im Uebrigen habe ich wieder einmal ein Buch aus dem Verlage Carl Heymann's besprochen, das erst im nächsten Jahre erscheint. Dr. A. L.

— Plato's Gesetze. Darstellung des Inhalts von Constantin Ritter. Leipzig, B. G. Teubner, 1896. IX, 162 S. 8°. — Platon's umfangreichstes Werk, an dem er in den letzten Jahren seines hohen Alters thätig gewesen ist, ohne die vollendende Hand daran legen zu können, sind die zwölf in Form des Dialogs gekleideten Bücher der „Gesetze". Ein moderner Kirchenhistoriker (A. Havet) hat sie „le catéchisme des hommes réligieux en Grèce jusqu'aux temps chrétiens" genannt, ein Geschichtsschreiber der Philosophie (Schwegler) „Plato's Testament an die Nachwelt, das Gediegenste was das classische Alterthum in ethischem Gebiete hervorgebracht hat". Der Dialog spielt auf Kreta; ein athenischer Greis, in dem wir Platon selbst zu erkennen haben, theilt seinen beiden Begleitern, dem Kreter Kleinias und dem Spartaner Megillos, seine Theorien und Vorschläge über die beste Staatseinrichtung mit, und es findet sich Veranlassung, das Gespräch gleich im Hinblick auf einen praktischen Zweck zu führen, da sich Kleinias gerade als beauftragt hinstellt, an der Gesetzgebung für eine neu zu besiedelnde Stadt mitzuwirken. Schon früher hatte Platon in seinem „Staat" sein Idealbild der Verfassung eingehend geschildert; in den „Gesetzen" entfernt er sich davon nicht unwesentlich und ist bestrebt, den bestehenden Verhältnissen in höherem Maße als dort Rechnung zu tragen. Abweichend von dem im „Staate" geforderten Communismus beläßt er hier der Familie und dem Besitze bis zu gewissem Grade ihr Recht, denn die Forderung voller Gemeinschaft ist für Menschen zu hoch „und könnte nur im Zusammenleben von Göttern oder Göttersöhnen ihre Erfüllung finden, die so miteinander ein seliges Leben führten" (Buch V Cap. 10, S. 41 Ritter). Den Bürgern ist in den „Gesetzen" eine freiere Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten zugestanden als unter der Herrschaft der despotisch regierenden Philosophen des vollkommensten Staates, obwohl noch immer das Leben des Einzelnen in jeder Beziehung, von der Geburt bis zum Tode, genau geregelt und umschränkt wird. „Plato als Erzieher", mit diesem Schlagwort könnte man nach des Verfassers Bemerkung den Inhalt treffend bezeichnen. Die „Gesetze" sind aber nicht nur als großartiges Denkmal der griechischen Cultur von Bedeutung. Die darin und im „Staate" ausgeführten Ideen haben direct und indirect fortgewirkt und wirken noch heute. Es ist oft auf die Analogien des platonischen Staatsideals mit der hierarchischen Gliederung und Ordnung der mittelalterlichen christlichen und der heutigen katholischen Kirche, mit den Socialtheorien der Neuzeit hingewiesen worden. So rechtfertigt sich denn das Bestreben des Verfassers, die „Gesetze" durch seine sorgsame Inhaltsübersicht weiteren Kreisen zugänglicher zu machen. Die von Steinhart in seiner ausführlichen Einleitung zu dem Dialoge dargelegte schwierige Gliederung des Werkes, die sich zum Theil aus dessen unfertigem Zustande erklärt, läßt Ritter's vorliegendes Buch als willkommenes Hilfsmittel für das Studium der „Gesetze" erscheinen. Nicht nur die nächstberufenen Fachleute werden es mit Vortheil gebrauchen, ebenso wer die christliche mit der heidnischen Ethik in ihrem edelsten Vertreter zu vergleichen bestrebt ist, oder wer der neuerdings von Pöhlmann im Zusammenhang behandelten Geschichte des antiken Communismus und Socialismus Interesse schenkt. Ein ausgezeichnetes Register erleichtert die Benutzung. Hb.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 145. Donnerstag, den 3. December. 1896.

Im Innern Siciliens.

I.

Kornfelder und Viehweiden, das ist die vollständige Charakteristik von unermeßlichen Landstrecken im Innern Siciliens. In der Gegend der Latifundien (des meilengroßen Landbesitzes in Einer Hand) kann man von einem Ort zum andern fünf, sechs Stunden lang reiten und sieht nicht einen einzigen Baum, nicht einmal einen Busch, geschweige denn eine menschliche Wohnung. Es geht bergauf, es geht bergab, jetzt durch bebautes Feld, dann über Brachland, wo manchmal dürftiges Vieh seine kärgliche Nahrung zu finden sucht, während der Hirte vielleicht hinter einem Felsblock hingestreckt ein wenig Schatten zu gewinnen trachtet. Man klimmt felsige, von Regengüssen zerklüftete Pfade hinauf und hinab, man durchschreitet verschlammte Wasserläufe und streicht dicht am bröckelnden Rande eines Abgrunds hin. . . . Ist ein Hügel überstiegen, so ist ein zweiter zur Stelle; ein Thal nach dem andern thut sich auf und verschwindet wieder; die Scene bleibt stundenlang dieselbe. Ueberall eine Einsamkeit, eine Verlassenheit, die dem Reisenden das Herz zusammenschnürt. Er wird von einem Gefühl eingenommen, als ob er mitten in eine geheimnißvolle und gefahrdrohende Lage hineingerathen sei und nicht weiß, was der nächste Augenblick ihm bringen werde; die Thäler und Schluchten scheinen seltsame Dinge zu verbergen; hinter jedem Felsblock scheint Unheil zu lauern. Er verfällt schließlich in einen traumwandelnden Zustand; er kommt sich ganz weltverlassen und weltverloren vor; ihm ist, als ob eine tiefe, unüberbrückbare Kluft ihn von den übrigen Menschen trenne und auf der ganzen Gegend der Alpdruck einer dunklen, boshaften Macht ruhe, die auch ihn in ihre Bande zu verstricken strebe, und gegen die es keine andere Hilfe gebe, als nur durch sich selbst, und er fühlt sich von einer großen Zärtlichkeit für seine Flinte erfaßt, die er, nach Landessitte, vor sich auf dem Sattel liegen hat. . . Er kommt wohl auch an einer der Stationen der Eisenbahn, welche diese öde Landschaft durchschneidet, vorbei; die Ortschaft, die der Haltestelle, die im freien Felde liegt, den Namen giebt, ist vielleicht eine Stunde weit davon entfernt. Doch trifft er hier Gendarmen und Soldaten, die ihn denken lassen, das Land hier sei auf dem Kriegsfuße; es ist indessen nur die Bedeckung für den Postwagen, welcher nie vor räuberischen Ueberfällen sicher ist. Wenn aber der schwerfällige Kasten hinter einer Wegebiegung verschwunden ist, Schellengeklingel und Pferdegetrappel verhallt, dann breitet sich wieder das tiefe Schweigen um ihn her und er zieht weiter durch eine lautlose Einsamkeit . . . . Plötzlich sieht er wohl in der Ferne einen Reitertrupp erscheinen und Waffen blitzen. Sogleich ist er aufgeschreckt und aufs Schlimmste gefaßt. Er prüft den Hahn seiner Flinte und paßt auf. Es ist vielleicht nichts Arges: einige Gutsbesitzer oder Pächter, die, bis an die Zähne bewaffnet, sich mit ihren Verwaltern (campièri), ohne deren Begleitung sie sich nie über Land wagen, nach einer ihrer Factoreien (fattoriè) begeben, — vielleicht von dort nach der nächsten Stadt, wo sie wohnen, zurückkehren. Seltener ist es wohl eine Patrouille, die seinen Weg kreuzt, oder eine kleine Gruppe berittener Feldhüter von wenig vertrauenerweckendem Aeußeren. In sehr großen Zwischenrämen, möglichenfalls erst nach Stunden, trifft der Reisende vielleicht auf ein festverschlossenes, langgestrecktes, mit wenigen vergitterten Fensterchen versehenes, altes Gebäude von vernachlässigtem Aussehen, ein Haus, halb Festung, halb Speicher, die masseria centrale. Schweigend und verlassen liegt es den größten Theil des Jahres in der schattenarmen Gegend. Es ist der Mittelpunkt eines großen Landgutes (tenuta oder ex feudo) und wird meist nur als gelegentliches Magazin zur Erntezeit benutzt, auch dient es dem Verwalter vorübergehend als Wohnung. Fast immer ist es auf einer Anhöhe errichtet, und der Reisende hat von dort aus einen weiten Blick über die Gegend. Keine andere menschliche Wohnstätte weit und breit! Auf den ausgedehnten Feldern ringsum sieht er, einzeln oder in kleinen Gruppen, Menschen bei der Feldarbeit — Pünktchen auf der großen Fläche! Schwere Rauchwolken, die hie und da fast unbeweglich lagern, deuten ihm die Stellen an, wo Schwefelgruben oder Ziegelbrennereien im Betrieb sind, am Horizont zeigt sich vielleicht die, einen Hügel hinaufgebaute nächste Stadt, sein Ziel. Je mehr er sich demselben nähert, desto mehr verwandelt sich die Gegend. Schon einige Kilometer vorher — je nach der Wichtigkeit des Ortes (welche indessen nicht von der Einwohnerzahl abhängt, sondern davon, wie viele begüterte Familien in der Stadt ihre Wohnung oder in der Umgegend ihr Besitzthum haben) — findet er Landhäuser in üppiger Vegetation fast versteckt, umgeben von Oliven-, Mandel- und Weingärten. Indische Feigen stehen längs der Wege und im Thalgrunde leuchten Orangen und Citronen aus dem dunklen Grün der Pflanzungen. Fülle, überreiche Fülle überall! Wären die ökonomischen Bedingungen andere, so könnte die ganze Insel solch ein Garten sein, — ein Paradies, wenn die Menschen sie nicht zur Hölle machten! Aber die chronische Krankheit, an der Sicilien leidet, sind die Latifundien, ist die schlechte Vertheilung des Eigenthums: in einigen Händen übermäßig viel, in den meisten nichts, gar nichts!... Der Staat ist nicht gleichgiltig geblieben. Er hat schon einmal 230 000 Hektar Land der todten Hand eingezogen, aber er hätte noch das Besitzthum vieler Laienbrüderschaften, Mariencollegien u. dergl. einziehen müssen; bei der Verfügung darüber stieß er jedoch auf die unübersteiglichsten Hindernisse; und zu dem, was er zu vertheilen hatte, drängten sich so Viele vor, die schon etwas hatten und nun die Gelegenheit ersahen, ihre Besitzungen auf die billigste Weise abzurunden, daß — für den armen Mann nichts übrig blieb. Nach der letzten Bewegung sollten die vom Besitzer seit Jahren brach gelassenen Latifundien ihm genommen und in kleinen Parzellen an ortsangehörige Familien vertheilt, und so dem Gemeinwohl nutzbar gemacht werden — aber noch ist kein Mittel gefunden, die bisherigen Besitzer abzufinden, und diese lassen lieber meilenweite Strecken unbebaut und ohne Ertrag liegen, als daß sie es dem allgemeinen Interesse opferten. Es greift dabei so viel Unentwirrbares durcheinander, daß man fast allgemein dahin gekommen ist, die Entscheidung nur durch eine gewaltsame Lösung für möglich zu halten. Bei den letzten Aufständen schien Alles reif dazu zu sein, sie wurden unterdrückt, aber das Feuer glimmt unter der Asche fort; die Mißstände sind zu schreiend, als daß sie sich auf die Dauer ertragen ließen. — Wenn die Bodenvertheilung eine vernunftgemäßere wäre, dann würden auch die beiden großen Feinde der Insel machtlos werden. Jetzt herrschen Malaria und Wassermangel auf den menschenleeren Strecken der Latifundien; beides würde sich aber durch Besiedelung und Cultivation zum Bessern wenden, denn die Malaria verliert sich meist, wo sich Gemeinwesen bilden; Wasseradern durchziehen die ganze Insel, sie müssen nur erschlossen werden. Ein weiterer Grund für das Elend auf Sicilien sind die fürchterlichen Straßenverhältnisse. Die Bourbonen hatten nie etwas dafür gethan; aber auch die neue Regierung ließ es anfangs noch daran fehlen; erst nach der Revolution von 1866 ging man daran, Chausseen und Eisenbahnen zu bauen. Dadurch sind schon viele Strecken nutzbar gemacht; Weidestrecken, wovon ein Hektar kaum 30 Lire einbrachte, trugen durch Anpflanzung von Sommaco mindestens 170, sowie nur die Transportmittel da waren. Aber was der Staat thun kann, ist doch nur verschwindend

wenig gegenüber dem Ganzen. Was nutzen die schönsten staatlichen Kunststraßen, wenn die Gemeindeverwaltungen für den Bau von Landwegen kein Geld übrig haben! Aber selbst wenn Geld da ist, und sogar ausdrücklich dafür bestimmt, ist noch nicht ausgemacht, daß es dazu genommen wird. Ein Beispiel statt vieler: Ein reicher Herr in einem Städtchen im Centrum der Insel hatte im Jahre 1829 eine große Summe für ein Hospital, eine andere für den Bau von Straßen nach den Verkehrspunkten der Provinz seiner Vaterstadt vermacht und diese selbst mit der Verwaltung des Vermögens beauftragt. Das Krankenhaus wurde gebaut, Director, Wirthschafter, Caplone, Secretäre, Apotheker und Wärter wurden angestellt und besoldet, aber — Kranke gab es nie! — Zur Erhebung der Renten war sogar ein Vertreter mit 1200 Lire jährlichem Gehalt in Florenz bestellt worden, die Renten wurden erhoben — wo sie blieben, wird stets ein Räthsel bleiben — aber von Straßenbau keine Spur! Die Jahre kamen und gingen, die alte Regierung fiel, die neue fing an, alten Wust aufzuräumen, bis hierher drang sie nicht. Erst nach vierzig Jahren konnten Vertreter derselben durch einen förmlichen Handstreich sich der übrig gebliebenen Werthpapiere bemächtigen und endlich die Straßen bauen!

Das Haus ist die erste Bedingung des Wohlbefindens und der Gesittung der Familie, ein höchst wichtiger Factor für Gesundheit und Kraft derselben, ihr Mittelpunkt, der den, der außerhalb ist, immer wieder an sich ziehen soll; es wohnlich und freundlich zu haben, muß der Preis ihrer Arbeit und Mühen sein. Man muß wissen, daß ein Bett darin ist, wo man von seiner Arbeit ausruhen kann, wenn man des Abends müde nach Hause kommt, auf dem man die Genesung abwarten kann, wenn man krank ist, und nach einem friedsamen Leben die müden Augen schließen; — wenn nicht, wie kann man es lieben und einen Trost daran haben? Unwillkürlich legt man den Maßstab zur Beurtheilung des Charakters und der Culturstufe eines Volkes an das, was es umgiebt, an das, wovon es lebt. Man fragt: Wie wohnt es? Was ißt es? Der Mensch bildet ein logisches Ganze mit seiner Wohnung.... Die Wohnstätten der ländlichen Arbeiterbevölkerung in Sicilien, namentlich im Innern der Insel, sind fürchterlich. Vier Mauern von großen Feldsteinen, die fast ohne Bindemittel (allerdings mit bewunderungswürdiger Kunst) aufeinandergepackt sind und auf denen unmittelbar das Dach ruht — das sind sie! Eine schlecht schließende Thür verwahrt den Eingang; ihr gegenüber oder zur Seite ist ein ganz kleines Fenster — meist nur mit einem Holzladen geschlossen; es ist so groß, daß man den Kopf wohl hinein, aber nicht durchstecken kann. Das Innere dieser Häuser, dessen Wände, wie draußen die nackten unregelmäßigen Steine zeigen, enthält nur einen Raum. Der Fußboden ist gepflastert oder gestampft wie eine Scheunentenne. In einer Ecke ist ein großer, steinerner Herd mit einer Feuerstelle in der Mitte, über der ein Kessel an einer Kette hängt; ein Rauchfang ist gar nicht oder sehr unvollkommen vorhanden. Der Herd dient auch zugleich als Tisch; auf ihm haben ein paar Töpfe und Tiegel, die das Küchengeräth bilden, ihren Platz. Außer diesen bringen die Leute (Tagelöhner oder Pächter eines kleinen Stücks Land, denen das Haus nicht etwa selbst gehört) noch einige wacklige Binsenstühle und eine rohe Holzbank, wenn's hoch kommt, eine Truhe mit. Das ist, außer dem Bett, über dem selten ein Heiligenbildchen fehlt, der ganze Hausrath. Das Bett besteht aus zwei eisernen Bänkchen, zwischen denen einige Bretter entlang gelegt den Boden bilden. Darauf kommt ein Strohsack und als Zudecke oft nur Lumpen. Aber nicht alle Bewohner des Hauses haben auf ein Bett zu rechnen, mehr als eins findet man in keiner noch so zahlreichen Familie; schon der beschränkte Raum würde ein zweites verbieten. Für die, denen kein Platz darin zukommt, ist eine Streu von Maisblättern in einer Ecke ein annehmbarer Ruheplatz. Hühner und Schweine haben des Tages über freien Zutritt und, wenn ein Verschlag für sie neben dem Hause fehlt, auch des Nachts hier ihr Quartier. Die Leute, die den ganzen Tag draußen beschäftigt sind, haben wenigstens den Vortheil der frischen Luft; aber gräßlich muß es sein, krank darnieder zu liegen, und wie schauerlich die Winterabende! — Und es ist hier im gebirgigen Lande bitter kalt und häufig liegt der Schnee wochenlang. Wenn die Dichter, die das Landleben in seiner Bedürfnißlosigkeit so schön besingen, einmal in solch ein dumpfes Loch, welches das Heim der Landleute vorstellt, treten wollten, da würden ihnen schnell alle idyllischen Ideen vergehen und einem großen Erbarmen Platz machen. Sie stellten sich vor, daß um den Herd, auf dem die bescheidene, doch reichliche Mahlzeit dampft, eine fröhliche Gruppe von müden, aber zufriedenen Menschen sich versammelt — o weh! jener blaue Rauch, der den ganzen Raum erfüllt, kommt von Stoppeln mit Erdklumpen und halbtrockenen Blättern; und im Kessel kochen in trübem Wasser Kräuter, die in den Furchen zusammen mit dem Schweinefutter gesammelt wurden, — einige Kartoffeln, — ein Maiskolben . . . Die dürftige Flamme erlischt und dann sitzen sie da im Dunkeln und Kalten; der Wind heult um das Haus und pfeift durch all' die zahlreichen Ritzen und Spalten; der Regen tropft durchs schadhafte Dach und die Armen strecken fröstelnd, wie sie gehen und stehen, ihre müden Glieder auf ihr elendes Lager, wo sie sich dicht zusammen drängen, um sich gegenseitig zu wärmen. Dem unverantwortlichen Zustand der Wohnstätten ist die große Sterblichkeit Schuld zu geben, die kein Lebensalter verschont — wenn die Leute nicht so abgehärtet wären, würden sie alle an Rheumatismus und Fieber zu Grunde gehen müssen. Auch in den furchtbar heißen Sommertagen können sie sich Beides holen, wenn sie in dem klammen, unlüftbaren Raum, in dessen Spalten natürlich zahlloses Ungeziefer nistet, sich aufzuhalten gezwungen sind. Sie vermeiden es gern und schlafen, wenn sie irgend können, im Freien. Wenn man nun fragt, wen man verantwortlich machen soll für solche entsetzlichen Zustände, so schiebt immer der Eine die Schuld auf den Anderen. Es ist gewöhnlich ein Pächter, der einer Arbeiterfamilie seine Pachtung zur Bearbeitung übergiebt und sie tröstet, daß sie die Anzahl Jahre, die sie sich ihm verpflichten, auch noch mit dem baufälligen Hause sich durchschlagen können, er habe es ja so übernehmen müssen. Wie er es bekommen habe, so gebe er es weiter. Bittet dann ein Familienvater, dem das Haus fast über dem Kopfe zusammenstürzt, um eine sicherere Wohnung, dann wird nach langen Verhandlungen etwas Flickwerk gemacht. Wenn es sich um das Wohlbefinden des Ochsen oder des Esels handelte, die der Arbeiterfamilie vom Arbeitgeber gestellt werden, so stellt das einen reellen Werth dar, und da zieht der Brodherr den Beutel und rückt etwas heraus — für die Menschen, die ja ohne pecuniäre Opfer zu ersetzen sind, läßt er es gehen, wie es gehen will. Er hält es für sehr überflüssig, ja gefährlich, ihm etwas zu bieten, was ihn verwöhnen könne. Darum ist oft die Hütte, die er dem einzelnen Arbeiter als Wohnstätte bestimmt und die mitten auf dem Felde liegt, nichts, als ein von Stangen und Maisstengeln gebautes Gerüst, welches durch Schlammbewurf zusammengehalten wird. Innen ist nichts, wie eine Streu. Nimmt er eine Familie auf, so giebt er ihr das beschriebene Steinhaus. Die Landbewohner, furchtbar wie sie leben müssen, sind nun aber trotz alledem meist noch besser daran, als die Landarbeiter, welche keine Wohnung an dem Orte ihrer Thätigkeit haben, sondern gezwungen sind, in der nächsten, oft durchaus nicht nahen Stadt zu wohnen. Alle Morgen (Sonntags ausgenommen) ziehen sie mit Esel oder Maulthier, welche alles Ackergeräth, sogar den Pflug, hin und her schleppen, auf das vielleicht stundenweit entfernte Feld; bei Entfernungen über fünfzehn Kilometer sehen sie sich gezwungen, die ganze Woche durch dort zu bleiben; unter einer Strohhütte oder gegen die geschützteste Wand der verschlossenen Masseria Centrale gelehnt, bringen sie die Nacht zu. So fehlt das Haupt der Familie den größten Theil des Jahres. Wie soll sich da ein gesundes Familienleben gestalten können? Die Frau, mit den Kindern wohnt derweilen in Miethshäusern ebenso elend, steinkalt und schmutzig, wie auf dem Lande, aber ohne die ländliche Freiheit und die frische Luft, die man dort wenigstens vor der Thür findet. Eine Stadt nun, ein „Centrum", wie man dort sagt (in richtiger Erkenntniß, daß das Gemeinwesen im Grunde trotz seiner zehn- und mehr tausend Einwohner weit davon entfernt ist, den Namen „Stadt" zu verdienen) vereinigt die Landarbeiter aus weitem Umkreise innerhalb ihres, durch Zollhäuschen markirten Weichbildes. Rechts und links vom holprigen Wege, der hineinführt, befinden sich viereckige Erdlöcher in Reihen, wo die Leute, die schon so glücklich sind, ein kleines Stück Land für sich selbst bearbeiten zu können, den kostbaren Dünger aufsammeln, den sie im Herbst auf ihre Felder bringen wollen. Dann kommt man gewöhnlich an einen offenen Brunnen mit Tränke, zu Stunden dicht umlagert von Menschen und Vieh. Weiter oben giebt es kein Wasser, da muß es in Thonkrügen auf den Schultern hinaufgeschafft werden. Auf den Brunnen folgen die ersten Häuser — gewöhnlich vier ungemauerte Steinwände mit Ziegeldach, ohne oder mit winzig kleinem Fenster und keinem Hofraum. Die

einzige Thür hat Ober- und Unterflügel, und unmittelbar von der kothigen Straße tritt man in den einzigen Raum, wo Weiber, Kinder und dazu das liebe Vieh in mehr oder weniger großer Harmonie ein- und ausgehen; die Schweine besonders sind eine bewegungssüchtige Rasse, nicht selten versperren sie in Rudeln den Weg und drohen einen Angriff. Oft ist eine Ortschaft einen Hügel hinaufgebaut, dann sind die Straßen steiler und steiniger, als Ziegenpfade — manchmal müssen rohe Steinstufen die große Steile überwinden helfen. Wer zur Thüre hinaustritt, muß gleich balanciren, um nicht unversehens hinunter zu rollen — es ist ein Wunder, daß nicht täglich Kinder, die natürlich ohne Aufsicht umherkrabbeln, den Hals brechen. Weiterhin kommen dann schon bessere Wohnstätten, gemauerte Häuser, die unten nichts wie zwei Thüren haben, von denen die eine in den Eselstall, die andere zur Treppe, deren unterste Stufe auf die Straße stößt, führt und auf welcher man ins Obergeschoß gelangt, wo der Raum vielleicht getheilt ist oder durch einen Hängeboden der Luxus eines Schlafzimmers ermöglicht wird. Solche Häuserreihen münden in die oft gut gepflasterte Hauptstraße, wo man mehrstöckige Häuser mit Balcon und Hausflur finden kann, und schließlich gipfelt die Baukunst auf dem Marktplatz in einem stattlichen Rathhaus, einer hübschen Kirche und in den „Palästen“ der vornehmsten Begüterten, der „Civili“, wie man Jeden nennt, der Geld hat und lesen kann. Aber auch diese Häuser — uns würde nicht im Traum einfallen, sie Paläste zu nennen — haben häufig ein düsteres, verkommenes Aussehen. Wie fast allgemein in Italien, haben sie im Erdgeschoß, wo nur Vorrathsräume sind, kleine, vergitterte Fenster; es ist feucht und dumpfig dort und die Häuser, die von Außen den Eindruck von Festungen oder Gefängnissen machen, haben auch in ihren bewohnbaren Stockwerken wenig, was nach unseren Begriffen zu einem behaglichen und freundlichen Heim gehört.

Das erste Mittel, das sicilianische Volk heraufzubringen, müßten menschenwürdige Wohnungen sein, die die Landbesitzer zerstreut auf ihren Grundstücken bauten. Das können die Arbeiter weder selbst, noch der Staat, das müssen die Eigenthümer thun. Dann würde die Zusammenhäufung in den Städten aufhören und die Einsamkeit der Landschaft, die den Sicherheitsdienst so schwer macht und dem Ackerbau, sowie den ökonomischen und moralischen Interessen der Leute so großen Schaden zufügt. Es ist dies eine Frage der wahren öffentlichen Wohlfahrt. „Unnütz ist die Tagschule, die Abendschule, die Sonntagschule, unnütz jeder Unterricht, jede Erziehung, jedes Beispiel,“ sagt Sonnino, „unnütz jeder religiöse Cultus, jeder Katechismus der Moral und der Religion, vergeblich jedes Bemühen, die moralische und intellectuelle Lage einer Classe zu heben, bis es nicht möglich gewesen ist, ihr anständige Wohnungen zu verschaffen. Wozu dienen Predigten, Vernunftgründe, Beispiele und Vorschriften, so lange ein junger Arbeiter mit fünf oder sechs Personen verschiedenen Alters und Geschlechts Tag und Nacht in ein und demselben Raum leben muß? Wo können Anstand, Scham und Zartgefühl, Sauberkeit und gesundheitliche Bedingungen weilen, wenn die ganze enge oder weitere Familie zusammenhaust, fast immer noch in Gesellschaft von Vieh, mitten in Schmutz und Koth, so daß es für eine anständige Person schon unmöglich ist, in ein solches Loch nur einen Fuß zu setzen? Die Landleute können wohl im günstigen Augenblick dem Brodherrn eine etwas höhere Bezahlung abpressen, aber sie können ihn nicht zwingen, ihnen ein besseres Haus zu bauen oder das alte auszubessern. Aber die Wohnungsfrage ist — man kann es behaupten — die wichtigste, denn von ihr muß die Besserung ausgehen. Jedesmal, wenn jetzt ein Arbeiter erschöpft in seine Hütte zurückkehrt, muß er einen beängstigenden Druck oder ein zorniges Aufwallen empfinden! Die physische Energie hängt oft von der moralischen ab: der düstere Steinklumpen läßt ihn fühlen, daß er ein Enterbter ist, und treibt ihn in eine feindselige Haltung gegen die, die seine Mühe so schlecht lohnen. Und so erwächst ein großer moralischer Schade! Alle die, welche sich finster und stumm aus dem socialen Verbande lösen, sich heimlich gegen die menschliche Gesellschaft wenden oder sich offen auflehnen, die habt Ihr in diesen Zustand gebracht, Ihr Besitzenden! Für sie ist ein Ausstand kein Risico von dem Augenblick an, wo sie nichts zu vertheidigen, nichts zu verlieren haben. Jenes Elend und jene Gleichgiltigkeit bringen die Verschiebung des Gleichgewichts hervor, unter dem die Insel leidet, und sind die Ursache des socialen Unbehagens, in dem Jedermann lebt. Der Staat sollte und müßte die Beaufsichtigung übernehmen, daß seine Kinder nicht physisch und moralisch verkommen. Wenn es noch lange fortgeht, wer kann für die Folgen stehen?“ Die neue Zeit ist aber doch nicht spurlos über die Insel dahingegangen, das arme Volk rafft sich auf aus seiner dumpfen Hoffnungslosigkeit, verläßt die stiefmütterliche Heimath und sucht jenseits des Oceans ein menschenwürdigeres Loos, was, Gott sei's geklagt, nur Wenige finden! Aber schon die Möglichkeit giebt ihnen Muth, und die Auswanderung hat einen großartigen Umfang angenommen. Im Jahre 1876 wanderten 207 Personen in Familien aus, um sich dauernd in der Fremde niederzulassen, 1892 waren es 7432; 1876 verließen 1021 junge Leute die Heimath, um in der Fremde ihr Glück zu machen und dann wiederzukommen, 1892 waren es 4498. Das Auswandern ist der letzte stillschweigende Protest gegen die Ausbeutung der Reichen, dagegen, daß die Landarbeiter verhungern und verkommen, um den Landbesitzern ein üppiges Leben zu verschaffen. Wenn sie erst klar erkennen, daß auch drüben Ausbeuter sind, und die Ausgewanderten ihren Freunden in der Heimath rathen, zu bleiben, wo sie sind, dann kann eine furchtbore sociale Umwälzung entstehen, um so furchbarer, da es dann keine Alternative mehr giebt.

O. Planck.

Bücherbesprechungen.

— 1) Eduard Rupprecht (Pfarrer in Sausenhofen), Des Räthsels Lösung oder Beiträge zur richtigen Lösung des Pentateuchräthsels für den christlichen Glauben und die Wissenschaft. Zweite Abtheilung: Erweis der Echtheit und Glaubwürdigkeit des Pentateuchs für die Wissenschaft. Erste Hälfte. Gütersloh, Bertelsmann. 1896. XXIII u. 408 S. gr. 8. Preis 5 ℳ — 2) Rabbiner Dr. Daniel Fink (Zwittau), Glaube und Kritik. Ein offenes Wort zur Verständigung an alle Bibelverehrer, und zugleich ein solches der Entgegnung auf die Schrift: „Jesus und das Alte Testament“ an Lic. J. Meinhold, a. o. Prof. d. Theol. zu Bonn. Leipzig, H. Haacke, 1896. V und 121 S. gr. 8. Preis: 2,50 ℳ ungebunden. — 3) Prof. Dr. Gustaf Dalman (Leipzig), Das Alte Testament ein Wort Gottes. Ein Vortrag, gehalten zu Eisenach auf dem Carteltag der Ak.-Theol. Vereine. Leipzig, Hinrichs, 1896. 20 S. gr. 8. — 4) D. J. J. P. Valeton (Prof. a. d. Univ. in Utrecht), Jesus und das Alte Testament. Deutsch von A. Schowalter in Kirchheimbolanden (Pfalz). Berlin, Reuther und Reichard, 1896. VIII und 59 S. gr. 8. Preis 1 ℳ — Vier neue Schriften zu der schon öfter in dieser Zeitung beleuchteten Frage nach der Bedeutung der Heiligen Schrift Alten Testaments, welche gegenwärtig die Gemüther Derer viel bewegt, die sich um Kirche und Heilige Schrift liebend bemühen. In dem erstgenannten Buche fährt Pfarrer Rupprecht fort, einen gründlichen Beweis für die Echtheit des Pentateuchs d. i. der fünf Bücher Mose anzustreben. Nachdem er in einer ersten Abtheilung seines Werkes, welche von dem Unterzeichneten in Nr. 26 der Wissensch. Beil. des laufenden Jahrganges dieser Zeitung zu besprechen war, das Zeugniß Jesu Christi und der Apostel, allerdings in einer recht unzulänglichen Weise, behandelt hatte, wendet er sich nun zu einem Beweise für die Echtheit des Pentateuchs aus den eigenen Aussagen der H. Schrift Alten Testaments. Er geht dabei von der Zeit des Esra und des Nehemia aus rückwärts bis zu den Aussagen des Buches Josua, und kommt zu dem Ergebniß der Echtheit des gesammten mosaischen Fünfbuchs. Der eingeschlagene Weg hat Vieles für sich, und die Arbeit findet und verdient die Beachtung Aller, die auf dem Gebiete der alttestamentlichen Schriftforschung arbeiten, ist auch so gründlich und überzeugend, wie eine Tendenzschrift nur immer sein kann. Denn das ist nun einmal Rupprechts Stärke und Schwäche, daß er ein vorgestecktes Ziel erreichen will und muß, weil er dieses Ziel für das Gott allein gefällige ansieht. Rechnet er sich doch nicht nur zu den Siebentausend von 1. Kön. 19, 18, sondern schreibt in deren Namen. Wer anderer Meinung ist als er, fährt daher schlecht bei ihm. Seinen ganz besonderen Zorn, der sich nicht eben fein und wahr äußert, hat der Unterzeichnete erregt, weil er dem ehrwürdigen Verfasser den Beruf bestritten habe, in der Sache ein Wort mitzureden. Dies ist jedoch einfach nicht der Fall. Nur „über seinen Beruf, die evangelische Kirche und Theologie von jener Verführung zu erretten, weist sich der Verfasser durch seine

Schriften keineswegs aus". Dazu fehlt es ihm eben trotz seiner bewundernswerthen Beschlagenheit auf dem Gebiete der alttestamentlichen Literatur an einer hinreichenden Vertrautheit mit dem Neuen Testament und an der Feinheit dogmatischen Denkens, die nicht die Sache der Wahrheit auf eines Messers Schneide setzt. Die evangelisch-christliche Kirche steht und fällt wirklich nicht mit der Richtigkeit der Rupprechtischen Beweisführung. Questions de fait dürfen in dieser Kirche nicht auf die Dauer wie questions de droit behandelt werden. Dies ist wenigstens des Unterzeichneten Ueberzeugung. Uebrigens findet gerade Dasjenige, worin der Unterzeichnete leider mit Rupprecht nicht übereinstimmen kann, durch die drei anderen der obengenannten Schriften volle Bestätigung. — Die zweite Schrift nämlich, diejenige des Rabbiners D. Fink, veranschaulicht durch ihr Dasein wie durch ihre Ausführungen, daß die Vertheidigung des Alten Testaments weit weniger eine Pflicht und Sache der christlichen Kirche und Theologie, als vielmehr des Volkes Israel und seiner Synagoge ist. In diesem Sinne ist diese zweite, nicht uninteressante Streitschrift geschrieben, in der die modernen Kritiker manche bitteren Wahrheiten hören müssen, wie daß sie „in ihrem blinden Eifer vergessen haben, daß die Verfasser des Alten Testaments Israeliten waren". Doch neigt der gelehrte Rabbiner zu starker Ueberschätzung seiner selbst und zur Unterschätzung seiner Gegner. Sein Deutsch ist mangelhaft. — Mit größerer Freude werden jedenfalls ruhige und lernbegierige Leser die dritte und vierte Schrift lesen. Dalman führt in einer feinen, anregenden und lehrreichen Weise aus, wie sehr bewußte Glieder der christlichen Kirche zu einem verständigen Vertrauen zu der heiligen Schrift schon durch den Vorgang Jesu und der Apostel berechtigt und verpflichtet seien, wie wenig aber nach demselben Vorgange mit diesem Vertrauen eine Theorie über Inspiration oder buchstäbisches Verständniß gegeben sei, da ja Jesus und die Apostel selbst nachweislich von jener wie von diesem weit entfernt waren. Zur Erzielung größerer Einsicht in die Lehre von der h. Schrift fordert Dalman mit Recht (S. 12) eine bessere Würdigung der nachexilischen sog. jüdischen Periode der Offenbarungsgeschichte und stellt mit ebenso großem Rechte (S. 13 f.) fest, daß das Alte Testament der vor zwei Jahrtausenden abgeschlossene Kanon Israels war und in dieser seiner Bedeutung von der modernen Kritik gar wenig berührt wird. — Die ungemein wohlthuende Arbeit Valetons endlich wendet sich ausdrücklich und mit Kraft ähnlich wie der Unterzeichnete (vergl. Wiss. Beil. 1895 Nr. 139) gegen die Unsitte, die in dem Schlusse liegt, für Jesum Christum sei der Pentateuch echt gewesen, folglich sei er echt, — eine Unsitte, eben so groß und größer, wie in unserem Volksleben die oft beliebte Berufung auf des Königs und des Kaisers Meinungsäußerungen. „Eins wäre nicht nöthig: Jesus Christus in den Streit zu ziehen" (S. VII). „Man lasse über die Resultate der modernen wissenschaftlichen Erforschung des Alten Testaments einen Jeden denken nach seiner Ueberzeugung und es mit der Kritik selbst halten, wie er es vor Gott verantworten kann: auf jeden Fall aber lasse man Christus aus dem Spiel! Auch hier gilt sein Wort: Mensch, wer hat mich zum Richter über euch gesetzt?" (S. 56 f.) Man muß Jesu Worte eben von ihrem gegebenen Boden aus verstehen: man darf nichts davon wegnehmen, aber auch — nichts hinzuthun (S. 9). Das ist fürwahr richtig gesagt und aller Beherzigung werth! G. Schnedermann.

— Dr. G. W. Maisch, Der Hausaltar. Leipzig, Göschen, 1897. Lbd. 7 ℳ, Hfr. 8 ℳ 50 ₰. — Es ist ein Ueberfluß von Andachts- und Erbauungsbüchern vorhanden, neben dem Altbewährten viel Neues und Gutes, aber auch viel Neumodisches. Kürzlich ist ein Gebetbuch erschienen, das wegen seiner glänzenden Form gerühmt wird: im letzten Grund enthält es nicht Gebete zum lieben Gott, sondern Gebete des Autors zu sich selbst, und als Titelbild den Narcissus, der sein eigen schönes Bild im Spiegel besieht. Der Hausaltar ist gänzlich frei von „neumodischen" Vorzügen. Die Gebete kommen aus dem reinen Quell eines tiefen und verborgenen Lebens mit Gott. Neben dem Eigenen giebt der Verfasser das Beste aus der classischen Erbauungslitteratur. Die Anlage ist neu: sie geht vom Heiligthum der Schrift aus, führt durch die Fest-, Freuden-, Leidenszeiten bis ins Allerheiligste der Nähe Gottes. Jede Andacht nimmt nur eine Seite ein. Der Druck ist groß und deutlich, die Ausstattung einfach, würdig, schön. Wir können das neue Andachtsbuch empfehlen. J. J.

— Prof. Dr. P. Schreiber, Abhandlungen des Königl. sächs. meteorologischen Institutes. Heft 1. Leipzig. In Commission bei Arthur Felix. — Mit diesem stattlichen Hefte von 147 Folioseiten eröffnet die Direction des meteorologischen Institutes die 3. Reihe ihrer amtlichen Publicationen (Jahrbücher, Klima von Sachsen, Abhandlungen). Während wir in den Jahrbüchern die mehr oder weniger ausführliche Drucklegung des geprüften und wohlgeordneten Beobachtungsmaterials der einzelnen Jahre vor uns haben, ist in den Klimaheften das gesammte bisher aufgespeicherte Material für diesen speciellen Zweck intensiv verarbeitet, und die Abhandlungen wenden sich nun theoretischen Fragen, Kritiken wichtiger literarischer Erscheinungen u. A. zu. Heft 1 enthält folgende 4 schon im „Civilingenieur" publicirte Abhandlungen: 1) Untersuchungen über einige Gesetzmäßigkeiten in der Folge jährlicher Niederschlagsmengen. 2) Die Grundgleichungen für Zustand und Zustandsänderung in der Atmosphäre. 3) Die Zustandsgleichungen einer Luftsäule. 4) Ueber Gewitterregen. Die erste der genannten Abhandlungen füllt mehr als die Hälfte des ganzen Heftes. Sie ist erst im laufenden Jahre fertig gestellt worden und enthält der Hauptsache nach eine scharfe, auf mathematische Reductionen gegründete Kritik des 1890 erschienenen, von Geographen und Klimatologen sehr beifällig aufgenommenen Brückner'schen Werkes über „Klimaschwankungen", desgleichen eine solche des Hann'schen Gesetzes von der Constanz des Verhältnisses der Regenmengen zweier Stationen. Sie erweist ferner die Unzulänglichkeit der bisher üblichen Methoden der Gruppenbildung und bietet zuletzt die Kriterien der Existenz von Perioden bekannter Länge in Beobachtungsreihen. Das Resultat der mit so großer Umsicht, Gründlichkeit und Sachkenntniß geführten Untersuchung lautet: Das Hann'sche Gesetz entbehrt der thatsächlichen und theoretischen Begründung, die darauf gebauten Schlüsse Brückner's sind unberechtigt, die von der Ausgleichsrechnung aufgestellten Kriterien sprechen in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl für das Walten des Zufalls und gegen irgend welche Periodicität. Weit stärker als die Brückner'sche 35j. Periode ist die 11j. Sonnenfleckenperiode angedeutet. Die zweite Abhandlung hat, wie schon aus dem Thema zu ersehen ist, einen rein theoretischen (mathematischen) Charakter. Sie zerfällt in zwei streng zu scheidende Theile. Der erste bietet die Entwickelung und die durch Einführung des Druckquotienten (Dunstspannung : Gesammtdruck) ermöglichte Reduction aller (48. XXV) einschlägigen Formeln, die Feststellung der Begriffe des Grundzustandes und Grenzzustandes und leitet aus dem Ausdrucke für die Function U (innere Arbeit oder Energie) die Differentialgleichung $dQ = AdU + Apdv$ ab, die dann durch Integration die Gleichungen der adiabatischen Linien liefert, deren graphische Darstellungen besonders interessant sind. Im zweiten Theile wird die Nutzanwendung des ersten an einem Beispiele gezeigt. Die dritte Abhandlung ist der Reduction der so unhandlichen barometrischen Höhenformel gewidmet. Durch Vernachlässigung der meist nichtssagenden Schwerecorrection und durch die Annahme $s = (s_1 + s_2) : 2$ erhält der Verf. den für die Rechnung bequemen Ausdruck

$$h = 67.4\, T \log \frac{B_1}{B_2}$$

und zeigt seine Verwendbarkeit an mehreren gut gewählten Beispielen. In der vierten Abhandlung interessirt besonders die Untersuchung darüber, ob es vom physikalischen Standpunkte aus möglich erscheint, daß im Laufe eines Tages pro qm Fläche 70 und mehr Liter Regen in Sachsen fallen können. Das Resultat der Untersuchung bejaht die gestellte Frage. Das ganze Heft steht auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung und repräsentirt eine ungemeine Arbeitsgröße. An verschiedenen Stellen drückt der Verf. sein Bedauern darüber aus, daß sich in meteorologischen Kreisen eine auffällige Abneigung bezüglich der mathematischen Behandlung meteorologischer Probleme geltend macht, dafür aber allerhand Kunststücke der „Mittelei, Prozenti-, Interpoli- und Homogenisirerei" an der Tagesordnung sind. U. E. rührt das daher, daß in den 70er Jahren wichtige meteorologische Posten mit Personen besetzt worden sind, denen eine gründliche mathematische Durchbildung fehlt und die nun nach dieser Richtung hin nicht anregend und fördernd auf die nachwachsende Generation einwirken können. Das wird und muß im Laufe der Zeit anders werden. Die Meteorologie muß sich immer mehr und mehr auf den Boden mathematischer Discussion (Schreiber) und auf den des Experimentes (Cornu) stellen. Das Minderwerthige kann den Handlangern der Disciplin, den Beobachtern, überlassen werden. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 146. Sonnabend, den 5. December. 1896.

Im Innern Siciliens.

II.

Der sicilianische Landmann, der weder lesen noch schreiben kann und die ganze Woche auf dem Felde arbeitet ums tägliche Brod, hat weder Zeit noch Gelegenheit, sich über Anderes klar zu werden, als daß es ihm recht hart ergeht auf der Welt. Wie ein Traum, zu schön, um auf die Verwirklichung zu hoffen, schwebt ihm vielleicht manchmal vor, einmal auf eigenem Grund und Boden — wenn auch noch so kleinem — mit einem eigenen Häuschen darauf, seinen Kohl bauen zu können, anstatt sein Lebelang auf fremdem Acker für Andere sich ohne Ziel zu plagen. Stundenweit hat er nach diesen Arbeitsstellen zu wandern, hat dort kein Plätzchen zum Ausruhen im Schatten, keinen Schutz vor einem hereinbrechenden Unwetter, wenn nicht zufällig eine Höhle in der Nähe ist, wohin er sich flüchten kann, während draußen der Platzregen rauscht und die ausgetrockneten Wege in reißende Gewässer verwandelt. Oft bringt er auch sechs Nächte in der Woche hier zu, wenn die Entfernung eine allabendliche Rückkehr unmöglich macht. So hackt und gräbt der Feldarbeiter einsam und schweigend auf der weiten Landschaft, während in seinem fernen Hause seine Frau mit den Kindern haust, Ziege und Schwein versorgt, an Wegrändern Kräuter für dieselben sammelt und auch gleich für sich zur Suppe findet. Und ihr Mann? Wovon sollte der sich beköstigen in jener unwirthlichen Einöde, wenn nicht mit dem Brode, das er des Montags früh für die ganze Woche sich mitgenommen hatte! und es ist nicht sicher, daß er sich auch einen Trunk Wassers dazu verschaffen kann, denn die Brunnen sind selten ....

Es liegt auf der Hand, wie nachtheilig in socialer und ökonomischer Beziehung es sich für die Familie gestaltet, daß der Vater den größten Theil des Jahres abwesend sein muß. Die Entfernung der Arbeitsstellen hat aber wenigstens das Gute, daß die Frauen nicht, wie anderswo viel, auch Feldarbeit thun. Diesem, und daß die Sicilianer gutes Brod, nicht, wie die Heloten der Poebene, nur Mais zu essen haben, ist es zuzuschreiben, daß der Menschenschlag stark und kräftig ist. Aber, was von ihnen verlangt wird, geht oft über ihre Kräfte. Man kann sich ihre Armuth, die sich trotz unablässiger Arbeit nicht verringert, unmöglich vorstellen. Den größten Theil seines mit schwerer Arbeit erworbenen Verdienstes muß der Arbeiter für Pacht abgeben an Speculanten, die ihm Land, welches sie selbst billig gepachtet haben, theuer berechnen oder sie haben ihm die Arbeit auf ihrem Acker für einen Hungerlohn übertragen. Die Contracte sind furchtbar hart und gestatten kein Verhandeln. Es wird auf Theilung abgemacht, nicht auf Baarzahlung; so bekommt der Arbeiter die ganze Zeit hindurch bis zur Ernte kein Geld in die Hand. Ist eingeerntet und es geht an die Theilung, so nimmt der Arbeitgeber von dem Ertrag erst 1/10 vorweg, dann 2/3 des Uebrigen und läßt 1/3 für den Arbeiter (also 70 gegen 30!), der aber oft noch nicht einmal das geerntete Korn bekommt, sondern sich mit minderwerthigem, vorjährigem, muffigem Korn oder Mehl abfinden lassen muß. Wehe ihm, wenn er gegen diese Uebervortheilung protestiren wollte: eine sofortige Kündigung würde die Folge sein. Selbst wenn der Besitzer nicht sogleich Ersatz fände, — ihm macht die gelegentliche Ertraglosigkeit einiger Aecker wenig aus, — einem Arbeiter bedeutet die Entziehung der Arbeit Hunger und Verzweiflung; denn noch jetzt, wie in den Tagen des Feudalismus, liegt es in der Hand der Besitzenden, die Bevölkerung, die vom Ertrag ihrer Arbeit leben muß, Hungers sterben zu lassen. Und unsere Gedanken rufen uns jene noch ferneren Zeiten zurück, wo Schaaren von Sklaven eben diesen selben Boden bebauten unter dem Druck eines erbarmungslosen Staatssystems, und indem wir die Greuel der antiken Sklavenkriege vor unserm Geist aufsteigen lassen, fühlen wir es mit Schrecken: noch heute sind die Grundbedingungen des Volkslebens dieselben, auch heute noch ist viel, ach, himmelschreiend viel Berechtigung dafür vorhanden, daß diese Enterbten sich aufbäumen unter ihrem unverschuldeten Elend. Noch immer sind sie Sklaven, sowohl sie, die das Land bebauen für einen Herrn, der ihnen als Entgelt nicht einmal ein menschenwürdiges Obdach bietet, als auch sie, die in den Schwefelgruben sich langsam vergiften lassen müssen! Sklaven der Scholle sind sie, nichts Anderes als Leibeigene, den Launen und den ungerechten Ansprüchen von Ausbeutern verfallen ... Man kann sich den furchtbaren moralischen und materiellen Druck vorstellen, der auf diese Weise von habsüchtigen Herren und von deren Creaturen und Stellvertretern, den Verwaltern und Pächtern, ausgeübt werden kann. Was Wunder, daß die so Geknechteten, für die die menschliche Gesellschaft nur Pflichten, keine Rechte hat, sich außerhalb derselben zu stellen kein Bedenken tragen, daß sie unter die Räuber gehen oder ihnen wenigstens Vorschub leisten, wann immer diese es beanspruchen? Sie haben eben Nichts zu verlieren! Aber nicht allein die Arbeitgeber sind die Bedrücker des armen, niedern Volkes in Sicilien; schlimmer noch wird es von den Gemeindeverwaltungen gedrangsalt. Dörfer oder vielmehr Gemeinwesen, welche, wenn man die Anzahl ihrer Einwohner in Betracht zieht, im ersten Augenblick die Wichtigkeit von wirklichen Städten zu haben scheinen, zeigen sich als Stätten der Barbarei, bevölkert, wie sie sind, von einer Menge elender Feldarbeiter, die durch den Zwang der Umstände zu einem steten Nomadenthum verurtheilt sind, unwissend im höchsten Grade und mehr oder weniger vom Räuberwesen angehaucht. Ueber dies unglückliche und verkommene Volk, welches vielleicht 11/12 der Bevölkerung ausmacht, herrscht eine kleine Oligarchie von Gutsbesitzern und Pächtern, oder unruhstiftende Habenichtse, die die Sache der Gemeinde in der Hand haben und wirthschaften, wie es ihnen gefällt. Sie vertheilen die Steuern nach ihren besonderen Interessen, und es liegt ihnen durchaus fern — sei es von Natur oder aus Berechnung — die physischen, die moralischen oder die intellectuellen Verhältnisse der Leute zu bessern. So wie sie eben sind, sind sie ihnen gerade recht und genehm! Manchmal sind zwei Parteien da, die sich als politische: gouvernative und oppositionelle, aufspielen; — im Grunde aber hat die Politik Nichts mit ihnen zu thun, es sind einfach Eifersüchteleien von zwei Familien oder Gruppen von Familien, von denen sich Die, die am Ruder sind, gouvernativ, — Die, welche darnach streben, oppositionell (roth oder schwarz — je nachdem!) nennen und sich rücksichtslos befehden. Grausig und ganz mittelalterlich ist, was man über den Haß zweier Familien in einem Ort nicht weit von Palermo hört, zwischen denen wegen der ersten Stelle in der Gemeindeverwaltung ein förmlicher Krieg entbrannte — in einem Jahre wurden von beiden Parteien nicht weniger als 35 Mordthaten begangen! — Und dieser Dualismus mit seinem Gefolge von Verderbtheit ist noch ein Glück zu nennen für die öffentliche Wohlfahrt und Moral: man paßt sich gegenseitig auf die Finger, damit die Gegenpartei nicht zu unglaubliche Dinge vollbringt, und schlägt Verbesserungen vor, um sich in ein gutes Licht zu setzen. In Ortschaften, die wie abgesperrt von dem civilisirten Theil der Insel liegen wegen der schlechten Straßen und Verbindungen, und für die die Presse keine Bedeutung hat, weil außer den Tyrannen und denen, die nach der Tyrannie streben, Niemand lesen kann, kommt Alles auf das persönliche Uebergewicht an, und zwei Parteien halten sich gegenseitig in Schach. Viel schlimmer aber ist es, wenn nur ein Einziger, naturgemäß

der einzige Großgrundbesitzer, Dictator ist und eine unbestrittene Herrschaft ausübt: da geschehen Ende des 19. Jahrhunderts Beispiele von mittelalterlicher Anmaßung und rücksichtsloser Selbstsucht, ohne daß eine einzige Stimme die Rechte der Humanität und der Civilisation geltend machen kann, nicht einmal vor Gericht. Natürlich ist an solchen Orten und unter solchen Umständen das italienische Gemeindegesetz todter Buchstabe und es ist dort seit 1860 kein nennenswerther Fortschritt gemacht. Die einzigen Ideen von Freiheit und Italianität werden nach und nach erst durch die zurückkehrenden Soldaten eingeführt, man braucht sich aber nicht zu wundern, daß noch 1870 das niedere Volk wie 1860 glaubte, daß „l'Italia" = la Talia, und diese die Frau Victor Emanuel's sei. Die Regierung dieser „Talia" fing vielverheißend an. Man war unglücklich gewesen unter den Bourbonen und weinte ihnen keine Thräne nach; man jauchzte dem neuen Herrscherpaar zu und glaubte, eine goldene, glückliche Zeit werde mit ihm beginnen. Aber schnell verflog der schöne Traum. Es kamen schwere Taxen, um so schwerer, als die wirthschaftlichen Verhältnisse noch nicht gebessert waren. Das war eine unliebsame Ueberraschung! — Vor 1860 hatten die Sicilianer weder an Schulen noch an Krankenhäuser, weder an Lehrer noch an Aerzte, weder an gepflasterte Straßen, noch an Kirchhöfe zu denken gehabt — Nichts davon existirte damals an den meisten Orten, und Niemand kümmerte sich darum. Die Bourbonen hatten sie vernachlässigt, aber sie hatten sie nicht durch schwere Abgaben gedrückt. Jetzt sollte man plötzlich durch Steuern die Mittel für alles Das, was den Städten bisher gefehlt hatte, aufbringen. Man gab ihnen Selbstverwaltung und legte diese in die Hände von, aus der Wahl der Bevölkerung hervorgegangenen Mitbürgern durch unbesoldete Ehrenämter. Konnte etwas vielversprechender, vertrauenerweckender sein? Aber die Väter der Stadt erwiesen sich durchaus nicht ihrer Aufgabe gewachsen. Sie vertheilten die Steuern höchst parteiisch, launenhaft und ungerecht; eine Schlacht- und Mahlsteuer belegte die nothwendigsten Lebensmittel mit schweren Taxen, aber auch die Hausthiere, die des Armen einziges Gut ausmachen, wie Esel und Schwein, gingen nicht frei aus, ebenso wurde jede Feuerstelle, jedes Stückchen Gartenland abgeschätzt, — bei den Freunden und Verwandten der herrschenden Partei wurde natürlich verständnißvoll vorübergegangen. Ueber die Aufgabe der Regierung, Schulen zu bauen, Lehrer und Aerzte anzustellen, Kirchhöfe anzulegen, für gesundes Trinkwasser und Reinlichkeit zu sorgen, Wege und Straßen in einen guten Stand zu setzen, und dergleichen gemeinnützliche Dinge mehr ging man entweder gänzlich oder, wenn sich das doch nicht machen ließ, möglichst leicht hinweg, man verfuhr aber wie toll mit Ausgaben des Luxus. Nicht allein, daß man nahe der Stadt einen Park anlegte und einen Musikdirector berief, der aus Freiwilligen der Bevölkerung eine Concerttruppe bilden sollte, die allsonntäglich auf dem Hauptplatz zu spielen hatte, nein, — man empfand auch plötzlich das unabweisbare Bedürfniß nach dramatischen Kunstgenüssen, baute Musentempel, zog Wandertruppen für Schauspiel nicht nur, sondern auch für Oper und Ballett (!) an den Ort, und bewilligte ihnen reichliche Zuschüsse aus dem Stadtsäckel. Den Lehrer aber bezahlte man wie einen Packträger — oder auch nicht; manchmal erkennen die Gewaltigen im Plenum ihm wegen eines aufrichtigen Wortes über die Mißwirthschaft eine Strafe zu, die darin besteht, daß sie ihm für einen oder zwei Monate sein Gehalt verlieren lassen (sein Gehalt, vielleicht 800 Lire, 640 ℳ, jährlich und sein einziges Existenzmittel!) oder das städtische Rechnungswesen ist, wie sehr oft schon, wieder einmal in die Brüche gegangen — dann schränkt man sich ein, indem man die Gehälter der angestellten Beamten nicht mehr bezahlt. — Wenn es dann anfängt, unangenehm zu werden, legen plötzlich alle unverantwortlichen Beamten aus Gesundheits- oder andern Rücksichten ihr Ehrenamt „zu ihrem tiefsten Bedauern" nieder, es wird ein königl. Commissar geschickt, der die Fäden entwirrt, so gut es geht, oder sie zerschneidet (er erklärt z. B. den Lehrern und anderen städtischen Beamten, daß ihre rückständigen Forderungen verfallen sind!) — dann wird eine neue Verwaltung, vielleicht die vorige, die während der Zeit recht gewühlt hat, gewählt, und die Geschichte kann von vorn wieder beginnen. . . . . Den Armenarzt anzustellen und Kirchhöfe anzulegen, ist denn auch bis heute noch nicht allen Gemeinden gelungen; nach wie vor bleiben die armen Kranken ohne ärztliche Hilfe; nach wie vor wird ein Todter aus dem Sarg in die allgemeine Grube gekippt. Die schwere Steinplatte senkt sich darüber und der Sarg — eine elende Kiste (wie denn für beides dasselbe Wort „cassa" gilt) steht zur weiteren Benutzung bereit. . . . . Der Stand nun, welcher berufen ist, für Aufklärung und moralische Besserung der Bevölkerung zu sorgen, der Lehrstand, Schule und Kirche, wie verhalten sich diese? Der Einfluß des Lehrers ist zu beschränkt — lehrt er doch meist vor leeren Bänken und wird als Nichtsthuer, als Aufdringling, namentlich aber als „Fremder" — das größte Verbrechen in ihren Augen! — von Hoch und Niedrig offen oder heimlich angefeindet; ganz besonders wird sein Leben furchtbar, wenn er aus Eifer oder Pflichtgefühl die Schule auf den Standpunkt bringen will, die sie als wichtigster Grundstein der Volkserziehung haben muß. Allgemeiner Schulzwang? Lächerlich für die Vornehmen, ein Aergerniß für die Geringen! Die Ersteren finden es unnütz, ja gefährlich, dem Volke die Mittel zu schaffen, sich aus seiner stumpfen Unwissenheit zu erheben; letztere denken, was in der Schule gelernt werde, seien brodlose Künste — sie wollen die Kinder nicht entbehren bei der Arbeit. In den Schwefelgruben verdienen schon zehnjährige Knaben bei 10—12stündiger Arbeit, anderswo hüten die Kinder das Vieh und helfen dem Vater, oder wem er sie vermiethet. Und der Klerus? Dieser ist der Einzige, der sich freundlich mit dem armen, ausgebeuteten Landmann stellt und ihm nicht herrisch begegnet. Zu ihrem „Curato" nehmen die Leute auch ihre Zuflucht, wenn sie in Geldnoth sind, und bereitwilligst leiht er ihnen gegen ein Faustpfand kleine Summen. Daß er, bis die Schuld getilgt ist, pro Lira wöchentlich einen Soldo (fünf Centesimi) beansprucht, finden seine Schuldner nur recht und billig; sie bringen regelmäßig und gern jeden Sonntag nach der Messe ihm ihren Tribut. Daß sie auf solche Weise 260% bezahlen, liegt ihnen fern, zu beargwöhnen! Nein, der Curato ist ihr einziger Freund; Alles, was er sagt, ist recht und gut! Blindlings und rückhaltlos ist der arme Analphabete der Kirche ergeben, der Cultus ist sein Ideal, die Kirchenfeste die einzigen Ruhe- und Lichtpunkte in seinem Leben. Jeder menschliche Fortschritt wird aber in Frage gestellt, so lange die Kirche durch blinden Glauben, thöricht und abergläubisch zur gleichen Zeit, über die Massen herrscht. Weder die Geistlichen noch die Väter der Stadt kümmert es, wenn die Schulen schlecht besucht sind, ebenso wenig, wie das sonstige Leben und Treiben der Einwohner, wenn sie nur zahlungsfähig bleiben! Aberglauben und altheidnische Mißbräuche lassen sich ja erst mit langer, geduldiger Belehrung nach Generationen ausrotten, aber das krasse Barbarenthum sollte doch mit Verordnungen und Verboten sich unterdrücken lassen, wenn nur eine Autorität, sei es die geistliche, sei es die weltliche, sich derselben entgegensetzen wollte. Noch wollen wir es für Dummheit ansehen, wenn man bei Augusta, dem Kriegshafen an der Ostküste, einen kranken Ochsen lebendig auf einem Scheiterhaufen verbrannt hat, anstatt ihn wie jeden andern Ochsen zu tödten — vielleicht steckte allerdings Zaubergeheimniß dahinter. . . Was will man aber sagen, wenn sich an einem andern Ort in jener Gegend um Heilung von Carbonchio, durch Genuß von krankem Fleisch verursacht, an solche Leute gewandt wurde, die „besser als die Aerzte wissen, daß solche Hautentzündungen von giftigen Spinnen hervorgerufen werden". Darum (!) hat man die entzündeten Stellen erst mit einem Stein bestrichen, darauf mit Wasser abgewaschen und dann, „weil (!) die Spinne beim Weben hin und her schaukelt", hat man den Kranken auch mit aller Gewalt und so lange in einem Laken hin und her geschwenkt, bis er todt war! Der Berichterstatter dieser Ungeheuerlichkeit macht dazu die treffende Bemerkung: Und dann geht man nach Afrika, um seltsame Sitten und Gebräuche zu studiren! Da nun der Klerus, der selbst erstaunlich unwissend ist, die Bemühungen des Lehrers durchaus nicht unterstützt, und die besseren Classen sich ebenfalls sehr abweisend gegen dieselben verhalten, so drängt sich dem ernsthaften Beobachter die Ueberzeugung auf, daß da mehr als Nachlässigkeit und Gleichgiltigkeit im Spiele sein muß; es scheint in der That das instinctive Gefühl maßgebend, daß, wenn dem niedern Volke Bildung gegeben würde, dies bei den gegenwärtigen Zuständen den Sauerteig der Unzufriedenheit ins Gähren bringen, den Geist der Auflehnung aufstacheln könnte. Ihnen Unterricht und Verkehrsstraßen zu geben, ohne ihre materielle Lage zu verbessern, würde allerdings nur Wind gesäet sein, um Sturm zu ernten. Es ist traurig, sagen zu müssen, daß nicht die Armen und Unwissenden des Volkes wirklich verderbt sind, sondern die begüterten Classen sind es. Die Verkommenheit in den unteren Schichten der menschlichen Gesellschaft ist auch vorhanden, in erschreckendem

Maße sogar, aber da handelt es sich um Rohmaterial, es ist das Barbarenthum der Urvölker. Auf der Höhe statt dessen finden wir die Verrottetheit des Verfalls und der Zersetzung einer Nation, alt und unfruchtbar, wie das basso impero. Und wenn jetzt das Volk eine Stufe der socialen Leiter hinaufsteigt, so findet es sich in einer Umgebung, die noch versumpfter ist als die, welche es verließ. Den guten, soliden Bürgerstand, in dem Einfachheit und Reellität, Gediegenheit und Rechtschaffenheit die Grundlage bilden und wo neben materiellen Interessen die geistigen eine warme Pflege haben, sucht man hier vergebens. Entweder finden wir nur eine Art übertünchter Armuth, schlimmer als die offene; oder wir sehen, daß die, welche durch Fleiß und glückliche Unternehmungen (auch vor dunklen schreckt man nicht zurück) reich geworden sind, das eifrigste Bestreben haben, den Adel zu erwerben. Man kauft ihn sich oder man nimmt ihn sich einfach; und anstatt, daß ein aufblühender Mittelstand den verarmenden Adel verdrängte, geschieht hier das Umgekehrte. So hat denn die Mittelschicht des Volkes in seinen verschiedenen Abstufungen ein ebenso charakteristisches wie seltsames Gepräge. Die jahrhundertelangen Zustände unter tyrannischen Regierungen hatten längst den Rechtsbegriff in einen Machtbegriff verwandelt, und wenn es von Jemand heißt, es sei ihm möglich, selbst oder durch Dritte Gewalt zu üben, so giebt ihm das auch jetzt noch eine geachtete Stellung. Personen, die allerlei auf dem Gewissen haben, sind in ihrem Kreise wohl gekannt, aber von der Justiz nicht. Oft sind es wohlhabende Leute, Gutsbesitzer oder Pächter, vielleicht gar Gemeinderäthe. Sie mischen sich in Privatangelegenheiten, um sich zu bereichern, und wer ihnen widerstehen wollte, wird getödtet. Man findet leicht Jemand, der das für den Gefürchteten thut. Die Urheber von Verbrechen werden selten entdeckt, und wenn sie wirklich schon eingezogen sind, werden sie doch bald wieder freigelassen, da es an Beweisen mangelt und kein Zeuge aufgetrieben werden kann, — oder aber, weil der Richter oder der Geschworene einen freundschaftlichen Wink bekommt, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen — vielleicht in Gestalt einer Kugel, die ihm in seinem Garten am Ohr vorbeisaust und eine sehr deutliche Sprache spricht. Geht nicht da der ganze Rechtsbegriff verloren? Was gilt hier das „fiat justitia!“ Wer darnach handeln wollte, würde für den erbärmlichsten Verräther gelten, den die Sonne bescheint, denn noch immer ist in den Augen des Volkes die Regierung seine natürliche Feindin. Entgegen aber dem staatlichen, geschriebenen Recht hat sich ein mündliches gebildet und durch den Gebrauch geheiligt: das Gesetz der omertà (d. i. Leute, die Blut in den Adern haben, die Männer sind). Als Grundartikel setzt dieses fest, daß ein Mann die Pflicht habe, sich mit eigenen Händen Recht zu schaffen, und er übergiebt Jeden der öffentlichen Verachtung und Rache, der sich an die Justiz wendet und sie unterstützt. Auch der ehrenhafte Mann aus dem Volke glaubt eine gute Handlung zu begehen, wenn er einen Mörder den Nachforschungen der Gerechtigkeit entzieht und sich weigert, gegen ihn zu zeugen. Denn das Gesetz der omertà sagt: Wenn ein Mann todt ist, soll man an die Lebenden denken. Jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Sympathie für die, welche sich außerhalb der Gesetze stellen, hat sich in Sicilien zu einer geheimnißvollen, ungreifbaren Macht verdichtet, die im Dunklen schleicht, überall lauert und überall sichere und ergebene Freunde findet, es ist die Mafia. Bewußt oder unbewußt, activ oder passiv, gehört ihr eigentlich Jeder aus dem Volke an; ob er sich an ihrem Thun betheiligt, ist im Grunde nur eine Frage der Gelegenheit; seine Rechtsanschauungen stimmen ihr zu. Das Mafiosenthum aber gipfelt im Räuberwesen. Es ist erstaunlich, wie mancher sonst brave und ehrliche Mensch aus dem Volke dasselbe ganz zu Recht bestehend betrachtet. Der gemeine Mann bewundert die Räuber als Mitglieder einer Gesellschaft, die mächtiger ist, als die Reichen, ja, als der Staat selbst. Nichts wäre ihm erwünschter, als selbst darin aufgenommen zu werden; den Räubern einen Dienst zu leisten, dünkt ihm selbstverständlich und eine große Ehre. Allerdings weiß er auch, daß, wer auch immer sich weigern würde, ihr Verlangen zu erfüllen, die längste Zeit gelebt hätte, denn eine Kugel aus dem Hinterhalt wäre ihm sicher, aber man hilft gern, wo und wie man kann. Die Räuber geben einen immer frischen Stoff zur Unterhaltung, manch Eines hat sich die Sage bemächtigt, und seine Heldenthaten und listigen Anschläge bilden den immer gleich anziehenden Stoff für die Plaudereien am Feierabend. Was die Regierung mit gutem Erfolge gegen die Räuber im Neapolitanischen und anderswo anwandte, geht nicht in Sicilien. Denn hier sind selten wirkliche Banden, die sich den Truppen entgegenstellen, wenn sie nicht mehr fliehen können, und deren Mitglieder keine andere Zuflucht mehr haben, als das Leben von Geächteten außerhalb der Wohnstätten. Hier haben die Wenigsten ganz mit der staatlichen Gesellschaft gebrochen. Meistens sind es Menschen, die anscheinend wie alle anderen leben, die ein ehrliches Gewerbe ausüben und die nur, wenn eine gute Gelegenheit auftaucht, sich vereinigen, den Streich ausführen und sich dann trennen. Wenn die Truppen sie überraschen, wohl — dann werden sie gefangen oder getödtet; aber wenn die bewaffnete Macht zu spät kommt, findet sie keine Spur mehr von ihnen. Sie sind ruhig zu ihren Beschäftigungen zurückgekehrt und verlassen sich darauf, daß weder die Beraubten noch die Gefangenen, weder deren Familien noch die zufälligen Zeugen sie anzuzeigen wagen, denn die Furcht vor einer unausbleiblichen, blutigen Rache hält sie zurück, oder die Scheu, den Codex der amertà zu verletzen — und ihr Vertrauen ist nur zu gerechtfertigt. Man begreift, daß, so lange nicht die Anschauungsweise der ganzen Bevölkerung eine vollständige Umwandlung erfährt, alle Mittel vergeblich sind — und diese Umwandlung zu schaffen, dazu gehören Generationen, denn eine neue Moral ist zu lehren, aber Niemand fühlt sich dazu berufen!

O. Blanck.

Bücherbesprechungen.

— **Mittheilungen des Stadtvereins für innere Mission in Dresden.** Nr. 47. August 1896. — Das wichtige Heft behandelt an der Spitze „die Weihe des Hauses“, nämlich des großen und schönen Vereinshauses mit seinem Hospiz und giebt alle die bedeutungsvollen und inhaltreichen Reden und Ansprachen, die bei dieser Gelegenheit Mittags und Abends gehalten worden sind, im Wortlaute wieder. Da hier jeder Redner sein Bestes gegeben hat in erbaulicher oder geschichtlicher oder in beiden Beziehungen gemischter Rede, so empfängt der Leser mit dem Bericht über das Geschehene zugleich nachahmungswerthe Vorbilder für etwaige eigene Thätigkeit auf ähnlichen Gebieten. Es folgen allerlei kleine Aufsätze über Dinge, die den Mitgliedern des Vereins von Wichtigkeit sein müssen, über eine zweite Anleihe, die Einrichtung des Hospizes, die Orgel, die Arbeit in der Expedition, dann ausführlichere Berichte von den betreffenden Helfern und Helferinnen über Kindergarten, Nähstube, Mädchenhort, Jungfrauenverein, Durchgangsstätte, über die nur zur besonderen Jahreszeit möglichen und nöthigen Veranstaltungen des Vereins, das Waldfest, die Sommerfrischen, wie über die das ganze Jahr hindurch betriebenen Hauptarbeiten, Kindergottesdienst, Knabenbeschäftigungsanstalt, Schriftenverbreitung, Bau und Unterhaltung von kleinen Wohnungen. Besonderen Dank verdient eine ausführliche Adreßtafel, die sich zugleich auf alle christlichen Vereine und Anstalten erstreckt. Das Heft legt Zeugniß ab von einer christlichen Liebesarbeit, die nach den Hilfsbedürftigen aller Art mit Eifer sucht und ihnen angedeihen läßt, was nur möglich ist.

B. K.

— **Zeitschrift für Praxis und Gesetzgebung der Verwaltung.** Herausgegeben von Dr. Otto Fischer, Geheimem Regierungsrath im Ministerium des Innern zu Dresden. Freiberg 1896. Verlag von Craz & Gerlach (Joh. Stettner). Preis für den Band: 8 ℳ. Bd. 17. Heft 3—8. — Die Fischer'sche Zeitschrift schließt mit den vorliegenden Heften ihren 17. Band ab und schon die Dauer ihres Bestehens bürgt für ihre Lebensfähigkeit, bürgt dafür, daß ihr Erscheinen einem wirklichen Bedürfnisse der betheiligten Kreise entsprochen hat und daß Herausgeber und Verlagshandlung bisher mit glücklichem Erfolge für die Befriedigung dieses Bedürfnisses bemüht gewesen sind. Ueber Natur und Charakter der Zeitschrift, die Stoffvertheilung in den einzelnen Heften und die Art der Stoffbehandlung ist an dieser Stelle kaum nöthig, etwas zu bemerken. Erwähnt sei nur, daß Finanzrath Dr. Schelcher in Dresden seine werthvolle Arbeit über das sächsische Eisenbahnenteignungsrecht durch Darbietung des zweiten Theiles über das Verfahren der Enteignungen für Eisenbahnzwecke im Königreich Sachsen fortgesetzt und zum Schluß geführt hat, und daß der Herausgeber eine Beantwortung der Frage, wen nach sächsischer Verwaltungs- bez. Spruchpraxis die Verpflichtung zur Bezahlung des Aufwandes zur Heilung mittelloser Personen trifft, die an Syphilis er-

krankt sind, und eine Darlegung des vorläufigen Ergebnisses der Volkszählung vom 2. December 1895 in Bezug auf die Gemeinden und Verwaltungsbezirke Sachsens den Lesern vorführt. Was die in den Rubriken: „Verordnungen und Entscheidungen oberster Verwaltungsbehörden" und „Vermischtes" enthaltenen Präjudizien betrifft, so dürfte es vielleicht von Interesse sein, daß sich in den vorliegenden Heften 80 Entscheidungen und Verordnungen des königl. sächs. Ministeriums des Innern finden, während das königl. sächs. Oberlandesgericht mit 9, das Reichsgericht mit 7, das königl. sächs. Landesversicherungsamt mit 5, das ev.-luth. Landesconsistorium mit 4, das königl. sächs. Justiz- und das Cultusministerium mit je 3, der königl. sächs. Competenzgerichtshof mit 2, das königl. sächs. Kriegsministerium, das königl. preuß. Ministerium des Innern, das königl. preuß. Oberverwaltungsgericht, das königl. preuß. Kammergericht und das Landgericht Berlin mit je 1 Nummer betheiligt sind. Es kann vielleicht auffällig erscheinen, daß in dieser Aufzählung das königl. sächs. Finanzministerium keine Stelle gefunden hat, doch erklärt sich dies sehr leicht dadurch, daß demselben wenigstens auf den beiden Hauptgebieten, auf denen Entscheidungen desselben zu fällen sind, den Gebieten der directen und indirecten Steuererhebung, andere Organe zur Veröffentlichung seiner Aussprüche zur Verfügung stehen. Der Löwenantheil, den das Ministerium des Innern an den Präjudizienmittheilungen der Zeitschrift für sich in Anspruch nimmt, erklärt sich nicht allein aus der engen Verbindung des Herausgebers mit dieser Behörde, sondern auch daraus, daß nach der derzeitigen sächsischen Behördenverfassung das Ministerium des Innern zugleich in der Hauptsache als oberster Verwaltungsgerichtshof fungirt, dem gegenüber sowohl das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts als oberste Verwaltungsbehörde in Sachen des Unterrichtswesens und des staatlichen Aufsichtsrechts über die verschiedenen Confessionen als auch das Evangelisch-lutherische Landesconsistorium als solche für die Verhältnisse der evangelisch-lutherischen Landeskirche schon deshalb erheblich zurücktreten, weil deren Thätigkeit auf diesen Gebieten doch mehr eine rein verwaltende als eine entscheidende ist. Erwähnt sei schließlich noch, daß der Herausgeber in der Abtheilung für Vermischtes auch einen Auszug aus den amtlichen Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamtes über den Erfolg des Impfgesetzes und eine Mittheilung über die Thätigkeit des an der Universität Göttingen begründeten Seminars für Versicherungswesen mittheilt.

*
* *

— **Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft.** Begründet von **L. Quidde.** Neue Folge, im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks herausgegeben von **Gerhard Seeliger.** Erster (der ganzen Folge siebenter) Jahrgang. 1896/97. Vierteljahrsheft 2. Dazu Monatsblätter Nr. 4—6. Freiburg i. B. und Leipzig, akad. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1896. 8°. — Das vorliegende Heft wird fast vollständig durch einen Aufsatz von **K. Lamprecht:** „Was ist Culturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik" ausgefüllt, in welchem der Verfasser sein Programm eingehender entwickelt als dies bisher geschehen ist. Absichtlich haben wir uns an dieser Stelle in dem Kampfe der verschiedenen Richtungen innerhalb der neueren Geschichtswissenschaft auf Referate beschränkt, weil wir überzeugt sind, daß es sich keineswegs um Verdrängung der einen Richtung durch die andere handeln kann, sondern lediglich um Ergänzung der Ergebnisse der einen durch die der anderen, also um eine Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes, die man in jedem Falle willkommen heißen muß. Wir freuen uns, daß Lamprecht's Arbeit sich auch auf diesen Standpunkt stellt. Er unterscheidet in der Geschichtswissenschaft zwei Strömungen, die individualistische, die bis vor wenigen Jahrzehnten in der Hauptsache die alleinherrschende war, und die „collectivistische", die er auch als culturgeschichtliche bezeichnen will; wie jene der älteren Individualpsychologie, so entspricht diese der neueren Socialpsychologie. Ein Bild aus dem Gebiete der Akustik dient Lamprecht zur Erläuterung seiner Anschauung: ein Accord ist nicht blos die Summe der einzelnen Töne, die ihn bilden, sondern zugleich etwas Neues; ebenso ist der Gesammtwille, das Gesammtbewußtsein der socialen Bildungen etwas anderes als die Summe des Willens, des Bewußtseins der einzelnen Individuen. Für das Verständniß der geschichtlichen Vorgänge ist es nun ohne Frage von großer Wichtigkeit, diese „socialpsychischen" Erscheinungen kennen zu lernen; daß dies die älteren Richtungen der Geschichtswissenschaft so völlig übersehen haben sollten, können wir freilich nicht zugeben. Eher sind wir mit dem Verfasser einverstanden, wenn er (S. 86) sagt, daß die individualistische und die collectivistische Geschichtsforschung gleichberechtigt nebeneinander stehen und sich gegenseitig ergänzen; er baut damit die Brücke, auf der sich die beiden Richtungen begegnen und zu gemeinsamem Schaffen vereinigen können. Die weiteren Ausführungen über Freiheit und Nothwendigkeit in der Geschichte, über das Bedürfniß die weltgeschichtliche Entwickelung im Rahmen der Nationen, nicht der Staaten darzustellen, über die Untersuchung der socialpsychischen Factoren, die Feststellung des aus der Summe derselben sich ergebenden geistigen „Diapason" eines Zeitabschnittes, die Eintheilung der Geschichte auf Grund dieser Feststellung in Perioden — wie sie der Verfasser in seiner Deutschen Geschichte versucht hat —, über die Nothwendigkeit statistischer Massenuntersuchungen u. s. w. können wir hier unmöglich näher eingehen; es mag genügen, auf die Schlußsätze hinzuweisen, in denen Lamprecht die Hauptergebnisse so zusammenfaßt: „Das geschichtliche Leben, soweit es nicht eminent individualistisch angeregt ist, verläuft in der Entwickelung der socialpsychischen Factoren der Sprache, der Wirthschaft und Kunst, der Sitte, der Moral und des Rechts, und bestimmte Entwickelungsstufen dieser Factoren charakterisiren die Entwickelung des regulären, nationalen Lebens. Die weltgeschichtliche Entwickelung aber kommt zu Stande, indem vermöge von Renaissancen, Receptionen, Ex- und Endosmosen bei Eintritt bestimmter Bedingungen psychische Errungenschaften der einen Nation auf die andere übertragen und in dem Entwickelungsgang der aufnehmenden Nation zu anderen Formen integrirt werden. . . . Der Nachweis aller dieser Vorgänge ist die Aufgabe der Culturgeschichte; denn in ihnen vollzieht sich die Entwickelung der Cultur. Die Culturgeschichte ist mithin die vergleichende Geschichte der socialpsychischen Entwickelungsfactoren und sie verhält sich zur Sprachgeschichte, Wirthschaftsgeschichte, Kunstgeschichte u. s. w., wie sich sonst vergleichende Wissenschaften zu den ihr untergeordneten Wissenschaften zu verhalten pflegen." — Kleine Mittheilungen haben beigesteuert **H. Grotefend** (über den Kalenderstein von Stürzelbronn in Lothringen), **A. Pannenborg** (Ergänzungen zu Lambert's Hersfelder Klostergeschichte nach einer Wolfenbütteler Handschrift), **Paul Sander** (zur Kritik der angeblich von Peter Harer herrührenden Beschreibung des Bauernkrieges, die als ein auf officiellen Grundlagen beruhender ziemlich gleichzeitiger Bericht erscheint) und **K. Maurer** (Hinweis auf eine Arbeit von Hans Forssell über die Auslegung von Artikel 4 des Kieler Friedens vom 14. Januar 1814). Den Schluß des Heftes bildet die Fortsetzung der Bibliographie. — In den Monatsblättern finden sich neben zahlreichen Kritiken und Nachrichten Aufsätze von **A. Doren** „Neuere Arbeiten zur Bevölkerungs- und Socialstatistik des 15. und 16. Jahrhunderts", in welchen an der Hand von zwei Arbeiten von F. Eulenburg auf die der geschichtlichen Bevölkerungsstatistik noch anhaftenden Mängel hingewiesen wird, von **Ernst Bernheim** „Behauptung oder Beweis?", der sich nicht blos gegen das von F. Kurze angenommene Quellenverhältniß zwischen der Vita und den Annalen Einhard's, sondern mehr noch gegen eine kürzlich mitgetheilte abfällige Aeußerung v. Sybel's über den Nutzen von Lehrbüchern der historischen Methode wendet, endlich den Anfang einer Artikelreihe von **Kurt Breysig** „Ueber Entwickelungsgeschichte", in welcher die Frage über das Arbeitsgebiet der Geschichte wieder aufgenommen und in sehr weitem Sinne beantwortet wird. Wir sind keineswegs gegen methodologische und theoretische Erörterungen über Geschichtswissenschaft eingenommen, hoffen aber doch, daß sie nicht immer so breiten Raum in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft einnehmen möchten, als diesmal, zumal dabei wirklich neue Gedanken doch eigentlich recht selten ausgesprochen werden.

—m—

— **Wilhelm Vollert, Tabellen zur neutestamentlichen Zeitgeschichte.** Leipzig, Deichert, 1897. 1 ℳ 40 ₰. — Nicht zur Zeitgeschichte, sondern lediglich zu den Schriften des Neuen Testaments giebt der Verfasser überaus brauchbare und nützliche Tabellen über Verfasser, Empfänger, Inhalt, Bezeugung. Namentlich die vierte Rubrik ist für den gebildeten Bibelleser von höchstem Interesse. Ein Vorzug, nicht ein Mangel der Schrift ist es, daß sie nicht alle möglichen Vermuthungen und Hypothesen verarbeitet, sondern vorwiegend die gründlichen und ruhigen Forschungen des Meisters, Bernhard Weiß, zu Grunde legt. Der mit Wissen reich gesättigte Studiosus empfängt in den Tabellen eine hochwillkommene pièce de résistance für das schwierige Examen.

J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 147. Dienstag, den 8. December. 1896.

Avers, eine deutsche Sprachinsel in Graubünden.

Ein verlorener Winkel im Alpenland nach dem andern wird durch den Straßenbau und die regelmäßige Postverbindung aus seinem Dunkel ans Licht hervorgezogen, gewiß in den meisten Fällen zu Nutz und Frommen der Gemeinde, die ja in der Regel materiellen Vortheil aus ihrer leichteren Verbindung mit der Welt zieht. Freilich schwindet damit auch der große Reiz, den ein bis dahin verborgenes Thal gerade durch seine Wildheit, Einsamkeit und Abgeschlossenheit für den Culturmenschen gehabt hat, und der unaufhaltsame Zug der Neuzeit, Alles zu nivelliren, alle Eigenschaften und Besonderheiten abzuschleifen, hat wieder einmal einen Schritt vorwärts gethan. Der geneigte Leser möge es mir glauben, daß es mir wie ein Stich durch's Herz ging, als ich vor einigen Wochen bei einer kurzen Anwesenheit in Chur aus der Uebersicht der eidgenössischen Fahrcourse im Oberpostdirectionsbezirk Chur ersah, daß nun auch nach dem Avers, jenem einsamen Hochthal, das die höchsten dauernd bewohnten Ortschaften in Europa besitzt, eine Poststraße führt, die vom 15. Juni bis 15. September in 4½ Stunden von Andeer an der Splügenstraße bis nach dem Hauptörtchen Cresta führt. Daß eine Straße im Avers im Bau begriffen war, wußte ich aus dem Baedeker, daß sie aber schon so bald vollendet ist, war mir neu und überraschend.

In wenig Jahren vielleicht ist das mehr als bescheidene Wirthshäuslein in Cresta eine besuchte Fremdenstation für Luftschnapper geworden und die ganze Qual der modernen Uebercultur macht sich auch hier vielleicht einmal breit, wo ein Fremder eine seltene Erscheinung war und mit einer von Herzen kommenden Gastfreundschaft empfangen wurde, so daß man sich sofort unter diesem merkwürdigen Völklein heimisch fühlte.

Glücklich preise ich mich, daß es mir vor einer Reihe von Jahren vergönnt war, einige Tage in diesem herrlichen Hochthal und unter seinen wackeren Bewohnern zu verleben, als in das auf drei Seiten von 3000 m hohen Felsmauern eingeschlossene Avers nur ein rauher steiniger Fußpfad führte, der von der Ortschaft Ferrera aus bald hoch über dem weißschäumenden Averser Rhein, bald dicht dem Ufer folgend, meist durch Wald und Felswildnisse mühsam die höhere und offene Thalstufe des eigentlichen Avers gewann.

Da das deutsche Avers zwischen Val di Lei, Ferrera, Oberhalbstein und Bergell, rings von ladinischem und italienischem Gebiet umgeben, also eine eigentliche Sprachinsel auf wälschem Boden, ebenso für Ethnographen und Botaniker wie für den einfachen Touristen von hohem Interesse ist, so wird vielleicht eine Schilderung meines Besuches aus der „vorpostalischen" Zeit und ein kurzer Ueberblick über die Geschichte und die Lebensweise seiner Bewohner den einen oder den anderen Leser veranlassen, das Thal aufzusuchen und Vergleiche anzustellen zwischen der Vergangenheit und der schnelllebigen Gegenwart.

Doch zuvor sei in zwei Worten gesagt, wo überhaupt Avers liegt, das bis dato der Mehrzahl der die Schweiz Besuchenden ein unbekannter Name gewesen sein dürfte. Das Avers bildet, kurz gesagt, ein Glied einer Verbindung der Splügenstraße mit dem Julierpaß und dem Oberengadin. Ein kleines Stündchen oberhalb Andeer an der Splügenstraße steht der Wanderer am Eingang in das Ferrera- und Innerthal, das nach Westen zwei Ausgänge besitzt: über den 2584 m hohen Stallerberg nach Bivio an der Julierstraße und über die 2673 m hohe vergletscherte Forcellina zum Septimerpaß, jener jetzt ganz verödeten einstmaligen Kaiserstraße, die von Casaccia im obersten Bergell nach Bivio führt. In nördlicher Richtung führen zwei selten begangene Uebergänge ins Val da Faller nach Molins (Mühlen) im Oberhalbstein, nach Süden gelangt man entweder durch das Madriserthal oder durch das Val Bregalga und den Passo della Duana (letzterer ist vergletschert) nach Castasegna resp. Soglio im Bergell. Man sieht, selbst die neue Poststraße bis Cresta führt vorläufig in eine Sackgasse, aus der es nur auf steilen und mühsamen Bergpfaden wieder hinausgeht.

Ich hatte in dem auf einer Mittelgebirgsstufe inmitten prachtvoller Kastanienwälder herrlich gelegenen Soglio einige schöne Tage zugebracht und beschlossen, dem abgelegenen Avers einen Besuch abzustatten. Der zum Paßübergang erforderliche Führer war bald gefunden und so ging es eines schönen Tages gegen Ende Juli zu frühester Morgenstunde im Zickzack die bis hoch hinauf mit Weiden bedeckten nördlichen Abhänge des Bergell hinan, stets mit schönem Rückblick auf die Bergeller Berge, namentlich in das Val Bondasca mit dem schaufelförmigen Piz Badile. Nach etwa drei Stunden war die Paßhöhe erreicht und damit ein Niveauunterschied von 1620 m überwunden. Eine Zeit lang geht es nun auf weiten Schneefeldern ziemlich eben zwischen dem Pizzo Marcio 2906 m (westlich) und dem Pizzo della Duana 3133 m (östlich) dahin, dann senkt sich ein mäßig großer spaltenarmer, daher gefahrlos zu überschreitender Gletscher, dem der Averser Rhein entströmt, anfangs ziemlich steil, bald aber in sanfterer Neigung ins Val Bregalga hinab. Ein völlig baumloses Hochthal lag vor uns, nur von kleinen Weilern belebt, zwischen denen auf den üppig grünen Matten zahlreiche Menschen beschäftigt waren, das Gras zu mähen. Im Juli und August bildet nämlich das Avers, dessen Wiesen trotz der beträchtlichen Höhe von 2000 m über dem Meere ebenso im Werthe geschätzt sind, wie sie überaus reichlichen Ertrag geben, der Wallfahrtsort für Arbeitsuchende, selbst aus weit entfernten Gegenden wie aus dem Montafun und dem westlichen Tirol, und obgleich um diese Zeit oft über 100 fremde Arbeitskräfte im Thal sind und von halb 3 Uhr in der Früh bis spät in den Abend hinein fast ununterbrochen gearbeitet wird, dauert die Ernte selbst bei gutem Wetter doch volle 6 Wochen. Freilich bilden die Wiesen indirect die einzige Nahrungsquelle der Avner, ihren einzigen Reichthum und ihren Stolz. Am Ausgang des Val Bregalga stehen einige kleine Häuschen; wir überschritten den von Juf herkommenden kleinen Bach und passirten den gleichfalls nur einige Häuser umfassenden Weiler Juppo am Bach und Pürt, bis wir nach anderthalbstündiger Thalwanderung im Hauptort des Avers, in Cresta, Halt machten, der auch nur aus zehn Wohnhäusern und 22 Ställen besteht, immerhin aber Kirch- und Schulort ist und als solcher den Mittelpunkt der Gemeinde bildet. Beim Pfarrer konnten wir nicht bleiben, da er schon zwei Zürcher als Gäste bei sich hatte, die gerade auf einer mehrtägigen Wanderung durch die umliegenden Bergketten begriffen waren, dagegen nahm mich sein Nachbar, ein Herr Salis — gegen gute Bezahlung — gern auf, dessen Familie seiner materiellen und gesellschaftlichen Stellung nach sozusagen das Patriziat im Thal bildet; im Winter und Frühjahr übte er mit seiner Frau, einer Nizzardin, regelmäßig das einträgliche Geschäft eines Cafetiers und Conditors in Nizza aus; Sommer und Herbst verlebte er in stiller Beschaulichkeit in seinem Heimathdorfe ohne besondere Beschäftigung, seine Mittel erlaubten es ihm. Von diesem weltgewandten und kenntnißreichen Mann, der außer französisch, italienisch, englisch, romanisch auch recht gut schriftdeutsch sprach, erfuhr ich über die Geschichte und die Lebensweise der Avner manches Interessante. Die schwierige Frage nach dem Ursprung dieser merkwürdigen deutschen Sprachinsel vermochte auch er freilich nicht zu lösen, manche neueren Forscher, z. B. Dr. P. C. v. Planta in seinem Buche: „Die currätischen Herrschaften", neigen sich der Ansicht zu, daß die Avner sammt den Davosern

und den Bewohnern von Vals und Savier Tochtercolonien der ersten Valsergemeinde im Rheinwald, von der urkundlich feststeht, daß sie von Oberwallisern gegründet ist, während früher die allgemeine Meinung die war, daß die Deutschen der großen Sprachinsel im Gebiet des Hinter-, Savier- und Valserrheines, sowie die Avner wahrscheinlich Schwaben resp. Franken seien, die im 12. und 13. Jahrhundert von den Hohenstaufen aus ihren Stammländern zum Schutze der Pässe in den Rhätischen Alpen verpflanzt seien. Für die erste Ansicht wird die Verwandtschaft ihrer Idiome mit dem des Oberwallis geltend gemacht, während für die zweite Meinung der eigenartige Typus ihrer äußeren Erscheinung spricht; die Avner haben nämlich meist blonde, schlichte Haare, blaue Augen und einen viereckigen Schädel, so daß ich beinahe glaubte, Bewohner des alten deutschen Herzogthums Sachsen vor mir zu sehen. Sie sprechen ein beinahe dialektfreies Deutsch, eine Erscheinung, die man überall da antrifft, wo die Bewohner durch die Lage ihres Ortes gezwungen sind, gleichzeitig in mehreren Sprachen mit ihren Nachbarn zu verkehren.

Der Name Avers, eigentlich Afers, wie das Thal gl. N. in Tirol bei der Plose, erscheint in Urkunden zuerst im Jahre 1372; seit dem Jahre 1407 im Bündniß mit Oberhalbstein, Bivio- und Rheinwald, schließt sich die Thalschaft 1425 an den Oberen Bund an, erlangt etwa 100 Jahre später ihre politische Freiheit und nimmt gleichzeitig die Reformation Zwingli's an, der die Avner noch heute sämmtlich angehören. Nach dem Landrechtbuch vom Jahre 1644 standen der Thalschaft ein Ammann, ein Statthalter, ein engerer Rath und ein weiterer, der Rath der „Vierundzwanziger" vor, später bildete sie mit Bivio und Remüs im Unterengadin ein Hochgericht, wobei sie aber nur ⅓ ausmachte; seit Einführung der neuen Cantonsverfassung dagegen einen Kreis, an dessen Spitze der Kreispräsident steht, eben mein hospes, die Wahlen für den großen Rath trifft es mit Andeer gemeinschaftlich.

Am späteren Nachmittag machte ich in Begleitung des sehr liebenswürdigen Pfarrers, der in noch sehr jugendlichem Alter bereits seine Lebensgefährtin verloren hatte, einen Spaziergang ins Oberthal, wie man die Thalschaft oberhalb Cresta nennt, hinauf. Es fiel mir sogleich auf, daß so manche Häuser gänzlich leer standen; ich machte meinen Begleiter darauf aufmerksam und er gab mir dafür die Erklärung. Zunächst nimmt die Bevölkerung langsam aber stetig ab, nach einem Vermerk vom Jahre 1645 im Avner Kirchenbuch zählte das Thal damals 498 Seelen, jetzt ist die Bevölkung auf unter die Hälfte jener Zahl, nämlich ungefähr 230 zusammengeschmolzen und wenn die Verminderung in gleichem Maße bestehen bliebe, der Zeitpunkt mit Sicherheit bestimmt werden könnte, wo überhaupt das Thal ausgestorben ist. Möglicherweise bringt die fertig gestellte Straße in diese Verhältnisse eine günstige Aenderung. Der andere Grund liegt darin, daß fast alle Häuser mehrere Besitzer haben, nämlich so viel Erbberechtigte vorhanden sind. Im Frühsommer wohnen nun alle Leute in dem Hauptorte und die höher und einsam gelegenen Weiler im Oberthal bleiben so lange unbewohnt, bis der Heuvorrath in den Häusern des Hauptortes aufgebraucht ist und die Besitzer in ihr höher gelegenes Eigenthum ziehen, um auch dort den Heuvorrath auszunutzen. Nur in Cresta und in Campsut (s. u.) sind die Häuser ganz aus Stein gebaut und besitzen eine gewölbte Hausflur, in den Häusern der anderen Ortschaften sind nur der Unterbau und die Wetterseite gemauert, die übrigen Seiten bestehen nur aus Holz; die Stuben sind meist sehr niedrig und haben sehr kleine Fenster, die aber durch den reichen Flor blühender Nelken ein freundliches Gewand zu zeigen pflegen. In jedem Hause findet man braune plattenförmige Kuchen bis zum Dach hinauf aufgeschichtet, die auf den ersten Augenblick wie Torf erscheinen, in Wirklichkeit aber getrockneter Schafdünger sind; das einzige Brennmaterial des holzarmen Avers! Die Ställe sind überall von den Wohnhäusern getrennt und ganz aus Holz erbaut. Nur ein Haus im ganzen Avers kann einigermaßen den Anspruch machen, ein Herrenhaus genannt zu werden, es ist das nur 10 Minuten östlich von Juppa, das wir heute Morgen passirt haben, gelegene sogenannte Podestatshaus. Nach der Inschrift über der Hausthür: „Hostibus invitis, vivat Strubea, pro pago agere et pati, fortia Strubeum est 1664" gehörte es einem Avner, denn Strub ist ein Avnergeschlecht und Nachkommen des Erbauers leben jetzt noch im Thale. Wahrscheinlich ist der Erbauer in irgend einer Nachbargemeinde Podestat gewesen — das Avers kennt diese Würde nicht — und die Bevölkerung nannte das palastartige Gebäude, das nie ein Amtshaus gewesen ist, dem Erbauer zu Ehren Podestatshaus. Der letzte und höchste Weiler der Thalschaft heißt Juf, er besteht nur aus acht Häusern und ist mit 2133 m Meereshöhe sicherlich das höchste Winterdörfchen Europas, im Uebrigen bietet es keine weiteren Merkwürdigkeiten. Hier trennen sich die Wege, die aus dem Avers wieder hinausführen: der begangenste führt zuerst über Matten, dann über ein trümmerreiches einsames Hochthal über den Stallerberg in gut drei Stunden nach Bivio, er wurde bisher von den Avnern ziemlich häufig benutzt, wenn sie schwere Lasten zu tragen hatten, die sich bequemer auf diesem Wege transportiren ließen als auf dem Thalweg nach Andeer; das wird sich nun nach Herstellung der Straße ändern und dieser Uebergang wird gerade so veröden, wie der zweite, der steiler als der erste auf die Forcellina hinaufführt, von wo der Weg zur Meloja sich über die steile Fuorcla di Lunghino fortsetzt, im Ganzen eine stramme Wanderung von gut 5 Stunden. Ein dritter noch viel seltener benutzter Uebergang führt endlich von Juf an den kleinen Flußseen, die noch tief in den Sommer hinein unter Schneefeldern vergraben zu liegen pflegen, vorbei über das Fallerjoch nach dem Val da Faller und nach Mühlen im Oberhalbstein (s. o.) Wir kehrten nach kurzer Rast in Juf wieder um, besahen im Podestatshaus, wo inzwischen die jetzigen Bewohner sich eingefunden hatten, einige Erinnerungen an frühere Zeiten und trafen zur rechten Zeit zum Abendessen ein, das schon in dem Pfarrzimmer dampfend unserer harrte. Es gab eine absonderliche Speise; nämlich auf meinen besonderen Wunsch Murmelthierbraten. Der Braten schmeckte nicht übel, ähnlich dem Wildschwein, ich ziehe aber Roastbeef unter allen Umständen vor. Nach dem Essen leisteten außer dem Pfarrer auch noch Hr. Salis und seine Frau, später auch die beiden Zürcher, die sich bei ihrem botanischen Streifzug arg verspätet hatten, Gesellschaft. Die Flora des Avers soll sehr interessant und entsprechend der großen Ausdehnung des Gebietes (ca. 300 qkm) ungemein mannigfaltig sein, Kenner verweise ich auf einen Aufsatz von Fr. Käser in den Publicationen des Schweizer Alpenclubs; mir als Laien imponirte die große Fülle von Edelweiß, das ich am andern Morgen wieder in Gemeinschaft mit dem Hrn. Pfarrer an den nahen Felsen mühelos einheimste. Das Gespräch an jenem Abend drehte sich besonders um wirthschaftliche Fragen des Avers. Wenngleich von eigentlicher Armuth im Thal nicht die Rede sein kann, vielmehr wohl jeder Avner anständig zu leben hat, Dank vor Allem den äußerst geringen Ansprüchen, die er an Nahrung, Kleidung und überhaupt an alle Lebensgenüsse stellt, die dem Culturmenschen als unentbehrlich erscheinen, so erübrigt wohl selten Jemand etwas, der nicht auswärts seinen Unterhalt findet; nur allein durch den Viehhandel während der Herbstmonate kommt etwas baar Geld ins Land, die Pachtgelder für fremdes Vieh, das auf ihren Weiden sömmert, und für diejenigen Alpen, die an Bergamasker Schafhirten verpachtet sind, gehen für den Tagelohn der zahlreichen fremden Schnitter (s. o.) mehr als darauf; Holz kann nicht ausgeführt werden, weil das wenige Holz, das der etwa 600 ha umfassende Gemeindewald liefert, kaum für den eigenen Bedarf langt, so daß meist mit Schafdünger geheizt werden muß. Die eigentlichen Landesproducte, d. h. Milch, Butter und Käse, werden größtentheils von den Avnern selbst verzehrt, die sich ja Fleischnahrung nur an wenigen Tagen des Jahres gestatten, einige Wohlhabende ausgenommen. Es sind schon vielfach Versuche gemacht worden, eine Hausindustrie, z. B. Uhrmacherei oder Stickerei, oder Holzschnitzerei ins Leben zu rufen; aber es fehlt zwar nicht an der nöthigen Intelligenz und Geschicklichkeit, wohl aber an dem nothwendigen Capital und ein wenig auch an der Thatkraft und Energie. Denn es kann nicht geleugnet werden, der Avner ist zwar in seinem landwirthschaftlichen Betriebe, in der Viehzucht und in der Alpwirthschaft sehr fleißig und thätig, aber jeder Neuerung und Verbesserung principiell abhold; er kommt zu wenig mit der Außenwelt in Berührung und ist es nicht anders gewohnt, als von der Hand in den Mund zu leben. Auf der andern Seite freilich geben die Avner den Gerichten wenig oder gar nichts zu thun. Diebstahl, Verleumdung, Sittlichkeitsverbrechen sind unbekannt, die Hausthüren bleiben meist Tag und Nacht unverschlossen, und wenn ja einmal etwas Unrechtes vorkommt, so ist fast stets ein Fremder dabei im Spiele gewesen. So haben die Avner Jahrhunderte hindurch ein von den Vortheilen und den Schattenseiten der modernen Cultur beinahe unberührt gebliebenes Leben geführt, das gewiß in mehr als einem Besucher den Wunsch in seinem Innern hat

aufsteigen lassen, sich hier niederzulassen und der großen Welt mit ihren vielen Enttäuschungen zu entsagen. Wie weit sich diese Verhältnisse durch den nunmehr erfolgten Anschluß an die Außenwelt ändern werden, bleibt abzuwarten.

Im nächsten Morgen stattete ich zunächst der Kirche einen Besuch ab, die, etwa 250 Schritt von Cresta entfernt, sich frei und malerisch auf einem Felskopf erhebt, an dessen Abhängen ich das oben erwähnte Edelweiß so massenhaft fand. Die Kirche ist zwar höchst einfach gebaut, besitzt aber mehrere Glocken, die aus der Zeit vor der Reformation stammen; die größte von ihnen trägt ein Marienbild und die Inschrift: „O rex glorie veni nobis cum pace et tempestive Jesus Maria 1513." Die übrigen Weiler des Thales besitzen weder Kirche noch Schule; die Avner, die sich erbauen oder etwas lernen wollen, müssen nach Cresta kommen; einen Arzt giebt es nicht, der nächste wohnt in Thusis, eine starke Tagereise entfernt, und hat jedenfalls in Avers nur sehr wenig zu thun, denn Dank des mäßigen Lebens und der starken körperlichen Arbeit, die fast stets in frischer, anregender Bergluft geschieht, erfreuen sich die Leute prachtvoller Zähne, kräftiger Verdauungswerkzeuge und gut ausgebildeter Lungen, sind also selten krank und erreichen durchschnittlich ein hohes Alter; Leute von 80 Jahren und darüber gehen noch unbehindert ihrer häuslichen Beschäftigung nach. Dem entsprechend fand ich auch bei meiner Durchwanderung durch das ganze Thal bis Campsut lauter große kräftig gebaute Gestalten, nicht gerade übermäßig hübsch, was das weibliche Geschlecht betrifft, aber mit gesunder Gesichtsfarbe und aus ihren hellblauen Augen frisch und munter in die Welt schauend. Bald nach dem Mittagsessen, das nach Landessitte bereits um 11 Uhr eingenommen wurde, brach ich allein bei bedecktem Himmel auf, um die Splügenstraße zu gewinnen, begleitet von den freundlichen Wünschen des Pfarrers und meines Gastgebers. Zwei Wege standen mir zur Verfügung: der eine steigt gleich hinter dem Dorf in den engen Tobel hinab, durch den der Averser Rhein braust, der andere bleibt noch eine Strecke auf der Oberstufe des Thales und vereinigt sich erst unweit des Weilers Cert mit dem vorhin erwähnten Weg, der im Winter, wenn fester Schnee ihn bedeckt, am Meisten benutzt wird. Ich wählte den zuletzt genannten, weil er eine schöne Aussicht auf die hier noch ziemlich gut bewaldete Südflanke des Rheinthales bot und deutlicher ausgetreten war, als der zweite, der im Sommer wenig begangen wird. Immerhin ist aber auch er schmal und holperig genug und ich beneidete den jungen Postboten nicht, der mir dicht vor Cert schwerbeladen begegnete und den Weg von Canikül nach Cresta täglich hin und zurück machen muß und dafür eine jährliche Remuneration von 800 Franken bezieht! Bei Cert, einem Weiler, der 5 Häuser zählt, mündet das Madriser Thal in das Hauptthal. Vier Höfe: „unterm Ransen", „beim hohen Haus", „im Städtli" und „Susten" liegen in diesem Thal, das sich bei der Hütte Soveana in das Val di Lago und Val di Roda gabelt, aus welch letzterem ein unvergletscherter Uebergang ins Bergell führt; von fremden Touristen wird das Madriser Thal gewiß noch viel weniger besucht als das Averser, manche Bergspitzen gegen die italienische Grenze sind, außer von Schmugglern, wohl kaum je von Menschen betreten worden. Bald ist auch Campsut, dialektisch Marut, mit neun Häusern, der letzte Weiler und der Ueberlieferung nach die älteste Ansiedelung im Avers, passirt und es beginnt der unbequemste, aber auch am Meisten romantische Theil des Weges, der das deutsche Avers von dem romanischen Ferrera trennt. Von der Poststraße wird man wohl kaum einen richtigen Eindlick gewinnen in die finstere und enge, geradezu Grausen erregende Schlucht, durch die der junge Averser Rhein tobend und schäumend sich Bahn bricht. Die Wildheit des Weges erreicht ihren Gipfel an der Stelle, wo man auf schmaler Holzbrücke über den aus dem Val di Lei kommenden Leibach setzend, den Grenzstein gegen Italien und zugleich die scharfe Grenze zwischen Avers und Ferrera erreicht! Auf der entgegengesetzten Seite des Val di Lei stürzt im engen Tobel das aus dem Val Starlera kommende Wasser herab, einen hübschen Wasserfall bildend. Das Val di Lei ist zu Italien gekommen, weil es einstmals unter der Gerichtsbarkeit von Plurs gestanden hat, jener einst so reichen Stadt im italienischen Bergell, die am 4. September 1618 mit 2430 Bewohnern durch einen Bergsturz vom Monte Conto begraben wurde. Noch einige Male geht es bergauf und bergab, dann haben wir Innerferrera, romanisch Canikül d. h. Hundeschwanz, erreicht und rasten ein Weilchen in dem ärmlichen kleinen Wirthshaus, vermuthlich demselben, das Hr. Dr. Lausberg in seinem Aufsatz „Das Aversertthal" „Alpenfreund" Nr. 53 u. 54 so launig schildert. Scharf und unvermittelt repräsentiren Ferrera und Avers schon in ihrer Bauart romanische und deutsche Volksart; hier ein dicht zusammengedrängter Klumpen verfallener Steinhäuser, dort, wenn auch meist klein, doch solid erbaute Blockhäuser, die sich auf vereinzelte Höfe oder kleine Weiler vertheilen. Auch der Bewohner von Ferrera verräth deutlich in seinem äußeren Habitus seine romanische Abstammung. Einst stand in Ferrera der Bergbau auf Silber, Eisen und Kupfer in ziemlicher Blüthe; heute sind die Gruben verlassen, entweder weil sie ausgebeutet waren, oder weil der Abbau sich nicht mehr lohnte. Nur Schutthalden grün und blau angewitterten Erzes und eine verlassene Silberschmelze in Außerferrera erinnern noch an die alten Zeiten. Hier traf ich ein ganz leidliches Fahrsträßchen, auf dem man mehrere Male den Fluß überschreitet, der nicht weit von seiner Ausmündung in den Hinterrhein noch einige recht hübsche Wasserfälle bildet, bis die Straße den Fluß rechts läßt und bei dem Wirthshaus zur Bärenburg mit der Splügenstraße zusammentrifft. Sieben Stunden, wovon allerdings $1\frac{1}{2}$ Stunden abgehen, die ich unterwegs ausgeruht hatte, waren seit meinem Abmarsch aus Cresta vergangen und ich hielt daher, ehe ich vollends nach dem $\frac{3}{4}$ Stunde entfernten Andeer hineinmarschirte, noch eine kurze Rast in dem einfachen aber ordentlich gehaltenen Wirthshause, das jedenfalls nach Eröffnung der Poststraße mit Avers einer guten Zukunft entgegensieht. Hier nehme ich nun auch von dem freundlichen Leser Abschied, der mir bis hierher geduldig gefolgt ist, und wünsche ihm, daß er recht bald noch die merkwürdige deutsche Thalschaft besuche, ehe die unvermeidlichen Folgen des größeren Verkehrs ihr die eigenartigen Reize geraubt haben, welche es Dank seiner großen Abgeschiedenheit von der Welt so lange zu wahren verstanden hat.

Dr. H.

Bücherbesprechungen.

— **Ist die Berücksichtigung der wichtigsten Ergebnisse der Hallischen Bibelrevision für das sächsische Perikopenbuch wünschenswerth und nothwendig?** Ein Wort zur Klärung und Verständigung in Sachen der „durchgesehenen Bibel" und der Bibelrevision überhaupt von Walther Rost, Pastor zu Schweikershain. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1896. 80 S. — Der Verfasser lebte bei Abfassung dieser Schrift in der Hoffnung, die bevorstehende Landessynode werde in Sachen der Bibelrevision irgend einen entscheidenden Spruch thun und im Falle der amtlichen Gutheißung und Einführung der durchgesehenen Bibelausgabe in Kirche und Schule natürlich auch die Abänderung der betreffenden Stellen im Perikopenbuche beschließen. Auf dieses ersehnte Ziel wollte er mit seiner Untersuchung hinarbeiten und alle Betheiligten davon überzeugen, daß die Abänderungen um der sachlichen Richtigkeit und des besseren Verständnisses willen fast sämmtlich wohl angebracht seien. Zu diesem Zwecke beschäftigt sich nun der größte Theil des Inhaltes mit diesen Stellen der einzelnen Perikopen und führt alle nicht blos formellen Abweichungen mit kürzerer oder längerer Begründung ihrer Zweckmäßigkeit auf. Bekanntlich hat die Landessynode einen solchen Beschluß nicht gefaßt; aber damit ist die Verdienstlichkeit und Nützlichkeit dieser Schrift nicht etwa aufgehoben. Es ist für vielbeschäftigte Geistliche eine nicht zu verachtende Handreichung, wenn ihnen die Unterschiede der beiden Ausgaben gerade in den der Gemeinde auszulegenden Stücken so bequem vor Augen geführt werden, und Mancher, der der Sache deshalb nicht fremd gegenüber zu stehen braucht, wird doch kaum für möglich gehalten haben, daß die allermeisten seiner Predigttexte durch die Revision irgendwie betroffen worden sind. So kann die fleißige Schrift auch für die Predigtvorbereitung ihre guten Dienste thun. Denn wenn auch jeder Prediger in den allermeisten Fällen durch seine exegetische Arbeit ganz von selber zu der Erkenntniß gelangt, wo die seitherige Lutherbibel vom Urtext abweiche, so sind doch auch Ausnahmen denkbar und ältere Geistliche haben sich vielleicht noch nicht daran gewöhnt, die durchgesehene Ausgabe ausnahmslos zu berücksichtigen. So können sie die Rost'sche Schrift neben

ihr Perikopenbuch stellen und sich die Benutzung für jeden Text zur Pflicht machen. B. K.

— Gustav Warneck, Die Mission in der Schule. 7. Aufl. 2 ℳ, geb. 2 ℳ 50 ₰. — Theodor Schäfer, Die innere Mission in der Schule. 3. Aufl. 2 ℳ 40 ₰, geb. 3 ℳ Gütersloh, Bertelsmann 1896. — Die beiden Bücher haben die Aufnahme in der Schule, aber auch in Kirche und Haus gefunden, die sie reichlich verdient haben: sie sind classische und beredte Zeugen für Geschichte, Arbeit, Segen der äußeren und inneren Mission. Warneck's gründliche, klare, anregende Darstellung, und Schäfer's warmer, lebendiger Ton führen in das Centrum der kirchlichen Liebesthätigkeit hinein. Der Stoff ist in beiden Büchern vortrefflich gegliedert, so daß der Lehrer ihn leicht und mühelos für den Unterricht verwenden und gestalten kann. Mögen die beiden Geschwister noch lange ein Segen für die deutsche Jugend sein und ihnen zu einer Liebe sans phrase, zu einer durch Anschauung und Erkenntniß geförderten Liebe für die großen Missionen unserer Kirche an ihrem Theile verhelfen. J. J.

— Zeitschrift für Naturwissenschaften, Organ des naturwissenschaftlichen Vereins für Sachsen und Thüringen, unter Mitwirkung einer Anzahl hervorragender Gelehrten herausgegeben von Dr. G. Brandes, Privatdocent der Zoologie an der Universität Halle. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. — Die Zeitschrift, welche jährlich in sechs Heften erscheint und zwölf Mark kostet, ist bis zum neunundsechzigsten Bande gediehen. Die letzten Hefte sind recht gut ausgestattet unter der Beigabe trefflicher Tafeln. Bekanntlich beruht die Stärke, aber ebenso wohl die Schwäche der Zeitschrift auf ihrer Vielseitigkeit, in unserem so sehr zur Specialisirung neigenden Zeitalter. Jedenfalls ist es immer gut, wenn ein Verein, der durch seine führenden Mitglieder auf der Höhe steht, sich gegen zu große Einseitigkeit wehrt. Das specielle Fach gehört ins Laboratorium und in die Fachzeitschrift, die aber nicht wohl Organ eines Localvereins sein kann. Dieser hat die Aufgabe, durch Pflege des breiteren Gebietes die Mitglieder über das benachbarte Terrain zu unterrichten und vor der Einseitigkeit, welche die Detailstudien beim Einzelnen nothwendig im Gefolge haben, zu bewahren. Der Hallenser Verein hat dieses Fahrwasser stets glücklich eingehalten. Ein Blick in die vorliegenden Hefte beweist, daß sowohl die Originalarbeiten, wie die Referate aus den verschiedensten naturwissenschaftlichen Disciplinen mit guter Auswahl combinirt sind. Ein Vortrag Volhardt's über die Margarine behandelt ein Thema von actueller Bedeutung in klarster Form, er ist geeignet, das Verständniß für das der Butter nahe kommende Wesen des Kunstproductes mit seiner raffinirten Darstellung über das gewöhnliche Maß hinaus zu fördern und zu zeigen, daß eine gute Margarine einer minderwerthigen Butter entschieden vorzuziehen ist, sowie die übertriebenen agrarischen Ansprüche gegenüber der Margarinefabrikation in ihrer Haltlosigkeit darzulegen. Ebenso greift Erdmann's Aufsatz über Calciumcarbid und Acetylengas in das Gebiet der Tagesfragen ein, indem er das Acetylenlicht als das Licht der Zukunft über Leuchtgas und elektrisches Licht stellt in ihrer jetzigen Anwendbarkeit. Cramer, der das Salzbergwerk Bex im Waadtlande in seiner geschichtlichen und ökonomischen Bedeutung ausführlich schildert, führt uns ins Unterirdische. D. v. Schlechtendal beweist durch sein sehr genaues Studium unvollkommener Blattbildungen aus der Braunkohle von Zschipkau bei Senftenberg durch Vergleich mit modernen Frostwirkungen auf junge Buchen- und Birkenknospen, daß schon in der Miocänzeit, gerade wie jetzt, Nachtfröste noch die junge Frühjahrsvegetation schädigten, ein Beweis, der, wenn er wirklich unanfechtbar sein sollte, für die Schätzung des Klimas in geologischer Vergangenheit von höchster Wichtigkeit sein müßte. Benni untersucht die Humusbildung und findet, daß die Cellulose dabei nebensächlich ist und vielmehr unter Einwirkung gewisser Bakterien Sumpfgas liefert, während die übrigen Pflanzenstoffe, so gut wie die thierischen, in Wahrheit die Humin- und Ulminverbindungen erzeugen. Schnee giebt eine interessante Zusammenstellung von meist centralamerikanischen Schlangen, welche zufällig lebend mit Farbholz nach der Provinz Sachsen verschleppt wurden. Von den Referaten möge nur das eine erwähnt sein über das Gehin der Tintenfische, in dem eine ähnliche Localisation verschiedener Centralstellen für bestimmte Functionen gerade so nachgewiesen wird, wie sie sich bei uns selbst immer bestimmter herausgestellt hat, u. v. A., Beweise einer reichhaltigen und, wie gesagt, vielseitigen Regsamkeit des Vereins. Srth.

— Dritter Jahresbericht des Instituts für Rumänische Sprache — Rumänisches Seminar — zu Leipzig. Herausgegeben von dem Leiter des Instituts Dr. Gustav Weigand. Leipzig, 1896. — Die erste Arbeit: „Die Entwickelung von e vor Nasalen in den lateinischen Elementen des Rumänischen“ ist eine Inauguraldissertation des Hrn. A. Byhan. Der lateinische Laut e vor Nasalen ist in allen romanischen Sprachen vielfachen Veränderungen unterworfen. Die Entwickelung desselben im Rumänischen zeigt, wie so oft auch in anderen Fällen, auch in dieser Beziehung eine nähere Verwandtschaft mit dem Italienischen. Es war keine kleine Arbeit, welche Hr. Byhan zu vollenden hatte, denn viele Punkte sind zu untersuchen, ehe man bei einer derartigen Aufgabe zu einem bestimmten Resultate gelangen kann. Hr. Schladebach untersucht in der zweiten Arbeit: „Der Stil der aromunischen Volkslieder“ mit musterhafter Genauigkeit, welche nur manchmal bis zur Pedanterie getrieben wird, Alles, was an aromunischen Volksliedern gesammelt ist, von allen stilistischen Gesichtspunkten aus, und bietet somit für den Folkloristen sehr wichtige Resultate. In der Einleitung wird auch der Stoff der Lieder kurz behandelt. Hrn. G. Saladži's: „Aromunische Texte aus Monastir“ und Hrn. J. Papp's: „Beiträge zum Studium des Altrumänischen“ sind zwei kleine aber werthvolle Arbeiten. Die erste, deren Verfasser selbst ein Aromune ist, bringt uns kleine Volksanekdoten, welche weniger folkloristischen, als vorzüglich sprachlichen Werth haben, da sie Aufzeichnungen eines Dialektes sind, von dem wir nur wenig Texte besitzen. Die zweite Arbeit ist rein lexicaler Natur, jedoch von nicht geringerer Bedeutung und das Resultat einer schwierigen Vorarbeit. — Durch Hrn. St. Stinghe's: Die Anwendung von pre als Accusativzeichen, I. Theil, ist nicht nur eine grammatische Erscheinung der rumänischen Sprache beleuchtet worden, sondern seinen Untersuchungen haben wir zu danken, daß er uns ein sicheres Mittel — vielleicht das einzig sichere, das bis jetzt bekannt ist — zur Altersbestimmung der Texte ohne Zeitangabe verschafft. Wir wünschen nur, daß im zweiten Theil der Arbeit ein Unterschied zwischen dem artikulirten und unartikulirten Accusativ nach pre gemacht werde, was in den Beispielen des Altrumänischen auch nicht geschadet hätte. — Nun komme ich zu den Arbeiten des Hrn. Dr. Gustav Weigand selbst. Wie er in der Einleitung erwähnt, war es ihm in diesem Jahre möglich, mehr für den Jahresbericht zu schreiben, da ihn seine anderen Publicationen nicht allzusehr in Anspruch genommen haben. Und was er im III. Jahresbericht veröffentlicht hat, erhöht ja auch wesentlich den Werth des Buches. Die erste Abhandlung handelt über: „Die Bildung des imperfecti futuri im Rumänischen.“ Es ist das eine jener cruces philologicae, welche so oft schon umstritten worden sind, ohne daß man es jedoch zu einem sicheren Endziel gebracht hätte. Nun liegt die Frage klar beantwortet da. Der Verfasser hat die richtige Erklärung durch das Studium der Dialekte gefunden, welche allein in diesem Punkte Licht bringen konnten. Und eben die Kenntniß der Mundarten des rumänischen Volkes ist der jetzige Hauptzweck der Thätigkeit des Hrn. Dr. Weigand. An Ort und Stelle sammelt er das Material, indem er jedes Jahr ein neues Gebiet untersucht und über seine Resultate in den Jahresberichten weitläufige Studien schreibt. Wenn einmal das ganze Gebiet untersucht sein wird, werden auch die dialektischen Karten erscheinen, die Dr. Weigand, unterstützt von der rumänischen Akademie in Bukarest, herausgeben will. Die zweite seiner Arbeiten und die umfangreichste in diesem Jahresbericht (134 Seiten) handelt über den „Banater Dialekt“, d. h. über die Mundart jenes großen Gebietes von Ungarn, welches Banat genannt wird und in welchem der Verfasser im Sommer 1895 eine Studienreise gemacht hatte. Die Abhandlung ist in fünf Abschnitte getheilt. Das I. Capitel handelt über das Land und seine Bevölkerung, das II. über Lautliches aus dem Banat, das III. über die Flexionscharakteristika der Mundart, im IV. werden über 60 Stücke aus der Volksliteratur in Banater Dialekt phonetisch wiedergegeben und schließlich findet sich als V. Capitel ein Glossar. Hr. Dr. Weigand arbeitet mit einem vorzüglichen wissenschaftlichen Apparat, mit einer gesunden und höchst praktischen Methode, so daß in seinen Werken keine Lücke zu entdecken ist. Seine bisherigen dialektologischen Arbeiten über die Olympo-Wlachen, über Vlacho-Meglen, die Aromunen, Istrier und Banater, berechtigen uns zu der Hoffnung, daß er die große Arbeit, die er unternommen hat, auch glücklich zum Ziel bringen wird. S. Puşcarin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 148. Donnerstag, den 10. December. 1896.

Die ersten Waffenthaten Königlich Sächsischer Truppen.*)

Das neunte Decennium erfüllt sich jetzt, daß die von den Nachkommen des alten Markgrafengeschlechts von Meißen beinahe vier Jahrhunderte lang mit Ehren getragene Würde eines Kurfürsten des deutschen Reiches gegen die eines Königs von Sachsen eingetauscht wurde. Dadurch, daß Kaiser Franz II. von Oesterreich im August 1806 der deutschen Kaiserkrone entsagte, das tausendjährige Reich sich auflöste und der Kaiser Napoleon I. sich zum Protector des neu gebildeten Rheinbundes aufwarf, war die Würde eines Kurfürsten bedeutungslos geworden. Sachsen, nach den Unglückstagen von Jena und Auerstädt sich selbst überlassen, befand sich ganz in der Gewalt des siegreichen und mächtigen Franzosenkaisers, während die Trümmer der geschlagenen preußischen Bundesgenossen, von den französischen Truppen hartnäckig über Elbe und Oder verfolgt, ihrer Auflösung entgegengingen. Napoleon nahm die schon vor der Herbstcampagne mit dem Kurfürsten von Sachsen eingeleiteten und wieder abgebrochenen Verhandlungen, wegen Beitritts desselben zum Rheinbunde, nach der verhängnißvollen Doppelschlacht sofort wieder auf. Die Unterhandlungen zogen sich jedoch hin, bis Napoleon seinen Einzug in Berlin und Posen gehalten hatte. In letzterem Orte wurde am 11. December 1806 der Bündnißvertrag geschlossen, demzufolge Sachsen, ebenso wie die thüringischen Staaten, dem Rheinbunde beitrat und Kurfürst Friedrich August III., als Friedrich August I., in der späteren Geschichte „der Gerechte“ genannt, den Königstitel annahm. Das nunmehrige Königreich Sachsen hatte laut Vertrag ein Corps von 20000 Mann dem Protector des Rheinbundes zur Verfügung zu stellen, das jedoch für den bevorstehenden Feldzug zunächst auf 6000 Mann ermäßigt wurde. Nachdem eine preußische Festung nach der andern den Franzosen in die Hände gefallen war, das schwache preußische Corps des Generals v. Lestocq sich bis an die untere Weichsel zurückgezogen hatte und die Polen, sich gegen Preußen erhebend, begannen, ein Heer aufzustellen, schien es, als ob es trotz der französischerseits gestellten härtesten Bedingungen zum Frieden zwischen Napoleon und dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen kommen würde. Durch das Anerbieten des Kaisers Alexander I. von Rußland, den Preußen Hilfe zu gewähren, eine russische Armee unter General v. Bennigsen, welcher bald noch zwei andere Heeresabtheilungen folgten, auch schon im Anmarsche gegen die Weichsel war, zerschlugen sich die Friedensunterhandlungen, so daß es Napoleon von jetzt ab mit den Preußen und Russen zu thun hatte. Letztere sahen sich jedoch nach den Gefechten bei Pultusk und bei Golymin am 26. December genöthigt, den Rückzug wieder anzutreten; Napoleon dagegen wurde durch die Unwegsamkeit Polens, durch Witterungsverhältnisse, entstandene Verluste, durch Mangel an Verpflegung und auftretendes Mißvergnügen unter den Marschällen und Truppen gezwungen, während der rauhen Jahreszeit auf weitere Offensive zu verzichten. Er bezog auf dem rechten Ufer der oberen und unteren Weichsel Winterquartiere und verlegte sein Hauptquartier nach Warschau. Die Russen zogen sich bis östlich des ostpreußischen Seengebietes zurück, König Friedrich Wilhelm III. floh von Königsberg nach Memel und verbrachte dort den Winter von 1806/1807. Während Napoleon mit seinem weitsehenden Feldherrnblick alle Anordnungen traf, um die Truppen in Stand zu setzen, etwaigen neuen kriegerischen Ereignissen in bester Verfassung entgegentreten zu können, richtete er hauptsächlich sein Augenmerk auf die Sicherung seiner rückwärtigen Verbindungen. Er befahl, die noch in den Händen des Gegners befindlichen Festungen Colberg und Danzig einzuschließen und die Aufstellung eines 10. Armeecorps, welches hauptsächlich durch deutsche Hilfstruppen und Polen gebildet werden sollte; den Befehl über das neue Corps, zu welchem das vertragsmäßig zu stellende königl. sächsische Contingent zu stoßen hatte, erhielt Marschall Lefèbvre. Die zum Ausrücken bestimmten sächsischen Truppen, Anfangs 1807 mobil gemacht, bestanden unter Commando des Generallieutenants v. Polenz aus 2 Infanterie-Brigaden, Generalmajore v. Oebschelwitz und v. Glafey, 2 Grenadier-Bataillonen v. Cerrini, später v. Larisch und v. Süßmilch, später Winkelmann, 6 Musketier-Bataillonen und zwar 1 Regiment Prinz Anton (jetzt 3. Inf.-Regt. 102) zu 2 Bataillonen, 1 Regiment Sänger zu 2 Bataillonen, 2. Bataillon Regiments Prinz Max (jetzt 5. Inf.-Regt. 104) und 1. Bataillon Regiments Bevilacqua, 4 Escadrons Königkürassiere (jetzt Gardereiter-Regt.) und 1 Escadron Prinz Johann Chevauxlegers, sowie 2 Fußbatterien zu 6 Geschützen. Am 5. Februar hielt der König über diese Truppen Revue in Dresden ab und rückten sie sodann in 3 Colonnen durch die Lausitz und Schlesien nach Posen, von hier über Bromberg und Dirschau in die Umgegend von Danzig. Nachdem es im Januar und Februar bei den Hauptarmeen in Ostpreußen wieder zu ernsteren Zusammenstößen und schließlich am 7. und 8. Februar zur blutigen Schlacht bei Preußisch-Eylau gekommen war, zogen sich die Russen auf Königsberg, die Preußen gegen Allenburg zurück. Napoleon ging Ende des Monats Februar hinter die Passarge zurück, um seine Corps in der Linie Braunsberg-Allenstein Quartiere beziehen zu lassen. Während dieses vorübergehenden Stillstandes der Operationen auf dem Hauptkriegsschauplatze wurde die Belagerung von Danzig mit aller Energie in Angriff genommen. Diese Festung, welche ein Hauptwall mit 19 Bastionen schützte, hatte eine etwa 15000 bis 16000 Mann starke Besatzung preußischer und russischer Truppen unter Befehl des preußischen Generals Grafen v. Kalkreuth, sie erhielt durch ihre Lage in der Nähe der Mündung der Weichsel, 1¼ Stunde von der Ostsee, eine erhöhte Bedeutung, da sie sowohl auf dem Landwege über die Frische Nehrung als auch zur See jederzeit Verstärkung erhalten und dadurch für Frankreichs Gegner der Ausgangspunkt von Unternehmungen gegen den Rücken der napoleonischen Armee werden konnte; deshalb mußte sich der Feldherr, im Hinblick auf die Fortsetzung des Kampfes gegen Rußland, durch den Besitz von Danzig einen festen Stützpunkt an der unteren Weichsel sichern. Die Festung befand sich zu Anfang des Feldzuges in ziemlich verwahrlostem Zustande, sie wurde aber nach und nach verstärkt, so daß sie bei Beginn der Einschließung mit zahlreichem Geschütz und beträchtlichen Vorräthen an Lebensmitteln und Pulver versehen, schon abgesehen von ihrer Lage, große Widerstandskraft besaß. Gegen Norden, Osten und Süden ist der Platz von einer Niederung umgeben, durch deren am linken Weichselufer gelegenen Theil ein Seitenstrom dieses Flusses, die Mottlau, ihren Lauf nimmt, welche, von Süden her die Stadt durchfließend, sich vor der nördlichen Umfassung wieder mit der Weichsel vereinigt. Letztere theilt sich hier abermals in zwei, später sich wieder vereinigende Arme und bildet dadurch die Insel Holm. Westlich der Stadt überragt ein 150 bis 200 Fuß hoher Höhenzug die Niederung, welcher im Hagelsberg und Bischofsberg, ziemlich steil abfallend, bis an den Platz herantritt. Zur Beherrschung der Flußmündung lag in deren Nähe das Fort Weichselmünde, ihm gegenüber, jenseits des Flusses beim befestigten Flecken Neufahrwasser, ein Brückenkopf. Das Gelände

*) Nach den unter Benutzung des königl. sächs. Kriegsarchivs bearbeiteten Werken, Krieg 1807 von v. Lettow-Vorbeck und Geschichte des 6. Inf.-Regts. 105 von Larraß, sowie nach v. Höpfner, Feldzug 1807, v. Grolman, Tagebuch des Erbgroßherzogs Carl von Baden, Feldzug 1807 und Köhler, Geschichte der Festung Danzig.

ostwärts Weichselmünde gehört zur Danziger Nehrung, welche in ihrer weiteren Fortsetzung die Frische Nehrung heißt; letztere, ein ziemlich schmaler Landstreifen, erstreckt sich bis gegenüber Pillau und trennt das Frische Haff von der Ostsee. Da die Niederung unter Wasser gesetzt werden konnte, mußte naturgemäß der Belagerer seinen Angriff auf die Westfront richten, während dagegen die dortigen Werke des Hagelsberges und Bischofsberges für den Vertheidiger von höchster Bedeutung waren. Am 12. März, an welchem Tage die Einschließung der Festung ohne nachhaltigen Widerstand des Vertheidigers erfolgte, trafen die Sachsen vor Danzig ein und betraten hiermit einen Schauplatz, auf welchem schon vor 73 Jahren ihre Vorfahren als kurfürstliche Truppen, für das Interesse ihres Landesherrn als Königs von Polen, gekämpft hatten. Neben den sächsischen gehörten französische, badische und polnische Truppen zum 10. Corps, Hauptquartier des letzteren war in Praust und in der Nähe dieses Ortes bezogen die Sachsen vorläufig Quartier, 1 Bataillon auf Vorposten in Ohra. Am 20. März kam es zum ersten ernsteren Zusammenstoß vor der Festung; der französische General Schramm sollte mit 2 französischen Bataillonen, 2 Bataillonen Sachsen (Max und Süßmilch), 2 Bataillonen Polen, 6 sächsischen und badischen Geschützen und ungefähr 100 Reitern, französischen Chasseurs und polnischen Lanciers, sich in den Besitz der Danziger Nehrung setzen. Das Detachement, hierzu in 3 Theile getheilt, setzte Morgens 4 Uhr südlich Fürstenwerder in bereit gestellten Kähnen über die Weichsel nach dem Danziger Haupt — d. i. die Südspitze der Danziger Nehrung, da, wo die Trennung der Danziger und der Elbinger Weichsel erfolgt — und überraschte das auf der Nehrung postirte preußische Detachement des Generals v. Rouquette. Nach längerem gemeinschaftlichen Gefecht der drei Colonnen bemächtigte sich General Schramm des Danziger Hauptes, vertrieb die Preußen, welche sich theils nach Danzig, theils gegen Pillau zurückzogen, und drang bis zum Dorfe Krakau vor, wo er sich verschanzte. Rouquette, welcher mittlerweile aus der Festung Verstärkungen erhalten hatte, versuchte das Detachement Schramm wieder zurückzuwerfen, was hauptsächlich dadurch mißlang, daß die Kosaken in Folge einer sehr wirksamen deutschen Kanonenkugel, wahrscheinlich einer sächsischen, umkehrten. 600 Gefangene und 1 Geschütz fielen dem Detachement Schramm, den Sachsen allein 300 Mann, in die Hände. Ein Bericht des Marschalls Lefèbvre an den Kaiser hob, außer den Franzosen, die Tapferkeit der Sachsen ganz besonders hervor. Lefèbvre, wie die meisten Generale napoleonischer Zeit niederer Herkunft, behielt trotz der hohen Stellung, zu welcher er sich durch Tapferkeit emporgearbeitet hatte, die Gewohnheiten und Grundsätze der ungebildeten Volksclassen bei. Sein unmanierliches Wesen und seine eigenthümlichen Anschauungen über Sitte und Moral führten zu manchen unangenehmen Situationen und zu häufigen Rügen seiten des Kaisers. Durch Strenge und Härte machte er sich beim 10. Corps anfänglich sehr unbeliebt, doch verstand er es, in dem zusammengewürfelten Corps das Bewußtsein des gemeinsamen Zweckes zur Geltung zu bringen. Er selbst gab oft Beispiele großer persönlicher Tapferkeit und scheute keine Gefahr und Anstrengung. Für die Sachsen und ihre Bravour hegte er, im Gegensatz zu den Polen, große Hochachtung. Gelegentlich eines Ausfallsgefechts am 13. April hielt sich der Marschall, wie so häufig, in den Tranchéen auf. Als die dort commandirten sächsischen und badischen Arbeiter sich kaum noch zu halten vermochten und schon im Zurückweichen begriffen waren, ließ Lefèbvre Sturmmarsch schlagen und commandirte: „au trot, marche“, dann „au galop, marche“, zuletzt „au grandissime galop, marche, marche!“ Trotz fürchterlichen Kartätschfeuers des nahen Hagelsberges stürmte Alles vorwärts und warf die Preußen mit großen Verlusten in den gedeckten Weg zurück. Als der Marschall später unter den Grenadieren am Feuer stand, äußerten diese, „der Marschall ist brav, aber er hält uns für Pferde“. „Das ist wahr,“ sagte er, „ihr müßt tapfer sein wie Männer, aber laufen können wie Pferde; seht diese braven Sachsen an, sie sind herrlich avancirt, aber ihre Officiere sind alte Kerls, das geht zu langsam, das kann nicht laufen, darum haben sie auch dreimal mehr Verluste gehabt.“ Die Capitains damaliger Zeit waren meist zwischen 50 und 60 Jahre alt. Am 28. März schob General Schramm sein Detachement weiter in der Richtung auf Weichselmünde vor, hierbei kam das Avantgarden-Bataillon Prinz Max in ein längeres Gefecht mit preußischen Abtheilungen, welche aus Krakau und Heubude vertrieben wurden; das Bataillon nahm sodann unter den Kanonen von Danzig bei Gänskrug Aufstellung. Mit Abrechnung der geschilderten Gefechte, kleinerer Scharmützel und eines erfolglosen Ausfalls aus der Festung auf der Westfront und aus Neufahrwasser am 26. März, ging dieser Monat ohne größere Ereignisse zu Ende. Napoleon ließ das Belagerungscorps durch einige französische Regimenter verstärken und zur Bildung des Belagerungsparkes schweres Geschütz und Munition heranschaffen. Um den Vertheidiger vollends in die Festungswerke zurückzuwerfen und die erste Parallele zu eröffnen, erfolgte am 1. April Morgens ein allgemeiner Angriff auf der Westfront durch französische und badische Truppen. Nach tapferer Gegenwehr der Preußen standen die Vorposten des Belagerers am 1. April Abends vorgeschoben in der Stellung von Schottland bis zur Weichsel bei Schellmühl; in der folgenden Nacht wurde die Tranchée auf einer dominirenden Höhe von Zigankenberg, 600 Schritte vor den Werken des Hagelsberges, eröffnet; 600 Arbeiter unter Bedeckung von je 300 Sachsen und Badensern führten diese Arbeiten, ohne vom Feinde belästigt zu werden, aus. Am 2. April bestanden 2 Compagnien des Bataillons Prinz Max in Gemeinschaft mit französischer Infanterie ein erfolgreiches Gefecht bei Kahlberg am Frischen Haff, wohin sie entsendet worden waren, um letzteres von feindlichen Abtheilungen zu säubern. Nachdem die zweite Parallele eröffnet worden war und die Belagerungsarbeiten größere Fortschritte machten, erfolgte eine neue Eintheilung der Belagerungstruppen in 4 Divisionen: 1. Division Michaud ca. 6000 Mann, 44. französisches Regiment und 5 Bataillone Sachsen (1 Larisch, 1 Bevilacqua, 2 Sänger und 1 Anton) um Langfuhr. 2. Division Erbgroßherzog von Baden (Badenser und Franzosen) um Pitzkendorf, in letzterem Orte lag das Hauptquartier. 3. Division Guitgud (Polen und Franzosen) bei Alt-Schottland und Wonneberg. 4. Division Gardanne unter General Schramm, gemischtes Corps auf der Nehrung, Franzosen, Polen und 3 sächsische Bataillone Max, Süßmilch und Anton; hier befand sich auch die sächsische Artillerie, während die gesammte Cavallerie, in Stärke von 19 Escadrons in einer Division vereinigt, unter Generallieutenant v. Polenz im südlichen und westlichen Umkreise der Festung cantonnirte. Der Dienst auf der Nehrung durch fortgesetzte Erdarbeiten und häufige unnöthige Allarmirungen, sowie durch den Aufenthalt in der feuchten Niederung, war besonders anstrengend, trotzdem war der Krankenbestand, infolge guter und auskömmlicher Verpflegung, kein außergewöhnlich hoher. Die Ausrückestärke des Belagerungscorps betrug ca. 800 Officiere und 23000 Mann. Am 24. April früh begann das Bombardement von Danzig, welches vom Vertheidiger lebhaft beantwortet wurde; nach 38stündiger Beschießung wurde es eingestellt, um den Gouverneur zur Uebergabe aufzufordern. Graf Kalkreuth lehnte dies mit der Erklärung ab, solchen Vorschlägen nicht eher Gehör zu geben, bevor nicht eine Bresche für 12 Mann in der Front gelegt sei. Das Bombardement wurde daher am 26. April wieder aufgenommen. In den Nächten zum 25. und 29. April wurden Ausfälle gegen die Arbeiten der Westfront abgeschlagen. Bei letzterem wurden die Arbeiter, Badenser und Sachsen, von 3 preußischen Bataillonen überrascht und einige derselben zu Gefangenen gemacht. Durch den Widerstand der schwachen Bedeckung und der sich wieder bewaffnenden Arbeiter unschlüssig gemacht, sowie durch das Eingreifen des herbeieilenden 19. französischen Regiments wurden die Preußen vollständig in die Flucht geschlagen. Aus dem später in die Hände des Erbgroßherzogs von Baden gefallenen Parolebuch ergab sich, daß der Festungs-Gouverneur über diesen Mißerfolg aufs Aeußerste aufgebracht gewesen war, denn die Flüchtlinge waren laut Befehl mit „Schurken, feigen Lumpen, Hundsföttern und ähnlichen Ausdrücken“ gebrandmarkt worden. Bis Ende April wurde die dritte Parallele vollendet. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß seiten der Alliirten ein Entsatz Danzigs, zu Wasser oder zu Lande, geplant sei. Um die Verbindung der Festung mit Weichselmünde zu unterbrechen, wurde die Fortnahme der Holminsel beschlossen. Hierzu wurden ausgewählte Mannschaften der Division Gardanne, darunter auch 300 Sachsen, bestimmt. Nachdem sie in der Nacht vom 6. zum 7. Mai auf Kähnen über die Schutenlake gesetzt waren und auf der Holminsel festen Fuß gefaßt hatten, gelang es den übergesetzten Truppen, die Besatzungen der Redouten und der Kalkschanze — Russen — zu überraschen und zu überwältigen. 14 Kanonen und 800 Gefangene waren der Erfolg dieser glänzenden Waffenthat, durch welche es ermöglicht wurde, auch die Werke der Nordfront Danzigs unter Rückenfeuer zu nehmen. Nachdem sich schon am 9. und 10. Mai auf der Nehrung von Pillau her feindliche Abtheilungen gezeigt hatten, erschien am 11. Mai

auf der Danziger Rhede eine große Flotte von Kriegs- und Transportschiffen, welche sich am 12. Mai bis auf 66 Schiffe verstärkte; feindliche Truppen wurden bei Neufahrwasser gelandet. Für die Belagerer erwuchs hierdurch große Besorgniß, Marschall Lefèbvre traf jedoch mit gewohnter Energie alle nur möglichen Gegenmaßregeln. Die Division Gardanne wurde näher an Weichselmünde vorgeschoben, alle sonst disponible Infanterie, Reiterei und Artillerie wurde gegen die Niederung von Neufahrwasser dirigirt und badische Infanterie mit der Vertheidigung der Tranchéen am Hagelsberg beauftragt; zur Unterstützung und Verwendung nach beiden Seiten hin wurden die 5 sächsischen Bataillone der Division Michaud und das 19. Chasseur-Regiment zu Pferde bereit gestellt. Auf Befehl Napoleon's stießen die Divisionen Oudinot und Dupas zum Belagerungscorps, welches durch diesen Zuwachs auf eine Stärke von 45 000 Mann gebracht wurde und so der drohenden Gefahr ruhig entgegentreten konnte. Am 15. Mai 4 Uhr Morgens schritt der russische General Kaminskoi mit Russen und Preußen zu einem lebhaften Angriff gegen die Division Gardanne auf der Nehrung. Der erste Anprall erfolgte gegen die den Ostrand des Münd'schen Forstes besetzt haltenden Sachsen im Centrum, die Bataillone Max und Süßmilch in erster, Bataillon Anton in zweiter Linie, rechter Flügel Franzosen, linker Flügel Polen. Im hin- und herschwankenden Waldgefecht tapfer kämpfend, mußten die Vertheidiger endlich zurückweichen. Im Begriffe sich zu sammeln, erschienen in der linken Flanke plötzlich Compagnien des 12. französischen Regiments und ca. 200 Grenadiere des Bataillons Larisch, welch letztere, auf Arbeitscommando bei Schellmühl, von dem dort den Gang des Gefechts beobachtenden Marschall Lannes auf Pontonierkähnen übergesetzt und als Unterstützung geschickt worden waren. Mit diesen Truppen ging General Schramm zum Sturme vor, errang den verlorenen Waldsaum wieder und führte nun ein hinhaltendes Gefecht. Nachdem auch ein Theil der Grenadier-Division Oudinot auf einer bei der Stießbachmündung geschlagenen Schiffbrücke über die Weichsel gegangen war und dadurch den rechten Flügel der Russen bedrohte, kam es zwischen 11 und 12 Uhr Mittags zu einem allgemeinen Angriff. Die Russen, von der unthätig sich verhaltenden Festungsbesatzung nicht unterstützt, zogen sich unter erheblichen Verlusten nach Weichselmünde zurück. Die Beschießung der Festung wurde in den nächsten Tagen lebhaft fortgesetzt und die Lage der letzteren immer bedenklicher. Am 19. Mai versuchte eine englische Corvette von Neufahrwasser her weichselaufwärts mit vollen Segeln gegen die geschlagene Schiffbrücke anzufahren, doch nach kurzem Artilleriekampf fuhr sie auf Sand, mußte Flaggen und Wimpel senken und wurde von der an den Weichselufern postirten Infanterie bestiegen, welcher zahlreiche Beute in die Hände fiel. Nach einem erfolglosen Ausfallsversuch der Preußen am 20. Mai, wurden am folgenden Tage die Sturmcolonnen formirt. Der Sturm sollte in drei, aus auserlesenen Mannschaften aller Contingente gebildeten Colonnen gegen den Hagelsberg erfolgen. Erwartungsvoll standen die Truppen am 21. Mai Abends in den Tranchéen sturmbereit, je 250 Sachsen, Badenser und Polen, mit Arbeitszeug versehen, hatten den Sturmcolonnen unmittelbar zu folgen. Um 6 Uhr Abends begann der Scheinangriff auf der Nehrung bei Heubude und von 7 Uhr ab sollte dem wirklichen Sturme eine halbstündige Beschießung des Platzes vorangehen, als plötzlich Gegenbefehl einging. Es waren Unterhandlungen eingeleitet worden, infolge deren die Festung am 26. Mai capitulirte. Der tapferen, ungefähr 13 000 Mann zählenden Besatzung wurde ehrenvoller Abzug mit Waffen, Fahnen, Gepäck, brennenden Lunten und zwei bespannten Geschützen bewilligt, unter der Bedingung, daß sie in 5 Tagen Pillau erreiche und sich verpflichte, ein Jahr lang nicht gegen die Franzosen und deren Verbündete zu dienen. Die in und bei Weichselmünde stehenden Russen schifften sich in aller Stille ein und stachen am 26. Mai in See. Am 27. Mai rückte ein gemischtes Corps der Belagerungstruppen in Danzig ein, die ständige Besatzung desselben übernahmen einige französische und polnische Regimenter, sowie die Badenser. Das Belagerungscorps wurde aufgelöst. Marschall Lefèbvre wurde in Anerkennung seiner Verdienste vom Kaiser zum „Duc de Dantzick“ ernannt und erhielt eine reiche Dotation, sämmtliche Officiere erhielten je nach ihrer Charge Douceurgelder, ein Lieutenant ungefähr 400 ℳ nach jetzigem Gelde, jedem Soldaten, welcher Tranchéedienst gethan hatte, wurden 10 Frcs. als Belohnung bewilligt. Das sächsische Contingent konnte mit Genugthuung auf den ruhmvollen Abschluß dieses Abschnittes des Feldzuges blicken, zu dessen Gelingen es nicht unwesentlich beigetragen hatte. Treu dem Landes- und Kriegsherrn, welcher sie an die Seite der Franzosen als Bundesgenossen berufen hatte, erfüllten die Sachsen auch unter diesen Verhältnissen und zum ersten Male als königl. Truppen auf classischem Boden fechtend, gleich ihren Vorfahren, ihre Pflichten. Mehrfache Auszeichnungen belohnten hervorragende Verdienste. Im weiteren Verlauf des Krieges, welcher schließlich durch den Frieden von Tilsit sein Ende erreichte, nahmen die sächsischen Truppen nur in beschränkter Weise theil. Dem Lannes'schen Corps als 3. Division unter Generallieutenant v. Polenz zugetheilt, marschirten sie am 1. Juni 1807 über Dirschau nach Marienburg. Hier nahm am 3. Juni Napoleon Special-Revue über die Sachsen ab, indem er jedes Bataillon einzeln durchging, die Officiere und Unterofficiere jeder Compagnie genau zählte und examinirte, wie auch die Anzahl und Qualität der Munition untersuchte. Ferner überzeugte sich der Kaiser, ob jeder Soldat ein Paar Schuhe im Tornister habe, und ließ der Infanterie 4000 Paar in Marienwerder anweisen; nachdem einzelne Abtheilungen Evolutionen, z. B. Carreeformation u. s. w. ausgeführt hatten, ließ der Kaiser Officiere und Mannschaften, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, vortreten und vertheilte eine größere Anzahl von Ehrenlegionen. Mit Ausnahme von zwei Bataillonen, welche zunächst als Besatzung in Marienburg verblieben, nahm die sächsische Brigade im Reserveverhältniß des Lannes'schen Corps Theil an der Schlacht bei Heilsberg am 12. Juni; nachdem noch drei Bataillone als dauernde Besatzung in letzterem Orte verblieben waren, betheiligten sich an den weiteren Operationen nur noch die Bataillone Süßmilch, Larisch und Bevilacqua, die Artillerie und Cavallerie. Letztere zeichnete sich namentlich, ebenso wie die Infanterie vorher bei Danzig, vorzüglich in der siegreichen Schlacht bei Friedland am 14. Juni aus. Nach eingetretener Waffenruhe erfolgten vielfache Verschiebungen in der Truppeneintheilung und Dislocation des sächsischen Contingents, bis es, durch andere sächsische Truppen in dem mittlerweile neu gebildeten Herzogthum Warschau abgelöst, im Mai 1808 den Rückmarsch nach der Heimath antrat und daselbst im Juni wieder eintraf. H.

Bücherbesprechungen.

— Evangelisch-lutherisch in der Landeskirche oder Altlutherisch in der Separation? Offene Antwort auf den „Offenen Brief“ des Hrn. Pastor Sommerfeld von Ed. Gronemeyer, evang.-luther. Pastor zu Rüdinghausen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896. 50 ₰ — Der Titel der Schrift läßt ahnen, wie sie entstanden ist; die erste Ursache war der Rücktritt einer Frau von der separirten Kirche zur Landeskirche und ein in die Oeffentlichkeit gedrungener Brief ihres seitherigen Pastors, in dem alles Ernstes der Uebergetretenen das Seelenheil abgesprochen wurde, wenn sie nicht wieder umkehrte. Der landeskirchliche Pfarrer berichtet über den Hergang in allen seinen Einzelheiten, wozu Anlaß genug sein mochte im Interesse seiner Gemeinde. Für weitere Kreise erlangen seine Auseinandersetzungen insofern Bedeutung, als er die Gelegenheit benutzt, der ganzen Sache grundsätzlich näher zu treten und eine recht klare, lehrreiche Darstellung des Verhältnisses zwischen Bekenntnißkirche und Union zu geben. Zwar ist er Partei, da er innerhalb der Union amtirt, aber seine Gemeinde hat sich den lutherischen Charakter streng bewahrt und so gehört er zu den Vielen, die sich die Union gefallen lassen, weil sie einmal da ist, und in ihr etwas für das Gewissen geradezu Unerträgliches nicht erkennen. Dieser Standpunkt befähigt ihn, ziemlich unbefangen nach beiden Seiten hin zu urtheilen, und wir gestehen, daß wir, ohne ihm in allen Stücken Recht geben zu können, seine Darstellung der ganzen beklagenswerthen Episode für das Beste halten, was in volksthümlicher Weise auf so beschränktem Raume darüber geschrieben worden ist. Und was die näheren Nachweise über den Bekenntnißstand der westphälischen Gemeinden anlangt, so dürften sie auch für Solche, die genaue Kenner in der Sache sind, noch manches Neue bieten. B. K.

— Predigten über die sociale Frage von Hermann Philipp Schnabel, evang. Pfarrer. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1896. 2 ℳ — Der gelinde Schrecken, den uns der Titel des Buches erregte, ist glücklicher Weise sehr bald einem

Gefühl der Befriedigung und Anerkennung gewichen. Das Beste, was wir gefunden haben, ist nicht eine Predigt, sondern ein Aufsatz über die Stellung des Predigers zur socialen Frage, welchen Aufsatz der Verfasser im hessischen Kirchenblatt veröffentlicht und hier als Einleitung vorausgeschickt hat. Wir unterschreiben Wort für Wort, was hier gesagt ist und sich kurz in den Satz zusammenfassen läßt: der Prediger hat sich um die volkswirthschaftliche und politische Seite der socialen Frage nie, um ihre religiöse und ethische Seite fortwährend zu kümmern. Was hier über die Stellung ausgesprochen wird, die Christus, Paulus und Luther zu den socialen Fragen ihrer Zeit vorbildlich eingenommen haben, das beruht auf tüchtiger, unbefangener Forschung. Etwas anders denken wir über die acht Predigten, die wie Beispiele der Befolgung jenes Grundsatzes gegeben werden und nach einander auf Grund gut gewählter Bibelstellen von Arbeit, Lohn, Stand, Stellung der Frauen, Obrigkeit und Verhältniß zwischen Religion und socialer Frage handeln. Wären diese Predigten in etwas anderer Form als Vorträge für eine belehrungsbedürftige und empfängliche Zuhörerschaft gehalten worden, dann würden wir unsere freudige Zustimmung zu fast Allem, was da steht, ausgesprochen haben. Aber indem der Verfasser Predigten daraus machte, hat er die von ihm selbst zuvor gezogene Grenze mehr als einmal überschritten. Er hat sich selbst mit Volkswirthschaftslehre eingehend und, wie es scheint, mit mehr Erfolg beschäftigt, als manche der vielgenannten socialpolitischen Pastoren. Aber die so gewonnenen Einsichten kann er nun gar nicht völlig bei Seite lassen, so sehr er immer wieder zum biblischen Standpunkt zurückdrängt, und indem er beständig versichert, von allen diesen Dingen dürfe auf der Kanzel nicht geredet werden, redet er thatsächlich selber davon und oft mit deutlichem Ausdruck einer Ueberzeugung, die sich schwerlich allein mit biblischen Gründen rechtfertigen läßt. So finden wir z. B. eine kleine Abhandlung über die Nothwendigkeit des selbständigen Frauenerwerbs — als Theil einer Predigt, und gelegentlich ist von progressiver Einkommensteuer und dergl. die Rede. Das ist, wie gesagt, Alles ganz gut für Volksbelehrung in einem Saal, aber nur nicht für die Erbauung einer Christengemeinde in der Kirche. Die hier jeder Zeit erforderliche Würde und Weihe haben wir mehrfach vermißt. Also sind diese Predigten sehr nützlich zu lesen, aber ja nicht nachzuahmen. B. K.

— O. Wuttig, Das Johanneische Evangelium und seine Abfassungszeit. Leipzig, Deichert, 1897. 2 ℳ. — Wann ist das Evangelium verfaßt worden, das Luther das „einige rechte zarte" nennt? Der Verfasser antwortet: Zuerst, vor den Synoptikern, vor dem Jahre 70. Wir sind durch die Beweisführung des Verfassers nicht überzeugt worden. Trotz ihrer Sachlichkeit und Schärfe ist sie nicht frei von Voraussetzungen, aber sie ist ein neues gutes Zeugniß von der Authentie des Johannesevangeliums. Die Frage nach seiner Abfassung will con amore behandelt sein: auch dem schlichtesten Laien ohne logische Schulung ist es gewiß: So konnte nur ein Augenzeuge schreiben, dessen Glaube dem Schauen nahe und in der Liebe vollendet war. Der Verfasser stellt in neues Licht, daß die Behauptung der negativen Kritik, das vierte Evangelium sei unecht und erst im zweiten Jahrhundert entstanden, keinen zureichenden Grund der inneren Wahrheit enthält. J. J.

— An neuen Lieferungen der im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erschienenen Encyklopädie der Naturwissenschaften, wohl des am größten angelegten Sammelwerks auf diesem, wenn nicht überhaupt auf einem Specialgebiete, liegen uns vor die 69. und 70. Lieferung der I. Abtheilung, den Buchstaben S im Handwörterbuche der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie behandelnd, und die 34—37. Lieferung der III. Abtheilung, Theile des Handwörterbuchs der Astronomie, dessen 1. Band damit abgeschlossen wird. Bearbeiter des letzteren ist der bekannte Astronom Professor Dr. Valentiner, der unseres Wissens in diesem Jahre von Karlsruhe nach Heidelberg übergesiedelt ist. Unterstützt wird er durch Beiträge der Professoren Dr. Wislicenus, Dr. Zelbo — von diesem rührt der umfängliche Artikel — Bahnbestimmung der Planeten und Kometen her —, Dr. Seeliger, Dr. Gerland, Dr. H. Kobold u. A. Δ.

— S. M. Kbt. „Iltis". Von Koch, Wirkl. Admiralitätsrath. Mit drei Abbildungen und einer Kartenskizze. Berlin, 1896. E. S. Mittler und Sohn. 8°. 16 Seiten. — Das Unglück, das unsere Marine durch den Untergang S. M. Kanonenboots „Iltis" betroffen hat, ist noch in lebhafter Erinnerung unseres Volkes. Dem heldenmüthigen Verhalten seiner Besatzung hat der Wirkl. Admiralitätsrath Koch durch seinen in der Marine-Rundschau veröffentlichten Bericht ein Gedenkblatt gestiftet, das nunmehr als Sonderabdruck unter dem obenstehenden Titel weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Die Geschichte des Kanonenboots „Iltis" weiß von Beschwerden und Drangsalen, von Ausdauer und entschlossenem Handeln, von unerschütterlicher Pflichterfüllung, von Heldenmuth und Treue bis in den Tod zu berichten. Insofern ist die Geschichte dieses einen Fahrzeuges zugleich ein Stück Geschichte unserer Kriegsmarine und aus diesem Umstande erklärt sich das Anziehende der schlichten Schilderung, das lebhafte Interesse, mit dem der Leser der Darstellung von Anfang bis zu Ende folgen muß. Der Erlös aus dem Absatz der Broschüre ist zum Besten der Hinterbliebenen der auf dem „Iltis" Verunglückten bestimmt. Für den Bezugspreis von 50 ₰ das Exemplar wird die Schrift seitens der Verlagshandlung überallhin portofrei versandt. F. R.

— Deutsches Wörterbuch von Moriz Heyne, o. ö. Professor an der Universität Göttingen. Kleine Ausgabe. Vollständig in 20 Lieferungen zu je 50 ₰. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1896. — Früher war die Meinung weit verbreitet, für seine eigne Muttersprache bedürfe man gelehrter Hilfsmittel nicht, da reiche das angeborene Sprachgefühl hin, um den Gebrauch zu regeln. Diese verkehrte Ansicht ist wohl nunmehr von allen halbwegs Gebildeten aufgegeben. Die Fragen nach der Berechtigung dieser oder jener Wendung, nach der Zulässigkeit einer Form oder einer Satzfügung gehören sogar nach unsrer Beobachtung heute häufiger als je unter die beliebten Gegenstände der Unterhaltung, und zwar gerade in den mittleren Schichten der Gesellschaft. Auch zu ihnen ist allgemach die Erkenntniß durchgedrungen, wie wahr Goethe's Wort ist:

Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht.

Für sie ist der soeben fertig gewordenen kleinen Ausgabe von Moriz Heyne's deutschem Wörterbuche ein überaus schätzbares und handliches Hilfsmittel geschaffen. Heyne ist ein Veteran der Wörterbuchsarbeit. Seit Jahrzehnten ist er mit thätig an der Fortführung des großen deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm. So stand ihm das wissenschaftliche Rüstzeug zu Gebote in einem Maße wie wenigen anderen deutschen Gelehrten. Man muß es ihm daher besonders Dank wissen, daß er unmittelbar nach der Vollendung seines größeren dreibändigen Wörterbuches nun sich daran gemacht hat, einen Auszug daraus zu geben, der sich mehr an den nicht gelehrten deutschen Mann wendet. Heyne sagt selbst im Vorwort, er sei zu diesem Plane bestimmt worden vornehmlich durch den Wunsch von Lehrern und Beamten, denen das große Werk zu theuer und zu umfangreich war, und die nur haben wollten, was sich auf den jetzigen Sprachgebrauch bezog, ohne gelehrte etymologische und sprachvergleichende Beigaben, und in kürzerer Fassung auch hinsichtlich der Belege. Darum hat er die Angabe über Herkunft und Urverwandtschaft der Wörter ausgeschieden, ebenso die Belege aus älterer Sprache. Nur die Verweisungen auf die Bibelsprache hat er — und zwar mit gutem Rechte — beibehalten. Die Belege sind zumeist namenlos gegeben, nur besonders kennzeichnende oder allgemein bekannte Stellen werden unter dem Namen des Schriftstellers angeführt. Dadurch ist es gelungen, den Umfang des Buches auf ein Drittel zusammenzudrängen. Wir sind überzeugt, daß Heyne's kleines deutsches Wörterbuch den Zweck, dem es dienen will, vollkommen erfüllen wird. In einer gut gewählten deutschen Hausbücherei, auch bescheidenen Umfanges, wird man den „Kleinen Heyne" forthin als eines der unentbehrlichsten Bücher anzusehen haben. Die Verlagshandlung giebt zum Preise von 2 ℳ Einbanddecken in Halbleder mit dunkelgrünem Ueberzug aus. So kann man denn für 12 ℳ ein vollständiges deutsches Wörterbuch erwerben, das ist gewiß für solch ein werthvolles und bedeutsames Werk ein bescheidener Preis. Fällt auch ein deutsches Wörterbuch nicht gerade unter den Begriff „Weihnachtsliteratur", so sollten wir doch meinen, es werde das Buch Vielen auch als Geschenkwerk herzlich willkommen sein. Für reifere Schüler z. B. empfiehlt es sich zu solchem Zwecke entschieden mehr als vieles Andere. Wir freuen uns aufrichtig der glücklichen Vollendung des Werkes und wünschen, es möge recht viele Käufer und fleißige Benutzer finden. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 149. Sonnabend, den 12. December. 1896.

Spielzeug im classischen Alterthum.

In der lieben Weihnachtszeit ist das Spielzeug ein Gegenstand des höchsten Interesses. Nicht nur, daß es den Kleinen Stunden der höchsten irdischen Glückseligkeit bringt, auch der Erwachsene läßt wohl sein Auge ein Weilchen ergötzt auf dem niedlichen Tand ruhen, trifft seine Wohl unter den bunten Sachen und leitet dann die Kinder zum Gebrauch der geschenkten Gegenstände an. Werden die Spielsachen doch immer complicirter, die Anstrengungen der Erfinder, etwas Neues zu bringen, immer größer. Und doch betrifft die Neuerung kaum je etwas Wesentliches; im Grunde läßt sich alles Spielzeug auf wenige Grundgedanken und ebenso wenige Grundformen zurückführen. Die Spielsachen sollen das Kind unterhalten. Das geschieht, indem die Sinne beschäftigt werden, und zwar in angenehmer Weise, d. h. ohne sie bis zur Uebermüdung anzustrengen. Bei den Kleinsten der Kleinen bedarf es nur eines geringen Reizes; die Klapper oder Schelle giebt dem Ohre ausreichend zu thun, der Hanswurst oder sonst ein Gegenstand mit grellbunten Farben und groben Formen ergötzt das Auge, und das Ziehen an dem Faden, der die Glieder des Hanswursts in Bewegung setzt, oder das Herumfahren des Wägelchens oder Pferdchens beschäftigt die Muskeln und gewährt dem Geist eine gewisse Befriedigung, weil er vermittelst seiner körperlichen Kraft etwas auszurichten vermag. Je größer das Kind wird, desto größere Ansprüche macht es in Bezug auf die Beschäftigung seiner Sinne, desto feinere Seelenthätigkeiten sollen durch das Spielzeug in Bewegung gesetzt werden; dieses richtet sich alsbald an den so unendlich starken und wichtigen Nachahmungstrieb des Menschen; die Spielsachen sind Abbilder der Gegenstände aus dem Leben der Großen, sie ermöglichen dem Kinde, dieses nachzuahmen. Kein Wunder, daß auch die geschichtliche Forschung zu dem Satze führt, daß, wie die Kinderspiele selbst, so auch das Kinderspielzeug bei allen Culturvölkern und zu allen Zeiten im Wesentlichen gleich sind und bleiben. Das urälteste und einfachste Spielzeug der Kleinsten ist die Klapper. Das bezeugt der römische Nome für Kleinkinderspielzeug im Allgemeinen, crepundia, von crepare, Geräusch machen, klappern. Das bezeugen auch die vorgeschichtlichen Funde unserer Heimath; denn in den Gräbern unserer Vorfahren ist eine der häufigsten Beigaben eine thönerne Klopper, d. i. ein geschlossenes Gefäß mit Schalllöchern und Steinchen im Innern, von verschiedener Form, der eines Eies oder eines Thieres, besonders eines Vogels. Dem lateinischen crepundium entspricht das krotalon der Griechen. „Man muß den Kindern die Klapper in die Hand geben," sogt schon Aristoteles, „damit sie nicht Alles entzweischlogen, was im Hause ist." Die Erfindung einer besonderen Art von Klappern schrieb man sogar dem berühmten Staatsmann, Feldherrn, Philosophen und Mathemotiker Archytas von Tarent zu. An den beigegebenen Klappern werden bei den lateinischen Lustspieldichtern ausgesetzte Kinder wiedererkannt. — Ein anderer einfocher Gegenstond, der aber zu seiner Bewegung schon einer gewissen Kraft und Geschicklichkeit bedarf, ist der Kreisel. Auch er war im Alterthume viel gebraucht und vermuthlich mannigfaltig gestaltet, denn sonst würden die Griechen nicht mindestens vier Namen dafür kennen (der hauptsächlichste strombos, latein. turbo). Nach Virgil ist er aus Buchsholz verfertigt. Ebenso sind die Kinder schon vor Jahrtausenden hinter dem Reif oder Drehrädchen hergelaufen — es heißt trochos und besteht meist aus einem Metollring mit einer Art von Schelle inwendig, die beim Bewegen erklingt —, haben sich auf der Strick- oder Brettschaukel (aiora, petauron) wohlig in den Lüften gewiegt und sind auf Stelzen einhergeschritten (grallae, die z. B. Plautus erwähnt). Die Kunst des Drachensteigens war gleichfalls nicht unbekannt. Leidenschaftlich aber ward vor Allem das Ballspiel getrieben, und zwar nicht nur von Kindern, sondern auch von Erwachsenen. Die Knaben schlugen Ball auf öffentlichen Plätzen und Straßen, so daß der Jurist Ulpian den Fall setzt, daß ein zu stark getriebener Ball in die Bude eines Borbiers fliegt und der Hand desselben, die gerade mit dem Rasirmesser den Bart eines Sklaven bearbeitet, einen solchen Stoß versetzt, daß sie die Gurgel des Sklaven durchschneidet. — Jeder Knabe, der einen Fehler beim Ballspiel machte, mußte seine Wade darbieten, um einen Schlag darauf zu empfongen. Allbekannt ist, daß Odysseus bei seiner Ankunft im Phäokenlande die Königstochter Nausikoa trifft, wie sie mit ihren Mägden Ball spielt. In der späteren, historischen Zeit scheint aber das Ballschlagen für Mädchen in Griechenland, wie in Rom, nicht recht schicklich gewesen zu sein. Dagegen erwähnt Ovid ein Spiel, wobei eine Anzahl Bälle auf dem Grunde eines Netzes lagen und es darauf ankam, einen herauszunehmen, ohne daß die anderen sich rührten. In der römischen Koiserzeit kehrten sich dann Frauen und Mädchen wieder nicht mehr an die veralteten Gebote der Schicklichkeit, da doch die Schranken der Sitte in viel schlimmerer Weise durchbrochen wurden, sondern nahmen hochgeschürzt an dem munteren Spiele Theil. Natürlich fehlten auch nicht die verschiedensten Größen der Bälle und Arten des Ballspiels, wie sie bei uns zu finden sind. Der Sieger beim Ballwerfen der Knaben hieß wohl „König", der Besiegte der „Esel" und mußte wohl auch einen solchen besteigen. Von dem Spielzeug, das wir dem Nachahmungstrieb verdanken, ist keins so uralt und weit verbreitet, als die Puppe. Im weiteren Sinne müssen wir darunter jede Nachahmung der menschlichen Person in jedem beliebigen Stoff, aber in bedeutend kleinerem Maßstabe, verstehen. Pupus, pupa hießen die kleinen Kinder im Allgemeinen bei den Römern bis zum Tage der Namengebung und auch sonst im zarten Alter. Davon ist das Lehnwort Puppe für ein kleines, zierliches Menschengebilde, auch das leblose, genommen. Bei den Griechen heißen sie korai („Mädchen"), koralhia, korokosmia oder plangones. Sie waren allerdings in der Regel nicht bekleidete Bälge, wie die unsrigen, sondern meist aus Thon, auch aus Wachs gebildet, zierlich ausgeführt und fein bemalt. Gab es doch besondere Puppenmacher, koroplathoi oder koroplastai, die sich nur mit ihrer Herstellung und ihrem Verkaufe auf dem Markte befaßten. Die Antikensammlungen enthalten ihrer viele. Es gab ober auch, wie schon eine Stelle in den Satiren des Horaz bezeugt, hölzerne, durch Fäden bewegliche Gliederpuppen, Marionetten (neurospasta), die mon in besondere Puppenkleidchen hüllte. Die Jungen spielten mit Thonsoldaten. Demosthenes sagt unmuthig zu seinen Mitbürgern, daß sie ihre Obersten und Generäle nicht zum Kriege machten, sondern wie die Puppenbildner ihre thönernen nur zum Paradiren auf dem Morkte, und Lucian sagt zu einem Redner, der nach schwierigen und seltenen Ausdrücken hascht: „Ohne es zu wissen, bist du den Thonfiguren ähnlich, die von den Puppenfabrikanten zum Verkauf gefertigt werden: äußerlich roth und blau gefärbt, inwendig aber thönern und zerbrechlich." In Rom gab es im December ein besonderes Bilder- und Puppenfest, an dem die Kinder mit Figürchen aus Thon oder Erz beschenkt wurden. Wir sehen weiter auf griechischen Vasenbildern Kinder dargestellt, die mit Kännchen und kleinen Vasen spielen, wie die unsrigen mit ihrem winzigen thönernen Kochgeschirr. Auch die Wägelchen, mit denen diese so gern zum Entsetzen des darunter Wohnenden auf dem Boden herumrasseln, haben ihre getreuen antiken Gegenstücke. In des Aristophanes' „Wolken" erzählt der Bauer Strepsiades, daß er seinem Sohne, als er sechs Jahre alt war, für den ersten Obolos, den er als Richtersold erhalten habe, am

Zeusjeste einen kleinen Wagen geschenkt habe. Daneben gab es größere Wagen, die wohl mit Hunden oder Böcken bespannt wurden. Wie der Wagen, durfte auch das Pferd beim kindlichen Spiele nicht mangeln. Die ursprünglichste Nachahmung ist das Steckenpferd. Der König Agesilaos von Sparta, der sehr kinderlieb war, wurde einmal von einem Besucher angetroffen, wie er auf einem Rohre unter seinen Kindern herumritt. Als der Besucher sich wunderte, bat er ihn, nicht eher Jemand etwas davon zu sagen, als bis er selbst Kinder habe. Aber auch aus Thon gebildete Thiere dienten zur Unterhaltung; außer Pferden findet man noch thönerne Hasen, Affen, Enten und Schildkröten als Beigaben in Kindergräbern. Nur das Schaukelpferd scheint eine Erfindung der neueren Zeit zu sein, wenigstens ist uns keine Erwähnung bei den Alten aufgestoßen. Dagegen sind wieder Häuschen und Puppengeräthschaften auf bildlichen Darstellungen und in der Literatur erwähnt. Aus Pausanias erfahren wir, daß man in der Schatzkammer zu Olympia ein mit Elfenbein verziertes Bettchen aufbewahrte, in das einst die elische Prinzessin Hippodameia, des Pelops Gattin, ihre Puppen gelegt haben sollte. Horaz bezeichnet es als eine Thorheit für einen Erwachsenen, wenn er sein Vergnügen daran finde

„Niedliche Häuser zu bauen, zu schirren an Wägelchen Mäuse,
Spielen das »Gleich—Ungleich«, auf ragenden Stecken zu reiten."

Dann versuchten sich die Kinder daran, allerlei Spielzeug selbst herzustellen. Der schon erwähnte Strepsiades in den „Wolken" empfiehlt seinen Sohn dem Sokrates als ein Genie, weil er schon als winzig Knäbchen Häuser aus Wachs gebildet, Schiffe geschnitzt und Wagen aus Leder gemacht, aus Granatenschalen Frösche. — Größere Knaben unterhielten sich mit Vogelschießen; Ziel der Pfeile war ein auf einer Stange befestigter Hahn. — Wenn schon mehr ein Spiel der Aelteren mag doch noch das Brettspiel erwähnt werden, mit dem sich bereits die Freier der Penelope ihre reichlich bemessene freie Zeit vertrieben. Man unterschied später verschiedene Arten, ein „Städtespiel" bei den Griechen, ein „Zwölflinienspiel" und ein „Soldatenspiel" bei den Römern. — Als letztes Spielzeug für Kinder, heute wie vor Jahrtausenden nicht minder ein Gegenstand großer Sehnsucht für viele, sei das lebende genannt: Lebende Thiere. Die erste Stelle nahm natürlich der Hund ein, beliebte Spielgesellen waren auch Hasen und Kaninchen, endlich allerlei Vögel. Wachtel- und Hahnenkämpfe zu veranstalten, belustigte Knaben, wie Männer. — Es wäre verlockend, an dieser Stelle noch von den Kinderspielen der Alten zu erzählen, bei denen es keines besonderen Spielzeugs bedurfte; auch da würden wir eine große Aehnlichkeit von Einst und Jetzt feststellen, doch müßten wir fürchten, die Aufmerksamkeit der Leser dann allzulange in Anspruch zu nehmen. B. N.

Ueber das Süßwasserplankton.*)

Von H. Simroth.

Der Ausdruck „Plankton" ist in den letzten Jahren wohl auch in Laienkreisen ziemlich geläufig geworden und auch an dieser Stelle ist öfters Gelegenheit gewesen, ihn in den Mund zu nehmen. Bekanntlich hat ihn Hensen in die Welt gesetzt und darunter alle Organismen inbegriffen, welche frei im Meere oder in Süßwassern treiben und deren Eigenbewegungen geringer sind als die Bewegungen des Wassers infolge von Strömungen, Wind und Wellen, daher sie willenlos umhergeworfen werden, wie einst der Dulder Odysseus. Somit sind Thiere, wie die meisten Cephalopoden und Fische, oder Wasserkäfer vom Plankton ausgeschlossen. Dasselbe bildet naturgemäß die Grundlage der Oekonomie in den Gewässern; und der Zweck der Planktonforschung ist es, die wirthschaftlichen Wechselbeziehungen, die in einem Gewässer herrschen zwischen anorganischer und organischer Nahrung, zwischen Licht, Wärme und Pflanzenwachsthum, zwischen Vegetation und animalischem Bestand, zwischen Pflanzenfresser und Raubthier u. dergl. m. nach Möglichkeit zu verfolgen und aufzuklären. Da nun die Biologie, d. h. die Lehre von den Lebewesen nicht nur als Einzelobjecten, sondern in ihrer Abhängigkeit von den umgebenden Factoren, bei dem Streben nach zusammenfassender und verknüpfender Ueberſicht der Natur eine hervorragend moderne Disciplin der Naturforschung schlechthin ist, so kann sich wohl kaum eine biologische Arbeit bisher mit der Planktonuntersuchung messen, deshalb, weil wir auf dem Lande und im Litoralgebiet des Meeres und der Seen, in den Flüssen und Bächen vor der Hand kaum im Stande sind, irgend einen Fleck so vielseitig nach allen seinen Beziehungen mit der Umgebung, sowie seines organischen Bestandes unter sich, zu untersuchen, als die freie Wasserfläche; denn selbst die Landwirthschaftslehre, welche die rationelle Ausnutzung eines gegebenen Areals für die Production von Pflanzen und Thieren bezweckt, bekümmert sich doch blos um eine beschränkte Auswahl von Culturgewächsen und Hausthieren, also in bestimmter Weise abgeänderten Organismen. Für natürliche Verhältnisse ist die Planktonforschung überlegen, während sie in einer anderen Hinsicht ihr nicht nachsteht, das ist die exacte Methode, die Einführung genauer Messung und Wägung in alle Einzelheiten der Untersuchung. In dieser Beziehung ist es kein Zufall, daß ein Physiolog die Planktonarbeit in die Hand nahm. Die Physiologie hat sich oft gerühmt, von den organischen Disciplinen die einzig exacte zu sein, gegenüber den blos beschreibenden. Das war wohl ein Hinausschießen übers Ziel, denn jeder echte Naturforscher wird bestrebt sein, Gewicht und Zahl bei seinen Untersuchungen als Prüfstein der Wahrheit einzuführen. Aber eine gewisse Berechtigung zu dem Ausspruch lag wiederum darin, daß die Physiologie bisher zumeist ihr Gebiet auf eine relativ geringe Anzahl von Objecten beschränkte, dafür aber ihre Methode um so vollkommener ausbildete. Es gehörte in der That die Ausbildung des praktischen Physiologen dazu, um für die Oekonomie des freien Meeres einmal die Probleme scharf und allmälig immer schärfer zu formuliren und auf der anderen Seite die für die Lösung nothwendigen Präcisionsinstrumente und -methoden zu ersinnen. Wie im Allgemeinen bekannt sein wird, hat Hensen als der Leiter der Commission zur Untersuchung der deutschen Meere in Kiel in rastloser Fortarbeit zunächst das Plankton der Ost- und Nordsee bezwungen und in seiner Darlegung ganz neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung des marinen Lebens aufgedeckt, bis vor sieben Jahren unter seiner Leitung die größere Expedition in hundert Tagen einen großen Theil des atlantischen Oceans, bis zur Südspitze von Grönland, bis zum Busen von Guinea und zur Mündung des Amazonenstroms durchfuhr und in regelrechten Abständen aus den oberflächlichen Wasserschichten bis zur Tiefe von 400 Meter Proben entnahm, aus denen sich ergab, welche Organismen und wie viel von jeder Art in jedem Kubikmeter Oceanwasser treiben. Es versteht sich von selbst, daß eine Untersuchung, welche auf einer einziger Fahrt in einem Sommer und Herbst die ungeheure Strecke vom Eismeer bis zu den Tropen in Angriff nimmt, mehr einen propädeutischen Charakter haben muß, wie sie ebenso bis zur völligen Durchführung bis in alle Einzelheiten eine höchst intensive Thätigkeit sowohl der einzelnen Mitarbeiter, als in erster Linie der Leitung erfordert. Dementsprechend hat es nicht an gewichtigen Stimmen gemangelt, welche das ganze Unternehmen als verfehlt hinstellten und es für unmöglich erklärten, die Fülle des oceanischen Lebens in die Bande exacter Codificirung und Berechnung zu schlagen, so daß die mühselige Durcharbeitung der Fänge als eine nutzlose Zeit- und Kraftverschwendung erscheinen konnte. Indeß ganz abgesehen von der Thatsache, daß jede von einem objectiven Standpunkte aus unternommene ernstliche Arbeit jederzeit ihre reichlichen Früchte zeitigt, selbst dann, wenn sie anders ausfallen sollten, als ursprünglich erwartet wurde, so haben schon die bis jetzt abgeschlossenen Theile der Untersuchung eine Anzahl so neuer als gut fundirter Thatsachen ergeben in Bezug auf die Organisation und Verbreitung der planktonischen Organismen, auf ihre Abhängigkeit von der Wassertemperatur, von den Tageszeiten, auf das Gleichmaß ihrer Vertheilung, daß eine mißgünstige Kritik kaum noch auf Beifall rechnen kann. Immerhin ist so viel klar, daß die erste Planktonfahrt zwar die Grundlage abgeben wird für die Schätzung der oceanischen Oekonomie, daß aber noch manche neue Expedition nöthig sein wird bis zu einem abschließenden Urtheil, namentlich betreffs der Jahreszeiten.

Lag es da nicht nahe, die neue Methode an einem beschränkteren Gebiete zu erproben und auf das Süßwasser auszu-

*) Nach „C. Apstein, Das Süßwasserplankton, Methode und Resultate der quantitativen Untersuchung". VI und 200 S., mit 113 Abbildungen und zahlreichen Tabellen Verlag von Lipsius und Tischer. Kiel und Leipzig 1896. Groß Octav. 7,20 ℳ.

dehnen, da doch selbst die Ostsee für eine regelmäßige, continuirliche Durchführung der Untersuchung noch zu ausgedehnt ist? Die Anlage der zoologischen Stationen an den Ufern verschiedener Meere, wie sie im letzten Vierteljahrhundert seit der Begründung der Neapeler Anstalt die Erforschung der marinen Biologie auf eine früher ungeahnte Höhe gebracht hat, äußerte ihren belebenden Einfluß bald auch in Bezug auf die lacustren Studien, theils in der Begründung vereinzelter Stationen, theils in der systematischen Durchfischung ganzer Reihen von Seen ohne solche. Die ersteren finden wir in Deutschland, in Böhmen, in den Vereinigten Staaten; in freierer Weise ist in der Schweiz, in Italien, Frankreich, Deutschland 2c., kurz in zahlreichen Culturstaaten gearbeitet worden. Man hat sich namentlich bemüht, den Bestand der Organismen festzustellen, die Verbreitung der einzelnen Arten, die Verbreitungsmittel von Gewässer zu Gewässer, die Anpassungen an die verschiedenen Regionen eines Sees, an die Uferzone, an die Tiefe, an die freie Wasserfläche, man hat aus dem Vorkommen gewisser Species Schlüsse gezogen auf die Entstehung der Seen, indem man nordische Formen als Reste einer früheren Glacialfauna deutete und aus dem Auftreten vereinzelter Arten, deren nächste Verwandte im Meere leben, folgerte, daß die betreffenden Binnengewässer ausgesüßte Reste alter Meerestheile wären, Relictenseen und was dergleichen Fragen mehr sind. Auch für diese Studien ist durch die Planktonforschung eine neue Epoche angebrochen, so daß Zahl, Maß und Gewicht eine exactere Basis schaffen. Da ist es denn gewiß erfreulich, daß gerade der geübteste Planktonzähler, Apstein, der getreuste Gehilfe Hensen's, bei der Durcharbeitung des von der atlantischen Expedition heimgebrachten Materials durch eine Reihe von Jahren hindurch seine freie Zeit der rationellen Erforschung der schleswig-holsteinischen Seen gewidmet hat. Er hat seine Studien jetzt zu einem gewissen Abschluß gebracht und die Resultate in dem erwähnten Buche niedergelegt, das sicherlich berufen erscheint, für die nächste Zeit die Grundlage zu bilden für die planmäßige Durchforschung der Binnengewässer in wissenschaftlicher Hinsicht und für eine rationelle Teichwirthschaft in praktischer.

Apstein beschreibt zunächst die Localität, an der er gearbeitet, das Gebiet der Schwentine, welche einer ganzen Reihe von Seen, darunter dem Plöner See als dem größten, als Abfluß dient, das Gebiet der Eider mit dem Bothkamper, Einfelder, Bordesholmer, Schulen-, Molf-, Westen-, Flemhudersee und die Seen des östlichen, als Probstei bezeichneten Theiles von Holstein, also ein reiches Areal. Aus demselben standen nicht weniger als 467 Fänge zur Verfügung, von denen 331 quantitative und 136 qualitative waren. Die Ergebnisse derselben liegen den Tabellen seines Buches zu Grunde, wobei die verschiedensten Factoren, Temperatur, Sonnenschein, Windrichtung und Windstärke, Eisverhältnisse 2c. berücksichtigt sind. Ausführlich werden die Methoden beschrieben, welche zur Feststellung des Limnoplanktons in Anwendung kommen. Die Apparate sind nicht ganz einfach und nicht ganz billig. Netze von Müllergaze müssen so construirt sein, daß wir genau wissen, welches Wasserquantum durch sie hindurch filtrirt wird und seinen Organismengehalt in ihm zurückläßt. Sie werden senkrecht hinabgelassen und ebenso wieder heraufgezogen, bis zu wechselnder Tiefe. Der Inhalt wird verschieden behandelt, es wird sein Volumen, sowie, was für die Frage des Nahrungswerthes sehr wichtig ist, sein Trockengewicht festgestellt. Dann kommt die Hauptarbeit. Bei möglichst gleichmäßiger Vertheilung des Inhalts in der Flüssigkeit, welche durch Umschütteln erreicht wird, wird ein bestimmtes Volumen mittels einer besonders construirten Pipette herausgehoben, auf einer liniirten Glasplatte ausgebreitet und nun unter einem mit einem eigenartigen, complicirten Objecttischchen versehenen Mikroskop durchgezählt. So erfahren wir, wie viel von jeder einzelnen Art in diesem Volumen Individuen vorhanden sind, und können durch Rechnung leicht finden, wie viel in jedem Kubikmeter Seewasser in jeder Tiefe oder unterhalb eines Quadratmeters bis zum Boden hinunter vorkommen. Die Zahlen sind meist erstaunlich hohe, wie sie sich der Laie wohl kaum träumen läßt. Mit einigen Hundert etwa beginnt die Feststellung, was darunter ist, wird kaum noch quantitativ mitgerechnet; bei vielen Formen, namentlich einzelligen, finden wir aber Millionen, ja Hunderte von Millionen!

Das Gebiet, in dem diese Organismen hausen, ist das limnetische, wie man es bei Binnengewässern im Gegensatz zum pelagischen im Meere genannt hat. Es umfaßt die ganze freie Wasserfläche, soweit sie nicht zur litoralen und zur Tiefenregion gehört. Die litorale Region, welche meistens die flache, „Schaar" genannte Böschung des Seeufers bis zum steileren Abfall in einer Tiefe von 5 bis 25 Metern umfaßt, je nach der Größe des Sees, hat geringen Wasserdruck, dagegen oft heftigen Wellenschlag, starke Temperaturschwankungen, gleichmäßig intensives Licht und einen reichlichen, am Boden wurzelnden Pflanzenwuchs. Umgekehrt ist die Tiefenregion charakterisirt durch hohen Druck, Bewegungslosigkeit des Wassers, durch eine niedrige, in tieferen Seen constante Temperatur, durch schwaches Licht oder völlige Dunkelheit, durch schlammigen Boden und Pflanzenmangel. In der limnetischen Region nimmt selbstverständlich der Druck mit der Tiefe zu, auf je 10 Meter kommt eine Atmosphäre. Die Bewegung des Wassers kann eine dreifache sein, 1) Wellen, 2) horizontale und 3) verticale Strömungen. Die horizontalen Strömungen werden durch die Zu- und Abflüsse erzeugt. Die Untersuchung des Abflusses giebt den Maßstab für den Verlust des Sees an Kohlensäure, an organischen Substanzen und an Organismen. Die durch den Wind erzeugten Wellen drücken die oberflächlich lebenden Wesen ein wenig in die Tiefe hinab, sie bewirken Zusammenschaarungen solcher Lebewesen namentlich gegen das Ufer hin, welche für die oberflächliche Schätzung der Planktonvertheilung zu starken Fehlerquellen werden. Die Oberflächentemperatur hängt naturgemäß von der Luftwärme ab, sie pflegt im Januar ihr Minimum, im August ihr Maximum zu erreichen. Anders in der Tiefe. Hier herrscht, wie schon vorhin angedeutet wurde, ein stärkeres Gleichmaß, im Sommer relativ kühl, im Winter warm, wenn selbstverständlich auch etwas kühler als während der heißen Jahreszeit. Bei genügender Tiefe müßte eine gleichmäßige Wärme von 4,4° C. herrschen. Gelegentliche Abweichungen, wie im großen Plöner See, scheinen sich durch Speisung mit wärmerem Grundwasser zu erklären. Eine andere, regelrecht wiederkehrende Abweichung betrifft die sogenannte Sprungschicht. Während die Temperatur im Sommer von oben nach unten ganz allmälig niedriger wird, ist die Abnahme in jener Schicht plötzlich eine viel stärkere, um nach unten wieder in langsamem Tempo fortzuschreiten. Die Ursache liegt in der beträchtlichen Abkühlung der oberflächlichen Wasserschichten während der Nacht. Sie werden schwer und sinken nieder bis zu der Tiefe, deren Wasser dieselbe Wärme hat. Bis dorthin findet also eine regelrechte Circulation statt, während die darunter liegenden Wassermassen unbeeinflußt bleiben. Das Eindringen des Lichts hängt theils von dessen Intensität, theils von der Menge der Planktonorganismen ab, zu der es im Allgemeinen im umgekehrten Verhältnisse steht. Die Farbe des Wassers wechselt je nach der größeren oder geringeren Reinheit zwischen Blau, Grün und Braungrün. Die chemischen Bestandtheile variiren ziemlich stark. Der Rückstand ist im Ganzen um so geringer, je tiefer der See, und um so größer, je flacher er ist. Die Schwankungen sind noch am Kleinsten in Bezug auf den Kalkgehalt.

Das ist die limnetische Region. Apstein hat die Daten aus einer umfänglichen Literatur zusammengetragen, fortwährend unter Kritik und Zufügung eigener Zuthaten. Und nun die Organismen! Man kann sie eintheilen in activ-limnetische, die zeitlebens in der freien Seefläche sich aufhalten und dort sich fortpflanzen (zum mindesten einen bestimmten Abschnitt ihres Lebens regelrecht daselbst zubringen), in passiv-limnetische, die an den ersteren festsitzen, losgelöst aber bald zu Grunde gehen, und in tycholimnetische, die nur gelegentlich dahin verschlagen sind. Nur die activ- oder eulimnetischen kommen in Frage. Die scharfe Definition schließt so Manches aus, was von anderen Forschern auf Grund zufälliger Beobachtungen hierher gerechnet wurde. So kommt denn keine gerade hohe Zahl zusammen, einige 80 Organismen, ca. 30 Pflanzen und 50—60 Thiere. Die Pflanzen sind selbstverständlich lauter Algen, d. h. solche, die ohne Wurzeln frei zu treiben vermögen, 7 Schizophyceen, 9 Diatomeen, 7 Chlorophyceen und 8 Phäophyceen. Die Thiere gehören einer größeren aber immerhin beschränkten Zahl von Typen an; unter den Protozoen treffen wir eine Foraminifere, mehrere Heliozoen, 4 Infusorien, unter den Plattwürmern ein einziges kleines Turbellar, Castrada radiata, dagegen 23 Räderthiere und 20 Kruster, nämlich 4 Copepoden und 16 Cladoceren, drei Wassermilben und eine Muschellarve. Unter den Cladoceren oder Wasserflöhen sind zwei noch als fraglich anzuführen, nämlich die farblose meist nur hemilimnetische Sida crystallina und der, wie es scheint, in seiner limnetischen Existenz von gewissen Algen abhängige Chydorus sphaericus. Die Muschellarve gehört der Dreyssena polymorpha an, jener Mytilus ähnlichen Form, welche bekanntlich

erst in unserem Jahrhundert in unseren Flüssen eindringt und z. B. bei Halle in der Saale häufig ist, während sie bei Leipzig bis jetzt noch fehlt. Da sie aus dem schwarzen Meere stammt, mithin der jüngste Einwanderer unter unseren Flußmuscheln ist, haben ihre Jungen allein noch die Lebensweise der marinen Muschellarven beibehalten, eine Zeit lang im freien Wasser zu schwärmen und sich dann erst festzusetzen, auf diesem Wege neue Wohnsitze erwerbend. Die Schwärmzeit beträgt acht Tage. Im Dobersdorfer See trat die Larve Ende April 1891 auf mit 29 000 Individuen unter 1 qm Wasserfläche, bei 10° C. Oberflächentemperatur. Das waren aber nur Vorläufer. Denn im Mai zeigten sich die Larven nur spärlich. Im Juni begann wohl das eigentliche Laichgeschäft. Anfang Juli fanden sich zwei und Mitte Juli, zur wärmsten Zeit, über vier Millionen Larven unter 1 qm. Im September waren die Larven wieder vereinzelt und ebenso noch bis in den October. Im nächsten Jahre war es ähnlich, doch ohne ein gleich starkes Anschwellen. Da die Eier am Boden in Häufchen abgelegt werden, fanden sich die Larven zunächst auch in der Tiefe; später haben sie, wie fast alle limnoplanktonischen Wesen, ihre Hauptmasse im obersten halben Meter. Im Plöner See fanden sich die ersten Larven 1893 bereits am 19. März bei 2,5° C. Wassertemperatur, aber auch nur als Vorläufer; erst Ende Mai, bei 5,8° C. begannen die Muscheln energischer zu laichen. Anfang Juni lebten 127 260 Larven unter 1 qm. Die Larven verhalten sich mithin ähnlich in den verschiedenen Seen, wenigstens wenn in der warmen Jahreszeit untersucht wurde; nur im Molfsee wurden sie auch dann vermißt, trotzdem derselbe zu einem Gebiet von Seen gehört, in dem sie vorkommen. Der Grund aber wird klar, sobald man bedenkt, daß die Communication des Molfsees mit den Nachbarseen im Sommer trocken liegt, die Ausbreitung durch die Larven also nicht möglich ist. Aus der Anzahl der Larven lassen sich weitere Schlüsse ziehen. Was bedeuten jene 4,4 Millionen Individuen auf 1 qm? Die Alten, die daraus hervorgehen, sitzen meist in dicken Klumpen zusammen. Man mag also vielleicht auf jedes Stück nur ½ qcm Bodenfläche rechnen. Das giebt pro 1 qm 20 000 Stück. Das will sagen: von jenen schwärmenden Larven kann nur der zweihundertzwanzigste Theil, noch nicht ½ %, zu einer Muschel heranwachsen. Das aber gilt nur für den Fang von einem Tage, allerdings zur Zeit der höchsten Entwickelung. Macht man, da die Schwärmzeit 8 Tage dauert, in Intervallen von je 8 Tagen regelmäßig Fänge und Zählungen, dann stellt sich die Production der Larven pro qm etwa auf das Vierfache, womit die Anzahl der Larven, welche heranwachsen können, auf ⅛ % sinkt! Nun ist aber zu bedenken, daß diese Zahl noch bedeutend, vielleicht auf den zehnten Theil eingeengt wird, durch die Thatsache, daß die Dreyssenen am Boden sich blos in der Litoralzone bis zu einer gewissen Tiefe finden, welche in dem unserer Rechnung zu Grunde gelegten Dobersdorfer See etwa $^1/_{10}$ des ganzen Seegrundes ausmacht. Die Rechnung läßt sich auch von einer anderen Seite anfassen. Unter der Annahme, daß eine Dreyssena, wie eine Teichmuschel, in einem Sommer ca. 100000 Eier erzeugt, würden zur Production der gezählten Larven pro qm etwa 150—160 Muscheln nöthig sein und wenn man die gleiche Anzahl Männchen dazu rechnet, etwa 300. Es müßte sich die Zahl wiederum auf dem allein bewohnten Areal der Uferzone verzehnfachen, womit wir aber blos 3000 Stück pro qm erhalten anstatt der oben angenommenen 20 000, die Aussichten der Larven, am Boden heranzuwachsen, also abermals herabgedrückt werden, wenn auch vielleicht nicht allzu beträchtlich, da die Thiere nicht mit einem Jahre fortpflanzungsfähig werden. Auf jeden Fall ist die Anzahl der Larven, welche zu fortpflanzungsfähigen Individuen heranwachsen, ebenso gering als die Anzahl derer, die zu Grunde gehen, enorm ist. Was wird mit den letzteren? Werden sie sämmtlich von anderen Mitbewohnern des Sees gefressen? Ersticken sie sich gegenseitig? Das sind Fragen, welche künftiger Untersuchung harren. Aber ihre Präcisirung, an die man bisher kaum gedacht, ist ein Erfolg der exacten Planktonforschung.

Ich habe das eine Beispiel etwas näher beleuchtet, um zu zeigen, in welcher Weise Apstein sein Thema behandelt. In Wahrheit wird nicht nur der gesammte Wechsel der Organismenwelt in den Seen während der verschiedenen Jahreszeiten, das Leben im See im Ganzen geschildert, sondern ebenso wird jeder einzelne Organismus in seinen verschiedenen Beziehungen verfolgt, in seinem periodischen oder perennirenden Auftreten, in seiner Entwickelung, in den Anpassungen an Aufenthalt, Temperatur, Jahreszeit, Tiefe &c. Ja es werden uns die verschiedenen Lebewesen in Abbildungen vorgeführt, zumeist nach Originalphotogrammen. Vielleicht hätte der Autor besser gethan, hier noch mehr an bereits vorhandene Figuren sich anzulehnen, da es doch wohl zu viel verlangt ist, daß jede Mikrophotographie gleich gut ausfallen soll. Jedenfalls stellt Apstein's Buch einen wichtigen Markstein in der Planktonforschung dar und es ist sehr zu wünschen und zu hoffen, daß seine exacte Methode bald zahlreiche Nachfolger findet, die das Werk in seinem Sinne weiterführen.

Bücherbesprechungen.

— **Israel war ein Bekenntniß und ein Volk und wird Beides wieder werden.** Von Pfr. K. in Dr. bei W. Leipzig, 1896. In Commission bei Friedrich A. Wilhelm. — Der Verfasser hat schon einmal einen Aufruf an die deutschen Rabbiner gerichtet unter dem Titel: Die jüdische und christliche Moral, womit er keine ermuthigenden Erfahrungen gemacht hat. Das glauben wir ihm auf's Wort. So soll das vorliegende Schriftchen einen neuen friedlichen Angriff nach derselben Seite hin bedeuten, aber wir wagen nicht, ihm einen besseren Erfolg zu versprechen: denn die Verblendung ist da drüben zu gewaltig. Es wird der Nachweis geführt, daß Israel in der babylonischen Trübsal durch gehorsame Aufnahme der prophetischen Predigt zu einem Bekenntniß (wir würden lieber sagen: zu einer bewußt bekennenden Gemeinde) und zu einem Volk geworden sei, und daran die Aufforderung geknüpft, durch freudige Annahme des Christenglaubens wieder dasselbe zu werden, was zu sein man längst aufgehört habe. Wenn der Verfasser so dem sich bekehrenden Israel zugleich eine ganz wesentliche Bedeutung für die Erhaltung und Erneuerung der Christenheit zuschreibt, so bewegt er sich damit bekanntlich in einem Gedankenkreis, der der Bibel nicht fremd ist; aber irgendwelche Hoffnung, davon irgend Etwas noch zu erleben, können wir mit ihm nicht theilen. B. K.

— Dr. Heinrich Zimmern (a. o. Professor der Assyriologie in Leipzig), **Vater, Sohn und Fürsprecher in der babylonischen Gottesvorstellung.** Ein Problem für die vergleichende Religionswissenschaft. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1896. 15 S. gr. 8. Preis 50 ₰. — Der Verfasser dieser kleinen Schrift hat zwei forschenden theologischen Freunden eine Freude bereiten wollen. Dieselben sind der Meinung geworden, daß auf die jüdisch-christliche Lehre vom Messias und vom Parakleten d. i. Fürsprecher (dies ist der eigentliche Laut und Sinn des Wortes, welches Luther in Joh. 14—16 mit „Tröster“ übersetzt hat), ja auch auf die Zusammenstellung der Dreiheit „Vater, Sohn und Geist“ orientalische Speculation von Einfluß gewesen sei. Er stellt nun zu Händen der gelehrten Theologen und Religionsforscher Anklänge an diese christlichen Lehren aus babylonischen Religionsschriften zusammen, Anklänge freilich so äußerlicher Art (z. B. der Begriff des Geistes wird S. 12 einfach eingeschmuggelt) und so geringen Umfanges, daß ein flüchtiger Leser denken könnte, es handle sich um einen schlechten Scherz, dessen Kosten leider die christliche Gemeinde bezahlen müsse. Der gelehrte Verfasser hat diese Meinung keinesfalls, hat sich aber schwerlich klar gemacht, daß seine Schrift, wie lehrreich auch nach ihrer assyriologischen und religionsgeschichtlichen Seite hin, doch einen dilettantischen Streifzug in das Gebiet der Theologie einschließt. Die Eigenart der christlichen Lehre wird nicht einmal angedeutet, und doch ist sie so groß, daß jene Anklänge fürs Erste so gut wie ganz bedeutungslos erscheinen. Damit soll nicht der leise Schatten einer entfernten, vorläufig ganz unfaßbaren, Möglichkeit bestritten werden, daß hier wie bei anderen Stücken auf die äußere Gestaltung der ältesten christlichen Lehre nicht blos israelitische, griechische und römische, sondern auch babylonische Volksgedanken eingewirkt haben, da ja das Christenthum die Darstellung einer Gemeinschaft von glaubenden und denkenden Menschen aus allen Völkern mit Gott durch Jesum Christum ist. Mehr behauptet der Verfasser selbst nicht. Eine Beeinträchtigung des christlichen Glaubens nach seinem Wesen wird mithin durch seine Schrift weder beabsichtigt noch erreicht. Aber der entgegengesetzte Schein ist doch bedauernswerth. G. Schnedermann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 150. Dienstag, den 15. December. 1896.

Münchner Künstler.*)

Streiflichter und Schlagschatten.

Von Wilhelm Mauke.

I.

Von dem duftblauen Kranze der nahen Hochalpen weht ein berauschender, für zimperliche und zu ästhetischer Verschnupfung geneigte Naturen fast zu starker Strom Freilicht und Freiluft über Isarathen. Freilicht und Freiluft, diese beiden unerläßlichen Lebensbedingungen für das Gedeihen des Freigeistes, bewirken es auch, daß München die stolze Hochburg der neuen deutschen Kunst geworden ist. Und wenn die Zeitschrift „Pan“ in ihren vier Jahresheften 1896 den Versuch macht, das künstlerische Leben Deutschlands von den vier Mittelpunkten des geistigen Lebens, Berlin (Nordosten), Dresden (Mitteldeutschland), München (Süddeutschland) und Hamburg (Nordwesten) aus zu überblicken, so wird das Heft, das München gewidmet ist, von Rechtswegen den doppelten Inhalt und Umfang haben müssen wie beispielsweise das Heft, welches sich mit „Hamburger Kunst“ befaßt. Die Thatsache, der strahlende Brennpunkt des deutschen Kunstlebens zu sein, kann der bayrischen Metropole auch nicht von den Rodomontaden gewisser eifersüchtiger Kreise Berlins streitig gemacht werden. Rauschendes grünes Isarwasser, weiße Griechentempel und der Athem der ewigen Alpen sind eben dem Gedeihen einer großherzigen, freien und selbstherrlichen Kunst zuträglicher als kanonenstarrende Zeughäuser und dürrer Sandboden. München als Kunststadt hat eine ganz einzige, unverlöschliche, stark modellirte Charakterphysiognomie. Soviel „eigene Leut“, soviel urwüchsige, knorrige grobgeschnitzte bajuvarische Holzknechtsnaturen, soviel kosmopolitisch gesinntes, schnurrig individuelles, leichtlebiges und doch eminent arbeitsames und schaffensfreudiges Künstlerblut hat keine andere deutsche Stadt in ihren Mauern aufzuweisen. Und deshalb wird München auch so leicht nicht der Gefahr verfallen, eine schablonenmäßig abgeschliffene, modern charakterlose und langweilig uniformirte Weltstadt zu werden. Und hat das bekannte Münchner Volkslied: „So lang der alte Peter etc. —, so lang stirbt die Gemüthlichkeit beim Münchner gar net aus“ Recht, dann wird die Weltstadtperiode nie eintreten, denn „Gemüthlichkeit“ und „Großstadt“ sind zwei Begriffe, die nicht bei einander wohnen können. Im Folgenden will ich eine Anzahl mehr oder weniger bekannter Münchner Künstler-Charaktermasken lüften und die darunter zum Vorschein kommenden Gesichtszüge prüfend sine ira et studio betrachten. Es sei hier bemerkt, daß ich unter „Münchner Künstler“ nicht vom Norden oder Osten Zugewanderte, vorübergehend in Isarathen dem Musencultus Fröhnende, oder auch Angepaßte wie die: Halbe, Fulda, Heyse, Max Schillings, E. v. Wolzogen, Uhde, Juliane Dery verstehe, sondern dem süddeutschen Boden im weitesten Sinne Entsprossene, vom süddeutschen Wesen Vollgesogene oder auch auf Münchner Kunststätten Herangereifte, ob nun ihre Wiege im bayrischen Wald, in Deutschösterreich oder auf der schwäbischen Hochebene stand. Für meine Auswahl waren lediglich zwei Gesichtspunkte maßgebend: scharf ausgeprägte Individualität mit reich und frei sich gebender Eigenart in der Erfindung und Empfindung; begründeter oder nicht begründeter Weltruf. Daß die „Schlagschatten“, welche ja jedem Gruppenbilde nothwendig sind, gerade Künstler von sogenanntem Weltruf treffen, beweist nur, daß die ästhetischen Postulate, welche in den Augen der conventionellen, gedankenlos nachbetenden und der herrschenden Mode sich skrupellos anpassenden Menge maßgebend sind zur Creirung eines „großen berühmten Namens von anerkanntem Weltruf“, andere sind als die, welche nothwendig sind zur Schöpfung eines freien, tendenzlosen, weder durch Mode noch Heerdengeschmack beeinflußten, sich selbst Gesetz und Form bestimmenden Kunstwerks. Dieser höchsten Werthung kann aber das Werk jedes Künstlers, des Ton-, Wort-, Farben- oder Formendichters theilhaftig werden wenn es die drei innern Factoren: Wahrheit, Schönheit und Anerkennung der ungeschriebenen „latenten“ Moralgesetze zur gegenseitigen harmonischen Durchdringung und Ergänzung zu führen weiß. — Eine Reihe Münchner akademischer Maler, deren Namen in jeder kunstsinnigen deutschen Familie geläufig sind (als Typen bezeichne ich Eduard Grützner und Franz v. Defregger), genießen zum großen Theil deshalb ihren Weltruf, weil sie sogenannte „Idealisten“ sind, weil sie, die starrsten Reactionäre einer immer mehr verschwindenden Periode des Conventionalismus, in ihren Bildern über die Wahrheit stellten Schönheit, Anmuth und lächelnde Sittenreinheit um jeden Preis. Und somit fälschen sie das Leben und die Wirklichkeit. Somit sind sie tendenziös entstellt, also unfrei und unwahr. Somit haben sie schon aus ethischen Gründen, ohne auf rein malerische Qualification einzugehen, den Anspruch auf höchste Werthung verscherzt. Hier kann nur ein ganz erbarmungsloses Schleierwegziehen befreiend wirken. Selbst der rückhaltloseste Bewunderer der beliebten Defregger'schen Genres aus dem Tiroler Volksleben (z. B. „der Urlauber“, „Salontiroler“, „der Besuch“, die ungezählten weiblichen Tiroler Studienköpfe etc.) und der Grützner'schen Klosterscenen etc. wird, wenn er mit offenen Sinnen und Augen die Bevölkerung des herrlichen Berglandes im Lande selbst studirt, bedeutend ernüchtert werden. Er wird vergebens die ihm so täuschend vorgespiegelte Anmuth und Schönheit, Sittenreinheit, körperliche Sauberkeit und — wenn auch rusticale — Grazie der ledigen Mädchen, die selbstbewußte Behäbigkeit und die würdig matronenhaften Allüren der ältern Weiber suchen. Er wird selten die harmlose Lebensfreude, die stolze Kraft, die stark aufgetragene Intelligenz und volksthümliche, charaktervolle Männerschönheit bei den Holzknechten und Jägern, Enzianbrennern und Hirten finden. Er wird völlig vergebens sich nach dem gesunden Materialismus, der harmlosen, sich mit Kegelschieben, Blumenzucht, Schöppletrinken und Rosenkranzleiern begnügenden Lebensweise, nach den jovialen, alle menschlichen Leidenschaften im rosigen Fett erstickenden Physiognomien der kugelrunden Mönche, Patres, „Bruder Kellermeister“ und sonstiger canonischer Titulare umsehen. Er wird auch das so gemüthliche, poesievolle Milieu des auf vermuhrtem, steinigem Terrain mühsam ackerbauenden und auf versumpften Alphütten hausenden Aelplervolks, die so stimmungsvoll stilisirten Interieurs ihrer Wohnräume in minder verklärtem Lichte erblicken. Dafür wird er ein realistisches, lebenstreues, ungeschminktes, meinetwegen „desillusionirtes“ Bild von Land und Leuten des heutigen Tirols der Fremdenindustrie und der Pfaffenverhetzung gewinnen. Und dieser Bilder Grundconturen, die gewiß je nach dem Temperament des Beschauers mit mehr oder minder rosigen Lichtern ausgemalt werden können, sind: Mangel an Anmuth, eckige Derbheit, vierschrötige Plumpheit der Gesichtszüge und des Körpers; fragwürdige, bei der groben aufreibenden Arbeit auch ganz unmögliche Reinlichkeit wenigstens an den sechs Tagen schwerer Wochenarbeit; ein sehr lasciver geschlechtlicher

*) Auch diese Richtung mag bei uns einmal zum Wort kommen. Um die Herren Naturalisten sachlich zu überwinden, muß man wenigstens ihre Gründe kennen. Auch die alte Schule kann noch lernen.
Leipz. Ztg.

Cultus bei den ledigen „Deandln"; jedes höhern Interesses barer Stumpfsinn, jammervolle Armuth oder weibliches Protzenbauernthum, die sehr verbreiteten Laster des Schnapsens und Schnupfens bei den ältern Weibern; eine abergläubische Reliquienverehrung, blinder Gehorsam den Beichtstuhlintriganten gegenüber beim weiblichen Geschlecht überhaupt; unverhohlene Roheit, Rauf- und Rauschfreudigkeit, raffinirte Uebervortheilungssucht der Fremden, scheinbare augenverdrehende Bigotterie, in Wirklichkeit eine weit vorgeschrittene Emancipation vom katholischen Dogmenthum und Verspottung der anachronistischen Mönchsklerisei mit ihren zahllosen Folgeerscheinungen bei den Tiroler Bauern; Gleichgiltigkeit der gesammten Bevölkerung den Naturschönheiten ihres Landes gegenüber. Und noch schlimmere Dinge bei den scheinbar so gemüthlichen, bei einer wohlbesetzten Tafel harmlos in den Tag hineinlebenden Mönchen ꝛc.! Ich bin hier mit voller Absicht so ausführlich geworden, weil ich mir der Gefahr, welche die Bilder Defregger's und seiner Geistesverwandten mit sich bringen, durch vielerlei praktische „Mementos" namentlich seitens der Norddeutschen bewußt geworden bin. Es ist dieselbe Gefahr, welche die Lectüre der Marlitt'schen Romane, der Birch-Pfeifferiaden und noch näher liegend die dramatisirten Salontirolerstücke eines H. Schmidt und Neuert für weite Volkskreise in sich bergen: eine künstlerische Versündigung an der culturhistorischen Wahrheit der Dinge.

Abgesehen von der idealisirenden Wirklichkeitsfälschung ist aber Defregger gewiß ein großer Maler. Ein eminenter und solider Zeichner vor Allem. Bekanntlich wurde seine Begabung entdeckt, als er einst als Hirtenbube die frappante Copie einer 5 fl.-Note nachgezeichnet hatte. Schon die eine gewaltige Apotheose der elementaren Volkskraft „Der Schmied von Kochel" wird ihn uns immer als einen Auserwählten seiner Kunst bewundern lassen. — Ein zweiter großer „Maler-Franzl" lebt noch in München. Das ist Stuck, der radicale Führer der Secessionisten. Die Richtigkeit der Marholm'schen Definition: „das Genie ist ein Uebermaß (i. V. zum Durchschnittsmenschen) von Intellect, Phantasie und Leidenschaft, doch mit einem Uebergewicht ins Geistige hin", zeigt sich klar, auf Stuck angewandt. In der That, des Meisters malerische Entwickelung nur der zwei letzten Jahre läßt das „Uebergewicht ins Geistige hin" stark hervortreten. Ich erinnere nur an seine „Sphinx", seine „Vertreibung aus dem Paradiese", seinen „Verfolgten Mörder" und „Die Rivalen", jene aus Boecklin'schem Geiste empfundene tiefsymbolische Centauren-Phantasie. Franz Stuck hat seinen Weg schneller gemacht als der große Schweizer. Er, der im Leben die verkörperte Ruhe ist, wie Bierbaum sagt, „hat die Laufbahn des Ruhmes in einem Geschwindschritt durchmessen, der in Deutschland, wo man den Prinzen aus Genieland bekanntlich kein Officierspatent in die Wiege legt, eine große Seltenheit ist". Der Grund hierfür: der gewaltigen Wegeebener eine große Zahl und die unabirrbare Zielsicherheit seiner gewählten Route, echt bajuvarischer Starrsinn des niederbayrischen Müllersohns. Stuck's malerische Kunst wurde 1889, dem Gründungsjahre des Münchner Salons, aus der Taufe gehoben. Vieles ist seitdem der farbenglühenden Palette des großen Schweigers entflossen, vielleicht nichts, was sich an titanischem Trotz gegen das Hergebrachte, an herrlicher Sturmkraft mit seinem „Wächter des Paradieses" messen kann, der „leuchtend in üppig gesundfarbener Fleischlichkeit, in einem stürmischen Meer von Licht das flammende Schwert in den gleißenden Boden hinunterzuckte". Das war das rechte Symbol der neuen, stolzen, feindeumlauerten, mit beiden Beinen fest in dem gesunden Mutterboden der Wirklichkeit stehenden jungen Kunst. Dann kam seine „Innocentia", der Hymnus auf keusches Mädchenthum; seine „Kreuzigung", sein „Lucifer", seine „Pietà", seine „Sünde" und eine Fülle köstlicher, stark empfundener, realistisch-phantastischer Naturskizzen. Hier hatte man im Zauber der Morgenröthe wachsendes Neuland. Und die „Senatoren", die alten verrosteten Kunstpäpste schlugen im komischen Entsetzen die Hände über Zopf und Perücke zusammen und schrieen: „Weh' uns, das Ende der Kunst ist herbeigekommen!"

Was Stuck vor künstlerischen Maßlosigkeiten, vor excentrischen Farbenorgien wie ein Talisman schützte, sein eminent ausgebildetes Stilgefühl, das lassen zwei andere Münchner Secessionisten bisweilen vermissen. Ich meine Max Slevogt und Julius Exter. Obgleich beide modern bis in die feinsten Pinselspitzen sind, haben sie doch nichts von malerischer Décadence an sich. Die Richtung des einer pathologisch empfindenden Netzhaut entspringenden „hysterischen Impressionismus" ist ihnen ebenso fremd wie z. B. Meister Uhde ein frivoles Coquettiren mit der Heiligkeit biblischer Stoffe, die ja ihrer symbolischen Auffassung nach ein „Noli me tangere" für die Phantasie moderner Maler bleiben würden, ginge es nach den prüden Wünschen gewisser Pietsche und Pechte. Beiden leidenschaftlich genialen Stürmern und Drängern gemeinsam ist eine unvergleichliche Freiheit und Kühnheit der Stoffwahl, ein mitunter bis zur Brutalität und Maßlosigkeit sich steigernder Naturalismus des Ausdrucks, eine dämonische Gewalt der Farbe. Slevogt gilt noch heute den „Alten", die einst sein Bild „Menschenpaar" mit Eclat aus den geweihten Räumen des Glaspalastes wiesen, als eins der ungeberdigsten enfants terribles, der namentlich in der Verwendung von Feigenblättern ihnen zu sparsam ist. Gewiß ist er ein jeder Gewohnheit, jeder Tradition spottender Individualist von ungezügeltem Temperament und jedes der phantastischen, oft bizarren Bilder des jungen Künstlers (seine bekanntesten: Salome's Tanz, Menschenpaar, Ritter Blaubart, Danae, Todtentanz) bedeutet eine radicale Absage an die schablonenmäßige Technik, die auf „das ewig Schöne und ästhetisch Wirkende" beschränkte Motivenwelt, die zahme Coloristik, die gestellte Composition der conventionellen „Decorationsmaler". Aber keine Spur von Manier und Effecthascherei. Durch sein Schaffen tönt es wie der freudige Schmerzensschrei eines mit Wollust für die Wahrheit blutenden Märtyrers. Julius Exter ist stofflich zahmer als sein Bruder in Apoll, aber seinem Pinsel entfließen noch brennendere Farbenfluthen, noch vollere optische Harmonien. Er ist ein bayrischer Boecklin der Farbe. Welch souveräne Gestaltungskraft spricht doch aus seinem „Charfreitag", seiner leuchtenden Apotheose der Farbe „Frühling", seinem „Adam" und Eva"! Und welch heroische Kühnheit in dem Bestreben, auch die christliche Mystik auf den realen Boden der reinen und natürlichen Vermenschlichung zurückzuführen, leuchtet von seinem neuen Kolossalgemälde „Es ist vollbracht", das die Zahl seiner spottenden Gegner ins Unendliche vermehrte! Stuck, Slevogt und Exter: drei unerschrockene Pioniere im Geisteskampf der neuen mit der alten Kunst, deren deutsche Walstatt München ist.

Wenn der Maler Diefenbach auch sein Wanderzelt längst außerhalb des Münchner Bodens aufgeschlagen hat, so können wir ihn doch mit Recht als Münchner Künstler bezeichnen, denn er hat in Isarathen seine Schmerzens- und erfolgreichsten Kampfesjahre durchgemacht. Diefenbach hat als Maler und als Culturreformer einen dornenreichen Leidensweg zurückgelegt und schreitet noch, um als Märtyrer seiner Ueberzeugung am endlichen Golgatha zusammenzubrechen. Die „Gesellschaft" hat ihn geächtet. Warum? Weil er unsere Cultur häßlich und im unlöslichen Widerspruch mit der Natürlichkeit findet. Diefenbach will seinen Brüdern durch das muthige Beispiel seines praktischen Lebens den Beweis liefern, wie man unbeschadet aller wahrer Cultursegnungen ein Leben führen kann, welches im Denken, in Kleidung und Nahrung und Moral unter dem Zeichen der Natürlichkeit steht. Wenn sie, in den verweichlichenden Banden der Uebercultur verfallen, den Prediger in der Wüste nicht hören wollen, so will er ein Abseitsstehender im Steinbruch, im „Kameelhaargewand" und von Früchten der Bäume und des Feldes seiner Façon gemäß selig werden. Doch auch dieses duldet der Staat und die Behörde nicht. Er könnte in diesem Aufzug ja „die Sitte" verletzen. Und so wandert der Künstler gehetzt und verfolgt, ein rechtloser und verfehmter Mann, von Stadt zu Stadt. Und das Schlimmste ist: sein Ruf als Maler leidet darunter. Und doch! Wer je mit vorurtheilsfreien Augen dieses moderne Rousseau's „Per aspera ad astra", die Vision eines goldenen Zeitalters, einen genial entworfenen Silhouettenfries gesehen, wer sich von seinem „Christus" erschüttern ließ, der muß bekennen, daß der Beweis großer Künstlerschaft hier geliefert ist, daß sich hier geistiger Gehalt und exacte Form zu einem meisterhaften Ganzen verbinden. Es wird erzählt, daß Diefenbach's achtjähriger Knabe „Helios" vor einer Kunsthandlung in München ausrief: „Vater, da bist du gemalt", — es war Munkácsi's „Christus vor Pilatus" — und auf dem Heimweg seinen Vater, dessen ernstes Schweigen auch den Kindermund schweigend gemacht hatte, fragte: „Vater, wollen dich die bösen Menschen auch ans Kreuz nageln?"

München beherbergt heute nicht nur in der Malerei und Literatur die entschiedensten Naturalisten, auch in der Plastik tritt das Princip der Moderne kampflustig auf den Plan. Der bedeutendste naturalistische Bildhauer Deutschlands ist Rudolf Maison, ein geborener Regensburger, in München nach hartem Brod in Schnitzschulen und Steinmetzgeschäften zur gigantischen Höhe der freischöpferischen Genies emporgewachsen. Seine Werke strotzen von kühner Individualität und athmen dabei jene entzückende Naive, die an das Traum-

leben des Visionärs gemahnt. Seit vielen Jahren schon ist Maison der Heerführer der Jungen in den Schlachten, die zwischen den Nachzüglern der Classicistik, der Romantik, des akademischen Formalismus und Denen, die mit vergangenen Formen und vermoderten Formeln brechen, die sich die Gesetze ihrer Aesthetik nicht in ewig giltiger Fassung vorschreiben lassen, sondern sie von Fall zu Fall vor ihrer Vernunft zu rechtfertigen wünschen, die die jeweilige Form des Kunstwerks fast unbewußt aus seinem geistigen Gehalt herauswachsen lassen. Als es sich um den Monumentalbrunnen auf dem Maximiliansplatz handelte, für den die Stadt Hunderttausende bewilligt hatte, konnte der genial-phantastische, freigestaltende Impressionismus Maison's vor den akademischen Juroren nicht bestehen und die brave, in streng technischer Schule gereifte, doch trockene Arbeit Hildebrand's wurde zur Ausführung angenommen. Hatte die Vaterstadt keinen Auftrag für ihn, es giebt noch Städte, die seine freie Art zu vertragen wissen. Auf dem Marktplatz in Fürth prangt einer der herrlichsten Monumentalbrunnen, hervorgegangen aus Maison's Hand; die Wände des Reichstagsgebäudes weisen einen großartigen Figurenschmuck auf, von seinem Meißel in lebendige Form geschlagen; und die berühmte Brunnenkolossalgruppe in Schloß Herrenchiemsee ist sein Werk. Weniger bekannte Großthaten des Meisters sind: die trotz aller künstlerischen Modernität eminent-religiöse Gruppe „Kreuzerhöhung Christi", die dem socialen Kampfesleben entnommenen Stoffe: „Streikscene" und „Die Ausgrabung eines verschütteten Arbeiters", ferner die humoristische Satire auf gewisse lüsterne Gourmandtypen: sein wollüstig schmatzender „römischer Epikuräer". Staunend stehen wir hier vor Wundern, die ein infolge seiner technischen Vollkommenheit das bisherige Stoffgebiet der Plastik ungeahnt erweiternder und souverain in lebendige Form zwingender künstlerischer Impressionismus gezeitigt hat. Maison wirkt hier als der Erschließer großartiger Perspectiven für die moderne Plastik. Ueber die neuesten Zeugen der unerschöpflich quellenden Bildkraft, des kühnen Naturalismus und der elementaren Leidenschaft seiner Gruppen und plastischen Genrescenen habe ich gelegentlich des Referats über die „Münchner Ausstellung im Glaspalast 1896" hier berichtet. Immer aber ist die über allen „Richtungen" erhabene Richtschnur Rudolf Maison's die unendlich gestaltenreiche, unerschöpfliche Natur.

Ich komme zu den Münchner Literaten oder Dichtern oder Wortkünstlern oder wie der amtliche, steuerfähige Ausdruck heißt den „Schriftstellern". Die Münchner „literarische Schule" ist zahlreich und bunt zusammengewürfelt. Auch hier wieder zwei scharfgetrennte Lager. Des einen, auf dessen Schanze das rosenrothe, mit seidenen Schnörkeln von minniglicher Hand bestickte Banner der nachclassischen Romantik flattert, Oberfeldherr ist Paul Heyse. Das andere befehligt der große Franke, Michael Georg Conrad, der Führer des jungdeutschen Realismus, der Begründer der „Gesellschaft", der „bayrische Zola", wie seine Feinde wollen. Wenn auch der Dichter Conrad vielleicht noch ein oder zwei Lustra den sogenannten „gebildeten Volkskreisen", das sind die Kreise, wo unsere lieben prüden „Familienblätter" aufliegen, ein ästhetischer Horreur bleiben wird, so wird doch der Reichstagsbote Conrad in kurzer Zeit durch die Kraft seiner Beredtsamkeit, durch die Reinheit seiner Weltanschauung das Interesse des deutschen Volkes erwecken. Conrad ist Naturalist; gewiß — insofern er „nichts weiß von der Tabulatur und doch der Natur bleibt auf rechter Spur", insofern er seine Gestalten mehr auf den zusammengetragenen Details der sichtbaren äußern Züge, als auf den dunklen Conturen des unbewußten Innenlebens aufbaut, insofern er jedes noch so unscheinbare Eckchen Natur, gesehen durch sein künstlerisches Temperament, der Schilderung für werth hält. Er ist kein „Ganglien-Korybant", der immer und ewig das erotische Motiv auf der mit seinen hysterischen Nerven bespannten Leyer abzupft; er ist auch kein Liebhaber von Scenenbildern, die mit einem pathologischen Décadence-Colorit durchsättigt sind. Nein! Er ist das stricte Gegentheil von Décadence, Hysterie und Nervosität. Er ist wurzelkräftig, gesund und stark, von einer robusten, gesundblütigen Kraft und Gesundheit, deshalb mögen ihn die Müden, Schlaffen und Angefaulten nicht leiden. Er ist ein grausamer Fanatiker der Wahrheit, der unserm Geschlecht und unserer Gesellschaft einen unbarmherzigen Zeitspiegel vorhält, in dem sie ihre von der Dämonie der Sinnlichkeit verzerrten und vom Krebsgeschwür der socialen Schäden zerfressenen Züge sehen können. Deshalb mögen ihn die Sinnlichen und die engherzigen Kasten- und Classenmenschen nicht leiden. Und das Gefühl des Ungehörtverhallens, des Todtgeschwiegenwerdens, des vergeblichen „Wasser-ins-Meer-Tragens", das macht Conrad's Stil oft „ungemüthlich". Wie brutale Keulenhiebe fallen dann die Worte und unsere Fin de siècle-Gesellschaft verträgt auch den Sittenschilderer nicht mehr ohne Glacés. Für mich ist Michael Georg (wie bezeichnend ist doch dieser Pleonasmus zweier Drachentödter!), dieser rothmähnige, reckenhafte Urgermane mit dem herrlichen Apollokopf ein Typus, dem in unsern Zeitläuften nicht genug bewundernde Sympathie entgegengebracht werden kann: das typische Symbol der harmonischen Verbindung von germanischer Kraft und hellenischer Schönheit. Eine weitere harmonische Verbindung von echter Volksthümlichkeit mit einer Vorliebe für das patriarchalische Bauernthum und von angeborner, die Vertraulichkeit der Gasse unbewußt abweisender Hoheit des Geistesaristokraten. Daß ein Mann, der so wenig von Compromissen wissen will, der offen seine Meinung über Gott und die Welt sagt, einen Schelm einen Schelm nennt, von geifernden Feinden umkläfft wird, ist natürlich. Aber er steht deshalb doch nicht vereinsamt. Hoffen wir nur, daß die charakterverderbende Politik den Künstler nicht ganz den Musen entfremdet. Von den zahlreichen culturhistorischen Arbeiten, polemischen Schriften, socialen Broschüren, Romanen und Feuilletons des mit dem besten Wissen unserer Zeit vollgesogenen, schaffensfreudigen Mannes möchte ich nur ganz kurz das und jenes herausgreifen. Das Lebenswerk Conrad's ist der Münchner Romancyclus: „Was die Isar rauscht", der ganzen Anlage geistesverwandt mit Zola's „Rougon-Macquardt". Der erste Band führt den Titel der ganzen Serie. Sein und des folgenden Bands: „Die klugen Jungfrauen" Motto bezeichnet der Dichter selbst: „Die herrlichsten Künstlerphantasien scheitern an der Gemeinheit des Geldsacks und an der Stumpfheit des Haufens" und „In einer verweibsten Cultur zieht der männlichste und keuscheste Mann den kürzern". Das dritte Stück: „Die Beichte des Narren" zeigt im Lapidarstil des Aphorismus die erschütternden seelischen Selbstzerfaserungen eines freiherrlichen Narren mit erblicher Belastung. Mit närrischer Logik werden hier die tiefsten Probleme der Menschheit im Schädel eines Deliranten abgewandelt. Im Herzen des von der Menschheit ja auch für einen Narren erklärten „Einsiedlers von Höllriegelsgereuth" (Diefenbach) findet endlich der gehetzte Freiherr Ruhe im Tod. „Conrad bringt uns die Confessionen des leidgetretenen Freiherrn, er bringt sie so pietätlos wie der Anatom, der seinen Schädel zersägte, pietätlos die Gehirnconstruction durchforschte, um die »erbliche Belastung« darzuthun; er bringt sie mit einer so kalten, realistischen Wucht, daß es einen überläuft. Nicht zusammenphantasirt ist diese Beichte vom Dichter, sondern sie ist Wirklichkeit, Natur, Unnatur, zertretene und zermalmte Menschennatur, die nur mehr zu schreien, zu fluchen, zu stöhnen, zu klagen vermochte. Ein sociales Nachtbild, ein Stück »Culturleben« ist diese Narrenbeichte, gewachsen aus dem Stadtleben Münchens, ein tiefes, unverfälschtes Lebenslehrbild. Schamlos! So fand der Dichter die Wirklichkeit, und er fand kein Feigenblatt, das groß genug gewesen wäre, er wollte keins finden." (M. Schwann.) — Conrad hat in das bunte Cultur-Kaleidoskop aller europäischen Hauptstädte geblickt. Aus seiner Pariser Zeit stammen „Lutetias Töchter". In diesen lebenswahren, gesund-sinnlichen „Pariser-deutschen Liebesgeschichten" herrscht ein reiner Jubel „über die Herrlichkeit des Machtgefühls einer unverbrauchten Kraft, unverdorbenen Bluts". Hier wie im pessimistischen „Todtentanz der Liebe", im „Raubzeug" wie in der „Erlösung" tönt sieghaft immer wieder durch das Evangelium von der Natur und Natürlichkeit, von der Kraft und der Keuschheit, einer dionysischen schönheitstrunkenen Lebensauffassung, und von der Gleichberechtigung aller Menschen zu dieser Auffassung. Das letzte Werk (1895) „In purpurner Finsterniß", Roman aus dem XXX. Jahrhdt., zeigt den Dichter als mystischen Seher, der den Zusammenbruch der entmannten continentalen Cultur und das Emporwachsen eines wahren „Freilands" aus den unverbrauchten, herben Kraftquellen „Nordicas", der Nordländer, prophezeit. Mir scheint mit diesem Buch eine innere Umwandlung Conrad's vom objectiven, zürnenden Prediger zum leidenschaftslosern Lyriker, der mit großer dichterischer Kraft sich über die socialen Zeitkämpfe in die Seligkeiten eines phantastischen Idealstaates versenkt, sich vollzogen zu haben.

Bücherbesprechungen.

— Die Evangelien des Kirchenjahres in ihrer Verwendung zu kurzen Ansprachen bei Taufen. Von Dr. phil. G. Samtleben, Pfarrer in Thondorf. Leipzig, Fr. Richter. 1896. 1 ℳ. — Wir haben den Gedanken, aus dem diese Schrift hervorgegangen ist, bereits mehrfach gewürdigt bei der Besprechung der Monatsschrift „Pastoralblätter“, in denen der Inhalt schon nach und nach dargeboten wurde (Lpzg. Ztg. Nr. 29 und Nr. 190 d. J.). So begrüßen wir auch hier das Erscheinen dieser Gaben in Buchform mit großer Freude. Auch wer diesen Taufreden nur einen kurzen Blick gönnen sollte, wird doch dabei den Eindruck empfangen, daß die Durchführung jenes Gedankens auf einer lebensvollen, echt kirchlichen Vorstellung beruht: die Einheitlichkeit alles gottesdienstlichen Thuns, die Zugehörigkeit der Taufe zu der Gesammtbethätigung der Gemeinde wird so in der natürlichsten Weise zum Ausdruck gebracht, indem das, was die Hauptfeier des Tages beherrscht oder wenigstens mit beeinflußt hat, in der besonderen Feier wieder auflebt. Aber die kleinen Reden, die im Durchschnitt etwa den achten Theil einer Predigt bilden, sind es entschieden werth, sehr eingehend betrachtet und beurtheilt zu werden. Leicht war die Aufgabe sicher nicht, die sich der Verfasser hier gestellt hat, an jedem Sonn- und Festtag außer der Predigt noch eine solche Leistung zu Stande zu bringen, die bisweilen sich wie von selber machte, öfter jedoch auch lange, ernste Gedankenarbeit erforderte. Und mißlungen ist diese Leistung nicht ein einziges Mal, wenn sich natürlich auch über diese und jene Beziehung streiten läßt, ob sie ganz glücklich getroffen sei; häufig aber kommt eine überraschende und erbauliche Verwendung des Evangeliums zum Vorschein. Hier empfehlen wir unbedingte Nachahmung, ja wenn es nicht anders sein kann, auch directe Verwendung des Gebotenen, damit die Theilnehmer der sacramentalen Handlung sehen und hören, daß zu ihrer Hervorhebung und Werthschätzung irgend Etwas geschieht. B. K.

— Zwei Fragen an Christus und zwei Fragen an seine Jünger. Sendschreiben eines Aeltesten an die Gemeinschaften Christi. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1896. 60 ₰. — Als Verfasser dieses Sendschreibens nennt sich in der Vorrede Otto Ludwig Umfrid in Stuttgart. Es geht aus demselben nicht hervor, ob seine Selbstbenennung als eines Aeltesten irgend eine besondere Bedeutung beansprucht, sondern nur, daß er über die Lehre Christi von der Buße und vom Reiche Gottes fleißig nachgedacht und sich redlich gemüht hat, ein Verständniß der verschiedenartigen Aussprüche zu erlangen, die als Lehre Jesu über diese beiden wichtigen Stücke vorliegen. Es ist bekanntlich ein verfehltes, weil ein unmögliches Unternehmen, aus diesen Aussprüchen, so wie sie vorliegen, ein Lehrsystem herauszugestalten, wie etwa aus Plato's Dialogen ein solches der platonischen Philosophie. Deshalb ist nach des Meisters eigener Vorhersage und Anweisung von Anfang an eine geisterfüllte Auslegung durch seine Jünger und Sendboten ins Leben getreten, aus der heraus die christliche Lehre und die Schrifttheologie sich entwickelt hat. Wer also über diese Dinge mitreden will, der muß die Ergebnisse dieser Lehrforschungen zum Mindesten irgendwie berücksichtigen; er darf sie widerlegen, wenn er kann, aber er darf sie nicht überspringen und bei Seite schieben. Das aber hat der Verfasser gethan und in die eine Wagschale seine eigenen schweren Gedanken über die Sache gelegt in der naiven Vorstellung, sie werde nun die leichte Waare alles dessen in die Höhe ziehen, was forschende Geister seit fast zwei Jahrtausenden darüber gedacht haben. Deshalb kann er vor der Oeffentlichkeit eine Antwort auf seine Fragen nicht beanspruchen; aber hoffentlich findet sich ein Freund, der ihm in der Stille den Ausweg aus seinen zumeist selbstgeschaffenen Schwierigkeiten zeigt. B. K.

— François de Théas Comte de Thoranc. Goethes Königslieutenant. Dichtung und Wahrheit Drittes Buch. Mittheilungen und Beiträge von Martin Schubart. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., 1896. (Gr. 8. 183 S. Mit 7 Photogravüren, 6 Lichtdrucken und 1 Chromolithographie. Preis: in Leinen 15 ℳ, in Kalbleder 25 ℳ, auf japanischem Papier — nur in 25 numerirten Exemplaren — 40 ℳ) — Im Jahre 1876 benutzte Dr. Schubart einen Aufenthalt an der Riviera, um in dem naheliegenden Grasse, der Heimath des von Goethe geschilderten obersten Verwaltungsbeamten der, von 1758 bis 1761 in Frankfurt befindlichen französischen Besatzung, des Königslieutenants Thorane — wie Goethe ihn schreibt — Nachforschungen über dessen Lebensumstände, sowie nach den Bildern, die dieser zahlreich bei Frankfurter Malern in Bestellung gegeben hatte, anzustellen. Die Erzählung, wie Schubart trotz mannigfacher Hindernisse, namentlich Irreleitungen endlich doch zu überraschenden Ergebnissen gelangte, liest sich wie ein Roman, wie überhaupt das ganze Buch mit fühlbarer Eleganz geschrieben ist. Zuerst wurde festgestellt, daß der Königslieutenant nicht Thorane, sondern Thoranc hieß, sodann, daß die Gemälde der Frankfurter noch in großer Zahl in Häusern, die der Königslieutenant und sein älterer Bruder in Grasse und dessen Umgegend besessen hatten, sich vorfanden. Sch. zögerte mit Bekanntgabe seiner Entdeckung, weil er nichts Unvollständiges liefern, sondern die dabei in Frage kommenden Thatsachen nach allen Richtungen ergründen und beleuchten wollte. Dennoch hatten französische Schriftsteller von Sch's. Entdeckung vernommen und sie sich zu Nutze gemacht, sowie auch deutsche Schriftsteller, die von Sch. vertrauliche Mittheilungen darüber erhalten hatten, Nachrichten davon brachten, aber theils geradezu falsch, theils wenigstens lückenhaft und ungenau, so daß auch die Herausgeber des ersten Bandes von „Dichtung und Wahrheit“ in der Weimarer Ausgabe von Goethe's Werken (1889) glaubten, den Namen des Königslieutenants immer noch „Thorane“ drucken zu sollen, mit der sonderbaren Angabe, daß der Name „ursprünglich“ Thorenc oder Thoranc gelautet habe. Dieser bedauerliche, ins Unendliche fortwirkende Mißgriff fällt indessen der Bedächtigkeit Sch.'s nicht zur Last, da er bereits 1883 in der Neuen Freien Presse Aufklärungen gegeben hatte, deren Zuverlässigkeit zu bezweifeln wohl nur als Folge der Voreingenommenheit v. Loeper's anzusehen ist, in die er in Vertrauen auf seine in Frankreich eingezogenen oberflächlichen Erkundigungen gerathen war. Dagegen hat Sch. seine Ermittelungen mit äußerster Sorgfalt angestellt, sowohl in Frankreich, wie in Frankfurt, sodaß er in den Archiven und Acten dieser Stadt mehrere Thatsachen nachweisen kann, die den dortigen Geschichtsschreibern bei Benutzung derselben Hilfsmittel entgangen waren. Ueber Thoranc's Leben möge hier nur erwähnt werden, daß er am 19. Januar 1719 geboren und, wie Sch. wahrscheinlich macht, unter der Guillotine der Schreckenszeit der französischen *Revolution gestorben* ist. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter. Sein Persönlichkeit, Edelmuth, Verwaltungstalent, Pflichteifer, Kunstsinn, Geselligkeit und ernste Lebensführung werden durch zahlreiche urkundliche Belege ins Licht gesetzt; wir würden auch seine berufliche und politische Thätigkeit näher kennen gelernt haben, wenn dem Dr. Sch. über 400 Briefe von hohen Personen Frankreichs, auch Deutschlands an Thoranc nicht erst nach Abschluß seines Buches zugegangen wären. Es ist nur zu loben, daß Sch. deshalb seine Veröffentlichung nicht noch weiter herausgeschoben hat; daß das Buch früher schon einmal abgeschlossen gewesen ist, dürfte daraus hervorgehen, daß die Nummern der Kunstbeilagen nicht durchgängig mit denen des Verzeichnisses übereinstimmen, sowie daß Seite 112 und 127 auf Anhang 7 und 10 anstatt auf 9 und 11 Bezug genommen ist. Was den künstlerischen Theil des vorliegenden Werkes betrifft, so hat Sch. über die von Thoranc beschäftigten Frankfurter Maler Erörterungen angestellt, mehrere ihrer Werke mit feinem Kunstverständniß besprochen und deren zwölf in trefflichen Nachbildungen — außerdem noch Thoranc's Bildniß und sein ihm vom Kaiser verliehenes Grafenwappen — seinem Buche einverleibt. Einige dieser Bilder befinden sich jetzt in Sch.'s Besitz, diejenigen, welche die Geschichte Joseph's nach Goethe's Angaben — von Trautmann, wie Sch. vermuthet — gemalt darstellen, hat er dem Goethehause in Frankfurt, wie das neueste Heft der „Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes“ meldet, als Geschenk in Aussicht gestellt. Hieraus ist weiter zu entnehmen, daß Dr. Sch. die Goethe- wie die Kunstforschung mit reichen Mitteln fördert, wie sie selten zu Gebote stehen, und es ist ihm höchlich zu danken, daß er die dadurch erzielten Ergebnisse Denen zur Verfügung stellt, die in bescheidenen Grenzen arbeiten. Wenn es endlich Pflicht eines Recensenten ist, zu zeigen, daß er wenigstens in einer Bagatelle dem Recensirten über ist, so wüßte ich nur vorzubringen, daß O. Jahn Goethe's Briefe an Oeser 1849 nicht zuerst veröffentlicht hat, wie S. 115 gesagt ist: sie standen schon 1846 im Morgenblatt. Mit dieser einzigen Berichtigung sei also Sch.'s Buch nachdrücklich empfohlen, so Literatur- wie Kunst- und Culturhistorikern zum Gewinn für ihre Wissenschaft, allen Gebildeten zu vielseitiger Unterhaltung und Jedem, der es als ein gehaltvolles Schmuckstück auf einen Weihnachtstisch legen will, zur nachhaltigen Freude der Beschenkten. Bdrmn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 151. Donnerstag, den 17. December. 1896.

Aus meinem Tagebuche vom Dresdner Hoftheater.

Von Anna Löhn-Siegel.

V. (Schluß.)

Der mit Energie in Angriff genommene Bau des Interimstheaters ist, wie man hört, zu gutem Ende geführt worden. Se. Majestät der König hat in Gnaden befohlen, daß kein Mitglied gekündigt werden solle wofür ihm die Künstlerschaft, der das Schwert über dem Haupte schwebte, tief dankbar ist. Am 2. December wurde das Gebäude mit einem Prolog und der „Iphigenie auf Tauris“ eröffnet. Ich selbst betrat die Bühne des „Circustheaters“, wie das Haus allgemein genannt wird, zum ersten Male in der unbedeutenden Rolle der Lady Curl in „Maria Stuart“, und kann nicht leugnen, daß ich eine Empfindung hatte, als ginge es geradewegs in die Zeiten des Verfalles der Kunst hinab. Mir war es, als sei ich bei „Renz“ engagirt. Der Contrast ist eben so ganz ungeheuerlich. Ein häßlicher Zauber hat gewirkt. Man schlief ein im göttlichen Semper'schen Musentempel unter Säulen und stilvollen Hallen, Gemälden und sinnreicher Ausstattung jedes Raumes, und erwacht — in einem erleuchteten Holzstall. — — College Meister ist Regisseur des Lustspiels an Hrn. v. Strantz's Stelle geworden, dessen jäher, unmotivirter Abgang von unserer Bühne noch immer bedauert und höchst abfällig beurtheilt wird. Nun, wie dem auch sei, das Jahr 1869 schließt wenigstens mit Friedensaussichten für die Völker. Möge sich die Hoffnung bewahrheiten, daß der Norddeutsche Bund das gewaltige Bollwerk sein werde, an welchem die Kriegsgelüste des geckenhaft eitlen und neidischen Frankreichs zerschellen. — — Neujahrstag! Friede ist sein erst Geläute! Ich war in der Kirche. Auch des edlen Geistlichen Mund verkündete, der Friede sei dermalen nach außen fester gegründet als seit Jahren. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ — Nach dem Kirchgang begab ich mich zuerst zum Vater, dann zu Siegels. Auch hier, wo die hohe Politik das Hauptthema bildet, vernahm ich aussichtsfrohe Kunde über die einheitliche Fortentwickelung der Bundeseinrichtungen. „Langsam geht's,“ sagte Siegel, „doch es geht. Wollte man freilich die allgemeine süße Friedenshoffnung durch einen Kassandraruf stören, so müßte es der sein: Frankreich ist nicht zu trauen. Ich kann mich trotz alledem, was man Gutes über die Erstarkung des Bundes zu sagen vermag, nicht von der Befürchtung losreißen, daß Napoleon und das ruhmgierige Franzosenvolk die noch nicht dagewesenen kriegerischen Großthaten Preußens mit unauslöschlichem Groll betrachten und auf Rache sinnen. Sie werden eine Gelegenheit zum Kriegsruf vom Zaune brechen —.“ „Hör auf,“ warf Frau Siegel ein, „verbittere uns nicht den ersten Tag des Jahres durch solchen Unkenruf!“ — — Den Vater hatte ich kränklich angetroffen und begab mich deshalb am Nachmittag abermals zu ihm. Er hustete stark, sprach aber dennoch viel zum Lobe König Wilhelm's, Bismarck's und Moltke's, welchen letzteren man erst seit 1866 in seiner ganzen stillen Größe erkannt habe. Besonders seien es aber die Militär-Conventionen, die Bismarck mit den Südstaaten (sicherlich unter strategischer Mitwirkung des großen Schweigers) abgeschlossen habe, die er bewundere. „Als man erst daran zu denken begann, in welchem Verhältniß der Norddeutsche Bund für den Kriegsfall zu den Südstaaten zu stehen haben werde, da trat dieses riesige staatsmännige Genie, der Bismarck,“ rief der Vater mit leuchtenden Augen, „schon mit den fertigen Militär-Conventionen für den casus foederis vor die verblüfften Reichsboten. Aber man rühme nur auch den Wilhelm verdientermaßen,“ fuhr der Vater, obwohl etwas von Husten unterbrochen, fort. „Der erkennt seine Leute, und hat sie erkannt, als ganz Deutschland sammt allen seinen tiefen Denkern und staatsklugen Köpfen noch nach einem Retter im Dunkeln umhertappte Und Hauptsache! Wilhelm läßt diese großen Männer handeln und bildet sich nicht ein, gescheuter zu sein als sie.“ So ging's fort. Es war mir eine Götterlust, dem ganz bekehrten Vater zuzuhören. — — In unser Circustheater (der Name haftet ihm nun doch unweigerlich an) gehe ich selten. Mit „Egmont“ wurde das neue Jahr eröffnet. Ach wie fehlt uns Egmont-Devrient! Aber ich möchte ihn auch nicht in dem Circus spielen sehen. — — Unser unverwüstlicher Tichatscheck feierte am 16. Januar das 40jährige Jubiläum seiner ruhmvollen Thätigkeit auf den Brettern. Mit Beifallsstürmen von einer dankbar begeisterten Zuhörerschaft empfangen sang er den „Idomeneus“ mit einer Schwunghaftigkeit und Kraft, mit einer Jugendlichkeit in der Stimme, daß es dieser glanzvollen Begabung gegenüber nur eine Stimme gab: Tichatscheck ist ein Wunder unter den Tenören, unter den Sängern überhaupt! Aber Wehmuth und Zorn erfaßte Alle, die ihn so lange Jahre hindurch seine höchsten Triumphe im schmachvoll untergegangenen, grausam zerstörten Musentempel feiern sahen, und ihn nun in dieser hölzernen akustikbaren Bereiterbude die lange geübte ruhmvolle Künstlerschaft mußten bethätigen, vielleicht beschließen sehen. Genug! Ueberall wehmüthige Erinnerungen. Fehlte doch auch unsere unersetzliche Klytemnästra-Ney neben dem Gefeierten! — — „König Erich XIV.“, Trauerspiel in 5 Acten, aus der Feder des talentvollen Collegen Koberstein, wurde mehrmals mit Beifall gegeben, aber ich habe es leider nicht gesehen, denn die grelle Beleuchtung im Theater, die besonders in unserer, dicht vor einem Kronleuchter gelegenen Loge sehr empfindlich auf die Sehorgane einwirkt, hindert mich am Besuch des Interimshauses. — — In „Rosamunde“, Trauerspiel von Weilen, dem die Bühne schon manches Werk von dichterischem Werth verdankt, hatte ich eine Dutzendrolle. Das Stück gefiel durch treffliches Spiel der Hauptrollenträger. Zu bedauern ist, daß ein so bedeutendes Talent, wie das Weilen's, sich nur immer in Stoffen ergeht, die allein unser Interesse gewinnen könnten, wenn die dichterische Kraft so gewaltig wäre, um uns das 6. Jahrhundert durch eine für das Gemüth eindringliche und zugleich geniale Behandlung des allgemeinen Menschlichen nahe zu bringen. — — Ich werde von verschiedenen Seiten aufgemuntert, einen Frauenfortbildungsverein für Dresden zu gründen, wie ihn Luise Otto-Peters im Jahre 1865 für Leipzig gegründet hat. Die von mir veröffentlichte Broschüre „Unweiblich“ sei es, welche die Aufmerksamkeit und das Vertrauen bezüglich einer solchen Gründung auf mich gelenkt habe. So hörte ich sagen. In Verbindung mit anderen fortschrittfreundlich gesinnten Frauen wurde denn auch das Werk in Scene gesetzt. Am 21. April fand bei mir die Constituirung des Vereins statt, und Luise Otto-Peters, die gerade in Dresden anwesend war, nahm an der ersten Sitzung theil. Eine Fortbildungsschule für unbemittelte confirmirte Mädchen soll eröffnet und Aufrufe zur Theilnahme daran in den Zeitungen erlassen werden. Ich muß freilich viel Schriftliches dafür ausarbeiten, das Meiste sogar, ein Thätigkeitszuwachs, der zu den vielen Verpflichtungen in literis, die mir schon obliegen, nicht stimmt. Nach der constituirenden Versammlung „der vierzehn fortschrittlich gesinnten Damen des 19. Jahrhunderts“ hatte ich noch über die auf der Brühl'schen Terrasse ausgestellten 7 Todsünden Makart's zu schreiben. Recht passend. Daß mit den schönen Makart'schen Weibern (leider ist „die Sünde“ nun einmal weiblichen Geschlechts) Todsünden gemeint sind, erkennt man ohne jeden Commentar, aber es ist

unleugbar auch viel Sünde an der idealen Kunstrichtung und am guten Geschmack dabei zu entdecken. — — Der Vater war schon seit einiger Zeit unwohl. Als ich ihn im vergangenen Jahre mit Emil Palleske bekannt machen wollte und zu meinen kleinen Abendgesellschaften einlud, lehnte er bereits entschieden ab. Er fühle sich zu Hause am wohlsten. Gesellschaften würden ihm immer lästiger. Am Vereinsgründungstage, am 21. April, ging es ihm wieder einmal recht leidlich. Am 23. April starb er unerwartet schnell! — Theurer Vater, ich habe stets mit demüthigem Danke anerkannt, wie viel ich deiner strengen, aber weisheitsvollen Erziehung, deinem geistreichen, klar und eindringlich an die Lehren der stoa anknüpfenden Unterrichte schulde! Wohl oft wurde in der Familie und darüber hinaus getadelt, du habest mich zum Gymnasiasten herangebildet, aber das war mein Glück, denn deine edlen Samenkörner fielen auf einen fruchtbaren Boden, der auch etwas von deinem Witz und deiner Schneidigkeit mitbekommen hatte. Welche hohen Genüsse für Geist und Gemüth haben mir deine Lehren erschlossen! Wie haben sie mich hinausgehoben über so viel Kleinliches, Erbärmliches, das gerade in meiner Laufbahn so zudringlich auf das Weib einstürmt! Wie haben sie mich so oft lachen, witzeln, spotten machen, wo Andere weinten, jammerten, zürnten. Ich durfte nur an dich, den unvergleichlichen Peripatetiker, den Iron denken, der von stolzer Geisteshöhe herab lehrte, wo es immer war, und der für Alles, was uns in den Lebensweg trat, philosophisches Erfassen und Beurtheilen verlangte. So lange ich einen Gedanken fassen kann, werde ich deines Unterrichts, deiner Lehren tief dankbar gedenken! — — Lange Zeit lag das Tagebuch verödet. Des Vaters Tod und die damit in Verbindung stehenden Familienangelegenheiten, deren Erledigung wiederum mir, als der einzigen in Dresden weilenden Tochter, zufiel, ließ mich zu keiner Aufzeichnung kommen. — — Am 2. Juli traf die lebendige, ins Ebenmäßige übertragene Bavaria, die schöne, hochbegabte Clara Ziegler, wieder bei uns ein und führte uns als Medea an die Ostküste des Pontus Euxinus. Doch sie erkrankte bald darauf an einer Halsentzündung und vermochte das Gastspiel nicht sogleich fortzusetzen. Da plötzlich fährt die Politik wie eine Furie aus dem von Europa erhofften Ruhe- und Friedensschlummer empor. Die spanische Thronfolgerfrage drängt sich auf die Weltbretter, die französischen Chauvinisten (also wohl neun Zehntel der Nation) jubeln, daß eine Gelegenheit, ein Vorwand gefunden ist, um das ruhmgesättigte und deshalb von ihnen gehaßte Preußen zu einem Schlachtenduell herauszufordern. Benedetti erhält von Napoleon den Auftrag, den König von Preußen zu beleidigen, was er bestens besorgt. Der edle Preußenkönig weist ihm gebührendermaßen die Thür, Frankreich stellt sich, als sei es in seinem Geschäftsträger tief herabgewürdigt worden, und erklärt den Krieg an Preußen. Dies Alles ist so jach, so plötzlich gekommen, wie ein Gewitter, das sich kaum erst durch einige Wölkchen angekündigt hat. — — Adv. Siegel und Gattin verweilten längere Zeit in Bad Stachelberg in der Schweiz. Jetzt kehrten sie schnell zurück und Siegel's erste Worte waren, als wir uns wiedersahen: „Hab ich's nicht voraus gesagt? Die Gelegenheit ist vom Zaune gebrochen worden. Frankreich wollte seinen Krieg mit Preußen und hat ihn." — — Allgemeine Begeisterung in Nord und Süd des deutschen Vaterlandes. Endloser Jubel. Dem alten Erbfeind gilt's, und die Feinde selbst sind es, die das Band der deutschen Einheit fester schmieden, als Verträge es konnten. — — Auf dem Waldschlößchen gab das kunstgeübte Musikcorps des 101. Regiments das allwöchentliche Concert, welches überaus zahlreich besucht war. Plötzlich, nach Beendigung eines Musikstückes von Rosenkranz, ertönte von einem Tische aus der Ruf: „Die Wacht am Rhein!" Lawinen gleich pflanzte sich derselbe Ruf von Tisch zu Tisch fort, und als das Musikcorps die von der deutschen Armee selbst auf den Schild erhobene kriegerische Hymne anstimmte, erbrauste ein endloser Beifallssturm. Nachdem das Lied verklungen war, erhob sich ein Herr und brachte ein Hoch auf Se. Majestät den König Wilhelm aus, in welches das gesammte Publicum unter dreimaligem Tusch der Capelle mit enthusiastischem, sich immer erneuerndem Jubel einstimmte. Es waren hocherhebende, unvergeßliche Augenblicke. In Vieler Augen glänzten Thränen. Das herrliche Lied, das noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt sein mochte, schwang sich gleichsam auf Adlerflügeln über die ganze streitbare deutsche Nation empor und wurde zu ihrem Kampfesruf. Welch ein Unterschied zwischen dem Kriegsruf von 1866 und dem von 1870. — — Zahlreiche Gedichte gehen bei der „Constitut. Zeitung" ein, die einen Enthusiasmus, eine Kampfeslust, einen furor teutonicus ausdrücken, wie ich ihn meinen sächsischen Landsleuten in diesem Grade nicht zugetraut hätte. An Theater, Kunst und Rollenstudium zu denken, wie wäre das möglich? Unsere Gedanken sind ganz und gar gebannt an die vaterländischen Grenzen, sind bei den deutschen Brüdern sämmtlicher Stämme, die für unsere nationale Ehre und Sicherheit in den Kampf ziehen. Man möchte Amazone sein, um mitkämpfen zu können. — — Mehrmals erschien während des ewig denkwürdigen und verhältnißmäßig so kurzen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich das Benedix'sche Lustspiel: „Das bemooste Haupt" auf dem Hoftheater. Die Commersscenen im zweiten Act wurden, um der vaterländischen Lieder willen, welche von den Studenten gesungen werden, zu einer Art von Nationalfeier für das anwesende Publicum. Besonders war es „das treue deutsche Herz" von unserm Julius Otto und „die Wacht am Rhein", die, mit Schwung und glühendster Begeisterung von Solisten und Choristen vorgetragen, die Zuhörerschaft zu den ergreifendsten patriotischen Kundgebungen hinrissen. Die genannten und noch andere deutsche Kernlieder wurden wieder und immer wieder verlangt, und endlich kam es einmal dahin, daß das Publicum in gehobenster Stimmung die Wacht am Rhein mitsang. — — Das unbeschreiblich Hohe, Welterschütternde, das sich vollzog, das erhabene Triumph- und Rachewerk, richtiger gesagt: das himmlische Strafgericht, welches das hoch- und übermüthige Frankreich zu unseren Füßen niederwarf, hat würdige Federn genug gefunden, die es verherrlicht haben. Und endlich that der Kyffhäuser seine seit Jahrhunderten geschlossenen Pforten auf, um das deutsche Kaiserthum in erhöhtem Glanze wieder ans Sonnenlicht treten zu lassen und es in der ehrwürdigsten und verdienstvollsten Persönlichkeit, die gegenwärtig Throne ziert, in Wilhelm I. zu verkörpern. — — Es glaubte und wünschte ein Verein Nationalgesinnter, unser Hoftheater würde oder möchte doch! den ersten Kaisergeburtstag, der Deutschland nun wieder geschenkt worden ist, den 22. März 1871, wenigstens mit einem Prolog und einem beziehungsreichen ernsten Schauspiel feiern, aber siehe da — das Repertoire kündigt für diesen Tag das einactige Lustspiel: „Einer muß heirathen" und das dreiactige: „Spielt nicht mit dem Feuer" an! Difficile est etc. — — Nachdem Vetter Weiß mir vor einem Jahre den Componisten Edmund Kretschmer vorgestellt hatte, der von mir die Ergänzung und Vollendung eines von ihm begonnenen Operntextes wünschte, arbeite ich fleißig an diesem „Der Flüchtling" benannten Werk. Es ist nicht leicht, es den Herren Componisten recht zu machen. Wenn dieselben sich in einer Arie bei einer gewichtigen Stelle ein Wort mit a als wirksamer für den Sänger vorgestellt haben und dem Dichter erscheint ein Wort mit u poetischer oder sinnreicher, für den Charakter treffender, so ist das Unglück fertig. — — Ein schmerzliches Ereigniß im nächsten Freundeskreise und eine damit verbundene liebe Erinnerungspflicht führt mich heute nach längerer Pause zu diesen Gedenkblättern zurück. Meine verehrte, mir mütterlich zugethane Gönnerin und Freundin, Frau Advocat Siegel, starb in den letzten Tagen des April 1871 unerwartet schnell. Ihre verständnißvolle Theilnahme an meinem poetischen Streben, ihre dankbare Anerkennung meiner Thätigkeit und meiner Bemühungen für die Zeitung ihres Gatten hat mich stets aufrichtig erfreut und ermuthigt, ja, oft mehr gefördert, als die bescheidene Frau mit ihrem klugen, sicheren Urtheil es ahnte. Eines der letzten „Freudenblümchen", wie sie sich auszudrücken pflegte, wenn sie mir etwas Angenehmes mitzutheilen hatte, war ein Urtheil des Professors Hettner, welcher ihren Gatten gefragt hatte: „Wer schreibt denn jetzt die Referate über die N.'schen Vorlesungen in Ihrer Zeitung? Die Löhn kann's nicht sein, denn die ist stets productiv in ihren Recensionen." Adv. Siegel bestätigte den Ausspruch Hettner's, den er vergessen hatte mir mitzutheilen, und der mich doch so hoch erfreute, weil ich für Hettner eine ganz außerordentliche Verehrung empfand. Daß Frau Siegel die große herrliche Zeit der Einigung Deutschlands unter den Fittichen des Kaiseradlers erleben durfte, war ein wohlverdientes Glück, denn es war zugleich der Triumph der Politik ihres Gatten, die Erfüllung aller seiner Vorhersagungen. Mit Stolz hatte es ihr Herz erfüllt, als Generalstaatsanwalt v. Schwarze, der Universitätsfreund Siegel's, der im Jahre 1866, gleich anderen abtrünnigen Freunden, keinen Blick, keinen Gruß mehr für den Jugendgenossen gehabt hatte, zu ihm zurückgekehrt war und seinem politischen Seher- und Scharfblick alle Ehre hatte widerfahren lassen. Ebenso thaten andere, mehr und minder bedeutende Männer, und das Ansehen und politische Gewicht der Zeitung hob sich wieder in

wohlverdienter Weise. Nachdem nun Alles sich so herrlich erfüllt hatte, was ihr Gatte ersehnt, erstrebt und unter tausend Widerwärtigkeiten und Opfern miterkämpft hatte, war Frau Siegel auch so gerecht, mir ihre Genugthuung darüber auszudrücken, daß ich ihm, entgegen ihrem Herzenswunsch, so ernstlich abgerathen hatte, seine Zeitung zu verkaufen, gerade am Vorabend aller jener großen Ereignisse, welche den heißersehnten Umschwung in der deutschen Politik herausführten und die Einigung des deutschen Vaterlandes unter Preußens starkem Scepter zuletzt im Gefolge gehabt haben. — — Im Sommer 1871 reiste ich mit Bruder Oskar durch Bayern und Tirol nach dem Süden. In Bayern war's gar zum Entzücken, welche Schilderungen uns von allen Seiten, von Geringen und Hohen, die den Krieg „mitgemacht" hatten, geliefert wurden. Kellner, Kutscher, Postillone und andere Tapfere, die, wie sie sich ausdrückten, „dabei gewest waren", überschütteten uns am reichlichsten mit Kriegsanekdoten. An den Preußen wurde die übertriebene Humanität gegen die Franzmänner getadelt. „Da saß a ganzes Rudel großschnauziger Franzosen am Camin und wärmten sich, aber die Preußen warfen sie nit hinaus. Die Bayern mußten erst kommen und sie beim Krag'n nehm, und hui! da lagens bald draußen auf der Straß'n." — — Und wie hochangesehen waren die Deutschen in Italien. Dort wußte man und empfand es tief, was Italien seit 1866 den „siegreichen, unüberwindlichen" Prussiani schuldete! Sobald man unsere Sprache vernahm, hieß es mit ehrfurchtsvollen Blicken: „Ah, son' Prussiani, i nostri amici! Der Imperadore Guiglielmo, il Principe imperiale Fritz, il Principe Federigo Carlo, il conte Bismarck" (sein Name wurde stets mit einem Ausreißen der Augen und ehrfurchtsvollen Bewegungen des Kopfes und der Arme genannt) und der große Schweiger, il gran taceturno, Moltke, waren, sowie alle andere Heroen des eben vollendeten Riesenkampfes, in Aller Munde. Und nun die Armee, die glorreiche armata! Daß es gerade die selbstbewußten Franzosen gewesen waren, die von den Deutschen in den Staub hingeschleudert wurden, die siegessicheren Franzosen, das erregte noch immer ein Kopfschütteln der Bewunderung. „I tedeschi! Che nazione è mai questa! Invincibile! Insuperabile!" Im Café „Garibaldi" in Sondrio kam ich mit einem gelehrten Italiener in ein Gespräch über Politik — es war jetzt kaum ein anderes in Fluß zu bringen —, der, nachdem er obige Ausdrücke für die Kriegsführung der Deutschen begeistert angewendet hatte, die weisheitsvollen Worte sprach: „Aber wenn Deutschland keinen Bismarck gehabt hätte, wäre der Friede von Frankfurt nicht in so glänzender Weise zu Stande gekommen, wie jetzt, und leicht hätte die Feder verderben können, was das Schwert gut gemacht hatte. Ein Hoch dem größten Staatsmanne, dem Bismarck!" Jubelnd stimmten ich und Bruder Oskar ein. — — In der Villa Melzi am Comersee trat uns eine sympathische deutsche Persönlichkeit nahe, deren freundlicher Ansprache wir eine Bekanntschaft verdankten, die uns die ohnehin herrlichen Tage am Comersee zu unvergeßlich schönen gemacht hat. In das im Palast Melzi ausgelegte Fremdenbuch hatte ich meinen Namen eingetragen. Der Herr, der uns später in den Anlagen des Hesperidengartens der Villa anredete und in sehr verbindlicher Weise die Frage an mich richtete, ob ich mich soeben in das Fremdenbuch eingeschrieben hätte, war der seit Jahren beim Herzog Melzi angestellte Major domus und Obergärtner Villain, ein Preuße und Mitglied der höchst renommirten Erfurter Gärtnerfamilie dieses Namens. Als ich mich als die von ihm Gesuchte zu erkennen gegeben hatte, sagte er erfreut: „Sie sehen in mir einen langjährigen Verehrer Ihrer Muse. Seit ich Ihre ersten Reiseberichte über Italien in den Cotta'schen Zeitschriften »Auslande« und »Morgenblatt« gelesen hatte, suchte ich Alles zu erlangen, was aus Ihrer Feder hervorging. Ich kann, wenn Ihnen dies eine kleine Genugthuung bereiten sollte, versichern, daß ich Alles unterschreibe, was Sie über Italien, über Land und Leute geschrieben und geurtheilt haben, und mir steht wahrlich eine langjährige Erfahrung zu Gebote." Hr. Villain sprach sich noch eingehender über das Gelesene aus, und so entspann sich in kurzer Zeit ein freundschaftliches Verhältniß, welches Jahre hindurch fortgedauert hat und zu mehrfachen Besuchen in Villa Melzi Veranlassung geworden ist. Villain's Gattin war eine liebenswürdige Deutsche, eine geborene v. Schorlemmer, deren heiteres Temperament und geselliger Schliff den Aufenthalt in dem ohnehin paradiesischen Uferland noch verschönte. — — Am großen Fest- und Jubeltage des Einzuges der siegreichen Truppen in Dresden führte mich der Ablauf meiner Urlaubszeit in die Heimath zurück, bereichert mit köstlichen Erinnerungen. Am 1. September desselben Jahres feierte die ausgezeichnete Charakterspielerin und Heroine, unsere allgemein verehrte Collegin, Frl. Franziska Berg, ihr 40jähriges Künstlerjubiläum. Unvergeßlich sind mir die Worte der gediegenen und doch so bescheidenen Künstlerin, als ihr etwas von einer durch die Collegenschaft beabsichtigten Feierlichkeit zu Ohren gekommen war. Sie sagte in ihrer gemüthvollen schwäbischen Weise: „Ach Kinder, laßt das doch sein! Was kommt denn dabei heraus, ich meine bei all den Feiern und Erinnerungsfesttagen? Nichts, als die Gewißheit, daß man recht alt geworden ist." — — Eine schmerzliche Begegnung hatte ich mit unserm, nun von den Aerzten für unheilbar erklärten Dawison. Er schritt am vergangenen Sonntage über den sonntäglich leeren Altmarkt dahin, unsicher, schwankend, ein jammervoller Anblick. Ich redete ihn an, er antwortete freundlich, aber verworren. Als er mich verlassen hatte und schon weit von mir entfernt war, blieb er plötzlich stehen und rief wiederholt meinen Namen, aber so laut, daß ich erschrak. Schnell kehrte ich zu ihm zurück, da faßte er meine Hand, nahm einen Gesichtsausdruck an, als habe er mir eine wichtige Mittheilung zu machen, und sagte doch schließlich nur: „Besuchen Sie mich bald einmal." Es war mir, als sähe ich ihn als Dichter Heinrich in Holtey's „Lorbeerbaum und Bettelstab", den er im Wahnsinn so erschütternd darstellte. Der unglückliche Dichter hatte nichts erreicht, trotz seines heißen Ringens. Dawison hatte Alles erreicht, und wohl mehr als ein Künstler in so kurzer Zeit jemals an Ruhm und irdischem Gut errungen hatte — und dennoch kam die geistige Nacht über ihn, als er auf dem Zenith des Glückes angelangt war.

Im Jahre 1872 wurde ich die Gattin des langjährigen literarischen Freundes, Advocat Siegel, der auch schon längst in freundschaftlichen Beziehungen zu allen meinen Geschwistern stand und von meinem unvergeßlichen Vater ebenfalls hoch und werth gehalten war. Ward je ein Herzensbündniß auf vollkommenste Uebereinstimmung der Seelen, auf gleiche Liebe für das Wahre, Gute, Schöne und auf eine hochachtungsvolle Gleichstellung im Geiste gegründet, so war es das unsrige, und folglich das glücklichste. — — Mit dem 1. December desselben Jahres lief mein Contract mit dem königl. Hoftheater ab. Es waren nun gerade 15 Jahre, daß ich dem Kunstinstitute zum zweiten Male meine Dienste gewidmet hatte, im Ganzen also 21½ Jahr. Am genannten Tage kam ein Theaterdiener und forderte mir ohne jede vorherige directoriale Ankündigung sämmtliche Rollen ab. Ich hielt es für geboten, nach so langer Dienstzeit und gewissenhaft geübter Beitragszahlung zum Pensionsfonds wenigstens den Versuch zu machen, ob ich nicht eine, wenn auch bescheidene Pension erlangen könnte, und wandte mich an eines der billigst denkenden Mitglieder des Comités des Pensionsfonds, an den ehrenwerthen Collegen Emil Walther. Aber er drückte mir sein tiefes Bedauern aus, daß die Statuten eine empfindliche Lücke enthielten, indem ein „so langjähriges, verdienstvolles Mitglied" trotz regelrecht gezahlter Beiträge keinen Anspruch auf Erlangung einer Pension erheben könne. Ich solle mich aber getrost an Se. Majestät den König wenden, denn der König sei der eigentliche Herr des Fonds, er habe die Garantie übernommen und zahle alljährlich die Summen, die derselbe nicht aufzubringen vermöchte. — So machte ich denn vertrauensvoll eine Eingabe an das Ministerium des königl. Hauses und brachte mein bescheidenes Anliegen dort vor. Allein, auch dieser Schritt war vergeblich. Ein Antwortschreiben vom Minister des Hauses, Hrn. v. Falkenstein, kam, stellte meiner Berufstreue und vielseitigen künstlerischen Thätigkeit am Hoftheater das rühmlichste Zeugniß aus, erklärte aber zugleich: „über den Pensionsfonds habe nur das »Comité der Schauspieler« zu verfügen, denn dieser sei Eigenthum der Künstlerschaft, nicht Sr. Majestät des Königs." — Was half mir nun das verheißungsreiche Pensionsdecret vom Februar 1868? Von einem der angestellten Regisseure wurde mir später versichert, es sei mir von Seiten der Theaterbehörde wenigstens ein Freibillet für meine Person zugedacht worden, wenn ich mich darum bewerben wollte. Nach mehreren Jahren erlaubte ich mir, diese Bewerbung auszusprechen, allein auch hier ohne den in Aussicht gestellten Erfolg. — — Doch diese Blätter sollen mit keinem Mißton schließen. Knüpfen sich doch die schönsten, erhebendsten Erinnerungen auf den bedeutungsvollsten Lebensgebieten an jene Zeit an. Zahllose Beweise der Theilnahme und Verehrung empfingen mein Gatte und ich von Nah und Fern, als der Bund unserer Herzen durch des lieben Schwagers Hand

die kirchliche Weihe erhalten hatte. Einen der treffendsten Aussprüche über Siegel that kein Geringerer als Carl Gutzkow in dem Glückwunschschreiben, das er mir sandte. Nachdem ich meinem Gatten, dem edlen Lehrerfreunde, der für diesen Stand so viele Lanzen gebrochen, so manchen Strauß im Laufe der Zeiten ausgefochten hatte, mein episches Gedicht: „Ein deutscher Schulmeister" gewidmet hatte, schrieb mir Gutzkow viel Erfreuliches über dasselbe und knüpfte folgende, mein Herz beglückende Gedanken an: „Wie schön, daß Sie ihm, meinem langjährigen würdigen Freunde, unserm bewährten deutschen Kämpen mit der ewigen Jünglingsseele, um die ich ihn beneide, als geistig gleichstehende Lebensgefährtin nun zugesellt sind und ihm ein häusliches Wohlbehagen bereiten! Wie oft habe ich Ihrer, verehrte Frau, hier in Berlin gedacht! Jedesmal wenn ich im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, wo Sie vor längeren Jahren mit Emil Devrient gastirten, der Vorstellung beiwohne, habe ich Ihr Bild vor Augen, wie ich Sie damals auf diesen Brettern sah. Manches Jahr ist ja seitdem verflossen, manches Jahr auch, seitdem zuerst das Gerücht von einem geheimen Mitarbeiter an der Zeitung Siegel's verbreitet wurde, den man dann errieth, und der sich durch seine geistvollen Spenden selbst verrieth! Meinen innigsten Glückwunsch hätten Sie Beide im Ohre klingen hören müssen, als ich zuerst durch meinen werthen Freund, den Adv. Fasoldt, von dem Bevorstehen der schönen Vereinigung Kunde erhielt. Grüßen Sie Ihren verehrten Gatten, bringen Sie ihm meine Glückwünsche, die ich von ganzem Herzen wiederhole. In wahrer Verehrung Ihr aufrichtig ergebener Gutzkow." — Als ich meinem Gatten diesen Brief vorlas, faßte er die Stelle vom geheimen und später bekannt gewordenen Mitarbeiter an der „Constitutionellen Zeitung" heraus und sagte mit einem vergnügten Lächeln: „Ja, das muß wahr sein: Du hast dir deinen Mann erschrieben, erdichtet." Ich aber gedachte der Rede einer nahen Verwandtin, die vor ungefähr 16 Jahren zu mir gesagt hatte: „Warum dichtest du nur immer und schreibst so viel? Sieh doch lieber zu, daß du heirathest." Und ich darauf schelmisch: „Nun, vielleicht erdichte ich mir einen Mann." — Siehe da, mein Scherz ist zur schönsten Wahrheit geworden. — — Mein letzter Gang über die königl. Bühne führte mich in die Türkei. Ein Trauerspiel in 5 Acten, „Selim III." von Murad Effendi, brachte mir eine jener Episoden, wie ich sie hier so manchesmal auszuführen gehabt hatte: eine Begleiterin oder Gesellschafterin, welcher Geheimnisse anvertraut werden, wodurch eine Ersparniß an Monologen bezweckt wird. Die Geister solcher von mir im Laufe der Jahre verarbeiteter Episoden stiegen jetzt vor mir auf, und in der glücklichen Stimmung, in welcher ich mich befand, glaubte ich sie einen Chor singen zu hören:

„Wer uns nun spielen wird, ist einerlei!
Wo fragt man je nach Episodenbitten?
Du hast uns gut behandelt, bist nun frei
Zum Lohn für das, was Du um uns gelitten."

Bücherbesprechungen.

— Hilfsbuch für den Religionsunterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von T. Wegener, Cadettenpfarrer. Ausgabe B. Berlin 1896. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, königl. Hofbuchhandlung. 1 ℳ 80 ₰. — Der Zusatz „Ausgabe B" bedarf der Erläuterung. Er weist nämlich nicht auf eine Ausgabe A hin, die neben dieser neuen irgendwie eine berechtigtes Dasein führen könnte, sondern er unterscheidet diese neue vor der leitherigen alten, die damit für eine sofort oder nach und nach abzuschaffende erklärt wird. Anderwärts nennt man das eine zweite verbesserte Auflage. Und mit den Verbesserungen können wir nur zufrieden sein. Als größere Stücke sind ganz neu hinzugekommen die neutestamentlichen Erzählungen, die vor der Geburt Christi liegen; mit dieser begann früher die biblische Geschichte neuen Testaments. Anderweitige Veränderungen betreffen fast nur die Erzählungen aus dem alten Testament, wo an vielen Stellen Zusätze sich finden von geschichtlichen Stücken, die früher ganz fehlten, z. B. die Begegnung Abraham's mit Melchisedek. Hauptsächlich aber ist zu begrüßen, daß die Darstellung in der neuen Ausgabe sich viel enger an die Sprache der Lutherbibel anschließt, als in der ersten, wo vielfach die biblischen Ausdrücke wie geflissentlich vermieden und durch andere alltägliche ersetzt waren, auch wenn kein ersichtlicher Grund dazu vorlag. In den übrigen Abtheilungen des Buches, die den Unterricht in Bibelkunde und Katechismus betreffen, ist, soviel wir sehen, gar nichts geändert. Was das Ganze anlangt, so haben wir unsere Ansicht bei der Anzeige der ersten Ausgabe ausgesprochen (Wiss. Beil. Nr. 12 von 1893). Ueber die Auswahl und Vertheilung des Stoffes ist mit dem Verfasser gar nicht zu streiten, weil er darin durchaus von den Lehrplänen des königl. Cadettencorps abhängig und also gar nicht verantwortlich ist. B. K.

— Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich. Von K. A. Martin Hartmann. Leipzig, Dr. P. Stolte's Verlagsbuchhandlung. 1897. Preis broch. 3 ℳ. — Ein äußerst interessantes und interessant geschriebenes Buch, das Referent bis zur letzten Seite mit gleicher Spannung gelesen hat. Interessant aus zwei Gründen, denn das Buch schildert einmal das gesammte französische Unterrichtswesen von der Universität herab bis zur Elementarschule in allen Einzelheiten auf das Genaueste, dabei überall Vergleiche mit deutschen Verhältnissen anstellend, und dann zeigt es in überzeugendster Weise, welche eminenten Fortschritte der Unterricht in Frankreich gemacht hat, besonders in der Erlernung der deutschen Sprache, die sich jetzt einer ganz außerordentlichen Verbreitung in allen französischen Schulen erfreut. Aus Hartmann's Mittheilungen scheint hervorzugehen, daß die französische Schule zwar gewisse Vorzüge vor der deutschen besitzt, dadurch, daß in den neueren Sprachen die neuere Anschauungsmethode dort viel mehr Boden gefaßt hat, als bei uns, und daß der Staat, resp. die Communen und die Eltern im Allgemeinen mehr für die geistige Ausbildung der Jugend materiell leisten als in Deutschland, daß aber auf der anderen Seite offenbare Schäden vorhanden sind, die bis jetzt bei uns in diesem Maße sich nicht — oder sollen wir sagen noch nicht — bemerkbar gemacht haben. Dazu gehört erstens die Sucht, Alles zu uniformiren, zu reglementiren, die ja allerdings in Preußen auch schon genügend vorhanden ist, in Frankreich aber noch viel mehr um sich gegriffen hat, ferner die Neigung, zu lernen, nur um es bei einem der vielen Examina zur Schau zu bringen; Hartmann meint, es wird in Frankreich viel zu viel examinirt, darunter leide die Tiefe des Unterrichts und seine gemüthliche Wirkung, ein Wink für uns, das thörichte sog. Abschlußexamen in der Untersecunda möglichst bald wieder abzuschaffen. Gewisse Dinge werden in Frankreich viel laxer genommen als bei uns, dazu gehört z. B. die Versetzung. Nimmt sich irgend eines Schülers, dessen schlechte Leistungen eine Versetzung sehr unwahrscheinlich machen, ein einflußreicher Deputirter an, oder ist gar sein Vater ein solcher, so kann er gewiß auf Versetzung rechnen, denn der Director der Schule würde es nicht wagen, gegen den Wunsch eines Abgeordneten den Jungen sitzen zu lassen; hat aber der Schüler keine einflußreichen Verwandten, nun, so nimmt ihn der Vater einfach von der Schule weg und bringt ihn auf eines der vielen geistlichen, meist von Jesuiten geleiteten Gymnasien, durch die in neuerer Zeit den Staatsschulen eine überaus starke Concurrenz gemacht wird. Der Director, der übrigens selbst nicht unterrichtet, sondern sozusagen bloßer Administrator der Schule ist, hat aber ein großes Interesse daran, daß der Schülerbestand seiner Anstalt nicht zurückgeht, denn er bekäme sonst von der Oberbehörde sofort den höchst unangenehmen Rüffel „Vous administrez mal". Ein anderes Bedenken betrifft den Mangel an Disciplin der Schüler gegenüber dem Lehrer, den der Autor in den meisten Anstalten traf und den er in drastischen Beispielen schildert. Muß auch ein Theil davon auf Conto der größeren Lebhaftigkeit des gallischen Volksstammes gerechnet werden, so darf doch unter keiner Bedingung der Respect vor dem Lehrer darunter leiden, wie es in sehr vielen Fällen thatsächlich der Fall zu sein scheint. Die pädagogische Ausbildung der Lehrer steht in Frankreich noch hinter Canada und Chile zurück. Staaten, die, wie der Verfasser treffend bemerkt, man noch nicht gewohnt ist, als Bannerträger des pädagogischen Fortschritts zu nennen; unsere zweijährige praktische Ausbildungszeit beschränkt sich dort auf eine Probezeit von wenigen Wochen, von der man natürlich keinen ernsten pädagogischen Gewinn erwarten darf. Referent kann die Lectüre des sehr gut geschriebenen Buches nicht nur jedem Schulmann, sondern auch jedem Gebildeten empfehlen, der sich für die Culturzustände unseres Nachbarlandes interessirt. Dr. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 152. Sonnabend, den 19. December. 1896.

Erlebnisse eines Fremdenlegionärs im französischen Tonkin.

Von H. B.

Zu Beginn des Jahres 1894 wurde zu einer größeren Expedition gegen die Provinz Van Lifi gerüstet, wo sich die Schwarzflaggen stark verschanzt hatten. An diesem Zuge sollten Abtheilungen des 3. und 4. Bataillons des zweiten Fremdenregiments, ferner ein Theil der in dieser Gegend garnisonirenden Tirailleurs Tonkinois — tonkinesische Schützen —, ferner Gebirgsartillerie und 3000 Mann chinesische französische Miliztruppen theilnehmen. Die in jener Provinz gelegene befestigte chinesische Garnison Xi-Man war vor Kurzem zweimal mit schweren Verlusten aus ihren Stellungen vertrieben worden, und da infolge eines Vertrages diese Provinz an den französischen Tonkin abgetreten werden sollte, trieben die dortigen chinesischen Generäle zur schleunigen Besetzung durch die Franzosen, andernfalls sie ihre Stellungen aufgeben müßten. Das war der Grund zu unserem plötzlichen Abmarsche von der Garnison Yen-Bai, in welcher wir schon etwa 10 Monate ruhig gelebt hatten. Am 11. Februar brachen wir mit 65 Mann der 15. Compagnie, 23 Mann der 14. Compagnie und 150 Mann Tirailleurs auf. In dem etwa 110 km weiter im Inneren gelegenen Posten Pho-Lu, wo noch andere Abtheilungen tonkinesischer Schützen zu unserer Colonne stießen, übernahm der Commandant — Major — Gottenegre von der infanterie de marine den Oberbefehl über unser Detachement. Vor unserem Abmarsche richtete er, nachdem wir vor ihm vorbei defilirt waren, eine kurze Ansprache an uns, in welcher er uns zum treuen Ausharren in der schweren Zeit ermahnte und unter Anderem betonte, daß wir uns jetzt in ein Land begäben, wohin noch kein Europäer den Fuß gesetzt hätte; er hoffe, daß er sich auf uns verlassen könnte. Am folgenden Tage wurde nach dem zwei Tagereisen entfernten letzten französischen Posten Bac-ha aufgebrochen. Das war ein furchtbarer Marsch. Meist waren wir bis an den Bauch im Wasser, dann wieder ging es über steile, felsige Gebirge, und immer unter der dunstigen, furchtbaren Tropenhitze, die uns fast den Athem benahm. In Bac-ha mußten wir einige Tage bleiben, um weitere Befehle des Höchstcommandirenden der Expedition, colonel — Oberst — Servier zu erwarten. Wieder marschirten wir über mächtige Gebirge, durch reißende Bergströme und undurchdringliche Urwälder. Da konnte nur Einer hinter dem Anderen gehen, und so wurde der Zug unendlich lang, in noch erhöhtem Maße anstrengender. Zu alledem kamen noch schlechte Führer, gänzlich ungenügende chinesische Karten, kurz, wir hatten schon hier mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen. Am ersten Tage langten wir todmüde spät Abends in einem hoch oben auf einem Felsen gelegenen Dorfe an, das bei unserem Herannahen eiligst von den Bewohnern verlassen wurde. Sie hatten noch nie europäische Truppen gesehen und zeigten eine unglaubliche Furcht vor uns. Am folgenden Tage stiegen wir in das Thal der Song-Chai hinab, die durchschritten werden mußte. Wir selbst gelangten zwar ohne Unfall, aber unter großen Gefahren und Anstrengungen auf das entgegengesetzte Ufer des Flusses, der sich hier brausend und schäumend durch die engen Felsen windet. Schlimmer ging es mit den Lastthieren. Viele wurden von der reißenden Fluth zu Falle gebracht, und wir verloren den größten Theil der nicht gerade reichlich bemessenen Lebensmittel. Als wir am dritten Tage wieder eine mächtige Gebirgs-Kette erstiegen hatten, vernahmen wir etwas, wie langgezogenes Glockengeläute. Ueber den Ursprung dieser eigenartigen Töne konnten wir uns absolut nicht klar werden, sie bewirkten aber, daß die Kräfte von Neuem angespannt wurden, und als wir auf einem anderen Bergrücken anlangten, erblickten wir den ersten chinesischen Posten, Xi-Man, den wir übernehmen sollten. Rings herum auf den Höhen bemerkten wir eine Menge mit unzähligen Fahnen und Fähnchen geschmückter Blockhäuser. Als wir die letzte Schlucht passirt hatten, stand die Garnison mit Musik und mächtigen Fahnen in zwei Gliedern zum Empfange bereit da. Das war ein gar seltsamer Anblick, den die bezopften Krieger des Reiches der Mitte uns boten. Sie waren recht phantastisch aufgeputzt in ihren scharlachrothen, mit handbreiten schwarzen Sammetstreifen eingefaßten und vorn mit chinesischen Schriftzeichen aus demselben Stoffe versehenen Waffenröcken. Die Bewaffnung war eine recht mannigfaltige, die Gewehre sind ja aus aller Herren Ländern zusammengekauft. Und nun gar die Musik! — Die mächtigen, langen Posaunen erinnerten mich unwillkürlich an die, welche zur Zeit der Eroberung Jericho's gebräuchlich sein mochten, und dort die bauchigen kupfernen Becken, aha, das also war es, worauf die bezopften Musiker jene Klänge hervorzauberten, die wir für fernes Glockengeläute gehalten hatten. Bei unserer Ankunft wurde uns zu Ehren auch gleich einer jener ohrenzerreißenden chinesischen Militärmärsche gespielt, huh, da war doch die arabische Musik noch melodischer. Als wir mit „portez armes“ — Faßt das Gewehr an! — vorbeimarschirten, näherte sich ein höherer Officier unserem Commandanten, der diesem unter hastigem Gestikuliren zu verstehen gab, nach jener, von zwei Generälen bewohnten Lehmhütte sich zu begeben; wahrscheinlich sollte er die Formalitäten zur Uebergabe Xi-Mans dort erledigen. Nun wurden wir in die, den Posten umgebenden Blockhäuser vertheilt. Waren unsere Quartiere im Tonkin schon herzlich schlecht gewesen, diese nach Moder und allem Möglichen riechenden, feuchten kellerartigen Löcher, die noch dazu von Ungeziefer jeder Art strotzten, in denen alle denkbaren Käferarten, ja sogar Schlangen uns Gesellschaft leisteten, das war noch toller als in jener subsistance militaire in Marseille, wo ich die ersten Eindrücke über die Legion erhielt. Am folgenden Morgen wurde Paradeaufstellung genommen. Die chinesische Besatzung defilirte nicht ungeschickt vor uns vorbei, dann zogen die Bezopften mit Sack und Pack ab. Etwa fünf Marschstunden von uns auf einer anderen Anhöhe befanden sich zwei von den Piraten besetzte, starke Verschanzungen. Bei der Nähe des Feindes und dem jede Aussicht verwehrenden dichten Nebel, wurden wir aller Augenblicke alarmirt; es hieß, die Schwarzflaggen umschlichen unsere Stellung und planten eine Ueberrumpelung. Unter solchen Umständen war der Dienst über alle Maßen anstrengend und aufreibend. Dabei gingen die Vorräthe aus, wir hatten ja den größten Theil beim Uebergange über die Song-Chai verloren. So mußte nun ein Detachement von 40 Legionären nach Bac-ha zurück, um Proviant zu holen. Da wir ohne Gepäck marschirten, war unsere Aufgabe schon in fünf Tagen gelöst, wir kehrten mit 80 Lastpferden zurück. Der Uebergang über die Song-Chai hatte uns nur einen chinesischen Pferdetreiber und drei Thiere gekostet. Während unserer Abwesenheit war die Lage unserer in Xi-Man zurückgebliebenen Kameraden durchaus keine beneidenswerthe gewesen; da mußten die Befestigungen ausgebessert werden, dazu der schwere Wachtdienst und „Kohldampf schieben“, wie der Legionär das Hungern nennt. Wir erwarteten nun das Eintreffen von Verstärkung und zwei Geschützen, um den Feind in seinen Stellungen erfolgreich angreifen zu können. Aber Tag auf Tag verstrich, die Herren Artilleristen hatten es vorgezogen, sich auf dem Posten Bac-ha insgesammt krank zu melden, und so war ein Angriff vor der Hand unmöglich gemacht worden, wir mußten eben wieder Kundschafts- und Wachtdienst ausüben wie vorher. Unsere Lage gestaltete sich erst anders, als Colonel Servier selbst

von China zurückkommend zu uns stieß. Vierzig Legionäre und eine Compagnie Tirailleurs sollten nach dem zwei Etappen entfernten chinesischen Posten Yen-toupi abrücken, um die dortige chinesische Besatzung ebenfalls abzulösen. Wieder bot sich uns ein ähnliches Schauspiel, wie bei der Uebernahme des Postens Ti-Man. Am Morgen nach dem Abrücken der Chinesen sollten wir mit umfangreichen Befestigungsarbeiten beginnen. Das ist gerade hier unter den Tropen, zumal für europäische Truppen, wenig angenehm. Aber schon in der Nacht gegen 2 Uhr traf der Befehl ein, die Legionäre sollten unter Zurücklassung der Compagnie Tonkinesen-Schützen wieder nach Ti-Man zurückmarschiren und die inzwischen freiwillig von den Piraten aufgegebenen Befestigungen besetzen. Dort begann nun für uns ein ganz leidliches Leben im dolcissimo far niente. Dazu stellten sich auch schon tschum-tschum Händler ein — tschum-tschum ist ein chinesischer Schnaps, den der Legionär so getauft hat —, und nur das Ungeziefer, das wir mit dem besten Willen nicht los werden konnten, machte uns zu schaffen. Während wir hier ein Leben wie der „Schotte in Frankreich" führten, hatten sich die Schwarzflaggen am Rothen Flusse gesammelt und durchzogen raubend und mordend jene reiche, fruchtbare Gegend. Da mußten wir nun in Eilmärschen nach Pho Lu zurück, das wir in vier Tagen erreichten. Dort hatten wir uns eben so gut als möglich in einer halbzerfallenen cânja — Bambushütte — installirt, da hieß es: Lebensmittel auf zwei Tage empfangen! — Wir sollten die vom Commandanten Gottenegre angegriffenen Piraten festhalten. Am zweiten Tage nach unserem Ausrücken aus Pho-Lu trafen wir in einem Dorfe wohl die Gottenegre'schen Truppen, aber keine Piraten, sie waren entwischt und nur einer hatte sich fangen lassen. Der arme Teufel weigerte sich Geständnisse über seine Bande zu machen, und so wurde er nach wenigen Minuten schon von einem Legionär, der den Henker spielen mußte, um einen Kopf kürzer gemacht. Aber was für ein Schauspiel war das?! Dreimal hatte er fehlgeschlagen, erst beim vierten Streiche wurde der Unglückliche von seinen schrecklichen Qualen erlöst. Kein Laut des Schmerzes war über seine Lippen gekommen. Wenige Tage darauf wurde die ganze Truppe in dem zwei Etappen oberhalb gelegenen Posten Lao-Kai zusammengezogen, wir sollten von dort aus gegen die raubend und brennend die Gegend durchziehenden, Weiber und Kinder als Gefangene mitschleppenden Piraten operiren. Lao-Kai liegt direct an der chinesischen Grenze, die hier durch zwei Flüsse gebildet wird, den Rothen Fluß und dessen Nebenfluß Nam-Dhin. In dem von beiden gebildeten Winkel liegt Lao-Kai, ihm gegenüber ein lang ausgestrecktes, von drei recht gut angelegten Forts gedecktes chinesisches Dorf, dessen 10000 Einwohner fast durchweg aus Piraten und Schmugglern sich zusammensetzen. Dieses Dorf, ein von China offenbar geduldeter, günstiger Zufluchtsort der Piraten, ist den Franzosen schon längst ein Dorn im Auge, und die zur Abtretung dieses Dorfes geführten Unterhandlungen verliefen bisher stets resultatlos. Unsere schwierige Aufgabe war es nun, diese Räuberbanden bei ihren Streifzügen in den dichten Urwäldern abzufangen, was uns leider bei der bewährten Umsichtigkeit (?) unserer Officiere nicht eher gelang, als bis in einem wenige Kilometer stromaufwärts am rechten Ufer des Rothen Flusses gelegenen Dorfe Nhiat-Son ein ständiges Detachement von 15 Legionären und 60 Tirailleurs organisirt worden war. Diesem Detachement gelang es am 22. Mai eine etwa 800 Köpfe starke Piratenbande zu stellen und festzuhalten. Da die Piraten in letzter Zeit viele kleine Erfolge zu verzeichnen gehabt hatten, mochten sie wohl dadurch kühn gemacht und im Vertrauen auf ihre Stärke einen Kampf haben aufnehmen wollen, und so bezogen sie in der Nähe eine vorzügliche Stellung. Man bat in Lao-Kai um Verstärkung. Wir waren gerade dabei, schwere Patronenkisten vom Flusse nach dem oben auf dem Berge gelegenen Pulvermagazine zu schleppen, als man Freiwillige verlangte. Alle traten vor, wir sehnten uns ja darnach, mit den verhaßten Räubern raufen zu können, hinter denen wir nun schon drei Monate herrannten, ohne auch nur einmal Gelegenheit zu haben, einen Schuß mit ihnen zu wechseln. Abends 7½ Uhr trafen wir mit 16 Mann, 2 Corporälen, 2 Sergeanten und mit unserem Capitän in Nhiat-Son ein. Die Nacht verbrachten wir Officiere und Mannschaften in demselben Raume der dem Kreisverwalter gehörigen cânja. Daß es morgen zu heißem Kampfe kommen würde, wußten wir wohl, aber wir schliefen trotzdem alle ausgezeichnet, der Legionär fürchtet ja nur Eins, das ist das heimtückische, verzehrende Fieber. Als wir am folgenden Tage frühzeitig ausrückten, waren wir 115 Gewehre stark, der Kreisvorsteher hatte uns seine lintap — Milizsoldaten — mitgegeben. Die Ersteigung der steilen Berge ging im Gänsemarsche — file indienne — und sehr langsam von statten; als wir die letzte Anhöhe erreicht und des Feindes ansichtig wurden, waren wir etwa noch 1 km von ihm entfernt. Bis zum Flusse waren es etwa noch 3 km, und das Gelände hinter der feindlichen Stellung war dicht bewaldet. Daß die Schwarzflaggen heute Ernst machten, das bewies die Salve, die von drüben herüber dröhnte, und die selbstredend mit einer erzwungenen, ungeschickten Verbeugung beantwortet wurde. Jetzt wurde aufmarschirt. Mein escouade — Corporalschaft — bildete die Spitze, dann folgten Tirailleurs, darauf der Rest der Legion, dann zum Schlusse ganz in Reserve die übrigen Abtheilungen der Tonkinesen mit der Miliz. Während mein escouade ausgeschwärmt und unter stetigem heftigen Feuer vorwärtsgehend die Aufmerksamkeit der Piraten auf sich zog, gelang es unseren Kameraden, sich unbemerkt rechts durch den Wald bis dicht an die feindliche Stellung heranzuschleichen; dort konnten sie der Steile der Felsen wegen nicht mehr weiter und eröffneten ebenfalls ein wohlgenährtes Feuer, das aber wie das unsere der trefflichen Deckung der Piraten wegen resultatlos war. Volle drei Stunden währte so das Feuer, die Sache wurde ebenso langweilig wie gefährlich. Ein Lothringer kroch aus der Deckung heraus, sofort stürzte er, von 4 Kugeln getroffen, nieder. Ein Straßburger wollte die Leiche des Kameraden in Sicherheit bringen, da zerschmetterte ihm ein Geschoß den linken Oberarm, ein Corporal der 13. Compagnie erhielt zwei Streifschüsse in Hals und Schulter. Ein Freudengeheul tönte von drüben herüber, jeden Augenblick fürchteten wir, sie würden sich nun mit geschwungenem coupe-coupe — Säbel, ein französisches Wort, um die anamitische Sprache zu imitiren — auf uns stürzen, und dann wären wir bei der Kürze der Distanz trotz unserer Lebelgewehre verloren gewesen. Während der Capitän nun um uns Luft zu machen die noch nicht in Action getretenen Tirailleure den Piraten in den Rücken schickte, zogen wir uns schleunigst etwa 100 m zurück, um eventuell noch Zeit zum Feuern zu haben, wenn ein Kampf Mann gegen Mann *entstehen sollte*. Aber schon nach zehn Minuten kamen die Tirailleurs unter betäubendem Geschrei zurück, sie schleppten zwei Todte und drei Verwundete mit, ihnen hart auf den Fersen bis zur Lisière ein Trupp Piraten. Jetzt war guter Rath theuer, jeden Augenblick konnte die freudetrunkene Horde unsere Befürchtungen verwirklichen. Schon entstand eine Bewegung, die ihre Absichten deutlich bewies, da entdeckte im letzten Augenblicke unser Sergeant, ein unerschrockener, braver Württemberger und ehemaliger preußischer Unterofficier, eine Stelle, von der aus man mit einigen Gewehren viel ausrichten konnte. Wir waren fünf Mann mit dem Sergeanten, die wir nun auf dem Bauche kriechend unsere Deckung verließen, um links eine isolirte Höhe zu erklimmen. Das Wagstück gelang. Einige wohlgezielte Salven, die gleich acht bis zehn Mann niederstreckten, riefen unter dem in dichtem Knäuel hinter den Deckungen hockenden Piraten eine heillose Verwirrung hervor. Bald floh der Feind auf allen Punkten, ihm nach die erbitterten Legionäre. Salve auf Salve folgte, bis der dichte Urwald eine weitere Verfolgung uns unmöglich machte. Breite Blutlachen, Hüte, Gewehre, Säbel, Messer, Kleidungsstücke bezeichneten den Weg, den der fliehende Feind genommen hatte, welch gräßliches Bild! Es war bereits der Abend hereingebrochen, als wir in Nhiat-Son anlangten, wo wir unsere Todten zur letzten Ruhe bestatteten. Ohne lobenden Nachruf, ohne Sang und Klang vollzog sich die Feier. Aber wer im Gefecht den Legionär mit vor Wuth verzerrtem Gesichte gesehen, der hätte ihn hier nicht wieder erkannt, eine stille, friedliche und aufrichtige Trauer sprach aus seinen Zügen, als er hier den treuen Kameraden die letzte Ehre erwies. Nun hieß es, die Verwundeten pflegen! Aerzte waren nach französischer Manier selbstredend nicht zugegen, und so verbanden wir sie denn selbst, wenn auch nur nothdürftig. — In der Nacht trafen Späher ein, die berichteten, daß die Piraten 40 Todte und 70 Verwundete gehabt hatten, und so glaubten wir, daß sie vorläufig wohl nichts mehr unternehmen würden. Wenige Tage darauf wurden wir leider schon eines Besseren belehrt. Die Bewohner des Dorfes Nhiat-Son hatten unserem Siege die Erhaltung ihres Lebens und Eigenthums zu verdanken, und so empfingen sie uns bei unserer Rückkehr mit hellem Jubel. Während der zwei Tage, die wir hier verweilten, brachten sie uns Schweine, Hühner, Enten, kurz, zeigten sich in jeder Weise dankbar, und so kehrten wir nur ungern nach Lao-Kai zurück, wo wir nun hofften, eine Zeit lang

im dolce far niente die Früchte unseres Sieges genießen zu können. Aber schon am folgenden Morgen hieß es: Alles was noch laufen kann zum Ausrücken bereit halten! — Das also war die erhoffte Ruhe? — Die Piraten beabsichtigten einen Streifzug nach dem Schwarzen Flusse, wir sollten ihnen den Weg verlegen. Unsere Compagnie war durch zeitweise Verstärkungen zwar auf einen Etat von 120 Mann gebracht worden. Davon konnten aber nur 28 Mann ausrücken, und selbst diese waren nur annähernd im Besitze ihrer Kraft. Die ungenügende Verpflegung, welche die bekannte Spitzbüberei unserer Vorgesetzten herbeiführte, war zum großen Theile mit daran schuld, daß die von unerhörten Strapazen entkräfteten Legionäre vom Fieber zerrüttet im Hospitale lagen, oder aber schon ins Jenseits gewandert waren. Am 28. Mai wurde abgerückt, wir waren incl. Tirailleurs Tonkinois 80 Gewehre stark. Das Commando über unser Detachement übernahm ein eben aus Frankreich zu den Tirailleurs versetzter Capitän, der neben einer begreiflichen Unkenntniß des Landes und seiner Verhältnisse keine jener hohen Eigenschaften besaß, die man schon vom Soldaten, und in erhöhtem Maße von einem Führer verlangt, Muth, Entschlossenheit und kaltes Blut. Nach einem unsinnig forcirten Marsche durch dichte Urwälder, ausgedehnte Sümpfe, bald hohe, felsige Berge erklimmend, bald bis an die Brust im Wasser der reißenden Gebirgsflüsse, die wir durchqueren mußten, langten wir auf der ersten Etappe an, natürlich fürchterlich ermüdet. Infolge allgemeiner Entkräftung und bei dem unsinnigen raschen Vorgehen hatten wir schon heute acht Mann verloren, darunter allerdings einen, der vom Tiger, ohne daß wir es verhindern konnten, mitten aus dem Gliede geholt und fortgeschleppt worden war. Das ging mit einer solchen Schnelligkeit vor sich, daß nur die direct hinter dem unglücklichen Opfer marschirenden Kameraden die gräßliche Scene gesehen haben, die, wiewohl so häufig in den Urwäldern des Tonkin, immer schreckliche Eindrücke hervorruft. So waren wir entmuthigt und verbittert zugleich, verbittert gegen uns selbst, weil wir uns elenden Franzosen in die Hände gegeben hatten, verbittert gegen unsere Vorgesetzten, die uns Legionäre, die wir doch gerade hier Alles sind, die wir schon so oft für die verhaßte Nation die Kastanien aus dem Feuer geholt haben, noch den feigen, schmutzigen, eingeborenen Truppen hintenansetzen. Nun stellte unser Capitän, der mehr Angst als Berechnung hatte, eine lächerlich dichte Postenkette auf; die Folge davon war, daß wir, schon an und für sich entkräftet, die kurze Nachtruhe nicht genießen konnten. Von Abkochen war auch nicht die Rede, wir aßen ungekochten Reis, Biscuit und etwas Conservenfleisch. Am folgenden Mittag waren wir gezwungen, Halt zu machen, es brach ein Gewitter los, wie man es an furchtbarer Heftigkeit nur hier unter den Tropen erleben kann. Zwei Stunden strömte der Regen wolkenbruchartig herab; Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, dessen betäubendes Rollen tausendfach durch das Echo der nahen Felsen erhöht wurde. So kauerten wir, bis auf die Haut durchnäßt, vom Fieberfroste geschüttelt unter den Sträuchern und Büschen. Gegen Abend gelangten wir an einige verlassene Bambushütten; hier sollten wir die Nacht verbringen. Wieder wurde eine dichte Postenkette aufgestellt, wieder mußten wir der kurzen Ruhe entbehren, die uns doch so nöthig war. Tags darauf sollte eine Patrouille die Umgebung absuchen. Da meldete sich kurz vor ihrem Abrücken ein Mann, welcher sich für einen Bewohner der Berge ausgab und der unserem Capitän wichtige Meldungen betreffs der Piraten zu machen wünschte. Unser Mißtrauen erwachte sofort, denn der Mann mit seiner allzugroßen Bereitwilligkeit hatte durchaus nicht das Aeußere eines friedlichen Bergbewohners, und sein Auftreten konnte unsere Meinung nur noch befestigen. Unser Württemberger, der Sergeant, beschloß, den Capitän auf das Gefährliche seines Unternehmens aufmerksam zu machen, als wir aufbrachen und der Fremde den Führer spielen sollte. „Mon capitaine, c'est très dangéreux ce que vous faites là, il y a 6 ans que je suis au Tonkin“ sagte er. Kalt antwortete der hochnäsige Capitän: „Oui, croyez-vous? Qui vivra, verra!“ — „Bien, mon capitaine, mais il y aura beaucoup qui ne vivront plus!“ — „Rompez, sergeant, rompez! vous avez la frousse?“ Wie hochmüthig sprach der Capitän das! Der Sergeant sollte leider Recht behalten. Widerwillig folgten wir unserem Führer, der uns durch sumpfige Reisfelder, schier undurchdringliche Wälder, bald über Berge, bald durch Thäler führte, bis wir auf einer halbkreisförmigen Lichtung anlangten. Die mächtigen Baumriesen waren theils abgehauen, theils abgebrannt und lagen wirr durcheinander. Hier sollten wir den Piraten auflauern, die nach der Aussage unseres Vertrauensmannes (?) in einer Stunde hier durchkommen müßten. Während der Capitän mit unserer Aufstellung beschäftigt war, benutzte der Führer, der schon reichlich beschenkt worden war, die Gelegenheit, um sich schleunigst aus dem Staube zu machen; er war nicht einmal bewacht worden. Wie mögen sich bei seiner Ankunft die Genossen über unsere Dummheit gefreut haben! — Als der Sergeant lächelnd dem Capitän die Flucht seines Vertrauensmannes meldete, war der ebenso hochmüthige wie dumme Mann ganz verzweifelt, jetzt war guter Rath theuer, wir waren eben in die Falle gegangen. Nach langem Berathen sollten wir in dem breiten Thale vordringen, wobei wir auf erst ganz kürzlich verlassene cánjas stießen, deren unheimliche Stille uns deutlich die Nähe des Feindes verrieth, flieht doch Alles, wenn es noch eben möglich ist, beim Nahen der grausamen Schwarzflaggen. Somit war unsere Stimmung sehr gedrückt, zumal auch die Oede des Magens immer größer und bemerklicher wurde und der Regen immer intensiver herunterfiel. Langsam, bis an die Knie im Sumpfe, das Gewehr schußbereit, drangen wir im Gänsemarsche voran, bis wir am Ende der Lichtung an hohe, steile Felswände gelangten, in denen das weite Thal in einen Engpaß verlief. Hier verlor unser heldenmüthiger (?) Capitän die Lust weiter vorzudringen, und das war auch seine beste und glänzendste Leistung am heutigen Tage. Gleich darauf folgte aber wieder eine große Dummheit. Denn anstatt uns nun aus einander zu ziehen, ließ er uns etwa 150 m von den Felsen in zwei Gliedern aufmarschiren und in dieser Formation sollte jeder Halbzug eine Salve in die Felsen senden. Die Antwort kam auch bald zurück, und unser braver Capitän war außer Stande, einen Befehl zu geben. Kaum zehn Minuten nach Eröffnung des Feuers hatten wir 26 Todte und Verwundete, unter letzteren auch unser Lieutenant. Die Tirailleurs hatten schon längst Reißaus genommen, und erst außerhalb des Schußbereiches der Piraten hatten sie Halt gemacht und eröffneten nun über unsere Köpfe hinweg ein ganz zielloses, rasendes Schnellfeuer, wir waren von beiden Seiten, von vorn und vom Rücken her gefährdet. Schweren Herzens mußten wir uns aus der Schußlinie entfernen und dann den Rückmarsch antreten. Als die Schwarzflaggen unseren schleunigen Rückmarsch gewahrten, bei dem wir, den größten Theil unserer Lebensmittel im Stiche lassend, nur mit großer Mühe die Verwundeten mit wegschleppen konnten, versuchten sie uns zu umgehen. Dazu mußten sie die Deckungen verlassen, und mit dem letzten Reste unserer Munition konnten wir ihnen noch so viel Verluste beibringen, daß sie diesen Plan, der für uns äußerst verhängnißvoll geworden wäre, aufgaben. Keine Lebensmittel, keine Träger und eine beträchtliche Anzahl Schwer- und Leichtverwundeter! Nachdem wir unsere unglücklichen Kameraden nothdürftig verbunden hatten, stellten wir aus Bambusstangen Tragbahren her; zu je zwei trugen wir einen Mann, einige Leichtverwundete mußten laufen. Dabei ging es über Stock und Stein. Welch unsagbare Schmerzen standen die Schwerverwundeten aus! Jedem falschen Tritte folgte ein herzzerreißender Schmerzensschrei, das Stöhnen und Aechzen hörte überhaupt nicht auf! — Ja, konnten wir denn helfen? — Es war ein furchtbarer Marsch. Und alles das hatten wir dem Eigensinne eines unerfahrenen, feigen Capitäns zu danken; unser Sergeant hatte leider nur zu Recht gehabt. Unter beständiger Angst, von den Piraten angegriffen zu werden — wir hatten kaum jeder noch zwei Patronen — erblickte die Avantgarde in einem Felsenlabyrinthe, das wir passiren mußten, Leute mit großen chinesischen Hüten. — Sollten das Piraten sein? — Wir sahen dem Schlimmsten entgegen, mit den letzten Patronen wollten wir wenigstens unser Leben so theuer als möglich verkaufen. — Da tauchten weiße Tropenhelme auf! — Ein heller Freudenschrei, der nicht enden wollte! — Es waren Legionäre, die uns Lebensmittel und Patronen nachbringen sollten. Jetzt übernahmen die Träger, denn diese hatten wir ihrer chinesischen Kopfbedeckung wegen für Piraten gehalten, den Transport unserer Verwundeten. Bei Anbruch der Nacht waren wir noch einige Stunden von Lao-Kai entfernt, wir mußten im Urwalde übernachten, zum ersten Male seit langer Zeit konnten wir wieder etwas essen und — schlafen, denn das war uns am nothwendigsten. Freilich gab es hier in dem hohen, üppigen Grase unzählige Blutegel, eine jener vielen Unannehmlichkeiten, mit welchen man im Tonkin kämpfen muß; aber wer achtete darauf? — So hatten Viele am folgenden Morgen an den Stellen, an welchen sich diese häßlichen Thiere angesaugt hatten, schmerzhafte, schwer heilbare Geschwüre, die zur Folge haben, daß man weder liegen noch sitzen, stehen noch gehen kann. Gegen 10 Uhr langten wir am Rothen

Flusse an und erwarteten die Pontoniers, die uns nach Lao-Kaï übersetzen sollten. Aber in welchem Zustande waren wir zurückgekommen? Kraftlos, zum Skelett abgemagert, zerrissen, von Schlamm und Schmutz strotzend. Schuhe hatten die Meisten überhaupt nicht mehr, wir gingen einher wie die Tonkinesen-Schützen, d. h. barfuß, mit blutenden Füßen. Und wem war alles Das zu danken? Einem hochmüthigen feigen Officier, der für sein „Bravourstückchen" das „Kreuz der Ehrenlegion" erhielt! Wenn Frankreich aber noch mehr solche Ritter der Ehrenlegion hat, wie jenen Herrn Capitän, dann ist es allerdings eine „hohe Ehre", Ritter der Ehrenlegion zu sein!

Bücherbesprechungen.

— Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christenthums im Winter 1864 zu Leipzig gehalten von D. Chr. Ernst Luthardt. Zwölfte bis vierzehnte durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Dörffling & Franke. 1897. 4 ℳ. — Daß die Verlagshandlung hiermit von dem ersten der vier Bände, welche Luthardt's Apologie des Christenthums bilden, eine wohlfeile Ausgabe veranstaltet, in der die übrigen Bände wohl bald nachfolgen werden, das ist beinahe das Einzige, das dieser Thatsache gegenüber ausgesprochen werden muß. Möchte diese Notiz recht viele Beachtung finden und recht viele Leser veranlassen, mit diesem Buche für so bescheidenen Preis eine Weihnachtsfreude zu bereiten! Und als Empfänger dieses Geschenkes sind nicht blos Theologen, wiewohl diese vor allen und die jungen vorerst, sondern auch gebildete Christen aller Stände, namentlich aber solche zu denken, die sich mit Zweifeln abmühen und den gemeinen Einwürfen gegen die christliche Wahrheit nur zu schnell ihr Ohr leihen. Hier werden sie Belehrung und Aufklärung finden über eine ganze Reihe der landläufigen Einwendungen, wie sie der moderne Zeitungsleser und der Gesellschaftsmensch bei der Berührung mit den sogenannten Gebildeten täglich zu lesen und zu hören bekommt. Der Verfasser sagt in einer der Vorreden zu dem nun schon das zwölfte Mal erscheinenden Werk mit großer Bescheidenheit, er wolle die Steine aus dem Wege räumen helfen, die man selbst oder Andere dem Glauben vor die Füße werfen. Er hilft vielmehr vor Allem dazu, die christliche Weltanschauung als die einzig wirklich vernünftige zu begreifen, er versetzt uns in die Atmosphäre des christlichen Geisteshauches, in der wir das Leben als lebenswerth erkennen und ein Verständniß gewinnen für das ganze geschaffene Sein. Und daß das nicht durch blos poetisch-religiöse Erhebung geschieht, die sich aufschwingt, aber unter dem Druck aller leidigen Wirklichkeiten wieder zurücksinkt, sondern mit der sorgsamsten Untersuchung aller vorhandenen Schwierigkeiten und wesentlich in der Form des streng vorwärts schreitenden Beweises, das brauchen wir allen den Tausenden nicht erst zu sagen, die sich in deutschen und außerdeutschen Landen an dem Buche erquickt haben. Sie sollen nur bestätigt bekommen, was sie sich so schon denken können, daß auch in dieser neuen Auflage wieder Rücksicht genommen ist auf alle inzwischen neu aufgeworfenen Fragen und neu begonnenen Forschungen. Und die übrigen Leser, die sich das Buch haben entgehen lassen bei der Ueberfülle dessen, was gedruckt wird in Versuchen populärer Apologetik, die dieses Hauptwerk deutschen Gelehrtenfleißes bisher nicht gesehen haben vor allen den frommen Büchern und Büchelchen aus England, die mögen sich zunächst locken lassen durch die vielen Tausende von Exemplaren, in denen auch dieses erschienen ist und seinen Weg gemacht hat durch die civilisirte Menschheit hindurch zum Beweise dafür, daß es nicht nur viel gelesen, sondern auch viel benutzt und ausgeschrieben worden ist und nicht am wenigsten von Denen, die auf den veralteten dogmatischen Standpunkt des Verfassers von der zweifelhaften Höhe moderner Systeme aus herabschauen. Hier sind nirgends Redensarten, sondern Beweisgründe und Thatsachen, mit denen sich ein denkender Mensch abfinden muß, die ihm in den Weg geworfen werden, aber nicht zum Anstoß und Fall, sondern als Baumaterial für ein festgefügtes Gebäude christlicher Erkenntniß. Möchte das berühmte Buch diesen gesegneten Dienst weiter leisten zum Besten Vieler! B. K.

— Eberhard Nestle, Novi Testamenti Graeci supplementum. Tauchnitz, Leipzig 1896. — Die Schrift enthält für den Gebrauch der vorzüglichen v. Gebhardt'schen Ausgabe des griechischen N. T. die Varianten der berühmten Handschrift von Canterbury, im Anhang evangelische Bruchstücke aus nachapostolischen Schriften und die sogenannten Agrapha Jesu (neuerdings durch Resch kritisch sehr gut gesichtet). Nestle's Arbeiten zeichnen sich durch Sorgfalt und Genauigkeit aus. J. J.

— Aufsatzsünden. Warnende Beispiele zu Nutz und Frommen der deutschen Schuljugend und zur Ersparung vieler rother Tinte gesammelt und erläutert von Dr. Theodor Matthias, Oberlehrer am königl. Realgymnasium in Zittau. Leipzig, Verlag von R. Voigtländer, 1897. Preis 50 ₰. — Nicht mit zornigen Keulenschlägen wie Wustmann in den „Sprachdummheiten", sondern mit der milden freundlichen Miene, die dem guten Lehrer so wohl zu Gesichte steht, bekämpft hier Matthias die häufigsten Stilfehler. Den köstlichen Ton des trefflichen Büchleins kennzeichnet am besten das schalkhafte Verbot auf der Rückseite des Titelblattes: „Unfreiwillige Mitarbeit an dieser Sammlung wird hiermit streng untersagt." Besser als Theodor Matthias hätte das Heftchen Niemand schreiben können. Wie sehr er der für diese Aufgabe berufene Mann ist, das hat er bewiesen durch sein umfängliches Buch „Sprachleben und Sprachschäden" (Leipzig, Richter, 1892) und durch den unlängst erschienenen „Kleinen Wegweiser durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs" (ebenda, 1896). Die Leser der Leipz. Ztg. erinnern sich gewiß auch noch mit Vergnügen an die reizvollen Aufsätze über „verwilderten Satzbau" und über „Sprachverständniß", die er seiner Zeit hier veröffentlichte. Er ist kein finsterer, eifernder Strafprediger, sondern ein warmer Freund der deutschen Muttersprache einerseits und der deutschen Jugend andererseits, das wissen Alle, die ihn kennen, schon längst. Ueberdies gehört er zu den besonnenen und maßvollen Sprachmeistern, die nicht überall mit der Schärfe des Schwerts durchhauen, sondern gern auch eine Freiheit gestatten, wo es der Geist der Sprache irgend zuläßt. Das Büchlein ist eine überaus werthvolle Gabe an Schüler und Schülerinnen. Auf dem Weihnachtstische möchte das ganz schulmäßig dreinschauende Octavheft vielleicht von manchem Empfänger mit einem ganz kleinen Nasenrümpfen begrüßt werden. Das macht aber Nichts. Man wird sich schon bald mit ihm befreunden und schließlich gern bekennen, daß man ihm mehr Dank schuldet, als den Lederstrumpfgeschichten oder ähnlichen Schriften, die wir deshalb übrigens durchaus nicht verurtheilen wollen. So viel weiß ich: Mein Pathe, der Untertertianer, findet die „Aufsatzsünden" auf seinem Platze unterm Christbaum. R. B.

— D. August Wünsche (Prof. in Dresden), Alttestamentliche Studien. 1. Heft: Die Freude in den Schriften des Alten Bundes. Eine religionswissenschaftliche Studie. Weimar, Felber, 1896. VI und 47 S. gr. 8. — Wenn der Verfasser diese kleine Schrift als eine religionswissenschaftliche Studie bezeichnet hat, so erweist man ihm einen Dienst, indem man mehr auf die Bezeichnung Studie als auf das Beiwort religionswissenschaftlich das Gewicht legt. Denn es weht in dieser Arbeit keineswegs der scharfe Wind, der die neuere „Religionswissenschaft" kennzeichnet. Vielmehr hat man es mit einer im Ganzen anspruchslosen Frucht fröhlicher Beschäftigung mit der Heiligen Schrift zu thun. Die zahlreichen Stellen des Alten Testaments, welche irgendwie von Freude reden, bei Gott oder bei den Menschen, werden nach einfachen Gesichtspunkten wie Subject und Object gruppirt und durch (etwas umständliche) umschreibende Betrachtungen vom Standpunkte des gegenwärtigen Bibellesers aus unter einander verbunden, die so entstandene Uebersicht aber wird mit einer Einleitung über den Begriff der Freude und mit manchen Seitenblicken auf andere Religionen und Völker versehen. Der Verfasser will durch diese wie durch kommende weitere „Studien" gewisse Lücken ausfüllen, welche die theologischen Handwörterbücher zeigen, setzt auch eine gewisse Kenntniß von dem Ertrage der neueren Bibelkritik voraus, scheint sich aber doch einen weiteren Kreis „gebildeter" Leser zu wünschen, wie schon daraus hervorgeht, daß er die von ihm angezogenen Stellen lediglich in deutscher Uebersetzung (nach Kautzsch) giebt. Man wird in der That dem um unsere Kenntniß israelitischer Denkweise hochverdienten Gelehrten wünschen dürfen, daß mancher Leser sich von ihm die eigene Freude durch den schlichten Ausweis der Freude Israels mehren lasse. G. Schnedermann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 153. Dienstag, den 22. December. 1896.

Die Pflanzenfabel im Unterschiede von der Thierfabel.

Von Aug. Wünsche.

Nach R. Gottschall's Poetik ist die Fabel eine erdichtete Geschichte eines besonderen Falls, in welchem wir anschauend eine Wahrheit erkennen. Die Fabel stimmt in dieser Beziehung ganz mit der Parabel überein, sie unterscheidet sich von derselben nur insofern, als sie den Vorfall aus der Natur, vorzugsweise aus der Thierwelt, bisweilen auch aus dem Pflanzen- und Mineralreiche schöpft, wogegen diese ihn vorzugsweise aus dem Bereiche des menschlichen Lebens nimmt und nur selten dem Naturleben entlehnt. Ein weiterer charakteristischer Unterschied zwischen beiden Dichtungsformen besteht darin, daß die bei der Parabel zur Veranschaulichung der allgemeinen Wahrheit herangezogene Begebenheit im Bereiche der Möglichkeit liegen muß, bei der Fabel dagegen ist das nicht nothwendig. Bei ihr kommt es nur darauf an, daß ihre Geschichte als Wirklichkeit dargestellt wird und dieselbe sich nicht in das Gebiet der Allegorie oder des Wunderbaren verliert.. Wenn Kuno Fischer einmal in seinem Baco von Verulam die Parabel als ein Sinnbild erklärt, von der das Bild gegeben ist, der Sinn aufgegeben wird, so trifft das auch bei der Fabel zu. Auch sie ist ein Sinnbild, von der das eine Glied gegeben ist, das andere gefunden werden soll. Die Fabel stellt somit wie das Räthsel an den Menschen eine Aufgabe nnd darin liegt zugleich das Reizvolle und Anziehende ihres Charakters. Im Semitischen sind Fabel, Parabel, Apolog und Allegorie als besondere Formen der Redekunst noch nicht in der Weise geschieden, daß für jede ein besonderer Name vorhanden wäre, sie bilden sozusagen zusammen noch eine Keimeinheit und werden in dem Ausdrucke Maschal zusammengefaßt. Aber schon die Rhetorik der Griechen hat eine ziemlich scharfe Differenzirung geschaffen. Der älteste Name für Fabel im Griechischen ist αἶνος, von αἰνέω, was eigentlich Erzählung bedeutet, vergl. Odyssee 14, 508, dann eine sinnreiche, inhaltvolle, in bildliche Form eingekleidete Rede, besonders eine solche, in der Thiere sprechend auftreten, mithin Thierfabel. Vergl. Hesiod, Op. 202; Archil., Fragm. 86. Daneben finden sich aber auch noch die Namen: μῦθος, was die Römer mit fabula übersetzten, vergl. Aeschylos, Fragm. 135, Plato, Phaedr. 61, Republ. 350e; ferner λόγος und ἀπόλογος, welches letztere Wort bei Quintil. VI, 3, 144 und Gellius, Attische Nächte II, 29. 1 auch eine Erzählung aus der Thierwelt bedeutet. Das lateinische fabula kommt von fari, sagen, her. Fabeln sind somit dichterische Gemälde, die uns einen sinnlichen Vorgang aus dem Naturleben in der Weise schildern, daß wir daraus eine Wahrheit, eine Moral, eine Vorsichts- und Klugheitsmaßregel in Form eines allgemeinen Satzes als Nutzanwendung und Beherzigung für das Leben schöpfen sollen.

Die Moral oder Nutzanwendung, mag sie nun als Promythion oder, wie es meistens der Fall ist, als Epimythion (auch ἐπιμυθία oder ἐπίλογος genannt) auftreten, darf eigentlich nicht mit der Fabel verbunden sein. In den berühmten altindischen Fabeln des Pantschatantra steht sie auch nicht mit ihr in Verbindung; ohne Zweifel ist sie auch zu den sogenannten Aesopischen Fabeln erst in den griechischen Schulen der Grammatiker und Pädagogen, die sich derselben als Unterrichtsbeispiele bedienten, hinzugetreten. Manche Morallehren in diesen Fabeln sind so gesucht und stehen mit dem Sinne der Fabel in so laxem Zusammenhange, daß sie schon aus diesem Grunde nicht ursprünglich mit der Fabel verknüpft gewesen sein können. Es ist nicht unsere Aufgabe, Untersuchungen über das Alter und die Heimath der Fabel anzustellen. Manche halten Aegypten für das Land, wo die Fabel entstanden ist, Andere verlegen dieselbe nach Indien, noch Andere verweisen sie nach Babylon. Landsberger postulirte in seinem Buche: Die Fabeln des Sophos (Posen 1859) hebräischen Ursprung, jedoch mit Unrecht, denn die von ihm herausgegebenen Fabeln im syrisch-aramäischen Dialekte sind griechischen Ursprungs, gehen auf die Fabeln des Aesop zurück und sind erst ins Syrische übersetzt worden. Die Aesopischen Fabeln speciell sollen bald in Lydien, bald in Phrygien, bald in Karien entstanden sein. Babrios nimmt für sie in einer Stelle im weiten Proömium die Landschaft Lydien in Anspruch. Auch die Griechen hielten die Aesopischen Fabeln für ein ausländisches Product, das erst aus Kleinasien zu ihnen gebracht worden sei. Ueber das Leben Aesop's besitzen wir keine sicheren Nachrichten, wir kennen weder sein Vaterland, noch seine näheren Lebensumstände. Den Griechen galt er als Sklave, mithin als Barbar.

Die meisten Fabeln in der Weltliteratur sind Thierfabeln. Bildeten doch für die alten Völker, sowohl für die, welche ein Nomadenleben führten, wie für die, welche seßhaft wurden und Ackerbau trieben, die Thiere die wichtigsten Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit. Mit den zahmen Thieren lebte der Mensch in enger Gemeinschaft: er stellte sie in seinen Dienst, sie halfen ihm bei seiner Arbeit, sie begleiteten ihn auf seinen Wanderungen oder waren seine Spielgefährten, gewährten ihm Nutzen durch ihre Milch, durch ihr Fleisch, durch ihre Knochen und ihr Fell. Bei dem täglichen Umgang mit ihnen lernte er ihren Charakter, ihre Eigenschaften, Fähigkeiten, Gewohnheiten, Handlungen und sonstigen Aeußerungsweisen kennen. Er redete mit ihnen, als ob sie seinesgleichen wären, und sie verstanden seine Sprache und gehorchten seinen Befehlen, ebenso wie er ihre seelischen Regungen in ihrer Stimme verstehen lernte. Noch heute führt der Mensch Gespräche mit Hunden, Pferden, Kühen, Katzen und Vögeln und es hat den Anschein, als ob sie wüßten, was er zu ihnen spricht, und durch Geberden, Bewegungen und Laute ihm Antwort gäben. Die wilden und reißenden Thiere wieder faßte der Mensch deshalb scharf ins Auge, weil er in ihnen Feinde erkannte, die ihm schadeten. Er fürchtete sich vor ihnen und wendete alle Vorsicht an, um die durch sie ihm drohenden Gefahren abzuwenden. Was Wunder, wenn der Dichter die Thiere wegen ihrer hervortretenden Eigenschaften, vor Allem wegen ihres an die menschliche Vernunft streifenden Instinctes in Vergleich mit sich stellte und in ihnen sein eigenes Thun und Treiben gewissermaßen wie im Spiegel sah? Auf Grund scharfer Beobachtung prägten sich allmälig gewisse Thiertypen aus. Der Löwe wurde Typus der Hoheit und Majestät, der Fuchs Typus der Klugheit, List und Ränkesucht, das Schaf und Lamm Typus der Unschuld und Geduld, das Pferd Typus des Muthes, der Ochse Typus der Dummheit, der Hund Typus der Anhänglichkeit, Treue und Wachsamkeit, die Schlange Typus der Klugheit, die Ameise Typus des Fleißes. So stellt sich denn die Thierfabel als das poetische Product der menschlichen Beobachtung der Thierwelt dar. Die Phantasie hat in sie nicht nur das äußere Sein und Wesen des Menschen, seine politischen, ökonomischen und socialen Verhältnisse, sondern auch den inneren Habitus desselben, sein sittliches Gebahren und Verhalten hineingetragen.

Neben der Thierfabel spielt aber auch die Pflanzenfabel in der Weltliteratur eine nicht unbedeutende Rolle. Wenn auch das Thier hinsichtlich seines Naturells dem Menschen näher steht, insofern es mit ihm die Fähigkeit besitzt, sich frei zu bewegen, Handlungen auszuführen, die von einer verstandesmäßigen Thätigkeit zeigen und ein gewisses Nachdenken,

Ueberlegen, Urtheilen und Schließen voraussetzen, ferner, wenn es wie er Laute von sich giebt, durch die es sein Empfindungs- und Seelenleben ausdrückt, wie nicht minder, wenn es sich selbständig seine Nahrung sucht, sich mit andern vergnügt und belustigt, befehdet, bekämpft, Schutz- und Trutzbündnisse schließt, so hat auch die Pflanze in ihrem Wesen etwas Charakteristisches und Bestimmtes, wodurch sie zum Spiegelbild des Menschen werden konnte. Obgleich sie festgewurzelt an ihrer Stelle in der Erde verharren muß, bewegungs- und regungslos dasteht, wenn nicht äußere Kräfte sie in Bewegung versetzen, auch stumm bleibt, wenn Beil und Messer in sie eindringen und ihre Zweige und Aeste abschneiden, wenn sie zersägt, zerspalten und umgehauen wird, so sah man doch in ihrem Keimen und Sprossen, Wachsen, Blühen und Duften etwas Wunderbares. Sie diente dem Menschen ebenso wie das Thier zur Nahrung, lieferte ihm schmackhafte Früchte, spendete ihm Schatten und Obdach und erfreute sein Auge durch die Pracht ihrer Blüthen. Vollends als der Mensch ihre officinellen und magischen Kräfte kennen lernte, die ihm Schmerzstillung und Heilung von Krankheiten verschafften, oder auch Krankheiten erzeugten und den Tod herbeiführten, da wurde die Pflanze für ihn etwas Geheimnißvolles und Göttliches und er schrieb ihre Kräfte hinter ihr stehenden oder in ihr wirkenden Wesen zu. Dazu kam noch, daß die Verschiedenheit des Nebeneinander, das Hohe, zum Himmel Emporstrebende neben dem Niedrigen und auf der Erde sich Hinwindenden, das Gewaltige neben dem Unscheinbaren, das Kraftvolle und Starre neben dem Schwachen und Biegsamen, das Blendende und Schöne neben dem Schmucklosen und Eintönigen, das Gerade und Schlanke neben dem Krummen, das Duftende neben dem Geruchlosen, ja Uebelriechenden, das Nützliche neben dem Schädlichen zum Vergleiche reizte. Auf diese Weise wurden die Pflanzen ebenso wie die Thiere zu vernünftigen, sprachbegabten Geschöpfen, die mit Bewußtsein und Einsicht handelten, und unter sich Gespräche führten. Die urkräftige Einbildungskraft schuf Situationen und Begebenheiten, in denen die Pflanzen personificirt zu einander in Beziehung treten, ihre Vorzüge rühmen und ihre Mängel zur Sprache bringen. Das Große und Starke blickt mit Ueberhebung auf das Kleine und Schwache herab, rühmt sich seiner hervorragenden Eigenschaften, während dieses sich auch nicht werfen läßt und Eigenthümlichkeiten und Merkmale hervorhebt, die wieder dem Gegner fehlen.

Wie bei der Thierfabel handelt es sich auch bei der Pflanzenfabel vor Allem um den Contrast, in dem zwei Pflanzengebilde durch ihre Beschaffenheit von selbst zu einander stehen oder absichtlich gestellt werden. Es zeigt sich dann beim Vergleiche ein greller Abstand, etwas Widerspruchsvolles.

Im Allgemeinen ist der moralische Ideenkreis, dessen Träger die Pflanzen sind, gerade kein allzugroßer. Die meisten Pflanzenfabeln laufen auf einen Rangstreit hinaus, bei dem es sich um Stärke, Größe, Lebensdauer, Brauchbarkeit und Verwendbarkeit, Schönheit, Wohlgeruch dreht. Die Eigenart der Pflanze muß in der Pflanzenfabel vom Dichter ebenso festgehalten werden, wie dies in der Thierfabel hinsichtlich des Thieres geschehen muß. Es dürfen den Pflanzen nicht Eigenschaften beigelegt werden, die ihrem Charakter widersprechen. Wie das Schaf nicht verwegen, der Esel nicht feurig, der Wolf nicht sanftmüthig zu schildern ist, so darf auch die Eiche nicht weichmüthig, die Pappel nicht bescheiden, der Dornstrauch nicht liebenswürdig, die Rose nicht übelriechend vorgeführt werden.

Wie in der Thierfabel nur die bekanntesten Thiere auftreten, so erscheinen in der Pflanzenfabel auch nur die hervorragendsten Pflanzen, die sich in der Umgebung des Menschen befinden und seine Aufmerksamkeit erregen. Unter den Bäumen sind es namentlich die Ceder, der Oelbaum, der Lorbeer, die Palme, die Eiche, die Pappel, die Tanne und Fichte; unter den strauchartigen Gewächsen ist vor Allem der Dornstrauch zu nennen, unter den übrigen Pflanzen spielen das Schilfrohr im Sumpfe, das vom Winde hin- und herbewegt und doch nicht geknickt wird, und verschiedene Blumen eine Rolle.

Verfolgt man den Entwickelungsprozeß der Pflanzenfabel in der Weltliteratur, so zeigt sich, daß die Zahl der zur Verwendung kommenden Pflanzen immer größer wird. In der orientalischen und griechischen Literatur sind es nur sehr wenige Pflanzen, die in Betracht kommen, wie überhaupt die Pflanzenfabel hier gegenüber der Thierfabel sehr zurücktritt; ebenso verhält es sich in der mittelalterlichen deutschen Literatur; erst die neueren Fabeldichter, wie Abraham Emanuel Fröhlich und Julius Sturm, haben die Pflanzenfabel wesentlich bereichert, indem sie die verschiedensten Pflanzen sinnreich in die Fabel eingeführt haben.

Steht aber auch die Pflanzenfabel im Entwickelungsgange der Fabelliteratur der Zahl nach hinter der Thierfabel zurück, so darf doch für sie ein ebenso hohes Alter in Anspruch genommen werden wie für jene. Von den beiden im Alten Testamente vorkommenden Fabeln: Wie die Bäume hingehen und sich einen König wählen (Richt. 9, 8—15) und die Fabel des Jehoas (2. Könige 14, 9), gehört die erstere den Heldengeschichten aus der früheren Königszeit an, deren Entstehung in das neunte vorchristliche Jahrhundert fällt, letztere dem sogenannten großen Königsbuche, das aus dem 6. Jahrhunderte stammt. Auch der griechischen Pflanzenfabel kommt ein hohes Alter zu. Unter den Aesopischen Fabeln find t sich eine ganze Reihe Pflanzenfabeln. Ein hübsches Pflanzenfabelfragment besitzen wir ferner von Kallimachos, dem bedeutendsten unter den griechischen Elegikern (um 310—235), das folgenden Wortlaut hat: „So höre denn die Fabel: Auf dem Berge Tmolos, wie die alten Lyder sagen, hat dem Oelbaume der Lorbeer Zwist bereitet.“

Der Form nach tritt die Pflanzenfabel in zwei Arten auf, entweder rein oder gemischt. Zu den reinen gehören diejenigen, in denen nur Pflanzen als Träger moralischer Ideen erscheinen. Die gemischten kommen wieder in zwei Unterarten vor. In der ersten stehen Pflanzen und Menschen und in der zweiten Pflanzen und Thiere einander gegenüber. So ist denn die Pflanzenfabel ebenso wie die Thierfabel aus der scharfen Beobachtung des Pflanzenlebens geboren worden. Mitten in die Vegetation hineingestellt lernte der Mensch in der Geartung die Bäume, Sträucher und Blumen kennen und entdeckte manche Seiten an ihnen, von denen aus sie sinnbildlich für sein Denken, Wollen und Handeln waren. Er verlieh ihnen Sprache und ließ sie reden und handeln, als wenn sie mit dem Vermögen menschlicher Einsicht begabt wären. Schließlich erzählten sie ihm ganze Geschichten, in denen sich sein Thun und Treiben wiederspiegelte. Sie wurden Repräsentanten moralischer Ideen, die seine guten und schlechten Gewohnheiten, seine Befehdungen und Parteistreite in lebendiger Weise veranschaulichten. Ebenso wie die Tugenden der Demuth, Bescheidenheit, des Sichbeugens unter eine höhere Macht, der Selbstlosigkeit, der Wahrheit und Aufrichtigkeit, der geraden Gesinnung lobend hervortreten, werden die Fehler des Stolzes, des Hochmuthes, der Herrschsucht, des Eingebildetseins, der Falschheit, der Hinterlist, der Ränkesucht und Verschmitztheit scharf gerügt.

Während die Pflanzenfabel bei den Griechen und Römern in prägnanter, knapper und kurzer Form auftritt, gewinnt sie im Mittelalter bei Boner und im Reformationszeitalter bei Burchard Waldis und Erasmus Alberus eine breitere Basis und gestaltet sich nicht selten zum dramatischen Naturgemälde, indem die Vorgänge und Situationen genau geschildert und beschrieben werden. Einen ähnlichen Charakter tragen auch die Pflanzenfabeln des M. de la Motte (fables nouvelles, Paris 1719), des Mr. Le Noble (Contes et fables, Amsterdam 1700) und La Fontaine. Die Pflanzenfabeln Lessing's, Ludwig Gleim's, Konrad Pfeffel's, Johann Gottlieb Willamov's stehen mehr oder minder wie die Aesopischen im Dienste der Didaxis, sie zeichnen sich aus durch Gedrungenheit und Kürze. In neuen Bahnen wandeln die Pflanzenfabeln des Schweizers Emanuel Fröhlich († 1865 in Aarau), wie derselbe überhaupt als ein Reformator der Fabeldichtung zu betrachten ist; ebenso theilweise die von Julius Sturm und Friedrich Rückert. Wir schließen unsere Betrachtung mit einer Charakteristik der Fabel überhaupt, wie sie einzelne Dichter und Literarhistoriker aufgestellt haben und in der die Pflanzenfabel selbstverständlich mitbetroffen ist. Gegen die Verbreiterung durch malerische Ausschmückung und allerhand rhetorische Einschiebsel, die die Fabel durch La Fontaine und Gellert erfuhr, eiferte schon Herder mit den Worten: „Sie haben die Fabel aus einer Naturlehrerin zu einer Schwätzerin gemacht, sie haben sie aus Feld und Wald ins Visitenzimmer geführt, es sprach die Perrücke mit der Fontange.“ Nach einem Ausspruche von Johannes Müller sind die handelnden Subjecte der Lessing'schen Fabeln Epigrammatisten, während die Gellert's Professoren der Moral sind. Gleim äußerte sich dahin: „Die Fabel Aesop's ging schlecht und recht, die des Phädrus nett und ohne Pracht, die La Fontaine's als eine Hofdame.“ Nach Gervinus endlich wandelt die Fabel Gellert's „als eine lehr- und

wortreiche Gouvernantin", die Gleim's „als ein kurz angeknüpftes schnippes Kammermädchen". In einem weiteren vortrefflichen Vergleiche stellt er den Unterschied zwischen den Gleim'schen und Gellert'schen Fabeln dahin fest: „Sie schreiten leichtfüßig einher, wo die Gellert'schen ehrenhaft veredeln, sie sind so kurz wie jene lang, so pickelnd wie jene breit humoristisch, mit knapper, oft mit gar keiner Moral. Wo er recht in seinem Wesen ist, macht die Lehre gewiß ein Epigramm für seinen König oder gegen einen Uhu-Recensenten oder Pfaffen aus." (Vergl. Geschichte der Deutschen Dichtung 4. Bd. 4. Aufl. S. 98.)

Zur Naturgeschichte des Riemenwurmes.

Von Dr. Otto Zacharias (Plön).

Der Riemenwurm ist ein sehr gefährlicher Fischparasit, der gelegentlich ganze Karpfenteiche zu entvölkern vermag. Er kommt aber auch in der Bauchhöhle zahlreicher anderer Fischarten vor, so z. B. beim Barsch, bei der Plötze (Leuciscus rutilus), beim Rothauge, Ukelei, Stichling u. s. w. Oft genug finden sich 10 bis 15 Stück dieser fingerlangen, weißlichgelben Schmarotzer, welche die Gestalt eines vorn und hinten abgerundeten Lederriemens haben, in einem einzigen Fische vor. Die damit inficirten Barsche, Schleien oder Karpfen fallen natürlich durch ihren mächtig aufgetriebenen Rumpf sofort auf und die Fischer wissen dergleichen wurmkranke Exemplare recht wohl von den gesunden zu unterscheiden. Die Größe der Riemenwürmer ist ganz beträchtlich; es sind in größeren Fischen schon welche von 50 bis 80 Centimeter Länge constatirt worden. Man kennt diese Parasiten schon lange und hat sie früher für eine selbständige Gattung von Bandwürmern gehalten. Genauere Forschungen haben jedoch ergeben, daß wir es in den Riemenwürmern nur mit den Larven einer Bandwurmart zu thun haben, nämlich mit denen des Bothriocephalus ligula, der volle drei Fuß lang wird und bei zahlreichen Sumpf- und Wasservögeln (Störchen, Reihern, Tauchern, Enten 2c.) vorzukommen pflegt.

Im Fisch verbleibend, wird der Riemenwurm niemals vollständig geschlechtsreif. Dies geschieht erst, wenn er in den Körper eines der obengenannten Vögel gelangt, d. h. wenn der mit Riemenwürmern behaftete Fisch von einer Ente oder einem Taucher verspeist wird. Nach Verlauf von 2—3 Tagen findet man dann bereits Eier des Parasiten in den Excrementen des Vogels vor. Innerhalb dieser kurzen Zeit ändert sich auch die Gestalt des Schmarotzers ganz wesentlich, insofern er langgestreckt und dünn wird, während er früher relativ kurz und dick war. Mit dem Kothe der betreffenden Vögel gelangt nun eine Unmenge von Bothriocephalus-Eiern ins freie Wasser, welche nach etwa acht Tagen ausschlüpfen. Die Embryonen sind mikroskopisch-klein, von kugeliger Form und tragen einen dichten Besatz von langen Flimmerhaaren auf ihrer Körperoberfläche, mit denen sie sich schwimmend fortbewegen. Auch besitzen diese winzigen Wesen drei Paar hornige Häkchen am vorderen Körperende. Um sich weiter entwickeln zu können, müssen nun diese Geschöpfchen von irgend einem Fisch verzehrt werden. Falls ihnen dieses Schicksal nicht zu Theil wird, sinken sie nach einiger Zeit auf den Grund des Gewässers und sterben. Fügt es aber der Zufall, daß sie von einem Barsch oder einer Schleie verschluckt werden, so verlieren sie in deren Magen alsbald das Flimmerkleid und bohren sich dann allgemach durch die Wandungen des Verdauungsorgans durch bis in die Leibeshöhle des Fisches, wo ihre fernere Entwickelung bis zu einer annähernd geschlechtsreifen Larve vor sich geht, die man früher als eine selbständige Species betrachtet und unter dem Namen Ligula simplicissima beschrieben hat. Dr. v. Linstow (Göttingen), ein trefflicher Kenner der Fischparasiten, hat neuerdings*) folgende Fische namhaft gemacht, bei denen Riemenwürmer gefunden worden sind: Barsch, Sandart, Wels, Kaulbarsch, Gründling, Hasel, Aitel, Rothauge, Schleie, Plötze, Brassen, Karpfen, Blicke, Ukelei, Hecht, Steinpeitzker, Seeforelle, Saibling, Renke, Kleine Maräne, Hering und Neunauge.

Derselbe Autor führt dann weiter folgende Vogelarten an, in deren Darm der aus dem Riemenwurm sich entwickelnde Bothriocephalus ligula vorzukommen pflegt. Es sind das: Steinadler, Seeadler, Wasserläufer, Silberreiher, Nachtreiher, Storch, Stockente, Schollente, Sägetaucher, Pelikan, Kormoran, Sturmmöve, Mantelmöve, Lachmöve, Raubmöve, Seeschwalbe, Polartaucher und die meisten Arten der Steißfüße.

Viele Leser wird auch die Mittheilung interessiren, daß die Umwohner des in der Nähe von Neapel gelegenen Lago Fucino nicht davor zurückschrecken, die in den dortigen Fischen sich findenden Riemenwürmer zu verspeisen. Man kann da nur sagen: ländlich, sittlich.

Der praktische Fischer, zu dessen Kenntniß die obigen Data aus der Naturgeschichte des Riemenwurmes gelangen, wird schließlich die Frage aufwerfen, ob es denn kein Mittel giebt, die Wurmseuche von den Fischen fern zu halten. Hierauf wäre dann zu antworten, daß dies Mittel einzig und allein darin besteht, die bereits angeführten Vogelarten von den Fischteichen nachdrücklich zu verjagen, was ja leicht auszuführen ist, wenn es sich um kleinere Gewässer handelt. In größeren Seen ist die Sache überhaupt weniger gefährlich, weil sich hier die mit den Excrementen der Vögel ausgestreuten Wurmeier in einer sehr bedeutenden Wassermasse vertheilen.

*) Vergl. Zeitschrift für Fischerei, Heft 5, 1896. S. 162 u. 164.

Bücherbesprechungen.

— Arthur Bonus, Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit. Heilbronn, Salzer, 1897. 2 *M.* 80 *S.*, geb. 3 *M.* 60 *S.* — Träumereien, Skizzen, Essays aus dem Leben für das Leben, Bekenntnisse eines Unkirchlichen, der von Ibsen und Nietzsche stark angeregt ist, aber den Sinn für das Gesunde und das Ideale sich bewahrt hat. Das Buch wird wegen seiner originellen Form, seiner bunten Fülle von überraschenden Bildern, aber auch wegen seines bedeutenden Inhalts einen großen Leserkreis finden. Grundgedanke: unser Glaube muß wieder Kampf werden, unsere Religion muß Fechtlehre sein, unsere Frömmigkeit muß ins Deutsche übersetzt werden. „Das ist mein Groll: die Seligkeit der Helden ist vorüber." Die Angriffe des hochbegabten jugendlichen Verfassers auf Kirche und Christenhum beruhen auf Kurzsichtigkeit und mangelnder Erfahrung. Jeder lebendige Christ weiß, daß Glauben Kämpfen ist, daß Christenthum und Deutschthum sich kraftvoll verbinden, daß unsere Kirche in den Spuren eines Paulus und eines Luther wandelt. Der „einsame Träumer" hat durch ein zerbrochenes Fenster in die Kirche geguckt. Und der altdeutsche Wotan, der wilde Jäger, dessen Gestalt sich wundersam durch das ganze Buch zieht, ist des Träumers ruhelose Seele. Wir möchten dem Verfasser rathen, Luther zu lesen, nicht nur über Luther. Dort ist deutscher Glaube. Dort werden die entscheidenden Fragen des Glaubens und Lebens nicht am Zipfel, sondern an der Wurzel angefaßt. Wir können abschließend dem Verfasser für seine zweite Gabe, wie für die erste (Zwischen den Zeilen, 2. Aufl.) wegen der in ihr enthaltenen reichen Anregung danken: er bietet uns neben manchen Brennesseln einen Strauß voll Mandelblüthen. J. J.

— D. Rud. Hofmann, Galiläa auf dem Oelberg. Leipzig, 1896, Hinrichs. 1 *M.* — Es ist der harmonistischen Evangelienauslegung nicht gelungen, die Erscheinungen des Auferstandenen in Galiläa mit denen zu Jerusalem in einer völlig befriedigenden Weise zeitlich und örtlich in Zusammenhang zu bringen. Hofmann führt den Nachweis, daß der nördliche von den drei Gipfeln des Oelbergs, über welchen der Weg nach Galiläa führte, und woselbst die nach Jerusalem zu den Festen reisenden Galiläer ihre Herberge hatten, den Namen Galiläa geführt hat. Die Zeugnisse für diesen judäischen Ortsnamen — Galiläa mag eine Meierei oder ein Chan gewesen sein — gehen bis in das zweite Jahrundert zurück und reichen bis in die Gegenwart. Die Hypothese wird von dem Verfasser in ansprechender, klarer, etwas breiter Weise vorgetragen und hat zum mindesten sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn der Heiland Matth. 28, 16 die Jünger nach Galiläa „auf den Berg" bestellt, so kann kein Berg Galiläas gemeint sein: denn keiner war den Jüngern so bekannt und vertraut, daß die nähere Bezeichnung unnöthig gewesen wäre. Ist aber der Oelberg gemeint, wo

Jesus mit Vorliebe einsam und gemeinsam weilte, so ist die bezeichnete Stelle, wie auch Marc. 16, 7, deutlich und verständlich.
J. J.

— Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgegeben von August Sauer. Vierter Band. Erstes Heft. Wien. (Verlag der k. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme. 1897. 203 S.) Preis des Heftes 4 M, des Jahrganges 16 M — In der Reihe der periodischen Druckwerke über Literaturgeschichte bildet der „Euphorion" eine wirklich hervorstechende und vornehme Erscheinung. Wie die Zeitschrift jetzt vorliegt, ist sie ein Sammelplatz, auf dem die berufensten Vertreter schöngeistiger Germanistik zu gemeinsamem Wirken sich zusammenfinden. Der Beginn des jetzigen (vierten) Jahrgangs bezeichnet in der Entwickelungsgeschichte der Zeitung einen Einschnitt insofern, als Verleger und Verlagsort gewechselt haben. Während die ersten drei Jahrgänge bei C. C. Buchner in Bamberg erschienen sind, figurirt jetzt die oben genannte Wiener Firma auf dem Titel. Das gegenwärtige erste im neuen Verlage erscheinende Heft überrascht durch die Fülle wirklich gediegener und schwer wiegender Aufsätze. Wir nennen beispielsweise „Gustav Freytag als Privatdocent" von Erich Schmidt in Berlin, „Ueber Goethe's Gebrauch abgebogener, vorangehender oder nachtretender Participien" von Heinrich Düntzer in Köln, die Fortsetzung einer Specialstudie Eduard Castle's in Wien über „Nicolaus Lenau's Savonarola", „Zur Entstehungsgeschichte von Lessing's Laokoon" von J. R. Asmus in Tauberbischofsheim. Mit dem Aufsatze „Die Quellen des Julius von Tarent" von Leisewitz tritt Frl. Friederike Fricke — auch bekannt als Erzählerin — in den Kreis der Mitarbeiter und zwar mit Erfolg ein. Eine culturhistorisch hochinteressante Skizze giebt Adolf Hauffen in der Fortsetzung seiner „Fischart-Studien", in der er Fischart's Uebersetzung des berühmten oder vielmehr berüchtigten, in seinen Folgen so heillosen Werkes Bodin's „De Daemonomania Magorum" bespricht — Sehr scharf polemisch gehalten ist R. M. Meier's Beurtheilung von E. Wolff's „Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart". Andere nicht minder gediegene Aufsätze, namentlich aber eine reichhaltige bibliographische Uebersicht schließen sich an, auf die bei der Fülle des behandelten Stoffes hier näher einzugehen unmöglich ist. Wünschen wir dem „Euphorion" zur weiteren Erfüllung seiner Mission den besten Erfolg! Dr. H. C. K.

— Historische Zeitschrift (begründet durch Heinrich v. Sybel). Unter Mitwirkung von Paul Bailleu, L. Erhardt, Otto Hintze, Otto Krauske, Max Lenz, Moriz Ritter, Konrad Varrentrapp, Karl Zeumer herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge. 41. Band (der ganzen Reihe 77. Band). 3. Heft. 42. (bez. 78.) Band. 1. Heft. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. 1896. 8°. — Den Hauptinhalt des ersten der beiden vorliegenden Hefte bildet ein lesenswerther Aufsatz von Max Lenz über „Lamprecht's Deutsche Geschichte 5. Band". Er vertheidigt mit aller Entschiedenheit den Standpunkt Ranke's gegenüber den Angriffen der „evolutionshistorischen" Richtung; mit Recht hebt er hervor, wie falsch doch vielfach Ranke's Aussprache, er habe nur erzählen wollen, wie es gewesen, verstanden wird, wie die Geschichtsschreibung Ranke's durchweg auf Darlegung der genetischen Entwickelung gerichtet ist, wie auch die Gebiete des Wirthschafts- und Verfassungslebens keineswegs außerhalb seines Gesichtskreises lagen, nur daß er sie „so wenig wie irgend eine Form des Lebens jemals isolirt betrachtet habe". Die Theorie Lamprecht's von dem Kampfe zwischen Naturalwirthschaft und Geldwirthschaft, der auf den Gang der deutschen Geschichte vom 15. bis 17. Jahrhundert wesentlich bestimmend eingewirkt habe, weist Lenz mit Entschiedenheit zurück; er sucht darzulegen, daß die Charakteristik, die Lamprecht von der städtischen Gesellschaft des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit wie von den Ständen des „platten Landes", den Bauern und dem Adel, giebt, der Wirklichkeit nicht entspricht. „Ausbildung der Territorialität — darin liegt die Summe der deutschen Geschichte dieser Jahrhunderte, und daraus erklärt sich, daß nur die Mächtigen und wen etwa das Geschick, diese oder jene Combination sonst begünstigen mochte, erhalten blieben." Lenz geht sodann weiter auf ein Gebiet ein, auf dem er völlig zu Hause ist, auf die Geschichte des Bauernkriegs, wobei er eine erhebliche Menge schwerwiegender Bedenken gegen Lamprecht's Darstellung äußert. Ebenso greift er in einem zweiten Abschnitt die Ausführungen Lamprecht's über das geistige Leben der reformatorischen Epoche scharf an; wir vermögen hier nicht näher darauf einzugehen. Der gewandt geschriebene Aufsatz würde mehr Eindruck machen, wenn er weniger leidenschaftlich gehalten wäre. — Außerdem enthält das Heft noch den Schluß der von Albert Pick veröffentlichten Sammlung von Briefen des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau an seinen Schwiegersohn Wilhelm v. Scharnhorst; die Briefe aus dem April, Mai und Juni 1831 betreffen durchweg den polnisch-russischen Krieg. — Das erste Heft des 42. Bandes wird durch eine Untersuchung von A. Schulten über das römische Kolonat eröffnet. Auf Grund neuerdings gefundener Urkunden entwickelt Sch. nach einer kritischen Uebersicht über die reiche Literatur, die sich mit dieser vielbehandelten Frage beschäftigt, den Uebergang, den der Begriff des Colonus im Laufe der Zeiten durchgemacht hat; ursprünglich ein bäuerlicher Eigenthümer, dann der freie Pächter eines Bauernhofes, wird der Colon in nachkonstantinischer Zeit ein an die Scholle gefesselter Bauer, der zwar noch persönlich frei, aber doch durch mannigfache Bande der Abhängigkeit an seinen Grundherrn gebunden ist, so daß er einen zwischen den Freien und den Sklaven stehenden Stand bildet; ein wirthschaftsgeschichtlich höchst interessanter Prozeß. Dietrich Schäfer „Die Hinrichtung der Sachsen durch Karl den Großen" untersucht auf Grund der gleichzeitigen Quellen nochmals die Hinrichtung der 4500 Sachsen durch Karl den Großen im Jahre 782 und kommt auf streng methodischem Wege zu dem Schlusse, daß die neuerdings von Vippen, Ulmann u. A. erhobenen Zweifel an der Richtigkeit der betreffenden Angaben unbegründet sind, daß vielmehr das Blutgericht von Verden in der That als geschichtliche Thatsache anzusehen ist. Sehr anregend ist der auf der Historikerversammlung zu Innsbruck kürzlich gehaltene Vortrag von G. F. Knapp „Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland". Anknüpfend an das Werk von W. Wittich über diesen Gegenstand, führt Knapp aus, daß — entgegengesetzt der landläufigen Auffassung — die Unfreiheit des Bauern, dessen Pflicht, seinen Herrn zu ernähren, in die älteste germanische Vorzeit zurückreicht; sie verschwand aber im Westen Deutschlands durch die Verwandlung der Hörigen (Laten) in persönlich freie „Meier", die gegen Zins auf grundherrlichen Gütern sitzen; neben ihnen giebt es ebenfalls persönlich freie „Köter", Landleute mit Haus und Garten, Berechtigung zur Nutzung der gemeinen Mark u. s. w., aber ohne die grundherrliche Hufe. Der Rest der Laten geht in der städtischen Bevölkerung auf oder begiebt sich in die slavischen Nachbarlande, um zu colonisiren; so finden wir gegen Ende des Mittelalters nur wenig Reste der einst unfreien Bevölkerung. Als die veränderte Heerverfassung größere Steuern nöthig macht, verwandeln sich im Westen nicht etwa die Ritter durch Bauernlegen, Einführung der Erbunterthänigkeit u. dgl. in große Landwirthe, sondern sie bleiben Gutsherren; die Steuer wird auf das bäuerliche Meiergut gelegt, das nunmehr einer staatlichen Beaufsichtigung unterliegt, während der Grundherr mehr und mehr bloser Rentenempfänger wird. Es führt dies zur Entwickelung des Anerbenrechts: das Meiergut fällt nur an einen der Söhne des Erblassers, der die anderen dafür nicht zu entschädigen hat; nur die allodiale Hinterlassenschaft kommt zur Theilung. Die französische Revolution faßte das Verhältniß falsch auf, als sie die „Leibeigenschaft" aufhob; wenn die hannoversche Regierung später den alten Zustand wieder einführte, so kann von „Wiederbelebung irgend einer Sklaverei oder auch nur Unfreiheit" nicht die Rede sein. — Unter den Miscellen fesselt unsere Aufmerksamkeit eine maßvolle Ausführung von O. Hintze „Ueber individualistische und collectivistische Geschichtsauffassung", die sich gegen den auch an dieser Stelle vor Kurzem besprochenen Aufsatz von K. Lamprecht „Was ist Culturgeschichte?" wendet und bei voller Anerkennung der Verdienste Lamprecht's den schroffen Gegensatz, den dieser zwischen der collectivistischen und der individualistischen Methode, zwischen der politischen und der Culturgeschichte aufstellt, bestreitet: ein ernstlicher Versuch, den Streit, der durch Uebertreibungen auf beiden Seiten sich (unseres Erachtens keineswegs zum Vortheil der Geschichtswissenschaft) immer unerquicklicher gestaltet, in ruhigeres Fahrwasser zu lenken. Doch müssen wir uns, um den Raum nicht allzu sehr zu überschreiten, mit einem kurzen Hinweis auf diese Arbeit begnügen und können auch auf die ausführliche Erwiderung von Karl Ritter gegen eine im vorigen Heft erschienene, von Anton Chroust verfaßte Kritik des 2. Bandes seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation nicht näher eingehen. — Eine reiche Fülle von Bücherbesprechungen, Notizen und Nachrichten bildet den weiteren Inhalt der beiden Hefte. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 154. Donnerstag, den 24. December. 1896.

Deutsche Weihnachten vor hundert Jahren.

Von Dr. Ernst Gehmlich.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts nimmt die volksthümliche Weihnachtsfeier allmälig die Formen an, in denen wir sie allgemein begehen. Zugleich hält das Weihnachtsfest seinen Einzug in die deutsche Literatur, so daß nun ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Weihnacht eintritt. Ein Bild der Weihnachtsfeier aus der Zeit jenes Ueberganges dürfte darum wohl dem Interesse des freundlichen Lesers begegnen.

Schon am Andreasabende beginnt die Vorbereitung für die Feier der Weihnacht. Der Vater holt, wie Jean Paul schildert, einen Birkenbaum, bringt ihn unter dem Geschrei der Kinder in die Stube und setzt ihn in einen alten Topf mit Kalkwasser, „damit er zu Weihnachten die silbernen Früchte trage, die man ihm anbindet“. Nach einiger Zeit fangen die Bäumchen an zu grünen und zu blühen, freilich „um nach einem flüchtigen Ertrag von gelbem Laub und dumpfer Blüthe auf immer zu verschmachten“ (J. Paul, S. W. II, 97 u. XI, 298). Ja, es wird den Kindern wohl jetzt schon eine Bescheerung bereitet. Man spannt „den Spalierbaum“ mit Schnuren in seinen Treibwinkel, „und kein Stamm- und Freiheitsbaum verschließet schönere Blüthen und Früchte, als er liefern wird“. Denn ohne daß es die Kinder bemerken, schmückt man nun in der Dämmerung den Baum mit einem Marzipanherzen, einem Goldapfel, einer Silbernuß, einem Marienbilde aus Kandis und vor Allem mit Wachslichtchen. Die Kerzen werden angezündet, die Kinder freuen sich des schön geschmückten Baumes und lauschen andächtig der Erzählung vom guten Christkinde, das durch die Luft schwebend die schönen Gaben gebracht hat (J. Paul XIII, 366 flg.). Auch der Schlachtenmaler Adam berichtet uns, daß man im vorigen Jahrhunderte schon einige Monate vor Weihnachten einen Kirsch- oder Weichselbaum in einer Zimmerecke in einen großen Topf stellte: „Gewöhnlich stehen diese Bäume bis Weihnachten in voller Blüthe und dehnen sich weit an der Zimmerdecke hin aus, was man als eine große Zierde betrachtet und was auch in der That zur Feier des Christfestes sehr viel beiträgt. Eine Familie wetteifert mit der andern, und die, welche den schönsten Baum hat, ist sehr stolz darauf“ (nach Tille, Gesch. der deutschen Weihnacht, S. 249). In Süddeutschland war dieser Brauch noch am Anfange unseres Jahrhunderts allgemein üblich, wenn man auch nicht am Andreastage, sondern am Barbara-, am Lucien- oder gar erst am Thomastage die Zweige schnitt. Am Andreasabende zeigt sich auch zum ersten Male Knecht Ruprecht, den Kindern Schrecken einzujagen, sie aber auch mit Obst zu beschenken (J. Paul XI, 270). In der letzten Adventswoche hält man den Weihnachtsmarkt ab, der wohl erst am Ende des 17. Jahrhunderts aufgekommen ist. Vor hundert Jahren war er, wie es scheint, in allen deutschen Städten bekannt. So schreibt am Weihnachtsmorgen 1772 Goethe aus Frankfurt an das Ehepaar Kestner: „Als ich gestern über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dacht' ich an euch“ u. s. w. Ebenso gedenkt Schleiermacher in seiner „Weihnachtsfeier“ des Christmarktes. Ernestine erzählt: „In der Gegend des fast schon erlöschenden Christmarktes trieben sich große Schaaren von Knaben umher mit den letzten Pfeifen, Piepvögeln und Schnurren, die um einen wohlfeilen Preis losgeschlagen wurden.“ Eine anmuthige Schilderung des Berliner Christmarktes giebt uns Tieck in seiner Novelle „Weihnachtabend“ nach dem Berichte seines Gewährsmannes Medling, eines geborenen Berliners: „Als ich noch ein Kind war, war der Markt und die Ausstellung, wo die Eltern für die Kinder oder sonst Angehörigen Spielzeug, Näschereien und Geschenke zum Weihnachtsfeste einkauften, eine Anstalt, deren ich mich immer noch in meinem Alter mit großer Freude erinnere. In dem Theile der Stadt, wo das Gewerbe am meisten vorherrschte, wo Kaufleute, Handwerker und Bürgerstand vorzüglich ein rasches Leben verbreiten, war in der Straße, welche von Cölln zum Schlosse führt, schon seit langer Zeit der Ausbau jener Buden gewöhnlich, die mit jenem glänzenden Tand als Markt für das Weihnachtsfest ausgeschmückt werden sollten. Diese hölzernen Gebäude setzten sich nach der langen Brücke, sowie gegenüber nach der sogenannten Stechbahn fort, als rasch entstehende, schnell vergehende Gassen.“ Um die Mittagsstunden zeigten sich die vornehmeren Stände auf dem Weihnachtsmarkte, um einzukaufen und allerhand Neuigkeiten zu besprechen. „Am glänzendsten aber sind die Abendstunden, in welchen diese breite Straße von vielen tausend Lichtern aus den Buden von beiden Seiten erleuchtet wird, daß fast eine Tageshelle sich verbreitet, die nur hier und da durch das Gedränge der Menschen sich scheinbar verdunkelt. Alle Stände wogen fröhlich und lautschwatzend durcheinander. Hier trägt ein bejahrter Bürgersmann sein Kind auf dem Arm, und zeigt und erklärt dem laut jubelnden Knaben alle Herrlichkeiten. Eine Mutter erhebt dort die kleine Tochter, daß sie sich in der Nähe die leuchtenden Puppen, deren Hände und Gesicht von Wachs die Natur anmuthig nachahmen, näher betrachten könne. Ein Cavalier führt die geschmückte Dame, der Geschäftsmann läßt sich gern von dem Getöse und Gewirr betäuben, und vergißt seiner Acten, ja selbst der jüngere und ältere Bettler erfreut sich dieser öffentlichen, Allen zugänglichen Maskerade, und sieht ohne Neid die ausgelegten Schätze und die Freude und Lust der Kinder, von denen auch die geringsten die Hoffnung haben, daß irgend etwas für sie aus der vollen Schatzkammer in die kleine Stube getragen werde. So wandeln denn Tausende scherzend mit Planen zu kaufen, erzählend, schreiend an den süßdustenden mannigfaltigen Zucker- und Marzipangebäcken vorüber, wo Früchte, in reizender Nachahmung, Figuren aller Art, Thiere und Menschen, Alles in hellen Farben strahlend, die Lüsternen anlacht: hier ist eine Ausstellung wahrhaft täuschenden Obstes, Aprikosen, Pfirsichen, Kirschen, Birnen und Aepfel, Alles aus Wachs künstlich geformt; dort klappert, läutet und schellt in einer großen Bude tausendfaches Spielzeug aus Holz, in allen Größen gebildet, Männer und Frauen, Hanswürste und Priester, Könige und Bettler, Schlitten und Kutschen, Mädchen, Frauen, Nonnen, Pferde mit Klingeln, ganzer Hausrath, oder Jäger mit Hirschen und Hunden, was der Gedanke nur spielend ersinnt, ist hier ausgestellt, und die Kinder, Wärterinnen und Eltern werden angerufen, zu wählen und zu kaufen.“ In einem Laden mit blankem Zinn sieht man allerhand polirte Geräthe und daneben „eine Unzahl regelmäßig aufgestellter Soldatesken, Engländer, Preußen und Croaten“ &c. Wandernde Verkäufer drängen sich durch die dichtesten Massen und schreien, lärmen, lachen und pfeifen, mehr zum Vergnügen, als um zu verkaufen. „Nun fährt eine große Kutsche mit vielen Bedienten langsam vorüber. Es sind die jungen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, welche auch an der Kinderfreude des Volkes Theil nehmen wollen. Nun freut der Bürger sich doppelt, auch die Kinder seines Herrschers so nahe zu sehen: Alles drängt sich mit neuem Eifer um den stillstehenden Wagen.“ Der Leipziger Christmarkt begann, wie eine Schilderung aus dem Jahre 1785 mittheilt, drei Tage vor dem Feste. „In diesen Tagen sind auf dem Markte große und kleine Buden aufgebaut, die Abends illuminirt werden und ein schönes Schauspiel von sich geben. Hier steht eine Bude mit allerlei Spielsachen für Kinder, als Bäume, Häuser, Gärten, Kutschen, Schlitten und dergleichen. Neben diesen sieht man Schränke, Tische, Stühle,

Betten, Canapees und andere Tischlerarbeiten. Nicht weit davon wird man von dem schön geputzten Messingkram ganz geblendet. Hier steht eine Bude voll Zinn, da eine voll Silber, hier wieder eine voll Galanteriewaaren.“ Den Hauptlärm verursachten auf dem Christmarkte die Studenten, die sich gegen die Frauenzimmer nicht immer sittsam betrugen (Tille, S. 209). Das regste Leben herrscht auf Straßen und Gassen, in den Läden und Weihnachtsbuden am heiligen Abende selbst. „Ich sah auf der Gasse,“ schildert J. Paul, „keinen einzigen Menschen, der schlich, sondern lauter Lustspringer, Sturmläuferinnen mit dem Läuferschurz und Renner nach dem dreitägigen Leben. Die Schweißtropfen der Anstrengung flossen über lauter erheiterte Gesichter, und die Arbeit und die Hoffnung zugleich verdoppelten den Herzensschlag. Ich sah auf der Gasse lauter galoppirende Kinder und plaudernde soeurs servantes, nämlich Mägde, aber zu Hause saßen jene, und ließen diese, um für die künftige Wohlthat schon ebenso wohl zu danken als zu werben“ (X, 350 und 352). Im Laden voll Zugwind und Kälte drängen einander die Käufer. Vor Allem verkauft man hier die besten Weihnachtsalmanache, die man hat, „Duodez-Werkchen auf Löschpapier, aber mit echtem Inhalt aus dem goldenen und silbernen Zeitalter, ich meine die Phrases-Bücher voll Gold- und Silberschaum, womit der heilige Christ wie der Herbst seine Geschenke vergoldet oder wie der Winter versilbert“ (XI, 7).

Eine wichtige Stellung nehmen in der Weihnachtsfeier des 18. Jahrhunderts noch die Weihnachtsumzüge ein, wenn sie auch bereits im Aussterben begriffen sind. Wenn der heilige Abend hereindämmerte, zog das weißgekleidete Christkind mit dem Knecht Ruprecht, St. Peter und St. Nikolaus vor die Häuser, in denen sich Kinder befanden. Die Eltern kamen der Schaar mit Räucherwerk entgegen und stellten ihr die Kinder vor. Die Kleinen sprachen ein Gebet, worauf sie herrliche Geschenke empfingen. In der Regel überreichte ihnen der heilige Christ eine goldene Ruthe und sprach dabei:

„Das Jesulein bin ich genannt,
Den frommen Kinderlein bekannt,
Die ihren Eltern gehorsam seyn,
Sich waschen und auch lernen fein,
Die früh aufstehn und beten gern,
Denen will ich Alles bescheern,
Die aber solche Holzblöcke seyn,
Und schlagen ihre Schwesterlein,
Und schmeißen ihre Brüderlein,
Die steck' ich in den Sack hinein.“

Unter den Geschenken befand sich gewöhnlich ein Krippchen, das die Kinder mit dem Gesange des Verschens entgegennahmen:

„Ich will mich zur lieben Maria vermiethen,
Da will ich ihr Kindlein wiegen und hüten,
Sie führt mich in ihr Kämmerlein,
Da sind die lieben Engelein,
Die singen alle: Gloria!
Gelobet sey Maria!“

Während St. Nikolaus einen mit Lichtern besteckten und mit Zuckerwerk geschmückten Christbaum trug, hielt Knecht Ruprecht für die ungehorsamen Kleinen einen Sack und eine Peitsche in Bereitschaft. Wer nicht gefolgt hatte, den steckte er in den Sack; wenigstens that er, als sollte es geschehen. Mit rauher Stimme sprach er:

„Ich bin der alte böse Mann,
Der alle Kinder fressen kann.
Ich Ruprecht hab auch etwas zu sagen,
Wie mir der h. Geist hat aufgetragen,
Er mit seinen Englein draussen,
Und ich will euch — die Kolben lausen.“

Dabei schlug er mit seiner Peitsche kräftig zu und suchte vor Allem auch die Mägde zu treffen, mit denen er selten höflich umging. Gegen die Weihnachtsumzüge führte man am Ende des vorigen Jahrhunderts einen lebhaften Kampf. Vor Allem nahm man Anstoß an der Gestalt des Knechtes Ruprecht; schon zahlreiche Kinder seien aus Schrecken vor seinem Anblick gestorben. Die Aufklärer eifern freilich auch gegen das Christkind; denn es sei eine Gestalt des Aberglaubens! Sie fanden jedoch mit ihrer Forderung, die Weihnachtsumzüge zu beseitigen und den Kindern Nichts vom heiligen Christ und Knecht Ruprecht zu erzählen, keineswegs allgemeinen Anklang. „Es ist kindisch und pedantisch!“, bemerkt J. Paul gegen die nüchternen Aufklärer, „aus Kindern freudige Irrthümer auszujäten, die nur Rosenabsenker und keinen Nesselsamen tragen können. Jagt den Ruprecht fort, aber lasset das magische Christuskind mit grüngoldenem Gefieder zwischen den wiedererscheinenden Decemberwolken ziehen; denn jener richtet sich einmal grimmig mit gezähnten Tatzen im Fieber auf, aber dieses fliegt einmal vergoldend und anlächelnd durch einen dunkeln Traum und durch die letzten Abendnebel auf dem Sterbebette, und durchbricht mit hellen, lausenden Goldpunkten den finstern Dunst“ (X, 354). Daher erzählt der Dichter an einem heiligen Abende unbedenklich drei fremden Kindern vom Christkindlein: „es fliege hoch und golden über die Häuser und schaue herab auf gute und böse Thaten der Kinder, und belohne jene und bestrafe diese. Ich zeigte ihnen ohne Bedenken eine entfallene Pfauenfeder desselben, da es auf der umkreisenden Thurmfahne die Schwingen ausdehnte und umschlug“ (X, 353). Ja dem jungen Quintus Fixlein erzählt man am heiligen Abend nicht nur Geschichten vom „aeronautischen Christuskind“, sondern auch „vom rauschenden Ruprecht mit Schellen“. Das regt die Phantasie des Knaben mächtig an. In der Dämmerung nimmt er einen Apfel, zerfällt ihn in „alle Figuren der Stereometrie“ und breitet sie in zwei Abtheilungen auf dem Tische aus. Wird dann das Licht hereingetragen, so fängt er an zu erstaunen und spricht zum Bruder: „Sieh nur, wie das fromme Christuskindlein mir und dir bescheeret hat, und ich habe einen Flügel von ihm schimmern sehen.“ Dabei wartet er aber selbst den ganzen Abend sehnsüchtig auf dieses Schimmern (III, 105). — Außer den aufgeklärten Schriftstellern war es besonders die Polizei, welche die Weihnachtsumzüge verfolgte und diese durch ihre Verbote in der That einschränkte. Der Hauptgrund für den Untergang des alten Volksbrauches ist freilich darin zu suchen, daß etwa vor 100 Jahren sich das Weihnachtsfest in ein ausgeprägtes Familien- und Kinderfest umwandelte, daher Alles abstreifte, was noch an die alten öffentlichen Volksfeste unserer Vorfahren erinnerte, vor Allem sich von der Gasse zurückzog in das Innere des Hauses, in das Heiligthum der Familie. An Stelle des Weihnachtsumzuges tritt die Weihnachtsbescheerung unter dem Christbaum. Aber erst allmälig erobert sich der Christbaum die beherrschende Stellung inmitten der Feier, wie er sie heute einnimmt. Vor ihm war es die Darstellung der Geburt des Herrn, um die sich die Gaben, die Eltern und Kinder bei der Bescheerung gruppirten. In der Erzählung „Der Weihnachtsabend“ von Chr. v. Schmid werden wir Zeuge einer Weihnachtsbescheerung, wie sie vor 100 Jahren üblich war. Der junge Waisenknabe Anton, der im Walde vom rechten Wege abgeirrt ist, tritt am heiligen Christabend ein in das Haus eines Försters. „Ein heller Glanz von mehreren Lichtern strahlte ihm entgegen. Es war ihm nicht anders, als blickte er in das Paradies, ja in den offenen Himmel. In der Ecke der Stube, zwischen den zwei Fenstern, war eine überaus schöne Frühlingslandschaft ganz nach der Natur im Kleinen abgebildet — eine gebirgige Gegend mit hohen, bemoosten Felsen, grünenden Tannenwäldern, ländlichen Hütten, weidenden Schafen nebst ihren Hirten und einer kleinen Stadt oben auf dem Berge. Inmitten der Landschaft war aber eine Felsenhöhle — da sah man das Kind Jesu — die heilige Mutter — den ehrwürdigen Joseph — die anbetenden Hirten, und oben schwebten die jubelnden Engel. Die ganz Landschaft flimmerte von einem wundersamen Glanze; sie war mit unzähligen winzig kleinen Sternlein besät, so wie etwa Laub und Moos an Bäumen und Felsen schimmern, wenn sie an einem Frühlingsmorgen von reichlichem Thaue tröpfeln. Die Einwohner des Hauses waren um die schöne Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe versammelt. An einer Seite saß der Vater und hatte eine Harfe zwischen den Knieen stehen; an der andern Seite saß die Mutter mit dem kleinsten Kinde auf dem Schooß. Zwei liebliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, standen zwischen den beiden Eltern, blickten andächtig zur Krippe des Heilandes hinauf und erhoben die Hände gleich den frommen Hirten, die vor der Krippe knieten.“ Die Familie sang:

„Vor dir, du holdes Himmelskind,
Dem Gottes Engel dienstbar sind,
Fall ich anbetend nieder —
Und freue mit Maria mich,
Und preise mit den Engeln dich,
Und singe Jubellieder!“

Schleiermacher erwähnt in seiner „Weihnachtsfeier“ kleine künstliche Spielwerke, „auf denen der ursprünglichen Absicht nach die Geschichte des Tages durch kleine bewegliche, geschnitzte Figuren unter angemessenen Umgebungen soll dargestellt sein“. Freilich finden sie nicht immer seinen Beifall; denn gewöhnlich wird jene Absicht „so gut als ganz verdrängt durch eine Menge von ungehörigen, ja zum Theil ab-

geschmackten und burlesken Zuthaten, welche man anbringt, um dem einfältigen Mechanismus möglichst viel buntscheckige Verrichtungen zu geben". Die kleine Sophie brachte nun daran mancherlei Verbesserungen an und stellte mit dem Spielwerke viele wichtige Momente aus der äußeren Geschichte des Christenthums dar: die Taufe Christi, Golgatha und den Berg der Himmelfahrt, die Ausgießung des heiligen Geistes, die Zerstörung des Tempels und Christen, die sich mit den Sarazenen um das heilige Grab schlagen, den Papst auf einem feierlichen Zuge nach der Peterskirche, den Scheiterhaufen des Huß und die Verbrennung der päpstlichen Bulle durch Luther, die Taufe der Sachsen, die Missionarien in Grönland und unter den Negern, den Herrenhutischen Gottesacker und das Hallische Waisenhaus, das als das jüngste große Werk einer religiösen Begeisterung besonders hervortrat. „Unter all diesen stark hervortretenden Gegenständen suchte man eine Zeit lang die Geburt selbst vergeblich, denn den Stern hatte sie weislich zu verstecken gewußt. Man muß den Engeln und den Hirten nachgehen, die auch um ein Feuer versammelt waren, man öffnet eine Thür in der Wand des Bildwerks — das Haus war nur als Decoration aufgetragen — und man erblickt in einem Gemach, das also eigentlich außerhalb liegt, die heilige Familie. Alles ist dunkel in der ärmlichen Hütte, nur ein verborgenes starkes Licht bestrahlt das Haupt des Kindes und bildet einen Widerschein auf dem vorgebeugten Angesicht der Mutter. Gegen die wilden Flammen draußen verhielt sich dieser milde Glanz wirklich wie himmlisches Feuer gegen das irdische." Einen Weihnachtsbaum erwähnt Schleiermacher nicht. Denn vor hundert Jahren war der geschmückte Lichterbaum durchaus noch nicht allgemein in Deutschland bekannt, aber er begann, wohl vom Südwesten aus, bereits seinen Siegeszug durch die deutschen Gaue. In die Literatur hat ihn Goethe eingeführt. Im Elternhause in Frankfurt hat er ja den Christbaum nicht gesehen; jedenfalls hat er ihn in Leipzig und in Straßburg kennen gelernt. Denn schon in den „Leiden des jungen Werther" gedenkt er des Weihnachtsbaumes. Am Sonntag vor Weihnachten geht Werther gegen Abend zu Lotten und findet sie allein. „Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenk zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da Einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzte." In Jean Paul's Schriften erscheint der Brauch, den Christbaum anzuzünden, als allgemein bekannt und geübt. Jede junge Mutter will, wie er erzählt, „den erstgeborenen eingewindelten Säugling mit seiner dunkeln Seele vor den beladenen, mit den Goldquasten von Aepfeln und mit den Nuß- und Fruchtschnüren und Hängzucker illuminirten Baum des Erkenntnisses tragen, weil das gebende sehnsüchtige Mutterherz die Jahre nicht erwarten kann, worin der reifere Liebling das pränumerirte Geschenk genießet und begreifet". Als der Dichter an einem Christmorgen erwachte, da waren in einigen der nächsten Häuser schon die Frucht- und Zuckerbäume angezündet und die von der Musik zu bald geweckten Kinder hüpften um die brennenden Zweige und um das versilberte Obst (X, 362). Auch Johann Peter Hebel gedenkt in seinen „Allemannischen Gedichten" des Weihnachtsbaumes:

„Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Ros:
Du lieber Engel, was i bitt
By Lib und Lebe: verwach mer nit,
Gott gunnts me'm Chind im Schlof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
Sie goht mit zartem Muettersinn,
Und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henk i der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma,
Ne Gitzeli, ne Mummeli
Und Blümeli weiß und roth und gel,
Vom allerfinste Zuckermehl."

Auffälliger Weise trägt dieser Baum keine Kerzen. Daß in Berlin der Christbaum vor hundert Jahren bekannt war — wenn auch erst seit kurzer Zeit —, ist uns sicher bezeugt, wie es auch aus einigen Novellen von E. T. A. Hoffmann sicher hervorgeht. Im „Nußknacker und Mausekönig" heißt es: „Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldne und silberne Aepfel, und wie Knospen und Blüthen keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk giebt, aus allen Aesten. Als das Schönste an dem Wunderbaume mußte aber wohl gerühmt werden, daß in seinen dunkeln Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er selbst in sich hinein und herausleuchtend die Kinder freundlich einlud, seine Blüthen und Früchte zu pflücken." Im „Meister Floh" hören wir, wie der Sonderling Peregrinus Tyß als einsamer Hagestolz alljährlich Weihnachten so feiert, wie es bei seinen Eltern Sitte gewesen war. Seine Wirthschafterin muß ihm die Weihnachtsbescheerung bereiten, als ob er noch ein Kind sei. Als er da nun einmal hereintritt in das festlich erleuchtete Zimmer, da entringt sich ein Ach! seiner Brust. „Noch nie hatte der Weihnachtsbaum solche reiche Früchte getragen, denn alles Zuckerwerk, wie es nur Namen haben mag und dazwischen manche goldne Nuß, mancher goldne Apfel aus den Gärten der Hesperiden, hing an den Aesten, die sich beugten unter der süßen Last." Und als der gute Peregrin am heiligen Abend trotz Wintersturm und Schneegestöber in die Kalbächer Gasse zum armen Buchbinder Lämmerhirt geht, dessen armen Kindern eine Bescheerung zu bereiten, da vergißt er nicht, neben einem Korbe mit wohlverdeckten Gaben auch einen Weihnachtsbaum mitzunehmen. Wie der Weihnachtsbaum die Darstellung der Geburt Christi und das Weinachtspanorama verdrängt, sieht man am schönsten im „Weihnachtsabend" von Chr. v. Schmid. Anton kehrt an einem heiligen Abende als berühmter Maler zu der Förstersfamilie zurück, die ihn, den verlassenen Waisenknaben, einst bei einer Christbescheerung in ihr Haus aufnahm. Er will den Enkeln des Försters eine besondere Freude bereiten. „Wir müssen ihnen," meint er, „einen Weihnachtsbaum zurichten. Denn wie in einigen Gegenden die Krippe, so ist in andern der Weihnachtsbaum Sitte!" Noch in der Nacht wird eine junge Tanne aus dem nahen Wald geholt, und am andern Morgen beschäftigen sich alle Erwachsenen im Hause eifrig mit Aufstellung und Ausschmückung des Weihnachtsbaumes, während die Kinder noch sanft schlafen. „Ein junger schöner Tannenbaum mit dichten grünen Aesten wurde in der Stubenecke zwischen den Fenstern angebracht." Anton hatte für Baumschmuck und Geschenke gesorgt. „Er hängte die kleinen Geschenke — schönes Obst, allerlei buntes Zuckerwerk, niedliche Körbchen voll verzuckerter Mandeln, Kränze von künstlichen Blumen mit rosenfarbenen oder himmelblauen Bändern geziert, nebst allerlei flimmerndem Spielzeuge an den Baumzweigen auf. Nun nahm er auch ein paar Dutzend kleiner blecherner Lampen hervor, die mit Wachs vollgegossen waren. Er hängte sie vorsichtig, damit sie den Baum schön beleuchten, aber nicht anbrennen konnten, an den Zweigen auf." Die Kinder werden gerufen, sie können vor Erstaunen und Entzücken über den wundersam schimmernden Baum nicht reden. Auch der Großvater hat Gefallen an der neuen Sitte. „Der Brauch mit dem Weihnachtsbaum," bemerkte er, „gefällt mir wohl. Ich denke auch, der Weihnachtsbaum kann uns bei der Kinderzucht große Dienste leisten; er kann uns wenigstens sehr oft die Ruthe ersparen." Schmid setzt seine Erzählung von dieser Weihnachtsfeier in das Jahr 1768, sein eigenes Geburtsjahr.

Wenn die Christbescheerung schon am heiligen Abende stattfand, mußten sich die Kinder den ganzen Tag in ein besonderes Zimmer verfügen und darin warten, bis man sie in die lichterglänzende Stube rief. So erzählt Hoffmann in „Nußknacker und Mausekönig": „Am 24. December durften die Kinder des Medicinalraths Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelstube hinein, viel weniger in das daran stoßende Prunkzimmer; in einem Winkel des Hinterstübchens zusammengekauert, saßen Fritz und Marie; die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen und es wurde ihnen recht schaurig zu Muthe, als man, wie es gewöhnlich an dem Tage geschah, kein Licht hereinbrachte." Sie träumten von der Herrlichkeit der kommenden Stunden. Unterdeß ward's völlig finster. „Fritz und Marie, fest an einander gerückt, wagten kein Wort mehr zu reden, es war ihnen, als rausche es mit linden Flügeln um sie her, und als ließe sich eine ganz ferne, aber sehr herrliche Musik vernehmen. Ein heller Schein streifte an der Wand hin, da wußten die Kinder, daß nun das Christkind auf glänzenden Wolken fortgeflogen zu anderen glücklichen Kindern. In demselben Augenblick ging es mit silberhellem Ton: Klingling, klingling, die Thüren sprangen auf, und solch ein Glanz strahlte aus dem großen Zimmer hinein, daß die Kinder mit lautem Ausruf: Ach! — Ach! wie erstarrt auf der Schwelle stehen blieben." Auch in Schleiermacher's „Weihnachtsfeier" wartet die Gesellschaft in den an den

Prunksaal anstoßenden Zimmern, bis die heitere und verständige Ernestine alle die Gaben zu einem stattlichen Ganzen vereinigt hat, mit denen die Einzelnen einander erfreuen, „und die Ungeduld gab dem Scherz, der unterdeß getrieben wurde, einen leichten Stachel. Unter dem Vorwande, zu errathen oder zu verrathen, wurden Gaben ersonnen, deren Beziehungen auf kleine Fehler und Gewohnheiten, auf lustige Vorfälle und lächerliche Mißverständnisse oder Verlegenheiten nicht zu verkennen waren; und wem ein kleiner Streich dieser Art gespielt war, der säumte nicht, ihn nach allen Seiten hin zu erwidern." Nur durch Oeffnen der Thür forderte Ernestine die Versammelten auf einzutreten. Nach der Darstellung J. Paul's ist es nur eine Sitte der Vornehmen, bereits am heiligen Abend zu bescheeren. Als der junge Fibel am Christabend wider Gewohnheit etwas länger ausbleiben darf und in einem Buche kritzelt, da funkelt plötzlich aus der Pfarrei das goldene Feuerwerk des Christbaumes herüber (XXVI, 27 fg.). In den Häusern der Bauern und Handwerker bescheert man dagegen erst am Weihnachtsmorgen. Doch bereitet man hier am heiligen Abend schon Alles für die Feier vor. Frische Fenster- und Bettvorhänge werden in Gebrauch genommen, die Stube wird mit feinem Sande bestreut, die Backwerke rauchen aus und vermischen ihren Duft mit dem Farbengeruche des Spielzeugs. Noch vor 8 Uhr müssen sich die Kinder in frischer Wäsche in ihre Betten begeben; denn nach dieser Stunde mag der umziehende heilige Christ keine Kinder mehr außer den Betten antreffen. Freilich lang wird ihnen die Nacht. Wenn endlich die heiligen Töne des Christmorgens vom Thurme schweben, erwachen die Kinder. „Endlich liefen schnelle Lichter der Nachbarschaft über die Wand," heißt es im Quintus Fixlein, „und das Weihnacht-Trommeten und Hahnengeschrei vom Thurm riß die beiden Kinder aus den Betten. Mit den Kleidern in den Händen — ohne Bangigkeit vor dem Dunkel — ohne Gefühl des Morgenfrostes — rauschend — trunken — schreiend stürzen sie von der Treppe in die dunkle Stube. — Die Phantasie wühlet im Back- und Obstgeruche der verfinsterten Schätze und malet ihre Luftschlösser beim Glimmen der Hesperidenfrüchte am Baume. — Unter dem Feuerschlagen der Mutter decken die fallenden Funken das Lustlager auf dem Tisch und den bunten Lusthain an der Wand spielend auf und zu und ein einziger Gluthatom trägt den hängenden Garten von Eden" (III, 107). Schleiermacher tadelt es, daß Einige, an die er nicht erinnern könne, ohne sie zugleich anzuklagen, die allgemeine Freude von Weihnachten hinweg auf Neujahr verlegt hätten, worin eine große Menge unverständiger Weise nachgefolgt sei. Denn keineswegs seien die Geschenke an sich selbst das Erfreuende, sondern nur weil schon ein Grund da sei, sich zu freuen, werde auch geschenkt und so verbreite sich das Eigenthümliche der Weihnachtsfreude, welches eben in dieser großen Allgemeinheit bestehe, auch auf die Geschenke. In dem Bewußtsein, daß in der Adventszeit Jeder mit dem Zubereiten eines Geschenkes beschäftigt sei, liege ein großer Theil des Zaubers, der sich Aller bemächtige. „Das gemeinsame Bereden Vieler, das Arbeiten in die Wette auf die bestimmte festliche Stunde, und draußen der Allen offene und für eine große Menge berechnete Christmarkt, der sich in jedem Geschenk abspiegelt mit seiner Erleuchtung, die wie schimmernde Sternchen auf der Erde umher glänzt in der Winternacht, daß der Himmel davon widerscheint: das giebt den Gaben ihren eigenthümlichen Werth." In der Behauptung, daß die Weihnachtsbescheerung auf Neujahr verlegt worden sei, mag wohl Schleiermacher irren. Denn die Bescheerung ist ursprünglich ein Neujahrsbrauch und war vor hundert Jahren nur noch nicht überall auf Weihnachten gerückt, erschien aber doch schon als wesentlich zum Christfeste gehörig.

Welches waren nun die Gaben, die den Weihnachtstisch im vorigen Jahrhunderte schmückten? Im Allgemeinen sind es dieselben wie in unserer Zeit. Peregrinus Tyß erhält bescheert schönes bleiernes Militär, eine bleierne Jägerei, bestehend aus einer Hasen-, Fuchs-, Hirsch- und Schweinsjagd, ein aufgezäumtes Steckenpferd, Gliederpuppen, Bilderbücher, Marzipan und Pfefferkuchen. Fast allgemein werden Aepfel, Birnen und Nüsse, ferner Schreibhefte und vor Allem Wachsstöckchen als Geschenke erwähnt. In Schleiermacher's „Weihnachtsfeier" schenkt die Hausfrau dem Gatten Kupferstiche und Gemälde, die sich auf das heilige Fest beziehen, ihrer Tochter Sophie einen Band religiöser Compositionen, größtentheils Weihnachtslieder, während sonst unter den Geschenken weibliche Arbeiten in Stickerei und feiner Nähkunst besonders auffallen. Es war übrigens „Jedem sein Gebiet durch Epheu, Myrthen und Amaranthen eingehegt, und das Zierlichste lag unter weißen Decken oder bunten Tüchern verhüllt, indeß die größeren Geschenke rund umher oder unter den Tafeln mußten aufgesucht werden. Die Namenszeichen fanden sich mit eßbaren Kleinigkeiten geschrieben auf den Bedeckungen, und jeder mochte dann versuchen, zu den einzelnen Gaben den Geber aufzufinden". Noch ist hier das Weihnachtsfest nicht Familienfest in unserem Sinne; denn es wird nicht von der Familie, sondern nach allgemeiner Sitte vor versammelten Freunden und Freundinnen begangen. Nach der Bescheerung erfreuen die musikalischen Mitglieder der Gesellschaft die Freunde und Freundinnen durch den Vortrag religiöser Lieder, worauf man sich bei einer Tasse Thee über das Fest und seine Freuden unterhält. Das Gespräch wurde unterbrochen „durch eine lustige Streifpartei von einigen Bekannten, die theils selbst keinem bestimmten Kreise angehörten, theils in unstetem Sinne ihre eigene Freude schneller erschöpft hatten und nun umherzogen, um hie und da zu schauen, wie man sich erfreut und beschenkt habe. Um willkommenere Zuschauer zu sein und auch überall einen freundlichen Cicerone zu finden, kündigten sie sich als Weihnachtsknechte an und theilten die auserlesensten Kleinigkeiten für den Gaumen unter Kinder und Mädchen aus". Natürlich fragte man sie auch umständlich, was sie anderwärts auf dem Weihnachtstische gesehen hätten. „Indeß wurde eine flüchtige Mahlzeit herum gereicht, die Hinzugekommenen eilten weiter und wollten sich durch Einige aus der Gesellschaft verstärken", worauf man jedoch nicht einging.

Neben der Feier im Hause gab es am heiligen Abende auch eine öffentliche Feier in der Kirche: die Christmetten. Freilich waren sie vor hundert Jahren schon vielfach abgekommen, und auch Schleiermacher gedenkt ihrer als einer nicht mehr üblichen Sitte. Nachts zwölf Uhr ertönten vom Thurme die Glocken und wo man keine Abendmetten hielt, begannen entweder schon um Mitternacht oder spätestens Morgens 4 Uhr die Frühmetten. In der Christmette ward das Christuskind in der Kirche dargestellt. Es war aus Holz geschnitzt und trug ein weißes Hemdchen. Im westlichen Erzgebirge nannte man das Kind das „Bornkinnel", wohl von barn, die Krippe. Da freilich bei der Feier der Christmette allerhand Unfug einriß, vor Allem eine berauschte Menge die Heiligkeit des Ortes und der Handlung in gröblichster Weise verletzte, so hob man die Christmetten auf und verlegte die Darstellung der Geburt Christi in die Privathäuser. Daher wurzelt unsere Weihnachtsfeier, wie wir sie in der Familie begehen, zum Theil auch in altem kirchlichen Brauche.

So geht am Ende des 18. Jahrhunderts aus einer Verschmelzung deutsch volksthümlicher und kirchlich christlicher Sitten unser Weihnachtsfest hervor. Und wenn man darauf achtet, welche Männer zuerst Weihnachten in der Dichtung verherrlichten, Jean Paul, Schleiermacher, Tieck, Hoffmann, also Romantiker oder doch Männer mit romantischen Neigungen, so wird man auf eine tiefer liegende Ursache für die Entstehung unseres schönsten Festes aufmerksam werden. Die deutsche Weihnacht des 19. Jahrhunderts ist ein Zeuge der religiösen und nationalen Erneuerung des deutschen Volksgemüths im Zeitalter der Romantik.

Bücherbesprechung.

— Augenblicksbilder von Adolf Freiherrn v. Thielmann. Breslau 1897. Schletter'sche Buchhandlung (Franck & Weigert) Inhaber: A. Kurtze. — Der Verfasser ist ein vornehmer, gebildeter Mann, der seine Universitätszeit richtig absolvirt, wahrscheinlich auch als Officier seine Schuldigkeit gethan hat und nun, neben größeren und kleineren Reisen, seiner Familie und seinem Grundbesitze lebt. Das Alles ist sehr schön, aber wenn man auch außerdem — wie hier zweifellos der Fall — Witz und gute Laune besitzt, so befähigt das noch nicht, Bücher zu schreiben, selbst wenn sie unter einer so bescheidenen Flagge wie „Augenblicksbilder" segeln. Die Schrift ist eben ein Versuch und, wie wir leider sagen müssen, ein mißlungener. Dem Verfasser, der, wie wir vermuthen, ein vortrefflicher und liebenswürdiger Gesellschafter ist, fehlt zweifellos der Beruf zum Schriftsteller. Die elegante Ausstattung allein thut es nicht. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 155. Dienstag, den 29. December. 1896.

Aus dem Lande der Mynheers.

Von Wilhelm Maaß.

Wieviel Städte und Flecken die „Anschwemmung französischer Ströme“ — wie Napoleon I. bei der Einverleibung Hollands dasselbe bezeichnete — zur Zeit zählt, ist mir nicht bekannt. Im 16. Jahrhundert gab es aber in dem kleinen Raum, welcher die siebzehn damals spanischen Provinzen einschloß, also in Belgien und Holland zusammen, 208 ummauerte Städte, unter welchen manche zu den stattlichsten in der Christenheit gehörten, 150 Flecken mit Stadtrechten, 6300 Dörfer mit Kirchen und Thürmen, ohne die zahlreichen unbedeutenderen Wohnorte: das Ganze geschützt durch einen Gürtel von 60 Festungen von ausgezeichneter Stärke. Die Einwohnerzahl der vereinigten Provinzen wurde im 16. Jahrhundert auf drei Millionen geschätzt; heute beträgt sie in Belgien 5¾, in den Niederlanden gegen 5 Millionen. Es ist also nicht gut anzunehmen, daß die geradezu verblüffende Zahl der Ortschaften im Laufe der letzten drei Jahrhunderte abgenommen habe. So sind denn auch alle sehenswerthen Städte Hollands leicht zu erreichen. Scheveningen, das unser Standquartier war, ist eigentlich nur ein Vorort des Haag, Dampftramways und elektrische Bahnen verbinden dieselben. Vom Haag nach Rotterdam fährt man eine halbe Stunde, nach Leyden 20, nach Haarlem und Utrecht 45, nach Amsterdam 70 Minuten. Während all dieser Fahrten dürfte man kaum ein Fleckchen Landes finden, das nicht in Cultur genommen wäre. Nur da, wo man sich dem Meere nähert, findet man einen etwa einen Kilometer breiten, absolut sterilen Dünenboden, der mit spärlichem Dünengras bestanden ist oder auch seinen nackten blendenden Sand unverhüllt zur Schau stellt. Diese hohe Cultur des ganzen Landes imponirt dem Fremden ganz gewaltig, insbesondere, wenn er bedenkt, daß die Natur nur sehr wenig den rastlosen, unentwegten Schaffensdrang der alten friesisch-batavischen Bevölkerung unterstützt hat. In den Niederlanden arbeitet das Meer alle die Jahrhunderte mit der gleichen Kraft, um das Land zu zerstören, der ganze Culturboden ist ein dem Meere abgewonnener Raub, einer der größten Triumphe menschlicher Thatkraft über die wilden Gewalten der Natur. In dem ungleichen Kampf hat freilich der Mensch dazwischen auch unterliegen müssen. Die große Zuyder-See entstand im 13. Jahrhundert durch den Einbruch des Meeres, ein Ereigniß, das nicht nur durch Vernichtung von Hunderten friesischer Dörfer von Bedeutung wurde, sondern das auch in der niederländischen Geschichte insofern eine wichtige Rolle spielt, als erst die räumliche Trennung Frieslands von Holland eine verschieden geartete politische Entwickelung dieser beiden Provinzen bedingte. Diese große Niederlage soll erst jetzt wieder wett gemacht werden, denn das riesenhafte Unternehmen der Trockenlegung der Zuyder-See wird über kurz oder lang in Angriff genommen werden. Es ist nur noch eine Frage der Zeit; eine beträchtliche Anzahl von Plänen harrt bereits der Annahme; an Geldmitteln fehlt es nicht; nur die Wahl des zweckmäßigsten und billigsten Planes macht Schwierigkeiten und hat die Ausführung bereits seit einer Reihe von Jahren hingehalten. Welchen Zuwachs Holland an fruchtbarem Boden erhalten, wie viel fleißigen Bewohnern wiederum ein neues Feld der Arbeit eröffnet werden wird, kann man ermessen, wenn man die Resultate der vor ca. 45 Jahren beendigten Trockenlegung des Haarlemer Meeres betrachtet. Dasselbe bestand aus einer 6 Stunden langen, 3 Stunden breiten, 4 Meter tiefen Wasserfläche, die mit der Zeit immer weitere Dimensionen annahm und immer größere Strecken versumpfte. Die Trockenlegung wurde in 13 Jahren mit einem Kostenaufwande von 13½ Mill. Gulden vollbracht. Das auf diese Weise gewonnene Land, Polder genannt, ist 3½ Quadratmeilen groß und enthält 19000 Hektare fruchtbaren Landes. Jeder Hektar ist durchschnittlich mit 500 Gulden bezahlt worden und repräsentirt heute bereits einen Werth von mehr als 2000. Zehntausend Menschen wohnen zur Zeit im Haarlemer Polder. Pecuniär noch glänzender gestaltet sich die mit dem Bau des Nordseecanals verbundene Trockenlegung des Ij, eines Meerbusens der Zuyder-See, an welchem Amsterdam liegt. Man baute in westlicher Richtung einen ca. 25 km langen Canal, auf dem seit 1877 die größten Seeschiffe nach Amsterdam gelangen. Derselbe kostete 36 Millionen Gulden, von denen über 10 Millionen sich allein durch den Verkauf des Landes bezahlt machten. Wenn auch nicht in so großem Maßstabe ist die Urbarmachung des Landes von Jahrhundert zu Jahrhundert in ähnlicher Weise gefördert worden, so daß gewaltige Katastrophen, wie die Entstehung der Zuyder-See oder des Biesboschs (Binsenbusches) oberhalb Dordrechts, einer durch den Einbruch der Fluthen im Jahre 1421 in eine Sumpflandschaft verwandelten Gegend — 22 Dörfer und 100000 Menschen fanden damals hier ihr Grab — nur wenig verschlagen. Das ganze Land ist durch den zähen, harten Fleiß und die großartige Unternehmungslust seiner Bewohner ganz ungeheuer reich geworden. Die Holländer rühmen sich dessen, daß es im Lande keine Bettler gebe. Mit einigen Einschränkungen wird man das gelten lassen können. Von dem Arbeiterelend des noch dichter bevölkerten Belgiens ist hier nicht die Rede. Handel, Landwirthschaft und Fischfang begründen den Reichthum der Holländer; im Vergleich zu Belgien, dem die reichen Eisen- und Kohlengruben zum Fluche geworden sind, nimmt die Großindustrie nur ein bescheidenes Plätzchen ein. Daher hat die Socialdemokratie auch nur in der Großstadt Amsterdam einigen Nährboden gefunden; die Holländer, welche wir gesprochen, versicherten durchweg, die Socialdemokratie habe hier keine Zukunft. Der holländische Reichthum trat uns in überzeugender Gestalt entgegen, als wir von Deutschland kommend durch das Gelderland unseren Einzug in das Königreich der Niederlande hielten. Die Gegend von Arnheim herum gehört unzweifelhaft zu den schönsten der Niederlande. Die Landschaft ist hier etwas hügelig; die in Ostindien reich gewordenen Mynheers wählten diese Gegend zu ihren Lieblingssitzen und haben aus ihr ein wahres Paradies geschaffen. Ueber eine Stunde fährt man mit der Bahn durch lauter Prachtvillen und Landgüter. Zu jedem Schlößchen führt eine meist doppelreihige oder dreifache Allee sehr alter Bäume; zwischen den Alleen dehnen sich saubergehaltene Grasflächen aus, deren saftiges Grün durch prachtvolle Blumenbeete unterbrochen wird. Holland ist seit altersher das Land der Alleen par excellence. Eine derselben, die berühmte „Maliebaan“ bei Utrecht, bestehend aus sechs Reihen wundervoller Linden, machte auf Ludwig XIV. solchen Eindruck, daß sie auf seinen ausdrücklichen Befehl erhalten wurde, während die Franzosen sonst Alles zerstörten, woran die Holländer ihr Herz gehängt hatten. Man erzählt, daß es in Holland kaum ein Gut gäbe, dessen Erträge die Kosten seiner Unterhaltung decken. Der Besitz eines Landgutes ist darum ein hoher Luxus. Aber auf den ersten Blick erkennt man, daß eine sehr große Anzahl von Leuten in der Lage ist, sich diesen Luxus zu gestatten. Der Curiosität halber möchten wir doch an dieser Stelle mittheilen, was uns gelegentlich von einem ungeheuer reichen Amsterdamer Handelsherrn, dessen Reichthum aus dem Bau der nordamerikanischen Pacificbahnen stammt, erzählt wurde. Derselbe besitzt zwei Bankhäuser, in London eins und eins in Amsterdam. Einmal wöchentlich weilt er in der britischen Metropole, die übrige Zeit verbringt er auf seinem Landgut; von diesem aus leitet er das Amsterdamer Geschäft per

Telephon. Das Charakteristische der holländischen Landschaft ist bekannt. Ein tischebenes Land, durch Canäle oder Gräben in regelmäßige Figuren zerlegt, mit üppigen Getreidefeldern, Gemüsebeeten, meist aber Wiesen bedeckt, auf denen ganz ungeheure Mengen schwarz und weiß gefleckter Rinder weiden, dazu über die ganze Fläche zerstreute Windmühlen. Sicher ist diese Landschaft monoton, wie es im Grunde genommen auch die holländischen Städte sind. Die Dünen Scheveningens sind elende Sandberge, eine regellose Menge kleinerer und größerer Kuppen, nicht ein Baum, nicht ein Strauch kann auf denselben gedeihen. Der eigentliche Strand ist von wechselnder Breite, je nach dem Stande der Fluthen. Hinter der Düne liegt seit Alters her in den Sand gebaut das „Fischerdorf" Scheveningen. Das Dorf hat etwa 18000 Einwohner, zwei stattliche gothische Kirchen und die Häuser sind ein- bis zweistöckige saubere Ziegelbauten mit Giebeln und Balconen. Eine Menge von „Winkelen" (Läden) überhebt die Einwohner der Mühe, die Befriedigung ihrer doch schon recht hoch gestiegenen Bedürfnisse erst im benachbarten Haag zu suchen. Verweilen wir einen Augenblick im dorp, bevor wir den fashionablen Badeort selbst betreten. Auch Scheveningen weiß ein Lied von der Gewalt der Elemente zu singen. Die eine Kirche liegt jetzt auf der Düne am Ende des Dorfes. Sie war bis zum Jahre 1570 der Mittelpunkt desselben, als eine Springfluth die eine dem Meer benachbarte Hälfte verschlang und dem Strande die jetzige Gestalt gab. Holländisches Volksleben tritt einem hier in voller Ursprünglichkeit entgegen. Als wir an einem Donnerstage ankamen, empfing uns im Dorf ein betäubendes Getöse, das von sechs Leierkasten ausging, die laute Trompetenstöße von sich gaben und dazu von sämmtlichen jungen Straßenholländern des Orts mit Pfeifen und Schreien begleitet wurden. Den Leiermännern wird nämlich die Ausübung ihres vermaledeieten Gewerbes nur an gewissen Tagen gestattet; am Donnerstag in Scheveningen, am Freitag im Haag, am Sonnabend vermuthlich in Rotterdam. Ganz verbieten will die Regierung diese musikalischen Excesse nicht. Wie uns an der Gasttafel mitgetheilt wurde, soll das Leierkastenwesen mächtig auf die Entwickelung musikalischen Sinnes im Volke einwirken. Da aber natürlich sämmtliche Musiker der Umgegend sich zum selben Tage am selben Orte einfinden und der Strom dieser himmlischen Musik sich gleichzeitig aus allen Schleusen ergießt, so dürfen wir wohl einen gelinden Zweifel an der Zweckmäßigkeit der von der Regierung befolgten Leierkastenpolitik hegen. Die eine Frucht hat das von den Leiermännern in Holland gestreute Saatkorn bereits getragen: gepfiffen wird auf den Straßen wie nirgends! Am Weitesten soll es darin Amsterdam gebracht haben. Das genannte Getöse wird noch vermehrt durch das Geklapper der Holzpantoffeln, in denen Jungholland über die Rinnsteine auf das vortreffliche Ziegelpflaster der Straßen springt. Uebrigens unterscheiden sich Knaben und Mädchen dadurch, daß erstere pechschwarze Cigarren im Munde haben, während letztere bereits völlig wie Erwachsene gekleidet sind, d. h. sie tragen lange, weitabstehende Röcke und eine oft mit den feinsten Spitzen geschmückte weiße Haube, unter welcher eine breite Metallklammer sichtbar wird. Diese geht von einer Schläfe zur anderen und entzieht den Haarschmuck der Holländerin dem neugierigen Blick des Beschauers. An den Enden dieser meist aus vergoldetem Silber gefertigten Klammer sind an den Schläfen große medaillonartige Scheuklappen angebracht, die bei einigen Frauen aus geringelten Spiralen, wie sie in Federmatratzen vorkommen, bestehen. Letztere wackeln natürlich, wenn ihre Trägerin sich bewegt, und diese wird daher zu einem höchst steifen, würdevollen Gang gezwungen, der die Schwerfälligkeit der ganzen Erscheinung noch mehr zum Ausdruck bringt. Die Holländer halten viel auf ihre Tracht, wie sie überhaupt ein urconservatives Volk sind. So hat sich auch dieser Kopfputz erhalten, trotz des Eindringens französischer Moden, die sich insofern aufs Geschmackloseste geltend machen, als über der Haube am Sonntag noch ein französischer moderner Hut getragen wird. In den Städten sieht man darauf, daß die Dienstmädchen sogenannte friesische Mützen tragen, die recht kleidsam sind und deren Hauptreiz in kostbaren Spitzen besteht. Wird ein Dienstmädchen in Sold genommen, so muß außer dem Lohn (120—200 Gulden fürs Jahr) die Lieferung von so und so viel Mützen und ein besonderes Waschgeld für dieselben vereinbart werden, da nur wenige besonders geübte Putzmacherinnen die feinen Spitzen mit Seife und Wasser zu behandeln verstehen. Außerdem erhält jedes Dienstmädchen ein „stoof" und Torfgeld. Das stoof ist ein kleiner Torfofen von der Größe eines Schemels; die gesammte Frauenwelt Hollands, hoch und niedrig, arm und reich, ist während des ganzen Winters und auch sonst, sobald es regnet, an die Benutzung des stoofs gewöhnt, auf das man entweder sich selbst oder blos die Füße setzt, um sich vor Feuchtigkeit zu schützen. Macht eine Dame einen Besuch, so wird ihr sofort ein stoof untergeschoben. — Die berühmtesten Trachten Hollands finden sich übrigens auf der Insel Marken in der Zuyder-See. Es werden an Sonn- und Festtagen Vergnügungsfahrten von Amsterdam dorthin unternommen. Ueberschreitet man beim Dorf Scheveningen den Rand der Düne, so gewahrt man am Strande eine Menge stattlicher Fischerfahrzeuge, Pinken oder Schuten genannt, die, auf den Sand gezogen, sich von ihrer mehrwöchentlichen Seefahrt erholen. Meist am Abend stechen die Fischer in See; oft bedarf es ein- bis mehrstündiger Arbeit, die Pinke flott zu machen. Während dieser Zeit sitzen Weiber, Kinder und Greise am Strande, um den Ihrigen Lebewohl zu sagen. Ob solch eine Fischersfrau sich über das Schicksal ihres absegelnden Gatten beunruhigt, ist aus ihrem gleichgiltigen Gesichtsausdruck nicht zu erkennen. Uns scheint aber doch ein Stück ruhigen und trotzigen Heroismus darin zu liegen, wenn die aus sechs bis acht Leuten bestehende Schiffsmannschaft sich zu einem zweimonatlichen Kampf mit Sturm und Wellen auf die See begiebt, weit hinaus bis auf die Doggerbank, die ganze Zeit über in ihrer Kost auf Zwieback, Fische und fauliges Wasser angewiesen, ohne auch nur einmal zur Erholung festen Boden unter den Füßen zu fühlen. Kehren sie mit einem guten Fang zurück, so sind ihre Mühen freilich reich belohnt; denn 4—500 Tonnen kann ein einziges dieser Fischerboote fassen. Ankunft und Abfahrt sind natürlich eine willkommene Abwechselung für die müßig am Strande lustwandelnden Kurgäste. Auf dem Abhang der Düne führen zwei terrassenförmig über einander gelagerte, mit kleinen Ziegelsteinen gepflasterte Straßen zum Kurhause. Der etwa 1½ km lange Weg wird auf der Höhe der Düne von Hotels und Restaurants begleitet. Das Kurhaus ist ein hochimposanter Prachtbau mit einem 2000 Personen fassenden Concertsaal, in dem die beste Kapelle Deutschlands, wenn nicht Europas, das Berliner Philharmonische Orchester, zweimal täglich concertirt. Das Kurhaus ist ein Vergnügungsetablissement für die Bewohner des Haag. Die große Saison beginnt Mitte Juli. Abends ist das Kurhaus immer brechend voll. Das Leben trägt in Scheveningen keineswegs einen internationalen Charakter, wie in Ostende, Wiesbaden, Monaco, sondern einen echt holländischen. Wir empfanden das sehr angenehm; denn hier kann man die gute holländische Gesellschaft beobachten und kennen lernen, während die Wesenlosigkeit eines internationalen Vereinigungspunktes auf die Dauer unerträglich langweilig wird. Wir glauben, daß derjenige sich in einem gewaltigen Irrthum befindet, der in den glänzendsten und theuersten Bädern zur Zeit der Hochsaison wirklich die gute Gesellschaft der ganzen Welt studiren zu können meint. Diese wird immer nur Demjenigen zu Gesicht kommen, der Zutritt in ihr hat; so an der Oberfläche liegt sie nicht. Wohl aber kann er die gesammte schlechte Gesellschaft, die in allen Ländern dieselbe Maske zur Schau trägt, sehen, und da an ihr nichts zu studiren ist, sich von ihr sehr bald höchlichst ennuyirt finden. Daß die Gesellschaft, welche sich Abends zum Concert im Kurhause oder zur Promenade am Strande in Scheveningen einfindet, reich ist, erkennt man an den glänzenden Toiletten der Damen, an den prachtvollen Pferden und Equipagen, welche in Menge vor dem Kurhause warten; aber sie ist auch ehrbar und solid. Das sieht man ihr an der Nase an, und weil sie diesen bestimmten Charakter hat, ist sie uns interessanter als die jedes Charakteristischen entkleidete demi-monde anderer Gegenden. Es mag wohl sein, daß Manchem dieses Publicum sehr langweilig und nüchtern vorkommt, wenn es beim schönsten Sommerabend andächtig, kaum daß ein Wort gesprochen wird, den Klängen des Orchesters lauscht, das stets ein wirklich gewähltes Programm zeigt. Es liegt etwas Ernsthaftes und Schwerfälliges im äußeren Gebahren des Holländers. Innerlich ist er aber, wie jeder Germane, voller Lebensfrische und gemüthlichem Humor keineswegs unzugänglich. Man wirft ihm Unhöflichkeit vor. Wir haben das nicht gefunden, im Gegentheil, es hält durchaus nicht schwer, mit einem fremden Holländer ins Gespräch zu kommen, Bekanntschaften anzuknüpfen. Wer mit der Voreingenommenheit nach Holland geht, dort lauter nüchterne Geldprotzen zu finden, wird eines Besseren schwer belehrt werden können, weil er blind ist für den Werth der Eigenschaften, die unter wohlwollender Beurtheilung ein ganz anderes Licht gewinnen. Besonnene Ruhe, geschäftsmäßiger Sinn und reger Fleiß haben den Wohlstand der Nieder-

lande erschaffen und erhalten ihn noch jetzt. Dieselben Eigenschaften haben aber auch unter dem Impulse politischer Leidenschaften in dem 30jährigen Krieg für einheimischen Glauben, für Recht und Sprache, das Land von der furchtbaren spanischen Tyrannei befreit, die große Epoche der niederländischen Republik gezeitigt. Jetzt fehlt dem Staate freilich alles Großartige, weil er in einem Zustande fauler Ruhe leben kann, die ihm einstweilen durch seine Neutralität garantirt wird. Kein politischer Ehrgeiz giebt dem nationalen Leben der Holländer jetzt einen höheren Schwung und die Pflege rein materieller Interessen ist an die Stelle der Großthaten ihrer Vorfahren getreten. Sie leisten auf diesem Gebiete ganz Außerordentliches. Aber die Zahl Derer wird gewiß nicht gering sein, denen das Bewußtsein, von der Gnade der Großmächte zu leben, drückend und beschämend ist, und die in der nicht durch eigene Kraft garantirten Sicherheit der Existenz eine schwere Gefahr für den idealen Sinn des Volkes erblicken. — Diese Gefahr ist aber um so größer, je nüchterner das Volk veranlagt ist. Es kann sich in dieser Hinsicht getrost den praktischen Schweizern, gleichfalls Bürgern eines auf fremden Füßen stehenden Kleinstaats, an die Seite stellen. Der Badeort Scheveningen besteht lediglich aus großen Actienhotels und kleineren Villen, die gegen schweres Geld an ganze Familien vermiethet werden. Eine eingerichtete Familienwohnung kostet 1000—1800 Gulden pro Saison. Zwischen 12 und 1 Uhr nimmt man ein warmes Frühstück, lunch, um 5½ Uhr beginnt die Gasttafel. Vor dem Schlafengehen pflegt der Holländer noch einen Pfannenkuchen mit Hering zu verzehren. Am Strande herrscht während des ganzen Tages ein fröhliches, buntes Treiben. Für 10 Cents miethet man sich einen Windstuhl, ein Korbgeflecht von Mannshöhe, das seinen Insassen auf drei Seiten vollständig umgiebt, liest oder „stumpft" in demselben, je nach Anlage und Laune, und schaut den Spielen der Kinder zu, die kühne Festungswerke mit zur Fluthzeit gefüllten Wassergräben errichten. Uns fiel es auf, daß holländische Mütter andere Meinungen von dem, was der Gesundheit ihrer Kinder zuträglich ist, hegen, als unsere deutschen. Während es uns als Kindern streng untersagt war, mit nackten Füßen längere Zeit im Wasser herumzupatschen, werden die kleinen Holländer systematisch dazu angehalten. Erscheint eine kinderreiche Familie am Strande, so werden Röcke und Höschen hoch aufgebunden und stundenlang waten die Kleinen seelenvergnügt bis weit über die Knie im Wasser. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Windstuhlinhaber erfreut sich des mosaischen Glaubens, der in den Niederlanden 81000 Bekenner zählt. Diese, zum Theil portugiesischen Ursprungs, sind angesehene reiche Leute; in Amsterdam bewohnen sie freilich ein schmutziges, stinkendes Ghetto; aber die Diamantschleifereien sind in ihren Händen und verschaffen ihnen die Mittel, am Scheveninger Strande etwas frische Luft zu kneipen. Auch giebt es in Scheveningen ein comfortables, koscheres Restaurant. Im Kurhause dagegen sieht man nur wenig Juden. Die Holländer thun sich auf ihre Toleranz viel zu Gute und behaupten, der Antisemitismus sei ihnen völlig fremd. Eine antisemitische Agitation scheint es allerdings nicht zu geben; sie dürfte aber auch keinen Zweck haben in einem Lande, dessen reichste Juden thatsächlich im Ghetto wohnen und wo es weiter kein Aufsehen erregt, wenn einzelne Inhaber vornehmer Restaurants und Hotels die Juden stillschweigend oder, wie wir uns erzählen ließen, durch besondere Placate von dem Besuche derselben ausschließen. Welche Sprache die holländischen Juden reden, habe ich nicht recht ermitteln können; doch freute ich mich, das heimathliche meschugge an mein Ohr schlagen zu hören. Die jüdische Sprechweise ist aber für unsereinen von der holländischen darum so schwer zu unterscheiden, weil wir gewohnt sind, das gegurgelte ch und das harte l für ein Charakteristicum der ersteren zu halten, während im Vlämisch-Holländischen diese Consonanten ebenso gesprochen werden. Die Schwierigkeit dieser Aussprache hat im Jahre 1302, als die Flanderer sich gegen die Herrschaft Philipp's des Schönen, der ihren Grafen Guido von Dampierre gefangen hielt, empörten, 3000 Franzosen das Leben gekostet. Als der Aufstand in Brügge ausbrach, wurden Alle, die das Losungswort schild (gesprochen schehild) en vriend nicht richtig aussprechen konnten, was der welschen Zunge unmöglich war, niedergestoßen. Zum Behufe des Badens ist der Scheveninger Strand in drei Rayons eingetheilt: Der mittlere wird gewöhnlich von Familien benutzt, die in mächtigen, mit mehreren Cabinen versehenen Badewagen ins Meer gezogen werden und dann zur Unterhaltung des lustwandelnden Publicums einen Ringeltanz im Meer aufführen oder ihre Schwimmkünste zeigen. Robuste Badefrauen und Männer, erstere in dicke blaue Kleider gehüllt, letztere in ebenso dicken Tuchhosen, stehen bis an den Gürtel im Wasser, hier mahnend und warnend, dort anfeuernd und Muth zusprechend, Vätern, Müttern, Tanten und Kindern den commentmäßigen Gebrauch des Seebades zu lehren. Auch die „Herrenbaden" werden beaufsichtigt. Ein alter, dem Anscheine nach emeritirter Fischer steht mit einem Kuhhorn im Wasser und bläst Denen, welche sich zu sehr nach rechts und links entfernen und damit dem suchenden Auge des Hüters sich entziehen, ein warnendes oder strafendes Signal zu. Die ganze Herde muß der besseren Uebersicht wegen auf einen kleinen Raum zusammengedrängt bleiben. Ein anderer Greis verwaltet das Departement der Badehosen, die ihm zur Aufbewahrung übergeben und mit einer besonderen Nummer gezeichnet werden. Dieser erfreut sich unserer und eines anderen hier weilenden Thüringers besonderer Sympathie. Sobald wir ihm unsere Bademarke eingehändigt hatten, nannten wir ihm die Nummern unserer Unflüsterbaren, und jedesmal entwickelte sich ein Dialog nach folgendem Schema: „Twee en twintig!" — „Vijfjen twintig?" — „Neen, twee en twintig." (Zu dem Badejungen der das Verlangte holen sollte): „Zeven en twintig!" Der davonstürmende Badejunge mußte dann durch Zeichen bedeutet werden, zurückzukehren, das Gespräch fing wieder von vorn an und nach einiger Zeit war die Sache soweit klargestellt, das Nr. 22 und keine andere das gewünschte Paar war. Den Hauptvorzug Scheveningens bildet unstreitig seine Nähe vom Haag. Zeichnet sich Holland überhaupt durch schöne Parkanlagen aus, so übertrifft der Haag durch die beiden „bosches" alle anderen Städte des Landes. Der eine „Bosch" verbindet das Dorf mit der Stadt; drei bis vier Kilometer weit fährt man mit der Bahn durch eine prächtige Allee von Eichen und Linden, die so dicht stehen, daß ihre Blätter die Insassen des Imperial auf dem Tramway streifen. Der andere Haag'sche Bosch kann seinesgleichen auf Erden suchen. Man könnte ihn allenfalls seiner Anlage nach mit dem Berliner Thiergarten vergleichen; doch ist er unvergleichlich viel schöner. Er ist ein Buchen- und Eichenwald, dessen Stämme auf die Wandlungen vieler Jahrhunderte zurückblicken können. Das Volk erzählt sich, jener alte Bataver Claudius Civilis, der in den sechziger Jahren des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sein Volk zum Kampf gegen das Imperium führte, habe unter eben diesen majestätischen Baumriesen die ersten geheimen Versammlungen, in welchen der Aufstand vorbereitet wurde, abgehalten. Für die äußere Ausstattung ihrer Häuser haben die Holländer niemals etwas Erhebliches gethan, um so gemüthlicher ist die innere Einrichtung. Jeden Besucher Hollands muß der Mangel an monumentalen Bauten überraschen, uns um so mehr, als wir daheim gewöhnlich Flandern, Brabant und Holland in einen Topf werfen und ähnlich großartige Profanbauten und Kirchen, wie sie Brügge, Gent, Brüssel, Lüttich, Antwerpen aufweisen, auch in Holland zu finden meinen. Wir haben in Holland auch nicht eine Kirche gesehen, welche auch nur annähernd einen solchen Eindruck hätte hervorbringen können, wie die alten rheinischen, ober- oder niederdeutschen Dome. Dazu kommt noch die grauenhafte Verunstaltung der Kirchen durch die ehemaligen Bilderstürmereien und den Calvinismus. Wo die Raumverhältnisse noch einigermaßen schön sind, wird der Eindruck derselben durch die amphitheatralisch aufgebauten Sitzreihen im Mittelschiff wieder zerstört. Der Eingang zur Hauptkirche in Rotterdam gleicht einer Wagenremise; die Pfeiler und Wände sind weiß getüncht; der Altar steht vor der Kanzel, der ehemalige Altarraum, für den der Calvinistische Gottesdienst keine Verwendung zu finden scheint, ist durch ein Gitter abgesperrt und dient offenbar als Ablegekammer Der Fußboden ist mit Grabplatten belegt. Einige Löcher im Stein deuten auf ehemalige Figuren hin, welche dieselben schmückten, und sind jetzt mit Cigarrenstummeln gefüllt, obgleich an mehreren Pfeilern folgendes Placat zu lesen ist: „Het is verboden in de kerk cigaren aan te steken of (oder) te roken." Vervollständigt wird dieses Bild noch durch die Mittheilung, daß der Holländer den Hut auf dem Kopf zu behalten pflegt. — Der allenthalben gleiche Charakter von Land und Bewohnern bewirkt auch, daß die Städte einander zum Verwechseln ähnlich aussehen. Canäle, Grachten genannt, durchschneiden die eine wie die andere. Zu beiden Seiten der Grachten, hier wie dort, läuft die mit kleinen Ziegeln, erst neuerdings auch mit Feldsteinen gepflasterte

Straße, die häufig durch eine oder zwei Baumreihen geschmückt wird. Die Häuser sind klein, meist Ziegelrohbauten mit weiß oder gelb getünchten Fenster- oder Thürrahmen. Da ein großer Theil des Waarenverkehrs durch die Boote auf den Grachten besorgt wird, so giebt es nur wenig Lastwagen auf den Straßen und darum auch nur wenig Lärm. Stattlichere Häuser sieht man nur im Haag und in den erst ein bis drei Jahrzehnte alten Stadttheilen von Amsterdam, aber auch diese können die Verwandtschaft mit ihren kleineren unscheinbaren Genossen nie ganz verleugnen, so daß die holländischen Städte auch noch heute ein vollständig einheitliches Bild geben. Man erkennt sofort den conservativen Sinn der Bewohner. Ueberraschend aber wirkt nun die Wahrnehmung, sobald man ein Museum betritt, daß die holländischen Städte- und Landschaftsbilder und die unzähligen Darstellungen altholländischen Lebens auch den heutigen Charakter des ganzen Landes vortrefflich zum Ausdruck bringen. Das ist es, was neben der Virtuosität der Farbengebung die holländische Malerei so anziehend macht, und gerade deswegen glauben wir, daß man in Holland gewesen sein muß, um diese zum Theil unendlich prosaischen Bilder lieb zu gewinnen. Und, wie gesagt, die Beschäftigung mit diesen Bildern schärft das Auge wieder für die eigenthümlichen Reize der flachen Landschaft, der stillen, einförmigen Städte, des mit den charakteristischen Segeln der Fischerboote belebten Meeres, selbst der von wiederkäuenden Rindern bedeckten Wiesen. Wir konnten früher die Viehbilder nicht leiden; seitdem wir aber P. Potter's Stier im Mauritshuis im Haag gesehen, haben wir doch auch einige Achtung vor der Darstellung dieser Creatur bekommen. Als vollständiger Laie in Kunstsachen wollen wir indessen Niemand mit der Beschreibung von Malereien, die er nicht gesehen, zur Last fallen. Amsterdam ist eine Stadt, die sich in Bezug auf die Zahl der Einwohner mit Hamburg vergleichen ließe. Auch die räumliche Ausdehnung der Stadt ist beträchtlich; aber sie macht keinen großstädtischen Eindruck. Der gewaltige Hafen ist von keiner Stelle aus recht zu übersehen, das Leben auf den Straßen verhältnißmäßig geräuschlos, der Glanz der Schaufenster und Läden muß vor dem in Halle und Leipzig erblassen. Die eleganteste Straße mit den renommirtesten Restaurants und Läden ist die Kalverstraat, nicht mehr als 15 Schritt breit. Sie ist asphaltirt und nur für Fußgänger bestimmt. Diese drängen sich des Abends allerdings in großer Menge durch dieselbe —, die Thatsache aber, daß die fashionabelste Straße einer europäischen Hauptstadt für den Wagenverkehr gesperrt ist, ist doch wohl ein Unicum. Denn obwohl Amsterdam mit seinen neunzig Inseln und dreihundert Brücken oft mit Venedig verglichen worden ist, so giebt es doch nur sehr wenig Canäle, die nicht zu beiden Seiten breite fahrbare Straßen haben. Die Kalverstraat bleibt daher trotz Venedig ein Unicum. — Die großstädtischste Einrichtung Amsterdams ist das Café Kranopolsky, von dem die Holländer behaupten, daß es an Größe in Europa von keinem, jenseits des Oceans jedenfalls von nur sehr wenigen Etablissements ähnlicher Natur übertroffen werde. — Selbstverständlich besuchten wir von Amsterdam aus auch Zaandam und die Hütte Peter's des Großen. Die Fahrt mit dem Dampfboot, meist auf dem großen Nordseecanal, dauert dreiviertel Stunden. Man genießt vom Deck aus eine weite Rundsicht; denn man befindet sich mehrere Fuß über dem Niveau der rechts und links in unabsehbarer Ferne sich ausdehnenden Polder. Zaandam selbst scheint uns, aus der Ferne gesehen, von Wald umgeben zu sein; kommt man aber näher, so löst sich das wirre Durcheinander vermeintlicher Stämme in eine geradezu komisch wirkende Menge von Windmühlen auf, die zu den verschiedensten Zwecken, als Oel-, Säge-, Graupen-, Farbe-, Papier-, Cement- und Kornmühlen benutzt werden. Man zählt deren jetzt gegen 400; vor hundert Jahren sollen es noch 2300 gewesen sein. Die Bewegung der 1600 Flügel macht den Beschauer vollständig schwindlig. Doch geben die Mühlen der Stadt ein ungemein lustiges und freundliches Aussehen. Das Häuschen, in welchem Peter der Große im Jahre 1696 acht Tage gewohnt hat, sieht über Erwarten bescheiden aus: zwei kleine Kammern mit einigen ganz bequemen Stühlen, zwei Tischen und einem primitiven Bettschrank bildeten die Behausung und das Mobiliar des kaiserlichen Schiffszimmermannes. Marmortafeln erinnern an die Besuche Alexander's I. und Alexander's II. Daß Narrenhände auch hier Tisch und Wände durch Verewigung ihrer Namen verunstaltet haben, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Eine große Ueberschwemmung drohte vor einigen Jahren das Häuschen aufzulösen und fortzuschwemmen; sie spülte den Untergrund desselben so aus, daß dasselbe heute vollständig schief steht und man sich unwillkürlich etwas bedenkt, bevor man sich zum Eintritt entschließt. Der verstorbene Schwager der Königinmutter, Prinz Heinrich, ließ als Besitzer der Peterhütte ein verschließbares Häuschen gleichsam wie eine Schutzhülse über dieselbe stülpen, so daß sie als Inventar eines anderen Hauses noch unscheinbarer aussieht, als es sonst der Fall sein würde. Nach dem Tode des Prinzen Heinrich ging die Peterhütte durch testamentarische Verfügung desselben in den Besitz des Kaisers von Rußland über. Zaandam ist ein ganz besonders freundliches, sauberes Städtchen. Das Waschen und Putzen der Häuser und Straßen, worin es die Holländer allen Nationen zuvor thun, wird in Zaandam mit ganz besonderem Eifer betrieben. Sauberkeit ist aber nicht nur eine Tugend, sie kann auch ein Gegenstand des Luxus sein. Zaandam darf sich diesen gestatten, denn es soll unter seinen 14000 Einwohnern eine beträchtliche Anzahl von stillen Millionären aufweisen. Berührt die Scheuerwuth der Zaandamerinnen noch einigermaßen sympathisch, so ist sie in einem nur wenige Stunden davon entfernten Dorfe Broek zu einem wahren Paroxysmus gesteigert. Broek ist der Mittelpunkt der holländischen Käsefabrikation. Es gab eine Zeit, in der man sagte, wer Broek nicht gesehen habe, kenne Holland nicht. Die Zeit seines Glanzes ist aber offenbar vorüber. Auch die Broeker sind aus ihrer verbohrten Zurückhaltung herausgetreten und haben den Forderungen der neueren Zeit einige Concessionen machen müssen. Wenn wir diesem jetzt von Fremden nur wenig besuchten Dorfe zum Schluß einige Worte widmen, so geschieht es, weil das, was Broek ehemals zur Sehenswürdigkeit machte, gleichsam die Quintessenz holländischer Eigenthümlichkeiten darstellt, allerdings so übertrieben, daß es nur eine Caricatur holländischen Volkslebens genannt werden kann. Die Broeker waren Bauern und Käsemacher, die sich mit der Zeit ganz fabelhafte Reichthümer aufgespeichert hatten. Es gab Leute unter ihnen, welche über 120000 Gulden jährlich zu verzehren hatten; aber auch der Reichste verbrauchte kaum mehr als tausend. Ihre Leidenschaft war eine behagliche innere Einrichtung und eine ganz verrückte Sauberkeit. Letzterer zu Liebe verzichteten sie auf einen großen Theil der Annehmlichkeiten, welche der Reichthum ihnen bieten konnte. Hunde, Katzen und sonstiges kleine Hausvieh wurde nicht gehalten, weil der Glanz der Straßen und Dielen durch sie leiden konnte. In den Straßen durfte nicht gefahren werden und Fremden wurde grundsätzlich der Eintritt in die merkwürdigen Häuser nicht gestattet, weil sie vermuthlich nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln beobachten würden, um den kaum vorhandenen Straßenstaub nicht in die Wohnungen eindringen zu lassen, und weil man ihnen überhaupt nicht einen genügend ausgebildeten Reinlichkeitssinn zutraute. Sie heiratheten natürlich nur untereinander. Mit der Zeit kam dann Hochmuth und Geldstolz in sie gefahren, der sie im ganzen Lande ebenso berüchtigt, wie für den Fremden interessant machte. Obgleich aber viele, oft recht vornehme Leute die Reise nach Broek gemacht, so werden doch nur wenige ihren Zweck erreicht haben. Jedenfalls erschienen die beiden Kaiser Joseph II. und Alexander I. den Broekern auch nicht sauber und vertrauenswürdig genug. Ersterer mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen; letzterer drang zwar in ein Haus ein, aber unter lebhaftestem Protest der in ihrem Hausrecht gekränkten Wirthe. Ebenso belustigend ist folgende Geschichte. Ein junger Pfarrer konnte sich mit der Broeker Gemeinde durchaus nicht einleben. Ueberall wurde er kühl empfangen und mit mißtrauisch prüfenden Blicken betrachtet. Den Grund der Unzufriedenheit erfuhr er, als er sich einige Zeit darauf bei einem Gemeindegliede über den Mangel an Entgegenkommen beklagte. Es hätte nicht beim Betreten der Kirche, wie sein Vorgänger es gethan, die Fußbekleidung gewechselt und das Reinlichkeitsgefühl der Andächtigen dadurch gröblich verletzt, daß er von der Sakristei bis auf die Kanzel in denselben Stiefeln ging, die er auf der Straße getragen. Als er diesen Mißstand abstellte, wurde sein Verhältniß zur Gemeinde ein vortreffliches. Die Broeker Herrlichkeit ging aber durch die Treulosigkeit einer Hausbesitzerin zu Ende, die nicht nur ihre Schätze den Fremden für Geld zu zeigen begann, sondern ihnen auch unechte Antiquitäten, die sie für ein Billiges in Amsterdam erstanden, verkaufte. Damit war das Eis gebrochen, Broek sank von seiner Höhe herab und selbst Baedeker würdigt seinen Namen nur einer gelegentlichen Erwähnung. Sic transit gloria mundi.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 156. Donnerstag, den 31. December. 1896.

Zur Erinnerung an die Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems vor 25 Jahren.

Mit Ende dieses Jahres erfüllen sich die ersten 25 Jahre der Herrschaft des Meters unter uns Deutschen; denn am 1. Januar 1872 that das junge Reich jenen für seinen Handel und auch für seine weitere innere Einigung wichtigen und bedeutsamen Schritt, das französische Maß- und Gewichtssystem bei sich einzuführen. Damit vollzog sich ein mächtiger Umschwung in der deutschen Geschäftswelt, der nicht nur tief in den großen Weltverkehr eingriff, sondern auch im kleinen Geschäft, ja im kleinsten Hauswesen seine Spuren hinterließ und überall Aenderungen und Neueinrichtungen hervorrief. Freilich unser junges Geschlecht, das von anderen als den gegenwärtigen Verhältnissen nichts weiß, kümmert sich wenig darum, ob es einmal anders und nicht so einfach, natürlich und schön um das Messen und Wägen bestellt gewesen ist als jetzt und weiß daher auch die großen Vortheile, welche uns mit dem neuen Maße und Gewichte geschenkt worden sind, nicht zu schätzen; allein wir Aelteren und Alten, die wir noch unter dem Regimente der „Ruthe" und der „Elle" aufgewachsen und groß geworden sind, wir freuen uns billig der erlangten schönen Einheit und lichten, klaren Einfachheit in unsern Maßen und Gewichten und schauen wohl auch gern noch einmal zurück auf die ganze alte babylonische Maß- und Gewichtsverwirrung, auf dieses bunte Durcheinander von Fußen, Ellen Scheffeln, Kannen und Pfunden, wie es uns die alten Tafeln und Uebersichten in nie endenwollender Aufeinanderfolge noch vorführen, und fragen uns erstaunt: wie das nur auf einmal so gar anders geworden ist. Lassen wir es uns kurz erzählen!

Das sogenannte „neue" Maß war allerdings schon damals (1872) kein Jüngling mehr; denn es hatte als echtes aber artiges Kind der großen französischen Revolution von 1789 bereits seine 70 Jahre auf dem Rücken. Was Rousseau geschrieben: „Wir nähern uns einem Zustande der Krisis und dem Zeitalter der Revolution; es ist unmöglich, daß die großen Monarchien von Europa noch lange dauern können" und was Voltaire vorausgesagt: „Alles, was ich sehe, streut den Samen einer Revolution aus, welche unfehlbar eintreten wird, deren Zeuge zu sein ich aber nicht mehr das Vergnügen haben werde; es wird ein schöner Sturm werden", das erfüllte sich mit erschreckender Schnelligkeit. Aus dem seit lange in Frankreich aufgehäuften Zündstoff brach die Flamme der Empörung endlich plötzlich hervor und ein Sturm erhob sich, welcher sie zu einem Alles zerstörenden Weltbrande anzufachen schien. Alle Tiefen teuflischer Gewalten thaten sich auf und alle Quellen wilder Leidenschaften öffneten sich und erfüllten die bange Welt mit Schaudern. Ein gewaltiger Umsturz begann sich in allen Dingen zu vollziehen; Ehrfurcht und Scheu vor Altem und durch Jahrhunderte langen Gebrauch Geheiligtem war geschwunden. Eine nie vorher gesehene Wuth bemächtigte sich des ganzen Volkes, alles Bestehende umzustürzen, mit allem Althergebrachten und von den Vätern Ueberkommenen zu brechen, mit allen Ordnungen und Einrichtungen in Staat und Kirche, Gemeinde und Familie aufzuräumen, alle Formen in Trümmer zu schlagen und auf den Ruinen der begrabenen Culturwelt eine neue heraufzuführen, frei von den Mißbräuchen und Fehlern der alten. So fuhr man denn, bei diesem Aufräumen von Einem zum Andern gehend, auch auf die bisherigen Maß- und Gewichtsordnungen und beschloß, sie durch eine neue, bessere zu ersetzen. Indessen wir wären ungerecht, wollten wir das nur auf Rechnung der Neuerungssucht des französischen Volkes setzen. Es waren vielmehr auch die allgemein in der Geschäftswelt empfundenen, den ganzen Verkehr so außerordentlich erschwerenden und störenden Uebelstände, welche mit zur Verwerfung des alten Maßes und Gewichtes führten und den Wunsch nach einem neuen, einfachen, einheitlichen und allgemein giltigen immer lauter werden ließen. Denn wie in jedem andern Staate, wie beispielsweise auch bei uns in Deutschland bis zur Einigung im Metermaße, so bestand auch in Frankreich ein solch buntes Gemisch von Maßen und Gewichten, daß nicht nur fast jede Provinz, sondern oft sogar größere Städte ihr eigenes Maß und Gewicht besaßen, durch welches sie sich von den Leuten jenseits ihres Weichbildes oder ihrer Grenzpfähle unterschieden. Und diese nach außen abschließende Schranke erhielt man sorgsam aufrecht. War es doch ein Zeichen einer gewissen Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit, das man nicht so leicht zu Gunsten einer etwa geplanten Vereinigung zu einem einheitlichen Maße opfern durfte! — Vor mir liegen Tafeln, die, weil sie nur als Anhänge zu einer alten Arithmetik gegeben sind, gewiß noch keine für den damaligen Handelsstand nothwendige Vollständigkeit bieten; allein, welche schier unerschöpfliche Fülle und Mannigfaltigkeit zeigen schon diese kleinen Uebersichten in den damals bestehenden Maßen und Gewichten! Die erste Tafel über verschiedene Ellenmaße giebt 284 Ellen an, deren Länge (immer in französischen Linien gemessen) aber nicht etwa nur um Kleinigkeiten, sondern vielfach um so viel von einander abweichen, daß man in der That nicht mehr recht weiß, was man denn eigentlich als die Länge einer rechtschaffenen Elle ansehen soll. Denn wenn beispielsweise in Altdorf die Elle 104,7 französische Linien, in Halle nach Werkfußen 127,95, nach Feldfußen 191,995 fr. L., in Darmstadt 242,75 fr. L., in Gent die Leinwandelle 321,4 fr. L., in Graz 380,8 fr. L. und in Morges 497 fr. L. mißt, so hört doch wahrhaftig jede Annäherung und Beziehung dieser Ellenmaße unter einander auf. Eine zweite Tafel behandelt die verschiedenen Fußmaße; eine dritte verbreitet sich über die verschiedenen Ruthenmaße; dann folgen Tafeln über Berglachtermaße, über Meilen- oder Wegmaße (stets auf den Aequatorgrad als Einheit bezogen), über Flächen- und Feldmaße (in rheinländischen Ruthen gemessen), über Körpermaße „zu Getreide, Salz und anderen trockenen Waaren" (diese allein in einer Ausdehnung von 7 Seiten mit 14 engbedruckten Spalten), weiter über Scheffelmaße [1]), Körpermaße „zu Wein, Oel und anderen flüssigen Waaren und Dingen", über verschiedene Pfundgewichte [2]), über Gold- und Silbergewichte und endlich über Juwelen- und Perlengewichte.

Nach einer Raumer'schen Bemerkung soll sich Italien allein 215 verschiedener Fußmaße erfreut haben. Bedenkt man nun, daß zu dieser sinnverwirrenden Vielheit noch von Zeit zu Zeit Erlasse und Verordnungen [3]) über Abänderungen im Werthe oder in der Eintheilung der herrschenden Maße und Gewichte traten, dann kann man sich wohl in etwas vorstellen, welche Erschwerniß dem Handel und Verkehr aus dem steten umständlichen und zeit-

[1]) Von Pommern allein finden sich 65 verschiedene Getreidescheffel, alle in Berliner Metzen gemessen, verzeichnet

[2]) Die Pfunde, in holländ. As gemessen, liegen zwischen 6233 As (Ravenna) und 12 010 As (Lindau); einzelne Städte gönnten sich sogar den Luxus von mehreren verschiedenen Pfundgewichten, wie Hof in Bayern mit einem großen Pfund zu 13 260, einem kleinen zu 11 934 und einem Krämergewicht zu 10 608 As erscheint. Im kleinen Sachsen-Altenburg gab es einen Eimer zu 60 Maß, einen zu 72 und einen zu 80 Maß, in Bayern einen Biereimer zu 64, aber einen Schänkeimer zu 60 Maß.

[3]) Bessel giebt an, daß, obwohl in England schon die Magna Charta gleiche Maße verlangte und dann Königin Elisabeth ein Normalyard festsetzte, dennoch bis 1834 darüber 200 Gesetze erschienen seien.

raubenden Umrechnen nicht allein der Maße und Gewichte, sondern auch der Preise und Werthbestimmungen erwuchs, welche Hindernisse diese nach allen Seiten hin aufgerichteten Zäune den Handelsverbindungen der Völker unter einander entgegensetzten, und schließlich auch, welche Versuche zu Unredlichkeit, Uebervortheilung und Betrug der Kauf und Verkauf innerhalb eines solchen tollen Wirrwarrs von Maßen und Gewichten großzog, wenn wir noch die mindestens ebenso große Verwirrung in den Münzen der damaligen Zeit mit hinzurechnen! Da mußte allerdings einmal ein gewaltiges Unwetter hereinbrechen, welches all den alten Wust mit einem Male hinwegschwemmte. Schon im Jahre 1790 brachte der als kluger Rathgeber des ersten Napoleon und als schlauer Diplomat bekannte Talleyrand (damals noch als Geistlicher) bei der sogenannten constituirenden Versammlung in Paris unter anderen Anträgen, wie den für Verkauf der geistlichen Güter, feste Besoldung der Geistlichkeit und Abschaffung der Zehnten, auch einen Antrag auf Einführung eines neuen, einfachen, allgemein giltigen Maßsystems ein, welches zugleich für alle gebildeten Völker der Erde passen sollte. Es entstand nun zunächst die Frage, auf welcher Einheit die neue Ordnung errichtet werden sollte. Nach längeren Verhandlungen beschloß die constituirende Versammlnng, darüber die Meinung der berühmtesten gelehrten Gesellschaft, der Akademie der Wissenschaften einzuholen und ihre Vorschläge über eine durch alle Zeiten sich gleichbleibende Maß- und Gewichtseinheit, über ein unveränderliches Ur- und Grundmaß zu hören. Zur Lösung der Aufgabe setzte die Akademie eine Commission von fünf der bedeutendsten Mathematiker ein: Borda, Condorcet, Lagrange, Laplace und Monge, welche an die neu aufzustellende Maßeinheit zunächst die Forderung eines „Naturmaßes“ d. h. eines unmittelbar von einem Naturgegenstande oder von der Erde selbst abgenommenen und daher sich immer gleichbleibenden, auch nie verloren gehenden Maßes stellten. Nun waren ja wohl die alten Maße auch von der „Natur“ abgenommen (wie das Fußmaß vom menschlichen Fuß, der Zoll von der Daumenbreite, die Elle von der Armlänge, die Spanne von der Entfernung der Daumen- und Mittelfingerspitzen bei ausgespreizter Hand und die Klafter von der Entfernung der Mittelfingerspitzen bei kreuzweise ausgespannten Armen), allein sie kamen an den verschiedenen Menschen in so verschiedener Größe vor, daß erst durch Vereinbarung und Uebereinkunft (Convention) eine von den Längen zum Maße erhoben werden mußte. Gegenüber all' diesen alten „conventionellen“ und willkürlichen Maßen sollte nun das neue den Vorzug eines wirklichen Naturmaßes, eines in der Natur nur in einer einzigen, alle Zeit unveränderlichen Länge vorkommenden Maßes behaupten können. Aber wo in der Welt war eine solche constante Größe zu finden? Mit verschiedenen Dingen hatte man es schon versucht, aber keins wollte genügen; nicht die Weite der Bienenzelle oder die Entfernung der Pupillenmittelpunkte beider Augen des Menschen oder der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe und auch nicht die Länge des Secundenpendels[4]), obwohl diese letztere entschieden den meisten Anspruch erheben konnte, als Naturmaß zu gelten.[5]) Zwar stellte sich gelegentlich einer Reise, welche der französische Gelehrte Richer 1672 von Paris nach Cayenne machte, an einer zu wissenschaftlichen Untersuchungen mitgenommenen Pendeluhr heraus, daß ein Pendel nicht überall auf der Erde gleiche Schwingungen mache, sondern nach dem Aequator hin langsamer, nach den Polen hin schneller schwinge, allein diese Erfahrung konnte doch dem Secundenpendel keinen Eintrag thun, wenn man sich nur über ein bestimmtes Secundenpendel unter einer bestimmten Breite, wie unter 45° Breite, einigte. In der That wurde das Letztere von dem einen Führer der äquatorialen Gradmessung der Jahre 1735—40, von Bouguer und auch jetzt (1791) wieder von einigen Mitgliedern der Commission empfohlen. Allein nach langen und reiflichen Erwägungen sah man auch vom Secundenpendel ab und entschloß sich nun, die neue Maßeinheit unmittelbar von der Mutter Erde selbst, als einer einzigen, unveränderlichen Größe abzunehmen. Einen ähnlichen Gedanken hatte schon hundert Jahre vorher ein französischer Astronom, Gabriel Mouton in Lyon (1670), gehabt, indem er den sechshunderttausendsten Theil eines Meridiangrades unter dem Namen der virgula geometrica als Maßeinheit vorschlug. Damit das Maß jederzeit wieder gefunden werden könne, gab er an, daß ein Pendel von dieser Länge in der halben Stunde 3959½ Schwingungen mache. Auch jetzt wählte man einen Theil des Meridians und übergab der Nationalversammlung 1791 ein Gutachten, nach welchem der vierzigmillionste Theil des ganzen oder der zehnmillionste des Viertelmeridians als Einheit des neuen Maßes genommen werden sollte. Von dieser Einheit seien nicht nur alle Längen-, Flächen-, Körper- und Hohlmaße, sondern auch die Gewichte streng wissenschaftlich abzuleiten. Hiernach galt es zuvörderst, zur genauen Feststellung der ganzen Länge eines Meridians ein Bogenstück desselben zu messen. Solche Messungen waren schon oft versucht worden; die erste uns bekannte im Jahre 220 v. Chr. Geb. Ein Alexandriner, Eratosthenes von Kyrene (275—194), maß den Bogen von Alexandrien bis Syene. Ihr folgten im Mittelalter und in der neueren Zeit eine ganze Reihe Anderer und es ist sehr interessant zu verfolgen, wie durch die zunehmende Verbesserung der Messungsmethoden sowie der Meßwerkzeuge die Ergebnisse immer genauer werden und die wahre Größe und Gestalt der Erde immer deutlicher hervortritt, bis die letzte große Gradmessung, welche zu gleicher Zeit (1735—1744) an zwei verschiedenen Orten (auf der Hochebene von Quito, 5° vom Aequator, und an der Mündung der Torneaelf, unter dem nördlichen Polarkreise) ausgeführt wurde, unsere Erde endgiltig als eine an den Polen abgeplattete und am Aequator wulstartig erhöhte Kugel erscheinen läßt. Allein, alle diese Arbeiten blieben hinter der neuen französischen Gradmessung zurück. Eine solche Ausdehnung hatte noch keine genommen und solche Großartigkeit der Ausführung noch keine gezeigt. Unter Leitung von Méchain und Delambre im Jahre 1792 begonnen, erstreckte sie sich nach und nach nicht nur über ganz Frankreich von seiner Nord- bis zu seiner Südspitze (Dünkirchen bis Perpignan), sondern sogar noch über ein Stück Spanien (bis Montjouis *bei Barcelona*), also über einen 9½° großen Meridianbogen und wurde später mit Hilfe der Spanier noch etwa um 3° weiter südlich bis zur Breite von Formentera, nördlich aber durch die Engländer bis zur schottländischen Insel Unst (ziemlich 61° n. Br.) fortgesetzt. Mit welcher Genauigkeit man verfuhr, geht z. B. daraus hervor, daß man, nur um die Breite von Dünkirchen zu bestimmen, 800 Beobachtungen anstellte, und mit welchen Erfolgen man arbeitete, zeigt unter Anderem die Uebereinstimmung der wirklichen Ausmessung der beiden Standlinien (die eine in der Nähe von Paris, die andere an der spanischen Grenze bei Perpignan) mit den trigonometrisch ausgeführten Berechnungen derselben bis auf wenige Zoll. Freilich schnell konnten die Arbeiten wegen der vielen Störungen und Hindernisse, welche ihnen durch die Schreckens- und Kriegsherrschaft in Frankreich und später auch in Spanien bereitet wurden, nicht vorwärtsschreiten. Begann man doch zu einer Zeit, als das französische Volk, vom Revolutionsfieber bis ins innerste Mark ergriffen, am schrecklichsten tobte. Da mußten die ruhigen Männer der Wissenschaft häufig nicht nur alle möglichen Störungen und Belästigungen in ihren Arbeiten, sondern auch sogar persönliche Mißhandlungen erfahren. Besonders hegte der unwissende Pöbel, wenn die Herren mit ihren Fernröhren bald von diesem Kirchthurm bald von jener Bergspitze nach den nächsten trigonometrisch zu fassenden Punkten visirten, den beständigen Argwohn, das möchten Spione oder Gedungene der an den Grenzen stehenden deutschen Heere sein.[6]) Das Ende der sich bis ins neue Jahrhundert hineinziehenden Arbeiten konnten freilich die ungestüm vorwärts treibenden Revolutionäre nicht abwarten. Nach einem von der Commission der 5 Gelehrten über den bisherigen Verlauf und Erfolg der Messungsarbeiten erstatteten ausführlichen Bericht von 1794 bestimmten sie bereits durch Decret vom 8. Germinal des J. III, d. i. den 7. April 1795, vorläufig die Länge der neuen Maßeinheit unter dem ebenso kurzen wie anspruchsvollen Namen le mètre (metrum, metron, der Messer, das Maß schlechthin, also das Maß kat exochen, das Maß der Maße, das beste, das zukünftige Weltmaß) zu 443,443 par. Linien oder 3 Fuß kein Zoll und 11,443 par. Linien, welche Länge sich ein paar Jahre später durch die

4) Das heißt eines Pendels, welches in der Secunde eine Schwingung macht. Seine Länge kommt der des Meters ganz nahe und bewegt sich zwischen 99,0254 cm am Aequator und 99,60974 cm am Pole; unter 45° Breite mißt es 99,35615 cm.

5) Ein Drittel des Secundenpendels schlug schon der bekannte Erfinder der Pendeluhren, der berühmte niederländische Mathematiker, Physiker und Astronom Christian Huyghens (1629—1695) als einen allgemeinen Fuß (pes horarius) vor, welchen man an jedem Orte und zu jeder Zeit wieder auffinden könne.

6) Die Messungen sind beschrieben in Base du système métrique decimal von Delambre, Paris 1806—10, 3 Bände, und in Récueil d'observations géodésiques von Arago und Biot.

genaueren Messungsergebnisse auf 443,296 par. Linien[7]) abänderte. Zur Beseitigung aller späteren Zweifel und Maßstreitigkeiten hatte der Gelehrte Lenoir in Paris ein Original- und Normalmeter aus Platin anzufertigen, welches beim Gefrier-Punkte des Thermometers die „wahre" Länge von 443,296‴ zeigte. Damit man auch jederzeit die wahre Länge des Meters ohne neue Gradmessungen wiederfinden könnte, wurde überdies das Verhältniß desselben zur Länge des Secundenpendels nach Borda's auf der Sternwarte zu Paris angestellten Versuchen aufs genaueste bestimmt. Das Secundenpendel sollte 0,993827 vom Meter, das Meter 1,0062123 Pendellänge betragen. — Einem weiteren Vorschlage der Commission freudig folgend, gab man bei Ausarbeitung des Systems die bisher herrschende Zwölftheilung (Duodecimalsystem)[8]) auf und führte die Zehntheilung (Decimalsystem)[9]) so durch, daß die höheren Maße durch fortgesetztes Multipliciren, die niederen durch wiederholtes Dividiren mit 10 aus der Einheit herauswuchsen. Als Einheit galt für die Längen das Meter selbst, für die Flächen das Quadrat von 10 m Seitenlänge, also 100 qm unter dem Namen are (arare pflügen, Feldmaß), für die festen Körper der Würfel von 1 m Kantenlänge (stère, von stereos fest), für die Flüssigkeiten und Früchte das litre (λιτρα, libra, was ein Pfund wiegt) mit dem Inhalte des Zehncentimeterwürfels (Kubikdecimeters) und endlich für die Gewichte das Gewicht eines Kubikcentimeters d. i. eines Tausendstel Liters Wasser bei seiner größten Dichte (+ 4° C.) unter dem Namen gramme (gramma ein kleines griechisches Gewicht)[10]). In der Bezeichnung der Ober- und Unterabtheilungen zeigten die Franzosen eine feine Klugheit, indem sie die Namen derselben nicht aus ihrer Sprache, sondern aus der griechischen und lateinischen ableiteten, also aus den beiden von allen gebildeten Völkern der Welt neid-, streit- und eifersuchtslos anerkannten alten classischen Sprachen. Durch solche Aeußerlichkeit vermieden die Franzosen die Reizung der Nationalitäteneitelkeit und machten ihr neues Maß empfehlenswerther und annehmbarer. Hiernach wandten sie für die Oberabtheilungen die griechischen deka 10, hekta (hekáton) 100, kilo (chilioi) 1000 und myria (myrioi) 10000, für die Unterabtheilungen die lateinischen deci, centi und milli an. Ein Decret vom 19. Frimaire des J. VIII d. i. vom 10. December 1799 und eine Ausführungsverordnung vom 20. October 1800 brachten das neue Maß in Frankreich zur Einführung. Und welche Aufnahme fand es bei dem Volk? Je nun, es ging ihm, wie es schon vielen anderen guten Neuerungen in der Welt gegangen ist: Die Mehrheit des Volkes, namentlich die niederen Schichten wollten nichts davon wissen, sondern hielten zäh am Alten. Besonders mochte man die Zehntheilung nicht leiden, obwohl die Ausführungsverordnung zur Erleichterung des Ueberganges in anderer Weise entgegenkam und den Gebrauch der alten Namen noch zuließ, wenn sie gleichbedeutend mit den neuen gebraucht würden. In diesem Widerspruch wurde das Volk noch durch den ersten Napoleon bestärkt, der als grundsätzlicher Gegner der Revolution und ihrer Neuerungen 1812 das neue Maß wieder durch ein Fußmaß von der Länge des Drittelmeters mit 12 Zoll, den Zoll zu 12 Linien verdrängte und eine Elle von 12 Zehntelmeter, also 120 cm Länge einführte, welche nicht nur in Halbe und Viertel, sondern auch in Drittel, Sechstel und Zwölftel eingetheilt werden durfte. Ebenso durchkreuzte er die Zehntheilung in den übrigen Maßen, indem er ein Hektoliter in 8 Metzen, ein Liter in 4, 8 und 16 Theile und ein halbes Kilogramm in 16 Unzen zerlegen ließ. Dadurch wurde allerdings eine nur noch größere Verwirrung geschaffen; denn nun hatte man gar 3 Systeme, das alte mit der Toise, den Fußen, Zollen und Linien, das metrische und das napoleonische. Das letztere erhielt sich auch noch nach dem Sturze Napoleon's unter den zur Herrschaft gelangenden älteren Bourbonen, bis die Julirevolution (1830) durchs Land brauste und die jüngere Linie der Bourbonen auf den Thron brachte. Wie Napoleon und die ältere Bourbonenlinie vorzugsweise aus politischen Gründen gegen das Meter gewesen waren, so trat Louis Philipp aus denselben Gründen für dasselbe ein. Durch eine strenge, Strafen androhende Verordnung (1837) machte er den Klagen der Handelskreise über die Maßunsicherheit ein Ende und ließ von 1840 ab durch ganz Frankreich nur noch das Meter gelten. Während so das Meter im Mutterlande zur Alleinherrschaft gelangte, fing auch das Ausland an, sich dieser „Ausgeburt der Revolution" zu nähern und sich freundlicher zu ihr zu stellen. Holland, Belgien, Italien, Spanien, Portugal, eine Anzahl amerikanischer Staaten wie Mexico, Chile, Peru, Neugranada, Bolivia nahmen es schon vor uns an, und eine Menge anderer Völker folgte uns, sodaß sich gegenwärtig die meisten europäischen Staaten im metrischen Maße zusammengeschlossen und die Hände gereicht haben. Wie würden sich die „constituirende Versammlung" und die gelehrten Männer der Akademie der Wissenschaften freuen, wenn sie sähen, wie sich ihre kühne Versprechung, ein einfaches, zweckmäßiges Maß- und Gewichtssystem für alle gebildeten Völker der Welt zu schaffen, zu erfüllen beginnt, wie das Meter auf dem besten Wege ist, Weltmaß zu werden: außer in England, Dänemark, Rußland, Ostindien, China, Japan und den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist das Meter in allen Staaten eingeführt.

Aber das Metersystem verdient auch die große Anerkennung, welche es gefunden. Fassen wir noch einmal seine Vorzüge zusammen, so treten uns besonders drei entgegen: 1) Die vollständige Durchführung der Zehntheilung. Decimale Aufstellungen und Eintheilungen sind und bleiben immer einfacher, übersichtlicher und fürs Rechnen leichter als andere.[11]) Keins der früheren Maßsysteme zeigte so einfache Gliederung, gewährte so leichten Ueberblick und ermöglichte so leichtes Rechnen[12]) wie unser decimales Metersystem. 2) Die schöne Harmonie aller Maße untereinander, ihre innere Uebereinstimmung und Folgerichtigkeit. Aus dem Grundmaße des Meters läßt sich Alles entwickeln; auf dasselbe sich Alles zurückführen. Was bisher wohl noch bei keinem Maßsystem möglich gewesen: auch die Gewichte stehen in engster logischer Beziehung zu den Maßen und scheinen von ihnen abgeleitet. 3) Die Unwandelbarkeit des Meters in seinem Längenbestande und damit die Stetigkeit und Unveränderlichkeit auch aller von ihm abgeleiteten Maße und Gewichte. Hunderte von verschiedenen Ellen hat es gegeben, aber nur ein Meter; hunderte von Kubikfußen, Kannen und Pfunden, aber nur ein Raummeter, ein Liter und ein Kilogramm. Ob wir mit Oesterreich oder Italien oder Griechenland oder Spanien handeln: Meter ist Meter, und Liter ist Liter, und Kilogramm ist Kilogramm. Das giebt dem ganzen Handel und Verkehr eine Ruhe und Sicherheit, wie man sie früher gar nicht gekannt hat. Woher aber diese Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit des Meters in seiner vor etwa 100 Jahren bestimmten Länge? Das liegt offenbar in dem Umstande, daß das Meter gleich mit dem Anspruche, ein unveränderliches Naturmaß zu sein, in die Welt trat. Es wurde zu einem unumstößlichen Glaubenssatze: Wie sich die Erde nicht ändert, so kann sich auch der vierzigmillionste Theil vom Erdumfange (Meridiane) nicht ändern. Zur größeren Sicherheit hat

[7]) 1 Toise = 6 par. Fuß, 1 Fuß = 12 Zoll, 1 Zoll = 12 Linien.

[8]) le mètre définitif im Gegensatz zu dem durch das 1795er Decret bestimmten provisorischen Meter. Der Viertelmeridian war zu 90 · 57 008,23 Toise d. i. zu 5 130 740,70 Toise gerechnet, der zehnmillionste Theil also 0,513074074 Toise = 443,296 par. Linien. Uebrigens fand man wieder wie schon bei der oben erwähnten Messung von 1735 ff. die Grade von Nord nach Süd hin immer kürzer z. B. den von Formentera ungefähr 150 Toise kürzer als den von Dünkirchen (56 965 Toise gegen 57 097 Toise).

[9]) Bekanntlich behandelte man auch die Münzeinheit, den Kreis und die Zeit decimal: 1 Franc d'argent = $^1/_{100}$ grave = 100 Centime, der Kreis = 400 degrés, 1 degré = 100 minutes, das Jahr = 10 Monate, 1 Monat = 3 · 10 Tage, 1 Tag = 10 Stunden, 1 Stunde = 100 Minuten, 1 Minute = 100 Secunden.

[10]) Die ursprüngliche Einheit war das Wassergewicht eines Kubikdecimeters oder Liters, also unser Kilogramm mit dem Namen grave.

[11]) Es hat auffällig lange gedauert, bis wir zu dieser Einsicht gekommen sind und die alten weniger einfachen und handlichen Theilungsarten, insbesondere die von den Babyloniern und Indern überlieferte Sechzigertheilung (Sexagesimaltheilung, welche die Zwölfertheilung in sich schließt) mit der decimalen vertauscht haben. Einige Erinnerungen an die alte Sechzigertheilung sind die Kreistheilung (360°, 60′, 60″, 60‴), die Zeiteintheilung (das Jahr rund zu 360 Tagen oder 12 Monaten, den Monat zu rund 30 Tagen, den Tag zu 2 · 12 Stunden, die Stunde zu 60 Minuten, die Minute zu 60 Secunden, die Secunde zu 60 Tertien), das Gros zu 12 Dutzend, das Dutzend zu 12 Stück, die Elle zu 2 · 12 Zoll, den Zoll zu 12 Linien, der Eimer zu 6 · 12 Kannen, die Tonne zu 9 · 12 Kannen, der Thaler zu 24 gute Groschen, der Groschen zu 12 Pfennig, der frühere preußische Thaler zu 360 Pfennig.

[12]) Man vergleiche nur das umständliche Verwandeln, Auflösen und Zurückführen, Zusammenzählen und Abziehen, Vervielfältigen und Theilen bei anderen Systemen mit unseren einfachen entsprechenden Rechnungen.

Paris (auch Berlin) überdies sein Platinnormalmeter und sein Platinnormalkilogramm. Wer wagt es nun noch, an diesem Glaubenssatze zu rütteln und den unveränderlichen Längenbestand des Meters anzugreifen? Und doch könnten wir es uns erlauben. Es waren kaum 40 Jahre seit der französischen Meterbestimmung vergangen, als der große Bessel in Königsberg (1784—1846, erst Kaufmann, dann Director der Sternwarte) durch seine ostpreußische Gradmessung und durch Zusammenstellung der Ergebnisse von 9 bedeutenden Gradmessungen (7 europäischen, 1 peruvianischen und 1 ostindischen) den Franzosen einen Fehler von rund 856 m nachwies, um wieviel sie den Erdquadranten zu klein gesetzt hatten. Wenn aber der Erdquadrant nicht 10000000 m, sondern 10000856 m mißt, dann ist auch das französische Meter um $0{,}0000856$ m, d. i. um rund $^{9}/_{100}$ mm zu kurz. Außerdem entdeckte Bessel einen Feher in der Berechnung des von Formentera bis Montjouis bei Barcelona reichenden Bogenstückes. Mittlerweile sind aber auch die Bessel'schen Messungen und Rechnungen durch andere noch genauere überholt worden,[13]) und so werden sich bei dem steten Fortschreiten der Wissenschaften, bei der fortschreitenden Verbesserung der Messungs- und Rechnungsmethoden und der immer größeren Verfeinerung und Vervollkommnung der Messungswerkzeuge auch immer wieder genauere Rechnungswerthe für die Größe der Erde ergeben und daher die Länge des Meters beeinflussen. Jedenfalls ist also das Meter nicht genau der vierzigmillionste Theil des Erdmeridians und damit auch im strengen Sinne kein Naturmaß, sondern bis zu einem gewissen Grade ein willkürliches, ein „conventionelles" Maß wie jedes andere. Indessen das sind nur theoretische Bedenken; denn in Wirklichkeit gilt das Meter von 1795 oder 1799 fort und fort, gerade so, als wäre es der wirkliche und wahrhaftige vierzigmillionste Theil des Erdmeridians.

Wenn wir nun zuletzt noch im besonderen auf die Einführung des Meters bei uns und auf die dadurch erzielte Einigung aller deutschen Stämme im Maße und Gewichte kommen, so wollen wir dabei nicht unerwähnt lassen, daß schon vorher ein kleiner Schritt zur Einheit gethan worden war; denn bereits seit 1858 erfreuten wir uns eines einheitlichen Gewichtes. Die deutschen Zollvereinsstaaten[14]) in der Erkenntniß, daß für sie ein einheitliches, allgemeingiltiges Gewichtssystem unerläßlich sei, führten schon im Jahre 1840 für Eisenbahnen und Posten ein Gewicht ein, welches zum Unterschiede von dem in jedem Staate gebrauchten Handelsgewichte den Namen Zollgewicht führte, und als durch die immer größere Verzweigung und Ausbreitung der Eisenbahnen der Handel und Verkehr immer lebhafter und das Verlangen nach Beseitigung der vielen verschiedenen Handelsgewichte immer dringender wurde, nahmen alle Zollvereinsstaaten das seit 1840 nur für Eisenbahn- und Postverkehr geltende Gewicht überhaupt als „neues, allgemeines Landesgewicht" an (in Preußen d. 1. Jan. 1858, in Sachsen d. 1. Nov. 1858). Es war das, wie sich wohl Mancher unter uns Aelteren noch ganz gut entsinnen wird, der Uebergang von einem Centner von 110 Pfd. zu einem von 100 Pfd., von einem Pfunde von 32 Lot, das Lot zu 4 Quent, das Quent zu 4 Cent, zu einem Pfunde von 30 Loth, das Loth zu 10 Quent, das Quent zu 10 Cent, das Cent zu 10 Korn. Die Einheit aber des neuen Landesgewichts, das neue Pfund, war nichts Anderes als das französische halbe Kilogramm, ein Gewicht von genau 500 g wie gegenwärtig. Damit näherte man sich auch schon etwas dem großen Weltverkehre, in welchem das französische Gewicht längst eine große Verbreitung gefunden hatte. Nun konnte Deutschland dem metrischen Maße nicht mehr fern bleiben. Am 17. Aug. 1868 erschienen die gesetzlichen Bestimmungen über das neue System; vom 1. Jan. 1870 ab wurde eine Anwendung desselben schon zugelassen. Um den Uebergang möglichst zu mildern, machte man immer das Volk mit den neuen Verhältnissen bekannt. Die Jugend ging voran. In allen Schulen wurde das Maß erklärt und im Rechnen geübt. Für die Erwachsenen aber erschien eine Menge von Erläuterungen und Belehrungen, Tafeln und Uebersichten, in welchen besonders Vergleichungen zwischen den alten und neuen Maßen und Gewichten einen breiten Raum einzunehmen pflegten. Ein Einblick in derartige für die Uebergangszeit bestimmte Tafeln und Uebersichten führt einen noch einmal in die ganze Herrlichkeit der „guten, alten Zeit" mit ihrer unendlichen lustigen Zersplitterung in Maßen und Gewichten hinein. Ich kann mir's nicht versagen, ein paar Beispiele anzuführen. Man weiß nicht, ob man mehr staunen oder lächeln soll, wenn man da liest: „Abgekürzt und annähernd sind 11 neue Scheffel = 10 preußische Scheffel oder 10 Hamburger Faß, 40 neue Scheffel = 27 Bremer Scheffel, 16 neue Scheffel = 1 Malter in Frankfurt a/M., 27 neue Scheffel = 13 sächsische Scheffel, 11 neue Scheffel = 9 Wiener Metzen, 40 neue Scheffel = 9 bayrische Scheffel, 32 neue Scheffel = 9 württembergische Scheffel, 3 neue Scheffel = 1 badischer Malter, 18 neue Scheffel = 7 hessische Malter" ꝛc. oder „annähernd und fürs praktische Leben hinlänglich richtig sind 2 m = 3 preußische Ellen, 11 m = 19 Bremer Ellen, 13 m = 23 sächsische Ellen, 4 m = 7 Hamburger Ellen, 5 m = 6 bayrische Ellen, 8 m = 13 württembergische Ellen, 3 m = 5 hessische oder badische Ellen, 6 m = 11 Ellen in Frankfurt a M., 7 m = 9 Wiener Ellen, 11 m = 16 Brabanter Ellen in Leipzig, 9 m = 13 Brabanter Ellen in Hamburg, 7 m = 10 Brabanter Ellen in Bremen und in Frankfurt a/M." ꝛc. oder: es sind 7 preußische Quart = 8 l, 4 l = 5 Bremer Quart, 9 l = 5 alte Maß in Frankfurt a/M., 15 l = 16 sächsische Kannen, 7 l = 5 Wiener Maß, 16 l = 15 bayrische Maß, 9 l = 5 württembergische Maß, 3 l = 2 badische Maß, 2 l = 1 hessisches Maß" ꝛc. Doch genug, wie ein Tag der Erlösung von einem lang getragenen schweren Joch wurde der 1. Jan. 1872 von der deutschen Handelswelt und von jedem Patrioten begrüßt.

Zuletzt noch ein kurzes Wort über einige *kleine Wandlungen*, die das System seit seiner Einführung bei uns erfahren hat. Die Uebergangszeit bereitete deutsche Namen für die französischen vor. Die Schule mußte „Stab" für Meter, „Neuzoll" für Centimeter, „Strich" für Millimeter, „Kette" für 10 Meter u. a. m. sagen; allein sie schienen nicht glücklich gewählt[15]); das Volk benutzte sie nicht, sondern gewöhnte sich nach und nach an die fremden Ausdrücke. Auch die große Anzahl Maße behielt unser Volk nicht lange; es hielt Auswahl und schied aus, welche es für überflüssig hielt, sodaß eine Bundesrathsverordnung vom 8. Oct. 1877 nur noch 19 Maße und Gewichte kannte, für die es Abkürzungen vorschrieb, nämlich 4 Längen (Kilometer km, Meter m, Centimeter cm, Millimeter mm), 6 Flächen (Quadratkilometer qkm, Hektar ha, Ar a, Quadratmeter qm, Quadratcentimeter qcm und Quadratmillimeter qmm), 3 Körper (Kubikmeter cbm, Kubikcentimeter ccm und Kubikmillimeter cmm), 2 Hohlmaße (Hektoliter hl, Liter l) und 4 Gewichte (Tonne t, Kilogramm kg, Gramm g und Milligramm mg[16]). Abgeworfen worden sind demnach gegen 15 Maße und Gewichte: 4 Längen (Myriameter, Hektometer, Dekameter und Decimeter), 1 Fläche (Quadratdecimeter), 1 Körper (Kubikdecimeter) 5 Hohlmaße (Kiloliter, Dekaliter, Deci-, Centi- und Milliliter) und 4 Gewichte (Hektogramm, Dekagramm hin und wieder Neuloth genannt, Deci- und Centigramm).

R. Herrmann.

---

[13]) Nach Bessel z. B. stellte sich die Länge des halben Polardurchmessers auf 3261139,33 Toise, die des halben Aequatorialdurchmessers auf 3272077,14 Toise, woraus sich der Abplattungswerth $\frac{1}{299{,}1528}$ ergab; gegenwärtig ist derselbe durch Professor J. B. Listing's Berechnungen auf $\frac{1}{288{,}48}$ gewachsen.

[14]) Der deutsche Zollverein umfaßte am 1. Jan. 1834 einen Flächenraum von 10000 Quadratmeilen mit 22 Mill. Menschen.

[15]) Die Niederländer ersetzten auch bei dem Uebergange zum Metersystem (4. April 1896) die fremden Namen durch einheimische. Sie nannten das Meter „El" und theilten es ein in 10 Palmen, jede zu 10 Duimen, jede zu 10 Streepen. Das Hektoliter als „Mud" oder „Zak" zerfiel in 10 Schepels, jedes zu 10 Kop, jedes zu 10 Maatjes. Das Hektoliterflüssigkeitsmaß oder „Vat" enthielt 100 Kanne, jede zu 10 Maatjes, jedes zu 10 Vingerhoeden. Das Kilogramm oder „Pond" löste sich auf in 10 Onsen, jede zu 10 Looden, jedes zu 10 Wigtjes, jedes zu 10 Korrels.

[16]) Obwohl diese Abkürzungen an Einfachheit und Sicherheit der Bezeichnung kaum etwas zu wünschen übrig lassen, so verschaffen sie sich doch anscheinend nur langsam Eingang beim Volke, ja viele große Zeitungen beachten sie gar nicht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.